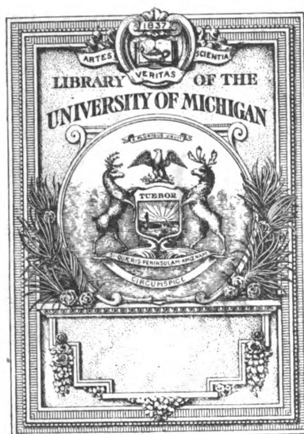
PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 1. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Ertappt. Nach dem Gemälde von Plathner. (S. 8.)

In der Nilbarke.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Nachdruck verboten.)

I.

An dem schmutzigen, zerfallenden Hafenkai von Altkairo, von Bulak, lag am frühen Morgen eines Oktobertages die Nilbarke „Timsah“, eine der schönsten, zierlichsten Dahabien des ganzen Nil.

Timsah, das Krokodil, hatte ihr Besitzer sie getauft, in Erinnerung an seine Jugend, die der Jagd auf das Timsah und das Fars el Bachr, auf das Krokodil und das Nilpferd, gewidmet gewesen — das erstere freilich nur zur Uebung des Auges und des Armes, denn es ist werthlos als Beute, das andere aber um des Handels mit der festen Haut willen, die guten Gewinn trägt.

Reïs*) Tabut, der Besitzer und Führer der Barke, hatte wohl über fünf Jahre am obern Nil gelebt, und seine Jagd sogar bis zu den Aequatorialgegenden ausgedehnt. Er hatte die Transporte der Elephantenzähne vom Gazellenfluß nach Khartum begleitet und mit den Agenten des großen Handelsherrn, des Khedive, in Khartum leidliche Geschäfte gemacht, hatte auch im Auftrage derselben zuweilen seine Hand in den Sklavenhandel gesteckt, und namentlich junge, schwarze Waare nach dem Koptenkloster von Siut geliefert, von wo die armen Neger als Eunuchen für hohe Preise nach Kairo und Konstantinopel geliefert wurden.

Reïs Tabut war jetzt ein Mann von fünfunddreißig Jahren, kräftig und hoch gebaut, mit breiten Schultern und übermäßig markigen Gliedern. Sein Haupt verhüllte nur eine braungelbe Koffieh, das mit lang herabhangenden, seidenen, netzartigen Fransen garnirte egyptische Kopftuch. Sein Antlitz war tiefbraun gefärbt von der Sonne, denn er war Fellah und seine natürliche Hautfarbe hatte unter dem Aequator einen weit dunklern Ton angenommen. Niemand durfte ihm aber sagen, daß er zu den Fellachen gehöre, denn der Reïs besaß Ehrgeiz.

Seine schwarzen, listig funkelnden Augen lagen unter dichten Brauen versteckt, die über der adlerförmigen Nase zusammengewachsen, sein Bart war geschoren nach dem Moslemgesetz, das nur dem Alter über vierzig Jahren den vollen Bartwuchs erlaubt; ein schwarzer Schnurrbart, langzipflig und gelockt; sprang über den wulstigen, sinnlichen Lippen und dem eckigen Kinn hervor.

Den Hals trug er entblößt; der war stark, muskulös und breit wie der Nacken eines Stieres. Eine kurze, wespenartig gestreifte, braungelbe Jacke mit Hängeärmeln harmonirte mit dem Kopftuch. Sein Hemd war stets untadelhaft weiß und auf der Brust in dichte kleine Falten gelegt. In dem breiten Shawl, der seine kräftigen Hüften umgürtete, trug er alle kleinen Bedürfnisse, ein breites Messer und den kurzen Tschibuk. Seine vom Knie ab nackten Beine steckten in weiten Mocassin's, weßhalb man ihn den Reïs-Gesme nannte, und wenn die sehnige, braune Hand nach etwas reichte, war's, als strecke der Löwe seine Tatze aus.

Schon sehr jung war Reïs Tabut nach den oberen Nilgegenden gekommen. Als Schiffsjunge war er dort einer kairinischen Barke entlaufen, in der es mehr Schläge als Nahrung gab, hatte bei einer der landeinwärts gehenden Karawanen Schutz gesucht, sich danach mit nach Kosseir nehmen lassen, und von dort aus sein Glück versucht. Anfangs als Schiffsjunge auf einem Fahrzeug im arabischen Meerbusen, das die Mekkapilger nach Dschedda überführte und nebenbei kleinen Seeraub und Schmuggel trieb, dann als Kameeltreiber, und endlich, als er sich kräftig genug fühlte, schloß er sich den Nilpferdjägern an. Unter diesen fand er reichliche Beschäftigung, ein waghalsig, abenteuerlich Leben und Gelegenheit zu mancherlei Unternehmungen, die Niemand da straft, wohin das Gesetz seinen Arm nicht ausstrecken kann.

Die Schiffer vom untern Nil, die bei Assuan von seinem Treiben gehört, wußten ihm Vielerlei nachzuerzählen. Er sollte nicht reine Hand haben hinsichts so mancher auch wohl blutiger Exzesse, die da oben vorgefallen, indeß gab's hiefür keinen Anhaltspunkt.

Daß er am obern Nil ein Weib, man sagte *sein* Weib, erschlagen, war nicht der Rede werth. Daß er mit seinen Konsorten einmal einen kostbaren Transport überfallen, die Führer desselben niedergemacht und den theuren Raub nach Kosseir verhandelt, konnte ihm Niemand beweisen. Reïs Tabut war also durchaus unbescholten nach landläufigen Anschauungen.

Als er nach Kairo zurückkehrte, hatte er sich bald großen Anhang verschafft. Er war ein schöner Mann; sein Schnurrbart war magnifik, seine muskulösen Arme, an denen die weiten Aermel schon vom Ellenbogen herabfielen, waren bunt tättowirt nach egyptischer Sitte, der auch die Frauen sich nicht entziehen, und diese zeigte er gern, wenn er sprach. Denn er war ein guter Erzähler, und das ist bei dem Volk eine große Empfehlung. Er hatte auch, wie er immer wiederholte, keine Reichthümer gesammelt, hatte durch seine Jagden, durch seinen Handel mit Häuten und Nilpeitschen nur gerade so viel erworben, um sich in Bulak eine Hütte miethen und eine Dahabieh kaufen zu können, und das, bewies er, sei spottwenig für ein so hartes Leben, wie er es jahrelang geführt; „die Väter des Bauchs“, die Philister, die inzwischen ruhig daheim gesessen, hätten viel mehr erworben als er. Seine Neider aber behaupteten, er habe sein Geld vergraben.

So war er seit vier Jahren in Bulak, an dessen Ufer seine Barke als eine der schönsten und saubersten bekannt. Die „Timsah“ hatte zwei stolze, weiße Segel, die sie vor dem Winde ausbreitete, wie die Flügel eines Schwanes. Sie hatte ein sauberes Hochdeck, darunter einen großen Salon mit Spiegelwänden, Goldleisten und mit blauseidenen Ueberzügen auf den weichen Divan's; sie hatte ein halbes Dutzend zierliche und saubere Schlafkabinen, und endlich am Vordertheil noch einen zweiten Familiensalon mit schönen weichen Teppichen, die zum Theil so kostbar, daß wohl anzunehmen, sie gehörten zur Beute einer seiner früheren Unternehmungen.

Acht Ruderer standen in seinem Dienst, kräftige, braune Gestalten, unter ihnen zwei riesige Sudanneger. Sein „Volet“, sein Bursche, ein flinker, hellbrauner Berberiner mit keckem Gesicht, blitzenden Augen, halblang geschnittenem schwarzem Haar und von mädchenhaftem Wuchs, gelenkig wie eine Eidechse, mußte ihn und seine Gäste bedienen, die beiden Neger mußten zugleich die Küche besorgen, deren Vorrathskammer im untern Raum stets gut versorgt war.

So war denn die „Timsah“ von den Nilreisenden vorzugsweise gesucht, und Tabut hielt auf gute Preise. Er fuhr sie Nil auf- und abwärts und hatte in allen Uferplätzen, in Minieh, Siut, Girgeh, Keneh, Luxor, Esne und Assuan und darüber hinaus seine guten Freunde. Man glaubte sogar, er habe in mehreren dieser Orte eine Frau, worüber indeß Niemand Genaues zu sagen wußte.

Reïs Tabut war unterwegs der galanteste, bereitwilligste Mann, namentlich wenn Damen sich in der Reisegesellschaft befanden. Er hatte sich aus verschiedenen europäischen Sprachen einzelne Phrasen angelernt, die er sehr komisch und mit einer gewissen Naivetät anzubringen wußte; er sorgte reichlich für die Pflege Derer, die er den Nil hinauf und wieder zurückzuschaffen übernommen, und kehrte er heim, so sammelten sich um ihn seine Freunde im Kaffeehause, denen sein beredter Mund die schönsten Dinge zu erzählen wußte.

II.

Die „Timsah“ also lag am frühen Morgen klar, der Reisenden gewärtig, die sie gedungen, an dem schmutzigen Hafenkai von Bulak, seitwärts der Ufermauern des vizeköniglichen Schlosses Kasr-el-Nil.

Dichter Nebel lagerte noch über dem Strom. Die leichte Morgenbrise fegte ihn über die gelbe Wasserfläche, ihn bald zu dichten Ballen zusammenwirbelnd, bald wie dünne Gaze zerreißend, in langen grauen Schichten zum Ufer hinaufdrängend und in weißen Fetzen über die Giebel der hohen, baufälligen Baracken jagend.

Langsam erwachte allmälig das Leben am Ufer. Einige Wasserträger stiegen von demselben herab mit ihren bocksledernen Schläuchen; einige Schwarze kamen, um sich im Nil die Füße zu waschen; einige Weiber füllten ihre Krüge, und sie alle verschwanden wieder im Dunst. Die Falken und Geier ließen in der Luft ihr hungriges Geschrei ertönen, die Fischerbarken in langen Schwingungen umkreisend; einzelne weiße Segel, zum Trocknen ausgebreitet, leuchteten durch den beweglichen Flor und fingen die ersten goldenen Blitze der Sonne auf.

Es entstand ein Gewirr und Geschiebe in dem immer blasser, immer durchsichtiger werdenden Nebelwust. Wie goldene Fäden durchwirkte es die wallende Gaze. Eine neue Brise fuhr dazwischen, drückte die Dünste auf der Nilfläche gegen die Ufer, ließ sie wie große Seifenblasen in die blaue Luft aufsteigen, und wie durch Zauberschlag erschien drüben, den taubenhausähnlichen Baracken des Kai gegenüber, das paradiesische Gestade der Insel Roda, in dessen Schilf die Sage den Moses gefunden werden ließ.

Ueppig und saftig hoben sich die Rosen- und Jasmingebüsche, die Granaten, die Myrten, die dunklen Kaktusblüten, das flüsternde Zuckerrohr am Ufer, ein Blumen- und Blütenhain, überragt von der stolzen Palme, der gelben Nilakazie, mit ihren Düften den Morgenthau durchathmend, und über den Feengarten hinweg ragte das Zauberschloß Gesireh mit seinen graziösen, maurischen Filigranbogen, umgeben von lieblichen Blumenanlagen, ein Prachtwerk deutscher Kunst, in das der große Handelsherr Egyptens, der Vizekönig, vor wenigen Jahren die berühmtesten Leute der ganzen Welt zu Gaste lud, bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals.

In den Palmenkronen und dem saftigen Schwertblatt der hohen Banane, in dem dunklen, glänzenden Grün der Magnolie und Orange rauschte der Morgenwind über die Insel, die stolze Sykomore barg unter ihrem Laubdach noch den letzten Schatten der fliehenden Nacht, und dort hinten, wo der Nil das Eiland umarmt, flatterte eine Schaar großer Möven, die weißen Flügel ausbreitend über das glitzernde Wasser, eine Flotille von Nilbooten, Riesenschwäne, die im ersten Morgendämmern bereits gen Süden zum Said steuerten.

Aus dem Nebelgrund, sich gelb und scharf abtönend im blauen Aether, tauchten die Pyramiden von Giseh auf über dem bleichen Wüstensand, und flammend wie ein Feuerspiegel lag's alsbald auf dem weiten Gewässer.

An Bord der Timsah war's inzwischen auch lebendig geworden. Die braunen und schwarzen Gesichter der Mannschaft hatten sich, feucht vom Thau, aus den Kapuzen ihrer Mäntel erhoben, in welchen sie nach ihrer Gewohnheit, auf dem Unterdeck hingestreckt, die Nacht verbracht. Tabut's Volet, der kleine Berberiner, ein halbwüchsiger Bursche, saß mit gekreuzten Beinen da, um des Reïs Kaffee zu bereiten, und der Wind blies den Qualm des Feuers über das Deck.

Träge gingen auch die Araber daran, ein Feuer zu machen. Des Reïs hohe Gestalt erschien jetzt auf dem Oberdeck. Er wusch sich Hände, Arme und Gesicht, kniete auf den Teppich nieder, wandte das Antlitz gen Osten und verrichtete sein Gebet. Mit gekreuzten Armen, in einen langen, gelb und weiß gestreiften Kaftan von Seide- und Baumwollenstoff gehüllt, schaute er hinaus über den Kai, an welchem es geschäftig durch einander zu wirken begann. Er legte die Hand über das Auge, wandte sich dann wieder ab und verließ gravitätisch das Deck.

Eine Stunde verstrich. Heißer brannte die Sonne auf das Wasser herab, träge hockte die Mannschaft auf dem Schiff umher, als unter den am Ufer sich bewegenden Gestalten eine Gruppe auftauchte, die suchend auf die unten liegenden Fahrzeuge hinabschaute.

Am Arm eines graubärtigen Herrn von gedrungener, etwas korpulenter Gestalt, dessen grauen Filzhut ein weißer indischer Shawl umschloß, hing eine zierlich gewachsene junge Dame, mit blondem Wellenhaar und zartem, fein geschnittenem Gesicht, in halbdunklem Reisegewand, eine kleine Maroquintasche am Arm, den weißen Schleier zurückgeschlagen, und zurückblickend auf den von dienstfertigen Schwarzen umringten Fiaker, die zur Fortschaffung der Reiseeffekten ihre Dienste aufdrängten, während ein junger Mann von kräftiger, schlanker Gestalt, in grauem Reisekostüm, den Hut wie den des alten Herrn mit dem Shawl umwickelt, den schwarzen Fiaker ablohnte und herzu sprang, um das Gepäck aus den Händen der Lästigen zu befreien, die lärmend und zankend ihren Raub vertheidigten. Ihm folgte ein junger Mann mit tief gebräuntem Antlitz, kecken Zügen, in schwarzem europäischem Kostüm, den Tarbusch, den rothen Feß auf dem Kopf, der jetzt das Embarquiren übernahm und in arabischer Sprache die Zudringlichen zurückwies. Es war der Dragoman, den Mr. Worthley für seine Reise gedungen, einer jener zahlreichen Dolmetscher, die sich namentlich in den Hafenstädten aufzuhalten pflegen.

Während dessen war Reïs Tabut wieder spähend und ungeduldig auf dem Oberdeck erschienen. Sein Kommando dröhnte auf die noch in träger Ruhe unter ihm liegenden Araber hinab und mit großen Sprüngen standen diese am Ufer, um sich des Gepäckes zu bemächtigen, das noch ein zweiter Fiaker herbeigeführt.

Auch Reïs Tabut selbst, angethan mit seiner gestreiften Jacke, frischem, glänzend weißem und hundertfach auf der Brust gefaltetem Hemd, einem dunkelroth seidenen, breiten Shawl um die Hüften, die Koffieh malerisch mit der Kameelhaarschnur um das braune Haupt gewunden, stand bereits am Ufer, um seine Gäste zu begrüßen, und sie mit einer Flut galanter Segenssprüche zu überschütten.

Nur flüchtig und demüthig glitt dabei sein schwarzes blitzendes Auge über das jugendliche, aber bleiche Antlitz des Mädchens, während er beide Hände auf die Brust legte, denn Reïs Tabut hatte, wie angedeutet, unter den Reisenden, die sich seiner Barke anvertraut, schon manche empfindsame Dame den Nil hinauf und herab geführt, denen der schöne Mann aufgefallen; und der Reïs hielt es deßhalb für gewohnte Pflicht, auch seinerseits der Schönheit, wenn auch in der Unterwürfigkeit seiner Stellung, zu huldigen.

Alice Worthley indeß nahm kaum Notiz von seinem Gruß. Am Arm des Vaters hängend sah sie, wie die Schiffsleute mit dem Gepäck an Bord sprangen, und vor demselben angelangt, reichte sie ihrem Begleiter, dem jungen Mann, die Hand, der ihr hülfreich die seinige entgegenhielt.

Aengstlich blieb sie auf dem Unterdeck stehen, schaute mißtrauisch umher, auf den Reïs, auf die braune Mannschaft, und that dann einen furchtsamen Blick auf die offenstehende Thür des Salons.

„Ich gestehe Ihnen, lieber Georg, mich beschleicht ein Grauen beim Betreten dieses Fahrzeugs,“ flüsterte sie dem jungen Mann zu, während Mr. Worthley, ihr Vater, der Unterbringung des Gepäcks zuschaute. „Es ist entsetzlich, daß die Nothwendigkeit uns zwang, gerade *dieses* zu nehmen!“

„Ich beschwöre Sie, verrathen Sie keinerlei Befangenheit, kein Mißtrauen!“ flüsterte ihr der junge Mann zu. „Ihr eigener Wunsch war's, den Vater und mich zu begleiten. Nur die größte Unbefangenheit gibt uns einige Aussicht auf Gelingen, wo Alles bisher umsonst gewesen.“

Alice richtete das Antlitz auf; sie gab sich Mühe, die verlangte Unbefangenheit zu heucheln. Sie zeigte ein erzwungenes Lächeln, als sie dem Vater in den Salon folgte, an dessen Thür der Reïs stand, um die Honneurs zu machen, und trat, von dem jungen Begleiter geführt, in den Schiffssaal.

Draußen auf dem Deck hatte inzwischen der junge Mann mit dem Tarbusch mit dem Reïs wie ein alter Bekannter freundliche Worte gewechselt und dieser ihm die Hand gedrückt. Die Ruderer gingen auf des Reïs Kommando an ihre Arbeit, um die Barke vom Ufer zu manövriren. Stolz wie ein großer Kapitän gab der Reïs seine Befehle.

Der Wind war günstig; die beiden Segel wurden ausgespannt und unter dem lauten Stimmengewirr, ohne das der Araber nichts verrichtet, schoß die Barke in den offenen Strom hinaus.

III.

In der That vergaß das junge Mädchen alsbald unter dem wunderbaren Eindruck der an ihr vorüberziehenden Ufer, was sie beim Betreten des Schiffes mit so großem Zagen erfüllt. Im Schatten des großen Segels saß Alice, während die beiden Männer, gleichgültig um die Natur, unten im Salon verblieben, und folgte mit überraschtem Auge dem Panorama, das an ihr vorbeiflog.

Dort lag Schubra, das Lustschloß Mehemet Ali's, der End-

*) Reïs, Barkenführer, auch Kapitän kleiner Fahrzeuge.

punkt einer der schönsten und imposantesten Alleen der Welt, einer der größten abendländischen Gedanken im Geiste eines Orientalen, der sonst nie Alleen pflanzt. Hoch und düster schattig wölbten sich drüben im Aetherblau des Morgens die Dächer der gewaltigen Sykomoren, unter denen sie so oft gewandelt, und wetteifernd mit ihnen streckten die zur Sonne strebenden hohen Palmen ihre von rothem Fruchtgürtel umgebenen Kronen in die Luft. Die Nilakazien entfalteten ihren Blütenregen, die Tamarisken zitterten mit dem dünnen Laub im Morgenwind, und die Trauerweide senkte ihre Zweige über die Orange, den Liebesapfel und die tausendfaltige Flora des Gartens, Alles wechselnd, Alles in eigenem Grün nüancirend über der weißen Kuppel eines Marabu.

Weithin öffnete sich hinter dem Schubraschloß an der Biegung des Stromes das Flachland des Delta, des großen von Gott gesegneten, von den Menschen mit dem Fluch der Tyrannei belasteten Fruchtgartens, in dessen Hintergrund vor dem zerstreuten Blick des Mädchens der Barrage, jenes Riesenbauwerk, auftauchte, jene lange, einem Aquädukt ähnliche Steinbrücke über der Stätte, von wo der Nil seine beiden Arme nach Rosette und Damiette hinstreckt, ein riesiges, befestigtes Schleusenwerk mit gewaltigen Bogenthoren, welches das ganze Delta bewässern sollte, aber niemals fertig geworden und als ein Denkmal türkischer Verschwendung jetzt nutzlos, ein müßiger Koloß, daliegt.

Reïs Tabut hatte inzwischen, sein Steuer in der Hand, das Mädchen beobachtet, wie es melancholisch auf das Wasser und die Ebene hinausschaute, wie es dem Flug der Vögel folgte und immer in sich wieder hinein versank.

„Sie ist schön!“ murmelte er oft, wenn sie aufschaute. „Sie ist weiß wie Schnee und rosig wie Mandelblüte! Sie ist des alten graubärtigen Inglisi Tochter und der Andere wird ihr Bruder sein.“

„Emschick ... Jallah!“ rief er den Ruderern zu, von denen Einzelne ebenfalls im Anblick des weißen Mädchens zuweilen die Ruder nicht tief genug in's Wasser senkten, während die Morgenbrise plötzlich nachgelassen und die Segel schlotterten. „Faullenzer und Tagediebe, schaut auf eure Arbeit!“ donnerte er die Mannschaft an.

Reïs Tabut glaubte allein das Recht zu haben, das schöne Mädchen zu bewundern. Er hielt es für eine Entehrung des Gastes, von seinen Mellah's, seinen Schiffern, angeschaut zu werden, und ärgerlich fuhr er sich mit der Hand durch den langen Schnurrbart, zuweilen auch wohl ein Wort an den im Schatten der Salonwand sitzenden Mann mit dem Tarbusch richtend.

Auch Alicen's Auge, obgleich scheinbar gefesselt durch den Reiz der sie umgebenden fremdartigen Natur, hatte Gelegenheit gesucht, während es sich hob, um dem Schwarm der über das Schiff fliegenden Tauben zu folgen, heimlich den Reïs zu beobachten, aber scheu und mit merkbarem Vorurtheil. Sie hatte gesucht, in seinen Zügen zu lesen, und mit Schaudern hatte sie sich wieder abgewandt, ungeduldig lauschend auf die Unterhaltung der Männer im Salon, die gedämpft durch die oberen Fenster zu ihr heraufdrang.

Es war zwischen den Beiden da auf dem Verdeck eine stumme Korrespondenz, die Eins dem Andern verheimlichte. Der Reïs, des Eindrucks bewußt, den er auf die europäischen Damen zu machen gewohnt, gab sich eine imposante Haltung und schwelgte im Anblick des hübschen Mädchens, Alice ihrerseits schien mehr fremdem als eigenem Antrieb zu gehorchen, als sie, sich den Blicken des Reïs aussetzend, ihren Platz noch behauptete, während dieser sein Fahrzeug durch die riesige Schleuse bugsirte.

*

Inzwischen saß Mr. John Worthley, die Hände im Schooß, ein Bein über das andere gelegt, das von tiefgegrabenen Runzeln umgebene Auge sinnend zu Boden geheftet, am Tisch des Salons, während Georg Langenau, erster Prokurist seines großen Handels- und Fabrikhauses in Birmingham seit dem Tode von Georg's Bruder, mit Unruhe alle die kleinen und größeren Räume der Dahabieh durchwanderte, in allen Ecken umherschaute, die unbedeutendsten Gegenstände derselben musterte, selbst die ausgestopften Vögel, die Käfer und was sonst von früheren Reisenden zurückgelassen, betrachtete, jetzt achselzuckend zu Mr. Worthley zurückkehrte und dann von Neuem seine Promenade begann.

„Sie geben sich nutzlose Mühe, Mr. Langenau!“ damit schaute Mr. Worthley zu dem jungen Mann auf, als dieser wieder in den Salon trat, und legte die Hand auf den Tisch, ungeduldig mit den Fingern trommelnd.

„Mr. Worthley,“ antwortete Langenau, rathlos die Hände in die Taschen schiebend, „es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß all' mein Forschen in der Barke hier nutzlos, aber Sie werden mir zugeben, daß nichts unversucht bleiben darf, um das düstere Räthsel zu lösen, das uns Trauer genug bereitet. Ich als Bruder habe diese Lösung zur Aufgabe meines Lebens gemacht und raste nicht, bis sie mir gelungen. Sie, Mr. Worthley, werden mir um der armen Alice willen Ihren Beistand, wenigstens Ihre Geduld nicht versagen, und wie sich das düstere Geheimniß auch aufklären mag, ich will den Schleier gelüftet sehen, den die Tölpelei und Nachlässigkeit der egyptischen Behörden nur noch undurchdringlicher gemacht.“

Worthley schwieg. Ein Zug tiefen Grams legte sich über sein breites, von ergrautem Bart und fast weißem dünnen Haupthaar umrahmtes Gesicht.

„*Mein* Verlust, Mr. Langenau,“ sagte er mit fast strengem, verweisendem Tone, „ist nicht geringer als der Ihrige, denn ich verlor den Verlobten meiner armen Tochter. Der traurige Vorfall hat schweren Kummer über mein Haus gebracht und ich bewundere die Fassung meines Kindes, die Entschlossenheit, mit welcher Alice ihren Antheil an den Mühen unseres Forschens verlangte. Es ziemt Ihnen also nicht, Mr. Langenau, an meinem Beistand zu zweifeln, weniger noch, meine Geduld spornen zu wollen, die in jeder Beziehung der Ihrigen gewachsen sein wird.“

Mr. Worthley faltete wiederum die Hände im Schooß. Er schien ein Mann von eisernem Willen, wie er eben die blassen Lippen zusammen biß und das eckige, über dem grauen Bart hervorstehende Kinn aus der Kravate hob.

Langenau hatte ihn verletzt, ohne es zu wollen.

„Ich bitte um Verzeihung, Mr. Worthley,“ sagte er, vor sich niederblickend. „Es war nicht Zweifel, was ich sprach, nur ein Dank für die Opfer, die Sie so freudig bringen.“

„Ich bitte zu bemerken, Mr. Langenau, daß ich auch keine *Opfer* bringe, sondern nur thue, was mir mein und meines Kindes Herz gebietet, daß ich aber der Aeltere und vielleicht Erfahrenere bin, weil ich durch frühern, jahrelangen Aufenthalt in Alexandrien dieses Volk kennen gelernt, das seit den zwanzig Jahren, die inzwischen verflossen, dasselbe geblieben. Weder der Dolmetsch, den wir mit uns nahmen, noch die Leute des Schiffes verstehen uns, wenn ich, wie eben, in *Ihrer* deutschen Muttersprache rede; wir können also nicht belauscht werden, wenn wir den ganzen unglücklichen Vorfall hier noch einmal rekapituliren. Zudem ist Alice ausdrücklich auf dem Deck, um die Leute zu beobachten und uns ein Zeichen zu geben, wenn wir gestört werden sollten ... Setzen Sie sich, Mr. Langenau.“

Dieser nahm auf dem Divan dem alten Herrn gegenüber Platz und bemeisterte seine Ungeduld. Sein Antlitz war blaß vor innerer Erregung; er senkte das graue Auge, fuhr sich mit der Hand über den hellbraunen Vollbart, durch das krause Haar, das wellig über seine bleiche Stirn gesunken war, und fügte sich dem Wunsch des empfindlichen, gemessenen alten Herrn.

Worthley räusperte sich, er lauschte auf die Tritte, die über seinem Haupt auf dem Oberdeck dröhnten, bis dieselben verhallt.

„Es ist die erste Bedingung jedes Detektive — und ich habe dieß oft zu beobachten Gelegenheit gehabt,“ fuhr Mr. Worthley fort, „die Spur eines Verbrechens von ihrem ersten unscheinbarsten Ausgangspunkt zu verfolgen, und deßhalb drang ich darauf, *dieselbe* Barke zu miethen, die jedoch bei unserer Ankunft in Kairo erst vom obern Nil zurückerwartet wurde. Niemand kann uns bestimmt sagen — Dank der Ungeschicklichkeit und Lauheit, mit welcher die egyptischen Gerichte alle Nachforschungen unseres Konsulats eher störten als förderten — ob das Verbrechen auf festem Lande oder auf dem Wasser begangen worden. Ich habe das Letztere in Alicens Gegenwart nie in Anregung gebracht, um nicht in dem Mädchen ein erklärliches Grauen vor dem Aufenthalt in diesem Fahrzeug zu verursachen, da auch ich ihre Mitreise für nothwendig hielt, denn sechs Augen sehen mehr als vier und der Blick der Frauen ist oft schärfer als der unsere, weil er durch eigenthümlichen Instinkt geleitet wird und ein Weib nie auf halbem Wege stehen bleibt. Ich bin nun der Ueberzeugung, daß die Spur von dieser Barke aus oder in dieselbe zurückführt. Zudem war's mir eine Nothwendigkeit, den Besitzer derselben durch lange Beobachtung kennen zu lernen, selbst danach meine Schlüsse zu ziehen, wie viel ich ihm zutrauen dürfe. Haben Sie mich verstanden, Mr. Langenau?“

„Vollkommen!“ war die Antwort des jungen Mannes.

„Well! Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß die Nachrichten, welche ich durch Vermittelung unseres Konsulats über die Antecedentien unseres Reïs in Bulak eingezogen, unter bewandten Umständen jedem andern Gericht als dem egyptischen genügt haben würden, ihn zu verdächtigen. Es ist schwer, bei diesem Volke hier Positives über einen seiner Landsleute zu erfahren, denn kein Anderes versteht so zu lügen und doch wieder zu schweigen wie dieses, und was der Eine Wahres oder Falsches aussagt, das gesteht oder lügt der Andere wieder hinweg. Es gibt keine zwei Araber, die dasselbe aussagen werden, wenn sie vollkommen gleichmäßig informirt sind. Genug, der Reïs dieses Schiffes ist nach meiner Ueberzeugung ein Schurke, dessen lauerndes schwarzes Auge schon eine ebenso schwarze Seele verräth. Aber ich bin Engländer und habe keinen Augenblick gezaudert, ihm und seiner Mannschaft mein Leben und das meines Kindes anzuvertrauen, weil ich eben darauf vorbereitet bin, daß er ein schlechter Kerl ist ... Sie hören mich aufmerksam an, Mr. Langenau?“

Dieser nickte ungeduldig.

„Von derselben Stelle also und in derselben Barke haben wir unsere Entdeckungsreise angetreten, unter demselben Reïs, mit derselben Bemannung bis auf zwei Araber, die gegenwärtig in Minieh sein sollen, und dort und weiter hinauf noch gesucht werden. Daß, wenn das Verbrechen an Bord einer Barke verübt worden, alle Spuren sofort sorgfältig verwischt sind, läßt sich mit Sicherheit annehmen, es hindert dieß jedoch nicht, daß Sie Recht hatten in Ihrer Nachforschung auf der Barke selbst; doch empfiehlt es sich, diese nicht zu übereilen. Der Reïs weiß nicht, wer wir sind, auch *Sie* fahren unter einem andern Namen, er kann also unsere Absicht nicht errathen, und unbesonnen wäre es, ihm Verdacht einzugeben.“

„Ich erkenne dieß vollkommen, Mr. Worthley.“

„Kommen wir also zu der traurigen Sache!“ Der alte Herr schöpfte tief, tief Athem, als werde ihm das schwer.

„Ihr unglücklicher Bruder, Alicens Verlobter, als er im Interesse unseres Hauses nach Egypten reiste, um meine früheren Verbindungen im Baumwollenhandel mit den großen Plantagen wieder anzuknüpfen, auch für die Wollreinigungsanstalten Aufträge für neue Dampfmaschinen hier unten im Delta zu übernehmen — unser unglücklicher Willibald kam auf den thörichten Gedanken, den Rosettearm des Nil *allein* in einer Barke hinab zu fahren, während sein Begleiter ihn auf seine telegraphische Benachrichtigung in Tanta oder Dessuk finden sollte. Es leitete ihn hierin die sehr richtige Idee, in der Nilbarke ein bequemes und reinliches Obdach zu haben, das er in den Orten des Garbieh hier nicht gefunden haben würde. Es ist das so die Sitte hier, aber er hätte nicht versäumen sollen, seinen Kollegen oder einen Diener mit sich zu nehmen. Genug, er schloß den Vertrag mit dem Reïs Tabut durch Vermittelung unseres Dolmetsch in einem Kaffeehause von Bulak, zahlte ihm die Hälfte des bedungenen Geldes voraus und verließ ohne alle Begleitung Kairo vor etwa zwei Monaten an Bord dieser Barke. Vergebens“ — hier hob sich die Brust des alten Mannes schwerbedrückt und seine Stimme sank allmälig — „wartete sein Kollege auf eine Nachricht von ihm, vergebens suchte er ihn in all' den Städten am Ufer dieses Nilarms, vergebens fragte er auf beiden Eisenbahnlinien in allen Stationen, Niemand hatte ihn gesehen. Rathlos kehrte er zurück.

„Als man den Reïs suchte, fand man ihn mehrere Wochen später ruhig auf dem Verdeck seines Schiffes am Ufer von Bulak. Mit der größten Unbefangenheit sagte er vor dem Konsulat aus, der Inglisi (Engländer), den er gefahren, sei in Tanta Abends an's Land gegangen, ohne wiederzukehren; er selbst sei, nachdem er mehrere Tage vergeblich auf ihn gewartet, mit seiner Barke nach Kairo zurückgerudert. Auf die Frage nach den Effekten des Verschwundenen gab er zur Antwort, dieselben lägen noch in der Kabine, er habe erwartet, daß er sie abholen und ihm den Rest seiner Forderung zahlen werde.

„Die Effekten fand man unberührt: sie enthielten weder Geld noch Werthsachen, und doch mußte Willibald eine nicht unbedeutende Summe bei sich führen. Man fand auch sein Reisetagebuch, das bis zum Morgen des betreffenden Tages fortgeführt war, von ihm selbst aber keine Spur und alle Nachforschungen, alle Verhöre des Reïs und seiner Leute führten zu keiner Entdeckung ...

„Wir entschlossen uns nun, selbst hieher nach Egypten zu reisen. Alice in all' ihrem Schmerz um den Verschwundenen, konnte es nicht über sich gewinnen, zurück zu bleiben; sie wollte ihren Antheil an Allem haben, und ehe wir dieses Fahrzeug bestiegen, legte sie die Trauerkleidung ab, um keinen Verdacht zu erregen ...“

Mr. Worthley versank in die Erinnerung all' der Trauer, welche jener unglückliche Vorfall über ihn und sein Haus gebracht. Georg Langenau wagte nicht, ihn zu stören.

In langen und schweren Doppeltakten dröhnte das Geräusch der Ruder, wie die Mannschaft dieselben in das leichte Nilwasser tauchte und noch einmal tiefer senkte, um den Druck hervorzubringen.

Die Rippen der Barke knarrten bei jedem Druck und leise, näselnd und melancholisch begleitete ihn der schüchterne Gesang des Volet, des sechzehnjährigen Burschen, mit blitzenden, spitzbübischen Augen und kaffeebraunem Gesicht, der in seiner Gubbe, dem langen Oberkleid, baarfüßig vor dem auf dem Hinterdeck angezündeten Feuer saß.

Mr. Worthley erwachte inzwischen aus seinem Hinstarren, das die Falten seines Gesichts noch tiefer gegraben. Es war, als müsse er sich erst wieder in die Gegenwart versetzen, als habe er den Faden seines Resumé verloren.

Er blickte Langenau an, gleichsam in dessen Gesicht den Wiederanknüpfungspunkt suchend. Es schien ihm auch der Gesang des Burschen lästig. Der schwere Rudertakt mochte seinen Gedankengang stören. Er schaute umher, als suche er seine Tochter.

Langenau deutete, ihn verstehend, stumm nach oben. Worthley legte die Fingerspitzen an die Stirn.

„Ganz recht! ‚Um keinen Verdacht zu erregen!‘ sagte ich. Damit hatte er den Faden wieder gefunden. Er griff in die Brusttasche, zog sein Notizbuch hervor, in welchem er nach dem Konsulatsprotokoll peinlich alle Details notirt, blätterte darin und ließ es aufgeschlagen in den Schooß sinken.

„Es ist gut, daß Sie mich nicht unterbrechen, Mr. Langenau,“ fuhr er fort. „Sie sehen, ich bin der Umstände vollkommen Herr ... Der schlimmste derselben ist nun, daß gerade zu jener Zeit in der Stadt Tanta das Fest des heiligen Saïd-el-Beduï gefeiert wurde, das sich dreimal auch viermal im Jahre wiederholen soll, ein Fest, das in seinem Cynismus, seiner Brutalität ein Hohn ist selbst für die niedrigste Gesittung der Menschheit, eine Orgie, zu der Hunderttausende aus Asien und Afrika zusammenströmen, um dort dasselbe traditionelle Bacchanal zu feiern, wie es zu alten Zeiten der Diana, der Minerva, der Isis, der Latona und dem Mars veranstaltet worden.

„Der arme Willibald scheint ahnungslos vor Tanta angelangt zu sein — er *scheint*, sage ich, denn es vereinigt sich Alles, dieß zu konstatiren. Die Kolonieen in Kairo nehmen wenig Notiz von diesen bestialischen Festen, in welchen sich die ganze Unfläthigkeit des Islam gipfelt. Willibald hörte also dort wahrscheinlich nicht davon. Daß der Reïs und seine Mannschaft ihm nicht davon gesagt, ist begreiflich, denn Willibald war des Arabischen nicht mächtig. Ebenso ist mir begreiflich, warum der Reïs, als er die große Barke mit seinen Leuten zurückließ und für die Fahrt im Kanal eine kleinere miethend, nur von zwei fremden Ruderern begleitet, den nach Tanta führenden Kanal hinauf schiffte — warum, sage ich, der Reïs Willibald selbst begleitete. Er sagte aus, er habe die Verpflichtung gehabt, über seinen Gast zu wachen, und es ist dieß im Allgemeinen nicht gegen die Gewohnheit dieser Schiffer. Daß Willibald, den kleinen Kanal hinauf fahrend, nicht sofort seine Besuche auf den Besitzungen der Pascha's am Ufer gemacht, erklärt sich dadurch, daß er erst von Tanta aus seinen in Alexandrien gelassenen Kollegen in jene Stadt beordern



Thusnelda im Triumphzuge des Germanikus. Gemälde von Karl von Piloty. Nach



Verlag von Franz Hanfstängl in München erschienenen Originalphotographie. (S. 14.)



Thusnelda im Triumphzuge des Germanikus. Gemälde von Karl von Piloty. Nach



Verlag von Franz Hanfstängl in München erschienenen Originalphotographie. (S. 14.)

wollte, um mit ihm gemeinschaftlich darnach die Geschäfte am Ufer dieses Kanals zu beginnen.

„Der Reïs legte also, so sagte er im Verhör, gegen Abend mit der kleinen Barke am Ufer von Tanta an, nach Aussage aller vernommenen Zeugen inmitten einer Anzahl anderer geschmückter Nilbarken. Ueberrascht von der festlichen Bewegung der Stadt, von den tausenden von Lampen, welche sie erhellten, hat Willibald ohne den Reïs die Barke verlassen, die durch einen Steg mit dem abschüssigen Ufer in Verbindung gesetzt war. Der Reïs will ihm erst später in die Stadt gefolgt sein, und in der Ueberzeugung, daß auch seine beiden Ruderer der Versuchung nicht widerstehen würden, die Stadt zu betreten, legte er einen Kaffir, einen Wächter, an das Ufer, den er für die Sicherheit der Barke verantwortlich gemacht haben will.

„Der Reïs hat nun zu Protokoll gegeben, daß er, der als guter Moslem an dem Grabe des hohen Heiligen gebetet und dann den nächtlichen Tänzen der Gavazzi's zugeschaut, erst gegen Morgen wieder in die Barke zurückgekehrt. Vergebens habe er hier auf seinen Gast gewartet, aber in dessen Ausbleiben nichts Befremdendes gesehen, vielmehr vermuthet, daß er an den Freuden des Festes Geschmack gefunden. Das nun ist bei Willibald's ernstem, abgeschlossenem Charakter eine Unmöglichkeit! Ein Mann wie er kann nur Ekel an solchen Orgien gefunden haben, wie sie uns beschrieben worden, und wie ich früher davon gehört zu haben mich wohl erinnere.

„Der Reïs wartete nach seiner Aussage, — denn die beiden Ruderer der kleinen Barke sollen inzwischen nilaufwärts Beschäftigung gesucht haben und sind wahrscheinlich noch nicht gefunden worden — der Reïs wartete fünf Tage, bis das Fest vorüber und Alles sich zerstreute. Als auch da sein Gast nicht kam, fuhr er, ohne Anzeige in der Mudirieh, dem Gouvernement, zu machen — und das ist gravirend — zu seiner großen Barke zurück. Er wartete auch in dieser noch einige Tage, in der Meinung, sein Gast werde sich einfinden, wenn er sich inmitten der berauschenden Festlichkeiten vergessen habe, und ruderte dann mit den Effekten des Vermißten nach Altkairo zurück. Ohne auch hier Anzeige zu machen, erklärte er, ruhig in seiner Barke gewartet zu haben, daß der Gast kommen solle, seine Effekten zu holen und ihm den Rest des bedungenen Lohnes zu zahlen.

„Bei der Indolenz des Orientalen ist dergleichen nichts Erstaunliches. Inzwischen aber war Willibald's Begleiter unruhig geworden. Er meldete das unbegreifliche Verschwinden Willibald's beim Konsulat, und dieses begann mit großem Eifer seine Nachforschungen, die endlich in des Reïs ruhig bei Bulak liegende Barke führten.

„Der Reïs gab zu Protokoll, was ich eben erzählt. Die Ruderer seiner großen Barke sagten gleichlautend aus. Auffallend ist das Verschwinden der beiden Ruderer der kleinen Barke, deren Verbleiben bis Minieh verfolgt wurde, wo sie reichlich mit Geld versehen sein sollten und von wo sie, wie man vermuthet, Nil aufwärts gegangen sein mögen. Die Sache verwirrend dahingegen ist die Aussage des Kaffirs, des Wächters, der offenbar bestochen sein muß, denn dieser behauptet, in der Nacht während er am Ufer lag, ein Weib in kostbarem, golddurchwirktem Mantel mit roth seidenem Schitingan, der weiten Frauenhose, und mit dem Faradijeh, dem Kopftuch, verhüllt über den Steg in die Barke schreiten gesehen zu haben.

„Es unterliegt keiner Frage, daß, wenn überhaupt das Erscheinen eines solchen Weibes begründet; dasselbe eine der Nachbarbarken aufgesucht hat, die reichen Egyptern der Umgegend gehört haben sollen. Es ist dieß sogar als gewiß und fraglos anzunehmen, da eben dieses Fest eine Wallfahrt vieler Frauen aus allen Ständen und allen Gegenden und Ländern verursacht.

„Aber, wie gesagt, diese Aussage verwirrt die Sache zur Genugthuung der egyptischen Behörden, die in ihr einen willkommenen Vorwand finden, lächelnd den Kopf zu schütteln, denn wo nur der Zipfel eines vornehmen Frauenschleiers sich zeigt, hört ihre Autorität auf, und der goldgestickte Mantel soll, wie mir der Sekretär des Konsulats versicherte, selbst dem Beamten der Mudirieh in Tanta einen Unterthänigkeitsschauder eingeflößt haben, der sie vor jedem Gedanken an weitere Nachforschung abschreckte, als die oberflächlichste Erkundigung sie unterrichtete, daß unter den zahlreichen Barken, die als schwimmende Wohnungen der Vermögenden im Kanal lagen, diejenige einiger Alles vermögenden Paschas oder vielmehr ihrer Frauen gewesen, und nichts würde den Mudir, den Gouverneur selbst vermocht haben, einen Faden zu verfolgen, der nach seiner Meinung in das Serail irgend eines Großen leiten mußte.

„An dieser Aussage eines vielleicht betrunkenen oder gar verlogenen Wächters, Mr. Langenau, brach sich die ganze Untersuchung, und war, wie der Konsul uns klagte, nicht von der Stelle zu bringen." So schloß Worthley sein Resumé mit innerer Empörung, wie dieß seine zusammengekniffenen Mundwinkel verriethen. „Jener Wächter aber, — das ist meine heiligste Ueberzeugung, weil mir der Charakter des unglücklichen Willibald als zu unerschütterlich und ehrenhaft bekannt — jener Wächter aber ist entweder von dem Reïs, wenn dieser schuldig, in schlauer Berechnung mit Geld bestochen und ihm diese Aussage in den Mund gelegt worden, oder er hat sich selbst getäuscht. Daß er betrunken gewesen, nimmt das Gesetz ohne vollgültigen Beweis nicht an, weil das gegen die Religion; es gibt das selbst nicht zu während einer Festlichkeit, in der sich Alles berauscht, und deßhalb sträuben sich auch die Mudirieh und der Kadi gegen diese Annahme, die ihnen so leicht über die Unglaubwürdigkeit dieses Zeugen hinweg helfen könnte, wenn sie Lust hätten, dem Verbrechen auf die Spur zu kommen; deßhalb endlich, Mr. Langenau, sind wir ganz auf unsere Kräfte und die des Konsulats angewiesen, in dessen ständniß wir es unternommen, ohne jede Uebertreibung Schritt für Schritt den Fußstapfen des Verunglückten zu folgen. Wir sitzen in derselben Barke, haben denselben Führer, dieselbe Mannschaft. Wir werden an der Mündung des Kanals dieselbe kleinere Barke nehmen, die uns dort zu erwarten hat. Wir werden mit möglichster Vermeidung jeden Verdachts den Reïs mit nach Tanta nehmen, wo wir mit dem Konsulatssekretär zusammentreffen. Schwer wird es sein, zum Ziel zu kommen, wenn sich Willibald's Spur wirklich gegen meine Annahme in jenem babylonischen Fest verloren haben sollte, denn sie mußte in dem Auseinanderströmen aller der Tausende verschwinden, welche das satanische Fest besucht. Aber ich glaube das nicht, kann mich nicht zu dem Glauben bequemen! Gelingt es uns jedoch, in des Reïs Haltung oder Miene oder in sonstigen Umständen irgend einen wirklichen Verdachtsgrund gegen ihn zu finden, so dringe ich mit Hülfe des Konsulats auf seine sofortige Verhaftung und die genaueste Durchsuchung seiner Wohnung in Kairo, aus der ihm alles Kompromittirende zu entfernen freilich Zeit genug gelassen worden!

„Jetzt, Mr. Langenau, gehen wir vorsichtig an's Werk. Horchen, beobachten wir; lassen wir nicht den unscheinbarsten Umstand oder Gegenstand außer Acht, aber behutsam, mit Ueberlegung! Und vor Allem noch Eins, was ich Ihnen wiederholt einschärfen muß: lassen Sie die arme Alice nichts von der, wenn auch offenbar lügenhaften Einmischung eines geheimnißvollen Weibes erfahren! Ich weiß, daß Willibald keiner, nicht der entferntesten Untreue gegen seine Braut fähig gewesen wäre, und fester noch steht sicher diese Ueberzeugung in ihr; aber die Sache würde, — wenn auch gegen ihren Willen — einen Schatten über ihr ohnehin so trauerndes, schwer geprüftes Herz und mehr noch über die Erinnerung an den ihr so theuren Willibald werfen. Sie wissen, wie leicht ein Frauenherz beirrt ist, und wäre es eins der stärksten und in seiner Hingebung unerschütterlichsten wie das meines Kindes."

Mr. Worthley schloß sein Notizbuch und erhob sich, um mit tiefem, feierlichem Ernst Georg Langenau die Hand zu drücken, als eben Alice über die wenigen, vom Hinterdeck zur Thüre des Salons hinabführenden Stufen trat und bleich, athemlos, mit bebenden Lippen, sich an die Wand lehnend, dastand.

IV.

Georg stürzte auf Alice zu; er suchte sie aufzufangen — sie wehrte ihm ab.

„Was ist's, um Gotteswillen!" rief er in all' seiner Verwirrung, vorsichtig die Stimme mäßigend, während Worthley regungslos dastand und sein Kind anstarrte.

Beide Männer durchlief es wie ein Schauder, der nur allzu gerechtfertigt durch die Unheimlichkeit der Umgebung, wie unerschrocken sie das Fahrzeug auch betreten. Alice mußte sich erst Fassung erringen. Sie preßte, vor sich niederblickend, die Hand auf das kaum noch schlagende Herz; ihr Auge war blöd vor Schrecken, ihre Linke, deren sich Georg bemächtigt hatte, war kalt und regungslos. Das Blut stockte in den Adern des Mädchens, und unfähig, trotz aller Anstrengung, sich aufrecht zu halten, ließ sie sich von Georg zum Divan führen.

Worthley war inzwischen zur Thür geschritten, um diese zu schließen.

„Was ist, Alice?" fragte er, mit Strenge vor sie hintretend. „Du weißt, daß Vorsicht, Fassung, unsere erste und höchste Aufgabe!"

Sein Ton klang scharf, verweisend; des Mädchens Mangel an Selbstbeherrschung erzürnte ihn; die Unkenntniß dessen, was mit ihr vorgegangen und was er unwillkürlich mit seinem traurigen Reisezweck in Verbindung bringen mußte, ließ seine Hände erzittern, die er um Ruhe beschwörend gegen sie ausgestreckt.

„Vater ...!" Alicens Stimme verhauchte. Sie rang nach Athem.

Beide Männer standen in bangster Erwartung. Georg lauschte auf die laute Unterhaltung der Araber droben; er glaubte indeß nichts Ungewöhnliches in diesem Lärm zu finden. Sein Blick hing an den bleichen Lippen des Mädchens.

„Eine Spur von Willibald ...!" hauchte sie wieder mit Anstrengung ... „Entsetzlich!"

Alice verhüllte das Antlitz mit beiden Händen. Worthley wankte. Er suchte mit den Armen hinter sich und sank auf einen Feldstuhl.

„Du? Du fandest sie? ... Rede!" gebot er, das Auge nicht von dem Mädchen wendend, fast flüsternd und mit bebender Stimme, mit fortgerissen durch die Aufregung seines Kindes.

Die Brust des Mädchens hob sich wieder; das Blut ward wieder flüssig in ihren Adern und färbte leicht das todtbleiche Antlitz. Sie schlug das blaue Auge auf, ihre Hand riß das leichte Strohhütchen vom Kopf, daß die dunkelblonden Locken über ihre Stirn ringelten; die fast durchsichtigen Flügel ihrer Nase, die Lippen bewegten sich.

„Ich fand sie, Vater!" rief sie mit Ueberzeugung. Aber wieder von neuem Schauder gerüttelt, rang sie die Hände. Thränen suchten ihren Weg über die bleichen Wangen. „Er ist todt!" rief sie verzweifelt. „Es ist ja keine Hoffnung mehr! Ihr täuschtet mich nur, als Ihr mir eine Möglichkeit vorspiegeltet, eine grausame Unwahrheit!"

Worthley sah die Nothwendigkeit, das Mädchen zu beruhigen, um jedes Aufsehen zu verhüten. Er erhob sich schnell, er beugte sich über sie; er nahm ihre Hände in die seinen und küßte sie auf die Stirn.

„Beruhige Dich, ich bitte Dich, Kind! Man wird Dich hören! Gewinne so viel über Dich, mir zu sagen, was Dich aufregt! Du selbst mußt Dich getäuscht haben!"

Alice schüttelte trauernd den Kopf.

„Getäuscht?" rief sie bitter, während ihre Thränen noch die Augen feuchteten. „Nein, Vater, das war keine Täuschung! ... Sieh," fuhr sie fort, sich dicht an den Vater anschmiegend, „wie ich dort oben saß und der Brand der Sonne mich verjagte, erhob ich mich, um hinab zu steigen. Dieser schreckliche Mensch, dem das Schiff gehört, hatte eben einem seiner Leute das Steuer übergeben und schritt über das Deck. Er sah mich an der steilen Treppe, eilte heran und reichte mir die Hand, um mich zu stützen, da die Barke schwankte ... Um keinen Preis hätte ich diese Hand berührt" — ein neuer Schauder unterbrach Alice — „diese Hand, an der vielleicht das Blut meines armen Willibald klebt! Aber wie ich hinschaute ... huh, Vater, es war entsetzlich! ... Da sah ich an dem Handgelenk dieses Mörders einen der kleinen goldenen Knöpfe, die Willibald zu tragen pflegte ... Ich erkannte ihn ganz genau, ... ein runder Türkis in weißer, golddurchbrochener Emaille ... O so genau! Und er trug diesen Stein! Unter Tausenden hätte ich ihn heraus gekannt! ... Ich schrak zurück, Vater, und stieß einen Schreckenslaut aus; aber ich erinnerte mich rechtzeitig der Gefahr! Ich hatte die Geistesgegenwart, mich zu stellen, als sei nur mein Fuß in Gefahr gewesen, auszugleiten ... Ich wagte nicht, ihn anzusehen; mir graute vor seinem Gesicht, vor der ausgestreckten Hand ... Ich glaubte, umsinken zu müssen; aber ich faßte mich. Dennoch schwankte ich auf der schmalen und steilen Treppe; und da fühlte ich mich plötzlich von zwei Händen umfaßt und emporgehoben ... Ich wollte laut aufschreien, aber meine Stimme erstickte ... Dann fühlte ich mich wieder auf festem Boden, und während mir Alles vor den Augen schwamm, erreichte ich an der Wand entlang tappend die Thür hier ... Er ist sein Mörder, huh, sein Mörder! Es ist Alles an den Tag gekommen!"

Und jammernd barg Alice das Antlitz an der Brust des Vaters, der sich alle Mühe gab, ihre Stimme zu sänftigen, um einen Eklat zu vermeiden.

Fragend starrte Worthley dabei seinen jungen Begleiter an, dessen Auge diese Frage rathlos zurückgab.

Aber mit echt weiblicher Heftigkeit erhob Alice das Antlitz. Vorwurfsvoll schaute sie zu Worthley auf.

„Und Du zauderst noch, Vater! Du zweifelst noch!" rief sie ohne Rücksicht auf die Lage der beiden Männer. „Er hat ihn ermordet, meinen Willibald; er hat ihn beraubt, dieser fürchterliche Mensch, unter dessen Dache wir hier sind; und Ihr zögert noch, sofort umzukehren, ihn den Gerichten zu überliefern."

Ein heiliges Feuer durchglühte das Mädchen; die Blässe auf ihrem Antlitz ging in hohe Glut über; die Brust des schlanken, zierlichen Geschöpfs arbeitete aufgeregt; ihre Lippen öffneten sich, und herausfordernd, ja fast mit dem Ausdruck der Verachtung, ruhte ihr Auge auf den Männern.

Georg blickte auf Worthley, den besonnenen Mann mit der gravitätischen Haltung, die er selbst in kritischen Momenten nicht zu verleugnen gewohnt. Er erwartete seinen Ausspruch; aber selbst Worthley erschien unentschlossen. Georg sah, wie der Vater jetzt des Mädchens Hand ergriff, wie ein gebieterischer Blick von ihm genügte, sie zur Besonnenheit zu mahnen.

„Alles setzest Du mit Deiner Unbesonnenheit auf das Spiel!" flüsterte er, mißtrauisch zur Thür schauend. „Gerade diese Entdeckung mahnt zur größten Vorsicht, wenn sie zur Entlarvung des Thäters führen soll! Mir wirst Du überlassen, was ich zu thun für gut finde! ... Geh' in Dein Kabinet; schütze ein Unwohlsein vor; das Uebrige ist meine Sache!"

Schweigend, ohne eine Widerrede zu erwarten, führte er das Mädchen durch den Salon zur entgegengesetzten Thür, und in dem Gehorsam, zu dem sie schon der Druck von des Vaters Hand zwang, verschwand sie, das Antlitz mit dem Taschentuch verhüllend.

Worthley kehrte in die Mitte des Salons zurück und blickte überlegend zu Boden.

„Selbst will ich sehen," sprach er vor sich hin. „Alicens Entdeckung kann gravirend sein, sie kann uns an's Ziel führen; sie kann auch vollständig werthlos sein. ... Mr. Langenau, glauben Sie, daß ein Mann, der, wenn er ein Mörder ist, klug genug war, die Effekten seines Opfers so unberührt zu erhalten, daß selbst die unbedeutendsten Dinge in dem Salon drüben vorgefunden wurden, wie sie Willibald mit der Absicht, in die Barke zurück zu kehren, dort hatte liegen gelassen — glauben Sie, daß ein solcher Schurke unüberlegt genug sein kann, sich auf diese Weise zu verrathen?"

„Ich weiß es nicht, Mr. Worthley!" — Georg antwortete zerstreut, noch unter dem Eindruck von Alicens Entdeckung und Aufregung. „Und doch pflegen dergleichen unbedeutende Umstände gewöhnlich die Ankläger zu werden."

Worthley schritt mit auf den Rücken gelegten Armen heftig erregt durch den Salon. Er suchte Ruhe zu gewinnen, und dennoch wuchs seine Aufregung. Er ließ sich auf den Divan nieder, sprang wieder auf und schritt endlich, ohne Georg weiter zu beachten, zur Thür hinaus auf das Verdeck.

Unaufgefordert folgte ihm Georg in seiner Unruhe nach wenigen Minuten. Ihn litt es nicht allein im Salon. Es war ihm, als höre er in dem Geräusch des Ruderschlages, in dem Aechzen der Schiffsrippen den Hülferuf seines unglücklichen Bruders.

Auf dem Verdeck sah er zu seinem Erstaunen Worthley ruhig bei dem Dragoman auf dem niedern Bord sitzen und mit diesem in englischer Sprache scheinbar unbefangen eine Unterhaltung beginnen.

Der Dragoman war ein Armenier, der auf Anrathen des Konsulats für Worthley's und Georg's Reise engagirt worden, aber den Letzteren nur unter einem andern Namen, Smithfield, kannte. Wie fast alle diese Leute ein Abenteurer, der sich in der Welt

umhergetrieben und dadurch die Sprachen der handeltreibenden Nationen erlernt, mit der nöthigen Volubilität der Zunge begabt, hatte er diese Kenntniß zu einem anständigen und dankbaren Broderwerb gemacht; er stand in Verkehr mit den Führern der Nilbarken, an deren Bord er die Reisenden zu begleiten pflegte, und war sonach auch mit Reïs Tabut seit lange befreundet, wenigstens bekannt. Ein Vertrauen, das ihm Worthley schenkte, würde er also eiligst an Jenen verrathen haben.

Der Letztere hatte in seiner Jugend Jahre lang in einem großen Comptoir Alexandriens gearbeitet, nach seiner Niederlassung in Birmingham auch bedeutende Geschäftsbeziehungen mit Egypten unterhalten, bis diese durch großartigen Betrug seines Agenten zerstört wurden. Er kannte also diese Klasse von Leuten, namentlich die Verschlagenheit und Gewandtheit der Armenier; er wußte also auch, wie weit er den Dragoman in seinem Interesse benutzen konnte, und begann, sich zu ihm setzend, damit, seine vielleicht noch sichtbare Erregtheit auf Rechnung eines Unwohlseins zu setzen, von welchem seine Tochter soeben befallen worden.

Reïs Tabut sah kaum den alten Herrn im Gespräch mit dem Dragoman, als er mit seiner markigen Stimme ein „Ja Volet!" über das Deck rief und dem herbeispringenden Burschen einen Befehl ertheilte.

Dieser kehrte alsbald mit einem kostbaren Nargileh, der Wasserpfeife, zurück und setzte sie mit schüchternem Gruß vor Worthley.

Auch Reïs Tabut trat jetzt herzu und lud, sich an den Dragoman wendend, seinen verehrten Gast zum Genuß dieser Artigkeit ein.

Worthley lehnte freundlich lachend ab; insgeheim aber forschte sein Auge nach dem Handgelenk des Reïs, das dieser majestätisch in die Hüfte gestemmt. Er richtete durch den Dragoman einige Komplimente für die Sauberkeit und Eleganz der Barke an den Reïs, und der strich sich wohlgefällig den schwarzen Schnurrbart.

Worthley's Auge leuchtete bei dieser Gelegenheit wie ein Blitz.

„Der Reïs," wandte er sich mit demselben Lächeln an den Dragoman, „ist nicht nur ein schöner Mann, er muß auch ein reicher Mann sein! Ich sehe da einen kostbaren Knopf an seinem Handgelenk, deßgleichen selbst bei uns nur wohlhabende Leute tragen."

Georg hörte, neben dem Reïs stehend, mit Herzklopfen, wie Worthley trotz seiner Besonnenheit so direkt auf die Sache losging. Er errieth nicht, daß Worthley seinen Mann durch schmeichelnde Rede bei der schwachen Seite des Orientalen zu fassen suchte, die übrigens die Stärke ihrer eigenen Unterhaltung ist. Der Dragoman übersetzte dem Reïs wörtlich, was „Mylord" gesprochen. Dieser forschte lauernd, jedoch unmerklich nach dem Eindruck seiner Worte.

Reïs Tabut schien die Artigkeit mit größter Ruhe entgegen zu nehmen und sagte lächelnd seinen Dank. Er hob das Armgelenk; er betrachtete selbst den kleinen blitzenden Gegenstand, murmelte etwas von „Libnan", dem Libanon, und erzählte, er habe von einem Freunde ein ganzes Beutelchen der blauen Steine da, freilich nicht so groß, zum Geschenk erhalten. Dieser Knopf sei allerdings Inglisi. Ein Gast, den er vor einigen Monaten nach Tanta gebracht — der Reïs begleitete dieß mit ernst sinnender Miene — habe ihm den Knopf geschenkt, da ihm der andere gerade an dieser Stelle über Bord in den Nil gerollt. Für ihn sei der eine genug, er brauche keine zwei! ... Der arme Inglisi!" setzte er hinzu. „Er hat den Weg in meine Barke nicht zurückgefunden! Er ist bei dem großen Fest in Tanta verloren gegangen, Allah allein weiß, wohin, und sein Konsul hat ihn vergeblich suchen lassen! ... Aber" — der Reïs machte eine schlaue, geheimnißvolle Miene — „es war ein Weib mit im Spiel und er, — Allah schütze seine Seele! — er war ein schöner Mann!"

Der Reïs sprach das letzte im Ton wahrer Empfindung und mit frommer Salbung, sogar mit einer Gefühlswärme, die in dem Unbefangenen keinen Raum für den geringsten Zweifel gelassen haben würde. Er schlug dabei sein Auge andächtig gen Himmel, daß das Weiße sich herauskehrte, und seine Miene war die Wahrhaftigkeit selbst, während der Dragoman seine Worte übersetzte. Nur Georg sah inzwischen, wie sich Worthley's Hände auf den Knieen ballten, wie er sich Gewalt anthat, um mit scheinbar äußerer Ruhe diese Verunglimpfung des Unglücklichen anzuhören und unter den gesenkten Augenlidern seinen Zorn zu verbergen.

Georg zitterte heimlich vor einem Ausbruch; sein Auge ließ nicht von Worthley.

„Es ist nicht das erste Mal," ergänzte der Dragoman des Reïs Worte, „daß ein Franke es bereut, sich in jenes Moled, jenes Fest, gemischt zu haben, und dießmal hat auch der arme Reïs darunter zu leiden gehabt, da der Konsul ihn bei den Gerichten für das Verschwinden des jungen Fremden verantwortlich machen wollte."

Der Reïs hatte dem Dolmetscher aufmerksam jedes der ihm unverständlichen englischen Worte auf den Lippen zu lesen gesucht; er glaubte, derselbe halte eine Lobrede auf seine Ehrlichkeit und als er schwieg, warf er ihm einen dankbaren Blick zu.

Worthley hatte inzwischen Muße gehabt, seine Empörung niederzukämpfen; in der Gelassenheit, unter der er selbst den innern Kampf zu bergen verstand, blickte er auf.

„Ich habe im Konsulat von dem unglücklichen Ereigniß gehört," sagte er zu dem Dragoman. „Der Verschwundene ist ein Landsmann von uns und die Sache interessirt uns also. Habt Ihr Näheres darüber gehört?"

„O, nichts weiter, Mylord, nichts als was man sich darüber in den Kaffeehäusern erzählte!" rief der Armenier, erschreckend vor der Besorgniß, die im Orient und schon im südlichen Italien selbst die Zeugen eines Verbrechens stumm und verlogen macht, die Besorgniß nämlich, mit den Gerichten in Berührung zu kommen und dadurch eine Mitverantwortlichkeit für die Thatsache auf sich zu laden.

„Und was erzählte man sich in den Kaffeehäusern?" Worthley fragte trotz seiner Ueberzeugung, die sittliche Unbescholtenheit des Verschwundenen noch mehr verunglimpfen zu hören; er fragte mit der Miene der Neugier, die ihm Ueberwindung genug kostete.

„Es wurde sogar in den Kanzleien der Konsulate erzählt, und dort hab' ich auch eigentlich nur davon erfahren!" Der Armenier suchte sich noch mehr den Rücken zu decken. „Wie das so eben geht, Mylord!" fuhr er fort. „Es kommen viel vornehme und reiche junge Weiber zu dem Fest, sogar die Frauen der Mir's, der Fürsten aus Indien, und da geht's denn nicht immer zu, wie es wohl sollte! Der junge Engländer war, wie Sie eben hörten, ein schöner Mann, und so kann ihm gar leicht was passirt sein, das gegen seine Erwartung ein böses Ende genommen."

Worthley nickte schweigend vor sich hin, als begreife er diese Wahrscheinlichkeit; er bestätigte sich selbst damit aber nur schweigend, daß er gehört, was er eben erwartet hatte und was seiner Ueberzeugung nach eine Lüge sein mußte.

„Was hast Du dem Inglisi erzählt?" fragte der Reïs mißtrauisch den Dragoman.

„Ich sagte ihm, man habe Dir Unrecht gethan, Reïs, als man von Dir Verantwortung für einen Fremden forderte, den Du doch nicht hüten konntest."

„Tahib"!*) Der Reïs steckte triumphirend seine Hände in den breiten Shawlgürtel. „Aber warum sieht denn der alte Herr so traurig aus?" setzte er hinzu.

„Weil er ein Beledije, ein Landsmann des jungen Inglisi ist."

„Sag ihm, ich wolle ihm heut Abend, wenn wir die Barke an's Land ziehen und den Fanus**) anzünden, von dem jungen Inglisi erzählen, was mir vor einigen Tagen ein Kaufmann aus Tanta mitgetheilt, aber die junge Dame dürfe nicht dabei sein."

Worthley nahm mit Ekel im Herzen des Reïs Anerbieten hin und der Volet kam, um zu melden, daß die Mahlzeit auf dem Tische stehe.

(Fortsetzung folgt.)

Was kann die Mutter für ihr diphtheritisches Kind thun?

Von

Dr. Klemm.

(Nachdruck verboten.)

Seit sich die so übermäßig gefürchtete Diphtheritis an allen Orten verbreitet und überall eine schwere Geißel der Kinderwelt geworden, ist wohl kaum eine Kinderstube von dem Besuche dieses bösen Gastes ganz verschont geblieben. Ueberall aber, wo er erschien, hat er Opfer gefordert, Angst, Sorge und schwere Leidenstage gebracht. Kein Wunder daher, wenn jetzt fast jede Mutter bei dem Erkennen der Diphtheritis in Bestürzung geräth und ihren kleinen Liebling schon verloren gibt, kein Wunder auch, wenn die geängstigte Mutter, zumal bei schlimmem Verlauf, den Muth und den Kopf verliert und um Alles zu versuchen, heimlich zu allerhand nichtsnutzigen Quacksalbereien oder unwissenden Charlatanen ihre Zuflucht nimmt. Die Mütter meinen freilich, daß in der Angst Alles zu entschuldigen sei und daß man da jedes Mittel versuche, was nützen kann, wenn die Aerzte auch nichts davon halten. „Was nützen kann", das lasse ich gern gelten, aber nichts völlig Nutzloses oder gar Unvernünftiges, muß ich hinzusetzen; man sollte doch wohl bei der größern Gefahr gerade auf die beste Hülfe bedacht sein.

Damit aber alle Eltern das, was nützen kann, selbst beurtheilen lernen, sollen sie vor Allem die Krankheit ihrem Wesen, ihrer Ursache nach kennen lernen. Denn am meisten hat die gänzliche Unkenntniß die Schuld, daß man die Krankheit entweder zu spät beachtet oder zu falschen Mitteln greift, für die rationelle Kunsthülfe des Arztes aber wenig Verständniß zeigt.

Uebrigens ist diese Furcht doch sehr übertrieben. Bei der Neuheit der Krankheit — für die Aerzte ist sie freilich schon seit mehreren Jahrhunderten bekannt, wenn sie auch früher ungleich seltener auftrat — bei der Bösartigkeit mancher Epidemieen und besonders wegen der Schwierigkeit, die ihrer Heilung oft genug entgegensteht, ist es zwar erklärlich, daß der Laie diese neue Krankheit zu den bösartigsten der Kinderwelt rechnet, aber sie ist doch nicht so schlimm als ihr Ruf, und gewiß würden die Heilerfolge viel günstigere sein, wenn nicht in so vielen Fällen der Arzt erst zur ganz ausgebildeten, vorgeschrittenen Krankheit gerufen und von den Eltern etwas thatkräftiger unterstützt würde. Besonders auf dem Land ist das Abwarten und Selbstkuriren eine alte Erbsünde und hat oft die Hauptschuld an dem schweren Verlauf vieler Krankheiten. Ganz besonders ist aber das Gebiet der Kinderkrankheiten ein überaus fruchtbarer Boden für das Fach der kurirenden Laien und Heilkünstler geworden, weil man den armen, willenlosen Kindern leider mehr und auch solche Dinge als Heilmittel zumuthen kann, die ein Erwachsener sich gewiß verbieten würde.

Ich sagte, die Diphtheritis ist bei Weitem gutartiger, als man gemeinhin glaubt, und wenn auch die Zahl der Opfer beklagenswerth genug erscheint, so möchte ich doch zum Trost aller Eltern behaupten, daß die Krankheit in der hohen Mehrzahl der Fälle, besonders bei kräftigeren Kindern, nicht nur günstig, sondern auch ziemlich rasch verläuft und daß nur in einer kleinen Anzahl schwere Formen des Verlaufs oder tödtlicher Ausgang eintreten. Bei sehr vielen Kindern heilt die Krankheit aber so rasch und leicht ab, daß dieselben nicht einmal wesentlich krank erscheinen, und nicht wenige überstehen dieselbe noch, wenn auch nach schlimmen Leidenstagen, glücklich, wenn der Verlauf ein schwerer war. Der Grund, warum diese Krankheit eine so gefürchtete geworden, liegt daher mehr darin, daß sie den Kindern zuweilen ganz unsagbare Leiden aufbürdet und in der That gibt es keinen traurigeren Anblick, als den eines schwerkranken diphtheritischen Kindes mit seinen wachsbleichen, schmerzerfüllten Zügen, das mühsam nach Athem ringt.

Was kann und soll die Mutter dabei thun? Jede Mutter soll, um die Krankheit möglichst zeitig zu erkennen, selbst den Hals ihres Kindes untersuchen lernen und immer selbst nachsehen, sobald das Kind unwohl ist, jedenfalls aber wenn es über Schlingbeschwerden, Schmerzen im Halse klagt. Die Aufgabe ist leicht und erfordert wenig Geschick. Der Vater halte von hinten her den Kopf, die Mutter drückt mittelst eines Löffelstieles die Zunge etwas nieder und besichtigt die Mandeln, den Gaumen und den Schlund. Sind diese Theile, besonders die Mandeln, mit weißen oder gelblichen Flecken oder Belegen bedeckt, diese Theile selbst geröthet, so ist Diphtheritis wahrscheinlich vorhanden und die Mutter beobachte nun fortan diese weißen Flecken, die gewöhnlich bald dicker werden und sich ausbreiten, immer größere Theile der entzündeten Schleimhaut bedeckend. Sie bilden das Hauptmerkmal und gaben der Krankheit den Namen (Diphthera das Gewand).

Fehlen diese weißen Flecken oder Häute, ist der Hals aber sonst geröthet und entzündet, so ist eine nicht gefährliche und nicht ansteckende Halsentzündung, die mit jener Krankheit nichts gemein hat, vorhanden.

Was bedeuten nun diese Ausschwitzungen? Sie entstehen dadurch, daß ein Ansteckungsstoff organischer Natur, ein Pilz, der mit der Luft in den Hals gelangt ist, auf den vorstehenden Theilen der Schleimhaut, daher besonders auf den höckerigen Mandeln, sich festsetzt und sich hier nach Art der Gährungspilze rasch vermehrt. Seine erste Folge ist Reizung und Entzündung der Schleimhaut, seine weitere die Ausschwitzung von Faserstoff in und auf der Schleimhaut, der erst als dünner Anflug, bald als dickere Schwarte sichtbar wird. Werden diese Pilze nicht rasch zerstört, so lange sie noch nicht in die tieferen Theile gedrungen, so durchsetzen sie von dem Infektionsherd aus sehr bald das umliegende Gewebe, gelangen in's Blut, in die Säfte und wirken überall als feindliches Element, Entzündung erregend, zersetzend, zerstörend.

Je mehr sie aber den ganzen Körper erfüllen, verderben sie das Blut und führen also zur Blutvergiftung, diese bildet daher die häufigste Todesursache. Die Krankheit beginnt also als örtliches Halsleiden (zumeist) in Folge von eingewanderten Pilzen und endet als schwere Allgemeinkrankheit, Blutvergiftung. Diesem innern Vorgang entsprechend erscheint auch das äußere Bild derselben.

Bleibt das Uebel nur lokal, d. h. reinigt sich der Hals bald von den Ausschwitzungen und treten keine neuen auf, so lassen auch Fieber, Unwohlbefinden und Schlingbeschwerden, die alle Diphtheriten zu Anfang begleiten, bald nach und in acht Tagen ist oft Alles wieder gut.

Anders aber beim schweren Verlauf. Hier breiten sich die Häute immer mehr aus, werden dicker, nehmen ein schlechtes, schmieriges Aussehen an, zerfließen endlich zu Jauche und Eiter; die Nase wird ebenfalls von Eiter erfüllt und aus Mund und Nase fließt übelriechende, eitrige Flüssigkeit aus. Das Gesicht und die obere Halsgegend schwellen an, das Schlucken ist fast unmöglich.

Gleichzeitig nimmt Fieber, Unruhe, Krankheitsgefühl zu; Appetit und Schlaf fehlen gänzlich, Bewußtsein erhalten. Oder es läßt das Fieber rasch nach und es tritt rascher Verfall der Kräfte und völlige Theilnahmlosigkeit ein. Reinigen sich auch jetzt noch nicht Hals und Nase, so entstehen gewöhnlich an den Stellen, wo zuvor die Belege vorhanden, Geschwüre, die sich ebenfalls ausbreiten und mehr oder weniger brandigen Charakter annehmen; der Ausfluß aus Mund und Nase wird höchst widerlich und es tritt nun an Stelle des Fiebers (erhöhte Temperatur) die Erscheinung der Blutvergiftung und des Verfalls ein. Das Kind erscheint gänzlich verändert, Gesicht und Hände werden kalt, das Gesicht ist wachsfarben, eingefallen, Puls klein, kaum fühlbar. Die Kräfte schwinden zusehends, die Abmagerung macht rasche Fortschritte, zumal keine Nahrung genommen oder bald wieder erbrochen wird. Selten ist hier noch Rettung möglich.

Aber noch eine andere Gefahr droht dem jungen Leben und diese führt leider oft noch rascher zum Tode. Selbst bei anscheinend gutem Verlauf kommt es leicht vor, daß der Entzündungsprozeß sich von dem Schlund auf den Kehlkopf fortsetzt und hier zu den gleichen Ausschwitzungen führt wie dort. Die Folge davon ist Verengerung der Stimmritze und Behinderung des Athmens. Die Sprache wird heiser, das Kind athmet pfeifend und hustet mit heiserer Stimme; es treten heftige Stickanfälle oder doch große Athemnoth ein und das Kind geht, wenn die Lösung der Häute durch Inhalationen nicht gelingt oder die Luftröhre mittelst Einschnitt nicht geöffnet wird, zumeist an Erstickung zu Grunde.

Jetzt wird es leicht sein, die Hauptaufgabe der Behandlung zu begreifen, sie ist durch obige Bemerkungen schon vorgeschrieben. Dieselbe muß in der frühzeitigen Zerstörung der lokalen

*) Gut.
**) Laterne.

Krankheitsursache, der eingewanderten Pilze, bestehen, sowie auch in dem Unschädlichmachen aller krankhaften Produkte: Eiter, Schleim, Belege, welche sämmtlich Pilze enthalten und entweder baldigst herausbefördert oder doch desinfizirt werden sollen. So lange das Uebel noch in dem ersten Anfange steht, ist von dieser örtlichen Behandlung viel Erfolg zu erwarten, da wir wirksame Mittel gegen diese niederen Organismen besitzen. Weniger günstig steht es mit der Behandlung der Allgemeinerkrankung, besonders der Blutvergiftung, und diese, wie die der Kehlkopfsdiphtheritis muß dem Arzt allein überlassen bleiben. Hier will ich nur das angeben, was von Seiten der Eltern selbst, natürlich unter ärztlicher Kontrole, geschehen soll.

Als eines der verläßlichsten Mittel hat sich von Alters her das Chlorwasser erwiesen. Man nehme dasselbe unverdünnt, also so, wie es in den Apotheken zu haben, und betupfe damit alle zwei Stunden alle belegten, weißen Stellen des Halses, indem man einen Charpiepinsel (Haarpinsel passen nicht), d. i. ein dünnes Stückchen Holz, das mit Charpie am Ende umwickelt ist, in das Chlorwasser eintaucht; das Mittel wirkt nicht ätzend und erregt nur wenig Brennen. Dabei muß natürlich die Zunge mit einem Löffelstiel und der linken Hand etwas niedergedrückt werden, und es ist das Betupfen zwar mit einigem Druck, doch ohne reibende Bewegung auszuführen, damit die Häute nicht losgerissen werden, wodurch die Stelle nur wund wird. Das Gurgeln kann dieses Verfahren nicht im Entferntesten ersetzen, weil kleine Kinder überhaupt schlecht gurgeln und weil man das Gurgelwasser verdünnt (1 Theil Chlorwasser mit 3—4 Theilen gewöhnlichen Wassers) anwenden muß, wodurch es an Wirksamkeit verliert; nur da, wo das Kind gut zu gurgeln versteht, ist dasselbe ausreichend, bei schlimmem Verlauf ist es aber immer schwer, das Kind zum Gurgeln zu vermögen, und das Betupfen ist auch deßhalb besser, weil die Flüssigkeit inniger mit dem kranken Gewebe in Berührung gebracht wird. Auch das Bespritzen ist nicht so zweckmäßig als das Betupfen, und wird besser nur vom Arzte vorgenommen, weil es leicht den Kehlkopf reizt, gerade das soll aber vermieden werden. Außer dem Chlorwasser sind die zwei neuen desinfizirenden Mittel, Karbol und Salicyl, und ein Salz, chlorsaures Kali, alle in Lösung, die nur der Arzt zu verordnen hat, fast mit gleichem Nutzen und vielfach angewendet worden. Ich empfehle übrigens mit dem Chlorwasser nur ein sehr altes Mittel, dessen Anwendung gegen schlimme Halsübel viel älter, als die Pilznatur der Krankheit bekannt ist, und das spricht sehr zu seinen Gunsten, auch hat es jetzt trotz der „Wunder“ des Salicyls nichts von seinem Ansehen verloren.

Dabei versäume man nicht die äußere Abkühlung des Halses durch fleißig gewechselte kalte Einwickelungen oder besser durch Umschläge von Eiswasser; auch innerlich ist das Verschlucken von kleinen Eisstückchen vom besten Erfolg gegen die Entzündung.

Noch Einiges über den zweiten Theil der Behandlung: des Allgemeinleidens, also des Fiebers und später des Verfalls. Sie ist ungleich schwieriger und deßhalb nur Aufgabe des Arztes. Sie ist auch nur dann von Erfolg, wenn es gelingt, die Krankheit im Halse zu heben, damit nicht von hier aus immer auf's Neue das Blut vergiftet wird.

Uebrigens aber besitzen wir kein Mittel, das mit Sicherheit die im Blut ꝛc. vorhandenen Pilze zu tödten oder sie zu entfernen vermag, und man kann keinem der desinfizirenden Mittel diese Wirkung beimessen, das Karbol eignet sich schon wegen seiner reizenden Wirkung nicht dazu; viel mehr in Anwendung kommt auch innerlich das Chlorwasser und das Salicyl, die auch in vielen Fällen unverkennbar nützen, indem sie das Fieber beseitigen und den Magen ꝛc. desinfiziren. Ganz zweckmäßig ist auch die Kaltwasserbehandlung, also die Anwendung lauer Bäder und kalter Einwickelungen, sie ist da zu empfehlen, wo das Fieber heftig auftritt und anhält; ein Hauptvortheil ihrer Wirkung liegt in der Bethätigung der Haut, die ohnehin in jeder akuten Krankheit wegen der gefürchteten Erkältung etwas stiefmütterlich behandelt wird. Die Reinigung der Haut ist aber dringend geboten, da die Luft dadurch wesentlich gebessert wird, diese übt aber auf den Gang der Krankheit einen wichtigen Einfluß, und ein großer Theil des Nutzens dieser Behandlungsweise ist sicher nur in der größern Reinlichkeit zu suchen. — In der spätern Zeit, wo die Temperatur oft unter die Norm sinkt, Hände, Füße und Gesicht kühl werden und der Puls kaum fühlbar ist (Kollaps) oder doch die Fiebersymptome zurücktreten und die Entkräftung rasch fortschreitet: in dieser Zeit ist nur noch von kräftigen Reizmitteln (starkem Wein) Hülfe zu erwarten und es ist kaum glaublich, welche Quantitäten Wein solche Kinder zu sich nehmen können. Nicht selten hängt das Leben nur noch von diesem Mittel ab, das allein im Stande, die sinkende Lebenskraft wieder zu erregen und künstlich über die gefährliche Periode hinwegzuhelfen.

Deßhalb sollte das Kind auch schon von Anfang an, da die ganze Krankheit so leicht zum Verfall der Kräfte führt, möglichst kräftig genährt werden, weil eine zu entziehende Diät, die viele Mütter wegen des Fiebers für nöthig halten, nur nachtheilig sein kann. Uebrigens aber möchte ich auch hier die Anwendung lauwarmer Bäder, verbunden mit kalten Abreibungen (bei noch leidlichen Kräften), das Wort reden; antwortet das Kind mit einer Erwärmung und Röthung der Haut, so wirkt dieselbe günstig, andernfalls ist sie wegzulassen; auch ist dergleichen nur unter ärztlicher Leitung vorzunehmen.

Endlich noch ein Rath, wenn der Kehlkopf befallen, die Stimme also heiser wird und starker Husten eintritt; geringe Grade brauchen nicht zu ängstigen, Athemnoth aber und Stickanfälle sind immer gefährlich. Ist der Arzt nicht zur Hand, so lege die Mutter fleißig kalte Umschläge um den Hals, gebe dem Kind ein Brechmittel (½—1 Theelöffel Brechwein) ein und lasse es Wasser- oder Salzdämpfe aus einem Gefäß, das womöglich im Kochen erhalten (z. B. einer Theekanne), einathmen. Am besten dürften noch die Einathmungen von Dämpfen aus Inhalationsapparaten wirken, da von diesen die Dämpfe viel besser in den Kehlkopf dringen; viele Kinder athmen freilich zu wenig und zu ungenügend, als daß dadurch eine Lösung der Häute möglich wäre.

Wenn ich am Schluß ein Mittel zur Verhütung der Ansteckung angeben sollte, so wüßte ich nichts Besseres zu rathen, als daß alle Mütter ihre Kinder vom frühesten Alter an das tägliche Ausspülen des Mundes und Halses (durch Gurgeln) gewöhnen sollen. Die fleißige Reinigung dieses Schlupfwinkels für so manche Halskrankheit dürfte das einzige Mittel sein, die zufällig eingewanderten Pilze wieder zu entfernen. Möge man also zukünftig dem Schlund ebenso viel Aufmerksamkeit schenken als anderen Theilen, z. B. Haut und Haaren; jedenfalls dienen häufige Gurgelungen am besten, eine reizbare Halsschleimhaut abzuhärten und gegen schädliche Einflüsse zu schützen.

Ertappt.

(Bild S. 1.)

Hans sollte nicht spielen; er war sonst ein tüchtiger, kluger, gewandter Bursche, ein fleißiger Arbeiter im Feld, ein guter Verkäufer auf dem Stroh- und Viehmarkt, aber er saß gern 'mal ein Stündchen im Wirthshaus, wählte dann seine Gesellschaft nicht besonders und kartelte dann, mit wem es gerade der Zufall fügte. Schon einmal hatten ihm schlechte Gesellen das ganze Marktgeld abgewonnen. Der Huberbauer hatte böse Augen gemacht und acht Tage mit Hans nicht gesprochen; aber als Hans dann gelobte, nicht mehr spielen zu wollen, hat der Alte sich versöhnlich gezeigt und gesagt, er ist ein junger Mensch und einmal kann's passiren.

Aber Hans hatte von der verbotenen Frucht gekostet und verbotene Früchte schmecken bekanntlich viel süßer als erlaubte, und so ging er denn noch manchmal, wenn der Vater fort mußte, in's Wirthshaus und kartelte ein Stündchen.

Einst war ein heißer Julitag — der Huberbauer lag in seiner Kammer und schlief, und Hans sah in den flimmernden Sonnenschein hinaus. Da fiel es ihm plötzlich ein, wie kühl es im Wirthsstüble sei; er schlenderte nun ein paar Schritte sehr langsam, und wie er um den Haushag war, ging es schnell zur Schenke hinunter. Da saß denn auch schon das Hauptgenie des Dorfes, ein Maurer, Tapezier, Instrumenten-, Schuh- und Vogelbauermacher, ein Mann, der Alles reparirte, was zerbrochen war, ein ehemaliger alter Soldat, der trotz seiner vielen Gewerbe und seiner Geschicklichkeit und Schlauheit es zu Nichts bringen konnte, und der plauderte mit einem herumziehenden Händler. Sowie Hans kam, rief der Maurer erfreut: „So, nun können wir einmal herumgeben,“ und Hans fühlte an seinen Geldbeutel und das Spiel ging los. Das Berthale brachte Most und Hans sah auch das Berthale gern. Da, eben wollte Hans einen gewaltigen Trumpf stechen, erscholl ein schwerer Tritt auf der Schwelle, die Thür ging auf und blaß im Gesicht trat der alte Huberbauer herein.

Was jetzt folgt, mag der geneigte Leser auf unserem vortrefflichen Bilde nachsehen; dort ist Alles so deutlich ausgesprochen, daß wir nicht nöthig haben, die Sachlage zu erläutern. Nur das müssen wir noch hinzufügen, dem Berthale klopfte das Herz, daß es glaubte, es trüge plötzlich eine schwarzwälder Uhr im Mieder, wo beide Zeiger auf Hans hinwiesen und die schweren Gewichte genau die Form des alten Huberbauers hatten, der, auf seinen Stock gestützt, seinen Sohn anstarrte.

Der Käfig der Kanarienvögel.

Die Schublade des Käfigs wird am besten an jedem Morgen oder wenigstens alle zwei bis drei Tage ausgekratzt und mit frischem Sand bestreut. Ist eine Holzschublade einmal vernachlässigt worden, so brüht man sie mit heißem Wasser aus und läßt sie sorgfältig trocknen, so daß die Bretter sich nicht krümmen, stäubt sie nun ganz dünn mit feiner Holzasche aus, legt Zeitungspapier darüber und bestreut dieses dicht mit sauberem, trockenem Stubensand. Der Sand darf niemals feucht oder gar von Grundwasser durchzogen sein; am besten ist nicht zu grobkörniger Flußsand. Hat man keinen andern, als etwas scharfen Flußsand, so trocknet man ihn zuerst staubig aus und vermischt ihn dann mit guter Gartenerde etwa zum dritten Theile. Wenn ein Vogel bereits Milben (Vogelläuse) bekommen hat, so wird er an den Stellen, wo er sich nicht selber putzen kann, also an Kopf, Schultern und Oberrücken, dünn mit Glycerin bestrichen und darüber bläst man vermittelst einer Federspule Insektenpulver, welches für den Vogel unschädlich ist und daher auch in das ganze Gefieder eingestreut werden kann. Oder man bespritzt ihn vorsichtig mit Insektenpulvertinktur. Auch eine schwache Auflösung von Karbolsäure (1 Theil K. = 100 Thl. Wasser) darf man zum Bepinseln der vom Ungeziefer heimgesuchten Stellen benützen. Dann gibt man dem Vogel am nächsten Tage Badewasser, wechselt oder reinigt seinen Käfig durch Ausbrühen mit heißem Wasser auf das sauberste und stellt ihn zugleich auf eine ganz andere Stelle. Wenn junge Vögel in den Nestern von Milben befallen sind, so bleiben sie im Wachsthum erheblich zurück und gedeihen überhaupt nicht gut. Man nimmt dann ein anderes Harzerbauerchen mit ganz gleichem Nestkörbchen, welches mit Leinwand ausgenäht ist, drückt in das letztere vom gleichen (aber nicht dasselbe) Nistmaterial fest und platt hinein, bestäubt dieß mit bestem persischem Insektenpulver, hebt dann die Jungen vorsichtig aus dem alten Nest und legt sie nun in das neue. Das alte Nest wird sodann fortgenommen, das Nistmaterial verbrannt und das Nestkörbchen nebst Harzerbauer mit siedendem Wasser ausgebrüht. Bevor man das neue Nest mit den Jungen aber an dieselbe Stelle hängt, wird die Wandfläche entweder rasch mit heißem Wasser abgewaschen und mit einem Tuch wieder trocken gerieben oder besser ganz dünn mit Oel bestrichen.

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Daheim.

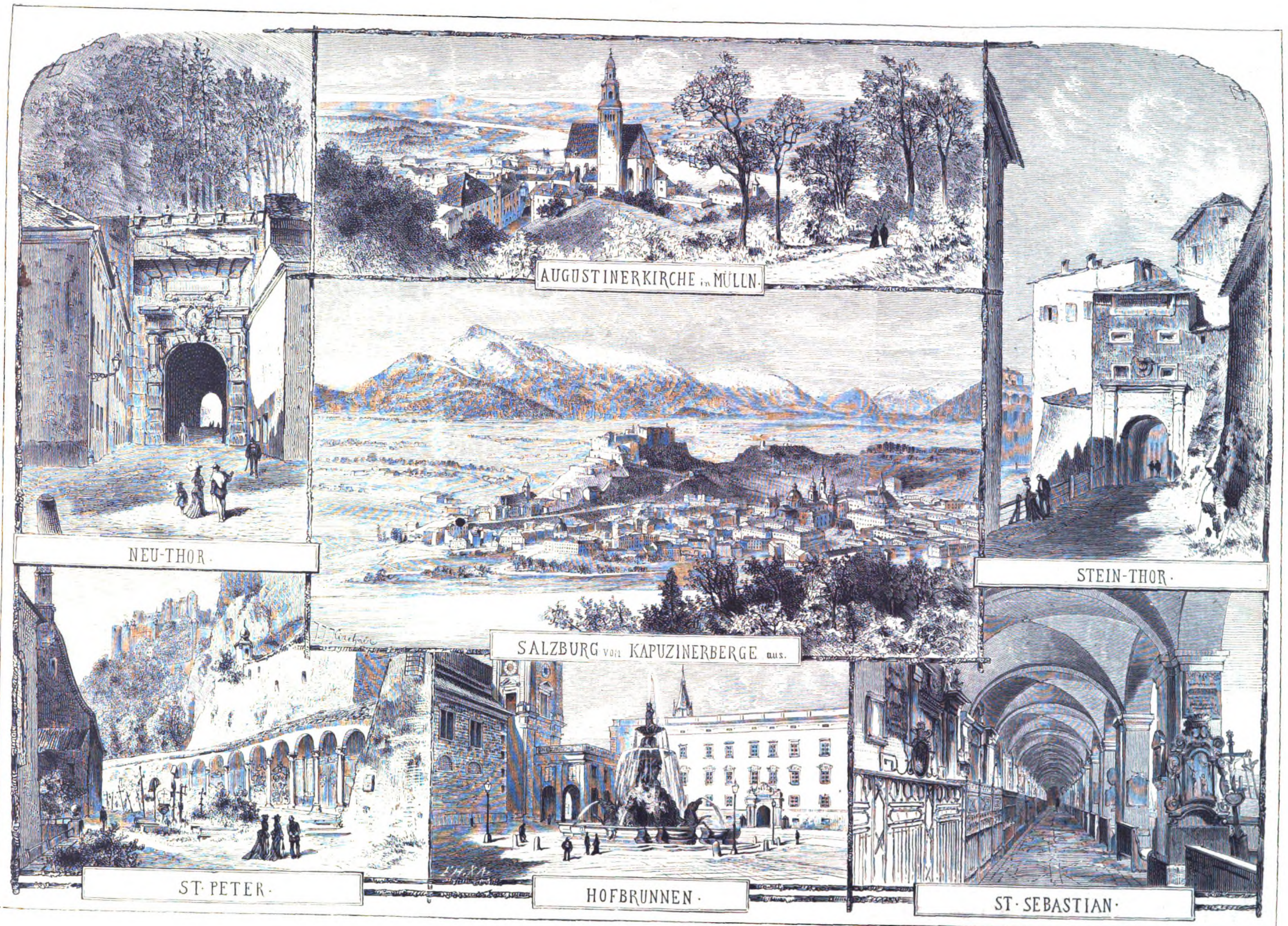
In jenem Abschnitte der englischen Geschichte, welche Graubärte die gute alte Zeit — die schöne alte Zeit nennen, das heißt also: in einer Periode, da das Parlament entsetzlich verderbt und das gerichtliche Verfahren ebenso barbarisch war, wie einst die Inquisition, als man fünfzehn Stunden brauchte, um von London nach Dover zu kommen, und als mindestens die Hälfte der Annehmlichkeiten, die wir gegenwärtig mit vollem Recht als nothwendige Lebensbedürfnisse betrachten, nicht existirten — war Southbourne ein kleines Dorf mit vereinzelt stehenden Häusern. Die jetzt so stattliche, gut gepflasterte, mit einer Reihe von prächtigen Ladenfenstern geschmückte Straße war damals eine holprige Gasse; große Strecken staubigen, von Ziegen benagten Graslandes erstreckten sich zwischen den Wohnungen, diese aber besaßen meistens ein gabelförmiges Dach und Gitterfenster, welche eigens dazu gemacht schienen, das Licht auszuschließen und den Gebäuden ein todtes, glanzloses Aussehen zu geben.

Und doch vermochte Southbourne, trotz seinem Mangel an schönen Bauwerken, mit seinen heimatlichen Reizen ein Menschenherz so zu umstricken, daß es selbst dann noch in seiner Erinnerung fortlebte, als heitere, prächtige Bilder bereits der Vergessenheit anheimgefallen waren. Ganz zu Anfang des Dorfes, da wo man die staubige londoner Landstraße verlassend in die Straße einbog, stand die Herberge zum Königswappen, ein langes, niedriges, weiß angestrichenes Wirthshaus mit einem großen, flaggenartig über der Hausthür hängenden Schilde, welches beim Wehen des Windes mit heiserem Getön sich hin und her bewegte, als wolle es den fernen Wanderer zur Eile und zum Genuß des Obdaches antreiben, das ihm der kräftige, wohlgenährte Wirth, der drinnen waltete, für wenige Pfennige gewährte. Dieser Herberge gegenüber stand ein einfaches Bauernhaus, dessen Strohdach eine dunkle Farbe angenommen hatte; die Mauer und das Staket, welches es umgab, umfaßte zugleich große Heuhaufen, die beim Aufsteigen des Mondes goldig glitzerten und einen balsamischen, an frische Milch erinnernden Duft verbreiteten. Und rings um dieß wohnliche Bauernhäuschen standen Aepfel- und Kirschbäume, unter deren Schatten eine Hühnerfamilie ihre Tage zubrachte und unaufhörlich ihre Stimmwerkzeuge in Bewegung erhielt, während die Schweine in ihren verborgenen Kufen Hunger bekundende Mißtöne grunzten und sich eifrig bemühten, das schwermüthige Gurren der in Weidenkäfigen sich befindenden Tauben und die heiteren Weisen der in zahlloser Schaar zu dem Pachthofe gelockten Vögel zu übertäuben.

Zwischen diesen beiden Häusern lag die von den Dorfbewohnern so benannte „Große Straße“. Von hier aus vermochte das Auge den hin und wieder mit dunkelfarbigen Grasflecken unterbrochenen Weg weithin zu verfolgen und sich die Häuser zu betrachten, welche, auf beiden Seiten stehend, einander in's Angesicht schauten: — da war die Schmiedewerkstätte, in der die Blasebälge unaufhörlich kreischten, die Bäckerei mit ihrem platten Dach, die aufdringlich im Vordergrund stand und das Häuschen, in dem der Bäcker wohnte, vollständig verdeckte; unmittelbar daneben war der Schlachterladen, dann die Apotheke und endlich die Leinenhandlung, welche die Front von nicht weniger als zwei feierlich aussehenden Häusern in Anspruch genommen hatte. Nach der Betrachtung dieser und anderer Einzelheiten, welche für die materielle oder körperliche Wohlfahrt des Ortes von Wichtigkeit waren, gelangte der Blick schließlich zu einem kleinen Gebäude, welches, in der Mitte der Straße stehend, dieselbe in eine breite und eine schmale Gasse schied und so der Ausdehnung und der Bedeutsamkeit der „Großen Straße“ ein Ziel setzte.

Unsere Geschichte beginnt an einem Sonnabend. Das Tageslicht weilt noch auf den fernen Hügelspitzen; über Southbourne aber ist bereits die Dämmerung mit leisem Flügelschlag dahingeschwebt, und auf den Gehöften ist es ruhig geworden; nur ab und zu wird die leise Stille unterbrochen, wenn etwa eine unzufriedene Henne sich eine bessere Ruhestätte in der Nähe ihres befiederten Gebieters sucht und, von ihrer Stange hüpfend, niederfällt und dann durch unruhiges Hin- und Herflattern und kreischenden Klagelaut die schlafenden Thiere aus ihrem Schlummer schreckt und sie veranlaßt, aus hundert Kehlen ihre Verwunderung zu äußern.

Der Abend ist warm, und viele Hausthüren sind geöffnet; vor denselben sitzen hier und da Männer in Hemdsärmeln oder in Hauskitteln, ihre Pfeifen rauchend und einander über die Straße Bemerkungen zurufend, die einen auf Arbeit gerichteten Sinn bekunden. Nun tritt der Apothekerlehrling aus dem Hause und zündet die bunte Lampe über der Thüre an, während drinnen sein Herr zwei Wachskerzen hinter die glänzenden Kugeln von gefärbtem Glas setzt und die in Dunkel gehüllte Straße durch einen rothen und einen gelben Schein erleuchtet. Dann kommt der Gehülfe des Leinwandhändlers heraus und schließt die Laden vor den Fenstern seines Prinzipals, während dieser in eigener Person im Laden umherschreitet, den Tisch mit einem Handfeger vom Staube reinigt und dabei die Appetit erregenden Wohlgerüche einathmet, die



Ansichten von Salzburg. Originalzeichnung von J. J. Kirchner. (S. 25.)

aus den anstoßenden Zimmern hervorströmen und ihm die zuverlässigste Bürgschaft für das Zustandekommen seines Abendessens liefern. Jetzt erscheint ein Mann mit einer Laterne und einer Oelkanne im Gürtel und einer Leiter auf dem Rücken; er lehnt die letztere an einen Laternenpfahl und entfacht in dem Halbdunkel nach fünf Minuten langem Bemühen ein schwaches flackerndes Licht. Dreimal wiederholt er sein langwieriges Werk, und siehe, dann ist er fertig; die große Straße ist erleuchtet.

Diese Lichter scheinen einer Schaar lustiger Dorfbewohner, welche gruppenweis auf der staubigen Straße sich zusammengefunden haben, das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Das leise Geschwirr der Zungen erstirbt; die Alten humpeln nach Hause; die Jungen folgen ihnen in Gemächlichkeit; die Dunkelheit nimmt zu; eine Hausthüre schließt sich nach der andern, und gleichzeitig werfen kleine gelbliche Flämmchen ihren flackernden Schein auf die vergitterten Fensterscheiben. Und schon jetzt kann man bemerken, obgleich die Uhr der St. Georgskirche noch nicht einmal auf acht einhalb deutet, daß die guten Bewohner von Southbourne theils mit Rücksicht auf die theuren Kerzen, von denen das Pfund sechszehn Pfennige kostet, und theils mit Rücksicht auf die frühe Morgenstunde, die sie aus ihrem Schlummer auf's Feld und in die Werkstätten treiben wird, möglichst schnell und mit schweren Augenlidern in's Bett schlüpfen.

In dem Hause, welches querliegend die Straße hinabschaut und dieselbe in zwei Gassen trennt, herrscht eine Traurigkeit, die mit der Heiterkeit und dem Frieden des Sommerabends draußen durchaus unvereinbar scheint.

Drei Personen sitzen in einem wohnlichen Gemache; die große Lampe auf dem Tisch wirft ihr sanftes Licht auf die Wände; das Fenster ist geöffnet, und die großen, funkelnden Sterne schauen durch die Zweige der Ulme, die vor dem kleinen Gebäude steht, herein in den behaglichen Raum. Wie balsamisch duftet der wilde Wein vor dem Fenster! Und siehe, ein großer schwarzer Nachtfalter umschwirrt die Lampe und unterbricht die Stille durch seine heftigen Schläge gegen die Decke.

Die alte Frau in dem hochlehnigen Stuhle zeigt uns mit ihrem gesenkten Haupte und den in ihrem Schooße ruhenden Händen das vollendete Bild einer schönen Greisin: ihr Haar ist weiß wie Schnee; ihre eingefallenen Wangen sind von einem hektischen Roth, dem vielleicht trügerischen Zeichen einer blühenden Gesundheit, angehaucht; dazu hat sie eine bewegliche Unterlippe und einen milden wohlwollenden Ausdruck. Sie trägt ein altmodisches Atlaskleid, und ein schönes rothseidenes Tuch von der Größe eines Shwals bedeckt ihre Schultern.

Ihr gegenüber sitzt ein junger Mann; derselbe ist breitschultrig und brünett; er hat große glänzend schwarze Augen und dunkles welliges Haar. Sein Anzug besteht aus einer Schifferjacke und schwarzen, an den Füßen trichterförmig auslaufenden Beinkleidern; seine linke Hand schmückt ein einfacher silberner Ring. —

Auf einem niedrigen Schemel dicht neben ihm sitzt eine junge Frau mit einem herzgewinnenden, mädchenhaften Antlitz und lichtem blonden Haar, das im Schein der Lampe wie Gold erglänzt, und blauen Augen, in denen jetzt große Thränentropfen perlen.

So sitzen sie da und so haben sie schon lange stumm nebeneinander gesessen, und kein Laut regt sich außer dem Ticken der Uhr und dem unheimlichen Geräusch, welches der gegen die Decke schwirrende Nachtfalter verursacht, oder dem schwermüthigen Klagelaut, den dann und wann ein träumender oder verspäteter Vogel über die dunkle Landschaft dahinsendet, die sich jenseits des Fensters unter dem funkelnden Sternenzelt ausdehnt.

Endlich erhebt die alte Dame ihr Haupt und sagt:

„Ich kann es mir nicht denken, daß Gott ein Wohlgefallen an traurigen Menschenherzen hat. Nichts sollte im Stande sein, uns traurig zu stimmen als die Furcht vor seinem Zorn. Und wenn unsere Religion ein Körnchen Wahrheit und die menschliche Erfahrung ein Fünkchen Weisheit enthält, so gibt es nichts in dieser Welt, das uns ein Recht verleiht, traurig zu sein."

Die junge Frau preßt die Hand auf die Augen und erwiedert mit gebrochener Stimme:

„John und ich sind ja noch nie wirklich getrennt gewesen."

„Wir können auch nie getrennt werden, Dolly, mein herziges kleines Weib," sagt der junge Mann. „Ich habe mich früher vor diesem Abschiede gefürchtet; das thue ich jetzt nicht mehr, mein Liebling. Ich verlasse Dich ja nur für eine kurze Weile, — und das ist keine Trennung; nicht wahr, Großmutter? Trennen ist Scheiden, und die, welche Gott zusammengefügt hat, können nicht getrennt werden — können nicht getrennt werden, meine Dolly."

„Ja, das ist recht!" bestätigt die alte Dame. „John verläßt Dich nur für eine kurze Weile — Ihr könnt nicht getrennt werden — beherzige das, Kind."

„Aber er wird lange fort sein und ich werde mich ohne ihn so verlassen fühlen, Großmama."

Die alte Dame schüttelt schwermüthig den Kopf.

„Es ist ein stetes Gehen und Kommen auf dieser Erde," sagt sie. „Heute hier, morgen dort; unser Leben gleicht dem Hauch auf einem Spiegel."

„Nein, nein!" ruft der junge Mann, „das ist ein trauriges Gleichniß. Das Leben ist mehr als ein Hauch. Und wenn es mir auch nichts als Sorgen bringt, so ist mir das lieber, als denken zu müssen, daß unser Dasein nur ein leeres Trugbild ist, wie die Leute sagen. O, Dolly, Du mußt Dich zusammen nehmen und mir helfen, ein Herz zu fassen. Ich bedarf gerade jetzt meines ganzen Muthes. Bedenke, daß ich schon im nächsten Jahre Kapitän werde und Dich dann mit mir auf die See nehmen kann."

„Ach, wenn das Jahr doch erst um wäre!" schluchzte die junge Frau und legte ihr Gesicht auf die Hand des Gatten.

„Nein, nein," schalt die alte Dame mit sanftem Tone. „Dir kommt es zu, Deinen Mann zu ermuthigen und zu stützen, Dolly. Was nützen ihm Deine Thränen? Sie schwächen seine Mannhaftigkeit und machen ihn weich und weibisch. Auch Deine selige Mutter hat sich in eine Trennung von Deinem Vater fügen müssen. Er ging nach Spanien, und wir wußten monatelang nicht, ob er lebe oder todt sei. Du warst dazumal noch ein kleines Kind. Was sie traf, traf mich und wird auch Dich treffen; Dir wird es nicht anders ergehen, wie allen Frauen, die ihr Herz einem Manne geben. Wisse, Dolly, nur diejenige Liebe ist ein köstlich Ding, welche in Leid und Versuchungen sich bewährt hat."

„Horche wohl auf, meine Kleine," sagte der junge Ehemann, seinen Kopf neigend, bis seine Lippen das Ohr der Gattin berührten. „Glaube mir, auch unser Schmerz birgt ein Glück, wenn auch ein ernstes. Er zeigt mir, wie groß meine Liebe zu Dir — unsere Liebe zu einander ist. Und ist diese Erkenntniß nicht ein Segen von Oben?"

„Schau her, Dolly," fuhr die Großmutter fort und bemühte sich, die Thränen zu unterdrücken, welche durch den Einfluß des erregten Gedächtnisses hervorgerufen wurden, das ihr unwillkürlich das Schicksal ihres eigenen Kindes, Dolly's Mutter, vor die Seele führte. „Wenn John fort ist, dann wollen wir in unserem Schlafzimmer einen Kalender aufhängen und wollen jeden Abend nach unserm Gebete einen Tag abschneiden, und Du wirst sehen, wie bald der Kalender uns unter den Händen zusammenschrumpft. Ich bin siebenzig Jahr alt, und es ist mir, als sei kaum ein Tag vergangen, seit ich Deine Mutter auf dem Arme trug und mit ihr umhertanzte; ich war damals eine junge Frau und Dein Großvater ein kerngesunder Mann mit braunem Haar unter der Perrücke und großen leuchtenden Augen, wie Du sie hast. Ja, ja, das war vor fünfzig Jahren, und mir kommt es vor, als sei es gestern gewesen. Ich habe seitdem manche bittere Thräne vergossen und manchen Gram erduldet; aber für mich kehren die Zeiten des Glückes nicht wieder; sie sind dahin für immerdar; — mein Leben ist wie eine ausgeräumte Kammer; kein Feuer brennt im Kamin, und die Stühle sind leer, und ich fühle mich so einsam und sehne mich oftmals nach dem Tode. Was ist Dein Leid dagegen, mein Kind? Nach wenigen Monaten ist eure Trennung überwunden und dann bringt euch jeder Tag, der vergeht, neue Wonne. So gut haben es andere nicht, so gut habe ich es nicht — nein, nein!"

Während die alte Frau diese Klagen vielleicht halb unbewußt im Hinblick auf die der menschlichen Natur eigenthümliche Schwäche äußerte, welche den besten Balsam für den eigenen Schmerz in dem Troste findet, den sie aus dem Herzeleid ihrer Mitmenschen schöpft, erhob die junge Frau allmälig ihren Kopf, heftete ihre Augen gedankenvoll auf die ihres Gatten und legte dann ihre Wange an seine Schulter, wie ein Kind, das sich ausgeweint hat.

„Großmutter," sagte der junge Mann, „ich gebe meine Dolly in Deine Obhut, und ich weiß, daß Du sie hegen und pflegen und stets daran denken wirst, daß jedes Unglück, das ihr widerfährt, mir das Herz brechen würde."

„Sie kann mir nicht theurer werden, als sie es bereits war," entgegnete die alte Dame feierlich. „Aber sei versichert, John, ich werde sie treu behüten und nie vergessen, daß ihr Werth sich verdoppelt hat, seitdem sie Dir theuer und Dein Leben mit dem ihren verwebt ist."

„Und Du wirst ihr Herz fröhlichen Zukunftsgedanken zuwenden, Großmutter," fuhr der junge Mann fort und seine dunklen Augen erhielten durch den Thränenthau, in der ihnen schimmerte, einen unaussprechlichen, liebevollen Ausdruck, „und bitte, erinnere sie ferner daran, daß in der Gegend, wo ich mich befinde, eine heitere Windstille herrschen kann, während es hier stürmt, und daß ich vielleicht gerade in dem Augenblicke, wo es hier donnert und blitzt, zu einem blauen Himmel emporsehe. Beherzige das, Dolly."

„Ja, John."

„Der Kalender ist ein guter Gedanke von Deiner Großmutter. Und dann kannst Du auch die Blumen beobachten, Dolly, Du wirst sie verwelken und vom Erdboden verschwinden sehen. Nach und nach sprießen sie wieder hervor, und wenn sie das thun, dann weißt Du auch, daß ich bald zurückkomme, — eiligst zurückkomme, und so schnell, wie es der Wind gestattet, heimkehre — heim zu meinem kleinen Frauchen, zu meinem Herzensweibe, zu meiner Dolly."

Sie schluchzte heftig in neu entfachter Leidenschaft und umfaßte seine Hand.

Ihr Gesicht besaß eine kindliche Schönheit, und dadurch erhielt der Kummer, der sich auf demselben ausprägte, für ihn, der sie mit der ganzen Kraft seines reichen Herzens liebte, etwas unbeschreiblich Rührendes. Er schaute gedankenvoll auf die alte Großmutter; diese aber fühlte sich noch machtloser als er und dachte voll Sorge an die kommenden Tage. Was sollte sie beginnen, wenn er fort war und sie allein mit Dolly und ihrem Gram ließ?

„Ich hätte wohl Lust," sagte sie schließlich, „den Pfarrer Newcome holen zu lassen. Er versteht es sicherlich besser als wir, Dolly klar zu machen, daß es sündlich ist, wenn wir bei den Heimsuchungen, die Gott nach seinem weisen Rathschlusse über uns verhängt, von dem Schmerz uns übermannen lassen."

„Der Herr Pfarrer kann mir nicht helfen," schluchzte Dolly, „ich kann das Weinen nicht unterdrücken, Großmama. Wenn John fort ist, trockne ich meine Thränen, und dann richte ich all' mein Sinnen nur auf die Zeit, da er wieder zu mir zurückkehrt. Aber so lange ich ihn noch sehe und daran denken muß, daß er morgen fort ist, kann ich mich nicht beherrschen; ich kann es wahrhaftig nicht, Großmama!"

„Ja, mein Herz, wenn Du ihn mit Deinen Thränen an Dich fesseln und so die Pflichten gleichsam fortschwemmen könntest, die ihn von Dir rufen, dann wären sie am Platze. Aber, da das nicht der Fall ist, so ist es Deine Schuldigkeit, John's Sorgen zu verscheuchen, wie er die Deinen verscheucht; und sieh' nur, welch' einen trostlosen Ausdruck sein Gesicht angenommen hat, während er Dich beobachtet. Fühlt er sich doch fern von Dir, da Du kein Gehör hast für die Trostworte, die er an Dich verschwendet."

„Ich würde meine rechte Hand darum geben, Großmutter, wenn ich Dolly diese Thränen ersparen könnte," sagte John, „doch es ist ja die Liebe, die sie hervorruft. Mit der Zeit werden ihre Augen wieder heller leuchten und dann wird sie sich freuen, daß jede Stunde, die verrinnt, uns um einen Schritt dem Sommer näher bringt, der uns wieder zusammen führen wird."

„Aber ein Jahr ist eine lange, lange Zeit!" klagte Dolly. „Es dauert viermal so lang, wie die Monate, die wir zusammen verlebt haben, und es ist mir zu Muth, als seien Jahrhunderte vergangen, seit Du heimgekommen bist, John. Und dann weiß Großmama auch nichts von den Gefahren der See. Du hast mir so viel davon gesagt und ihr kein Wort. Hast Du mir nicht von Schiffbrüchen erzählt, und daß Menschen über Bord gefallen und daß einige Fahrzeuge in Brand gerathen sind, und daß dann von der ganzen Mannschaft auf dem großen Schiffe keine einzige Seele mit dem Leben davon gekommen ist?"

„Ja, Dolly," erwiederte er und fuhr mit der Hand über ihr glänzendes Haar, „aber ich habe stets hinzugefügt, daß es auf dem Meere nicht mehr Gefahren gibt, als auf dem Lande. Was das betrifft, so sind wir niemals vor Unglück sicher, Dolly."

„O, Herz, das ist wahr!" seufzte die alte Dame, „auch auf dem Lande fordert der Tod seine Opfer, rings um uns her, ehe wir's uns versehen."

„Gewiß, Großmutter!" bestätigte John; „ja, es kommen sogar auf dem Lande weit mehr Todesfälle vor wie auf der See. Doch wozu vom Tode reden. Andere Leute trennen sich und sehen sich wieder — warum sollte es uns nicht auch so ergehen. Wenn wir uns ausmalen wollten, was uns alles zustoßen kann, dann freilich würden unsere Sorgen kein Ende nehmen. Der Mensch soll jedoch auf Gott vertrauen."

„Ja, das ist das Erste und das ist die Hauptsache," unterbrach ihn die Großmutter.

„Und sich seinen Weg mit so viel Muth, Hoffnung und Entschlossenheit erkämpfen, als ob eine Erscheinung wie der Tod überhaupt gar nicht in der Welt sei. Wenn ich Dir ‚Lebewohl' sage, Dolly, dann sage ich Dir nicht etwa ‚lebe wohl — vielleicht für immer', — nein! nein! Ich sage: ‚lebe wohl bis zum nächsten Sommer'. Der Sommer kommt ganz gewiß, und warum sollte er mich nicht zu Dir zurückführen?"

„Wir wollen Gott bitten, daß es geschieht!" rief die Großmutter.

*

So redeten die braven Menschen mit einander und hofften das Beste; und doch glaubte Dolly den Schmerz der Trennung nicht ertragen zu können.

An diesem Abend, da ihr Gatte von ihr schied, setzte sie kein Vertrauen auf die Zukunft; die lange, trostlose Oede, die vor ihr lag, erhellte kein Sonnenstrahl. Ihre Flitterwochen waren ja kaum vorüber; erst seit drei Monaten war sie verheirathet; doch John's Gegenwart war ihr bereits zu einer Gewohnheit, einem Theil ihres Lebens, einer Bedingung ihres Glückes geworden.

Vor anderthalb Jahren hatte sie sich mit ihm verlobt; bald darauf hatte er seine letzte Fahrt angetreten; aber obgleich sie ihm bereits mit inniger Liebe zugethan war, so betrübte sie seine Abreise doch nicht in dem Maße, wie das jetzt der Fall war. Er war damals nur ihr Bräutigam; jetzt war er ihr Gatte. Sie erglühte in leidenschaftlicher Liebe, als sie sein Weib ward; die köstlichen, wonnigen Regungen, die der neue Stand mit sich brachte, überfluteten sie, und weil der Gedanke an die kommende Scheidestunde einen Schatten auf ihr Glück warf, so suchte sie ihn aus ihrem Herzen zu verdrängen, ja ihn ganz zu ersticken und machte sich, ohne es zu wollen, auf diese Weise untüchtig zu einem standhaften Ertragen des unabwendbar eintretenden Uebels.

Jetzt war es da; mit Centnerschwere lastete es auf ihr und sie meinte, erliegen zu müssen unter seiner Bürde.

Als wir die jungen Eheleute zuerst sahen, waren sie soeben von dem letzten Spaziergange heimgekehrt, den sie für viele, viele Monate mitsammen machen sollten. Der Weg war ihnen Beiden unaussprechlich schwer geworden; Worte können unmöglich die leidenschaftlich gehobene Stimmung wiedergeben, in der sie sich befanden. Liebe, traute Gegenstände umgaben sie, und die Kleinigkeiten, die bisher das Licht und Leben ihrer ehelichen Liebe ausgemacht, drängten sich ihnen jetzt vor die Seele, und jede derselben führte ein eigenes Weh, eine besondere Sorge mit sich und sie alle sagten ihnen, daß ihr Traum zerronnen sei und daß sie nunmehr ihre Umarmungen, ihr Geflüster — ja, sogar ihre Hoffnungen — bis auf eine Zeit verschieben müßten, die ihren Gedanken so fern lag, daß sie meinten, sie könne nie kommen. Der arme, junge Mann that sein Möglichstes, seine kleine Frau aufzurichten; und all' die unbedeutenden Trostgründe, mit denen er sein eigenes Herz zu stärken suchte, sprach er auch ihr aus; aber seine klanglose Stimme ließ

seine ermuthigenden Versicherungen selbst noch trauriger erscheinen, als ihre Thränen; und als der Abend hereinbrach und die milden Sterne auf sie herabblickten, da hatte er dort unten am Bache seinem Schmerze freien Lauf gelassen und hatte so heftig geweint, als ob aus der theuren Gestalt, die er an seine Brust drückte, alles Leben gewichen sei.

Ihre Liebes- und Verheirathungsgeschichte war ebenso einfach, wie das idyllische Leben des Dorfes, in der sie sich begab.

Eine sterbende Tante hatte ihn aufgefordert, zu ihr nach Southbourne zu kommen. Er war damals soeben von einer zehnmonatlichen Reise heimgekehrt, und da er an dieser Tante, der einzigen Verwandten, die er noch auf Erden besaß, mit zärtlicher Liebe hing, folgte er ihrem Rufe unverzüglich. In ihrem Hause — an ihrem Lager — lernte er Frau Flemming, Dolly's Großmutter, kennen. Dieselbe fand Gefallen an ihm; sie bewunderte sein hübsches Gesicht, seinen rechtschaffenen Sinn und die zutrauliche Innigkeit seines Wesens, welche er bei der Pflege der kranken Tante bekundete, und forderte ihn auf, sie zu besuchen, und bei der Gelegenheit lernte er Dolly kennen.

Er verliebte sich in sie und dann, aber nicht eher, machte er die Entdeckung, daß es sich in Southbourne unendlich viel angenehmer leben lasse, als in der Nähe der westindischen Docks.

Dolly war ein kleines, unschuldiges Geschöpf; sie hatte im Anfang noch kaum ein Verständniß für die Liebe, die sie dem jungen Freunde ihrer Großmutter eingeflößt; allein nach und nach lasen sie die alte Geschichte mitsammen durch, und als sie an das letzte Kapitel kamen, waren sie mit Frau Flemming's völliger Zustimmung ein verlobtes Paar.

Inzwischen war die Tante gestorben und hatte ihre kleinen Ersparnisse ihrem Neffen hinterlassen, der sie an Frau Flemming gab mit der Bitte, sie ihm aufzubewahren, bis er heimkehren werde.

Sobald er das dreißigste Jahr erreichte, sollte er ein Schiff befehligen, das hatten seine Arbeitgeber ihm versprochen. Als er nun in einem Alter von neunundzwanzig Jahren zurückkam und nur noch ein Jahr zu dienen brauchte, bat er Frau Flemming, Dolly heirathen zu dürfen, und drei Wochen nach seiner Ankunft waren sie Mann und Frau.

Ein Hinderniß konnte nicht eintreten; außer Frau Flemming hatten sie Niemand um Erlaubniß zu bitten. John und Dolly waren Waisen. Ihre Eltern waren gestorben, als sie noch ein kleines Mädchen war, und die seinigen hatten einige Jahre vor dem Beginn dieser Erzählung das Zeitliche gesegnet. Sein Vater hatte dem nämlichen Geschäfte, für das John jetzt arbeitete, als Seemann gedient; er war des Schiffeigenthümers liebster Kapitän gewesen. Und in der That hatte Kapitän Holdsworth seinen Arbeitgebern treffliche Dienste geleistet, und zum Zeichen ihrer Dankbarkeit hielten dieselben jetzt ihr Augenmerk auf seinen Sohn gerichtet; das heißt, sie hatten ihm unmittelbar nach der Beendigung seiner Steuermannsprüfung eine Stelle verliehen und ihm versprochen, daß er Kapitän werden solle in einem Alter, wo die meisten Matrosen erst bis zum Bootsmann vorgerückt zu sein pflegen. Aber diese Thatsache bewies im Grunde nur, daß die Rheder einen intelligenten Seemann auf den ersten Blick zu erkennen vermochten. Der junge Holdsworth war einer, und trotz der eifersüchtigen Kritik, die seine schnelle Beförderung erregte, fand sich doch kein einziger unter seinen Kameraden, der behauptet hätte, daß John Holdsworth nicht einer der tüchtigsten Seeleute sei, die je ein Schiff betreten.

Sowie das Aufgebot in der St. Georgskirche stattgefunden hatte, miethete John das kleine Haus, welches seine Front der Hauptstraße von Southbourne zuwendete, und stattete es mit Hülfe des Geldes aus, das ihm seine Tante vermacht hatte. Die alte Frau Flemming besaß selbst einige Möbeln und eine Wittwenpension; diese letztere wollte sie mit John's Besoldung, die Dolly allmonatlich einholen sollte, vereinigen, und so hatten dann die beiden Frauen hinreichend Geld, und waren vor jeder Noth geschützt.

Das Leben des jungen Paares war ein Idyll bis zu der Zeit, da Holdsworth fort mußte. Nach ihrer Trauung machten sie eine kleine Hochzeitsreise und Dolly sah etwas von der Welt; das heißt, sie sah London; ihr ward dort sehr ängstlich zu Muthe und sie war froh, als sie wieder daheim anlangte. Jetzt hatten sie noch beinahe drei volle Monate vor sich. Welch' eine lange Zeit des Vollgenusses! Allerdings ward die kleine drohende Wolke am Horizont ihres Glückes von Tag zu Tag größer; Dolly bemerkte das wohl; sie wußte es nur zu gut, daß sich dieselbe nach Verlauf von drei Monaten über ihren ganzen Himmel ausgebreitet haben und mit ihrem bleifarbigen Mantel die Erde beschattet haben würde; doch scheute sie sich, ihr Auge dem dunklen Punkte zuzuwenden; sie richtete es vielmehr auf das kleine Stückchen Blau über ihrem Haupte, und war so glückselig unter seinem Glanze, als ob es nie in Finsterniß gehüllt werden könne.

Frau Flemming und Dolly hatten mehrere Freunde in Southbourne, und während dieser Monate ward manche Theegesellschaft gegeben. Selbst der Herr Pfarrer lud sie zum Thee ein, und kam dann wieder zu ihnen; und das war ein außerordentliches Ereigniß, denn der geistliche Würdenträger war ein sehr freundlicher, witziger, alter Herr. Da sie Alle in guter Laune sich befanden, schlug er ein Pfänderspiel vor. Außer Dolly waren drei junge Damen anwesend, und so ward der Vorschlag, die Pfänder durch Küsse einzulösen, mit Beifall aufgenommen. Ein schallendes Gelächter erhob sich, als es dem Herrn Pfarrer zukam, Frau Flemming zu küssen, und er that das in einer so würdevollen, galanten Weise, daß der Großmutter Gedächtniß sich unter seinem Einfluß entfaltete und sie der Gesellschaft mit unsicherer Stimme erzählte, wie sich die Männer zu benehmen pflegten, als sie noch ein junges Mädchen war. Das Pantoffelwerfen folgte dem Pfänderspiel, und der Abend ward mit Punsch, Oktober-Ale, Fruchtspeisen, belegten Butterbroden und Zuckerwerk beschlossen.

Derartig verbrachte Stunden bleiben in der Erinnerung haften; sie sind so recht dazu angethan, das Herz in einer Mannesbrust unter jedem Himmel, in jedem Klima, bei Windstille und Sturm warm zu erhalten. Nach Jahren, als bereits die Inschriften auf den Gräbern des Pfarrers und der Frau Flemming, in Folge des darauf wuchernden Mooses und den Zahnspuren der Zeit, kaum mehr zu lesen waren, entsann sich John Holdsworth noch jenes Abends: wie gut stand den beiden Fräulein Lavernes das Erröthen, welches das viele Lachen und die verschämten Küsse des Vikar Jackson hervorgezaubert hatten; Dolly hatte im Vergleich mit ihnen wie eine Königin ausgesehen; wie hatten ihre lieben Augen ihn über des Pfarrers Schultern angeblickt, als der würdige Geistliche sein Pfand einlöste, wie war sie um ihn herumgewesen, und hatte sich an seiner Seite wie ein Kind ergötzt, und niemals hatte ihr Lachen herzgewinnender und melodischer geklungen, als wenn ihre Hand in der seinen ruhte. Wie war die gute alte Großmutter kichernd im Zimmer umhergehumpelt, um der zögernden Verfolgung des Herrn Pfarrers zu entgehen, und wie roth war Fräulein Holly Lavernes geworden, als sie lachend ihren Kopf von einer Seite zur andern geneigt hatte, um sich doch schließlich vom Vikar küssen zu lassen.

Jetzt war der Vorhang gefallen, das Licht der Kerzen erloschen und Thränen, Seufzer und herzzerbrechender Jammer bereiteten unbarmherzig dem Spiel und der Lust ein jähes Ende.

Zweites Kapitel.

Nach den Dünen.

Die „Sternschnuppe" war ein elfhundert Tons großes Vollschiff mit gemalten Stückpforten und verhältnißmäßig geringer Bordhöhe, was ihr ein verwegenes Aussehen gab. Ihr Namensbild, welches aus einer weiblichen Figur bestand, deren nackter Oberkörper aus einer Wolke emportauchte, war in Wahrheit ein ansprechendes Kunstwerk. Die großen Heckfenster, der eigenthümlich gebaute Bug und die schweren Rundhölzer kennzeichneten sie als ein Schiff aus der alten Schule. Allein trotz der altmodischen Bauart waren ihre Linien doch nicht minder schmuck wie die eines Aberdeen-Klippers.

Und in der That bot die „Sternschnuppe" einen majestätischen Anblick, als sie vor Gravesend lag und der klare Sommerhimmel das Wasser des Flusses mit einem blassen Blau färbte und es in einen Spiegel verwandelte, der das Bild des anmuthigen Schiffes zurückwarf. Schaaren von Booten umschwärmten das große Fahrzeug, und auf dem mit Segeltuch belegten Fallreepswege wanderten eilige Gestalten auf und nieder. Die Nationalflagge befand sich am Gaffelende und vorn im Schiff flatterte der blaue Peter, als Zeichen für alle Betreffenden, daß die Sternschnuppe segelfertig sei und binnen Kurzem die Anker lichten werde.

Sie war nach New-York bestimmt; von dort aus sollte sie eine zweite Ladung nach dem Süden bringen und dann noch schließlich Callao berühren, ehe sie ihre Schwingen der alten Welt wieder zuwandte.

Nur wenige Passagiere erster Klasse befanden sich am Bord und mehrere von ihnen verweilten auf dem Fallreepswege, in ein leises ernstes Gespräch mit ihren Freunden vertieft, während die übrigen auf dem Hinterdeck standen und feuchten Auges nach dem Ufer schauten. Unter ihnen war eine Wittwe, deren Gatte erst seit einigen Wochen auf dem Kirchhofe einer kleinen kentischen Stadt ruhte. Sie beabsichtigte, mit ihrem Knaben wieder zu ihren Freunden nach New-York zurückzukehren; zur Abfahrt gerüstet standen sie jetzt Hand in Hand da und das Kind ließ voll Staunen seine Augen rastlos umherschweifen, während seine Mutter den Blick unverwandt auf das Land gerichtet hielt, das ihrem Herzen für immer theuer war. Barg es doch die irdischen Reste des geliebten Mannes!

Der Fluß gewährte ein prächtiges Bild geschäftigen Treibens; Schiffe lagen vor Anker oder glitten hin und her; Boote fuhren von einem Ufer zum andern; der heitere Sonnenschein hob und belebte die Farben der Flaggen, hell blitzte er auf den ausgespannten Segeln und malte zitternde Silberstreifen auf das Wasser. Eine Anzahl Matrosen lehnten sich über die Schanzen der „Sternschnuppe", machten tiefernste Witze oder riefen ihren Frauen, Bräuten oder Freunden, welche in den das Schiff umgebenden Booten standen, einen Abschiedsgruß zu. Ein kleiner Theil der Mannschaft war im Tauwerk beschäftigt, die Beschlagzeisen der Raanocken loszuschnüren, um die Segel setzen zu können, sobald die Bootsmannspfeife ertönen sollte; der Wind, eine leichte Luftströmung, war nördlich — und eine unter jeder Bedingung günstige Brise, die sie bald aus dem Fluß zu befördern versprach und ihnen eine gute Fahrt durch den Kanal verhieß; und nun erwarteten sie nur noch die Ankunft des Kapitäns und des Lootsen, um abzufahren.

Um elf Uhr sollte das Schiff unter Segel sein und gerade in dem Augenblicke, als die klaren Glockentöne der Kirchenuhr vom Lande her über den Fluß drangen, näherte sich ein von drei Schiffern gerudertes Boot und alsbald betraten die beiden noch fehlenden Männer die Fallreepstreppe.

Ein großer breitschultriger junger Mann empfing sie. Er legte die Hand an die Mütze als der Kapitän das Deck erreichte.

„Alles fertig, Herr Holdsworth?"

„Alles fertig, Herr."

„Laßt die Anker lichten."

„Ja, Herr, sofort."

Er war wie der Blitz auf der Vorderseite des Hinterdecks und der Donner seiner Stimme rollte über das Schiff dahin und brachte die ganze Mannschaft auf eine bestimmte Stelle des Vorderdecks, so daß es schien, als sei jeder Einzelne von ihnen mittelst einer Schnur auf den ihm gebührenden Platz gezogen. Gellend ertönte die Bootsmannspfeife; der Untersteuermann trat herzu; das mahagonifarbene Antlitz des Lootsen nahm einen sorgenvollen Ausdruck an; klirr, klirr, klirr setzte sich die Ankerwinde in Bewegung, und gleichzeitig erhob sich ein rauher Gesang, in den nach regelmäßigen Zwischenräumen der Chor einstimmte:

„Und kommt ihr an die Schleusenpfort',
„Ja, Bursche, ja!
„Treu Sally harrt des Liebsten dort,
„Hieft, ihr Blitzkerle, hieft!
„Dann Kameraden hieft geschwind,
„Ja, Bursche, ja!
„Und führt sie aus dem bösen Wind.
„Hieft, ihr Blitzkerle, hieft!"

Und dann ertönten Ausrufungen aller Art, wie z. B.:

„Ihr da, stoßt die Boote ab!"

„Zieht die Fallreepstreppe ein!"

„Macht den Binnenklüver los!"

„Ein Mann nach hinten an's Ruder!"

„Vier von Euch an's große Marssegel!"

„Halloh!"

„Was thust Du da!"

„Ich mach' das Tau fest!"

„Faß' es doch ordentlich an, Du Schwalker!"

Wer jetzt den jungen Holdsworth erblickte, der sah einen Seemann mit einer Stimme wie ein Sturmwind; das ganze große Schiff mit seinen tausend Bestandtheilen, den Rundhölzern, Tauen, Segeln u. s. w. hielt er sozusagen wie ein Spielzeug auf der flachen Hand.

Der Kapitän befand sich in der Kajüte; der Lootse schaltete und waltete jetzt als Herr und Gebieter, und Holdsworth beobachtete seine Mienen, um seine Befehle zu errathen.

Bald war die Kette auf und nieder und der Anker im Begriff zu springen; einige Matrosen verließen jetzt die Winde, um Segel zu setzen. Die Flut war eingetreten, und das Schiff glitt fast unbemerkt an einem großen amerikanischen Fahrzeuge vorüber, welches den Abend vorher unter Segel gegangen war. Einige Boote folgten ihm, die übrigen wandten sich und fuhren nach Gravesend zurück, wobei die in denselben Sitzenden sich erhoben und mit Hüten und Tüchern den Scheidenden einen Abschiedsgruß zuwinkten.

Jetzt war der Anker gelichtet und die Mannschaft verließ das Bratspill, um an die Segel zu gehen. Aus der Luft ertönte der vielstimmige Ruf: „Holt die Schoten vor," und wie Schneelawinen prasselten die großen Stücke Segeltuch herab; die Ketten fuhren klirrend durch die Blöcke und vorn und hinten erschollen Solos und Chorgesänge, bis dieselben auf das Kommandowort: „Belegt!" verstummten. Die Raaen stiegen langsam an den glatten Masten in die Höhe und spannten die Segel so stramm wie ein Trommelfell. Die Leute am Bord des Yankee-Schiffes sammelten sich auf dem Vorderdeck und gaben dem vorübersegelnden britischen Fahrzeug ein „Hoch!" mit auf den Weg. Unter dem Gesang der Mannschaft, dem Pfeifen des Bootsmannes und seiner Maaten und den lauten Kommandorufen des Lootsen hüllte sich die „Sternschnuppe" in eine Wolke von Segeltuch und sauste wie eine Yacht beim Wettrennen von dannen.

Die Brise ward frischer als der Fluß sich erweiterte. Auf dem Verdeck herrschte jetzt Ruhe; das Tauwerk war in vollständiger Ordnung und Alles und Jedes befand sich in so gutem Stande, als ob das Schiff bereits seit einem Monate auf See sei. Um zwei Uhr schäumte es unter dem Oberbramsegel und dem Außenklüver der Küste entlang und ließ die Kohlenschiffe, welche ihre Hauptrusten (eine Art hölzerner Seitenfloßen) nach sich schleppten und hülflos zappelnden und ertrinkenden Fliegen glichen, weit zurück; es überholte gewandte Schuner und Schiffe, die ihm selbst an Größe nicht nachstanden, und so verwandelte sich allmälig das Land vor den Blicken der Seefahrer in eine flache Marschgegend.

Der von der Bedeutung seiner eigenen Persönlichkeit durchdrungene Lootse stolzirte mit krummen Beinen und feuchten Augen auf dem Hinterdeck hin und her, rief dann und wann dem am Steuer stehenden Matrosen einen Befehl zu und blickte unaufhörlich empor und hinunter, nach Süden und Norden, nach rechts und links. Die Passagiere wanderten auf dem Deck umher oder lehnten sich über das Geländer und beobachteten die rauschenden Wogen; und wenigstens bei Denjenigen, welche ihre Heimat verließen, minderte sich das Gefühl des Schmerzes, als sie bemerkten, wie pfeilschnell das Fahrzeug durch die herrliche, frische Luft dahin glitt, und unwillkürlich gaben die bitteren Regungen des Grames froheren Empfindungen Raum.

Im Schiffraum unter dem Deck waren die Matrosen eifrig bemüht, ihre Hängematten anzunageln, ihre Kojen zum Schlafen einzurichten, ihre Kisten oder die deren Stelle vertretenden, aus Segeltuch genähten Säcke zu durchstöbern. Hier sah man das schwarze Gesicht eines Negers, dort die breiten Züge eines Holländers, hier einen Mulatten, dort einen schmalbackigen, spitzbärtigen, engbrüstigen Yankee. Alle sprachen Englisch und zwar in einem Dialekte, der die Lachmuskeln eines ungewohnten Lauschers unwillkürlich in Bewegung setzen mußte. Die meisten hatten bereits Freundschaft mit einander geschlossen; einige waren schon früher mitsammen gefahren, und diese hielten ab und zu in ihrer Arbeit inne und boten sich zum Zeichen des guten Ein
vernehmens gegenseitig einen Mundvoll Tabak oder einen
aus der Pfeife an; dabei ward die Luft allgemach für

Nicht-Matrosen unerträglich durch den Gestank von schwarzem Kautabak und dem unbeschreiblichen Geruch von Bodenwasser, Theer, Hanf und der übrigen Schiffsladung.

Um acht Uhr hatte die „Sternschnuppe" Margate passirt; sie fuhr mit vollen Segeln, nur die Oberbramsegel waren nicht aufgehißt. Eines der erhabensten Schauspiele, das die Welt uns zu bieten vermag, — ein Anblick, der seinesgleichen an Schönheit, Anmuth und Großartigkeit sucht — ist ein Vollschiff, ein Berg von Segeln, der unter Gottes Himmel pfeilschnell über die Wasserfläche dahin fährt und zu beiden Seiten mächtige Schaumwellen emporwirbelt, die sich dann wie ein paar gigantische Arme nach rechts und links erstrecken.

Bei dem North-Foreland kommt man jedoch an eine scharfe Biegung, und der Wind hatte sich um ein Weniges nach Westen gezogen und wehte frisch inmitten des Flusses, als der Lootse in der Nähe der fernen Godwin-Sandbänke am Horizont einen langen Streifen Schaumes bemerkte, der eine schwache Aehnlichkeit mit der Milchstraße am Himmel besaß.

Das war unangenehm; weil sie in Folge dessen, falls sie nicht der französischen Küste zuzusteuern und bei Folkstone eine lange Rast zu halten gedachten, in den Dünen vor Anker gehen mußten.

Die Sache ließ sich übrigens nicht ändern, denn obgleich die Raaen des Schiffes an der Leeseite steif angebraßt waren, so fiel es doch einen halben Strich nach dem andern ab und war, als es die Höhe von Ramsgate erreicht hatte, gen Süden gerichtet. Aber die „Sternschnuppe" konnte wie eine Yacht laviren. Das Großsegel ward festgemacht, ein Ref in die Marssegel gesteckt und dann wurden die Matrosen beordert, das Schiff zu wenden. Die Mannschaft gehorchte, und das Fahrzeug segelte nunmehr mit zwei Mann am Ruder in schnurgerader Richtung auf South-Sand-Head, den südlichsten Theil der gefahrvollen Godwin-Sandbänke, zu.

Das Meer bot ein herrliches Schauspiel. Die Sonne war hinter dem festen Lande untergegangen und hatte einen breiten rothen Glutschein zurückgelassen, über welchem sich einige große Wolken ausgebreitet hatten, die wie schwärzlich-gelbe Vorgebirge mit scharf hervortretenden feurigen Landzungen anzusehen waren. Dahinter erhoben sich die weißen Klippenmassen, welche gleich



Viktoria, Kronprinzessin des deutschen Reiches und von Preußen. (S. 20.)

Nebelgebilden das dunkle Wasser überragten. Rechter Hand bog sich das Land zu einer Bucht aus, die das Wasser bis zu Deal flach umschloß und sich dann zu einer großen Wand von drohenden Klippen gestaltete, welche dunkel gegen den Hintergrund, den der rothe Himmel bildete, abstachen. Die hereinbrechende Dämmerung hatte die Umrisse der auf dem in Schatten gehüllten Ufer stehenden Häuser verwischt. Doch bemerkte man noch hier und da kleine am Strande segelnde Schiffe; auch sah man winzige, kufenförmige Küstenfahrer mit rothen Segeln, die verschiedenen Landzungen im Schneckenschritt umfahrend, während vorn und hinter der „Sternschnuppe" das unruhig pulsirende Meer sich erstreckte, das, durch seinen mannigfachen Untergrund verschieden gefärbt, in wilder, stetig wechselnder Schöne sich zeigte. In der Ferne, zur linken Seite, glättete sich die aus eilendem Wellengekräusel bestehende See zu einer Oelfläche, die sich bis zu einem öden, unwirthlichen Horizonte ausdehnte. Hier und da erkämpfte sich eine Brig oder eine Bark mühsam ihren Weg und bemühte sich, schneesäulenartige Wassermassen emporhebend und wie ein Betrunkener taumelnd, der jeden Augenblick umfallen kann, vorwärts zu kommen. Die „Sternschnuppe" überholte sie natürlich alle; auch schoß sie an manchen dieser Fahrzeuge so stolz vorüber, als seien dieselben im Verhältniß zu ihr nur Tonnen oder Bojen; mehreren kam sie dabei so nahe, daß sie ihnen den Wind aus den Segeln nahm und ihnen half, sich gleichlastig aufzurichten. Es gewährte dann einen eigenen Reiz, auf die fast unmittelbar auf der Wasserfläche ruhenden Verdecke hinabzuschauen und zu beobachten, wie der Mann am Ruder neugierig emporstarrte und zwei, drei Leute über die Verschanzungen lugten, während der Herr des Schiffes gelassen auf und ab wanderte und den fremden Rivalen keines Blickes würdigte. Für ein kleines Weilchen vernahm man dann das Aechzen und Stöhnen des Holzwerkes sowie das Heulen des Windes in den Masten und im folgenden Augenblicke war das Fahrzeug weit zurückgeschleudert, zu einem Spielzeug zusammengeschrumpft und kaum noch auf den bleifarbenen Wogen bemerkbar.

Aber jetzt war der rothe Schein dort über dem Festlande allmälig vergangen und da, wo es gestanden, brannte nun ein starkes, unbewegliches Licht und krönte den Gipfel der am meisten hervorspringenden höchsten Klippe. Die Nacht brach an und auf der weiten Wasserfläche tauchten zahllose Lichterchen empor. Das waren die Laternen der in den Dünen liegenden Fahr-

zeuge, der vorüberfahrenden Schiffe und der Baken von Godwin. Die Wolken, welche im Vergleich zu dem Scheine der untergehenden Sonne stahlgrau erschienen waren, zeigten jetzt ein weißes Kleid und segelten gleich großen Rauchmassen zwischen den Sternen dahin. Plötzlich erhob sich gerade vor dem Schiffe eine blasse weiße Linie — ein rasches, gespenstisches Flimmern und ein heller rother Stern, der einem festgebannten Meteor glich und der noch vorj einigen Augenblicken in weiter Ferne gefunkelt hatte, ward auf einmal groß, leuchtend und besorgnißerregend anzuschauen.

Eine tiefe Stimme unterbrach die Ruhe auf der „Sternschnuppe“:

„Klar zum Wenden!“

Eilende Schritte erdröhnten; dann ward es still; das Steuerruder flog wie ein Feuerwerk herum und das rothe Licht vor ihnen glitt blitzschnell auf die linke Seite.

„Ruder in Lee!“

Die Segel erbebten mit donnerartigem Getöse und die Passagiere eilten herzu und waren höchst erstaunt, als sie bemerkten, daß ihr Schiff sich gewendet hatte.

„Nach hinten gehn!“

Bei diesem Befehle erhob sich ein lauter Chorgesang; in Folge der befreiten Brassen konnten die Raaen ungehindert hin und her wehen; das Verdeck hallte wieder von dem Stampfen der Füße und dem Rufen der Männer; das Schiff legte sich auf die eine Seite, als wolle es umsinken, die unerfahrenen Passagiere stürzten luvwärts; ein weiteres Kommandowort erschallte und noch im nämlichen Augenblick flogen die Fockraaen herum und nach wenigen Minuten schoß die „Sternschnuppe“ durch die Wogen, steuerte auf Deal zu und vom Hinterdeck aus sah man den matten phosphorischen Glanz der Godwin-Sandbänke allmälig verblassen.

Das Schiff wandte sich dreimal in der folgenden Stunde. Um halb zehn Uhr schwieg der Wind und die große gelbe Scheibe des Mondes stieg aus dem Meere auf. Mit unbeschreiblich ruhiger Majestät erhob sich der Ball, von einem Dunstkreis umgeben, über den Rand des Horizonts und warf seinen zitternden Wiederschein auf die wogenden Wellen. Die Segel der „Sternschnuppe“ fingen alsbald die Strahlen auf und ihre



Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen. (S. 20.)

lange Kielwasserschleppe glänzte im Mondlicht wie ein Schweif von Silberflitter.

Das Schiff befand sich jetzt zwischen den Dünen und in einer völligen Windstille; eine Viertelstunde später lag es vor Anker; sämmtliche Segel waren festgemacht und Alles war trefflich in Ordnung; und rings umher ruhte eine Menge von Fahrzeugen, die wie Schattengestalten auf der Wasserfläche zu liegen schienen.

Die Wache ward aufgesetzt, das Nachthaus eingerichtet und das Ankerlicht angezündet. Ein Theil der Mannschaft ward abgelöst; der andere legte sich auf die Kisten oder auf das Deck, um in vollem Zuge zu schlafen und eine tiefe Ruhe umfing das vor Kurzem von emsigem Treiben belebte Schiff. Eine fast lautlose Stille herrschte rings umher; man hörte nur das leise Flüstern einiger Passagiere, die, um das Kajüten-Oberlicht gelagert, ein Gespräch führten, die Töne einer Flöte, die auf einem der nahe liegenden Schiffe gespielt wurde und das schwache, melodische Rauschen der den kiesigen Strand von Deal umspülenden Brandung.

Es war eine von keinem Hauch bewegte Sommernacht! Große Sternschnuppen glitten pfeilschnell am Himmelsgewölbe dahin; der Mond aber ward von Minute zu Minute kleiner und glänzender und auf den Schiffen traten die dunklen Umrisse der spitz zulaufenden Masten und des Takelwerks an ihrem untern Ende deutlich hervor, während die Spitzen den Blicken entschwanden. Da die Flut unser Fahrzeug gewendet hatte und sein Bugspriet jetzt den Kanal hinaufblickte, so hatte es die Lichter von Deal an der linken Seite. Dieselben riefen heimatliche Erinnerungen wach, welche gar manches Auge thränenfeucht und gar manches Herz sorgenvoll und schwermüthig machten, aber wohl war Keinem so beklommen zu Muth wie Holdsworth; er hatte jetzt die Wache und durfte sich nunmehr, da die Pflichten eines arbeitsvollen Tages erfüllt waren, den herben Luxus gestatten, seinen Gedanken nachzuhängen.

Langsamen Schrittes wanderte er auf dem Hinterdeck hin und her. Das Antlitz seines jungen Weibes tauchte vor seiner Seele auf, und abermals durchlebte er die bange Stunde, die ihn zerrissenen Herzens von ihrer Seite rief und ihn mit Thränen in den Augen aus seinem Daheim trieb. Er fühlte sich von ihrem Arm umklammert; er blickte ihr in die vom Weinen geschwollenen Kinderaugen; mit versagender Stimme wiederholte er immer auf's Neue seine letzte, zärtliche Bitte: daß sie den Muth nicht verlieren, sondern für ihn beten und nur an den

glückbringenden Sommer denken solle, der sie beide wieder vereinigen werde.

Dir ferne Musik erstarb; die Thurmuhren verkündeten, daß es halb elf Uhr sei; die Töne drangen über das Wasser herüber und wurden von der auf dem Hinterdeck stehenden Glocke der „Sternschnuppe“ mit fünf durchdringenden Schlägen beantwortet.

Halb Elf! Ruht Dolly jetzt? War sie, von Kummer und Thränen erschöpft, eingeschlummert? Wie lange, ja wie unbeschreiblich lange war es her, seit er sie zuletzt gesehen! Die Zeit ließ sich freilich noch nach Stunden zählen, und doch war ihm zu Muthe, als ob seit jenem bangen Augenblick Tage und Wochen vergangen seien.

Er stützte sich mit beiden Armen auf die Hinterdecksriegelung und gab sich seiner schwermüthigen Stimmung preis. Da ward plötzlich mit sanfter Stimme eine Frage an ihn gerichtet; er wandte sich um.

„Gehören alle jene Lichter dort Schiffen an?“ Die Sprecherin war die Wittwe, die im Laufe des Tages mehr als einmal Holdworth's Aufmerksamkeit durch den tieftraurigen Ausdruck ihres Antlitzes und durch das liebevolle Benehmen auf sich gezogen hatte, das sie gegen den kleinen blonden Knaben an den Tag legte, dessen unschuldige, hocherstaunte Kinderaugen ihn an die seiner Dolly erinnerten und sein Herz im Fluge eroberten.

„Ja sie gehören den Schiffen an, welche wie das unsrige vor Anker liegen.“

„Welch' eine herrliche Nacht! Mein Kind schläft und ich habe mich leise von seiner Seite geschlichen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen.“

„Der liebe kleine Bursche wird nach den Aufregungen, die ihm der heutige Tag gebracht, trefflich schlafen. Hat er doch seine staunenden Augen unaufhörlich umherwandern lassen!“

Nach diesen Worten ward die Wittwe sofort offen und zutraulich. Ihr Frauenherz war alsbald so im Klaren über ihn, als habe sie ihn Zeit ihres Lebens gekannt.

„Haben Sie mein Kind bemerkt?“ fragte sie. „Ich glaubte Sie zu eifrig beschäftigt, um ihn zu sehen. Er war ganz erschöpft; Gott segne ihn! Als ich ihn in's Bett gelegt hatte, vermochte er nicht einmal mehr zu beten. Er hat keinen Vater mehr, der ihn lieben kann; daher muß ich ihm meine Liebe in doppeltem Maße zuwenden.“

„Das wird Ihnen nicht schwer werden. Er ist ein rechter, echter Junge, und er und ich werden, glaub' ich, gar bald gute Freunde sein.“

„O, ganz gewiß! ... Sie heißen Herr Holdsworth. Nicht wahr? Ich hörte, wie der Kapitän Sie bei dem Namen rief. Und Sie sind der Obersteuermann?“

„Ja Madame.“

„Ich hege große Achtung für Ihren Stand, Herr Holdsworth, und ich habe Ursache dazu, denn sowohl mein Vater wie mein Bruder waren Seeleute. Aber ich glaube, ich würde es meinem Jungen nie erlauben, diesen Beruf zu wählen; ich könnte den Gedanken, mich von ihm zu trennen, nicht ertragen. Auch habe ich nie begriffen, wie die Frauen der Seeleute eine so lange Trennung von ihren Männern auszuhalten vermögen.“

„Das kommt ihnen auch hart genug an,“ entgegnete Holdsworth rasch. „Vor dieser Abreise habe ich das noch nicht gewußt. Aber jetzt, wo ich meine kleine Frau daheimlasse, habe ich es nur zu sehr erfahren. Gott behüte sie, bis ich zurückkehre.“

„Ist sie noch jung?“

„Neunzehn Jahr.“

„Das arme Kind!“ rief die Wittwe mit theilnehmendem Herzen. Dann fügte sie ermuthigend hinzu: „Aber durch diese Trennung werden Sie einander noch werther werden. Sie können mit Sicherheit auf ein Wiedersehen hoffen. Die Zeit fliegt schnell dahin, und alle diese trüben Tage werden Ihnen wie ein Traum vorkommen, sobald Sie wieder mit Ihrer Frau vereinigt sind.“

Sie seufzte und blickte auf den schwarzen Krepp, mit dem ihr Kleid besetzt war. Das Mondlicht setzte Holdsworth in den Stand, diesen Blick zu bemerken; er wagte kein Wort zu erwiedern. Wußte er doch durch die vorhin ausgesprochene Andeutung, daß ihr Knabe vaterlos sei, wen sie verloren hatte, und angesichts eines solchen Schicksalschlags erschien ihm sein eigener Kummer klein.

„So lange noch Leben da ist,“ fuhr sie mit sanfter Stimme fort, „haben wir ein Recht zu hoffen und von künftigem Glück zu träumen. Sie dürfen daher nicht verzagt sein, Herr Holdsworth. Diese Trennung ist nichts weiter als eine vorübergehende Unterbrechung Ihres Glückes. Gott wird Ihnen Ihre liebe junge Frau beschützen und Sie gesund und wohlbehalten zu ihr zurückführen.“ Sie lächelte ihn freundlich an und fügte hinzu: „Aber jetzt muß ich zu meinem Kleinen zurückkehren,“ grüßte ihn freundschaftlich und verschwand.

Er hätte sie segnen mögen, denn sie hatte ihm eine Zuversicht in's Herz geflößt, die er sich, — obgleich sie ja auf keiner festeren Grundlage als auf der Theilnahme eines echt weiblichen Wesens beruhte, — doch nimmermehr selbst zu ergrübeln und zu ersinnen vermocht hätte.

„Die besitzt ein treues Herz!“ dachte er bei sich, und seine Wanderung auf's Neue beginnend, wiederholte er sich jedes ihrer Worte und sog aus denselben einen Balsam, der seinen Schritten die frühere Elastizität und seinen Augen den alten Glanz wiedergab.

(Fortsetzung folgt.)

Thusnelda in Rom.

(Bild S. 4 und 5.)

Der Einzug der gefangenen Thusnelda mit ihrem Söhnchen in Rom gehört zu den anziehendsten und großartigsten Leistungen auf dem Gebiete der Malerei der Neuzeit und wird dem Schöpfer dieses Werkes, Karl Piloty, Unsterblichkeit sichern. Der Hergang der Handlung ist folgender: Nach dem Sieg im teutoburger Walde hatte Hermann (Arminius) die schon an einen Andern verlobte Tochter Segest's entführt und zum Weibe genommen. Darauf von Segest gefangen, wurde er durch die Seinigen befreit. Nun bemächtigte sich Hermann Segest's, der aber wieder entkam und Thusnelda mit Gewalt auf seine Burg führte; hier belagerte ihn Hermann. In seiner Noth schickte Segest Gesandte an den römischen Feldherrn Germanikus, der gegen verschiedene deutsche Stämme vergeblich gekämpft hatte, dringend um Hülfe bittend. Germanikus kehrte schnell zurück, entsetzte Segest, brachte ihn aber mit einer großen Anzahl seiner Verwandten und Freunde in seine Gewalt, und unter diesen befand sich auch Thusnelda, die bald nachher einen Sohn gebar, den sie Thumelicus nannte. Segest wurde zwar freundlich behandelt, mußte aber zusehen, wie Thusnelda mit ihrem Söhnchen zwei Jahre später den Triumphzug des Germanikus in Rom verherrlichte. Der Verlust seines Weibes wurde für Hermann der Hauptanstoß, die Macht und Herrschaft der Römer in Deutschland vollständig zu brechen. Als Germanikus im Jahr 17 n. Chr. als Triumphator in Rom einzog, wagte schon kein römisches Heer sich mehr über den Rhein.

Diesen nationalen Stoff hat sich Piloty zum Gegenstand seines großartigen Bildes gewählt und mit großer Kraft und tiefem historischen Geist die schwere Aufgabe gelöst, daß die Besiegten moralisch und physisch doch trotz der Fesseln als Sieger erscheinen.

Einer unserer feinsten Kunstrichter, Fr. Pecht, sagt von diesem Bilde:

Daß der Künstler es in Wahrheit zu einer Darstellung der Verdorbenheit des römischen, zu einem Triumph deutschen Wesens, als des sittlich höhern und tüchtigern, wenn auch rohern, umzugestalten wußte, das macht es zu einem so glücklichen Griff deutscher Kunst. Denn wenn wir auf demselben die majestätische Gestalt der deutschen Fürstin stolz und ungebeugt an der Spitze, wenn auch gefesselter, doch trotziger, finster und drohend blickender deutscher Krieger einherziehen sehen, so gewinnen wir mitten in der Pracht des kaiserlichen Roms und unter dem Jubel der Sieger doch sofort die Ueberzeugung, daß diese Besiegten von heute unfehlbar morgen die Sieger sein, mit nerviger Faust diese ganze schimmernde Welt in Trümmer schlagen werden.

Gerade daß sie faul ist durch und durch trotz alles Glanzes, ja trotz aller geistigen Ueberlegenheit, weil ihr jene Seelengröße, jener Heroismus abgehen, die Thusnelda selbst in ihrem maßlosen Unglück aufrecht erhalten, das sieht man augenblicklich, sowohl an der unheimlichen Tücke, mit welcher der auf der Tribüne im Schatten thronende Tiberius den mit seinen Söhnen auf dem Triumphwagen nahenden Sieger Germanikus betrachtet, als an der Mischung von frivoler Neugier und jener gemeinen und niedrigen Art von Genugthuung, mit der die übrigen Römer die im Unglück verhöhnen und verwünschen, vor denen sie noch gestern gezittert haben und morgen wieder zittern werden.

Den Unterschied zwischen einem stolzen und tüchtigen, wenn auch unzivilisirtem Volk und einem demoralisirten hauptstädtischen Pöbel vornehmer wie geringer Art darzustellen, ist dem Künstler trefflich gelungen.

Ferner müssen wir hervorheben, daß Thusnelda selber mit ebenso viel echter Würde als Größe einherschreitet und vortrefflich erfunden ist; vortrefflich ist auch ihr kleiner, scheuer und trotziger Sohn Thumelicus gelungen; auch die ihr folgenden Frauen mit ihrer Mischung von Scheu, Schmerz und stolzer Wildheit sind sehr gut gegeben. Das Ganze aber ist eben so deutlich ausgesprochen und verständlich als schön im architektonischen Aufbau der Gruppen.

Das ungewöhnliche Talent des Malers aber zeigt sich ganz besonders in der Art, wie er jeder der zahlreichen Figuren des Bildes einen oft hohen, rein malerischen Reiz zu verleihen gewußt hat. Nach dieser Seite hin sind gerade die gefangenen Germaninnen, Thusnelda an der Spitze, ebenso die meisten der Krieger, wahre Meisterstücke; nicht minder überraschend geglückt erscheint die ganze reiche, szenische Ausstattung.

An was die Liebe hängt.

(Kopie der Stahlstichprämie dieses Jahrgangs.)

(Bild S. 16.)

Die Liebe hängt an einem Fädchen,
Mit einem Fädchen spinnt sie an;
Leis knüpft die Schling' ihr lieben Mädchen
Und fangt damit den lieben Mann.

Im Nu habt ihr's zum Tau gewunden,
Es schlingt sich um ihn riesenstark;
Sein Geist und Herz, es ist gebunden,
Gefesselt ist er bis in's Mark.

Süß ist die Fessel, trotz der Stärke,
Er trägt sie willig und beglückt;
Er haspelt an dem Zauberwerke,
Bis daß er immer mehr umstrickt.

Das Netz ist stärker als die Hölle,
Ja, es ist stärker als der Tod;
Und doch ist's ähnlich der Libelle
Und bleibt ein Fädchen, das stets droht.

Droht zu zerreißen, wenn ein Hauch leis
Durch eins der beiden Herzen zieht;
Der nur wie eine Ahnung hinweist,
Daß noch ein anderes Blümchen blüht.

Oft ist's der Mann in Hast und Unruh,
Der jäh das fein Gespinnst zerreißt;
Noch öfter ist's ein kleines Zähnchen,
Das muthwillig, launisch es zerbeißt.

Box, der Hund.

(Nachdruck verboten.)

Ein Mann macht sich mit der Furcht vor Thieren oft lächerlich und eine Dame, die behauptet, dieß oder jenes Thier nicht vertragen zu können, erscheint immer affektirt und geziert. Das Sprüchwort sagt: was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr, deßhalb sollte jede Familie mit Kindern Hausthiere halten. Ich hatte stets einen Hund, attachirte mich aber immer der Art an das Thier, daß ich bei seinem Ende mir jedes Mal gelobte, nie wieder einen andern anzuschaffen. Wozu wären aber die Vorsätze, wenn man sie halten wollte! Nach dem Tode von Bayard, einer mächtigen Ulmer Dogge, sollte sicher kein Hund mehr in's Haus kommen. Zum Feldzuge 1866 verließ ich Frau und Kinder ohne Hund, die Sache änderte sich aber bald. Gleich beim ersten Gefecht fiel uns die Equipage eines gebliebenen österreichischen Stabsoffiziers mit 14 Pferden und 14 Hunden in die Hände. Der Reitknecht, der sich mit allen den Thieren gar keinen Rath wußte, war sehr zufrieden, einen glatthaarigen Pinscher, den er vor wenigen Monaten als ganz jungen Hund bei einem Pferdetransport aus England mitgebracht hatte, für einen Thaler an mich zu verkaufen. Das Thier war schwarz mit weißer Brust, braunen Extremitäten und einem braunen Fleck über jedem Auge. Heute ist diese Rasse sehr selten, früher sah man sie bei den meisten Wagen und findet davon noch unendlich viele Abbildungen auf alten englischen Bildern. Jetzt war ich, trotz des festen Vorsatzes, wieder glücklicher Besitzer eines Hundes und eines schönen Hundes, der mich aber von vornherein in große Verlegenheit brachte. Was sollte ich mit dem Thiere auf dem Marsche anfangen? Bald fand sich Rath. Er machte mit einem Begleitschreiben an die Familie die Reise in die Heimat mit einigen heimkehrenden Leichtverwundeten. Frau und Kinder waren erfreut über seine Ankunft, der Jüngste begrüßte ihn als Box und diesen Namen behielt er. Als ich aus Oesterreich zurückkehrte, fand ich den Stallhund in einen vollkommenen Stubenhund verwandelt, der das Liegen auf den Sophas unglaublich schnell begriffen hatte. Neben der Passion für die Pferde hatte Box eine große Liebe zu den Kindern gefaßt und diese Liebe beruhte auf Gegenseitigkeit. Er erfüllte vollständig seinen Zweck. Obgleich ich ihm ganz fremd war, so befreundeten wir uns sehr schnell, denn ich war derjenige, welchen er am meisten zu Pferd und zu Wagen begleitete.

Zu einem Wagen, besonders wenn der Herr selbst kutschirt, gehört immer ein Hund. Box war beim Reiten und Fahren durch seine Behendigkeit und seine große Jagdpassion sehr unterhaltend, oft aber auch unleidlich, weil er beim Reiten das Pferd von mir oder meiner Frau aus lauter Liebe in die Beine biß.

Der Hund war wie Quecksilber, nicht einen Augenblick konnte er Ruhe halten. Neben dem Wagen ging die Jagd rechts und links über die Felder, vorzüglich reizten ihn die Vögel. Jede Krähe, jeder Sperling wurde gejagt und so manches Huhn büßte seine Schwanzfedern ein, wenn es Box durch einen kühnen Sprung beim Auffliegen noch erreichen konnte. Stellte sich ihm aber eine Henne zur Vertheidigung ihrer Kücheln entgegen, dann war er in der größten Verlegenheit und zog sich beschämt zurück.

Diese Leidenschaft für die Hühnerjagd sollte ihm verderblich werden, denn eines Tages war er bei der Verfolgung einiger Hühner so im Schuß, daß er von einer Höhe von zwanzig Fuß herunterspringen mußte. Er fiel auf unten stehende Bierfässer, brach drei Rippen und zersplitterte das eine Hinterbein. Das Unglück in der Familie war groß, die Kinder natürlich in Thränen. Box wurde einem Schäfer zur Kur übergeben und kehrte nach sechs Wochen aus seiner Klinik als vollständig hergestellt zurück. Der Hund hatte ein dankbares Gemüth, denn sobald er später den Schäfer auf den Feldern mit der Heerde antraf, so jagte er die Schafe zwar auseinander, begrüßte aber seinen Aeskulap auf das Freundlichste. Seine Jagdpassion war übrigens nach diesem Unfall noch gerade dieselbe wie früher, in dieser Beziehung war er ganz unverständig, obgleich er sonst großen Verstand zeigte.

Wenn man überhaupt von geistigen Anlagen bei Thieren reden kann, so sind diese gewiß in den verschiedenen Rassen und in den einzelnen Individuen verschieden. Die Rasse der glatthaarigen Pinscher ist als sehr klug bekannt und in dieser war Box ein hervorragend begabtes Thier.

Durch den Umgang mit Menschen mag die geistige Thätigkeit der Thiere geweckt und ausgebildet werden, denn die Zunahme der Klugheit des Hundes bei längerem Aufenthalt in der Familie ist ganz auffallend.

Die Familienmitglieder kannte Box natürlich genau, gegen Fremde richtete er sein Benehmen je nach dem Grade ihrer Freundschaft im Hause ein. Mit dem Arzt, der auch oft als ein gern gesehener Freund kam, stand er auf besonders gutem Fuß und dennoch biß er ihn einmal am Bett des einen Jungen ganz ordentlich. Der Doktor sah dem Kinde bei einer Halsentzündung in den Mund, der Hund mußte sich wohl zur Vertheidigung desselben für verpflichtet halten. Als der Arzt das Bett verließ, leckte Box ihm sogleich die Hand und sie waren wieder die guten Freunde wie früher.

Ebenso genau wußte der Hund die eigenen von fremden Thieren zu unterscheiden. Vögel und Katzen jagte er mit Leidenschaft. Peter, der Hauskater, der ihm allerdings gar keine Furcht zeigte, war jedoch sein entschiedener Freund. Oft lagen Beide neben einander auf dem Sopha und ihr Diner nahmen sie gewöhnlich gemeinsam aus demselben Napf. Auf gleichem Fuß stand Box mit Lora, dem Papagei, der frei auf einem Ständer saß und häufige Spaziergänge durch die Zimmer

machte. Bekam der Vogel einen Knochen abzunagen, so stand der Hund gewiß nicht lange vergebens bettelnd am Ständer. Lora warf ihm den Knochen hin und verlangte einen andern.

Ganz auffallend war seine Bekanntschaft mit den Pferden. Durch fremde Pferde, welche beim Hause vorbeigingen, ließ Box sich niemals aus der Ruhe in seiner Sophaecke stören, sobald jedoch eins meiner Pferde um die nächste Straßenecke bog, fuhr er heulend an's Fenster. Setzte ich dann aber den Helm auf, so legte er sich ruhig wieder nieder, weil er wußte, daß er nicht mit mir im Dienst erscheinen durfte. Ebenso verlangte er niemals mitzugehen, wenn sich die Frau zu Visiten oder zur Gesellschaft anzog, hörte er aber nur vom Reitkleide sprechen oder sah gar die Reitstiefel, dann war er überhaupt nicht mehr zu beruhigen. Schließlich tyrannisirte er Alle, denn je länger ein Hund in der Familie ist, desto größere Rechte maßt er sich nach und nach an. Das war Box im aller ausgedehntesten Maße gelungen. So verlangte er z. B., daß ich mich alle Tage gleich nach Tisch auf einen bestimmten Lehnsessel an's Fenster setzen und die Beine auf einen andern Stuhl ausstrecken mußte, um, während ich die Zeitung las, auf meinem Schooß bequem Mittagsruhe zu halten.

Des Abends ging er nur über die beleuchtete Treppe und mit seiner Liebenswürdigkeit gegen Jedermann setzte er Alles durch.

Auf großen Eisenbahnfahrten wurde ihm natürlich stets sein Billet gekauft, er war aber immer so glücklich, nicht im Hundekasten reisen zu müssen; die Fahrt darin im Februar von Oberschlesien nach der Ostsee wäre auch zu hart für ihn gewesen. Das ist noch ein Feld der Thätigkeit für den Thierschutzverein, dahin zu wirken, daß auf den Eisenbahnen für so verzogene Thiere im Winter der Hundekasten geheizt wird.

An der Ostsee fühlte sich Box sehr wohl. Die Ritte am Strand und die vielen Vögel dort boten ihm reiche Unterhaltung. Schnell hatte er wieder Freunde gefunden, die ihn, gleich den früheren verzogen. Er erhielt Geschenke wie die Kinder. Ein Herr brachte ihm einmal ein sehr schönes Halsband aus London mit und diese Aufmerksamkeiten verfehlten ihren Eindruck in der Familie nicht. Der Engländer hat in dieser Beziehung das sehr ware Sprichwort: love me, love my dog.

Während des französischen Krieges waren keine Pferde zu Hause, Box war die Bewegung aber Bedürfniß, mit Anderen ging er nicht, folglich mußte die Frau mit ihm spazieren gehen, und oft setzte er es durch, wenn er des Abends um elf Uhr noch um's Ausgehen bettelte.

Als ich aus Frankreich heimkehrte, fand ich die Familie in Zoppot im Seebade. Der Hund, der mich ein ganzes Jahr nicht gesehen hatte, schien mich vergessen zu haben, denn erst nach einer Viertelstunde besann er sich, und nun nahmen seine Begrüßungen und seine Freude gar kein Ende.

Für seine Unterhaltungen begann jetzt durch die täglichen Spazierritte eine goldene Zeit. Seine Liebe äußerte er nach wie vor durch das Beißen meiner Pferde, was auch einmal sehr böse für ihn endete. Einem neuen Pferde mußten diese Liebkosungen zu grob geworden sein, es schlug und traf Box so unglücklich vor den Kopf, daß er alle Viere von sich streckte. Erst ein Seebad, zu dem ich bis an die Kniee in's Wasser laufen mußte, brachte ihn wieder so weit zu sich, daß er langsam nach Hause gehen konnte. Bald kamen von allen Bekannten theilnehmende Anfragen nach dem Befinden des allgemein beliebten Patienten, denn die Nachricht von dem Unfalle hatte sich in dem kleinen Badeorte rasch verbreitet.

Nach drei Tagen war Box körperlich wieder geheilt, aber nicht von der gefährlichen Art, seine Liebe zu meinem Pferde zu beweisen. Nach der langen Abwesenheit glaubte ich zu bemerken, daß der Hund noch an Klugheit zugenommen hatte; früher markirte er durch sein Benehmen, ob Jemand mehr oder minder befreundet in der Familie war, jetzt konnte man mit Sicherheit annehmen, daß ein Fremder, gegen den Box sich freundlich benahm, uns ein angenehmer Bekannter wurde. Gegen die englische Erzieherin meiner Tochter war er nie recht freundlich, er hatte auch hier das Rechte getroffen, denn sie verließ uns bald. Ihre Stelle wurde durch Miß Annie, eine andere Engländerin ersetzt, von der wir vor ihrem Eintreffen, außer den Empfehlungen, nur die Photographie kannten, es war immer noch die Frage, wie die junge Dame sich in die Gewohnheiten und in die Lebensweise der Familie finden würde. Annie kam an, hatte kaum auf dem Sopha Platz genommen, als Box ihr auf den Schooß sprang und sich mit Entschiedenheit dort häuslich einrichtete, wogegen sie keinen Einwand machte. Der Hund hatte uns nicht getäuscht. Annie war bald keine Fremde mehr im Hause, sie nahm eigentlich die Stellung der ältesten Tochter ein und es schien, daß sie selbst sich auch wohl fühlte. Erst später erfuhr sie, daß Box uns bei ihrem Eintreffen schon über ihre künftige Stellung im Hause aufgeklärt hatte. Beide wurden sehr gute Freunde und der Hund fand auch Gelegenheit, ihr außer seiner Liebe, noch seine Dankbarkeit zu beweisen. Der lange vorhergesehene und gefürchtete Fall trat ein, daß Box vor den Pferden ausglitt und der Art überfahren wurde, daß die eine Vorderpfote zweimal gebrochen war. Jetzt war aber kein Schäfer zu finden; ein Militärarzt, der viel im Hause verkehrte, den Hund ebenfalls liebte, legte ihm einen Gypsverband an und Annie pflegte das treue Thier. Alle Mühe war vergebens, das Alter machte wohl seinen Einfluß geltend, denn als der Verband abgenommen wurde, war der Knochen nicht mehr zusammengeheilt.

Selbst in diesem Zustande war er von seiner Passion für Jagd und Pferde nicht geheilt, auf drei Beinen, mit umherschlenkernder Pfote, jagte er nach wie vor jeden Sperling und war nicht zu bewegen, im Wagen zu sitzen, er mußte nebenher laufen. Sein Ende war jedoch nahe. Ein für toll gehaltener Hund biß ihn und von der hohen Obrigkeit wurde sein Todesurtheil ausgesprochen. Ein Stein mit dem Namen „Box" deckt im Garten sein Grab.

Der erneut gefaßte Entschluß, nun aber bestimmt keinen Hund mehr anzuschaffen, wurde bereits durch ein gelbes Windspiel umgestoßen. Da das Thier hübsch und herrenlos war, so wurde es nicht nur aufgenommen, sondern ganz so verwöhnt wie sein Vorgänger, hat jetzt aber stets die Vorstellungen zu hören, wie in diesem oder jenem Falle sich Box ganz anders benommen haben würde. Beppo, das Windspiel, ist in dieser Beziehung genau in derselben Lage wie der zweite Mann so mancher wieder verheiratheten Wittwe, der oft hören muß, wie der Selige doch viel besser gewesen sei.

Der Heiner, der brassenheimer Müller und der Zundelfrieder.

(Bild S. 17.)

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirthshaus und dachte daran, wie ihn zuerst der rothe Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein," dachte er, „es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei Einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbub."

Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirthshaus und trinken Neuen; „und wißt ihr auch," sagt Einer, „daß der Zundelheiner im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand?"

Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn Einer und jetzt sei er verrathen. Ein Anderer aber sagte:

„Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollstein im Zuchthaus?" Darüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der brassenheimer Müller mit rothen Pausbacken und kleinen, freundlichen Augen dahergeritten. Und als er in die Stube kam und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid und hört, daß sie von dem Zundelheiner sprechen, sagt er:

„Ich hab' schon so viel von dem Zundelheiner erzählen gehört; ich möcht' ihn doch auch einmal sehen." Da sagte ein Anderer:

„Nehmt Euch in Acht, daß Ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land." Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte:

„Pah, ich komm' noch bei guter Tageszeit durch den friedstätter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenn's fehlen will, gebe ich dem Schimmel die Sporen."

Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin: „Was bin ich schuldig?" und geht fort in den friedstätter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Betteljuhr ein lahmer Mensch.

„Gebt mir für ein Käsperlein Eure Krücke," sagte er zu dem lahmen Soldaten. „Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo Ihr abgeladen werdet, macht Euch der Wagner eine neue."

Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den friedstätter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon an die Straße und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Darüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trottirt und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte:

„Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?" Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglicher Stimme:

„Wolltet Ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden euch wohl begegnet sein, haben mir all' mein Almosengeld abgenommen und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert und ist an den Aesten hängen geblieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet Ihr nicht so gut sein und sie mit Eurer Peitsche herabzwicken?" Der Müller sagte:

„Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: ‚So herzig wie mein Liesel, ist halt nichts auf der Welt!'"

Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herabzuzwicken. Als er aber an dem Baum war und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner so schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt Euch das Gehen nicht verdrießen," rief er dem Müller zurück, „und wenn Ihr heim kommt, so richtet Eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundelheiner!"

So etwas muß man selber sehen, wenn man's glauben soll; deßwegen steht's hier eben abgebildet. Als er aber eine Viertelstunde nach der Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam und alle Räder klapperten, daß ihn Niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthür an und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

*

Eines Tages, als Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte und dachte: „Ich will so spät den Zuchtmeister nimmer wecken," und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er Abends noch unbeschrieen an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sei und wie er heiße und was er im Schild führe.

„Könnt Ihr polnisch?" fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt:

„Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber Polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden."

„Wenn das ist," sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegen einander expliziren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor sei?"

Die Schildwache holte den Thorwächter, es sei ein Polak an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliziren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum Voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht.

„Es geht hier zu Lande nicht stark ab," sagt er, „und es wird im ganzen Städtlein schwerlich Jemand sein, der kapabel wäre, es zu dolmetschen."

„Wenn ich das wüßte," sagte der Frieder und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kommt der Mond."

Der Thorhüter sagte:

„Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn Ihr gerade durchpassirtet, ohne Euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß," und war froh, daß er seiner los ward.

Also kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nöthig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse," sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenn's Abend ist, in's Haus, oder unter gute Aufsicht." Und er packte sie mit sicherem Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte vor dem Schilderhaus, als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: „Wer da!" Der Söldner antwortete in aller Gemüthlichkeit: „Gut Freund!" Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus und über die Grenze.

Hebel.

Nummer 21.

Eine Geschichte aus dem Leben eines Polizeibeamten.

Von

Dr. Emmer.

Man hatte mich der Polizeidirektion in P. zugetheilt, einer Stadt, welche als eine Art Hochschule für junge Polizeibeamte galt. In der That hatten alle namhaften Beamten der Residenz hier ihre Laufbahn begonnen, gewissermaßen das Technische des Berufes gelernt, wozu P. die beste Gelegenheit bot, da hier alle Abarten der großen Gaunerzunft reichlich vertreten waren. Kein Beruf erfordert so viel Schulung, als der des Polizeibeamten, die natürliche Beobachtungs- und Kombinationsgabe muß — ich möchte sagen — in's Uebernatürliche gesteigert werden, will man auf den Ruhm eines „guten" Polizisten Anspruch erheben.

Ich fand in P. einen liebenswürdigen Chef, angenehme Kollegen und ein tüchtiges Personal. Ein Mann erregte mein besonderes Interesse, das noch dadurch gesteigert wurde, daß ihn meine Kollegen als den besten Detektive (geheimen Polizisten) bezeichneten. Er hieß Bratic, sein Gesicht hatte den südslavischen Typus, einen gleichzeitig intelligenten und melancholischen Ausdruck. Er war einst Offizier gewesen, hatte sich politisch kompromittirt und war nach verschiedenen wechselvollen Schicksalen zur Polizei gekommen, für welchen Beruf er eine ungemeine Begabung besaß. Er brachte Licht in die verworrenste Angelegenheit, er bewältigte die größten Schwierigkeiten mit einer erstaunlichen Gewandtheit, er ermittelte den Thäter, auch wenn alle Anderen nicht eine Spur gefunden hatten.

Ich suchte eine Annäherung, fand aber wenig Entgegenkommen; er begegnete mir zwar stets höflich, blieb aber immer gleich zurückhaltend. Bald erfuhr ich auch, daß er überhaupt verschlossen und einsam wie eine Auster sei, keinen Freund besitze und mit der Welt nur dienstlich verkehre. Ich gab natürlich meine Annäherungsversuche auf, jedoch unser Beruf führte uns öfter zusammen, und da entdeckte ich einmal von ungefähr, daß Bratic doch eine Stelle hatte, wo er sterblich war, d. h. daß es ein Thema gab, welches ihn zum Sprechen brachte. Dieses Thema war sein Sohn.

Ich hatte noch nie Jemanden mit einer so leidenschaftlichen, man möchte sagen, fanatischen Liebe von seinem Kinde sprechen hören, wie dieß Bratic that. Für Unbetheiligte haben derlei Ausbrüche elterlicher Zärtlichkeit meist etwas Komisches; bei Bratic fand ich dieß rührend. Ich beneidete fast den Sohn um so viele Liebe, später bemitleidete ich den Vater, als ich erfuhr, daß der Sohn etwas leichtsinnigen Charakters sei, zwar eine vortreffliche, intelligente Arbeitskraft, aber etwas Vergnügling und Lebemann. Obwohl noch ziemlich jung, hatte er, Dank der erfolgreichen Bemühungen seines Vaters, eine gute Stelle in einer Bank erhalten und war bei seinen Direktoren beliebt, welche ihm seine leichtsinnigen Streiche als Jugendthorheiten verziehen, da er ja sonst einer der besten Beamten war.

Ein halbes Jahr war seit meiner Ankunft in P. verflossen, es war Sommer geworden, als plötzlich eine Geschäftsstille eintrat; es schien, als ob sämmtliche Spitzbuben sich verabredet hätten, zu striken und die Polizei durch Langeweile zu tödten. So angenehm dieß für die Bevölkerung sein mochte, wir waren dieser Unthätigkeit bald überdrüssig.

Da kam eines Tages der Besitzer eines bereits außer dem Stadtrayon gelegenen Landhauses zu unserem Chef und theilte ihm mit, daß ein Einbruch versucht worden war, der nur durch Zufall vereitelt wurde. Herr von Melcher, ein ehemaliger Bauunternehmer, der für sehr reich galt, bat, man möchte sein Landhaus überwachen, da er Grund habe, einen neuerlichen Einbruchsversuch zu besorgen.



An was die Liebe hängt. Gemälde von Antigna. (Kopie der Stahlstichprämie dieses Jahrgangs.) (S. 14.)



Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenze kam.
Erzählt von J. P. Hebel; illustrirt von Erdmann Wagner. (S. 15.)

Er hatte nämlich eine große Summe in Werthpapieren im Hause. Obwohl unser Chef die Ansicht, daß ein zweiter Versuch gemacht werden würde, nicht theilte, sagte er doch zu, da ja Leute ohnehin zur Verfügung standen und Herr von Melcher eine bedeutende Belohnung versprach, die unser Chef gern einem unserer Leute zuwenden wollte. Er ließ Bratic rufen.

„Ich hätte eine sehr leichte Aufgabe für Sie," sagte er ihm, „die Sie am besten ausführen können, da Sie ja in der Vorstadt nicht weit vom Landhause des Herrn von Melcher wohnen."

Er theilte ihm nun die Bitte des Letztern mit.

„Es wird Ihnen ohnehin wohl bekommen, wenn Sie ein wenig der Ruhe pflegen können, denn Sie sehen sehr angegriffen aus. Sind Sie etwa krank?"

In der That sah Bratic seit zwei Tagen sehr übel aus, wie Einer, der einer schweren Krankheit entgegengeht oder von einem harten moralischen Schlage getroffen wurde. Bratic behauptete, er befinde sich vollkommen wohl und man täusche sich, wenn man sein Aussehen übel fände.

Herr von Melcher war sehr erfreut, daß Bratic, dessen Ruf er kannte, mit der Ueberwachung betraut wurde. Er händigte ihm einen Schlüssel zu einer kleinen Gartenthür ein, welche in den großen, mit hohen Mauern umgebenen Park des Landhauses führte. Es hatte dieß den Zweck, daß Bratic jederzeit ungesehen in den Park gelangen könne, da ein Einbruch von der Straßenfront aus nicht leicht zu erwarten war. Bratic trat seinen Dienst an, der in der That sehr leicht war, denn er hatte fast nichts Anderes zu thun, als Herrn von Melcher Gesellschaft zu leisten, mit ihm zu speisen und zu irgend einer Stunde der Nacht den Park zu durchwandern. Letzteres that er ohnehin nur, um seinen Diensteifer zu bethätigen. Wenn er nicht bei Herrn v. Melcher war, brachte er seine Zeit in seiner kaum eine Viertelstunde entfernten Wohnung zu. Ungefähr acht Tage waren verflossen, da erhielt mein Chef spät Abends ein Billet von Bratic, in welchem dieser mittheilte, er sei plötzlich erkrankt, und bat, man möchte sofort einen andern Agenten zur Ueberwachung der Villa beordern. Es war, wie gesagt, bereits sehr spät, die meisten Beamten und Agenten waren fortgegangen, nur der journalführende Beamte — das war ich — war noch zugegen. Der Polizeidirektor hielt es nicht für nothwendig, einen andern Agenten abzusenden, sondern bat mich nur, ich möchte am nächsten Tag, an welchem ich dienstfrei sei, Bratic besuchen und mich um sein Befinden erkundigen.

Um sechs Uhr früh wurde ich abgelöst, und da ich kein Bedürfniß nach Schlaf hatte — ich hatte im Bureau ein wenig geschlafen, — überdieß der Morgen sehr schön war, so beschloß ich, sofort Bratic aufzusuchen.

Er bewohnte in der Vorstadt ein kleines Häuschen, das ihm gehörte; es war die Frucht so mancher erfolgreichen Bemühungen, die ihm ansehnliche Belohnungen eingetragen hatten. Außer ihm wohnte in dem Häuschen nur eine alte Frau, welche ihm und seinem Sohne das Hauswesen besorgte. Diese öffnete mir und theilte mir mit, daß der Herr gestern Abend sich zu Bette gelegt habe, aber weder einen Arzt holen ließ, noch gestattete, daß sie bei ihm wache. Es müsse also nicht sehr gefährlich sein. Sie führte mich hinauf in den ersten Stock, und nachdem sie angefragt hatte, wurde ich in das Schlafzimmer eingelassen. Bratic lag im Bett, er schien mir von einem Fieber ergriffen zu sein, sein Gesicht war ungewöhnlich bleich, seine Augen zeugten aber von einer Aufregung, wie sie eben bei Fieberkranken vorkommt.

Ich theilte ihm den Zweck meines Erscheinens mit, er dankte für die Theilnahme, erklärte aber, daß es nichts von Bedeutung sei, nur ein kleiner Fieberanfall, vielleicht Folge einer Indigestion. Ich drang in ihn, einen Arzt zu rufen, aber erst nach längerem Sträuben versprach er, es zu thun. Ich sah mich indessen in dem Zimmer um, welches einfach möblirt, aber reinlich gehalten war. An der einen Längswand fiel mir ein eigenthümlicher Schmuck auf. Die ganze Wand war nämlich mit Dietrichen und Schlüsseln bedeckt, die in verschiedenen Figuren gruppirt waren. Bratic bemerkte, daß ich diese ungewöhnliche Zimmerzierde mit Interesse betrachte.

„Sehen Sie," sagte er, „alle diese Diebswerkzeuge habe ich in meiner Dienstzeit zusammengebracht. Es sind Stücke darunter, welche ich den gefürchtetsten und geriebensten Einbrechern abnahm. Eine schöne Kollektion! Ich glaube, es fehlt keine Abart und kein System von Nachschlüsseln."

Es waren in der That die sonderbarsten Formen vertreten und ich dachte, wenn dieses Magazin einer andern Persönlichkeit gehörte, kein Schloß wäre vor dieser sicher. Wir sprachen noch von gleichgültigen Dingen, dann erhob ich mich und wollte gehen. Im selben Augenblicke kam Jemand eilends die Treppe heraufgestürmt und trat ohne Weiteres in das Zimmer.

Es war ein Diener des Herrn von Melcher, der, verstört, athemlos einen Moment lang uns ansah und dann mit den Worten herausplatzte:

„Herr von Melcher ist ermordet!"

Ich sprang auf, Bratic stieß einen unartikulirten Ruf aus und sank auf die Kissen zurück. Sein Gesicht war verzerrt, ich begriff, was in dem pflichteifrigen Manne vorgehen mochte, der acht Tage lang seine Aufgabe getreu erfüllt hatte und am neunten, da ihn eine Krankheit ergriffen, es erleben mußte, daß das, was er verhüten sollte, geschah. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich meinem Chef beigestimmt hatte, daß es überflüssig sei, einen zweiten Agenten herauszusenden. Doch jetzt war nicht Zeit, sich unfruchtbarer Reue hinzugeben; ich sagte Bratic einige Worte, die ihn trösten und beruhigen sollten, empfahl ihn seiner Haushälterin, schickte den Diener sofort in die Stadt zu meinem Chef und eilte dann in das Landhaus. Ein zweiter Diener führte mich, als ich mich legitimirt hatte, in das Schlafgemach Melcher's. Der Ermordete lag noch im Bette, seine Züge zeigten keinerlei Veränderung, er glich einem ruhig Schlafenden. Ich hob die Decke auf; zwischen der fünften und sechsten Rippe stak ein Dolch, bis an's Heft hineingetrieben, so daß nur wenig Blut hervorquoll. Der Dolch, eine kostbare Waffe, mit einer Klinge, die kaum mehr als Papierdicke hatte, gehörte Herrn von Melcher, welcher ihn von einer seiner Reisen mitgebracht hatte und zum Aufschneiden von Büchern benützte. Der Stoß mußte mit ungemein sicherer Hand und großer Heftigkeit geführt worden und, wie schon die unveränderte Lage Melcher's bewies, der Tod sofort eingetreten sein. Das Gemach zeigte auf den ersten Anblick keinerlei Spuren von Unordnung, es war keine Thür eines Kastens geöffnet, kein Sessel von seiner Stelle gerückt; es war schwer zu glauben, daß ein Fremder das Zimmer betreten und einen Mord begangen hatte.

Und dennoch war ein Mord geschehen, denn daß Herr von Melcher selbst Hand an sich gelegt habe, war zu unwahrscheinlich, lag ja nicht der geringste Anlaß dazu vor. Ich untersuchte vor Allem das Zimmer genau und entdeckte endlich, daß die Thüre der eisernen Kasse zwar zugedrückt, aber nicht zugeschlossen sei.

Ich öffnete dieselbe und fand, daß von den darin aufgehäuften Werthpapieren in jüngster Zeit ein Stoß weggenommen worden sein müsse, denn die fast pedantische Ordnung, die sich in allen Fächern zeigte, war in dem einen gestört. Ob die Papiere geraubt worden seien, konnte ich natürlich nicht behaupten; weßhalb hätte sich der Räuber nur einen Theil angeeignet und nicht Alles, warum hatte er das Baargeld liegen gelassen? Die ganze Sache erschien ungemein räthselhaft, eine Unzahl Fragen drängte sich mir auf, die alle unlösbar schienen. Ich schloß vorerst das Zimmer, bis die Gerichtskommission käme, und begann zunächst die eine Frage zu behandeln: wie kam der Mörder in das Haus?

Daß einer von der Dienerschaft den Mord verübt habe, erschien mir insofern ausgeschlossen, als die zwei Diener und der Gärtner alte Leute waren, die beinahe ein Vierteljahrhundert in Melcher's Diensten standen, und von der weiblichen Dienerschaft konnte man ein solches Verbrechen nicht voraussetzen, weil die Art der Ausführung auf einen starken und äußerst gewandten Mann schließen ließ.

Ein kurzes Verhör ergab ferner, daß keiner der Hausleute in der Nacht etwas gehört habe, auch der Haushund, der freilich schon etwas alt, aber doch hinlänglich wachsam war, hatte nicht angeschlagen. Die Thüren, sowohl die, welche auf die Straße, als jene, die in den Park führten, waren Morgens verschlossen gewesen; sie mußten demnach mit Nachschlüsseln geöffnet worden sein. Ich ging in den Park und untersuchte ihn aufmerksam und genau, ich fand weiter nichts, als auf einem frisch beschotterten Sandweg einen ovalförmigen Eindruck, der weder die Form, noch die Größe einer Fußspur hatte. Der Gärtner meinte, dieser Eindruck könne von einem Holzstößel, wie man ihn zum Feststampfen der Wege gebrauche, herrühren. Ebensowenig Licht in die Sache brachte ein zweiter Fund.

In der Nähe des Einganges in den Park fand ich ein kleines, circa neun Quadratmillimeter großes viereckiges Papierstückchen, auf welchem die Nummer 21 geschrieben stand. Es war eine Art Etikette, deren man sich zur Numerirung von Büchern in Bibliotheken oder von Gegenständen in Sammlungen bedient, ziemlich alt dem Aussehen nach. Wer weiß, wie lang es im Sande schon gelegen war, wohin es vielleicht ein Windstoß gebracht hatte.

Ich hob es auf, mehr aus Gewohnheit, als weil ich einen Werth darauf legte. Ich hatte mit dieser vorläufigen Untersuchung circa eine Stunde verbracht, da kam mein Chef persönlich angefahren und mit ihm die Gerichtskommission. Dem Polizeidirektor sah man es an, daß er sich auch manchen stillen Vorwurf gemacht habe, weil er auf das Billet Bratic's hin die Absendung eines Stellvertreters unterlassen habe. Doch gab es tausend stichhaltige Entschuldigungsgründe. Es ist ja gar nicht Aufgabe der Polizei, jedes einzelne Haus speziell zu überwachen, und daß man Melcher's Wunsch erfüllt hatte, war eine ausnahmsweise Gefälligkeit. Eine Pflicht war nicht verletzt worden, eine unglückliche Verkettung von Umständen hatte dieß tragische Ereigniß möglich gemacht. Die Kommission begab sich zunächst in das Schlafgemach; kaum hatte sie den Befund aufzunehmen begonnen, erschien Bratic, bleich und wankenden Ganges; an der Thürschwelle blieb er stehen und ich glaubte ihn sagen zu hören: „Meine Schuld!"

Mein Chef eilte auf ihn zu.

„Um's Himmels willen, was treibt Sie an, in Ihrem krankhaften Zustande hieherzukommen," rief er Bratic an. „Sie haben wahrhaftig Ihre Schuldigkeit gethan," setzte er hinzu, „Sie brauchen sich die Sache nicht so zu Herzen zu nehmen. Und nun gehen Sie wieder nach Hause."

„Ich bin nicht mehr krank, Herr Direktor," erwiederte Bratic, „ich komme, um meine Pflicht zu thun."

„Aber —" wollte der Chef einwenden, doch Bratic fuhr in dringender Weise fort:

„Ich bitte Sie, Herr Direktor, überlassen Sie mir die Sache, meine Ehre ist dabei betheiligt."

Trotz aller Einwendungen, Warnungen und Ermahnungen setzte es Bratic dennoch durch, daß ihn der Direktor mit der Verfolgung und Untersuchung der Angelegenheit betraute, und Bratic, der mir in diesem Momente wirklich körperlich gesundet zu sein schien, machte sich sofort daran, seine Beobachtungen anzustellen.

Ich wollte ihm mittheilen, was ich bemerkt hatte, aber mit einer ganz ungewohnten Barschheit wies er jede Mithülfe zurück und erklärte, er wolle ganz allein in dieser Sache vorgehen. Ich versuchte zwar später nochmals darüber zu sprechen, er ließ mich aber nicht zu Wort kommen, indem er seine frühere Erklärung wiederholte. Etwas verstimmt fügte ich mich seinem Willen, ich hatte ohnehin ein solches Vertrauen zu der Beobachtungsgabe Bratic's, daß ich überzeugt war, er werde dort, wo ich absolut nichts gesehen hatte, vielleicht irgend ein sicheres Beweismittel finden. Der Fall blieb somit ganz den bewährten Händen Bratic's anvertraut.

Die Erben Melcher's, er hatte weder Frau noch Kinder, hatten vernommen, daß Jener für die Bewachung seines Landhauses eine Belohnung versprochen hatte, und obwohl dieselbe gerade im entscheidenden Momente gefehlt hatte, wollten sie doch die Bemühungen Bratic's honoriren und überfandten ihm eine bedeutende Summe; Bratic wies das Geld zurück, indem er erklärte, er habe dasselbe nicht verdient.

Die Erben gaben ferner an, daß nach den Aufschreibungen Melcher's eine Summe von 30,000 fl. in Staatsobligationen fehle, ein Nummern- oder Serienverzeichniß konnten sie jedoch nicht beistellen, ebensowenig die Gattung der Obligationen näher bezeichnen. Wohl war es auffallend, daß Melcher, der sonst Alles in pedantischer Ordnung erhielt, kein Nummernverzeichniß seiner Werthpapiere führte, und erhöhte dieser Umstand die Schwierigkeiten der Untersuchung.

In der That schien auch Bratic das Glück verlassen zu haben; obwohl ihn, wie es schien, die Sache ausschließlich beschäftigte, hatte er nach Verlauf einiger Wochen doch noch keinen Erfolg aufzuweisen. Wir Anderen waren über den Stand der Sache vollständig im Unklaren, denn selbst dem Polizeidirektor hatte es Bratic verweigert mitzutheilen, was er bisher erforscht habe, und bei uns genügte es, nur gesprächsweise den Fall zu erwähnen, um Bratic aus dem Zimmer zu vertreiben. Jedem Andern würde man solches Benehmen nicht gestattet haben, bei Bratic glaubte man in Rücksicht auf seine Geschicklichkeit und die Umstände, die ihn mit dem Ereigniß in Beziehung gebracht hatten, eine Ausnahme machen zu dürfen. Sonst war seine Thätigkeit sehr erfolgreich, die Gerichte konnten kaum mit der Arbeit fertig werden, die ihnen Bratic zubrachte.

Auffallend war, daß er, der sonst seines Amtes mit einer gewissen Humanität gewaltet hatte, jetzt ungemein heftig und barsch mit den Verhafteten verfuhr. Es schien, als ob er diese seinen Zorn über die Nichtentdeckung des Mörders entgelten lassen wolle.

Eines Tages visitirte er in Begleitung eines andern Agenten eine berüchtigte Schenke. Er traf daselbst einen Menschen, welcher bei der Polizei nicht nur schlecht angeschrieben war, sondern beinahe gehaßt wurde. Der Grund hiefür mag Manchem seltsam erscheinen, der nicht weiß, wie sehr der Beruf die natürlichen Gefühle beeinflußt. Jener Mensch war nämlich unzählige Male verhaftet, aber jedesmal freigesprochen worden. Und deßhalb haßten wir den Mann, von dessen moralischer Verkommenheit wir überzeugt waren, wenn er es auch verstand, sich aus allen Affären vor Gericht herauszulügen. Wir waren oft genug überzeugt, daß er irgend eine That begangen habe, nie aber ließ sich der gesetzmäßige Beweis vollkommen herstellen. Der Mensch war schlau und feig, und diese beiden Eigenschaften bewahrten ihn vor jedem Schritt, der ihm eine Verurtheilung gebracht hätte. Bratic forderte an jenem Abend diesen Mann, der übrigens unter der sogenannten „polizeilichen Ueberwachung" stand, auf, ihm behufs „Ausweisleistung" zu folgen. Der Mann betheuerte zwar, daß er in der letzten Zeit sich durchaus ehrlich benommen habe, doch half es ihm nichts, er mußte mitgehen.

Da, auf der Straße, sagte er plötzlich zu Bratic leise etwas, das der andere Agent nicht verstand. Bratic sprang zurück und stieß einen dumpfen Schrei aus, sah den Mann eine Weile starr an und hieß dann, zur nicht geringen Verwunderung des Begleiters, den Mann gehen, der natürlich sofort sich aus dem Staub machte. Bratic verweigerte auch über den Grund dieses Benehmens jede Auskunft; zwei Wochen später überraschte er die ganze Polizeidirektion mit der Erklärung, den Dienst verlassen zu wollen.

Alle Vorstellungen des Direktors, der ihn ungern scheiden sah, fruchteten nichts, es mußte ihm die Entlassung bewilligt werden. Vor seinem Austritt lieferte er noch einen Bericht über seine Thätigkeit in dem „Falle Melcher", d. h. er gab alle seine Wahrnehmungen, Vermuthungen u. s. w. bekannt. Der „Fall" wurde nun mir zugewiesen behufs „Evidenzhaltung"; wir hatten bereits unsere letzte Hoffnung nur mehr auf einen glücklichen Zufall gesetzt, der uns auf die Spur führen könnte, diese selbst zu finden, traute sich jetzt, nachdem Bratic erfolglos gearbeitet hatte, Niemand zu. Die Akten wanderten, nachdem ich sie nochmals durchgelesen hatte, in mein Spezialarchiv.

Nach ungefähr einem Jahre las ich mit nicht geringem Erstaunen in der Zeitung eine Notiz, daß man den Mörder Melcher's entdeckt habe. Da uns, denen doch die Sache zunächst anging, nichts davon bekannt war, wollte ich auf den Grund der Entstehung dieser Notiz kommen und wandte mich daher an die Redaktion.

Diese berief sich auf einen Lokalreporter, welcher, ohne im Verbande der Redaktion zu stehen, dieser Neuigkeiten zutrage. Ich ließ den Mann rufen und dieser erklärte mir, er sei bei der Verhaftung eines Menschen zugegen gewesen, welcher ausgerufen habe: „er wisse, wer Melcher ermordet habe und er werde der Welt ein Licht aufstecken" und Aehnliches mehr.

Der Reporter gestand, daß er diese an und für sich nichtssagenden Aeußerungen zu jener Notiz umgeformt habe, bloß um des Honorars willen. Mit einem Verweise entließ ich den Mann und suchte nun jenen Arrestanten zu ermitteln, welcher die erwähnten Aeußerungen gethan haben sollte. Dieß gelang

bald. Es war jener Mann, von dem oben erzählt wurde. Er hatte sich längere Zeit den Augen der Polizei entzogen gehabt und war in einer verrufenen Schenke bei Gelegenheit einer Streifung als verdächtig verhaftet worden. Im Verhör sagte er nun aus, daß er in der Nacht, in welcher Melcher ermordet worden war, über die Mauer in den Park gestiegen sei, um unter den Bäumen zu übernachten. Da habe er nun bemerkt, wie ein Mann durch die kleine Hinterpforte des Parkes eingetreten sei und sich langsam und vorsichtig dem Hause genähert habe. Die Dunkelheit — die Nacht war wirklich stürmisch und düster gewesen — war so groß, daß man jedoch nichts von den Zügen des Eindringlings erkennen konnte, welcher die Thüre des Hauses aufschloß und in dem letztern verschwand.

Nach ungefähr einer halben Stunde sei der geheimnißvolle Unbekannte wieder zurückgekehrt und habe den Park durch die erwähnte Pforte verlassen. Er sei dann wohl wieder über die Mauer geklettert, um Jenem zu folgen, derselbe müsse aber sehr rasch weggelaufen sein, denn er hätte ihn nirgends mehr erblickt. Weiter wußte der Arrestant nichts anzugeben, und ich kam daher zu der Vermuthung, daß entweder die ganze Erzählung ein Schwindel sei oder er bei der That selbst betheiligt war. Letzteres war wohl sehr unwahrscheinlich, denn sonst hätte er seine Anwesenheit an dem Orte sicher nicht eingestanden.

Ich fragte ihn, weßhalb er diese seine Beobachtung nicht früher der Polizei mitgetheilt habe, worauf er mir zu meiner Ueberraschung antwortete, er habe Bratic davon gesagt, dieser habe ihn jedoch barsch fortgeschickt. Die ganze Angelegenheit hatte auf's Neue mein Interesse erregt und ich beschloß, vorerst mit Bratic Rücksprache zu nehmen. Derselbe bewohnte noch immer jenes kleine Haus in der Vorstadt, und lebte dort zurückgezogen von aller Welt, sich ganz der Pflege seines Gärtchens widmend. Noch ein zweiter Grund war vorhanden, der mich zu Bratic führte. Es war nämlich bei dem Aufgraben einer Straße eine eiserne Kiste gefunden worden, deren kunstvolles Schloß bisher allen Versuchen, zu öffnen, widerstanden hatte. Ich erinnerte mich nun, daß Bratic eine Sammlung von Schlüsseln, Dietrichen u. s. w. besitze, und hoffte nun, bei ihm vielleicht ein Sperrwerkzeug zu finden, um jene Kiste öffnen zu können.

Ich begab mich demnach am nächsten Nachmittag zu ihm. Ich fand ihn sehr gealtert, er schien an einem schweren Kummer zu leiden. Als ich von den Aussagen des Verhafteten Erwähnung machte, fuhr er heftig auf und erklärte den Mann für einen Schwindler, welcher damals ihn zum Besten haben wollte, und jetzt wieder die Polizei an der Nase herumführen wolle. Derlei Aussagen hätten gar keinen Werth. Da ich so ziemlich derselben Meinung war, so sprachen wir nichts mehr darüber, da ich zu bemerken glaubte, daß die Erwähnung jener Affäre Bratic noch immer unangenehm berühre. Mein zweites Anliegen fand bessere Aufnahme, er stellte mir bereitwilligst seine ganze Sammlung zur Verfügung. Ich nahm vorerst eine Anzahl Schlüssel, die mir passend erschienen, mit, um sie probiren zu können, und verließ Bratic. Meine Erwartung wurde nicht getäuscht, ein Sperrhaken öffnete wirklich die Kiste, welche übrigens leer war, wenn man von dem Moderstaube absieht. Ich hatte die Schlüssel auf meinem Bureautische liegen; in einer Ruhepause, die man sich zuweilen bei angestrengter Arbeit gönnen muß, betrachtete ich sie mir genauer. Jeder derselben war mit einem kleinen Zettelchen beklebt, auf welchem eine Nummer stand. Bratic hielt in allen Dingen auf Ordnung, kein Wunder daher, wenn auch seine Schlüsselsammlung numerirt und klassifizirt war. Nur auf einem Sperrhaken fehlte die Nummer. Plötzlich fiel mir bei, ich hätte derlei Nummerzettelchen irgendwo gesehen, und zwar —. Ich dachte den Gedanken kaum aus, sondern suchte mit fieberhafter Hast in den Akten des Falles Melcher. Ich fand jenes kleine Stück Papier, das ich damals aufgehoben, ich verglich es mit den Zetteln auf den Schlüsseln. Jenes trug die Nummer 21, die Schlüssel, die ich hatte, hatten die Nummern 15 bis 43, nur Nummer 21 fehlte. Ich war in diesem Momente so erregt, das ich aufstehen und mich auf das Ruhebett legen mußte, um die heftige Gemüthsbewegung vorübergehen zu lassen. Dann begann ich nachzudenken, aber bald verwirrte sich mein Gehirn in einem Labyrinthe von Räthseln, Widersprüchen, Vermuthungen und Zweifeln. Da wurde ich plötzlich zum Direktor berufen.

Mir war diese Unterbrechung hochwillkommen und ich eilte sofort hin. Kaum minder erregt, als ich es war, kam er mir bei der Thüre seines Bureaus entgegen.

„Da sehen Sie," rief er mir zu, „was man uns zugeschickt hat." Er deutete auf einige Pakete Staatspapiere. Ich nahm eines derselben zur Hand. „Wenden Sie es um! Die Rückseite! Die Rückseite!"

Auf der Rückseite jedes der drei Pakete stand mit halb verblaßter Tinte geschrieben: „A. v. Melcher," und ein Datum dabei.

„Es sind die geraubten Werthpapiere," rief mein Chef aus. „Ich zweifle nicht daran. Was meinen Sie?"

Ich hatte in diesem Momente meine volle Ruhe wieder gefunden. Jetzt, wo die eine Spur durch eine zweite ergänzt wurde, mußte sich der Thäter auffinden lassen.

„Gestatten Sie mir einige Fragen, bevor ich meine Meinung ausspreche," erwiederte ich.

„Fragen Sie zu," rief der Polizeidirektor ungeduldig, „oder vielmehr, ich will Ihnen gleich antworten, denn ich kann mir denken, was Sie fragen wollen. Diese Papiere hat uns die Staatskasse eingesendet, bei welcher sie zur Konvertirung eingereicht wurden."

Es wurden nämlich damals sämmtliche Staatsobligationen in Rententitel umgewandelt. Durch jene räthselhafte Zeitungsnotiz wurden die Finanzbeamten an den Fall Melcher wieder erinnert und sie sandten uns daher die Papiere.

„Wer hat sie eingereicht?"

„Das Bankhaus X. Diese Papiere sind angeblich aus der Depositenkasse dieses Institutes und sollen irgend einer Stiftung gehören. Können Sie sich das zusammenreimen?"

Statt der Antwort nahm ich das Adreßbuch zur Hand und sah nach, welche Beamte bei dem Bankhause bedienstet waren.

„Nun?" fragte mein Chef. „Was bedeutet das?"

„Das bedeutet, daß ich Ihnen den Namen des Thäters nennen kann."

„Alle Wetter, Herr! So reden Sie doch! Er heißt —"

„Bratic."

„Sie sind verrückt!"

Das waren die wenig liebenswürdigen Worte, die mir der Direktor zur Antwort gab, nach zehn Minuten, während welcher Zeit ich ihm meine Entdeckung mittheilte, änderte er seinen Ausspruch dahin: „Sie sind ein Glücksvogel, ich gratulire Ihnen."

Bratic wurde zum Direktor berufen. Er kam sofort. Ich trat ihm, als er zur Thüre hereinkam, entgegen und sagte ihm einfach: „Wir müssen Sie verhaften als den Mörder Melcher's."

Mit einem lauten Aufschrei brach er ohnmächtig zusammen. Erst nach mehreren Stunden hatte er sich so weit erholt, daß man ihn verhören konnte. Er gestand ohne Rückhalt. Die Sache war so gekommen. Sein Sohn hatte aus der seiner Obhut anvertrauten Depositenkasse Staatspapiere im Betrage von dreißigtausend Gulden veruntreut. Die Entdeckung des Verbrechens stand bevor. Da wandte sich der Leichtsinnige an den Vater um Hülfe. Welch' ein fürchterlicher Schlag diese Eröffnung für den Vater Bratic, der seinen Sohn fanatisch liebte, war, kann man sich kaum denken. Sein geringes Vermögen reichte nicht hin, um den veruntreuten Betrag zu ersetzen, und mit Verzweiflung im Herzen sah er der Stunde entgegen, in welcher sein Sohn als Verbrecher gebrandmarkt werden mußte. Da erhielt er jenen Auftrag, die Villa Melcher's zu überwachen. Herr von Melcher ließ sich von Bratic oft Gesellschaft leisten; Letzterer hatte Gelegenheit, nicht nur mit allen Räumlichkeiten des Hauses, sondern auch mit den Gewohnheiten des Hausherrn und — mit dem Inhalte der Kasse vertraut zu werden. Da erwachte in Bratic der unselige Gedanke, die Schmach von dem Haupte seines Sohnes abzuwenden dadurch, daß er selbst ein Verbrecher würde. Der Gedanke wurde zur Idee, die ihn vollständig beherrschte, die ihn wie das Fatum zur That trieb. Die Ausführung erfolgte mit einem, ich möchte sagen genialen Raffinement. Er fingirte plötzliches Unwohlsein und meldete uns dieß, absichtlich spät, da er wohl wußte, daß man ihm nicht, wie er verlangte, sofort einen andern Agenten hinaussenden werde. Den Schlüssel zur Gartenthüre besaß er, die übrigen Thüren vermochte er mit Hülfe seiner Dietrichsammlung leicht zu öffnen. Unter den Füßen trug er große ovale Filzsohlen, daher sah jene Spur im Sande keineswegs einem Fußtritte gleich. Wie er sagte, hatte er nicht die Absicht, Melcher zu ermorden. Als dieser aber, während Bratic schon im Zimmer war, sich plötzlich im Schlafe umwendete, glaubte Jener, er sei erwacht, griff nach dem Dolche, welcher auf dem Nachtkästchen neben einer Nachtlampe lag, und stieß es Melcher in die Brust, so daß der schmale Stahl bis zum Heft eindrang und den Tod fast augenblicklich herbeiführte. Dann nahm Bratic aus dem ebenfalls mit Hülfe eines Nachschlüssels geöffneten Tresor die Werthpapiere, nicht mehr, als er zur Deckung des Schadens brauchte, und entfernte sich ebenso geräuschlos, wie er gekommen, wobei er noch die Vorsicht gebrauchte, sämmtliche Thüren hinter sich abzuschließen. Da die Werthpapiere sofort wieder von seinem Sohne, der von der That des Vaters keine Ahnung hatte, hinterlegt wurden, so wäre selbst dann, wenn die Nummern der geraubten Effekten bekannt gewesen wären, eine Entdeckung fast unmöglich gewesen.

Ueberdieß konnte Bratic, welcher ja mit der Untersuchung der Affäre betraut war, leicht alle Spuren vertilgen.

Hätte er mich damals zu Worte kommen lassen, als ich den Fund des kleinen Zettels ihm anzeigen wollte, wäre jene unwahre Notiz, welche die Finanzbeamten auf die Affäre aufmerksam machte, nicht in die Zeitung gekommen, wer weiß, ob das Verbrechen je entdeckt worden wäre.

Eine Kette von Zufällen, von kleinen unscheinbaren Vorfällen brachte den Thäter zu Tage. Bratic hatte indessen ein qualvolles Leben geführt. Die That lastete schwer genug auf ihm. Er hatte, nachdem er Alles gestanden, keine andere Bitte, als die, man möchte seinem Sohne jene Veruntreuung nicht entgelten lassen. Das Bankhaus berücksichtigte dieß insoferne, als man den jungen Mann, der übrigens seitdem sich sehr gebessert hatte, zwar des Vertrauenspostens eines Depositenverwalters enthob, ihn aber nicht entließ, sondern in einem andern Geschäftszweige verwendete. Nach einer Unterredung mit seinem Sohne, die ihm vom Untersuchungsrichter bewilligt worden war, fand man Bratic in der Zelle todt. Er hatte sich mit seinem Leibriemen erdrosselt, nachdem er erfahren hatte, daß die Zukunft seines Sohnes, für den er seine Ehre geopfert, nicht gefährdet sei.

Albumblatt.

Abschied vom Dirndl.

Aus: „Enzian". Leipzig, Liebeskind.

Die Amsel lockt im Walde,
Die Finken werden wach;
Leb' wohl du grüne Halde,
Leb' wohl du gastlich Dach!

Wie Gold erglänzt die Firne
Vom Morgenroth bestrahlt —
Ade du schöne Dirne,
Die Zeche ist bezahlt.

Der Tage sieben blickt' ich
In deine Augen klar,
Und jeden Morgen schmückt' ich
Mit frischem Grün dein Haar.

Ich habe sieben Tage
In stiller Abendstund
Gar manche Mär und Sage
Gehört aus deinem Mund;

Hab' neben dir gesessen
Auf dieser Bank von Stein —
O, könnt' ich dich vergessen,
Wie du vergissest mein!

Ade mein Kind, ich scheide. —
— Sie blickt mich schmerzlich an —
O, hätt' ich was zu Leide
Dir, holde Maid, gethan?

Da schlägt sie auf das Mieder
Nach keuscher Mädchen Art
Die blauen Augen nieder
Und lispelt leis und zart:

Ich habe sieben Tage
Die Stiefel Euch geschmiert,
Verzeiht mir's, daß ich's sage —
Ein Trinkgeld mir gebührt.

B.

Die Schlachtfeier in Murten in der Schweiz,

den 21. und 22. Juni 1876.

(Bild S. 21.)

Vier Jahrhunderte sind vorüber, seit ein Fürst aus dem königlichen Geblüte der Valois den Thron seiner Väter, Frankreich, erzittern machte, in blutigen Schlachten Heere niederwarf, die mächtigsten Städte unterjochte, friedliche Regenten aus ihren Ländern vertrieb und durch sein Kriegsglück und seine Grausamkeit ganz Europa in Schrecken versetzte. Dieser Mann war Karl der Kühne, ein Urenkel Philipp's des Kühnen, welch' letzterer von seinem Vater, Johann dem Guten von Frankreich, im Jahre 1363 das Herzogthum Burgund als erbliches Lehen erhalten hatte. Schon Philipp und dessen Söhne hatten ihr Besitzthum durch kluge Benützung der Umstände rasch zu erweitern gewußt, so daß, als Karl den herzoglichen Thron bestieg, das Reich sich bereits, außer Burgund und Hochburgund, unter andern das reiche Flandern, Brabant und sämmtliche niederländische Staaten umfassend, von Holland bis zu den Alpen erstreckte.

Im Südosten dieses ehrgeizigen Mannes, dem kein Wagniß zu hoch, kein Unternehmen zu kühn war, der über rauchende Trümmerhaufen und blutige Leichen sieggewohnt den Weg sich bahnte, unermeßliche Schätze sammelnd, um den herzoglichen Stuhl zum Königsthrone auszubauen; in unmittelbarer Nähe dieses Eroberers, der sich sogar mit der Hoffnung trug, seine Stirn einst mit dem kaiserlichen Diadem zu schmücken, und mit dem Plane, einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen und das ganze christliche Abendland unter die Botmäßigkeit seines Szepters zu vereinigen, wohnte ein kleines Volk, die Schweizer Eidgenossen, unscheinbare Nachbarn, aber kräftig gleichwohl durch ihre freien Institutionen und im Gefühle ihrer Zusammengehörigkeit. Und während König und Kaiser ohnmächtig dastanden, wagte es dieses Volk, dem Gewaltigen zu trotzen und seine Pläne zu durchkreuzen. Aufgestachelt von Kaiser und König, erklärte dieses Volk, im Vertrauen auf die Hülfe Jener und in der Ueberzeugung, eine Pflicht der Selbsterhaltung zu erfüllen, dem Unbezwinglichen den Krieg. Die Arglosen wurden von den schlauen Großen im Stiche gelassen; denn als im März des Jahres 1476 der stolze Kriegsheld rachedürstend mit seinem gewaltigen Heere durch den Jura hereinbrach, da stand dieses Volk vereinsamt und allein dem Schrecklichen gegenüber, sich selbst überlassen und auf seine eigene Kraft angewiesen.

Aber im Vertrauen auf den Gott ihrer Väter und getrieben von opferfreudiger Liebe für Freiheit und Vaterland, zogen sie aus mit ihren wenigen Verbündeten, warfen sich vereint dem stolzen Unterdrücker entgegen und siehe, der Uebermüthige mußte weichen, zum ersten Male fliehen vor dem verachteten Hirtenvolke, den jubelnden Siegern sein ganzes wohlbefestigtes Lager sammt seinen unermeßlichen Schätzen in Grandson als Beute zurücklassend.

Wüthend ob solcher Schmach, zog der Unterdrücker abermals heran mit einem nicht minder furchtbaren Heere, aber vorsichtiger, berechnender, und darum noch verderbendrohender. In wilden Horden, sengend und brennend, raubend und mordend ergossen sich seine Schaaren von Lausanne her gegen Freiburg und Bern, erschien er selbst mit dem Kern seiner Armee. Aber schon bei Murten, in welches Städtchen sich der hochherzige Berner Adrian von Bubenberg, sein einstiger Jugendfreund, mit 1500 Mann geworfen, wurde der Koloß in seinem Siegeslaufe gehemmt. Vergebens unternahm er Sturm auf Sturm und stieß die gräßlichsten Drohungen aus; Bubenberg und die Seinen wankten nicht. „So lange in uns eine Ader schlägt," schrieb dieser den Eidgenossen

„gibt Keiner nach; sammelt und ordnet Euch in Muße; Murten ergibt sich nicht.“

Und Murten hielt Wort. Umsonst donnerten die burgundischen Geschosse, umsonst führte der wüthende Karl seine Schaaren selbst gegen Mauern und Thürme; unerschütterlich trotzte dem Gewaltigen bei offenen Thoren die kleine Schaar, und als endlich am 22. Juni das Heer der Eidgenossen, fast dreimal kleiner als das kriegsgeübte burgundische, erschien, da war Karl nach wochenlangen Anstrengungen noch um keinen Fuß breit weiter gekommen. Und nun entspann sich abermals eine Schlacht, und der Schlacht folgte abermals ein Sieg, der herrlichste, den die Schweizer jemals errungen.

Es war ein regnerischer Morgen, der Himmel umwölkt. Die Vorhut der Eidgenossen, befehligt von Hans von Hallwyl, warf sich der Sitte der Väter gemäß auf die Kniee, Gott um Segen für ihre Waffen anflehend. Da zertheilten sich die Wolken, ein Sonnenstrahl brach hervor und Hallwyl schwang sein Schwert: „Auf, liebe Eidgenossen! Unser Gebet ist erhört, die Sonne leuchtet uns zum Siege!“ Und kampfesmuthig rückten sie auf die Verschanzungen der Burgunder los; eine Abtheilung setzt auf einem Seitenpfade über den Graben, um das mörderische Geschütz des Feindes unschädlich zu machen. Der Anführer der Feldstücke fällt; die Verwirrung benutzend, drängt der Kern der Vorhut nach, bemächtigt sich der Feuerschlünde und wendet sie sammt den eigenen Büchsen gegen die Burgunder. Da dringt der Gewalthaufe der Eidgenossen, unter Anführung von Hans Waldmann aus Zürich, unter dessen Schaaren auch der vertriebene Herzog Renatus von Lothringen, auf die Hauptmacht ein. Furchtbar wüthet der Kampf, der Sieg ist zweifelhaft. Doch sieh! von Murten her wirft auch Bubenberg mit seiner Schaar sich auf die Feinde. Neue Verwirrung. Die feindlichen Reihen lösen sich auf, sie wanken, sie beginnen zu fliehen. Wüthend befiehlt Karl, die Fliehenden aufzuhalten; da stürzt die Nachhut der Schweizer unter dem Luzerner Kaspar von Hertenstein mit noch ungeschwächter Kraft hervor und bringt neues Entsetzen unter die Feinde, die nun in wilder, ordnungsloser Flucht davon eilen. Endlich gibt auch Karl den Tag verloren und jagt, an seinem Glücke verzweifelnd, gleichfalls auf schnellem Rosse davon. Die Sieger aber eilen dem Flüchtigen nach, Alles niedermetzelnd, oder in den nahen See sprengend, Niemand schonend, außer der Weiber, und ruhen nicht, bis fünfzehntausend Feinde die Wahlstatt bedecken. „Grausam wie zu Murten“ blieb von da ab ein Sprichwort der Schweizer. —

Die Macht des übermüthigen Eroberers war gebrochen, sein Heer vernichtet; die Freiheit der Schweiz war gerettet, das neuburgundische Reich zertrümmert; Europa athmete wieder auf.

Jubelnd hielten die Sieger ihren Einzug in das wackere Städtchen. Frohlockend durchzogen ihre Schaaren die Straßen, lagerten sich fröhlich zechend am freundlichen See, drückten sich dankbar die Hände und erneuten ihr ewiges Gelöbniß unzertrennlicher Einigkeit. —

Und heute, nach vierhundert Jahren, an demselben Zehntausendrittertage, wimmelt es abermals an diesem friedlichen kleinen See von einer unabsehbaren Menschenmenge; abermals sind vor dem Städtchen in weitem Umkreise Zelte und Hütten aufgeschlagen; abermals drängen sich hier bepanzerte Krieger, erglänzt es von Schwert- und Lanzenträgern, Helmen und Stahlschienen; aber nicht zu blutigem Strauß, sondern zur heitern Festesfreude.

Der Glanzpunkt des Festes, der historische Zug, der indessen nicht von Murten, sondern von Bern aus organisirt worden war und der an diesem Tage eine ganze Stunde lang vor einer unübersehbaren Volksmenge an der Denksäule auf dem Schlachtfelde vorbeidefilirte, war zugleich der Glanzpunkt aller bisherigen schweizerischen Feste, und mehr, er steht wohl in ganz Europa einzig da in seiner Art. Was Wunder, wenn da die Stimmung Aller eine feierlich-ernste wurde, wenn weder Gejauchze, noch lärmendes Halloh sich breit machte, sondern jeder voll Staunen und Bewunderung stille Einkehr hielt bei sich selbst, sich gelobend, der Alten würdig zu werden!

Den ersten Hauptakt des Festes bildete die Aufführung der eigens zu diesem Zwecke gedichteten und komponirten Festkantate; gesungen am Vorabend des Haupttages, unter Begleitung mehrerer vereinigter Orchester, von über 400 Sängern in der weiten, wohl 4000 Menschen fassenden, einfach, aber geschmackvoll ausgestatteten Festhütte.

Der zweite Hauptmoment des Festes war ein großartiger Feldgottesdienst.

Der dritte Hauptakt, der Glanzpunkt des Festes aber war, wie schon erwähnt, der historische Zug, ursprünglich auf über 1500 Theilnehmer berechnet, von denen jedoch in Folge der kurz zuvor eingetretenen Wasserverheerung in der Ostschweiz ein nicht unbedeutender Theil wegzubleiben gezwungen war.

Als dieser immense Zug, von der Hauptfeier auf dem Schlachtfelde zurückkehrend, wieder beim Städtchen anlangte, wurde er von einer Schaar lieblicher Jungfrauen in der malerischen Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts begrüßt und seine Anführer mit Eichkränzen geschmückt — ein Anblick, so ergreifend und ernst, so weich und versöhnend, daß er im Gedächtniß eines jeden Zuschauers unvergeßlich bleiben wird.

Von den Banketten, dem bunten Treiben und Gewühle in der endlosen, die Festhütte umgebenden Budenstadt wollen wir schweigen.

Im Großen und Ganzen muß das Fest als ein großartiges, alle Erwartungen übertreffendes bezeichnet werden.

Oswald Schön.

Der Kronprinz und die Kronprinzessin von Deutschland.

(Porträts S. 12 und 13.)

Der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen, mit deren wohlgetroffenen Porträts wir dieses unser erstes Heft schmücken, gehören zu den am meisten geliebten und am meisten verehrten Fürsten Europas; nicht nur die deutsche Nation allein blickt zu ihnen mit Liebe und Hochachtung hinauf; selbst die Franzosen konnten in der Zeit der größten Erbitterung dem Sohne des Königs Wilhelm ihr[illegible] und eine tiefere Theilnahme nicht versagen. Jetzt knüp[illegible] echten deutschen Mann, der deutsch ist in Ehrlich[illegible]nsgüte und Sanftmuth, eine höchst bedeutung[illegible]n auf seinen Schultern wird einst die groß[illegible] Reiches ruhen und er berufen sein, den gewaltigen Ausbau des Reiches weiter zu führen, zu festigen und zu schützen. Der Prinz steht jetzt im besten Mannesalter; er ist am 18. Oktober 1831 geboren, am Jahrestag der großen Völkerschlacht bei Leipzig; eine stete und tiefergreifende Mahnung für ihn, Deutschland in den Tagen der Gefahr, wie seine Ahnen, zu schützen und wahren zu wollen. Er hat seine Studien in Berlin und Bonn gemacht, und auf großen Reisen durch eigene Anschauung seine Kenntnisse erweitert. Am 25. Januar 1858 vermählte er sich mit der Prinzeß Royal Viktoria von England, aus welcher Ehe sieben Kinder, vier Prinzen und drei Prinzessinnen, entsproßten.

Die Betheiligung des Kronprinzen an den Feldzügen 1864 in Schleswig-Holstein, 1866 in Böhmen, 1871 gegen Frankreich ist rühmlichst in Aller Gedächtniß.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, wie sein ganzer Name lautet, ist neben seinem Vater, dem ehrwürdigen, ruhmbedeckten deutschen Kaiser, die populärste und zu aller Herzen sprechende Heldengestalt der deutschen Nation. Gleiche Liebe genießt die Prinzeß Viktoria; sie ist ein Musterbild einer Fürstin, eine praktische Frau, eine vortreffliche Mutter ihrer Kinder, klug und scharfsinnig, herzlich und milde in deren Erziehung, sie weiß ebenso gut Bescheid in der Küche und im Waschhaus, als in Wissenschaft und Kunst, sie selbst ist eine Künstlerin von keiner geringen Schöpferkraft; sowohl Oelgemälde ihrer kunstfertigen Hand, als auch von ihr modellirte Büsten haben auf verschiedenen Kunstausstellungen gerechtes Aufsehen erregt; sie interessirt sich lebhaft für Landwirthschaft und leitet neben ihrem Gemahl eine kleine Musterwirthschaft in Bornstadt bei Potsdam, wo sie ebenso erfahren darin ist, die Milchwirthschaft des Gutes zu verbessern und zu vervollkommnen, wie in der Beurtheilung künstlerischer und gelehrter Werke. Dabei zeichnet die hohe Frau eine ganz wunderbare herzliche Milde und Güte aus, die neben der Heiterkeit und lichtvollen Klarheit ihres Geistes, sie zu einer der liebenswürdigsten und bedeutendsten Frauen ihrer Zeit macht. Die Kronprinzessin ist am 21. November 1840, als Tochter der Königin Viktoria von England und Prinz Albert von Koburg-Gotha, dessen charaktervolle Schönheit in ihren Zügen weiblich sanft und gemildert sich wieder findet, geboren.

Ein Heirathsantrag.

Novelle

von

Carl Stugau.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Du, Alter, lies doch einmal die Annonce im Morgenblatt, die ich mit dem Bleistift bezeichnet habe.“

Diese Aufforderung wurde über den gedeckten Mittagstisch hinüber von einer kleinen, runden Frau an einen ältlichen Herrn gerichtet, der eben seine Serviette zusammenlegte und sie in ein gesticktes Servietteband steckte.

„Um was handelt es sich?“ fragte der Angeredete, indem er seiner Frau das dargereichte Zeitungsblatt aus der Hand nahm.

„Um einen Heirathsantrag.“

„Auch wieder einmal! Du bist also noch nicht gewitzigt? Ich soll noch einmal Papier und Postporto zum Fenster hinauswerfen?“

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Lies nur.“

Das Familienoberhaupt zog bedächtig die Brille aus dem Futteral, das neben seinem Teller lag, wischte die Gläser an einer Ecke seines Taschentuches sorgfältig ab, setzte die Brille auf die hagere Nase und begann mit halblauter Stimme zu lesen:

„Ein Mann in den besten Jahren sucht eine Lebensgefährtin. Da er sehr vermöglich ist, so begehrt er keine Mitgift, dagegen Jugend, Schönheit, Bildung, weibliche Tugenden, Unbescholtenheit und Frohsinn. Anträge mit Beischluß von Photographieen werden entgegengenommen unter A. M. 3333 poste restante Leipzig. Da die meisten Bewerberinnen vorläufig unbekannt zu bleiben wünschen werden, so genügt die Angabe einer Chiffre. In den ersten Tagen des Januar erscheint in denjenigen Journalen, worin dieser Heirathsantrag abgedruckt ist, ein Aviso an diejenigen Damen, mit denen der Einsender näher bekannt zu werden wünscht.“

„Nun, Alter, was sagst Du dazu?“ fragte die kleine, runde Frau triumphirenden Blickes ihren Gatten, als dieser zu Ende gelesen. „Ist das nicht ein wahrer Fingerzeig Gottes? Ist unsere Emma nicht ganz geschaffen für diesen Mann? Wäre es nicht unverantwortlich von uns, wenn wir eine so herrliche Gelegenheit, das arme Mädchen zu versorgen, ungenützt vorübergehen ließen?“

„Mein Kind,“ sagte der minder sanguinische Gatte, „wie viele Gegenanträge glaubst Du wohl, daß der gute Mann bekommen wird? Mindestens eben so viele, als die Zahl in seiner Chiffre ausdrückt, nämlich 3333. Wie viele junge, hübsche, gebildete und tugendhafte Mädchen gibt es nicht in unserem lieben Deutschland, die gerne eine gute Partie machten! Und Du bildest Dir ein, daß unter so vielen Bewerberinnen gerade unsere Emma den Vorzug erhalten werde? Ebenso gut könntest Du in die Lotterie setzen und hoffen das große Loos zu gewinnen.“

„Wenn Jedermann so dächte, käme nie eine Heirath auf diesem Wege zu Stande,“ erwiederte die schlagfertige Gattin.

„Wer durch ein Inserat in der Zeitung zu einer Frau zu kommen sucht, bei dem hat es immer einen Haken,“ wandte der Gatte ein. „Ein Mann, der reich und nicht abschreckend häßlich ist, findet auf dem gewöhnlichen Wege Frauen in Hülle und Fülle, und braucht sich nicht in der Zeitung auszubieten.“

„Keine Regel ohne Ausnahme. Wie viele vermögliche und dabei ganz wackere Männer gibt es nicht, die in kleinen Landstädten oder auf ihren Gütern leben, wo sie keine Gelegenheit haben, mit heirathsfähigen und für sie passenden Mädchen bekannt zu werden? Andere sind zu sehr von ihren Geschäften in Anspruch genommen, oder sind zu schüchtern oder zu stolz, um sich in fremde Familien einzudrängen. Kurz, es gibt Ausnahmen und der Einsender dieser Anzeige gehört dazu, das ahne, das weiß ich. Auf alle Fälle setz' Dich gleich an Deinen Schreibtisch und schreibe. Aber das sag' ich Dir, sei nicht so bescheiden, wie Du gewöhnlich bist, wenn Du von Deiner Tochter sprichst, sondern streiche ihre guten Eigenschaften gehörig heraus. Jeder Kaufmann preist seine Waare.“

Der bedächtige Gatte versuchte noch einige Einwendungen, wurde aber ohne große Mühe aus dem Felde geschlagen und machte sich daran, den Gegenantrag zu entwerfen.

Während dies geschieht, wollen wir den Leser mit den Verhältnissen der Familie etwas näher bekannt machen.

*

Hermann von Trauberg war ein pensionirter Offizier und wohnte mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter Emma in einer entfernten Vorstadt der Residenz. Er behauptete, die Wohnungen seien um so gesünder, je mehr sie von dem Mittelpunkte des großen Verkehrslebens entfernt lägen. In Wirklichkeit waren es aber ökonomische Gründe gewesen, welche ihn bestimmten, eine so bescheidene Wohnung zu wählen. Der gute Major war nämlich mit Glücksgütern nicht gesegnet und hatte immer schwere Noth gehabt, mit der knappen Gage auszukommen. Nicht als ob er verschwenderisch gewesen wäre — das konnte ihm sein Feind nicht nachsagen — aber er verstand eben die Kunst nicht, das Geld zu strecken. Seine Gattin konnte man eine Virtuosin in dieser Kunst ebenfalls nicht nennen. Daher kam es denn, daß es mit dem Gleichgewicht des häuslichen Budgets immer etwas bedenklich aussah. Uebrigens war Herr von Trauberg ein ganz achtungswerther Mann, bieder, geradsinnig, jeder Zoll ein Ehrenmann. Trotz seines vorgerückten Alters — er war nicht mehr weit von sechzig — war er noch sehr rüstig, seine Haltung stramm, und sein Tritt fest und sicher. Wenn er in seinem sorgfältig gebürsteten Rock durch die Straßen schritt, kerzengerade wie ein Grenadier beim Defilirmarsch, konnte ihm ein Kind auf den ersten Blick den alten Soldaten ansehen. Seine Bildung ging über das Durchschschnittsmaß der Bildung seiner Standesgenossen ziemlich weit hinaus. Er hatte immer zu den strebsamen Offizieren gehört, hatte viel gelesen und nahm an dem geistigen Leben der Zeit noch immer lebhaften Antheil.

Seine Frau, die er nach langem Brautstand endlich heimgeführt, war um mindestens fünfzehn Jahre jünger als er, eine guthmüthige, noch ganz wohlerhaltene, lebhafte Frau von fast kindlichem Vertrauen, mit der der Leser noch nähere Bekanntschaft machen wird.

Zwei Kinder waren der Ehe entsprossen: ein Sohn, der es bereits zum Unterlieutenant in einem Infanterie-Regiment gebracht hatte, ein munterer Springinsfeld von zweiundzwanzig Jahren, und eine Tochter, eine hübsche Blondine von neunzehn Jahren.

Da Emma die Hauptperson in unserer Erzählung bildet, so ist es recht und billig, daß wir uns etwas näher mit ihr befassen.

In einer Erziehungsanstalt für Offizierstöchter hatte sie eine ganz anständige Bildung erhalten. Als sie in das Institut trat, war sie, wie man zu sagen pflegt, eine der „Schwächsten“, denn sie hatte als kleines Mädchen lieber mit ihrer Puppe gespielt und sich mit ihrem Bruder herumgetummelt, als daß sie stille und fleißig hinter ihren Büchern und Schreibheften gesessen wäre. Es verging jedoch kaum ein Jahr, so hatte sie ihre sämmtlichen Altersgenossinnen überflügelt. Die Vorsteherin hielt auch große Stücke auf sie und nannte sie nur die „Perle“ unter ihren Zöglingen. Bei den Prüfungen wurden denn auch die schwersten Fragen immer an sie gerichtet; man war sicher, daß sie nie eine Antwort schuldig blieb. Sämmtliche Lehrer rechneten bei solchen Gelegenheiten auf sie, wie ein General am Tage der Schlacht auf das tapferste seiner Regimenter. Uebrigens war Emma auf ihre Triumphe keineswegs stolz. Sie pflegte zu sagen, daß sie Alles ihrem glücklichen Gedächtniß und dem Umstand zu danken habe, daß sie nicht leicht aus der Fassung komme. Dieß sagte sie nicht etwa aus falscher Bescheidenheit, sondern im vollen Ernste; denn es gehörte zu ihren liebenswürdigen Eigenschaften, sich nicht besser geben zu wollen, als sie war.

Munter und lebenslustig wie ihre Mutter, dabei einfach und natürlich, war sie in dem kleinen Kreise von Bekannten, in welchem ihre Eltern sich bewegten, ein Liebling Aller. Im Uebrigen theilte sie die liebenswürdigen Fehler und Schwächen ihres Geschlechtes. Wie alle hübschen Mädchen ihres Alters putzte sie sich gerne, stand auf gutem Fuße mit dem Spiegel, nahm es nicht übel, wenn man sie schön fand und hatte keine sonderliche Abneigung, dann und wann in's Theater oder auf einen Ball zu gehen. Die Familienchronik wußte in der That keinen Fall aufzuzählen, wo sie einem solchen Vergnügen, wenn es sich darbot, aus dem Wege gegangen wäre. Bei aller scheinbaren Flatterhaftigkeit fehlte ihr es indessen keineswegs an Gemüthstiefe; nur bedurfte es längerer Bekanntschaft mit ihr, um diese Seite ihres Wesens deutlich wahrzunehmen. Dieß kam daher, daß ihr alles Prunken mit schönen Gefühlen in der Seele zuwider war.

An ihren Eltern hing sie mit großer Zärtlichkeit, und diese gaben es ihr reichlich zurück, denn ihre Emma war ihr Abgott.

Seit diese in das heirathsfähige Alter getreten war, bildete die Aufgabe, eine passende Partie für sie zu finden, einen



Die vierhundertjährige Jubelfeier der Schlacht bei Murten. **Der Festzug.** Nach einer Skizze von Paul Volmar. (S. 19.)

Gegenstand fleißiger Erörterung bei den Eltern. Die Sache war schwierig, denn erstens war Emma arm wie eine Kirchenmaus, und dann lebte die kleine Familie wegen ihrer beschränkten Vermögensverhältnisse so zurückgezogen, daß es an Gelegenheiten, passende Bekanntschaften zu machen, ganz und gar mangelte.

Aus diesem Grunde war die Majorin eine fleißige Leserin des hinteren Theils der Zeitungen; und Inserate mit der Ueberschrift „Heirathsantrag" blieben selten von ihr ungelesen und unbeachtet. Ihr Gatte hatte schon mehr als ein Dutzend Gegenanträge schreiben müssen, aber nicht ein einziger war bis jetzt einer Antwort gewürdigt worden. Man begreift daher seinen geringen Eifer, sich einem so undankbaren Geschäft noch einmal zu unterziehen. Indessen hatte er sich, wie wir gesehen haben, dennoch abermals dazu bereden lassen.

*

In einer halben Stunde war der Major mit dem Entwurf seines Gegenantrages fertig. Es war ganz gut gefaßt, denn der alte Herr führte die Feder so gut, als er früher den Degen geführt hatte. Es enthielt das vollständige Nationale Emma's, gab in flüchtigen Umrissen einen Ueberblick über ihren bisherigen Bildungsgang, zählte ohne Ruhmredigkeit ihre verschiedenen Kenntnisse und Fertigkeiten auf und gab schließlich der Ueberzeugung Ausdruck, daß Emma, so wie es um Kopf und Herz mit ihr bestellt sei, einen braven Mann, der ihr mit Liebe und Achtung begegnen würde, voraussichtlich glücklich machen werde.

Auf einen verständigen Mann konnte der Brief keinen anderen, als vortheilhaften Eindruck machen.

Frau von Trauberg jedoch hatte, wie immer in solchen Fällen, allerlei daran auszusetzen. Sie meinte, ihr Gatte habe das Licht seiner Tochter viel zu sehr unter den Scheffel gestellt. Emma spreche zum Beispiel französisch, englisch, italienisch nicht bloß mit ziemlicher Fertigkeit, sondern elegant und geläufig. Was ihre musikalischen Talente betreffe, so hätten sie viel stärker betont werden sollen. Auch sei vergessen worden zu erwähnen, daß sie aus guter Familie sei. Geradezu unverantwortlich und empörend fand Frau von Trauberg ihres Gatten Genauigkeit in Beziehung auf Emma's Alter. Hier sei Gewissenhaftigkeit durchaus am unrechten Orte, meinte sie; Emma sehe so jung aus, daß man sie mit Fug und Recht für zwei oder drei Jahre jünger ausgeben könne. Es sei allgemein Sitte, daß Frauen und Mädchen sich jünger machten, als sie sind, und es sei kein Grund vorhanden, es mit Emma anders zu halten. Die lebhafte Frau kam bei dieser Gelegenheit so in Eifer, daß sie ganz kirschroth im Gesicht wurde.

So nachgiebig der Major sonst war, so blieb er dießmal doch unbeugsam, indem er entschieden erklärte, daß er sich nimmermehr dazu hergeben werde, eine offizielle Lüge zu sagen. Er überlegte nämlich so: „Entweder der Brief hat einen Erfolg, dann kommt durch Emma's Taufschein ihr wahres Alter an den Tag, wie stehe ich in diesem Falle da? Oder der Brief hat keinen Erfolg, dann habe ich ganz umsonst gelogen." In den übrigen Stücken verstand sich der Major zu einigen kleinen Zugeständnissen, welche den Frieden herstellten und zur endgiltigen Feststellung des Entwurfs führten.

In einer Viertelstunde war der Brief in's Reine geschrieben, mit der Chiffre «E. T. g. 18» unterzeichnet, unter Beischluß einer Photographie couvertirt und nach Leipzig abgesandt.

Emma, welche an diesem Tage von ihrer ehemaligen Institutsvorsteherin zu Tisch geladen war, erfuhr erst gegen Abend, als sie nach Hause kam, was während ihrer Abwesenheit in ihrem Interesse geschehen war. Sie nahm die Sache ziemlich leicht, erstlich weil sie überzeugt war, daß doch nichts daraus werden würde, und dann weil ihr gar nichts daran lag, schon unter die Haube zu kommen.

Erst als sie schon zu Bett gegangen war, fing die Sache an, ihr im Kopfe herumzugehen. Sie zündete noch einmal Licht an, holte aus dem Wohnzimmer das betreffende Zeitungsblatt herbei und begann den Heirathsantrag noch einmal und zwar aufmerksam und mit Abwägung jedes einzelnen Wortes zu lesen.

Sonderbar, je öfter sie ihn las, desto mehr wurde ihr Interesse rege. Ueber das Warum konnte sie sich keine Rechenschaft geben, denn der Antrag war ungefähr stylisirt, wie die meisten Annoncen dieser Art. Aber es war ihr, als ob aus diesen Zeilen eine ehrliche Seele zu ihr spräche, als ob sie dem Verfasser, wenn sie ihn kennte, würde gut sein müssen, als ob er ihr geistesverwandt sei.

Es dauerte nicht lange, so hatte ihre geschäftige Phantasie dem vagen Seelenbild auch eine materielle Hülle angedichtet. Sie sah einen schwarz gekleideten Herrn zwischen dreißig und vierzig vor sich, mit dunklen Haaren, etwas korpulent, nicht schön, aber mit dem Ausdruck großen Wohlwollens in den Zügen. Einmal im Flug, blieb das Flügelroß nicht stehen. Das Porträt mußte einen Rahmen, eine Umgebung haben. Eine reizende Villa tauchte vor ihr auf, mit prächtigem Garten und schattenreichem Park. Livreediener gingen ab und zu; vor dem Parkthor stand, was sie sich in ihren Kinderjahren als den Gipfelpunkt menschlicher Glückseligkeit gedacht hatte: eine kleine Equipage, mit zwei allerliebsten Ponies davor; ein Groom in Taschenformat hielt Zügel und Peitsche; sie selbst in duftigem Sommeranzug stieg ein und ergriff die Zügel, die der Groom ihr ehrerbietig darreichte; die kleinen Pferdchen zogen an und fort ging es über die gut gepflegten Kieswege, unter den hochstämmigen Platanen, Kastanien-, Ahorn- und Götterbäumen dahin. Ei! war das eine Lust, selbst zu kutschieren!

Emma war im besten Zuge, Luftschlösser zu bauen, und schlief endlich darüber ein.

II.

Tage und Wochen vergingen, der Winter war da; des Heirathsantrages wurde wenig mehr gedacht, so viel auch in den ersten Tagen davon die Rede gewesen war. Erst als es auf den Januar zuging, trat diese Angelegenheit wieder in die vordere Reihe der häuslichen Besprechungen. Diese fanden aber nur zwischen Mutter und Tochter statt, denn der Vater meinte, es sei Schade um jedes Wort, das man darüber verliere; sie sollten sich nur keine Rechnung darauf machen, daß eine Antwort erfolge, und was derlei Aussprüche der Ungläubigkeit mehr waren.

Die Prophezeiung des Majors schien in Erfüllung gehen zu sollen. Die ersten Tage des Januar vergingen, ohne daß der eifrig durchforschte Inseratentheil des Morgenblattes die ersehnte Antwort brachte. Mit jedem Tage wurde das Gesicht der Majorin länger und malte sich das Gefühl der Enttäuschung merklicher auf ihren Zügen. Emma nahm die Sache weit leichter. Es steckte eine gute Dosis Fatalismus in ihrem Wesen. „Wer weiß, wozu es gut ist?" tröstete sie ihre Mutter. „Ich wäre vielleicht unglücklich mit ihm geworden."

Die Resignation von Mutter und Tochter war verfrüht. Am 10. Januar erschien im Morgenblatt ein Inserat folgenden Inhalts:

„Fräulein E. T. g. 18 wird ersucht, einen Brief poste restante abholen zu lassen."

Die Majorin, welche eben ihren Morgenkaffee getrunken hatte, als ihr diese Zeilen vor Augen kamen, fiel vor freudiger Aufregung fast vom Sessel.

„Da, lies, ungläubiger Thomas!" sagte sie triumphirenden Blickes, indem sie ihrem Mann das Zeitungsblatt dicht unter die Nase hielt.

Der Major, bedächtig wie immer, bewaffnete sich mit seiner Brille und las wirklich schwarz auf weiß die kurze, aber bedeutsame Anzeige.

«E. T. g. 18,» sagte er, nun ebenfalls aus seinem Gleichmuth aufgerüttelt; „richtig, das ist unsere Chiffre."

Emma war vom Sessel aufgesprungen, um über den Rücken des Vaters hinweg das Inserat auch zu lesen. Ihr Herz marschirte im Doublirschritt.

„Man muß nur gleich fort und den Brief abholen," sagte die Majorin, „Alter, zieh' Dich an und geh'."

Mit diesen Worten trippelte die korpulente Frau fort, um Stiefel und Rock ihres Mannes herbeizuholen.

„Es hat keine Eile," entgegnete der Major, nachdem er seine Taschenuhr zu Rath gezogen hatte. „Es ist erst acht Uhr und das poste-restante-Bureau wird nicht vor neun Uhr geöffnet, ich käme also, wenn ich auch ginge, viel zu früh."

Es war so, wie der Major sagte; es blieb also nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen. Doch konnte die lebhafte Frau nicht umhin, ihrem Unwillen über die schlechten Posteinrichtungen und die Bequemlichkeit der Herren Postbeamten auf eine mehr energische, als salonfähige Weise Luft zu machen. Indessen ging das Ungewitter rasch vorüber, denn die Erwartungen, welche sich an den abzuholenden Brief knüpften, waren zu freudiger Art, als daß für den Aerger in ihrem Gemüth lange Raum gewesen wäre.

Um drei Viertel auf neun machte sich der Major auf den Weg. Wir überlassen es der Phantasie des Lesers, sich die Ungeduld der beiden Frauen während der Abwesenheit des Vaters auszumalen. Das leicht erregbare Vorstellungsvermögen der Mutter verstieg sich zu den gewagtesten Vermuthungen. „Du wirst sehen, Emma," sagte sie, „der Heirathskandidat ist nicht nur reich, sondern auch vornehm. Seine Inserate haben so zu sagen einen aristokratischen Schick. Es sollte mich nicht wundern, wenn er ein Baron oder Graf ist."

Emma, die ihre Mutter kannte, versuchte es nicht, den extravaganten Gedankensprüngen der feurigen Frau Einhalt zu thun. Erst, als diese sich glücklich bis zu einem Prinzen verstiegen hatte, konnte sich Emma eines Lächelns nicht erwehren.

„O, Du brauchst gar nicht zu lachen," sagte ihre Mutter, welcher das Lächeln, so flüchtig es war, nicht entgangen war. „Heutzutage ist es gar nichts Seltenes, daß sogar Prinzen aus souveränen Häusern bis zu Schauspielerinnen und Tänzerinnen herabsteigen, warum sollte eine Majorstochter zu einer solchen Standeserhöhung zu schlecht sein?"

Die gute Frau war im weiteren Verlauf ihrer Vermuthungen eben bei der Möglichkeit angelangt, daß der namenlose Brautwerber ein indischer Nabob oder etwas Aehnliches sein könne, als der stramme Tritt des Majors sich auf dem Vorgang hören ließ.

Gleich darauf stand die hagere Gestalt des alten Soldaten im Zimmer.

„Nun, hast Du ihn?" frugen gleichzeitig Mutter und Tochter und machten dazu Gesichter, die einem bildenden Künstler als Vorbilder zur verkörperten Darstellung gespannter Erwartung vortrefflich hätten dienen können.

„Ich habe ihn," antwortete der Major, indem er einen Brief aus der Tasche zog.

Die Mutter stürzte mit einer Behendigkeit, die man ihrem Embonpoint kaum zugetraut hätte, auf ihren Gatten zu, wobei Fripon, der kleine Bologneser, der erschreckt aufgefahren und ihr zwischen die Beine gerathen war, unter ihrem wuchtigen Tritt fast das Leben eingebüßt hätte.

Die gute Frau wollte ihr Gewohnheitsrecht, alle Familienbriefe zuerst zu lesen, auch bei dieser Gelegenheit geltend machen; allein der Major wich der haschenden Hand durch eine geschickte Wendung aus und hielt den Brief so hoch in die Höhe, daß die Majorin, auch wenn sie die Schnellkraft eines Groteskentänzers gehabt hätte, ihn nicht hätte erreichen können.

„Halt! nicht voreilig," sagte er mit jener kurzen und scharfen Accentuirung, wie man sie nur bei alten, an das Kommandiren gewöhnten Soldaten trifft. „Es ist immer gut, wenn man auf Alles gefaßt ist. Der Brief könnte ganz gut weiter nichts als die Nachricht enthalten, daß man die Zusendung erhalten habe, für das entgegenkommende Vertrauen danke, jedoch mit Bedauern anzeigen müsse, daß man bereits eine anderweitige Wahl getroffen habe. Fasset diese Möglichkeit in's Auge, Kinder, damit ihr euch eintretenden Falles nicht enttäuscht fühlet."

Emma fand diese Rede ihres Vaters sehr vernünftig; sie hatte wirklich an die von ihm erwähnte Möglichkeit nicht gedacht. Ihre leicht aufbrausende Mutter dagegen gerieth gewaltig in Harnisch und warf ihrem Manne mit erboster Miene die Bemerkung an den Kopf, er scheine eine wahre Lust daran zu finden, den Seinigen jede Freude im Voraus zu vergällen.

Der Major, der in fünfundzwanzigjähriger Ehe Zeit gehabt hatte, seine Haut gegen Wurfgeschosse dieser Art abzuhärten, setzte sich mit philosophischem Gleichmuth über die hämische Bemerkung seiner Gattin hinweg.

„Wenn der Brief Erfreulicheres enthält," sagte er, „desto besser. Aber auf das Unerfreuliche gefaßt zu sein, kann niemals schaden."

Der Major erbrach nun selbst den Brief und las ihn zuerst. Mutter und Tochter folgten dem wechselnden Spiele seiner Mienen mit athemloser Spannung.

„Gut steht's, Kinder," sagte er fröhlichen Tones, als er zu Ende war. „Da lest!"

Wie der Habicht auf die Taube, so stürzte die Mutter auf den Brief. Emma schlang den Arm um den Hals ihrer Mutter und las mit.

Die Handschrift war fest, männlich und gut ausgeschrieben, dabei weder salopp noch geleckt. Form und Inhalt verriethen einen Mann von Welt und vielseitiger Bildung. Dabei war der Brief in so fließendem und korrektem Deutsch abgefaßt, daß man einen indischen Nabob oder eine ähnliche exotische Persönlichkeit in dem Verfasser wohl kaum vermuthen konnte.

Im Eingang bemerkte der Briefschreiber, nicht ohne Anflug von Humor, daß sein Appell an die Oeffentlichkeit einen Erfolg gehabt, den er sich in seiner Bescheidenheit nicht entfernt hätte träumen lassen; mit Beschämung müsse er gestehen, daß er so viel Segen nicht verdiene. Lange sei er dieser Flut von Zusendungen gegenüber rathlos gestanden, nach unsäglicher Mühe sei es ihm aber doch gelungen, einige Ordnung in das Chaos zu bringen und eine weitere und engere Wahl zu treffen. Unter denjenigen Damen, welche sein Interesse in erhöhtem Maße rege gemacht hätten, befinde sich Fräulein Emma. Schon auf den ersten Blick hätten ihn die lieblichen Züge gefesselt. Sein Interesse sei gesteigert worden, als er den zum Bilde gehörigen Brief gelesen, der in seiner Schlichtheit und unverkennbaren Wahrhaftigkeit, dabei auch in seiner würdevollen Fassung einen beredten Kommentar zu dem Bilde geliefert und mit so vielen anderen aufdringlichen und würdelosen Zusendungen einen wohlthuenden Kontrast gebildet habe. Er zweifle nicht daran, daß er es hier mit einer Familie zu thun habe, deren Bekanntschaft ihm zum Vergnügen und zur Ehre gereichen würde, auch wenn intimere Beziehungen sich nicht daran knüpfen sollten. Denn, um die Offenheit, womit man ihm entgegengekommen, zu erwiedern, wolle er nicht verhehlen, daß auch andere Zusendungen sein Interesse mehr oder minder rege gemacht hätten. Er stehe nun vor der schwierigen Aufgabe, in dem Kreise der vorläufig Auserwählten eine endgiltige Wahl zu treffen. Dazu sei persönliche Bekanntschaft unbedingt nothwendig, wobei es allerdings darauf ankomme, ob die Wahlverwandtschaft eine gegenseitige sei. Denn unter keiner Bedingung möchte er in der wichtigsten Angelegenheit, die es für den Menschen gebe, eine Entscheidung treffen, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß man seine Werbung um seiner selbst willen acceptire.

Schließlich bemerkte der Briefschreiber, daß er demnächst von seinem dermaligen Aufenthaltsorte aus eine Rundreise durch Deutschland unternehmen und daß er bei dieser Gelegenheit auch den Ort berühren werde, wo die anmuthige Emma weile. Wann dieß der Fall sein werde, könne er im Voraus nicht bestimmen. Er werde seine Ankunft im Morgenblatt anzeigen und in einem poste-restante-Brief Andeutungen geben, wie eine persönliche Bekanntschaft auf möglichst bescheidene Weise eingeleitet werden könne.

„Nun, Kinder, was sagt ihr zu dem Brief?" frug der Major, als er sah, daß seine Frau und Tochter mit dem Lesen zu Ende waren.

„Er gefällt mir ganz außerordentlich," sagte Emma, „man sieht, daß das kein gewöhnlicher Mensch ist."

„Sehr vornehm," sagte die Mutter, „wirklich ausnehmend distinguirt. Ich glaube, wir werden auf diesen Schwiegersohn stolz sein können."

„Ah, was, vornehm!" warf der Vater rauh dazwischen. „Es ist ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, das ist die Hauptsache. Aber bis zum Schwiegersohn hat's noch gute Wege. Aus Allem geht hervor, daß das ein Mann ist, der bedachtsam zu Werke geht und nicht früher das entscheidende Wort spricht, als bis er sorgfältig geprüft hat, ob sich das Herz zum Herzen findet, nicht wahr, Emma, so sagt der Dichter?"

Die Majorin ließ ihrer Tochter keine Zeit zur Bejahung. Die Zweifelsucht ihres Gatten hatte ihr gallichtes Temperament auf's Neue gereizt. Nicht gewohnt, hinter dem Berge zu halten, ließ sie ihrem Aerger freien Lauf. Der Major, der sich bewußt war, seiner Frau im Wortkampf bei weitem nicht gewachsen zu sein, auch nicht einsah, weßhalb er sich seine gute Laune durch

einen Streit um des Kaisers Bart verderben solle, hielt es für das Klügste, sich flugs aus dem Staube zu machen und seinen gewohnten Morgenspaziergang anzutreten.

III.

In den nächsten Tagen und Wochen gab es zwischen Mutter und Tochter häufige und lange dauernde Konferenzen. Es galt der leichtblütigen Frau als ausgemacht, daß die Wahl des Brautwerbers auf Niemanden anders, als auf Emma fallen könne. Was war für diesen Fall nicht Alles zu besprechen! Sie sah ihre Tochter bereits als Baronin, Gräfin oder gar Fürstin einem großen Hauswesen vorstehen, Equipage und Livréedienerschaft zu ihrer Verfügung; sie sah sie in reizender Toilette die Honneurs bei ihren Soiréen und Bällen machen, sie sah sie bei Hof präsentirt; kurz, die Luftschlösser schossen wie Pilze nach dem Regen üppig in die Höhe. Auch in Einzelnheiten hatte man sich zu vertiefen. Die Feststellung des Brautanzuges allein nahm mehrere Sitzungen in Anspruch. Dann war die Einrichtung der Zimmer und die Farbe der Möbelstoffe zu erörtern. Sogar auf die Küche erstreckte sich der Frauen fürsorglicher Sinn. Alle Utensilien, bis herab zum letzten Kochlöffel, wurden in den Kreis der Besprechung gezogen.

Emma ließ ihre Mutter gerne gewähren, theils weil sie sich ihrer Hoffnungsseligkeit freute, theils weil auch ihre Phantasie sich in der harmlosen Region der Luftschlösser gerne erging, wenngleich ihre Leichterregbarkeit zu der ihrer Mutter keineswegs hinaufreichte.

Eine näherliegende Sorge, als jene in Betreff der Einrichtung von Salon, Wohn- und Speisezimmern ꝛc. bildete die Wiederherstellung von Emma's Toilette. Es war, überlegte die Mutter, ein Gebot der Klugheit, daß Emma, wenn der Brautwerber kam, sich möglichst vortheilhaft präsentirte, denn „Kleider machen Leute“. Nun war aber Emma's Garderobe ziemlich ärmlich und es schien unerläßlich, hier etwas nachzuhelfen. Das war aber, wenn man nicht zu Moses und den Propheten seine Zuflucht nehmen wollte, eine schwierige Aufgabe. Nach langen Debatten wurde eine Nätherin in's Haus genommen; Mutter und Tochter halfen mit, einige Kleider wurden gestürzt oder gewendet und mit neuem Aufputz versehen, der Verkauf von einigen Schmuckgegenständen der Mutter, die nicht schon bei früheren Nothlagen der Familie versilbert worden waren, lieferte die Mittel zu einem neuen Kleide und einem modernen Hut, so daß man nach Verlauf von vierzehn Tagen so weit gerüstet war, um den Feind — der aber im vorliegenden Fall ein Freund war — stehenden Fußes erwarten zu können.

Mit welcher Spannung jeden Morgen der Zeitung entgegengesehen wurde, läßt sich denken. Aber auch dießmal wurde die Geduld der Frauen auf eine harte Probe gestellt, denn der ganze Monat Januar verging, ohne daß das erwartete Inserat erschien.

Endlich kam es doch.

Eines Morgens rief die Mutter, welche eben begonnen hatte, den Inseratentheil der noch nassen Zeitung zu überfliegen; mit fieberhafter Lebhaftigkeit: „Er ist da! hier ist seine Annonce.“

Alle drei Köpfe fuhren zusammen, um das Inserat gemeinschaftlich zu lesen.

Es lautete:

„Gestern hier angekommen, bitte ich E. T. g. 18 einen Brief poste restante abholen zu lassen. A. M. 3333.“

Eine Stunde später war der Brief selbst zur Stelle. Er war ziemlich dick, denn er enthielt drei Logenbillete, nebst einigen Zeilen folgenden Inhalts:

„Ich erlaube mir, Ihnen anliegend drei Logensitze für die heutige Opernvorstellung zu übersenden. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie davon Gebrauch machen wollten. Ich werde dadurch Gelegenheit erhalten, das liebliche Wesen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, das vielleicht bestimmt ist, mir für immer anzugehören. Eines Erkennungszeichens bedarf es nicht, da das photographische Bild mein Leitstern ist. Entschuldigen Sie mein vielleicht unzartes Verlangen mit den besonderen Umständen, worin ich mich befinde.“

Die Majorin war so erregt, daß sie am ganzen Leibe zitterte wie Espenlaub, und daß ihr die sonst so geläufige Zunge förmlich den Dienst versagte. Erst die Bemerkung ihres Gatten, daß daß das Zittern, obwohl er es nicht absolut verdammlich finde, doch in großen Situationen sich noch niemals förderlich erwiesen habe; erst diese Bemerkung brachte sie zum Bewußtsein ihrer Pflichten zurück.

„Du hast Recht,“ sagte sie, indem sie sich entschlossen vom Stuhle erhob und das Zimmer mit einer Miene und Haltung durchschritt, die man königlich hätte nennen können, wenn ihre kleine, runde Gestalt und ihr sehr matinaler Anzug mit den landläufigen Begriffen von königlicher Würde etwas mehr in Einklang gewesen wären.

„Du hast Recht,“ wiederholte sie, „nicht zittern darf ich jetzt, sondern handeln muß ich, denn der entscheidende Augenblick ist da.“

Diese Worte begleitete sie mit einer fast heldenmäßigen Stellung und mit einer Handbewegung, welche an die große Schröder erinnerte, wenn sie in einem tragischen Augenblick ihrer Rolle das Schicksal herausforderte.

„Der erste Eindruck,“ fuhr die Majorin fort, „ist entscheidend; es ist also nicht gleichgültig, wie Emma heute Abend aussieht. Zum Glück haben wir vorgearbeitet, so daß wir nicht überrascht sind. Allein die vorhandenen Mittel zweckmäßig zu verwenden, das ist jetzt die große Aufgabe. Emma komm', wir wollen uns berathen.“

Mit diesen Worten ergriff die Majorin ihre Tochter bei der Hand, um sich mit ihr in das anstoßende Kabinet zurückzuziehen, wo Mutter und Tochter ihre Berathungen über die großen Staatsaktionen der Toilette zu halten pflegten.

Der Major vertrat beiden den Weg.

„Aurora,“ sagte er, „sei gescheidt und verdirb nicht durch allzu großen Eifer, was bis jetzt in so gutem Zuge ist. Durch übertriebenen Putz oder auch nur das auffällige Bestreben, einen vortheilhaften Eindruck zu machen, würdet ihr mehr schaden als nützen. Der geheime Brautwerber ist nach Allem, was wir bis jetzt von ihm wissen, ein viel zu vernünftiger Mann, als daß er sich durch euren Firlefanz Sand in die Augen streuen ließe. Meine Meinung ist daher: je einfacher und bescheidener, desto besser.“

Die Majorin, welche in Toiletteangelegenheiten die Ansichten ihres Gatten keineswegs vollständig theilte und sich gerne auf das Sprüchwort berief: „Kleider machen Leute“, die Majorin, sagen wir, war eben in Begriff mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ihrem Gatten die Bemerkung an den Kopf zu werfen, daß er sich nicht um Dinge kümmern solle, die er nicht verstehe, als Emma das Wort ergriff.

„Papa,“ sagte sie, „sei unbesorgt, auch ich habe nicht Lust, mich lächerlich zu machen. Ist es mir beschieden, auf diesem Wege einen braven Mann zu bekommen, so denke ich, wird es geschehen, ob ich ein Percail- oder ein Seidenkleid anhabe; und ist es mir nicht beschieden, so wird auch der größte Staat nichts nützen.“

„Wenn Du so sprichst, mein Kind,“ versetzte der Vater, „so bin ich beruhigt; aber das Eine will ich euch noch an's Herz legen: Trachtet, daß ihr längstens bis halb sieben fertig seid; ihr wisset, daß ihr das Unglück habt, regelmäßig zu spät zu kommen.“

Es war keine Verleumdung, die der Major aussprach, denn die beiden Frauen hatten die Gewohnheit, wenn es auf einen Ball oder in's Theater ging, niemals rechtzeitig fertig zu werden.

Wir wollen die beiden Frauen während ihrer Berathungen im verschwiegenen Kämmerlein nicht stören. Feststellen wollen wir bloß, daß eine wie die andere Mittags kaum einen Bissen über die Lippen brachte, daß es den ganzen Nachmittag ein gewaltiges Hin- und Herlaufen und Hantiren mit Bügel- und Kräuseleisen gab, daß das geplagte Dienstmädchen wohl ein halbes Dutzendmal fortgejagt wurde, um fehlende Haar- und Stecknadeln, buntfarbigen Seidenfaden und ähnliche Kleinigkeiten zu holen, daß das gegenseitige Frisiren allein drei volle Stunden in Anspruch nahm und daß Mutter und Tochter bei aller Hast es so geschickt einzurichten wußten, daß sie auch an diesem Tage eines Mangels an Konsequenz in Beziehung auf das Fertigwerden nicht geziehen werden konnten; denn trotz alles Drängens, Treibens, Drohens, Polterns von Seite des immer ungeduldiger werdenden Majors waren beide Frauen um halb sieben richtig — noch in den Unterkleidern.

Endlich wurden sie aber doch fertig, und als sie heraustraten aus dem Allerheiligsten des Frauengemaches, konnte sich der Gatte und Vater eines leisen „Ah!“ der Bewunderung nicht erwehren. Emma sah wirklich reizend aus. Ihr Anzug war wider Erwarten einfach, geschmackvoll und, was er so sehr schätzte, ganz decent. Ihre Wangen waren vor freudiger Erregung von einem lebhafteren Roth angehaucht und ihre schalkhaften Augen strahlten in höherem Glanze. Die Majorin hatte des Guten etwas mehr gethan, als gerade nothwendig gewesen wäre, aber als Frau, und dazu als noch hübsche Frau, hatte sie wohl Anspruch auf Nachsicht. Dank ihrem soliden Mieder, sah sie fast schlank aus, und ihre Gesammterscheinung war so, daß sie ganz gut noch selbst auf die Brautschau hätte ausgehen können. Der Major, als galanter Gatte, konnte nicht umhin, eine Bemerkung in dieser Richtung fallen zu lassen, ein Kompliment, das die Majorin ohne Protest mit wohlgefälligem Lächeln einsteckte.

Auch der Major sah recht stattlich aus. Er hatte seinen neuen schwarzen Rock, einen blendend weißen Halskragen und eben solche Piquéweste an, sein Kinn war spiegelglatt rasirt und der graue Backen- und Schnurrbart sorgfältig zugestutzt und ausgekämmt. Mutter und Tochter sahen mit Wohlgefallen an der strammen Gestalt des biederen alten Soldaten empor. Erstere wollte ihrem Manne durchaus seine zwei Orden auf der Brust anheften, wogegen dieser jedoch entschieden protestirte. Alles, was er gestattete, war, daß er die Ordensbändchen im Knopfloch befestigen ließ.

Als Vater, Mutter und Tochter im Theater ankamen, wurde der Vorhang eben in die Höhe gezogen. Es wurde die Zauberflöte gegeben, die Lieblingsoper Emma's, was Alt und Jung als eine gute Vorbedeutung betrachteten.

Mutter und Tochter nahmen vorn an der Logenbrüstung, der Vater hinter ihnen Platz. Das Eintreten des schönen jungen Mädchens mit ihrer noch so wohl konservirten Mutter und mit dem stattlichen alten Herrn war in den Nebenlogen nicht unbemerkt geblieben. Eine erkleckliche Anzahl von Operngudern lenkte sich dem Orte zu, wo sie saßen. Die Blicke der Männer verweilten mit Wohlgefallen auf der lieblichen Erscheinung, die der Frauen und Mädchen — es thut uns leid, es sagen zu müssen — mit geheimem Neid und mit dem Bestreben, irgend etwas an ihr ausfindig zu machen, das ihnen Stoff zu boshaften Bemerkungen böte. Wir wissen nicht, ob dieses Streben von Erfolg gewesen. Da dieß übrigens auf den Gang unserer Erzählung ohne Einfluß ist, so wollen wir nicht länger dabei verweilen.

Die Aufmerksamkeit, welche Emma von so vielen Seiten gezollt wurde, hatte diese so verwirrt gemacht, daß sie anfangs weder rechts, noch links zu schauen wagte, und ihre Blicke gerade vor sich auf die Bühne richtete. Erst als sie bemerkte, daß die zudringlichen Augenbatterieen andere Zielpunkte suchten, faßte sie sich ein Herz, sich in ihrer nächsten Umgebung umzusehen. Sie vermuthete nämlich, der geheime Brautwerber, der ihre Logensitze kannte, da er sie selbst geschickt, werde einen Platz in der Nähe, vielleicht in derselben Loge, gewählt haben. Letzteres war um so leichter möglich, als sie sich in der sehr geräumigen Fremdenloge befanden. Ihre Vermuthung fand jedoch keine festen Anhaltspunkte. Es waren außer ihrem Vater und ihrer Mutter noch sieben Personen in der Loge: fünf davon bildeten offenbar eine Familie, bestehend aus dem Elternpaar und drei flachshaarigen Sprößlingen von zehn bis fünfzehn Jahren. Gesichtszüge, Haltung und einzelne Worte, die an Emma's Ohr schlugen, ließen keinen Zweifel, daß es eine englische Familie war. Numero Sechs war ein geckenhaft aussehender junger Mensch von beiläufig zwanzig Jahren, der aus dem neuesten Modejournal ausgeschnitten zu sein schien, einmal um's andere in einen der Spiegel blickte, die seitwärts in der Loge angebracht waren und augenscheinlich ganz außerordentliches Gefallen an sich fand. Numero Sieben war ein bürgerlich aussehender, etwas beleibter Herr zwischen vierzig und fünfzig Jahren, mit einer blauen Brille auf der Nase. Er schaute weder rechts noch links und seine ganze Aufmerksamkeit schien auf die Bühne gerichtet.

Von diesen sieben Personen konnten die fünf ersten füglich gar nicht in Frage kommen; somit konnte der Brautwerber, wenn er überhaupt in der Loge war, nur entweder das Modejournal oder der Herr mit der Brille sein. Der erstere war zu jung und geckenhaft, der andere war nicht mehr in den Jahren, von denen man in Wahrheit sagen kann, daß sie die „besten“ sind. Emma kam daher zu dem Schlusse, daß sich der Heirathskandidat nicht in der Loge befinde. Derselben Meinung war auch ihre Mutter, der sie eine Bemerkung hierüber zuflüsterte.

Im ersten Zwischenakt richteten sich abermals viele Operngläser theils aus den Logen, theils vom Parterre nach der Fremdenloge, insbesondere nach Emma, welche in der That die anziehendste Erscheinung darin war. Diese hielt es nicht für schicklich, ebenfalls ein Glas vor's Auge zu nehmen. Ihre Mutter dagegen hielt fleißig Umschau, besonders dorthin, wo sie ein Augenglas nach ihrer Loge gerichtet sah.

Bei dieser Gelegenheit fiel ihr ein Herr auf, der in der vierten Loge zur Rechten saß und Emma wiederholt und dauernd fixirte. Es war ein Mann von beiläufig fünfunddreißig Jahren mit pechschwarzen Haaren, gelblicher Gesichtsfarbe und ernsten Zügen.

„Das ist er, das muß er sein,“ sagte sich die Mutter. Sie wurde in ihrer Meinung bestärkt, als sie bemerkte, daß ein Mohr in phantastischer Kleidung in die Loge des safrangelben Schwarzkopfs trat und diesem einen Theaterzettel überreichte. Was lag für eine Frau von kühnem Vorstellungsvermögen näher als der Gedanke, daß der Fremde ein Plantagenbesitzer aus Ost- oder Westindien war, der vermuthlich als junger Mensch aus seiner deutschen Heimath ausgewandert, jetzt zurückgekehrt war, um seine in den Tropen erworbenen Millionen an der Seite einer liebenswürdigen jungen Frau in Ruhe zu verzehren? Er und kein anderer war der Heirathskandidat, das galt ihr als ausgemacht. Freilich wäre ihr ein Radscha lieber gewesen, schon der Leute wegen, aber am Ende war ein reicher Pflanzer, wenn auch bürgerlicher Abkunft, ebenfalls nicht zu verachten.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Volkslieblinge.

1. Der Ephen.

(Nachdruck verboten.)

Der Epheu ist über die ganze Erde verbreitet, seine immergrünen Blätter, sein Klettern und Ranken, seine Eigenschaft, besonders altes Gemäuer zu umziehen, haben der Pflanze einen eigenthümlich poetischen Charakter gegeben; von allen Pflanzen kommt wohl der Epheu in den Sagen, Liedern, Sinnsprüchen und Erzählungen aller Völker am häufigsten als Sinnbild für mancherlei Herzens- und Geisteseigenschaften vor. So sagt auch Goethe:

Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet sich an und grünt und blüht,
Kann es weder Stamm noch Mauer finden:
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Besonders üppig und reich ist der Epheu in Amerika entwickelt, dort gibt es viele Arten, holzreich und mit zähen, lederartigen Blättern, die Alles umspannen, was sie erlangen können und so allerdings auch selbst schon mächtige Bäume erstickt und getödtet haben. Bei uns im sanften Europa, vorzüglich in Deutschland, wo wir überhaupt nicht so viel schroffe Gegensätze in Natur, Pflanzen und Menschenleben als jenseits des großen Wassers haben, ist der Epheu nur ein schöner Schmuck, der mit dem Bilde frischen, unvertilgbaren Lebens zerbröckelnde Mauern und die Gräber unserer Lieben umspinnt und sich in die Herzen der Völker als eine der populärsten Pflanzen gestohlen hat. Er ist ein Schlinggewächs, mit der Weinrebe verwandt und auch sein Lebenswahlspruch ist „aus Nacht zum Licht“, aus diesem Grunde klettert er aus dem dunklen Moosdickicht empor und sucht sich über jedes Hinderniß hinwegzuschwingen, indem er dieß zugleich als Stütze für seinen Kletterfuß benützt.

Seit dem Wiegenzeitalter der Menschheit ist der Epheu berühmt. In Egypten war er dem Osiris geweiht, Osiris' Sarg soll, an die Küste Byblos herangeschwommen, von einer

Epheustaude zurückgehalten worden sein, die nun mit wunderbarer Schnelligkeit den Sarg umwuchs.

In Griechenland war der Epheu in den frühesten Zeiten das Symbol der Dichterweihe, speziell des dramatischen Dichters. Das Epheulaub galt als Sinnbild der ewigen Wiedererneuerung und der ewigen Jugend, und galt daher als Ausdruck der unvergänglichen Dichterkraft und dichterischen Unsterblichkeit.

Religiöse Bedeutung erhielt aber der Epheu erst beim Bacchusdienst, — die Bildsäulen des Bacchus wurden mit Epheulaub umkränzt, Priester und Priesterinnen trugen Epheukränze und der Tychusstab, der sich in den Händen der Bacchantinnen im Zuge befand, war gleichfalls mit Epheu umwunden. Da die Bacchusfeste heitere Umzüge ꝛc. waren, so erlangte der Epheu die Bedeutung, daß er den Frohsinn und die Scherzhaftigkeit verkörpere.



Ein Pope in Montenegro zum Kampf gegen die Türken predigend. (S. 26.)

Auch bei den Trauungen durfte der Epheu nicht fehlen — der Priester überreichte gelbdoldigen Epheu dem in den Tempel tretenden Brautpaar als Sinnbild heiteren Glückes und der Liebe.

Als sich das Christenthum Bahn brach, wechselte der Epheu wieder seine Bedeutung, nicht mehr dem Wein und Liebesrausche diente er jetzt als Begleiter, sondern der ernsten Tröstung und Hoffnung auf Unsterblichkeit, auf Auferstehung. Die Leichen wurden auf Epheublätter gelegt. Diese Ceremonie erstreckte sich bis zum Mittelalter; da bemächtigte sich der Aberglaube der Pflanze und man legte ihr alle möglichen Heilkräfte bei.

Wer mit Löffeln aus Epheuholz äße, hieß es, den könne die Halsbräune, überhaupt kein Halsleiden befallen, außerdem sei er vor Rausch geschützt. Es wäre möglich, daß letzterer Glaube sich bis in unsere Zeit erhalten hat, denn die rheinischen Weinbauern hängen, wenn es neuen Wein gibt, Epheuzweige zum Dachgiebel heraus.

Bei den Jägern stand es fest, daß der Epheu von den Wildschweinen gefressen werde, wenn sie verwundet seien; außerdem wurden die Blätter gegen Geschwüre ꝛc. angewendet. Das aus der Rinde orientalischer Epheuarten gewonnene wohlriechende

bittere Harz kommt noch heut vielfach in den Handel und wird als innerlich wirkendes Mittel auch von Aerzten verordnet. Die Epheubeeren wirken abführend, Erbrechen und Schweiß erregend, können auch tödtlich werden.

Der Epheu hat aber auch noch eine andere Art Berühmtheit, durch sein Alter nämlich — Epheu wurde gefunden in vorweltlichen Resten in Braunkohlenlagern auf Spitzbergen — und es gibt lebende Epheuexemplare, die schon große Epochen der Weltgeschichte mit angesehen haben.

Bekannt ist der Epheu des heidelberger Schlosses, dem man wohl zum größten Theil die Erhaltung des schönen Thurmes zu danken hat. Epheustauden von zweihundert bis dreihundert Jahren sind gar nichts Seltenes! Zu den ältesten gehört aber der gewaltige, vielverzweigte Baum, welcher die Trümmer der Zwingburg in Bürglen, dem Geburtsort Tell's, im Kanton Uri in der Schweiz, umhüllt. Zu Montpellier in Frankreich gibt es einen Epheustamm von zwei Meter Durchmesser, dessen Alter man auf vierhundertfünfzig Jahre schätzt.

Der älteste und größte Cepheu jedoch ist im püttner Thale, drei Stunden von Wien, an der Ruine des Schlosses Sebenstein. Das Schloß ist 1092 erbaut und dieser Epheu kann demnach gut ein Alter von siebenhundert Jahren haben.

In Deutschland gibt es jenseits des Maines mehr und schönern Epheu als im Norden, am häufigsten ist er in der Schweiz und geradezu in kolossaler Verbreitung in England, dort ist jede schattige Mauer, jedes Felsstück von ihm überzogen, er umschlingt dort die Bäume, die Häuser, die Dächer bis zu den Schornsteinen und trägt sehr viel dazu bei, die englischen Dörfer anziehend und wohnlich erscheinen zu lassen.

Zur Blüte gelangt der Epheu erst in hohem Alter im Oktober und dann reifen seine Früchte erst im März und April.

Bis jetzt kennt man etwa zweiundvierzig Epheuarten, deren Mehrzahl im Orient heimisch ist.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Unbegreiflich.



Studiosus Biermayer: Nun möcht' ich schon wissen, wie der Professor Schlankl, bei dem ich fast jedes Kolleg geschwänzt hab', unter mein Zeugniß schreiben kann: „Arbeitete mit nie gesehenem Fleiße!"

Hausbesitzers Plage.



A.: Da sehen Sie einmal, Hausherr, wie es durch die Decke in mein Zimmer herein regnet!

B.: Ihnen kann man aber auch nichts recht machen, die ganze Zeit haben Sie bei der Hitz' nach Regen geschrieen, und weil's jetzt ein wenig tröpfelt, ist's Ihnen nicht recht.

Vorsorglich.



„Aber, Johann, warum willst Du mich denn jetzt auf einmal nicht mehr heirathen, wir haben doch schon das Nöthigste, was wir brauchen, angeschafft und: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar — —"

Johann: Aber wo ist Platz — ich bitte — später für die Kinderschaar?

Selbstkenntniß.



„Na! — Sie Ochse — können Sie nicht sehen?"

„Bitt' um Entschuldigung, es kommt ja wohl vor, daß einer den andern stößt."

Einsichtsvoll.



„Du Tausendsasa hast Hochzeit gemacht und mich, Deinen alten Kollegen, nicht eingeladen, das werde ich Dir nie vergessen."

„Warum nicht! oder bist Du auch so ein Unmensch, der sich am Unglück Anderer ergötzt?!"

Kindlicher Wunsch.



„O, wäre ich nur auch so ein Pudding!"

„Warum?"

„Dann bekäme ich auch so viel Zucker."

Salzburg.

(Bild S. 9.)

Salzburg gehört zu den Perlen der deutschen Städte sowohl durch seine Lage, die ebenso lieblich wie großartig ist, wie durch den Charakter seiner modernen Prachtbauten und durch seine alterthümlichen Straßen, die ganz eigenartig anziehen und anheimeln. Es ist die Mischung von Neuzeit mit Eisenbahn, Telegraphie, Dampfschiff und den hundert neuen Künsten und Wissenschaften, die unsere Tage geschaffen, mit dem originell heimelich Mittelalterlichen, was sich hier, in dieser Hauptstadt des einstigen Erzbisthums, die Hand reicht, wobei oft eines unmittelbar an das andere grenzt. Die Straßen des alten Salzburg sind eine Fundgrube für Maler und locken den Touristen, sie immer und immer wieder zu durchwandern. Da gibt es viele Häuser fünf Stockwerke hoch, die kleine, neben einander liegende Dächer haben, welche durch einen der Straße zugewandten Aufsatz verdeckt sind; da springen merkwürdige Giebel und Erker hervor, dort glaubt man wieder in einer ganz italienischen Stadt mit flachen Dächern, wie in Neapel, und

Lauben, wie in Verona, zu wandeln. An diese Altstadt schließt sich ein Stück Wien an, breite. neue, schöne Straßen mit großartigen Hotels, reich ausgestatteten Verkaufsläden und Luxusgebäuden. Ein Schritt und man ist mitten in der Gebirgseinsamkeit des Mönchsberges, an den Salzburg sich anlehnt. Dieser Gegensatz ist wunderbar und macht Salzburg so eigenartig. Der Mönchsberg erhebt sich nur dreihundert Fuß über der Stadt, aber er ist reich an Ueberraschungen wie ein Zaubermärchen. Fast jede Wendung des Weges, der über den leicht hügelig aufsteigenden Flachrücken des Berges bald durch hellschimmernde Laubwaldung, bald durch Wiesen, Aecker und Gärten geht, bald durch alte Thore, bald an Mauern und Schanzen, an prächtigen Villen sich hinschlängelt, bringt neue Schönheiten dem Lustwandelnden zu Gesicht, und von der Hohensalzburg, die am Ostende des Berges steil über die Stadt emporragt, ein mittelalterlich stolz aussehendes Festungswerk und Schloß, hat man eine großartige Aussicht über die Stadt zu den Bergen, die Schnee und Eis krönt, in die belebten Gassen und Straßen der Stadt hinein und über die fruchtbare Thalebene, die mit Schlössern, Villen, Städtchen und Dörfern in der leuchtendsten Farbenpracht übersät ist, bis dicht an die alpengrünen Hügel, welche plötzlich in ewig starre Alpensteinmeere übergehen.

Dem Mönchsberg gegenüber liegt der Kapuzinerberg, von dem aus wir auf unserem Bild ein großes Stück von Salzburg, die Salzachebene und die schneegekrönten berchtesgadener Gebirge vor uns haben.

Zu den merkwürdigsten Punkten, wenn man auf den Mönchsberg wandert, gehört das Neuthor, eine Art alterthümlicher festungsartiger Tunnel, der von Wald überragt wird, in dem Ruhebänke zu genußreichen Fernsichten einladen.

Das seltsame Thor ist 465 Fuß lang, 22 Fuß breit und 39 Fuß hoch, und wurde 1767 durch den Nagelflußfelsen gebrochen. Einen ebenso originellen Eindruck macht das Steinthor, welches den Zweck hat, den Engpaß zwischen den Schroffen des Kapuzinerberges und der Salzach abzusperren.

Gerade unter dem Felsenabsturz der Hohensalzburg auf dem Mönchsberg liegt eine der größten Sehenswürdigkeiten Salzburgs, der St. Peter-Friedhof, zum Theil mit Arkaden umgeben wie die italienischen Gottesäcker, enthält er wundersame, alte Grabkreuze, Gedenksteine, Grabplatten, welche bei der mitten inne stehenden Margarethenkapelle, wo sie an das Mauerwerk angelehnt sind, bis zum dreizehnten Jahrhundert zurückreichen.

Eine andere Merkwürdigkeit Salzburgs ist der Hofbrunnen vor der Residenz, dem frühern Wohnsitz der regierenden Erzbischöfe. Der Hofbrunnen ist, 1664 von Ant. Dorio ausgeführt, 43 Fuß hoch und besteht aus drei Abtheilungen. Unten vier wasserspeiende Flußpferde um einen Fels, der Atlanten zeigt, die eine Schale tragen, und auf dieser steht ein Triton, der einen Wasserstrahl, 64 Fuß hoch, emporsteigen läßt. Von der Residenz ist es nicht weit zum salzburger Dom; von den 26 Kirchen der Stadt ist diese die imposanteste, ernst und gewaltig im Eindruck überragt sie weithin die Stadt und ist von weither als eine Art Wahrzeichen der Stadt zu sehen. Auch zu der ehrwürdigen Sebastianskirche am rechten Salzachufer müssen wir wandern, deren alterthümliche Vorhalle das Grabmal des berühmten Naturforschers und Arztes Paracelsus enthält, mit der Umschrift, daß er 1541 eines gewaltsamen Todes gestorben. Eine andere Kirche, die aber mehr durch ihre liebliche Lage Ruf hat und von Einheimischen und Fremden viel besucht wird, ist die Augustinerkirche in Mülln, ein klösterliches Idyll mit fast unendlicher Fernsicht, umgeben von Wiesenhügeln und Waldesfrieden.

So vereint sich in Salzburg Gebirge und Stadt auf eine wunderbare Weise. Ein milchweißes Gletscherwasser sprudelt rauschend durch die Stadt, es hat seine Farbe von dem Schnee der Berge, es rauscht vorbei an Burgen, Festungswerken, mittelalterlichen Stadttheilen, modernen Prachtstraßen, friedlichen Gottesäckern und stattlichen, großartigen Kirchen. Alpenluft weht in den belebten Straßen und die Alpenrose ist auf dem Markte Salzburgs zu sehen neben den Artischoken und dem Fasan, den Leckerbissen der Großstädter.

Gerade diese Mischung von Gebirgsort in den Alpen und schöner, angenehmer, theilweise sogar großartiger Stadt geben Salzburg ein ganz einziges Gepräge und machen, daß man diese merkwürdige Stadt nie vergißt, wenn man einmal dagewesen ist, und sich stets wieder zu ihr hinsehnt, was ihre Bedeutung als Kurort, der von vielen Fremden alljährlich besucht wird, beweist.

Vor Kurzem richteten sich Aller Blicke auf Salzburg, der politisch so bedeutenden Zusammenkunft des Kaisers von Deutschland mit dem Monarchen Oesterreichs.

Ein Pope in Montenegro zum Kampf gegen die Türken predigend.

(Bild S. 24.)

Unsere Illustration führt uns mitten hinein in die wilde Gährung, welche die unter türkischem Druck und türkischer Mißverwaltung schwer leidenden Christen jetzt ergriffen hat. Es ist der Aufstand in der Herzegowina, der Krieg Serbiens, Montenegros ꝛc. vor Allem ein Religionskrieg, und die Geistlichkeit spielt keine geringe Rolle in den Gewalten, welche das Volk zum Krieg treiben. Allerdings ohne die abscheuliche Erpressungs- und Aussaugungspolitik der türkischen Beys und Paschas würden auch die Geistlichen nicht solche Macht auf die Gemüther dieser bulgarischen, serbischen und montenegrinischen Männer ausüben. Die Serben und Montenegriner aber wollen jetzt ihren gedrückten Stammesgenossen Hülfe verschaffen, und dabei sich von dem halben Unterthänigkeitsverhältniß, in welchem sie zur Türkei stehen, befreien. So zeigt uns denn die lebensvolle Illustration S. 24 einen Popen der griechisch-katholischen Konfession, der Montenegro angehört, wie er, in einer Hand das Kreuz, in der andern den Säbel, die seltsamen, markigen, buntfarbigen Gestalten der Montenegriner vor sich, ihnen als heilige Pflicht predigt, gegen die Türken zu ziehen. Die schlichten, aber leidenschaftlichen Hirten sind auch schnell Feuer und Flamme, und schwingen in wilder Kampfbegeisterung Säbel und Flinte. Neben ihrem Hirtendasein ist ihnen der Krieg, der wilde Gebirgskrieg, der Guerillakampf in Schlucht und Versteck, mit kühnen Ueberfällen und halsbrechenden Märschen, die liebste Beschäftigung, eine Art Nationalvergnügen. Wir wollen nur wünschen, daß sie ihre „Hülfeleistung“ in ihrem „Freiheitskrieg“ nicht zu schwer zu büßen haben.



Schöne Frauenaugen.

Es ist wohl kaum die Farbe, welche aus den Augen der Frauen so wohlthätig auf uns wirkt. Den blauen Augen schreibt man allerdings viel Sanftmüthigkeit zu und hält sie für aufrichtiger als andere, doch sicherlich mit Unrecht. Es mag sein, daß die reine, ungebrochene Farbe auch hier einen lieblichen Eindruck macht, aber sonst ist es von keinem Belang. Solche Augen und die dunklen, schwarzen den andern ausdrücklich vorzuziehen, ist eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die Besitzerinnen gelblicher, grünlicher und grauer Augen, welche doch ebensoviel Sanftmuth ausstrahlen können, wie die blauen, und ebensoviel Feuer haben mögen wie die dunklen. Hier hat man es mit nichts Anderem als einer Geschmackssache zu thun; und der Geschmack richtet sich in diesem Falle nach der Zeit und den Breitegraden.

Die Alten zogen das dunkle Auge vor, und heute sind es die südlichen Völker, welche sämmtlich das schwarze Auge lieben, während die Nordischen dem blauen zugethan sind. Der berühmte Augenarzt Doktor Hugo Magnus von der Universität zu Breslau, eine Autorität, mißt der Farbe des Auges nur insofern Bedeutung bei, als der Kontrast zwischen dem weißen und farbigen Theile des Auges ein größerer oder geringerer ist.

Noch weniger als auf Charakter und Temperament kann man aus den Augen in manchen Fällen auf Nationalität schließen. Ich traf einmal in einem Hafen des Südens zwei Schiffskapitäne, von denen der eine blond und blauäugig war, während der andere ein tiefgebräuntes Gesicht, pechschwarze Haare und ebensolche Augen hatte. Letzterer war Norweger, Ersterer Sizilianer. Auch habe ich eine blauäugige Isländerin gekannt, welche mit dem blauesten Blick von der Welt die schönsten Unwahrheiten zu erzählen wußte.

Viel mehr als aus der Farbe des Auges ist aus dessen Glanz und Art des Blickes auf Charakter, Temperament, Stimmung, vor Allem aber auf Wahrhaftigkeit zu schließen. Die Farbe bleibt immer gleich und läßt sich nicht ändern, die Bewegung des Auges dagegen ist beständig wechselnd. Freude, Begeisterung und Wahrhaftigkeit lassen den Augapfel weiter hervortreten und verleihen ihm die glänzende Feuchtigkeit, welche bei jeder Bewegung das Licht reflektirt, daher der schöne, brillante Blick, der uns so viele Freude macht. Der Augapfel des Bedrückten, Hoffnungsarmen und Unaufrichtigen zieht sich zurück und wird, von den Lidern halb verdeckt, vom Licht wenig wiedergespiegelt. Zwischen dem Blick des Betrübten und dem des Unwahrhaftigen besserer Sorte ist aber ein recht bemerkbarer Unterschied; während Jener in seinem Kummer aus dem verschleierten Auge noch gerade und stät heraussieht, vermag Dieser es zu Ruhe und gerader Richtung nicht zu bringen, und wenn man mit ihm den Blick wechselt, weicht der seinige seitwärts der Pupille des Betrachters aus. Anziehend aber ist es, einem abgefeimten Lügner in die Augen zu sehen: er blickt so fest, so gerade und leuchtend in die Welt hinein, und man würde ihm kaum die Unwahrhaftigkeit anmerken, vermöchte er auch seiner Mundwinkel Meister zu sein. Doch dieß gelingt ihm kaum; sie werden ihm zu Verräthern. Wie eigentlich der sogenannte böse Blick ist, ist schwer zu sagen, vielleicht ist der stechende, starre damit gemeint.

Die Schönheit des Auges beruht doch hauptsächlich in seiner Größe und Beweglichkeit. Der Augapfel selbst ist bekanntlich bei allen Menschen nahezu von gleicher Größe; die Lider sind es, die ihn vermöge ihrer vermehrten oder verringerten Oeffnung, ihrer höhern oder flachern Wölbung groß oder klein erscheinen lassen. Die Größe der Augen, durch hohe Wölbung der Lider hervorgebracht, ward zu allen Zeiten gepriesen; Goethe, Josef II., Friedrich der Große, Thorwaldsen und Lichtenberg besaßen beispielsweise solche Augen; auch dem Sokrates, der doch sonst von Gesicht nicht schön war, werden sie nachgerühmt und sie verliehen dem Ausdruck seines Gesichtes Erhabenheit. Uebrigens werden von Einigen auch die mandelförmigen Augen gerühmt, ja selbst die geschlitzten, und ich habe eine Chinesin gesehen, welche mit ihren schief liegenden, federmesserförmigen Augen, die von zwei feinen Brauen überwölbt waren, gar nicht unschön aussah. Wohlgeformte Augenbrauen sind überhaupt zur Schönheit des Auges unumgänglich nöthig; wer deren zu schwache hat oder zu starke, dem hilft alles Vortheilhafte nicht. Sie sollen schmal gezogen, lang, dicht, ebenmäßig gerundet sein.

Das ist nun vielleicht Alles recht gut, wenn man nur wüßte, auf welche Weise der völlig unbeschreibliche Ausdruck entsteht, welchen man bei Kindern und guten Menschen findet und der mit Form und Farbe der Augen gar nichts zu thun hat. Auch wäre es interessant, zu erkunden, woher es kommt, daß ein Mädchen, welches aufhört, Kind zu sein, plötzlich einen ganz neuen, von dem frühern verschiedenen Blick bekommt, einen Blick voll Glanz und Schönheit. Wie entsteht denn die plötzliche Veränderung des Auges in dem Moment, wo Gleichgültigkeit eines Menschen in Liebe und Wohlwollen übergeht? Es kann unmöglich im Hervortreten des Augapfels und in der Vergrößerung der Lidspalte allein liegen. Ganz gewiß ist noch irgend ein Geheimniß dahinter, denn die Sache ist zu sonderbar. Es gibt Personen, welche, ohne sonst eine Miene zu bewegen, manchmal allein mit den Augen lächeln, wobei man jedoch eine Bewegung der Lider nicht wahrnimmt. Es gibt Menschen, namentlich Frauen, aus deren Auge ein Meer von Güte strömt, ganze Strahlenbündel der Liebe sieht man von der Iris ausgehen, aber wie sie entstehen, sieht man nicht.

Schließlich ist dieß übrigens einerlei, wenn sie nur da sind. Und Gott sei Dank, Trost und Beruhigung findet man, wenn nicht aus sich selbst, immer aus den Augen guter Frauen, mögen diese nun jung oder nicht mehr jung sein, denn dieß thut hierbei gar nichts zur Sache.

Die Seekrankheit und ihre Verhütung.

Die Seekrankheit besteht nach der Ansicht eines der erfahrensten Schiffsärzte hauptsächlich auf einer ungleichen Erregung der beiderseitigen Gehirnhälften und dem Unvermögen, die Gesichtseindrücke, gleichviel ob solche wirkliche oder nur durch Sinnestäuschungen erzeugte sind, im Gehirne zu einem einzigen Eindrucke zu verschmelzen. Je rascher dieses Unvermögen sich einstellt, desto leichter tritt die Herabsetzung des Bewußtseins, das ist Schwindel, ein. Wenn wir uns in Ruhe befinden, sind wir im Stande, bei offenen Augen die räumlichen Beziehungen der in unseren Gesichtskreis fallenden Außendinge richtig aufzufassen, und uns kraft des vom sogenannten dreigetheilten Nerven vermittelnden Muskelgefühls zu orientiren. Wir können dieß auch noch, wenn wir rasch auf der Eisenbahn oder auf einem Fahrzeuge bei ruhigem Wasserspiegel dahingleiten, obgleich sich da schon Sinnestäuschungen einzustellen pflegen. Ein Anderes ist es aber, wenn die Außendinge rasch oder regellos an uns vorübereilen, oder wir selbst ungewohnte, große Bewegungen mitzumachen genöthigt sind und unser Orientirungsgefühl uns im Stiche läßt. In dem ängstlichen Bestreben nun, die Gesichtseindrücke zu entwirren, erregen wir selbst bald die rechte, bald die linke Gehirnhälfte stärker, und rufen durch die Schwankungen unseres Körpers und die Aufhebung des Gleichgewichtes irregeleitet, auch bei geschlossenen Augen durch die geschäftige Einbildungskraft Bilder hervor, welche wir unwillkürlich in verschiedene Entfernungen nach Außen versetzen, bis endlich das natürliche Band zwischen den Funktionen beider Gehirnhälften derart gelockert, daß das Denken und Wollen erschwert, ja geradezu unmöglich wird. Schiffskranke sind unfähig, irgend etwas zu thun oder sich geistig zu beschäftigen. Es tritt eine völlige Abstumpfung und Widerwillen gegen Alles ein; selbst der natürliche Trieb zum Leben erlischt dann, und das tiefgefühlte Unbehagen führt zuletzt zu einer Störung im Bereiche der Magen- und Darmnerven, zur Uebelkeit, zum Erbrechen. Da die Ruhe des Gesichtsfeldes weniger gestört wird, wenn man in die weite Ferne blickt, als wenn man nahe Gegenstände, z. B. das Tauwerk oder die Wellen, betrachtet, so ist zu empfehlen, daß man letzteres vermeide und sich womöglich in der Mitte des Schiffes aufhalte, wo die Schwankungen am schwächsten empfunden werden. Ferner ist es gerathen, die Schwingungen des Schiffes mitzumachen, regelmäßig und tief fortzuathmen, und die behufs Behauptung des Gleichgewichts unwillkürlichen Bewegungen der Bauchmuskeln zu vermeiden, sich vielmehr gegen einen festen Gegenstand anzulehnen und nach Art der Matrosen sich von einem Bein auf das andere zu schwingen. Das Mitmachen der sinkenden Bewegung des Schiffes ist von großem Nutzen, weil wir uns der Sinnestäuschung hingeben, als würden wir uns dem Centrum des Schiffes nähern und die Bewegung des letztern unfühlbar machen. Man mache im raschen Tempo eine Bewegung nach abwärts und richte sich, wenn das Schiff gehoben wird, wieder in die Höhe. Das Tragen eines Gürtels, wie ihn die Matrosen benutzen, ist rathsam, weil der in der Gegend des Magens gelegene Schwerpunkt des Körpers dadurch gestützt wird. Etwas schwer verdauliche, trockene und pikante Kost, oft, jedoch stets in kleinen Portionen, wie auch hie und da ein Schluck Rum, und im Falle sich einstellender Uebelheit Eispillen, wie auch ein Eisbeutel auf den Nacken gelegt, sind sehr nützliche Nothbehelfe. Sehr zur Seekrankheit disponirte Menschen thun besser, sich bei unruhiger See gleich anfangs zur Ruhe zu begeben, sich vollkommen passiv zu verhalten und ruhig, von den Schiffsschwankungen möglichst unbeirrt, fortzuathmen. Gelingt es, einzuschlafen, so ist es um so besser, da fester Schlaf den besten Schutz gewährt; doch ist es nicht rathsam, denselben künstlich durch Chloroform, Chloralhydrat oder Morphium hervorrufen zu wollen, da diese Arzneien schon für sich allein Uebelkeit zu erzeugen pflegen.

Als Beweis für die Richtigkeit des Vorstehenden mag es gelten, daß bekanntlich kranke Menschen nie seekrank werden.

Kleine Mittheilungen.

Ein empfehlenswerthes Erziehungsinstitut. Vor einiger Zeit hat ein Unternehmer dem österreichischen Ministerium des Innern die Bitte unterbreitet um die Konzession zur Errichtung einer Anstalt in Wien, welche den Titel „Fortuna“ oder „Das häusliche Glück“ führen soll. Das Institut sollte nach drei Richtungen hin wirken: 1. Die Lehrabtheilung, in welcher die der Schule bereits entwachsenen, aber noch minderjährigen Mädchen die in das Leben eingreifenden Kenntnisse, Wissenschaften und Handarbeiten sich aneignen könnten. Nachdem die Zöglinge die Fähigkeiten erworben haben, einem Gewerbe, einer Profession oder den Erfordernissen der ökonomischen Hausfrau mit Ehren vorstehen zu können, werden sie in die zweite Abtheilung „dem Tempel des Hymen“ eingeführt, wo sie durch Verloosung zu einer Partie und zu Ehren gebracht würden. 3. Diesem „moralischen Prinzipe“ sollte auch durch Herausgabe eines Wochenblatts unter dem Titel „Das häusliche Glück“ gehuldigt werden. Proponent hat Statuten vorgelegt, nach welchen in die Anstalt Mädchen im Alter von achtzehn bis sechsundzwanzig Jahren aufgenommen würden, die aber einen gewissen Grad von Bildung und ein unbescholtenes Vorleben nachweisen müssen. Dem Programm lag auch ein Verloosungsplan bei.

*

Die älteste aller Zeitungen ist die „Pekinger Zeitung“; ihr Alter beläuft sich auf über 1000 Jahre. Es ist ein zehn Seiten starkes Blatt mit gelbem Umschlag. Es enthält kein Feuilleton, keine Inserate, keine Heiraths- oder Todesanzeigen, keinen Leitartikel und es hat auch keine Abonnenten. Es bringt lediglich die amtlichen Bekanntmachungen der chinesischen Regierung.



Ein Wetter, der immer gewinnt.

In französischen Offizierskreisen kursirt folgendes, wohl nicht ganz neues, aber immerhin sehr amüsantes Geschichtchen:

Der Unterlieutenant Verdier war in der ganzen Garnison berühmt und gefürchtet, weil er seine sämmtlichen Wetten gewann. Keiner seiner Kameraden konnte sich rühmen, jemals ihm gegenüber Sieger geblieben zu sein, und deßhalb mochte Niemand mehr gegen ihn pariren. — Eines Tages wurde Verdier zu einem andern Regiment versetzt. Der Ruf seines Glückes eilte ihm voraus, und bei dem am Tage seiner Ankunft zu seinen Ehren arrangirten kameradschaftlichen Souper — gerade als der Champagner aufgetragen wurde — fragte ihn sein neuer Chef:

„Ist es wirklich wahr, Kamerad, daß Sie jede Wette gewinnen?"

„Ja wohl, mein Oberst!"

„Na, zum Teufel, wie machen Sie das?"

„O, sehr einfach! Ich bin Physiognomiker und wette nur, wenn ich meiner Sache völlig sicher bin."

„Sie sind Physiognomiker? Nun gut, was sehen Sie zum Beispiel jetzt auf meinem Gesicht?"

„Ich sehe, daß Ihre alte Wunde am Oberschenkel aufgebrochen ist und Sie heftig schmerzt."

„Unsinn! Ich habe nie eine Wunde am Oberschenkel gehabt!"

„Verzeihung, mein Oberst! — Aber —"

„Kein Aber, mein Herr! Wenn ich es Ihnen versichere!"

„Sie mögen vielleicht nicht davon reden wollen — vielleicht aus einem Duell — was weiß ich!"

„Da soll doch gleich! . . . Was gilt die Wette?"

„Wie Sie wünschen, mein Oberst!"

„500 Franken?"

„Gut, 500 Franken!"

„Die Herren sind Zeugen!" Mit diesen Worten entledigte sich der Oberst ungenirt, wie Suwaroff, seiner Beinkleider und eine genaue Okularinspektion ergab sofort, daß weder Kugel noch Säbel seinem Schenkel jemals ein Leid gethan.

„Sie haben verloren, Lieutenant!" rief der Oberst triumphirend.

„In der That! Ich habe verloren. Man kann sich eben irren. Hier sind 500 Franken!"

Schmunzelnd zog der Oberst seinen Gewinn ein, ließ sich Papier und Feder geben und schrieb an den Kommandeur von Verdier's früherem Regiment, einen alten Kriegskameraden:

„Lieber Freund!

„Die Geschichte mit dem Verdier ist ja der reine Humbug! Er hat soeben um fünfhundert Franken mit mir gewettet, daß ich eine Wunde am Oberschenkel hätte und hat natürlich verloren!"

Die Antwort lautete:

„Du bist von rührender Naivetät. Dein Gewinn von 500 Franken kostet mich baare 2000. Verdier hat mit mir gewettet, daß er Dich am Abend seiner Ankunft zwingen würde, Dich bei voller Offizierstafel Deiner Beinkleider zu entledigen und mir dieses Faktum eigenhändig zu melden!"

Anekdoten und Witze.

Zartes Bedenken. Ein Strolch findet eine Banknote und entwickelt dabei folgendes Selbstgespräch:

„Wegen der von mir gefundenen fünf Thaler müßte ich eigentlich eine öffentliche Anzeige machen. Da dieß aber aussehen würde, als wollte ich mit meiner Ehrlichkeit prahlen, so will ich es lieber nicht thun."

*

„So bezahlen Sie mir doch die Kleinigkeit, sehr geehrter Herr! Sie wissen ja doch, wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter!"

Student: „Glauben Sie doch den Schwindel nicht, das ist nur so'n Gerücht, welches die Gläubiger ausgesprengt haben."

*

Der berühmte göttinger Gelehrte Lichtenberg sagte einst: „Um sicher recht zu thun, braucht man sehr wenig vom Rechte zu wissen, allein um sicher Unrecht zu thun, muß man die Rechte studirt haben."

*

Sie: „Wie angenehm ist es, lieber Mann, hier in dieser schönen Gegend an der Seite eines geliebten Wesens zu wandeln, nicht wahr?"

Er: „Ja, meine Theure, Du hast recht, das muß sehr angenehm sein."

*

Ein Häßlicher behauptete mit Hartnäckigkeit: er sei in seiner Jugend ein sehr schöner Knabe gewesen, aber die miserablen Zigeuner hätten ihn vertauscht.

*

Jemand wurde gefragt, warum sein Kopfhaar so grau wäre, während sein Barthaar noch ganz schwarz sei. Dieser antwortete: „Das ist nicht zu verwundern, mein Kopfhaar ist zwanzig Jahr älter wie das von meinem Barte."

*

Ein Metzger trieb Ochsen durch die Stadt; einer der Gehörnten machte Miene, auf Jemand einzudringen. Dieser retirirte sich in einen Laden und rief in Todesangst: „Entschuldigen Sie, es kommt ein Ochse!"

*

Lieutenant: „Was ist das Erste, was ein braver Soldat thut, wenn er des Morgens früh aufsteht?"

Rekrut: „Er putzt am Abend vorher seine Stiebel."

Aus allen Gebieten.

Landwirthschaft.

Ueber die Einwirkung von Kälte auf Milch und die daraus darzustellenden Produkte. Wenn man Kuhmilch sogleich oder kurze Zeit nach dem Melken verschiedenen Temperaturen zwischen 0 und 36° aussetzt und 24—36 Stunden lang bei immer gleicher Temperatur erhält, so beobachtet man Folgendes: 1) Die Rahmbildung ist um so schneller, je näher die Temperatur dem Nullpunkt ist. 2) Das Volum des erhaltenen Rahmes ist um so größer, je stärker die Abkühlung war. 3) Sowohl die abgerahmte Milch als auch die Butter und der Käse sind von besserer Beschaffenheit. — Was den zuletzt genannten Punkt betrifft, so rührt die bessere Beschaffenheit daher, daß die stärkere Abkühlung die Wirkung von Fermenten verhindert, welche zum Verderbniß der Milch und ihrer Produkte beitragen können. Man sieht, wie irrig die Ansicht war, nach welcher man bei der Herstellung von Butter 12—13° für die Temperatur hielt, unterhalb welche man die Milch nicht abkühlen dürfe, weil sonst der Rahm schlecht stiege ꝛc. Im nördlichen Europa existirt bereits der Brauch, die Milch bis auf 8 oder 6° abzukühlen, indem man sie in große Gefäße bringt, die man durch Wasser und Eis abkühlt, indeß ist diese Abkühlung noch nicht hinreichend genug und man würde daher vortheilhaft handeln, wenn man die Anwendung des Eises in noch größerem Maßstabe versuchte. Einen Eiskeller in einer Milchwirthschaft anzulegen, dürfte mit keinen Schwierigkeiten verbunden sein.

*

Ueber künstliche Butter. Die Kunstbutter wurde zur Zeit der Belagerung von Paris von Mège-Mouriez erfunden und wurde über ihre Bereitung das Folgende bekannt: das feinste Fett der Schlachtthiere wird bei möglichst niederer Temperatur ausgelassen und nach dem Erstarren einer kalten Pressung unterworfen. Von dem ausgepreßten, also von dem starren Talg (Stearin) möglichst befreiten Fett, dem sogenannten Oleo-Margarine, werden 50 Klgr. in geschmolzenem Zustand mit 25 Liter Milch in einem Butterfaß verarbeitet. Nach kurzem Schlagen ist der Inhalt des Fasses in eine rahmartige Masse verwandelt, welche bei längerer Bearbeitung eine Butter liefert, die nach gehörigem Entwässern durch Knetmaschinen in Farbe, Geruch und Geschmack von guter Kuhbutter sich kaum unterscheidet. — Neuerdings wird auch der käufliche Talg zur Bereitung von Kunstbutter verwendet; diesem Umstand ist es vielleicht zuzuschreiben, daß einige Sorten der uns vorgekommenen Butter noch entschiedenen Talggeruch zeigten, indem es wohl anfangs nicht gelang, den eigenthümlichen Riechstoff desselben bei der Bereitung der Butter vollständig zu entfernen.

Die Kunstbutter wird in 1 Pfund schweren, viereckigen, mit einem dünnen weißen Baumwollenzeug umwickelten Paketen, die sich bequem in eine Kiste zusammenpacken lassen, versendet, appetitlicher in der Form wie die Marktbutter; die Farbe ist gewöhnlich Gelb. In der Wirkung übertrifft die Kunstbutter die Kuhbutter, da sie aus fast reinem Fettstoff besteht, während jene erhebliche Mengen von Wasser enthält, die beim Auslassen Schaum und Uebersteigen bewirken; sie läßt sich deßhalb jener gegenüber auch als Sparbutter bezeichnen, da man weniger davon braucht. Die Anwendung der Kunstbutter ist bereits eine ziemlich bedeutende; namentlich verwenden sie Konditoren und Bäcker in großen Mengen; bei gleichem Preise mit der Kuhbutter stellt sie sich erheblich billiger im Gebrauche. Sie hat noch den großen Vortheil, viel weniger dem Ranzigwerden zu unterliegen.

Weinbau.

Ueber die Vertilgung der Reblaus. Gegenwärtig werden in der landwirthschaftlichen Schule zu Montpellier, wo man mit besonderem Eifer dem praktischen Studium der Frage obliegt, wie die Reblaus zu vertilgen sei, Versuche mit einem Oele gemacht, das in China von einer Pflanze gewonnen wird, welche dort Tugschu heißt und von den europäischen Botanikern den Namen «eloecocca» erhalten hat. Dieses Eloecocca-Oel dient den Chinesen zur Ausrottung der weißen Ameisen, einer ihrer Landplagen, und der französische Consul in Canton, Dabry de Thiersant, hat es mit Erfolg gegen ein der Reblaus verwandtes Insekt angewendet, das seine Weinspaliere verwüstete. Hocherfreut über ein solches Resultat schickte er dem Präsidenten der Gesellschaft der französischen Landwirthe eine Kiste mit 30 Liter Eloecocca-Oel und Samenkörnern und dieser übermittelte sie der Schule zu Montpellier, deren Berichten man nun gespannt entgegensieht.

*

Zur Bereitung des Strohweines. Ein sicheres und schneller zum Ziele führendes Verfahren als die bisher üblichen ist folgendes: In einem Zimmer, das mit Ofen und verschließbaren Zugröhren versehen ist, werden unmittelbar in der Nähe der Decke an Schnüren oder Stangen die Weintrauben aufgehängt. Die Temperatur wird dann durch Heizung fortwährend auf 18° gestellt. Alle 3—4 Stunden öffnet man zum Entfernen der feuchtsatten Luft die Zuglöcher. Schon in wenig Tagen sind die Traubenbeeren bedeutend eingetrocknet; Schimmelbildung findet nicht statt. Im Allgemeinen genügt eine Eintrocknung bis auf die Hälfte; bei sehr wässerigen Beeren auf $^2/_3$. Dann werden die Trauben sorgfältig von den Stielen befreit und durch Stoßen zerquetscht, um sich einige Tage bis zur eingetretenen vollen Gährung selbst überlassen zu bleiben. Das Zerstoßen muß in kleinen Partieen geschehen, damit keine Beeren ganz bleiben. Ist die anfangs dicke Masse dünnflüssig geworden, so preßt man sie sorgfältig ab. Die Trestern liefern, mit jungem Wein übergossen und 8 Tage hingestellt, noch einen Wein, der dem Besten desselben Jahrganges gleichkommt. Setzt man aber diesem Tresterwein so lange Zucker zu, bis er an der Mostwage so viel anzeigt, wie der aus den Traubenbeeren gewonnene Most, so gewinnt man eine neue Menge Strohweinmost. — Die Strohweine müssen bei 18° (nicht darunter!) gähren; ist die Gährung vorüber, so setzt man auf jedes Hektoliter 1 Liter 80procentigen Weingeist zu und bringt den Wein in ein Lagerfaß in einem kühlen Keller, um ihn dann darin abzuziehen. Das Abziehen muß öfter als bei gewöhnlichen Weinen geschehen, wodurch sie eine dunkle Goldfarbe erlangen, die in späteren Jahren in's Goldbraune übergeht. Zur richtigen Ausbildung des Bouquets haben die Strohweine mehrere Jahre nöthig.

Technisches.

Holzimitationen durch Anstrich herzustellen, bestreicht man nach einem neuern Verfahren die eben gehobelte Fläche eines Brettes der zu imitirenden Holzart mit Farbe und streicht diese alsdann mit der Kante eines eisernen oder hölzernen Lineales wieder ganz glatt ab; die Farbe wird in dem weichen Holze zwischen den Rippen sitzen bleiben, auf den Rippen selbst aber fast ganz verschwinden. Führt man hierauf eine elastische Walze über die gefärbte Holzfläche, so setzt sich die Farbe an diese an und kann nunmehr von der Walze auf jede beliebige andere Fläche übertragen werden: das aufgetragene Dessin wird genau die Faserung der ursprünglichen Holzfläche annehmen. Diese Operation läßt sich natürlich mit demselben Holzbrette beliebig oft wiederholen.

Nachrufe.

Am 27. Juni starb zu Berlin nach langem Leiden Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Ehrenberg im 82. Lebensjahr. Christian Gottfried Ehrenberg war in dem damals noch kursächsischen Delitzsch am 19. April 1795 geboren; er besuchte Schulpforta, studirte zu Leipzig und Berlin erst Theologie, dann Medizin und Naturwissenschaften. Mit seinem Studiengenossen in der mikroskopischen Erforschung der kleinsten Organismen, Dr. Hemprich, begleitete er — die Akademie der Wissenschaften bot die Mittel dazu — den General von Minutoli auf dessen zu antiquarischen Zwecken unternommener Reise nach Egypten. Hemprich starb während dieser Reise zu Massaua im Jahre 1823; Ehrenberg kehrte im Jahre 1826 nach Berlin zurück und erhielt eine außerordentliche Professur an der medizinischen Fakultät übertragen. Im Jahre 1829 begleitete Ehrenberg mit Gustav Rose, dem Mineralogen und Geologen, Alexander von Humboldt auf dessen Reise nach dem Ural und weiter in das russische Asien. Im Jahre 1839 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Zahlreich sind Ehrenberg's Schriften. Sein Hauptwerk: „Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen, ein Blick in das tiefe Leben der organischen Natur". Die spätere Forschung über die fossilen Infusorien sind in der „Mikrogeologie", Leipzig 1854, zusammengefaßt. Ehrenberg's Name war in allen Welttheilen bekannt; von allen Meeren erhielt er, seinem Wunsche gemäß, die auf den Schiffsreisen gesammelten Meteorstaubproben zugeschickt, die er durch Bestimmung der in ihnen enthaltenen organischen Gebilde auf ihren örtlichen Ursprung zurückführte, wodurch er auch zur Aufklärung meteorologischer Probleme das seinige beigetragen hat. Hat auch in neuerer Zeit fortschreitende Erkenntniß vom Wesen der Organismen in vielen Punkten die Anschauungen Ehrenberg's berichtigt, so wird er doch stets als Meister der mikroskopischen Forschung hochgeehrt und sein Name mit der Naturgeschichte der kleinsten Organismen alle Zeit als der eines ihres Hauptförderers verknüpft bleiben.

*

George Sand †. Am 8. Juni Morgens zehn Uhr starb auf ihrem Schlosse Nohant Madame George Sand nach längerem schwerem Leiden im Alter von 73 Jahren. Außer Alexander Dumas' Vater hat kein französischer, ja, kein europäischer Schriftsteller von Beruf und Weltruf ein so thätiges Schriftstellerleben geführt; ihre Werke zählen nach Hunderten und sie hat sich in allen Arten, die von ihren Landsleuten besonders geschätzt werden, mit durchschlagendem Erfolge versucht, im Roman und im Drama, in Sitten- und Naturschilderungen. Dabei errang sie vom ersten bis zum letzten Tage ihrer Veröffentlichungen gleiche Theilnahme, wenn auch nicht immer gleiche Zustimmung bei ihren Lesern, ja, man darf wohl sagen, daß sie vierzig Jahre lang die ganze französisch lesende Welt in Athem hielt und oft gar nicht zu Athem kommen ließ, da sich die Bände oft Schlag auf Schlag folgten. George Sand war in den gebildeten Kreisen der Bürgerschaft populärer als Jemand; und doch hatte sie diesen Leserkreisen manche harte Zumuthung gemacht, und doch hatte sie gerade die Empfindungen der Frauen in denselben oft herb verletzt und oft scharfe Schnitte durch die eben modern geltenden Gefühlsströmungen gemacht.

Historische Gedenktage.

1. September.

1776. Ludwig, Heinrich, Christoph Hölty, lyrischer Dichter, — 28 Jahr alt, in Hannover gestorben.

2. September.

1870. Kapitulation von Sedan. Die am gestrigen Tage geschlagene und umzingelte französische Armee (97,000 Mann) kapitulirt und wird kriegsgefangen nach Deutschland geführt. Kaiser Napoleon III. überreicht seinen Degen dem Sieger, König Wilhelm I. von Preußen, und erhält als Gefangener seinen Wohnsitz auf Wilhelmshöhe bei Kassel.

3. September.

1666. Eine große Feuersbrunst in London verzehrt 13,200 Häuser.

1783. Friede zu Paris, geschlossen von Großbritannien mit Nordamerika und dessen Verbündeten Frankreich und Spanien. England erkennt die vereinigten dreizehn Provinzen Nordamerikas als freie, unabhängige Staaten an und entsagt allen Ansprüchen auf dieselben.

4. September.

1796. Schlacht bei Roverodo im Etschthal; der französische General Bonaparte schlägt den österreichischen General Davidowich.

5. September.

1771. Erzherzog Karl von Oesterreich, Feldmarschall, Sieger von Aspern, — geboren.

6. September.

1634. Schlacht bei Nördlingen in Schwaben, die erste von den Schweden (unter Herzog Bernhard von Weimar) im dreißigjährigen Krieg gegen das kaiserliche Heer (unter Erzherzog Ferdinand) verlorene Schlacht.

7. September.

1522. Magelhaens Schiff, das erste, welches die Welt umsegelte, kehrt ohne ihn, der unterwegs getödtet worden, in den spanischen Hafen St. Lucar zurück.

8. September.

1757. Hans Karl von Winterfeldt, preußischer Generallieutenant und Held im siebenjährigen Kriege, wird im Gefecht bei Moys bei Görlitz tödtlich verwundet und stirbt am folgenden Morgen.

9. September.

1830. Unruhen in Dresden, das Volk stürmt das Rathhaus und verbrennt das Polizeigebäude, und wird erst beruhigt, als König Anton seinen Neffen Friedrich August (am 13.) zum Mitregenten ernennt.

10. September.

1806 starb Johann Christian Adelung, deutscher Sprachforscher, Hofrath und Bibliothekar zu Dresden.

11. September.

1697. Schlacht bei Zentha, Sieg der Oesterreicher unter Prinz Eugen von Savoyen über die Türken, welche dadurch genöthigt werden, den Frieden zu Karlowitz anzunehmen.

12. September.

1683. Schlacht bei Wien. Als die Türken unter dem Großvezier Kara Mustapha Wien belagern, kommen Johann Sobieski, König von Polen, und Karl von Lothringen mit dem deutschen Heer der hart bedrängten Stadt im Augenblick der höchsten Noth zu Hülfe, schlagen total den an Zahl weit überlegenen Feind und erobern dessen Lager.

14. September.

1583. Albrecht, Graf von Wallenstein, später Herzog von Friedland, kaiserlicher Feldherr im dreißigjährigen Krieg, — zu Prag geboren.

16. September.

1809. Die in Stralsund gefangenen Offiziere vom Schill'schen Korps werden auf Napoleon's Befehl zu Wesel erschossen.

Lotterieziehungen im Monat September.

Am 1. Oesterreichische 100-Guldenloose vom Jahr 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 195 fl., zahlbar am 1. Dezember 1876 (60. Ziehung). — Stadt Augsburg 7-Guldenloose vom Jahr 1864, 800 Stück, höchster Preis 4000, niedrigster 9 fl., zahlbar sofort (24. Ziehung). — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose, 1100 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 7 fl., zahlbar am 1. Dezember 1876 (25. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose, 873 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1876 (29. Ziehung). — Stadt Ostende 25-Franken-Loose, 269 Stück, höchster Preis 8000, niedrigster 30 Fr., zahlbar am 2. Januar 1877 (36. Ziehung.) — Stadt Lille 100-Franken-Loose, 1841 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1876 (33. Ziehung). — Stadt Hamburg 100-Mark-Banko-Loose vom Jahr 1846, 2300 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 150 M.-Bko., zahlbar am 1. November 1876 (30. Ziehung). — Am 2. Stadt Krakau 20-Gulden-Loose, 120 Stück, höchster Preis 18,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 2. April 1877 (14. Ziehung). — Am 3. Stadt Innsbruck 20-Gulden-Loose vom Jahr 1871, 50 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 3. März 1877 (16. Ziehung). — Am 13. Russische 100-Silber-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1866, 2700 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 125 Silber-Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1876 (21. Ziehung). — Am 15. Fürst-Palffy 40-Gulden-Loose vom Jahr 1855, 1000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. März 1877 (31. Ziehung). — Preußische 100-Thaler-Loose à 3½% vom Jahr 1855, 4800 Stück, jedes Loos 115 Thlr., zahlbar am 1. April 1877 (22. Ziehung). — Dessauer 100-Thaler-Loose à 3½% vom Jahr 1857, 600 Stück, jedes Loos 115 Thlr., zahlbar am 1. April 1877 (20. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100 Franken-Loose vom Jahr 1874, 426 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Oktober 1876 (12. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose, 500 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1876 (40. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 123 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1877 (16. Ziehung). — Am 30. Braunschweigische 20-Thaler-Loose, 2250 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 22 Thlr., zahlbar am 31. Dezember 1876 (31. Ziehung). — Stadt Venedig 30-Lire-Loose, 550 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 30 Lire, zahlbar am 1. November 1876 (30. Ziehung). — Badische 35-Gulden-Loose, 5000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 57 fl., zahlbar am 1. April 1877 (122. Ziehung).

Räthsel.

Wir sind ein Heer von fröhlich ernsten Wesen
Und zählen zu dem Liliputgeschlecht;
Nicht Jedermann kann unsre Sprache lesen
Und gibt uns auch nach unserm Werth nicht Recht.

Aus schwarzem Borne werden wir geboren,
Verschieden meist an Form und an Gehalt,
Noch niemals haben wir den Kopf verloren,
Doch wechseln wir zuweilen die Gestalt.

Ganz keck spazieren wir auf kleinen Leitern
Mit Leichtigkeit und Eleganz herum,
Oft suchen wir den Pfad noch zu erweitern
Und kehren uns sogar kopfüber um.

Mitunter freilich sollten wir verzweifeln!
Wenn kaum begonnen unser Lebensloos,
So greift man eilig nach uns armen Teufeln
Und sticht uns ohne Gnade, Klein und Groß.

Auch müssen wir noch einen Punkt gestehen,
Er klingt vielleicht ein wenig fürchterlich:
Wie Koboldschwärme sind wir anzusehen
Und unsrer Viele haben einen — Strich.

Doch folgen wir euch oft zur Gramesstätte
Und wandeln dann in ernstgemeßnem Schritt,
Zum Tanze locken wir euch um die Wette
Und selbst zur Kirche gehn wir Sonntags mit.

Gern pflegen wir der Kunst uns zu vermählen,
Auch kennt die Poesie uns lange schon,
Und weiß die Liebe reich uns zu beseelen
Mit innigem und warmem Herzenston.

M. K.

Rösselsprung.

wer	nicht	trie-	ches	hat	zu	her-	ben
er	man-	ein	auf	zens	denn	gen	horcht
heit-	ben	hört	ihn	ist	des	lie-	kein
bet	doch	die	soll	den	aus-	ge-	ja-
stut	res	le-	ihm	auch	ver-	schif-	ge-
bet	hof-	er	le-	ser	muß	er	gern
doch	be-	doch	er	will	gen	blie-	gen
er	stre-	fet	tro-	den	wa-	das	was

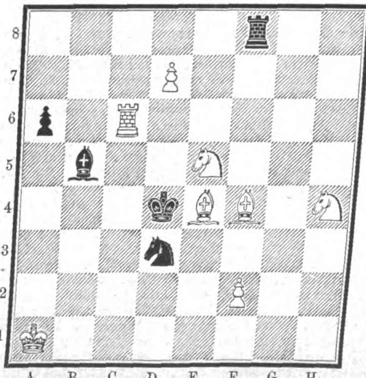
Bilderräthsel.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn Tanner.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. Chemiker G. in Iglau. Gorup-Besanez, Lehrbuch der Chemie, Braunschweig, Vieweg, 9 Thaler. Graham-Otto, ebendaselbst, 5 Thaler.

E. H. E. in S. Recht hübsch, jedoch das Wortspiel mit so tiefernster Sache, deren Erinnerung bei vielen Lesern Trauer und Kummer hervorrufen dürfte, nicht gut geeignet.

Hrn. W. K. in Potsdam. In keiner Biographie des Genannten steht davon etwas.

Hrn. G. L. in O. Das Kummerfeld'sche Waschwasser wird gerade für jene Fälle gebraucht, welche Sie angeben. Radikalmittel dagegen ist es nicht. Solche dürfte es überhaupt nicht geben.

Hrn. Emil Siefert. Leider nicht verwendbar. Das Manuskript steht zu Ihrer Verfügung.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln, Charaden ꝛc. sind uns zugegangen von: Frln. Marie Bethge, Berlin; Mathilde Müller, Posen; Ottilie G., Berlin; P. Hieledner, A. Feustler, Fraustadt; A. Rudolph, Schedewitz; C. Kammerer, Frankfurt; Salomon Ornstein, Czernowitz; Julie M., Strelitz; Paul Strauch, Berlin.

Hrn. K. L. Ladz. Wenn Sie den vergangenen Jahrgang der Illustr. Welt durchblättern, werden Sie so oft auf diese Frage die Antwort finden, daß wir dieß fast als stehende Rubrik ansehen können. Ein Mittel dagegen in dem Sinne, wie Sie das zu glauben scheinen, gibt es nicht. Das verlangt sehr genaue Untersuchungen durch einen guten Arzt und jahrelange Behandlung. Uebrigens gibt es ein Rezept gegen rothe Nasen von Dr. H. Klencke; es lautet: längeres Waschen mit kaltem Wasser und dann mit einer Flüssigkeit, bestehend aus 50 Gramm Kampherspiritus und 5 Gramm Tannin. Ein anderes: 3 Gramm Bleiessig, 130 Gramm destillirtes Wasser, 2 Gramm Kampherspiritus, 1½ Gramm pulv. Bolus, umgeschüttelt zum Waschen der Nase einige Male im Tage, namentlich gegen Abend.

Hrn. B. Winter. Wenn noch vorräthig, ja. Bitte um nähere Bezeichnung des Heftes und Jahrgangs.

Hrn. Stöckel in Berlin. Die Probefahrt hat den Erwartungen durchaus nicht entsprochen.

Hrn. Max Arnold. Unter Papierschnitzel mit Leinenüberzug gut vernäht.

Hrn. Alwin P. in Leoben. Ein solches Buch existirt unseres Wissens nicht.

Hrn. Paul Müller in B. Zu unserem Bedauern nicht für uns verwendbar.

Ein Rosenfreund in O. Ohne theure Destillirapparate nicht. Dagegen trocknen und in die Wäsche legen gibt dieser einen sehr angenehmen Geruch.

Abonnent in Stavenhagen. F. W. Hofmann, Die Bienenzucht, mit Abbildungen (Wien, Wallishauser), 1 Thlr. 24 Gr. Stuber, Die neue nützlichste Bienenzucht (Lahr, Geiger), 10 Gr.

Stenographische Karte aus Wittstock. Sie können uns nicht zumuthen, daß wir Ihre Karte uns übersetzen lassen. Die Illustr. Welt erscheint ja auch nicht in Stenographie.

Hrn. O. M. So gern wir unseren Lesern gefällig sind — Stellenvermittlungen und Heirathsunterhandlungen liegen außer unserem Programm.

Aerztliche Korrespondenz. F. K. in Landau. Die Krätze heilt man gegenwärtig am leichtesten durch eine Salbe aus 30 Gramm flüssigem Styrax und 60 Gramm Olivenöl. Nach einem warmen Wasserbade reibt man den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, mit dieser Salbe ein und zwar mit der Hälfte der oben angegebenen Salbenmenge, nimmt andern Tages abermals ein Bad und reibt die zweite Hälfte der Salbe ein. Ein Reinigungsbad am dritten Tage beendigt die Kur.

F. T. in Berlin. Tägliches Einreiben von weißer Präzipitatsalbe wird Ihnen die Bartflechte heilen können.

Frau A. K. in Br. Ueber den erwünschten „Frauenarzt" wird Prof. Dr. Klencke in Hannover, dem wir Ihre briefliche Anfrage zugesandt haben, direkt mit Ihnen korrespondiren, wie es ja auch in Ihrer Absicht liegt.

F. O. in B. Sie müssen Ihre Zähne von einem tüchtigen Zahnarzte nachsehen und die cariösen Höhlen, nach gehöriger Nerventödtung und Reinigung von aller Fäulnißmasse, mit Gold ausfüllen lassen. Später dient ein Mundwasser aus 6 Tropfen Karbolsäure, 30 Gramm Myrrhentinktur und 3 Tropfen Pfeffermünzöl, wovon Sie einige Tropfen auf die angefeuchtete Zahnbürste geben. Der üble Geruch von schlechten Zähnen wird bald verschwinden.

N. W. in Wien. Wenn unser medizin. Mitarbeiter in Ihrer Anfrage „Husten" statt „Hüften" gelesen hat, so liegt das an Ihrer unleserlichen Handschrift. Auch das letztere Wort ist nur mit Mühe entziffert worden. Wir bedauern, Ihnen keine „Mittelchen" angeben zu können, denn Ihr Zustand, wie Sie ihn nebenbei schildern, verlangt doch eine ärztliche Untersuchung, der Sie sich aber bald unterziehen möchten, da Ihre Beschwerde auf eine Störung im Nerven- und Blutleben schließen läßt.

Dr. Kl.

Anfragen *).

1) (54 im Jahrg. 1876) Aus welchem Grunde setzen die Zuckerfabrikanten dem weißen Zucker Ultramarin bei? T. J. in C.

2) Gibt es ein Mittel, das Knirschen der Stiefel abzustellen?

3) Wie entfernt man Fettflecke vollkommen aus Papier?

G. B., Saarlouis.

4) Gibt es eine Politur für Möbel jeder Holzart und woraus besteht sie? N. T.

Antworten.

Auf 1) (54 im Jahrg. 1876): Das Versetzen des Zuckers mit Ultramarin bezweckt, die ursprüngliche gelbliche Farbe des erstern durch eine bläuliche Nüance zu verdecken. Die Fabrikanten sind in ihrem Interesse genöthigt, diese Prozedur auszuführen, weil gelber (wenn auch schwach gelblich gefärbter) Konsumzucker unverhältnißmäßig viel von seinem Werth einbüßt, obgleich die Süßkraft durch den geringen Gehalt der Melasse, welche die Ursache der gelben Farbe ist, nicht wesentlich leidet. Die Anwendung des Ultramarins ist nicht gesundheitsschädlich, namentlich in so geringer Quantität, wie dieß bei dem Versetzen des Zuckers der Fall ist.

Ed. H.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 2. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Das Grab in der Steppe.

Skizze

von

Balduin Möllhausen.

(Nachdruck verboten.)

Die Expedition, ausgesendet, den Lauf des in den Golf von Kalifornien mündenden Kolorado stromaufwärts zu erforschen, hatte ihre Aufgabe vollendet und war in Albuquerque in New-Mexiko aufgelöst worden. Anstatt mich dem Kommandeur zur Rückreise nach Kalifornien anzuschließen und von dort den Seeweg nach Washington zu wählen, entschied ich mich für den Ueberlandweg.

Es lockte mich die Prärie, es lockte mich die Büffeljagd; meine Schilderungen und Pläne aber fanden einen solchen Anklang unter meinen Kameraden, daß drei derselben auf meine Seite traten. Der Kommandeur sah sich daher veranlaßt, uns nicht nur die wissenschaftlichen Erfolge und Sammlungen der Expedition anzuvertrauen, sondern auch in einer Weise mit Maulthieren und Dienern auszurüsten, daß wir im Stande waren, die Grassteppen von den Rocky-Mountains bis an den Missouri, also eine Strecke von über zweihundert deutschen Meilen, innerhalb vier Wochen zu durchschneiden.

Die größere Hälfte des Weges lag hinter uns, als wolkenbruchartige Regen uns zwangen, vor dem mächtig angeschwollenen Cow-Creek, einem gewöhnlich nur spärlich fließenden Bächlein, anderthalb Tage zu rasten.

Ein klarer, durch die jüngsten Regengüsse abgekühlter Julinachmittag begünstigte uns, als wir endlich durch die noch immer brausenden Fluten hindurch ritten und damit die Grenze der eigentlichen Büffelregion überschritten. Der Cow-Creek blieb zu unserer Linken, zog sich indessen noch eine längere Strecke, in der Entfernung einer halben englischen Meile, fast parallel mit der Emigrantenstraße hin auf der unabsehbaren Ebene, weithin erkennbar an Hainen und vereinzelten Baumgruppen, welche seine Ufer anmuthig schmückten. Auf einem flinken Maulthier, vorzüglich beritten, hatte ich den Wagen



Der Thierarzt. Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann. (S. 36.)

und meine Kameraden weit hinter mir zurückgelassen. Bei mir befand sich nur Pracock, unser Trainmaster, ein so sorgloser, zäher kalifornischer Viehzüchter, wie nur je einer sein Brandzeichen auf ein heranwachsendes Füllen drückte oder ein flüchtiges Rind mit dem Lasso niederwarf.

Zu meinem Befremden war der sonst so redselige alte Bursche plötzlich einsylbig geworden. So viel ich mich bemühen mochte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, er schien für nichts weiter Sinn zu haben, als für den Tabaksknoten, welchen er geschäftig in seinem Munde hin und her rollte. Dabei ruhten seine Blicke nachdenklich auf einem fernen Punkte des Creeks, welcher sich durch einen etwas breitern Waldstreifen auszeichnete.

„Nun, Freund Pracock," nahm ich nach einer längern Pause einen neuen Anlauf, „Ihr trauert, daß unsere lustigen Büffelhetzen ihr Ende erreichten?"

„Häng' die Büffel," antwortete Pracock unwirsch, und von der linken Wange flog der Tabaksknoten in die rechte hinüber.

„Und doch brauchte nur eine Heerde in Sicht zu treten und ich kenne Jemand, der mit Freuden im Jagen die Spitze nehmen möchte," fuhr ich fort, ohne mich durch sein launisches Wesen beirren zu lassen.

„Vielleicht Ihr selber," hieß es mürrisch zurück, „aber von dem verdammtesten Pai-Uto will ich mir den Skalp vom Schädel streifen lassen und meine guten Ohren mit in den Kauf geben, wenn ich heute meinem Thier zur Hetze die Sporen in die Seite drücke oder den Finger an den Abzug meines Revolvers lege."

„Und ich," rief ich lachend aus, „will den meinigen an demselben Medizinbeutel hängen lassen, wenn Ihr nicht so langweilig seid, daß die Fransen von Verzweiflung von dem Halse Eures Thieres herabfallen möchten."

Pracock verjagte die peinigenden Stechfliegen mit einem dreifachen Fluch und spähte rückwärts. Unsere Gefährten brauchten wohl eine Viertelstunde, um uns einzuholen. Darauf sandte er wieder einen düstern Blick nach dem Hain hinüber.

„Wenn Euch Jemand daran erinnerte, daß Ihr einst bei einem Raubmord betheiligt gewesen," hub er an, und die Ruhe des Tabakknotens bewies, daß seine Neigung zum Erzählen erwachte, „daß Ihr sogar an fünftausend Dollars als Beute in Eure Tasche stecktet, würdet Ihr dann noch große Lust verspüren, Euch mit einem Bisam in einen Wettlauf einzulassen?"

„Wer erinnert Euch an solch' schreckliches Verbrechen?" fragte ich ungläubig, irgend eines seiner beliebten Wortspiele vermuthend.

„Zum Teufel, der Hain da drüben."

„Und an einem Raubmord seid Ihr in der That betheiligt gewesen?"

„An einem so niederträchtigen Raubmord, wie nur je einer zwischen dem Missouri und den Rocky-Mountains von weißhäutigen Schurken begangen wurde, und das will viel sagen."

Er warf wiederum einen Blick rückwärts und fuhr fort:

„Es sind wohl an zehn Jahre her, als ich zum letzten Mal dieses Weges zog. Damals stand ich in Dienst bei einem Kaufmann in Santa Fé, für den ich dreimal des Jahres Trains nach dem Missouri und von dort zurückführte. So oft ich aber hier vorüberkam, nie versäumte ich, nach jenem Hain hinüber zu reiten und einen Stein oder einen grünen Zweig auf einen kleinen Erdhügel zu werfen, unter welchem einer von Onkel Sam's besten Söhnen der Ewigkeit entgegen schlummert. Verdammt, die Sache geht mir auch heute wieder im Kopf herum, und wenn Ihr mich begleiten wollt — Hm, bei der ewigen Versöhnung, sonst reite ich allein."

Selbstverständlich schloß ich mich dem wunderlichen alten Burschen an. Eine kurze Strecke hielten wir noch die Emigrantenfährte, worauf wir in schräger Richtung nördlich abbogen und in geradester Richtung den Hain zu unserem Ziel wählten. Der ungeheuchelte Ernst Pracock's war bis zu einem gewissen Grade auf mich übergegangen, wenigstens insoweit, daß ich ihn nicht mit Fragen bestürmte, sondern fernere Mittheilungen in sein Belieben legte.

Es war ein lieblicher Nachmittag. Durch den Regen erquickt, schien die Natur aufzuathmen. Ringsum heiteres Grün, in der Ferne sich abstufend zu duftigem Blau. Prächtige Falter und hin und wieder ein funkelnder Kolibri flatterten von Blume zu Blume. Zahllose Bienen gingen ihrer süßen Beute nach; das geisterhafte Summen, mit welchem sie die Atmosphäre anfüllten, wurde verstärkt durch die Heerden der goldgrünen Rollkäfer, indem sie schwirrend nach geeigneten Stätten für ihre Brut suchten. Auf den Bodenanschwellungen der wogenförmigen Ebene trieben vereinzelte Antilopen ihr anmuthiges Spiel, während bald hier, bald dort ein tückischer Präriewolf den Thalsenkungen nachfolgte. Sie schienen sich zu wundern, zwei Reiter von der Emigrantenstraße abbiegen zu sehen.

Pracock hatte das Haupt gesenkt. Der Anblick der gleichsam lächelnden Natur kümmerte ihn ebenso wenig, wie das Schnauben unserer Thiere, welche in stetem Kampfe mit Bremsen und Moskitos liegen.

Plötzlich sah er empor und, wie die Entfernung berechnend, nach dem Hain hinüber.

„Verdammt feines Wetter," hub er an, wie zu sich selbst sprechend, „als ich das erste Mal dieses Weges zog, wehte ein gehöriger Herbststurm die Haare vom Kopfe herunter, und die Schneeflocken stäubten, als ob in der Hölle die Federbetten ausgeschüttelt worden wären, und zwölf Jahre mag's her sein, und wer nicht gerade mußte, der hütete sich, seine Nase in die Prärieluft zu stecken. Die Emigrantenstraße war so leer, wie eine Methodistenkirche am Werkeltage. Ich stand in Diensten bei einem gewissen Jarvis, wenigstens auf die Dauer der Reise vom Missouri nach Santa Fé. Wie der Train, welchen ich an den Missouri führte — lauter Rindvieh erster Klasse — von unserem Agenten verkauft worden war, hatte auch Jarvis den seinigen zu Gelde gemacht und sich, um schnell und sicher zu reisen, nur mit einem leichten Maulthiertrain ausgerüstet. Eine Anzahl unabhängiger Reisender schloß sich uns an und brachte die Gesellschaft auf zweiundzwanzig Mitglieder. Auch diese führten nur gerade so viele Wagen und Maulthiere mit sich, wie sie zum Transport der Lebensmittel und Lagergeräthschaften gebrauchten. Es waren theils Kaufleute, welche in Santa Fé ihre Niederlagen hatten und vor Einbruch des Winters nach dort zurückzukehren wünschten, theils brodlose Abenteurer, die den Missouri verließen, um in eben genannter Stadt sich für den kommenden Frühling und Sommer Anstellung in der gegen Mexiko bestimmten Armee zu sichern, also lauter Männer, welche möglichst schnell zu reisen wünschten, dabei weniger auf Bequemlichkeit Rücksicht nahmen. Bei der Wahl eines Reisehauptmannes vereinigten sich alle Stimmen auf Jarvis. Einestheils genoß derselbe am Missouri sowohl, wie in Santa Fé das größte Ansehen, außerdem aber hatte er auf seinen vielen Ueberlandreisen Erfahrungen gesammelt, welche ihn am meisten zu einer solchen Stellung befähigten. Ihm selbst war die Verstärkung der Gesellschaft doppelt willkommen, weil ihm gegen hunderttausend Dollars Regierungsgelder zum Transport übergeben worden waren, er also unter dem Schutz einer Eskorte reiste, deren meiste Mitglieder nicht unvertraut mit dem Leben in den Wildnissen, sondern auch mehr oder minder sich schon in den Indianerkriegen versucht hatten. Bei Gott, 's war 'ne Gesellschaft, wie man sie nicht besser hätte wünschen können. Die Mehrzahl halbe Banditen, daß wir's mit den vereinigten Kaiowäs und Kamanschas hätten aufnehmen können; Burschen, sage ich Euch, die, wenn es drauf ankam, mit derselben Gemüthsruhe einen Skalp von einem Indianerschädel streiften, mit welcher Ihr vielleicht eine geröstete Batate schält.

„Ohne Unfall, ja ohne Verdruß gelangten wir bis in diese Gegend, als sich zum ersten Mal eine kleine Zwistigkeit erhob. Jarvis wünschte nämlich am Uebergangspunkt des Cow-Creek zu kampiren — und 's lag Vernunft drin — wogegen ein gewisser Mac Daniel, sein Vertrauter und eine Art Sekretär, vorschlug, für die Nacht — und 'ne rauhe Nacht war's nebenbei — Unterkunft in dem Hain da drüben zu suchen. Mich kümmerte die Geschichte nicht sonderlich; gleichviel, ob in der Nähe der Furt oder da drüben, wenn ich nur so viel Platz fand, wie ich für meinen Sattel und zwei Decken gebrauchte. Anfänglich weigerte Jarvis sich, auf Mac Daniel's Vorschlag einzugehen. Als dieser aber die übrigen Mitglieder um ihre Meinung befragte und Alle sich für den Hain entschieden, gab er, wenn auch verdrossen, nach. Denn er hätte eher an das Versinken der ganzen Prärie, als an Verrath geglaubt, und schließlich äußerte er selber sein Wohlgefallen, abseits der Landstraße, in einem verborgenen Winkel, in aller Behaglichkeit und weniger hart vom Wetter getroffen, zu übernachten.

„Die Nacht verstrich ruhig und ungestört. Als Jarvis aber bald nach Tagesanbruch seine Vorbereitungen zur Weiterreise traf, überraschte es ihn, und mich nicht minder, daß kein einziger der Gesellschaft seinem Beispiel folgte. Mehr aber mußte es ihn befremden, daß auf seine Fragen Niemand Rede stehen wollte und Alle ihm scheu aus dem Wege gingen.

„Böses ahnte ich immer noch nicht; allein indem ich Jarvis beobachtete, entdeckte ich, daß er die Farbe wechselte. Er faßte sich indessen, und eine gewisse Sorglosigkeit erheuchelnd, fragte er laut, ob man mit seiner Hauptmannschaft unzufrieden sei, hinzufügend, daß er gern sein Kommando an einen Andern abtrete.

„Auch darauf erhielt er keinen Bescheid. Der Eine ging hierhin, der Andere dorthin, und jetzt erst wurde ich gewahr, daß argwöhnische Blicke mich streiften, als ob ich Jemand im Wege gewesen wäre.

„,Nun denn,' rief Jarvis endlich ungeduldig aus, ,habt ihr Lust, einen Tag hier zu rasten, so hindere ich euch am wenigsten; ich für meine Person habe dagegen keine Zeit zu verlieren,' und dann zu mir gewandt: ,Pracock, geht hin und treibt die Maulthiere herbei.'

„Mit einer rechten Achtung hatte ich stets an Jarvis gehangen, und da die Anderen ihm den Gehorsam versagten, so wollte ich beweisen, daß wenigstens Einer in seiner Nähe weile, auf dessen Treue er sich verlassen könne. Im Stillen hoffte ich, daß mein Beispiel wirken würde, denn der Befehl war kaum an mich ergangen, als ich einen Lasso ergriff und in den Hain eindrang, auf dessen kleinen Blößen die Maulthiere sich ihr dürftiges Futter unter einer dünnen Schneelage hervorsuchten. Weit war ich indessen nicht gegangen, als ich hinter mir Schritte vernahm. Ich kehrte mich um und vor mir stand Mac Daniel in Begleitung zweier seiner Genossen. Jeder Mensch liebt sein Leben, und so war auch ich vorsichtig genug, die mir auf der Zunge schwebende Frage zurückzuhalten, als ich eine zehnzöllige Messerklinge so auf meine Brust gerichtet sah, daß Mac Daniel nur eine Kleinigkeit nachzuschieben brauchte, um mich in einen todten Mann zu verwandeln.

„Im Grunde besitze ich in mir gerade so viel von einem Teufel, wie nothwendig, um nicht vor einer Gefahr wie 'ne Schullady zurückzubeben. Als ich aber in Mac Daniel's Augen schaute, lief's mir dennoch wie Eis durch die Adern; ich wußte, daß es um mich geschehen sei, wenn ich nicht blindlings seiner Aufforderung Folge leistete, denn — nun, jeder Mensch liebt sein Leben, und liegt man erst mit zerschnittener Windpfeife da, ist's zu spät zum Akkordiren.

„,Pracock,' redete der Schurke mich an, und meine halbe Lebenszeit hätte ich dafür gegeben, wär's mir vergönnt gewesen, jedes einzelne Wort in seinen verrätherischen Hals hinabzuwürgen, ,Pacrock, 's geht was hier vor.'

„,Ich sollte es beinahe denken,' antwortete ich, mit einem mißtrauischen Blick auf die blanke Messerklinge.

„,Gut,' versetzte Mac Daniel und seine Augen unterliefen roth vor Mordlust, ,aber Ihr denkt nicht, daß ich diesen Stahl zwischen Eure Rippen bohre, schneller, als Ihr mit den Augen zwinkert, wenn Ihr Euch nur 'ne Sekunde weigert, auf unsere Seite zu treten. Wir Alle sind einig, bloß Ihr fehlt noch. Habt also nur zu wählen zwischen Leben und Sterben.'

„,Beim Satan,' gab ich zurück, ,die Wahl dürfte nicht schwer werden; 's kommt indessen darauf an, was man von mir verlangt.'

„,Nichts weiter, als Euch ruhig zu verhalten,' erklärte Mac Daniel, ,und das Uebrige wird sich finden. Zurück in's Lager jetzt mit Euch — so — vor mir her geht, und nicht einen Zoll zu weit rechts oder links, sonst kommt es nicht darauf an, ob einer mehr oder weniger hier eingescharrt wird.'"

Hier zögerte Pracock ein Weilchen, offenbar, um sich jene furchtbare Szene noch einmal lebhaft zu vergegenwärtigen. Dann schüttelte er sich wie ein dem Wasser entstiegener Neufundländer, und nachdem er dem Tabaksknoten eine geeignete Lage in seiner Backentasche gegeben hatte, fuhr er fort:

„Daß mir damals sonderlich fein zu Muthe gewesen wäre, könnte ich nicht behaupten. Dergleichen mußte wohl in meinem Gesicht geschrieben stehen, denn obwohl Jarvis nichts von einem Messer sah, erschrak er doch sichtlich, als seine Blicke auf mich fielen.

„,Pracock, wo sind die Maulthiere?' redete er mich an und seine Stimme klang noch immer kräftig genug.

„Bevor ich aber zu antworten vermochte — hätte auch nicht gewußt, was zu sagen — trat Mac Daniel vor Jarvis hin und zugleich schaarte die ganze Gesellschaft sich um ihren Rädelsführer.

„,Mr. Jarvis,' hub er an, und noch jetzt meine ich die drohenden Worte des hinterlistigen Verräthers in meinen Träumen zuweilen zu hören, ,Ihr seid im Besitz von hunderttausend Dollars. Nun schaut auf uns; wir sind unserer neunundzwanzig und vollkommen einig und entschlossen, das Geld unter uns zu theilen.'

„Jarvis warf einen Blick im Kreise herum. Als er mich ansah, nickte er kaum wahrnehmbar; mochte wohl erkennen, daß ich unschuldig sei, eine Miene von meiner Seite aber den Tanz nur beschleunigen würde. Darauf kehrte er sich dem Rädelsführer wieder zu.

„,Mac Daniel, ich habe Euch stets für meinen Freund gehalten,' sprach er mit einem Ausdruck, daß es den verstocktesten Sünder hätte erweichen müssen, ,Ihr wißt, die hunderttausend Dollars sind Gouvernementseigenthum, ich habe ebenso wenig ein Recht an das Geld, als einer von euch. Nehmt, was mir gehört, aber laßt mich als einen ehrlichen Mann in Santa Fé einziehen.'

„,Euer Einwand ist vorgesehen,' erwiederte Mac Daniel, während ringsum Todtenstille herrschte; ,ob Regierungsgeld oder nicht, die Theilung ist beschlossen, wir Alle sind einig und verschworen. Um aber unser Verlangen zu befriedigen, ohne daß die Gerichte sich darein mischen, müßt Ihr sterben.'

„Ich bin im Allgemeinen kein Mann," schaltete Pracock ein, indem er seinen langen schwarzen Schnurrbart strich, „der leicht schwach und schwindelig würde, und doch kam es bei solchen Worten über mich, als ob mein Körper eine Kleinigkeit zu schwer für meine Füße geworden wäre. Andererseits aber schöpfte ich wieder Hoffnung. Konnte mir nicht klar machen, warum man so viel Worte verlor, anstatt gleich zur That zu schreiten. Wär's doch 'n Kinderspiel gewesen, Jarvis eine Kugel durch den Kopf zu jagen, bevor er vom Schlaf erwachte. Es wäre wenigstens eine Art unmerklichen Uebergangs gewesen. Später kalkulirte ich freilich, daß jeder Einzelne vor dem Mord zurückbebte, um nicht die ganze Schuld auf sich allein zu laden, und man das weitläufige Verfahren nur beobachtete, um durch einen allgemeinen Beschluß Alle gleich schuldig zu machen und einem Verrath vorzubeugen. Jarvis selber dachte dagegen anders als ich. Er verstand wohl, was ich meinte, als ich ihm mit den Augen Muth zublinzelte — und, bei der ewigen Versöhnung, um ihn zu retten, hätte ich der ganzen Gesellschaft, Einem nach dem Andern, in der nächsten Nacht mein Messer durch's Herz gestoßen — allein ebenso genau begriff er den von den Schurken verfolgten Zweck, und damit gab er sich verloren. Und doch zitterte er nicht, wenn seine Farbe auch wechselte, und ich hätte ihn umarmen mögen, als er mit ruhiger, fester Stimme anhub:

„,Seid ihr wirklich Willens, Hand an die hunderttausend Dollars zu legen, so nehmt sie hin zusammen mit meinem Schwur, nie ein Wort darüber zu verlieren und euch in deren unbestrittenem Besitz zu lassen. Ja, nehmt Alles; meine liegende Habe reicht aus, dem Gouvernement den Schaden zu ersetzen. Gestattet mir nur, zu meiner Familie heimzukehren und besudelt eure Hände nicht mit meinem Blute, welches lauter um Rache zum Himmel schreien würde, als das Geld, nach welchem euch gelüstet.'

„,Angenommen!' rief ich aus, und hängen will ich, hätte ich nicht lieber eine glühende Bleikugel über meine Zunge gleiten lassen, anstatt durch solches Wort mich als einen Verbündeten der Schurken hinzustellen; ,angenommen, und verdammt, wer eine andere Meinung zu Tage bringt!'

„Hätte wohl mehr hinzugefügt, aber hinter mir stand einer von Mac Daniel's nächsten Vertrauten, der mir die Spitze des Messers so nachdrücklich zwischen die Schulterblätter schob, daß nur die gebotene Vorsicht mich hindern konnte, zur Seite zu springen und ihm selber mein eigenes Messer zwischen die Rippen zu stoßen. Habe mich selber oft genug einen feigen Hund genannt, bei der ewigen Versöhnung! Allein Denjenigen hätte

ich sehen mögen, der an meiner Stelle anders handelte. So viel hatte mein Ruf indessen bewirkt, daß sich alsbald zwei Parteien bildeten, von welchen die stärkere sich auf meine Seite stellte, während die schwächere Jarvis' Tod forderte. Befanden sich aber außer mir wirklich Einzelne in der Bande, die gern ganz zurückgetreten wären und Jarvis mit seinem ungeschmälerten Reichthum zu den Seinigen hätten heimkehren lassen, so durften sie ihre Stimmen nicht erheben, wollten sie nicht ebenfalls spurlos in der Prärie verschwinden. Es blieb also bei den zwei Parteien, und diese schritten alsbald zur Abstimmung über Leben und Tod. Acht Mann von den neunundzwanzig bestanden auf dem Mord; dreizehn dagegen, und unter diesen ich selber, wollten unter Leistung des vorgeschlagenen Eides sich mit dem Gelde begnügen. Ich athmete auf, und da Andere mir beipflichteten, griff ich nach meiner Büchse, und in wenigen Sekunden hatte man sich auf beiden Seiten bewaffnet. Ein Kampf stand bevor, ein Kampf, bei der ewigen Versöhnung, welchen vielleicht nur Wenige überlebt hätten. Ich selbst behielt fortgesetzt Jarvis im Auge; ich hoffte, daß auch er sich kriegsbereit machen und dadurch das Zeichen zur blutigen Entscheidung geben würde; allein er stand da, als ob er die Besinnung verloren gehabt hatte. Unstät schweiften seine Blicke zwischen den beiden Parteien hin und her, wie erwartend einen friedlichen Ausgleich. Plötzlich aber, als der Tumult den höchsten Grad erreicht hatte und ich und einige Gefährten uns Jarvis näherten, um ihn in unsere Mitte zu nehmen, erschallte Mac Daniel's gellende Stimme:

„‚Die Todten können nicht sprechen!‘ rief er aus. Gleichzeitig entlud sich seine Büchse und mitten durch's Herz getroffen stürzte Jarvis lautlos zu Boden.

„Das war mehr, als jeder Einzelne voraus erwartet hätte; sogar Diejenigen, welche sich bisher am lautesten für den Mord erklärten, schauten bestürzt darein. Verdammt, ihre Gesichter waren so bleich, wie das des armen Jarvis. Starr hingen alle Augen an dem Leichnam, und Wenige befanden sich in der Gesellschaft, welche nicht, wäre es noch möglich gewesen, die schreckliche That ungeschehen gemacht hätten. Keiner wagte ein Wort zu sprechen oder sich von der Stelle zu rühren, und die Büchsen hingen in den Händen wie ebenso viele Besenstiele.

„Plötzlich erschallte ein wildes Hohngelächter. Es war Mac Daniel, welcher sein eigenes Entsetzen auf diese Art zu verbergen suchte.

„‚Halloh!‘ rief er aus, und nach allen Seiten flogen seine Blicke, wie um sich zu überzeugen, daß ihm keine Vergeltung drohe, ‚das war der Weg, den Streit zu schlichten. Der da,‘ — und er wies auf die Leiche Jarvis' — ‚spricht nicht mehr und die hunderttausend Dollars sind die unserigen. Gleichbetheiligt wie wir an dem Todtschlag sind, ebenso gleichmäßig wird die Summe unter uns vertheilt!‘

„Jetzt kam wieder Leben in die Bande. Der Mord konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden, das begriff Jeder, und nicht eine einzige Stimme vernahm ich, welche sich gegen die Theilung ausgesprochen hätte. Aufmerksam spähte ich in jedes Gesicht. Alle waren verschlossen, in keinem entdeckte ich eine Regung, sogleich Rache an dem feigen Mörder zu üben. Der Teufel hatte von Allen Besitz ergriffen, und wer noch eine Probe von Menschlichkeit in der Brust verspürte, bei der ewigen Versöhnung, dem erging's nicht besser als mir: er scheute sich, es zu offenbaren, aus Besorgniß, neben Jarvis hingestreckt zu werden. Ich kalkulirte, daß, wenn zuvor Acht gegen Dreizehn für den Mord stimmten, jetzt mindestens Achtzehn sich für die Theilung des Raubes entschieden; dagegen ließ sich nichts machen, und hätten die Drei ein achtzehnfaches Leben zuzusetzen gehabt. Diese Drei waren es denn auch, welche dem armen Jarvis ein Grab scharrten, ihn in eine Decke hüllten und in dasselbe hineinlegten. Bevor wir ihn zum Schutz gegen die Wölfe mit Zweigen und Steinen bedeckten, drückte ich ihm die Hand. Sie war kalt, daß es mich unheimlich durchschauerte. Trotzdem hielt ich sie so lange, bis ich einen heiligen Eid vor mir selber abgelegt hatte, den Gemordeten auf gute Präarieart zu rächen. Bei der ewigen Versöhnung, in dem stillen Eid lag eine Art Beruhigung, denn nachdem wir das Grab zugescharrt hatten, sah ich so frei von Kümmerniß umher, daß ein verhenkert scharfes Auge dazu gehört hätte, ausfindig zu machen, womit ich in Gedanken mich beschäftigte.

„Während wir Drei dem armen Jarvis die letzte Ehre erwiesen, hatte man im Lager die Theilung des Geldes besorgt; denn als wir zurückkehrten, lagen für Jeden von uns fünftausend Dollars in Gold bereit. Das übrige Eigenthum des Ermordeten blieb unberührt. Es sollte nach Santa Fé geschafft werden, begleitet von der Kunde, daß Jarvis durch einen Sturz sein Leben eingebüßt habe. Nachdem wir unsern Antheil in den Satteltaschen sicher untergebracht hatten, wurde zur Vereidigung geschritten, und ich wüßte nicht jemals grimmigere und verrücktere Schwüre und Drohungen gehört zu haben, als damals, da man sich gegenseitig zu ewigem Schweigen verpflichtete. Ich selber schwur das Blaue vom Himmel herunter, ohne daß es mir im Traum eingefallen wäre, meinen Eid als gültig zu betrachten. Goddam, nur einen Eid kannte ich, und das war mein Schwur, Jarvis zu rächen.

„Obwohl der Abend sich näherte, als wir mit Allem zu Stande gekommen waren, zeigte sich doch Keiner geneigt, auf der Stätte des Verbrechens zu übernachten. Wir rüsteten uns daher zum Aufbruch und wiederum theilten wir uns in zwei Parteien. Mac Daniel und seine sieben Genossen, welche für den Mord stimmten, schlugen den Rückweg nach dem Missouri ein, wogegen wir übrigen Dreizehn mit Jervis' Hinterlassenschaft die Reise nach Santa Fé fortsetzten."

„Euern Eid habt Ihr gehalten?" fragte ich, als Pracock schwieg und sinnend die struppige Mähne seines Maulthiers betrachtete.

„Gehalten, bei der ewigen Versöhnung," bestätigte der rauhe Kalifornier, und indem er mir sein Gesicht zukehrte, prägte sich auf demselben ein so sprechender Ausdruck befriedigter Rache aus, daß die Wahrheit seiner ferneren Mittheilungen keiner besonderen Betheuerungen bedurfte, „gehalten, und noch an demselben Abend. Verdammt, der arme Jarvis kann vor Mac Daniel keinen großen Vorsprung auf seinem Wege nach den glückseligen Jagdgründen gewonnen haben. Weiß selber nicht, wie's kam, allein der Anblick des mit zerschossener Brust hinsinkenden Freundes hatte mein Blut in Gift verwandelt, daß es mich nicht zur Ruhe gelangen ließ, und kaum eine Stunde hatte ich zwischen meinen Decken gelegen, — wir waren nicht weit gezogen, sondern kampirten des Holzes wegen drüben bei der Furt, — als es mich wieder hinaustrieb. Heimlich und unbemerkt sattelte ich Jarvis' schnellstes Thier und nur bewaffnet mit Messer und Lasso, machte ich mich auf den Weg hinter den Mördern her. Was ich beabsichtigte, war mir unklar, mich jagte das Bewußtsein, mich an der Abstimmung über einen Mord betheiligt zu haben, und obenein bei dem Raube, gleichviel, ob gezwungen oder freiwillig, nicht leer ausgegangen zu sein. Aber es gibt zwischen Himmel und Erde eine geheimnißvolle Macht, welche zuweilen einem Menschen mit Bedacht den Weg zeigt, ohne daß er es selber ahnt. So geschah es denn auch an demselben Abend. Zwei Stunden war ich geritten, zwei Stunden in scharfem Paß trotz Wind und Wetter, als ich mich endlich dem kleinen Arkansas näherte, und genau auf derselben Stelle, auf welcher wir die vorletzte Nacht kampirten, ein Feuer entdeckte. Eine Viertelstunde später trabte ich so frei in das Lager, als ob ich daselbst zu Hause gehört hätte. Mac Daniel und seine Genossen, offenbar Verrath fürchtend, waren emporgesprungen und hatten zu den Waffen gegriffen; erst als sie mich in den Schein des Feuers reiten sahen, beruhigten sie sich wieder einigermaßen. Nur Mac Daniel selber schien seinen Argwohn nicht besiegen zu können, denn er schickte mir nur einen groben Fluch entgegen, mich fragend, was ich bei ihnen zu suchen habe.

„‚Zu suchen nichts,‘ antwortete ich entschlossen, und der Himmel mag wissen, was mir den Gedanken eingab, die Schlinge des Lasso, welche ich in der rechten Hand trug und unterwegs statt der Sporen benützte, wie spielend regelrecht zu öffnen; ‚verdammt, wenn ich etwas suche,‘ wiederholte ich, und im Kreise herum flogen meine Blicke, als ob ein paar Dutzend Pfeile auf die Schurken eingeregnet wären, ‚aber bringen möchte ich was, nämlich die fünftausend Dollars. Jarvis war mein Freund, und lieber will ich flüssiges Blei in der nackten Hand mit mir herumtragen, als einen Cent von seiner Habe.‘

„‚Um hinterher den Angeber zu spielen,‘ rief Mac Daniel drohend aus, ‚aber es hilft Euch nichts, Freund Pracock, Ihr seid bei dem Mord betheiligt, das waschen Euch alle Gewässer der Union nicht ab. Doch einen guten Rath will ich Euch geben: Macht, daß Ihr fortkommt, so schnell als möglich, oder Ihr erlebt, daß binnen fünf Minuten Euer Thier ohne einen Reiter das Weite sucht.‘

„Er stand auf meiner linken Seite; seine Genossen lagen zum Theil um das Feuer herum und ordneten an ihren Decken, aus welchen sie durch mein Eintreffen herausgejagt worden waren, während Andere aufrecht saßen und ihre Pfeifen rauchten. Bei Gott, Keiner unter ihnen, der seine Büchse nicht zur Hand gehabt hätte, eine verhenkert gefährliche Lage, sag' ich Euch, aber meinen Eid mußte ich halten und wäre mein bischen Leben der Preis dafür gewesen.

„‚Mac Daniel,‘ hob ich an, und ich grickelte mein Thier mit dem rechten Sporn, daß es sich dem Schurken zudrängte, als wäre es durch die Nähe des Feuers unruhiger geworden, ‚Ihr redet mit mir wie mit einem Niggerbaby und überseht, daß ich Manns genug für Euch bin — Goddam!‘ — und ich schlug mein trippelndes Thier mit der Schlinge über die Flanke, — ‚was hat die Bestie? — Wenn ich sage, ich will das Geld nicht behalten, so geschieht's nicht; bedroht Ihr aber mit der Büchse im Arm einen unbewaffneten Mann, so ist's nicht mehr als jeder lumpige Indianerhund — Der Satan steckt in dem Thier!‘ fluchte ich dazwischen, und klatsch! traf es die Schlinge zum zweiten Mal, daß es sich hoch aufbäumte und die um das Feuer lagernden Schurken mich sammt meiner Störung zur Hölle wünschten. Aber wiederum klatschte die Schlinge auf die glatte Maulthierhaut und wiederum holte ich hoch aus, mit einer einzigen Schwingung die Leine oberhalb meines Kopfes in einem richtigen Kreis drehend, — nicht umsonst hatte ich in New-Mexiko meine Lehrjahre als Arriero durchgemacht, — mein Thier geberdete sich wie rasend, daß alle Blicke auf dasselbe gerichtet waren und Niemand an einen Nebenplan dachte; und als ich dann meinte, daß der richtige Zeitpunkt gekommen sei, da riß ich in die Kandare, daß mein Brauner sich aufrichtete, als hätte er sich überschlagen wollen. Indem er aber zurücksinken wollte, warf ich ihn mit einem einzigen Druck der Schenkel herum, die Schlinge sauste nieder, anstatt aber mein Thier zu treffen, wie Alle — Mac Daniel nicht ausgenommen — sicher glaubten, legte sie sich so kunstgerecht um Mac Daniel's Genick, wie nur je der Hängemann einen armen Sünder bediente.

„Bei der ewigen Versöhnung! Das war ein feines Stück Arbeit! Ich sah nur, daß die Schlinge gefaßt hatte, daß Mac Daniel die Büchse fallen ließ und mit beiden Händen nach seinem Halse griff, und dahin schoß mein gutes Thier, als ob's von einem Pawnebogen fortgeschnellt worden wäre. Zeit, rückwärts zu schauen, nahm ich mir nicht mehr, aber ich fühlte, daß die um den Sattelknopf befestigte Leine von einer nachschleppenden Last sich über meine Lende fort straff anspannte, und das war mir genug. Wohl hundert Ellen weit war ich entfernt, als die übrigen Mordgesellen endlich ihr erstes Erstaunen überwunden hatten und mir zusammen mit einer Ladung Flüche ein halbes Dutzend Kugeln nachschickten. Konnten ebenso gut auf den Mond zielen, so schnell brachte mein Thier mich aus dem Bereich ihrer Büchsen, und mich zu verfolgen, hätten ihre Reitthiere gesattelt dastehen müssen, und auch dann noch wär's den Hunden schwerlich eingefallen, um einen todten Mann sich auf eine vergebliche Jagd einzulassen.

„Die Indianer hasse ich gerade nicht, aber daß ich ihre Sitten bewunderte, könnte ich nicht behaupten. Und dennoch, bei der ewigen Versöhnung, als ich mich in Sicherheit sah und den feigen Mörder hinter mir herschleifen hörte, als ob's ein Stück Wild gewesen wäre, da heulte und gellte ich vor Lust in die Nacht hinaus, daß es dem blutdürstigsten Sioux zur Ehre gereicht hätte. Es klang grauenhaft, aber es gab mir Erleichterung, und als ich nach einer Viertelstunde den zerschundenen Leichnam von der Leine löste, da hätte ich nicht mit dem ersten Haciendero Kaliforniens getauscht. Selbst mein Thier mußte dergleichen empfinden, denn es verfiel von selbst in seinen schnell fördernden Paßschritt, als ob es eben erst aus einem fetten Marstall gezogen worden wäre. Und dazu den Wind auf dem Rücken — 's war 'ne comfortable Nacht.

„Lange vor Tagesanbruch befand ich mich wieder im Lager, und drei, vier Stunden später setzten wir unsere Reise nach Santa Fé fort. Daß ich während der Nacht meine dreißig und einige englische Meilen zurückgelegt hatte, sah man weder mir, noch meinem Maulthier an, und leicht gelang es mir, Alle zu überzeugen, daß ich nur nach der Stätte des Mordes zurückgeritten sei, um meinen neben dem Grabe niedergelegten Revolver zu holen. Traute nämlich Keinem mehr. Erst in Santa Fé kam ich mit der Wahrheit zu Tage, trotz aller Schwüre und Drohungen, und zur Ehre meiner Reisegefährten muß ich eingestehen, daß Alle sich freiwillig als Zeugen stellten.

„Natürlich wurden sogleich Couriere nach Independance am Missouri entsendet, und obgleich die Mörder sich längst von einander getrennt und verschiedene Richtungen eingeschlagen hatten, gelang es doch, sie einen nach dem andern einzufangen. Bis auf Zwei büßten sie für ihr Verbrechen am Galgen." — — — —

Wir waren ein Weilchen am Saume des Haines hingeritten, als Pracock plötzlich zu einem Sassafrasstrauß niederbückte und zwei dichtbelaubte Zweige abbrach, von welchen er den einen mir darreichte. Gleich darauf folgte ich ihm in das Dickicht hinein. Vor einer dicht mit Rankengewächsen überwucherten kleinen Waldblöße hielt er an.

„Recht verändert hat sich's hier im Laufe der Jahre," bemerkte er, einen flüchtigen Blick über die Lichtung sendend, „und doch wollte ich in der finstersten Nacht mich hier zurecht finden, — ja, bei der ewigen Versöhnung" — er bog einige Schritte seitwärts, seinen Zweig auf eine Stelle werfend, welche sich nur durch einige, zwischen den Ranken vorschimmernde Steine auszeichnete — „ja, hier ist's, wo wir den armen Jarvis einscharrten. Armer, alter Bursche, Du könntest heute noch leben."

Stier blickte er auf das verwischte Grab nieder. Auf seinem wettergebräunten Antlitz war eine gleichsam kindliche Wehmuth ausgeprägt, welche seltsam kontrastirte zu der innern Befriedigung, mit welcher er kurz zuvor sein grausiges Rachewerk schilderte.

„Vorwärts," sprach er nach einer längern Pause rauh, indem er sein Thier quer durch das Gebüsch hindurch der Prärie zulenkte.

Ich warf meinen Zweig auf das Grab und folgte ihm auf dem Fuße nach.

Als wir nach einigen Minuten wieder frei um uns zu schauen vermochten, klärte Pracock's Antlitz sich auf. Immer mehr gelangte zum Durchbruch die ihn wunderlich charakterisirende Sorglosigkeit. Mich dagegen beschäftigten noch längere Zeit ernste Betrachtungen über das Vernommene, wie über den Erzähler selbst.

Wie der weite Spiegel des endlosen Ozeans, unbekümmert um das, was seine Tiefe birgt, den ewigen Gesetzen der Natur folgend, in der ihm angewiesenen Richtung dahinwogt oder sich ebnet und glättet, so keimt, grünt und verdorrt er auf der blumenreichen Grassteppe, unbekümmert um die Verbrechen, welche vielfach ihre Oberfläche entweihen.

Auf den Gräbern der Erschlagenen entwickelt sich ein neues organisches Leben; mit einem neuen Mantel bedeckt jeder Frühling den von Blut gerötheten Boden, gleichsam verhüllend die „Geheimnisse der Steppe", von welchen nur sehr wenige verlauten.

Großindustrielle der Schweiz.

Von

August Feierabend.

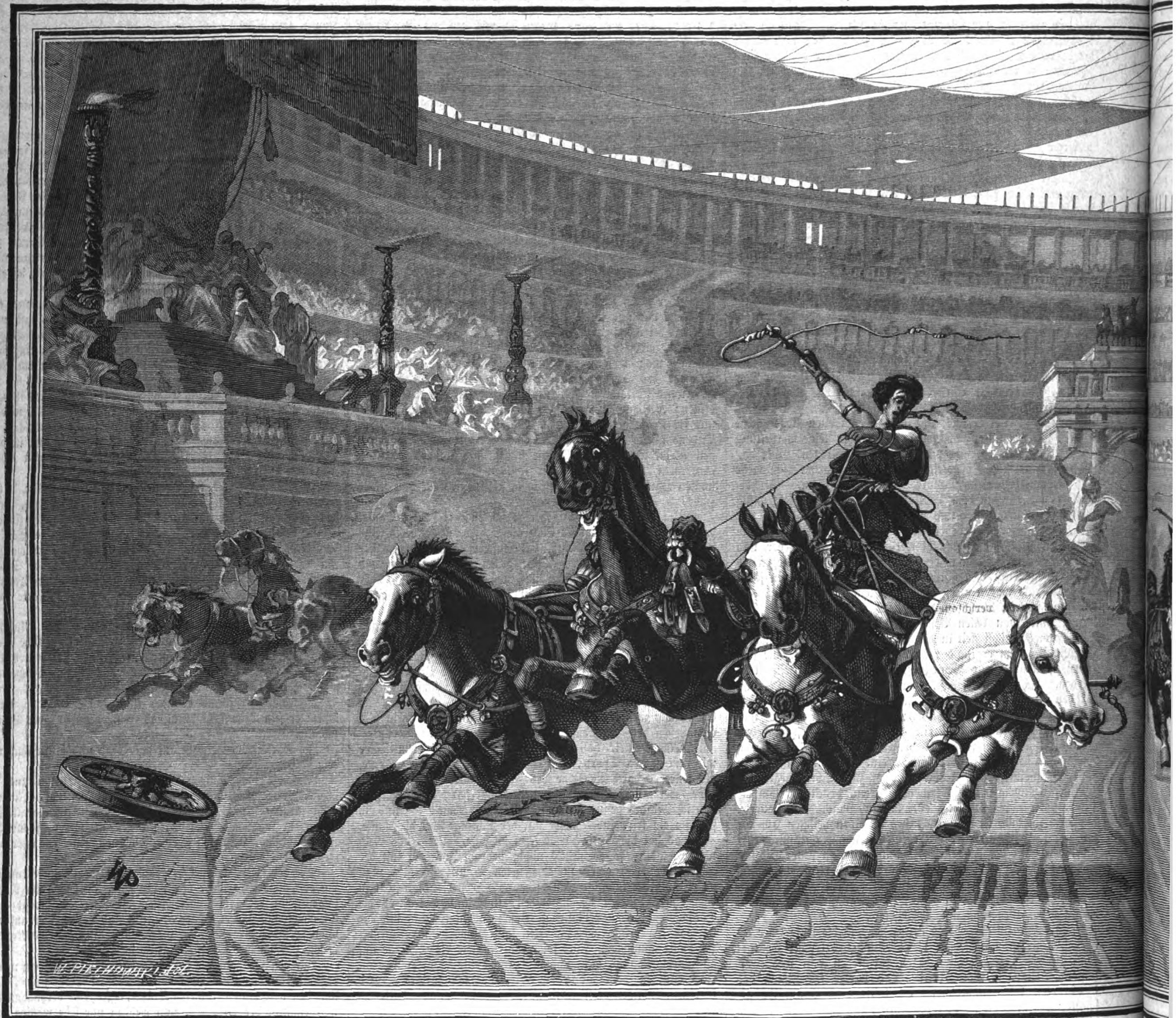
1. Anton von Patek in Genf.

Dieser im Fache des Uhrmachergewerbes hervorragende Fabrikant entstammt einer altadelichen Familie in Polen. In frühester Jugend schon widmete er sich der militärischen Laufbahn. Beim Aufstande Polens im Jahr 1830 nahm er als Offizier an dem Feldzuge Theil, wurde in demselben verwundet und erwarb sich den Orden «Virtus militaris». Nach Niederwerfung des Aufstandes wurde er in Deutschland Etappenoffizier und kam von dort nach Frankreich. Daselbst entschloß er sich

sodann, seinen bleibenden Aufenthalt in der freien Schweiz zu nehmen. Zu solcher Weise vertauschte vor vierzig Jahren der adelige Sprößling den mit Ehren getragenen Degen mit der Feile und gründete ein Uhrengeschäft, das in der Neuzeit einzig in seiner Art dasteht.

Bisher wurden die verschiedenen Uhrenbestandtheile von verschiedenen Industriellen in einer Anzahl von besondern Fabriken verfertigt und dann von den sogenannten «Etablisseurs» in rohem Zustande gekauft, beendigt und zusammengesetzt. Nun aber faßte Herr von Patek den Entschluß, alle diese verschiedenen Bestandtheile unter einer und derselben Direktion machen und beendigen zu lassen. In solcher Weise schuf er die eigentliche „Uhrenfabrik", in welcher alle nur möglichen Arten von Uhren, vom rohen Metalle bis zu ihrer feinsten Vollendung, erstellt werden. Später trat Herr von Patek in Geschäftsverbindung mit einem außerordentlich talentvollen und geschickten Uhrmacher, A. Philippe, welcher unter den berühmtesten und größten Meistern seiner Zeit gearbeitet und mehrere berühmte Schriftwerke über Uhrenfabrikation verfaßt hat. Unter Mitwirkung dieses Künstlers, sowie auch in Folge des Beitritts eines Freundes als Geschäftsgenosse, gewann das Unternehmen einen ungeheuren Aufschwung. Das war noch mehr der Fall, als auch die langjährigen Mitarbeiter, Albert Cingria, Eduard Köhn und Max Rouge als Geschäftsgenossen angenommen und dadurch sowohl eine Vermehrung des Kapitals als auch die Anwendung aller erwünschten Vervollkommnungen erzweckt wurde. Der Grundsatz des Fabriksystems beruht auf der Herstellung ganz tadelloser Uhren in der Anwendung von Werkzeugmaschinen, mit denen man streng gleiche Mobile erlangt; sodann in der stufenweisen Prüfung aller Arbeiten und endlich in der Anstellung der geschicktesten Arbeiter aller Länder. Diese Verfahrungsweise hat so guten Erfolg gehabt, daß auch andere Häuser in der Schweiz, in England, Frankreich und Amerika selbe angenommen haben.

Das Haus Patek, Philippe & Co. beschäftigt ungefähr sechshundertfünfzig Arbeiter, die theils auf das Stück, theils auch



Wettfahren im römischen Circus.

per Monat bezahlt werden, und in drei Häusern arbeiten, von denen das größte fünf Stockwerke hoch ist und vom Grand Quai bis zur Rue du Rhône sich ausdehnt. In diesem Gebäude werden alle Theile, welche zum Mechanismus einer Uhr dienen, hergestellt. Beim Eintritt in die Werkstätten überrascht die Reinlichkeit, welche in denselben herrscht. Zehn Minuten nach Eröffnung werden alle Thüren bis auf eine wieder geschlossen. Dieser letztern gegenüber befindet sich eine Wanduhr und neben dieser ein Buch, in welches alle zu spät Angekommenen ihren Namen, sowie die Zeit ihrer Ankunft eintragen müssen. Die Fabrikordnung, die überall in den Arbeitersälen hängt, verbietet jede Besprechung über[illegible] und Politik und jeden Abzug für Nichtarbeit an Feiertagen. Am Sonntag sind alle Werkstätten geschlossen. Jeder Arbeiter hat sein eigenes Fenster. Die Arbeitsstuben sind geräumig, werden von unten herauf geheizt und gelüftet. Jede derselben hat ihren Kleiderkasten und ein Waschbecken. Der Gang der Arbeit ist derart eingerichtet, daß ein Stück Arbeit, das am einen Ende der Werkstätte begonnen wird, am andern Ende fix und fertig anlangt, nachdem es der Reihe nach verschiedene Operationen überstanden hat. Nun wird es vom betreffenden Aufseher genau untersucht. Findet derselbe irgend welchen Fehler, so gibt er das Stück zurück. Läßt dasselbe nichts zu wünschen übrig, so wandert es in das Centraldepot. Hier wird es einer zweiten sorgfältigen Untersuchung unterworfen, indem die einzelnen Theile in Fächer mit verschiedenen Abtheilungen gelegt und im fertigen Zustande, jedoch noch unvergoldet, zur Verfügung der Direktion bereit gehalten werden.

Diese einzelnen Theile können bei allfälligem Bedarf sehr schnell mittelst Schrauben zusammengesetzt werden. Die Verschiedenheit der Werkzeugmaschinen und die Genauigkeit ihrer Arbeit ist bewunderungswürdig. Die meisten derselben sind von den Herren P. P. & Cie. selbst erfunden und hergestellt worden. Einige davon, wie die Federstiftdrehbänke, verrichten nacheinander bis zehn verschiedene Arbeiten, andere theilen die Räder ein, schneiden und runden die Zähne und kontroliren

sie, wieder andere, wegen ihrer Feilenform Fräser genannt, bohren Löcher, Vertiefungen und Gewinde in die Metalle und zwar mit erstaunlicher Genauigkeit. Jeden Morgen richtet ein Werkführer den Gang der Maschinen nach den zu leistenden Arbeiten. Um gewisse Triebe zu erproben, werden selbe während einer Stunde mit einer ungeheuren Schnelligkeit in Bewegung gesetzt, welche mit dem Gange mehrerer Jahre verglichen werden kann. Da die verschiedenen Uhrenbestandtheile gleichmäßig verfertigt sind, so können sie auch ohne Störung ausgetauscht werden, wodurch in der Fabrikation nicht nur eine große Erleichterung, sondern auch eine bedeutende Ersparniß erzweckt wird.

In den Werkstätten, in welchen man die Rubine bereitet, sowie in denen, in welchen die Hemmungen verfertigt oder die Uhren abgezogen werden, sind es nicht die Maschinen, welche eine große Rolle spielen, sondern vielmehr die theoretischen Kenntnisse, die Geschicklichkeit und Erfahrung der Arbeiter. Es ist daher begreiflich, daß ein derartiger geschickter Arbeiter jährlich dreitausend bis sechstausend Franken sich verdienen kann. Jeder gute Uhrmacher muß mit der Mathematik, der beschreibenden Geometrie, der Zeichnenkunst, der elementaren Astronomie, Physik und Chemie vertraut sein. Ohne diese Kenntnisse kann er schwerlich das Kaliber komplizirter Uhren entwerfen, oder deren Regulirung erreichen. Ist eine vielfach untersuchte Uhr endlich auf dem Centralkomptoir angelangt, so wird sie daselbst numerirt und mit dem Zifferblatt und dem Gehäuse versehen. Hierauf wird sie dem „Repasseur" übergeben, welcher selbe mit der Bewegungskraft versieht und ihren Gang beobachtet, bis seine genaueste Regelmäßigkeit erzielt ist. Nun untersucht sie der erste Prüfer noch einmal, und ist er mit dem Werke zufrieden, so wird es vergoldet, polirt und das gravirte Gehäuse vollendet. Hierauf werden die fertigen Uhren erst den erfahrensten Arbeitern zur sogenannten zweiten Repassur übergeben. Diese nehmen nun die Uhren noch einmal auseinander, untersuchen selbe auf's Genaueste, geben allen Theilen die nöthige Feinheit, verbessern den Gang, indem sie ihn in sechs



…en Cir… von Prof. Alex. Wagner. (S. 36.)

verschiedenen Lagen und Temperaturen sowohl in Oefen wie in Eisbehältern beobachten. Nachdem endlich die definitive Regulirung vollendet ist, geht die Uhr zum Administrator zurück, welcher sie dem zum Verkaufe bestimmten Depot überliefert, nachdem sie vorher durch einen Comptoiristen in bekannten Zahlen mit der Preisetiquette versehen worden ist.

Die auf Monatsfrist angestellten Arbeiter werden alle dreißig Tage ausbezahlt; die Stückarbeiter empfangen für jede gelieferte Arbeit einen „Gutschein" (Bon), welcher durch die Unterschrift des ersten Visiteurs den Werth eines Cheques annimmt, zahlbar jeden Sonnabend. Solche Stückarbeiter sind die Graveurs, Ciseleurs, Maler und Juweliere.

In dem Verkaufslokale des Hauses überrascht die reiche Auswahl der verschiedensten Uhren, darunter solche von der Größe von zwanzig Linien, die Jahre, Monate, Wochentage, Mondwechsel, Stunden, Minuten, Sekunden, die geographischen fünftel Sekunden angeben und zwar durch Schlagwerke. Manche haben Thermometer, Kompaß und Sonnenscheibe, und statt Guillochirung eine Vergleichstabelle von der Steigung des Kompasses an fünfzig verschiedenen Punkten der Erde, die Differenz der Meridiane im Vergleich mit Genf.

Alle die gravirten, ciselirten, gemalten oder mit kostbaren Edelsteinen besetzten Uhrgehäuse des großartigen Geschäftes sind dem Geschmacke der verschiedenen Länder angemessen ausgeführt, aber alle tragen das Gepräge eines ausgesuchten und klassischen Styls und lassen eine genaue Kenntniß der dekorativen Kunst gar nicht verkennen. Es ist daher begreiflich, daß das Haus Patek, Philippe & Cie. auf allen bisherigen Weltausstellungen die ersten Preise davon getragen hat. Bei der letzten in Wien ist dasselbe mit drei Preismedaillen und mit der „Allerhöchsten Anerkennung" beehrt worden, letztere als einzig in ihrer Art auf dem Gebiete des Uhrengewerbes. Das Haus stellte fünfzig Uhren und Taschenchronometer aus, alle zum Aufziehen ohne Schlüssel. Alle sind mit einem Ursprungs- und Garantie-Zeugniß versehen.

Ein Heirathsantrag.

Novelle

von

Carl Stugau.

(Fortsetzung.)

Sie unterließ natürlich nicht, ihre Tochter und ihren Gatten von dem Resultat ihrer scharfsinnigen Vermuthung in Kenntniß zu setzen und wurde ganz böse, als sie bemerkte, daß diese die Sache zwar nicht für unmöglich, aber für höchst unwahrscheinlich hielten. „Aber, gesetzt, er wäre es," fügte Emma bei, „so würde es mir leid sein, denn dieses Gesicht gefällt mir nicht; es liegt etwas Hartes, Kaltes und Keckes darin und ich zweifle, ob ich diesem Menschen jemals recht gut werden könnte."

Eine Wolke des Unmuths flog über das Antlitz der Mutter und ein Wort entschlüpfte ihren Lippen, das zwar nicht sehr deutlich artikulirt war, jedoch mit „Gans" viel Lautverwandtschaft hatte.

Die Majorin hatte erwartet, daß der „Plantagenbesitzer", wie sie den Safrangelben im Innern bereits getauft hatte, während eines der Zwischenacte einmal in die Fremdenloge kommen und unter einem schicklichen Vorwand eine persönliche Bekanntschaft mit Emma anzuknüpfen suchen werde; allein sie sah diese Erwartung getäuscht. Der Plantagenbesitzer kam nicht, sondern beschränkte sich darauf, Emma und ihre Mutter auf fast unverschämte Weise durch sein Opernglas zu beguden.

Dagegen benützte der geckenhafte junge Mensch, dessen wir oben gedacht, eine Gelegenheit, sich an Emma heranzudrängen. Es war dieser nämlich der Theaterzettel entglitten. Das Modejournal hatte es kaum bemerkt, als er mit komischer Hast darauf losstürzte und Emma denselben mit einer Verbeugung, die frisch vom Tanzmeister zu kommen schien, überreichte. Dabei verdrehte der geschniegelte Jüngling die Augen auf so seltsame Weise, daß Emma nur mit Mühe den aufsteigenden Lachreiz zu unterdrücken vermochte. Sie dankte mit einer flüchtigen Neigung des Kopfes und versenkte den Blick sofort wieder in den Theaterzettel. Dadurch benahm sie dem Jüngling, der eben den Mund gespitzt hatte, um sein gutes Glück zu einer Ansprache zu benützen, den Muth, sein Vorhaben auszuführen und er zog sich mit einem nichts weniger als geistreichen Lächeln in den Hintergrund der Loge zurück.

„Der ist's gewiß nicht," dachte Emma. Aber welcher von den Hunderten von Männern, die da im Theater versammelt waren, war es denn? Ihre Lage kam ihr sehr eigenthümlich vor. Der Gedanke, daß sie, gleichsam wehrlos, den Blicken des geheimen Brautwerbers ausgesetzt war, ohne daß ihr selbst die Möglichkeit geboten war, zu sehen und zu prüfen, ob dieser denn auch ihr gefalle, verstimmte sie. „Alle Vortheile sind auf seiner Seite," sagte sie sich, „und alle Nachtheile auf der meinigen. Das ist weder recht noch billig. Mag er noch so reich sein, von seinem Belieben allein soll es nicht abhängen, ob wir ein Paar werden, oder nicht. Ich lasse mich nicht verkaufen. Wenn er nicht selbst einsieht, daß er mich durch seine ‚diskrete' Art, unsere Bekanntschaft einzuleiten, in eine unwürdige Rolle gedrängt hat, so hat er nicht so viel Zartgefühl, als ich, seinem Briefe nach, ihm zugetraut hatte."

Ihre Verstimmung steigerte sich in dem Maße, als die Vorstellung ihrem Ende nahte, ohne daß sich der geheime Brautwerber zu erkennen gab, was doch, da sie sich in der Fremdenloge befand, so leicht möglich gewesen wäre.

Ihr Unmuth entging ihrer Mutter nicht, welche ihr zuflüsterte, sie möge doch nicht so finster dreinschauen, weil ein mürrisches Gesicht nicht verschönere.

Emma konnte sich auf eine Erörterung über diesen Punkt in der Umgebung, worin sie sich befand, nicht einlassen. Sie nahm sich jedoch vor, dieß zu Hause zu thun.

Der Vorhang fiel endlich, Alles erhob sich, auch der Major mit Frau und Tochter. Emma war so ärgerlich, daß sie Mühe hatte, ihre Thränen zurückzuhalten. Als sie in der Garderobe ihren Mantel und ihren Capuchon umzunehmen im Begriff war, hörte sie eine Stimme neben sich. „Ich bitte, meine Damen, sich wohl zu verwahren, es geht ein rauher Wind draußen und im Saale war es heiß; da kann man sich leicht erkälten."

Beim Umblicken sah Emma den Herrn mit der blauen Brille neben sich, der in der Loge ihr Nachbar gewesen war und der jetzt auf sehr galante Weise ihr und ihrer Mutter beim Ankleiden hülfreiche Hand leistete. Sie bemerkte jetzt, daß das Gesicht, das ihr während der Vorstellung so apathisch vorgekommen war, einen sehr freundlichen und wohlwollenden Ausdruck hatte.

Emma dankte mit einem verbindlichen Lächeln. Dasselbe that die Majorin, welche von der Galanterie des Fremden sehr angenehm berührt schien.

„Ein sehr artiger Mann," sagte sie halblaut, als sie mit Emma und ihrem Mann die Treppe hinabging.

Beim Ausgang aus dem Opernhaus hatte sich, wie das so üblich ist, ein dichter Haufe jüngerer und älterer Herren aufgestellt, welche die vorbeigehenden Damen Revue passiren ließen. Unter ihnen befand sich auch das „Modejournal" und der safrangelbe „Plantagenbesitzer", welch' letzterer Emma durch sein Lorgnon mit unverhehlter Bewunderung anstarrte und seine Blicke nicht früher von ihr abwendete, als bis sie mit ihren Eltern in den Wagen gestiegen und davongefahren war.

Unter den Nachschauenden befand sich auch der Herr mit der blauen Brille, der sich jedoch bescheiden im Hintergrund gehalten hatte.

IV.

Zu Hause, als Vater, Mutter und Tochter es sich bequem gemacht hatten und beim Abendessen saßen, entspann sich zwischen den dreien eine lebhafte Debatte.

„Ich bin meiner Sache jetzt so gut, als gewiß," sagte die Majorin, während sie ihrem Mann ein Stück Schinken auf den Teller legte, „kein Anderer, als der westindische Pflanzer ist's. Habt ihr nicht gesehen, wie er Emma beim Ausgang aus dem Theater fast mit den Augen verschlang?"

„Allerdings, Mama," entgegnete Emma, „und ich war entrüstet über seine Unverschämtheit. Ein Mädchen, das man achtet und auf das man ernste Absichten hat, sieht man nicht auf solche Art an."

„Mein Kind," versetzte die Mutter sentenziösen Tones, „man darf diese Tropenmenschen nicht mit europäischem Maßstab messen. Die heiße Sonne macht heißes Blut und gewaltige Leidenschaften. Diese Südländer bewunderen nicht auf die zahme Art unserer nordischen Kulturmenschen und verstehen es nicht, sich Zwang anzuthun."

„Einerlei," erwiederte Emma, „dieser Mensch mit seinem impertinenten Gesicht ist mir zuwider und wenn er wirklich der Heirathskandidat ist, was ich übrigens bezweifle, da sein Benehmen mit seinem schönen Brief durchaus nicht in Einklang steht, so thut es mir leid, denn dann könnt' ich ihn nun und nimmermehr zum Mann nehmen."

Die Majorin, welche sich von einer Idee, die sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, nicht so leicht abbringen ließ und die Einwendungen Emma's als kindische Grillen taxirte, hatte schon eine scharfe Erwiederung auf der Zunge, als der Major das Wort ergriff.

„Ich muß unserer Emma beistimmen," sagte er, „ich bin ebenfalls überzeugt, daß dieses kecke Gelbgesicht der Verfasser des Heirathsantrages nicht ist. Wenn er es aber doch sein sollte, dann kann ich es Emma nicht verübeln, wenn sie nichts von ihm wissen will. Der Mensch wäre mir auch zuwider."

„Da haben wir's!" sagte die Majorin, aufgebracht über den neuen Widerspruch, der ihr entgegentrat. „Anstatt dem Mädchen den Kopf zurechtzusetzen wegen ihrer dummen Alfanzereien, hältst Du ihr noch die Stange! Ja, wo wollt' ihr denn hinaus? Ein armes Mädchen muß froh sein, wenn sich nur ein halbwegs annehmbarer Bewerber für sie findet. Aber gar einen vielleicht zehnfachen Millionär zurückweisen, weil er zufällig keinen schönen Teint hat, und weil er seine Bewunderung auf eine etwas auffällige Weise an den Tag legt, das heißt sein Glück muthwillig mit Füßen treten. Ein Mann, wie er, der vielleicht Besitzungen hat, größer als ein deutsches Fürstenthum, kann hundert Frauen statt einer haben, und wird, wenn Du nicht Vernunft annimmst, Emma, Dich einfach sitzen lassen und eine andere nehmen. Erst, wenn es dann zu spät ist, wird es Dich reuen. Was hättest Du denn an einem armen Schlucker und wenn er schön wäre wie Adonis? Glaub' mir mein Kind, man gewöhnt sich an jedes Gesicht, gleichviel, ob schön oder häßlich. Woran man sich aber nicht gewöhnt, das sind Nahrungssorgen, das ist Armuth und Elend. Also sei gescheidt und laß' Deine albernen Prätentionen. Und Du" — diese Worte waren an den Major gerichtet — „könntest auch etwas Vernünftigeres thun, als Deine Tochter in ihren unreifen und verkehrten Ansichten bestärken."

„Mein Kind," entgegnete der Major, der über eine ansehnliche Dosis Kaltblütigkeit verfügte, „Du ereiferst Dich ganz unzeitiger- und unnöthigerweise. Bedenke das Sprüchwort, daß die Nürnberger Keinen hängen, bevor sie ihn haben. Warten wir erst ab, ob Dein safrangelber Protégé der geheime Freier wirklich ist."

„Wenn er es nicht ist," ripostirte die Majorin mit unvermindertem Eifer, „desto besser."

„Desto besser?" fragte verwundert der Major. „Wie so?"

„Weil wir dann eine Reserve haben. Denn wer bürgt uns dafür, daß aus der Partie mit dem Zeitungsfreier etwas wird? Bei dem heißt es: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Gestern sind vielleicht ein Dutzend Mädchen auf seine Einladung in der Oper gewesen, über die er gleichzeitig Musterung hielt. Es wäre — ich gebrauche Deine eigenen Worte — dem Gewinne des großen Looses gleichzuachten, wenn gerade Emma die Auserwählte wäre. Die Klugheit gebietet daher, keinen Freier zurückzuweisen, so lange man nicht eines derselben sicher ist. Lassen wir den Sperling nicht entschlüpfen, bevor wir die Taube haben."

Stolz auf ihre, wie sie glaubte, unwiderstehliche Logik, lehnte sich die kleine, dicke Frau in ihren Sessel zurück und blickte siegesbewußt auf Gatten und Tochter hinab oder vielmehr hinauf.

Dem Major imponirte aber die Argumentenphalanx seiner Gattin nur sehr wenig.

„Mein Kind," sagte er, „Du gehst in Deinem unverbesserlichen Sanguinismus abermals von ganz willkürlichen Voraussetzungen aus. Du sprichst von der Taube, während wir noch nicht einmal den Sperling haben. Wer sagt Dir denn, daß dieser Fremde, der Emma lorgnirt hat, wie viele andere Frauen und Mädchen auch, sich gerade für Emma besonders interessirt? Ist dieß aber nicht der Fall, dann fallen alle Deine Schlußfolgerungen in sich selbst zusammen. Du lieber Gott! wenn alle Mädchen, welche im Theater und an anderen öffentlichen Orten von Herren beguckt werden, geheirathet würden, dann gäbe es in der ganzen großen Stadt bis zu unmündigen Kindern hinab, kein lediges Frauenzimmer mehr. Lassen wir also diese fruchtlose Diskussion und warten wir ruhig ab, was weiter geschieht. Wißt ihr, was für ein Gedanke in mir aufgestiegen ist?"

„Nun?" frugen mit gespannten Mienen gleichzeitig Mutter und Tochter.

„Daß am Ende der Herr mit der blauen Brille, der euch in der Garderobe beim Umnehmen eurer Mäntel behülflich war, der geheime Freier ist."

„Der, meinst Du?" sagte gedehnten Tones die Majorin. „Zwar ein artiger Mann ist er, das muß man ihm lassen, aber sehr — wie sag' ich nur? — schlicht und spießbürgerlich."

„Das ist in meinen Augen kein Fehler," entgegnete der Major. „Man kann schlicht aussehen und ein kreuzbraver, liebenswürdiger, ja auch reicher und vornehmer Mann dabei sein. Was sagst Du dazu, Emma?"

„Mir mißfällt er nicht," antwortete diese. „Er hat eines von den Gesichtern, die einem auf den ersten Blick sympathisch sind. Aber als Heirathskandidat für ein junges Mädchen wäre er denn doch ein wenig zu alt."

„Da haben wir's!" rief die Majorin mit komischer Entrüstung aus. „Der Eine ist ihr zu gelb und zu keck, der Andere zu alt; ja, wo findest Du einen Phönix, der alle guten Eigenschaften in sich vereinigt? Meiner Ansicht nach wäre auch er, trotz seines spießbürgerlichen Aussehens, als Heirathskandidat nicht zu verachten. Uebrigens glaube ich nicht, daß er der Rechte ist, sonst hätte er Dir in der Loge mehr Aufmerksamkeit geschenkt und ein Gespräch mit uns angeknüpft. Seine Galanterie in der Garderobe beweist nichts, denn derlei kleine Dienste leistet ein artiger Mann auch Damen, die ihm ganz fremd sind.

„Gleichviel, Mama," versetzte Emma, „wer auch der geheime Freier sei, ich finde es unartig, daß er sich nicht zu erkennen gegeben hat. Dieses Versteckenspielen mit uns ist eine Rücksichtslosigkeit, die mich verletzt und verstimmt. Ich bin ja heute förmlich zur Schau ausgestellt gewesen, und Du, Papa, und Du, Mama, mit. Dazu sind wir doch zu gut. Außerdem wissen wir nicht, ob wir nicht das Opfer einer Mystifikation geworden sind, und ob nicht in diesem Augenblick das Individuum, das sich diesen unwürdigen Scherz mit uns erlaubt hat, schadenfroh über unsere Leichtgläubigkeit die Hände reibt und uns morgen dem Gespött aller seiner Bekannten preisgiebt."

„Was Du da sagst, mein Kind," sagte der Major, „liegt ganz wohl im Bereiche der Möglichkeit, denn Foppereien durch ‚Heirathsanträge' sind etwas sehr Alltägliches. Deßwegen habe ich auch nur mit Widerstreben auf diesen Heirathsantrag, wie auf so manchen früheren geantwortet. Wenn man mir folgte —"

„Wenn man Dir folgte," fiel die Majorin ihrem Gatten erbost in's Wort, „so stürbe Deine Tochter als alte Jungfer, weil bei Deinen ewigen Bedenklichkeiten nichts geschähe, nichts unternommen würde. Wer ernten will, muß säen, und Eltern, welche ihre Töchter unter die Haube bringen wollen, müssen die Schritte thun, die möglicherweise dazu führen können."

Es ist überflüssig, das Gespräch der kleinen Tischgesellschaft des Weiteren anzuführen. Es endete wie so oft in ähnlichen Fällen mit gegenseitigen Rekriminationen und Vorwürfen. Es waltete in dieser Hinsicht in der kleinen Familie ein wahres Verhängniß ob. Vater und Mutter hatten sich herzlich lieb und meinten es mit ihrer Tochter gleich gut, jedes eben auf seine Weise. Dennoch geschah es nicht selten, daß sie, ohne die Absicht zu haben, sich gegenseitig weh zu thun und ohne zu wissen, wie es eigentlich geschah, durch Red' und Gegenrede sich in arge Verstimmung hineindisputirten. So war es auch heute, und mit verdrossener Miene suchte Jedes sein Bett.

V.

In Familien, in denen der Geist der Liebe und Eintracht waltet, sind kleine Mißhelligkeiten zwischen den Familiengliedern nie von langer Dauer. Bei dem Major und seiner Frau spann sich ein Zwist selten bis auf den folgenden Tag hinüber. Am andern Morgen begrüßten sie sich mit der alten Herzlichkeit, nur hütete sich ein Jedes, das Gespräch wieder auf das gestrige Thema zu bringen.

Sie sollten aber sehr bald wieder darauf gebracht werden.

Sie saßen noch beim Frühstück, als ein Dienstmann mit einem Brief eintrat.

Der Major erkannte auf den ersten Blick die sehr charakteristische Handschrift des geheimen Freiers, doch trug das Couvert die volle Adresse des Majors. Der Heirathskandidat mußte also den gestrigen Opernbesuch gut ausgenutzt haben. Das war der erste Gedanke, der sich dem Major aufdrängte und der ihn unangenehm berührte. Der Inhalt des Briefes verscheuchte jedoch den üblen Eindruck bald.

Derselbe lautete folgendermaßen:

„Mein verehrter Herr!

„Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, das holde Fräulein Emma, sowie deren verehrungswürdige Eltern von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der günstige Eindruck, den die Photographie und Ihr loyaler Brief auf mich hervorgebracht hatten, ist durch die lebensvolle Wirklichkeit, die sich gestern meinen Augen darbot, wesentlich verstärkt worden, so zwar, daß mein Entschluß, so weit mein eigener Wunsch und Wille dabei in Betracht kommt, schon jetzt nahezu feststeht. Wenn ich mich Ihnen nicht schon gestern zu erkennen gab, so hielten mich Gründe davon ab, die Sie, wenn Sie sie kennten, gewiß billigen würden und seiner Zeit — ich wage es zu hoffen — auch billigen werden. Einstweilen, verehrter Herr Major, vertrauen Sie meiner Redlichkeit und zürnen Sie mir nicht, wenn ich mein Inkognito noch einige Tage bewahre.

„Und nun noch eine Bitte, durch deren Erfüllung Sie mich sehr glücklich machen würden.

„Es ist in drei Tagen großer Kasinoball. Wäre es nicht möglich, daß ich Fräulein Emma dort sehen könnte? Es wäre dieß eine ganz passende Gelegenheit zu einer Annäherung, die unter anderen Umständen vielleicht auffallen würde.

„Ich bitte dringend um einige Zeilen Antwort unter meiner Chiffre: A. M. 3333.

„Wollen Sie, verehrter Herr Major, bei den beiden Damen der Dolmetsch meiner ehrerbietigen Gesinnungen sein."

Der Major hatte den Brief laut vorgelesen, die zwei Frauen hatten mit einer Aufmerksamkeit und Andacht zugehört, die der geschickteste Prediger der Residenz wohl schwerlich hervorzubringen gewußt hätte.

„Nun, Kinder," sagte der Major fröhlichen Tones, „wie gefällt euch der Brief?"

„Charmant, charmant!" rief die Majorin, „welche Noblesse des Tones und wie fein er sich ausdrückt! Das ist ein Gentleman vom Wirbel bis zur Sohle!"

„Was mich in diesem Briefe, wie in dem ersten besonders anmuthet," sagte Emma, „das ist die Treuherzigkeit und Biederkeit, die daraus spricht."

„Das ist's, was auch mir so gut gefällt," sagte der Major. „Ueberhaupt fange ich jetzt selbst an zu glauben, daß etwas aus der Sache wird. Diese Stelle scheint mir von entscheidender Wichtigkeit zu sein."

Mit diesen Worten nahm der Major den Brief zum zweiten Mal vor die bebrillten Augen und wiederholte langsam, jedes einzelne Wort betonend: „Der günstige Eindruck, den die Photographie und Ihr loyaler Brief auf mich hervorgebracht hatten, ist durch die lebensvolle Wirklichkeit, die sich gestern meinen Augen darbot, wesentlich verstärkt worden, so zwar — Kinder gebt wohl Acht, jetzt kommt das Wichtigste — so zwar, daß mein Entschluß, so weit mein eigener Wunsch und Wille dabei in Betracht kommt, schon jetzt nahezu feststeht."

„Das heißt," nahm die Majorin das Wort, „so viel als: meine Wahl ist schon getroffen, Emma und keine andere wird meine Frau, vorausgesetzt, daß sie mir keinen Korb gibt."

„So versteh' ich's auch," sagte der Major, der jetzt von seiner früheren Hartgläubigkeit vollständig bekehrt schien. „Was ist Deine Meinung, Emma?"

„Mir scheint die Sache noch nicht so ganz ausgemacht, denn es steht das Wörtchen „nahezu" dabei, was Du, liebe Mama, übersehen hast, und auch Du, Papa."

Und nun wanderte der Brief von Hand zu Hand, denn Mutter und Tochter behaupteten, daß sie Alles viel besser verständen, wenn sie es selbst lesen, als wenn sie es bloß hörten. Diese Selbstlektüre war von sehr umständlichen Erörterungen begleitet. Wir würden die Leser zu ermüden fürchten, wenn wir dieselben wörtlich mittheilten. Es genüge zu wissen, daß kein ciceronianischer Brief von dem pedantischsten Schulmonarchen jemals so sorgfältig interpretirt und kommentirt wurde, als dieser Brief des Herrn A. M. 3333. Der Gesammteindruck blieb aber ein günstiger und hoffnungsreicher, und versetzte die kleine Familie in die freudigste Stimmung.

„Nun, Du alter Brummbär," sagte die Majorin, indem sie sich auf den Fußspitzen an ihrem Gatten emporreckte und ihn am Schnurrbart zupfte, „nun, reut es Dich noch, daß Du mir gefolgt und den Brief geschrieben hast?"

„Keine Idee! im Gegentheil, ich bin so vergnügt, daß ich hüpfen und springen möchte, wie ein Junger, und daß ich Dir nothwendig einen Kuß geben muß."

Indem er so sprach, hob er die kleine, runde Frau zu sich empor und küßte sie mit einer Zärtlichkeit, als wenn er gestern erst mit ihr getraut worden wäre.

„Und ich sage Dir, Alter," sagte die Majorin, indem sie ihrem Manne mit feuchten Augen in das gute, ehrliche Soldatengesicht sah, „ich sage Dir, daß ich um gar keinen Preis in der Welt einen andern Brummbär haben möchte, als Dich, und daß ich wünsche, Emma möchte nach fünfundzwanzigjähriger Ehe ihren künftigen Mann noch ebenso lieb haben können, wie ich Dich lieb habe."

Gleichzeitig schlang sie ihre runden Arme um ihres Gatten Hals und gab ihm den eben erhaltenen Kuß mit Zinsen zurück.

Was die Person des geheimen Freiers betrifft, so ging jetzt nach gründlicher Erwägung aller Umstände die allgemeine Meinung in dem Kleeblatt von Vater, Mutter und Tochter dahin, daß es weder der Plantagenbesitzer, noch der Herr mit der blauen Brille, noch das Modejournal, sondern irgend ein unbekanntes interessantes X. sei. Doch erklärte Emma, daß ihr unter den drei Genannten der Herr mit der blauen Brille trotz seines reifen Alters noch immer der liebste wäre.

Die Frage wegen des Ballbesuchs wurde im Familienrath natürlich im bejahenden Sinn entschieden, und der Major setzte sich gleich nieder, um den geheimen Freier brieflich davon in Kenntniß zu setzen.

Eine wichtige Angelegenheit für die Frauen ist begreiflicherweise der Ballstaat. Für die Majorin hatte die Sache keine Schwierigkeit. Sie besaß noch immer ein und das andere Seidenkleid, in welchem sie sich mit Ehren auf dem Balle sehen lassen konnte. Anders verhielt es sich mit Emma, die nichts als einige Fähnchen hatte, in denen sie schon im vorigen Winter auf Bällen figurirt hatte. Wäre es dem Drängen der Majorin und den geheimen Wünschen Emma's nachgegangen, so wäre ein nagelneues Ballkleid gekauft worden; allein der Major wies mit Nachdruck auf die bedenkliche Ebbe in der häuslichen Kasse hin — eine Erscheinung, die sich gegen den Monatsschluß immer einstellte — und machte geltend, daß für Handschuhe, Eintrittskarten, Fiaker und andere außerordentliche Ausgaben ohnedieß mehr aufgehen werde, als die disponiblen Mittel es eigentlich zuließen, und meinte, es werde sich wohl durch entsprechende Umgestaltung und einige neue Blumen auch aus den alten Ballkleidern noch etwas Präsentables machen lassen.

Mit schwerem Herzen fügten sich die Frauen den vernünftigen Argumenten des Vaters, oder schienen sich wenigstens zu fügen.

Thatsache ist, daß der Vater nur eine Kleinigkeit herzugeben brauchte, um neuen Aufputz zu kaufen, und daß dennoch Emma am Ballabend aussah, wie eine Feenkönigin.

Aber was hatte es auch an den Tagen, die dem Ball voran gingen für ein Berathen, Rennen, Laufen, Anprobiren, Waschen, Bügeln und Kräuseln gegeben! Mutter und Tochter waren während dieser paar Tage unnahbar und ungenießbar. Der Major kannte diese „Ballhetze", wie er sich ausdrückte, aus Erfahrung, und da ihn die Unruhe im Hause ganz nervös machte, so verweilte er länger als sonst im Militärkasino und dehnte seine Spaziergänge auf die doppelte Entfernung aus.

Der Frauen Mühe war nicht umsonst, denn, wie schon erwähnt, sah Emma, als sie am Ballabend aus der verschwiegenen Werkstätte des Frauengemachs heraustrat, zum Entzücken aus. Ihr weißes Gazekleid war einfach und bescheiden, aber voll Duft und Frische. Der Major begriff nicht, wie die Frauen es möglich gemacht hatten, aus so geringen Mitteln ein so schönes harmonisches Ensemble herzustellen. Der gute Mann wußte freilich nicht, daß sich seine Gattin nicht strenge an die erhaltenen Instruktionen gehalten, sondern dem kargen Ballbudget aus einer geheimen Quelle — eine solche wissen sich die Frauen in solchen Fällen immer zu öffnen — nachgeholfen hatte.

„Das muß man euch lassen," sagte der arglose Soldat, der voll geheimen Stolzes bald seine Tochter, bald seine Frau ansah, „Geschick und Geschmack habt ihr, und wenn sich die Festung nicht heute auf Gnade und Ungnade ergibt, so seid ihr nicht schuld daran."

Auch die Majorin durfte sich sehen lassen. Ihr violettes Seidenkleid mit dem weißen Spitzenüberwurf saß ihr wie angegossen; ihre runden Arme, der volle Hals, die faltenlose Haut und das schöne Haar, in dem sich noch kein einziger Silberfaden blicken lies, thaten das Uebrige.

„Wahrhaftig, Aurora," sagte der galante Soldat, „Du könntest heute noch selbst auf Eroberungen ausgehen, und es ist gut, daß ich nicht eifersüchtig bin, sonst würdest Du mir bange machen."

„Ei," versetzte sie, „ich weiß, was ich mir und Dir schuldig bin." Dabei warf sie zum hundertsten Mal einen Blick in den Spiegel und sagte sich im Stillen, daß ihr Mann so unrecht nicht habe.

So eitel indessen die kleine Frau noch war, so hatte sie doch Selbstverleugnung genug, um sich nicht mehr als nur flüchtig mit sich selbst zu beschäftigen.

„Emma," sagte sie mit jenem Pathos, das ihr in großen Momenten eigen war, und mit einer Haltung und Geberde, ähnlich derjenigen, die Napoleon I. angenommen haben mag, als er vor der Schlacht bei den Pyramiden die berühmte Ansprache hielt: ‚Soldaten! Von der Höhe dieser Denkmäler blicken vierzig Jahrhunderte auf euch herab', „Emma," wiederholte sie, „der heutige Abend ist höchst wahrscheinlich entscheidend für Deine ganze Zukunft, also sei klug und benimm Dich wie ein vernünftiges Mädchen. Eine einzige Taktlosigkeit könnte Alles verderben. Da Du nicht wissen kannst, welcher von den verschiedenen Herren, die sich Dir nähern werden, der rechte ist, so verhalte Dich gegen jeden einzelnen so, als ob er der rechte wäre, aber zugleich so, daß, wenn er der rechte nicht ist, der rechte keinen Anstoß daran nehmen kann."

Die Majorin war im besten Zuge, ihrer rednerischen Begeisterung noch weiter den Zügel schießen zu lassen, als das Dienstmädchen mit zwei reizenden Bouquets und der Meldung eintrat, ein Dienstmann habe dieselben soeben gebracht, mit der Weisung, sie den beiden Damen zu überreichen. Da der Major dieselben nicht bestellt hatte, so lag es auf der Hand, daß der Spender kein Anderer als der geheime Freier sein konnte, eine Aufmerksamkeit, welche die Frauen auf das Angenehmste überraschte.

„Den Mann muß man gern haben, noch bevor man ihn kennt," sagte die Majorin, „der denkt doch an Alles. Ich hab's ja gleich anfangs gesagt, das muß etwas Vornehmes sein."

„Kinder," sagte der Major, der einen Wagen vor das Haus hatte rollen hören, der Fiaker ist da, gehen wir."

*

Eine Viertelstunde später betraten Vater, Mutter und Tochter den Ballsaal.

Das schöne junge Mädchen zog sofort alle Blicke auf sich, und als die holdselige Gestalt an der Seite ihrer Eltern mit dem Anstand einer Königin durch die Reihen schritt, entschlüpfte gar manchem Munde ein leises „Ah!" der Bewunderung und in manchem Mutterauge malte sich ein mühsam verhaltener Ausdruck des Verdrusses und Neides. Die Majorin nahm mit Emma am obern Ende des Saales Platz, während der würdige Major einige ihm befreundete Familien begrüßte.

Der größte Theil der anwesenden Herren war in der Mitte des Saales versammelt; die älteren standen in Gruppen beisammen und plauderten, die jüngeren musterten mit bewaffnetem oder unbewaffnetem Auge die längs der Saalwände postirte Damenwelt.

Emma wagte es nicht, ihre Blicke auf dem Gewimmel von schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden verweilen zu lassen, ihre Mutter aber glaubte, kraft ihres Frauenrechts, sich diese Freiheit wohl nehmen zu dürfen. Sie that es nicht ohne Erfolg, denn ihr scharfes Auge hatte bald mitten unter den übrigen Herren die untersetzte Gestalt des Herrn mit der blauen Brille erkannt, der sich heute im Ballanzug erheblich eleganter und auch etwas jünger ausnahm, als dieß vor drei Tagen in der Theaterloge der Fall gewesen war. Es entging der Majorin nicht, daß seine Blicke mit Wohlgefallen auf Emma gerichtet waren. Einige in's Ohr geflüsterte Worte setzten diese von der Entdeckung ihrer Mutter in Kenntniß.

In diesem Augenblicke begann die Musik zur ersten Quadrille zu präludiren.

Nun stob der Herrenhaufe auseinander, denn was tanzte, suchte eine Partnerin zu bekommen.

Während die Herren kreuz und quer durcheinanderliefen, sah die Majorin den Herrn mit der blauen Brille schnurstracks auf sie und Emma zusteuern. Wenn wir sagen „der Herr mit der blauen Brille", so wollen wir damit nur den Herrn bezeichnen, der in der Opernvorstellung Logennachbar der Familie Trauberg gewesen war, denn heute trug er die entstellenden Gläser nicht mehr, was ihn um Vieles freundlicher aussehen machte.

„Gnädige Frau," sagte er, als er auf zwei Schritte nahe gekommen war, mit einer artigen Verbeugung, „ich bin der Gutsbesitzer Malzen aus Thüringen, habe vor einigen Tagen das Vergnügen gehabt, Sie im Theater zu sehen und erlaube mir, wenn diese zufällige Bekanntschaft mir ein Anrecht dazu gibt, mir die Ehre zu erbitten, mit dem gnädigen Fräulein die erste Quadrille tanzen zu dürfen, vorausgesetzt natürlich — diese Worte richtete er an Emma selbst — vorausgesetzt natürlich, daß Sie nicht schon versagt sind."

Emma erhob sich mit dem Bemerken, daß sie noch frei sei und daß sie sich mit Vergnügen zu seiner Verfügung stelle. Sie that dieß mit anmuthigem Lächeln und einer ihrer graziösesten Verbeugungen.

Die Majorin hätte für ihr Leben gern eine schön gedrechselte Rede vom Stapel gelassen; allein dazu war jetzt, wo Alles schon auf seinen Platz eilte, keine Zeit. Sie begnügte sich also, der Freude Ausdruck zu geben, die es ihr möglich mache, eine so angenehme Theaterbekanntschaft erneuern zu können.

Emma reichte ihrem Tänzer die Hand und dieser führte sie davon, um sich ein Gegenüber zu suchen.

„Der ist's," sagte sich die Majorin, „es ist gar kein Zweifel. Sein Name stimmt auch mit der Chiffer: A. M. 3333 überein. Noch ein sehr rüstiger Mann, aber immerhin schade, daß er nicht um zehn oder fünfzehn Jahre jünger ist. Je nun, er ist auch so, wie er ist, eine ganz annehmbare Partie.

Als der Major bald darauf zu seiner Frau zurückkehrte, hatte diese natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ihm von dem eben Vorgefallenen Mittheilung zu machen. Auch er hielt es für sehr wahrscheinlich, daß Herr von Malzen und der geheime Freier eine und dieselbe Person seien. Er hatte darüber seine stille Freude, denn der Mann hatte ihm gleich bei der ersten Begegnung in der Garderobe gar wohl gefallen. Der Name Malzen hatte einen guten Klang und der Titel Gutsbesitzer war ihm ganz angenehm. Alles, bis auf das etwas allzu gesetzte Alter, war somit nach dem Wunsche der Eltern.

„Ob er sich wohl heute zu erkennen geben wird?" fragte die Majorin.

„Gleichviel," erwiederte ihr Gatte. „Ueberstürzen wir nichts, sondern warten wir ruhig ab. Er hat so viel Takt und Welterfahrung, daß wir ihm volles Vertrauen schenken können."

Vater und Mutter waren noch eifrig im Austausch ihrer Wünsche und Hoffnungen in Beziehung auf die Zukunft ihrer Tochter begriffen, als die letzten Geigenstriche das Ende des Tanzes verkündeten und die Herren ihre Tänzerinnen auf ihre betreffenden Plätze zurückführten. In einigen Augenblicken war auch Emma an der Hand des Herrrn von Malzen wieder da.

Die Majorin stellte die beiden Herren einander vor, diese schüttelten sich unter den üblichen Redensarten die Hand und die Bekanntschaft war gemacht. Es dauerte nicht lange, so waren die beiden Männer in ein lebhaftes Gespräch über das gesellige Leben in der Residenz, über Koteriewesen, Politik 2c. vertieft.

Inzwischen präludirte die Musik für die nächste Tour, das Engagiren begann auf's Neue, auch Emma wurde fortgeholt.

„Ich bitte, gnädiges Fräulein," sagte Herr von Malzen zu ihr, als sie an ihm vorüberging, „Ihres Versprechens wegen der nächsten Quadrille eingedenk zu sein."

„Außer Sorgen, Herr von Malzen," rief diese munter zurück, „ich vergesse nie, was ich verspreche."

„Sie sind ein glücklicher Vater, Herr Major," sagte Herr von Malzen, dem schönen Mädchen mit sichtlichem Wohlgefallen nachblickend. „Geist und Bildung, Anmuth und Liebenswürdigkeit, Frohsinn und Herzensgüte — Alles scheint in Fräulein Emma vereinigt zu sein."

„Ja," sagte der Major, dem das eben gehörte Lob seiner Tochter die Augen gefeuchtet hatte, „Emma ist ein liebes, ein gutes Kind, das uns viel Freude macht."

„Und wie sie tanzt!" fuhr Herr von Malzen fort, als Emma eben am Arm ihres Tänzers in einem Rundtanz vorüberschwebte. „Welche Leichtigkeit! welcher Anstand! Wenn man Fräulein Emma tanzen sieht, so begreift man, wie richtig die Definition des Dichters ist, welcher die Grazie die Poesie der Bewegung nennt."

„Er ist Feuer und Flammen," flüsterte der Major einige Augenblicke darauf, als Herr von Malzen sich von ihm entfernt hatte, seiner Frau in die Ohren, „und wenn er nicht morgen förmlich um sie anhält, wird es viel sein."

„Gott gebe seinen Segen dazu," entgegnete die Majorin.

*

Es würde für die Leser ermüdend sein, wollten wir den ganzen Verlauf des Balles in seinen Einzelheiten schildern. Wir beschränken uns darauf, in Kürze zu [illegible] daß Emma eine der gesuchtesten Tänzerinnen war, d[illegible]igungen dargebracht wurden, die sie jedoch, [illegible]renen Takt und eingedenk der guten Lehren [illegible] entsprechender Reserve entgegennahm. Be[illegible]er-

dient, daß, als der Ball bereits in vollem Gange war, auch der „Plantagenbesitzer“ erschien, der, sobald er Emma entdeckte, sich ihr und ihren Eltern als Chevalier von Miraflores aus Lissabon vorstellen ließ, mit Emma einigemal tanzte, sich ihr aber durch seine dreiste Bewunderung und seine übertriebenen Komplimente so unausstehlich machte, daß sie nahe daran war, ihm ihre Abneigung auf unzweideutige Weise zu erkennen zu geben.

Auch das „Modejournal“ war auf dem Balle, wagte es aber nur im Kotillon, sich Emma zu nahen, und zeigte sich ebenso geckenhaft als Tänzer, wie er sich geckenhaft in der Loge benommen hatte.

Der Löwe des Abends bei der Familie Trauberg war Herr von Malzen. Er widmete sich ihr fast ausschließlich; bald konversirte er mit dem Major über allerlei heitere und ernste Dinge, bald leistete er der Majorin Gesellschaft, wenn Emma von ihren Tänzern fortgeholt wurde, bald promenirte er in den Tanzpausen mit dieser oder ihrer Mutter im Saal auf und ab. In wenigen Stunden erwarb er sich auf diese Art die volle Sympathie der ganzen Familie. Der Major rühmte seine vielseitige Bildung und sein ernstes, gesetztes Wesen, die Majorin seine Liebenswürdigkeit und Galanterie; Emma äußerte sich etwas zurückhaltender, räumte aber willig ein, daß er etwas sehr Gutmüthiges und Zutrauenerweckendes habe. Auch das gefiel ihr, daß es ihm Freude zu machen schien, wenn sie sich unterhielt und flotte Tänzer bekam. „Er gönnt mir das Vergnügen,“ sagte sie sich, „das ist ein Beweis von Selbstlosigkeit.“ Mit Emma tanzte er im Laufe des Abends nur zwei Quadrillen. „Die Rundtänze,“ sagte er gleichsam entschuldigend zur Majorin, „die Rundtänze passen nicht mehr ganz für mein Alter und meine Korpulenz. Außerdem bin ich für diese raschen Tempo's nicht mehr flink genug.“

Als der Major mit Frau und Tochter um drei Uhr Morgens den Ballsaal verließ, begleitete sie Malzen bis an den Wagen und schied von ihnen wie ein alter trauter Bekannter, und mit dem Bemerken, daß er sich in den nächsten Tagen die Ehre geben werde, die verehrte Familie Trauberg in ihrer Wohnung aufzusuchen, vorausgesetzt, daß sein Besuch nicht unwillkommen sei.

Natürlich beeilten sich der Major und die Majorin, unisono zu erklären, daß sie sich gar sehr freuen würden, ihn recht bald bei sich zu sehen.

(Schluß folgt.)

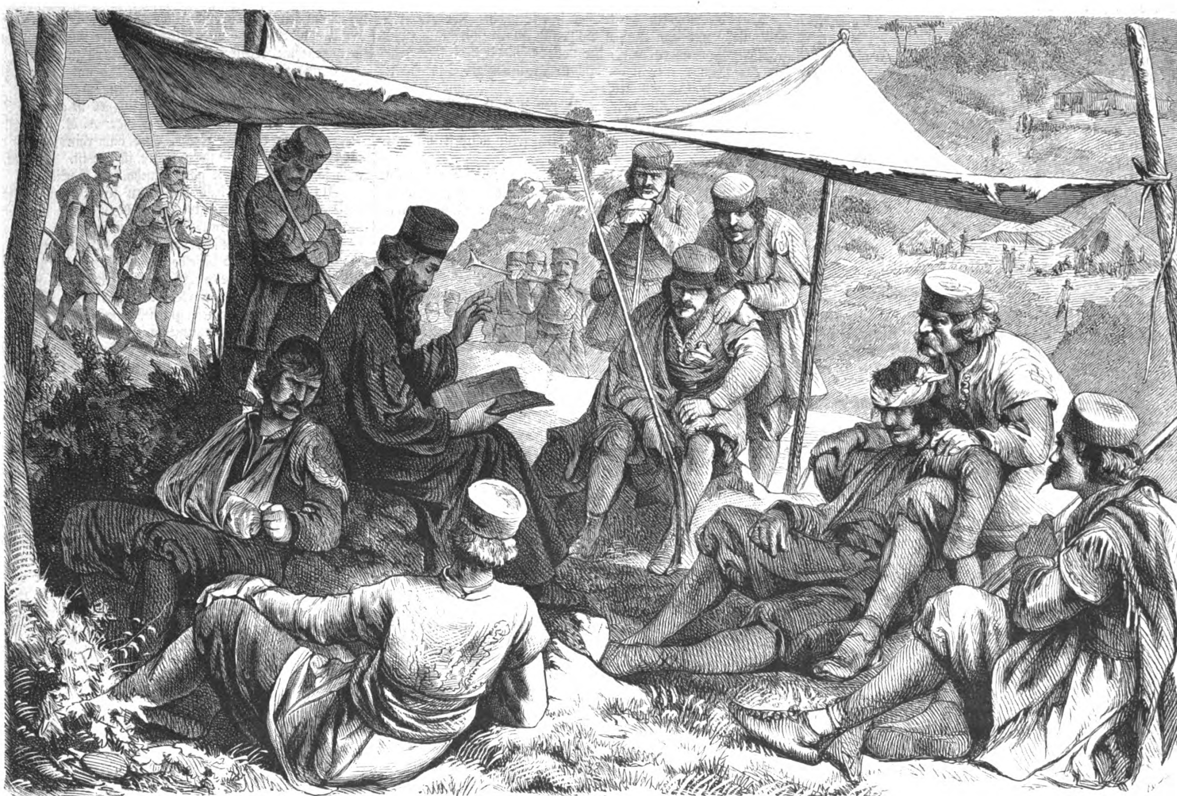
Der Thierarzt.

(Bild S. 29.)

Wenn Kastor drei Tage nicht auf der Jagd gewesen war, so packte ihn eine solche Sehnsucht, ein so stürmischer Drang, draußen in Feld und Wald herumzujagen, daß er ganz trübsinnig die Spähaugen zur Erde senkte und höchst melancholisch dasaß, ja es schmeckte ihm selbst Wurst nicht.

Nahm der junge Bauer aber die Büchse, setzte er sich den Hut mit der Spielhahnfeder auf, so wurde Kastor ganz unsinnig vergnügt, er sprang umher wie wüthend, bellte und heulte, und all' das war nur eitel Freude. Aber weder Mensch noch Thier soll sich unmäßig freuen; Kastor sprang blind und toll hinaus in's Feld, mit einem Mal knack! und Kastor schrie auf und heulte, er war in ein Fuchseisen getreten und saß bitter geklemmt fest; sein Zerren und Reißen machte die Sache nur schlimmer.

Zwar kam ihm sein Herr schnell zur Hülfe, es gelang ihm bald, den guten Kastor zu befreien, aber das eine Bein war fast durchgebrochen; Kastor humpelte elend nach Hause, Appetit und Schlaf verging ihm und er bekam sehr starken Durst und sah Funken vor den Augen. Der Herr Kreisthierarzt, den Kastor sonst nicht besonders leiden konnte, weil er ihm jedesmal das



Vom Kriegsschauplatz. **Vorlesen aus der Bibel im serbischen Lager.** (S. 46.)

Maul und die Augen so weit aufriß, kam, vom kleinen Paul geholt, den Berg herauf.

Er riß heut Kastor nicht das Maul und die Augen auf, aber, was noch viel schmerzlicher war, er drückte an dem kranken Fuß und band fest etwas herum. Kastor hätte gern in die großen Hände gebissen, aber als kluges Thier merkte er wohl, daß der Herr Kreisthierarzt ihm helfen wollte, und so saß er denn mit voller Hundewürde da und sah dem Herrn Thierarzt tapfer in die Augen, als er lange sprach und die Behandlung der Wunde erklärte. Hörte doch auch der kleine Paul, der soeben noch König Nebukadnezar gespielt hatte, so aufmerksam zu, und den hatte sich Kastor ja in der guten Lebensart zum Muster genommen.

Ein solches Geschichtchen aus dem Leben erzählt unser vortreffliches Bild ebenso heiter wie wahr.

Wettfahren im römischen Circus.

(Bild S. 32 und 33.)

Die Cirkus des alten Rom waren sehr verschieden von dem, was wir heute Cirkus nennen. Nicht Kunstreiter zeigten dort ihre Kunststücke für Geld. Der alte Cirkus war ein Volksunterhaltungslokal, in welchem auf Staatskosten Wettfahrten, Thier- und Menschenkämpfe ausgeführt wurden. Daher zeigten auch diese Cirkus einen monumentalen Bau und waren gewaltige, aber offene Steinbauten, ein Amphitheater um die längliche Rennbahn, das bis 50,000 Menschen zu fassen vermochte und deren Trümmer heute noch unsere Verwunderung erregen.

Ja, die alten Schriftsteller reden von einem solchen Cirkus, der 150,000 Menschen Platz gewährte und dem man später noch 5000 Sitzplätze zuführte. Aeußerlich umgaben diese Cirkus Säulenreihen, in denen Kramläden aufgeschlagen waren und Taschenspieler, Gaukler, Wahrsager ihr Wesen trieben.

In feierlichem Zuge, die Priester und hohen Staatswürdenträger voran, ging man zu solchen Kampfspielen, und diese selbst waren aufregend, blutig und grausam. Das Volk liebte diese Schauspiele leidenschaftlich und nahm auf das Erregteste Theil an diesem oder jenem Kämpfer. Es kämpften in diesen Cirkus Faustkämpfer, Fechter, Ringer und Läufer, und zwar war dieß meist ein Kampf auf Leben und Tod. Ferner wurden dem Volk Kämpfe von Verbrechern mit wilden Thieren vorgeführt, mit Tigern und Löwen, die aus vergitterten Käfigen direkt in die Bahn gelassen werden konnten.

Unsere Illustration zeigt solch' einen vergitterten Käfigausgang zum Kampfplatz.

Am häufigsten jedoch waren die Wettrennen zu Wagen, wobei die Wettfahrer in vier Partieen getheilt wurden. Das Fahren bestand aus vierundzwanzig Fahrten und jede Fahrt aus sieben Umläufen um eine Säule an dem einen Ende der Bahn, die zusammen etwa anderthalb deutsche Meilen betrugen. Jede Partei machte sechs Fahrten, drei Vormittags und drei Nachmittags. Die zweirädrigen Wagen waren sehr leicht und fest und gewöhnlich mit zwei oder drei, auch vier Pferden nebeneinander bespannt. Ueberdacht war der Cirkus an der Sommerseite mit Segeltuch und das Publikum durch eine fünfzehn Fuß hohe Steinwand, auf der die ersten Sitzreihen begannen, von der Bahn geschieden, und das war auch nöthig, denn schon das Fahren ging mit wahnsinniger Hast und Leidenschaft vor sich und forderte jedesmal Opfer an Menschen und Pferden, noch viel mehr natürlich aber die Thierkämpfe.

Ein solch' großartiges Wettfahren mit der leidenschaftlichsten Betheiligung des Volkes zeigt unser Bild, das den wilderregten Geist dieser in's Ungeheuerliche gehenden Kampfspiele mit großer Kunst und Kraft wiedergibt. Der Maler dieses bedeutenden Gemäldes, das uns ein Stück altrömischen Lebens so eindrucksvoll vor Augen führt, ist Alexander Wagner, Historienmaler aus Ungarn, der seit 1866 als Professor der Malerei an der münchener Akademie wirkt.



Bei den solinger Schwertarbeitern. Originalzeichnung von Hermann Würz. (S. 38.)

Die solinger Schwertarbeiter.

(Bild S. 37.)

Wenn man mit der Bergisch-Märkischen Bahn bis zur Station „Olipswald“ gefahren ist und von da die Zweigbahn benützt, so gelangt man in wenigen Minuten nach dem altberühmten Solingen. Schon auf dem Weg zu der auf der Höhe liegenden Stadt begegnet man strammen, frischen und meistens hübschen Mädchen oder Frauen, mit dem Schwertbündel auf dem Kopfe, als Unterlage einen aus Lappen gefertigten Ring benützend, auf dessen bunte Ausschmückung sie eitler sind als manche Stadtdame auf ihren neuesten Pariserhut. Das Mädchen auf unserem Bilde trägt, was man nicht selten sieht, neben ihrer Last auf dem Kopfe noch ein Bündel Schwerter auf der Schulter, sie sowohl als ihre Begleiter gehen nach der Stadt und liefern den weltbekannten Firmen: Weyersberg, Lünenschloß, Klauberg, Henkels, Neuhaus, Kirschbaum, und wie sie alle heißen mögen, die Waaren ab. Dieser Begleiter ist vermuthlich ein „Schleifer“, der seine fertig geschliffenen Messer, Gabeln oder Scheeren im Schnapssack trägt; er gehört zu dem hier sehr verbreiteten Geschlecht der „Bergischen Krummbeinigen“, welches der Sage nach dadurch entstanden ist, daß ein Reisbreikessel, den gefällige Zwerge zur Benützung geliehen, statt mit Dank — beschmutzt zurückgegeben wurde; die Zwerge rächten sich dafür, indem sie diesen Undankbaren krumme Beine für sie und ihre Nachkommen „anwünschten“.

Die Schwertarbeiter wohnen meist auf Höfen außerhalb des Orts. Von weitem schon hört man das Klingen und Tönen von Hammer und Ambos aus ihren kleinen Schmieden. Der Schwertschmied ist ein wahrer Souverän unter den Arbeitern, er hält einen Gesellen oder Draufschläger, der 20—25 Thlr. wöchentlichen Verdienst für die gewöhnliche Arbeit, für das Damaszenerklingenschmieden auch wohl das Doppelte erhält. Dieses Damaszenerklingenschmieden wird noch als Geheimniß behandelt und ein Meister sagte mir scherzweise: „Das thut man nur im Dunkeln.“ Durch die Verbindung von Stahl und Eisen bekommt die Waffe eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit. Die Figuren, welche sich auf der Damaszenerklinge befinden und eingeschmiedet werden, müssen später durch eine Beize „herausgeholt“, sichtbar gemacht werden; dieses Letztere besorgt das uralte Kunstgewerbe der Damaszirer und Vergolder.

Der Schmied, bei dem wir eintreten, ist eben daran, das Schwert zu „breiten“, d. h. ihm die richtige Breite zu geben; das Musterschwert liegt daneben auf dem „Dreibein“. Diese Arbeit geschieht, wenn aus den abgepaßten Stahlstangen, welche vorn neben dem Ambos liegen und in dieser Gestalt vom Fabrikanten geliefert werden, das Schwert in seiner Länge, aus dem „Rauhen“ geschmiedet worden.

Nach dieser Arbeit kommt das „Stempeln“ — so nennt er die Ausführung der Hohlbahnen auf dem Schwerte vermittelst „Stempel“, von denen eine ganze Reihe oberhalb des Blasbalges hängen.

Die so fertig geschmiedete Klinge kommt zum „Härter“, um dem Schwert seine Härte und Elastizität zu geben; wir sehen das abgeglühte Schwert, das er in's Wasser getaucht hat, welches in dem geräumigen steinernen Becken vor ihm steht; ließe er die Klinge, die er mit einer Zange und einem Haken festhält, in's Becken fallen, so wäre dieselbe verdorben, wäre „Schrott“. Das Härten wird noch immer als Familiengeheimniß gehalten, fremde Lehrlinge werden nicht angenommen.

Von hier kommt das Schwert zum „Schleifer“, der vor großen und kleineren Steinen sitzend oder stehend das Schwert aus dem Rauhen schleift, ihm Fasson gibt.

Dieß geschieht in den Schleifkotten, welche außerhalb der Stadt an wasserreichen Bächen liegen und einen äußerst malerischen Anblick bieten. Doch auch hier hat in neuerer Zeit der Dampf die alte Romantik vertrieben.

Endlich kommt die Klinge zum „Schwertfeger“, der nach Angabe des Kaufmanns, welcher bestimmt, was für Schwerter es geben soll, ob Türken, Spanier, Mexikaner, die Gefäße, Griffe oder die metallenen Theile gießt, ebenso die Beschläge &c. für die Scheide fertigt; manchmal werden dieselben mit reichen Verzierungen gegossen, wozu sie die Wachsmodelle ebenfalls selbst anfertigen. Hiebei muß ich bemerken, daß die stählernen Gefäße und Beschläge jedoch ausschließlich in besonderen Werkstätten gemacht und aufgeschlagen werden. Die nun so weit fertigen rohen Theile werden auf das Schwert und auf die Scheide „aufgepaßt“, zurecht gefeilt, wie gesagt, Alles nur vorläufig, damit wenn später Schwert, Scheide, Gefäß, Beschläge &c. zur Fertigstellung in die Hand genommen werden, die Politur nicht zuviel leidet.

Nach diesen Vorarbeiten kommt das Schwert wieder zum „Härter“, der dasselbe richten, d. h. in die richtige Lage bringen muß, bis es seine gehörige Richtung bekommen hat. Ist das geschehen, so wird das Schwert kontrolirt, auf seine Federkraft und Härte geprüft. Zu diesem Zweck hat die preußische Regierung für ihre Bestellungen einen Offizier stabil in Solingen stationirt. Die für gut befundenen Schwerter kommen zum Polirer, wohl auch zum Vergolder, und zuletzt noch einmal zum Schwertfeger, der die Gefäße aufschlägt.

Hier wird der Säbel fix und fertig gemacht, und endlich an den Fabrikanten abgeliefert, der sein Fabrikzeichen einschlägt und das glänzende Produkt vieler Hände in die Welt sendet.

Wir sehen an den fertigen Waaren unserer Werkstatt, daß hier fast nur Offiziers- und Luxussäbel angefertigt werden.

Als ich Abschied von dem Meister nahm, der mir das Alles gezeigt, sagte er lächelnd:

„Ich selbst thue nicht mehr viel, ich hab' so lange gearbeitet!“

„Gut,“ antwortete ich ihm, „dann will ich schreiben, daß Ihre Beschäftigung nur noch darin bestehe, die lange Pfeife zu rauchen!“

„Ne,“ meinte er lustig, „dat dont se nit, fös mott ech noch mie Stühr gewen, es ech donn.“ (Nein, das thun Sie nicht, sonst muß ich noch mehr Steuer geben, als ich thue.)

In der Nilbarke.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

V.

Tief verstimmt fanden sich die Drei an der Tafel zusammen; der Dragoman speiste auf dem Deck mit dem Reïs.

Alice war bleich und schweigsam. Die Begegnung des Morgens hatte ihren Gram mit neuem Schmerz genährt. Alles, was sie gelitten, war wieder zu neuer Qual erwacht, und der Gedanke, das Schlimmste bestätigt zu sehen, hatte ihr den letzten Hoffnungsschimmer erlöscht, einen Lebensüberdruß in ihr verursacht, der sie gleichgültig gegen Alles machte. Sie berührte nichts auf der Tafel und saß still, in sich gekehrt, dem Vater gegenüber.

Nur mit Klugheit und Schonung wagte der Letztere, das unselige Thema des Morgens wieder anzuschlagen. Es mußte ja geschehen, um das Mädchen durch freilich nutzlose Trostgründe wieder aufzurichten.

„Die Unterhaltung mit dem Reïs,“ sagte er, zu Georg gewendet, der wie er selbst keine der Speisen berührte, „hat mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß unser Verdacht in dieser Richtung unbegründet und daß unser Forschen nach Willibald nicht vergeblich sein wird.“

Georg schaute ihn zweifelnd an. Worthley's Miene belehrte ihn, daß derselbe nicht mit der Ueberzeugung dachte, die er um Alicens willen in seinen Ton und seine Worte legte.

„Wenn Willibald, wie der Reïs vorgibt, einen der verdächtigen Knöpfe hat über Bord fallen lassen, was bei der Bauart dieser Schiffe wohl möglich, so war ihm der andere allerdings werthlos.“

„Du bist so leicht zu überzeugen, Vater!“ klang des Mädchens Stimme nervös, fast tonlos.

„Ich bin es nicht! Ich prüfe! Die Verlogenheit dieser Bevölkerung ist unberechenbar. Seltsam genug aber war mir des Dragomans Benehmen, sein Bemühen, den Reïs in das beste Licht zu stellen, auffallender, als die Ruhe, mit welcher der Schiffer selbst erzählte. Aber auch dabei ist der Umstand in Rechnung zu ziehen, daß der Dolmetsch sicher auch vom Reïs für seine Dienste bezahlt wird und sich dessen Kundschaft zu erhalten sucht. Wie dem sei, in dem Dragoman drängt sich mir unerwartet ein neuer Gegenstand meiner Beobachtung auf; ich werde auch ihn sorgfältig im Auge behalten und vor Allem handelt es sich darum, mit Vermeidung jeder Absicht aus ihm heraus zu bringen, ob auch er in jener Zeit in Tanta gewesen. Das Gesicht dieses Menschen hat unter der Larve der Bonhommie etwas heimlich Verschmitztes; es erinnert mich an die griechischen und armenischen Banditen, deren Schnapphahnsnatur ich früher hier so zur Genüge kennen gelernt, und dennoch kann er ebenso gut ein ehrlicher Mann wie ein Schurke sein. Die besten Kleider vermögen nicht das Gesicht eines solchen zu bedecken, und was mir namentlich auffällig erscheint, das war das heimliche Muskelspiel dieses Gesichts, als der Reïs mit einem flüchtigen Blick auf ihn uns am Abend zu erzählen versprach. Ich kann mich irren, aber es erscheint mir, es bestehe zwischen diesen Beiden ein tieferes Einverständniß, als die geschäftlichen Rücksichten zwischen ihnen es bedingen.“

„Du verlierst die Zeit in nutzlosen Beobachtungen, Vater!“ Damit erhob sich das Mädchen. Die Stirn in das feine Spitzentuch legend, trat Alice an das offene Fenster des Salons. Trauernd, in sich versunken lauschte sie auf das Anschlagen der Nilwellen an das Fahrzeug; träumerisch blickte sie zu den hohen Kronen der Palmen hinauf, die über den Dia's, den Fellahdörfern, himmelanstrebend aus dem dunklen Grün der Nilakazien, des blüthenübersäeten, stachlichten Gummibaumes, hervorragten. Theilnahmslos folgte ihr Auge dem am Ufer flatternden Goldhähnchen, dem geschäftigen Treiben des Strandläufers auf den schwarzen, glänzenden Stufen des angehäuften Nilschlamms.

Kein Wölkchen trübte das ewige Blau des großen Himmelsgewölbes und in dem Herzen des Mädchens war's so nächtig, so düster! Die Möven flatterten dicht am Schiffsbord vorüber, ihre Flügelspitzen in das Wasser senkend; die Tauben flogen in weißen Schaaren über den Nil; wie eine bewegliche Schneedecke rauschten die Schneeballen der Baumwollenfelder vor ihr, überflattert von der großen tulpenförmigen Blüthe. — Alles war Friede, himmlischer Friede um sie her, nur in ihr war's Nacht, in dem jugendlichen, so früh geprüften, blutenden Herzen, das auf keine Morgenröthe mehr hoffte.

Theilnehmend blickte Georg auf die zarte Mädchengestalt; ein stiller Seufzer hob seine Brust, während Worthley, in dessen Kopf es sich stürmisch und heftig durch einander wälzte, stumm planend vor sich hinschaute und dabei mißtrauisch auf jedes Geräusch lauschte, das er an Bord vernahm.

*

Die Sonne war kaum zur Rüste gegangen und noch färbte eine Scheibe ihres glutrothen Kreises im Westen das dunkle Sykomorenlaub eines großen vizeköniglichen Kiosks, als Reïs Tabut seine Dahabieh an das terrassenförmig absteigende Ufer eines Fellachendorfes legte.

Das Feuer brannte auf dem Unterdeck zur Bereitung des Mahles, die Araber saßen zusammengekrochen im Kreis um dasselbe und der Abendwind jagte den Qualm in langen Fäden landeinwärts.

Zu Dutzenden kamen die braunen schlank gewachsenen Dirnen aus dem Dorf herab, ihre Krüge auf dem vom Tob, dem blauen Mantel, umhüllten Kopf, um Wasser zu schöpfen und ihre Geschirre zu reinigen.

Eine nach der Andern, hoch aufgerichtet, mit der natürlichen unbewußten, oft majestätischen Anmuth, die der Fellachin eigen, das große, tiefschwarze Auge sinnend vor sich gerichtet, baarfüßig, weil nie ein Schuh ihre Glieder drückt, stiegen sie auf dem getrockneten, schlüpfrigen Nilschlamm, über die natürlichen Terrassen desselben herab, und den Mantel hoch aufschürzend tauchte die ganze Gesellschaft in das gelbe Wasser.

Ein Blitz aus den schwarzen Augen fiel wohl auf die fremden Männer; die weißen Zähne packten gewandt die Ränder des Kopftuchs, um das Gesicht zu verhüllen, und unbefangen überließen sich Alle ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit.

Ein kurzer, flüchtiger Moment des Dämmerns lag über dem Nil. Da stieg der Mond hell und klar an dem wunderbaren Tiefblau herauf, den Horizont verklärend bis zur zarten Lichtfarbe des Vergißmeinnicht, das weite Feld auf beiden Ufern mit mattem Gold überstrahlend. Blendend legte sich sein Glanz auf die weiße, in der Abendbrise unruhige Fläche der gesegneten Baumwollenfelder. Feurig blitzten die rothgelben Fruchtkränze der Datteln unter der Krone der Palmen und bleich, kreidefarben schaute aus der Ebene die Kuppel des Marabu herüber.

Eine Stunde verstrich. Die Fellachinnen hatten sich plaudernd und lachend in ihre Hütten zurückgezogen; die Geschwätzigkeit der Araber auf dem Deck hatte sie ermüdet; in ihre Mäntel gehüllt lagen sie umher. Nur der Volet saß oben am Steuerruder und summte leise eine Melodie.

Eine weiße Gestalt erschien auf dem Oberdeck — Alice in ihrem Nachtgewand, das dunkelgoldige Haar frei und fessellos über den Nacken hängend. Die Melodie des Burschen verstummte ehrfurchtsvoll, aber mit neugierigen Blicken lugte er zu der ätherischen, vom Mondenglanz umflossenen Mädchengestalt hinüber.

Es war dem Vater gelungen, den leisen Funken der Hoffnung in dem Mädchen wieder zu beleben, aber die Trauer war dieselbe, und die Vorstellung, daß sie sich augenblicklich an einer Stätte befinde, an der vor Kurzem noch der Geliebte, in die Mondnacht hinaus schauend, ihrer gedacht, durchbebte sie so weh.

All' die Wunderpracht des Abends war nur geeignet, sie doppelt empfinden zu lassen, daß sie unglücklich sei. Was mit so poetischer Weihe, so ungeheuer in seiner Unermeßlichkeit sie hier umgab: der ewige Strom, der unter ihr rauschte, göttlich verehrt von den Alten, bewundert von den Epigonen, der blaue Himmel, das klare Sternenzelt, und drüben auf dem jenseitigen Ufer die Schaaren der weißen Pelikane mit dem gelblichen Duft auf dem Gefieder, die Reihen von Flamingos, röthlich angehaucht, wie sie fast regungslos in gegliederter Ordnung neben einander unmittelbar am Strom bis weit hinaus in die Trift ihr Nachtquartier aufgeschlagen; die heilige Stille des unermeßlichen Tableau, wie es tief in weiter Ferne um sie her sich unter dem blendenden Licht dahin dehnte, das Diamantenflimmern der Sterne in der wunderbaren Durchsichtigkeit der Luft, Alles sagte ihr: Du bist ein Nichts, ein Atom in dieser ungeheuren Welt und leidest doch ein Weh, mit dem du diese ganze Welt erfüllen könntest!

Hingelehnt saß sie da. Ueber den Strom legte es sich vor ihren Augen wie eine silberstaubblitzende Gaze, durchflattert von dem Farbenschillern der Libellen. Wie ein stilles, schlummerndes Märchenbild lag das Dorf vor ihr.

Lebhafte Stimmen vom Dorf her weckten Alice aus ihren Träumen. Im klaren Mondlicht sah sie den Reïs und den Dragoman, vom Dorf kommend, das Ufer herabsteigen, Beide in heiterm Gespräch. Von Furcht ergriffen hob das Mädchen die Arme von der Brüstung. Sie war allein; der Vater und Georg, die Beide ebenfalls einen Ausflug auf das Ufer gemacht, waren noch nicht zurückgekehrt. Zitternd stieg sie hinab und flüchtete sich in den hintersten Salon der Barke.

Wenige Minuten darauf vernahm sie auch des Vaters Stimme an Bord; auch die Georg's und des Dragomans, der ihre Unterhaltung vermittelte. Alice fühlte sich so unwohl, daß sie das Lager suchte, und in der klaren Nachtstille klang der Schall der Stimmen auf dem Verdeck zu ihr hinab, bis plötzlich über ihr eine helle Knabenstimme erschallte.

Der Volet war's, der, auf dem Oberdeck sitzend, ein Lied anstimmte, eine melancholische, klagende Melodie, mit echt arabischen langen Tonschwingungen und molltönigen Kadenzen. Seine Stimme war frisch und voll, von seltener Höhe, und sein Lied rollte über den Nil dahin, weit, weit verschwebend. Die Schiffsmannschaft aber war wie gewöhnlich, wenn sie des sangbegabten Knaben Lieder hörte, aus ihrem Schlummer erwacht, und brach am Ende jeder Strophe im Chor in ein begeistertes „Ah“ aus. Selbst des Reïs kräftige Stimme rief ihm ein freudiges „Tahib ja Volet!“ (Gut, mein Junge!) zu und der Knabe begann immer von Neuem.

VI.

Das Lied war verhallt. Reïs Tabut und der Dragoman saßen mit unter sich gekreuzten Beinen auf dem Hinterdeck vor der Salonthür, Worthley und Georg ihnen gegenüber auf Feldstühlen. Die Araber lagen wieder in ihre Mäntel gehüllt und schnarchten in tiefen Gurgeltönen.

Der Reïs legte den Schlauch seines Nargileh beiseite und begann ein Erzählertalent zu entwickeln, um das ihn ein Medah hätte beneiden können:

„Wenn in Tanta, der Hauptstadt des Garbieh, das große Moled des Saïd-el-Beduï herannaht, sammeln sich Hunderttausende um das Grab des Heiligen, viel mehr als in Mekka, wo ihrer nur siebenzigtausend Pilger zu sein brauchen, und

wohin der Prophet seine Engel entsendet, wenn ihrer an der Zahl noch fehlen.

„Sie kommen aus dem ganzen Garb[1]), dem ganzen Beled-arabu, sie kommen aus dem Beled-el-Hind[2]), sie kommen von überall, so weit das Reich der Gläubigen geht, Arm und Reich, die Händler und die Käufer, und wo ein Weib ist, das mit dem Fluch beladen, kinderlos zu sein, das wallfahrtet in kostbaren Gewändern mit seiner Dienerschaar oder in seinen Lumpen zum Grabe Saïd's; der Heilige aber entläßt Alle getröstet, die zu ihm gebetet.

„Schon lange vorher kommen die Sendboten der Reichen, der Fürsten und Großen, um ihre Quartiere zu bestellen, und kein Fuß breit Raum ist in der ganzen Stadt, der nicht von einem Gaste beansprucht würde. Tausende von Zelten werden rings umher auf Meilen weit errichtet für die Wallfahrer, für die Kaufleute, die hier ihre Shawls, ihre Tücher, ihre Gewänder, ihre Geschmeide und Kostbarkeiten, Gold, Silber und Perlen feil halten, und eine Pracht ist es, unter all' dem festlichen Gewühl umher zu wandern.

„Schon tagelang vorher füllt sich die Stadt. Die Pilger kommen in allen Trachten, in allen Farben. Ganze Schaaren züchtig verhüllter Weiber treffen in Barken, auf Kameelen oder mit dem Sikket-el-Hadid, der Eisenbahn, ein und lagern sich auf den Plätzen, suchen ihre Wohnungen oder ziehen in die ihnen errichteten Zelte ein, die für die Reichen mit aller Pracht, mit kostbaren Teppichen und goldenen Geschirren ausgestattet sind. Die Kaufleute kommen mit ihren Waaren und breiten sie draußen in den großen Bazaren aus; die Musikanten ziehen in die Stadt, und die Gawazzi, die Awalim[3]) kommen, um sich in ihre reichsten Gewänder zu hüllen und die Gläubigen zu erfreuen. Die Darabuka[4]) erdröhnt Tag und Nacht, die Klänge des Rebal[5]) und der Nei[6]) schallen aus allen Häusern, auf allen Straßen und Plätzen, und die braunen Gawazzi schlagen die Kastagnetten zusammen, daß das Herz in der Brust jubelt."

Der Reïs legte die Fingerspitze an den Mund und küßte sie zum Zeichen des Entzückens.

„Hätt' ich die Zunge des besten Medah, ich könnte die Pracht nicht beschreiben, in die sich die schöne Stadt hüllt, wenn sie am ersten Abend des Festes in Millionen von Lichtern erglänzt, wenn alle Straßen mit farbigen Fanus, mit Lichtkronen, mit bunten Lampen geschmückt sind, wenn der weite Umkreis der Stadt, die Felder alle von Lichtern strahlen, hell wie die Sonne, und sich die Tausende und Abertausende in dem Glanz durch einander bewegen; wenn Musik und Tanz, freudiges Gelächter aus allen Häusern erschallt, wenn in den halbgeöffneten Zelten draußen überall getanzt wird und die Zuschauer die Schönen bewundern; wenn Alle die Tausende freudig und glücklich umher lagern, angestrahlt von den schönsten Frauenaugen, trunken vor Freude und einer Lust, die nur im Paradiese wieder zu finden.

„Aber es ist nicht gut," der Reïs änderte den Ton seiner Stimme, „wenn in dieses Fest ein Ungläubiger sich mischt, denn es ist zugleich ein Fest unserer Frauen, für die ja auch alle die Kaufleute aus weiter Ferne hieher ziehen, um ihnen ihre Wunder anzupreisen. Es ist nicht gut, denn es kommen viel reiche und vornehme Weiber, weil kein Mann es dem seinigen versagen darf, wenn es nach Tanta wallfahrten will.

„Viele dieser Männer sind wohl eifersüchtig und senden heimlich ihre Tawaschi nach, deren Späheraugen ein leichtfertiges Weib sich nicht immer in dem Gewühl entziehen kann, und so ist es wohl vorgekommen, daß Einzelne ihre Freude mit dem Leben haben bezahlen müssen, wenn sie nur die Ausschweifung nach Tanta geführt.

„So geschah es auch, wie man erzählt, bei dem letzten Moled. Ein Inglisi, Andere sagen ein Nemsawi[7]) — ich weiß, es war ein Inglisi, denn ich muß annehmen, daß es mein Gast gewesen — hatte sich unter die Freude der Gläubigen gemischt, und das Unglück wollte, daß er einem schönen jungen Weibe gefiel, der Frau eines Emir, das eben aus der Dschami[8]) des Saïd kam.

„Sie soll in einen kostbaren, goldgestickten Benisch[9]) gehüllt gewesen sein, und die großen schwarzen Augen, die aus ihrem Schleier herausschauten, mögen wohl zu lange auf dem schönen jungen Inglisi geruht haben; auch soll ihr Schleier so dünn und durchsichtig gewesen sein, daß man vermuthete, sie sei aus Stambul gekommen.

„Genug, man will gesehen haben, daß sie ihm folgte und es ist wohl zu vermuthen — Allah verzeih' mir, wenn ich irre, aber der Kafir meiner Barke hat es bezeugt — daß sie es gewesen, die in der Nacht die Barke meines Inglisi betreten, während ich und meine Ruderer dem Tanz der Gawazzi zuschauten. Der Kafir hat gestanden, daß auch er der Versuchung nicht habe widerstehen können, in der Nacht für eine Stunde in die Stadt zu gehen, und was darnach in der Barke geschehen, das weiß Niemand.

„Als ich beim Morgendämmern in die kleine Dahabieh zurückkehrte, schlief ich ein, denn ich war ermüdet. Gegen Mittag erhob ich mich und schritt in die Kabine. Mein Kawacha[10]) war nicht da. Auf dem Divan sah ich ein kleines Stückchen eines Frauenschleiers, aber ich achtete nicht darauf, denn es mochten schon häufig Frauen in dieser Barke gesessen haben.

„Am Abend ging ich wieder in die Stadt, um meinen Inglisi zu suchen. Ich fand ihn nicht, auch nicht während der nächsten Tage, nicht als Alles sich wieder zerstreut, und ich kehrte zu meiner ‚Timsah' zurück, in der Hoffnung, daß er auf anderem Wege sie wieder aufgesucht. Er war auch da nicht.

„Als ich ihn wiederum vergeblich erwartet, kehrte ich nach Bulak zurück. Dort kam der Konsul Inglisi mit den Gerichtsschreibern in meine Barke. Sie überfielen mich, durchsuchten Alles, nahmen es mit sich und auch ich wurde mit fortgeschleppt. Ich mußte aussagen, was ich von dem Kawacha wisse, und das that ich. Allah ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit sprach, denn ich brauchte sie nicht zu scheuen! Danach schleppte man mich nach Tanta zurück in die Mudirieh und vor die Mekehme*). Man behandelte mich wie einen Verbrecher, und ich wußte doch damals nichts von dem unglücklichen Gast, der mir noch den Rest meines Geldes schuldig geblieben.

„Man suchte die beiden Ruderer der kleinen Barke, die aber waren von einem Reïs gemiethet, der sie mit nach Esneh genommen haben sollte. Man schleppte den Kafir herbei. Der log anfangs; dann sagte er nur von dem Weibe, das er in die Barke gehen gesehen. Endlich, als man ihm mit dem Kurbatsch drohte, gestand er ein, daß auch er das Ufer verlassen, in die Stadt gegangen und erst vor Tagesanbruch zurückgekehrt sei.

„Man sah wohl ein, daß ich unschuldig, denn meine Freunde bezeugten, daß ich in der Nacht mit ihnen dem Tanz zugeschaut, und man ließ mich frei. Ich aber forschte in der Stadt umher, und da erfuhr ich mehr, als das Gericht herausgebracht. Es ist kein Zweifel, daß der Kafir von den Wächtern des schönen jungen Weibes, die ihr nachgeschlichen, bestochen worden ist, sich zu entfernen, daß man den Inglisi in der Barke überfallen und weggeschleppt hat, Allah allein weiß wohin; mich aber behüte er, je einem Menschen ein Haar zu krümmen! Ich sagt' es ja, es ist nicht gut, wenn Ungläubige sich in das Moled unseres Saïd-el-Beduï mischen, denn wenn ihnen ein Leid widerfährt, kommt der Konsul mit dem Gericht und wir haben den Verdruß davon."

VII.

Der Reïs hatte diese Geschichte, tief durchdrungen von der Wahrhaftigkeit derselben, erzählt, lebhaft gestikulirend und oft begleitet von dem zustimmenden, bestätigenden Kopfnicken des Dragoman, der seine Worte mit mancherlei Zusätzen und großem Eifer verdolmetschte.

Georg hatte trauernd, schweigend dem Schicksal seines unglücklichen Bruders zugehört. In ihm gewann die Ueberzeugung Raum: sprach dieser Mann die Wahrheit, so konnte nimmer sein ernster, ehrenhafter Bruder die Herausforderung zu einem solchen Abenteuer gegeben haben. Sein Gefühl empörte sich gegen eine Vorstellung, die das Andenken des Verschollenen schmähte. Er schaute während der Erzählung oft zu Worthley hinüber, aber dessen Miene verrieth nichts als tiefen Ernst, denn Worthley saß mit auf der Brust gekreuzten Armen, zusammengepreßten Lippen, da und hörte zu ohne irgend ein Zeichen größerer Theilnahme, als der Reïs gewahren durfte.

„Es ist spät!" Damit erhob er sich endlich. „Mr. Langenau, es ist Zeit, die Ruhe zu suchen!"

Und mit leichtem Kopfnicken verließ er, von Georg gefolgt, das Deck, nachdem er dem Reïs kalt für seine Erzählung gedankt.

„Ich weiß nicht, welchen von den Beiden ich für den größten Schurken halten soll!" sagte er zu Georg, als er sich mit diesem in die Abtheilung der Couchetten zurückgezogen. „Fast möcht' ich mich für den Dragoman entscheiden."

„Was halten Sie von der Erzählung des Reïs, Mr. Worthley?" fragte Georg.

„Erlogen ist sie von Anfang bis zu Ende; offenbar von diesen beiden Bösewichten, die jedenfalls unter einer Decke spielten, nur ersonnen, um die öffentliche Meinung, die des Gerichts und des Konsulats irre zu führen, von den Schuldigen abzuleiten. Ist da wirklich in jener Nacht ein Weib vom Ufer hinab in eine der vielen Barken gestiegen, so gab das dem Wächter eine willkommene Gelegenheit zu einer Aussage, die ihm vielleicht in den Mund gelegt, ihm plausibel gemacht worden. Nirgends aber höre ich die Behauptung, daß auch der unglückliche Willibald gesehen worden, wie er in diese Barke zurückgekehrt. Es ist hiefür kein Zeuge vorhanden, also hundert gegen eins zu wetten, daß er überhaupt nicht dahin zurückgekehrt, und sobald mir die Bestätigung wird, daß auch der Dragoman um jene Zeit in Tanta gewesen, ist es außer allem Zweifel, daß Beide ihn in einen Hinterhalt gelockt. Es herrscht ein zu großes Einverständniß zwischen diesen Beiden, und namentlich des Dragomans Geflissentlichkeit, die Erzählung des Reïs auszuschmücken und zu bestätigen, ist mir ein Beweis für ihre frevelhafte Gemeinschaft, aber auch leider für Willibald's Verderben," setzte Worthley mit finsterer Miene hinzu. „Willibald führte Geld bei sich, eine Summe von mindestens fünfhundert Pfund. Sie mußten dieß vermuthen; sie ersahen in dem Gewühl jenes Festes die beste Gelegenheit für ihr Verbrechen, und unbegreiflich bleibt mir nur das Eine, daß es ihnen gelungen, einen so erprobt vorsichtigen Mann wie Willibald in ihrer Schlinge zu fangen."

Schweigend suchten Beide die Ruhe, Georg hoffnungslos, denn die peinlichste Durchsuchung der Barke in allen Winkeln hatte ihm heute kein Resultat ergeben, und nur ein Raum blieb noch zu durchforschen, wozu es ihm an einem Vorwand fehlte, nämlich der unter dem niedern Deck, in welchem der Reïs seine Vorräthe aufbewahrte.

Aber zu was konnte auch dieß selbst führen, wenn das Verbrechen auf dem Lande begangen worden und der Reïs Zeit genug gehabt hatte, alles Verdächtigende beiseite zu schaffen! Und fand er selbst Gegenstände, die seinem unglücklichen Bruder gehört, der Reïs konnte sie für Geschenke ausgeben, wie sie der Reisende wohl einem zuvorkommenden Führer macht, und das Backschisch spielt ja eine so große Rolle im Orient.

Verdrießlich, den Kopf voll von Racheplänen, streckte inzwischen Worthley sich in seiner Couchette hin. Eine Stunde lang lag er bleich, nur zuweilen die Lippen tonlos bewegend, die Hände gefaltet da. Schmerzbewegt zuckten die Muskeln seines Gesichts; jedes leiseste Geräusch des taktmäßig an die Schiffskleidung schlagenden Wassers, das Abbröckeln und Herabfallen des weichen Nilschlamms vom Ufer, das Knacken der Schiffsrippen und das heisere Geschrei der über den Strom hinziehenden Vögel ließ ihn in seinem Grübeln über das unheimliche Ereigniß zusammenfahren, bis er endlich ein leises Pochen an der Thür seiner Kabine vernahm, das ihn jäh vom Lager aufscheuchte.

„Vater, Du schläfst schon?" hörte er die klagende Stimme seines Kindes.

„Was gibt's, Alice?" rief er.

„Ich fürchte mich, allein zu sein! Die Nacht ist mir schrecklich in dem Zimmer hier. Ueberall glaube ich das Gesicht des entsetzlichen Menschen zu sehen!"

„Still um Gottes willen, Du verräthst Alles, wenn Dich der Dolmetsch hört!"

Worthley war aufgesprungen, zur Thür getreten und flüsterte ihr beschwörend zu. Alice stieß einen Seufzer aus; der Vater hörte, wie sie sich furchtsam an die Thür lehnte.

In aller Eile warf er sich in seine Kleider und öffnete die Thür. Da saß sein Kind mit allen Zeichen der Furcht auf dem bleichen Antlitz unmittelbar an derselben; ihre Augen schwammen in Thränen; ihre Hand zitterte, als sie diese, um Verzeihung für ihre Angst bittend, dem Vater entgegenstreckte.

„O, ich weiß wohl," bat sie, „daß ich kindisch bin, aber ich vermag nichts über mich! Ich traute mir mehr zu als ich sollte, da ich mit euch auf dieses Schiff wollte; aber noch weniger hätte ich es ja ertragen können, wenn ihr mich zurückgelassen! Sei nicht böse, Vater! Ich will ja zur Ruhe gehen, aber laß die Thür geöffnet und sei auf der Hut; ich hatte einen so bösen Traum, als ich vor Ermattung dort auf dem Stuhl eingeschlafen. Du und Georg, ihr vermöchtet nichts, wenn euch diese Männer, die mir alle so verdächtig aussehen, in der Nacht überfallen!"

Worthley beschwichtigte die Angst des Mädchens. Er streichelte ihr die Wangen, das Haar und lächelte mühsam. Er sah nach der Uhr; es war schon Mitternacht vorüber; er blickte auf das Lager des Mädchens, und das war noch unberührt.

Auf den Divan hingestreckt, verbrachte er die Nacht in dem Schlafsalon des Mädchens, das erst gegen Morgen durch Uebermüdung in einen unruhigen Schlummer versank.

„Es war eine recht, recht böse Nacht, Papa!" hauchte sie, als die Sonne in das Fenster schien und die Fortbewegung der Barke sie geweckt hatte. „Du mußt nicht zürnen, wenn ich kindisch erschienen, aber es drängte sich mir so viel Entsetzliches auf; ich hörte fortwährend, als ihr noch so spät vertraulich mit dem schrecklichen Menschen draußen geplaudert, seine Stimme und die des Dragoman dumpf und unverständlich zu mir dringen; ich war besorgt, daß euch draußen etwas widerfahren könne, denn wir sind hier so allein, so hülflos unter diesen halbwilden Menschen! ... Aber ich will fortab gefaßt sein, Papa! Vergiß, daß ich Dich um Deinen Schlummer gebracht!"

Worthley küßte das bleiche, herzbrüchige Mädchen auf die Stirn und ging, um Georg zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Afrika.
[2]) Araberland und Indien.
[3]) Tänzerinnen.
[4]) Trommel.
[5]) Guitarre.
[6]) Schalmei.
[7]) Deutscher.
[8]) Moschee.
[9]) Mantel.
[10]) Fränkischer Herr.

*) Gericht.

Sinnsprüche.

Wer die Menschen wahrhaft kennt, der wird auf Niemanden unbedingt bauen, aber auch Niemanden vollständig aufgeben. Eötvös.

*

Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Inhalt bietet. Goethe.

*

Die Gabe, gut zu reden, ist das Wesen des guten Gesellschafters. Ebenso unentbehrlich aber ist die Gabe, gut zu hören. Garve.

*

Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch. Goethe.

*

Nichts verhindert so sehr natürlich zu sein, als die Lust, es zu scheinen. La Rochefoucault.

*

Wir betrügen und schmeicheln Niemanden durch so feine Kunstgriffe, als uns selbst. A. Schopenhauer.

*

Die Erfahrung lehrt über und über, daß die Menschen nichts weniger in ihrer Gewalt haben, wie ihre Zunge. Spinoza.

In der Halle der wiener Sparkasse.

(Bild S. 41.)

Wer über den „Graben" in Wien schreitet, dem fällt an einer jener Ecken, welche an den „noblen Kohlmarkt" grenzen, ein lang sich hinstreckendes hohes Haus auf, welches nur durch seine Massenhaftigkeit, nicht aber durch seine Architektur imponirt und das von einem einfachen Frontgibel gekrönt ist, welcher in seinem weiten Felde nichts enthält als — eine Biene!

Diese Biene ist das Symbol der „ersten österreichischen Sparkasse", welche hier ihren Sitz, ihre Centralbureaus, ihre Hauptkassen hat. Die jährlichen Ausweise sprechen von vielen Millionen, welche der Fleiß des Volkes verdient und erspart hat.

Dieses riesige Institut hat beiläufig vor einem halben Jahrhundert in einer Stube in einer Vorstadt begonnen; heute gehört es zu den bedeutendsten sozialen Faktoren der Reichshauptstadt.

Man kann sich heute kaum denken, was das Volk, ehe dieses Institut bestanden, mit seinen kleinen Kapitalien und Ersparnissen vormals gethan.

Jetzt eilt die Dienstmagd herbei, um ihr „Sparkassebüchl" zu erlangen und Gulden zu Gulden für eine Heirathsausstattung zu sichern; jetzt wankt die Matrone hieher mit ihren kläglichen Geldresten, damit, wenn sie gestorben, in ihrem Nachlaß ein „Sparkassebüchl" gefunden und eine ordentliche, auch „schöne Leich'" veranstaltet werde.

Das ist es, was um die Sparkasse immer einen Schimmer von bedeutungsvoller sittlicher Würde legen wird, daß sie das Schatz- und Bankhaus des Volkes, daß sie die Ebbe und Flut des Wohlstandes oder der Armuth anzeigt, daß sich unzählige Fäden aus allen Hütten und Häusern und Palästen hieher ziehen, zu einem unsichtbaren Gewebe, das Geburt, Hochzeit, Tod, kurz alles Erdenkliche des Menschenlebens einhüllt.

Wer die Geschichte einer Versammlung ganz zu schreiben vermöchte, einer Versammlung, wie sie zufällig zu irgend einer Vormittagsstunde in der großen Verkehrshalle im Hofe des Instituts beisammen ist, wäre ... nun, es ist undenkbar, daß dieß ein Mensch überhaupt erkennt, umfaßt; dieß kann nur ein Gott, dem alle Herzen und Gedanken offen und der weiß, „woher, wohin!"

Es werden nur sehr kleine, ja sogar zu kleine Einlagsbeträge auf einmal zum landläufigen Zinsfuße gestattet, und dennoch werden Millionen zugetragen, denn das Volk „traut" heute noch weniger als jemals allen anderen Geldanlagen.

Deßhalb wird man in der Halle das Volk mit seinen Leiden und Freuden finden, das Volk auch in Seide, schmuck und schön, wie in ärmlichen Hüllen, abgezehrt, siech, dem letzten Kreuzer und der letzten Stunde zuwankend.

Der Bankier kommt nie in die offene Halle, nicht der Geld- und Häusermäkler, nicht der Wucherer, nicht der Glücksspieler; hier geht es „klein her"; für große Dinge sind aparte Bureaux, mit Direktoren, Sekretären u. s. w. u. s. w.

Hier herrscht der Ruf des Dieners bei den „Einlagen" und „Herausnahmen". Diese Aufschriften stehen über Fenstern, zu denen vorzudringen Geduld und das Passiren von Eisenbarrièren gehört, wie man sie bereits bei Eisenbahnen, Theatern 2c. zu sehen gewohnt ist. Still herankommen kann nach entsprechender Zeit und Reihe Jedermann, zahlen, einlegen, herausbegehren, ohne Geräusch und Aufsehen und Namensnennen. Hat er aber seine Gegennummer erhalten, kann er sich in Geduld fassen, denn die Berge von Bücheln werden erst in's Innere der Schreibstuben getragen, registrirt, kontrolirt, inskribirt, signirt, expedirt, und bei der musterhaften Genauigkeit und Pünktlichkeit bedarf dieß Zeit.

Endlich ertönt der Ruf: „Anna Meier!" — „Hier!" piepst eine Stimme. „Johann Schmidt!" — „Hier!" brummt ein Baß. Und so geht es in's Unendliche fort. Jeder Angerufene hat der Kontrole wegen noch Merkmale „wieviel" und derlei anzugeben.

Bis aber das „An-die-Reihekommen" nach Recht und Möglichkeit gelungen, hat man Zeit, Betrachtungen sowohl über sich, wie über seine Umgebung anzustellen, und diese ist ungemein lehrreich, enthält eben das Leben in all' seinen auf- und absteigenden, aufleuchtenden und verblassenden Gebilden!

Die Halle befindet sich im Erdgeschosse des Hofraumes und existirt auch nicht erst lange Zeit, dürfte auch nicht für lange Zeit genügen. Trotz ihrer Glaswand im Hofe hat sie nur Zwielicht, und namentlich in trüben Wintertagen muß das Gaslicht am hellen Tage mithelfen.

Am größten ist das Gedränge an einem Tage „vor dem Letzten" und „nach dem Ersten", nämlich eines Monats, vor und nach dem „Hauszins", vor und nach „Weihnachten" und „Neujahr".

Was der Zeichner im Bilde geleistet, erklärt sich nach dem Mitgetheilten von selbst. Sogar das ertappte Verbrechen hat er nicht vergessen. Auch Laster und Tugend kontrastiren, und der gesunde Verstand, der Witz des Lesens und Beschauens helfen sich nun durch die Menge der Gestalten. Aber was er nicht wissen kann, wenn er dem Institut ganz ferne steht, haben wir noch zu sagen, und das ist die Macht, die Bedeutung des „Büchls".

Ein „Büchl" ist vor Allem ein Sittenzeugniß für das besitzende Individuum. Es „spart" und geht mit keinen Wucherern, Spekulanten, „G'schäftelmachern", kurz mit keiner gefährlichen Klasse um, und diese gefährlichen Klassen greifen tief ein und nehmen die erdenklichst heuchlerischen Masken in allen Schichten an. Von seinem Kinde sagt der Arme stolz, es habe ein „Büchl"! Der Dienstbote, welcher ein „Büchl" hat, ist umworben und angesehen. Die Tante hat ihr geheimnißvolles „Büchl". Der Alte oder die Alte, welche krank werden, in's Spital gehen u. s. w., bringen vor Allem ihr „Büchl" in Sicherheit, der Gatte gibt der Gattin und dem Kinde ein „Büchl", welches sie durch's Leben begleiten soll. Der Betrag des „Büchls" zeigt die guten und die bösen Tage des Daseins an.

Ein „Büchl" erben, verlumpen, verschenken, fälschen, das sind Momente in dem Leben der Armen!

Gegen zwei Uhr Mittags werden die Rufe in der Halle spärlicher, die Mengen dünner; da oder dort wird ein Fenster durch Herunterlassen geschlossen; mitunter läuft Eines hastig mit einem Zettel herein und will noch ein „Büchl", ihm tönt es entgegen: „Zu spät!" „morgen!"; langsam schieben und gehen die Letzten durch die Glasthüren, es wird dunkel — im Bienenstocke summt es nicht mehr, ist's stille!

Aber nur vor demselben; im tiefsten Innern wird in den Zellen weiter gearbeitet. Wer einguden darf und hören kann, sieht und vernimmt das unausgesetzte Schaffen. Die Biene ist ein gutes Symbol; Stäubchen, fast unsichtbare Tröpfchen gesammelt für endlichen Honig und für Wachs, und die Sparkasse bleibe wie der Bienenstock — der Sonne zugewendet!

August Silberstein.

Philipp II. und seine Tochter.

(Bild S. 48.)

Wem ist der finstere, mißtrauische Herrscher des einstig so großen mächtigen Spaniens nicht bekannt, wenigstens aus Schiller's Don Karlos, wo so ein gewaltiges Bild des finstern, harten Despoten gezeichnet ist.

Unsere Illustration, nach dem berühmt gewordenen Bilde des Historienmalers Gustav Bartsch geschnitten, zeigt uns diesen Monarchen in einer von Schiller ganz wunderbar tief ergreifenden, menschlich schönen Szene. Philipp, durch heimtückische Rathgeber auch gegen seine Gemahlin mißtrauisch geworden, deren Verkehr mit seinem Sohne Don Karlos ihm in falschem Lichte dargestellt worden ist, befindet sich mit seiner kleinen Tochter allein in seinem Kabinet.

Wir wollen den Dichter sprechen lassen:

Der König in einem Sessel — neben ihm die Infantin Clara Eugenia.

König (nach einem tiefen Stillschweigen). Nein, es ist dennoch meine Tochter — Wie
Kann die Natur mit solcher Wahrheit lügen?
Dieß blaue Auge ist ja mein! Find' ich
In jedem dieser Züge mich nicht wieder?
Kind meiner Liebe, ja, du bist's. Ich drücke
Dich an mein Herz — Du bist mein Blut.
(Er stutzt und hält inne.)
Mein Blut!
Was kann ich Schlimm'res fürchten? Meine Züge,
Sind sie die seinigen nicht auch?
(Er hat das Medaillon in die Hand genommen und sieht wechselsweise auf das Bild und in einen gegenüber stehenden Spiegel — endlich wirft er es zur Erde, steht schnell auf und drückt die Infantin von sich.)
Weg, weg!
In diesem Abgrund geh' ich unter.

Diesen Kampf in der Seele zwischen der Liebe zu seinen Kindern, zu seiner Frau und seinem finstern Mißtrauen des sonst so kaltherzigen, ja grausamen Mannes hat der Maler sehr eindrucksvoll zur Anschauung gebracht.

Haremsleben in der Türkei.

(Bild S. 44.)

Als Vorrede zu unserem lebenswahren Bild aus dem geheimsten Innern des Harems wollen wir heute Einblicke in die Verhältnisse des Harems geben. Vor Allem kennzeichnet sich der Harem als Institut der Sklaverei. Trotzdem man in Europa die Sklaverei längst für abgeschafft erklärt hat, läßt man sie hier ganz ruhig fortbestehen, und die fremden Botschafter, unter deren Augen dieser Sklavenmarkt etablirt ist, lassen ihn ruhig gewähren. Jede größere türkische Familie besitzt eine Anzahl Sklaven, zumeist Kinder cirkassischer Familien, die von ihren eigenen Eltern verkauft werden. Freilich findet kein öffentlicher Sklavenmarkt statt, aber man kennt jene Häuser in Top-Hané und Stambul genau, wo dieser Menschenhandel durch Weiber, die als Unterhändlerinnen dienen, betrieben wird. Die Bestimmung dieser armen, verkauften Geschöpfe ist eine verschiedene: die Häßlichen werden als Dienerinnen in den Harems verwendet; die Schönen erhalten etwas Unterricht im Singen und Tanzen, selbst einige Unterweisungen im Lesen und Schreiben. Die Schönsten werden dem Sultan zum Geschenk angeboten, die Anderen an reiche Türken verkauft, und der Kaufpreis beläuft sich manchmal bis auf 20,000 Franken. Es wäre Täuschung, an eine Poesie des Harems zu glauben; in manchen Häusern werden die Bewohnerinnen des Harems sehr hart behandelt; in anderen erfahren sie eine glimpflichere Behandlung; man beschenkt sie mit Schmuckgegenständen und Geld. Vor allem Anderen aber bleiben sie Sklavinnen. Sie haben keinen Sinn für Moral, kein Gefühl für persönliche Würde, alle ihre bösen Eigenschaften werden überdieß durch ihre Abgeschlossenheit erhöht. Was die erwählten Frauen betrifft, so hat man denselben nach und nach mehr Freiheit gestattet; sie haben ihre kleidsame Tracht abgelegt und toilettiren sich à la franca (modern). Auch die Rolle der Eunuchen hat sich etwas geändert, da dieselben aus gefühllosen Wächtern zu gefälligen Untergebenen geworden sind. Neben diesem freiheitlichen Fortschritt nach Außen besteht aber die innere Einrichtung im Harem fort und die Fenster desselben bleiben vergittert, die Räume selbst von Sklaven und Eunuchen bewacht.

Unsere Illustration führt uns in den Harem eines Beys zur Mittagszeit, wo wir sehen, wie die beiden Lieblingsfrauen des vornehmen Mannes und dessen Kinder von weißen und schwarzen Sklavinnen bedient werden. Messer und Gabeln sind im türkischen Haushalt unbekannte Geräthe, die Speisen werden mit den Fingern zertheilt, und auch durch diese in den Mund geführt. Für Suppe und Sauce bedient man sich kleiner Löffelchen. Die Speisen sind meist süß, fett und schwer verdaulich, und spielt Hammeltalg eine große Rolle in der türkischen Küche, ebenso Wasser bei der Mahlzeit, da man sich fast nach jedem Gericht die beschmutzten Finger waschen und abtrocknen läßt. Daher sind in den Speisesälen der Vornehmen auch Wasserbehälter angebracht.

Albumblatt.

Die Fischerin.

Ein Mägdlein jung sitzt an dem See
Mit scharfen Angelruthen;
Das Fischlein schaut lang in die Höh',
Doch endlich schnappt's und hängt — o weh!
Es zappelt, muß verbluten.

Wie lacht die Fisch'rin laut dazu!
Klein Ding, dir sollte bangen!
Heut angelst du noch ganz in Ruh',
Doch morgen schon bist's Fischlein du
Und zuckst und bist gefangen!

(Aus: „Gedichte" von Bernhard Scholz. Wiesbaden, Rodrian & Röhr.)

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Kanal und Ozean.

Am folgenden Morgen wurden die schlafenden Passagiere durch ein Stampfen und Rufen geweckt, welches wenigstens einigen derselben unbekannte Ruhestörer waren. Sie konnten sich übrigens bald den Grund dieses Lärmens erklären, auch ohne auf Deck zu gehen.

Die „Sternschnuppe" hatte die Anker gelichtet, und eine lebhafte Brise kam bagstagsweise vor Steuerbord ein; ein Wind der ihr großen Vortheil bringen mußte, sobald sie das Süd-Foreland umschifft hatte. Falls derselbe anhielt, so war, wie der Lootse behauptete, anzunehmen, daß seine wichtige Persönlichkeit das Schiff verlassen könnte.

Einige der Passagiere kamen auf's Deck, als das Schiff Folkstone passirt hatte, und labten sich an dem herrlichen Panorama, das sich ihren Augen bot: den hohen, weißen, englischen Klippen mit ihren von schwellendem Grün gekrönten Häuptern, ihren vereinzelten kleinen Buchten und den dazwischen liegenden Flächen gelben Sandes, — den Häusern, welche dicht aneinandergedrängt — den stahlgrauen Hügeln, welche, in weiter, weiter Ferne verblassend, ihre Gipfel in schattenhafte Wolken bargen und den vielen zu Lustfahrten und anderen Zwecken bestimmten Schiffchen, die zwischen der „Sternschnuppe" und dem Ufer hin und herglitten, und deren weiße oder gelbe Segel und bunte Flaggen den aus Kalkfelsen bestehenden Hintergrund mit heiteren Farbentönen belebten.

Das heitere Panorama glitt vorüber und neue Szenen entfalteten sich: öde Küstenstriche, deren einzige Dekoration langweilige Küstenwächterhäuschen waren, treten dafür ein.

Aber bald versank die Küste mehr und mehr am Horizonte. Die „Sternschnuppe" kam in das tiefe Wasser des mittleren Kanals, und dicht beim Winde liegend, jedoch mit vollen Segeln, sah sie Alt-England zu einer dünnen blauen Wolke zusammenschmelzen und steuerte geraden Weges dem großen atlantischen Ozean zu.

Die Nacht entschwand, der Morgen brach an; aber die „Sternschnuppe" hatte den Kanal noch immer nicht verlassen. Der Lootse murrte, als er seine grogfeuchten Augen aufschlug und luvwärts ausschaute. Er mußte sich beeilen, Plymouth zu erreichen, falls er nicht die Absicht hatte, eine Reise nach Amerika zu machen, und das lag sicherlich nicht in seiner Absicht.

Alle Passagiere kamen nach dem Frühstück auf's Deck; die Damen brachten ihre Handarbeit mit, die Herren zündeten sich eine Cigarre an, und die, welche bereits eine Seereise gemacht hatten, kramten ihre Erfahrungen aus und richteten seemännische Fragen an den Kapitän.

Was den Lootsen betraf, so war derselbe ungenießbar. Ueberdieß war seine Rede so sehr mit technischen Ausdrücken gespickt, daß selbst seine leichteste Antwort jedem Verständnisse Hohn sprach.

Heutzutage gibt sich jedweder Schiffer von Margate bis nach Penzance als einen Lootsen aus; aber der echte Lootse — ein Mann, wie der, welcher die „Sternschnuppe" aus dem Kanal führte, überragt die Segel der Marine durch eine so eigenartige Persönlichkeit, daß er wie ein Einzelwesen unter dem ganzen Geschlecht der Seefahrer dasteht. Denke dir einen vierschrötigen, krummbeinigen Mann, in schweres Lootsentuch gekleidet, mit einem rothen Shawl um den Hals, einem hohen Hut auf dem Haupt, einem Nacken, dessen Haut die Farbe von rohem Ochsenfleisch besitzt, einem mahagonibraunen Gesicht, kleinen feuchten, rollenden Augen, einer Stimme, deren Klang etwa das Gefühl erweckt, als ob ein an der Bronchitis leidender Mensch durch ein zinnernes Sprachrohr rede, und einer unauslöschlichen Sehnsucht nach Jamaika-Rum. Ja, Herr Dumling, der Lootse der „Sternschnuppe", war ein Mann, der die verwitterten Seepfosten, die schlanken, geisterhaften Bojen, die dicken auf und niederschaukelnden Baaken und all' die zahllosen, verschiedenen Lichter auf dem Meere und an der Küste von Nord-Foreland bis zur Grenze des englischen Reichs eben so genau kannte, wie du das Alphabet; ein Mann, der



In der Halle der wiener Sparkasse. Originalzeichnung von J. Palm. (S. 40.)

auf dem Kanal so zu Hause war, daß er sogar zu behaupten wagte, sein Geruch reiche aus, ihm kundzuthun, auf welcher Stelle er sich befinde, ein Mann, der nur über die Verschanzung zu blicken brauchte und dann sofort anzugeben vermochte: „da sind vier Faden Tiefe, drüben neun, und dort, wo du den Schatten jener Wolke erblickst, zwölf“ und der auf diese Weise von einer Meile zur andern auf jeden Zoll breit Weges Bescheid wußte. Welch' ein fabelhaftes Gedächtniß!

Um ein Uhr schlug die lebhafte Brise nach Südost um; die wachthabende Mannschaft arbeitete an den Braffen, das Vorstangensegel stieg empor und die „Sternschnuppe“ legte zwölf Knoten in einer Stunde zurück.

„Wir werden um acht Uhr Plymouth erreicht haben,“ sagte der Lootse und begab sich mit heiterem Antlitz in die Kajüte, um dort ein zweites Frühstück einzunehmen.

Er hatte Recht. Um die angegebene Stunde hielt die „Sternschnuppe“ mit backgelegten Hauptraaen, ihre Nase in Schaumwellen eingrabend, still, und ließ von ihrem Top ein Signalzeichen flattern, welches dazu bestimmt war, ein Boot herbeizurufen.

Die Passagiere konnten jetzt noch einen letzten Scheideblick auf Alt-England werfen, dessen Saum die strahlende Sonne in Goldglanz tauchte und die waldigen Küstenstriche auf's schönste mit Licht und Schatten färbte. Und jetzt kam tanzend ein weißes Segel über die Wellen dahergeeilt, welches eine graue Färbung erhielt, als das Roth vom Himmel erlosch und die Wogen dunkler wurden.

Jetzt erhob sich auf der Vorderseite des Hinterdecks die Stimme des Kapitän Steel; die Hauptraaen wurden herumgeholt; das treffliche Schiff legte sich auf die Seite, zitterte und schoß vorwärts, und als die erlöschenden Strahlen der untergehenden Sonne auf seinen allerhöchsten Segeln spielten, richtete es sein Haupt nach dem weiten Ocean und glitt hinein in die tiefe Dunkelheit und das Reich langer sturmbewegter Nächte. —

Am Bord der „Sternschnuppe“ befanden sich acht Passagiere und siebenundzwanzig Mann Schiffsvolk mit Einschluß des Kapitäns und der Offiziere; also Alles in Allem fünfunddreißig Seelen.

In jetziger Zeit würde man die Hälfte der Mannschaft für genügend erachten, ein elfhundert Tons großes Schiff zu leiten. Die moderne Unsitte, ein Schiff mit möglichst wenig Mannschaft zu versorgen, ist fast ebenso schädlich, wie die böse Gewohnheit, baufällige und schadhafte Fahrzeuge auf's Meer zu senden; ja, es gehen eben so viel Schiffe in Folge einer Bemannung verloren, die in solchen Fällen nicht genügt, wo alles auf eine rasche Arbeit und große Kraftanstrengungen ankommt, als durch verfaulte Planken oder allzu schwere Ladung.

Die Passagiere an Bord der „Sternschnuppe“ bestanden aus vier Herren, zwei Damen, einem kleinen Knaben und einem Dienstmädchen. Einer der Herren war ein junger Mann, Namens Holland, der nur nach Amerika reiste, um sich den Niagara anzusehen. Der zweite war ein Kaufmann, der in New-York ein Londoner Geschäft vertreten sollte, derselbe hatte seine Frau und deren Jungfer mit sich genommen. Der dritte war als General in dem Heere der Vereinigten Staaten angestellt; dieser war ein vornehmer alter Herr mit chevaleresken Benehmen und einem schönen, offenen Gesichte, der England durchreist und im Laufe des Jahres auf einer Reise durch die militärischen Depôts von Großbritannien allerlei praktische, in sein Fach schlagende Kenntnisse aufgelesen hatte. Der vierte Passagier kam von den Brettern, die die Welt bedeuten; er war Schauspieler und erfreute sich des stolzen Namens „Gerald Fitzmaurice St. Aubin“ und hoffte, daß die neue Welt seinem Genius reichlichere Lorbeeren spenden werde, als die alte gethan. Die Wittwe und ihr Sohn vervollständigten die Liste.

Die guten Leute hatten sich binnen Kurzem an das neue Leben gewöhnt und sich den ihnen bisher völlig fremden Verhältnissen angepaßt. Die Damen kamen zu Anfang der Reise nicht zum Vorschein.

Die „Sternschnuppe“ traf auf widerwärtige Winde, hatte aber das herrlichste Wetter während der ersten Tage. Sie lavirte nördlich und südlich und häufte die Segel, um vorwärts zu kommen; allein trotzdem sie in raschem Laufe die Wogen durchschnitt, legte sie doch nur eine kleine Strecke zurück.

Die „Sternschnuppe“ besaß eine schmucke Kajüte, und keinen weniger gastlichen Eindruck gewährte der Eßtisch mit der langen Platte, die mit einem weißen Tuch bedeckt war, mit dem blinkenden Glas- und Silbergeschirr und der kostbaren Klaretflasche (einem Geschenk, das der Kapitän von dankbaren Passagieren erhalten), den Farben des in Karaffen gegossenen Weines, dem grinsenden Neger, der stets mit dem Steward auf einem Kriegsfuß stand und dem röthlichen Antlitz des Kapitäns, das durch mattweiße Haare gemildert, an der Spitze des Tisches im Rücken des polirten Besahnmastes sichtbar ward. Ueber ihnen war das Oberlicht, durch welches man die großen, bis zum Himmel emporgethürmten Segel erblickte und über dem Eßtisch hing eine Kugel mit Goldfischen zwischen zwei Töpfen mit Farrenkraut. Sogar ein Piano fehlte nicht, und rings um die Kajüte lagen die Kojen der Passagiere, des Kapitäns und des Ober- und Untersteuermanns; dieselben hatten starklakirte Thüren und weißes, mit Gold umrandetes Tafelwerk.

Alle interessirten sich für den kleinen Sohn der Wittwe; theils weil er ein hübsches Kind war und theils weil es verlautete, daß er erst vor wenigen Wochen seinen Vater verloren habe. Er und Holdsworth wurden gute Freunde, wie der Letztere vorausgesetzt hatte. So oft der Obersteuermann den Dienst auf Deck übernahm, kam der kleine Bursche herbei gelaufen und bat ihn um eine Geschichte oder um die Erlaubniß, sich den Kompaß betrachten zu dürfen, den er nie müde ward, anzustaunen. Dann sah man Holdsworth mit dem Kinde auf dem Schooß auf einem Hühnerbauer oder dem Oberlicht sitzen; allerlei fabelhafte Seemärchen von Menschen, die auf der Meerestiefe leben und in Korallenwagen durch das Meer fahren, und auf Fischen reiten, die diamantene, schimmernde Flossen besitzen, pflegte er dann zu ersinnen.

Zuweilen kam die Wittwe, deren Zuname Tennent war, ebenfalls auf's Deck, und fand sie dann die Beiden beisammen, so setzte sie sich zu ihnen und lauschte lächelnd Holdsworth's Erzählungen; doch litt der kleine Louis unter keiner Bedingung, daß sie ihn unterbrach. Und um ihm seine Freundlichkeit gegen ihr Kind zu vergelten, und weil ihr sein offenes, herzliches Wesen wohlthat und seine sanfte, zutrauliche Einfalt ihr Herz gewonnen hatte, so pflegte sie dann mit einer Fülle weiblichen Taktes das Gespräch auf seine Frau zu lenken, um ihm Trost zuzusprechen und ihn mit ihrer Theilnahme und ihren hoffnungsreichen Versicherungen in eine heitere Stimmung zu bringen.

Sie war eine stille Frau; ihr Antlitz trug einen milden Ausdruck, doch machte sie durch den sorgenvollen Blick, der ihrem Auge eigen war, einen älteren Eindruck, als es sonst der Fall gewesen sein würde, denn in Wirklichkeit war sie höchstens sechsunddreißig Jahre alt. Sie bezeigte keine Neigung, sich an der Unterhaltung der übrigen Passagiere zu betheiligen, sondern begab sich zeitig zur Ruhe und wählte sich während der Tagesstunden ein stilles Plätzchen auf dem Verdeck und ließ dann den Knaben neben sich spielen.

Und so verfloß eine volle Woche und das Schiff kämpfte noch immer mit hemmenden Winden, welche gerade aus der Richtung herwehten, welcher das Bugspriet hätte zugewandt sein sollen. Der Kapitän, sowie die übrige Mannschaft wurden allmälig übellaunig und erklärten das stete Wenden des Schiffes für eine langweilige Arbeit.

Am siebenten Tage zur Zeit des Sonnenuntergangs schwieg der Wind und die Meeresfläche ward spiegelglatt, doch kam von Nordosten her durch die weite Ausdehnung des Wassers eine andauernde, regelmäßige Bewegung der See, welches zur Folge hatte, daß das Schiff sich ebenso gleichmäßig hob und senkte, wie die Brust eines schlafenden Menschen.

„Wir werden den Wind von der Seite her bekommen,“ sagte Holdsworth zum Kapitän.

„Ich halte diese Bewegung für keine gefährliche Dünung, Herr Holdsworth,“ meinte der Kapitän und sandte einen scharfen Blick über das Meer zum Horizonte, aber dort war der Himmel ebenso blau wie über ihrem Haupte.

Wer konnte darauf Antwort geben? Diese andauernde, regelmäßige Bewegung konnte ebenso gut der Vorbote eines kommenden oder die Nachwirkung eines vergangenen Sturmes sein. Der Barometer war gefallen, aber das deutete vielleicht nur auf Südwind und nicht auf schlechte Witterung. Der Himmel war heiter; der Tag verwandelte sich in einen klaren, herrlichen Abend, der in seiner holdseligen Schöne auch nicht den leisesten Anlaß zur Besorgniß erregte.

Die Sonne sank am wolkenlosen Horizonte von Minute zu Minute tiefer und glich jetzt einem ungeheuer großen, glutrothen Ball, dessen untere Hälfte auf der Meeresfläche lebend und pulsirend ruhte. Es war etwas Ueberwältigendes in der unaussprechlichen Großartigkeit dieses von keiner Wolke verdeckten Unterganges. Als der gigantische Körper, scheinbar einige Augenblicke über dem Wasser schwebend, stillstand, ehe er in die Wellen tauchte, schwieg selbst Frau Ashton und schien ergriffen zu sein von dem erschütternden Schauspiel, das dieser Feuerball gewährte, der in einsamer Größe den Himmel und die unermeßliche Wasserwüste verließ. Die Segel der „Sternschnuppe“ waren von den erlöschenden Strahlen gelb gefärbt; die Mastspitzen schienen mit flammenden Linien geadert, und die Braffen auf dem Verdecke blitzten gleich zahllosen Sonnenbällchen, die alle einen Strahlenschein ausströmten, der dem Auge weh that.

Aber während sie noch den Blick auf die sinkende Sonne gerichtet hatten, nahte die Dunkelheit, breitete ihre Schwingen über das Meer, entfachte die Sterne am Himmelsgewölbe und verwandelte die Masten und Raaen des Schiffes in gespenstische Schattengestalten.

Der Abend dunkelte bereits stark; der Mond schien nicht; doch waren die Sterne groß und glänzend und warfen weiße schimmernde Lichtstreifen auf das Meer. Plötzlich erscholl der Ton einer Geige im Matrosenraum, und eine Stimme sang eine klagende Weise, welche bestrickend, mit gedämpften Lauten, durch die stille Nacht drang. Melodie und Stimme waren nicht ohne Wohllaut; doch hatten beide einen schwermüthigen Klang, eine Eigenthümlichkeit, die den meisten unter den Matrosen kursirenden Volksliedern eigen ist.

Der General und Herr Ashton verließen die Gesellschaft, als die Tischglocke erklang und begaben sich in die Kajüte, um ihren Abendtrunk zu sich zu nehmen und süße Biscuits zu naschen.

Viertes Kapitel.

Der Sturm.

Um Mitternacht kam Holdsworth auf's Deck und löste die Wache ab. Ein Mann von der Backbordwache trat an's Steuerrad und stand dort gähnend und schlaftrunken. Die Nacht war dunkel — durch die neblige Atmosphäre schimmerten die Sterne nur vereinzelt und das Meer blinkte wie Ebenholz. Durch das Heben und Sinken des Schiffes schlugen die schlaff herabhängenden Segel schwer gegen die Masten und erzeugten eine Luftströmung auf dem Verdecke; allein in Wirklichkeit war nicht der geringste Windhauch vorhanden.

Die dunkle, tiefe, ungestörte Ruhe der Nacht hatte etwas Beklemmendes.

Die andauernde Unthätigkeit war unerträglich. Alle sehnten sich darnach, das Rauschen zertheilter Wasserwogen und das Pfeifen des Windes in den Wanten zu hören.

Das Großsegel klatschte so heftig, daß Holdsworth es festmachen ließ. Der Gesang der Mannschaft rief den Kapitän auf's Deck. Er glitt schattenartig um das Nachthaus herum, schalt ungeduldig auf die Finsterniß und trat dann zu Holdsworth.

„Das Glas ist seit kurzer Zeit um einen halben Zoll gefallen,“ sagte er.

„Ja, Herr, noch ehe der Morgen tagt, hat sich das Wetter geändert.“

„Wir thun gut, die Oberbram- und das Kreuzbramsegel zu bergen.“

„Gleich, Herr.“

Diese, die höchsten Segel des Schiffes, waren vom Deck aus kaum zu erkennen. Nach wenigen Minuten verminderten sich ihre grauen Umrisse und mehrere dunkle Gestalten klommen in die Finsterniß hinauf und verschwanden.

Der Kapitän kehrte in seine Kajüte zurück und Holdsworth wanderte auf dem Verdeck umher. Um ein Uhr gab sich der Nebel und die Sterne funkelten klar. Holdsworth, der auf der Steuerbordseite des Hinterdecks stand, fühlte, daß ein leichter Luftzug über sein Gesicht fuhr und im nämlichen Augenblicke verstummte das Klatschen der Segel. Er rief daher:

„Was liegt das Schiff an?“

„Nord-West zu Nord, Herr.“

In Folge dieser Antwort ertheilte er mit lauter Stimme einen Befehl und eine Schaar von Gestalten bemannte alsbald die Backbordbraffen. Der Lufthauch erstarb, aber gleich darauf erfolgte ein heftiger Windstoß, der das Wasser rings um das Schiff emporwirbelte.

Holdsworth hielt das Auge unverwandt auf die Stelle des Horizontes gerichtet, von dannen der Wind kam. Die Sterne schienen hell, doch lag ein dichter Schatten auf der Wasserlinie.

Abermals schwieg der Wind und eine athemlose Stille trat ein; und während dessen vernahm man ein seltsames Getön — ein unbestimmtes, gedämpftes Rauschen — das wie ein Echo aus unbegrenzter Ferne erscholl.

Das ferne Rauschen ward vernehmlicher; jetzt klang es, als rieselten in weiter Ferne kleine, scharfe Regentropfen auf dürres Laubwerk herab.

Im nämlichen Augenblicke waren die Segel bauchig und hart; das Schiff legte sich mit seinen Backbordbrusten unter Wasser und heulend fuhr der Wind über die pechschwarze Meeresfläche dahin und besäete sie mit weißem Schaum.

Der Kapitän stand auf dem Hinterdeck, hielt sich am großen Bramstag fest und kreischte Befehle wie ein Besessener. Es war eigentlich ein Fall, wo man Alles hätte gehen lassen können. Unter vollem Marssegel, Fock, Stagsegel und Klüvern war das Schiff für den plötzlichen Eintritt des Sturmes zu schwer beladen; es war nicht im Stande, sich aufrecht zu erhalten. Allein jeder Befehl, der ertheilt ward, erwies sich als der richtige. Und jetzt vereinten sich die tiefen Töne von Holdsworth's mächtiger Stimme mit den erregten Kommandorufen des Kapitäns; Raaen rollten auf die Kielklötze nieder; in der Luft stöhnten und ächzten die sturmbewegten Segel, auf dem Verdecke erschallte das wilde Schreien und Lärmen der Matrosen, und die Wogen flüchteten sich in schaumbedeckten Katarakten unter die Seiten des Schiffes.

Ein an solche Szenen nicht gewöhntes Auge würde ein Trugbild zu schauen geglaubt haben, hätte es gesehen, wie die dunklen Gestalten jetzt die Wanten hinaufkletterten, um das empörte Heer der Segel zu bezwingen, das mit grollendem Donnergetön die Luft erfüllte. Wer es nicht selbst erlebt hat, dieß unvergleichliche Schauspiel menschlichen Muthes, der kann sich weder eine Vorstellung von demselben bilden, noch es einigermaßen würdigen. Tiefe Dunkelheit herrschte; die Raaen lagen so schräg, daß das äußerste Ende der großen Raa das Wasser berührte; der tastende Fuß hatte nur ein dünnes Tau als Untergrund und die durch das Wegfieren der Raaen gelockerten Segel wurden durch die Gewalt des Windes hin und her gezerrt, brüllten viele Fuß hoch über den Köpfen der Matrosen und boten ihren Händen eine widerspenstige eisenharte Kante dar, während alle drei Masten unter den krampfhaften Zuckungen der enormen Leinenflächen erbebten.

Alle Matrosen legten Hand an's Werk; und es waren daher Leute genug vorhanden, um gleichzeitig beide großen Marssegel zu refen, während ein anderer Theil der Mannschaft hoch über ihnen die Bramsegel festmachte. Holdsworth war als einer der Ersten das große Want hinaufgeklommen; er wußte, wie werthvoll jede Hülfsleistung im Augenblick einer solchen Gefahr ist und deßhalb war er — thatkräftig, kühn, mit Stahlarmen und Händen — zum Luv-Stechbolzen geklettert; allein der Bootsmann war ihm zuvorgekommen, und daher glitt er unverzüglich weiter zu der an der Leeseite sitzenden Raanock.

Vergegenwärtige dir ein fünfundvierzig Fuß langes Rundholz, welches in einer Höhe von ebenso viel Fuß eine schräge, abschüssige Lage über einer Wasserfläche einnimmt, die nicht etwa ein Mühlgraben, sondern ein zürnendes Schaummeer ist; denke dir ferner, daß du auf einem an diesem Rundholz entlang laufenden Seile bis an's äußerste Ende desselben gleiten müßtest, während ein hundert Centner schweres Segel dir zu Füßen und Häupten sich bäumt und alle seine Kraft aufbietet, dich hinabzuwerfen; auch stelle dir vor, daß du, nachdem du das äußerste Ende dieses Rundholzes erreicht hast, dasselbe mit beiden Beinen umklammertest, als säßest du auf einem Pferde; unter dir wogt die nahe, empörte See mit der das geneigte

Verdeck des Schiffes einen fast senkrechten Winkel bildet; die tiefe Finsterniß, die dich umgibt, wird nur dann unterbrochen, wenn eine gewaltige Woge sich bricht und aus ihrem Schooß ein phosphorartiges Licht blitzt, das die dunkle Färbung ihres gähnenden Schlundes noch schwärzer erscheinen läßt — während das Toben des Orkans dir gellend in's Ohr dröhnt und das wie Hagel stechende Flugwasser dein Auge blendet.

Male dir das Alles aus und dann wirst du eine schwache Ahnung haben, von dem, was es heißt, während eines Seesturmes den Lee-Stechbolzen auszuholen.

Das Rufen der Männer in der Höhe und das Schlagen der Segel klang wie ein überirdischer, in der Luft geführter Wortwechsel; aber jetzt verstummte derselbe und dann sah man die Matrosen am Takelwerk niedergleiten und sich an die Fallen begeben. Holdsworth eilte sofort auf das Hinterdeck; seine Mütze war fort geweht; das Haar flatterte ihm in's Gesicht; donnernd erschollen seine Befehle, während der Kapitän, der jetzt ruhigeren Sinnes seine Rundhölzer betrachtete, sich ebenfalls nach hinten begab und sich in der Nähe des Nachthauses aufhielt, um den Kompaß fleißig zu beobachten.

Das Schiff fuhr jetzt fast ganz ohne Segel durch das dunkle Meer, dessen Heftigkeit von Minute zu Minute wuchs. Aber glücklicher Weise konnte das Schiff trotz des Sturmes seinen Kurs beibehalten, obgleich es nur langsam vorwärts kam und schwer arbeitete.

So vergingen die dunkelsten Stunden der Nacht. Um vier Uhr tobte der Sturm am heftigsten. Holdsworth ging inzwischen einmal hinunter, um nach dem Barometer zu sehen, und kehrte mit der Antwort zurück, daß es nicht mehr falle. Der Kapitän brüllte ihm entgegen, daß er sich nicht entsinne, jemals so plötzlich von einem Sturm überrascht worden zu sein und Holdsworth gestand, daß er nur ein einziges Mal, und zwar im Stillen Ozean, auf ähnliche Weise überrumpelt worden.

Für den Augenblick gab es nichts zu thun. Die Dämmerung brach um fünf Uhr an, und das fahle, trostlose Licht beleuchtete eine wilde, öde Wasserfläche, die bis zum fernen Horizonte ihre tosenden Wellen bergeshoch emporhob. Das Schiff kämpfte mühsam; jetzt ward es von einer Welle ergriffen und auf die Seite geworfen, und nun glitt es in einen tiefen, von grünen siedenden Wassermassen begrenzten Abgrund hinab und als es wieder emporfuhr, fegte die Windsbraut wie Millionen Dampfpfeifen gellend durch das Takelwerk, während rollende Wasserzungen sich in Katarakten über die glänzenden Planken ergossen und mit schwerem Gewicht auf dem Verdecke zusammenschlugen. Von Horizont bis zu Horizont glich der Himmel einer dunklen, bleifarbigen Decke, unter der rauchartige, auseinander gerissene und zerpflückte Wolkenmassen dahin jagten und von Zeit zu Zeit heftige, prickelnde Regenschauer entsandten.

Als der Tag anbrach, verminderte sich die Gewalt des Sturmes, obgleich das Meer noch entsetzlich hoch ging. Man empfand indessen die Wohlthat des Tageslichtes, und die Matrosen konnten doch wenigstens sehen, was sie thaten. Sowohl Holdsworth wie der Kapitän gingen hinunter, um ein wenig zu schlafen und das Schiff ward inzwischen der Obhut des Untersteuermannes, eines jungen Menschen, Namens Thompson, anvertraut. Zwei Matrosen übernahmen den Dienst am Ruder und zwei andere befanden sich auf dem Ausguck am Vorderdeck. Ihr Oelzeuganzug glitzerte stark, und hin und wieder warfen sie sich zu Boden, um der Gewalt der über das Schiff zusammenschlagenden Wogen zu entgehen.

Die Vorder- und Hauptlucke waren im Wasser begraben und auf dem Hauptdeck stand dasselbe einen Fuß hoch, und floß je nach der Bewegung des Schiffes nach der einen oder der andern Seite und wurde, sobald es durch die Speigatten abgelaufen war, durch neue, schwere Wogenmassen ersetzt.

Aber das waren geringfügige Dinge; das Fahrzeug war gut im Stande; der Sturm ließ nach und die Segel, welche gesetzt waren, trieben das Schiff trefflich vorwärts.

Mittlerweile versuchten die von dem Kapitän beruhigten Passagiere ein Frühstück einzunehmen; das war kein leichtes Unternehmen, da die Theetassen, Hammelschnittchen und Brode in wilder Unordnung hierhin und dorthin rollten und ihnen gelegentlich in den Schooß fielen.

Die Damen blieben in ihren Kojen, sie fühlten sich alle sehr krank, und die Herren waren nicht minder von allerlei Unbehagen in Anspruch genommen.

Um zwölf Uhr hatte sich der Sturm erheblich gemindert. Ueberdieß war jetzt der Seegang weniger heftig. Das Wetter hatte sich geklärt; der blaßblaue Himmel schimmerte durch einen Schleier von weißem Dunst, und die Sonne stand rund, rein und kupferfarbig am Firmament und beleuchtete mit ihrem rothen Schein das schnelle leidenschaftliche Spiel der Wellen.

Einige der Passagiere wagten sich auf's Deck und blickten mit staunenden Augen auf die ungewohnte Szene. Holdsworth hatte wiederum die Wache. Der Kapitän wanderte auf und nieder und bezeigte schmunzelnd seine Freude über das gute Wetter, das im Anzuge war und den Wind, der sich nach Osten zu wenden und ihnen deßhalb günstiger zu werden versprach.

„Sie können die Reefe ausstecken lassen, Herr Holdsworth; unsere ‚Sternschnuppe' kann das jetzt vertragen," meinte er.

Seinem Befehl ward unverzüglich entsprochen; das Schiff fühlte den verstärkten Druck und sauste vorwärts wie ein losgelassenes Rennpferd.

Nun ließ der Kapitän eiligst das Großsegel und die beiden anderen Bramsegel setzen.

„Der Barometer steht noch sehr niedrig, Herr," warf der Obersteuermann ein.

„Nichtsdestoweniger wollen wir das Tageslicht nützen, Herr Holdsworth. Wir dürfen die gute Gelegenheit nicht ungenützt verstreichen lassen."

Der Himmel war jetzt klar und die Sonne heiter; der Wind kam von hinten und erwies sich als eine Oberbramsegel-Brise, wie die Matrosen zu sagen pflegen. Das Voroberleesegel ward gesetzt. Die Passagiere faßten wieder Muth, und obgleich das Schiff noch bedenklichen Schwankungen ausgesetzt war, so wanderten Herr St. Aubin und Herr Holland doch auf dem Verdeck umher, um zu zeigen, daß sie die Herrschaft über ihre Füße wieder gewonnen hatten. Ihre Unterhaltung ward freilich manchmal durch ein plötzliches Stolpern oder Zusammenstoßen unterbrochen. Herr Ashton hatte seine Gemahlin mit unsäglicher Anstrengung die Kajütentreppe heraufgezogen, und seine Bestrebungen waren auf das Bereitwilligste von dem Neger-Steward unterstützt worden, der kräftig von hinten nachgeschoben hatte, um die Kajüte für sich allein zu haben und der Jungfer seine glänzenden Zähne zeigen zu können. Der Rest der Passagiere kam jetzt auch auf Deck. Der Kapitän bot seinen Arm der Wittwe, während deren Knabe zu dem Obersteuermann lief. Holdsworth nahm ihn an die Hand, küßte ihn, plauderte mit ihm und ward nicht müde, ihm in die Augen zu sehen und sich dabei im Andenken an sein Daheim, an den Frühling, an Frauenliebe und sein eigenes herziges Weib zu sonnen. Denn unwillkürlich erwachten all' jene holden Erinnerungen bei des Knaben Geplauder, seinem verständigen und doch so kindlichen Lachen und seiner rührenden Einfalt.

Fünftes Kapitel.

Eine schlimme Nacht.

Um fünf Uhr war der Wind südost, eine frische Brise mit lebhafter See und bewölktem Himmel. Der Wind kam von hinten und das Schiff hielt sich gleichlastig aufgerichtet zur großen Beruhigung der Passagiere, welche ein schräges Verdeck unerträglich fanden.

Nach dem Anblick des Meeres zu urtheilen, befand sich die „Sternschnuppe" jetzt in einem Fahrwasser, welches von dem letzten Sturme nicht berührt worden war — auf so geringen Umfang beschränken sich oft die Orkane, welche über den Ozean dahinfahren. Fern im Norden, an einer Stelle, der die Wolken zusegelten, lag ein langer, niedriger, rauchfarbiger Nebelstreifen, der von Weitem wie ein Küstenstrich aussah. Die Passagiere ließen sich durch denselben täuschen und mehrere von ihnen behaupteten mit Bestimmtheit, Land zu sehen.

In diesem Augenblick schrie eine Stimme: „Ein Segel in Lee voraus!"

Dieser Ausruf bringt auf See jedesmal eine mehr oder minder große Aufregung hervor. Der Stürme und Windstillen wird man mit der Zeit müde; aber das Interesse, das sich an ein Schiff haftet, welches einem auf der unbegrenzten Meeresfläche begegnet, verliert niemals seinen Reiz. Der Kapitän holte sein Fernrohr und erklärte mit Hülfe desselben das Fahrzeug für eine lange Bark, welche in gleicher Richtung segle mit ihrem Schiff.

Die „Sternschnuppe" holte das fremde Schiff ein und es ward die Nationalflagge aufgezogen; allein die Barke erwiederte den Gruß nicht.

„Vermuthlich eine sauertöpfige Landsmännin aus dem Norden," scherzte der Kapitän. „Dem Bau nach zu urtheilen, stammt sie aus Newcastle."

Sie fuhr mit vollen Segeln; aber gerade in dem Augenblick, da die „Sternschnuppe" auf gleicher Linie mit ihr stand, zog sie die Oberbramsegel zusammen und gleichzeitig sanken ihre beiden Klüver sowie die Bramraaen.

„Ist ihr plötzlich ein Schreck in die Glieder gefahren?" fragte der Kapitän und beobachtete sie voll Neugierde.

Deutlich konnte man die winzigen Gestalten der Matrosen am Tauwerk hinaufklettern sehen und gleich darauf fielen die Marsraaen herab, und sofort klommen noch mehr Mann in die Höhe, so daß alsbald die Rundhölzer mit schwarzen Punkten wie besäet waren. Etwas Malerisches als diese ferne, von grauen Fluten rings umgebene Barke — mit ihrem majestätisch dahin gleitenden schwarzen Rumpfe, mit ihren weißen, vor Aller Augen verschwindenden Segeln, ihrem stark vom bewölkten Himmel abstechenden Tauwerk und dem offenbaren Zeichen, daß auf ihrem Deck ein geräuschvolles Leben herrschte, ohne daß auch nur der leiseste Laut davon über das Wasser drang — kann die Einbildungskraft nicht ersinnen. Die Mannschaft der „Sternschnuppe" beobachtete das räthselhafte Treiben des Schiffes mit gespannter Aufmerksamkeit; doch binnen Kurzem blieb dasselbe eine bedeutende Strecke hinter ihnen zurück und bald konnte man sie nur noch mit Hülfe des Teleskops beobachten, doch blieb sie selbst dann noch für den Kapitän ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses.

Die Tischglocke erklang. Es war jetzt die erste Hundewache. Thompson, der Untersteuermann, kam auf's Deck, und die Passagiere gingen zum Essen. Das Sonnenlicht hatte einen wässrigen Schein in sich, als seine schräger werdenden Strahlen auf das Oberlicht fielen; Holdsworth's Augen wanderten beständig zu den Segeln empor, welche durch das Glas sichtbar waren. Der Kapitän befand sich in bester Laune; er scherzte während des Essens darüber, daß die Barke, die sie zurückgelassen, die Segel bei blauem Himmel gestrichen hatte.

„Der Wind läßt nach, Herr Kapitän," sagte Holdsworth, durch das Oberlicht spähend.

Seine Augen zeigten einen unruhigen Ausdruck; wiederholt warf er dem Schiffer besorgte Blicke zu; allein die strenge Schiffsdisziplin verhinderte ihn daran, seine bösen Vorahnungen in Betreff eines baldigen Umschwungs auszusprechen. Hatte doch sein Vorgesetzter soeben ein vollkommenes Sicherheitsgefühl geäußert.

„Die Brise wird schon nach Sonnenuntergang lebhafter werden," beruhigte ihn der Kapitän. „Herr Holland, darf ich Ihr Glas voll schenken?"

Holdsworth's Augen richteten sich unaufhörlich zum Oberlicht empor.

Die Becher kreisten beim heitern Gespräche; in der Kajüte dunkelte es und der Neger gab dem Steward einen Wink, damit er die Hängelampen anzünde.

„Horch!"

Ein lauter Schrei erscholl vom Verdeck herab; das Geräusch vieler hastiger Schritte folgte, und im nämlichen Augenblick schlug das Schiff zur Seite und neigte sich tiefer — tiefer — immer tiefer!

Die Frauen kreischten; das Oberlicht ward schwarz; Teller, Karaffen, Schüsseln, Gläser rollten vom Tisch und zersprangen in tausend Scherben. Das Vorder- und Hinterdeck hallte wieder von lautem Schreien und Rufen. In den Leespeigassen brodelte das Wasser. Ein scharfer, blauer Schein flammte über dem Oberlicht auf; wohl möglich, daß dem Blitz ein Donner folgte. Doch, wenn dem so war, so ward derselbe von einem wilden, lang andauernden Geheul des Windes übertönt.

Der Kapitän und Holdsworth kletterten athemlos tastend die Kajütentreppe hinauf und erreichten glücklich das Verdeck. In einem Nu erkannten sie, was geschehen war. Das Schiff war mit vollen Segeln back gelegt!

Luvwärts, in der Ferne, an einer Stelle, die der bisherigen Windseite direkt entgegen gesetzt war, zeigte der Himmel eine gelblich schwarze Färbung, welche das Meer vor der Zeit in Nacht hüllte und einen Sturmwind entsandte, der das Wasser in Schaumfetzen zerriß. Die ganze Wucht des Orkanes lastete auf den Schiffsegeln, welche fest gegen die Rundhölzer gedrückt waren, während das Fahrzeug auf der Seite lag, und seine Masten einen Winkel von vierzig Grad mit dem Horizont bildeten.

Die Verwirrung war unbeschreiblich. Alle Fallen wurden losgemacht; allein die Raaen waren durch die Segel festgeklemmt und blieben unbeweglich. Die Geihtaue wurden bemannt, aber die Schoten wichen keinen Zoll breit durch die Blöcke. Und doch war die „Sternschnuppe" noch nicht einmal dem Hauptangriff des Bö, des Sturmes, des Orkanes oder was es war, ausgesetzt; sie hatte vielmehr jene gelblich schwarze Wolke, die vom Blitz mit feurigem Zickzack besäumt ward, noch zu erwarten, und was sollte dann aus ihr werden, wenn die furchtbare Wuth, die im Innern der verderblichen Dunstmasse gährte und kochte, unmittelbar über ihr sich entlud?

„Guter Gott!" donnerte der Kapitän dem Untersteuermann zu, der bleich, am ganzen Körper bebend und offenbar völlig fassungslos vor ihm stand, „in welche Lage haben Sie uns gebracht!"

Das Steuerrad war hart am Steuerbord eingeklemmt, doch das Schiff lag unbeweglich wie ein Holzklotz, und bot seine Breitseite dem Winde preis, während seine Masten fast bis zum Meeresspiegel sich niederbeugten.

„Alle Hände hoch! wenn euch euer Leben lieb ist, Leute, alle Hände hoch!" kreischte der Kapitän außer sich vor Entsetzen den Matrosen zu, die von der plötzlichen Katastrophe gelähmt schienen und unthätig dastanden.

Holdsworth, der auf die Luvhüttendecksleiter gestiegen war und über die Verschanzungen spähte, erkannte noch früher als der Kapitän die Nähe der Gefahr.

„Alle Mann windwärts!" brüllte er; mehr vermochte er nicht zu rufen, denn kaum war ihm das Wort entfahren, so stand auch schon die ungeheure, gelblich schwarze Wolke über seinem Scheitel; die Matrosen hielten den Athem an, — wenn die Masten nicht abbrachen, war das Schiff verloren.

Krach! Man vernahm ein Getöse von zersplitterndem Holze, und berstenden Tauen und Segeln, die ihre Fetzen donnernd dem Winde entgegen schleuderten; der Fockmast und der große Mast zerknickten, wie wenn man eine Thonpfeife über dem Knie zerbricht; der erstere unterhalb der Spitze, der andere hart auf dem Deck, und eine Unmasse von Rundhölzern, Tauen und Segeln lag bebend und seitwärts rollend — theils auf dem Verdeck, — theils — und zwar zur größten Hälfte — im Wasser und prallte so heftig an die Planken des Schiffes, daß man hätte meinen sollen, es sei auf eine Sandbank gerathen.

Die „Sternschnuppe" richtete sich auf; ein zweiter Krach erfolgte; die Kreuzstange fiel, wogegen das Besahn- und das Bagiensegel unversehrt blieben. Der Wind fing sich in ihnen und fegte das Schiff geradenwegs in den Sturm hinein, so daß es in bejammernswerther Hülflosigkeit seine zerschellten, noch nicht völlig losgelösten Rundhölzer nach sich zog, wie ein lebendes Wesen seine gebrochenen, verstümmelten Glieder.

Unter den mannigfachen Unglücksfällen, die ein Schiff auf offenem Meere heimsuchen können, ist keiner so kritischer Art, wie der, in welchem die „Sternschnuppe" in diesem Augenblick sich befand. Der Seegang ward von Minute zu Minute höher; die Wogen ergossen sich über die Verschanzungen des Schiffes, schütteten Tonnen voll Wassers auf das Verdeck und spülten Alles was nicht niet- und nagelfest war — an Holzblöcken, Sparren, Fässern u. s. w. — nach hinten und schleuderten es dort mit solcher Heftigkeit gegen die Kajütenfront, daß die Fenster derselben zertrümmerten und die Holzwände einzustürzen drohten.

Das Schlimmste von Allem war jedoch, daß die Meereswogen die im Wasser liegenden Rundhölzer mit aller Gewalt gegen den Rumpf des Schiffes trieben, und das unausgesetzte „Bum, Bum, Bum" der gegen die Plank[illegible] Bruch-



Haremleben in der Türkei. **Die Familie eines türkischen Bey beim Mittagessen.** (S. 40.)



Vom Kriegsschauplatz. **Werbung von Freiwilligen in Konstantinopel.** Nach einer Originalskizze. (S. 46.)

stücke vereinte sich in markerschütternder Weise wie Geisterstimmen aus der Tiefe mit dem Hohngelächter der Windsbraut.

Obgleich der Besahnmast noch stand, so war er doch von den anderen umstürzenden Masten stark beschädigt, schwankte in seinem Bette hin und her und zerrte an den Tauen des großen Besahnbaumes. Und über dem Allen lag eine mitternächtliche Finsterniß, die dann, wenn das gespenstisch zuckende Aufleuchten eines Blitzstrahles erlosch, noch undurchdringlicher schien als Augenblicks zuvor.

Aber nein; die „Sternschnuppe“ sollte nicht zu Tode geschleift werden; sie mußte befreit und zwar sofort befreit werden von den verderblichen Anhängseln, die ihre Seitenwände zu zermalmen suchten. Der Kapitän hatte sich heiser geschrieen und war nicht mehr zu verstehen. Doch jetzt ließ Holdsworth seine Stimme in Tönen erschallen, die wie Drommetenstöße über dem Geheul des Windes sich erhoben.

„Wir müssen das Wrack, das sinkende Schiff, reinigen! Alle Mann die Messer heraus und Alles abhacken!“

Das war ein einleuchtender, verständlicher Befehl, dem unverzüglich Folge geleistet werden mußte.

„Tischler!“ brüllte er.

„Hier, Herr!“ ließ eine Stimme vom Hauptdeck sich vernehmen.

Holdsworth eilte der Richtung zu, von der dieselbe kam; noch einmal rief er, und dann stand der Mann an seiner Seite.

„Schnell! Wo ist Ihr Werkzeugkasten. Beeilen Sie sich, — rasch!“

Die beiden Männer kamen glücklich, trotz der Wassermassen, die, Alles überschwemmend, über das Zwischendeck wogten, zu der Schlafstelle des Bootsmannes, die dieser mit dem Tischler theilte; nach wenigen Minuten kamen sie athemlos mit beiden Armen voller Werkzeuge zurück, und warfen jedem Matrosen eines davon in die Hand. Holdsworth behielt ein Beil für sich, der Tischler ebenfalls, und sofort regten sich Aller Hände. Wer tastend ein Tau gefunden hatte, hieb mit aller Macht auf dasselbe ein.

Die Beschäftigung schon that den Männern wohl; sie arbeiteten mit der ganzen Energie ihres Willens, stießen von Zeit zu Zeit ein ermunterndes „Hurrah!“ aus und riefen sich einander unaufhörlich zu. Die Blitze leisteten ihnen jetzt gute Dienste; bei ihrem hellen Aufflackern erkannten sie hin und wieder, was sie vor sich gebracht hatten. Die Steuerbordswaten lagen quer über dem Deck; sie reichten brückenartig von Verschanzung zu Verschanzung und waren die ersten, die fortgeräumt werden mußten. Sie zogen das Wrack tief in's Wasser und das durch sie bewirkte Gewicht war enorm. Während Holdsworth und der Tischler hackten, schrieen sie wiederholt einigen eifrig an der Leeseite beschäftigten, dunklen Gestalten zu, auf ihrer Hut zu sein; sie ahnten im Voraus, daß die ganze Masse wie mürbe Taufasern auseinander fallen werde, sobald nur erst einige der Wanten durchgehackt waren. Sie hatten sich nicht geirrt; noch ein kräftiger Hieb und abermals war eine zerschnitten. Das Gewicht lastete jetzt nur noch auf wenigen anderen, die dem Drucke nachgebend, plötzlich zerrissen und in's Meer stürzten. Ein durchdringendes Geschrei erhob sich; ein Matrose war von den fliegenden Wanten erfaßt und wie ein willenloses Staubkörnchen über Bord geschleudert. Aber wer von der Mannschaft sein Leben eingebüßt hatte, konnte bei der Dunkelheit unmöglich ermittelt werden.

Durch das Hinabfallen dieser Hölzer lösten sich die gewaltigen Blöcke von der Seite des Schiffes und wurden alsbald mehrere Faden weit fortgetrieben. Das entsetzliche Stoßen und Reiben hörte auf; doch hafteten die Masten und Raaen, deren zerklüftete schwarze Formen der Schein der Blitze enthüllte, und die gefahrdrohend vom Wasser auf und nieder gewirbelt wurden, noch immer am Schiffe; das Netzwerk von Tauen, durch welche sie festgehalten wurden, mußte ebenfalls bis auf das letzte Seil abgehauen werden. Die Messer der Matrosen fuhren schneidend und hackend nach allen Richtungen; bald waren sie hier, bald dort, und gar oftmals glaubte man, das von Holdsworth geschwungene Beil gleichzeitig an sechs verschiedenen Stellen krachen zu hören.

Endlich war die letzte Wante gefallen, das letzte Tau beseitigt! Der Rumpf, welcher nunmehr von der drückenden Last des Wrackholzes befreit war, trieb jetzt schneller vorwärts; ihm voraus schwammen die entsetzlichen Anhängsel, und der nächste Blitzstrahl beleuchtete mit seinem grellen Schein die von kochenden Wellen getragenen schwarzen Rundhölzer.

„Hurrah!“ schrie Holdsworth; aber die müden, von der langen, übermäßigen Anstrengung ermatteten Männer, denen der Todesschrei ihres verunglückten Kameraden noch in den Ohren klang, erwiederten den ermuthigenden Zuruf mit gedämpftem Tone.

Der Ozean war noch immer eine dunkle, heulende Oede und das Fahrzeug tauchte auf und nieder, ein Spielball der Wogen und des rastlos über das Meer hinjagenden Sturmes. Das Wasser hatte die Kajütenfront eingedrückt und ergoß sich massenweise in das Zwischendeck. Die Hauptpflicht war jetzt das Bagienraasegel festzumachen; es war dieß eine gefahrvolle Arbeit, die überhaupt nur durch ein Wagestück vollbracht werden konnte. Holdsworth forderte einen Theil der Matrosen auf, ihm zu folgen, und klomm hastig das Jakelwerk hinan. Etwa sechs Mann kletterten ihm nach; die Uebrigen lauschten in der Dunkelheit; sie standen athemlos wie angewurzelt auf ihrem Platze, und erwarteten jeden Augenblick den Krach zu vernehmen, der die Hinaufgestiegenen in die Tiefe schleudern werde. Sehen konnte man von den kühnen Seeleuten auch nicht die kleinste Spur; man erblickte nichts, gar nichts, als die flatternden Umrisse des hellen Segels. Der Mast erdröhnte gewaltig; nur von Zeit zu Zeit übertönten die Stimmen der Männer das Brüllen des Sturmes, das Aechzen des Schiffes und das Rollen schwerer Tonnen, sowie das Rasseln eines losgelösten Schafstalles und anderer auf dem Deck befindlicher Gegenstände; und langsam verschwanden die grauen Flächen des laut erdröhnenden Segeltuches und waren sicher geborgen.

Inzwischen waren die auf dem Hinterdeck stehenden Matrosen an die Pumpen beordert. Der Tischler hatte den Wasserstand sondirt und drei Fuß Wasser im Raum gefunden.

„Das Schiff kann nicht leck sein! Ganz gewiß, Herr Holdsworth, es kann nicht leck sein. Das Wasser ist sicher von oben her durch die Mastkragen des großen Mastes eingedrungen,“ rief der Kapitän dem Obersteuermann zu, der von der eben überstandenen Anstrengung noch schwerkeuchend am Besahnmast stand und eine Prüfung anstellte, ob derselbe noch halten werde.

Doch jetzt glitt das Schiff leichter vorwärts und wurde nicht mehr so stark von den Wassermassen bespült. Ein Theil der Backbordverschanzung war gerade hinter dem Fallreepswege durch das Niederfallen des großen Mastes zertrümmert und fortgerissen, und bot jetzt dem ausfließenden Wasser eine breite Oeffnung dar, so daß das Hauptverdeck, woselbst die Matrosen pumpten, gangbar wurde.

So heftig der Sturm auch noch raste, so war er doch ohne Zweifel im Abnehmen begriffen; die Wolken zeigten Risse, durch die hier und dort ein bleicher Stern für einen Augenblick sichtbar ward, um dann sofort wieder bedeckt zu werden.

Es war jetzt halb elf Uhr; der Kapitän ließ seinen bis auf die Haut durchnäßten und von der übermäßigen Strapatze bis zum Tod erschöpften Leuten Rum reichen.

Der Tischler untersuchte darauf abermals den Wasserstand und entdeckte, daß das darinstehende Wasser um drei Zoll gestiegen sei.

Das war eine entsetzliche Nachricht, welche zur Genüge bewies, daß das Schiff einen Leck habe. Um das Schiffsvolk nicht muthlos zu machen, wurde ihm diese Thatsache nicht mitgetheilt.

Um elf Uhr hatten sich die Wolken in große, dichte Gruppen zertheilt; die dadurch gebildeten Zwischenräume zeigten Stücke klaren Himmels, und der Wind verstummte ebenso schnell, als er entstanden war.

Das Schiff besaß noch genug Schwimmkraft, um sich mit Leichtigkeit über Wasser zu halten; aber einen jammervolleren Anblick, als der war, welchen das trübe, durch die Wolkenrisse brechende Licht enthüllte, kann man sich nicht vorstellen, denn das ganze vom Sturm zerstörte Schiff bot ein unbeschreibliches Bild grauser Verwüstung dar.

Um zwölf Uhr fand der Tischler, daß das Wasser im Raum nicht gestiegen sei; diese beruhigende Kunde theilte der Kapitän sofort den Leuten mit.

Die an den Pumpen beschäftigte Mannschaft war dreimal abgelöst worden und jetzt kam die Backbordwache an die Reihe, welche so scharf arbeitete, daß das Wasser bis auf das Verdeck brodelte, von wo es abfloß und in Strömen durch die Speigassen flutete.

Um ein Uhr ging Holdsworth, der seit ein Viertel auf Sieben unausgesetzt thätig gewesen war, hinunter in seine Schlafkammer, um trockenes Zeug anzuziehen; als er seine Koje verließ, um sich wieder auf's Deck zu begeben, begegnete ihm Frau Tennent. Beim Schein der Hängelampe bemerkte er, daß sie auffallend blaß war; auch hielt sie sich an dem Griff ihrer Kojenthür fest und wagte offenbar keinen Schritt vorwärts zu thun.

„Wir befinden uns in großer Gefahr, nicht wahr, Herr Holdsworth?“ flüsterte sie; ihre Stimme verrieth eine heftige innere Erregung.

„Das Schlimmste ist hoffentlich vorüber,“ entgegnete Holdsworth heiter.

„Scheuen Sie sich nicht, mir die Wahrheit zu sagen. Ich kann stark sein, um meines Kindes willen. Wenn wir wirklich in Bedrängniß gerathen sollten, wollen Sie sich dann seiner annehmen? Wollen Sie ihm Ihren Schutz leihen in der Stunde der Gefahr?“

„Wir wollen jetzt nicht von Gefahr reden, Frau Tennent. Wir haben freilich böse Stunden durchlebt, allein bald bricht der Tag an und dann geht Alles besser.“

„Mehr als einmal glaubte ich, das Schiff ginge unter!“ rief sie aus. „Guter Gott! Welch' eine entsetzliche Nacht war das! Ich hörte die Wogen an meiner Kojenthür vorüberrauschen, und ich versuchte auf's Deck zu steigen, aber ich war zu schwach, mein Kind hinaufzutragen, und allein zurücklassen konnte ich es nicht.“

„Nun, wie Sie sehen, sind wir noch flott,“ antwortete Holdsworth mit ermuthigendem Tone. „Wir werden Alles aufbieten, das Schiff zu retten. Davon dürfen Sie überzeugt sein. Folgen Sie meinem Rathe; legen Sie sich nieder und versuchen Sie ein Weilchen zu schlafen. Das bischen Wasser hier,“ fuhr er fort, indem er auf den Kajütenboden deutete, „hat nichts zu bedeuten; ein Scheuerlappen genügt, es aufzunehmen. Die Sonne geht auf; und Sie fahren unter einem Kapitän, der sein Handwerk versteht.“

Er grüßte sie herzlich und verließ sie.

Die ganze lange Nacht über arbeiteten die Matrosen an den Pumpen, aber nichtsdestoweniger stieg das Wasser Zoll bei Zoll, und als endlich der Morgen graute, lag das Schiff tief und schwer im Meere; es kam kaum aus der Stelle und leckte stark.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Kriegsschauplatz.

(Bilder S. 36 und 45.)

Eine Bibelvorlesung im serbischen Lager.

Das serbische Lager unterscheidet sich von anderen Kriegslagern durch die Seltsamkeit der Figuren und die eigenartigen Nationaltrachten der Soldaten, die in Uebereinstimmung mit dem bergigen, schluchtigen Lande, wo sich die Kämpfe abspielen, an die Buntfarbigkeit und den malerischen Reiz der Theatervorstellungen mahnen.

Der serbische Krieger gleicht sehr wenig dem Berufssoldaten, sowohl hinsichtlich seiner Haltung als seiner Tracht. Hier gilt das Wort „das Volk in Waffen“, denn in seinem Sonntagsstaat, also geschmückt mit seiner besten Nationaltracht, hat der Serbe die Waffen ergriffen, um in den für ihn heiligen Kampf zu ziehen, in den Kampf für seine Unabhängigkeit und um seinen „Brüdern“, die besonders ihres Glaubens wegen von den Türken gehaßt und bedrückt werden, zu helfen. Diese religiöse Grundlage des serbischen Krieges verleiht ihm eine eigenthümliche Weihe und sichert den Serben die Sympathieen der gesammten Christenheit.

Dieser tiefbedeutsame Geist eines Glaubenskrieges spricht auch aus unserer Illustration, welche einen Popen zeigt, der im Kreise der ernsten markigen Krieger ihre religiöse Begeisterung durch Vorlesen der Bibel anfacht und befestigt.

*

Werbungen in Konstantinopel.

Es starrt die Stadt von Waffen. Die Bewegung unter den Freiwilligen nimmt täglich an Umfang zu, ergreift selbst die Ungläubigen und trägt trotz einzelner Lächerlichkeiten einen durchaus ernsten Charakter.

Die Werbungen in Konstantinopel werden in großartigem Maßstabe betrieben, es drängt sich Alles, Jung und Alt, dem bedrängten Vaterland zu helfen, und ein Augenzeuge, der gerade zur Zeit dieser Bewegung in Konstantinopel war, schildert dieß Treiben sehr anschaulich.

Wer Sinn für malerische Gruppirung und bunte Trachtenmischung hat, wird augenblicklich auf dem großen Platze vor dem Kriegsministerium reichliche Ernte abhalten können. Allenthalben ertönt die Querpfeife, erdröhnt die Werbetrommel, und herangezogen kommen mit feierlichem Ernst vielfache Schaaren von Muselmännern. An ihrer Spitze schreitet der Werbegreis einher; an seiner Seite baumelt an langem Bandelier ein alter Säbel, den er gewöhnlich, wie der Tambour seinen Stab, gerade vor sich hinhält. Ihm folgt der Fahnenträger mit grüner, rother oder gelber Flagge, je nach Zufall und Liebhaberei; links und rechts von ihm das obige, aus Querpfeife und Trommel bestehende Musikkorps, und dahinter die opferfreudige Jugend in langem Zuge. Vor dem Seraskierat wird Halt gemacht, ein hurrahartiges Geschrei ausgestoßen und dann zum Werbegeschäft geschritten. Die Bedingungen sind nicht verlockend, die Rationen knapp und die Aussichten im ausgehungerten Feindeslande nicht sehr glänzend. Aber der Muselmann quält sich selten mit den voraussehenden Sorgen unserer westlichen Mitbürger; ihn reizt der Tag, die Stunde, das bunte Gemisch, das Leben im Lager und die Sehnsucht nach dem verdienstvollen und gottgefälligen Kampfe für das Vaterland. Denn man darf sich nicht darüber täuschen, daß diese Idee im Volke noch ebenso kräftig und unvermittelt wirkt, wie die Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten. Es geht augenblicklich durch die ganze mohammedanische Bevölkerung in und um die Hauptstadt ein frischer und unbändiger Zug. Bis in die späte Nacht hinein singen sie ihre eintönigen Gesänge, die im ewigen Einerlei, aber mit Nachdruck eine bestimmte, der Melodie und des Rhythmus entbehrende Tonverbindung wiederholen; auf den Dampfern des Bosporus gruppiren sie sich im Kreise herum und zwei alte Herren tanzen zum Schall eines Tambourins einen Hüpftanz, dem gleichfalls Form und Anmuth fehlt. Am lebhaftesten geht es auf dem Seraskierplatze zu. Auf der Schattenseite des hohen Seraskierthurmes vollführen zwei Rekruten eine Art von Schwertertanz; auf dem Sockel des Thurmes sitzen Mohammedanerinnen mit verschleiertem Antlitz und nackten Waden; andachtsvoll und ohne Geräusch stehen im Kreise die männlichen Zuschauer. Bei alledem herrscht die wunderbarste Ordnung und die strengste Subordination. Derwische und Softas gibt's unter ihnen. Letztere haben einen Anführer aus ihrer Mitte verlangt und einen solchen erhalten; wie es mit seinen militärischen Kenntnissen aussieht, wird wohl weniger in's Gewicht fallen. Denn die Organisation unter diesen Freiwilligen ist eine so lose, daß nur ein mit persönlicher Autorität ausgerüsteter Führer Eindruck zu machen im Stande ist. Von Stambul aus werden die meisten nach dem Lager von Beikos, Therapia gegenüber, am Bosporus, befördert; sind ihrer an hundert zusammen, so ziehen sie nach dem Ueberfahrtsdampfer links neben der Holzbrücke über das goldene Horn, um von dort aus den Bosporus hinaufzufahren. Manche dieser Kompagnieen verweilen sechs bis sieben Tage noch in der Stadt; tagtäglich machen sie die Runde durch die volkreichsten Straßen, um für die Idee Anhänger zu gewinnen, und fast scheint es, als wählte man die am besten ausgestatteten, um bei den leicht erregbaren Moslems ergiebigere Reklame zu machen. Wie man sagt, wurden schon etliche Fähnlein zur Armee abgesandt, die einen nach Widdin, die andern nach Sofia.



Die Haarpflege.

In dem Heft 24—47 der medizinischen Hausbücher von Dr. J. Pincus, Berlin, Denicke's Verlag, welches die Haarkrankheiten und Haarpflege ausführlich behandelt, finden wir einen Abschnitt, der von großem, allgemeinem Interesse sein dürfte. Wir geben daher dieß Kapitel im Auszuge, indem wir zu gleicher Zeit dieß Unternehmen, einen populären, medizinischen Hausschatz der Familie zu schaffen, warm empfehlen.

Von je drei Patienten, welche zu mir kommen, hat immer einer die Disposition zu seiner Haarkrankheit ererbt; der Vater oder die Mutter haben früh ihr Haar eingebüßt, von den älteren Geschwistern ist eines früh kahl geworden. Sind die Eltern in jüngerem Alter gestorben, so läßt sich an einem Onkel, einer Tante, an Vettern und Basen noch die Disposition nachweisen.

Glücklicherweise ist diese Vererbung keine Naturnothwendigkeit; finden sich in einer solchen durch Erblichkeit zu Haarleiden geneigten Familie mehrere Geschwister, so zeigen nicht alle die frühzeitige Kahlheit. Es wird nicht auf Alle die Disposition, die Hinneigung zu dem Leiden vererbt. Und auch, wo diese Disposition übertragen ist, kann man dieselbe tilgen, sobald man diejenigen Schäden fern hält, welche erfahrungsgemäß das Haar angreifen.

Es kommt mithin darauf an, daß in allen diesen Fällen das Haar richtig gepflegt werde. Ueber die wesentlichsten Momente der Haarpflege besteht nach meiner Ansicht Sicherheit — so schwankend auch im Uebrigen im weiten Gebiete der Medizin viele diätetische oder therapeutische Rathschläge sind.

Im Allgemeinen bedenke man: es ist mit dem Haare wie mit dem Gesammtkörper — eine sehr starke Konstitution kann sich mancherlei bieten, ohne Schaden zu nehmen; man poche daher nicht auf Einzelerfahrungen, in welchen eine bestimmte Art der Behandlung gute Resultate ergeben hat; ein ursprünglich sehr kräftiges Haar verträgt Vieles — das schwächliche verlangt eine sorgsame und zarte Behandlung und diese muß schon früh beginnen.

Zunächst müssen die Kopfausschläge in früher Kindheit aufmerksamer behandelt werden, als es zu geschehen pflegt. Früher nahm man an, daß alle Kopfausschläge Ausdruck einer „Schärfe des Blutes" seien; man hütete sich, sie zu beseitigen; man betrachtete sie als eine Art Sicherheitsventil dafür, daß die „Schärfe" sich nicht auf edle Organe werfe. Jetzt wissen wir, daß diese Ansicht doch nur für Ausnahmefälle gilt, daß vielmehr in den meisten Fällen jene Ausschläge örtliche Krankheitsprozesse sind, die baldmöglichst geheilt werden sollen. Dauern sie nicht lange an, so bilden sie nur einen mäßigen Reiz für den Haarwuchs und das Haar erscheint nach einiger Zeit in noch größerer Fülle als vorher. Aber bei längerem Bestehen wird der Reiz so stark, daß eine Erschöpfung der Haut eintritt — nur zeigt sich diese Erschöpfung in ihren Folgen (bei den komplizirten, langsamen Wachsthumsverhältnissen des Haares) nicht sofort, sondern erst nach vielen Jahren.

Bezüglich des spätern Kindesalters bemerke ich, daß die Frisur der Mädchen, so lange sie die Schule besuchen, oft eine ungeeignete ist: die Zeit am Morgen vor dem Beginn der Schule ist knapp, es wird (nicht immer von der Hand der Mutter, sondern oft genug von einer rauheren) etwas unsanft durch das Haar gefahren — viele Haare reißen in Folge dessen ab. Ich habe wiederholt bei Schulmädchen aus vermögenden Ständen bei Untersuchung des Haarausfalls fast die Hälfte der Haare abgerissen gefunden — eine solche Behandlung verträgt ein nur mittelstarkes oder gar ein schwaches Haar nicht. Reicht die Zeit, mit Sorgfalt einen Zopf zu flechten, aus, so ziehe ich diese Frisur allen anderen vor; reicht sie nicht hin, so schneide man das Haar kurz. Hat man das Haar einmal ganz kurz abgeschnitten, so ist es nicht nöthig, diese Operation zu wiederholen; hat man hingegen nur eine erhebliche Kürzung vorgenommen (etwa bis zur Hälfte der natürlichen Länge), so ist es vortheilhaft, einige Jahre hindurch alle drei Monate einmal wieder einige Centimeter abzuschneiden.

Diese beiden hier erwähnten Momente (Ausschläge der Haut und rauhe Behandlung des Haares) sind nach meinen Erfahrungen für die erste Jugend die wichtigsten.

Für die spätere Zeit hebe ich hier folgende Punkte hervor:

Von sehr vielen Personen wird die Ko.fhaut durch zu häufiges oder zu starkes Bürsten gereizt. Fährt man täglich ein- oder zweimal leicht mit der Bürste über den Kopf hin, so thut man dem Haare keinen Schaden; aber ein Bearbeiten des Kopfes, um ein sich kräuselndes Haar durchaus glatt zu machen, oder, was auch oft genug beabsichtigt wird, um ein glattes Haar etwas zu kräuseln, oder um von der Haut die letzten Schüppchen zu entfernen, bekommt der Haut schlecht. Die Bürste selbst sei weich; gegen die Anwendung der „amerikanischen" Stahlbürsten habe ich nichts einzuwenden.

Die Mode verpönt von Zeit zu Zeit den Gebrauch des Haaröls; namentlich die Damen wünschen, daß jedes Haar einzeln dem Auge des Beschauers sich präsentire; das Haar soll rauh und damit voll aussehen — ein kräftiges Haar verträgt dieß, ein anderes nicht. Ein sehr kräftiges Haar wird von dem Oel seiner eigenen kleinen Fettdrüsen genügend durchtränkt; aber schon bei einem mittelstarken ist diese Durchtränkung keine beständige. Aufmerksame Personen wissen, daß ihr Haar an dem einen Tage voller erscheint als an dem andern. Dieses Schwanken rührt zum Theil von den verschiedenen Graden der Wasserfüllung des Haares her (je nach dem verschiedenen Füllungszustand der Kopfhaut), zum Theil, wie eben erwähnt, von der ungleichmäßigen Durchtränkung mit dem natürlichen Oel; in diesem Falle wird das lebende Haar hygroskopisch (ähnlich dem ausgekochten Haar) und verändert sich je nach der größern oder geringern Sättigung der atmosphärischen Luft mit Wasserdunst. Ein Haar, welches solche Schwankungen seiner eigenen Füllung oft erfährt, zeigt unter anderen unangenehmen Erscheinungen auch eine fatale: es spaltet sich. (Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich hier ausdrücklich: das Spalten kann auch durch andere Ursachen bedingt werden.) Gegen dieses Uebel kann oft erfolgreich eingeschritten werden und ein Hülfsmittel hierbei ist die reichliche Anwendung des Oeles.

Es wird vielfach die Frage an mich gerichtet, ob dem Kopfhaar besser ein flüssiges Oel bekomme oder eine mehr feste Pomade?

Für die meisten Köpfe ist Oel und Pomade gleich zuträglich. Da das Oel dem Haar eine Weichheit gibt, welche es leicht dünner erscheinen läßt, habe ich bei denjenigen, welche einen solchen Schein gern vermeiden, nichts gegen den Gebrauch einer Pomade, wenn sie gut zubereitet und frisch genug ist, d. h. wenn sie aus reinem Fett, einem unschädlichen Farbstoff und etwas wohlriechendem Oel nicht noch andere reizende Bestandtheile enthält. Ist diese Pomade sehr fest (d. h. in der Regel: enthält sie viel Wachs), so dringt von dem Fett sehr wenig in's Innere des Haares, es bleibt an der Oberfläche und läßt das Haar dadurch etwas voller erscheinen — will man dieß erreichen, so möge man eine wachsreiche Pomade anwenden; aber eine Durchölung des Haares erreicht man auf diese Weise nicht.

Mein dringender Rath geht außerdem dahin, von Pomaden und Oelen nur kleine Quantitäten anzuschaffen. Die Fette zersetzen sich zuweilen ziemlich schnell, und ein Produkt dieser Zersetzung (die Fettsäuren, deren Geruch wir als ranzig bezeichnen) ist dem Haare sehr nachtheilig. Wo daher für das Haar Vorsicht geboten ist, rathe ich zur Anwendung eines thierischen oder pflanzlichen Oels ohne jeden wohlriechenden Zusatz; man kann sich dann vor jedesmaligem Gebrauch leicht überzeugen, ob der Geruch noch ganz rein oder schon ein wenig ranzig ist. Im letzteren Fall darf man es nicht mehr verwenden. Will man dem Oel einen wohlriechenden Zusatz geben (was an sich gestattet ist), so füge man einen Tropfen kölnischen Wassers oder eines andern Parfüms dem bereits für den sofortigen Gebrauch abgegossenen Oele bei.

Wenn man das Haar öfter ölt, stellt sich ein Bedürfniß nach häufiger Waschung des Kopfes ein — wie oft soll man diese Waschung vornehmen und mit welcher Flüssigkeit?

Sehr viele Menschen haben eine so geringe Schweißabsonderung am Kopfe und eine so geringe Abschilferung der Oberhaut, brauchen auch so wenig Oel und Pomade, daß das tägliche Durchkämmen des Haares für die Reinigung genügt — sie brauchen gar kein Waschmittel. Wird eine Waschung zwar nöthig, aber nur etwa alle Monat einmal, so kann Seifenwasser genommen werden; hingegen ruft der häufige Gebrauch des Seifenwassers eine ziemlich starke Reizung hervor: es tritt dann ein Gefühl von Spannung und Trockenheit ein, die nicht selten von einer gesteigerten Schüppchenbildung gefolgt ist. Hier eignen sich nur milde Mittel: das käufliche Honigwasser und Veilchenwasser habe ich aus verschiedenen Läden gekauft und brauchbar gefunden. Das viel angewendete Eigelb ist auch mild, nur braucht man hinterher eine etwas große Menge Wasser; besser ist mit Rücksicht hierauf, und sonst eben so gut, das Weiße des Eies. Am liebsten wende ich folgendes Waschmittel an, das jede Hausfrau für sich und für die Ihrigen selbst bereiten kann und das am wenigsten reizend ist: ein Eßlöffel voll Kleie (Mandel- oder Waizen- oder Roggenkleie) wird in einen Topf kochenden Wassers geschüttet und zwei bis fünf Minuten lang aufgekocht, das Wasser wird dann durch Leinwand geseiht und lauwarm oder kalt, je nach der Gewöhnung des Kopfes oder je nach dem Wohlbehagen (denn ärztlich ist Beides gestattet) als Waschmittel benutzt. Empfindliche Naturen sollen nach jeder Waschung ein bis zwei Stunden lang jede starke Abkühlung vermeiden, und sobald die Haare völlig trocken geworden sind, diese etwas einölen; es dringt das Oel dann am tiefsten ein. Findet sich nach der Waschung auch ein Gefühl von Spannung oder Trockenheit in der Haut ein, so wende man auch auf diese etwas Oel an.

Ich knüpfe hieran noch einige Bemerkungen, welche sich nur auf die Haartracht der Frauen beziehen:

Falsche Unterlagen (sie seien aus eigenem ausgefallenem Haar, aus fremdem Haar oder einem andern Material zusammengestellt) rathe ich bei schwachem Haar, bei Neigung zu Kopfkongestionen oder zu nervösen Kopfbeschwerden ganz und gar zu meiden. Sie bedingen eine Zerrung und eine Belastung, es sammelt sich Staub und Ausdünstung in ihnen an, es werden dadurch die vorhandenen Beschwerden gesteigert und das Haar wird noch mehr verschlechtert. Bei gutem Haar und gesunden Kopfnerven habe ich indeß von der Anwendung der Unterlagen niemals Schaden beobachtet, ich muß dieß ausdrücklich hervorheben, denn ich halte mich nicht für berechtigt, vom ärztlichen Standpunkt aus gegen die „griechischen" Frisuren zu agitiren; man muß den Frauen die Befugniß zugestehen, die Erscheinung ihres Kopfes nach ihren ästhetischen Anschauungen einzurichten, soweit dieselben gegen die Gesetze der Gesundheitslehre nicht verstoßen. Aber auf Grund dieser Gesetze erkläre ich mich ganz entschieden gegen die schweren falschen Zöpfe, welche auf die Mitte des Kopfes als ein belastender Kranz aufgesetzt werden, und ebenso gegen die großen Chignons; diese schaden immer, auch dem besten Haar und den kräftigsten Kopfnerven.

Ich halte es für gut, daß die Damen (wie sie ja meist zu thun pflegen) Abends die Frisur lösen, die Zöpfe aufflechten, das Haar durchkämmen und über Nacht mit breitem Bande locker befestigt in einem Netz tragen. Es wird dadurch eine Entspannung der Kopfhaut herbeigeführt.

Ueber die Nachthauben bemerke ich: in jüngeren und mittleren Jahren entscheide nur das Behagen, ob man sie tragen wolle oder nicht; im Bejahungsfalle wähle man nur leichte und durchbrochen gearbeitete, gleichviel aus welchem Material. Für die höheren Jahre empfehle ich sie geradezu und gestatte dann auch, daß sie warm oder gefüttert sind, sobald die empfindliche Kopfhaut eine warme Bedeckung erwünscht macht; nur seien sie nicht schwer; selbstverständlich müssen sie öfter gewechselt werden, falls man sie nicht waschen kann. (Dieser Rath gilt auch für die Nachtmützen der Männer.)

Bei allen Zuständen des Gesammtkörpers, welche ein längeres Bettliegen bedingen (Nervenfieber, chronische Krankheiten, langes Wochenbett), rathe ich dringend folgendes Verfahren: Das Haar werde täglich geölt und dann mit weitem Kamm durchgekämmt; die Kopfhaut werde wöchentlich zweimal mit Schwamm und etwas Seifenwasser gereinigt; das Wasser sei kalt, lau und warm, je nach Gewohnheit und nach den Leidenszuständen, eventuell bestimme der behandelnde Arzt die Temperatur. Gestatten die Umstände dieses Verhalten nicht, so kürze man das Haar um ein Drittel oder um die Hälfte seiner natürlichen Länge, damit die Verfilzung und Staubansammlung auf dem Kopfe möglichst beschränkt werde.

Die englische Kanalbevölkerung.

Nur Wenigen dürfte es bekannt sein, daß die englische Kanalbevölkerung an Zahl der einer großen Stadt gleichkommt, nämlich über 100,000 Personen umfaßt. Sie bildet eine abgeschlossene Klasse für sich, die auf Flüssen und Kanälen in einem Zustande des Elends, der Noth, Unsittlichkeit, Grausamkeit und schlechter Erziehung lebt, welcher Gefahr in sich birgt. Diese Bevölkerung wohnt in etwa 25,000 Booten oder Barken auf den Kanälen, welche etwa eine Länge von 4710 englischen Meilen haben, ein Theil auch auf den Flüssen, in welche die Kanäle münden. Einige der Kajüten sind verhältnißmäßig reinlich und behaglich, die Mehrzahl aber sind die denkbar schmutzigsten Löcher, voller Ungeziefer, durch darin befindliche Oefen übermäßig erwärmt und oftmals so widerwärtig, daß den an solche Gerüche nicht Gewöhnten ein Unwohlsein befällt. Väter, Mütter, Schwestern und Brüder schlafen zugleich in demselben Bette. Die Frauen können sich selten entkleiden, oft vierzehn Tage lang nicht, — führen eine abscheuliche Sprache, und sind in Bezug auf geselligen Umgang, Gesundheit und Sitten völlig verderbt. Die sogenannten Kajüten sind durchschnittlich sechs Fuß lang, sieben Fuß breit und vier Fuß hoch, oder, mit andern Worten, enthalten etwa zweihundert Kubikfuß Rauminhalt. Der Boothalter wird als ein Wesen geschildert, dessen Begriffe vom Leben nicht über die eines Thieres hinausgehen. Er, seine Frau und Kinder essen zusammen, trinken zusammen, leben zusammen und sterben zusammen in diesen schmutzigen Kajüten; dieß ist nach ihren Ansichten Anfang und Ende des Lebens; Niemand kümmert sich um sie, und sie kümmern sich um Niemanden. Natürlich gibt es, wie überall, auch hier Ausnahmen. Trotz der Tausende, die von der «Boatsmen's Mission» und der «Seamen's Mission» gesammelt worden sind, können 95% der Kanalbevölkerung weder lesen noch schreiben, 90% sind Trunkenbolde, an Schwören und Fluchen gewöhnt, nicht 2% gehören der christlichen Kirche an, und 60% leben unverheirathet als Männer und Frauen zusammen.

Philister.

Philister! Wer kennt nicht dieses Wort! Von den lustigen Burschen, den Studenten, die einen Jeden, der nicht ein Bursch ist wie sie, Philister nennen, ist es ausgegangen und hat sich ein Heimatrecht im ganzen deutschen Vaterland erworben. Auch wir gebrauchen dieses Wort und in allen Schichten des Volkes hat es sich eingebürgert.

„Er ist ein Philister!" Wer kennt nicht diese Bezeichnung und wer hat sie noch nicht selbst angewendet. — Wer ist nun aber ein Philister? Das ist ein Mensch, jung oder alt, hoch oder niedrig, arm oder reich, — dessen höchstes Interesse die niedrigen Preise der Kartoffeln und des Kaffees sind, dessen Studium sich auf das Wurstblättchen seiner Stadt und in diesem wieder auf die Berichte über die Gemeinderathssitzung beschränkt, der mit langem Rock und Hühneraugen langsam und bedächtig durch das Leben pilgert, der fast nie seine pedantisch wichtige Miene verliert, der nur lächelt, wenn andere Menschen jubeln, der nur seufzt, wenn die Zeitung von Neuerungen berichtet, der ein Feind von Trottoirs und Wasserleitung, von Metern und Marks ist, der die gerade Chaussee den Pfaden durch Wälder und Wiesen vorzieht, der seine Steuern stets einen Tag vorher in Papier einwickelt und die Summe darauf schreibt, der seine Frau nur küßt, wenn ihr Geburtstag ist, und mit wichtiger Miene, den Rock sorgfältig zugeknöpft, einst auch in den Himmel einspaziert. Das ist ein Philister! Er ist wohl ein Mensch, aber nur ein Stück Fabrikarbeit der Natur. Der Eine sieht aus wie der Andere, steif mit kurzem Backenbart, langen Vatermördern, großer Bratenweste, hell glänzender Busennadel und meistens mit wollenem Regenschirm. Ein gutmüthiger Mensch und guter Bürger mag er sein, aber der Himmel behüte uns, daß wir mit dieser Sorte Menschen verkehren müssen oder gar zu ihr gezählt werden.

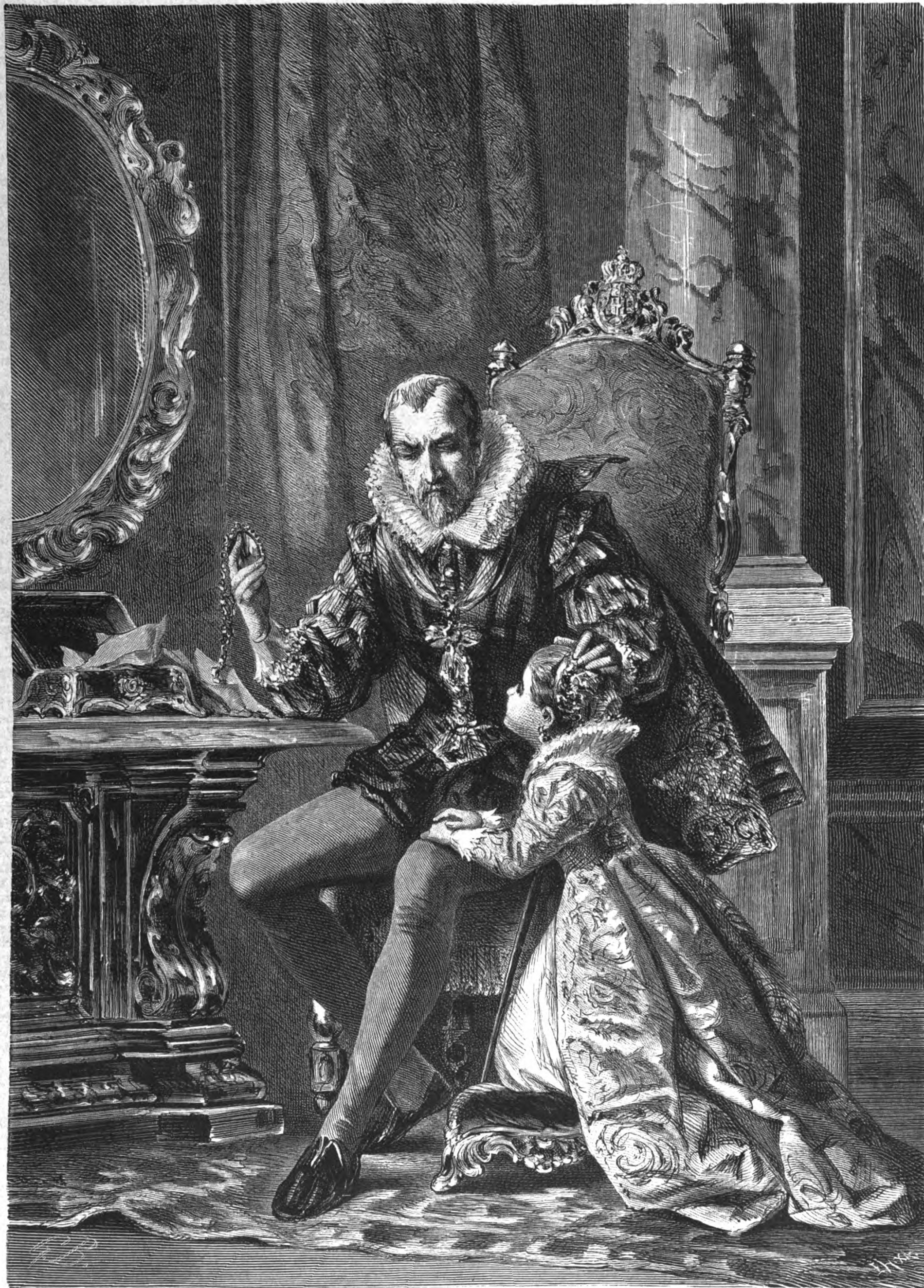
Wenige Menschen nur werden die Entstehung dieser Bezeichnung kennen. In Jena, von wo so manches lustige Wort, so manche tolle That ausgegangen, ist die Bezeichnung entstanden, und zwar auf folgende Weise, wie ein interessanter Aufsatz in der „Nordd. Allg. Ztg." in Erinnerung bringt:

Ehe man in die eigentliche alte Stadt gelangt, muß man unter einem alten, massiven, viereckigen Thurm hindurchschreiten. Das ist der Johannisthurm mit dem Johannisthore. Von den Zinnen dieses Thurmes genießt man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und auf die das freundliche Thal begrenzenden Berge. An diesem Thurm prangen noch mehrere alte Wahrzeichen. An der westlichen Seite befindet sich ein erkerartiger Vorbau, ein sogenannter „Käsekorb", der als öffentliches Gefängniß benützt wurde, denn dorthin wurden einst alle lüderlichen und schlechten Personen gebracht, welche anders lebten, als es dem gestrengen und hochwohlweisen Magistrat der Stadt gefiel, zur eigenen Schande, zum besondern Exempel für Andere und vorzugsweise zur Belustigung der Studenten. Von den vier oberen Ecken des Thurmes blicken ebenso viele in Stein gehauene, hervorspringende Affengestalten grinsend herab. — So sah dieser alte Thurm bereits vor mehreren Jahrhunderten aus.

Oben auf ihm wohnte damals der Wein- und Bierrufer, der zugleich die Nachtwache mit zu besorgen hatte. Unten am Thor hatten die Thorwächter ihre Wohnung.

Es war im Sommer des Jahres 1624. Sowohl in Jena wie überall herrschte damals ein freies, lustiges Leben. Der dreißigjährige Krieg hatte allerwegen die Gesetze ein wenig gelockert, und Gendarmen und Polizeidiener, die liebenswürdigen Hüter der Gesetze, gab es damals noch nicht. In Jena besaßen natürlich die Studenten die Oberherrschaft über die Stadt, aber die Bürger ließen doch die fortwährenden Neckereien derselben keineswegs ruhig über sich ergehen, weil es eben damals unter ihnen noch keine „Philister" gab; es wurden im Gegentheil so manche ernsthafte Händel zwischen den Studenten und den Bürgern ausgefochten.

So lagen im Sommer dieses Jahres die Studenten mit den Bewohnern der Johannisvorstadt in fortwährendem Streit. Das Necken und Hänseln von beiden Seiten nahm kein Ende. Die Studenten ließen ihre Schläger nicht nutzlos an ihren Seiten hängen, und die Bürger verstanden zu ihrer Vertheidigung Schwerter und Hellebarden auch wacker zu führen. Eines Abends kam es in der Vorstadt zum heftigen Kampf. Die Burschen, bei Weitem in der Minderzahl, wurden von den Bürgern zurückgedrängt und wollten sich durch das Johannisthor in die innere Stadt zurückziehen. Da fiel es den Thurm- und Thorwächtern — diese Leute steckten schon damals ihre Nase zwischen Alles — ein, das Thor zu verschließen, um die Burschen der Erbitterung und Uebermacht ihrer Verfolger preiszugeben. Diese Thorhüter waren alte, grämliche Gestalten, die sich auf ihr geliefertes ledernes Wamms und die alten, verrosteten Hellebarden, welche sie führten, gewaltig viel einbildeten und glaubten, die Studenten müßten eben solchen Respekt vor ihnen haben, wie sie vor sich selber hatten. Zum Glück bemerkten die Studenten das Vorhaben der Wächter noch früh genug und drängten das Thor gewaltsam auf, ehe es völlig verschlossen war. Es würde den Wächtern übel bekommen sein, wenn die Burschen sie in ihre Hände bekommen hätten; zum Glück besaßen aber diese Wächter schon damals jene trefflichen Eigenschaften, welche noch heut ihre Standesnachkommen auszeichnen. Mürrisch und grob zum Entsetzen, verstanden sie es, ihre Haut zeitig genug in's Trockene zu bringen, sobald für dieselbe etwas zu fürchten war. So waren sie hinter den starken Mauern des Thurmes gegen jeden Angriff hinreichend gesichert. „Habt nur Geduld, ihr



König Philipp II. von Spanien und seine Tochter. Schiller's Don Carlos Akt IV. Sz. 7. Originalzeichnung von Gustav Bartsch. (S. 40.

Affenwächter, wir wollen eure Heimtücke schon heimzahlen," rief einer der Studenten drohend und mit Bezug auf die am Thurm angebrachten Affen. Kaum hatte er aber den Satz vollendet, so riefen alle Burschen, die durch das laute Lärmen zusammengerufen waren, wie aus Einer Kehle: „Affenwächter! Affenwächter!" — und immer und immer wieder wurde dieses Wort laut jubelnd wiederholt. Von diesem Augenblick an war dieses neue Wort die einzige Benennung für die Wächter des Johannisthurmes. Keiner der Studenten ging an ihm vorüber, ohne daß er ihnen lachend „Affenwächter" entgegenrief, und je mehr sich die alten grämlichen Gesellen darüber erzürnten, um so häufiger mußten sie es hören. Ihre Ruhe war dahin. Saßen sie ruhig beim Landsknecht, so schreckte sie plötzlich der Ruf: „Affenwächter!" vom Spiel auf, und sie eilten hinaus, den frechen Rufer zu fassen, natürlich vergebens. Oder hatten sie sich Mittags auf ihr Lager hingestreckt, um das aus der „Rose" geholte und in ansehnlichen Massen vertilgte Bier zu verschlafen, so wurden sie mit einem Male durch den lauten Ruf: „Affenwächter! Affenwächter!" von wohl zwanzig Kehlen aufgescheucht, und ihre ganze Schaar erschien zorn- und biergeröthet und vor Wuth schäumend vor dem Thor. Die Burschen standen aber längst außerhalb des Bereiches der thorwächterlichen Hellebarden, und der erneute, jubelnd wiederholte Ruf: „Ah, die Affenwächter!" trieb die alten, finsteren Männer wieder in ihre Höhle zurück.

Die Burschen ließen sich indessen an diesem Uebermuth noch nicht genügen. Eine Anzahl von ihnen stopften eine Figur mit Affenkopf und Schwanz aus, zogen ihr ein ledernes Wamms an,

wie es die Wächter trugen und gaben ihr eine Hellebarde in die Hand. Auf hoher Stange trugen sie dieselbe zum Johannisthor. Der Hohn war zu deutlich, als daß ihn die Wächter nicht verstanden hätten, wäre ihnen auch nicht noch zugerufen worden: „Ein Affenwächter!“ Das war zu viel für ihre Geduld. Mit ihren Hellebarden bewaffnet, brachen sie Alle rasch aus der Thorwache hervor, stürzten den Fliehenden nach und erfaßten einen Studenten, der arglos und an dem Hohn unbetheiligt aus der „Rose“ kam. Daran dachten aber die wüthenden Thorwächter nicht; er war ein Student, das war ihnen genug, an ihm wollten sie ihre Wuth kühlen. Sie schlugen nun so lange auf ihn hinein, bis er entseelt zu Boden fiel. Darauf zogen sie sich eilig in das Thor zurück.

Das erregte natürlich unter den Burschen einen gewaltigen Aufruhr. Einer aus ihrer Mitte von den Affenwächtern erschlagen! Sie hätten das Thor gestürmt und die schändlichen Gesellen vom Thurm herabgestürzt, hätten sich nicht der weise Magistrat und der Prorektor eilig genug in's Mittel gelegt. Der Stadthauptmann erschien mit seinen Kriegsknechten, besetzte das Thor und führte die Affenwächter in's Gefängniß. Nur das konnte die aufgeregten Studenten etwas beruhigen; freilich hätten sie die groben Gesellen lieber eigenhändig aufgeknüpft, da wäre ihnen gewiß sicher und schneller ihr Recht geschehen.

Die Beerdigung des Erschlagenen erfolgte am folgenden Tage mit dem größten Pomp. Alle Studenten und Professoren folgten dem Sarge. Dem Zug voran schritt der Kirchenrath und Generalsuperintendent Götze in vollem Ornat. Als der Sarg auf dem Friedhof in die Erde gesenkt war, hielt Götze eine lange und feierliche Leichenrede über den Text Buch der Richter 16, 20: „Philister über dir“, und schilderte in schwungvoller Rede, wie der Erschlagene von den Wächtern überfallen worden sei, wie einst Simson von den Philistern.

Der lustige Sinn der Studenten griff nun dieses Wort auf. Von diesem Tage an nannten sie alle Thorwächter und Diener des Magistrats und der Stadt „Philister“, später aber auch alle Bürger. Diese Benennung verbreitete sich dann auf anderen Universitäten und bürgerte sich allmälig auch beim Volke ein. Jetzt ist kein Bursch, der sie nicht kennt, und die Menschenspezies der Philister mehrt sich von Tag zu Tag.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Strenges Verbot.



Mutter: Nun und nimmermehr kann ich es zugeben, daß Du dem Herrn Lieutenant Dein Bild gibst, dieß wäre höchst unpassend; solltest Du es aber dennoch thun wollen, so darf ich wenigstens nichts davon wissen.

Beim Arzte.



„Wenn ich Ihr Auge kuriren soll, so müssen Sie das Weintrinken unbedingt ganz aufgeben.“

„Ich bitt', Herr Doktor, ich kann doch wegen dem einen Fenster nit den ganzen Bau zu Grund gehen lassen.“

Großmama.



„Großmama! ich danke auch für die schöne Gans zu meinem Geburtstage, — ich habe Deiner gedacht, als sie auf den Tisch kam.“

Eine überwundene Brillenschlange.



„Bitte, erzählen Sie mir doch auch von Ihrer großen Reise in Afrika irgend so etwas recht Gefährliches.“

„Ja, das merkwürdigste Derartige passirte mir mit einer Brillenschlange, die mich im Schlafe vollständig umwand.“

„Gott, wie haben Sie sich da befreit?“

„O, ganz einfach, ich schlug ihr im Moment, da sie beißen wollte, die Brille herunter, daß sie nichts mehr sah.“

Falsche Auffassung.



Major: Weiß Er Tölpel nicht, wie viel die Distanz beträgt, in welcher der Untergebene seinem Vorgesetzten Meldung zu machen hat?

Grenadier: Zu Befehl!

Major: Nun? — 'raus mit der Sprache!

Grenadier: De Burgesetzte sull dem Untergebenen immer drei Schritt vom Leibe bleibe!

Philister-Unterhaltung.



„Hast Du gehört, daß Jobstens Vater ihn will einsperren lassen?“

„Wessen Vater?“

„Jobstens!“

„Ihn einsperren?“

„Ja.“

„Wen denn?“

„Jobsten.“ (Lange Pause.)

„Jobsten?“

„Ja.“

„Weiß ich schon seit vorgestern!“



Anekdoten und Witze.

Der Zerstreute. Was macht Ihr Vater?"
„Wie, Herr Professor, haben Sie es denn vergessen, daß mein Vater leider vor einem Jahre gestorben ist?!"
„Ach ja, ganz richtig! Das wollte ich auch nicht fragen; ich wollte bloß fragen, ob Ihr Vater noch immer todt sei!"

*

„Versuchen Sie's einmal, Frau Nachbarin, dem Kleinen die Füße mit Wein einzureiben, das wird sie außerordentlich stärken." — „Meinen Sie? mein Mann ist immer nach dem Weine sehr schwach auf den Füßen."

*

Amerikanischer Witz. Vor zwei Jahren, schreibt ein Blatt in Georgia, heirathete Mr. John ein junges Mädchen mit so brennend rothem Hauptaar, daß er zum Schutz seiner Augen eine blaue Brille tragen mußte. Durch das längere Zusammenleben ist nun die Nase des Gatten so roth geworden, daß die Gattin eine grüne Brille tragen muß.

*

Origineller Selbstmörder. Mit einer von ihm selbst erfundenen, höchst sinnreich konstruirten Guillotine beging kürzlich James A. Moore in Lafayette, im Staate Indiana Selbstmord. An die Seite der Maschine hatte der Selbstmörder, der seit einer Reihe von Jahren an temporärer Geistesstörung litt und sich als erfindungsreicher Mechaniker seit langer Zeit namentlich mit der Konstruktion von Selbstmordmaschinen beschäftigt hatte, mit Bleistift die Worte geschrieben: «For sale or rent. Harikari. Patent applied for.» (Zum Verkauf oder zum Vermiethen. Harikari. Patent angemeldet.)

*

Des Hinterwäldlers Höflichkeit. Ein von der Kultur beleckter Hinterwäldler, der die Centennialausstellung in Philadelphia besuchte, wurde, als im wiener Café der Kellner mit graziöser Verbeugung ihm die Serviette überreichte, „unangenehm" und sagte, „er wisse sehr wohl, wenn er ein Taschentuch zu gebrauchen habe, auch ohne in solch handgreiflicher Weise daran erinnert zu werden."

*

Die „V.-Z." bringt im Inseratentheil ihrer Nummer vom 18. Februar d. J. die nachstehende, im allgemeinen Interesse gewiß höchst wünschenswerthe Mittheilung:

„Um nochmaliges Klagen beim Stadtgericht und Kammergericht zu verhüten, mache ich bekannt, daß nicht ich die aufgehängte Kuhlmai bin, sondern meine Schwägerin in der Schillingstr. 23; ich wohne Nr. 21. Frau Kuhlmai."

*

„Sie hätten aber doch," meinte kürzlich ein Richter zu einem Schlossermeister, den er als Zeugen verhörte, „Ihren Gesellen abreden sollen, um solcher Kleinigkeit willen zu prozessiren!" — „Det hab' ick ja jedahn! Ick habe jesagt! ‚Kinder! hab' ick jesagt, der Schreiber beim Rechtsanwalt zieht euch den Rock aus und der Rechtsanwalt nimmt det Hemde, un nu jar erst so'n Richter! der schind't euch det Fell vom Leibe!' Sehen Sie, so vernünftig hab' ick mit die Leute jeredet, aber et half ja Alles nischt!"

Chemische Witze.

Obgleich Liebe blind macht, möchte ich doch Keinem rathen, im Vertrauen darauf seiner Flamme die Saucenschüssel über's Kleid zu entleeren.

*

Die wahre Kunst ist die, aus allen heißen Kämpfen des Lebens unverfroren hervorzugehen.

*

Wie gewinnt man Schwefel? Man nimmt ein Schwefelholz und legt es in Essig.
Das Holz verbindet sich mit dem Essig zu Holzessig, und der Schwefel wird frei.

Aus der Schule.

Lehrer: Weßhalb fließen alle Flüsse und Ströme in das Meer? Wer von euch kann mir hiefür einen Grund angeben?
Anton: Damit die Häringe nicht zu salzig werden.

*

Lehrer: Inwiefern sind die Gewitter wohlthätig?
Karl: Sie reinigen die Luft.
Lehrer: Richtig! Und wodurch reinigen Sie die Luft? — Du, Anton, kannst Du mir das wohl sagen?
Anton: Durch den Regen, der wäscht sie aus!

*

Lehrer: „Warum nennt man die Woche vor Ostern die Marterwoche?"
Schüler: Weil das Examen da hineinfällt?"

Aus dem Wirthshause.

Gast: Zum Donnerwetter, das Bier ist ja die reine Jauche.
Kellner: Zu Befehl, mein Herr, es ist der Rest vom Fasse.
Gast: Warum sagten Sie mir denn das nicht, als Sie es brachten!
Kellner: Weil ich fürchtete, daß es Ihnen alsdann nicht schmecken würde!

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Die Petroleumlampe und ihre Gefahren. Nicht nur vor Explosionen hat man sich bei der Petroleumlampe zu hüten; der „Görlitzer Anzeiger" berichtet, daß die Benützung einer Petroleumlampe unter Umständen zu Erstickungsanfällen führen kann. Ein Kaufmann in Görlitz kam jüngst Nachts zwei Uhr in seine Wohnung zurück und fand dort seine Gattin schwer stöhnend und bewußtlos auf dem Bette liegend. Dieselbe hatte ihren Mann, wie gewöhnlich, erwartet und sich schließlich müde auf das Bett geworfen, nachdem sie dießmal zuvor die Erdöllampe bis auf ein Minimum herabgeschraubt hatte. Glücklicherweise konnte sie noch gerettet werden, weil der Zustand der Betäubung noch nicht lange vor der Heimkehr des Mannes eingetreten war. Wie erklärt sich aber diese Betäubung? — Wir erhalten hierüber folgende Belehrung: Bei heruntergeschraubtem Dochte verbreitet sich, besonders wenn das Petroleum schlecht ist, im Zimmer ein Dunst, der, gemischt mit einer Unzahl schwarzer Rußflecken, sich so auf die Augen, Nase und Athmungsorgane legt, daß man beim Einschlafen Gefahr läuft, in aller Form zu ersticken. Tagelang spürt man selbst im Fall der Rettung einen Druck im Kopf und das Athemholen wird schwierig. Ein einstündiger Versuch wird zeigen, wie Tischtücher, Gardinen und andere Gegenstände sich mit Millionen kleiner schwarzer Stäubchen bedecken. Man lasse also die Lampe stets hell brennen oder verlösche sie ganz!

*

Petroleum-Kochapparate bringen ein Liter Brunnenwasser von der gewöhnlichen mittlern Temperatur von + 10° R. unter Verbrauch von 20 Gramm Petroleum in's Kochen. Sie leisten also in Beziehung auf Ausnutzung der Heizkraft eben soviel, wie eine gut eingerichtete Dampfmaschine, indem sie nahezu 50% wirklich verwerthen. Je nach der Größe der Dochte führen sie diese Leistung in 14 bis 20 Minuten aus. Hiebei macht es keinen Unterschied, ob man Lampen mit Flachbrenner oder solche mit Rundbrenner benutzt. (Badische Gewerbeztg. 1875, S. 87.) Die gesundheitspflegerische Bedeutung der „Petroleumherde" scheint von ärztlicher Seite zur Zeit noch unterschätzt zu werden. Seit man diese Apparate so herstellt, daß ohne jede Gefahr der Explosion und ohne üblen Geruch von den zwei oder drei vorhandenen Feuerstellen beliebig nur eine oder mehrere gleichzeitig benutzt werden können, verdienen sie die wärmste Empfehlung: in erster Linie für Arbeiter und Unbemittelte, welche in enger Wohnung zur Sommerzeit im Ofen des Wohnzimmers kochen müssen, und denen durch den „Petroleumherd" nicht nur die Ueberhitzung des Zimmers, sondern auch Zeit und Geld gespart wird (letzteres, weil die Flamme sofort für den Gebrauch sich anbrennen und nach dem Kochen sich löschen läßt, ohne daß „Feueranmachen" und nachfolgende Vergeudung des Brennmaterials nöthig wäre, und weil die Heizkosten überhaupt nicht ein Drittel der Kosten bei Holz- und Kohlenfeuerung betragen); — in zweiter Linie ist der „Petroleumherd" auch Wohlhabenden zu empfehlen, da er alle Vortheile der „Gaskochapparate" aufweist, zugleich aber tragbar ist, und daher der Hausfrau gestattet, die Kocharbeit nach jedem beliebigen kühlen Orte zu verlegen, was namentlich beim Landaufenthalte zu beachten.

*

Zur Warnung. Es dürfte wohl am Platze sein, das Publikum darauf aufmerksam zu machen, mit dem Gebrauch des arsenikhaltigen Fliegenpapiers vorsichtiger zu sein, als dieß bis jetzt der Fall gewesen. Man hat wohl noch wenig daran gedacht, daß die schmerzhaften Anschwellungen der von Fliegen gestochenen Körpertheile größtentheils in der Anwendung des giftigen Papieres ihren Grund haben. Die Fliegen kriechen allerdings auf das mit Wasser angefeuchtete, in Tellern an verschiedenen Stellen der Stuben aufgestellte Papier, sterben aber nicht gleich, sondern fliegen mit dem vollgesogenen Rüssel noch eine geraume Zeit umher und bringen durch ihre Stiche das Gift in die dadurch entstandenen Wunden, was natürlich Anschwellungen und je nach der Menge des Arseniks einen weniger oder mehr gefährlichen Ausgang zur Folge hat. Durch Fliegengläser oder durch mit Quassiaholzabkochung getränktes Papier würde dieser Gefahr leicht abgeholfen.

Erfindungen.

Die neueste amerikanische Erfindung sind runde Spielkarten. Dieselben sollen an Dauerhaftigkeit und Bequemlichkeit für den Spielenden die bisher gebräuchlichen Karten weit übertreffen und außerdem größere Sicherheit gegen falsches Spiel gewähren.

*

Die wunderlichen Erfindungen, welche in Amerika auftauchen und die Jagd nach Patenten darauf sind bekannt, aber an's Unglaubliche grenzen folgende im Patentbureau in Washington, wo hundert Examinatore, darunter zwei Frauen, zur Prüfung angestellt sind, bewilligten Patente, nämlich auf eine „Bandwurmfalle", bestehend aus einer hohlen Kugel aus zwei Theilen, aber durch eine Feder verbunden, um schnell zuschnellen zu können. Nachdem nun der Patient ein paar Tage gefastet hat, versieht man jene Falle mit Leckerbissen und ist sicher, den ausgehungerten Bandwurm zu fangen. — Ein anderes Patent ist für den amerikanischen Grenzbewohner wie geschaffen: der „Kanonenpflug"! Durch die eiserne Pflugschar ist ein Loch gebohrt, um als Feuerwaffe dienen zu können; sieht sich der Bauer durch Wilde bedroht, so spannt er seine Pferde aus und bereitet sich zur Schlacht: thut aber wohl, vorher zu beten, denn der Rückstoß könnte ihn tödten; noch schlimmer aber wäre es, wenn der Schuß beim Prügeln losginge, denn dann würde das Gespann sammt dem Führer daraufgehen. — Noch lächerlicher erscheint das Patent, einen Backstein an den Schwanz einer Kuh zu binden, damit diese das Geschäft des Melkens nicht durch das Schlagen nach Fliegen stören könne. — Als Präventiv gegen Erdbeben erschienen auch viele Patente, worunter eines, das Haus auf Rollen zu bauen, wodurch den Erschütterungen entgegengewirkt werden soll. — Vortrefflich für Besucher der „Centennial" scheint der patentirte „Hauskoffer" geeignet; der Koffer hat drei doppelte Wände, so daß der Reisende nach Herausnahme des Gepäcks jene Wände nur auseinander zu ziehen braucht, um eine komplete Wohnung — wenn auch von bescheidenem Umfange — zu haben.

*

Die selbstthätige Goldwage, eine Erfindung, deren man sich in England schon längere Zeit bedient, ist seit einigen Tagen bei der königlichen Seehandlung in Berlin aufgestellt. Die Wage selbst scheidet jedes zu leichte Goldstück aus der Masse von Goldstücken, die ihr mit einem Male zum Wiegen anvertraut werden, aus. Die Goldstücke werden in eine Art Cylinder gelegt und die zu leichten kommen von der andern Seite der Wage wieder heraus.

Gemeinnütziges.

Französischen Krystallleim soll man durch Auflösen von 8 Thl. bestem arabischem Gummi in 12 Thl. destillirten Wassers und Versetzen der Lösung mit 1 Thl. konzentrirtem Essig erhalten. Er eignet sich besonders zum Kitten von Alabaster, Marmor, Glas und Porzellan, sowie auch anstatt gewöhnlicher Gummilösung als Klebmittel.

*

Vergilbte und stockfleckige Kupferstiche wieder herzustellen, lege man das Bild auf eine Glasplatte, welche einige Zoll größer als dasselbe ist und gieße gleichmäßig, etwa eine Linie hoch, reines destillirtes Wasser darauf, lasse es mehrere Stunden stehen, gieße es dann ab und neues darauf und wiederhole dieß mehrere Male. Dann lasse man gut abtropfen und gieße nun ebenso recht gutes Eau de Javeille darauf, welches aber höchstens nur eine Viertelstunde einwirken darf. Dann spüle man wieder mit destillirtem Wasser nach und wiederhole nach Bedürfniß das Begießen mit Eau de Javeille. Schließlich spüle man mit einer sehr verdünnten Auflösung von unterschwefligsaurem Natron und zuletzt mit sehr viel reinem Wasser nach. Nun stelle man die Glasplatte senkrecht auf Löschpapier und lasse das Bild langsam und vollständig trocknen. Daß dazu einiges Geschick und Vorsicht gehört, damit das Bild sich nicht von der Glasplatte hebe oder gar herabgespült werde, versteht sich von selbst. Dann ist diese Bleichmethode für Kupferstiche aber auch vortrefflich.

*

Seifenspiritus, als bewährtes und billiges Hausmittel bei Quetschungen, Verrenkungen ꝛc., kann man von vorzüglicher Beschaffenheit erhalten, indem man eine Mischung von 1 Thl. Kalilauge von 1,33 spez. Gewicht, 2 Thl. Provenceröl und 6 Thl. Alkohol von 90 Prozent Tralles in einer Flasche im Wasserbad erwärmt und mehrmals stark umschüttelt. Wenn die Verseifung erfolgt ist, werden 6 Thl. heißes destillirtes Wasser zugegeben und gut umgeschüttelt. Dieser Seifenspiritus bleibt klar und wird nicht gallertartig.

*

Ein neuer Kitt für Kunstfiguren von Porzellan, Alabaster und dergl. soll sowohl zum Zusammenhalten der abgebrochenen Theile, als auch zum Ausbessern von Löchern ꝛc. eine Auflösung von hellem Kautschuk in Benzin empfehlenswerth sein. Die dickflüssige Masse wird vermittelst eines Pinsels aufgetragen und bindet sofort. Um die Stellen weiß zu färben, kann man etwas feinstes Bleiweißpulver darin anreiben oder man überpinselt nach dem Trocknen mit einem Schleim aus Arabischgummi, Bleiweiß und verdünntem Spiritus.

*

Scheuersteine zum Reinigen von steinernen Treppen ꝛc. werden in der Weise verfertigt, daß man 14 Theile gesiebten Sand, 2 Thl. Cement und 1½ Thl. gebrannten Kalk zum gleichmäßigen Pulver mischt, mit Wasser zum dicken Brei anfeuchtet und diesen in Formen preßt. Dieß Gemisch läßt sich auch im Kleinen herstellen und ist sehr nützlich.

Landwirthschaft.

Die Noth macht erfinderisch, und ein an Grünfutter armes Jahr hat einen englischen Landwirth Namens Jonas dazu gebracht, Versuche anzustellen, ob das Stroh der Getreidearten nicht nahrhafter und leichter verdaulich zu machen sei. Dieselben sind ihm auch auf's beste gelungen, denn der Erfolg ist durch Wissenschaft und Praxis festgestellt worden. Das Stroh wird zu 5—6 Zoll langem Häcksel geschnitten, in eine Abtheilung der Scheune, die zu diesem Zwecke besonders abgesperrt ist, geschafft und mit geschnittenem Grünfutter abwechselnd gleichmäßig durchschichtet und fest zusammengetreten. Auf 20 Centner Hafer- oder Weizenstroh von frühzeitig geschnittenem Getraide nimmt Herr Jonas 40—50 Pfund Salz und 100 Pfund grünen Roggen, Wicken, Klee oder Luzerne, welche ebenfalls fein geschnitten sein müssen. Mit der Hand wird das Grünfutter sorgfältig und möglichst gleichmäßig über den Strohhäcksel in mehrere Lagen vertheilt und wie schon oben erwähnt, möglichst festgetreten. Schon nach 24—36 Stunden folgt eine starke Erwärmung und nachdem dieselbe vorüber, ist das Gemenge zum Füttern geeignet; es wird von Rindvieh und Schafen nach Aussage des Herrn Jonas gern gefressen. Der englische Agrikulturchemiker Professor Völcker, ein geborener Deutscher, hat das Futter untersucht und sich dahin geäußert, daß die flüchtigen und riechenden Produkte der durch den Zusatz von Grünfutter entstehenden Gährung von dem Strohhäcksel, welches selbst einem langsamen Kochprozeß unterliegt, zurückgehalten werden und die ganze Masse mit einem angenehmen, dem frischen Heu ähnlichen Geruch erfüllen. Bei einer Vergleichung der Holzfaser in gewöhnlichem Stroh und solchem, welches nach dieser Art einer Gährung ausgesetzt war, zeigte sich, daß in dem gewöhnlichen Stroh nur 19 Prozent in verdünnter Säure und Alkali löslich waren, während in dem fermentirten Stroh 45 Prozent der gesammten Holzfaser löslich geworden waren. So nützlich dieß für die Verdaulichkeit war, so wohlschmeckend wird das Futter durch den Heugeruch. Eine Infusion mit heißem Wasser erzeugte eine Flüssigkeit, welche von dem bekannten und beliebten Heuthee kaum zu unterscheiden war. Jedenfalls ist das Verfahren des englischen Farmers einer Nachahmung im kleinen Maßstabe werth, indem Kosten damit nicht verbunden sind, denn eine passende Oertlichkeit zu einem Versuche dürfte wohl überall zu finden sein.

Nachruf.

Karl Simrock †. Am 18. Juli Abends ist Professor Karl Joseph Simrock im Alter von fast 74 Jahren in seiner Vaterstadt Bonn gestorben. Er war daselbst am 28. August 1802 geboren worden. Mit Simrock ist nach Hofmann von Fallersleben der fleißigste und verdienstvollste Erforscher der altdeutschen Götterlehre, Sagenwelt und Dichtung gestorben, dem das deutsche Volk zuerst die Erschließung der Schätze seiner Götter- und Heldensage durch mustergiltige Uebersetzungen der alten Heldenlieder in's Neuhochdeutsche und die erneute Bekanntschaft mit seinen schon längst vergessenen Volksbüchern zu danken hatte. Obwohl im Staatsdienst stehend, vollendete und veröffentlichte Simrock bereits 1827 seine Uebersetzung des „Nibelungenliedes“, die seitdem mindestens zwanzig Auflagen erlebt hat, und der 1830 die Uebersetzung des „armen Heinrich“ von Hartmann von der Aue, 1833 jene der Gedichte Walther's von der Vogelweide (gemeinsam mit Wackernagel) folgte. Auch mit Shakespeare hatte er sich beschäftigt und schon 1821 mit Echtermeyer und Henschel die Abfassung eines Werkes über die Quellen des Shakespeare unternommen. Wegen eines politischen Gedichtes über die pariser Julirevolution durch eine Kabinetsordre des Königs aus dem preußischen Staatsdienst entlassen, widmete er sich ganz seinen Studien der altdeutschen Sprache und Dichtung, als deren nächste Frucht die Herstellung der „zwanzig Lieder von den Nibelungen“ (1840) auf Grund der Lachmann'schen Annahme vom Ursprunge des Nibelungenliedes zu betrachten ist. Dann gab er die Uebersetzungen vom „Percival und Titurel“ (1842), von „Tristan und Isolde“ (1855), der ältern „Edda“ (1852), des „Wartburgkrieges“ (1858) und des „Beowulf“ (1859) heraus. Von 1839 bis 1858 erschienen seine Bearbeitungen der ältesten Ausgaben der „Deutschen Volksbücher“ und des Puppenspieles „Faust“ (1846). Im „Heldenbuche“ (1843—1849) faßte er die gesammten Reste der altdeutschen Heldensage, theils in treuen Uebersetzungen, theils in selbstständigen dichterischen Bearbeitungen zusammen, so namentlich die Siegfriedsage und die Wilkinasage. In den Sechzigerjahren sammelte und veröffentlichte er die alten deutschen Märchen, Sprüchwörter und Volkslieder. Alle diese Werke haben zahlreiche neue Auflagen bis in die letzten Jahre erfahren. Von Shakespeare übersetzte Simrock die Gedichte und mehrere Dramen, namentlich „Macbeth“, „Das Wintermärchen“, „Viel Lärm um Nichts“ u. s. w. Seine eigenen Gedichte hat Simrock 1863 in einer neuen Auswahl und Sammlung herausgegeben. Von seinen wissenschaftlichen Werken ist hauptsächlich das „Handbuch der deutschen Mythologie“ hervorzuheben. Seit 1850 wirkte Simrock als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bonn, war aber schon vor längerer Zeit in den Ruhestand getreten, nachdem er eine schwere Geisteskrankheit durchgemacht hatte.

Historische Gedenktage.

17. September.

1787. Die Verfassung für die Vereinigten Staaten von Nordamerika wird vom Kongreß zu Philadelphia angenommen.

18. September.

1773. Traktat zu Warschau, durch welchen die Republik Polen gezwungen wird, die von Rußland, Oesterreich und Preußen bereits vollzogene erste Theilung Polens zu genehmigen.

19. September.

1657. Vertrag zu Wehlau zwischen dem großen Kurfürsten von Brandenburg und den Polen, durch welchen das Herzogthum Preußen eine Souveränität wird.

21. September.

1558. Karl V., deutscher Kaiser und König von Spanien, — müde der Last seiner durch Kriege mit Frankreich, durch Luther's Reformationswerk, durch den schmalkaldischen Krieg ꝛc. so folgereichen Regierung, dann vom Thron gestiegen und als Mönch in das spanische Kloster St. Just zurückgezogen, — daselbst im Alter von 59 Jahren gestorben.

22. September.

1814. Aug. Wilh. Iffland, dramatischer Künstler und Schriftsteller, preußischer Generalschauspieldirektor zu Berlin, — gestorben.

23. September.

1787. Peter von Cornelius, genialer Maler, Direktor der Kunstakademieen zu Düsseldorf, München und Berlin, Kanzler des preußischen Verdienstordens, — zu Düsseldorf geboren.

24. September.

1475. Georg von Frundsberg, deutscher Feldhauptmann unter den Kaisern Maximilian I. und Karl V., zu Mindolheim geboren. Bekannt ist seine ermuthigende Ansprache an Luther auf dem Reichstag in Worms.

25. September.

1744. Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, geboren. Er war ein Neffe und Nachfolger Friedrich des Großen, regierte aber nicht in dessen Geiste, daher das Ansehen der Monarchie sank.

26. September.

1555. Religionsfriede zu Augsburg, auf Grundlage des passauer Vertrags (31. Juli 1552), abgeschlossen zwischen dem Kaiser und den Protestanten, denen völlige Gewissensfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken zugesichert wird.

27. September.

1808. (Bis zum 14. Oktober.) Kongreß zu Erfurt, Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander, der Könige von Sachsen und Bayern und anderer hohen Personen.

28. September.

1684. Vermählung des Kurprinzen von Brandenburg, nachmaligen König Friedrich I. von Preußen, mit Sophie Charlotte von Hannover, einer durch geistige und körperliche Bildung ausgezeichneten Fürstin.

30. September.

1816. Eröffnung des Kongresses zu Aachen, welcher die völlige Aussöhnung der verbündeten Mächte mit Frankreich vollendete und auf welchem die Grundsätze der fortan zu befolgenden europäischen Politik festgestellt wurden.

1. Oktober.

1578. Don Juan d'Austria, des deutschen Kaisers Karl V. natürlicher Sohn, Sieger bei Lepanto, spanischer Gouverneur der Niederlande, — stirbt in seinem Lager bei Namur, vermuthlich an Gift von seinem eifersüchtigen Halbbruder, König Philipp II.

2. Oktober.

1187. Kapitulation von Jerusalem, das Sultan Saladin den Christen nach 88jährigem Besitz wieder entreißt.

3. Oktober.

1813. Schlacht bei Wartenburg, Sieg des preußischen Generals York über die französischen Generale Bertrand und Marmont, in Folge dessen Blücher auf das linke Elbufer überging. Von dieser glänzenden Waffenthat erhielt der Sieger den Ehrennamen Graf York von Wartenburg.

4. Oktober.

1830. Hans David Ludwig von York, Graf von Wartenburg, preußischer Feldmarschall, — der durch die Konvention zu Poscherau und durch die Siege bei Wartenburg, Möckern und Laon so wesentlich zum Befreiungskriege beigetragen, — auf seinem Gute Klein-Oels in Schlesien gestorben.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 28:

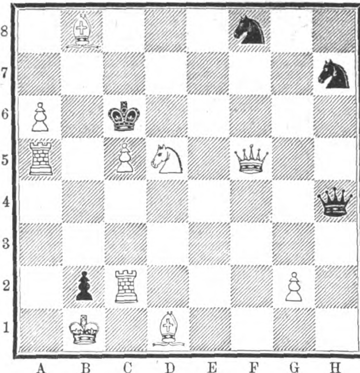
Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist das Weib geboren. Wenn sie der Natur gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel.

Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Von **S. Loyd.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 28:

Weiß.	Schwarz.
1) S. E 5 — F 3 †	1) 1) K. D 4 nimmt E 4.
2) T. C 6 — D 6	2) Beliebig.
3) T. D 6 — D 4 setzt Matt.	

Auflösung des Rösselsprungs Seite 28:

Gern gehorcht des Herzens Trieben,
Wer ein heitres Leben lebet,
Manches ist ihm ausgeblieben,
Doch er hoffet, doch er strebet,
Doch er hört nicht auf zu lieben;
Denn kein Schiffer soll verzagen
Hat ihn auch die Flut betrogen,
Was er will, das muß er wagen.

A. v. Platen.

Charade.

In einem Worte stehn zwei Zeichen,
Die beide zählen zu den weichen.
(An dritter Stelle und am Schluß
Man diese Zeichen suchen muß.)
Wenn man sie beide will verhärten,
Wird der Begriff ganz anders werden.
Im ersten Fall entsteht's durch Massen,
Die sich nur schwer bewegen lassen;
Im zweiten Falle macht es kund,
Was gern empfängt der gier'ge Mund.

Auflösung des Räthsels Seite 28:

Die Noten.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. B. W. in Bamberg. Wir kennen kein anderes Mittel der Haarfärbung. Bei Schwarz haben Sie richtig verstanden.

Hrn. Gustav M. in Karolinenthal. Die hölzernen Kanonen sind, wie uns ein Kriegskundiger versichert, ein Märchen.

Hrn. Max Schulz in Genua. Besten Dank, jedoch wie Sie gesehen, schon erledigt.

Hrn. F. R...n in E. Nr. 1: Kopisch gesammelte Werke von Böttiger, Berlin, Weidmann, 8 Mark. Nr. 2: Wird geschehen. Nr. 3: Gibt es noch nicht; in jedem Staat anders. Gut ist Hübner's „Statistische Tafel aller Länder ꝛc.“ Frankfurt a. M. Nr. 4: Bei jeder Pflanze höchst verschiedene Bedingungen. Die Angabe würde das ganze Heft füllen. Nr. 5: Befeuchten mit Essig und dem Sonnenlicht aussetzen. Nr. 6: Wir wollen uns an einen Sachverständigen wenden. Antwort in Heft 3.

Hrn. Hermann Schön. Haben wir nicht gebracht.

Hrn. Prof. Capr. in Bozen. Wie lautete die Frage? Uns ganz unbekannt, worauf Sie zielen.

Hrn. H. H. in Bremen. Kalte Abwaschungen und nicht Ueberanstrengung durch Laufen.

Hrn. P. O. in München. Leider nicht für uns geeignet.

Hrn. G. Beaumont in Saarlouis. Legen Sie vorsichtig Benzinmagnesia auf den Fleck, lassen sie trocknen und entfernen sie wieder recht sauber.

Frln. Pauline Rhode in M. Briefe werden wir mit Vergnügen an den Autor gelangen lassen. Seine Adresse hier anzugeben, sind wir nicht ermächtigt.

O. N. Es freut uns, daß dieser Artikel Ihren Beifall erlangt hat, es werden noch mehrere ähnlicher Art folgen.

Frau Emilie R. in T. Wirklich im Ernst? Wir können es nicht glauben.

Frln. S. M. in Berlin. Gehen Sie nach der Insel Sylt, dort werden Sie das Gewünschte alles beisammen finden. Norderney ist schön, dürfte aber nicht ganz Ihren Anforderungen entsprechen.

Aerztliche Korrespondenz. Alb. P. L. Eine skrophulöse Nasengeschwulst kann durch örtliche Mittel nicht radikal behandelt werden; sie bedarf einer allgemeinen Kur gegen die konstitutionelle Skrophelkrankheit; hier hat der Arzt zu entscheiden, ob Leberthran oder Soolbäder, namentlich kreuznacher Mutterlaugenbäder, für Sie geeignet sind. Eine angemessene animalische Kost nebst frischer freier Luft werden dabei vortheilhaft mitwirken.

Abonnent in Charlottenburg. Alle lokalen Mittel, um Warzen zu vertreiben, sind unsicher, wenn eine organische Disposition, die noch keine genügende wissenschaftliche Erklärung gefunden hat, vorhanden ist. So verschwinden oft Warzen, die allen lokalen Zerstörungsmitteln (Aetzung, Ausschneiden ꝛc.) widerstanden oder an anderen Stellen wieder vereinzelt oder gruppenweise auftauchten, freiwillig, wenn der Organismus umgestimmt wurde, z. B. nach Mineralwasserkuren, Schwangerschaft ꝛc. Tiefeingreifende Aetzmittel, wie Kali causticum, erregen unangenehme Narben. In neueren Zeiten ist das öftere Betupfen mit Karbolsäure empfohlen worden.

Hrn. J. M. a. R. IV. Wir müssen Ihnen dieselbe Antwort geben, wie dem vorstehenden Fragesteller.

Hrn. M. S. in O. „Der Bart ist des Mannes Fluch“, sagt der immer glattrasirte Lord Byron. Wenn die Natur Ihnen den Bart, den nicht jede Dame als „des Mannes Schmuck“ anerkennt, in kräftiger Gestalt versagt hat, so sparen Sie alle ferneren Mittel, von denen Sie schon, Ihrem Geständniß nach, viele vergeblich versucht haben. Sie werden den Schelm nicht herauslocken. Ein möglicher Erfolg wäre noch durch tägliches Rasiren zu erzielen, wenn Sie etwas Geduld zwischen die Seife mischen. Wo der Bart nicht den Mann kennzeichnet, da wird er durch männliche Kraft und Würde ersetzt. **Dr. Kl.**

Anfragen *).

5) Wie erzeugt man eine gute schwarze Tinte, die all' der neueren Kunstmittel entbehrt, nicht unangenehm riecht und die Federn nicht anfrißt, auch nicht dick wird? H. G. in M.

6) Wie gewöhnt man Tauben an ihren Stall? L. F. in S.

7) Woran erkennt man echten Meerschaum und wie muß der Bernstein, wenn er Werth hat, aussehen? A. W. in Br.

8) Wie kann man sehen, ob Emaille schädliches Blei enthält? K. L. in St.

9) Kann man Räucherpapier selber herstellen? Woraus wird Coldcream bereitet? Chr. G. in L.

10) Woher kommt der Name der jüdischen Festspeise Schalet und wie wird sie am besten bereitet? J. L. in Fr.

11) Taugt Pepsin bei schwachem Magen etwas und aus was wird es gemacht? A. in R.

12) Was ist das beste Verfahren, Geflügel zu tödten? Fr. O. in N.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 3. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Antoniustag.

Italienische Dorfgeschichte

von

Rosenthal-Bonin.

(Nachdruck verboten.)

I.

Jungfrau Petronella Tilano saß in ihrem Hinterstübchen im Hause ihres Vaters, welches draußen in der nördlichen Vorstadt Pisas an der Landstraße lag.

Dieses Stück Landstraße hatte den Charakter eines Dorfes; ein gutes Stück von der Stadt entfernt gelegen, bestand dieser sobborgo (Vorort) aus zwei Reihen verräucherter, ruinenhaft aussehender kleiner Steinhäuser, welche sämmtlich eine Art steinerner Terrasse zur Seite hatten und, mit einem auf steinernen Säulen ruhenden Dache versehen, den Eingang zum Hause bildeten.

Vor jedem Hause war in bewunderungswürdiger Uebereinstimmung des Geschmackes ein Schutt- und Misthaufen und hinter jedem Haus ein großer Gemüsegarten.

Auf und zwischen den Schutthaufen tummelten sich die Kinder, die Hühner und die kleinen braunrothen Schweine des Dorfes herum, hinter den Häusern arbeiteten die Erwachsenen in den Gärten, denn der Erwerb des Dorfes bestand außer der Schweinezucht im Bau von Artischocken, Pastinaken, Blumenkohl und Zuckerkartoffeln, welche Produkte, da Pisa fast gar nichts zu essen schien, mit der Eisenbahn nach Livorno gingen.

Petronella's Hinterstübchen hatte die Aussicht auf die schnurgeraden Reihen der stachelblättrigen Artischocken, den Schluß dieser Landschaftsbilder machten drei dicke Feigenbäume aus, unter denen Agosto Tilano, der Vater Petronella's, gerade jetzt in diesem Augenblick Kartoffeln jätete, dann kam eine altersgraue hohe Steinmauer, über welcher ein wahres Meer von Maiskolbenbüscheln, weithin nach allen Seiten sich dehnend, zu sehen war.

Auf dieses gelbgrüne Meer schaute starr Petronella und biß sich von Zeit zu Zeit mit ihren sehr weißen kleinen Zähnen auf ihre sehr rothen Lippen.

„Weßhalb sitzst Du am Tag im Zimmer und thust nichts?“ rief Vater Agosto seiner Tochter zu, „wir sind keine Nobili und müssen arbeiten.“

Petronella schob brummend das kleine Schiebfenster zu und schlenderte hinaus in den Garten, um ihrem Vater bei der Arbeit zu helfen.

„Mädchen, mit Dir sieht es ganz schlecht aus,“ sprach Agosto jetzt zu der neben ihm Arbeitenden, einen Strohhalm, das Mittel gegen den Durst, aus seinem Mund nehmend und ihn in seine krausen Haare steckend, „Du hast stets einen Kopf wie ein Puter, läufst den Tag neunzigmal in die Kapelle und wirfst Teller und Schüsseln, daß es zum Erbarmen ist für die theuren Sachen.“

„Ach, was kümmert mich das Geschirr!“ rief Petronella, zornig an einer Kartoffelstaude reißend.

„Natürlich kümmert's Dich nicht, Dich kümmert nichts mehr jetzt, seitdem die Geschichte mit dem Antonio ist — ich thät' mich schämen!“

„Ihr seid eben nicht ich,“ warf Petronella ihrem Vater entgegen und jätete sichtbar wüthend mit sehr rothem Gesicht Unkraut.

„Ja, ich thät' mich schämen,“ fuhr Agosto unbeirrt in der Stärke seines erregten Ehrgefühls fort, „einem Mann, der mich nicht mag, so nachzulaufen.“

„Wer läuft nach?“ fuhr Petronella auf, einen ganzen Haufen Unkraut wild hinter sich zerstreuend.

„Na, hör' mal: wenn ein Mann einem Mädchen deutlich genug gezeigt hat, daß er sich aus ihm nichts macht, und das Mädchen ärgert sich Tag und Nacht darüber und steht hinter jedem Gartenzaun und hinter jedem Baum und lugt auf ihn



Das Frühstück zu Dreien. Gemälde von Saint-Jean. Nach einer Photographie von Lecadre. (B. Schlesinger in S[...] 8.)

aus, wo er hingeht, und wird ganz toll und weiß nicht, was es thun und lassen soll vor Aerger und Wuth, so denk' ich, ist das ‚Nachlaufen' genug."

„Habt Ihr nicht selbst gesagt, der Antonio würde Euch als Tochtermann passen?" fragte Petronella dagegen, in ihrer Arbeit innehaltend und mit ihren blitzenden, kleinen, scharfgeschnittenen schwarzen Augen, über welchen starke schwarze Augenbrauen sich wölbten, fast die altersgraue Mauer durchbohrend.

„O wohl, er wär' mir schon recht, trotz der bösen Alten von Mutter, denn der Bursche ist ordentlich und hat Vermögen, aber wenn er nicht will, mit dem Carabinieri kann ich ihn nicht zu Dir bringen, und mit Deinem puterrothen Kopf, den Du seit Wochen schon hast, wirst Du ihn nicht in die Kirche locken."

„Was hat Euch mein rother Kopf gethan?" fuhr Petronella geärgert auf, sich die Haare aus dem Gesicht streichend und über ihre Wangen fahrend, als wollte sie dadurch die Röthe entfernen, „es ist mein Kopf."

„Ja, es ist Dein eigensinniger Kopf und er taugt nichts mehr in Haus und Feld, das Essen läßt Du verbrennen und auf dem Markt in der Stadt verkaufst Du nichts — ganz Pisa weiß schon, daß Du in den Antonio vernarrt bist, ihn doch nicht zum Mann kriegst und deßhalb nicht weißt, was Dir die Leute bezahlen."

„Ich mach' mir gar nichts aus dem dummen Menschen, das weiß die ganze Stadt!" fuhr Petronella auf, und ihre Augen sprühten Feuer und ihre Hände zupften krampfhaft an ihrer Gartenschürze, „er ist ein Schwachkopf, ein Schwachkopf ist er!" und die dunkelhaarige Landschöne spie mehrmals heftig aus.

„Na, na!" entgegnete begütigend Agosto und kraute sich in seinem Wollhaar, „ersäuf' mir nur nicht die Kartoffeln vor lauter Verachtung, bah, laß den Burschen fahren, Du bist noch jung und gut gewachsen, Du bist auch nicht ganz arm, wir haben unser Häuschen und einen Garten so groß wie die übrigen. Was da, laß den Burschen schießen, es gibt genug andere Burschen im Dorfe, bei denen Du nicht hinter dem Nelkenstock auszulugen brauchst. Es ist meist besser, wenn man Den nicht bekommt, den man sich in den Kopf gesetzt hat."

„Ich habe mir gar keinen in den Kopf gesetzt," erwiederte trotzig Petronella, „ich heirathe gar nicht, dann ist man sein freier Herr und hat keinen bösen, groben Kerl im Haus, für den man sich abplagen muß, und daß ich keinen von den dummen Buben hier will und gar nicht ihren butterweichen Hans, das werde ich der alten Hexe, seiner Mutter, zu wissen thun, damit sie zu hetzen aufhört, denn von dieser Teufelsgroßmutter kommt Alles her."

„Was bin ich — die Teufelsgroßmutter, he!" ertönte plötzlich eine schrille Stimme hinter dem Zaun, welcher den benachbarten Garten von dem Besitzthum Agosto's trennte, und ein gelbbraunes, pergamentenes Hexengesicht mit glühenden schwarzen Augen wurde über den Brettern sichtbar. „Nun, dann sollt ihr auch merken, daß ich euch zu meistern verstehe und eure sauberen Pläne, die sich nicht an das Tageslicht wagen dürfen, und von euch heimlich . . ."

„Liebe Frau Nachbarin," unterbrach jetzt Agosto, der zuerst beim Anblick des wohlbekannten, nicht sehr anmuthenden Gesichtes erschrocken gewesen, den Redestrom der Nachbarin ruhig. „Ihr schwatzt da von Plänen, die das Licht scheuen, und wir sprechen hier um Mittag im Garten so laut, daß es Jeder hören kann und Sie es auch gehört haben; wollen Sie vielleicht so gut sein und mir irgend einen Plan nennen?"

„Plan nennen, Plan nennen!" rief giftig die Alte und strich sich eine Strähne grauen Haares aus der faltigen Stirn, „als ob ich nichts als Bohnen im Leben gegessen hätte, spekulirt Ihr nicht auf meinen Buben, wollt' Ihr ihn nicht in Euer Garn locken, so fest, daß er nicht mehr heraus kann und Eure Tochter nehmen muß; hat die ungerathene Dirne nicht schon alle Hexenkünste versucht, den Burschen an sich zu ziehen, und steckt Ihr etwa nicht auch dahinter, Agosto, um Euch einen reichen Tochtermann zu fangen, he! Ihr seid mir saubere Nachbarn!"

„Ich Ihren Buben!" schrie jetzt mit ihrer hellen, lauten Stimme Petronella. „Sieh' einmal Einer an, was sich die Alte einbildet, man sollte glauben, der Kopfhänger wäre ein Prinz — ach, und er ist doch nur ein Bauernbursche wie alle Anderen, nur daß er kein Mann ist und keinen eigenen Kopf und kein eigen Herz hat, sich nicht zu muckfen getraut und wie ein Ammenkind von einem alten bösen Weib sich stoßen läßt, wohin er gehen soll. Ich wollt' gar keinen, der nicht ohne Gängelband laufen kann!"

„He! Aber Ihr hättet das Gängelband doch gar zu gern in der Hand haben wollen?" rief höhnisch die Alte.

„Na, hört 'mal, Frau Benigna," warf jetzt Vater Agosto ein, „jetzt, denk' ich, haben wir genug diskurrirt. Ihr Bub hat mit meiner Tochter gespielt, als Beide noch Kinder waren, dann hat er ein Bissel um sie herumcharmirt, bis das Mädel sich was in den Kopf gesetzt hat, und dann ist er eilig abgesprungen und hat gethan, als ob er plötzlich vom Mond herab in's Dorf gefallen wär', — nun, das ist kein Verbrechen, das machen alle Bursche so, nur von meinem Mädel ist es dumm, daß sie das bischen Charmiren für baare Münze genommen hat. Sehen Sie, Frau Nachbarin, da haben Sie all' unsere Pläne."

„Ja," sekundirte Petronella jetzt ihrem Vater und wischte sich mit ihrer groben blauen Leinenschürze die Stirn, wischte sich aber, da die Schürze voll dunkler Gartenerde war, eine ganze Musterkarte von Erdproben in ihr Gesicht, das schon von Natur braunroth wie ein reifer Granatapfel war und dadurch Aehnlichkeit mit der Tätowirung eines Indianerhäuptlings auf dem Kriegspfade bekam, — „ja, jetzt wollen wir Ihr 'mal Ihren Plan sagen: wir haben auch nicht unser ganzes Leben nur Bohnen gegessen. Der Antonio hat mich einmal leiden mögen, da ist aber Sie, alte Hexe, dazwischen gekommen, Ihr bin ich nicht gut genug, und hat ihm wer weiß was vorgelogen, und da hat der Bursche mich nicht mehr angesehen, — das sind Ihre Pläne, feige, hinterlistige Pläne; wir sind ehrliche Leute, und ich sag' offen und ehrlich Jedem in's Gesicht, was ich thue und will."

„Ja, Du schlägst Jeden in's Gesicht, Du wilde Katze, wie Du's mir auf dem Markt gethan, ja, das ist eine schöne Ehrlichkeit."

„Ja, Petronella," erscholl jetzt eine neue Stimme im Nachbargarten hinter dem Zaun, und der Paris dieses trojanischen Krieges näherte sich jetzt der Stelle, wo der heftige Wortkampf gefochten wurde. „Du bist jähzornig und heftig, ich habe das eingesehen und deßhalb habe ich von Dir gelassen."

Der hübsche, schlanke junge Mann mit dem sanften, ganz bartlosen Gesicht und den gemüthvollen, ruhigen, treuherzigen Augen, welcher diese Worte sprach, blieb in einiger Entfernung von dem die Parteien trennenden Zaun stehen, so daß Petronella und ihr Papa nur sein röthlich-blondes Haar sehen konnten.

Petronella mit ihrem weiblich scharfen Verstande merkte sofort den Grund dieser Zurückhaltung.

„Ah," rief sie dem neuen Kämpfer zu, „Du getraust Dich ja nicht einmal, mich anzusehen. Wahrscheinlich aus übergroßer Furcht, ich könnte Dich kratzen und beißen, und doch hat ein gewisser Jemand vor ein paar Wochen gar nicht wollen aus unserer Küche gehen, bis ich gesagt habe: ‚Antonio, es wird Nacht und die Leute könnten reden.'"

„Nein, Furcht habe ich nicht vor Dir, Petronella," entgegnete der Geschmähte und kam an den Zaun und sah ruhig auf das seltsam tätowirte, zornrothe Mädchen, „Du bist mir nur zu wild und zu bös als Frau, aber Furcht habe ich vor keinem Mädchen;" und jetzt war es an Petronella, die Augen vor dem klaren, ruhigen Blick ihres Ungetreuen zu senken, denn ihr Herz pochte bei den Worten Antonio's so stürmisch vor Kummer, Zorn und Liebe, es wallte so mächtig auf, daß sie mit aller Gewalt mit sich kämpfte, um nicht in Thränen auszubrechen und so mehr zu verrathen, als sie mochte.

Aber auch die Wittwe Benigna mußte dieses Augenduell für nicht recht geheuerlich hinsichtlich ihres Sohnes halten, denn sie nahm diesen plötzlich bei der Hand und zog ihn von dieser gefährlichen Stelle fort, indem sie in's feindliche Lager rief:

„Bah! Ihr da drüben könntet was Besseres thun als streiten, das bringt euch nichts ein und ihr habt's nöthig, arbeitet lieber, damit ihr nicht hungrig zu Bette gehen müßt, müßig sein dürfen nur Leute, die etwas haben. Komm', Antonio, sonst sagen sie noch, wir schmälerten ihnen ihren Verdienst," und mit diesen Worten zog sie eiliger als nöthig ihren langgewachsenen Sohn vom Zaune fort und ging mit ihm in das Haus in einem Marschtempo, das einer ziemlich hastigen Flucht so ähnlich wie irgend möglich sah.

Petronella lachte und sagte laut genug, um drüben im ganzen Garten verstanden zu werden:

„Da muß er mit ihr davonspringen, als ob sie Beide Pflaumen gestohlen hätten!"

Dann machte sie sich an ihre Arbeit und suchte Raupen von den Artischocken und zertrat sie mit solch' einem Eifer, als ob ihr ganzes Lebensglück davon abhinge, und zerstampfte das Gewürm mit solcher Vehemenz, wie wenn jeder Tritt der feindlichen Nachbarin gelte.

II.

Tage, Wochen, Monate waren vergangen nach diesem harten Strauß.

Es war Winter geworden — norditalienischer Winter, der Regen in Strömen geflossen, die Flüsse ausgetreten, die Weinreben hatten ihr Laub verloren und statt der grünen Reis- und Maisfelder sah man große Seen trübschlammigen Wassers. Die Oliven sahen viel grauer aus als im Sommer, die Orangen- und Citronenbäume hatten Laub so dunkelgrün und dick wie uraltes Saffianleder, und die Cypressen stiegen wie schwarzgrüne spitze Riesenflammen steil auf zum regendunklen Himmel. Es sah traurig aus in der Natur und diese war ein Spiegelbild vom Herzen Petronella's.

In Petronella's Herzen war auch jede Blume verschwunden und es wurden dort vom Sturm der Leidenschaften gepeitscht ganze Seen von Schmerzen, düster ragten die Cypressen der Erinnerung in ihrem jetzt von bleischweren und bleigrauen Wolken umzogenen Liebeshimmel, in der Natur draußen unterbrach ab und zu eine fast frühlingswarme Sonne die naßkalte Oede des Himmels und dann sproßten und blühten gleich Blumen und Blümchen auf dem dankbaren italienischen Boden, in Petronella's Herzen aber gab es keinen Sonnenblick.

Fest zusammengezogen ihren vollippigen Mund, die feurigen dunklen Augen umflort, die Granatwangen etwas lichter als früher, und die starken Augenbrauen über der antik schönen, fein abfallenden Nase kraus zusammengezogen, saß die Verlassene auf dem Markt, ganz in der Nähe des weltberühmten schiefen Thurmes, und hielt unter einem riesigen Regenschirm, der in die Pflastersteine gesteckt war, Obst- und Gartengewächse feil. Mancher feine Stutzer warf der echt nationalen, dunkelglühenden, blühenden Landschönheit außerordentlich freundliche Blicke zu, aber Petronella merkte das nicht. Der nette, unverheirathete Sattler Petruchio, welcher schrägüber ihrem Stand einen ganz hübschen Laden hatte und fleißig arbeitete, ließ trotz der Kälte seine Ladenthür weit offen stehen, um Petronella sehen zu können, er sang mit seinem hohen Bariton noch schönere Arien als früher, noch schmelzender und unaufhörlich, häufig heimlich die Hand vor dem Mund krümmend, damit die Töne besser zu Petronella hinüberschallten, — die unbewegliche Schöne schien aber völlig unempfindlich selbst für den Arditiwalzer, starr saß sie und theilnahmlos wie eine Statue, und der Gesang Petruchio's wurde allmälig sentimental und traurig; zuletzt hatte er ein Tuch um die Ohren, schloß die Ladenthür und sang gar nicht mehr, — auch das rührte nicht Petronella's Gewissen; sie starrte hinaus in's Graue, sie rief keinen Käufer zu sich heran, sie verkaufte wenig, woran ihr, der sonst so Verdiensteifrigen, gar nichts lag, was jedoch ihrem Vater viel Aerger und Verdruß bereitete und ihr zornige Strafpredigten einbrachte.

Da mehrere Bursche sich jetzt schon von Petronella Körbe geholt hatten, und zwar nicht die zierlichst geflochtenen, so verbreitete sich allmälig das Gerücht, daß die Tochter Tilano's nicht heirathen wolle, und die andauernde böse Laune und gesteigerte Heftigkeit der sonst schon für heißherzig genug bekannten Schönen schreckte auch die kaltblütigsten Freiwerber zurück.

Aber auch Antonio schien nicht heirathen zu wollen, er war jetzt vierundzwanzig Jahre alt, seine Mutter hatte ihm schon ein Dutzend reicher Töchter von benachbarten Bauerndörfern vorgeschlagen, — man war sogar mit einigen Bauernfamilien nach Livorno gewandert, die betreffenden Töchter mit großen silbernen Kämmen im schwarzen Haar und riesigen silbernen Ohrringen, die schönsten buntseidenen Busentücher um die Schultern geschlungen, lustig und geschwätzig dabei — man hatte sich die Schiffe angesehen, in der Tratorie zusammen gebackene Fische gegessen, — jedoch Antonio war freundlich, höflich und ruhig wie immer geblieben und hatte keinem der Mädchen auch nur die geringste Hoffnung gegeben. Da wurde einst nach solch' einer verunglückten Partie, die der alten, geizigen Benigna viel Geld gekostet hatte, die Mutter gewaltig böse und machte Antonio die heftigsten Vorwürfe.

„Mir fehlt ja nichts, was soll ich denn heirathen?" hatte Antonio auf die Vorstellungen seiner Mama geantwortet, — die ihm haarklein bewies, daß ihm eine tüchtige Hausfrau, die auch sie respektire und ihr gehorche und ihr im Hause ab und zu Hülfe leiste und ihm das Leben angenehm mache, fehle.

„Mir fehlt keine Frau, auch wenn Du mir das Gegentheil beweist, Mutter," hatte Antonio nach einer Pause seine Antwort bekräftigt.

„Ich glaube gar, Du hast noch den Drachen, die Petronella, im Kopf," rief zuletzt erbost Frau Benigna und durchbohrte fast mit ihren unheimlich glühenden Augen ihren Sohn.

„Nein," erwiederte darauf leidenschaftslos Antonio, „sie wird einmal eine gute, tüchtige Hausfrau, das ist wahr, was Du auch dagegen sagst, aber ich mag keine zum Weib, die den ganzen Tag herumgeht wie mit Pulver geladen und nichts weiß als Zorn und Wuth, — ich habe sie jetzt kennen gelernt."

„Na, hoffentlich hast Du's jetzt eingesehen," schürte die Wittwe; „an Gelegenheit," fuhr sie lauernd fort, „hat es Dir nicht gefehlt, aber ihr Burschen sehet den Teufel für einen Engel an, wenn ihr vernarrt seid. Die Petronella ist schlimmer als Beelzebub."

„Schimpf nicht auf das Mädchen, Mutter," sprach Antonio jetzt entschieden, „mir ist das Schimpfen zuwider, — ich mag auf kein Mädchen hinter ihrem Rücken Böses reden hören. Du hast einen Haß auf Petronella, und das ist ganz unnöthig, denn ich nehme sie nicht."

Die Mutter machte ein besorgtes Gesicht und warf einen schnellen Seitenblick auf ihren gedankenvoll zu Boden schauenden Sohn. Da sie aber wußte, daß er mitunter so ganz eigen war und einen sehr festen Kopf in aller Ruhe aufsetzen konnte und sie manchmal schon durch ein Wort zu viel das Gegentheil von dem erreicht hatte, was sie erreichen wollte, so ließ sie diese Angelegenheit auf sich beruhen und Beide wanderten ihrem Dorfe zu, — Antonio wieder einmal nicht als Bräutigam.

*

Der Frühling kam, die Wassertümpel verschwanden, der Himmel lachte im heitern Blau, der Reis sproßte, der Mais auf den Feldern wuchs lustig und saftig grün in die Höhe, die Oliven glänzten wieder silbergrau, die Granatbäume blühten lebhaft roth und die Orangenbäume streuten von ihren weißschimmernden Kronen wunderbare Düfte durch die in Licht und Farben so zu sagen schwelgende Landschaft.

Auch in Petronella's Herzen sah es nicht mehr so ganz finster aus; daran hatte aber sicher nicht der Frühling schuld, denn auf diese Landschönheit machte die Natur in ihren Reizen wenig Eindruck; es war Petronella ganz gleich, ob die Blüten dufteten, die Vögel sangen und die Landschaft in Sonnengold und Farbenschimmer sich badete, oder ob eine kahle, fahle Felswildniß sie umgab; auch war sonst in ihrem Leben und besonders in ihrem Verhältniß zu ihrer für sie so verhängnißvollen Nachbarschaft nicht die geringste Aenderung eingetreten. — —

Dieser Lichtpunkt in Petronella's Seele war das Herannahen des Antoniustages, und mit diesem hatte es folgende Bewandtniß.

In ganz Oberitalien, ganz besonders bei dem Landvolk, steht der heilige Antonius von Padua als Ehestifter in einem glänzenden Lichte da und erfreut sich der gläubigsten Verehrung von all' den jungen und alten Burschen und Mädchen, die sich noch in diesem Jahr zu verheirathen wünschen; auch sonst geben all' Jene, welche an irgend welchen Heirathen ein Interesse haben, jenem Heiligen ihre Wünsche anheim und erwarten auf das Sicherste deren Erfüllung.

Dieser heilige Antonius also war der Hoffnungsstrahl, welcher Petronella's Herz jetzt durchzuckte.

Petronella hatte nämlich von einem bergamasker Hirten erfahren, daß die Mädchen oben an den schönen Seen auf eine ganz eigenthümliche, aber untrügliche Weise den Heiligen dazu veranlassen könnten, ihnen den Willen zu thun.

Sie schrieben nämlich, hatte der Hirt ihr mitgetheilt, den Namen ihres Erwählten auf ein Stück geweihtes Papier dreimal in Kreuzweise, legten diesen Zettel unter die Gypsstatue des Heiligen, beteten jeden Morgen und jeden Abend zu diesem, daß er ihren geschriebenen Wunsch nicht vergessen möge, und unter hundert passirt es einmal, daß das Mädchen ihren Geliebten, auch wenn dieser ihr abgeneigt, nicht bekommt.

Hieße der Erwählte aber, hatte der Hirt weiter berichtet, wie der Heilige selbst, so machte es dem Heiligen ein wahres Vergnügen, dem sehnsüchtigen Mädchen den nach ihm Getauften in die Arme zu führen, und es sei noch gar nie vorgekommen, daß ein Mädchen, welches auf die beschriebene Weise einen Antonio vom heiligen Antonius erfleht, diesen Schatz nicht fast sofort, spätestens aber bis zum nächsten Antoniustage zum Gatten erhalten.

Diese Auskunft wirkte in Petronella's verdüstertem Herzen wie die Frühlingssonne draußen.

Zuerst war diese Erzählung nur ein vereinzelter Lichtstrahl der Hoffnung; „es wäre ja möglich," sagte sie sich, „die Heiligen haben ja schon viel größere Wunder gethan, wenn man sie recht inständig gebeten, warum sollte denn der heilige Antonius, der als einer der edelmüthigsten und hülfreichsten Heiligen bekannt ist, nicht auch einmal etwas für ein unglückliches Mädchen thun ..." und sie liebte doch den ungetreuen Burschen so wahr, so aufrichtig, so treu und so heiß, wenn sie es auch tief in ihrem Herzen verschloß und Niemand etwas davon merken lassen durfte ...

So grübelte Petronella und eines Tages hatte sie sich eine Gypsbüste des heiligen Antonius gekauft und stellte diese über ihrem Bette neben jener der Madonna auf.

Je öfter Petronella jetzt die Büste ansah, um so mehr Vertrauen flößte sie ihr ein, um so glaubwürdiger erschien ihr, was der Hirt ihr erzählt hatte, um so näher rückte ihr der Wunsch, doch das letzte Mittel zu versuchen, und bald war sie fest dazu entschlossen, des Heiligen Hülfe auf die besagte Weise in Anspruch zu nehmen.

Jetzt stellte sich ihr aber eine ungeahnte Schwierigkeit in den Weg.

Petronella konnte nicht schreiben und der Hirt hatte ausdrücklich erklärt, das betreffende Mädchen müßte selbst den Zettel geschrieben haben.

Dieß Mädchen jedoch, feurig und thatkräftig in Allem, was sie wollte, wußte sich Rath.

Sie ging zu dem öffentlichen Schreiber, der an der Säule des Café Garibaldi sein Tischchen mit dem großen Sonnenschirm darüber zu stehen und dort unter freiem Himmel seine Kanzlei etablirt hatte, und ließ sich für zwei Soldi den Namen Antonio recht dick und groß und deutlich auf ein Stück festes Papier schreiben.

Mit diesem Schatz ging sie eilfertig nach Hause, setzte sich in ihre Kammer, schloß und riegelte sorgfältig Thür und Thor zu und machte sich jetzt an die Arbeit, den Namen ihres Geliebten mit Bleifeder durchzuzeichnen. Es kostete der strebsamen Schreiberin manche heimliche Nachtstunde, bis der Name endlichgenau so, wie der Schreiber diesen auf den Zettel geschrieben, auf dem Durchzeichnenpapier stand, manchen zornigen Ausruf, manche Thräne und manches verzweiflungsvolle Händeringen vor dem Bilde der Mutter Gottes; endlich jedoch sah sie gar keinen Unterschied zwischen dem Original und der Kopie, und jetzt überzog Petronella die Bleifederschrift mit Tinte, denn nur was mit Tinte geschrieben, schien ihr wirklich Geschriebenes.

Dreimal stand, wie der Hirt dieß erläutert, Antonio auf dem Zettel in Kreuzform, und mit einem Bangen und mit einem Herzen, so schwer, als wollte es ihr die Brust zersprengen, legte Petronella jetzt den Zettel unter die Gypsfigur.

Als wäre mit einem Mal ein Alp von ihrer Brust gewichen, wurde es ihr jetzt zu Muthe, so leicht, so fröhlich, so hoffnungsfreudig, so sicher auf die Zukunft bauend, sie hätte laut aufjubeln mögen, und was etwa seit einem Jahre nicht passirt war, sie erhob ihre Stimme und sang schmetternd ein Liebeslied durch das Haus, daß Tilano, der in der Küche Kartoffeln zum Nachtessen schälte, fast von dem umgestülpten Kübel, auf dem er saß, fiel und sich bekreuzigend rief:

„O du gütiger Himmel, sie ist ganz verrückt geworden!" und wie von den Furien gepeitscht, sprang er der Kammer seiner Tochter zu.

Diese kam ihm, fortissimo aus tiefster Brust schmetternd, entgegen.

„O Kind, o Kind!" rief Agosto mit Thränen in den Augen.

„Was ist Euch denn passirt, Vater?" rief jetzt gleichfalls erschreckt Petronella.

„Mir? Mir?" schluchzte Agosto.

„Ja, Euch, Vater, — ich glaube, Ihr seid verliebt, denn Ihr thut ja ganz unsinnig."

„Kind, bist Du denn bei Verstand?" fragte immer noch athemlos Agosto.

„Nun, jedenfalls mehr als Ihr, Vater! Seht mich doch nur an, sehe ich denn wie närrisch geworden aus?"

„Aber was ist denn mit Dir vorgegangen?" fragte Agosto ganz verwirrt seine Tochter anstaunend, die plötzlich mit fröhlichen Augen und so hoffnungsfrisch wie ein Maimorgen vor ihm stand.

„Mir passirt?" wiederholte Petronella, „was soll mir denn passirt sein? Darf ich denn nicht mehr lustig sein? Ich bin, denk' ich, lange genug verdrießlich gewesen," und von Neuem fing sie zu singen an, mit amore und caore, Liebe und Herz, speranza, Hoffnung, bella-bella, und auch ein halbes Dutzend anderer fröhlicher ella's und anza's.

Agosto kehrte kopfschüttelnd zu seinen Kartoffeln zurück, Petronella aber schob ihn von dem Kübel, setzte singend sich hin und nahm dem Vater die Arbeit ab, was auch seit Monaten nicht geschehen.

Kopfschüttelnd goß Vater Tilano Oel in die Pfanne und setzte sie über die Kohlen, um die Kartoffeln zu braten, er wendete kopfschüttelnd die weißen Schnitten, während Petronella sang, sang, immer heiterer sang.

III.

Es war Mitte April, als dieß geschah. Wir befinden uns jetzt Mitte Mai, hoch stand der Mais, der Wein quoll fast über vor Blättern, die Orangen färbten sich goldig roth und die Citronen so recht frisch gelb, die Sonne kochte und wärmte auf Feld und Flur Früchte und Blumen und machte erstere saftig und reif und die Blumen glühend farbig.

Petronella's Heiterkeit und Zuversicht hatte jedoch nicht zugenommen. Antonio näherte sich ihr in keiner Weise und ging nach wie vor an ihrem Hause vorbei, als ob sie gar nicht existirte, und wenn er ihr begegnete, sah er sogar weg. Der Antoniustag aber rückte heran und die Spanne Zeit, in welcher das Wunder geschehen sollte, wurde immer kürzer.

Petronella betete tagtäglich inbrünstig zu ihrem Heiligen und jedesmal stand sie dann zufriedener und hoffnungsvoller wieder auf, sie achtete jetzt nicht mehr auf die Zeit, sie glaubte sicher auf ein Wunder, sie ließ ziemlich ruhig den Mai vorübergehen, nur als der erste Juni da war, fing es ihr an beklommen zu Muthe zu werden, ihre Spannung stieg, aber sie vertraute auf ihren Heiligen, und merkwürdigerweise, je mehr der Dreizehnte heranrückte, je sicherer hoffte sie auf ein Wunder.

Der zehnte Juni kam und die Gypsfigur stand still wie früher und Antonio that seine gewohnte Arbeit so still und gleichmüthig, so ohne jede Aenderung, wie die Gypsfigur seelenlos auf dem Sims stand, der elfte Juni kam, die Gypsfigur rückte und rührte sich nicht und Antonio band Reben.

Der zwölfte Juni war da — die Gypsfigur zuckte mit keiner Wimper und Antonio pflückte ruhig Feigen.

Der Morgen des dreizehnten Juni kündigte sich an. Petronella war mit dem ersten Grauen des Tages aufgestanden und lag auf den Knieen vor dem heiligen Antonio, — die Sonne stieg und Petronella betete noch immer, und sie horchte dabei mit wahrer Seelenpein auf wohlbekannte Schritte draußen, — draußen aber blieb es still, und nur ihr Vater ließ sich vernehmen, der aufstand und an seine Tagesarbeit ging; die Sonne kam weiter hinauf und Petronella lag auf den Knieen und lauschte athemlos nach draußen.

Es blieb still — verzweiflungsvoll still, nur die Stimmen der spielenden Kinder ließen sich vernehmen und das Grunzen eines aus seinem Schlupfwinkel aufgestörten Schweines. Auch die keifende Nachbarin zur Linken machte sich hörbar, sie schimpfte auf ihren Mann, den Gerichtsboten, der wieder sein Geld in „Mora" verspielt hatte. Mittag — — Nachmittag — die Sonne neigte sich und goß dunkles, grelles Gold auf das Häuschen Tilano's, in Petronella's Stube und auf ihre Gypsbüste, aber kein Schritt ließ sich draußen vernehmen, und Petronella kannte Antonio's Schritt heraus unter Tausenden.

Die Sterne traten am Himmel hervor, Petronella schaute starr auf ihre Gypsbüste, es schlug von der Stadt her Neun, Zehn, es schlug Elf, es schlug Zwölf —

Todtenstill war es im Hause, kein Laut regte sich auf der Gasse, der dreizehnte war mit dem Glockenschlag Zwölf vorbei. Petronella stieß einen heisern, unterdrückten, zornigen, höhnischen Schrei aus, ergriff die Gypsbüste und schleuderte sie mit aller Kraft so weit sie konnte hinaus auf die Gasse zwischen zwei Nachbarhäuser, wo sie wußte, daß ein Haufen Schutt lag. Sie hatte mit voller Kraft die kleine Büste geschwungen, diese flog in die Mondnacht hinaus. Doch — was war das? — ein lauter, menschlicher Schrei, ein dumpfer Fall und dann tiefe, schauerliche Stille war dem Wurf unmittelbar gefolgt.

Petronella stand erstarrt, ihre Sinne waren umschleiert, wie im Traum hörte sie draußen zuerst die gellende Stimme der feindlichen Nachbarin, die laut um Hülfe schrie, Lichtschein wankte draußen, mehrere Stimmen ließen sich hören. Man flüsterte, schrie, disputirte, und dazwischen ertönte im tiefsten Jammer die Stimme der Frau Benigna.

„O mein Sohn! Mein armer Sohn! Gemordet, gemordet haben sie Dich, o mein armer Sohn! Helft mir, Nachbarn, zum Doktor in die Stadt, helft mir!" und mit einem lauten Schrei, der gellend zu den Leuten hinausdrang, stürzte jetzt auch Petronella zusammen.

IV.

Der nächste Tag brachte wunderliche Gerüchte. Bei dem ziemlich schwer verwundeten Antonio habe sich eine zerschlagene Gypsstatue des heiligen Antonius gefunden, an der ein Zettel mit dem Namen Antonio geklebt hätte. Diese Statue scheine das Werkzeug der Verwundung zu sein, denn an dem Loch, das Antonio am Kopf erhalten hatte, waren Spuren der Gypsbüste zu bemerken; ferner sei es sicher, daß die Gypsbüste aus dem Zimmer Petronella's geworfen worden, und daß Petronella dieses abscheuliche Attentat aus Haß gegen den Ungetreuen gethan, beweise erstens, daß noch Licht in ihrem Zimmer gewesen, daß man einen lauten Schrei von ihr gehört und sie dann völlig angekleidet ohnmächtig in ihrer Kammer gefunden. Sie mußte dem guten Antonio aufgelauert und so ihn haben tödten wollen.

Nun, zum Sterben kam es bei Antonio nicht, die Verwundung war allerdings ziemlich ernsthaft. Die italienische Polizei, besonders auf den Dörfern, mischt sich nicht gern ein, wenn nur ein Loch in den Kopf geschlagen, und dieß noch dazu von einem verliebten Mädchen, und so wäre die Sache in Nichts zerronnen, wenn nicht Mutter Benigna ihrem Sohne so lange eingeheizt hätte, bis dieser den Fall bei Gericht anzeigte und Petronella wegen Mordversuch verklagte.

Es war Antonio durchaus nicht wohl bei diesem Thun, er hätte dem tollen Mädchen diesen wilden Streich gern verziehen, aber Frau Benigna wußte ihrem Antonio die Sache so vorzustellen, als ob er, wenn er sich dieß Attentat so gefallen ließe, allgemein als Schwachkopf betrachtet und man über ihn lachen würde.

„Sie hat Dich für ewig gezeichnet," rief die Wittwe, „und wird sich jetzt brüsten damit und sagen: ‚er wagt es nicht, nur ein Wort gegen mich zu sagen, er hat ein böses Gewissen.'"

„Ach, mir wär's gleich, was sie sagte," erwiederte ihr Sohn, „ich mach' mir nichts daraus, was die Mädchen schwatzen, — sie ist mir ganz gleichgültig, aber ich möchte nicht, daß sie eingesperrt würde."

„Ja, Du bist immer der Gute, auf dessen Nase sie herumtanzen," zischte Frau Benigna.

„Nein, Mutter," erwiederte Antonio, „wenn mich ein Mann so behandelt hätte, sollte er erfahren, wem er das angethan, aber ein Bursche sollte wegen solcher Lappalie ein Mädchen nicht in's Gefängniß bringen."

Diese Gesinnungen halfen aber jetzt dem Antonio nichts mehr. Der Staatsanwalt hatte die Sache in die Hand genommen, er behandelte den Fall als vorbedachten Meuchelmordversuch, und wenige Tage nach dem oben von uns skizzirten Gespräch erschienen zwei Gendarmen, um Petronella in das Stadtgefängniß nach Pisa, trotz des Weinens Agosto's und trotzdem er als Kaution all' sein Hab und Gut bot, in Untersuchungshaft abzuführen.

Stumpfsinnig ließ Petronella Alles mit sich geschehen, ruhig wanderte sie, von sämmtlichen glotzenden Kindern des Dorfes bis zum letzten Haus geleitet, zwischen den beiden Carabinieri der Stadt zu.

Die Untersuchungshaft dauerte nicht lange, der Fall war zu klar; etwa vierzehn Tage nach der Verhaftung des Mädchens schon gelangte ein Schreiben in das Dorf, welches Antonio, Mutter Benigna und Vater Agosto nebst einigen Nachbarn zur Verhandlung in die Stadt rief.

*

In dem kahlen Gerichtssaal, der weiter keinen Schmuck als in einer Nische die große Gypsbüste Viktor Emanuel's über dem hufeisenförmigen, grünbezogenen Tisch der Richter aufwies, saßen jetzt auf der Bank der Ankläger Antonio und Benigna, auf der Zeugenbank Agosto und einige Nachbarn.

Auf einem kleinen, mit schwarzem Tuch behangenen Tischchen lag die zerbrochene Gypsfigur des heiligen Antonius, und eine Schildwache, das Gewehr im Arm, stand nach dem Gesetzeslaut zum Schutze dieses gravirenden Mordinstrumentes dabei.

Der Zuschauerraum war Kopf an Kopf gedrängt voll und es summte dort wie in einem Bienenkorb; plötzlich entstand lautlose Stille, der Richter hatte ein Zeichen gegeben, eine kleine eisenbeschlagene Seitenthür öffnete sich und herein trat, den Säbel in der Faust, erst ein Carabiniero, dann Petronella und dann hinter ihr noch ein Carabiniero.

Während Petronella auf der Anklagebank Platz nahm, blieben die beiden Sicherheitspersonen mit angezogener Seitenwehr neben ihr stehen.

Als Agosto seiner Tochter ansichtig wurde, fing er laut zu schluchzen an, was ein theilnahmvolles Gemurmel auf der dichtbesetzten Zuhörertribüne hervorrief.

Petronella sah nicht von der Erde auf, sie saß starr und apathisch da und sah unter ihren braunen Wangen fahl und bleich aus.

„Wissen Sie, weßwegen Sie angeklagt sind?" begann der Richter, nachdem die ersten Formalitäten beendigt, zu der Angeklagten gewendet.

Petronella schweigt und sieht nicht auf von der Erde.

„Petronella Tilano, ich bitte Sie, mich anzusehen und auf meine Fragen zu achten. Wissen Sie, welches Verbrechens Sie beschuldigt sind?" wiederholte der Ankläger.

Petronella sah den Sprecher groß an.

„Nein, ich weiß es nicht," sagte sie gleichgültig.

„Sie sind beschuldigt, in der Nacht vom 13. zum 14. Juni auf Ihren Nachbar, den Herrn Antonio Lacca, einen Mordversuch gemacht zu haben, dadurch, daß Sie ihm diese Gypsbüste dort an den Kopf warfen und ihm so eine schwere Wunde beibrachten. Nach Aussage der Experten war diese dicke Büste wohl im Stande, Jemanden zu tödten. — Bekennen Sie sich schuldig?"

„Nein!" rief Petronella laut und entschieden.

„Haben Sie nicht geworfen?"

„Ja, ich habe die Statue aus dem Fenster geworfen, aber ich habe Niemand damit treffen wollen."

„Es geschah dieß mitten in der Nacht," fuhr der Ankläger fort, „das ist sonderbar, Sie pflegten sonst um zehn Uhr zu Bett zu gehen, weßhalb blieben Sie in jener Nacht so lange auf?"

„Ich habe gebetet und auf etwas gewartet."

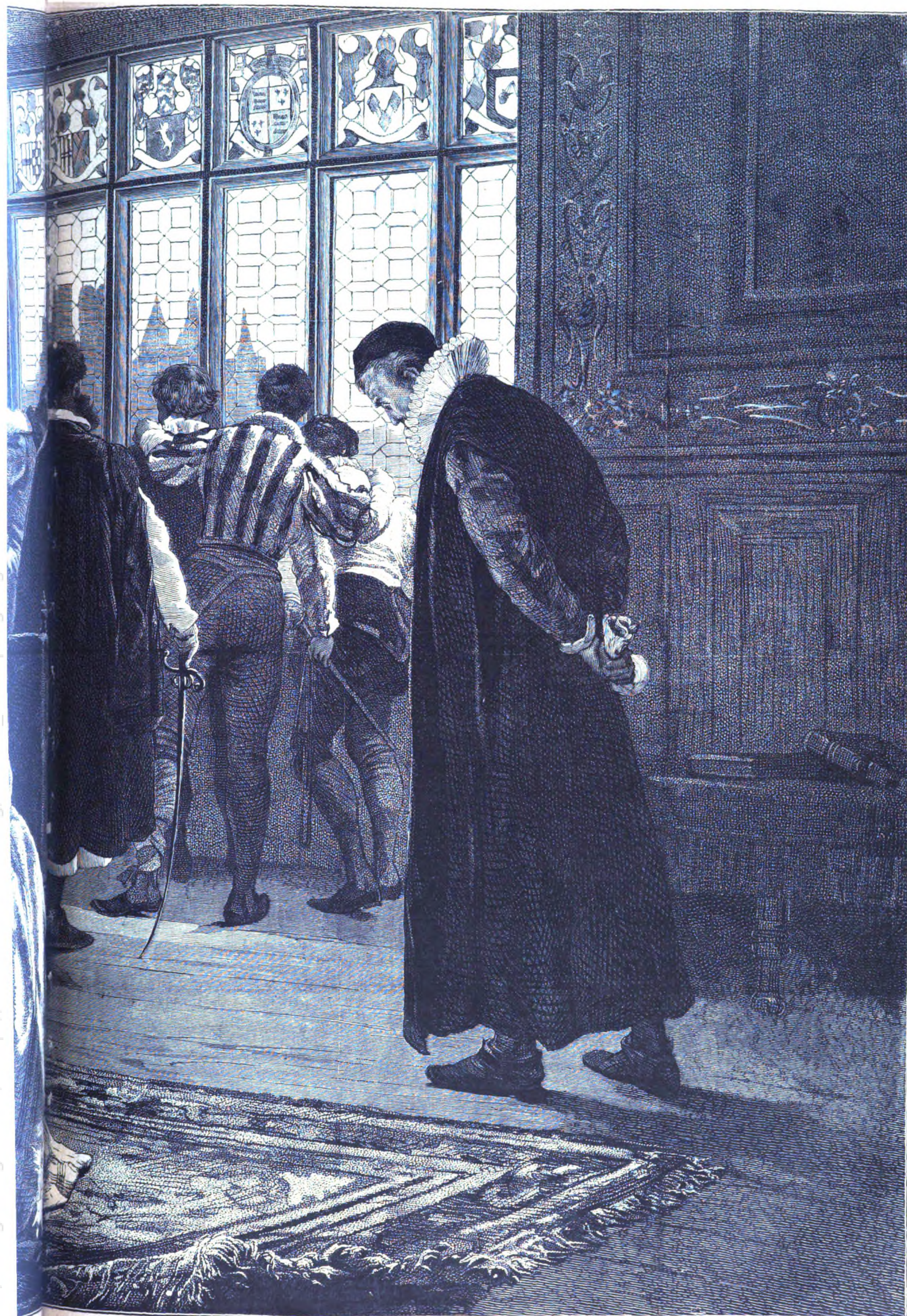
„Auf was haben Sie gewartet?"

Petronella zögert mit der Antwort.

Der Ankläger wiederholt eindringlich seine Frage und knüpft eine Warnung für Petronella daran, doch ja Alles der Wahrheit gemäß und ohne sich zu schämen zu gestehen, es wä



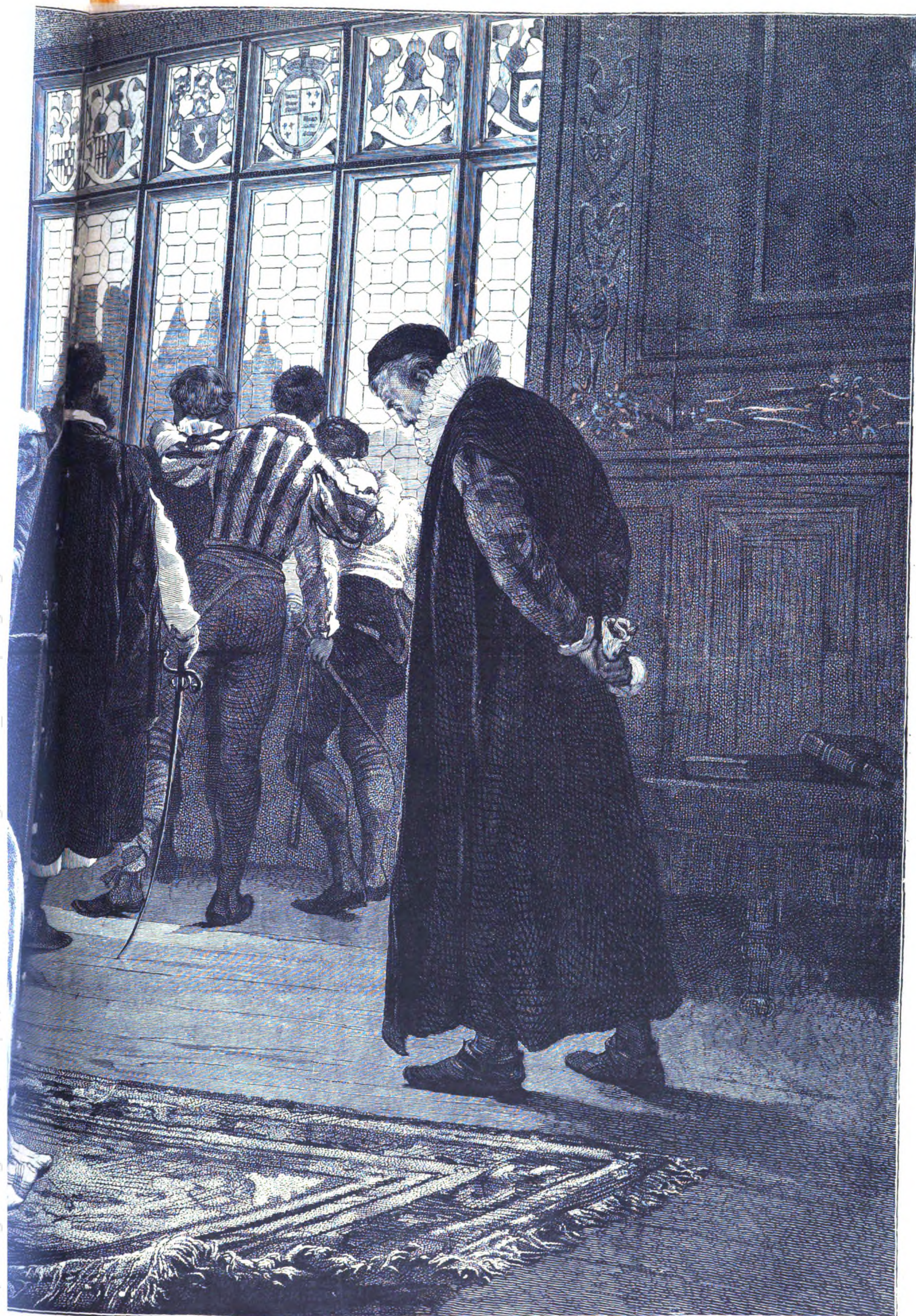
Die Bartholomäusnacht. Gem



…snacht. …von P. H. Calderon. (S. 58.)



Die Bartholomäusnacht. Gem…



H. Calderon. (S. 58.)

nur ihr Vortheil. Also auf was oder wen, ich frage noch einmal, haben Sie gewartet?"

„Auf den Antonio."

„Auf welchen Antonio?"

„Antonio, der dort sitzt."

Laute, verwunderte Bewegung im Publikum, Antonio springt auf und will reden, der Ankläger macht ihm ein Zeichen, sich zu setzen und sich ruhig zu verhalten.

„Hat er Ihnen versprochen zu kommen?" nahm der Staatsanwalt die Verhandlung wieder auf.

„Nein!"

„Sie lebten sogar in Unfrieden mit Ihrer Nachbarin und ihrem Sohne, nicht?"

„Ja!"

„Nun, weßhalb erwarteten Sie den jungen Mann?"

„Weil es Antoniustag war und ich sicher glaubte, er würde kommen."

„Zu welchem Zweck?"

„Um sich mit mir zu verloben."

Große Bewegung im Publikum, Benigna und Antonio hatten sich erregt wieder von ihren Sitzen erhoben, die Alte schrie und Antonio sah ganz erschreckt Petronella an.

Staatsanwalt zu Antonio: „Hatten Sie irgendwie die Absicht, durch irgend etwas kund gegeben, sich zu dem Mädchen zu begeben?"

„Nein," sagte Antonio hastig. „Ich dachte gar nicht an das Mädchen, ich wollte eine Hasenfalle aufstellen."

„Angeklagte, weßhalb haben Sie die Büste zum Fenster hinausgeworfen?"

„Weil der Heilige mich im Stich gelassen hat."

„Weil wer Sie im Stich gelassen hat?" fragte der Staatsanwalt verwundert.

„Nun, der heilige Antonius, weil er mir den Antonio nicht verschafft hat. Ich hab' Alles gethan, ich hab' mich fast aufgerieben in Flehen und Beten," fuhr Petronella leidenschaftlich fort, „ich hab' den Namen schreiben gelernt, ich hab' ihm ein goldenes Herz in der Kirche gestiftet, ich hab' Alles, Alles gethan — aber der Heilige hat nichts gethan, und da bin ich zornig geworden und hab' die Figur aus dem Fenster geworfen."

Bei diesem Geständniß erhob sich ein wahrer Aufruhr der mannigfaltigsten Aeußerungen, Rufe der Verwunderung, des Staunens, der Zustimmung, des Mitleids, Gelächter tönte wild durcheinander, und jetzt, nachdem die Ruhe wiederhergestellt und die Angeklagte vom Präsidenten verschiedene Male eindringlich aufgefordert, ohne jeden Rückhalt den ganzen Hergang der Sache von Anfang an zu berichten, erzählte Petronella Wort für Wort und mit der ganzen Glut ihrer fast wahnsinnigen Liebe zu dem Burschen auf der Bank der Kläger alles Das, was wir im Vorigen skizzirt.

Im Zuhörerraum, am Tische der Richter herrschte athemloses Schweigen. Auf der Zeugenbank kraute sich Agosto verwundert in dem Wollenhaar und auf der Bank der Kläger rückte Antonio unruhig hin und her, er ward roth und blaß, er sah auf Petronella, die mit zur Erde gerichteten Augen und mit halb unterdrückter tiefbewegter Stimme sprach, und sah dann starr vor sich hin und wieder auf Petronella, und seine Augen blieben auf dem Mädchen haften, während seine Mutter finster und unruhig bald auf die Richter, bald auf das Mädchen blickte.

Petronella hatte geendet und der Staatsanwalt wollte sich eben zu den Geschworenen wenden, als Antonio aufstand.

„Herr Richter," begann er, erst stotternd, dann aber hell und klar sprechend, indem seine Augen sich fest auf Petronella richteten, „Herr Richter, das Mädchen hat Alles aus Liebe zu mir gethan. Ich hab' gar nicht geglaubt, daß es eine solche Liebe geben könnte. Meine Mutter hat mir das Mädchen ausgeredet und ich habe geschwankt und habe mich von ihr etwas zurückgezogen; da hab' ich gesehen, wie sie bös wurde, so zornig, daß sie nicht mehr gearbeitet hat und die Schüsseln und Teller im Haus zerschlagen. Sie hat mich so angesehen, daß ich fast Furcht bekam und ich glaubte, in ihren Augen wäre Höllenfeuer; ich bin ihr dann immer mehr aus dem Weg gegangen, weil ich mir gedacht, ein Mädchen, das so bös von Gemüth ist, möchte ich nicht zum Weib haben, und es hat mir immer geschienen, als ob sie von Tag zu Tag böser und unerträglicher würde, ich habe also die Gedanken an dieß Mädchen ganz aufgegeben. Jetzt aber, Herr Richter, weiß ich, daß dieß Alles nur unbändige Liebe zu mir war, daß dieß nur aus Herzensleid und Kummer geschehen, — ein Mädchen, das mich so lieb hat, werde ich nie mehr finden. Ich bitte daher dieß Mädchen um Verzeihung, und wenn sie mich noch nach dem Bösen, das ich ihr in der Verblendung angethan, zum Mann haben will, so könnten Sie ja, Herr Richter, dieß gleich hier aufsetzen."

Wie eine Furie schoß jetzt Frau Benigna von ihrem Sitz auf, Antonio aber drückte sie mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung nieder, und ächzend nahm die Wittwe ihren Platz wieder ein.

„Was Sie von mir verlangen, Herr Antonio," hub der Staatsanwalt jetzt an, „ist nicht meines Amtes. Jedoch muß die Verhandlung trotz dieses Zwischenfalles weitergeführt werden; das Material meiner Anklage ist zu Ende, ich halte nicht für nöthig, erst zu resumiren, und bitte die Herren Geschworenen, sich zur Berathung zurückzuziehen."

Die Geschworenen verließen den Saal.

Petronella war von dem jähen Wechsel der Situation überwältigt auf ihre Bank gesunken und weinte und schluchzte italienisch überlaut, worin sie einige Grünkramfrauen vom pisaer Markt im Zuschauerraum unterstützten.

Nach wenigen Minuten erschienen die Geschworenen wieder und gaben ihr Verdikt auf „Nichtschuldig" worauf das Gericht Petronella unter allgemeiner Akklamation der Zuhörer freisprach und durch richterlichen Spruch jeden Makel, der etwa durch diese Sache auf ihr Haupt gefallen, für null und nichtig, für unbegründet und gegenstandslos erklärte und sie in alle Rechte einer unbescholtenen italienischen Bürgerin einsetzte.

Jetzt ging Antonio auf Petronella zu und hielt ihr die Hand hin.

Petronella stand hastig auf und schlang ihre Arme um den Geliebten.

Das Publikum jubelte und rief Beifall, die Richter lächelten und schüttelten Vater Agosto, dessen erst so kummervolles Gesicht jetzt leuchtete wie die Julisonne um Mittag, die Hände, und man verließ, bis auf die Mutter Benigna, die eilig aus dem Saal schoß, ohne ihrem Sohn noch einen Blick zu gönnen, allgemein befriedigt die Stätte der vergeltenden Gerechtigkeit.

Beim Herausgehen ergriff Petronella hastig die Trümmer der Gypsfigur und barg sie in ihre Schürze.

„Weßhalb nimmst Du die Figur mit?" fragte verwundert Antonio.

„O, ich habe dem Heiligen bitter Unrecht gethan," rief ernst Petronella, „er hat mir ja doch geholfen und ich will ihn zukünftig hoch in Ehren halten. Und das wirst Du auch thun, Antonio, nicht wahr?"

Antonio rieb sich seine brennend rothe Narbe.

„Na, er hätte es nicht so ernsthaft zu machen brauchen," murmelte er, zog Petronella's Arm fester durch den seinen und wanderte so mit ihr, gefolgt von den Nachbarn, wie im Triumph in das Dorf zurück, wohin die Mär von den Wunderdingen, welche vor Gericht sich abgespielt, schon gedrungen war und man den Verlobten sehr neugierig und in corpore erfreut entgegenkam, bei welchem Zug weder die Hühner, noch die Schweine des Dorfes, die stets dort waren, wo sie die meisten Dorfbewohner sahen, fehlten.

Zwei Monate später war Petronella und Antonio ein zufriedenes Paar und die Statue des heiligen Antonius stand gekittet über dem Bette Petronella's.

Peter, der Hauskater.

(Nachdruck verboten.)

Die Katze ist ein nützliches und bei guter Erziehung sogar ein sehr reinliches Hausthier, welches demungeachtet im Allgemeinen verfolgt wird und gegen welches viele Menschen einen förmlichen Abscheu empfinden. Die Behauptung: „falsch wie eine Katze", ist ganz ohne Berechtigung, bei guter Behandlung wird die Katze sogar ein anhängliches Thier, wofür mein Peter den Beweis liefert.

Als ich verlobt war, hielt ich mich einige Zeit auf der Besitzung meiner künftigen Schwiegermutter auf und bekam dort von einem Nachbar, der meine Zuneigung für Katzen kannte, einen jungen, ungewöhnlich starken, erbsfarbenen Kater zum Geschenk, um meine Erziehungskünste an demselben zu versuchen, weil er, nach den Aussagen des Besitzers, scheu und böse sei. In einem Sack wurde er mir überbracht und drückte sich, in Freiheit gesetzt, in der ihm neuen und ganz fremden Umgebung ängstlich unter die Möbel. Die ihm hingestellte Milch ließ er in Gegenwart der Zuschauer unberührt. Als wir beim Thee saßen und ich zufällig eine Hand über die Stuhllehne herabhängen ließ, fühlte ich plötzlich Peter's Krallen und Zähne. Das war ein Triumph für die Anwesenden, die dieß Benehmen für Bosheit hielten, wohingegen ich es als Spielerei ansah und mich in dieser Annahme bestärkt fand, weil jetzt bereits die Milchschaale leer war, ein Beweis, daß der Kater die Angst überwunden hatte.

Peter bezog nun dasselbe Zimmer mit mir und erhielt dort auch nur von mir sein Futter, was den Erfolg hatte, daß er nach wenigen Tagen bereits schmeichelnd und schnurrend zu mir kam. Peter zog ein Ruheplätzchen zu Füßen meines Bettes einem weichen, für ihn in einem Korbe hergerichteten Lager vor, und wahrscheinlich habe ich mir seine Liebe dadurch erworben, daß ich ihn dort duldete.

Bald begleitete er mich zu den Mahlzeiten in's Eßzimmer und wurde, als von mir beschützter Hausgenosse, meinem Bayard, einer großen, sehr wohl dressirten Dogge, vorgestellt. Beide schienen ihre Stellung als Gleichberechtigte im Hause zu erkennen und Keiner kümmerte sich um den Andern. Peter wurde nach und nach mit allen Räumlichkeiten des Hauses bekannt gemacht und zeigte bei immer wachsendem Zutrauen weder Scheu noch Bosheit.

Bei seinem ersten Ausgang in's Freie begleitete ich ihn, war aber schön erschreckt, als er über den Hof dem Garten zu eilte; um so größer war jedoch meine Freude, als er auf einen zärtlichen Zuruf miauend sitzen blieb, sich von mir ergreifen und in's Haus zurücktragen ließ.

Eines Abends hatte Peter in dem Wasserkrug auf meinem Waschtisch seinen Durst zu löschen versucht und konnte mit seinem dicken Kopf nicht wieder zurück, so daß mir nichts übrig blieb, als zu seiner Befreiung das schön gemalte Porzellangefäß zu zerschlagen.

Peter war nicht nur im Hause heimisch geworden und von Allen gern gesehen, sondern auch von der Köchin ganz besonders geliebt, ein Umstand, der sicher auf seine riesenhafte, körperliche Ausbildung von großem Einfluß gewesen ist.

Ich heirathete und der Kater schloß innige Freundschaft mit Bayard und der jungen Frau, die sich mit den beiden Thieren viel beschäftigte.

Man sagt, daß Katzen für ganz kleine Kinder sehr gefährlich sein sollen, indem sie denselben den sich beim Athmen bewegenden Kehlkopf durchbeißen, oder sich ihnen auf das Gesicht legen und sie auf diese Art ersticken können. Peter wurde also angezeigt, daß er bei der Geburt des zu erwartenden Kindes das Haus mit dem Stall vertauschen müsse. Der Moment trat ein, Niemand achtete auf den Kater, der die Wöchnerin in seiner Art pflegte, indem er vier Wochen lang nicht von dem Lehnstuhl neben dem Bett wich. Da er nun so lange mit dem Kind in demselben Zimmer gewesen war ohne ihm zu nahe zu kommen, so behielt er seine Stellung im Hause.

Als der Junge erst auf dem Teppich kriechen konnte, wurde Peter sein bester Freund, lag immer bei ihm und ließ sich von dem Kinde so zausen und quälen, daß er oft schrie, aber niemals kratzte. Die Liebe wurde so groß, daß der Kater, gleich einem treuen Hunde, die Vertheidigung des Kleinen übernahm. Eines Tages lagen Beide auf dem Teppich vor dem Sopha, als ein Fleischer, der hoffte, einen Handel mit der Großmama selbst billiger abzuschließen als mit dem Beamten, durch das Zimmer schritt. Peter, der Gefahr für das Kind fürchtete, richtete sich vor demselben auf und zischte mit gesträubten Haaren den Mann an. Dies Benehmen ist doch wahrlich ein Beweis, der nicht für die Falschheit der Katzen spricht.

Auch mit Bayard lebte er nicht nach dem gewöhnlichen Begriff wie Hund und Katze. Begrüßte Bayard wedelnd einen Eintretenden, so benutzte Peter diese Veranlassung oft, um mit dem Schweif des Hundes zu spielen. Bekam die Dogge Lust zur Unterhaltung, so stieß er häufig die schlafende Katze mit der Schnauze an, und wenn diese nicht gleich der Aufforderung folgte, so nahm er auch wohl ihren Kopf in sein großes Maul. Peter ließ sich dadurch gewöhnlich nicht in seiner Ruhe stören, sondern schnurrte ruhig weiter, bis der Hund, sein vergebliches Bemühen einsehend, sich wieder niederlegte.

Zuweilen machte der Kater auch seine Spaziergänge außer dem Hause. Einst sahen wir ihn beim Fahren in einem Kleefelde. Ich hielt an und rief ihn. Miauend kam er näher, ließ sich auf den Wagen setzen und fuhr gemächlich mit nach Hause. Von da ab begleitete er uns öfter bei Spazierfahrten, ohne je, wenn er mit dem Kind auf dem Boden im Wagen saß, Miene zum Hinausspringen zu machen.

Als nach Bayard's Tode Box in's Haus kam, hatte Peter bereits ein solches Bewußtsein seiner Stellung, daß er durchaus keine Furcht vor dem neuen Hunde zeigte, was bald zur Freundschaft zwischen Beiden führte.

Bei meiner Rückkehr aus dem österreichischen Kriege begrüßte mich Peter nach mehrmonatlicher Abwesenheit wie ein treuer Hund.

Jeder Thierfreund wird es begreiflich finden, daß man sich an ein solches Thier attachirt und wird den Schmerz der ganzen Familie mitfühlen, als Peter plötzlich verschwand, um nie wieder gesehen zu werden.

Man sagt, daß die Katzen bei Annäherung ihres Endes sich verkriechen, um ungestört zu sterben; das mag bei dem alten, treuen Thier wohl auch der Fall gewesen sein.

Frühstück zu Dreien.

(Bild S. 53.)

Die Mama kann sehr heiß essen, Hänschen verträgt es nur bedeutend mehr abgekühlt und Spitzchen zieht eine krause Nase und schüttelt die Ohren, wenn es mehr als lauwarm ist, daher dauert das Frühstück zu Dreien, wie es unser reizendes Bild zeigt, immer ziemlich lange; denn erst kostet Mama und wartet und bläst, und dann ißt Hans von dem Löffel und bläst dann seinerseits recht tüchtig, und gibt schließlich den Rest Spitzchen, das also auf diese Weise lange warten muß und wobei es stets in Angst geräth, daß, bis der Löffel zu ihm kommt, äußerst wenig mehr darin ist. Hänschen sucht zwar unparteiisch zu sein, aber ihm schmecken die Milchbrocken gar zu gut und er nimmt unwillkürlich einen großen Schluck; die Frau Mama aber denkt, daß ihr Hänschen doch noch vor Spitzchen kommt und ihm etwas Warten und kleinere Bissen gar nicht schaden, sonst wird es noch übermüthiger und aufdringlicher und bildet sich auf den Schutz und die Freundschaft Hänschens noch mehr ein, als es dieß schon thut.

Die Bartholomäusnacht.

(Nach dem Gemälde von P. H. Calderon.)

(Bild S. 56 und 57.)

Ein düsteres Blatt der Geschichte, welches unsere ergreifende Illustration hier vorführt. Zusammengedrängt in dem Zimmer eines Schlosses, das den Blick auf eine der finstern, winkligen Straßen des alten Paris gestattet, sehen wir hier eine Anzahl Hugenotten in Verzweiflung und Wuth darüber, daß sie zusehen müssen, wie ihre Glaubensgenossen niedergemacht werden, und über ihnen hängt drohend ein gleiches Schicksal, sie sind keine Minute ihres Lebens sicher, sie fühlen Alle, daß die Meuchelmörder binnen kurzer Zeit auch zu ihnen eindringen und sie ihrem Fanatismus opfern werden, wie ihre armen Genossen draußen.

Diese dumpfe, tragische, verzweifelte Stimmung ist mit wunderbarer Gewalt in den mannigfaltigsten Abstufungen — von dem Kinde, dem gereiften Manne, der Frau, die ihren Gatten hat hinschlachten sehen, bis zum Greis an der Schwelle des Lebensendes — uns in den verschiedenen Charakterfiguren des damaligen französischen Adels- und Bürgerstandes vor Augen geführt, und wir sind in der glücklichen Lage, unseren Lesern in diesem Holzschnitt ein historisches Bild ersten Ranges wiedergeben zu können.

Albumblatt.

Selbsttäuschung.

„Die alten Zeiten sind nicht mehr, —
So klagt dein grollend Herz, —
Die Welt ist anders um mich her,
An Hoffnung und an Freuden leer,
Voll Trug und Wahn und Schmerz.

„Der Himmel ist nicht mehr so blau,
Der Wald nicht mehr so grün,
Am hellsten Tag umspannt die Au,
Statt Frühlingsschimmer, Nebelgrau,
Nichts will mehr glüh'n und blüh'n.

„Und keine Hand ist mehr so warm,
Kein Aug' so freudig mehr;
Empfindungsmatt und thatenarm
Treibt sich, ein hohler Puppenschwarm,
Die Menschheit hin und her!" —

Laß hell wie sonst dein Aug' nur sein,
Und warm wie sonst die Hand,
Und trag wie sonst nur frisch und rein
Dein Herz in's Leben keck hinein,
Und halt' wie sonst nur Stand;

Und werde dir nur selber klar
Und komm' einmal zur Ruh':
Die Welt ist eben, wie sie war,
Und wird so bleiben immerdar, —
Verändert bist nur du!

(Aus: „Natur und Herz". Von J. G. Seidl. Stuttgart, Ed. Hallberger.)

In der Nilbarke.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

VIII.

Der Reïs hatte anfangs eine recht verdrießliche Miene gemacht, als man ihm, dessen Barke laut Vertrag für eine unbestimmte Zeit gemiethet worden, die Zumuthung stellte, seine Dahabieh auf dem Nil zurückzulassen, und den Serayerkanal gegen Tanta mit der an der Mündung liegenden kleinen Kanalbarke hinauf zu rudern. Er hatte gehofft, in seiner Barke bleiben zu dürfen, bis seine Reisenden zurückkehrten.

Das war ja derselbe Weg, den er mit dem jungen Inglisi genommen, der ihm so viel Verdruß bereitet! Indeß er hatte sich gefaßt und Worthley hatte heimlich des Reïs Miene beobachtet, als der Dragoman ihm sagte, Mylord wünsche durchaus seine Begleitung nach Tanta, da er durch die Erzählung von dem unglücklichen jungen Reisenden eingeschüchtert sei und unter des Reïs Schutz bleiben wolle.

Worthley, der gegen Alles mißtrauisch, hatte es dabei erscheinen wollen, als tauschten Beide einen flüchtigen Blick, aber der Reïs hatte gelacht, sich geschmeichelt gefühlt und, um seine Bereitwilligkeit zu zeigen, folgte er willig, als Worthley den Befehl gab, alle seine Effekten auf die kleine Barke zu tragen, da er sie nicht aus den Augen lassen wollte.

„Der Kawacha hat Geschäfte in Tanta, und will vielleicht eine Woche dort verweilen," dolmetschte ihm der Armenier, und der Reïs schien wirklich jetzt zu vergessen, was sich für ihn Unangenehmes an diesen Ort knüpfte. Der Gedanke an die Freudenstadt überwand den üblen Eindruck und der Reïs antwortete:

„Tahib! Ich gehe mit nach Tanta! Ich stehe mit meinem Kopf dafür, daß dem alten Kawacha und seinem schönen Kind nichts Böses widerfahre!"

Der Reïs schien fortab einen Stolz in seiner schutzherrlichen Aufgabe zu suchen.

Mit geheimem Schauder betrat Georg die neue Barke, schaute er in den kleinen, halbdunklen, von weichem Divan umlaufenen Salon, in welchem die wohlhabenden Anwohner des Ufers, die keine eigene Barke hielten, sich auf dem Kanal hin und her zu bewegen pflegten.

Alice ahnte nichts von Dem, was sich nach des Reïs' Erzählung an diese Barke knüpfte. Worthley betrat das Fahrzeug mit finsterer, verschlossener Miene, nur der Reïs schien gleichgültig und harmlos, als er das Kommando über die beiden Ruderer übernahm, nachdem er sich von seinen Leuten getrennt.

Mit leichterem Herzen betrat Alice, vor Tanta anlangend, den festen Boden. Sie glaubte sich und die Ihrigen wenigstens nicht mehr der Verworfenheit eines Menschen anheim gegeben, den sie in frauenhafter Hartnäckigkeit jedes Verbrechens fähig hielt.

Es lag nicht in des Reïs Benehmen gegen sie, wenn sie ihren Abscheu nicht zu überwinden vermocht. Der Reïs war die Aufmerksamkeit selbst gegen sie; er brachte ihr Blumen, ganze Sträuße von Baumwollenblüte und Lavendel; er holte ihr die frischesten Datteln und Orangen, namentlich die blutrothe „Jussuf-Effendi", ganze Büsche von blühender Myrthe und Akazien; er geizte um einen freundlichen Blick von ihr und beneidete seinen Volet, wenn der am Abend sang und Alice, am Arm des Vaters auf dem Hochdeck stehend, dem Burschen zuhörte. Er brachte ihr, wenn sie bei dem Besitzthum eines reichen Schech oder Eigenthümers zur Nacht landeten, die wunderbarsten Gerichte auf silbernen Schüsseln, legte ihr die Kissen zu Füßen, wo sie sich bewegte, und sie überwand sich wohl so weit, aus Klugheit ihm keine Feindseligkeit zu zeigen, aber vergeblich suchte der Reïs nach einem sonnigen Blick aus den reinen blauen Augen, die ihm entzückender erschienen, als des Himmels Blau, und fast kindlich war der Mißmuth dieses kräftigen Naturmenschen, der Schmerz, der sich auf seinem Gesicht ausprägte, wenn er Alles fehlschlagen sah, was er sich an liebevollen Aufmerksamkeiten erdacht, und Alice, ihrer müde, ihm eine beleidigende Nichtachtung zeigte.

Fast alle die europäischen Damen, die er in seiner Timsah den Nil hinauf und wieder herab geführt, hatten des Reïs bescheidene Galanterieen mit Freundlichkeit aufgenommen; manche hatten mehr als das gethan, sich gern seinem starken Arm anvertraut, wenn er sie bei unbequemen Landeplätzen aus der Barke an's Land getragen; manche hatte ihm beim Abschied mit freundlichem Blick die Hand gereicht, ihm ein kleines Geschenk als Andenken zurückgelassen, und nur dieses launenhafte, unbegreifliche Mädchen wies ihn so schroff, oft fast verächtlich mit seinen Artigkeiten zurück!

Man sah's ihm an, wie traurig ihn das stimmte, aber selbst Worthley blickte immer unmuthig drein, wenn dieser Mensch eine Annäherung versuchte. Er hütete sorgfältig die Grenze, ohne den Reïs zu verletzen, und harrte ungeduldig dem Moment entgegen, wo er werde handelnd auftreten können.

Reïs Tabut sollte auch **ihn** kennen lernen. Worthley's Plan stand fest und war sorgfältig zurecht gelegt. Vergebens mahnte Georg vor jeder Uebereilung, Worthley hatte unterwegs auf hundert Umwegen aus dem Armenier heraus gehorcht, daß er bei jenem Fest in Tanta zugegen gewesen, und das genügte, in ihm den Komplizen zu erblicken.

Kaum war er in Tanta angelangt, als er, Georg die Installirung in der einzigen Lokanda überlassend, die nach des Reïs Meinung würdig, solche Gäste zu beherbergen, zum Telegraphen eilte, und die ungesäumte Ankunft eines Beamten vom englischen Konsulat verlangte.

Beruhigter, seines Erfolges sicher, ließ er sich darnach in das am Platze der Mudirieh in der Hauptstraße belegene Gasthaus führen, in dessen Thür ihn Alice sehnsüchtig erwartete.

Einer der kleineren Märkte in Tanta ward eben wieder abgehalten. Alice's Erscheinen hatte Aufsehen erregt bei einer Anzahl junger Weiber, die gegen alle Sitte lachend und leidenschaftlich gestikulirend vorüberzogen, mit unverhülltem Gesicht, das Kopftuch zurückgeschlagen, in kokettem Jäckchen, Nacken und Brust halb entblößt, den Gürtel mit zwei blanken Spangen über den weiten Hosen, die Füße in durchbrochenen Strümpfen und ausgeschnittenen Lackschuhen, die Augenbrauen mit Kohol geschwärzt, die Fingerspitzen mit Hennah gefärbt, die Arme nackt aus den persischen Hängeärmeln herausschauend.

Aus einzelnen Häusern drang der Lärm der Schalmei und der Kastagnetten. Abenteuerliche, bunt tätowirte Gestalten trieben sich überall umher, Derwische mit großen Partisanen in den Händen, die Magnoun, die Verrückten, junge und alte, fast nackt, mit einem storchnestartigen Strohgebäude auf dem Kopf, tummelten sich umher, hier und da einen Kreis um sich sammelnd, denn der Magnoun gilt beim Volke für heilig und nichts gibt es, was man ihm versagen dürfte — ein Umstand, der manchen jungen Schelm veranlaßt, diese bevorzugte Rolle zu spielen.

Unter wildem Gekreisch zog endlich ein Trupp von Gawazzi's, von der Trommel und der Schalmei begleitet, von einem trunkenen Volkshaufen gefolgt, die Straße herauf, voran der Hanswurst, hinter ihm, unter einem Baldachin, eine festlich geschmückte Braut, begleitet von mehreren braunen, mit Goldschaum und Farben im Gesicht beklebten Mädchen, denn eine Tänzerin vermählte sich mit einem Effendi, einem fremden Kaufmann, der sie mit sich gen Westen in's Magreb nehmen wollte.

„Das Gomorrha Egyptens!" murmelte Worthley mit Abscheu, dem Aufzuge nachschauend, während Alice sich ängstlich in das Haus geflüchtet hatte. Und in der That ist es das, denn die Bachanalien des nahe belegenen Bubastis, von dem noch die Ruine übrig, von Busiris, von Heliopolis und Papremis, sie bestehen hier in ihrer alten Ausschweifung seit Jahrtausenden noch fort und eine Ewigkeit, wie sie über sie hingegangen, hat nichts daran geändert.

Als Worthley die Gemächer betrat, die durch des Dragomans Vermittlung für die Gäste requirirt worden, sah er Alice mit bekümmerter Miene auf die leeren Wände schauen, deren ganze Garnitur aus einem an den drei Wänden umherlaufenden schmutzigen Divan bestand.

„Da siehst Du die Kultur einer Stadt, die nicht nur der Hauptort einer der reichsten Provinzen, auch der Sammelplatz einer der größten orientalischen Messen ist!" rief Worthley bitter. „In diesen Räumen wohnen Fürsten und Fürstinnen des Orients. Suche Dich abzufinden, Alice, mit den Zuständen dieses Landes, während ich mich mit seiner Gerechtigkeit herumschlagen werde ... Mr. Langenau," rief er, an's Fenster getreten, in das Zimmer zurück, „da sehen Sie nur unsern Reïs! Er hatte es eilig, die Barke zu verlassen; er wird drunten als populäre Person umringt, man betrachtet ihn vielleicht wie einen Märtyrer, der um unseretwillen hat leiden müssen! ... Aber Geduld, ich werde Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mir wenigstens Genugthuung zu verschaffen!"

Reïs Tabut stand in der That bereits auf dem Platz der Mudirieh, des Gouvernementshauses, seine hohe Gestalt ragte über eine Anzahl von Männern und jungen Weibern hervor, die ihn theilnehmend umringten, ihn mit allen Zeichen der Freude begrüßten.

Der Dragoman trat zu Worthley, um ihm zu melden, er habe dem Wirth seine Instruktionen gegeben und bitte um die Erlaubniß, auch sein unbedeutendes Gepäck aus der Barke zu holen.

„Sie sind hier im Orte bekannt, Adriani? Das ist mir angenehm!" antwortete Worthley.

„Nur oberflächlich, Mylord!"

„Es ist nicht nothwendig, daß Sie hier im Hause wohnen, denn ich werde Ihrer nur in einzelnen Fällen bedürfen; suchen Sie also beliebig ein Unterkommen; ich erwarte einen Freund aus Kairo."

„Zu Befehl, Mylord!"

„Wenn Sie gefragt werden, was mich hieher geführt, so antworten Sie, ich stehe hier mit den Vekils einiger Pascha's im Handel um Baumwolle."

„Zu Befehl, Mylord!"

„Sagen Sie auch dem Reïs, mein Aufenthalt hier werde wohl ein längerer sein müssen; er möge sich also die Zeit vertreiben, wie er wolle. Die Kosten bestreite ich."

„Er wird auch jederzeit in einem Kaffeehause am Ende dieser Straße zu finden sein, Mylord."

„Sie kennen dieses Haus?"

„O, vollkommen!"

„Sie werden mich dorthin führen, damit ich Bescheid weiß!"

Der Dragoman folgte Worthley zur Thür und Beide schritten zum Hause hinaus, die Straße hinab.

„Der Markt geht bald zu Ende, Mylord. Es dürfte gut sein, wenn ich an Ihrer Seite bliebe," sagte der Dragoman unterwegs, die Aufmerksamkeit entschuldigend, welche Worthley bei einigen sehr animirten Gruppen erregte.

„Ich begreife, daß die Aufregung dieser Leute leicht zu Exzessen führen kann," sagte Worthley mit absichtsloser Miene.

„O, nur gar zu leicht, Mylord!"

Worthley biß die Lippen zusammen. Des Dragomans Antwort erschien ihm so eilfertig.

„Trotzdem wünsche ich, heute nach Einbruch der Dunkelheit einzelne der Stätten zu sehen, an welchen die öffentlichen Lustbarkeiten geschehen."

„Wie Sie befehlen, Mylord!"

„Das dort ist die Moschee des berühmten Heiligen, nicht wahr?"

„Dieselbe, Mylord!"

„Mir fällt da jener junge Engländer ein, der hier ein so unglückliches Abenteuer erlebte. So ist dieß wohl die Stelle, wo er dem unbekannten Weibe begegnet sein soll?"

„So sagt man, Mylord!"

„Sie waren also noch in Tanta nach jenem Abend?"

„Ich reiste am Morgen darauf mit der Bahn nach Mansurah ... Uebrigens vermuthe ich nur, daß es hier gewesen sein muß!" setzte er hinzu. „Es kann auch da drüben gewesen sein; ich hörte nur in Kairo davon erzählen. Die Sache ist ja so gut wie vergessen!"

„So glauben Sie wirklich, daß der unglückliche junge Mann ermordet ist?"

„Wer kann das wissen, Mylord! Man nahm es allgemein als wahrscheinlich an. Hätte er mich von Kairo als Begleiter mitgenommen, es wäre ihm sicher nichts widerfahren."

„Könnten Sie vielleicht noch Näheres hier auskundschaften, so würde ich sicher, wenn ich nach England zurückkehre, den Verwandten des Unglücklichen, die ich freilich nicht kenne, einen Dienst erweisen können."

Der Dragoman zuckte die Achseln.

„Es wird sich Niemand damit bemengen wollen, Mylord. Wenn ein Verbrechen begangen worden, ist Alles stumm."

„Aber Sie haben doch selbst davon erzählen gehört, und sicher auch hier am Morgen nach dem Verbrechen!"

„Ich muß Mylord darauf aufmerksam machen, daß man den Verschollenen erst etwa eine Woche später vermißte und suchte."

Adriani, wenn er um das Verbrechen wußte, war klug genug, Worthley an dem Punkte zu entschlüpfen, wo dieser ihn fangen zu können geglaubt. Uebrigens machte er ein ganz unbefangenes Gesicht. Worthley suchte eine andere Schlinge auszuwerfen.

„Haben Sie denn nicht hier erzählen gehört, ob der Wächter das Weib wieder erkannt, da es doch einen so auffallenden Mantel getragen?"

„Ich muß Mylord darauf aufmerksam machen, daß ich seitdem nicht in Tanta gewesen. Schwerlich wird man den Kaffir vor Gericht darnach gefragt haben, und ich möchte nicht in des armen Teufels Haut stecken, wenn er sich dergleichen hätte einfallen lassen."

Worthley brach ab aus Besorgniß, den Menschen mißtrauisch gegen sich zu machen. Sein Plan war, möglichst mit Unterstützung des Konsulats den Reïs und den Dragoman zu beobachten, die Häuser zu kennen, welche sie besuchten, und sich ihren Umgang zu merken. Ihm war's wie ein seltsam neues Gefühl in's Herz gezogen, seit er sich in dieser Stadt wußte, und doch vermochte er sich dasselbe nicht klar zu machen: war's die Hoffnung, den Verschollenen noch am Leben zu finden, oder war's nur der Gedanke, sein Rachegefühl befriedigen zu können!

Er fühlte den Boden wieder unter seinen Füßen, einen Boden, der ihm in der Erinnerung aus seiner Jugend noch heimisch, obgleich ihm diese Stadt selbst damals fremd geblieben, und das gab ihm Sicherheit. Er kannte die Schwerfälligkeit und Trägheit der egyptischen Behörden und wußte, daß diese nur durch Geld aufzurütteln. Er, [illegible] der That, wollte

mit starkem Arm eingreifen, wo ihm derjenige der Behörden versagte; er war der energischen Hülfe des Konsulats versichert, und das gab ihm Zuversicht auf sich selbst. Er hatte einen unbeschränkten Kredit bei einem alexandrinischen Hause, und auch das Geld sollte mit vollen Händen hingegeben werden, um das Dunkel dieses entsetzlichen Geheimnisses zu lichten.

So stand ihm Alles zu Gebote, was Schwierigkeiten überwinden konnte, und in diesen stellte sich ihm nur eine als bedenklich entgegen: das Weib, das man hinein gemischt, um die Lüftung des Schleiers unmöglich zu machen, denn ihm schien's ausgemacht, daß man mit Schlauheit ein Verbrechen unter dem goldgewirkten Mantel eines Weibes zu verbergen gesucht.



Eine Tochter Kleopatra's. Gemälde von Vernet Lecompte. (S. 67.)

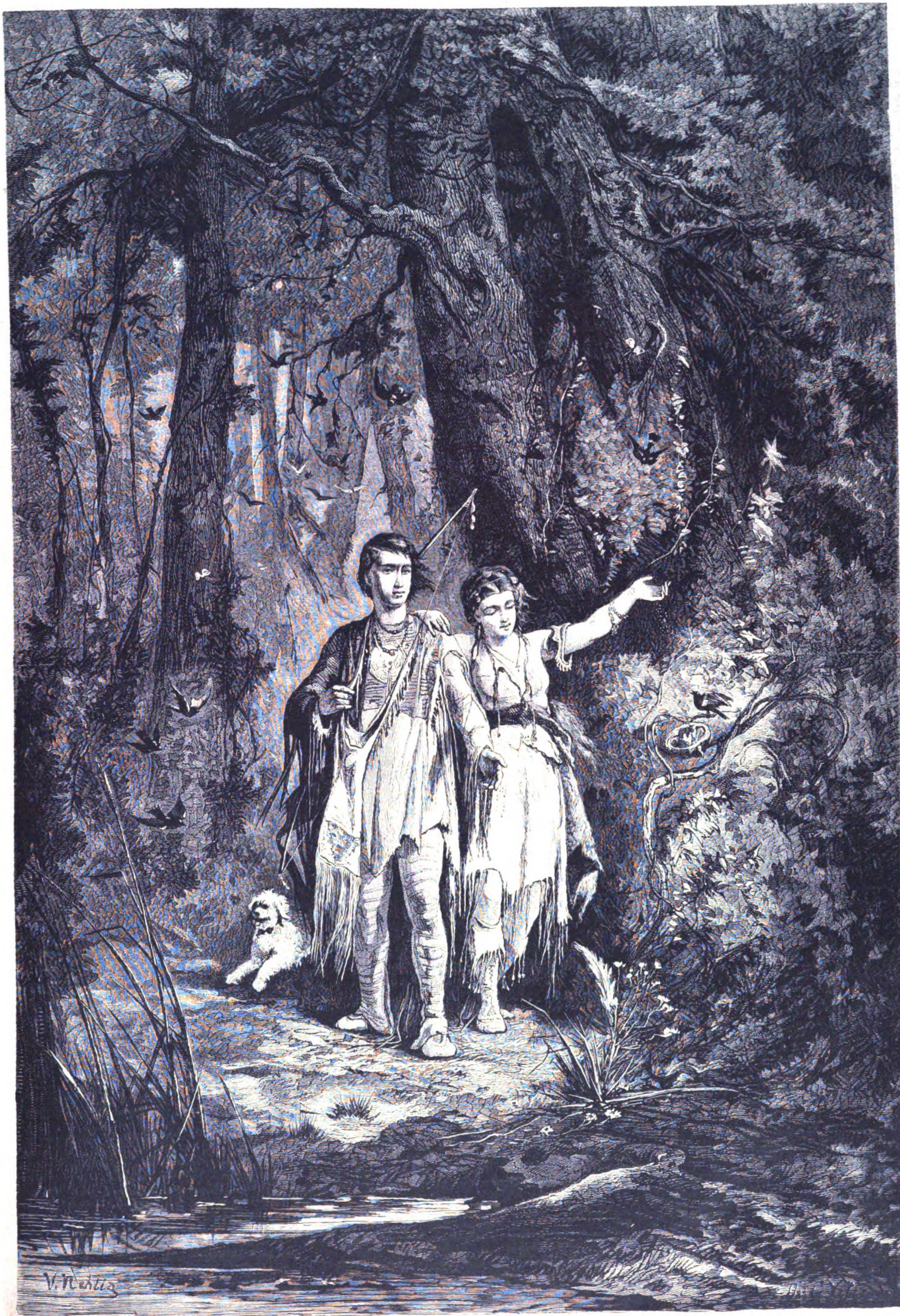
Worthley, der sich Georg gegenüber nach dem Betreten der großen Barke auf die Prinzipien jedes Detektivbeamten berufen hatte, die Spur des Verbrechens von ihrem ersten unscheinbarsten Anfang zu verfolgen, vergaß, daß die erste Frage jedes französischen Kriminalisten lautet: où est la femme?

Ihm war's undenkbar, daß eine solche durch Willibald's Schuld eine Rolle in dem düstern Drama [illegible] können; er behauptete, daß dieselbe nur künstlich hinein gemischt worden, und dennoch gab ihm bald ein Umstand darüber zu denken.

IX.

Schon am ersten Abend, nachdem er mit dem Dragoman und Georg unter dem Vorgeben, die Stadt kennen zu lernen, die öffentlichen Lokale besucht, auch eine Promenade auf das weite Feld gemacht, auf welchem während des Festes die Zelte zu stehen pflegen, schloß er sich in sein Zimmer ein, um mit Ruhe das Tagebuch des Verschollenen noch einmal zu lesen.

Vielleicht konnte ihn diese Lektüre noch auf unscheinbare und doch bedeutsame Momente führen, die er in der ersten Aufregung nicht genug gewürdigt.



Pawnee und Gertrud. Zeichnung von Viktor Nehlig. (S. 72.)

Als ihm der Konsul dieses Tagebuch mit den Effekten des Verunglückten nach seiner Ankunft in Alexandrien eingehändigt, hatte er Willibald's Aufzeichnungen nur von dem Tag ab gelesen, wo er die Timsah engagirte. Und da stand, daß Adriani als Dolmetsch auch diesen Kontrakt mit dem Reis vermittelt.

Daß sich die Beiden in ihrem Geschäftsleben kannten, auch schon öfter mit einander in Berührung gekommen, war selbstverständlich und ließ nicht direkt auf eine intimere Beziehung schließen.

Auch die übrigen Aufzeichnungen Willibald's während der Fahrt gaben keinen neuen Anhaltspunkt. Nach denselben war der Reis immer sehr freundlich gewesen. Willibald sprach an einer Stelle sein Bedauern aus, daß er diesen Dragoman nicht mit sich auf die Reise genommen, da sein arabisches Vokabulär ihn oft im Stiche lasse. Die hohe Forderung des Dragoman habe ihn abgeschreckt; es sollten in den kleineren Uferstädten billigere Dolmetscher zu finden sein, gestand er, und Worthley wußte, daß der Verunglückte als Geschäftsmann stets eine weise Sparsamkeit geliebt.

Es stand nichts in dem Tagebuch, was nicht schon gewürdigt worden wäre. Worthley hatte Alles genau im Gedächtniß behalten, auch das Tagebuch so sorgsam verwahrt, daß er selbst Alice jeden Einblick in dasselbe vorenthalten. Er hatte dieß für nothwendig erachtet, um dem Schmerz des Mädchens nicht Nahrung zu geben.

Die Nacht war noch lang und Worthley war zu aufgeregt, um an Schlummer zu denken. Er schlug in dem Tagebuch zurück, Blatt für Blatt, bis zur Abreise Willibald's von der Insel Malta.

Hier an diesem Punkt stieß ihm ein Name auf, der seine Hand leise erbeben machte. Er schaute auf, strich über das ergraute Haar, über die Stirn, die sich in tiefere Falten legte.

Seine Lippen bewegten sich; ein häßlicher Zug grub sich um die Mundwinkel, seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Das Buch glitt aus seiner Hand auf den Divan.

„Bastidi!“ murmelte er vor sich hin, die Hände im Schooß faltend und die Finger konvulsivisch gegen einander pressend. „Begraben war der Name in meinem Gedächtniß, begraben unter einem Fluch, der ihn in meiner Erinnerung für immer decken sollte! Während mehr als zwanzig Jahren ist er vermodert, dieser Name, und hier muß er wieder vor mir auftauchen ... in Verbindung mit einem neuen Verhängniß, ohne dessen Begleitung er mir natürlich nicht wieder erscheinen konnte! ... Bastidi brachte mich damals bis zu einer Verzweiflung, die mich zum Selbstmord treiben wollte, als ich meinen ehrlichen Namen der Schande preisgegeben sah, und heute tritt er wieder auf in einem Moment, wo mein ganzes Lebensglück, an dessen Wiederaufbau ich so rastlos gearbeitet, abermals in Trümmern zusammengebrochen! ... Bastidi! Und ihm mußte Willibald begegnen, der keine Ahnung haben konnte von dem verhängnißvollen Einfluß, den dieser Mensch auf mein Jugendleben geübt!“

Worthley sank in düsteren Gedanken zusammen. Sein Geist schwebte zurück in jene Zeit, an deren traurigen Abschluß er ein neues rastloses Arbeitsleben geknüpft, um den unverschuldeten Zusammensturz seines Glückes wieder zu vergessen und vergessen zu machen.

Es währte lange, ehe er sich jetzt auch aus dem Zusammenbrechen seines gewohnten geistigen Gleichgewichts wieder aufzuraffen im Stande.

„Bastidi!“ stöhnte er. „Wir arbeiteten zusammen als unzertrennbare Freunde auf dem Comptoir in Alexandrien; im Vertrauen auf die Redlichkeit dieses Dalmatiners ging ich nach England zurück, gründete ein eigenes Comptoir, überließ ihm die Geschäfte in Egypten, die wir gemeinsam angebahnt, gab ihm für seine Einkäufe hier unbeschränkte Verfügung, sogar über die höchsten Summen, die ich nur im Vertrauen auf schnelle Realisirung verantworten konnte, und er, der Schurke, verschwand eines Tages spurlos, mich in's Verderben hinabstoßend, mich der Gnade meiner Gläubiger preisgebend, mich in die Schande eines Bankerotts stürzend, aus der ich mich nur durch unsäglichen Fleiß wieder emporgearbeitet! ...

„Jowan Bastidi!“ ... Worthley hatte das Tagebuch hastig ergriffen, um einen möglichen Zweifel an der Identität zu konstatiren ... „Jowan Bastidi! Derselbe ... Auch die Beschreibung seiner Person trifft zu!“ rief er, beide Hände vor das gramvoll durchfurchte Gesicht legend.

„Ein reicher Mann, der in Egypten großen Grundbesitz sein eigen nennt,“ las er in dem Buch, mit fieberhaft glühendem, roth umlaufenem Auge, die mit Blei geschriebenen Zeilen durchfliegend, während das Blatt in seiner Hand zitterte. „Großen Grundbesitz nennt er sein eigen!“ ... Giftiger Spott verzerrte Worthley's Antlitz. „So wird ein Schurke ein großer Grundbesitzer, während er den schmählich betrogenen, ehrlichen Mann vor der Thür seiner Gläubiger betteln gehen läßt! So triumphirt ein Schurke, unnahbar, ungestraft durch die Gesetze eines Landes, die ihm erlaubten, sich vor jeder Verantwortung zu schützen, indem er sich heute unter die Gerichtsbarkeit dieses, morgen jenes Konsuls stellte und endlich ganz verschwand, niemand wollte wissen wohin! ...“

„Bastidi, ein liebenswürdiger Reisegefährte an Bord des langweiligen Schiffes,“ warf sich Worthley, die Zeilen verschlingend, wieder über das Tagebuch ...

„In Begleitung seiner Tochter, des schönsten, liebenswürdigsten Mädchens — meine angebetete Alice, verzeihe mir, wenn ich der Wahrheit die Ehre gebe! ... Eine selten interessante Familie! Der Vater, ein jovialer, aufgeweckter Herr, des Englischen vollkommen mächtig, voll von originellen Einfällen; seine Tochter, von wirklich blendender Schönheit, das Antlitz warm belebt durch den Hauch ihrer heimischen Sonne, bewegt sich mit so graziöser Zurückhaltung, einer so anmuthigen Weise, daß sie Alles an Bord entzückt, daß sie selbst mir Bewunderung abfordert, der ich in meiner Braut das Ideal des Weibes erblicke. Und gleichsam zur Illustration begleitet sie eine Dienerin, ein frisches, blühendes Fellahmädchen mit gelbbraunem Teint, die Nase unentwickelt, gestumpft durch die Gewohnheit des Gesichtstuchs, im Uebrigen aber so originell in ihrem jugendlichen, halb wilden Benehmen, daß Jeder sie mit Interesse beobachtet, wie sie — Nea heißt sie — flink und drall ihrer schönen Herrin jeden Wunsch aus den Augen zu lesen sucht ...“

Worthley ließ das Buch in den Schooß sinken.

„Da hätten wir das Weib!“ murmelte er vor sich hin ... „Aber unmöglich! Es kann nicht diese gewesen sein! ... Nein, diese ganz gewiß nicht!“

Begierig las er weiter. Er mußte wissen, was Willibald von dieser Familie noch schrieb. Seine Hand hielt unruhig das Buch, sein Auge strengte sich an, weil das zur Stirn geschossene Blut seine Sehkraft trübte.

„Bastidi geht wie ich nach Alexandrien,“ lautete das Tagebuch. „Er gab mir seine Karte, als wir uns trennten; ich mußte ihm versprechen, ihn auf seiner Besitzung aufzusuchen. Er muß reich, enorm reich sein, denn er führt drei Diener mit sich, schwarze, riesige Gestalten, und wie man mir sagte, soll er davon einen ganzen Troß besitzen. Ich habe diese Karte leider verloren und erinnere mich nicht des Namens seiner Besitzung. Uebrigens ward er bald darauf kühler gegen mich, als ich ihm sagte, daß ich mit der Tochter Henri Worthley's verlobt sei. Er suchte mich nicht mehr so häufig und klagte über ein leichtes Unwohlsein, das ihm die Seefahrt bereite. Seine Tochter blieb von gleicher Liebenswürdigkeit gegen mich. Wir trennten uns in Alexandrien und ich glaube kaum, daß ich diese liebenswürdige Familie noch wiedersehen werde, da ich den Namen ihrer Pflanzung nicht kenne, auch wohl keine Gelegenheit haben werde, sie dort aufzusuchen. Es ist das so eine Reisebekanntschaft; man sieht sich, man plaudert einige Tage miteinander und vergißt sich ...“

Worthley hatte düster mit dem Kopf genickt; er begriff, warum Bastidi ein Unwohlsein vorgeschützt, als ihm der Name eines Mannes genannt wurde, der ihm wie Posaunenschall in's Ohr, in sein schurkisches Herz dringen mußte, und das legte sich wie ein Balsam der Genugthuung um sein trauernd Herz.

Wiederum aber war ihm eine andere Vorstellung von doppelter Pein: dieser Bastidi reich, enorm reich! Was er ihm vor mehr als zwanzig Jahren gestohlen, war hinreichend, um ihn schon zu einem sehr wohlhabenden Mann zu machen, und jetzt war er reich, enorm reich! Das Schicksal regierte in diesem Lande wie auch anderwärts seltsam; es hatte seinen Diebstahl gesegnet, während er, der Bestohlene, unter tausend Sorgen, in schlaflosen Nächten rastlose Jahre hindurch hatte arbeiten müssen, um seinen Namen wieder zu Ehren zu bringen und, freilich hundertfach, wieder einzuholen, was ihm veruntreut worden! Die ewige Gerechtigkeit segnete hier den Schurken mit Gedeihen, während sie dort den Rechtschaffenen mit Schmach und Sorgen heimsuchte!

„Aber wär's denn das erste Mal!“ rief er, die Hand vor der heißen Stirn ballend. „Wie viel Schurken verlachen auch bei uns die rächende Gottheit, während der Gerechte im Elend verendet! Es ist eine ewige Wahrheit, aber daß er, gerade er ...“

Wieder beugte sich Worthley über das Buch. Er hoffte noch Weiteres über Bastidi zu finden, doch er suchte vergebens.

„Ich werde ihn finden, will ihn finden!“ beruhigte er sich endlich ... „Und wenn ich ihn finde? Er wird mich verlachen; es wird keinen Richter mehr über ihn geben, und gäbe es ihrer ... er ist reich, enorm reich,“ höhnte Worthley, „und wider den Reichen gibt's kein Gericht hier!“

Abgespannt, ermattend in immer wieder aufgährendem Grimm, schweren Hauptes legte endlich Worthley das Tagebuch beiseite. Er streckte sich auf das harte Lager und zu dem, was seine Träume schon so schauerlich belebte, gesellte sich jetzt noch das Wiederauftauchen einer ihm verhaßten Persönlichkeit, der er so viel Sorgen und Qualen zu verdanken gehabt.

XI

Am nächsten Vormittag traf der Beamte des Konsulats ein; — Mr. Hutfield, ein noch junger Mann von eleganten Manieren und tadelloser Toilette, übermäßig hoch und dünn gewachsen, mit feinem, fast weiblichem Gesicht, rosiger Farbe und seidenartigem, gelbem Vollbart, der Urtypus eines modernen Briten.

Ihm folgte ein Kawaß des Konsulats in türkischem Kostüm, mit rother, schwarz geschnürter Jacke, weiten, blauen Türkenhosen, riesigem Schnauzbart, der das braune Gesicht in zwei Hälften theilte, und einen ganzen Arsenal im Gürtel.

Worthley empfing diesen Herrn scheinbar heiter und unbefangen, um beim Erscheinen dieses Mannes keinen warnenden Verdacht zu erwecken.

In gedrängten Umrissen berichtete er ihm, detaillirte er ihm seine Verdachtsgründe.

Der Konsulatssekretär machte bei all' seiner Bereitwilligkeit ein zweifelndes Gesicht.

„Den Dragoman halte ich für unschuldig,“ behauptete er. „Dieser Mann, gegen den wir übrigens damals kaum ein Mißtrauen hegen konnten, da nichts Gravirendes gegen ihn vorlag und er nur den Vertrag zwischen Herrn Langenau und dem Reis zu Stande gebracht, — dieser Armenier hat sein Alibi nachgewiesen.“

„Mir aber hat er zugegeben, daß er um jene Zeit hier gewesen!“ warf Worthley ein.

„Er wird es bestreiten und auf sein Alibi zurückgreifen, Mr. Worthley.“

„So wird der Reis hierüber zu vernehmen sein!“

„Das ist ja längst geschehen,“ wandte der Beamte ein.

„Ich bringe auf Beider Verhaftung!“

„Ohne genügende Gründe!“ rief Hutfield. „Das Gericht wird nicht darauf eingehen.“

„Der Reis wird sich in seiner Aussage widersprechen, wenn er hört, daß der Dolmetsch schon selbst geäußert, er sei hier gewesen.“

„Wenn auch, Mr. Worthley! Ist der Armenier wirklich gegen seine erste Behauptung hier in Tanta gewesen, so wird er, sobald wir dem Reis zu Leibe gehen, Zeit haben, uns zu entwischen.“

„Wir lassen ihn beobachten, damit dieß unmöglich!“

„Durch wen, Mr. Worthley?“

„Durch den Kawassen! Oder durch das Gericht, das ja seine Leute dazu haben muß!“

Der Beamte zuckte die Achsel.

„Sie sind nicht in England, Mr. Worthley! Die Beobachtung würde, wenn sie uns zugegeben wird, so plump und ungeschickt geschehen, daß der Armenier sie merken müßte ... Sie haben keinen andern Anhaltspunkt gefunden, als jenen Hemdknopf?“

„Und die Intimität des Reis und des Armeniers.“

„Diese Leute sind Alle mit einander intim. Wir werden mit so oberflächlichem Verdacht auch jetzt noch taube Ohren finden. Das Mehkeme, das Gericht, will sich nicht mit dieser heiklen Sache befassen und wird es nur thun, wenn wir ihm gegründete Ursache geben, sie in einem ganz andern Lichte zu betrachten.“

„Kennen Sie einen Herrn Bastidi?“

Mr. Hutfield schaute Worthley groß an, als begreife er den Zusammenhang gegenüber der Person mit dieser Sache nicht.

„Ich habe von ihm gehört. Er hat, so viel mir bekannt, ein großes Comptoir in Valetta auf Malta und bedeutenden Grundbesitz im Delta, wo er mit den reichen Schechs und Paschas Geschäfte macht.“

„Ein Comptoir in Malta! ...“ Worthley blickte sinnend vor sich. „Und wie ist die Firma?“

„Morletti und Kompagnie, so viel ich weiß.“

„O! ... Die Firma besteht seit lange?“

„Wenn ich nicht irre, seit bald zwanzig Jahren oder gar darüber.“

„Hm! ...“ Worthley wußte jetzt, wohin sein Mann damals verschwunden, als man ihn schließlich vergebens gesucht.

„Aber verzeihen Sie, Mr. Worthley, wir kommen ganz von unserer Sache ab!“

Worthley fuhr aus düsteren Gedanken auf.

„Sie meinen, weil ich nach Bastidi fragte?“

„Allerdings!“

„Ich muß Ihre Geduld ein wenig abseits führen, sogar sehr weit zurück,“ sagte er, die Hand fest auf des Beamten Arm legend.

„Wollen Sie mich anhören, Mr. Hutfield? ... Wollen Sie? ... Es ist eine Geschichte, über die schon längst das Gras der Vergessenheit gewachsen. Habe ich nun auch keine Berechtigung, sie mit unserer traurigen Angelegenheit in Verbindung zu bringen, so entbehrt sie doch eines gewissen, entfernten Zusammenhanges mit derselben nicht und Sie müssen davon erfahren.“

Worthley erzählte dem Beamten sein Unglück aus jener Zeit. —

„Herr Bastidi genießt das unerschütterlichste Ansehen, Mr. Worthley,“ sagte der Letztere, sich verdrießlich die Stirn reibend, als Worthley geendet. „Niemand weiß, so viel mir bekannt, oder erinnert sich wenigstens mehr jenes Vorfalls, und das begreift sich! Die Existenzen hier wechseln so schnell, gehen auf oder unter und verschwinden in beiden Fällen. Zudem ist bald ein Menschenalter darüber vergangen.“

„Ja, das ist es!“ Worthley blickte schwer seufzend vor sich. „Und — verzeihen Sie, Mr. Worthley! — in welchem nur denkbaren Zusammenhang kann jene flüchtige Begegnung des unglücklichen Langenau auf dem Schiff mit seinem räthselhaften Verschwinden stehen! Beide trennten sich in Alexandrien bei der Ausschiffung.“

„Ja, sie trennten sich! ... Und dennoch ist es eine verzeihliche, erklärliche Anknüpfung meiner Gedanken an jene längst vergangene Zeit, ich weiß es nicht, wie so! Ich kann mich der Vermuthung eines mir selbst unbegreiflichen Zusammenhangs nicht erwehren.“

„Es ist das offenbar — verzeihen Sie, Mr. Worthley — sehr erklärliche Bedürfniß der Wiedervergeltung, eines Rachebedürfnisses gegen diese Persönlichkeit. Aber es würde ein enormes Aufsehen geben, wollten wir selbst mit passablen Beweisen, an denen es doch gänzlich fehlt, diesen Mann mit einer Kriminalsache in Verbindung bringen, die, wenn nicht Alles täuscht, auf einen Mord hinausläuft. Bedenken Sie die geschäftliche, die gesellschaftliche Stellung dieses Mannes!“

Worthley sah die Wahrheit dieser Bemerkung ein. Er selbst suchte die einmal gefaßte Vorstellung zu verjagen und lag in sichtbarem Zwiespalt mit sich selbst.

„Ein Anderes wäre es, Mr. Worthley, wenn Sie Ihren Bastidi für jenen an Ihnen verübten Betrug verantwortlich machten, der, wie mir einleuchtet, wohl die Grundlage seines ungeheuren Reichthums bildet, denn er ist am Littorale als Krösus bekannt und erscheint persönlich des Jahres nur ein-

oder zweimal in Egypten, um seine Besitzungen zu sehen und Geschäfte in Baumwolle abzuschließen, die nach Millionen zählen."

Worthley antwortete mit wegwerfender, verächtlicher Miene: „Ich müßte erst nach England zurückkehren, um mich mit allen Beweisstücken zu versehen."

„Bastidi aber würde es vielleicht vorziehen, die Sache in aller Stille mit Ihnen zu ordnen. Bedenken Sie, wenn ein Mann, der so hoch in Aller Achtung, sich plötzlich vor der öffentlichen Meinung als Betrüger gebrandmarkt sehen sollte!"

„Mr. Hutfield," rief Worthley, „das ist eine Sache, die erst in zweiter Reihe bei mir zur Ueberlegung kommen kann! Es handelt sich um energische Verfolgung Derjenigen, um deren willen ich hier bin und für die das Konsulat mir seine Mitwirkung zugesagt ..."

„Und um deren willen ich ganz zu Ihrer Verfügung gestellt bin!" setzte Hutfield hinzu. „Befehlen Sie über mich! Der Zufall gibt mir für meine Anwesenheit hier einen günstigen Vorwand. Es handelt sich um die Austragung der Reklamation eines englischen Ingenieurs, in der ich mit der Mudirieh zu verkehren jetzt Gelegenheit habe; wir können also unbeargwohnt unsere Nachforschungen hier anstellen. Aber ich warne Sie, schütten wir nicht das Kind mit dem Bad aus! Beobachten wir die Ihnen verdächtigen Individuen und ihre Niederlagen; ich bin des Arabischen vollkommen mächtig, bin nicht ganz fremd in diesem Ort und will sie selber leiten. Sie haben Recht, wenn Sie sich die Angelegenheit mit Bastidi vorläufig aus dem Sinn schlagen, sie würde Sie verwirren, Ihre Aufmerksamkeit theilen. Schon heut Abend werden wir unsere Forschungen gemeinschaftlich anstellen, ebenso werde ich sofort das Konsulat bitten, mir einen unserer Spürhunde, einen verschmitzten Berberiner, hieher zu senden, der uns, was den Reïs und den Armenier betrifft, von Nutzen sein kann. Er ist in Kairo als Spaßmacher in allen arabischen Kaffeehäusern eine beliebte Person und wird auch hier schnell populär werden. Durch ihn erfahren wir in Kairo Alles, was uns zu wissen nothwendig und darüber hinaus, ja selbst die Intriguen der Pascha's, der Minister gegen einander und was im Palast Abdin vorgeht, erhorcht er und hat für seine geheime Thätigkeit von uns nur die Garantie, seine alten Tage ohne Sorge verleben zu können."

Worthley drückte dem Beamten dankbar die Hand.

XII.

Reïs Tabut schwamm in einem Meer von Wonne. Die Weiber nannten ihn El-Zarif, den Schönen, und die Männer hießen ihn Abu-Dahab, den Vater des Goldes, denn er geizte nicht und fand seinen Stolz darin, als reicher Mann zu erscheinen, was er um der Steuern willen in Bulak sorgfältig vermied.

Der Araber liebt es, Jeden als Erzeuger seiner Eigenschaften zu qualifiziren; er nennt den Reichen den guten Mann den Vater des Reichthums, der Güte; ein fruchtbares, einträgliches Dorf nennt er den Vater oder die Mutter (Abu, Um) der Fruchtbarkeit, die Mutter der Milch oder der Dattel, und so kam Reïs Tabut schnell zu diesem Epitheton. Und er schmunzelte und beutete die ihm gegebene Muse zu seinen Freuden aus.

Niemand kümmerte sich um ihn von Seiten der Worthley'schen Familie; nur der Dragoman brachte ihm zuweilen die Nachricht, dieselbe denke noch gar nicht an eine Weiterreise; es sei noch ein Kawacha vom Konsulat zu ihm gestoßen, der hier mit dem Mudir eine Prozeßsache zu ordnen habe, und die könne recht lange dauern."

Der Reïs hatte es unbequem gefunden, in der kleinen Barke sein Schlafquartier zu nehmen. Um die Nächte verschwärmen zu können, wohnte er in einem Hause, in welchem eine Gesellschaft von Gawanis (Sängerinnen) und Gawazzis noch von dem Markt her zu Gaste war, und sobald der Abend sank, fand sich im untern Raum des Hauses eine Versammlung arabischer Lebemänner zusammen, um die Nacht hindurch dem Gesang der schönen Bülbüls und dem Tanz der Almehs zuzujubeln.

Reïs Tabut war das Schooßkind dieser Schönen; er beschenkte sie reich, warf ihnen die schönsten Rosen zu Füßen, wenn sie im „Nahletanz" recht leidenschaftlich die Biene in ihren Gewändern gesucht, und taumelte erst, wenn der Morgenstern bereits am blauen Himmel stand, wonnematt auf das Lager.

Sein Freund, der Armenier, durfte nie an seiner Seite fehlen; er mußte alle seine Genüsse theilen. Adriani aber that dieß mit erkennbarer Vorsicht und Selbstbeherrschung; er schlich schon vor Mitternacht davon, und der Reïs warf ihm vor, er müsse irgendwo in der Stadt seine besonderen Freuden suchen, die er ihm verheimliche.

Adriani lächelte dann müde, schützte Ermattung vor und der Reïs ließ ihn spottend laufen.

Zu des Letzteren Freude tauchte eine neue Person am Horizont auf, die ganz nach seinem Herzen war, — Abdul-Sefet, den man in Bulak den Vater der Lust nannte, ein Mann von fünfzig Jahren und darüber, aber von so heiterem Temperament und mit so viel Gaben der Unterhaltung ausgestattet, daß, wo Abdul-Sefet erschien, des Lachens kein Ende war.

Der Reïs kannte ihn und empfing ihn mit Jubel. Abdul-Sefet raunte ihm zu, er sei nach Tanta gekommen, um die Tochter eines wohlhabenden Fellachen der Umgegend für seinen Neffen zu gewinnen, und rechnete auf des Reïs Verschwiegenheit. —

Abdul-Sefet aber entzückte inzwischen die ganze Gesellschaft des Kaffeehauses schon in der ersten Nacht. Die Sängerinnen erstaunten vor seinen Liedern, die er sang, während seine Finger über die Saiten des Rebab glitten; die Tänzerinnen ruhten ihre schönen Glieder auf dem Divan und lauschten geschmeichelt, wenn Abdul-Sefet ihre Reize besang und sein Mund überfloß von Lobliedern der Minne.

Abdul-Sefet verstand aber auch ernste, sinnige Märchen zu erzählen. Hatte er sich als Spaßmacher erschöpft, setzte er ein ernstes Gesicht auf und begann z. B. das Märchen von dem Beni-Adam, dem Menschenkind.

Ein Löwe,*) so lautet es, wohnte auf einem Berg und betrachtete alles Land rings umher wie sein Eigenthum. Eines Tages geht er spazieren, da kommt ein Rabe angeflogen.

„Wer bist Du?" fragte der Löwe erstaunt das ihm noch unbekannte Thier.

„Ich bin ein Rabe!" antwortet der Vogel. „Der Beni-Adam hat mich verjagt; er nahm ein Gewehr und schoß nach mir."

Durch den Raben erfuhr der Löwe zum ersten Mal, daß es einen Beni-Adam, einen Menschen, gab. Er geht nach Haus und überlegt, was das für ein Geschöpf sein könne.

Da sieht er eine Staubwolke. Ein Esel kommt daher gerannt.

„Was willst Du, und bist Du etwa der Beni-Adam?" fragt der Löwe.

„Ach nein, hoher Herr!" war die Antwort. „Ich bin ein Esel! Ich bin dem Beni-Adam entlaufen, der mich schlägt und mir große Lasten aufbürdet."

Abermals denkt der Löwe über den Beni-Adam nach. Da kommt ein Roß des Weges gelaufen.

„Was willst Du, und bist Du etwa der Beni-Adam?" fragt der Löwe.

„Ach nein, hoher Herr," antwortet das Roß. „Ich bin eben dem Beni-Adam entflohen; er hat mir ein Stück Leder auf den Rücken gelegt, sich darauf gesetzt und mich mit seinen Füßen gestoßen. „Ich habe ihn abgeworfen und bin davongelaufen."

Der Löwe denkt wiederum nach. Da kommt ein Kameel des Weges.

„Wer bist Du, und bist Du vielleicht der Beni-Adam?"

„Hoher Herr, ich bin das Kameel! Der Beni-Adam hatte mir ein schweres Holzgerüst auf den Rücken gelegt, seine Frauen und seine Sachen darauf gesetzt und mich gezwungen, vor ihm niederzuknieen. Ich habe ihn abgeworfen und bin davon gelaufen."

Der Löwe denkt wieder nach, was das für ein Wesen sein könne, das sich Gewalt über Alle anmaße.

Da kommt ein Geschöpf des Weges, das Holz und Handwerkszeug auf der Schulter trägt.

„Wer bist Du?" fragte der Löwe.

„Ein Schreiner, Herr!"

„Was machst Du mit dem Holz da?"

„Ich bin von einem Sultan bestellt, ihm ein Bett zu machen."

„Es gibt keinen Sultan außer mir!" ruft der Löwe. „Mache mir das Bett!"

Der Schreiner geht an's Werk und macht ihm einen schönen, großen Kasten. Als der fertig, sagt er dem Löwen, er solle hineingehen, das sei das Bett.

Der Löwe tritt ein, spaziert darin herum und findet Alles schön. Da er aber wieder hinaus will, sieht er, daß der Kasten verschlossen ist.

„Mach' auf!" ruft der Löwe.

„Nein, Du bist jetzt mein Gefangener!" antwortet der Schreiner.

„Ah, jetzt kenne ich Dich!" ruft der Löwe. „Du bist der Beni-Adam!"

Am Morgen zog Abdul-Sefet, wie er sagte, auf das Land hinaus, um seinen Geschäften nachzugehen; am Abend fand er sich wieder ein und mit ihm Alles, was der Freude huldigte. Er verspeiste glühende Kohlen, er ließ Skorpione tanzen, machte wie Moses Schlangen zu Stäben, machte belustigende Zauberstücke und haschte wirkliche, lebendige Bienen aus den luftigen Gewändern der Tänzerinnen, wenn diese in dem beliebten Tanz nach dem Insekt suchten und sich dabei eines Kleidungsstückes nach dem andern entledigten.

Dabei lachte Abdul-Sefet selbst so hell und freudig aus dem noch immer jungen Herzen heraus. Sein dunkelgelbes, reich mit Runzeln gezickzacktes Gesicht strahlte, seine kleinen, lustigen Augen funkelten und er that Alles ohne Eigennutz, nur um sich und den Anderen Freude zu machen.

*

Acht Tage nach Abdul-Sefet's Eintreffen stand Alice Morgens am Fenster und schaute, da die Männer stets draußen, einsam, wie sie fast den ganzen Tag hindurch war, auf den Platz der Mudirieh hinab.

Das Gewühl der Marktgäste hatte sich verzogen, die Straßen waren stiller geworden. Sie sah mit gravitätischen Schritten die mit Baumwolle, Bersime oder Datteln beladenen Kameele über die Straße ziehen, sah die armen Fellahfamilien auf dem Platz hocken, die Kinder mit einer Brod- oder Melonenrinde in der Hand, neben ihnen die Esel, die hungrig und neidisch dem Genuß der Armen zuschauten.

Der Vater sowohl wie Georg waren wenig mittheilsam gewesen, auch Mr. Hutfield hatte sich stets in Schweigen gehüllt. Alles, was sie erfuhr, bestand darin, daß man Hoffnung habe, dem Verbrechen auf die Spur zu kommen. Und die Zeit war so lang, so endlos lang der Raum zwischen Morgen und Abend!...

*) Aus des Erzählers „Fellahleben".

In der letzten Nacht waren Worthley und Georg erst sehr spät in's Haus zurückgekehrt. Beide waren am frühen Morgen in ungewöhnlicher Aufregung wieder fortgegangen und Alice war also auf die Gesellschaft einer alten syrischen Frau beschränkt, die früher auf einem ostindischen Schiff als Dienerin für die Damenkabinen engagirt gewesen, ein passables Englisch sprach und durch Gott weiß was für Schicksale nach Tanta verschlagen worden.

Die Alte erzählte ihr viel, um sie zu unterhalten, aber Alice hörte nichts. Sie war zerstreut, in fortwährender fieberhafter Aufregung und selbst ihre Nächte waren schlummerlos.

Jetzt stand sie am Fenster — ihre gewöhnliche, monotone Unterhaltung. Da wälzte sich ein Knäuel von Menschen die Straße herauf, aus deren Mitte eine hohe Gestalt mit dunklem blutgeschwollenem Gesicht und großem Schnurrbart, den Kopf mit einer braun-gelb gestreiften, zerrauften Koffieh umschlungen, die Jacke nur mit einem Aermel auf dem breiten Nacken hängend, hervorragte.

Alice stieß einen Schrei aus und fuhr zurück. Athemlos preßte sie die Hand auf die Brust und starrte in die Straße hinab. Sie wandte entsetzt sich ab; sie legte die Hand vor die Stirn und wankte bleich in's Zimmer hinein.

Unten nämlich schritt Reïs Tabut vorüber, das Antlitz erhitzt wie von hartem Kampf, seine Kleidung halb zerfetzt, die Hände mit einem Strick auf dem Rücken zusammengebunden, geführt von vier Kawassen mit triumphirend rohen und brutalen Gesichtern. Zur Seite und hinter ihm eine Menschenmasse, die furchtsam in brütendem Schweigen und bestürzt ihm folgte.

Als Reïs Tabut am Fenster vorüberschritt, warf er einen Blick hinauf, hoch aufgerichtet, stolz ausschreitend mit seinen mächtigen Gliedern, stumme Anklage im Auge, als wolle er sagen: das habe ich für all' die Freundschaft, die ich an euch verschwendete!

Er sah zum Entsetzen aus! Diese aus den Höhlen quellenden Augen, diese verbissene Wuth in den Zügen! Alice verstand diesen Blick. Der Gedanke: sollt' er unschuldig sein! schlug sie so jäh, daß sie sich abwenden, das Gesicht verhüllen mußte. So fest sie von seiner Schuld überzeugt gewesen, dieser Moment, die würdevolle, stolze Haltung des Mannes in seiner tiefsten Schmach vor dem Volk genügte, ihren Verdacht zu erschüttern, in ihr wenigstens ein Mitleid hervorzurufen, dem sie bisher so fern gewesen, denn bis heute hatte sie dem Vater und Georg stets einen Vorwurf aus ihrer Unentschlossenheit gemacht und sie stets zum Handeln gedrängt. Kaum eine Stunde war verstrichen, ohne daß nicht wenigstens ihr Auge sie der Lauheit angeklagt.

„Käme nur Einer, mir zu sagen ...!" klagte sie jetzt mit verschüchtertem Gewissen, bange und in der Furcht eigenen Schuldbewußtseins vor sich hin, denn sie war überzeugt, daß nur ihr Drängen den Vater endlich zu einem entscheidenden Schritt geführt, der jetzt vielleicht doch ein ungerechter, denn so stolz, so trotzig konnte ein Schuldbeladener nicht sein.

Sie horchte auf das leiseste Geräusch im Hause. Die Alte saß, schweigend sie anstarrend, in der Ecke; sie wagte nicht zu sprechen, denn sie verstand den Zusammenhang Alicens mit dieser Straßenszene nicht und blickte nur furchtsam fragend auf das Mädchen, wie dasselbe machtlos in der tiefsten Ecke des Zimmers hinsank.

XIII.

Da polterten Tritte die leichte, knarrende Holzstiege herauf. Alice fuhr zusammen, ängstlich blickte sie zur Thür. Sie zitterte, als sei sie selbst die Schuldige.

„Georg!" rief sie mit einem Versuch, sich zu erheben, sank aber mit bebenden Gliedern hülflos wieder zurück.

„Alice, was ist Ihnen?" rief der Eintretende, erhitzt, seine Stirn trocknend und zu ihr hintretend.

„Ich will wissen, Georg!... Man läßt mich ohne alle Nachricht!... Soeben sah ich ..."

„Den Reïs?" sagte Georg verächtlich, mit ingrimmigem Gesicht. „Ja, wir haben wenigstens den Einen der Banditen fest, der Andere ist uns entsprungen; er muß gewarnt worden sein trotz all' unserer Behutsamkeit, und das ist kein Wunder bei diesem Volk, das in der Ergreifung eines Verbrechers eine himmelschreiende Unbill sieht!"

Alice schaute ihn lange fragend an.

„Nun, den Armenier meine ich, den Schuft, der vielleicht sogar der Hauptschuldige ist! Der Vater hatte recht, daß er diesen verschmitzten Burschen gleich auf's Korn nahm!"

„Entsprungen!" hauchte Alice... „Und man weiß Gewisses?... Georg, sagen Sie mir Alles! Ich werde stärker, gefaßter sein, wenn ich Alles weiß!"

Alice erhob sich mühsam und legte bittend die Hand auf seinen Arm. Die Worte des jungen Mannes hatten ihre Skrupel beruhigt.

„Gewisses!" rief Georg. „Wir sind froh, daß wir so weit gediehen! Wir wissen einstweilen nur, daß der Reïs auch den andern Hemdknopf besitzt, daß er also gelogen. Wir haben ferner Gewißheit, daß in einem Schlupfwinkel vor der Stadt, einer einsamen Baracke, die mehreren Tänzerinnen und einem alten Weib als Aufenthalt dient und in der dieser Armenier bekannt, das Portefeuille des armen Willibald verschwunden, das eines dieser Mädchen, ein hübsches, blutjunges Ding, versteckt gehalten. Wir kamen auf die Spur durch das in Goldfäden gestickte Monogramm, das dieses Mädchen, herausgeschnitten, auf dem Gürtel trug."

Alice wankte zum Divan zurück und sank machtlos, das Antlitz in beiden Händen vergrabend, zusammen.

„Todt! ... So ist er todt!“ jammerte sie, das Tuch mit heißen Thränen netzend und laut aufschluchzend.

Georg schüttelte unmuthig den Kopf.

Er legte beschwichtigend die Hand auf ihre Schulter.

„Sie wollten Alles wissen, und ich selbst hielt es für das Beste so. Fassen Sie sich, Alice, ich beschwöre Sie! Es ist mit dieser Entdeckung keineswegs bewiesen, daß Willibald nicht mehr am Leben, nur daß er beraubt ist, und daß es hierauf abgesehen gewesen, davon waren wir ja überzeugt ... Aber, Alice! Sie machen mich bereuen, daß ich Ihnen schon mitgetheilt, was der Vater vielleicht mißbilligt; daß ich offen gegen Sie war!“ rief Georg erschreckt über das plötzlich leichenhaft bleiche Antlitz, über das schmerzhafte Zucken in ihrem Gesicht, über das Beben ihrer Hände, die kaum noch vermochten, das Taschentuch zu halten, während ihre Augen fast blöd, ohne Glanz, zu ihm aufschauten.

Er bemächtigte sich einer ihrer Hände; er zog sie an sich und wagte es, den Arm um ihren Leib zu legen. Und willenlos ließ sie es geschehen. Ja, sie barg sogar, wie ein trostloses Kind, das thränenfeuchte Antlitz an seiner Brust; ihr ganzer Körper zuckte.

Rathlos stand Georg da.

„Ich beschwöre Sie um Fassung, Alice!“ rief er in seiner Verwirrung. „Ich war unvorsichtig! Wenn Ihr Vater sähe... er würde auch mir zürnen!“

Eine Pause verstrich, während welcher die Alte ganz verstört dieser Szene zuschaute und Miene machte, sich aus dem Zimmer zu retten.

„Georg, es geht vorüber ...!“ sprach endlich Alice, die Stirn langsam wieder erhebend. „Es war nur das letzte Aufzucken meines Schmerzes!“ — Sie suchte seine Hand und drückte dieselbe hastig, heiß. — „Ich wußte ja lange, daß keine Hoffnung mehr, und wenn ich mich an die Möglichkeit einer solchen anklammerte, so geschah es ja nur, um mich selbst zu täuschen! Ihr, ihr Beide waret es ja, die ihr diese Hoffnung stets noch in mir anfachtet, um mich mit falschem Trost an den Gedanken seines Todes zu gewöhnen. Ich weiß, ihr meint es gut! O, oft genug, wenn ich allein war, hab' ich euch verstanden, aber ihr rütteltet immer wieder die Hoffnung in mir wach, weil ihr mich für gerade so schwach hieltet, wie ich wirklich bin! In euch ist diese Hoffnung längst nicht mehr! Ihr sucht nur den mir Unvergeßlichen zu rächen, diese Bösewichter zur Strafe zu ziehen, und fortab will auch ich nichts weiter, nichts ... gewiß nichts weiter! ...“

Sie überwand ihr Schluchzen; heftiger preßte sie Georg's Hand in der ihrigen und mit ebenso heißer Stimme, mit fast unheimlichem Aufglühen ihrer Augen setzte sie hinzu, während sie schnell ihre Thränen trocknete:

„Ich sah diesen furchtbaren Menschen, Willibald's Mörder, hier vorüber führen! Ich war thöricht genug, in dem Moment, den ich so sehr ersehnt, zu dem ich euch immer drängte, eine Anwandlung von Mitleid zu fühlen, dem Gedanken Raum zu geben, als könne er unschuldig sein ... Aber jetzt ... Georg, ja, ich könnte ihn mit Freuden sterben sehen ... o, unter tausend Martern! ... Ich danke euch Beiden, Ihnen und dem Vater, daß ihr ihn endlich vor seinen Richter geführt, denn hier ... hier steht es lange deutlich, unwiderleglich, daß er der Mörder!“

Alice hatte beide Hände auf das blutende Herz gelegt. Sie hob dieselben jetzt gen Himmel:

„Er da droben, der Alles rächt, Alles straft, er wird uns helfen, ihn zu entlarven! Gott wird mit uns sein, Georg! Und erst, wenn ich ihn gestraft sehe, erst dann werde ich wieder Ruhe finden ... freilich die Ruhe des Grabes, denn die Welt ist mir ja nichts mehr als ein Grab!“ setzte sie hinzu, während ihre Hände wieder herabfielen und ihr Kinn auf die Brust sank.

Georg sah das Feuer in ihren Augen glühen. Er führte sie langsam zum Divan zurück.

„Sie thun Unrecht, Alice, die Hoffnung aufzugeben,“ sagte er. „Dank unseren unermüdlichen Forschungen ist uns wenigstens der Schimmer einer solchen nicht nur geblieben, sondern neu aufgegangen, und selbst dieß ist ein Erfolg in einem Lande, wo Alles gegen uns ist und für die Banditen Partei ergreift! Ein Verbrechen gegen einen Fremden ist ihnen kein Frevel; sie vereinigen sich deßhalb Alle gegen uns, und nur dadurch gelang es dem Armenier, zu entwischen. Irren wir nicht, so ist er der Anstifter des Verbrechens, hat er sich aber nach der Küste gewendet, um von dort das Weite zu suchen, so ist Alles gethan, um ihn ergreifen zu lassen, wenn —“ Georg's Stimme senkte sich muthlos — „man dort nicht dieselbe Lauheit und Gleichgültigkeit zeigt, aus der wir die hiesige Behörde erst aufrütteln mußten!“

„Mr. Worthley trat ein. Auch er war echauffirt, aber eine düstere Befriedigung lag auf seinem Gesicht.

Alice wankte ihm entgegen; sie nahm seine Hand und preßte sie in der ihrigen.

„Ich danke Dir, Vater!“ sagte sie tief bewegt. „Du siehst, wie begründet meine Ahnungen waren.“

„Es bedurfte mehr als Deiner Ahnungen, Kind!“ versetzte Worthley finster und mit Bitterkeit. Mr. Langenau weiß, wie viel mehr nothwendig war, um des Schurken Verhaftung in der Stille, ohne ihn zu warnen, durchzusetzen, und doch muß der Andere heimlich avertirt sein ... Mr. Hutfield ist eben drüben, um das Verfahren gegen ihn und die Verfolgung des Armeniers durchzusetzen. Ohne diesen Spaßmacher, den Kairiner, hätten wir nimmer die Spur gefunden.“

„Erzähle Du, Vater! Georg ist so sparsam damit!“

Alice hängte sich an ihn und führte ihn bebend zum Divan.

Mr. Worthley schöpfte Athem. Er mußte sich sammeln, um klar zu erzählen, was ihm nach einem bewegten Morgen chaotisch im Kopf herum ging. Er warf einen verzweifelnden Blick auf Georg, als wisse er nicht, wie viel er dem Mädchen mittheilen dürfe.

„Sie weiß Alles,“ sagte dieser, „bis auf ...“ setzte er gedämpft, leise mit bedeutsamem Blick hinzu.

„Ihr verhehlt mir etwas!“ Alice sprang mißtrauisch auf und schaute bald den Vater, bald Georg strafend an.

„Ich sagte Ihnen, Alice, was wir bis jetzt erfahren,“ fuhr Georg fort. „Das Uebrige wird der Reïs gestehen müssen, der hier schon durch seine Verschwendung, die ganz gegen seine Gewohnheit, Aufsehen erregte.“

„Frage nicht nach Dingen, die für Dein Ohr verletzend sein könnten,“ sprach Worthley streng; „nach Dingen, die auf die Spur leiteten oder die vielmehr auf die Thäter zurückführten, weil man durch sie den wahren Charakter des Verbrechens zu maskiren versucht hatte. Die Sache war meisterhaft angelegt und die Coulisse, hinter der man sie versteckte, eine täuschende. Die Ueberzeugung von Willibald's sittlicher Unbestechlichkeit allein ließ uns die Absicht dieser Täuschung durchsichtig werden, die bei den Behörden und dem Volk vollkommen gelungen war ... Mag Dir diese Andeutung genügend sein, Alice!“

Des Vaters entschiedener Ton ließ das Mädchen erröthend vor sich niederblicken. Ihr Herz pochte trotzdem von Neuem ängstlich; der große Spielraum, der ihrer Phantasie geboten ward, machte sie verwirrt.

Mr. Hutfield trat ein. Mit einem fragenden, scheuen Seitenblick auf das Mädchen bat er Worthley, ihn allein sprechen zu dürfen.

Mr. Hutfield, Sie bringen vielleicht Wichtiges, das man mir verbergen will, ich entferne mich,“ wandte sich Alice zu diesem. „Sagen Sie mir, ich bitte, so viel als ich wissen darf.“

Mr. Hutfield verbeugte sich höflich, bereitwillig.

„Die Sache beschränkt sich für den Augenblick darauf, daß der Verhaftete in dem mit ihm soeben angestellten kurzen, vorläufigen Verhör, Alles leugnet. Er erklärt von nichts zu wissen. Die Knöpfe habe ihm der Verschollene geschenkt, alle Beide so gut wie den einen. Adriani kenne er nur aus seinen geschäftlichen Berührungen mit demselben; es könne sein, daß er ihn in jener Nacht vor den Zelten auf der Ebene flüchtig gesehen, glaube auch nur, daß er es möglicherweise gewesen, er könne das nicht behaupten und Adriani könne ebenso gut Recht haben, wenn er angebe, zu jener Zeit, in jener Nacht in Kairo gewesen zu sein. In dem Gewühl der Menschen und dem das Auge blendenden Glanz der Lichter sei eine Täuschung möglich, gesprochen habe er ihn nicht. Daß Adriani geflohen, glaube er nicht; er werde wohl eben nur nicht zu finden sein und schon selbst kommen, denn er habe so wenig Ursache wie er, sich zu fürchten. Von dem, was dem unglücklichen Inglisi in jener Nacht passirt sein solle, habe er keine Ahnung ...“

„Ich habe,“ setzte Mr. Hutfield hinzu, „nachdem er in das Gefängniß gebracht, selbst darüber gewacht, daß er sicher in Ketten gelegt worden, auch seinen Wächtern eine glänzende Belohnung versprochen, die der Gefangene hoffentlich nicht überbieten wird, denn wer am meisten gibt, dem dienen sie. Ich selbst eile mit dem nächsten Zuge nach Kairo, um persönlich bei einer gründlichen Durchsuchung des Hauses des Gefangenen zugegen zu sein, die nöthigen Vollmachten vom Ministerium für die hiesigen Behörden zu fordern und hoffe morgen Mittag wieder hier zu sein ... Wollen Sie, Miß Worthley, mir hiernach ein Wort unter vier Augen mit Ihrem Herrn Vater gönnen? Es betrifft nur die nothwendigsten Instruktionen.“

Schweigend, mit einem dankbaren Blick, entfernte sich Alice.

„Mr. Worthley, die Sache klärt sich,“ fuhr Hutfield, diesen an's Fenster ziehend, fort. „Ich habe auch die Tänzerinnen verhaften lassen, bei denen das corpus delicti gefunden worden, und das macht neue Aufregung im Volk. Wir werden sie gleich vorüber führen sehen. Die Mudirieh hat mir versprochen, Ihnen während meiner Abwesenheit eine Wache vor das Haus zu stellen, denn der Gefangene sowohl wie diese jungen Weiber haben Anhang hier. Täusche ich mich nicht, so hat eines der Letzteren die Rolle der geheimnißvollen Frau spielen müssen, die in jener Nacht zu der Barke hinab stieg. Durch Abdul-Sefet habe ich auch erfahren, daß höchst wahrscheinlich ein anderer junger Fremder, der vielleicht aus Neugier von Kairo oder Alexandrien zu dem Feste herübergekommen, auf dem Platze der Moschee diesem jungen Weibe begegnet, denn Abdul-Sefet will von zwei blondbärtigen jungen Franken gehört haben, die in jener Nacht gesehen worden ...“

„Es handelt sich nur darum, eines dieser jungen Weiber zum Geständniß zu bringen, daß es in jener Nacht am Ufer erschienen. Die Kleidungsstücke derselben sind mit Beschlag belegt und vielleicht gelingt es auch, dem Kaffir, dem Wächter der Barke, durch Drohungen so viel Scharfsinn oder Gedächtniß beizubringen, daß er unter diesen Kleidern den Mantel erkennt, den er am Ufer hat herabschweben gesehen. Jenen andern blondbärtigen Fremden aufzutreiben, der in der Nacht hier gewesen sein soll, dürfte wohl schwer halten, denn diese Fremden kommen und gehen; trotzdem werde ich in Kairo in den Hotels herum fragen lassen, um vielleicht Auskunft über seine Person zu erhalten. Ja, vielleicht kann ich in unserem Konsulat selbst Aufklärung finden, denn mir ist so, als müsse ein Mr. Collington, der Empfehlungen an uns hatte, gerade um jene Zeit in Kairo gewesen sein, und Dem traue ich zu, daß er sich diese Zerstreuung in seiner Abenteuersucht bereitet. Er ist den Nil hinauf gegangen, und wie ich vermuthe, noch nicht zurückgekehrt, denn er würde sich sonst bei uns gemeldet haben ...

„Wie gesagt, die Coulisse zu zerreißen muß uns zuvörderst gelingen und damit wissen wir denn, wer sie geschoben. Die Almeh, bei der man das Monogramm entdeckt, wird behaupten, dasselbe gefunden zu haben, sie wird vielleicht auch vorgeben, es sei ihr von einem der zahlreichen, wieder auseinander gestobenen fremden Gäste Tanta's geschenkt worden, indeß wird sie der Bambus, der hier immer der einzig wirksame Inquisitor ist, zum Geständniß bringen.“

„Ich verlasse Sie jetzt, Mr. Worthley, hoffentlich nur auf einen Tag, und kehre mit Sukkurs zurück,“ schloß Mr. Hutfield. —

Eben nahte sich drunten der Zug mit den gefangenen, tief verschleierten Mädchen, die sich unter lautem Geschrei die Tücher vom Kopf rissen und die Volksmenge zu ihren Gunsten aufriefen, indem sie kreischend ihre Unschuld betheuerten. Beide Männer schauten schweigend zu, wie der Zug das Thor des Gefängnisses erreichte, wie die Eine und Widerspenstigste, ein junges, schön geformtes Mädchen, in ihrer Verzweiflung den Mantel fahren ließ, an welchem die Kawassen sie hielten, wie sie mit wild fliegendem Haar um sich schlug, sich die Kleider bis zu den Hüften vom Leibe riß, damit man sie nicht anzutasten wage; wie sie trotzdem von einer rohen Faust gepackt wurde, sich unter derselben wand und endlich, den Widerstand aufgebend, sich mit beiden Händen das dichte, schwarze Haar raufend, fortgestoßen in dem Portal verschwand, während die Menge vergebens „Aman! Aman! Gnade, Gnade!“ schrie.

„Ich vermuthe, sie ist die Schuldigste, Mr. Worthley,“ sprach Hutfield erregt. „Sie ist jung und schön, größer als die übrigen. Sie zeigt Entschlossenheit und Thatkraft, was bei diesen Weibern ein Seltenes ist. Sie sehen, es ist Alles für uns gewonnen dadurch, daß wir die der Trägheit der Behörde so willkommene Annahme zerstörten, es sei ein Weib aus den höheren Ständen im Spiel gewesen. Mit diesen da macht man weniger Federlesens; es sind Fellachenmädchen, die man zum Geständniß zwingen wird, wenn nicht unter dem Bambus schon die Eine die Andere verräth.“

Mr. Hutfield verabschiedete sich geschäftseifrig, um den nächsten Bahnzug zu nehmen, und Worthley schaute, im Schatten des Fensters stehend, der sich auf der Straße langsam verlaufenden Menge zu, von der Einzelne drohende Blicke zu diesem Fenster hinaufwarfen.

XIV.

Tage verstrichen, ehe Hutfield zurückkehrte. Telegramme unterrichteten Worthley von den Gründen dieser Zögerung. Dann kam ein Schreiben des Konsulats, begleitet von dem Dragoman desselben, mit verschlossenen ministeriellen Ordres an die Behörde von Tanta und dem Auftrage, Herrn Worthley von dem inzwischen in Kairo Geschehenen zu berichten.

Die Nachforschung in der Wohnung des Reïs hatte kein Resultat ergeben. Man hatte allerlei Gegenstände gefunden, welche an des Reïs früheres Vagabunden- und Jägerleben erinnerten, auch eine kleine Summe Geldes, die in dem Divangestell verborgen gewesen, aber nichts Gravirendes.

Nur durch Abdul-Sefet's Spürnase (die jetzt in der Hauptstadt thätig war) kam man dahinter, daß der Reïs Eigenthümer eines Hauses in den engen Gassen der Rumilieh, des einstigen Richtplatzes unterhalb der Citadelle, sei.

Der Reïs hatte dieß geheim gehalten, um nicht als vermögender Mann zu gelten und durch hohe Steuer gebrandschatzt zu werden. Darin lag an sich nichts Ungewöhnliches, aber es gewann durch die Umstände jetzt Bedeutsamkeit.

Man fand in dem düstern, kleinen Hause ein kränkliches, junges Weib, das Spuren brutaler Mißhandlungen an sich trug, und einen stummen, verkrüppelten Schwarzen, der als Diener und Wächter der Ersteren fungirte. Beide zeigten große Bestürzung beim Eindringen der Beamten und des von Kawassen begleiteten „Konsol“, schienen aber keine Ahnung von ihrem Wollen zu haben.

Bei genauer Untersuchung des Hauses kam man an eine niedere, mit eisernen Banden verwahrte und doppelt verschlossene Thür. Der Neger und das junge Weib sagten aus, der Reïs betrete diesen Raum nur selten und allein; er allein habe die Schlüssel dazu.

Nach gewaltsamer Oeffnung der Thür fand sich in dem halbdunklen, nur von einem stark vergitterten Fenster schwach beleuchteten Gemach ein Durcheinander der verschiedensten Dinge: Elephantenzähne, Beutel mit Goldstaub, kostbare indische Shawls, kleine Ballen von indischen Stoffen und Sudangeweben, dazwischen, unordentlich hingeworfen, europäische Luxusgegenstände von größerem und geringerem Werth, Damenbrochen, Ringe, kleine Necessaires, Flacons mit goldenen Stopfen und Verschlüssen.

Die ersteren datirten offenbar aus des Reïs früherem Jagd- oder vermuthlich Räuberleben und waren von ihm in seiner Barke aus seinem geheimen Depot am obern Nil unbemerkt nach und nach hieher gebracht worden. Die anderen waren ohne Zweifel Eigenthum der europäischen Reisenden gewesen, welche der Reïs in seiner Barke den Nil hinauf geführt. Mochten sie diese Gegenstände vermißt haben, kaum Einer von ihnen hatte wahrscheinlich den gentilen, galanten Reïs, der sie so uneigennützig unterhielt und bewirthete, im Verdacht haben können; ohne Zweifel aber war sein Volet, sein Bursche, der Handlanger in diesen Diebstählen gewesen, da dieser bei Bedienung der Gäste Gelegenheit genug hatte, die Dinge heimlich beiseite zu schaffen.

Noch an demselben Morgen hatte man an den Schech des Bezirks, in welchem die „Timsah“, der Rückkehr der Reisenden und des Reïs wartend, am Ufer lag, die Ordre gesandt, den

Bolet sammt der arabischen Mannschaft zu ergreifen und nach Tanta zu befördern.

Nichts fand sich in diesem geheimen Museum, was zu dem Verbrechen in Beziehung hätte gebracht werden können, dessen er eben angeklagt worden, und erst als Alles herausgeschafft war, um als vermuthliches Diebsgut saisirt zu werden, fand man unter einer losen Tafel des mit gebrannten Thonplatten belegten Bodens eine Tasche von rohem Maroquin, wie sie der Beduine zu tragen pflegt, mit einigen Hundert Pfund englischer Banknoten.

Letztere waren freilich nicht direkt verdächtig. Der Reïs hatte immer für einen gut situirten Mann gegolten; er beförderte oft englische Reisende nach Theben und Assuan; sie konnten redlich verdient worden sein. Indeß, auch sie wurden zu dem Uebrigen gelegt.

Das Haus ward geschlossen, das händeringende Weib und der stumme, offenbar blödsinnige Schwarze wurde zum Verhör geschleppt unter großem Amangeschrei der zusammenlaufenden Nachbarn.

So plump und träg die egyptische Gerechtigkeit ist, so brutal ist sie, wenn sie einmal an's Werk geht; der Egypter würde sie vielleicht als solche auch gar nicht verstehen, wenn sie anders handelte. Gewöhnlich reicht er ihr auch mit dem größten Stoizismus den Hals, der ja ihr gehört, und ein Faktum ist, was der Erzähler in seinem Buch „Vom armen egyptischen Mann" mittheilte, jener arabische Sträfling in der Citadelle nämlich, der, als durch jahrelange Festungsarbeit die Kette an seinem Fuß verrostet und zerbrochen, diese selbst mit einem Strick wieder zusammenheftete, während ein einziger Sprung in die Wüste unterhalb der Citadelle den loyalen Verbrecher in die Freiheit geführt hätte.

Der in Tanta verschwundene Armenier war selbstverständlich in Kairo nicht aufgetaucht, auch nicht anzunehmen, daß er sich hieher geflüchtet. In seiner Wohnung, einer elenden, nackten Kammer im Hause eines Krämers, fand man absolut nichts, denn seine wenigen Habseligkeiten hatte er in einem Tuch unter dem Arm mit sich genommen.

Auffallend hingegen war die Aussage seines Wirths, Adriani erwarte die Auszahlung der Erbschaft einer in Damiette oder Port-Saïd verstorbenen Tante, um in Alexandrien eine Locanda zu etabliren. Er hatte oft davon gesprochen. Jetzt, jammerte der Wirth, habe dieser Ibn-el-Kelb, dieser Hundesohn, den er immer für einen Schelm gehalten, der aber doch stets vornehme Fremde zu Kunden gehabt, sein Haus mit Schande beladen und wenn er es wage, sich in demselben zu zeigen, werde er ihn mit eigener Hand verhaften.

Von dem Reïs Tabut, setzte der Wirth auf Befragen hinzu, habe Adriani stets als von seinem guten Freunde gesprochen; weiteres kenne er nicht über Beider Beziehungen. Adriani sei überhaupt oft Monate lang auf Reisen gewesen, und wenn er zurückgekehrt, habe er die Nächte hindurch in Bulak umhergelungert.



Auf dem Weg zwischen der Handeck und der Grimsel. Originalzeichnung von Th. v. Eckenbrecher. (S. 72.)
(Aus dem Prachtwerk „Das Schweizerland". Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.)

XV.

Mr. Hutfield kehrte mit einem ganzen Stabe von Beamten und kairinischen Zeugen nach Tanta zurück.

Worthley athmete auf; Alice, die schweigsam und in sich gekehrt die Tage verbracht, zeigte wieder Theilnahme. Georg, der aus Furcht vor Thätlichkeiten von Seiten der aufgereizten Bevölkerung das Haus wenig verlassen, empfing Mr. Hutfield mit fieberhafter Spannung.

Dieser berichtete, Adriani sei in Zagazik gesehen worden, aber den auf ihn spähenden Beamten im Bahnhofe vor den Augen verschwunden; man sei ihm auf den Fersen, aber noch keine weitere Nachricht eingetroffen. Alles lasse vermuthen, daß er der Hauptschuldige und der Reïs nur seine Mitwirkung zu dem Verbrechen geliehen.

Mr. Collington, so ergebe sich aus den Eintragungen im Konsulat, sei allerdings um dieselbe Zeit, wo das Verbrechen geschehen, in Kairo gewesen. Man erinnere sich, daß er einen Ausflug in's Delta gemacht und von Tanta und dem Fest gesprochen. Er sei noch nicht vom obern Nil zurück, indeß sei an alle englischen Konsularagenten des Nilufers telegraphirt, um ihn zu benachrichtigen, daß man seiner Rückkehr harre.

In Gruppen sammelten sich die Bewohner Tanta's vor dem Hause, bei der Mudirieh und dem Gefängniß. Der Reïs sei unschuldig, war die öffentliche Meinung, und die arme Gazale (so genannt, weil sie schlank gebaut war wie eine Gazelle), die so jung und schön, sei gewiß von dem verschwundenen Inglisi verfolgt und beleidigt worden, und wie könne man denn wissen, wer in dem Gewühl des Festes sich ihrer schützend angenommen und dabei ihm vielleicht ein Leid angethan.

Die kairinischen Kawassen trieben die Gruppen mit Stöcken auseinander; selbst die Fellachen aus den Dörfern, die ihre Datteln zu Markt gebracht, zogen ihre Esel fort und flüchteten, und die Straße versank am hellen Mittag in tiefe Stille.

„Ich rathe Ihnen nicht, dem Verhör mit beizuwohnen, Mr. Worthley," sagte Hutfield. „Ueberlassen Sie mir Alles, ich bin an diese sehr massiv patriarchalischen Prozeduren schon gewöhnt. Uebrigens ist nach meiner Erfahrung nicht anzunehmen, daß man heute schon ein Geständniß erzwingt, wenn nicht der Anblick des Bambus den Mädchen ein solches entreißt. Der Reïs ist nach meiner Ueberzeugung als Sünder ebenso dickhäutig wie die Nilpferde, die er gejagt haben will, obgleich ich der Ueberzeugung bin, daß er mehr Karawanenräuber als Jäger gewesen ist. Verhalten Sie sich also ruhig hier, bis ich zurückkehre; die Sache ist in unseren Händen gut aufgehoben."

Mr. Hutfield war in der That mit scheinbar höchster Gemüthsruhe Zeuge eines Inquisitionsverfahrens, das bei der tiefen Kulturstufe dieser so geistig begabten, aber in Jahrtausende langer Sklaverei verkommenen Bevölkerung ein ebenso traditionelles, wie das Elend.

Der Reïs erschien stolz und hoch aufgerichtet, als er vor die Richter geführt wurde. Sein Antlitz war gelb, seine Züge waren verzerrt, die verbissene Wuth über diese Schmach gab seinem Auge etwas unheimlich Flackerndes. Höhnend, mit

giftigem Lächeln überschaute er die Männer. Sein Blick war kalt, unerschrocken. Er suchte den Engländer, seinen Ankläger, und fand ihn nicht. Die Ketten rasselten an seinen Händen und Füßen, er trug sie mit Majestät.

Die Anklage vernahm er mit demselben spöttischen Lächeln. Er schwieg lange, als würdige er diese Lüge keiner Antwort. Dann berief er sich barsch auf die anwesenden Zeugen, die ihm bestätigen konnten, daß er in jener Nacht ruhig mit ihnen im Zelt der Gawazzi gesessen, „nicht Jener da —" er wandte sich hochmüthig zu den in den Hintergrund hereingeführten Fellachinnen, die mit gesenkten Häuptern, ohne Gesichtstuch, mit verstörten Mienen dastanden. „Denn Jene da kenne ich nicht, habe ich nie gesehen und sie werden nicht anders aussagen können," setzte er mit souveränem Bewußtsein hinzu.

Die Zeugen bestätigten seine Aussage, die Gawazzis erklärten mit stummer Geste, ihn nicht zu kennen.

Man rief einen Zeugen vor, der den Reïs in jener Nacht mit dem Armenier Adriani beisammen gesehen.

Der Reïs lachte und maß den Zeugen verächtlich von unten nach oben.

„Ich habe viele hundert und tausend Menschen in jener Nacht gesehen, auch mit Manchem geplaudert," rief er. „Soll ich verantwortlich sein für das, was alle Diese in jener Nacht gethan?"

„Du bist verdächtig, Reïs Tabut, mit dem Targuman Adriani, der seiner Schuld geständig, weil er flüchtig geworden, die Beraubung oder Ermordung des jungen Inglisi, der sich Dir anvertraut hatte, verabredet und mit Adriani den Gewinn getheilt zu haben."

„Das ist eine Lüge!" Der Reïs ballte die sehnigen Fäuste, daß die Adern über die eisernen Handschellen hervorschwollen und stampfte klirrend den Boden.

„Man wird Dich Achtung vor dem Gericht lehren, Reïs," war des Kadi, des Richters gelassenes Wort mit einem Seitenblick auf den Bambus eines im Hintergrund stehenden Kawassen.

„Ich bin ein ehrlicher Mann!" rief der Reïs, „und zahle pünktlich meine Steuern."

„Du bist ein Dieb, ein Räuber!" herrschte der Richter ihn an. „Man hat in Deinem heimlichen Hause an der Rumilieh all' Dein Diebsgut gefunden, und das Weib, der Schwarze haben eingestanden, daß Du all' das gestohlen."

Der Reïs erbebte leicht, als er von seinem Hause hörte; er biß die Zähne zusammen.

„Was man gefunden, sind Waaren, die ich im Beled-es-Sudan ehrlich erstanden, Geschenke, die mir die fränkischen Reisenden gemacht!" rief er mit fester, sicherer Miene. „Allah ist mein Zeuge!"

„Du lügst, Du Hundesohn! Wie kannst Du es wagen, Allah anzurufen! So werden Dir Andere sagen, daß Du ein Dieb bist!"

Der Kadi gab ein Zeichen. Der Reïs richtete sich hoch und mit verbissenem Hohnlachen auf, die Handschellen rasselten an einander. Eine Pause, während welcher die Schreiber in träge Ruhe versanken.

Der Gerichtsdiener trat wieder herein. Alles schaute zur Thür. Neben dem riesigen Schergen bewegte sich eine vom Kopf bis zu den Füßen durch ein blaues Tuch verhüllte Gestalt.

Selbst der Kadi schaute erstaunt den Diener an, der diese vor sich hinstieß.

„Wen bringst Du?" herrschte ihn der Richter an.

„El Volet!" antwortete die heisere Baßstimme und ein Lachen verzerrte das Gesicht des Schergen. Damit packte er das Tuch zu Häupten des Gefangenen, riß es herab und vor dem Gericht stand eine Mädchengestalt, entblößt bis zur Hüfte, zierlich gebaut wie ein Reh, den Körper zimmetfarbig, das Antlitz von der Farbe des Kaffees, das Haar halb kurz geschnitten, die nackten Arme über der Brust verschämt zusammengelegt, das Auge zu Boden gesenkt.

Mit einem Grinsen schaute der Gerichtsdiener vom Kadi zu seiner Gefangenen und wieder zurück.

„Das ist der Volet des Reïs ... ein Weib?" rief der Kadi, nicht ohne Interesse die frisch jugendlichen Konturen des Mädchens betrachtend.

„Ja, Kadi! Wir erfuhren erst im Gefängniß, daß der Volet ein Weib sei!"

Des Kadi Auge flog zu dem Reïs hinüber. Der gab den Blick nicht zurück, sondern wandte sich verächtlich ab.

„Wie heißt Du?" herrschte der Richter das Mädchen an, das furchtlos, nur voll Scham, vor den Männern stand.

„Mariam!" bewegte sie ihre Lippen, ohne aufzuschauen.

„Woher bist Du und wie kamst Du auf die Barke des Reïs?"

„Er kaufte mich von meinem Vater in Berbera und brachte mich auf seine Barke."

„Du folgtest ihm gern?"

„Ja."

„Was solltest Du auf seiner Barke?"

Das Mädchen blieb die Antwort schuldig; die Lippen bewegten sich, aber schweigend.

„Erzähle mir von den Diebstählen, die der Reïs auf seiner Barke an den Fremden verübt."

Das Mädchen schaute verschlossen vor sich hin. Leise schüttelte es den Kopf.

„Du hörtest meine Frage?"

Ein leichtes Rasseln der Ketten sollten das Mädchen warnen, das den Reïs noch nicht hatte gewahren können. Ein Schauder durchzuckte wirklich ihre Glieder. Vielleicht erwartete sie, daß ihr die Wucht derselben bestimmt sei.

Der Kadi schaute geduldig vor sich hin. Die Perlen seines Rosenkranzes rasselten wie Zähneklappern in der Stille an einander. Er ließ ihr einige Sekunden. Das Mädchen blieb verstockt in seiner Haltung.

Ein Wink des Kadi. Der Gerichtsdiener, mit dem Bambus bewaffnet, trat neben sie und legte ihr wuchtig die Hand auf die Schulter.

Sie fuhr auf. Sie starrte, zum ersten Mal das Auge erhebend, mit Entsetzen auf den Mann, sie zeigte ihm die weißen Zähne, streckte ihm wild die beiden Arme entgegen.

Der Scherge legte die Faust um ihr Handgelenk. Sie wand sich lautlos, aber widerspenstig unter derselben mit der Gelenkigkeit einer wilden Katze. Das machtlose Geschöpf knickte in den Knieen zusammen unter dem Druck der mächtigen Faust.

Gleichgültig schaute der Kadi zu.

Ein gellender Schrei erfüllte das Gemach. Die Gefangene krümmte sich zu den Füßen des Schergen.

„Gnade!" knirschte sie zwischen den Zähnen, während sie das schmerzverzerrte Antlitz unter dem freien Arm versteckte.

„Dir soll nichts geschehen, wenn Du die Wahrheit sprichst."

Des Richters Ton verrieth seine Gemüthsruhe. Mit Behagen schaute er auf die Zuckungen des Mädchens. In stolzer Ruhe sah der Reïs das braune Kind sich am Boden winden.

„Nicht wahr, der Reïs ist ein Dieb?" fragte der Kadi.

Abermals Schweigen. Dann ein neuer Aufschrei; der Scherge unterstützte des Kadi's Frage und packte das Mädchen in den beiden Hüften, sie vom Boden hebend.

„Nein, nicht er! Ich bin's!" schrie sie schluchzend und die Augen mit den Händen bedeckend, halb aufgerichtet mit vor Angst gefoltertem Gesicht.

„Du!" Der Kadi lachte in seinen Bart. „Aber er, der Reïs, hieß Dich stehlen, nicht wahr?"

Keine Antwort.

„Ich muß Dir Deine Zunge lösen!"

Der Scherge packte das Mädchen um den Leib, um es fortzutragen. Sie stieß beide Hände vor die halbnackte, behaarte Brust des Dieners.

„Emschit!" gebot ungeduldig der Kadi.

Ein den Boden erschütterndes Dröhnen der Ketten. Das Mädchen stemmte die Arme gegen die Brust des Schergen und wand sich in ohnmächtigem Widerstand. Dieser packte sie beim Haar und richtete ihr Antlitz auf, das mit weit aufgerissenem Auge in die Luft starrte.

„Sie ist mein Eigenthum! Sie darf kein Zeugniß geben! Was sie spricht, ist Lüge!" donnerte des Reïs Stimme.

Das Mädchen hörte hier zum ersten Male die Stimme. Sie erschrak. Dann verzerrten sich ihre Gesichtsmuskeln, ihre geöffneten Lippen zeigten die weißen Zähne; ihr Körper zuckte und fester packte der riesige Araber zu.

„Lüge!" entrang es sich ihrer schwer arbeitenden Brust. „Laßt mich los! Er sagt, ich sei eine Lügnerin!" knirschte sie auf, während ihre Arme sich rangen. „Eine Lügnerin! ... Ich will sprechen, will Alles sagen!"

Der muskulöse Arm löste sich wie auf Befehl von den Hüften des Mädchens.

„Ja, er hieß mich stehlen! Es ist wahr, Kadi!" stieß sie athemlos vor Empörung heraus.

„Sie lügt!" donnerte wieder und hastig die Stimme aus dem Hintergrunde. Mit einem durchdringenden Schrei, wie gelähmt durch das Donnerwort, sank das Mädchen auf's Neue in die Kniee zusammen. Die Hand des Schergen aber legte sich wieder auf ihre Schulter. Kaum von ihr berührt, sprang sie schaudernd auf; sie wandte das Gesicht nach der Richtung, aus welcher jener Donner gedrungen. Sie sah des Reïs Antlitz, drohend, sein Auge durchbohrend auf das ihrige gerichtet.

„Du lügst, Dirne!" wiederholte der Reïs mit einem nutzlosen Versuch, die Faust gegen sie zu erheben.

Es war, als bemächtige ein Schwindel sich des Mädchens; das aus dem Gesicht zurücktretende Blut gab diesem eine braungraue Färbung; ihre Züge verzerrten sich allmälig zu einem Grinsen. Sie ließ beide Arme herabsinken.

„Kadi," sprach sie fast murmelnd, das Auge zu Boden gesenkt, dumpf und wie verloren zwischen Vergangenheit und der schmachvollen Gegenwart. „Er nennt mich eine Lügnerin! Ich hab' es nicht um ihn verdient, nein, nicht verdient! Er schleppte mich wie sein Eigenthum von Berbera mit mehreren anderen Mädchen — wir waren Kinder — davon. Er mißhandelte die Anderen zu Tode und ließ sie verendend am Wege liegen. Mich brachte er auf sein Schiff, wo ich seine Magd und sein Weib sein mußte. Er war lange gütig gegen mich, bis er mich zwingen wollte, die Franken zu bestehlen, die er in seiner Barke zwischen Bulak und Assuan fuhr. Ich wollt' es nicht; er schlug mich, und da gehorchte ich aus Liebe für ihn. Ich ging zu den fränkischen Herren und Frauen in die Kabinen und versteckte, was dem Reïs gefiel, so daß sie es nicht finden konnten, und wenn sie fort waren, mußt' ich es suchen und ihm geben ... Das ist Alles, Kadi! Ich hätt' ihn nicht verrathen, aber er hat mich eine Lügnerin genannt und er könnt' es sicher ansehen, daß Du mich zu Tode peitschen ließest, damit er zu seinen anderen Weibern gehen kann!"

Mariam stand, nachdem sie gesprochen, regungslos, eine braune Bildsäule, da. Ihre Aussage hatte sie Ueberwindung gekostet, ihre Hände waren wie im Krampf gefaltet, ihre Lippen schlossen sich fest. Jetzt war's gesprochen.

„Weiter!" ertönte des Kadi ruhige Stimme. „Woher sind die Waaren, die man bei dem Reïs gefunden?"

„Ich weiß es nicht. Er hatte seine Freunde am Fluß oben, die brachten sie ihm. Er versteckte sie in seiner Barke und hatte die Zollwächter von Bulak zu seinen Freunden, die sie aus seiner Hand nahmen."

Des Reïs Bewegung verrieth nur ein leichtes Klirren. Das Mädchen schien so fühllos geworden, daß es keine Miene verzog.

„Was that der Reïs, als er ohne den Inglisi von Tanta wieder in die ‚Amsah' zurückkehrte?"

„Er that die beiden Knöpfe des Inglisi an sein Hemd, die ich hatte verstecken müssen, weil sie ihm gefielen. Dann verschloß er sich und ich sah nur flüchtig durch das Fenster, daß er papierenes Geld zählte, wie ihm die Fremden zu geben pflegten, wenn sie seine Barke verließen."

„Was sagte er Dir von dem Inglisi?"

„Wir würden ihn in Kairo finden, wohin er mit dem sikked-el-hadid gereist."

„Du weißt nichts weiter?"

„Nichts!"

Auf ein Zeichen des Richters ward das Mädchen fortgeführt. Ein Fluch des Reïs drang ihr nach, ehe sie gebrochen, wankend, das Antlitz mit beiden Händen verhüllt, die Thür erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Blumenwelt.

Die Distel.

(Nachdruck verboten.)

Die Distel wird meist etwas verächtlich behandelt, sie ist Futter für den Esel, sie scheint als eine Art freches, großes Unkraut; selbst in der Bibel stellt man sie neben die Dornen und dennoch ist es eine ebenso schöne wie außerordentlich nützliche Pflanze, die im Alterthum von der Poesie sogar verklärt wurde; sie galt bei den Griechen ihrer Eigenschaft wegen, Vorüberstreifendes festzuhalten, als Sinnbild der Liebe und Treue. Venus schenkte dem schönen Phaon die Distelstaude als Symbol wie er sie lieben sollte; ferner glaubten die alten Aerzte, daß die Distel die Eigenschaft besäße, heiter zu machen, man trug sie als Amulet, um die Melancholie und Trübsinn zu verscheuchen. Im Orient ist die Distel das Sinnbild der Gastfreundschaft, die den Gast nicht von sich läßt, wenn er sie nicht gewissermaßen gewaltsam entfernt. In den deutschen Volkssagen bezeichnet sie die unerwiederte Liebe, eine Liebe, die nicht abläßt und wie die Distelart desto besser wächst und gedeiht, je mehr sie zu leiden hat. Auch soll sie die Frauen, welche in der Ehe nicht gut thun wollen, zur Vernunft, Zucht und Sitte bringen, wenn man sie heißt Disteln tragen. Auch Verbrecher soll sie verrathen und Sünder zu Geständnissen bringen, wie es bei einem Bauern im Hohenzollern'schen geschehen, der einen Raubmord verübte, sein Opfer in ein Distelhag warf, wo dessen letztes Stöhnen war: „die Disteln werden Dich verrathen", und merkwürdig, seit der Zeit konnte der Mann keine Distel sehen, ohne zu zittern, und dadurch wurde seine Unthat an den Tag gebracht.

Beim Landvolke gilt die Distel seit alten Zeiten her schon als Wetterprophet, ihr Blüthenkelch schließt sich nämlich, wenn Regen im Anzug ist, und dieß ist den Bauern besonders in Norddeutschland ihr sicherster Barometer. Auch in der ländlichen Thierarzneikunde nimmt die Distel eine wichtige Stellung ein. Man nagelt sie in vielen Gegenden Deutschlands an den Trog der Schweine, um diese vor Lähmungen und anderen Krankheiten zu schützen. Ferner soll dem Volksglauben nach die Distel den, der sie bei sich trägt, vor Ermüdung schützen und bei ländlichen Wettrennen wird sie noch heute den Pferden um den Hals gehängt; trägt aber Jemand unbewußt sie bei sich, so tritt das Gegentheil ein; er ist stets müde und stirbt bald an Erschöpfung; so lauten die Meinungen der Sympathiegläubigen hinsichtlich der Distel.

In Schottland ist die Distel die nationale Wappenblume und in Frankreich gibt es einen seit 1370 gestifteten militärischen Orden „Notre Dame de chordon"; dort ist auch heute noch die Distel ein wichtiges Heilmittel in der Volksmedizin. Die Bauern wenden den Saft des frischen Krautes der Karlsdistel bei Geschwüren an, gegen Sodbrennen, Magenschwäche und die Blattern, bei äußerlichen Verletzungen; auch werden die Wurzeln der feineren Distelarten gegessen und eine veredelte Distel, die Artischocke, ist eines der feinsten und gesuchtesten Gemüse und selbst wichtiger Handelsartikel, sie bringt besonders den französischen und italienischen Gärtnern Hunderttausende von Franken in's Land, die Holland, Rußland, England und Deutschland für diese kostbare Speise bezahlen. Im Winter erscheint sie auf den Tafeln der Fürsten. Ihre wichtigste Bedeutung hat aber die Distel in der Industrie erlangt als Karden- oder Malerdistel. Gerade die länglichsten, zugespitzten, starken, mit einer hakenartig zurückgekrümmten Spitze versehenen Deckblättchen, die zwischen den einzelnen blaßrothen Blüten der Distel stehen, geben zähe und feine Kratzwerkzeuge ab, wie solche durch keine Kunst herzustellen sind, und diese natürlichen Bürsten benützt man zum Rauhen der Tuche und Strumpfwaaren — zum Kardätschen; sie werden deßhalb von Webern, Malern, Tuchmachern und Strumpfwirkern in großer Menge verbraucht, die Blütenköpfe unreif abgeschnitten, weil sie dann noch am rauhesten sind, und kommen so als Rauhkarden oder Weberkarden in den Handel. Diese Verwendung hat in Holland und Frankreich

eine besondere und sehr großartige Kardenkultur in's Leben gerufen. Auch Deutschland baut viel Karden und es ist dieß für kleinere Landwirthschaft ein sehr einträglicher Kulturzweig. Die feinsten Karden kommen aus Frankreich; bei Rouen und Sedan sind ausgedehnte Distelfeldanlagen und diese Karden haben ihrer Feinheit und Zähigkeit wegen den vierfachen Preis der deutschen. Der Samen der Distel ist ein gesuchtes Vogelfutter; als sehr honigreiche Pflanze versorgt sie auch die Frühstückstische und Lebküchlereien mit vortrefflichem Material.

So ergiebt sich also, daß die Distel eine sehr achtungswerthe Pflanze ist, die ebenso poesieumwoben wie nützlich in unser Leben eingreift, wenn sie auch jetzt weniger die Liebe als die Wollenfaser festhält, aber da wohl ein schönes Wollenkleid nicht selten die Liebe befestigen mag, auch indirekt noch ihre vor alten Zeiten ihr zugeschriebene Zaubermacht wieder ausübt.

Eine Tochter Kleopatra's.

(Bild S. 60.)

Unsere Illustration stellt eine Egypterin dar nach dem wunderbar anziehenden Gemälde des französischen Malers Vernet Lecompte. Der Maler hat seine braune Schöne nur sinnbildlich eine Tochter Kleopatra's genannt, er meint damit eine Tochter des Landes der Kleopatra, und gibt hier nun einen egyptischen Schönheitstypus der dortigen Frauenwelt, die in Kleopatra, die Cäsar zu ihren Füßen gesehen und bewirkt hat, daß ihretwegen Antonius sich und die Welt vergaß und sein Reich verlor, ihr weltberühmtes Vorbild gefunden.

Es gibt allerdings unter den egyptischen Frauen nicht viele Schönheiten, ist aber eine einmal schön, so ist sie dämonisch schön. Von Gestalt meist schlank und doch voll, elastisch wie eine Gazelle, das scharfgeschnittene Gesicht warm, braun, von wahrhaft durchschimmernd mildleuchtender Farbe, die Augen glutvoll und doch sanft und träumerisch, scharfgezeichnete Augenbrauen unter einer zwar niedrigen, aber glatten, nachdenklichen Kinderstirn, der übervolle Mund wie eine Päonienblüte offen, ist solch' ein weibliches Wesen wohl geeignet, nicht nur anzuziehen, sondern sogar zu berauschen, und wer schöne Egypterinnen wie unsere Tochter Kleopatra's hier auf dem Bilde in ihrem sonnenglühenden Lande gesehen, begreift sehr wohl Cäsar und Antonius und wird sich nicht verwundern, wenn auch andere Menschenkinder aus dem kühleren Norden an solche Schönen Kopf und Herz verloren.

Gretchen vor der Mater dolorosa von Kreling.

(Porträt S. 68 und Bild S. 69.)

Im Anschluß an unsere Illustration — die eine der ergreifendsten Szenen aus Goethe's „Faust", wo Gretchen, Sünderin geworden, in bitterster Verzweiflung vor dem Muttergottesbild um Erbarmen fleht, nach der Zeichnung des im letzten Jahr verstorbenen Direktors der nürnberger Kunstschule, Doktor August von Kreling, darstellt — bringen wir auch das Porträt dieses echt deutschen, gemüthvollen und geistreichen Malers, dem wir einige Notizen über das Leben des als Kunstlehrers und Künstlers hochbedeutenden Mannes hier anfügen wollen.

Kreling empfing die erste Grundlage seiner geistigen Ausbildung auf dem Rathsgymnasium seiner Vaterstadt Osnabrück. Nur kurze Zeit besuchte er dann die polytechnische Schule in Hannover, um den Elementarunterricht im Modelliren und Zeichnen zu genießen; denn bald zog es ihn nach den südlichen Bildungsstätten der geliebten Kunst, und so finden wir den siebzehnjährigen Jüngling in Schwanthaler's Atelier zu München bei dem ersten Studium der Bildhauerei.

Die in der bayerischen Hauptstadt durch den Zusammenfluß geistiger Momente in den dreißiger Jahren geförderte, in der Entwickelung der deutschen Kunstgeschichte Epoche machende monumentale Vereinigung aller Kunstzweige, die eben vollendeten großartigen Bauten, geschmückt mit Fresken und Statuen, konnten nicht verfehlen, auf den jungen Künstler einen ebenso bezaubernden als tiefen, unauslöschlichen Eindruck hervorzubringen. Es war mit der Entwicklung seiner fruchtbaren Phantasie und seinem großen Ideenreichthume nur ein nothwendiger Fortschritt, wenn er, gleich angeregt durch Cornelius' und Kaulbach's Schöpfungen, wie durch seine Vorliebe zu einer mehr malerischen als plastischen Ausdrucksweise getrieben, die durch das Material beengten Grenzen geistigen Schaffens in der Bildhauerei übersprang und zur Malerei überging.

Unter Cornelius' Leitung zeichnete er auf der Akademie seine ersten Kartons, und unternahm im Herbst 1847 eine Kunstreise nach dem nördlichen Italien, um dort durch eifriges Studium der alten Venetianer seine Kenntnisse in den Prinzipien und der Technik der Malerei zu erweitern.

Bald trat er dann mit seinen ersten Gemälden vor die Oeffentlichkeit. Seine richtige Auffassung malerischer Situationen, aber namentlich die harmonische Wirkung in Haltung und Farbe wurde in diesen seinen Erstlingen allgemein gerühmt. Man wollte sogar eine zu große Neigung nach der belgischen Richtung in seinen Bildern entdecken, die ihn, in den Augen der strengen Historienmaler, als Abtrünnigen erkennen ließen.

Im Spätjahr 1853 beauftragte König Max ihn mit der Reorganisation der nürnberger Kunstschule, und es trat damit eine ernste Lebensaufgabe an ihn heran.

Die Erfolge der jungen Anstalt erwarben ihm, nach einigen Ausstellungen der Schülerarbeiten, in München und anderen Städten einen Ruf, der über die Grenzen Deutschlands hinausging. —

Das Glück, talentvolle Schüler, unter ihnen namentlich Jäger und Wanderer, im Anfange gefunden zu haben, erleichterte ihm seine schwere Aufgabe, indem deren Arbeiten den anderen Schülern zum Vorbild dienten.

Was in alter Zeit dem Lehrling die Werkstatt seines kunstreichen Meisters war, ist heutzutage dem jungen Künstler und dem für die Gewerbe schöpferisch erfindenden Talente diese Schule.

Kreling's leitender Grundsatz war, im Hinblick auf alle bedeutenden Kunstepochen, die Wahrheit: daß überall, wo die bildenden Künste gepflegt wurden, auch die Kunstgewerbe sich hoben, blühten und segensreiche Früchte trugen. So mußte es zunächst sein Trachten sein, der Kunst in weiter Verzweigung in Nürnberg wieder eine Heimat zu gewinnen. Wohl hätte auch kein fruchtbarerer, für diese Ziele passenderer Boden, wie der Nürnbergs, gefunden werden können.

So erwarb unter Kreling's Leitung sich seine Anstalt das Zeugniß, daß nicht allein in keiner Kunstschule besser und korrekter gezeichnet wird, und daß nur durch diesen organischen Zusammenhang aller Lehrgegenstände mit der eingeführten einheitlichen Lehrmethode solche bedeutende Erfolge erzielt werden konnten.

In- und Ausland priesen diese Schule als Muster derartiger Lehranstalten, und ehrende Auszeichnungen erhielt Kreling und seine Schule von allen Seiten; von seinem König erhielt er den Civilverdienstorden und Nürnberg ernannte ihn zum Ehrenbürger.

Von mehreren größeren Zeichnungen und Gemälden, deren Ausführungen in diese Zeit fallen, nennen wir hier mit Vorliebe einen Cyklus von Kompositionen zu Goethe's Faust, wovon bereits die drei ersten Blätter in Bruckmann's Verlag in München erschienen sind.

So oft diese wunderbare Goethe'sche Dichtung schon Anlaß zu bildlichen Darstellungen gab und in alle Zukunft unendlich oft geben wird, so werden die Kreling'schen Kompositionen in Bezug auf Auffassung und Stimmung wohl immer einen ehrenvollen Platz behaupten.

Kreling's schöpferische Kraft sollte ein neues Feld finden. Es wurde ihm der Auftrag, das kolossale Standbild des Fürsten Heinrich Posthumus von Reuß zu modelliren. Von Lenz und Herold in Nürnberg in Erz gegossen, steht dasselbe als vollkommen gelungenes Werk in Gera.

Hierauf erhielt er die Bestellung, nach seinem als meisterhaft anerkannten Modelle, das Keplerdenkmal im Großen auszuführen. Diese ehrenvolle Aufgabe löste Kreling in einer so echt künstlerischen Weise, daß seit Enthüllung desselben (24. Juni 1870, in obiger Erzgießerei gegossen) die allgemeine Stimme dieses Denkmal als eines der besten und gelungensten, die wir überhaupt besitzen, rühmt. Die Auszeichnungen von dem König von Württemberg und von der Universität Tübingen, die Kreling zu ihrem Doktor ernannte, krönten die vielen Anerkennungen, die der Meister an diesem Tag empfing.

So sehen wir Kreling in rüstigster Thätigkeit; er schuf dem alten Nürnberg wieder eine neue Kunststätte, er fühlte sich nicht mehr vereinsamt unter einer namhaften Zahl von tüchtigen, selbstschaffenden Künstlern, die mit ihm den Namen des „kunstfertigen Nürnbergs" wieder zu Ehren gebracht haben, er arbeitete reformatorisch, schöpferisch, bis der Tod im Jahr 1875 ihm den Zeichenstift und den Modellirstab aus der Hand nahm.

Am Klavier.

(Kopie der großen Oelfarbendruckprämie dieses Jahrgangs.)

(Bild S. 73.)

Die Musik spricht von allen Künsten am meisten zu Herzen sie ist die einzige Kunst, welche sogar auf Thiere wirkt. Nach uralter Sage zähmte Orpheus die wildesten Bestien durch die Macht seines Lyraspieles. Ihr besänftigender Einfluß hat schon Verzweifelnde vom Selbstmord zurückgehalten und ihnen den Seelenfrieden wiedergegeben. Deßhalb ist auch diese so weiche, süße Gefühle hervorrufende Macht gefährlich für junge Leute. Wie manche Flöte, die in lauer Sommernacht durch das offene Fenster zu einem schönen Gegenüber tönte, hat nicht schon das Herz der Schönen dem einsamen Virtuosen im Fluge zugeführt, wie manches Zitherspiel mit seinen zu Herzen dringenden Klängen eine gewaltige Seelenbrandstiftung verursacht; deßhalb nimmt es uns auch nicht Wunder, wenn auf unserem Bilde der junge Mann plötzlich die Geige an das Notenpult hängt und seine liebliche Partnerin im Spiel, den eben angeschlagenen Akkord ganz unberücksichtigt verhallen und die Hände gedankenvoll in den Schooß sinken läßt. Es waren die süßen, seelenergreifenden Klänge der Geige im Adagio, die plötzlich ihre Hand so erbeben machten, daß die Noten vor ihren Augen verschwanden und ihr die Arme wie gelähmt herabsanken, und ihm sprach aus den Akkorden der anmuthig zarten Klavierspielerin ein Elfenchor, und er sprach zu ihm schon seit einiger Zeit von nichts als von Liebe und Glückseligkeit, die er nur bei der schönen Spielerin finden würde, bis heute plötzlich diese Zaubersprache so laut und mächtig in ihm wiedertönte, daß eine wunderbare Begeisterung ihn ergriff und er die Kühnheit und den Muth fühlte, plötzlich das Spiel einzustellen und zu flüstern: „Fräulein!" und wie sie auch sofort die Töne verhallen ließ und lauschte mit bebendem Herzen, lauschte, ängstlich und doch beglückt, bang und doch so seelenvoll herzinnig, was er ihr sagte und wie ihr diese Worte wunderbar klangen, entzückender, die Seele tiefer berührend als jede Musik, denn er sprach zu ihr von seiner Liebe, die in ihm erstanden, erblüht, die sein ganzes Wesen ergriffen, so daß er nur noch lebte im Gedanken an sie, die ihm jetzt so ernst und doch so freudig zuhörte.

Die Musik hat hier die Herzen zusammengeführt und das Klavier sowohl wie die Geige werden später bei dem Paar in hoher Achtung stehen.

Diesen kleinen Roman erzählt unser Prämienbild, das wir hier im Holzschnitt geben. Natürlich erreicht dieser nicht entfernt die Wirkung unseres Prämienölfarbendruckbildes, das, ein Pendant zu dem letztjährigen, der Heirathsantrag, durch seine feinabgestufte und doch feurig leuchtende Farbenpracht ein Stück Liebesleben uns vor Augen zaubert, wie wir in unserer schönsten Lebenszeit es nur erlebt oder wünschen erlebt zu haben oder zu erleben.

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Fortsetzung.)

Den armen, ermatteten Seefahrern war die Sonne eine willkommene Erscheinung. Strahlend stieg sie empor, übergoß das Weltall mit rosigem Schein und verscheuchte die schweren Wolken, die sich um ihren Aufgangspunkt versammelt hatten.

Bis zu dieser Stunde hatte eine leichte Brise gleichsam als Ausläufer des Sturmes, der das Schiff entkleidet hatte, geweht. Doch als die Sonne erschien, erstarb der Lufthauch, das Meer glättete seine tosenden Fluten, und ein Tag, dem die Verheißung des Friedens und der Schönheit auf der Stirne geschrieben stand, brach an über einer trostloseren Szene, als die Phantasie eine ersinnen kann.

Ein Theil der Mannschaft befand sich fortwährend im Zwischendeck an den Pumpen, deren einförmiges Getön, nun schon seit vielen Stunden wiederhallend, mit dem Rauschen der zum Verdeck aufsteigenden und stromweise zu beiden Seiten des Schiffes abfließenden Wassergüsse sich vereinigte.

Das Fahrzeug war jetzt nur noch ein auf dem Wasser treibender Holzblock; mit Ausnahme des verkümmerten Besahn besaß es auch nicht mehr ein einziges Stückchen Segeltuch; — vor dem Kajüteneingange hatten die Wellen eine Menge abgehauener Rundhölzer und dergleichen aufgethürmt; die Kajütenfront war in Stücke zerschmettert, Reservetonnen lagen über einander gehäuft vor der Hüttentreppe, und das große Boot, welches zwischen dem Kochhaus und dem Fockmast hing, und das einen Theil der Lebensmittel barg, war mit Wasser und ertrunkenen Schafen angefüllt.

Bis jetzt war noch keiner der Passagiere auf dem Verdeck erschienen. Der Kapitän hatte eine Karte aus seiner Kajüte geholt und sie auf dem Oberlicht ausgebreitet; nachdenklich fuhr er mit dem Finger auf derselben umher, beachtete dabei, wo sie sich befanden und wartete auf Holdsworth, der sich mit dem Tischler im Schiffsraum aufhielt und die Tiefe des Wassers prüfte.

Jetzt kam Holdsworth naß und erschöpft aus dem Raum, und der Tischler folgte ihm in einem noch traurigeren Zustande.

„Nun?" fragte der Kapitän mit gedämpfter aber erwartungsvoller Stimme.

„Unsere Sache ist leider hoffnungslos, Herr; das Schiff leckt an zwölf verschiedenen Stellen."

„Man hört ganz deutlich, wie die Flut eindringt, fügte der Tischler hinzu. „Aber an ein Hinkommen ist nicht zu denken."

„Und was haben die Peilungen ergeben?"

„Eine Höhe von elf Fuß, Herr!"

„Großer Gott!" schrie der Kapitän, dann ist ja das Wasser seit zwei Stunden um anderthalb Fuß gestiegen!"

„Es wäre wohl gut, wenn wir die Boote in Stand setzten," sagte Holdsworth, prüfend zum Horizont blickend.

„Sprechen Sie mir nicht von den Booten, Herr," keuchte der Kapitän. „Wir wollen einige Pardunen auf den Fockmast setzen und das Reservestagsegel aufziehen."

„Sofort, Herr," entgegnete Holdsworth und eilte nach vorne, um die Mannschaft zusammenzurufen und den Befehl seines Kapitäns, so gut es gehen wollte, auszuführen. Mittlerweile wanderte dieser in höchster leidenschaftlicher Erregung auf dem Verdeck auf und nieder. Er war sich der Hoffnungslosigkeit seiner Lage vollkommen bewußt, und doch war er entschlossen, so lange wie möglich seine Augen dagegen zu verschließen.

Der Erste, der aus der Schaar der Passagiere auf's Deck kam, war der General; beim Anblick des beschädigten Schiffes blieb er wie angewurzelt stehen. Er und noch einige aus der Gesellschaft hatten im Laufe der Nacht ihre Schlafstellen zu verlassen gesucht, um zu erfahren, was der wilde Aufruhr, der über ihnen ausgebrochen war, zu bedeuten habe. Doch waren sie jedesmal im buchstäblichen Sinne, sobald sie ihr Gesicht aus der Luke steckten, zurückgeweht worden. Mit Ausnahme von Frau Tennent hatte Keiner von ihnen Gelegenheit gehabt, ein Wort mit dem Kapitän oder dem Obersteuermann zu wechseln; sie hatten deßhalb auch keine Ahnung davon gehabt, daß das Schiff in der That nur noch ein Wrack war.

Während der General nach Athem ringend umherschaute, und nicht zu fassen vermochte, was aus den majestätischen Masten und Segeln geworden war, die ihre anmuthigen Formen stolz zum Himmel emporgestreckt hatten, als er das letzte Mal auf dem Verdeck gestanden, traten Herr St. Aubin und Herr Holland ebenfalls herzu und Beide wurden von einem jähen Entsetzen ergriffen.

Dann eilten alle Drei auf den Kapitän zu.

„Was ist geschehen? Sprechen Sie! Was wird aus uns werden? Sind wir Alle verloren?" schrie der Schauspieler.

„Wo sind die Masten geblieben? Ist es möglich, daß wir Amerika in diesem Zustande erreichen?" stöhnte Herr Holland.

„Herr Kapitän, wir befinden uns offenbar in einer furchtbaren Bedrängniß. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir dem Untergange nahe sind, Herr!" rief der General, dem Kapitän fest in's Auge blickend.

„Meine Herren! Meine Herren!" entgegnete der Kapitän mit einer abweisenden Handbewegung. „Ich bitte Sie inständig, mich zu verschonen. Sie treiben mich zum Wahnsinn mit ihren Fragen."

„Sind wir in Gefahr?" fragte Herr St. Aubin abermals flehenden Tones.

„Ja, Herr; sehen Sie das nicht?" entgegnete der Kapitän und warf ihm einen zornigen Blick zu.

„Ist es möglich?" stammelte Herr St. Aubin mit todtbleichem Antlitz.

„Allerdings ist es möglich," wiederholte höhnisch der Kapitän. „Sie werden doch nicht bange sein? Bitte, begeben Sie sich gefälligst zur Vorderseite des Hinterdecks; dort können Sie sehen, wie meine Leute für ihr Leben pumpen. In Gefahr sein und Ertrinken sind zweierlei. Ich ersuche Sie daher dringend, Ihre Angst zu bemeistern. Furchtsamkeit ist ein ansteckendes Uebel und Sie wissen ja, daß wir Frauen an Bord haben."

Mit diesen Worten ging er fort. Der Schauspieler brach in Thränen aus; Herr Holland blickte in sprachloser Bestürzung umher, während der General dem Kapitän folgte.

„Ist unsere Lage allen Ernstes bedenklich?" fragte er.

„Ja, Herr General. Das Schiff leckt vorn und hinten."

„Was beabsichtigen Sie zu thun?"

„Es so lange wie möglich flott zu erhalten. Und nun leisten Sie mir einen Dienst. Geben Sie, bitte, unserem wimmernden Schauspieler dort einen kräftigen Schlag auf den Rücken und träufeln ihm etwas Muth in's feige Herz. Eine Memme erzeugt viele, und gerade jetzt darf Keiner an Bord meines Schiffes, der sein Leben auch nur einen Pfifferling achtet, den Kopf verlieren."

Inzwischen hatten die vorne beschäftigten Matrosen einen Block auf den Stumpf des Fockmastes befestigt und ein Reservestagsegel aufgezogen. Holdsworth begab sich wieder zum Kapitän und dieser trat mit ihm an's Oberlicht, und nun berechneten sie mitsammen nach der Karte ihre Nachbarschaft und stellten gedämpften Tones Berathungen an. Die Matrosen, die nahe genug standen, um sie sehen zu können, beobachteten ihre Gesichter mit gespannter Aufmerksamkeit und flüsterten sich einander ihre Meinungen zu, während mehrere von ihnen an die Schiffsseite traten und über Bord blickten.

Sie wußten alle nur zu gut, daß das Schiff im Sinken begriffen war, und die, welche mit Pumpen beschäftigt waren, arbeiteten nur noch mit halber Kraft, denn das Bewußtsein, daß ihre Arbeit fruchtlos sein werde, lähmte ihnen die Hände.

Frau Tennent kam mit ihrem Knaben auf das Verdeck und stellte sich neben Holdsworth; sie richtete keine einzige Frage an ihn, doch war auf ihrem Antlitz deutlich zu lesen, daß sie die Größe der Gefahr durchschaute und auf das Schlimmste gefaßt war. Bald darauf erschien Frau Ashton; als dieselbe das entmastete Verdeck betrat, stieß sie einen lauten Schrei aus und klammerte sich krampfhaft an ihren Gatten. Ihre Jungfer folgte ihr; das arme Mädchen zitterte wie Espenlaub und starrte mit weitgeöffneten Augen wie eine Irrsinnige um sich.

Und dann sank auf das Schiff eine Grabesstille, welche nur durch das ermüdende Klirren der Pumpen und das Rauschen der zu beiden Seiten des Schiffes abfließenden, immer neu sich ersetzenden Wasserfluten unterbrochen ward.



Dr. August von Kreling. Originalzeichnung von J. Marasteni. (S. 67.)

Die Uhr zeigte jetzt auf halb neun; kein Lufthauch kräuselte den Meeresspiegel. Einige schwere Wolken standen am blauen Himmel, und aus einer derselben entlud sich in weiter Ferne ein Regenschauer, dessen Widerschein einen funkelnden, diamantnen Regenbogen über das Wasser wölbte.

Jetzt rief Holdsworth den Tischler herbei und befahl ihm auf's Neue, den Wasserstand zu messen. Der Mann begab sich unverzüglich an's Werk, und seine Untersuchung ergab, daß das Wasser allstündlich einen Fuß steige.

Bei dieser Botschaft entfiel dem Kapitän der Muth; stumm und verzagt stand er da.

Als er seine Fassung wiedergewonnen hatte, gesellte er sich zu Holdsworth und rief: „Stellt das Pumpen ein! Bootsmann. Ruft alle Mann hinten auf's Deck!"

Das Geräusch der Pumpen schwieg; die Matrosen eilten truppweise auf's Hinterdeck und traten zu einem dichten Haufen zusammen.

Einige von ihnen waren bärtig, andere waren noch ganz jung; ihre Anzüge waren verschiedenartig, doch alle malerisch; hier sah man ein rothes Hemd, da eins von weißem, dort eins von blauem Zeug; ein vierter trug grobe Baumwolle; bei gar Vielen waren die mit eintätowirten Zeichen versehenen Arme unbedeckt; manche hatten Wasserstiefeln an, während andere mit bloßen Füßen dastanden. Die Sonne beschien ihre emporgewandten Gesichter. Wie bleich waren sie in Folge der durchwachten Nacht und der andauernden übermäßigen Arbeit und Anstrengung! Kein einziger von ihnen bezeigte auch nur den geringsten Mangel an Respekt; im Gegentheil verrieth Aller Benehmen, sowie der Blick, mit dem sie ihren weißhaarigen Kapitän anschauten, eine unverhohlene Verehrung. Ehrerbietig lauschten sie den Worten, die er zu ihnen, mit oft versagender Stimme, sprach:

„Lieben Leute, ich hegte die Hoffnung, unsere gute, alte, mastlose „Sternschnuppe" durch unausgesetztes Pumpen flott erhalten und heimwärts führen zu können. Mit Hülfe einer kräftigen Brise wäre das auch wohl gegangen, obgleich der Sturm sie in letzter Nacht arg zugerichtet hat. Allein leider steigt das Wasser schneller, als wir es auszupumpen vermögen, und es ist nicht meine Absicht, euch mit unnützer Arbeit abzumatten. Doch bei dem jetzigen Seegang wird das Wrack höchst wahrscheinlich noch mehrere Stunden hindurch flott bleiben; wir haben daher Zeit genug, die Boote auszusetzen und in Ruhe alle nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Die Meisten von euch sind Engländer, und die, welche es nicht sind, haben gleichfalls gezeigt, daß sie den Kopf und das Herz auf der rechten Stelle tragen, und das ist das Beste, was man von einem Menschen sagen kann, er möge herkommen, woher er wolle; ich kann mich daher darauf verlassen, daß ihr alle meine Befehle pünktlich befolgen und ausführen werdet. Wir haben vierunddreißig Seelen an Bord und vier Boote; das große Boot faßt dreizehn und jeder Seitenhänger kann sieben Menschen aufnehmen. Ich übernehme die Leitung des großen Bootes; unser Obersteuermann nimmt die Pinasse, und der Untersteuermann und der Bootsmann die beiden anderen Boote. Wir brauchen uns durchaus nicht zu übereilen, und Alles muß in größter Ordnung vor sich gehen. Sechs Mann sollen an den Pumpen bleiben; die Uebrigen können frühstücken und später die Pumpenden ablösen. Dann wollen wir uns tummeln, das große Boot aussetzen und Alles aufbieten, um unser Leben zu retten. Gott beschütze uns. Amen!"

Nach Beendigung dieser Rede brachten die Matrosen ein Hoch aus; die Bootmannspfeife ertönte; das Klirren der Pumpen begann auf's Neue und das Hinterdeck war wieder menschenleer.

Der Kapitän wandte sich jetzt zu den Passagieren.

„Meine Damen und Herren! Es ist hart für mich, daß ich sie in diese große Bedrängniß gebracht habe und ich wollte, daß der gütige Gott das nicht über uns verhängt hätte. Ich fahre jetzt vierzig Jahre auf See und noch niemals hat mich ein solches Unglück betroffen. Aber kein Wort mehr davon. Es versteht sich von selbst, daß ich ihnen gegenüber bis auf den letzten Augenblick meine Schuldigkeit thun werde. In unseren Booten finden wir Alle hinreichend Platz; das Wetter scheint gut zu bleiben und es muß wahrlich sonderbar zugehen, wenn wir uns nicht sammt und sonders, noch ehe der Abend kommt, sicher und wohlbehalten an Bord irgend eines andern Schiffes befinden, denn alle Schiffe, die von den Vereinigten Staaten nach England zurückfahren, schlagen diesen Weg ein. — Einige von ihnen werden in mein Boot steigen, und die Uebrigen wird mein erster Offizier in seine Obhut nehmen. Derselbe hat sich für uns in jeder Beziehung aufgeopfert, und so lange noch ein Blutstropfen in ihm ist, wird er Diejenigen nicht verlassen, die sich in seinen Schutz begeben. Meine Damen, lassen Sie den Muth nicht sinken. Der Untergang unseres Schiffes darf Sie nicht beunruhigen, sie werden einem guten Boote und kundigen Führern anvertraut. Wir wollen jetzt hinuntergehen und ein tüchtiges Frühstück einnehmen; danach sollen die Boote mit Lebensmitteln befrachtet werden und sodann wollen wir in der festen Zuversicht von dannen fahren, daß Gottes Auge, das ja überall hinblickt, auch uns nicht außer Acht lassen wird."

Einige halbunterdrückte Klagetöne wurden vernommen und dann trat eine Stille ein, die damit endete, daß Frau Ashton in lautes, leidenschaftliches Weinen ausbrach. Nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, sprach der General:

„Verehrte Freunde, wollen Sie mit mir im Gebet sich vereinigen, und Gott bitten, daß er uns in seinen Schutz nehmen möge?"

Die Herren entblößten ihr Haupt und der Kapitän sagte:

„Herr General, dort hinten sind vielleicht Leute, die sich uns anschließen möchten. Wir wollen es ihnen gestatten."

Holdsworth begab sich in's Zwischendeck und kehrte unverzüglich in Begleitung der ganzen Schiffsmannschaft zurück. Die an den Pumpen arbeitenden Matrosen stellten ihre Arbeit ein und reihten sich um das Gangspill, und nun folgten die Passagiere ohne Ausnahme dem Kapitän zum Hinterdeck. Der alte General stand inmitten der Versammlung. Er kniete nieder und Alle ahmten sein Beispiel nach.

Das Gebet, das der greise Mann ohne jede Vorbereitung, so wie es ihm sein Herz eingab, emporsandte, war zu heilig, um es hier an dieser Stelle wiederzugeben; doch machte es einen tiefen Eindruck auf Alle, die es hörten. Ueber alle Beschreibung erhebend war der Anblick dieses alten, stattlichen Amerikaners, der mit entblößtem Haupt und gefalteten, leise zitternden Händen vor Gott knieend, sein wohlwollendes, edles Antlitz zum Himmel emporwandte und mit gebrochener Stimme den Allgegenwärtigen anflehte, sie nicht zu verlassen, sondern ihnen in der Stunde des Leidens und der Gefahr seinen allmächtigen Schutz zu gewähren. Ein nicht minder ergreifendes Bild boten die übrigen Männer dar — einige hielten ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt, einige knieten mit ehrfurchtsvoll geneigtem Haupte, einige blickten unverwandt ernsten Auges auf den Betenden und einige weinten, doch waren es nicht unmännliche Thränen, — nein, die welche sie vergossen, gehörten zu den Tapfersten. Die Wittwe hielt knieend in einer halb schützenden, halb Schutz erflehenden Stellung ihren Knaben umschlungen; Herr Ashton und seine Frau beteten Hand in Hand.

Ueber ihnen aber lachten der blaue Himmel und der heitere Sonnenschein; die andauernde glatte Deining stieß unausgesetzt gegen die unbeweglichen Planken der „Sternschnuppe", und während den Worten des alten Generals und dem feierlichen, seinem Gebete folgenden Geflüster konnte man das brodelnde Eindringen des Wassers in ihren Raum und das zunehmende Gewicht ihrer Schwere deutlich bemerken; es lag klar auf der Hand, daß sie in ihrem jetzigen hülflosen Zustande nur noch für kurze Zeit der zerreibenden Thätigkeit der Wogen Widerstand leisten könne.

Sechstes Kapitel.

In den Booten.

Um zwölf Uhr hatte man das große Boot mit Lebensmitteln versorgt und über die Schiffsseite gehoben; es war dieß keine kleine Arbeit, denn da der große Mast fort war, konnte man es nirgends befestigen. Die übrigen Boote wurden ebenfalls, mit einem Matrosen darin, herabgelassen und hingen nun der Reihe nach an der Backbordseite des Schiffes, wo die Verschanzung zertrümmert war.

Sämmtliche Fahrzeuge waren auf's Beste mit Masten, Segeln und Rudern, sowie mit Wasser, Schiffszwieback, einigen Flaschen Rum u. s. w. versehen. Im Vergleich zu dem großen Wrack nahmen sie sich wie Muschelschalen aus, und es schien fast undenkbar, daß sie im Stande sein würden, die Menschenmenge zu tragen, zu deren Aufnahme sie bereit standen.

Die „Sternschnuppe" sank schnell. Man hatte seit einiger Zeit das Pumpen eingestellt, und das Schiff hatte jetzt unter den Fockrusten in gleicher Höhe mit dem Wasserspiegel ein großes Loch erhalten, durch welches die Fluten wasserfallartig eindrangen.

Die Passagiere wurden in die Boote gebracht.

„Stoßt ab!" schrie der Bootsmann, der einen der Seitenhänger befehligte.

Wie der Blitz fuhren die Ruder empor; die Boote trennten sich und machten weitab vom Wrack in einer Entfernung von etwa dreihundert Fuß Halt.

Es ist unmöglich, die mannigfaltigen Regungen des Ent-



Margarethe vor der Mater dolorosa. Originalzeichnung von A. von Kreling. (S. 67.)
(Aus: von Kreling's „Faust", Bruckmann's Verlag in München.)

setzens, der Neugierde und der athemlosen Spannung zu schildern, mit der die Insassen der Boote das Sinken des verödeten Schiffes beobachteten. Kein Einziger von ihnen hegte das Verlangen fortzusegeln, ehe das einst so herrliche und jetzt aller Hoheit beraubte Fahrzeug zu seiner dauernden Ruhestätte in der Tiefe des Ozeans eingegangen sein würde. Erweckte doch sein bejammernswerther Zustand unwillkürlich in den Herzen aller Zuschauer ein Gefühl, wie man es nur empfindet, wenn man ein lebendes Wesen mit dem Tode ringen sieht, und dieß schmerzliche Gefühl ward noch gesteigert und verschärft durch das schadenfrohe Lächeln des auf der Trümmerstätte spielenden Sonnenlichtes und des schönen, azurblauen Meeresspiegels, auf der es ruhte. Die durch den Sturm nicht beschädigte Gallion, — ein Meisterstück, wie es wohl selten den Bug eines Schiffes geziert hat, — konnte, ohne eine gewaltsam aufgeregte Phantasie, als die Schutzgöttin des Schiffes gelten, die noch einen Augenblick zu verweilen dachte, ehe sie sich zum Himmel emporschwang. Die beiden auf dem Wracke befindlichen Segel begleiteten das Hin- und Herschwanken des schwerfälligen Rumpfes mit hohlem, klatschendem Mißton, und auf einmal klang von dem einsamen Verdeck herüber ein Laut, wie wenn eine Glocke angeschlagen werde, so daß die lauschenden Matrosen schaudernd zusammenfuhren und in abergläubischer Furcht begierigen Auges nach dem Schatten spähten, der das Schiff zu Grabe läutete.

Urplötzlich legte sich das Wrack auf die Seite und bot seine abschüssigen Verdecke den Blicken der Zuschauer dar.

„Jetzt geht es unter!" schrie einer der Matrosen. Er hatte die Wahrheit gesagt. Langsam versank das Hack, und zwar so allmälig, daß noch gar manche Sekunde verfloß, ehe die Hackfenster in gleicher Höhe mit dem Wasserspiegel sich befanden. Dann richtete sich das Schiff wieder auf; von seinem emporgehobenen Bug streckte es den zerklüfteten Klüverbaum hoch in die Luft hinein, als hebe es seinen verstümmelten Arm um Mitleid flehend zum Himmel auf. Dann sank es mit feierlich ergreifender Majestät tiefer und tiefer; kein Laut regte sich bis auf das Rauschen und Brodeln der Wogen, die sich gewaltsam einen Weg nach dem andern bahnten. Das Hinterdeck entzog sich zuerst den Blicken; die Vordertheile ragten noch schwarz aus dem Wasser hervor; sie verschwanden, und es blieb nur noch der Fockmast mit dem daran befestigten Segel sichtbar. Auch er versank mehr und mehr; aber noch immer vermochte man im klaren Wasser die unverkennbaren Umrisse des Schiffsrumpfes zu erkennen. Das Segel sog schwammartig die Feuchtigkeit in sich auf und färbte seine schneeige Fläche mit einem braunen Ring; dann sah man nur noch die zackige Spitze des Fockmastes; dieselbe tauchte ebenfalls unter, und nun befanden sich die vier Boote ganz allein auf der unermeßlichen, bodenlosen Tiefe.

Mit athemlosem Schweigen beobachteten alle den Untergang der „Sternschnuppe", und erst nachdem mehrere Minuten verflossen waren, brach der Bann, der die Lippen versiegelt hielt, und ein langer banger Seufzer entrang sich der geängsteten Brust.

Dann erhob der Kapitän die Stimme und rief:

„Herr Holdsworth, unser Kurs ist Südost. In jedem Boote befindet sich ein Kompaß. Wohlan, ihr Leute, richtet die Masten auf. Hoffentlich erhebt sich noch vor Sonnenuntergang eine Brise. Bis dahin wollen wir die Ruder kräftig regen, um so viel als möglich der Heimat näher zu kommen."

Die beherzten Bursche antworteten mit einem „Hurrah!". In allen vier Booten wurden die Masten aufgestellt; pfeilschnell holten die Ruder aus und die Wellen umkräuselten schäumend den Vordersteven.

Das „Hurrah" der Männer erschallte gerade im rechten Augenblick. Gott weiß, wie sehr ein Jeder von ihnen gerade jetzt des ermuthigenden Zurufes seiner Genossen bedurfte!

Welche Feder kann das überwältigende Gefühl von der Unendlichkeit des Meeres beschreiben, das in ihnen erwachte, nun sie seinen Spiegel mit der Hand berühren konnten und seine gewaltige Macht ihnen so nahe war! Dieß Gefühl allein war ein Gewicht, das die Herzen der Passagiere zu erdrücken drohte. Ein großes Schiff erregt durch seinen hoch über dem Wasser ragenden Bord eine Empfindung der Sicherheit; aber hier erhoben sie sich nur um Armeslänge über der Tiefe; konnten sie doch ihr bleiches Antlitz in dem grünen Wogengrabe spiegeln, von dem sie nur wenige Bretter trennten, die nicht viel stärker waren, als die Sohle eines Stiefels.

In Holdsworth's Boot befanden sich: er selbst, Frau Tennent mit ihrem Knaben, der General, Herr St. Aubin und zwei Matrosen: Wingard und Johnson; also alles in Allem sieben Menschen. Das große Boot sah von Weitem überfüllt aus, doch war es auch weit geräumiger als die drei andern. Hinter demselben ruderte das von dem Bootsmann befehligte Fahrzeug; und auf Holdsworth's Pinasse folgte der von dem Untersteuermann Thompson geführte Seitenhänger.

Das Rudern erwies sich als zwecklos; trotz aller Anstrengung legten die schwerbefrachteten Fahrzeuge nur wenige Meilen die Stunde zurück. Holdsworth lenkte daher seine Pinasse in die Nähe des großen Bootes und schlug dem Kapitän vor, das Rudern aufzugeben und auf eine Brise zu warten. Sein Rath ward befolgt. Die Sonne schien heiß auf die gläserne See, und die Matrosen hißten die Segel auf, damit dieselben die Strahlen abwehrten. Dabei richteten sie die Augen unverwandt auf den fleckenlosen, schimmernden Horizont und spähten hoffenden Herzens nach einem Segel.

Die beiden Seeleute, welche sich in Holdsworth's Boot befanden, saßen zuvörderst im Schiff und unterhielten sich mit gedämpfter Stimme. Herr St. Aubin lehnte sich mit dem Rü[illegible] den Mast; ohne auch nur eine einzige Sylbe zu [illegible]er unaufhörlich seine unruhigen, gerötheten Augen von Ort zu Ort wandern; sein Geist war den fremdartigen, entsetzlichen Ereignissen, die er durchlebt, offenbar nicht gewachsen, umsonst bemühte er sich, seiner Gefühle Herr zu werden. Das Antlitz des Generals dagegen zeigte einen gefaßten, ja sogar hoffnungsvollen Ausdruck. Die Wittwe blickte still vor sich hin; sie hielt ihren Knaben nach wie vor fest umschlungen und gar häufig bewegten sich ihre Lippen.

In den anderen Booten wurde laut gesprochen und gar oftmals rief Einer dem Andern etwas zu. Doch klangen die über das Wasser dringenden Laute unnatürlich und erzwungen und erhöhten in seltsamerweise das unaussprechliche Gefühl der Vereinsamung, das die unmittelbare Nähe der unwirthlichen, unabsehbaren Meeresfläche erzeugte.

Eine zeitlang schien der kleine Knabe die Empfindungen zu theilen, welche mit Ausnahme der beiden Matrosen alle in Holdsworth's Boot befindlichen Erwachsenen zum Schweigen veranlaßte; aber dann ward er plötzlich unruhig, zupfte seine Mutter am Kleide und fragte flüsternd, ob das große Schiff nicht wieder komme und sie an Bord nähme.

„Bitte den lieben Gott, daß er uns bald ein anderes Schiff senden möge, Louis," entgegnete die Mutter.

„Aber wo ist unser Schiff, Mama?"

Holdsworth hörte diese Frage und beantwortete sie in seiner herzlichen, ermuthigenden Weise:

„Du mußt scharf umhersehen, Louis, und nach einer Weile wirst Du einen winzigen weißen Punkt dort an jenem Kreise aufsteigen sehen," und dabei deutete er auf den Horizont, „und das ist dann unser Schiff, das uns nach Hause fahren wird."

„O, Herr Holdsworth!" sagte der Schauspieler mit matter Stimme, „wenn sich ein Wind erhebt, der die Wellen in's Boot treibt, wird es dann nicht umschlagen?"

„Nein, Herr St. Aubin, so lange ich es hindern kann, nicht. Eine gute Brise thut uns noth. Wenn diese Windstille anhält, müssen wir auf Rettung verzichten."

„Und doch hat auch sie ihr Gutes gehabt," sagte der General, „denn nur mit ihrer Hülfe gelang es uns, das Schiff ungefährdet zu verlassen."

„Ich habe all' mein Hab und Gut mit jenem Schiff eingebüßt, alles Geld, das ich in dieser Welt besaß, und meine Anzüge und sonst noch so viele, mir unersetzliche Gegenstände!" stöhnte Herr St. Aubin.

Die Wittwe erhob den Kopf und rief: „Auch ich habe Vieles verloren, das mir theuer war, und sich nicht durch Geld wieder beschaffen läßt. Aber bis jetzt hat uns Gott gnädig behütet; er hat uns am Leben erhalten, und ich kann Alles — Alles — entbehren, wenn er mir nur dieß Kleinod läßt." Mit Thränen in den Augen beugte sie sich zu ihrem Kinde nieder.

„Wir dürfen nicht klagen, Herr St. Aubin," sagte milden Tones der General, „wir müssen auf Den vertrauen, der den Winden und Wellen des galliläischen Sees gebot und sie zum Schweigen brachte. Es ziemt uns nicht, kleingläubig zu verzagen. Er ist ja mitten unter uns und wacht über uns. Dieser Ozean ist nur das Abbild seiner Majestät und Größe: er ist weiter nichts, ein Diener, der auf seines Herrn Geheiß uns sicher auf seinen gewaltigen Armen unserem Ziel entgegen trägt."

„Ich danke Ihnen für diese Worte, Herr," sprach der Matrose, welcher Johnson hieß. „Gott vergißt uns nicht, und es bleibt sich gleich, ob wir auf der See oder auf dem Lande sind. Ich habe schon Schlimmeres erlebt; achtundvierzig Stunden bin ich auf einem Floß umhergetrieben, und hier stehe ich, um das zu bezeugen." Dann fügte er hinzu: „ich bitte um Entschuldigung, Herr," und zog sich, die Hand an die Mütze legend, ehrfurchtsvoll zurück.

Inzwischen waren die Boote eine geraume Strecke auseinander getrieben; doch vernahm man noch immer mit größter Deutlichkeit die Stimmen der Sprechenden, denn eine glatte Wasserfläche ist ein vortrefflicher Schallleiter.

Holdsworth's Stundenzeiger deutete auf ein Uhr, als im Osten der Horizont in Folge eines Wolkenschattens sich dunkel färbte, und alsbald hörte man eine Stimme aus dem großen Boote die Worte rufen: „Endlich eine Brise, guten Leute!"

Es war ein leichter Wind, der nicht viel zu bedeuten hatte, allein er füllte doch die Segel und trieb die Boote mit sanftem Hauch vorwärts. Da sie nicht mit dem vom Kapitän vorgeschriebenen Kurse in Einklang standen, so segelten sie so dicht wie möglich beim Winde, das heißt in den Wind hinein, und blickten dabei unverwandt nach der Himmelsgegend, von welcher der Luftzug kam. War es doch sehr wohl möglich, daß derselbe ihren heißen Wunsch erfüllte und ein Schiff in ihre Nähe trieb. Mehrere weiße, am fernen Gesichtskreise aufsteigende Wolken glichen so vollkommen den Segeln eines Schiffes, daß sie selbst Holdsworth's geübtes Auge zu täuschen vermochten und er mit laut pochendem Herzen ihr Nahen erwartete.

Die Brise ward lebhafter, und jetzt zeigte sich die ungleiche Segelkraft der Fahrzeuge. Das große Boot fuhr pfeilschnell voran; Holdsworth's Pinasse kam in zweiter Reihe; die beiden Seitenhänger blieben weit zurück. Da die Boote dicht beim Winde segelten, so schien der Wind heftig, was er in Wirklichkeit nicht war. Die Pinasse legte sich auf die Seite und in Folge dessen erschrak Herr St. Aubin auf's Aeußerste; entsetzt klammerte er sich an das hochstehende Bord des schwanken Fahrzeuges.

„Das Herz fällt Ihnen zu früh in die Hose!" sagte sarkastisch der Matrose Wingard.

„Das Boot schlägt um!" stöhnte der Schauspieler.

Die Angst und Verzweiflung des Aermsten waren in der That mitleiderregend; die Furcht hatte ihm nicht nur das Auge getrübt, sondern auch sein Gesicht so hager und blaß gemacht, daß er aussah, als sei er soeben von einem Krankenlager erstanden.

„Wollen Sie nicht einen Schluck trinken?" fragte Holdsworth und bot ihm etwas Rum an; allein Herr St. Aubin schüttelte den Kopf und starrte mit weitgeöffneten Augen auf das Meer; wiederholt schauderte er zusammen und sprach dann laut mit sich selbst.

Damit die zurückgebliebenen Boote nachzukommen vermochten, hielt das große Boot von Zeit zu Zeit in seinem Lauf inne; auch Holdsworth legte dann, diesem Beispiele folgend, das Ruder nieder; und so segelten sie mitsammen den ganzen Nachmittag, während die Brise beständig und die See glatt blieb.

Die von Holdsworth befehligte Pinasse war siebenundzwanzig Fuß lang und ungefähr sieben Fuß breit. Hinten befand sich ein Kasten, der mit kleinen Säcken voll Schiffszwieback angefüllt war, und vorne standen zwei große Fässer und ein kleines mit Wasser, und ein zinnerner Becher, zum Austheilen der Rationen. Auf dem Boden des Bootes lag über einem Schöpfraum, aus welchem das etwa hereingespülte Wasser mit Leichtigkeit vermittelst einer halben Kokusnußschale entfernt werden konnte, ein Gatter, das die Füße trocken hielt. Das Boot war neu, stark gebaut, und mit einem Raasegel ausgestattet. Auch besaß es einen kleinen Kompaß, der von Holdsworth vorsichtig an eine Ruderbank gebunden war. Es war dieß das einzige nautische Instrument, das sie bei sich hatten, und sollten sie nach einiger Zeit in Unklarheit über die Gegend, in der sie sich befanden, gerathen, so war es ihnen ziemlich nutzlos.

Im Laufe des Nachmittags hatten sie ihren Vorrath an Wasser und Nahrungsmitteln besichtigt und hatten berechnet, daß derselbe zehn Tage lang ausreichen werde, vorausgesetzt, daß jede Person täglich nicht mehr als zwei Zwiebacke verzehre und nur eine Maß Wasser beanspruche. Außerdem besaßen sie drei Flaschen Rum. Die erste Ration theilte Holdsworth um fünf Uhr Nachmittags aus. Ein Jeder erhielt einen Zwieback; der kleine Knabe und die beiden Matrosen aßen mit großer Begierde; der General und Holdsworth nahmen nur ein Stückchen zu sich, wogegen Frau Tennent und der Schauspieler ihren Antheil unberührt ließen. Die Mutter gab die Hälfte von ihrem Zwieback dem Kleinen und steckte die andere Hälfte in die Tasche, damit sie ihm am Abend wieder etwas geben könne. Der Schauspieler wollte seine Ration unter keiner Bedingung annehmen und Holdsworth schob dieselbe daher wieder in den Brodsack zurück.

Sie behielten die anderen Fahrzeuge in Sicht; das große Boot war ihnen vorauf, die beiden Seitenhänger folgten in ungleicher Entfernung. Von Zeit zu Zeit schwenkten sie ihre Mützen und suchten sich dadurch gegenseitig zu ermuthigen, und als die Sonne unterging, stimmten mehrere Insassen des großen Bootes einen Gesang an, dessen Klänge, von der Brise gedämpft, über das Meer rauschten und sich mit dem Rieseln der den Kiel der Pinasse umspülenden Wogen vereinigten.

Die untergehende Sonne übergoß den Ozean weit und breit mit rothem Glanz; aber rings am Horizont zeigte sich nirgends und an keiner Stelle etwas anderes, als die trügerischen Ausläufer der aufsteigenden und verschwindenden Wolken. Mit zunehmender Dunkelheit verschärfte sich die Brise; die Segel wurden gemindert, und ein paar Reefe eingebunden. Anfangs war es noch so hell, daß man einander sehen konnte; aber bald verlor Holdsworth die übrigen Boote aus dem Gesicht, und als er fühlte, daß der Wind sich drehte, wandte er sein Fahrzeug, in der Voraussetzung, daß die anderen in nämlicher Weise verfahren haben würden.

Die vollkommene Ohnmacht ihres Zustandes drängte sich ihnen jetzt mehr als zu irgend einer andern Zeit auf. Es läßt sich gar leicht etwas über ein Boot schreiben und lesen, das in dunkler Nacht auf dem atlantischen Ozean umhertreibt; aber nur der, welcher es selbst erlebt hat, kann sich die Schrecknisse einer solchen Lage veranschaulichen. Bilden doch schon die Wellen, deren leichtes Gekräusel kaum hörbar an die Planken eines großen Schiffes schlägt, einen gefährlichen Seegang für ein offenes Boot, über dessen niedrige Seitenwände sie ihre zischenden Häupter drohend emporwölben, als wollten sie das ganze Fahrzeug im nächsten Augenblick verschlingen.

Diese unmittelbare Nähe der See erzeugt ein wahrhaft überwältigendes Gefühl. Du stehst mit den Füßen unter dem Meeresspiegel und dein Haupt erhebt sich nur um ein Geringes über demselben. Unaufhörlich empfindest du das unruhige Schwanken des Kieles, der unbeholfen die Wogenhöhlungen zu durchschneiden sucht, und bald auf diese, bald auf jene Seite taumelnd, und dann wieder ruckweise vorwärts schießend, seinen Lauf fortsetzt. Und dazwischen spritzt dir die See eine handvoll Schaum in's Gesicht, als wolle sie dir im kleinen Vorspiel zeigen, was sie zu thun gedenke, sobald der Wind ihren Zorn entfacht habe.

Die Sterne wurden sichtbar und schimmerten regungslos durch die Wolken, welche eilig dem Nordosten zusegelten. Der kurze, schnelle Seegang versetzte das Boot in eine unangenehme Bewegung und goß hin und wieder eine herzhafte Schaumwelle über die am Kiel sitzenden Matrosen aus. Die Brise war jedoch mehr südlich als östlich, und in Folge dessen blieb die Temperatur während der Nacht mild. Der kleine Knabe schlummerte sanft im Arme seiner Mutter, Herr St. Aubin lehnte sich mit übereinander gekreuzten Armen und auf die Brust geneigtem Haupte gegen den Mast; so oft das Flugwasser sich wie ein Regenschauer über das Boot ergoß, fuhr er jählings empor, fiel aber dann wieder in den träumerischen, halbbewußtlosen Zustand zurück, in den er kurz vor Sonnenuntergang gesunken war. Der General und Holdsworth sprachen zuweilen mit einander. Jetzt zog Wingard seinen Rockkragen über die Ohren,

kroch unter die Ruderbank, rollte sich dort wie eine Katze zusammen und schlief ein.

„Ich wollte, Sie thäten mir den Gefallen, sich niederzulegen, Frau Tennent," sagte Holdsworth. „Aus meinem Rock kann ich Ihnen ein vorzügliches Kissen machen. Ich entbehre ihn wirklich nicht. Ich habe schon in kälteren Nächten, als diese ist, in Hemdsärmeln auf dem Deck geschlafen. Wenn dieser Wind anhält, werde ich das Boot in den nächsten Stunden nicht wenden; sie können sich daher ungestört mit ihrem Knaben der Länge nach ausstrecken."

Sie dankte ihm, fügte jedoch hinzu, sie wolle lieber sitzen bleiben, da sie doch nicht im Stande sei, zu schlafen.

„Sie haben den ganzen Tag nichts gegessen," sagte der General. „Sie sollten Alles thun, um nicht von Kräften zu kommen. Bitte, versuchen Sie, ein bischen zu genießen."

Holdsworth reichte ihr einen Zwieback; sie brach sich ein Stück davon ab und schien es zu verzehren; doch konnte man in der Dunkelheit nicht bemerken, wie wenig es war.

Von den andern Booten war nichts zu sehen, obgleich es Holdsworth einmal so vorkam, als vernehme er windwärts aus weiter Ferne den Ton einer Stimme. Das Vordertheil des Bootes zeigte jetzt nach Ost-Nord-Ost; doch segelte es dicht beim Winde und legte kaum mehr als vier Knoten in einer Stunde zurück. Das Hüpfen der Wogen hemmte seinen Lauf beträchtlich; doch verminderte sich dasselbe nach einiger Zeit, denn die Wellen wurden länger und folgten einander in regelmäßigeren Pausen. Um zwölf Uhr gab Holdsworth Johnson den Auftrag, Wingard zu wecken, da er durch die stete Arbeit am Steuerruder sich erschlafft fühlte. Sofort kroch der Matrose aus seinem Versteck hervor und kam nach hinten. Holdsworth gab ihm die Taue des Steuerruders in die Hand und befahl Johnson, sich jetzt zum Schlafen niederzulegen; er selbst setzte sich leewärts neben den Mast und sandte seine Blicke rechts und links über das Meer hin. Der General war auf der Bank, auf der er gesessen, hingesunken und schlief, das Gesicht in beide Arme vergraben. Der Knabe ruhte sanft an die Mutter Brust; ob auch diese eingeschlafen war, konnte Holdsworth nicht sagen. Plötzlich sprang Herr St. Aubin, wie von einem bösen Traum gequält, auf, murmelte einige abgebrochene Sätze und verstummte dann wieder.

„Halt das Boot dicht beim Winde und schaue unausgesetzt auf's Meer," sagte Holdsworth zu Wingard.

„Sie sollten sich auch etwas Ruhe gönnen, Herr. Ich kann das Boot gut handhaben, während Sie schlafen."

„Nein, ich will warten, bis Johnson ausgeschlafen hat."

So verflossen zwei Stunden.

Es mochte ungefähr halb zwei Uhr Morgens sein, als Wingard mit etwas erhobener Stimme rief:

„Herr Holdsworth, ist das ein Schiff, — dort — auf der Luvseite?"

Niemand im Boote hörte die Frage, nur Holdsworth vernahm sie. Pfeilschnell fuhr er empor und blickte scharfen Auges in die sternenklare Dämmerung, wo er in der Ferne allerdings die Umrisse einer dunklen schattenhaften Masse, wenn auch nur von der Seite, bemerkte.

„Ja, das ist ein Schiff!" entgegnete er mit dumpfer Stimme. „Doch es segelt unglücklicherweise zu weit windwärts, als daß wir es anrufen könnten. Haben wir ein Feuerzeug an Bord? Wir müssen Licht machen. Schnell!"

Er weckte hastig den General, der, aufspringend, sich die Augen rieb.

„Haben Sie Schwefelhölzer bei sich?"

„Nein, wozu?"

„Dort drüben ist ein Schiff! Ich will mein Taschentuch in Rum tauchen und es dann anzünden. He! Herr St. Aubin, bitte, sehen Sie nach, ob Sie ein Feuerzeug in der Tasche haben."

Allein der Schauspieler antwortete nicht, sondern starrte ihn mit blödsinnigem Lächeln an, worauf Holdsworth unverzüglich seine Taschen ausleerte, ohne das Gewünschte zu finden.

Auch Johnson war aufgewacht und stand mit hoch erhobenen Armen am Kiel.

„Hollah! Hollah! Hieher!" donnerte Holdsworth.

Man hätte fast denken sollen, daß seine mächtige, umfangreiche Stimme noch zweimal so weit reichen müßte, als jener gleitende Schatten.

Sie lauschten athemlos, aber keine Antwort ließ sich vernehmen.

„Alle auf einmal! Jetzt!" schrie Holdsworth. „Eins! zwei! drei! — Hollah! Hollah! Schiff hierher!"

Die vereinigten Stimmen erklangen wie ein aus der ebenholzfarbigen Tiefe aufsteigender Todesschrei; allein nicht der leiseste Wiederhall wurde vom Winde zurückgebracht.

„O Gott!" schrie Wingard. „Wenn wir nur ein Licht hätten, dann würden sie uns sehen."

„Das Schiff segelt vor dem Winde!" rief Johnson. „Es fährt vorbei!"

„Auf mit dem Ruder!" brüllte Holdsworth. „Wir wollen ihm folgen. Es hört uns vielleicht, wenn wir, von der Leeseite kommend, es anrufen."

Sie machten die Fallen los, banden die Reefen aus dem Segel, so daß es sich voll entfaltete und fierten die Schoten auf. Das Boot jagte dem gespenstischen Schatten nach, welcher in der allgemeinen Dämmerung, umgeben von siedendem Schaum, schnell zu verschwinden drohte.

„Jetzt wieder Alle zusammen!" kommandirte Holdsworth.

Noch einmal erhob sich der laute, verzweifelte Chor, dann trat eine tiefe Stille ein. Sie hätten ebenso gut eine Wolke anrufen und derselben nachjagen können. Fort war das Schiff, und so scharf die Augen der Matrosen auch waren, sie vermochten doch keine Spur mehr seiner schattenhaften Gestalt zu erspähen.

„Thut nichts!" rief Holdsworth heiter. „Es werden noch mehr kommen; wir wollen einen scharfen Ausguck halten."

„Vielleicht bemerkt das Schiff eins der anderen Boote," sagte Johnson, „und dann kehrt es jedenfalls um und sucht uns."

Das herbe Gefühl der Enttäuschung verging und machte einer neuen Hoffnung Raum. Schon die Thatsache, daß sie ein Schiff gesehen hatten, entfachte den Muth der Geprüften.

„Wir sind auf der Wegspur der nach dem Auslande bestimmten Schiffe," sagte Holdsworth. „Hilf mir, Johnson, die Reefen einzustecken. Und Du, Wingard, halte das Boot dicht am Winde. Gebe Gott, daß wir noch heute an guten Eichentischen von dieser Nacht erzählen."

Der kleine Knabe, der von dem „Halloh" der Männer geweckt war, fröstelte, schmiegte sich dicht an seine Mutter und schlief wieder ein.

Siebentes Kapitel.

Der zweite Tag.

„Herr Holdsworth," sagte der General, „schlafen Sie ein Weilchen und vertrauen Sie mir inzwischen die Wache an. Sie haben seit drei Nächten kaum ein Auge zugethan. Bitte, bedenken Sie, wie kostbar Ihr Leben für uns Alle ist!"

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr General. Gern werde ich Ihren Rath befolgen. Johnson, komm' her und löse Wingard ab. Haltet einen scharfen Ausguck, Jungens, und weckt mich, wenn die Brise lebhafter werden sollte." Er setzte sich auf den Boden des Bootes, legte den Kopf auf eine Bank und war nach wenigen Augenblicken in tiefen Schlaf gesunken.

Still war's im Boot; auch die Wittwe war endlich eingenickt und hatte dabei ihr Haupt an Johnson's Schulter gelegt, während das Kind auf ihrem Schooß ebenfalls sanft schlummerte. Kerzengerade saß der gute Mann am Steuer und vermied jede Bewegung, durch die Frau Tennent hätte erweckt werden können. Mit leiser Stimme rief er seinen Gefährten Wingard herbei und bat ihn, sich den Kleinen dort anzuschauen und ihm zu sagen, ob er es für möglich halte, daß Gott ein so unschuldiges Kind ertrinken lasse.

„Er sieht aus wie mein kleiner Bill," antwortete Wingard und neigte sein bärtiges Gesicht über das Kind, um dessen Züge näher zu betrachten. „Ich bin froh, daß seine arme Mutter schläft. Sitz' still, Dick, sonst wacht sie auf. Sie hat den ganzen lieben, langen Tag keinen Bissen gegessen; das Herz thut Einem weh, wenn man denkt, daß der arme Kleine seine Mutter verlieren sollte."

„Du hast Recht, Harry. Aber ich glaube, heute stoßen wir sicherlich auf ein Schiff. Meine gute Alte lauert daheim auf mich; ich weiß wahrhaftig nicht, was sie anfangen wird, wenn die Miethszeit abgelaufen ist und ich nicht da bin."

„Ich wollte, ich hätte 'nen Mundvoll Kautabak bei mir. Aber meine Taschen sind leer. Wo nur die anderen Boote stecken mögen?"

Die in gedämpftem Tone geführte Unterhaltung ward jetzt durch eine Bewegung des kleinen Knaben unterbrochen. Johnson winkte seinem Kameraden mit der Hand und dieser schlich nach vorn und saß dort wie eine Bildsäule, mit unverwandt zum Horizont gerichteten Blicken.

Nach der Berechnung der Matrosen mochte es bereits vier Uhr sein, als der Wind, welcher bis dahin ziemlich beständig aus Südosten geweht hatte, sich legte und dann plötzlich nordwärts springend heftiger zu wehen begann. Sie weckten Holdsworth, der sofort an's Steuer trat. Frau Tennent, welche durch Johnson's Aufstehen ebenfalls aus ihrem Schlaf geschreckt war, zitterte vor Kälte, was bei dem scharfen, kalten Nordwind nur allzu natürlich war. Holdsworth bemerkte ihren traurigen Zustand. Ohne ein Wort zu äußern, streifte er seinen Rock ab, hing ihr denselben um die Schultern und beschwichtigte ihre Einwendungen durch ein herzliches Lachen und ermuthigende Versicherungen.

Der Umschwung des Windes bewirkte eine krause See, welche das Boot durchnäßte und stark hin und her schaukelte. Der Wind steigerte sich und fegte große Wolken zusammen, von denen eine jede einen kleinen Gewitterschauer in ihrem Schooße barg. Das Meer ward unruhig und die Sachlage nahm einen bedenklichen Charakter an. Die Matrosen zogen das Segel ein und da Holdsworth sah, daß die Pinasse zu viel Wasser in sich aufnahm, wenn sie gegen den Wind fuhr, so ließ er ihr freien Lauf und alsbald flog sie pfeilschnell, von einer stetig wachsenden Brise gepeitscht, durch die aufgeregten Fluten. Das Steuern des Bootes erforderte jetzt eine unausgesetzte Wachsamkeit; die Wellen schäumten schnell und zornig empor, sie schleuderten ingrimmig ihre glatten Flächen gegen das Dollbord des schwanken Fahrzeuges und mehr als einmal schien es, als müßten die Wogenkämme unabwendbar über dem Boote zusammenschlagen und es in die Tiefe hinabdrücken. Holdsworth parirte mit dem Steuer, wie ein Fechter mit seinem Rappier. Er besaß ein scharfes Auge, einen schnellen Blick und eine sichere, nie irrende Hand. Dieser Seegang war dem kleinen offenen Fahrzeug ebenso gefährlich, wie einem Vollschiff die vom Westwind aufgewühlten Böen des stillen Meeres. Jetzt sank es tief in eine Höhlung hinab, wo kein Lufthauch sich regte, während dunkle, aus blitzendem Wasser gebildete Wände es umstarrten, die es dann plötzlich von hinten erfaßten und es mit unwiderstehlicher Kraft so hoch emportrugen, daß seinen Insassen die Sinne vergingen. Dann gaben sie es unbarmherzig dem Sturme preis, der das Segel befreite und es bis zum Bersten straff ausspannte und dann das Boot in wahnsinniger Hast vorwärts hetzte, bis es abermals in einen der unheimlichen, windstillen Abgründe hinabglitt.

„Gott sei uns gnädig!" schrie der General, als abermals eine dieser entsetzlichen Zwischenpausen eintrat, und richtete dabei seine Augen angstvoll auf eine große Woge, die hinter dem Boote zu einem Hügel anschwoll.

Allein Holdsworth entgegnete muthvoll: „Wir haben ein gutes Fahrzeug, Herr General, und es ist nicht meine Absicht, uns von solchen Wellchen ..." Der Rest des Satzes ward erstickt durch das Hohngeschrei des Windes, der eine dieser Wellchen dem Sprecher geraden Weges in's Antlitz schleuderte, ehe sie auseinanderbrechend eine unabsehbare Fläche mit ihrem Schaum bedeckte.

Regungslos, zwei Baumstämmen gleich, saßen die Matrosen auf ihren Sitzen. Sie waren auf das Schlimmste gefaßt, obschon sie ein unbedingtes Vertrauen auf Holdsworth's Steuermannskunst setzten, die er bereits in hundert schwierigen Fällen bewährt hatte und die Keiner besser zu würdigen verstand als sie. Herr St. Aubin lag unbeweglich auf dem Boden. Der General saß mitten im Schiff und befahl, sich am Maste festklammernd, seine und seiner Gefährten Seele in Gottes Hand. Die Wittwe kauerte mit ihrem noch immer schlafenden Kinde neben der Bank und ihr zur Seite ragte Holdsworth's kräftige Gestalt, in jeder Hand ein Rudertann haltend, mit vornübergebeugtem Körper, die Aermel bis zum Ellbogen aufgestreift, jeder Nerv, jede Muskel stahlhart angespannt, die glänzenden Augen fest auf die von vorn andringenden Wogen gerichtet, — so stand er da, wie ein aus Stein gemeißeltes Symbol der Kühnheit, der Gewandtheit und der echten Manneskraft.

Die Dämmerung brach an und noch immer war das Boot ein Spielball der Wellen, obschon der Wind sich allgemach beruhigte. Als der fahle Schein die tosenden Wassermassen heller zu färben begann, spähten die erschöpften Schiffbrüchigen wiederum nach einem rettenden Segel, aber das unwirthliche Meer zeigte ihnen nur Wogen, nichts als Wogen, die boshaft frohlockend ihren Reigen bis zum fernen, hügelartig bewegten Horizont erstreckten.

Sie segelten jetzt geraden Laufes gen Süden. Holdsworth handhabte das Steuer, und Wingard schöpfte das Wasser aus, aber Dank der unübertrefflichen Geschicklichkeit, mit welcher der Obersteuermann das Boot gelenkt hatte, war keine einzige Sturzwelle eingedrungen; das im Schiffsraum befindliche Wasser war nur durch den Sprühregen entstanden, der sich, so oft sie in ein Wellenthal geglitten waren, über das Boot ergossen hatte.

Die Sonne ging auf und warf einen rosigen Schein durch die Risse der Wolken, welche wie eine Mauer am Horizont aufgeschichtet standen. Ihr siegreiches Licht spiegelte sich in diamantenen Funken auf dem Wasser und begrüßte mit verheißungsvollem Lächeln die Insassen des Bootes, welches sich so erfolgreich auf der wilden, pulsirenden Wüstenei der Tiefe behauptet hatte.

Der General stand auf, beschattete die Augen mit der Hand und ließ seine Blicke langsam über den ganzen Umkreis der Wasserfläche gleiten. Vergebliches Bemühen!

„Wir sind allein!" seufzte er. Aber noch im nämlichen Augenblick verbesserte er sich. „Nein, wir sind nicht allein!" rief er. „Wie konnte ich nur so gedankenlos reden? Gott ist ja bei uns! Auch in dieser Nacht hat er uns beschützt!" Und dann faltete der alte Herr seine Hände und sprach: „Vater im Himmel, wir danken Dir. Bleibe Du uns auch fernerhin nahe und verlaß uns nicht in unserer Einsamkeit und unserer Angst, sondern errette uns aus dieser unserer Noth!"

„Amen!" hallte es von den Lippen der Umstehenden.

„Der Wind legt sich, Herr!" sagte Johnson zu Holdsworth. „Die See wird bald glatt sein."

„O, Herr Holdsworth!" rief Frau Tennent rasch aufspringend und den Rock, den er ihr geliehen, abbindend, „wie entsetzlich selbstsüchtig war es von mir, Ihnen in dieser langen, kalten Nacht ein so unentbehrliches Kleidungsstück vorzuenthalten!"

„Ich konnte ohne dasselbe besser arbeiten," entgegnete Holdsworth. Selbst meine Hemdsärmel wurden mir zu schwer. Wie Sie sehen, habe ich dieselben aufgekrempelt. Wingard, wecke Herrn St. Aubin, einen Bissen Brod wird Keiner von uns verschmähen."

Er klopfte dem kleinen Knaben mit der linken Hand sanft auf den Kopf, während seine rechte den Lauf des Bootes regierte.

„Wachen Sie gefälligst auf, Herr St. Aubin. Das Frühstück soll ausgetheilt werden," rief Wingard und rüttelte den Schauspieler etwas unsanft am Arm.

Beide Matrosen hielten ihn für einen hasenherzigen Menschen und verachteten ihn in Folge dessen.

Der Aermste lag quer vor dem Bug; er hatte die Beine übereinandergeschlagen und sein Gesicht mit den Armen bedeckt. Als Wingard ihn anstieß, schüttelte er den Kopf, doch antwortete er ihm nicht. Der Matrose, welcher seinen Zustand für einen krampfartigen hielt, richtete ihn in die Höhe, worauf er sich selbst bemühte, festen Fuß zu fassen. Dabei schaute er mit lächelnder Miene um sich. Dieß Lächeln gab seinem Antlitz einen unheimlichen Ausdruck. War doch sein Gesicht leichenblaß und ein wildes Feuer, das mit Frohsinn ebensowenig gemein hatte, wie das Gelächter eines Wahnsinnigen, blitzte ihm aus den Augen, die unnatürlich groß erschienen, während die schmalen blauen Lippen die Zähne fast ganz bloßlegten.

„Zuckt nur die Achseln, ihr Schurken, und zischt mich aus, wenn es euch beliebt!" stieß er hervor, ohne daß ihm das stehende Lächeln von den Lippen wich, obwohl er mit den Zäh-

nen knirschte und sich mit der geballten Faust gegen das Knie schlug. „Aber ihr sollt mich nicht dem Hungertode preisgeben, weil ihr mein Talent nicht zu würdigen wißt. Denkt ihr etwa, ich wüßte nicht, was diese Leere, diese Aushöhlung — hier — zu bedeuten hat?“ Er legte bei diesen Worten die Hand auf die Magengegend und ließ seine lüsternen Blicke über die Schaar der ihn stumm beobachtenden Unglücksgefährten schweifen. „Ihr bringt mich unter die Erde, ihr Buben; ihr treibt einen armen Schauspieler in's Verderben. Aber ihr irrt euch, wenn ihr euch einbildet, daß er im Armenhaus sein Leben beschließen wird. Nein, beim Himmel, er besitzt einen starken Geist; er wird sich eine andere Heimat, ein anderes Land, eine andere Welt suchen! — Wer behauptet, daß ich nicht zu spielen verstehe? Prüft mich im Lustspiel, im Drama und in der Tragödie. Schaut her; jetzt gebe ich den Tony Lumpkin.“ Er erhob seine Stimme und sang:

„Wohlauf nun und reichet den Becher umher!
Seid froh und voll Weisheit heut wieder;
Das Herz ist uns stark und der Branntwein noch mehr,
Juchhe, wir drei lustigen Brüder!“

„Oder soll ich euch König Lear spielen?“
Er streckte seine Arme nach dem Meer aus und rief:

„Blast, Wind' und sprengt die Backen! Wüthet! Blast!
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche speit,
Bis ihr die Thürm' ersäuft, die Hähn' ertränkt!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab dem Donnerkeil, der Eichen spaltet,
Versenkt mein weißes Haupt! . . .“

„Ist das nicht ausgezeichnet, meine Herren? Nun wendet euch abermals achzelzuckend ab und treibt mich zum Wahnsinn mit eurem boshaften Geflüster! Hahaha!“

Markerschütternd war dieß Lachen. Die Matrosen wichen entsetzt von ihm zurück.

„Die Angst hat ihm den Verstand geraubt,“ sprach leise der General.

Die Wittwe vergrub ihr Antlitz in beide Hände. „Komm', Johnson,“ sagte Holdsworth, „misch' etwas Rum und Wasser hier in diesen Becher und gib ihm das mit einem Zwieback.“

Der Schauspieler nahm das Dargereichte in Empfang und prüfte Beides mit neugierigen Blicken.

Dann schrie er mit ausgelassener Lustigkeit:

„Meine Herren, ich bin Timon von Athen, verbittert, mißgestimmt und . . .“ Er hielt inne und lachte abermals laut auf. —

„Aber ehe derselbe seinen Verstand verlor, bewirthete er seine Freunde und zwar auf folgende Weise:

„Da, ihr Hunde!“

Er goß den Inhalt des Bechers Holdsworth in's Gesicht, schmetterte das Gefäß auf den Boden und schleuderte dann mit den Worten: „Und hiemit speise ich die Winde!“ den Zwieback in's Meer.

„Greift ihn!“ schrie Holdsworth, dem eine schnelle Bewegung des Schauspielers verrieth, was derselbe zu thun beabsichtigte. Die Matrosen stürzten auf ihn zu, allein sie kamen zu spät. Er war bereits auf die Ruderbank gesprungen und hatte sich mit einem lauten Jubelruf über Bord gestürzt, und noch ehe man hätte „Halt!“ rufen können, war er unter einer Woge verschwunden, die sich in diesem Augenblick unter dem Boote brach.

„Schaut hin!“ rief der General. „Er taucht wieder auf! Dort ist sein Kopf! Vielleicht ist er noch zu retten.“

Aber das Boot sauste jetzt, sechs bis sieben Knoten die Stunde zurücklegend, durch's Wasser und der Seegang war noch so stark, daß es bei einem Anhalten unfehlbar umgeschlagen sein würde.

„Wir können ihn unmöglich retten!“ entgegnete Holdsworth, der die Sachlage scharfen Blickes überschaute und fest entschlossen war, sich nicht von einem unangebrachten Mitleid hinreißen zu lassen.

Der mit den Wellen ringende Mann erschien ihnen jetzt nur noch als ein Punkt auf dem tosenden Wasser. Jetzt thronte er hoch oben auf dem Gipfel einer Welle, dann sank er mit weitausgestreckten Armen in die jähe Tiefe hinab; die nächste Woge wallte über ihn dahin und sie sahen ihn nicht wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen der Handeck und der Grimsel.

(Bild S. 65.)

Das großartige Landschaftsbild mit dem Touristenzuge führt uns zu einem Punkt, der alljährlich das Reiseziel Tausender ist, welche dort die Natur in ihrer erhabensten Schönheit und gewaltigen Pracht genießen und bewundern wollen.

Die Handeck, ein schöner Wasserfall der Aar im Kanton Bern, die Grimsel, ein Gletscher und Felsengebiet im gleichen Kanton, sind zwei Hauptmagnete des an den riesigsten Bergformationen so reichen berner Oberlandes, zwischen denen sich die direkte Verbindung des Kantons Bern in Gestalt einer rauhen Bergstraße hinzieht.

Unsere Illustration, der achten Lieferung des Prachtwerkes: „Das Schweizerland, Stuttgart, Engelhorn“, entnommen, gibt in feinster Ausführung einen der großartigsten Punkte dieser Bergstraß: wieder, wo über schwarzen Felsen der Weißgletscher in starrer, unheimlich grell leuchtender Majestät auf den Wanderer schaut, in der Tiefe die Aar tost und braust, und Steinriesen oder Lawinenhalden von der Urwüchsigkeit des dortigen Naturlebens so eindrucksvoll Zeugniß ablegen.

Auch historisch berühmt ist dieser Paß durch die blutigen Kämpfe zwischen Oesterreichern und Franzosen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, in denen Letztere durch den Verrath eines armen Eidgenossen, der dadurch den Traum seines Lebens, ein Stück Alp, als Eigenthum gewinnen wollte, siegten und Hunderte von Oesterreichern in die Abgründe neben den Straßen gedrängt wurden, wo sie mit zerschmetterten Gliedern anlangten.

Pauwne und Gertrud.

(Bild S. 61.)

Waldesdunkel, goldigdämmernd —
In dem lichten Schatten wandeln
Er ein Sohn der Urwaldsgründe,
Sie von nordisch fremdem Strande.

In die neue Welt verschlagen,
Dort bald Waise, hülflos, elend,
Fand das Kind der düstre Jäger,
Den die Seinen ausgestoßen.

Ausgestoßen, weil die Weißen
Er verehrt und Vieles lernte,
Was zu viel ihm war als Wilder
Und zu wenig für 'nen Weißen.

An dieß Kind knüpft er sein Dasein,
Für dieß Wesen lebt und strebt er,
Sie erblüht, er reift zum Manne
Und die Lieb' ergreift die Herzen.

Waldesdunkel, goldigdämmernd —
Und sie wandeln durch die Wildniß,
Vogelsang umtönt die Beiden,
Schmetterlinge flattern gaukelnd,

Flattern gaukelnd um die Beiden,
Blumen blühn zu ihren Füßen,
Alles lebt und glüht in Liebe,
Lebt und glüht für sie nur einzig.

Keine Welt gibt's, als ihr Waldgrund,
Keine Menschheit, als sie Beide,
Urwaldwildniß ihre Heimat,
Urwaldheimlich ihre Liebe.

Ein Heirathsantrag.

Novelle
von
Carl Stugau.

(Schluß.)

VI.

Wir überspringen einen Zeitraum von vierzehn Tagen und machen den Leser zum Zeugen einer Unterredung, welche eines Nachmittags in Abwesenheit Emma's zwischen dem Major und seiner Gattin stattfand.

Der Major ging, die Hände auf dem Rücken, mit etwas mißmuthiger Stirn im Zimmer auf und ab, die Majorin saß auf dem Sopha und besserte Wäsche aus.

„Der Teufel werde aus dem Menschen klug,“ begann der würdige Soldat. „Seit dem Ballabend kommt er Tag für Tag in's Haus, benimmt sich ganz so, als ob er sich um Emma allen Ernstes bewerbe, hat aber bis jetzt weder zu ihr, noch zu uns das entscheidende Wort gesprochen, auch noch mit keiner Sylbe sich als Einsender des Heirathsantrags und Verfasser der anonymen Briefe bekannt. Was soll man davon denken?“

„Sein Schweigen,“ versetzte die Majorin, „kommt auch mir etwas seltsam vor, doch glaube ich, daß er Emma erst näher kennen lernen und sich überzeugen will, ob auch sie Sympathie für ihn hat. Du erinnerst Dich der Stelle in seinem ersten Brief, wo es heißt, daß er unter keiner Bedingung in der wichtigsten Angelegenheit, die es für den Menschen gäbe, eine Entscheidung treffen möge, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß man seine Werbung um seiner selbst willen acceptire. Diese Stelle, ich habe es nicht vergessen, ist dick unterstrichen, ein Beweis, welchen Werth er darauf legt.“

„Nun,“ erwiederte der Major, „ich dächte doch, daß er in vierzehn Tagen Zeit gehabt hätte, zu erfahren, wie er in dieser Hinsicht mit Emma daran ist.“

Ein tiefer Seufzer war Alles, was die Majorin darauf zu entgegnen hatte.

Der Major unterbrach seine Zimmerpromenade und sah seine Frau fragend an.

„Was soll der Seufzer heißen?“ requirirte er.

Die Majorin rückte etwas unbehaglich auf ihrem Sitze hin und her und sagte zögernd:

„Ich fürchte, daß er sich durch Emma's Benehmen nicht ermuthigt fühlt. Sie ist zwar freundlich gegen ihn, sie bezeigt ihm Vertrauen, aber sie hat nicht das herzliche Entgegenkommen, das sie haben sollte und das er wahrscheinlich verlangt. Ich habe ihr schon mehrmals Vorstellungen darüber gemacht, allein sie erwiederte mir, daß sie keine Gefühle heucheln könne, die ihr fremd seien. Sie schätze und achte Herrn von Malzen als einen Ehrenmann, als einen biedern, ja edlen Charakter, allein sein ganzes Wesen flöße ihr mehr scheuen Respekt als Zuneigung ein und mache ihr vertrauliche oder gar zärtliche Annäherung ganz unmöglich.“

„Wenn ich Dich recht verstehe,“ sagte der Major, der kein Freund von langen Umschweifen war, „so mag sie ihn nicht, weil, nun weil er ihr eben zu alt ist.“

„Das gerade nicht,“ entgegnete die Majorin, „aber ich fürchte etwas Anderes.“

„Etwas Anderes?“ fragte der Major verwundert.

„Ja, Alter,“ antwortete seine Gattin, „ich will nicht länger hinter dem Berg halten; es ist aber, was ich Dir sagen werde, eine Vermuthung und weiter nichts.“

„Also rede.“

„Unsere Emma will mir seit einiger Zeit gar nicht mehr recht gefallen. Sie kommt mir in ihrer Gemüthsstimmung verändert vor. Ich vermisse ihre frühere ungezwungene Munterkeit; sie ist sinnend und nachdenklich geworden, seufzt oft ohne allen erkennbaren Anlaß, starrt, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, minutenlang wie geistesabwesend in's Leere, fährt oft plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, auf und gibt nicht selten, wenn ich sie frage, ganz verkehrte Antworten.“

„Mir ist,“ nahm der Major das Wort, „Aehnliches auch schon aufgefallen, ich schrieb es aber ganz einfach der Situation zu, worin sie sich befindet. Ich finde es natürlich, daß ein Mädchen, das vor dem wichtigsten Wendepunkt ihres Lebens steht, unwillkürlich ernst gestimmt wird, zumal wenn der Mann mit dem sie den Bund für's Leben eingehen soll, nicht in allen Stücken ihren Anforderungen entspricht.“

„Das mag,“ wandte die Majorin ein, „wohl auch etwas zu ihrem veränderten Wesen beitragen, ist aber, wie ich fürchte, nicht die Hauptsache.“

„So geh' doch endlich mit der Farbe heraus und sage, was Du fürchtest,“ fiel ihr der Major ungeduldig in's Wort.

„Ich fürchte, daß das Mädchen verliebt ist.“

„Verliebt?“ rief der Major, vor seiner Frau stehen bleibend, mit allen Zeichen unangenehmer Ueberraschung. „Und in wen glaubst Du denn?“

„Vermuthlich in einen ihrer Tänzer auf dem letzten Ball, denn seit jenem Abend bemerke ich die Veränderung an ihr. Etwas Rechtes muß es nicht sein, denn sonst wäre sie nicht so gedrückt. Vielleicht ein verschuldeter Lieutenant, oder ein kleiner Beamter, oder ein hungriger Literat oder dergl.“

„Ei, Bombenelement, das könnte einen bösen Strich durch unsere Rechnung machen,“ sagte der Major, dem in diesem Fall seine gewöhnliche Gemüthsruhe abhanden gekommen zu sein schien. „Früher, als diese Heirathsgeschichte nur ein luftiges Projekt war und ich Herrn von Malzen nicht persönlich kannte, hätte ich mir nicht sonderlich viel daraus gemacht, wenn nichts daraus geworden wäre. Jetzt aber, da ich ihn kenne und mich täglich mehr überzeuge, was für eine vortreffliche Partie er für Emma wäre, jetzt, da ich mich in den Gedanken, ihn meinen Schwiegersohn werden zu sehen, schon ganz eingelebt habe, jetzt wäre es mir außer dem Spaß, wenn alle die schönen Pläne, die wir darauf gebaut hatten, wegen einer dummen, einfältigen Liebelei am Ende zu Wasser würden!“

Der Major ging ganz erregt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Das wird, so Gott will, nicht der Fall sein,“ sagte die Majorin beschwichtigend, „Emma ist ein gutes Kind, und wird, einer flüchtigen Mädchenlaune wegen, uns, die wir so große Hoffnungen auf diese Partie setzen, keine solche Enttäuschung bereiten. Das wäre ganz unverantwortlich, ganz unverzeihlich von ihr. Aber es ist schlimm genug, wenn es auf ihr Benehmen gegen Malzen Einfluß hat. Dieser hat ohnedieß schon Worte fallen lassen, daß er von Emma's Kälte und Zurückhaltung gegen ihn unangenehm berührt sei. Vielleicht liegt eben hierin der Grund, weßhalb er mit seiner Erklärung noch zurückhält.“

„Sehr möglich, sehr wahrscheinlich,“ sagte der Major. „Aber warum theilst Du mir Deine Vermuthungen erst jetzt mit?“

„Weil ich mir selbst erst jetzt klar darüber geworden bin. Uebrigens kann es auch sein, daß ich mich täusche.“

„Auf alle Fälle,“ entgegnete der Major, „muß hier Ordnung gemacht werden. Man muß das Mädchen in's Gebet nehmen und ihr den Kopf zurecht setzen. Nicht als ob ich einen Zwang auf sie ausüben wollte, davor möge mich Gott bewahren. Ich achte das Selbstbestimmungsrecht eines jeden Menschen, also auch das meiner Tochter, besonders in einer so wichtigen Lebensfrage. Allein es ist unsere Pflicht, als ihre natürlichen Freunde und Berather, ihr geeignete Vorstellungen zu machen, damit sie nicht ein Glück, um das Tausende von Mädchen sie beneiden würden und nachdem sie gleichsam nur die Hand auszustrecken braucht, aus Grille oder Unachtsamkeit von sich stößt. Du bist die Mutter, zu Dir hat sie am meisten Vertrauen, rede mit ihr.“

„Nein, Alter, ich glaube es ist besser, Du redest mit ihr. Vor Dir hat sie größern Respekt und Deine Worte haben mehr Gewicht.“

„Gut also, sobald sie kommt, schick' sie mir herüber.“

„Aber fahr' sie mir nicht so rauh an, hast Du gehört, Alter?“

Die Majorin war bei den letzten Worten vom Sopha aufgestanden und hatte ihres Gatten Hand ergriffen.

„Aber Aurora, wie magst Du nur so reden! Hab' ich meiner Tochter schon einmal den Kopf heruntergerissen?“

„Das nicht, aber Du kannst einem manchmal Worte sagen, die recht weh' thun.“

„Sei außer Sorgen.“



Die unterbrochene Klavierstunde. Nach dem Gemälde von Otto Erdmann. (S. 67.)
(Kopie der großen Oelfarbendruckprämie dieses Jahrgangs.)

Hätte die gute Majorin gewußt, wo sich Emma in dem Augenblick, da sie ihrem Gatten Milde gegen die eigenwillige Tochter an's Herz legte, befand, sie hätte bei ihrem leicht aufbrausenden Wesen höchst wahrscheinlich zu einer ganz andern Behandlung gerathen.

Es thut uns leid, an der holden Emma, für welche wir selbst ein gewisses Faible haben, zum Verräther werden und sie bei dem Leser in Mißkredit bringen zu müssen. Allein die gebieterische Erzählungspflicht zwingt uns, der Wahrheit die Ehre zu geben. Und so müssen wir denn, so sehr sich unser Inneres auch dawider sträubt, mit dem Geständniß herausrücken, daß Emma genau zu derselben Zeit, da ihre Eltern sich so angelegentlich mit ihr beschäftigten, ein Rendez-vous mit einem hübschen jungen Mann hatte, ja ein Rendez-vous, wir können das Wort nicht zurücknehmen, wie sehr auch wohlerzogene, junge Leserinnen sich darüber entsetzen mögen.

Die Majorin hatte ganz recht gesehen und das Benehmen ihrer Tochter richtig gedeutet. Ja die Sache stand viel schlimmer, als sie sich's gedacht. Nicht um eine flüchtige Liebelei handelte es sich, sondern um eine tiefgehende Leidenschaft. Emma hatte auf dem Ball einen jungen Mann kennen gelernt, für den sie auf den ersten Blick die lebhafteste Sympathie empfand. Ihr Interesse wuchs mit jeder Tour, die sie mit ihm tanzte, mit jedem Wort, das sie mit ihm sprach. Der Zug der Herzen war ein gegenseitiger. So unerfahren Emma noch war, bemerkte sie doch, welch' tiefen Eindruck sie auf ihren Tänzer hervorgebracht hatte, und als der Ball zu Ende war, hatte Jedes, obgleich noch kein Wort von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen war, sein Herz unwiderbringlich an das andere verloren.

Bei der Begegnung auf dem Balle blieb es natürlich nicht. Die Liebe macht nicht nur erfinderisch, sondern auch kühn und rücksichtslos, und hilft über Bedenken hinweg, die einem, in Zucht und guter Sitte erzogenen Mädchen bei kaltem Blut unübersteiglich scheinen. Die jungen Leute wußten es möglich zu machen, sich heute in der Kirche, morgen auf der Straße, ein drittes Mal in einem öffentlichen Garten zu sehen und zu sprechen. Bei diesen Begegnungen schloß sich das Band ihrer Herzen immer fester und fester. Emma war in die Familienverhältnisse des jungen Mannes schon vollkommen eingeweiht, denn dieser, eine aufrichtige und biedere Natur, hatte kein Hehl daraus gemacht.

Moosburg — so hieß der junge Mann — war, wie er sagte, aus einer früher sehr angesehenen und wohlhabenden, aber durch allerlei Unglücksfälle herabgekommenen Familie. Er hatte in Hohenheim und Tharant die Landwirthschaft studirt, war mehrere Jahre lang Gutsverwalter bei einem reichen Grundbesitzer in Sachsen gewesen, hatte diese Stelle kürzlich in Folge eingetretener Parzellirung des Gutes verloren und stand jetzt im Begriff, sich um die Stelle eines Güterdirektors bei einem hohen Kavalier in Ungarn zu bewerben. Wenn er diesen Posten erhalte, so sei er so gestellt, daß er eine Frau, die bescheidene Ansprüche mache, anständig ernähren könne.

Auch Emma hatte mit ihren Verhältnissen nicht hinter dem Berge gehalten. Moosburg wußte, daß sie die Tochter eines pensionirten Majors war, der nichts als seine sehr knappe Gage hatte; er wußte von dem Heirathsantrag in der Zeitung, er wußte von den Hoffnungen, welche ihre Eltern darauf setzten, er wußte von der Bewerbung des Herrn von Malzen und von seinen täglichen Besuchen im Hause; er wußte endlich, daß Emma jeden Augenblick gewärtigen mußte, Malzen das entscheidende Wort sprechen zu hören.

Am Morgen desselben Tages, an welchem die oben berichtete Unterredung zwischen dem Major und seiner Gattin stattfand, war Moosburg, wie er mehrmals des Tages zu thun pflegte, an dem Fenster vorübergangen, an welchem Emma, mit einer Handarbeit beschäftigt, zu sitzen pflegte. Aus pantomimischen Zeichen, die sie früher verabredet hatten, entnahm Emma, daß er ihr eine dringende Mittheilung zu machen habe. Sie telegraphirte sofort zurück, um welche Stunde sie ausgehen werde. Bald nach Tisch ging sie denn auch von Hause fort unter dem Vorgeben, eine ihrer Freundinnen, die mit ihr im Institut gewesen war, besuchen zu wollen. Um bei der Wahrheit zu bleiben, stattete sie diesen Besuch wirklich ab, verweilte aber nur ganz kurze Zeit und eilte dann dem Orte zu, wo sie sich erwartet wußte. Es war dieß ein öffentlicher Garten, der in Winterszeit sehr wenig besucht, daher zu Stelldicheins wie geschaffen war.

Ehe wir weiter erzählen, was nun geschah, müssen wir doch unsere Leser und vor Allem unsere Leserinnen mit dem jungen Oekonomen, der Emma schon seit einer halben Stunde in den Alleen des Gartens mit Ungeduld erwartete, etwas näher bekannt machen.

Moosburg war ein Mann von beiläufig achtundzwanzig Jahren, groß, stark, von blühender Gesichtsfarbe, edlen Zügen und offener Stirne. Aus den milden blauen Augen sprachen Geist und Wohlwollen; der festgeschlossene kleine Mund verrieth Mannesmuth und Entschlossenheit, das trotzige, von einem kurzgeschorenen blonden Vollbart verhüllte Kinn festen Sinn und Thatkraft. Haltung und Benehmen ließen auf weltmännische Bildung und Vertrautheit mit den Umgangsformen der guten Gesellschaft schließen. Man brauchte kein Menschenkenner zu sein, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß man einen ganzen Mann vor sich hatte und können es Emma nicht verargen, wenn sie Gefallen an ihm fand.

Sobald er Emma entdeckte, eilte er auf sie zu, zog ehrerbietig den Hut und reichte dem tieferröthenden Mädchen die Hand.

„Wie soll ich Ihnen danken, verehrtes Fräulein," begann er, „daß Sie meine stumme Bitte um eine Unterredung erhört haben! Ich mußte Sie heute noch sehen, weil ich morgen früh von hier abreise."

Emma erschrak so heftig, daß ihr Muff beinahe ihren Händen entglitt und eine plötzliche Blässe ihre schönen Züge bedeckte.

„Abreisen?" stammelte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Ja, mein Fräulein. Ein Telegramm, das ich heute Nacht erhielt, beruft mich nach Prag, wo der hohe Kavalier, in dessen Dienste ich treten soll, in diesem Augenblick auf der Durchreise weilt, und wo er sich persönlich mit mir in's Einvernehmen setzen will. Ehe ich gehe, wünschte ich einen Trost mitzunehmen."

Emma schlug die Augen zu Boden, ihre Pulse schlugen hörbar, denn sie ahnte, was nun kommen würde.

Moosburg waidete sich im Stillen an der holden Verwirrung des lieblichen Mädchens.

„Meine Gesinnungen," fuhr er fort, „theuerste Emma — gestatten Sie mir in der Stunde des Abschieds das trauliche Wort — meine Gesinnungen sind Ihnen längst kein Geheimniß mehr. Sie wissen, daß ich keinen sehnlicheren Wunsch hege, als mich offen um Sie bewerben zu dürfen. Aber ehe ich dieß als ehrlicher Mann thun kann, muß meine Existenz gesichert sein. Dazu ist zwar Aussicht, aber noch keine Gewißheit vorhanden. Es wäre möglich, daß die Unterhandlungen, denen ich entgegengehe, an unannehmbaren Bedingungen scheitern, und daß der Zeitpunkt, wo ich mit gutem Gewissen vor Sie hintreten und sagen kann: ‚Emma, wollen Sie die Meine werden?' in unbestimmte Ferne gerückt wird."

„Warum gerade den schlimmen und unwahrscheinlicheren Fall annehmen?" fragte Emma schüchtern.

„Weil," antwortete Moosburg, „es niemals schaden kann, wenn man auf das Schlimme gefaßt ist; das Gute, wenn es eintritt, ist uns darum nicht minder willkommen. Was mich ängstlich macht, das ist die kritische Lage, worin Sie sich befinden. Nach dem, was Sie mir erzählt haben, müssen Sie stündlich gewärtig sein, daß Herr von Malzen sich erklärt und daß Sie gerade während meiner Abwesenheit zwischen ihm und mir zu entscheiden haben. Es spricht so viel zu Gunsten dieses würdigen Herrn, daß es Ihnen schwer fallen muß, ihm einen Korb zu geben. Er ist ein Ehrenmann, er ist sehr reich, er besitzt alle Eigenschaften, um eine Frau, die an seinem Alter keinen Anstoß nimmt, glücklich zu machen; er ist eigens hieher gekommen, um Sie kennen zu lernen. Sie haben, seit er Ihr Haus besucht, ihn, wie Sie sagen, zwar nicht ermuthigt, aber ihm doch auch keine entschiedenen Beweise von Abneigung gegeben. Ich begreife daher vollkommen, wie schwer Sie sich entschließen werden, dem guten Herrn einen abschlägigen Bescheid zu geben. Dazu kommt, daß Ihre Eltern Herrn von Malzen lieb gewonnen und sich in den Gedanken, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen, schon ganz eingelebt haben. Sie sind eine gute Tochter, es muß Ihnen daher schwer, sehr schwer fallen, alle die schönen Hoffnungen Ihrer Eltern zu nichte zu machen."

Emma traten bei Erwähnung ihrer Eltern Thränen in die Augen und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Auch Moosburg's Augen waren gefeuchtet.

„Wenn ich mir," fuhr Moosburg nach einer kleinen Pause fort, „das Alles gegenwärtig halte, wenn ich erwäge, wie wenig ich Ihnen dagegen zu bieten habe, wie ungewiß meine Zukunft ist, so bangt mir vor Ihrer Entscheidung, ja ich kann mir nicht verhehlen, daß Klugheit und Kindesliebe Ihnen dringend rathen müssen, die Bewerbung des Herrn von Malzen nicht zurückzuweisen. Ich selbst, theuerste Emma, kann Ihnen nicht anders rathen."

Emma war auf diese Wendung nicht gefaßt; sie schlug ihre schönen Augen verwundert und wie schmerzlich enttäuscht zu dem jungen Mann auf.

„Verstehen Sie mich recht, theure Emma," fuhr Moosburg fort; „ich rathe Ihnen auch nicht, Ja zu sagen. Alles, um was ich bitte, ist, vor meiner Rückkehr, die voraussichtlich vor Ablauf von acht Tagen erfolgen wird, keine bindende Zusage zu machen, d. h. weder Ja, noch Nein zu sagen. Führen meine Unterhandlungen mit dem Grafen zu einem solchen Ergebniß, daß meine Existenz dauernd gesichert wird und daß ich ohne Furcht vor Nahrungssorgen einen eigenen Herd gründen kann, dann komme ich zurück und trete offen als Mitbewerber des Herrn von Malzen auf. Scheitern meine Hoffnungen, dann — nun dann verfügen Sie über Ihre Hand nach Gutdünken."

Die Stimme des starken Mannes bebte, als er die letzteren Worte sprach.

In Emma's Zügen war inzwischen eine Veränderung vorgegangen; aus ihren Augen leuchtete ein heroischer Entschluß.

„Nein, Herr von Moosburg," sagte sie, „ein solches Verhalten gegen den biedern Herrn von Malzen muthen Sie mir nicht zu. Diesen würdigen Herrn durch nichtige Ausreden hinzuhalten und ihn gleichsam nur als Nothbehelf aufzuheben, das wäre eine Rolle, zu der ich mich nicht verstehen kann. Ohnedieß liegt die falsche Stellung, worin ich mich ihm gegenüber befinde, längst schwer auf mir. Noch heute soll ihr ein Ende gemacht werden. Ich werde mir ein Herz fassen, mich meinem Vater an die Brust werfen, ihm erklären, daß mein Herz nicht mehr frei ist, daß ich Herrn von Malzen daher niemals werden könnte, was eine brave Frau ihrem Manne sein soll, und ihn bitten, dieß Herrn von Malzen auf eine schonende Weise beizubringen. Es wird freilich einen argen Sturm geben, mehr noch bei meiner Mutter, als bei meinem Vater; aber meine Eltern lieben mich und sind nicht in dem Maße geldgierig, daß sie die Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen auf Kosten meines Lebensglückes werden erkaufen wollen."

„Sie wollten also," sagte Moosburg, „eine glänzende und sichere Zukunft, die Ihnen an der Seite des Herrn von Malzen winkt, mir zulieb zurückweisen?"

„Ja, das will ich," antwortete Emma entschieden, „und sollte ich, wie Jakob auf Rahel sieben Jahre und zweimal sieben Jahre auf sie harren müssen."

Hätte der Ort, wo sich die Liebenden befanden, Zurückhaltung nicht zur gebieterischen Pflicht gemacht, so wäre Moosburg sicher vor dem tapferen Mädchen in die Kniee gesunken, und hätte seinem überquellenden Gefühl auf eine leidenschaftliche Weise Luft gemacht. Er wußte aber, was er der Angebeteten, die ihren guten Ruf auf das Spiel setzte, um an diesem abgelegenen Ort mit ihm zusammenzukommen, schuldig war. Er bezwang sich daher und beschränkte sich darauf, ihre Hand zu ergreifen mit den Worten:

„Emma! liebe theure Emma! wenn Sie wüßten, wie unaussprechlich stolz und glücklich Sie mich machen! Ich nehme das Opfer, das Sie mir bringen, dankbar an, weil ich den Muth und die Kraft in mir fühle, es zu verdienen. Mein ganzes Leben soll Ihnen beweisen, daß Sie Ihre Neigung keinem Unwürdigen zugewendet haben. So thun Sie denn, wozu Ihr Herz Sie treibt, und Ihr gerader Sinn; ich werde inzwischen das Meine thun, und Gott wird weiter helfen. Und nun, theures, angebetetes Mädchen, leben Sie wohl. Auf baldiges, fröhliches Wiedersehen!"

Ohne Emma Zeit zur Erwiederung zu lassen, drückte er einen heißen Kuß auf ihre Hand und eilte strahlenden Gesichtes davon.

Emma blickte dem geliebten Manne nach, bis er am Ausgang des Gartens verschwunden war, dann trat auch sie den Heimweg an, mit welchem Sturm von Gefühlen in der Brust, können nur Liebende ermessen. In ihrer heroischen Exaltation hielt sie sich für stark genug, allen Widerwärtigkeiten, die ihr bevorstanden, siegreich trotzen zu können. Wäre ihr Vater gleich zur Hand gewesen, sie hätte ihren Vorsatz, ihm Alles zu entdecken, ohne Verzug ausgeführt.

Aber je näher sie dem elterlichen Hause kam, je mehr sie sich den Moment vergegenwärtigte, wo sie ihrem guten Vater gegenübertreten und zu dem schweren Geständniß schreiten sollte, desto mehr sank ihr der Muth. Sie hatte ihren Vater so lieb und ihm Schmerz und Enttäuschung zu bereiten, war eine Vorstellung, die sie mit zunehmender Bangigkeit erfüllte. Wie sollte sie ihre Eröffnung einkleiden, wie sollte sie beginnen?

Da schoß ihr plötzlich ein leuchtender Gedanke durch den Kopf. Wie wäre es, sagte sie sich, wenn ich mich Herrn von Malzen selbst anvertraute? Er scheint gut und edel zu sein, wer weiß, ob er nicht, wenn er meine ganze Lage erfährt, Mitleid mit mir hat und freiwillig zurücktritt? Dann wäre mir der saure Schritt bei meinen Eltern erspart.

Je mehr sie dieser Idee nachhing, desto mehr schien es ihr, als ob dieß aus dem Wirrsal, worin sie sich befand, der beste Ausweg wäre. Ehe sie die Schwelle ihres Hauses erreichte, stand ihr Entschluß unwiderruflich fest.

*

Hätte Emma eine Ahnung davon gehabt, welch' scharfes Verhör ihr von Seite ihres Vaters zugedacht war, so wäre sie wohl weniger leichten Herzens die Treppe emporgestiegen. Zum Glück jedoch für sie war während ihrer Abwesenheit ein Zwischenfall eingetreten, der das drohende Gewitter vorläufig von ihrem Haupte fern hielt.

Es war nämlich ein unerwarteter Besuch gekommen, ein ehemaliger Regimentskamerad des Majors, der auf der Durchreise begriffen war und den er seit Jahren nicht gesehen hatte. Dieser beredete ihn, mit ihm in ein Gasthaus zu gehen, wohin er noch andere ehemalige Kameraden bestellt hatte, die seine Anwesenheit durch ein kleines Kränzchen zu feiern gedachten. Dabei durfte Major Trauberg nicht fehlen. Er ging also in Begleitung seines alten Freundes fort mit der Weisung, mit dem Abendessen nicht auf ihn zu warten, da er vermuthlich ziemlich spät nach Hause kommen werde.

So war es auch. Als er kam, lagen Mutter und Tochter längst schon im Bette. Aber selbst wenn er sie noch munter getroffen hätte, würde er zu einer Strafpredigt wohl kaum in der erforderlichen Stimmung gewesen sein. Die vergnügten Stunden, die er im Kreise seiner Kameraden zugebracht hatte, der Austausch von alten Jugenderinnerungen, endlich — warum sollen wir es verhehlen? — einige Gläschen über den Durst hatten ihn in eine viel zu heitere Laune versetzt, als daß er zur Geltendmachung seiner väterlichen Autorität die geringste Lust gehabt hätte.

Emma verbrachte dessenungeachtet eine sehr unruhige Nacht. Die Rückerinnerung an die heutige Gartenszene, der Gedanke an das, was ihr am folgenden Tage bevorstand, die Ungewißheit darüber, wie Herr von Malzen ihre Eröffnung aufnehmen werde, endlich die von ihrer Mutter vor dem Schlafengehen hingeworfene Bemerkung, daß der Vater wegen des Herrn von Malzen ein ernstes Wort mit ihr sprechen wolle — Alles das hielt ihre Nerven in solcher Spannung, daß sie den größten Theil der Nacht schlaflos zubrachte und erst gegen Morgen in einen unruhigen Schlummer fiel.

VII.

Des Morgens beim Frühstück ging es ungewöhnlich einsylbig zu. Es lag etwas wie Gewitterschwüle über der kleinen Familie. Jedes fühlte sich unbehaglich und war mit lästigen Gedanken beschäftigt.

Dem Major bangte, so sehr vielleicht als seiner Tochter, vor der Unterredung, die er mit dieser haben sollte, denn er fürchtete, unerfreuliche Dinge zu hören und genöthigt zu sein, die rauhen Seiten der väterlichen Autorität hervorzukehren, wovor er, der dieses Kind abgöttisch liebte, mit Abscheu zurückschreckte.

Der Majorin bangte vor der Möglichkeit, daß aus der glänzenden Partie, die sie gleichsam als ihr Werk betrachtete, weil von ihr die Initiative ausgegangen war, am Ende nichts werden könne.

Emma bangte vor dem Geständniß, das sie Herrn von Malzen ablegen wollte; es bangte ihr vor der Unterredung mit ihrem Vater, worüber ihre Mutter am Vorabend Andeutungen hatte fallen lassen. Es war nämlich in der Nacht die Besorgniß in ihr aufgestiegen, ihr Vater könne von ihren heimlichen Zusammenkünften Kenntniß erhalten haben. Der Gedanke an diese Möglichkeit erfüllte sie mit wahrem Schreck, denn sie kannte die strengen Ansichten ihres Vaters und mußte sich sagen, daß ihre Aufführung in dieser Hinsicht gegen die Regeln des Anstandes und der guten Sitte entschieden verstieß.

So ging denn das Frühstück, bei welchem sonst Frohsinn und Heiterkeit den Vorsitz führten, recht still und unerquicklich vorüber.

Unmittelbar nach dem Frühstück zog sich der Major an, um seine gewöhnliche Morgenpromenade zu machen. Unterwegs hoffte er sich zu der gefürchteten Unterredung in die erforderliche Stimmung zu versetzen.

Emma ging in ihr Zimmer, um sich anzukleiden, ebenso that ihre Mutter.

Der Major blieb länger als gewöhnlich aus. Der gute Mann wollte die Exekution, wie er sich im Stillen ausdrückte, so lange als möglich hinausschieben.

„Aurora!" sagte er zu seiner Frau, als er, zurückgekommen, Hut und Stock abgelegt hatte, „rufe mir Emma."

Er sagte das mit einer Miene und einem Tone, die der Majorin gar nicht gefallen wollten.

„Alter!" sagte sie, ihn bei der Hand ergreifend, „vergiß nicht, was Du gestern versprochen hast. Hörst Du?"

„So seid ihr Weiber!" polterte er mit erkünsteltem Zorn heraus. „Erst verlangst Du, daß ich dem Mädchen den Kopf zurecht setzen soll, und wenn ich mich anschicke, es zu thun, fällst Du mir in den Arm! Wie soll ich den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen? Jetzt geh' nur und schick' mir die Emma, damit die Sache abgemacht ist, bevor Malzen kommt. Du weißt, seine Zeit ist halb elf, und es fehlt nicht viel auf zehn."

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen vor das Thor. Die Majorin eilte an das Fenster.

„Da ist er schon!" sagte sie, „und wie ich sehe, in großer Toilette. Das hat was zu bedeuten."

In der That trat gleich darauf Herr von Malzen in's Zimmer. Er war, wie man zu sagen pflegt, «à quatre épingles», vom Kopf bis zum Fuße schwarz gekleidet, weiße Halsbinde, weißes Piquégilet, strohgelbe Handschuhe feinster pariser Qualität, und spiegelblanke Lackschuhe. Seine feierliche Miene entsprach dem feierlichen Anzug.

„Herr Major," sagte er nach einer ceremoniösen Verbeugung vor der Dame und vor dem Herrn des Hauses, „ich komme heute in einer hochwichtigen Angelegenheit und erbitte mir eine Viertelstunde ungestörten Gehörs. Die Zeit ist gekommen, wo ich mein bisheriges Inkognito ablegen und mich offen erklären kann."

„Ich stehe mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung, Herr von Malzen," sagte nach einer nicht minder ceremoniösen Verbeugung der Major. „Damit wir nicht gestört werden, bitte ich, in mein Arbeitszimmer hereinzutreten. Aurora!" wandte er sich an seine Frau, „sei so gut, dem Dienstmädchen zu sagen, daß wir für Niemand zu sprechen sind."

Malzen und der Major traten in's Nebenzimmer. Die Majorin ging, ihres Auftrages sich zu entledigen und eilte dann zu Emma, in deren Kabinet man von der Küche aus gelangen konnte.

Emma bemerkte sofort, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein müsse, denn ihre Mutter war in der größten Aufregung.

„Kind!" sagte sie, „der entscheidende Augenblick ist da. Herr von Malzen in einem Anzug, als wolle er direkt von hier zur Trauung in die Kirche gehen, ist in diesem Augenblick bei Deinem Vater, wahrscheinlich um seine Werbung vorzubringen. Wie unsere Antwort lauten wird, weißt Du, denn einen besseren Schwiegersohn könnten wir uns kaum wünschen. Wahrscheinlich wird er nachher auch Dich sprechen wollen, um das ‚Jawort' aus Deinem eigenen Munde zu hören. Kind, liebe Emma, meine gute Tochter!" sagte sie in fast flehendem Ton, indem sie das leichenblasse Mädchen in ihre Arme schloß, „in Deiner Hand liegt die Entscheidung; von Deinem Ausspruch hängt Dein ganzes künftiges Lebensglück ab; von Dir hängt es ab, Deinem guten Vater und mir ein sorgenloses Alter zu bereiten. Mache unsere Hoffnungen nicht zu Schanden."

Die Majorin war im Zuge weiter zu reden, als das Dienstmädchen den Kopf zur Thüre hereinstreckte und sagte, daß der Herr Major die gnädige Frau bitten lasse, in das vordere Zimmer zu kommen.

Die Majorin eilte davon, ihrer Tochter noch unter der Thür einen bittenden Blick zuwerfend.

Das geängstigte Mädchen sank wie vernichtet auf ihren Stuhl nieder. Was sollte sie thun? Was gestern vielleicht noch möglich gewesen wäre, Herrn von Malzen durch einen Appell an seinen Edelmuth zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen, das war jetzt, nachdem er bei ihren Eltern höchst wahrscheinlich förmlich um sie angehalten hatte, nicht mehr möglich. Sollte sie „Ja" sagen und Moosburg das gegebene Wort brechen? Sollte sie „Nein" sagen und die Erwartungen ihrer Eltern zu nichte machen? Oder sollte sie um Aufschub bitten? Wenn sie es that, unter welchem Vorwand sollte sie es thun? Das arme Mädchen zermartete ihren Kopf, um einen Ausweg zu ersinnen; aber es wollte ihr nichts Vernünftiges einfallen.

In dieser Seelenqual verging eine Viertelstunde oder darüber, da pochte es bescheiden an die Thür und herein trat Herr von Malzen.

„Mit Erlaubniß Ihrer Eltern," begann er, „erscheine ich vor Ihnen, verehrtes Fräulein, um aus Ihrem eigenen Mund und ohne Zeugen Entscheidung auf eine wichtige Frage zu vernehmen."

Emma wies mit einer stummen Handbewegung auf einen Sessel, denn ihre Zunge versagte ihr den Dienst.

Herr von Malzen setzte sich.

„Ich muß," fuhr er fort, „vor Allem um Entschuldigung bitten, daß ich es bis heute anstehen ließ, mich zu erkennen zu geben. Ich that es, weil ich Sie erst näher kennen lernen wollte. Ihre Eltern haben mir dieß möglich gemacht, indem sie mir erlaubten, ihr Haus zu besuchen. Ich habe mich überzeugt, daß Sie wirklich alle erforderlichen Eigenschaften in reichem Maße besitzen, um — ich gebrauche die Worte Ihres Herrn Vaters — einen Mann, der Ihnen mit Liebe und Achtung begegnet, glücklich zu machen. Allein ich begehre kein einseitiges Glück. Ich wünschte zu wissen, wie sie selbst gesinnt sind. Mit Erlaubniß Ihrer verehrten Eltern, mit denen alles Erforderliche bereits besprochen ist und deren Beistimmung ich sicher bin, sehen Sie mich daher als Brautbewerber vor sich."

Herr von Malzen machte eine Pause, Emma rang nach Athem.

„Erschrecken Sie nicht mein Fräulein," fuhr er mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, „nicht für mich alten Knaben, der Ihr Vater sein könnte, wage ich es, um Ihre Hand zu bitten —"

Emma horchte hoch auf.

„Sondern für meinen Neffen und Erben, Herrn Arthur Baron von Malzen-Moosburg, der Ihnen, wenn ich recht berichtet bin, nicht ganz unbekannt ist."

Emma sank ohnmächtig in ihren Sessel zurück, der plötzliche Wechsel der Gefühle hatte alles Blut nach ihrem Herzen getrieben.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Herr von Moosburg in Begleitung von Herrn und Frau von Trauberg stürzte herein und Emma zu Füßen.

„Verzeihung, liebe, theure, angebetete Emma!" sagte er, Emma's Hand mit heißen Küssen bedeckend, „Verzeihung für das grausame Spiel, das ich mit Dir getrieben. Ich wollte die Gewißheit haben, daß meine Werbung, wie ich in meinem ersten Briefe schrieb, um meiner selbst willen angenommen würde."

Die Worte des Geliebten wirkten Wunder. Emma, das an Leib und Seele gesunde Mädchen, erholte sich rasch. Als sie die Augen aufschlug, sah sie Vater, Mutter, Herrn von Malzen und Arthur mit gerötheten Augen und glückstrahlenden Mienen vor sich. Daß sie, als Arthur um Entscheidung über die Frage seines Oheims bat, nicht „Nein" sagte, werden unsere Leser wohl auf's Wort glauben.

Am Abend desselben Tages fand die förmliche und feierliche Verlobung statt, aber nicht in der Wohnung des Majors, deren Räumlichkeiten zu beschränkt waren, sondern in dem Hotel, worin die beiden Malzen-Moosburg ihr Absteigquartier genommen hatten. Herr Malzen-Moosburg sen. hatte schon vorher die nöthigen Bestellungen gemacht, und da er den Auftrag gegeben hatte, keine Kosten zu scheuen, so wird man sich nicht wundern, wenn wir sagen, daß das Souper glänzend ausfiel. Es versteht sich von selbst, daß dieses in einem Extrazimmer servirt wurde, so daß die kleine Gesellschaft ganz ungenirt war.

Den Ehrensitz an dem ovalen Speisetisch nahm, wie recht und billig, die Majorin ein, die an diesem Abend vor lauter Glückseligkeit beinahe so jung aussah, als ihre Tochter. Der Majorin gegenüber, am untern Ende des Tisches, saß Herr Malzen sen., der wie ein Schalk in sich hinein lachte, daß ihm der Heirathsplan, den er entworfen hatte, so vortrefflich gelungen war.

Den Platz zur Linken der Majorin hatte der Bräutigam eingenommen; neben ihm saß Emma, strahlend von Jugend und Holdseligkeit; dem Brautpaar gegenüber der Major, der bei diesem feierlichen Anlaß seine Uniform und die beiden Orden angelegt hatte.

Wir glauben uns keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir behaupten, daß fünf vergnügtere Menschen, als an diesem Abend hier versammelt waren, gewiß im ganzen großen Reiche deutscher Nation nicht aufzufinden gewesen wären. Alle ließen auch den auserlesenen Speisen und Getränken die gebührende Ehre widerfahren, nur das Brautpaar nicht. Dieses fühlte sich in den Olymp versetzt und hatte für andere als Götterspeise keinen Appetit. Emma, welcher Herr von Malzen sen. zur Linken saß, hatte von diesem arge Neckereien zu erdulden wegen des Schrecks, den ihr die Werbung des alten „Graukopfes" eingeflößt habe.

Als nach dem Dessert die Bedienung entfernt und die Gesellschaft unter sich war, ging es an's Toastiren. Herr von Malzen sen. brachte einen sehr launigen und geistvollen Trinkspruch auf das Brautpaar aus, der Bräutigam toastirte auf seine Schwiegereltern, der Major auf Malzen sen., dann fing die Reihe von vorne an. Erst lange nach Mitternacht trennte man sich.

*

Zwei Monate später, als schon das erste Grün Baum und Strauch bedeckte, fand die Vermählung statt, bei welcher Malzen sen. und Emma's Bruder, der aus seiner fernen Garnison herbeigeeilt war und sofort mit seinem künftigen Schwager dicke Freundschaft geschlossen hatte, als Brautführer fungirten.

Nach der Hochzeit ging es nach Schloß Moosburg in Thüringen, das unter des Onkels sachkundiger Leitung für den Empfang der jungen Herrschaft in glänzenden Stand gesetzt worden war. Der alte Malzen hatte sich ausbedungen, so lange er lebe bei seinem Neffen, den er nach dem frühzeitig erfolgten Tode seiner Eltern erzogen hatte und den er wie seinen Sohn liebte, wohnen zu dürfen. Emma hatte sich jedoch über diese Hausgenossenschaft nicht zu beklagen, denn der alte Herr war voll zarter Aufmerksamkeiten für sie und verhätschelte sie über die Maßen.

Um nur einen Zug zu erwähnen:

Eines schönen Morgens — es war Ende Mai und Wald und Flur standen im schönsten Schmuck — lud Onkel Malzen Emma ein, mit ihm einen Spaziergang in den Park zu machen. Als sie mit ihm auf den Perron hinaustrat, entfuhr ihr ein Aufschrei freudiger Ueberraschung. Am Fuße der Treppe stand eine reizende Miniaturequipage mit zwei der niedlichsten schottischen Ponies davor, die man sich denken konnte. Ein winziger Knirps von einem Groom stand daneben und hielt Zügel und Peitsche.

Emma hatte sofort errathen. Sie wandte sich um und warf sich dem guten Onkel mit einem Ungestüm an den Hals, daß diesem der Hut bis unter die Füße der lilliputanischen Pferdchen rollte.

Beim Mittagessen hatte nämlich Emma vor wenigen Wochen lachend erzählt, wie sie am Abend, da sie den Heirathsantrag in der Zeitung noch einmal überlesen, in's Luftschlösserbauen gerathen und dabei wachend von einer kleinen Equipage mit Pony's geträumt habe, in der sie eigenhändig im Park herumkutschirt sei. Gleich am folgenden Tag hatte der alte Herr die entsprechenden Aufträge in der Hauptstadt gegeben, und konnte so den Traum des jungen Mädchens und nunmehrigen Frau zur Wirklichkeit machen.

Onkel und Neffe gaben ihr Anleitung zum Kutschiren, das sie sehr bald lernte. Nach Jahr und Tag führte sie ihren Erstgebornen mit seiner Wärterin im Parke herum, bis dieser das Kutschiren selbst lernte und seine jüngeren Geschwister in der kleinen Equipage spazieren fuhr.

Der alte Herr von Malzen, der zwar verheirathet gewesen war, aber seine Frau frühzeitig verloren und niemals Kinder gehabt hatte, lebte unter der jungen Welt, die um ihn emporwuchs, von Neuem auf. Es war komisch und rührend zugleich, den alten Herrn, trotz seiner mit den Jahren zunehmenden Korpulenz sich im Parke mit dem lustigen Volk seiner Enkel — als solche betrachtete er sie, und sie nannten ihn Großpapa — herumtummeln zu sehen.

Herr von Malzen jun. war ein musterhafter Gatte und Vater. Die Bewirthschaftung der ausgedehnten Güter seines Onkels, die eigentlich schon sein Eigenthum waren, gab ihm vollauf Beschäftigung, so daß ihm die üblen Folgen vornehmen Müßiggangs ganz und gar erspart blieben. Er freute sich des Segens nützlicher Thätigkeit, ohne für die feineren Bedürfnisse des Geistes und Herzens unempfänglich zu werden, die Emma mit zartem Sinn anzuregen und zu befriedigen wußte.

Was diese betrifft, so wurde sie, wie ihr Gatte und der alte Malzen behaupteten, immer schöner und anmuthiger. Kein Wunder: sie war glücklich und welches Schönheitsmittel käme diesem gleich?

Ein wahres Fest auf Schloß Moosburg war es, wenn der Major und seine lebhafte, dicke Ehehälfte dahin auf Besuch kamen, was jedes Jahr in den Sommermonaten der Fall war.

Ei, wie ging es da in Haus und Garten lebhaft zu! Mit welchem Vergnügen rief man sich bei diesen Gelegenheiten gegenseitig alle Zwischenfälle der anonymen Werbungsgeschichte in das Gedächtniß zurück!

Wenn die ganze Gesellschaft um den Mittagstisch versammelt war, wenn Malzen-Moosburg jun. seine holdselige Gattin so anmuthig ihres Amtes als Hausfrau und Mutter walten sah, wenn er die Schaar seiner frischen und fröhlichen Kinder überblickte, da geschah es wohl manchmal, daß ihm Thränen dankbarer Rührung in's Auge traten.

„Wem habe ich das Alles zu danken?" pflegte er dann zu sagen, „wem anders als Dir, guter Onkel, der Du den klugen Heirathsplan ersannst, und Dir liebe Mutter, die Du den glücklichen Gedanken hattest, auf die Annonce in der Zeitung zu antworten? Auch dem nützlichen Institut der Presse bin ich dankbar, die es möglich machte, daß mein Wunsch, eine edle Gattin zu bekommen, gerade dort gehört wurde, wo das Glück meiner harrte."

Sinnsprüche.

Wir würden uns oft unserer schönsten Handlungen schämen, wenn die Welt alle unsere Beweggründe sehen könnte.

La Rochefoucault.

*

Nur wer die Last wirklich selbst trägt, kennt ihr Gewicht.

Klinger.

*

Um das Leben zu erkennen, muß man sich vom Leben absondern.

Feuerbach.

*

Nur Der ist wahrhaft arm, der weder Geist noch Kraft hat.

Benzel-Sternau.

*

Wir betrügen und schmeicheln Niemanden durch so feine Kunstgriffe, als uns selbst.

A. Schopenhauer.

*

Erlangtes ist auch abgethan; die Seele der Lust liegt im Thun selbst.

Shakespeare.



Wissenschaftliches über Blonde und Brünette.

Auf dem anthropologischen Kongreß zu Jena machte Geheimerath Schaafhausen von Bonn sehr interessante, auf statistischen Wahrnehmungen beruhende Bemerkungen über die Physiologie der Blonden und Braunen. Was die blaue (graue) und braune (schwarze) Farbe der Iris (Regenbogenhaut) betrifft, so führte er diese auf eine geringere Menge von Pigment (Farbstoff) in den Augen der helläugigen Individuen zurück, während die dunklen Irides dessen eine größere Menge besitzen. Er schreibt dieß Defizit in den „schönen blauen" Augen einer schlechtern Ernährung und einer Schwäche der Organisation zu. Je geringer der Farbstoff ist, desto heller wird das Auge, bis es schließlich bei dem vollständigen Mangel daran durch das Hervortreten der Blutgefäße roth wird, wie bei den Albinos oder Kakerlaken. Was die Beobachtung betrifft, daß die Landleute vielfach hellere Augen besitzen, als die Bewohner der anliegenden Städte, so wird sich diese Differenz, abgesehen von typischen Rasseneigenthümlichkeiten, die wohl manchmal, so am Rhein, aber nicht immer anzunehmen sind, ebenfalls aus den geringeren Nahrungsmitteln, Gemüse und Kartoffeln gegen Fleisch und Bier, mit erklären lassen. Außerdem aber wohnt dem braunen Typus eine größere Energie der Fortpflanzung bei, d. h. bei Vermischung zwischen blonden und braunen Individuen pflegt das braune Element obzusiegen und die Kinder nehmen die dunklen Komplexionen der Eltern an. So erklärt es sich, daß unter sonst normalen Verhältnissen die Kinder von im Typus gemischten Eltern gewöhnlich die somatischen Eigenschaften des braunen Geschlechtes annehmen. Redner führt an, diese größere Feinheit der Organisation, die sich bei den Blonden zeige, übe auch ihren Einfluß aus auf die Physiologie des Kehlkopfes. Die Stimmritze sei bei ihnen im Allgemeinen enger, die Stimme feiner und höher. So finde er nach seinem gesammelten Material, daß die Sopransängerinnen und die Tenore meist heller Augen, hellen Teints sich erfreuten, während die meisten Altistinnen und besonders die Bassisten den dunkleren Schattirungen angehörten. Es wäre jedenfalls interessant, eine eingehende Statistik von Seiten der Künstlerinnen und Künstler darüber zu erhalten. Diese Feinheit der Organisation garantire andererseits den Blonden eine größere Lebensenergie; die Braunen würden mit ihrem Vitalismus eher abgenützt. In naheliegende Folgerungen auf die physiologischen Seiten der Blonden und Braunen, die sich von den somatischen Eigenschaften ableiten ließen, z. B. die größere Lebhaftigkeit und Regsamkeit der Braunen, die Ruhe beim männlichen Blonden und eine gewisse Sprödigkeit und Kälte beim weiblichen Geschlechte mit dieser Eigenschaft, kann hier nicht eingegangen werden. Daß die blonden Köpfe und die blauen Augen sich besonders im Norden zeigen, das bringt Schaafhausen mit dem Einflusse der Kälte in Verbindung; die Kälte zehre auch an den Pigmenten in Iris und Haar. Er zeigt dieß an einem thatsächlichen Beispiel aus der Pflanzenwelt, daß man nämlich in Japan die panachirten Blätter dadurch erzeugt, daß sie der Kälte ausgesetzt werden, wodurch das Chlorophyll bleicht und verschwindet. Und wenn die Lippen in der Kälte bleichen, warum nicht auch Haare und Augen bei Leuten, die stets in kaltem Klima wohnen?

Die Tropfsteinhöhle von Matanzas.

Nahe bei Matanzas auf Kuba, kaum eine Stunde von der Stadt entfernt, führt eine große Tropfsteinhöhle in die Tiefe des Korallenkalkes, der das weitaus vorwiegende Grundgestein der Insel bildet. Diese Höhle, erst vor fünf Jahren durch einen der Zufälle aufgefunden, die bei den meisten Höhlenentdeckungen eine große Rolle spielen (ein Chinese stürzte in die Spalte, welche damals ihre einzige Oeffnung bildete), ist bereits eine berühmte Sehenswürdigkeit geworden. In hohem Grade verdient sie ihren Ruf. Ich gestehe, daß ich sonst nicht zu den Höhlenenthusiasten gehöre; die gewöhnlichen Höhleneffekte der dunklen Gänge, der feuchten Wände und Grotten, des Geriesels und Getröpfels der unterirdischen Wässer kamen mir im Vergleich zur klaren, reichen Schönheit unserer Tageswelt immer etwas trivial-theatralisch vor und sind ohne Zweifel an sich arm und einförmig. In dieser Höhle verstummte aber jede Kritik. Sie ist nur erst zum Theil zugänglich gemacht, aber man kann wohl schon eine Stunde in ihren Windungen umherwandern. Die Gänge sind meistens schmal und zum Theil so niedrig, daß man sich bücken muß, aber es sind auch einige große Hallen vorhanden. Die Wandungen bestehen alle aus Korallenkalk, dessen Farbe weißlich, gelb oder braun ist. Manche Gehäuse von Schalthieren und die Steinskelette riesiger Riffkorallen sind an Decke und Wänden zu sehen. Es ist ein weiches, poröses und spaltenreiches Gestein, welches die günstigen Bedingungen zur Höhlen- und Tropfsteinbildung zu vereinigen scheint. Feiner, gelber Lehm bedeckt den Boden auf weite Strecken, sowie die Wände, wo sie minder abschüssig sind. Ob Knochen in demselben gefunden worden, habe ich bis jetzt nicht erfahren können.

Die eigenthümliche Schönheit der Höhle besteht in ungemein zahlreichen, theils großartigen und vorwiegend zierlichen Tropfsteinbildungen. Gleich im Eingang finden wir die mächtigen Säulen, Stalaktiten und Steinkaskaden, welche den Hauptreiz gewöhnlicher Tropfsteinhöhlen ausmachen. Aber bei tieferem Eindringen kommen wir in Gänge und Grotten, die man mit nichts Anderem als riesigen Krystalldrusen vergleichen kann. Von unten, von oben und von den Seiten wachsen die Krystalle heraus, die nicht matt und trüb wie gewöhnlicher Tropfstein, sondern klar durchscheinend, ja oft fast durchsichtig sind. Sie sind aber auch nicht geometrisch starr, wie die Kalkspathstrahlen, sondern in allen Formen gebogen, gewunden, verwachsen und auseinander gezogen.

Im Winter hüllt wohl Eis einen dürren Busch ein, der an einem Wasserfall oder sonst nahe bei sprühendem Wasser steht, und den Formen, die dann entstehen, dem Glanz und der Klarheit sind diese Steingebilde zu vergleichen. In kleinem Maßstabe finden sie sich auch in den bäumchen- und haarartigen Krystallkonglomeraten des gediegenen Silbers. Oft trägt eine Wand nur diese vielverschlungenen Krystallisationen, aber plötzlich treten wieder die größeren Säulen, Pilaster und durchscheinenden Wände dazwischen, und gewaltige Krystallfelsen, welche bald wie Mauern aus Alabaster, bald wie erstarrte Kaskaden erscheinen, unterbrechen eben so oft jenen kleinern Schmuck. Die spiegelnden Spaltungsflächen treten an einigen von diesen so klar hervor, daß sie beim Fackellicht wie mit goldenen Sternen besät erscheinen, und durchscheinend wie Alabaster sind sie fast alle. Natürlich fehlen merkwürdige Spiele der Natur nicht unter diesen Gebilden, die ja alle das Werk eines ungebundenen Gestaltens sind. Aber es bedingt den Charakter dieser Höhle, daß in ihr das Seltsame minder bemerklich wird, als das Schöne und Zierliche; sie ist insofern eine höhere Ausbildung der Tropfsteinhöhlen, welche ja oft nichts als Kuriositätenkasten sind. Das läßt die Krystallklarheit, der seltene Reichthum, die reine Farbe hier nicht aufkommen, und man geht mit dem Gefühl der Sättigung des ästhetischen Sinnes von hinnen, mit dem uns der Anblick eines formenreichen Gletscherfeldes oder eines winterlichen Waldes erfüllt, über welchem Nebel und Frost den Reichthum ihrer phantastischen und ebenso reinen als vergänglichen Gebilde ausgebreitet haben.

Die Temperatur ist in der Höhle, welche weniger in die Tiefe, als in die Breite geht, die eines schwülen, deutschen Sommertages, während man, nach Kühle lechzend, in sie eintrat, verläßt man sie schweißgebadet. Luftzug ist in ihr nicht vorhanden, und es mag sein, daß die verhältnißmäßig hohe Temperatur, die Sättigung der Luft mit Feuchtigkeit, sowie die geringe Verdunstung ihren Antheil an der Eigenthümlichkeit dieser halb krystallinischen, halb stalaktitischen Gebilde haben, welche ihre Wände mit so zauberischem Reize schmücken.

Die Salicylsäure als Konservirungsmittel.

Die Salicylsäure ist jetzt fast zu einem Universalmittel geworden, und wenn sich auch die fast zauberhafte Kraft dieses neuen Mittels allmälig auf ein mäßiges Maß beschränken wird, so bleibt sie doch unstreitig eines der wichtigsten Präparate, mit welchem die Chemie die Hauswirthschaft beschenkt hat. Wir entnehmen hier einem Werkchen von Adele Winterberg, das über die vielen Tugenden und Kräfte der Salicylsäure handelt, die Anwendung dieser Säure in der Haushaltung.

In jedem Haushalte, so einfach er sein mag, stellt sich, namentlich in der heißen Sommerszeit, das Bedürfniß eines Konservirungsmittels ein; obwohl wir heutzutage dergleichen schon mehrere kennen, und auch wirklich mit einigem Erfolg verwenden, wie z. B. das kohlensaure Natron gegen das Gerinnen der Milch, dann das übermangansaure Kali gegen den haut-goût des Fleisches, so sind doch diese Präparate gegen jede, von der Sommertemperatur so begünstigte Entwickelung der Gährung und Schimmelbildung in den meisten Fällen sehr unzureichend.

Die seinerzeit von Professor Dr. Kolbe in Leipzig, sowie von Professor Neubauer in Wiesbaden angestellten Proben und Versuche, die Salicylsäure als Konservirungsmittel zu gebrauchen, haben wahrhaft überraschende Resultate zu Tage gefördert und wir lernten demzufolge in der Salicylsäure ein ganz radikales Konservirungsmittel kennen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der größte Theil unserer Nahrungsmittel durch die Sommerwärme dem Verderben ausgesetzt ist, zumal nicht einem Jeden Eisschränke und Eiskeller zur Verfügung stehen.

So ist z. B. die Konservirung von Fleisch, Milch, Butter und auch gekochten Speisen zur Sommerszeit ohne Eisschrank oft eine sehr schwierige, wo nicht ganz unmögliche.

Nach den seinerzeit von Professor Dr. Kolbe in Leipzig angestellten Versuchen können wir vermöge der Salicylsäure heutzutage das rohe Fleisch nicht allein Tage, wohl aber Wochen und selbst Monate lang frisch erhalten; zu diesem Zwecke lassen wir das Fleisch je nach der Quantität 1/4 bis 1 Stunde lang in einer Lösung der Salicylsäure und zwar 1:300 liegen (auf je 300 Gramm Wasser 1 Gramm Salicylsäure).

Ebenso erhalten sich Eier, welche in einer solchen Lösung eine halbe Stunde lang gelegen haben, und dann an der Luft getrocknet wurden, bis zehn Monate frisch, ohne zu verderben. Die Milch, der wir Salicylsäure zusetzen, gerinnt erst 36 Stunden später als sonst, ohne jedoch die Eigenschaft, Butter abzusondern, zu verlieren.

Ebenso ist es mit der Butter; wenn wir die Butter in der oben angegebenen Lösung gehörig aufgewaschen haben, so hält sich dieselbe selbst zur Sommerszeit wochenlang frisch, ohne zu verderben oder sonst übelschmeckend zu werden.

Mit demselben Vortheile können wir uns auch beim Einlegen des Gemüses, wie beim Konserviren der Früchte der Salicylsäure bedienen; es werden sich z. B. Gurken, Paradiesäpfel, Pilze jahrelang frisch und wohlschmeckend erhalten, wenn wir dem abgekochten Essig eine entsprechende Quantität von Salicylsäure zugesetzt haben.

Ferner bei allen leicht schimmelnden Gegenständen, wie Tinte, Gummi arabicum, Leim, gekochte Stärke u. dergl. leistet uns die Salicylsäure ein sicheres Schutzmittel vor dem Verderben.

Ja sogar bei der Konservirung von Bier und Wein sollen, nach dem Berichte des Professor Dr. Neubauer in Wiesbaden, die in dieser Richtung angestellten Versuche die interessantesten Resultate ergeben haben.

Auf jeden Fall ist es rathsam, daß sich unsere Hausfrauen mit der Salicylsäure näher bekannt machen, und deren Eigenschaften noch weiter prüfen und erforschen lernen.

Denn die bisher an der Salicylsäure entdeckten Vorzüge berechtigen jeden Denkenden zu der Erwartung, daß dieses Präparat dereinst der Menschheit noch weit größere und wichtigere Dienste leisten wird.



Chemische Witze.

Auf welche Weise kann man Gold gewinnen? Das ist höchst einfach. Man nimmt gewöhnliches Rauschgold und einen Gewohnheitstrinker.

Nach kurzer Weile hat der Trinker natürlich den Rausch, und das Gold wird frei.

*

Auf folgende Weise kann man aber auch Gold erhalten:
Man nimmt Goldlack und wirft es in Mus.
Der Lack verbindet sich mit dem Mus zu Lackmus und das Gold wird frei.

Probatum est!

*

Wasser ist sehr heilsam, besonders für einen geplagten Ehemann, wenn seine Schwiegermama hineingeht.

In einem Atelier.

Besucher (vor einem kleinen Oelgemälde, Raupen darstellend): Ei, ei, wie sprechend ähnlich! haben Sie die Thierchen nach dem Leben gemalt?

Künstler (mit Emphase): O nein, die hab' ich im Kopf.

Proben blühenden Styls.

Die Stimme seines Gewissens ertönte so laut, daß die Leute im Nachbarhause dadurch aus dem Schlafe gestört wurden.

*

Der Verstand der Judenfrau war so scharf, daß sich ihr Gemahl damit zu rasiren pflegte.

Anekdoten und Witze.

Eine bärtige Dame ließ sich vor einiger Zeit in einer kleinen Stadt des fernen Westens für Geld sehen. Als Billetverkäuferin fung'rte ein hübsches junges Mädchen. Ein Besucher, der diesen „Zwiespalt der Natur" sattsam bewundert, schäkerte beim Verlassen der Schaubude mit der Billetverkäuferin und meinte lächelnd: „Nicht wahr, Kind, die bärtige Frau ist Deine Mutter?"

„Ach nein," lautete die naive Antwort, „sie ist mein Vater."

*

Bei einer schwurgerichtlichen Verhandlung gegen eine Diebsbande wurde ein Angeklagter gefragt, woher er die Diebsschlüssel habe, welche man bei ihm gefunden. Gedämpften Tones erwiederte er: „Es ist noch ein Andenken von meinem seligen Vater."

*

Hier ist eine möblirte Stube zu vermiethen. Zwischen dem Prunkgemach in dem Palaste des Millionärs und der Penne oder der Erdhöhle im Friedrichshain liegt die „möblirte Stube" mitten inne. Den Konrektorssohn Carl S. aus J...thal, der sich in Berlin studiumshalber aufhalten sollte, traf das Loos, eine solche zu miethen. Aus dem Intelligenzblatt hatte er sich ein Dutzend möblirte Zimmer notirt und mit der Liste in der Hand durchschritt er die Residenz. Hauptsache für den Theologen war, ein ruhig gelegenes Stübchen zu finden, um ungestört die Goldkörnchen der Moral aus der unendlichen Bändereihe der Kirchenväter herauszusuchen. Nachdem der Student drei oder vier Treppen hoch geklettert, Zimmer unterm Dach und im Souterrain, nach vor und hinten hinaus angesehen hatte, ohne ein passendes Heim gefunden zu haben, kam er in eine ziemlich entlegene Straße, wo in einem alten Hause, laut Annonce, zwei Treppen hoch „ein gut möblirtes Zimmer an einen ruhigen Miether billig zu vergeben" sein sollte. Der moderne Odysseus klingelte; Kalypso in Gestalt einer alten Frau in einfachem Hausgewande öffnete und zwischen Beiden entwickelt sich nun folgendes Zwiegespräch:

„Sie haben ein Zimmer zu vermiethen?"

„Ja, mein Herr! Treten Sie man 'rin; hier ist es."

„Das Zimmer ist nur klein, aber für mein Studium reicht es aus. Was verlangen Sie Miethe?"

„Ja, sehn Sie, lieber Herr! früher, als mein seliger Mann noch lebte — ich bin nämlich Wittwe und mein Mann seliger war Exekutor bei's Kreisgericht und Sonntags blies er die Klarinette bei Puhlmanns auf die schönhauser Allee, wo sie jetzt den geschundenen Raubritter geben, gerade über wohnt Schultheiß —"

Miether schreit:

„Was das Zimmer kostet?"

„Sie brauchen nicht zu schreien; ich bin nicht taub. Was das Zimmer kostet?"

„Ja."

„Vor zehn Jahren noch fünf Thaler monatlich, denn dazumals waren die Wohnungen noch billiger als heute; aber durch die Gründer ist das Alles so hoch getrieben, aber Tessendorf (berliner Staatsanwalt) wird es ihnen jetzt schon besorgen, was sagen Sie bloß zu Strousbergs?"

Miether hält sich die Ohren zu.

„Was fehlt Ihnen denn?"

„Ich habe vom Geschwätz Ohrenreißen."

„Ohrenreißen? Da kann ich Ihnen gleich 'n Mittel sagen: Zerstoßen Sie Kampfer mit Paprika und geh'n damit bei Neumond auf'n Kreuzweg —"

„Was kostet das Zimmer?"

„Ach so! monatlich zehn Thaler, den Kaffee berechne ich Ihnen die Tasse mit zwanzig Pfennige, das heißt ohne Schrippe (Brödchen), mit Schrippe fünfundzwanzig Pfennige, und wenn sie geschmiert sein soll, dreißig Pfennige; Stiebelputzen is extra.“

„Ich sehe da im Hintergebäude eine Menge großer Fenster mit kleinen Scheiben, was ist das?“

„Eine Bautischlerei, da arbeiten dreißig Gesellen, alles anständige Leute. Einer davon wollte meine Dochter heirathen, sie heißt Eulalia und ist heute gerade zwanzig Jahr; dreimal war sie schon verlobt, aber alle Bräutigams sind wieder abgeschnappt. Ich sage Ihnen, was ich mit das Mädchen für Pech habe! —“

„Aber ich bitte Sie, wenn die dreißig Tischlergesellen in der kurzen Entfernung anfangen zu hämmern, zu hobeln, zu sägen, das muß ja einen Höllenlärm verursachen.“

„Zum Verrücktwerden is es manchmal; aber bloß die erste Zeit, in drei Monaten haben Sie sich an den Spektakel gewöhnt, daß Ihnen Sonntags was fehlen wird, wenn Keener hammert.“

„Dann dürft' ich wohl auch bei Tage gar nicht das Fenster öffnen?“

„Anzurathen is es nicht; denn die Gesellen schmeißen manchmal kleene Abschnitte hier 'rin, bloß um Spaß zu machen, sonst sind sie sehr gemiethlich. Der vorigte Miether von dieß Zimmer, ein Aktewarius, sein Onkel war Sanitätsrath, bei dem seine Mutter hab' ich 'mal gedient —“

Miether setzt wüthend seinen Hut auf:

„Morgen bring' ich Ihnen Bescheid, Adieu!“

„Adjes ooch!“ ruft ihm diese nach; „wenn Sie erst bei mich wohnen, komme ich des Nachmittags, wenn ich aufgewischt habe, mit die Nähmaschine auf Ihre Stube!“

Allein:

„Recht netter Mann, so unterhaltend! Das wird vielleicht — man kann manchmal nicht wissen — der vierte Verlobte für meine Dochter Eulalia.“

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Ein Luftphilosoph.



„Nu haben's mich auch wieder an die Luft g'setzt! Gibt's denn aber was Dummers als die Luft? Von der Luft kann m'r nicht leben, und ohne Luft aber ooch nicht!“

Das Kneipgenie.



„Aber Herr Wangerich! Soeben haben Sie die Nanni gekneipt und jetzt kneipen Sie die Kathi! Ei, ei, Sie sind ja ein wahres Kneipgenie!“

Bettlerpraxis.



Blinder: Nun sieh' einmal her; da hast Du Dich wieder mit Dreiern anschmier'n lassen. Ich werde ja das Zeug ohne Verlust nicht mehr los, was nützt denn da das Bettelngehn!

Kunstgefühl.



„Sagen Sie 'mal, was spielt denn da Ihr gnädiges Fräulein eigentlich?“

„Die fantasirt meistens.“

„So — was ist denn das ‚fantasiren‘?“

„Das heißt, sie gibt ihren Gefühlen auf dem Pianoforte Ausdruck.“

„Na, da muß sie jetzt gerade einen Mordszorn haben.“

Privatisirend.



„Du gabst also Dein Engagement am Hoftheater auf, um Dein eigener Herr zu sein?“

„Ja wohl, doch seitdem ich keine Gage mehr beziehe, sehe ich ein, daß die goldene Freiheit ohne Silber sehr bleiern ist.“

Der Kummer.



„Ja, Mann, warum hast denn koa Ruha net, und seufzst, wie wann D' was auf'm Herzen hätt'st; sag' mir's, vielleicht wird Dir's leichter!“

„Schau, des Bier gestern auf'm Bärekeller war gar z'guet, und jetzt hab i an Kummer, daß i net noch a paar Maßln trunken hab'!“

*

Einer vielbetrauerten Gattin wurde in einem Dorfe Vermonts kürzlich ein Grabstein mit folgender Inschrift errichtet: „Hier ruht in Frieden Tabitha. Die geliebte Gattin von Josef Wright, Noah Andrews, Charles Ryder, Ebenezer Halstead, Samuel Dean und Edwin Murray. — Der trauernde Wittwer Cyrus Morgan.“

Ein junger Mann in Philadelphia, der wegen Bruchs eines Heirathsversprechens verklagt wurde, machte den Einwand, das Versprechen sei, wie Klägerin nicht leugnen werde, eines schönen Sonntags abgegeben worden und somit hinfällig, da der Abschluß von Kontrakten an Sonntagen verboten sei.

Die erste Industrieausstellung. Die Bibel liefert im Buch Esther den Beweis, daß industrielle Ausstellungen nichts Neues sind. Fünfhundertundzwanzig Jahre vor Christi Geburt hatte der König Ahasver eine Ausstellung angeordnet, in welcher unter Anderem auch „diverse Gefäße aus Gold, Betten von Gold und Silber auf Fußboden von buntem Marmor, Vorhänge von weißer, grüner und blauer Seide, mit Schnüren aus feinem Linnen an Ringen von Silber und marmornen Säulen befestigt“, aufgezählt sind.

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Rhabarber für die Küche. Die für den Küchenbedarf geeigneten Rhabarbervarietäten haben als medizinische Pflanzen wenig Werth und mit den aus der chinesischen Tatarei zu uns kommenden Droguen nichts gemein, als den Gattungsnamen. Wer sich aber an den Namen stößt, der kultivire die Gartenvarietäten unter dem Namen der Viktoria-, Prinz Albert-, Magnum bonum-, Linnäus-Kompotstaude, und es bleibt dann gar nichts übrig, was an die Apotheke erinnert. Zehn bis zwölf Pflanzen der Viktoriastaude gewähren vom Mai ab vier Monate lang ausreichendes Material zu Saucen und Kompots für eine ganze Familie. Wir sind der Ueberzeugung, daß ein spekulativer Kopf, welcher einige Acker Landes an diese Kultur im Großen wagte, um die Blattstiele, vielleicht mit einer verhältnißmäßigen Menge von Stachelbeeren vermischt, als Kompot zuzubereiten und in Glasbüchsen in den Handel zu bringen, ein ganz lukratives Geschäft machen würde. Die Zubereitung der Blattstiele ist die einfachste, die man sich denken kann. Man sammelt sie ein, wenn sie vollkommen ausgebildet, aber noch nicht hart geworden sind, streift das Grüne ab, schneidet sie in zollange Stücke, spaltet sie und läßt sie über dem Feuer in Wasser aufwallen. Nach dem Herausnehmen läßt man das Wasser ablaufen und kocht sie in Zucker.

*

Die Rothweinkonsumenten werden mit gerechtem Unwillen erfahren haben, daß die künstliche Weinfärbung mittelst Fuchsin (rothes Anilin) durch zahlreiche chemische Untersuchungen in Frankreich konstatirt ist. Man wird überall gut thun, sich vor dieser neuen gewissenlosen Methode der Rothweinbereitung oder Verschönerung in Acht zu nehmen und sich gegen ihre, die Gesundheit gefährdenden Folgen zu schützen. Nach Husson entdeckt man das Fuchsin im Rothwein dadurch, daß man den Wein in einer Porzellanschale erhitzt, mit Ammoniak sättigt, einen weißen Wollfaden hineintaucht und das Ganze ein paarmal aufkochen läßt. Den Faden behandelt man darnach mit Essig, der sich mit dem Ammoniak verbindet und das Fuchsin frei macht, das dem Wollfaden eine lebhafte rothe Farbe verleiht, die sich nicht auswäscht. Fuchsinfreier Rothwein bringt diese letzte Wirkung nicht hervor, der geröthete Wollfaden läßt sich im Wasser vielmehr wieder ganz weiß waschen. Die Weinfärbung mittelst Fuchsin ist um so verdammenswerther, als der Rothwein weit mehr denn Weißwein die Rolle eines Arznei- und Stärkungsmittels spielt. Der Verdacht, in welchen gewissenlose Spekulanten den Rothwein gebracht haben, wird voraussichtlich auf den Konsum beschränkend zurückwirken.

*

Schwamm in Gebäuden. Durch Anstreichen und Bespritzen der mit Schwamm bewachsenen Wände oder Holzwerk mit Petroleum wird der Schwamm sofort dunkelbraun oder schwarz und fällt in kurzer Zeit ab. Freilich werden Wände und Dielen vom Anstriche gefleckt, aber das Petroleum verflüchtet sich in einiger Zeit und damit verschwinden auch die Flecken. Als eine solche Operation vor drei Jahren an einer schwammigen Stelle vorgenommen wurde, verschwand der Schwamm, und bis heute ist die Stelle noch ganz rein.

*

Werth des Pferdefleisches. In vielen Gegenden ist das Pferdefleisch als Nahrungsmittel bereits sehr eingebürgert und Alt und Jung hat sich daran gewöhnt; in anderen dagegen herrscht noch ein gewisses Vorurtheil gegen dasselbe und die Verwerthung ist eine sehr geringe; es muß zu Schleuderpreisen abgegeben werden oder wird wohl gar nur für die Hunde und zur Düngerbereitung verwandt. Um klaren Aufschluß über den Werth des Pferdefleisches zu erhalten, untersuchten zwei belgische Chemiker dasselbe (Leydor und Piro) und theilen Folgendes darüber mit: Zwei gesunde und im mittlern Futterzustande befindliche Pferde wurden von einem brüsseler Pferdeschlächter den betreffenden Chemikern zur Verfügung gestellt und ihnen dabei besonders versichert, daß dieselben sich in dem Zustande befänden, in welchem die Pferde gewöhnlich geschlachtet werden. Die sehr gewissenhafte, genaue Untersuchung ergab nun das Resultat, daß das Pferdefleisch allerdings dem fetten Ochsenfleisch, dagegen nur wenig dem der Kuh nachsteht. Der Durchschnittsgehalt an Fett bei der Kuh in den verschiedenen Körpertheilen beträgt 1,37 Prozent, bei dem Pferde Nr. 2 1,22 Prozent, also nahezu eben so viel. Der Unterschied in den einzelnen Körpertheilen ist beim Pferd allerdings nicht so bedeutend als beim Rind und namentlich bei dem fetten Rind; jedoch ist eine nicht unbedeutende Verschiedenheit im Fettgehalt der einzelnen Körpertheile auch beim Pferde nicht zu verkennen und beansprucht die Aufmerksamkeit des Pferdefleisch genießenden Publikums. Das Verhältniß der stickstoffhaltigen Muskelsubstanz zur festen oder zur Trockensubstanz überhaupt ist beim Pferdefleisch höher als bei dem Kuh- oder Ochsenfleisch; es fehlt ihm daher nicht an Nahrhaftigkeit, nur verlangen unsere Geschmacksnerven einen Zusatz von Fett, wie wir es ja bei dem Wild auch gewöhnt sind, denn beide verbrauchen vermöge ihrer schnelleren Bewegung mehr Respirationsmaterial zur Unterhaltung des Athmungsprozesses, welches bei dem ruhigeren Rinde zur Ablagerung von Fettsubstanz übrig bleibt.

Das Vorurtheil, welches hier und da gegen den Genuß des Pferdefleisches noch besteht, ist ungerechtfertigt und wird, wenn solche Untersuchungen öfters wiederholt werden, hoffentlich nach und nach ganz verschwinden. Wegen seines geringeren Fettgehaltes wäre es zu der Bantinkur ganz besonders geeignet, wenn auch die Patienten im Anfang nicht sehr davon erbaut sein würden.

Gewerbliches.

Firniß für Rohr- und Korbgeflechte. Zum Ueberziehen von geschältem und gefärbtem Rohr bedient man sich des nach folgender Vorschrift bereiteten Lackes: Man erhitzt 25 Grm. gutes Leinöl in einem Sandbade so lange, bis ein Tropfen desselben, auf einen kalten Stein gebracht, beim Neigen des letzteren nicht mehr fließt und beim Betupfen mit dem Finger stark fadenziehend erscheint. Alsdann setzt man, anfangs in kleineren Portionen, ein Pfund fetten Kopalfirniß oder einen andern fetten Firniß hinzu. Das Erhitzen des Leinöls darf nicht zu weit getrieben werden, weil es sich sonst nicht mehr vollständig in dem Kopallack auflöst, und das Gefäß, worin der Kopalfirniß erhitzt wird, muß geräumig sein, da beim Zusatz des Leinöls heftiges Aufschäumen stattfindet. Nach dem Erkalten gibt man dem Firniß durch Vermischen mit Terpentinöl die gewünschte Konsistenz. Er trocknet bald, behält hinlängliche Elastizität, und läßt sich mit oder ohne Zusatz von Farben anwenden.

Militärisches.

Ueber persisches Heerwesen macht W. Braun, der von 1852—1865 als Dragoman bei der russischen Gesandtschaft in Teheran fungirte, in der „Od.-Ztg." interessante Mittheilungen. Die ganze Wehrkraft des Landes von etwa zwölf Millionen Einwohnern besteht aus 35,000 Mann, von denen noch die größere Hälfte, 20,000 Mann, zur berittenen Landmiliz gehört, die nur in Kriegszeiten einberufen wird. Die regelmäßigen Truppen bestehen bis auf 200 in blaue Husarenuniform gekleidete Reiter aus Infanterie und Artillerie. Die Aushebung der Soldaten ist eine ganz willkürliche und die Dienstzeit eine völlig unbeschränkte. Seine Löhnung von einem Toman = 9 Mark monatlich, wofür der Soldat sich beköstigen soll, wandert erst durch so viele Hände, daß er oft nur den zehnten Theil erhält, dafür darf er neben seinem Dienst ein Handwerk oder ein kleines Handelsgeschäft treiben. So bietet sich auf den Straßen Teherans und selbst längs des königlichen Schlosses das Schauspiel dar, daß man die Schildwachen ganz gemüthlich die Flinte an die Wand lehnen und aus den Körben ihres Esels — denn jeder persische Soldat hat seinen Esel — Weintrauben, Melonen und Gurken feilbieten sieht. Die Prügelstrafe, welche in Persien häufig und in allen Klassen vom Minister bis zum Soldaten angewendet wird, ist auch in der Armee überaus häufig. Der zu Bestrafende legt sich auf den Rücken, seine Füße werden in eine Schlinge gesteckt, dann heben zwei Leute die Stange, in deren Mitte die Schlinge hängt, in die Höhe, und man beginnt von zwei Leuten ein kreuzweises Hauen auf die nach oben gerichteten Fußsohlen mit dicken, langen Weidenstöcken. Dabei wird bei den verschiedenen Rangklassen der Unterschied beobachtet, daß den hohen Würdeträgern ein Shawl oder Teppich unter den Rücken gelegt wird, während der Gemeine auf der bloßen Erde liegen muß. Da dem Perser jeder Begriff von Ehre abgeht, wofür seine Sprache nicht einmal einen Ausdruck besitzt, so weiß er noch nicht, was es heißt, sich beleidigt fühlen oder Einen beleidigen, und schon aus dem Grunde sind Duelle in der persischen Armee undenkbar. Als einst ein österreichischer Instruktor Krzig einem persischen Offizier, der ihm immer auf die Sporen trat, um Gelächter zu erregen, beim Exerzieren eine riesige Ohrfeige versetzte, fiel es diesem nicht ein, dafür Genugthuung zu verlangen, und Nasreddin, dem der Vorfall gemeldet wurde, bemerkte, die Ohrfeige gehöre wohl nicht zum Unterrichte. Damit war die Sache abgemacht.

Gesundheitslehre.

Gegen den Sonnenstich. Es geht uns von sehr kompetenter Seite folgende Mittheilung zu: „Nach den Berichten der englischen Blaubücher wenden die Armeeärzte in Indien seit einigen Jahren das Chinin in großen Gaben mit bestem Erfolge gegen die Blutzersetzung beim Sonnenstich (Hitzschlag) an. Da solche Patienten meist nicht mehr schlucken können, so wird es in der Dosis von etwa fünfzehn Gran durch Einspritzung unter die Haut beigebracht. Die günstige Wirkung soll sich in ziemlich kurzer Zeit darnach deutlich darthun."

*

Mittel gegen Zahnschmerz. Man stelle ein Gemisch von circa 12 Gramm Chloralkampforat mit Gelsemiumtinktur her, dem man einige Tropfen Cajaputöl zusetzt. Dann träufelt man davon 6—8 Tropfen auf Watte, thut dieß in den hohlen Zahn und reibt Zahnfleisch und Wange mit der Mischung ein.

*

Preiselbeeren als Heilmittel. Die Benützung derselben zu einem wohlschmeckenden Kompot dürfte allgemein bekannt sein. In Amerika hat die genannte Pflanze in neuester Zeit dadurch noch einen besondern Werth erhalten, als die Aerzte sie als Arzneimittel verwenden. Die frischen Beeren sollen nämlich als Thee getrunken, mit Zucker vermischt, ein vorzügliches Mittel gegen Halsentzündungen sein. Auch bei Hautentzündungen, z. B. beim Rothlauf der Kinder, werden die Preiselbeeren, nachdem sie vorher zu Brei zerdrückt wurden, als Ueberschlag angewendet, und sollen den Schmerz und die Entzündung sofort mildern.

Haus und Garten.

Zum Vertreiben der Fliegen sind folgende Mittel zu empfehlen: Man vertreibt die Fliegen aus jedem Zimmer, aus jedem Stalle, wenn man kleine Gefäße, zierliche Näpfchen, mit Lorbeeröl gefüllt, auf Tische, Simse, Schränke stellt und dann eine Zeitlang die Fenster möglichst wenig öffnet. Die Fliegen können diesen Geruch durchaus nicht ertragen und suchen ihm zu entfliehen. In Küchen, Vorrathskammern und Ställen kann man die Fliegen schnell verscheuchen, wenn man Bretter und Regale mit diesem Lorbeeröl anstreicht oder es beim Anstrich der Räumlichkeiten unter die Farbe mischt, mit der man diese Räume tüncht. Will man Fliegen von Möbeln, Gemälden &c. abhalten, so weiche man Knoblauch vier bis fünf Tage in Wasser ein und wasche Stühle, Tische, Thüren, Schränke &c. damit. Die Fliege weicht sofort zurück, weil ihr der Geruch zu widerlich. Namentlich leiden die armen Pferde und Kühe während der heißen Sommerzeit von den Fliegen und Bremsen. Geschnittener Wermuth, im Wasser aufgeweicht und damit die Thiere gewaschen, hält jede Fliege fern.

Schwarze Rosen. ... G. Ernest in Stockton, Kalifornien, soll ... suchen gelungen sein, Rosen von schwarz... ... in erzählt über das Experiment Folgend... Ableger einer dunkelrothen Rose auf ... n enthaltende Saft der Eiche, aus we... zog, der Blüte eine tintenschw... jetzt jedoch noch nicht gelungen, Ableger dieser schwarzen Rose in Gartenerde zu verpflanzen, da dieselben stets nach kurzer Zeit verdorrten.

Gemeinnütziges.

Glacé- und waschlederne Handschuhe zu waschen, bedient man sich am vortheilhaftesten des Glycerins; oder: die Handschuhe werden mittelst eines Läppchens mit Benzin abgerieben, zum Trocknen und Ausduften an einen luftigen, aber schattigen Ort gehängt und dann mit Talkpulver weich gerieben. Außerdem sei die Vorschrift des berühmten „Ganteins" mitgetheilt: 6 Thl. Seife wird durch Erwärmen in 12 Thl. Rosenwasser aufgelöst (Regenwasser thut es auch), dann 4 Thl. Chlorwasser und 1/4 Thl. Ammoniakflüssigkeit (flüchtiger Spiritus) hinzugemischt und damit werden die Handschuhe wie oben abgerieben. Man hüte sich, dieß Ganteïn einzuathmen, nehme auch das Handschuhwaschen damit, wie mit dem Benzin, niemals in den Wohnzimmern &c., sondern stets auf dem Hof, im Hausflur oder dergleichen vor. Alle käuflichen, meist sehr theuren Handschuhreinigungsmittel enthalten das Benzin oder Chlorwasser als Hauptbestandtheil.

*

Baumwollenem Zwirn größere Haltbarkeit zu geben. Der leichten Zerreißbarkeit des baumwollenen Nähzwirns wegen sind die Hausfrauen häufig gezwungen, stärkere Nummern zu nehmen, als sie eigentlich gebrauchen können. Diesen Uebelstand beseitigt Mason dadurch, daß er mit den Baumwollenfäden jedesmal einige leinene verzwirnt, weil die letzteren bekanntlich viel fester sind. Man sollte dieß allenthalben nachahmen und die Hausfrauen sollten nur solchen Zwirn verlangen.

Landwirthschaft.

Kultur des Weinstockes in Töpfen. Das folgende Verfahren ist ebenso einfach als sicher; es setzt aber allerdings voraus, daß man bereits über tragbare Weinstöcke zu verfügen hat: Im Frühjahre, wenn die Trauben aufgebunden werden, wählt man nach Bedürfniß mehrere ein- oder besser zweijährige Reben aus, die man auf die Erde niederbeugt und durch die untere vergrößerte Oeffnung von Blumentöpfen von etwa 32 Centimeter Durchmesser zieht, so daß sie mit ihren Seitentrieben ungefähr 40 Centimeter oben herausstehen. So weit sich die Rebe im Topf befindet, wird sie der Länge nach bis auf das Mark gespalten und der Spalt durch Hölzchen oder Steinchen offen erhalten. Es hat dieß zum Zwecke, die rasche Bewurzelung derselben herbeizuführen. Die Töpfe werden sodann mit leichter, fruchtbarer Erde gefüllt und die Reben an einen Pfahl gebunden. Man hat dann nichts weiter zu thun, als bei trockener Witterung die Töpfe zu begießen. Um das rasche Austrocknen derselben zu verhüten, kann man sie mit Erde oder Sand umgeben und die Oberfläche derselben mit Moos bedecken. Im Herbst, wenn Fröste bevorstehen, oder auch schon früher, werden die Reben unter den Töpfen abgeschnitten und die letzteren hinter ein sonniges Fenster oder in ein Doppelfenster gestellt. Man kann sie auch an ihrem Standorte belassen und Fenster davor lehnen. Es ist dieß ein sehr gutes, vollkommen erprobtes Verfahren, um in ungünstigen Jahren und in Gegenden, wo die Trauben schwer zeitigen, stets vollkommen reife Früchte zu erzielen, besonders da man die niedrigen Reben im Frühjahre sehr leicht durch Decken gegen Spätfröste schützen kann. Wir haben schon solche Topfreben gehabt, die sechs bis zehn Trauben trugen und allgemeine Bewunderung erregten. Dieß ist auch das beste Verfahren, um die Trauben bis lange in den Winter hinein zu konserviren, denn an den Stöcken halten sie sich sehr gut, nur darf man dann die Töpfe nicht zu lang im geheizten Zimmer lassen. Erwähnung verdient noch, daß Manche die Reben erst dann in die Töpfe ziehen, wenn sich die Blütenscheine zeigen, um sicher zu sein, eine hinlängliche Anzahl Trauben zu erhalten. Es ist aber dieß wegen der schon stark entwickelten Triebe stets mit einiger Schwierigkeit verknüpft. Wählt man zweijährige Fruchtreben mit gut ausgereiftem Holz, so wird es nie an Trauben fehlen.

*

Die Abhängigkeit der Milchabscheidung von der Fütterung. Professor G. Kühn hat über diesen Gegenstand neue Untersuchungen ausgeführt, aus welchen sich ergibt: Wiesenheu und Roggenkleie üben einen günstigern Einfluß auf die Qualität der Milch aus als Rapsmehl. Im Vergleich mit Wiesenheu vermehrt Rapsmehl den Wassergehalt der Milch und verändert deren Trockensubstanz in der Weise, daß Fett- und Zuckergehalt sinkt, der Gehalt an Käsestoff dagegen steigt. Roggenkleie an der Stelle von Wiesenheu übt fast genau den umgekehrten Einfluß aus. Die Quantität der Milch wird durch Ersatz der Kleie durch Rapsmehl nicht wesentlich beeinflußt.

Verkehr.

Auf der Ausstellung in Philadelphia sind Pferdebahnwagen zu sehen, welche schon eingeführt sind und sich gut bewähren sollen, die durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung den Kondukteur ersparen. In der Glaswand, welche den Kutschersitz vom Innern des Wagens trennt, befindet sich nämlich eine Büchse in zwei Stockwerke getheilt. Der obere Theil dieser Büchse besteht aus einem Glaskasten mit engem Munde. In diesen wirft der Fahrende sein 5-Centstück. Klirrend fällt es auf den Boden, der Kutscher sieht sich um, prüft die Richtigkeit der Zahlung, drückt an eine Feder, der Boden öffnet sich und das 5-Centstück fällt in den untern dunklen Raum des Geldkastens. Wer aber nicht gerade fünf Cent bei sich hat, sondern nur größeres Geld? Der fahrende Rosselenker kann doch unmöglich zu uns kommen, um zu wechseln. Auch dafür ist gesorgt. In derselben Wand, vor welcher der Kutscher sitzt, befindet sich eine Messingklappe, man drückt sie nach auswärts, es schellt; der Kutscher sieht sich um und gewahrt den Dollarzettel in unserer Hand. Er nimmt ihn in Empfang, holt dafür aus seiner Tasche ein Couvert hervor, darauf steht: «Open this and put the fare in the Box.» darunter zu deutsch: „Oeffne dieses und lege das Fahrgeld in den Kasten." In der Mitte ist der Geldwerth des Couverts groß gedruckt. Man thut, wie geboten, findet kleines Geld in dem Briefumschlag und zahlt davon seinen Betrag. Solche Briefchen hat der Kutscher von zehn Cent bis zwei Dollars, mit höheren darf man ihm nicht kommen.

Historische Gedenktage.

6. Oktober.

1773. Louis Philipp, König von Frankreich, geboren. Er war ein Sohn des berüchtigten, in der Revolution guillotinirten Herzogs von Orleans, wurde 1830 zum König erwählt und 1848 vom Throne verjagt.

7. Oktober.

1696. Friedrich August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, unter dessen schwacher, von seinem Minister, Grafen Brühl, geleiteten Regierung die Kriege gegen Friedrich den Großen fallen, — zu Dresden geboren.

8. Oktober.

1789. Die Oesterreicher (General Laudon) erobern von den Türken die Festung Belgrad.

1837. Hortense Eugenie, geborene Beauharnais, Stieftochter Napoleon's, Gemahlin des ehemaligen Königs von Holland und Mutter des Kaisers Napoleon III., — zu Arenenberg in der Schweiz gestorben.

9. Oktober.

1807. Edikt über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Preußen, wodurch fortan ein freier Bauernstand sich des eigenen Bodens erfreuen durfte.

10. Oktober.

1806. Treffen bei Saalfeld zwischen Franzosen und Preußen; Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand.

11. Oktober.

1531. Schlacht bei Kappel; die tapferen Züricher werden von den katholischen Urkantonen besiegt. In der Schlacht bleibt Ulrich Zwingli, der Reformator, Pastor zu Glarus und Zürich, 47 Jahr alt.

12. Oktober.

1435. Agnes Bernauer, heimliche Gemahlin des Herzogs Albrecht von Bayern, wird in der Donau ertränkt.

14. Oktober.

1784. Ferdinand VII., König von Spanien, geboren. Die Thronrevolution 1808 gegen seinen Vater, seine Gefangenschaft in Frankreich durch Napoleon, die Restauration 1814, die Revolution von 1820, die zweite Restauration, Wiederherstellung des Absolutismus und der weiblichen Thronfolge, erschütterten Spanien unter seiner Regierung.

16. Oktober.

1813. (16. bis 19.) Anfang der Völkerschlacht bei Leipzig; südlich die Schlacht bei Wachau (Napoleon siegt über Schwarzenberg); nördlich die Schlacht bei Möckern (Blücher und York siegen über Marmont).

17. Oktober.

1757. R. A. F. de Reaumur, berühmter Naturforscher (der eine neue Skala des Thermometers aufgestellt), stirbt auf seinem Gut in der Landschaft Maine.

1805. Kapitulation der Festung Ulm und der darin eingeschlossenen österreichischen Armee (unter General Mack) an die Franzosen.

18. Oktober.

1748. Friede zu Aachen, endet den österreichischen Erbfolgekrieg zwischen Oesterreich, Frankreich, England und Spanien.

19. Oktober.

1466. Friede zu Thorn zwischen dem König Kasimir von Polen und dem Hochmeister des deutschen Ordens; dieser verliert die Hälfte seines Gebiets (Westpreußen) und behält Ostpreußen als polnischer Vasall.

20. Oktober.

1740. Karl VI., römisch-deutscher Kaiser, gestorben. Seine Regierung war durch Kriege (über die spanische und polnische Thronfolge und mit den Türken) beunruhigt, und da mit ihm der habsburgische Mannesstamm ausstarb, so hatte er durch die pragmatische Sanktion (19. April 1713) seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in seinen Staaten zu sichern gesucht.

Räthsel.

Es ist ein nützlich Instrument,
Das meine Eins und Zwei Dir nennt;
Wie es genau den Ton kann messen,
Braucht's Fürst und Bauer auch beim Essen.

Die Drei und Vier gibt einem Ort
Erst wahren Werth durch Lied und Wort
Und will dem Geisterreich verbinden,
Was noch auf Erden ist zu finden.

Das Ganze lebt zwar nur vom Raub,
Doch über niedern Erdenstaub
Versucht es oft mit seinen Schwingen
Zum Himmel kühn empor zu dringen.

Auflösung der Charade Seite 51:

Gedräng, Getränk.

Rösselsprung.

feind-	lich	welt	gen	al-	ihr	bist	nen
will	daß	so	wirk-	gen	schö-	delt	Mund
mir	lich	kla-	ler	schlim-	du	ta-	in
du	ich	mes	bist	so	küßt	wie	wan-
sa-	du	mich	es	sagt	ver-	der	ge-
delt	schlecht	ihr	ganz	dem	lie-	pen	ha-
wirk-	gen	han-	so	un-	ren	euch	ne
be-	o	lich	von	bend	man-	dank-	lip-

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 51:

Weiß.	Schwarz.
1) L. B 8 — E 5	1) Beliebig.
2) D., S. oder C 5 — C 6 setzt Matt.	

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 51:

Ein Krieg zwischen zwei Großmächten.

Kleine Korrespondenz.

J. M. in Triest. Die Stelle ist aus Goethe's „Faust".

Hrn. H. Z. in Stolp. Gaslicht wirkt nicht schädlich, wohl aber die Hitze und Trockenheit der Luft in Folge dessen und Gasausströmung.

Hrn. S., Lehrer in St. Uns sind nur Uebersetzungen bekannt von Simrock und H. Kurz, erste bei Brockhaus, etwa 9 Mark, zweite in Stuttgart, gegen 6 Mark. Hinsichtlich der Broschüre können wir Ihnen nichts rathen. Wo der Ausschnitt her ist, dort wird man's wissen.

Hrn. B. S. Zu schwierig: besonders Nr. 12 und 18 gar nicht zu rathen.

Hrn. A. D. in F. Unserem ärztlichen Mitarbeiter gesandt.

Hrn. Regisser. Leider nicht verwendbar. Dank für das Interesse.

Onkel R. Entschieden schädlich. Freundlichen Gruß an Tante. Räthsel, Rösselsprung, Rebus richtig. Wir beneiden Sie um Ihre prächtige, zierliche Handschrift.

Abonnent in Hermannsstadt. Wenn dieß die Natur nicht thut, auf anderem Wege unmöglich. Nur nicht vorzeitig haben wollen — dann wird die Sache im Keim verdorben.

Lustige K...gesellschaft in Berlin. Ihr Wunsch soll, so weit irgend thunlich, erfüllt werden. Dank für die Anhänglichkeit.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden rc. sind uns zugegangen von: Frln. Pauline R., Wiesbaden; Hrn. Adolph Meßner, Oels-Arnau; E. A. Wollmer, Bradford; Gustav Schmidt, Frankfurt a. M.; J. Arnold, Alzey; Prof. Caprora, Bozen; P. S. Bern; Emma L., Krotoschin; R. T., Preßburg; Fritz Trumm, Berlin; Frau Lina Grimm, Leipzig.

G. v. Z. in F. Hackländer, Ed. Hallberger, Stuttgart, und Kröner daselbst. Temme, Berlin, S. Behrend.

Altonaer Abonnent. Wir haben Ihnen schon geantwortet, daß wir aus gewichtigen Gründen dieß Präparat für Schwindel halten. Annonciren steht Jedem frei.

Abonnent in Neu-Mexiko. Woher weiß Niemand. Fliegenpapier und noch besser viel Stöcke mit Fliegenleim sind die wirksamsten Mittel; letztere müssen, wenn voll, durch das Feuer gezogen und neu bestrichen werden. Ausführliches „Aus allen Gebieten" in diesem Heft.

Hrn. Joseph Sidler. Besten Dank; aber wir können einen anderwärts gebrachten Artikel nicht auch noch aufnehmen. Außerdem war uns dieser der Hauptsache nach nicht verständlich.

Hrn. A. Cristin in Nyon. Nr. 1: Durch Waschen mit Benzin und vorsichtiges Austrocknen. Nr. 2: Durch Handschuhtragen, besonders Nachts. Nr. 3: Durch Destillation, wo dann die Schwefelsäure konzentrirt zurückbleibt. Nr. 4: Barentin, Lehrbuch der Technologie, Wien, Gerold Sohn; Chevalier, Rezeptbuch, Stuttgart, Koch.

Hrn. Max Schulz. Uebung. Andere Hülfsmittel gibt es da nicht.

Hrn. Georg A. Es — S. in Währing. Das Gedicht ist gefunden, es ist uns angenehm, daß Sie eine andere Verwendung dafür haben, da wir Ihren Wunsch nicht erfüllen können.

Abonnent in Dortmund. Es wird Salmiakgeist empfohlen.

G. Beamont. Waschen mit Benzin und sorgfältiges Austrocknen. Schwierig!

Hrn. Fr. Fleischer in G. Maschinen- und Patentagentur von Wirth & Co. in Frankfurt a. M.

Aerztliche Korrespondenz. Hrn. A. Z. in P. Die begonnene Kur wird Sie schwerlich zum Ziele führen. Sie bedürfen einer methodischen Behandlung seitens eines rationellen, in solchen Dingen erfahrenen Arztes; aber es sei Ihnen nicht verschwiegen, daß Ihr Zustand eine längere Zeit zum Besserwerden erfordert. Die uns beigesandten Rezepte sind kassirt, da Sie auf deren Rückgabe verzichten. Dr. Kl.

Anfragen *).

13) (48 des vorigen Jahrgangs) Wodurch verhütet man das Schimmeln der Tinte?
Emma L. in Br.

14) Auf welche Weise entfernt man schwarze Tintenflecke aus hellem Sommerbuxkin und aus Leinwand?
A. M.

15) Gibt es kein Mittel, um Mauersteine in ungebranntem Zustande vor dem Erfrieren zu schützen, so daß man also auch im Winter brennen kann?
Langjähriger Abonnent.

Antworten.

Auf 13) (48 des vorigen Jahrgangs): Schimmeln der Tinte vermeidet man dadurch, daß derselben einige Tropfen Kreosot zugesetzt werden.

Auf 14): Aus Wollenstoff: Am besten mit verdünnter Salzsäure oder Weinsteinsäurelösung betupfen und dann mit viel Wasser sorgfältig auswaschen. Aus Leinwand: Man löse Kleesalz (giftig) in einem Porzellangefäß in heißem Wasser auf und tauche den Fleck hinein, streue dann fein geraspeltes Zinn darauf, und sobald nach dem Hin- und Herbewegen der Zinnspähne der Fleck völlig verschwunden ist, wasche man fleißig mit reinem Wasser nach, damit das Kleesalz dem Leinen nicht schädlich wird.
Dr. R.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Rhabarber für die Küche. Die für den Küchenbedarf geeigneten Rhabarbervarietäten haben als medizinische Pflanzen wenig Werth und mit den aus der chinesischen Tatarei zu uns kommenden Droguen nichts gemein, als den Gattungsnamen. Wer sich aber an den Namen stößt, der kultivire die Gartenvarietäten unter dem Namen der Viktoria-, Prinz Albert-, Magnum bonum-, Linnäus-Kompotstaude, und es bleibt dann gar nichts übrig, was an die Apotheke erinnert. Zehn bis zwölf Pflanzen der Viktoriastaude gewähren vom Mai ab vier Monate lang ausreichendes Material zu Saucen und Kompots für eine ganze Familie. Wir sind der Ueberzeugung, daß ein spekulativer Kopf, welcher einige Acker Landes an diese Kultur im Großen wagte, um die Blattstiele, vielleicht mit einer verhältnißmäßigen Menge von Stachelbeeren vermischt, als Kompot zuzubereiten und in Glasbüchsen in den Handel zu bringen, ein ganz lukratives Geschäft machen würde. Die Zubereitung der Blattstiele ist die einfachste, die man sich denken kann. Man sammelt sie ein, wenn sie vollkommen ausgebildet, aber noch nicht hart geworden sind, streift das Grüne ab, schneidet sie in zollange Stücke, spaltet sie und läßt sie über dem Feuer in Wasser aufwallen. Nach dem Herausnehmen läßt man das Wasser ablaufen und kocht sie in Zucker.

*

Die Rothweinkonsumenten werden mit gerechtem Unwillen erfahren haben, daß die künstliche Weinfärbung mittelst Fuchsin (rothes Anilin) durch zahlreiche chemische Untersuchungen in Frankreich konstatirt ist. Man wird überall gut thun, sich vor dieser neuen gewissenlosen Methode der Rothweinbereitung oder Verschönerung in Acht zu nehmen und sich gegen ihre, die Gesundheit gefährdenden Folgen zu schützen. Nach Husson entdeckt man das Fuchsin im Rothwein dadurch, daß man den Wein in einer Porzellanschale erhitzt, mit Ammoniak sättigt, einen weißen Wollfaden hineintaucht und das Ganze ein paarmal aufkochen läßt. Den Faden behandelt man darnach mit Essig, der sich mit dem Ammoniak verbindet und das Fuchsin frei macht, das dem Wollfaden eine lebhafte rothe Farbe verleiht, die sich nicht auswäscht. Fuchsinfreier Rothwein bringt diese letzte Wirkung nicht hervor, der geröthete Wollfaden läßt sich im Wasser vielmehr wieder ganz weiß waschen. Die Weinfärbung mittelst Fuchsin ist um so verdammenswerther, als der Rothwein weit mehr denn Weißwein die Rolle eines Arznei- und Stärkungsmittels spielt. Der Verdacht, in welchen gewissenlose Spekulanten den Rothwein gebracht haben, wird voraussichtlich auf den Konsum beschränkend zurückwirken.

*

Schwamm in Gebäuden. Durch Anstreichen und Bespritzen der mit Schwamm bewachsenen Wände oder Holzwerk mit Petroleum wird der Schwamm sofort dunkelbraun oder schwarz und fällt in kurzer Zeit ab. Freilich werden Wände und Dielen vom Anstriche gefleckt, aber das Petroleum verflüchtet sich in einiger Zeit und damit verschwinden auch die Flecken. Als eine solche Operation vor drei Jahren an einer schwammigen Stelle vorgenommen wurde, verschwand der Schwamm, und bis heute ist die Stelle noch ganz rein.

*

Werth des Pferdefleisches. In vielen Gegenden ist das Pferdefleisch als Nahrungsmittel bereits sehr eingebürgert und Alt und Jung hat sich daran gewöhnt; in anderen dagegen herrscht noch ein gewisses Vorurtheil gegen dasselbe und die Verwerthung ist eine sehr geringe; es muß zu Schleuderpreisen abgegeben werden oder wird wohl gar nur für die Hunde und zur Düngerbereitung verwandt. Um klaren Aufschluß über den Werth des Pferdefleisches zu erhalten, untersuchten zwei belgische Chemiker dasselbe (Leydor und Piro) und theilen Folgendes darüber mit: Zwei gesunde und im mittlern Futterzustande befindliche Pferde wurden von einem brüsseler Pferdeschlächter den betreffenden Chemikern zur Verfügung gestellt und ihnen dabei besonders versichert, daß dieselben sich in dem Zustande befänden, in welchem die Pferde gewöhnlich geschlachtet werden. Die sehr gewissenhafte, genaue Untersuchung ergab nun das Resultat, daß das Pferdefleisch allerdings dem fetten Ochsenfleisch, dagegen nur wenig dem der Kuh nachsteht. Der Durchschnittsgehalt an Fett bei der Kuh in den verschiedenen Körpertheilen beträgt 1,37 Prozent, bei dem Pferde Nr. 2 1,22 Prozent, also nahezu eben so viel. Der Unterschied in den einzelnen Körpertheilen ist beim Pferd allerdings nicht so bedeutend als beim Rind und namentlich bei dem fetten Rind; jedoch ist eine nicht unbedeutende Verschiedenheit im Fettgehalt der einzelnen Körpertheile auch beim Pferde nicht zu verkennen und beansprucht die Aufmerksamkeit des Pferdefleisch genießenden Publikums. Das Verhältniß der stickstoffhaltigen Muskelsubstanz zur festen oder zur Trockensubstanz überhaupt ist beim Pferdefleisch höher als bei dem Kuh- oder Ochsenfleisch; es fehlt ihm daher nicht an Nahrhaftigkeit, nur verlangen unsere Geschmacksnerven einen Zusatz von Fett, wie wir es ja bei dem Wild auch gewöhnt sind, denn beide verbrauchen vermöge ihrer schnelleren Bewegung mehr Respirationsmaterial zur Unterhaltung des Athmungsprozesses, welches bei dem ruhigeren Rinde zur Ablagerung von Fettsubstanz übrig bleibt.

Das Vorurtheil, welches hier und da gegen den Genuß des Pferdefleisches noch besteht, ist ungerechtfertigt und wird, wenn solche Untersuchungen öfters wiederholt werden, hoffentlich nach und nach ganz verschwinden. Wegen seines geringeren Fettgehaltes wäre es zu der Bantinkur ganz besonders geeignet, wenn auch die Patienten im Anfang nicht sehr davon erbaut sein würden.

Gewerbliches.

Firniß für Rohr- und Korbgeflechte. Zum Ueberziehen von geschältem und gefärbtem Rohr bedient man sich des nach folgender Vorschrift bereiteten Lackes: Man erhitzt 25 Grm. gutes Leinöl in einem Sandbade so lange, bis ein Tropfen desselben, auf einen kalten Stein gebracht, beim Neigen des letzteren nicht mehr fließt und beim Betupfen mit dem Finger stark fadenziehend erscheint. Alsdann setzt man, anfangs in kleineren Portionen, ein Pfund fetten Kopalfirniß oder einen andern fetten Firniß hinzu. Das Erhitzen des Leinöls darf nicht zu weit getrieben werden, weil es sich sonst nicht mehr vollständig in dem Kopallack auflöst, und das Gefäß, worin der Kopalfirniß erhitzt wird, muß geräumig sein, da beim Zusatz des Leinöls heftiges Aufschäumen stattfindet. Nach dem Erkalten gibt man dem Firniß durch Vermischen mit Terpentinöl die gewünschte Konsistenz. Er trocknet bald, behält hinlängliche Elastizität, und läßt sich mit oder ohne Zusatz von Farben anwenden.

Militärisches.

Ueber persisches Heerwesen macht W. Braun, der von 1852—1865 als Dragoman bei der russischen Gesandtschaft in Teheran fungirte, in der „Od.-Ztg." interessante Mittheilungen. Die ganze Wehrkraft des Landes von etwa zwölf Millionen Einwohnern besteht aus 35,000 Mann, von denen noch die größere Hälfte, 20,000 Mann, zur berittenen Landmiliz gehört, die nur in Kriegszeiten einberufen wird. Die regelmäßigen Truppen bestehen bis auf 200 in blaue Husarenuniform gekleidete Reiter aus Infanterie und Artillerie. Die Aushebung der Soldaten ist eine ganz willkürliche und die Dienstzeit eine völlig unbeschränkte. Seine Löhnung von einem Toman = 9 Mark monatlich, wofür der Soldat sich beköstigen soll, wandert erst durch so viele Hände, daß er oft nur den zehnten Theil erhält, dafür darf er neben seinem Dienst ein Handwerk oder ein kleines Handelsgeschäft treiben. So bietet sich auf den Straßen Teherans und selbst längs des königlichen Schlosses das Schauspiel dar, daß man die Schildwachen ganz gemüthlich die Flinte an die Wand lehnen und aus den Körben ihres Esels — denn jeder persische Soldat hat seinen Esel — Weintrauben, Melonen und Gurken feilbieten sieht. Die Prügelstrafe, welche in Persien häufig und in allen Klassen vom Minister bis zum Soldaten angewendet wird, ist auch in der Armee überaus häufig. Der zu Bestrafende legt sich auf den Rücken, seine Füße werden in eine Schlinge gesteckt, dann heben zwei Leute die Stange, in deren Mitte die Schlinge hängt, in die Höhe, und man beginnt von zwei Leuten ein kreuzweises Hauen auf die nach oben gerichteten Fußsohlen mit dicken, langen Weidenstöcken. Dabei wird bei den verschiedenen Rangklassen der Unterschied beobachtet, daß den hohen Würdeträgern ein Shawl oder Teppich unter den Rücken gelegt wird, während der Gemeine auf der bloßen Erde liegen muß. Da dem Perser jeder Begriff von Ehre abgeht, wofür seine Sprache nicht einmal einen Ausdruck besitzt, so weiß er noch nicht, was es heißt, sich beleidigt fühlen oder Einen beleidigen, und schon aus dem Grunde sind Duelle in der persischen Armee undenkbar. Als einst ein österreichischer Instruktor Krzig einem persischen Offizier, der ihm immer auf die Sporen trat, um Gelächter zu erregen, beim Exerzieren eine riesige Ohrfeige versetzte, fiel es diesem nicht ein, dafür Genugthuung zu verlangen, und Nasreddin, dem der Vorfall gemeldet wurde, bemerkte, die Ohrfeige gehöre wohl nicht zum Unterrichte. Damit war die Sache abgemacht.

Gesundheitslehre.

Gegen den Sonnenstich. Es geht uns von sehr kompetenter Seite folgende Mittheilung zu: „Nach den Berichten der englischen Blaubücher wenden die Armeeärzte in Indien seit einigen Jahren das Chinin in großen Gaben mit bestem Erfolge gegen die Blutzersetzung beim Sonnenstich (Hitzschlag) an. Da solche Patienten meist nicht mehr schlucken können, so wird es in der Dosis von etwa fünfzehn Gran durch Einspritzung unter die Haut beigebracht. Die günstige Wirkung soll sich in ziemlich kurzer Zeit darnach deutlich darthun."

*

Mittel gegen Zahnschmerz. Man stelle ein Gemisch von circa 12 Gramm Chloralkamphorat mit Gelsemiumtinktur her, dem man einige Tropfen Cajaputöl zusetzt. Dann träufelt man davon 6—8 Tropfen auf Watte, thut dieß in den hohlen Zahn und reibt Zahnfleisch und Wange mit der Mischung ein.

*

Preiselbeeren als Heilmittel. Die Benützung derselben zu einem wohlschmeckenden Kompot dürfte allgemein bekannt sein. In Amerika hat die genannte Pflanze in neuester Zeit dadurch noch einen besondern Werth erhalten, als die Aerzte sie als Arzneimittel verwenden. Die frischen Beeren sollen nämlich als Thee getrunken, mit Zucker vermischt, ein vorzügliches Mittel gegen Halsentzündungen sein. Auch bei Hautentzündungen, z. B. beim Rothlauf der Kinder, werden die Preiselbeeren, nachdem sie vorher zu Brei zerdrückt wurden, als Ueberschlag angewendet, und sollen den Schmerz und die Entzündung sofort mildern.

Haus und Garten.

Zum Vertreiben der Fliegen sind folgende Mittel zu empfehlen: Man vertreibt die Fliegen aus jedem Zimmer, aus jedem Stalle, wenn man kleine Gefäße, zierliche Näpfchen, mit Lorbeeröl gefüllt, auf Tische, Simse, Schränke stellt und dann eine Zeitlang die Fenster möglichst wenig öffnet. Die Fliegen können diesen Geruch durchaus nicht ertragen und suchen ihm zu entfliehen. In Küchen, Vorrathskammern und Ställen kann man die Fliegen schnell verscheuchen, wenn man Bretter und Regale mit diesem Lorbeeröl anstreicht oder es beim Anstrich der Räumlichkeiten unter die Farbe mischt, mit der man diese Räume tüncht. Will man Fliegen von Möbeln, Gemälden 2c. abhalten, so weiche man Knoblauch vier bis fünf Tage in Wasser ein und wasche Stühle, Tische, Thüren, Schränke 2c. damit. Die Fliege weicht sofort zurück, weil ihr der Geruch zu widerlich. Unendlich leiden die armen Pferde und Kühe während der heißen Sommerzeit von den Fliegen und Bremsen. Geschnittener Wermuth, im Wasser aufgeweicht und damit die Thiere gewaschen, hält jede Fliege fern.

*

Schwarze Rosen. Dem Amerikaner C. G. Ernest in Stockton, Kalifornien, soll es nach vielfachen Versuchen gelungen sein, Rosen von schwarzer Farbe zu ziehen. Man erzählt über das Experiment Folgendes: Ernest okulirte einen Ableger einer dunkelrothen Rose auf eine Eiche, und der Tannin enthaltende Saft der Eiche, aus welcher die Rose ihre Nahrung zog, verlieh der Blüte eine tintenschwarze Farbe. Leider ist es bis jetzt jedoch noch nicht gelungen, Ableger dieser schwarzen Rose in Gartenerde zu verpflanzen, da dieselben stets nach kurzer Zeit verdorrten.

Gemeinnütziges.

Glacé- und waschlederne Handschuhe zu waschen, bedient man sich am vortheilhaftesten des Glycerins; oder: die Handschuhe werden mittelst eines Läppchens mit Benzin abgerieben, zum Trocknen und Ausduften an einen luftigen, aber schattigen Ort gehängt und dann mit Talkpulver weich gerieben. Außerdem sei die Vorschrift des berühmten „Ganteïns" mitgetheilt: 6 Thl. Seife wird durch Erwärmen in 12 Thl. Rosenwasser aufgelöst (Regenwasser thut es auch), dann 4 Thl. Chlorwasser und $^1/_4$ Thl. Ammoniakflüssigkeit (flüchtiger Spiritus) hinzugemischt und damit werden die Handschuhe wie oben abgerieben. Man hüte sich, dieß Ganteïn einzuathmen, nehme auch das Handschuhwaschen damit, wie mit dem Benzin, niemals in den Wohnzimmern 2c., sondern stets auf dem Hof, im Hausflur oder dergleichen vor. Alle käuflichen, meist sehr theuren Handschuhreinigungsmittel enthalten das Benzin oder Chlorwasser als Hauptbestandtheil.

*

Baumwollenem Zwirn größere Haltbarkeit zu geben. Der leichten Zerreißbarkeit des baumwollenen Nähzwirns wegen sind die Hausfrauen häufig gezwungen, stärkere Nummern zu nehmen, als sie eigentlich gebrauchen können. Diesen Uebelstand beseitigt Maßon dadurch, daß er mit den Baumwollenfäden jedesmal einige leinene verzwirnt, weil die letzteren bekanntlich viel fester sind. Man sollte dieß allenthalben nachahmen und die Hausfrauen sollten nur solchen Zwirn verlangen.

Landwirthschaft.

Kultur des Weinstockes in Töpfen. Das folgende Verfahren ist ebenso einfach als sicher; es setzt aber allerdings voraus, daß man bereits über tragbare Weinstöcke zu verfügen hat: Im Frühjahre, wenn die Trauben aufgebunden werden, wählt man nach Bedürfniß mehrere ein- oder besser zweijährige Reben aus, die man auf die Erde niederbeugt und durch die untere vergrößerte Oeffnung von Blumentöpfen von etwa 32 Centimeter Durchmesser zieht, so daß sie mit ihren Seitentrieben ungefähr 40 Centimeter oben herausstehen. So weit sich die Rebe im Topf befindet, wird sie der Länge nach bis auf das Mark gespalten und der Spalt durch Hölzchen oder Steinchen offen erhalten. Es hat dieß zum Zwecke, die rasche Bewurzelung derselben herbeizuführen. Die Töpfe werden sodann mit leichter, fruchtbarer Erde gefüllt und die Reben an einen Pfahl gebunden. Man hat dann nichts weiter zu thun, als bei trockener Witterung die Töpfe zu begießen. Um das rasche Austrocknen derselben zu verhüten, kann man sie mit Erde oder Sand umgeben und die Oberfläche derselben mit Moos bedecken. Im Herbst, wenn Fröste bevorstehen, oder auch schon früher, werden die Reben unter den Töpfen abgeschnitten und die letzteren hinter ein sonniges Fenster oder in ein Doppelfenster gestellt. Man kann sie auch an ihrem Standorte belassen und Fenster davor lehnen. Es ist dieß ein sehr gutes, vollkommen erprobtes Verfahren, um in ungünstigen Jahren und in Gegenden, wo die Trauben schwer zeitigen, stets vollkommen reife Früchte zu erzielen, besonders da man die niedrigen Reben im Frühjahre sehr leicht durch Decken gegen Spätfröste schützen kann. Wir haben schon solche Topfreben gehabt, die sechs bis zehn Trauben trugen und allgemeine Bewunderung erregten. Dieß ist auch das beste Verfahren, um die Trauben bis lange in den Winter hinein zu konserviren, denn an den Stöcken halten sie sich sehr gut, nur darf man dann die Töpfe nicht zu lang im geheizten Zimmer lassen. Erwähnung verdient noch, daß Manche die Reben erst dann in die Töpfe ziehen, wenn sich die Blütenscheine zeigen, um sicher zu sein, eine hinlängliche Anzahl Trauben zu erhalten. Es ist aber dieß wegen der schon stark entwickelten Triebe stets mit einiger Schwierigkeit verknüpft. Wählt man zweijährige Fruchtreben mit gut ausgereiftem Holz, so wird es nie an Trauben fehlen.

*

Die Abhängigkeit der Milchabscheidung von der Fütterung. Professor G. Kühn hat über diesen Gegenstand neue Untersuchungen ausgeführt, aus welchen sich ergibt: Wiesenheu und Roggenkleie üben einen günstigern Einfluß auf die Qualität der Milch aus als Rapsmehl. Im Vergleich mit Wiesenheu vermehrt Rapsmehl den Wassergehalt der Milch und verändert deren Trockensubstanz in der Weise, daß Fett- und Zuckergehalt sinkt, der Gehalt an Käsestoff dagegen steigt. Roggenkleie an der Stelle von Wiesenheu übt fast genau den umgekehrten Einfluß aus. Die Quantität der Milch wird durch Ersatz der Kleie durch Rapsmehl nicht wesentlich beeinflußt.

Verkehr.

Auf der Ausstellung in Philadelphia sind Pferdebahnwagen zu sehen, welche schon eingeführt sind und sich gut bewähren sollen, die durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung den Kondukteur ersparen. In der Glaswand, welche den Kutschersitz vom Innern des Wagens trennt, befindet sich nämlich eine Büchse in zwei Stockwerke getheilt. Der obere Theil dieser Büchse besteht aus einem Glaskasten mit engem Munde. In diesen wirft der Fahrende sein 5-Centstück. Klirrend fällt es auf den Boden, der Kutscher sieht sich um, prüft die Richtigkeit der Zahlung, drückt an eine Feder, der Boden öffnet sich und das 5-Centstück fällt in den untern dunklen Raum des Geldkastens. Wer aber nicht gerade fünf Cent bei sich hat, sondern nur größeres Geld? Der fahrende Rosselenker kann doch unmöglich zu uns kommen, um zu wechseln. Auch dafür ist gesorgt. In derselben Wand, vor welcher der Kutscher sitzt, befindet sich eine Messingklappe, man drückt sie nach auswärts, es schellt; der Kutscher sieht sich um und gewahrt den Dollarzettel in unserer Hand. Er nimmt ihn in Empfang, holt dafür aus seiner Tasche ein Couvert hervor, darauf steht: «Open this and put the fare in the Box.» darunter zu deutsch: „Oeffne dieses und lege das Fahrgeld in den Kasten." In der Mitte ist der Geldwerth des Couverts groß gedruckt. Man thut, wie geboten, findet kleines Geld in dem Briefumschlag und zahlt davon seinen Betrag. Solche Briefchen hat der Kutscher von zehn Cent bis zwei Dollars, mit höheren darf man ihm nicht kommen.

Historische Gedenktage.

6. Oktober.

1773. Louis Philipp, König von Frankreich, geboren. Er war ein Sohn des berüchtigten, in der Revolution guillotinirten Herzogs von Orleans, wurde 1830 zum König erwählt und 1848 vom Throne verjagt.

7. Oktober.

1696. Friedrich August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, unter dessen schwacher, von seinem Minister, Grafen Brühl, geleiteten Regierung die Kriege gegen Friedrich den Großen fallen, — zu Dresden geboren.

8. Oktober.

1789. Die Oesterreicher (General Laudon) erobern von den Türken die Festung Belgrad.

1837. Hortense Eugenie, geborene Beauharnais, Stieftochter Napoleon's, Gemahlin des ehemaligen Königs von Holland und Mutter des Kaisers Napoleon III., — zu Arenenberg in der Schweiz gestorben.

9. Oktober.

1807. Edikt über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Preußen, wodurch fortan ein freier Bauernstand sich des eigenen Bodens erfreuen durfte.

10. Oktober.

1806. Treffen bei Saalfeld zwischen Franzosen und Preußen; Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand.

11. Oktober.

1531. Schlacht bei Kappel; die tapferen Züricher werden von den katholischen Urkantonen besiegt. In der Schlacht bleibt Ulrich Zwingli, der Reformator, Pastor zu Glarus und Zürich, 47 Jahr alt.

12. Oktober.

1435. Agnes Bernauer, heimliche Gemahlin des Herzogs Albrecht von Bayern, wird in der Donau ertränkt.

14. Oktober.

1784. Ferdinand VII., König von Spanien, geboren. Die Thronrevolution 1808 gegen seinen Vater, seine Gefangenschaft in Frankreich durch Napoleon, die Restauration 1814, die Revolution von 1820, die zweite Restauration, Wiederherstellung des Absolutismus und der weiblichen Thronfolge, erschütterten Spanien unter seiner Regierung.

16. Oktober.

1813. (16. bis 19.) Anfang der Völkerschlacht bei Leipzig; südlich die Schlacht bei Wachau (Napoleon siegt über Schwarzenberg); nördlich die Schlacht bei Möckern (Blücher und York siegen über Marmont).

17. Oktober.

1757. R. A. F. de Reaumur, berühmter Naturforscher (der eine neue Skala des Thermometers aufgestellt), stirbt auf seinem Gut in der Landschaft Maine.

1805. Kapitulation der Festung Ulm und der darin eingeschlossenen österreichischen Armee (unter General Mack) an die Franzosen.

18. Oktober.

1748. Friede zu Aachen, endet den österreichischen Erbfolgekrieg zwischen Oesterreich, Frankreich, England und Spanien.

19. Oktober.

1466. Friede zu Thorn zwischen dem König Kasimir von Polen und dem Hochmeister des deutschen Ordens; dieser verliert die Hälfte seines Gebiets (Westpreußen) und behält Ostpreußen als polnischer Vasall.

20. Oktober.

1740. Karl VI., römisch-deutscher Kaiser, gestorben. Seine Regierung war durch Kriege (über die spanische und polnische Thronfolge und mit den Türken) beunruhigt, und da mit ihm der habsburgische Mannesstamm ausstarb, so hatte er durch die pragmatische Sanktion (19. April 1713) seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in seinen Staaten zu sichern gesucht.

Räthsel.

Es ist ein nützlich Instrument,
Das meine Eins und Zwei Dir nennt;
Wie es genau den Ton kann messen,
Braucht's Fürst und Bauer auch beim Essen.

Die Drei und Vier gibt einem Ort
Erst wahren Werth durch Lied und Wort
Und will dem Geisterreich verbinden,
Was noch auf Erden ist zu finden.

Das Ganze lebt zwar nur vom Raub,
Doch über niedern Erdenstaub
Versucht es oft mit seinen Schwingen
Zum Himmel kühn empor zu dringen.

Auflösung der Charade Seite 51:

Gedräng, Getränk.

Rösselsprung.

feind-	lich	welt	gen	al-	ihr	bist	nen
will	daß	so	wirk-	gen	schö-	delt	könnt
mir	lich	Ka-	ler	schlim-	du	ta-	in
du	ich	mes	bist	so	küßt	wie	wan-
sa-	du	mich	es	sagt	ver-	der	ge-
delt	schlecht	ihr	ganz	dem	lie-	pen	ba-
wirk-	gen	han-	so	un-	ren	euch	ne
be-	o	lich	von	bend	man-	dank-	lip-

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 51:

Weiß.	Schwarz.
1) L. B 8 — E 5.	1) Beliebig.
2) D., S. oder C 5 — C 6 setzt Matt.	

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 51:

Ein Krieg zwischen zwei Großmächten.

Kleine Korrespondenz.

J. M. in Triest. Die Stelle ist aus Goethe's „Faust".

Hrn. H. Z. in Stolp. Gaslicht wirkt nicht schädlich, wohl aber die Hitze und Trockenheit der Luft in Folge dessen und Gasausströmung.

Hrn. S., Lehrer in St. Uns sind nur Uebersetzungen bekannt von Simrock und H. Kurz, erste bei Brockhaus, etwa 9 Mark, zweite in Stuttgart, gegen 6 Mark. Hinsichtlich der Broschüre können wir Ihnen nichts rathen. Wo der Ausschnitt her ist, dort wird man's wissen.

Hrn. B. S. Zu schwierig: besonders Nr. 12 und 18 gar nicht zu rathen.

Hrn. A. D. in F. Unserem ärztlichen Mitarbeiter gesandt.

Hrn. Registfer. Leider nicht verwendbar. Dank für das Interesse.

Onkel R. Entschieden schädlich. Freundlichen Gruß an Tante. Räthsel, Rösselsprung, Rebus richtig. Wir beneiden Sie um Ihre prächtige, zierliche Handschrift.

Abonnent in Hermannsstadt. Wenn dieß die Natur nicht thut, auf anderem Wege unmöglich. Nur nicht vorzeitig haben wollen — dann wird die Sache im Keim verdorben.

Lustige K...gesellschaft in Berlin. Ihr Wunsch soll, so weit irgend thunlich, erfüllt werden. Dank für die Anhänglichkeit.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden ꝛc. sind uns zugegangen von: Frln. Pauline R., Wiesbaden; Hrn. Adolph Meßner, Oels=Arnau; E. A. Wollmer, Bradford; Gustav Schmidt, Frankfurt a. M.; J. Arnold, Alzey; Prof. Caprora, Bozen; P. S. Bern; Emma L., Krotoschin; N. T., Preßburg; Fritz Trumm, Berlin; Frau Lina Grimm, Leipzig.

G. v. Z. in F. Hackländer, Ed. Hallberger, Stuttgart, und Kröner daselbst. Temme, Berlin, S. Behrend.

Altonaer Abonnent. Wir haben Ihnen schon geantwortet, daß wir aus gewichtigen Gründen dieß Präparat für Schwindel halten. Annonciren steht Jedem frei.

Abonnent in Neu-Mexiko. Woher weiß Niemand. Fliegenpapier und noch besser viel Stöcke mit Fliegenleim sind die wirksamsten Mittel; letztere müssen, wenn voll, durch das Feuer gezogen und neu bestrichen werden. Ausführliches „Aus allen Gebieten" in diesem Heft.

Hrn. Joseph Sidler. Besten Dank; aber wir können einen anderwärts gebrachten Artikel nicht auch noch aufnehmen. Außerdem war uns dieser der Hauptsache nach nicht verständlich.

Hrn. A. Cristin in Nyon. Nr. 1: Durch Waschen mit Benzin und vorsichtiges Austrocknen. Nr. 2: Durch Handschuhtragen, besonders Nachts. Nr. 3: Durch Destillation, wo dann die Schwefelsäure konzentrirt zurückbleibt. Nr. 4: Barentin, Lehrbuch der Technologie, Wien, Gerold Sohn; Chevalier, Rezeptbuch, Stuttgart, Koch.

Hrn. Max Schulz. Uebung. Andere Hülfsmittel gibt es da nicht.

Hrn. Georg A. Es — S. in Währing. Das Gedicht ist gefunden, es ist uns angenehm, daß Sie eine andere Verwendung dafür haben, da wir Ihren Wunsch nicht erfüllen können.

Abonnent in Dortmund. Es wird Salmiakgeist empfohlen.

G. Beamont. Waschen mit Benzin und sorgfältiges Austrocknen. Schwierig!

Hrn. Fr. Fleischer in G. Maschinen- und Patentagentur von Wirth & Co. in Frankfurt a. M.

Aerztliche Korrespondenz. Hrn. A. Z. in P. Die begonnene Kur wird Sie schwerlich zum Ziele führen. Sie bedürfen einer methodischen Behandlung seitens eines rationellen, in solchen Dingen erfahrenen Arztes; aber es sei Ihnen nicht verschwiegen, daß Ihr Zustand eine längere Zeit zum Besserwerden erfordert. Die uns beigesandten Rezepte sind kassirt, da Sie auf deren Rückgabe verzichten. Dr. Kl.

Anfragen *).

13) (48 des vorigen Jahrgangs) Wodurch verhütet man das Schimmeln der Tinte?
Emma L. in Br.

14) Auf welche Weise entfernt man schwarze Tintenflecke aus hellem Sommerbuxkin und aus Leinwand?
A. M.

15) Gibt es kein Mittel, um Mauersteine in ungebranntem Zustande vor dem Erfrieren zu schützen, so daß man also auch im Winter brennen kann?
Langjähriger Abonnent.

Antworten.

Auf 13) (48 des vorigen Jahrgangs): Schimmeln der Tinte vermeidet man dadurch, daß derselben einige Tropfen Kreosot zugesetzt werden.

Auf 14): Aus Wollenstoff: Am besten mit verdünnter Salzsäure oder Weinsteinsäurelösung betupfen und dann mit viel Wasser sorgfältig auswaschen. Aus Leinwand: Man löse Kleesalz (giftig) in einem Porzellangefäß in heißem Wasser auf und tauche den Fleck hinein, streue dann fein geraspeltes Zinn darauf, und sobald nach dem Hin- und Herbewegen der Zinnspähne der Fleck völlig verschwunden ist, wasche man fleißig mit reinem Wasser nach, damit das Kleesalz dem Leinen nicht schädlich wird.
Dr. R.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Neue verbesserte 156
Bienenzucht
nach der **Dzirzon**'schen Methode **bearbeitet** und mit den **neuesten** Erfahrungen versehen von **C. Forsbohm.**
Mit 5 **Abbildungen. — Zweite verb. Auflage. — 1 Mk. 50 Pf.**
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**

!! Interessant für Jedermann !!
Ferdinand Freiligrath.
Ein biogr. Denkmal von **Schmidt-Weißenfels.** Mit Porträt. Geh. ℳ 2. 40 ₰, eleg. geb. mit Goldschn. ℳ 3. 40 ₰. 153

Schiller in Marbach.
Ein äußerst anmuthiges Bild aus der Jugendzeit unseres großen Dichters und seiner Familie von **Schmidt-Weißenfels.**
Mit Abbildung des Denkmals. Geh. 40 ₰.
Wilh. Müller's Verlag. Stuttgart.

Im Verlage von **Jos. Rings** in **Düsseldorf** erschien und ist daselbst zu beziehen: 100
Der Rhein. Miniatur-Album mit 12 niedlichen Ansichten nach Prof. Scheuren, à M. 4.50 pr. Stück.

Zum Selbststudium der französischen Sprache eignet sich am besten der in *Fr. Karafiat's Verlag* in *Brünn* in **2. Aufl.** erschienene: 184
„Briefl. Sprach- u. Sprechunterricht d. franz. Sprache von Ch. Noël,
mit einer Einltg. des **Prof. Dr. A. Peschier.“**
Die vielen günstigen Rezensionen gediegener Journale und tüchtiger Fachmänner garantiren für die Vortrefflichkeit dieses Werkes, welches in zwei Kursen od. 40 Briefen **Grammatik, Wörterbuch, Konversationshandbuch, Komposition** und die **reichhaltigste Chrestomathie** enthält.
Preis des 1. Probeheftes, 3 Bogen stark, 50 Pfg. = 30 Nkr., jeder der folgenden Briefe à 80 Pfg. = 40 Nkr. Jeder Kursus im Abonnement 12 M. = 6 fl. ö. W., beide Kurse zusammen 20 M. = 10 fl. ö. W.

Soeben erschien das neue
Illustrirte
Briefmarken-Album
Preis 5—50 Mark,
von **Alwin Zschiesche, Leipzig.**
Briefmarken billigst. Katalog 60 Pf. 101

Auch brieflich
werden in 3—4 Tagen geheime und Hautkrankheiten gründlich geheilt durch Spezialarzt
126 **Dr. Meyer, Berlin,** Taubenstr. 36.

Die seit 28 Jahren von Erfolg gekrönten **Schönheitsmittel** von **Rothe & Co.** in **Berlin,** C. Scharrnstr. 12 und zwar 137
Lilionese, reinigt binnen 14 Tagen die Haut von Leberflecken, Sommersprossen, Pockenflecken, vertreibt den gelben Teint und die Röthe der Nase, entfernt Flechten und skrophulöse Unreinheiten der Haut, à Flacon 3 Mark, halbes Flacon 1,50 Mark.

Barterzeugungs-Pomade,
à Dose 3 Mark, halbe Dose 1,50 Mark. In 6 Monaten erzeugt diese einen vollen Bart schon bei jungen Leuten von 16 Jahren. Auch wird diese zum Kopfhaarwuchs angewandt.

Haarfärbemittel,
à Flacon 2,50 Mark, halbe Fl. 1,25 Mark, färbt sofort echt in Blond, Braun und Schwarz, übertrifft alles bis jetzt Dagewesene.

Enthaarungsmittel, Flacon 2.50 Mark, zur Entfernung der Haare, wo man solche nicht gern wünscht, im Zeitraum von 15 Min. ohne jeden Schmerz und Nachtheil der Haut, sind echt zu beziehen durch alle renommirten Parfümeriewaaren- und Droguenhandlungen, sowie durch die Erfinder: **Rothe & Cie., Berlin** C. Scharrnstr. 12.

Plissé-Maschinen
liefert billigst die Maschinenfabrik von 192
Bernh. C. Reutlinger
in Frankfurt a. M.
Ill. Preisliste und jede nähere Auskunft gratis.

In **allen Buchhandlungen** zu haben:
v. Ehrenkreutz, — das Ganze der
Angelfischerei.
1) **Fische** aus der **Ferne** herbeizulocken; 2) Die **Laichzeit;** 3) natürlicher und künstlicher **Köder;** 4) **Angelgeräthschaften;** 5) die **Fischarten;** 6) der **Krebsfang.** 155
Zehnte Aufl. 2 Mrk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**

Wilh. Gertz,
Hannover, Hasenstrasse 5,
Inhaber
des Newyorker-Steinway-Piano-Depôts,
Lieferant
für Dr. Franz Liszt, Richard Wagner etc.,
empfiehlt
Grand Square and Upright Pianofortes
aus der weltberühmten Fabrik 152
Steinway & Sons, Newyork.
„Silver-Tongue-Organs“
von **E. P. Needham & Sons in Newyork**
und die berühmten
Harmoniums
von **Mason-Hamlin, Boston.**
Ausserdem grosse Auswahl **Flügel** von 1140 M., **Pianos** von 750 M., **Harmoniums** von 210 M. aufwärts, aus den besten und solidesten Fabriken: **W. Biese** und **J. L. Duysen, Berlin; Karl Rönisch, Dresden; Gebr. Knake, Münster; Schiedmayer, Stuttgart; Irmler, Leipzig; Klems, Düsseldorf** etc.
Feste Fabrikpreise.

Alte und Neue Welt.

Illustrirtes katholisches Familienblatt
zur Unterhaltung und Belehrung.
Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller geistlichen und weltlichen Standes in Amerika, Deutschland und der Schweiz.
XI. Jahrgang 1877.
Jährlich erscheinen 16 Hefte in Umschlag zu 52 Seiten in groß 4°, reich illustrirt, und außerdem in 8 Heften noch je ein besonders schönes Einschaltbild auf Tonpapier, nebst prachtvollen Oelfarbendruck-Prämien.
Preis per Heft: **40 Pfennig** oder **50 Cts.,** per Jahrgang **6 Mark 40 Pfennig** oder **Fr. 8.** —

Den **Inhalt** dieser beliebten Zeitschrift bilden: Gedichte mit Illustrationen; Romane, Novellen und Erzählungen; Lebensskizzen berühmter Personen, namentlich katholischer Zeitgenossen, mit Porträt; Aufsätze aus der Kulturgeschichte und Naturwissenschaft. Aus der Länder- und Völkerkunde, aus dem kirchlichen und sozialen Leben; Reisebeschreibungen, ärztliche Winke zur Gesundheitspflege; Notizen über die Fortschritte auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens; Gemeinnütziges jeder Art; humoristische Darstellungen; Wort- und Bilderräthsel mit Preisen wechseln in bunter Reihenfolge mit den vielen trefflichen, künstlerisch ausgeführten Holzschnitten ab.

Die **Alte und Neue Welt** ist das **erste** katholische Unternehmen ihrer Art, welches sich lebensfähig erwiesen hat, und zwar in einem Grade, daß sie unter allen katholischen Zeitschriften der Welt die meisten Abonnenten zählt. 173

Außer ihren zahlreichen Illustrationen im Text liefert die „Alte und Neue Welt“ in jedem Jahrgang noch **8 besonders schöne Originalkompositionen** auf **Tonpapier.** —— **Prächtige Oelfarbendruck-Prämien,** nach den Entwürfen anerkannter Meister, werden den Abonnenten alljährlich mehrere zu den billigsten Preisen geboten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes, sowie von der Verlagshandlung
Gebr. Karl & Nikolaus Benziger in **Einsiedeln** (Schweiz).

In meinem Verlage erscheint in 19ter Auflage: 115
Das exanthematische Heilverfahren.
Eine Anleitung zum Gebrauch des
Lebensweckers.
Prospekte über den bekannten Original-Lebenswecker-Apparat (Preis 6 Mark) gratis und franko.
Albert Matz in Bonn.

Heiraths-Gesuch.
Eine höchst gebildete Dame, 19 Jahre alt, von angenehmem Aeußern und einem Vermögen von 20,000 Thlr., wünscht sich an einen reichen Herrn zu verheirathen. Reelle Bewerber wollen ihre werthe Adresse an Frau **Halpaus** in Breslau, Große Feldstraße 15 c, senden. Diskretion Ehrensache. 190

Uhren-Fabrik, Musiken-Lager
von **W. König, Berlin,**
Kommandantenstraße 2, am Dönhofsplatz.
Unter 3jähriger Garantie des guten und richtig Gehens empfehle **silberne Cylinderuhren** mit 4 u. 8 Rubis $5^1/_2$, 6 u. 7 Thlr., dieselben mit Goldrand 6, 7, 8—12 Thlr., **silberne Ankeruhren** mit Goldrand in 15 Rubis 8, 9, 10—18 Thlr. **Goldene Damen-Cylinderuhren** in 4 u. 8 Rubis 12, 13—25 Thlr., dieselben mit Emaille 14, 15—30 Thlr., goldene Ankeruhren für Herren und Damen von 18, 20—50 Thlr. **Goldene Cylinder- u. Anker-Remontoir** für Herren und Damen 24—50, mit Savonett von 32 bis 200 Thlr. 113
Spieldosen, Musikwerke.
Spieldosen, 2—12 Stücke selbst spielend, 4 bis 15 Thlr., große Musikwerke in feinen Kästen mit Mandolinen-, Trommel-, Glocken-, Harfen-, Zitherbegleitung, 4—72 Stücke spielend, von 18 Thlr. an bis 200 Thlr., außerdem beim Oeffnen selbstspielende Photographie-Album von 4—20, Necessaires von 6—20 Thlr., Cigarren-, Liqueurständer, Schweizerhäuschen und andere Phantasiesachen. Alles mit Musik. (D.2064 B.)
Auswärtige Bestellungen gegen Baar oder Postvorschuß werden auf's Reellste ausgeführt, bei Nichtgefallen Umtausch garantirt. **Vollständige Kataloge** über alle Arten Uhren und Musikwerke sende franko.

Breslauer Baubank
= **Baugeschäft** =
Abtheilung III: Bauschlosserei und Fabrik schmiedeeiserner Ornamente.
Wir empfehlen uns zur Herstellung sämmtlicher Schmiede- und Schlosserarbeiten nach gegebenen wie eigenen Zeichnungen in einfachster, wie reichster Ausführung bei bester Arbeit, und erlauben uns auf die von uns z. Z. in **München** ausgestellten Erzeugnisse: das Parkthor am Eingang zur preußischen Abtheilung und den Pavillon im Restaurationsgarten, hinzuweisen. 189
Breslauer Baubank.
Centralbureau: Holteistraße 45.

Internationales
PATENT
und technisches Bureau
BESORGUNG UND VERWERTHUNG von Patenten in allen Ländern. CONSTRUCTIVE AUSFÜHRUNG von Ideen, resp. noch unreifen Erfindungen. Uebernahme von Entwürfen baulicher und gewerblicher Anlagen jeder Art. Beschaffung von vollständigen Fabrikseinrichtungen, Maschinen, Apparaten, Werkzeugen etc. Specialität: Bau-Einrichtung von MÜHLEN und BRENNEREIEN. Anfertigung baupolizeilicher statischer Berechnungen von Eisenconstructionen. — 135
Prospecte gratis und franco.
J. Brandt & G. W. v. Nawrocki
BERLIN, S.W. Kochstr. 2.
J. Brandt & G. W. v. Nawrocki. Civil-Ingenieure.

für Gestänke sehr passent
Garnwinder
(Haspel od. Welfe)
einfachster & bester Construction
liefert die Fabrik von
Julius Geiger in Stuttgart.
3 Mark pr. Stück gegen Nachnahme.
In jeder Haushaltg unentbehrlich!
Wiederverkäufer Rabatt!

Für epileptische und fallsüchtige Kranke!
Ich heile die Fallsucht während einer langen Reihe von Jahren in kurzer Zeit und mit geringen Kosten, worüber eine Menge authentischer Heilungsatteste zur Einsicht bei mir offen liegen.
J. H. Hoesch in Brühl bei Köln.
Zeugniß.
Das von Herrn **J. H. Hoesch** in Brühl bei Köln gegen Epilepsie von mir in hartnäckigen Fällen erprobte Mittel besitzt nach meiner Ueberzeugung keine schädliche Wirkung. Die Zahl der von Herrn Hoesch erzielten glücklichen Kuren ist, wie ich aus den betreffenden Zeugnissen ersehen habe, sehr bedeutend, und kann ich nach bester Ueberzeugung dem qu. Mittel nur eine weitere Verbreitung wünschen. 175
Elberfeld, am 25. November 1867.
Der Königl. Sanitätsrath Kreisphysikus a. D.
(Amtssiegel.) (gez.) **Dr. Steinhausen.**

Wäschmandeln
(**Drehrollen**) besten Systems, von 140 ℳ an empfiehlt die Fabrik von 178
(H. 33,227 b.) **Otto Ruppert, Chemnitz.**

Für Nähmaschinenhändler
empfiehlt Grover und Baker Nr. 1 u. 19, Cylinder-, Elastik- und Säulen-Maschinen die Fabrik von
W. Cramer, Saalfeld, Thüringen,
117 gegründet 1865.

Oesenmaschinchen
fabrizirt in drei Sorten für **Schuster** nach bester Konstruktion den **Engrossisten** zu billigsten Preisen
[H 7377 Z] 118 **Honauer, Altorf,** Uri.

Trunksucht
und deren Folgen werden schnell und sicher beseitigt. Alles Nähere bei Dr. med. **M. Albu, Berlin S., Neue Jakobstrasse Nr. 17.** 131

In der **Ernst**'schen Buchhandlung in **Quedlinburg** und in jeder andern Buchhandlung ist zu haben: 154
Gartenfreund,
enthält 150 Anweisungen zum **Gartenbau,** zur Anlegung von **Treibkasten,** zur **Blumen- und Gemüsezucht,** 50 Geheimnisse zur Gartenwirthschaft, 32 Mittel zur Vertilgung schädlicher Insekten und einen **Garten-Kalender.**
Von **Fr. Schmidt & Herzog.**
Zehnte verbesserte Aufl. 2 Mk. 50 Pf.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft **G. Zechmeyer** in Nürnberg.
186

Unentbehrlich
für **feine Wäsche: Johnson's** engl. **Patent-Stärke-Glanz** in Originalpack. à 25 u. 50 Pfg. Der Stärke zugesetzt wird die Wäsche **blendend weiß, glänzend, steif u. elastisch.** Wiederverkäufer hohen Rabatt, feine Plakate gratis. 87
D. Generaldepot v. **Aumann & Co.,** Leipzig.

Für feines Schuhwerk etc.
versende fliessende Gummi-Glanzwichse, welche ohne Bürste sofort den höchsten Glanz gibt, 3 Glas für $1^1/_2$ Mark bei 6 Glas 3 Mark fco. & inkl. **F. Wilh. Harz,**
174 **Dresden.**

Alpenkräuter-Blutreinigungs-Thee
von **G. Hauser**
in Niederurnen (Kt. Glarus).
Dieser Thee ist als ein Universalmittel zu betrachten und dient vorzugsweise als Wasser- und Blutreinigung, sowie für Flüsse, Ausschläge, Eiterungen und Geschwüre, führt den Schleim und die Galle ab und macht eine leichte Verdauung, entfernt das Herzklopfen und heilt Verstopfung der Milz und Leber. Auch ist dieser Thee Personen, welche an Blutarmuth leiden, dringend zu empfehlen, indem er das Geblüt von Grund aus reinigt und versüßt und wieder ein frisches Aussehen erweckt wird. Auch sehr erprobt ist unser Brustthee. 177
Zu beziehen per Paket à Fr. 1. (bei Mehrabnahme billiger) bei **G. Hauser** in **Niederurnen,** Kt. Glarus.

Sicheres, schnell helfendes Mittel gegen
Gicht
und Rheumatismus. Nähere Anweisung brieflich und unentgeltlich durch 171
H. Bartels in **Trittau** (Holstein).

Aquarien, Terrarien, Bienenzuchtgeräthe
und alle einzelnen Bestandtheile. Kataloge frco. Transport garantirt.
M. Sieveneck'sches
112 landwirthsch. Etabl. **Mannheim.**

Neue Erfindung.
Krüger's
Englisches Radirwasser
entfernt Tinten-Schrift, **alte** wie **neue, sofort spurlos,** ohne das Papier anzugreifen, ebenso Tinten-, Wein- etc. etc. -Flecken aus Wäsche- etc. etc. Stücken. Nur **echt** zu beziehen: **à Flasche 1 Mark,** beim Erfinder **F. Krüger, Berlin SW.,** Bergmannstr. Nr. 93.
Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt. (D. 2055. B.) 121

123
Corpulenz
wird mit sicherem Erfolg beseitigt, ohne irgend welche Schädigung der Körperkräfte. — Honorar 10 Mark. — Briefe für **Dr. Claus** befördern G. L. Daube & Co., Berlin W., Friedrichsstr. 178.

Erst Heilung — dann Bezahlung!
Lupus, Psoriasis,
Impetigo, Ekzema und alle anderen **Flechtenarten** werden durch meine Naturheilmethode schnell und gefahrlos geheilt. Der Erfolg ist so sicher, daß Kurkosten **nur erst nach** vollständiger Heilung beansprucht werden. In geeigneten Fällen auch brieflich. 138
C. Möllhoff, Kur-Pensionat für Gicht- und Flechtenkranke, **Schwerin** in Mecklenburg.

Das Original-Meisterwerk (neueste **Gratis-Ausgabe,** ca. 130 Seiten Text) über:
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist unter dem Titel: 139
Der Haarschwund
erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig,
Villa Bühligen.

Kanarienvögel.
Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.
R. Maschke,
194 St. Andreasberg im Harz.

Die Deutsche Bekleidungs-Akademie
in DRESDEN, Nordstrasse 32,
beginnt ihre Lehrkurse über alle Fächer der Zuschneidekunst am Anfange eines jeden Monates.
Ausführliche Lehrpläne stehen gratis und franko zu Diensten. 81

Inserate finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage die weiteste Verbreitung und werden **bei der Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig,** sowie bei allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. öftr. W. = 75 Cents.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 4. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Im Forsthause.

Novellette

von

F. Schifkorn.

(Nachdruck verboten.)

Der Herbst war wieder in das grüne Land der Steiermark gekommen. Die mächtigen Tannen auf den Berghängen und Höhen strotzten von bräunlichen Zapfen, auf den Stoppelfeldern im engen Thale unten wimmelte es von hüpfenden Krähen, und wo aus dem dunklen Waldesgrün ein rothes oder gelbgraues Dach hervorlugte, erscholl auch das polternde Terzett oder Quartett der Drescher, meist von dem Grundbaß eines wuchtigen Werkhammers begleitet. Solch' lärmendes Thun mochte das hammertreibende Bächlein, dessen Geschwätz sich völlig darin verlor, wohl verdrießen, denn in wilden Sprüngen eilte es hinab, der schönen Mürz zu, um mit dieser vereint, doppelt so laut durch Wald und Wiese weiter zu rauschen.

Um so mehr schien das lustige Pochen einen jungen Mann zu erfreuen, der, in einer auf der schmalen Landstraße daherrollenden Steiererkalesche sitzend, in den Dreivierteltakt der Dreschflegel zu den kühnsten Variationen und Passagen hineinpfiff, während seine dunklen Augen fröhlich in die morgenfrische Gebirgslandschaft umherblickten. Kutscher und Rößlein, beide vom breitrückigen, vierschrötigen Landesschlage, schienen nicht minder musikalisch, denn während der Erstere die Kunstpausen seines Passagiers à la Postillon de Longjumeau ausfüllte, wieherte letzteres so laut und haberfroh, daß die Krähen ärgerlich aufflogen, um ihr Frühstück an einem ruhigeren Orte fortzusetzen.



Die Holzhauer in Kanada. **Inneres eines Holzhauerlagers.** (S. 87.)

Im muntern Trabe ging es thalaufwärts, immer leiser tönte das Pochen und Hämmern, immer näher rückten sich die Berge, bis sich endlich die Tannenriesen über Weg und Bach die Hände reichten, so daß ihnen Passagier und Kutscher die höflichsten Komplimente machen mußten, um der nadelrauhen Umarmung zu entgehen. Auch das Rößlein merkte eine Veränderung an der mit dem aufsteigenden Wege sich mehrenden Last, und ließ allmälig das Traben und Wiehern sein. Dem lauten Treiben folgte feierliche Waldstille, nur von dem schwatzlustigen Bächlein unterbrochen, das in seiner Freude, endlich zu Worte zu kommen, wohl den stumm aufhorchenden Forellen die delikatesten Verhältnisse der an seinem Ufer logirenden Bachstelzenfamilie verrieth.

„Sage mal, Hans, ist das kleine Gretchen ein hübsches Mädchen geworden?“ fragte der junge Mann plötzlich.

Der Angeredete wendete sich des dreifachen Halses wegen mit einiger Beschwerde nach dem Fragenden und öffnete den erstaunlich großen Mund, doch nur um seine Verwunderung desto beredter auszudrücken.

„Ah, Du verstehst mich nicht?“ meinte der junge Mann lächelnd, und wiederholte seine Frage in landesüblichem Deutsch, das ihm aber sichtlich schwer vom Munde ging.

„Der Herr Leo meint wohl des Försters Gretel, die Fräule?“ entgegnete Hans bedächtig.

„Gibt es noch eine andere Gretel im Hause?“

„Versteht sich, die schwarze Gretel, ein blitzsauberes Mädel.“

„Ah, die scheint Dir zu gefallen; nun Hans und Grete gehören ja zusammen.“

„Das sagt der Herr Förster auch,“ bemerkte Hans lachend, indem er eine unverschämte Stechfliege von dem breiten Rücken des Rößleins verjagte.

„Wie, fand sich etwa für mein Bäschen auch schon ein Hans?“ fragte der junge Mann überrascht.

„Versteht sich, der Herr von Stein heißt grad so wie ich, er kriegt die weiße, ich die schwarze Gretel.“

„So, so, da komme ich also gerade zu einer Doppelhochzeit zurecht?“

„Kann wohl sein,“ meinte Hans mit philosophischer Ruhe, „gewiß ist freilich noch nichts, Mädeln und Frucht sind erst sicher, wenn man sie eing'heimst hat.“

Der Spruch des phlegmatischen Liebhabers belustigte Herrn Leo, wie Hans den jungen Mann nannte, nicht wenig, doch schon im nächsten Augenblick wurde er wieder ernst, ja seine glatte Stirn überzog sich sogar mit recht grimmigen Falten, als Hans mit dem Peitschenstiel auf ein aus dem tiefen Grün des Waldes auftauchendes, altersgraues Gebäude wies, dessen einziger Schmuck ein Hirschkopf mit riesigem Geweihe bildete.

Eine Flut von Jugenderinnerungen überkam Leo beim Anblick dieses Wahrzeichens der Jägerei, zu dessen Modellirung der ländliche Künstler in Ermangelung eines stabilen Hirsches wahrscheinlich die Physiognomie eines gemeinen Hausschweines benützt haben dürfte. Das hölzerne Grinsen derselben war ihm schon als Knabe unleidlich, und die vermeintliche Spottlust des „häßlichen Viehes“ entflammte seine jugendliche Phantasie mehr als einmal zu heftigem Zorn und energischer Zurückweisung. Einst aber flog bei solcher Gelegenheit der für die feindliche Nase bestimmte Stein in die benachbarte Fenster-
…ibe, worauf die kräftige Hand des Försters zwar nicht der
…haft, aber dem Kampf ein Ende machte.
das schöne … Wochen später mußte er fort, nach Hohenheim, in
Schulmeister lebte, … wo ein Bruder des Försters als
zu besuchen und nach dem Wunsch… Aufsicht die Forstakademie
Forst- und Waidmann zu werden. Da… Oheims ein tüchtiger
Abschiede von den alten Forstleuten, die der … nach schwerem
wie die eigenen Eltern liebte, weinend an … waiste Knabe
Schweinskopfe mit dem Hirschgeweih vorüberging, … hämischen
dieser hohnlachend zuzurufen: „Na, da geht er, de…
nichts, wollen sehen, was aus ihm wird, sicher nicht viel Gescheidtes!“

„Ach, was war ich doch für ein dummer Junge,“ dachte der junge Mann, als er nun zu dem wohlbekannten Kunstwerke aufblickte. Aber wahrhaftig, das war wieder das alte Zähnefletschen, gerade als ob es sagen wollte: „Ah, da ist er ja, der Waidmann — ha, ha — für Fensterscheiben!“

Fast hätte Leo vergessen, daß er kein dummer Junge mehr war, aber eben als er die Herausforderung durch einen Nasenstieber beantworten wollte, trieb Hans, eingedenk des neckenden Vorwurfes der schwarzen Gretel, daß er seine Passagiere wie eine Düngerfuhr heimbringe, das Rößlein scharf an, und stolz und stattlich ging es in den Hof hinein, wo ein pensionirter Jagdhund, eine flügellahme Elster und ein vielbeweibter Hahn die Ankömmlinge mit den verschiedensten Freudenlauten begrüßten.

Bevor Leo die Stufen, welche vom Hof in das Innere des Hauses führten, erreichte, war ein rüstiges Mütterlein in schneeweißer Haube dieselben hinabgeeilt und schloß den geliebten Schwestersohn in die Arme. Dann erst trat sie einen Schritt zurück und sagte bewundernd: „Ei, wie groß Du geworden bist! — Gretchen! sieh' doch — Gretchen! Ja, wo steckst Du denn?“

Gut, daß Niemand das Geschwätz der Elster verstand, die sich vor dem Fremden zu ihrer Freundin geflüchtet und dieselbe beim Fenster getroffen hatte, wie sie den vom Wagen Springenden neugierig betrachtete. Jetzt erschien sie hocherröthend an der Thüre, mit einem Sprunge war Leo bei ihr, um sie brüderlich in die Arme zu schließen, blieb aber ebenso betroffen wie das Mädchen stehen.

„Gott, wie ihr fremd thut,“ lachte das Mütterchen, „ihr erkennt euch wohl gar nicht?“

Nein, sie erkannten sich nicht. Als ob eine gütige Fee sie mit dem Zauberstabe berührt und zu Prinz und Prinzessin verwandelt hätte, standen sie sich gegenüber und konnten sich kaum satt staunen, was aus dem schmächtigen, blassen Jungen und dem rothhaarigen Mädchen geworden.

Rothhaarig war Gretchen allerdings geblieben, wollte man die Goldflechtenkrone, welche die weiße Stirne schmückte, Haare nennen, aber wo war all' der duftige Reiz hergekommen, der diese üppig entfaltete Mädchengestalt umfloß wie Morgenthau die über Nacht erschlossene Waldblume?

Weiß Gott wie lange Leo über dieses Geheimniß nachgedacht hätte, wäre er nicht von dem geschäftigen Mütterchen in das Haus und zu dem alten massiven Tisch aus Eichenholz geschoben worden, wo auf weißem Linnen die wohlbekannten blumigen Porzellanschalen standen, und der dickbauchige Chinese auf der gefüllten Zuckerdose ihm freundlichen Willkomm zulächelte. Bald saß er behaglich zwischen Tante und Gretchen und mußte nun erzählen von all' den Lieben „draußen im Schwabenlande“.

„Hast heut wohl scharf zu thun, Gretel, daß Du mich gar nicht anschaust,“ sagte Hans verdrießlich, indem er sich, mit Leo's Koffer beladen, einer schmucken, schwarzäugigen Dirne in den Weg stellte, welche eben den duftenden Kaffee und die schäumige Sahne in die Herrenstube getragen hatte.

„Weil gar so viel Sauberes an Dir zu sehen ist,“ meinte Gretel heiter.

„Na, von der Sauberkeit (Schönheit) ist auch noch kein Mensch satt geworden,“ bemerkte Hans tiefsinnig.

„Darum bist auch alleweil hungrig,“ klang es schlagfertig zurück.

„Meinst?“ erwiederte Hans erbost, indem er den schweren Koffer auf das Treppengeländer stützte, „na, schwarzaugige Mädel gibt's noch mehr auf der Welt, und der Grubenbauer Hans darf nur die Hand ausstrecken, so hängen Fünf an jedem Finger.“

„U — warum streckst sie denn nicht aus?“ rief Gretel, indem sie Hans mit einem unvermutheten raschen Schwunge beiseite schob und lachend die Stufen hinabsprang.

Verdutzt sah Hans dem hübschen Mädchen nach.

„Hat heute wieder den Teufel im Leibe,“ brummte er ärgerlich, seine Last in die Stube schaffend.

Das Selbstbewußtsein des Burschen stützte sich allerdings auf eine solide Basis. Er war der Sohn des reichsten Bauern im nächsten Dorf, und kaum eine der ländlichen Schönen hätte das Herz gehabt, dem Erben des reichen Grubenbauern trotz seiner wenig anmuthigen Persönlichkeit einen Korb zu geben. Aber Hans caprizirte sich gerade auf diejenige, die sich am wenigsten aus ihm machte, obgleich sie arm war wie eine Kirchenmaus, und diente ihretwegen im Försthause, wie einst Jakob um die Rahel.

Hundertmal hatte er sich schon vorgenommen, das hoppatatschige (hochnasige) Weibsbild aufzugeben, und auch jetzt kam er mit diesem Vorsatze zurück. Nicht „anschauen“ wollte er sie mehr und reden schon gar nicht, aus ist's; so dachte er, indem er „Luzel“, das breitrückige Rößlein, dem Stalle zuführte. Gerade kam Gretel wieder aus der Küche, eine riesige Schüssel voll zitternden Sterz (Nationalspeise aus Haidemehl) zur Gesindestube tragend.

„Bist vielleicht gar harb (böse)?“ fragte das Mädchen lächelnd, indem es die süß dampfende Speise an Hans' schnuppernder Nase vorüberschwenkte.

Herrgott, der Sterz und das Mädel waren zusammen doch so appetitlich, daß er sie alle zwei hätte fressen mögen vor Liebe.

„Ich wart' auf Dich,“ sagte Gretel in die Stube tretend.

Hans antwortete wirklich nicht. Als aber Luzel an dem Haber knirschte und knusperte, da war es mit der Standhaftigkeit vorbei, und ehe der Sterz kalt wurde, saß er neben Gretel und löffelte so ausdauernd, daß das Mädchen die be-
werde… …nde Ueberzeugung gewann, sein gekränkter Verehrer
„Abe… …s Liebesgram nie verschmachten.
seinen Be… wo bleibt der Onkel?“ fragte Leo, nachdem er
„Mich … …t aus Hohenheim vollendet.
die alte Frau… …ndert, daß er noch nicht zurückkam,“ antwortete
Stein zum Teich, „er ging vor Tagesanbruch mit Herrn von
„Die Jagd i… hinab auf Enten.“
„Sie ist sein … also noch immer seine Leidenschaft?“
entschuldigend, un… …inziges Vergnügen,“ sagte die Tante wie
fort: „Auch freut … …o fuhr dann in heiter vertraulichem Tone
im Bunde. Für m… …r sich schon kindisch auf Dich als Dritten
gesagt, und wenn … …orgen schon ist eine große Hirschjagd an-
forstwissenschaftlichen … u Deinen Meisterschuß gethan und Deine
Stelle hier übernehme… Kenntnisse gezeigt, dann sollst Du seine
„Guter Onkel, gu… …n.“
verlegenem Gesicht, inde… …te Tante,“ sagte Leo mit merkwürdig
„aber ich dachte, daß … …m er der alten Dame die Hand küßte,
folger wird.“ … Gretchen's Bräutigam Onkels Nach-
„Gott behüte,“ erwie…
keit etwas stolz, „Herr … …erte die Tante trotz aller Gutmüthig-
unseres gnädigen Herrn … …on Stein ist ein naher Verwandter
und sobald Gretchen sein… …rafen, außerdem selbst Gutsbesitzer,
auf das Gut. Du aber r… Frau ist, dann ziehen wir zu ihr
eine kleine, hübsche Förster… …chtest Dich hier ein, und suchst Dir
„Wenn Du nicht schon … …n.“
hinzu, die sich eifrig mit d… …eine gefunden hast,“ fügte Gretchen
din, der Elster, beschäftigte… …r Abfütterung ihrer kleinen Freun-
„Mir mangelte Zeit u… …nd Lust zum Suchen, Dir aber,
Bäschen, wünsche ich von … ganzem Herzen Glück,“ sagte Leo,
des … …lich… Mädchens Hand ergreifend, „Du liebst Deinen künftig…
die … Gatten gewiß recht sehr?“

„O gewiß,“ versicherte Gretchen, während feine Röthe das Gesichtchen überzog, „er ist ein vortrefflicher Mann, ein ausgezeichneter Schütze, ein guter Reiter, ein braver Landwirth —“

Gretchen stockte, denn es fiel ihr in dem Augenblick wirklich keine hervorragende Eigenschaft ihres Bräutigams mehr ein, und Mütterchen, welche so viel Vorzügliches von ihrem künftigen Schwiegersohne zu erzählen wußte, war leider in Leo's Zimmer gegangen, um nachzusehen, ob auch Alles in Ordnung sei.

„Und zu alledem Gutsbesitzer, da wirst Du ja sehr glücklich sein,“ meinte Leo, indem er so andauernd in Gretchen's dunkelblaue Augen sah, wie etwa der Astronom in ein neues Teleskop, das ihm die Tiefen des Weltalls erschließen soll.

Der seltsame Blick, und noch mehr der fast bittere Ton der Rede verwirrten das Mädchen. „Der Vetter wird mich für recht einfältig halten,“ dachte es ärgerlich. Aber dem Vetter ging es nicht besser, denn je länger sein Auge an dem Gretchen's hing, um so reizender schien ihm dieses Wesen, das die vollendeten Formen der Jungfrau mit der holden Unschuld des Kindes vereinte.

Lautes, lustiges Hundegebell und kräftige Männerstimmen vom Hofe her beendeten die astronomischen Studien Leo's, der dem Oheim entgegeneilte, während Gretchen in die Küche huschte, um die Zubereitung eines Lieblingsgerichts ihres Bräutigams nach einem von diesem selbst erfundenen Rezepte zu besorgen.

*

Mit dem ersten Grauen des nächsten Morgens wurde Leo aus traumreichem, unruhigem Schlummer durch die langgezogenen Töne eines Waldhornes geweckt, die seinem Ohre wie die Posaunenklänge des jüngsten Gerichtes dünkten. Alle seine Versuche, den Oheim mit der Beschreibung seiner Reise und der zwölf Kinder des Bruders Schulmeister zu unterhalten, waren gestern gescheitert. Kaum hatte ihn der alte Herr mit wahrhaft väterlicher Freude an sein Herz geschlossen, Herr von Stein mit zwei Fingern seiner Riesenhand beglückt, so wurde er von den beiden Männern auch schon in die Gewehrkammer, von dieser in den Hundestall und endlich in den nahen Holzschlag geschleppt und dabei mit hundert Fragen über Jagd- und Forstwesen bestürmt, deren Beantwortung ihm den Schweiß aus allen Poren, dem alten Förster manch' verwundertes Kopfschütteln, Herrn von Stein aber ein unangenehmes, ironisches Lächeln entlockte.

Zur großen Erleichterung des Gefolterten wurde die übrige Zeit nur bei Tische zugebracht, wo sich Herr von Stein als Meister im Essen und Trinken, sowie im Erzählen schnurriger Jägerstückchen erwies, die den alten Herrn in die heiterste Laune versetzten.

Leo fühlte, daß Gretchen unwillkürlich Vergleichungen zwischen ihm und ihrem Bräutigam anstellte, die keineswegs zu seinem Vortheil ausfielen. Der selbstbewußte, joviale, lustige Landjunker, dessen volles, braunes Gesicht zwar nicht viel Geist, aber um so mehr Gesundheit verrieth, war doch ein ganz anderer Mann, als der schweigsame, fast mürrische junge Träumer, so hübsch auch sonst die dunklen Locken zu den edel geschnittenen, etwas blassen Zügen standen. Zwar war er wiederholt von der Tante aufgefordert worden, von der Fremde zu erzählen, wenn er aber dann statt von Jagd, Hunden und Pferden, von Stuttgart, seinen herrlichen Gebäuden, seinen Kunstschätzen, Galerieen und Theatern zu sprechen begann, schüttelte der Oheim wieder den Kopf, Herr von Stein aber lachte laut auf und schnitt ihm mit einem derben Waidmannsscherz das Wort vom Munde ab.

Unzufrieden mit sich und aller Welt, betäubt von dem ungewohnten Genusse des starken Weines, den ihm der alte Herr mit freundlicher Gewalt aufgedrungen, war er endlich auf seine Kammer gegangen und hatte die ganze Nacht von dem hölzernen Hirschkopfe geträumt, der ihn höhnisch über Plänter- und Schlag-, Schneidel- und Kopfholzwirthschaft examinirte und schließlich, mit dem Rumpfe des Herrn von Stein verwachsend, Gretchen zum Traualtar führte.

Dieses letzte Traumbild hätte ihn unter anderen Verhältnissen einigermaßen erheitert, aber Gretchen war ihm viel zu lieb, um deren Mitwirkung bei solcher Ovid'schen Metamorphose zu wünschen. Nein, am liebsten wäre er auf und davon gegangen, aber da stürmte ja schon der alte Herr mit fast jugendlichem Ungestüm herein.

„Guten Morgen, mein Junge! Hast hoffentlich Deine gestrigen Grillen ausgeschlafen? Oder bist etwa gar verliebt?“ sprudelte er eilig hervor.

„Nicht doch, bester Onkel, aber —“

Da schmetterte die höllische Posaune schon wieder und gleichzeitig erschien Herr von Stein auf der Schwelle, das alte Jägerlied „Im Wald und auf der Haide“ so kräftig und zugleich so falsch intonirend, daß Leo entsetzt zur Thüre hinaussprang und beinahe die schwarze Gretel sammt dem Frühstück über den Haufen gerannt hätte.

Kaum war Letzteres, aus kaltem Fleische, Brod und Wein bestehend, verzehrt, so erscholl das Horn zum dritten Mal, und nun erschien auch Gretchen im Morgenhäubchen entzückend frisch und rosig, um den Männern ihr heiteres „Waidmanns Heil!“ zuzurufen.

„Vergiß den Hubertuskuchen nicht,“ rief der Förster lächelnd noch zurück, während er, die Büchse über die Schulter werfend, rüstig voranschritt.

Gretchen antwortete nur mit einem muntern, schelmischen Lachen, das Leo gleichwohl wie düsteres Hohngelächter klang. Der Hubertuskuchen wurde nämlich vermöge eines alten Haus…hes dem glücklichen Schützen, der den ersten Hirsch der

Jagdsaison erlegte, nebst dem Rechte zu Theil, die schöne Erzeugerin des Kuchens zu küssen, ein Brauch, den Leo ebenso albern als unpassend fand.

Im Hofe schloß sich Robert, der Forstwart und „Posaunenengel“ mit den Hunden an, und nun ging es nach guter Waidmannssitte rasch aber lautlos in den Forst hinein. Nach einem halbstündigen Marsche trafen sie auf einem Kreuzwege die zur Jagd geladenen Honoratioren und Schützen des Dorfes, den Pfarrer eingeschlossen, der eher die Messe als eine Jagd auf Hochwild versäumte. Gemeinschaftlich stieg man dann zur Alpe hinan, auf rauhem steilen Pfade, der aber von Zeit zu Zeit prächtige Ausblicke in das grüne Land hinein bot.

Die kräftige Bewegung in der würzigen Waldluft verdrängte allmälig Leo's Trübsinn und Muthlosigkeit, ja zu seinem Erstaunen gerieth er endlich in die Stimmung, es nicht nur mit Hirschen, sondern mit Wölfen und Bären aufzunehmen. Mit heroischer Entschlossenheit betrachtete er die Flinte, welche ihm der alte Herr als unfehlbar angerühmt, und dachte mit großem Appetit an den Hubertuskuchen, als eine Hand seine Schulter berührte.

„Hier ist Dein Stand,“ sagte der Förster leise, „ich wählte Dir den besten aus, damit Du Dich als tüchtiger Schütze zeigen kannst, nimm Dich zusammen, mein Junge.“

Rasch eilte der alte Mann mit den übrigen Jägern weiter und bald war Leo allein. Wahrlich, es war nicht nur ein guter, sondern auch ein schöner „Stand“.

In der Mitte einer üppig grünen Waldblöße ragte eine Gruppe mächtiger Fichten empor, von welcher aus er eine entzückende Aussicht in das Thal und auf duftig blaue Berge genoß; unmittelbar zu seinen Füßen aber rieselte eine krystallklare Quelle über den blumigen Sammt der Alpe hinab, deren sanftes Murmeln sich mit dem leisen Rauschen des Waldes vermischte. Noch schwelgte Leo's Auge in dem reizenden Naturbild, als ihn das ferne Anschlagen der Meute an seine kühnen Vorsätze erinnerte. Unbeweglich horchte er. Immer näher kam das Gekläffe und jetzt war's, als ob ein mächtiges Thier durch das Unterholz bräche. In fieberhafter Erwartung, jede Muskel gespannt, stand Leo da, aber Minute um Minute verging, das Gebell der Hunde zog sich abseits und feierliche Stille herrschte wieder.

Enttäuscht und ermüdet lehnte sich Leo an den Stamm einer Fichte, da klangen mit einem Male die eigenthümlich melancholisch weichen Glockentöne einer weidenden Alpenheerde an sein Ohr. Also eine Kuh und kein Hirsch war es, dachte Leo lächelnd und lauschte mit Vergnügen dem die Szenerie stimmungsvoll begleitenden Geläute; dazu murmelte die Quelle, rauschte der Wald, sumsten geschäftige Bienen.

Wie im Traume befangen, ließ Leo sein Gewehr sinken. Auch in ihm sang und klang, rauschte und pochte es so wundersam, wie er es noch nie empfunden — nein, da möge ein Anderer umsonst stehen und warten, will der dumme Hirsch nicht kommen, um so besser für ihn oder für mich. Und ohne weiteres Besinnen zog Leo ein Notizbuch aus der Tasche, setzte sich auf einen der schwellenden Mooskissen und begann emsig zu schreiben. Er schrieb und horchte und schrieb wieder, und dabei flammten seine Augen, rötheten sich seine Wangen, vergaß er Jagd, Hirsch und Hubertuskuchen.

„Alle Teufel, Junge, was treibst Du?“ rief plötzlich die tiefe Stimme des Försters.

Leo sprang auf.

„Ich wartete vergebens, Onkel,“ sagte er lächelnd, „und da schrieb ich etwas nieder —“

„Wettersjunge, Du bist verliebt oder ein Narr, der Hirsch kam hier vorbei!“

„Keine Maus, bester Onkel, viel weniger ein Hirsch.“

Der alte Jäger ließ sich aber nicht irre machen. Den Blick auf den Boden geheftet, ging er etwa zwanzig Schritte vorwärts und blieb dann plötzlich wie angewurzelt stehen.

„Was ist das?“ fragte er kurz, mit der Hand auf eine eingedrückte Stelle des Grases weisend.

„Der Abdruck einer Sohle.“

„Deiner Sohle, — und darüber?“

„Darüber?“ wiederholte Leo echoartig.

„Ja, darüber ist der Tritt des prächtigsten Hirsches im ganzen Revier. Wahrhaftig, Junge, Du mußt geschlafen haben, auf zwanzig Schritte einen Zwölfender passiren zu lassen, das ist stark!“

Schuldbewußt beugte Leo sein Haupt und folgte dem alten Herrn die Anhöhe hinauf, wo sich die Jäger nach dem Triebe versammelten, und eben unter Lachen und Fluchen statt des Hirsches eine verwilderte Katze als Beute vorwiesen.

Stürmisch fragten die Jäger nach dem Unglücklichen, der den Hirsch ohne Schuß passiren ließ, aber der Förster schwieg und auch Leo hatte keine Lust, den allgemeinen Spott herauszufordern.

Nach kurzer Rast beschloß man, den zweiten Trieb in der Richtung, wohin das Wild durchbrach, zu unternehmen. Dießmal ließ der alte Herr Leo nicht aus dem Auge, sondern nahm seinen Posten kaum dreißig Schritte von ihm entfernt. Der Hirsch aber schien es gerade auf Leo abgesehen zu haben, denn kaum schlug die Meute wieder an, so knackte und krachte es in dem unmittelbar vor Leo liegenden Gebüsche, und jetzt erschien das herrliche Thier, majestätisch, ohne alle Eile auf der Blöße und blickte stolz, fast herausfordernd um sich.

Leo vergaß bei dem prächtigen Anblick ganz und gar das geladene Gewehr in seinen Händen, aber die lebhaften Pantomimen des alten Herrn veranschaulichten ihm so deutlich, was ein Jäger in ähnlichen Fällen zu thun pflege, daß er endlich die unfehlbare Büchse anlegte und mit einem Stoßseufzer zu St. Hubertus losdrückte.

Die Wirkung überraschte selbst den Förster. Das edle Thier that einen ungeheuren Sprung, schüttelte konvulsivisch sein stolzes Geweih und — trabte wohlgemuth weiter.

Zwar legte jetzt auch der alte Herr auf das fliehende Thier an, aber plötzlich setzte er unmuthig ab und trat zu Leo, der verwundert und zerknirscht, wie einst Hubertus beim Anblick des kreuztragenden Hirsches, dastand.

„Was Du in Hohenheim getrieben,“ sagte er ernst, „mag der Teufel wissen, aber Forst- und Waidmann bist Du nicht, und noch weniger wirst Du mein Nachfolger. Müßte mich in die Seele hinein schämen, einen Menschen auf meinem Posten zu sehen, der ein Ziel verfehlt, das jedes alte Weib mit dem Kehrbesen getroffen hätte.“

„Aber Onkel, ich äußerte ja noch gar nicht den Wunsch, Dein Nachfolger zu werden,“ sagte Leo, endlich die Geduld verlierend.

„Potz Wetter!“ brauste der Alte auf, „Du hast wohl Aussicht auf den Thron des Großmogul?“

„Das nicht, aber —“

„Genug, danke Gott, daß nur ich Zeuge Deiner Schande war, morgen sprechen wir weiter.“

Ungeachtet alles Aergers mußte Leo innerlich lächeln über Ton und Haltung des Alten, der offenbar noch immer den Fenster einwerfenden Knaben vor sich zu haben glaubte. Er kannte den alten Hitzkopf jedoch zu genau, um sofort eine Berichtigung dieses Irrthums zu versuchen, schulterte daher resignirt sein unfehlbares Mordinstrument und schlug auf gut Glück den Heimweg ein.

So viel stand fest, daß er in der Achtung seines guten Oheims gegenwärtig tief unter das Niveau von Wildschützen und Sonntagsjägern gesunken sei, und daß diese ungünstige Meinung demnächst auch auf die weiblichen Bewohner des Försterhauses übertragen werde. „Geschieht mir schon recht,“ murrte Leo in sich hinein, „warum schrieb ich nicht, oder rückte gleich mit der wahren Farbe heraus, hätte den Alten kennen sollen -- aber wer zum Satan konnte voraussehen, daß man mich gleich auf die Hirschjagd schleppen und daß dieses Malefizvieh mir wie ein Hund nachlaufen werde. — Hole der Kukuk die ganze Jägerei! Und doch, hätte ich geahnt, welcher Schatz in dem alten Jägerhause erblühte!“

Gretchen trat ihm in dem ganzen süßen Zauber jugendlicher Anmuth und Schönheit vor die Seele, und seufzend verwünschte er sich und sein böses Geschick, das ihn in diesen Himmel blicken ließ, nur um ihn für immer daraus zu verbannen.

Weichliches, widerstandsloses Versenken und Versinken in Schmerz und Weh war jedoch nicht Leo's Sache. „Fort aus diesem Hause, so lange ich noch Heilung in rüstigem Schaffen und Wirken hoffen darf,“ sagte er sich entschlossen, und, unmuthig die braunen Locken aus der Stirne schüttelnd, als sollten damit auch alle trüben Gedanken weichen, eilte er raschen Schrittes in den dunkelnden Wald hinein.

*

Im Forsthause wurde unterdessen gebraten und gebacken, als gelte es die Verpflegung eines kleinen Heeres — nicht ohne Grund, denn die für den Abend geladenen Honoratiores nahmen es, im Punkte des Essens und Trinkens wenigstens, mit einem solchen wohl auf.

Es dunkelte schon stark, als „die weiße und die schwarze Gretel“, wie sich die beiden Milchschwestern scherzweise nannten, die letzte Hand an die Ausschmückung der stattlichen Tafel legten.

„Jetzt sprich einmal aufrichtig, Gretel, wie steht es mit Dir und dem Hans? Bleibt es bei unserer Verabredung, daß wir gleichzeitig die Haube aufsetzen?“ fragte Gretchen, indem sie aus der Fülle der in ihrem Schooß aufgehäuften Herbstblumen einen Strauß ordnete.

„Ist's schon so eilig?“ entgegnete die Gefragte, Teller und Gläser in Reihe und Glied stellend.

„Heute über vierzehn Tage wird es Ernst bei mir.“

„U, Herrje, das geht ja wie auf der Eisenbahn!“

„Kommt mir selbst ein wenig zu rasch, aber Herr von Stein will es.“

Die schwarze Gretel schüttelte bedenklich den Kopf.

„Geht mich freilich nichts an,“ sagte sie dann, „aber es kommt mir doch kurios vor, daß Alles im Hause nach seinem Willen geht; weiß auch nicht, warum er so eilt, der Herr sieht mir doch sonst gar nicht wie ein rechter Liebhaber aus?“

„Wie meinst Du das?“ fragte Gretchen, verwundert von ihren Blumen aufsehend.

„Na, sehen's, Fräule, einem Liebhaber soll sein Mädel das Liebste auf der Welt sein, aber mir scheint, dem Herrn von Stein sind die Hasen und Hirschen im Wald, die Pferd' im Stall und der Wein im Keller lieber als —“

„Pfui Gretel,“ unterbrach sie Gretchen, „was würdest Du sagen, wenn ich behauptete, dem Hans wäre Sterz und Schweinebraten lieber als Du?“

„Wär' so weit nicht gefehlt,“ meinte Gretel trocken, „aber der Hans ist auch nicht mein Liebhaber.“

„Nicht? Ja was sonst?“

„Er will mich nur heirathen.“

„Du närrisches Mädel, das ist ja doch dasselbe!“

„Gott behüt',“ protestirte Gretel, „ein Liebhaber ist ganz ein anderes Ding.“

„Ei, das wäre! Kannst Du mir den Unterschied erklären?“

Gretel war mit der Schlachtordnung der Teller und Gläser eben fertig geworden, setzte sich auf den zu Gretchens Füßen befindlichen Schemel und flüsterte geheimnißvoll:

„Ein Liebhaber ist ein Mensch, der gar nicht viel vom Heirathen spricht, dem man's schon an den Augen ansieht, was er will, und dem man mit Freuden zu jeder Stund' bis an's End' der Welt folgen möchte.“

„Mein Gott, Gretel, kann es denn einen solchen Menschen geben?“

„Freilich, hab' es ja selbst erlebt.“

„Du, Gretel? Und weßhalb heirathest Du ihn nicht?“

Gretel zuckte mit den Achseln.

„Er hat nichts und ich habe nichts, wenn wir das zusammenlegen, kann kein Kind, viel weniger Mehrere davon leben, — muß so auch gut sein.“

„Arme Gretel,“ meinte Gretchen nachdenklich über das eben Vernommene, „Du wirst also doch den Hans nehmen?“

„Nicht einmal denken,“ erwiederte Gretel resolut, „der Hans meint, weil er Haus und Hof hat, dürfe er nur zugreifen, gerade wie der Herr von —“

Eine gewaltige Fanfare Robert's, die Heimkunft der Jäger verkündend, endete das Gespräch und lockte die Mädchen in den Hof hinaus, wo die Waidmannsschaar mit dem von zwei Männern geschleppten Zwölfender und Herrn von Stein, dessen glücklichen Mörder an der Spitze, ihren Einzug hielt.

„Wo ist Leo?“ fragte die Försterin ihren Gatten, der dem allgemeinen Jubel gegenüber ungewöhnlich ernst und wortkarg blieb.

„Kam der Taugenichts noch nicht heim?“ fragte der alte Mann unwirsch, doch sprach sich in seinen wetterharten Zügen die lebhafteste Besorgniß aus, als die Frage verneint wurde; auch erhielt Robert alsbald den Befehl, nach dem Säumigen zu forschen.

Die Sorge des Alten war in der That nicht überflüssig. Leo, der seinen Jugenderinnerungen vertrauend, den Waldweg verlassen und die kürzere Luftlinie eingeschlagen hatte, war von der Dunkelheit überrascht worden und der Gefahr nahe, die rauhe Herbstnacht hindurch hungern und frieren zu müssen, da alle Versuche, dem finstern Labyrinth von Schluchten und Hängen zu entrinnen, ihm nur die nähere Bekanntschaft tückischer Baumwurzeln verschafften. Mißmuthig und fröstelnd ruhte er eben auf einem vermorschenden Baumstamm und überdachte sein Debut als Nimrod in der trübseligen Stimmung eines ausgepfiffenen Schauspielers, als plötzlich die Töne eines Waldhornes durch die lautlos stille Nacht klangen und ihm einen Freudenruf entlockten. Die Aehnlichkeit mit den Posaunentönen des Morgens war ja unverkennbar, obschon sie jetzt weit lieblicher klangen und durch die Reinheit der Modulation sein musikalisches Ohr erfreuten! Nach kurzer Anstrengung fand Leo den unermüdlichen Bläser, welchen dieser rasche Erfolg seiner Kunstübung nicht wenig zu erfreuen schien.

„Bravissimo!“ rief Leo lachend, indem er seinem Retter in der Noth die Hand reichte, „stünden die Bäume nicht fester als Jericho's Mauern, man könnte für den Wald zittern. Wo lernten Sie Ihr Instrument so trefflich handhaben?“

„Gelernt habe ich m[illegible] der junge Bursche heiter, „[illegible] Mutter[illegible]

„Wie, Ihre Frau Mutter blies [illegible]“

„O nein, aber mein Vater trat als Küster den Blasbalg in der Kirche, wenn er aber gerade keine Zeit hatte, trat meine gute Mutter und ich wirkte dabei mit, ehe ich noch das Licht der Welt erblickte.“

Die Munterkeit des schmucken jungen Burschen erweckte rasch die Sympathie Leo's, während andererseits seine freundliche Theilnahme ebenso rasch des Jägers Vertrauen gewann. So kam es, daß, als die Beiden das Forsthaus erreichten, Leo in alle Freuden und Leiden, Wünsche und Befürchtungen seines neuen Freundes eingeweiht war, und tröstend selbst Trost gewann; den vielleicht nicht edlen, aber jedenfalls sehr kräftigen Trost, nämlich zu wissen, daß es anderen Leuten um kein Haar besser ergehe als ihm.

Leo fühlte keine Sehnsucht, die laute Fröhlichkeit der Zecher in der Gaststube des Forsthauses zu theilen, daher er Robert bat, seine Ankunft dem Oheim zur Beruhigung möglichst unauffällig mitzutheilen, und dann mit leisen Schritten nach seiner Schlafkammer ging. In dem dunklen Gange, durch den ihn sein Weg führte, blieb er jedoch plötzlich betroffen stehen. Aus Gretchens Zimmer klangen ihm die cymbelartigen Töne des alten Klaviers entgegen, auf dem er als Knabe unter Anleitung des alten Dorfschulmeisters Euterpen die ersten schüchternen Opfer dargebracht hatte. Mit angehaltenem Athem lauschend, vernahm er die Melodie eines heimatlichen Volksliedes, das er selbst oft gespielt und seinem erst vierjährigen Bäschen Takt für Takt eingelernt hatte. Von freudiger Erinnerung ergriffen, öffnete er die Thüre und trat ein.

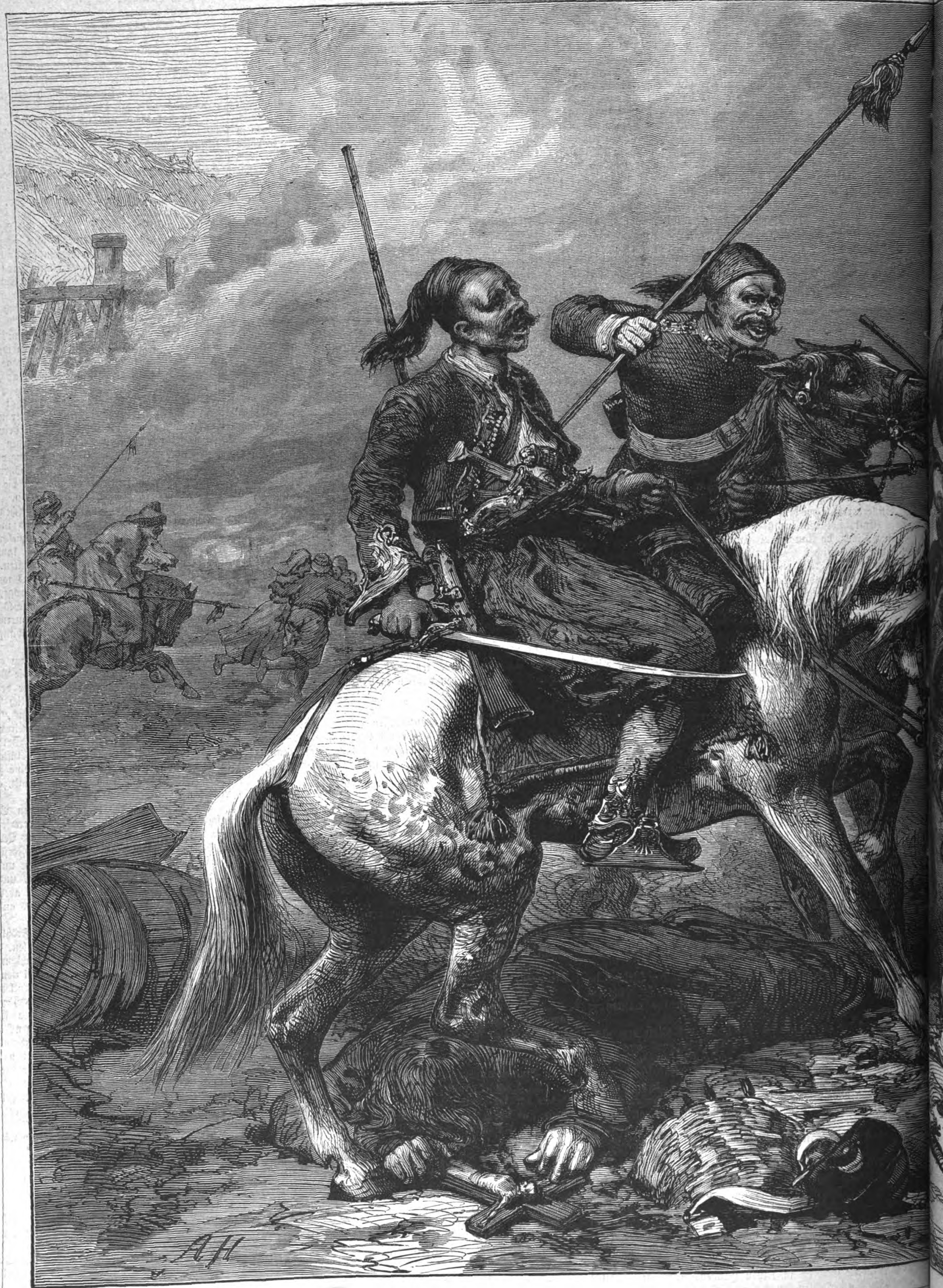
„Du, Leo!“ rief Gretchen freudig, „o wie schön, daß Du da bist, ich fürchtete schon einen Unfall.“

„Du warst meinetwegen in Sorge?“ fragte Leo, unendlich traulich berührt und doch verwundert über diese lebhafte Theilnahme; „wie ich eben hörte, vergaßest Du auch die Lektionen nicht, die ich Dir einst gab?“

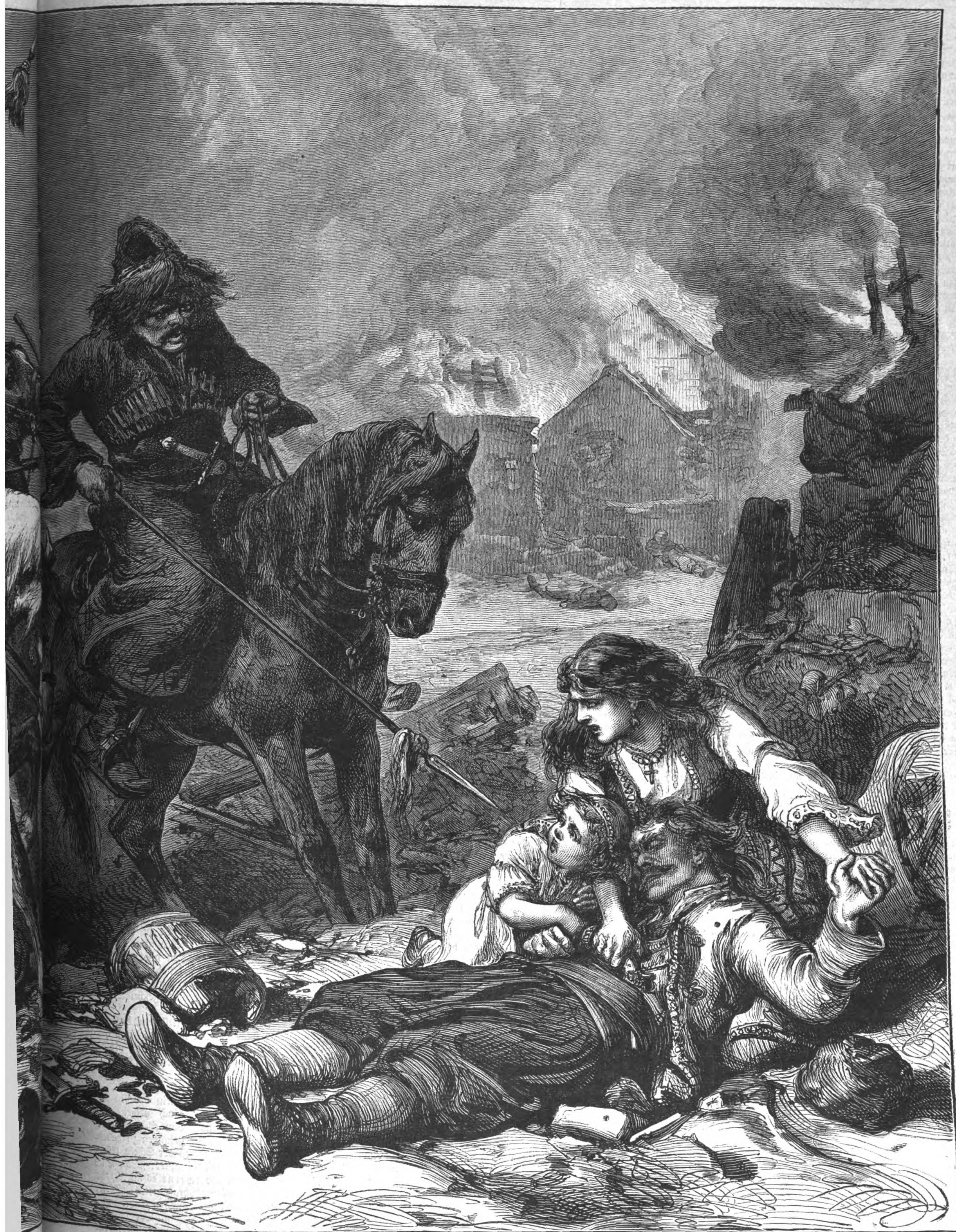
„Ach, das war eine schöne Zeit,“ versicherte Gretchen, „leider blieben es die einzigen, denn der Vater litt durchaus nicht, daß ich weiter lernte.“

„Ja, ja, dieser Widerwillen gegen die Musik war [illegible] ewige Zankapfel, der mir die sonst so liebe Heimat [illegible]

„O ich erinnere mich und auch daran, wie [illegible] Dich weinte, als Du fortgingst,“ plauderte Gre[illegible] wie mir noch lange nach Deiner Abreise die [illegible] Augen traten, wenn ich das verwaiste Klavie[illegible] spielst aber noch, nicht wahr?“



Baschi-Bozuks



...ein Dorf. (S. 87.)

„Ein wenig," sagte Leo wie berauscht von der entzückenden Offenheit des schönen Mädchens.

„O, dann spiele," bat Gretchen, „die Männer drüben trinken, die Mutter schläft, wir sind ganz ungestört."

Leo drängte es selbst, dem ihn fast überwältigenden Sturme von Gefühlen Ausdruck zu geben. Mit sicherer Hand in die alten Tasten greifend, nahm er die Melodie dort auf, wo er Gretchen unterbrochen, und überließ sich dann, auf dem edlen Motiv weiter bauend, ganz dem mächtigen Strome seiner durch die Nähe des geliebten Mädchens tief erregten Empfindungen.

Mit wachsendem Staunen lauschte Gretchen den wundervollen Akkorden und perlenden Passagen, welche Leo mühelos, mit halbgeschlossenen Augen, dem alten Instrument entlockte. Wie gestern bei der Ankunft des Jugendgespielen, fühlte sie sich auch jetzt unter dem Einflusse der rauschenden Tonwellen von einem seltsamen Zauber bestrickt, doch weit mächtiger noch und andauernder. Und wie sie einst der Knabe in den duftig dämmernden Wald geführt, ihren Schooß mit blinkenden, farbenprächtigen Steinchen gefüllt und reizende Grotten und Tempelchen daraus geformt hatte, so geleitete sie nun des jungen Mannes Meisterhand in das geheimnißvolle Reich der Poesie, füllte ihre Seele mit farbenprächtigen Harmonieen und erbaute vor ihrem geistigen Auge eine tönende Wunderwelt, von der sie in trauten Stunden bisweilen geträumt, deren ganze Herrlichkeit ihr aber erst jetzt offenbar wurde und ihr ganzes Wesen in schmerzlich süße Wonne versenkte.

Doch nicht Gretchen allein, auch draußen unter dem Fenster lauschten drei Personen mit großer Aufmerksamkeit auf Leo's Spiel.

„Jetzt weiß ich's, wo ich das schon g'hört hab'," sagte Hans nach langem Nachdenken.

„Wo denn?" fragte Gretel neugierig.

„Das war, wie des Schulmeisters Loisel ein Dutzend Mäus' in den Baßgeigenkasten g'sperrt hat, die haben g'rad so rumort d'rin, hätt' aber nimmer glaubt, daß einem studirten Herrn so was freuen thät'." Und froh, der anstrengenden Gedankenarbeit los zu sein, senkte er sein müdes Haupt und fiel in süßen Schlummer.

Ein um so dankbarerer Hörer aber war Robert, dessen natürliche musikalische Begabung ihn wenigstens mit annäherndem Verständnisse dem Spiele folgen ließ. Die schwarze Gretel dagegen sah mehr als sie horchte, was aber dem jungen Mädchen nicht zu verargen war, denn Robert's vom Monde hell beleuchtetes Gesicht, auf dem sich die wechselnden Eindrücke des seelenvollen Tongedichtes wie rasch hinziehende Wolkengebilde auf der glatten Fläche eines Sees abspiegelten, war auch gar zu hübsch.

„Bravo, bravo!" schrie Herr von Stein, in das Zimmer tretend, „jetzt weiß man doch, was der junge Herr auf der Forstakademie getrieben."

Erschrocken richtete Gretchen den feuchten Blick auf den Eintretenden, dessen volles Gesicht purpurn schimmerte, während die Augen eine leichte Verglasung als Folge überreichlichen Weingenusses zeigten. Wie wenn ein ungeschlachter Sterblicher plötzlich in den luftigen Reigen der Elfen tritt, also verschwand Zauber und Zauberland, und die öde, trübselige Prosa stand leibhaftig vor ihr.

Leo war aufgesprungen und maß den unwillkommenen Störer mit so ernstem Blicke, daß dieser sich unwillkürlich abwandte.

„Ein ganz netter Zeitvertreib, nicht wahr, Fräulein Gretchen?" sagte er mit gezwungenem Lachen.

Ungewiß blickte das verschüchterte Mädchen auf Leo, der sofort die Antwort übernahm.

„Wenn ein alter Herr wie mein Oheim, der im Walde aufwuchs, derlei sagt, wird es ihm Niemand verübeln; wenn aber ein Mann, der zu den Gebildeten gehört, oder wenigstens gehören will, keinen andern Zweck und Werth der Musik kennt, als den müßigen Zeitvertreibes, so kann man ihn nur bedauern."

Die Worte sowohl, wie der männlich ernste Ton, in dem sie gesprochen wurden, kamen Herrn von Stein so unerwartet, daß er einige Sekunden in's Leere glotzte, ehe er sich ermannte.

„Na, gratulire," sagte er höhnisch, „der junge Herr wird als Förster wahrscheinlich die Bäume nach dem Werthe der Noten bemessen und das Wild wie Orpheus mit dem Saitenspiel anlocken."

„Ich heiße Leo Waltern, Herr von Stein," erwiederte Leo ruhig, „und bin weder Förster, noch will ich es werden."

Nach dem Gesichtsausdruck zu urtheilen, stand dem Herrn von Stein in Folge dieser Antwort buchstäblich der Verstand still; hatte ihn doch der alte Förster selbst ersucht, sich bei dem Grafen für Leo zu verwenden, und nun verscherzte der junge Mensch, der seine Studirzeit vertrödelt, auch noch die ihm gnädig zugedachte Protektion, das war unbegreiflich.

„Darf man vielleicht fragen, welche hohe Stellung Sie demnächst einzunehmen gedenken, Herr Leo Waltern?" ließ er sich endlich nach geraumer Pause vernehmen.

„Das Fragen bleibt Ihnen immer unverwehrt, Herr von Stein, gleich wie mir, derlei Fragen von Ihrer Seite ebenso überflüssig als anmaßend zu finden," erwiederte Leo, sich mit leichter Verbeugung verabschiedend, und damit den für Gretchen peinvollen Auftritt endend.

„So, Der hat sein Theil weg," meinte Robert, der mit innigem Vergnügen die Abfertigung des seines hochfahrenden und harten Wesens wegen wenig beliebten Mannes vernommen.

„Gott sei Dank, daß einmal Einer da ist, der ihm den Herrn zeigt," fügte Gretel nicht minder erfreut hinzu, „versteh' zwar nichts von der Musik, aber es scheint mir doch, als ob's eine ganz hübsche Sach' wär', wenn man's so kann, wie unser junger Herr."

„Ja, wenn man's so kann," wiederholte Robert nachdenklich. Plötzlich aber sprang er von der Steinbank auf. „Höre, Gretel, mich leidet's nimmer hier, ich muß hinaus in die Welt, um mein Glück zu probiren, und gelingt's mir, dann komm' ich um Dich!"

Gretel sah erstaunt zu dem Liebsten auf.

„Siehst Du," fuhr dieser fort, „in unserem Stand kann's jetzt nur mehr ein studirter Herr weiter bringen; Unsereiner bleibt immer ein armer Teufel, der mit Weib und Kind am Hungertuche nagen muß."

„Aber schau, Robert," beschwichtigte Gretel, „wenn wir recht sparen und recht fleißig arbeiten —"

„Ja, ja, ich weiß, daß Du ein braves Mädel bist," fiel Robert ein, „aber ehe ich zugebe, daß Du Dich abmarterst und im Taglohn vor der Zeit zum alten Weib rackerst, will ich Dich lieber als Grubenbäuerin sehen."

Die selbstlose Liebe, die aus den Worten des braven Burschen sprach, füllte Gretel's Augen mit Thränen.

„Und dann, Gretel," sprach Robert in seltsamer Begeisterung weiter, „wie ich jetzt so zuhorchte, da fiel's mir auf einmal ein, was mir schon immer im Kopf herumging, ja was mir die ganze Jägerei verleidete, jetzt weiß ich was ich will, Du aber, Gretel, versprich mir; nur ein Jahr noch auf mich zu warten, dann —"

Gretel ließ ihn nicht aussprechen.

„Dich oder Keinen," sagte sie schluchzend und ihn umschlingend.

Hans rieb sich gähnend die Augen. Gretel's rasche Bewegung, vielleicht auch jenes eigenthümliche Geräusch, das vier kräftig aneinander gepreßte Lippen verursachen, erweckten ihn.

„Ist's schon Zeit zum Essen?" fragte er, jenem Geräusch die ihm geläufigste Deutung gebend.

„Bist ja erst vor einer Stund' vom Essen aufg'standen," rief Gretel, trotz ihrer Gemüthsbewegung über das Mißverständniß ihres Verehrers herzlich lachend.

„Kannst schon recht haben," versetzte Hans phlegmatisch, „aber mein Seel', wenn's drauf ankömmt, zu einer Schüssel voll Sterz setz' ich mich gleich wieder nieder."

(Schluß folgt.)

Ueber Dummheit.

Von

J. G. Kohl.

(Nachdruck verboten.)

Gewöhnlich sind wir Menschen noch so ziemlich gewitzigt in Beurtheilung der Personen und Dinge außer uns, während unser Blick nach Innen, in die Zustände unseres Herzens, in der Regel äußerst getrübt ist. Man kann sagen, daß die Meisten von uns in Bezug auf Würdigung ihrer Person und ihres eigenen Werthes wirklich — lächerlich dumm sind.

In Folge dieser unserer Verblendung nach Innen und der gewöhnlich mit ihr verbundenen tief wurzelnden Eitelkeit und Eigenliebe schätzen wir uns selbst in der Regel viel zu hoch. Doch sind auf der andern Seite, sogar unter den Ausgezeichnetsten, auch Einige so einfältig, daß sie durchaus kein Bewußtsein von ihrem innern hohen Werthe besitzen, obgleich sie den der Anderen scharfsichtig genug erkennen.

La Fontaine, der geschickteste und weiseste Fabeldichter Frankreichs, ein feiner Denker, dazu ein Meister des Styls und der Darstellung, war doch in Bezug auf die Abschätzung seines persönlichen Verdienstes so simpel und unmündig, daß Fontenelle von ihm gesagt hat, er habe sich „aus Dummheit" für geringer gehalten als seinen Vorgänger Phädrus. Herr de la Motte in seinem Essai über die Fabel nennt diesen Ausspruch Fontenelle's ein sehr treffendes Wort, „welches auf ungemein eindringliche Weise den Charakter eines überlegenen und doch sich selbst verkennenden Genies bezeichne".

Indeß ist dergleichen etwas Rares. Viel gewöhnlicher, wie gesagt, ist es, daß die Dummheit — und das ist eben das Allerdummste an ihr — sich selbst für sehr klug hält und daß sie nur außer sich so viel Dummes erblicken will.

Weit lauter als Andere und dazu in recht tölpischer Weise pflegen die Dummen über die Verkehrtheiten Anderer zu spotten. Man hört es von ihnen viel häufiger als von den Klugen, daß sie diesen oder jenen ihrer Mitmenschen für „stockdumm" erklären. Die Klugen sprechen sich darüber mit mehr Reserve aus. Sie wissen, wie schwer es ist, zu einem allseitig richtigen Urtheil über Personen und Dinge zu gelangen, und sind daher vorsichtiger und auch bescheidener.

Zwar hätte Niemand mehr Ursache zur Bescheidenheit als die Dummen. Wunderbarerweise findet man aber gerade sie besonders voll von Einbildung und Selbstüberhebung. Ja dieser einfältige Stolz und diese Verachtung des Fremden ist eben das eigentliche Wesen der Dummheit. Sie fühlt sich von Finsterniß umgeben und gewahrt nicht, daß diese Finsterniß für sie nur daher rührt, weil sie selber blöde Augen hat. „Dummheit und Eitelkeit sind untrennbar vergesellschaftet" («la sottise et la vanité sont compagnes inséparables»), sagt Beaumarchais. Eine gewisse täppische Zuversichtlichkeit ist allen Dummen eigen. Ganz selten sind die einfältigen und dabei zugleich bescheidenen Wesen, die es willig zugeben, daß ihnen die Kenntniß oder Urtheilskraft zu Diesem oder Jenem abgehe. Die Meisten halten es für allzu beschämend, eingestehen zu müssen, daß sie irgend etwas nicht wissen oder irgend etwas nicht vermögen.

*

In der Regel hält man dafür, daß Dummheit mit Gutmüthigkeit verbunden sei. Ein „einfältiger gutmüthiger Mensch" ist bei den Deutschen fast eine stehende Redensart, und wenn die Franzosen von einem «bon homme» reden, weiß man oft nicht, ob sie damit eine „herzensgute Seele" oder einen „Tropf" bezeichnen wollen.

Es rührt dieß vermuthlich daher, daß die Dummheit allerdings einen gewissen Anschein von Gutmüthigkeit besitzt. Die Dummen haben nämlich nichts Schneidiges, sie sind stumpf von Witz und lahm von Geist, während die Klugen, Gewecken und Scharfsinnigen leicht ein wenig spitzig, angriffslustig und wenn auch nicht bösartig, doch etwas boshaft erscheinen.

Doch ist leider die Dummheit häufig genug mit wirklicher Bosheit gepaart, und dazu noch mit der schlimmsten Art derselben, mit stiller, verdeckter, nicht leicht erkennbarer Bosheit. Daher auch wohl ein deutsches Sprüchwort sagt: „Die Dümmsten sind die Schlimmsten." Von Tugend kann bei der Dummheit eigentlich gar nicht die Rede sein. Denn die Tugend muß vom Baum der Erkenntniß gegessen haben. Sie muß im Stande sein, das Böse vom Guten zu unterscheiden und das Letztere zu wählen. Der Dumme ist aber ohne Erkenntniß und Wahl. Alle Völker und Sprachen schreiben daher auch dem Teufel trotz seiner Pfiffigkeit — Dummpfiffigkeit! — nichts weniger als Intelligenz und Aufklärung zu. In den populären Sagen und Mythen wird der Teufel häufig auf Dummheiten ertappt, und bei uns Deutschen ist „dummer Teufel" wieder ein ganz stehender Ausdruck. Dagegen reden wir nie von dummen Engeln. Vielmehr können wir uns diese nicht anders als mit einer feinen Intelligenz begabt vorstellen, ebenso wie die tugendhaften und feinfühlenden Menschen.

*

Die Klugen, die mit hellen Augen in's Leben hineinblicken, sehen sich oft vom Umgang mit der Welt, die eine gewisse Scheu vor ihnen und ihrer Beobachtungsgabe hat, ausgeschlossen. Man zieht ihnen nicht selten die Einfältigen vor, die man besser in's Schlepptau nehmen zu können glaubt und die auch in den allgemeinen Chorus williger einstimmen. „Narren und Dummköpfe sind stets guter Laune," behauptete Iffland.

Dennoch glaube ich, daß der Umgang mit den Gescheidten meistens weit leichter, angenehmer und ersprießlicher ist. Das alte Sprüchwort: „Gott schütze uns vor unseren Freunden, vor unseren Feinden wollen wir uns schon selber bewahren", scheint mir hauptsächlich auf die dummen Freunde gemünzt zu sein. Diese mißverstehen uns so oft, sind auch meistens sehr eigensinnig und schwer zu überzeugen. Mit der Dummheit kämpfen ja die Götter selbst vergebens.

Die Klugen dagegen verstehen uns schon von ferne, mit ein paar Worten oder Andeutungen, während es mit den Dummen auf Schritt und Tritt Krakehl gibt. Da möchte man zuweilen statt „Selig sind die Einfältigen" ausrufen: „Selig sind die Klugen", die Alles begreifen und Alles verzeihen. Die Klugen sind weit nachsichtiger gegen die Dummen, als diese unter einander. Jene wissen, von wie vielen Seiten man die Dinge betrachten kann, sowie auch, daß sogar die liebe Einfalt zuweilen etwas ganz Gutes zu denken und zu sagen vermag. Sie lassen daher auch alle Anderen, sogar die Dümmsten, gelten und hören ihnen geduldig zu.

*

Zahlreiche Komposita der deutschen Sprache wie: „Dummgrob", „Dummkeck", „Tollkühn", blinder Muth", scheinen darauf hinzudeuten, daß geistige Blindheit hie und da doch noch zu etwas gut ist, nämlich zur Verrichtung tapferer Thaten. Schon Luther hat in seinen Tischreden den Satz: „Die dummkühnen Wagehäls folgen dem Krieg!" Die Klugen und Intelligenten haben wie einen feinen Verstand, so meistens auch eine sehr geweckte und leicht aufgeregte Phantasie, welche ihnen die vielen möglichen Gefahren und alle denkbaren Uebel und Leiden der Zukunft vor Augen bringt. Bei den Dummen liegt wie der Verstand, so auch die Einbildungskraft in einem in dieser Hinsicht glücklichen Schlummer. Sie sehen nur, was sie vor Augen haben. Sie empfinden die Wunden nicht eher, als bis sie ihnen die Schultern ritzen. Sie gehen dummdreist in den Kampf und wehren sich blindlings ihrer Haut. Die Feldherren haben sich daher gemeiniglich nicht allzu gescheidte Soldaten gewünscht.

Allerdings gibt es eine Tapferkeit der Intelligenz, des aufgeklärten Patriotismus, der sich selbst überwindenden und hingebenden Tugend, die denn viel höher im Werthe steht, als die brutale Rauflust der Dummen, — des Kanonenfutters.

*

Sehr gewöhnlich sind die Dummen ungemein voreilig und mit ihren Behauptungen schnell fertig. Auch urtheilen sie meistens ganz allgemein und absprechend. Von einer Idee ergriffen, glauben sie alsbald das Richtige gefunden zu haben. Der Kluge weiß besser, wie oft uns Menschen der Schein trügt. Während daher der Dumme steif und fest behauptet: „So wie ich sage, so i s t es," spricht dieser lieber: „so s c h e i n t es mir," was des gescheidten Römers Cäsar Lieblingsphrase war. Dieser weiß auch, daß Etwas unter gewissen Bedingungen wahr, unter anderen Bedingungen aber ganz falsch sein kann. Der Dumme, der nicht so umsichtig ist und nicht so weit hinausblickt, greift zu und ruft: „Ich hab's."

Die Dummen treffen zuweilen das Richtige und dann ist ihre Freude immer ungemein groß, um so größer, je weniger sie wissen und können. Sie sind daher auch gewöhnlich sehr

tadelsüchtig und erheben über jeden Fehler oder jedes Versehen Anderer ein großes Geschrei. Der Kluge ist wie ein reicher Mann. Seine Freude bei Vermehrung seiner Erkenntnisse ist daher nicht so sehr groß. Er weiß, daß es nur ein Tropfen mehr ist. Er ist daher auch nicht nur nachsichtiger im Beurtheilen Anderer, sondern freut sich auch mehr, wenn er an ihnen etwas loben kann. Er weiß, daß wir auch von dem Einfältigsten etwas lernen können, und verschmäht es auch nicht, die Ansichten und Aeußerungen des Volks zu vernehmen. Dieß halten die Dummen für ganz unter ihrer Würde. Sie sind gewöhnlich weit aristokratischer als die Klugen. Wagner in Goethe's Faust, ein rechtes Prachtexemplar von einem beschränkten Kopfe, hat die größte Scheu vor dem „Gemeinen". Er ist ganz verwundert über die freundliche Art und Weise, in der sein hochgelehrter Doktor mit dem Volk umgeht, und nennt das „Herablassung". Er selbst, sagt er, würde sich allein nicht gern unter die fiedelnden, schreienden, kegelschiebenden Leute mischen, „weil ich ein Feind von allem Rohen bin". Man sieht daher die Dummen sich immer begierig den großen Geistern anschließen und gewahrt sie als Trabanten in dem Gefolge der Koryphäen. Auch zitiren sie gern Plato und Aristoteles, und begreifen es wohl nicht, wie ein Montaigue sich sogar auf seinen Stalljungen berufen konnte, was er doch zuweilen gethan hat, nämlich in solchen Fällen, wo ein Stalljunge ein besserer Kenner war, als die sieben Weisen.

Wie sehr kontrastiren mit den Anschauungen eines solchen engherzigen und schwachköpfigen Wagner die Aeußerungen, die der Kaiser Marc Aurel in seinen Selbstbekenntnissen über die Geringen und Niedrigen macht, über welche er ungefähr ebenso spricht, wie der feine deutsche Diplomat Baron Hübner in seinem geistreichen „Spaziergang um die Welt" über die Plaudereien mit dem Volk, die ihm stets so lehrreich gewesen seien, — über seine Unterredungen mit einem oberösterreichischen Bauern, — oder mit einer alten Wirthsmagd in einem deutschen Kleinstädtchen, — oder mit einem jungen, unbefangenen irischen Bauernmädchen, das ihn durch die wilden Torfgründe Erins geleitete, — oder mit einem armen Amtsdiener oder Fabrikarbeiter, die ihn durch ihre originellen Einfälle und Gedanken überraschten und „deren Urtheile zuweilen ein ganz neues Licht auf verworrene und dunkle Fragen der Politik warfen"! Doktor Faust's Wagner, wenn er so etwas gehört hätte, würde gewiß wieder vor Verwunderung über jenen Kaiser oder über diesen Baron Hübner den Mund weit aufgethan haben.

Holzhauerleben in Kanada.

(Bilder S. 81 und 88.)

Kanada, die bedeutendste Besitzung Englands in Amerika, hat jedenfalls den ursprünglichsten und originellsten Charakter sämmtlicher amerikanischen Kolonieen sich erhalten. Es trägt dazu viel die ruhigere Bevölkerung und auch die Eigenart des Landes bei. Im Großen und Ganzen kann man Kanada ein Gebiet von Landseen und kolossalen Wäldern nennen. Während eines langen Winters sehr kalt, breitet sich während der vier Sommermonate eine versengende Hitze über diesen Landstrich aus, die unerträglich wäre, wenn die vielen Seen und großen Flüsse nicht durch Kühlung und Feuchtigkeit den Sommerbrand milderten. Trotzdem ist Kanada ein glückliches Land. Es ist fruchtbar und gedeihen dort fast alle europäischen Früchte und Nahrungsgewächse, die Weintraube kommt zwar des kurzen Sommers wegen nicht zur Reife, dagegen ist das Klima dem Maisbau überaus günstig und die Kanadegerste hat auf den amerikanischen Märkten stets die höchsten Preise. Der Hauptreichthum dieses Landes besteht aber in den großartigen Waldungen, die gewaltige Strecken, besonders in Oberkanada, bedecken und berühmt sind ihrer hohen, prächtigen Bäume wegen. Es sind meistens Nadelhölzer und die Waymouthsfichte, wie auch bei uns angepflanzte Bäume bilden den Grundcharakter dieser Waldungen. Diese Fichte bietet vorzügliches Schiffsbauholz und gibt einen der wichtigsten Ausfuhrartikel für Kanada ab.

Unsere beiden Illustrationen führen uns mitten in diese kanadischen Wälder. Jetzt haust der Hurone, „der," nach dem bekannten Gedicht, „Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte und noch ein Herz, wie Gott es ihm gegeben, frei im Busen fühlte", nicht mehr hier mit Bogen und Pfeil, sondern der Holzschläger mit Axt und Säge. Gewaltige Gestalten schottischer Abkunft, ernste, arbeitsame, riesengroße, rauhe Männer, die fast ihr ganzes Leben in diesen grünen Einöden zubringen mit Bäumefällen, Zuhauen, Aufladen oder Flößen hinab durch Seen und Kanäle auf großen, stillen, einsamen Flüssen nach den Häfen. Diese Holzfäller bilden gewisse Gemeinschaften, wohnen in Blockhäusern, wo sie sich in die Haushaltungsgeschäfte theilen. Es sind meist seltsame Gesellen geworden in dem jahrelangen Waldleben, sie werden nicht reich, erlangen jedoch ein hohes Alter und sterben im Wald einsam und weltabgeschlossen, ohne von Weib oder Kind betrauert zu werden, nur im Gedächtniß ihrer gleich alten Kameraden noch eine kurze Zeit fortlebend.

Unsere erste Illustration stellt das Innere eines gemeinschaftlich bewohnten Holzhauerhauses vor, die zweite das Abwärtsbringen des Holzes zu Wasser und zugleich per Achse mit Pferden. Vom Hafen wandert dann der stille Baum als Mast oder Segelstange, als Bugspriet oder Kielbalken von Amerika nach Europa, nach Indien, Afrika — er durchkreuzt, den Volksverkehr vermittelnd, die ganze Welt.

Baschi-Bozuks ein Dorf niederbrennend.

(Bild S. 84 und 85.)

Unter den wilden Horden, welche die türkische Armee unter ihrer Fahne versammelt hat, haben die Baschi-Bozuks und die Tscherkessen die traurigste Berühmtheit erlangt.

Baschi-Bozuks heißt eigentlich verwirrte Köpfe und sind eine Art irreguläre, undisziplinirte Truppe, die in allen Türkenkriegen sich durch Wildheit hervorgethan, in diesem Krieg jedoch sich so abscheulich gezeigt, daß die Aufführung dieser Soldaten allein genügt, um die Schwäche auch der türkischen Heeresdisziplin unwiderleglich zu machen. Es steht fest, daß in diesem Kriege mehr als achtzig größere Ortschaften von den Baschi-Bozuks niedergebrannt, alles irgendwie Werthvolle entweder zerstört oder gestohlen, die armen unglücklichen Einwohner aber auf grausame Weise niedergestochen wurden, und schonte man hierbei weder Alter noch Geschlecht; der Säugling sowohl wie der Greis, die Matrone, das blühende Weib, das Mädchen, welches eben die Kinderschuhe abgelegt, sie alle sanken hin unter dem Messer oder der Lanze dieser räuberischen Horden, und ihr vergossenes Blut schrie um Rache bei den christlichen Mächten, die solch' einen Krieg nicht ruhig mit ansehen konnten.

Unsere Illustration zeigt eine Truppe dieser verwilderten, verthierten Soldaten, die eben dabei sind, ein christliches Dorf niederzubrennen und ohne Erbarmen morden und martern.

In der Nilbarke.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Einige Sekunden verstrichen; des Kadi Rosenkranzperlen rollten wieder klappernd durch seine Finger.

„Reïs Tabut!" rief er ohne aufzuschauen, und das Klirren der Ketten, ein dumpfes Geräusch schwerer Tritte verriethen ihm, daß der Delinquent aus dem Hintergrunde vorgeführt ward.

Der Richter würdigte ihn nur eines einzigen strengen, verachtenden Blickes.

„Du hörtest die Aussage dieses Weibes, das Dir als Volet auf Deiner Barke gedient?" fragte er in stoischer Ruhe.

Ein halblautes Hohnlachen war die Antwort. Der Reïs blickte spottend auf seine Ketten hinab, als wolle er sagen: „der Lüge eines Weibes danke ich diese!"

„Du hast mich verstanden, Reïs?"

„Ich habe die Lügenzunge dieses Weibes gehört, das auch mich bestohlen!" war seine trockene Antwort.

„So wollen wir prüfen, wie stark die Deinige ist!"

Der Reïs gewahrte nicht den stummen Befehl, dessen Ausführung das souveräne Hohnlachen auf seinem Antlitz erstarren machte.

Zwei riesige Kerle sprangen von beiden Seiten auf ihn; vier große narbige Fäuste legten sich an ihn. Er schüttelte sie von sich mit einer athletischen Bewegung, daß die Fetzen seiner Jacke in den Händen seiner Angreifer hingen, und hoch aufgerichtet, die Ketten mit einem wüthenden Ruck spannend, stand er da, die Zähne fletschend, jede Muskel geschwollen, das Auge die Wuth des Tigers sprühend, der selbst in der Gefangenschaft seiner Bändiger Meister.

Aber im Nu war ein Dritter ihm in den Rücken gesprungen. Alle Drei stürzten sich über ihn. Mit dumpfem Dröhnen schlug des Reïs Gestalt zu Boden.

Sekundenlang dauerte noch auf diesem der Kampf fort, kettenklirrend, zähneknirschend, unter wüstem, auf dem hohlen Boden wiederhallendem Getöse. Dann ein tiefes, gurgelndes Aechzen ... Geschnürt an Armen und Füßen ward der Reïs mit zerfetzten Kleidern, die Ketten schleifend, in den halbdunklen Hintergrund getragen, und bald verkündete das dumpf herüberdringende taktmäßige Niederfallen des Bambus die grausige Arbeit des Schergen.

Kein Laut, keine Klage mischte sich hinein. Schwerer und heftiger ward der unmenschliche Takt und kein Schmerzensschrei war sein Echo. Gleichgültig vor sich niederblickend saßen die Schreiber; die gefangenen Weiber kauerten sich schaudernd im Winkel zusammen wie ein kaum unterscheidbarer Klumpen; des Kadi Perlen glitten kaum rascher durch die Finger; nur Hutfield hatte sich mit bleichem Entsetzen abgewendet und seine Hände zitterten, wie er sie ineinander schlang.

„Führt ihn ab!" ertönte des Richters Stimme, als der Takt im Hintergrunde schwieg. „Spart ihn bis morgen!"

Der Reïs wurde losgeschnürt. Aufrecht stand er da. Kein Zeichen des Schmerzes, keine Miene des Ueberwundenen! Seine Augen waren mit Blut unterlaufen, aus den Höhlen gequollen; Blut rieselte zwischen der zerfetzten Kleidung über seinen Rücken herab; das kurzgeschorene Haar stand hochgesträubt, borstig auf seinem Haupt.

Keiner der Anwesenden würdigte ihn eines Blickes. Es war, als sei er erstarrt, als wanke er, als koste es ihn Anstrengung, die Majestät der Schmach zu zeigen, und dennoch stand er aufrecht, die Hände von der Kettenlast herabgezogen.

Plötzlich schüttelte sich sein Leib. Einer seiner Henker hatte mahnend die Hand wieder auf seine Schulter gelegt. Er hob den Fuß vom Boden und schritt aufrecht, die Ketten nach sich schleppend, zur Thür.

Kein Eindruck dieses so gewohnten Schauspiels blieb bei dem Kadi und den Schreibern zurück.

„Führt die Weiber vor!" gebot der Erstere, als die Thür sich hinter dem Reïs geschlossen.

Jetzt erst schaute man auf diese. Auch Hutfield wandte sich wieder in's Zimmer.

Einer der Gerichtsdiener trat zu den angstvoll Zusammengekauerten und zog sie mit roher Hand von einander, wie sie, noch von Angst gelähmt, im Winkel lagen, die Gesichter abgewandt, mit den Händen verhüllt, an deren Gelenken man ihnen die goldenen Spangen gelassen. Keine war gefesselt; ein Bild des Erbarmens knieten sie da, die Gesichter mit Entsetzen zur Wand gerichtet.

Mit roher Hand ward die Vorderste vom Boden gerissen. Mit brechenden Knieen, fahl, blutlos unter der hell olivenfarbenen Haut, nur von dem blauen Dellahhemd bekleidet, das man ihr anstatt ihrer schönen Gewänder im Kerker gereicht, Hals, Brust und Arme entblößt, schwankte sie heran, gestützt von dem Gerichtsschergen, der ihr Handgelenk mitleidlos in seiner nervigen Faust preßte, um sie zu aufrechter Haltung zu zwingen.

Gazale war's. Sie wagte nicht das Auge aufzuschlagen. Das Antlitz gesenkt, zitternd vor Angst, beschämt, so, nur in nothdürftigster, armer Verhüllung vor allen den Männeraugen zu stehen, aber mit dem Bewußtsein des Martyrium, faßte sie, sich vor Frost schüttelnd, mit beiden Händen das blaue Hemd, schlug es über die Brust und preßte die Hände an die Schulter.

Tief schattig lagen die langen schwarzen Wimpern über den Augen; die Flechten ihres dichten Haares hatten sich gelöst und in glänzenden Wellen hing dieß über Brust und Nacken herab.

Ein Schauder, ein Schrecken vor dem, was ihr bevorstand, schüttelte wieder ihre Zähne, ihren Körper; die mit Hennah gelb gefärbten langen Nägel ihrer Hände gruben sich in das Hemd, in die Schultern, und erst als der Gerichtsdiener ihr die Faust in die Hüfte legte, um sie zu zwingen, den Richter anzuschauen, hob sie das Antlitz.

Wie eine Tigerin schaute sie dabei auf ihren Henker zurück, das Weiße des Auges herauskehrend, die stark angedeuteten Lippen öffnend und ihm die tadellosen Zähne weisend.

Entschlossen, wie durch das Uebermaß ihrer Leiden zu einem plötzlichen Willen, zum Letzten gedrängt, ließ sie die Arme sinken; offen, fast trotzig musterte sie die graubärtigen Männer des Gerichts, die Schreiber, den blondhaarigen Konsularbeamten.

So wartete sie auf die Ansprache des Richters, der betroffen das kaum sechzehnjährige trotzende Fellahmädchen musterte, ehe er zu Worte kam, dann sein Auge über ihre Unglücksgefährtinnen schweifen ließ, die, ein Bild des Jammers, der Zerknirschung, in ihre Hemden gehüllt, mit tief gesenktem, hinter dem herabgefallenen schwarzen Haar verborgenem Antlitz dastanden.

„Gazale," begann der Kadi weicher, unter dem Eindruck, den des Mädchens wilde Entschlossenheit und die seltene Frische und Plastik ihrer Gestalt, die Macht ihrer großen, von langen Wimpern beschatteten Augen auf den Graubart übte. „Gazale, Du stehst vor mir, dem Kadi, dem Du die Wahrheit schuldest. Willst Du sie sprechen?"

Das Mädchen schaute vor sich nieder. Es schwieg. So entschlossen, wie es soeben noch dem Gericht in's Antlitz geschaut, der weiche Ton, in welchem der Kadi sprach, mochte ihr ein unerwarteter sein, und in der That war dieser Ton ein so ganz anderer als der, in welchem er zu dem Reïs gesprochen. Seine Stimme war nicht so kalt, so grausam. Selbst die Schreiber schauten den sonst so unrührbaren Kadi an.

„Ich kenne Dich seit lange, Gazale," fuhr dieser fort, mit der Hand über den grauen Bart fahrend, und in noch tieferem Ton. „Ist Deine Schwester unter Jenen da?"

Er deutete auf die übrigen Mädchen.

Gazale schüttelte, ohne aufzuschauen, verneinend den Kopf. Auch sie schien ihren Trotz zu vergessen unter der gütigen Ansprache des Richters. Es war, als sinne sie darüber, welche List dahinter stecke.

„Du bist eines reichen Mannes Kind, Gazale. Wie kamst Du unter die Almehs?" fragte der Richter.

Das Mädchen zuckte kalt die Achsel, dann schaute es mit Flammen in den großen, leuchtenden Augen auf. Der Zorn sprühte aus diesen Augen, ihre herabhängenden Hände schlossen sich zusammen, als suche sie so sich zu beherrschen.

„Du fragst, Kadi, was alle Welt hier im Garbieh weiß! Mein Vater war ein reicher, aber rechtschaffener Mann. Das Eine will nicht zum Andern passen und seine Neider suchten ihn zu vernichten. Daß er ein Freund der Schechs rings umher war, nahm man zum Vorwand, ihn der Theilnahme einer Verschwörung dieser Schechs zu beschuldigen. Man überfiel ihn; man schleppte ihn fort, man nahm ihm seine Güter, seine Ernte, seine Heerden und gab ihm seine Freiheit erst wieder, als er ein Bettler geworden."

Hutfield hörte ihr mit Interesse zu.

„Hast Du nicht Acht gehabt auf meinen Knecht Hiob!" murmelte er vor sich hin. „Dasselbe tausendjährige Elend, das dem Reichen den Bettelstab in die Hand gibt! Dieselbe ewige Willkür, die dem Armen selbst das Blut aus dem Herzen saugt!"

„Meine Mutter starb im Elend," fuhr Gazale nach einer Pause fort, sich zum Sprechen ermannend. „Meine Schwester ging als Dienerin zu reichen Leuten und ich ... Aber warum fragst Du, Kadi, da Du doch wissen mußt, was Jedermann weiß!"

„Ich fragte, weil ich der Freund Deines Vaters war, eh' ihn das Unglück traf, weil ich zu Deiner Seele spreche, weil ich glaube, daß Du Dich rein und unschuldig erhalten selbst unter den Almehs, und weil ich hoffe, daß Deine Hand sich auch in der Sache rein erhalten habe, um deren willen Du vor mir stehst."

Gazale lächelte bitter, höhnisch. Die Erinneru[...]
Richter in ihr wachgerufen, ergriff sie mit kaltem [...]

„Antworte mir nach Deiner Seele!" fuhr [...]
„Du kennst den Targuman Adriani aus Kairo, [...]
Reïs Tabut des Mordes an einem Inglisi schul[...]

„Ja, ich kenne ihn," klang es von Gazale's Lippen fest und bestimmt.

„Du standest in Freundschaft mit einem Mörder, der ..."

„Du lügst, Kadi!" fuhr Gazale wie eine Tigerin mit blitzenden Augen auf. Ihre Lippen blieben halb geöffnet, während sie mit hoch aufarbeitender Brust nach Athem suchte.

„So sprich Du die Wahrheit! Daß Du hier vor mir stehst, angeklagt der Mitwissenschaft an einem Verbrechen, spricht gegen Dich. Beweise Deine Unschuld ... Wie kamst Du zu Adriani, wie kam er zu Dir?"

„Anastasio Adriani ist der Sohn der Schwester meiner Mutter, die eine Armenierin und die Tochter eines reichen Tarbuschfabrikanten in Fuah war."

„Gut, Gazale! Du sahst ihn in jener Nacht, in der das Verbrechen verübt wurde?"

„Ja, ich sah ihn."

„Erzähle!"

Gazale beugte sinnend das Haupt.

„Adriani ist geflohen; man ist auf seinen Fersen. Seine Schuld hat er dadurch eingeräumt."

Dieß schien auf den Entschluß des Mädchens zu wirken. Gazale holte tief Athem und blickte dann frei, stolz auf die ernsten Männer, die unbewußt unter dem Einfluß ihres tiefen, vollen Organs dasaßen und das an ihrer Gestalt hangende Auge senkten, wenn sie das ihrige traf.

„Ich hatte Adriani seit dem Unglück meines Vaters nicht gesehen," fuhr sie fort. „An jenem Abend fand er mich im Zelt mit den Uebrigen, die Du gleich mir ergreifen ließest. Er zeigte mir seine Freude über unser Wiedersehen; er bewirthete mich mit Zuckergebäck und Scherbet, bewunderte meine schönen Kleider und meine Gestalt und bat mich, ihm einen Dienst zu leisten, wofür er mir zehn Piaster versprach. Alles, was ich zu thun habe, sagte er, bestehe darin, zum Kanal zu gehen und dort in eine grüne Barke zu steigen. Dieselbe sei leer, versicherte er, ein Kaffir liege am Ufer, sie zu bewachen, es könne mir also nichts geschehen. Sobald der nicht mehr dort, solle ich die Barke wieder verlassen und, ohne gesehen zu werden, auf einem Umweg in die Stadt zurückkehren.

„Ich that das, denn ich fand nichts Böses darin. Ich sah den Kaffir am Ufer liegen. Er achtete nicht auf mich und ich schritt in die Barke. Diese war leer. Ich ruhte mich eine halbe Stunde darin aus, denn ich war ermüdet, und als ich sah, daß der Kaffir nicht mehr da, schritt ich, wie mir anbefohlen war, zurück in die Stadt. Adriani hatte versprochen, noch in der Nacht mir die zehn Piaster in meine Wohnung zu bringen, und dort erwartete ich ihn allein, denn die Uebrigen waren noch draußen in den Zelten."

Der Kadi unterbrach sie unwillig und auf den Wunsch Mr. Hutfield's.

„Du vergaßest uns zu sagen, daß Dir auf dem Wege zur Barke ein junger Kawacha mit blondem Bart und zwar in der Nähe der großen Dschami begegnete."

Gazale schaute den Kadi an, betroffen über diese Wissenschaft desselben.

„Sag' die Wahrheit, Gazale! Begegnete Dir ein junger Kawacha?"

„Ja! Er verfolgte mich; ich entkam ihm."

Hutfield soufflirte dem Kadi eine Frage.

„Würdest Du ihn wieder erkennen?"

„So glaube ich!"

„Gut! ... Was geschah weiter in der Nacht?"

„Anastasio Adriani kam spät nach Mitternacht zu mir. Er dankte mir für meinen Dienst und zahlte mir die zehn Piaster. Ich bedurfte des Geldes, denn ich bin arm."

„Und wie kamst Du in Besitz dieses Dinges, das man bei



Die Holzhauer in Kanada. **Das Abwärtsbringen der Flöße.** (S. 87.)

Dir gefunden?" fragte der Richter, ihr das goldgestickte Monogramm zeigend.

„Anastasio gab mir eine rothe Tasche, wie ein Buch geformt, mit der Bitte, sie ihm heimlich aufzubewahren, so daß es meine Freundinnen nicht sähen. Er werde es mir abfordern, wenn er in einigen Tagen von Kairo zurückkehre, wohin er am Morgen reise."

„Und dann?"

„Da Anastasio nicht wieder kam, glaubte ich, er habe die Tasche vergessen. Die Freude an der goldenen Stickerei verführte mich, sie herauszuschneiden und an meinen Gürtel zu heften. Die Tasche verbrannte ich, weil ich doch das Beste herausgeschnitten."

„Wie fandest Du Adriani, als er in der Nacht zu Dir kam?"

„Er war sehr aufgeregt, und das war während des Festes nichts Ungewöhnliches. Seine eine Hand aber war mit getrocknetem Blut bedeckt, auch sein Rock. Er sagte mir lachend, er habe Zank mit einem syrischen Mann bekommen, dabei seien sie flüchtig mit dem Messer an einander gerathen; man habe sie aber getrennt. Darnach ging er von mir, weil er noch einen Freund, ich glaube einen Reis, sprechen müsse, der am andern Morgen weiter wolle, und ich sah ihn nicht wieder."

Gazale schwieg. Eine Pause trat ein. Selbst Mr. Hutfield vermochte nicht, sich des Eindrucks der Wahrhaftigkeit zu entziehen, mit der das Mädchen gesprochen.

XVI.

In dem Moment erschallte helles Stimmengewirr von draußen aus dem breiten Gange des Hauses herein. Alle lauschten. Gazale erschrak sichtbar und deckte schamvoll die Arme über die Brust.

Der Kadi gab einem der Diener einen Wink. Dieser schritt zur Thür und öffnete dieselbe.

Ein junger Mann mit dunkelblondem Vollbart, das Antlitz von Sonnenbrand frisch geröthet, in Reisekleidern und sehr erhitzt, trat selbstbewußt herein und überschaute die Anwesenden.

„Ah, Mr. Hutfield!" rief er in englischer Sprache, diesem die Hand entgegenstreckend. „Ich suchte Sie natürlich hier!"

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, Mr. Collington!" Hutfield reichte ihm die Hand über den Kopf eines der arabischen Schreiber hinweg. „Sie sendet uns der Himmel gerade heute!"

«All right!» rief der junge Mann lachend, „aber es liegt mir daran, daß er mich auch heute noch nach Kairo zurücksende, da ich morgen in Alexandrien den Dampfer nehmen muß. Der Konsul packte mich bei meiner Ankunft und brachte mich gleich auf die Eisenbahn, mir kaum die nothwendigste Auskunft gebend."

Collington's Auge war während seiner Rede auf Gazale gefallen; in bewunderndem Erstaunen ruhte es auf der schönen Gestalt des Fellahmädchens. Er unterbrach sich plötzlich. Der Richter schaute ihn dabei mißbilligend an.

Hutfield hatte sich inzwischen an den Kadi gewandt und diesen ersucht, an den von ihm hieher beschiedenen Fremden die nothwendigen Fragen richten zu dürfen.

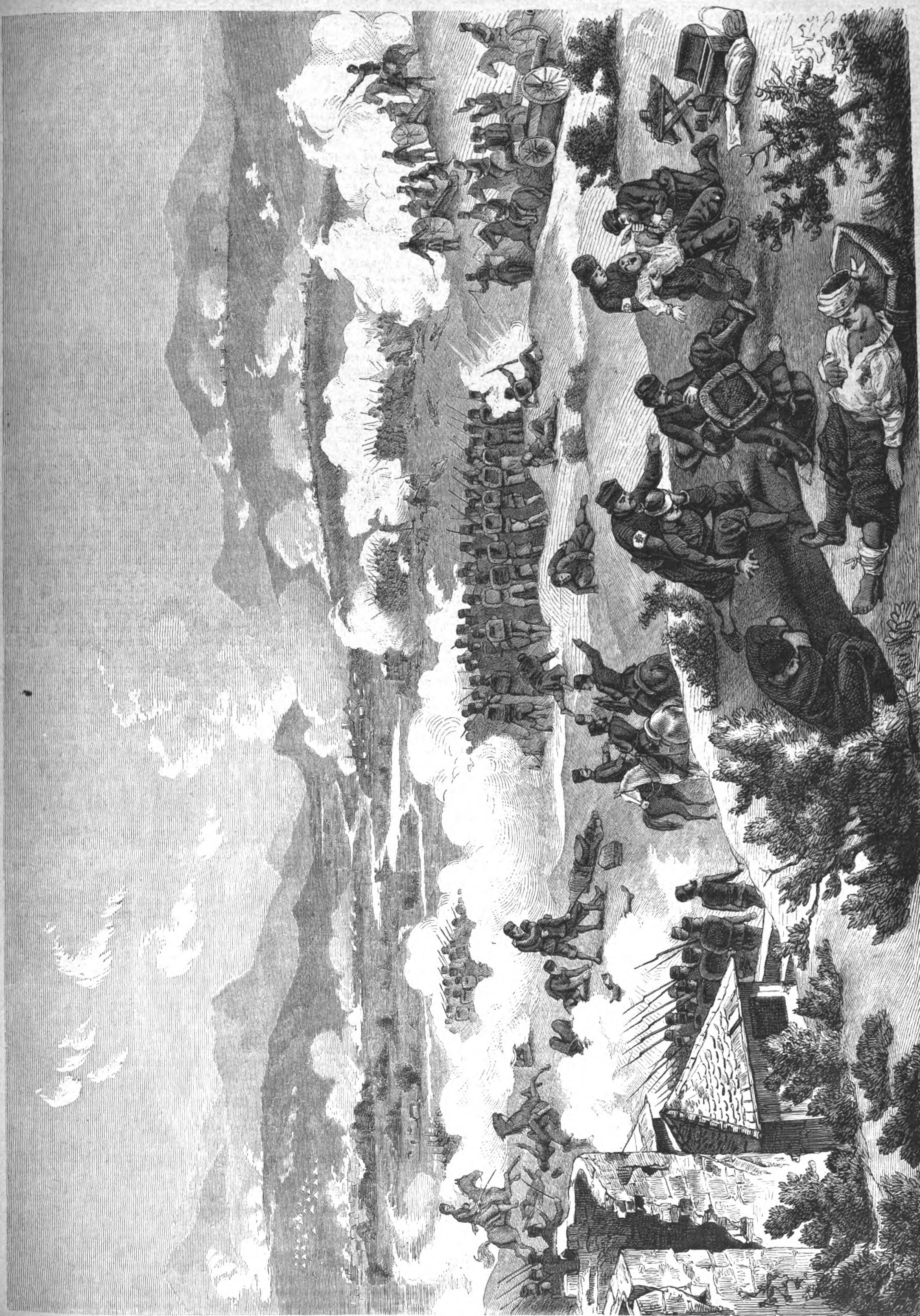
„Recht so, Mr. Collington!" rief er diesem zu. „Schauen Sie sich das Mädchen nur ganz genau an. Um ihretwillen mußt' ich Sie hieher bemühen."

„Um ihret ...?" Collington riß sich von dem Anblick des Mädchens los und schaute Hutfield groß an.

„Würden Sie das Mädchen wieder erkennen, wenn Sie es in der Kleidung sähen, in der es Ihnen schon einmal begegnet?" fragte Hutfield.

Collington verstand noch immer nicht.

„Mr. Hutfield," sagte er etwas betroffen, „es scheint mir, als wolle man mich gewaltsam in ein Abenteuer verwickeln. Ich gestehe, daß ich auf meiner Reise arm an solchen gewesen



Die Schlacht bei Mramor unweit Nisch. Originalzeichnung von Stefan Teodorovic. (S. 99.)

bin, obgleich ich ihnen sicher nicht aus dem Wege gegangen sein würde, wenn sie mir begegnet wären. Das Mädchen da ist schön, es hat ein paar Augen im Kopf, die einen größern Antonius, als ich bin, in Versuchung führen könnten ..."

Collington unterbrach sich wieder, denn er sah diese Augen voll und groß auf seine Person gerichtet.

Hutfield wandte sich wieder an den Richter.

„Gazale, ist dieß der Mann, der Dir am Abend vor der Dschami begegnete und Dich verfolgt hat?" fragte der Letztere.

„Ja, Kadi, er ist es!"

„Gut! Man wird Dich jetzt abführen und Dir Deine Kleider wieder anlegen. Eile Dich und kehre dann hieher zurück."

Gazale's Antlitz durchzuckte ein Blitz der Freude. Sie sah die Schmach von sich genommen, in dieses verblichene grobe Fellahhemd gesteckt zu sein, halb nackt, barfüßig vor den Männern zu stehen. Bereitwillig folgte sie dem Gerichtsdiener, der auch den übrigen Mädchen einen Wink gab und sie mit abführte.

„Nur wenige Minuten noch muß ich Ihre Zeit in Anspruch nehmen, Mr. Collington," wandte sich Hutfield wieder zu diesem. „Es handelt sich in einem sehr verschmitzten Prozeß nur um die Feststellung der Identität und Sie verzeihen, wenn ich Sie nicht vorbereiten darf."

Der Kadi hatte inzwischen einem andern Gerichtsdiener einen Befehl gegeben. Ein alter, gekrümmter Araber wankte herein, nur mit einem schmutzigen grauen Hemd bekleidet, das über der Hüfte durch einen Strick gehalten wurde und bis auf die braunen Kniee seiner nackten Beine reichte, ein Mann von mindestens sechzig Jahren, einem braun angestrichenen Skelet ähnlich, die wollene Fellahkappe auf dem Scheitel, die Hände auf den Rücken gebunden. Muthlos ächzte er zwischen den dürren, eingesunkenen Lippen mit zahnlosem Munde sein «Aman, aman!»

„Ali-el-Jabis," rief der Richter, als auf sein Geheiß der Kaffir vorgestoßen wurde, „man kannte Dich bisher als einen unbescholtenen Mann. Allah behüte Dich, daß Du Dein greises Haupt zu einem Verbrechen geliehen! Wiederhole Deine Aussage hier vor dem Konsul! Wer hatte Dich gedungen, in jener Nacht am Ufer bei der Barke zu wachen?"

„Reïs Tabut, Herr," antwortete der Greis mit müde nickendem Kopf, ohne aufzuschauen.

„Was sagte der Reïs zu Dir?"

„Er sagte mir, ehe er zur Stadt ging, ich solle nur ein Stündchen an der Barke wachen, bis ein junges Weib in dieselbe gestiegen sei, dann könne ich gehen. Er gab mir dafür drei Sabaïn, Kadi; nicht mehr, so wahr mir Allah gnädig sei; dann ging er in die Stadt."

„Und was thatest Du?"

„Wie er mir gesagt! Als das Weib in die Barke geschritten war, ging ich meines Weges. Ich dachte nichts Böses dabei."

„Kanntest Du das Weib?"

„Es war dunkel, Kadi! Aber das Weib trug einen goldgestickten Mantel und war gewiß jung und schön. Allah schütze mich, wenn ich durch dieß Bekenntniß mir den Zorn eines großen Mannes aufgeladen!"

„Würdest Du den Mantel wieder erkennen?"

„Ich denke, Kadi, obgleich meine Augen alt und schwach sind."

„Es ist gut! ..."

Der Kadi wandte sich schweigend zu Hutfield; dieser winkte ebenso stumm und im Einverständniß.

Eben öffnete sich die Thür und herein trat eine Frauengestalt im Mantel von weißem, spinnewebdünnem Gewebe, mit Gold- und Silberflittern überstickt, das weiße Kopftuch über dem Gesicht, so daß nur zwei große Glutaugen, von dunklen Brauen überwölbt, aus der Oeffnung desselben herausschauten.

Ihre Füße steckten in durchbrochenen weißen Strümpfen, durch welche die dunkle Hautfarbe hervorschimmerte, und in ausgeschnittenen Lackschuhen. Sich hoch aufrichtend, die dunklen Augen fragend auf die Männer richtend, stand sie da.

Der Richter wandte sich mit stummer Aufforderung an Hutfield und dieser wieder an Collington, der den Blick fest und sinnend auf das Mädchen gerichtet hielt.

„Mr. Collington, wir kommen jetzt zu der Frage, um derentwillen ich Sie hierher bemühen mußte."

Collington riß sich von dem Mädchen los und schaute zerstreut den Konsularbeamten an.

„Nicht wahr, Mr. Collington," fuhr dieser fort, „als Sie vor Ihrer Niltour in Kairo waren, machten Sie einen Ausflug hierher nach Tanta?"

„Freilich, Mr. Hutfield! Ich hatte so viel gelesen und gehört von den babylonischen Festen in Tanta, und da ich gerade bei einer solchen Gelegenheit in der Nähe war, bereitete ich mir das Vergnügen, das Fest anzuschauen. Ich versichere Sie, es hat mich hoch amüsirt; dergleichen ist in allen fünf Welttheilen nicht wieder zu sehen, die zu durchstreifen meine Aufgabe ist."

„Sie trafen am Abend in Tanta ein?"

„Ganz recht! Gerade als das Fest in Millionen von Lichtern strahlte. Es war ein wunderbarer Anblick, märchenhaft, unvergleichlich!"

„Verzeihen Sie, Mr. Collington, wenn ich jetzt eine indiskrete Frage an Sie richte. Es geschieht im Interesse des Gerichts und der Genugthuung für einen Landsmann, die in diesem Land ohnehin so schwer zu erreichen ist."

„Ich bitte, Mr. Hutfield, machen Sie sich keine Skrupel!" rief Collington lachend. „Sie sehen mich zu jeder Auskunft bereit."

„Sie begaben sich an jenem Abend auf den Platz der großen Moschee, Mr. Collington?"

„Allerdings! Es war dort ja gewissermaßen der religiöse Centralpunkt des Festes, von dessen ascetischer und moralischer Bedeutung ich allerdings einen eigenthümlichen Eindruck mit mir nahm."

„Es begegnete Ihnen nichts Außergewöhnliches auf diesem Platz, Mr. Collington?"

Der junge Mann starrte Hutfield, darauf das Mädchen an. Dann schlug er sich in komischer Hast lächelnd vor die Stirn.

„Mr. Hutfield, ich errathe Ihre Frage!" rief er aus. „Aber in welcher Verbindung stehe ich ..."

„In keiner, Mr. Collington! Es handelt sich um die Frage, ob es wahr ist, daß Ihnen auf dem Platz ein verschleiertes junges Weib begegnet, das Ihre Aufmerksamkeit oder Bewunderung erregte, dem Sie folgten ..."

„Ganz recht! So war es! O, ich entsinne mich genau!"

„Dieses junge Weib entschwand vor Ihren Augen im Gedränge!"

„Auch das stimmt, Mr. Hutfield! Ich suchte sie vergebens und ich gestehe, daß die aufgeregten Gesichter der Männer, die sich auf dem Platz bewegten und mich nicht gerade mit günstigen Augen betrachteten, mir die Lust zu einem Abenteuer sehr verschnürten."

„Würden Sie dieses junge Weib wieder erkennen?"

„Mr. Hutfield, das wäre verdammt schwer! Bei dieser seltsamen Vermummung der Weiber ist Eine von der Andern kaum zu unterscheiden, wenn sie denselben Mantel tragen. Schwören könnt' ich deßhalb nicht darauf, aber wetten möcht' ich, daß es Diese da gewesen! Der Mantel erscheint mir als derselbe, die Füße auch, und diese großen Räthselaugen, das diabolische Weiße, wie sie es herauskehrt, brillirten an jenem Abend in einem solchen Raketenfeuer, daß ich mich unwillkürlich ihr nachgezogen fühlte."

Collington hatte dabei das Mädchen scharf angeschaut und Gazale seinen Blick mit Ruhe ertragen.

„Was frage ich mich noch!" rief Collington, von jäher Ueberzeugung erfaßt. „Es muß dieselbe sein! ... Und nicht wahr, zu ihrer Rekognoszirung dient dieß Verhör?"

„Ich muß das bejahen, Mr. Collington! ... Also Sie erklären, daß nach Ihrer Erinnerung dieses Weib, das da vor Ihnen steht, und jenes, das Ihnen an dem Abend vor der Moschee begegnet, dieselbe sei?"

„Ohne Bedenken, Mr. Hutfield! ... Aber fordern Sie nur keinen Schwur darauf, den müßt' ich refüsiren."

„Ihre Aussage genügt. Sie stimmt mit der des Mädchens überein, da dasselbe Sie, wie wir sehen, bereits erkannt hat... Ich danke Ihnen, Mr. Collington, und bitte zu verzeihen, daß ich Ihnen diese Unbequemlichkeit bereitet. In einer Stunde geht ein Bahnzug nach Kairo; ich darf den Umständen nach Ihre Zeit nicht länger mißbrauchen."

Collington runzelte die Stirn und blickte noch einmal das Mädchen an.

„Sagen Sie mir, Mr. Hutfield," sprach er leise, die Hand auf dessen Arm legend, „ist dieß schöne Weib eine Verbrecherin, so darf ich mir gratuliren, daß ich mich damals nicht darauf kaprizirte, sie aus dem Gewühl herauszufinden."

„Sie ist es nicht, Mr. Collington; beruhigen Sie sich! Sie stand im Verdacht der Mitwirkung oder der Hehlerschaft an einem Verbrechen, hat sich aber vollständig von diesem gereinigt. Es ist ein Mädchen von guter Herkunft, das durch Familienunglück unter die Almehs gegangen."

„Ich danke Ihnen, Mr. Hutfield! ... Sagen Sie ihr," fuhr er lächelnd fort, „daß ich sie sehr schön finde, und bitten Sie den graubärtigen Herrn, der mir der Gerichtspräsident zu sein scheint, er möge mir das arme Kind nicht so malträtiren."

Hutfield lachte.

„Ich bin also entlassen?" fragte Collington, nach der Uhr sehend. „Mir liegt Alles daran, noch diesen Bahnzug zu nehmen."

„Mit meinem verbindlichsten Dank, Mr. Collington!"

Beide trennten sich in höflichster Form. Collington verschwand mit einem letzten Blick auf das Mädchen, den dieses nicht beachtete.

„Kadi, was hat der Fremde gesagt?" ertönte Gazale's volle Stimme, gedämpft unter dem Gesichtstuch.

„Er glaubt Dich wieder zu erkennen, wie mir eben der Konsul mitgetheilt!"

„So nimm die Schmach von mir und laß mich fort von dieser entsetzlichen Stelle!" bat sie, das Auge zu Boden senkend.

„Du bist entlassen, Gazale!"

Auf einen Wink öffnete der Thürsteher die Pforte. Gazale hob beide Hände dankend gen Himmel und schritt aufrecht, ohne die Männer noch eines Blickes zu würdigen, hinaus.

Draußen erhob sich lautes Geschrei.

Mr. Hutfield trat an's Fenster. Er sah, wie die scheu auf der andern Seite der Straße zurückgehaltene Menge, namentlich eine Anzahl Fellachen mit ihren Weibern, zum Portal des Gerichtshauses stürzten, sah, wie ein riesiger, alter Fellah die Heraustretende in seine Arme hob und dieselbe, unter dem Freudengeschrei der ihm Folgenden hinweg, die Straße entlang trug — der Vater des Mädchens, der unter den übrigen armen Fellachen um sein Kind jammernd sich vor die Gefängnißthür gelagert hatte.

„Der Kaffir ist frei," sprach der Kadi, als das Geschrei draußen in der Ferne verhallte. „Der Reïs ist morgen wieder vorzuführen; er wird sich bis dahin besonnen haben ... Konsul," wandte er sich an Mr. Hutfield, „es ist keine Frage, daß der Reïs der Anstifter oder Mitschuldige. Man hat das Verbrechen in die Barke hinein spielen wollen und das Mädchen in dieselbe geschickt, um Das glaublich zu machen und ihre eigene Spur zu verwischen. Der Inglisi muß auf dem Feld in der Nachbarschaft von Gazale's Hütte ermordet sein; das Blut an des Targumans Hand und die Tasche, die er ihr gab, beweisen es. Wir müssen den Adriani suchen."

Damit hob der Kadi die Sitzung auf.

*

Mr. Worthley, der ungeduldig der Rückkehr Hutfield's wartete, sah nicht ohne Besorgniß den seltsamen Zug an seinem Hause vorübertoben.

Er sah den zerlumpten alten Fellah, der im Triumph das Mädchen über die Straße trug, die zu Hunderten anschwellende Menge, welche drohend die Fäuste zu seinem Fenster emporhob.

Georg trat neben ihn, den Revolver in der Hand, und auch Alice eilte, um bei dem Vater Schutz zu suchen.

„Gott im Himmel, was ist dieß wieder!" rief sie angstvoll, Worthley umklammernd.

„Beruhige Dich!" tröstete er, ihr Haar streichend, selber nicht so ruhig, wie er zu scheinen suchte. „Ich sehe Mr. Hutfield mit dem Kawassen seines Konsulats zur Seite dort die Straße herauf kommen. Von ihm werden wir erfahren."

Hutfield, der ein Zimmer in demselben Hause zu ebener Erde bewohnte, trat, ehe er Worthley aufsuchte, in dieses ein und empfing von seinem Diener die inzwischen eingelaufenen Meldungen von Kairo. Darnach erst suchte er die Familie auf und berichtete hier den Verlauf der Gerichtssitzung, mit zarter Schonung für Alice die Blutspuren an Adriani's Händen verschweigend.

„Wie man mir eben meldet, ist der Armenier von Arabern in der Wüste hinter Zagazik gesehen worden," setzte er hinzu. „Einer unserer Konsulatsbeamten ist ihm noch immer auf den Fersen. Gott gebe, daß es uns gelinge, seinen Uebertritt nach Syrien zu hindern. Er scheint in jenen Gegenden orientirt zu sein, vielleicht auch Freunde zu haben, so daß er bis jetzt alle Verfolgung getäuscht. Und trotz allen Nachrichten, daß man ihn hier und da gesehen, kann ich mich noch immer nicht von dem Gedanken trennen, daß er hier im Orte selbst sich versteckt hält. Diese Araber sind so unzuverlässig in ihrer Dienstfertigkeit, sie sehen und wissen immer mehr als sie verantworten können; wäre dieser Adriani einer der Ihrigen, ich würde argwöhnen, daß sie uns absichtlich zu täuschen suchen ... Ich muß zum Mudir, um auf eine genaue Durchsuchung der Stadt zu dringen."

Diese Durchforschung der Stadt ward noch am Abend und mit seltenem Eifer, aber mit dem üblichen orientalischen Tamtam in's Werk gesetzt, unter Aufsicht der Beamten der Mudirieh und mit Hinzuziehung der unbedeutenden Garnison.

Man machte so viel Geschrei und verfuhr gleich anfangs mit so viel Gewaltthätigkeit, als man in die Häuser drang, daß Jeder, der die Behörde zu scheuen hatte, Muße genug bekam, sich davon zu machen oder da zu verstecken, wo man eben gesucht hatte, und selbstverständlich fand man auch den Gesuchten nicht.

Selbst in Gazale's Hütte drangen in der Nacht rohe Männer ein, um nochmals Alles unterst zu oberst zu kehren. Mit starrem Auge schaute die Hartgeprüfte den Eindringenden entgegen. Sie fieberte noch unter der Nachwirkung all' der kaum überstandenen Unbill; ihrem Geschick mißtrauend in ihrer Schuldlosigkeit, wähnte sie, man komme, sie abermals zu holen, um sie von Neuem in das feuchte Gefängniß zu führen.

Sie hatte eben die Ruhe suchen wollen; in ihrer leichten Milajah stand sie da, das Haar aufgelöst über den braunen Nacken hängend, die Arme schützend vor sich gestreckt, während die alte Fellachin, ihre Amme, mit lautem Gekreisch sich in die Ecke des Gemachs flüchtete.

„Was wollt Ihr!" schrie Gazale die Männer an.

„Den Mörder des Inglisi suchen, den Du versteckt hast!" antwortete Einer derselben, in roher Weise die Hand gegen sie ausstreckend.

„Den Mörder!" kreischte das Mädchen. „Ihr wißt, daß ich unschuldig bin! Wollt ihr noch einmal mich Unglückliche martern!"

„Das ist des Kadi Sache, mein Lamm!" lachte einer der Unholde, sie um den Leib packend.

Wie eine Schlange sich seinem Arm entwindend, stieß sie ihn zurück und sprang in die offene Thür.

„Sucht ihn, den Mörder!" schrie sie höhnend. „Wie die Räuber und Diebe brecht ihr in die Hütten des Armen ein zur Nachtzeit, wo ihr sammt eurem Kadi noch mehr mit Blindheit geschlagen seid als am Tageslicht! Sucht ihr mich aber noch einmal zu mißhandeln, soll euer Arm zu kurz sein!"

Und in die Nacht hinausspringend, eilte sie barfüßig wie alle ihre Leidensschwestern auf das weite Feld hinaus.

Noch einmal zurückblickend und beruhigt, als sie sah, daß sie nicht verfolgt ward, schlug sie am Ende des Weichbildes der Stadt den Weg zu einem jener hohen Dämme ein, die in breiten schwarzen Linien, als Landstraßen des Delta dienend, die tief unter ihnen noch im Wasser der Nilüberschwemmung blinkenden Felder durchschnitten.

Rüstig schritt sie vorwärts. Der inzwischen heraufsteigende Mond zeichnete ihre Gestalt, das im Nachtwind flatternde Hemd und Haar auf den spiegelblanken, elastischen Nilboden, und gespenstisch folgte der Schatten ihrer Flucht.

Schon graute der Morgen, als sie den Nebel über dem breiten, mächtigen Strom aufsteigen sah. Zu ihren Füßen lag im bleich vom Morgenthau angedämmerten Laub der hohen Akazien ein weißes Gehöft auf dem hohen Nilufer.

Tiefe Ruhe lag über der Pflanzung; nur einige Büffel, bis an die Kniee im Wasser der Baumwollenfelder watend, waideten bereits in dem hohen und üppigen Klee und kreischend zogen die Strandläufer über den Fluß.

Ermattet setzte sich Gazale auf den Rand des Dammes, um das Aufgehen der Sonne zu erwarten.

XVII.

Am nächsten Morgen eröffnete der Kadi die zweite Gerichtssitzung, zu der sich ein Beamter des Justizministeriums aus Kairo einfand.

Es währte lange, ehe der Kadi diesen in den ganzen bisherigen Gang der Affäre und die bis dahin gewonnenen Resultate eingeweiht. Der Kadi war stolz auf die Bereitwilligkeit, mit welcher er selbst auf alle Wünsche des „Konsul" eingegangen, und dennoch war dieser unzufrieden, da man den eigentlichen Hauptschuldigen hatte entwischen lassen.

Wie gewöhnlich ließ man seinen Zorn an Dem aus, den man hatte.

Der Reïs wurde wieder hereingeführt.

Mit düsterem, verbissenem Trotz vor sich niederschauend, Keinen eines Blickes würdigend, die Augen noch von Blut umlaufen, das kurz geschorene schwarze Haar emporgesträubt, die mit den eisernen Schellen beschwerten Hände über einander gelegt, die Ketten an den Füßen klirrend mit sich schleppend, trat er herein.

Fast grauenerregend entstellt war das Antlitz, auf das er einst so stolz. Die Adern an seiner Stirn, an den Schläfen waren dunkel geschwollen und liefen wie blaue Striemen über dasselbe; die Farbe des Gesichts war aschgrau, mit blauen Flecken gemischt; seine Lippen waren geschwollen vom Biß der Zähne und dunkel färbte der seit mehreren Tagen nicht geschorene Bart das Kinn und die Wangen.

Das Hemd war auf der Brust geöffnet und zeigte die hohe Wölbung; Blutflecken bedeckten dasselbe, denn der Reïs hatte in ohnmächtiger Wuth sich die Nägel seiner Finger zerbissen, und blutig waren die Spitzen derselben.

Mächtig selbst in seiner tiefsten Schmach, stand das einst so kühn getragene Gerüste dieses Mannes da; seine vom Knie ab nackten Beine standen in zertretenen Schuhen, denn man hatte ihm seine hohen Stiefel genommen, und straff zeichneten sich die Muskeln an den Gliedern.

Furchtbar mußte der Reïs durch die gestrige Züchtigung gelitten haben, obgleich es seinem Henker nicht gelungen war, ihm einen Schmerzenslaut zu entreißen, wie schwer dieser auch, gereizt durch diese Unempfindlichkeit, den Bambus auf ihn hatte niederfallen lassen. Und in der That, des Reïs Jacke, jetzt zerrissen und schmutzig, bedeckte einen halb zerfleischten, blutrünstigen Rücken.

Jetzt stand er da, derselben Fragen gewärtig, aber seine trotzige, verbissene Miene zeigte mehr Spott, mehr innere Wuth und Entschlossenheit zum äußersten Widerstand, als die entfernteste Bereitwilligkeit zum Geständniß.

Man ließ ihn absichtlich eine Zeitlang stehen, um seinen Stolz zu brechen, ihn zu demüthigen. Der Kadi plauderte, seiner nicht achtend, mit dem kairinischen Beamten. Der Reïs stand ohne die leiseste Bewegung, einer Bildsäule gleich, da, seine Ketten stolz vor dem leisesten Geklirr hütend, als wolle er nicht verrathen, daß er deren trage.

Endlich wandte man sich zu ihm. Die Schreiber hockten sich nieder und nahmen ihre Tintenfässer zur Hand. Der Kadi nahm seinen Platz ein und ließ lange das Auge prüfend auf ihm ruhen.

„Reïs Tabut," begann er endlich, „ich habe Dich vorführen lassen, um von Dir heute die Wahrheit zu hören, die ohne Dein Geständniß schon erwiesen ist. Du bist durch die Aussagen der Zeugen überführt, gegen den jungen Inglisi einen Raubversuch mit dem Targuman Adriani verabredet und vorbereitet zu haben. Gestehst Du das ein?"

Keine Antwort.

Der Reïs schaute in düsterem Hohn vor sich hin; nur eine verächtliche Bewegung der Mundwinkel verrieth, daß er den Kadi gehört.

„Ich frage Dich, ob Du Deine Schuld eingestehst?" wiederholte dieser ruhig.

„Nein!" war die heisere, fast röchelnde Antwort. „Nimmermehr! Ich bin unschuldig!"

„Der Kaffir hat eingestanden, daß er von Dir gegen drei Sabaïn nur gedungen worden, so lange die Barke zu bewachen, bis ein Weib in dieselbe hinabsteigen werde."

„Der Kaffir lügt!" Die Ketten rasselten, der Reïs wollte heftig den Arm erheben, ließ ihn aber unter der Eisenwucht sinken.

„Dieses Weib hat eingestanden, daß Dein Mitschuldiger Adriani am Abend sie gedungen habe, vor des Kaffir's Augen in die Barke zu steigen und dieselbe wieder zu verlassen, sobald der Kaffir gegangen. Dieses Weib hat ferner eingestanden, daß Adriani in der Nacht, als er ihr die für den Dienst versprochenen zehn Piaster gebracht, Blut an den Händen und Kleidern gehabt, daß er ihr eine Geldtasche übergeben, die sie ihm heimlich aufheben sollte, die Geldtasche des jungen Inglisi. Man hatte bei ihr die goldene Stickerei dieser Tasche gefunden, die sie herausgeschnitten, als Adriani nicht wieder kam. Ihr Beide hattet also den Raub an dem Inglisi verabredet und Adriani hat ihn vermuthlich allein ausgeführt, das Geld aber habt ihr getheilt. Um das Gericht zu täuschen, wolltet ihr uns glauben machen, es sei ein vornehmes Weib zu dem Inglisi Nachts in die Barke gestiegen und er sei dort von den Wächtern ihres Gatten überfallen und weggeschleppt worden. Du siehst, wir wissen Alles. Gestehst Du Deine Schuld?"

„Nein! Ich bin ein ehrlicher Mann!" Des Reïs Stimme klang fast röchelnd. Er hob betheuernd seine Hände, streckte sie aus und schüttelte seine Ketten.

„Daß Du ein Dieb bist, der alle Fremden, die sich Deiner Barke anvertrauten, bestohlen, hat uns Dein eigener Bolet schon gestanden. Du hast das Mädchen zum Dieb für Deine Habsucht erzogen."

„Sie lügt ... und Du, Du selbst! ... Die Lüge fahre Dir in Deinen Hals zurück!" brüllte der Reïs, wie ein wildes Thier sich in seinen Ketten bäumend, mit blutroth gefärbtem Antlitz und aus den Höhlen tretenden Augen.

Schweigend, ohne dieses Wuthanfalls zu achten, unbeirrt in seiner Ruhe selbst durch diese Beleidigung, ließ der Kadi die Perlen seines Rosenkranzes wieder durch die Finger gleiten. Man hörte nur das Aneinanderschlagen der Perlen auf der Schnur. Schweigend saß auch der Kairiner neben ihm; gleichgültig schauten die Schreiber drein, nur Mr. Hutfield erbleichte. Ihm war's, als müsse diese vor Wuth schäumende Gestalt, zum Riesen anwachsend, die Ketten sprengen und auf den Kadi zuspringen und ihn erwürgen.

Der Letztere hatte mehr Vertrauen auf die Kraft des Eisens. Gleichgültig hörte er, wie der Reïs an den Ketten rüttelte, sie zu zerbrechen suchte, indem er die Schellen an einander schlug, daß das Gemach davon erdröhnte.

Erst als der Reïs sich ausgetobt, hob er das Auge wieder. Nur flüchtig glitt dasselbe über den Delinquenten, dem der kalte Schweiß über das geschwollene Antlitz lief, während das Blut aus seinen Fingerspitzen und von den durch das Eisen geschundenen Händen rann.

Schweigend und mit derselben Seelenruhe gab er den zum Sprung bereiten Schergen einen Wink und diese warfen sich über den Reïs.

Hutfield war nicht fähig, diesen Anblick zu ertragen. Er wandte sich ab und lehnte sich in die Nische des vergitterten Fensters. Er hörte nur das Ringen und Röcheln, dann einen schweren, eisenklirrenden Fall und gleich darauf tief im Hintergrunde des großen Gemachs den taktmäßigen Schlag.

Eisig lief es Hutfield durch die Glieder, durch das Mark. Er hätte hinaus eilen mögen, aber er durfte kein Zeichen von Schwäche geben, nachdem er mit solcher Hartnäckigkeit die Bestrafung des Schuldigen begehrt. Der Angstschweiß rann ihm bei jedem Schlag über die Stirn; er lauschte auf einen menschlichen Laut, auf einen einzigen Klageruf ... Alles blieb still, nur dieser entsetzliche Takt wiederholte sich mit zunehmender Wucht.

So vergingen entsetzliche Minuten. Da endlich trat Stille ein, grauenhafte Todesstille.

Und diese wurde durch eine rauhe Stimme unterbrochen, die Hutfield mit Schauder durchbebte.

„Mejit! ... Todt! ..." schallte der heisere, erbarmenlose Ruf tief aus dem Hintergrunde.

Reïs Tabut war lautlos verendet. Um keine Klage hören zu lassen, hatte er die Zähne zusammengebissen; der Schmerz der bluttriefenden Wunden hatte diese im Krampf geschlossen. Selbst der Henker, als er schließlich die Wucht seiner Streiche verdoppelte, hatte keine Ahnung, daß der Mund schon für ewig verstummt, der so hartnäckig das Bekenntniß der Schuld verweigert.

XVIII.

„Wir sind zu Ende hier, Mr. Worthley!"

Damit trat am Mittag Mr. Hutfield in das Zimmer, in welchem die Familie beisammen saß.

Der Reïs war unter Qualen erlegen, die ihm das höchste Strafmaß nicht unerbittlicher hätte auferlegen können, aber mit ihm war auch jede Hoffnung auf gänzliche Lösung des düstern Räthsels zu Grabe getragen, der Mund verschlossen, der es hätte aufdecken sollen.

Das Resultat der bisherigen Untersuchung ließ keinen Zweifel mehr bestehen, daß der Verschollene das Opfer eines Raubmordes geworden, und wie schonend man Alice mit demselben bekannt gemacht, ihr immer noch einen Schimmer von Hoffnung vorspiegelnd, auch sie sah diese vollends zertrümmert, und Alles, was man, Dank Mr. Hutfield's unermüdlicher Energie, erreicht hatte, war die Bestrafung des einen der Missethäter, während der Andere vergeblich gesucht wurde.

In bleicher Resignation, theilnahmlos gegen Alles, was um sie her vorging, saß Alice da. Der Ort, die ganze Umgebung, die Mauern, innerhalb deren sie sich bewegte, Alles war ihr grauenhaft, unheimlich geworden. In krankhaft nervöser Aufregung erbebte sie bei jedem leisesten Geräusch, ihr Leben war ein Schatten geworden, willen-, that- und seelenlos.

Bei Mr. Hutfield's Eintreten schaute sie, aus ihrem Hinbrüten auffahrend, zur Thür.

An diesen Mann knüpfte sie wider Willen und Ueberzeugung noch immer den Gedanken irgend einer blassen Möglichkeit, die, wie sie selbst fühlte, doch eine Unmöglichkeit geworden war. Wenn er auftrat, war sie gewohnt, eine Nachricht zu hören; seine Worte waren ihr ein Evangelium geworden, sie sah ihn wie einen Helfer, einen Retter an.

Und als er heute selbst mit muthloser, abgespannter Miene eintrat, als er im Tone gänzlicher Hoffnungslosigkeit, sie nicht bemerkend, sagte: „Wir sind zu Ende hier, Mr. Worthley!" klang ihr das wie eine Todesbotschaft für sie selbst.

Ihr Antlitz sank in die Hände. Kein Laut verrieth ihren Jammer.

„Ich wollte sagen," verbesserte sich Hutfield, sie gewahrend, „es werde vortheilhaft sein, unsere Nachforschungen hinsichts des andern Banditen von Kairo aus zu betreiben. Es stehen mir dort energischere Mittel zu Gebote, als sie mir hier in der Provinz zur Hand sind. Ich selbst habe die Idee, mich nach Osten zu begeben, in welcher Richtung er ohne Zweifel geflohen ist. Möglicherweise hindere ich noch seinen Uebertritt nach Syrien, bei welcher Gelegenheit er sich leicht unter den Kanalarbeitern verstecken kann, wenn er sich nicht nach Suez oder nach Port-Saïd gewendet, wo unsere Agenten ein scharfes Auge auf ihn haben."

Mr. Worthley beobachtete ein rathloses Schweigen. Seine einzige Antwort war ein stummes Kopfnicken, als sehe auch er keine Möglichkeit, hier noch etwas zu erreichen.

„Es ist ein Unglück in diesem Lande," fuhr Hutfield fort. „Entweder man thut gar nichts und rettet sich hinter die Devise «malesch» und «mafisch», oder man schießt in seiner Tölpelei über das Ziel hinaus. Da kommt z. B. heute Morgen der Dummkopf, der mir in seinem Diensteifer vor den Augen den Reïs todtgeprügelt, um von mir noch ein Backschisch (ein Trinkgeld) dafür zu verlangen, und alle Schreiber des Gerichts streckten die Hände aus, als hätten sie sich unbezahlbare Verdienste erworben. Die Einzige, die wirklich eine Entschädigung verdient, ist das arme Fellahmädchen, das so ehrlich und offen sein Bekenntniß ablegte und durch seine Haltung auf Alle einen so vortrefflichen Eindruck machte. Als ich heute Morgen meinen Kawassen in ihre Hütte sandte, um ihr das Schmerzensgeld einhändigen zu lassen, das Sie ihr bestimmten, war sie verschwunden. Die Hütte war im Innern demolirt, ihre schönen Kleider, auf die sie so stolz, waren muthwillig zerrissen, vor der Thür saß ein altes Weib, das jede Auskunft verweigerte, und ich bringe Ihnen also die zehn Pfund zurück, Mr. Worthley, wenn Sie dieselben nicht anderweitig bestimmen."

Worthley zog schweigend eine Hundertpfundnote aus der Tasche.

„Ich bitte, Mr. Hutfield, vertheilen Sie dieß an das Gericht," sagte er mit müder Stimme. „Lassen Sie auch hier noch einmal verkünden, daß ich beim englischen Konsulat eine dreifache Summe für Den deponire, der mir den flüchtigen Thäter bringt!"

„Und wie nehmen Sie meinen Rath auf, Mr. Worthley, uns so eilig wie möglich nach Kairo zu begeben?"

„Sie wissen, ich folge in Allem Ihrem Rath!"

Worthley erhob sich und trat sinnend an's Fenster.

„Es ist zwei Uhr," fuhr Hutfield fort. „In zwei Stunden geht der Zug. Wird diese Frist genügen, die Familie reisefertig zu machen?"

„Es ist Alles bereit, Mr. Hutfield," klang Alicens matte Stimme so weh und entsagend. „Es treibt mich gewaltsam hier fort! O, ich werde die Stunde segnen, die mich von hier erlöst!"

Mr. Hutfield verabschiedete sich artig, als Georg schnell hereintrat und meldete, es stehe drunten im Hausflur ein Mädchen, das von dem Kawassen Mr. Hutfield's barsch abgewiesen worden, aber sich nicht entfernen wolle. Er verstehe weder die Sprache der Einen noch des Andern und bitte Mr. Hutfield, sie zu fragen, was sie begehre.

Hutfield trat hinaus und sah sich betroffen vor einem Mädchen in blauem Tob, mit bis auf die Augen vom Gesichtstuch verhülltem Antlitz, das, barfüßig, von dem Kawassen verfolgt, die steile Treppe heraufgesprungen kam.

„Was willst Du?" rief er ihr unwillig entgegen, stutzte aber, als er ihr in die Augen schaute.

„Du kennst mich, Konsul!" rief das Mädchen, entschlossen das Gesichtstuch aufschlagend.

„Gazale!" rief Hutfield, das erhitzte Antlitz des Mädchens erkennend. „Was führt Dich hieher? Ich habe Dich schon suchen lassen. Wo warst Du?"

„Bei meiner Schwester!" keuchte Gazale noch athemlos.

„Hier nimm! Das ist für Dich bestimmt!" Mr. Hutfield zog die zehn Pfund hervor und reichte sie ihr.

Gazale wies seine Hand verächtlich zurück.

„Behalte Dein Geld!" rief sie, die Lippen spöttisch verziehend.

„Was also willst Du?"

Mr. Hutfield ward ungeduldig, denn das Mädchen war in einer ihm unverständlichen Aufregung.

Mr. Worthley trat eben, durch den Stimmenwechsel gerufen, auf den Flur.

Gazale sprang auf ihn zu.

„Alter Inglisi, Dich suchte ich!" rief sie mit flammendem Blick ihm zu.

Worthley erkannte das Mädchen nicht oder erkannte es vielmehr nicht wieder.

Betroffen fuhr er von diesem Ungestüm zurück.

„Was will sie?" fragte er Hutfield.

„Das Mädchen sagt, es habe Sie gesucht! Mir will es nicht Rede stehen!"

„So fragen Sie!"

Gazale hatte inzwischen die Hand, heiß und zitternd, auf Worthley's Arm gelegt, hinter den eben auch Georg und Alice getreten waren.

„Sprich zu mir! Der Herr versteht Dich nicht!" rief ihr Hutfield gebietend zu.

„Ihr sollt mit mir kommen; ich habe ihn gefunden!" Gazale näherte sich dabei mit einer elastischen Wendung Mr. Hutfield und raunte ihm dieß heiser in's Ohr.

„Ihn gefunden! Wen ... Wo?"

„Er ist draußen, weit von der Stadt! Ich fand ihn heut' Morgen! Ich will euch geleiten!"

Hutfield gerieth in fieberhafte Aufregung.

Er rief seinen Kawassen und ertheilte ihm in arabischer Sprache den Befehl, eiligst einige Gerichtsdiener aufzubieten, die ihn begleiten sollten.

Das Mädchen hörte überrascht zu.

«Mafisch!» rief sie abwehrend. „Du und der alte Inglisi, ihr Beide werdet mir folgen! Laßt den Kadi nichts hören, ich fürchte mich; er würde wieder Alles verderben."

Hutfield stand einen Augenblick unschlüssig.

„Der Kawaß soll uns auf alle Fälle begleiten," sagte er, mißtrauisch das Mädchen musternd.

„Wie Du willst! ... Ich habe Eile!"

„Wir müssen Pferde haben, Mädchen! Ist es weit von hier?"

„So weit, wie von hier bis zum Fluß. Die Pferde werden nicht ausreichen, der Damm ist an mehreren Stellen vom Wasser durchbrochen."

Mr. Hutfield übersetzte Worthley, was das Mädchen gesprochen. Zitternd vor Aufregung hörte dieser ihn an.

„Und ging's bis an's Ende der Welt, um diesen Schurken zu ergreifen, werden meine Füße mich nicht verlassen! Ich bin bereit, Mr. Hutfield. Vergessen Sie Ihre Waffe nicht, wir müssen auf Alles vorbereitet sein."

Angstvoll klammerte sich Alice an den Vater.

„Bleib'! Ich beschwöre Dich! Wenn auch Dir ein Unglück geschähe!" flehte sie.

Worthley machte sich los.

„Wir sind unserer Drei! Der Kawaß begleitet uns! Sei unbesorgt! Georg bleibt bei Dir!" Damit verwies er gebieterisch das Mädchen zur Ruhe.

Georg hörte verdrossen, daß er zurückbleiben solle.

„Lassen Sie mich statt Ihrer gehen, Mr. Worthley!" bat er. „Meine Füße und Arme sind jünger als die Ihrigen."

„Sie werden wieder jung sein! Haben Sie keine Sorge, Mr. Langenau!"

Worthley suchte nach seinem Hut und Stock, that den Revolver in die Brusttasche und trat wieder auf den Flur hinaus.

Das Mädchen stand bereits vor der Hausthür; schweigend wies es hier jede neugierige Frage des Kawassen zurück.

Auch Hutfield trat eben aus seinem Zimmer.

„Vorwärts, Mr. Worthley!" rief er. „Ich bin in höchster Spannung! Wir sind unserer Drei und werden mit dem Buben schon fertig werden!"

Das Mädchen hatte kaum die beiden Herren gesehen, als es, das Tuch wieder über das Antlitz gezogen, auf die Straße voraussprang, und von dem Kawassen gefolgt, dessen Pistolenknäufe drohend neben dem Handschar aus dem Gürtel schauten, eilten die beiden Männer ihr nach.

Flink und behend wie eine Antilope, der sie das Volk so gern verglich, schritt Gazale voran, zur Stadt hinaus, denselben Weg, den sie in der Nacht eingeschlagen. Sie beobachtete ängstlich eine gewisse Entfernung zwischen sich und den ihr Folgenden; sie wollte nicht angeredet, nicht gefragt sein; sie blickte nur dann und wann zurück und Hutfield sah ihre großen schwarzen Augen ängstlich auf seine Person gerichtet, als besorge sie, daß er es wagen könne, sich ihr nähern zu wollen. Und hatte dieß den Anschein, so beschleunigte sie ihre Schritte auf dem elastischen schwarzen Boden des Dammes.

„Sonderbar! Das Mädchen muß Angst vor einer neuen Verwicklung mit dem Gericht haben!" brummte Hutfield. „Sie läßt sich auf keine Frage ein und springt immer furchtsam wie ein Reh davon, wenn ich Miene mache, eine solche an sie zu richten!"

Gazale hatte die Wahrheit gesprochen, als sie erklärte, die Pferde würden die Dammbrüche nicht passiren können. Flüchtig überwand ihr Fuß die Schwierigkeiten und mühsam kletterten die drei Männer über die eingestürzten Dämme.

Diese sind eine der Plagen Unteregyptens. Kommen die Wasser, die sich von den Centralplateaux in Tausenden von Bächen zum blauen und weißen Nil herabgießen und von dem Zusammenfluß dieser beiden ab in etwa achtzig Tagereisen das Delta erreichen, überschwemmt dann der Nil das ganze weite Flachland, das doch nur hie und da ein kleiner, sanft ansteigender Hügel überragt, so beginnt das Wasser am Fuß die aus dem weichen schwarzen Boden aufgeschütteten Dämme zu durchbohren.

Monatelang liegt die ganze Ebene unter dem blanken Spiegel, aus dem Reis und Baumwolle hervorsprießen. Die Arbeit der Dämme ist lüderlich gemacht, der Widerstand des butterweichen Grundes ist zu gering, um dem andringenden Element zu trotzen, und der Damm stürzt zusammen, das Wasser dringt über die weiten Baumwollenfelder und verwüstet die ganze reiche Ernte.

Vielleicht auch ist ein Kameel mit dem Fuß oben auf dem Damm eingesunken, das Wasser steht bis an den Rand desselben, dringt in die Lücke ein und reißt den ganzen Damm auseinander.

So ist die Passage von einem Dorf zum andern oft wochenlang, ja monatelang gesperrt und der Araber thut nichts zur Abhülfe, denn was bei ihm zusammenbricht, wird nie wiederhergestellt. Das trifft nicht nur diese Dämme, auch seine Bauten, seine Kirchen, Paläste und Häuser.

XIX.

Nach dreistündigem Marsch sah Worthley den Nil, von der hellen Nachmittagssonne beglänzt, vor sich aufleuchten. Eine Barke mit weit ausgespanntem Segel zog in der Ferne langsam ihre Bahn auf dem majestätischen Strom.

„Wir scheinen am Ziel!" sagte Hutfield, als Gazale, die sorgfältig die Entfernung zwischen sich und ihrer Begleitung unterwegs beobachtet, den sich vor ihnen langsam senkenden Damm hinabschritt und zurückschauend winkte, man möge ihr folgen.

„Jene Besitzung dort zwischen dem herrlichen Grün am Ufer scheint mir einen ausgeprägt abendländischen Styl zu tragen! Sehen Sie nur, welch' herrliche Kultur rings herum auf den Feldern, die schönen Rinder, die dort in der Bersime waiden!"

Worthley war in zu großer Spannung, um für diese Dinge Acht zu haben.

„Wenn das Mädchen nur vorsichtig genug ist, unsere Ankunft nicht zu früh zu verrathen!" murmelte er mit Spannung. „Sobald der Bösewicht uns wittert, wird er Gelegenheit haben, wieder das Weite zu suchen! Ich verstehe nicht, wie er sich hier nur sicher glauben kann!"

„Wie würde man je eines flüchtigen Verbrechers habhaft werden, Mr. Worthley, wenn er immer das richtige Obdach suchte!"

Worthley schüttelte mißmuthig den Kopf. Er hatte kein Vertrauen mehr zu dem Unternehmen.

„Die Dirne führt uns in's Blaue hinein," sagte er, als Gazale eben aus der Senkung des Dammes wieder auftauchte und zurückschauend die sanft ansteigende Höhe erklomm, auf welcher das Gehöft, lauschig im saftigen Grün der blütenschweren Nilakazien, des Gummibaumes, überragt von den Kronen der hohen Palmen, auf weißen Terrassen anstieg.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, sie hat was!" rief Hutfield. „Sie ist eigens von hier zurückgekehrt, um uns zu holen; sie macht diesen beschwerlichen Weg jetzt zum zweiten Mal und es liegt nicht in der Gewohnheit dieser Fellachen, sich eine nutzlose Mühe zu bereiten ... Sehen Sie nur, sie winkt uns zur Eile!"

„Ich bezweifle ihre gute Absicht keineswegs," brummte Worthley. „Aber wie sie das Alles anstellt, werden wir umsonst gekommen sein! ... Sehen Sie doch nur diese Galerie von schwarzen Gesichtern, die da drüben seitwärts des Gehöftes auf den Damm klettert und uns neugierig angafft. Ein Flüchtling mit bösem Gewissen müßte schon durch ihren Lärm gewarnt sein."

„Malesch! Nur vorwärts! Um so größere Eile haben wir! Die Leute da drüben lassen eben das Wasser aus den Feldern ab. In den Nil kann der Bandit nicht springen, und flieht er nach jener Seite, so schicken wir ihm die ganze Meute der Schwarzen auf die Fersen und in dem dicken Schlamm soll's ihm schwer werden, uns zu entwischen."

Gazale stand bereits mit einem Vorsprung einiger hundert Schritte auf dem Rande des Hügels, vor der Thür eines jener hohen Rohrgitter, welche die Bevölkerung hier so meisterhaft zu flechten versteht. Graziös zeichnete die leichte, vom Nil herüberwehende Brise die jugendlichen Glieder auf dem dünnen Gewand. Sie hatte wartend die Arme erhoben und ordnete das Kopftuch, dem auf dem Marsch das schwere Haar entfallen.

Und wieder in derselben Besorgniß, ihre Begleiter in richtiger Entfernung zu halten, öffnete sie hastig die Thür und trat durch das dichte, das Thor und das Gitter überwölbende Akaziengebüsch.

Auch Hutfield und Worthley, gefolgt von dem Kawassen, traten durch die Gitterpforte. Ein Garten von märchenhafter Pracht lag vor ihnen, ein weiter, sorgfältig gepflegter Rasenplatz, auf welchem das Raygras, scharf unter der Sichel gehalten, in üppigstem Gedeihen stand.

Zwei Antilopen, zierliche Thierchen, tanzten auf demselben und ergriffen in hohen Sätzen beim Anblick der Fremden die Flucht. Eine Allee halbwüchsiger Palmen führte auf breitem Kiesweg durch die weite Rasenfläche, auf die, vor jeglichem Staubkorn bewahrt, riesige Agaven mit masthohen Blütenkandelabern, saftige Bananen ihre glänzenden, schwertförmigen Blätter ausbreiteten, während die ganze, üppige Blumenflora Afrikas, freilich duftlos, in Gruppen auf kleinen Rondelen sich erhoben.

Zu beiden Seiten der großen Rasenscheibe reihten sich die seltensten Baumarten zum Gürtel an rundlaufendem Kiesweg, und im Fond derselben winkte das weiße, im Pavillonstyl errichtete Gebäude, ebenfalls umwachsen von blühendem Baum- und Buschwerk, das die zeltartig überdachte Estrade umgab.

Worthley blickte erstaunt auf die Ueppigkeit dieser Vegetation; die peinliche Sorgfalt, mit welcher dieses kleine Paradies gepflegt war, überraschte ihn; geblendet überschaute er den Garten und sah, wie die Schatten der beiden Antilopen, von der sich neigenden Sonne lang hingeworfen, flüchtig über den Rasen hüpften.

„Mr. Hutfield, wo sind wir?" fragte Worthley, seine Eile vergessend, stehen bleibend und diesem bedächtig die Hand auf den Arm legend, während sein Auge über den Blütenzauberring hinirrte, der ihn umschloß.

„Vermuthlich vor dem Sommerpalast irgend eines Reichen," antwortete Hutfield, über dieselbe Frage grübelnd. „Diese Kultur hier muß Sie gewiß sehr europäisch anmuthen. Sie haben aber keine Idee von dem Glanz, den einzelne dieser egyptischen Nabobs hier an dem märchenhaft schönen Ufer des Nil entfalten. Mehemed Ali, als er die Baumwolle zu pflanzen begann und Allen dadurch den Weg zum Reichthum zeigte, hat Milliarden aus dem Boden hervorgezaubert."

„Sehen Sie nur dort!"

Worthley deutete betroffen seitwärts nach Westen auf einen im Schatten des Baumringes sich erhebenden zierlichen Kiosk, der, zum Garten weit geöffnet, unter einem vorspringenden, blau-weiß gestreiften Baldachin sein Inneres zeigte.

Unter dem hastigen Druck seines Armes, den Worthley überrascht festhielt, sah Hutfield, wie die beiden Antilopen bereits am Fuß einer niedern, zu dem Kiosk führenden Terrasse ihre Kapriolen machten.

„Ich sehe eine weibliche Gestalt, Mr. Worthley; wir müssen die Hüte ziehen ... Vielleicht ist es die Herrin des Hauses!"

Unwillkürlich lüftete er den Hut, zu dem Zelt gewandt. Worthley folgte seinem Beispiel, aber Niemand dankte ihnen.

(Schluß folgt.)

Antilopenjagd.

(Bild S. 93.)

Die Jagd auf Antilopen, von der wir, wie sie in Amerika im Westen des Mississippi ausgeübt wird, ein sehr lebensvolles Bild heute geben, gehört zu den beliebtesten und interessantesten Jagden, und Antilopenjäger versichern, daß keine Jagd ein größeres Vergnügen als gerade diese auf jene flüchtigen, klugen, zierlichen Thiere gewähre. Die Antilope ist ein Geschöpf, das in der Mitte zwischen Hirsch und Ziege steht. Es hat von Beiden Eigenthümlichkeiten. Von der Ziege die Lust am Klettern, weßhalb es auch in den Gebirgen bis zu elftausend Fuß über dem Meer angetroffen wird, und die Größe und Schnelligkeit der Hirsche, wodurch sie im Stande sind, auch in den weitausgedehnten Prärieen sich den Verfolgungen der großen Raubthiere zu entziehen. Die Bewegungen, das Springen dieser gazellenartigen Thiere sollen nach dem Ausspruch aller Kenner ganz wunderbar schön sein, und eine fliehende Antilope ein bezauberndes Bild der Kraft, Schnelligkeit und Gewandtheit darbieten.

Darin mag eben die eigentliche Jagdlust, die ja stets ein Kampf mit der Klugheit, Kraft und Schnelligkeit des Thieres ist, der Reiz der Antilopenjagd liegen. Gejagt wird die Antilope mit Hunden und zu Pferde. Es werden hiezu eine besondere Art Windhunde abgerichtet, die das Thier festhalten, bis der Jäger herangekommen ist. Trotzdem die Antilope Hörner hat, wehrt sie sich selten und beruht die ganze Thätigkeit der Hetzhunde in ihrer Schnelligkeit und darin, daß sie im Sprunge das flüchtige Thier an dem Hals packen und sich nicht abschütteln lassen; oft dauert die Jagd stundenlang und die Hunde erreichen das flüchtige Wild nicht oder kommen nie zum Anspringen. Da die Antilopen meist in Heerden angetroffen werden, so befinden sich öfters Mütter mit ihren Jungen bei einem Trupp; auf diese sehen es die Hunde besonders ab, da sie merken, daß das alte Thier langsamer läuft, um seine Jungen nicht zu verlassen.

Unsere Illustration zeigt solch' eine Antilope, die wahrscheinlich ihrer Mutterliebe wegen den Jägern zum Opfer fallen wird. Der Nutzen der erjagten Antilopen für die Jäger besteht in dem schönen Fell und dem sehr schmackhaften Fleisch, das viel Aehnkeit mit unserem Rehfleisch besitzt.

Folgen einer Sylvesterbowle.

Novellette

von

Hermann Wandel.

In dem Militärkasino einer kleinen Garnison waren nach althergebrachter Sitte die Junggesellen des Bataillons, welche keine weiteren Angehörigen als die Kameraden besaßen, um die dampfende Sylvesterbowle versammelt. Das Präsidium am Tische führte ein älterer Hauptmann, der seiner behäbigen Beleibtheit wegen den Spitznamen „Pums" führte. Mit dem gutmüthigen, purpurschillernden Gesicht, den wasserblauen, melancholischen Augen und dem durch nichts zu erschütternden Phlegma gab er das Urbild eines gemüthlichen Hannoveraners ab. Von Allen wohlgelitten, war seine Betheiligung an der Unterhaltung mehr passiver Natur, indem er den Neckereien der Uebrigen zur Zielscheibe diente. Nichts machte seiner harmlos angelegten Natur mehr Vergnügen als das. Einen Korkstöpsel aufmerksam in den fetten Fingern rollirend, saß er beschaulich da und wiegte bei jedem Witzwort, das über ihn fiel, schmunzelnd den Kopf. Hin und wieder blickte er auch wohl auf und streifte den Angreifer mit einem schalkhaften Blick, selten ließ er sich zu einer wortkargen Erwiederung herbei.

Die Uhr schlug Zwölf; Alle flogen von den Sitzen.

„Meine Herren," erhob Pums das Glas, „ich erkläre hiemit das neue Jahr für eröffnet."

„Prosit Neujahr!" antwortete es im Chor mit Gläserklingen und Handschlag.

„Ich kann Sie nur auffordern, meine Herren," begann Einer und setzte eine drollig trübselige Miene auf — „sich des Vergnügens, unsern allverehrten Pums der Sylvesterbowle präsidiren zu sehen, noch einmal mit vollem Herzen hinzugeben. Ich habe Grund zu fürchten, daß wir ihn im nächsten Jahr nicht mehr unter uns sehen werden."

„Oho!" blickte Pums betreten auf.

„Warum denn nicht? Was ist's denn mit ihm?" hieß es von verschiedenen Seiten.

Der Gefragte ließ einen mitleidigen Blick über die glänzende Platte des Tischpräsidenten streifen.

„Pums geht auf Freiersfüßen."

Allgemeines schallendes Gelächter, in welches der Geneckte herzhaft mit einstimmte. Nur der Sprecher von vorhin blieb vollkommen ernsthaft.

„Ich begreife nicht, wie man über so ernste Dinge lachen kann."

„Wer ist denn die glückliche Auserwählte?" hieß es.

„Das bleibt unser Geheimniß; nicht wahr, Pums?"

„O, ich weiß es," rief ein Anderer, „es ist ‚Tante Minna'. — Seht ihr? Er wird roth!"

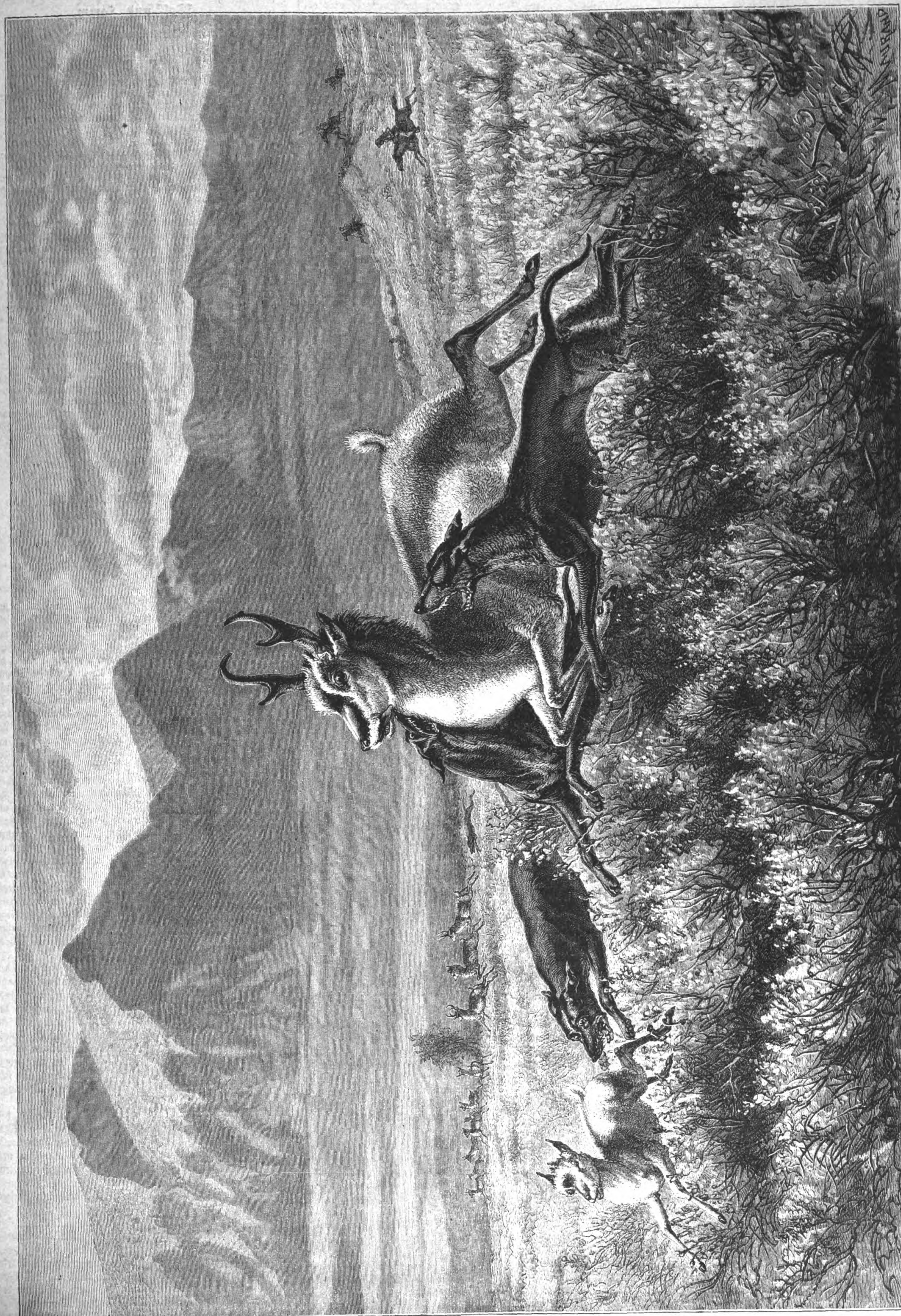
„Das wäre gar keine so üble Partie für Pums," ließ sich ein Dritter vernehmen. „Sie ist liebenswürdig, gut erzogen, vermögend — was will man mehr?"

„Wer tanzt uns dann aber unsere Fähnriche ein," bemerkte ein Vierter, „wenn Tante Minna unter die Haube geht?"

„O, das übernimmt Pums selber," lachte ein Anderer.

Pums blickte lächelnd von einem Sprecher zum andern; dann wandte er sich an Den, der dieses Gespräch angeregt hatte.

„Wie kommst Du eigentlich auf so etwas?"



Antilopenjagd. Zeichnung von W. M. Cary. (S. 92.)

„Ohne Grund macht man doch nicht so splendide Geschenke, Pums.“

„Geschenke?“ fragte Pums ein wenig unsicher.

„Urtheilen Sie selbst, meine Herren,“ wandte sich Jener an die Uebrigen, „ob das nicht einer Liebeserklärung gleichkommt, wenn man einer Dame als Vielliebchen — eine Ziege schenkt!“

Schallendes Gelächter.

„Ist das wahr, Pums?“ hieß es.

Pums rückte verlegen auf seinem Stuhl und setzte den Propfen in schnellere Rotation.

„Eine Ziege war es gar nicht, ein Zicklein — und dann muß man auch die näheren Umstände dabei erzählen. Sie hatte sich so ein Thier gewünscht; wenigstens fand sie bei einem Spaziergang, auf welchem uns eine Heerde Ziegen begegnete, die kleinen Dinger so nieblich.“

„Dann hat ‚Tante Minna‘ diese Aufmerksamkeit auch gewiß sehr hoch aufgenommen?“ fragte Jemand.

Pums schnitzelte an seinem Propfen.

„Ihre Mutter hat mir das Thierchen wieder geschickt,“ sagte er endlich, „scheint es übel genommen zu haben. Ich weiß gar nicht, warum?“

Erneutes Gelächter. — In diesem Tone gingen die Neckereien weiter, bis Alle der Reihe nach durchgehechelt waren. Dann folgten lustige Lieder und Rundgesänge, wobei der Bowle wacker zugesprochen wurde, am wackersten von Pums. Es waren schon mehrere Stunden des neuen Jahres verflossen, als er nur noch mit einem Kameraden allein am Tische saß.

„Komm', Pums!“ sagte endlich dieser und stand auf; denn Pums machte bereits Miene, in das Reich der Träume hinüberzunicken. „Die Palme des Tages gebührt Dir: der vornehmste Gast und der letzte Gast!“

„Der letzte Gast!“ wiederholte Pums, indem er sich auf die Beine brachte. „Daß ich auch immer der Letzte sein muß!“

Mit dem mißmuthigen Gefühl, daß es besser gewesen wäre, etwas weniger Sylvesterpunsch zu trinken, suchte Pums sein Lager auf. Der Traumgott nahm ihn sofort in Beschlag, führte ihn in wirbelnder Bewegung wolkenhoch davon und ließ ihn unbarmherzig wieder auf die Erde fallen. Erst allmälig erholte er sich von diesem Sturz und gelangte zum Bewußtsein seiner Existenz zurück. Er war ein steinalter General und Kommandant der kleinen Garnison, aus welcher inzwischen eine große Festung geworden war. In dem palastartigen Kommandanturgebäude saß er mutterseelenallein mit seiner Morgenpfeife und seiner Zeitung. Die Familienanzeigen überschlug er, sie enthielten doch nur ihm ganz fremde Namen; denn seine alten Freunde waren alle todt, alle. Aber was war das? Da stand mit großen Lettern, seine Festung wäre heute bis auf den letzten Mann ausgestorben, nur der alte Kommandant, der eine zähe Natur zu haben scheine, wäre noch am Leben. „Dummes Zeug!“ rief er und warf das Blatt hin und zog seine Generalsuniform an.

„Da muß ich doch 'mal eben nachsehen!“ — Er ging zur Hauptwache und wunderte sich, daß der Posten vor'm Gewehr nicht herausrief. „Der Kerl steckt gewiß wieder im Schilderhaus, na warte!“ dachte er. Im Schilderhaus war Niemand. Nur das Gewehr des Postens stand, wie angenagelt, frei auf dem Pflaster. „Spielmann, Generalmarsch schlagen!“ schrie er in die Wachtstube hinein. Keine Antwort. Er blickte hinein: die Wachtstube war leer. „Das ist ja eine heillose Wirthschaft!“ schalt er, nahm selbst die Trommel zur Hand und schlug Generalmarsch durch alle Straßen. Keine Helmspitze ließ sich blicken. Es fiel ihm jetzt erst auf, daß ihm auch kein einziger Civilist begegnete. Die Straßen, die Häuser — Alles leer, ausgestorben, todt. Er eilte in die Kaserne: keine Menschenseele darin. „Wunderbare Geschichte!“ dachte er und sah nach der Uhr. Seine Frühstücksstunde war gekommen. Im Kasino stand sein Glas Portwein und seine Kaviarsemmel genau auf dem alten Platz. Er stürzte das Glas hinunter und klingelte. Es kam Niemand. „Ordonnanz, bezahlen!“ schrie er zur Thür hinaus. Auch das hatte keinen Erfolg. Alle Räume, welche er durchschritt, waren öde, Küche und Keller verwaist. Da überkam ihn die Wehmuth. „Fort von hier! Zu Menschen!“ war sein einziger Gedanke.

Vor dem neuen Luftballonbahnhof hielt eine geheizte Luftdroschke, aber kein menschliches Wesen war ringsum zu erblicken. Kaum hatte er die Gondel bestiegen, als er wie ein Pfeil in die Höhe schoß. Ihm wurde wirbelig zu Sinn. Er hörte das Blut in seinen Adern pulsiren und hatte auf der Hirnschale ein Gefühl, als schlüge ein Dutzend Tambours auf ihr Generalmarsch.

„Ich möchte wohl 'mal eben stoppen,“ dachte er, „wenn ich mit dem heillosen Ding nur Bescheid wüßte!“ Immer erbärmlicher wurde ihm zu Muthe. Da gewahrte er in der Ecke der Gondel etwas Blankes. Er untersuchte es näher und eine Thräne der Rührung netzte seine Wange: es war frapirter Sekt und obenein seine Lieblingsmarke. Das gab neuen Lebensmuth. Jetzt getraute er sich auch hinabzusehen. Alle Städte und Dörfer, alle Flüsse und Wälder, über die er hinwegflog, waren ausgestorben und menschenleer. Himmelangst wurde ihm zu Muthe. Kam er denn nie wieder zu Menschen? Da gewahrte er die Siegessäule von Berlin und alle Frühstückslokale der Residenz standen vor seiner erregten Phantasie.

„Hier muß ich 'mal eben aussteigen!“ schrie er zur Gondel hinaus. Wer aber sollte ihm helfen, wenn er sich selber nicht half? Auf's Gerathewohl zog er an einer Art Klingelzug, der ihm über dem Kopf hing: es war das Ventil. Wie ein Sturmwind schoß er hinab und kam rittlings auf der Viktoria zu sitzen. Verdutzt blickte er um sich: an der Stelle, wo die stolze Hauptstadt gestanden, gewahrte er nichts als Sand, Knieholz, trostlosen Sand. Nur auf dem ehemaligen pariser Platz stand noch ein vereinzeltes Gebäude mit zwei Schilderhäusern vor dem Eingang, das Haus vom alten Vater Wrangel; aber es war auch verödet. Pums liefen die hellen Thränen in den weißen Schnurrbart. Gab es denn außer ihm keinen Menschen mehr auf der Welt? — „Ich will Menschen sehen!“ rief er in Verzweiflung und schleuderte die geleerte Sektflasche aus der Gondel. Sofort stieg er mit rapider Geschwindigkeit wieder in die Höhe und raste über entvölkerte Städte und verödete Länder hinweg. Schon sah er die Alpen wie eine Kette von Baumkuchen hinter sich liegen. „Der Papst lebt doch sicherlich noch,“ dachte er und ließ sich auf die Kuppel des St. Peter nieder — aber die ewige Roma war vom Erdboden verschwunden. Nur der stolze Bau Michel Angelo's hatte dem allgemeinen Ruin widerstanden. Der Angstschweiß rieselte Pums über die Stirn. „Nach dem volkreichen Amerika!“ schrie er fast weinend und machte seinen Luftballon durch einen Fußstoß wieder flott. Der Anblick des wogenden Meeres unter ihm verursachte ihm Schwindel. „Land, Land!“ stöhnte er seekrank; aber es kam kein Land. Amerika war versunken. Ein einzelnes Drahtende von einer ehemals stolzen Brücke bezeichnete die Stelle, wo es gewesen. Endlich kam Land. Der Form nach war es Asien, wie es Pums aus dem kleinen Stieler in Erinnerung hatte, sonst aber war das ganze Land eine Steppe, ein einziger riesiger Exerzierplatz und kein lebendes Wesen darauf. Pums schauderte. So wirbelte er um den ganzen Erdball herum, bis er auf dem Dache seines öden Kommandanturgebäudes wieder festen Boden unter sich fühlte. Der entsetzliche Gedanke war zur schauerlichen Gewißheit geworden: er war der letzte Mensch auf der Welt. Ihm vergingen die Sinne, taumelnd wollte er sich an dem Schornstein halten und fiel mit diesem zu Boden — —

Pums wachte auf und fand sich neben seinem Bette wieder. Der Angstschweiß stand ihm noch vor der Stirn. „Das war ja ein gräßlicher Traum!“ stöhnte er und klingelte seinem Burschen, um wieder einen Menschen zu sehen. Dann ging er in die Kaserne, ließ seine Kompagnie heruntertreten und war so milde gestimmt, wie der Feldwebel ihn bei einem Sonntagsappell noch nie gesehen hatte. Als er in seine Wohnung zurückkehrte, überkam ihn wieder das Gefühl der Einsamkeit, als könnte er die Nachwirkungen des abscheulichen Traumes gar nicht los werden. Er riß das Fenster auf, um die frische Winterluft und den Anblick der Menschen auf sich wirken zu lassen. Durch die Scheiben der Parterrewohnung gegenüber sah er eine schmucke junge Frau ihrem Mann das Halstuch umknüpfen und ihn zum Kirchgang herausputzen. Dann entließ sie ihn mit einem herzhaften Kuß und nickte ihm noch von der Hausthür aus nach.

„Wer es doch auch so haben könnte!“ seufzte Pums. „So ein Wesen zu haben, das stets mit allerlei Liebesdiensten um Einen herum ist, Einem nachsieht, wenn man geht, und ein freundliches Gesicht macht, wenn man wiederkommt, das Frühstück auf dem Tisch hat, ehe man ein Wort gesagt — das muß doch prächtig sein. Wenn man 'mal eben verdrießlich ist, heitert sie Einen auf, wenn man krank ist, pflegt sie Einen und wenn man so weit ist, daß es zum Sterben geht — —“ Er maß das Zimmer mit großen Schritten. „Es ist doch ein heilloses Leben, so ein Junggesellenleben!“ seufzte er, blieb vor dem Spiegel stehen und arrangirte seine Haare so geschickt, daß seine Glatze wie das erste Mondviertel bei Regenwetter aussah. Dann warf er sich in seinen Sorgenstuhl und saß wohl eine Stunde in tiefen Gedanken da. Plötzlich sprang er auf, nahm seinen Helm und eilte mit einer Rührigkeit davon, daß die junge Frau von gegenüber, die sein Tempo kannte, ihm erstaunt nachsah. Er hatte ganz vergessen, daß es Neujahr war. Da mußte er ja der alten Regierungsräthin und ihrer Tochter Minna den üblichen Gratulationsbesuch abstatten.

Der Besuch währte eine Stunde, zwei Stunden — — Die regierungsräthliche Köchin gerieth in die höchste Aufregung und tuschelte allen Kolleginnen im Hause zu, drinnen müßte etwas passirt sein. Sie hatte Recht. Pums war glücklicher Bräutigam und „Tante Minna“ eine ebenso glückliche Braut.

Jener prophetische Kamerad aber behielt nur zum Theil Recht, denn Frau Pums ließ es sich nicht nehmen, die nächste Sylvesterbowle der Junggesellen in ihrem Hause zu bereiten. Pums, aus dem der lose Gott der Liebe einen ganz andern Menschen gemacht hatte, präsidirte derselben mit viel Humor und in dankbarer Rückerinnerung an die vorjährige Sylvesterbowle.

Mei Ziehgarr.

Da steht a Wirthshaus bei der Straßen,
Dort hab' i mir was geben lassen,
Und wie sie's bringt die Kellnerin,
So leg i halt mei Ziehgarr hin
Und fahr glei(ch) in die Knödel eina.
An alter Bau'r hockt neben meina,
Der schaugt mir zu und freut sich d'ran
Und na packt er mei Ziehgarr an
Und blast und raucht nur grad a so.
„Was denkst dir denn, sag' i, oho,
Wer hat denn dir dös Ziehgarr g'schenkt?“ —

„Ja, daß's nit ausgeht, hab' i denkt.“

(Aus Karl Stieler's „Weil's mi freut“. Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart. Stuttgart, Meyer und Zeller's Verlag.)

Wolf und Lamm.

(Kopie der Oelfarbendruck-Prämie mittlerer Größe dieses Jahrgangs.)

(Bild S. 97.)

Die Fabel vom Wolf und Lamm ist bekannt.

„Weßhalb stehst Du hier und trübst mir das Wasser?“ herrschte der Wolf das am Bache trinkende Lamm an.

„Gnädiger Herr, ich will hundert Schritte weiter abwärts gehen, um Euch nicht zu hindern.“

„Du bist aber hier auf meinem Grund und Boden, und außerdem habe ich erfahren, daß Du Böses von mir gesprochen und Deine Brüder —“

„Ich habe keine Brüder.“

„Nun, Deine Mutter und Dein Vater haben hier getrunken.“

Genug, der Wolf ergriff das Lamm, schleppte es fort und ließ es sich gut schmecken.

Diese Fabel übersetzt unser in brillanten Farben ausgeführtes Prämienbild in das Menschliche, es gibt sinnbildlich die Macht des stürmischen leidenschaftlichen Mannes über das unschuldige naive Mädchen — den ewigen Kampf des Geschlechtes in Suchen und Fliehen, Erhaschen und Erbeben, und schließlich doch den Sieg des Männergeschlechtes.

Indem unser Bild uns in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wo die Macht und Gewalt des Adelsherrn seinen Hörigen gegenüber noch unbeschränkt war, zurückversetzt, gibt es eine sehr treffende und farbenschimmernde Illustration zu der Fabel „Wolf und Lamm“, die wir oben in der Kürze mitgetheilt haben.

„Du hier?“ sagt der junge Graf, „so ertappe ich Dich endlich hier, wie Du mir die Vogeljagd störst“ u. s. w.

Sie erbebt und sucht auszuweichen, aber das Ende ist auch, daß der fürchterliche Wolf das liebliche Lämmchen für sich nimmt und nicht viel nach Recht und Gesetz, nach Zukunft und ob er es unglücklich und elend macht, fragt. Sie ist eben Lamm und er Wolf. Auf diese Weise hat unser Prämienbild eine tiefe sinnbildliche Bedeutung.

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Fortsetzung.)

Der General bedeckte sein Angesicht mit den Händen und schluchzte laut. Die Wittwe war von den Schrecknissen dieser Szene so elend und schwach geworden, daß sie bleich, regungslos und mit geschlossenen Augen auf ihren Sitz zurücksank. Johnson eilte herbei und benetzte ihr die Lippen mit Rum; als sie wieder zu sich gekommen war, brach sie in ein leises Weinen aus, warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick hinter sich auf's Meer und preßte ihren Knaben leidenschaftlich an's Herz. Sie war seit dem Laufe der Nacht nur noch ein Schatten von dem, was sie früher war. Ihre Gesichtsfarbe war aschgrau, ihre Augen eingesunken und die scharf hervortretenden Züge mit dem strengen, ahnungsvollen Ausdruck ließen sie uralt erscheinen. Holdsworth bemerkte, daß ihr Anzug vom Salzwasser durchnäßt war und sich eng an ihre Glieder schmiegte; allein dagegen ließ sich nichts machen. Ein unaussprechliches Mitgefühl bemächtigte sich seiner, als sein Blick von der Mutter auf das Kind fiel; er reichte Beiden einen Zwieback und bat Frau Tennent inständig, etwas zu genießen. Der Knabe verzehrte seinen Antheil mit großer Begierde; aber auch er hatte einen Theil der Jugendkraft und Frische, die dem Kindesalter eigen ist, eingebüßt; er schien eine Ahnung zu haben von der Gefahr und dem Elend, in dem er sich befand. Doch schmiegte er sich an seine Mutter und klammerte sich mit der einen Hand an ihrem Kleide fest, während er in der andern den Zwieback hielt und seine Augen rastlos mit einem Ausdruck umherschweiften, der eine Mischung von Verwunderung und Furcht verrieth.

Der plötzliche tragische Tod des Schauspielers hatte auf den General und die Wittwe einen nachhaltigeren Eindruck gemacht, als auf die Matrosen, welche durch die ihnen selbst drohende Gefahr so sehr in Anspruch genommen waren, daß sie der Schreckensszene, die sich vor ihren Augen abspielte, nur ein schnell sich verflüchtigendes Interesse zuwandten. Sie und Holdsworth aßen Jeder ihr Theil und tranken ihre mit Rum zersetzte Ration Wasser; der General dagegen schob die ihm dargereichte Nahrung mit einem Zeichen offenbaren Widerwillens von sich, und Frau Tennent war nicht zu bewegen, mehr als einige Bissen zu essen. Wasser tranken jedoch Beide.

Die Wellen waren nach wie vor bewegt; das Lenken des Bootes erheischte daher die größte Sorgfalt; doch hatte Wingard sich als geschickter Steuermann bewährt und Holdsworth, dessen Hände vom unausgesetzten Halten der Taue blau und steif geworden waren, überließ ihm daher gern für eine Zeitlang seinen Platz.

„Seltsam,“ sagte der General, „daß uns kein einziges Schiff in Sicht kommt!“

„Unser Kurs ist Ost,“ sagte Holdsworth. „Sollte sich der Wind um einige Punkte mehr nach Süden ziehen, so würde ich die Refe losbinden und das Ruder aufholen.“

Der Wind wehte bis zwölf Uhr in unverminderter Stärke, dann ward er schwächer. Da das Meer im Laufe des Morgens ruhiger geworden war, holte Holdsworth die Schote des Segels an und steuerte mit Hülfe des dem Meere möglichst nahehängenden Kompasses nach Südosten. Die heißen Strah-

len, welche die jetzt hoch am Himmel stehende Sonne herniedersandte, wurden von Frau Tennent mit Freuden begrüßt; auch auf die Lebensgeister des Kleinen übten sie einen erweckenden Einfluß, das Kind fand ein Endchen Bindfaden in seiner Tasche, befestigte an dasselbe eine krummgebogene Nadel und fing an zu fischen.

Im Laufe des Nachmittags legte sich der Wind allgemach und am südlichen Horizont zeigte sich eine dünne Nebelschicht, der Vorbote einer schwülen Windstille. Der Meeresspiegel verwandelte sich in eine blanke Stahlfläche, während das Boot in Folge der Deinung wie von starken Armen sanft umfaßt, auf und nieder stieg und das Segel unthätig klatschend an den Mast schlug.

Während des Nachmittags stiegen einige Delphine an die Oberfläche des Wassers, in einer Steinwurfsweite vom Boote tauchten sie empor und wälzten ihren glänzend schwarzen Körper dem Süden zu.

„Sie schwimmen immer dem Winde entgegen," bemerkte Wingard.

„Ich fürchte, wir dürfen heute Nacht auf keinen rechnen," entgegnete Holdsworth, „das Wetter sieht zu beständig aus."

Die Schiffbrüchigen beobachteten das feierlich ernste Spiel der Fische, bis dieselben außer Sicht waren, und dann kletterte Holdsworth, um den sinkenden Muth zu beleben, am Mast hinauf und überflog scharfen, sehnsuchtsvollen Blickes den Horizont; allein er erblickte nichts, gar nichts als die öde, allmälig mit dem Himmel sich vereinigende Wassergrenze.

Majestätisch ging die Sonne unter; sie färbte die Tiefe mit ihrem Glutschein und blendete das Auge durch das Strahlendiadem von kleinen, feurigen Wolken, die, mit Goldfäden durchwebt, jeden Augenblick in neuer Farbenpracht funkelten, bis der leuchtende Himmelskörper in's Meer gesunken war, worauf sie in ein glänzend rothes Gewand sich hüllten. Die Dämmerung folgte schnell; die Sterne wurden sichtbar und schweigend breitete die Nacht ihren schwarzen Mantel über die einsame Wasserwüste.

Achtes Kapitel.

Der dritte Tag.

Da ein Entfalten des Segels ihnen keinen Nutzen gewähren konnte, zogen sie es nieder und breiteten es über die Wittwe und das Kind aus. Holdsworth übernahm die Wache bis um zehn Uhr, dann weckte er Wingard, der bis Zwölf wachte; darauf kam an Johnson die Reihe und so lösten sich die drei Männer die ganze lange, windstille Nacht hindurch ab, bis der Tag anbrach, der Wingard am Steuer sitzend und das blasse, im Osten aufsteigende Morgenroth beobachtend fand.

Im Anfang war dasselbe kaum bemerklich. Ein schwacher, rothgrauer Farbenton theilte sich der ringsum herrschenden Dunkelheit mit und trat allmälig bestimmter hervor; die Sterne wurden blasser und die im äußersten Osten stehenden erloschen. Dann zeigte sich eine etwas hellere Färbung am östlichen Horizont; das Meer fing den flimmernden Dämmerschein auf und gab diesen fahlen, schwächlichen Vorboten des Lichtes nicht schärfer wieder, als ein Spiegel den Reflex einer sehr matten Flamme. Aber bald kräftigte sich der Schein; horizontale Silberstreifen glitten auf das Meer, blieben auf demselben in krystallheller Klarheit haften und warteten auf eine noch herrlichere Umwandlung. Dann ward, von der östlichen Himmelsgegend beginnend, die weite Fläche von einem zarten Purpur überflutet, der sich weiter und weiter bis an die äußersten Enden des Firmamentes ausdehnte, bis er schließlich sein dunkles, sternenbesetztes Kleid abgestreift und mit einem blaßblauen Aethergewand vertauscht hatte. Jetzt zeigte sich, fern im Osten, an der Grenze des Meeres ein weißer Punkt, der ein weißes, außerordentlich intensives Licht besaß, ein scharf hervortretendes, strahlenausströmendes Scheibchen von reinstem Silber, das stetig an Umfang zunahm und wachsend zahllose, glänzende Tafeln auf das Wasser malte, bis es plötzlich wie auf einen Zauberschlag als Sonne dastand und den ganzen Himmel und das endlose Meer mit einem hellen, belebenden Licht übergoß.

Der feurige Ball weckte Holdsworth, welcher aufsprang und umherschaute.

„O Herr, sehen Sie doch!" sagte Wingard mit fast vor Erregung versagender Stimme und deutete dabei nach Südost, wo auf dem äußersten Ende des Horizontes ein weißer, vom Sonnenschein klar umgrenzter Fleck sich zeigte.

Holdsworth beschattete die Augen mit der Hand und blickte gespannt einige Minuten hin; dann schrie er:

„Ein Segel!"

„Es ist ein Schiff, das von der Windstille aufgehalten wird," ergänzte Wingard überlaut, worauf die Schiffer im Boot erwachten.

„An's Ruder, Kameraden!" befahl Holdsworth. „Ein Schiff, Herr General! Sehen Sie es? Schauen Sie hin, Frau Tennent, folgen Sie der Richtung meines Fingers. Es wird von der Windstille festgehalten; es kann uns nicht entwischen. Hurrah! Jungens, Hurrah!"

Nach einem geringeren Zeitraum, als sich dieß schreiben läßt, handhabten beide Matrosen schon mit übermenschlicher Anstrengung die Ruder, so daß sich das klare Wellengekräusel an dem Bugspriet des Bootes brach und in gerader Linie dem fernen Schiffe zugewandt war. Die Sprache ist machtlos, die Aufregung der Armen zu beschreiben; Frau Tennent vergoß Thränen; der General, auf dessen vom Alter geschwächte Konstitution die gefahrvolle Lage und die mit derselben verbundenen geistigen Leiden einen bedenklichen Einfluß auszuüben begannen, stand, den Mast umklammernd, aufrecht im Fahrzeuge; seine Augen hingen unverwandt an dem weißen Fleck und sein eingefallenes Antlitz war von Verlangen und Hoffnung geröthet. Die über die Ruder geneigten Matrosen warfen von Zeit zu Zeit einen Blick über die Schulter, um zu prüfen, welchen Fortschritt sie gemacht hatten, und ermuthigten sich wechselseitig mit erheiterndem Zuruf.

Sie hatten nur zwei Ruder und das Boot war schwer und gab zögernd dem Druck der Holzflächen nach; überdieß waren die Leute in Folge der vielen Strapazen und der unzureichenden Nahrung geschwächt. Nichtsdestoweniger förderten sie das Boot beinahe drei englische Meilen in einer Stunde vorwärts; und Holdsworth ermuthigte sie wiederholt durch die Versicherung, daß ja jeder Ruderschlag sie dem Gesichtskreise der im Schiff befindlichen Mannschaft näher bringe und die Wahrscheinlichkeit ihrer baldigen Erlösung, so Gott wolle, größer mache.

Als sie das Fahrzeug zuerst zu Gesicht bekamen, war es nicht weniger als zehn Meilen von ihnen entfernt; dieß ergab sich aus dem Umstande, daß sie eine volle Stunde zu rudern hatten, ehe es seine großen Segel zeigte, und selbst dann war sein Rumpf noch nicht sichtbar. Der Ozean blieb inzwischen vollkommen glatt; nirgends bemerkte man auf seiner gigantischen Fläche einen Schatten, der auf eine Luftströmung hätte deuten können.

Die Matrosen fühlten jetzt eine Abnahme ihrer Kraft; Holdsworth nahm das eine Ruder in die Hand und rieth Wingard, sich und seinen Gefährten durch einen Schluck Rum zu stärken. Der General erbot sich, Johnson's Platz für ein Weilchen auszufüllen, allein nach einigen wenigen Schlägen erkannte er, daß ihm das Ruder viel zu schwer sei, und er gab daher schweißtriefend und schwer keuchend die Arbeit auf.

Holdsworth's Uhr zeigte bereits auf Sieben, ehe der Rumpf des Schiffes sichtbar ward; Johnson, der ein ungemein scharfes Auge besaß, erklärte das Fahrzeug nunmehr für eine dreimastige Brigantine. Alle ihre Segel waren gehißt, doch befand sie sich noch in so weiter Ferne, daß sie für ein ungeübtes Auge nicht von einer Wolke zu unterscheiden war.

Der am Steuer sitzende Wingard bat Frau Tennent um ihr schwarzes Tuch; mit demselben klomm er den Mast hinan und knüpfte es dort wie eine Flagge an. Der durch die Bewegung des Bootes erzeugte Luftzug genügte nicht, es zu entfalten; aber wenn es auch schlaff herabhing, so war es doch immerhin ein unverkennbares Signalzeichen. Die Windstille, welche unsere Freunde unter anderen Umständen entmuthigt und sie veranlaßt haben würde, einstweilen jeden Hoffnungsgedanken fahren zu lassen, war ihnen jetzt eine Bürgschaft ihrer schnellen Errettung aus den Schrecknissen ihrer Lage. Als die Brigantine, Dank den verzweifelten Anstrengungen der Ruderer, an Umfang zunahm, gerieth Frau Tennent in einen hysterischen Zustand; sie weinte und lachte zu gleicher Zeit und preßte ihr Kind in stürmischer Leidenschaft an's Herz. Der alte General erhob sich, schwenkte sein Taschentuch und sprach mit sich selbst, — und zwar zuweilen mit lärmender Stimme.

Holdsworth lenkte jetzt das Steuer und spähte angestrengten Auges nach einem Signale, einer Flagge, deren farbiger Punkt ihnen den deutlichen Beweis geliefert hätte, daß man ihr Boot bemerkt habe, und der selbst trotz der bedeutenden Entfernung sehr wohl hätte sichtbar werden können.

Plötzlich rief er aus:

„Johnson, — Wingard, schaut hin, sagt mir, was ihr erblickt."

Die Matrosen stellten gleichzeitig das Rudern ein und blickten sich nach dem Schiff um. Eine mehrere Minuten anhaltende Stille trat ein. Dann erklärte Johnson:

„Dort steigt Rauch auf. Seht ihr's nicht, den blauen Streifen zwischen dem Fock und dem Hauptmast?"

„Vielleicht kochen sie Pech im Kessel hinter der Kombuse; das thaten wir immer an Bord der Marianne," sagte Wingard und trocknete sich mit dem entblößten Arm die feuchte Stirn; „immer drauf los, Kameraden!"

Und mit Eifer erfaßte er abermals das Ruder.

Das Wasser umspülte auf's Neue mit leichten Schaumwellen die Seitenwände des Bootes und der Shawl an der Spitze des Mastes flatterte.

Fünf Minuten vergingen und dann erblickte Holdsworth, dessen Augen wie festgebannt an dem Schiff hingen, eine dunkle Masse an seinen Segeln emporsteigen, sich über den Masten erheben und dort verweilen. Eine zweite folgte; dann kam noch eine und jetzt Schicht auf Schicht und eine jede derselben war dichter und schwärzer als ihre Vorgängerin.

„Das Schiff brennt!" schrie er laut, worauf die Matrosen ihre Ruder einzogen und aufsprangen.

Immer schneller, immer schneller wurden die dunklen Rauchwolken, welche emporsteigend ballförmig sich rundeten, ausgestoßen; es war anzusehen, als erhöbe sich vom Verdeck eine endlose Reihe von Ballons; dieselben sammelten sich in geringer Höhe über den Masten, verschmolzen dann ineinander und bildeten einen schwarzgelben Streifen, der sich sehr langsam, sehr allmälig nach Süden und Norden ausdehnte. Die Zuschauer im Boot waren starr vor Entsetzen; jedoch waren ihre Gefühle so mannigfaltiger und so wechselnder Art, daß die tiefen, herzzerreißenden Regungen der Enttäuschung und Verzweiflung bis jetzt noch nicht Oberhand gewonnen hatten.

Holdsworth unterbrach das Stillschweigen durch den Ausruf: „Sieht Keiner von euch Leute an Bord?"

„Nein, ich sehe nichts. Das Wrack ist sicher schon seit vielen Stunden verlassen!" entgegnete Wingard.

Der General sank mit einem Seufzer auf die Kniee und starrte in dieser Stellung das brennende Schiff an. Von einem Boote war nirgends die leiseste Spur zu entdecken, und auch auf dem Verdeck der dem Untergange geweihten Brigantine zeigte sich kein einziges lebendes Wesen. Der Rauch, welcher sich im Schiffsraume gestaut zu haben schien, entwich urplötzlich; höher und höher steigend, verdichtete er sich, bildete einen häßlichen Fleck auf dem reinen, morgenschönen Himmel und hing wie eine düstere, drohende Gewitterwolke über dem qualmenden Schiffe.

Alsbald kam eine kurze, feurige Zunge zum Vorschein, dann wiederum eine, die länger war und deren gelber Strahl am Takelwerk hinaufzugleiten und sich im Rauch zu vergraben schien. Dann brach das Feuer nach allen Richtungen hin aus, und noch ehe man hätte Zehn zählen können, war das Schiff bereits in eine Flut von hellen, blendenden, züngelnden Flammen verwandelt, deren glühender Athem zahllose durchsichtige, blaue Dampfsäulen aushauchte, welche in ihrem dunklen Schleier brennende Stoffe mit sich emporwirbelten, die sie dann in lichte Glühwürmchen schaarenweis umschwärmten. Das Schiff war etwa vier bis fünf englische Meilen von ihnen entfernt und sah aus wie ein Kinderspielzeug, das auf der Oberfläche des Meeres ruhte, und doch konnten die Insassen des Bootes ganz deutlich das Knistern des Feuers und das Zischen der in's Wasser stürzenden brennenden Balken vernehmen. Hin und wieder schien die Flamme zu erlöschen, und dann stiegen statt ihrer neue Rauchmassen aufwärts, welche blasser und durchsichtiger wurden, sobald die Flammen mit erneuter Kraft hervorbrachen und ihre speerförmigen Fittige zum rauchbewölkten Himmel streckten.

Eine halbe Stunde dauerte dieß entsetzliche, majestätische Schauspiel, und während dieser Zeit entfuhr den Lippen der Zuschauer auch nicht ein einziges Wort. Ihr Geist vermochte offenbar den Gedanken noch nicht zu fassen, daß die Hoffnung, welche sie seit Sonnenaufgang aufrecht erhalten hatte, durch eine so unerwartete Katastrophe, durch solches Schreckbild vernichtet war, in welchem das höchste Elend und die großartigste Schönheit sich gipfelten und das ihnen eine fast überirdische Erscheinung dünkte, — so unerwartet, so unbegreiflich, so trügerisch, so gespenstisch, so erschütternd war es.

Inzwischen war der ganze obere Theil der Masten verzehrt und als glühende Kohlen in das Innere des Rumpfes gefallen, während der Rest drei brennende Fackeln bildete. Plötzlich sah man die züngelnden Flammen zum Himmel empor zucken; das Feuer erlosch wie durch Geisterhand und eine dichte Wolkenmasse, die durch den Sonnenschein eine gelb-blau-schwärzliche Farbe erhalten hatte, lag auf dem Wasser. Erst viele Minuten nach dem Erlöschen der Flammen vernahm man ein Krachen, welches die Luft erschütterte und so laut und heftig wie ein Donner im Gebirg ertönte.

Die Wolke stieg empor und an der Stelle, wo die Brigantine gestanden, glänzte jetzt die glatte Oberfläche des Meeres, welche wie ein Spiegel den dunklen Schatten der langsam aufschwebenden, hier und da mit schwarzen Brandtrümmern gesprenkelten Rauchwolke auffing.

„Herr Holdsworth," sagte der General mit matter Stimme, rücklings gelehnt gegen eine Bank sinkend, „ich sterbe."

Beide Hände hielt er auf das Herz gedrückt; sein Athem war schnell und krampfhaft, sein Antlitz blutlos. Sein Ausruf brach den Bann, der seine dem Rauch nachstarrenden Gefährten gefesselt hielt. Sie wandten sich hastig um und Holdsworth sprang dem alten Mann zu Hülfe und unterstützte seinen Kopf mit dem Knie.

„Nein, nein, so dürfen Sie nicht reden, Herr General. Wir sind bitter enttäuscht, das ist wahr; allein wir glauben an Gottes Güte. Er kann es nicht wollen, daß wir hier umkommen. Johnson, thue etwas Rum in den Becher. Frau Tennent, bitte, tauchen Sie Ihr Taschentuch in's Meer und reichen es mir dann."

Holdsworth brachte das geistige Getränk an die Lippen des greisen Mannes; derselbe trank ein wenig davon, allein als er es hinuntergeschluckt hatte, rang er nach Athem und ballte krampfhaft die Hände. Auch besserte sich sein Zustand nicht, als ihm Holdsworth das feuchte Tuch auf die Stirn legte und ihm die Kravate abband.

„Ich — ich weiß nicht, was dieses schwindlige Gefühl zu bedeuten hat —" stammelte der General, dessen Augen ihren Glanz verloren, „sollte es der Tod sein ... Ich bin bereit, ihm zu folgen. Gott ist gnädig und voll Güte. Sein Sohn ist mein Erlöser ... Er will mich zu sich nehmen ... wie matt, wie matt! Aber ich habe ja nichts gegessen ..."

Ein Röcheln erstickte seine Stimme.

„Sie werden sich bald besser fühlen," sagte Holdsworth, während Frau Tennent die Hand des alten Mannes ergriff und seine heiße Stirn zu kühlen suchte. „Der plötzliche Schreck, den Ihnen das brennende Schiff verursachte, hat Sie allzusehr angegriffen. Sie werden nicht sterben, sondern leben und noch oft an diese Tage zurückdenken. Gott gab Ihnen einen so hohen Muth, wie er ihn wohl selten einem Menschen verliehen hat; Sie dürfen ihn auch jetzt nicht sinken lassen."

„Ich habe ... ich habe darnach gerungen, meine Pflicht zu thun," flüsterte der Sterbende mit so schwacher Stimme, daß seine Worte kaum vernehmbar waren. „Ich habe meinem Vaterlande gedient ... es ist ein großes Reich ... auch Altengland lag mir am Herzen," — bei diesen Worten zwang er sich zu einem Lächeln ... „wir sollten einander besser kennen, lieber Herr, dann, dann würden unsere Vorurtheile schwinden, denn ... denn ... sehen Sie! Dort drüben liegt Charleston!" Bei diesem plötzlichen Ausruf belebten sich seine Augen und erregt entzog er Frau Tennent seine Hand, um mit dem Finger auf den unbegrenzten Horizont zu deuten. „Sehen Sie das Haus an der linken Seite, dort, — mitten im Grünen. Da bin ich geboren, Herr Holdsworth. Betrachten

Deutsche Gedichte mit Illustrationen.

Entscheidung. Gedicht von Julius Grosse; illustrirt von G. Bartsch.



Voll steht des Lebens Becher vor mir, randgefüllt
Mit dunkler Flut, darin sich spiegelt Sternenglanz
Und deiner Mädchenaugen tiefer Liebesblick.
Wie Zauberduft anweht mich's aus dem Goldgefäß.
Doch sind dem Trank auch aller Sorgen Schierlingssaft
Und künft'ger Jahre Thränen reichlich beigemischt.
Halt' an und prüfe, eh' du ihn zu schlürfen wagst!
Mit Einem Schlage löscht er dein Gedächtniß aus;
Verwandelt wirst du, and're Welten steigen auf,
Und nimmer führt ein Pfad zurück zum Jugendland.

Du siehst vielleicht in künft'ge reiche Sommerzeit,
Da dir aus Schattenwipfeln fällt die eigne Frucht,
Da blüh'nde Töchter lüften dir das Gartenhaus,
Da einst ein Enkel kräftig deinen Bogen spannt,
Indeß du langsam wandelst in dem Abendroth,
Der Jugendzeit gedenkend, als ein lockig Haupt
Auf deiner Schulter weinend lag im Mondesglanz

Ein holdes Bild! Doch plötzlich rauscht ein andres auf
Aus dunklem Kelch. Denn pfadlos ist und wandelbar
Des Dichters Loos und Dornen trägt der Lorbeerkranz.
Siehst du das Bild? Die Augen starren sorgenschwer
Hinaus vom dunklen Fenster in die Winternacht.
Wer kann entfliehn dem Mangel, wer dem Mißgeschick?
Was wird aus uns? Dort fließt der Strom! Ist's männlicher,
Zu enden dieses Schmachtens lange Todesqual?
Wie? oder ist es edler, auf dem Sklavenmarkt
Sich selber zu verkaufen schnödem Herrendienst,
Und bar der Ehr' und Freiheit, im verhaßten Joch
Den Genius opfern kleinmuthvoll um Tageslohn,
Wie Iphigenia blutete um günst'gen Wind?
Denn viel verleugnen Menschen um des Lebens Noth.

Doch Menschen will's auch ziemen fromm emporzuschaun,
Wenn sie das Herz zu reinem Ziel allmächtig treibt.
Und so getrost und freudig heb' ich auf den Kelch.
Was er mir beut, ob Liebesleben, Sorgennoth,
Ob Lust, ob Qual — ich wag' es kühn im Gottvertraun.
Du, die ich liebe, hast den Kelch mir reich bekränzt,
Ich trinke draus. Gott segne mir den Zaubertrank!



Wolf und Lamm. Nach dem Gemälde von Brochart. (S. 94.)
(Kopie der Oelfarbendruck-Prämie mittlerer Größe dieses Jahrgangs.)

Sie sich jene Berberitzensträuche mit ihren rothen Früchten ... gerade an der Stelle balgten sich J. P. Adams und ich, als wir noch Jungens waren ... Er ist jetzt Senator und, wie ich höre, ein guter Redner ... O, wie die Zeit vergeht!" Er seufzte vor Erschöpfung. „Aber da steht meine Frau ... Sie hat das Kleine an der Hand und winkt mir zu kommen ... Im Augenblick, Sarah, im Augenblick! Meine Herren, ich sage Ihnen Lebewohl. Ich bitte Sie, empfehlen Sie mich auf das Herzlichste Ihren Landsleuten, die ich ungemein hochschätze ... Ich bin nur ein schlichter Mann, ein Amerikaner, ein General, meine Herren ... aber sagen Sie ihnen, daß ich mein Schwert nur dann aus der Scheide gezogen habe, wenn es galt, eine gute Sache zu verfechten und ... Doch noch einmal — leben Sie wohl! Sie sehen, meine Herren, daß meine Frau mich erwartet und mein Kleiner winkt."

Er machte eine Geberde, als wolle er sich verneigen; sein weißes, ehrwürdiges Haupt sank auf die Brust; dann richtete er es abermals empor, schaute gebrochenen Auges um sich, lächelte freundlich und flüsterte:

„Sarah, ich komme!"

Dann sank er nieder und sprach nicht mehr.

Die Umstehenden beobachteten ihn schweigend, und als sie fühlten, daß er ausgelitten hatte, deckten sie das Segel über ihn, und die Männer beschlossen insgeheim, ihn in's Meer zu senken, sobald die Wittwe eingeschlafen sein werde.

Holdsworth war so vom Schmerz überwältigt, daß er geraume Zeit hindurch weder zu sprechen, noch sein Haupt zu erheben vermochte. Regungslos, die Augen starr auf das Meer geheftet, saß die Wittwe da, ein Bild der Verzweiflung. Ihr zu Füßen kauerte das Kind, das sich allerdings in einer weinerlichen Stimmung befand, dessen jugendlicher Lebensmuth jedoch noch nicht ganz geknickt war. Die Matrosen dagegen, welche durch die herbe Enttäuschung dieses Morgens selbstsüchtig geworden waren, sprachen von ihrer erloschenen Hoffnung und dem verbrannten Schiffe. Johnson fand vermuthlich den rechten Schlüssel zur Enthüllung des Geheimnisses, welches das menschenleere Wrack umschwebte, wenn er die Vermuthung aussprach, daß die Mannschaft der Brigantine im Laufe der vergangenen Nacht entdeckt haben werde, daß die Ladung in Brand gerathen sei — dem Rauch und dem lang anhaltenden Glimmen nach zu urtheilen, sei das Schiff mit Baumwolle oder dergleichen befrachtet gewesen und habe geschlossene Luken gehabt; da es des Feuers nicht hätte Herr werden können, so habe das Schiffsvolk die Boote ausgesetzt und den Kapitän gezwungen, sein Fahrzeug zu verlassen und mit ihnen zu gehen. Ein ähnlicher Fall sei einem ihm befreundeten Matrosen in der Bucht von Biscaya begegnet. Die Mannschaft habe das bei geschlossenen Luken verkohlende Schiff im Stich gelassen. Doch sei es bald darauf einem Franzosen in die Hände gefallen, der habe das Feuer gelöscht und das Fahrzeug nach Bordeaux geschleppt.

„Wo mag die Mannschaft der Brigantine sein?" fragte Wingard neugierig.

„Ich wollte, wir träfen sie, dann hätten wir doch wenigstens Gesellschaft," erwiederte Johnson.

Aber das war höchst unwahrscheinlich.

Den ganzen Nachmittag über hielt die Windstille an und am Horizonte hingen Schichten von leichten Nebeldünsten.

Aber zur Zeit des Sonnenuntergangs segelte der Rauch, der von dem brennenden Schiff aufsteigend den ganzen Tag hindurch nur um eine geringe Strecke weiter nach dem Süden getrieben war, langsam dem Boote zu, glitt hoch über dasselbe hinweg und verdünnte sich, indem er eine Wanderung nach dem Osten antrat. Eine leichte Brise zog ihm voran; Holdsworth ließ das Segel aufsetzen und wandte das Boot, so daß sein Bug nach Ostsüdost stand.

Die Nacht brach herein; aber die leichte Brise hielt an. Als Frau Tennent eingeschlafen zu sein schien, hoben die drei Männer die Leiche des Generals vom Boden des Bootes auf. Der Himmel war mit funkelnden Sternen besät, bei deren Schein sie die Züge des Entschlafenen deutlich zu erkennen vermochten. Seine Augen waren geschlossen, und obgleich der Unterkiefer herabgefallen war, so trug sein Mund doch noch immer ein Gepräge von Entschlossenheit und Herzensgüte. Der unter dem Segel hindurchgehende Luftzug spielte mit seinen weißen Haaren.

„Kameraden!" sagte Holdsworth mit gedämpfter Stimme, „laßt uns im Gebet die Hoffnung aussprechen, daß Gott die Seele dieses edlen Mannes zu sich genommen habe, und daß sein Körper, den wir jetzt dem Meer anvertrauen, am Tage des Gerichtes in seiner jetzigen Gestalt auferstehen und ein Theilhaber des ewigen Lebens werden möge durch Jesum Christum unsern Herrn."

Die beiden Matrosen antworteten: „Amen!" Alle Drei ließen dann die Leiche behutsam über Bord in's Wasser gleiten. Das weiße Haar glänzte noch für einen kurzen Augenblick auf der dunklen Oberfläche und dann versank der Körper oder ward durch die Finsterniß dem Auge entzogen, während das Boot seine Fahrt fortsetzte und mit seinem Bug die Spiegelbilder der Sterne durchschnitt, so daß sie wie zerbrochene Silberstückchen in dem Wellenschweif des Bootes sich zeigten.

Neuntes Kapitel.

Der vierte Tag.

Der vierte Tag brach an und begann abermals mit einer fast vollständigen Windstille. Die erschlaffende Einförmigkeit dieses einer Kerkerhaft gleichenden Lebens ist nicht in Worten auszudrücken. Der stete Anblick des Wasserspiegels ward den Schiffbrüchigen zu unerträglicher Qual. Um derselben zu entgehen und den schmerzenden, wunden Augen eine kleine Erleichterung zu gewähren, blickten sie einander an oder vor sich nieder. In Folge der mangelnden Bewegung waren ihre Glieder steif und ungelenk geworden. Holdsworth hatte tiefe Schatten unter den Augen; seine Wangen waren eingefallen und die schwarzen Barthaare, die ihm auf Kinn und Oberlippe sproßten, gaben ihm ein verwildertes, verkommenes Aussehen. Mit gekrümmtem Rücken und gesenkten Augen saßen die beiden Matrosen auf ihren Plätzen und die sonst so rührigen, sehnigen Arme lagen unthätig auf ihren Knieen.

Am schärfsten aber zeigte sich die Wirkung der erduldeten körperlichen und geistigen Leiden an der Wittwe, deren Antlitz so abgezehrt, so alt, so siech und unaussprechlich elend aussah, daß man es kaum wiedererkannt hätte.

Als der kleine Knabe erwachte, fing er an zu weinen und über Knie- und Rückenschmerzen zu klagen. Seine Mutter schien zu schwach, ihn aufzurichten; sie war nicht einmal im Stande, ihm Trost zuzusprechen. Holdsworth nahm ihn auf den Schooß und suchte ihn mit freundlichen Worten aufzuheitern; er hegte dabei die stille Hoffnung, dadurch zugleich sich selbst und seine Genossen auf andere Gedanken zu bringen.

„Louis," sagte er, „Du bist ein kleiner tapferer Mann. Du mußt nicht weinen; das kann Deine Mama nicht ertragen. Es thut ihr wehe, Deine Thränen zu sehen. Daß Du Rückenschmerzen hast, das glaube ich gern. Hast Du doch ein hartes Bett gehabt, aber bald bekommst Du ein besseres. Weißt Du noch, wie uns der alte Herr, der General, sagte: daß der liebe Gott, dessen Auge über Alles wacht, sich auch unserer erbarmen und uns ein Schiff senden werde, wenn wir Geduld hätten und nicht murrten? Es sind schon viele, viele Schiffe untergegangen, und dann haben die Leute, die auf denselben waren, ganz wie wir, sich offenen Booten anvertrauen müssen und sind doch endlich, nachdem sie unaussprechliche Angst und große Noth erduldet, auf wunderbare Weise errettet worden. Das Glück, das ihnen zu Theil ward, kann auch uns widerfahren. Wir müssen nur nicht kleingläubig werden, sondern fleißig die Augen dorthin richten, wo Himmel und Wasser zusammenstoßen. Vier Tage treiben wir nun schon umher, aber getrost, es weht jetzt ein guter Wind, der wird uns sicherlich ein Schiff zuführen. Daher trockne Deine Thränen, mein kleiner Freund. Hier hast Du einen Zwieback für Dich und hier einen für Mama. Da, Johnson und Wingard."

Er reichte jedem Matrosen ein Stück Schiffsbrod und befahl Johnson, das Wasser auszutheilen.

Wie bereits erwähnt, enthielt das Boot drei Fässer. Sie hatten berechnet, daß dieser Vorrath, falls jede Person Tag für Tag einen halben Becher leerte, für zehn Tage genügen werde; es ließ sich daher annehmen, daß sie jetzt, wo ihre Zahl um zwei Personen verringert war, fast zwei Wochen auskommen würden. Im Uebrigen war das Boot, trotz der ausdrücklichen Ermahnung des Kapitäns, offenbar zu eilig verproviantirt worden. Zwiebäcke waren im Ueberfluß vorhanden, aber der Mangel an jeglichen anderen Nahrungsmitteln, als da sind: Reis, Mehl, Fleisch, getrocknete Erbsen und dergleichen, war selbst dann unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß diese Dinge nur in gekochtem Zustande genießbar sind. Auch stand die geringe Menge an Wasser in keinem Verhältniß zu dem bedeutenden Vorrath an Brod, den der Kasten barg. Unsere Freunde hatten zuerst aus einem der größeren Fässer geschöpft, dessen Inhalt jetzt, nach Johnson's Angabe, bis auf einen halben Becher eingeschmolzen war. Holdsworth befahl ihm, den Spundzapfen aus einem der anderen Behälter zu ziehen und als der kleine Knabe, der zuerst versorgt ward, seinen Antheil getrunken hatte, ward der Becher seiner Mutter gereicht. Mit fieberhafter Hast setzte sie ihn an den Mund; aber kaum hatte sie die Lippen benetzt, so ließ sie das Gefäß sinken und behauptete, das Wasser sei salzig.

„Unmöglich!" rief Holdsworth erschreckend.

Die Wittwe hatte Recht. Das Wasser war nicht nur salzig, sondern so faul, daß es unter keiner Bedingung genießbar war.

Er spuckte den genommenen Schluck sofort aus; denn ein instinktives Gefühl sagte ihm, daß diese ungesunde Flüssigkeit nur zur Steigerung des Durstes führen könne und blickte rathlos seine Genossen an.

„Was, — ist es wirklich salzig?" schrie Wingard überlaut.

„Untersucht das andere Faß," entgegnete Holdsworth und schüttete den Inhalt des Bechers in's Meer.

Johnson folgte seinem Befehl, versuchte das Wasser der letzten Tonne und kam zu einem traurigen Ergebniß.

„Ist auch das Wasser salzig?" schrie Holdsworth.

„Kosten Sie es!" sagte Johnson tonlos und reichte ihm den vollen Becher.

Es war in der That ebenso ungenießbar wie das andere.

„Großer Gott!" stöhnte Holdsworth und krampfte die Hände in einander. „Wie mag das zugegangen sein?"

„Der Steward hat die Fässer gefüllt," sagte Wingard. „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, daß er das Wasser aus der Steuerbordpumpe nahm, die wahrscheinlich beim letzten Sturm, als die Masten brachen, voll Salzwasser gelaufen ist. Ich wette hundert gegen eins," fügte er dann, die Zähne knirschend, hinzu, „daß er sein eigenes Boot mit besserem Wasser versehen hat."

„Gib mir den Becher," sagte Holdsworth; er nahm ihn, vermischte das Wasser mit Rum und versuchte es dann abermals, allein dieß Gemisch war womöglich noch ekelerregender.

Diese Entdeckung war ein entsetzlicher Schlag; sie war so überwältigend, daß die Unglücklichen im ersten Augenblick kaum ihre ganze Tragweite sich zu vergegenwärtigen vermochten.

Sie hatten jetzt keinen einzigen Tropfen süßen, trinkbaren Wassers im Boot, und diese Thatsache war um so entsetzlicher, da sie bis jetzt in dem Wahn gelebt hatten, daß sie in dieser Beziehung mindestens eine volle Woche lang keinen Mangel leiden würden.

Es war in der That ein Ereigniß, das allen ihren Leiden die Krone aufzusetzen schien und sie todtenblaß und sprachlos machte.

Plötzlich begann Wingard, den der Durst bereits quälte, denn sie hatten die ganze Nacht jeden Trunk sich versagt, zu fluchen; er rollte wild die Augen und rief den Zorn des Himmels auf den Steward herab, dessen schändliche Handlungsweise sie in's Verderben stürze. Er versetzte dadurch den kleinen Knaben in so große Angst, daß derselbe in Thränen ausbrach, was seine Wuth steigerte und ihn veranlaßte, auf das Kind loszugehen und ihm mit geballter Faust zu drohen.

„Setz' Dich!" donnerte Holdsworth mit einer Stimme, die wie ein Schlag sein Ohr betäubte. „Du verlierst einige Tage zu früh Deinen Verstand! Hörst Du nicht? Setze Dich augenblicks nieder!"

Der Matrose stieß mit gedämpfter Stimme einige Schmähworte aus und warf sich dann platt auf den Boden des Bootes.

„Kann uns Dein Geschrei, kann Dein Fluchen Wasser schaffen?" fuhr Holdsworth bitter fort. „Du bist nicht durstiger als ich oder als diese arme Dame, die keine einzige Klage ausgestoßen hat, seit sie im Boote ist."

Mit einem Blick der innigsten Theilnahme wandte er sich zu Frau Tennent.

„Lassen Sie trotz dieser wahrhaft schrecklichen Heimsuchung den Muth nicht sinken," rief er, „unsere Lage ist noch nicht hoffnungslos. Es gibt kein Meer, das in so hohem Grad wie der atlantische Ozean von Schiffen befahren wird, die nach allen Weltgegenden segeln; ja wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß wir binnen kurzer Zeit in die Nähe irgend eines Fahrzeuges kommen."

Sie zwang sich zu einem matten Lächeln, sagte aber kein Wort, sondern schlang stumm den Arm um ihr Kind und drückte es fest an sich.

Als der Morgen weiter vorrückte, steigerte sich die Glut der Sonne und es schien fast, als ob die heißen Strahlen derselben die Kraft der leichten Brise schwächten; die See ward glasartig und zur Mittagszeit trat eine völlige Windstille ein. Inzwischen war Wingard schmollend und murrend auf der nämlichen Stelle liegen geblieben und hatte an seinen trockenen Lippen gesogen, während die Verzweiflung, die seine Seele umnachtete, mit deutlichen Zügen auf seinem Antlitz verzeichnet stand. Johnson dagegen bemühte sich, seinen Zustand dadurch zu verbessern, daß er seinen Arm in's Wasser tauchte und Kopf und Gesicht wiederholt anfeuchtete. Selbst das Boot hatte ein weißes, ausgedörrtes, nach Wasser lechzendes Aussehen angenommen, und in Folge der Hitze verbreitete seine Bemalung einen durchdringenden, widerwärtigen Geruch.

Als der Nachmittag seinem Ende sich zuneigte, stand Wingard auf und schlich leise nach hinten. Holdsworth nahm ihn scharf auf's Korn. Er hatte indessen keine andere Absicht, als den Becher aufzuheben, was er auch mit einer so hastigen Bewegung that, als fürchte er eine Vereitelung seines Vorhabens. Er eilte sodann nach vorne und füllte das Gefäß mit dem faulen Wasser an.

„Trink' es nicht!" warnte Holdsworth, „es steigert Deinen Durst."

Allein der Unglückliche zeigte hastig auf seine Kehle und schlürfte gierig den unheilvollen Trank; dann athmete er sichtlich gestärkt auf und das Gepräge des Leidens auf seinem Antlitz trat nicht mehr so scharf hervor.

Jetzt ergriff Johnson den Becher in der Absicht, ein Gleiches zu thun. Holdsworth bat ihn flehentlich, sich zu bezwingen.

„Das Salz macht Dich toll!" rief er.

Kaum hatte er dieses Wort gesprochen, so fing Wingard an, sich auf dem Boden herumzuwälzen und dumpfe, abgebrochene Schmerzenslaute auszustoßen.

Gleich darauf brach er sich; sein Gesicht ward grau und es schien, als werde er schon im nächsten Augenblick seinen Geist aushauchen. Holdsworth benetzte seine Lippen mit Rum und goß mit Hülfe des Bechers eine Flut salziger Ströme über ihn aus. Das belebte ihn einigermaßen; nichts destoweniger aber verharrte er noch eine Weile ächzend und stöhnend, und die Fingernägel in die Seitenwände des Bootes eingrabend, in seiner bisherigen Lage.

Seine Leiden erfüllten Johnson mit bangen Befürchtungen; er meinte deßhalb:

„Herr Holdsworth, wäre es nicht besser, wir ließen das schlechte Wasser auslaufen? Scheint es doch Gift."

„Es ist schlimmer als Gift!" entgegnete Holdsworth. „Oeffne das Spundloch; — Seewasser ist gesunder als jenes Getränk."

Johnson entsprach dem Befehl und leerte die Fässer.

Darnach trat eine tiefe Stille ein und dieselbe währte etwa eine Stunde, bis schließlich der Knabe wimmerte.

„Mama, ich bin durstig! Gib mir Wasser!"

Des Kindes Flehen war markerschütternd angesichts der Unmöglichkeit, sein Verlangen zu befriedigen. Die Mutter fuhr mit einer leidenschaftlichen Geberde von ihrem Sitze auf und flehte mit heiserer, schmerzerstickter Stimme:

„O, mein Gott, laß uns Beide sterben; ende unsere Qualen!"

Holdsworth beobachtete sie schweigend.

Ihr Gebet verstummte und von der plötzlichen Aufwallung erschöpft, sank sie auf die Bank zurück.

Die Sonne ging unter und mehrere Wolken stiegen am Horizont auf, um die glutrothe Sonnenscheibe in ihre Mitte zu nehmen. Sie verbreiteten sich alsdann über das ganze Himmelsgewölbe, aber trotzdem blieb das Meer ohne jede Regung. In dem Glauben, daß bald im Westen ein Wind sich erheben werde, wandten die armen Dulder ihre Augen mit wildverlangender Sehnsucht nach dieser Richtung und spähten nach dem Schiffe, das sie erlösen sollte und das doch nimmer kam.

Als es Nacht ward, sang Wingard mit klanglos krächzender Stimme ein Lied. Die unmelodischen Töne erstarben jedoch bald und dann erklang abermals durch die hauchlose Stille der Finsterniß der ergreifende Klagelaut: „Mama, ich bin durstig! Ich möchte trinken!" Das leise Wimmern des Kindes zerriß das Herz der Hörer und trieb es an den Rand der Verzweiflung.

Jetzt kam von Westen her ein milder Windhauch und füllte das Segel. Holdsworth wandte das Boot, bis die Leinwand sich bauschte und zog die Schoote ein, um gegen den Wind zu segeln und die Aussicht zu haben, einem von der Brise getriebenen Schiff in den Weg zu kommen. Die Luft ward nach der plötzlichen Erschütterung wieder still; doch folgte bald ein zweiter Windstoß, der das Wasser in wirbelnde Bewegungen versetzte; auch gaben die gen Osten eilenden Wolken deutlich zu erkennen, daß eine kräftige Brise im Entstehen begriffen sei. Der Wind ward stetig frischer und gleichmäßiger, und das dem vollen Segel nachgebende Boot durchfurchte mit so schneidigem Kiel die Wogen, daß sie Funken sprühten, welche in der nachschäumenden Wellenschleppe erloschen und verschwanden.

Es schien Holdsworth im Grunde gleichgültig, wohin er sein Fahrzeug lenkte; denn was er auch that, so konnte er sich doch nicht des gespenstisch schreckhaften Gedankens erwehren, daß er sich unabwendbar dem Bereich des rettenden Schiffes entrücke, dessen Bahn er ohne alle Frage durchkreuzt hätte, wenn er irgend eine andere Richtung, als die von ihm eingeschlagene, verfolgt haben würde. Die Brise und die Bewegung des Bootes wirkten belebend auf Wingard, der zum Dollbord taumelte und beide Hände in's Wasser hielt. Die Klagen des kleinen Knaben waren verstummt; schlafend lag er auf der harten Bank, während sein Haupt im Schooß der Mutter sanft gebettet war.

Der Durst, welcher Holdsworth schon seit Stunden gefoltert hatte, nahm jetzt in gewissem Grad ab. Der Schiffskasten enthielt noch fünf Flaschen Rum, und da er ein Mittel ausfindig zu machen hoffte, den Qualen vorzubeugen, die ihnen in Folge des Wassermangels drohten, so tauchte er ein Stück Zwieback in die geistige Flüssigkeit und genoß ihn dann. Er empfand jedoch alsbald, daß ihnen dieß Verfahren keine Erleichterung verschaffen könne, sondern daß im Gegentheil der Sprit eine Reizung der Kehlhaut und eine vermehrte Trockenheit bewirken werde. Er warf das Brod fort und versank in tiefes Grübeln. Eifrig suchte er in seinem Gedächtniß sich die Auskunftsmittel zu vergegenwärtigen, welche Diejenigen angewandt hatten, die wie er und seine Genossen auf hohem Meer nach Wasser gelechzt hatten. Einer seiner früheren Kameraden hatte ihm erzählt, wie er und drei Unglücksgenossen einst von einem Schiff aufgenommen worden seien, nachdem sie volle einundzwanzig Tage in einem offenen Boote zugebracht und sich über siebenhundert Meilen von der Stelle entfernt hatten, auf der ihr Schiff untergegangen sei. Holdsworth konnte sich noch zweier Dinge entsinnen, die sie gethan, als Hunger und Durst sie fast zum Wahnsinn getrieben: sie hatten erstens Stücke von ihrem Hemd abgerissen und es zerkaut, und dann hatten sie sich Schnittwunden beigebracht und ihr eigenes Blut getrunken. Gottlob war ihre Lage noch nicht so arg, als daß sie zu derartigen grausen Hülfsmitteln ihre Zuflucht hätten nehmen müssen.

„Herr Holdsworth," fragte jetzt Wingard mit rauher Stimme, „auf welchem Grade mögen wir sein?"

„Als wir unser Schiff verließen, befanden wir uns auf dem achtundzwanzigsten Grad westlicher Länge; doch ich sollte mich sehr wundern, wenn wir uns mehr als ebenso viele Meilen von unserem Ausgangspunkt entfernt hätten."

„Ist es denn gar nicht möglich, daß wir einem Schiff begegnen?"

„Gewiß, sehr wohl möglich!"

„Unser Kapitän hat inzwischen sicherlich das große Boot in das rechte Fahrwasser gebracht!" murrte der Mann, „es ist verzweifelt hart, daß wir hier wie die Hunde umkommen müssen!"

Auf diese Aeußerung erwiederte Holdsworth keine Sylbe; Wingard fuhr noch eine Weile fort, unzufriedene Bemerkungen auszustoßen und bespülte sich dabei das Gesicht, indem er seine hohle Hand als Schöpfkelle benutzte. Als Johnson im Schlaf zu reden begann und den Wunsch nach Wasser aussprach, stieß er einen Fluch aus und setzte dann hinzu: „Schrei Du nur immerhin! Wenn Dein Geschrei uns auch nur einen einzigen Tropfen Wasser verschafft, so richte ich 'ne Schenke ein, so wahr ich lebe!"

Die, wenn auch noch vereinzelt segelnden Wolken hingen schwer herab und Holdsworth sah sehnsüchtigen Sinnes zu den Regen verheißenden Massen empor. Um Mitternacht erwachte Johnson und trat zu Holdsworth an's Steuer. Die beiden Männer unterhielten sich flüsternd über Wingard; sie meinten, daß man denselben, so lange die Brise anhalte, nicht mit der Leitung des Bootes betrauen dürfe und beschlossen daher, daß Holdsworth nach Verlauf von zwei Stunden Johnson ablösen solle, worauf dieser die Uhr zu sich nahm und in die Tasche steckte.

„Halt' einen scharfen Ausguck nach der Windseite, Johnson, und ruf' mich, sobald Du etwas siehst," sagte Holdsworth; dann nahm er, gegen den Mast gelehnt, eine liegende Stellung ein und sank in tiefen Schlaf.

Als er die Augen geschlossen hatte, kroch Wingard aus seinem Versteck hervor, schlich sich an's Steuer und sprach mit Johnson. Nach einer Weile gab er die Absicht zu erkennen, ihren Zwiebacksvorrath zu besichtigen und hob den Deckel des Behälters auf. Johnson argwöhnte nichts Böses, sondern hatte seine Augen unverwandt luvwärts zum Horizont gerichtet; er sah nicht, daß Wingard verstohlen eine Flasche Rum entwendete, sie unter seinem Hemde verbarg und von dannen eilte.

Während dieser ganzen Zeit schlief der Knabe, doch konnte man unmöglich sagen, ob seine Mutter ebenfalls schlummerte oder nicht. Sie bewegte sich auch nicht ein einziges Mal, sondern saß regungslos dicht neben Johnson auf der Windseite des Bootes. Der Kopf ihres Kindes ruhte in ihrem Schooß und ihre gefaltenen Hände lagen auf seiner Schulter. Ihr Antlitz war geneigt, so daß ihr Kinn die Brust berührte.

Als die Uhr die zweite Stunde anzeigte, ward Holdsworth von Johnson geweckt; er nahm unverzüglich eine sitzende Stellung ein; doch ehe er sich ganz erhob, lüftete er das Segel ein wenig und richtete, unter dasselbe hindurch blickend, das Auge leewärts. Kaum hatte er das gethan, so entfuhr ihm auch schon ein Schrei der Ueberraschung, dann aber versagte ihm die Stimme und er machte statt dessen mit dem Zeigefinger so leidenschaftliche Bewegungen, als habe er den Verstand verloren. Johnson folgte mit dem Auge der angegebenen Richtung und bemerkte alsbald die Umrisse eines großen Schiffes, das in der Entfernung von etwa einer Meile mit einem auf die Steuerbord-Hinterseite gerichteten Winde vor ihnen hersegelte.

„Auf mit dem Ruder! Ihm nach, ihm nach!" kreischte Holdsworth, nach hinten stürzend. Sobald er das Boot gewandt hatte, sprang er auf eine der Bänke, rundete die Hand zu einem Sprechrohr und stieß einen Ton aus. Leider klang derselbe schwach und heiser. Die Trockenheit im Halse dämpfte seine Stimme. Johnson versuchte gleichfalls sein Heil, doch der Laut, den er hervorpreßte, war noch viel unverständlicher.

„Sie können uns nicht im Stich lassen! Sie dürfen uns nicht im Stich lassen!" schrie Frau Tennent, plötzlich aufspringend und ihre Hände nach dem Schiff ausstreckend, welches durch die veränderte Richtung ihres Steuerrades auf ihre Steuerbordseite gekommen war.

Ihr Angstruf ermunterte den trunkenen Wingard, der im Bug stehend, plötzlich wild mit den Armen die Luft durchschnitt und sich wie ein völlig unzurechnungsfähiger Mensch geberdete. Seine aufgeregten Gestikulationen und sein stark geröthetes, wuthverzerrtes Antlitz boten einen schrecklichen Anblick. Sein heiseres Geschrei tönte wie die Stimme eines Menschen, der unaussprechliche Qualen erduldet. Er winkte unausgesetzt mit beiden Händen, als wolle er das Schiff, das, ihren Bitten taub, gelassen seinen Weg fortsetzte, zu sich ziehen. Schließlich sprang er in seiner Erregung auf den Rand des Bootes, wo er, hin- und herschwankend, festen Fuß faßte und die Fäuste drohend über seinem Haupte ballte. Gerade in diesem Augenblick glitt das Fahrzeug jählings in ein Wellenthal: der unglückliche Matrose hatte noch so viel Besinnung, die Hand nach dem untern Ende des Segels auszustrecken, um sich daran festzuhalten; er griff fehl und stürzte kopfüber in's Meer.

Holdsworth sprang an's Steuer, um ihn zu erfassen, sobald die Strömung ihn dort vorbei treiben werde; doch blieb er eine beträchtliche Zeit unter Wasser und als er wieder emportauchte, hatte das Boot eine große Strecke durchmessen; wenn gleich man noch seinen vom Wasser gedämpften Hülferuf und das Plätschern seiner Arme vernehmen konnte.

Holdsworth's erster Gedanke war, das Boot zu wenden, allein Johnson errieth seine Absicht; er band sich die Ruderleinen fest um die Hand und rief:

„Nein, nein, wir können ihn nicht retten. Er ertrinkt jedenfalls, ehe wir ihn erreichen. Wir wollen und müssen dem Schiff folgen; gebe Gott, daß es uns bemerkt!" Er ließ auf's Neue sein „Hierher, hierher!" erschallen; allein seine geschwollenen, trockenen Stimmwerkzeuge versagten ihm den Dienst.

Holdsworth entriß ihm eines der Taue und es entspann sich ein kurzer Kampf. Der Bug des Bootes gierte wild und während dieser Zeit vernahm man kein anderes Geräusch, als das Brodeln und Zischen der den Kiel umwirbelnden Wellen.

Holdsworth ließ jetzt das Tau fahren, sprang nach vorne und löste das Segel, so daß es ungehindert flattern konnte; es standen ja allerdings vier Menschenleben auf dem Spiel und ein unzeitiges Anhalten des Bootes hätte jede Aussicht auf eine baldige Errettung mit einem Schlage vereitelt.

Das Schiff war vom Steuerbordbug aus ganz deutlich zu erkennen; jedes seiner Segel zeichnete sich mit scharfen, schwarzen Umrissen am Himmel ab. Doch zeigte es kein Licht und es ließ sich daher nur das Eine feststellen, daß es ein Vollschiff war. Die Insassen des Bootes beobachteten dasselbe mit wachsender Verzweiflung; sie sannen vergeblich auf ein Mittel, die Aufmerksamkeit der Schiffsmannschaft auf sich zu lenken und mußten daher ihre ganze Hoffnung auf die schwache Möglichkeit setzen, daß ihr helles Segel, von der dunklen Wasserfläche abstechend, auch in so weiter Ferne bemerkbar sein werde. Wenn sich die Brise in diesem verhängnißvollen Augenblick legte, wenn die Windstille, die sie am vergangenen Tage festgehalten hatte, jetzt wieder eingetreten wäre, so hätten sie mit voller Sicherheit auf ihre Erlösung rechnen können. Allein der unselige Lufthauch hielt an und das Schiff, das sie sahen, ward ihnen allmälig mehr und mehr entrückt und hob sich bald nur noch wie ein viereckig geformter Schatten, nebelartig von den am Horizont blinkenden Sternen ab.

Wie entsetzlich, verschmachten zu müssen, weil ihnen jedes Signalzeichen fehlte! Selbst das winzigste Lichtlein hätte Wunder bewirkt.

Die Wittwe stöhnte laut und schlug die Hände an die Brust, als das Schiff im Dunkeln verblaßte. Johnson setzte sich ingrimmig auf den Boden des Bootes, stützte die Knie und kaute an seinen Nägeln, während Holdsworth aufrecht am Maste stand und in wildem, leidenschaftlichem Seelenkampf dem längst entschwundenen Schiff nachstarrte.

Es konnte kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß Johnson nicht genügend Umschau gehalten hatte. Er hätte bei größerer Wachsamkeit das Schiff eher bemerken und ihm gerade in den Weg segeln können. Holdsworth wußte das, doch wollte er das Elend ihrer Lage nicht durch einen unnützen Tadel erhöhen.

Das Kind, welches durch die Unruhe im Boot aus seiner Ruhe geschreckt war, flehte jetzt, wo eine tiefe Stille eintrat, abermals um Wasser; ja, es machte sogar seiner Mutter Vorwürfe, weil sie ihm den Wunsch nicht gewährte.

„Mama, ich bin so heiß, so heiß!" jammerte es. „Gib mir zu trinken!"

Während dieses Gewimmers zuckte die arme Frau einmal schmerzlich zusammen und spähte mit weit geöffneten Augen umher, als ob sie es für undankbar halte, daß sich ihr kein Mittel biete, die Leiden ihres Lieblings zu lindern. „Ich werde wahnsinnig," stieß sie hervor und verfiel dann abermals, nach einem kurzen, leisen Stöhnen, das ein deutliches Zeugniß von den Qualen ihres Herzens gab, in einen apathischen Zustand und sprach kein Wort mehr, obgleich das Kind fortfuhr, sie mit Bitten zu bestürmen. Schließlich brach es in Thränen aus, zupfte krampfhaft an der kleinen Kehle und sank in einen unruhigen Schlummer, in welchem es wiederholt leise Klagelaute ausstieß.

Eine dumpfe Gefühllosigkeit überfiel Holdsworth, — eine Art von stumpfer Gleichgültigkeit gegen sein Schicksal und dasjenige seiner Gefährten. Todesmatt war er auf eine der Ruderbänke gesunken, und während er so in halber Betäubung, den Rücken an den Mast gelehnt, dort saß, stiegen vor seinem geistigen Auge seltsame Visionen auf, die sein körperliches Ich in eine Art von traumhafter Empfindungslosigkeit wiegten, und welche, so lange sie anhielten, die nagende Begierde nach Wasser dämpften, die ihn, seit er aus dem Schlaf erwacht war, in einer alle sonstige menschliche Leiden übertreffenden Weise gefoltert hatten. Er suchte sich eine Zeitlang des gefahrvollen Stumpfsinnes zu erwehren, dessen Eintreten ihn beängstigte, wenn gleich er nicht im Stande war, seine Tragweite zu ermessen; aber trotz seines Ringens nahmen die Phantasien überhand: er glaubte, Dolly sitze neben ihm; er redete sie an und wähnte ihre Antworten zu hören; er sprach zu ihr mit leisem, fremdartig klingenden Ton, und lächelte dann, weil er den Glanz ihrer Augen auf sein Gesicht gerichtet und seinen Arm um ihre Taille geschlungen fühlte.

Unausgesetzt sprach er mit lauter Stimme, allein Johnson, auf dessen Schooß eine der Ruderleinen lag und der sein Gesicht in beide Hände vergraben hatte, achtete nicht mehr auf ihn als auf das Klatschen des vom Winde gestreiften Segels, und dieser vollständige Mangel an Theilnahme war nicht minder erschütternd, als die wirren Reden seines Kameraden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht am Mramor bei Nisch.

(Bild S. 89.)

Um unseren Lesern einen Begriff zu geben von dem Terrainverhältniß, auf dem sich die gräuelvolle Tragödie des serbisch-türkischen Krieges abspielt, geben wir heute nach der an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnung unseres Spezialartisten ein Bild der blutigen Schlacht am Mramor, welche am 1. Juli d. J. stattgefunden hat, und das sehr charakteristisch für die Art des Angriffes und der Vertheidigung auf beiden Seiten ist, denn bald sperren die Türken den Serben, bald die Serben den Türken Engpässe und Flußthäler von ganz gleicher Art wie unsere Illustration hier dieß am Mramor zeigt.

Der Moment ist um elf Uhr Vormittags aufgenommen, als der Kampf auf dem höchsten Entwicklungspunkte stand. Im Hintergrunde sieht man rechts Mramor, dann das Dorf mit der Brücke an der Morawa und die Höhen von Mramor, welche durch Verschanzungen befestigt sind, und von welchen Feuerkugeln gegen die attakirenden Serben in dichter Menge fliegen. Rechts liegen Goritza und Nisch. In der Thalebene nächst Morawa macht der rechte Flügel der Serben Angriffe unter dem Kommando des Brigadiers Hadschitsch. Rechts sieht man die Kanonen von den Batterieen der Kommandanten Mostitsch und Schafarik, welche dem rechten Flügel angehören. Vor der ersten Gruppe erblickt man den Generalstab, die Karaula von Supowatz, und ganz vorne die Verwundeten, deren Wunden von den Aerzten verbunden werden.

Denksprüche.

Die Verschwiegenheit ist deßwegen eine so schwere Tugend, weil Niemand es merken kann, wenn wir sie üben.

Jean Paul.

*

Wer Knechte haben will, die gut mähen, muß selber gut vormähen.

B. Auerbach.

*

Viel besser ist's fürwahr, auf gut Glück irre gehen,
Als bis zum Untergang der Sonn' am Scheidewege stehen.

Rückert

Aus Natur und Leben

Eine amerikanische Großmacht.

Das Firmaschild war über der Ladenthür angebracht. „John Shnyder. Lager fertigen Schuhwerks für Damen, Herren und Kinder“ war in rothen Riesenlettern darauf zu lesen. Shnyder war auf das Trottoir hinausgetreten, um an sich die Wirkung zu erfahren, welche der Anblick seines Geschäftslokals auf die Vorübergehenden machen mußte. Die Hände in den Hosentaschen, wurde er durch unsanfte Stöße aus seinem behaglichen Schauen aufgeschreckt: Broadway ist während der Geschäftsstunden eben kein Aufenthalt für Gaffer. Das wußte Shnyder auch und darum zog er sich, ohne weiter auf den Schmerz zu achten, in seinen Laden zurück. Er hatte noch nicht lang im „Herald“ studirt, als ein anständig gekleideter Herr seinen Laden betrat.

„Habe ich die Ehre, Herrn Shnyder zu sprechen?“ redete der Ankömmling den Geschäftsmann an, wobei er ebenso höflich den Hut lüftete, wie unverschämt die Einrichtung des Ladens musterte.

„Ja wohl, mein Herr. Was wünschen Sie von mir?“

„Eine Besprechung unter vier Augen. Mein Name ist Jonson, vom Hause Y. Z.“

Shnyder öffnete, ohne ein Wort zu verlieren, die Thür, welche in sein Privatcomptoir führte. Nachdem Beide eingetreten und Platz genommen, zog Jonson ein abgegriffenes Taschenbuch hervor, schlug ein weißes Blatt darin auf, hielt in der rechten Hand den Bleistift zum Schreiben bereit, schob den Hut in den Nacken und starrte Shnyder an.

„Wie viel Kapital besitzen Sie?“ fragte Jonson.

„15,000 Dollars,“ antwortete Shnyder mit derselben kaltblütigen Ruhe, mit der die Frage an ihn gerichtet wurde.

„15,000. Seit wann in New-York?“

„Seit sieben Monaten.“

„Gut. Woher kommen Sie?“

„Aus Sheffield.“

„Welch' Geschäft betrieben Sie dort?“

„Das gleiche, das ich hier eröffnet habe.“

„Woher stammt Ihr Geld?“

„Erbschaft von meinen Eltern.“

„Wie alt sind Sie?“

„Neunundzwanzig Jahre.“

„Verheirathet?“

„Nein.“

„Welches sind Ihre Referenzen?“

„Baring Brothers, London.“

„Danke.“

Mit einer Gleichgültigkeit, als ob sich Alles nur so von selbst verstände, schloß Jonson sein Taschenbuch, steckte es zu sich und verneigte sich, ohne eine Miene zu verziehen, gegen Shnyder. Nachdem dieser seinen seltsam neugierigen Gast bis vor die Thüre geleitet und sich dann eine Cigarre angezündet hatte, konnte er doch nicht unterlassen, einige Minuten über den merkwürdigen Zwischenfall nachzudenken. Das glückliche Bewußtsein, den zudringlichen Unverschämten durch falsche Angaben gründlich düpirt zu haben und möglichst schnell losgeworden zu sein, tröstete ihn einigermaßen darüber, daß er ihn nicht hatte hinauswerfen lassen, wie er zuerst beabsichtigt hatte.

Als Shnyder am selben Tage mit seinem Freunde Jack Hornby beim Lunch zusammentraf, wie er täglich zu thun pflegte, konnte es nicht ausbleiben, daß er die Mahlzeit durch die Erzählung der lustigen Begebenheit vom Morgen zu würzen suchte.

„Ist es nicht ein köstlicher Spaß, Jack, daß der praktische Amerikaner sich von einem Dutchman so hat prellen lassen?“ schloß er seinen Bericht, während er sich mit sichtlichem Wohlbehagen ein saftiges Stück Melone zubereitete.

„Ja, ein so köstlicher Spaß, daß er Dich vielleicht Deine Existenz kosten kann.“

„Bah — Humbug.“ Das Stück Melone wurde mit der größten Seelenruhe verzehrt.

„Wenn wir nicht alte Freunde wären, lieber John, und wenn ich Dich nicht als einen guten Jungen kennte, so würde ich Dich die Folgen Deines sogenannten Spaßes fühlen lassen. Jetzt aber geht das einfach nicht. Ein Glück, daß ich zufällig mit Jonson befreundet bin. Dadurch hoffe ich Deinen dummen Streich, der einer Kriegserklärung an eine Großmacht Amerikas gleichkommt, unschädlich machen zu können. Wir müssen sofort nach dem Comptoir von Y. Z. fahren.“

„Aber erkläre mir doch“ — begann Shnyder, welchen die ernste Entschiedenheit Hornby's stutzig, ja ängstlich machte.

„Dazu haben wir keine Zeit. Im Hinblick auf meine Zuneigung zu Dir wirst Du, wie ich hoffe, unbedingt und unbedenklich auf Alles eingehen, was ich unternehmen werde. Glaube mir, daß Deine kaufmännische Stellung schwer gefährdet ist.“

Die Geschäftslokale der Firma Y. Z. nehmen die Räumlichkeiten eines ganzen, großen Hauses in . . . . .street in Anspruch. Als Shnyder mit seinem Freunde Hornby Saal nach Saal durchschritt, um in das Kabinet des Abtheilungschefs Jonson zu gelangen, drängte sich Ersterem unwiderstehlich die Ueberzeugung auf, daß er sich einer achtunggebietenden, geistigen Macht gegenüberbefinde. Wohin er immer blickte, saßen Reihen junger Leute, die mit fliegender Hast ihre Federn über das Papier gleiten ließen, zogen sich hohe Regale an den Wänden umher, in denen Folianten sich dicht an einander drängten. Der Korb mit Briefen, der, wie er hörte, von zwei Boten, die in Zeiträumen von einer halben Stunde die Bestellungen der Post auszurichten hatten, in jedes der Zimmer gebracht wurde, trug nicht eben wenig dazu bei, ihm zu imponiren.

Jonson's Kabinet war mit dem ausgesuchtesten Comfort und Geschmack eingerichtet. Wie anders aber, als am Morgen, trat Jonson Shnyder gegenüber.

„Du erlaubst, lieber Jonson, daß ich Dich mit meinem jungen Freund Shnyder bekannt mache,“ — diese Worte Hornby's waren die Zauberformel, welche den eisigkalten Yankee vom Morgen in den liebenswürdigsten Gentleman verwandelte. Eine Cigarre — „von den wirklich empfehlenswerthen“ — mußte (ganz gegen amerikanische Sitte und Gewohnheit) durchaus angezündet werden.

„Daß ich Dich Vielbeschäftigten nicht ohne Zweck stören würde, wirst Du mir ohne Weiteres glauben,“ wandte sich Hornby an Jonson, damit gleich auf den Kern der Sache kommend. „Nun, ich möchte Dich bitten, meinem Freund einen kleinen Einblick in das gewaltige Getriebe eurer Staatsmaschinerie thun zu lassen.“

„Soll geschehen. — Sie befinden sich hier in einem einfachen Auskunftsbureau, Herr Shnyder, dessen Zweck es ist, Geschäftsleute vor Kapitalverlusten zu schützen. Sie sind Engländer, wie Sie mir am Morgen mittheilten, und können daher selbst nicht einen annähernden Begriff von der Machtstellung unseres Instituts haben, welches in dieser großen Vollkommenheit eine rein amerikanische Spezialität ist. Wir beschäftigen, wie Sie vielleicht sehen, ungefähr achtzig Leute in unserem New-Yorker Bureau und haben in allen größeren Städten der Vereinigten Staaten unsere Filialen.“

John Shnyder trocknete sich mit seinem Taschentuch die Stirn. Er schien sich noch nicht an das New-Yorker Klima gewöhnt zu haben.

„Einsicht in die jährlichen Bilanzen aller guten Firmen,“ fuhr Jonson fort, „von A. T. Stewart und Co. herunter wird uns jederzeit mit Vergnügen gewährt.“

„Wie aber ist es möglich,“ fragte Shnyder, „daß Firmen, deren Ruf über jeden Zweifel erhaben ist, Ihnen solche Zugeständnisse machen?“

Johnson lachte verschmitzt, während er Hornby mit dem linken Auge einen Wink gab, der von seiner hohen Bedeutung beredtes Zeugniß ablegte.

„Darin eben,“ sagte er darauf, „liegt das Geheimniß unserer Macht erschlossen. Es ist das auf Gegenseitigkeit ruhende System unserer kaufmännischen Welt. Denn ebenso nöthig, wie es für Tom ist, Kredit zu haben, ebenso nöthig ist es für Dick, Kredit zu geben. Da nun sämmtliche kreditgebenden Firmen (vertraut mit unseren Absichten) in der Errichtung unseres Instituts den sichersten Weg sehen, sich vor Kapitalverlusten zu schützen, so kamen sie uns nicht allein darin entgegen, daß sie uns ihre Verhältnisse offenbarten, sondern vor Allem auch in dem Umstande, daß sie nur mit solchen Häusern arbeiteten, welche uns eine gleiche Offenheit schenkten. Dadurch aber wurden die Kreditgebrauchenden gezwungen, uns ihre Verhältnisse klar zu legen, denn nur so erhielten sie den Kredit, welchen sie nach ihrer moralischen Lage und Fähigkeit beanspruchen durften.“

„Da Sie nur auf Ihre Agenten angewiesen sind, welche Bürgschaft haben Sie, daß Ihre Informationen in jeder Beziehung wahr sind?“ fragte Shnyder.

„Ja, wenn wir nur auf unsere Agenten angewiesen wären,“ lachte Jonson. „Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß unser Institut viele Tausende von Abonnenten zählt, die wie ein Netz über die ganze Union gezogen sind und die durch die Gegenseitigkeit, deren ich früher schon Erwähnung that, in ihrem eigenen Interesse gezwungen sind, uns mit den gewissenhaftesten Auskünften zu unterstützen. Durch die Geldbeiträge unserer Abonnenten, die sich auf etwa 50—200 Dollars pro Person beziffern, steht uns ein kolossales Kapital zur Verfügung, welches uns in die Lage setzt, die tüchtigsten Leute für unser Geschäft zu gewinnen und so zu stellen, daß sie weder darauf angewiesen, noch überhaupt versucht sind, sich bestechen zu lassen. Wie Sie sehen,“ schloß Jonson mit einem Tone hoher Genugthuung, „ist unsere Macht heute so groß, daß Jeder, mit dem wir in Verbindung stehen oder treten wollen, gezwungen ist, uns gegenüber aufrichtig zu sein. Und weiter wollen wir nichts.“

„Das ist Alles ganz schön und gut,“ sagte Shnyder. „Was aber kann es schaden, wenn Ihnen Jemand Auskunft ganz verweigert oder Ihnen falsche Angaben macht?“

Jonson antwortete hierauf nichts, sondern klingelte und ließ sich einige Bücher aus dem Vordercomptoir reichen. Das erste, welches er aufschlug, war ein gedruckter Katalog sämmtlicher Firmen der Vereinigten Staaten, welcher, wie er sagte, in den Händen jedes Subskribenten sei. Jede Firma war mit einigen Zeichen versehen, welche Jonson wie folgt erklärte:

„Sie lesen hier: ‚John Green, C. 3.‘ Auf der ersten Seite finden wir den Schlüssel: C. = Capital von 50—60,000 Dollars; 3 = tüchtiger Geschäftsmann, angemessenen Kredites würdig. — Ah, sehen Sie hier: ‚Jackson Francis, †.‘ Die Bedeutung des Kreuzes ist auf der ersten Seite angegeben: Man wolle gefälligst im Bureau anfragen. Lassen Sie sehen, was wir über Jackson Francis aussagen würden.“

Mit diesen Worten schlug Jonson ein zweites Buch auf, fand an passender Stelle die betreffende Firma und las:

„Cleveland, O., 1. April.

Besagter Francis verweigerte jede Auskunft. Er kam mit einem Lager Eisenwaaren im vorigen Monat von Pittsburg, Pa. nach hier, nahm ein Geschäftslokal in Front Street und soll, wie ich höre, zu sehr billigen Preisen Waaren offeriren.

Mit Achtung

. . . . .“

„Pittsburg, Pa., 15. April.

Francis hat hier seit zehn Jahren ein Geschäft in Eisenwaaren betrieben, welches er am 1. Januar aufgab. Ueber seine finanziellen Verhältnisse ist nichts Bestimmtes zu ermitteln, indessen kostete ihn sein Haushalt bedeutende Summen.

Mit Achtung

. . . . .“

„Auf solche Ermittelungen hin,“ erläuterte Jonson, „verzichten unsere Subskribenten darauf, mit Francis zu arbeiten.“

„Hier Fo. 137. Henry Mills, †. Den Grund für dieß Kreuz finden wir in den folgenden Briefen unserer Korrespondenten:

„Syrakus, N.-Y., 13. Januar.

Am Ersten eröffnete Henry Mills ein Cigarren- und Tabaksgeschäft in 177 Railroad Street und gab er folgende Auskunft über sich: Geboren 1826, 10./3. in Bradford, Yorkshire, ging 1855 nach Melbourne, Australien, siedelte schon 1856 nach Kalifornien über, betrieb dort in den südlichen Minen ein Geschäft in Viktualien bis 1861, wodurch er in den Besitz von 10,000 Dollars gelangt sein will. Als diese Minen erschöpft waren, ging er nach Tuolumne, Co., wo er bis 1873 mit verschiedenen Gegenständen Geschäfte machte, sich verheirathete und nach San Franzisko zog. Dort blieb er bis 1875, in Minenaktien spekulirend. Mitte 1875 reiste er zum ersten Male in seine Heimat, von wo er nach hier (der Heimat seiner Frau) zurückkehrte. Das von ihm gewählte Geschäftslokal liegt in bester Gegend und ist in großartigem Styl eingerichtet. Die Persönlichkeit des Mannes ist wenig vertrauenerweckend. Er gibt an, jetzt 30,000 Dollars Kapital zu besitzen, als Resultat seiner kalifornischen Carrière. Referenzen A. B. und C. D. in New-York.

Mit Achtung

. . . . .“

„Auf unsere Anfragen hin fanden wir alle seine Angaben von zuverlässiger Seite bestätigt,“ sagte Jonson, während er die Mills betreffende Korrespondenz überflog, „nur berichtet unser kalifornischer Korrespondent, daß er zwar mit einem Vermögen von 10,000 Dollars nach Tuolumne ging, dort jedoch nicht in solider Weise arbeitete, sondern sich dem Sport widmete. In San Franzisko spekulirte er zwar in Minenaktien, schuldet aber heute noch seinem Makler 8000 Dollars an Differenzen. Seine Frau besitzt 15,000 Dollars. Sie sehen hieraus,“ schloß Jonson, „daß Henry Mills über ein Vermögen von nahezu 20,000 Dollars verfügt. Trotzdem aber wird ihm Niemand, seines Charakters wegen, Kredit geben.“

Eine peinliche Pause trat ein.

„Ich zweifle keinen Augenblick,“ nahm Jonson die Unterhaltung wieder auf, sich verbindlich an Shnyder wendend, „daß Ihre Angaben auf lauterer Wahrheit beruhen, und Sie werden sehen, wie man Ihnen durch unsere Vermittlung entgegenkommen und einen solchen Kredit bewilligen wird, wie er unter den vorliegenden Verhältnissen zu rechtfertigen ist.“

Damit machte Jonson Miene, die Unterhaltung zu schließen, um endlich dem Rufe folgen zu können, welcher zu anderen Geschäften bereits verschiedentlich an ihn ergangen war.

Die unbeschreibliche Verwirrung und Verlegenheit Shnyder's veranlaßte Hornby, sich in's Mittel zu legen und Jonson noch um einen Augenblick Aufmerksamkeit zu bitten. Er berichtete Jonson von dem dummen Streiche seines Freundes, und Shnyder's Gesicht lieferte zu seinen Worten einen halb rührenden, halb lächerlichen Kommentar.

„So, so,“ sagte Jonson, dem Zerknirschten auf die Schulter klopfend. „Nun, in Rücksicht auf Ihre grenzenlose Unkenntniß unserer Sitten und Gebräuche und der warmen Fürsprache unseres gemeinsamen Freundes, will ich unsere Unterredung vom Morgen als nicht stattgehabt betrachten. Ich hoffe, daß Sie den jungen Mann, welchen ich sogleich zu Ihnen hereinschicke, genau und nach der Wahrheit informiren werden. Bitte die Herren, mich jetzt zu entschuldigen, da dringendere Pflichten meiner warten. Adieu.“

(B. B. Z.) **Adolph Berger.**

Kleine Mittheilungen.

Das Rosenmädchen. In vielen Gegenden Frankreichs ist es eine jetzt noch bestehende Sitte, daß der Gemeinderath jährlich einmal die Sittlichkeit und die Moral öffentlich kennzeichnet. Zu diesem Zweck hält er längere Zeit vorher Besprechungen, erkundigt sich über das Verhalten der Mädchen; dann werden Stimmzettel in eine Wahlurne geworfen und das Mägdlein, welches die meisten dieser Zettel, das heißt die meisten Ehrenzeugnisse erhielt, wird zum „Rosenmädchen“ für das Jahr ernannt. Zur Feier erhält dasselbe am nächsten Sonntag in der Kirche während des Hochamtes einen Kranz von weißen Rosen auf das jungfräuliche Haupt gesetzt; ferner einen entsprechenden hübschen Schmuck, mehrere Goldfüchse und eine goldene Uhr. Nachmittags wird dann auf der Dorfwiese ein ländliches Fest mit Tanz und Mahl gefeiert. — Von den Gegnern dieser Sitte wird zwar vielfach behauptet, sie erziele das gegentheilige Resultat. Doch ist es Thatsache, daß in solchen Gegenden die Mädchen beinahe sämmtlich bestrebt sind, so lange als möglich unbescholten zu bleiben.

*

Universalkuren. Außer Allopathie, Homöopathie, Hydrotherapie gibt es noch viele von der medizinischen Wissenschaft entweder gar nicht oder nur bedingungsweise anerkannte Kurarten und Heilmethoden. In denselben ist fast das ganze Alphabet vertreten. Sie lauten: Abduktionslehre, Ableitende Methode, Akupunkturmethode, Apfelweinkuren, Alkoholkuren, Antipathische Kuren, Ausleerende Methode, Austernkuren, Baunscheidtismus, Bierkuren, Blütenkuren, Brechuniversalkuren, Besprechungskuren, Blähungskuren, Brennnessel- (amerikanische) Universalkuren, Champagnerkuren, Chemisch-elektrische Universalheilmethode, Dynamische Universalheilmethoden, Dreckkuren, Erschütterungskuren, Eisenfeilspäne-Universalkuren, Eidechsen als Heilmittel, Eichelkuren, Essigkuren, Einreibungskuren, Ekelkuren, Eiskuren, Franzbranntwein mit Salz-Universalkuren, Fixe-Luftkuren, Frühlingskuren, Gemüsekuren, Galvanisch-Biomagnetische Universalkuren, Gaskuren, Hollunderkuren, Isopathische Kuren, Kamillenkuren, Kirschenkuren, Kohlensauerwasser-Trinkkuren, Kräuter-Universalkuren, Kräuterölkuren, Lampe's Kräuterkur, Leinölkuren, Lebensverlängerungskuren, Lebensmagnetismuskuren, Magnetkuren, Metallotherapie, Mystische Kuren, Morisson'sche Universalpillenkur, Mesmerismus, Medizinische Musikkuren, Moselweinkuren, Narzisse- (gelbe) Kuren, Nußkuren, Räucherungskuren, Reinigungsmethoden — lebensverlängernde, universelle —, Obstkuren, Olivenölkuren, Odisch-magnetische Kuren, Palingenesitherapie, Perrykuren, Perkinismus, Poesiekuren, Schneckenkuren, Salbei-Universalkuren, Seifenkuren — innere und äußere — Somnambulismuskuren, Salatkuren, Saarweinkuren, Sympathiekuren, Senfsamen- (weiße) Kuren, Schrattenholzheilsystem, Sommerkuren, Thalmudische Heilmethode gegen Cholera, Urinärztliche Kuren, Verstopfungskuren, Waldwollkuren, Winterkuren, Zerstreuungskuren. Und doch gibt es noch Kranke!

*

In London sind, nach den letzten statistischen Aufnahmen, über 1000 Frauen thätig als Buchhändlerinnen, 7500 als Buchbinderinnen, 741 als Setzerinnen, 731 als Zeitungsverkäuferinnen und 255 als Schriftstellerinnen.



Haartrachten.



Anekdoten und Witze.

Mütterliche Ermahnung.

„So, liebes Mariechen, jetzt halt' Dich recht schön gerade, damit der Herr Doktor sehen kann, wie krumm Du bist."

*

Entschieden von einem malitiösen Gegner der straßenfegenden Schleppkleider der Damen ausgegangen. Derselbe meinte in einem Gespräche: „Die Schleppkleider seien die Kehrseite des weiblichen Geschlechtes."

*

Ueberflüssig.

Dame: Aber sagen Sie mir, Herr Inspektor, wozu denn die Leute so viel Kühe halten, während man doch jetzt überall kondensirte Milch bekommen kann?

*

Pimpleville in Vermont ist ein schlimmer Platz für eine unabhängige, frei von der Leber weg sprechende Zeitung. Die dortige „Post" brachte kürzlich folgende Notiz: „Die Leute, welche während der letzten Woche dem Stehlen von Schafen obgelegen haben, thäten besser, davon abzustehen. Wir wissen, von wem wir sprechen." Die Folge dieser kurzen Notiz war, daß im Laufe einer Woche achtzig Leser, welche sich getroffen fühlten, ihr Abonnement kündigten.

*

Christliches Zeitmaß.

Richter: Nun sag' mir 'mal aufrichtig, Sepperl, wie lange habt ihr so auf einander losgeprügelt?

Angeklagter: Ich denk' halt — so etwa fünf Vaterunser lang.

*

Ein glücklicher Ehegatte hatte kein rechtes Zutrauen zu der Liebe seiner Gattin. In einer romantisch sentimentalen Anwandlung beschloß er, sich einen Beweis von der wahren Gesinnung seiner Frau zu verschaffen, dadurch, daß — er sich aufhängte: natürlich nur in effigie. Er stoppelte also mit vieler Mühe eine Puppe zusammen, verschaffte sich eine ihm täuschend ähnliche Maske, bekleidete die Puppe mit seinem gewöhnlichen Anzug und hing sie auf den Boden in eine schwach beleuchtete Ecke. Er selbst stellte sich hinter den Schornstein, während ein Brief seiner Gattin den begangenen Selbstmord meldete. Er hatte nicht lange zu warten. Bald hörte er seine Frau mit dem Dienstmädchen die Treppe heraufkommen. „Wenn der Esel sich hätte aufhängen wollen," meinte sie, „dann hätte er's schon lange gethan! Aber wahrhaftig, da hinten hängt er! Weißt Du, Marie, wir müssen ihn abschneiden! Geh' in die Küche und hole das Messer, aber renne nicht so, sonst fällst Du. — Marie, hör' 'mal! Das Küchenmesser ist ganz stumpf, fällt mir eben ein; geh' lieber 'mal 'rum zu Tante Lehmann und erzähl' ihr unser Unglück und laß Dir ein recht scharfes Messer geben. — Marie, hör' 'mal! Tante Lehmann ist am Ende gar nicht zu Hause; gestern meinte sie, sie müsse heut auf den Markt; geh' lieber zur Frau Doktorn, den kürzesten Weg über die Brücke, da kannst Du gut in einer Viertelstunde zurück sein! — Marie, hör' 'mal, frage auch gleich, ob ihr Jüngstes noch nicht besser ist; ich lasse schön grüßen! Marie, lauf' doch nicht so! Hör' 'mal, auf dem Rückwege bring' gleich ein Pfund Zucker mit, aber vom Kaufmann an der Ecke; der ist jetzt recht süß! So, nun geh'! — — Da hängt er nun an der neuen Waschleine; hätte auch einen alten Strick nehmen können — und was nun erst das Begräbniß kosten wird!"

„Der Teufel soll Dich holen!" schreit er und springt hinter dem Schornstein hervor; sie kreischt auf, läuft hinunter, er ihr nach; sie stolpert, er auch; Beide fallen die Treppe hinunter, während der Wirth seine Thür öffnet und lächelnd sagt:

„Immer Arm in Arm — immer zärtlich — immer wie die Turteltauben!"

*

Mißverständniß.

Junger Mann (im Coupé): Mein Fräulein, wenn Sie vielleicht meine Cigarre genirt, dann werfe ich sie hinaus.

Fräulein (sehr ängstlich): Was — mich?

*

Bei Tische.

Galanter junger Mann: Mein Fräulein, darf ich Ihnen vielleicht mit etwas Butter unter die Arme greifen?

*

Vor dem Ball.

Tochter: Ach, Mama, ich bin auf dem Sopha eingeschlafen und habe meine Frisur ganz abscheulich zerzaust! Ich werde sie für den Ball noch einmal machen müssen.

Mutter: Noch einmal, warum auch? Im Gegentheil — Du könntest mit der größten Kunst nicht moderner frisirt sein.

*

Sächsisch.

Gast: Sie, Kellner, wollen Sie mir einen Pfannenkuchen bestellen?

Kellner: Ei ja, wie's befehlen.

Gast: Währt's lang?

Kellner: Nee, 's werd rund!

Aus allen Gebieten.

Landwirthschaft.

Sägemehl als Streumaterial. Die hohen Strohpreise in den großen Städten haben die Besitzer größerer Pferdebestände veranlaßt, einem Streumaterial neuerdings mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, welches in den Gebirgsgegenden Süddeutschlands und Oesterreichs längst sich eingebürgert hat, ohne daß Uebelstände bemerkt worden wären. Die Gesellschaft für öffentliches Fuhrwesen in Berlin benützt dasselbe seit zwei Jahren, und nach einem Berichte des Thierarztes genannter Gesellschaft, des Dr. Klein, vereinigt dieses bisher nur wenig benützte Streumaterial Billigkeit und Zweckmäßigkeit in hohem Grade. Bei einem Preise von 6 M. für die Schachtruthe - 20 Ctr. erspart man monatlich per Pferd mindestens 3 Mark, wenn man pro Pferd und Tag $2^1/_2$ Kilo verwendet; dieselben genügen zur Herstellung einer Unterlage von 10 Centimeter Dicke. Außer der größern Elastizität, wodurch die Sägemehlstreu besonders für kranke Thiere geeignet ist, die sich leicht durchliegen, ist ihre wasseraufsaugende Kraft für die Hufe der Thiere von großer Bedeutung, indem die letzteren durch die Berührung mit einer mäßig feuchten Masse besser konservirt werden. Aber nicht allein Wasserdünste, sondern auch die ammoniakalischen Ausdünstungen, an denen es bekanntlich in den Pferdeställen nie fehlt und welche für die Augen und Lungen höchst schädlich sind, werden in der Sägemehlstreu begierig aufgenommen und unschädlich gemacht, ebenso verhält sich diese Streu auch absorbirend gegen sonstige Ansteckungsstoffe flüchtiger Natur. So trat beispielsweise im Herbst 1875 die Influenza, eine bekanntlich sehr leicht ansteckende Pferdekrankheit, in der Nachbarschaft sehr stark auf, der genannte Stall blieb aber verschont. Hufkrankheiten, deren Entstehen auf eine vorhergegangene Austrocknung des Hufes mehr oder weniger zurückzuführen sind, kamen seit Einführung der Sägemehlstreu gar nicht vor und die vorgefallenen Verwundungen, sowie auch einige Fälle im Maule, nahmen einen äußerst gutartigen Verlauf. Das sonst so häufig nöthig werdende Einschlagen der Hufe konnte selbst bei der trockensten Hitze unterbleiben. Zwanghuf und fauler Strahl kamen gar nicht zur Beobachtung, getrennte Wände und Hornspalten zeigten sich nur sehr vereinzelt. Der Dünger ist der bei Strohstreu sehr schnell eintretenden Zersetzung nur in sehr gelindem Grad und erst nach längerer Zeit unterworfen.

Die kleine Unbequemlichkeit, daß die Pferde nach jedem Niederlegen eine Partie Sägemehlstückchen beim Aufstehen zwischen den Haaren mit in die Höhe nehmen, kann von der Anwendung als Streu nicht abhalten, da die Entfernung derselben in wenigen Minuten bewerkstelligt ist und gleichzeitig der Hautpflege zugute kommt.

Hauswirthschaft.

Schutzmittel gegen jede Art Ungeziefer. Ein Pfund Alaun wird in zwei Liter Wasser aufgelöst und diese Flüssigkeit in siedend heißem Zustand in alle Spalten und Risse der Zimmerböden rc., wo Ratten und Mäuse ihre Ein- und Ausgangslöcher haben, gebracht. Das Holz und selbst viele Steine nehmen die Alaunlösung auf, und während das Wasser verdunstet, bleibt der Alaun in Krystallen im Holz und in den Wänden zurück. Wanzen verschwinden sofort, wenn man die Wände, Bettstellen rc. mit kochender Alaunlösung bestreicht und kehren nie wieder an diesen Ort zurück. Auch Fliegen halten sich in Zimmern nicht auf, deren Wände mit Kalk bestrichen sind, in dem Alaun beigemengt war. Einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Menschen hat Alaun nicht.

*

Rasche Zerstörung der Leinenwaaren. In größeren Etablissements (Gasthöfen rc.) ist es vielfach üblich, gebrauchte Tischtücher und Servietten durch Befeuchten mit Kalkwasser und Pressen wieder aufzufrischen. Der dadurch auf das Gewebe gebrachte dünne Kalküberzug gibt demselben einen etwas harten Griff, eine gewisse Appretur, und das Leinenzeug kann nach dieser Behandlung leicht für frisch gewaschen gehalten werden. Durch wiederholte Anwendung dieses Mittels erscheinen aber die Fäden solcher Leinenwaaren stark inkrustirt und die auf der Faser abgelagerte Substanz läßt sich unter dem Mikroskop leicht als kohlensaurer Kalk erkennen, welcher bei dem Gebrauch der Zeuge, beim Waschen derselben wie ein Schleifmittel wirkt, das die Fasern geradezu zerreiben muß. Man braucht sich deßhalb nicht zu wundern, wenn solche Tücher schon nach ein bis zwei Jahren brüchig und zerreißbar werden.

Gesundheitslehre.

Blutvergiftung auf einer Fußtour. Vor ungefähr acht Tagen machte der circa 17—18 Jahre alte Sohn eines Predigers aus Berlin mit mehreren seiner Kameraden eine Fußpartie nach dem Grunewald und lief sich bei dieser Gelegenheit eine Blase an den Füßen. Einem vielfach verbreiteten, ganz sinnlosen Aberglauben folgend, zog sich derselbe einen Wollenfaden durch diese Blase, in Folge dessen der Fuß anzuschwellen begann, und trotz aller ärztlichen Bemühungen trat der Tod des hoffnungsvollen Knaben nach wenigen Tagen durch Blutvergiftung ein. Wahrscheinlich war die Wolle durch Giftstoff enthaltende Farbe gefärbt, und zeigt dieses Beispiel deutlich, wie vorsichtig mit der Behandlung selbst der unbedeutendsten Hautverletzungen umgegangen werden muß.

Gewerbliches.

Englisches Sohlleder. In neuerer Zeit macht amerikanisches und englisches Sohlleder dem deutschen und österreichischen stark Konkurrenz. Probus (Gerber, 1876, S. 491) berichtet nun, daß das englische Sohlleder in sehr starkem Kalkäscher enthaart und dann in Brühen gegerbt werde. Sowohl der starke Aescher, als die nachfolgende rasche Gerbung in sehr gerbstoffreichen Brühen bewirken, daß das Leder zwar rasch gegerbt wird und durch und durch satt gegerbt erscheint, daß es aber dabei lose, weich, schwammig und undicht ist, so daß sich Jedermann scheuen würde, dieses Produkt, welches auch in diesem Zustand nur ein geringes Gewicht aufweist, zu Sohlen zu verwenden. Diesen Uebelständen muß natürlich abgeholfen werden, und das Land der großen Baumwollenindustrie weiß sich mit denselben Mitteln der Appretur, durch welche den Baumwollenstoffen und Leinen Steifheit und anscheinende Festigkeit beigebracht wird, auch bei Leder zu helfen. Diese verschiedenen Appreturmittel sind nun: Ordinäre Gummisorten, Kirschgummi, Dextrin, Glucose, Arrowroot, Gelose u. s. w. Durch diese Mittel erhält das Leder eine Steifheit, daß es eher bricht als sich biegt, sich mühsam schneiden läßt, wie dieß sonst nur sehr ungare und halbrohe Leder zu thun pflegen, vor Allem aber ein großes Gewicht. Diese Leder sehen nun in der That sehr verführerisch aus und vermögen selbst den Nichtlaien über deren wahren Werth zu täuschen. Wird das Leder aber in Wasser aufgeweicht und gehörig gewalkt, so löst sich das Appreturmittel und das ursprünglich lose, schwammige Leder bleibt zurück; der hiedurch entstehende Gewichtsverlust beträgt 30 Prozent und mehr.

*

Neue Brauereigeräthe. Zu den Kuriosa der Ausstellung zu Philadelphia zählt in erster Linie das Modell einer Gummibütte für Brauer, eine Erfindung des Prof. Arnold Seligsberg in New-York. Das Modell, 2 Fuß hoch, $2^1/_2$ Fuß lang und 2 Fuß breit, stellt im Kleinen eine gewöhnliche, sechzig Barells haltende Brauerbütte dar, ist aus starkem, biegsamem, wasserdichtem Doppelgummituch angefertigt und von einem röhrenförmigen, eisernen Gerüst getragen, das man in kürzester Zeit auseinander legen kann. Gegen die Erfindung wurde von alten Brauern der Einwand erhoben: das Gummi könnte möglicherweise dem darin gebrauten und aufbewahrten Bier oder Ale einen üblen Beigeschmack verleihen. Der Apparat wurde deßhalb in der Brauerei der Herren H. Claussen und Sohn in New-York einer gründlichen Prüfung unterworfen und bei der Alebereitung sowohl als Gähr-, wie als Ruhebütte gebraucht. Das Ale wurde zu verschiedenen Zeiten nicht nur direkt aus dem Gummibehälter, sondern später auch aus den hölzernen Fässern, in welche es entleert worden war, gekostet und als vollständig rein und von gesundem Geschmack befunden. Ein dem Erfinder von der genannten Brauerfirma ertheiltes Attest sagt, daß seine Gummibütte weder den Gährungsprozeß stört, noch dem Ale irgend einen Beigeschmack verleiht. Die Vortheile, welche durch diese Erfindung unter Umständen erzielt werden können, liegen deutlich auf der Hand.

*

Gegenüber dem Bedürfniß nach unauslöschlichen Tinten scheint sich zuweilen auch ein anderes nach solchen einzustellen, die heute in kräftigstem Schwarz erglänzen, nach wenigen Tagen aber spurlos von dem Papier verschwunden sind. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses hat eine Franzose übernommen, der sich für einen Kapitän aus Algier ausgibt. Seine Reisenden wissen in gewandter Rede auszuführen, daß es eigentlich für Jedermann ein Bedürfniß sei, ein solches unbezahlbares Fläschchen zu besitzen, denn nach seiner Meinung komme doch jeder Mensch zuweilen in die Lage, eine heikle Korrespondenz, z. B. mit Damen, zu führen, Geld- und andere Versprechungen zu machen, deren dauernde Niederlegung auf dem Papier seither immer sehr riskant war. Wie der Verkäufer rühmend hervorhebt, ist die Erfindung seines Meisters bis zu dem Grade vollkommen, daß keinerlei mit dem vor drei Tagen klar und deutlich beschriebenen Papier vorgenommene chemische Untersuchung oder sonstige Prüfung weder das darauf Geschriebene und inzwischen Verschwundene wieder zum Vorschein bringen, noch überhaupt nachweisen kann, daß das Papier beschrieben gewesen, falls die benützte Feder nur weich genug war, um keine mechanischen Eindrücke zu hinterlassen. Da solche Tinten leider nicht in das Gebiet der Mythe gehören — Jean Paul hat sogar in einem seiner Romane das Rezept zu einer solchen ausgeplaudert —, so wird man wohl nur noch Geschriebenem trauen dürfen, welches ein Anderer mit unserer eigenen, als ehrlich erprobten Tinte vor unseren Augen geschrieben, und vorsichtige Damen werden gut thun, schriftlich abgegebene Eheversprechen sofort photographiren zu lassen, um nicht nach drei Tagen hinter den treulosen Buchstaben das Nachsehen zu haben.

Nachruf.

Félicien David †. Félicien David (der berühmte französische Komponist) ist am 29. August Abends um fünf Uhr in Saint-Germain bei Paris einer Brustkrankheit erlegen. Er war zu Cadenet im Departement Vaucluse am 8. Mai 1810 geboren, erhielt seine erste musikalische Ausbildung zu Aix in der Provence und wurde schon mit neunzehn Jahren Kapellmeister an der Kathedrale zu Avignon. Es zog ihn jedoch unwiderstehlich nach Paris. Hier traf er im Jahr 1830 ein, machte unter Cherubini weitere Studien im Konservatorium und schloß sich auf politisch-sozialem Felde mit leidenschaftlichem Eifer den Saint-Simonisten an, welche damals unter dem Vater Enfantin in Ménilmontant ihr Phalanstère hielten und für die er nicht weniger als vierzig Chöre, welche jetzt ganz der Vergessenheit verfallen sind, komponirte. Als diese sonderbare Gemeinde sich auflöste, ging Félicien David nach dem Orient und brachte von dort nach dreijährigem Aufenthalt sein erstes und zugleich bedeutendstes Werk, das Oratorium „Die Wüste" zurück. Die großartige musikalische Dichtung gelangte erst zehn Jahre später, 1844, zur ersten Aufführung, machte aber den Komponisten dann rasch in ganz Europa berühmt. In diese Zeit fällt auch eine Kunstreise durch Deutschland. Es folgten mit ungleicher, aber immer ehrenvoller Wirkung die Oratorien: „Moses auf dem Sinai", „Christoph Kolumbus", „Das Eden", dann die Opern: „Die Perle von Brasilien", „Herkulanum" und „Lalla Ruth", von denen die erste auf dem Theatre lyrique, die zweite in der großen Oper, die dritte in der komischen Oper zur ersten Aufführung gelangte und die letztgenannte sich auch auf vielen fremden Bühnen einbürgerte. Unter seinen kleineren Kompositionen haben sich die „Hirondelles" besondere Popularität erworben. Als Mensch war Félicien David seiner Anspruchslosigkeit und seines echt künstlerischen Strebens wegen allgemein geachtet.

Historische Gedenktage.

22. Oktober

1818 starb Joh. Heinrich Campe, Schulrath und Eigenthümer der Schulbuchhandlung zu Braunschweig, Verfasser vieler Jugendschriften (Robinson der Jüngere, Wörterbuch der deutschen Sprache u. a.).

23. Oktober.

1862. Revolution in Athen, König Otto entflieht, seine Dynastie wird entthront, eine provisorische Regierung unter Maurokordato eingesetzt bis zur Wahl Georg's, Prinzen von Dänemark, zum König von Griechenland.

24. Oktober.

1648. Westphälischer Friede (Ende des dreißigjährigen Krieges) zu Münster zwischen Frankreich und dem deutschen Kaiser und zu Osnabrück zwischen Schweden und dem Kaiser geschlossen.

25. Oktober

1760 starb Georg II., König von England, der als Bundesgenosse Friedrich's des Großen an dem siebenjährigen Krieg Antheil nahm.

26. Oktober.

1800. Hellmuth, Graf von Moltke, preußischer General der Infanterie und Chef des Generalstabs in den Kriegen 1866 gegen Oesterreich und 1870 gegen Frankreich, — auf dem Gute Gnewitz in Mecklenburg geboren.

27. Oktober.

1870. Kapitulation von Metz; die seit der Schlacht vom 18. August von den Deutschen unter dem preußischen Prinzen Friedrich Karl eingeschlossene französische Armee (173,000 Mann unter General Bazaine) streckt das Gewehr und wird kriegsgefangen nach Deutschland geführt.

29. Oktober.

1762. Schlacht bei Freiberg, die letzte des siebenjährigen Kriegs; Prinz Heinrich von Preußen siegt über die Oesterreicher und Reichstruppen.

Lotterieziehungen im Monat Oktober.

Am 1. Wiener Rudolph-Stiftung 10-Gulden-Loose, 1900 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 12 fl., zahlbar am 2. Januar 1877 (25. Ziehung). — K. K. Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Loose vom Jahr 1858, 1400 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. April 1877 (74. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 250 Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1854, 1600 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 300 fl., zahlbar am 31. Dezember 1876 (44. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loose, 2150 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 46 Fr., zahlbar am 2. Januar 1877 (60. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100 Franken-Loose à 3% vom Jahr 1867, 605 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1877 (29. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100 Gulden-Loose vom Jahr 1868, 144 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 fl.; zahlbar am 22. Januar 1877 (16. Ziehung). — Stadt Lübeck 50-Thaler-Loose vom Jahr 1863, 840 Stück, jedes Loos 57 Thlr., zahlbar am 1. April 1877 (14. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahr 1867, 100 Stück, Prämienziehung am 1. November. — Raab-Grazer E.-B. 100 Thlr.-Loose à 4% vom Jahr 1871, 120 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. Januar 1877 (11. Ziehung). — Gothaer 5% Prämien-Pfandbriefe vom Jahr 1869, 1120 Stück, höchster Preis 30,000 und 50,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1876 (7. und 5. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1870, 350 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. April 1877 (40. Ziehung). — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahr 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 1. Januar 1877 (10. Ziehung). — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1872, 246 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. April 1877 (23. Ziehung). — Stadt Bari 100 Lire-Loose, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Lire, zahlbar am 10. Januar 1877 (30. Ziehung). — Am 15. Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1868, 138 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 15. November 1876 (32. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Loose, 2300 Stück, Prämienziehung am 15. November. — Holländische Kommunalkredit-100-Gulden-Loose à 3% vom Jahr 1871, 32 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. Februar 1877 (23. Ziehung).

Homonyme.

Er küsset gern und ist galant,
Sie liefert Wein im Frankenland.

Auflösung des Räthsels Seite 79:

Gabelweihe.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 79:

Bist du wirklich mir so feindlich
Bist du wirklich ganz verwandelt?
Aller Welt will ich es klagen
Daß du mich so schlecht behandelt!

O, ihr undankbaren Lippen,
Sagt, wie könnt ihr Schlimmes sagen
Von dem Manne, der so liebend
Euch geküßt in schönen Tagen!

Bilderräthsel.



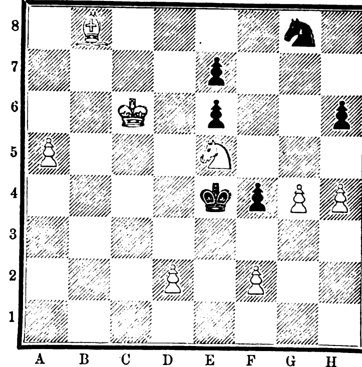
Auflösung des Bilderräthsels Seite 79:

Fortuna ist ein Weib, darum ist sie den Jungen hold.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. August Hummel in B. Besten Dank für die freundliche Beantwortung der Anfragen.

Hrn. F. Etlusch. Solch' eine Sammlung existirt nicht, auch nicht einmal etwas Aehnliches.

Frln. Amalie Winter. Liebenswürdigkeit, Gesundheit und Jugend — ist Schönheit.

Hrn. Großmann in Iglau. „Abenteuer eines Junggesellen" ist bei Bassermann in Heidelberg erschienen und kostet 1 Mark 50 Pf.

Hrn. A. Z. in Teplitz. Besten Dank für die Auskunft, die Sache, wie Sie wohl gesehen, schon erledigt.

Hrn. Paul N. Bezüglich des Neuntödters können wir Ihnen die beruhigende Nachricht geben, daß, um nur eins zu erwähnen, der Forstinspektor Herr Karl Müller in Karlsbad im Jahr 1875 198 Stück und dieses Jahr schon 145 Stück getödtet hat.

A. F. L. 13 in Altbreisach. Die Antwort betraf nicht Ihre Anfragen. Wir erinnern uns nicht mehr Ihrer drei Anfragen. Medizinische werden an unsern ärztlichen Mitarbeiter gesendet und von diesem beantwortet. Das Präparat ist Schwindel.

Hrn. J. Z. in Siebenhirten. Recht lustig und munter, jedoch in der Pointe nicht recht für unser Journal geeignet. Solche Gedichte zeugen von entschiedenem Talent. Ein weißer Rabe.

Kein Kassube. Wir möchten Ihnen die Romane Wilhelm Jensen's, welche auf diesem Terrain sich bewegen, zur Lektüre empfehlen, und das ist ein Kenner ersten Ranges.

Hrn. Anton R. in H. Diese Anfrage aufnehmen? Das ist doch wohl Ihr Ernst nicht. Jugend ist ein sehr relativer Begriff. Was in diesem Fall zu thun, wird Ihnen Ihr eigenes Herz sagen.

Hrn. A. Christin in N. Beide Anfragen sind schon sehr oft von uns beantwortet worden. Sie brauchen nur den letzten Jahrgang nachzulesen.

Alter Abonnent Jacob in Luxemburg. Für Annoncen ist die Redaktion nicht verantwortlich. Dieß ist die Ansicht des Inserenten, glaubt ihm der Leser, ist das seine Sache.

Abonnent in Wittstock. Wir schwören weder auf Gabelsberger, noch auf Stolze — und empfehlen mit Vergnügen auch Stolze's Anleitung zur Erlernung der Stenographie; Berlin, Mittler & Sohn, 3 Theile zu 3 Mark. Beide Methoden haben ihre besonderen Vorzüge und Schatten. Wir sind sogar solche Ketzer, zu glauben, daß eine dritte, noch vollkommenere Methode als diese beiden möglich wäre.

Abonnent in Borbeck. Wir drucken keine Romane ab, die schon in anderen Journalen erschienen. Wenden Sie sich an die Uebersetzerin, sie wohnt: München, Schillerstraße Nr. 12.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Rösselsprung, Charaden sind uns zugegangen von: Frln. Bertha Klinkerfuß, Breslau; Amalie Gerbig, Berlin; Ottilie Bitter, Brünn; Mathilde von Ganahl, Bludenz; Auguste K., Bremen; Hrn. Iwan Nielaender, Reval; Adolph Lewinsky, Treptow a. R.; K. Fr. Lupp, Freising; Otto Carlberger, Graz; Paul Bemmann, Kirchberg; Hermann Gätzen, Bremen; Wilhelm Harting, Harburg; Prof. Caprora, Bozen; „Fr. Bursche", Laurahütte; W. Strohmeyer, Wernigerode; C. Eberlein, Nürnberg; Rudolph Febwar (?), Deutsch-Krone; Julius Uebele, Stuttgart; Lerch, Bühlerthal; Julius Hirsekorn, Deutsch-Krone; Julius Weiß, Ung. Skalitz; Marschall Feri, Pest.

Hrn. K. Z. L. Ihre Frage ist nicht deutlich genug. Für nicht höhere Carrière genügt die Bildung einer Realschule bis zur vorletzten Klasse vollständig zur Aufnahme.

Ein Freund der Stenographie in M. Wir kennen kein anderes.

Ph. in Freiberg i. S. G. Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte, sehr gut; Leipzig, Engelmann; schon die 11. Auflage.

Anfragen *).

16) (53 im Jahrg. 1876) Auf welche Art und Weise reinigt man größere Gypsfiguren von Unrath der Mücken, ohne den den Figuren eigenen Glanz zu zerstören? M. in B.

17) Wie kann man Hühnerläuse auf eine sichere Art aus einem Hühnerstall entfernen? O. C. in G.

18) Gibt es ein radikales Mittel gegen Ameisen, die sich im Hause unter den Fußböden eingenistet haben und dieselben unterminiren? Ein Abonnent.

19) Gibt es ein Mineral (Gestein) vielleicht, das, zerkleinert unter die Wurzeln eines Weinstocks gebracht, diesem ein vorzügliches Wachsthum und Gedeihen verleiht? August Graul.

Antworten.

Auf 16) (53 des Jahrg. 1876): Gypsfiguren reinigt man dadurch, daß man solche mehrere Male mit schwefelsaurem Baryt, welches mit Leimwasser gehörig abgerieben ist, anstreicht. Andere bekannte Mittel, wie Kreide-, Gyps- und Bleiweißanstriche erfüllen ihren Zweck nicht in der gewünschten Weise. Jede Apotheke wie Droguenhandlung liefert obiges Baryt.

Auf 2): Man durchweiche die Sohlen der Stiefel tüchtig in warmem Wasser, reibe sie, während sie noch feucht sind, mit Thran, Fett oder Oel reichlich ein und lasse sie dann lufttrocken werden. Dieß wird nicht nur die Dauerhaftigkeit der Stiefel wesentlich erhöhen, sondern auch das hartnäckigste Krachen ganz beseitigen. Otto Carlberger in Graz.

Auf 3): Zur Entfernung der Fettflecken aus Papier wird als bestes Mittel empfohlen: Magnesia mit reinstem Benzin angefeuchtet als Teig auf den Fleck streichen, längere Zeit wirken zu lassen und dieß Verfahren zu wiederholen, bis der Fleck verschwunden ist.

Otto Carlberger in Graz.

Auf 5): Folgende gute schwarze Schreibtinte kann ich Ihnen für Ihren Zweck empfehlen: Man bereitet 8 Loth eines konzentrirten Blauholzabsudes, versetzt denselben mit $^4/_5$ Quent Eisenvitriol, fügt darnach $2^2/_3$ Quent krystallisirtes kohlensaures Natron und 1 Quent Oxalsäure hinzu, läßt gehörig absetzen und löst alsdann in der abgeklärten Flüssigkeit $1^1/_3$—2 Quent fein gepulvertes arabisches Gummi auf.

Otto Carlberger in Graz.

Auf 9): Räucherpapier stellt man dar durch Tränken eines ungeleimten, weißen Papiers mit folgender Mischung: Peruvianischer Balsam 6 Gramm, flüssiger Styrax 0,5 Gramm, Ambratinktur 10 Tropfen, Rosenöl, Muskatblütenöl und Cassienöl von jedem 8 Tropfen. Mit dieser Mischung tränkt und trocknet man dann das in breite Streifen geschnittene Papier.

Cold-Cream wird durch Zusammenschmelzen über einem mäßigen Feuer bereitet aus 4 Theilen weißem Wachs, 5 Theilen Wallrath und 32 Theilen süßem Mandelöl, welcher Mischung man beim Erkalten 16 Theile gutes Rosenwasser unter fleißigem und tüchtigem Rühren allmälig in kleinen Quantitäten zusetzt; man rührt diese Salbe nun so lange, bis sie zart und weiß erscheint, worauf man noch je 50 Theilen derselben 1 Tropfen Rosenöl zusetzt. O. Schmid, Pharmazeut.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

In allen Buchhandlungen zu haben:
(Beste Anweisung, Briefe in fließendem Styl schreiben zu können.)
Campe's vollständiger
Briefsteller
enthält die gründlichsten **Anweisungen, Familien- und kaufmännische Briefe** nach **230 Musterbriefen** in bestem Styl schreiben und einrichten zu lernen. Ferner **100 Formulare zu Eingaben, Gesuchen** und zur Einklagung von **Buchschulden.** 158
24. Auflage. 1 Mrk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Nicht zu übersehen!
Im Verlag von **Levy & Müller** in **Stuttgart** erschien **soeben** und ist durch alle Buchhandlungen oder auch direkt gegen Einsendung des Betrags in Freimarken zu beziehen:
Die Lungenschwindsucht.
Von **Dr. P. Niemeyer,**
Dozent der Universität Leipzig. 206
68 Seiten nebst 4 Abbild. Preis **M. 1.**
Für alle Brust- und Lungenkranke ist dieses belehrende Werkchen von höchster Wichtigkeit.

In meinem Verlage erschien soeben:
Stacke, Dr. L., Erzählungen aus der alten Geschichte in biographischer Form. Zwei Theile. **1. Theil.** Griechische Geschichten. **13. Auflage.** M. 1. 50. **2. Theil.** Römische Geschichten. **12. Auflage.** M. 1. 50.
Stacke, Erzählungen aus der mittlern, neuen und neuesten Geschichte. **2. Theil.** Neue Geschichte. **8. Auflage.** M. 2. 50. 207
Gerhard Stalling i. Oldenburg.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:
Der
vollkommene Grobian.
Gegenstück zu Alberti's Komplimentirbuch. Herausgegeben von einem Grobsack erster Sorte. Vierte vermehrte und verböserte Auflage.
227 16°. Geh. Preis 60 Pfennig.
J. Heuberger's Verlag, Bern.

Soeben erschien das neue
Illustrirte Briefmarken-Album
Preis 5—50 Mark,
von **Alwin Zschiesche, Leipzig.**
Briefmarken billigst. Katalog 60 Pf. 102

Zum Selbststudium der französischen Sprache eignet sich am besten der in *Fr. Karafiat's Verlag* in *Brünn* in **2. Aufl.** erschienene: 185
„Briefl. Sprach- u. Sprechunterricht d. franz. Sprache von Ch. Noël,
mit einer Einltg. des **Prof. Dr. A. Peschier.“**
Die vielen günstigen Rezensionen gediegener Journale und tüchtiger Fachmänner garantiren für die Vortrefflichkeit dieses Werkes, welches in zwei Kursen od. 40 Briefen **Grammatik, Wörterbuch, Konversationshandbuch, Komposition** und die **reichhaltigste Chrestomathie** enthält.
Preis des 1. Probeheftes, 3 Bogen stark, 50 Pfg. = 30 Nkr., jeder der folgenden Briefe à 80 Pfg. = 40 Nkr. Jeder Kursus im Abonnement 12 M. = 6 fl. ö. W., beide Kurse zusammen 20 M. = 10 fl. ö. W.

Zithermusikalien
haben größtes Lager
Falter & Sohn, Musikalienhandlung in **München.** 228
Neuester Katalog soeben erschienen.
Wird gratis abgegeben.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft **G. Zechmeyer** in Nürnberg. 187

Marine-Zithern,
neueste Erfindung, versehen mit Stahlstange. Dieselben haben einen ausgezeichneten klangvollen und kräftigen Ton und sind das Beste, was bis jetzt fabrizirt wurde. Näheres Preisliste, welche gratis gesandt wird. **Lorenz Kriner,** 229
Kgl. Hof-Instrumentenmacher, Stuttgart.

Wäschmandeln
(**Drehrollen**) besten Systems, von 140 M. an empfiehlt die Fabrik von 179
(H. 33,227 b.) **Otto Ruppert, Chemnitz.**

Kanarienvögel.
Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.
R. Maschke,
195 **St. Andreasberg im Harz.**

In allen Buchhandlungen zu haben.
Um in allen Lebensverhältnissen besser fortzukommen: **Meyer, F., Neues**
Komplimentirbuch.
15 Liebesbriefe. — 20 Gedichte bei Hochzeits- und Geburtstags-Feierlichkeiten. — 72 Toaste und 20 Abschnitte über Anstand und Feinsitte. 157
Dreißigste Aufl. 1 M. 25 Pf.
Von allen bis jetzt erschienenen Komplimentirbüchern ist das von **Fr. Meyer** herausgegebene das beste und vollständigste.

Solcher **Revolver,** wie nebenstehende Zeichnung, kostet 8 Mark inkl. Kiste. Derselbe ist 6schüssig, Lef.-System, aus bestem Gußstahl gearbeitet, Kaliber 7 mm. (50 Kugelpatronen, dazu passend, nur 1 Mark). Ferner Revolver, Kal. 9 mm., größer und mit Bügel und Ring versehen, kostet 10½ Mark (50 Patronen dazu 1½ Mark). Feinere Revolver, vergoldet, versilbert ꝛc. bis 50 Mark das Stück. Geräuschlose **Teschins** 19½ Mark. **Jagddoppelflinten** von 27 Mark an. Pariser **Schießstöcke** zu Schrotschuß und Feuerwerk 10 Mark. Eine Rakete aus diesem Stock geblasen geht 300 Fuß hoch in die Luft und erregt allgemeine Sensation, 25 Stück Raketen 2 Mark 25 Pf. 50 Schrotpatronen dazu 2 Mark 25 Pf. Ferner empfehle: gute **Lef.-Hülsen,** 500 Stück für 10½ Mark alle Kaliber. Gezogene **Pürschbüchsen, Stockflinten,** diverse Systeme von feinen **Jagdgewehren.** Versende nur gegen Postvorschuß oder vorherige Einzahlung. Umtausch sehr gerne. Meine 40jährige Reellität ist längst weltbekannt. Jährlicher Versandt 5—6000 Waffen. Kiste und Verpackung gratis. 262

General-Waffen-Depot von Hippolit Mehles,
Berlin N., Auguststraße 61.
Postscheine über Send. nach der Türkei, Amerika, Schweiz, Rußland ꝛc. liegen zu Jederm. Ansicht in meinem Comptoir bereit.

In **Denicke's** Verlag in **Berlin** W., Derfflingerstr. 22a, erschien:
Lebenskunst.
Handbuch einer vernunftgemäßen Gesundheitslehre des Körpers und Geistes.
Von **Dr. Julius Vogel,** Professor der Heilkunde in Halle a. S.
Mit zahlreichen Abbildungen.
Zweite Auflage. Gr. 8°. 488 Seiten.
Preis brosch. 4 Mark, elegant geb. 5 Mark 25 Pf.
Der bekannte und hochgeschätzte Herr Verfasser bringt in diesem Werk, welches von der gesammten Presse als **„ein Familienbuch im edelsten Sinne des Wortes“** bezeichnet wurde, diejenigen Kenntnisse zum allgemeinen Verständniß, welche Jedem nothwendig sind, der zu leben verstehen will. Wissenschaftliche Begründung, welche die neuesten Resultate der Forschungen beachtete, leicht faßliche, durchaus unterhaltende Darstellung und philosophisch durchdachte Folgerungen zeichnen die „Lebenskunst“ aus. 216

Alleiniger Fabrikant
von **D. Hägerich's**
Patent-Petroleum-Koch-Apparaten.
Alleinverkäufer für Süddeutschland, Sachsen und Reichslande von
E. van der Straten's
Patent-Gasheizöfen
(Comburateurs).
Alleinverkäufer von Dr. Zängerle's
Patent-Hydro-Petrollampen.
Fz. Hch. Schroeder,
Nürnberg, Marthorgraben 45.
Preislisten und Prospekte franko und gratis. 256

Die Rassehundezüchterei und Dressuranstalt
Caesar und Minca in Zahna und Schweinitz-Annaburg, Prov. Sachsen,
empfiehlt zur bevorstehenden Jagd-Saison ihre verschiedenen Rassen von Jagdhunden, als Setters, Pointeurs, deutsche Vorsteh-, Schweiß- und Dachshunde, Bracken ꝛc. in schönen Exemplaren und unter Garantie guter feldtüchtiger Dressur. Die Hunde werden den meine Verkaufsstation Schweinitz—Bahnhof Holzdorf oder Jessen der B.-A.-Bahn Besuchenden von meinem Inspektor, Herrn Bohm, oder einem meiner Piqueurs auf Wunsch vorgeführt. Diejenigen, welche die Hunde vor Hühner, auf Schweiß ꝛc., resp. sich von der fermen Dressur der vorzüglichsten Jagd- und Vorstehhunde persönlich überzeugen wollen, wollen sich gefl. nach Zahna begeben.
Meine Spezialitäten in Jagd-, Parforce- und Luxushunden wurden wiederum auch dieses Jahr in den 3 großen Ausstellungen, Berlin, Dresden, selbst in Hamburg, trotz der respektablen englischen Konkurrenz mit den ersten Preisen prämiirt und von vielen der bedeutendsten Zeitungen lobend erwähnt.
Zugleich empfehle ich meine Spezialitäten in Luxus- und Nutzhunden, als Berghunde, ulmer und dänische Doggen, ungarische und Königswolfshunde, Löwenspitze, englische Möpse ꝛc. ꝛc.
Versandt auf meine Gefahr bis zur entferntesten Bahnstation.
Bezahlung erst nach Empfang und Musterung.
In meiner permanenten Hundeausstellung zu Schweinitz stehen fortwährend 50—100 größere Rassehunde, ausschließlich der ganz jungen, zur Ansicht und zahle ich, um nicht mit Schwindlern, die trotz pomphafter Annoncen oft nicht einen Hund besitzen, verwechselt zu werden, Jedem, der auf meiner Station Schweinitz allein nicht mindestens 50 Hunde findet, 100 Mark. Preiscourante mit Angabe der Leistungen, Eigenschaften der Rassen und einzelner Hunde versende franko; meine Broschüre: **Pflege und Aufzucht des edlen Hundes,** mit Angabe von Heilmitteln für die am häufigsten vorkommenden Krankheiten, inkl. eines Original-Kunstblattes: „Achtzehn verschiedene Hunderassen“, gegen Einsendung von 1 Mark in Briefmarken.
Adresse für Postsendungen und Depeschen: 255
Otto Friedrich Zahna.

Das Original-Meisterwerk (neueste Gratis-Ausgabe, ca. 130 Seiten Text) über:
Haarkrankheiten und Haarpflege 140
ist unter dem Titel:
Der Haarschwund
erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig,
Villa Bühligen.

Unentbehrlich
für feine Wäsche: **Johnson's** engl. **Patent-Stärke-Glanz** in Originalpack. à 25 u. 50 Pfg. Der Stärke zugesetzt wird die Wäsche **blendend weiß, glänzend, steif u. elastisch.** Wiederverkäufer hohen Rabatt, feine Plakate gratis. 88
D. Generaldepot v. **Anmann & Co.,** Leipzig.

OZON-wasser, d. i. elektrischer Sauerstoff **zum Trinken und Einathmen,** verursacht sofort **Zunahme des Appetits,** des Schlafes, der Verdauung und bessert die **Gesichtsfarbe durch Reinigung des Blutes und Kräftigung des Nervensystems, selbst in den hartnäckigsten Fällen.** Es ist besonders **Brust-, Herz- und Nervenleidenden (Schwäche)** zu empfehlen und gegen **Dyphteritis erfolgreich** angewandt. — 6 Fl. concentr. inkl. Verpackung = 8 Mark. 6 Fl. einfach inkl. Verp. = 5 Mark. Prospekte **gratis. Niederlagen werden errichtet.** 193
Burckhardt, Apotheker (**Grell & Radlauer**), **Berlin** W., **Wilhelmsstr. 84.**

Vilain & Co. Chemische Fabrik. **Berlin** W., Leipzigerstr. 107.
Spezialität
Mycothanaton
(Schwammtod),
seit 1861 von Behörden und Bautechnikern *erprobtes Mittel zur radikalen Vertreibung des* 232
Gebäudeschwammes.
Schutzmittel bei Neubauten, Präparat zur Holzimprägnirung. Bericht, Gebrauchsanweisung und Preis-Courant auf Wunsch gratis und franko.

Höchst beachtenswerth!
Ich offerire in meinem hiesigen Magazin und versende auf geneigte briefliche Bestellung sorgfältig gewählt folgende enorm billige Waaren:

	Mark
1 reizend garnirte Moiré-Schürze. .	1
1 prachtvolles seid. Herren-Cachenez .	1
1/6 Dtz. feine weiße sd. Damenhalstüch.	1
1/4 „ feine coul. sd. Damenslipse .	1
1/2 „ weiße lein. Kindertaschentüch.	1
1 „ große weiße Shirtingtaschent.	2
1 eleg. woll. Unterrock m. reiz. Bord.	2
1 lein. Tischdecke in gelb, grau od. roth	2
1 reiz. woll. Robe i. d. schönst. Dessins	3
1 dauerh. u. unverw. Gingham-Robe	3
1 prachtv., gr., reinwoll. Umschlaget.	3
1 vorzügl. gut. schw. Moiré-Unterrock	3
1 gute und durable Winterjacke . .	3
1 höchst feine, reinwoll. Tuch-Tischdecke	3
1 dazu pass. Kommoden- u. 1 Nähtischd.	3
1/2 Dtzd. vorz. feine, reinlein. Taschent.	3
1/2 „ gute, kräftige, weiße Handt.	3
1/4 „ Servietten u. 1 großes Tischt.	3
1 schwer. Moiré-Rock in braun o. grau	4
1 wirklich elegante seidene Schürze .	4
1 reizende Robe in Percale od. Piqué	4
1 reiz. Robe in Jaconnet od. Barège	5
1 braune gestickte Tuch-Tischdecke . .	5
1/6 Dtz. weiße Waffelbettdeck. m. Frans.	5
1 Long-Châle i. schwer. schönst. Wolle	6
1 Moiré-Rock, fertig gem. u. reiz. garn.	6
1 schwere woll. Robe in Lama o. Plaids	6
1 gedieg. woll. Robe in Alpacca o. Ripps	6
1 eleg. schwarz. Stepprock, reiz. besetzt	6
1 prachtv. Doublejacke i. schwerst. Stoff	6

Nicht konvenirende Waaren nehme bereitwilligst zurück. 217
Herrmann Hirsch,
Berlin, Große Friedrich-Straße 148.
Ehrende Anerkennungen meiner geschätzten Kunden:
Herrn Herrmann Hirsch, Berlin, Gr. Friedrichstr. 148.
Eine Bestellung folgt der andern, ein Beweis, daß ich Ihre Waaren **preiswürdig** finde. Frau **Dr. Lüpkes** in Timmel bei Naesmoor. — **Bin ganz zufrieden.** Kgl. Steuereinnehmer **Mayer** in Weissenburg. — Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen meinen **größten Dank** und **Zufriedenheit** auszusprechen. **C. Völker,** Hofbesitzer in Eyendorf bei Salzhausen in Hannover.
Weitere Briefe folgen.

Auch brieflich
werden in 3—4 Tagen geheime und Hautkrankheiten gründlich geheilt durch Spezialarzt
127 **Dr. Meyer, Berlin,** Taubenstr. 36.

Für Grossisten.
Versilberte Uhrketten, weiß und oxydirt, zu äußerst billigen Preisen. 208
Gebr. Weingand, Heilbronn a/N.

Accordion- und Harmonikafabrik
von **Fr. Gessner, Magdeburg.** 238
Export — Engros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

Sicheres, schnell helfendes Mittel gegen
Gicht
und Rheumatismus. Nähere Anweisung brieflich und unentgeltlich durch 172
H. Bartels in **Trittau** (Holstein).

Für epileptische und fallsüchtige Kranke!
Ich heile die Fallsucht während einer langen Reihe von Jahren in kurzer Zeit und mit geringen Kosten, worüber eine Menge authentischer Heilungsatteste zur Einsicht bei mir offen liegen.
J. H. Hoesch in Brühl bei Köln.
Zeugniß.
Das von Herrn **J. H. Hoesch** in **Brühl** bei Köln gegen Epilepsie von mir in hartnäckigen Fällen erprobte Mittel besitzt nach meiner Ueberzeugung keine schädliche Wirkung. Die Zahl der von Herrn Hoesch erzielten glücklichen Kuren ist, wie ich aus den betreffenden Zeugnissen ersehen habe, sehr bedeutend, und kann ich nach bester Ueberzeugung dem qu. Mittel nur eine weitere Verbreitung wünschen. 176
Elberfeld, am 25. November 1867.
Der Königl. Sanitätsrath Kreisphysikus a. D.
(Amtssiegel.) (gez.) **Dr. Steinhausen.**

Europas Weltgeschäft
C. W. Möller, Hoflief., Berlin, Alexanderstr. 40,
versendet das diessjährige grosse Musteralbum mit 372 Illustrationen gratis und franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 211

Im Verlage von **Karl Malik in Teschen** erschien soeben: 263
Der Hofmeister
oder
Die vernünftige Erziehung der Kinder im Hause der Eltern.
Von **Hans Laras.**
14 Bogen 8°. Mit 12 lithogr. Tafeln.
Preis M. 4.

Inserate finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage die weiteste Verbreitung und werden **bei der Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig,** sowie bei allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. östr. W. = 75 Cents.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 5. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Die Nonna.

Humoristische Erzählung

von

Rudolph Baumbach.

Wenn man vom Marktplatz der Stadt Hackelburg nach dem Schwabenthor gelangen will, so muß man durch den sogenannten Zwinger gehen. Es ist dieß eine enge, winkelige Gasse, die aber ihrer alten, mit Bogenthüren, Erkern und allerlei Schnörkelwerk versehenen Giebelhäuser halber einen gar nicht ungünstigen Eindruck macht. Am Ende des Zwingers, nahe bei dem schönen, von einem Respekt einflößenden Thurm überragten Schwabenthor, steht ein großes, aber niedriges Gebäude. Während die Wände der Nachbarhäuser meistens aus Fachwerk bestehen, ist dieses durchaus massiv, auch entbehrt es der architektonischen Verzierungen, welche im Zwinger allenthalben angebracht sind, so daß es finster, beinahe unheimlich aussieht. Der einzige Schmuck, welchen ihm der Erbauer verliehen hat, ist ein über der Thorfahrt befindliches, aus Stein gemeißeltes und vergoldetes Beil. Daher führt das alte Haus den Namen das „goldene Hackmesser".

Der geneigte Leser schaudert und meint: das wird eine Scharfrichtergeschichte wie die von Hinko dem Freiknecht.

Nein, geneigter Leser, was wir zu erzählen haben, ist eine ganz harmlose Geschichte, die man noch Abends vor dem Einschlafen lesen kann, ohne böse Träume befürchten zu müssen, und wenn sie, was wir einmal nicht vermeiden können, einen Beigeschmack von Blut hat, so rührt derselbe nur von dem Blut jener nützlichen, grunzenden Geschöpfe her, von denen soeben ein von Todesahnungen durchschauertes Häuflein seinen Einzug in



Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Zeichnung von J. Wolf.

den Hof des steinernen Hauses hält. Leicht könnten wir die Gelegenheit benützen, um in das Innere zu gelangen, da wir aber augenblicklich nichts darin zu suchen haben, so wollen wir lieber unsere Aufmerksamkeit noch ein paar Augenblicke der Außenseite des Hauses widmen; es gibt da noch etwas Anderes zu sehen als das goldene Hackmesser, dem das Gebäude seinen Namen verdankt.

Ueber dem Wahrzeichen befindet sich nämlich ein großes Schild, dessen Goldbuchstaben weithin leuchten. Zu oberst prangt das sauber gemalte Landeswappen, darunter steht in schön geschwungenen Schriftzügen:

„Fürstlich — — sche Hof-
Wurstfabrik.
Hackelburg. Verona.
Leberecht Blechschmied und
Carlo Vicenzi."

Und diese Worte umgeben in symmetrischer Anordnung acht kolossale Preismedaillen.

Die schimmernde Reklame auf der geschwärzten Mauer des ehrwürdigen Hauses nimmt sich aus wie ein goldenes Binocle auf der Nase eines geharnischten Ritters, aber dem Chef der Wurstfabrik und den hackelburger Stadtkindern gefällt das Schild ausnehmend gut und andere Leute geht's nichts an.

Auch wir würden uns keine Bemerkung über dasselbe erlaubt haben, wenn es nicht in Beziehung stände zu der kleinen Geschichte, die wir erzählen wollen.

Um der Ordnung gemäß mit dem Anfang derselben zu beginnen, müssen wir um einige Jahre zurückgehen. Damals trug das Haus über dem goldenen Hackmesser nur eine bescheidene schwarze Tafel, auf welcher mit weißer Oelfarbe geschrieben stand:

„Leberecht Blechschmied,
Metzgermeister."

Aber auch schon in jenen Tagen wurden die aus dem „Hackmesser" hervorgehenden Würste nach allen Richtungen der Windrose hin exportirt,

und der Name „Blechschmied“ hatte damals wie heute einen guten Klang, soweit die deutsche Zunge schmeckt und noch etwas weiter.

Herr Leberecht Blechschmied war ein ganzer Mann, gesund an Körper und Geist. Sein Geschäft war, wie gesagt, blühend, und wenn sein Vermögen auch nicht so bedeutend war wie man glaubte (man nannte ihn nämlich einen Millionär), so war er immerhin der Wohlhabendsten einer in Stadt und Ländchen.

Von einem wirklichen Unglück war Herr Blechschmied während der fünfzig Lebensjahre, die er auf den breiten Schultern trug, nur ein einziges Mal betroffen worden. Das war damals, als seine Frau in der Blüte der Jahre starb.

Als Unglück wollte er anfangs auch den Umstand betrachten, daß sein einziger Sohn keine Lust bezeigte, das Metzgerhandwerk zu erlernen. Es ging hart her zwischen Vater und Sohn, und erst als sich gewichtige Persönlichkeiten in's Mittel schlugen, gab Ersterer zu, daß sein Sohn das Gymnasium besuchte und später Medizin studirte. Der junge Blechschmied wurde aber während seiner Studienzeit ziemlich knapp gehalten und eine völlige Aussöhnung zwischen Vater und Sohn trat erst dann ein, als Letzterer bei seiner Promotion die Trichinen zum Gegenstand seiner Dissertation machte. Das schlug in's Handwerk ein und der Alte sagte gerührt: „Mein Sohn, der Doktor, ist ein ganzer Kerl; der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

Daß sich der Meister damals ein Mikroskop anschaffte und sich von seinem Sohn im Gebrauch desselben unterweisen ließ, erwähnen wir nur nebenher. So hatte denn das, was er als ein Familienunglück angesehen hatte, einen günstigen Ausgang genommen und Blechschmied's Lebenshimmel war wieder wolkenlos.

Da zog es noch einmal gewitterdunkel herauf. In Hackelburg tauchte nämlich plötzlich ein verloren gegangenes Schaf wieder auf. Es war dieß ein Mensch, der in seiner Jugend ein Thunichtgut gewesen, dann nach Amerika ausgewandert und verschollen war. Wie der verlorene Sohn im Gleichniß, hatte er seine Tage unter dem Borstenvieh, und zwar in Cincinnati, zugebracht, jedoch kehrte er nicht mit dem Bettelsack, sondern mit einem schweren Geldsack und guten Wechseln in seine Heimat zurück. Hier gründete er eine Schweinemetzgerei, die er zur Erinnerung an die Stadt, wo er zu Vermögen gekommen war, „Zur Stadt Cincinnati“ nannte.

Anfangs lachte der Besitzer des „Hackmessers“ über den Schwindler, wie er den Amerikaner nannte, als aber dieser, Dank geschickter Reklamen, zu einem gefährlichen Konkurrenten wurde, da lachte Herr Leberecht Blechschmied nicht mehr, sondern rumorte in seinem Geschäft herum, daß ihm Jedermann gern aus dem Weg ging.

Es mußte etwas geschehen, das „Hackmesser“ mußte etwas Ungewöhnliches, etwas Großes leisten, sonst war es vorbei mit seinem Renommée. Das stand fest, aber über die zu ergreifenden Maßregeln war der Meister noch im Unklaren.

Mißmuthig saß er eines Vormittags in seiner Schreibstube (heute heißt sie Comptoir) und hielt in den Händen die neueste Nummer des „Hackelburger Tageblatts“, in welcher ein in hochtönenden Phrasen abgefaßtes Eingesendet über die Metzgerei zur „Stadt Cincinnati“ stand. Mit ingrimmigem Lächeln las er die übertriebenen Lobsprüche und je weiter er las, desto finsterer wurde sein Blick. Als er aber an den Schluß kam, wo der Einsender behauptete, daß Jeder, der seinen Bedarf an Schweinefleischwaaren aus einem andern Geschäft als aus der „Stadt Cincinnati“ entnehme, einen subtilen Selbstmord begehe, da war es zu Ende mit der Geduld des Lesers.

„Tod, Teufel und Blutwurst!“ schrie er und dabei fiel seine Faust so schwer auf den Tisch nieder, daß das Tintenfaß in bedenkliches Schwanken gerieth. „Und das wagt dieses sonst so anständige Blatt zu drucken? Schmach und Schande über diese Zeitungsschreiber! Aber ich will —“

Ja, da lag eben der Hase im Pfeffer; wenn Herr Leberecht Blechschmied nur gewußt hätte, was er wollte!

Er erhob sich seufzend und öffnete einen kleinen Wandschrank, in welchem sich mehrere eckige, mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten gefüllte Flaschen befanden. „Wachholder“ stand auf derjenigen, aus welcher er sich ein kleines Glas, einen sogenannten Stummel, vollgoß, ein erprobtes Mittel gegen des Aergers schädliche Einflüsse auf Milz und Leber.

Halb besänftigt verließ der Meister seine Schreibstube und ging in das Magazin, wo die geräucherten Fleischwaaren aufgespeichert waren. Beim Anblick der aalglatten Cervelatwürste, die wie Tropfsteine von der Decke niederhingen, nahm das runde Antlitz des Meisters wieder seinen gewöhnlichen, menschenfreundlichen Ausdruck an. Er nahm eine Riesenwurst in die Hand, beroch sie und sprach für sich: „So etwas bekommt man doch nur im ‚goldenen Hackmesser.‘“ Weiter schritt er, stolz wie ein Feldherr, der ein sieggewohntes Elitekorps mustert, bis er bei einer großen, mit geräucherten Würsten verschiedener Gattung gefüllten Kiste angelangt war. Zwei junge Leute waren im Begriff, dieselbe ihres Inhalts zu entleeren.

Der Meister nahm ein braunes Wurstungethüm auf und betrachtete es mit einer gewissen Andacht. Es war eine echte veroneser Salami.

„Spitzbuben, diese Italiener!“ sagte er dann und nickte mit dem Kopf. „Unsereiner versteht doch auch sein Metier, aber eine richtige Salami zu Stande zu bringen, die eine geübte Zunge von einer veroneser nicht unterscheiden kann, das geht über unsere Kräfte. Wurst aus Verona — Geigen aus Cremona — darin liegt ihre Force.“

„Ich habe einmal gehört,“ bemerkte altklug der eine der jungen Männer, welche die Kiste auspackten, „die Italiener thäten Eselfleisch in die Salami.“

„Das behauptet man,“ nickte Herr Blechschmied, „aber ich habe, um der Sache auf den Grund zu kommen, eine veroneser Salami mit meinem Sohn, dem Doktor, chemisch und mikroskopisch untersucht — Analyse heißt man das — und nichts dergleichen gefunden.“

Die beiden Gehülfen hielten in ihrer Arbeit inne und blickten mit Ehrerbietung zu ihrem Meister empor.

„Woher mag denn wohl der Name Salami kommen?“ fragte der Eine wieder.

„Auch darüber,“ versetzte Herr Blechschmied, „bin ich im Stand, euch zu belehren. Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß ich es nicht in Folge eigener Untersuchung weiß. Vor ein paar Jahren, als mein Sohn, der Doktor Blechschmied, der, wie ihr wißt, ein Werk über die Trichinen geschrieben hat, noch studirte, habe ich ihn einmal auf der Universität besucht. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einen sehr interessanten jungen Mann kennen, der gleichfalls Student war. Dieser erbot sich, da mein Sohn am Vormittag im Spital zu thun hatte, mir die Stadt zu zeigen. Da sahen wir denn unter Anderem auch ein Bild von einem berühmten Maler, welches eine Seeschlacht vorstellte, und mein Führer, der Student, explizirte mir die ganze Begebenheit. Der, welcher die Schlacht verlor, war kein Anderer als der König Xerxes, den jeder Gebildete aus dem Abcbuchvers kennt; den Namen des Siegers habe ich vergessen, der ist auch Nebensache, die Insel aber, bei welcher die Schlacht geschlagen wurde, hieß Salamis.“

„Aha!“ machten die beiden Zuhörer.

„Als nun die Geschichte vorüber und Viktoria geblasen war, lud der Admiral sämmtliche Marineoffiziere zu einem großen Festessen ein. Man hatte den Küchenwagen oder vielmehr das Küchenschiff des Königs Xerxes erbeutet und da gab es alles mögliche Gute. Namentlich fand eine besondere Gattung geräucherter Würste großen Beifall, und da man den Namen derselben nicht kannte, so beschloß man, sie zur Erinnerung an die Schlacht bei Salamis Salami zu nennen, und so heißen sie noch bis auf den heutigen Tag. Aber nun,“ fuhr der Meister fort, „ist genug geschwatzt. Es ist recht schön, daß ihr euch bestrebt, gebildet zu werden, denn Bildung macht frei, steht als Motto auf der hildburghausener Groschenbibliothek, die meine Tochter besitzt, aber man darf über der Bildung das Geschäft nicht vernachlässigen, das bleibt die Hauptsache.“

Und um der Lehre, die er gespendet, durch gutes Beispiel Nachdruck zu geben, zog Herr Blechschmied seinen Rock aus, band eine Leinwandschürze vor und legte beim Auspacken der Würste selbst Hand an.

Plötzlich hielt er inne und fragte:

„Führt Der da drüben“ (er deutete mit der Hand nach der Gegend, wo die Metzgerei zur „Stadt Cincinnati“ lag) „auch italienische Fleischwaaren?“

Die beiden Gehülfen wußten es nicht.

Der Meister murmelte etwas Unverständliches vor sich hin, dann strich er sein glänzendes Doppelkinn und sagte lachend:

„Wart', Amerikaner, ich krieg' Dich!“

Hastig entledigte er sich dann seines Schurzes, zog seinen Rock wieder an und begab sich in seine Schreibstube zurück, wo er bald vor einem Briefbogen saß und an der Feder kaute.

Lassen wir den Meister bei seiner Beschäftigung und sehen wir uns ein wenig in den Wohnräumen des „Hackmessers“ um; vielleicht begegnen wir der Tochter des Hauses, von der wir wissen, daß sie im Besitz der hildburghausener Groschenbibliothek ist.

Wir steigen die etwas dunkle Treppe hinauf und stehen nun in einem langen Korridor. Aus einer halb geöffneten Thür schallt das Zwitschern eines Kanarienvogels und hier wollen wir eintreten.

Das Zimmer, welches uns umfängt, ist groß und hell. Es enthält schwere, in gothischem Styl gearbeitete Möbel und auf den Tischen liegen in malerischer Unordnung Bücher und Papiere, dazwischen zusammengeknäulte Handschuhe, ein seidener Sonnenschirm und verschiedene Toilettestücke einer Dame. An den Wänden hängt eine Anzahl guter und mittelmäßiger Bilder, auf welchen Szenen aus der deutschen Vergangenheit dargestellt sind. Auf dem einen sieht man ein paar in Thierhäute gekleidete Germanen, welche, im Schatten einer Eiche ruhend, sich aus Büffelhörnern zutrinken. Auf einem zweiten Bild erblickt man den Kaiser Heinrich IV. im Schloßhof von Canossa; darunter steht, offenbar von einer Damenhand geschrieben:

„Armer Heinerich der Vierte,
Wärst du doch in deinem lieben
Tannenwald-durchrauschten Deutschland,
Wärst du doch zu Haus geblieben. T. B.“

Ein drittes Bild zeigt die Hinrichtung Konradin's und ein viertes den schlafenden Kaiser Barbarossa. Dann folgen Darstellungen aus der neuesten Zeit, verschiedene Schlachtenbilder, die Germania auf der Wacht am Rhein, die Gefangennahme Napoleon's u. s. w. Mehr aber als diese Abbildungen fesselt unsern Blick ein großes, mit Glas und Rahmen versehenes Blatt, welches aus der Ferne fast wie eine Schützenscheibe aussieht. Der äußerste Ring wird gebildet durch einen Lorbeerkranz, der zweite durch die Photographieen der deutschen Heerführer, im Centrum aber ist eine Nummer des „Hackelburger Tageblattes“ aufgeklebt. In fetter Schrift steht da zu lesen:

„Festgruß, den ruhmgekrönten Heldensöhnen der Stadt Hackelburg dargebracht von Thusnelda Blechschmied.“

Das Gedicht, in welchem sich Glockentöne auf Heldensöhne, Wonnen auf Kanonen und Vaterland auf wälschen Tand reimen, können wir wegen Raummangel nicht wiedergeben, aber es hat seiner Zeit Sensation gemacht.

Die Verfasserin des Festgrußes ist nicht etwa Meister Blechschmied's Tochter, sondern dessen unverehelichte Schwester Thusnelda. Wenn aber der geneigte Leser aus dem, was wir vorausschickten, sich besagte Schwester als eine lange, hagere, mit Hobelspahnlocken und Hornbrille versehene Dame vorstellt, so irrt er sich gewaltig.

Die Gestalt, die vor dem Schreibtisch steht und mit halblauter Stimme ein noch nasses Manuskript überliest, hat von dem hergebrachten Aeußern eines Blaustrumpfes nichts weiter an sich, als jenen eigenthümlichen seherhaften Ausdruck im Auge. Fräulein Thusnelda ist groß und ziemlich stark. Ihr rundes, von Gesundheit blühendes Gesicht wird von dicken, blonden Strähnen umrahmt, welche im Nacken in einen kunstlosen Knoten geschlungen sind. Bekleidet ist die Dame mit einem bis an den Hals geschlossenen Tuchkleid von dunkler Farbe; sie trägt keinerlei Schmuck, nicht einmal eine Schleife von lebhafter Farbe oder etwas dergleichen.

Vor einer Reihe von Jahren galt Thusnelda Blechschmied für eine Schönheit ersten Ranges, und auch noch heute ist sie, obwohl nur wenige Jahre jünger als ihr Bruder, eine das Auge fesselnde Erscheinung. Warum sie trotz ihrer körperlichen Vorzüge und ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens zu den perennirenden Jungfrauen der Stadt Hackelburg zählt, darüber sind die Ansichten getheilt. Hämische Leute behaupten, Thusnelda habe alle Männer durch ihre Verrücktheit abgeschreckt, nach einer andern Angabe hat sie freiwillig auf die Freuden des Ehestandes verzichtet, als sie einsah, daß die Verwirklichung des Ideals, welches sie sich von einem Mann machte, auf Erden nicht zu finden sei, und wir glauben den zweiten Grund um so mehr für den wahren halten zu müssen, da Thusnelda selbst ihn als solchen zu bezeichnen pflegte.

Da Thusnelda bis zum Tod ihrer Schwägerin für einen Haushalt nicht zu sorgen hatte (jetzt glaubte sie im Hause ihres Bruders unentbehrlich zu sein), so suchte sie sich auf andere Weise nützlich zu machen.

Anfangs war sie ein thätiges Mitglied des Frauenvereins gewesen, hatte als solches die Waisenmädchen stricken und nähen gelehrt und alten Weibern Flachs zum Spinnen zugemessen. Hierauf nahm der Thierschutzverein ihre Hauptthätigkeit in Anspruch (Thusnelda Blechschmied war es, welche in Hackelburg Schabraken für die Kettenhunde beantragte und durchsetzte), und bald nachher nannte sie der Verein für Bildung der weiblichen Dienstboten sein eifrigstes Mitglied. Bei dieser Gelegenheit gerieth sie in den Kreis einer mystisch-religiösen Gesellschaft und eine Zeitlang trug sie ein pfundschweres goldenes Kreuz auf dem Busen. Die Darwin'sche Theorie aber, die damals, wie allerorten, so auch in Hackelburg großes Aufsehen machte, bestimmte Thusnelda, mit der religiösen Gesellschaft zu brechen und sich in den naturwissenschaftlichen Verein aufnehmen zu lassen. In jener Epoche war ihr Zimmer geschmückt mit ausgestopften Vögeln und Skeletten, auch besaß sie einen imitirten Gorillaschädel, der auf einem Sammetpolster unter einer Glasglocke ruhte. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich wanderten diese Schätze in das naturhistorische Museum, denn Thusnelda hatte ihren wahren Beruf erkannt, sie ward ein germanisches Heldenweib. Um's Leben gern wäre sie dem Heer als Krankenpflegerin nachgezogen, aber das litt ihr Bruder nicht. So blieb sie denn daheim und rührte wacker die Hände. Nebenher aber blieb auch ihr Geist nicht unthätig. Früher hatte sie ihre poetischen Ergüsse bescheiden in der Mappe gelassen, jetzt trat sie als weiblicher Barde in die Oeffentlichkeit, und der Festgruß, den wir vorhin sahen, war keineswegs die einzige Blüte ihrer patriotischen Muse. Letztere feierte auch nicht, nachdem der Siegesjubel verhallt war. Thusnelda begann ein Heldengedicht, welches das Leben der Cheruskerfürstin, ihrer Namensschwester, schilderte, und zwar bediente sie sich, als der dem Gegenstand am meisten entsprechenden Form, des Stabreims. Das Epos schien aber der Dichterin Schmerzenskind werden zu wollen, denn erstens machte ihr die Alliteration große Schwierigkeit und das Gedicht rückte aus diesem Grund nur langsam vor, zweitens hatte ihr unruhiger, für alles Neue empfänglicher Geist bereits etwas Anderes erfaßt. Thusnelda, die Schwester des Metzgermeisters Leberecht Blechschmied, huldigte seit Kurzem dem Vegetarianismus. Die Extreme berühren sich eben überall, so auch im goldenen „Hackmesser“. Jetzt war Thusnelda's schriftstellerische Thätigkeit getheilt zwischen dem Epos und einer nach Quellen bearbeiteten Geschichte des Vegetarianismus. Natürlich litt Ersteres darunter und zwar um so mehr, als sich die Dichterin genöthigt sah, eine Anzahl Stellen völlig umzuarbeiten. Die blonden germanischen Frauen, die in der frühern Fassung sich an saftigem Speck und würzigem Bärenschinken gelabt und Auerochsenrippen abgeknabbert hatten, wurden jetzt auf Milch, Honig und Eichelkaffee gesetzt, wogegen sie freilich nichts mehr einwenden konnten.

Das Manuskript, welches Thusnelda in der Hand hielt, war die Einleitung zu der Geschichte des Vegetarianismus.

„Wenn,“ las sie jetzt mit erhobener Stimme, „wenn wir den rothen Komanchenkrieger, der auf seinem Mustang die Prärie durchrast und nur vom Fleisch wilder Thiere lebt, einen Barbaren, einen Wilden nennen, so verdienen wir, die

wir friedliche Thiere, die sanfte Kuh, das harmlose Schaf und das stillzufriedene Schwein tödten und verzehren, den Namen Halbbarbaren, Halbwilde. Man möge immerhin das Morden uns freundlicher und dienstwilliger Geschöpfe, die ebenso wie wir des Lebens Lust und Leid empfinden, beschönigen; das Verzehren von Blut und Leichen ist Barbarismus, eine Ironie auf die Humanität, eine traurige Vorleuchte unserer Mord- und Kriegslust. So lange Thierleichenkost, dieser Hauptquell so mannigfacher Rohheit, allgemeine Unsitte bleibt, werden auch massenhafte Menschen-Massacres nicht aufhören."

Während Thusnelda mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen die letzten Zeilen las, wurde die Zimmerthür noch etwas mehr geöffnet und ein blonder Mädchenkopf ward sichtbar. Die Trägerin desselben schien nicht übel Lust zu haben, ihn wieder zurückzuziehen, als sie die Lesende gewahrte, aber es war zu spät; Thusnelda hatte sie bereits bemerkt und rief:

„Emma, Du kommst zu gelegener Zeit, tritt nur näher."

Die Angerufene war ein blühendes Mädchen mit rothem, lachendem Mund und niedlichem Stumpfnäschen. Sie mochte noch nicht zwanzig Jahre zählen, ihr Wuchs war eher klein als groß zu nennen und vielleicht war ihre Taille ein bischen zu stark. Jedenfalls aber war sie ein hübsches Kind und die einfache, häusliche Tracht hob ihre körperlichen Reize. Das war Fräulein Emma, die Tochter des Hauses.

„Höre zu, Kind," sagte Tante Thusnelda, „ich hoffe, Du wirst nicht länger sitzen, da die Spötter sitzen, nachdem Du mich angehört hast." Und nun begann sie das Geschriebene noch einmal von Anfang an zu lesen.

Emma machte sich unterdessen im Zimmer zu schaffen. An die umherliegenden Bücher wagte sie nicht Hand anzulegen, aber sie wies den zerstreut liegenden Toilettegegenständen den gehörigen Platz an und wischte mit einem Tuch den Staub von den Möbeln. Als sie eben im Begriff war, auch in einem offenstehenden Schränkchen Ordnung zu schaffen, ließ Thusnelda schnell ihr Manuskript fahren und stürzte auf ihre Nichte zu.

„Laß das, Emma!" rief sie.

Aber es war zu spät. Emma hielt der Tante mit triumphirender Miene einen Teller entgegen, auf welchem appetitliche, mit rosenrothem Schinken belegte Buttersemmeln aufgeschichtet waren.

„Aber, Tantchen, was ist denn das?"

Tante Thusnelda glühte wie eine Päonie.

„Das — das," stammelte sie, — „das sind Buttersemmeln."

„Mit Schinken —"

„Allerdings mit Schinken —" Thusnelda hatte sich gefaßt. „Und was ist dabei Wunderbares?" fragte sie möglichst unbefangen. „Thörichtes Kind, siehst Du denn nicht ein, daß ich, um die Wirkung der Thierleichenkost auf den Organismus zu studiren, zuweilen neben vegetabilischer Kost auch animalische zu mir nehmen muß? Sieh' her" — sie nahm aus einem Fach ihres Schreibtisches ein kleines Buch, dessen Blätter mit rothen und blauen Linien versehen waren — „sieh' her, hier habe ich täglich die Anzahl der Millimeter aufgezeichnet, um die mein Körperumfang abgenommen hat, seitdem ich nur von Vegetabilien lebe. Morgen, nachdem ich jene Schinkenbrödchen verzehrt habe, werde ich — ich bin dessen sicher, mindestens wieder um zwei Millimeter stärker geworden sein und mein Seitenstechen wird sich wieder rühren. Ich bin, wie gesagt, fest davon überzeugt, dennoch aber bin ich Willens, der guten Sache dieses Opfer zu bringen. Verstehst Du mich nun, Du Thörin?"

Die Thörin biß sich mit ihren weißen Mauszähnen auf die Unterlippe.

„Ein Wort im Ernst gesprochen," fuhr Tante Thusnelda fort, „Du thätest wohl daran, meinem Beispiel zu folgen. Ganz abgesehen von allen anderen nachtheiligen Einflüssen der Fleischnahrung, befördert sie zweifelsohne die Korpulenz und Du bist für Deine Jahre offenbar viel zu stark."

„Jetzt kommt bald der Winter," entgegnete Emma, „da wird tüchtig getanzt und das zehrt."

Thusnelda betrachtete ihre Nichte mit einem Blick tiefster Verachtung.

„Die germanischen Jungfrauen," sagte sie bestimmt, „tanzten nie."

„O ich bitte, Tantchen," wandte Emma ein, „woher hast Du diese Neuigkeit?"

Thusnelda sann nach.

„Wenn es auch nirgends ausdrücklich gesagt wird, so widerstrebt doch die Annahme, daß diese hehren Gestalten, diese Brunhilden, Siglinten und Wulfintruden getanzt haben, der gesunden Vernunft. Jedenfalls aber haben sie nicht Lanciers und Quadrille à la Cour getanzt und wie diese wälschen Tänze alle heißen, so viel ist sicher; und Du, die Du bei dem Einzug unserer Heldensöhne unter der Zahl der Festjungfrauen warst, solltest Dich in Deine Seele hinein schämen, daß Du an dergleichen fremdem Tand Vergnügen findest."

Emma that, was sie stets zu thun pflegte, wenn die Tante eine ihrer sonderbaren Ideen verfocht, sie schwieg. Thusnelda hätte wohl noch lange fortgepredigt, wenn nicht Herrn Blechschmied's Kommen eine seiner Tochter höchst willkommene Störung verursacht hätte.

Der Meister hatte, was er stets that, wenn er seiner Schwester Zimmer betrat, sich seiner Arbeitskleidung entledigt. Er hegte, trotzdem daß er sie zuweilen eine Närrin nannte, großen Respekt vor ihren Kenntnissen und behandelte sie mit einer Aufmerksamkeit, die an Hochachtung streifte.

Emma benützte die Gelegenheit und schlüpfte zur Thür hinaus.

Herr Blechschmied zog aus seiner Brusttasche einen Bogen Papier und breitete ihn, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Schreibtisch aus. Thusnelda tauchte gleichfalls schweigend die Feder in das Tintenfaß und ließ sich nieder.

Zum Verständniß dieser stummen Szene muß bemerkt werden, daß Herr Blechschmied mit der Orthographie einigermaßen im Streit lag. Daher pflegte er damals, als er seine Bücher und Korrespondenzen noch selbst führte, den Entwurf eines jeden Briefes seiner Schwester vorzulegen, damit diese die Schreibfehler korrigire, so auch jetzt.

Thusnelda hatte aber kaum ein paar Zeilen gelesen, als sie wie von einer Natter gebissen in die Höhe fuhr.

„Leberecht, um's Himmels willen, was sinnst Du? Du willst einen Italiener, einen Wälschen, in Dein Geschäft nehmen?"

„Ja, das will ich. Ich schreibe an meinen Geschäftsfreund in Verona, er soll mir einen tüchtigen Burschen, der seine Profession aus dem ff versteht, hieher schicken — mag es kosten, was es will. Ich werde italienische Würste in loco fabriziren, damit schlage ich alle meine Konkurrenten aus dem Feld, denn so was ist noch nicht dagewesen!"

„Armer Bruder! So weit hat Dich also der unselige Brodneid getrieben. Ich weiß wohl, die ‚Stadt Cincinnati' ist es, welche Dich auf diesen Gedanken gebracht hat. Laß ihn fahren, Leberecht! Gib das blutige Handwerk lieber ganz und gar auf, es ist ja ohnehin der Würde des Menschen zuwiderlaufend, daß er unschuldige Nebengeschöpfe —"

„Unsinn," fiel der Meister seiner Schwester ärgerlich in die Rede. „Ich kümmere mich nicht um Deine Angelegenheiten — meinetwegen magst Du Baumwolle und Strumpfgarn essen — aber in meinen Kram lasse ich mir auch nicht dreinreden."

„Leberecht," hub Thusnelda in beschwörendem Ton wieder an, „Du ziehst das Unglück in das Haus, wenn Du einen Italiener engagirst!"

Sie faßte ihren Bruder beim Arm und zog ihn bis dicht vor die Wand.

„Sieh' hier, Leberecht, den jungen Konradin, der unter dem wälschen Henkerbeil sein Blut verspritzte; betrachte hier den unglücklichen Kaiser Heinrich den Vierten im Schloßhofe von Canossa — Du kennst die Geschichte Beider —"

„Ja, Du hast sie mir einmal erzählt, aber wieso gehört das hieher?"

„Wisse ferner," fuhr Thusnelda fort, „daß wenigstens ein Dutzend deutscher Kaiser in Italien vergiftet worden ist — die Oper Lucretia Borgia hast Du selbst gesehen — Du solltest doch wissen, daß ein Italiener ohne Gift und Dolch gar nicht denkbar ist. — Ha, ich sehe ihn bereits im Geist, den tückischen Veronesen mit dem gelben Gesicht und den unstät funkelnden Augen, wie er, den Dolch im Gewande, im Busen das Fläschchen mit Arsenikwasser, hier im Hause herumschleicht, wartend auf eine Gelegenheit, seine schwarzen Anschläge auszuführen. — Leberecht, ich beschwöre Dich —"

„Thusnelda, Du bist verrückt," sagte der Meister mit Gemüthsruhe, „trinke ein Glas Wasser und dann besorge mir meinen Brief, er muß mit der nächsten Post fort."

Thusnelda blickte schmerzlich nach dem Plafond und murmelte:

„Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn."

„Leberecht, Du beharrst auf Deinem Entschluß?"

„Ja, und nun in Kukuks Namen gib Ruhe und mach' mir den Brief fertig!"

„Das geschieht nimmermehr!" erklärte Thusnelda bestimmt. „Meine Hand bleibt aus dem Spiel; thue, was Du nicht lassen kannst, aber trage die Folgen allein!"

Meister Leberecht Blechschmied raffte mit einem unterdrückten Fluch sein Schreiben auf und ging, nicht ohne die Thür etwas unsanft hinter sich in's Schloß zu werfen.

„Heut ist sie wieder einmal arg!" sagte er draußen zu seiner Tochter und tippte sich dabei mit dem Zeigefinger auf die Stirn. Er dachte einen Augenblick daran, sein Kind mit der Korrektur des bewußten Briefes zu betrauen, aber dadurch wäre, wie er meinte, das väterliche Ansehen geschädigt worden. So wanderte der Brief auf die Post wie er war.

*

Vierzehn Tage später finden wir Herrn Leberecht Blechschmied in freudiger, seine Schwester Thusnelda aber in schmerzlicher Aufregung. Von dem Geschäftsfreund in Verona war eine Antwort eingelaufen, welche die Erwartung des Meisters bei Weitem übertraf. Signor Antonio Vicenzi schrieb, er glaube zwar nicht, daß es Herrn Blechschmied je gelingen werde, eine tadellose Salami zu produziren, jedoch sei er bereit, ihm einen in der Verfertigung derselben wohl erfahrenen Menschen zu schicken, und zwar mache er ihm folgenden Vorschlag: Sein Sohn und Nachfolger im Geschäft hege seit Jahren den Wunsch, sich in fremden Ländern umzusehen. Er, der Vater, könne dieß zwar nicht begreifen, da Einer, der Italien kenne, das Beste von der Welt gesehen habe, indessen habe er beschlossen, dem Drängen des Sohnes nachzugeben und ihn auf Reisen zu schicken. Um es kurz zu machen, Signor Vicenzi erklärte, er rechne es sich zur Ehre an, wenn Herr Blechschmied seinen Sohn für einige Zeit als Volontär in das Geschäft nehmen wolle.

Als der Metzgermeister dieses schmeichelhafte Anerbieten gelesen hatte, nahm er sich nicht Zeit, einen Brief zu schreiben, sondern er eilte auf das Telegraphenbureau und sandte eine Depesche an seinen Geschäftsfreund, in welcher er sich für das ihm geschenkte Zutrauen bedankte und den Wunsch aussprach, den Herrn Sohn recht bald begrüßen zu können. Das Telegramm hatte sechzig Worte.

In das „Hackmesser" zurückgekehrt, begab sich Herr Blechschmied in sein Magazin, wählte das Delikateste von allen Delikatessen aus, packte es in ein Kistchen und schickte dieses dem Herrn Doktor Müller — dieß war der Redakteur des „Hackelburger Tageblattes" — in's Haus, indem er seinen Besuch ankündigen ließ.

Am andern Morgen lasen die Hackelburger folgende Notiz in ihrem Blatte:

„Wie wir vernehmen, wird demnächst der Chef einer renommirten veroneser Salamifabrik, Signor Antonio Vicenzi, seinen Sohn nach Deutschland senden, damit dieser daselbst seine Kenntnisse bereichere. Nach kurzem Aufenthalt in den Hauptstädten Oesterreichs und Deutschlands wird der junge, strebsame Mann unsere Stadt besuchen und längere Zeit — man spricht von einem Jahr — in dem Etablissement des Herrn Leberecht Blechschmied als Volontär thätig sein. Fürwahr ein eklatanter Beweis für das Ansehen, welches die Fabrikate unseres verehrten Mitbürgers im In- und Ausland genießen. — Ehre wem Ehre gebührt!"

Die bevorstehende Ankunft des jungen Italieners lieferte einige Abende hintereinander den Stoff für das Gespräch der beim Abendschoppen versammelten Stadtkinder.

Es war wohl schon manch' seltener Gast nach Hackelburg gekommen, verschiedene reisende Engländer hatten der schönen Umgebung halber für längere Zeit daselbst ihr Quartier genommen, auch einen russischen Hofrath hatte die Stadt einmal einen ganzen Winter lang beherbergt, nicht zu gedenken des ungarischen Grafen, der sich hinterher als Schneidergeselle entpuppt hatte — aber ein Italiener, der eigens nach Hackelburg kam, um sich auszubilden — so etwas war noch nicht dagewesen. Die Wage der öffentlichen Meinung, welche sich bisher der „Stadt Cincinnati" stark zugeneigt hatte, gerieth in's Schwanken und senkte sich zu Gunsten des „goldenen Hackmessers".

Der Chef des letztern, Herr Leberecht Blechschmied, trug den Kopf aufrecht wie in seinen besten Tagen. Ein hübsches Zimmer wurde für die Aufnahme des Gastes hergerichtet und Fräulein Emma entwickelte bei dieser Gelegenheit im Anheften der Vorhänge und im Arrangement der Einrichtungsstücke einen lobenswerthen Eifer. Auch kaufte sie, damit der Fremde beim Eintritt in seine neue Behausung sofort an seine Heimat erinnert werde, von ihrem Taschengeld ein Kunstblatt, die letzten Tage von Pompeji betitelt, und schmückte damit das Zimmer.

Fräulein Thusnelda regte keinen Finger. Sie hielt sich zurückgezogen und arbeitete mit erneutem Eifer an ihrem Epos. Wenn sie sich aber ihren Hausgenossen zeigte, trug sie die Miene der Kassandra zur Schau, deren Warnungen ungehört im Wind verhallten, als sie den verblendeten Trojern Unheil verkündete.

Vater und Tochter vermieden es, in Thusnelda's Gegenwart über den Gast zu sprechen, desto häufiger war Letzterer der Gegenstand ihres Zwiegesprächs. Herr Blechschmied dachte sich den Italiener als einen gelben Burschen mit pechschwarzen Haaren, angethan mit einem Radmantel und einem breitkrämpigen Hut. In Fräulein Emma's Phantasie nahm der Gast die Gestalt des Fra Diavolo aus der Oper an und in unbewachten Augenblicken summte sie leise vor sich hin:

„Für ein einfaches, ländliches Mädchen
Bin ich wohl recht zierlich gebaut."

Auch kaufte sie sich in der Buchhandlung ein italienisches Wörterbuch und „die Kunst, in vierzehn Tagen fertig Italienisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen".

Sie wollte den Dolmetsch zwischen dem Italiener und ihrem Vater machen.

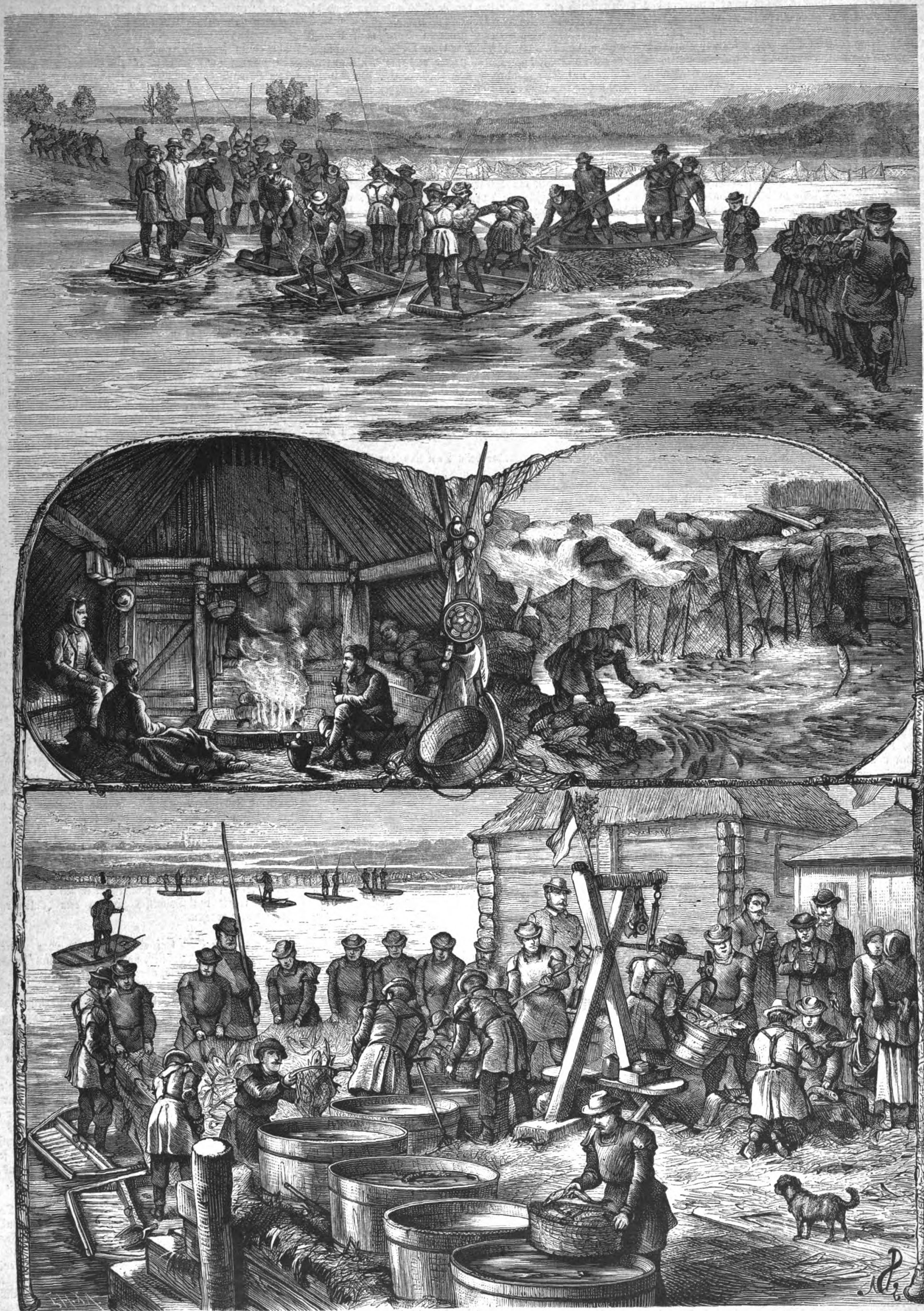
*

Der ersehnte Gast traf ein. Er zeigte zwar weder die Physiognomie eines Banditen, noch trug er die bunte kalabreser Tracht eines Fra Diavolo, aber er hatte etwas Apartes. Man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß seine Wiege nicht in Hackelburg gestanden hatte; er war — man erlasse uns die Detailirung — ein hübscher Junge, dessen Erscheinung alle Insassen des „goldenen Hackmessers" im Augenblick für sich einnahm. Ausgenommen blieb Tante Thusnelda, die sich bei der Ankunft des „Wälschen", wie sie ihn nannte, in ihre Gemächer einschloß.

Der junge Herr — Carlo war sein Name — konnte sich bereits in der deutschen Sprache verständlich machen, nur das sch verursachte ihm einige Schwierigkeit, aber das war eben pikant, wenigstens kam es so der Tochter des Hauses vor. Sein Benehmen war sehr bescheiden und was die Hauptsache war, das Geschäft, in welches er gleich am Tage nach seiner Ankunft eingeführt wurde, verstand er von Grund aus, so daß dem Meister bei der Perspektive, die sich ihm öffnete, dicke Freudenthränen in die Augen traten.

Es versteht sich von selbst, daß die Stellung des Volontärs im „goldenen Hackmesser" nicht die eines gewöhnlichen Fleischergesellen war. Signor Carlo speiste mit der Familie und begleitete dieselbe auf sonntäglichen Ausflügen; auch war er von seinem Chef in die „Harmonie" eingeführt worden, wo er bald sowohl seiner Liebenswürdigkeit im Allgemeinen halber als auch im Besondern wegen seiner Kunstfertigkeit im Billardspiel ein geschätztes Vereinsmitglied wurde.

Ja sogar Tante Thusnelda begann den Fremden mit weniger Gehässigkeit zu betrachten. Anfangs hatte sie der Magd welcher es oblag, das Zimmer des Gastes zu reinigen, anbe-



Teichfischerei und Teichwirthschaft in Böhmen. Originalzeichnung von J. Schönberg. (S. 110.)

sich stumm und kugelig in moostapezierte Astlöcher. Der alte Mann blieb stehen. „War doch immer ein lieber, herzensguter Junge, trotz seiner schändlichen Dudelsackpfeiferei. Wer weiß, sehe ich den gottvergessenen Krauskopf je wieder. — Aber mich glauben zu lassen, er studire Försterei, während er auf dem Hackbrett hämmerte". — Hektor sah fragend zu seinem Herrn auf, auch ihm wollte der Wald heute sichtlich nicht gefallen. — Doch der letzte Gedanke gab bei dem Alten den Ausschlag; langsam wanderten Herr und Hund weiter, gesenkten Hauptes und schweren Herzens.

Die Mittagszeit war vorüber. Leo hatte, den Bitten der Frauen nachgebend, seine Abreise auf den Abend verschoben. Zwischen Muhme und Bäschen sitzend, erzählte er den theilnahmsvoll Horchenden, wie der Onkel Schulmeister in Hohenheim sein Talent alsbald erkannt, ihn in seinem Vorsatze, sich ganz der Musik zu widmen, noch mehr bestärkt, und wie schön er es sich immer ausgemalt habe, wenn er endlich als Künstler und gemachter Mann in die Heimat zurückkehren würde.

„Und ein ganzer Künstler bist Du," sagte die alte Frau, ihrem Liebling die Wange streichelnd, „ich erkannte dieß gestern, als ich aus dem Schlaf erwachend Deinem Spiele horchte, sogleich, obschon es ziemlich lange her ist, daß ich selbst Musik trieb; aber," fügte sie seufzend hinzu, „vom Künstler bis zum gemachten Mann ist oft ein weiter Weg."

„Auch diesen würde ich unverdrossen wandeln, entschädigt doch die Kunst ihre echten Jünger auch für Täuschungen und Entbehrungen," erwiederte Leo, „doch mir wurde das Glück, durch meine Arbeiten einen einflußreichen Freund zu gewinnen, der mir eine feste Stellung für die nächste Zukunft in Aussicht stellte. Das ist auch der Grund, der mich abhielt, euch gleich nach meiner Ankunft reinen Wein einzuschenken. Ich dachte wenigstens so lange den Forstmann spielen zu können, bis ich einen Beweis meiner Tüchtigkeit in Händen hätte, der selbst das Vorurtheil des Oheims zu besiegen im Stande wäre. Nun kam es freilich ganz anders."

„Es wird Alles wieder in's Geleise kommen," tröstete die Tante.

Leo schüttelte traurig den Kopf, indem er Gretchen ansah, welche sich rasch dem Fenster zuwandte, um die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam ihren Augen entrollten.

Immer schwärzeres Gewölk zog am Himmel heran, einzelne Schneeflocken als Boten des nahenden Winters herabsendend und dahingejagt vom Winde, der um die zahlreichen Ecken und Winkel des alten Hauses zu pfeifen begann.

Trüb sah Gretchen in die traurige Herbstlandschaft hinaus, die ihrer Stimmung so ganz entsprach, da rollte die elegante Equipage des Herrn von Stein in den Hof.

Hastig fuhr sie vom Fenster zurück, flüsterte der Mutter einige Worte zu und verließ rasch die Stube. Auch Leo ging mißmuthig auf sein Zimmer, und selbst die Försterin empfing den sonst gern gesehenen Gast mit weniger freundlicher Miene, wovon dieser allerdings keine Notiz nahm.

„Ein wahres Hundewetter, Frau Schwiegermama," sagte er, sich in eine Ecke des Sophas behaglich zurecht setzend. „Bin wahrlich froh unter Dach zu sein, bekommen einen bösen Sturm."

„Wenn nur auch mein armer Mann schon zu Hause wäre," bemerkte die alte Dame besorgt.

„Ging er in den Forst?"

„Leider in den obern Holzschlag, um nachzusehen, was die Woche über gearbeitet wurde."

„Nun der alte Waidmann ist ja, wie er wenigstens sagt, gegen Sturm und Wetter gefeit," meinte Herr von Stein, eine Cigarre in Brand setzend, „aber was macht mein schönes Bräutchen? Man bleibt ja heute ganz unsichtbar."

„Gretchen ist unwohl," erwiederte die Försterin kurz.

„Hm, hoffentlich nicht bedeutend," versetzte Herr von Stein, in einem ökonomischen Buche, das er vom Tische genommen, blätternd, „es gibt nichts Unleidlicheres, als kränkelnde Frauen."

Die Försterin antwortete nicht. Sonderbar, nie war ihr Ton und Benehmen des Mannes so unangenehm aufgefallen wie heute.

Draußen wirbelten die Schneeflocken immer dichter, die Nacht brach weit schneller herein, als es der Jahreszeit angemessen war, und von Minute zu Minute mehrte sich die Heftigkeit der Windstöße. Immer ängstlicher horchte die Försterin auf das Geheul des Sturmes; da brauste es plötzlich daher, als ob es das alte Waldhaus aus seinen Grundfesten emporheben wollte, dem gewaltigen Anpralle folgte betäubendes Krachen aus dem kaum zwanzig Schritte weit entfernten Forste.

Mit lautem Aufschrei erhob sich die Försterin.

„Mein Gott, was war das?" stammelte sie zitternd.

„O, nur ein paar morsche Bäume, die längst für die Säge reif waren," sagte Herr von Stein ruhig.

„O Gott, mein armer Alter, wenn ihm ein Unglück geschehen wäre!" jammerte die Försterin, ihre Hände faltend.

Jetzt trat auch Gretchen mit verstörten Zügen in die Stube.

„Sie noch da, Herr von Stein?" rief das Mädchen erstaunt, „ich dächte, Sie wären längst dem Vater entgegen gegangen!"

„Sie meinen es recht gut mit mir," erwiederte dieser lachend, „während der Papa wahrscheinlich ganz behaglich in der Köhlerhütte beim Feuer sitzt, möchten Sie mich in Sturm und Nacht umherirren lassen."

„In der Köhlerhütte? Da kennen Sie meinen Alten schlecht," schluchzte die Försterin, „wenn er etwas vorhat, läßt er sich durch nichts abbringen — Jesus!"

Der Schreckensruf galt einem abermaligen furchtbaren Windstoß mit seiner unheimlichen Begleitung fallender Aeste und berstender Stämme.

„Na, wenn der alte Herr durchaus den König Lear spielen will, so kann ich nichts dagegen thun," sagte Herr von Stein ärgerlich, „wer sich unter die Traufe stellt, wird naß, mag er allein oder in Gesellschaft stehen."

Es war ein sonderbarer Blick, den Gretchen nach diesen Worten auf ihren Bräutigam warf. Aber dieser achtete nicht darauf, sondern vertiefte sich in die Beschreibung einer neuen Waldrodemaschine, während die Frauen, gleichzeitig demselben Antriebe folgend, das Zimmer verließen, um Leo aufzusuchen. Doch schon im Vorhause trat ihnen dieser eilig entgegen.

„Ist der Onkel noch nicht daheim?" fragte er hastig.

„Nein; o Leo, mir ist unsäglich bang um ihn!" rief die alte Frau weinend.

„Beruhige Dich, Tante, ich werde ihn aufsuchen," tröstete Leo.

Die Försterin antwortete nur durch eine innige Umarmung.

„Du wirst den Weg verfehlen," klagte Gretchen, „wo nur Robert ist?"

Der kam eben fluchend vom Hofe her.

„Elender Kerl das," murrte er, „und ein solcher Schuft glaubte mir mein Mädel abwendig machen zu können."

„Von wem ist die Rede?" fragte Leo.

„Von dem Bärenhäuter, dem Hans," lautete die Antwort, „wollte mit ihm dem Herrn Förster entgegen gehen, der Kerl fürchtet aber, daß ihm ein Ast den dicken Schädel einschlägt."

„Lassen wir ihn, ich gehe mit Ihnen," erwiederte Leo entschieden.

„Nun, dann hat's keine Noth mehr, wollen den alten Herrn schon —"

Der Bursche hielt inne, einen scheuen Blick auf die Frauen werfend, die sich eben in geschäftiger Eile entfernten.

„Glauben Sie, daß ihm ein Unfall zustieß?" fragte Leo leise.

„Mir war's vorhin, als hörte ich einen Schuß," flüsterte Robert, „deßhalb wollte ich auch Hans mitnehmen."

„Der Gang ist also gefährlich, da dieser sich trotzdem weigert?"

„Hm, wenn Einen just kein Ast und kein Baum trifft, ist's nicht gefährlich," gab Robert in seiner humoristischen Weise zurück.

„So, so, Sie fürchten aber weder Ast noch Baum?"

„Je nun, ich thue meine Pflicht, wie der Soldat, der seinem Offizier in die Schlacht folgt, ein Schuft, der zurückbleibt."

Leo drückte statt jeder Antwort des braven Burschen Hand, denn schon brachte die alte Frau des Försters Plaid und Bergstock für Leo, während Gretchen eine Flasche Rum in dessen Tasche steckte, worauf die beiden Männer von den Segenswünschen der Frauen begleitet, in den tobenden Sturm hinauseilten.

Nur mit äußerster Anstrengung und sich fest aneinander klammernd, gelangten sie über die Lichtung vor dem Hause; aber, einmal im Schutze des Waldes, ging es rascher vorwärts, wenigstens dort, wo nicht gebrochenes Astwerk den Weg verrammelte. Robert ging jetzt als Führer voran und stieß, wenn der Sturm etwas nachließ, in sein Horn, um dem alten Herrn die nahende Hülfe anzuzeigen. Plötzlich stürzte Hektor aus dem Dickicht hervor und sprang winselnd an dem Jäger hinauf.

„Gott gib, daß wir keinen Todten heimbringen," sagte der Bursche ernst. Kaum hatte er jedoch die Worte gesprochen, so fiel in nächster Nähe ein Schuß.

„So knallt nur des Herrn Försters Flinte!" rief Robert freudig, und eilig arbeiteten sich die Beiden nach dem Schallorte durch, wohin Hektor bellend vorauslief.

„Dacht' ich's doch, daß ein echter Waidmann seinen alten Freund und Gefährten nicht im Stiche lassen werde," sagte der Förster mit matter Stimme, die in der Dunkelheit herankommenden Männer ansprechend.

„Onkel, bist Du verwundet?" rief Leo schmerzlich bewegt, indem er sich zu dem auf der Erde Liegenden herabbeugte.

„Du bist es, Leo?" fragte dieser erstaunt.

„Ja, Onkel, ich blieb auf Tantens Zureden über Mittag und so kam es — aber Du leidest!" unterbrach sich der junge Mann, dem ein leises Stöhnen des Försters nicht entgangen war.

„Es ist nichts, eine stürzende Föhre klemmte mir nur den Fuß ein; hielt die Bäume immer für meine besten Freunde, aber ich sehe, ihre Freundschaft taugt nicht mehr als die der Menschen. Wo ist Stein, er versprach doch, mir Nachmittags entgegen zu kommen?"

„Weiß nicht, Onkel, ich kümmerte mich nicht um ihn; hier nimm einen Schluck von Gretchen's Medizin, wird Dir gut thun," sagte Leo, dem Stöhnenden die Flasche reichend, während Robert den „geklemmten" Fuß von seiner Last befreite.

„Eine hübsche Musik das, die der Teufel heute aufführt," sagte der Alte, nachdem er getrunken, „ich glaube, er hält den Wald für sein Klavier und schlägt die Tasten in Trümmer."

Trotz des halb scherzenden Tones erkannte Leo an der zunehmenden Schwäche der Stimme, daß der Verletzte einer Ohnmacht nahe war. So schnell als möglich wurde daher aus Leo's Bergstock und einigen Aesten eine Art Tragsessel improvisirt, mittelst welcher die kräftigen, jungen Männer den alten Herrn sorgsam nach dem zum Glück nicht allzu weit entfernten Forsthause brachten.

*

Vierzehn Tage waren verflossen. Leise tickte die alte Schwarzwälderuhr in des Försters Kämmerlein, dem noch immer an das Bett Gefesselten die langsam dahinschleichenden Stunden weisend. Es waren schlimme Tage für den alten Mann, der bisher gar nicht gewußt hatte, was Krankheit sei, und nun gleichzeitig mit körperlichen und geistigen Leiden zu kämpfen hatte. Immer wieder ließ er die Ereignisse der letzten Tage, welche die Basis seines ganzen Seins und Denkens erschüttert hatten, an sich vorüberziehen und mit jedem Male schien ihm das Leben trostloser und lästiger.

Herr von Stein war an jenem Abend, sobald der Sturm nachgelassen hatte, fortgefahren, unter dem Vorwande, den Dorfarzt schneller herbeizuschaffen. Als er aber andern Tages wieder kam, um nachzusehen, „wie es dem guten Schwiegerpapa gehe," verließen auf einen Wink des alten Herrn die Försterin und Gretchen stumm und ernst die Krankenstube.

Nach etwa zehn Minuten trat Herr von Stein etwas erhitzt und verdrießlich in Gretchen's Zimmer.

„Der Herr Papa ist heute bei schlechter Laune, gut, daß ich süßen Trost so nahe habe," sagte er, sich Gretchen vertraulich nähernd, und fuhr, ohne deren ernstes Wesen zu beachten, fort: „Werde einige Tage pausiren, um den Sturm vorübergehen zu lassen, dann aber komme ich, um mein hübsches Weibchen heimzuholen!"

„Sie würden sich umsonst bemühen, Herr von Stein," erwiederte Gretchen, ihre in der Waldeinsamkeit angeeignete Schüchternheit überwindend, „ich weiß zwar nicht, was Ihnen mein Vater in dieser Beziehung sagte, bin jedoch fest überzeugt, daß er mich zu keiner Verbindung zwingen wird."

Herr von Stein, der eben die Sporen an seinen Stiefeln betrachtete, sah betroffen auf.

„Zwingen? — Ich dachte doch, Sie wären vollkommen einverstanden gewesen," sagte er scharf, während die Stirnadern wie bei einem gereizten Bullen anschwollen.

„Ich war es, doch — wir kannten einander eben zu wenig," meinte Gretchen wie entschuldigend.

„Es scheint so," versetzte Herr von Stein mit vor Zorn blaurothem Gesicht, „ich wenigstens hätte solch' perfide Wetterwendigkeit bei einem einfachen Landmädchen nicht gesucht."

„Herr von Stein —"

Gretchen hielt inne, denn sie scheute sich, den in ihr tobenden Gefühlen der Entrüstung Ausdruck zu leihen; aber der Zornblitz verletzter Mädchenwürde, der aus diesen sonst so sanften blauen Augen sprühte, genügte, um Herrn von Stein in das lebhafteste Staunen zu versetzen.

Die schwarze Gretel hatte Herrn von Stein's Neigung für das schöne Mädchen in der That trefflich charakterisirt. Der glückliche Junker besaß in seinen Pferden, Hunden und Jagdrevieren Alles, was sein Herz begehrte, eine hübsche, gutmüthige Hausfrau sollte eben nur den kleinen Schlußstein zu dem großen Bau seines Glückes bilden. In Gretchen, deren kindliche Befangenheit er für Beschränktheit nahm, glaubte er ein weibliches Wesen gefunden zu haben, das er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, nach seinen Wünschen und Launen „dressiren" könne, daher denn seine grenzenlose Verwunderung, als dieses Wesen ihm so jungfräulich stolz entgegentrat.

Aber diese unerwartete Entdeckung war keineswegs ohne Reiz, ja den passionirten Pferdebändiger leitete offenbar die Lust roher Naturen an dem Unmuth wehrloser Geschöpfe, als er den Blick des Mädchens mit höhnischem Lachen und den Worten erwiederte:

„Sprechen Sie sich nur aus, meine Kleine, ich fürchte Ihren Zorn nicht, im Gegentheil, er kleidet Sie ganz hübsch — ha — ha!"

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, Herr von Stein," versetzte Gretchen bebend. „Wie Sie noch vor Kurzem glaubten, daß das einfache Landmädchen die Hand des Edelmanns als hohe Gnade hinnehmen müsse, so glauben Sie noch jetzt, dieses Mädchen ungestraft beleidigen zu dürfen." Damit wollte Gretchen das Zimmer verlassen, allein Herr von Stein vertrat ihr den Weg.

„Ich glaube gar nichts," sagte er, das schöne Mädchen mit sinnlichem Verlangen betrachtend, „als daß das einfache Landmädchen sein Näschen gewaltig hoch trägt, seit der musikalische Betteljunge im Hause ist und demselben allerlei Thorheiten —"

Herr von Stein konnte nicht vollenden, denn Gretchen's Zurückhaltung hatte in dem Augenblick ein Ende, als der Angriff nicht mehr sie allein, sondern auch den Jugendfreund traf.

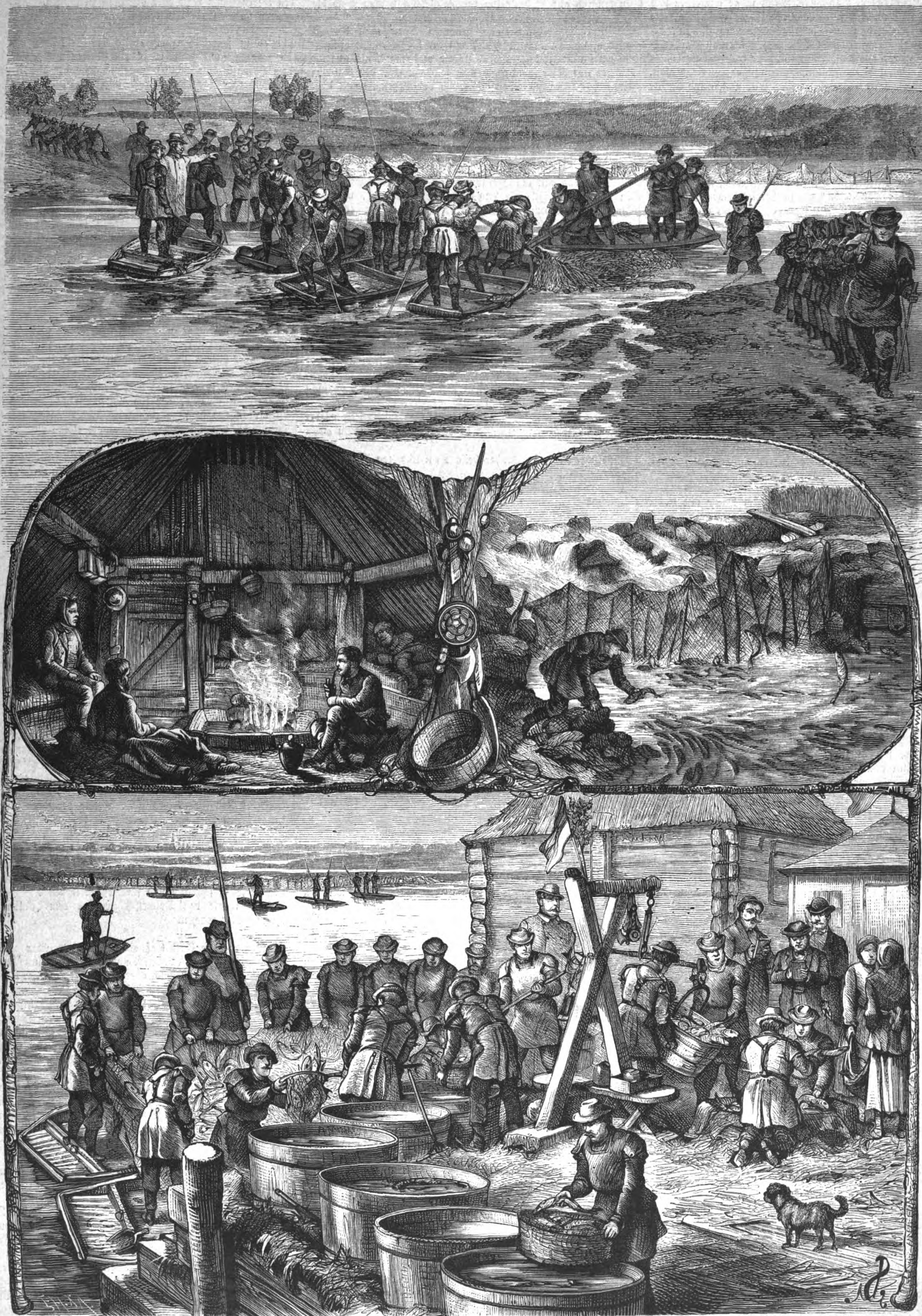
„Genug, Herr von Stein," sagte sie mit flammendem Blick, „wäre er ein Betteljunge, wie Sie sagen, dennoch würde ich ihm auf den Knieen danken, daß er mir die Augen geöffnet, mich vor der Schmach bewahrte, die Gattin eines Mannes zu sein, dessen Rohheit und Herzlosigkeit nur von seiner Feigheit übertroffen wird."

Momentanes Schweigen folgte diesen Worten, denn Herr von Stein, der eher das Einfallen des Himmels als eine solche Sprache von dem „einfachen Landmädchen" erwartet hätte, war aus aller Fassung gebracht, und erst die aufschäumende Wuth verlieh ihm neues Leben.

„Betteljunge und Bettel — dirne passen allerdings besser zusammen," wollte er sagen, als ihn die Berührung einer Hand und eine männlich kräftige Stimme zum zweiten Mal unterbrachen:

„Lassen Sie das Wort ungesprochen, Herr von Stein, sonst könnte ich vergessen, daß Sie der Gast meines Oheims sind."

Herr von Stein war, wie schon gesagt, ein robuster Mann



Teichfischerei und Teichwirthschaft in Böhmen. Originalzeichnung von J. Schönberg. (S. 110.)

sich stumm und kugelig in moostapezierte Astlöcher. Der alte Mann blieb stehen. „War doch immer ein lieber, herzensguter Junge, trotz seiner schändlichen Dudelsackpfeiferei. Wer weiß, sehe ich den gottvergessenen Krauskopf je wieder. — Aber mich glauben zu lassen, er studire Försterei, während er auf dem Hackbrett hämmerte". — Hektor sah fragend zu seinem Herrn auf, auch ihm wollte der Wald heute sichtlich nicht gefallen. — Doch der letzte Gedanke gab bei dem Alten den Ausschlag; langsam wanderten Herr und Hund weiter, gesenkten Hauptes und schweren Herzens.

Die Mittagszeit war vorüber. Leo hatte, den Bitten der Frauen nachgebend, seine Abreise auf den Abend verschoben. Zwischen Muhme und Bäschen sitzend, erzählte er den theilnahmsvoll Horchenden, wie der Onkel Schulmeister in Hohenheim sein Talent alsbald erkannt, ihn in seinem Vorsatze, sich ganz der Musik zu widmen, noch mehr bestärkt, und wie schön er es sich immer ausgemalt habe, wenn er endlich als Künstler und gemachter Mann in die Heimat zurückkehren würde.

„Und ein ganzer Künstler bist Du," sagte die alte Frau, ihrem Liebling die Wange streichelnd, „ich erkannte dieß gestern, als ich aus dem Schlaf erwachend Deinem Spiele horchte, sogleich, obschon es ziemlich lange her ist, daß ich selbst Musik trieb; aber," fügte sie seufzend hinzu, „vom Künstler bis zum gemachten Mann ist oft ein weiter Weg."

„Auch diesen würde ich unverdrossen wandeln, entschädigt doch die Kunst ihre echten Jünger auch für Täuschungen und Entbehrungen," erwiederte Leo, „doch mir wurde das Glück, durch meine Arbeiten einen einflußreichen Freund zu gewinnen, der mir eine feste Stellung für die nächste Zukunft in Aussicht stellte. Das ist auch der Grund, der mich abhielt, euch gleich nach meiner Ankunft reinen Wein einzuschenken. Ich dachte wenigstens so lange den Forstmann spielen zu können, bis ich einen Beweis meiner Tüchtigkeit in Händen hätte, der selbst das Vorurtheil des Oheims zu besiegen im Stande wäre. Nun kam es freilich ganz anders."

„Es wird Alles wieder in's Geleise kommen," tröstete die Tante.

Leo schüttelte traurig den Kopf, indem er Gretchen ansah, welche sich rasch dem Fenster zuwandte, um die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam ihren Augen entrollten.

Immer schwärzeres Gewölk zog am Himmel heran, einzelne Schneeflocken als Boten des nahenden Winters herabsendend und dahingejagt vom Winde, der um die zahlreichen Ecken und Winkel des alten Hauses zu pfeifen begann.

Trüb sah Gretchen in die traurige Herbstlandschaft hinaus, die ihrer Stimmung so ganz entsprach, da rollte die elegante Equipage des Herrn von Stein in den Hof.

Hastig fuhr sie vom Fenster zurück, flüsterte der Mutter einige Worte zu und verließ rasch die Stube. Auch Leo ging mißmuthig auf sein Zimmer, und selbst die Försterin empfing den sonst gern gesehenen Gast mit weniger freundlicher Miene, wovon dieser allerdings keine Notiz nahm.

„Ein wahres Hundewetter, Frau Schwiegermama," sagte er, sich in eine Ecke des Sophas behaglich zurecht setzend. „Bin wahrlich froh unter Dach zu sein, bekommen einen bösen Sturm."

„Wenn nur auch mein armer Mann schon zu Hause wäre," bemerkte die alte Dame besorgt.

„Ging er in den Forst?"

„Leider in den obern Holzschlag, um nachzusehen, was die Woche über gearbeitet wurde."

„Nun der alte Waidmann ist ja, wie er wenigstens sagt, gegen Sturm und Wetter gefeit," meinte Herr von Stein, eine Cigarre in Brand setzend, „aber was macht mein schönes Bräutchen? Man bleibt ja heute ganz unsichtbar."

„Gretchen ist unwohl," erwiederte die Försterin kurz.

„Hm, hoffentlich nicht bedeutend," versetzte Herr von Stein, in einem ökonomischen Buche, das er vom Tische genommen, blätternd, „es gibt nichts Unleidlicheres, als kränkelnde Frauen."

Die Försterin antwortete nicht. Sonderbar, nie war ihr Ton und Benehmen des Mannes so unangenehm aufgefallen wie heute.

Draußen wirbelten die Schneeflocken immer dichter, die Nacht brach weit schneller herein, als es der Jahreszeit angemessen war, und von Minute zu Minute mehrte sich die Heftigkeit der Windstöße. Immer ängstlicher horchte die Försterin auf das Geheul des Sturmes; da brauste es plötzlich daher, als ob es das alte Waldhaus aus seinen Grundfesten emporheben wollte, dem gewaltigen Anpralle folgte betäubendes Krachen aus dem kaum zwanzig Schritte weit entfernten Forste.

Mit lautem Aufschrei erhob sich die Försterin.

„Mein Gott, was war das?" stammelte sie zitternd.

„O, nur ein paar morsche Bäume, die längst für die Säge reif waren," sagte Herr von Stein ruhig.

„O Gott, mein armer Alter, wenn ihm ein Unglück geschehen wäre!" jammerte die Försterin, ihre Hände faltend.

Jetzt trat auch Gretchen mit verstörten Zügen in die Stube.

„Sie noch da, Herr von Stein?" rief das Mädchen erstaunt, „ich dächte, Sie wären längst dem Vater entgegen gegangen!"

„Sie meinen es recht gut mit mir," erwiederte dieser lachend, „während der Papa wahrscheinlich ganz behaglich in der Köhlerhütte beim Feuer sitzt, möchten Sie mich in Sturm und Nacht umherirren lassen."

„In der Köhlerhütte? Da kennen Sie meinen Alten schlecht," schluchzte die Försterin, „wenn er etwas vorhat, läßt er sich durch nichts abbringen — Jesus!"

Der Schreckensruf galt einem abermaligen furchtbaren Windstoß mit seiner unheimlichen Begleitung fallender Aeste und berstender Stämme.

„Na, wenn der alte Herr durchaus den König Lear spielen will, so kann ich nichts dagegen thun," sagte Herr von Stein ärgerlich, „wer sich unter die Traufe stellt, wird naß, mag er allein oder in Gesellschaft stehen."

Es war ein sonderbarer Blick, den Gretchen nach diesen Worten auf ihren Bräutigam warf. Aber dieser achtete nicht darauf, sondern vertiefte sich in die Beschreibung einer neuen Waldrodemaschine, während die Frauen, gleichzeitig demselben Antriebe folgend, das Zimmer verließen, um Leo aufzusuchen. Doch schon im Vorhause trat ihnen dieser eilig entgegen.

„Ist der Onkel noch nicht daheim?" fragte er hastig.

„Nein; o Leo, mir ist unsäglich bang um ihn!" rief die alte Frau weinend.

„Beruhige Dich, Tante, ich werde ihn aufsuchen," tröstete Leo.

Die Försterin antwortete nur durch eine innige Umarmung.

„Du wirst den Weg verfehlen," klagte Gretchen, „wo nur Robert ist?"

Der kam eben fluchend vom Hofe her.

„Elender Kerl das," murrte er, „und ein solcher Schuft glaubte mir mein Mädel abwendig machen zu können."

„Von wem ist die Rede?" fragte Leo.

„Von dem Bärenhäuter, dem Hans," lautete die Antwort, „wollte mit ihm dem Herrn Förster entgegen gehen, der Kerl fürchtet aber, daß ihm ein Ast den dicken Schädel einschlägt."

„Lassen wir ihn, ich gehe mit Ihnen," erwiederte Leo entschieden.

„Nun, dann hat's keine Noth mehr, wollen den alten Herrn schon —"

Der Bursche hielt inne, einen scheuen Blick auf die Frauen werfend, die sich eben in geschäftiger Eile entfernten.

„Glauben Sie, daß ihm ein Unfall zustieß?" fragte Leo leise.

„Mir war's vorhin, als hörte ich einen Schuß," flüsterte Robert, „deßhalb wollte ich auch Hans mitnehmen."

„Der Gang ist also gefährlich, da dieser sich trotzdem weigert?"

„Hm, wenn Einen just kein Ast und kein Baum trifft, ist's nicht gefährlich," gab Robert in seiner humoristischen Weise zurück.

„So, so, Sie fürchten aber weder Ast noch Baum?"

„Je nun, ich thue meine Pflicht, wie der Soldat, der seinem Offizier in die Schlacht folgt, ein Schuft, der zurückbleibt."

Leo drückte statt jeder Antwort des braven Burschen Hand, denn schon brachte die alte Frau des Försters Plaid und Bergstock für Leo, während Gretchen eine Flasche Rum in dessen Tasche steckte, worauf die beiden Männer von den Segenswünschen der Frauen begleitet, in den tobenden Sturm hinauseilten.

Nur mit äußerster Anstrengung und sich fest aneinander klammernd, gelangten sie über die Lichtung vor dem Hause; aber, einmal im Schutze des Waldes, ging es rascher vorwärts, wenigstens dort, wo nicht gebrochenes Astwerk den Weg verrammelte. Robert ging jetzt als Führer voran und stieß, wenn der Sturm etwas nachließ, in sein Horn, um dem alten Herrn die nahende Hülfe anzuzeigen. Plötzlich stürzte Hektor aus dem Dickicht hervor und sprang winselnd an dem Jäger hinauf.

„Gott gib, daß wir keinen Todten heimbringen," sagte der Bursche ernst. Kaum hatte er jedoch die Worte gesprochen, so fiel in nächster Nähe ein Schuß.

„So knallt nur des Herrn Försters Flinte!" rief Robert freudig, und eilig arbeiteten sich die Beiden nach dem Schallorte durch, wohin Hektor bellend vorauslief.

„Dacht' ich's doch, daß ein echter Waidmann seinen alten Freund und Gefährten nicht im Stiche lassen werde," sagte der Förster mit matter Stimme, die in der Dunkelheit herankommenden Männer ansprechend.

„Onkel, bist Du verwundet?" rief Leo schmerzlich bewegt, indem er sich zu dem auf der Erde Liegenden herabbeugte.

„Du bist es, Leo?" fragte dieser erstaunt.

„Ja, Onkel, ich blieb auf Tantens Zureden über Mittag und so kam es — aber Du leidest!" unterbrach sich der junge Mann, dem ein leises Stöhnen des Försters nicht entgangen war.

„Es ist nichts, eine stürzende Föhre klemmte mir nur den Fuß ein; hielt die Bäume immer für meine besten Freunde, aber ich sehe, ihre Freundschaft taugt nicht mehr als die der Menschen. Wo ist Stein, er versprach doch, mir Nachmittags entgegen zu kommen?"

„Weiß nicht, Onkel, ich kümmerte mich nicht um ihn; hier nimm einen Schluck von Gretchen's Medizin, wird Dir gut thun," sagte Leo, dem Stöhnenden die Flasche reichend, während Robert den „geklemmten" Fuß von seiner Last befreite.

„Eine hübsche Musik das, die der Teufel heute aufführt," sagte der Alte, nachdem er getrunken, „ich glaube, er hält den Wald für sein Klavier und schlägt die Tasten in Trümmer."

Trotz des halb scherzenden Tones erkannte Leo an der zunehmenden Schwäche der Stimme, daß der Verletzte einer Ohnmacht nahe war. So schnell als möglich wurde daher aus Leo's Bergstock und einigen Aesten eine Art Tragsessel improvisirt, mittelst welcher die kräftigen, jungen Männer den alten Herrn sorgsam nach dem zum Glück nicht allzu weit entfernten Forsthause brachten.

*

Vierzehn Tage waren verflossen. Leise tickte die alte Schwarzwälderuhr in des Försters Kämmerlein, dem noch immer an das Bett Gefesselten die langsam dahinschleichenden Stunden weisend. Es waren schlimme Tage für den alten Mann, der bisher gar nicht gewußt hatte, was Krankheit sei, und nun gleichzeitig mit körperlichen und geistigen Leiden zu kämpfen hatte. Immer wieder ließ er die Ereignisse der letzten Tage, welche die Basis seines ganzen Seins und Denkens erschüttert hatten, an sich vorüberziehen und mit jedem Male schien ihm das Leben trostloser und lästiger.

Herr von Stein war an jenem Abend, sobald der Sturm nachgelassen hatte, fortgefahren, unter dem Vorwande, den Dorfarzt schneller herbeizuschaffen. Als er aber andern Tages wieder kam, um nachzusehen, „wie es dem guten Schwiegerpapa gehe," verließen auf einen Wink des alten Herrn die Försterin und Gretchen stumm und ernst die Krankenstube.

Nach etwa zehn Minuten trat Herr von Stein etwas erhitzt und verdrießlich in Gretchen's Zimmer.

„Der Herr Papa ist heute bei schlechter Laune, gut, daß ich süßen Trost so nahe habe," sagte er, sich Gretchen vertraulich nähernd, und fuhr, ohne deren ernstes Wesen zu beachten, fort: „Werde einige Tage pausiren, um den Sturm vorübergehen zu lassen, dann aber komme ich, um mein hübsches Weibchen heimzuholen!"

„Sie würden sich umsonst bemühen, Herr von Stein," erwiederte Gretchen, ihre in der Waldeinsamkeit angeeignete Schüchternheit überwindend, „ich weiß zwar nicht, was Ihnen mein Vater in dieser Beziehung sagte, bin jedoch fest überzeugt, daß er mich zu keiner Verbindung zwingen wird."

Herr von Stein, der eben die Sporen an seinen Stiefeln betrachtete, sah betroffen auf.

„Zwingen? — Ich dachte doch, Sie wären vollkommen einverstanden gewesen," sagte er scharf, während die Stirnadern wie bei einem gereizten Bullen anschwollen.

„Ich war es, doch — wir kannten einander eben zu wenig," meinte Gretchen wie entschuldigend.

„Es scheint so," versetzte Herr von Stein mit vor Zorn blaurothem Gesicht, „ich wenigstens hätte solch' perfide Wetterwendigkeit bei einem einfachen Landmädchen nicht gesucht."

„Herr von Stein —"

Gretchen hielt inne, denn sie scheute sich, den in ihr tobenden Gefühlen der Entrüstung Ausdruck zu leihen; aber der Zornblitz verletzter Mädchenwürde, der aus diesen sonst so sanften blauen Augen sprühte, genügte, um Herrn von Stein in das lebhafteste Staunen zu versetzen.

Die schwarze Gretel hatte Herrn von Stein's Neigung für das schöne Mädchen in der That trefflich charakterisirt. Der glückliche Junker besaß in seinen Pferden, Hunden und Jagdrevieren Alles, was sein Herz begehrte, eine hübsche, gutmüthige Hausfrau sollte eben nur den kleinen Schlußstein zu dem großen Bau seines Glückes bilden. In Gretchen, deren kindliche Befangenheit er für Beschränktheit nahm, glaubte er ein weibliches Wesen gefunden zu haben, das er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, nach seinen Wünschen und Launen „dressiren" könne, daher denn seine grenzenlose Verwunderung, als dieses Wesen ihm so jungfräulich stolz entgegentrat.

Aber diese unerwartete Entdeckung war keineswegs ohne Reiz, ja den passionirten Pferdebändiger leitete offenbar die Lust roher Naturen an dem Unmuth wehrloser Geschöpfe, als er den Blick des Mädchens mit höhnischem Lachen und den Worten erwiederte:

„Sprechen Sie sich nur aus, meine Kleine, ich fürchte Ihren Zorn nicht, im Gegentheil, er kleidet Sie ganz hübsch — ha — ha!"

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, Herr von Stein," versetzte Gretchen bebend. „Wie Sie noch vor Kurzem glaubten, daß das einfache Landmädchen die Hand des Edelmanns als hohe Gnade hinnehmen müsse, so glauben Sie noch jetzt, dieses Mädchen ungestraft beleidigen zu dürfen." Damit wollte Gretchen das Zimmer verlassen, allein Herr von Stein vertrat ihr den Weg.

„Ich glaube gar nichts," sagte er, das schöne Mädchen mit sinnlichem Verlangen betrachtend, „als daß das einfache Landmädchen sein Näschen gewaltig hoch trägt, seit der musikalische Betteljunge im Hause ist und demselben allerlei Thorheiten —"

Herr von Stein konnte nicht vollenden, denn Gretchen's Zurückhaltung hatte in dem Augenblick ein Ende, als der Angriff nicht mehr sie allein, sondern auch den Jugendfreund traf.

„Genug, Herr von Stein," sagte sie mit flammendem Blick, „wäre er ein Betteljunge, wie Sie sagen, dennoch würde ich ihm auf den Knieen danken, daß er mir die Augen geöffnet, mich vor der Schmach bewahrte, die Gattin eines Mannes zu sein, dessen Rohheit und Herzlosigkeit nur von seiner Feigheit übertroffen wird."

Momentanes Schweigen folgte diesen Worten, denn Herr von Stein, der eher das Einfallen des Himmels als eine solche Sprache von dem „einfachen Landmädchen" erwartet hätte, war aus aller Fassung gebracht, und erst die aufschäumende Wuth verlieh ihm neues Leben.

„Betteljunge und Bettel — dirne passen allerdings besser zusammen," wollte er sagen, als ihn die Berührung einer Hand und eine männlich kräftige Stimme zum zweiten Mal unterbrachen:

„Lassen Sie das Wort ungesprochen, Herr von Stein, sonst könnte ich vergessen, daß Sie der Gast meines Oheims sind."

Herr von Stein war, wie schon gesagt, ein robuster Mann

und obschon nicht viel größer als Leo, diesem an roher Kraft sicher überlegen. Dennoch trat er erbleichend zurück, als er umblickend sich Aug' in Aug' dem jungen Mann gegenüber sah. Die grimmige Entschlossenheit, welche aus den Zügen desselben sprach, sagte ihm ohne Zweifel, daß auch ein Faust- oder Ringkampf mit solchem Gegner sein Gefährliches habe, der Landjunker aber liebte es nicht, sich in Gefahr zu begeben. So bezwang er denn den Ausbruch seines Hasses und begnügte sich, den Ausgang gewinnend, einige unzusammenhängende drohende Worte hervorzuzischen.

Sie vermochten aber die Seligkeit der jungen Herzen, die dem gegenseitigen Vertheidigungseifer die Gewißheit, geliebt zu werden, verdankten, nicht mehr zu stören. Lange hielten sich die Beiden wortlos umschlungen, während Lippen und Augen das höchste Menschenglück gaben und empfingen.

„Mein theures Mädchen," sagte endlich Leo seufzend, „könnte ich Dir doch die Schätze dieser Erde als Beweis meiner Liebe zu Füßen legen, aber ach, ich kann Dir nichts bieten, als das allzu bescheidene Loos einer armen Musikantenfrau. Mein vielvermögender Freund scheint mich vergessen und die Tante Recht zu haben, daß der Weg vom Künstler bis zum gemachten Mann ein weiter ist."

Gretchen lächelte zu dem jungen Mann auf wie ein Kind, dem die Mutter von bösen Zauberern spricht.

„Du lächelst, mein Gretchen? Du kennst Noth und Elend wohl nur vom Hörensagen?" meinte Leo, von dem vertrauensvollen Blick fast schmerzlich ergriffen.

„Glaube das nicht, mein Geliebter," sagte Gretchen innig, „wir Landmädchen lernen Noth und Elend in den Hütten der Armen früh genug kennen; aber ich bin jung, gesund und lernte arbeiten. Ich will Dir des Lebens Sorg' und Müh' tragen helfen, mein Leo, und wenn uns der Erde Trübsal je Muth und Kraft benimmt, dann flüchten wir zu Deiner Kunst, die uns allem Weh entrücken und uns immer neue Lebens- und Schaffenslust von lichten Himmelshöhen holen soll."

*

Die Unterredung mit Herrn von Stein, über welche der Förster in gewöhnlicher Verschlossenheit kein Wort verlor, hatte ihn gleichwohl in hohem Grade angegriffen und geschwächt, so daß Gretchen es nicht wagte, ihm die eben erzählte Szene mitzutheilen, um so weniger, als merkwürdigerweise des alten Herrn Groll gegen Leo seit jener Zeit eher zu- als abgenommen hatte und der „Musikant" nach wie vor aus dem Krankenzimmer verbannt blieb.

Am vierten Tage nach jener Szene aber erschien ein Bote mit einem versiegelten Schreiben für den Förster. Aufgeregt erbrach es der Kranke und sank nach einem flüchtigen Blick in dasselbe wie vernichtet in die Kissen zurück. Das Schreiben enthielt seine Pensionirung nebst der Aufforderung, das Forsthaus binnen drei Monaten zu räumen.

Nun glaubte Gretchen, welche am Krankenbette saß, nimmer schweigen zu dürfen und erzählte, sich selbst anklagend, den Vorfall, durch welchen Herr von Stein offenbar zu diesem Racheakt bewogen worden war. Der Alte aber nickte nur mit dem Kopf und sagte matt: „Du thatest recht, mein Kind, warst klüger und scharfsichtiger als Dein alter Vater."

Seit dieser Stunde blieb er finster und in sich gekehrt und brütete tagelang schweigend vor sich hin. Die Entdeckung, daß er sich in dem biedern Landjunker so ganz und gar geirrt und nahe daran war, aus Voreingenommenheit für den trefflichen Waidmann das Glück seines Kindes einem herzlosen Egoisten zu opfern, nagte um so härter an ihm, als er selbst in der letzten Unterredung mit Herrn von Stein keineswegs gebrochen, sondern demselben nur die vermeintliche „Bequemlichkeit" zum Vorwurf gemacht hatte, und erst aus dessen unwürdigem Racheakt die ganze Gemeinheit seines Charakters erkannte. Nicht weniger peinigend war dem alten Herrn der Gedanke, daß er vorzüglich dieses Mannes wegen und gereizt durch dessen Einflüsterungen, den „Musikanten", der sich so treu und edel bewährte, unversöhnlich von sich gestoßen.

Eine weichere, minder tief angelegte Natur wäre wohl bald darüber weggekommen, die alte knorrige Eiche aber, wie Leo seinen Onkel nannte, beugte sich dem innern Sturm nicht so leicht. Je schärfer die Selbstvorwürfe waren, um so weniger stimmten sie den alten Mann zur Milde, um so mehr glaubte er, sich durch finstere Abgeschlossenheit gleichsam selbst strafen zu müssen.

Solche Selbstquälerei blieb jedoch nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den Kranken. Das Wundfieber verschlimmerte sich zusehends; der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, die Frauen rangen rathlos die Hände. Allein alles Bitten und Zureden blieb vergeblich, der Alte wies beides wie auch jede Gesellschaft von sich, und war selbst für Gretchen, seinen Liebling, unzugänglich.

So lag er auch heute allein, sich und aller Welt grollend und in düsterer Schwermuth der Zeit gedenkend, wo er froh und rüstig in der frischen, freien Gottesluft umherwanderte. Ueber solchen Gedanken war es dunkel geworden. Da wurde die tiefe Stille durch ein seltsames Gerumpel, Getrabe und Geschiebe unterbrochen. „Was der alten Frau einfällt, den alten Klavierkasten umher zu schieben, sie denkt wohl gar schon an's Einpacken," meint der Kranke ärgerlich. Ja, könnte er nur schon fort, recht weit fort von hier, um zu vergessen! — Doch was war das? Hatten die Vöglein ihre Schlupfwinkel verlassen, um ihn in seiner Einsamkeit zu trösten? Wie das aus dem Leierkasten heraus zwitscherte und quirilirte, als ob nicht tiefer Schnee die Erde deckte, sondern heller Sonnenschein vom Himmel lachte. Gewiß, schon brauste es wie warmer Frühlingshauch durch die Wipfel und vor dem Horchenden erhob sich neu belebt der stolze, schöne, liebe Wald. Und jetzt tönte durch Vogelsang und Frühlingswehen aus weiter Ferne ein lustiger Jägerchor; immer näher, immer jubelnder klingt es, daß dem alten Waidmann ganz warm um's Herz wurde. Leibhaftig sieht er die frohen, kräftigen Gestalten über die Matte ziehen, die Büchsen auf den Rücken, die Schildhahnfedern auf den Hüten, und als ob es ihn gewaltsam mitzöge, richtete sich der kranke Jäger hoch im Bett auf. Aber schon ziehen sie wieder fort, immer leiser tönte der Gesang, und als er endlich verstummte, verschwand auch Sonnenschein und Waldesgrün und trübe, lautlose Finsterniß herrschte wieder um ihn. — Aber zwei warme, weiche Arme umschlangen ihn und ein thränenfeuchtes Antlitz schmiegte sich an das seine.

„Gretchen, mein liebes, gutes Kind," kam es bebend von des Alten Lippen.

„Sei gut mit ihm, Vater, ich liebe ihn so sehr," schluchzte es leise an sein Ohr.

Er antwortete nicht, denn eben wurde die Thüre geöffnet und auf der Schwelle erschien die alte Frau mit einem Licht in der einen Hand, mit der andern aber Leo nach sich ziehend.

Da leuchtete es wie warmer Frühlingssonnenschein über das winterliche Antlitz des Alten.

„Mein Junge, Schelm, Teufelsmusikant, zu mir her!" rief er, während das Eis seines Herzens in hellen Thränen über die Wangen schmolz. — Es war eine schöne Stunde und glücklichere Menschen, als an diesem Abend im alten Forsthause beisammen saßen, gab es auf dem weiten Erdenrund nicht.

Sechs Wochen später, an einem heitern Wintermorgen, rollten zwei Wagen aus dem weit geöffneten Thor des Forsthauses. In dem ersten, einer viersitzigen Kutsche, auf deren Lenkersitz ein Postillon thronte, saßen die beiden alten Förstersleute und blickten gar vergnüglich auf das junge Ehepaar, das die Vordersitze einnahm. Auf dem Boden der Kutsche aber lag als lebender Fußwärmer Hektor, der Pensionist, mit neugierigem Gesicht den Mittheilungen der Elster horchend, die vom Schooß der jungen Frau auf ihn herabschnatterte.

Die Sprache der Elstern ist zwar, nach der befriedigten Physiognomie Hektors zu urtheilen, für Hunde jedenfalls verständlicher als für Menschen; eingeweiht jedoch in die Begebenheiten der letzten Tage, können auch wir annäherungsweise verstehen, wie die Elster sehr ausführlich erzählte, daß es jetzt nach einer großen, schönen Stadt gehe, wo der Gatte ihrer Freundin als Musikdirektor angestellt sei, und daß die ganze Familie ein reizendes Haus in der Umgebung jener Stadt beziehen werde, welches, wie das Forsthaus, fast mitten im Walde liege. Auch versicherte sie Hektor, daß dieß ganz mit ihren Wünschen harmonire, um so mehr, als sie sich in den letzten Tagen mit dem Hochzeitskuchen den Magen total ruinirt habe und sie von der Luftveränderung das Beste für ihre Gesundheit hoffe.

Auch in dem zweiten, von „Luzel" gezogenen Wagen saß ein junges Ehepaar, das mit frohen Hoffnungen in die Zukunft blickte, da Leo die Ausbildung des talentvollen Waldhornisten übernommen hatte und für den günstigen Erfolg bürgte.

Weniger froh war das Gesicht des Kutschers trotz des großen „Hochzeitsbuschens" auf seinem Hute. Allerdings hatte er der schwarzen Gretel bewiesen, daß er nur zugreifen dürfe, um eine Frau, und zwar eine noch viel größere und stärkere Frau als Gretel war, zu bekommen, aber das „Schmatzen" (Küssen) hinten war doch höchst ärgerlich.

Das grimmigste Gesicht machte jedoch jedenfalls der hölzerne Hirschkopf auf dem Forsthause, als jetzt die beiden Fuhrwerke an ihm vorüberrollten. Mochte er aber noch so sehr die Zähne fletschen, der „junge Taugenichts" ärgerte sich nicht, sondern zeigte lachend mit dem Finger nach ihm, und jetzt, ja jetzt packt der Unverschämte die Försterstochter beim Köpfchen und küßt sie vor Vater und Mutter — es war zum lebendig ärgern. Lebendig wurde der arme Hirschkopf zwar nicht, aber die Galle verschlug sich ihm dermaßen, daß er noch heute jedem Wanderer die grimmigen Zähne zeigt.

Der Liebesbrief.

(Kopie der kleinen Oelfarbendruck-Prämie dieses Jahrgangs.)

(Bild S. 109.)

„Ein Brief für mich?"

„Ja, gnädiges Fräulein."

„Und ein Herr hat ihn übergeben?"

„Ein sehr, sehr feiner Herr, gnädiges Fräulein."

„Und Du kennst ihn, Lisette?"

(Lisette lächelnd, die Hand geheimnißvoll vor den Mund haltend.) „Das gnädige Fräulein kennen ihn auch!"

(Plötzlich bedeutend leiser.) „Ich — woher weißt Du das?"

„Ach, gnädiges Fräulein, können's ja nicht verbergen und namentlich nicht vor Ihrer Lisette."

„Du scheinst zu spioniren, Lisette?"

„Dann spionirt die Liebe für Sie, gnädiges Fräulein, die Ihnen nur Glück und Segen wünscht!"

„Und das, glaubst Du, ist in diesem Brief?"

„Ich weiß es sicher, gnädiges Fräulein. Denn wer Den bekommt, der ist so gut wie im Himmel."

„So meinst Du? (sehr gespannt) — Und was weißt Du denn von ihm?"

„Ach, ich weiß sehr viel von ihm, gnädiges Fräulein. Er ist erstens ein schöner Mann, ein bildschöner Mann, so groß und schlank und hat ein so feines, längliches Gesicht, und der hübsche volle Mund mit dem schwarzen Schnurrbart, und dann wie gut er ist!"

(Scheinbar gleichgültig.) „Wie gut —? Was hast Du denn entdeckt?"

„Er spricht so sanft stets und sieht Einen so treuherzig an."

„Du scheinst ja sehr gut mit ihm bekannt zu sein?"

„Er spricht mich eben an, gnädiges Fräulein... und dann gibt er jedem Armen, und wie viel, und wie nobel thut er's, und bekümmert sich um alle Kranke auf seiner Herrschaft und läßt ihnen Wein geben, und ist gar nicht stolz, und wenn er auch stolz ist, ist er dabei so liebenswürdig, daß man ..."

„Nun, was denn?"

„Ich darf's nicht sagen, gnädiges Fräulein, man darf doch nicht Alles sagen, was man denkt!"

(Scheinbar scherzend.) „Jetzt hast Du mir so viel gesagt, was Du denkst, jetzt kannst Du mir auch das andere noch sagen."

„Nun — ihm um den Hals fallen möchte!"

„Ach, welchen Unsinn Du schwatzest und wie ich nur all' dieß Zeug mit anhören kann," — und das gnädige Fräulein geht eilig ab in ihr Boudoir — um mit fieberhafter Hast den Brief zu erbrechen und Lisette nimmt den Plümeau, im Nebenzimmer die vergoldeten Stuhllehnen abzustauben und flüstert schelmisch lächelnd vor sich hin: „Welchen Unsinn ich schwatze und wie sie dieß Alles mit anhören kann. Ja, ja, auch gnädige Fräulein sind in Dingen sehr geduldig und schwatzen gern mit ihren Kammermädchen, wo die Kammerkätzchen auch gern stundenlang fragen und stundenlang zuhören können. In der Lieb' gibt's halt keine Gnädigen — Liebe und Tod machen halt Alles gleich."

Solch' eine Lustspielszene schildert unser drittes Oelfarbendruck-Prämienbild, eine reizende Komposition, in milden, tiefglühenden Farben dem Gemälde von O. Erdmann nachgebildet, das wir heute im Holzschnitt hier geben. Ein sehr hübsches Pendant zu den Farbendruckbildern der Jahrgänge 1875 und 1876: „Liebesglück" und „Liebesahnung".

Bilder aus Montenegro.

(Bilder S. 113.)

Montenegro und die Montenegriner haben sich in dem serbisch-türkischen Krieg einen Namen erworben. Das schlichte Bergvolk mit seinen patriarchalischen Sitten und Einrichtungen zieht jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich. Ein Häuflein Leute der türkischen Armee gegenüber, haben sie diese stets im Schach gehalten und sogar entschiedene Siege über bedeutende türkische Truppenmassen davon getragen. Der Grund hievon liegt in dem Terrain, worüber hinaus die Montenegriner sich nicht wagen, und in ihrer Kampfesweise, bei welcher sie, so viel es nur irgend angeht, Mann gegen Mann zu kämpfen suchen, wo ihre Gewandtheit, Kraft und tollkühne Tapferkeit fast immer den Gegner vernichtet. Dieses Volk von Hirten lebt mit seinem Fürsten in einem naiv patriarchalischen Verhältniß. Er ist ihr „Väterchen", ihr Herr, ihr Stolz und ihre Liebe. Wir sehen Nikita, den Fürsten, dessen Porträt und Biographie wir in Heft 20, Jahrg. 1876 der Illustr. Welt gebracht, umgeben von seinem Stabe, aus montenegrinischen Häuptlingen, meist Verwandten des Fürsten, bestehend, Meldungen entgegen nehmen.

Das andere Bild auf dieser Seite führt uns in die Hauptstadt Montenegros, nach Cettinje. Der Flecken liegt 3500 Fuß über dem Meer, in einem von hohen und schroffen Felsgruppen umschlossenen Thal, etwa vier Meilen östlich von Cattaro in Dalmatien. Der Ort besteht aus einem Kloster, dem fürstlichen Palast, einem Pulverthurm und etwa dreißig Häusern. Die wenigen steinernen Häuser Cettinjes gehören Verwandten des Fürsten oder Senatoren.

Unsere Illustration zeigt uns die Hauptstraße dieser merkwürdigen Residenzstadt mit einem der stattlichsten Gebäude Cettinjes, dem guten Gasthause. Konkurrenz hat dieß Hotel nicht zu befürchten, es müßte denn durch die Gastfreundlichkeit des Fürsten selbst sein.

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Der fünfte Tag.

Auf diese Weise ward das Boot vorwärts getrieben, bis beim Anbruch des Tages der Wind sich legte.

Johnson erhob den Kopf und spähte umher; sein Blick suchte zuerst das Schiff, welches im Laufe der Nacht an ihnen vorübergefahren — jetzt aber spurlos verschwunden war; — dann Holdsworth, dessen Phantasieen einem tiefen Schlaf Platz gemacht hatten und der jetzt, mit beiden Füßen auf der Bank liegend, sowie mit bogenartig gekrümmtem Rücken und zwischen den Knieen ruhendem Haupte schlummerte; und endlich die Wittwe, welche in unnatürlicher Lage auf ihren Sitz zurückgesunken war und deren einer Arm so weit über das Dollbord hinaushing, daß ihre Hand im Wasser ruhte.

Das Kind, welches vollständig wach war, lag auf dem Boden des Bootes und hielt sein Köpfchen an das Kleid der Mutter gelehnt. Seine weit geöffneten Augen hatten ein glasiges Aussehen; seine Lippen waren weiß und seine Haut aschgrau. Als es Johnson's Blick auf sich gerichtet fühlte, lächelte es, als hoffe es dadurch das Herz des Mannes zu erweichen und zur Erfüllung seines Wunsches zu bewegen; dann versuchte es zu sprechen; allein seine Lippen vermochten nur das Wort „Wasser" zu bilden, nicht aber durch Laute wiederzugeben. Der Matrose beantwortete dieß stumme Flehen durch



Bilder aus Montenegro. **Die Hauptstraße in Cettinje.** (S. 112.)

eine Miene, welche jedem Erwachsenen bewiesen haben würde, daß seine Verzweiflung bereits in eine Art Stumpfsinn übergegangen war; das Kind aber wähnte, es werde seinen Zweck erreichen, wenn es ihm nur gelinge, sich verständlich zu machen. Es wollte aufstehen und dem Matrosen seinen Wunsch in's Ohr flüstern; seine Füße versagten ihm jedoch den Dienst und daher blieb es auf dem Boden des Bootes liegen, lächelte abermals matt und zeigte fortwährend auf seinen Hals, als ob diese bedeutungsvolle Geberde Johnson doch schließlich bestimmen werde, ihm einen Tropfen Wasser zu verschaffen.

Holdsworth schlug jetzt, jäh aus seinem Schlaf emporfahrend, die Augen auf und öffnete den Mund, um zu sprechen, allein sein Gaumen war trocken und seine Zunge unbeweglich; überdieß empfand er ein heftiges Brennen in der Kehle, und jeder Ton, den er ausstieß, steigerte dieß schmerzhaft wunde Gefühl.

Sobald der Knabe bemerkte, daß Holdsworth aufgewacht war, wandte er sich an ihn, als einen Freund, der ihm jedenfalls helfen werde, und klagte ihm mit leisem Gewimmer seine Noth. Der Anblick des schwerleidenden Kindes und das volle Bewußtsein der eigenen Qualen trieben Holdsworth an den Rand des Wahnsinns. Bis jetzt hatte er der Versuchung Widerstand geleistet und den Rum nicht angerührt, dessen feurige Beschaffenheit seinen und seiner Gefährten Durst trotz der augenblicklichen Erleichterung, die er ihnen gewähren würde, — ohne alle Frage zehnfach steigern mußte. Aber jetzt war er nicht mehr Herr seiner selbst. Er ergriff den Becher, goß in denselben ein wenig von der geistigen Flüssigkeit und hielt ihn dann an die Lippen des Kleinen. Gierig schlürfte dieser den knapp zugemessenen Trank; der hitzige Sprit benahm ihm jedoch den Athem; er schnappte heftig nach Luft und schlug mit den Aermchen um sich.

Inzwischen hatte Holdsworth ebenfalls getrunken und den Becher mit dem Rest des Inhalts an Johnson gereicht, dessen Kehle alsbald geschmeidiger ward. Er that einen tiefen Athemzug und rief:

„Gott lohne es Ihnen, Herr. Hätte ich gewußt, daß mir das so gut thun würde, so hätte ich mir schon eher etwas ausgebeten."

Holdsworth gab dem Knaben jetzt einen Zwieback, den derselbe hastig verzehrte, als wolle er dadurch das Brennen dämpfen, welches ihm das Trinken des Rums verursacht hatte.

Als es die schmerzliche Reizung gehoben fühlte, sagte das Kind:

„Gib Mama auch etwas, lieber Herr Holdsworth. Als Du schliefst, sagte sie immer: Wasser! Wasser!"

Da Holdsworth glaubte, daß Frau Tennent schlafe, so wollte er sie nicht stören; als er aber nach einer kurzen Weile bemerkte, daß ihr einer Arm schlaff über den Bootsrand hinaushing und ihre halbgeschlossenen Finger unausgesetzt im Wasser schleiften, machte er den Versuch, ihrem Körper eine bequemere Lage zu geben. Bei dieser Gelegenheit sah er, daß derselbe eine Leblosigkeit hatte, welche unmöglich nur von einem sehr tiefen Schlaf herrühren könnte. Er schaute ihr prüfend in's Antlitz und rief dann zurückprallend:

„O, mein Gott!"

Erregt befahl er Johnson näher zu treten und die Unglückselige zu halten, während er behutsam ihren Kopf dem Licht zuwandte.

Es bedurfte nur eines einzigen Blickes, um zu erkennen, was geschehen war, obgleich der Ausdruck tiefinnersten Seelen-



Bilder aus Montenegro. **Der Fürst von Montenegro und sein Stab.** (S. 112.)

schmerzes auf ihren Zügen den Eindruck hervorrief, als schlafe sie und werde nur von einem beängstigenden Traum heimgesucht. Ihre Augen waren halb geschlossen und ihr Mund stand auf, und trotzdem der Tod in dieser Weise sein unverkennbares Gepräge auf das Antlitz der Dulderin gedrückt hatte, so war dasselbe doch noch voll Liebreiz.

„Gebt ihr etwas zu trinken!" flehte der kleine Knabe mit leidenschaftlichem Ton; ihr Verstummen und die Veränderung, die mit ihrem Gesicht vor sich gegangen war, brachte ihn auf den Gedanken, daß sie die nämlichen Qualen erdulde, die er empfunden hatte, und daher nicht sprechen könne.

„Sie ist nicht mehr durstig — sie ist todt!" entgegnete Johnson.

Holdsworth wandte sich ab; doch unterdrückte er die beruhigende Bemerkung, die sich ihm unwillkürlich auf die Zunge drängte, denn früher oder später mußte das Kind ja doch die ganze Wahrheit erfahren.

Der Knabe hatte Johnson's Worte nicht verstanden; mit dem Becher in der Hand kletterte er auf den Schooß der Todten, hielt ihr das Gefäß an die Lippen und bat: „Wach' auf, Mama! Jetzt darfst Du nicht mehr schlafen. Herr Holdsworth will Dir etwas zu trinken geben!"

Holdsworth nahm das Kind auf den Arm, trug es in die Nähe des Mastes und setzte es dort auf die Bank. Dann kehrte er zu der Leiche zurück, umfaßte sie, legte sie behutsam auf den Boden des Bootes nieder und bedeckte ihr Gesicht mit einem Theil ihres Kleides, damit die Sonnenstrahlen nicht mehr auf den marmorbleichen Zügen spielen und die Spuren des Todeskampfes mit ihrem schadenfrohen Lächeln grell hervorheben konnten.

Der Knabe fing an zu weinen und bat flehentlich, seine Mama aufzuwecken.

Doch weder Holdsworth noch Johnson waren im Stande, ein Wort des Trostes über ihre Lippen zu bringen.

Bald darauf sprang der Wind nach Norden um und erschütterte die Luft mit heftigen Stößen. Der Himmel ward bewölkt und alle Vorboten eines herannahenden Sturmes zeigten sich. Holdsworth begab sich an's Steuer und Johnson zog das Segel ein und reffte es so fest wie möglich. Die schnelle, hüpfende Bewegung der See machte es im Verein mit der geringen Fläche, welche das Segel bot, zu einer Unmöglichkeit, das Fahrzeug nach Osten zu lenken, ohne daß es vom Winde gänzlich auf die Leeseite gedrückt worden wäre; sie lösten daher die Schoote und ließen dem Boot freien Lauf.

Ein Regenschauer entlud sich und durchnäßte die Schiffbrüchigen. Mit offenem Munde wandten sie sich der Richtung zu, von der es kam, und mühten sich, die köstlichen Tropfen aufzufangen; allein die Wolke geizte mit ihrem Inhalt und ward gar bald vom Winde verjagt. Auf einer der Ruderbänke blieb eine kleine Wasserpfütze stehen und zu dieser führte Holdsworth das Kind und veranlaßte es, die Zunge hineinzustecken. Es folgte der Anweisung und schlürfte die Feuchtigkeit auf, während die beiden Männer ihre vom Regen durchnäßten Halsbinden abnahmen und daran sogen.

Der Wind ward heftiger, der Seegang höher, und das Himmelsgewölbe bedeckte sich über und über mit schweren, bleigrauen Wolken, die vom Horizont bis zum Horizont sich erstreckten. Um die Mittagszeit erblickte Johnson, als das Boot auf dem Gipfel einer Welle thronte, ein auf ihrer Leeseite segelndes Schiff. Als sie jedoch gleich darauf in ein Wellenthal glitten, entschwand es seinen Augen, und als sie wieder emporgeschleudert wurden, sahen sie es wiederum mit doppelt gerefften Marssegeln im Westen — quer vor ihrem Kielende stehen. Es war nur anderthalb Seemeilen entfernt, doch hätte es ebenso gut tausend Meilen weiter fort sein können, denn bei diesem stürmischen Seegang hatten sie ebenso wenig Aussicht, es zu erreichen, als Kraft, geraden Weges in den Wind hineinzusegeln. Es war jedoch eine schwache Möglichkeit vorhanden, daß die Leute an Bord des Schiffes das wie eine schwarze Flagge an ihrem Maste flatternde Tuch erblicken würden, und daher erwarteten die Unglücklichen jedesmal mit wilder, verzweifelnder Spannung ein abermaliges Emporheben ihres Bootes, damit sie beobachten möchten, ob man sie bemerkt habe und ihnen zu Hülfe eile. Aber das Schiff änderte seinen Kurs nicht und war nach wenigen Minuten im Nebel verschwunden.

Keiner der Männer sprach ein Wort. Johnson schien, nach dem Ausdruck seines Gesichtes zu urtheilen, in der Verzweiflung seines Herzens alle Hoffnung auf eine Errettung aufgegeben zu haben, und Holdsworth's Sinnen und Denken war nur darauf gerichtet, das Boot vor dem Eindringen der ringsum tosenden Wellen zu schützen. Er war sehr schwach; ja, er fühlte sich so erschöpft, daß er nur mit der größten Mühe im Stande war, die Rudertaue richtig zu regieren und zu verhindern, daß der Druck des Wassers das Steuer nicht quer gegen die Kielrichtung auf seine Nägel klemme, ein Umstand, durch den das Boot unabwendbar auf seine Breitseite geworfen worden sein und sich mit Wasser gefüllt haben würde.

Zu dieser Sorge gesellten sich die abermals erwachenden Qualen des Durstes. Er nahm einen Zipfel seines Taschentuches in den Mund und zerkaute ihn im buchstäblichen Sinn des Wortes; dabei warf er beständig flehende Blicke zu den Wolken empor und betete um Regen.

Sein leidender Zustand brachte ihn zu der festen Ueberzeugung, daß der Rum, so lange er ausreichen werde, ihnen nur zum Unheil gereichen und sie stets auf's Neue in Versuchung und zu heftigen Anreizungen des Durstes führen werde. Der Knabe, der jetzt ebenfalls wieder eine heiße Begierde nach Wasser empfand, kroch auf Händen und Füßen über die Ruderbänke und spähte, ob nicht irgendwo einige Regentropfen zurückgeblieben seien, und dann bemerkte Holdsworth, wie er seine kleine Zunge ausstreckte und am Maste leckte. Johnson lehnte sich mit einer Miene verzweifelnder Ruhelosigkeit über Bord, spülte sich Wasser in's Gesicht und ließ den salzigen Schaum über seine Arme rieseln, an seine Brust spritzen.

Das Boot schoß jetzt plötzlich in die Tiefe hinab, es war eine lange, wilde, jähe Niederfahrt; hoch über demselben brüllten die Wogen, das Segel klatschte und dann trat eine athemlose Stille ein, die mehrere Minuten anhielt.

Holdsworth blickte sich um und schrie hastig: „Sieh' Dich vor! Wirf Dich mit dem Kinde zu Boden!"

Johnson streckte beide Hände aus, ergriff den Knaben und rollte, rücklings fallend, unter eine Bank.

Und jetzt kam sie, — die ungeheure, grüne, ungebrochene Wassermasse, deren smaragdner Gipfel in gleicher Höhe mit der Segelstange sich wölbte, und verfolgte das Boot mit tigerartigem Sprung. Holdsworth streckte sich der Länge nach aus, drückte die Füße fest gegen die äußerste Ruderbank, machte den Rücken breit, stemmte beide Hände in die Seiten und hielt so die Taue mit einer Kraft umklammert, wie sie nur die Todesangst verleiht.

Mit aufgerichtetem Vordersteven hob sich das Boot, — höher, immer höher, — als solle unter jeder Bedingung das Oberste zu unterst gekehrt werden, und dann erscholl das Rauschen und Brüllen der Woge; ihr bleischweres Gewicht ergoß sich auf Holdsworth's Rücken und raubte ihm den Athem, vermochte aber nicht ihn von seinem Platz zu drängen; dann hüllte sie sich in ein Schaumgewand, zertheilte sich und glitt zischend, spritzend, brodelnd und tobend vorwärts, prallte rechtwinklig an der Bugwand des Bootes ab und füllte dasselbe bis zur Hälfte mit Wasser an. Abwärts fahrend, sauste das Fahrzeug jetzt in ein anderes Wellenthal, wobei ein Theil des Wassers wieder über Bord floß, während der Rest bei einem abermaligen Aufsteigen rauschend dem Platz zuströmte, wo die Sitzbänke standen, und nun fortwährend von vorn nach hinten und von hinten nach vorn gespült ward.

Aber das Boot ging nicht unter und Holdsworth beherrschte es nach wie vor.

„Kamerad!" rief er. „Komm' hieher und schöpfe das Wasser aus!"

Johnson ließ das halbertrunkene Kind fahren, kletterte stolpernd über die Bänke, strich sich das strömende, wie nasse Taufasern herabhängende Haar aus dem Gesicht, während aus seinen Kleidern das Wasser troff. Dann kniete er nieder, ergriff die Kokosnußschale und begann ingrimmig das Wasser auszuschöpfen.

Das Kind kroch in den Bug und wagte vor Angst nicht einmal zu weinen.

Das Boot jagte, die Kämme der zischenden Wogen krönend, unausgesetzt vorwärts; es hatte einen ungewöhnlichen Sturm bestanden und dieß Siegesbewußtsein schien seinen Flug zu beleben.

Aber, o der entsetzlichen Last, die es trug! Das todte, durchnäßte Weib, von deren Antlitz die Wellen die hüllende Bedeckung abgestreift hatten; das hagere, bärtige, am Boden hockende Gespenst, dessen feuchte Bekleidung wie eine seidenartige Haut an seinem Körper haftete und die jammervolle Magerkeit seiner Glieder offenbarte; der Mann am Steuer, dessen wilde, verlangende Augen in tiefen, gelbschwarzen Höhlungen funkelten, dessen braune Hände die Rudertaue mit festem Griff umfaßt hielten, dessen Lippen blaß und aufgesprungen waren, und dessen lang vernachlässigtes Haar wie ein feuchter Filz ihm tief in die Stirn und auf den Nacken hinabhing, und endlich die kleine bebende Gestalt im Bug, welche die Hände wie zum Gebet fest zusammengepreßt hatte und ihr schmales, von überirdischer Blässe glänzendes Antlitz den grauen Innenwänden des Bootes zuwandte.

Mehrere fliegende Fische fuhren unmittelbar neben dem Fahrzeug aus den Wellen empor und begruben alsbald wieder ihren pfeilartigen Körper im Wasser. Dann zertheilte die Sonne den dichten, trüben Wolkenmantel und entlockte dem zornigen Ozean ein schnell vorübergehendes Lächeln. Nichtsdestoweniger blies der Wind den ganzen Nachmittag in unverminderter Heftigkeit und als er kurz vor Sonnenuntergang verstummte, war Holdsworth dermaßen erschöpft, daß er zu Boden taumelte, als er aufstand, um Johnson seinen Sitz einzuräumen, und dicht neben der Leiche hinsank und dort regungslos und ohne Bewußtsein liegen blieb. Johnson machte keinen Versuch, ihn wieder zu sich zu bringen. Er hielt ihn für todt. Und überdieß war ihm selbst schwindlig zu Sinne; die Zunge lag ihm dick im Munde und der nämliche Stumpfsinn, welcher Holdsworth gestern heimgesucht, beschlich ihn; er ließ die Rudertaue fahren, heftete seinen Blick auf's Meer und erwartete den Tod, dessen Nahen er bereits zu empfinden glaubte.

Das Boot, welches auf dem unruhigen Wasser wie ein leichtes Korkstückchen umhergeworfen ward, fiel plötzlich so weit ab, daß das Segel back gelegt ward; aber als der Wind für einen Augenblick verstummte, richtete es sich glücklicherweise wieder auf und glitt mit solcher Sicherheit über das Meer, als sitze Holdsworth an seinem Steuer.

Eine volle Stunde hindurch gewährte das Innere des Fahrzeuges unverändert das nämliche Schauspiel; die beiden Matrosen, die sich nicht mehr regten als der todte Körper, und der kleine im Bug kauernde Knabe, der ebenfalls leblos zu sein schien bis auf die Augen, welche blinzelten, als er sie der Stelle im Meer zuwandte, welche die Sonne beschien. Dann fing Holdsworth an zu stöhnen und sich zu bewegen, worauf Johnson ihn mit seinen glanzlosen Augen anstarrte und ihn beobachtete, ohne dabei auch nur die leiseste Spur von Neugierde, Theilnahme oder eines Gefühles an den Tag zu legen, welches das Vorhandensein eines menschlichen Denkvermögens hätte bekunden können.

Als der Knabe bemerkte, daß Holdsworth sich bewegte, kroch er zu ihm und schaute zuerst auf den aus seiner Ohnmacht erwachenden Mann und dann auf seine Mutter, deren Regungslosigkeit und vom Wasser entstellter Körper ihm einen ebenso heftigen Schrecken einflößte als ihr ausdrucksloses, ihm fremdartig gewordenes Antlitz.

Holdsworth erhob den Kopf und schaute bestürzt um sich.

„Wo bin ich gewesen? Was ist geschehen?" schrie er.

Er heftete seine Augen auf die Leiche und dann traf sein Blick abermals das Kind, und nun erst erwachte er zum vollen Bewußtsein. Mit großer Anstrengung stellte er sich auf die Füße und setzte sich mit einem tiefen Seufzer neben Johnson, von dem er nicht wußte, ob er schlafe oder todt sei.

Der Knabe bat um Wasser.

„Wasser!" rief Holdsworth mit durchdringender Stimme. „Ich habe keins! Aber Zwieback kann ich Dir geben," fügte er nach einem Weilchen hinzu und ging zum Vorrathskasten. Er streckte den Arm aus, lüftete den Deckel und fand den ganzen Raum mit Salzwasser angefüllt. Mit einem Schrei der Verzweiflung zog er einen vollständig durchnäßten Sack hervor und überzeugte sich davon, daß dessen ganzer Inhalt in einen weichen Brei verwandelt war; der zweite Sack befand sich in dem nämlichen Zustand, und um Unglück auf Unglück zu häufen, war von den drei Rumflaschen, die er in der Kiste aufbewahrt hielt, nur noch eine einzige vorhanden; die beiden anderen waren zerbrochen und ausgelaufen.

Es war nicht schwer, zu ermitteln, wodurch dieß Unheil bewirkt war. Eine von hinten in das Boot stürzende Welle konnte den Schaden nicht angerichtet haben; dagegen war anzunehmen, daß das über den Bug hereingeströmte Wasser, welches nach hinten gespült war, so oft das Fahrzeug eine Welle hinauffuhr, das den Deckel der Kiste bildende Sitzbrett emporgehoben, über die Zwiebäcke sich ergossen und die Flaschen aneinander gestoßen und zertrümmert habe.

„Siehst Du, was geschehen ist?" rief Holdsworth und rüttelte Johnson am Arm. Der Unglückliche schaute sich um, schüttelte den Kopf und flüsterte:

„Wir sollen sterben, Herr. Es ist einmal so beschlossen. Wir müssen uns drein ergeben."

Was war zu thun? Holdsworth kam auf die Vermuthung, daß ein an der Sonne getrockneter Zwieback vielleicht genießbar sein werde. Er setzte daher einen Theil der durchweichten Masse den heißen Strahlen aus; allein das half nichts. Der starke Salzgeschmack machte sie ungenießbar und mit einem leisen Seufzer, der das Erlöschen seiner letzten schwachen Hoffnung anzukünden schien, warf er den Sack von sich.

Doch war ihnen ja noch eine Flasche voll Rum geblieben. Er entkorkte dieselbe mit der Spitze seines Messers und gab dem Kind einige mit Salzwasser vermengte Tropfen zu trinken. Dann hielt er den Becher Johnson an die Lippen, der noch nachträglich, wie ein Säugling, an dem harten Metallrande lutschte. Schließlich benetzte er seinen eigenen Gaumen mit der geistigen Flüssigkeit, korkte die Flasche fest zu und bewahrte sie auf's Sorgfältigste.

Der Rum hatte eine wohlthätige Wirkung auf Johnson ausgeübt; er reckte die Glieder und schaute umher.

„Wieder eine Windstille, Herr Holdsworth," sagte er mit einem Tone, der durch die Trockenheit der Stimmorgane einen unnatürlich dumpfen Klang erhielt. „Ich glaubte schon, es sei mit mir vorbei, für immer vorbei. Gott helf' uns! Es scheint mir unmöglich, daß wir Alles überleben und anderen Menschen von dieser Zeit erzählen werden."

„Wir müssen die Leiche dort in's Meer senken," sagte Holdsworth. „Das Kind darf sie nicht länger in diesem Zustande sehen. Bitte, gehe mit dem Knaben nach vorne und stelle Dich so vor ihn hin, daß er nicht bemerken kann, was ich thue. Ich wollte, der Kleine wäre mit seiner Mutter gestorben. Der Anblick seiner Leiden zerreißt mir das Herz."

Er unterdrückte gewaltsam die Regung, welche ihn zu übermannen suchte, und Johnson erhob sich mit Anstrengung von seinem Sitze, schlich, mit der einen Hand am Dollbord sich haltend, zu dem Kind und führte es an den Bug.

Inzwischen löste Holdsworth die Fallen, um das Segel herabzulassen und das hintere Ende des Fahrzeuges den Blicken des Knaben zu entziehen. Mit Aufbietung aller noch in ihm wohnenden Kraft hob er sodann die irdische Hülle der Entschlafenen empor und ließ sie behutsam über den Rand des Bootes in's Meer gleiten. Das schlichte Gebet: „Herr, unser Gott, nimm sie in deinen Himmel auf und schenke ihr ein baldiges Wiedersehen mit ihrem Kinde," begleitete den letzten Liebesdienst, den er der armen Frau erwies; dann wandte er sich ab und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

Nach Verlauf von fünf Minuten warf er einen verstohlenen Blick auf's Meer; — der Körper war verschwunden.

„Vier!" stöhnte er, „und drei werden ihnen noch folgen. O Gott, welch' eine Arbeit, welch' eine schwere, schwere Arbeit war das!"

Seine Gedanken schweiften zu Dolly. Wenn er sterben sollte, was würde dann aus ihr werden? Eine sehr lange Zeit mußte selbst in dem Falle verstreichen, daß die Insassen der anderen Boote, durch irgend einen glücklichen Zufall errettet, England erreichen und die Kunde von dem Untergang der „Sternschnuppe" durch ihre Vermittlung an Dolly's Ohr dringen konnte. Und wenn die Nachricht vom Schiffbruch sie wirklich jemals erreichte, wie würde sie, das zarte Kind, diesen Schlag ertragen? Doch noch quälender war der Gedanke, daß sein Schicksal ihr unbekannt bleiben könne und sie Monat für Monat hoffnungsvoll weiter leben und jeden Morgen in der Voraussetzung erwachen werde: „Heute kommt

er vielleicht, heute kommt er vielleicht," bis endlich jede Aussicht auf seine Rückkehr erlöschen und jeder verrinnende Tag ihr die grausame Ueberzeugung aufnöthigen werde, daß sie auf ewig getrennt seien, ja auf ewig, — ohne daß sie wußte, warum er nicht komme, — ob er zu den Lebenden oder Todten gehöre — ob er ihr treu oder untreu sei.

Wir vergießen Thränen und weiß Gott nicht ohne Ursache, wenn wir uns die Drangsale vor die Seele führen, die solche arme Schiffbrüchigen erdulden müssen; und traurigen Sinnes vergegenwärtigen wir uns die Qualen, welche ihnen der Hunger und der Durst verursachen, oder die Angst vor dem langsamen entsetzlichen Tode, dem sie in ihrem offenen, vom Sturm gepeitschten oder von einer hauchlosen Windstille aufgehaltenen Boot im Angesicht der brennenden Sonne preisgegeben sind, — aber veranschaulichen wir uns auch ihre größeren, schmerzhafteren Leiden, jene tief einschneidenden Martern, die das Herz zerfleischen und mit denen verglichen alle körperlichen Heimsuchungen in Nichts zerfließen, — die Sehnsucht nach den theuren Angehörigen, die sie nimmer wiedersehen werden, die Sorge um ihre Frauen und Schwestern, ihre Mütter und kleinen Kinder, von denen vielleicht viele niemals ihre Leidensgeschichte vernehmen und keine Thräne dem Elend weihen werden, das ihnen das Fleisch von den Gebeinen zehrte und sie einer Tortur überlieferte, die so grausig ist, daß ein Menschenherz den Gedanken daran nicht zu ertragen vermag!

Holdsworth hatte geglaubt, das Kind werde von seinem eigenen Leid so sehr beansprucht sein, daß es um seine Mutter nicht weinen werde, wenn es sie auch vermissen werde. Er hatte sich geirrt, denn kaum bemerkte der kleine Bursche, daß seine Mama nicht mehr auf dem Boden des Bootes lag, als er einen durchdringenden Schrei ausstieß und flehentlich fragte, wo sie geblieben sei. Holdsworth nahm ihn auf den Schooß, vermochte ihm aber keine Antwort zu geben. Das Kind wiederholte inständig seine Frage und schaute dabei mit argwöhnischem, unruhigem Blick um sich und besonders über den Rand des Bootes, woselbst er den Schauspieler hatte verschwinden sehen.

„Sie ist zu Gott gegangen," sagte Holdsworth endlich. „Mein lieber kleiner Kerl, Du wirst sie bald wieder sehen."

„Zu Gott!" schrie das Kind, „dann ist sie ja da, wo Papa ist."

Es sah mit weit geöffneten Augen bestürzt zum Himmel empor und sagte dann heftig schluchzend: „Warum hat sie mich allein gelassen, warum hat sie mich allein gelassen?"

„Allein hat sie Dich nicht gelassen; ich bin ja bei Dir. Sei ein guter Junge und weine nicht, und ich will für Dich sorgen und Dich von ganzem Herzen lieb haben," entgegnete Holdsworth.

Seine Worte klangen ihm selbst wie eitel Spott und Hohn; auch abgesehen von dem geistigen Schmerz, den er empfand, verursachte ihm schon die alleinige Anstrengung des Lautsprechens eine peinigende Beschwerde. Er setzte das Kind nieder, zwang sich zu einem Lächeln, welches auf seinem abgezehrten Gesicht kaum anders als ein schmerzliches Grinsen erschien, und erhob sich dann, um seinen Blick spähend über den Horizont gleiten zu lassen. Doch bald sank er durch ein Geräusch, das wie Glockengeläute in seinem Ohr erklang, betäubt auf seinen Sitz zurück und dabei rief die trockene Fieberhitze, welche ihm die Kehle zusammenschnürte und ein heftiges Brennen zur Folge hatte, einen außerordentlich starken Schmerz hervor.

Er war sich klar bewußt, daß in diesem Augenblick sein Gedächtniß entschwand; denn als er den Versuch machte, sich den Namen des Kindes zu vergegenwärtigen, vermochte er sich desselben nicht mehr zu entsinnen; jedoch machte diese Thatsache einen Eindruck auf ihn. Sein ganzer körperlicher Zustand befand sich in vollkommenem Einklang mit solchem theilweisen Erlahmen der Denkkraft, und daher erzeugte diese Entdeckung auch nicht die leiseste Regung des Staunens oder der Besorgniß in seinem Gemüth.

Um Mittag bat Johnson um Rum und Holdsworth maß ihm, sowie sich und dem Kinde etwas davon zu, nachdem er dasselbe wieder mit einigen Tropfen Seewasser vermischt hatte.

Das Kind bewegte sich kein einziges Mal von der Stelle, auf die es Holdsworth gesetzt hatte. Es vermochte sich einen rechten Begriff von dem salzigen Aufenthaltsorte seiner Mutter zu bilden, doch hegte es offenbar den Argwohn, daß sie im Wasser sich befinde, und deßhalb richtete es unausgesetzt sein Auge auf das Meer, als erwarte es, daß sie im nächsten Augenblick auftauchen und neben dem Boot erscheinen werde. Es vergoß keine Thränen mehr; dazu war es körperlich zu schwach. Der Anblick des bleichen, jungen, bejammernswerthen Geschöpfes, dessen Köpfchen krampfhaft zuckend von einer Schulter zur andern fuhr und dessen Arme schlaff am Körper herabhingen, genügten, um Holdsworth das inbrünstige Gebet auf die Lippen zu zwingen: „O Gott, erlöse es so schnell wie möglich, wenn es nicht deine Absicht ist, unsere entsetzliche Lage mit einem Schlage zu ändern!"

Der Nachmittag verrann und die Sonne versank hinter einer glatten Meeresfläche. Noch ehe das Abendroth am Himmel erstarb, kam vom Süden her eine Schaar von Seevögeln, welche für eine kurze Zeit das Boot umkreisten und zu überlegen schienen, ob es rathsam sei, die Reise fortzusetzen und das Boot seinem Schicksal zu überlassen. Sie schwebten zu hoch in der Luft, als daß die beiden Männer hätten erkennen können, welcher Vogelart sie angehörten; doch stießen sie kreischende Töne aus, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Schrei der Möven besaßen und gleichzeitig in ihren rauheren Lauten an das Gekrächz von Krähen erinnerten. Nach kurzem Verweilen setzten sie ihre Reise fort und waren bald außer Sicht, doch nicht ohne in der Brust der beiden Matrosen einen vereinzelt glimmenden Hoffnungsfunken entfacht zu haben, wie er nur in den Herzen Derer erwachen kann, die seit Langem von dem Anblick aller lebenden Wesen ausgeschlossen und in Folge dessen geneigt sind, das geringfügigste Ereigniß als ein glückverheißendes Omen zu betrachten.

Mit strahlenden Sternen dicht besät, sank die Nacht herab und auf der ganzen großen Kugel des glitzernden Firmaments zeigte sich auch nicht ein einziges Wölkchen. Die beiden Männer waren jetzt so abgestumpft gegen ihr Geschick, daß sie nicht mehr daran dachten, eine Berathung wegen der Nachtwache zu halten. Sie kreuzten vielmehr die Arme über die Brust und schliefen ein oder verfielen in einen halb bewußtlosen Zustand, von dem man nicht wissen konnte, ob er nicht eine Lethargie sei, die dazu bestimmt war, sie unmittelbar und unbemerkt auf die abschüssige Bahn des Todes zu leiten.

Der Knabe glitt von seinem Sitz herab und blieb auf dem Boden des Bootes mit zur Erde gewandtem Gesicht liegen, ohne daß Holdsworth oder Johnson sich um ihn kümmerten.

So verging die Nacht.

Elftes Kapitel.

Der sechste und siebente Tag.

Die Morgendämmerung erweckte Johnson, der für eine Zeitlang regungslos sitzen blieb und seine weit geöffneten Augen unverwandt auf eine Stelle des Meeres heftete, die halben Wegs zwischen dem Boot und dem Horizont lag. Nach einer Weile unausgesetzten Hinstarrens ward sein Gesicht durch einen Ausdruck wilder Lust belebt, der seine aufgesprungenen Lippen zu einem unbeschreiblich unnatürlichen Grinsen verzerrte.

Er schob seine knochigen Finger unter Holdsworth's Rockkragen und rüttelte denselben heftig, während er mit der rechten Hand auf's Meer deutete.

„Sehen Sie dorthin; sehen Sie dorthin!" schrie er. „Wachen Sie auf! Schnell! Schnell! Da ist Land! Erkennen Sie nicht die Häuser, Herr Holdsworth? — Und die Bäume? ... O Jesus! Wie grün sie sind! Wachen Sie auf, sage ich!"

Holdsworth fuhr jäh aus seiner liegenden Stellung empor und schüttelte mit einer gewaltsamen Anstrengung die erstarrende Betäubung von sich, welche ihn die ganze Nacht über gefangen gehalten hatte. Er richtete den Blick auf die ihm von Johnson angegebene Stelle; dann rieb er seine Augen heftig mit den Handknöcheln und schaute abermals hin, vermochte jedoch nichts zu sehen, als die Wellen des Ozeans, der durch das im Osten aufsteigende Licht eine blaue Färbung annahm und seinen unbegrenzten Spiegel bis zum Horizont erstreckte.

„Beeilen Sie sich, Herr; wir wollen schnell die Ruder in Bewegung setzen. Wenn ich nur wüßte, wohin wir getrieben sind. O guter Gott, über diese Bäume! Wie grün, — wie herrlich! Ich wette darauf, daß es dort nicht an Wasser fehlt. Das soll mir munden; das soll 'ne Lust sein! Ob uns wohl Jemand sieht? Winken Sie doch mit dem Hut! Geschwind!"

Er riß seine Kopfbedeckung ab und schwenkte sie mit heftiger Bewegung in der Luft hin und her. Allein urplötzlich ließ er den Arm sinken; seine glasigen Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten; mit schrillem Getön entwand sich der Athem seiner Brust; dann stieß er einen Schrei des Entsetzens aus und kreischte: „Es ist fort, es ist fort!" Diese Enttäuschung wirkte auf ihn wie ein mit einem schweren Werkzeug ausgeführter Schlag; er rang nach Luft, brach zusammen und fiel gleich einem Bündel Zeug von seinem Sitze.

Inzwischen ließ der Fieberfrost, welcher Holdsworth geschüttelt hatte, nach und jetzt erst bemerkte er den ihm zur Seite liegenden Knaben, dessen weit geöffnete Augen unverwandt an seinem Antlitz hingen. Das Kind deutete stumm auf seine ausgedörrten Lippen. Holdsworth hob es auf und legte es der Länge nach auf die Bank; doch kam er nicht auf die Vermuthung, daß das arme Geschöpf während der Nacht von seinem Platz gefallen war. Er wähnte vielmehr, daß es sich mit Absicht diese Lage als eine bequemere, den müden Gliedern angemessenere erwählt habe.

Darauf befeuchtete er die Lippen des Kindes mit Rum; doch als er bei dieser Gelegenheit sein Antlitz mit aufmerksamem Blick betrachtete, bemerkte er die Vorzeichen seines nahen Todes; ja, dieselben traten bereits so deutlich hervor, als seien sie ihm mit unverkennbaren Schriftzügen auf die Stirn geschrieben. Diese Entdeckung versetzte ihn in tiefe Betrübniß. Er hatte das Kind, dessen leuchtende Augen die wonnige Erinnerung an seine kleine Frau in Southbourne beständig wach erhalten hatten, fest in's Herz geschlossen; er war an Bord der „Sternschnuppe" sein Freund, sein Spielkamerad gewesen; er hatte die unergründlich selbstlose Liebe seiner Mutter beobachtet, und ihr Tod, dessen frische Spuren noch nicht verwischt waren, hatte sein tiefstes Mitgefühl für das kleine Waisenkind angeregt und mit unendlich beredter Zunge die Ansprüche gesteigert, welche es auf seinen Schutz und seine Liebe besaß. Daß es gerade jetzt sterben sollte — jetzt, — wo die belebende Sonne am strahlenden Morgenhimmel emporstieg, — sterben, nur weil es ihm an einer Schale Wasser, an einem Bissen Brod mangelte, — sterben, ohne daß seine Mutter ihm liebend im letzten Kampfe zur Seite stand und seine junge, unschuldige Seele auf den Flügeln eines Gebetes zu Gott trug, wie es nur ihre Sorge, ihre Hingebung zu ersinnen vermochte, — o das war allzu erbarmungswürdig!

„Mein kleiner Knabe, schau' mich an; sage mir, thut Dir etwas weh? Wo fühlst Du Schmerzen? Nicht wahr — im Halse? O mein armes, unschuldiges Kind!" flüsterte er.

Die Thränen blendeten ihn. Er zog sein Taschentuch heraus, tauchte es in die See und band es dem Kind um den Hals.

Das kleine Wesen schien seine Liebe zu fühlen, denn es machte eine Bewegung, als wolle es sich dicht an ihn schmiegen; auch lächelte es matt, vermochte jedoch nicht zu sprechen. Holdsworth war außer Stande, den Blick dieser jugendlichen, brechenden Augen zu ertragen; stöhnend überschaute er mit wilder Unruhe den Horizont. O, jetzt mußte, es konnte nicht anders sein, auf dieser, jener oder irgend einer andern Stelle das gottgesandte Schiff erscheinen und des Knaben Leben retten!

Eine lange bange Stunde verfloß; das Kind lebte noch immer und Holdsworth neigte sich nach wie vor über dasselbe und vergaß darüber, daß das Boot außer ihnen noch ein armes lebendes Wesen barg, welches allerdings wieder zum Bewußtsein seiner selbst gelangt war, das aber, mit dem Kopf an die Stütze einer Ruderbank gelehnt, unbeweglich auf seinem Platze kauerte und seinen Gefährten mit starrem Blick beobachtete. Ein heftiges Verlangen nach Nahrung überwältigte Holdsworth und veranlaßte ihn, nach dem Zwieback zu sehen. Doch widerstand er der Versuchung und berührte die salzige Masse nicht, die ohne alle Frage seinen Durst gesteigert haben würde. Er schlich zu dem Vorrathskasten, tauchte seinen Arm in das ihn zur Hälfte füllende Wasser und wühlte tastend in demselben umher; er wußte selbst nicht, was er suchte; vielleicht konnte die Kiste ja doch etwas enthalten, das seinen knurrenden Magen zu beruhigen vermochte; allein er fand nichts als einige durchweichte Zwiebacksbrocken und die Scherben der zerbrochenen Flaschen.

In einem plötzlichen, unbezähmbaren Hungeranfall riß er sich den einen Stiefel vom Fuß, schnitt ein Stück Leder aus der Spitze desselben und kaute daran.

Die dadurch bewirkte Thätigkeit der Eßwerkzeuge linderte einigermaßen sein Leiden und so kehrte er zu dem Knaben zurück. Im Verlauf der letzten Stunde war keine erhebliche Veränderung mit dem Kinde vorgegangen; allein so allmälig die Auflösung desselben auch eintrat, so unverkennbar war sie doch. Der Durst und der fortdauernde Aufenthalt unter freiem Himmel hatten ihr Werk im Verein mit der Sehnsucht nach seiner Mutter vollbracht, — denn der Ausdruck, den die Augen des kleinen Burschen hatten, als er sie auf das Meer heftete, aus dem er seine Mutter wieder auftauchen zu sehen hoffte, war so unsagbar schmerzlich, daß man unmöglich die Tiefe seines Herzeleids in Zweifel ziehen konnte.

Holdsworth badete ihm das Gesicht und den Hals mit Salzwasser und wollte ihm abermals die Lippen mit Rum benetzen; allein der Knabe machte eine abwehrende Bewegung. Und in der That hätte der Rum auch keinen andern Zweck gehabt, als seine angeschwollene Zunge und wunden, entfärbten Lippen zu schmerzhaftem Brennen anzuregen.

Im Verlauf des Tages empfand Holdsworth die Qualen des Durstes minder heftig, und Johnson schien ebenfalls weniger zu leiden. Der erste Marteranfall, mit welchem der Durst seine Opfer heimsucht und der zwei bis drei Tage anhält, war vorüber; das jetzt eintretende Stadium war ein gewisser Stumpfsinn in Betreff der Begierde nach Wasser; und nach kurzer Frist pflegt dann in solchen Fällen der Durst auf's Neue in seiner entsetzlichsten Gestalt aufzutreten und seine Beute so lange zu foltern, bis sie im Todeskampf erliegt.

Den ganzen Nachmittag hindurch blieb Holdsworth an der Seite des Kindes, welches mit halbgeschlossenen Augen auf der Bank lag und kein Lebenszeichen von sich gab, nur daß der Athem seine Brust leise hob und senkte. Beide waren im wahren Sinn des Wortes zu Gerippen abgemagert und Holdsworth's Hautfarbe war so aschenfahl, seine Augen so glanzlos und sein Antlitz mit dem graugesprenkelten Bart, den weißen Lippen, den gelbschwarzen Vertiefungen unter den Augen und dem verwirrten, zerzausten, bis tief in die Stirn hineinhängenden Haupthaar gaben ihm ein so wildes, gespenstisches Aussehen, daß er seinem Tode noch näher schien als der Knabe, der in Folge seiner jugendlich weichen Formen vor jeder wirklich widerstrebenden Entstellung geschützt war.

Vor dem Eintritt des Sonnenuntergangs begann das Kind zu phantasiren, und da es nicht im Stande war, artikulirte Laute auszustoßen, so plapperte es fortwährend in sinnlosen Tönen.

Eine volle halbe Stunde hielt dieses Deliriren an, dann verstummte es und nun ward das Kind bewußtlos. Es wandte das auf Holdsworth's Schooß ruhende Köpfchen ein wenig seitwärts, um die Sonne zu sehen, welche gerade in diesem Augenblick als eine große, aus glühendem Gold bestehende Kugel auf der Linie des Horizonts ruhte. Unverwandt beobachtete es den feurigen Ball, dessen Strahlen es nicht im geringsten blendeten; als derselbe völlig untergegangen war, stieß es einen leisen Klagelaut aus und streckte die Arme der Richtung zu, wo er soeben gestanden hatte. Holdsworth fühlte, daß gleichzeitig ein Zittern seinen kleinen Körper überrieselte und einige krampfhafte Zuckungen eintraten. Sich tief herabbeugend, küßte er es auf die Stirn; der Knabe lächelte und mit diesem Lächeln entfloh seine Seele.

Als Holdsworth nicht mehr daran zweifeln konnte, daß das Kind entschlafen sei, zog er ihm die kleine Jacke aus, bedeckte sein Gesicht mit derselben und legte es auf den Boden des Bootes.

Die bloße Bewegung dieser Handlung griff ihn so sehr an, daß er halb ohnmächtig auf seinen Platz zurücksank, worauf Johnson, mühsam über die Bänke steigend, herbeischlich und ihm etwas Rum einflößte.

Diese Flasche enthielt jetzt nur noch etwa ein Viertelmaß.

„Lieber Herr," sagte der Matrose, indem er seine Lippen dicht an Holdsworth's Ohr legte, „wenn ich vor Ihnen sterbe, so werfen Sie, bitte, meine Leiche über Bord. Es ist ein schrecklicher Gedanke, wochenlang in diesem Boot umhergetrieben

und dann vielleicht, wenn man zu einem Schreckbild für Menschen geworden ist, aufgefunden zu werden."

„Ich werde nicht lange genug leben, um Dir diesen Dienst erweisen zu können," entgegnete Holdsworth. „Ich fühle, daß auch meine Zeit nicht mehr ferne ist."

„Gottes Fluch ruht auf uns," stöhnte Johnson. „Eine Windstille folgt der andern; und dann zu denken, daß von den sieben Personen nur wir zwei übrig geblieben sind!"

Die Nacht brach schnell herein. Es mochte etwa zehn Uhr sein, als vom Norden her eine Brise eintrat, die kühl und erfrischend über die brennend heißen Häupter der beiden Männer dahinfuhr. Sie warf das Boot auf die Seite und Holdsworth brachte, einem instinktmäßigen Gefühle Folge leistend, das Fahrzeug vor dem Winde und richtete es, die Schoten anholend, nach Osten. Aber leider zog der Wind, ein Sommerlüftchen, welches jeden Augenblick schweigen oder nach Südwest umspringen und einen Witterungswechsel herbeiführen konnte, kein einziges Wölkchen mit sich.

Da das Boot jetzt dicht am Winde lag, so bedurfte es keiner steuernden Hand und das war ein Glück, denn die Rudertaue entfielen Holdsworth's Händen gar bald. Er gerieth überdieß in einen Schwächezustand, der ihn allerdings nicht des Bewußtseins beraubte, jedoch seinen Geist in eine denkunfähige Träumerei wiegte. Er lehnte sich mit dem Rücken an die Bootswand, neigte den Kopf auf die Brust und schloß seine Augen bis zur Hälfte. Johnson dagegen kauerte dicht an dem Maste.

Die Brise, welche während der Nacht beständig blieb, hörte auf, als die Dämmerungsstunden eintraten, um dann beim Tagesanbruch mit erneuter Kraft von Westen her sich zu erheben.

Der Umstand, daß das vom Winde gejagte Boot umzuschlagen drohte, erweckte die beiden Männer aus ihrer Lethargie; langsam und mit einer Miene, welche in beunruhigender Weise das Zunehmen einer trostlosen Resignation, einer vollständigen Gleichgültigkeit gegen das Schicksal offenbarte, brachten sie das Boot abermals dicht vor dem Winde, um sich die Mühe des Steuerns zu ersparen.

Etwas später am Morgen kroch Johnson an die Seite des todten Knaben und betastete ihn.

„Was thust Du da?" schrie Holdsworth ingrimmig.

„Ich untersuche nur, ob er nicht ein Stückchen Schiffszwieback in der Tasche hat," entgegnete der Mann mit mürrischem Tone und schaute mit einem wölfischen Glanz in den tiefliegenden Augen empor.

„Laß ihn in Ruhe!" sagte Holdsworth.

Unwillig gehorchte der Mann, brummte etwas in den Bart und nahm seinen alten Platz am Maste wieder ein, hielt aber seine Augen unverwandt auf die Leiche gerichtet.

Ein Schauder überrieselte Holdsworth's Gestalt, als er Johnson's eigenthümlich gierigen Ausdruck wahrnahm, und auf seine Kniee sinkend, enthüllte er das Angesicht des Kindes und prüfte es mit Aufmerksamkeit, um sich davon zu überzeugen, daß es in Wahrheit todt sei. Dann nahm er den kleinen Körper auf den Arm, um ihn über Bord zu heben. Allein Johnson versperrte ihm den Weg und hielt ihn am Handgelenke fest.

Der Ausdruck seines durch die entsetzlichen Leiden bis zu teuflischer Häßlichkeit verunstalteten Gesichtes ward in diesem Augenblick zu der widernatürlichsten Fratze durch die Bewegungen seines Mundes, welcher sich mehrere Male öffnete und schloß, ehe er im Stande war, einen Laut hervorzubringen.

„Nein, nein; thun Sie das nicht! Behalten Sie ihn!" stieß er heraus.

„Warum?" fragte Holdsworth und sah ihm festen Auges voll in's Antlitz.

Allein der Matrose war unfähig, den Gedanken, den er im Geiste erwog, in Worten auszusprechen; er vermochte ihn nur durch einen Blick anzudeuten.

Holdsworth kehrte ihm den Rücken und erhob seine Last, bis sie auf gleicher Höhe mit dem Dollbord des Bootes sich befand, allein Johnson umfaßte die Leiche mit seinen knochigen Fingern und hielt sie fest.

„Die Hände weg!" sagte Holdsworth heftig bebend.

Der Mann stieß einen Fluch aus, entsprach jedoch der Forderung nicht. So schwach Holdsworth auch war, so gab ihm doch der leidenschaftliche Ingrimm über die Entheiligung, welche dieser halb irre Mensch der irdischen Hülle seines kleinen Lieblings zuzufügen gedachte, für eine kurze Zeit seine alte Kraft zurück. Er erhob den Fuß, pflanzte ihn auf Johnson's Brust und stieß ihn zurück; der Unglückliche stürzte rittlings über die Ruderbank und lag bewußtlos auf dem Boden des Bootes.

Holdsworth beugte sich jetzt über das Dollbord und ließ die Leiche langsam und allmälig in's Wasser gleiten. Als sein Werk beendet war, fühlte er, daß auch seine Stunde schlage; todesmatt sank er auf eine der Sitzbänke und seine Augen füllten sich mit brennenden Tropfen.

Aber noch lebte er; und so lange sein Herz pulsirte, so lange blieb auch naturgemäß der Trieb der Selbsterhaltung thätig. Um die Mittagszeit stellte sich ein folterndes Verlangen nach Nahrung ein, welches ihn in's Leben rief und ihn zwang, sich aufrecht hinzusetzen. Er wischte sich den Schaum von den Lippen und entdeckte, daß derselbe blutig war. Mit dem verlangenden Blick eines wilden Thieres spähte er umher, und als er nichts weiter erblickte als die trockenen, kahlen Bänke, die heißen nackten Bootswände, das von der Sonnenhitze gebleichte Fußgatter und das unter demselben schillernde Wasser, welches leichte kühle Blasen aufwarf und eine zum Wahnsinn treibende Erinnerung an frische [illegible] Quellen wach rief — zog er sein Messer aus der Tasche, stieß es sich in den Arm und legte die Lippen an die Wunde.

Zwölftes Kapitel.

Der zehnte Tag.

Der zehnte Tag nach dem Untergang der „Sternschnuppe" brach an.

Eine sechshundert Tons schwere Barke, Namens „Jessie Maxwell", die vor drei Wochen den Hafen von Glasgow verlassen hatte, war die ganze Nacht hindurch von einer Windstille aufgehalten worden und befand sich jetzt mit ihrem nach Süden gerichteten Bug unter vollen Segeln, während eine leichte Brise auf ihrem Kielende stand.

Der zweite Offizier hatte die Wache auf Deck. Derselbe saß, seine Nägel reinigend, auf dem Gatter hinter dem Steuer, als der Mann am Ruder auf eine Stelle des Horizonts deutete, welche ungefähr in gleicher Linie mit der Mitte ihrer Backbordseite sich befand und ihn fragte, ob er daselbst einen schwarzen Punkt erblicke. Der etwas kurzsichtige Offizier bemühte sich vergebens, etwas zu entdecken, und erklärte nach einem Weilchen, daß er nichts sähe. Er begab sich jedoch nach vorne und befahl einem im Hauptmaste sitzenden Matrosen, das Meer an der Backbordseite des Schiffes zu überschauen. Der Mann beschattete alsbald die Augen mit der Hand und meldete, daß er an der angegebenen Stelle einen dunklen Gegenstand wahrnehme; doch könne er nicht unterscheiden, ob derselbe ein Boot sei oder ein Stück von einem gescheiterten Schiffe. Hierauf eilte Herr Anderson in die Kajüte, nahm das Fernrohr aus dem Wandschranke und richtete es auf den Punkt, nachdem er es seiner Sehkraft angepaßt hatte.

„Donnerwetter!" rief er, ohne das Glas vom Auge zu entfernen. „Da ist ein Boot, das Mast und Raasegel hat. Doch scheint kein lebendes Wesen an Bord zu sein."

Er schaute auf's Neue durch das Fernrohr, schob es dann zusammen und begab sich schleunigst hinunter.

Nach Verlauf von drei Minuten kehrte er mit zwei Begleitern zurück; der eine war ein kleiner, untersetzter Mann mit gutmüthigem Gesicht; der andere ein ernster, schwarzbärtiger Herr von mittlerem Alter.

„Dort ist es, meine Herren!" sagte Herr Anderson und deutete auf die Stelle, auf der nach seiner Berechnung das Fahrzeug, welches er mit unbewaffnetem Auge nicht zu erkennen vermochte, sich jetzt befinden mußte; er hoffte durch diesen einfachen Beweis den Ruhm eines scharfen Blickes sich zu erringen.

„Ich sehe allerdings einen schwarzen Fleck dort," bemerkte der ernste Herr.

„Geben Sie mir das Glas!" rief der untersetzte Mann, der Kapitän des Schiffes, und legte das Teleskop an sein Auge. „Es ist ein Boot, das unterliegt keinem Zweifel," sagte er nach kurzer Prüfung. „Merkwürdig, daß sich nichts in demselben rührt! Und was mag das schwarze Ding da an der Mastspitze zu bedeuten haben? Soll es vielleicht als Signalzeichen gelten?"

Mit diesen Worten wandte er sich zu dem Mann am Ruder und befahl demselben: „Leg' das Ruder Steuerbord! Herr Anderson," fuhr er dann fort, „halten Sie ein Boot bereit, vielleicht sind dort Menschen in Lebensgefahr."

„Es sieht aus wie der Seitenhänger eines Schiffes," sagte der Kapitän, wiederholt sein Fernrohr in Anspruch nehmend. „Die Schote des Segels ist windwärts gerichtet und das Ding treibt mit aller Kraft leewärts. Doch zu welchem Zweck die schwarze Flagge bestimmt ist, mag ein Anderer errathen."

Sie näherten sich dem Boote mit großer Geschwindigkeit. Der Umstand, daß kein lebendes Wesen in demselben sich bewegte, befremdete sie in hohem Grade, denn obgleich das Segel allem Anschein nach über Nacht nicht geborgen gewesen war, so hatte das kleine Schiff doch das Ansehen, als ob es bemannt sein müsse. Das Meer war so ruhig, daß die Barke im Stande war, fast unmittelbar bis an die Längsseite des fremden Fahrzeuges zu segeln. Alles stürzte auf die Stelle des Verdecks, von der aus man es am besten zu sehen vermochte, und als man an demselben in einer Entfernung von vierzig bis fünfzig Fuß vorbeifuhr, erhob sich ein Chaos von Stimmen:

„Hinten im Boot liegt ein Mann!"

„Sehen Sie ihn, Herr! Er liegt mit dem Kopf unter der letzten Ruderbank."

„Es sind ihrer zwei! Der Andere hockt dicht am Mast!"

Das Boot blieb zurück und entzog seine Bürde den Blicken der neugierigen Mannschaft.

„Mein Gott, es sind in Wahrheit zwei Leichen drin!" schrie der Untersteuermann.

„Bemannt die Backbord-Fockbrassen!" donnerte der Kapitän. „Legt das Ruder Steuerbord!"

Das Ruder flog herum; die Backbord-Fockbrassen wurden losgelassen und die großen Raaen back geholt. Der Lauf des Fahrzeuges war somit gehemmt und sofort eilten zwölf Mann nach hinten, um den Backbord-Seitenhänger auszusetzen. Vier Mann sprangen hinein und der Untersteuermann begab sich an die Ruderpinne. Auf den Kommandoruf: „Fier weg!" glitt das Boot herunter und schoß auf das Wasser, und alsbald flogen die Ruder heraus.

In wenigen Minuten befand sich das Boot an der Seite des mit schwarzer Flagge geschmückten Sarges. Die Matrosen griffen nach seinem Dollbord und standen auf, um hineinzusehen.

Gott im Himmel! Welch' ein Anblick!

Holdsworth lag mit zusammengezogenen verschränkten Beinen und ausgebreiteten Armen platt auf dem Rücken und sein geisterhaftes Antlitz schaute geraden Weges zu der Unterseite der Ruderbank empor. Johnson lag dagegen in hockender Stellung unmittelbar am Mast; sie schwankten anfangs, ob er nicht vielleicht nur ein Bündel Kleidungsstücke war, bis sie sein Haupthaar und die Finger seiner einen Hand gewahrten. Sein Gesicht konnten sie nicht sehen; doch das von Holdsworth war grau und skelettartig; der Hunger und die Leiden hatten das göttliche Gepräge des Menschenthums von seinem Antlitz vertilgt; sein einer Fuß war nackt und die Haut desselben sowie die seines Gesichtes besaß die Farbe und das Aussehen von altem Leder.

Zerkrümelte Brocken salziger Schiffszwiebacke lagen auf den Bänken umher. Hinten im Fahrzeug befand sich ein offener Vorrathskasten, der zur Hälfte mit einer Wassermasse angefüllt war, welche in Folge des durchweichten und zum Theil ganz aufgelösten Brodes die Farbe von Erbsensuppe angenommen hatte. In der Nähe des Bugs lagen die leeren Wasserfässer mit geöffnetem Spundloch, welche, als das Boot der Bewegung der kleinen Wellen, mit denen der Wind das Meer bedeckte, nachgebend hin und her schaukelte, mit hohlem Getön aneinanderrollten.

Das trockene, ausgedörrte Innere des Bootes, die Zwiebacksreste, die leeren Fässer und die skelettartigen Menschengestalten gewährten ein so beredtes Bild von dem entsetzlichen Elend, das hier gehaust, wie es sich selbst die glühendste Phantasie Dessen, der nie etwas Aehnliches erlebt oder erfahren hat, nicht zu veranschaulichen vermag. Und den Eindruck dieser wahrhaft gespenstischen Szene erhöhte der schwarze Shawl, der wie ein von Geisterhänden gewebter Trauerflor an der Spitze des Mastes flatterte und den Matrosen besser, als es irgend ein anderes Zeichen vermocht hätte, die Art und Weise der grauenvollen Ereignisse vor ihr geistiges Auge heraufbeschwor, die hier stattgefunden hatten.

„Ist es möglich, daß sie todt sind?" stöhnte einer der Männer, dessen weißes Gesicht zeigte, daß ihm sehr schlecht zu Muthe war.

„Herr Anderson!" rief eine Stimme vom Vorderdeck der Barke herunter, „nehmen Sie das Boot in's Schlepptau und bringen Sie es dicht an's Schiff."

Die Insassen des Seitenhängers befestigten die Fangleine des Bootes an ihrem Kiel, neigten das Segel und begaben sich, ihre traurige Beute nach sich ziehend, auf den Rückweg. Die Stimmen der über das Bollwerk des Schiffes lehnenden Matrosen schwollen zu einem dumpfen, tiefen Gesumme an, als das Boot ihnen abermals so nahe kam, daß sie seinen Inhalt zu erkennen vermochten.

„Leben Sie noch?" rief der Kapitän herab.

„Sie scheinen Beide todt," entgegnete Anderson.

Das Boot ward nunmehr bis unmittelbar unter die Treppe gebracht, und da die Spitze seines Mastes jetzt in gleicher Höhe mit dem Bollwerk des Schiffes sich befand, so gelangte das schwarze Tuch in die unmittelbare Nähe der Matrosen. Die erregten Männer musterten es mit einem Gemisch von Scheu und Neugierde.

„Das ist kein richtiges Flaggentuch!" sagte der Eine.

„Es sieht doch so aus!" rief ein Anderer.

„Seht nur, wie es zerschlissen ist," bemerkte ein Dritter, „es ist kein einziger Faden ganz."

„Wenn das nicht ein Stück von einem Frauenkleide ist," sagte ein Vierter, „so will ich den Mund nicht mehr aufthun. So viel ich sehen kann, ist allerdings kein Frauenzimmer an Bord."

Inzwischen hatte man um Johnson's Arme und Brust ein Tau gewunden, um ihn auf diese Weise über die Treppe hinauszuheben. Jetzt, wo er unbedeckt war, machte er einen noch weit abstoßenderen und grausigeren Eindruck als Holdsworth. Er war die verkörperte Hungersnoth — die Personifikation der durch Entbehrung getödteten Manneskraft — ein Bild, das sich dem Gedächtniß mit unauslöschlichen Zügen einprägen und selbst dann noch in demselben haften bleiben mußte, wenn die Zeit schon seit Langem den ersten gewaltigen Eindruck abgeschwächt und die mit demselben zusammenhängenden Einzelheiten verwischt hatte. Die Matrosen fuhren entsetzt zurück, als das unglückselige Opfer eines qualvollen Todes vorsichtig über den Rand des Schiffes geschoben und in der Nähe des Hauptmastes auf ein Segel gelegt ward. Dann folgte Holdsworth's Körper.

Der Kapitän und der Herr mit dem langen Barte näherten sich den beiden starren Mumien.

„Glauben Sie, daß noch ein Funke von Leben in ihnen ist, Herr Sherman?" fragte der Kapitän.

Der Angeredete kniete nieder und blickte prüfend auf die Gesichter der Verunglückten. Die Matrosen drängten sich nahe an ihn heran und harrten seiner Entscheidung mit gespannter Erwartung; sie bildeten, ohne es zu wollen, eine Gruppe, die eine so tieftragische und so malerisch-ergreifende Wirkung hervorbrachte, daß sie selbst den Sinn des stumpfsten Menschen hätte erregen müssen. Man vergegenwärtige sich nur: die braunen, rauhen Gesichter und kräftigen Formen der Matrosen, den in ihrer Mitte knieenden ernsten Mann, vor demselben die beiden auf dem Rücken liegenden Gestalten, deren fleischlose Glieder mit einem Stoff bedeckt waren, der kaum noch die geringste Aehnlichkeit mit der menschlichen Haut zu haben schien; ihnen zur Seite flatternd der schwarze Shawl, der stumme Zeuge eines grauenvollen Schauspiels, in der Höhe die weißen Segel des Schiffes und über dem Allem ein heiterer, unbewölkter Himmel und eine lächelnde Sonne! Und welch' ein geheimnißvolles Dunkel umgab die abgezehrten, stillen Gäste, deren Namen, Land und Lebensgeschichte unbekannt waren und deren weiße Lippen der Tod versiegelt hatte!

„Was denken Sie?" fragte der Kapitän.

„Dieser Mann ist jedenfalls todt," entgegnete Herr Sherman, auf Johnson deutend, „und nach meiner Meinung ist auch ..."

Gerade in diesem Augenblick sah man ein leises Zittern über Holdsworth's Körper rieseln; dasselbe war eigentlich nur der Anflug einer vibrirenden Bewegung, verrieth aber doch, daß sein Leben noch nicht ganz erloschen sei.

„Schnell! Schnell!“ rief Herr Sherman und sprang hastig auf, „dieser Mann lebt, wer weiß, ob sie nicht Beide noch zu retten sind! Lassen Sie dieselben hinuntertragen, Herr Kapitän. Rasch, lieber Freund! Jeder Augenblick ist kostbar!“

Herrn Sherman's Aufregung wirkte ansteckend. Der Kapitän rief mit donnernder Stimme den Steward herbei und befahl ihm, eine Koje herzurichten. Mehrere Matrosen bückten sich, hoben die beiden Körper empor und trugen sie, so schnell sie es vermochten, die Treppe hinab. Ein vielstimmiges Geflüster erhob sich, das alsbald zu einem lauten Getöse anschwoll.

„Hieher an die Davits, Leute, holt unsern Seitenhänger auf!“ befahl der Untersteuermann, der, während mehrere Matrosen seiner Anordnung Folge leisteten, in die Kajüte eilte, um sich eine Instruktion in Betreff des fremden Fahrzeuges auszubitten. Er kehrte alsbald mit der Ordre zurück, daß dasselbe gleichfalls an Bord gezogen werden solle.

Ohne jedes Hinderniß ward das Fahrzeug aufgewunden und auf dem Verdeck der Barke unmittelbar vor der Hauptluke aufgestellt. Dann wurden die Raaen des Schiffes nach dem Winde gebraßt und die „Jessie Maxwell“ setzte ihre Reise fort.

Dieß Boot übte auf die Matrosen eine magnetische Anziehungskraft. Wäre es der versteinerte Ueberrest irgend einer vorsinflutlichen Armada gewesen, so hätten die Männer es nicht mit größerer Aufmerksamkeit und gespannterer Neugierde betrachten und untersuchen können. Es trug keinen Namen und gab somit durchaus keinen Aufschluß über das Schiff, zu dem es gehört, den Ort, wo es gebaut, und den Hafen, den es verlassen hatte. Das Wort „London“ war in Verbindung mit einigen anderen Zeichen auf den Wasserfässern eingebrannt, aber das besagte nichts. Als die Matrosen die durchweichten Zwiebacke aus dem Vorrathskasten zogen, in dem sie außerdem noch die Scherben der zerbrochenen Rumflaschen fanden, entfuhr ihrem Munde manch' tiefempfundener Ausruf. Erzählten diese einfachen Dinge ihnen doch eine Geschichte, wie sie markerschütternder nimmermehr erfunden werden kann.

„Seht her!“ sagte einer der Männer und stieß an die Fässer, „nicht ein einziger Tropfen Wasser ist drin!“

„Hier ist ein Stiefel,“ sagte ein Zweiter, „aus dem ist ein Stück 'rausgeschnitten.“

„Die armen Menschen haben sicherlich das Leder gegessen,“ sagte eine grauhaarige Theerjacke und schüttelte gedankenvoll die lockige Mähne. „Die Noth soll solche Unglücklichen oft noch zu viel schlimmeren Dingen treiben.“

Die Reste des getrockneten Zwiebacks wanderten von Hand zu Hand und wurden mit staunender Aufmerksamkeit betastet. Das Segel, die Ruder, das Fußgatter, — kurz — Alles und Jedes erregte das brennendste Interesse. Jedoch der Gegenstand, welcher zu den unheimlichsten Vermuthungen Anlaß gab und die Einbildungskraft der Beschauer in eine fast fieberhafte Aufregung versetzte, war der Shawl der Wittwe, dem man es ansah, daß er wiederholt vom Regen und Seewasser durchnäßt und von der Sonne getrocknet worden war; er zeigte Loch an Loch und seine ursprüngliche Beschaffenheit war kaum noch zu errathen.

Die Nacht brach an. Die „Jessie Maxwell“ gab einer lebhaften Brise nach; in ihrer Kajüte ward die Lampe angezündet und Kapitän Duff saß daselbst neben seinem Obersteuermann, dem Orkney-Insulaner Banks, einem riesigen, vierschrötigen,



Tscherkessen reiten durch den Bazar in Philippopel. (S. 110.)

wettergebräunten, biedern Mann, der so viel Aehnlichkeit mit einem Neufundländer hatte, wie ein Mensch nur immer haben kann; beide Seefahrer hatten ein großes Glas mit Whisky und Wasser vor sich auf dem Tisch stehen und rauchten ihre Pfeifen.

Der Rauch des Toddy*) vermischte den verschiedenartigen Duft, den die Orangen und der treffliche Glenlivet ausströmte, mit dem feinern Aroma des Cavendish-Tabaks. Der Kapitän saß auf dem einen, Banks auf dem andern Sopha; Beide rauchten und schlürften von dem vor ihnen stehenden Getränk und blickten einander unverwandt an, als sei die Zeit ein zu kostbares Ding, um es gesprächsweise zu vergeuden, und als ei es ihre Pflicht, ihre Lippen ausschließlich dem Dienste des Pfeifenstieles und dem Rumglase zu widmen.

„Es ist mir doch lieb, daß ich das Boot an Bord schaffen ließ,“ sagte endlich der Kapitän, „ein Boot ist immerhin ein Boot.“

Gegen diese einleuchtende Wahrheit ließ sich kein vernünftiger Einspruch erheben; in Folge dessen sprach Herr Banks seinem Vorgesetzten seine Uebereinstimmung nur durch ein Neigen seines Hauptes aus, das er wie weiland Jupiter innerhalb einer dichten Wolke ausführte.

„Wissen Sie noch, Banks,“ hub der Kapitän nach einer langen Pause wieder an, „wie der kleine Angus M'Kay uns an Bord der „Bannockburn“ die Ente von dem großen Boot auftischte, das sie nicht weit vom Kap der guten Hoffnung mit einem kleinen Negerjungen und drei Schafen drin gefunden hätten?“

Herr Banks erwiederte nach reiflichem Nachdenken, daß er sich der Geschichte noch sehr wohl entsinne.

„Es war 'ne kuriose Begebenheit,“ fuhr der Kapitän fort, „wenn's keine Lüge war.“

„Ja, wahrhaftig, das will ich meinen!“ äußerte Banks.

„Herr Sherman scheint die Sache famos anzufangen,“ sagte der Kapitän. „Das is noch mal 'n Mensch! Es wird Einem, weiß Gott, wohl um's Herz, wenn man so sieht, wie er fortwährend bei dem armen Teufel sitzt und dafür sorgt, daß er warm in seinem Bett liegt, und ihn pflegt, als sei er sein eigener Sohn.“

In diesem Augenblick öffnete sich eine der Thüren und Herr Sherman trat hinter derselben hervor.

„Wie steht's mit Ihrem Patienten?“ fragte der Kapitän.

„Er ist bei Besinnung; allein sein Gesicht verräth eine so große Bestürzung, wie ich sie noch nie bei einem Menschen sah,“ erwiederte Herr Sherman, setzte sich neben den Kapitän und sah sich nach einem Glas Rum um, worauf Herr Banks mit einer Sturmwindstimme nach Atam (er meinte damit Adam) schrie. Ein kleiner, rothköpfiger Mann tauchte aus irgend einem Winkel des Raumes auf und setzte die zu einem Glas „Whisky-Toddy“ erforderlichen Materialien vor Sherman auf den Tisch.

„Wahrhaftig!“ rief der Kapitän, „es ist kein Wunder, wenn der arme Kerl nicht weiß, was er denken soll. Mir würd's grad so gehen, wenn ich in einem offenen Boot vor Hunger fast umgekommen wär' und mein Bewußtsein verloren hätt', und nun plötzlich in einem warmen Bett aufwachte und das angenehme Gefühl von altem Franzbranntwein im Magen spürte.“

„Ich habe noch keine Frage an ihn gerichtet,“ fuhr Herr Sherman fort. „Wenn ich auch kein Arzt bin, so weiß ich doch, daß sein Leben von Ruhe und Schonung abhängt.“

„Auf mein Wort, Herr, Sie haben fürwahr ein gutes Herz im Leibe!“ rief der Kapitän, „und sollte ich 'mal Schiffbruch erleiden, so will ich mir wünschen, daß ich auch in ebenso gute Hände falle, wie Ihr Pflegling. Auf Ihr Wohl, mein Herr!“

*) Ein Getränk, bestehend aus Rum, Zucker, Muskatnüssen und heißem Wasser.

Nach diesen Worten leerte er sein Glas bis zur Hälfte, — und seine vor Behagen funkelnden Augen zeigten, daß ihm diese That keine Ueberwindung gekostet habe.

„Und der andere Mann ist todt?“ fragte Herr Banks.

„Ja, leider, leider! Der Aermste! Haben Sie schon je in Ihrem Leben etwas Herzzerreißenderes gesehen als seinen Körper, Herr Kapitän? Nichts als Haut und Knochen! — und o, welcher Ausdruck im Gesicht!“ rief Herr Sherman und preßte die Hand auf die Augen.

„Ja, ja; es ist ein bitterböses Ding um den Durst!“ sagte der Kapitän und starrte nachdenklich in sein Glas.

„Und um den Hunger ebenfalls,“ bemerkte Herr Banks, welcher aussah, als könne man ihm ohne Bedenken einen ganzen Ochsen auftischen.

„Ich vermuthe, daß wir eine entsetzliche Geschichte zu hören bekommen, sobald der andere arme Bursche nur erst im Stande ist, zu sprechen,“ sagte Herr Sherman. „Ich bin sehr glücklich, daß meine medizinischen Kenntnisse, so gering dieselben auch sein mögen, mich in den Stand setzen, ihn richtig zu behandeln. Bei Leuten, die dem Hungertode nahe waren, muß man die allergrößte Vorsicht anwenden. Ich habe ihn bis jetzt nur theelöffelweise gefüttert. Heute Nacht will ich in seiner Koje bleiben. Bitte, Herr Kapitän, leihen Sie mir einen Ihrer Lehnsessel; es läßt sich sicherlich gut darin schlafen.“

„Von Herzen gern. Meine Koje grenzt unmittelbar an die Ihres Pflegebefohlenen; wenn Sie meiner bedürfen sollten, so brauchen Sie nur an die Wand zu klopfen und wie der Wind bin ich bei Ihnen.“

Nach dieser Vereinbarung bereitete sich der Kapitän ein frisches Glas Toddy, füllte wiederum seine Pfeife und erging sich in Vermuthungen über Holdsworth's Nationalität, die Länge seines Aufenthaltes im Boot, die muthmaßliche Himmelsgegend, unter der das betreffende Schiff verbrannt oder gestrandet war u. s. w. Eine jede dieser Erwägungen äußerte er nach dem Verlauf einer langen Zwischenpause, die ihm Gelegenheit gab, manchen gedankenvollen Zug aus seiner Pfeife zu thun und mit sinnenden Blicken zur Lampe emporzuschauen.

Jetzt schlug es vier Glasen — zehn Uhr — und bei diesem Zeichen erhob sich Herr Banks, wünschte den anwesenden Herren eine „Kute Nacht“ und zog sich in seine Schlafkammer zurück, um noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen, ehe er die Wache zu übernehmen hatte. Die beiden Zurückbleibenden plauderten noch etwa eine halbe Stunde mit einander, worauf der Kapitän auf das Verdeck sich begab, um vor dem Zubettgehen noch eine scharfe Umschau zu halten, während Herr Sherman in Holdsworth's Koje eilte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Hong-Kong.

(Bilder S. 120, 121 und 124.)

Die Insel Hong-Kong hat eigentlich erst seit der Besitznahme durch die Engländer Bedeutung gewonnen. Die kaum 2 Meilen lange und bis 1¾ Meilen breite Insel, an der Südküste Chinas gelegen, ist uneben, unfruchtbar und baumlos. Sie besitzt aber einen der besten Häfen des chinesischen Reiches, und durch einen gewaltigen Granitfelsen kann sie als das Gibraltar des Ostens angesehen werden. 1841 ward die Insel den Engländern definitiv abgetreten und seit der Zeit blühte Hong-Kong ganz wunderbar auf. Es ward Festung, Flottenstation, Lagerplatz für europäische Waaren und besonders das Thor für den Schleichhandel mit Opium, und aus der kleinen Hafenstadt Hong-Kong ist jetzt ein europäisch gebauter Handelsplatz mit circa 80,000 Bewohnern geworden. Diese bestehen nur zum dritten Theil aus Engländern und seit einigen Jahren fängt Hong-Kong an, wieder ein ganz chinesischer Handelsplatz, ein Hauptmarkt für die südlichen Provinzen Chinas zu werden.

Wir führen unsere Leser heut in den ältesten Theil dieser von den Engländern Viktoria genannten Stadt, wo sich der Tempel Kwan-ye befindet. Ein wunderbares Bauwerk, echt national chinesisch, mit schnörkelhaftem und groteskem Bildhauerschmuck und Bildern überdeckt. Der Tempel ist der Göttin der Wohlthätigkeit geweiht; an den Wänden außen sind streifenähnliche Tafeln aufgehängt, welche Sprüche chinesischer Weisen enthalten, die auffordern wohlzuthun und den Segen des Erbarmens auch für die Geber in gefärbten und vergoldeten Lettern preisen. Zwei große, schräg aufgehängte Vasen haben den Zweck, die Spenden an Geld aufzunehmen; außerdem zieren noch viel buntfarbige Bilderstreifen, welche bildliche Darstellungen von historischen Wohlthaten und deren Segen zeigen, die Außenwände dieses Tempels, der eine der Haupttugenden der Chinesen, ihre Mildthätigkeit, aufrecht erhalten hilft.

Unsere zweite Illustration führt uns auf die Veranda einer wohlhabenden Chinesenfamilie. Es ist die Zeit nach der Hauptmahlzeit, also etwa sieben Uhr Abends. Die Luft ist lau und spielende röthlich-goldene Strahlen schimmern auf den Felsbergen. Vater, Mutter, Tochter und Sohn sind auf der Veranda, still, fast regungslos, träumend und rauchend. In China raucht Alles, Mann und Weib, vom zehnjährigen Knaben und achtjährigen Mädchen an bis in's höchste Alter, leidenschaftlich. Die Frauen haben eigenthümlich geformte Wasserpfeifen, ähnlich wie die indischen Houkah, mit gebogenem Hornmundstück und Glaskölbchen, worin das Wasser sich befindet; die Männer rauchen gewöhnlich die lange Tombapfeife. So sehen wir auch hier auf unserem Bild eine chinesische Familie bei der Pfeife ihre allerdings etwas späte Mittagsruhe halten.

Von Hong-Kong nach Kanton, der Hauptstadt dieser chinesischen Provinz, zu der auch Hong-Kong einst gehörte, ist nicht weit; in dieser Stadt ist man sofort mitten in China. Unsere dritte Illustration zeigt uns eine der wunderlichsten und originellsten Straßen dieser Hauptstadt, die Straße der Apotheker. Es sind gegen achtzig Arzneiverkaufslokale in dieser Gasse, welche sämmtlich höchst seltsame Arzneien feil halten.

Eine Bärengeschichte.

Von

Paul Wislicenus.

Eines der ruhigsten Länder der Welt ist Nevada, der Nachbarstaat von Kalifornien. Es kommt dort bei öffentlichen Anlässen, sei es ein Schwurgericht, sei es eine Stadtverordnetenversammlung, sei es ein Brand, ein Schulexamen, ein Markttag, eine Ueberschwemmung, oder gar eine öffentliche Wahl — in den Stadtrath oder in die Staatenregierung oder in den Kongreß zu Washington, — so zu sagen nie zu Tumulten oder Schlägereien. Das klingt scherzhaft, aber ich meine es ernst. Nevada ist sehr loyal geworden, man befolgt die Gesetze genau, d. h. dem Buchstaben nach, — und man umgeht sie jeden Augenblick. Aber deßhalb ist dieses „Eldorado der Goldgräber“, in welchem heutzutage die meisten Goldgräber hungern, noch nicht das sicherste Land der Welt, — im Gegentheil, es ist das unsicherste, und man kann dort jeden Augenblick in Gefahr gerathen, erschossen zu werden.

Nevada ist das Land der Revolver. Aber es unterscheidet sich von anderen Ländern, wo man mit geheimen Waffen auf der Straße geht, dadurch, daß die Revolver nicht in öffentlichen, sondern in Privatstreitigkeiten ihre Rolle spielen. Kaum ein Nevada-Mann kann und darf es wagen, ohne seine „Pfefferbüchse“ auf der Straße zu gehen. Da aber in Nevada, wie in jedem geordneten Lande der Welt, das heimliche Tragen von Waffen streng verboten ist, so birgt man das Schießzeug in der sogenannten „Revolvertasche“, einer geheimen Kleiderversenkung, welche sich hinter der rechten Hüfte in der Hosentasche befindet. Ein Griff unter den Rock, und der Vertheidiger der persönlichen Rechte ist frei.

Ganz falsch würde es sein, wenn der freundliche Leser denken wollte, diese Revolver seien nur ein Spielzeug; die Gesetze seien streng genug, die Polizei greife schnell genug zu und man trage die Waffen nur zur größern Sicherheit bei sich, es werde eben mit denselben nicht geschossen. Das hieße aus Schwarz Weiß machen. Im Gegentheil, es wird immer damit geschossen, — immer und bei jeder Gelegenheit. Man trägt auch den Revolver nicht zu größerer Sicherheit allein, sondern ebenso oft zum Angriff bei sich. Zur Sicherheit hat man zwei andere Waffen: das Bowiemesser, welches man in der Brusttasche trägt, und den Derringer (sprich: „Dörrendscher“), ein kleines, kurzläufiges, dickes Terzerol, das still und unbemerkt in der weiten und durchlöcherten rechten Seitentasche des weiten plebejischen Leinenrockes liegt, den man in Nevada tragen muß, um nicht für einen Aristokraten gehalten — und gelyncht zu werden. Und um auf die Gesetze und Sicherheitsorgane zurückzukommen, so sind die ersteren allerdings streng und ebenso greift die Polizei rasch zu, — aber diesen Thatsachen steht in Nevada die Abneigung der Menschen, die sich dort aufhalten, gegenüber, bei ihren Streitigkeiten die Gesetze in Anspruch zu nehmen. Sie kommen mit denselben überhaupt gern so wenig wie möglich in Berührung, und man hilft sich dort in eigener Sache am liebsten selbst.

Wir wissen das aus zahllosen Geschichten. Wenn wir die anmuthigen Erzählungen Bret Harte's durchblättern, der von dem alten Kalifornien plaudert, wie es früher war, und von Nevada, wie es heute ist, so sind wir gezwungen, in allen den sonnigen Stimmungsbildern dieses berühmten Erzählers ganz besonders die Geschicklichkeit zu bewundern, mit der er den Knall der Pistolen, das Blut und die Greuel zu verschönern weiß. Denn auch bei ihm spielt in der stärkern Hälfte seiner Erzählungen die Waffe eine Hauptrolle, und zwar speziell die Pistole; sie erscheint als Erlöser von irdischen Qualen, als Rächer tödtlicher Beleidigungen, als kriegführender Bundesgenosse, als Exekutor hitziger Pläne, als Löser und Linderer, als Tagelöhner und Räuber, als Freund und als Feind. Wenn in Nevada seit der Einführung der ersten Sicherheitsausschüsse (1869) die Behörden und das Gesetz in dem Eldorado des Goldes und der Pistole wieder zu Macht und Ansehen gelangt sind, wenn die anständigen Leute sich den seither erworbenen kräftigenden Einfluß auf den Staat, so klein er auch ist, doch nicht wieder haben entreißen lassen, wenn selbst die große Masse der Bevölkerung dieses in jeder Hinsicht verwegenen und originellen Landes im Ganzen wohl einsieht, daß eine gewisse Ordnung unerläßlich ist, so hat doch keine Gewalt der Erde es vermocht, die ewig frischen Quellen jener Poesie zu verstopfen, welche dem düstern Grunde der privaten Gewalt und der frei waltenden Leidenschaften entquollen. Und wenn Bret Harte durch den aus diesem Quellwasser geschöpften Labetrunk sein Volk in durstigen Stunden wiederholt hat tränken können, so sei es mir verstattet, in dem Folgenden eine kleine Geschichte zum Besten zu geben, welche ein thatsächliches Ereigniß aus den Kreisen der insgeheim bewaffneten Nevadamänner zum Hintergrunde hat.

*

Auf dem rauhen, zerklüfteten, felsigen und kahlen Hochplateau, welches an der Seite der schneebedeckten Sierra Nevada langsam nach den Hochthälern von Utah hinuntersteigt, liegt der Ort Silver-City, eine Stadt, die von Silberminen total unterhöhlt ist und in der es keine Straßen gibt. Die Häuser stehen vereinzelt oder in Gruppen, und der rothe Staub befindet sich vor den Thüren. Jeden Augenblick hört man das Sprengen in den zu Tage liegenden Felsen und den dumpfen Knall der Explosionen in den Minen. Die Bevölkerung aber ist aus den sonderbarsten Elementen zusammengesetzt.

In der Nähe dieses „Silver-City“ entdeckte plötzlich mein Freund, der „glückliche Bob“, eine Goldmine, welche von ihrer nach englischen Meilen gemessenen Entfernung von der Stadt die „Zwölfmeilenmine“ genannt wurde und eine reiche Ausbeute ergab. Ich war nicht direkt bei derselben betheiligt, allein ich und meine sonstigen Bekannten hatten doch eine lebhafte Veranlassung, an dem Streite theilzunehmen, der sich zwischen ihrem Besitzer, meinem Freunde, und einer Bande von Irländern oder besser dem Anführer derselben, dem dirty-faced Jimmy, entstanden war, einem Raufbold und Schnapstrinker ärgster Sorte. Ueber diesen Streit war ganz Silver-City in Aufregung und Niemand wünschte den Irländern Erfolg. Erstens nämlich konnte man den „ungewaschenen Jimmy“ nicht leiden, und zweitens hatte sich «lucky Bob» durch sein freies, offenes Wesen und den unerschrockenen Sinn überall beliebt gemacht, mit dem er die Gegend durchstreift, die Mine entdeckt und sofort ihre Ausbeutung begonnen hatte.

Mein Freund hatte erst seit dieser letztern Begebenheit den Namen des „glücklichen Bob“ erhalten; früher hieß er im geraden Gegentheil der «unfortunate», der unglückliche Bob. Ihn hatte nämlich, trotz seines muntern und unbeugsam zufriedenen Sinnes, bisher das Unglück auf eine beinahe grausame Weise verfolgt. Er war einer von jenen gutmüthigen, schlanken, munteren, jungen Yankees, die man im Westen so häufig auf den Spuren des Glückes umherschweifen und gewöhnlich — nichts finden sieht, die alle Welt gern hat und alle Welt bedauert, denen alle Welt Glück wünscht und die Niemand beneidet, wenn sie einmal einen glücklichen Fund thun, ja, die alsdann Niemand beneiden darf, da die öffentliche Meinung mit aller Entschiedenheit auf ihrer Seite steht. Als Bob im Alter von siebenzehn Jahren aus seiner Geburtsstadt Boston nach San Franzisko kam, hatte ihn bereits das Unglück in einer so raffinirt übelwollenden Weise heimgesucht, daß wir, nachdem wir ihn im Western Hotel, dem Absteigeplatz der nach der Stadt kommenden, jungen Abenteurer, kennen gelernt hatten, und als er uns eines Abends bei einem gemüthlichen Glase Wein die Schatten seiner Vergangenheit entdeckte, sammt und sonders unsern eigenen Aerger über Dame Fortuna vergaßen und einmüthig sie im Interesse Bob's mit den heftigsten Vorwürfen überschütteten.

Bob war aus reicher Familie und hatte einen sehr gütigen und liebevollen Vater und eine zärtliche Mutter, an denen er mit grenzenloser Liebe hing. Da theilte er in früher Jugend eines Tages seinem Vater mit, daß er wünsche, Besitzer des Unionhotels zu werden, welches er durch Einrichtung von Badezimmern, durch eine Verbesserung der Küche, eine frische Herrichtung der Zimmer und eine Neuorganisation der Bedienung, bald in Schwung zu bringen hoffe, da es in einer bevorzugten Gegend von Boston lag. Es war sein Lieblingsplan und sein Vater konnte nicht umhin, ein Körnchen reifen Verstand und achtbares Talent darin zu erblicken und, dem leidenschaftlichen Wunsche seines Sohnes nachgebend, in einem Augenblick, wo der Besitzer das Hotel gern los sein wollte, dasselbe für einen mittelmäßigen Preis zu erwerben. Als der Kauf perfekt war und unser jugendlicher Unternehmer, der erst die Führung eines derartigen Geschäftes in der Praxis lernen und dann die organisatorischen Pläne zur Ausführung bringen wollte, mit denen er sich trug, es nur eine Nacht verabsäumte, die Versicherungspolice für das neue theure Besitzthum auf sich — den der Vater als Eigenthümer hatte eintragen lassen, — zu übertragen, brannte in eben derselben Nacht das Hotel ab und die Gesellschaft war unritterlich genug, keinen Cent Ersatz zu bewilligen, trotzdem daß die Versicherung nach dem Wortlaut des Kaufkontraktes ausdrücklich mit auf den neuen Besitzer übergegangen war. Bob rettete in jener Nacht nur durch einen Sprung aus einem Fenster das nackte Leben und kurz darauf starb die Mutter am Nervenfieber. Ein halbes Jahr später machte der Vater Bankerott. Bob lief in Verzweiflung von einem Gläubiger zum andern, konnte jedoch keinen erweichen, weil die Konkursmasse den Betrag der Schulden noch beinahe erreichte und die Gläubiger einen nur ganz geringen Verlust fürchteten. Hätte der Vater sich dazu bewegen lassen, sein Geschäft noch etwas tiefer in Schulden hineinzubringen, so würden sie sicher gewartet und ihn mit Darlehen unterstützt haben, damit er sich wieder herausarbeiten könne.

Als Bob auf diese Weise zum Bettler geworden war, ging er nach New-York, arbeitete für seinen Vater und versuchte das Glück auf jede mögliche Weise. Allein Alles mißglückte ihm. Vom Ingenieur wurde er Maler, vom Maler Eisenhändler, vom Eisenhändler Kutscher und Stiefelputzer, und endlich ging er nach Kalifornien und Nevada. Auch hier verfolgte ihn das Unglück, und doch behielt er sein treuherziges, aufrichtiges Wesen unter aller Verdorbenheit; er arbeitete nach Kräften, kam manchmal in die Höhe, erlitt einen Schlag nach dem andern, lieh den Spielern Geld, ohne selbst zu spielen, traktirte die Goldgräber mit Schnaps, ohne selbst Schnaps zu trinken, war immer gutmüthig und hatte immer Unglück.

Endlich war er dieses Lebens müde und verließ an einem frühen Morgen Silver-City, um auf gut Glück nach Minen im Land umherzustreifen (der landesübliche Ausdruck ist „prospektiren“). Und hier, wo er die Menschen los war und sich ganz der Natur anvertrauen konnte, hier war es, wo er endlich die Zwölfmeilenmine fand. Sie lag oberhalb einer engen Schlucht, in der Nähe einer Quelle, im Berge; es war eine mächtige Quarzader, welche durch die übliche Einbohrung eines Stollens und durch die gewöhnliche Bearbeitung eine reiche Ausbeute ergab.

Bob hatte die Mine jedenfalls auf eine eigenthümliche Weise gefunden; allein wie, das wußte Niemand. Es war gewiß, daß er dabei allein gewesen war und daß irgend ein un-

gewöhnlicher Glückszufall ihn auf die richtige Spur geleitet hatte. Genug, er kam nach Silver-City zurück, allein und in großer Erregung; er entdeckte sich einigen Freunden, gewann sie dafür, daß sie ihm das nöthige Kapital vorstreckten, ließ sich als rechtmäßiger Besitzer der Mine eintragen und machte sich mit den in Dienst genommenen Goldgräbern an die Arbeit.

Ein halbes Jahr darauf, als die Mine sich bereits als reichhaltig erwies, brach zwischen ihm und dem ungewaschenen Jimmy ein Streit um ihren Besitz aus. Jimmy behauptete, die Mine vorher entdeckt zu haben; und da er unmöglich hoffen konnte, durch einen Prozeß den rechtmäßigen Eigenthümer von derselben zu vertreiben, so stellten die Irländer dem armen Jungen unaufhörlich nach dem Leben. Als er Nachts um eine Ecke bog, krachte ein Schuß, und die Kugel pfiff dicht an Bob's Ohr vorbei; als er am hellen Mittag an einer Wand stand und ein Plakat las, krachte ein Schuß und die Kugel schlug in das Papier.

Es war für Bob eine unheimliche Zeit und die ganze Stadt nahm für ihn Partei.

*

An einem heißen Abend des Juli saß ich im „Entreprise-salon" auf dem Schenktisch und sah dem Barkeeper zu, wie er den Citronensaft in die Gläser preßte, die in der Ecke stehenden Gläser spülte und ebenfalls Saft hineinpreßte und sich so auf die Abendgäste vorbereitete. Niemand war sonst im Zimmer und draußen war Alles still. Nur hie und da hörte man die heftigen Detonationen des Felsensprengens, und manchmal erschütterte eine in unterirdischen Schachten gesprengte Mine leise den Boden.

Draußen vor den offenen Fenstern, welche der Thür gegenüberlagen, war die schöne, südliche Natur, der Blick lief in den krystallenen Abendhimmel und hinab nach der fernen Ebene. Jenseits des Dinges, das als eine zukünftige Straße abgesteckt und bezeichnet war, zirpte ein Heimchen aus Brombeerbüschen, welche wild wuchernd den felsigen Abhang bedeckten.

Niemand war außer uns in der Stube. Ich hatte nichts zu thun, und Stühle gibt es in einem Nevada Barroom nicht, — höchstens ein leeres, umgestülptes Pulverfaß kann zum Sitzen benützt werden. Der Schenktisch ist nicht etwa lackirt, — ein solcher Luxus ist in Silver-City nicht zu Hause.

Da plötzlich stürzt Bob in die Thür, athemlos, springt auf den Schenktisch zu:

„Ned, sie wollen mich ermorden!" und sinkt, von einer Kugel des ihm nachsetzenden Jimmy getroffen, neben mir zu Boden. Während er noch vier Kugeln in den Leib erhält, schreie ich:

„Bist Du nicht bewaffnet?" und Bob zieht und schießt, trifft aber nicht. Jimmy hat noch einen Schuß in seinem Revolver und schlägt mit einem Fluch auf mich an. Ich aber hatte schon meine rechte Hand in der Rocktasche und den Hahn des Terzerols gespannt; es kracht mein Schuß und Jimmy ist eine Leiche.

Ich oder Du, das ist in solcher Lage die einzige Frage.

Großer Auflauf; mit Mühe bewahrt mich das Volk vor der Wuth der Irländer. Ich gehe nach Hause und weiß, daß ich dem Polizisten in die Hände laufen werde. Zwar wäre ich, da ich lediglich im Falle der Nothwehr gewesen war, von der Jury freigesprochen worden; allein da dieselbe nur alle Vierteljahre zusammentritt, hätte ich jedenfalls so lang im Arrest sitzen müssen.

Als schon der Polizist um die nächste Ecke bog und ich von meinen Bekannten umringt war, die mich vor der Wuth der Irländer schützen wollten, faßte mich Jemand von hinten bei der Hand. Es war «handsome Johnny», der hübsche Johnny, ein junger Bursch von fünfzehn Jahren, der bereits drei Jahre früher den Weg in die Geheimnisse der Kunst, falsch zu spielen, gefunden hatte und der jetzt mit professionellem Spielen sein Geld verdiente. Johnny war ein guter Kerl und für erwiesene Wohlthaten dankbar; einmal half ich ihm mit einer Fünfzig-, das andere Mal mit einer Hundertdollarnote aus, und von dem glücklichen Bob hatte er öfters Aehnliches erfahren.

„Hör', Ned," sagte Johnny hastig und leise, „gib mir Deinen abgeschossenen Derringer; hier hast Du zwei frisch geladene, steck' sie in die Tasche."

Ich that mechanisch, was er mir sagte; noch an allen Gliedern zitternd und halb betäubt von der Aufregung, war ich zwei Minuten später Arrestant.

Die Nacht wäre es mir im Arrestlokal beinahe schlecht gegangen. Die wüthenden Fenier wollten die Thür erbrechen und mich lynchen, und sie ließen sich von Seiten der Polizei von ihrem Vorhaben nicht abhalten, bis Bob's Minenarbeiter und Andere zu meiner Bewachung herbeikamen.

Am andern Morgen fand das Verhör statt. Jimmy war todt und konnte nicht vernommen werden; ebenso wenig der arme „glückliche Bob", denn er lag im Fieber. Der Wirth sagte aus, er wisse nicht, von wessen Hand der ungewaschene Jimmy gefallen sei, und mir halfen handsome Johnny's beide Derringer, denn sie waren geladen, und mit geladenen Terzerolen konnte ich doch nicht geschossen haben. Der Richter zuckte die Achseln, sagte: „Keine thatsächlichen Beweise vorhanden," ließ Jimmy todt sein und mich ließ er frei.

Schlimmer ging es meinem verwundeten Freunde. Als ich ihn nach meiner Freilassung besuchte, lag der arme glückliche Bob auf seinem Bett, das Auge matt, die Stirne fieberheiß, die Brust hob und senkte sich unter den unruhigen Athemzügen. Es war Nachts elf Uhr, das Zimmer wurde durch eine brennende Kerze matt erhellt und der Schatten des am Bett sitzenden Krankenpflegers fiel auf die Wand, auf der, als ich eintrat, sich bald auch der meinige zeigte. Ich ging an Bob's Bett, er erkannte mich kaum. Endlich nannte ich ihm meinen Namen.

„Bist Du es, Ned?" sagte er mit schwacher Stimme, „komm', setz' Dich ein wenig her. Ich habe Dir etwas zu sagen, Ned. Du weißt, mein armer Vater lebt jetzt in New-York. Ich habe ihm mein Geld geschickt, so ziemlich Alles, was ich in der verdammten Mine noch verdient habe. Er hat das Geld in einer Zuckerfabrik angelegt und hofft, Geschäfte zu machen und wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Aber dazu braucht er noch mehr, viel mehr. In dem Kasten dort, — daß Du es weißt, wenn ich heute Nacht sterbe, — liegen noch dreitausend Dollars in Gold, die sind mein Verdienst vom letzten Monat. Die Mine ging gut, Ned, sie ging sehr gut. Sie kann auch noch ein Jahr so gut gehen. Aber wenn ich todt bin, was hat dann mein Vater davon, wenn er nicht herkommt?" — — —

Er hielt inne und ich gab ihm zu trinken und lockerte ihm den Verband. Dann machte ich ihm einen Umschlag auf den Kopf. Endlich fing er wieder an zu sprechen, aber in flüsterndem Tone:

„Ned!"

Ich beugte mich zu ihm hinab.

„Mein Vater wird nicht herkommen."

„Weißt Du das so gewiß?"

„Ich glaube es bestimmt. Er ist zu alt und wird das Leben satt haben, wenn ich todt bin. Und was soll dann aus ihm werden?"

Und mitten im Fieber biß er sich auf die Lippen. Endlich sagte er:

„Ned, weißt Du auch, wie ich die Mine gefunden habe?"

„Nein, Bob; Du hast es nie erzählt."

„Weil ich dem Glücke zu dankbar war, um Anderen mitzutheilen, welchen Beweis von Liebe es mir gegeben hatte. Aber es ist falsch, Ned, und launisch, und ich glaube nicht, daß ich diese seine letzte Bosheit überleben werde — — —

„Und deßhalb will ich es Dir erzählen," fuhr er plötzlich fort. „Du weißt noch den Morgen, als ich davonlief, um in der Wildniß mein Glück zu versuchen. Ich hatte nichts bei mir, als meinen Revolver, — ich glaube, ich hatte nicht einmal ein Stückchen Brod. Ich war eben ganz ausgebeutelt, und hatte nichts mehr, wovon ich leben konnte.

„Du weißt, es war schwül an jenem Tage. Um Mittag konnte ich kaum weiter. Ich lag auf kahlen, dürren Felsen und mußte mich von Zeit zu Zeit von einer Seite auf die andere drehen, damit ich die Hitze der Steine aushalten konnte. Unter mir in der Schlucht erblickte ich Brombeeren. Ich kletterte hinab und fand sie reif, und ich kann wohl sagen, daß sie mich vom Tod errettet haben. Bald nachdem ich meinen Hunger gestillt hatte, wurde ich auf ein leises Geräusch aufmerksam, das in einer ununterbrochenen Regelmäßigkeit gluckte und gluckte. Ich näherte mich der Gegend und fand eine klare Quelle, — Ned, — gib mir zu trinken — —"

Er trank hastig und in langen Zügen, als läge er wieder an der Quelle und schlürfte das kühle Wasser mit seinen heißen Lippen. Dann legte er sich wieder mit meiner Hülfe bequem zurecht.

„Das Trinken damals, Ned, bekam mir schlecht; ich bin überhaupt ein Glückskind, das man mit Gewalt zu seinem Glücke schleppen und dem man dabei fast die Rippen zerbrechen muß. Als ich nämlich trank, wobei ich glatt auf der Erde lag, schnupperte etwas wie eine große Thierschnauze an meinen Füßen herum und untersuchte meinen Körper. Dann, als er mich für ein eßbares Stück Fleisch erkannt hatte, nahm mich das Thier sans façon in seine Zähne und trug mich im Maule fort. Es war ein grauer Bär, ein kolossales Thier, das mich unterwegs nur drei- oder viermal hinzulegen brauchte, um sich ein wenig auszuruhen.

„Unterdessen brach ein wüthendes Gewitter los und der Bär fing an, sich nicht ganz wohl zu fühlen. Er wurde unruhig und schien sich meiner entweder entledigen oder mich möglichst schnell in Sicherheit bringen zu wollen. Seine Höhle, die ich später gefunden habe, war nur noch etwa dreitausend Schritt von uns entfernt, als er beim lebhaftern Flammen der Blitze und beim heftigen Grollen des Donners mich hinlegte und unzufrieden schnuppernd und brummend um mich herumtappte, bald nach rechts, bald nach links, wie seine Brüder in den Käfigen am Gitter hin- und hergehen. Ein heftiger Blitz erschreckte ihn, und den darauf folgenden Donnerschlag murrte er zähnefletschend nach.

„Endlich, als der Regen anfing zu fallen, entschloß er sich, mich unter Dach und Fach zu bringen. Ich sah mich verloren. Zwar ging Papa Bär noch recht glimpflich mit mir um und faßte mich bloß bei meinen Kleidern, allein ich sah im Geiste schon seine Höhle sich aufthun, sah seine Gattin mit unwirthlichem Abendgruß den vom Raube lebenden Gatten nebst der Beute willkommen heißen, sah die junge Brut sich um mich zu Tische setzen und fühlte bei dem Gedanken, daß die Minute nicht ausbleiben könne, wo sie zulangten, ein heftiges Zwicken in meinen Gliedern.

„Schon waren wir, in rauschendem Regen, ein Stück den Berg hinaufgelangt, als ein so heftiger Donnerschlag erdröhnte, daß Papa Bär mich wieder fallen ließ. Er duckte sich tief beim Schein der Blitze, blickte mit seinen kleinen, braunen Augen nach dem Himmel hinauf, als wenn er mit Gott um seine Beute ringen wollte, fletschte die Zähne und ließ ein bösartiges „Rrrrrrr!" aus seiner erbitterten Gurgel hervorschallen. Ihm antwortete von oben fern her ein deutliches Gebrumm, das ich als die Stimme seiner Gemahlin erkannte, das er jedoch nicht zu bemerken schien, da er mit dem Himmel genug zu thun hatte. Der letztere war in wildester Erregung. Der Regen floß in Strömen. Die Wolken jagten sich mit den Blitzen, die Donnerschläge erschütterten das Ganze. Plötzlich flammte ein so grausam blendender Strahl, daß Vater Bär, der mich wieder beschnuppert hatte, um anzupacken und mich noch vollends in sein Eßzimmer zu tragen, abermals losließ, zurückfuhr, und da der Donner ein wildes, musikalisches Konzert in unregelmäßig springendem Tempo, knatternd, prasselnd und krachend, erdröhnen ließ und die ganze Gegend erzittern machte, so duckte sich der Bär feindseliger als je zu Boden, schoß aus seinen Augen Blitze gegen die Blitze und schleuderte ein donnerndes „Rurrurrurrurrurr" gegen den himmlischen Donner.

„Ich war von den Mißhandlungen und Gefahren dieses Transportes außer mir. Schon als der Bär mich das letzte Mal abgelegt hatte, um seinen Streit mit dem Himmel zu beginnen, hatte ich mit raschem Entschlusse meinen Revolver gezogen, war aber nicht zum Schießen gekommen. Als ich jetzt mich wieder von der Bestie befreit sah, zog ich die Waffe aus der Weste, in die ich sie, mein eigenes Leben mißachtend, geschoben hatte, und richtete, indem ich den Hahn spannte, ihre Mündung auf das Thier. Allein der Bär stand noch immer in seiner vertheidigenden Stellung, und ich würde ihn durch den Schuß nicht getödtet haben. Ich wartete daher einen Augenblick, bis es mir gelungen war, die Mündung gerade vor sein Auge zu bringen, und drückte los. Ein Knall, ein Gebrüll, ein Sprung, und ich stand auf den Beinen, das Thier aber wälzte sich in seinem Blute.

„Ich hatte noch fünf Schüsse in meinem Revolver und ich hätte am liebsten gleich die Bärin aufgesucht, um auch ihr und ihren Jungen den Garaus zu machen. Allein ich war zu sehr erschöpft, um überhaupt noch an etwas Anderes denken zu können, als an eine Ohnmacht, und so schnitt ich dem Bären die Gurgel ab, sank dann neben dem getödteten Feinde nieder und verlor langsam die Besinnung. Als ich am andern Morgen aufwachte, verspürte ich lebhaften Hunger. Den Revolver neben mich gelegt, den ich Abends vorher im trockensten Theile meiner Kleider geborgen hatte, häutete ich den Bären und hoffte, an irgend einem trockenen Orte mittels meines Stahls ein Feuer zu machen, als ich unter den Füßen des Thieres die Quarzader entdeckte, die er durch sein Kratzen im Todeskampfe an mehreren Stellen bloßgelegt hatte. Gold, schwarzes Rohgold! Ich konnte vor Freude nicht essen. Ich steckte etwas davon zu mir, ließ das todte Thier liegen, und rannte fast davon, so war eine übermenschliche Kraft über mich gekommen.

„Ich lief mit meinen zerfetzten und schmutzigen Kleidern zu den Brombeeren zurück, stopfte mir ein paarmal den Mund voll, trank wieder hastig aus dem Bach und rannte dann in der Richtung zurück, aus der ich hergekommen war. Lange rannte ich freilich nicht. Unter dem ersten Baume, den ich nach etwa einer Meile Wegs von der Brombeerhecke fand, sank ich zu Boden.

„Dort fanden mich, wie Du weißt, Jefferson und der dirty-faced Jimmy, hoben mich auf, gaben mir von ihrem Brandy und etwas Fleisch und Brod, und so kam ich wieder zu Kräften. Jetzt hat mich das Glück, das mir damals ewige Treue schwor, an denselben Jimmy so schnöde verrathen, der mich an jenem Tage unter dem Baume liegend fand und mir für seinen Schluck Brandy und sein bischen Fleisch und Brod meinen Revolver nahm, mit dem er mich jetzt erschossen hat." — — —

Der glückliche Bob hielt inne. Der kalte Schweiß war ihm auf die Stirn getreten, und er sank matt in die Kissen zurück.

„Wenn nur mein Vater herkäme," seufzte er leise; „aber ich glaube, er wird es nicht thun, und dann ist nach zwei Jahren meine Mine verloren."

Ich ermahnte ihn, sich dieser Gedanken zu entschlagen, und gab ihm zu trinken.

Plötzlich klopfte Jemand an die Thür.

Der Wärter ging hin und öffnete. Es war der Arzt.

„Well, Doktor," sagte Bob, als der Eintretende ein leises „Guten Abend" bot, „kommen Sie heut zum letzten Mal an mein Bett? Es ist gut: ich werde sterben. Du wirst an meinen Vater schreiben, Ned. Gut. Und nun untersuchen Sie mich, Doktor, und sehen Sie genau meine Wunden nach. Und wenn Sie das gethan haben und mit der Prozedur fertig sind, dann sagen Sie mir, wie viel Chancen ich noch zu leben habe."

Der Arzt legte seine Handschuhe in den Hut und setzte sich an das Bett. Seine Mine wurde ernster und immer ernster, je mehr er die Verbände löste und die Wunden untersuchte, eine schmerzhafte Sache, bei der Bob indessen kaum eine Miene verzog. Der Arzt legte die Verbände wieder an, — er war fertig.

„Nun, wie steht's, Doktor?"

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Schlecht. Was?"

Der Arzt nickte. „Sie haben wenig Hoffnung mehr."

„Und nun Doktor, ich bin auf das Schlimmste gefaßt; nun sagen Sie mir, aber offen und ehrlich, so offen, als wenn Sie und ich vor Gott stünden, — sagen Sie mir: wie viel Chancen habe ich noch zu leben."

Wir erwarteten Alle, der Doktor werde sagen: keine.

Langsam und feierlich hob der Arzt den Kopf, den er traurig schüttelnd gesenkt hatte, und sagte fest:

„Nur eine unter hundert."

„Nur eine?" rief Bob, „Doktor! Nur eine?! Dann will ich verdammt werden, wenn ich diese eine Chance nicht nehme!" und er richtete sich hoch empor.

„Schreibe noch nicht an meinen Vater, Ned, ich werde wieder gesund!"

*

Er wurde es in der That. Die Rekonvaleszenz ging langsam, aber sicher vorwärts. Es dauerte drei Tage, so war das Fieber überwunden; es verflossen acht, so kehrten langsam schon die Kräfte zurück. Noch keine drei Wochen waren vergangen, da saß der glückliche Bob schon am Tische, Briefpapier vor sich, die Feder in der Hand, und schrieb selbst an seinen Vater.

Es war ein langer, langer Brief. Er theilte ihm in demselben seine Verwundung, seine Lebensgefahr, sein glückliches Durchkommen mit und setzte ihm seine Verhältnisse und die Nothwendigkeit auseinander, noch ein halbes Jahr wenigstens in der Mine zu arbeiten. Er sandte ihm gleichzeitig dreitausend Dollars, sein Erspartes vom letzten Monat. Er wollte ihm bald noch mehr senden. Das Letzte, was er aus der Mine gewänne, wollte er dem Vater selbst nach New-York bringen. Er freute sich unendlich auf ein Wiedersehen in glücklicheren Umständen und hoffte, dem Vater ein sorgenfreies Alter bereiten zu können.

Als er den Brief geschlossen hatte und sich in Ermanglung eines Couvertes ein solches aus gewöhnlichem Schreibpapier zurecht machte, schnitt er sich mit seinem stumpfen Federmesser leicht in die Hand.

Er wurde unwohl, man mußte ihn zu Bett bringen nud er klagte, es sause ihm in den Ohren und sei ihm schwarz vor den Augen. Gegen Abend traten in Gegenwart des Arztes und der Freunde Bob's heftige Beklemmungen ein. Um Mitternacht zeigten sich die ersten Spuren eines Rückenmarkskrampfes, und am andern Morgen, nachdem der Kinnbackenkrampf eingetreten, war der glückliche Bob eine Leiche.

Als wir in den Vormittagsstunden um sein Bett standen, kam ein schwarz gesiegelter Brief aus New-York an, der, von der Hand einer alten Tante geschrieben, meldete, daß der Vater des braven Jungen seit acht Tagen nach einem leichten Schlaganfall sanft verschieden war. Bob wurde darin aufgefordert, die kleine Erbschaft in New-York zu erheben.

Dieselbe fiel jetzt, nebst den dreitausend Dollars und den in nächster Zeit noch aus der Mine zu erhoffenden Summen, der alten Tante zu. Allein die Mine warf nicht viel mehr ab; vierzehn Tage später war sie ausgebeutet, die Quarztasche hatte ein Ende.

Glücklicher Bob, daß Du Dein Unglück nicht zu Ende erleben konntest!

Der unwillkommene Gast.

(Bild S. 125.)

Das ist wahrhaftig kein Vergnügen für den armen Hans und doch meint es Phylax so gut. Was kann er aber dafür, wenn er, um ganz anständig einen Brocken Milchbrod zu betteln, zufälligerweise mit seiner Pfote in den Milchtopf geräth. Weßhalb ist auch nur der Topf so leicht und seine Pfote so schwer, und aus welchem Grunde muß auch der Topf gleich zerbrechen, sobald er zur Erde kommt? Phylax' gutmüthige Hundeseele ahnt diese Fragen nur dunkel. Um so heller ist Hänschen sich bewußt, was da geschehen. Erstens ist der Tolpatsch von Hund erschrecklich groß und wenn sein Kopf nahe an dem seinen, hat er einen gräßlichen Rachen, vor dem man sich fürchten muß, und zweitens hat das dumme Vieh ihm da seinen Milchnapf vom Brettchen gestoßen, so daß er da oben nichts zu essen hat und die süße Milch auf der Erde liegt, von wo man gewöhnlich nichts mehr herauf zum Essen bekommt, sie im Gegentheil mit einem häßlichen Lappen fortgewischt wird. Schreck und Kummer fassen Hänschen gleich heftig und er gibt seiner Gemüthsstimmung Ausdruck durch urkräftiges Brüllen. Natürlich hört das Mama bald und Phylax wird dann einige Ohrfeigen bekommen, wenn er es nicht vorzieht, durch die sich öffnende Thür zu entwischen. Hans aber ist um eine Erfahrung in seinem jungen Leben reicher, er weiß jetzt, daß es auch unwillkommene Gäste gibt und solche haben grobe Pfoten, einen großen rothen Rachen und schlagen plötzlich in den Milchtopf. Eine solche Kinderstubengeschichte erzählt unser reizendes Bild.

In der Nilbarke.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Schluß.)

„Sie sieht uns nicht,“ fuhr Hutfield verwirrt fort. „Sonderbar! Eine Szene aus Tausend und einer Nacht! ... Sehen Sie nur, Mr. Worthley!“ Er zog ihn hinter einen der Palmenstämme. „Ich unterscheide die Szene jetzt deutlich! Ein bleiches, junges Weib, hingegossen auf einen Divan, zu ihren Füßen auf kostbaren Teppichen zwei schwarze Dienerinnen in weißen Gewändern ... Es liegt eine merkwürdige Ruhe über dem Bilde! Keine bewegt sich; sie sitzen da wie in einem Wachsfigurenkabinet! Keine nimmt auch von uns Notiz! Es scheint, als schlummere die bleiche, junge Herrin! ... Mr. Worthley, ich fürchte, es kann uns hier was Unangenehmes passiren, wenn wir uns hinstellen und die Frau anstarren! Wir wissen nicht, in wessen Hause wir sind!“

Hutfield packte eben Worthley's Hand und wollte ihn fortziehen, als er einen Schlag auf seiner Schulter empfand.

Er schaute zurück und sah einen jungen Strauß, der seinen kahlen Hals über seinen Kopf streckte und ohne feindliche Absicht auf ihn niederblickte.

„Ein seltener Haremwächter!“ Hutfield zog Worthley fort. „Wo kann denn unsere ...?“

Er schaute die Palmenallee entlang in der Richtung des Hauses. Da stand Gazale in der Entfernung von fünfzig Schritten, ungeduldig winkend, an einen der Baumstämme gelehnt.

„Wir haben, bei Gott, unsere Führerin und unsern Zweck vergessen! Kommen Sie, Mr. Worthley! Für verfolgte Verbrecher ist das wirklich ein beneidenswerther Zufluchtsort!“

Gazale schritt wacker und mit einer Sicherheit voran, als sei sie hier zu Hause. Weniger zuversichtlich folgten ihr die drei Männer.

Ein furchtsamer Blick zurück in den Kiosk überzeugte Hutfield, daß die regungslose Gruppe in demselben noch immer keine Notiz von ihnen nahm, dahingegen sah er, daß der Strauß ihnen neugierig mit langen und gravitätischen Schritten folgte, als habe er die Aufgabe, sie zu beaufsichtigen.

Am Fuße der von weitem Zelt überragten, mit kostbaren Blumen besetzten und von hohen, blühenden Myrtenbüschen umschlossenen Estrade des Hauses schaute Gazale noch einmal zurück.

Mit Schüchternheit winkte sie Mr. Hutfield heran, jedoch erst, als sie den einen Fuß flüchtig auf die unterste Stufe der Estrade gesetzt.

Hutfield und Worthley näherten sich. Sie sprang die Stufen hinan und gab Beiden ein Zeichen, hier zu verweilen.

In dem Moment trat eine weibliche Gestalt aus der in maurischem Styl von zierlichen Filigransäulen getragenen Halle — ein Mädchen mit unverdecktem, gelblich-braunem Gesicht, großen, schwarzen Augen, nicht unschön aufgeworfenen Lippen, in weißem, durch eine rothe Schnur über den Hüften gehaltenem Gewand, die Arme nackt, die Füße in rothen Maroquinschuhen. Eine gelb und braun gestreifte Koffieh hielt das in Flechten um den Scheitel gelegte Haar, von der üblichen chokoladefarbenen Kameelhaarschnur umwunden, unter welcher die Seidenfäden der Koffieh mit den Troddeln netzartig auf ihre Schulter fielen. Ohne Zeichen von Erstaunen blickte sie, in der Thür stehend, auf die Fremden hinab, dann auf Gazale, die mit wenigen Sprüngen neben ihr stand.

Gazale sprach hastig einige Worte zu ihr. Das Mädchen ließ jetzt prüfend die großen Augen auf den Männern ruhen, schien aber von der Anwesenheit des Kawassen wenig erbaut.

Zwischen den beiden Mädchen entwickelte sich eine halblaute Unterhaltung, die Hutfield unverständlich war. Inzwischen erschien ein Diener mit braunem Berberinergesicht im Hintergrunde der Halle und blieb müßig zuschauend dastehen.

Die Dienerin schien unschlüssig. Sie blickte zuweilen wieder auf die Männer hinab, dann in's Haus, sprach einige halblaute Worte zu dem Diener, der nicht ihrer Meinung zu sein schien, verließ dann Gazale und verschwand im Hause.

Gazale blieb an ihrem Platz, das Auge zu Boden gerichtet.

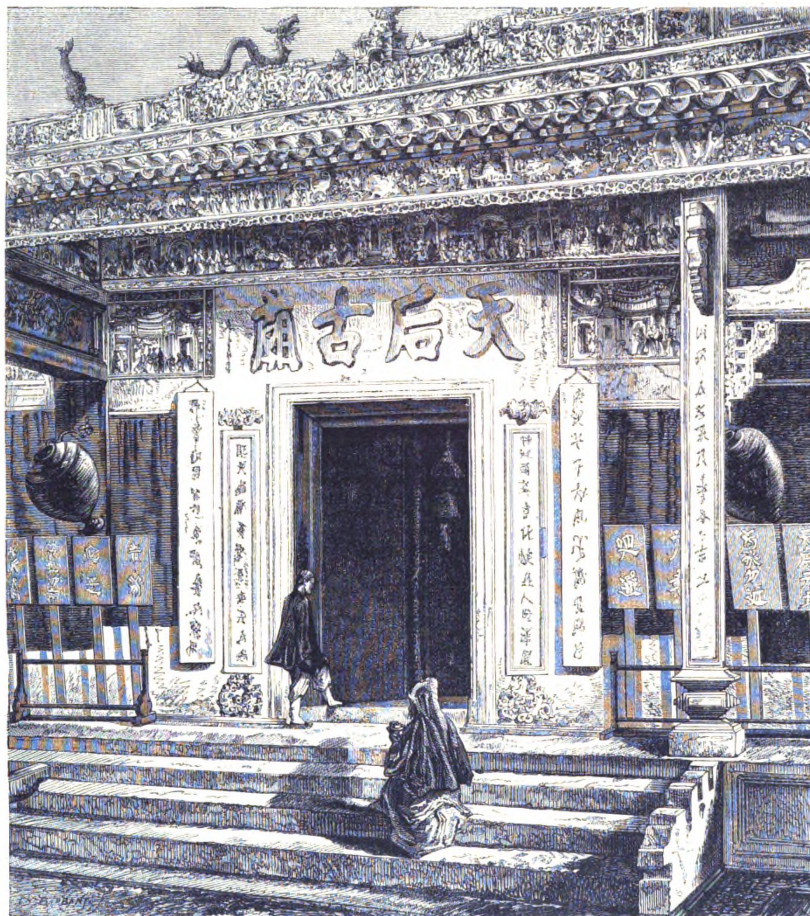
„Sonderbar, sehr sonderbar erscheint mir das Alles hier!“ brummte Hutfield. „Niemand sagt uns, woran wir sind! Wir stehen hier wie Leute, die einen Besuch machen und nicht angenommen werden!“

Zerstreut und ungeduldig ließ Worthley das Auge über alle die Details dieses mit so großer Opulenz eingerichteten Landhauses gleiten. Die lanzenartig vergoldeten Stangen des aus kostbarem, weißem, indischem Gewebe bestehenden, großen Zeltdaches, die innere Einrichtung der Halle, sprachen von großem Reichthum; vergoldete marokkanische Lampen hingen von der Bogendecke der in Alhambra-Weise verzierten Halle herab; werthvolle Vasen und Urnen standen in den blutfarbig getünchten Nischen und zu Füßen des die Estrade auf beiden Seiten umgebenden Gebüsches faßten schöne Majoliken die Rabatten ein.

„Man dürfte uns wohl einen Sessel bieten! Auch der Bursche, der Diener, ist fort und läßt uns hier stehen!“ brummte Hutfield, etwas verletzt in seiner Konsulwürde, der man im Orient stets Weihrauch zu streuen pflegt. Wartend setzte er den Fuß auf die untere Stufe. Gazale fuhr erschreckt zurück.

Sein Unmuth wurde indeß zerstreut durch eine lebendige Szene, die sich vor ihm auf der Estrade entwickelte.

Eine große, schneeweiße Angorakatze mit breiten, braunen und gelben Flecken sprang durch die Halle und auf die Estrade heraus, gefolgt von einem großen, gelben Affen, der die possierlichsten Spiele mit seiner Hausfreundin begann, sie wie ein Kind in seine Arme nahm, an sich drückte, ihr das Fell strich, dann, von ihren Pfoten unsanft verletzt, sie beim Schweif



Der Kwan-yin-Tempel in Hong-Kong. Zeichnung von P. Sellier. (S. 118.)

packte, um sie väterlich zu züchtigen. Die Katze entwischte ihm und sprang in die Lianenranken hinauf, die sich unter dem Zeltdach von einer Seite zur andern hinzogen, der Affe ihr nach, und über das Dach hinweg verschwanden beide in einem hohen Jasminbaum, wo der Spaß fortgesetzt wurde.

Gazale stand inzwischen wie theilnahmlos da, die Hände vor sich gefaltet und sich, ermüdet von zweimal zurückgelegtem Weg, an eine der Zeltstangen lehnend.

Nur zuweilen lugten ihre Augen heimlich aus dem Gesichtstuch heraus auf die beiden Fremden, dann horchte sie wieder auf das leiseste Geräusch im Hause, vermied aber sorgfältig, Mr. Hutfield's Ungeduld Gelegenheit zu einer Frage zu geben.

„Aber, zum Teufel, welch' eine einfältige Situation!“ rief Hutfield, eben auf dem Siedepunkt seiner Unruhe und sich erinnernd, wie widersprechend dieselbe mit dem ganzen Zweck ihres Hierseins, während Worthley, überzeugt, durch dieses Mädchen dupirt zu sein, in tiefstem Mißmuth dastand, als Gazale sich plötzlich aus ihrer Trägheit aufrichtete und das weiße Gewand der Dienerin wieder im Eingang der Halle erschien.

Diese flüsterte Gazale einige Worte zu. Die Letztere trat verlegen und zögernd an die Estrade und, Mr. Hutfield's Blick vermeidend, nickte sie Worthley zu.

„Alter Inglisi, Du sollst eintreten,“ rief sie hinab.

Worthley schaute sie fragend an. Nur Hutfield hatte ihre Worte verstanden.

„Was soll er?“ fragte er barsch und ungeduldig.

„Der alte Inglisi soll eintreten!“

„Er allein?“

„Ja!“ antwortete Gazale. „Die Schwester sagt mir eben, die Herrin sei zum Ufer hinab gegangen, wo sie die Barke ihres Vaters erwartet, und der Mann, den ihr sucht, er schläft und soll nicht geweckt werden!“

„Können Sie aus so zarter Rücksicht klug werden, Mr. Worthley?“ fragte Hutfield verwirrt. „Wollen Sie es riskiren, das Haus ohne mich zu betreten?“

Worthley überlegte, vor sich hinblickend. Des Mädchens Zumuthung kam ihm überraschend.

„Ich gehe, Mr. Hutfield!“ sagte er entschlossen. „Bleiben Sie hier in der Halle und seien Sie meines Zeichens gewärtig. Ein Ende muß dieß haben! Die Sonne neigt sich schon stark zum Niedergang, ich bin der Sache müde.“

Worthley's heftige Ungeduld leuchtete aus seinem Auge. Er fuhr mit der Hand zur Brusttasche, um sich seines Revolvers zu versichern, und trat mit festem Schritt auf die Estrade, Gazale mit einem Blick auffordernd, ihn zu führen.

„Nicht ich, Herr!“ antwortete diese bescheiden. „Meine Schwester wird Dich geleiten!“

Damit deutete sie auf die Dienerin. Diese gab Worthley einen Wink und er folgte ihr durch die Halle, vorüber an demselben Diener, der sich wieder innen an den Eingang derselben postirt hatte und theilnahmlos die Beiden an sich vorüberließ.

Hutfield schaute ihm nach, bis er verschwunden. Mit auf der Brust verschränkten Armen, aufgeregt und auf das kleinste Geräusch lauschend, begann er eine Promenade hin und her vor der Estrade, während der Kawaß sich träge und gleichgültig mit gekreuzten Beinen unter dem Schatten eines Limonenbaumes lagerte.

Auch Gazale verschwand, ohne daß Hutfield es sah. Sich unheimlich fühlend so allein in des „Konsuls“ Nähe, war sie langsam an dem Diener vorüber den Beiden durch die Halle nachgeschlichen.

Wohl eine Viertelstunde verstrich Mr. Hutfield. Die Sonne neigte sich bereits tiefer hinter dem Akaziengebüsch, als plötzlich ein gellender Pfiff ihn erschreckte. Wie auf dieses Zeichen lösten sich die bisher so regungslosen Gestalten von dem Hintergrunde des Kiosk. Auf eine der schwarzen Dienerinnen gestützt, trat das bleiche, junge Weib heraus, bewegte sich seitwärts den Kiespfad entlang und verschwand in dem Gebüsch nach dem Nilufer zu. Die andere Dienerin, umspielt von den beiden lustigen Antilopen, folgte ihr in gemessener Entfernung. Der junge Strauß machte seine Kapriolen zwischen den Palmen auf dem Rasenplatz; er übte seine kräftigen Beine durch Geschwindmärsche in der Allee auf und nieder.

Die Flamingos zogen vom Ufer in großen Schaaren über den Garten hinweg. Hutfield schaute ihnen gleichgültig nach. Der Kawaß schien an seinem schattigen Platz eingeschlummert und gab schnarrende und knurrende Töne von sich. Hutfield begann die Zeit lang zu werden. Das Ausbleiben Worthley's, jenes ihm unverständliche Signal beunruhigten ihn in der ihn umgebenden tiefen Stille.

Endlich sah er Gazale wieder in der Halle auftauchen. Sie schritt bis zur Estrade vor und rief hinab:

„Konsul, Du sollst zu dem alten Inglisi kommen!“

Hutfield war mit wenig Sprüngen dem furchtsamen Mädchen nach in der Halle.

XX.

Kopfschüttelnd war inzwischen Worthley der Dienerin gefolgt. Diese führte ihn aus der Halle in einen breiten, langen Gang, von da in einen andern offenen, der, mit reicher Orangerie bestellt, über einen geräumigen, mit sauberen Oekonomiegebäuden besetzten Hof leitete und nach der südlichen Seite zu einen herrlichen Fernblick über den Nil und die weite Deltaniederung bot.

Schon verwischten leichte Nebel den Saum des Horizontes. Die weiten Wasserflächen der noch überschwemmten Felder bildeten in der Ferne ein wunderbares Mirage, eine Fata-Morgana feenhafter Paläste mit goldenen Kuppeln und Dächern, deren flüchtiger Anblick Worthley, als sein Auge von der Galerie seitwärts hinausschweifte, in eine traumhafte Stimmung versetzte und ihn für den Moment weit abführte von dem Gedanken an den entscheidenden Gang, den er, auf Alles gefaßt, soeben angetreten.

Indeß, er sah das Mädchen vor sich gehen. Sich losreißend schritt er ihr nach und sah, wie sie die weißen Marmorstufen eines maurischen Pavillons erstieg, dann zurückblickte, ihm winkte und Schweigen gebietend ihm andeutete, er möge hier stehen bleiben.

Mit erwartungsvollem Herzpochen schaute Worthley ihr in's Gesicht. Dieses schien so gutmüthig, so harmlos, daß er nicht zu opponiren wagte. Unverständliches vor sich hin murmelnd blieb er stehen und schaute vor sich nieder. Er glaubte bemerkt zu haben, daß das Mädchen ihn mitleidig angelächelt, als wolle es sagen: „Was nützte es, wenn ich zu Dir spräche, Du verstehst mich ja nicht!“

Die Fellachin verschwand in der Thür. Worthley hörte drinnen noch eine zweite Pforte öffnen.

„Unbegreiflich das Alles!“ murmelte er, die Hand an die Brustseite legend, an welcher der Revolver steckte.

„Mir ist wirklich, als stünde ich hier im Traum. Inzwischen sinkt die Sonne, die Nacht überfällt uns hier und wieder wird ein Tag durch unsere Leichtgläubigkeit verloren sein!“

Leichte Tritte, das kaum hörbare Geräusch einer Binnenthür traf sein scharfes Gehör. Er schaute erschreckt und zusammenfahrend auf.

Die Dienerin des Hauses stand vor ihm hoch auf der Schwelle. Er lächelte über sein Erschrecken.

«Ana hua! Ja, Inglisi!» (Ich bin es! Komm', Engländer!) rief sie ihm leise und geheimnißvoll zu. Worthley sprang die wenigen Stufen hinauf. Sie bedeutete ihm, ruhig zu sein, schritt über ein kleines, mit maurischen Emblemen verziertes Vestibul und öffnete die Thür, ehrerbietig vor derselben zur Seite tretend und ihm erst folgend, als er sich in einem geräumigen, mit den kostbarsten Teppichen gestickten Kissen und Brokatvorhängen geschmückten Salon sah, in den die dunklen Vorhänge nur ein mattes Licht fallen ließen.

Die Seltsamkeit, der Reichthum, mit welchem dieser Salon ausgestattet war, alle die bunten Teppiche, die originellen, aus



Aus Hong-Kong. **Chinesische Familie nach Tisch.** Zeichnung von P. Sellier. (S. 118.)

farbigem Holz verfertigten und mit blitzenden Beschlägen versehenen Truhen, die von der Decke hangenden, in buntem Gestein und Prismen blitzenden Lustres, die gewölbte, mit goldenen Inschriften versehene Decke — Alles machte Worthley verwirrt.

Er hatte seine eigenen Tritte nicht gehört, denn sein Fuß versank in dem weichen, persischen Teppich; es befing ihn mit Bangen, als des Mädchens Fuß, diesen Teppich hinter ihm betretend, eine fast wellenförmige Bewegung auf demselben verursachte; er schaute mißtrauisch hinter sich, denn er mußte am Ziele sein und hier seinen Mann finden.

Verwirrt, halb geblendet durch das Licht, das Brechen der goldenen Abendsonnenstrahlen an den Vorhängen und das Blinken derselben auf den Prismen der Lustres, stand Worthley da. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und so vergingen Sekunden.

Da fühlte er eine leichte Berührung auf seiner Hand. Es war die des Fellahmädchens, das ihm die ihrige auf den Arm legte und ihm dabei, als er betroffen sie anschaute, mit freundlichem Lächeln begegnete.

«Taale Kawacha!» (Komm', Herr!) flüsterte sie, ihm leise vorantretend und ihn in den halbdunklen Hintergrund führend.

Mechanisch folgte Worthley. Er sah sich vor einem Ruhebett, bedeckt mit feinen indischen Geweben, über demselben einen zierlichen Baldachin, dessen breite, zurückgeschlagenen Gazeshawls als Moskitonetz dienten.

Und auf diesem Ruhebett ...

Worthley starrte bleich, zitternd am ganzen Leibe, geschüttelt von jähester Gemüthsbewegung, die Augen hohl und weit aufgerissen, die bebenden Arme vor sich ausgestreckt, in ein jugendliches, aber auf den Schläfen und Wangen eingesunkenes, wachsbleiches, von vollem, blondem Bart und krausem Haupthaar umrahmtes Gesicht. Seine Lippen bewegten sich, und sie brachten keinen Ton hervor; seinen Augen entstürzten Thränen, aber der Quell der Worte schien ihm versiegt.

„Er ist's!" brachte er endlich krampfhaft, freudeschluchzend hervor und überwältigt sank er in die Kniee zusammen, das Antlitz in den Händen bergend, dann wild wieder aufrichtend und auf's Neue hinstarrend.

Gerührt stand das Mädchen, die Hände vor sich faltend. Auch sie schien voll zu empfinden, was in dem alten Mann vorging, und trotz ihrer Rührung überwachte sie ihn ängstlich, damit er den Schlafenden nicht wecke.

Wohl eine Minute lang starrte Worthley, auf den Knieen liegend, den Schlummernden an, ohne sprechen zu können oder einen Laut zu wagen. „Willibald!" flüsterten endlich seine zitternden Lippen. Es genügte ihm zu sehen, daß dieser athmete, wenn auch in matten, unregelmäßigen Zügen, und wieder entquollen die Thränen seinen Augen, denn er sah über die ihm zugekehrte linke Hälfte der Stirn und die Schläfe eine breite, dunkelrothe Narbe sich hinziehen, die sich über dem Ohr im Haar verlief.

Er wagte nicht, den Schlafenden zu stören; er schaute sich satt an dem bleichen, blutlosen Antlitz, an den farblosen Lippen, den geschlossenen Augen. Dann wandte er sich unwillkürlich mit blasser, stummer Frage, langsam vom Boden aufstehend, an das Mädchen.

Dieses glaubte ihn zu verstehen. Es flüsterte ihm einige Worte zu, deren Sinn er nur errieth, und zaudernd, noch einmal zurückschauend, schwebte sie über den Teppich zur Thür hinaus. Sie rief nach Gazale; sie sagte ihr leise einige Worte und diese flog durch die Galerie, durch den langen Korridor, sprang in die Halle und rief den „Konsul", der ihr in Verwirrung folgte.

Wie ein Reh eilte sie diesem voran. Mit Vorsicht öffnete sie die Thür des Pavillons, trat zuerst in dieselbe, flüsterte Hutfield zu, er möge kein Geräusch machen, und auf der Schwester Wink an der Thür bleibend, schaute sie theilnehmend mit an, wie der alte, noch in Freudenthränen gebadete Herr auf den Konsul zueilte, ihn zitternd am Arm nahm und, den Finger auf den Mund legend, ihm zuflüsterte:

„Willibald ist gefunden ... am Leben gefunden! ... Dort ... dort liegt er!"

Leise, unhörbar verließ Gazale das Gemach und trat wieder in das Vestibul hinaus.

Hutfield stand wie eine Bildsäule wenige Schritte von dem Ruhebett entfernt. Ihm fehlte die Sprache für seine Ueberraschung, und als er sie fand, wagte er die tiefe Stille nicht zu unterbrechen, aus Furcht, die müden Athemzüge des Daliegenden zu stören, dem der Schlummer gewiß die höchste Wohlthat.

Stumm, aber mit Herzlichkeit, voll innigster Theilnahme, drückte er Worthley's Hand. Dieser schloß ihn an seine Brust.

„Mein Kind! Meine Alice! Welch' ein Freudentag für sie!" schluchzte er.

Worthley führte ihn in die Mitte des Salons. Hier schaute Hutfield fragend Gazale's Schwester an, die in respektvoller Entfernung dagestanden.

„Wie kommt der Fremde hieher?" sagte er flüsternd. Das Mädchen machte ein abwehrendes Zeichen.

„Frage nicht hier, Konsul! Man würde mich zanken, wenn wir ihn weckten!"

Damit deutete sie zur Thür, als sei sie bereit, ihm draußen Rede zu stehen.

Hutfield nahm Worthley's Arm und führte diesen, der noch einen überglücklichen Blick zurückthat, zur Thür. Das Mädchen folgte ehrerbietig.

Draußen im Vestibul stand auch Gazale, ebenso demüthig zur Seite tretend und den Uebrigen schüchtern folgend, als dieselben die Stufen hinab in die offene Galerie traten.

„Diesem Mädchen, Mr. Worthley, haben Sie viel zu danken!" sagte Hutfield, auf Gazale deutend. „Ich verstehe sie erst jetzt! Während wir in unserer Ueberstürzung wähnten, sie wolle uns auf die Spur des Verbrechers führen, that sie mehr; sie brachte uns zu dem Gesuchten ... Wie kamst Du hieher in dieses Haus?" wandte er sich an Gazale.

Gazale blickte bescheiden zu ihm auf.

„Als man in der Nacht meine Hütte überfiel, wahrscheinlich, um mich noch einmal in das Gefängniß und vor den Kadi zu schleppen, flüchtete ich hieher zu meiner Schwester!"

Gazale sprach mit Ruhe, sogar mit stolzem Bewußtsein, als wolle sie dem Fremden eindringlich machen, wie sie gehandelt, der man doch unschuldig so viel Weh zugefügt. Dann senkte sie, fürchtend, sich zu großes Verdienst angemaßt zu haben, in kindlicher Einfalt das Antlitz.

„Diese da ist Deine Schwester?"

„Ja, Konsul! Als ich am frühen Morgen hier eintraf und der Schwester, die ich so lange nicht gesehen, all' das Leid klagte, das ich um einen in Tanta ermordeten Inglisi gelitten, rief sie, das müsse derselbe Unglückliche sein, den ihr Herr eines Nachts blutend und halbtodt auf einem der Dämme vor der Stadt gefunden, als er aus Tanta zurückgekehrt, wo er Geschäfte gehabt. Und ich, Konsul, ich fragte nicht weiter; ich eilte zu euch nach Tanta zurück, um euch hieher zu führen, obwohl meine Füße wund und ermüdet waren und mein armer Kopf noch schmerzte von all' den Qualen, die ich im Kerker gelitten."

„Edle Seele!" rief Hutfield, ihr die Hand auf die Schulter legend und erst jetzt bemerkend, wie matt und müde die Lider über die schönen, großen Augen des erschöpften Mädchens herabhingen. „Dir soll Alles vergolten werden, was Du gethan und gelitten."

XXI.

Worthley lauschte gespannt auf Hutfield's Worte, als wolle er sich das unverständliche Arabisch auf dessen Lippen dolmetschen; Gazale schaute fast beschämt vor sich nieder und flüsterte kopfschüttelnd ein abwehrendes la, la! (nein, nein!)

Der Armen ward's bange um's Herz, daß man ihr mit dem Dank ebenso verhängnißvoll werden könne, wie vorher mit dem Undank, der ihr widerfahrenen Ungerechtigkeit.

«La, la!» flüsterte sie noch einmal mit gesenktem Auge, als Worthley sie mit enthusiastischer Erkenntlichkeit anblickte, und lehnte sich erschöpft an die Brüstung der Galerie. „Ucht! (Schwester) ich bin müde," sprach sie leise, mit verschämtem Auge nach dieser suchend. „Es ist seit so vielen Nächten kein Schlaf mehr in mein Auge gekommen."

„So geh' hinein!" rief diese, ihr zugleich einen Wink gebend. „Setz' Dich vor die Thür des Kranken und gib uns ein Zeichen, wenn er erwacht. Der Diener, der ihn hütet, wird zurückkehren; ich habe ihn zum Ufer geschickt."

Die Schwester wußte, als Gazale ängstlich suchte, sich dem Dank der fremden Männer zu entziehen, und diese verließ schnell die Gruppe, schritt die Stufen hinan und verschwand in der Thür, während Worthley ihr mit dem Ausdruck des überschwänglichsten Dankes nachschaute.

Die Aufmerksamkeit des Letztern wurde übrigens durch eine hastige Berührung von Hutfield's Hand nach dem Endpunkt der Galerie gelenkt.

Eine schlanke Frauengestalt in fränkischer Kleidung, das lange Schleppkleid von hell rehfarbenem, indischem Stoff leicht und graziös mit der Hand aufgeschürzt, ein Strohhütchen auf dem dunklen Haar, einen Sonnenschirm von der Farbe des Gewandes in der Rechten, von zwei Nubiern in blauen, weiß bordirten, langen Kleidern gefolgt, schritt die Galerie herauf, das Auge auf die beiden Fremden gerichtet, als sei sie auf deren Ankunft vorbereitet.

Schon aus einiger Entfernung lächelte sie denselben freundlich entgegen und näherte sich mit anmuthiger Verneigung, als Worthley und Hutfield, betroffen, überrascht durch diese Lichtgestalt, zu beiden Seiten der Galerie zurücktraten und sie mit höflichstem Gruß erwarteten.

„Um Gottes willen, die Sache wird bedenklich für die arme Alice!" murmelte Hutfield vor sich hin. „Es ist gefährlich, unter der Hand einer solchen Pflegerin genesend in's Leben zurück zu erwachen!"

Er hörte bereits das Gewand über den Steinboden rauschen; es durchschauerte ihn mit heißer Bewunderung, als er die schlanke, reizende Gestalt ganz in seiner Nähe sah, — diese sprechenden, so wunderbaren Glanz ausstrahlenden und doch mit fast kindlicher Freude schauenden Augen, diese frischrothen, fast erdbeerfarbenen Lippen, die sich lächelnd zum Wort öffneten.

„Ich bin erfreut, die Herren begrüßen zu können!" rief sie, mit liebenswürdigstem Freimuth herantretend, in englischer Sprache. „Ich bedaure nur, daß die Rückkehr meines Vaters nach längerer Abwesenheit mich gerade in demselben Augenblick zum Ufer hinabrief, wo ich die Herren erwarten durfte ... Vermuthlich der Vater unseres armen Schutzbefohlenen?" wandte sie sich an Worthley.

Dieser hatte sich von seiner Ueberraschung erholt. Er trat zu ihr; er suchte ihre Hand. Und sie ließ das Gewand sinken, sie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen drückte.

„Ein namenlos glücklicher Vater," antwortete er, „der seinen Sohn längst verloren geglaubt und Ihnen einen Dank schuldet, für den er vergeblich nach Worten sucht!"

Die Dame erwiederte mit Herzlichkeit den Druck seiner Hand. Sie lächelte so froh, so unbefangen.

„Wir thaten nur, was unsere Schuldigkeit, und sind erfreut, Sie begrüßen zu können."

Sie wandte das Antlitz fragend gegen Hutfield, der noch in dem Anblick von so viel Schönheit verloren dastand.

„Mr. Hutfield, Sekretär der englischen Gesandtschaft," präsentirte ihn Worthley.

„Sie haben unsern armen Kranken schon gesehen?" richtete sie sich nach einer lächelnden Verneigung gegen Hutfield an Worthley zurück. „Erst seit einigen Tagen ist er zu ganz klarer Besinnung zurückgekehrt, und seitdem versinkt er täglich in einen langen, kräftigenden Schlaf, der ihn hoffentlich bald wieder herstellen wird ... O, er hat entsetzlich leiden müssen! ... Ich war allein hier im Hause, da meinen Vater eine längere unaufschiebbare Geschäftsreise wenige Tage darauf abrief, ich und meine alte, leidende Tante. Wir hatten auch keine Ahnung von der Untersuchung in der Stadt, von der uns die Schwester meiner Nea, die heute Morgen keuchend und athemlos hier eintraf, erzählte. Und das ist so erklärlich! Wir unterhalten keinerlei Verbindung mit der Stadt; zudem sollen die Dämme seit Monaten schon durchbrochen sein, so blieben wir ohne jede Mittheilung ... Aber gestatten Sie jetzt, Sie als meine Gäste zu betrachten!" unterbrach sie sich. „Den Kranken dürfen Sie mir jetzt nicht wecken; sein Schlummer wird hoffentlich noch einige Stunden währen. Inzwischen wird mein Vater sich glücklich fühlen, Sie recht lange unter seinem Dache bewirthen zu können."

Worthley dankte verwirrt. Er schaute Hutfield ungeduldig fragend an.

„Meine hochverehrte Dame," stammelte er, „ich füge mich dem heiligen Gebot, den mir so theuren Kranken nicht in seinem Schlummer zu stören; aber drüben in der Stadt sind noch Personen, die ängstlich meiner Rückkehr harren, die ein Recht auf die frohe Nachricht haben, daß wir den so lange Betrauerten wieder gefunden. Ich geize um jede Minute, ihnen diese Nachricht ..."

„Ah, ich verstehe! Sie sind mit den Ihrigen nach Egypten geeilt, als Sie die traurige Botschaft erhielten. Einige Zeilen von ihnen werden aber genügen, diese hieher zu rufen; fünfzig schnellfüßige Boten sind zu Ihrer Verfügung," setzte sie lächelnd hinzu. „Es fehlt ja hier an Leuten nicht!"

„Ich zögere, diese Güte anzunehmen. Es ist der Bruder des Unglücklichen, es ist meine Tochter, die behutsam vorbereitet sein wollen."

Hutfield trat schnell heran.

„Mr. Worthley," rief er, „Sie bleiben; ich lasse Sie hier in der besten Obhut und kehre sofort zur Stadt zurück, um Mr. Langenau und Miß Alice die freudige Nachricht zu bringen, und morgen bei Zeiten können wir Alle hier sein!"

„Vortrefflich!" rief das Mädchen mit einem dankbaren Blick.

Sie wandte sich zu einem ihrer Diener, die in ehrfurchtsvoller Entfernung hinter ihr standen.

«Chadin!» rief sie in arabischer Sprache. „Eile! Gib Ordre, es sollen Alle, Alle sofort hinaus! Sie sollen Reisstroh nehmen, so viel sie tragen können, und die Dammbrüche ausfüllen! ... Emschik!" feuerte sie ihn zur Eile an, und der Diener schoß fort, die Galerie entlang. „Man wird Ihnen das beste unserer Pferde geben, Mr. Hutfield!" Sie wandte sich mit einem Befehl an den andern Diener, „und wenn Sie unsere Fellachen kennen, so wissen Sie, daß ehe Sie die Dammbrüche erreichen, alle Lücken ausgefüllt sein werden. Morgen mit Tagesanbruch stehen unsere Saumthiere vor Ihrer Thür, um die Herrschaften hieher zu holen, wo Sie herzlich eingeladen sind!"

Mr. Hutfield war glücklich. Ohne Worthley's Einsprache abzuwarten, verabschiedete er sich und eilte dem Diener nach.

„Darf ich bitten?" wandte sich das Mädchen jetzt an Worthley, ihn einladend, ihr zu folgen. „Unser Kranker darf nicht gestört werden. Sobald er erwacht, Nea," sie richtete sich an Gazale's Schwester, „kommst Du eiligst, mich zu benachrichtigen. Er darf nichts wissen von der Ankunft der Herren, hörst Du? Nicht eher, als wir ihn darauf vorbereitet!"

Nea nickte schweigend; sie folgte dem Befehl, und willenlos ließ sich Worthley von dem Mädchen die Galerie hinauf führen.

XXII.

Keines Wortes, ja keines klaren Gedankens fähig bewegte sich Worthley vorwärts. Bald strich sein Auge über das herrliche, von der Abendsonne in rosigen Farben beleuchtete Nilpanorama, das sich ihm in den Durchblicken zwischen den das Dach der Galerie tragenden Säulen darbot.

Er war wie im Traum. Seine Füße schwankten im Gehen wie auf den Wolken des Phantasiegebildes, als welches ihm alles soeben Erlebte vorkam.

Da schritt er neben dem schönsten Mädchen einher, und er wußte nicht, wer sie war! Da kam er eben von dem Schmerzenslager Dessen, den er nicht mehr unter den Lebenden geglaubt, für dessen Schicksal er nur noch nach Rache gesucht. Und er hatte ihn nicht umarmen dürfen, nicht zu ihm sprechen, ihm nicht sagen dürfen, was Alles er und die Seinen um ihn gelitten! Und auch der Wiedergefundene hatte ihm nicht erzählen können, wie das Alles zugegangen und wie er vom Tod errettet worden! In traumumnebelter Wonne ging ihm das Alles durch Kopf und Herz.

Er hätte sprechen mögen; er mühte sich, ein Wort zu finden, um sich von dem schönen Mädchen versichern zu lassen, daß er nicht träume. Er schaute zurück und da lag der Pavillon hinter ihm. Er schaute zur Seite, und was ihm schon das Rauschen des Gewandes bestätigte: da ging dasselbe Wesen neben ihm, das ihm verboten, den Schlummer des Genesenden zu stören.

Und dazu kam, daß er nicht mehr zweifeln durfte, es sei

Alles Wirklichkeit, dazu gesellte sich in seinen Gedanken die Vorstellung von der Freude seines Kindes, das ihm ja auch wieder zurückgegeben war, das er in Trauer hatte dahin welken gesehen!

Auch die schöne Herrin des Hauses schwieg. Sie mochte den Wonnetaumel seiner Gedanken nicht unterbrechen. Sie schritt stolz, anmuthig, elastisch neben Worthley und ihm war's, als neigten die Blumen der Galerie ihre Blüten vor ihr, als drängten sich die rosig goldenen Sonnenstrahlen nur in die Galerie, um ihr zu huldigen.

So erreichten Beide das Ende der letzteren. Sie traten in eine von oben beleuchtete Rotunde.

Zwei schwarze Diener standen am Eingang derselben, während die junge Dame einladend auf den in denselben mündenden Korridor deutete.

Worthley verstand sie nicht, als sie dem einen der Diener in arabischer Sprache zurief:

„Geh' zum Vater und frag', ob ihm der Gast jetzt willkommen sei!"

Der Diener eilte geräuschlos auf seinen weichen Babuschen fort.

„Ich lasse Sie eben dem Vater melden!" sagte sie freundlich zu Worthley gewendet.

Dieser verbeugte sich ernst schweigend und dankend. Ihm war's noch immer so voll im Herzen; dabei überkam ihn plötzlich ein so seltsam beklemmendes Gefühl, das zu deuten er weder Zeit noch Fassung hatte.

Der Diener kehrte mit einer Meldung zurück.

„Mein Vater erwartet Sie! Inzwischen verzeihen Sie, wenn ich gehe, um mich zu überzeugen, ob für Ihren Freund alles Nöthige gethan."

Damit verneigte sie sich lächelnd und Worthley folgte dem Diener den Korridor entlang vor eine hohe Flügelthür, welche dieser schweigend öffnete und hinter ihm wieder schloß.

*

Worthley befand sich in einem geräumigen Zimmer, dessen Wände mit blauer Seide faltig bekleidet und von dessen Decke ein ungeheurer türkischer Lustre herabhing.

Ein schwarzer Boule-Arbeitstisch stand in der Mitte desselben, umgeben von Fauteuils derselben blauen Farbe. Auf Etagèren und Konsolen standen überall getrocknete Vegetabilien, Cerealien, Bodenprodukte aller Art in Krystallgefäßen, die dem Gemach das Ansehen eines Naturalienkabinets gaben. Im Hintergrunde bedeckte ein großer Bücherschrank, ebenfalls in Boule-Arbeit, die Wand.

Die Fenster waren mit blauem Damast verhängt, vor denselben erhoben sich auf Porphyrgestellen kostbare indische Vasen. Den Teppich bedeckten afrikanische, geschmackvoll garnirte Thierfelle.

Worthley's Blick war zerstreut durch alle die Details, die sein Auge nicht gleichzeitig zu fassen vermochte.

Er sah Alles und nichts. Ein leichter Parfüm umduftete ihn, seine aufgeregten Sinne beruhigend.

Jetzt sah er die Gestalt eines schmächtig gewachsenen Mannes, das Haar schneeweiß und wollig, wie versengt gekräust, die Wangen mit kurzgeschnittenem weißem Bart bedeckt, in schwarzem Ueberrock, in häuslicher Eleganz, auf sich zuschreiten.

Das schmale Antlitz des Mannes war stark gefärbt von jenem Braunroth, das der frische Sonnenbrand, der Verkehr in der freien Natur der Haut verleiht. Seine Gesichtszüge waren fein, aristokratisch scharf ohne Strenge; zwei dunkle Augen blitzten unter den ergrauten, borstig aufstehenden Brauen hervor.

Langsam, aufgerichtet bewegte er sich auf Worthley zu, die eine von langer Manschette halb bedeckte Hand an der schlichten Uhrkette, die andere herabhängend.

„Mr. Worthley!" hörte dieser eine Stimme, scharf accentuirt, während der Mann wenige Schritte von ihm entfernt stehen blieb und vor ihm das Auge zu Boden senkte.

Worthley war's bei dem Schall dieser Stimme, als tobe ihm ein Höllenkonzert im Ohr, im Kopf. Er prallte erschreckt einen Schritt gegen die Thür zurück; er streckte den einen Arm von sich, hielt den andern abwehrend vor das Auge.

Schweigend, in gemessener Haltung stand der Herr des Hauses ihm gegenüber. Worthley ließ ermattet den Arm sinken. Er starrte den Mann mit großen, weit aufgerissenen Augen, mit verzerrten Zügen an. Sein Mund öffnete sich, er schloß sich wieder; es war, als sei seine Zunge gelähmt.

„Bas ... tidi!" preßte es sich heiser, fast zischend aus seiner Brust, während er diesen, sich vorbeugend, mit seinen Augen durchbohrte, ihm sein vor Schreck entstelltes Antlitz entgegenstreckte.

Der Herr des Hauses schaute nicht auf. Still, unbeweglich, in derselben Haltung, den Blick am Boden haftend, stand er noch immer da. So verstrichen Sekunden.

„Bastidi!" schrie jetzt Worthley, die Hand nach seiner Schulter ausstreckend, ihn an ... „Bastidi! ..."

„Ihr Schuldner, Mr. Worthley, bis in den Tod!" klang die Stimme leise, leicht vibrirend, aber vernehmbar, ohne daß eine Muskel in dem Gesicht spielte. „Ich sage Ihnen nicht, welchen Entschluß es mich kostet, vor Sie zu treten. Falsche Scham war's, die mich bisher abhielt, mein schweres Unrecht gegen Sie, den Freund, wieder gut zu machen, seit der Himmel mir verziehen und mich mit irdischen Gütern segnete, wenn er mich auch schwer heimsuchte an Denen, die mir die Theuersten waren, an meinen Kindern, die ich eins nach dem andern sterben oder hinsiechen sehen und zu deren Erhaltung ich diese Stätte hier erwerben mußte. Mißverstehen Sie mich nicht, Mr. Worthley! Ich suche nicht Ihr Mitleid, wenn ich Ihnen sage, daß Gott mich auch mit Strafe nicht geschont, während er mich, wie Sie sehen, mit äußeren Glücksgütern gesegnet. Vielleicht gab er mir die letzteren nur, um mich doppelt ihre Nichtigkeit empfinden zu lassen! ... Falsche Scham war's, was mich so lange zurückhielt, Sie aufzusuchen, bis der Himmel selbst es mir befahl. Heute, Worthley, da Gottes Hand Sie unter mein eigen Dach führte, heute kann ich und will ich mit Zinsen zurückgeben, was ich Ihnen veruntreut, als leichtsinnige Spekulationen, die ich in diesem Land auf eigene Hand unternahm, mich verleiteten, an Ihnen zum Sünder zu werden, dem ich so viele Freundschaft zu danken hatte!"

Bastidi schwieg, den Blick mit scheinbarer Ruhe wieder zu Boden senkend. Worthley hörte ihn mit fast steinerner, verschlossener Miene an. Noch vermochte er es nicht über sich, diesen Mann, seit er ihn erkannt, eines zweiten Blickes zu würdigen.

„Es sei fern von mir, Mr. Worthley, ein Wort zu meiner Rechtfertigung zu sagen, denn ich fände keines," fuhr Bastidi in demselben ruhigen Ton fort. „Aber Sie dürfen nicht unversöhnlicher sein als Gott selbst es ist, der Rächer und Strafer alles Unrechts, und seine versöhnende Hand sehe ich über meinem Hause ausgestreckt, das er so schwer an meinen Lieben geprüft. Seine Lenkung war es, die mich dem Verlobten Ihrer Tochter, also Ihrem Sohn, auf der Reise von Malta nach Alexandrien begegnen ließ. Seine Lenkung war es, die, als ich von meinen Geschäften in Tanta Nachts hieher zurückkehrte, mich ihn blutend, sterbend auf der Landstraße finden ließ, wohin er sich, seinen Mördern entronnen, mit der letzten Kraft fortgeschleppt haben mußte! Was mein Unglück, Mr. Worthley, die Nothwendigkeit, allwöchentlich einen Arzt von Alexandrien hier zu sehen, um meiner kranken Tochter willen, deren Tage er künstlich zu verlängern bemüht, das war das Glück Ihres Sohnes. Doktor Antoni war gerade in jener Nacht in meinem Hause; ich schleppte den Unglücklichen also mit mir, nachdem ich ihm mit Hülfe meines Dieners einen flüchtigen Verband um die schwere Hüftwunde und den Schnitt über die Stirn gelegt, denn nimmermehr hätte ich in dem Gewühle der Stadt einen Arzt gefunden.

„Ich hatte Ihren Sohn erkannt, Mr. Worthley! Ich bot Alles auf, ihn zu retten; mein Leben war mir nicht theurer als das seinige. Dann riefen mich meine Geschäfte von hier. Dem Arzt und meiner jüngsten Tochter, dem einzigen meiner Kinder, dem der Himmel Gesundheit und Lebenskraft gegeben, überantwortete ich den Verwundeten, als der Erstere mir Hoffnung auf seine Erhaltung gemacht.

„Ich gestehe, daß ich Unrecht that, als ich den Arzt verpflichtete, nichts von dem Aufenthalt des Verwundeten in meinem Hause zu sprechen. Es war wohl dieselbe falsche Scham! Ich fürchtete mich vor der Wahrscheinlichkeit, Sie hier zu sehen auf die Nachricht, der Schwerverwundete liege in Bastidi's Hause! Vielleicht, ja wahrscheinlich hat auch der Arzt, der stets über Kairo auf dem Nil hieher fuhr und wochenlang hier verweilen mußte, von den Nachforschungen des englischen Konsulats und der soeben in Tanta geführten Untersuchung nichts gehört, wie ich selbst, der ich eben erst von der Mündung des Damiette-Nils zurückkehre, denn Sie selbst wissen aus früherer Erfahrung, daß keine Verbindung zwischen den Ortschaften hier unten besteht und Niemand von dem hört, was wenige Stunden von ihm entfernt geschehen. Dennoch ließ ich mich durch Boten den Nil hinab allwöchentlich von dem Zustand des Verwundeten in Kenntniß setzen.

„Zu meiner unsäglichen Freude brachte mir meine Tochter, als ich vor einer Stunde in meiner Barke von den Ufern des Menzalehsees zurückkehrte, die Nachricht, daß der Verwundete in voller Genesung, auch erst vor wenigen Tagen wieder zu klarem Denkvermögen gelangt, das ihm durch die Kopfwunde gestört worden. Stellen Sie sich aber meine Gefühle vor, Mr. Worthley, als mein Kind mir meldete, die Angehörigen des Verwundeten seien von England gekommen, in meinem Hause, und unter diesen mußt' ich Sie vermuthen.

„Es war mir immer ein hoch genugthuendes Gefühl gewesen, wenn ich mir dachte, ich werde Ihnen den vermißten Sohn zurückgeben; ich werde Ihnen den Sohn selbst nach England bringen und in seinem Leben eine Garantie für Ihre Verzeihung haben ... Es hat sich anders gefügt, Mr. Worthley! Sie sind jetzt unter meinem Dach, unter dem Ihres Schuldners; aber das Eine kann ich dennoch: Ihnen und Ihrer Tochter den Theuren genesen zurückgeben! ... Wird Sie dieß versöhnen, werden Sie dagegen Verzeihung für mich haben, selbst wenn Sie darin weniger mein Verdienst, als die Fügung des Himmels erblicken?"

Eine Pause trat ein. Worthley war tief erschüttert und noch zitterte der Kampf in ihm fort.

Bastidi sah Worthley's Augen sich mit Thränen feuchten; der Groll, der Haß seines einstigen Freundes war gebrochen.

„Gott vergibt und Gott züchtigt!" fuhr er fort. „Ich sah es selbst! Ohne eine Ahnung zu haben von einer eingeleiteten Untersuchung, verließ ich, als meine Geschäfte beendet, von Sehnsucht hieher zurückgezogen, den Schech von Mahallet Damané in dessen Barke, um die meinige, die am jenseitigen Ufer lag, wieder zu erreichen. Die Barke war eben vom Land abgestoßen, als ein junger Mann auf demselben erschien und mir flehentlich zurief, ihn mit hinüber zu nehmen. Ich gab meinen Ruderern Befehl, das Ufer wieder zu gewinnen. Er sprang in unsere Barke, wir stießen nochmals ab. Da sprengte plötzlich der Machmur mit seinen Leuten heran. Er rief mir zu, ich möge umkehren, ich habe einen flüchtigen Verbrecher aufgenommen, der wegen Verdachts des Mordes an einem Engländer vom Konsul verfolgt werde.

„Ich sah die Todesangst des jungen Menschen. Er warf sich auf seine Kniee und beschwor mich, ihn nicht auszuliefern, es sei unwahr, er sei unschuldig. Wohl waren mehrere Monate seit jener Nacht verstrichen, mein eigener Verdacht aber brachte diesen Menschen in Verbindung mit jenem Mordversuch. Ich befahl meinen Ruderern, ihn zu ergreifen, zu binden und ihn dem Machmur zu übergeben.

„Ehe sie aber meine Ordre auszuführen Zeit gehabt, stürzte sich der Flüchtige vor meinen Augen in den Nil und verschwand im Strom vor denselben. Der Machmur bestätigte, was ich geahnt — man verfolgte den Flüchtigen als eines in Tanta geschehenen Mordes so gut wie überwiesen. Sein Name war Adriani."

„Derselbe, den wir vergeblich gesucht!" murmelte Worthley vor sich hin. Dann schnell aufschauend, blickte er dem einstigen Freund in's Auge.

„Bastidi!" rief er tief erschüttert, ihm die Hand reichend. „Ich habe nichts mehr zu verzeihen! Was Du mir Edles gethan, wiegt reich die Sorgen auf, die Du mir einst bereitet. Laß Alles vergessen sein!"

Ueberwältigt von Dankesgefühl legte er seinem einstigen Freund die Hände auf die Schulter und schaute in die Züge, die er einst so gern gesehen.

Schweigend nickte er mit dem Kopf. Er sah, diese Züge waren nicht nur gealtert; auch die Runen standen darin, die der Schmerz, bittere Lebenserfahrung hinein gegraben.

Er ergriff beide Hände Bastidi's und preßte sie in den seinigen.

„Nochmals ewigen, ewigen Dank!" stammelte er. Dann wandte er sich ab und sank auf einen am Fenster stehenden Fauteuil.

Beide sprachen nicht. Es ging die ganze Zeit fast eines Menschenlebens durch ihren Geist. Sie sahen sich heute zum ersten Male wieder, sie, die im ersten, kräftigsten Mannesalter so freundschaftlich verbunden zu einander gestanden und jetzt, Beide ergraut, dem Greisenalter nahe, sich unter so seltsamen Umständen zusammengefunden.

Sinnend starrte Worthley zum Fenster hinaus, das, durch Lianenranken umrahmt, einen Blick in den Garten gewährte, durch den er eingetreten. Ihm war's nothwendig, den Aufruhr seiner Nerven durch den Anblick der stillen, heiligen Ruhe zu beschwichtigen, in welcher der Garten vor ihm lag. Bastidi stand, die Arme auf der Brust gekreuzt, in tiefem Sinnen neben ihm.

Eine eigenthümliche Gruppe tauchte vor Worthley auf. Ein junges Weib in weißen Gewändern, den Kopf mit leichtem weißem Shawl umhüllt, bleich, abgemagert, mit tief eingesunkenen dunklen Augen, auf den Arm einer schwarzen Dienerin gestützt, wankte, vom Nilufer heraufkommend, über den kiesbestreuten Steig — ein junges Geschöpf noch, in der Blüte verwelkt, schwindsüchtig, ein Schatten.

Bastidi's Brust hob sich unter einem Seufzer.

„Meine zweite Tochter," sprach er traurig. „Die jüngste ist ihr bereits dahin vorausgeeilt, wo auch sie bald sein wird, trotz all' der Mühe, die wir uns gegeben, diese erdenflüchtige Seele an uns zu fesseln. Um ihretwillen verbringe ich die Hälfte des Jahres hier, wo die milde Luft, der warme Athem dem armen Kinde noch immer wieder einige Frist verschafft, und bin ich drüben auf Malta, so zittere ich, von Geschäften belastet, vor jeder Post, die mir von hier kommt! Ihr Leiden ist der Mutter Erbtheil, die ich schon vor zehn Jahren auf der Insel begraben!"

Aufrichtiges Mitgefühl hob auch Worthley's Brust. Er sah das zarte Wesen, wie es schattenhaft langsam dahinschwebte, eben erst vom Nilufer kommend, wo sie den zurückkehrenden Vater begrüßt. Sie war ohne Frage dieselbe, die Worthley bei seinem Eintritt in den Garten in jenem offenen Kiosk gesehen. Schweigend, ohne aufzublicken, reichte er Bastidi die Hand. Jetzt klärte sich plötzlich sein Blick. Er schaute zu Bastidi auf.

„Meine Sibilla!" rief dieser lebhafter. „Gott erhalte sie mir, die Einzige, die er mir lassen zu wollen die Barmherzigkeit hat!"

Bastidi schaute mit Stolz auf das blühende, junge Mädchen, das Worthley und Hutfield empfangen und jetzt zu der Schwester heraneilte, ihr einen Kuß auf die bleiche Stirn drückte und dann, den Vater am Fenster gewahrend, heransprang und mit freudeleuchtenden Augen hereinrief:

„Papa, unser armer Kranker ist erwacht! Nea bringt mir eben die Botschaft!"

Worthley schnellte von seinem Sitz auf. Sibilla schrak zurück und verschwand. Sie hatte ihn nicht so nahe am Fenster vermuthet.

„Führe mich zu ihm! Ich muß ihn umarmen!" rief er lebhaft, aufgeregt, vor Erwartung zitternd, als er bittend seine Hand auf die Bastidi's legte.

„Vorsicht, Freund!" mahnte dieser, ihn zurückhaltend und beschwichtigend. „Ich wage es nicht! Er ist schwach, jede Aufregung kann ihm Gefahr bringen! Es wird noch lange währen, ehe er nach solchem Blutverlust wieder zu Kräften kommt. Das Klima hat schon Wunder an ihm gethan."

„So bereite Du ihn vor! Laß mich so lange hier allein sein mit meiner Freude! Ich will ja warten, muß wohl warten, um selbst in die Verfassung zurückzukehren, deren ich ..."

„Gern, Worthley! ... Aber noch Eins, ehe wir mit den Unsrigen beisammen sind! ..."

Bastidi wagte nicht auszusprechen, was ihn beschäftigte. Er schien verlegen; die Worte kosteten ihn zu große Ueberwindung. Worthley aber las in seinen Zügen. Er preßte ihm die Hand, ohne ihn anzuschauen.

Niemand sollte erfahren, was einst zwischen ihnen gewesen.

*

XXIII.

Schnell war dem Niedergang der Sonne die Dunkelheit gefolgt. Der Garten und die Halle des Bastidi'schen Landhauses erglänzten in hundert Flammen und vor der Estrade und dem Zelt züngelte aus den Becken zweier hoher Kandelaber das Petroleumfeuer in die Luft, um das die vom Nil aufsteigenden Nebel einen weißen, beweglichen Schleier hüllten. Balsamische Düfte wehte der leichte Abendhauch vom Garten in die Halle, in welcher Sibilla mit anmuthiger Dienstfertigkeit selbst den Thee servirte. Sessel und Feldstühle umstanden den Tisch, um welchen sich eine kleine Gesellschaft gruppirt hatte, und müde, die großen schwarzblauen Augen nur zuweilen auf diese richtend, hatten sich die beiden Antilopen auf die von der Halle zur Estrade führende Schwelle unter die den Raum halb schließenden Vorhänge gelegt.

Zurückgelehnt in den weichen Rollfauteuil, die Hände im Schooß, lag ein junger Mann mit bleichem, leidendem Antlitz, eine blutrothe Schnittnarbe auf der Stirn, die Züge von überstandenen Schmerzen geschärft, die Augen tief zurückgesunken, dunkel umrandet, die Lippen blaß aus dem dunkelblonden Vollbart hervorschimmernd.

Es lag etwas von todesnaher Entkräftung auf diesem Gesicht, das in seiner Jugendfrische wenn nicht schön, doch interessant gewesen sein mußte. Die geringste Bewegung schien ihn Anstrengung zu kosten, und dennoch war der Ausdruck der Zufriedenheit, der Wille zur Freude auf diesem Gesicht zu erkennen, denn es leuchtete doch zuweilen in den von krankhaftem Gelb umgebenen Pupillen auf, und ein müder, lächelnder Dank antwortete aus denselben der Aufmerksamkeit, welche ihm das graziöse Mädchen widmete.

Neben ihm, die Hand auf die Lehne des Rollstuhls gelegt, saß Worthley, nicht mehr der abgeschlossene, menschenfeindliche, im Rachegefühl grübelnde Mann, — mit von Freude verklärtem Gesicht, jede Bewegung Willibald's ängstlich beobachtend und zuweilen einen Blick tief empfundenen Mitleids auf ihn werfend.

Ihm gegenüber wiegte sich Bastidi in einem amerikanischen Stuhl, die weiße Angorakatze im Schooß und zuweilen mit der Hand über das schneeweiße Fell des Thieres streichelnd.

Erst als Sibilla Alle bedient, ließ auch sie sich in den Stuhl nieder, nahm den Fächer und kühlte sich die erglühenden Wangen.

„Ich dulde nur, daß Mr. Langenau erzähle, wenn er verspricht, sich auf's Aeußerste zu schonen!" rief sie mit naiver Autorität. „Ich habe seine Wiederherstellung überwacht und richte mich genau nach den Vorschriften des Doktors."

„Der natürlich auch erst gefragt sein will!" ertönte eine Baßstimme von der Estrade, und ein hochgewachsener, schlanker Mann mit schwarzem, leicht ergrauendem Haar, dunkler, süditalienischer Gesichtsfarbe und lebhaftem Wesen trat zwischen den beiden Vorhängen in die Halle.

„Ah, Doktor Antoni! Willkommen, gerade heute! Sie werden erstaunt sein . . ."

Bastidi war aufgesprungen, ihm entgegen getreten und deutete sprechend auf seinen Gast.

„Ich weiß Alles! Nea hat mir draußen schon mit fliegendem Athem die Neuigkeit erzählt! Der Prozeß ist übrigens jetzt auch schon nach Alexandrien und Kairo gedrungen und ich gestehe, ich komme heute, um mir die Erlaubniß zu holen, mein Schweigen über unsern Patienten zu brechen, das mich der Behörde gegenüber in Ungelegenheiten bringen könnte."

„Sprechen Sie, Doktor! Erzählen Sie es aller Welt, daß der Himmel mir die seltene Freude gewährte, meinem alten Freunde Mr. Worthley, Dank Ihrer Kunst und Sorgfalt, den Sohn zu erhalten und wiederzugeben."

Nach der Vorstellungsförmlichkeit schritt der Arzt zu seinem Patienten, nahm dessen Puls, richtete an ihn Fragen, die dieser mit matter Stimme beantwortete, und gab dann mit galanter Aufmerksamkeit Sibilla Gehör, die ihn fragte, ob es dem Kranken gestattet sein könne, sich durch Erzählung jenes mörderischen Ueberfalls anzustrengen.

„In Gegenwart des Arztes dürfte es dem Sprüchwort nach weniger gefährlich sein," versetzte er lächelnd und dem Mädchen die Hand küssend, „aber nur in aller Kürze . . . Apropos, Herr Bastidi! Daß Ihnen die Kriminalverhandlung in Tanta unbekannt geblieben, ist begreiflich, da Sie auf dem untern Nil umherschwammen; aber daß ich davon nichts erfahren, ist nur durch die Indolenz dieser Bevölkerung zu erklären, die sich selbst scheut, den Namen des Gerichts auszusprechen aus Furcht, es sitze ihm schon im Nacken, und lieber zehn Verbrechen mit ansieht, als ein einziges zu verrathen."

Er wandte sich wieder zu Willibald, der seine Hand nahm und sie dankbar preßte.

„Es weiß ja, wie ich höre, noch Niemand, was damals mit mir geschehen und wie es geschah!" sagte dieser matt und nicht ohne Anstrengung. „Herr Bastidi brachte mir vorhin die Nachricht, daß der Bandit und sein Helfershelfer Beide ihren gerechten Lohn erhalten."

Bastidi griff jetzt ein und erzählte sein Abenteuer auf der Nilfähre, auch was ihm Worthley von dem Ende des Reis mitgetheilt.



Die Straße der Apotheker in Kanton. Zeichnung von P. Sellier. (S. 118.)

„Tahib! Es gibt selbst in Egypten wenigstens eine höhere Gerechtigkeit!" rief Doktor Antoni. „Ein Mord ist hier zu Lande sonst nichts als ein kleines Unglück, und ein Leben nicht mehr werth als das eines Insekts. Herr Worthley muß die Güte haben, mir hernach die ganze Gerichtsverhandlung mitzutheilen, die ihm sicher einen eigenthümlichen Begriff von unserer Gerechtigkeitspflege gegeben haben wird. Und jetzt erzählen Sie, Herr Langenau, aber mit telegraphischer Kürze, bitte ich, denn Ihre Lunge ist zwar nur wenig verletzt worden, aber ich muß mit Ihrem Athem haushalten wie ein weiser Oekonom, der noch lange ausreichen will."

Doktor Antoni nahm inmitten der kleinen Gesellschaft Platz. Willibald's Züge belebten sich allmälig mehr. Das Wiedersehen hatte ihn angegriffen; er hatte einiger Erholung bedurft und jetzt trat wirklich eine leichte Lebensröthe wieder auf seine abgezehrten Wangen.

„Es ist ja nur so wenig, was ich selber von jenem mir so verhängnißvoll gewordenen Abend weiß," begann er mit einem Blick auf den Doktor. „Ich hatte wirklich Vertrauen zu dem Reis der Barke gewonnen. Schon der Dragoman, der den Abschluß des Fahrvertrages mit ihm vermittelte, sagte mir, ich werde in der Barke Timsah wie in Abraham's Schooß sein; es erscheine ihm schon deßhalb auch nutzlos, einen Dolmetsch mitzunehmen, da der Reis gewohnt sei, den Fremden ihre Wünsche von den Lippen abzulesen. Er selbst, fügte er hinzu, sei leider schon von anderen Reisenden engagirt, mit denen er ebenfalls in's Delta gehe. Uebrigens werde ich im Nothfall in den größeren Nilstädten überall einen Dolmetsch finden.

„Ich reiste also allein, weil ich meinem Begleiter in Alexandrien noch zu erledigende wichtige Geschäfte überlassen mußte, und die Barke war mir unentbehrlich, um während mehrerer Wochen, die wir am Nil zu thun hatten, ein komfortables schwimmendes Quartier zu haben.

„Der Reis war die Artigkeit selbst gegen mich. Er war durch den Dolmetsch instruirt, am Eingang des Tantakanals eine kleinere Barke für mich bereit halten zu lassen, und diese sollte uns schon an der Mündung erwarten.

„Daß um diese Zeit das große Fest in Tanta abgehalten werde, davon hatte ich keine Ahnung. Als wir gegen Abend dort eintrafen und mich der enorme Zusammenfluß von Menschen, die aus der Stadt und vor derselben ertönende chaotische Musik, endlich die Beleuchtung der ganzen Stadt überraschte, machte mir der Reis durch Zeichen verständlich, ich solle mir doch das große ‚Moled' ansehen; er selbst sei leider behindert,



Der unwillkommene Gast. Gemälde von Rudolph Epp. (S. 120.)

mich zu begleiten, da er zum Schutz der Barke zurückbleiben müsse.

„Mir war dieß verlockend, denn ich wußte, daß die ganze Christen- und Heidenwelt kein zweites Schauspiel dieser Art aufweise. Lange nach Einbruch der Dunkelheit verließ ich die Barke und gab dem Reïs zu verstehen, er möge mir für die Nacht ein bequemes Lager in der kleinen Kabine der Barke bereiten lassen. ‚Tahib, tahib!‘ rief er lachend und küßte sich die Fingerspitzen, als ich die Barke verließ.

„Wohl eine halbe Stunde hatte ich in der Stadt dem wilden Treiben der bunten Masse, den Tänzen und plumpen Schaustellungen in den Gassen zugeschaut, als ich plötzlich meine Schulter berührt fühlte. Ich schaute zurück und derselbe Dragoman, der mir die Barke des Reïs in Bulak gemiethet, stand neben mir.

„Er versicherte mich, wie es ihn freue, mich getroffen zu haben. Er sei mit seinen Fremden in Mansurah, habe sich von diesen für die Nacht Urlaub erbeten, das Fest zu besuchen, und müsse in aller Frühe mit dem Bahnzuge nach dort zurück. Er fragte mich, ob ich mir Alles schon angesehen, ob ich schon draußen vor der Stadt gewesen sei, wo zwischen den Tausenden von Zelten die eigentliche Festfreude herrsche, und erbot sich, mein Führer zu sein.

„Ich nahm das an mit dem Versprechen, ihn für seinen Dienst gut zu belohnen. Wir erreichten die weite Ebene, welche wirklich den eigentlichen Tummelplatz des Festes bildete. Er führte mich von Zelt zu Zelt, zu den Schlangenfressern, den tanzenden und heulenden Derwischen, den Gawazzis, den Zauberern, und war unerschöpflich in seiner Dienstfertigkeit, bis ich endlich ermüdet, fast erdrückt von dem Tumult, verwirrt von dem musikalischen Chaos der ohrzerreißenden Instrumente, nach einem Ruhepunkt verlangte.

„Der Dolmetsch versprach, mich zu einem Zelt zu führen, in welchem ich eine vorzügliche Bewirthung nach fränkischer Weise finden werde. Er führte mich durch die Zeltreihen, immer weiter bis an die Peripherie des Festplatzes, sogar hinter dieselbe, wo die Kameele, die Esel und das Gepäck der Wallfahrer und Krämer im Dunkel zusammengeknäuelt lagen.

„Ganz am Ende winkte uns der Lichtglanz aus einem großen, offenen Zelt. Ermüdet trat ich ein. Es war eine Gesellschaft lustiger Leute dort, die einem Improvisator zuhörte. Dicht gedrängt saß oder stand Alles beisammen und zu meiner Ueberraschung sah ich auch den Reïs, umgeben von Freunden, im Hintergrund sitzen.

„Er schien mich nicht zu sehen oder wollte mich nicht sehen. Der Dragoman erzwang für mich einen knappen Platz; er schien Einzelne der Anwesenden zu kennen, behandelte sie mit Nichtachtung, und als man über sein brutales Benehmen murrte, überhäufte er sie mit Schimpfworten.

„‚Man muß diese Leute so behandeln,‘ sagte er lachend zu mir. Es gelang ihm auch, inmitten des Gedränges einige Erfrischungen für mich herbeizuschaffen, und in größter Bescheidenheit genoß ich diese, umdrängt von den Arabern, Fellachen, Persern u. s. w. in phantastischen Kostümen. Plötzlich aber schien mir der Dragoman mit seiner Anmaßung an den Unrechten gekommen zu sein. Er hatte Zank mit einigen robusten Burschen; man hob die Fäuste gegen ihn, er brauchte die seinigen. Zu meinem Erschrecken sah ich aber, daß man die Wuth gegen den Dragoman auch auf meine Person übertrug.

„Ueberrascht erhob ich mich, stellte mich in Parade, als einer der Burschen mit einem unverkennbaren Gaunergesicht sich an mir vergreifen wollte. Ich stieß ihn zurück, zog den Revolver aus der Brusttasche und suchte mir den Rücken zu decken. Zehn Fäuste streckten sich nach mir aus. Eine derselben griff von hinten unter meinen Arm durch, um mir die Waffe aus der Hand zu winden. Diese entlud sich, ohne, wie ich glaube, Jemand zu verwunden, und jetzt erreichte der Krawall seinen Höhepunkt. Die das Zelt beleuchtende, an der Decke hängende Lampe ward, Gott weiß wie, verlöscht. Ich fühlte, wie eine Hand meinen Arm ergriff; ich erkannte die Stimme des Dragoman, der mir auf Englisch zurief: ‚Kommen Sie, sonst sind Sie verloren!‘ Ich weiß nicht, wie es ihm gelang, mich aus dem Knäuel herauszuziehen, ich fühlte mich fortgerissen in das Dunkel des vor uns liegenden Feldes.

„Ich hörte, daß man uns verfolge; ich vernahm wilde, heisere Stimmen hinter mir. Vor mir war dunkle Nacht. Der Flucht müde, hielt ich inne und wandte mich zurück, denn ich hielt die schützende Waffe noch in der Hand. Es war Niemand mehr hinter uns. Eben wollt' ich mich an den Dragoman wenden mit der Aufforderung, mich in die Stadt zurückzuführen, da fühlte ich einen Stoß in die Seite. Fast gleichzeitig ward ich bei der Schulter gefaßt, als wolle man mich zu Boden reißen. Ich empfand keinen Schmerz, aber eine Lähmung überfiel mich jäh.

„Ohne zu wissen, wer mich angriff, schlug ich um mich. Ich erkannte das Gesicht des Dragoman, der, meine Unsicherheit auf dem schlüpfrigen Boden benützend, mich bei der Brust erfaßt. Ich schlug ihn mit der Faust in's Gesicht, schwankte aber. Da fuhr mir ein kalter Stahl gegen die Stirn, der offenbar auf mein Auge gerichtet war, aber gegen die Schläfe zu abglitt. Das Blut rann mir über das Auge, ich verlor die Sehkraft und hatte nur eine schwache Vorstellung davon, daß mir wieder eine Hand zur Brust griff, während ich um mich tappte, auf die Kniee sank und mich auf beide Hände stützte.

„Die Sinne schwanden mir, das Blut quoll mir heiß über das Antlitz; es brannte mir in der Hüfte und auch dort fühlte [illegible] Blutstrom rieseln. Wie ein Todesschauer überkam es [illegible]. Da war's mir, als höre ich eine Stimme, die meiner [illegible] als rufe sie mir: ‚Rette Dich, Willibald!...‘ Ich raffte mich auf, ich rannte vorwärts mit brechenden Knieen, mit geblendetem Auge. Dann verließ mich der letzte Schimmer von Bewußtsein, die letzte Kraft der Verzweiflung; ich wußte nichts mehr von mir als ich zusammenbrach ... Ich erwachte erst hier nach langer, langer Zeit!... Doktor Antoni, mein Retter, hielt meine Hand in der seinen, als mich das erste Licht des Bewußtseins wieder traf. Ihm dankte ich nebst Herrn Bastidi, daß ich unter die Lebenden zurückkehren durfte, und dem Schutzengel, der in jenem Moment meines Erwachens an des Doktors Seite stand. Sie sagten mir, was mit mir geschehen, wie mich Herr Bastidi halb verblutet am Wege gefunden, und diesen Dreien bin ich mein Leben schuldig, ihnen und der unermüdlichen Nea, die Tag und Nacht an meinem Bette wachte! ... Und jetzt,“ schloß Willibald seine durch häufige Pausen unterbrochene Erzählung, „jetzt, seit ich wieder so viel geistige Kraft gewonnen, um mir die Vorfälle jenes Abends zusammenzureihen, jetzt ist's mir sonnenklar, daß dieser Bandit, der Dragoman, und der Reïs zu meiner Beraubung im Einverständniß handelten, denn der Erstere, als er mich vor meiner Einschiffung zu einem Geldwechsler führte, mußte durch das Fenster gesehen haben, daß ich einige große Banknoten wechselte, um dem Reïs die Hälfte seines Lohnes vorauszahlen zu können. Zu diesem Zweck fand mich der Dragoman am Abend wie zufällig in Tanta, bot er mir seine Dienste an. Selbst der Streit in jenem Zelt war ein mit Absicht oder im Einverständniß mit seinen Komplizen herbeigeführter. Das Licht ward gelöscht, um die Schandthat zu verstecken, und daß er mich zur Flucht mit fortriß, geschah nur, um einem möglichen indiskreten Zeugen zu entgehen ... Auch ich erkenne jetzt Gottes Gerechtigkeit, die Beide mit ihrer Strafe ereilte.“

XXIV.

Am nächsten Morgen, als die Sonne schon mit schrägen Strahlen die schattigen Laubdächer in Bastidi's kleinem Paradiese vergoldete, stand auf der hohen Veranda des Hauses eine kleine Gesellschaft, die sehnsüchtig auf die Dämme landeinwärts hinausschaute, — Sibilla, ihr Vater und Worthley, die Mr. Hutfield und Alice erwarteten, welche zu holen schon im ersten Morgengrauen eine kleine Kavalkade von Dienern zur Stadt gezogen war.

Willibald und die kranke Rosina, Sibilla's Schwester, die gestern schon frühzeitig ihr Lager hatte suchen müssen, saßen bei einander im Schatten des Zeltdaches auf der Estrade, Beide bleich und matt, der Eine hoffnungsvoll der langsamen Wiederkehr seiner jugendlichen Kräfte entgegensehend, die Andere hoffnungslos dem frühen Sinken ihres Lebensabends zuschwindend.

Mitleidig ruhte Willibald's Auge auf dem abgezehrten Mädchen mit der fast durchsichtigen Haut, den tief gesunkenen, dunkel umrahmten Augen und den blutlosen Lippen. Er war glücklich und das Bewußtsein dieses Glückes, die wieder keimende Lebensfreude, glänzte in seinen matten Augen.

Rosina war stets schweigsam; die eingesunkene Brust bebte, ihre Hände zitterten, wenn sie sprach, und schloß sie die Augen, um zu ruhen, war's, als seien die müden Lider für ewig über sie herabgesunken.

Welch' ein Kontrast zwischen ihr und der Schwester, als diese lebhaft in die Halle trat, mit froh leuchtendem Blick Willibald anschaute und ihm zurief:

„Sie kommen! ... O, das wird eine Freude geben! Aber das Eine, Herr Langenau, müssen Sie mir in diesem Augenblick noch einmal versprechen: Sie und Ihre Braut, auch Ihr Vater — Sie Alle dürfen uns nicht verlassen, ehe Sie vollständig wieder bei Kräften sind!“

Willibald erhob sich mühsam. Er lächelte sie an, reichte ihr die Hand und drückte die ihrige an seine Lippen.

„Ihnen, Sibilla, der ich Alles danke, gehorsame ich wie ein Kind! Auch Alice wird glücklich sein, in Ihnen eine so liebevolle Freundin zu finden!“

Bastidi trat mit Worthley herein. Sibilla eilte fort, um Hut und Ombrelle zu holen, und trat in wenigen Sekunden wieder ein.

„Sie müssen hier bleiben!“ befahl sie Willibald. „Sie dürfen sich nicht ermüden, nicht der brennenden Sonne aussetzen! Sie leisten meiner armen Rosina Gesellschaft, bis wir zurückkehren und Ihre Braut im Triumphzug einführen; ja im Triumphzug, denn ich führe sie hier zu Pferde mitten durch den Garten, durch die Palmenallee! Aber daß Sie mir ja nicht die Estrade verlassen; Doktor Antoni hat es mir auf's Strengste anbefohlen, als er heute Morgen wieder abreiste!“

Willibald lächelte einverstanden und ließ sich wieder auf seinen Platz zurücksinken. Rosina schaute traurig der Gruppe nach, als diese über die Estrade in den Garten schritt, um am Gitterthor die Gäste zu empfangen.

Wohl eine halbe Stunde noch verstrich den draußen am Gartenthor Wartenden, bis Mr. Hutfield hoch zu Roß, an seiner Seite Alice auf einem schönen falben Esel mit schwarzer, borstiger Mähne, in Sibilla's goldverziertem Damensattel, gefolgt durch einen Troß von mindestens zwanzig schwarzen und braunen Dienern und mit wehenden Tüchern empfangen, den Damm herauftritten.

Bastidi ließ sich's nicht nehmen. Sich vorstellend, trat er zu Alice heran, deren bleiches Antlitz, von Luft, Sonne und Bewegung wieder lebhaft geröthet, einige Verlegenheit zeigte. Beim Anblick des Vaters aber jubelte sie hell auf und ließ sich vom Sattel in seine Arme gleiten.

„Wo ist Willibald?“ rief sie laut und suchend.

„Gemach, Kind! Du wirst ihn gleich sehen! Herr Bastidi, mein Jugendfreund, unter dessen Dach uns Gottes Hand geleitet,“ stellte er Bastidi vor. „Und hier seine Tochter, der Du Deinen Dank schuldest für die aufopferndste Pflege, die allein Dir Deinen Verlobten erhalten.“

Alice blickte mit Bewunderung auf das schöne Mädchen. Wohl focht sie eine Anwandlung von Eifersucht an bei dem Gedanken ... Doch sie verscheuchte ihn schnell, sie trat auf Sibilla zu, die nach ihr die Arme ausstreckte, sie an sich zog und einen Schwesterkuß auf Alicens Lippen drückte.

„Aber jetzt vorwärts!“ rief Sibilla, Alicens Arm in den ihrigen legend. „Es sitzt drüben im Hause Einer, der mit Sehnsucht auf uns wartet!“

Damit zog sie Alice in den Garten. Sie stürmte so eilig mit ihr vor, wie sie die aufrichtige Freude über das Wiedersehen ihres Pfleglings und seiner Braut fortriß, und die drei Herren mußten ihre Schritte beschleunigen, um den leidenschaftlichen beiden Mädchen zu folgen.

Auf der Estrade stand Willibald, seine Arme ausstreckend. Lautlos flog Alice in dieselben. Schweigend standen Alle zu Füßen der Estrade. Niemand wagte, die ganze Wonne der Beiden durch einen Laut zu unterbrechen. Nur Worthley ward überwältigt durch das Glück seiner Kinder.

Er legte den Arm über Bastidi's Schulter; er preßte ihn an sich.

„Das danke ich Dir ... Dir!“ rief er leise und freudetrunken aus. „Wie soll ich's Dir jemals vergelten!“

Bastidi drückte Worthley's Hand.

„Gott mache mein Kind so glücklich wie es soeben das Deinige ist!“ versetzte er in gleicher Rührung.

Noch zwei Andere, dunkeläugige, farbige Gesichter, zwei weibliche Gestalten in weißen, roth bordirten Gewändern, standen bescheiden seitwärts hinter den Uebrigen — Nea und ihre Schwester Gazale, die sich eingefunden hatten, um ihren vollberechtigten Antheil an dem Schauspiel zu haben.

Nur Einer theilte sein Interesse zwischen den sich Wiederfindenden — Mr. Hutfield, als er den neben sich stehenden Worthley den Namen Bastidi mit einer Herzlichkeit aussprechen hörte, für die ihm erst umständliche Erklärung werden sollte, als er am Abend, umspielt von den lustigen Antilopen und gefolgt von dem gravitätisch ausschreitenden Strauß, an der Seite der reizenden Sibilla durch den Garten wandelte und danach die ganze schlaflose Nacht hindurch darüber nachdachte, wie wonnig es sein müsse, von solchen Händen gepflegt zu werden.

Eine türkische Backfischliebe.

Skizze

von

M. Brociner-Brodin.

Jedesmal, wenn weit hinten in der Türkei die Völker auf einander schlagen und das drohende Gespenst der orientalischen Frage am politischen Horizont auffsteigt, taucht eine süße Erinnerung wie ein liebliches orientalisches Märchen in meinem Geist auf, eine Erinnerung an den ersten Jugendtraum meines Herzens, an den ersten Frühling meiner Seele.

Viele, viele Jahre sind seitdem dahingerollt, aber mir ist, als wenn es erst gestern gewesen wäre, so klar und licht steht Alles mir vor Augen. Ich tummle mich wieder in lustigem Knabenübermuth in dem einsamen, stillen türkischen Grenzstädtchen herum, ich sehe die fernen blauen Berge vom Gold der Abendröthe verklärt, ich stehe am Ufer der Donau, die breit und mächtig dahin fließt und blicke in die blitzenden, rauschenden Wellen, und neben mir steht ein Mädchen, — halb Kind, halb Jungfrau, sie wiegt träumerisch das schöne blondlockige Köpfchen und die tiefen braunen Aeuglein blicken mich so ernst freundlich an ... „Senise verim, zevalle, tscho dschughum“ (ich habe Dich sehr lieb, mein armes Kind) ... Wie innig und zärtlich sie das flüsterte, die kleine, schelmische Türkin, mir klang es wie süßer Sirenengesang in die Ohren und mein kindliches Herz jubelte auf vor Freude ob dieser zärtlichen Worte ... Ich hatte zuvor geweint, bittere Thränen geweint und der Welt geflucht und der hohen Pforte und meiner kleinen türkischen Freundin. Denn diese kleine, träumerische Fatima hatte solch' süße, kleine, kräftige Händchen und die hatten sich zu kleinen, kräftigen Fäustchen zusammengeballt und auf meinem Rücken und meinem armen Kopf herumgetanzt, unbarmherzig herumgetanzt ...

Wie das gekommen war? Es ist eine kurze Geschichte, allzu lustig ist sie just nicht und auch nicht allzu traurig, am meisten wohl tragikomisch, wie Alles in dieser Welt, wie die Welt selbst ...

Ein stilles türkisches Grenzstädtchen war es, kaum eine halbe Stunde von Galatz entfernt, also hart an der wallachischen Grenze. Es wohnten nur wenige Türken da und die waren gerade nicht die Schlechtesten im Städtchen, tranken wenig, rauchten viel und arbeiteten fleißig. Hundert Schritte von unserem Haus entfernt wälzte die Donau ihre dunkelblauen Wellen. Durch ein kleines Gärtchen von unserem Hause geschieden, stand eine kleine Villa, wenig geschmackvoll, aber freundlich und anheimelnd und von grünen Rankengewächsen über und über umsponnen. Drin wohnte ein sehr alter und sehr reicher Türke, — ein guter Freund meines Vaters, — Murad Effendi hieß er; ein sehr stiller Mann und gebildet, aber daneben ein sehr fanatischer Patriot. Er wohnte allein da mit seinem vierzehnjährigen Töchterchen. Ein alter, keifender Drache — die Validé — besorgte die Wirthschaft. Als ganz kleiner

Junge schon hatte ich gewaltigen Respekt vor dem alten Murad Effendi. Mir imponirte sein rother Fez, sein langer weißer Schnurrbart und sein langer Tschibuk.

Als ich älter ward, verloren Fez, Schnurrbart und Tschibuk viel von ihrem Nimbus in meinen Augen, aber dafür imponirte mir das ernste, fast starre Wesen des Alten, sein dunkles, scharfes Auge, seine kurzangebundenen, kategorisch hingestellten Meinungen und auch sein Wissen. Er wußte viel und sprach wenig, und in dem Wenigen lag fast immer eine gewisse Beziehung auf: „Allah ist groß, Mohammed ist sein Prophet und Murad Effendi ist ein Moslem." Er war auch gut in seiner Art und liebte meinen Vater wie ein aufrichtiger Freund und mir gab er sehr viele Rosinen und ich hatte Rosinen sehr lieb.

Aber noch lieber war mir Fatima, sein süßes Töchterchen, sein Augapfel, seine einzige Perle, die Sonne seines Lebens. Wir Nachbarskinder wuchsen zusammen auf. Ich lernte Vielerlei bei meinem deutschen Hauslehrer Nudler. Mit zwölf Jahren war ich ein großer Politiker und las täglich den Leitartikel im „Romanul", schrieb wohl hie und da auch einen geharnischten Leitartikel in mein Tagebuch und schimpfte auf ein mißliebiges Ministerium in Bukarest wie der rotheste Demagog.

Fatima lernte weniger und nur bei ihrem Vater. Aber sie war ein sinniges Mädchen und dachte viel. Als sie in's vierzehnte Jahr trat, schaute sie auf mich so von oben herab. — Sie war stolz, sie wußte, daß sie sehr schön war und daß Murad Effendi ihr Vater. Sie wußte, daß sie sehr schön war, woher? Ich kann es nicht sagen. Süßholzraspler gab es im Städtchen nicht und die alte Validé hatte es ihr auch nicht gesagt. Und auch ich nicht. Aber der blitzende Pfeilerspiegel im Salon ihres Vaters mußte es ihr verrathen haben, oder wohl auch der alte Donubius, wenn er an klaren Tagen wie ein Silberspiegel dalag und die schöne Mädchenblume reflektirte.

An einem Freitag war Fatima geboren. An einem Freitag in der Abenddämmerung trat ich in den verwilderten Garten unseres Nachbars, einen großen Blumenstrauß in der Rechten. Fatima stand vor einer kleinen Fontäne, die mein Hauslehrer Nudler — ein Tausendkünstler — nach wochenlanger Müh' und Arbeit hergestellt, und schaute dem Wasserspiele zu. Ich nahte langsam heran, ich hatte eine große Rede einstudirt, aber ich konnte nicht gut sprechen.

Sie war so schön, so wunderbar schön. Die letzten Strahlen der Abendsonne spielten in ihrem reichgewellten blonden Haar, daß es goldig funkelte. Es war ein liebliches, ein reizendes Gesichtchen, das sich mir bald zuwendete, ein Gesicht, wie es sich ein Dichter in seinen Weihestunden nicht schöner denken kann. „So muß wohl ein deutsches Mädchen aussehen," dachte ich oft, wenn mir Nudler in seiner dithyrambischen Begeisterung von den Reizen der blondlockigen germanischen Jungfrauen erzählte.

Die braunen Aeuglein Fatima's blickten mich fragend an.

„Fatima," begann ich, „heut ist der Tag . . ." Ich stockte, mein Latein war zu Ende, und ich reichte ihr gravitätisch den Strauß. Sie nahm den Strauß nicht an, aber aus meiner Rocktasche zog sie den „Romanul" hervor, der verrätherisch hervorgeguckt hatte. Ich pflegte den „Romanul" immer vor ihr zu verbergen, in der Aufregung jenes Tages hatte ich es vergessen. Sie entfaltete langsam das Blatt und las die ersten Zeilen des Leitartikels, die ich roth angestrichen hatte. Es war unglücklicherweise ein Artikel gegen die Türken. Ich hielt ihr noch immer den Strauß entgegen. Sie faßte ihn heftig und zupfte und riß und die armen Blumen flogen nur so nach allen Seiten hin, und mit den Blumen wurden tausend süße Hoffnungen und Träume, wie sie die knospende Liebe im Knabenherzen träumt, grausam zerrissen. Ich hätte weinen mögen.

„Warum thust Du das, Fatima?" fragte ich.

„Warum hassest Du die Türken?" entgegnete sie hastig.

Die braunen Aeuglein blitzten, die kleinen weißen Zähne nagten an der Unterlippe. Mein Trotz regte sich.

„Warum unterdrückt ihr die Christen?" brauste ich auf, „warum habt ihr unser schönes Land zu Grunde gerichtet? warum raubt ihr uns unser Geld? Warum zerreißt Du meine Blumen, meine armen Blumen, Fatima?"

Sie lachte laut auf.

„Warum ich Deine Blumen zerreiße, Du?" sagte sie heftig. „Weil ich Dich hasse, weil ich Dein Herz, Dein schlechtes Herz mit einem Dolch durchbohren könnte. Warum wir alle diese Völker unterdrücken? Weil sie es nicht besser verdienen, unser Türkenvolk allein ist groß und herrlich und tapfer, ihr Anderen seid feige. Darum zittert ihr vor uns."

„Keinem Menschen macht ihr jetzt bange, ihr Türken," lachte ich auf, „den Tribut haben wir euch am längsten gezahlt. Wir wollen unser schönes Geld für uns behalten, ihr verkommenen Türken, ihr!"

Fatima sah mich einige Augenblicke erstaunt an, so hatte ich bei unseren öfteren Disputen nie zu ihr zu sprechen gewagt. Sie wurde sehr blaß und es zuckte so seltsam um ihre Mundwinkel. Einige Augenblicke sah sie mich so an, eine Sekunde darauf lag ich am Boden und die kleinen, kräftigen Fäustchen tanzten auf meinem armen Kopf und auf meinem Rücken, tanzten unbarmherzig.

Ich hatte damals Shakespeare noch nicht gelesen und wußte nichts von der Existenz des edlen, dicken John Falstaff. Aber ich dachte damals so ungefähr wie der dicke Shakespeare'sche Ritter: der bessere Theil der Tapferkeit ist Vorsicht, und mittelst dieses bessern Theils suchte ich mich vorsichtig den hämmernden Fäustchen zu entwinden. Beschämt, zornig, bis in's Innerste verletzt, raffte ich mich auf, lief einige Schritte, warf mich dann auf eine Steinbank hin und all' mein Schmerz und Zorn machte sich in Thränen Luft . . .

Der Mond war indeß leise am Himmel aufgetaucht, sein silbernes Licht floß um die leise raschelnden Bäume. Es war ein schöner, stiller, warmer Abend. Fatima stand wieder vor der Fontäne. Vom zauberhaften Mondlicht umflossen erschien sie mir in einer fast geisterhaften Schöne.

„So muß das schöne Flußweib, über das ich so viele Märchen wußte, im Mondlicht aussehen," dachte ich. Endlich trat sie auf mich zu, faßte mich sanft am Kopf und trocknete mir die Thränen.

«Seni severim, zevalle, tscho dschughum,» sagte sie leise. Sie schaute mich dabei so eigenthümlich an, dann fühlte ich ihre Lippen an den meinen. Ehe ich mich recht besinnen konnte, war sie verschwunden. Ich glaube, ich begann dann zu singen, ein türkisches Liedchen, das ich von Fatima gelernt. Ich war jung und glücklich und die Schläge thaten mir nicht mehr weh und die Fatima habe ich sehr geliebt. Ich verließ träumend den Garten. Ich schlenderte einige Zeit auf der Straße herum. Ein Mann kam langsam herangetorkelt. Es war mein Hauslehrer Nudler. Er kam von der Schenke, wo er dem odobesker Wein jeden Abend ein Treffen lieferte. Er war sein Todfeind, dieser odobesker Wein. Nudler vertilgte ihn, wo er ihn antraf, in unserem Keller, in seinem Zimmer, in der Schenke. — Lorbeeren sammelte er bei diesem Kampf allerdings nicht, denn er unterlag immer schmählich, so daß seine Nase darüber erröthete, und war die Niederlage groß, so funkelte das Kartoffelnäschen wie ein Rubin.

„Die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke und des Schweißes der Edlen werth," deklamirte er im tiefsten Baß, verlor dabei das Gleichgewicht und stürzte in den Straßengraben. „Hilf, mein Herzensjunge!" schrie er mir zu.

Ich half.

„Ein Blitzmädel, diese Türkin," begann er, auf meinen Arm gestützt, weiter torkelnd, „ein Blitzmädel, hast sie recht lieb, Junge, he? Hab' 'mal Theologie studirt, Junge, und an Unsterblichkeit der Seele und an andere gute Dinge, per Exempel an Weiberliebe, geglaubt. — Glaub's nicht, Junge, Alles windiger Schwindel und eitler Kribskrabs der Einbildung. — Wenn Du älter bist, Junge, wirst Du meinen Freund Horaz kennen lernen, ein tapferer Zecher vor dem Herrn und der das tausendfältige Ach und Weh der römischen Frauenzimmer nach Mephisto's Rath aus einem Punkte zu kuriren wußte. ‚Carpe diem' wird er Dir zurufen, das heißt: trinke täglich odobesker Wein und wo Du einen rosigen Mädchenmund siehst, schlage nicht die Augen wie ein Pharisäer zu Boden. Ein Blitzmädel, diese Türkin, könnte dem ganzen Türkenpack alle ihre Sünden wegen dieser Fatima vergeben. — Hast sie recht lieb, Junge, he?"

Nachdem er noch in dem Hausflur einen alten Ofen umarmt und einen hohen Reitstiefel meines Vaters zärtlich an's Herz gedrückt, stolperte er die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

„Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen,
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein."

Hätte ich damals dieses schöne Lied gekannt, es würde mich wahrscheinlich ein wenig getröstet haben, als Nudler mir einige Tage darauf die trübe Botschaft überbrachte:

„Die Fatima reist morgen nach Konstantinopel, der Alte will sie da wahrscheinlich in einem Harem unterbringen."

Ich muß wohl sehr elend bei dieser Nachricht ausgesehen haben, denn das ironische Lächeln um die Mundwinkel meines Lehrers verschwand. Er hob mein Haupt, das ich trübe hängen ließ, in die Höhe und sagte rauh:

„Hilft Dir nichts, Junge, kein Gott und kein Teufel, kein Moses und kein Mohammed, mußt's eben verwinden . . .

Der letzte Abschied. — Es war uns Beiden sehr schwer das Auseinandergehen.

„Wenn Du nach Stambul kommst," sagte leise Fatima.

„Wenn ich nach Stambul komme," unterbrach ich sie bitter, „dann sitzest Du mit vielen anderen Frauen in einem Harem gefangen und Dein Gesicht ist verschleiert und Eunuchen bewachen Dich. Aber Du hast dann Perlen und Diamanten und Geschmeide und persische Schleier. Du kannst dann recht lustig sein. Der Nudler hat Recht, alle Frauenzimmer taugen nichts und ihr Türkinnen am allerwenigsten."

Fatima blickte still vor sich hin. Sie faßte dann meine Hand.

„Mir ist so wüst und weh in der Seele," sagte sie leise. „Du wirst mich bald vergessen, was?"

„Wie Du mich," entgegnete ich.

„Und doch hast Du mich lieb," rief sie aus, „Du hast mich lieb, ich weiß es, und jetzt in der letzten Stunde mußt Du mir es sagen, laut sagen und dreimal nach einander."

Ich sagte es dreimal nacheinander. Die türkische Sprache hat die süßesten, zärtlichsten Schmeichelworte der Liebe. Ich bekam sie alle an jenem Abend zu hören. Den andern Morgen in aller Frühe rasselte ein Wagen an meinem Fenster vorbei. Murad Effendi fuhr mit seiner Fatima nach Konstantinopel. Ich habe sie nimmer wiedergesehen. Nudler hatte an jenem Tag einen gewaltigen Katzenjammer. Abends schlenderten wir Beide stundenlang und schweigend am Ufer der Donau herum. Als wir uns auf den Heimweg machten, brach er das Schweigen.

„War 'mal ein Philosoph mit Namen Leibniz, der behauptete, daß diese Welt die beste aller möglichen Welten sei. Glaubst daran, Junge, he? Nicht, so ist's recht, nun komm' auf mein Zimmer, da wollen wir zusammen ein Glas Odobesker trinken auf das Wohl unserer Fatima," fügte er leise hinzu.

Mein erster Schmerz und mein erster Rausch fielen an demselben Tage zusammen. Sie waren beide groß und ich werde beide stets in ehrender Erinnerung halten.



Kinderhaltung zur Vermeidung des Schiefwuchses.

Die — in Norddeutschland wenigstens — allgemeine Unsitte, daß man die Kinder nicht früh genug aus dem Wickelkissen nehmen kann, um sie recht bald „hübsch sitzend" auf dem Arme zu haben, ist strengstens zu tadeln. Auf der Straße sieht man täglich Kinder von noch nicht vier Wochen aufrecht gehalten, freilich durch einen breiten Panzer von Wickelband zu dieser Haltung — ich möchte sagen — präparirt. Solcher Anblick eines gepanzerten Säuglings erinnert mich an jene unglücklichen Kinder in englischen Fabriken, denen man, wenn sie, ermattet, nicht mehr stehen können, — Blechstiefeln bis über die Kniee reichend, anlegt, um sie gewaltsam auf den Beinen zu halten! Im vorliegenden Falle freilich denkt man sich nichts Böses dabei: die kleinen Leute haben nicht Wickelzeug genug und die Arbeiterfrau will, wenn sie das Kind mit hinausnimmt, den einen Arm frei haben für den Korb, in dem sie dem Manne das Essen zuträgt. Bei den Vornehmen geben sich die Kindermädchen nicht gern dazu her, beide Hände wie einen Präsentirteller zu halten und darum wird das Kind „ordentlich gewickelt". Da es nun „allgemein so Sitte ist", kommt Keinem der Gedanke, ob das auch gesund sei; Keiner fragt sich auch einmal, warum denn das Kind, wenn es im Sitzen nackend besehen wird, das Kreuz so stark nach außen biege. Früge er sich, so würde er leicht die Antwort finden, daß es eben noch viel zu schwach ist, um aus sich selbst heraus aufrecht zu sitzen. Aber selbst die, welche, durch mehrmaliges Auffinden solcher Kreuzbiegung bedenklich geworden, sich mit dem Kleinen zum Arzt begeben, um zu fragen, „ob das etwa mit Drüsen zusammenhänge," sind schwer zu belehren, wenn man ihnen sagt: „Das kommt nur davon, daß das Kind zu früh hat sitzen müssen; unter drei Monaten darf kein Kind aus dem Wickel genommen werden, und wenn es vom Herkules direkt abstammte!"

Die Gründe für diese Regel sind folgende: Beim Neugebornen sind alle Knochen noch, auch ohne rhachitisch zu sein, so zart und weich wie Knorpel; bei der Geburt kommt es gar nicht selten vor, daß ein Aermchen oder Beinchen zerbrochen wird, ein Schaden, der aber eben so rasch wieder heilt. Die Wirbelsäule besteht aus einer Kette von 24 Wirbeln, deren je zwei durch eine Bandscheibe getrennt und durch eine Reihe von Muskeln, Bändern, Sehnen aneinander gefügt sind. Das Ganze wiederum hält sich, wenn aufrecht gestellt, nicht etwa aus sich selbst gerade, sondern Brust und Bauch, insbesondere Muskeln balanciren es, ähnlich wie einen Schiffsmast, der nicht aus sich selbst allein fest steht, sondern durch die von unten quer zu ihm laufenden Taue festgehalten wird. Ist also die Wirbelsäule noch weich, so ist sie einem Mast zu vergleichen, der etwa aus lauter Binsen oder Weiden bestände. Sie hat nicht nur in sich selbst keinen Halt, sondern wird auch vom Inhalt der Brust- und Bauchhöhle nach vorn gezerrt in der Art, daß der obere Theil, der Brusttheil, sich vorbiegt, der untere, der Bauchtheil, sich nach hinten wölbt. Daher besonders Kinder mit vollem Bauch, der von Verfütterung kommt, mit ausgebogenem Kreuze sitzen. Hiezu kommt noch das Gewicht des Kopfes, der von oben her drückt, wenn er nicht von einer schon festgewordenen Wirbelsäule balancirt wird. Alles in Allem ist die aufrechte Haltung ein Zusammengesetztes aus den verschiedensten, eine in die andere greifenden Muskel- und Sehnenkräften, deren Knotenpunkt den knöchernen Rückgrat darstellt. Dieser aber kann erst dann seine Schuldigkeit thun, wenn er durch die Aufnahme von Kalksalzen (die in obigem Experimente durch die Salzsäure ausgesogen wurden) die erforderliche Festigkeit erlangt hat. Diese Salze nun werden dem Säugling durch die Milch zugeführt und die ersten Monate sind in der That hauptsächlich dazu bestimmt, dem neuen Weltbürger ein richtiges Knochengerüst anwachsen zu lassen. Je nachdem er schwächlich oder kräftig, die Milch nahrhaft oder dünne, dauert dieß kürzere oder längere Zeit. Manche Kinder fangen schon im sechsten Monat an sich aufzurichten, mit den Füßen zu treten, manche warten damit bis zum achten und selbst bis zum zehnten Monat. Vor dem dritten Monat aber kommt kein einziges darauf, kann auch nicht folgen, wenn man es gewaltsam aufrichtet. Das wissen die Muhmen sehr wohl, denn sie suchen eine wahre Kunst darin, das Wurm „recht straff zu wickeln": eine handbreite, drei bis vier Ellen lange Bandage aus steifem Strickstoffe wird von oben bis unten um das zarte Leibchen gepreßt (häufig noch eine wollene darunter), um so dem Kinde von außen her zu geben, was ihm von innen her mangelt. Man bemerke nur die jämmerliche Miene solchen künstlich aufgerichteten Püppchens, es weiß gar nicht, wo es mit dem Köpfchen hin soll: bald baumelt es ihn hin und her, bald neigt es ihn nach dieser, bald nach jener Seite. Dazu kommt, daß durch das Wickelband die Baucheingeweide gepreßt, der Brustkorb in seiner untern Hälfte am Athmen gehindert wird; auch die Bauchmuskeln können sich nicht ordentlich bewegen und werden schlaff: die Bauchhaut wird übermäßig erwärmt, an der Ausdünstung verhindert, durch die Ränder des Wickels gereizt — also fort mit dieser menschenquälerischen Bandage, die nur eine leichtere Form der chinesischen Fußtortur oder der indianischen Flachkopfpresse ist! — Das Wickelband soll als Gürtel dienen, der die oberen und unteren Kleidungsstücke zusammenhält, nicht als orthopädische Maschine, und so lange das Kind sich nicht von selbst aufrecht erhält, soll's im Wickelkissen ausgestreckt liegen: nach Obigem aber ist der Zeitraum von drei Monaten eher zu kurz als zu lang bemessen.

Eine zweite Unsitte, die nur ein Folge jener ersten, ist das Tragen der Kinder im Tragemantel; wie weit selbe sich über weitere Kreise verbreitet, ist mir unbekannt; in meiner Umgebung aber ist der Tragemantel dergestalt Mode, daß Mädchen, die man ein Kind frei auf dem Arme zu tragen heißt, sich fast scheuen, sich auf der Straße sehen zu lassen, weil sie beredet werden. So wenig ich mich durch solche Rücksichten abhalten ließ, meine Kinder gut drei Monate im Kissen tragen zu lassen, so wenig hat mein Haushalt jemals einen Tragemantel zu sehen bekommen.

Warum sollen wir gebildete Nationen es auch den Eskimo's gleichthun, deren Weiber die Kinder hinten auf dem Rücken in einer Ausbuchtung des Pelzkleides herumschleppen! Werden wir uns nicht sagen, daß auf solche Manier die Füße krumm gelagert, der Rücken zur Ausbiegung veranlaßt wird? Ein Kind braucht noch gar nicht rhachitisch zu sein, um, wenn es stundenlang a. ., dem rechten Arm eines Erwachsenen sitzt, der Mantel ihm unten die Füße zusammen bindet, oben die nach außen gerichtete Schulter straff nach innen zieht, die dem Körper der Trägerin zugewendete Brusthälfte auszubiegen und sich so eine Rückgratkrümmung anzugewöhnen, zumal ihm ja auch die Arme so gefesselt sind, daß es geradezu gezwungen bleibt, sich zusammenzukauern. Der Mantel ist ja eingestandenermaßen nicht etwa zum Besten des Kindes, sondern zur Bequemlichkeit der Trägerin da, welche die Last theilweise auf die andere Körperhälfte verlegt. Einsichtiger, wenn zwar auch nicht ganz korrekt, handeln die schwedischen Mütter, welche das Kind in einer Art Hängematte tragen, die wie eine Reisetasche an einem Riemen an der Seite oder quer über dem Rücken von den Schultern herabhängt.

Also weg auch mit dem bösen Tragmantel! Ist die Zeit gekommen, da das Kind sich aus eigener Kraft aufrecht erhält, so trage man es frei auf dem Arme, wie auf einem Stuhle, und, wenn irgend möglich, abwechselnd auf der linken und rechten Seite, denn auch so herrscht die Neigung, sich einseitig anzulehnen und den Rückgrat auszubiegen.

Im Allgemeinen beachte man, daß das Neugeborene nur so gekleidet werden darf, daß es zwar warm gehalten, aber in Bewegung der Gliedmaßen und des Brustkorbes wie auch in der Ausdünstung nicht gehindert werde. Die Neigung, die Kinder fest einzupacken, entsteht aus der unseligen, von unverständigen Leuten, die in Kinderstuben Autoritäten spielen, genährten Idee, daß man sie „schmoren" lassen müsse. Wie mit solcher Praxis gleich der Grund zu bösen Lungenleiden, überhaupt zu der Massensterblichkeit des Alters unter zwei Jahren gelegt wird, habe ich in meinen „Hustenkrankheiten" (1873, Denicke's Verlag in Berlin, 1 Mark) gezeigt. Hier kommt der Umstand in Betracht, daß Schreien die Hauptart ist, auf welche der rücklings liegende Säugling seinen Blutlauf und seine Verdauung unterhält, „sich Bewegung macht", woran er aber durch feste Wickelung verhindert wird. Die zweite Art ist das Strampeln mit Armen und Beinen. Erstere läßt das Wickel glücklicherweise frei, letztere aber werden meist wie in eine Reisetasche gezwängt. Die Engländer sind uns darin voraus, daß sie das Wickelband überhaupt verwerfen und durch ein ganzes, weit herabreichendes Gewand — ähnlich dem Damen-Reitkleid — ersetzen, in welchem das Kind strampeln kann, ohne sich zu erkälten. Selbst unsere deutschen Federbetten sind im Sommer vielfach zu schwer, drücken wie Gewichte auf die Beine und machen solche Hitze, daß die Kinder sich, wenn möglich, bloßlegen, wie ich das in den „Erkältungskrankheiten" näher ausführte. Schon der große Arzt Boerhave warnt vor den Federbetten, weil sie den Kindern hitziges Fieber machen; ich sage, sie machen ihnen auch krumme oder schwache Beine, und wie viele wandeln mit eingedrückten, eingebogenen Knieen umher! Es wäre in der That hohe Zeit, daß mit der deutschen Muhmen- und Ammenpraxis einmal gründlich aufgeräumt würde.

Aus: „Medizinische Hausbücher". Berlin, Denicke's Verlag.

Staatsschulden.

Eine englische Zeitschrift bringt soeben eine statistisch-historische Darstellung des Staatsschuldenwesens seit Anfang des vorigen Jahrhunderts nach gewissen charakteristischen Epochen geordnet, die zu sehr interessanten Folgerungen Veranlassung geben. Wir wollen sie in den Hauptzügen hier mittheilen. Es betrugen hienach die Staatsschulden

1715:

Frankreichs	124,000,000	£
Hollands	90,000,000	"
Englands	39,000,000	"
Spaniens, Italiens rc.	50,000,000	"
Zusammen	303,000,000	£

Der angeführte Punkt ist der erste, welcher eine rechnungsmäßige Darstellung des Staatsschuldenwesens der verschiedenen Staaten ermöglicht. Besonders bemerkenswerth erscheint die relativ hohe Staatsschuldenlast Frankreichs und Hollands in dem angeführten Zeitpunkte. Erst im Verlauf von nahezu einem Jahrhundert änderten sich die Verhältnisse des europäischen Staatsschuldenwesens. England imponirte nunmehr mit seinen Schulden allen anderen Staaten der Welt. Es betrugen dieselben nämlich

1793:

In Großbritannien	280,000,000	£
Im europäischen Kontinent	202,000,000	"
Vereinigte Staaten	15,000,000	"
Britisch Indien	8,000,000	"
Zusammen	505,000,000	£

Im Verlaufe von weiteren zwei Jahrzehnten, innerhalb deren Europa von den heftigsten Kriegen erschüttert war, verdreifachte sich der Schuldenstand der europäischen Staaten, wie aus nachstehenden Ziffern hervorgeht.

1815—20:

Großbritannien	902,000,000	£
Europäischer Kontinent	570,000,000	"
Vereinigte Staaten	26,000,000	"
Andere amerikanische Staaten	3,000,000	"
Britisch Indien	29,000,000	"
Zusammen	1,530,000,000	£

Auf diese Periode folgt eine Epoche des Friedens und der Ruhe in den europäischen Staaten. Großbritannien fing an, seine Schulden zu ermäßigen, während die anderen europäischen Staaten, mit Ausnahme Preußens, ihre Staatsschulden ziemlich stark zu vermehren begannen. Es betrugen demnach die Staatsschulden

1848:

In Großbritannien	870,000,000	£
Auf dem europäischen Kontinent	746,000,000	"
Vereinigte Staaten	47,800,000	"
Andere amerikanische Staaten	60,000,000	"
Englische Kolonieen	6,600,000	"
Britisch Indien	50,000,000	"
Zusammen	1,780,400,000	£

Aber die Staatsschulden Europas sollten sich seit 1848 noch in viel größerem Maßstab vermehren, und es betragen demgemäß dieselben

1870:

In England	870,000,000	£
Im sonstigen Europa	2,165,000,000	"
Amerika	765,300,000	"
Asien	104,716,000	"
Australien	35,744,000	"
Afrika	39,655,000	"
Zusammen	3,990,515,000	£

Nach dem Jahr 1870 trat in Folge des deutsch-französischen Krieges eine neue starke Vermehrung der Staatsschulden Europas ein. Es betrugen dieselben

1876:

In Großbritannien	775,000,000	£
Auf dem europäischen Kontinent	2,772,640,000	"
In Amerika	774,867,000	"
Asien	131,410,000	"
Australien	48,607,000	"
Afrika	75,365,000	"
Zusammen	4,577,889,000	£

Die Staatsschulden der Welt betragen hienach augenblicklich über 95,000 Millionen Mark, eine ganz respektable Summe, wenn man bedenkt, daß dieselbe bloß einen Theil des in Papieren investirten Kapitals der Nationen bildet. Rechnet man diese Staatsschulden bloß durchschnittlich mit vier Prozent verzinst, was keineswegs zu hoch gegriffen erscheint, so ergibt sich eine jährliche Zinsenlast von nahezu 4000 Millionen M., welche den Inhabern der Staatsschuldentitel zugute kommen. Allerdings gelangt hievon ein Theil gegenwärtig nicht zur Auszahlung, wie seitens der Türkei, Spaniens und einiger südamerikanischer Republiken. Rechnet man somit hiefür im Maximum 500 Millionen M., so bleiben noch immer 3500 Millionen M. an Zinsen der Staatsschulden. Die erwähnte Zeitschrift berechnet auch noch die Lasten, welche aus den Zinsen der Staatsschuld pro Kopf der Bevölkerung in den verschiedenen Staaten entfallen. Es betrug hienach in

		Die Bevölkerung	Zinsenlast in Mill. £	Belastung p. Kopf sh.
England	1848	27,000,000	27½	20,5
"	1875	32,000,000	23	14
Frankreich	1848	35,700,000	7	4
"	1875	36,500,000	40	21,10
Oesterreich	1848	37,000,000	5½	3
"	1875	38,000,000	15	8
Rußland	1853	60,000,000	6	2
"	1875	72,000,000	14	3,10
Italien	1861	22,000,000	4½	4,10
"	1875	27,800,000	19½	14
Vereinigte Staaten	1848	22,000,000	3	2,6
" "	1875	44,000,000	24	11

Wie aus dieser Zusammenstellung hervorgeht, hat das deutsche Reich in derselben keine Aufnahme gefunden, und zwar nicht allein deßhalb, weil dasselbe in seinem Bestande noch jungen Datums ist, sondern vielmehr, weil der Gesammtschuldenstand der deutschen Staaten ein ziemlich unerheblicher ist und der statistischen Darstellung nach eine sehr geringe Ausbeute liefert. Wenn dieß im Allgemeinen auch nicht zu bedauern ist, so kann man auf der andern Seite nicht jene Staaten ökonomisch verurtheilen, welche einen ansehnlichen Staatsschuldenstand aufzuweisen haben, wie beispielsweise England und Frankreich, deren historische Entwicklung eine bedeutende Schuldenlast nothwendig gemacht hat, ohne daß jedoch dieselbe thatsächlich zu einer Last geworden wäre, welche die Volkskraft nicht zu ertragen vermöchte.

Kleine Mittheilungen.

Was der Titel Pascha bedeutet. Die Muselmänner haben in ihrer Sprache so viele Wörter, die sich bei uns eingebürgert haben, ohne daß wir die innere Bedeutung des Wortes jemals kennen lernen. Nehmen wir z. B. den Titel Pascha. So allbekannt derselbe in Europa ist, so wenig ist es die Grundbedeutung und wahre Ableitung desselben. Pascha, zusammengezogen aus dem persischen Pai Schah, heißt der Fuß des Schah und ist ein Rest jener uralten, persischen, von Xenophon überlieferten Staatseinrichtung, vermöge welcher Cyrus die von ihm eingesetzten Staatsbeamten seine Füße, Hände, Augen und Ohren nannte. Die Aufseher der innern Staatsverwaltung waren die Augen, die geheimen Kundschafter die Ohren, die Eintreiber der Steuern die Hände, die Krieger zu Pferd und zu Fuß die Füße des Königs, die Richter als Organe des Gesetzes die Zungen der Gerechtigkeit oder, mit einem Worte, die fünf Sinne — das natürlichste und einfachste Bild für die Verrichtungen des Staatskörpers, welche nach dem heutigen Kunstausdruck der Staatswissenschaft die Ministerien des Innern, des Kriegs, der Finanzen und der Justiz heißen. Die Spur dieser alten, morgenländischen, bildlichen Vorstellung hat sich bis auf heute in dem Titel der Pascha erhalten.

*

Die Mutter im Sprüchwort. Der Deutsche hat über die Würde einer Mutter verschiedene Sprüchwörter. Er sagt: „Muttertreu wird täglich neu." — „Ist die Mutter noch so arm, gibt sie doch dem Kinde warm." — „Wer der Mutter nicht folgen will, muß endlich dem Gerichtsdiener folgen." — „Besser einen reichen Vater verlieren, als eine arme Mutter." — „Was der Mutter an's Herz geht, geht dem Vater nur an's Knie." — Im Hindostanischen heißt es: „Mutter mein, immer mein, möge reich oder arm ich sein." — Der Venetianer sagt: „Mutter, Mutter! Wer sie hat, ruft sie, wer sie nicht hat, vermißt sie." — Der Russe sagt: „Das Gebet der Mutter holt vom Meeresgrund herauf." — Der Czeche und Lette sagt: „Mutterhand ist weich, auch wenn sie schlägt." — Fast bei allen Völkern hat man das sehr wahre Sprüchwort: „Eine Mutter kann eher sieben Kinder ernähren, als sieben Kinder eine Mutter." — Das Leiden der Mutter bezeichnet der Italiener in dem Sprüchworte: „Mutter will sagen: Märtyrin." — Ueber den Verlust der Mutter sagt ein Sprüchwort der Russen: „Ohne die Mutter sind die Kinder verloren, wie die Biene ohne Weisel (Königin)." — Wahrhaftig, die Mütter dürfen stolz sein auf die Ehrentitel, die ihnen in den Sprüchwörtern der Völker gewidmet sind.



Anekdoten und Witze.

Der wiener Feuilletonist Sigmund Schlesinger erzählt folgendes originelles Intermezzo: „Wie nahe die Posse dem blutigen Trauerspiel ist, wie die beiden oft aneinander streifen, wie es nur eines tückischen Zufalls bedarf, sie in einander zu mengen, das konnten kürzlich die Besucher des Burgtheaters in der „Emilia Galotti" wieder sehen — das heißt, wenn sie es sehen konnten. Der grimme Papa Odoardo hatte eben den Unschuld rettenden Dolch in den noch jungfräulichen Busen Emiliens gesenkt und wollte sie aus seinem Arm auf den Boden gleiten lassen, um sich mit zerschmetterndem Worte gegen den Prinzen zu wenden, als er zu seinem Schrecken die Bemerkung machte, daß die sterbende Tochter durch irgend ein geheimes Band inniger an ihn gekettet sei, als es seinem Vaterherz momentan lieb sein konnte. Denn je mehr sie in's Niedergleiten gerieth, desto mehr machte sich das räthselhafte Band fühlbar und schon auch kamen in dem Gesichtchen der Frau Janisch die Anzeichen einer andern Art Qual, als der ihr von dem väterlichen Dolche zugedachten Todesqual zum Vorschein. Zugleich konnte ein scharf beobachtender Blick die Wahrnehmungen machen, daß die in weichen Wellen niederhängenden Haare Emilias sich immer straffer und straffer spannten — und damit war das mysteriöse Band entdeckt: die Haare der Emilia hatten sich um einen Knopf am Aermelbesatz Odoardo's gewickelt und da die Arbeitsgenauigkeit des Garderobeschneiders des Burgtheaters dafür Bürgschaft gab, daß nicht der Knopf nachgeben werde, und da es die eigenen Haare Emilias waren, die niederwallten, so war der Moment nahe, der den Konflikt des Knopfes mit den Haaren den ahnungslosesten Zuhörern durch einen unvermeidlichen Schmerzensschrei verrathen mußte. Dem Regisseur, der die Lage rasch übersehen hatte und mit jeder Sekunde den fatalen Augenblick näher heranrücken sah, rann der Angstschweiß über die Stirne. Aber Odoardo war nicht bloß ein Römer seiner Tochter gegenüber, er war's auch in der kaltblütigen Beherrschung der Situation. Wozu schwang er denn einen Dolch? Bloß um einem dringenden Trauerspielbedürfniß zu Gefallen ein armes Mädchen umzubringen, das, unbeschadet allen Respekts vor Lessing, doch im Grunde recht gerne weiter gelebt und sogar recht gern geliebt hätte? Ein Dolch ist im Hause auch noch zu nützlicheren Dingen zu verwenden — er durchschneidet nicht bloß den Wirrsalsknoten des Verhältnisses, er trennt zur Noth auch einen zu fest sitzenden Schicksalsknopf vom Aermel ab. Langsam, als könnte er sich von der blutenden Tochter nicht losreißen, läßt sich Odoardo, sie fortwährend behutsam umschlungen haltend, mit ihr auf den Boden nieder, kniet neben ihr und — säbelt rasch mit dem Dolch den entsetzlichen Knopf ab. Und Emilia stirbt, das brechende Auge dankerfüllt nach dem Vater gerichtet, dessen Dolch sie aus doppelter Gefahr befreit hat. Wie erlöst athmet der Regisseur auf und das Publikum applaudirt mit ungestört tragischer Kraftentfaltung.

*

Wie der Bierbrauer einkauft.

„So, Glycerin, isländisch Moos, Syrup haben wir, jetzt brauchen wir nur noch Herbstzeitlose."

*

Ein Kenner.

Gast: Das ist einmal ein Wein, da kann man darauf schwören, daß dieß ein Naturwein ist.

Wirth: Woher vermuthen Sie das?

Gast: Der Kerl ist so sauer, daß man das künstlich herzustellen gar nicht im Stande ist.

*

Feiertagsvergnügen.

Köchin: Gnädige Frau, es kommen jetzt zwei Feiertage und da will ich in's Spital gehen.

Frau: In's Spital? Was fehlt Ihnen denn?

Köchin: Mir fehlt Gott sei Dank gar nichts, aber jetzt zahl' ich schon sechs Jahre hintereinander meinen Beitrag und da möcht' ich doch 'mal auch etwas für mein Geld haben.

*

Väterlicher Rath.

Vater: Wenn Du einmal heirathen willst, mein Sohn, dann werde ich Dir einen guten Rath geben.

Sohn: Und der wäre?

Vater: Heirathe lieber nicht!

*

Ein Engländer prahlte einem Yankee gegenüber damit, daß sich im britischen Museum ein Buch befände, welches ehemals Cicero gehört habe. „O, das ist nichts," erwiederte der unerschrockene Yankee, „wir haben im Museum in Boston einen Bleistift, den Noah benutzte, um von den in die Arche hineinmarschirenden Thieren ein Register aufzunehmen, damit sich von keiner Sorte mehr als ein Paar einschleiche."

*

Billige Reklame.

Der Herr Brettschneider möchte gern seine Waaren anempfehlen, doch kostet ihn die Insertion in den Zeitungen zu viel. — Was thut er? Er bestellt sich bei Hoff eine Flasche Malzextrakt und sendet mit dem Betrag ein Dankschreiben ein, das nach vielen Lobesanpreisungen mit der Unterschrift schließt: „Alois Brettschneider, großes Möbelmagazin, Krongasse Nro. 4." Damit ist sein Geschäft durch die Insertion in sämmtlichen Journalen dem Publikum bekannt geworden.

Illustrirte Zeitungs-Annoncen.

Nach Skizzen von **M. Scholtz.**



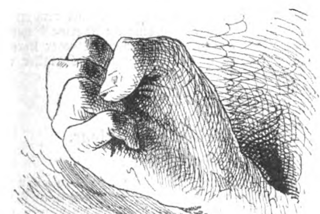
Ich suche einen tüchtigen, aufgeweckten Knaben als Laufbursche. Itzig Morgenroth.



Einem hohen Adel und einer hochverehrten Bürgerschaft zeige hierdurch ganz ergebenst an, daß ich von meiner Reise zurückgekehrt und meine Kapelle von heut ab wieder zur Verfügung steht. E. Remit, Kapellmeister.



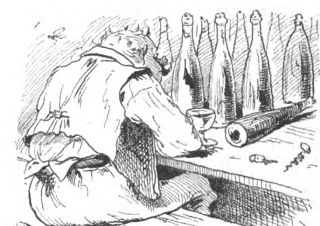
Vorzüglich gute Zähne werden unentgeltlich eingesetzt von einem jungen Anfänger, um Kundschaft zu erwerben.
O. Phylax, Zahneinsetzer.



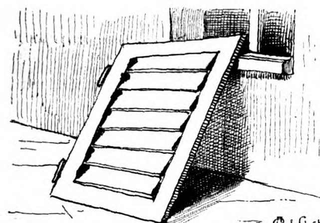
Eine ganz vorzügliche Handdreschmaschine steht jederzeit zur Disposition bei
S. Knuff, Weißgerberstraße, im blutigen Schädel.



Ein geübter Hausleerer wird gesucht.
H. Greiff, Polizeiinspektor.



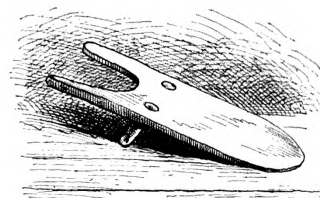
Ein altes leistungsfähiges Haus sucht zur Inangriffnahme neuer Unternehmungen einen Compagnon.
J. Süfflich, Küfer.



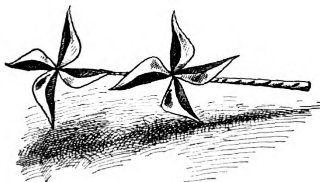
Ein Laden, im lebhaftesten Theile der Stadt belegen, ist sogleich zu vermiethen.
O. Fenster, Breite Straße 5.



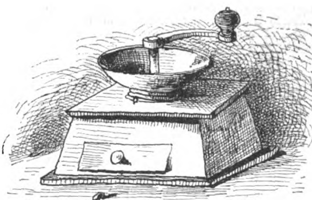
Alle Arten Putz werden nach der neuesten Mode prompt und gut ausgeführt von
Mauritius Kelle, Putzmacher.



Ein alter erfahrener Holzknecht sucht baldiges Unterkommen. Derselbe sieht weniger auf hohen Lohn, als auf gute Behandlung.
Wo? z. erfr. i. d. Exp.



Ein niedliches weißes Windspiel ist wegen Abreise seines Herrn preiswerth zu verkaufen.
Adr. i. d. Ex. d. Ztg.



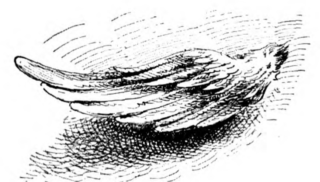
Eine hölzerne Mühle, mit feiner Kundschaft, ist aus freier Hand zu verkaufen bei
K. Bohne, Wittwe.



Todesanzeige.

Heut früh 8 Uhr verschied, vom Schlage getroffen, am Kaffeetisch unsere theure Schwester, Schwägerin und Tante
Lästitia Fliege.

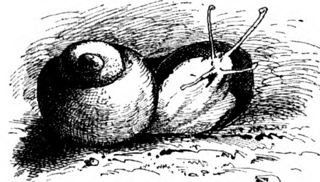
Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen. A. Fliege. O. Fliege. J. Fliege.



Ein gut erhaltener, wenig benützter Flügel ist Umstände halber zu verkaufen.
Wo? sagt die Exped.



Meine neu angelegte Handlung der verschiedensten Hölzer halte ich einem geehrten Publikum hierdurch empfohlen.
Schwefelgasse 11. A. Streich, Holzhändler.



Mein kleines massives, im besten Bauzustande befindliches Häuschen ist wegen Veränderung zu verkaufen.
Gartenweg Nro. 2. Faulina Schnecke.

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Um das Einfrieren der Brunnen zu verhindern, schlägt Obergärtner Köhler in Ungar.-Altenburg nach dem „Phönix“ folgendes Verfahren ein:

„Bei strenger Winterkälte kommt es häufig vor, daß die Wassersäule der Röhrbrunnen einfriert, wodurch die Benützung derselben oft monatelang gestört wird; denn obgleich man in der Regel die Brunnenröhren wie die Ausgußröhre vor Eintritt des Winters mit Stroh einbindet oder den Brunnenkranz mit Laub bedeckt, so haben sich dergleichen Schutzmittel häufig als unzureichend erwiesen, und die in der Brunnenröhre bis zum Niveau des Ausgußrohres reichende Wassersäule friert bei lang anhaltender Kälte, namentlich wenn die Windrichtung dazu beiträgt, trotz aller Schutzmittel ein. Um diesem Uebelstand ein- für allemal zu steuern, hat man hier ein Mittel in Anwendung gebracht, welches vielfache Nachahmung gefunden hat und auch in weiteren Kreisen Beachtung verdient.

Läßt man circa einen Meter unter dem Brunnenkranze die Röhre anbohren, damit das Wasser ausfließen kann und die Wassersäule in der Brunnenröhre unter den Brunnenkranz zu stehen kommt, so ist der Zweck vollkommen erreicht. Zur bessern Sicherheit lasse man den Brunnendeckel mit etwas Laub und strohigem Dünger überdecken, doch ist das Einbinden der Brunnenröhre nicht erforderlich. Bei Anwendung dieses Mittels hat man allerdings einige Züge an der Pumpe zu machen, bis das Wasser an der Ausgußröhre erscheint. Beim Frühjahrsantritt wird sofort ein Holzpflock in das Bohrloch getrieben, der im kommenden Winter wieder ausgezogen werden muß.

Erfindungen.

Epochemachende Erfindung in der Telegraphie. Der Telegraphenapparat von Hughes ist von nun an weit überholt durch den neuen Meyer'schen Multiplexapparat. Dabei handelt es sich nicht um eine bloße Erfindung, sondern um eine bereits in das Stadium der Ausübung getretene Verbesserung. Seit dem 18. September arbeiten nämlich die Stationen Berlin und Frankfurt mit diesem Apparat. Derselbe ermöglicht beliebig vielfache, gleichzeitige telegraphische Verständigung zwischen zwei Orten auf einer einzigen Leitung. Da bei Einführung dieses Apparates die Anlegung neuer Drahtlinien unterbleiben kann, so läßt sich ermessen, welche Ersparniß und folglich welche große Erleichterung des Verkehrs durch diese Erfindung erzielt werden kann. Die Leistungsfähigkeit jeder der auf der Linie zwischen Berlin und Frankfurt dienenden Quadruplexapparate wird auf zweitausend Worte in der Stunde veranschlagt. Die Herstellungskosten betragen rund 2400 Mark.

*

Neue Tunnelbohrmaschine. Am Gotthardtunnel werden eben Versuche mit einem neuen Tunnelbohrer von dem englischen Geniekapitän Penrice gemacht, welcher so bedeutend günstigere Resultate (1000 Schläge per Minute) ergeben soll, daß man den Tunnel, der bis jetzt auf 6000 Meter gebohrt ist und an dem noch 8300 Meter zu erbohren sind, in anderthalb Jahren zu durchstoßen hofft.

*

Zwergdampfer. In Stockholm ist ein mit Petroleum oder Coaks heizbarer Dampfer konstruirt worden und in Gebrauch, welcher so geringe Dimensionen hat, daß er weniger Betriebsauslagen als eine Kutsche und nur 400 fl. Herstellungskosten erfordert. Man erwartet, daß sich künftig auch Privatleute, welche am Wasser wohnen, statt Gondeln solche Dampfer halten werden.

Gewerbliches.

Seit einiger Zeit bieten reisende Chemiker verschiedenen Industriellen ein **Schleifwasser** an, in welches man stumpfe Messerklingen, Sensen, Rasirmesser u. s. w. nur kurze Zeit hineinzulegen braucht, um sie sogleich wieder scharf zu machen, so daß sie nur noch eines kurzen Abziehens bedürfen. Diese Flüssigkeit kann sich Jeder selbst bereiten, denn sie besteht einfach aus Wasser, welches mit fünf Prozent Schwefelsäure versetzt ist. Die Wirkung, welche in einem Dünnerfressen der gesammten Klinge besteht und die Schneide zuspitzt, kann unter Umständen, z. B. beim Mähen, viel Arbeit sparen. Nur müßte man den übrigen Theil der Klinge vor dem Angegriffenwerden durch einen bleibenden Firniß schützen.

Landwirthschaft.

Haltbarmachung von Leinwand zu Getraidesäcken. Man brüht ein Kilo gute Eichenlohe in 14 Liter kochend heißem Wasser. In diese Brühe taucht man die Leinwand und läßt sie 24 Stunden darin liegen. Dann nimmt man die Leinwand heraus, spült sie in reinem Wasser aus und läßt sie trocknen. Man rechnet auf circa acht Meter Leinwand ein Kilo Lohe. Der Gerbstoff zieht in die Flachs- und Hanffasern und soll sie, wie das Leder, nicht allein gegen das Stocken schützen, sondern ihnen auch mehr Haltbarkeit geben.

*

Ein Wort über die Reblaus und deren Vertilgung. Es besteht in jeder Weinpflanzung natürlich der Brauch, daß ein Rebstück, wenn es Alters halber nicht mehr den zu wünschenden Ertrag gewährt, abgehauen und durch junge Pflanzen ersetzt wird. Hiebei aber (und dieß ist die Hauptsache!) übersieht man, daß es vor allen Dingen nothwendig und rationell ist, dem ausgenutzten Boden die erforderliche Zeit und Ruhe zu lassen, damit derselbe wieder den nöthigen Produktions- und Fruchtbarkeitsstoff sammeln kann. Zum Gedeihen gehören ja nicht bloß neue Pflanzen, sondern auch ein erneuter Fruchtboden. Dieß hat man aus der Acht gelassen, und bald Unkenntniß der Naturgesetze, bald Hängen am Alten und von der Väter Zeit Hergebrachtem, bald falsch berechnetes Interesse sind der Ergreifung des rechten Mittels hinderlich gewesen. Es ist freilich wahr, daß durch Dünger, Fleiß und Sorgfalt viel erreicht werden kann, aber trotz alledem wird und muß der Zeitpunkt kommen, wo der Nahrungsstoff ausgenutzt ist und mithin ein Siechthum und Absterben sich einstellt. Schon vor dreißig Jahren habe ich bei dem Umgraben an siechenden, sowie an den todten Weinstöcken und ihren Wurzeln ganz dasselbe Insekt gefunden, das man jetzt Reblaus nennt. Niemals aber entdeckte ich dasselbe an gesunden Weinstöcken. Das bewährteste Mittel nun, um dem Boden wieder die erforderlichen Kräfte zuzuführen, ist, daß man in den ausgehauenen Weinberg Spitzklee oder sogenannten Luzerner Klee einsät und dann erst nach drei oder vier Jahren wieder frische junge Reben anpflanzt. Man befürchte hier keinen Zeitverlust, denn man erlangt dann fast in der Hälfte Zeit dasselbe, was man bei dem bisherigen Verfahren in doppelter Frist erzielt. Was aber für gute und frische Nahrung der Klee dem Boden zuführt und wie sehr nach ihm andere Pflanzen gedeihen, ist eine allbekannte Thatsache. Warum baut denn der Oekonom nicht mehrere Jahre hinter einander Waizen oder sonstige Pflanzen auf einem und demselben Boden? Warum soll hier der Weinstock eine Ausnahme machen? Warum will man nicht auf das Gesetz der Natur achten, daß während des Siechthums und des Absterbens verzehrende Körper sich einfinden, ein Prozeß, dem jedes lebende Wesen, und wenn es Pflanze heißt, unterworfen ist? Ausnahmsweise finden sich wohl Insekten an ganz gesunden Pflanzen, wie Engerlinge, Borkenkäfer u. s. w., aber nach meiner Erfahrung ist dieß am Weinstock nie der Fall. Uebrigens möchte ich doch auch fragen: Wer kann behaupten, daß die sogenannte Reblaus den Weinstock durch Anfressen der Wurzel tödtet? Wie ist es möglich, diesen Prozeß gründlich zu verfolgen? Durch das angegebene Mittel, auf das ich jeden Weinpflanzer aufmerksam machen möchte, ist nach meiner Meinung es nur möglich, den Verwüstungen oder dem Absterben in den Weinbergen ein Ziel zu setzen und den Pflanzungen zu neuem, frischem Leben wieder zu verhelfen. **J. Willm.**

*

Die Abfälle der Handschuhlederfabrikation als Futtermittel für Schweine. Das „Centralblatt für Agrikulturchemie“ berichtet über einen Fütterungsversuch mit den Abfällen der Handschuhlederfabrikation, deren Preis sich auf 12 Mark per 100 Kilo beläuft. Diese Abfälle, mit lauem Wasser befeuchtet, bilden einen etwas salzig schmeckenden, weißlichen Brei. Es wurde mit ihnen 41 Tage lang ein Schwein ernährt, welches täglich 7 Kilo dieser Abfälle erhielt, bei dieser Fütterung kräftig und gesund blieb und in 41 Tagen um 10 Kilo zunahm.

Handel und Verkehr.

Pariser Haarmarkt. Der dießjährige große Haarmarkt in Paris, von dessen Bedeutung und Größe wir uns nur schwer einen Begriff machen können, war ein sehr gedrückter und flauer. Unverkauft blieben an Menschenhaaren in Paris allein 5—6000 Kilo der schönsten bretagner Haare erster Qualität von 45—80 Centimeter Länge, à Kilo 55 Franken. Ein berliner größerer Haarspekulant ist nach Paris gegangen, um bei den äußerst niedrigen Haarpreisen die schönsten Qualitäten anzukaufen, und wird beabsichtigt, demnächst auch in Deutschland einen öffentlichen Haarmarkt einzurichten.

Vermischtes.

Eine abgerichtete Nachtigall. Daß selbst unser etwas spröder Liebling, die Nachtigall, bis zu einem gewissen Grad abgerichtet werden kann, beweist folgende Thatsache. In einem Gartenlokal zu Dinslaken (Regierungsbezirk Düsseldorf), sitzt eine kleine Gesellschaft bei einer Tasse Kaffee. Plötzlich erscheint der Wirth, Herr Ludwig, mit einem Mehlwurm, legt denselben auf den Tisch und bittet um Erlaubniß, die Fütterung einer Nachtigall vornehmen zu dürfen. Er zieht eine kleine Schaffnerpfeife hervor und pfeift. Kaum ist der Pfiff verhallt, so raschelt es im Laub eines nahestehenden Baumes und zum Erstaunen der Gesellschaft fliegt eine Nachtigall auf den Tisch, macht ihr Knixchen, indem sie sich nähert und verzehrt dann mit großem Behagen, ohne Furcht zu zeigen, ihre Lieblingsspeise. Schon sehr oft hat der Wirth, zur höchsten Ueberraschung vieler Zuschauer, durch das Zeichen mit seiner Pfeife das Erscheinen der Nachtigall herbeigeführt. Vor Kurzem hat sie für dieses Jahr dort in Deutschland ihre letzte Mahlzeit eingenommen. Mit drei Sprüngen vom Baum auf den Tisch nahm sie, jedesmal ihr Knixchen machend, von ihrem betrübten Wirth Abschied, um die Reise in wärmere Zonen anzutreten.

Nachrufe.

Ernst Joseph von Bandel †. Der berühmte Schöpfer der Hermannsstatue im teutoburger Wald ist nicht mehr. Bandel's Erdenwallen ist vollendet.

Bandel war ein rechter Künstler. Großes erstrebte sein Sinn und Großes hat er geschaffen. Ihm verdankt Deutschland sein „Hermanndenkmal“. Es war das Hauptwerk seines Lebens. Fast vier Dezennien hindurch war er damit beschäftigt. Als er es vollendet, sein Ziel erreicht hatte, empfing er den Lorbeer aus den Händen des deutschen Kaisers, die höchste Ehre, die dem Künstler zu Theil werden konnte. Wie glücklich durfte er sich preisen ob dieses Erfolges! Und wie stolz darf die deutsche Nation sein, den Namen eines solchen Mannes mit ihrer Geschichte für immer verflochten zu sehen!

Freilich hatte Bandel mit vielen Hindernissen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen, bis es ihm gelang, seine Idee zu verwirklichen. Aber, ist nicht die Laufbahn jedes Künstlers mit Dornen bedeckt? Wenn Bandel durch diese Dornen oft gestreift und verletzt wurde, so waren die Rosen, die ihm hie und da blühten, und endlich der Loorbeer doch um so köstlicher. Leider konnte er sich ihrer nur kurze Zeit erfreuen, denn wenig über ein Jahr nach Vollendung seines Werkes hatte auch er vollendet.

Obgleich wir im vorigen Jahrgang der „Illustrirten Welt“ einen eingehenden Artikel über Bandel und seine Schöpfung brachten, wollen wir doch in der Kürze hier die wichtigsten Momente seines Lebens noch einmal anführen.

Ernst J. v. Bandel wurde am 17. Mai 1800 zu Ansbach geboren. Seine Schulbildung erhielt er in der Realschule zu Nürnberg, seine künstlerische Bildung auf der Akademie München, wo er zuerst die Baukunst unter C. v. Fischer studirte, sodann zur Malerei und endlich zur Bildhauerei überging. Kaum zwanzig Jahre alt, stellte er bereits die lebensgroße Statue eines Mars aus, die wegen ihres trefflichen Ausdrucks und ihrer schönen Proportionen sehr gerühmt wurde. Nachdem Bandel hierauf mehrere Jahre in Nürnberg und in Rom gearbeitet hatte, kehrte er nach München zurück und begründete hier seinen Ruf durch eine Reihe bedeutender Werke. Im Jahr 1834 begab Bandel sich nach Berlin, um hier die Ausführung der schon damals konzipirten Idee des Hermanndenkmals vorzubereiten. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe nach Hannover, wo er, außer verschiedenen Arbeiten zur Ausschmückung des Königlichen Schlosses und für Kirchen, das Gypsmodell zur Statue König Wilhelm IV. für Göttingen und dasjenige zur Kolossalstatue Hermann des Cheruskers anfertigte. Mit letzterem Modell übersiedelte Bandel 1838 nach Detmold und begann alsbald die Vorarbeiten für die spätere Ausführung. Die Geschichte der Vollendung des Denkmals ist traurig, der Künstler opferte dem Werk sein Vermögen und konnte die Arbeit erst wieder kräftig fördern, als ihm 1871 aus Reichsmitteln 10,000 Thaler pro Jahr bewilligt wurden. Von seinen übrigen Werken, die er theils in Hannover, theils in Detmold ausführte, seien noch genannt: ein Taufstein für die Petrikirche in Hamburg, Standbilder von Shakespeare und Goldoni für das Theater in Hannover und eine lebensgroße Thusnelda. — Von einer Reise aus Italien zurückkehrend, erkrankte Bandel unterwegs und fand auf dem Gute seines Stiefbruders, Freiherrn von Gaisberg zu Neudegg bei Donauwörth, gastliche Aufnahme. Bei seiner starken Konstitution befürchtete man indeß nichts Schlimmes. Das Schicksal hat es anders gewollt. Am Montag, den 25. September, früh fünf ein halb Uhr schlossen sich seine Augen für immer.

*

Am 26. September ist **Heribert Rau** in Frankfurt a. M. gestorben, der sich einen Namen gemacht hat als freireligiöser Prediger und Verfasser vieler biographischer Romane. Er hat in einer großen Zahl von Bänden deutsche Männer verherrlicht. In weiten Kreisen sind bekannt geworden: die Romane Mozart, Beethoven, Humboldt, Hölderlin, Jean Paul, Theodor Körner und C. M. Weber. H. Rau war ein tüchtiger Charakter und ein feuriger, geistvoller Mensch.

Historische Gedenktage.

30. Oktober.

1813. Schlacht bei Hanau, die letzte, welche Napoleon in Deutschland geschlagen und durch welche er auf seiner Flucht von der Schlacht bei Leipzig den durch die Bayern (General Wrede) gesperrten Weg nach Frankreich durchbrach.

31. Oktober.

1517. Luther schlägt seine 95 Thesen gegen den Ablaßkram des Dominikaners Tetzel an die Schloßkirche zu Wittenberg. Anfang der Reformation.

1. November.

1814. Eröffnung des Kongresses zu Wien unter dem Vorsitz des Fürsten Metternich, auf welchem nach dem Befreiungskriege von den europäischen Hauptmächten das europäische Staatensystem auf dem Prinzip der Legitimität wieder hergestellt werden sollte.

2. November.

1729. Fürst Alexander Menzikoff — der vom Lehrling eines Pastetenbäckers sich bis zum russischen Staatsminister und Generalfeldmarschall erhob, Günstling Peter des Großen war und nach dessen Tod unter Katharina I. und Peter II. die Zügel der Regierung führte, aber von dieser Höhe herabstürzte und nach Sibirien verbannt wurde, — daselbst (zu Beresow) gestorben.

3. November.

1760. Mörderische Schlacht bei Torgau (im siebenjährigen Krieg) zwischen den Preußen (Friedrich dem Großen) und Oesterreichern (General Daun); der Sieg, den vorzüglich General Ziethen bei Süptitz gewann, verschaffte den Preußen wieder die Winterquartiere in Sachsen.

4. November.

1794. Erstürmung von Praga, der Vorstadt von Warschau, durch den russischen General Suwaroff. Furchtbares Blutbad. Die letzte Theilung Polens war die unmittelbare Folge des Falles dieser Festung.

5. November.

1854. Schlacht bei Inkermann (in der Krim), die vereinigten die Festung Sebastopol belagernden Franzosen (General Canrobert) und Engländer siegen über die Russen.

6. November.

1792. Schlacht bei Jemappe, erster Sieg der französischen Revolutionsarmee unter Dumouriez über die Oesterreicher. Dieser Schlacht, der die Eroberung Belgiens folgte, wohnte auch der nachmalige König Louis Philipp als Dumouriez' Adjutant bei.

7. November.

1806. Der am gestrigen Tage von französischer Uebermacht aus Lübeck gedrängte preußische General von Blücher kapitulirt zu Ratkau und wird Kriegsgefangener.

8. November.

1620. Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (im dreißigjährigen Krieg); Niederlage der Böhmen unter dem Fürsten Christian von Anhalt durch das ligistische Heer unter dem Kurfürsten Maximilian von Bayern. Der neugewählte König Friedrich flüchtet aus Prag und verliert sein Königreich.

9. November

1796 starb Katharina II., Kaiserin von Rußland, die zweite Schöpferin dieses Reiches Peter's des Großen. Ihr folgte auf dem Thron ihr Sohn Paul I.

Lotterieziehungen im Monat November.

Am 1. Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahre 1868, 3400 Stück, Prämienziehung am 31. Dezember. — Stadt Neuenburg 10-Franken-Loose vom Jahre 1857, 600 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 12 Fr., zahlbar am 1. Februar 1877 (38. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Loose, 3000 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 11 Thlr., zahlbar am 1. Februar 1877 (16. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3%, 373 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Februar 1877 (34. Ziehung). — Belgische 3% Kommun.-Obligationen à 100 Franken, 242 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1877 (35. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Loose, 3000 Stück, höchster Preis 12,000, niedrigster 13 Thlr., zahlbar am 1. Februar 1877 (33. Ziehung). — Stadt Florenz 250-FrankenLoose à 4%, 20 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. April 1877 (35. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 500 Gulden-Loose à 5%, 1700 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 fl., zahlbar am 1. Februar 1877 (33. Ziehung). — Stadt Genua 150-Lire-Loose, 453 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 160 Lire, zahlbar am 1. Februar 1877 (14. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose, 6000 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. März 1877 (39. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 1500 Stück, Prämienziehung am 1. Dezember. — Oldenburgische 40-Thaler-Loose à 3% vom Jahre 1871, 38 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 40 Thlr., zahlbar am 1. Februar 1877 (12. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahr 1867, 100 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 15 fl., zahlbar am 1. Februar 1877 (20. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen E.-B. 7-Gulden-Loose, 2500 Stück, Prämienziehung am 15. Dezember. — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3%, 316 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 2. Januar 1877 (36. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose, 750 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 128 fl., zahlbar am 15. Mai 1877 (26. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Loose, 2300 Stück, höchster Preis 45,000, niedrigster 19 Fr., zahlbar am 15. Februar 1877 (40. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 438 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1876 (13. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose vom Jahr 1874, 99 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1877 (9. Ziehung). — Stadt Neapel 250-Franken-Loose vom Jahr 1871, 203 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. Februar 1877 (21. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loose, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. Mai 1877 (33. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 123 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1877 (17. Ziehung). — Am 30. Badische 35-Gulden-Loose, 1500 Stück, Prämienziehung am 31. Dezember.

Bilderräthsel.

"

ist der

DER

D

Auflösung des Bilderräthsels Seite 103:

Wo Sechse essen, da spürt man den Siebenten nicht.

Rösselsprung.

und	und	euch	drei	raus	für	wenn	gna-
um	um	don-	springt	er	sie	tag	uns
zischt	blitz	le-	her	groschen	dra-	de	tausend
zeit	ner	nate	mag	ob	hundert-	bringt	den
gra-	al-	wehr	scho-	go-	für	che	ne
ge-	ver-	kriegt	nig	ihr	Boh-	einer-	ob
der	die	blei	ner	ne	sol-	schwer	kerle
euch	das	kö-	seid	von	wie	die	lei

Charade.

Die erste ist nahrhaft, die zweite macht mager,
Handwerkern ist's Ganze ein leidiger Plager.

Auflösung der Homonyme Seite 103:

Der Tauber, die Tauber.

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 103:

Weiß.	Schwarz.
1) F 2 — F 3 †	1) K. E 4 — D 4.
2) H 4 — H 5	2) S. G 8 — F 6.
3) L. B 8 — A 7 † . . .	3) K. D 4 nimmt E 5.
4) D 2 — D 4 setzt Matt.	

Kleine Korrespondenz.

Hrn. P. Czerly. Zu umfangreich, wir bitten um kürzere; sonst ganz hübsch. 53 Sylben in 18 Worten; unsere Leser würden ungeduldig werden.

F. M., Abonnent in Weißenfels. Sie haben nicht geschrieben, ob das Kleid Wollen- oder Seidenrips ist. Gewöhnlich hilft wiederholtes Auswaschen mit lauwarmem Wasser, 30 Grad Réaumur höchstens, und trocknen im Dunkeln.

Hrn. Nik. Weiß. Sandsteinart. Jeder Messerschmied liefert Ihnen diese Steine.

F. S. Der übermäßige Glanz ist meistentheils hervorgerufen durch Zusatz von Fett beim Brennen. Vorsicht!

An Viele. Es sind uns solch' eine Masse von Tintenrezepten zugekommen, daß wir jedem einzelnen gefälligen Einsender nicht danken können. Etwas Neues bringen jedoch all' die Rezepte nicht. Eines, das uns sehr empfohlen, wollen wir unten unter Antworten geben. Die Frage nach guter, allen berechtigten Anforderungen entsprechender Tinte bleibt demnach noch offen.

Frln. Antonie Waller in H. Wäre das Ihr Ernst, so würden wir Ihnen als ein kleines Wunder gratuliren.

Hrn. J. Peterhofer. Besten Dank für die Gratulation. Man hat 60 Jahre dafür angenommen. Der Fall ist aber natürlich äußerst selten.

Hrn. F. N.....n in E. Frage 1, 2, 3 können wir nicht beantworten. Das sind Dinge für Examinationskommissionen. 4) Hoffmann von Fallersleben starb am 20. Januar 1874. 5) Wer kann das wissen? 6) In Sachsen. 7) Mit Schmirgelpapier, auskochen und dann mit Kreide putzen. 8) Wir haben in den letzten Heften des vorigen Jahrgangs mehrmals darüber Auskunft gegeben, bitten nachzulesen.

Hrn. C. D. in Chicago. Die Firma August Laukhardt, Pfedelbach, Württemberg, empfiehlt Salonorgeln ganz neuer Konstruktion in jeder von Ihnen gewünschten Holzart.

Hrn. Galmei, Primaner. Feigheit ist das Gefühl innerer Untüchtigkeit zum Widerstande. Blödigkeit hat den Nebensinn vom Zarten, ist Mangel an Selbstvertrauen, übertriebene Bescheidenheit 2c.

Hrn. S. Silbermann in Regensburg. Diese Zeitschrift erscheint nicht in unserem Verlage.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden 2c. sind uns zugegangen von: Frln. Mathilde R., Leipzig; Fanny Kl., Hamburg; Hrn. J. Christ, Wald-Michelbach; Franz Künerl, Pilsen; C. Plasnick, Münster i. W.; Galmei, Cöln; Bechthold, Lehrer in Allendorf; Iwan Nielaender, Reval; Karl Engel, Gabelweihe; Gustav Schmidt — Abgangsort der Postkarte nicht zu lesen, es empfiehlt sich, bei der Namensunterschrift diesen jedesmal beizusetzen; R. M., Liegnitz; P. Rietscher, Fraustadt.

Hrn. T. in Bremen. Glauben Sie das nicht und es wird Ihnen wohl gehen und Sie werden lange leben auf Erden — das ist ein sehr gesundheitswidriger Schwindel, der nur den Betreffenden gut bekommen wird.

Hrn. O. W. in Leipzig. Nein. Man hat Eier in einer Temperatur von 10° C. zu Eis frieren lassen, und dennoch wurden sie im Brütofen gleich anderen ausgebrütet.

Karl Tr. in Braunschweig. Bevor wir nicht den Namen der betreffenden Buchhandlung wissen, können wir in der bewußten Angelegenheit nichts thun. Bitten um gefällige weitere Mittheilung hierüber.

Hrn. Paul Müller in B. Es gibt viele Orte auf B. und dort jedenfalls auch viele Namensvettern von Ihnen, sowohl der Vorname wie der Zuname gehören ja nicht zu den ungewöhnlichen.

J. S. L. in Oberdorf. Wir haben ja bei unseren Prämienbildern allen Verhältnissen und Wünschen Rechnung getragen, daher die Auswahl verschiedener Bilder zu verschiedenen Preisen. Kunstblätter wie „Der Heirathsantrag" und „Die unterbrochene Klavierstunde", deren Ladenpreis je 48 Mark ist, noch billiger als für je 8 Mark zu liefern, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wir leisten hier schon das Aeußerste.

Hrn. H. Nagel. W. Anderson, Handb. der Handelskorrespondenz. Bremen, Geisler, ca. 4 Mark.

J. M. F. 47. Ohne Namensangabe ist uns nicht Bürgschaft genug für Original.

Hrn. Graf T., österr. Galizien. Gedruckte Gedichte nicht. Das Gedicht ist sehr hübsch.

F. K. F. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik. Nördlingen, Beck, ca. 1½ Mark. Becker, der deutsche Styl. Prag, Tempsky, ca. 9 Mark. Um es Ihnen offen zu gestehen, da gibt es kein Mittel. Sie vergehen gewöhnlich von selbst, wenn Sie überhaupt vergehen.

Hrn. L. M. Berlin SW. heißt Berlin Süd-West.

Aerztliche Korrespondenz. Abonnent B. R. in P. Sie leiten Ihren successiven Haarausfall von dem Umstand ab, daß Sie schnell gewachsen seien und nicht die gehörige Zeit zum Essen gehabt hätten! Diese Erklärung klingt komisch, doch wollen wir ihr die ernste Seite abzugewinnen suchen, indem wir an einen, durch irgend einen schwächenden allgemeinen oder örtlichen Umstand hervorgerufenen Erschöpfungszustand des Haarbodens glauben. Befeuchten Sie mittelst eines Schwämmchens die Kopfhaut mit einer Mischung aus 120 Gramm Moselwein, 10 Gramm kölnischem Wasser und 15 Gramm Citronensaft, und salben Sie am folgenden Tag mäßig die Haut mit einer Pommade aus 10 Gramm Glycerinsalbe, welcher 1 Gramm ätherisches Bittermandelöl zugesetzt ist. Ihre „Mitesser" bedürfen einer ärztlichen Kur, um die Sie einen nächsten Arzt persönlich konsultiren müssen.

Hrn. L. R. in O. Herzerweiterung ist keine vorübergehende, jedenfalls nicht gefahrlose und meist unheilbare Krankheit, die ein aufmerksames diätetisches Verhalten erheischt.

Hrn. R. D. in F. Schwer heilbar; die sich hier anpreisenden Spezialheilkünstler und Reklamemittel sind industrielle Täuschung.

Hrn. J. A. in Alzey. Sie erklären sich von dem Brustleiden geheilt und fordern ein Mittel, ohne zu sagen, zu welchem Zweck. Auch würde ein Mittel nur der Arzt anrathen können, der Sie, wie Sie selbst gestehen, mit Erfolg behandelt hat.

Hrn. Franz J. N. Die „rothe Nase", welche uns schon so oft heimgesucht und uns bereits zu einer summarischen Antwort für Viele getrieben hat, müssen wir auch bei Ihnen an die frühere Erörterung verweisen. Und nun sollen wir gar ein Rezept verordnen, während das besagte Uebel eine örtliche und allgemeine Kur bedingt, an deren Erfolg schon unzählige Aerzte trotz direkter, persönlicher Prüfung und Behandlung gescheitert sind. **Dr. Kl.**

Anfragen *).

20) Durch welches Verfahren bleicht man Meerschwämme gut und ohne Schaden für diese? J. F. F. in Triest.

21) Wo bekommt man amerikanisches Fichtenholz? Lz. Budapest.

22) Mit welcher Substanz kann man Silber blank putzen, so daß es anhaltend seinen Glanz behält?

23) Wie vertreibt man Igel und Kellerasseln?

Antworten.

Auf 5): Gute schwarze Gallustinte. Galläpfel, gröblich gepulvert, 100 Theile, Eisenvitriol 33 Thle., Gummi arab., gepulvert, 33 Thle., Wasser 167 Thle., Essig 167 Thle., zusammen in einer Flasche gemischt und unter öfterem Umschütteln leicht bedeckt, acht bis zwölf Tage macerirt. Ist später die über dem Bodensatze stehende Tinte verbraucht, kann Wasser oder Essig nachgegossen und hie und da eine kleine Menge Gummi arab. hinzugegeben werden. Aehnliche Behandlung mag das Tintenfaß selbst erfahren, hat in demselben sich einmal Bodensatz gebildet. Die also mit Tinte gefüllte Flasche ist dem Oelkrüglein der Wittwe zu vergleichen und erscheint unerschöpflich. Für kleinere Quantitäten als Probe mögen folgende, auf Gramme berechnete Zahlen gelten: Galläpfel 180 Gramm, Eisenvitriol 60 Gramm, Gummi arab. 60 Gramm, Wasser 300 Gramm, Essig 300 Gramm. Rustikeil.

Auf 6): Wenn man den Fußboden eines Taubenhauses vielleicht 10 Centimeter stark mit feuchtem Lehm ausschlägt und in denselben Aniskörner knetet, auch den Taubenstall selbst mit ein wenig Anisöl anstreicht, so kann man sich sicher darauf verlassen, daß die Tauben in diesen Stall zurückkehren; drei bis vier Tage muß man jedoch die Tauben nach geschehenem Verfahren in den Stall einsperren, gebe ihnen aber in dieser Zeit viel Wasser. Auch gewöhnen sich die Tauben sehr aneinander, sobald man einer jeden ein wenig Anisöl unter die Flügel streicht. v. Brescius.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Knallerbsen
oder: Du sollst und mußt lachen.
Enthaltend 365 Anekdoten von **Künstlern, Gelehrten, Friedrich dem Großen, Kaiser Wilhelm I.** und vom **Fürsten Bismarck.**
Von **F. Rabener.** 20. Auflage. 1 Mark.
161

Anweisung zur Oelmalerei,
zur Fresko- und Miniaturmalerei, über Porträt- und Landschaftsmalerei, nebst 40 Geheimnissen für Zeichner und Maler. Von **Fr. Dietrich.** 6. Aufl. 1 Mark 50 Pf.
Ernst, Buchhandlung in **Quedlinburg.**

In **Friedr. Mauke's** Verlag in **Jena** erschien soeben und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:
Sagwissenschaftliche Studien
von 278
Dr. J. G. von Hahn.
Lex.-8. 800 Seiten. broch. Preis 12 Mark.

Verlag von **Wilhelm Violet** in **Leipzig.**

Hausbibliothek ausländischer Classiker in guten deutschen Uebersetzungen. In Heften à 50 Pfg. 272
Heft 1, 2, 3: **Voltaire,** Geschichte Karl's XII.
„ 4: **Florian,** Tell.
„ 5, 6, 7: „ „ Numa Pompilius.
„ 8—12: **Irving,** Skizzenbuch.
„ 13—15: **Scott,** Erzählungen eines Großvaters.
= Demnächst folgt: **Fenelon,** Telemach.
= Jedes Heft **auch einzeln** verkäuflich. =
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:
Neuestes
Punktir-Spiel
oder 272 Antworten des Schicksals auf 16 Hauptfragen, welche die Zukunft und die wichtigsten Interessen im Leben eines jeden Menschen betreffen. 277
Eine äußerst angenehme Unterhaltung mit unerschöpflichem Stoff zu Scherz und freundlicher Neckerei für alle Freundes- und Familienkreise, für größere und kleinere Gesellschaften zu jeder Jahreszeit, von **Emil Witz.** 8°. Eleg. br. Preis 60 Pfg.
J. Heuberger's Verlag, Bern.

Friedrich Gerstäcker's gesammelte Schriften.
Volks- und Familienausgabe.
I. Serie. 22 Bde. in 142 Lieferungen.
II. Serie. 19 Bde. in 125 Lieferungen.
Preis für jede Lieferung **nur 50 Pf.** Kann auch in **Bänden** à $3\frac{1}{2}$ **Mark** bezogen werden. 310
Hermann Costenoble in Jena.

Das Original-Meisterwerk (neueste Gratis-Ausgabe, ca. 130 Seiten Text) über:
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist unter dem Titel: 141
Der Haarschwund
erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig, Villa Bühligen.

PREIS 1 MARK • • • PREIS 60 XR
Dr. Airy's Naturheilmethode,
Illustrirte Ausgabe,
kann allen Kranken mit Recht als ein vortreffliches populair-medizinisches Werk empfohlen werden. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Der **Cirkulationsofen,** 1—3 Zimmer (Schulzimmer, Comptoirs, Säle) **gleichmäßig** durchwärmend, **unübertrefflich,** einfach, billig! Näh. grat. von **Dr. A. Bernhardi** sen. in Eilenburg.

In allen Buchhandlungen **zu** haben:
v. Schlieben, Kgl. sächsischer Kammerrath,
Lehrbuch
der gesammten
Feldmeßkunst.
1) **Aufnahme, Berechnung** und **Theilung** aller **Felder, Wiesen, Gärten** u. s. w. 2) Vom **Höhenmessen.** 3) Vom **Nivelliren.** 4) **Terrain-Aufnahme** u. **Planzeichnen.** 160
Verbessert von **J. B. Montag.**
Siebente Auflage mit **1000** Zeichnungen.
Preis 7 Mark.
Ist als bestes Lehrbuch der **Feldmeßkunst** zu empfehlen.
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**

Die verehrlichen Leser der Illustrirten Welt

machen wir auf nachgenannte, in unserem Verlag sich befindlichen Romansammlungen von **Marie Sophie Schwartz 59 Thle. — Emilie Flygare-Carlén, 3. Aufl., 72 Thle. — Friederike Bremer 17 Thle. — Alexander Dumas 42 Thle.** als ausgezeichnete Unterhaltungsschriften aufmerksam. — Verzeichnisse darüber versenden wir auf Verlangen direkt per Post franko.
Stuttgart. **Franckh**'sche Verlagshandlung.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Schönstes Fest- und Ehrengeschenk!
Prachtbibel mit 230 großen Bildern von **Gustav Doré.**

Evangelische Ausgabe.	Katholische Ausgabe.
Nach der deutschen Uebersetzung von **Dr. Martin Luther.**	Aus der Vulgata übersetzt von **Dr. Jos. Fr. v. Allioli.**

Groß Folio auf feinstem Velinpapier in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichster Goldpressung.

Preise der Doré-Prachtbibel gebunden in 2 Bände mit Goldschnitt:

Ganz Maroquin **roth** . . . Mrk. 125. —	Engl. Leinwand mit Lederrücken **roth** Mk. 107. —
„ „ **schwarz** . . . „ 116. —	„ „ „ „ **schwarz** „ 105. —

Die Einbände sind nach den Entwürfen der berühmten Künstler **Peter Herwegen** in **München** und **Julius Schnorr in Stuttgart** angefertigt, weßhalb bei gefl. Bestellung ausdrücklich anzugeben ist, welcher Einband gewünscht wird.
Bestellungen hierauf nehmen **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes** entgegen.

Alleiniger Fabrikant
von **D. Hägerich's**
Patent-Petroleum-Koch-Apparaten.
Alleinverkäufer für Süddeutschland, Sachsen und Reichslande von
E. van der Straten's
Patent-Gasheizöfen
(Comburateurs).
Alleinverkäufer von Dr. Zängerle's
Patent-Hydro-Petrollampen.
Fz. Hch. Schroeder,
Nürnberg, Marthorgraben 45.
Preislisten und Prospekte franko und gratis. 257

OZON-wasser, d. i. elektrischer Sauerstoff zum Trinken und Einathmen, verursacht sofort Zunahme des Appetits, des Schlafes, der Verdauung und bessert die Gesichtsfarbe durch **Reinigung des Blutes und Kräftigung** des Nervensystems, selbst in den hartnäckigsten Fällen. Es ist besonders **Brust-, Herz-** und **Nervenleidenden** (**Schwäche**) zu empfehlen und gegen **Dyphteritis erfolgreich** angewandt. — 6 Fl. concentr. inkl. Verpackung = 8 Mark. 6 Fl. einfach inkl. Verp. = 5 Mark. Prospekte gratis. Niederlagen werden errichtet. 193a
Burckhardt, Apotheker (**Grell & Radlauer**), Berlin W., Wilhelmsstr. 84.

Vilain & Co. Chemische Fabrik. **Berlin** W., Leipzigerstr. 107.
Spezialität
Mycothanaton
(Schwammtod),
seit 1861 von Behörden und Bautechnikern *erprobtes Mittel zur radikalen Vertreibung des* 233
Gebäudeschwammes.
Schutzmittel bei Neubauten, Präparat zur Holzimprägnirung. Bericht, Gebrauchsanweisung und Preis-Courant auf Wunsch gratis und franko.
Verhütung u. Schutz gegen Hausschwamm. Mycothanaton. Suum cuique. Schutzmarke. Vilain & Co. Berlin.

Druck-Apparat mit 200 Buchstaben & Nro.
Frankfurt a. M.
10 Mk.
J. Gensberger-Léon.
10 Mk.
200 Lettres & Nos
Form der Buchst.
Neu-Färbe-Apparat ohne Oelfarbe 2 M. 50 Pf.

Patent Petrol-Sturmlaternen.
Erlöschen nie beim grössten Sturm! Flamme hell wie Gaslicht! Petroleumverbrauch ½ Pfg. pr. Stunde! Können niemals explodiren! Sind mit Schutzgitter versehen! **Garantie** für **jedes** Stück! Preis 4 Mark, Kiste 60 Pfg. pr. Stück. 275
Wiederverkäufer günstige Bedingungen.
H. Schönfeldt, Fabrikant
Berlin, Leipzigerstr. 134.

Für Grossisten.
Versilberte Uhrketten, weiß und orydirt, zu äußerst billigen Preisen. 209
Gebr. Weingand, Heilbronn a/N.

Auch brieflich
werden in 3—4 Tagen geheime und Hautkrankheiten gründlich geheilt durch Spezialarzt
128 **Dr. Meyer, Berlin,** Taubenstr. 36.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.
Neue
Gelegenheits-Gedichte.
Huldigungen, Glückwünsche und Beileidsbezeigungen für alle, durch eine poetische Weihe zu feiernde Ereignisse des Lebens.
Eine Anthologie von tausend der ansprechendsten und neuesten Gedichte, ernsten und heitern Inhalts. 280
von **Joseph Bertram.**
Zweite verm. und verb. Auflage.
1877. 8. Geh. 3 Mrk.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Dr. Meidinger's Patent-
Regulir-Füllöfen.
Vereinigen die Annehmlichkeit des Kachelofens und des eisernen Ofens, da die Wärme ganz nach Wunsch regulirt wird. Zu **Originalpreisen** verkauft das Engroslager von 276
H. Schönfeldt,
Berlin, Leipzigerstrasse 134.
Preiscourant u. Zeichnungen gratis.

Porträt-Vergrößerungen,
dem kleinen Original vollkommen naturgetreu, liefert 293
Geldmacher's photogr. Kunst-Institut in Frankfurt a. M.

Höchst beachtenswerth!

Ich offerire in meinem hiesigen Magazin und versende auf geneigte briefliche Bestellung sorgfältig gewählt folgende enorm billige Waaren:

	Mark
1 reizend garnirte Moiré-Schürze .	1
1 prachtvolles seid. Herren-Cachenez .	1
1/6 Dtz. feine weiße sd. Damenhalstüch.	1
1/4 „ feine coul. sd. Damenslipse .	1
1/2 „ weiße lein. Kindertaschentüch.	1
1 „ große weiße Shirtingtaschent.	2
1 eleg. woll. Unterrock m. reiz. Bord.	2
1 lein. Tischdecke in gelb, grau od. roth	2
1 elegantes seidenes Herrentaschentuch	2
1 reiz. woll. Robe i. d. schönst. Dessins	3
1 dauerh. u. unverw. Gingham-Robe	3
1 prachtv., gr., reinwoll. Umschlaget.	3
1 vorzügl. gut. schw. Moiré-Unterrock	3
1 gute und durable Winterjacke . .	3
1 höchst feine, reinwoll. Tuch-Tischdecke	3
1 dazu pass. Kommoden- u. 1 Nähtischd.	3
1/2 Dtzd. vorz. feine, reinlein. Taschent.	3
1/2 „ gute, kräftige, weiße Handt.	3
1/4 „ Servietten u. 1 großes Tischt.	3
1 schwer. Moiré-Rock in braun o. grau	4
1 wirklich elegante seidene Schürze .	4
1 reizende Robe in Percale od. Piqué	4
1/6 Dtzd. fert. w. Herr.- od. Frauenhemd.	4
1 reiz. Robe in Jaconnet od. Barège	5
1 braune gestickte Tuch-Tischdecke . .	5
1/6 Dtz. weiße Waffelbettdeck. m. Frans.	5
1 Long-Châle i. schwer. schönst. Wolle	6
1 Moiré-Rock, fertig gem. u. reiz. garn.	6
1 schwere woll. Robe in Lama o. Plaids	6
1 gedieg. woll. Robe in Alpacca o. Rips	6
1 eleg. schwarz. Stepprock, reiz. besetzt	6
1 prachtv. Doublejacke i. schwerst. Stoff	6

Nicht konvenirende Waaren nehme bereitwilligst zurück. 218
Herrmann Hirsch,
Berlin, Große Friedrich-Straße 148.
Seit langen Jahren Kunden des Herrn Herrmann Hirsch, erklären wir hiermit, daß wir mit allen seinen Sendungen vollkommen zufrieden gewesen und dessen wirklich reelle Handlungsweise Jedermann gewissenhaft empfehlen können:
Instrumentenmacher Harras in Gr.-Breitenbach. — Dr. **Karl Fischer** in Appenweier in Baden. — **Kleidermacherin Marie Herrmann** in Berneck in Bayern. — **Frau** Dr. **Helene Koch** in Lütjenburg. — **Müller Franz** Römhild in Gr.-Breitenbach. — **Mühlenbesitzer C. Köhler** in Laasdorf bei Roda.
Weitere Namen folgen.
Die Original-Unterschriften liegen in meinem Geschäftslokal zu Jedermanns Einsicht bereit.

Marine-Zithern,
neueste Erfindung, versehen mit Stahlstange. Dieselben haben einen ausgezeichneten klangvollen und kräftigen Ton und sind **das Beste, was bis jetzt** fabrizirt wurde. Näheres **Preisliste,** welche gratis gesandt wird. **Lorenz Kriner,** 230
Kgl. Hof-Instrumentenmacher, Stuttgart.

Wäschmandeln
(**Drehrollen**) besten Systems, von 140 M. an empfiehlt die Fabrik von 180
(H. 33.227 b.) **Otto Ruppert, Chemnitz.**

Modell-Dampfmaschinen,
Lokomobilen, Lokomotiven, Dampfschiffe **rc.** gangbar m. Spiritusheizung von 4—165 Mk. **Wiederverk. Rab.!** Beschreibung u. Illustration sämmtl. Masch. eleg. brosch. geg. 50 Pf. Postm. fr.
J. C. Schloesser, Mechan. Instit. Königsberg i. P.

Kanarienvögel.
Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.
R. Maschke,
196 **St. Andreasberg im Harz.**

Accordion- und Harmonikafabrik
von **Fr. Gessner,**
Magdeburg. 239
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

= **Europas Weltgeschäft** =
C. W. Möller, Hoflief., Berlin, Alexanderstr. 40,
versendet das diessjährige grosse Musteralbum mit 372 Illustrationen gratis und franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 212

Unentbehrlich
für **feine Wäsche: Johnson's** engl. **Patent-Stärke-Glanz** in Originalpack. à 25 u. 50 Pfg. Der Stärke zugesetzt wird die Wäsche **blendend weiß, glänzend, steif u. elastisch.** Wiederverkäufer hohen Rabatt, feine Plakate gratis. 89
D. Generaldepot v. Aumann & Co., Leipzig.

Für den gesammten Handelsstand ist in **allen** Buchhandlungen zu haben:
Praktischer Unterricht in der einfachen und doppelten
Buchführung
für **Kaufleute** und **Gewerbetreibende,** um ihre **Handlungsbücher vereinfacht** und **übersichtlich** zu führen. Mit Anweisung zur **Einklagung** von **Buchschulden.** 159
Von Wilh. Trempenau.
Sechste verb. Auflage. 3 Mk. 50 Pf.
Ein **Musterbuch** für jedes kaufmännische Geschäft.
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**

Ueber Spielwerke.
In dieser Zeit, wo der Handel stockt, Verluste und Unannehmlichkeiten jeder Art das Leben verbittern, wo man an seinen Freunden die traurigsten Erfahrungen macht, wo die hingebendste Liebe nicht erwiedert, oft mit Untreue vergolten wird, daß man über all' dem seine Ruhe und seinen Frieden verliert, in dieser Zeit der Enttäuschungen sehnt sich Jeder nach Etwas, das ihm dafür Ersatz bieten könnte. Dieses Etwas wird euch geboten, setzt euch in den Besitz eines
Musikwerkes.
Dieselben werden von **J. H. Heller in Bern** in einer Vollkommenheit geliefert, daß sie Jedem, der einigermaßen Freude an Musik hat, für oben Gesagtes Ersatz bieten, da selbigen ein zauberhaftes Leben inne wohnt. Auf der Weltausstellung in Wien erregten seine in seinem von ihm erbauten Pavillon aufgestellten Spielwerke durch ihre Tonfülle, Reichhaltigkeit und harmonische Vollendung ihrer abwechselnd ernsten und heiteren Melodieen das größte Aufsehen und lenkten fortgesetzt die allgemeine Aufmerksamkeit des musikliebenden Publikums auf sich, und wurde Herr Heller für seine Leistungen auch mit der **Verdienstmedaille** ausgezeichnet.
Kein Gegenstand, noch so kostbar, ersetzt ein solches Werk: liebt Jemand, so schenkt der Wahl eures Herzens ein solches; was Worte nicht vermögen, vermag dasselbe ganz gewiß.
Dem Leidenden, dem Kranken gewähren sie Zerstreuung, unterhalten, machen vergessen, und vergegenwärtigen die Erinnerung an glückliche Zeiten. Auch eine löbliche Idee ist es von vielen der Herren Wirthe, daß sie solche Werke zur Unterhaltung ihrer Gäste sich anschafften, und erweist sich auch deren praktischer Nutzen auf's Evidenteste, da natürlicherweise diese stets dahin wiederkehren, wo sie Gelegenheit haben, solche Werke zu hören, — ein Wink für Diejenigen, die es bis dahin unterließen. — Und nun für Weihnachtsgeschenke, die euch oft so viel Kopfzerbrechens machen, — was kann der Gatte der Gattin, der Bräutigam der Braut, der Freund dem Freunde Willkommeneres schenken? Diese helfen euch aus allen Verlegenheiten: es sind Gegenstände, die stets an den Geber erinnern und ihn lieb und unvergeßlich machen.
Um überzeugt zu sein, ein Werk von Heller zu erhalten, ist es am rathsamsten sich direkt an das Haus selbst zu wenden, jedes **seiner** Werke trägt **seinen** Namen.
Illustrirte Preiscourante werden Jedermann zugesandt, und jeder Auftrag auch auf das kleinste Werk sofort ausgeführt. 191

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft
188 **G. Zechmeyer** in Nürnberg.

200 Pianinos
von 160—500 Thlr. stehen fertig zum Verkauf in der Kgl. Preuß. Hof-Piano-Fabrik von 284
Konrad Krause, Berlin, Königstr. 50.

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 294

Für Damen
erschien in fünfter Auflage die von Bazar, Modenwelt rc. rühmlichst empfohlene „**Vollständige Schule der Damenschneiderei,** für **Lehr-Institute** sowie **zum Selbstunterrichte**" mit über 600 feinsten Zeichnungen; 8 Mark. Eleg. geb. 10 Mk.
Dresden, H. Klemm's Verlag,
279 Forststraße, Villa Bellevue.

Leimnetze
liefert die Mechanische Netzfabrik und Weberei **A.-G. Itzehoe** in allen gewünschten Dimensionen und in bester Qualität. Anfragen beliebe man ein Musternetz beizufügen. 291

Jeden Bandwurm
entfernt in 3—4 Stunden vollständig schmerz- u. gefahrlos; eben so sicher beseitigt **Bleichsucht, Trunksucht, Magenkrampf, Epilepsie, Veitstanz** und **Flechten** — auch brieflich: 274
Voigt, Arzt zu **Croppenstedt.**

Inserate finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage die weiteste Verbreitung und werden **bei der Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig,** sowie bei allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. östr. W. = 75 Cents.

Die Deutsche Bekleidungs-Akademie
in DRESDEN, Nordstrasse 32,
beginnt ihre Lehrkurse über alle Fächer der Zuschneidekunst am Anfange eines jeden Monates.
Ausführliche Lehrpläne stehen gratis und franko zu Diensten. 81a



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 6. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von **Miß Braddon.**

Bearbeitet von **E. M. Vacano.**

I.

Ganz Llandrysak ist in Aufregung an dem sonnigen Augustmorgen, welcher diese Geschichte eröffnet. Leichte Fuhrwerke rasseln durch die noch lückenhafte Gasse, in welcher das Postamtsgebäude zumeist in die Augen fällt; Phaëtons und Kabriolets mit Ponies bespannt, eine für Llandrysak ganz fremdartige Erscheinung, jagen lustig durch den Flecken und erscheinen auf der Eisenbahnbrücke. Und aus dem Bahnhofe selber strömen ganze Fluten von auffallend und bunt gekleideten jungen Damen und deren galanten Begleitern, und schwärmen dann gegen den kleinen Ort zu und insbesondere auf das einzige Etablissement, in welchem bloß einfache und harmlose Erfrischungen zu finden sind. Denn die Leute, die nach Llandrysak kommen, sind in der Regel von rührender Mäßigkeit und fragen wenig nach Wirthshäusern.

Mr. Cates heißt der Mann, welcher hier Alles zu liefern pflegt: Fleischerwaaren sowohl als Thee, Zucker und Theebrod; Brod, Butter und Eier, Gemüse und Seefische. Mr. Cates hat sich die ganze Nacht hindurch im Schweiße seines Angesichts bemüht, für diesen friedlichen Ueberfall sich gehörig vorzusehen. Riesenschinken erwarten das Opfermesser; hohe Zuckerhüte verbarrikadiren die ganze eine Seite des Ladentisches; sämmtliche nur halbwegs für diesen Zweck passende Gelasse in Mr. Cates' Privaträumen sind geöffnet für die Gäste, und Thee und Kaffee sind zu jeder Minute zu bekommen. Aber Alles, was Mr. Cates thun mag, bleibt hinter der Nachfrage zurück. Das stürmt die Eingänge, das schwärmt treppauf, das summt und schwirrt in den Zimmern und will sogar in das Heiligthum seines Schlafgemaches eindringen, und ist so laut und dringend im Wünschen und Begehren, daß sich Mr. Cates, trotz dem süßen Gefühl einer brillanten Einnahme und einer überquellenden Tageskasse, endlich zu dem Wunsche gedrängt fühlt, seine Kunden möchten ein bischen weniger zahlreich oder ein bischen mehr bescheiden sein. „Wenn ich wenigstens gewußt hätte, daß ihrer so Viele kommen!“ meint er seufzend. Es ist freilich nicht gut abzusehen, was er selbst in diesem Falle hätte thun oder ändern können, sintemal sein Haus nicht dehnbar war gleich



Der Weg zum Glück. **„Sie leben nur, um Anderen Gutes zu thun.“** (S. 139.)

einem Gummiball und er auch keinen Raum oder Garten sein eigen nannte, auf dem er hätte ein Zelt errichten können.

Hatte er doch schon jedes Fleckchen seines Eigenthums benützt und sogar vom Trottoir so viel in Anspruch genommen, als es ohne Nachtheil für den öffentlichen Verkehr hatte geschehen können. Auf Tischchen vor seinem kleinen Laden duften und glänzen Törtchen und Kuchen, ganz heiß aus dem Ofen und immer wieder durch frische ersetzt, sobald eine Ladung derselben von den hungrigen Kundschaften vertilgt worden ist.

Was bedeutet nun dieses Zusammenströmen der gesammten Nachbarschaft in dem stillen kleinen Llandrysak, welches bloß durch seine Salz- und Schwefelquellen einigen Ruf hat und für gewöhnlich nur Genesungsuchende und Wassertrinker bei sich sieht? Diese Frage ist bald beantwortet. Schon seit vierzehn Tagen besagten Plakate an der Markthalle, dem Postamtsthore und dem Bahnhofe, daß an diesem dritten August in Llandrysak eine dramatisch-musikalische Aufführung, verbunden mit zahlreichen Preisen für die besten Leistungen, stattfinden werde.

Ein Riesenzelt war aus der nächsten größern Stadt herbeigeschafft worden und man hatte es auf dem Gemeindeanger hinter der hübschen kleinen Kirche aufgerichtet.

Der blaue Sommerhimmel und der sanfte Westwind versprechen heut einen prächtigen Mittag, und um halb neun Uhr strömen die sämmtlichen Bewohner der umliegenden Ortschaften gegen Llandrysak in so dichten Schaaren, als die einzige Eisenbahnlinie überhaupt befördern kann.

Von allen stillen, abgelegenen Plätzen des meerumflossenen Inselreiches ist Llandrysak vielleicht der ruhigste und von dem Weltgeräusch am vollständigsten abgeschlossen. Llandrysak ist sicherlich keine Stadt, man kann es kaum einen Marktflecken nennen. Zwei größere Hotels und drei oder vier kleine Gasthäuser, die aber auch mehr öffentliche Logirhäuser als Gasthöfe zu nennen waren, verdankten ihre Entstehung den Mineralquellen, ebenso drei oder vier Kaufläden und etwa ein halbes Dutzend Wohnhäuser, welche allmälig dazu erbaut wurden und eine gewundene Gasse bilden; die aus Subskriptionsmitteln in gothischem Styl erbaute neue Kirche blickt von dem niedrigen Hügel auf den kleinen Ort zu ihren Füßen.

Llandrysak liegt auf einem Plateau, siebenhundert Fuß über der Meeresfläche und rund um dasselbe erheben sich die grünen kambrischen Hügel, liebliche grüne und moosbedeckte Höhen, die jeden Wanderer anlocken

und selbst dem Faulsten zuzurufen scheinen: „Komm', komm' herauf an unsere liebevolle Brust und athme die reinere Aetherluft, die unsere Stirnen fächelt."

So still und abgelegen aber auch Llandrysak ist, so ist es doch sehr beliebt in seiner Art. Während der Badesaison sind die Hotels und die Logirhäuser zum Erdrücken voll und man bringt neue Gäste in entlegenen Pachthöfen unter, und mancher Winkel der abgelegensten Dorfstraßen, der für gewöhnlich kaum Raum genug gewährt für den bescheidenen Haushalt eines Pächters, muß in solchen Zeiten einer Schaar von fünfzehn bis zwanzig Wassertrinkern Schutz und Obdach gewähren.

Die beiden großen Hotels haben ziemlich verschiedene Physiognomieen. Das „Cambria"-Hotel ist aristokratisch und fein und theilt seine Gäste in zwei streng geschiedene Klassen: in das Ober- und das Unterhaus. Das „Quellen-Hotel" ist populärer und leichtlebiger, ungenirter in seinem Wesen. Ganz wundervolle Anekdoten erzählt man sich von dem heitern gesellschaftlichen Treiben in letzterem Gasthof und von seiner überraschenden Wirkung, Ehen zu stiften, für welche Wirkung schon der kurze Aufenthalt von acht Tagen genüge. Der Klang des Pianos wird da noch lange nach Mitternacht vernommen; Dilettantenkonzerte und Negermusik bringen Abwechslung in die Eintönigkeit des gesellschaftlichen Verkehrs. Pikniks und Ausflüge aller Art sind an der Tagesordnung, und der Lärm der Kroketbälle hinter und der Billardbälle in dem Hause hört vom Morgen bis zum Abend nicht auf. Das ruhigere „Cambria-Hotel" hat wohl auch seinen Kroketplatz, umzäunt von würzigen Fichtengruppen, und seinen großen Billardsaal gerade über der Halle, in welcher die übelduftenden Wasser von freundlichen weiblichen Mundschenken verabreicht werden — eine abscheuliche Halle, stets durchpestet von dem Geruch unzähliger fauler Eier — dieser angenehmen Eigenthümlichkeit einer jeden gediegenen Schwefelquelle.

Diese Trinkhalle mündet direkt in den aristokratischen Flügel des „Cambria" und führt auch direkt auf den Kroketplatz und die Fichtengruppen und auf eine weite Wiesenfläche vor dem Hause. Eine Allee führt von dem Hotel abwärts auf eine kurze Straße, welche sich über den Anger zur Landstraße hinzieht. Denn das „Cambria" steht in würdevoller Abgeschlossenheit etwa zehn Minuten von der Ortschaft entfernt und duldet bloß den Bahnhof als nähern Nachbar.

Aus der Trinkhalle tritt an diesem sonnigen Augustmorgen ein vornehm aussehender Herr, der sich mit einem Batisttaschentuch über die Lippen fährt und dessen Gesicht noch den Ekel an dem eben genossenen Heiltrank verrieth.

„Auf mein Wort, Dewrance, jetzt werde ich's bald satt haben!" ruft er. „Pfui! Assa foetida müßte Ambrosia sein dagegen!"

Mr. Dewrance, in eleganter geistlicher Kleidung, streckt sich bequem auf einer Bank im Freien, seine Morgencigarre im Munde; sein ganzes Wesen hat den Ausdruck vollkommenster Behaglichkeit. Er ist nicht der Kur wegen in Llandrysak, er ist hergesandt, um während der Saison in der Kirche der Gemeinde zu funktioniren, da diese keinen ständigen Geistlichen hat.

„Was liegt an der Abscheulichkeit des Stoffes, sobald Sie meinen, daß er Ihnen gut thut!" entgegnet er gähnend.

Der Morgen ist zu warm, um sich viel zu bewegen. Selbst geistliche Seelen bedürfen der Ruhe nach einem Morgen, den sie der „Erbauung" von so und so viel meist altjüngferlichen Frauengemüthern widmen mußten.

„O, Sie haben leicht reden!" hält ihm der Andere entgegen. „Vor Allem brauchen Sie dieses Höllengebräu nicht zu trinken, und zweitens würde es ja ganz herrlich passen zu Ihrem Dogma von Selbstpeinigung — Fasten, Enthaltsamkeit und solchem Zeug — wenn Sie solch' widerliches Wasser schlürfen müßten."

„Gehen Sie zum Musikfest?" fragte Mr. Dewrance, diese Bemerkung gleichsam überhörend.

„Und Sie?"

„Das hängt noch davon ab. Slingford Edwards wird dort in seinem Element sein," sagte Mr. Dewrance, das Gesicht abwendend.

„Und mir liegt nicht viel an der ganzen Sache. Aber ich habe einigen Damen versprochen . . ."

„Natürlich! Ich habe wahrlich niemals Ihresgleichen gesehen! Sie vertändeln Ihr ganzes Leben durch lauter kleine Bestellungen und Verpflichtungen; jede Viertelstunde werden Sie von einem andern Unterrock regiert. Dewrance, Dewrance, trotz Ihrer vielen Erfahrungen, trotz Ihrer Reisen und Weltkenntniß sind und bleiben Sie doch immer das, wozu Sie geboren zu sein scheinen."

„Und was ist das?" fragt Mr. Dewrance mit einem ganz schwachen Schimmer von Neugierde.

„Eine zahme Katze — eine Schooßkatze!"

„Weßhalb nicht?" meint der Geistliche freundlich. „Schooßkatzenthum ist in seiner Art kein so übles Ding. Ich liebe die Frauen und die Frauen lieben mich. Ich kann Freunde aus ihnen machen. Ich liebäugle nicht und setze mich selber nie auf's Spiel; und dann brauche ich die Frauen, daß sie mir in der ernsten Beschäftigung meines Lebens helfen. Ein Priester kann manch' schönen Sieg erringen mit einer Armee von Frauen. Wie würden sonst unsere Kirchen verschönert, unsere Kranken gepflegt, unsere Armen genährt, unsere Kinder gelehrt, versorgt und großgezogen? Glauben Sie, daß das männliche Geschlecht dabei irgend eine maßgebende Rolle spielt? Nein, Westray. Die Frauen sind der feste Fels der Kirche. Wie sie die Letzten waren am Fuße des Kreuzes, so sind sie die Ersten geworden am Fuße des Altars."

„Wahrhaftig!" ruft Westray, indem er seinen dunkelbraunen urrbart streicht. „Ich fange an zu glauben, daß die Weiber doch um ein gutes Theil wichtiger sind, als man im Allgemeinen dafür hält. Mehr als die halbe Welt wird vom Unterrock regiert!"

„Und weßhalb gehen Sie nicht unter diese Mehrheit?" fragt Dewrance mit einem festen Blick seinen Freund.

Beide kennen einander kaum zwei Wochen, sprechen aber schon ganz leicht und vertraut mit einander, wie dieß bei Männern oft der Fall ist. Hermann Westray ist ein Mann, der sich einen ziemlichen Namen gemacht hat in der Schriftstellerwelt. Kaum hatte er die Universität Oxford verlassen, als er seine Laufbahn als Journalist begann und es ist noch nicht so lange her, daß er sich losgemacht hat von der Tagespresse. Er hat sich einen Ruf als Poet, als Dramatiker, Kritiker, Novellist erworben und gilt als Autorität in literarischen Kreisen. Angestachelt durch seine Erfolge und stolz auf seine frisch grünenden Lorbeeren hat er sein Gehirn ein wenig überanstrengt und ist an die Quellen von Llandrysak gekommen auf den Rath eines alten Arztes, der ihn schon vor neunundzwanzig Jahren in seiner ersten Kinderkrankheit behandelt hatte.

„Halten Sie nicht Umschau nach irgend einem netten Mädchen, das Sie mit der Idee einer Heirath vertraut machen würde?" fährt Dewrance fort. „Sie sind Einer von Jenen, die sicher in die Hölle fahren, wenn sie sich nicht in den Hafen der Ehe retten."

Wenn Mr. Dewrance's Reden mehr weltlich als geistlich sind, so liegt der Grund davon darin, daß er erst vor kurzer Zeit die geistlichen Weihen empfangen hat und daß seine früheren Lebenserfahrungen so weltlich als möglich gewesen sind.

„Hab' noch nie ein nettes Mädchen gefunden," meint Westray. „Hab' hübsche Mädchen gefunden, feine Mädchen, bezaubernde Mädchen sogar, aber Keine, zu der ich hätte sagen mögen: ‚Nimm mein Leben unter Deine Hut und sei mein guter Engel. Stelle Dich zwischen mich und meine bösen Gedanken; leite mich auf den Weg des Friedens.'"

„Die Mädchen sind heutzutage schrecklich oberflächlich, ich gebe das zu," sagte Dewrance ernst, „mit Ausnahme Derer, welche fleißig in die Kirche gehen; versuchen Sie es mit einer solchen!"

„Nein, nein, danke. Die stehen schon um fünf Uhr früh auf, um eine Altardecke zu sticken und lassen darüber die Suppe anbrennen. Ich will damit nicht sagen, daß ich gerade eine Freidenkerin vorziehe, aber ich möchte doch lieber ein Mädchen, deren Religion nicht alles Weltliche für Sünde hält."

Dewrance zuckt mitleidig die Achseln und richtet sich aus seiner liegenden Stellung auf.

„Ich denke, es wird besser sein, wenn wir auf einen Augenblick zum Musikfest gehen," sagt er, „trotz Slingford Edwards."

Slingford Edwards ist das Licht der Freidenker von Llandrysak — man wurde nicht recht klug, welcher besondern Sekte er angehört; er ist aber ungemein beliebt bei seinen Mitbürgern. Er predigt des Sonntags dreimal von seiner Kanzel in der ziegelgedeckten Kapelle, und zeigt sich dabei an Wochentagen in seiner ganzen männlichen Stattlichkeit, seine schöngeformten Beine, auf die er mit Recht stolz ist, in Wollstrümpfen, seine Füße in sauberen Schnallenschuhen.

Die Beliebtheit dieses Herrn in Llandrysak verleiht ihm eine gewisse Wichtigkeit bei dem heutigen Feste. Er ist zudem auch zweiter Vorsitzender bei demselben und leistet dabei die Hauptsache, da Mr. Morton Jones, der Gutsherr, bloß hie und da eine bejahende Phrase zu sagen weiß und bei den Sitzungen sonst nichts thut, als von seinem Armstuhl aus das kleine Tischchen vor sich anzulächeln.

„Gehen wir also, zu sehen, wie Slingford Edwards sich geberdet," sagt Mr. Dewrance, den Rest seiner Cigarre fortwerfend.

Sie schlendern die Allee entlang und über den Anger, wo selbst an diesem warmen Augusttage der Wind rein und frisch dahinzieht. Grüne Hügel umgeben sie wie ein Gürtel und hinter diesem wachsen höhere Gipfel empor, von Braunroth oder purpurgestreiftem Grau, das in den wolkenlos blauen Himmel sich verliert.

„Ich halte Eure Schwefel- und Salzquellen für einen riesenhaften Schwindel!" ruft Hermann Westray, indem er um sich blickt mit all' der Liebe eines Künstlers für das Schöne. „Aber diese Hügel und diese reine Luft könnten selbst einen Halbtodten am Rande des Grabes wieder zu sich bringen. Wie froh bin ich, daß mich mein guter alter Doktor just hieher gesendet hat."

„Sie sehen auch schon viel besser aus als bei Ihrer Ankunft. Sie waren damals rein Haut und Knochen. Sie glichen einem schwindsüchtigen Vampyr."

„Ich hatte aber auch seit drei Jahren sechs Stunden täglich gearbeitet, oder vielmehr sechs Stunden in der Nacht — und immer in der Literatur. Und das reibt einen Menschen auf — besonders wenn er die geistige Arbeit mit irdischen Vergnügungen vereinigen will — man überißt sich drei- oder viermal in der Woche, vergeudet seine Nachmittage mit Landpartieen, besucht die Oper, so oft irgend ein Wunderthier singt, wohnt allen ersten Vorstellungen in den Theatern bei und so geht's fort. Und jetzt bleibt Einem zum Arbeiten bloß die kurze Spanne zwischen Mitternacht und Früh."

„Schrecklich!" ruft Dewrance. „Mich wundert, daß Sie überhaupt noch leben."

„O, das macht die Gewohnheit. Wenn ich jemals darüber nachdenken würde, wie weit ich schon herabgekommen bin, so würde ich mich wohl schon für rettungslos verloren halten. Aber ich nehme eben die Dinge ganz leicht."

„Sie sehen ganz darnach aus," sagte Dewrance, mit einem Seitenblick auf seines Freundes hohle Wangen und dunkelumränderte Augen.

„Llandrysak hat mich wunderbar gestärkt. Ich habe die Gewohnheit gehabt, über meinem Schreibheft einzuschlafen. — Ich hatte Kongestionen, neigte zu Schlagflüssen hin und jetzt bin ich frisch wie ein Fisch im Wasser. Seit Samstag habe ich schon zwei Akte eines Lustspiels fertig gebracht."

„Ich dachte, Sie wollten sich hier ausruhen?"

„Ach, Lustspieldialoge sind ja keine schwere Arbeit. Und dann . . . Mrs. Brandreth bat mich um etwas Pikantes für die Eröffnung der Herbstsaison in der ‚Frivolität'."

„Die ‚Frivolität'? Das ist wohl eines der Theater im neuen Genre?"

„Im allerneuesten noch dazu! Ein Haus gleich einem Schmuckkästchen. Alles kanariengelbe Seide und Goldleisten, mit einem Hintergrund von burgunderrothem Sammet. Medaillonporträts von Shakespeare's Frauengestalten in den einzelnen Feldern — kurz, ein reizendes Winkelchen. Die Schauspieler sind zumeist ehemalige Unteroffiziere; die Schauspielerinnen — na, es gibt keine einzige Häßliche darunter!"

„Mrs. Brandreth selber ist ein hübsches Weib, wie ich hörte," sagt der Geistliche.

„Bloß hübsch! Das ist eine Verleumdung. Sie ist einfach das bezauberndste Geschöpf, welches jemals einem Mann den Kopf verrückt hat. Was die eigentliche Schönheit anbelangt, nun, da mag's vielleicht Hübschere geben — in ihrem Theater selber. Aber in Mrs. Brandreth liegt eine solche Fülle von Liebreiz, wie ich noch bei keinem andern Weibe fand. Es handelt sich da nicht um Nase, Augen, Taille und dergleichen. Sie athmet Schönheit."

„Sie singen ja eine förmliche Hymne. Man sollte denken, Sie seien unter Denen, denen sie den Kopf verdreht hat."

„Ich? Gott bewahre. Ich beobachte die Thorheiten der anderen Leute, aber ich theile dieselben nicht. Was ich an eigener Ueberspanntheit in mir habe, das lagere ich in Zeitungsartikeln ab."

„Und hat Mrs. Brandreth nicht auch ihren ‚Roman?' Ich glaube wenigstens gehört zu haben . . ."

„Einen Roman hat jeder Mensch in seinem Leben. Ja. Man erzählt verschiedene romantische Legenden über Mrs. Brandreth."

„Und keine allzu günstigen?" wagt der Geistliche zu sagen, der von den Wolken seiner Stellung herab auch gern auf irdische Klatschereien zu horchen scheint.

„Ich habe nicht Acht gegeben darauf," sagt Hermann kühl. „Ich glaube aber, sie ist besser als ihr Ruf."

„Ich besuche kein Theater mehr, seitdem ich die Weihen erhalten habe, mit Ausnahme der Oper; da gehe ich hie und da in eine Loge — zu befreundeten Familien —"

Die zwei Freunde sind unterdessen ganz nahe beim Zelt angekommen und das Geklimper einer Harfe in demselben zeigt an, daß der artistische Wettstreit im Beginne ist. Sie nehmen an der Kasse ihre Billets und machen — anstatt mit dem großen Publikum einzutreten — ihren Weg um das Zelt herum und betreten direkt die Tribüne, denn Mr. Dewrance gehört zu den Bevorzugten und es ist ihm ein Sitz reservirt zwischen den Honoratioren.

Diese bestehen aus einigen Landedelleuten mit ihren Frauen und Töchtern, welche zwei Bankreihen der Tribüne einnehmen und von dort aus die unter ihnen sitzende Menge überblicken. Mr. Morton Jones, der erste Vorsitzende, Mr. Slingford Edwards, Mr. Evan Jones, der musikalische Preisrichter, Mr. Davis, der Kassier, Mr. Bufton, der Sekretär und zwei oder drei andere Herren, welche bei dem Fest offizielle Stellungen einnehmen, sitzen an einem Tisch im Centrum der Tribüne.

Der Raum unterhalb der Tribüne ist so voll als möglich, und das Publikum, in Schweiß gebadet, aber glückselig, lauscht andächtig einem alten walliser Liede, welches ein junger Tischler mit Harfenbegleitung vorträgt.

Da sich in alten walliser Gesängen keine Mitbewerber melden, so erhält der jugendliche Tischler den Preis: einen halben Souvereign in einer kleinen Seidenbörse an einer langen Schnur, die ihm von den schönen Händen einer Dame umgehängt wird, welche zu diesem Zweck unter dem lauten Applaus des Publikums die Tribüne besteigt.

Die nächste Nummer ist die interessanteste der ersten Abtheilung. Singchöre, die um den Preis ringen, sollen Haydn's großen Chor: „Alle Himmel", singen. Zehn Pfund stehen ihnen in Aussicht, nebst einem silberbeschlagenen Taktirstock aus Ebenholz für den Kapellmeister. Große Aufregung herrscht bei der Verlesung der Namen der Preisbewerber. Nur zwei Chöre wurden gefunden, die kühn genug waren, einander zu bekämpfen. Der erste derselben, aus etwa fünfundzwanzig Männern und Mädchen bestehend, betritt endlich die Tribüne; der Kapellmeister stellt sich auf einen Stuhl, um von den Sängern besser gesehen zu werden, und diese sind bereit, anzufangen.

Es ist kein Orchester vorhanden, welches den Sängern den richtigen Ton angeben könnte, aber aus einem ungesehenen Winkel des Zelts erschallt plötzlich der melancholische Ton einer Stimmgabel. Die Sänger fahren auf, legen los, folgen mit starrem Auge dem Wirbeltanze des Taktirstockes und beschließen endlich athemlos ihren Gesang unter dem lebhaften Beifall ihrer besonderen Freunde.

Darauf folgt der Chor Numero zwei und beginnt mit einer falschen Intonation. Die Stimmgabel legt sich in's Mittel und thut ihr Möglichstes, es ist ein schmachvoller Anfang, aber die hohen Töne klingen bei diesem zweiten Chor reiner, das Tempo ist präziser und zuletzt blieb wenig Zweifel mehr in den Herzen der Zuhörer, welchem der beiden Preisbewerber die zehn Pfund und der silberbeschlagene Taktirstock (Schätzwerth eine Guinee) zugesprochen werden sollten.

Nun tritt Mr. Evan Jones, der Preisrichter, an den Rand

der Tribüne. Er ist ein kleiner, rühriger Mann, mit einem männlichen dunklen Gesicht und einem Auge, das sich eine Zukunft prophezeit. Er hält ein Notenpapier, auf dem er gewissenhaft alle Fehler der beiden rivalisirenden Chöre verzeichnet hat. Und er beginnt eine Rede, in welcher er, auf humoristische, obwohl würdevolle und schonende Weise die Vorzüge und die Schwächen der beiden Leistungen andeutend, endlich zu dem Resultat kommt, die zehn Pfund und der Ebenholzstock seien nach Recht und Gewissen dem zweiten Chor zuzusprechen.

Alles applaudirte. Mr. Slingford Edwards nimmt eine gelbseidene Börse von einem Nagel weg, an welchem dieselbe bis dahin vor den Augen des Publikums aufgehängt gewesen, sieht einen Augenblick zweifelhaft vor sich nieder und bespricht sich dann leise mit dem Vorsitzenden. Es handelt sich nämlich um die schöne Hand, welche den Preis reichen soll. Die Preisvertheilerinnen sind stets unter den Honoratioren selber zu wählen.

„Vielleicht Miß Morcombe," flüstert Mr. Edwards.

„Ja! Natürlich!" antwortet der Vorsitzende. „Wenn sie hier ist. Keine paßt besser!"

Der Zehnpfundpreis ist der bedeutendste des Festes. Die Zehnschillings- und die Fünfschillingspreise können überreicht werden von der ersten Besten, aber der Zehnpfundpreis verlangt schon eine ausgewählte Spenderin.

Slingford Edwards gleitet hinter eine der Tribünenbänke, neigt sich über die Schulter einer jungen Dame, die, weiter hinten sitzend, bis jetzt dem Publikum so ziemlich verdeckt war, flüstert ihr einige Worte in's Ohr; sie erhebt sich und läßt sich hocherröthend von diesem Herrn an den Rand der Tribüne führen, wo der preisbeglückte Chor, dicht zusammengeschaart, seines Lohnes harrt.

„Meine Damen und Herren!" ruft Slingford Edwards übermäßig laut in das allgemeine Gesumme hinein. „Ich bin stolz — wir Alle sind stolz und ich bin stolz, und ich bin überzeugt, Sie werden, ja Jedermann wird ... ja und auch jede Frau — denn wann hat sich je ein Frauenherz geweigert, den Männerherzen in seinen edlen Regungen zu folgen? — Also Jedermann wird das Gefühl des Stolzes mit mir theilen, wenn ich sage, daß der große Preis dieses Festes von Miß Morcombe von Lochwithian Priory überreicht werden wird, von der lieblichen Tochter unseres beliebtesten Grundbesitzers — nächst unserem hochverehrten Herrn Vorsitzenden natürlich. — Und nun also, Mr. Sparks," fuhr er, zu dem Kapellmeister gewendet, fort, „nieder auf Ihre Kniee und lassen Sie die Erinnerung an diesen Augenblick nie wieder aus Ihrer Seele schwinden; lassen Sie sich dieselbe ein Sporn sein für künftiges Streben, einen Leitstern, der Sie zur Unsterblichkeit führt!"

„Ein dreifaches Hoch für Miß Morcombe von Lochwithian!" schreit Herr Edwards, und das Publikum, welches heute schon ein Tüchtiges im Hochrufen geleistet hat, folgt dieser Aufforderung nur noch mit halber Stimme.

Die Preise, der Stock und die Börse, werden überreicht, Miß Morcombe macht einen Knix und wird von dem galanten Slingford an ihren Platz geführt. In den letzten fünf Minuten war sie der Brennpunkt aller Augen gewesen; aber kein Auge hatte sie schärfer angeblickt, als das Auge Hermann Westray's.

„Was für ein liebliches Geschöpf!" sagt Mr. Westray zu seinem Begleiter.

„Ja, hübsch genug, nicht wahr? Ich will Sie vorstellen, wenn Sie wollen. Sie ist sehr freundlich — hat Schriftsteller gern — redet wenigstens gern über sie — denn persönlich kennt sie wohl nicht viele. Sie ist auch ein recht gesetztes und kirchlich gesinntes Mädchen."

„Steht also um fünf Uhr früh auf?" sagt Hermann. „Das bringt Einen um."

„Ich ziehe mein Anerbieten, Sie vorzustellen, zurück," sagt Mr. Dewrance mit einem verdrießlichen Blick.

„Ach, Unsinn! Ich möchte sie doch kennen lernen. Was kümmert mich ihr Frühaufstehen? Bin ja doch nur ein Zugvogel. Ja, sie sieht eben so freundlich als hübsch aus. Ein schön gemeißeltes Gesicht, nicht gewöhnlich im Ausdruck, sondern eigenthümlich. In einer Rüstung würde sie eine ganz prächtige Jungfrau von Orleans abgeben. Bitte, stellen Sie mich vor."

„Ich will sie morgen zum Gabelfrühstück in die Priorei mitnehmen. Ich habe Erlaubniß, dorthin mitzubringen, wen ich will von meiner Bekanntschaft."

„Stellen Sie mich doch gleich heute vor. Ist der sportsmännische Geselle dort mit dem fuchsrothen Backenbart ihr Vater?"

„Ja wohl. Das ist Mr. Morcombe. Ein netter Kerl — gute altsächsische Familie."

„Wohl auch unmenschlich reich?"

„Hm," machte Dewrance zweifelhaft. „Unmenschlich viel Grundstücke vielleicht, aber Geld? ... Mir scheint, Miß Morcombe erbt etwas von ihrer Mutter, aber nicht allzu viel."

„Bitte, stellen Sie mich doch vor!"

„Warten Sie, bis das Musikfest vorüber ist. Ich werde die Familie auffordern, im Cambria-Hotel zu frühstücken."

Mr. Westray seufzt. Er reißt sich nicht um die musikalischen Genüsse. Ein Wunderkind von elf Jahren quält sich eben mit einer Fantasie über Nationallieder ab und entwickelt dabei mehr Patriotismus als Geläufigkeit. Dann soll ein wälischer Sang in Kostüm folgen und endlich eine Deklamation — der Dialog Hamlet's mit dem Geiste.

Mr. Westray sieht aus seinem Programm kein Ende der Genüsse ab.

„Können wir nicht fortgehen, Dewrance?" fleht er. Aber Mr. Dewrance flüstert mit dem Vorsitzenden und hat dann jeder der Damen auf der Tribüne etwas Wichtiges mitzutheilen und sonnt sich förmlich in seinem Nimbus als Leiter des weiblichen Kunstsinnes von Llandrysak.

Da tritt ein unvorhergesehener Zwischenfall ein. Der Sonnenschein, welcher noch vor einer Viertelstunde das Zelt erleuchtet hat, ist verschwunden und ein graues Dämmerlicht ist auf ihn gefolgt. Jetzt schlagen hörbar Regentropfen auf die Leinwand, immer lauter und lauter, und das Publikum erinnert sich mit einem unbehaglichen Gefühle daran, daß Leinwand porös ist und daß sich selbst einige Risse im Leinwanddache vorfinden, durch welche der Regen bereits ziemlich ausgiebig zu rieseln beginnt, zum großen Nachtheil neuer Hüte und Hauben. Regenschirme werden aufgespannt. Mr. Dewrance hat drei hübsche Mädchen zu schützen unter seinem breiten Seidenschirme. Unruhiges Gemurmel erhebt sich in den hinteren Reihen, erregt von mißlaunigen Gemüthern, welche sich gegen die Wand von Schirmen empören, die ihnen die Aussicht raubt.

Mr. Slingford parlamentirt mit den Regenschirmausspannern und stellt ihnen vor, sie sollten lieber naß werden, als einen Schatten auf die allgemeine festliche Stimmung zu werfen.

„Ich möchte wissen, wer in einer Stimmung bleiben könnte bei solchem Wetter!" brummt ein kräftiger Landwirth in der ersten Reihe.

„Man hätte Segeltuch nehmen sollen!"

„Wir haben unser Geld nicht gezahlt, um bis auf die Haut naß zu werden!" ruft ein Anderer.

„Denkt an eure zweite Heuernte!" plaidirt Slingford Edwards — „und was für ein Segen dieser angenehme Regenschauer für euch ist!"

Inzwischen fällt der Regen immer stärker. Er tatscht und klatscht auf das Piano, so daß der junge Künstler, welcher als Letzter die Fantasie über Nationallieder verarbeitet, sich gezwungen sieht, mitten in einem Laufe abzubrechen. Das Instrument wird zugeschlagen und mit einem grünen Tuche bedeckt. Die Harfe wird ebenfalls in ihre Umhüllung gethan. Die Honoratioren auf der Tribüne rennen durcheinander und auseinander und kleine Pfützen von Regenwasser sammeln sich auf den verlassenen Bänken. Das Musikfest hat ein jähes und schmähliches Ende genommen und es handelt sich beim Publikum nur noch um die einzige Frage, ob es besser sei hier zu bleiben oder der Wuth des Sturmes zu trotzen, indem man auf dem schmalen Feldwege den breiten Anger passirt, der zwischen dem Zelt und allem andern Obdach liegt. Miß Morcombe hält sich bei ihrem Vater, geschützt durch seinen Regenschirm und gehüllt in einen dunkelblauen Mantel, welcher die schlanke und doch volle Gestalt von Fuß bis zum Kopf bedeckt. In dem eingetretenen Durcheinander hat Hermann erwünschte Muße, die Tochter des Gutsbesitzers selber unbeobachtet nach Herzenslust studiren zu können.

Ja, sicher, sie ist hübsch; aber was Hermann Westray, dem hübsche Frauenzimmer kein seltener Anblick sind, am meisten anzieht, ist der edle und stolze Zug, welcher dieses unschuldige junge Gesicht vor vielen anderen auszeichnet. Die Züge im Allgemeinen sind etwas breit gehalten — mit jenen weiten Umrissen, die man an manchen griechischen Statuen bemerkt: da gibt es keinen einzigen scharf ausgesprochenen Winkel im Gesicht trotz aller Regelmäßigkeit. Der Teint ist nicht allzu zart, hat aber jene blühende Frische, die der häufige Aufenthalt in freier Luft bewirkt. Die Augen sind vom tiefsten Grau, so dunkel, daß Hermann, wie sie sich jetzt auf ihn heften, sie für schwarz hält. Das Haar hat das gesättigtste Dunkelbraun und ist überreich, so daß die schweren, um das Haupt geschlungenen Flechten jeder Einlage entbehren können. Eine offenere und hellere Miene schaute nie in's Leben hinein. Dieses junge Mädchen zeigte keine Spur von gefährlicher Koketterie, kein sirenenhaftes Loreleilächeln, kurz es gab keinen „Roman" in diesem jungen Leben. Hermann fühlt es unabweisbar, daß ihm hier unverfälschte, fröhliche Mädchenhaftigkeit gegenübersteht und er seufzt freudig auf, als verspüre er eine reinere Atmosphäre um sich, als die seines Alltagslebens war.

Ein Donnerschlag rollt und poltert über das Zelt. Der Regen ergießt sich schon in Strömen; dann noch mehr Donner und Blitz, dann legt sich ein wenig der Sturm und der Regen wird weniger laut.

„Es läßt nach," sagt Dewrance, der am Eingang nach dem Wetter aussieht. „Ich denke, wir sollten uns fortmachen, so lange noch eine Möglichkeit da ist. Sie und Ihr Herr Papa müssen in's ‚Cambria' kommen und eine kleine Stärkung nehmen, Miß Morcombe. Es würde mich das herzlich freuen. Und dann können Sie immer wieder zur Nachmittagsvorstellung hieher zurückkehren."

„Du lieber Gott!" ruft Westray aus. „Ist denn die Geschichte noch nicht zu Ende?"

„Keine Idee. Nachmittags geht der Wettkampf erst recht an und Abends gibt's ein Konzert."

Hermann macht ein verzweifeltes Gesicht, worüber Miß Morcombe in ein lautes, lustiges Gelächter ausbricht.

„Mir scheint, Sie machen sich nicht viel aus unserem Musikfeste," sagt sie zu ihm, ohne darauf zu achten, daß er ihr noch nicht vorgestellt worden ist.

„Ach Gott, das nicht. Das Musikfest ist in seiner Art ganz reizend, aber wie alle guten Dinge, kann man's endlich auch genug kriegen. Ich bedaure die Leute, die Nachmittags abermals in dieses dumpfige Heiligthum der Kunst zurückkehren."

„Danke für Ihr Bedauern," sagt Miß Morcombe. „Ich wenigstens möchte das Lied: ‚Freude, Freude, komm' hernieder!' um keinen Preis versäumen."

„Der Regen hat aufgehört, Miß Morcombe. Ich denke, wir sollten aufbrechen," wirft Dewrance ein, bietet ihr seinen Arm und sie treten hinaus: der Geistliche mit seiner schönen jungen Begleiterin voran, Westray und der Gutsbesitzer hinterdrein. Das Piano ist unterdessen wieder geöffnet worden, die Regenschirme sind geschlossen und ein weiterer Jüngling des Landes exekutirt eine andere Fantasie über ein anderes Volkslied.

„Pardon, ich glaube ich habe die Herrschaften einander noch gar nicht vorgestellt?" sagt Dewrance, indem er zurückschaut. „Mr. Westray, Miß Morcombe; Mr. Westray, Mr. Morcombe."

Der Geistliche spricht einen gewissen leichten Ton mit den größeren Grundbesitzern der Gegend. Er schätzt sie ihres alten Adels und ihres ausgedehnten Grundbesitzes wegen, aber in seinen eigenen Augen nimmt er selber einen höhern intellektuellen Rang ein, von welchem er höflich herablassend auf die Landphilister herabblickt. Er ist das Salz der Erde, ohne welches deren Leben geschmacklos wäre, und er ist sich in seiner ruhigen Weise klar, daß sie ihm Dank schuldig sind. Ist nicht schon sein freiwilliger Aufenthalt in diesem abgelegenen Walliserthal ein Akt der Großmuth? Wie viele Erfolge in der Welt draußen versäumte er, bloß um diese kleinen Barbaren zu erleuchten?

„Veränderliches Wetter!" meint Mr. Morcombe freundlich.

„Abscheulich veränderlich. Rechnen Sie auf eine gute Ernte?"

„Na, im Ganzen, meine ich, wird sich's machen mit dem Getraide. Aber die Rüben stehen schlecht, der Klee ist dünn und die Hitze hat uns das meiste Heu versengt. Wir haben hier Schafzucht und machen nicht viel in Getraide."

„Ich habe es bemerkt. Prächtiges Wiesenland hier, Farrenkräuter im Ueberfluß. Miß Morcombe ist wohl sehr bewandert in den Pflanzen?"

„Ja, ich denke sie kennt sich ganz gut aus in all' dem. Sie ist eine tüchtige Gärtnerin. Ich nenne sie meinen Obergärtner. Sie müssen einmal in die Priorei hinüberkommen und ihre Rosenzucht sehen. Und ihr Gewächshaus!"

Unterdessen fragt Miß Morcombe ihren Begleiter.

„Westray, haben Sie gesagt?" fragt sie hastig.

„Ja, Westray heißt er."

„Hermann Westray, der Novellist, der dramatische Schriftsteller?"

„Derselbe."

„Wie gutmüthig Der aussieht!" macht sie verwundert.

„Hatten Sie sich ihn als grinsende Hyänenphysiognomie gedacht?"

„Ich weiß nicht, wie ich mir ihn gedacht habe. Aber er schreibt wie ein Mensch, der nichts bewundert, nichts glaubt, der die Welt, in der er lebt, verachtet; und doch schreibt er so wunderschön, daß man fühlt, es müsse ein Schatz von Gemüth vergraben liegen unter all' diesem Wust von Cynismus."

„Ein reiner Geschäftskniff, das," lächelt Dewrance höhnisch. „Der Cynismus rentirt sich außerordentlich."

„Mr. Westray sieht mir aber gar nicht darnach aus," meint Miß Morcombe sanft.

Sie hat seine Bücher gelesen und von seinen Schauspielen gehört, und es erscheint ihr wie ein Vorzug, den sie vor Anderen voraus hat, daß sie den Mann in Fleisch und Blut sehen kann. Immer in ländlicher Umgebung und unter großentheils unbedeutenden Leuten lebend, ist es wohl verzeihlich, daß sie sich hohe Ideen macht von einem beliebten Autor. Ueberhaupt ist es die Philisterwelt, welche sich am bereitwilligsten vor der Beliebtheit eines öffentlichen Charakters beugt, die sie meist irrthümlich für Berühmtheit hält.

Sie sind jetzt in der Fichtenallee, die zum Hotel führt. Die Sonne ist wieder heiß und mächtig hervorgebrochen und die Fichtennadeln und die federigen Kiefernzweige blitzen von Regentropfen. Die Allee ist düster, selbst an den hellsten Tagen.

Mr. Dewrance leitet die Gesellschaft in den Kaffeesalon, welcher den auserwähltesten unter den „Cambria"-Gästen geheiligt ist. Für diesen festlichen Tag sind besonders gastfreundliche Vorbereitungen getroffen. Schinken und Hammelskeulen, aufgeschnittene Pökelzungen und kaltes Huhn prangen auf dem Büffet.

Der Geistliche geht gerade auf einen kleinen runden Tisch in der breiten Nische eines Fensters zu, welches die Allee entlang auf die sonnigen Wiesen hinausblickt, das hübscheste Plätzchen im Salon. Miß Morcombe und Hermann Westray setzen sich einander gegenüber, Herr Morcombe läßt sich behaglich in einen Stuhl neben seiner Tochter fallen und Dewrance tritt an's Büffet, um für seine Gäste zu sorgen und einen der Kellner zu seinem Dienste zu pressen.

Hermann hat nun neuerdings volle Muße, das schöne, junge Geschöpf vor ihm zu betrachten und zu studiren. Als Romanschreiber ist er ja eine Art Beobachter, der in jeder fremden Erscheinung einen Typus finden kann. Er betrachtet das Mädchen gedankenvoll, fast ehrerbietig. Sie erscheint ihm als ein Geschöpf von idyllischer Reinheit. Es liegt eine Frische in ihrer Schönheit, eine jugendliche Zartheit in ihrer Miene, die ihm als Urbild ländlicher Unschuld erscheint; nicht die Unschuld eines Milchmädchens oder einer Schäferin, sondern eines Fräuleins von edlem Blute, großgezogen in der reinen Luft ihrer vaterländischen Berge, ebenso einfach als hochsinnig.

Sie ist wirklich schön; ausgesprochen schöner, als er beim ersten Anblick selber gedacht hat. Aber keine Puppenschönheit, denn es ist Seele in diesem Gesicht.

„Ich habe mich so gefreut, als mir Mr. Dewrance sagte, sie seien der Mr. Westray," beginnt sie ein wenig schüchtern, „der Verfasser der Bücher, die mich so entzückt haben."

„Haben Sie sie wirklich gelesen?" fragt Hermann erfreut. „Ich habe nicht gedacht, daß mein Gekritzel bis daher gedrungen wäre!"

Ein Täßchen Thee.



Nach dem Gemälde von C. E. Perugini.

„Halten Sie uns für ganz verbauert? Wir bekommen allmonatlich eine Sendung von unserem Buchhändler, und ich habe, glaube ich, Alles gelesen, was Sie jemals veröffentlicht haben."

„Meine Tochter ist eine unerschrockene Leserin, verschlingt allmonatlich ein Kistchen voll Literatur wie nichts: Reisebriefe, Biographieen und Gott weiß was. Mich wundert nur, woher sie bei ihrem Unterrichtgeben, Haushaltung, Gärtnerei und Kirchenbesuche noch Zeit findet, ein Buch aufzumachen."

„Nun, ein Stündchen täglich mag ich mir schon ersparen für eine kleine, ruhige Lektüre; und mich freuen meine Bücher vielleicht eben deßhalb so sehr, weil ich meine Lust daran in Schranken halten muß."

„Haben Sie so viel Pflichten?" fragt Hermann mit matter Neugierde. Sein Interesse für des Gutsbesitzers Tochter konzentrirt sich bloß auf ihr Gesicht. Was kümmert's ihn, wie sie lebt zwischen diesen abgelegenen, grünen Bergen.

„Viele Pflichten!" ruft Dewrance, der mit einem Salatnapf beladen zurückkehrt, begleitet von einem Kellner mit Brathühnern, Zungen und Lammskeulenschnitten. „Das will ich meinen! Es gibt nicht viele Geistliche, die so tüchtig arbeiten wie Miß Morcombe. Sie sollten nur einmal ihre Schulklassen sehen. In ganz England gibt's nichts so Vollkommenes mehr — wenn's auch im kleinsten Maßstabe gehalten ist."

Hermann streicht sich das wirre, braune Haar aus der Stirn und schaut Miß Morcombe fast verblüfft an. Alles was an einem Frauenzimmer nach Seelenstärke, Unabhängigkeit, Selbstbewußtsein schmeckt, war ihm von jeher zuwider gewesen. Die Frauenzimmer, die er bis jetzt gekannt hatte, waren sämmtlich äußerst hülflos, äußerst oberflächlich gewesen. Es waren Geschöpfe, die sich mehr um ein Programm der Militärmusiken, als um den Preis des Brodes kümmerten, und die im Fall einer Hungersnoth gleich Marie Antoinette gesagt haben würden: „Nun, wenn das Volk kein Brod hat, so soll es Kuchen essen." Frauenzimmer, die sterben wollten, wenn sie eine Lieblingsoper versäumten, die bei dem geringsten Zufall schon „schwach" wurden; deren Hohepriesterin die Mode und deren Religion die Toilette war.

Dergleichen Frauenzimmer hatte Hermann bis jetzt reizend gefunden; nicht gut genug für eine Ehe oder für eine vertrauensvolle Freundschaft, aber ungemein angenehm für's gesellschaftliche Leben. Ganz gemacht dazu, um mit ihnen eine fröhliche Landpartie zu unternehmen, um mit ihnen den letzten Skandal in sorgfältig gewählten halben Worten durchzukosten, oder um aus ihren Händen eine duftende Schale Thee zu empfangen. Mit dergleichen Frauenzimmern — den nutzlosen Lilien auf dem Felde des Lebens — hatte er sich lustig gemacht über die Weiber, welche weben und spinnen, über die starkgeistigen Weiber und über die weisen Jungfrauen, die mit dem Hahnenruf aufstehen und ihre Lampe nie verlöschen lassen. Er hatte sich lustig gemacht über ernste weibliche Beschäftigungen jeder Art, über menschenfreundliche, künstlerische und religiöse: mochten die letzteren nun evangelisch oder anglikanisch sein.

Und jetzt befand er sich Aug' in Auge mit einem jungen Frauenzimmer, welches so mannigfaltige Pflichten, welches so viel zu thun hatte und dessen Gesichtchen ihm einen Eindruck machte, wie nie ein anderes seit jener fernen Knabenzeit, wo er in jedem hellblonden Schulmädchen eine Helena sah.

Sie sprechen über Literatur. Dewrance gibt seine strikte Meinung ab mit der ihm eigenthümlichen, gleichsam kurz hämmernden Stimme; Hermann die seinige nicht so eifrig, aber einschneidender; Miß Morcombe spricht ohne Rückhalt und nennt ihre Lieblingsdichter; für das sinnlichere Element in Kunst und Poesie hat sie keinen Sinn, ja sie scheut sich sogar vor den Namen seiner Hauptvertreter und schweigt still, als ihr Hermann einen Sänger der Schule de Musset's preist. Sie hat nie französische Novellen gelesen, kennt aber Chateaubriand und Lamartine auswendig, wie Hermann entdeckt. Hermann hält das im Stillen für etwas veraltet, aber achtungswerth. Diese Gutsbesitzerstochter erscheint ihm als recht belesen in Allem, was lesenswerth ist; eine wahrhafte Gelehrte im Vergleich mit seinen Lilien auf dem Felde, die sogar einen Stolz darein setzen, so naiv und unwissend als möglich zu sein.

Dewrance spricht über Kunst, während er den Salat anmacht. Er ist viel gereist und hat Manches gelernt. Unter Anderem das Salatmachen, auf welches er ungemein stolz ist.

„Es ist doch zum Erbarmen in einem solchen ländlichen Hotel!" ruft er aus. „Ich wollte, ich könnte die Herrschaft jetzt in die londoner Restauration führen, die ich zu besuchen pflegte, ehe ich die Weihen nahm; dort wollte ich ihnen wenigstens ein halb Dutzend Delikatessen vorsetzen, um den Gaumen zu reizen. Und hier! Einen Napf voll Lattich — weder Endivien, noch Kresse — Anchovis weder für Geld, noch gute Worte zu haben — der nächste Ort, wo man Hummersalat bekommt, ist zehn Stunden entfernt!"

Miß Morcombe gesteht, sie habe einen Appetit, der nicht erst durch Anchovis oder Kaviar erhöht zu werden brauche.

„Papa und ich haben schon um Sieben gefrühstückt," sagt sie, „und ein Weg von ein paar Stunden ist ein vortrefflicher Gaumenreizer."

„Seltsam!" denkt Hermann. „Das ist ein Frauenzimmer, welches sich nicht schämt, zu gestehen, daß sie essen kann."

Seine gesellschaftlichen Lilien denken nämlich nie an's Essen oder Trinken, haben aber doch eine große Gewandtheit im Verschwindenlassen der Speisen. Sie bemerken es nie, wenn die aufmerksamen Kellner ihr Glas füllen und wieder füllen, und leeren dessen Inhalt, ohne sich dessen bewußt zu werden.

Das Frühstück schreitet fröhlich vorwärts. Dewrance ist immer ein guter Gesellschafter und die Anderen haben eine Menge zu plaudern.

Der Gutsbesitzer ißt, trinkt und verhält sich am ruhigsten. Er ist weder literarisch, noch künstlerisch erregt. Seine Güter sind mit schweren Hypotheken belastet und er hat Sorgen, die ihm zu denken geben. Hermann sieht ihn an und fragt sich im Stillen, wie ein so gewöhnlicher Mensch eine solche Tochter haben könne.

Zwei Uhr schlägt's und der Salon wird leerer. Die zweite Abtheilung des Musikfestes beginnt um halb drei Uhr. Miß Morcombe zieht ihre Handschuhe an; eine Operation, welche Mr. Westray das größte Interesse einflößt — als ob es das merkwürdigste Schauspiel von der Welt sei, zu sehen, wie in grauen Ziegenlederhandschuhen ein paar schöne Hände verschwinden; Hände, die freilich nicht so weiß sind wie die der Lilien, ein wenig sonnengebräunt sogar, aber von wunderbarer Form.

„Ich denke, wir könnten jetzt gehen, Papa. Sie müssen heute Nachmittag den Vorsitz führen, wie Sie wissen."

„Ja," seufzt der Squire. „Der Kerl, der Jones, will mir's nicht abnehmen. Und paßt doch viel besser dazu als ich."

„Aber, Papa, Du weißt ja doch, was Du zu sagen hast: wie Du entzückt bist über die Entfaltung der einheimischen Talente, über den sänftigenden und erhebenden Einfluß der Musik, die all' unsere Heimstätten verklärt — die niedere Hütte sowohl wie den Palast. Und wie es Dich beglückt, lauter bekannte Gesichter um Dich herum zu sehen, alle lächelnd und fröhlich. Und daß Du hoffst, dieses erste Musikfest in Llandrysak werde nicht das letzte sein und wie Du Alles aufwenden willst, um diesen Gebrauch bei uns aufrecht zu erhalten, und so weiter, und so weiter."

„Wenn ich's so verstünde wie Du, Edith, würde ich gar kein ‚und so weiter' brauchen. Aber so! ... Ihr Weiber habt alle die Zungen wie geschmiert. Ich wollte, Du könntest für mich sprechen, Edith."

„Ich wollte es auch, Papa. Gott, wenn ich so zwischen den Leuten stehen könnte, die ich von Kindheit auf gekannt habe und ihnen sagen, wie lieb ich alle ihre Sitten habe und sie selber auch! Das wäre so schön!"

„Und Du würdest das Ding prächtig durchführen, und wie Alle zuhorchen würden!"

Sie stehen auf zum Fortgehen. Dewrance und Westray schließen sich an.

„Sie wollten ja nichts mehr vom Musikfest wissen!" sagt Miß Morcombe lächelnd zu Hermann.

„Doch. Ich möchte wohl dem nachmittägigen Gottesdienst beiwohnen — o, Pardon, Dewrance! Dem nachmittägigen Wettstreit. Und wenn fünfundzwanzig wallisische Jungfrauen vorstürzen und vier Stunden lang hinter einander ‚All' ihr Engel voller Glorie' — so steht's, glaub' ich, im Programm — singen, so will ich dabei stillhalten wie ein Lamm! Ich will mich mit wälischen Liedern überschütten lassen, ohne eine Miene zu verziehen!"

„Es freut mich doch, daß Sie in einem Winkel Ihres Herzens ein bischen Interesse bewahrt haben für unsere liebe alte Gegend," sagte Edith froh.

„Ich wünsche bloß, daß ich nicht mehr als einen Winkel meines Herzens an Ihre Oberherrschaft verliere," lacht er leicht.

Sie gehen zum Zelt zurück im Sonnenschein. Alles ist glanzvoll und froh. Kein Regenschirm in Sicht. Nette Federhüte und Häubchen strahlen ganz stolz, trotz ihrer kleinen Niederlage durch den vormittägigen Regen. Alle Gesichter sind roth und lachend nach den genossenen Erfrischungen.

Herr Morcombe hält seine Rede und hält sich dabei an den Grundtext, den ihm seine Tochter angegeben hat. Er ist wohl ein wenig zerstreut und matt, aber doch herzlich und so läßt das Publikum ein frohes Hoch erschallen. Dann beginnt die Harfe ein sanftes wälisches Lied. Dann lassen einige Handwerker in Sonntagskleidern einen vaterländischen Sang los mit derselben liebevollen und energischen Hingabe an die Sache, wie deutsche Studenten, wenn sie ein Gaudeamus intoniren.

Der Nachmittag schreitet vor, aber das Programm nimmt noch kein Ende. Hermann Westray ist die Geduld selber. Er sitzt neben Miß Morcombe und studirt sie in der Absicht, sie als Romanfigur zu benützen. In den zahlreichen Pausen plaudert er mit ihr. Und obwohl die „glanzvollen Engel" nicht weniger als siebenmal nach einander abgesungen werden, so meint er doch, da endlich Alles vorüber ist, daß das Ding eher zu kurz als zu lang war. Mr. Morcombe und seine Tochter werden von ihrem kleinen Wägelchen am Ausgang des Zeltes erwartet, wo noch viele andere Fuhrwerke der verschiedenartigsten Formen stehen.

„Sie sollten doch zum Konzert bleiben," sagt Dewrance.

Hermann sagt nichts, meint aber dasselbe.

„Ich möchte wohl selber, aber die Fahrt zur Priorei ist so lang und Papa speist gern zu Hause."

„Hab' noch nie ein ordentliches Diner bekommen in Llandrysak," sagt der Gutsbesitzer entschieden. „Bringen Sie morgen Ihren Freund herüber, Dewrance, und lassen Sie ihn Edith's Operationsgebiet sehen."

„Es soll mich höchlich beglücken," sagt Westray, die Antwort des Geistlichen gar nicht abwartend.

„Ich hätte ihn ohnedieß mitgebracht, da ich ja Ihre Gastfreundschaft für meine Freunde kenne."

„Natürlich, natürlich. Aber kommen Sie zeitlich. Wir dejeuniren um Zwei."

Miß Morcombe hat unterdessen im Wagen Platz genommen. Man schüttelt sich allseitig herzlich die Hand.

„Auf Wiedersehen!" sagt Hermann in deutscher Sprache, wie er Edith's Hand losläßt, mit so viel Zärtlichkeit, als ihm Frauenzimmern gegenüber überhaupt zu Gebote steht. Eine rein auf Effekt berechnete Zärtlichkeit in Ton und Geberde.

„Edith," sagte er leise vor sich hin, wie er und Dewrance wieder in die Allee einbiegen. „Ein schön klingender, sächsischer Name. Und er paßt zu ihr ganz herrlich."

„Nun, denken Sie an Miß Morcombe?" fragt der Geistliche scharf. „Ein köstliches Mädchen, nicht wahr? Eine, die zu gewinnen es der Mühe lohnt."

„Ein Mädchen, das ein edles Weib für einen guten Mann abgeben würde," entgegnet Westray ernst. „Aber ein Weib, dem ein Lebemann aus dem Wege gehen sollte."

„Weßhalb?"

„Weil sie nicht in der Welt ist, sondern über derselben steht."

„Kann ein Weib für einen Mann zu gut sein?" fragt Dewrance zweifelhaft.

„Ich kann mir kein größeres Unglück für einen Mann vorstellen, als ein Weib zu haben, welches höher steht als er!"

„Meinen Sie, daß seine Selbstachtung oder seine Eitelkeit sich dadurch verletzt fühlen würde?"

„Ich meine, daß sein ganzes Leben verpfuscht wäre; mögen sie nun vernünftig froh mit einander durch's Leben gehen oder in Liebesseligkeit schwimmen: Mann und Weib sollten immer auf derselben Stufe stehen. Alle Legenden und alle Märchen sagen uns: es gab nie ein Glück, wenn Sterbliches sich mit Unsterblichem vereinte."

„Ah!" wirft der Geistliche zweifelhaft ein. „Sie sehen Alles so romanhaft an. Ich wollte nur, ich hätte die allerwinzigste Hoffnung bei Miß Morcombe!" Nun folgte ein Seufzer. „Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich weit unter ihr stehe und doch möchte ich's wagen, ihr Leben froh und mein Leben ihrer werth zu machen!"

„Das ist sehr möglich. Sie sind eben ein besserer Mensch als ich. Sie haben ein hohes und bestimmtes Ziel vor sich. Ich aber? Du lieber Gott! Mein einziger Zweck ist, beim Publikum so beliebt als möglich zu sein und aus meinen Schriften so viel Geld als möglich zu schlagen. Ich bin weder überspannt noch ernsthaft. Wie würde sich mein Leben gegen das Leben Miß Morcombe's ausnehmen? Jede Stunde unseres Beisammenseins wäre eine Disharmonie im Denken und Fühlen."

„Vorausgesetzt, daß Sie weder ein Mörder, noch ein Fälscher sind und daß Ihr größtes Laster Mangel an festem Willen ist, sollte ich meinen, daß Miß Morcombe den Versuch, Sie auf den rechten Weg zu führen, ganz dreist unternehmen dürfte," sagt der Geistliche mit einem Schatten von Bitterkeit. Er hatte bemerkt, daß Westray auf die Dame binnen zwei Stunden einen tiefern Eindruck gemacht, als er selber binnen Monaten.

Hermann wendet sich ernst zu ihm.

„Mein Ehrenwort darauf, Dewrance: wenn auch nur die geringste Gefahr da wäre, daß ich mich in dieses junge Mädchen verliebe, ich würde meinen Mantelsack packen und mit dem nächsten Zug nach London zurückkehren."

„Nun, wenn's so steht, dann packen Sie Ihren Mantelsack," sagt Dewrance energisch. „Edith Morcombe ist ein Mädchen, bei dem ein Männerherz nie sicher ist. Sie kennen, heißt sie bewundern. Und wer kennt nicht die Entwicklung der Liebe aus der Bewunderung?"

„Ich fürchte sie nicht," macht Westray leichthin. „Ich bin längst nicht mehr studentenhaft empfänglich und dann verabscheue ich Frauenzimmer, die eine wirkliche Seele haben. Und Ihre Miß Morcombe hat eine Seele — eine starke Seele, ich wette drauf."

„Jedenfalls hat sie keine seichte Seele und hat ihre eigenen Ansichten."

„Nun also! Eine Frau, die für sich selber denkt, taugt nicht für mich. Mein einstiges Weib müßte gegen mich sein wie der Mond gegen die Sonne. Sie müßte ihr Licht von mir erhalten. Ich würde für sie arbeiten und sie hätscheln; ihre Hütte würde ich aus den schönsten Stoffen verfertigen; aber meine Gattin müßte ein sanftes, schweigsames Geschöpf sein und ihr Licht und ihre Schatten von mir erhalten."

„Gott verhüte, daß Edith Morcombe jemals zu einem solchen Schatten herabsinke!" ruft Dewrance warm.

„Hoffentlich ist das eine Unmöglichkeit, lieber Freund. Es wäre so, als sollte ich jetzt den Stern da oben lieben und ihn freien wollen ... wie der Dichter sagt."

II.

„Kommen Sie zeitlich!" hatte der Gutsbesitzer gesagt, und Dewrance und sein Freund hatten die Mahnung nicht vergessen; mit der Mittagsstunde fuhren sie vom „Cambria-Hotel" ab durch die Fichtenallee. Der Tag ist lau und licht, der Himmel fast italienisch. Dewrance kutschirt den Einspänner. Er ist immer dabei, wo es Leibesbewegung gibt. Westray sitzt an seiner Seite, schweigsam, träumerisch in die Landschaft blickend, die schon nach der ersten halben Stunde neu ist für ihn. Sie kommen zuletzt in dichteres Gehölz, wo Eichen und Lärchen ganze Wände bilden zwischen Farrenkraut und dichtem Buschwerk. Die Hügel werden da höher und die Thäler vertiefen sich. Eine Gegend von unbeschreiblicher Schönheit.

„'s ist wirklich zu schade!" sagt endlich Hermann nach einem langen Schweigen.

„Was ist schade?"

„Daß es mit Ihnen und Miß Morcombe nichts werden will. Sie würden so gut für einander passen."

„Vielleicht," sagte Dewrance. „Leider scheint sie nicht dieser Meinung."

„Vielleicht kommt sie mit der Zeit dazu."

„Glauben Sie, daß ich, wenn ich auch nur die geringste Aussicht hätte, Sie hieher mitnehmen würde?"

Hermann lacht leicht.

„Was, Sie denken noch immer, daß ich . . .“

„Ich denke, Sie sind eben der Mann, der solche Wesen wie Miß Morcombe bethören kann.“

„Lassen Sie sich doch sagen,“ seufzt der Schriftsteller. „Sie kennen meine Ideen über die Ehe. Ich befinde mich ganz wohl als Junggeselle; ich genieße eine Menge Vortheile und Vergnügungen, die ich als Ehemann aufgeben müßte. Ich nehme mehr als genug ein für mich selber und habe sogar ein paar tausend Pfund auf die Seite gelegt. Ich lebe, wie es mir beliebt. Weßhalb sollte ich das Sichere für das Unsichere aufgeben — die sichere Zufriedenheit für eine zweifelhafte Seligkeit?“

„Sie leben, wie es Ihnen beliebt, sagen Sie?“ sagt Dewrance mit einem scharfen Blick auf seinen Freund. „Und ist in diesem Leben nichts, was Sie für unwürdig halten, was Sie einer Mutter oder einer Schwester nicht erzählen könnten?“

„Nein — nichts . . . für den Augenblick. Ich will freilich nicht behaupten, daß ich stets ohne Tadel gelebt habe, oder daß es nicht Momente in meinem Leben gibt, die ich ungeschehen machen möchte.“

„Und mit zweiunddreißig Jahren wollen Sie gesichert sein vor allen künftigen Versuchungen, vor allen Gefahren für Ihren Frieden oder Ihren Charakter — gesichert, ohne daß Ihnen ein Weib, ein Heim Schutz bietet?“

„Weßhalb nicht? Sie sind ja auch ledig.“

„Ich habe meine Mission, die mehr ist als Weib und Kind,“ sagt Dewrance ernst und mit Würde.

„Jemand sagt irgendwo,“ — bemerkt hierauf der Schriftsteller — „daß der Mann, welcher heirathet, sich dem Glück auf Gnade und Ungnade ergibt, daß er ihm sein ganzes Dasein als Geisel anbietet. Nun, ich bin nicht so vertrauensvoll, daß ich dieß wagen sollte. Das Glück mag manchmal sehr gnädig sein gegen einen Studenten, der von ihm bloß einen Freitisch erbittet; aber das Glück wird vielleicht einem Ehemann den Rücken kehren, der Miethe, Steuern, Fleischerrechnungen und Kindsmädchen bezahlen muß, der sein Weib und seine Kinder in ein Seebad und seinen ältesten Sohn auf die Universität schicken soll.“

Dewrance antwortet mit einem Seufzer.

„Ich gebe zu, daß das civilisirte gesellschaftliche Leben ein Geldlabyrinth ist,“ sagt er. „Die Wilden haben keine solchen Sorgen!“

Sie fahren jetzt in ein Thal hinab durch eine kleine Schlucht. Nicht weit davon fließt ein sommerlich dünner Bach; sie haben die Ruinen von Lochwithian-Priorei in Sicht.

Von dieser Priorei ist weder Kreuzgang noch Thurm erhalten; bloß die soliden Mauern der Kapelle und des Klosters, die massiven Steine des Hochaltars und ein paar Säulentrümmer.

„Die Mönche des Mittelalters wußten stets die schönsten Erdenwinkel aufzufinden,“ sagt Westray. „Milch- und honigdurchflossene Thäler, wildreiche Forsten . . .“

„Aber sie suchten auch manchmal Orte wie den dürren Athos oder den schneeigen St. Bernhard,“ sagt Dewrance, dessen Priesterseele mit seinen mittelalterlichen Kollegen sympathisirt.

„Ich wette, die Küche stand gerade neben dem Wehre hier, damit man die Teller schnell reinwaschen konnte. Aber bitte, wo wohnen denn unsere Freunde? Vielleicht unter diesen Mauerresten oder in einer Höhle jenes Hügels?“

„Die neue Priorei steht gerade vor Ihrer Nase,“ entgegnete Dewrance und deutet mit seiner Peitsche darauf hin.

Eine jähe Wegbiegung hat sie wirklich plötzlich vor das Herrenhaus gebracht; dieses ist keine moderne Villa, sondern stammt noch aus der Zeit der Königin Elisabeth und zeigt Schießscharten, Bogenfenster und Giebeldächer. Das Gebäude steht auf einem Hügelabhang, es ist von großem Umfang, aber unregelmäßig gebaut. Gras und Moos wuchern auf Kaminen und Erkern. Der Garten liegt hinter dem Haus an der Südseite; er ist ganz glühend von Blumen und Früchten, dabei zeigt er altmodisch geschlungene Beete, hier eine steinerne Sonnenuhr, dort einen alterthümlichen Brunnen.

„Gott sei Dank, es ist keine moderne Villa mit griechischen Stukkaturen und architektonischen Modesachen!“ ruft Hermann.

„Sie lieben moderne Herrenhäuser nicht?“

„Ich würde lieber in den echten Gewölben des alten Tower, als in einem modernen, aus dem Gehirn eines auf Beförderung dienenden Architekten entstandenen Hause wohnen!“

Die Freunde sind inzwischen beim Hauptthor angekommen; sie sehen von diesem Punkt aus in einer Niederung eine Kirche, mit einem spitzen, hohen Thurm in modern gothischer Bauart, klein, aber vollkommen ausgeschnörkelt. Daneben die Dorfschule, ein nettes gothisches Gebäude — größer als es die kleine Gemeinde scheinbar nöthig hätte. Ein bescheidenes Wirthshaus und eine kleine Anzahl von Landhäusern sind das Einzige, was man von dem Marktflecken Lochwithian von hier aus sehen kann. Westray schaut verwundert um sich.

„Da sind wir ja am Ende der Welt,“ sagt er.

Das Thorgitter wird aufgemacht und sie fahren der Priorei zu; das innere Thor ist gastfreundlich offen und sie können in die eichengetäfelte Vorhalle blicken mit den tiefen Farbentönen und dazwischen dem grellen Blinken der alten Waffen und Wappen. Durch ein gemaltes Fenster fließen farbige Lichtströme in die Halle und spielen auf den Trophäen und auf den Kaminsimsen und lassen das Uebrige in noch tiefern Schatten sinken. Hie und da blickt ein Ahnenbild mit klaren Augen aus dem Gewoge von Hell und Dunkel.

„Was für eine herrliche Stätte!“ ruft Hermann. „Miß Morcombe wird das Alles einst erben, nicht wahr?“

„Nicht früher, als bis ihre beiden Brüder und deren Nachkommen sterben, um ihr Platz zu machen.“

„Sie hat also Brüder?“

„Ja. Der Eine ist ein Artilleriekapitän in Bengalen; der Andere lebt von einem kargen Einkommen in Devonshire. Beide sind verheirathet und haben schon zahlreiche Nebenäste in den Stammbaum gebracht.“

„Und Schwestern hat sie auch?“

„Nur eine, die sie anbetet; dieselbe ist älter als sie — sie ist sehr schwächlich und leidend, es fehlt ihr im Rückgrat; sie verläßt selten das Zimmer und empfängt auch wenig Besuche. Ich aber stehe mit ihr auf einem sehr guten Fuße.“

Vier Hunde sprangen auf die Ankommenden heraus. Sie erkannten Dewrance und fingen zu wedeln und zu springen an: ein alter schottischer Jagdhund, ein paar Dachshunde und eine schwarzrothe Dogge — die letztere wurde vom Geistlichen besonders gestreichelt.

„Guter Lance! Schöner alter Lance!“ sagt er, wie das Thier an ihm emporwinselt.

„Der Schwarzrothe ist gewiß Miß Morcombe's Liebling?“ bemerkt Westray scharfsinnig.

„Woher wissen Sie das?“

„Aus — Instinkt. Weil Sie ihm gar so sehr schön thun!“

Nach den Hunden kommt ein ältlicher Diener, der läutet die Glocke für den Stallknecht und nimmt die Besucher unter seinen Schutz. Bevor er sie noch bis zum Empfangszimmer geleiten kann, öffnet sich eine tiefnischige Eichenthür und Edith Morcombe tritt aus dem Schatten derselben, um die Ankommenden zu begrüßen.

Ihr Kleid ist hellgrau mit weiten Falten und ein bischen altmodisch — ohne Rücksicht auf die letztbeliebten Puffen, Guipüren, Falbeln und dergleichen. Ihr dunkelbraunes Haar ist klassisch einfach gescheitelt. Um ihren Hals schließt sich ein Leinwandkragen, den eine blaßrosa Schleife knüpft. Und so gekleidet, hoch, schlank, mit einer gewissen Würde, die mit den edlen Zügen harmonirt, erscheint Edith Morcombe dem Schriftsteller als das vollkommenste Weib, welches er jemals sah. Sie ist nicht die Schönste, nicht die Bezauberndste, nicht die Lieblichste und nicht die Reizendste, sie ist einfach vollkommen.

Ihre Begrüßung ist anmuthig und herzlich. Für den Geistlichen hat sie eine kleine Reverenz, welche seine geistliche Würde anerkennt, selbst mitten in diesem Alltagsverkehr.

„Papa hat zu thun mit seinem Verwalter,“ sagt sie. „Aber sobald er frei ist, kommt er zu uns. Möchten Sie nicht vor dem Frühstück den Garten besichtigen? Wir haben just eine halbe Stunde Zeit und Schule und Kirche können wir nach Tisch besichtigen!“ Dieß sagt sie zu Westray.

„Ich bin am begierigsten auf den Garten. Im Hereinfahren sah ich einen Augenblick hinein; es muß ein wahres Eden sein!“

„Wahrhaftig?“ macht sie mit aufleuchtenden Augen. „Ich habe den Garten so gern; er erinnert an die Lieder von Tennyson . . . er ist so träumerisch, so lieb, so buschig und so alt. Kennen Sie den Garten in Maud?“

„Ich weiß nur, daß in Maud ein Garten vorkommt und daß die Heldin darin herumspaziert zur ungesundesten Morgenstunde, die man sich denken kann, wo Typhus und Diphteritis auf allen Blättern hocken . . .“

„Ich kenne Mauds Garten auswendig und er war ganz so wie der unsrige,“ sagt Edith lächelnd und führt die Gäste hinaus in den Sonnenschein.

Der Garten ist unbestreitbar lieblich und alt. Ueberall ist Wärme und Duft. Und diese Wildniß von Dijonröschen, Jasmin, Clematis, Gänseblümchen, Aurikeln, Pelargonien, und dieser Duft von Gemüsen und reifen Aepfeln aus dem Küchengarten daneben!

Da gibt's keine kostspieligen Gewächshäuser, aber hie und da, in unscheinbaren Winkeln sind kleine Behälter für Winterblumen gleichsam an die Gartenmauern angeschweißt, und so gering ihr Kostenwerth sein mag: sie sind angefüllt mit den lieblichsten exotischen Pflanzen, Blättern und Gräsern, deren Pflege ganz allein Miß Morcombe's Sorge ist. Sie zieht sie nicht groß, um ein luxuriöses Boudoir damit zu schmücken; die schönsten dieser Zöglinge wandern in die kleine gothische Kirche, die Hermann von der Anhöhe aus erblickt hat; für die Feiertage zieht sie die herrlichsten dieser Blätter und Blüten heran. Sie hat ja außerdem noch Blumen genug, um ihres Vaters Haus und ihrer Schwester Krankenstube zu schmücken, und die Kirche braucht doch den meisten Schmuck; strömt doch das Volk zu allen Festzeiten von weit und breit herbei, um die herrliche Dekorirung von Edith's Kirche zu bewundern. Und Edith ist nicht wenig stolz auf diesen Erfolg bei den guten Landleuten.

Eines der kleinen Gewächshäuschen ist eine wahre Laube von Stephanotis. Die schlanken Schößlinge verschlingen sich gleich Ranken, die wachsgleichen Dolden hängen in überwuchernder Menge herab.

„Hier könnte man eine neue Art Selbstmord erfinden,“ sagt Hermann. „Einen viel schönern als mittelst Kohlendampf. An Duft sterben. Bitte, was thun Sie mit all' diesen Blüten, Miß Morcombe?“

„Die brauchen wir alle für die Kanzel und das Lesepult zum Erntefest,“ entgegnet sie; und daraus ersieht Mr. Westray, daß die schönsten Blumen ihres Gartens eine klerikale Bestimmung haben. Seine Religion ist nicht allzu positiv oder ausgesprochen; aber bei Edith Morcombe findet er diese Vereinigung von Blumenliebe und Frömmigkeit wunderbar hübsch und echt weiblich. Dewrance hat ihm auch gesagt, daß sie engelsgütig ist gegen Kinder, gegen Alte und Arme und Kranke. Und er fühlt, daß sie jedenfalls zu gut sei für ihn. Für ihn paßte eher eine Tänzerin, als solch' eine Engelsreinheit.

Er seufzt, wie er den kleinen Stephanotispalast verläßt, und ist so in Gedanken versunken, daß er an einen stattlichen geistlichen Herrn anrennt, der ein mildes Lächeln auf seinen Lippen und einen Dachshund unter seinem Arme hat. Das ist Mr. Evan Petherick, der Vikar von Lochwithian und Edith's guter Freund. Ein heiliger Mann, wenn Selbstlosigkeit, Herzensgüte und unverdrossenes Mühen für Andere Anwartschaft auf Heiligkeit geben.

„Lieber Herr Petherick,“ sagt Edith herzlich — er ist ein zweiter Vater oder wenigstens ein Adoptivonkel in dem Haushalte — „das ist schön von Ihnen, daß Sie auf meine Bitte gekommen sind; ich wußte, daß Sie Mr. Dewrance gern sehen würden. Sie vertragen sich so gut mit ihm. Mr. Westray, Mr. Petherick.“

Mr. Petherick beschäftigt sich im Allgemeinen wenig mit Literatur und grüßt also den Fremden mehr oberflächlich und fragt nicht darnach, ob dieser junge Mann der Schriftsteller Mr. Westray sei. Er nimmt sogleich Mr. Dewrance in Beschlag und die beiden Geistlichen spazieren mit einander den sonnigen Wall entlang, an welchem die Pfirsiche hinter alten Fischnetzen reifen, und sprechen von klerikalen Sachen und sind fröhlich und zufrieden dabei.

„Ich möchte gar so gern die alte Sonnenuhr ansehen, Miß Morcombe, wenn's möglich ist,“ sagt Hermann. Wenn's möglich ist, das heißt so viel, als wenn sie ihm die alte Reliquie zeigen mag.

Sie wandeln mit einander über das sonnige Gras. Sie, hoch und gerade und stattlich, er um einen halben Kopf größer und so durch und durch ein nobler Mann wie sie eine Dame. Er sieht aber dabei welk aus, als ob ihm lange Zeit hindurch das Tageslicht entzogen gewesen sei; als ob er bei Nacht gelebt und bei Nacht gearbeitet hätte, und als ob Sonnenlicht und frische Luft ganz neue Dinge für ihn seien. Er hat gute Züge, aber zu scharf; kein Bildhauer würde ihn zu einem Antinous oder Apollo genommen haben. Er hat große, helle, ausdrucksvolle, haselnußbraune Augen; das Haar lichter als die Augen und der Backenbart noch lichter als das Haar. Sein Hauptreiz liegt in der Beweglichkeit der Züge; sein Mund ist jeden Ausdrucks fähig. Er ist einer jener Männer, die nicht gleich auf den ersten Blick gefallen, die man näher ansehen muß.

Er beschaut die Sonnenuhr mit ihren seltsamen Arabesken und Gravirungen und geht dann dem steinernen Bassin zu, wo aus einem dunklen, pflanzendurchzogenen Wasser Goldfische emporglänzen.

„Das sind wohl Lieblinge von Ihnen, die lichtbeschuppten Thierchen?“ fragt Hermann auf's Gerathewohl.

Edith sitzt auf dem breiten Bassinrande und wirft der gefräßigen kleinen Schaar zerbröckeltes Biscuit zu. Hermann setzt sich zu ihr und sie kommen von den Goldfischen auf andere, ernstere Dinge zu sprechen: auf Lieblingsbücher, Lieblingsbeschäftigungen und auf die theuersten Interessen ihres beiderseitigen Lebens.

„Sie leben nur, um Anderen Gutes zu thun; ich lebe nur, um einen Fetzen Ruhm für mich zu gewinnen,“ sagt Hermann zuletzt mit einem allertiefsten Seufzer. „Was für ein trübes Ding ist mein Dasein gegen das Ihrige!“

Es gibt nichts, was ein Frauenherz so sehr gewinnen kann, als Selbstmißachtung. Edith ist von diesem Augenblick an für ihn eingenommen.

„Wenn es Niemanden gäbe, der nach Ruhm jagen würde, gäbe es auch keine Menschengröße,“ sagt sie sinnend.

„Den dauerndsten und echtesten Ruhm gewinnt eher die Güte als das Talent. Sehen Sie, Miß Morcombe, Sie haben soeben meine Bücher gelobt. Möchten Sie sie geschrieben haben?“

„Nein,“ antwortet sie und sieht ihn mit ihren reinen Augen an. „Denn um sie schreiben zu können, mußten Sie die Welt von ihrer schlechtesten Seite gesehen haben. Und mir hat der liebe Gott ein frohes Leben unter guten Menschen gegeben. Ich möchte nicht Ihr Genie haben um den Preis Ihrer Erfahrungen.“

Hermann schweigt und schaut auf die Goldfische im dunklen Wasser nieder, die eine fieberhafte Eile haben, hierhin und dorthin zu gelangen, und die dort angekommenen wieder dieselbe Eile haben, zurückzutänzeln. Hermann kennt Stadtherren, die ebenso ziellos und rastlos sind wie diese Goldfische.

Eine Glocke ertönt in der Halle, die Hunde schlagen an. Die beiden Geistlichen, die am Wall hin und her geschlendert waren im eifrigsten Gespräch, wenden jetzt ihre Schritte dem Hause zu.

„Man ruft uns zum Frühstück,“ sagt Edith; darauf erhebt sich Hermann und reicht ihr seinen Arm, den sie halb widerstrebend annimmt, als ob sie das für eine unnöthige Ceremonie halte.

Das Speisezimmer hat Eichengetäfel und ist kühl und schattendunkel wie die Halle. Hier hängen mehrere Familienporträts; ein altes Büffet aus Eichenholz ist wohlversehen mit altem Familiensilber. Die Tafel ist reich gedeckt und mit Früchten und Blumen geschmückt. Der Gutsbesitzer, geschäftigen Schrittes in das Zimmer tretend, begrüßt seine Gäste herzlich.

„Ich hoffe, Ihre Schwester ist heute so ziemlich wohl, Miß Edith?“ sagt der Geistliche von Lochwithian nach dem Tischgebet. Da erinnert sich auch Hermann, daß Edith noch eine ältere Schwester habe.

„Sie ist besser als sonst, ich danke. Sie hat heut ihren guten Tag. Sie werden sie dann ein bischen heimsuchen, nicht wahr, Mr. Petherick?“

„Natürlich, wenn ich darf.“

„Und wie finden Sie Edith's Gewächshäuser?“ fra[illegible] Morcombe. „Recht winzige Dingerchen im Vergleich [illegible] Wintergärten im Allgemeinen, nicht?“

„Mir ist, als hätte ich Gräser und Blüten noch [illegible] schöner und üppiger gesehen,“ entgegnet Hermann.

„Mein Mädchen hat jedes dieser Pflanzenwinkelchen von ihrem eigenen Taschengeld gebaut und angelegt, und sie und der Gärtner Jones waren die einzigen dabei beschäftigten Architekten.“

„Wenn Edith mir gegenüber die Absicht äußern würde, eine Pyramide zu bauen wie König Cheops, ich wäre keinen Augenblick zweifelhaft über die Ausführung und den Erfolg,“ ruft Mr. Petherick. „Sie kann Alles, was sie will.“ Und leiser setzte er hinzu: „Alles gut!“

Dewrance schweigt, aber sein Auge hängt fast mit Verehrung an Edith. Mr. Morcombe selbst lächelt mit väterlichem Vergnügen, als sei das Lob seines Kindes wie süßer Blumenduft für ihn.

„Wie Alle sie lieben!“ denkt Hermann. „Es wäre ein Unsinn, wollte ein Fremder das Gleiche versuchen. Sie lebt in einer Atmosphäre von Lob und Preis. Wer vermöchte es, diesen Ring zu durchbrechen und zu sagen: Sie gehört jetzt mir allein!“

„Und wir haben den Schulbau auch ausgeführt trotz Allem und Allem,“ sagt Edith strahlend.

„Wir? Das ist die reinste Schmeichelei Ihrerseits. Sie haben ihn ausgeführt!“ sagt der Vikar. „Sie gaben Geld, bettelten um Geld, sparten Geld; Sie machten den Plan, Sie überwachten und unterwiesen die Bauleute. Der Baumeister sagte mir, seine Leute hätten noch nie an irgend etwas so mit Leib und Seele gearbeitet, wie an Ihrer Schule. So ist's, wenn man sich sogar bei der Arbeiterklasse populär zu machen weiß ...“

Nach dem Frühstück will Dewrance Hermann durchaus in die Kirche führen; da tritt Edith zu ihnen mit einer ernsten Miene, als handle sich's um gar Wichtiges.

„Wenn es Ihnen angenehm ist, Mr. Westray, möchte ich Sie gern bei meiner Schwester einführen,“ beginnt sie schüchtern. „Sie ist immer kränklich und sieht selten Besucher; aber sie hat Ihre Bücher gelesen und hat sich sehr interessirt dafür, und ich glaube, sie würde sich recht freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Es kommt nicht alle Tage ein Schriftsteller zu uns,“ fügt sie lächelnd bei.

„Es wird mir eine Ehre und ein Vergnügen sein,“ antwortet Hermann, aber er folgt Edith doch nur zögernd. Er denkt, er werde jetzt etwas Unangenehmes zu sehen bekommen, etwas Krüppelhaftes, Häßliches; ein dumpfes Krankenzimmer, eine Wärterin und Medizinflaschen, und er hat den Grundsatz, allen unangenehmen Dingen aus dem Wege zu gehen. Er hat noch nie ein Spital besucht oder ein Armenasyl oder Todtenzimmer. Seine Ungeheuer hat er sich selber ausgedacht, seine widerwärtigen Figuren sind sämmtlich Geschöpfe seiner Einbildungskraft gewesen.

Er folgt Edith die breite Eichentreppe hinauf, die an jedem ihrer Absätze das Morcombewappen trägt, und von da in eine lichte Galerie mit vielen Thüren. Eine dieser Thüren führt sie in das hübscheste, freundlichste Wohnzimmer, an welches er sich erinnern kann. Er hat seidentapezierte und mit Goldleisten verzierte und im künstlerisch barocken Geschmack arrangirte Boudoirs in Menge gesehen, aber was waren sie alle gegen dieses von der hellen Sommersonne durchflutete Zimmer!

Die Wände sind weiß gemalt, Blumen- und Fruchtgruppen zieren die einzelnen Felder der Wände, ein alter Venezianerspiegel über dem hohen Kaminmantel reflektirt eine Garnitur geschmackvoller Vasen aus dunkelblauem Steingut. In jeder Ecke steht ein dreieckiger Glasschrank mit werthvollen alten Porzellanfiguren. In einem Fenster befindet sich ein grünüberwucherter Gewächskübel, im zweiten ein Käfig mit rothgeschnäbelten indischen Vögeln. Die Vorhänge sind von gemustertem Musselin über rosenfarbener Seide. Auf einem Sopha nahe am Fenster liegt die Bewohnerin dieses Zimmers in einem Morgengewande von weißem Musselin. Nichts Abstoßendes, Krüppelhaftes oder Häßliches ist an ihr zu sehen. Ein freundliches, intelligent schauendes Frauengesicht blickt Hermann entgegen; so würde vielleicht Edith aussehen nach zehn Jahren, wenn Krankheit und Leiden sie geschwächt und abgemagert hätten. Sein Interesse erwacht. Leiden, die nichts Häßliches zeigen, berühren seine besten Gefühle und wecken seine mitleidige Sympathie.

„Mr. Westray, meine Schwester,“ stellt Edith nach beiderseitigem freundlichem Grüßen vor.

Hermann läßt sich in einen Armstuhl zunächst der Kranken nieder, Edith setzt sich an das Sophaende.

„Nun, Ruth!“ sagt sie lustig. „Jetzt kannst Du Mr. Westray über seine Bücher ausfragen, so viel Du Lust hast. Du weißt, wie oft wir darüber sprachen. Nimm ihn nur gehörig in's Examen und entlocke ihm das Geheimniß seiner Effekte. Wollen Sie uns Rede stehen?“ wendet sie sich mit fröhlicher Feierlichkeit an Hermann.

Sie ist frohherziger als er sie bisher gesehen hat. Diese ältere Schwester ist Edith's zweites Ich, und sie ist doppelt stark, wenn sie dieselbe aufzurichten hat.

„Kann ich den Fragen von so schönen Lippen widerstehen?“ ruft Hermann ebenso lustig.

„Nun, Mr. Westray, dann sagen Sie vor Allem“ — fragt Ruth ernst — „wie kommen Sie zu einer so schlechten Meinung über Ihre Nächsten?“

Hermann streicht sich halb verlegen den Bart.

„Wahrhaftig, ich weiß selber nicht recht, wie sich mir meine Meinungen gebildet haben. Ich mag die Menschen wohl leiden im Einzelnen, aber im Allgemeinen sage ich doch mit Miß Edith's Liebling, Tennyson, trotzdem wir uns so wichtig machen, sind wir Menschen doch ein sehr niedriges Völkchen.“

„Ihre Bücher sind so lieb zu lesen!“ sagt Ruth nachdenklich. „Aber ich habe mir dabei immer denken müssen, wie schade es sei, daß nicht mehr gute Leute darin vorkommen.“



Der Weg zum Glück. **Am Thor des Kirchleins ꝛc.** (S. 144.)

Westray zuckt die Achseln.

„Liebe Miß Morcombe, die Gutheit, vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, ist die Kehrseite des Interessanten. Faust ist nicht gutherzig und Mephisto ist abscheulich genug. Othello ist ein Wesen voller Fehler, überschattet noch durch die brillante Bosheit Jago's. Macbeth ist bereits ein gemeiner Verbrecher. Die Tugend ist so einfach, daß sie selten die Kunst reizt. Laster und Verbrechen aber sind komplizirt, vielseitig und bieten dem literarischen Anatomen unendlich viel Stoff. So lange ein Mensch brav ist, braucht man nicht über ihn nachzudenken; erst wenn er irrt, wird er zum Problem und — interessant.“

„Und Goldsmith's gute Personen?“

„Goldsmith war ein Humorist und fand die drollig gemüthvolle Seite der Tugend heraus.“

„Und Thakeray's Oberst Newcome?“

„Thakeray war ebenfalls Humorist. Und gestehen Sie es nur: Thakeray's beste Figur ist nicht der gute Oberst Newcome, sondern die schlechte Beky Sharp.“

Ruth seufzt und sieht ihn eine Minute hindurch wie in Träume verloren an. Dann sagt sie:

„Ich wundere mich oft darüber, daß unter den vielen Büchern, die für unsere Zeit geschrieben werden, so wenige sind, welche sich die Aufgabe stellen, die Menschen besser zu machen.“

Westray zuckt wieder die Achseln und fängt im Stillen an, dieses hübsche Zimmer für eine Mäusefalle zu halten. Da sitzt er hülflos zwischen jungen, ernstdenkenden Mädchen. — Er, der die Ernsthaftigkeit eines Frauenzimmers stets für unausstehlich gehalten hat.

Zum Glück für Hermann kommt Mr. Petherick, das Dachshündchen unter dem Arm.

„Ich dachte, Sie würden sich schon nach Topsy sehnen,“ sagt er zu Miß Morcombe.

Topsy ist in einem Nu auf dem Sopha, kabriolirt über und um die Kranke und schmiegt sich dann mit seinem dicken Köpfchen an ihre blasse Wange.

„Gehen Sie, Edith, und zeigen Sie Mr. Westray die Kirche,“ sagt der Vikar, indem er ihr einen Schlüssel einhändigt; „ich glaube, Dewrance wartet auf Sie. Ich und Ruth haben viel mit einander zu reden!“

Ruth lächelt ihn sanft an; er ist einer ihrer liebsten Freunde. Ihre armen schwachen Finger werden nicht müde, für seine Armen zu arbeiten. Und er erzählt ihr alle Mißhelligkeiten seines Lebens und des Lebens der Anderen und sie tröstet ihn und gibt ihm guten Rath. Er findet immer seine Ruhe in diesem stillen Zimmer; Ruth's Gesellschaft ist der Feiertag seines Alltagslebens.

Edith und Hermann gehen durch den Garten, über einen strauchbegrenzten Feldweg und gelangen in den Kirchhof mit seinem kleinen Gotteshause.

„Ist's nicht eine hübsche Kirche?“ fragt Edith, den schlanken gothischen Thurm hinanblickend. „Meine liebe Mutter hat sie gebaut, ehe sie starb. Es war ihr Vermächtniß an Lochwithian.“

„Die Mutter muß also eine reiche Erbin gewesen sein!“ denkt Hermann.

Sie gehen in die kühle, schattige, geschmackvoll dekorirte Kirche, die einige schöne Glasgemälde hat, welche ganze Farbenbogen in das Schiff werfen; in der Sakristei hängt eine sorgfältig ausgeführte Aquarellkopie von Vandyk's Kreuzigung. Hermann lobt sie und Edith wird roth vor Freude über dieses Lob, denn das Bild hat ihre Schwester gemalt, „da sie noch stark genug war, den Pinsel zu führen“.

„Wie schade um sie — sie scheint ebenso liebenswürdig als reizend zu sein.“

„Sie finden sie hübsch? Wie süß ist es mir, sie loben zu hören. Sie ist so gut, beinahe vollkommen — wie ich mir oft denke. Denn noch nie habe ich an ihr einen Fehler entdeckt. Sie trägt ihr Leiden mit himmlischer Geduld. Selber fehlerlos, ist sie voller Barmherzigkeit für die Fehler Anderer. Wenn Mr. Petherick ein störriges Subjekt unter seinen Leuten hat, bringt er es zu meiner Schwester. Und ihr Zureden war nie vergeblich, die härtesten Herzen versteht sie sanfter zu machen.“

Hermann ist bewegt durch ihren Enthusiasmus.

„Sie haben recht, stolz auf ihre Schwester zu sein und sie so zu lieben!“ sagt er. Er hat unter den ihm bekannten Frauen noch keine gefunden, welche die eigene Schwester so gelobt und geliebt hätte. Dann bittet er Edith, sie möge ihm die Ruinen der alten Priorei zeigen. Edith ist hiezu bereit, fühlt aber dabei einige Gewissensbisse wegen Mr. Dewrance, dem zweiten Gast, den sie um des ersten willen so lange vernachlässigt hat.

„Wo er nur sein mag?“ sagt sie.

„Sicher mit Mr. Morcombe. Es ist fast fünf Uhr und um halb Sechs will er nach Hause zurückkehren. Bitte also, zeigen Sie mir die Ruinen.“

„So kommen Sie denn!“ lacht Edith, „wenn Sie gar so eilig sind, sie zu sehen. Obwohl ich keinen Grund sehe, weßhalb Sie nicht noch einmal herkommen könnten?“

„Ich sehe auch keinen. Außer ...“ Hermann hält plötzlich inne. Edith beachtet das nicht. Sie führt ihn zu der sanften Anhöhe, auf welcher die alte Priorei steht, moosbewachsen, epheuüberwuchert, von Gräsern überquellend in den Ritzen des rohen, grauen, verwitterten Gesteins; und nachdem sie ihm Thurm- und Säulenüberreste gezeigt hat, gehen sie über einen schmalen Steg an das Ufer des engen Stromes und wandeln dasselbe entlang, zwischen Binsen, gelben Wasserlilien und einer Wildniß von Vergißmeinnichten.

Da plaudern sie von allem Möglichen und vergessen das Vorwärtsschreiten der Stunde, und Hermann gesteht sich, daß auch die Gesellschaft eines nachdenkenden Frauenzimmers manchmal recht angenehm sein kann. „Das macht aber bloß die

Landluft," denkt er weiter. „In London würde mir Edith Morcombe sicher recht schwerfällig erscheinen."

Eine Stunde später, nach einem kleinen Fünfuhrthee, befinden sich die beiden jungen Männer auf der Heimfahrt und Edith sitzt in der Sophaecke bei ihrer Schwester und bespricht mit ihr den neuen Bekannten.

„Magst Du ihn leiden, Ruth? Erscheint er Dir so nett wie seine Bücher? Du bist eine so große Menschenkennerin, daß ich gerne wissen möchte, ob er Dir gefällt!"

Ruth schweigt eine Weile nachdenklich, ehe sie antwortet.

„Er hat ein sympathisches Gesicht, Liebe. Und ich meine, er ist besser als seine Bücher. Denn die haben mich nie harmonisch berührt, so glänzend sie auch geschrieben sind. Ja, Edith, ich finde ihn sehr nett. Aber ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß Du ihn überschätzest!"

„Was! Du überspanntes, herziges Schwesterchen!" ruft Edith, bis in die Stirne hinauf erröthend. „Ich habe ihn doch erst zweimal im Leben gesehen und werde ihn vielleicht nie wiedersehen. Er ist ja bloß gekommen, um die Priorei zu sehen und nicht meinetwegen. Und er verläßt Llandrysak sicher schon in den nächsten Tagen — und für immer."

„Ich hoffe, daß es so kommen möge, liebe Edith," sagt Ruth. Dann, nach einer Pause, setzt sie voll Ernst hinzu: „Mein Leben, meine herzige Edith. Du weißt — unsere Trennung, wann immer sie komme, und kommen muß sie! — wird mir das Herz brechen. Aber Gott ist mein Zeuge, ich möchte diesen bittern Augenblick nicht hinausschieben, nicht um eine Welt, sobald ich sehe, daß Du unglücklich wirst. Wenn der Gatte Deines Herzens Dich verdient, o Liebe, dann soll ihm mein wärmster Segen folgen, wenn er Dich von mir nimmt."

„Aber Ruth, garstige Ruth, wer spricht denn von Trennung, oder Heirath, oder solchem Zeugs? Hältst Du mich denn für ein solches Weltwunder, daß kein Mann mich sehen könne, ohne mich vom Fleck weg heirathen zu wollen?"

„Wenn er Dich mit meinen Augen ansieht, Liebe, dann würde es wohl Jedem schwer werden, an Dir vorüberzugehen!"

III.

Richard Dewrance ist eine gute Seele; froh, wenn er Anderen eine Freude machen kann, mögen nun die Objekte dieses Freudespendens laut schwärmende Schülerhaufen oder eine Schaar von frommblickenden Mädchen sein, die in ihm eine zweite Ausgabe des Apostels Paulus verehren.

Drei Tage nach dem Besuche der Lochwithian-Priorei ist Mr. Dewrance damit beschäftigt, ein Piknik zu arrangiren; kein steifes oder kostspieliges, etwa mit Champagner und Hühnerpasteten, mit einer Musikbande und blaubejackten Postillons oder mit einem Frachtwagen voll Eßwaaren; nein, eine bloße Theepartie nach Shaky Bridge. Denn Mr. Dewrance in seiner Eigenschaft als Schooßkatze ist ein gewaltiger Theetrinker. Das „Cambria-Hotel" ist der Versammlungsort der Geistlichkeit, und der gemeinsame Salon des „Oberhauses" daselbst ist ein Kirchenkongreß im Kleinen; zum Glück sind alle die schwarzberockten Herren, die sich da über kirchliche Angelegenheiten ereifern, mit freundlichen oder hübschen — wahrhaftig größtentheils hübschen — Töchtern versehen. Denn wenn auch das walliser Blut im Allgemeinen nicht zur Zartheit neigt, so blüht doch zwischen diesen Hügeln das edlere Blut frisch und schön empor.

Diese ganze junge Damenwelt ist stets dabei, wo es sich um Pikniks, Spazierfahrten, Landpartieen handelt.

„Wir müssen uns die Shaky Bridge ansehen!" sagt Mr. Dewrance beim Frühstück, wo er vor einem Salat eigener Komposition und zwischen zwei hübschen Mädchen sitzt, die ihm mit Augen und Ohren zuhören. „Deliziöser Spaziergang die Hügel hinan, viel interessanter als die Fahrt auf der Straße. Ich setze voraus, meine jungen Damen, daß sie wohl zwei bis drei Stunden hin und zurück bewältigen können!"

Ob sie das könnten? Ihre Antwort bestand in einem Lachen.

„Nun gut, dann schlage ich einen Thee im Freien vor. Wir senden den Proviant voraus und kochen uns das Wasser selber."

„Das wird sich ganz gut machen und kann prächtig werden, besonders wenn der Wind konträr ist, das Holz feucht und der Kessel sich grundsätzlich gegen das Heißwerden erklärt," sagt Westray, der seine eigene Schaar von Bewunderern hat, auf der andern Seite der Tafel. Es ist nämlich zu seinem großen Verdruß irgendwie kund geworden, daß er derselbe Mr. Westray ist, welcher Novellen schreibt.

„Ein Thee im Freien — herrlich!" rufen die jungen Damen.

„Es bleibt also dabei. Sagen wir übermorgen. Das Wetter hält jetzt an."

„Der Barometer steigt," bemerkt ein praktischer Pfarrer.

„Sie sollten auch Miß Morcombe einladen!" meint Hermann.

„Die sanfte junge Dame, die bei dem Musikfest den ersten Preis überreicht hat? O, bitte, laden Sie sie ein, Mr. Dewrance. Sie sieht so lieb aus," ruft Miß Milner, die Tochter eines jovialen, stattlichen wallisischen Geistlichen.

„Ja, lieb sieht sie aus," nickt Hermann, „und Shaky Bridge ist halben Weges zwischen hier und Lochwithian. Der Squire und seine Tochter könnten uns da treffen."

„Meinen Sie, der Squire würde sein Siebenuhrdiner aufgeben für unsere ländliche Theepartie?" sagt Dewrance. „Nein. Ich habe einen bessern Plan, um Miß Morcombe zu locken. Ich lade Petherick mit seinen zwei niedlichen Nichten ein, die ihm den Haushalt führen, und bitte Miß Morcombe, sich ihnen anzuschließen. Sie hat Petherick zu gern, um ihm etwas abzuschlagen."

„O schlauer Ulysses!" ruft Hermann mit größerer Bewunderung, als der Fall erheischt.

Er wird sie wiedersehen! Sie, mit ihrem hellen Antlitz, das nicht stolz, bloß sanft ist. Aber er kann sich wohl vorstellen, daß dieses Gesicht hart werden könne im Stolz, und starr wie Stein, wenn die edle Seele beleidigt, ihr kräftiger Sinn für das Rechte verletzt oder ihre volle Verachtung gegen die Niedrigkeit erweckt würde. Er hat so wenig von ihr gesehen, und doch steht ihr Charakter so klar vor seinen Augen, in seinem Herzen, als habe er sie all' sein Lebtag gekannt. Oder war es bloße Muthmaßung?

Dewrance bringt Alles in Ordnung für das Piknik; er ist in diesem Punkt erfahren wie ein Weltumsegler. Er zaubert aus Shrewsbury das beste Obst und das beste Theebrod herbei; er schafft Sahne und Butter aus einer Meierei und eine Sendung der schmackhaftesten Bäckereien und Kuchen von einem Feinbäcker aus Regentstreet.

Und der Tag kommt — wolkenlos, windstill.

Hermann bewegt sich den ganzen Morgen über ruhelos aus und ein, hinunter und hinauf; sein erregter Geist treibt ihn bald in die schattigen Fichtengruppen, bald auf den Ballspielplatz, bald in das leere Billardzimmer, wo er zwei, drei zwecklose Karambolstöße mit unnöthigem Eifer ausführt. Dann steigt er wieder den grünen Abhang hinter dem „Cambria" hinab in die buschreiche Niederung, wo ein See von tiefblau schimmerndem Wasser glänzt, und wirft mit Kieselsteinen Kreise in die Oberfläche desselben. Augenscheinlich bewegt er eine neue Novelle in seinem Herzen, entwirft den Plan, gruppirt die Figuren; oder er sinnt auf jene Komödie für Mrs. Brandreth's Theater, die er neulich so eifrig begonnen hatte, die aber während seiner Erholungsreise jetzt so ziemlich unberührt geblieben ist.

„Wie sehr hätte meine Mutter dieses Mädchen bewundert,"



Von der Polaris-Nordpol-Expedition. **Transport der Schaluppe.** (S. 144.)

sagt er sich, nicht auf die kunstvoll geschlungenen Komödien der Bühne, sondern an das wirkliche Leben, an Edith Morcombe denkend. „Sie ist eines von den Mädchen, wie sie von guten Frauen bewundert werden müssen und von ziellosen Männern angestaunt und — gemieden. Schriftsteller haben kein Glück mit Frauen, die höher stehen als sie. Rousseau und Goethe thaten sehr weise daran, ihre Auserwählten auf die Küche zu beschränken."

Und wieder wirft er einen Stein über die Wasserfläche und schlendert dann in die Vorhalle des „Cambria" zurück, wo Dewrance, nachdem jetzt sein Piknik arrangirt und sein Geist beruhigt ist, auf seiner Lieblingsbank lagert, behaglich eine Cigarre rauchend.

„Was fehlt Dir, banger Wandersmann?" fragt dieser matt. „Dein Ausseh'n kündet Zwiespalt an ..."

„'s ist aber auch heiß zum Ersticken," entgegnet Hermann launisch. „Wenn Sie schon Alles für's Piknik herschafften, hätten Sie auch an den Wettermacher um eine Sendung kühler Lüftchen telegraphiren sollen. Sie schicken uns über schattenlose Hügel in eine Gluthitze hinaus und nennen das ein Vergnügen! Ist von Miß Morcombe oder Mr. Petherick Nachricht da?"

„Nein. Ist auch nicht nöthig. Sie werden sicher da sein. Und wenn nicht, nun, dann desto besser für Sie! Ein ernstes Frauenzimmer ist Ihnen ja doch nur langweilig und lästig. Die Misses Pynsent aus Swansea sind in Ihrem Genre — leben in den Tag hinein und wiegen schwer in Gold. Prachtexemplare!"

„Hol' der Henker Ihre Prachtexemplare!" ruft Hermann zornig. „Ich denke, wenn Leute eingeladen werden, sollten sie wenigstens antworten. So ist's wenigstens in den civilisirten Ländern Europas Sitte. In Wales freilich —"

„O, wir Walliser beantworten Briefe," entgegnet Dewrance. „In diesem speziellen Fall trägt jedenfalls bloß die Posteinrichtung Schuld. Miß Morcombe hat geantwortet und ihr Brief ist nach Shrewsbury gegangen, oder nach London, oder nach Milford Haven, oder nach Holyhead, um über einen dieser Umwege nach Llandrysak zu gelangen. Und wenn die Züge günstig laufen, so werde ich denselben übermorgen erhalten."

Hermann seufzt ungeduldig, zündet sich eine Cigarre an und dreht sich auf dem Absatz um. Er geht in das Haus. Es gibt da Pianogeklimper links und fröhliches Mädchengelächter rechts, aber Hermann tritt weder rechts, noch links ein, sondern geht geraden Wegs in sein luftiges Zimmer hinauf, von wo aus man den See, die Kirche und die grünwogenden Waldränder überblickt. Auf dem Fenstertisch ist seine Schreibmappe auseinander gebreitet; eine wahrhaft luxuriös ausgestattete Schreibmappe, die selbst den faulsten Schreiber fömlich anlockt. Mr. Westray setzt sich an den Tisch, spielt mit einem Papiermesser, dreht einen Bleistift auf und zu, sieht auf die Uhr und zieht endlich aus einer der Taschen der Mappe eine Photographie in Sammetrahmen hervor.

Natürlich die Photographie einer Dame, wie schon sein halb zärtlicher, halb sinnender Blick verräth. Dieselbe ist fein gemalt gleich einer Elfenbeinminiatüre. Sie stellt eine junge Dame vor mit eigenthümlichem, feingeschnittenem Gesicht, dunkelbraunen Augen und hellbraunen, aufgelösten, überreichen, bis an die Kniee herabwallenden Haaren. Sie ist in ein halbklassisches, faltenreiches Gewand gekleidet, welches ihren schönen Arm frei läßt bis an die Schulter; ihre wundervolle, schmale Hand ist künstlerisch placirt.

Hermann legt die Photographie mit einem leichten Seufzer wieder an ihre Stelle

„Ich muß ihr doch etwas Gediegenes liefern," sagt er zu sich selber und blättert in einigen losen Briefpapierbogen, welche dicht beschrieben sind; hie und da streicht er ein Wort oder eine Linie aus, oder setzt am Rand ein Wort oder eine Linie zu.

„Sir Bergamot Papillion tritt ein ... Nein! die komische Muse läßt mich heut im Stich; die lächelnde Thalia wendet ihr Gesicht von mir ab. Uebrigens bin ich noch uneins mit mir selber, ob ich die Komödie neumodisch verwickelt oder klassisch klar halten soll ... Ich meine, Myra würde letzteres besser passen. Wenn mir nur eine Idee käme!"

Hermann schaut träumerisch aus dem Fenster vor sich hin. In der Regel pflegt er sich das Lustspieldichten nicht allzu schwer zu machen. Er lenkt seinen Pegasus auf einen bequemen, freien Weg, auf dem er dann lustig dahinspringt, er ruft nicht erst den Beistand der Musen an, sondern taucht die Feder in das Tintenfaß und schreibt witzig, weise oder albern, wie sich's eben trifft. Es ist noch nicht gar zu lange her, daß er für Brod schrieb. An diese Zeit denkt er, wie er in den schlummerstillen, waldwogenden, glänzenden Sommertag hinausträumt; er läßt sein bisheriges Leben an seinem Geist vorüberziehen. Wie er vor zehn Jahren, von der Universität zurückkommend, den guten alten Pfarrer, seinen Vater, auf dem Sterbebett gefunden hat und wie, nachdem die Leichenkosten und einige Gläubiger bezahlt waren, fast nichts an Geld zurückblieb für die Wittwe und die beiden Töchter und für den Knaben bloß die Arbeit mit Kopf oder Hand. Die kleine Familie hatte gespart und gedarbt, um den Jungen auf der Universität erziehen zu lassen. Hermann hatte das gewußt und demnach gelernt und gearbeitet, er hatte Preise errungen und ein Stipendium erhalten. Es war dieß die letzte Freude seines kranken Vaters gewesen, welcher auf dem Todtenbette zu Frau und Kindern gesagt hatte: „Ihr habt nun Niemand auf der Welt als Hermann, ihr Lieben. Mit Gottes Hülfe wird er für euch Sorge tragen."

Und Hermann hatte diese Mission angenommen. Er war damals ein ernst denkender, rechtlich strebender junger Mann, der bloß seinen Pflichten lebte und alle seine Kräfte auf das einzige Ziel richtete, den Seinigen Beihülfe zu leisten für ihr bescheidenes Leben, das sie still, geehrt, bei ihrer Armuth selbst noch wohlthätig, in einem kleinen Häuschen eines ruhigen Badeortes in Devonshire verlebten. Dort hatte auch Herrmann, so lange seine Mutter lebte, die kurzen Feiertage eines jeden Jahres zugebracht.

Als sein Stipendium zu Ende ging, kam er nach London, wo ihm ein alter Freund seiner Familie bei der Redaktion eines großen Tageblattes eine Stelle verschaffte. Er hatte in Oxford für sich selber stenographiren gelernt und kam daher zunächst als Berichterstatter auf die Journalistengalerie. Nach und nach fand man seinen Styl fein und fließend, und so brachte er es vom Berichterstatter zum Verfasser der Leitartikel. Diese Stellung nahm er fünf Jahre hindurch ein: in politischen Sachen Opposition machend, die vornehmen Laster geißelnd, Szenen aus dem Alltagsleben malend, oder ein neues, Aufsehen machendes Werk bis auf den Grund kritisirend. Er war ein unbezahlbarer Mann für ein Tagesblatt: belesen, furchtlos bis zur Kühnheit, vielseitig. Die Zeit kam aber, wo Hermann Westray's Ehrgeiz über seine Stellung hinter den Redaktionscoulissen emporwuchs und wo seine Phantasie ein weiteres Feld verlangte. Er verwendete seine kargen Mußestunden — anstatt sich durch Schlaf zu stärken — darauf, eine soziale Novelle zu schreiben. Das Buch erschien, seine journalistischen Kollegen trommelten und ließen die Trompeten klingen, laut und schrill, und Hermann Westray war berühmt. Das Buch enthielt gerade genug Schliff, Originalität und Excentrizität, um die Männer zu amüsiren, und gerade genug Leidenschaft, um die Weiber zu interessiren; es wurde daher ebenso populär im Klub wie im Boudoir. Auf die Novelle folgte eine Komödie, auf die Komödie wieder eine Novelle. Seitdem hatte er manches Buch und manches Stück geschrieben, sogar einen Band Gedichte, die von den Einen als Heine's würdig gepriesen, von Anderen wieder als trivial, unsittlich und gotteslästerlich zugleich verworfen wurden.

Er hatte bei alledem auch Geld gemacht und sein bescheidenes Zimmer in Essex-Street gegen eine Wohnung in Piccadilly vertauscht, welche nicht allzu groß, wohl aber sehr kostbar war. Er hatte einen guten Theil der besten Gesellschaft und keinen kleinen Theil der allerschlechtesten kennen gelernt. Mit einem Wort, er lebte sein Leben hin ohne viel Nachdenken für die Zukunft und mit ein bischen Vergeßlichkeit für die Vergangenheit. Und jetzt war er nach Llandrysak gekommen, um Geist und Körper auszuruhen und zu stärken in einer idyllischen Stille, fern von Wünschen oder Hoffnungen; doch seine Seele ist auch hier fieberhaft, sein Körper ruhelos geblieben.

„Arme Myra!" seufzt er endlich. „Es ist umsonst, wenn ich heute zu arbeiten versuche. Ich muß das Stück liegen lassen, bis ich mich mehr im Zuge fühle, so gern ich's auch mit mir nach der Stadt zurückgenommen hätte. Ich weiß ja, wie ängstlich Myra auf das Eröffnungsstück wartet; denn dieses Unternehmen des „Frivolität-Theaters" ist eine gar wichtige Sache für das nervöse kleine Ding — oder wäre es wenigstens, wenn sie nicht andere Hülfsquellen besäße. Uebrigens bin ich hieher gekommen, um mich auszuruhen, und ich sehe nicht ein, warum ich mir wegen Myra's Posse ein Fieber an den Hals arbeiten sollte."

So schiebt er die Schreibrequisiten zurück, verläßt das Zimmer und steigt in der Erwartung, daß die Frühstücksglocke ertöne, in den Fichtenhain hinab, wo die Wassertrinker hie und da auf den Gartenbänken sitzen, ohne etwas zu thun oder zu schauen und anscheinend auch ohne etwas zu denken.

Nicht so Hermann. Er zündet sich eine Cigarre an und fängt an über sein jetziges Dasein nachzusinnen; er ist Niemanden Rechenschaft schuldig, er ist sein eigener Herr, Sorgen und häusliche Kümmernisse hat er nicht; Alles das ist sehr angenehm. Aber wenn er heute stürbe — es wäre auch Niemand da, der an seinem Grabe eine Thräne vergießen würde — außer den beiden braven Schwestern in Devonshire unten, an die er alle sechs, sieben Wochen einmal mit brüderlicher Zärtlichkeit denkt. Er ist frei, aber — allein. Vielleicht — vielleicht würde eine Person doch eine ganz kleine Weile hindurch um ihn betrübt sein? Aber Hermann erschrickt, wie er an diese Person und an die Fragwürdigkeit dieses „Vielleicht" denkt.

Alle Leute rathen ihm, daß er heirathen solle; es werde besser für ihn, besser für seine Laufbahn sein; sein Leben würde an Zweck gewinnen. Jetzt sei das Dasein zu leicht für ihn und er sei in Gefahr, selbstsüchtig und cynisch zu werden oder zu jenen alten Junggesellen herabzusinken, welche glauben, ihr Klub gehe schon zu Grunde, wenn ihr Lieblingstisch besetzt oder ihre Cotelette zu braun ist.

Das Frühstück ist vorbei und die Landpartie, mit Mr. Dewrance als Anführer, setzt sich in Bewegung. Dewrance kennt ja jeden Busch der Umgegend. Die Gesellschaft wurde streng ausgewählt, die Damen sind in erschreckender Majorität; aber Dewrance allein gilt so viel als sechs Junggesellen und Westray als beliebter Schriftsteller zählt für zwei. Mr. Milner, der ewige Aushülfspriester in einem unaussprechbaren Kirchspiele des Nordens, hat eine Schaar andächtiger Zuhörerinnen für seine wirklich werthvolle Unterhaltung. Der Weg, den sie gehen, ist reizend: bald über blumige Wiesen, bald durch schattige Engpässe, bald durch dichte Waldausläufer; zuletzt kommen sie zu einer Anhöhe, die sie zu besteigen beginnen. „Niemand schaue nach rückwärts, ehe wir den Gipfel erreicht haben!" — ruft Dewrance. Natürlich wendet Jeder sogleich den Kopf und ein allgemeiner Ausruf des Entzückens wird laut.

Hinter ihnen, um sie herum, überall in der sonnigen Ferne steigen die Hügel auf, grün und braun, dunkel bewaldet, glänzend bemoost, düster und kahl, stolz und trotzig, freundlich hell mit Riedgras überdeckt, überschwemmt von Sonnenlicht, wie hineingemalt in den tiefblauen Himmel.

„Wie wundervoll!"

„Dekorationsmaler heraus!" ... ruft Westray applaudirend.

„Hätten sie Alle doch gewartet, bis wir ganz oben sind!" sagt Dewrance ärgerlich.

Je höher sie kommen, desto mehr weitet sich ihnen die Gegend, desto tiefer sehen sie in die Thäler mit ihren silbernen Flüßchen, mit den weißen Meierhöfen. Die Luft weht frisch hier oben und erinnert an Seeluft. Die Höhe, auf der sie sind, heißt Cymbrie's-Bank. Sie überschreiten diese Höhe, dann noch eine zweite, und nun erblicken sie einen scharfen Gipfel, auf dem eine alte Mauer oder vielmehr ein Erdwall sichtbar ist — eine ehemalige Römerfestung, wie die wallisische Tradition und Mr. Dewrance behaupten. Dann geht der Weg über eine holprig geschotterte Straße — ein wahrer Marterweg für die jungen Damen mit den hohen Absätzen auf ihren Schuhen, — dann über einen Bach, dann durch ein kleines Dickicht und jetzt sind sie auf der Shakybrücke. Diese Brücke an und für sich ist eben kein Wunder an Großartigkeit oder an Baukunst. Es ist eben eine einfache Kettenbrücke an rostigen Eisenklammern, die bei jedem Schritte der Wanderer knarren und rasseln. Aber die Gegend selbst, in welcher sie sich befindet; der Fluß mit den Wiesenufern, den überschattenden Bäumen; die einfache Dorfkirche im weiten Plan, mit ihrem hölzernen Thurm und ihrem epheuüberwucherten und rosenüberkletterten Walle, ist von entzückender Anmuth und Lieblichkeit. Das enge Thal ist begrenzt von Hügeln, die höher werden in der Ferne, über dem vordern festungsgekrönten trotzigen Gipfel drüben.

„Nun, Westray, ist dieser Punkt einen Weg von drei Meilen werth?" fragt Dewrance.

Hermann ist auf dem Herwege sehr schweigsam gewesen und meist weit hinten nachgeschlendert.

„Ja," sagt er gleichgültig. „Die Szenerie ist hübsch genug — beinahe Porzellanmalerei."

Er ist ärgerlich auf Miß Morcombe, daß sie nicht da ist, und ärgerlich auf sich selber, weil die ganze Partie ohne sie eigentlich mißglückt ist. Keine Spur ist zu sehen von ihr oder den Pethericks. Der junge Mensch, welcher schon vorher den Karren mit den Eßwaaren hieher gebracht hat, ist das einzige menschliche Wesen in dieser Landschaft vor ihnen.

Die jungen Damen und die jüngeren Herren zerstreuen sich rundum, um eine Unmasse Holz für's Theefeuer herbeizuschleppen. Dewrance und Mr. Milner gehen auf die Kirche zu und laden Hermann ein, sich ihnen anzuschließen. Dieser folgt ihnen verdrießlich, an den ersten Aktschluß seiner Komödie für Mrs. Brandreth denkend.

Das Thor des Kirchleins ist offen und unter dem Portal, im Gespräch mit einem alten, zahnlosen Weiblein, sitzt der Vikar David Petherick, der Dachshund Topsy liegt zusammengerollt zu seinen Füßen. Hermann lebt wieder auf und vergißt die Aktschlüsse und Theater und Mrs. Brandreth.

Er schüttelt Seiner Ehrwürden die Hand, er streichelt Topsy, er guckt in die schattige kleine Kirche. Ja, sie ist da, allein, nachdenklich auf einen der Leichensteine niederschauend.

„Meine Nichten sind weit über den Hügeln, aber Edith ist hier drinnen," sagte Mr. Petherick.

Hermann läßt die drei Geistlichen unter dem Portal und tritt ein. Er steht an ihrer Seite, ehe sie noch sein Kommen bemerkt hat. Jetzt erblickt sie ihn und erröthet.

(Fortsetzung folgt.)

Albumblatt.

Der Tag des Herrn.

Wenn beim Schall der Morgenglocken
Sonntags durch die Flur ich schreite,
Liegt, wie festlich umgewandelt,
Vor mir da die Welt, die weite

Heller leuchtet mir die Sonne,
Reiner glänzt des Himmels Bläue,
Grüner prangen rings die Wälder —
Alles ist voll hoher Weihe!

Und mein Herz, das drum ich fragte,
Hat mir Antwort auch gegeben,
Warum auf den Sonntagsfluren
So die hellsten Lichter schweben.

„Weißt du nicht," hat es gesprochen,
„Daß der Herr ist auferstanden
Einst an einem Sonntagsmorgen
Von des Todes schweren Banden?

„Und nun ist an diesem Tage,
Wie am Halm der Thau, der stille,
Etwas hangen blieben von der
Auferstehung Lebensfülle!

„Weißt du nicht," so sprach es weiter,
„Daß in eines Sonntags Frühe
Auch der Geist ward ausgegossen,
Daß er alles Fleisch durchglühe?

„Und nun liegt auf jedem Sonntag,
Wie ein heller Silberschleier,
Ausgebreitet noch das Glänzen
Von des heil'gen Geistes Feuer!"

Ja, du Tag voll heil'gen Glanzes,
Wie im Edelstein die Sonne,
Spiegelt sich in dir ein Schimmer
Von der Ewigkeiten Wonne!

(Aus: „Dichtungen" von Gustav Pasig. Leipzig, Julius Naumann.)

Die Nonna.

Humoristische Erzählung

von

Rudolph Baumbach.

(Schluß.)

So verfiel denn Herr Blechschmied auf ein Auskunftsmittel, welches dem grundehrlichen Mann freilich keine geringen Skrupel verursachte. Er hielt sich auf einem vor der Stadt gelegenen Grundstück eine Anzahl der kostspieligen Thiere und fabrizirte seine Salami aus dem Fleisch inländischen Borstenviehes. Kein Mensch außer den Eingeweihten ahnte den wahren Sachverhalt, die Blechschmied'schen Fabrikate fanden guten Absatz und der Glanz der Metzgerei „zur Stadt Cincinnati" erblich vor den Strahlen des „goldenen Hackmessers". Herr Blechschmied stand groß da,

„Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen."

Der Gedanke, daß er im Grunde doch keine veritable Salami zu produziren vermöge, ließ ihm keine Ruhe.

*

Der Frühling war in's Land gekommen. Durch die offenstehenden Fenster des „goldenen Hackmessers" strich linde Luft und die Stäubchen tanzten lustig in den Sonnenstrahlen.

Fräulein Emma, angethan mit einer weißen Latzschürze, lief geschäftig hin und her. Sie schleppte ihre Topfgewächse, welche den Winter glücklich überstanden hatten, nach den Fenstern, die in den Hof gingen, denn dort hatten sie die Morgensonne. Indem sie hier und da ein vergilbtes Blatt entfernte und die schwanken Zweige festband, sang sie mit halblauter Stimme das Lied, welches das junge Volk ihrer Vaterstadt am liebsten singt:

„Ach, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann —"

Und:

„Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir,"

antwortete von unten eine Stimme, hell wie die einer Amsel, und in einem offenen Fenster des Hinterhauses ward die schlanke Gestalt des Signor Carlo sichtbar.

Das war ein Grüßen und ein Winken von unten und oben!

Und Beider Augen leuchteten von innerer Glückseligkeit.

Da berührte plötzlich eine Hand die rundliche Schulter des Mädchens und als sich Emma erschrocken umwandte, stand hinter ihr, der Velleda zu vergleichen, die drohende Gestalt der Tante Thusnelda.

„Es ist gekommen, wie ich es voraussah," sprach sie mit Grabesstimme und verschränkte die Arme über der Brust. „Unglückliche, Du liebst den Wälschen?"

„Ja, Tantchen," antwortete Emma, zwar etwas bleich, aber ruhig — „und Carlo liebt mich auch."

Thusnelda sank auf einen Sessel.

„Unglückseliger Gedanke meines Bruders," stöhnte sie — „Salamiwurst, du bist theuer bezahlt! — Komm' mit," fuhr sie auf, „komm' auf der Stelle mit zu Deinem Vater! Er soll wissen, was hier vorgeht."

„Tante, Du wirst doch nicht?"

„Ja, ich werde," rief Thusnelda mit starker Stimme. „Glaubst Du etwa, daß ich wie eine Komödiantante dieses schmähliche Verhältniß vertuschen, begünstigen werde? Dein Vater soll retten, was noch zu retten ist."

Und sie zog ihre Nichte mit sich fort.

Herr Leberecht Blechschmied saß in seiner Schreibstube. Er hatte soeben ein kräftiges Frühstück, gewürzt durch einen kleinen Doppelkümmel, eingenommen und streckte sich nun behaglich in einem ehrwürdigen, ledergepolsterten Sessel, als seine Schwester ihm die Verbrecherin vorführte.

Thusnelda's Bericht war kurz und bündig. Herr Blechschmied blickte seiner Tochter prüfend in die Augen, dann nahm er sie bei der Hand und sagte in ruhigem Ton:

„Thusnelda, laß mich mit ihr ein paar Minuten allein."

Tante Thusnelda ging. Auf der Schwelle drehte sie sich aber noch einmal um und ihre Stimme klang plötzlich weich, als sie sagte:

„Leberecht, verfahre mild mit ihr; bedenke, daß sie Dein Kind ist!"

Der Meister brummte etwas und Thusnelda entfernte sich. Sie hätte gern ein wenig an der Thür gelauscht, aber da fortwährend Menschen in der Hausflur ab und zu gingen, schien ihr solches nicht thunlich. Sie nahm daher an einem Fenster Platz und beobachtete die Thür der Schreibstube.

Es dauerte nicht lange, so ging diese auf und Thusnelda sah, wie ihr Bruder heraustrat und seinen Weg nach dem Gelaß nahm, wo sich Signor Carlo aufhielt.

„Aha," dachte sie, „jetzt geht es über den Wälschen her."

Es verging eine ganze Viertelstunde, welche der Wartenden entsetzlich lang vorkam.

„Wer weiß, was der Bruder in seiner Aufregung thut? — Am Ende verstößt er die Unglückliche und gibt sie dem Elend preis." — Thusnelda wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Sie sah im Geist bereits ihre Nichte mit dem Bettelstab aus dem Schwabenthor ziehen. — Nein, das darf er nicht, dagegen will sie Einsprache erheben.

Endlich kam Herr Blechschmied in Begleitung des Italieners zurück. Beide gingen in die Schreibstube.

„Jetzt findet die Konfrontation statt," sagte sich Thusnelda.

Die Konfrontation dauerte nicht lange. Nach wenigen Minuten trat, gefolgt von den beiden Missethätern, Herr Blechschmied aus der Schreibstube. Die drei Personen wandten sich nach dem Wohnhause und kurze Zeit darauf hörte Thusnelda Schritte vor der Thür ihres Zimmers.

„Was soll das geben?" fragte sich die Denunziantin, — „soll ich vielleicht Zeugniß ablegen?"

Herr Leberecht Blechschmied trat bei seiner Schwester ein. Er sah ernst und würdevoll aus.

„Thusnelda," sagte er mit sanfter Stimme, — „Du hast mir einen wichtigen Dienst geleistet, indem Du mich aufmerksam machtest auf die Dinge, die in meinem Haus vorgehen. Ich habe die Sache in Ordnung gebracht und ich hoffe, Du wirst mit meiner Entscheidung einverstanden sein."

„Du wirst Deine Tochter doch nicht verstoßen wollen?" fragte Thusnelda ängstlich.

„Nein," erwiederte Herr Blechschmied, „das werde ich bleiben lassen."

„Oder willst Du den Wälschen dem Arm der strafenden Gerechtigkeit übergeben?"

„Auch das nicht, liebe Schwester; ich habe einen andern Ausweg gefunden."

„Nun, so laß hören, was Du beabsichtigst, Du bist der Herr im Hause und als Vater der bethörten Tochter mußt Du wissen, was Du zu thun hast."

„Es freut mich, Dich so vernünftig reden zu hören," entgegnete Herr Blechschmied und öffnete die Thür. „Kommt herein, Kinder," rief er, und Carlo trat mit der freudestrahlenden Emma in das Zimmer.

„Hier, liebe Schwester," sagte Herr Blechschmied mit feierlicher Stimme; „hier stelle ich Dir Herrn Signor Carlo Vicenzi als Bräutigam meiner Tochter Emma vor."

Tante Thusnelda stand wie versteinert.

„Aber um's Himmels willen, Leberecht," stieß sie hervor, da flog ihr Emma an den Hals und erstickte ihre Worte durch Küsse.

Der kluge Meister aber zog seinen zukünftigen Schwiegersohn schnell aus der Stube und sprach draußen zu ihm:

„Laß nur das Mädel machen. Sie wird am besten mit meiner Schwester fertig. Und, mein lieber Junge, mach' Dir nichts draus, wenn sie, meine Schwester nämlich, Dich anfangs ein bischen schief ansieht. Du weißt, sie hat ihre Schrullen. Später wird sie noch Deine beste Freundin, ich kenne sie. Daß Du mir der liebste Schwiegersohn bist, den ich mir denken kann, das habe ich Dir schon vorhin gesagt, und an meinem Sohn, dem Doktor, der das Buch über die Trichinen geschrieben hat, bekommst Du einen Schwager, der sich gewaschen hat."

*

Die Verlobung wurde vorläufig nicht publizirt, denn sobald es in Hackelburg bekannt worden wäre, daß Fräulein Emma Blechschmied und der Italiener Brautleute seien, hätte Letzterer nach der guten alten Sitte nicht länger unter einem Dach mit seiner Verlobten wohnen dürfen. Nun aber beabsichtigte Herr Blechschmied mit Carlo eine Reise nach Verona anzutreten, um mit dem Vater Antonio Vicenzi, der seine Zustimmung zu der Verbindung bereits auf telegraphischem Wege gegeben hatte, verschiedene wichtige Angelegenheiten in's Reine zu bringen — und wegen der paar Tage, meinte Herr Blechschmied, verlohne es sich nicht der Mühe, daß Carlo ein anderes Quartier beziehe. Die Verlobung wurde also, wie gesagt, geheim gehalten.

Tante Thusnelda hielt sich wieder zurückgezogen. Gegen das Fait accompli konnte sie nichts mehr ausrichten und so ließ sie es denn bei einem energischen Protest, den ihr Bruder mit Gleichmuth zur Kenntniß nahm, bewenden. Für ihr Epos wurde das Ereigniß von Bedeutung, Thusnelda flocht nämlich in das Gedicht eine Episode, wie eine Nichte der Cheruskerfürstin zu dem römischen Centurio Titus in Liebe entbrennt und von diesem auf das Schmählichste betrogen wird. Thusnelda suchte sich, wie Goethe, die fatale Geschichte aus dem Sinn zu schreiben.

Die bräutliche Stimmung der blonden Emma unterlassen wir zu schildern. Fröhlich wie eine Heidelerche und geschäftig wie eine Biene flog sie umher; es gab viel zu thun, denn der Vater, der selten über die Grenzen seines engern Vaterlandes hinausgekommen war, rüstete sich zu der bevorstehenden Reise wie zu einer Expedition nach Centralafrika. Es gab Einkäufe aller Art zu machen, und da Tante Thusnelda prinzipiell keine Hand regte, so blieb die Sorge für Blechschmied's Reiseausstattung der Tochter allein überlassen. Auch ließ sich Emma noch in aller Eile photographiren, denn Carlo mußte doch dem Vater seine Braut wenigstens im Bild zeigen können — kurzum, sie hatte alle Hände voll zu thun.

Eben jetzt war der neue Reisekoffer, den Emma selbst ausgesucht hatte, in's Haus gebracht worden und Emma lief, um ihren Vater zu rufen, damit er das Stück begutachte.

Ihr Weg führte sie am Zimmer ihres Verlobten vorüber und da die Thür offen stand, so unterließ sie es nicht, einen Blick in das Innere zu werfen. Carlo war nicht anwesend. Auf dem Tisch lag ein Bogen Papier, offenbar ein angefangener Brief — und von verzeihlicher Neugier getrieben, schlich sich das Mädchen näher, um zu sehen, was und an wen Carlo schreibe. — —

Thusnelda stand vor ihrem Schreibtisch. Sie las mit lauter Stimme die Verse, die sie soeben zu Papier gebracht:

„Trauernd vernahm es Thusnelda, die Hehre,
Trat zu der thörichten Tochter des Bruders,
Warnte vergebens mit warnender Stimme:
Wonne verwandelt sich öfter in Weh'!"

und bei jedem Liedstab klopfte sie mit der Papierscheere auf die Tischplatte.

Da wurde die Thür stürmisch aufgerissen, Emma stürzte herein und warf sich schluchzend an den Busen der Dichterin.

„Ach, Tante!" rief sie verzweiflungsvoll aus — „ach, Tante, hätte ich auf Dich gehört! O, der Falsche, der Schändliche!"

„Ha!" rief Thusnelda und faßte die Papierscheere fester, „hat er die Maske endlich fallen lassen, der tückische Wälsche? — Er hat ein Attentat auf Deine Ehre versucht, er verfolgt Dich? — Sprich, mein Kind. — Du bist bei Thusnelda, Deiner Tante, und Thusnelda wird Dich zu schützen wissen."

Das Auge der Sprecherin flammte, ihre Gestalt wuchs um mehrere Zoll.

„Nein, Tante, das war's nicht. — O, ich kann's kaum sagen — der Verräther hat —"

„Was hat der Elende?"

„Eine zweite Geliebte!" stieß Emma hervor und weinte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen müssen.

„O, Du Unglückliche!" rief Thusnelda aus und strich dem zitternden Mädchen liebreich über die blonden Flechten. „Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Armes, armes Kind! — Aber woher um's Himmels willen kam Dir die entsetzliche Kunde?"

„Ich habe die sichersten Beweise," schluchzte Emma.

Tante Thusnelda ging, auf's Höchste erregt, im Zimmer auf und ab.

„Ha!" rief sie aus — „ich sehe sie mit dem geistigen Auge, die glutäugige Italienerin mit den schwarzen Locken, wie sie, die Mandoline im Arm, hingegossen auf eine Ottomane, unter der rebenumlaubten Veranda —"

„Hör' auf, Tantchen, hör' auf!" wimmerte Emma.

„Ich höre," fuhr Thusnelda fort, „ich höre ihr diabolisches Lachen, wenn der falsche Veronese ihr erzählt von dem blonden deutschen Mädchen, mit dem er sein Spiel getrieben — wenn er Vergleiche anstellt zwischen Dir und seiner Bianca oder Laura —"

„Nonna heißt sie," stöhnte die arme Emma.

„So, also auch den Namen hast Du erfahren? Gestehe, Kind, wie bist Du hinter die Schliche des Nichtswürdigen gekommen?"

Unter Thränen sagte Emma aus, sie sei aus Neugierde in das offenstehende leere Zimmer ihres Verlobten getreten und habe daselbst einen angefangenen Brief vorgefunden.

„Die Ueberschrift," berichtete sie weiter, „lautete ‚Cara Nonna' und ‚cara' heißt auf deutsch ‚theure', dann folgten ein paar Zeilen, die ich nicht verstand, in der zweiten Zeile aber stand das Wort ‚Amore', das heißt auf deutsch —"

„Liebe," ergänzte Thusnelda mit dumpfer Stimme. „Ja, es ist kein Zweifel mehr, der tückische Wälsche hat Dich schmählich hintergangen, aber Du sollst gerochen werden, so wahr ich Thusnelda Blechschmied heiße! Warte hier, mein armes Kind, ich werde für Dich handeln."

Sie entfernte sich und kam gleich darauf mit dem corpus delicti, dem Brief an die „Cara Nonna", zurück.

„In einem Fall wie der vorliegende, ist mein Handeln gerechtfertigt," erklärte sie ihrer Nichte, die halb gebrochen in der Sophaecke lag.

„Was willst Du thun?" fragte Emma.

„Das wirst Du gleich sehen," erwiederte Thusnelda.

Sie verließ abermals das Zimmer und kam nach einer Weile mit ihrem Bruder zurück. Es brauchte viel Zeit, bis Herr Blechschmied wußte, um was es sich handle; er war sehr bestürzt.

„Aber kann denn diese Person nicht am Ende eine Cousine sein oder etwas dergleichen?" fragte er.

„Nein, nein," schluchzte Emma, „er hat mir mehr als einmal erzählt, daß er weder Schwestern, noch Cousinen habe, es kann nur seine Geliebte sein. O, ich bin das unglückseligste Geschöpf auf Gottes Erdboden!"

„Das bist Du," bestätigte Tante Thusnelda — „leider nicht ohne Dein eigenes Verschulden. Doch Vorwürfe sind jetzt nicht am Platz. — Jetzt, Leberecht, ist es an Dir, den verrätherischen Wälschen zu entlarven und zur Rechenschaft zu ziehen."

Herr Blechschmied konnte das Ungeheuerliche noch nicht recht fassen. Sollte der Junge, den er so lieb gewonnen, fast so lieb wie seinen Sohn, der das Buch über die Trichinen geschrieben hatte, — sollte Carlo wirklich so bodenlos schlecht sein? Nein, das traut er dem Jungen nicht zu, — aber Aufklärung muß er haben, Carlo soll sich gegen die Anklage vertheidigen und wenn er dieß nicht kann, dann — dann weiß Herr Blechschmied nicht, was er dem Kerl anthut. Er ballte die Fäuste und rollte die Augen.

„Carlo soll augenblicklich hieher kommen!" befahl er und Thusnelda ging, um den Verbrecher holen zu lassen.

Der junge Mann kam und machte ein sehr verdutztes Gesicht, als er die strenge Miene des Geschwisterpaares und seine Braut in Thränen sah.

„Was ist denn geschehen?" fragte er besorgt. „Meiner Emma ist doch nichts zugestoßen?"

„Hm," räusperte sich Herr Blechschmied, „zugestoßen ist ihr allerdings etwas." Er machte einen Schritt gegen Carlo, so daß er dicht vor ihm stand. „Hat der Herr Signor ein gutes Gewissen, so sehe Er mir einmal in die Augen, ohne zu zwinkern!"

Der ob dieses Ansuchens hoch erstaunte Carlo that wie ihm geheißen.

„Das ist ein hart gesottener Sünder," dachte Thusnelda.

„Er hat eine Geliebte!" donnerte Herr Blechschmied.

Carlo wandte sein Gesicht nach Emma.

„Diese meine ich nicht," fuhr der Meister fort. „Er hat noch eine zweite, eine Italienerin, mit der Er fortwährend in Korrespondenz steht. — Nur nicht geleugnet! Wir wissen Alles!"

„Aber, verehrter Herr Blechschmied, wie kommen Sie auf diesen Gedanken?"

„Thusnelda," herrschte der Meister, „tritt vor und sage es ihm in's Gesicht!"

Thusnelda richtete sich in ihrer ganzen Größe auf; majestätischer konnte die Cheruskerfürstin nicht ausgesehen haben.

„Wollen Sie es in Abrede stellen," rief sie, „daß zwischen Ihnen und einer jungen Dame, einer Italienerin, ein Verhältniß besteht? Soll ich Ihnen den Beweis liefern?"

„Den möchte ich allerdings sehen," entgegnete Carlo.

„Wohlan, hier ist er!" sprach Thusnelda und reichte dem Missethäter den verhängnißvollen Brief hin. „Werden Sie auch jetzt noch leugnen?"

Carlo griff hastig nach dem dargereichten Blatt, warf einen Blick auf dasselbe und lachte laut auf.

„O Gott, er ist wahnsinnig geworden!" schrie Emma, „o der Bejammernswerthe!"

Die Geschwister standen erstarrt.

Noch immer lachend wandte sich Carlo, Herr Blechschmied aber stellte sich breitspurig vor den Ausgang.

„Hoho, Herr Signor," rief er mit zorniger Stimme, „aus dem Ausreißen wird nichts — dageblieben und Rede gestanden!"

Carlo schien auch gar nicht an Flucht zu denken; er schritt nach der Wand, wo sich ein Büchergestell befand, nahm einen Band heraus und fing an darin zu blättern. Mit sprachlosem Erstaunen sahen die drei Personen dem Gebahren des jungen Mannes zu und auch in Herrn Blechschmied stieg der Gedanke auf, der Italiener habe plötzlich den Verstand verloren. Jetzt schien Carlo gefunden zu haben, was er suchte. Er trat auf Thusnelda zu und reichte ihr ein aufgeschlagenes Buch; es war das italienische Dictionnaire.

„Bitte, mein Fräulein, lesen Sie dieß," sagte er und deutete mit dem Finger auf eine Stelle.

Verwundert empfing Tante Thusnelda das Buch und las:

„Nonna = Avola, f., Großmutter."

„Also an Deine Großmutter ist der Brief gerichtet, mein Junge?" schrie Herr Blechschmied.

„Ja, an meine liebe, alte Großmutter," bestätigte Carlo, „der ich mein Glück mittheilen wollte."

In seiner Freude packte der Meister den jungen Mann an den Schultern und schüttelte ihn wie einen Zwetschgenbaum.

„Ihr aber," wandte er sich zu Schwester und Tochter, „seid zwei Gä—"

Ein Hustenanfall des gefälligen Schwiegersohnes verhinderte die Damen, den ihnen verliehenen Ehrentitel zu vernehmen.

Thusnelda stand ein paar Augenblicke lang da wie ein Steinbild, dann warf sie das Wörterbuch auf den Tisch und rauschte mit einem wüthenden Blick auf die Zurückbleibenden aus dem Zimmer. Emma aber näherte sich mit gesenktem Kopf ihrem Verlobten und fragte leise:

„Carlo, mein geliebter Carlo, bist Du mir böse?"

„Nicht länger blieben sie stehen,
Das Eine vom Andern fern,
Was weiter nun geschehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wissen,
Dem thät' ich's plötzlich kund,
Dürft' ich sie umfah'n und küssen
Auf den rosenrothen Mund."

*

Der geneigte Leser erinnert sich noch an das über dem Thore des „goldenen Hackmessers" angebrachte Schild, auf welches wir ihn beim Beginn unserer Wurstgeschichte aufmerksam machten. Zu Verona an einem Hause der Via Montebello hängt das Schwesterschild, doch nimmt auf diesem der Name des Signor Carlo Vicenzi den ersten, der des Herrn Leberecht Blechschmied den zweiten Platz ein.

Die Fusion der beiden Geschäfte fand gleichzeitig mit der Hochzeit der jungen Paares statt und dem Brautvater fiel, als die neue Firmatafel aufgehißt wurde, ein centnerschwerer Stein vom Herzen; jetzt erst durfte er, ohne Gewissensbisse zu verspüren, sagen, daß aus seinem Geschäft echte und gerechte Salami hervorgehen.

Am Tage nach der Trauung folgte Emma ihrem Gatten nach Italien und wenn wir, von unserer Kunst als Erzähler Gebrauch machend, uns in diesem Augenblick in das Haus des Signor Carlo versetzen, so finden wir dort in einem kühlen Zimmer ein junges, rundliches Weibchen mit dicken, blonden Flechten, und eine alte Frau mit schneeweißen Haaren, welch' letztere einen kleinen dicken Buben liebkost. Das ist die Nonna, welche einst ohne ihr Verschulden der jungen Frau eine fürchterliche Stunde bereitete. Der Knabe heißt Hermann oder, wie er in der Familie genannt wird, Arminio. Tante Thusnelda hat diese Bedingung gestellt, als sie bei dem Erstgeborenen ihrer Nichte Pathenstelle vertrat.

Es ist nämlich eingetroffen, was Herr Blechschmied vorausgesagt hatte; seine Schwester hat mit Carlo Frieden geschlossen. Die musterhafte Aufführung des jungen Ehemannes und die zarte Aufmerksamkeit, die er seiner Gegnerin erwies, hatten wohl Antheil an dem Umschwung in ihrer Gesinnung, es kamen aber auch noch andere Motive hinzu.

Das Epos „Thusnelda" war endlich fertig geworden und, da kein Buchhändler Verständniß für diese Perle nationaler Dichtung zeigte, im Selbstverlag der Verfasserin erschienen. Die Kritik aber — doch schweigen wir von dieser unerquicklichen Angelegenheit — es sei nur so viel gesagt, daß Thusnelda mit der Bitterkeit eines verkannten Genies ihre Leier an den Nagel hing und ihre germanischen Studien plötzlich aufgab. Dem Vegetarianismus hatte sie schon zuvor entsagt, da ihre Taille trotz der magern Kost von Tag zu Tag an Umfang zunahm. Sie, Thusnelda nämlich, ist jetzt eine enthusiasmirte Verehrerin Schliemann's und hat kürzlich mehrere höchst beachtenswerthe Aufsätze über den Schatz des Priamus im hackelburger Tageblatt veröffentlicht. Auch eine Sammlung von Alterthümern aller Art hat sie angelegt, und als ihr eine Einladung des Signor Carlo die Aussicht eröffnete, auf dem klassischen Boden Italiens ihre archäologischen Kenntnisse zu erweitern, so sagte sie zu und beglückte das junge Paar mit ihrem Besuch. In Verona schwand der letzte Rest des Vorurtheils, welches sie gegen die Wälschen im Allgemeinen und Signor Carlo im Besondern gehegt hatte und sie blieb bei ihrer Nichte, bis diese eines Knaben genas.

Den Umstand, daß man ihrem Wunsche nachkam und dem Kleinen den Namen Hermann's des Cheruskerfürsten gab, betrachtete sie als einen glänzenden Sieg. Nach der Taufe (Thusnelda konnte das Kindergeschrei nicht gut vertragen) reiste sie mit zerbrochenen Krügen, Marmorbruchstücken und Münzen reich beladen wieder in ihre Heimat, nicht ohne ihrer Nichte das Versprechen abzunehmen, daß sie das zweite Kind, falls es ein Mädchen sei, Thusnelda nennen wolle.

Im „goldenen Hackmesser", welches nach der Abreise des jungen Paares einigermaßen verödet war, geht es jetzt wieder laut her, denn der junge Blechschmied, der das Buch über die Trichinen geschrieben hat, wohnt mit seiner Frau und zwei Kindern darin. Der älteste Junge ist präsumtiver Nachfolger seines Großvaters, dessen Kräfte noch so jugendlich frisch sind, daß er nicht daran zweifelt, so lange das Regiment im „Hackmesser" führen zu können, bis der Enkel sein Meisterstück gemacht hat.

Eine besondere Genugthuung gewährt es Herrn Blechschmied, obwohl er nicht schadenfroh ist, daß die Metzgerei „zur Stadt Cincinnati" eingegangen ist. Der Gründer derselben hat unglücklich an der Börse spekulirt und lebt jetzt von dem Ertrag einer Frühstücksstube, in welcher — o Ironie des Schicksals! — Wurst aus dem „Hackmesser" zu haben ist.

Wenn der geneigte Leser einmal nach Hackelburg kommen sollte, so möge er nicht versäumen, jenes Restaurant zu besuchen; er wird sich alsdann von der Vortrefflichkeit der Blechschmied'schen Fabrikate und der buchstäblichen Wahrheit unserer Wurstgeschichte überzeugen können, denn letztere lebt in aller Hackelburger Gedächtniß.

Eine Nordpolreise.

(Bilder S. 141 und 145.)

Wir bringen hier Situationsbilder aus einer der merkwürdigsten aller Nordpolexpeditionen, die im Jahr 1870 auf der Polaris unter Leitung des Kapitäns Hall von den Amerikanern unternommen wurde. Dieser Kapitän hatte schon zwei Nordpolfahrten glücklich geleitet, 1860 und 1864. Bei letzterer brachte er sichere Kunde von dem Untergang der Franklin'schen Expedition, deren Schicksal Jahrzehnte lang in undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Wir haben schon früher die entsetzlichen Gefahren und die unglaublichen Strapazen, Entbehrungen und die Kämpfe mit entfesselten Elementen, welche die Mannschaften solcher arktischen Expeditionen durchzumachen haben, geschildert. Sie sind während monatelanger Nacht einer Kälte, die das Oel und den Wein zu Steinhärte gefrieren läßt, wüthenden Schneestürmen, Einpressungen, die ihr Schiff zertrümmern können, den Ueberfällen von Eisbären und im offenen Wasser der Robben, der Hungersnoth, der Erblindung und anderen harten Erkrankungen ausgesetzt, sind jahrelang in einer Einsamkeit, die den Geist tödten kann, und in einer Umgebung von so finsterem Charakter, daß das Lächeln nur bei der Vorstellung dieser nordischen Schrecknisse verschwindet — und doch finden sich immer wieder so kühne Männer, die der Wissenschaft zulieb ihr Leben bei diesem Ringkampfe mit den Naturgewalten einsetzen.

Die Expedition der Polaris dauerte drei Jahre, vom März 1870 bis zum Mai 1873. Am 8. November 1871 starb der Kapitän Hall an Erschöpfung, am 15. Oktober 1872 ward bei einem Sturm das Schiff auf eine riesige Eisspalte geworfen und zertrümmert; jetzt wurde der Proviant auf das Eis ausgeladen, das Eis barst und die Mannschaft war plötzlich von ihrem Schiff getrennt, das sie nie mehr wiedersahen. Nun begann eine furchtbare Zeit für die kühnen Männer; am 15. desselben Monats trat auch die arktische Nacht ein und die Mannschaft befand sich mit zwei Booten und einem nicht allzu großen Vorrath von Proviant auf einer etwa sechs Kilometer großen Eisscholle, allen Gefahren, die Sturm, Wasser und Eis nur hervorbringen können, abgeschieden von der Menschheit, preisgegeben.

Von dieser schwimmenden Insel unternahmen die Nordpolfahrer mancherlei Reisen zu benachbarten Eisbergen, theils zu Fuß, theils durch Spaltenöffnungen mit dem Boot, in wissenschaftlicher Absicht, auch um auszukundschaften, wo sie sich befanden und ob kein Zeichen der Rettung sich für sie zeigte.

Zwei unserer Illustrationen stellen sie auf solch' einer Reise dar.

Bild S. 141 zeigt den unsäglich schwierigen Transport der Schaluppe über die Eisklippen, Eisspalten, Abgründe, Eisthäler und Eisberge bis zum offenen Wasser.

Bild S. 145 das Bersten eines solchen schwimmenden Gletschers, ehe noch die Mannschaft ihn völlig wieder verlassen konnte, und die Rettung der Fortgerissenen, welche in das Boot aufzunehmen erst nach stundenlanger Mühe und Qual gelang.

Das Bild „Nase an Nase" zeigt eine sehr unangenehme Ueberraschung des englischen Mitgliedes der Expedition, Mister Joe's. Die Mannschaft hatte sich Schneehaufen zu Wohnstätten ausgehöhlt, die der Kälte wegen nur ganz kleine Oeffnungen haben durften, so daß man nur auf dem Leib liegend hinein und heraus rutschen konnte. Eines Morgens will Joe seine Höhle verlassen, er hat zuerst sein Gewehr herausgeschoben und dann folgte der Kopf nach, als er einen eigenthümlich warmen, übelriechenden Hauch über sich verspürte, er richtete die Augen in die Höhe und gewahrte zu seinem entsetzlichen Schrecken, daß dicht vor ihm ein Eisbär stand, der seine Pelzmütze neugierig beschnupperte.

Zum Glück hatte der Bär wohl noch nie mit Menschen zu thun gehabt, denn er stand ziemlich lange und brüllte erstaunt, und sichtbar selbst etwas furchtsam, das ganz neue kriechende Thier da vor ihm an, so daß der Mann Zeit gewann, seine Büchse zu erheben, den Bären in den offenen Rachen zu schießen, dann herauszuspringen und mit der zweiten Kugel dem riesigen Thier den Garaus zu machen. Dergleichen Abenteuer gaben dann Gesprächsstoff für lange Zeit. Jedoch die stete Aufregung, in der die Mannschaft auf dieser Eisscholle lebte, das stets drohende Bersten und Zersplittern der Eisinsel, die entsetzliche Gefahr noch höher hinauf getrieben zu werden und dort festzufrieren, begann allmälig die Kräfte der Leute zu erschöpfen und den schlimmsten Feind in solchen Lagen, Muthlosigkeit und dumpfe Ergebung, herbeizuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Holdsworth an Bord der Barke.

Die Koje, in der Holdsworth sich befand, grenzte an die des Kapitäns und hatte bis jetzt leer gestanden. Sie erhielt ihr Licht durch ein längliches Stück matten Glases, das in der Decke angebracht war und durch eine Seitenlücke, die einen beruhigenden und einleuchtenden Beweis von der Dicke der Holzmasse bildete, welche die Insassen des Schiffes von dem Meere trennte. Den Boden bedeckte eine Matte aus Kokosnußfasern; in einer Ecke stand ein unbeweglicher Waschtisch mit einem zinnernen Becken; an der Thür war eine Reihe von Pflöcken zum Aufhängen der Kleidungsstücke angebracht, und außerdem enthielt der Raum noch eine Mahagonibettstelle.

In derselben lag Holdsworth und zu der Zeit, von der ich jetzt berichte, saß Herr Sherman mit aufgezogenen Beinen und zurückgelehntem Haupt in einem Lehnstuhl neben ihm und schlief fest. Von dem Mittelpunkt eines Balkens hing eine Lampe herab, deren Flamme sorgfältig durch ein Drahtgeflecht bedeckt war; doch war das Licht, welches sie verbreitete, noch immerhin klar genug, um Holdsworth's Gesicht deutlich hervortreten zu lassen.

Auch er schlief; wenn man den Zustand Schlaf nennen kann, welcher die Sinne mit Bewußtlosigkeit umhüllt und doch dem Schmerz und dem Leiden gestattet, eine ununterbrochene Thätigkeit auf dem verdunkelten Schauplatz des Seelenlebens auszuüben. Von seiner Jugend, von seiner Schönheit, ja ich möchte fast sagen, von der vollendeten Männlichkeit, — die sich ehemals in dem offenen, tapfern und gewinnenden Ausdruck seines Angesichts offenbarte, war keine Spur mehr vorhanden. Die unselige Macht der Entbehrungen hatte so zerstörend gewirkt, daß von dem edlen Tempel, den sie zu vernichten gesucht hatte, nur noch eine Ruine geblieben war.

Sein Haar, das früher mit üppigen, dunklen Wellen die jugendliche Stirne begrenzte, war jetzt sehr dünn, struppig und verwirrt und mit grauen und weißen Streifen untersetzt. Seine Backenknochen standen stark hervor und bildeten einen besonders in die Augen fallenden Theil des Gesichts, und die unter denselben liegende ausgehöhlte Stelle glich, soweit sie von dem borstigen Schnurr- und Backenbart freigelassen wurde, der verschrumpften, grobkörnigen Schale eines alten Winterapfels. Die Unterlippe hatte sich vergrößert und hierdurch hatte der Mund seine frühere schöne Form vollständig eingebüßt. Die Augenbrauen waren nicht mehr gewölbt und hatten in der Nähe der Schläfen ihre Haare verloren. Wohl war es denkbar, daß die Zeit manche dieser häßlichen Linien, die das Leid mit seinem scharfen Griffel gezogen hatte, wieder auslöschen werde; allein Jedermann, der einen Blick auf die schlafumfangenen Züge warf, mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß ein großer Theil dieser Veränderungen von Dauer sein werde.

Holdsworth schlief; aber obgleich sein Schlummer tief war, waren seine Bewegungen doch so ruhelos, krampfhaft und fieberig, daß die Vermuthung nahe lag, er werde schon im nächsten Augenblick aus seinem Schlummer emporfahren.

Als die Schiffsglocke im Laufe der Nacht sieben Schläge that, erwachte er, schlug die Augen auf und erhob den Kopf, ließ ihn aber sogleich wieder sinken. In dieser kurzen Zwischenzeit des Wachseins zeigte sich auf seinem Gesicht abermals die große Bestürzung, von der Herr Sherman gesprochen hatte und die selbst dann noch mehrere Minuten anhielt, als er bereits wieder in festen Schlaf gesunken war.

Im Laufe der Nacht stand der wohlwollende Mann, welcher den Armen in seine spezielle Obhut genommen, wiederholt von seinem Sessel auf und beobachtete ihn mit besorgter Miene; ja einmal streckte auch Herr Banks sein zottiges Haupt durch die Kojenthür, um sich nach dem Befinden des Dulders zu erkundigen, doch fand er sowohl den Patienten wie den Arzt schlafend.

Die Morgenröthe verbreitete sich langsam über das Himmels-

gewölbe und erhellte die Kojenluke sammt der in der Decke befindlichen Glasscheibe, und um sechs Uhr erwachte Herr Sherman und stahl sich leise in seine eigene Schlafkammer, um sich durch eine Abwaschung mit kaltem Wasser zu erfrischen; er begab sich sodann auf's Verdeck, woselbst der Kapitän, seine Cigarre rauchend und sich die Hände reibend, hin und her wanderte.

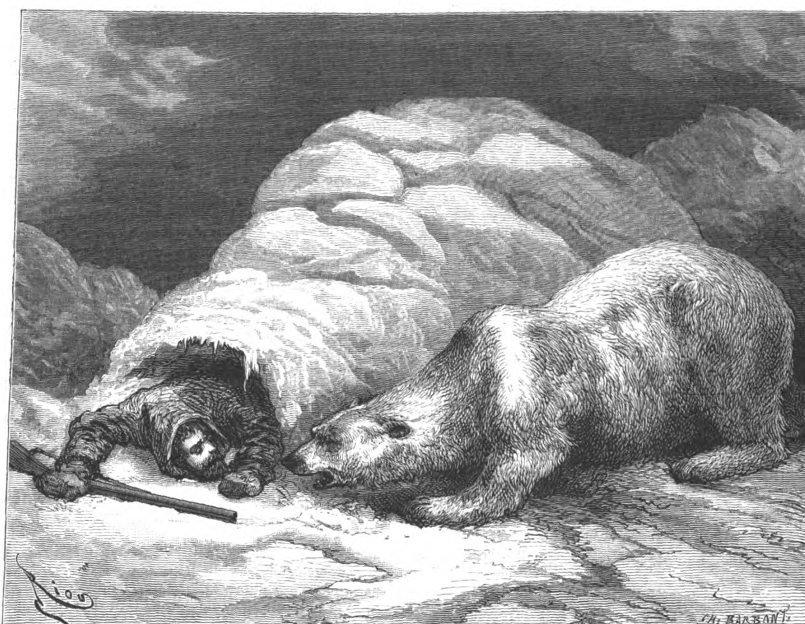
„Guten Morgen, Herr Sherman," sagte der Kapitän. „Das ist ein Wetter, wie wir es brauchen! Heh! Herr? Nächsten Dinstag werden wir hoffentlich die Doldrums passirt haben. Wie geht's Ihrem Patienten?"

„Er hat ununterbrochen geschlafen und eine gute Nacht gehabt. Wenn er nur die folgenden Tage übersteht, so wird die tropische Sonne ihn schon wieder zurecht bringen."

„Wacht er jetzt?"

„Ich glaube nicht. Aber wenn es Ihnen gefällt, so werfen wir mitsammen einen Blick in seine Koje."

Der Kapitän warf seinen Glimmstengel fort und folgte Herrn Sherman in die Kajüte.



Von der Polaris-Nordpol-Expedition. **Nase an Nase.** (S. 144.)

Geräuschlos die Kojenthüre öffnend, schlichen die beiden Männer an das Lager des schlafenden Fremdlings und schauten ihn schweigend an. Obgleich sie kein Wort redeten, so bewirkte doch die magnetische Kraft ihrer vier Augen, daß der Schläfer aus seinem Schlummer erwachte und, sich aufrichtend, die unbekannten Gesichter erschrocken anstarrte.

Kapitän Duff trat einen Schritt zurück, denn unwillkürlich erbebte sein Herz unter dem wilden Blick, den Holdsworth auf ihn heftete und der doppelt abstoßend ward durch sein hageres, abgezehrtes Antlitz und den bejammernswürdigen Ausdruck der Bestürzung, der allmälig sich jedes Zuges bemächtigte und dem ganzen Gesicht einen fast irren Ausdruck gab.

„Wie fühlen Sie sich lieber Freund?" fragte Herr Sherman milde. „Ich hoffe ein gut Theil kräftiger als gestern Abend."

Holdsworth gab keine Antwort, sondern runzelte die Stirn, als sei er durchaus nicht im Stande, seine Gedanken zu sammeln; sodann ließ er seinen Blick langsam von einem Gegenstande zum andern schweifen und richtete ihn der Reihe nach forschend auf Herrn Sherman, auf den Kapitän und auf sich selbst und preßte schließlich die Hand fest gegen seine Stirn.

„Wissen Sie bestimmt, daß er ein Engländer ist? Vielleicht versteht er Sie nicht?" sagte Kapitän Duff.

„Ehe ich mich gestern Abend zu Ihnen setzte, hatte er einige englische Worte ausgestoßen," entgegnete Herr Sherman.

„Bitte, sagen Sie mir, wo ich bin," bat jetzt plötzlich Holdsworth mit matter Stimme.

„Sie sind bei Freunden," erwiederte Herr Sherman freundlich und mit einem Tone, der seine rege Theilnahme für den Unglücklichen verrieth. „Sie befinden sich an Bord einer Barke, die ‚Jessie Maxwell' heißt und nach Australien fährt. Wir entdeckten Ihr Boot gestern Morgen und haben es auf's Deck gebracht."

„Mein Boot!" flüsterte Holdsworth und sein Antlitz zeigte bei diesen Worten in einer für die beiden anwesenden Männer höchst peinigenden Weise, daß er Herrn Sherman's Bemerkung durchaus nicht begreife.



Von der Polaris-Nordpol-Expedition. **Die Mannschaft auf Eisschollen.** (S. 144.)

„Ja, das Boot, in dem Sie die letzten Tage zugebracht haben. Entsinnen Sie sich dessen nicht mehr?“

„Mein Boot! Mein Boot!“ wiederholte Holdsworth, jede Sylbe mit Nachdruck betonend, als könne er dadurch seiner Denkkraft zu Hülfe kommen. Allein kein Aufleuchten in seinem Auge verrieth, daß ein Schimmer des Verständnisses durch sein Gehirn gezuckt sei.

„Ich fürchte, der Arme hat sein Gedächtniß verloren,“ flüsterte Herr Sherman dem Kapitän in's Ohr und dann fügte er, sich zu Holdsworth wendend, laut hinzu: „Möchten Sie nicht eine Kleinigkeit genießen?“

„Ja, ich bin hungrig,“ antwortete Holdsworth.

„Das ist ein gutes Zeichen!“ rief Herr Sherman heiter. „Herr Kapitän, Sie sind gewiß so freundlich, hier so lange zu bleiben, bis ich dem Steward den Befehl gegeben habe, die Suppe zu wärmen.“

Inzwischen streifte Holdsworth's ruheloser, forschender Blick über das Innere des engen Gemaches und weilte wiederholt auf der untersetzten Gestalt des Kapitäns. Schwer ringend bemühte er sich, den Nebel zu verscheuchen, der die Vergangenheit seinem geistigen Auge entzog.

„Sagen Sie mir, lieber Herr, wer ich bin und was mit mir vorgegangen ist?“ rief er nach einer kurzen Weile und schaute den Kapitän mit flehentlich bittenden Augen an.

„Mein Freund, ich kann Ihnen in der That nicht sagen, wer Sie sind,“ erwiederte der Kapitän, „ich weiß weiter nichts, als daß wir Sie gestern in einem Boot gefunden und aufgelesen haben und daß der Herr, der soeben hinausgegangen ist, Ihnen das Leben gerettet hat.“

„Sonderbar!“ flüsterte Holdsworth. „Ich erinnere mich nichts von alledem.“

„O, Ihr Gedächtniß wird schon wieder kommen, wenn Sie nur die Geduld haben, es abzuwarten. Bei Leuten, die sehr krank gewesen sind, stellt sich oft eine solche Schwäche ein, die mit den wiederkehrenden Kräften verschwindet.“

Die Thür öffnete sich und Herr Sherman trat in Begleitung des Steward herein, der einen Teller mit Suppe trug. Als Herr Sherman seinem Patienten so viel von der warmen, kräftigen Bouillon eingeflößt hatte, als er für gut erachtete, rieth er demselben, sich vom Lichte abzuwenden und von neuem einzuschlafen.

„Das will ich thun, Herr, — ich danke Ihnen für Ihre große Güte,“ entgegnete Holdsworth mit rührender Fügsamkeit, „aber zuvor möchte ich Sie bitten, mir beim Nachdenken zu helfen, — damit ich innerlich zur Ruhe komme. Es ist ein schreckliches Gefühl, wenn es in Einem so dunkel ist.“

„Ich habe ihm gesagt, daß sein Gedächtniß wiederkommen werde, sobald er sich etwas gekräftigt habe,“ sagte Kapitän Duff.

„Ja, Sie müssen ein wenig Geduld haben,“ rief Herr Sherman. „Morgen oder übermorgen bringen wir Sie auf das Verdeck und wenn Sie sich dann Ihr Boot ansehen, so wird Ihnen Alles wieder einfallen.“

„Können Sie mir nicht meinen Namen nennen?“ fragte Holdsworth und auf seinem Angesicht lag in diesem Augenblick jener erschütternde Ausdruck schmerzlicher Besorgniß, wie er sich auf dem Antlitz eines blinden Mannes bemerkbar zu machen pflegt, welcher von seinem Führer verlassen ist und sich seiner vollkommenen Hülflosigkeit bewußt wird.

„Ich will mich bemühen, denselben ausfindig zu machen,“ entgegnete Herr Sherman. „Kommen Sie, Herr Kapitän, unser Freund darf nicht mehr sprechen; wenn wir ihm keine Ruhe gönnen, wird unser Bestreben, ihn gesund zu machen, erfolglos sein.“

Mit einem dankbaren Lächeln, das die leidensvollen Züge verklärte, reichte Holdsworth seinem Wohlthäter die magere Hand, dann legte er sich auf die Seite und schloß die Augen.

„Es ist seltsam, daß einem Menschen so etwas zustoßen kann,“ sagte der Kapitän zu Herrn Sherman, als sie mitsammen auf das Verdeck gingen. „Ich hätte nie gedacht, daß Jemand so vollständig sein Gedächtniß verlieren könne wie dieser unglückliche Mensch.“

„Wir können aus diesem Umstande die Beschaffenheit und Größe seiner Leiden ermessen, die er erduldet haben muß,“ antwortete Herr Sherman. „Gott allein weiß, wie viele Tage er in jenem Boote zugebracht, welchen entsetzlichen Szenen er beigewohnt und was für Qualen er erlitten haben mag. Wir müssen seinem Gedächtniß so viel wie möglich zu Hülfe kommen. Ist es Ihnen recht, wenn ich das Boot einer genauen Prüfung unterziehe?“

Die beiden Männer wanderten zum Mitteldeck, woselbst das fremde Fahrzeug aufgestellt war. Eine kleine Schaar von Matrosen sammelte sich um sie und verfolgte jede ihrer Bewegung mit gespanntem Interesse. Aber leider blieb das Boot so stumm wie ein unbeschriebenes Blatt. Es fand sich kein Name auf demselben verzeichnet; auch war es nicht möglich, aus seiner Bauart, seinen Segeln, seinen Rudern u. s. w. auf den Ort seiner Entstehung zu schließen. Die Flaschenscherben und die aus dem Vorrathskasten gefischten Zwiebacksäcke lagen auf dem Boden des Bootes; aber leider gaben auch sie keinen Anhalt, sondern zeugten nur von dem unsagbaren Elend, das hier geherrscht hatte. Der Kapitän ließ nunmehr den Shawl holen, welcher von der Mastspitze losgelöst worden war, und er und Herr Sherman breiteten ihn aus und betrachteten ihn mit Aufmerksamkeit. Gebräunt von der Hitze und der Feuchtigkeit und derartig vom Wind und Wetter zerzaust und beeinflußt, daß man nicht einmal mehr im Stande war, die ursprüngliche Beschaffenheit seines Gewebes zu erkennen, — konnte man von ihm nichts weiter sagen, als daß er ein schwarzer Zeugfetzen war.

Sie kehrten sodann auf das Hinterdeck zurück und ließen sich vom Steward die Kleidungsstücke bringen, welche die beiden Männer getragen hatten. Holdsworth's Anzug bestand aus gutem Stoff und sein Leinenzeug schien ebenfalls darauf hinzudeuten, daß er eine weit höhere Stellung als Johnson eingenommen hatte, dessen Bekleidung aus einem braunen Flanellhemde, Sergebeinkleidern, Stiefeln mit hohen Schäften und dem unvermeidlichen Gürtel und Messer anzeigten, daß er ein Matrose gewesen war. Holdsworth's Wäsche war mit einem H. gemerkt und trug sonst kein anderes Zeichen. In seiner Tasche fanden sie eine Uhr, ein Messer, etwas Geld und mehrere andere Kleinigkeiten, welche Herr Sherman in der Hoffnung in Gewahrsam nahm, daß sie dazu dienen würden, das Erinnerungsvermögen des armen Fremdlings wieder anzuregen.

„Es liegt auf der Hand,“ sagte der Kapitän, „daß wir nur von dem Unglücklichen selbst eine Auskunft erlangen können. Aus diesen Kleidungsstücken lernen wir nichts.“

„Ich sollte denken, daß sie einen Seemann verrathen. Ist es nicht so?“

„Nun, Banks und ich könnten allerdings einen solchen Anzug tragen; aber das beweist darum doch noch nicht, daß der Mann ein Schiffer war. Den seemännischen Typus hat er durchaus nicht.“

„Er spricht wie ein gebildeter Mann und sein Leinenzeug besagt ebenfalls, daß er nicht den niederen Ständen angehört. Gebe Gott, daß der Arme sein Gedächtniß wieder erhält. Ohne dasselbe wird er sich bei uns kaum wohler fühlen wie in dem offenen Boot.“

„Nun, wahrhaftig,“ rief der Kapitän etwas empfindlich, „trotz des guten Essens und Trinkens und trotz des guten Bettes sollte er nicht besser daran sein als in dem armseligen Boot, wo er vor Durst verschmachtete und nur der Himmel seine einzige Decke war?“

„Ich meine, daß er vielleicht daheim Freunde hat, die, so lange sein Erinnerungsvermögen gelähmt ist, für ihn so gut wie todt sind,“ erklärte Herr Sherman; „augenblicklich ist er für sie und sie für ihn ebenso wenig auf der Welt, als sei er in dem offenen Boot geblieben.“

„Ja, das gebe ich zu,“ sagte der Kapitän beruhigt. „Den andern armen Menschen will ich heute Morgen versenken lassen.“

„Wollen Sie mich begleiten? Ich möchte ihn mir noch einmal ansehen,“ sagte Herr Sherman.

„Wozu?“ erwiederte der Kapitän schaudernd. „Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, so gehe ich höchst ungern in die Nähe einer Leiche. Und überdieß habe ich ihn — und das wird Ihnen recht sein, in ein Segeltuch einnähen lassen, und wenn Sie die Güte haben wollen, bei der Einsenkung die Stelle des Predigers zu übernehmen, so will ich Ihnen sehr dankbar sein, denn, um es offen zu sagen, mit dem Vorlesen von den Bibelstellen will es mir nie recht glücken.“

Nach Erledigung dieser kritischen Angelegenheit ließ Adam, der Steward, die Frühstücksglocke erschallen, und in Folge dessen begaben sich der Kapitän und Herr Sherman in die Kajüte.

*

Es gibt kaum eine ergreifendere Ceremonie als ein Begräbniß auf hohem Meere; vielleicht empfindet der Mensch seine Nichtigkeit nie lebhafter als dann, wenn der gewaltige Ozean ihn umgibt. Die Grabstätten auf dem Lande weisen gleichsam den Todten einen festen Ruheort an und unsere Ideenverbindungen werden durch die Annahme beeinflußt, daß die Hingeschiedenen zu Wesen geworden sind, die unter grünen Rasenplätzen schlummern und also an einer Stelle sich befinden, wo unsere Gedanken sie jederzeit aufsuchen können.

Bei einer Bestattung auf dem Meer überantworten wir dagegen unsere Todten dem Reich der Unendlichkeit. Und das Gefühl des vollständigen Erlöschens ihres körperlichen Daseins tritt uns mit unwiderstehlicher Gewalt vor die Seele. Sie werden aufgesogen, aufgelöst, vertilgt durch eine Welt von Wasser, die sogar das Gedächtniß ihres Lebens mit ihren Strömen fortzuspülen scheint.

Um zwölf Uhr ward Johnson's irdische, in ein Segeltuch genähte und durch ein Bleigewicht beschwerte Hülle auf ein von der Hauptluke genommenes Gatter niedergelegt, das mit dem einen Ende auf dem Bollwerk des Schiffes und mit dem andern auf der Schulter zweier Matrosen ruhte. Ringsumher gruppirte sich das Schiffsvolk; ein Jeder hielt die Mütze in der Hand; in der Nähe der Leiche stand Herr Sherman und leitete die ernste Handlung mit den herkömmlichen Formeln ein. Die dumpfen Töne der auf dem Vorderdeck stehenden Glocke, die ihre Stimme mit den von Herrn Sherman gesprochenen Worten vereinigte, erhöhten die ergreifende Feierlichkeit dieser weihevollen Stunde. Das Schiff segelte vollkommen gleichlastig, seine weißen Segel thürmten sich bauschend und vom Winde geschwellt eins über das andere und bildeten einen anmuthsvollen Vordergrund zu dem klaren blauen Himmel. Das Wasser umtanzte funkelnd und schäumend seine schmucken Außenwände und die befiederten Freunde des Meeres, die Sturmschwalben, folgten seinem blitzenden Schweif und verliehen durch ihre Gegenwart dem von der Sonne beleuchteten Schauspiel einen eigenthümlichen Reiz.

Unerforschlich war das Geheimniß, das die regungslos in dem Segeltuchsarge ruhende Gestalt umgab — ihr Name unbekannt! und sie selbst, ein heimatloses Stückchen Menschheit, das für eine kurze Spanne Zeit dem herrischen Arm der Tiefe entrissen war, die es jetzt wieder für immerdar in Anspruch nehmen sollte. Die Matrosen warfen manchen scheuen Blick nach dem auf dem Gatter liegenden Bündel. Alles was sie wußten, [illegible] daß der Mann, der in demselben den letzten Schl[illegible]sagbar gelitten habe; daß der Hunger sein Fleisch verzehrt und daß der Durst auf sein abgemagertes Antlitz den Stempel erdulbeter Qualen mit so fester Hand eingedrückt hatte, daß selbst der Tod nicht im Stande gewesen war, dieß Brandmal auszulöschen.

„Und nunmehr versenken wir diesen Mann in die Tiefe, damit sein irdisches Theil der Verwesung anheimfallen möge!“ las Herr Sherman.

Der Kapitän gab ein Zeichen mit der Hand; das Gatter ward auf der einen Seite in die Höhe gehoben und blitzschnell glitt die auf demselben liegende Last über die Verschanzung in's Meer hinab; der Mann am Ruder wandte den Kopf der Richtung zu, als er das hohle plätschernde Geräusch vernahm; doch die auf dem Hauptverdeck stehenden Matrosen rührten kein Glied, sondern horchten auf die herrlichen, trostreichen Schlußworte:

„Und harren der Auferstehung des Fleisches und des Tages, da die See ihre Todten hergeben und das Leben der zukünftigen Welt beginnen wird, durch unsern Herrn Jesum Christ, der bei seiner Wiederkunft unsern fleischlichen Leib verwandeln wird, damit er seinem herrlichen Leibe gleich werde, kraft seines allmächtigen Wirkens, das ihm die Macht verleiht, sich Alles zu unterwerfen.“

Der Leser schloß das Buch; das Gatter ward wiederum auf seinen rechten Platz gelegt und die Männer wanderten zu zweien oder dreien, in gedämpftem Tone sprechend, langsam von dannen, und für den Rest dieses Tages wurden im Zwischendeck weder lautes Gelächter, noch streitsüchtige Worte, noch fade Redensarten vernommen.

Vierzehntes Kapitel.

Kein Lichtstrahl zeigt sich.

Holdsworth kam allmälig wieder zu Kräften; und am vierten Tag meinte Herr Sherman, der ihn unausgesetzt mit der sanften, niemals aufdringlichen Sorgfalt pflegte, welche das Kennzeichen eines durch und durch wohlwollenden Herzens ist, daß ein Gang auf das Verdeck den Patienten erfrischen und seine Genesung beschleunigen werde.

Dieser Stunde hatte Holdsworth mit unbeschreiblicher Sehnsucht und in der festen Hoffnung entgegengesehen, daß der Anblick des Bootes, von welchem sein Gönner gesprochen hatte, ihm sein Gedächtniß wiedergeben werde. Sein geistiger Zustand war in der That ein Phänomen. Von seiner Vergangenheit wußte er nichts — buchstäblich nichts. Der Rückblick auf sein Leben führte ihn nur bis zu dem Zeitpunkt, da er aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war; dort aber erhob sich eine Scheidewand, und Alles, was hinter derselben lag, war in das unburchdringliche Dunkel einer vollständigen Vergessenheit gehüllt. Daß aber dennoch sein Erinnerungsvermögen nicht todt, nicht vernichtet war, das bewies die Thatsache, daß er die Fähigkeit hatte, seine Gedanken und Empfindungen festzuhalten, die Leute, die ihn umgaben, zu unterscheiden, die Nahrung, die er gegessen, anzugeben und die Namen derjenigen Menschen sich einzuprägen, welche im Laufe seines Aufenthaltes in der „Jessie Maxwell“ mit ihm gesprochen hatten. Aber alle Ereignisse, die vor diesem Zeitpunkte stattgefunden hatten, waren ihm entschwunden, und jeder Versuch, sie aus der Nacht, die auf ihnen lastete, hervorzuheben, war erfolglos und führte ihn nur zu dem peinigenden Bewußtsein von der Hülflosigkeit seiner Bestrebungen.

Der Geist eines Kindes ist gar oft mit einem Bogen unbeschriebenen Papiers verglichen worden, und wir können diesen Vergleich sehr wohl auch auf Holdsworth's Fall anwenden und sagen, daß alle diejenigen Schriftzüge, welche die Erfahrung auf die Blätter seines Geistes gezeichnet hatte, ausgelöscht waren, und daß alles Das, was jetzt auf denselben stand, nur Abdrücke waren, die sich ihm eingeprägt hatten, seit er aus der todtenähnlichen Erstarrung erwacht war, welche ihn einige Stunden vor seiner Errettung befallen hatte.

Herr Sherman war fest davon durchdrungen, daß Holdsworth's Gedächtnißschwäche sich bei zunehmender Kräftigung verlieren werde; er hatte es in Folge dessen vermieden, ihn allzu frühzeitig durch Fragen und Vermuthungen aufzuregen, sondern dieselben auf einen Zeitpunkt verschoben, wo ihn sein körperlicher Zustand befähigen würde, die Anstrengung des Nachdenkens zu ertragen. Auf's Tiefste rührte und erschütterte ihn die Fügsamkeit des Dulders, die Treuherzigkeit seines Wesens und seine große Dankbarkeit, die ihm, so oft er seine Gefühle in Worten auszudrücken suchte, Thränen in's Auge trieben. Aus den Gesprächen, die er mit ihm hatte, vermochte er übrigens nicht zu entnehmen, welchem Stande sein Schützling angehörte. Auch bediente sich derselbe niemals einer auf einen Beruf hindeutenden Redensart. Er bezeichnete jedwedes Ding mit seinem rechten Namen, und nach seiner Sprache zu urtheilen, konnte er eben so gut ein Sekretär, ein Zahnarzt, ein Baumeister, ein Mitglied des Parlaments, ja selbst ein Advokat wie ein Seemann sein.

Die „Jessie Maxwell“ befand sich jetzt unter den heißen Breitegraden. Der vierte Tag war lieblich; ein Nordostwind spielte auf dem Backbordhinterdeck des Schiffes, und ein Zeltdach schützte das Verdeck vor den Strahlen der brennenden Sonne. Neben dem Oberlicht stand ein Lehnstuhl für Holdsworth bereit, der jetzt, auf Herrn Sherman's Arm gestützt, zum ersten Mal seine Koje verließ. Auf der letzten Stufe der Treppe hielt er plötzlich inne, klammerte sich fest an den Arm seines Freundes und schaute mit einem Ausdruck um sich, der ein Gemisch von Furcht und Ueberraschung verrieth.

Diejenigen, die ihn in diesem Augenblick betrachteten, empfanden unwillkürlich ein tiefes Bedauern; und wäre Einer

zugegen gewesen, der ihn als Obersteuermann der „Sternschnuppe“ gekannt hatte, er würde seinen Augen beim Anblick dieser zu Grunde gerichteten Manneskraft nicht getraut haben. Mein Leser, vergegenwärtige Dir, wenn Du es kannst, ein Antlitz, aus dem jede charakteristische Linie, die ehemals dazu beigetragen hatte, ihm eine männliche Schönheit zu verleihen, gewaltsam durch eine Fülle von Leiden ausgetilgt war, welche ihre unauslöschlichen Merkmale auf jedem Zoll des Gesichtes eingegraben hatte. Stelle Dir eine gebeugte, zitternde Gestalt mit nach vorne geneigten Schultern, einer hohlen Brust, einem krummen, greisenhaften Rücken und Armen vor, welche durch die abnorme Haltung des Körpers ungewöhnlich lang erscheinen und die dem nach Symmetrie suchenden Auge keine Stelle darbietet, auf der es mit Wohlgefallen ruht. Und doch zeugte alles Dieß noch nicht von der eigentlichen Wandlung, die stattgefunden hatte, von der feinen Veränderung des Ausdrucks, des geistigen Zustandes seines Gesichts, von den Modifikationen, die freilich nur durch die allerleisesten Striche ausgeführt waren, die aber doch die nämliche Wirkung hatten, als sei der ganze Mensch von Kopf bis zu Fuß einer vollständigen Umgestaltung unterworfen worden. Sein Anzug bestand zum Theil aus Kleidungsstücken, die er selbst getragen, und zum Theil aus welchen, die dem sehr hagern Untersteuermann gehörten, die ihm aber dennoch viel zu weit waren. Er hatte seinen eigenen Rock an, der ehemals seine Brust eng umschlossen hatte und dessen Aermel seine muskulösen Arme wie die Finger eines gutsitzenden Handschuhs ausgefüllt hatten und den er jetzt beinahe zweimal um seinen Körper hätte winden können. Der Ring, den er an seiner linken Hand getragen, war ihm schon vor langer Zeit von seinem abgemagerten Finger geglitten, als er in der eitlen Hoffnung, den brennenden Schmerz im Kopf und im Halse zu lindern, das Gesicht mit Seewasser sich bespült hatte.

Herr Sherman beobachtete jede seiner Bewegungen mit gespannter Theilnahme. Es schien, als werde dem nach Geistesklarheit ringenden Manne die ersehnte Offenbarung zu Theil und als werde in diesem Augenblicke der Schleier gelüftet, der sein Gedächtniß bis jetzt umgeben hatte.

„Halten Sie Umschau, lieber Freund,“ sagte Herr Sherman mit ermuthigendem Ton, „und theilen Sie mir mit, ob Sie irgend etwas bemerken, was in Ihnen eine alte Erinnerung wach ruft.“

„Ich sehe nichts Derartiges,“ erwiederte Holdsworth mit leiser Stimme. „Wo ist das Boot, in dem ich gefunden ward?“

„Dort auf dem Hauptverdeck.“

„Ich möchte es sehen,“ sagte Holdsworth hastig. „Ein einziger Anstoß kann das Dunkel verscheuchen.“

Sie wanderten langsam zu der betreffenden Stelle. Hie und da schaute ein Matrose von seiner Beschäftigung auf und blickte forschend auf Holdsworth.

„Hier ist das Boot,“ sagte Herr Sherman.

Holdsworth wankte an dasselbe heran, hielt sich am Dollbord fest und schaute mit weit geöffneten Augen hinein. Dort unter der hintersten Ruderbank lagen die Zwiebacksäcke; hinten im Fahrzeug stand der offene Vorrathsbehälter, den das Meer zur Hälfte mit Wasser angefüllt hatte, und dicht daneben lagen die leeren Fässer, deren hohles Aneinanderrollen beim Hin- und Herschaukeln des Bootes ein so herzzerreißendes, höhnisches Getön hervorgerufen hatte, daß man darauf hätte schwören mögen, das Ohr, welches diesen beängstigenden Wiederhall in sich aufgenommen habe, könne sich nun und nimmer dieses Klanges entledigen. Wenn es Eindrücke gibt, welche gleich feurigrothen Brandmalen die Eigenschaft haben, dem Geiste mit unverwüstlichen Glutbuchstaben einen Bericht von den Schrecknissen, die das Auge gesehen, einzubrennen, so gehören die Eindrücke, welche die Szenen hervorriefen, die sich in diesem Boote abspielten, sicherlich zu denselben. Hier auf dieser Stelle war die Wittwe mit über den Rand hängendem Arm gestorben; dort hatte der alte General seine Seele ausgehaucht, indem er sterbend seine Vaterstadt zu erblicken glaubte, deren Abbild ihm eine trügerische Phantasie in die leere Luft gezaubert hatte; von jenem Platz aus war der Schauspieler in's Meer gesprungen und auf dieser Bank war das Auge des Knaben im Anschauen der sinkenden Sonne gebrochen.

Die kleine Arena, in deren engbegrenzten Raum ein unermeßliches Elend gezwängt worden war, schien dazu geschaffen zu sein, qualvolle Erinnerungen in's Leben zu rufen. Allein in Holdsworth's Geist vermochte sie keine einzige Vorstellung heraufzubeschwören. Auch nicht der schwächste Strahl einer aufdämmernden Erkenntniß erhellte sein Auge, als er das Boot betrachtete. Dasselbe sprach zu Herrn Sherman mit ungleich beredterer Zunge als zu dem Manne, welchem die Hauptrolle in der herzbrechenden Tragödie zugefallen war, die sich je auf einer Bühne entrollt hat. Doch empfand es Holdsworth sehr wohl, daß dieß Fahrzeug in ihm ein weitgreifendes Interesse erregen müsse; die Thatsache, daß dieß nicht der Fall war, folterte ihn; krampfhaft klammerte er sich an den Rand desselben an und starrte unverwandt mit finster gerunzelter Stirn in den ihm gegenüber so stummen Raum und rang in wildem Kampfe mit seinem Geiste, damit derselbe ihm das geraubte, in unergründlicher Tiefe ruhende Gedächtniß herausgäbe.

Nach einer langen Pause fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte, zu Herrn Sherman gewendet:

„Es will mir nicht glücken!“

Herr Sherman war nicht nur enttäuscht, sondern auch verwundert; enttäuscht von der Fruchtlosigkeit einer Besichtigung, auf deren erfolgreichen Einfluß er mit Sicherheit gerechnet hatte, und verwundert über die ihm noch nie vorgekommene Erscheinung eines vollständigen Erlöschens der lebenskräftigsten Geistesfähigkeit.

Er führte seinen Schützling daher nach einer kleinen Weile zum zweiten Male zu dem Boot und sagte:

„Sehen Sie her, lieber Freund. Hier fanden wir Sie, unter jener Bank liegend, und dort neben dem Maste entdeckten wir noch einen Mann. Derselbe hatte ein dunkles Antlitz und trug Matrosenzeug. Entsinnen Sie sich dessen?“

„Nein.“

„Betrachten Sie diese Zwiebacksäcke. In vollständig durchweichtem Zustande zogen wir diese aus jener Kiste; sie umfaßten Alles, was Sie an Eßwaaren besaßen. Sie und Ihr Gefährte müssen eine entsetzliche Angst vor den Qualen des Hungertodes ausgestanden haben, als Sie entdeckten, daß Ihr ganzer Vorrath an Nahrungsmitteln durch das Eindringen von Seewasser ungenießbar gemacht worden sei. Versuchen Sie es, sich das Gefühl zu vergegenwärtigen, das Sie in jenem entsetzlichen Augenblicke beschlich. Ist Ihnen das möglich?“

„Nein,“ erwiederte Holdsworth und preßte die Hand an den Kopf.

„Außerdem haben wir im Boot noch eine schwarze Flagge gefunden, — ein Stück Zeug, — vielleicht ein Theil von einem Frauenanzuge; es war hier an die Mastspitze gebunden. Wissen Sie etwas davon?“

Holdsworth sagte: „Nein!“

„Hatten Sie eine Frau bei sich?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Versuchen Sie weiter zurückzugreifen. Vielleicht gelingt es Ihnen, sich auf das Land zu besinnen, aus welchem Ihr Schiff abgesegelt war. Hieß es England?“

„England? Ja — den Namen kenne ich — allein ich weiß nicht, ob ich von dort hergekommen bin,“ entgegnete Holdsworth mit unaussprechlicher Angst im Auge.

„Vortrefflich. Also von England wissen Sie etwas? Fuhren Sie von Liverpool ab?“

„Liverpool kenne ich auch!“ rief er schnell.

„Und London?“

„Ja! Ja!“

„Und wie hieß Ihr Schiff?“

Holdsworth sann und sann; aber ohne Erfolg.

Darin bestand die Täuschung, welche Herrn Sherman irreleitete. Holdsworth entsann sich bekannter Namen; allein er vermochte das nur, wenn dieselben zuvor in seiner Gegenwart ausgesprochen waren. In gleicher Weise war er im Stande, die Namen und Begriffe aller derjenigen Dinge zu bezeichnen, die in seinem Bereich sich befanden; doch konnte er das nur, „weil er sie sah“. Hätte Johnson gelebt, so würde er ihn wohl erkannt und Johnson genannt haben. Hätte Herr Sherman von Dolly, von Southbourn, von den londoner Docks und von dieser oder jener mit dem Untergang der „Sternschnuppe“ verknüpften Einzelheit gesprochen, so würde in Holdsworth's Geist genau so viel von alledem erwacht sein, als er hörte. Aber sobald ihm eine solche äußere Anregung fehlte, war sein Gedächtniß machtlos, ja absolut unfähig, sich eine selbstständige Vorstellung aus den Eindrücken zu formen, welche er vor seiner Errettung empfangen hatte.

Das wirklich Wunderbare lag in diesem Widerspruche — in dem Erstorbensein seines Gedächtnisses in Bezug auf den Lebensabschnitt, der bis zu dem Eintritt seiner Ohnmacht im Boote reichte, und dem Wiederaufleben seines Gedächtnisses in Bezug auf den Zeitraum, der mit seinem Erwachen aus seiner Erstarrung begann.

Nach diesen vergeblichen Versuchen kehrte Holdsworth zu dem Sessel zurück, der unfern des Oberlichtes für ihn bereit stand; Herr Sherman aber gab die Hoffnung, sein erstorbenes Erinnerungsvermögen zu erwecken, noch nicht auf, sondern begab sich in die Kajüte und holte die Dinge herbei, die er in seiner Tasche gefunden hatte.

Er reichte ihm eines nach dem andern; allein der Patient betastete und betrachtete sie, ohne einen bestimmten Begriff mit ihnen zu verbinden.

„Wissen Sie, wie man diese Gegenstände nennt?“ fragte Herr Sherman.

„Ja. Das ist ein Messer, — dieß eine Uhr.“

„Sie gehören Ihnen und sind aus Ihrer Tasche genommen.“

Holdsworth verschlang sie fast mit den Augen und seine Hand zitterte, als er sie berührte; allein nichtsdestoweniger verhalf ihm Herrn Sherman's Versicherung nur zu dem Bewußtsein der nackten Thatsache, daß sie sein Eigenthum seien. Er konnte sich nicht entsinnen, sie einst gekauft oder besessen zu haben.

„Sie dürfen den Muth nicht verlieren, lieber Herr,“ sagte der Kapitän Duff, welcher zu dem Paare sich gesellt hatte und diese seltsamen fruchtlosen Experimente mit steigendem Interesse beobachtete, „die Zeit ist ein guter Arzt.“

Schon bei ganz unbedeutenden Dingen tritt das momentane Versagen der Gedächtnißkraft als eine Art von Schmerz an uns heran. Das vergebliche Bestreben, einen Namen, eine Jahreszahl, die uns bekannt gewesen ist, anzugeben, erregt ein Unbehagen und steigert sich gar bald zu einer entschiedenen Qual. Und nun denke Dir diese Qual in vielfach erhöhtem Maßstab und nimm an, Dein Geist empfinde nicht etwa diese oder jene kleine Lücke, sondern habe seinen ganzen reichen Schatz an Erinnerungen eingebüßt und werde nun unablässig von dem Bewußtsein gefoltert, daß dieser Verlust den Werth Deiner ganzen Zukunft beeinträchtige und vernichte. Denke Dir, Du befändest Dich in einem großen, dunklen Raume und sprächest zu Dir: Hier sind Gegenstände, von denen ich weiß, daß sie mir kostbar sind und daß sie eine tiefgreifende Bedeutung für mein Glück und das Glück Anderer haben; ich taste und taste; ich mühe mich vergebens ab, sie zu finden; ich suche Tag und Nacht ohne jeglichen Erfolg, und dabei kann ich Niemand zu Hülfe rufen, denn ich vermag weder die Beschaffenheit, noch den Namen der verlorenen Schätze anzugeben. Und trotz dieses Gefühls einer aussichtslosen Arbeit hetzte Dich der feinste Deiner angeborenen Triebe fast zum Wahnsinn mit der dringenden Mahnung, unausgesetzt zu suchen und rastlos darnach zu trachten, daß sich die verborgenen Kammern Deines Gedächtnisses dem Licht erschließen möchten.

Dieser Zustand ist schlimmer als Blindheit; es ist der Tod im Leben. Die Jahre, die Du durchlebt, sind abgeschnitten von Deinem Sein und mit ihnen ist Dir Deine unschätzbare Fülle an Erfahrungen, an Liebe, an Sorgen und an Kenntnissen, das Ergebniß fleißigen Sammelns, entrissen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein mitleidiger Seemann.

Die „Jessie Maxwell“ war nach Sidney in Neu-Südwales bestimmt und mit einer sogenannten gemischten Ladung an Pianos, Nägeln, Parfümerieen und dergleichen mehr befrachtet. Ihr einziger Passagier, Herr Sherman, verdankte den zeitweiligen Besitz seiner Koje der Güte des Kapitän Duff, welcher ein Miteigenthümer der Barke war und schon seit langer Zeit eine große Freundschaft zu diesem Herrn gefaßt hatte, dessen Haus er aufzusuchen pflegte, so oft er nach Sidney kam. Herr Sherman war ein Kaufmann; seine Handelsartikel bestanden aus Wolle, Talg und anderen australischen Exportwaaren. Eine Reise nach London und Glasgow, die er theils zur Erwerbung von Agenten und Verbindungen und theils zur Festigung seiner Gesundheit unternommen hatte, war nach Wunsch ausgefallen; jetzt befand er sich auf der Heimfahrt. Er war einer der humansten Männer der englischen Kolonie; es ging ihm gut, doch verdankte er seinen Wohlstand nur der eigenen Kraft. Ihm war eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt, ein großes, mildes, geistvolles Auge und das freundlichste Lächeln verliehen, mit dem jemals ein Menschenantlitz gesegnet ward. Die sich in seinem Wesen deutlich ausprägende Güte seines Herzens gaben ihm eine unwiderstehliche Anziehungskraft, die auch auf Holdsworth ihre Wirkung nicht verfehlte.

Die Tage entflohen schnell. Auf den äquatorialen Breitegraden wurde die Barke zwei Tage lang durch eine Windstille aufgehalten, dann erhob sich ein Sturm, der sie in die Region der südöstlichen Passatwinde trieb.

Hatten Herr Sherman und Kapitän Duff es bis jetzt für möglich gehalten, daß Holdsworth dem Seemannsstand angehört habe, so wurden sie jetzt in Folge des Benehmens, welches derselbe an dem ersten Tage des Sturmes an den Tag legte, andern Sinnes.

Holdsworth befand sich zufälligerweise oben, als der Wind lebhaft wurde. In ein Gespräch mit Herrn Sherman vertieft, wandelte er, neben demselben gehend, auf dem Verdeck hin und her; er war jetzt so weit gekräftigt, daß er dessen stützenden Arm zu entbehren vermochte.

Urplötzlich entwickelte sich eine heftige Bö, die einen gewaltigen Stoß gegen die Steuerbordseite der Barke richtete. Die Oberbramsegel waren allerdings gesetzt, allein die Raaen hatte man glücklicherweise so gerichtet, daß sie im Stande waren, den Wind aufzufangen. Dem großen Gewicht der Segel nachgebend, legte sich das Schiff auf die Seite und in Folge dessen entstand eine gewisse Bewegung unter der Mannschaft, welche sich schleunigst daran machte, die Oberbram- und Bramfallen loszulassen.

Diese Unruhe war nicht dazu angethan, einem, wenn auch nur seit kurzer Zeit mit dem Seeleben vertrauten Passagier die geringste Besorgniß einzuflößen. Nichtsdestoweniger verlor Holdsworth alle Fassung. Als das Schiff sich seitwärts neigte, klammerte er sich mit angstvoller Geberde an Herrn Sherman's Arm, eilte dann auf die Luvseite des Schiffes und schaute von dort aus mit unverkennbarer Furcht auf das die Leeseite bespülende Meer. Herr Sherman erklärte sich bereit, ihn in die Kajüte zu geleiten, allein er konnte sich nicht entschließen, das Deck zu verlassen, sondern hielt sich, sprachlos vor Angst, an dem Takelwerk des Besansegels fest.

„Mein lieber Freund!“ rief Herr Sherman ihm zu. „Sie müssen ihre Fassung wieder zu erlangen suchen. Es ist wirklich nicht die geringste Gefahr vorhanden. Dieser Lärm wird sich im Augenblick legen. Wir bestanden kurz nach unserer Abfahrt aus Glasgow im atlantischen Ozean einen Sturm, mit dem der heutige in keiner Weise sich messen kann.“

„Ach, wie sehr schäme ich mich meiner Schwäche; all' meine Kraft ist geschwunden!“ entgegnete der Aermste, bedeckte bei dem Anblick der auf und ab klimmenden und sich über die Wanten hinausbeugenden Matrosen sein Antlitz mit beiden Händen und behauptete, er wisse und fühle es, daß sie herabstürzen würden.

Binnen Kurzem war das Schiff sturmfest; aber die See wogte heftig und sandte von Zeit zu Zeit einen Regen von Flugwasser über das Vorder- und Hauptdeck. Dieser Umstand beunruhigte Holdsworth dermaßen, daß er das Takelwerk fahren ließ und die Kajütentreppe zu erreichen suchte. Wie ein vom Schlag gerührter Mann tastete er mit ausgestreckten Armen und rückwärts gewandtem Haupte vorwärts. Er fand seine Koje und legte sich auf sein Bett. Durchdrungen von dem lebhaften Bewußtsein seiner Feigherzigkeit und der Unfähigkeit, derselben Herr zu werden, weinte er heftig.

Inzwischen gesellte sich der Kapitän zu Herrn Sherman und sprach:

„Unser Freund ist kein Seemann. Ich sollte denken, daß auch Sie jetzt hievon überzeugt sein müßten.“

„Das bin ich allerdings. Wäre er ein Seemann gewesen, so würde der durch sein früheres Leben ausgebildete Instinkt seinen Muth trotz des mangelnden Gedächtnisses aufrecht erhalten haben. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß seine Nervosität eine Nachwirkung der entsetzlichen Erfahrungen ist, die er gemacht hat. Wenn schon eine Krankheit — ein Fieber zum Beispiel — im Stand ist, uns zu entnerven, um wie viel leichter mag dieß bewirkt werden durch die Qualen des Hungers und des Durstes, durch eine unselige, hoffnungslose Gefangenschaft und einen mehrere Tage, ja vielleicht Wochen lang währenden Aufenthalt in einem offenen Boote. Mich würde es um den Verstand bringen.“

„Das mag wahr sein und Sie dürfen mich daher nicht mißverstehen; ich will dem armen Burschen nichts Schlechtes nachsagen; nur aufmerksam machen möchte ich Sie darauf, daß seine Furchtsamkeit uns zur Genüge beweist, daß er keine Theerjacke gewesen sein kann. Bei dem Geschrei der Matrosen und dem Aufbocken der See wäre ohne Frage sein alter Geist erwacht. Das ist meine Meinung.“

Dieß lehrt uns, in welcher Weise gar häufig Meinungen sich bilden, die dann mit vollem Ernst vertheidigt werden.

Keine Theerjacke!

Noch niemals war aus einem Hafen der Christenheit ein tüchtigerer, muthigerer Seemann gesegelt, als Holdsworth. Was würde Kapitän Duff von seiner „Meinung“ gehalten haben, wenn ihm Einer gesagt hätte, daß jener gebeugte, hinfällige Mensch, welcher soeben mit angsterfüllten Geberden in die Kajüte flüchtete, noch vor einem Monat ein schöner, blühender Mann gewesen sei, dessen Auge Licht und Leben sprühte, dessen Muskelkraft und Geschicklichkeit Unfällen gewachsen war, welche den braven schottischen Kapitän übermannt und vernichtet haben würden, der ein Herz besaß, so weich wie das eines Mädchens und so stark wie das eines Helden, der in jeder Gefahr der Erste war und mit seiner Posaunenstimme im rechten Augenblick den rechten Befehl zu ertheilen wußte, der, kühn im Wagen, Dinge vollbrachte, vor deren Ausführung stahlharte Naturen zurückschraken und verstummten, und der, ohne sich zu besinnen, die nebligen Spitzen der schwanken Masten und Rundhölzer bis zu einer Höhe erklomm, zu der er wohl vergebens eben die Matrosen der „Jessie Maxwell“ emporgerufen haben würde, deren Bewegungen er jetzt in der Schwäche seines geknickten und gebrochenen Daseins nicht einmal zu beobachten sich getraute?

Das Ergreifendste, was es gibt, ist der Anblick eines starken, löwenherzigen Mannes, der durch Krankheit, Leiden oder Unglück heimgesucht, so hülflos wie ein Kind und so furchtsam wie ein Mädchen geworden ist.

Lieber Leser, schenke solchen Duldern ein voll gerüttelt Maß Deines Mitleids. Keine Form menschlichen Elends kommt dieser an tiefeinschneidender Wirkung gleich.

Wie bereits erwähnt, hatten Herr Sherman und Kapitän Duff die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Holdsworth, gleichviel welchem Stande er auch angehört haben möge, kein Seemann gewesen sei.

Dieß war unter allen Umständen eine negative Entdeckung, welche eine der zahlreichen Vermuthungen beseitigte, mit deren Hülfe man das Geheimniß von Holdsworth's Vergangenheit zu ergründen versucht hatte. Gar seltsam war es, den Armen reden zu hören, seinen verständigen Aeußerungen, seinen klugen Bemerkungen zu lauschen, und doch zu fühlen, daß er so zu sagen diesseits eines Vorhanges stehend sprach, hinter dem Alles verborgen lag, was seinem Leben wirklichen Werth verlieh. Ein- oder zweimal verwirrte er Kapitän Duff durch eine nautische Frage, zu deren Aufstellung nur ein Mann befähigt sein konnte, der mit dem Seewesen auf's Innigste vertraut war; doch führte die ungekünstelte Furchtsamkeit, die er an den Tag legte, sobald das Schiff schwankte oder das Wetter stürmisch war, denselben stets zu seiner ersten Schlußfolgerung zurück und brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß Holdsworth die Kenntniß der Segel, Taue, Raaen u. s. w., die er entwickelte, beiläufig als Passagier aufgelesen oder wohl gar nur aus Büchern erlernt habe.

Indessen machte er nur vereinzelte Anspielungen, die mit dem seemännischen Leben in Beziehung standen. Ein unüberwindliches Grauen empfand er vor dem Meer und fragte wiederholt, wie lang es noch dauern würde, ehe sie Sidney erreicht hätten. Ueberdieß machte ihn das unaufhörliche Ringen mit seinem Gedächtnisse wortkarg; ganze Stunden pflegte er in tiefe Gedanken versenkt zuzubringen, und in dieser Zeit zuckte niemals ein Strahl in seinem Gesicht auf, der angedeutet hätte, daß er irgend ein Ereigniß, eine Episode oder sonst ein bedeutendes Moment aus seiner Vergangenheit wieder aufgefunden habe.

Gar häufig schlich er sich, wenn er das Mitteldeck unbenützt fand, zu dem Boot und betrachtete es mit in einander geschlungenen Händen und einer Stirn, auf welcher stürmisch erregte Gedanken starke Runzeln hervorgerufen hatten. Es war gar beweglich anzusehen, wie dann seine Augen suchend von einem Punkt zum andern wanderten, wie er die Rudertaue betastete, in den Vorrathskasten hineinstarrte und im buchstäblichen Sinne des Worts nach einer Offenbarung rang.

Sechzehntes Kapitel.

Eine Sammlung.

Da der Kapitän, Herr Sherman und die Mannschaft des Schiffes nicht wußten, wie sie Holdsworth bezeichnen oder anreden sollten, so nannten sie ihn Herr H., denn dieser Buchstabe war der einzige, den sie von seinem Namen kannten.

Der Kapitän und die Offiziere behandelten ihn mit der größten Zuvorkommenheit; er aß an ihrem Tisch und ward von ihnen mit Kleidungsstücken versorgt, deren er, wie man sich denken kann, sehr benöthigt war.

Keiner von ihnen bezweifelte, daß er Freunde habe, eine bestimmte Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehme und wohl gar ein vermögender Mann sei, und sie harrten Tag für Tag der Rückkehr seines Gedächtnisses, damit dasselbe das Geheimniß enthülle, welches seine Lippen versiegelt hielten, und welches allein im Stande war, ihn wieder in das rechte Verhältniß zu der Welt zu setzen.

In der That übte seine vollständige Unfähigkeit, sich auch nur des allergeringfügigsten Umstandes aus seiner Vergangenheit zu entsinnen, trotz ihres mitleiderregenden Elementes einen fast verstimmenden Einfluß auf seine Umgebung aus. Der Kapitän Duff begehrte zu wissen, wie das untergegangene Schiff geheißen habe, aus welcher Stadt es gesegelt, nach welchem Hafen es bestimmt war, was für Ladung es getragen und wer sein Kapitän gewesen sei. Wie unbegreiflich war es diesem kleinen, gesunden Menschen, daß diese leichten und einfachen Fragen keine Antwort hervorzurufen vermochten! Wer weiß, ob seine Verwunderung nicht einem schwächern Gefühl Platz gemacht haben würde, wenn er sechs bis sieben Tage ohne Speise und Trank zugebracht und eine lange Reihe von markerschütternden geistigen Qualen erduldet und sich der Gewalt der Wellen in einem offenen Boot preisgegeben gesehen hätte, das kaum eine Meile weit sichtbar war und den Knochenmann Tod als Steuermann erhalten hatte; ja, ich glaube sogar, daß er dann zugestanden haben würde, daß solche Erfahrungen nicht nur in hohem Grade dazu angethan sind, einem Mann das Gedächtniß zu rauben, sondern ihn auch für die übrige Zeit seines Lebens der Tobsucht des Wahnsinns zu überantworten.

Inzwischen nahte sich die Barke auf dem hundertzwanzigsten Grad dem Ende ihrer Fahrt. Vom Backbord-Bug aus mußte man binnen Kurzem die matten Umrisse von Van-Diemens-Land erblicken.

Es war jetzt Anfang November und die Barke hatte vor zweiundsiebenzig Tagen den Hafen von Glasgow verlassen. Eines schönen Morgens saß Holdsworth auf dem Oberlichte; seine Augen waren auf ein Buch gerichtet, das man ihm geliehen hatte, aber sein Geist bemühte sich, wie er das stets mehr oder weniger zu thun pflegte, die Dunkelheit zu durchdringen, welche die Vergangenheit seinen Blicken entzog. In solchen Augenblicken zeigte sein Antlitz das Gepräge, das einem Blinden aufgedrückt ist, und dasselbe erzählte mit beredterer Zunge von dem geistigen Verlust, der den Unglückseligen betroffen, als es Worte oder Handlungen vermocht hätten. Der todte, leere Ausdruck seiner Augen bewies, daß ihr Blick nach innen gerichtet war, und dabei sah man es seinem ganzen Gesicht an, daß sein Spähen und Ringen ein vergebliches sei.

Als ein Gespenst, — als ein bleiches Gerippe hatte man ihn aus dem Boote genommen; seit der Zeit hatte er etwas zugenommen, nichtsdestoweniger war sein jetziges Aussehen nur ein unbedeutender Fortschritt im Vergleich mit dem jammervollen Eindruck, den er zur Zeit seiner Errettung gemacht hatte. Das uns vorschwebende Bild eines breitschultrigen, herzhaften, tapfern, schönen jungen Mannes mit glatter Wange und klarem Auge war verwischt, an seine Stelle war eine abgezehrte Schattengestalt gerückt, deren matte, linkische Bewegungen unwillkürlich, wenn auch mit Unrecht, auf einen verwachsenen Körper schließen ließen, deren dünne, schwache Hände durch Krankheit gebleicht und deren blasses Antlitz durch die tiefliegenden Augen und das Hervorsprossen eines schwarzen Vollbartes entstellt wurde.*)

Körperliche Leiden allein konnten eine Veränderung, die so stark hervortrat, nicht bewirkt haben; das Herz war es, welches die eigentliche Umwandlung vollzogen hatte, — das sanfte, zarte, weiblich empfindende Herz, das gezwungen worden war, Andere leiden zu sehen, und das den Klagelauten der Todesangst hatte lauschen müssen, ohne sie beruhigen oder beschwichtigen zu können. Wir dürfen es nicht vergessen, daß er fünf, sage fünf erschütternde Todesfälle erlebt hatte, von denen jeder einzelne durch grauenvolle, herzzerreißende Umstände begleitet worden war. Hätten dieselben sich über einen längern Zeitraum erstreckt, so würden sie sein Herz vielleicht gegen die unabwendbaren Szenen abgehärtet haben, indem sie demselben immer wieder eine kleine Frist zum Athemschöpfen gegönnt hätten. Da sie jedoch in schneller Reihenfolge einander unmittelbar auf dem Fuße folgten, so rieben sie sein Empfindungsvermögen zu Staub, und obgleich kein Gedächtniß vorhanden war, das ihnen einen wirksamen, Leiden erneuernden Beistand hätte leisten können, trat doch der lebenerstickende Einfluß, den sie ausübten, nicht minder hell zu Tage, war ihnen die Arbeit, die sie vollbracht, nicht minder gelungen.

Während er so dasaß, in einem Schiff voll Menschen, und doch so einsam war, wie damals im Boote, als Johnson sterbend unter der Ruderbank lag, kam Herr Sherman auf das Verdeck und setzte sich an seine Seite. Holdsworth war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß er seinen Wohlthäter nicht bemerkte; Herr Sherman aber wollte ihn in seinem Nachdenken nicht stören und beobachtete ihn daher mit stiller Theilnahme.

Plötzlich wandte sich Holdsworth um; der todte, nichtssagende Ausdruck schwand aus seinem Auge und er lächelte.

„So werden Sie von Ihrem Gedächtniß noch immer im



Kardinal Antonelli. (S. 150.)

*) Sie hatte Furcht, Hunger, Frost und Brand
Zu solchen Wesen ausgedörrt, — es hätte
Die Mutter nicht den eig'nen Sohn erkannt
In dieser Schaar vertrockneter Skelette.
Don Juan. Zweiter Gesang, Vers 102.

Stich gelassen?“ fragte Herr Sherman freundlich und mit einem Tone, der nur gerade so viel Besorgniß verrieth, als erforderlich war, um seinem Freunde den Umfang seiner Theilnahme fühlbar zu machen.

„Ja,“ entgegnete Holdsworth, und das Lächeln erstarb auf seinem Antlitze. „Nur einmal, — nur ein einziges Mal stieg, — eben jetzt, — ein Bild vor meiner Seele auf, dessen Beschaffenheit ich mir nicht erklären kann und dessen Sinn ich nicht zu enträthseln weiß, und das mir eben in dem Augenblick wieder entwich, als ich es festzuhalten versuchte.“

„Hinterließ es gar keinen Eindruck, — keinen merklichen Nachhall?“

„Nein. Ich kann es mit nichts Anderem vergleichen als mit einem schwachen Lichtstrahl, der quer über die dunkle Wand eines Zimmers gleitet und dann verschwindet.“

Herr Sherman schwieg; nach einer Weile sagte er:

„Was gedenken Sie zu thun, wenn Sie Sidney erreicht haben werden?“

„Darüber habe ich schon oft nachgesonnen. Ich muß mir Arbeit suchen und warten.“

„Warten, bis Sie Ihr Gedächtniß zurückerhalten?“

„Ja.“

„Kapitän Duff und ich haben vorhin von Ihnen gesprochen und ich äußerte die Vermuthung, daß Sie vielleicht, falls Sie nach England, dem Lande, das, wie ich fest glaube, Ihre Heimat ist, zurückkehren würden, — einem Freunde begegnen könnten, dessen Anblick Ihr Gedächtniß plötzlich erweckte, oder daß, wenn kein bekanntes Gesicht Ihnen in den Weg käme, so doch irgend eine Gegend, eine Landschaft denselben Zweck erreichen würde.“

„Ich glaube nicht, daß ich jetzt die Kraft hätte, abermals eine lange Seereise zu bestehen,“ antwortete Holdsworth, auf das Meer blickend. „Warum ist mir das Wasser so hassenswerth? Zuweilen bilde ich mir ein, daß ich viele Jahre auf demselben zugebracht haben müsse und daß es meine Anhänglichkeit schlecht gelohnt habe.“

„O, Ihre Abneigung ist sehr begreiflich. Doch wollen wir jetzt von Ihrer Zukunft reden. Ist es vernünftig, daß Sie in Australien bleiben? Sie werden Angehörige in England haben, vorausgesetzt daß England Ihre Heimat ist.“

„Aber wo soll ich dieselben suchen?“

„Ja, da sitzt der Knoten. Man könnte gar Manches thun, wenn man nur Ihren Namen wüßte. Ich will ein Verzeichniß von allen erdenklichen Namen anfertigen, die mit H anfangen. Es fragt sich nur, ob Sie Ihren Namen erkennen würden, falls Sie ihn schwarz auf weiß erblickten.“

„Das käme auf einen Versuch an,“ entgegnete Holdsworth befangen.

„Nun wohl, hören Sie, was ich mir ausgedacht habe,“ sagte Herr Sherman und legte seine Hand sanft auf die von Holdsworth. „Ich betrachte Sie als einen Mann, den ich dem Tod abgejagt habe, — denn ich schreibe das Verdienst, Sie wiederhergestellt zu haben, mir zu — und für den zu sorgen daher mein ausschließliches Vorrecht ist. Doch werde ich nicht zugeben, daß Sie von Almosen abhängig sind. Ich besitze in Sidney ein Comptoir, und in demselben werde ich Ihnen einen Platz am Schreibtisch einräumen und Ihnen auf diese Weise die Möglichkeit verschaffen, ein Gehalt zu beziehen, von dem Sie behaglich leben können. Nach und nach wird Ihr Gedächtniß wiederkehren. Sie sollen dann unverzüglich nach England reisen und mein Segen wird Sie geleiten, denn Sie haben viel erduldet, — ja, mehr, viel mehr als ich oder irgend Einer von uns zu fassen vermag.“

Er hielt plötzlich inne und seine Stimme zitterte.

Holdsworth ergriff seine Hand. „Herr Sherman, mein theurer Freund, mein Wohlthäter ... Gott wird es Ihnen lohnen! Ja, ich habe schwer gelitten ... Ich ... ich fühle das hier,“ und bei diesen Worten drückte er die Hand gegen seine Stirn. „Herr Sherman, lieber Herr Sherman, glauben Sie mir, ich bin dankbar.“

„Das weiß ich, und dieses Bewußtsein ist mir ein sehr angenehmes, denn es ist eine Wonne, einem dankbaren Gemüth sich nützlich erweisen zu können. — Das also wäre abgemacht. Aber verstehen Sie mich recht; Sie sollen bei mir bleiben, so lang es Ihnen gefällt, doch bei der ersten Regung Ihres Gedächtnisses werde ich in Sie dringen, nach England zurückzukehren, denn ich kann die Ueberzeugung nicht fahren lassen, daß Sie Freunde und Verwandte besitzen, die Sie als todt beweinen und sich unnöthigerweise Ihretwegen härmen werden.“

„Ja, ja. Das denke auch ich zuweilen,“ rief Holdsworth voll Leidenschaft, „das ist die Vermuthung, die mich wie ein Gespenst verfolgt, aber vielleicht ist das doch nicht der Fall. O, Herr, es kann kaum sein! Besäße ich theure Angehörige, wie könnten sie meinem Gedächtniß entfallen? Ist es möglich, daß man Die vergessen kann, welche man liebt?“

Herr Sherman holte tief Athem und sagte:

„Ich halte das allerdings für unmöglich. Wenn Liebe Sie an irgend ein Wesen knüpfte, so würde dieselbe als eine Macht sich bewähren, auf welche Ihre Gedächtnißschwäche keinen Einfluß haben könnte. Doch ist und bleibt die menschliche Seele ein großes Geheimniß.“

Eine kurze Pause trat ein und dann ergriff Herr Sherman abermals das Wort und fragte:

„Pflegen Sie zuweilen zu träumen?“

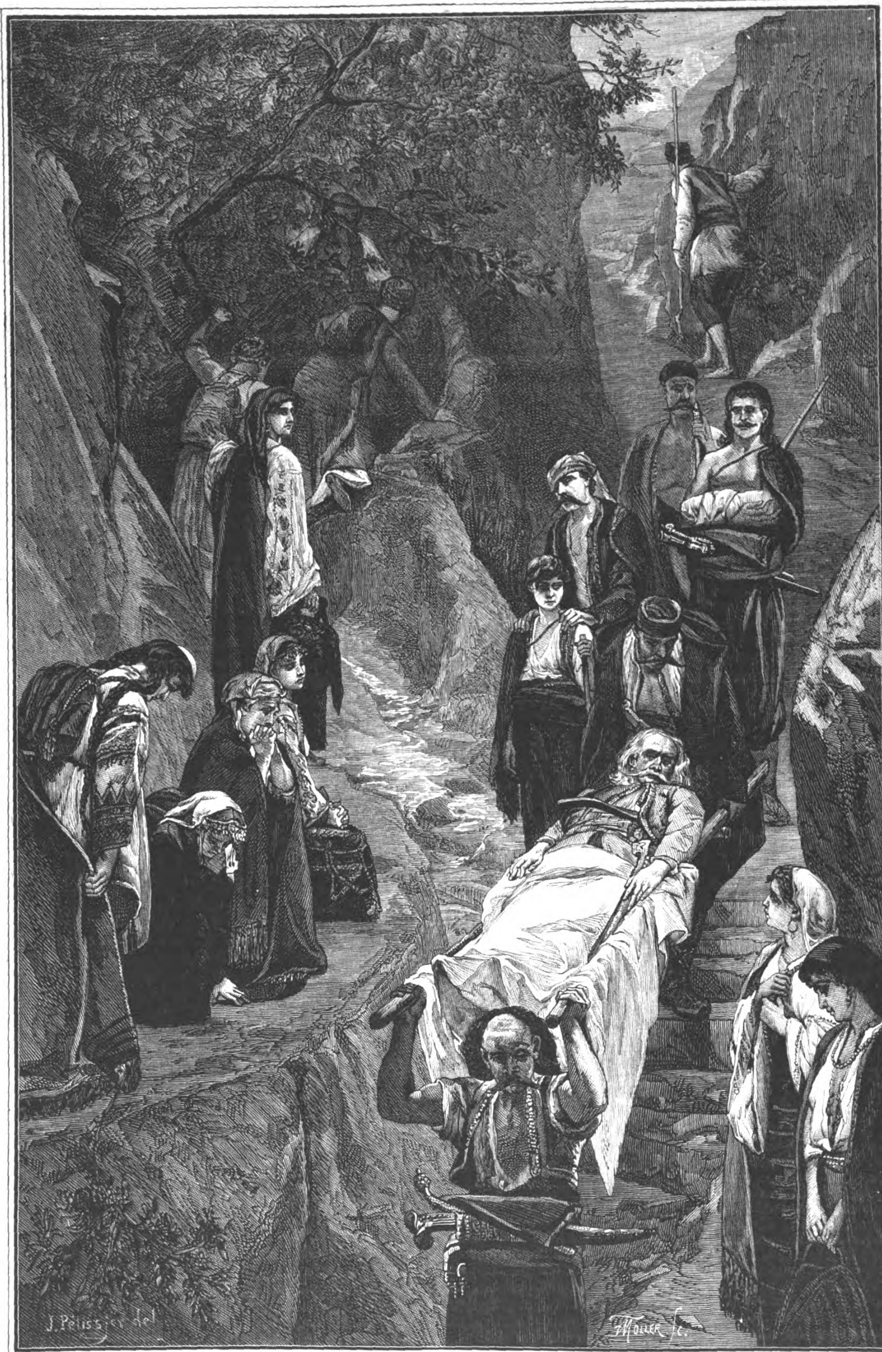
„Nein.“

„Wer weiß, vielleicht thun Sie es doch und Ihr Geist ist nur nicht im Stande, das festzuhalten, was er im schlafenden Zustand erblickt. Sollte es sich jedoch einmal ereignen, daß Sie unmittelbar nach einem Traum aus der Heimat erwachten, so würde die Dunkelheit sicherlich von Ihnen genommen werden.“

„Daran habe ich auch schon gedacht,“ entgegnete Holdsworth mit der Miene eines Menschen, der alle Möglichkeiten erschöpft hatte, und den keine Muthmaßung zu einem neuen Aufschwung befähigt.

„Und fühlen Sie kein Verlangen, nach England zurückzukehren?“

„Es ist mir gleichgültig, wo ich mich aufhalte, so lange mein Gedächtniß todt bleibt. England! Sie sprechen ein bekanntes Wort aus, und ich weiß, daß es ein Reich ist, aber ich vermag es mit meinem Geiste nicht zu erfassen. Ich kann keinen klaren Begriff mit demselben verbinden. Lasse ich meine Gedanken über die weite Wasserwüste schweifen, so finde ich nichts als Meer und Himmel — Meer und Himmel! Jenseits des Ozeans entdecke ich kein Land, — nichts, das mich wie eine Heimat berührt. O, Herr! Sie können das nicht verstehen. Wie sollten Sie auch. Es ist qualvoll, den Blick rückwärts zu richten und zu erkennen, daß das ganze vergangene Leben ausgelöscht ist. Erhebt sich doch dicht hinter mir die Finsterniß wie eine Mauer, die mein Auge nun und nimmermehr durchdringen kann. Wer weiß, welche kostbaren, — welche unschätzbaren Güter sie mir verbirgt? Es würde mich beruhigen, unaussprechlich beruhigen, wenn Gott nur für einen



Aus Montenegro. **Der verwundete Wojwode.** Gemälde von M. J. Czermak. (S. 151.)

Augenblick meinen Geist erhellte und mir zeigte, was ich verloren habe. Und, o, diese Abgeschiedenheit von Allem, — dieses Gefühl der Trostlosigkeit, das mich in meiner Verlassenheit überkommt! Bedenken Sie nur, Herr Sherman, wie einsam ich bin! Kein Laut, kein noch so schwacher Nachhall einer theuren Stimme dringt aus der Dunkelheit, die hinter mir liegt, heraus. Wer hätte gedacht, daß ein Gedächtniß besitzen ‚leben‘ heißt und daß der Verlust desselben ein schlimmeres Uebel ist, als der Tod?"

Er neigte den Kopf, und als er das Gesicht mit seinen abgezehrten Händen bedeckte, perlten einige heiße Thränentropfen durch seine Finger.

Gott verleihe ihm seine Hülfe! Das Leid hatte seine Natur untergraben; er war weich und schwach geworden wie ein Kind und er, der in früheren Tagen unter keiner Bedingung geweint haben würde, war jetzt nicht im Stande, die Thränen zurückzudrängen, die ihm bei jeder Gefühlsaufwallung in's Auge traten.

Da sich nunmehr Kapitän Duff zu ihnen gesellte, so nahm die Unterhaltung eine andere Wendung, und da Holdsworth sich seiner Schwäche schämte und sie doch nicht zu unterdrücken vermochte, so ging er langsamen Schrittes und gebeugten Herzens von dannen. —

Als sie noch etwa zwei Tagereisen von Sidney entfernt waren, trat der Bootsmann in Begleitung von zwei Matrosen zum Kapitän und sprach, die Hand an die Mütze legend, folgendermaßen:

„Herr, das Schiffsvolk hat mich aufgefordert, zu Ihnen zu gehen und Ihnen in ihrem Namen zu vermelden, daß sie Alle sehr wohl wüßten, daß der Herr, der sein Gedächtniß verloren hat, keine Kleidung und vielleicht auch kein Geld hat; und da ein Schiffbruch eine Sache ist, die Jedem von uns passiren kann, und da der arme Herr mehr hat aushalten müssen als er selbst weiß, — obgleich es eigentlich, wie mein Maate Bill hier sagt, nicht schwer zu errathen ist, wie schlecht es ihm ergangen sein mag, — und da auch von unseren Kameraden mehrere schon erfahren haben, wie es ist, wenn's Einem an Wasser mangelt, und sie uns das so ausgemalt haben, daß Einem die Haare zu Berge stehen, — nun, so wollte ich nur mit kurzen Worten sagen, daß die ganze Mannschaft bis auf Einen, der von Insel Dong gebürtig ist, — und der wird sich sicherlich auch noch besinnen, — eine kleine Sammlung für den armen Herrn veranstalten will, und wenn auch mehrere von uns nicht viel zu verschenken, ja kaum genug für sich selbst haben, so wollen sie doch Alle mit dabei sein und warten nur darauf, ob Sie und Herr Banks und Herr Anderson sich zuerst einschreiben wollen, denn das würde sich besser ausnehmen und auch viel schiffsmäßiger sein."

Der Bootsmann hielt seine Rede unter mannigfachem Stocken; verlegen war er keineswegs; allein die halsstarrigen Worte hatten fortwährend die Bosheit, dem Kurs, den seine Gedanken steuern wollten, sich quer in den Weg zu legen und ihn mehr als einmal auf den Strand zu stoßen. Als er sein Anliegen vorgebracht hatte, sah er auf seine Maaten, um zu erfahren, ob sie mit ihm zufrieden seien, worauf dieselben kopfnickend einen gewaltigen Busch Haare über ihre Augen warfen und sich dann den Mund mit den Handknöcheln abwischten.

„Ihr habt Recht," sagte der Kapitän, richtete während des Sprechens seinen Blick auf das Großmarssegel und streckte seine Hand aus, um dem Mann am Ruder die Mahnung zu ertheilen, nicht zu gieren.

„Sie können für mich fünf Pfund und für Herrn Banks und Herrn Anderson Jeden einen Sovereign zeichnen," sagte er. „Wenn die Offiziere das Geld nicht zur Hand haben, so zahl' ich für sie. — Halt' das Schiff grade, sag' ich, halt' das Schiff grade!" rief er dann plötzlich. „Zum Henker mit Dir, Du bist einen Strich vom Kurs abgewichen."

(Fortsetzung folgt.)

Kardinal Antonelli.

(Bild S. 148.)

Der Ministerpräsident der ehemaligen päpstlichen Staaten und Großsiegelbewahrer des h. Vaters, Kardinal Antonelli, ist am 6. November nach langer Krankheit gestorben. Antonelli ward zu Sonnino bei Terracina am 2. April 1806 in einer armen Familie geboren, welche jedoch in ein altes Adelsgeschlecht der Romagna hineinreicht. Sein Vater war Holzhauer. Giacomo Antonelli, bis an seinen Tod einer der bedeutendsten Männer der römischen Regierung, wurde schon sehr jung nach Rom gebracht, wo er glänzende Studien machte. Sein lebhafter Geist machte die Lehrer auf ihn aufmerksam. Er wurde von Papst Gregor XVI. besonders bevorzugt, da dieser in ihm eine seltene Befähigung erkannte, die ihn zu einer vielversprechenden Laufbahn in der Kirche bestimmte. In Folge dieses Wohlwollens erhielt Giacomo Antonelli die Prälatur und wurde nach einander Delegat zu Orvieto, Viterbo und Macerata. 1841 zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, 1844 zum zweiten Schatzmeister ernannt, rückte er schon 1845 zum Großschatzmeister vor. Die Thronbesteigung Pius IX. im Jahr 1846 änderte nichts in der Stellung Mgr. Antonelli's. Der neue Papst schenkte ihm wie sein Vorgänger das unbedingteste Vertrauen und bewies dieß durch seine im nächsten Jahr erfolgende Ernennung zum Kardinaldiakon. Der Kardinal unterstützte den Papst in seinen damaligen liberalen Bestrebungen, welche den italienischen Patriotismus zu so hoher Begeisterung entflammten. Aber die Ereignisse von 1848 und 1849 änderten bekanntermaßen die Ansichten der päpstlichen Regierung sehr wesentlich. Der Kardinal folgte dem Papste nach Gaeta, nachdem er vergeblich die Revolution zu unterdrücken gesucht. 1850 ward er Minister des Aeußern und Ministerpräsident, und als solcher Urheber mehrerer tief eingreifender Gesetze, und schuf den Staatsrath, den er im März 1851 als Kardinalstaatssekretär eröffnete. Im Frühjahr 1855, als Piemont sich mit den Westmächten verband, gab Antonelli seine Entlassung, die der Papst jedoch nicht annahm. Einem Mordanfall in demselben Jahr entging er glücklich. — Der Kardinal Antonelli war ein Mann von hohen Geistesgaben, die ihm selbst seine größten Feinde nicht abstreiten. Unter den schmiegsamsten Formen verbarg er eine Festigkeit und Unerschütterlichkeit des Entschlusses, die ihn in und durch die heftigsten politischen Kämpfe geführt. Antonelli war jedenfalls einer der interessantesten und bedeutendsten Männer der römischen Kurie. Der Kardinal hinterläßt ein ungeheures Vermögen und kostbare Sammlungen von Edelsteinen, Kuriositäten und Kunstschätzen.

Flora auf dem Dache.

Von

Paul Kummer.

In der That, auch auf den Dächern der Häuser läßt die Blumengöttin sich's wohlgefallen, und wir brauchen dabei gar nicht bloß an die platten Dächer des Südens zu denken, welche mit Zierpflanzen besetzt oft wirkliche Gärten darstellen, wo die Bewohner des Hauses als in ihrem Garten sich ergehen und erholen.

Auch unsere eigenen deutschen Häuser tragen auf ihren Dächern eine überaus merkwürdige Vegetationswelt, wenngleich dieselbe zum Theil unbeachtet bleibt und in ihrem interessanten Charakter den meisten Menschen völlig unbekannt ist. Und doch ist dieselbe in oft überraschender Fülle dort angesiedelt und von einer zierlichen Schönheit, daß sie wohl die Beachtung jedes Naturfreundes verdient. Diese echten Hauspflanzen treffen wir besonders auf der Nordseite der Dächer von Stadt oder Dorf; sie finden sich überall und auf den Häusern der vornehmsten Straßen einer Hauptstadt gedeihen sie stellenweise kaum minder wie auf der niedrigen Hütte des Landmannes.

Vor Zeiten hatten die Menschen sogar ein tieferes Interesse für wenigstens eine dieser pflanzlichen Zierden des Daches. Man freute sich über die fettblätterige Hauswurz oder das Hauslaub, welches mit seinen rosenröthlichen Blumentrauben ursprünglich an den Felsen der Gebirge wuchs, aber von Alters her auch auf die Dächer gepflanzt wurde und da als ein prächtiger Schmuck dankbar blühte und prangte. Es war vordem eine durch das Herkommen geheiligte Sitte, nicht nur die Schwalbe unter dem Dache und das Hauslaub auf demselben zu finden, sondern auch ein besonderer gläubiger Sinn war damit verbunden. Der Hausbesitzer meinte nämlich weislich zu handeln, wenn er das Hauslaub auf sein friedliches Dach pflanzte und hielt sich eines trefflichen Schutzes versichert, wenn es da lustig wuchs, denn das Haus war dann vor Blitzschlag treu behütet. Noch im sechzehnten Jahrhundert schreibt ein berühmter Botaniker in ernstgemeinter Weise, daß dieß Kraut „Donnersbart" genannt worden, weil weder Donner noch Blitz dem Haus schade, auf welchem es wachse. Donnersbart hieß das Kraut, aber in tieferer mythologischer Beziehung, nämlich um seiner röthlichen Blüten willen, denn der fromme, uralte, heidnische Glaube hatte darin ein heiliges Sinnbild von des Donnergottes rothem Barte erkannt und meinte, daß der gewaltige Gott das Haus beschütze, auf dessen Dach die ihm geheiligte Pflanze wachse. Sie brachte dem Haus überhaupt aber Glück, nur meinte man freilich hie und da, das Hauslaub dürfe nicht zum Blühen kommen, die Blüten müsse man vor der Entfaltung abschneiden, weil sonst Jemand im Haus sterbe. Gegen Gewitterschaden hielt man sich in manchen Gegenden auch nicht völlig schon dadurch gesichert, daß dieß Kraut auf dem Dache wuchs; nein, am Johannistag pflegte man Zweige desselben abzuschneiden und wenn nun ein Gewitter heraufzog, so verbrannte man sie sammt der zu Ostern gesammelten Palmweidenkätzchen auf dem Herde und glaubte, erst durch dieses Rauchopfer den Donner in den Wolken zu beschwichtigen. Ja, es war ein heiliges Wunderkraut des Mittelalters. Aber das Heilige wurde auch wiederum in des Teufels Dienst gezogen, da in den ersten christlichen Zeiten die altheidnischen Götter für Teufelsgenossen gehalten wurden. So kam es denn, daß auch die Hexen das Hauslaub beim Gebräu ihrer Tränke brauchten, — eine Verwendung, die allerdings nur am Donnerstag für erfolgkräftig galt, weil dieß der Donarstag war und der Gott nur an diesem Tage seinen Segen zu dem Kraute gab.

Die moderne Zeit, welche den elektrischen Blitzableiter für wirksamer hält als ein fröhliches Kraut, hegt dieß Hauslaub nur selten noch und es wird immer seltener. Unsere stolzen städtischen Häuser eignen sich freilich auch wenig mehr zu dessen Kultur. Höchstens der Landmann hat hie und da noch seine Freude daran und hat auch seinen Glauben daran noch nicht gänzlich verloren, wenngleich er die altheidnische Deutung dieses Glaubens längst nicht mehr kennt. Aber auch wenn man dem Hauslaub keine Bedeutung mehr beimißt, warum sollte man sich des blühenden Dachschmuckes nicht freuen! Möchte man besonders auf niedrigen Häusern es mehr als heutzutage geschieht, wieder hegen und pflegen, denn wenn es auch kein schützender Hausgeist ist, so bleibt es doch immerdar eine freundliche Hauspflanze.

Völlig unabhängig von der Menschenpflege, sowie unbekümmert um ihre Liebe oder ihren Haß, wohnt aber außerdem ein zahlloses Geschlecht kleiner, allerliebster Pflänzchen auf allen unseren Dächern und bildet auf denselben einen in smaragdenem Grün prangenden, oft völligen Ueberzug. Da sind die Moose vor Allem, diese reizenden Allerweltspflänzchen, welche jeden Baumstamm und Chausseestein besetzt halten, allen Wald- und Wiesengrund überkleiden und noch auf den Sümpfen die trügliche grüne Decke bilden. Warum sollten sie also nicht auch auf den Hausdächern gern Platz nehmen, wo die herabfließenden Regengüsse ihnen die willkommene Nässe zeitweilig so reichlich spenden und die frische Luft sie immerdar umweht. Sie fehlen eben auch fast nirgends, besonders wenn das Dach nicht allzu steil aufsteigt. Wenn wir in der belebtesten Stadt nur zum Fenster unseres Hauses hinausschauen, so brauchen wir uns in der That durchaus nicht über vegetationslose Oede der Großstadt zu beklagen. Den Blick auf das Dach des gegenüberliegenden Hauses gerichtet, können wir eine Ueberfülle pflanzlichen freien Naturlebens bemerken, welches keine Kultur, keine polizeiliche Nachstellung jemals zu vernichten vermag; und wenn ein solches Dach zumal recht schräg läuft und schon Jahrzehnte alt oder noch älter ist, so hat sich oft ein dichtes, schwellendes Mooskleid darauf entwickelt, ganz ähnlich demjenigen, welches wir im Walde draußen als romantischen Moosrasen zu preisen pflegen. Und wie gar erst thront die Göttin Flora mit ihrer Moosfülle auf dem ländlichen Strohdach, welches die Nässe von Thau und Regen weit länger an sich hält und daher ein trefflicher Nährboden dieser feuchtigkeitliebenden Pflänzchen ist.

Betrachten wir diese kleine Dachflora aber durchaus nicht etwa als einen einförmigen, nichtssagenden Ueberzug. Die Natur, welche in ihren größeren Bildungen, in ihren Bäumen und Kräutern durch die augenfällige Meisterschaft, welche sie an diesen bekundet, unsere volle Bewunderung genießt, sie ist dieselbe unvergleichliche Künstlerin selbst bei ihren kleinen und kleinsten Bildungen. Gerade die Moose als einigermaßen kleine Pflänzchen bieten in der That eine reiche und überaus zierliche Gestaltung, sowie eine Fülle von verschiedenen Formen, so daß diese meist unbeachtete Dachflora wirklich unsere Theilnahme verdient.

Bei näherer Kenntniß all' der überaus verschiedenen Moospflänzchen, welche das Hausdach bewohnen, müssen wir uns vor Allem über die große Anzahl unterschiedlicher Moosarten wundern, die da droben in reizendem, naturgärtchenartigem Durcheinander grünen, blühen und fruchten. Es sind eben ganz bestimmte Sorten, welche weder im Wald, noch auf den Aeckern, Wiesen und Sümpfen vorkommen, denn sie verlangen, um zu existiren, eine mehr trockene und harte Unterlage und freie Luft. Das Alles bietet ihnen das Dach und sie sind deßhalb dort anzutreffen, gleichwie sie aus demselben Grunde sich auch noch an Gesteinen, auf festem Lehmboden und an hartgetretenen Wegrändern finden. Wer kennt nicht ganz besonders die halbkugeligen Kissen, mit welchen jedes ältere Ziegel- oder Schieferdach so massenhaft bewachsen ist und welche zu thaler- und bis über faustgroßen Polstern sich da ausbilden. Wer hätte ein solches nicht auch schon einmal betrachtend in die Hand genommen, wenn es herabgerissen vor uns auf dem Wege lag? Es ist solches meist ganz genau halbkugelige Mooskissen aber eine fest zusammengedrängte Gruppe von Hunderten einzelner Moospflänzchen, deren jedes aus einem dicht beblätterten Stämmchen besteht. Besonders im Frühjahr sprießt aus dessen Gipfeln ein rother oder goldgelber Fruchtstiel, welcher mit einer braunen Frucht gekrönt ist. Solches mit Früchten reich bedachte Mooskissen bietet aber einen ganz reizenden Anblick schon dem bloßen Auge, auch wenn dieß die feinere Ausstattung und Verzierung dieser Früchtchen noch gar nicht wahrnimmt, die uns erst die Lupe oder das Mikroskop überraschend offenbart. Aber vergleichen wir einige solche Mooskissen nur einmal in ganz oberflächlicher Weise, so werden wir bald auch gar verschiedene Sorten zu unterscheiden wissen. In vielen Fällen haben dieselben von glashellen Härchen, in welche die Blättchen auslaufen, ein seltsam eisgraues Aussehen, wenigstens in trockenem Zustande, denn angefeuchtet erscheinen ja alle, auch die farbetrübsten Moose in prächtigstem Grün, Gelbgrün oder Dunkelgrün. Wir haben es bei diesen grauhaarigen Kissen mit der „Polstergrimmie" zu thun, deren eirunde Früchte anmuthig auf einem goldgelben, schwanenhalsig gebogenen Fruchtstiel nicken. Ein wieder anderes Kissen von sehr dunkelgrüner Färbung trägt seine urnenförmigen Früchtchen stiellos zwischen den Gipfelblättern halb versteckt, aber wenn wir dieselben zur Reifezeit finden und der kleine rothe Deckel schon abgeworfen ist, sehen wir sie an dem Saume der Oeffnung dieser Fruchtbüchse mit einem Kranz purpurrother gespaltener Zähnchen verziert. Das ist das „Spaltzahnmoos", belehrt uns ein kundiger Botaniker und sagt uns zugleich, daß gar viele Moose ihren Namen nach der Form der Zähne haben, mit denen der Mundungssaum fast aller Moosfrüchte überaus charakteristisch besetzt ist und welche sich uns bei einiger Vergrößerung als Meisterstückchen zierlicher Kleinarbeit der Natur herausstellen. Er zeigt uns aber ein Mooskissen, das als „Goldhaarmoos" auch einen ganz poetischen Namen trägt; dessen schöngrüne beblätterte Stämmchen haben nämlich kurzgestielte Früchtchen, die vor der Reife mit bräunlicher sogenannter Haube völlig überzogen sind, welche ganz die Form einer preußischen Pickelhaube hat und mit aufstehenden goldbraunen Härchen besetzt ist. Wieder die derben Polsterkissen des „Birnmooses" tragen auf zollhohen rothen Stielchen nickende Früchte von der Gestalt einer weinkorngroßen Birne; bei wieder anderen sind die Früchte wurstförmig, bei noch anderen cylinderisch, bei anderen vasen- oder fast kugelförmig. Es waltet eben eine Fülle und Mannigfaltigkeit in dem Moosreich auf unseren Dächern, wie die Gärten sie in ihren blühenden Zierpflanzen kaum reichlicher haben.

Zwischen all' diesen dichten Kissen ziehen sich wiederum völlig andere gewindeartige, federig zerschlissene Räschen oder flach dem Ziegel angedrückte Ueberzüge umher, welche mit ihren

gefiederten glänzenden Aesten epheuartig umherkriechen. Das sind die „Ast-, Fieder- oder Schlafmoose“, diese edelsten und graziösesten Moose überhaupt, welche in Wäldern und Wiesen die weichen schwellenden Moosrasen bilden, aber durch einige Arten eben auch auf unseren Dächern vertreten sind. Ihre hochgestielten Früchte haben fast stets eine zierliche Ei- oder Walzenform und pflegen bei der Reife sich etwas zu neigen und wurstartig auch zu krümmen. Der Leser würde staunen über die mannigfaltige Bildung all' der Sorten dieser reichgestaltigen Pflanzengattung, welche auf dem Dache droben ihr wenigbeachtetes Dasein leben und selten von einem andern Wesen als von den Vögeln des Himmels oder von der über die Dächer schleichenden Katze geschaut werden.

Aber die Naturforschung hat diese Pflänzchen nicht außer Acht gelassen und ihre Schönheit würdigen gelehrt. Vielleicht daß daher auch der Leser solche vom Sturm, Regen oder vom Dachdecker zufällig losgerissenen Pflänzchen hie und da aufhebt, um sich ihrer zu freuen und fortan mit achtsameren Blicken das moosbewachsene Dach seines Hauses zu betrachten. Wundersamerweise hat diese anmuthige grüne Kleinwelt den Höhepunkt ihrer Vegetation aber erreicht, wenn die unter diesem Dache wohnenden Menschen die ganze Natur für erstorben beurtheilen. Denn gerade in den Tagen des Winters und des allerersten Frühlings prangen sie herrlicher als je, während sie im Sommer scheinbar oder wirklich leblos nur dürre, graue oder braune Massen sind, welche wir zwischen den Fingern zu Staub zerreiben können. Ja sie grünen nicht nur, wenn alles übrige Pflanzenleben unter der schneeigen Winterdecke in tiefen Schlaf versenkt liegt; sie beginnen auch dann gerade ihre Früchte anzusetzen, und wenn endlich im März und April die erste Lebensregung an Gräsern und Kräutern bemerkbar wird, dann stehen die Moose mit reifen Früchten reich besetzt, aus deren Sämchen eine neue Generation für den künftigen Winter erstehen soll.

Zu den Moosen gesellen sich auf dem Dache noch Vertreter eines andern kryptogamischen Pflanzengeschlechts, welche wie an Felsen und Gestein, so auch auf den Ziegeln der Dächer ihre ausschließliche Wohnstätte haben. Als gelbes, blaues, grünliches oder graues, rosettenförmig gelagertes Geblätter haften sie zieratlich an den Dachsteinen und sind durch ihre besonders bei Anfeuchtung durch Regen prächtig hervortretende Färbung auffällig genug. Vor Allem die Flechtengattung der „Parmelien“ hat sich da zwischen den Moosen allerorten angesiedelt und verdient wohl die Beachtung des Naturfreundes wegen ihrer so zierlichen Bildung. Denn bald sind diese thaler- bis handgroßen Flechtenrosetten aus schuppig gelagerten, bald aus strahlig verzweigten Blättchen, Streifen oder Schuppen zusammengesetzt, worin jede Art ihre eigene Weise hat. Auf diesem bunten sogenannten Laub sitzen die das ganze Jahr vorhandenen Früchtchen, welche die Form von Tellerchen, Näpfchen oder Schüsselchen haben und durch orangene, braune oder schwarze Färbung von dem meist anders kolorirten Laube ganz malerisch abstechen. Da leuchtet besonders die „gelbe Wandflechte“ mit ihrem in goldiges Gelb getauchten Laub schon aus der Entfernung von einem damit bewachsenen Dache herunter; da macht ferner die blaugraue „Steinflechte“ mit ihrem runzeligen größern Geblätter sich hervorragend geltend, die aus strahligen, feinen Bändern sternig zusammengesetzte bläuliche „Blauflechte“, die kleingeschuppte, gelbgrüne „Felsflechte“. Ja, fast alle die mannigfachen Flechtenrosetten, welche die Felsen der Gebirge, sowie die erratischen Steinblöcke des Flachlandes so malerisch überwachsen, sie haben auch die Dächer unserer Häuser sich auserkoren und gedeihen da in oft nicht geringer Ueppigkeit.

Indessen ist damit noch lange nicht die auf dem Dach angesiedelte Vegetationswelt abgeschlossen. Nicht nur daß auch manches vom Wind emporgetragene Samenkorn von Gräsern und Kräutern dort haften bleibt und zwischen den Moospolstern zur Entwicklung kommt, so daß oft ein dichter Grasbüschel oder eine wilde Blumengruppe freundlich heruntergrüßt; auch aus dem nur unter dem Mikroskop sich offenbarenden winzigsten Geschlechte der „Algen“ leben droben einige Vertreter, gleichwie aus der Thierwelt manche infusorielle Repräsentanten droben ihre Heimstätte haben, besonders die merkwürdigen „Tardigraden“, welche dort in den Dachrinnen ihr Dasein führen, bei jedem Regenguß zum Leben erwachen, dann wieder vertrocknen und zu einem dürren Schüppchen einschrumpfen, bis ein neuer Regen sie wieder schwellt und wiederholt zu neuem Leben ruft.

Ja, welche Stelle auf Erden könnten wir wohl finden, die nicht bewohnt wäre von lebendigen Schöpfungen, zu welchen die Lebenskeime ohne Zahl ja alle Tiefen und Höhen erfüllen, um sich zu entwickeln, wo irgend sich die ihnen günstigen Existenzbedingungen bieten. Jedem scheinbar noch so unfruchtbaren Standort sind aber besondere Wesen zugewiesen, die einzig da zu bestehen vermögen: damit kein Ort und kein Pünktchen auf der weiten Erde ohne grünendes und athmendes Leben sei. Und wenn wir wissen, daß selbst der Flugsand noch seine pflanzlichen Bewohner in einigen Flechtengewächsen hat, die auf demselben sich gedeihlich fortentwickeln und, ob auch von den Sandwehen verschüttet, doch wieder zum Vorschein zu kommen wissen und weiter vegetiren; wenn auch der ödeste, nackteste Felsen der Gebirge noch sein zartes, für das bloße Auge freilich oft kaum wahrnehmbares pflanzliches Kleid hat: — wollen wir uns dann noch verwundern, daß auch die Dächer unserer Häuser ihre eigenthümliche Pflanzenwelt tragen?

Vom Kriege.

Der verwundete Wojwode.

(Bild S. 149.)

Bei den ureinfachen Verhältnissen, in denen das montenegrinische Völkchen lebt, kennt fast Jeder den Andern, ein ganz eigenartig alterthümlicher Familienton herrscht im ganzen Lande, und die Begütertsten und Angesehensten werden allgemein fast wie Väter betrachtet. Ein solcher Vater eines Kreises ist der Wojwode, der — meist mit dem Fürsten verwandt — wie ein Nebenherrscher des Souveräns angesehen und vom Volke fast ebenso wie der Fürst geliebt und geehrt wird.

Unsere Illustration zeigt einen solchen Wojwoden, der schwer verwundet von Getreuen durch einen Engpaß getragen wird, auf welchem ein Trupp Frauen, die Säcke mit Patronen den kämpfenden Männern zutragend, dem traurigen Zug entgegenkommen. Es ist ein ergreifend tragisches Bild aus diesem für alle Parteien unseligen, grausamen Kriege.

Serbische Bauern, zu Markt ziehend.

(Bild S. 152.)

Die türkische Kavallerie, die Tscherkessen und Baschi-Bozuks, auf windschnellen Pferden und tollkühne Reiter, haben das unglückliche serbische Land weit über die Grenze, wo die Feinde standen, hinaus unsicher gemacht, denn Streifpikets von zwölf bis fünfzehn Mann unter einem selbstgewählten Anführer tauchten plötzlich bald hier und bald dort auf, plündernd und raubend, und waren ebenso schnell wieder spurlos verschwunden. Aus diesem Grunde war für die serbischen Bauern irgend einen Markt zu besuchen, auch weit von dort, wo der Krieg wüthete, ein gefährliches Unternehmen.

Das ganze serbische Land besteht aus Hochebenen, Schluchten und Hohlwegen, wie geschaffen zu plötzlichen Ueberfällen, und wenn die Bauern mit ihren schwerbeladenen Wagen auf den steilen Gebirgswegen Mühe hatten, um sich und ihre Ladung vor dem Herabstürzen zu schützen, ertönte plötzlich wildes Geschrei, fielen Schüsse, blitzten Messer und Säbel, und eine entsetzliche Metzelei begann.

Daher ward bald eine solche Fahrt zum Markt eine Art Expedition unter militärischer Eskorte. Die Bauern begleiteten die Wagen zu Pferde, bewaffnet bis an die Zähne, und die Frauen führten, auf den Pferden sitzend, die Wagen; so ging es möglichst geräuschlos und schnell den kleinen Ortschaften zu.

Eine solche Karawane zu Markte ziehender serbischer Bauern zeigt unsere Illustration.

Zur Geschichte der Gold- und Silberschrift.

Das Mittelalter hatte große Freude an glänzender Gold- und Silberschrift, welche bei den Byzantinern noch beliebter war als im Abendland. Hin und wieder schrieb man ganze Handschriften in Gold; bisweilen begnügte man sich, nur die Ueberschriften oder die ersten Seiten golden strahlen zu lassen, während der übrige Text auf meist farbigem Pergament silbern erschien. Purpurfarbiges Pergament beanspruchte selbstverständlich solche Metallschrift. Zu dieser „Chrysographie“ oder „Chrysogrammie“ waren eingeübte Schreiber erforderlich, die sogenannten „Chrysographen“. Der berühmte Montfaucon, ein ungemein verdienstvoller Archäologe, hat griechischen Handschriften auch Goldschriftrezepte entnommen und uns versichert, daß man zu seiner Zeit gelungene Versuche damit angestellt habe. Nicht immer wurde mit dem Pinsel geschrieben oder richtiger gemalt, vielmehr bediente man sich auch der Feder.

Ein eifriger Chrysograph war Theodosius III., der 717 dem Thron entsagte und in's Kloster ging, welcher in Ephesus die Evangelien in Goldschrift schrieb. Prachtvoll ist das Krönungsbuch der angelsächsischen Herrscher, ein Evangelienwerk, das König Adelstan der Kirche zu Canterbury verehrte, die drei ersten Seiten eines jeden Evangeliums sind in goldener Kapitalschrift, bei Matthäus auf Purpur.

Ebenso merkwürdig und schön als uralt ist auch die Bibelübersetzung des Ulfila in Stockholm, bekannt unter dem Namen «Codex argenteus», weil sie in Silber und Gold auf Purpur geschrieben ist. Die Handschrift kam aus Werden an der Ruhr im sechzehnten Jahrhundert nach Prag, und von da mit den übrigen Schätzen Kaiser Rudolf's II. durch Königsmark nach Schweden. In Wien hat man noch uralte Fragmente des ersten Buches Mose in griechischer Sprache konservirt, in goldener und silberner Schrift auf Purpurpergament mit sehr merkwürdigen Gemälden, die noch ganz in antiker Weise angefertigt sind, 24 Blätter mit 48 Bildern.

Ungemeinen Aufschwung gewann die glänzende Prachtschrift unter Karl des Großen Regierung. Der kunstliebende Monarch ließ 781 durch Gottschalk das prachtvolle Evangeliar anfertigen, das sich jetzt im Musée des Souverains im pariser Louvre befindet. — Uebrigens verschwindet die mit feingeriebenem Golde hergestellte kostbare Schrift nach des trefflichen Wattenbach Untersuchungen bereits im dreizehnten Jahrhundert. Sie hat sich ausgezeichnet konservirt, während die lange nicht so dauerhafte Silberschrift jetzt meistens ziemlich geschwärzt erscheint. Während die Anwendung dieser Goldschrift in größerem Umfang an Beliebtheit verlor, sah man sich trotzdem nach einem billigern Surrogat um. Man trug Blattgold auf eine Unterlage auf, einer lange nicht so soliden Methode folgend, denn leicht rieb sich das Gold ab und der röthliche Untergrund kam zum Vorschein.

Th. Bodin.



Die Fledermaus.

Unter unseren einheimischen Säugethieren, welche unsere Felder und Wälder schützen und behüten, verdienen die noch so vielfach verkannten Fledermäuse vor Allen geschont zu werden. Trotzdem die etwa achtzehn in Deutschland einheimischen Arten derselben zu den eifrigsten Insektenvertilgern gehören, verfolgt und tödtet man sie aus Aberglauben und Unverstand nur zu oft. Ist die Fledermaus doch ein Thier, das schon seit dem Alterthum (z. B. auch in der Bibel) als unrein und verflucht gilt. Und zu diesem Vorurtheil hat nur ihr unschönes Aussehen und ihr nächtliches Treiben Anlaß gegeben. Denn der kahle, mausartige Körper, die oft merkwürdig gestalteten Anhängsel von Nase und Ohr, die langen, mit großen Krallen versehenen Finger mit den dazwischen ausgespannten, schwärzlichen, nackten Flughäuten, dazu das geheimnißvolle Flattern während der Dämmerung, ihr Aufhalten an versteckten Orten u. s. w. sind wirklich dazu geeignet, dem oberflächlichen Beobachter Grauen und Entsetzen einzuflößen. Und doch braucht solch' Thier zu seiner Lebensweise den abenteuerlich gestalteten Körper. Denn gerade die bewunderungswürdig zarte und nervenreiche, daher mit äußerst feinem Gefühl ausgestattete Flatterhaut, welche die vier sehr langen, krallenlosen Finger der Vorderfüße miteinander verbindet und sich ebenso zwischen ihren Vorder- und Hinterbeinen, wie zwischen letzteren und dem Schwanz ausspannt, dient jenen Dämmerungsthieren nicht bloß zum Fliegen, sondern auch zum Erlangen und Packen ihrer Nahrung, welche hauptsächlich in allem des Nachts umherfliegenden Ungeziefer (Nachtschmetterlingen, -Käfer u. dergl.) besteht. Sie gebrauchen nämlich die Flughaut sehr oft als Fangnetz, um damit ihre Beute desto sicherer im Fluge zu erhaschen. Dann suchen sie dieselbe mit dem zum Insektenfang trefflich eingerichteten Maul aus den Falten der Flughaut hervor. Deßhalb sieht man die Fledermäuse sehr oft, wenn auch nur für einen Augenblick, im Fluge innehalten und mit halb eingezogenem Flügel eine kleine Schwenkung machen. Ist man ihnen dann nahe genug, so hört man sie darauf, besonders wenn sie ein hartes Insekt gefangen haben, deutlich mit den nur zum Kerbthierfressen eingerichteten, spitzen Zähnen knirschen, weil sie nun die Beute zerkauen.

Sehr nothwendig ist ihnen bei der Jagd nach Insekten zugleich das höchst feine Gehör. Die Schärfe desselben richtet sich bei allen Thieren mit nach der Größe des Gehörganges und des äußeren Ohres (Ohrmuschel). Bei den Fledermäusen ist letzteres verhältnißmäßig größer als bei allen übrigen Säugethieren, da es manchmal sogar die Länge des Kopfes übertrifft. Haben die Flatterthiere nun auch sehr kleine Augen, so schadet ihnen das nichts; sie finden des Nachts, wenn ihnen überhaupt selbst große und scharfe Augen nicht viel nützen würden, mit Hülfe ihres feinen Gehörs und des ausgezeichneten Tastsinns, genug jener kleinen Nachtfalter, Mücken, Motten u. dergl. Und wer anders als die Fledermäuse sollte dieses nächtliche Ungeziefer vertilgen? Den insektenfressenden Vögeln entgeht es ja meist, weil es Tags über wohlverborgen still sitzt. Daher würde selbst eine noch so große Anzahl solcher Vögel, auch wenn sie wirklich vorhanden wäre (während sie es schon seit langer Zeit nicht mehr ist), noch keineswegs im Stande sein, die Thätigkeit der Fledermäuse entbehrlich zu machen.

Dabei ist die Gefräßigkeit dieser Thiere, ähnlich der der meisten insektenfressenden Räuber überhaupt, erstaunlich groß. Wir beobachteten, wie eine von uns im Zimmer gehaltene größere Fledermaus zu einer Mahlzeit acht, zehn, zwölf und noch mehr Schmetterlinge oder eben so viele Mai- und andere Käfer bedurfte. Allerdings verzehrt sie, wie andere kleine Insektenfresser, nur die weichen Theile ihrer Beute und wirft Flügeldecken, Beine u. dergl. weg. Aber eben diese Nothwendigkeit erfordert bei allen solchen Thieren den Verbrauch einer desto größern Masse von dem Ungeziefer, welches sie vernichten.

Wie bedeutend der Nahrungsverbrauch der Fledermäuse und daher ihr Nutzen ist, andererseits aber welcher große Schaden namentlich in Waldungen, wo sie fehlen, entstehen kann — das zeigte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in Hanaus Umgebung. Dort wurden damals in einem harten Winter einige Tausend alte Eichen niedergeschlagen, deren hohle Stämme und Aeste den Fledertieren als Schlupfwinkel gedient hatten, um da zu überwintern. Bei dem Zersägen und Spalten der Bäume kamen dieselben theils vor Kälte um, theils wurden sie muthwillig umgebracht. Die Folge hievon war eine rasche Zunahme der Raupen einer sehr berüchtigten Art von Nachtschmetterlingen: des Prozessions-Spinners. Vor dem Fällen der Eichen hatte man wenige von den Raupen bemerkt, weil die Fledermäuse die Mehrzahl der zur Nachtzeit umherschwärmenden Schmetterlinge weggefangen hatten, ehe die Weibchen derselben Eier hatten legen können. Nach dem Fällen aber nahmen sie in rascher Steigerung zu, so daß nach einigen Jahren meilenweit umher erst die Eichenwälder und nachher noch eine Menge anderer Wald- und Gartenbäume von ihnen kahl gefressen wurden und unzählige Bäume ganz zu Grunde gerichtet waren. — Außerdem zeigte sich noch ein gar bedeutsamer Nachtheil. Die Prozessionsraupen gehören nämlich zu denjenigen, welche stark und lang behaart sind und die außer dem Kukuk fast kein anderer Vogel fressen mag und darf. Nun fallen aber ihre Haare ganz außerordentlich leicht aus, sind dabei äußerst zerbrechlich und mit feinen Widerhäkchen versehen. Wo also derartige Raupen in Menge vorhanden sind, dort fliegen solche Haare immer in der Luft herum, fallen dann auf das Gras, die Kräuter und Beerensträucher unter den Bäumen herab, und verderben so auf gefährliche Weise die Waide für das Vieh und die Früchte für den Menschen. Denn vermöge ihrer feinen Häckchen bohren sie sich in die Eingeweide, oder auch — falls sie auf äußerliche, entblößte Stellen gelangen — in die Haut ein und verursachen hier Entzündungen. Schlimmer ist es noch, wenn Menschen und

Thiere theils die umherfliegenden Haarstückchen wie den Staub mit einathmen, oder wenn ihnen dieselben in die Augen kommen. Deßhalb ist man dann auch gezwungen, solche von der Prozessionsraupe heimgesuchten Waldungen oft wochenlang absperren zu müssen.

Vor diesem mehrfachen Uebel hatten vorzugsweise die zahlreichen Fledermäuse die Umgegend von Hanau so lange bewahren helfen, ganz abgesehen davon, was sie sonst noch, wie überall, an anderem Ungeziefer vertilgten. Darum ist es wirklich sehr zu bedauern, daß vielen Arten von ihnen durch das Wegschlagen alter hohler Bäume, wenn auch ohne bösen Willen der Menschen, die Schlupfwinkel zerstört werden. Andererseits muß es uns aber mit gerechtem Zorn erfüllen, wenn man die Thiere tödtet, entweder nur ihres häßlichen Aussehens wegen oder deßhalb, weil sie sich Winters über im Keller, in Räucherkammern u. s. w. aufhalten und hier „Speck, Wurst u. dergl. fressen". Leute, die dieß behaupten, bedenken dabei nicht, daß diese Thiere mit ihren spitzlichen Zähnen jene Räubereien gar nicht ausführen können, vielmehr ganz harmlos neben den betreffenden Nahrungsmitteln aufgehängt, ihren Winterschlaf verbringen.

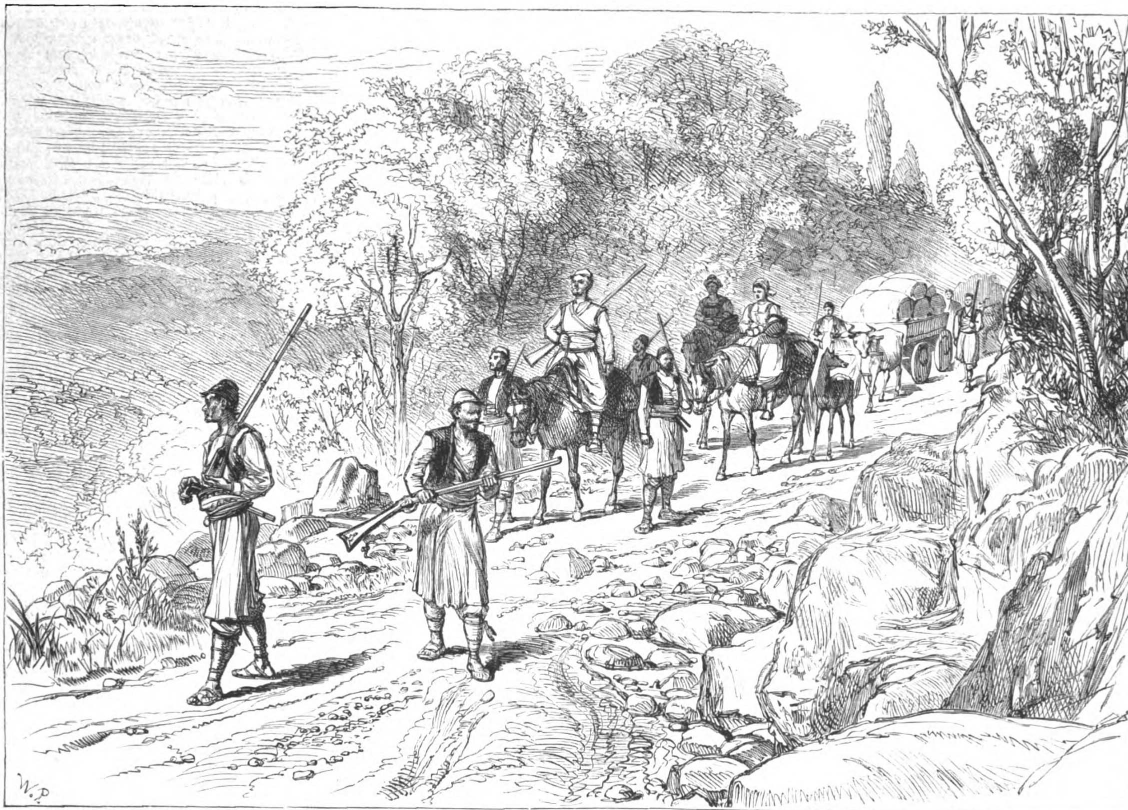
Kleine Mittheilungen.

Was ist klassisch? Die Frage ist durchaus nicht so müßig, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag. Was hört man nicht heutzutage Alles als klassisch bezeichnen, während hinwiederum strenge Kritiker behaupten, daß in unseren Zeiten gar nichts Klassisches mehr hervorgebracht werden könne. Was ist nun das Richtige? Und was umfaßt überhaupt der Begriff „klassisch"?

Die Bezeichnung klassisch stammt aus der alten Römerzeit, der Zeit des Königs Servius Tullius, welcher, als er Rom eine Verfassung gab, die Bürger in sechs Klassen theilte und deren erste, welche die Reichsten, Vornehmsten, Angesehensten vereinigte, classici nannte. Von da ab hat der Ausdruck sich auf Kunst und Wissenschaft vererbt und bedeutet jetzt so viel wie vortrefflich, mustergültig. Man verbindet in der Regel mit dem Begriff der Klassizität das Vorhandensein jener Schönheit, Ebenmäßigkeit und Harmonie nach Inhalt und Form, wie sie besonders bei den großen Autoren des griechischen und römischen Alterthums zu finden sind. So hat die Bezeichnung, ohne daß es eigentlich in ihr liegt, durchweg den Beigeschmack des hinter uns Liegenden, des Antiken angenommen, und so Manche, die das Wort im Munde führen, halten es für unvereinbar, wenn man einer Schöpfung aus jüngster Zeit die Rangstufe des Klassischen einräumt: Als wenn es ganz undenkbar wäre, daß in unseren Tagen in Kunst und Literatur etwas geschaffen werden könne, was nach Form und Inhalt so vollendet, so über der Wandelbarkeit des Geschmacks erhaben sein könnte, daß es die Bezeichnung klassisch verdiente. Wir möchten im Gegentheil — wenigstens in beschränktem Maße — allen jenen Werken diesen Ehrentitel zuerkennen, die vermöge ihrer Gediegenheit weit über die Zeit ihrer Entstehung hinaus sich Geltung und Anerkennung gewahrt haben, und an solchen Werken ist sowohl die deutsche Kunst, wie die deutsche Literatur nicht arm.

*

Gewinnung des Platins im Ural. Die dem Fürsten Demidoff gehörenden Wäschen bei Tagil sind jetzt die einzigen, welche betrieben werden. Man gewinnt jährlich 80 bis 100 Pud (1309 bis 1639 Kilogramm). Das Platin findet sich hier in einer $1\frac{1}{2}$ Arschinen ($3\frac{1}{2}$ Fuß) mächtigen Lehmschicht und wird von einer zehn Arschinen mächtigen Schicht todten Lehms bedeckt. Die Wäschen werden theils von Arbeitergesellschaften, im Sommer 1875 200 an der Zahl, mit einfachen Apparaten, theils mit der Kormarnick'schen Maschine betrieben. Letztere besteht aus einem eisernen runden Siebe, mehrere Meter im Durchmesser, mit halbzölligen Löchern und mit einem durch Dampfkraft bewegten Rührwerke und ringförmiger Wasserzuflußröhre versehen. Der auf das Sieb geschüttelte Lehm wird sehr rasch durchgewaschen. Um die größeren Steine von dem Siebe wegzuschaffen, ist in demselben an einer passenden Stelle eine Art Fallthüre angebracht, welche durch einen Arbeiter fortwährend auf- und niederbewegt wird; auf der Neigung der geöffneten Thür gleiten die Steine langsam in die unteren Räume hinab. Der meist mit Chromeisenstein gemengte Platingrus wird dann auf geneigten Flächen mit einer hölzernen Krücke weiter verwaschen. Die Maschine verarbeitet in zehn Stunden 12,000 Pud Lehm und man gewinnt daraus $4\frac{1}{2}$ Pfund Platin zum Werth von 2000 Mark.



Vom Kriege. **Zum Markt gehende serbische Bauern.** (S. 151.)

Vom Büchertisch.

Wir glauben den Wünschen der meisten unserer Leser entgegen zu kommen, wenn wir in dieser neuen Rubrik unseres Blattes von Zeit zu Zeit auf besonders interessante und werthvolle Erscheinungen der Roman- und Novellenliteratur, die sich vorzüglich zu Geschenken eignen, hinweisen. Jetzt wo die Weihnachtszeit herannaht, dürften diese Fingerzeige wohl sehr willkommen sein. So mag denn ein gediegener Roman des auch aus diesen Blättern unseren Lesern wohlbekannten Autors die Reihe eröffnen. Wir meinen „Die neue Lorelei" von Hans Wachenhusen (Stuttgart, Hallberger). Wachenhusen versteht, wie wenige deutsche Autoren, eine kühn entworfene Erzählung mit glänzenden Farben und geistvoll in Sprache und Charakterzeichnung durchzuführen. So haben wir in dieser neuen Lorelei eine geheimnißvolle Erbschaftsgeschichte, bei der auch kirchliche Interessen mitwirken, ein schönes Mädchen die Rolle der Lorelei spielen muß, ein junger Erbe verdrängt werden soll, eine überraschende Lösung dieser eben so farbig wie spannend ausgemalten Geschichte, die auf dem Hintergrund einer schimmernden Rheinlandschaft und theilweise auch im Orient sich abspinnt. Wer starke Gewürze und gewaltige Leidenschaften bei spannenden Intriguen sucht, dem möchten wir Robert Byr's „Larven" (Leipzig, Günther) empfehlen. Eine üppige Schauspielerin, ein geistreicher, aber cynischer Aristokrat, ein idealer Maler, ein meisterhaft gezeichneter Herzog sind die Hauptbelden dieses an interessanten Figuren reichen Romans. Ein klassisches Buch ist „Unlösliche Bande" (Stuttgart, Hallberger) von dem leider zu früh gestorbenen Karl Detlef (Clara Bauer). Die Autorin versteht ganz wunderbar, uns in russische Verhältnisse zu versetzen und uns so theilnehmen zu lassen an dem Leid und Freud ihrer stets hochinteressanten Helden und Heldinnen, daß wir von der Geschichte nicht wegkommen können, bis wir das letzte Blatt umgewendet, und sie besitzt eine solche Genialität und ihre Schilderungen haben einen solchen Glanz und Reiz, daß wir immer wieder zur Lektüre des Buches zurückkehren und auch nach mehrmaligem Durchlesen die Geschichte doch nicht ausgelesen haben. Als ein epochemachendes Werk in der Romanliteratur überhaupt darf wirklich G. Ebers' neuerschienener altegyptischer Roman „Uarda" [die Rose] (Stuttgart, Hallberger) angesehen werden, — der berühmte Verfasser der „Egyptischen Königstochter", eines Werkes, das Weltruf sich errungen, hat in diesem neuen Roman mit ebenso wunderbarer Kunst wie staunenswerther Kenntniß ein Bild altegyptischen Lebens in Form eines spannenden Romans entworfen, das an zauberischer Farbenpracht, seltsamen Situationen, populärer Verarbeitung des geheimnißvollen Stoffes den ersten berühmten Roman des Autors vielleicht noch übertrifft. Eine ganz reizende Gabe bietet J. van Dewall in seinen auch allerliebst illustrirten „Kadettengeschichten", in gleichem Verlag erschienen. Die Knaben, ihre tollen Streiche, ihre uniformirten Lehrer und Aufseher sind so lebenswahr und so belustigend geschildert, — das eigenartige Kadettenleben gibt diesen Schilderungen eine so neue, reizvolle Färbung, daß diesem Buch kein ähnliches seiner Art von gleicher Originalität, Naturwahrheit und liebenswürdigem Humor in der Schilderung wird zur Seite gestellt werden können. Ein Buch, das in den wenigen Wochen seines Erscheinens bei der Kritik sowohl wie im Publikum wahrhaft Aufsehen erregt hat, ist „Der Heirathsdamm", eine Sammlung Erzählungen von Rosenthal-Bonin (der gleiche Verlag). Der Autor ist eine eigenthümliche Erscheinung in unserer Literatur; er malt seltsam leidenschaftliche, spannende Lebensepisoden mit glühender Farbenpracht in allen möglichen Stimmungen, von übermüthigem Humor bis zu erschütternder Tragik, und mit einem wunderbaren Talent, Landschaft und Menschen anschaulich zu zeichnen. Die Erzählungen spielen in Norwegen, in der Schweiz, in Neapel, in San Franzisko, jede ist völlig verschieden von der andern und auf ihre eigene Weise anziehend und fesselnd. Dieß Buch ist eine Bereicherung unserer gediegenen Unterhaltungsliteratur und ebenso interessant wie belehrend.

Der Kirchweih-„Gestrampfte“, oder die Brautwerbung im Dreiviertelstakt. Nach Skizzen von Imlauer.



Hopsasa! hopsasa!
Anamirle, i bin schon da!



Hansl, laß mi in Ruh,
Schwitza thu i schon g'nu.



Scham di net, sei net trüab —
Bischt ja a anzigs Liab!



Werd' mein Weib, hau'n mi gern,
Laß mir das Jawort hör'n!



Jetzt glei? Was fallt Dir ein?!
(Er:) Juschtament, glei mueß sein!



Beweischt mir Dein Liab glei da —
Dann sag' i meintweg'n „ja“!



Kreuz Sackra! habts es g'segn'!
Da lieg'n mir, jetzt is g'scheg'n!



I hau ihn auf a Eierspeis!
Anamirle, hascht'n Liabsbeweis!



Er hat g'lacht, — sie hat g'lacht —
Der Tanz hat's „Jawort“ bracht!



Anekdoten und Witze.

Ein Kreisphysikus wollte eine statistische Tabelle über die Sterblichkeit in seinem Bezirk aufstellen und wandte sich deßhalb an alle Ortsvorsteher mit der Bitte, sie möchten ihm doch gefälligst mittheilen, wie viele Personen wohl jährlich in ihrem Bezirke sterben möchten. Ein junger Vorsteher, erst seit kurzer Zeit im Amt und im Führen der Mistgabel erfahrener als in Handhabung der Feder, schrieb kurz zurück: „In unserer Gemeinde mag Niemand sterben." — Der Arzt fragte darauf zum zweiten Mal an, wie Viele denn durchschnittlich im Jahr sterben könnten, und erhielt püntklich zur Antwort: „Hierorts können Alle sterben." — Noch einmal setzte der Doktor an und bat, ihm doch umgehend mitzutheilen, wie viele Personen etwa in einem Jahr in jener Gemeinde sterben dürften. Hierauf kam die Antwort: „Sterben darf hier, wer will und muß, denn der unterfertigte Ortsvorsteher kann es Niemandem verbieten."

*

Kürzlich fand in der Kirche zu Moabit bei Berlin die Einsegnung der Konfirmanden statt. Der Prediger richtete bei dieser Feierlichkeit mehrere Fragen an die Kinder, unter Anderem auch:

„Wann hat man häusliches Glück und wie kann man es sich erhalten?"

Eine große Pause trat ein, und sich direkt den Knaben zuwendend, von denen der Seelsorger wohl eher eine Antwort auf seine Frage erwartet haben möchte, hob ein Konfirmand die Hand in die Höhe und der Herr Prediger wiederholte nun seine Frage:

„Wann also hat man häusliches Glück, mein Sohn?"

„Wenn man een Hufeisen findet und nagelt et uf die Thürschwelle," lautete die triumphirende Antwort.

Daß den Anwesenden, trotz der Feierlichkeit der Handlung, es schwer fiel, das Lachen zu unterdrücken, versteht sich von selbst. Der Prediger rief aber schnell dem Knaben zu:

„Nein, dieses ist nur ein Aberglaube," und gab sodann selbst Antwort auf die Frage.

*

Höhere Kletter-Poesie. In der „Pos. Ztg." finden wir folgendes originelle „Wollsteiner Turnerlied": 1. Welch' ein Götterleben, — Hoch am Reck zu schweben — So in voller, frischer Turnerluft! — Eine Riesenwelle — Mit gehör'ger Schnelle — Und zwei Zoll wird höher gleich die Brust. — 2. So ein Dauerlaufen, — Ohne zu verschnaufen, — Macht die Lungen ganz erschrecklich weit; — Wie viel kann man trinken, — Wenn die Becher winken, — Dann in einer kurzen Spanne Zeit. — 3. Welch' ein Götterleben, — Sich emporzuheben — Auf dem Barren mit allmächt'gem Schwung! — Und vor allen Dingen, — So recht lang zu springen, — Gibt dem Unterleib Genugthuung. — 4. Erst das Voltigiren, — Oft auf allen Vieren, — 's ist doch gar zu prächtig anzusehn. — Wenn gleich langen Pappeln — Sie an Leitern zappeln, — Möchte man vor Lachen schier vergehn. — 5. Welch' ein Götterleben, — So die Beine heben, — Wie ein Automat auf einem Fleck! — Wenn sie in den Ringen — Sich zum Himmel schwingen, — Nur die Nasen, Freunde, eilig weg! — 6. Wer im freien Kampfe — Oft am Wadenkrampfe — Niederfiel auf's schöne Angesicht, — Wer an Leitersprossen — Kletterns Glück genossen, — Der bekommt im Leben keine Gicht. — 7. Welch' ein Götterleben, — Hoch am Reck zu schweben, — Wenn der Andre auf den Haken sitzt. — Sich wie Windeswehen — Durch die Luft zu drehen — Wie ein Fuchs, wenn eine Quarte sitzt. — 8. Könnt's mir wahrlich glauben, — Solche Dinge rauben — Selbst dem Stolzesten wohl Herz und Sinn; — Und wie flinke Rädchen — Drehn sich alle Mädchen — Mit euch fröhlich durch das Leben hin.

*

Aus der Kinderstube.

Mutter: Gib doch dem Herrn Doktor einen Kuß, Bertha.
Bertha: Ach, Mama, ich fürchte mich, gib Du ihm zuerst einen.

*

Am Postschalter.

Herr: Sind Briefe für mich da?
Postbeamter (die Adressen aller Briefe von A bis Z durchsehend): Nein, — es sind keine da. — Wie heißen Sie denn eigentlich?

*

Gebildete Wirthstochter.

Touristen: Fräulein, was gibt's zu essen?
Wirthstöchterlein: Wir hawwe geschlacht't, meine Herrn, Se können Alles hawwe, was e Schwein biete kann.

*

Aufklärung.

Kunde: Sie haben mich da schön angeführt mit diesen Bankaktien; Sie sagten, es ist sehr gutes Papier, und ich kaufe darauf hin diese hundert Stück und jetzt ist Alles futsch.
Bankier: Ja, das Papier, darauf sie gedruckt sind, ist sehr gut, — was aber auf dem Papier steht, ist freilich nichts nutz.

*

Nutzen?

Knabe: Sieh' 'mal her, Papa, das sind die Seidenraupen, die bekanntlich unter die nützlichsten Thiere gehören.
Vater: Was, nützliche Thiere? Schau' Dir einmal eine Schneiderrechnung Deiner Mutter an!

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Ein neues Mittel zur Vertreibung der Ratten. Durch zahlreiche landwirthschaftliche Zeitungen geht jetzt die Mittheilung, daß das Kraut der allbekannten Ochsenzunge (Cynoglossum officinale, L.) den Ratten höchst widerwärtig sei, so daß sie jeden Ort sogleich verlassen, an welchen dasselbe gebracht wird. Die Entdeckung dieser seltsamen guten Eigenschaft soll in folgender Weise geschehen sein: Ein Schiff war auf der Reise über den Ozean von unzähligen Ratten bevölkert und die Mannschaft wußte sich der lästigen Nager kaum zu erwehren. Eines Tages aber, nachdem das Schiff irgendwo angelegt, wurde es von den Ratten schaarenweise verlassen, indem dieselben in's Wasser sprangen und nach dem Lande schwammen. Man ermittelte, daß dieß eine Folge des Einladens von einem Kraute war, welches unserer Ochsenzunge nahe verwandt ist. Seitdem hat man vielfache Versuche angestellt und will die sichere Erfahrung gewonnen haben, daß auch die heimische Ochsenzunge, besonders als grünes Kraut, im Nothfall aber sogar noch getrocknet, für die Ratten als Verscheuchungsmittel zu benützen ist, weil sie ihnen äußerst zuwider sein soll. Immerhin wäre dieß, falls es sich als Thatsache bewährte, für die zoologischen Gärten, Vogelhäuser und Volièren, selbst für die Vogelstuben, von hoher Wichtigkeit.

*

Gegen die Motten in den Polsterungen der Möbel, Matratzen, Eisenbahnwaggons läßt die Verwaltung der badischen Staatsbahnen die Blüte des gewöhnlichen Hanfes anwenden, welche, frisch getrocknet und in jedem Polster eines Coupés eine Handvoll unter das Polstermaterial gemengt, sich vorzüglich gegen diese Thiere bewährt hat. Es versteht sich von selbst, daß die Hanfblüte auch bei anderen Gegenständen, z. B. Tuch, Pelzen &c., sichern Schutz gegen dieses Ungeziefer gewährt.

Landwirthschaft.

Neue Fässer geben die im Holze befindlichen Extraktivstoffe an das darin eingefüllte Getränke ab, so daß neuer und alter Wein und auch Most einen schlechten Geschmack annehmen und unter Umständen völlig verderben. Solche Fässer werden daher zuvor mit Wasser gefüllt und ausgespült oder auch ausgebrüht, wenn es sich nur um kleinere Fässer handelt. Vollständig wird dieser Uebelstand aber beseitigt, wenn die betreffenden Fässer mit einer Lösung von krystallisirter Soda behandelt werden. Für ein Faß von 60 Liter reicht ein Pfund Soda vollständig aus. Die Soda wird mit so viel Wasser behandelt, als nöthig ist, sie vollständig aufzulösen und die so erhaltene Flüssigkeit in das vorher zur Hälfte mit Wasser gefüllte Faß gegeben, wobei dafür zu sorgen ist, daß diese starke Lauge, etwa durch Umrühren, mit dem Wasser pünktlich vermengt wird, worauf das Faß bis zum Spunden mit Wasser aufzufüllen ist. Nach zwölf bis vierzehn Tagen und bei stärkerer Lauge noch früher läßt man das jetzt braun gefärbte Wasser ablaufen und spült das Faß sorgfältig aus, welches nun vollkommen „weingrün" ist, das heißt, das Getränke liegt so gut in demselben als in älteren, bereits gebrauchten Fässern. Ein ähnliches Verfahren empfiehlt sich auch bei neuen Krautstanden und anderen Gefäßen und Geräthen aus Eichenholz für Küche und Haus.

*

Kitt für Pferdehufe. Die verderblichen Risse und Spalten in den Hufen der Pferde werden durch folgendes, von der Thierarzneischule in Paris empfohlene Mittel unschädlich gemacht: Zwei Theile Guttapercha werden in warmem Wasser erweicht und in nußgroße Stücke zertheilt, dann mit einem Theil gestoßenem Ammoniakharz bei schwachem Feuer in einer verzinnten eisernen Schale unter beständigem Rühren geschmolzen, bis die Masse die Farbe und das Aussehen von Chokolade angenommen hat. Vor dem Gebrauche läßt man die Masse nochmals schmelzen und wendet sie mit erwärmter Klinge in ähnlicher Weise an, wie dieß der Glaser mit seinem Kitte thut, nachdem der Huf vorher sorgfältig gereinigt wurde. Die Masse wird so fest, daß sie das Einschlagen von Nägeln gestattet.

*

Französische Zeitungen berichten, man habe nach langen Versuchen sich jetzt überzeugt, daß die Weinberge, wo zwischen den Rebstockreihen rother Mais gepflanzt werde, von der Reblaus verschont blieben; die Reblaus verläßt die Reben und wirft sich in Masse auf die Maiswurzeln. Ein Herr Gachez hat dabei die Bemerkung gemacht, daß die Reblaus den Umfang des Weinberges nicht verlassen hatte; er hatte neben dem Weinberg, wo erst die Reben und dann der Mais mit Phylloxera versetzt waren, ein reines Maisfeld, in welchem er keine einzige Reblaus fand. Das Mittel ist so einfach, daß es wenigstens der Mühe werth sein dürfte, im nächsten Frühjahr mit ihm Versuche zu machen.

Für Jäger.

Wildenten auf hohem Gemäuer. Daß Wildenten, besonders die Stockenten, auch auf alten Kopfweiden, ja sogar auf hohen Bäumen, Erlen u. dergl. nisten, ist eine alte, vielfach beobachtete Thatsache, daß aber Wildenten auch im hohen Gemäuer nisten, ist eine Seltenheit, die wir im Interesse der Kenntniß über dieß Wassergeflügel nicht für uns behalten wollen. In einem eine Stunde östlich von Leipzig gelegenen Dorfe nistete seit ungefähr fünf Jahren ein Stockentenpaar in der Feueresse eines nicht mehr bewohnten Gebäudes, das, zu dem dortigen Rittergute gehörend, nahe an einem Teiche steht. Lange hatte man gesucht, den Ort ausfindig zu machen, wo die Wildenten genistet, die sich alljährlich mit ihren Jungen auf dem Teiche tummelten, und von denen nie ein Stück abgeschossen wurde, bis man endlich vor wenigen Jahren den Nistort entdeckte, der auch in diesem Jahre [illegible] worden ist. Die Jungen werden von den Alten [illegible] wa sechs Tage alt sind, im Schnabel einzeln in [illegible], ganz so, wie beobachtende Jäger Gleiches be[illegible]en, die auf hohen Bäumen ihre Nester h[illegible]

Gesundheitslehre.

Unreines Eis. Gegenüber der ziemlich verbreiteten Meinung, daß das Wasser durch das Gefrieren gereinigt werde, ist darauf aufmerksam zu machen, daß durch den Genuß von Eis aus unreinem Wasser, das faulende Stoffe oder gewerbliche Abwasser enthielt, schon heftige Krankheiten hervorgerufen wurden, und sich daher auf die Gewässer, denen der Eisvorrath entnommen wird, dieselbe Sorgfalt erstrecken muß, welche auf das Trinkwasser verwendet wird.

Handel und Verkehr.

Einfuhr von frischem Fleisch zur See. Seit einiger Zeit berichten die englischen Zeitungen über die neueren gelungenen Versuche, frisches Fleisch aus Südamerika und Australien einzuführen. Wie dem „D. R. A." aus Paris geschrieben wird, werden ähnliche Versuche in großem Maßstab nunmehr auch in Frankreich unternommen. Der „Frigorifique" wird also das erste Schiff sein, welches selbst unter dem Aequator noch eine eisige Temperatur in seinen Räumen haben wird, und die neue Quelle, welche sich für die Ernährung Europas dadurch bietet, wird bei den jetzigen theuren Fleischpreisen unverkennbare Vortheile bringen. Gelingt diese Probefahrt, so wird eine Flotille von zwölf Dampfern den Handel mit frischem, nach dem Verfahren Pellier's konservirtem Fleische zwischen Südamerika und Rouen unterhalten. Pellier kann in dem 25 Meter langen Schiffsraume 500,000 Kilo Fleisch unterbringen; auf der ersten Fahrt wird jedoch nur eine Ladung von 150,000 Kilogramm eingenommen werden. Der „Frigorifique" hat eine Länge von 63 Metern und 463 Tonnen Gehalt. Außer den Eismaschinen besitzt er drei Dampfmaschinen, von denen die eine für den Nothfall bestimmt ist. In dem hintern Theile des Schiffes befindet sich eine erste Maschinenkammer, in welcher die Kälte in fünf Reservoirs erzeugt wird, von denen jedes hundert Liter Methylenäther enthält. Dieser Aether verflüchtet sich und siedet von selbst bei dreißig Grad unter Null, verdichtet sich dann unter dem Drucke der Wasserdämpfe in den gußeisernen Behältern, wo er flüssig wird, um wieder die mit Wasser gefüllten Cylinder zu kühlen, welche sich in dem großen Fleischraume befinden. Das Wasser gefriert nicht unter diesem intensiven Kältestrom, da es Chlorkalcium enthält, welches die Kälte in die Reservoirs des Kielraums überleitet. Der für die Kühlungsapparate bestimmte Raum bietet einen merkwürdigen Anblick dar; sämmtliche Röhren sind mit einer Eiskruste bedeckt. In dem großen Fleischraume herrscht eine eisige Kälte; man sieht nur eine Menge von weißen Behältern, die wie Zweige von Bäumen unter dem Schnee zu verschwinden scheinen.

Militärisches.

Eine Fabrik zu Oare bei Faversham in England beschäftigt sich mit der Herstellung einer Schießbaumwolle in Pulverform, die nach den Untersuchungen ihres Entdeckers, Punshon, alle Vorzüge der Schießbaumwolle, ohne deren Nachtheile, besitzen soll. Dieselbe wird im feuchten Zustand und unter Zumischung fremder Stoffe in eigenthümlichen Quetschmühlen gemahlen, dann auf Drahtsieben getrocknet und stellt ein feines blaßgelbes Pulver dar, welches viel weniger gefährlich in seiner Handhabung sein soll, als gewöhnliche Schießbaumwolle und andere Sprengstoffe, und doch, in geeigneter Weise angewendet, eine ungeheure Sprengkraft entfaltet. Bei kürzlich damit angestellten Versuchen warf man ein Faß mit derselben in's Feuer und erhielt nur eine schnelle Verbrennung ohne Explosion; man ließ einen eisernen Rammbär von einer halben Tonne Gewicht auf eine zehn Pfund des Präparats enthaltende Büchse fallen, aber trotz der Zerschmetterung der letztern trat keine Explosion ein. Nur die Explosion einer Quantität Knallquecksilber und ähnlicher fulminant wirkender Körper weckt die in dieser Masse schlummernde Kraft, es explodirt sodann mit der furchtbarsten Gewalt, selbst wenn es zwanzig Prozent Wasser enthält. Eine Kommission von Militär- und Civilingenieuren zeigte sich von der relativen Ungefährlichkeit dieses Stoffes äußerst befriedigt.

Nachruf.

Der berühmte deutsche Reisende Theodor v. Heuglin ist am 5. November in Stuttgart in Folge einer Lungenentzündung gestorben. Heuglin kann als Nestor der deutschen Forschungsreisenden im Innern Afrikas angesehen werden. Im Alter von sechsundzwanzig Jahren, im Jahr 1850, betrat er zum ersten Mal Egypten. Im Mai 1852 ging er über Gidaref und Gallabat bis Gondar und die Landschaft Semen; das Jahr 1857 brachte sein erstes Werk über diese Reise in jene bisher wenig erforschten Gegenden. Heuglin setzte 1857 seine Forschungen im Ostsudan fort, bereiste die Bajudasteppe und ging endlich 1858 nach Europa zurück, wo er zwei Jahre behufs Ordnung seiner überreichen Sammlungen und Herausgabe seiner Werke verblieb. 1860 begab er sich in Gemeinschaft mit Munzinger, Steudner, Kinzelbach, Hansal und Schubert an die Aufsuchung Vogel's. Das Reiseziel war Wadai, wo Vogel bekanntlich verschwunden war. Heuglin trennte sich von seinen Begleitern und zog von den Bogosländern südwärts; jene wollten über Darfur nach Wadai gelangen, was aber mißlang. Später durchzog Heuglin in Begleitung der Holländerin Tinné die afrikanischen Länder, bis er 1864 krankheitshalber über Berber nach Suez und Europa kam. Nachdem Heuglin später noch zwei Nordpolexpeditionen nach Spitzbergen und Nowaja-Semlja mitgemacht hatte, ging er 1875 wieder nach Afrika zur Erforschung des Gebiets der Beni-Amer. Jetzt hat der Tod dem thatenreichen Leben des unermüdlichen Forschers im Dienste der Wissenschaft leider zu früh ein Ende gemacht. Heuglin war erst zweiundfünfzig Jahre alt; er wurde am 20. März 1824 in Hirschlanden in Württemberg geboren. Zahlreiche Schriften, die der Verewigte hinterließ, besitzen einen bleibenden wissenschaftlichen Werth und sichern sein Andenken für alle Zeiten.

Lotterieziehungen im Monat Dezember.

Am 1. K. K. Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 195 fl., zahlbar am 1. März 1877 (61. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. Juli 1877. — Stadt Neapel 150-Franken-Loose à $4^2/_3$ % vom Jahr 1868, 619 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 1. Mai 1877 (31. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1856, 645 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Sept. 1877 (21. Ziehung). — Fürst Windischgrätz 20-Gulden-Loose, 1250 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 36 fl., zahlbar am 1. Juni 1877 (40. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3%, 400 Stück, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Juni 1877 (41. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose, 1500 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. März 1877 (20. Ziehung). — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Loose à $3^1/_2$ % vom Jahr 1870, 200 Stück, Prämienziehung am 1. Februar 1877. — Meininger Prämienpfandbriefe à 4% vom Jahr 1871, 725 Stück, Prämienziehung am 2. Januar 1877. — Stadt Reggio 120-Franken-Loose à $3^1/_3$ % vom Jahre 1871, 300 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 120 Fr., zahlbar am 1. März 1877 (21. Ziehung). — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose vom Jahre 1872, 246 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1877 (24. Ziehung). — Am 15. Stadt Amsterdam 100-Gulden-Loose à 3% vom Jahr 1874, 80 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Januar 1877 (7. Ziehung). — Ansbach-Gunzenhausen E.-B. 7-Gulden-Loose, 2500 Stück, höchster Preis 7000, niedrigster 9 fl., zahlbar am 15. Juni 1877 (40. Ziehung). — Belgische 3% Kommunal-100-Franken-Loose, 568 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 10. Juli 1877 (16. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose, 500 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 10 Franken, zahlbar am 15. Juni 1877 (41. Ziehung). — Am 31. Stadt Venedig 30-Lire-Loose vom Jahr 1869, 500 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 30 Lire, zahlbar am 1. Mai 1877 (31. Ziehung). — Badische 35-Gulden-Loose, 1500 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 57 fl., zahlbar am 1. April 1877 (124. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose, 705 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 31. März 1877 (24 Ziehung). — Braunschweiger 20-Thaler-Loose, 3400 Stück, höchster Preis 16,000, niedrigster 22 Thlr., zahlbar am 31. März 1877 (32. Ziehung).

Historische Gedenktage.

10. November.

1806. Karl Wilh. Ferd., Herzog von Braunschweig, preußischer Oberbefehlshaber in der Rheincampagne, stirbt an seinen bei Auerstädt erhaltenen Wunden zu Ottensen bei Altona.

11. November.

1848. Auflösung der berliner Bürgerwehr. Einrücken des Militärs, Umstellung des Schauspielhauses, in welchem die Nationalversammlung tagte.

12. November.

1812. Die französische Armee in Rußland erreicht auf ihrem Rückzuge von Moskau unter tausend Opfern die Stadt Smolensk wieder.

13. November.

1567. Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, Statthalter von Holland und siegreicher Feldherr im Freiheitskriege der vereinigten Niederlande gegen Spanien, — zu Dillenburg geboren.

14. November

1716 starb Gottfried Wilhelm, Freiherr von Leibnitz, Philosoph, einer der genialsten Denker und Gelehrten, Geheimer Justizrath und Historiograph zu Hannover, kaiserlicher Reichshofrath, Präsident der Akademie und Wissenschaften zu Berlin.

1868 starb zu Paris der beliebte Opernkomponist Gioachimo Rossini.

15. November.

1818. Deklaration der fünf europäischen Hauptmächte auf dem Kongreß zu Aachen, betreffend die Grundsätze der Politik des heiligen Bundes.

16. November

1797 starb Friedrich Wilhelm II., König von Preußen; Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III.

17. November

1632 starb Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, der im dreißigjährigen Krieg von den Böhmen zum König gewählt worden war, aber nach der Schlacht bei Prag seine Lende und seine Kurwürde verlor.

18. November.

1307. Wilhelm Tell erschießt den Landvogt Geßler in der hohlen Gasse bei Küßnacht.

19. November.

1770. Berthel Thorwaldsen, der ausgezeichnete Bildhauer, zu Kopenhagen geboren.

20. November.

1731. Versöhnungsfest zwischen König Friedrich Wilhelm I. und dem Kronprinzen (nachmaligen König Friedrich dem Großen) am Vermählungstage von dessen Schwester Friederike mit den Erbprinz von Bayreuth.

1815. Zweiter Frieden zu Paris (auf den status quo von 1790); Frankreich behält eine Okkupationsarmee bis zur Zahlung von 700 Millionen Franken Kriegskosten an die Verbündeten. Die Familie Bonaparte aus Frankreich verbannt.

21. November.

1811. Heinrich von Kleist, Dichter (des „Käthchen von Heilbronn", „Prinz von Homburg", „Michael Kohlhaas" u. a.), erschießt sich und seine Geliebte in einem Gehölz am heiligen See bei Potsdam.

Anagramm.

Die Dame wählt's, um Zierde sich zu geben,
Versetzt — erhält es Allen uns das Leben.

Auflösung der Charade Seite 131:

Brodneid.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 131:

Glück ist der Vormund der Dummen.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 131:

Die Granate zischt und springt;
Ob sie Gnade für uns bringt,
Ob die Bohne,
Schwer von Blei,
Euch verschone?
Einerlei!

Solche Kerle, wie ihr seid,
Kriegt der König allezeit
Um drei Groschen für den Tag
Hunderttausend wenn er mag.
Blitz und Donner um euch her,
'Raus, Dragoner, das Gewehr!

Kleine Korrespondenz.

Hrn. L. Graf Tarnowsky. Ihre Anfragen schon einmal beantwortet. Wir wiederholen, das Gedicht war sehr hübsch. Wir bringen aber in anderen Journalen veröffentlichte Gedichte nicht.

Hrn. Otto Carlberger in Graz. Besten Dank. Jedoch die Sache schon erledigt.

Frau M. J. in Köln. Das ist schwierig. Man streicht Magnesia usta mit reinstem Benzin angefeuchtet auf den Fleck und sucht die Farbe mit einem Messerchen abzuheben. Muß wiederholt werden.

Hrn. L. Bieber. Das Bild können wir Ihnen leider nicht verschaffen. Auch hinsichtlich des Regenmantels können wir keine Auskunft geben. Am besten jedenfalls die Handlung, wo derselbe gekauft.

Hrn. A. B—n in Brody. Wie Sie sehen, wurden Ihre Wünsche in 1877 größtentheils erfüllt. Hinsichtlich der medizinischen Artikel sind die Meinungen sehr getheilt.

Hrn. J. F. J. in H. Lesen Sie nur in einigen Heften unsere ärztliche Korrespondenz nach. Es kommen uns eine solche Menge von Anfragen medizinischen Inhalts zu, daß wir diese in einem Hefte nicht beantworten können.

Hrn. Peter G. in Bammbach. Wir zweifeln nicht an dem Werth Ihres Schauspiels, — das liegt jedoch außerhalb unseres Gebietes. Wenden Sie sich an die Lassar'sche Theaterbuchhandlung in Berlin.

Abonnent in Schlawe. Beides existirt unseres Wissens nicht.

Hrn. H. Nagel. Ihr Wunsch ist ja schon in Heft 5 erfüllt worden.

E. K. Sie können die Rollschuhe natürlich auch auf dem Eise gebrauchen, — aber weßhalb dieß.

Hrn. Coloman von C. Das Beiwort „van" ist nicht das deutsche „von".

Hrn. Konrad Winkler in Olten. Den Wänden ist schwer zu helfen, hingegen empfiehlt es sich, die Rückseite der Photographieen mit einem sehr guten Lack zu bestreichen.

Hrn. P. Steinbach. Der Genannte ist auch im new-yorker Adreßbuch nicht aufgeführt. Vielleicht ist einem unserer Leser eine Fabrik von Rollschuhen in Deutschland bekannt?

Hrn. Otto Karlberg in G. Ihre Anfrage ist schon beantwortet. Für Kanarienvögel Hanfsamen.

Ein Abonnent in Posen. Aus geschäftlichen Gründen, die Ihnen nur brieflich auseinandergesetzt werden können, wozu uns aber Ihre Adresse fehlt.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden &c. sind uns zugegangen von: Frln. Mathilde Helms, Hamburg; Ottilie Werne, Braunschweig; Fr. M. J., Köln; Hrn. Max Arnold, Halberstadt; Louis Grun, Bielefeld; Th. Stark, Schwarzenbach; Franz Schmitz, Krefeld; Adolph Liebmann, Stuttgart; Emil Fuge, Braunschweig; Ad. Langheinz, New-York; Ivan Nieländer, Reval.

Aerztliche Korrespondenz. Wisconsin. Häufiges Abtragen mit scharfem Messer, hinterher Betupfen mit Höllenstein. Nebenbei öftere Seifenwasserfußbäder und Einreiben der Zehen mit Speck, sowie Verhütung des Drucks durch einen mit Heftpflaster befestigten Ring aus weichem, dickem Feuerschwamm.

Hrn. F. O. Von den drei Fragen, deren letzte doch höchst sonderbar ist, geben wir nur auf die erste den gewünschten Bescheid. Haarausfall aus der Ursache, welche Sie andeuten, ist höchst selten zu sistiren. Der Mondschein wird Sie vor dem Abend Ihres Lebens überraschen und Ihnen einleuchtend machen, daß die Natur sich nicht ungestraft mißbrauchen läßt. Versuchen Sie einmal spirituöse und aromatische Flüssigkeiten zum Waschen der erschöpften Kopfhaut, doch bleiben diese in der Regel nur von geringem Erfolg.

Abonnent in Lübeck. Wegschneiden und die Wunde ätzen.

Abonnent C. N. in Leipzig und Abonnent in Brünn. Ihre Fragen sind zu diskreter Natur, um sie vor der Oeffentlichkeit auch nur andeuten zu können, noch weniger darüber Erörterungen zu machen.

Hrn. Ch. H. in Celle. Das im dritten Heft der Ill. Welt unter den Miszellen aufgeführte Mittel gegen Zahnschmerz ist nicht vom ärztlichen Mitarbeiter ausgegangen. Derselbe kennt das Chloralcamphorat auch nicht.

A. P. in G. Das einzig wirksame Mittel ist: reiner Sinn, reine Phantasie, sittliche Willenskraft, neben einfacher Lebensweise und nützlicher Arbeit. Es wäre Ihnen sicherlich bequemer, wenn wir Ihnen ein „Rezept" schickten; — liegt dieß in Absicht Ihrer Anfrage, so müssen Sie sich an einen Charlatan wenden.

Hrn. F. G. H. in Br. Sie stellen uns Fragen, die sehr naiv klingen; Sie verlangen die Empfehlung eines Spezialarztes zur Heilung von „Ix-Beinen", — ferner die Erörterung der Mittel zu jener Heilung! Sie wissen doch, daß diese Bein-Deformität in Folge von Knochen- und Gelenkverschiebungen entsteht, also nur ein operatives Verfahren, z. B. die Sehnendurchschneidung, Bruch und Neuheilung der Knochen &c. hier möglich ist. Nur ein geschickter Chirurg kann hier rathen und ausführen. Wenden Sie sich nach Berlin an Doktor von Langenbeck.

Hrn. Ph. St. in St. Eine so allgemeine Angabe läßt sich nicht mit einem bestimmten Rathe beantworten. Sie scheinen an Universal- oder Rubrikenmittel zu glauben; auf jeden Namen einer Krankheit ein Mittel im numerirten Arkanumkasten.

Abonnent in Liegnitz. Jeder gebildete Mann hat so viel eigenes Urtheil, um nicht erst den Kurschwindel, der in den von Ihnen bezeichneten Schriften auf Unwissenheit und Leichtgläubigkeit spekulirt, von Anderen zur Einsicht bringen zu lassen.

Dr. Kl.

Anfragen *).

23) Wie ist es möglich, Petroleumfässer so zu reinigen, daß darin Kolonialwaaren, wie Kaffee, Reis &c., aufbewahrt werden können?

24) Kann man aus der Frucht der Hagedornhecken (Wiebkernen) Hagedornhecken ziehen?

25) Wie stellt man eine gute Beize für bereits getrocknete Tabakblätter her und wie ist das dabei zu beobachtende Verfahren?

26) Wie konstruirt man eine gute Windharmonika (Aeolsharfe)?

27) Wie ist Fliegenschmutz von Goldrahmen zu entfernen?

Abonnent in Triest.

Antworten.

Auf 7): Echter Meerschaum muß schwimmen wie ein Kork; wenn derselbe mit Gewalt in's Wasser geworfen wird, so muß er sofort wieder an der Oberfläche erscheinen. — Bernstein, wenn er milchweiß ist, wird in der Türkei am theuersten bezahlt.

Bernh. Maas.

Auf 27): Durch Befeuchten mit Zwiebelsaft und vorsichtigem Ablösen des Schmutzes mit einem Federmesserchen. Der beste Kleister für Papierarbeiten ist Gummi arabicum in Wasser aufgelöst.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

Zur Ausbildung im gesellschaftlichen Umgange ist in **allen** Buchhandlungen zu haben:

Galanthomme,

der Gesellschafter, wie er sein soll.

Enthält **20 Anweisungen** über **Anstand, Feinsitte** und **guten Ton, 18 Gesellschaftsspiele, 24 Geburtstagsgedichte, 30 Anekdoten, 25 deklamatorische Stücke, 44 Toaste** und **Trinksprüche** von Professor **Schuster**.
Siebenzehnte Auflage. 2 M. 50 ₰.
Es ist dieß ein in jeder Hinsicht empfehlungswerthes Bildungs- und Gesellschaftsbuch. 163
Ernst'sche Buchhandl. in **Quedlinburg**.

Emilie Flygare-Carlén's sämmtliche Romane

erscheinen eben in **3. Auflage**, kl. 8., in 145 **wöchentlichen** Lieferungen von 5 Bogen à 40 Pf. oder 20 Kr. österr. Währung, und nimmt jede Buchhandlung und jeder Journallieferant Bestellungen darauf entgegen. — Prospekte und Lieferung 1 versenden wir auf Verlangen **gratis, franko**, direkt. 315
Stuttgart. **Franckh**'sche Verlagshandlung.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Die 283

Petroleum-Lampe

und deren Behandlung.
Vom praktischen Standpunkte aus bearbeitet von
Georg Fischer,
Klempner in Hannov. Münden.
1876. gr. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Marine-Zithern,

neueste Erfindung, versehen mit Stahlstange. Dieselben haben einen ausgezeichneten klangvollen und kräftigen Ton und sind das Beste, was bis jetzt fabrizirt wurde. Näheres Preisliste, welche gratis gesandt wird. **Lorenz Kriner,** 231
Kgl. Hof-Instrumentenmacher, Stuttgart.

Prächt. **Salon-Zithern,** geadert u. 30-saitig nebst Schule zum Selbsterlernen für 18 Mark bei **C. L. Steffen in Stettin.** 324

Ueber Spielwerke.

In dieser Zeit, wo der Handel stockt, Verluste und Unannehmlichkeiten jeder Art das Leben verbittern, wo man an seinen Freunden die traurigsten Erfahrungen macht, wo die hingebendste Liebe nicht erwiedert, oft mit Untreue vergolten wird, daß man über all' dem seine Ruhe und seinen Frieden verliert, in dieser Zeit der Enttäuschungen sehnt sich Jeder nach Etwas, das ihm dafür Ersatz bieten könnte. Dieses Etwas wird euch geboten, setzt euch in den Besitz eines

Musikwerkes.

Dieselben werden von **J. H. Heller in Bern** in einer Vollkommenheit geliefert, daß sie Jedem, der einigermaßen Freude an Musik hat, für oben Gesagtes Ersatz bieten, da selbigen ein zauberhaftes Leben inne wohnt. Auf der Weltausstellung in Wien erregten seine in seinem von ihm erbauten Pavillon aufgestellten Spielwerke durch ihre Tonfülle, Reichhaltigkeit und harmonische Vollendung ihrer abwechselnd ernsten und heiteren Melodieen das größte Aufsehen und lenkten fortgesetzt die allgemeine Aufmerksamkeit des musikliebenden Publikums auf sich, und wurde Herr Heller für seine Leistungen auch mit der **Verdienstmedaille** ausgezeichnet.

Kein Gegenstand, noch so kostbar, ersetzt ein solches Werk: liebt Jemand, so schenkt der Wahl eures Herzens ein solches; was Worte nicht vermögen, vermag dasselbe ganz gewiß.

Dem Leidenden, dem Kranken gewähren sie Zerstreuung, unterhalten, machen vergessen, und vergegenwärtigen die Erinnerung an glückliche Zeiten. Auch eine löbliche Idee ist es von vielen der Herren Wirthe, daß sie solche Werke zur Unterhaltung ihrer Gäste sich anschaffen, und erweist sich auch deren praktischer Nutzen auf's Evidenteste, da natürlicherweise diese stets dahin wiederkehren, wo sie Gelegenheit haben, solche Werke zu hören, — ein Wink für Diejenigen, die es bis dahin unterließen. — Und nun für Weihnachtsgeschenke, die euch oft so viel Kopfzerbrechens machen, — was kann der Gatte der Gattin, der Bräutigam der Braut, der Freund dem Freunde Willkommeneres schenken? Diese helfen euch aus allen Verlegenheiten: es sind Gegenstände, die stets an den Geber erinnern und ihn lieb und unvergeßlich machen.

Um überzeugt zu sein, ein Werk von Heller zu erhalten, ist es am rathsamsten, sich direkt an das Haus selbst zu wenden, jedes **seiner** Werke trägt **seinen** Namen.

Illustrirte Preiscourante werden Jedermann zugesandt, und jeder Auftrag auch auf das kleinste Werk sofort ausgeführt. 191 a

Zu schriftlichen Mittheilungen für Liebende empfehlen sich: 162
Gustav Bartenstein,

Briefsteller für Liebende

beiderlei Geschlechts.

Enth. **100 Musterbriefe über alle Liebesverhältnisse im blühendsten Styl und in den elegantesten Wendungen, nebst 20 Polterabendscherzen und Hochzeits-Gedichten. Zwölfte** verbesserte Auflage. **2 Mark.**
Durch die **Ernst**'sche Buchhandlung in **Quedlinburg** und durch **alle** Buchhandlungen zu beziehen. 162

Ein neuer Roman von Georg Ebers,

dem Verfasser von „**Eine ägyptische Königstochter**".

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

UARDA.

Roman aus dem alten Aegypten von **Georg Ebers.**

3 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 12.; fein gebunden M. 15.

Nach einer Pause von vierzehn Jahren hat sich der Autor von „Eine ägyptische Königstochter" entschlossen, einen neuen Roman, „Uarda" betitelt, zu verfassen, und es gereicht der Verlagsbuchhandlung zur besondern Freude, dieses Werk dem deutschen Publikum vor dem Weihnachtsfeste darbieten zu können. Der nicht nur von seinen gelehrten Genossen in der Forschung, sondern von dem gebildeten Publikum weit über Deutschlands Grenzen hinaus gefeierte Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit dieses Werkes, welches an poetischer Kraft und stylistischer Reinheit dem Besten gleichkommt, das auf dem Gebiete der erzählenden Kunst in Deutschland geschaffen wurde. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß in „Uarda" die Gestalten noch plastischer hervortreten, die Farben noch glänzender wirken, die Gedanken noch tiefer greifen als in der ägyptischen Königstochter, dem in viele fremde Sprachen übertragenen Lieblingsbuche unserer gebildeten Kreise.

Wiederum führt uns Ebers in das alte Aegypten und läßt uns Theil haben an dem Leben des Pharaonenvolkes, seinem Leid und seiner Lust, seinem Haß und seiner Liebe. Er leitet uns in den Palast des Königs und die Hütte der Geächteten, in die Tempel und Schulen des hunderttorigen Theben, und mit wachsender Spannung folgen wir den lebensvollen von ihm geschaffenen Gestalten zum heiligen Sinaiberge und auf die syrischen Schlachtfelder. Niemand wird diese schöne Dichtung, dieses treue, auf tiefen Forschungen ruhende Zeitbild aus der Hand legen, ohne in ihm reichen Genuß und vielseitige Belehrung gefunden zu haben.

Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes** und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig.

OZON-wasser, d. i. elektrischer Sauerstoff zum Trinken und Einathmen, verursacht sofort Zunahme des Appetits, des Schlafes, der Verdauung und bessert die Gesichtsfarbe durch Reinigung des Blutes und Kräftigung des Nervensystems, selbst in den hartnäckigsten Fällen. Es ist besonders **Brust-, Herz- und Nervenleidenden** (**Schwäche**) zu empfehlen und gegen **Dyphteritis erfolgreich** angewandt. — 6 Fl. concentr. inkl. Verpackung = 8 Mark. 6 Fl. einfach inkl. Verp. = 5 Mark. Prospekte **gratis. Niederlagen werden errichtet.** 316
Burckhardt, Apotheker (**Grell & Radlauer**), **Berlin W.,** Wilhelmsstr. 84.

Vilain & Co. Chemische Fabrik. **Berlin** W., Leipzigerstr. 107.
Spezialität
Mycothanaton
(Schwammtod),
seit 1861 von Behörden und Bautechnikern *erprobtes Mittel zur radikalen Vertreibung des* 234
Gebäudeschwammes.
Schutzmittel bei Neubauten. Präparat zur Holzimprägnirung. Bericht, Gebrauchsanweisung und Preis-Courant auf Wunsch gratis und franko.

Alleiniger Fabrikant

von **D. Hägerich's**

Patent-Petroleum-Koch-Apparaten.

Alleinverkäufer für Süddeutschland, Sachsen und Reichslande von
E. van der Straten's
Patent-Gasheizöfen
(Comburateurs).
Alleinverkäufer von **Dr. Zängerle's**

Patent-Hydro-Petrollampen.

Fz. Hch. Schroeder,
Nürnberg, Marthorgraben 45.
Preislisten und Prospekte franko und gratis. 258

Kanarienvögel.

Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.
R. Maschke,
197 **St. Andreasberg im Harz.**

Das Original-Meisterwerk (neueste **Gratis-Ausgabe**, ca. 130 Seiten Text) über:
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist unter dem Titel: 142

Der Haarschwund

erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig,
Villa Bühligen.

Reise-Perspektive

318 von 21—240 M.,
Operngläser von 14 M. an,
Holostérique-Barometer
von 17—120 M.
Vorstehende Instrumente erfreuen sich des allerhöchsten Beifalls Sr. Maj. des deutschen Kaisers, Sr. K. K. Hoheit des Kronprinzen, des Kaisers von Rußland.
Medaillen, ehrende Anerkennungen 2c.
A. Meyer. Hof-Optikus. Berlin NW.
Fabrik gegr. 1843. Preis-Courant gratis.

[illegible]imnetze

[illegible]che Netzfabrik und **Weberei** [illegible] allen gewünschten Dimen[illegible] Qualität. Anfragen [illegible] beizufügen. 292

Wäschmandeln

(**Drehrollen**) besten Systems, von 140 M. an empfiehlt die Fabrik von 181
(H.33,227 b.) **Otto Ruppert, Chemnitz.**

Modell-Dampfmaschinen,

Lokomobilen, Lokomotiven, Dampfschiffe 2c. gangbar m. Spiritusheizung von 4—165 Mk. Wiederverk. Rab.! Beschreibung u. Illustration sämmtl. Masch. eleg. brosch. geg. 50 Pf. Postm. fr.
J. C. Schloesser, Mechan. Instit. Königsberg i. P.

Europas Weltgeschäft
C. W. Höller, Hoflief., Berlin, Alexanderstr. 40,
versendet das diessjährige grosse Musteralbum mit 372 Illustrationen gratis und franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 213

Julius Gertig,

Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 295
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis.

Inserate finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage die weiteste Verbreitung und werden **bei der Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig**, sowie bei allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. östr. W. = 75 Cents.

Höchst beachtenswerth!

Ich offerire in meinem hiesigen Magazin und versende auf geneigte briefliche Bestellung sorgfältig gewählt folgende enorm billige Waaren:

	Mark
1 reizend garnirte Moiré-Schürze	1
1 prachtvolles seid. Herren-Cachenez	1
1/6 Dtz. feine weiße sd. Damenhalstüch.	1
1/4 „ feine coul. sd. Damenslipse	1
1/2 „ weiße lein. Kindertaschentüch.	1
1 „ große weiße Shirtingtaschent.	2
1 eleg. woll. Unterrock m. reiz. Bord.	2
1 lein. Tischdecke in gelb, grau od. roth	2
1 elegantes seidenes Herrentaschentuch	2
1 reiz. woll. Robe i. d. schönst. Dessins	3
1 dauerh. u. unverw. Gingham-Robe	3
1 prachtv., gr., reinwoll. Umschlaget.	3
1 vorzügl. gut. schw. Moiré-Unterrock	3
1 gute und durable Winterjacke	3
1 höchst feine, reinwoll. Tuch-Tischdecke	3
1 dazu pass. Kommoden- u. 1 Nähtischd.	3
1/2 Dtzd. vorz. feine, reinlein. Taschent.	3
1/2 „ gute, kräftige, weiße Handt.	3
1/4 „ Servietten u. 1 großes Tischt.	3
1 schwer. Moiré-Rock in braun o. grau	4
1 wirklich elegante seidene Schürze	4
1 reizende Robe in Percale od. Piqué	4
1/6 Dtzd. fert. w. Herr.- od. Frauenhemd.	4
1 reiz. Robe in Jaconnet od. Barège	5
1 braune gestickte Tuch-Tischdecke	5
1/6 Dtz. weiße Waffelbettdeck. m. Frans.	5
1 Long-Châle i. schwer. schönst. Wolle	6
1 Moiré-Rock, fertig gem. u. reiz. garn.	6
1 schwere woll. Robe in Lama o. Plaids	6
1 gedieg. woll. Robe in Alpacca o. Rips	6
1 eleg. schwarz. Stepprock, reiz. besetzt	6
1 prachtv. Doublejacke i. schwerst. Stoff	6

Nicht konvenirende Waaren nehme bereitwilligst zurück. 219

Herrmann Hirsch,

Berlin, Große Friedrich-Straße 148.

Ehrende Anerkennungen meiner geschätzten Kunden:

Herrn Herrmann Hirsch, Berlin, Gr. Friedrichstr. 148.

Ich bin wieder sehr befriedigt von den bei Ihnen gemachten Einkäufen. Gräfin **Gersdorff, Lipsa bei Ruhland.** — Die mir vor Weihnachten übersandten Kleiderstoffe haben **mich recht zufrieden gestellt. Baronin von Ostheim in Reichenbach in Schles.** — **Ich danke Ihnen** für Ihre Sendung, **welche sehr gut und preiswürdig war. Marie, Landgräfin von Hessen, geb. Herzogin von Württemberg, Schloß Philippsthal bei Vacha.** — Gestern habe ich Ihre Sendung erhalten und finde **ganz hübsche und preiswerthe Sachen darunter. Louise Prinzessin zu Wittgenstein-Berleburg in Berleburg.**

Weitere Briefe folgen.

Accordion- und Harmonikafabrik
von **Fr. Gessner,**
Magdeburg. 240
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

Für Grossisten.

Versilberte Uhrketten, weiß und oxydirt, zu äußerst billigen Preisen. 210
Gebr. Weingand, Heilbronn a/N.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:
164 **Carlo Bosco,**
Das Zauberkabinet oder das Ganze der

Taschenspielerkunst.

Enthaltend 100 wundererregende Kunststücke mit **Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln, Geldstücken, 19 Kartenkunststücke, 68 arithmetische Belustigungen u. s. w.**
Mit und ohne Gehülfen auszuführen.
Vom Professor **Kerndörfer.**
Zwölfte Auflage. Preis br. 2 M.
Ernst'sche Buchhandl. in **Quedlinburg.**

Unsere beliebten 312

Plissé-Maschinen

neuer und solidester Konstruktion liefern zu billigen Preisen unter Garantie. Prospekte gratis.
Cramer & Fraenkel in Frankfurt a. M.

328 **Kranken** jeder Art kann aus voller Ueberzeugung die Anwendung des **tausendfach bewährten**, in **Dr. Airy's Naturheilmethode** beschriebenen Heilverfahrens empfohlen werden. Dieses jetzt in **68.** Auflage erschienene, 500 Seiten starke Buch kostet nur 1 M. und ist durch jede Buchhandlung oder direkt von **Richter's Verlags-Anstalt** in **Leipzig** zu beziehen.

200 Pianinos

von 160—500 Thlr. stehen fertig **zum Verkauf** in der Kgl. Preuß. Hof-Piano-Fabrik **von** 285
Konrad Krause, Berlin, Königstr. 50.

Mikroskope.

A. Meyer, Hof-Optikus. **Berlin NW.**
Fabrik gegr. 1843. Preis-Courant gratis.
320 Medaillen, Anerkennungen 2c.

Kassetten

aus englischem starkem Stahl, vorzügliches Chubbschloß mit 2 Schlüsseln, höchst elegant und dauerhaft gearbeitet. Lassen sich in jedem Möbel befestigen. Verpackung gratis.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Preis
1	16 Cm.	12 Cm.	8 Cm.	13 M.
2	20 „	15 „	8 „	16 „
3	24 „	18 „	10 „	25 „
4	30 „	20 „	11 „	31 „
5	35 „	25 „	12 „	39 „
6	40 „	30 „	14 „	50 „

Mit 20 diversen **silbernen und goldenen** Medaillen prämiirt.
A. MEYER, Hof-Mechanikus,
Berlin NW. (Aquarium).
322 Fabrik gegründet 1843.

Unentbehrlich

für feine **Wäsche: Johnson's engl. Patent-Stärke-Glanz** in Originalpack. à 25 u. 50 Pfg. Der Stärke zugesetzt wird die Wäsche **blendend weiß, glänzend,** steif u. elastisch. Wiederverkäufer hohen Rabatt, feine Plakate gratis. 90
D. Generaldepot v. **Aumann & Co., Leipzig.**

Neuester Roman-Verlag

von

Eduard Hallberger in Stuttgart.

Soeben sind erschienen:

Dewall, J. van, Unkraut im Waizen. Roman. 8. Elegant broschirt. Preis M. 4. —

Dünheim, W. von, Angeline. Roman. 8. Elegant broschirt. Preis M. 3. —

Lindau, Rudolph, Robert Ashton. Roman. 2 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 6. —

Wachenhusen, H., Die neue Lorelei. Roman. 2 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 7. —

Ziegler, Rud. O., Heimat und Fremde. Novellen. 3 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 9. —

Ferner in neuer Auflage:

Adelbert, Karl, Sibylle. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 6. —

Detlef, Karl, Unlösliche Bande. Novelle. 3. Auflage. 8. Elegant broschirt. Preis M. 4. 50 ₰

Detlef, Karl, Auf Capri. Novelle. 2. Auflage. 2 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 6. —

Dewall, J. van, Der Spielprofessor. Roman. 2. Auflage. 8. Elegant broschirt. Preis M. 5. 25 ₰

Henkel, Fr., Aus Langeweile. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 6. —

Wassermann, M., Judah Touro. Biographischer Roman. 2. Auflage. 2 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 6. —

Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes** und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 7. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von **Miß Braddon.**

Bearbeitet von **E. M. Vacano.**

(Fortsetzung.)

„Ich erwartete nicht, Sie hier zu sehen," sagt sie, ihm die Hand reichend. „Ich dachte, Sie wären schon längst wieder in London."

„Nein, je näher ich diese Gegend kennen lerne, desto lieber wird sie mir."

Sie gehen miteinander durch die kleine Kirche, lesen die Tugendliste der begrabenen Lochwithianer von ihren Leichensteinen ab, mustern die Unregelmäßigkeiten der Bauart. Auch das Geringste interessirt Hermann hier. Zuletzt lenkt er das Gespräch auf Edith selber. Er will sie studiren für seine nächste Novelle. Er ist überzeugt, daß er keinen andern Zweck dabei hat.

„Und Sie haben das Leben in Lochwithian niemals einförmig gefunden? Sie haben sich nie nach einer weitern Welt gesehnt?"

„Nie. Ich leugne zwar nicht, daß ich mir manchmal gewünscht hätte, eine Reise zu machen. Ich meine, der Wunsch erwacht einmal in jedes Menschen Brust, Alles zu sehen, was seltsam und was lieblich ist in dieser wunderreichen Welt."

Hermann seufzt. Er hat wohl die Welt von innen nach außen gekehrt wie einen alten Handschuh, und es gibt nichts mehr darin, was ihm unbekannt oder ersehnenswerth erschien.

„Aber der Gedanke, daß Ruth nicht mitkommen könne und wie viel ich zurücklassen müsse in meinem lieben, alten Heim, hat die Reiselust in mir stets wieder gedämpft!" fügt sie hinzu.

„Aber Sie denken doch nicht daran, Ihr ganzes Leben in Lochwithian zu verbringen? Da könnten Sie ja ebenso gut gleich eine Nonne werden."

„Die Klosteridee hat für mich nichts Abschreckendes," sagt Edith lächelnd. „Ja, gäbe es ein Gelübde, welches mich unlösbar an Ruth knüpfen könnte, das würde ich willig ablegen. Ich bin ihr so nöthig, der Armen!"

„Wäre es da nicht rathsam, bei Zeiten Jemand für die Pflege Ihrer Schwester abzurichten, da Sie sie ja doch einmal verlassen müssen? Irgend ein glücklicher Bursche, ein ernster junger Geistlicher, wie zum Beispiel Dewrance, wird Sie doch über kurz oder lang bereden, Ihren jetzigen Wirkungskreis mit einem weitern zu vertauschen.



Der Weg zum Glück. **Madame Brandreth empfängt die Gratulanten.** (S. 159.)

Sie werden das Ideal einer Pastorin sein."

„Danke für das Kompliment. Ich bin zu glücklich daheim, um mich nach Ihrem idealen Pastor zu sehnen."

„Und doch wird er eines Tages kommen, seien Sie davon überzeugt."

Der arme Dewrance schaut in diesem Augenblick in die Kirche herein und seine weißen Zähne glänzen unter seinem etwas ungeistlichen Schnurrbärtchen.

„Miß Morcombe, Westray, wollen Sie nicht bald den Anblick der lebendigen Natur mit dem dieser alten Leichensteine vertauschen?"

„Ich finde sie sehr interessant," meint Hermann.

Sie verlassen dann doch die Kirche und gehen zwischen den sorgfältig gepflegten blumen- oder buchsbaumgeschmückten Gräbern des Kirchhofs auf und ab, wobei Edith Alles erklärt, was in dieser ländlichen Szene zu erklären ist. Sie sprechen frei und frank mit einander wie neulich, und es ist ihnen, als ob sie schon seit langen Jahren befreundet wären. Zuletzt fängt Hermann von sich selber zu erzählen an, von seinen Gefühlen, von seinem Leben, von seiner Kindheit. Edith's Gesellschaft öffnet ihm sein sonst verschlossenes innerstes Herz. Er erwähnt nur nebenbei seiner Kämpfe, gesteht aber offen, daß er für das tägliche Brod gearbeitet habe.

„Und so" — schließt er — „befinde ich mich jetzt mit dreißig Jahren im breiten, sanftfließenden Fahrwasser und habe nichts zu thun, als mich auf der sonnigen Seite des Stromes zu halten, oder in anderen Worten mein Leben so gut und bequem zu nehmen als es geht."

„Aber Sie werden noch weiter schaffen?" ruft Edith mit einem überraschten Blick. „Ihr Ehrgeiz ist noch nicht erloschen?"

Er schweigt. Dann sagt er:

„Vorwärtsdringen ist ein großes Wort. Und wie Wenige haben die Elemente dazu in sich! Der Genius eines Menschen pflegt in die Höhe zu fahren wie eine Rakete, um zuletzt regelmäßig wieder aus der Höhe herabzufallen wie ein angebranntes Stück Holz. Lytton Bulwer, der vielseitigste Geist seit Shakespeare, war der einzige Mensch, dessen Kraft in stetem Wachsen blieb."

„Wohl deßhalb, weil sein Ehrgeiz unermüdlich war, und weil er seinen eigenen Geist erkannt hatte, ihn werth hielt und weil er seine Kunst liebte um ihrer selbst willen und nicht um Gewinn oder Honorar. Wenn Leute mir sagen, sie seien nicht ehrgeizig, bilde ich mir immer ein, sie seien eigentlich bloß faul."

„Sie haben vielleicht Recht. Ich hatte auch mehr Ehrgeiz, so lange meine Mutter noch lebte. Jeder Erfolg war für sie eine solche Freude! Wenn ich Jemand hätte, dem an meiner Zukunft so viel gelegen wäre wie einst ihr, ich würde vielleicht mehr arbeiten, Edleres anstreben und mich weniger mit dem Brod- und Käsestandpunkt der Literatur begnügen."

„Sie haben Schwestern. Die müssen sich doch um Sie kümmern."

„Das Interesse einer Schwester ist wie ein Trunk frischer Milch für einen durstigen Wanderer: erquickend, aber nicht begeisternd."

„Mir würde an Ruth's Lob und an Ruth's Erfolgen und Ruhm mehr liegen, als an allem Andern in der Welt!" sagt Edith.

„Ach, Frauen lieben in der Regel Milch und Wasser, aber selbst der nüchternste Mann zieht einen Tropfen Alkohol in seinem Trunke vor."

Sie gehen dann zur Gesellschaft hinüber, die sich in einem Gebüsch an der Brücke gelagert hat. Dort lodert das Zigeunerfeuer lustig in die Höhe und gibt zu großer Lustigkeit der Uebrigen Anlaß. Der Thee ist fertig, aber der Schalen sind nur wenige, und so kommt Eins nach dem Andern an die Reihe, und es ist ein weiteres Vergnügen für einige der jungen Mädchen und einen noch sehr jungen Herrn, die Geschirre zwischen jedem Gang im Flußwasser auszuspülen. Unter diesen jungen Mädchen thun sich besonders Mr. Petherick's Nichten hervor, die sonst nichts Auffallendes an sich haben, außer der Länge ihrer Beine und der Kürze ihrer Röcke, denn sie befinden sich in dem Stadium des unverhältnißmäßig schnellen Wachsthums, wo die Kleidung von Tag zu Tag mehr in sich selber einzuschrumpfen scheint. Die Eßwaaren werden von der ausgehungerten Truppe heftig in Angriff genommen. Goldbrauner Thee wird in Strömen getrunken. Der Kessel entzückt Alle, und die romantischen Mädchen glauben wirklich, daß sie in diesem Augenblick das echte Zigeunerleben mitmachen. Dewrance ist bewundernswürdig in seiner Rolle als Wirth. Nach dem Thee laufen die jüngeren und leichtfertigeren Glieder der Partie auf die Hängebrücke und beginnen sich dort zu schwingen, zum augenscheinlichen Schaden dieses schwachen Werkes. Andere promeniren zu Zweien und Dreien, wieder Andere schaaren sich um Dewrance.

„Also nicht vergessen!" ruft dieser den sich Zerstreuenden nach. „Um halb neun Uhr wird hier zusammengekommen. Wir werden Mondschein haben für den Heimweg."

„Herrlich!" jubeln die jungen Mädchen. „Sie wissen Alles so gut einzurichten, Mr. Dewrance!" als ob dieser den Vollmond von irgend einer londoner Firma telegraphisch bestellt hätte.

Hermann und Edith besteigen den Hügel im Vorgrunde. Er hat sie gebeten, sie möge ihm den römischen Erdwall zeigen. Beim Hinaufsteigen reicht er ihr an den steilsten und schlüpfrigsten Stellen die Hand, obwohl sie seine Hülfe wohl hätte entbehren können, denn ihr Fuß ist sicher und fest. Sie erreichen den Gipfel athemlos, aber nicht müde, und haben die kleine Verschanzung mit ihrem ausgeschöpften Wasserbecken für sich allein. Von dieser Anhöhe aus überschauen sie alle die übrigen hin und her schlendernden und lagernden Theilnehmer des Picknicks.

„Wie angenehm, wenn man sich so abgesondert fühlt von der übrigen Welt!" ruft Hermann.

Er betrachtet den Erdwall, ohne viel darüber zu denken oder zu wissen. Bald darauf setzen sie sich auf einen niedern Erdrain und beobachten schweigend den Sonnenuntergang.

Prächtig, zwischen Strömen von Tiefroth und Purpur sinkt der goldene Ball feurig und glanzvoll wie der erzene Schild eines Siegers im Gefecht. Wer vermöchte viel Worte zu finden vor einer solchen überwältigenden Herrlichkeit?

Sie sprechen dann wieder, wie es dunkler wird, von manchen Dingen. Hermann denkt darüber nach, wie schön und groß die Natur sei, und wie man sie doch leichter entbehren könne, als den gewohnten Lärm der großen Stadt. Darüber rückt die achte Stunde heran, — die nächsten Minuten gehen noch schneller vorüber; man muß in's Thal hinab zum allgemeinen Rendezvous.

Mr. Petherick hat Miß Morcombe und seine Nichten in einem schwerfälligen Ponyfuhrwerk hergebracht und wird sie mit demselben zurückbefördern, während Mr. Dewrance's Gesellschaft die Wiesen- und Hügelwege zurückwandert im hellen Mondlicht, umgaukelt vielleicht von Elfen und Feen.

Der Geistliche von Lochwithian hat sich köstlich unterhalten, und in der Freude seines Herzens muß er Mr. Dewrance auf morgen zu einem Dejeuner einladen.

„Ich nenne es nicht Diner, weil das Ceremonien voraussetzen hieße," sagt er. „Und ich hoffe, Mr. Westray, Sie werden Ihren Freund begleiten?"

„Ich wollte morgen wirklich nach London zurückgehen," sagt Hermann. „Aber wer kann einer so verlockenden Einladung widerstehen?"

„Er hat eine unbestimmte Idee, daß er morgen Edith wiedersehen kann, ein letztes Mal, ehe er in die Welt — in seine Welt zurückkehrt.

Er hat das Glück, ihr in den Wagen helfen und ihre Shawls ordnen zu dürfen. Sie schütteln einander die Hand, der Pony trabt hinweg und Hermann fühlt, daß die ganze „Szenerie" jetzt eigentlich ohne Staffage ist.

Er ist noch stiller auf dem Heim-, als auf dem Herwege. Das Mondlicht macht so träumerisch.

„Ich denke, ich sollte meinen Mantelsack packen," sagt er sich. „Ich habe das Gefühl, als ob ich auf dem besten ...ei, mich närrisch zu verlieben. Aber — ich habe mich ja schon so oft verliebt und bin heil und gesund daraus hervorgegangen!"

Und er packt seinen Mantelsack noch nicht in dieser Nacht.

IV.

Mr. Petherick's kleines Pfarrhaus, welches er bloß vorübergehend bewohnt, bis das größere fertig gebaut sein würde, ist das niedlichste Ding, welches sich denken läßt. Zimmer wie Puppenzimmer und ebenso zierlich möblirt, eine kleine Küche und ein kleiner Kranz von Nadelholz rund herum. Die Tafel selber ist durch einen großen Rosenstrauch geschmückt, und was Mr. Petherick ein Dejeuner nennt, erweist sich als ein ganz stattliches Mittagessen.

Die beiden Herren sind von Llandrysak zu Fuß herübergekommen und bringen einen durch die frische Luft geschärften Appetit mit. Man plaudert über klerikale und Gemeindeangelegenheiten und Hermann horcht höflich resignirt zu. Seine Aufmerksamkeit steigert sich aber, sobald man von Edith spricht.

„Sie ist ein liebliches Geschöpf im eigentlichsten Sinne des Wortes," sagt Mr. Petherick. „Ich habe ihr Wachsthum beobachtet wie das einer schönen Blume. Sie ist gütig und gedankenreich zugleich und beides unbewußt. Ich wollte, sie würde den Mann heirathen, den ich meine, dann würde Lochwithian sie nicht verlieren!"

„Der Mann, den Sie meinen, ist also hier ansässig?" bemerkt Hermann scharf, als ob die Bemerkung des Vikars eine persönliche Beleidigung für ihn sei.

„Jawohl. Vivian Hetheridge hat die schönste Besitzung der Gegend und ist ein edelherziger, geradsinniger junger Mann."

„Jung, ein Grundbesitzer, geradsinnig und ohne Zweifel auch hübsch," sagt Hermann. „Es sollte mich doch wundern, wenn da die Dame gleichgültig bleiben würde! Im Westend von London würde Mr. Hetheridge — um in der Börsensprache zu reden — sehr begehrt sein."

Das Gesprächsthema ändert sich, aber Hermann Westray bringt den vortrefflichen jungen Grundbesitzer nicht mehr aus dem Kopf. Mr. Milner macht den Vorschlag, die Lochwithiankirche zu besichtigen, und Hermann unterstützt diesen Vorschlag voll Feuer. Er nennt die Kirche ein wahres Juwel! Die Herren gehen über einen Wiesenweg dahin und treten in die Kirche. So sehr aber auch Hermann das Gebäude bewundern mag, er bleibt doch draußen stehen mit Dewrance, das Gesicht nach der nahen alten Priorei gekehrt.

„Morgen fahre ich nach London zurück," sagt er.

„Das sagen Sie nun schon seit zehn Tagen," lächelt Dewrance.

„Morgen wird's aber Ernst. Hier in diesem Stillleben komme ich nicht weiter mit meinem Stück. Mir geht mein gewohnter Sessel ab, meine Nachschlagebücher."

„Verstehe; Sie können kein Lustspiel schreiben, ohne Scribe und Benedix bei der Hand zu haben."

„Meine Posse ist nicht gewachsen, wohl aber meine Gesundheit. Und ich habe Ursache, Llandrysak dankbar zu sein. Kennen Sie diesen Mr. Hetheridge, von welchem der Vikar geprochen hat?"

„Ja, ich habe ihn gesehen. Ein guter Kerl."

„Und interessirt sich für Miß Morcombe?"

„Interessiren? Er betet sie an. Und trägt seinen Liebesgram an der Stirne geschrieben."

„Nun, zuletzt wird er sie sicher gewinnen. So kommt's gewöhnlich."

Dewrance schüttelt das Haupt.

„Edith Morcombe ist kein gewöhnliches Mädchen," sagt er.

„Mein Gott, ihre Erziehung, Umgebung, ihre Neigungen, Alles macht sie wie geschaffen zu einer Gutsbesitzersfrau. In keiner andern Stellung würde sie sich glücklich fühlen. Sie könnte weder eine Modedame noch eine Vagabundin werden."

„Da beurtheilen Sie sie ganz richtig."

Hufschläge ertönen vom Fuße des Hügels her. Hermann und Dewrance wenden den Kopf und erblicken durch das Kirchhofthor eine kleine Reitergruppe: Mr. Morcombe, Edith und einen dritten Reiter: jung, gesund aussehend, stattlich, im grauen, knappen Segeltuchgewande. Er schwingt eine kleine Jagdpeitsche und scheint auf dem Pferde geboren zu sein.

„Das ist der junge Hetheridge," sagt Mr. Dewrance.

„Ein netter, offenschauender Junge, wie sie dreizehn auf ein Dutzend gehen."

Am Kirchhofthore schüttelt man einander die Hand und begrüßt sich freundlich.

„Kommen Sie zum Thee zu uns," sagt Mr. Morcombe in seiner herzlichen Weise. „Dewrance, Sie kennen Hetheridge schon. Mr. Westray, Mr. Hetheridge."

Dann nähert er sein Pferd dem des jungen Mannes.

„Sie müssen schon gehört haben von Westray — Schriftsteller — schreibt Bücher, wissen Sie und alles Mögliche. Charmanter Mensch."

Vivian Hetheridge hat den Fremden steif gegrüßt. Er ist auf dem Standpunkte, wo man in jedem andern Mann einen Nebenbuhler wittert. Und Edith hat von Mr. Westray allzu warm gesprochen.

Sie reiten langsam gegen das Portal. Hermann schreitet an Edith's Seite und beachtet Mr. Hetheridge nicht mehr, als ob er ein Reitknecht wäre. Dewrance bleibt zurück, um die beiden älteren Herren zu holen.

„Wir nehmen Nachmittags den Thee immer im Zimmer meiner Schwester," sagt Edith, wie sie und Hermann in die Vorhalle treten. „Ist es Ihnen nicht unangenehm?"

„Mir? Mir ist's lieber als überall anderswo. Ich muß ja mit Miß Ruth über ihre Malerkunst sprechen."

Edith geleitet sie zu dem netten Wohnzimmer Ruth's hinauf. Mr. Hetheridge ist hier ganz zu Hause und wird von Ruth herzlich bewillkommt, während sie Hermann bloß höflich begrüßt.

„Ich dachte schon, Vivian, Sie hätten uns Alle vergessen," sagt sie. „Sie waren so lange nicht hier."

„Ja, ich war ungefähr vierzehn Tage hindurch abwesend. Es freut mich, daß Sie mich ein bischen vermißten."

„Ein bischen nur? Sagen Sie sehr stark!"

„Und Edith?" fragte er mit einem Blick auf die junge Dame im Reitkleide, die zwei Minuten hindurch an den Blumen des Theetisches sich zu thun machte, ehe sie die Kleider wechseln ging. — „Die vermißt Niemand. Sie hat zu viel zu thun, nicht?"

„Ich wußte nicht, daß Sie fort seien," erwiedert Edith ruhig. „Haben Sie sich gut unterhalten?"

„Ach ja. Tenby ist ein ganz guter Ort, wenn man bloß ein-, zweimal des Jahres hingeht. Ich hatte Mutter und Schwester unter meiner Obhut und das Ganze war eine Pflichtsache."

Edith läuft fort, um Toilette zu machen, und verläßt Hermann auf Ruth's Sopha. Der fängt von ihrer wunderschönen Rembrandt-Kopie in der Sakristei und von der Kunst im Allgemeinen zu sprechen an. Dabei vergißt Ruth ihre Voreingenommenheit gegen ihn und wird lebhaft interessirt. Es kommen gar so wenig Leute nach der Lochwithian-Priorei, die über Kunst sprechen können!

„Sie kennen einige unserer berühmten Akademiker persönlich?" fragt sie bewundernd, wie Hermann einen berühmten Maler per „mein Freund" citirt.

„Ja. Ich kenne genug solcher Leute."

„Es muß wundervoll sein, mit all' diesen Leuten, die Großes schaffen, zu leben und zu verkehren," sagt sie mit glänzenden Augen. „Wenn man ihre Werke sozusagen schon vor ihrem Erscheinen entstehen und wachsen sieht."

„Ja," spricht Hermann müde. „Das Stadtleben hat seine Vortheile. Und doch sind wir Stadtleute armselige Geschöpfe im Vergleiche gegen die Kinder der Berge. Da sehen Sie zum Beispiel Ihren Freund Mr. Hetheridge an." Vivian steht am Vogelbauer, das gefiederte Völkchen mit seinem Finger neckend. „Was für ein prächtiges Geschöpf ist das! Frischklares Auge, breite Brust, gerade Beine. — Unsere kunstdurchschwängerte Stadtluft bringt solches Zeug nicht hervor."

Ruth macht eine stolze Miene. Unter all' den Bewunderern Edith's ist Vivian ihr Liebling. Sie sagt:

„Die physischen Vorzüge Mr. Hetheridge's sind nicht die einzigen, die ihn bedeutend und bewundernswerth machen."

„Ohne Zweifel. Menschen sind wie Pferde: wo die Form tadellos ist, gibt's auch selten schlechte Eigenschaften. Und das Glück hat Mr. Hetheridge in eine bequeme Bahn geworfen. Das Leben bietet keine Fallen und keine Abgründe für einen Grundbesitzer. Sein Weg liegt eben und gerade vor ihm: er braucht bloß ein guter Sohn, ein treuer Ehemann, ein gewissenhafter Vater, ein freundlicher Herr, ein freigebiger Wirth, ein zahmer Konservativer mit einem schwachen Abglanz von Liberalismus zu sein; er speise die Hungrigen und kleide die Nackten zur Weihnachtszeit, er besuche an Sonntagen die Kirche, halte gute Nachbarschaft mit der Geistlichkeit und er ist ein vortrefflicher, bewunderungswürdiger Mensch."

Edith kommt frisch und rosig zurück in einem einfachen grauseidenen, spitzenumsäumten Kleide. Gleich darauf kommen die beiden Pastoren. Man ist nun vollzählig, setzt sich und ist fröhlich genug. Mr. Hetheridge lebt in Edith's Gegenwart völlig auf. Er bringt es dahin, daß er ihr zunächst sitzt, er unterhält die Spiritusflamme unter dem Theekessel, trägt Ruth's Theetasse zum Sopha, und macht sich so nützlich als möglich. Er ist dabei so schülerhaft glücklich, daß Hermann in Zorn geräth.

Und trotzdem ist Hermann Westray liebenswürdig und lebhafter als je. Er und Mr. Milner führen fast allein das große Wort der Unterhaltung, zur hohen Bewunderung des stillen Vivian, welchem der Kopf zu summen beginnt bei diesem Wettrennen von Witz und Geist und Gesprächigkeit.

Es ist halb sieben Uhr, als man das Essen beendet und Dewrance daran erinnert, daß das Kabriolet im Pastorhause drüben wartet.

Edith reicht Hermann die Hand, sagt fast bedauernd:

„Sie verlassen also Llandrysak morgen wirklich?"

„Wirklich. Ich habe mir einen Ehrenpunkt daraus gemacht, wie man sich zwingt, zum Zahnarzt zu gehen, oder verlorene Wetten zu zahlen. Sonst käme es noch nicht dazu."

„Sind Sie so gerne hier? Gefällt Ihnen die Gegend so sehr?"

„Mich wundert's selber, daß ich der Natur so viel Geschmack abgewinne."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Ich bin jetzt nur zu ernst."

Sie gehen Seite an Seite hinter den Anderen die breite Treppe hinab und ihre Hände berühren sich so nahe, daß er ihre Hand fassen muß.

„Sie lesen deutsch?" fragt er plötzlich.

„Jawohl," erwiedert sie ein wenig überrascht.

„Dann kennen Sie auch die ‚Wahlverwandtschaften'?"

„Von Goethe? Ich habe seine Novellen nicht gelesen. Mir ist Schiller lieber."

„Ein Irrthum der Frauen. Die lesen bloß den Werther und denken, damit sei Goethe erschöpft."

„Kommen Sie, Westray?" ruft Dewrance von unten.

„Gleich!" ruft Hermann ungeduldig. „Ich hätte," wendet er sich wieder an Edith, „noch so gerne mit Ihnen über deutsche Literatur gesprochen. Kommen Sie denn nie nach London?"

„Nun, unmöglich ist es nicht," lächelt Edith. „Papa soll nach London, um Gemeindeangelegenheiten zu verhandeln, und da versprach er, mich mitzunehmen. Im nächsten Frühjahr."

„Versprechen Sie mir dann, daß Sie Papa bereden, mich davon zu benachrichtigen. Ich kenne die meisten Journalisten und kann ihm darin nützlich sein."

„Ich bin überzeugt, Papa wird Sie gerne aufsuchen."

„Kommen Sie endlich?" wiederholt Dewrance.

„Als ob das Kabriolet ein Expreßtrain wäre!" murrt Hermann. „Adieu, Miß Morcombe!"

Sie reichen einander die Hand und Hermann läuft die Treppe hinab. Edith bleibt an der Brüstung stehen. Wie er den letzten Blick hinaufwirft, sieht er ihr ruhiges, schönes Gesicht voll Jugendfrische und Unschuld.

Mr. Morcombe muß Hermann noch selber versprechen, daß er ihn im Frühjahr aufsuchen will. Und so verläßt der beliebte Autor die Halle mit der sichern Hoffnung, das „ernstdenkende Frauenzimmer" wiederzusehen in seinem Leben.

„Weßhalb haben Sie den Gutsbesitzer eingeladen?" brummt Dewrance, wie sie über die Wiesen gehen; die beiden älteren Geistlichen schreiten ihnen voraus. „Ich dachte, Edith Morcombe passe Ihnen gar nicht als Gattin?"

„Wer redet von Gattinnen? Ich will eben nur in London Höflichkeit mit Höflichkeit erwiedern."

„Höflichkeit? Das hat oft kuriose Tragweite, solche Höflichkeit!" murmelt Dewrance.

So kehren sie nach dem „Cambria-Hotel" zurück, aus dem Sonnenuntergang in's Mondlicht hinein.

V.

Es war ein herbstlicher Abend; still, grau und nebelig auf dem Lande; dickluftig, rauchig und feucht in der Stadt. Der letzte Abend im Oktober brachte die erste Aufführung von Hermann Westray's neuer Komödie: „Hemlock", und zugleich damit die Eröffnung von Mrs. Brandreth's nagelneuem Theater „Frivolity" — also ein bedeutender Abend für die Kunstwelt.

Die Rezensenten haben in den letzten Wochen fast nur von diesem Ereigniß und von Mrs. Brandreth gesprochen. Myra Brandreth ist jung, hübsch, eine gewandte Schauspielerin, nur vielleicht nach strengerem Urtheil ein bischen gekünstelt im Spiel und gekünstelt in der Toilette, jedenfalls aber ein Liebling des Publikums, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die fashionable Männerwelt sich um die Logensitze in ihrem Theater reißen wird. Bei den Diners im Westend ist in der letzten Zeit Mrs. Brandreth's Unternehmen regelmäßig beim Dessert abgehandelt worden: die Gagen, welche sie zu zahlen hat, die Kosten der Dekorationen, die Tantièmen für Mr. Westray bildeten ein ziemlich schmackhaftes Dessert.

Und jetzt ist dieser wichtige Abend gekommen. Schon vor acht Uhr ist das kleine Theater so gefüllt wie eine Bonbonschachtel. Die Kritik ist in voller Stärke vertreten, und sämmtliche Vertreter derselben zeigen ein lebhaftes Interesse an dem Erfolg des Abends; das große Publikum, das seine Sitze gezahlt hat, wartet auf den Augenblick, wo es seine Favoritin beklatschen kann. Die Privatlogen sind gefüllt, meist überfüllt mit hübschen Gesichtern und glänzenden Toiletten.

Die einzige Privatloge, die nicht überfüllt ist, befindet sich auf der linken Proszeniumsseite. Dort sitzt ein Gentleman allein in tadellosem Konzertanzug. Sein Haar, Schnurr- und Backenbart sind von einer unbezeichenbaren Farbe; es wäre eine Schmeichelei gewesen, sie braun zu nennen; sie ähneln eher einem Herbstheu, sind aber vom Friseur sorgfältig aufgethürmt und augenscheinlich dem Eigenthümer von großer Wichtigkeit. Der allgemeine Ausdruck in des Gentlemans Gesicht ist schwerfällig bis zur Gedankenlosigkeit. Sein dummes graues Auge schweift über den Saal, ohne Sympathie und ohne Neugierde.

„Da droben in der Proszeniumsloge sitzt Earlswood," sagt der Rezensent Pollintony zu einem Kollegen; „möchte wissen, wie ihm zu Muthe ist, jetzt, wo der Baumeister seine Rechnungen vorgelegt hat?"

„Bah! Dergleichen verliebten Gecken ist es gleichgültig, ob sie ihrer Angebeteten ein Haus oder ein Diner in Greenwich zahlen. Er besitzt mehr Kohlenbergwerke als ich Stiefel besitze."

Mittlerweile richten sich viele Operngläser auf den einsamen Gentleman. Es ist bekannt, daß er Lord Earlswood ist und daß die „Frivolity" durch sein Geld gegründet ist; freilich will ihm Mrs. Brandreth redlich ihre zweitausend Pfund im Jahre abzahlen. Aber Alles, was in diesem Hause glänzt und leuchtet, ist dennoch aus seiner Kasse bezahlt worden. Und man beglotzt ihn ebenso, wie man auf der Rennbahn einen tollkühnen Wetter anstarrt.

Der Abend beginnt mit einer kleinen komischen Oper; dann kommt das Hauptereigniß: „Hemlock", eine klassische Komödie, nach einer Idee des Emile Augier von Mr. Westray.

„Nach einer Idee!" lacht Mr. Skalper, der Kritikus, seinem Kollegen Mr. Phlayer zu. „Wir kennen das! Bah! Uebersetzung in's Moderne!"

Hinter den Coulissen ist man sehr aufgeregt, athemlos, aber nicht laut. Der Dekorationsmaler, der Garderobier, die Frauenzimmer, Alles ist im Fieber. Aber die größte Aufregung herrscht wohl in der Garderobe der Direktrice Mrs. Brandreth — in dem kostbarsten und geschmackvollsten Raume des ganzen Gebäudes. Lord Earlswood hatte dem Architekten gesagt: „Lassen Sie das Appartement der Direktrice so vollkommen werden, als es der Kunst möglich ist; ist das nicht der Fall, so betrachte ich das ganze Haus als verfehlt."

Und der Architekt befolgte diese Weisung. Die Pompadour, zu der Zeit, wo ganz Frankreich zu ihren Füßen lag, konnte kein eleganteres oder kostbareres Boudoir ihr eigen genannt haben.

Myra Brandreth steht vor dem Toilettenspiegel, im Kostüm ihrer Rolle. Es ist weiß, weitfaltig; goldene Schlangen schließen ihre Armgelenke und fesseln ihr reiches Haar.

Am Kamin, in einem Fauteuil, liegt Hermann Westray, der als eine Hauptperson des Abends zur Audienz zugelassen wird. Er ist entzückt von der Garderobe.

„Die Königin von Saba muß so gewohnt haben," sagt er.

Mrs. Brandreth rümpft das Näschen.

„Schade um das Geld!" sagt sie. „Es wäre besser gewesen, Aktien dafür zu kaufen."

„Ohne Zweifel. Mr. Earlswood verschenkt aber lieber, als er spekulirt. Diese Garderobe wird das Tagesgespräch werden in allen Klubs."

„Ich hoffe, man wird von mir mindestens ebenso viel reden als von diesen Zimmern," sagte sie blitzenden Auges.

„Natürlich! Schon deßhalb, weil Sie Earlswood erlaubten, dieses Haus für Sie zu bauen."

„Lord Earlswood baute dieses Theater aus Spekulation."

„Natürlich — aus Spekulation."

„Ich kann nichts dafür, daß er Tausende für dieses mein Boudoir hinauswarf. Ich verlangte bloß Luft, Raum und Nähe der Bühne. Er sagte mir darauf: ‚Für das Theater werden Sie mir Pacht zahlen. — Ihre Garderobe aber ist ein Geschenk, welches ich Ihnen anbiete — und das will ich daher nach meinem eigenen Geschmack einrichten.'"

„Sehr hübsch von Seiner Lordschaft. Aber unter uns — haben Sie das Gefühl, daß Sie reüssiren werden?"

„Ich habe bloß das Gefühl, daß ich ohnmächtig werde, mein Kopf brennt und meine Hände sind eiskalt." Und sie reicht ihm ihre kleine zarte Hand, kalt wie Stein und dabei zitternd wie Espenlaub.

„Sie werden Erfolg haben. Sie werden sich heute selber übertreffen; Sie sind am ausgezeichnetsten, wenn Sie leidend sind."

„Sagen Sie mir noch ein freundliches Wort, ehe Sie gehen, Hermann," bittet sie zärtlich und angstvoll.

Er nimmt ihr Haupt zwischen seine Hände und küßt sie auf die Stirne, wie ein Vater oder Bruder gethan hätte vor einer ernsten Entscheidung.

„Gott segne Sie, Myra! Glauben Sie an den Sieg: er leuchtet bereits aus Ihren Augen. Lassen Sie mein Stück durchdringen und Earlswood's Spekulation — mißglücken."

Sein ernster Blick sagt ihr den geheimen Sinn seiner Worte.

Wie er fort ist, schweift das Auge Myra's trotzig über das elegante Boudoir.

„Glaubt er, daß man mich mit kostbaren Geschenken erkaufen kann?" zürnt sie.

VI.

Das neue Stück Westray's begann. Die Handlung der alten Komödie von Augier's: «La Ciguë» ist so ziemlich bekannt und Westray's „Hemlock" (der Schierling) war bloß eine vertiefte Umschreibung des geistvollen französischen Lustspiels. Leander, ein junger Grieche, ist satt vom Leben, vom Reichsein, von der Liebe, vom Denken. Er ist noch jung, aber müde im Herzen, und der Rosenkranz auf seinen braunen Locken könnte ebenso gut auf dem Silberhaar eines Greises liegen. Er beschließt also, noch einmal ein fröhliches Fest zu geben und darnach zu sterben — durch einen Schierlingstrank. Das Fest ist vorüber, er bleibt mit seinen beiden Hauptschmarotzern allein; denen theilt er seine Absicht mit. Sie wehren ihm ab. Er eröffnet ihnen, daß sie seine Erben sein sollten, nun geben sie ihm Recht. Leander lacht. Die schönste Perle in seinem Schatze ist eine griechische Sklavin, Helena; wem von den Beiden soll sie gehören? Sie selber soll entscheiden und zugleich, welcher von Beiden den Löwenantheil des Erbes davontragen soll. Darüber gerathen sich die beiden Schmarotzer in die Haare. Leander lacht zum zweiten Male darüber. Zuletzt bekehrt die Sklavin Helena, von Mrs. Brandreth wunderbar personifizirt in ihrer dunklen, schlanken Schönheit, Leander wieder zum Leben durch die Liebe. Und die Schilderung dieser Liebe eben hatte Westray vertieft und ergänzt, da hatte er sich poetischer und kräftiger als der Franzose gezeigt. Und wie der Vorhang fiel, da brach das Haus in lauten, jubelnden, aufrichtigen Beifall aus und rief den Leander und Myra und den Dekorationsmaler und bewarf sie mit Blumen. Einige Freunde rufen auch laut nach Westray. Hermann begibt sich in die Loge des Lord Earlswood, von wo aus er dem Publikum einen müden Blick schenkt.

„Glauben Sie, daß das ein Erfolg war?" fragt der Lord mit der Miene eines Mannes, der sich auf sein eigenes Urtheil nicht gern verläßt.

„Lärm genug machen sie," sagt Hermann. „Aber das beweist noch nichts. In der Regel gehen die Stücke am besten, deren Erfolg am ersten Abend ein zweifelhafter war."

„Die Brandreth war köstlich," sagt der Besitzer der „Frivolity". „Das Stück ist auch recht nett vom literarischen Standpunkt aus; aber ich für meinen Theil hätte ein modernes Drama vorgezogen, in welchem sich die Brandreth zuletzt hätte vergiften können in einem Reitkleide und der Länge nach zu Boden stürzen. Ich habe das voriges Jahr irgendwo gesehen und das hat gewaltig durchgegriffen. Sie war übrigens brillant in der Schlußszene."

„Mrs. Brandreth war einfach vollkommen," sagt Hermann mit einer Nüance von verächtlicher Belehrung. Aber Lord Earlswood fährt fort:

„Ja, die Brandreth ist eine ganz vortreffliche Schauspielerin. Aber Ihr Stück, Sir, schießen ein bischen über's Ziel hinaus. Man ist genöthigt, nachzudenken, um es ganz zu verstehen."

„Es kommt eben auf den Geist des Zuhörers an, ob er sich dabei anstrengen muß."

Der Lord lacht scharf und zweifelhaft auf.

„Nicht schlecht das, he, he! Wollen wir die Brandreth aufsuchen?"

„Gewiß. Ich muß ihr ja meinen Dank sagen."

Aus der Loge Seiner Lordschaft führt eine Tapetenthüre direkt auf die Bühne oder vielmehr in das Appartement der Direktrice. Der Lord hatte diese Thüre selber angegeben im Plan des Architekten und hatte sich den Besitz eines eigenen Privatschlüssels zu derselben ausbedungen, ehe er den Kontrakt unterzeichnete, welcher Mrs. Brandreth zur wirklichen Herrin des Theaters machte. Heute benützt er ihn zum ersten Male, nicht ohne dabei eine Art Triumphblick auf Hermann zu werfen. Aber Hermann ist schon zuvor in dem Toilettezimmer der Dame empfangen worden, und Lord Earlswood darf bloß in den allgemeinen Salon der Garderobe eintreten.

Mrs. Brandreth macht eben Toilette und die beiden Gentlemen müssen hier warten, zwischen dem lauten Hin- und Hergehen aller der möglichen und unmöglichen Feen-, Ritter- und Räubergestalten, die schon für die Schlußburleske kostümirt sind.

„Was für eine Menge Leute!" ruft Lord Earlswood. „Die werden etwas kosten! Diese Leute sind theuer!"

„Das läßt sich denken," entgegnet Hermann trocken.

Er denkt dabei, daß dieses Theater wirklich ein sehr theures Ding sei. Es hat Mrs. Brandreth schon ihren guten Ruf gekostet und ihren Namen unlöslich an den des alten Gecken Earlswood gekettet.

Endlich tritt Mrs. Brandreth ein. Sie trägt ein einfaches, anschließendes, dunkelgrünes Kleid, Handschuhe gleicher Farbe, eine Ottermütze auf dem prächtigen Haar und einen einfachen weißen Kragen und ditto Manschetten anstatt jedes andern Schmuckes.

„Die Sache ist gewonnen!" ruft ihr Lord Earlswood zu. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen über Ihre Meisterschaft gratulire ... Sie haben heute selbst Ihre ältesten und treuesten Bewunderer überrascht."

„Freut mich, daß Sie sich unterhalten haben," sagt sie mit einem kurzen Blick und Lächeln; dann wendet sie sich an Hermann und fragt ernst: „Waren Sie zufrieden?"

„Sie haben mein Stück getragen," dankt er warm.

„Und bedenken Sie, es ist das erste Mal, daß ich in einem Ihrer Stücke spielte!"

„Es ist aber auch noch keines so gespielt worden. Sie haben meinem Lehmklumpen die Seele eingehaucht."

Sie dankt ihm mit einem seligen, stolzen Blick, der in Mylords phlegmatischer Seele just ebensoviel Eifersucht anfacht, als sie zu fühlen fähig ist. Der Lord ist vielleicht von Natur aus mit einem raschen Impuls ausgestattet, der aber durch die Erziehung glücklich zu Boden gedämpft wurde. Er denkt, es würde ganz angenehm für Myra Brandreth sein, ihm näher zu stehen als den Uebrigen im Publikum, und er bewirbt sich demnach um sie, so weit es seine Energie überhaupt gestattet. Er hat sehr viel Geld und muß daran denken, es los zu werden. Er hat schon eine Yacht gebaut und hat Rennpferde gehalten. Nur ein Theater hatte er noch nicht errichten lassen und er hat sich dieses Amüsement jetzt bei Gelegenheit seiner „Leidenschaft" für Myra Brandreth verschafft.

„Wir werden Montag um zwölf Uhr eine Nachprobe halten," sagt Myra zu Hermann gewendet. „Sollten Sie irgend welche Abänderungen anzubringen wünschen —"

„Ich wüßte keine. Sie sind einfach vollendet und die Anderen recht brav. Einige Striche im Dialog will ich thun — in den Szenen, wo Sie nicht beschäftigt sind ..."

„So kommen Sie also Montag?"

„Sicher."

„Gute Nacht, Lord Earlswood," sagt die Myra mit einer nicht eben allzu schmeichelhaften Betonung.

„So bald schon nach Hause?" ruft er.

„Es ist bald Elf und ich bin müde. Gute Nacht, Mr. Westray."

Sie reicht beiden Herren die Hand und beide geleiten sie bis zu ihrem einfachen, aber eleganten Wagen, der vor dem Theater wartet.

„Vielleicht," sagt Myra Brandreth zu Mr. Westray, als ob ihr noch etwas einfiele, „vielleicht könnten Sie morgen zu mir kommen und wir könnten das Stück zusammen durchgehen. Das würde uns am Montag Zeit ersparen."

„Das wohl — ich habe aber morgen so viel zu thun ...!"

„Was würde Ihr seliger Vater gesagt haben, wenn er gehört hätte, daß Sie an einem Sonntag arbeiten," macht sie vorwurfsvoll.

„Leider ist die Welt, in der ich eben jetzt lebe, eine ganz verschiedene von der Welt meines Vaters."

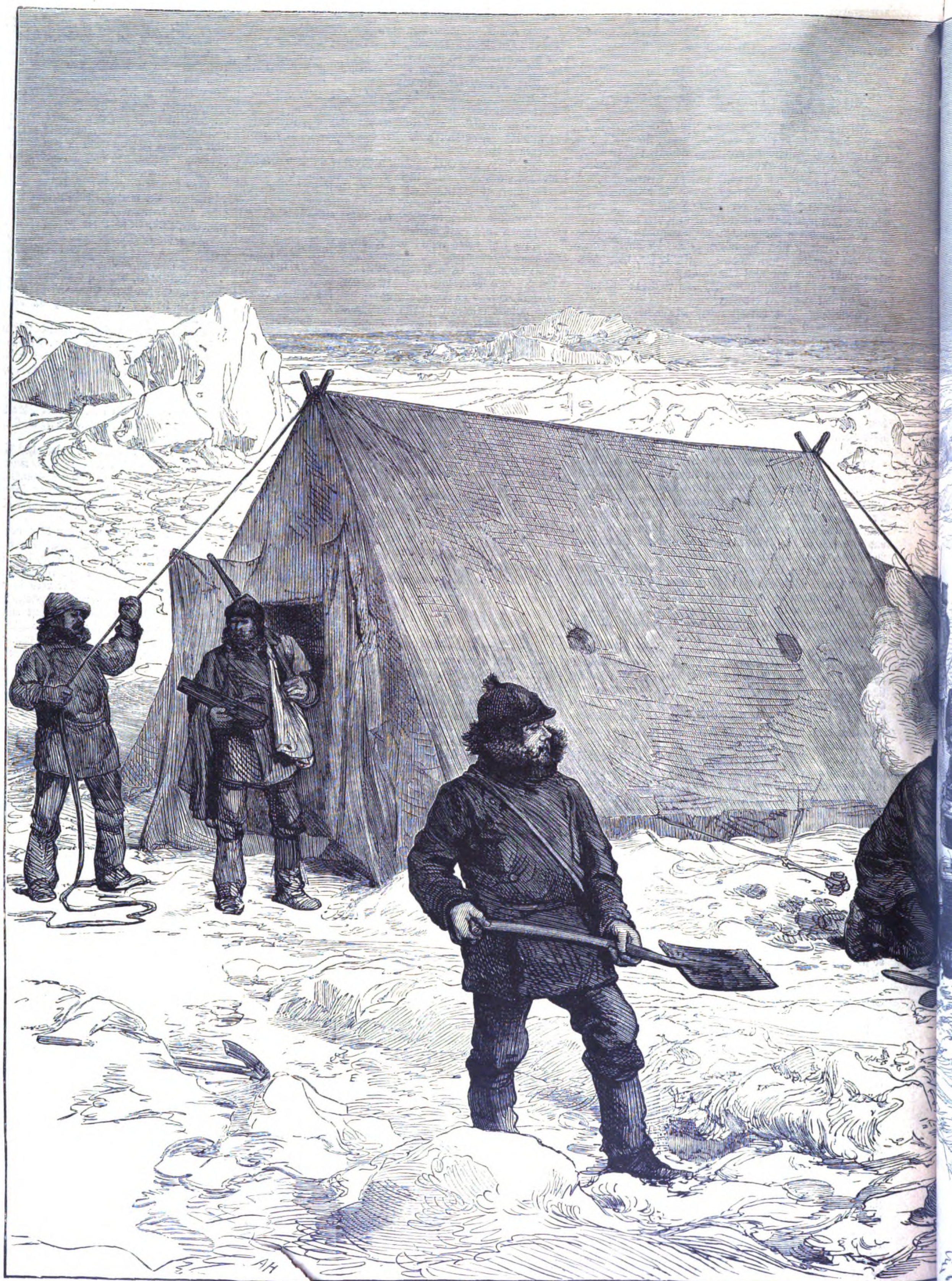
„Eben jetzt! Das klingt, als wollten Sie Ihre jetzigen Verhältnisse und Umgebungen ändern?"

„Ich gestehe, ich habe eine vage Hoffnung, daß ich eines Tages etwas Besseres sein werde als ein Journalist, dem stets ein dämonischer Druckerjunge auf den Fersen ist. Gute Nacht!"

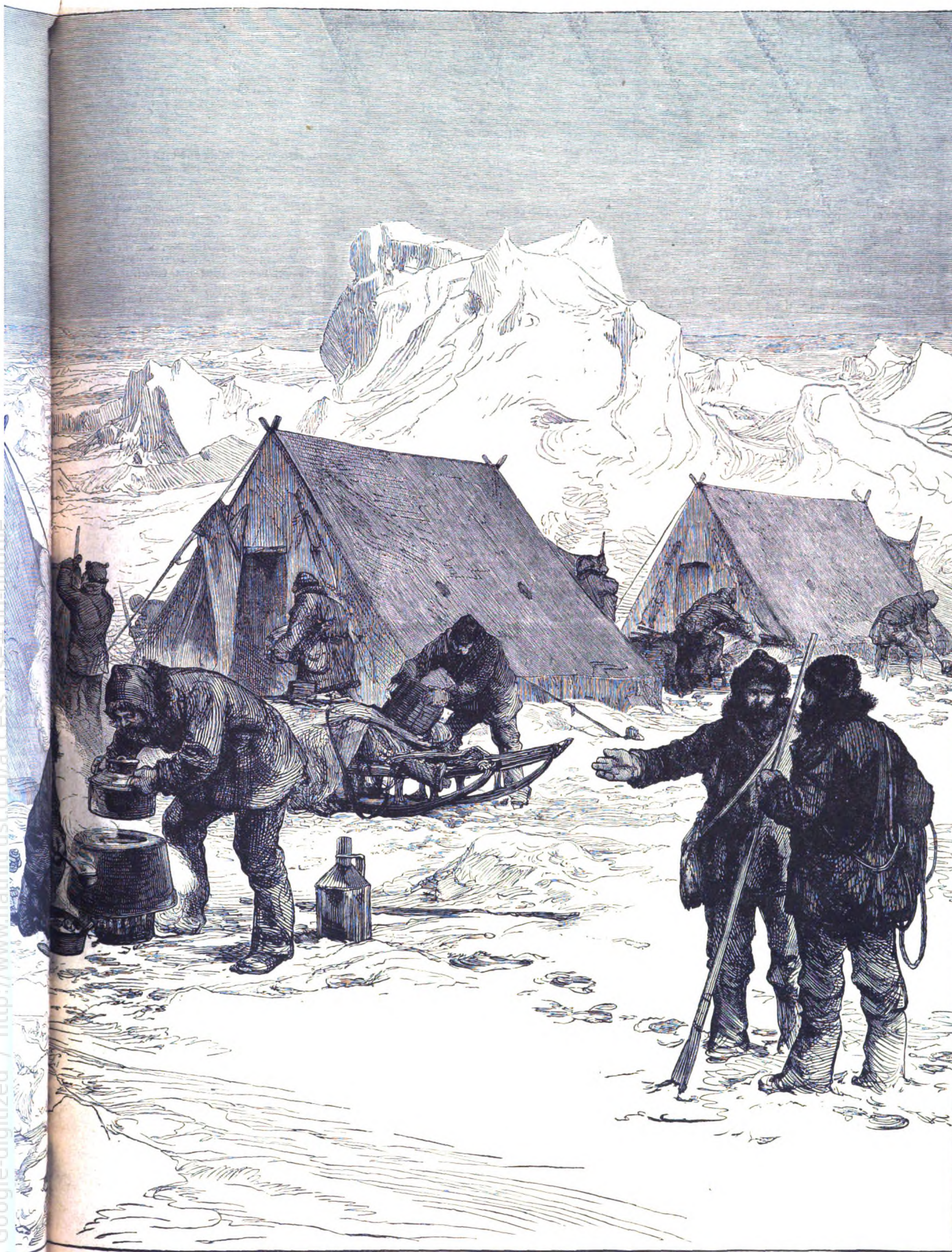
„Gute Nacht!"

Wie sie scheiden und Myra in die weichen Kissen ihres Wagens zurücksinkt, da denkt sie, daß — trotz ihres reizenden Theaters und ihres mehr als geduldigen Vermiethers und Gläubigers — die Welt für sie dennoch freundlicher sein könnte.

Denn es gibt einen Mann, dessen Freundlichkeit sie über Alles schätzt, dessen Lob ihr ein mädchenhaftes Erröthen auf die Frauenwangen ruft; für dessen ehrbare und treue Liebe sie Alles hingeworfen hätte, was ihr das Leben jemals an Glück, Reichthum oder Ruhm gebracht hatte, und alles Lob, welches ihr je Andere gespendet haben; und sie denkt in dieser Nacht mit bitterem Weh daran, daß von all' den hoffnungslosen Träu-



Englische Nordpol-Expedition.



-Expedition ... einer Schlittenpartie. (S. 165.)

m'n, die je ein Frauenherz geträumt, ihr Traum von diesem Glücke der thörichtste sei.

„Er war einst mein," sagt sie zu sich selbst. „Und das macht es so bitter, zu wissen, daß er nimmer wieder mein sein kann. Mein war er auf Gnade oder Ungnade, als er noch besser war wie jetzt, aber unbekannt und unberühmt. Und verloren ist er mir jetzt, da alle Welt ihn preist; jetzt, wo ich so stolz sein könnte auf ihn, wo ich so fleißig wirken wollte für ihn, ihm treu zur Seite sein durch allen Wechsel und ihn am zärtlichsten lieben, wenn die Welt seiner satt wird und sein Ruf verlöscht wie die Flamme einer Kerze."

Wie in einem Bilde sieht sie einen hellen Augenblick ihrer Vergangenheit vor sich: eine grüne Allee in der Glut des Spätjahres; einen hochgrasigen Rain mit bunten Wiesenblümlein und zwei Gestalten — sie selber und Hermann — Hand in Hand, ihr Haupt an seine Schulter gelehnt und ihre Augen stolz zu ihm aufblickend, stolz und zärtlich, wie ein Mädchen auf ihre erste Liebe blickt; aber dieses Bild ist nun fast zehn Jahre alt, und Myra's Denken und Fühlen hat in diesen Jahren manche Wandlungen erlebt und manche Erfahrung gemacht.

„Wie bitter wahr sind doch die Sprüchwörter der Franzosen!" denkt sie. ‚Man kehrt immer zu seiner ersten Liebe zurück . . .' Und ich bin so schwach wie alle Anderen und klage um den Schatz, den ich fortwarf, und das, was ich dafür eingetauscht habe und für Gold hielt, erkenne ich jetzt mit Ekel für die gemeinste Schlacke."

VII.

Zehn Jahre zurück — die ganze Erde um zehn Jahre jünger und frischer; die Wildnisse in den Südländern damals noch um so viel dichter und prächtiger, so viele große Männer noch am Leben, die heute Staub sind; theure Namen noch täglich im Leben genannt und gerufen, die heute nur mehr auf Grabschriften existiren... und Myra Clitheroë war ein großes, hochaufgeschossenes Mädchen, das in dem kleinen Landhaus ihres Vaters, des Obersten Clitheroë, ihren sechzehnten Geburtstag mit einer harmlosen Theepartie feiert, zu welcher das junge Volk aus dem Pfarrhause geladen worden ist.

Oberst Clitheroë ist ein Mann von frischem, abenteuerndem Charakter gewesen, der sich jetzt am Abend seines Lebens nach Ruhe sehnt. Und diese fand er in dem ruhigen Landorte Colehaven zwischen Milch, Butter, Hühnerhöfen und frischer Luft. Er hat für Don Carlos gefochten und hat sich in diesem Dienste den Rang und Titel Oberst erworben. Auch in Südamerika und Mexiko hat er gelebt und gewirkt. Jetzt, mit siebenundsechzig Jahren, pflegt er seines Alters in seiner freundlichen englischen Cottage, an der Seite seiner anmuthigen, geistvollen Tochter, die ebenso gut zu reden als die Küche zu überwachen versteht, und die aus einem Geldstück zwei macht, wie die echteste Hausfrau.

Das Landhaus selbst ist reizend; klein, aber elegant; jedes Ding hat da seinen besten Platz. Der Oberst und seine Tochter haben Alles daran gesetzt, um das Heim so schmuck als möglich zu gestalten. Sie haben in der Umgegend Alles zusammengetrieben, was zu eleganter Behaglichkeit erforderlich ist; und so hat das winkelige, alte Landhaus in jedem seiner Winkel irgend etwas aufzuweisen, was das Auge des Fremden erfreut: indische Zimmer, eine Bibliothek, die ebenso klein als ausgesucht ist, — alte Schränke mit herzigen Nippes darauf. Myra ist stets mit den Lerchen schon in der Höhe, ist überall bei der Hand und räumt, ordnet und sorgt, während Sarah, das Mädchen für Alles, das einfache Frühstück bereitet.

Oberst Clitheroë ist immer ein ehrlicher Mensch gewesen; es ist sein Stolz, daß er auf seinem abenteuerlichen Lebenswege weder eine unbezahlte Rechnung noch einen betrogenen Menschen hinterlassen hat.

In seiner Zurückgezogenheit beschäftigt er sich auch mit Literatur, schreibt manches für die Monatsschriften und erweitert dadurch sein schmales Einkommen. Aber der Ruhm geht ihm noch über das Honorar. Und in Colehaven gilt er auch als ein berühmter Schriftsteller des Tages.

Und so ist Colehaven zufrieden mit ihm, und er ist's mit Colehaven.

Nicht so zufrieden ist Myra. Sie hat seit zehn Jahren, seit ihrer Kindheit hier gelebt. Aber wie wirre Träume kommt es noch manchmal über sie: Erinnerungen aus London und Paris. Sie war als Kind einmal in das Theater geführt worden und wenn sie die Augen schließt, sieht sie noch immer den märchenhaften Glanz und das Geflitter vor sich. Und sie sehnt sich nach dem Stadtleben, das sich ihr in der Pracht jenes Theaterabends konzentrirt. Sie fragt den Vater, warum sie immer hier bleiben, und er stellt ihr vor, daß sie hier gut und angesehen leben und essen und bestehen, während sie in der Stadt in einem vierten Stockwerke, schäbig gekleidet und von Niemanden eingeladen, Hunger leiden müßten.

„Einladen! Wer ladet mich jetzt ein?"

„Mein Schatz, Du bist eben noch zu jung dazu und Deine Zeit für Einladungen wird schon kommen; Du mit Deiner Schönheit und Vollkommenheit wirst jedenfalls einst viel begehrt sein und Alles wird sich um Dich reißen."

Myra seufzt und lächelt und küßt ihren lieben, närrischen Papa, der Alles so angenehm zu sagen weiß. Sie ist sich bewußt, daß sie vollkommener sei, als die meisten Mädchen ihrer Bekanntschaft; sie singt besser, spielt geläufiger Klavier, hat mehr Geschicklichkeit beim Kroketspielen und mehr Geschmack im Kleideraufputz oder im Arrangement einer Schleife, kurz eine größere Gabe, aus Nichts Etwas zu machen, als zum Beispiel die beiden Mädchen aus dem Pfarrhause, Georgina und Karolina, Hermann's Schwestern, die stets so schwerfällig gekleidet sind und deren Garten so gleichmäßig alljährlich dieselben Blumen wiederbringt! — freilich bringen die ihre meiste Zeit mit Besuchen bei den Armen zu und arbeiten sich für wohlthätige Zwecke die Finger wund, was bei Myra nie vorkommt. Sie muß eben immer um ihren Papa sein, ihm Lieblingsomeletten backen, oder Chokolade kochen, oder Parmesan reiben für seine Makkaroni — was übrigens in Wahrheit Myra viel lieber thut, als an Krankenbetten die Bibel lesen oder sich für Waisenkinderanzüge die Finger zu zerstechen.

Ihr Vater ist vernarrt in sie und gefährlich nachsichtig; er lobt seines Töchterchens Locken, ihre süße Stimme, ihre Anmuth und ihre häuslichen Tugenden. Sie lebt in einer Atmosphäre des Lobes, steht jeden Morgen auf, um bewundert zu werden, und legt sich jeden Abend mit dem Bewußtsein ihrer Schönheit zu Bett. Sogar die einzige alte Magd theilt diese Bewunderung für Myra, wie für eine seltene Treibhauspflanze, die unter ihren Augen erblüht ist.

Die Rektorsfamilie, des Obersten nächste Nachbarn, haben Myra so lieb, als ob sie ihr eigenes Fleisch und Blut wäre. Und Myra ist auch in dem Pfarrhause wie zu Hause — des Sommers im Garten, des Winters in dem gewölbten Kinderzimmer, wo man Charaden spielt.

Denn Myra hat das Charadenspiel eingebürgert in der Rektorei. Dieses bewegliche Mädchen, welches sich nur dunkel an einen einzigen Theaterabend erinnern kann, hat eine wahre Leidenschaft für's Komödienspielen. Mit zehn Jahren schon kannte sie ihre Julia, Königin Katharina, Lady Macbeth, Cordelia und Beatrice auswendig und deklamirte sie an langen Winterabenden ihrem Papa vor, der dabei in behaglichster Stimmung am Kamin sein Pfeifchen schmaucht und seiner Tochter die gediegensten Deklamationslehren gibt. Er selber war ein leidenschaftlicher Theaterbesucher gewesen und schilderte ihr auf's Lebhafteste und im Einzelnen die bedeutenderen Leistungen der berühmtesten Schauspielerinnen, die er in früheren Jahren bewundert hat, und Myra folgte diesen Schilderungen mit gespanntem Interesse und wurde nicht müde, immer wieder nach dieser oder jener Einzelnheit zu fragen; so kam es, daß Myra anstatt kindischer Rezitation einen kunstvollen Vortrag lernte, ihr prächtiges Organ bis zur Vollendung beherrschte und mit einem Worte eine richtige Künstlerin wurde.

Jetzt, mit siebenzehn Jahren, entfaltet sie oft ihre dramatische Virtuosität in der Stube der Rektorsmädchen vor einem gewählten Auditorium von vier bis sechs Personen. Der Rektor selber ist ihr Bewunderer. Er nennt ihre Deklamation als Konstanze prachtvoll, ihre Nachtwandlerszene aus Macbeth meisterhaft. Und in der That, wenn sie so dastand mit offenen Augen und doch nichts sehend, ihre volltönende Stimme zu einem entsetzten Flüstern herabgedämpft, hätte ihr selbst der strengste Dichter eine hohe dramatische Begabung zugestehen müssen.

Was Hermann betrifft, mit seinen zwanzig Jahren und seiner Eindrucksfähigkeit, so beugte er sich vor ihr bedingungslos und verehrte sie buchstäblich.

„Wie schade, daß Sie nicht der griechischen Sprache mächtig sind!" rief der junge Student nach einem ihrer Vorträge entzückt. „Ich würde Ihnen die Klytämnestra des Aeschylus einstudiren. Sie mit Ihrer mächtigen Stimme müßten das Griechisch wundervoll rezitiren ..."

Und er rezitirte selber mit großem Pathos die Eingangsszene der Orestie. Myra unterbrach ihn lachend.

„Was für eine Unmasse von hoi und oi gibt's da! Wie schade, daß Aeschylus nicht lieber ein Engländer war!"

Obwohl um drei Jahre jünger als Hermann, hatte sich Myra dennoch zu dieser Zeit gewöhnt, gegen ihn die Aeltere zu spielen. Sie war ein großes Fräulein gewesen schon mit zwölf Jahren, sie hat die Kasse der Hauswirthschaft und die Leitung des Landhauses in ihrer Hand und ist die Vertraute ihres Papas, selbst in den verwickeltsten Angelegenheiten. Sie ist ein Weib im Sinne der vollsten weiblichen Schönheit und Macht, und ein Weib mit Durst nach Ruhm.

Wie oft sagte sie ihrem Vater:

„Papa, ich will berühmt werden."

„Ja, Kind, talentvoll und schön genug bist Du dazu, aber ..."

„Sag' mir kein Aber, Papa. Mir liegt nichts an Geld oder Pferden und Wagen, oder einem Palais oder einer Schaar Bedienten, oder Putz oder Rang; aber berühmt will ich werden — um jeden Preis."

„Nun, nun, Schatz, wenn Du alt genug bist, um in die Welt zu gehen, wirst Du sicher eine brillante Partie machen, und ..."

„Was! Heirathen, ich? Niemals. Ich sagte Dir ja schon, Papa, berühmt will ich werden. Sag' einmal, hättest Du viel dagegen einzuwenden, wenn ich zur Bühne gehen würde wie Mrs. Siddon?"

„Myra!" schreit der Alte außer sich. „Vergißt Du denn ganz meine Familie?!"

Der Kolonel stammt nämlich aus einer edlen Familie, deren Haupt ein gewisser Lord Perranzabuloe ist, eine Art Fetisch, vor dem der ganze übrige Anhang sich in sklavischer Demuth neigt; obwohl er, unter uns gesagt, nichts weiter ist als ein kleiner Kerl, der unbeachtet und ungesellig in irgend einer Vorstadtvilla lebt, sich langsam in's delirium tremens hineintrinkt und von einer Ballettänzerin tyrannisirt wird. Aber die ganze Verwandtschaft ist doch stolz darauf, bei jedem zehnten Worte sagen zu können: „Mein Vetter, der Lord Perranzabuloe ..."

Myra macht sich nicht viel aus dieser ganzen ihr unsichtbaren Sippschaft und wie ihr Vater fortfährt:

„Meine Tochter eine Komödiantin! Was würde meine Familie dazu sagen! Und bedenke die Gefühle Lord Perranzabuloe's!"

„Aber, Papa, da Du sagst, daß er beständig ein wenig angetrunken ist, so werden seine Gefühle wohl nicht mehr allzu zart und empfindsam sein. Uebrigens kann ich ja einen andern Namen annehmen?"

„Kein falscher Name würde es verhindern, daß bald die ganze Welt wüßte, Kolonel Clitheroë's Tochter spiele Komödie!"

Anderthalb Jahre später ist Myra siebenzehn Jahre alt und das Thema kommt wieder auf's Tapet, wie Vater und Tochter an ihrem heimatlichen Kamin sitzen, während der Feuerschein über das entschlossene Gesichtchen des Mädchens und in ihren dunkelbraunen Augen spielt.

Myra ist in der eigenen Sache ein so beharrlicher und feiner Anwalt, wie der geschickteste Advokat. Sie beweist ihrem Vater aus seinen eigenen Aussagen, daß Mrs. Siddons an die Tafel der königlichen Familie gezogen und allgemein geachtet worden sei, und daß Mrs. O'Neil, ein Muster von Tugend und Sitte, die Gattin eines Lords wurde und im Hofalmanach figurire, folglich könne der Stand der Schauspieler kein schandebringender sein; und weiter stellte sie ihrem Vater vor, wie es ja auch unter den Malern Lumpen gegeben habe, ohne daß deßhalb der Malerstand ehrlos sei; und sie führt ihm verlotterte Schriftsteller, ehrlose Richter und gesunkene Geistliche an; sollte es deßhalb eine Schande sein, Schriftsteller, Richter oder Priester zu werden? Man könne einen Schauspieler verachten, aber nicht den ganzen Stand ...

Der gute Oberst ward in die Enge getrieben. Er konnte doch dem jungen Mädchen nicht gut die besonderen Gefahren der Coulissen entwickeln.

Mittlerweile wuchs ebenso die Leidenschaft wie das Talent Myra's für das Theater. Mit einigen alten Shawls wirkte sie Wunder der Plastik. Mit ihrer tönenden Stimme wirkte sie Wunder der Deklamation in ihrem engen Kreise, dessen feurigster Enthusiast Hermann ist; und noch ehe die großen Ferien zu Ende gehen, liebt er Myra mit jener wahren, Alles überwältigenden, unveränderlichen, ewigen Leidenschaft, an der junge, zwanzigjährige Leute so sicher erkranken wie Kinder am Keuchhusten.

Und in der schattigen Allee, welche Mrs. Brandreth später so deutlich vor sich sah, gesteht Hermann der Tochter des Obersten Clitheroë diese Liebe; und sie antwortet ihm schluchzend, daß sie ihr Lebenlang frei bleiben wolle; einsam und elend vielleicht, aber um jeden Preis berühmt. Und dann fühlte sie sich von einem zärtlichen Arm umfaßt, dunkelblaue Augen leuchteten in die ihrigen herab und heiße, rasche Worte, so edel klingend wie Verse, bestürmen sie, bis sie gesteht, daß, wenn sie jemals lieben könnte, sie Hermann Westray lieben würde; und wenn sie ihre Hoffnungen und ihren Ruhm Jemanden opfern könnte, so würde es für ihn sein; wenn sie sich entschließen könnte, ruhmlos, aber liebend und geliebt zu sterben, so sollte es für ihn geschehen; ja, gestand sie endlich, sie liebe ihn und wolle Alles dahingeben um seinetwillen — sobald er seine Weihen empfangen und die ihm in Aussicht stehende Pfarre erhalten habe, sei sie sein auf ewig.

So verlassen sie den Schatten der Bäume als Verlobte, und Myra, obwohl sehr glücklich, gibt mit einem Seufzer die Idee auf, so berühmt zu werden wie Mrs. Siddons.

Hermann geht nach Oxford zurück, wo es in diesem Studienjahre viel geistige Revolutionen gibt. Ein Theil der Studenten wendet sich dem Papismus zu, ein anderer Theil bleibt seinen Meinungen und Plänen treu, ein dritter wirft sich auf den Unglauben und will in das Getümmel der Welt zurückkehren. Zu den Letzteren zählt Hermann. Er verschweigt das seiner frommen, liebevollen Familie, aber er gesteht es in einem langen, wilden Briefe „seiner Myra" — die davon kein Wort versteht.

Unterdessen stirbt der gute alte Oberst plötzlich an einem Schlagfluß und Myra wird von einer Halbschwester ihres Vaters, einer martialischen, schnurrbärtigen Majorswittwe mit Korporalsmanieren, Mrs. Pompion, die in Bath residirt, in Besitz genommen.

Mrs. Pompion kennt in Bath die ganze Garnison und sieht die ganze Garnison in ihrem Hause. Myra wird unter ihrer Leitung ein förmliches Soldatenkind und setzt hier, wie daheim, diesen so verschiedenen Kreis durch ihre Deklamation, ihren Gesang, ihre geistvollen Antworten in Entzücken. Und eines Tages, in einem Anfalle von Groll gegen Hermann, der ihren letzten Brief nicht beantwortet hatte (sein Vater war mittlerweile gestorben und hatte ihm drückende Sorgen hinterlassen), schenkte sie den Schmeichelworten eines gewissen Hauptmanns Brandreth Gehör, der ihr schon seit sechs Monaten den Hof machte, und brach Hermann ihr Gelübde. Hauptmann Charley Brandreth ist hübsch, ein wenig albern, gutherzig, extravagant, nicht reich, aber mit guten Aussichten auf eine Erbschaft und einen Baronettitel.

Mrs. Pompion war entzückt über dieses Verlöbniß: sie hatte Myra zu sich genommen, um zu verhüten, daß eine Clitheroë Gouvernante oder Ladenmädchen werde, wurde diese „Last" aber gerne wieder los. Sie betrieb also die Angelegenheit im Sturm, und kaum daß Myra Zeit hatte, darüber nachzudenken und ein kleines, selbstanklagendes Reuebriefchen an „ihren Hermann" zu schreiben, fand sie sich eines Tages verheirathet.

Nun begann ein wildes, fröhliches, vielleicht sogar glückliches Leben für sie. Die ganze Garnison betete sie an; ihr Haus sah alle Stabsoffiziere aus und ein gehen. Sie war der Stern unter den Offiziersfrauen. Sie machte das ganze Regiment verrückt mit Komödienspielen zu wohlthätigen Zwecken — selbst der Oberst mußte mitthun und fühlte sich wie behext. Hauptmann Brandreth machte dabei den Arrangeur und Kassier

zugleich. Eines Tages fand sich aber ein großes Defizit in dieser Wohlthätigkeitskasse, ohne daß der arme Hauptmann dasselbe erklären oder decken konnte, und so wurde ihm denn bedeutet, er thue am besten daran, wenn er seine Charge verkaufe. So that er und der nächste Herbst, der dritte ihres Ehelebens, fand Myra und ihren Gatten in einer kleinen, ärmlichen Miethwohnung in Lamington.

Das Mißgeschick brach vielleicht das Herz des armen Hauptmanns — vielleicht mehr noch die Schande vor seinen Kameraden; jedenfalls ergab er sich dem Trunk und dem wilden Reiten, und zwischen diesen beiden Sorgenbrechern brach er sich an einem nebeligen Novembermorgen das Genick und machte so dem Ehestande Myra's ein plötzliches Ende.

Die alten Kameraden ihres Gatten benehmen sich sehr freundlich gegen die einsame Wittwe — vielleicht allzu freundlich; denn Myra ist zu hübsch, um der Klatscherei zu entgehen, und weibliche Freunde hat sie keine.

Mrs. Pompion zieht ebenfalls ihre Hand von ihr zurück, denn daß der arme Charley starb, ehe er Baronet wurde, daran war doch nur ihre Nichte Schuld mit ihrem verrückten Komödienspielen; und daß die beiden kleinen Kinder dieser Ehe, deren eines sicher die Baronetschaft geerbt hätte, in der Blüte ihrer Kindheit dahinstarben, daran war ja ebenfalls bloß das alberne Komödienspielen Schuld! „Die kleinen Dinger!“ rief sie. „Was konnten sie auch von einer Mutter erwarten, die lieber die Julia spielte, als ihre Kinder säugte? Und diese kostbaren Schätzchen würden einst bei fünfzehntausend Pfund Rente geerbt haben!“ Und das ganze weibliche Vehmgericht von Bath machte Chorus zu dieser Anklage.

Und so verlassen von Tante und Freundinnen, bemitleidet und begünstigt von den Offizieren, begann Myra ihr Leben zum dritten Male unter Wolkenschatten.

Und jetzt ist die Zeit da, um ihre alte, längstgeträumte Sehnsucht zu erfüllen. Myra steht allein; sie hat kaum genug, um selbst in der Verborgenheit zu leben. Und die Verborgenheit ist nicht für sie. Sie geht nach London, besucht Theateragenten und Direktoren und bringt es durch ihre Energie dahin, an einem „Westendtheater“ als Julia debütiren zu dürfen.

Sie gefällt, erhält einen Antrag für eine Provinzbühne, wird immer bekannter und ist binnen einem Jahr die erste jugendliche Liebhaberin eines londoner Theaters ersten Ranges, ihr Talent ist eine unbestrittene Thatsache, die Presse und das Publikum sind beide auf ihrer Seite, ihr Sieg ist vollständig. Der Traum ihrer Jugend, den sie in den zersprühenden Kohlenfunken ihres heimatlichen Kamins las, ist erfüllt. Aber der liebe alte Vater ist todt — er, der sich über all' das so gefreut hätte, den ihr Ruhm verjüngt haben würde — der liebe alte Vater, den sie in ihrer launischen Weise doch so zärtlich geliebt hatte; und der arme Charley auch, den sie recht gut leiden gemocht hatte. Sie ist recht einsam und freut sich also, wenn man ihr schmeichelt und ihr Aufmerksamkeiten erweist, die ihr die Liebe ersetzen müssen. So kommt es, daß auch Lord Earlswood's Bewerbungen mehr Erfolg haben, als für die bösen Mäuler gerathen ist. Er hat nur selten eine tête à tête mit ihr gehabt, so selten, daß er diese Fälle an den Fingern abzählen kann; aber dennoch verbindet die Welt ihre Namen zu einer Anekdote und murmelt mitleidig: „Arme Lady Earlswood, wie kann sie nur dieses Verhältniß ihres Gatten so ruhig hinnehmen?“

Bald nach Myra's Erfolg veröffentlicht Hermann Westray das Buch, welches seinen Namen mit einem Male bekannt macht; und wie seine Beliebtheit wächst und die Welt ihn preist und die Frauen über seinen Geschichten Thränen vergießen, da kommt in Myra's Herz mächtiger als je die Erinnerung an jenen längst vergangenen Septembernachmittag, wo er zu ihren Füßen lag und nur für sie leben wollte.

Sie liest seine Bücher — o, wie sie ihr von ihm sprechen und von den Tagen, die nicht mehr sind! Sie erfährt jetzt, wie so ganz ihr Eigen sein Herz gewesen ist, wie zerrissen und verletzt durch ihre Untreue, wie verbittert durch ihre Falschheit. Sie stand wieder an seiner Seite in diesen Büchern wie sonst, und der Hauch ihrer Jugend umfächelte sie. Sie hört seine leidenschaftlichen Worte. Sie ist wieder jung und wahr und geliebt. Sie liest und die halbverlöschte Liebe flammt auf, heller als vor Zeiten, und sie weiß, daß sie ihren ersten Geliebten wieder liebt und ihn fortan so lieben muß bis an das Ende ihres Lebens.

Und eines Tages, bei einer artistisch-literarischen Partie, die ein großer Schauspieler der Residenz arrangirt, begegnen sich Myra und Hermann wieder; Beide so verändert in den verflossenen sieben Jahren: ein Weltmann und eine Weltdame, vollendet in der Kunst der Selbstbeherrschung. Sie grüßt ihn mit ruhiger Anmuth, und er erneuert die alte Bekanntschaft ebenso ruhig und unbefangen. Sie plaudern von den lieben todten Vätern, vom alten Heim, in welches keines von Beiden wieder zurück möchte, so warm sie es auch loben; und von dieser Stunde an sind die Künstlerin und der Schriftsteller Freunde. Hermann bringt seine Sonntagnachmittage in Myra's Besuchzimmern in Bloomsbury zu und die Welt beginnt zu flüstern: „Armer Lord Earlswood!“

Aber in drei Jahren dieser gemüthlichen, herzlichen Freundschaft hat Hermann kein Wort von seiner alten Liebe gesprochen. Und Myra weiß, daß die alte Leidenschaft todt und begraben ist, und fürchtet, daß keine Bemühung und keine Lockung ihrerseits sie wieder in's Leben zurückrufen könne; und doch gäbe sie ihr halbes Leben dafür, ja, ihre ganze Zukunft, wenn sie die Liebe wieder jung, wieder neu machen könnte.

*

VIII.

Die Wintersaison schreitet vorwärts. Das „Frivolity-Theater“ macht glänzende Geschäfte. Die Pracht des kleinen Hauses, die Gönnerschaft der Aristokratie, die es auch deßhalb begünstigt, weil Lord Earlswood der eigentliche Eigenthümer ist, Mrs. Brandreth's Beliebtheit, eine ausgewählte Truppe und gute Stücke haben seinen glücklichen Erfolg begründet und befestigt. Die „Frivolity“ ist in der Mode. Die Sperrsitze sind stets für vierzehn Tage voraus vermiethet, die Logen niemals leer. Die beste Gesellschaft kann das Theater besuchen, ohne fürchten zu müssen, durch irgend eine Derbheit im Kostüm oder Dialog verletzt zu werden — dafür bürgte Mrs. Brandreth's guter Geschmack.

Begünstigt vom Adel und allabendlich bis an die Decke gefüllt von den Mittelklassen, rentirt sich das Theater und rentirt sich sehr gut. Lord Earlswood hat keine Ursache, in Betreff der Pachtsumme Nachsicht zu gewähren. Myra sendet ihm die Pachtsumme an jedem Vierteljahrestage pünktlich zu. Umsonst sendet er solche zurück, umsonst sucht er Myra zu bereden, sie solle damit warten, es habe keine Eile; sie möge sich lieber eine elegante Equipage anschaffen und ihr Quartier in Bloomsbury mit einem fashionablern Viertel vertauschen. Aber Myra meint lächelnd, daß eine Schwalbe noch keinen Sommer mache und daß eine glückliche Saison noch keine Garantie für die folgende biete.

„Im nächsten Jahr spielen wir vielleicht vor leeren Bänken,“ sagt sie. „Und dann — meine Wohnung ist größer und hübscher, als ich eine solche in Westend um das Vierfache meines jetzigen Miethzinses finden könnte.“

Seine Lordschaft blickt um sich in dem Besuchzimmer und muß brummend gestehen, daß es freilich ganz nett da sei. Es ist eine altmodische, echte Bloomsbury-Wohnung, luftig, geräumig, getäfelt. Das Meublement ist rococo wie das Zimmer, schwerfällig, aber ganz harmonisch mit dem Gemach. Tausend Kleinigkeiten von Myra's Arrangement und Eintheilung verleihen den altmodischen Möbeln einen gewissen anmuthigen Reiz, alte chinesische Vasen und alte venezianer Spiegelsachen erhellen die Ecken des Raumes an diesem düstern Nachmittage durch ihren Farben- und Glasglanz. Bücherständer, kleine pariser Künstlerstatuetten, Bronzekandelaber verschönern das Ganze. Ueberall herrscht reiche, aber gedämpfte Färbung. Das offene Piano, die rothgebundenen Musikhefte, das Lesepult vor Myra's niedrigem Armstuhl, Alles hat, wie gesagt, seinen Reiz in Seiner Lordschaft Augen.

„Wie würden Sie Redhill-Park verschönern!“ ruft er aus, indem er an seinen Edelsitz in Surrey denkt, wo seine Gemahlin in einsamer Zurückgezogenheit die sanften Gebote des Evangeliums zum starrsten Fanatismus hinaufschraubt, gleich einem Mönche des Berges Athos.

„Ich denke, Redhill ist schön genug auch ohne mich,“ sagt Myra, welche fühlt, daß sie hier bei einem gefährlichen Thema angekommen sind.

Lord und Lady Earlswood haben in den letzten fünf Jahren gegen einander eine gewappnete Neutralität beobachtet. Mylady theilt in Redhill die Gaben des heiligen Geistes, und nebenbei Jacken aus Sackleinwand, Bettdecken aus Pferdedecken gemacht, fromme Traktätlein und guten Rath aus an alle alten Weiber der Umgegend. Von Mylord spricht sie nur mit Schaudern, als von Einem, der nicht geboren wurde, um gerichtet zu werden, sondern schon gerichtet war, noch ehe er geboren wurde.

Unterdessen führt Mylord sein Stadtleben wie es ihm eben behagt; ein Leben, welches weder ihm selber, noch Anderen nützte — eine Schaar von Gewerbsleuten und übermäßig bezahlten Lakaien ausgenommen. Er denkt seufzend daran, wie dieses Leben schöner geworden wäre, wenn er Myra früher gefunden und geliebt hätte. Jetzt ist es schlimmer als nutzlos, daran zu denken. Nicht ihre Tugenden legen ihm Reserve auf, aber ihre Gleichgültigkeit; ihre Gleichgültigkeit nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen Alles, was andere Frauen anzulocken pflegt.

So zahlt Myra ihre Pacht und Lord Earlswood schreit überall aus, daß das Theater eine famose Unternehmung sei und ihm fast fünf Prozent eintrage.

Myra bleibt in ihrer altmodischen Bloomsbury-Wohnung und erspart sich wirklich ein Sümmchen; nicht aus Geiz, sondern weil sie die Armuth kennen gelernt hat. Sie ist auf und außer der Bühne stets elegant angezogen; da aber ihr eigener Geschmack und nicht die Extravaganzen der anderen Frauen ihre Toilette regeln, so sind auch die Kosten derselben nicht unvernünftig.

Hermann sieht sie gelegentlich an Sonntag Nachmittagen, wo ihre Zimmer oft überfüllt sind mit Besuchern. Nicht an jedem Sonntag, wie im vergangenen Jahre, wo er oft mit ihr speiste und bis spät in die Nacht dablieb zum gemüthlichen Plaudern und noch gemüthlichern Medisiren. Wenn sie ihm vorwirft, daß er ein seltener Gast werde, spricht er ihr von einem neuen Buche, das ihn ganz in Anspruch nehme; es sollte dieß ein Werk werden, welches seine früheren an Styl, Reinheit und Naturwahrheit übertreffen müsse; er wollte den Leuten zeigen, daß er auch diese drei Dinge meistern könne.

Myra ist eifersüchtig auf dieses Werk, welches ihr seine Gesellschaft raubt.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sagt sie. „Man soll die Richtung, in der man Erfolg gehabt hat, nie aufgeben.“

„Dank für die Warnung; aber ich denke, was man mit Ernst und Eifer schafft, kann nie mißfallen. Und sollte das Buch abgelehnt werden, so wird mir doch die Arbeit an demselben nicht weniger genützt haben; es gibt Werke, die dem Verfasser das sind, was die Solfeggien, welche die Stimme biegsam machen und üben, für den Sänger sind. Ich will meine allenfallsigen Niederlagen gern als Lehrstunden ansehen.“

„Sie haben sich geändert seit dem letzten Winter,“ sagt Myra nachdenklich.

„Doch nicht zum Schlechtern?“

„Ich möchte das nicht sagen. Aber Sie sind ernst geworden — so ernst, daß Sie Einem bange machen könnten.“

„Und soll ein Mann nicht dann und wann ernst sein?“

„Vielleicht — aber nur in Zwischenräumen. Ihr jetziges Ernstsein ist chronisch. Ich brauche eine neue Komödie von Ihnen für Ostern: ganz Grazie und Flimmer, modern bis zum Aeußersten, das Leben von heute sozusagen krystallisirend; und so persönlich als man schreiben kann, ohne in's Pasquill zu gerathen.“

„Mir fehlt die Ader zu dergleichen Photographieen nach dem Leben. Uebrigens zweifle ich, daß ich in diesem Jahre noch etwas für's Theater schreiben werde.“

„Wie! Nach dem Erfolge des Hemlock! Sie selber gestanden, daß er Ihnen mehr eingetragen hat, als alle Ihre früheren Werke.“

„Das Honorar ist doch nicht der letzte Zweck der Kunst.“

„Vielleicht nicht. Jedenfalls aber wäre es recht unfreundlich von Ihnen, mich im Stiche zu lassen: Sie wissen, wie sehr meine Erfolge im Leben von dem Erfolge der „Frivolity“ abhängen.“

„Und weil meine letzte Komödie reüssirte, folgt daraus, daß es bei der nächsten abermals der Fall sein wird? Den Derbypreis gewinnt selten zweimal nach einander derselbe Renner. Versuchen Sie doch einen andern Autor.“

Myra zuckt ungeduldig die Achseln. Er merkt nicht, daß sie lieber ein schwaches Stück von ihm mit ihrem Talent über Wasser halten, als in dem bessern Stück eines Andern Triumphe feiern möchte. Er fühlt nicht, daß es ihr schon wohlthut, wenn sie selbst nur künstlerisch mit ihm alliirt ist. Die feinen Nüancen eines Weiberherzens entgehen ihm — so sehr er auch Künstler ist.

Während ihres freundschaftlichen Verkehrs der letzten drei Jahre hat noch Keines von ihnen von der todten Vergangenheit gesprochen. Myra würde Welten dafür geben, wenn sie das Eis brechen könnte, welches die tiefen Wasser der Erinnerung deckt; aber Hermann schweigt und sie kann nicht zuerst sprechen. So weh ihm ihre Treulosigkeit einst gethan haben mag — jetzt hat er ihr längst vergeben. Und diese Vergebung schmerzt sie mehr, als es sein größter Groll vermocht hätte. In seinem Zorne läge eine Hoffnung für sie.

Die Saison neigt sich zu Ende: London wird voller, aber noch immer hört und sieht man nichts von Mr. Morcombe oder der Bill über die Pen-y-craig Bahnlinie. Hermann erkundigt sich bei einem Parlamentsmann, aber die Pen-y-craig Linie steht noch im weiten Felde. Auch durch Richard Dewrance erfährt er nichts über Lochwithian, denn dieser Geistliche hat die Stelle eines Leiters irrender Schäflein in einer kleinen protestantischen Gemeinde Südfrankreichs übernommen.

Im März erscheint Hermann's neue Novelle, das Buch, welches er im Innersten seines Herzens Editha Morcombe geweiht und gewidmet hat.

Ach, über das schwankende Geschick der Dinge dieser Welt! Die bestgemeintesten haben das schlimmste Loos. Das Buch findet keinen Beifall.

Selbst freundliche Rezensionen verurtheilen es unter scheinbarem Lobe über die gute, idyllische Intention des Verfassers. Und vollends die erste kritische Wochenschrift, der „Censor“, ist aufrichtig bis zur Grausamkeit, indem er schreibt:

„Nimmt man aus Mr. Westray's Schriften den ätzenden Cynismus und die halbverschleierte Immoralität, was bleibt dann übrig? eine Limonade ohne Limonie und Zucker. Seine ‚Letzte Liebe‘ ist eine Novelle, auf deren Autorschaft jedes Schulmädchen stolz sein könnte; denn die Grammatik ist fehlerfrei und die französischen Phrasen wohl angebracht. Der Rest ist Schweigen. Wer Geist besitzt, wolle sich nicht einbilden, auch Gemüth zu haben.“

Keine Stimme vom Himmel hat die Unfehlbarkeit des „Censor“ legitimirt, und dennoch trifft diese Kritik Hermann in's Herz, als sei sie der Wiederhall der Meinung der ganzen Welt. Die Novelle ist der Ausdruck alles Dessen, was gut und wahr in ihm ist, und — sie soll werthlos sein! Auch der Verleger bedauert höflich, daß ... und weil ...! Kurz, es ist eine Niederlage.

Er geht zu Myra am Sonntag Abend. Der „Censor“ liegt aufgeschlagen vor ihr auf dem Lesepult und ihr Antlitz zeigt Indignation. Diese wird aber zu zärtlicher Theilnahme, wie sie ihn erblickt. Sie tritt stumm auf ihn zu und drückt ihm liebevoll die Hand, gerade als habe er soeben einen lieben Freund verloren. Das Lächerliche der Situation beleidigt ihn — abgesehen von dem positiven Aerger, den er in sich trägt.

„Sie waren ein guter Prophet, wie Sie sehen, Myra. Mein Buch ist verurtheilt. — Sie haben das wohl soeben im ‚Censor‘ gelesen, wie ich sehe.“

Und noch etwas sieht er. Die Spuren von hastig verwischten Thränen in ihren dunklen Augen.

„Es ist ungerecht, boshaft, infam!“

„Wie so? Es ist vielleicht nur gerecht. Und es ist wie gesagt eine Lehre für mich.“

„Ihr Buch ist wunderlieb, ich habe geweint beim Lesen desselben — es ist gut, wahr, rein, edel! O Hermann, wenn Sie wüßten, wie ich all' die Ungerechtigkeit gegen Sie mitfühle!“

Eines weiß er sicher: daß sie ein gefährliches Thema berührte. Myra ist erregter, als er sie je zuvor gesehen.

„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie sich die Sache so zu

Herzen nehmen!“ sagt er in dem ruhigsten Tone. „Aber, glauben Sie mir, Sie bekümmern sich unnöthigerweise.“

„Freundlich von mir! Wie mögen Sie von Freundlichkeit reden zwischen uns! O Hermann, glauben Sie, daß ich vergessen habe? Oder können Sie so vollständig vergessen haben?“ Und sie brach in leidenschaftliches Weinen aus. „Ich habe Ihre Liebe weggeworfen, da sie mir gehörte — ich that es aus Thorheit, weil ich mein eigenes Herz nicht kannte. O Hermann, kann Ihr Herz nimmer wieder mir gehören? Können die schönen vergangenen Tage nimmer wiederkehren? Ich war ja fast noch ein Kind, als ich Ihnen Unrecht that, und hatte nur ein kindisches Bewußtsein Ihres Werthes. Jetzt bin ich ein Weib, ein Weib, das in Leiden geprüft ist — und meine Liebe für Sie, meine Erkenntniß Ihres hohen Werthes wuchs mit meiner eigenen Erkenntniß. Kann ich nimmer zurückgewinnen, was ich verlor? Bin ich ein so werthloses Geschöpf, ich, die von der Welt so gepriesen wird, daß meine Buße und meine Liebe gar nichts gelten in Ihren Augen, Hermann?“ — Und ihre Stimme verhallt im klagenden Flehen.

Eine Minute später wäre dieß Geständniß ihr selber unmöglich erschienen. Die Worte waren ihr entströmt, jäh, unaufhaltsam, wie der Wind in ein raschgeöffnetes, langverschlossenes Gelaß dringt. Sie wendet sich von Hermann ab, schamerfüllt und beugt ihr gerötheted, thränenüberströmtes Antlitz über den Kaminmantel herab.

Er tritt zu ihr, nimmt ihre Hand und sagt ernst, zärtlich und — höflich:

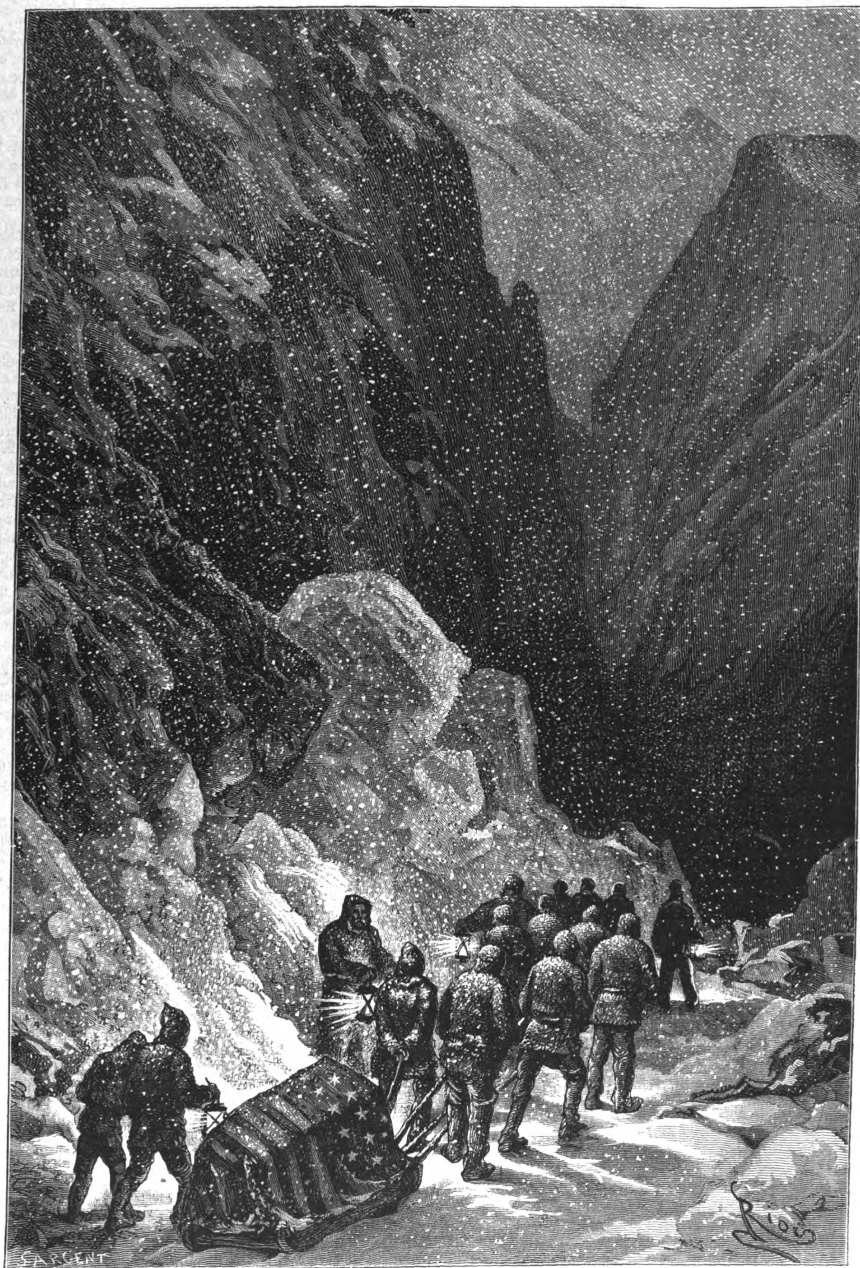
„Meine Liebe, die Zeit der Wunder ist vorbei, und in unseren Tagen erweckt man keinen Todten mehr. Ich werde immer Ihr Freund sein, Myra; Ihr Geliebter nimmermehr!“

IX.

Gleich nach dem Erscheinen des Buches, noch ehe der „Censor“ sammt Kollegen ihr kritisches fiat darüber ausgesprochen hatten, hatte Hermann ein Exemplar der „Letzten Liebe“ an Squire Morcombe in Lochwithian geschickt mit einigen höflichen Zeilen, in denen er die Hoffnung aussprach, die Damen des Hauses würden sich vielleicht herablassen, das Büchlein durchzublättern.

Ein Monat nach dem Erscheinen des Buches und nachdem der Strom ätzender Kritiken und verhaltenen Mitleids über dasselbe und den Autor hingegangen war, fand Hermann eines Morgens zwischen seinen Postsachen ein Paket mit dem Poststempel von Lochwithian und dem Monogramm R. M. Es kommt von Ruth, die in einem langen Briefe die Novelle lobt — wie sie bisher noch Niemand gelobt hat; nicht mit Phrasen, sondern aus innigem Verständniß der Intentionen des Autors.

„Wir haben viele Thränen vergossen über den Inhalt,“ schreibt Miß Morcombe — und dieses kleine Wir ist kostbar für Hermann. „Dieß Buch hat Sie erst recht zu unserem Freunde gemacht. Alles Harsche und Cynische und Unwahre aus Ihren früheren Büchern — Pardon, wenn ich zu offenherzig sein sollte! — fehlt hier ganz. Das Herz des Schreibers pocht in jeder Zeile und es ist ein edles Herz. Das Buch ist lebendig, wahr, ernstgemeint und gläubig. Und ich müßte mich schlecht auf Bücher und Menschen verstehen, wenn dieses Werk nicht das beliebteste und gefeiertste aus Ihrer Feder sein und Ihnen dauernden Ruhm einbringen wird.“



Von der Polaris-Nordpol-Expedition. **Begräbniß des Kapitäns Hall.** (S. 165.)

„Jetzt kann sich der ‚Censor‘ hängen lassen!“ ruft Hermann, entzückt über diesen Brief, den ein Mädchen in ihrer Krankenstube geschrieben hat. — „Ein echtes Frauenherz ist ja bewegt worden durch mein Buch, eine reine Seele hat ja seinen Werth erkannt.“

Er liest den Brief wieder und immer wieder. Aber er enthält kein Wort von der Eisenbahnangelegenheit oder Edith's Besuch in London. Er ist darüber geärgert.

„Komm' was da will, ich gehe im Juli wieder nach Llandrysak und trinke sein Wasser,“ denkt er. „Orpheus trotzte den Flammen des Tartarus, um seine Liebe wiederzufinden — warum sollte ich nicht einigem Schwefelgeruch trotzen?“

Und dann — ja, was dann? Es ist nicht gut glaublich, daß Hermann Westray, der Weltmann, der Menschenbeobachter, der Anatom der Leidenschaften Anderer, der ruhige Zuschauer im Drama des Lebens, Edith Morcombe wirklich und wahrhaft liebt — ein Mädchen, das er just viermal gesehen hat und dessen Erziehung, Grundsätze, Umgebung so verschieden sind von den seinigen. Nein, er glaubt selber nicht daran, aber er gesteht sich doch, daß sie ihm mehr als eine Novellenfigur ist. Hat er in dieser Zeit doch oft daran gedacht bei Tag und Nacht, daß Edith und er doch vielleicht besser zusammenpassen könnten, als er in Llandrysak geglaubt und dem Mr. Dewrance so fest versichert hatte.

So lebt er sein Leben fort, spricht im Klub, besucht Theater, ist bei Landpartieen, macht hie und da in nachläßiger Weise einer Dame den Hof, beginnt eine neue Novelle und einen ersten Akt für Mrs. Brandreth, die er seit jenem Sonntag Abend nicht besucht, wohl aber manchmal hinter den Coulissen der „Frivolity“ gesprochen hat. Und obwohl er oft an Edith Morcombe denkt, so stört diese Erinnerung doch nicht seine Ruhe — der Pfeil sitzt nicht tief genug in seinem Herzen. So vergeht die Zeit bis zum ersten Mai, wo Hermann die Gemäldeausstellung in der Akademie besucht, um die Leute über die neuen Werke urtheilen zu hören. Die ausgestellten Bilder hat er schon gesehen; theils im Atelier der Künstler selbst, theils an dem für die Journalisten bestimmten Vortage der Eröffnung.

Hier, mitten in dem Gedränge, der Hitze und dem Stimmengewirr, findet er Jemanden, den er mit Freude erkennt, Mr. Dewrance. Er steht eben vor einem Landschaftsbilde und erklärt dessen Schönheiten mit seiner tönenden Stimme dreien jungen Mädchen und einer alten, auffallend frisirten Dame, die sich augenscheinlich sämmtlich unter seinem Schutze befinden.

„Bemerken Sie nur die haselnußhelle Atmosphäre, buchstäblich in Licht getaucht,“ demonstrirt er.

„Ganz wie in Llandrysak,“ sagt Hermann, und legt seine Hand auf Dewrance's Schulter.

„Nur zu viel Getraide für Radnoshire. — Wie geht's, Westray? Habe Sie gleich an der Stimme erkannt. Was sagen Sie zu den dießjährigen Bildern? Unter Pari, nicht wahr? Die Kerle malen zu viel.“

„Im Allgemeinen wie gewöhnlich: die Technik bei der Mehrzahl gut, die Süjets meistens matt; Ideen, die sich von Jahr zu Jahr wiederholen.“

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie meinen werthen Freundinnen hier vorstelle. Mr. Westray — Mrs. Peacock Smith, Miß Peacock Smith, Miß Cordelia, Miß Beatrice Smith.“

Die drei jungen Mädchen starren Hermann mit stillem Enthusiasmus an, ganz verwundert darüber, daß sein Anzug ganz so sei, wie der der übrigen Männer, und daß er nicht einmal das Haar in langen Locken trägt.

„Wenn er nur was Satirisches sagen würde!“ flüstert die schöne Cordelia der ältern Schwester zu.

„Wie kommen Sie her und was thun Sie hier, Dewrance?“ fragt Hermann. „Ich dachte, Sie seien irgendwo im Süden Frankreichs?“

„Bin auch erst seit April wieder zurück, überwinterte im Schatten der Pyrenäen. Gibt ganz prächtige Leute dort. War ungemein beliebt. Bin jetzt erster Seelsorger in einer neuen Kirche in Bayswaters St. Januarius. Kennen Sie sie? Schönes Haus im Groteskstyl, ist täglich überfüllt bei der Morgenandacht. Unsere Kollekten sind die reichlichsten im Kirchspiel. Wann kommen Sie einmal zum Diner zu mir? Ich wohne in Bolivia gardens, gleich neben der Kirche.“

„Sobald Sie erst einmal mit mir gespeist haben. Sie hätten mich doch gleich nach Ihrer Ankunft aufsuchen sollen.“

„Ich wollte es auch, war aber so beschäftigt . . .!"

„Natürlich, in einem so vornehmen Sprengel ist man stets eingeladen — zu Diners, zu Abendgesellschaften, zu Gabelfrühstücken — das sind Pflichten, die man nicht versäumen darf. Habe ich Recht, Dewrance?"

Der Geistliche lächelt. Die Peacock Smiths starren Hermann immer verwunderter an — er wagte es, mit ihrem Pastor in einem so weltlichen Tone zu reden!

Dann plaudert Hermann ein wenig mit den Misses Smith, die vor jeder bemalten Leinwand: „Entzückend! Wundervoll!" ausrufen und sich am allermeisten für die fünf verschiedenen Ophelien interessiren, die, mehr oder minder ertrinkend, die Wände der Akademie zieren und denselben eine feuchte und melancholische Atmosphäre zu verleihen scheinen.

Zuletzt sagt Hermann zu Dewrance:

„Kommen Sie morgen mit mir frühstücken?"

„Nach dem Morgengottesdienst."

„Natürlich. So um zehn Uhr vielleicht? Damit wir von unseren walliser Bekannten plaudern können. Apropos, wissen Sie nichts Neues über die Leute in Lochwithian?"

„Ich habe vorgestern mit ihnen dinirt."

„In London?"

„Jawohl. Sie haben eine Wohnung in Limacrescent gemiethet, in der Nähe von mir — oder vielmehr, ich miethete sie für sie, da mich Mr. Morcombe mit dieser Sache beauftragt hatte."

„Sind Sie schon lange in der Stadt?" fragt Hermann ein wenig geärgert.

„Eine Woche, wenn ich nicht irre. Mr. Morcombe will Sie einmal besuchen."

„Sehr schön von ihm," sagt Hermann, den es schmerzt, daß man Dewrance ihm vorzieht, obwohl es nur natürlich ist, da derselbe ein älterer Freund des Hauses ist.

Drei Tage später gibt Mr. Morcombe seine Karte in Mr. Westray's Wohnung ab — wahrscheinlich, weil ihn der Geistliche an seinen Vorsatz erinnert hat, wie Hermann verdrießlich denkt. Dennoch erwiedert er schon am nächsten Tage den verfehlten Besuch in Limacrescent und hat das Glück, Edith daheim zu finden.

Sie ist nach London gekommen unter dem Schutz einer verwandten Pastorswittwe in mittleren Jahren, die eine ganz erträgliche Person ist, mit großem Appetit für kleine Vergnügungen. Die Dame war ihre schönste Lebenszeit hindurch in einem abgelegenen wallisischen Flecken vergraben gewesen und will jetzt ihren Herbst so gut als möglich benützen. Die Zeit hat Mrs. Evan Williams keine Runzeln und kein gelichtetes Haar, sondern bloß ine breitere Taille und ein Doppelkinn gebracht. Sie bringt berallhin eine Art Landatmosphäre mit sich, trägt ihre goldene hr sorgfältig zur Schau an ihrem Gürtel und ihr nettes eidenkleid ist neu im Stoff, aber mindestens zehn Jahre alt Schnitt.

Edith's Blick ist voll leuchtenden Willkommens; Hermann t das, wie sie ihm von den Blumenstöcken am Fenster aus gegengeht.

(Fortsetzung folgt.)

Nordpolreisen.

(Bilder S. 160 und 161, 164 und 165.)

In unserer vorigen Nummer berichteten wir von dem Tode des Kapitän Hall, der fern der Heimat in der Eiswüste sein Leben lassen mußte. Wir geben heute eine Abbildung seines Begräbnisses, das ebenso schauerlich wie seltsam in dieser Umgebung sich gestaltete. Da es die Zeit der monatlangen Nacht war, so mußte bei Laternenschein die Leiche auf einem Schlitten bis zu der Grube im Eis gefahren werden, wohinein versenkt sie sogleich einfror, und wenn der Eisblock vielleicht durch Schneeschmelzen losgelöst, nach Norden getrieben, dann aber durch irgend einen Zufall wieder in wärmeres Wasser gelangt, kann es sich ereignen, daß der im Eis sich nicht zersetzende Körper nach Jahrhunderten unversehrt aufgefunden wird.

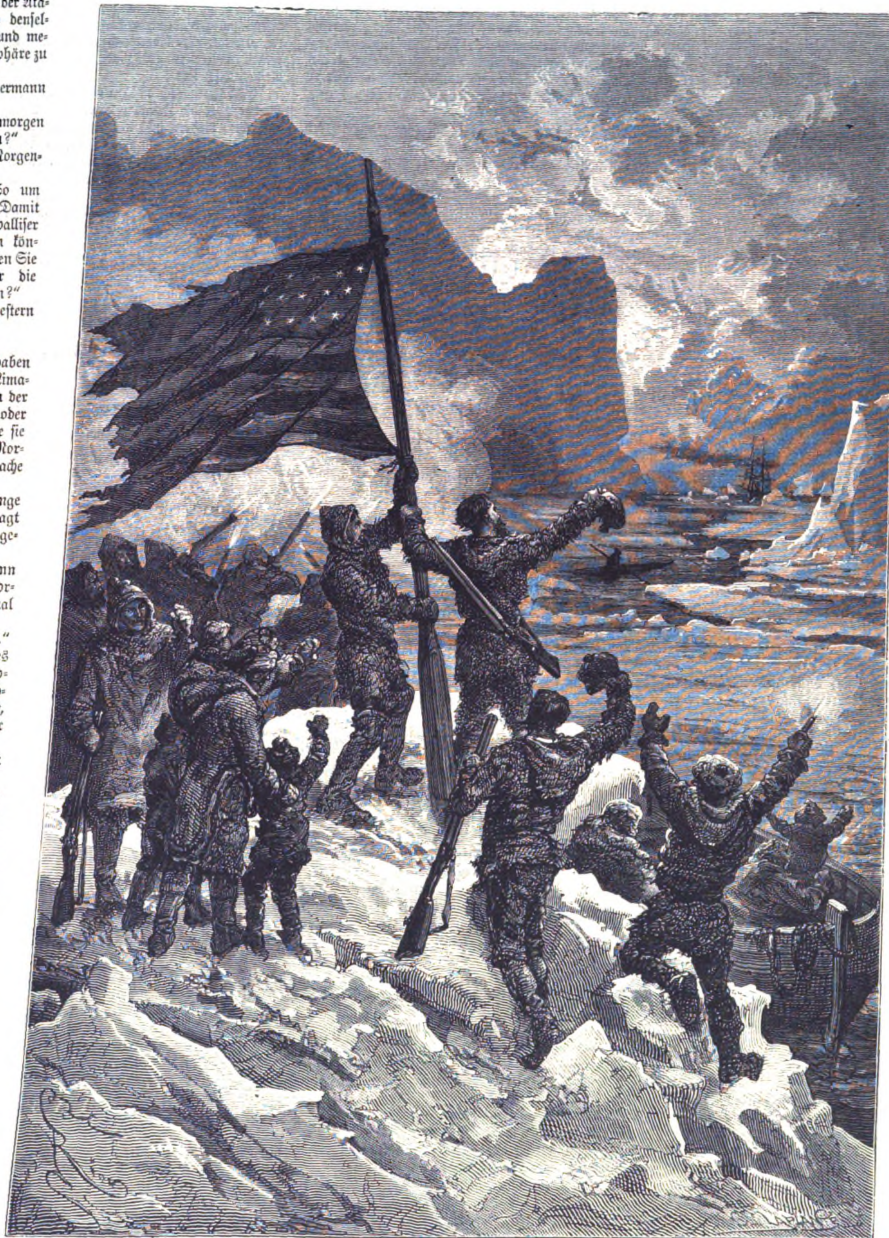
Fast ein halbes Jahr blieben die verschiedenen Entdeckungsreisen, um irgendwie auf Land oder gar ein Schiff zu treffen, vergeblich; oftmals war die Mannschaft mit der Eskimo-Familie, die man bei Disko an Bord der „Polaris" genommen, damit der Mann Führerdienste am Küstenlande leisten konnte, in der größten Gefahr, von Stürmen, die Wogen mit fußgroßen Eisstücken auf sie schleuderten, todtgeschlagen, zwischen Eisblöcken zermalmt, von riesigen Strudeln plötzlich mit ihren Booten verschlungen zu werden; immer aber kämpfte sie sich tapfer weiter, von Eisscholle zu Eisscholle, mit Strömung und Ruder, bald zwischen Eisbergen sich durchwindend, bald über riesige Eisinseln wandernd, nach dem Süden zu.

Endlich am 30. April 1873, Nachmittags 3 Uhr, als man sich eben mit der größten Noth aus einem furchtbaren Strudel, den ein zusammenstürzender Eisberg verursacht, auf einen andern schwimmenden Eiskoloß gerettet, erblickte einer der Mannschaft plötzlich Rauch in der Ferne auf dem offenen Wasser und die Spitze von Masten. Ein unendlicher Jubel erhob sich jetzt mit einem Mal unter diesen armen Leuten, man hatte nur noch die eine entsetzliche Angst, daß man sich hier mitten im Eise vielleicht nicht bemerkbar machen könnte. Das Einzige war jetzt, zu schießen, und eilig wurden die Büchsen geladen und Salven abgegeben. Das Mittel half. Das Schiff wurde sichtbarer, man wartete und schoß dann wieder, jetzt war es unzweifelhaft, das Schiff hatte die Mannschaft bemerkt. Es zog eine Flagge auf, die englische, und nach zwei Stunden bänglichen Harrens, ob das Schiff auch seine Boote bis zu ihnen hinbringen könnte, stand die gerettete Mannschaft an Bord des „Tigre", und am 5. Juni erreichte die Expedition wieder Washington, nachdem sie fast drei Jahre von der Menschheit völlig abgeschieden gewesen.

Die Expedition, welche ausgesandt war, um zu erforschen, ob der Smithsund schiffbar sei, drang bis über den 82. Grad nördlicher Breite hinaus vor, wo sie, wie wir gezeigt, im Eis ihr Schiff verlor, und von diesem Moment an nur noch auf ihre Rettung bedacht sein konnte.

Kaum war diese Expedition zurückgekehrt, so begannen die Engländer, auf eine neue und, wie sie hofften, glücklichere zu sinnen. Geld floß in Masse herbei und am 29. Mai vorigen Jahres konnten zwei Schiffe, „Discovery" und „Alert", mit Allem ausgerüstet, was nur irgend der Mannschaft zum Schutz, zur Erhaltung ihrer Gesundheit und Erfrischung ihres Geistes — sogar ein kleines Theater mit Kostümen für Lustspiele und Operetten befand sich unter den verschiedenartigen Geschenken, welche die Schiffe bargen — nöthig war, den Weg nach dem Eismeer einschlagen. Sie erreichten die Baffinsbai und den Smithsund schon am 25. August. Hier mußte die „Discovery" einen Winterhafen beziehen, sechs Meilen nördlicher als der Punkt auf der entgegengesetzten Seite dieses Kanals, wo die „Polaris" überwintert hatte. Die „Alert" setzte ihre Reise längs der Westseite bis zum 82. Grad fort, traf aber bald auf schweres Eis; sie mußte froh sein, an offener Küste in Deckung gestrandeter, mächtiger alter Eisfelder während des Winters Schutz gegen den Andrang des Eises zu finden. Hierdurch waren die beiden Schiffe von einander getrennt, ohne daß eine Verbindung zwischen ihnen hergestellt werden konnte. Von beiden Schiffen wurden jetzt große Entdeckungsreisen zu Schlitten über das Eis hin unternommen.

Wir haben die Schwierigkeiten solcher Fahrten in unseren vorhergehenden Heften geschildert. Heute geben wir die lebhafte und eigenartige Szene einer Nachtstation, die während solcher Schlittenreisen mitten im Packeise gemacht wird. Das Errichten der doppelten Lederzelte, das Kochen auf Petroleumherden, das Wegschaufeln und Auspacken des Proviants, die Vorkehrungen gegen Ueberfälle durch Stürme und Eisbären, all' diese verschiedenartigen Arbeiten, in Hast und Eile ausgeführt, bringen plötzlich ein seltsam bewegtes Bild vom Leben, wie unsere Illustration dieß vortrefflich veranschaulicht, inmitten dieser Eiswüsten hervor.



Von der Polaris-Nordpol-Expedition. Zusammentreffen mit dem Schiff Tigre.

Colani.

Aus dem Polizeileben.

Von

F. K. Emmer.

(Nachdruck verboten.)

„Machen Sie sich für eine längere Reise bereit," sagte mir eines Tages im Frühling des Jahres 1850 Hofrath L., der damalige Polizeidirektor.

„Wohin, Herr Hofrath?"

„Nach Italien!"

„In Maske?"

„Selbstverständlich! Sie müssen als Original-Lombarde auftreten."

Am nächsten Morgen trat ich denn als Original-Lombarde in das Bureau des Hofraths.

„Was wollen Sie?" rief er mir zu.

„Ich hätte eine Bitte!"

„Nun, machen Sie kurz: ich habe wenig Zeit."

„Ich würde Sie bitten, mir zu sagen, wohin ich eigentlich reisen soll!"

Einen Moment lang sah er mich verblüfft an, dann trat er näher auf mich zu und betrachtete mich forschend.

„Sie sind ein Teufelskerl!" rief er lächelnd aus. „Bei Gott, ich hätte Sie nicht erkannt, weder an der Gestalt noch an der Stimme."

„Wenn dieß der Fall ist, dann darf ich wohl annehmen, daß meine Maske gelungen ist."

„Sehr gelungen! Wirklich, ich bin sehr zufrieden! Nun, dießmal ist es auch nothwendig; es gilt einen Fuchs, der einen Polizeibeamten auch wittern würde, wenn denselben Jupiter in einen Pflasterstein verwandelte."

„Doch nicht Giuseppe Colani?"

„Errathen!"

„Dann war alle Mühe umsonst," bemerkte ich resignirt. „Für Diesen macht mich meine Maske nicht unkenntlich."

„Wollen sehen; ich habe viel Vertrauen auf Ihr Geschick und noch mehr auf Ihr Glück. Wenn Sie ihn nicht bekommen, dann kriegt ihn Keiner."

„So ehrend Ihre Anerkennung für mich ist, so zweifle ich doch, ob ich sie dießmal verdienen werde."

„Nur den Muth nicht verlieren! Gelingt es nicht, nun dann weiß ich, daß es Ihre Schuld nicht ist; Sie werden Ihre Pflicht thun, dessen bin ich sicher."

Mit Instruktionen, Vollmachten, Pässen und Papieren überreich ausgestattet, trat ich meine Fahrt an. Ich hatte Legitimationspapiere für alle Gattungen Charaktere, vom wandernden Glasschleifer bis zur fürstlichen Durchlaucht, die ich mir je nach Bedarf beilegen konnte. Mein Koffer enthielt eine Auswahl von Kostümen, die den Neid eines Charakterdarstellers erregt hätte. Und doch war ich mißmuthig; meinen schönen Vollbart hatte ich greulich verschneiden lassen, was mir theuer genug kam. Meine junge Frau, in deren Besitz ich erst seit drei Monaten war, hatte zwei Stunden lang bittere Thränen um meinen Mannesschmuck vergossen, und erst ein langersehntes Seidenkleid klärte den getrübten Ehehimmel wieder auf.

Wie man sieht, hatte ich genug Ursache, um jeden Preis Colani's habhaft zu werden, nicht nur um die verletzte Hoheit des Staates, die verhöhnte Ehre meines Standes, sondern auch den Schaden eines Ehemannes zu rächen, der seinethalben ein Seidenkleid zu kaufen gezwungen war. In Modena sollte sich Colani gegenwärtig aufhalten; von dieser Stadt aus würde er, so lauteten die Berichte, seine geheime Agitationsreise in unsere Provinzen unternehmen. Es galt somit, den gefährlichen Verschwörer zu verfolgen, bis er unsere Grenze überschritten hätte. So einfach diese Aufgabe schien, so schwierig war sie. Man sagt, ein griechischer Wassergott Proteus habe sich in beliebige Gestalten verwandeln können; aber sicherlich entbehrte er jenes Verwandlungstalentes, das Colani besaß. Einst ein nicht unberühmter Schauspieler, der in den meisten Städten unserer Provinzen Triumphe gefeiert hatte, war Colani der Kunst untreu geworden und hatte sich dem Gewerbe eines Verschwörers gewidmet, welches ihm noch mehr Ruhm einbrachte, als er je auf der Bühne hätte ernten können. Die Kunst kann keine Priester brauchen, deren Gemüth mit Haß, mit leidenschaftlichem, brennendem Haß erfüllt ist, aber der Politik sind die Hasser willkommen und die Revolution nennt diese ihre Propheten, ihre Apostel, ihre Marschälle.

Colani hatte ein Weib geliebt mit jener wirklich empfundenen Innigkeit, deren Darstellung auf der Bühne Aller Herzen rührte. Aber der Glanz seines Geistes erbleichte vor dem Schimmer einer Uniform, und die Schminke des Schauspielers unterlag der echten Farbe überquellender Jugendkraft; Colani traf die Geliebte in den Armen eines Offiziers und erhielt von diesem glücklichern Rivalen eine Tracht Schläge. Colani erdolchte den Nebenbuhler, den Beleidiger nicht, das hätte seiner Rache nicht genügt, das ganze Korps, den ganzen Staat, dessen Diener der Gehaßte war, wollte er vernichten.

Er wurde Verschwörer, wie man die Leute bei uns hieß, und zwar ein gefährlicher Verschwörer, da ja mehr persönliche Gefühle, als Begeisterung für die Ideen seiner Genossen, ihn zum Kampfe gegen die Staatsgewalt bewogen. Eines hatte man an dem Schauspieler Colani nie genug bewundern können, und eben dieß machte ihn jetzt gefürchtet, und das war seine Gestaltungsgabe. Er konnte sich in einen andern Menschen verwandeln, nicht bloß die Aeußerlichkeiten wurden oberflächlich verändert, nein, das ganze Wesen wurde ein anderes, immer dem Charakter entsprechend, den er gerade spielen wollte. Diese Gabe machte ihn gefeit gegen alle Verfolger, sie machte alle unsere List und Schlauheit zu Schanden und verlieh ihm den Muth, das Unglaublichste zu wagen. — —

Vor Ferrara war es, da erregte der Gesang eines kleinen, barfüßigen Jungen, mit Haaren wie ein Urwald und Augen, in denen das Dunkel der Nacht mit dem Glanze der Sonne verschmolzen zu sein schien, meine Aufmerksamkeit. Solche ungekämmte, ungewaschene Schönheit, solche glockenhelle, engelsgleiche Stimmen findet man nur in Italien, wo Poesie und Musik zu Fleisch geworden sind, und in Lumpenhüllen, mit Schmutz bedeckt und doch göttlich erhaben einherschreiten. Ich hieß den Jungen sich neben dem Vetturin setzen und versprach ihm einen Silberzwanziger, wenn er mir ein schönes Lied singe. Er sang, eines nach dem andern, süße Liebeslieder, rührende Balladen und zornige Freiheitslieder. Der letzte seiner Gesänge fiel mir durch den leidenschaftlichen Ausdruck des Hasses auf, es war ein Rachelied, so schön und poetisch, daß ich über die Form beinahe den Inhalt vergaß. Doch schien mir das Ende zu fehlen.

„Weißt Du die letzte Strophe nicht?" fragte ich den Knaben.

„Nein, Herr; ich weiß keine mehr."

„Ist auch nicht nothwendig," meinte der Vetturin.

„Das Lied hat noch mehrere Strophen," bemerkte ich zu Letzterem.

Der Vetturin wandte sich halb um und sah mich mit einem prüfenden Blick an.

„Die letzte kenne ich auch nicht."

„Nun dann müßt Ihr sie lernen!"

Ich sagte diese Worte scherzend, ohne irgend etwas Besonderes dabei zu denken; umsomehr frappirte mich daher ihre Wirkung.

„O Signor, daran soll's nicht fehlen," rief der Vetturin lebhaft aus. „Ich werde sie mitsingen, daß den Hunden die Ohren gellen sollen. Seid Ihr, Herr, auch einer von den Dichtern?"

„Vielleicht!" erwiederte ich ausweichend.

Der Vetturin blinzelte mir mit den Augen zu und hieb dann auf das halblahme Pferd ein, als gälte es ein Wettrennen. Ich begann über das Lied nachzudenken, ohne Zweifel war dasselbe eine Art Parole für jene Partei, die seit Jahren an dem Werke der Befreiung Italiens arbeitete. Wir näherten uns Ferrara.

„In welchem Gasthofe wünscht der Herr abzusteigen?" fragte der Vetturin.

„Führt mich in ein Albergo, wo man guten Wein und gute Freunde findet."

„Verstehe! Verstehe! Ihr sollt zufrieden sein."

Vor einem nichts weniger als einladenden Hause, in einer Seitenstraße Ferraras, hielt mein Vetturin. Der Wirth kam heraus und betrachtete mich neugierig, auf einen Wink meines Kutschers aber wurde er ausnehmend freundlich und ergoß sich in den lebhaftesten Versicherungen, daß er das Glück, einen solch' vornehmen Gast zu beherbergen, höher schätze als sein Leben, und daß ich in seinem Hause eine Aufnahme finden werde, wie sie selbst im Paradies einem frisch angelangten Heiligen nicht zu Theil werde.

In der That durfte ich mich nicht beklagen; das Zimmer, das man mir anwies, war zwar eng und feuchtkalt, aber um das zerbrochene Fenster rankte sich üppiges Weinlaub und in den Ecken hing kunstvolles Gewebe der Spinnen; der Wein war sauer, doch gesund, denn es fehlte ihm der Alkohol, und aus der Küche duftete es herauf, wie von ranzigem Oel und faulenden Eiern; aber die Liebenswürdigkeit des Wirthes, seiner Frau und seiner Tochter Angela, welche römischen Malern als Modell für die giftmischende Hexe Locusta zu dienen pflegte, machte den Wein angenehm, die Küchendüfte wohlriechend und ließ das Bett in einem minder schmutzigen Clairobscur erscheinen.

„Woher kommt der Herr?" fragte mich nach einer Weile der Wirth, indem er mir diensteifrig eine Mücke aus dem Weinglase herausfischte.

„Aus dem Trentino," bemerkte ich.

In Trient hatte ich längere Zeit gelebt, kannte die dortigen Verhältnisse und viele Personen und sprach den Dialekt besser, als den lombardischen oder venetianischen.

„Wohin wollt Ihr?"

„Nach der Kapitale — Rom!"

„Um welche Zeit wollt Ihr dort ankommen?"

Ueberrascht sah ich auf; diese Fragen klangen ja, als wollte man mir eine Parole abnehmen.

„Am hellen Mittag," erwiederte ich auf Gerathewohl.

„Ja, ja, wenn die Sonne hoch steht," ergänzte der Wirth, mir lebhaft zunickend; beugte sich dann nieder zu mir und flüsterte: „Er ist da, heute kommen sie Alle!"

Einer jener wunderbaren Zufälle, an welche man nicht glauben will und die doch des Menschen Schicksal so oft bestimmen, hatte mich die Parole errathen lassen, ohne daß ich daran gedacht hätte. Das Glück war mir hold; ich sollte also heute noch einer Zusammenkunft von Verschwörern beiwohnen, bei der ich vielleicht Manches erfahren konnte, was mir die Lösung meiner Aufgabe erleichtern würde. Wohl galt es Muth und Vorsicht, denn wenn ich mich verriethe, durfte ich das Aergste befürchten. Doch an die Gefahr dachte ich jetzt nicht, ich griff nicht einmal nach meiner Tasche, ob der Revolver noch schußbereit darin stecke, alle meine Gedanken waren auf die kommenden Ereignisse gerichtet. Ich sollte nicht lange warten.

Es war noch nicht völlig dunkel, als Gäste kamen, theils einzeln, theils zu zweien oder dreien; sie grüßten den Wirth, dann mich, ohne irgendwie die Miene zu verziehen, und nur zufällig bemerkte ich einmal, daß ihnen der Wirth ein Zeichen gab, welches offenbar mich betraf und mich als einen Eingeweihten bezeichnen sollte.

Ein Fremder hätte nicht geahnt, daß alle hier Versammelten sich kennen, so gleichgültig und fremd thaten sie einander gegenüber. Endlich kam ein hoher, stattlicher Mann, mit einem auffallend üppigen Vollbart, in Begleitung einer greisenhaft aussehenden, gebückt einherschreitenden Persönlichkeit. Beide betrachteten mich mit aufmerksamen Blicken, und der Erstere wandte sich an den Wirth mit einer Frage, die für mich unverständlich blieb. Der Wirth kam dann auf mich zu und stellte mir den Mann vor.

„Cavaliere Viglia freut sich, einen Freund aus dem Trentino zu begrüßen."

Der Cavaliere reichte mir die Hand und ich fühlte seinen eigenthümlichen Druck, welcher das Zeichen der Freimaurer ist. Ich erwiederte mit dem entsprechenden Zeichen und dieß schien dem Cavaliere zu genügen, der sich mit seinem Begleiter an meinen Tisch setzte.

Er begann nach einigen allgemeinen Phrasen mit einer Art Verhör über die Zustände Trients. Allmälig mengte sich Einer nach dem Andern in's Gespräch, und ehe ich mich dessen recht versah, war die Diskussion in regelrechter Form eröffnet. Ich wurde nicht weiter beachtet, sondern die Versammlung beschäftigte sich mit ihren Angelegenheiten. Wenn ich aber gehofft hatte, interessante Aufschlüsse über die Organisation oder die Pläne der Agitatoren zu erhalten, sollte ich grimmig enttäuscht werden. Ich verstand von all' den Reden, und es wurde viel und heftig gesprochen, nichts weiter, als daß es sich um die Fortsetzung der Propaganda in der Provinz Emilia handle, und daß man eben Geschäfte vertheile und Instruktionen ausgebe. So viel aber errieth ich auch, daß Cavaliere Viglia nicht die Hauptperson, sondern bloß deren Organ sei. Ich erinnerte mich, daß der Wirth sagte: „Er sei da." Wer war dieser „Er?" Offenbar einer der Führer. Ist er aber hier zugegen oder nicht; und welche von diesen Personen ist es? Diese Fragen beschäftigten mich so lange, bis ich aus dem Umstande, daß Viglia sich wieder an mich wandte, den Schluß der Berathung merkte.

Wie erwähnt, hatte ich von derselben nicht viel verstanden, da in lauter Metaphern gesprochen wurde. Nunmehr wurde wieder ich der Mittelpunkt der Gesellschaft, was für mich eine keineswegs behagliche Situation war. Ich mußte alle meine Geisteskraft aufbieten, um verschiedenen verfänglichen Fragen auszuweichen. Im Laufe des Gespräches bemerkte ich auch, daß ich den berühmten Colani besuchen wolle und deßhalb nach Modena reise. Als ich diesen Namen nannte, sah mich der Cavaliere überrascht an; sein Begleiter aber that jetzt zum ersten Mal an diesem Abend seinen Mund auf und sagte:

„Colani wollt Ihr sehen, Herr? Nun dann braucht Ihr nicht nach Modena zu gehen, er weilt hier."

„Nicht möglich!" rief ich, „man sagte mir doch bestimmt —"

„Was sagte man Euch?" unterbrach mich Jener, indem er mich forschend ansah.

„Könnt Ihr mich zu ihm führen?"

„Wenn Ihr es wollt, Herr, so sollt Ihr ihn noch heute sprechen. Ich werde Euch begleiten."

Bald darauf verschwand einer der Gäste nach dem andern; zuletzt blieb ich nur noch mit jenem Manne zurück, der mich zu Colani zu führen versprochen hatte. Ich drängte ihn zum Aufbruch.

„Nun, Ihr werdet Colani noch früh genug treffen," bemerkte er in einem so sarkastischen Tone, daß es mir hätte auffallen müssen, wenn ich dießmal nicht so aufgeregt gewesen wäre.

Wir gingen durch einige stille Straßen dahin; Mitternacht war längst vorüber und Ruhe herrschte daher in all' den alten verfallenden Häusern, auf den Plätzen, wo neugierige Gräser sproßten und das Mondlicht die schattenhaften Konturen von Palästen und Kirchen auf das ungefüge Steinpflaster zeichnete.

„Colani wollen Sie sehen?" begann mein Führer plötzlich im reinen Deutsch.

„Ja, und auch sprechen!" erwiederte ich, überrascht stehen bleibend.

«Ecco!» war die kurze Antwort.

Die gebückte, greisenhafte Gestalt reckte und dehnte sich, wie der Marmorstatue Galatheens schien ihr plötzlich neues Leben, neue Jugend eingehaucht zu werden; — ja, Colani stand vor mir und lächelte stolz, wie ein siegreicher König über den ohnmächtigen Feind, der regungslos zu seinen Füßen lag. Denn bei dem Worte «Ecco» hatte sich eine breite Hand auf meinen Mund gelegt und ich fühlte mich zu Boden gerissen, vor meinen Augen sah ich einen Arm sich bewegen, als wollte derselbe mir ein Stilet in die Brust stoßen, aber ein kurzer Ausruf Colani's hielt ihn in seiner Bewegung auf.

„Fürchten Sie nichts für Ihr Leben, Herr Kommissär! Ich hege zu wenig Freundschaft für die Herren Verbrecher, um ihren gefährlichsten Feind zu tödten, wenn ich auch wenig Ursache habe, auf die Polizei Oesterreichs Rücksicht zu nehmen. Ich für meine Person fürchte Sie nicht; Ihre Künste mögen für das gemeine Gesindel von Betrügern und Mördern ausreichen, um Colani zu überlisten, muß man selbst ein Colani sein!"

„Nur Lumpe sind bescheiden," dachte ich mir in diesem Augenblick.

„Ich weiß wohl, daß man Sie als einen der besten Polizisten betrachtet, sonst hätte man Sie wohl nicht auf meine Fährte geschickt, und es macht mir daher ein besonderes Vergnügen, einmal einen Wettkampf in der Schlauheit mit Ihnen zu bestehen. Die erste Partie haben Sie verloren; allerdings konnten Sie nicht wissen, daß man mir Ihre Ankunft und Ihre Absichten schon vor mehreren Tagen avisirte. Ja, wir haben

auch unsere Korrespondenten in Wien, so gut als Ihre Polizei solche in Modena hat," setzte er hinzu.

Ich muß ein unbeschreiblich konsternirtes Gesicht bei diesen Worten gemacht haben, denn er lachte hell auf.

„Sage ich Ihnen damit etwas Neues?" fragte er. „Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen sogar den Namen Dessen nennen, der Ihrem Chef meinen Aufenthalt in Modena bekannt gab."

Der Name, den er mir mittheilte, war in der That der richtige.

„Ich war also, wie Sie sehen, darauf vorbereitet, daß man mich in Modena aufsuchen werde; hätte ich Ursache gehabt, dieß zu scheuen, wäre mir Zeit genug geblieben, zu verschwinden. Ich scheue aber weder Sie — obwohl ich Ihre ausgezeichneten Talente anerkenne —" setzte er mit höflicher Verbeugung hinzu, „noch sonst irgend Jemand. Im Gegentheil, ich fordere Sie auf, Alles daran zu setzen, um mich gefangen zu nehmen, und biete Ihnen eine Wette an. Gelingt es Ihnen, mich auf meiner Reise durch die Lombardei zu verhaften, so sollen Ihnen von meinem Bankier tausend Lire ausgezahlt werden; ist dieß nicht der Fall, so erbitte ich mir die Sammlung von Kostümen zum Andenken, welche Sie in Ihrem Koffer mit sich führen. Gilt die Wette?"

Das klang doch zu unverschämt: ein Verbrecher, der selbst einen Preis auf seinen Kopf aussetzt, war sicherlich etwas Unerhörtes. Doch was half meine Entrüstung; ich war hülflos, der Gewalt dieses Teufelsmenschen preisgegeben. Ich nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ich die Wette eingehe.

„Sie werden es begreiflich finden," fuhr Colani fort, „daß ich für einige Zeit ungestört sein möchte; auch will ich Ihnen Gelegenheit geben, eine Probe Ihrer Geschicklichkeit abzulegen. Denn nicht bloß das Fangen, auch das Entkommen ist eine Kunst, und von dieser haben Sie noch keine Probe geliefert. Ich hoffe, Sie werden es mir verzeihen, daß ich gezwungen bin, Ihnen für einige Zeit die Bequemlichkeiten des Lebens zu rauben."

„Was, zum Kukuk, hat man mit mir vor?" dachte ich, als mich jene geheimnißvollen Hände, die mich vorhin so überraschend schnell zu Boden gebracht hatten, bei den Armen und Füßen packten und mich wie einen Leichnam fortschleppten. Man brachte mich in einen Pavillon, der in einem von hohen Mauern umgebenen, verwilderten Garten stand. In der Mitte des Pavillons befand sich eine Eisensäule, zu dieser wurde ein Stuhl gestellt und ich darauf gesetzt, dann band man mich an Säule und Stuhl fest, so künstlich, daß ich die Bande kaum fühlte, aber auch jeder Versuch der Selbstbefreiung unmöglich schien.

„Sie befinden sich hier inmitten der Stadt, nicht in einer abgeschiedenen Gegend," bemerkte Colani, „und damit Sie in der Lage sind, sich besser verständlich zu machen, wollen Sie sich dieses Instrumentes bedienen."

Ehe ich mich dessen versah, hatte man mir eine Art Knebelbirne in den Mund gesteckt. Colani und seine zwei Genossen, welch' letztere mich so unversehens überfallen hatten, entfernten sich, indem sie mich höflich grüßten.

Ich konnte nun ungestört über meine Lage nachdenken, eine nicht sehr angenehme Beschäftigung. Am meisten beschäftigte mich der Gedanke: wie war es möglich gewesen, daß Colani mich erkannte? Es mußte ihm offenbar nicht nur meine Mission, sondern auch mein Signalement verrathen worden sein. Bald sah ich die Nutzlosigkeit dieser Grübeleien ein, und mein Geist wandte sich der praktischen Frage zu, wie aus dem Gefängniß, in dem ich mich befand, zu entkommen sei. Ich stieß einen Schrei aus, um zu erproben, ob ich überhaupt mit dem verdammten Knebel im Munde, der mich sehr zu geniren begann, rufen könnte. Ja, ich vermochte es, aber wie? Entsetzt vor dem eigenen Laute, wollte ich auffahren, denn was meine Ohren hörten, war kein menschlicher Schrei, es war ein ganz fürchterliches, unbeschreibliches Gemisch der gräßlichsten Töne. Der Knebel war, wie Colani gesagt hatte, in der That ein Instrument, aber ein solches, welches Menschen und Thiere rasend machen konnte. Kein wildes Thier der Erde hätte so brüllen können, das waren Töne, deren nur ein teuflisches Gespenst mächtig war.

Stunde um Stunde verrann; ich sah, wie die Sonne wieder aufging und mit ihrem freundlichen Lichte dem Blättergewirr und den Blüten des Gartens außen neue Farben lieh; ich sah sie immer höher steigen und fühlte die Wärme ihrer Strahlen, welche die Natur belebten, mir aber neue Qualen bereiteten, denn ich fühlte Durst. So gräßlich es auch klang, ich rief und hörte schaudernd auf den Wiederhall der entsetzlichen Laute. Doch nichts regte sich.

Das Haus, in dessen Gartenpavillon ich mich befand, war verlassen, seit langer Zeit öde, weil die Sage ging, ein ermordeter deutscher Maler treibe hier gespenstischen Spuk.

Als ich später dieß erfuhr, begriff ich die raffinirte Grausamkeit Colani's, er hatte mir jenes höllische Instrument in den Mund gesteckt, damit ich die Rolle des Gespenstes spiele. Wohl hatten Manche meine Rufe gehört, aber sie kamen ja aus dem verrufenen Hause und bestätigten also nur die Sage. Und Abends erzählten sich die alten Weiber beiderlei Geschlechts in Ferrara, daß das Gespenst abermals sein Unwesen treibe; sie bekreuzigten sich und murmelten vielleicht einen frommen Spruch; aber Niemand wagte es, das Haus zu betreten. Ich hätte vielleicht hier verschmachten müssen, wenn nicht das Schicksal vernünftiger gewesen wäre, als das Volk Ferrara's. Das Geschick, welches mich offenbar noch für weitere Fatalitäten aufbewahren wollte, ließ es geschehen, daß ein Engländer von der seltsamen Geschichte hörte. Ein Gespenst, dessen Rufe man wirklich hörte, war zu verlockend für den Gentleman, der sofort der Sache auf den Grund kommen wollte. Zwar fand er keinen Begleiter, aber ein Führer ließ sich herbei, ihm das Haus zu zeigen.

Es war bereits Nacht, als ich in den Gebüschen etwas rauschen zu hören glaubte. Ich stieß einen neuen Schrei aus und lauschte dann. In der That hatte ich mich nicht getäuscht. An der Schwelle des Pavillons erschien ein Mensch, der in der einen Hand eine Laterne, in der andern eine Doppelpistole trug. Eine Weile sah er mich stumm an, dann fragte er:

«What do you do here?»

Ich konnte ihm nur mit einem Geheul antworten, welches ihn bewog, vorerst den Kopf zu schütteln, dann rings um mich herumzugehen und mir endlich in das Gesicht zu leuchten. Endlich schien er bemerkt zu haben, daß ich im Munde ein Ding hätte, das mich am Reden hindere. Bedächtig steckte er die Pistole ein, griff dann an den Mund und zog den Knebel heraus.

«I thank you,» vermochte ich nur mit krampfhafter Anstrengung zu stammeln.

«Well, Sir,» gab er mir zur Antwort, dann zog er sein Messer heraus und durchschnitt die Fesseln. Niemals hatte ich so viel Hochachtung vor der englischen Nation empfunden, als in diesem Momente; ich schüttelte ihm mit aufrichtiger Freude die Hand, die er mir gelassen entgegenstreckte.

«Good evening, Sir, how do you do?» sagte er, als befänden wir uns in einem Klub und nicht in einem verrufenen Pavillon.

Ich erzählte ihm, daß ich von Räubern angefallen und hieher gebracht worden sei, da ich den wirklichen Sachverhalt nicht verrathen wollte. Da wir Grund hatten zu vermuthen, es würden vielleicht einige Leute außen auf die Rückkehr des Engländers warten, so gingen wir nach der entgegengesetzten Seite den ganzen großen Park entlang, bis wir an die Gartenmauer gelangten, die wir leicht überklettern konnten. Wir befanden uns auf freiem Feld außerhalb der Stadt, und gelangten erst nach längerem Umherirren in das Hotel, in dem der Engländer wohnte. Ich verbrachte den Rest der Nacht hier und begab mich am nächsten Morgen, nachdem ich von meinem Retter Abschied genommen, in meine Herberge. Der Wirth äußerte nicht im Geringsten Verwunderung weder über mein langes Verweilen, noch über meine Rückkehr; er empfing mich mit der gleichen zärtlichen Höflichkeit und geberdete sich untröstlich darüber, daß ich Ferrara schon wieder verlassen wolle.

Im Zimmer fand ich meinen Koffer — unberührt. Wohl aber vermißte ich den Revolver, den ich in jener Nacht bei mir getragen hatte. Ein Vetturin war bald gedungen und so fuhr ich denn bald zu den Thoren Ferrara's hinaus auf der Straße nach Modena. Dort hoffte ich vielleicht Briefe mit neuen Weisungen zu finden, jedenfalls mußte ich unsern vertrauten Agenten sprechen. Doch fand ich weder Briefe vor, noch traf ich den Mann; es hieß, er sei verreist. Nachdem ich einen Bericht über meine Erlebnisse abgefaßt und an meinen Chef abgesendet hatte, belegte ich auf der Post einen Platz für die Fahrt nach Mailand. Vorher wechselte ich aber die Maske und nahm jene eines Abbate an. Ich ging nach Mailand auf das Gerathewohl hin, ich hätte eben so gut nach irgend einem beliebigen andern Orte reisen können, um Colani zu suchen. Denn das war mir jetzt klar, daß nur ein günstiger Zufall ihn mir in die Hände liefern könne; nur auf das Glück vertraute ich noch, den Glauben an meine Geschicklichkeit hatte ich verloren.

Der Postwagen barg außer mir nur noch einen Passagier, einen, wie es schien, wohlhabenden Pächter, der, ohne viel Umstände zu machen, einen großen Sack auf den Boden des Wagens hinwarf, so daß ich meine Kniee hoch emporziehen mußte.

Mein Koffer war mit anderen Postgütern in einem eigenen Gepäckwagen untergebracht. Da mein unliebenswürdiger Gefährte keine Miene machte, seinem Sack eine für mich angenehmere Stelle anzuweisen, und auf eine dießbezügliche Bemerkung mir antwortete: „ich möchte es mir selbst einrichten, wie ich es wünschte," so mußte ich mich schon herbeilassen, eigenhändig den Sack so umzuwenden, damit mir noch ein Plätzchen für meine Füße blieb. Sonst hatte mein Gefährte keine störenden Eigenschaften, er war schweigsam und schnarchte nicht. Ich versuchte ein Gespräch anzuknüpfen, was mir auch gelang, und so theilte er mir die Resultate aller Ernten seit fünfzig oder mehr Jahren mit, erzählte mir von seinen Handelsgeschäften, die er drüben im Lombardischen abzuwickeln hätte, und wurde zuletzt so liebenswürdig, daß er mich einlud, ihn auf seinem Hofe zu besuchen.

Wir kamen zur Grenzstation, in welcher die Pässe untersucht und der Zoll eingehoben wurde. Noch im Wagen winkte mein Gefährte dem Zollbeamten lebhafte Grüße zu.

„Ah, Messer Lampretto, seid Ihr es?" bemerkte der Letztere, „habt wieder einen guten Handel bei uns zu machen?"

„Ei geht doch, Ihr scherzt," erwiederte der Pächter; „Ihr wißt doch, daß ich immer mein Geld verliere, wenn ich herüberkomme."

„Nun, dann weiß ich nicht, wie Ihr so reich werden könnt, Lampretto."

„Bei der heiligen Madonna, ich weiß es auch nicht," lachte Jener.

Der Gendarmerieführer war indeß herbeigekommen, Lampretto reichte ihm seinen Paß, welchen Jener mit der Bemerkung zurückgab:

„Alles in Ordnung, Messer Lampretto."

Ich hatte inzwischen auch meine Papiere, die mich als Abbate legitimiren sollten, gesucht; — und nicht gefunden. Ich wußte, daß ich dieselben, als ich mein Kostüm wechselte, zu mir gesteckt hatte, so viel ich aber auch suchen mochte, sie waren verschwunden.

„Ihren Paß, Signor," sagte der Gendarm.

„Meinen Paß! Ich glaube — ich meine — er muß mir verloren gegangen sein."

„Verloren?"

Der Gendarm betrachtete mich mit sehr mißtrauischen Blicken.

„Ohne Paß darf Niemand die Grenze passiren."

Messer Lampretto hatte inzwischen mit dem Zollbeamten eifrig gesprochen; dieser rief jetzt den Gendarmen beiseite und ich merkte, daß von mir die Rede war. Bald kam der Letztere wieder auf mich zu:

„Ich ersuche Sie, mein Herr, in das Haus einzutreten."

„Weßhalb?"

„Nur um zu warten, bis Ihr Gepäck nachkommt. Vielleicht findet sich Ihr Paß in dem Koffer."

Wohl oder übel mußte ich folgen und mich in der Amtskanzlei vorläufig interniren lassen.

Der Gepäckwagen kam an, ich hörte, wie im Nebenzimmer der Zollbeamte das Gepäck untersuchte und dabei einmal ausrief:

„Ah, Messer Lampretto, dieß ist doch merkwürdig. Seht einmal her; ganz gleich."

„In der That ganz gleich. Meint Ihr nicht auch, daß er vielleicht absichtlich —"

„Werden es ja sehen. Also für diesen Koffer gilt das Certifikat."

„Ja, Freund, Ihr könnt es ja ganz genau lesen. Wie ich Euch schon sagte, gehört er einem hohen Beamten."

„Glaub' es Euch, Messer Lampretto; kenne Euch zu gut, als daß ich Euch einen schlechten Streich zutrauen würde. Glückliche Reise!"

Ich eilte zum Fenster, der Postwagen fuhr soeben ab; Lampretto winkte eifrig Grüße zurück.

„Was soll das heißen?" fragte ich den Zollbeamten, als er jetzt in das Zimmer trat.

„Ich muß um den Schlüssel Ihres Koffers ersuchen, um ihn revidiren zu können."

„Wozu das, wenn man mich nicht über die Grenze läßt?"

„Sträuben Sie sich nicht," entgegnete er barsch. „Sie verschlimmern nur Ihre Lage."

Ich gab ihm den Schlüssel und folgte ihm.

Da der Inhalt meines Koffers leicht Verdacht erregen konnte, so hatte ich mir, um die Revision beim Ueberschreiten der Grenze zu vermeiden, von der Zollbehörde ein Certifikat verschafft, auf Grund dessen mein Koffer, dessen Aeußeres darin genau beschrieben war, ununtersucht passiren durfte.

Dieses Certifikat war mir mit meinen anderen Papieren abhanden gekommen, und ich sah daher voraus, daß der Inhalt meines Koffers den bereits vorhandenen Verdacht gegen mich steigern würde. Glücklicherweise hatte ich in einem geheimen Fache meine Legitimation als Polizeibeamter, und somit konnte ich der Revision beruhigt entgegensehen. Unangenehm war nur der Zeitverlust, denn ich mußte jetzt einen vollen Tag warten, bis der Postwagen wieder eintreffen würde.

„Schönes Gepäck für einen Abbate," meinte ironisch der Beamte, als er die Bärte und Kostüme erblickte.

„Ich bin kein Abbate."

„Das wußten wir schon," erwiederte der Gendarm.

„Ei, wer hat Ihnen dieß gesagt?"

„Messer Lampretto machte uns aufmerksam auf Ihre Person."

„Recht liebenswürdig von dem Schurken," murrte ich.

„Können Sie uns vielleicht erklären, wie es kommt, daß Ihr Koffer jenem Lampretto's auf's Haar gleich sieht?"

„Da fragen Sie mich zu viel! Gleiche Koffer sind nichts Ungewöhnliches."

„Wer sind Sie also? Ein Abbate, wie Sie zugeben, nicht."

„Sie sollen sofort Aufschluß erhalten."

Ich öffnete das geheime Fach und präsentirte den Beiden meine Legitimation, den Instruktionsbefehl meines Chefs und jenes Abzeichen, welches nur die Mitglieder der geheimen Polizei erhalten.

„Sie sind Polizeikommissär?"

„Wie Sie sehen," erwiederte ich ungeduldig, „zweifeln Sie etwa noch?"

„Ja, sehen Sie, Herr," meinte der Gendarm, „wir können nicht vorsichtig genug vorgehen. Alle diese Papiere könnten auch gefälscht sein. Und dann, Messer Lampretto —"

„Aber zum Henker, was kümmern Sie sich um diesen Lampretto?"

„Nun, was er uns sagte, ist nicht gleichgültig. Wir kennen Lampretto als einen ehrlichen Mann, der kein Wühler ist, und seine Aussage ist für uns von Bedeutung."

„Was sagte er denn aus?"

„Man hat Sie in Gesellschaft des berüchtigten Colani gesehen."

Ich prallte zurück und sah den Sprecher mit großen Augen an.

„Colani? Sagte er wirklich Colani?"

Ich faßte nach meinem Kopf, als wollte ich den Gedanken, der soeben geboren ward, erdrücken.

„Haben Sie keinen Zweifel, daß jener Mann wirklich Lampretto war?" fragte ich hastig.

„Er ist uns wohlbekannt," lautete die Antwort, „wir bürgen für ihn."

„Und doch — ich sage Ihnen, es war nicht Ihr Lampretto, der vielleicht jetzt ruhig zu Hause sitzt, während der verdammte Schurke in dessen Gestalt uns zum Besten hielt. O, jetzt begreife ich Alles."

Wüthend schritt ich auf und ab.

„Er war es, kein Zweifel, er war es!"

„Wer sollte es gewesen sein?"

„Colani!"

Die Beiden lächelten.

„Unmöglich, wir täuschen uns nicht!"

Ich war nicht in der Stimmung, mich in einen unfruchtbaren Streit einzulassen.

„Kann ich weiter reisen?"

„Ich muß mich wohl erst überzeugen, ob Ihre Angaben richtig sind," meinte der Gendarm. „Ich werde an die Direktion telegraphiren."

„Wann kann die Antwort einlangen?"

„In sechs bis sieben Stunden."

„Nun, wenn es nicht anders gehen kann, so senden Sie auf meine Kosten einen Boten in die nächste Telegraphenstation und lassen Sie denselben auf die Antwort warten."

Es war ja das Klügste, sich in das Unvermeidliche zu fügen und das Mißgeschick, welches mich verfolgte, ruhig zu ertragen. Aerger trübt den Verstand und mordet die Ueberlegung, und ich bedurfte beider. —

Nach langem Harren traf endlich der Bote ein. Er brachte ein Telegramm und einen dicken Brief, der an mich adressirt und ihm von einem Unbekannten mitgegeben worden war. Ich öffnete denselben, er enthielt die mir entwendeten Papiere und ein Zettelchen:

„Mit großem Danke stelle ich Ihnen Ihre Papiere zurück, die ich zu entlehnen gezwungen war. Ihr zollamtliches Certifikat leistete mir einen wesentlichen Dienst, indem ich mit demselben meine Broschüren und Schriften sicher über die Grenze bringen konnte. Ich freue mich sehr auf Ihren Koffer, den ich unserer Wette gemäß wohl bald erhalten werde. Auf Wiedersehen! Ihr ergebener Freund

Colani.

Nachschrift. Messer Lampretto sendet den Herren im Zollhause seinen Gruß."

Ich reichte den Zettel dem Gendarmen, der mir ankündigte, daß meine Identität bestätigt worden sei und ich daher abreisen könne.

„Da lesen Sie und sehen Sie sich künftighin Ihre Freunde genauer an."

„Unmöglich! Merkwürdig! Räthselhaft! Unbegreiflich!"

Alle diese Ausrufe des maßlosen Erstaunens brachten aber weder dem schlauen Agitator noch mir die entflohene Zeit zurück. —

Da ich auf den Postwagen nicht warten wollte, so war ich gezwungen, mich bis zum nächsten Städtchen eines in der Eile requirirten Bauernwagens zu bedienen. Den Rest des Tages verwandte ich darauf, allen Polizeibehörden der Lombardei die Anwesenheit Colani's zu telegraphiren und dieselben zur größten Wachsamkeit aufzufordern. Es hätte dieser Aufforderung kaum bedurft, denn der Name Colani hatte einen zu guten Klang, um nicht alle Beamten aus der Ruhe aufzuschrecken. Es begann nun eine wahre Hetzjagd, aber wenn auch verschiedene dii minorum gentium in unsere Hände fielen, das gesuchte edle Wild war nicht aufzuspüren. Innerhalb drei Wochen hatte ich wohl die ganze Provinz dreimal durchstreift, denn ich war Tag und Nacht auf Reisen und gönnte mir keine Ruhe. Vergeblich! Schließlich versagte die physische Kraft, müde und mißmuthig kehrte ich nach Mailand zurück, um hier einige Tage auszuruhen. Die Hoffnung auf das Gelingen meiner Mission hatte ich bereits aufgegeben; ich vertraute nicht einmal mehr auf meinen Glücksstern.

*

In dem majestätischen Dome Mailands hatte ich eine Stunde verweilt; die göttliche Erhabenheit dieses Bauwerkes, das mystische Halbdunkel in dem ungeheuren Pfeilerwalde hatten meinen müden Geist neubelebt, indem sie meine Phantasie von dem Treiben der Welt ab in das Gebiet der Poesie entführten. Zu Marmor gewordene Poesie ist dieses Bauwerk ein in Stein gehauener Choral zu Ehren des Schöpfers. Sinnend schritt ich durch eine der Gassen dahin, die vom Domplatze nach dem Corso di porta romana führen. Lärm, der hinter mir erscholl, bewog mich umzusehen. Ein wild gewordener Ziegenbock galoppirte, von einer Schaar johlender Gassenjungen verfolgt, daher; mit genauer Noth wich ich einem Stoße des bösartigen Thieres aus, aber ein Karmelitermönch, der einige Schritte vor mir mit demüthig niedergeschlagenen Augen seines Weges ging, fiel der Wuth des Bockes zum Opfer. Das Thier rannte den Mönch mit den starken Hörnern so gewaltig an, daß derselbe heftig zu Boden schlug und die Füße gegen Himmel streckte. Der Anblick hatte beinahe etwas Komisches, um so mehr, als der Bock mit den Hörnern an der Kutte hängen blieb und nun krampfhafte Anstrengungen machte, um sich zu befreien.

Ich eilte hinzu, um dem Mönche beizustehen, vertrieb vorerst das Thier, das nunmehr die Gassenjungen in Empfang nahmen, und reichte dem Gefallenen die Hand. Da fiel mir auf, daß die nackten Beine des Mönches dicht behaart waren. Bekanntlich werden die Haare durch das rauhe härene Gewand vollständig abgerieben. Der Mann mußte also die Mönchskutte noch nicht lange tragen; dem schien aber das ganze übrige Aussehen zu widersprechen. Oder war das Mönchskleid nur eine Maske?

Als er sich aufrichtete, bemerkte ich, daß er am Hinterhaupt blutete, zu gleicher Zeit fiel etwas klirrend zu Boden. Ein kaum merkliches Zucken des Gesichtes verrieth einen Schrecken, welcher meinen Verdacht erregte. Ein Wagen kam zufällig die Straße herauf, ich rief den Kutscher an und lud den Mönch ein, sich des Wagens zu bedienen. Er sträubte sich und wollte nicht von der Stelle gehen; als ich ihn dann mit sanfter Gewalt wegzog, bemerkte ich einen Revolver auf der Straße liegen. Ich bückte mich und hob ihn auf.

„Ehrwürden haben dieß Bußinstrument verloren," bemerkte ich lächelnd; im selben Moment stieß ich aber einen Ruf der Ueberraschung aus, — ich hatte meinen eigenen, in Ferrara verlorenen Revolver in der Hand.

„Signor Colani, wann darf ich mir die Anweisung an Ihren Bankier holen?"

Der Mönch lächelte verächtlich.

„Nicht Ihre Geschicklichkeit hat mich besiegt, ein elender Ziegenbock hat mich in Ihre Hände geliefert."

Colani versuchte weder zu entfliehen, was auch nicht gut möglich gewesen wäre, noch zu leugnen, daß er der vielgesuchte gefürchtete Agitator sei.

Wir bestiegen den Wagen und fuhren nach der Polizeidirektion. Es bedurfte mehr als einer Stunde, bis man seine wahren Gesichtszüge wieder herstellte, so kunstvoll war er geschminkt.

Am nächsten Tage reiste ich nach Wien ab. Mein Chef empfing mich mit den lebhaftesten Glückwünschen und stellte mir nicht nur einen längern Urlaub, sondern auch eine bedeutende Remuneration in Aussicht. Letzteres hatte ich halb und halb erwartet und auf Rechnung derselben bereits ein zweites Seidenkleid für meine Frau in Mailand gekauft.

Tags darauf saß ich wieder in meinem Bureau und dachte eben daran, daß ich doch ein Glückskind sein müsse, als der Direktor mit allen Zeichen der höchsten Aufregung hereintrat.

„Unerhört! Da — da — lesen Sie!"

Er warf mir ein Telegramm auf den Tisch. Dasselbe lautete kurz und bündig:

„Colani heute Nacht aus dem Gefängniß entflohen."

Wie er seine Flucht bewerkstelligt hatte, erfuhren wir auch später nicht. Colani betrat seitdem das österreichische Gebiet nicht mehr, und als endlich seine Partei ihr Ziel erreicht hatte, war auch seine Lebensaufgabe vollendet. Er starb in Mailand.

Ignatieff beim Sultan Abdul Hamid.

(Bild S. 169.)

General Ignatieff, der Gesandte Rußlands bei der Pforte, dessen Name bei der jetzt wieder brennend gewordenen orientalischen Frage solche Bedeutung erlangt hat, spielt schon seit Jahren in der diplomatischen Welt eine hervorragende Rolle. Nicolai Pavlovic Ignatieff ist am 17. Januar 1832 in St. Petersburg geboren, machte den Krimkrieg als Oberst mit, ward dann Militär-Attaché bei den Gesandtschaften in London und Paris und entwickelte besonders bei den Friedensverhandlungen, welche dem Krimkrieg nachfolgten, ein so bedeutendes staatsmännisches Talent, daß er seit dieser Zeit stets in schwierigen Fällen von seiner Regierung als Diplomat verwendet wurde. Ignatieff führte kühne diplomatische Missionen in Asien, in China, aus, ging, zum General ernannt, zu den Kirgisen und Turkmanen als Vermittler zwischen diesen beiden streitigen Völkern und unternahm eine sehr gefährliche Gesandtschaftsreise nach Chiwa und Bochara.

In der Folge ward er zum Gesandten in Peking ernannt und erwarb bei den Unterhandlungen zwischen China und den Engländern und Franzosen für Rußland 22 Häfen und das große Amurgebiet. Von diesem Zeitpunkt an gehörte Ignatieff zu der vordersten Reihe der bedeutenden Staatsmänner. 1864 ward er Gesandter in Konstantinopel, wo er eine bewundernswürdige Gewandtheit, große Energie und ebenso große Klugheit im Interesse seines Landes entfaltete. Ignatieff gehört zu den wichtigsten Personen, wenn einmal die Geschichte dieses Zeitabschnittes der orientalischen Frage geschrieben wird. Während er nach Petersburg berufen war, um neue Verhaltungsmaßregeln sich zu holen, bestieg Murad den Thron und verlor ihn; sein Bruder Abdul Hamid trat an seine Stelle und Ignatieff kehrte jetzt in die gährende Hauptstadt des Türkenreiches, wo der glühendste Haß ihm überall entgegentrat, furchtlos zurück, um seine Regierung zu vertreten.

Unsere Illustration zeigt den General, vom neuen Sultan empfangen, seine Beglaubigung als Botschafter überreichend. Dieses Aktenstück befindet sich, der orientalischen Sitte angepaßt, in einem grünseidenen, golddurchwirkten Säckchen, ähnlich einer Geldbörse. Sowohl der Sultan wie auch der General sind bei dieser Ceremonie von den höchsten Würdenträgern, dort der Regierung, hier der Botschaft, umgeben.

Bilder aus dem Dienst bei Hofe.

Skizzen

von

C. K.

(Nachdruck verboten.)

I. Die Hofküche.

„Acht Uhr vorüber und der Kammerfourier noch nicht vom Rapport zurück? hm!" So brummte der erste Küchenmeister Seiner Majestät, indem er liebäugelnde Blicke auf die prachtvolle Taschenuhr warf, die, ein lautredendes Zeugniß durchreisender kaiserlicher Gnade, das Dutzend voll machte, welches die Erinnerungszeichen an die höchsten und allerhöchsten Namen fast aller Monarchen bildete, die Brillantringe und Uhren als Anerkennung für glücklich überstandene Festmahle zurückgelassen. Mechanisch greift er nach dem Speisezettel, dann öffnet er die Thüre, ruft: „Rudolph, das große Lendenstück vom Eis!" und geht nach der Küche, mit der Würde eines Generals, der da auszieht, seine Truppen zu mustern.

Am laufenden Brunnen neckten sich inzwischen einige Lehrjungen beim Auswaschen der Haar- und Brühtücher, während das englische Kamin mit Holzscheiten vollgepfropft und die blanken Bratspieße in die Ketten gehängt, ein brennender Span in den Backofen gesteckt, die heißgemachten Roste vom Fett gereinigt, Eis, Wasser, Kohlen und Holz nach allen Seiten gebracht werden und vom Waschtrog der Kasserolen keifende Stimmen sich laut machen.

Die Küche ist ein Gebäude mit Abtheilungen, groß genug, ein Pferd darin zu tummeln. Auf dem Hauptherde mit eingemauerten Wasserkesseln dampft und brodelt es aus mächtigen Geschirren, die Herdplatten sind bereits zur Hälfte glühend. Von den Windöfen steigt ein leichter Rauch auf und in dem glänzenden Sonnenschein spiegeln Geschirre aller Art, welche batterieenweise bereit stehen. Die Seitentische sind bedeckt mit Gemüsen, die irdenen Schalen mit zubereiteten Wurzelkräutern und gehackten gewaschenen Zwiebeln gefüllt. Die Schneidebretter stehen in Reih und Glied, Schürzen, Servietten, Tisch- und Trockentücher sind ausgetheilt, Schaum-, Schöpf- und Anrichtlöffel, nebst blanken Messern, Fleischklopfern und Beilen harren ihrer Bestimmung.

Von den mit Porzellan getäfelten Wänden blinken die symmetrisch geordneten Back-, Gelée-, Crème- und Aspic-Formen, über dem Reibsteine von polirtem Granit prangen Siebe vom feinsten Roßhaar bis zum starken Metallgeflecht. Auf dem Backtisch liegt das Mehl, Wasser, die Eier und Salz parat für den Blätterteig, ein Haufen Hausenblase wird geschnitten und das zerhackte Eis in die Schränke für Rahm und Butter geschüttet. Schlagbesen, Backbleche, das Rollholz, kupferne und zinnerne Geschirre lagern über dem Tische, in dessen Schubfächern Hunderte von Gegenständen sich befinden, welcher der Patissier bedarf. Kleine Berge geputzter Mandeln, auf Tüchern ausgebreitet, wandern in den Trockenschrank, und dutzendweise stehen die in Gläsern eingemachten Früchte aller Zonen in dem geräumigen Glasschrank, welcher zugleich die jetzt vergessenen kunstvollen Traganth-Aufsätze enthält.

Allmälig sammelt sich das Personal und Seiner Majestät Küchenmeister tritt ein. Respektvoll empfangen geht er grüßend von Raum zu Raum und schon kehrt er sich befriedigt um, als ein Zischen und Sprühen vom Herd ihn zurückhält, über den die aufkochende Bouillon ihren Schaum gegossen hat. Der kesselartige Topf wird rasch zurückgezogen, aber zu spät, die Masse hat wild aufgekocht und einen Theil des Schaumes, der längst abgeschöpft sein sollte, verschlungen, und nur mit steter Vorsicht durch fortan spielendes Kochen kann die Klarheit der Brühe wieder erreicht werden. Eine Flut von Verweisen kommt über den Säumigen und während die Anderen die Köpfe zusammenstrecken, erscheinen die Herren Köche.

Im gleichen Augenblick kommt ein Lakai im gemächlichsten Schritt über den Schloßhof in Sicht. Telegraphisch hebt er fünfmal die Hände empor und spreizt zugleich die Finger. — Fünfzig! Gleich einem elektrischen Strome geht die Zahl von Mund zu Mund. — Fünfzig! wiederhallt es aller Orten, Fünfzig! Fünfzig! — Seiner Majestät Küchenmeister wirft den Speisezettel von sechs Schüsseln mit vergnügten Mienen in den Papierkorb, um einen neuen mit fünffacher Anrichtung und zehn Schüsseln aufzusetzen. — Fünfzig! Alle Hände auf's Verdeck, die nicht dienstthabenden Köche und Gehülfen werden gerufen.

Man befindet sich in der für die Küche reichsten Jahreszeit. Der Menu ist fertig und von Seiner Excellenz, welche jedoch die Trüffel zu wenig bedacht findet, dagegen Homard mit Coquilles, nach der Suppe à la Reine und das Gemüse nach den Braten servirt, gut heißt, gnädigst genehmigt worden.

Wie durch Zaubermacht ist plötzlich Alles verändert. Aller Arme und Hände werden lebendiger und während die Herren Köche, jeder nur mit seinem Fache beschäftigt, auf lange, lange Zettel ihre strengen und kostbaren Forderungen niederschreiben, die Lehrjungen, deren Gelenke und Sehnen im Herbeischleppen erprobt werden, hin und her rasen und Keiner mehr Zeit finden darf, dem Andern eine nutzlose Antwort zu geben, ohne ein Donnerwetter befürchten zu müssen, ist es auch in der kleinen Frühstück-Küche lebhaft geworden. Eine durch vielfache Gerüche geschwängerte und zum Ueberfluß durch herabgeflossenes Beefsteakfett von glühenden Kohlen aufqualmende, gleich schweren Gewitterwolken sich hin und her bewegende Luft macht das Athmen etwas beschwerlich, und der herrische Wortschwall galonirter, sich breitmachender Diener, welche in Einsätzen für den Dienst das Gabelfrühstück in Empfang zu nehmen haben, macht den schon beschränkten Raum zu einer Strafzelle, — das Gekreische der Stimmen wird zur babylonischen Sprachverwirrung. Unruhig und immer ungeduldig bewegen sich die Diener beständig hin und her, klappern mit den erwärmten Silbertellern, werfen die Bestecke hin wie zerbrochene Eierschalen, und was von ihrem, immer gleich den Fischen geöffneten Munde kommt, klingt, sobald es einen Unterstehenden betrifft, wie das Knurren einer getretenen Bulldogge. Sie sind moderne Lanzknechte, keine Schüssel ist ihnen zu groß, dagegen jede Portion zu klein, aber jede Arbeit eine Last und jede Zurechtweisung eine Mißhandlung, eine Barbarei.

Inzwischen herrscht auch in der großen Küche, an den Nebenherden, wo Suppen und Saucen bereitet werden, an den Windöfen, in der Backkammer, am Tische des Bratenmeisters, selbst unter der Erde ein anderer Geist; es wird nicht mehr gelacht, nicht gescherzt, fast nicht gesprochen. Die Vorarbeiten, das Zubereiten, Ausnehmen und Abbrennen der feinen Federtheilchen, das Waschen, Dressiren, Auslösen der Brüstchen, der Schlegelchen, das große Uebung erfordernde



Der russische Gesandte in Konstantinopel, General Ignatieff, übergibt dem Sultan sein Beglaubigungsschreiben. (S. 168.)

Ausbeinen des Geflügels, die zeitraubende Vorarbeit der Schlachtbraten bis zu ihrer vollen Verwandlung, die hunderttheiligen Zurüstungen für die großen Schaugerichte mit den ausgesuchtesten Beilagen, das sorgsame Reinigen und Aufkochen der Gemüse — alle diese Vorarbeiten müssen in der sichersten Reihenfolge abgethan werden, oder die Verwirrung mit allen ihren Schrecken bricht rettungslos noch in der letzten Minute vor dem Anrichten über die Köche herein.

Auf dem Hauptherde aber strömt der Dampf wie auf Lokomotiven, so aus Hunderten großer und kleiner Geschirre. Es wird gehackt, gehobelt, geschnitten, zerlegt, zerstückt, zertheilt, die Porzellanschüsseln mit den weiß und braun gekochten Hauptsaucen stehen in Reih und Glied und die Körper von wildem Geflügel braten in der zartesten Weise, um ohne jeden Beigeschmack mit seinem köstlichen Parfüm die zum Ragout bereitete Sauce pikant zu machen. Nur kleine Bläschen werfend, steht sie zur Seite und jedes Fettäugchen wird sofort abgehoben, bis sie endlich so rein ausgekocht ist, daß ein Chemiker seine Freude daran haben könnte. Der große Lendenbraten, mit dicken Nierenfettschichten bedeckt und in Papier verpackt, liegt zum Anschrauben an den Bratspieß bereit und die fein gespickten Fasanen in ihrer hochgewölbten Dressirung geben schon ungebraten eine Ahnung von dem Genusse, den sie bereiten, wenn sie erst mit geschnittenen Brüsten auf die Tafel gelangen.

An den Gemüsetischen wird geschält, geputzt, gewaschen, gebunden; aber ganze Körbe fußlanger Spargeln, Dutzende von stacheligen Artischocken neben krabbelnden und zappelnden Krebsen liegen und kriechen noch unberührt, und doch geht der Zeiger der Uhr unaufhaltsam weiter, schon vermehrt sich Kasserole um Kasserole auf den Anrichttischen und das kundige Auge überfliegt zum Oeftern den Speisezettel, um keine der vielfachen und vielseitigen Arbeiten zu versäumen, die, erst vorbereitet, noch mancher Stunde bedürfen, um der Gabel oder dem Messer keinen Widerstand zu leisten.

Am zweiten Herde prüft der Koch die mit allem Fleiße und größter Sorgsamkeit behandelte, jetzt in leichtes Kochen gekommene Geflügelbouillon und entfernt mit geübter Hand die Schaumtheilchen, bevor er, den Salzgehalt zu beurtheilen, sie kostet. Die zerstampften Fleischtheile der Hühner lösen sich nach und nach auf und bilden jene sammetartige Weichheit, welcher der Feinschmecker so eifrig nachforscht und deren mehr oder weniger Vorhandensein oft für ein Diner entscheidend wird, denn die Suppe ist die Königin der Speisen, sie wird so heiß wie möglich aufgetragen, der dem Teller entströmende Dampf muß in feinen duftigen Wölkchen aufwirbeln.

Die Zahl der hohen, niederen und flachen Geschirre mit geprüftem Inhalt bis zum rothen, aus der Schale des Krebses gewonnenen Farbstoff, dehnt sich bereits in erfreulicher Weise auf den Tischen aus, aber noch ist keine Speise selbst über die Lippen der Arbeitenden gekommen.

Am Bratenfeuer, gehorsam dem Dampfe, läuft schon drei volle Stunden der vierzig Pfund schwere Lendenbraten. Die Papierhülle ist ganz braun und glasig geworden, aber sie trägt trotzdem keine Brandwunden, mit dem herabtriefenden Fette immer und immer wieder übergossen, vermag das Feuer diesem Schutzpanzer nichts anzuhaben. Noch zwei Stunden und an vier oder fünf langgestreckten Spießen stecken ganze Familien von hochbrüstigem, jüngst noch Wald und Feld durchstreifendem Geflügel, neben jungen, mit dem Aufwand von Stunden meisterhaft gespickten Rehziemern und Schlegeln. Der Bratenmeister, die furchtbare Gluthitze mit einem Tuche vom Gesicht abhaltend, überwacht den Gang der Maschine, welche die Spieße nach Wunsch in Bewegung setzt, auf welchen die durchstochenen und festgebundenen Opfer sich um sich selbst zu drehen scheinen, bald der Gluthitze näher gebracht, bald davon mehr entfernt werden, bis die herrliche dunkelrothe Farbe gewonnen ist und der feine weiße Saft der Poularden durch die geröstete Fettlage bei der kleinsten Berührung mit dem Messer herausquillt.

Die Stunden enteilen. Alles scheint bewältigt und ein Augenblick der Erholung gekommen. Die Feuer rings umher, die heißen Dämpfe, dazu die anstrengendste Thätigkeit haben die Luft zur Saharahitze gesteigert, und doch ist nur erst der eine Theil bezwungen, denn schon langt von keuchenden Burschen herbeigeschleppt das Silbergeschirr an und eine ganze Ladung von ovalen und runden Schüsseln, Kasserolen, Saucièren und Beilageplättchen wird mit einer Anzahl Krystallgefäßen nebst Dutzenden zu Unterlagen künstlich gefalteter Damastservietten auf dem Tische ausgebreitet.

Das plumpe Aufschlagen der parat gehaltenen Wärmschränke, deren Füllung mit glühenden Kohlen vorgenommen wird, die Menge der sich mehr und mehr einfindenden Schloßdienerschaft, deren unabweisbare Gegenwart geradezu beengend wird, und ein bei der Nachsuchung entdeckter Mangel an hinreichenden Suppenklöschen, deßgleichen eine unwerth gewordene Hollandaise, welche ausgegossen werden muß, weil zwei Citronenkerne ihre ganze Bitterkeit darin aufgelöst haben, lassen befürchten, daß bei dem kleinsten noch folgenden Mißstand ein schweres Donnerwetter losbrechen werde, das bereits in der Backkammer durch Wetterleuchten um einen Kopf sich angezeigt hat.

Und jetzt erscheint Seiner Majestät Küchenmeister, er begibt sich eiligst zum Bratenmeister, doch seinem fragenden Blick auf den sich noch schwer drehenden Lendenbraten, mit Hinweis auf die Kaiser-Uhr, wird sofort begegnet, indem der Meister seine Dressirnadel in denselben stößt, einige Sekunden sitzen läßt und brennend heiß herauszieht. Das genügt, in einer Stunde kann das Messer an den englischen Braten gelegt werden.

Von Herd zu Herd, von Tisch zu Tisch wird gegangen, der Inhalt fast jeder Kasserole betrachtet und bei jeder derselben die Art des Anrichtens besprochen. Denn erst von einer weitern, höher gelegenen Küche in der Nähe des Speisesaales werden die Speisen zur Tafel gebracht. Ach, wie viel verliert manches Meisterwerk der Küche, wenn es zu früh verlangt oder zu spät genossen wird! Indessen ist die Besichtigung gut vorübergegangen, die Gegenwart Seiner Majestät Küchenmeister hat für einige Zeit das Lärmen der Gehenden und Kommenden etwas gemildert. In die Backkammer getreten, woselbst dem Blätterteig die letzte Tour gegeben, die Backbleche zur Aufnahme der kleinen Pastetchen mit Eis kalt erhalten werden, kostet er mit Behagen eines der mit Pomade fein glasirten Mandelscheibchen, die zum Garniren der Crême-Bavaroise bestimmt sind, wirft einen Blick auf die wunderbar klaren, noch ungestürzten Gelées, mit Erdbeeren ausgelegt, die durch Duft und Farbenpracht zugleich erfreuen; dann steigt er hinab, tief unter die Erde, wo auf künstlich erhaltenen Eisschichten der Hummer friedlich neben dem Turbot schlummert, Dutzende von Austernkörben in einer grönländischen Atmosphäre herumliegen. Eine Fallthüre wird auf seinen Ruf von unten geöffnet und nun die Arbeit Derer gemustert, welche, von Eisstücken umgeben, jetzt mit steifrothen Armen Schüssel um Schüssel vor ihm niedersetzen.

Da liegt, verziert mit Muscheln, Krebsschwänzchen und feinem Mayonnaise-Salat, der fettige Salmfisch, die Perle des Rheins; dort auf frischer Kresse die Homards mit ihren rothen Scheeren, das weiße feste Fleisch in Scheiben geschnitten, mit kleinen Coquilles umgeben. Neben ihm, auf einem künstlichen Korbe von Maccaronen, eine Gelée, zu welcher die afrikanische Ananas ihren wundersamen Saft und ihr köstliches Fleisch geliefert. Noch prangen, mit silbernen Spießchen geziert, eine Zahl Feldhühner, von einer Mosaikarbeit von würziger Aspic umschlossen, und endlich wird auf mächtiger ovaler Silberplatte ein gefüllter Eberkopf gebracht, dessen nachgeahmte Hauer noch ebenso drohend aus dem mit Trüffeln und feinen Fleischarten gefüllten Maule hervorstarren, als da noch Leben in dem einst borstigen Thiere war.

Oben aber herrscht ein fieberhaftes Drängen, die Wärmschränke sind abgegangen, geleert und wiederholt gefüllt worden, die Tische und Schneidbretter aufgewaschen und aufgeräumt, kurz jedes Ungehörige beseitigt worden. Den Köchen, welche noch in der obern Küche sich bereit zu halten haben, wird frisches Weißzeug gereicht, und so für die Zeit des nahenden Stundenschlages Alles bereit gemacht. Eine Pause der Erwartung tritt ein. Aller Augen sind auf den ersten Mundkoch gerichtet — da schlägt die Uhr fünf! — noch einige Sekunden und durch das Sprachrohr dröhnen die Worte herab: „Man sitzt! die Suppe wird servirt!"

Nun beginnt ein Heben, Tragen und Schieben der Geschirre, ein Auf- und Zuklappen von Deckeln, ein Herbeischleppen, Ausbreiten, Unterbreiten — dabei kein Lärm, fast kein Wort wird getauscht; die Zeit ist zu gebieterisch, um auch nur eine Minute verlieren zu dürfen, ein Wink nach dieser, nach jener Seite genügt, das Nöthige sofort vor sich zu haben, mit einer erfreuenden Gewandtheit ist jede Spur der vorher geschehenen Arbeit beseitigt und ein neues, freies Feld für die weitere bereitet. Das Sprachrohr feiert nur wenig, jetzt ein Ruck und die Braten sind von den Spießen gelöst, die Bindfaden herausgezogen, und kaum ist dieß geschehen, sind auch sie schon auf dem Wege der geflügelten Fahrt — nach oben in die Anrichtküche.

Ruf auf Ruf, Schüssel auf Schüssel, bis die letzte abgegangen ist, dann legt der Meister seine Schürze von sich, greift zum Rock und verläßt mit einem „Gute Nacht" die Küche.

Die Feuer erlöschen mehr und mehr. Eine natürliche Abspannung folgt auf die Last eines Tages, den der morgende vielleicht noch zu überbieten kommt.

Das letzte Ladfaß.

(Bild S. 172.)

Das Prachtwerk „Rheinfahrt" (Stuttgart, Kröner) ist jetzt ganz erschienen. Wir wollen, um unsern Lesern eine Vorstellung von der Art dieses schönen Werkes zu geben, ein Bild aus der 10. Lieferung des Buches unserem Heft hier einverleiben. Die „Rheinfahrt" hat sich zur Aufgabe gemacht, diesen schönsten Strom der Welt und Deutschlands Stolz und Freude in Bild und Wort von seiner Wiege auf den Schneehöhen der Alpen bis zu seiner Mündung in's Meer zu schildern. Eine prachtvolle Wanderung, beschrieben von Stieler, Wachenhusen, Hackländer, illustrirt von unseren besten Landschaftszeichnern, und jedes Heft zwei Kunstblätter ähnlicher Art, wie das von uns gewählte, bringend.

Unser Blatt zeigt die Weinlese am Rhein, den schönsten und heitersten Moment im farbenreichen, heitern Leben an den prächtigen Ufern des großen Stromes, den Augenblick, wo das letzte Faß mit dem süßen Weinmost der eben an den Bergen gepflückten köstlichen Trauben, nachdem sie eingestampft, zur Kelter gebracht wird. Bei dieser Fahrt, wo Alles voll ausgelassener Lebensfreude ist, wird mit dem kostbaren Naß noch nicht so gespart, und Alt und Jung, Arm und Reich, Kind und Kegel erfreut sich an süßen Spenden, die meist von schöner Hand gereicht und von fröhlichen, glänzenden Blicken aus schönen Mädchenaugen begleitet werden. Es ist dieß ein Bild der überquellenden Lebensfreude, das ganz wunderbar zu der üppig schönen Natur des großen Stromes paßt, und welches W. Simler übertrefflich gruppirt und voll Ausdruck in der freudigen Stimmung uns vorführt.

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Fortsetzung.)

Am nämlichen Abend, — die Luft war mild und balsamisch und eine herrliche Brise stand so günstig, wie sie nur stehen konnte, — saß Holdsworth auf dem Hinterdeck, als Kapitän Duff zu ihm trat und zu ihm sagte:

„Lieber Herr, die Mannschaft hat eine kleine Sammlung veranstaltet, um Ihnen als Beweis Ihrer aufrichtigen Theilnahme einen kleinen Ersatz für das Geld und Gut zu geben, das Sie bei dem Untergang des Wrackes eingebüßt haben, — denn daß Sie an Bord von einem Schiff gewesen sind, daran zweifeln wir Alle nicht. Der Bootsmann wartet; er möchte gern wissen, wann es Ihnen gelegen ist, die Gabe in Empfang zu nehmen."

„Nein, nein, — wirklich nicht, — die guten Leute müssen ihr Geld behalten. Ich kann es nicht annehmen," erwiederte Holdsworth sehr aufgeregt und bewegt.

„O, Sie müssen es annehmen, Herr, wenn Sie nicht für hochnäsig gelten wollen, wie man bei uns in Schottland sagt. Der Bootsmann steht dort drüben beim Gangspill und die Matrosen können sich vor Neugier nicht lassen, — sehen Sie nur, wie sie die Hälse strecken!"

Holdsworth verließ seinen Sitz und begab sich langsamen Schrittes zum Bootsmann. Als die Matrosen ihn zum Gangspill gehen sahen, tauchten sie aus dem Zwischendeck, aus dem Kochhause, hinter dem großen Boote auf und kamen zögernd herbeigeschlichen, wobei sich Einige auf die Zehen stellten, um die Unterredung besser auffangen zu können. Ein Seemann, der irgendwo in einem Maste gesessen hatte, kam Hals über Kopf von seinem hohen Sitz heruntergekollert und faßte schließlich festen Fuß auf der Verschanzung und stand dort, in stumme Betrachtung versenkt.

Auch der Kapitän und Herr Sherman und der zweite Maate traten herzu; und als der Bootsmann zu sprechen begann, rief der Kapitän:

„Kommt näher heran, Jungens; der Herr kann euch nicht antworten, wenn ihr 'ne Meile von ihm weg seid."

Die Mannschaft schob sich zu einem engern Halbkreis zusammen und blieb dann, dicht zusammengedrängt und Einer über des Andern Schulter blickend, stehen.

„Alles fertig, Herr?" fragte der Bootsmann.

„Legt los," antwortete der Kapitän.

Der Bootsmann nahm seinen Hut ab und legte ihn auf das Gangspill; dann zog er aus demselben ein Taschentuch von der Größe einer kleinen Flagge und trocknete sich das Gesicht und den Mund; darauf fischte er in seiner Rocktasche herum und brachte einen kleinen, sauber aus Segeltuch gefertigten Beutel zum Vorschein. Diesen behielt er in seiner Hand, während er sich mit folgenden Worten an Holdsworth wandte:

„Wir kennen Ihren Namen nicht, mein Herr, und das thut uns sehr leid, denn ein Name hat 'nen großen Werth, besonders für Den, der eine Rede halten will, weil er dann gleich wiß, wie er anfangen soll. (‚Recht so, recht so, Harry,' tönte es aus dem Haufen und mehrere Köpfe nickten mit Nachdruck.) Ich selbst bin en Schiffersmann und bin aus Greenwich gebürtig und habe nichts gelernt, als ich 'n Junge war, und deßhalb muß die anwesende Gesellschaft mein schlechtes Sprechen entschuldigen und darauf Rücksicht nehmen, daß man auf See nur die Worte zu wissen braucht, die zum Schiff gehören. Wir sind hier Alle Seeleute, wenn der Herr Kapitän mir erlaubt, daß ich ihn auch 'n Seemann nenne —"

„Meiner Treu! Was bin ich denn sonst?" rief der Schiffer.

„Wie ich also sagte, sind wir hier Alle Seeleute, — nur Sie und Herr Sherman nicht, und nur Unsereiner weiß, was für 'n schreckliches Unglück so 'n Schiffbruch ist und was für 'n böser Ausguck Hunger und Durst ist und wie schlecht es einem Menschen zu Muthe sein muß, der meilenweit vom Land in einem offenen Boot sitzt. Wir glauben bestimmt, daß Sie viel durchgemacht haben, und weil wir Seeleute sind, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß wir Alle von unserem Kapitän an Ihnen nicht nur durch Worte zeigen, wie's uns um's Herz ist, obgleich Worte auch manchmal viel Trost bringen können, besonders wenn man versteht, was Einem gesagt wird. — Doch was ich sagen wollte, ist, daß wir Ihnen gern beweisen möchten, wie leid Sie uns thun und wie froh wir sind, daß wir zu dem Schiff gehören, das Sie aufgefunden hat, und deßhalb, Herr" — und hiemit händigte er Holdsworth den Beutel ein — „haben alle Matrosen sich verabredet und diese kleine Summe zusammengebracht, damit Sie sich einige nothwendige Sachen anschaffen können, wenn Sie an Land kommen; und ich bin stolz, daß ich sagen kann, daß kein Einziger sich ausgeschlossen hat, obwohl ich erst glaubte, daß Einer dabei sein würde, der nichts hergeben wollte. — Mit Ihrer Erlaubniß, Herr, — auf dem Stück Papier, das in dem Beutel steckt, ist das Geld verzeichnet, das die Leute geben, welche kein baar Geld bei sich haben. Der Kapitän wird so gut sein und Ihnen das in Silber geben, was hier in Zahlen zu sehen ist, und den Leuten dann das Geld von ihrem Lohn abziehen. — So, das ist, glaub' ich, Alles, Herr, was ich sagen wollte."

Eine Stimme rief:

„Der fremde Herr soll leben!" und sofort erscholl aus den

eisernen Kehlen der Matrosen ein donnerähnliches „Hoch!", daß das Verdeck wiederhallte.

Holdsworth war überwältigt; stumm blickte er vor sich nieder und suchte seine Rührung zu bekämpfen. Doch als er die Augen erhob und die Menge der rauhen, ehrlichen Gesichter rings um sich her erblickte, gelang es ihm, sich gleichsam von seiner Gefühlsaufwallung loszuringen und folgende Antwort zu geben:

„Wenn es Gott gefallen hätte, mir mein Gedächtniß zu lassen, so würde ich sicherlich besser im Stande sein, Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken, doch glaube ich nicht, daß ich dieselbe lebhafter empfunden haben würde, als ich es jetzt thue. Zuweilen, wenn ich Sie bei Ihrer Arbeit beobachtete, durchfuhr mich der Gedanke, — zwar nicht als eine Ueberzeugung, sondern als ein Gefühl der Möglichkeit, — daß auch ich einst Seemann gewesen sei, und wenn das der Fall ist, so verstehe ich, warum mich Ihre warme Theilnahme nicht überrascht; denn dann muß ich es ja selbst erfahren haben, daß die Matrosenherzen die größten, aufrichtigsten und tapfersten in der Welt sind, daß es keine Sorge gibt, die sie nicht hülfreich zu heben suchen, und daß gerade der Mensch, er möge sein wer er will, ihrer Fürsorge am lebhaftesten gewiß ist, der vom Unglück heimgesucht wurde und ohne Freunde auf Erden dasteht. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre großmüthige Gabe danken soll! (‚Wir brauchen keinen Dank!' sagte eine Stimme, ‚wenn das Geld ausreicht, um Sie etwas auszurüsten und Sie noch eine Kleinigkeit in der Tasche behalten, so sind wir Alle zufrieden.') Gebe der Allmächtige, daß mein Gedächtniß mir nicht abermals einen Streich spielt, sondern mir gestattet, die Erinnerung an Ihre große Freundlichkeit bis zu meiner Todesstunde zu bewahren. Gott segne Sie und führe Sie Alle ungefährdet in Ihre Heimat zurück."

Er schwieg und war unfähig, weiter zu reden.

„Lieber Herr," sagte Kapitän Duff, „von Anfang bis zu Ende haben wir in dieser Angelegenheit nur unsere Schuldigkeit gethan. Im Namen meiner Leute danke ich Ihnen für Ihre guten Wünsche und hoffe, daß Gott Ihnen so bald als möglich Ihr Gedächtniß zurückgibt und Ihnen als einen Ersatz für all' das Schwere, das Sie erlitten haben, noch recht viel Freude bescheren möge."

Er ergriff seine Rechte und schüttelte sie herzhaft; Herr Anderson folgte seinem Beispiele, dann kam der Bootsmann an die Reihe; demselben folgte ein Vollmatrose und so drängte sich Einer nach dem Andern herzu, und Holdsworth mußte schließlich jedem Einzelnen die Hand schütteln, so daß wohl kaum ein Matrose auf der „Jessie Maxwell" war, der nicht einen Händedruck erhalten hätte.

Um diesem Ereigniß einen würdigen Abschluß zu geben, traktirte Kapitän Duff seine Leute mit Rum.

Siebenzehntes Kapitel.

Sidney.

Drei Tage nach dem im vorigen Kapitel beschriebenen Feste ertönte um neun Uhr Morgens aus dem Munde eines im Hauptmast auf dem Ausguck sitzenden Matrosen der Donnerruf:

„Land gradaus!"

Nach Verlauf einer halben Stunde vermochte man dasselbe vom Verdeck aus als einen schattenhaften Nebelstreifen zu erkennen.

Australien! der große reiche Welttheil war erreicht, der dazumal Männer beherbergte, deren Väter sich noch der Zeit entsinnen konnten, wo die Erdkunde dieser ungeheuren Landfläche noch keinen Platz im Stillen Ozean eingeräumt hatte.

Ein tiefeinschneidendes Gefühl begleitet den ersten Blick auf das in weiter Ferne sichtbar werdende Land, — das Land, dem man Woche für Woche entgegensegelte, ohne je auf der weiten Wasserwelt etwas Anderes zu erblicken, als hin und wieder die weißen Segel eines vorübergleitenden Schiffes. Der älteste Seemann verläßt seine Hängematte und kommt schnellen Schrittes herbei, um die verhängnißvolle Wolke zu betrachten. Sind Passagiere an Bord, so bemerkt man unter ihnen eine eigenthümliche Unruhe, die aus einer seltsamen Mischung von freudiger Erregung und schmerzlichem Widerstreben entspringt. Sie können den Augenblick kaum erwarten, wo sie ihr schwimmendes Daheim, die traute Kajüte, die Stätte froher Gemeinschaft, und die blanken Verdecke, auf denen sie zu lustwandeln pflegten, verlassen sollen. Und doch empfinden sie in dieser Stunde des Scheidens mit ungewohnter Lebhaftigkeit die Thatsache, daß sie das Schiff, das sie getragen, liebgewonnen haben. Wie herrlich hat es sich im Kampfe gegen Wind und Wellen bewährt! Wie groß steht es da, wenn man die unendliche Wasserebene bedenkt, die es durchschnitten hat! Noch vor einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume befand es sich in englischen Gewässern und jetzt badet es seine Brust in den Wogen der Antipoden und erhebt seine geschwellten Segel mit fast bewußter Anmuth gen Himmel, als schwelge es in dem Vollgefühl eines siegreich bestandenen Wagnisses, — das, so oft es auch wiederholt werden mag, das Staunen und die Bewunderung der Welt verdient.

Und nun steigt das Land mit großen, festen Umrissen am Horizont auf, — eine starre, unwirthliche Küste, die recht eigentlich dazu geschaffen scheint, in jedem heißblütigen Abenteurer den Gedanken an eine zweite, bessere Heimat, an eine lichtere Zukunft zu ertödten.

Doch was gedenkt Kapitän Duff zu thun?

Beabsichtigt er etwa den Bug seines Schiffes auf die granitfarbenen Klippen zu rennen, welche, nach beiden Seiten sich ausdehnend, ihren dunklen Saum von schmeichelnden Schaumwellen küssen lassen? Strenge Deine Augen scharf an, und Du wirst zwei Einbuchten bemerken. Auf die zur rechten Hand liegende steuert die „Jessie Maxwell" gerades Weges zu. Allmälig tritt der Küstenrand immer deutlicher hervor. Jener Einschnitt links ist nur ein Scheinhafen, unter dessen blauen, haifischerfüllten Wellen ein ungeheurer Felsblock verborgen ruht, auf dem viele Jahre später ein herrliches Schiff, „Dunbar" mit Namen, stranden sollte, wobei von der Menschenmenge an Bord nur ein einziger Mann errettet ward.

Und nun erwäge das Wunder der Schifffahrt!

Woche für Woche ist die „Jessie Maxwell" rings vom Ozean umgeben gewesen und bei Nacht und Tag, bei lichtem Sonnenschein und heulenden, hagelschwangeren Stürmen nur durch eine kleine Nadel geleitet worden, welche mit einer Kraft ausgestattet ist, die an Sicherheit und Unfehlbarkeit jede noch so erhabene menschliche Befähigung überragt. Ja, Woche für Woche hat dieses unscheinbare Instrument den Weg angegeben und dem willig gehorchenden Steuermanne Befehle ertheilt, und so hat das Schiff Hunderte von Meilen zurückgelegt, bis seine Bewohner eines Morgens ihr Ziel erreicht und den Bug ihres schwimmenden Wohnhauses unverwandt dem schmalen Engpaß zugerichtet sahen, der den großen Busen von Sidney vom Meere trennt.

Wie wohlthuend, wie erfrischend war für die von dem steten Schwimmen und Schaukeln des Meeres ermüdeten Augen des armen Holdsworth der Blick auf das grüne Gestade, die hier und dort aus dem Laubwerk auftauchenden Häuser und die den Rand der Inseln bekränzenden Bäume, die, über das Wasser sich neigend, in die Betrachtung ihres eigenen Spiegelbildes versunken schienen.

Dort beginnt Sidney; zu den Füßen der Stadt liegt ein großes halbkreisförmiges Wasserbecken, aus dem von einem Hintergrunde von Häusern und laubigen Anhöhen Mast an Mast sich erhebt. Wie malerisch wirken die vereinten Farbentöne der wallenden Flaggen, das Weiß der Gebäude, das Grün der Hügel und das Blau des Himmelsgewölbes!

Kein nachdenkender Mensch kann eine Kolonie, wie diese, betrachten, ohne bei ihrem Anblick in eine tiefbewegte und gehobene Stimmung versetzt zu werden. Der menschliche Unternehmungsgeist findet den Weg zu einem großen, noch völlig unkultivirten Erdtheil, den der Stille Ozean bisher verborgen gehalten hatte, und schon wenige Jahre später sehen wir an seiner Küste große und kleine Städte emporblühen und hören auf seinem wellenbespülten Strande das Schwirren und Lärmen der Industrie. In tausend und aber tausend Zügen offenbart sich die unveräußerliche Liebe zu dem Lande, aus dem diese Ansiedelungen hervorgegangen sind; Anhänglichkeit und treues Erinnern bauten eine feste Brücke über den gewaltigen Ozean, und hier auf der neuen Erde entsteht ein getreues, selbst die kleinsten Merkmale nicht entbehrendes Abbild des alten England.

Und so begegnen dem das Land betretenden Britten heimatliche Gesichter; englische Laute schlagen an sein Ohr; er fühlt sich in einer bekannten Welt und je länger er in derselben verweilt, um so mehr wird er den seinem Volke eigenen Muth, die Geisteskraft, Lebensfähigkeit und Unternehmungslust zu würdigen wissen, mit deren Hülfe es den Kolonisten gelang, sich allen Hindernissen zum Trotz siegreich auf der neueroberten Scholle zu behaupten.

Achtzehntes Kapitel.

Heimwärts segelnd.

Im Jahre 1832 — mit Ausnahme weniger Wochen waren gerade fünf Jahre seit jenem Tage verflossen, an dem die „Sternschnuppe" vor Gravesand gelegen und auf die Ankunft des Kapitäns gewartet hatte, um auf eine Reise sich zu begeben, deren Ziel sie niemals erreichen sollte, — segelte langsam den Fluß hinauf ein großes Schiff, auf dessen Verdeck eine Menge von Passagieren dicht gedrängt standen und über dessen Bollwerk ein Kopf neben dem andern sichtbar ward.

Ganz hinten, hart am Steuerruder, befand sich ein bärtiger Mann in schwarzer Kleidung; mit gekreuzten Armen stand er regungslos da und richtete unverwandt den Blick auf das vorübergleitende Ufer.

In dem Gesichtsausdruck des einsamen Mannes lag etwas, das Deine Aufmerksamkeit, mein Leser, unwillkürlich erregt und festgehalten haben würde; es war eine Mischung von tiefer Schwermuth und aufkeimendem Erstaunen über das, was sich seinen Blicken darbot, und die auf ein der Welt entfremdetes Leben schließen ließ. Sein Antlitz war hager und schmal, seine Nase dünn und weiß, seine Augen dunkel und leuchtend. In tiefen Höhlungen ruhend, wurden dieselben von dichten Brauen beschattet, welche inmitten der Stirne in senkrechter Linie sich berührten. Mit einem Wort: er machte entschieden den Eindruck eines Menschen, dem ein inneres Leiden das Fleisch von den Gebeinen gezehrt, den Rücken gekrümmt, die Brust ausgehöhlt und den Stempel steter Sorge auf's Antlitz gedrückt hat.

Ein geschäftig aussehender Herr mit lebhaften Bewegungen und einem rundlichen Gesichte zwängte jetzt seine kleine Gestalt aus der dichtbesetzten Kajütentreppe hervor und schaute mit blinzelnden Augen auf das Ufer. Als sein Blick das Hinterdeck streifte, fuhr ein freundliches Lächeln über seine Züge; eiligst eilte er dem Platze zu, auf dem der Einsame stand.

„Ah! Herr Hampden, da sind Sie ja! Nun, können Sie sich noch immer nicht zurecht finden? He! Macht Ihnen Ihr Gedächtniß nach wie vor zu schaffen?" rief er mit herzlichem Tone. „Nun heraus mit der Sprache. Ich sollte doch denken, daß es bei dem Anblick von Folkstone, Margate und den Reculvers wachgerüttelt sein und Ihnen Alles mitgetheilt haben müßte, was Sie zu wissen wünschen."

Der Angeredete, den wir soeben als Herrn Hampden begrüßen hörten, den wir jedoch mit seinem eigentlichen Namen „Holdsworth" bezeichnen wollen, wandte seinen Blick vom Ufer ab und antwortete mit einer gewissen Anstrengung, als werde es ihm schwer, seinen Gedanken plötzlich eine andere Richtung zu geben:

„Keine dieser Ortschaften ist mir fremd. Ja, ich möchte fast behaupten, daß ich dort drüben nicht ein einziges Haus erblicke, das einen unbekannten Eindruck auf mich macht. Aber dennoch erwecken diese Hütten keine bestimmte Vorstellung in mir. Meine Vergangenheit gleicht nach wie vor einem auseinandergenommenen Legespiele und ich einem hülflosen Kinde, das sich vergebens abmüht, die einzelnen Stückchen zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzufügen."

„Seltsam!" rief der kleine Doktor und klopfte eifrigst mit seinen Fingerknöcheln auf den Deckel seiner Schnupftabaksdose. „Wo mag nur das Heilkraut wachsen, das Ihrem Gedächtnisse das erstorbene Leben wieder verleiht? Wer nennt mir die Einflüsse, die im Stande sind, die schlummernde Geistesthätigkeit aus ihrer Lethargie zu befreien? Wahrhaftig, Sie haben mir schwer auf der Seele gelegen, lieber Herr Hampden. Ich habe ein Gefühl, als beginge ich ein Unrecht, wenn ich Sie ungeheilt vom Schiffe lasse. Und doch, sagen Sie selbst, kann ich mehr thun, als ich gethan habe? Meine ganze Kunst habe ich aufgeboten und mich in Fragen aller Art erschöpft."

„Sie sind sehr gütig gegen mich gewesen, Herr Doktor, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Theilnahme, die Sie mir bewiesen."

„Pah!" rief der Arzt, eine gewaltige Prise nehmend, „mit Theilnahme heilt man keinen Kranken. Unser Beruf fordert Resultate. Ich muß gestehen, daß es mein lebhafter Wunsch gewesen ist, Herrn Sherman bei meiner Rückkehr mittheilen zu können, daß Ihr Gedächtniß vollkommen zurückgekehrt sei. Das soll nicht sein. Wahrhaftig, ich glaube, daß keinem einzigen meiner Kollegen ein solcher Fall vorgekommen ist, wie der Ihrige. Ein so andauerndes Versagen der Gedächtnißkraft scheint psychologisch unerklärlich. Wenn Sie mir nur sozusagen das eine Ende des Fadens in die Hand geben könnten, dann wollte ich Ihnen das ganze Knäuel entwirren. Bitte, lieber Herr, schauen Sie um sich. Ich sollte denken, wenn Sie ein Engländer sind, so müßte ein Blick auf diese lachende Themse-Landschaft genügen, um Sie bis in's innerste Herz hinein anzuheimeln und tausend Erlebnisse Ihnen vor die Seele zu führen."

Holdsworth ließ seine Augen umherschweifen und biß sich auf die Lippen.

„Ich war fest davon durchdrungen," rief er, „und bin es auch noch, daß mein Erinnerungsvermögen wieder erwachen wird, sobald ich etwas gewahre, das mit meiner Vergangenheit verwebt und verwachsen ist. Als wir Margate passirten, ging mir der Athem aus. Ja, Herr Doktor, ich vermochte kaum Luft zu schöpfen, so heftig übermannte mich das Aufwogen eines unbeschreibbaren Gefühles. Ich glaubte mit Sicherheit, mein Gedächtniß werde in diesem Augenblick die hemmende Wand durchbrechen. O, es ist unmöglich, die Regung zu schildern, die mich plötzlich ergriff. War sie mir doch selbst ein Räthsel! Aber seitdem wir in diesen Fluß eingefahren sind, habe ich die Empfindung, als stehe mir eine Offenbarung unmittelbar bevor, und zitternd erwarte ich das Wiedererscheinen meiner Erinnerung; — aber sie kommt nicht, sie kommt nicht!"

„Sie kommt doch! Ihre Fähigkeit, die Namen und die Eigenschaften aller der Dinge zu erkennen und festzuhalten, die Sie mit den Sinnen wahrnehmen, hat mich schon seit lange zu der Ueberzeugung gebracht, daß Ihr Gedächtniß nicht todt, sondern nur betäubt ist. Stärken Sie sich, sobald Sie an's Land kommen, durch kräftige Nahrung. Wandern Sie fleißig Straß' auf, Straß' ab, brauchen Sie unaufhörlich Ihre Augen, und wenn dann ein Bild aus der Vergangenheit in Ihnen auftaucht, dann dürfen Sie nicht mit ungestümer Heftigkeit auf dasselbe losfahren, sondern müssen demselben vielmehr Zeit lassen, sich ruhig zu entwickeln. Vergessen Sie niemals, daß solche Bilder nichts als Schattengestalten sind, die man nicht in einen Winkel treiben und zum Stillstehen zwingen kann."

Hier ward der Sprecher von Jemanden gerufen; er drückte eiligst unserem Freunde Holdsworth die Hand und mischte sich in die Schaar der Passagiere.

In schnellem Laufe segelte das Schiff auf Gravesand zu, woselbst es seiner Menschenlast sich entledigen sollte. Welch' einen prächtigen Anblick gewährte die Themse mit den, ihre glänzenden Wellen krönenden Fahrzeugen jeder Art und jeder Größe, ihren werften- und häuserreichen Ufern, ihren grünen Landzungen und der im Hintergrunde sich ausdehnenden lichtfrohen Sommerlandschaft!

Es war ein herrlicher Julimorgen und die Luft hatte eine so außerordentliche Durchsichtigkeit, daß alle Gegenstände ringsumher in scharfen klaren Umrissen hervortraten und es einem vorkam, als betrachte man dieselben durch eine spiegelblanke Glasscheibe. Solch' ein Tag war so recht dazu geeignet, ein heimkehrendes Schiff zu begrüßen und die Herzen aller seiner Insassen mit einer Vorfreude auf das Landleben zu erfüllen, das nach einem langen Kampfe mit dem weiten trügerischen Ozean ihrer wartete.

Jetzt war Gravesand erreicht und alsbald ertheilte der Lootse hastige Befehle. Nieder rasselten die Stagsegel, die Klüver und die Raaen mit ihrer gewaltigen Leinenlast und das stattliche Schiff glitt, seiner zum Himmel emporschwellenden Gewandung beraubt, langsam bis vor die Stadt.

„Laßt den Anker fallen!"

Klirr! Klirr! Klirr! ertönte der Hammer des Tischlers. Und dann rasselte das mächtige Gewicht des Eisens mit tiefem Getön herunter und riß den gewaltigen Anker mit sich.

Und nun schossen ein Dutzend große und kleine Boote über das Wasser bis unmittelbar an das Schiff.

„Leben Sie wohl, Herr Kapitän," sagte Holdsworth.

Ein sonnenverbrannter Mann in einer blauen, mit vergoldeten Knöpfen besetzten Tuchjacke ergriff Holdsworth's dargebotene Rechte und schüttelte sie kräftig.

„Adieu, Herr Hampden, adieu! Sollten Sie im Laufe der nächsten drei Monate Lust bekommen, einmal ein vernünftiges Wort mit Unsereinem zu sprechen, nun, so finden Sie mich im jerusalemer Kaffeehause. Es wird mir stets angenehm sein, Sie zu sehen, und wir würden uns sammt und sonders von Herzen freuen, wenn Sie uns eines Tages mittheilten, daß London Ihnen Ihr Gedächtniß wiedergeschenkt hat."

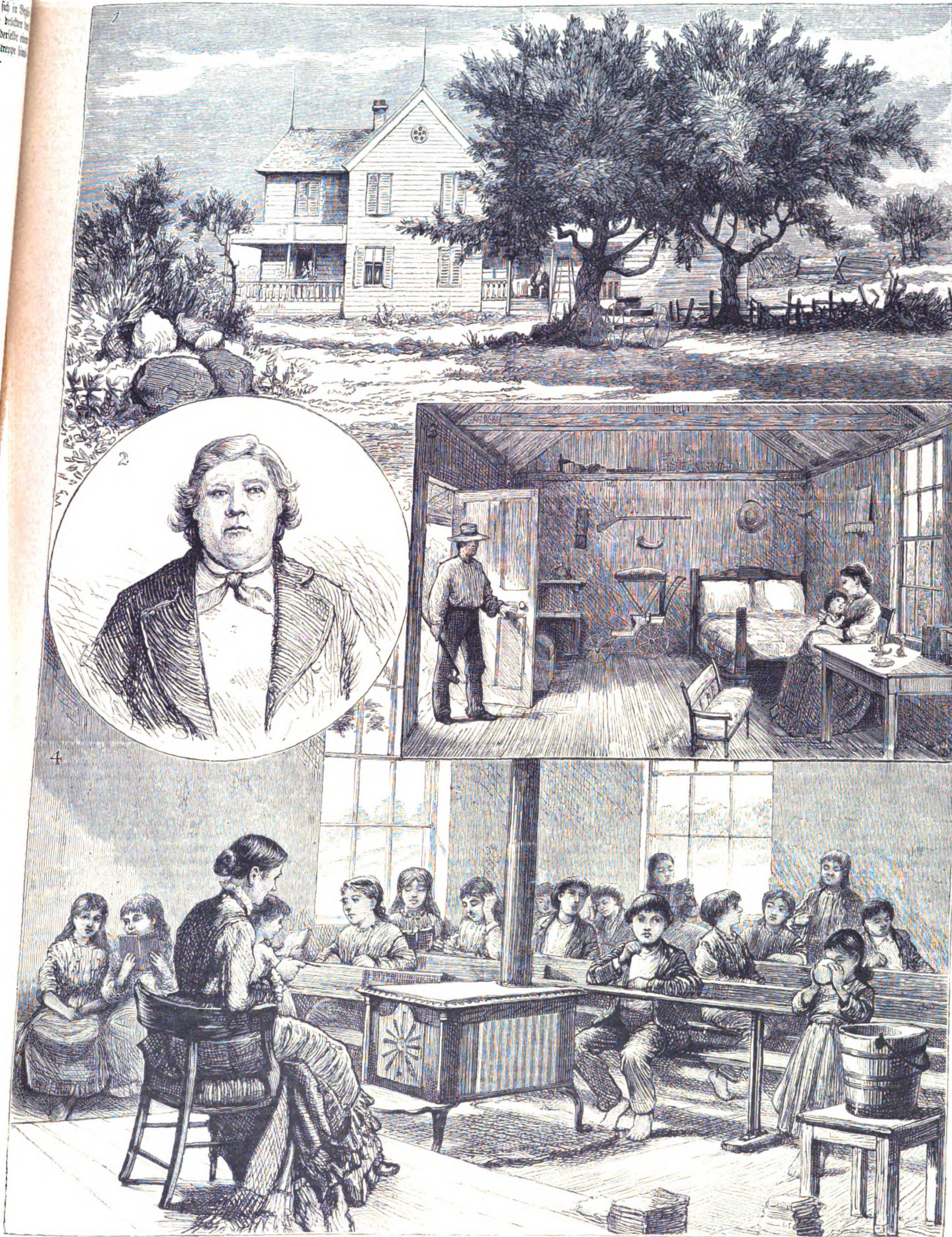
Der Ober- und Untersteuermann drängten sich in Begleitung einiger Seekadetten ebenfalls hervor und drückten dem Scheidenden freundschaftlich die Hand, worauf derselbe einem Fährmanne sein Gepäck anvertraute, die Fallreepstreppe hinabstieg und sich nach Gravesand rudern ließ. — —



Das letzte Ladfaß. Originalzeichnung von W. Simmler. (S. 170.)
Aus dem Prachtwerk „Rheinfahrt" (Verlag von A. Kröner in Stuttgart).

Und während nun unser Held in aller Eile ein Mahl einnimmt und auf die Decke einer Postkutsche steigt, um sich nach Southwark zu begeben, wollen wir diese uninteressante Zwischenzeit benutzen und einen kurzen Rückblick auf seine jüngste Vergangenheit werfen.

Bei der Ankunft der „Jessie Maxwell" in Sidney hatte Holdsworth in dem Hause seines Gönners Sherman ein Unterkommen gefunden. Er hatte gleichzeitig eine Schreiberstelle in dessen Comptoir und ein jährliches Honorar von 250 Pfund Sterling (5000 Mark) erhalten, was zu damaliger Zeit als ein keineswegs ungewöhnliches Salair galt, obgleich es für Holdsworth, der zugleich freie Kost und Logis bekam, eine hohe Summe war. Um die Wahrheit zu gestehen, bedurfte Herr Sherman eines zuverlässigen Mannes in seinem Geschäfte und außerdem hatten Holdsworth's Leiden, seine freundlose Stellung sowie sein herzgewinnendes Wesen und der Verlust seines Gedächtnisses, welches auf Alle, die ihn kennen lernten, einen tiefergreifenden Eindruck hervorrief und etwa die Sympathie erregte, die ein Blinder zu erwecken pflegt, — ihm schon vor der Landung der „Jessie Maxwell" in Australien das Herz seines edeldenkenden Wohlthäters erobert.



1. Das Haus des Häuptlings. 2. Porträt des Häuptlings, Mr. Mountpassing. 3. Inneres einer indianischen Hütte. 4. Inneres des Schulhauses.

Bei den Tuskarora-Indianern in den Vereinigten Staaten. (S. 176.)

Herr Sherman war ein kinderloser Wittwer. Eine unverheirathete Schwester, die ihm glich wie ein Ei dem andern, führte ihm den Haushalt. Da sie Holdsworth's Namen nicht zu entdecken vermochten, so kam das Geschwisterpaar dahin überein, ihn „Hampden" zu nennen: da dieser Name doch wenigstens den Vorzug hatte, in Betreff des Anfangsbuchstabens mit seinem wahren Namen übereinzustimmen.

Als Herr Hampden ward er bei Herrn Sherman's Freunden eingeführt, und diese bezeigten ein lebhaftes Interesse für ihn. Ja, einige derselben gingen sogar so weit, ihm zu Ehren Gesellschaften zu veranstalten, und so wurde er für eine kurze Zeit der Löwe des Tages. Allein diese gutgemeinte Aufmerksamkeit wirkte beunruhigend auf ihn; der Verlust seines Gedächtnisses hatte ihn ungemein reizbar gemacht und sein Nervensystem war durch die unerhörten Leiden, die er bestanden, sehr zerrüttet. Herr Sherman hatte die Absicht gehabt, mit Niemanden über den eigenthümlichen Geisteszustand seines Schützlings zu reden; Kapitän Duff aber und die Mannschaft der „Jessie Maxwell" hatten die wunderbare Begebenheit eiligst an die große Glocke gehängt und nach kurzer Zeit erschien sogar in der Zeitung ein detaillirter Bericht von Holdsworth's Auffindung und Errettung.

Glücklicherweise vergaß das Publikum ihn bald wieder. Die Kolonie war jung und die Ansiedler hatten Minen anzulegen, Land urbar zu machen, Häuser zu bauen, dem Ueberhandnehmen der ihnen zugesandten Sträflinge und der stiefmütterlichen Behandlung des Mutterlandes einen festen Damm entgegen zu setzen; sie fanden daher keine Zeit, ihre Aufmerksamkeit lange auf einen Gegenstand zu richten. Holdsworth lebte sich bald in das Geschäft ein und Tag für Tag gewann Herr Sherman ihn lieber. Wie wäre das auch anders möglich gewesen bei der immer auf's Neue in der zartesten Weise zu Tage tretenden Dankbarkeit seines Gemüthes und der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens?

Zur damaligen Zeit hielt sich in Sidney ein weitberühmter Arzt auf, und diesen berief Herr Sherman und führte ihn in der Hoffnung zu Holdsworth, daß eine geschickte sachverständige Behandlung die Geistesschwäche des Armen werde heben können. Aber schon nach wenigen Wochen schüttelte der Doktor den Kopf und erklärte den Fall für einen hoffnungslosen, oder wenigstens für einen, der dem Bereich menschlicher Hülfe entzogen sei.

Und in der That war Holdsworth's Zustand ein höchst merkwürdiges, jeder Erklärung spottendes Problem.

Hier war ein Mann, der sich mit der größten Genauigkeit jedes einzelnen Umstandes zu entsinnen vermochte, den er seit seiner Errettung erlebt, der im Gespräch einen klaren Verstand bezeigte und im geschäftlichen Verkehr einen großen Scharfsinn entwickelte. Sein Denkvermögen war so gesund wie das des geisteskräftigsten Menschen, allein von der Periode vor seiner Errettung wußte er nichts. Die Muthmaßungen, welche in seiner Gegenwart geäußert wurden, und die mehr als einmal um ein Haar in's Schwarze trafen und häufig an der Grenze der wirklich geschehenen Thatsachen hinstreiften, — brachten ihn auf keine Gedanken. Seine stete Antwort blieb ein verneinendes Kopfschütteln. War er ein Seemann gewesen? Wie hieß der Hafen, aus dem er gefahren? Was war der Name des Schiffes oder seiner Heimatstadt? Solche Fragen wurden wieder und wieder an ihn gestellt, aber obgleich er alle ihm bekannt lautenden Namen mit leidenschaftlichem Eifer auffaßte, so brachten ihm dieselben doch nicht den geringsten Aufschluß über sein früheres Leben. Und da solche Nachforschungen und Andeutungen sich regelmäßig als erfolglos erwiesen, so ließ man sie allmälig fallen und gewöhnte sich daran, Holdsworth's Zustand als einen unheilbaren zu betrachten.

Hätten Diejenigen, welche zu dieser Ueberzeugung kamen, eine Ahnung gehabt von dem geheimen, wenn auch noch wirkungslosen Sehnen und Drängen in ihm, sie würden ein anderes Urtheil gefällt haben, und wenngleich diese unruhigen Bewegungen in seinem Innern noch vollständig ziellos jeder festern Form entbehrten, so trieben sie doch mit unwiderstehlicher Macht alle Gefühlsregungen auf einen bestimmten Punkt zusammen. Diese antreibende Kraft war rein geistiger Art; — die Seele dehnte sich in ihrer Kammer und suchte das Fenster des Geistes, welches verdunkelt worden war und das Eindringen eines Lichtstrahls nicht gestattete. Die Qualen, welche dieses Ringen nach dem Verscheuchen der geistigen Blindheit erzeugte, waren so beängstigender Natur, daß ich sie nicht zu schildern vermag. Monat nach Monat verfloß und jeder anbrechende Tag fand den unglückseligen Dulder nach wie vor mit gebrochenem Herzen im Dunkeln umhertastend und darnach ringend, der in Schweigen gehüllten Vergangenheit ein Bild, ein Zeichen oder eine Vorstellung abzutrotzen, um damit das lechzende Verlangen seines innern Ichs zu beschwichtigen und demselben die Kraft zu verleihen, das zu offenbaren, was es in seinem Schooße trug und doch nicht darzuthun vermochte.

Mit weiblichem Taktgefühl ließ Herrn Sherman's Schwester nichts unversucht, um ihm die Schuppen von den Augen zu nehmen. Sie setzte eine lange Liste mit Namen auf, die mit einem „H" anfingen, und hoffte zuversichtlich, daß ihr Schützling seinen Namen auf derselben finden und dadurch einen Schlüssel zu seiner Vergangenheit erhalten werde.

Allein es war begreiflich, daß auf diesem Verzeichnisse trotz seines Umfanges und seiner sorgfältigen Anfertigung viele Namen fehlten, und unter diesen war gerade der gewünschte. Darauf stellte die gütige Dame eine Menge von Schiffsnamen zusammen. Mit rastlosem Eifer beharrte sie lange Zeit bei derartigen Bemühungen, um sie endlich in verzweiflungsvoller Stimmung aufzugeben. Jede europäische Zeitung, die sie erhalten konnte, las sie mit Aufmerksamkeit durch; doch ward ihre Hoffnu[redacted] Anzeige von dem Untergang des Schiffes, dem [illegible]ngehört hatte, zu finden, nicht verwirklicht. Und so versuchte sie ein Mittel nach dem andern; allein ihr reges Streben war und blieb ohne jeglichen Erfolg.

Nach einigen Monaten unausgesetzter nutzloser Arbeit erlahmte ihre Beharrlichkeit. Sie sowohl wie ihr Bruder standen schließlich von ihren wohlwollenden Forschungen ab, denn offenbar lag die Enthüllung dieses Räthsels nicht im Bereich menschlichen Scharfsinnes, sondern Gottes Hand allein war im Stande, den Schleier von Holdsworth's Vergangenheit zu heben.

Um die Leser nicht zu ermüden, will ich nur noch hinzufügen, daß Holdsworth in dieser Weise über vier Jahre in Sidney verlebte. Herr Sherman hatte sich bereits daran gewöhnt, ihn als einen Bürger der Kolonie zu betrachten; er hatte sein Gehalt erhöht und wünschte sich Glück, einen Mann gefunden zu haben, der nicht nur ein zuverlässiger Arbeiter war, sondern ihm auch als angenehmer, feingebildeter Genosse zur Seite stand. Der Wunsch, Australien zu verlassen, kam nie über seine Lippen. Er schien mit seinen äußeren Verhältnissen in jeder Beziehung zufrieden zu sein und den Gedanken an eine Hebung seines innern Leidens, an ein Wiedergewinnen des verlorenen Gedächtnisses, allmälig ganz aufzugeben.

Eines Morgens kam er jedoch mit einem von einer großen Erregung zeugenden Antlitz zum Frühstück. Herr Sherman, der sich im Eßzimmer befand, bemerkte sofort die Veränderung, die mit seinem Freunde vor sich gegangen war; doch noch ehe er ihn fragen konnte, eilte Holdsworth auf ihn zu und sprach mit fieberhafter Lebhaftigkeit:

„O, Herr Sherman, wissen Sie noch, daß Sie einstmals die Ueberzeugung ausgesprochen haben, daß ein Traum mir zu dem Wiederaufleben meines Gedächtnisses verhelfen könne?"

„Ja, — und ist das geschehen?"

„Das wäre zu viel gesagt; aber eigen ist es mir ergangen. Mir war heut Nacht zu Muthe, als spräche eine Stimme zu mir und forderte mich auf, unverzüglich nach England zu kommen. Es war eine weibliche Stimme, — die mir sehr vertraut klang und die ich schon oft vernommen haben muß. So lange ich schlief, wußte ich auch, wem sie gehörte, aber als ich erwachte, war es mir nicht mehr möglich, mir darüber Rechenschaft zu geben."

„Und Ihr Traum?"

„Das war Alles!"

„So beschränkte sich die ganze Offenbarung auf die Wahrnehmung dieser Stimme?"

„Sie ist das Einzige, was mir nach dem Erwachen im Gedächtniß geblieben ist."

„Und Sie sind nicht im Stande, zu sagen, an wessen Stimme Sie diese Laute erinnerten?"

„Nein."

Herr Sherman schwieg, und Holdsworth beobachtete sein Gesicht mit einer ängstlichen Spannung, die etwas tief Ergreifendes hatte, da sie die sehnsüchtige Hoffnung verrieth, daß sein Gönner in diesem nebelhaften, seltsamen Nachtgebilde einen Lichtstrahl finden werde, der seinen Pfad zu erhellen vermöge.

„Ihre Angaben sind allerdings vorderhand noch zu unbestimmt, um uns einen wirklichen Aufschluß geben zu können," sagte er nach einer Pause. „Nichtsdestoweniger ist der Vorfall ermuthigend. Warten Sie ein Weilchen. Wer weiß, ob Sie die Stimme nicht abermals vernehmen; ja, wir dürfen sogar annehmen, daß sich dann Ihr Traum greifbarer gestaltet. Fassen Sie Muth, mein Freund," fügte er dann freundlich lächelnd hinzu. „Auch das Morgenroth überflutet den Himmel nicht mit einem Zauberschlage. Es sendet als Vorboten ein bleiches Nebelgrau und zwischen dem ersten Nahen der Dämmerung und dem Aufgehen der Sonne liegt eine unabsehbare Stufenleiter von immer heller hervortretenden Farbentönen."

Und Holdsworth wartete und wartete; allein die Stimme ließ sich nicht wieder vernehmen. Dessen ungeachtet hatte sie nicht vergebens an sein Ohr geschlagen. Die Sehnsucht, nach England zu reisen, erwachte in ihm und ward von Tag zu Tag heißer, bis sie endlich zu einem unwiderstehlichen, heimwehartigen Gefühle heranwuchs. Wir lächeln vielleicht über die Thatsache, daß der arme Dulder ein Verlangen in sich aufkommen ließ, welches aus dem abergläubischen Festhalten an die Bedeutung eines Traumes entsprang; und doch war es nur zu natürlich, daß er bei seinem qualvollen Umhertasten im Dunkeln instinktartig sich an die erste Erscheinung anklammerte, die ihm fühlbar ward, und daß er dieselbe für einen gottgesandten Boten hielt, der dazu bestimmt sei, das erste Oel auf das erloschene Licht seines Gedächtnisses zu gießen.

Herr Sherman beobachtete schweigend die wachsende geistige Ruhelosigkeit seines Schützlings. Er sah voraus, daß Holdsworth zu einem bestimmten Entschluß drängen werde. Er sollte sich nicht geirrt haben, denn eines Tages trat derselbe zu ihm und sprach:

„Herr Sherman, werden Sie mich für einen Undankbaren halten, wenn ich den Wunsch ausspreche, Sie zu verlassen? Mein Verlangen, nach England zurückzukehren, ist so stark geworden, daß ich demselben nicht länger zu widerstehen vermag. Gott weiß, daß es mich einen schweren Kampf kostet, mich von Ihnen und Ihrem Hause zu trennen. Allein sagen Sie selbst, darf ich mich Regungen, die mit so unbegreiflicher Gewalt auf mich einstürmen, entziehen? Haben dieselben nicht vielmehr einen bestimmten Zweck, der nur dann erfüllt werden kann, wenn ich Ihren Einflüsterungen Gehör gebe? Ich weiß nicht, was mich nach England zieht; allein ich fühle, daß ich nur in diesem Lande die vielleicht kostbaren Schätze wiederfinden kann, die meine Vergangenheit mir vorenthält."

„Wenn Ihr Herz in so lauter und eindringlicher Weise zu Ihnen redet, so thun Sie wohl, seinem Rufe Folge zu leisten. Hier in Australien ist die Aussicht, Ihr Gedächtniß zurückzuerhalten, leider gering. Fremde Gegenstände und Menschen, die mit Ihrer Vergangenheit in keinem Zusammenhange stehen, umgeben Sie hier, und es ist nur zu natürlich, daß dieselben machtlos sind, den Nebel zu zerstreuen, der Ihr Erinnerungsvermögen umgibt. Ich lasse Sie allerdings nicht gern ziehen; es wird mir schwer werden, Sie zu entbehren, allein nichtsdestoweniger rathe ich Ihnen doch selbst, die Reise zu unternehmen und kein Mittel unversucht zu lassen, das zu Ihrer Heilung führen kann."

Die Angelegenheit war hiemit erledigt, und da die Holdsworth'sche Ruhelosigkeit von Tag zu Tag sich steigerte, drängte sein wohlwollender Freund zu einer baldigen Abreise. Zehn Tage nach der ebenerwähnten Unterredung segelte ein Schiff Namens „Wellington" nach London. Der Zufall wollte es, daß trotz der vielen Passagiere, die bereits Billette genommen hatten, doch noch eine Koje der ersten Kajüte frei war, und diese besetzte Herr Sherman für Holdsworth; auch bezahlte er die Ueberfahrt. Ja, seine väterliche Sorgfalt ging noch weiter. Einige Tage vor der Abreise fragte er Holdsworth, ob er sich eine kleine Summe Geldes erspart habe.

„Ja, vierhundert Pfund."

„Das freut mich. Damit werden Sie für's Erste auskommen. Mein Freund, Doktor Marlow, begleitet eine alte Dame nach England. Ich habe mit ihm über Ihren Zustand gesprochen und ihn gebeten, Ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen. Er ist ein Mann, der seinen Beruf versteht, und ich könnte mir denken, daß der nahe Verkehr, der ja auf einem Schiffe unausbleiblich eintritt, ihm Mittel und Wege an die Hand geben könnte, Ihnen förderlich zu sein. Und nun erzeigen Sie mir den Gefallen, dieß in Ihre Tasche zu stecken."

Bei diesen Worten überreichte er ihm ein Päckchen.

„Untersuchen Sie dasselbe noch nicht; es enthält eine kleine Gabe von mir und meiner Schwester. Auch habe ich als eine Mahnung, mir zu schreiben, meine Adresse beigefügt; denn Niemand kann sich lebhafter und wärmer für Ihr Wohlergehen interessiren, als wir Beide. Und vor allen Dingen dürfen Sie nie vergessen, daß hier in Sidney zwei Menschen wohnen, die in treuer Freundschaft Ihrer gedenken und die Ihre völlige Genesung erflehen und bereit sind, Sie jederzeit mit offenen Armen zu empfangen."

Das Paket enthielt eine Anzahl Banknoten im Werthe von dreihundert Pfund.

Neunzehntes Kapitel.

Eine Eingebung.

In der vortrefflichen alten Zeit, der guten alten Zeit, erforderte eine kurze Reise viele Stunden, und es war bereits Abend geworden, als die gravesender Postkutsche, die Holdsworth trug, in Southworth anlangte und vor einem alten Gasthofe, dem „grünen Drachen", stillstand.

Unser Freund befand sich nunmehr allerdings in London, jedoch in einem ihm ganz unbekannten Theile der großen Stadt, und als er den Wagen verlassen hatte, und eine endlose Straße mit unzähligen Ladenfenstern, einem auf- und abwogenden Menschenschwarm und Fuhrwerken aller Art nach rechts und links sich ausdehnen sah, da überfiel ihn dasselbe Gefühl von Verlassenheit und Heimatlosigkeit, das in stets in den Straßen von Sidney verfolgt hatte.

Es schien ihm gleichgültig, wo er die kommende Nacht zubringen würde. Er hatte bis jetzt noch keinen Plan in Betreff der nun zu beginnenden Nachforschungen gemacht, und so trat er fast mechanisch in die Schenkstube des „grünen Drachen", ließ sich ein Zimmer anweisen und bestellte sich ein Abendessen.

Als sein Mahl beendet war, machte ihn der dienstfertige Kellner darauf aufmerksam, daß unten im großen Saale die „'Armonie" ihre Sitzung halte und daß die Mitglieder dieses hochwohllöblichen Vereines es sich sicherlich zur großen Ehre anrechnen würden, wenn der fremde Herr sein Gläschen in ihrem Kreise leere.

„Aus was für Leuten besteht die Gesellschaft?" fragte Holdsworth.

„O, aus ganz verschiedenen. Zur „'Armonie" gehören mehrere 'Errschaften, die 'ier in der Nachbarschaft wohnen, und jeden Mittwoch bei uns zusammenkommen, um sich ein wenig zu unterhalten und etwas zu trinken. Der Präsident darf aufnehmen, wen er will, und die Gäste, die sich in unserem 'Otel auf'alten, sind ein- für allemal eingeladen. Es würde Ihnen sicherlich sehr gefallen, 'Err."

„Hier in diesem Zimmer ist es allerdings äußerst unbehaglich," sagte Holdsworth, sich umschauend.

Um sich zur Ruhe zu legen, war es noch zu früh. So folgte er dem Kellner nach kurzem Schwanken in den Saal.

Dem Bilde, das sich hier seinen Augen darbot, fehlte es nicht an lebensvollen Zügen.

Als Holdsworth eintrat, war offenbar soeben eine Rede gehalten oder ein Toast ausgebracht worden, denn er hörte Becher auf den Tisch stoßen, ein Scharren und Stampfen mit den Füßen und ein mehrstimmiges, enthusiastisches Bravorufen. Der Wirth des „grünen Drachen", der zugleich der Begründer dieses Klubs und der Einzige war, der aus diesen mittwochlichen Gelagen einen Vortheil zog, erhob sich von seinem Sitz, umwandelte schwerfälligen Ganges den Tisch, begrüßte den fremden Gast mit großer Zuvorkommenheit und hieß ihn im Namen der ganzen Tafelrunde herzlich willkommen. Sodann führte er ihn zu einem noch unbesetzten Stuhle, der zwischen den Plätzen zweier einfach gekleideter Mitglieder der Gesellschaft stand, und vermittelte seine Wünsche dem Kellner. Dann begab er sich abermals zu seinem Sitz und widmete seine ganze Auf- merksamkeit wieder der übrigen Gesellschaft.

Holdsworth wurde alsbald von seinem linken Nebenmann, einem Herrn von mittlerem Alter, angeredet, der sich durch ein schmales, glattrasirtes Gesicht, stechende Augen und sehr hohe Vatermörder auszeichnete.

„Sie kommen aus der Fremde, mein Herr, wenn ich fragen darf?"

„Ja!" erwiederte Holdsworth.

„Das habe ich Ihnen auf den ersten Blick angesehen.

„Sind Sie in England geboren?" fuhr er dann fort und musterte Holdsworth's Anzug, dem man ansah, daß er nicht im Inland gefertigt war.

„Ich glaube!"

„Sind Sie schon lange zurückgekehrt und haben Sie hier einen festen Wohnsitz genommen?"

„Nein," war die kurze Antwort.

„Aus welchem Theile der Welt sind Sie gekommen? Ich hoffe, Sie werden mir diese Frage verzeihen."

„Aus Australien!"

„Gott segne mich! Ist das wirklich wahr? Du lieber Himmel! Australien! Man sollte es nicht für möglich halten. Auch ich rühme mich, manche nennenswerthe Reise gemacht zu haben, aber im Vergleich mit Ihnen, mein Herr, bin ich in dieser Beziehung eine vollständige Null."

Holdsworth lachte, sagte aber nichts.

„Man sagt, daß Australien ein Land der Wunder ist; aber das Klima muß gut sein, nicht wahr, mein Herr?"

„Sehr gut!"

„Und doch ganz anders wie das hiesige."

„Darüber habe ich mir noch keine Meinung gebildet."

„Auch soll die Gegend ungemein schön sein. Ich habe England freilich nie verlassen; doch darf ich kühn behaupten, daß ich dafür auch jeden Winkel unseres Reiches durch und durch kenne. Es geht nichts über eine echt englische Landschaft. Nehmen Sie z. B. Devonshire — oder noch besser Cumberland. Sind Sie in diesen Grafschaften gewesen?"

„Niemals."

„Aber vielleicht in Yorkshire?"

„Auch nicht."

„Lieben Sie die Einsamkeit? Dann müssen Sie die Haidegegenden sehen: die großen Ebenen, die sich graufarbig meilenweit über den Erdboden ausdehnen und nur hie und da einen zwerghaften, verkrüppelten Baum tragen und weiter nichts. Doch was mich betrifft, so habe ich vielleicht einen schlechten Geschmack, das will ich nicht bestreiten, allein nichtsdestoweniger werde ich bis zu meinem Todtenbette so meine eigenen Ansichten über die wahren Schönheiten einer Gegend behalten. Rathen Sie einmal, welcher Theil Englands mir am meisten zusagt."

„Davon habe ich keine Ahnung."

„Kent, Herr!" rief der Mann und lehnte sich siegesgewiß auf seine Stuhllehne zurück.

Der Name fuhr wie ein zuckender Blitz durch Holdsworth's Geist. Er spitzte das Ohr und schaute seinem Nachbar fest in's Antlitz.

„Meinetwegen können die Bewohner von Devonshire prahlen so viel sie wollen, ich rühme mir Kent. Ich bin ein Kenter von Geburt, Herr."

„Wirklich?"

„Ich stamme aus Canterbury; welch' einen herrlichen Dom besitzt diese Stadt!"

„Der Dom von Canterbury! Ja, von dem muß ich schon einmal etwas gehört haben," flüsterte Holdsworth und strengte sich an, das dunkle, schattenhafte Bild, das in diesem Augenblick vor seiner Seele auf- und niedertauchte, festzuhalten.

„Und vergleichen Sie dann die Umgegend von Harwich mit . . ."

„Harwich!" wiederholte Holdsworth echoartig. Der Name durchbohrte ihn mit der Schärfe eines Schwertes. Er drückte seine Hand fest gegen die Stirn; sein Antlitz entfärbte sich, sein ganzer Körper zitterte.

Sein Nachbar sah ihn bestürzt an.

„Kennen Sie Harwich?" fragte er, und der Gedanke kam ihm in den Sinn, daß dieser auffallend hagere Mann mit dem dicken Bart und der fremdartigen Kleidung vielleicht nicht ganz bei Verstande sei.

„Der Name ergriff mich eigenthümlich," entgegnete Holdsworth. Er ließ die Hand sinken und runzelte die Stirn, als er sich bemühte, über die Ursache der heftigen innern Bewegung nachzusinnen, die der Name jener Stadt in ihm hervorgebracht hatte.

„Dreißig Meilen im Umkreise von Canterbury kenne ich jeden Weg und Steg," fuhr der redselige Mann fort, indem er Holdsworth unausgesetzt beobachtete. „Und wenn ich mich besonders auf Harwich beziehe, so geschieht das nur aus dem Grunde, weil dieser Ort an einem kleinen Flusse gelegen ist, dessen Ufer an Anmuth und Lieblichkeit unübertreffbar sind. Wenn Sie Zeit und Muße haben, mein Herr, so würde ich an Ihrer Stelle die kurze Fahrt nicht scheuen, sondern einen Ausflug nach Harwich unternehmen. Sie würden es nicht bereuen."

Er zog ein Notizbuch hervor, nahm eine Visitenkarte aus demselben und reichte sie Holdsworth, indem er in einem Tone, welcher anzeigte, daß er das Vertrauen zu diesem wunderbaren Fremden wiedergewonnen habe, die Bemerkung machte:

„Der Gastwirth ‚zu den drei Sternen' wird Sie mit großer Zuvorkommenheit behandeln, sobald Sie ihm diese Karte geben; mein Name hat in Harwich einen guten Klang, und wenn man Sie nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit bedient, so schreiben Sie's mir nur, ich will ihnen dann schon den Kopf waschen."

Holdsworth's Augen richteten sich auf die Karte, auf der sie einen sehr gewöhnlichen Namen und das kleine, in der einen Ecke gedruckte Wort „Handelsreisender" hätten lesen können; allein er sah nichts. Ein Name war genannt worden, der sein schlafendes Gedächtniß jählings aus seinem Zauberschlafe zu schrecken und den Kerker, der es so lange gefangen gehalten, mit einem gewaltsamen Ruck zu erbrechen drohte.

Es war unbegreiflich, daß dem Armen bei der Nennung des Namens des harwicher Gasthofes nicht der glückselige Tag vor das geistige Auge trat, den er im Verein mit Dolly in Harwich verlebte und der ihm eine unsagbare Wonne bereitet hatte. Man sollte denken, daß mit Ausnahme ihres eigenen lieblichen Antlitzes nichts so geeignet sein könnte, die drückende Decke fortzuschaffen und das blendende Panorama entlegener Tage zu entrollen, als der Name des Wirthshauses, in dessen tiefen Fensternischen er Arm in Arm mit seinem jungen Weibe gesessen hatte, um die sanften, durch das grüne Laub gleitenden Sonnenstrahlen zu beobachten und dem Wellengekräusel des klaren Flusses zuzuschauen, der langsam in seinem mit smaragdenen Ufern besäumten Bette dahinrauschte.

„Können Sie mir sagen, auf welche Weise ich am schnellsten nach Harwich gelange?" fragte Holdsworth dann seinen Nebenmann.

„Allerdings. Die Sache ist ungemein einfach. Sie brauchen nur zu dem Gasthaus „Stadt Canterbury" zu gehen, — dasselbe liegt auf der andern Seite dieser Straße, ein Weg von höchstens fünf Minuten und Sie sind da, — die Post, die nach Canterbury geht, fährt jeden Morgen um halb Sieben ab."

„Ich danke Ihnen," sagte Holdsworth.

„Sie werden doch noch nicht gehen, — wir kommen nie wieder so jung zusammen," sagte der Mann, als er bemerkte, daß Holdsworth sich der Gesellschaft entziehen wollte. Allein dieser wünschte ihm höflich eine gute Nacht und schlüpfte aus dem Zimmer.

Die kühle Luft und die Stille, die auf dem Korridor herrschte, stand in einem wohlthätigen Gegensatz zu der Hitze und dem Lärm des Gesellschaftssaals. Es war ungefähr elf Uhr. Holdsworth trat in die Schenkstube und forderte ein Licht, worauf ein schwarzäugiges, steiflockiges Kammermädchen ihm auf sein Zimmer leuchtete und sich dabei im Stillen wunderte, daß er ihren Reizen durchaus keine Aufmerksamkeit schenkte, sondern nur ein Auge für das Teppichmuster zu haben schien, über dessen bunte Schnörkel seine Füße dahinschritten.

Sobald Holdsworth sich allein sah, schloß er die Thür. Eine volle Stunde verging, ehe er daran dachte, sich auszukleiden. Die Erinnerung an das durchdringende Gefühl, welches der Name Harwich in ihm hervorgerufen hatte, zwang ihn, die ganze Kraft seines Geistes ausschließlich diesem einen Worte zuzuwenden, und er rang in heißem, hartnäckigem Kampfe mit seinem Gedächtnisse und vermochte dem stummen Gegner doch keine einzige Sylbe zu entreißen. Er wiederholte sich den Namen immer auf's Neue, bis er zuletzt seine Bedeutung als Stadtname einzubüßen schien. Allein nichtsdestoweniger wuchs die Begierde, Harwich zu sehen, mit jeder Minute. Dieser unerklärliche Trieb, dieses übermächtige Verlangen konnte kein Spiel des Zufalls sein. Wie oft, — wie zahllos oft, — hatte er die Namen anderer Städte und Ortschaften aussprechen hören, ohne daß sich auch nur eine einzige Fiber in ihm geregt und das schlummernde Echo in seiner Brust zu einem nachhallenden Ton sich aufgerafft hatte.

Als er sich von seinem Stuhl erhoben hatte, fiel er auf die Kniee und betete mit Inbrunst zu Gott und flehte den Allweisen an, — ihn auf den Pfad zu leiten, der ihn zum Lichte führen werde und sein heißes Ringen nach erneuter Sehkraft des Gedächtnisses nicht länger ohne Erfolg zu lassen.

Zwanzigstes Kapitel.

Nach Harwich.

Harwich liegt ungefähr fünfzig englische Meilen von London. Am heutigen Tage würde ein Reisender diese Entfernung in knapp zwei Stunden mit der Eisenbahn zurücklegen. Holdsworth hatte dagegen die Aussicht, von halb acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags sich rütteln lassen zu müssen, wenn der Postwagen nicht vorher umschlug oder ein Rad brach.

Unser Freund erwachte um halb Sieben und kleidete sich sofort an. Es war ein schöner Morgen; die Sonne schien hell, allein so sehr sie sich auch abmühte, es gelang ihr doch nicht, die dicke Staubkruste zu durchdringen, welche die Fensterscheiben des Zimmers bedeckte, in welchem die Gäste des „grünen Drachen" ihr erstes Frühstück einzunehmen pflegten.

Der Kellner erschien und erklärte, er könne höchstens Thee und kalten Schinken bringen. Mit schläfriger Miene trollte er langsamen Schrittes von dannen, um diese Dinge zu besorgen, und kehrte erst in dem Augenblicke zurück, wo Holdsworth in der Sorge, die Poststunde zu verpassen, das Haus mit nüchternem Magen verlassen wollte.

Daß das regenwasserfarbige Getränk, das harte Weißbrod, die ranzige Butter und das sehnige knorplige Stückchen Schinken, das ihm der verstimmte Kellner servirte, Holdsworth nicht lange an die Tafel fesselte, läßt sich denken. Eiligst bezahlte er seine Rechnung und begab sich in Begleitung des Hausknechts, der sein nur aus einem einzigen Reisesacke bestehendes Gepäck trug, nach dem Wirthshause, welches ihm als der Abfahrtsplatz der nach Canterbury bestimmten Post bezeichnet war.

Es fehlten nur noch zehn Minuten an der festgesetzten Stunde, allein die betreffende Kutsche war nirgends zu sehen; jedoch versicherte der Buchhalter des Gasthofes, sie sei bereits aus der Remise gezogen und werde gleich vorfahren. Da dieses „gleich" zu einer halben Stunde sich auszudehnen drohte, trat Holdsworth an den Schenktisch der „Stadt Canterbury" und ließ sich etwas Zwieback und ein Gläschen Brandy mit Wasser reichen, um das elende Frühstück, das er eingenommen hatte, einigermaßen zu vervollständigen und sich von dem schlechten Geschmack, den der Thee zurückgelassen hatte, zu befreien.

Als er zurückkehrte, hielt die Post vor der Thür; die Pferde waren angespannt und mehrere Reisende stiegen in die Chaise, während Andere oben auf die Decke kletterten.

Endlich setzte sich das Fuhrwerk, auf dem Holdsworth einen Platz neben dem Postillon erhalten hatte, in Bewegung.

„Wo werden Sie absteigen?" forschte der Postillon, zu Holdsworth gewandt, mit einer Stimme, die wie die eines Bauchredners aus der Tiefe seines Unterleibes heraufzusteigen schien.

„In Harwich."

„So! Wir halten noch mehrere Male vor Harwich an."

„Wie oft?"

„Nun, in Saltwell, Halton, Gadstone und Southbourne."

„Southbourne!"

„Ja, natürlich, in Southbourne! Das ist der letzte Ort vor Harwich."

„Southbourne! Southbourne!" wiederholte Holdsworth, und die Bestürzung, die jedes Mal auf seinem Antlitze sich ausprägte, so oft ein bekannter Name an sein Ohr schlug, malte sich stärker denn je auf seinem Angesicht aus.

Der Postillon schaute ihn, aus seiner Shawlumhüllung hervorguckend, mit verwundertem Auge an und brummte bei sich in den Bart:

„Na, das ist auch ein kurioser Kauz!"

„Sie sind wohl diesen Weg noch nie gefahren, Herr?" fragte er dann laut.

„Ich glaube . . . ich denke bestimmt, daß ich schon einmal in Southbourne gewesen bin," erwiederte Holdsworth. „Was ist es für ein Ort?"

„Was für ein Ort? Nun, ein Dorf."

„Können Sie mir nichts Näheres über Southbourne sagen?"

„Alles, was ich weiß, ist, daß da ein Wirthshaus ist, wo man ein höllisch gutes Glas Branntwein kriegt. Ich will verflucht sein, wenn ich mehr verrathen kann. Aber ich bin 'mal so; jeder Mensch hat ja seine schwache Seite; werden Sie mir's glauben, Herr, daß ich nun schon seit zweiundzwanzig Jahren durch dieß Dorf fahre und mich um keine Menschenseele, die drin wohnt, bekümmert habe?"

Holdsworth verfiel in tiefe Gedanken, während der Postillon ihn aufmerksam von der Seite musterte und über seinen Anzug und sein Gesicht innerliche Betrachtungen anstellte und zu der Schlußfolgerung gelangte, daß dieser Fremdling in seinem ganzen Sein und Wesen sich wesentlich von dem gewöhnlichen Reisepersonal unterscheide.

„Sie sind gewiß von anderswo her, Herr?"

„Wie so?"

„Nun, ich hab' 'n Bruder in Kalifornien; vielleicht haben Sie den 'mal irgendwo getroffen?"

„Ich komme soeben von Australien!"

„Ho! Ho!" rief der Postillon und machte ein verblüfftes Gesicht. „Das ist freilich sehr weit von hier."

„Allerdings. Auf der andern Seite der Erde."

Der Postillon nickte.

„Glaub's gern," sagte er, „es soll auch 'n ganz merkwürdiger Ort sein. Lauter Sträflinge sind da. Einen von unseren Kondukteuren haben se auch hingeschickt, der hatte 'n bischen zu tief in anderer Leute Reisesäcke geguckt."

Die Erinnerung an dieß Ereigniß wirkte belebend auf die Sprachorgane des Mannes und reizte ihn zu einer genauen Schilderung der daraus erfolgten Gerichtsverhandlungen, die an Länge keinem Zeitungsbericht nachstand. Mit großer Lebhaftigkeit hob er hervor, wie famos der Advokat, der seinem armen Kollegen Beistand leistete, gesprochen habe und wie dabei der ganze Saal voller Postillone gewesen sei, die jedesmal einen unmäßigen Lärm gemacht hätten, sobald der Ankläger seinen Mund aufgethan habe, und wie dieß Benehmen, das freilich nicht ganz gesetzmäßig gewesen sei, nur in so fern sich als zweckmäßig erwiesen habe, als es den Richter in Harnisch gebracht und den Ankläger zu der ingrimmigen Drohung, „die ganze Sache an den Nagel zu hängen," bewogen habe, eine That, die den Postillonen sehr erwünscht gewesen wäre, die aber leider (und bei diesem Passus seiner Erzählung machte der Redner eine Bewegung, als wolle er Holdsworth mit dem dicken Ende seines Peitschenstieles einen zur Aufmerksamkeit ermunternden Rippenstoß geben) nicht zur Ausführung gekommen sei.

Holdsworth hatte nichts von alledem vernommen; sein Geist rang abermals den heißen Verzweiflungskampf mit seinem Gedächtnisse. Hatte doch das Wort „Southbourne" ihn ergriffen wie noch nie eines zuvor. Jetzt endlich gab sein Erinnerungsvermögen dem vielfach erneuten Drängen nach und erzeugte eine Fülle bleicher, nebelhafter Schattengestalten, die den phosphorischen Umrissen vergleichbar waren, die das forschende Auge auf dunklen Meereswellen entstehen und vergehen sieht, und die, wenn sie auch stets ebenso schnell wieder verblaßten, als sie kamen, doch den schlagenden Beweis lieferten, daß die todtgeglaubte Fähigkeit des „Sich-Erinnerns" zu neuem Leben sich aufzuraffen begann.

Die von dem Postillon benannten Städte und Dörfer waren zurückgelegt und jetzt mußte Southbourne kommen.

Eine unbeschreibliche Angst, ein Gefühl höchster Spannung und heftiger Erschütterung, das, wie es ihm schien, sogar der

Pulsschlag seines Herzens hemmte und ihn in kurzen heftigen Zügen nach Athem zu ringen zwang, ergriff Holdsworth.

Er hielt die Hände fest gefaltet; alle Farbe war aus seinem Antlitz gewichen und seine tiefliegenden Augen hatten einen unnatürlichen, feurigen Glanz angenommen.

Wiederholt flüsterte er mit halblauter Stimme:

„Gott im Himmel! Was steht mir bevor?"

Ja, seine ahnende Seele hatte bereits das Licht aufgefangen, das sie zu erleuchten bestimmt war, und mühte sich in wildem, leidenschaftlichem, schmerzvollem Ringen bis auf's Aeußerste ab, die ihr zu Theil gewordene Offenbarung kund zu thun und den erhellenden Strahl durch den Schleier zu senden, der noch immer das rückwärts gerichtete Auge des Geistes in tiefe Dunkelheit hüllte.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel und goß ihren gelben Schein über die schöne, goldig leuchtende Landschaft aus. Die Post hatte eine Biegung der Chaussee erreicht und fuhr jetzt in die große Straße ein, die in pfeilgerader Richtung auf Southbourne zulief und an dem äußersten Ende die halb im Schatten, halb im Sonnenschein liegende kleine Häusergruppe und den Thurm der St. Georgskirche zeigte, der seine flammende Spitze wie eine Kerze emporhielt, während an seinem Fuße der von Bäumen beschattete Fluß glitzerte.

„Da liegt Southbourne!" sagte der Postillon und deutete mit der Peitsche auf das nahe Dorf.

Der Staub wirbelte, zu einer dichten Wolke zusammengeballt, hinter den Rädern hervor; der Kondukteur stieß in's Horn; die Pferde nahmen einen neuen Anlauf, und die Postkutsche rollte wenige Minuten später, laut in ihren Achsen knarrend, vor die Thür einer Schenke, die den Namen „Hase und Hunde" führte und die Holdsworth so bekannt war, wie die fünf Finger seiner Hand.

*

„Halloh! Halloh!" schrie der Postillon. „He! Ihr da! Helft! Ein Glas Brandy! Ich will verflucht sein, wenn der Herr hier neben mir nicht in Ohnmacht gefallen ist."

„In Ohnmacht gefallen?" riefen die jungen Damen, die oben auf der Kutsche saßen, und beugten sich, ihre Aengstlichkeit vergessend, weit vornüber, um dem Fremden in's Gesicht sehen zu können.

Nein; — derselbe war nicht ohnmächtig geworden, er war vielmehr von einer Offenbarung niedergeschmettert, deren Entstehungsgeschichte geeignet gewesen wäre, die beiden jungen Damen, ihre Courmacher und den Postillon mit einem höchst interessanten Unterhaltungsstoff zu versorgen, der bis an's Ende der Fahrt ausgereicht hätte.

Aus jenem kleinen Häuschen, das am Ende der wohl bekannten „großen Straße" stand und das, seine Breitseite ihr zuwendend, dieselbe in zwei kleine Gassen theilte, war die Erinnerung getreten, hatte sich wie eine bewaffnete Göttin auf Holdsworth geworfen und ihn mit einem gewaltigen Schlage getroffen. Machtlos war er unter diesem wuchtigen Hiebe zusammengebrochen und wäre zu Boden gesunken, wenn die über seinem Knie befestigte Wagendecke ihn nicht am Fallen verhindert hätte.

Der Kondukteur lief in die Schenke und kehrte mit einem Glas Brandy zurück, das der Postillon an Holdsworth's Lippen hielt.

„Ich danke Ihnen, ich fühle mich schon wohler!" sagte dieser mit matter Stimme.

„Das freut mich!" versicherte der Postillon.

„Ich will hier aussteigen."

„Sind Sie nicht für Harwich eingeschrieben?" fragte der Kondukteur, der die Besorgniß hegte, daß der Fremde seine volle Besinnung noch nicht wieder erhalten habe.

„Nein, — ich will in Southbourne bleiben. Bitte, seien Sie mir beim Aussteigen behülflich. — So, — danke bestens!"

Von vielen Personen beobachtet, verließ Holdsworth den Wagen, und mehrere derselben machten Miene, ihn zu stützen, als sie sahen, daß er nicht fest auf den Füßen stand, sondern wie ein Trunkener hin und her schwankte und starren Blickes die Straße hinabschaute.

Doch dieser Zustand dauerte nicht lange und ward durch eine gewaltsame Anstrengung der Willenskraft bald überwunden. Sein Reisesack ward aus der Kutsche genommen und in die Schenkstube getragen. Der Kondukteur stieg auf seinen Sitz und der Postillon schaute, aus seinen drei Shawls hervorlugend, auf das Straßenpflaster, um sich davon zu überzeugen, daß Holdsworth außer dem Bereich der Räder stehe; dann ergriff er die Zügel und fort rollte die Post.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den Tuskarora-Indianern.

(Bild S. 173.)

Der rothe Mann jenseits des Ozeans stirbt aus, er wird verdrängt und vernichtet durch die Kultur und die Kulturlaster der Weißen. Hie und da allerdings rafft sich das einst so gefürchtete Volk der Indianer auf, einige Stämme thun sich zusammen und fallen plündernd und mordend in die Ansiedelungen ihrer hellfarbigen Ueberwinder und Verdränger ein, bringen auch wohl einigen gegen sie ausgeschickten Regimentern Unionssoldaten eine tüchtige Schlappe bei. Das hält jedoch ihren baldigen gänzlichen Untergang nicht auf, im Gegentheil, beschleunigt diesen Prozeß. Die Indianer gehören einer Menschenrasse an, die nicht fähig ist, in ein Staatengefüge und in ein soziales Leben und Streben, wie die civilisirten Völker es ausgebildet, einzutreten. Selten, daß ein Einzelner dazu befähigt ist, noch seltener ein Stamm.

Eine interessante Ausnahme jedoch machen die Tuskarora-Indianer, welche in der Nähe des Niagarafalles eine Niederlassung haben. Einst ein mächtiger Stamm, der 1200 Krieger stellen konnte, bestehen sie jetzt aus nicht ganz fünfzig Familien, welche sich mit Ackerbau und Industrie beschäftigen. Ihr Dörfchen hat ganz hübsche Holzhäuser, die reinlich gehalten werden; die Männer tragen weder Federschmuck, noch bemalen sie den Körper, sie tragen weite Leinwandhosen und große Strohhüte; die Frauen zeigen eine besondere Vorliebe für bunt gefärbte und modern gemachte Kattunkleider. Die Industrie dieser Leute besteht darin, daß sie für die Budenreihen am Niagarafall Indianerspielereien verfertigen, die dort feil geboten werden, als: Kanoemodelle, Tomahawks, Indianerfriedenspfeifen, Perlflechtereien, Birkenrindeschmuckstücke und Verzierungen aus Stachelschweinkielen, außerdem Mocassins (Indianerschuhe), welche besonders von englischen Damen gern gekauft werden, und die Kinder tragen ihr Scherflein bei zum Einkommen durch Schnitzen von Figuren, welche ihre Vorväter im kriegerischen Schmuck darstellen.

Das Dorf ist nett gehalten, besitzt sogar eine kleine Schule, in welcher die kupferfarbenen Kleinen von einer kupferfarbenen Schulmeisterin im ABC unterrichtet werden. Der Häuptling dieses Stammes, er heißt Mountpassing, ist ein gemüthlicher Farmer, der in einem besonders „großartig" erbauten Holzhaus am Eingang in das Dorf wohnt. Er spricht gut englisch, zeigt ganz gebildete Manieren und verkauft gern an Besucher theure Photographieen seiner Person, während seine Frau und die beiden Töchter sehr stark darauf ausgehen, ihren Gästen Indianerwaaren ihrer Arbeit auch für recht viel Geld abzulassen.

Der Zeichner, welcher diese Häuptlingsfamilie besuchte, kam nicht unter einem Kanoemodell, zwei Paar Mocassins, einer mit Stachelschweinkielen benähten Tasche und der Photographie des Herrn Mountpassing, nach welcher er auch den ehrenwerthen Herrn hier gezeichnet, weg.

Der Wolf und der Kranich*).

(Bild S. 177.)

Das Lämmchen ließ der Wolf sich trefflich schmecken,
Doch blieb ihm — diese Strafe war gerecht —
Ein Knochen in der Kehle stecken.
Voll Schmerz eilt er zum Kranich, deß Geschlecht
Seit Noah's und der Arche Zeit
In der Arzneikunst viel pflegt zu bedeuten.
„Herr Doktor!" winselt Isegrimm gar kläglich,
„Der Knochen hier im Hals schmerzt mich unsäglich,
Mit Eurem langen Schnabel wär's wohl leicht,
Daß Ihr des Uebels Sitz erreicht
Und mich befreit von meiner Bürde."
Der Kranich, mit gelehrter Würde,
Steckt seinen Schnabel in des Wolfes Rachen
Und faßt den Knochen, zieht ihn ganz heraus,
Worauf sich Mosjöh Wolf gar schnell davon will machen.
„Halt," ruft der Doktor ihm, „fürwahr,
Vergeßt Ihr denn mein Honorar?"
„Was!" schreit der Wolf, „Ihr wollt auch noch Belohnung,
War's Dankes nicht genug, daß ich mit zarter Schonung
Nicht Euren Kopf, der ganz in meinem Rachen,
Euch ließ, wo ich den Garaus Euch konnt' machen?
Schnell biß ich zu und weg war Euer Kopf;
Empfehle mich, Herr Doktor!" Wie ein Tropf
Bleibt der verdutzte Kranich stehn
Und läßt den Wolf von dannen gehen.

*

Undankbarkeit ist von der Welt der Lohn,
Die Lehre kennt ein jeder Adamssohn.
Doch pflegt's zumeist den Aerzten zu passiren
— Natürlich nur mit kranken Thieren —
Daß, wenn der Schmerzen ledig der Patient,
Er seinen Helfer nicht mehr wiederkennt
Und nimmer denkt an's Honoriren.

F. H.

Die Affen und die Wölfin*).

(Bild S. 177.)

Die Affen baten einst die Wölfe,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Wölfe
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie ihnen möchten helfen
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

„Vielleicht", hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
„Vielleicht, ich sag' es voller Zittern,
Wächst uns're Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch uns're Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen;
Vielleicht ist selbst die Luft, die uns're Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift,
Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich sehr leicht begreifen läßt:
Denn uns're Nerven sind nicht fest."
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.
„Du," sprach die Wölfin, „kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seid?
Nicht liegt's an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen,
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf uns're jungen Hausen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz' und Frost, durch Fluren und durch Wald:
So werden sie gesund und alt."

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Eltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh' es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Nach C. F. Gellert.

*) Wir entnehmen diese beiden Bilder und den dazu gehörigen Text einem sehr hübschen Werk, „Der neue Aesop" (Verlag von A. H. Payne in Leipzig), betitelt, welcher die beliebtesten Fabeln von Lessing, Lichtwer, Gellert, Pfeffel &c., sehr hübsch von Ernest Griset illustrirt, bringt, und empfehlen hiebei zugleich das Buch als ebenso lehrreich wie unterhaltend, und besonders zu einem Geschenk für die Jugend geeignet; die geistreiche Auffassung der Illustrationen, die originellen Arabesken des Zeichners werden jedoch nicht minder Erwachsene interessiren und fesseln. Das Buch wird Glück machen.

Drei Erzählungen

aus dem Leben des Kaisers Paul I. von Rußland.

Nach historischen Thatsachen mitgetheilt

von

H. von Lankenau.

I. Der Glückspfennig.

In einem Privatkabinet des Restaurants Juge in Petersburg saßen einige Gardeoffiziere beim Frühstück. Es waren Alles noch junge Leute, vom Fähnrich an bis zum Hauptmann. Auf dem Tische standen die damals noch in Petersburg seltenen Austern, kaltes Roastbeef, einige Flaschen Porter und Wein, die, halb und ganz geleert, augenscheinlich bewiesen, daß die Herren Offiziere ihnen alle Ehre angethan hatten. Das bestätigten auch die gerötheten Gesichter der Anwesenden, von denen die meisten mit losgeknöpften Röcken und dampfenden holländischen Thonpfeifen im Munde dasaßen, zur Genüge.

Die Unterhaltung der Gesellschaft unterschied sich aber auffallend von der einer ähnlichen Trinkgesellschaft jetziger Zeit durch den leisen, fast flüsternden Ton, in dem sie geführt wurde. Sie drehte sich um die neu eingeführten kaiserlichen Verordnungen beim Gardekorps; man tadelte die ungewöhnliche Strenge des Dienstes im Vergleich mit dem vormaligen Schlendrian unter der unlängst verstorbenen Kaiserin Katharina II.; man war außer sich über die schweren, unerhörten, für entehrend gehaltenen Strafen, selbst für geringe Dienstvergehen, ohne jedoch recht zu wagen, laut seine Unzufriedenheit zu äußern. Ab und zu nur — man war ja unter Freunden und Bekannten — gab Dieser oder Jener, durch den genossenen Wein angeregt, seinen lange verhaltenen Groll durch Worte kund.

„Ist es erhört," sagte ein junger Kornet, „einen Offizier, einen Edelmann, auf die Hauptwache zu schicken, ihn zum Gemeinen zu degradiren ... unmöglich, weiter zu dienen!"

„Woher unmöglich," erwiederte ein Anderer, der Kornet der reitenden Leibwache, Tscherepow, „man braucht nur tüchtig die neuen Verordnungen, vor Allem das Exerzierreglement, zu studiren."

„So, und hast Du das vielleicht gethan?"

„Ei gewiß."

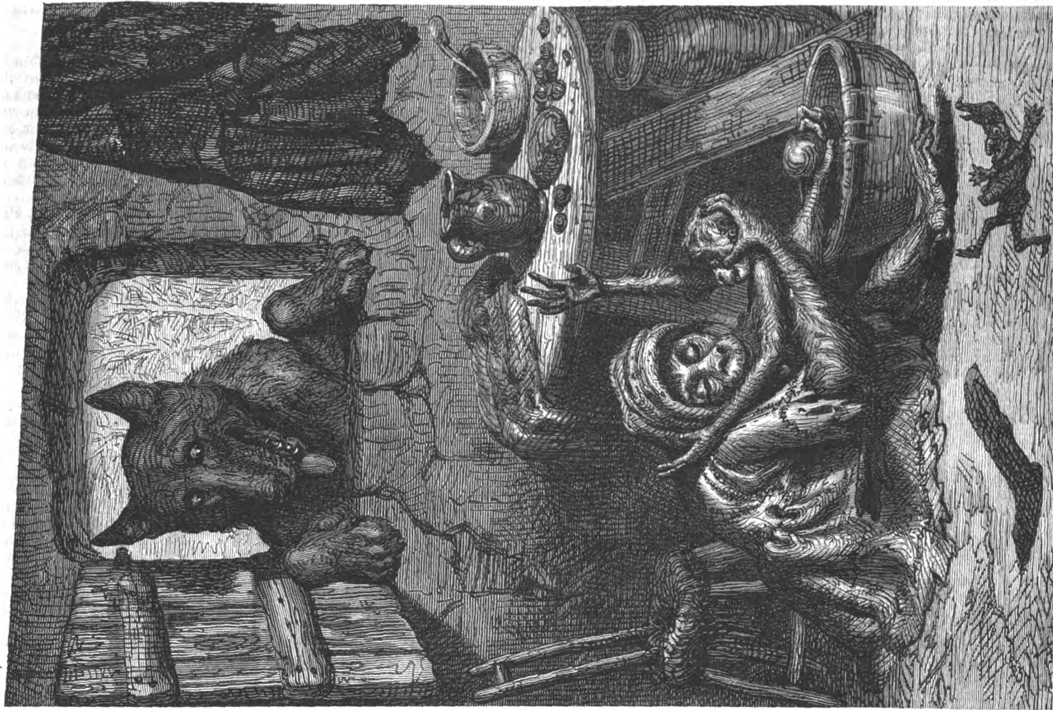
„Nun, wohl Dir! Was uns betrifft, so ist uns dieser deutsche Hokuspokus ein Greuel ... uns war das Reglement, wie's bei unserem verstorbenen Mütterchen Katharina bestand, vollkommen ausreichend!

„Ach was, ihr werdet euch gewöhnen und es wird euch am Ende ganz gut gefallen ..."

„Oho! Du freilich hast gut reden. Als Adjutant des Generals Grafen Charitonow sitzst Du wie in Abraham's Schooß. Wenn Du, wie wir, bei jedem Wetter, bei Regen und Schnee, Frost und Glatteis früh Morgens schon auf dem Platze sein müßtest, Du würdest ein anderes Lied singen. Der Offizier ist vor Allem Edelmann, muß fein und reich uniformirt sein, einen guten Tisch führen und eine elegante Equipage mit Vorreiter und einem Husaren oder einem Jäger halten dürfen, damit er seinem Stand Ehre mache — ist's nicht so? Statt dessen steckt man uns in diese miserablen Groschenuniformen, diese Affenjacken nach preußischem Muster, und zwingt uns zu reiten oder nur in einem einspännigen Schlitten zu fahren! Und damit nicht zufrieden, verbietet man uns, zu Tisch mehr als zwei Schüsseln zu bestellen! ‚Geh', kleide Dich und iß nach Deinem Range!' heißt's. Zum Teufel, ich will essen wie mein Magen verlangt, nicht nach meinem Range!"

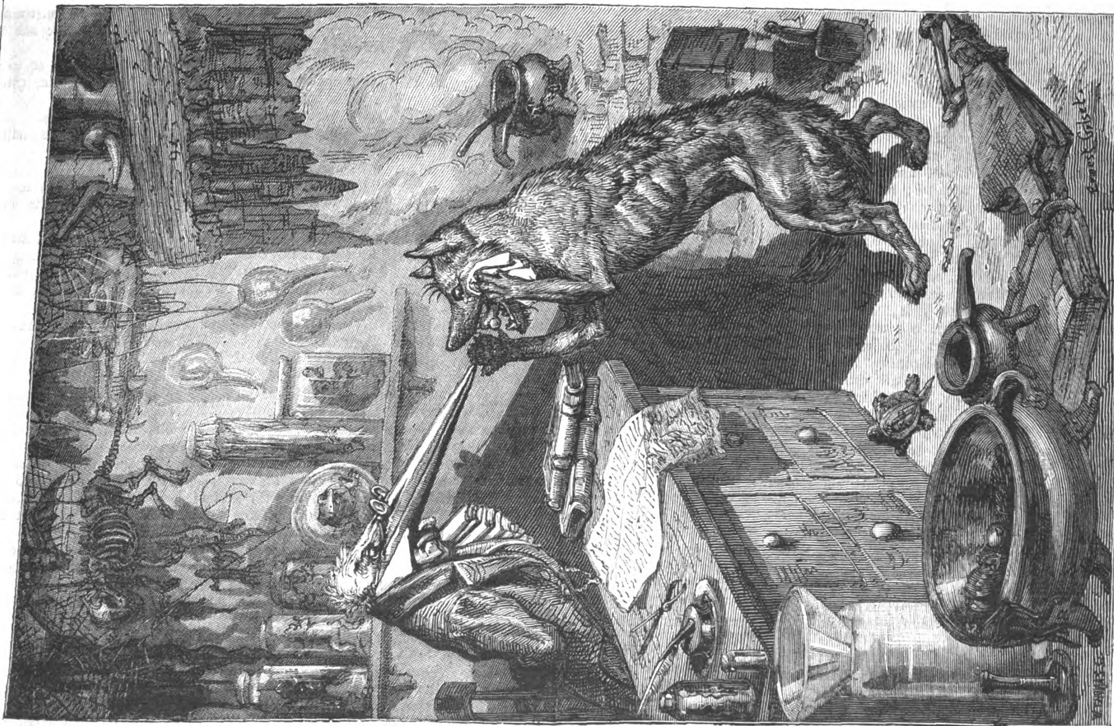
„Hm, das hindert Dich aber, wie hier ersichtlich, durchaus nicht, Dir an Austern gütlich zu thun," fiel Tscherepow lächelnd ein.

„Ja, heimlich muß ich's thun, das ist's eben, was mich ärgert; ja, und nicht einmal laut reden darf man mehr. Wenn wir jetzt in den Dienst gehen, so nehmen wir aus Vorsicht immer eine wohlgefüllte Börse mit für den Fall, daß etwas passiren sollte und wir an Ort und Stelle auf ein Dreigespann gesetzt und direkten Weges vom Exerzierplatz nach Sibirien geschickt werden sollten ..."



Die Affen und die Wölfin.

Aus: „Der neue Aesop" (Verlag von A. H. Payne in Leipzig). (S. 176.)



Der Wolf und der Kranich.

Aus: „Der neue Aesop" (Verlag von A. H. Payne in Leipzig).

„Ach was, Du übertreibst! ...“

„Durchaus nicht, Du kannst mir's glauben.“

„Na ... ja,“ sagte seufzend ein älterer Hauptmann, „die Zeiten haben sich geändert, mehr als einmal schon habe ich mich unseres frühern Dienstes erinnert. Da blieben wir oft eine ganze Woche auf Wache, ließen uns Bettzeug und Kissen, Schlafrock und Samowar nachkommen, aßen und tranken lustig, kleideten uns, sobald nur die Retraite geblasen war, aus und schliefen wie zu Hause. Besonders angenehm aber war es im Sommer, wenn man außerhalb der Stadt auf einem Posten stand. Da konnte man früh Morgens schon aufstehen, in Schlafrock und Nachtmütze in den Wald gehen und Pilze suchen. — Prächtig das! Und nie Unannehmlichkeiten, von all' diesen Formalitäten keine Idee, während man jetzt beständig in den Zeitungen liest, daß Dieser oder Jener als unwürdig des Dienstes entlassen ist. Eine Schande für den ganzen Adel!“

„Wollen wir nicht, um uns etwas zu trösten, eine kleine Pharaobank auflegen?“ schlug einer der jüngeren Offiziere vor.

„Scht! ... Um's Himmels willen nicht so laut! Hast Du denn die Verordnung nicht gelesen, die uns das Hazardspiel auf's Strengste untersagt?!“

„Nun und was weiter? Verordnung hin, Verordnung her, die für sich, wir für uns. Die Dienerschaft bei Juge ist zuverlässig, die Thüren schließen wir ab ...“

„Ja, jedenfalls müssen die Thüren geschlossen werden ... aber, Kinder, um Gottes willen ruhig, nicht laut gesprochen. — So, das wäre in Ordnung; wer von euch hat aber Karten bei sich?“

„Tscherepow hat welche mit ... Nicht wahr, Waßja, Du hast doch welche bei Dir?“

„Ich glaube, ja. Wer aber von euch hält die Bank?“

„Das kannst Du selbst thun. Deine Karten, Dein auch die Bank.“

„Wie ihr wollt, Kinder, euer Wille geschehe. Fünfhundert Rubel sind in der Bank.“

Bei diesen Worten zog Tscherepow eine lange seidene Börse hervor und schüttete einen Haufen Goldstücke auf den Tisch.

Das Spiel begann.

Lange schwankte das Glück hin und her. Bald war Tscherepow im Gewinn, bald im Verlust. Das Spiel wurde immer belebter und interessanter, die Gesichter der jungen Leute gespannter, aufgeregter; ein älterer Hauptmann allein blieb kaltblütig und gelassen und hielt seine jüngeren Kameraden von zu lauten Ausrufen ab. Das junge, heiße Blut, das, wie man sagt, auf der Schneide des Messers zu tanzen liebt, gehorchte nur mühsam und widerwillig seinen Ermahnungen, obgleich Jeder sehr wohl wußte, daß er bei jetziger Zeit vielleicht seine ganze Carrière riskire.

Das wetterwendische Glück kehrte jetzt plötzlich mit einem Schlage Tscherepow den Rücken. Einige Karten brachten seine ganze Bank in die Hände des kaltblütigen Hauptmanns.

Der junge Adjutant warf die Karten fort und erklärte entschlossenen Tones, er werde heute nicht weiter Bank halten.

„Halt' die Bank jetzt, wer Lust hat,“ sagte er, „mein Beutel ist leer.“

„Du kannst ja auf Wort spielen,“ schlug ihm ein Kamerad vor.

„Nein, basta für heute,“ erwiederte Tscherepow fest und stand von seinem Stuhl auf.

Der gelassene Hauptmann nahm seinen Platz ein.

Tscherepow ging aufgeregt im Zimmer auf und ab; er ärgerte sich über sein unerhörtes Unglück. Es kam ihm das Verlangen, noch einmal sein Glück zu versuchen; das Glück konnte ihm doch nicht immer den Rücken wenden, war er doch sonst fast stets glücklich gewesen. Auf Wort aber spielen, lief seinem Stolze zuwider. Er trat an den Tisch, schenkte sich rasch ein Glas Wein ein und trank es in einem Zug aus, dann warf er sich auf den Divan und zündete sich eine lange, dünne holländische Thonpfeife an, während er dem Spiel von Weitem zusah. Er fühlte, wie sein Herz vor Begierde schlug, noch einmal sein Glück zu versuchen. In seiner Börse war nur noch ein Goldstück geblieben, sein letzter „Holländer“. Diesen Dukaten hatte er bisher gehütet wie seinen „Glückspfennig“.

Als seine selige Mutter ihn als Kind in das adelige Kadettenkorps schickte, hatte sie ihm diesen „Glückspfennig“, wie sie ihn nannte, zugleich mit ihrem Segen auf den Weg gegeben und ihm heilig anempfohlen, ihn aufzuheben und ihn nur im höchsten Nothfall, wenn ein schwarzer Tag (so waren ihre Worte gewesen) über ihn kommen sollte, auszugeben, da dieser Goldpfennig bereits in der Familie von Vater auf Sohn übergegangen sei und ihnen stets Glück gebracht habe. Getreu dieser Mahnung hatte denn Tscherepow das theure Geschenk noch bis zum heutigen Tag aufbewahrt.

Jetzt kämpfte er mit sich. „Soll ich ihn wagen ... Ei, warum nicht? Ist's doch mein Glückspfennig, der sich in unserer Familie bisher immer bewährt hat, mir also Glück bringen muß ... Ist er das wirklich, so muß er auch jetzt einen Umschlag herbeiführen. Laß sehen,“ dachte er, während das Gold auf dem Tisch von einer Hand in die andere ging. „Wie wär's denn, wenn ich den Holländer auf ihr Glück setzte?“ rief es in seinem Innern, und dabei dachte er an Elise, die Tochter seines Generals, des Grafen Charitonow, das Hoffräulein der Kaiserin, die er schwärmerisch liebte und die ihm trotz des Rangunterschiedes nicht abgeneigt schien ...

„Sie ist ja auch ein Glückskind. Ich wette das Goldstück auf die Coeurdame setzen ... auf gut

Tscherepow erhob sich.

„Nun, mein Talisman, zei ring' mir Glück,“ flüsterte er, während vor seinen Geist die Gestalt jenes blassen, schlanken Mädchens mit den schwarzen, sinnigen Augen und den feinen aristokratischen Zügen trat, das seit dem ersten Augenblick ihres Begegnens ihm nicht wieder aus dem Sinn schwinden wollte und sein Herz höher schlagen machte.

«Attendez,» sagte er, während er an den Spieltisch trat. „Das Goldstück auf die Coeurdame!“

„Oho! auf die Herzdame?!“ rief ihm ein Offizier muthwillig lachend zu.

„Und noch dazu auf was für eine! Wenn ihr das wüßtet! Wenn Die nicht Glück bringt ...“

„Wenn sie aber untreu wird, wie dann?“

„Wa—as! Die — untreu werden! Ziehen Sie die Karten ab, Hauptmann, ziehen Sie ab!“

Plötzlich, in demselben Augenblick, als der Hauptmann beginnen wollte, wurde von außen rasch an die Thür geklopft.

Das Spiel stockte auf der Stelle, die Karten verschwanden vom Tisch und die Offiziere warfen ein paar Servietten auf die Goldhaufen. Der Glückspfennig wanderte in die Börse des Kornets Tscherepow zurück.

Einer der Offiziere öffnete den Riegel. Auf der Thürschwelle erschien ein Kellner und hinter ihm erblickte man die plumpe Gestalt eines Gardesoldaten.

„Was stört ihr Lümmel uns! ... Was soll's?“

„Hier dieser Soldat,“ antwortete der Kellner, „fragt nach dem Herrn Kornet Tscherepow, er sagt, er sei bei ihm zu Hause gewesen und habe ihn nicht getroffen, so habe er ihn denn hier aufgesucht, wohin man ihn gewiesen.“

„Von wem kommst Du, wer schickt Dich?“ fragte der Adjutant ärgerlich den Soldaten.

„Von seiner Erlaucht, dem Grafen Charitonow,“ rapportirte der Gardist, „an Ihre Wohlgeboren ein Billet.“ Dabei zog er ein zusammengelegtes, mit einer Oblate geschlossenes Papier aus seiner Tasche.

Tscherepow öffnete das Billet und warf einen Blick auf die Handschrift. Es war die einer Frau.

„Mein Gott! Ist's möglich ... sie! — Was soll das heißen?“ dachte er, während sein Herz erbebte und er förmlich die Zeilen mit den Augen verschlang. Sie waren in französischer Sprache geschrieben und enthielten Folgendes:

„Papa hat Ihnen etwas Nothwendiges mitzutheilen, und da ich, wie Sie wissen, zuweilen freiwillig die Rolle seines Sekretärs spiele, so eile ich, Sie, seinem Wunsche gemäß, zu bitten, recht bald zu uns zu kommen. Wenn Sie bei der Gelegenheit mein Nationalhofkostüm loben oder tadeln wollen, das ich bei der bevorstehenden Krönungsceremonie tragen werde und das Madame Xavier mir soeben zum Anprobiren gebracht hat, so sputen Sie sich.“

„Mein holder Engel, mein liebes Täubchen!“ hätte Tscherepow, vor Freude jauchzend, fast laut ausgerufen, während er das Billet verbarg und wie besessen hinausstürzte.

„Tscherepow, Waßja! Wohin? Was kommt Dir an?“ riefen seine Kameraden, über sein plötzliches Verschwinden erstaunt, ihm nach. Dieser machte nur eine abwehrende Bewegung und eilte weiter.

„Ist das ein Hitzkopf! Was mag er nur haben?“ sagte achselzuckend der Hauptmann.

„Bah! Da hat er ja seinen Säbel sogar vergessen ... Da, Bursche, nimm, eile rasch und bring dem Adjutant den Säbel nach, er könnte sonst in Ungelegenheiten kommen,“ fügte er, dem Soldaten die Waffe überreichend, hinzu, „lauf aber, damit Du ihn noch einholst.“

Der Soldat nahm den Säbel und eilte hinter dem Offizier her.

Zum Unglück war auch nicht eine einzige Droschke vor der Thür des Restaurants; so eilte denn Tscherepow im Sturmschritt vorwärts, der Soldat hinter ihm drein. Bereits auch hatte er ihn fast eingeholt, als eine befehlende, zornige Stimme laut hinter ihnen rief:

„Gemeiner, halt! Herr Offizier, halt!“

Bei diesem Ruf blieben Beide plötzlich wie versteinert stehen und kehrten sich erschrocken um.

Stehend und sich an dem Leibgurt seines Kutschers haltend, näherte sich ihnen in einem leichten, einspännigen Schlitten der Kaiser Paul.

„Wessen Säbel trägst Du da?“ fragte der Kaiser den Soldaten.

„Den Seiner Wohlgeboren,“ antwortete der erschrockene Gardist stotternd, indem er auf Tscherepow zeigte.

„Seiner Wohlgeboren?“ wiederholte giftig der Kaiser. „O! Unmöglich! So ist Seiner Wohlgeboren der Säbel zu schwer und ihm wohl zur Last? Kommen Sie doch einmal näher, Herr Offizier!“ schrie der Kaiser zornigen Tones.

Jener gehorchte, nichts Gutes ahnend.

„Aha, Sie sind's!“ rief Paul, den Adjutanten, dem er sonst bisher gewogen, erkennend, „also Sie! Nun, das thut mir leid! Als ich Sie zum Offizier meiner Garde machte, vermuthete ich nicht, daß Ihnen mein Ihnen verliehener Säbel eine zu schwere Last sein würde.“

Tscherepow begriff noch immer nicht, woher der Zorn des Kaisers komme; als er aber, infolge von dessen Worten, seine linke Seite befühlte, wo er seine Waffe nicht fand, erbleichte er vor Schrecken.

„Nun, Freund,“ fuhr der Kaiser, zu dem Soldaten gewendet, fort, „da diesem Herrn da die Waffe zu schwer, Dir aber, wie's scheint, nicht, so gürte Dir sie um und gib ihm Dein Bajonnet mit der Scheide, diese Waffe wird ihm leichter sein.“

Der bestürzte Offizier begriff, wie er durch dieß harte Wort zum Gemeinen degradirt, der Soldat aber zum Offizier befördert sei. Mechanisch nahm er dessen Soldatenwaffe in Empfang, während der Gardist sich hurtig seinen Säbel umschnallte.

„Jetzt geh',“ fuhr der Kaiser zum Soldaten fort, „und melde Dich beim Regimentskommandeur. Du Taugenichts aber,“ und dabei wendete er sich an Tscherepow, „stell' Dich hinten auf meinen Schlitten, und nun, Kutscher, vorwärts in die Festung!“

Rasch flog das muthige Roß dahin.

Es war gegen vier Uhr, das Wetter rauh und unfreundlich, ein feuchter, eisiger Thauwind wehte längs der Newskyperspektive, auf welcher es sehr belebt war. Kaum bemerkten die Vorübergehenden den Kaiser, so rissen sie eiligst die Kopfbekleidung ab, Wagen und Schlitten hielten an, die in denselben Sitzenden traten rasch heraus; die Herren gerade auf das schmutzbedeckte Straßenpflaster, während die Damen auf den Wagentritten stehen blieben und den vorüberfahrenden Kaiser durch eine tiefe Verbeugung begrüßten.

Wehe Dem, der dieses nicht so streng beachtete, die Polizei würde ihn sogleich arretirt und Pferde und Wagen konfiszirt, die Kutscher ausgepeitscht haben. Die Beobachtung dieser strengen Vorschrift belästigte die Einwohnerschaft sehr und machte viel böses Blut unter derselben.

Das zornige Gesicht des Kaisers und der Gardeoffizier mit dem Soldatensäbel hinten auf dessen Schlitten deuteten den sich neugierig Umsehenden an, daß das wieder irgend ein Unglücklicher sei, den er irgend wohin, weit, weit weg expedire.

Dasselbe dachte auch Tscherepow von seiner Lage. Traurig und erbittert war er gefaßt auf Alles.

„Jetzt ist Alles verloren, dahin mein Glück ... wer hätte aber auch gedacht, daß mein Glückspfennig mir so untreu werden würde?“ dachte er, und seinem Geiste stellten sich die weiten Schneewüsten Sibiriens und das Soldatenleben in irgend einer weit abgelegenen Garnison dar. Unwillkürlich seufzte er laut auf; er wußte, der Zar liebte in solchen Sachen nicht zu spaßen und der Festungskommandant Graf Araktschejew pflegte mit fabelhafter Geschwindigkeit dessen Befehle zu erfüllen. So würde er auch keine Gelegenheit haben, seinem General, dem Grafen Charitonow, von dem ihm widerfahrenen Unglück Mittheilung zu machen, und Elise, dessen Tochter, nichts weiter von ihm erfahren. Verschwunden, wahrscheinlich für immer, für Jedermann! Ueberdieß war er ohne warme Kleidung, nur in leichter Uniform und, was das Schlimmste, ohne Geld. Hatte er doch Alles bis auf seinen Glücksdukaten verspielt!

Das muthige Roß rannte unterdeß, während Tscherepow bereits auf dem Schlittentritt zu frösteln anfing, mit Blitzesschnelle weiter und immer näher kamen sie der von Ferne sichtbaren Festung mit ihren spitzen Thürmen.

„Mein Gott,“ dachte Tscherepow, „wenn nur eine Möglichkeit wäre, mit ihm zu reden, ihm zu erklären, wie Alles gekommen, vielleicht würde er sich meiner erbarmen ... aber daran ist nicht zu denken ... Herr, dein Wille geschehe!“ Und als frommer Russe bekreuzigte er sich andächtig.

Unterdessen näherten sie sich der Brücke, als Tscherepow an derselben einen gebrechlichen, kranken Greis stehen sah, ein alter Soldat augenscheinlich, der sich auf Krücken stützte und vor Kälte und vielleicht auch vor Hunger zitterte.

„Ach was, ich bin jung und gesund,“ dachte er weiter, „werde schon mit Hunger und Kälte vertraut werden, gottlob, nicht wie Der da.“

Und unwillkürlich griff er, von Mitleid ergriffen, in die Tasche, und ohne zu denken, was weiter daraus entstehen könne, schrie er dem Kutscher zu:

„Halt!“

Gleichsam mechanisch hielt der Kutscher plötzlich an, vermuthend, der Kaiser befehle es. Erstaunt blickte sich der Kaiser um.

Tscherepow sprang vom Tritt, lief auf den Alten zu, drückte ihm seinen Glücksdukaten in die Hand, sprang ebenso rasch wieder auf seinen Platz und schrie wieder: „Vorwärts, weiter!“ und das Pferd rannte wieder mit gleicher Schnelligkeit dahin.

Eine Minute wohl verging. Paul sagte kein Wort, dann wendete er sich halb zu Tscherepow um:

„Wer bist Du, Bursche, welchen Rang bekleidest Du?“

„Den eines Gemeinen, kaiserliche Majestät!“

„Eines Gemeinen? — Da irrst Du Dich, Unteroffizier bist Du!“

„Unteroffizier, kaiserliche Majestät.“

„So, daß Du's nur weißt.“

Sie fuhren weiter. Bereits näherten sie sich dem Johannisthor der Festung. Tscherepow wußte nicht, was er denken solle, er war wie verdutzt. Wie sollte er sich dieses plötzliche Avancement erklären. Zum Unteroffizier befördert und doch brachte er ihn in die Festung?

Zagend wagte er noch kaum, auf weitere Gnade zu hoffen.

Gerade vor der Einfahrt in's Thor, wendete sich der Kaiser wieder um und fragte:

„Wer bist Du, Freund?“

„Unteroffizier Ihrer kaiserlichen Majestät.“

„Falsch, Kornet, Herr!“

„Kornet, Ihre kaiserliche Majestät!“ bestätigte Tscherepow mit bebender Stimme, immer noch in Angst, wie sich das Räthsel an der Hauptwache wohl lösen werde. Ihm war zu Muthe wie einem Ertrinkenden, dem plötzlich eine rettende Hand gereicht wird und der wieder den Himmel über und die Menschen um sich zu erkennen anfängt ... Gottlob, durch die Festung waren sie jetzt glücklich hindurch, die lag hinter ihnen. Weder vor der Hauptwache, noch am Kommandantenhause hatte der Kaiser halten lassen.

Jetzt wandte er sich wieder an Tscherepow:

„Ihr Rang, Herr Offizier?"

„Kornet, kaiserliche Majestät."

„Wieder einmal falsch; nicht Kornet, — Lieutenant, Herr!"

„Lieutenant, kaiserliche Majestät."

„So, daß Sie's mir behalten!"

Sie fahren nun weiter über die petersburger Seite und kommen an die Tutschkowbrücke, also über Wassili-Ostrow nach Petersburg zurück.

„Ihr Rang, Herr Offizier!" ruft wieder der Kaiser, ersichtlich in wohlwollenderem Tone.

„Lieutenant, kaiserliche Majestät."

„Hm ... Lieutenant ... Das ist nicht wahr, Herr; wie, kennen Sie Ihren Rang nicht? Stabsrittmeister sind Sie und nicht Lieutenant!"

„Ganz richtig, kaiserliche Majestät."

„Ganz richtig, was soll das heißen?"

Bei diesen Worten wurde des Kaisers Stimme wieder scharf und ärgerlich.

„Ich frage Sie, ist das ganz richtig, daß Sie Ihren Rang nicht einmal selbst wissen?"

„Durchaus nicht, kaiserliche Majestät, ganz richtig ist's, daß ich Stabsrittmeister bin."

„Aha, mein Herr, ich hoffe, Sie werden das nicht wieder vergessen."

Auf Wassili-Ostrow angekommen, bemerkte der Kaiser, daß sein prächtiges Roß schaumbedeckt war, dichter Dampf stieg aus seinen Seiten, seine Nüstern schnaubten, es fing an, müde zu werden.

Der Kaiser befahl dem Kutscher, langsam zu fahren, es sich verschnaufen zu lassen.

„Nun, Rittmeister," wendete sich jetzt Paul wieder zu dem vor Kälte halb erstarrten Tscherepow, der sich jedoch nicht merken ließ, wie sehr ihn friere, auch in der Aufregung, womit das enden werde, die Kälte weniger als sonst wohl empfand, „Sie wissen doch, wer Sie sind?"

„Rittmeister, kaiserliche Majestät," rief Tscherepow laut und freudig.

„Also, Rittmeister, erzählen Sie mir doch einmal, wie konnte wohl geschehen, daß Sie ohne Ihre Waffe auf der Straße waren?"

Offenherzig und freimüthig erzählte Tscherepow, wie dieses gekommen, wie sie bei Juge Pharao gespielt, wie er Alles bis auf seinen Glückspfennig verloren, wie er diesen dann auf die Coeurdame hatte stellen wollen und durch den Zettel aus dem gräflichen Hause daran verhindert worden war.

„Wer waren Die, die mit Ihnen gespielt haben?" fragte Paul, die Brauen zusammenziehend.

„Majestät, bestrafen Sie mich, ich bin der einzige Schuldige," antwortete Tscherepow leise, aber mit fester Stimme.

„Hm ... ich will nicht neugierig sein, hasse Lüge und Lügner, begreife, daß Sie Ihre Kameraden nicht angeben können. — Ich verzeihe Ihnen. Wie aber war es nur möglich, Ihre Waffe zu vergessen, an die Sie ja, da Sie zu Ihrem Chef eilten, zuerst hätten denken müssen?"

„Majestät," antwortete Tscherepow erröthend und verlegen, „es war dieß kein Befehl des Generals, sondern ein Billet ..."

„Von wem?"

Tscherepow schwieg, über und über erröthend.

„Aha, ich merke, von der Coeur-Dame. Ist's so?" sagte Paul lächelnd.

„Majestät haben es errathen. Daher auch, als ich jene Zeilen sah, hatte ich die ganze Welt vergessen und eilte, nur ihren Befehl zu erfüllen. Meine Kameraden, die ja sahen, wie ich den Kopf verloren hatte, müssen mir dann wohl meinen Säbel rasch nachgeschickt haben, den mir der Soldat zu überreichen im Begriff stand, als kaiserliche Majestät mich anhielten ..."

„Das ist Alles schön, mein Herr, wer aber durfte es wagen, einen Ordonanz-Soldaten des Grafen Charitonow zum Liebesboten zu machen, wollen Sie mir das gefälligst sagen? ... Nun, ich warte, mein Herr!" erhob der Kaiser wieder seine Stimme, als Tscherepow zögerte, zu antworten.

Er durfte die junge Gräfin nicht kompromittiren, andererseits wußte er, wie gefährlich es war, Paul zu reizen. In dieser Verlegenheit entsann er sich, daß der Zettel ja nichts zu Verheimlichendes enthalte; er zog ihn, statt zu antworten, hervor und reichte ihn dem Kaiser.

Während dieser las, wurde sein Gesicht wieder heiter, um seine Lippen spielte ein gnädiges Lächeln. Er reichte den Zettel Tscherepow zurück.

„Ja so, ich begreife; das also, Freund, ist Dein Herzensgeheimniß? Nun, Du magst ruhig sein, ich werde Dich nicht verrathen, und magst verzeihen, daß ich es Dir entlockt habe."

Tscherepow verbeugte sich ehrerbietigst.

„Aber," fuhr der Kaiser nach kurzer Pause fort, „theilt die junge Gräfin Deine Gefühle?"

„Das weiß ich nicht, Majestät," erwiederte Tscherepow seufzend, „ich habe nie gewagt, mich ihr zu erklären, obgleich ich sie über Alles liebe ..."

„Und auf ihr Glück Deinen letzten Glücksdukaten setztest, ha, ha, ha!" lachte der Kaiser laut.

„Ich wollte es, Majestät, wurde aber daran gehindert, bin jedoch fest versichert, er hätte mir Glück gebracht."

„Hm ... besser, junger Mann, daß es Dir nicht gelungen ist ... Was für ein Geldstück aber hast Du dem alten Invaliden gegeben, dem wir an der Brücke begegneten?" fragte Paul, plötzlich den Ton verändernd und mißtrauisch.

„Denselben Glücksdukaten, Majestät."

„Denselben? Deinen letzten? Hm! Eigenthümlich! ... Nun, siehst Du, der hat Dir doch Glück gebracht," rief der Kaiser froh. „Der hat gemacht, daß ich, ohne von ihm zu wissen, habe Gnade für Recht ergehen lassen! ... Brav gehandelt, Herr Major! brav gehandelt! Ich sehe, Sie haben ein gutes Herz und mir gefällt, daß Sie Ihre Zuneigung auf eine würdige junge Dame gewendet haben. Ich kenne sie — ein herrliches Mädchen, ich billige vollkommen die Wahl Ihres Herzens. Sie denken doch, Ihren Antrag zu machen?"

„Ich wage es nicht, Majestät."

„Warum nicht?"

„Majestät ... ich weiß erstens nicht gewiß, ob sie meine Gefühle theilt ..."

„Hm, das ist ein Grund, über den Sie sich Aufklärung verschaffen müssen, und ich sollte meinen ..." und hiebei betrachtete er wohlgefällig Tscherepow's schöne, edle Gestalt ... „Doch zweitens?"

„Und zweitens, Majestät, ist meine Stellung nur eine bescheidene, unbedeutende ..."

„Nun, das wüßte ich denn doch nicht," rief der Kaiser. „Sie sind doch, mein Herr, so viel mir bekannt, Oberstlieutenant in meiner Garde, nicht wahr? ..."

„Oberstlieutenant!" wiederholte Tscherepow, immer freudiger erstaunt und kaum seinem Ohre zu trauen wagend.

„Nun, sehen Sie, ein Stabsoffizier meines besten Regiments ist keine unbedeutende Person und kann wohl sein Auge zu einer gräflichen Tochter erheben, wenn ... nicht etwa noch ein unangenehmes Drittes im Hintergrund schwebt ..."

„Leider, Majestät, ist ein solches Drittes vorhanden; ich besitze nur ein paar kleine Güter mit geringen Einkünften, dreihundert Seelen im Ganzen; so bin ich der reichen, vornehmen Gräfin wohl keine ebenbürtige Partie ..."

„Ach was," unterbrach ihn der Kaiser rasch, „Ihr Drittes hat keinen Sinn. Sie ist die einzige Tochter und der Vater besitzt Vermögen genug für Sie alle zusammen. Suchen Sie nur das Erste bald in's Reine zu bringen und kümmern Sie sich nicht weiter um das Andere."

In diesem Augenblick näherte sich der Schlitten dem Winterpalaste. Tscherepow sprang rasch von seinem Tritt und stellte sich formgemäß und salutirend an der Eingangsthür auf.

Paul betrachtete ihn noch einen Augenblick schweigend, dann sagte er: „Aha, Sie sind ja ganz blau vor Frost geworden. Nun, das wird einem so jungen Mann nicht viel schaden. Lassen Sie sich diese Fahrt eine Lehre sein! ... Ihnen sind doch nicht vielleicht Nase oder Ohren erfroren?"

„O nein, kaiserliche Majestät, ich empfinde keine Kälte und wäre gern bereit, noch weiter zu fahren ..."

„So?! Um etwa noch Oberst zu werden? Nein, nein, lassen Sie sich's vorderhand an dem Oberstlieutenant genug sein. Und jetzt gehen Sie und grüßen Sie mir den Grafen Charitonow."

Mit diesen Worten verschwand der Kaiser in der Thür des Winterpalastes. Tscherepow aber rannte spornstreichs, sich etwas zu erwärmen, eine Strecke weit, dann setzte er sich in die erste beste Droschke, seinem General von dem wunderbaren Vorgange Bericht abzustatten, der ihn mit offenen Armen empfing, herzlich froh über das so glücklich abgelaufene Abenteuer seines Schützlings. Zur Musterung des Hofkleides war er freilich zu spät gekommen, ein freundlicher Blick aus schönen Augen belohnte ihn jedoch reichlich für das ausgestandene Ungemach.

Des armen Kindes Weihnachtsbaum.

Von

Paul Röper.

(Nachdruck verboten.)

Im weiten stillen öden Walde da liegt, überdeckt von Schnee, einsam und allein das Försterhaus. Langsam rieselt der Schnee hernieder, von fernher ertönt der Ruf der Eule und die Hirsche ziehen dahin zu ihren Futterraufen, neugierig hinüberschauend nach den hellerleuchteten Fenstern des wohlbekannten Hauses.

Denn da drinnen herrscht laute Freude und Lust, weil der Christabend da ist mit seinem Tannenbaum, vielen Lichtern und vergoldeten Aepfeln und Nüssen und all' den herrlichen Geschenken, mit denen die Kinder Vater und Mutter umtanzen.

Wie schön warm ist's drinnen und wie funkeln die Goldfahnen dort auf den Spitzen der Tannenbäume und wie schimmern die Wachslichter, ihr Bild wiederstrahlend im Spiegel, und wie duftig lachen die rothbackigen Aepfel!

Armes, armes Kind, daß du dort draußen zitternd vor Frost im ärmlichen Kleidchen stehst und durch die Fenster schaust, gehe heim zu deiner kranken Mutter mit deinem Reisigbündelchen, das du im Walde sammeltest, in die dunkle, kalte Stube, dir beschert man nicht, dir lächelt kein Christkind, schlafe und träume.

Und wie es am andern Tage wieder in den Wald geht, Reisig zu sammeln unter den düstern Fichten, da ziehen durch sein Gemüth die Verse, die Mütterchen ihm einst gelehrt:

„Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vor dessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Wort
Bei allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Als wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum."

(Rückert.)

Und vor ihm steigt ein mächtiger Fichtenbaum in die Wolken, das ist der Tannenbaum, und wie schön ist er geschmückt!

Die Sonne strahlt hell hernieder vom dunkelblauen Himmel auf den Schnee, der die Zweige der Fichte deckt, und tausend und aber tausend Lichter entflammen seinem Krystall und die rothen Aepfel und die gelben Birnen, das sind die Kreuzschnäbel, die hier geschäftig ihr Wesen treiben, fliegend, auf den Zweigen sitzend, an ihnen hängend, kletternd.

In grauser Winternacht haben hier die Pärchen, deren gewöhnlich zehn bis zwölf in einer Schaar sind, ihre heimliche Kinderwiege unter einem schützenden Fichtenzweig, aus Fichtenzweigen weich gepolstert, mit Hälmchen gebaut, so daß auf keine Weise der überhängende Schnee belästigen kann; hoch dort oben in den Wipfeln, in treuer Sorgfalt brütet das vom Männchen mit Fichtensamen gefütterte Weibchen das vier bis fünf Eier enthaltende Gelege aus und muß noch lange mit ihren schützenden Fittigen die Kleinen vor der strengen Kälte bewahren.

Das Männchen hat jetzt alle Hände voll zu thun und kommt nur noch selten dazu, sein liebliches Liedchen zu singen, und eilt geschäftig kletternd und fliegend dahin, die Zapfen abzubeißen, die es dann, mit den Füßen haltend, von den Deckblättchen befreit, um zum Samen zu gelangen, und häufig eine Frucht von oben herabwerfend, die ihm nicht gerade des Oeffnens werth schien. — —

Das ist des armen Kindes Weihnachtsbaum, und wenn auch die rothen Aepfel und die gelben Birnen unerreichbar hin und her huschen und die schmelzende Sonne ein Licht nach dem andern auslöscht, die Fichtenkreuzschnäbel warfen so manchen Zapfen herunter, der dann, mit seinesgleichen zusammengelegt, so herrlich zu Hause im Kamin brannte, daß sich Mütterchen daran wärmen konnte.

Und wie im Försterhaus längst der Weihnachtsjubel verstummt ist und der Tannenbaum auf dem obersten Boden nachdenkt über seine kurze Herrlichkeit, so ist auch plötzlich die hehre Fichte ihrer Weihnachtsbescherung beraubt, entkleidet, die Vogeleinwohner sind auf und davon — denn sie haben ihre Kleinen aufgezogen — bessere Quartiere zu suchen, aber noch fort und fort sammelt das Kind Tannenzäpfchen, während da drinnen im Försterhause Alles in gewohnter Ordnung geht.

So baut der Allmächtige jedem reinen Gemüth, das mit Kinderaugen hineinschaut in seine Schöpfung, einen Christbaum.

Allerlei aus der Welt der Kleinen.

Aus „Deutsche Jugend" (Leipzig, Alphons Dürr).

(Bilder S. 181.)

Die reizenden Bildchen Seite 181 gehören den illustrirten Monatsheften „Deutsche Jugend", herausgegeben von Julius Lohmeyer, die in Leipzig bei Alphons Dürr erscheinen, an. Die künstlerische Leitung dieser Blätter hat Oskar Pletsch übernommen, der weitbekannte und allbeliebte Zeichner für die Kinderwelt. Dieses Journal, welches einzig in seiner Art dasteht durch Gediegenheit, Reichhaltigkeit und Geschmack, ist allmälig ein wahrhafter Freund unserer Kleinen geworden, dessen allmonatliches Erscheinen jedesmal kaum erwartet werden kann. Der Hauptvorzug dieser Kindermonatsschrift besteht aber wohl darin, daß Text wie Bild nie zu lehrhaft, nie trocken schulmeisterlich ist, sondern ein heiterer, frischer, fröhlicher Geist selbst aus dem kleinsten Beitrage spricht. Unsere besten Schriftsteller und berühmtesten, beliebtesten Maler haben sich zur Schaffung dieser Blätter zusammengethan, die als Jahrgang gebunden zu Weihnachtsgeschenken für unsere Kinder sich vortrefflich eignen. Der Jahrgang enthält zwei Bände. — Die Bildchen, welche wir aus der großen Fülle hübscher Illustrationen für unser Heft ausgezogen haben, sind fast sämmtlich begleitet von Verschen oder Sprüchen. Wir wollen als Muster der Art und des Tones dieser Zeitschrift die Verse zu dem zweiten Bild anfügen:

„Hier ein Brieschen — es ist doch recht? —"
„Zeig' es, reitender Bote!
Das Papier ist fürwahr nicht schlecht
Und das Siegel, das rothe.

„Und geschrieben wie ist es fein!
Das versteht nicht ein Jeder.
Also zierlich schreibt man allein
Mit der Rothkehlchenfeder.

„Und für mich ist das Brieschen auch —
Sprich, wer hat dir's gegeben?"
„Hinterm Berg von dem Haselstrauch
Bracht' ein Vogel es eben.

„Eilig! stand unterstrichen darauf,
Und da mußt' ich wohl eilen;
Hielt mich nicht bei der Erdbeer' auf,
Die mich bat zu verweilen.

„Immer zu, ohne Ruh' und Rast,
Ueber Gräben und Hecken —
Einmal freilich, da stürzt' ich fast —
Tummelt' ich meinen Schecken.

„Neugier, die so beschwerlich fällt,
Ist mir sicherlich ferne;
Aber was dieser Brief enthält,
Wüßt' ich um's Leben gerne."

„Was darin steht? Ich dacht' es mir,
Hatt' schon so was vernommen:
Beim Eichkätzchen ist Kindelbier —
Auch das Häschen will kommen.

„Nun ist just auch heut Abend Tanz
Auf dem Rain bei den Schlehen —
Sieh, drum trag' ich den schönen Kranz — —
Wohin soll ich nun gehen?"

J. Tro[illegible]



Bierstudien.

Von dem rühmlichst bekannten französischen Gelehrten, Chemiker Pasteur, ist eine Schrift erschienen: «Etudes sur la bière», die in mehr als einer Hinsicht unser Interesse wach zu rufen geeignet ist. Wir wollen hier eine Skizze der interessanten Schrift geben.

Wie bekannt, hat Pasteur in den letzten fünfzehn Jahren seine ganze Aufmerksamkeit dem Gährungsprozesse zugewandt und uns über dessen Wesen Aufschlüsse von der größten Tragweite gegeben. Zunächst beschäftigte der französische Forscher sich mit dem Gährungsprozesse des Weins und wies nach, daß die bei diesem Getränke wahrgenommenen Krankheitserscheinungen auf der Anwesenheit eigenartiger Gährungsbilder beruhen; später zog er auch den Prozeß der Bierbereitung in den Kreis seiner Beobachtungen.

Wein und Bier haben äußerlich eine gewisse Aehnlichkeit, die sich schon in dem auch von den Arten gebrauchten Namen „Gerstenwein“ kundgibt, und doch existirt ein gründlicher Unterschied zwischen dem gegohrenen Safte der Traube und dem gegohrenen Aufgusse der gekeimten Cerealien. Der Traubenwein wird nach einer altüberlieferten Methode fast ohne alle Schwierigkeit gewonnen und erhält sich, einmal gewonnen, lange Jahre; das Bier dagegen unterliegt einer ziemlich verwickelten Bereitungsart, die eine so peinliche Sorgfalt erfordert, daß oft selbst dem geschicktesten Brauer der Sud mißräth und er gezwungen wird, das Produkt mühevoller Arbeit in's Wasser laufen zu lassen. Dazu hält das Bier sich nur schwer und ist leicht vollständigem Verderben ausgesetzt.

Es gibt noch einen weitern Unterschied: der Saft der Traube gährt von selbst, während der Biersud einem künstlichen Gährungs-Prozesse unterworfen werden muß. Der abgekühlte Biersud wird in Gährung versetzt, d. h. er bekommt einen Zusatz von Hefe. Alles Bier also, das seit Erfindung dieses Getränkes bis zur Jetztzeit erzeugt worden ist, stellt eine Reihe von Prozessen dar, die wie die einzelnen Glieder eines Stammbaumes mit einander zusammenhängen. In dem Biere, das heut in unseren Schenklokalen getrunken wird, sind Bestandtheile vorhanden, die direkt jenem Urgetränk entstammen, das aus Asien nach dem iberisch-finnischen Europa gebracht wurde. Die Bierhefe ist gleich der Körnerfrucht und dem Seidenwurm eine jener ökonomischen Errungenschaften des Menschen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben, ohne daß man wüßte, wann oder wo sie entstanden, und ohne daß man diejenige Person bezeichnen könnte, die diese Schätze der Menschheit erschloß.

Weßhalb nun macht das Bier eine derartige künstliche Gährung nöthig, deren Bildungsstoff Generation von Generation überkommt, während die Weinbereitung von einem ähnlichen Prozesse nichts weiß? Länger als zwanzig Jahre hat man sich an der Lösung dieser Frage abgemüht, ohne ihr nahe treten zu können. Wenn wir sie heute mit leichter Mühe zu beantworten im Stande sind, so danken wir diesen Umstand den Studien, die man dem Gährungsprozesse gewidmet und die in erster Linie das Verdienst des genannten französischen Forschers sind.

Ein Gährungsbilder oder Ferment — wir sprechen nur von den Fermenten, soweit sie die Geschichte des Weines und des Bieres betreffen — ist ein mikroskopischer Pflanzenkörper, eine Art Pilz, der sich von denjenigen, die wir sonst kennen, durch nichts als seine außerordentlich geringen Dimensionen unterscheidet. Dieser Pilz konsumirt, um leben zu können, Sauerstoff und produzirt Kohlensäure; sodann entwickelt er sich nur unter gewissen, von Feuchtigkeit und Luft bestimmten Bedingungen. Bis dahin unterscheidet ihn nichts von anderen Pilzen. Es gibt jedoch einen Unterschied: wenn man den Biersud mit Hefe versetzt, bringt letztere eine kleine Quantität Luft, d. h. Sauerstoff mit. Da sie übrigens für ihre Existenz günstige Bedingungen antrifft, keimt sie und vermehrt sich, indem sie zunächst den mitgebrachten Sauerstoff verzehrt; dann — und das ist das Charakteristische des Ferments — wenn aller Sauerstoff in ihrem Bereiche verschwunden ist, greift sie zu dem der benachbarten Stoffe, selbst auf die Gefahr hin, dieselben nöthigenfalls zu zerstören. Der Biersud enthält einen besondern Zucker, der aus einem großen Theile Sauerstoff, aus Kohlenstoff und Wasserstoff zusammengesetzt ist. Um fortleben zu können, zersetzt der Hefenpilz diesen Zucker und eignet sich einen Theil seines Sauerstoffs an: der so veränderte „Zucker“ wird zu „Alkohol“. Jeder Gährungsprozeß hat nur diesen Zweck. Die Kohlensäure, die auf den Bottichen schäumt, ist das Resultat eben der Lebensthätigkeit des Ferments.

Wenn es auf der Welt nur einen derartigen Gährungspilz (d. h. nur eine einzige Art der Gährungspilze) gäbe, der auf diese Weise im Fruchtsafte seine Lebensbedingungen fände, indem er dessen Zucker auflöste, um ihn in Alkohol zu verwandeln, so würde der Gährungsprozeß immer denselben regelmäßigen Verkauf nehmen: Bier und Wein ließen sich mit derselben Leichtigkeit gewinnen. Dem ist jedoch nicht so und Pasteur erklärt den Unterschied folgendermaßen:

Man muß sich den „Fruchtsaft“ oder den „Biersud“ wie ein Feld vorstellen, das in bestellbarem Zustand ist. Bei der Bierfabrikation bepflanzt man dieses Feld mit der Hefe, welche zugefügt wird. Diese keimt und vermehrt sich in's Unendliche und der Ertrag der Saat ist nichts Anderes, als die nach jeder Operation in ihrem Gewicht und ihrer Menge beträchtlich vermehrte Hefe. Auf diesem flüssigen Terrain jedoch, welches durch den Sud dargestellt wird, ist die Vegetation ganz denselben Gesetzen unterworfen, wie auf dem freien Felde. Zwanzig Pflanzen machen sich den Platz streitig, engen sich ein, ringen mit einander um das Dasein. Nicht Alles, was gesät wird, geht auf. Das Unkraut nimmt zuweilen die Stelle des Waizens ein. Die Saat, die an Zahl oder Kraft die übrigen überragt, macht diese zu Schanden. Die Pflanze, die günstige Bedingungen findet und zuerst Wurzeln treibt, erstickt die übrigen, sobald sie sich nur zeigen. Es kann sogar vorkommen, daß ein Saatkorn aus irgend einem Grund in seiner Entwicklung gestört wird. Hergewehte Körner finden unterdeß Zeit zu keimen und sich zu entwickeln, sie drängen sich an die für sie nicht bestimmte Stelle und bemächtigen sich mit dem Platze der Säfte des Erdreiches: eine Ernte ist verloren.

Das Alles sind dem Landwirth wohlbekannte Dinge; genau so verhält es sich nach Pasteur's Behauptungen mit der Herstellung des Weines und Bieres. Nehmen wir zunächst als Beispiel den Traubensaft.

Er ist über und über mit Keimen besät; der Pilz, der ihn zur Gährung bringt, findet sich (nach Pasteur) in Hülle und Fülle auf der Haut der einzelnen Körner. Sobald man diese zerdrückt, beginnt der Pilz, da er sich auf günstigem Terrain befindet, zu keimen und sich zu vermehren; er keimt und vermehrt sich von selbst, weil der Traubensaft Säure und Weinstein enthält, vielleicht auch noch aus anderen Ursachen. Die Hauptsache ist, daß der Fruchtsaft für die Entwicklung des „Gährungspilzes“ einen günstigen Boden bildet, während er der Entwicklung aller anderen Pilze derselben Ordnung hinderlich ist. Die anderen Keime, die sich unter den Gährungspilzen befinden, gehen daher zu Grunde, weil sie keine günstigen Entwicklungsbedingungen finden.

Man denke sich nur ein lockeres, leichtes Erdreich, das man mit Pflanzen bestellt hat, die eine derartige Bodenbeschaffenheit lieben, gleichzeitig aber auch mit solchen, die einen schweren, massiven Boden erfordern. Die Ersteren werden rasch aufschießen, während die Letzteren anfangs zurückbleiben und dann ganz zu Grunde gehen werden, weil sie Grund und Boden sowohl wie die Säfte des Erdreichs von denen in Beschlag genommen finden, die rasch emporgediehen sind. Aus einem ähnlichen Grunde tritt die Gährung des Weines stets von selbst ein und nimmt einen regelmäßigen Verlauf: ersteres, weil der Gährungspilz, der den Zucker in Alkohol verwandeln soll, schon von Anfang an in dem Weinmoste vorhanden ist, letzteres, weil die von dem Weinmost ausschließlich begünstigte Entwicklung des Gährungspilzes die aller anderen Keime, die sich jedenfalls der seinigen beigemischt finden, verhindert.

Anders verhält es sich mit der Gährung des Biersudes. In ihm befinden sich zwar gleichfalls stets Keime des Pilzes, der den Zucker in Alkohol verwandelt; sie befinden sich jedoch in demselben nicht allein und vor Allem nicht unter Bedingungen, die ihr Wachsthum ausschließlich befördern. Wenn man den Biersud der unbeeinflußten Wirksamkeit aller dieser Keime überläßt, so können die guten sich entwickeln und den Sud in Bier verwandeln (auf diese Art ist jedenfalls das erste Bier entstanden und auf sie werden auch noch jetzt einige Biersorten hergestellt); es kann aber auch vorkommen, daß die schlechten Keime die Oberhand gewinnen, den guten sowohl Boden als Nahrung entziehen und ganz andere stoffliche Umwandlungen als die des Zuckers in Alkohol herbeiführen. Auf diese Art entsteht ein säuerliches, fauliges, klebriges, bitteres, mit einem Wort ungenießbares Bier.

Pasteur nennt nun alle diese Fermente „krankheitbildende“ oder „schlechte“ Fermente und findet sie mit allen charakteristischen Eigenschaften in dem Bodensatze des verdorbenen Bieres wieder. Die ganze Kunst des Bierbrauers besteht demnach darin, der Entwicklung dieser schädlichen Vegetabilien entgegen zu arbeiten, — die der Weinproduzent nicht zu fürchten hat, weil der Weinmost ihnen keine günstigen Entwicklungsbedingungen bietet.

Die „Stellung“ des Bieres oder seine Versetzung mit Hefe, d. h. der Gebrauch, der darin besteht, daß man in den Biersud einen guten Gährungspilz einpflanzt, hat keinen andern Zweck, als dem nutzbringenden Pflanzenkörper einen möglichst günstigen Boden zu bereiten: man treibt seine Entwicklung künstlich, damit er ein Hemmniß für die Entwicklung der krankheitbildenden Pilze werde. Die Stellung reicht indeß nicht hin, um jeden Mißerfolg zu verhindern; es ist oft vorgekommen, namentlich bei den alten Braumethoden, daß entweder während des Stellens selbst oder gleich nachher die krankheitbildenden oder schlechten Keime sich entwickelt und Alles verdorben haben. Sodann bleibt es mißlich, daß man das Bier je nach dem Verhältniß des Konsums herstellen muß, weil es sich nicht lang aufbewahren läßt.

Ein großer Fortschritt wurde dadurch gemacht, daß man die früher allgemein übliche Obergährung durch die Untergährung ersetzt hat. Nach letzterer Methode wird das Bier bei niedriger Temperatur hergestellt, wodurch seine Haltbarkeit etwas befördert wird. Man braut im Winter für den Bedarf des Sommers, wobei natürlich das Bier stets kalt gehalten werden muß. Das verursacht natürlicherweise bedeutende Kosten. Zum Versandt bedarf es der bekannten komplizirten Eiswaggons und bis zum Augenblicke der Konsumtion muß das Bier in Eiskellern aufbewahrt werden. Man greift nicht zu hoch, wenn man die Quantität Eis, die ein einziges Hektoliter guten Bieres vom Augenblicke seiner Erzeugung bis zu dem des Verkaufes erfordert, zu 100 Kilogramm ansetzt. Das Haus Dreher in Wien gebraucht allein jährlich 45,000,000 Kilogramm Eis (NB. bei einer Produktion von über 600,000 Eimern).

Der Grund, weßhalb Eis angewandt wird, ist stets derselbe: die Kälte verhindert oder hält wenigstens die Entwicklung der schlechten Fermente zurück, während es die des Hefenpilzes befördert. Die anderen werden nicht zerstört, aber sie schlafen gewissermaßen und werden stets geweckt, sobald die Temperatur in ihrer Umgebung einen gewissen Grad erreicht.

Durch das obergährige Brauverfahren wird der Preis des Bieres erhöht, weil der Sud so oft mißlingen muß. Die untergährige Methode hält das Bier in hohem Preise wegen der Menge des erforderlichen Eises. Pasteur legte sich daher, während er seine Beobachtungen über die verschiedenen Gährungsarten anstellte, die Frage vor, ob es nicht möglich sei, ein Bier herzustellen, das gar keine schlechten Gährungspilze enthalte und in Folge dessen sich vorzüglich zur Lagerung eignen müsse, ohne die Eiskühlung erforderlich zu machen. Wie der Gelehrte in der Vorrede zu seinem Werke anführt, haben die französischen Niederlagen ihn zuerst auf diese Idee gebracht; gleich nach dem Kriege hat er sich an das Werk gemacht und unermüdlich gearbeitet, „mit dem festen Entschlusse, nicht nachzulassen, bis ein merkbarer Fortschritt in einer Industrie zu verzeichnen sei, in welcher bisher Deutschland Frankreich überflügelt habe“.

Es läßt sich sehr leicht einsehen, daß wenn es gelingt, ein Bier herzustellen, in dem keine schlechten Gährungspilze vorhanden sind, man dieses gleich dem Wein eine lange Reihe von Jahren bei gewöhnlicher Kellertemperatur wird erhalten können. Das ist der Zweck, nach welchem Pasteur strebt. Um ihn zu erreichen, hat er zunächst versucht, sich reine Hefe zu verschaffen. Er hat den Hefenpilz gezüchtet, nicht im Biersude, sondern in Lösungen von Zucker und verschiedenen mineralischen Salzen, welche der Entwicklung der Keime besonders förderlich sind. Die aus diesen Züchtungen gewonnene Hefe ist zunächst noch nicht ganz rein; es finden sich in ihr immer noch schlechte Fermente; da diese sich jedoch nicht entwickeln (weil die Bedingungen für sie nicht günstig sind), während die reinen Gährungspilze sich in's Unendliche vermehren, werden sie immer seltener und verschwinden schließlich gänzlich. Nach einer gewissen Anzahl in der beschriebenen Weise ununterbrochen fortgesetzter Züchtungen wird die Hefe nach und nach vollständig rein. Man bewahrt sie in verschlossenen Gefäßen auf und bedient sich ihrer zur Bereitung des Bieres.

Die Luft, zumal diejenige der Bierbrauereien, ist mit einer unendlichen Menge von Keimen aller Art, mit guten und schlechten, förderlichen und schädlichen, geschwängert. Es nützt daher nichts, die Hefe zu reinigen, wenn man nicht gleichzeitig den Sud von der Berührung mit diesen Keimen freihalten kann. Pasteur hat in Folge dessen einen Apparat konstruirt, in welchem das Bier nach erfolgter Abkühlung unter Ausschluß der atmosphärischen Luft mit reiner Hefe versetzt wird. Dieses neue Verfahren soll in Frankreich bereits in einer Reihe von Brauereien im Betriebe sein und dürfte mit der Zeit allgemein in Aufnahme kommen. Deutschland würde diesen in der That bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der Zymotechnik um so freudiger begrüßen und seine Ehre um so williger der französischen Wissenschaft zuerkennen, als diese damit eine Arena betreten, auf welcher die beiden großen Nationen sich in würdigerer Weise gegenübertreten, als auf der blutgetränkten Wahlstatt des Krieges. **Ludwig Holthof.**

Etwas über das Nähen.

Es wird unsere Leserinnen interessiren, etwas von der geschichtlichen Entwickelung jener Kunst zu erfahren, in der sie alle — das setzen wir in angeborener Galanterie selbstverständlich voraus — einen hohen Grad der Meisterschaft erreicht haben. Zunächst aber wollen wir ihnen das erstaunlich klingende Faktum mittheilen, daß das Nähen viel neueren Ursprungs ist, als das Sticken. Man stickte schon zu Zeiten der alten Römer höchst kunstvoll, aber das Nähen kannte man kaum. Die reichen Gewänder der Lateiner bedurften keiner Naht; in freien, nur durch Agraffen gefesselten Falten umwallte die Toga und das Pallium die Glieder. Nur Zieraten nähte man an die Gewänder oder benutzte den allerdings längst erfundenen Nähstich zum Sticken. Wiewohl man im Orient, woher doch alle Kleiderpracht stammt, schon in alter Zeit etwas vom Nähen wußte, so war das doch sehr verschieden von dem, was wir heutzutage Nähen nennen, und bestand in nichts Anderem, als einem leichten Zusammenhängen der Gewänder, und dieses Amt lag dem Manne ob und nicht der Frau, — der Frau blieb der Webstuhl überlassen. Erst mit dem Gebrauche der Wäsche, welche den Alten wenig Bedürfniß war, da sie dieselbe durch das in diesen Ländern immerwährende Baden ersetzten, wurde das Nähen eine Nothwendigkeit. Da kam das feine Linnen, das die fleißige Hausfrau des Nordens mit ihren Mägden spann, und mit ihm der Wunsch, dieses Linnen auch in zweckmäßige Kleidungsstücke zu verwandeln. — Interessant müßte es sein, die ersten Anfänge des Nähens zu sehen. Welche Schwierigkeiten die Verfertigung der Wäsche haben mußte, mag aus dem Umstand ersichtlich sein, daß es Königinnen gab, so z. B. Elisabeth von England, die große Elisabeth, welche nur sechs Hemden besaßen. Des ersten Hemdes geschieht Erwähnung anläßlich der heiligen Segoline im achten Jahrhundert nach Christo. In Frankreich soll im fünfzehnten Jahrhundert die Gemahlin König Karl's VII. die ersten leinenen Hemden getragen haben. Selbst Ludwig XIV. hatte in seiner Jugend noch Mangel an ganzen Leintüchern. — Erst im vergangenen Jahrhundert finden wir das Nähen auf der Stufe heutiger Vollendung — ja vielleicht sogar, was mühevolle Arbeit anbelangt, ausgebildeter als heute. Damals galt die Zeit noch nicht so viel und es wurde auch auf den Unterricht des Nähens größere Sorgfalt verwendet. Die Frauen aus den höchsten Kreisen beschäftigten sich damit. Die Ausstattung in Wäsche spielte eine große Rolle, die sie heutzutage längst eingebüßt hat. Wäsche wurde der Stolz jeder Hausfrau und die Verfertigung derselben galt als eine Kunst, die jede Frau stolz war, zu besitzen. Selbst große Männer verschmähten es nicht, ihr Vergnügen daran kundzugeben. Goethe erfreute sich ungemein an den wohlgefüllten Wäscheschränken seiner Mutter, der Frau Rath, und in „Hermann und Dorothea“ legt er der Mutter Worte des Lobes über die Leinwand in den Mund. Noch vor vierzig Jahren hielt man es für eine Unmöglichkeit, je etwas zu erfinden, das den feinen, mühsamen Steppsaum ersetzen würde, dem man eine ungeheure Wichtigkeit beilegte. Welche Mühe und welchen Aufwand von Denken kostete damals die feingefaltete Brust eines Männerhemdes! Aber wie kostspielig war dasselbe auch zugleich! Noch vor einem Dezennium schüttelte manche exemplarische Hausfrau den Kopf zur Maschinennäherei, aber heute hat sie über jedes Vorurtheil gesiegt.

Vom Büchertisch.

Karl Emil Franzos, den unsere Leser als Mitarbeiter der „Illustr. Welt“ kennen, hat kürzlich ein Werk herausgegeben, das ihm mit einem Schlage den Ruf eines hervorragenden Schriftstellers verschafft hat. Das Buch führt den Titel: „Aus Halbasien“ (Leipzig, Duncker und Humblot). Es enthält Erzählungen, die in Podolien unter den dortigen Juden spielen und geradezu überraschend wirken durch die mit Meisterschaft ausgeführten Sittenschilderungen einer seltsamen, uns ganz fremden Welt, und wunderbar anregen und spannen durch die romanhaften Verhältnisse, die der Autor mit großer Kunst aus diesen so verachteten Kreisen vor uns zu entwickeln weiß. Das Buch hat einen doppelten Werth: als Kultur- und Sittenschilderung eines bisher ganz unbekannten, hochinteressanten Theiles des israelitischen Volksstammes, und dann als künstlerisch vollendete Erzählungen, welche uns die Leiden und Freuden dieser Menschen dichterisch beleuchtet zeigen. Das Buch verdient den Ruf, welchen es sich im Flug erobert hat, und wir empfehlen es unseren Lesern warm als eine ebenso gediegene, interessirende wie spannende Lektüre. — Wer eine Erzählung auf kriegerischem Hintergrunde mit Militärcharakterköpfen liebt, den möchten wir auf „Angeline“ von W. v. Dünheim (Stuttgart,

Hallberger) hinweisen. Die Novelle spielt im letzten großen deutsch-französischen Kriege, sie zeichnet sehr anschaulich, farbenfrisch und kundig das französische Leben in dieser aufgeregten Zeit und fesselt durch kühne Rettungsthat eines deutschen Militärs, den Liebe und Mitleid für die Heldin der Geschichte in viel Gefahr und zu mancherlei Wagnissen führen. Die Novelle ist glänzend und geistfunkelnd geschrieben. Jetzt wollen wir auch der Kleinen gedenken. — Es wird vielen Eltern sehr angenehm sein, wenn wir ihre Aufmerksamkeit auf uns vorliegende und uns sehr hübsch und passend erscheinende Gaben lenken. Da müssen wir vor Allem das Buch „Für meine Kinder" von Julius Sturm (Leipzig, Dürr) nennen. Der Verfasser ist bekannt als einer unserer liebenswürdigsten Poeten, voll Geist und Sinnigkeit, der nun in Versen und Prosa, als Gedichtchen, Geschichtchen und Märchen für seine Kinder ein Unterhaltungs- und Belehrungsbuch geschrieben, das zu dem Besten gehört, was wir kennen, und dieß stattliche Werk haben unsere feinsten Zeichner für Kinderleben mit wunderhübschen Textillustrationen verziert. Text und Bild stehen hier in innigster Beziehung zu einander. Das ganze Werk ist aus einem Guß, die Gabe eines Dichters und klugen, geistvollen Vaters und wird noch unsere Enkel erfreuen und entzücken. — In einer andern Art, vorzugsweise für die Kleinen, ist der Schreiber'sche Verlag in Eßlingen bemüht gewesen, Hübsches, Ansprechendes und für jeden Geldbeutel Angemessenes als Weihnachtsgaben herzustellen. Dieses Jahr bringt der unermüdliche Jugendfreund drei Leinwandbilderbücher für jene unruhigen Köpfchen, die nachsehen möchten, was zwischen jedem Blatt steht. Das erste dieser Büchelchen enthält 40 von J. Volz komponirte Bildchen, mit leicht zu behaltenden, netten Versen versehen von K. Thienemann; das andere bringt 12 Bilder, die Jahreszeiten in Haus, Garten, Wald und Thierreich darstellend; das dritte 48 bunte Bilderchen mit munteren Versen aus allen Gebieten, die Kinder nur interessiren können. Diese Bilder sind lakirt, was wir als

Allerlei aus der Welt der Kleinen.

Ausgewählt aus „Deutsche Jugend". Herausgegeben von J. Lohmeyer. (Verlag von A. Dürr in Leipzig.) (S. 179.)



Das war schrecklich.



Der Einladungsbrief.



Der tapfere Hans.



Der Geburtstagsgratulant.



Hurrah! großes Stiefelrennen mit Hindernissen.



Miez ist krank!



Jetzt kann sie mir nicht mehr entgehen.



Lob der Gemüthlichkeit.



Im Krankenbett.

sehr praktisch besonders hervorheben müssen, da hiedurch die Bilder nicht so leicht schmutzig werden und die Kleinen die Farben nicht ablecken können. Für eine gleiche Altersstufe, jedoch für weniger zerstörungslustige Geisterchen berechnet und viel wohlfeiler, sind dieselben Bücher auch ohne Leinwand und Lack von der Handlung hergestellt und haben die Titel: „Bildergeschichtchen", „Was das Kind freut" und „Spielereien". Das stattliche Buch „Festfreuden" bringt in schön kolorirten Tafeln das Geburtstags-, Ernte-, Herbst- und Weihnachtsfest mit großen Figuren. In gleicher Größe und sehr wirkungsvoll ist „Gemischte Gesellschaft" aus der Thierwelt, künstlerisch fein gezeichnete, naturfrisch kolorirte, heitere Thierszenen. Auch das „Räthselbuch" möchten wir als eine allerliebste, vortrefflich unterhaltende und durch die farbigen Bilderchen die Kinder sicher sehr erfreuende Gabe diesen Büchern anreihen. Originell ist das chinesische Märchen „Die Perle von Schensi", ein Bilderbuch in überraschendem Farbenschmuck und nach chinesischem Styl das hübsche Märchen illustrirt. Für die etwas vorgerückten Kleinen möchten sich desselben Verlegers „Fabelbuch", die beliebtesten Fabeln in Verschen und lebhaft bunt illustrirt, manche dieser Bilder sogar auffallend vollendet in Färbung und Zeichnung, und das nützliche „ABC-Buch, wie auch das „ABC für wackere Kinder" eignen. Die beiden letzterwähnten haben, nach Art der Bilderfibeln, farbige Illustrationen mit Buchstaben und Denksprüchen. Für Buben und Mädchen, denen ein Tuschkasten anvertraut werden darf, hat gleichfalls der Verleger durch „Kolorirte Uebungshefte", in welchen man nach Vorlage Thiere, Soldaten, Lebensszenen tuschen kann, gesorgt. Für diese Altersstufe bringt Schreiber auch ein „Tausend und eine Nacht", sechs der fesselndsten Märchen aus dieser unerschöpflichen Quelle mit Farbendruckbildern, die zu den besten dieser Art gehören und wahrhaft glühend in märchenhafter Beleuchtung die Jugend vollständig bezaubern werden. Sämmtliche hier erwähnte Bücher dieses Verlags sind hübsch und geschmackvoll ausgestattet.



Anekdoten und Witze.

Zur Antwort. Als man einen naturalisirten amerikanischen Bürger damit zu foppen suchte, daß er doch immer nur ein „Foreigner“ (Fremder) bleiben würde, antwortete derselbe: „Ich kam hieher mit meinen Hosen an, Sie nackt; ich kam in dieses Land, weil ich es wollte, Sie, weil Sie mußten. Das, mein Herr, ist der einzige Unterschied zwischen uns; in jeder andern Beziehung bin ich ebenso gut Amerikaner, als Sie selbst es sein können.“

*

Aus der Instruktionsstunde. Ein Unteroffizier examinirt einen Einjährigen und fragt unter Anderem: „Was ist das Staatseigenthum?“ Dieser gibt eine Definition, welche indessen nicht befriedigt, und an einen andern Einjährigen wird die gleiche Frage gestellt; dieser sucht eine andere Begriffserklärung zu geben, welche ebenfalls nicht acceptirt wird. Nachdem noch ein Dritter gefragt ist, tobt der Instruktionsmeister über die Einjährigen, „die sonst immer mit gelehrten Wörtern und Ausdrücken um sich werfen,“ und gibt nun endlich selbst die authentische Definition: das Staatseigenthum ist — zu schonen!

*

Ein Herr wird in einem Restaurant von dem Kellner außerordentlich schlecht bedient, der Gast zeigt sich indessen als ein Muster von Ruhe und Höflichkeit. Auf eine bescheidene Bemerkung erhält er von dem dienenden Geist eine brutale Grobheit zur Antwort, worauf der Herr mit Sanftmuth erwiederte: „Nicht so stolz, Herr Oberkellner! Wer weiß, was die Zukunft bringt! Eines Tages kommen auch Sie vielleicht in die Lage, Gast sein zu müssen.“

*

Einfache Lösung. Förster: „Meine Herren, ich will Ihnen eine Frage vorlegen, bei deren Beantwortung Sie Herz und Kopf zu Rathe ziehen müssen. Hören Sie: Jemand träumt, er mache eine Seereise. Neben ihm sitzen weibliche Wesen, die gleich ihm die Pracht des Ozeans bewundern. Da erhebt sich ein gewaltiger Sturm; das Schiff ist dem Untergang nahe. Das launenhafte Spiel des Traumes läßt ihn glauben, daß er sich nur retten könne, wenn er eine der beiden Frauen den Seegöttern opfere. Aber welche? Die Eine liebt er glühend heiß, die Andere ist ihm in leidenschaftlicher Liebe zugethan. Welche soll er opfern? Wie ist der Mann zu retten, meine Herren?“ — Diese sinnen lange, können aber die Antwort nicht finden. — Endlich sagt der Förster: „Ganz einfach — man weckt ihn auf!“

*

Sicherer Trost.

Patient: Und ist es denn gewiß, daß ich wieder genesen werde?

„Unfehlbar,“ ruft der Arzt, und zieht ein Papier mit vielen Zahlen aus der Tasche. „Sehen Sie hier die Statistiken über Ihren Fall: Sie finden, daß ein Prozent der mit Ihrem Leiden Behafteten gerettet wird.“

„Und damit wollen Sie mich beruhigen?“ fragt trübselig der Kranke.

„Allerdings. Sie sind der Hundertste gerade, den ich mit dieser Krankheit in Behandlung habe, die anderen neunundneunzig sind Alle gestorben, also Sie sind der Eine, der leben bleibt.“

*

Fortschritt.

„Madame,“ fragte ein gebildetes Dienstmädchen die Hausfrau, „ziehen Sie morgen auf der Landpartie Ihr neues weißes Kleid an?“

„Ja! Aber warum fragst Du, Marie?“

„Na, denn werde ich mich mein blaues anziehen; wir Beide sehen sonst zu ejal aus und das macht sich nich!“

*

Aerztliches. In München erzählt man sich folgende Anekdote. Ein dortiger Arzt ließ in seinem Beisein einem seiner Kranken eine außerordentlich starke Douche geben. „Aber, Doktor,“ schrie der Patient, „Sie tödten mich ja!“ — „Das schadet nichts“, antwortete der Arzt, „das ist Ihnen gesund!“

*

Abschiedswünsche.

Vater: August, Du kommst jetzt zum Militär, bleib' gesund und führe Dich gut auf.

August: Gleichfalls, Vater!

*

Der Herr Professor.

Professor: Herr Schaffner, ich wünsche nach Amberg zu fahren.

Schaffner: Welche Klasse?

Professor: „Obersekunda!“

*

In der Schule.

Lehrer: Wie heißt Du?
Schüler: Flimmerich.
Lehrer: Was ist Dein Vater?
Schüler: Gestorben.
Lehrer: Nun, was war er denn früher?
Schüler: Lebendig.

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Der Verlust der Kartoffeln an Kali und Phosphorsäure beim Dämpfen und Kochen. Wagner und Schaffer weisen in dem „Centralblatt für Agrikulturchemie“ nach, daß ungeschälte Kartoffeln weder beim Kochen, noch beim Dämpfen erheblich an Nahrungsstoff verlieren, daß dagegen geschälte Kartoffeln nur gedämpft werden sollten, weil sie auf diese Weise bloß unbedeutend, beim gewöhnlichen Kochen in Wasser dagegen sehr bedeutend an Nahrungsstoffen verlieren, nämlich 33,33 Prozent Kali und 22,87 Prozent Phosphorsäure, während sie beim Dämpfen nur 6,93 Prozent Kali und 4,57 Prozent Phosphorsäure verlieren.

*

Mäusefalle, immerwährende (Piège perpétael), in welcher 6 Mäuse gefangen werden können, ohne daß die Aufstellung oder die darin enthaltene Lockspeise zu erneuern ist. Man stellt sie so, daß das im Eingang befindliche auf- und abfallende Holzplättchen vorn am Boden liegt; im andern Falle, wenn das Plättchen oben den Zinken berührt, ist die Falle nicht aufgestellt. Die Lockspeise befestigt man am kleinen Nagel in der Thüre, welche sich hinter dem Schaukelbrettchen befindet. Geht nun die Maus in die Falle, so schlägt das Brettchen hoch und sperrt die Maus ab; die letztere sieht dann nur den einen Weg, nämlich den nach der vergitterten kleinen Abtheilung, frei und sobald sie den betreten, bleibt sie darin eingesperrt, während das Schaukelbrettchen wieder zurückfällt und die Falle so neuen Mäusen offen steht. Die gefangenen Mäuse entfernt man durch die Thür neben dem Eingang.

*

Ueber den Hausschwamm. Man glaubt ziemlich allgemein, daß der Ursprung des Schwammes im Holze selbst zu suchen sei und durch seine Zersetzung und Gährung vegetabilischer Säfte gebildet werde; daher denkt man nicht an die Beseitigung der Sporen oder Samen, sondern begnügt sich mit der Bekämpfung seiner Vegetationsorgane, der auf dem Holzwerk ausgebreiteten weißlichen Pilzmasse, bestreicht diese mit den verschiedenartigsten Flüssigkeiten, bald mit dieser, bald mit jener Säure in verschiedenartigster Konzentration, mit Alaun, holzessigsaurem und schwefelsaurem Eisen oder Kupfer, mit Theer, Holzessig, Karbolsäure, oder läßt sich zur Verwendung marktschreierisch ausgestatteter Mittel herbei, bedenkt aber nicht, daß diese Mittel nicht tief eindringen können und daher dem Pilze keinen Schaden beizubringen vermögen. Zu warnen ist namentlich vor der so giftigen Quecksilbersublimatlösung, die gleichfalls die bereits in der Tiefe wuchernden Pilzzellen nicht zu erreichen vermag. Erfolgt die Anwendung dieser Mittel überhaupt erst nach Bildung der Fruchtlager, so erscheint sie unter allen Umständen als überflüssig, da das Holz dann schon zersetzt ist. Die Entfernung der Sporen kann daher nicht dringend genug empfohlen werden. Insbesondere ist auch den Kellern gehörige Aufmerksamkeit zu widmen, welche in vielen Fällen Hauptherde des Pilzes sind, auch sollte zum Ausfüllen unter den Böden nur von organischen Stoffen freies Material benützt werden. Selbstverständlich ist auch für möglichst trockenes Holz Sorge zu tragen. Von hoher Bedeutung erscheinen ferner zweckmäßige Einrichtungen für Luftzirkulation, welche auch bei den schon von dem Pilz infizirten Gebäuden als einziges, aber wirksames Mittel anzusehen ist, um durch Austrocknen die Ausbildung des Pilzes zu verhindern. Alle anderen chemischen Bestreichungsmittel erscheinen völlig nutzlos.

Landwirthschaft.

Kleberbrod. Schon seit längerer Zeit ist der Kleber als ein sehr nutzbarer Stoff empfohlen worden, theils des Wohlgeschmacks, theils der Nahrhaftigkeit wegen. Obwohl derselbe aber in den Waizenstärkefabriken in großer Menge als Nebenerzeugniß gewonnen wird, wußte man ihn außer zum Viehfutter doch nicht recht zu verwenden, weil er zu zähe und bindig sich zeigt, um mit Mehl verknetet werden zu können. Man hat nun folgendes Verfahren vorgeschlagen, um ihn handlich zu machen. Wenn man ihn in Stücken von 4—5 Pfund etwa 24 Stunden lang in Wasser legt, welches 34—37 Grad C. hat, so verliert er seinen strengen Zusammenhang und wird kurz und brüchig. Diese Veränderung ist eingetreten, wenn eine Probe des Klebers kurz und schnell abbricht und sich weicher und milder anfühlt als im frischen Zustand. Das mit Roggenmehl und Kleber in gewöhnlicher Weise bereitete Brod ist weiß, locker und von angenehmem Geruch, dem Waizenbrod ähnlich.

*

Die Raupenfackel. Lucas empfiehlt in Nro. 22 des „Wochenblattes für Land- und Forstwirthschaft“ die von Moder in Botzen eingeführte Raupenfackel, ein einfaches und sehr praktisches Werkzeug zur Tilgung von Raupennestern und gesellig lebenden Raupen. Mit dieser Fackel, welche mit Erdöl gefüllt und dann gut zugeschraubt wird, verbrennt man im Winter die Eierschwärme des Stammspinners, die Nester des Goldfalters und des Baumweißlings bei trockenem, windstillem Wetter. Man hält früh Morgens den brennenden Docht der Fackel eine halbe Minute unter die Raupenhaufen und sofort sind Massen von Raupen theils verbrannt, theils erstickt. Später werden die Gespinnstmotten mit der Fackel getödtet.

*

Gegen die Feinde des Landbaus. Eine eigenthümliche Maßregel, die Feinde des Land- und Gartenbaus zu vernichten, hat neuerdings der französische Minister für Landwirthschaft getroffen. Wie das «Journal illustré» und andere französische Blätter mittheilen, sind in den Wäldern und anderen Wegen Frankreichs schwarze Holztafeln, welche dem besondern Schutz des Publikums übergeben sind, angebracht und worauf folgende Worte, die auch unseren deutschen Land- und Landsleuten nicht oft genug zu Gemüthe geführt werden können, mit fetten Lettern geschrieben:

Der Igel nährt sich von Mäusen, Schnecken und Engerlingen, überhaupt von Thieren, welche der Landwirthschaft großen Schaden zufügen: „Tödtet den Igel nicht!“

Die Kröte vernichtet stündlich 20 bis 30 Insekten. „Tödtet daher die Kröte nicht!“

Der Maulwurf verzehrt unaufhörlich Engerlinge, Maulwurfsgrillen, Larven, Insekten aller Art. In seinem Magen hat man niemals Spuren von Pflanzen gefunden; er nützt mehr als er schadet. „Tödtet den Maulwurf nicht!“

Der Maikäfer und der Engerling sind die Todfeinde der Landwirthschaft. Der Maikäfer legt 70 bis 100 Eier, aus denen sich zunächst Engerlinge und dann wieder Maikäfer entwickeln. „Tödtet den Maikäfer!“

Vögel. Die Insekten richten in jedem Departement jährlich einen Schaden von mehreren Millionen Franken an. Nur die Vögel können gegen sie siegreich ankämpfen, denn sie sind große Raupenfresser und daher wichtige Helfershelfer der Landwirthe. „Kinder, nehmt keine Vogelnester aus! Jedes Kind erhält für je 500 Maikäferköpfe vom Flurschützen (garde champêtre) 25 Centimes eingehändigt!“

Küche.

Makronen: Man zieht einem Pfund guter großer Mandeln durch Abbrühen die Schalen ab, wäscht sie recht weiß und trocknet sie mittelst eines Tuches sauber ab. Nun stößt man sie mit ein paar Tropfen Rosenwasser in einem Mörser klein, so fein es geht, thut ein Pfund feingestoßenen Zucker hinzu, nebst dem zu Schnee geschlagenen Weißen von 4—5 Eiern (je nach Größe der Eier), rührt Alles in einer Reibeschüssel eine Viertelstunde immer nach einer Seite, setzt Häufchen davon auf ein Blech, in Größe einer Wallnuß, oder auch auf Butterpapier oder Oblaten, bestreut sie mit fein gestoßenem Zucker und läßt sie im Ofen trocknen. Sollen sie etwas bitter werden, so thut man etwa vier Loth bittere Mandeln unter den Teig.

Hausmedizin.

Lebensbalsam, Hoffmann's oder Oelig-balsamische Mixtur, bereitet man sich, indem man in 240 Thl. höchstrektifizirten Weingeistes je ein Theil Lavendel-, Nelken-, Zimmt-, Thymian-, Citronen-, Muskatblüten- und Pomeranzenblütenöl und drei Theile Perubalsam durch Umschütteln auflöst. Dann stellt man das Gemisch einige Tage an einen kühlen Ort, seiht es durch Löschpapier und bewahrt es in sorgsam verschlossenen Glasfläschchen auf.

Für den Winter.

Kitt, dauerhafter, für Stubenöfen: Man siebt gute Holzasche durch ein feines Sieb, bringt ebensoviel gestoßenen und durchsiebten Lehm hinzu und vermischt beides mit etwas Salz. Hierauf feuchtet man diese Mischung mit so viel Wasser an, daß ein Teig daraus entsteht, und streicht damit die Risse des Ofens zu. Dieser Kitt berstet nicht und nimmt eine außerordentliche Härte an. Nur darf der Ofen dann nicht heiß sein, während der Kitt eingeschmiert wird.

*

Professor Dr. Reclam macht auf die Nachtheile einer zu starken Zimmerheizung aufmerksam. Wer die Zimmerwärme über 15 Grad erhöht, wird bald merken, daß sein Wärmebedürfniß sich stets steigert und bald 17, ja 20 Grad nicht mehr genügen. Der Grund ist folgender: Beim andauernd starken Heizen trocknen die Wände, sowie die im Zimmer befindlichen Gegenstände aus. Je mehr sie ihre Feuchtigkeit verlieren, um so mehr saugt die trockene Luft die Feuchtigkeit da auf, wo sie dieselbe fast allein noch findet: bei den Menschen. Die unmerkliche Ausdünstung der Haut und Lunge wird gesteigert. Da nun diese Verdunstung von Feuchtigkeit uns viel Wärme entzieht, so wird durch die gesteigerte Ofenwärme allmälig auch das Wärmebedürfniß gesteigert — und der Ofen erscheint als bester Freund. — Kein Freund — ein Feind! Denn in der erhöhten Zimmerwärme dünsten auch alle anderen Gegenstände mehr aus und — die Luft wird verschlechtert. In der warmen Luft athmen wir weniger Sauerstoff (unser nothwendigstes Lebensbedürfniß!) und der Stoffwechsel wird langsamer und geringer — der Appetit mindert sich, — es tritt mürrische Stimmung ein, — der Schlaf ist kurz und unruhig, — alle Verrichtungen des Körpers lassen zu wünschen übrig. — Da haben wir das treue und betrübende Bild der Bureauarbeiter, der älteren Kaufleute, der viel im Zimmer lebenden Frauen und alten Mädchen, kurz der meisten Stubenmenschen im Winter! Nur Diejenigen, welche ihrem Ofen niemals gestatten, die Luft über 15 Grad zu erwärmen, sind diesem Leiden nicht unterworfen.

Gewerbliches.

Einen sehr brauchbaren und zähen Asphaltlack erhält man: 24 Thl. deutscher Asphalt (Steinkohlenpech) werden in gleich viel oder etwas mehr Benzol in der Wärme in einem Kolben aufgelöst, nach vierundzwanzigstündigem Stehen gießt man vom Bodensatze ab und fügt dann eine klare Lösung von 1—2 Thl. hartem (Manila-) Elemi und 1 Thl. Kopaivabalsam in Benzol hinzu, worauf man mit Benzol bis zur gewünschten Konsistenz verdünnt. Der Lack trocknet sehr rasch und hat einen schönen Glanz. Da reines Benzol zu theuer ist, kann man das sogenannte Fleckwasser oder die leichte Petroleumnaphta verwenden. Fügt man noch einige Prozente einer Lösung von Kautschuck in Benzol zu, so kann man den Lack selbst zum Firnissen der Gummischuhe verwenden. Er ist dann sehr elastisch, aber etwas weniger glänzend.

*

Neue Mörtelbereitung (nach Artus): 1 Theil gut gelöschter Kalk wird mit 3 Thl. Sand sorgfältig vermischt, dem Gemenge unmittelbar vor dem Gebrauche ¾ Theile ganz fein zertheilter ungelöschter Kalk zugesetzt und das Ganze gut durchgearbeitet. Dieser zu einer Fundamentmauer verwendete Mörtel war nach vier Tagen bereits zu einer so festen Masse erstarrt, daß man ein spitzes Eisen nicht mehr hineindrücken konnte; auch haftete er mit gleicher Festigkeit an den Steinen des Mauerwerks. Nach zwei Monaten hatte der Mörtel Steinhärte angenommen. Es handelt sich hienach um eine sehr beachtenswerthe Entdeckung, welche bei den Kosten des Cements und Mörtels auch unmittelbar ökonomisch in die Wagschale fällt.

Historische Gedenktage.

22. November.

1767. Andreas Hofer, Insurgentenanführer der Tyroler gegen die Franzosen und Bayern im Jahre 1809, — im Wirthshaus am Sand in Passeyr geboren.

23. November.

1550. Kolumbus kommt als Gefangener und mit Ketten beladen aus Amerika in dem Hafen von Kadix an.

24. November.

1632. Baruch Spinoza, scharfsinniger Philosoph, aus einer portugiesischen Judenfamilie, aber wegen seiner Denkart von seinen Glaubensgenossen verfolgt, — zu Amsterdam geboren.

25. November.

1768. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Theolog und Philosoph, Professor und Prediger in Berlin, — in Breslau geboren.

27. November.

1520. Magelhaens, der Weltumsegler, entdeckt die Südsee, welche zum ersten Male von Europäern besucht wird.

28. November.

1793. (28.—30.) Dreitägige Schlacht bei Kaiserslautern, die Preußen (Herzog von Braunschweig) siegen über die Franzosen (General Hoche).

29. November.

1780. Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich, gekrönte deutsche Kaiserin (Gemahlin Kaiser Franz I.), — stirbt nach einer ruhmvollen Regierung, durch welche sie das Haus Habsburg auf den höchsten Gipfel der Macht gebracht.

30. November.

1761. Entdeckung und Vereitelung der Verrätherei des schlesischen Barons Warkotsch, der Friedrich den Großen in der Nacht in seinem Hauptquartier bei Strehlen aufheben und den Oesterreichern überliefern wollte.

2. Dezember.

1852. Louis Napoleon III. wird zum Kaiser der Franzosen eingesetzt.

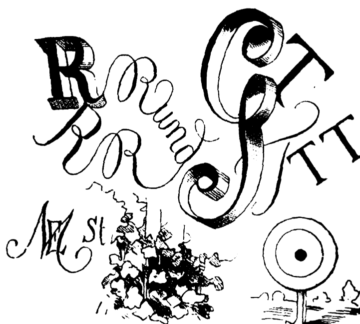
3. Dezember.

1800. Schlacht bei Hohenlinden in Bayern, Sieg des französischen Generals Moreau über die Oesterreicher unter Erzherzog Johann.

5. Dezember

1791 starb Joh. Chrysost. Wolfgang Amadeus Mozart, kaiserlicher Kapellmeister in Wien, Deutschlands größter Komponist (Opern: „Don Juan“, „Figaro“, „Zauberflöte“; Symphonieen, Messen, Requiem &c.).

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 155:

Nach dem Einer ringt, also ihm gelingt.

Räthsel.

Die Eins warst Du ganz sicherlich
An Deinem ersten Wiegenfest,
Doch kann es sein, daß sie auf Dich
Auch jetzt noch sich beziehen läßt.

Die Zwei bedeutet eine Kraft,
Die in der Luft sich bergen soll
Und tiefe Wunderweisheit schafft
Für Den, der ihres Glaubens voll.

Das Ganze ist, groß oder klein,
Woran Du denkest Tag und Nacht
Und deß' Besitz, wär's nur ein Stein,
Nach Deinem Sinn Dich glücklich macht.

Auflösung des Anagramms Seite 155:

Mode, Odem.

Rösselsprung.

seh'	du	vom	brand	ne	still	kommt	kuß
son-	dann	thau	im	an	ich	thrä-	und
auch	ich	nen-	lieb	weil	süß	ten	mir
will	psen	stirbst	dich	letz-	die	seh'	und
cken	ein-	und	du	dein	an	wie	blüm-
tro-	ben	muß	wie	tod	dein	sin-;	dich
wohl	glü-	mal	stirbt	so	still	lein	solch'
lie-	du	ich	be-	liebst	ein	treu	ne

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 155:

Weiß.	Schwarz.
1) T. C 4 — C 8 † . . .	1) K. A 6 — D 7 oder A.
2) L. B 3 — E 6 † . . .	2) K. D 7 nimmt E 6.
3) T. C 8 — D 8	3) D 6 — D 5.
4) E 4 nimmt D 5 setzt Matt.	
A.	
1)	1) A 4 nimmt B 3.
2) T. C 8 — D 8	2) D 6 — D 5.
3) E 4 nimmt D 5 setzt Matt.	

Kleine Korrespondenz.



Abonnent Oo. Auf grünt — rinnt, ist ein unerlaubter Reim &c. Gedanke hübsch.

Hrn. C. P. in Grüna. In Nürnberg.

Hrn. W. Leupoldt in B. Ihre medizin. Anfrage wird unser ärztlicher Mitarbeiter beantworten. Unsere Romane haben gewöhnlich einen wahren Kern.

Hrn. J. Klapp in L. Wir haben einen solchen Ueberfluß, daß wir auf weitere Erwerbungen der Art vorläufig verzichten müssen.

v. Larrah. Erinnert doch zu sehr an Goethe und ist als Variation nicht originell genug.

Abonnent in Schlesien. Das hängt ja zu allererst von dem Autor selbst ab. Wir können doch keinen Roman aus einer andern Zeitschrift abdrucken.

Hrn. Ferd. Vögele. Wird in unserer ärztlichen Korrespondenz beantwortet werden.

Abonnent der Ill. Welt. Komisches für Gesang mit Guitarrebegleitung findet sich im Verlag von Friedrich Schreiber (Spina's Nachfolger) in Wien; jede Musikalienhandlung kann es Ihnen verschaffen. Das Uebrige wird durch unsern ärztlichen Mitarbeiter beantwortet werden.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden &c. sind uns zugegangen von: Frln. Ida Gehring, Oe.; Mathilde Firmenich, Brandenburg; Anna W., Szakoletza; Ottilie R., Breslau; Abonnentin in K.; Friederike Mathé, Brünn; Sophie Aßmann, Neuwied; Frau K. S., Berlin; O. J., Oldenburg; Hrn. Jakob Sieger, Düren; Joh. Gerber, Berlin; W. Friedrich, Ohlau; Ferd. Vögele, Bayern; O. Andilot, Dresden; C. Widmer, Rüschlikon; Bernhard Fleschner, Teuchern; Karl Grissinger, Znaim; Ad. Lubinski, Lissa; Emil Fuge, Braunschweig; Otto Carlberger, Graz; Louis Grün, Bielefeld.

Hrn. E. S. S. in C. A. Leider nicht in der Lage, von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch machen zu können. Eher für ein politisches Blatt geeignet.

Hrn. Alfred R. in Prag. Bis auf den Schlußvers sehr hübsch, — des Menschen Herz darf doch nicht auch schlafen.

Hrn. Paul S. in W. Wir empfehlen Ihnen „Der Naturaliensammler, praktisches Handbuch zum Sammeln, Präpariren und Konserviren organischer wie unorganischer Naturkörper“ von Dr. L. Eger, Wien Fäsy und Frick. Preis 2 Mark.

Frln. Emmy S. in D. Warum — weßhalb — wie so? Glauben Sie das dreimal nicht.

H. S. in S. Zwei Ihrer Gedichte für Ill. Welt acceptirt. Besten Dank.

Bch. Alz. Nr. 1 Musikinstrumentenfabrik von Gebrüder Wolff in Creuznach. Nr. 2 Gebrüder Sachse in Berlin, Markgrafenstraße 60.

M. G. B. in N. Das dürfte nicht allgemein interessiren — da jede größere Stadt ähnliche besitzt.

Hrn. J. Fischer in Triest. Wir geben Ihnen völlig Recht, aber die Damen, und selbst die sanftmüthigsten, würden uns dafür die Augen auskratzen.

Hrn. G. Z. Tönn. Veraltete Prämienbilder darf man Ihnen nie geben; die gewünschten sind jedoch gar nicht in unserem Verlage erschienen. Besten Dank für die Angabe des Mittels.

Hrn. Morgenstern in Br. Besten Dank. Nr. 2 wollen wir bringen, alle wären zu einförmig.

Hrn. A. H. in Ruhl. Wir können darüber keine Auskunft geben. Wir wissen nur, daß man solche sammelt, um arme Kinder von dem Erlös zu beschenken.

Hrn. A. Schmidt in B. Nr. 1 wollen wir Erkundigungen einziehen. Nr. 2 wenn auch nicht vollständige Heilung, so doch Linderung und Milderung. Nr. 3 ja — jedoch hat diese Freiheit mancherlei Fußangeln.

Aerztliche Korrespondenz. M. T. M. Ihre Frage ist wohl nur eine momentane Laune gewesen. Entschuldigen Sie, wenn wir uns irren, aber wir halten Sie nach Handschrift, Orthographie und Ausdrucksweise für ein kleines, schwarzhaariges Mädchen, das in einer Anwandlung von Eitelkeit zur Feder gegriffen hat.

Eine Abonnentin aus O. Allerdings gibt es außer der Farnkrautwurzel noch sehr gute und wirksame Mittel gegen den Bandwurm. Die von Ihnen namhaft gemachten Erscheinungen können Sie dem Bandwurm Schuld geben, wenn Sie die Gewißheit vom Besitz eines solchen Parasiten haben.

G. Z. in Zürich. Wir haben das Verfahren gegen das von Ihnen gemeinte Hautübel schon so oft und ausführlich hier erörtert, daß wir Sie als „alten Abonnenten“ dieser Zeitschrift auf ältere Hefte, resp. vorhergehende Jahrgänge verweisen dürfen.

Neuer Abonnent in Hannover. Welchen Umweg suchen Sie zu einer schriftlichen und kurzen Antwort, während Ihnen eine doch jedenfalls wünschenswerthere mündliche und ausführlichere so nahe liegt. Uebrigens ist die Sache selbst hier schon zu oft besprochen worden; ein „Mittelchen“ gibt es nicht. Sie müssen eine Kur eingehen.

Abonnent in Varel a. d. J. Hier können wir nicht rathen. Ein Arzt muß die örtliche, konstitutionelle oder moralische Ursache aufsuchen; letztere ist oft eine vernachlässigte Erziehung. — Wir warnen vor örtlich-mechanischen Vorkehrungen.

Hrn. H. E. in Berlin. Pockennarben sind nicht zu vertilgen, die Zeit mildert diese meist.

Anfragen *).

28) Auf welche einfachste, billigste und gründlichste Weise vertilgt man Motten aus Roßhaarmatratzen? Jörß in R.

29) Wie bewahrt man am besten hartes Nutzholz: Buche, Eiche, Birke u. s. w., besonders Felgen und Speichen, auf, wenn der Wurm nicht hineinkommen soll? W. Leupoldt in L.

30) Wie entfernt man den lästigen Geruch aus Kautschukflaschen, damit darin enthaltene Flüssigkeiten ihn nicht annehmen? Abonnentin Sch. R. in B.

31) Mit welchem Farbestoff gibt man weißem Wachs dauerhafte Fleischfärbung und aus welcher Masse bestehen die Formen, um Wachspuppenköpfe zu gießen? B. M. in Berlin.

Antworten.

Auf 20): Die durch Austreten in Wasser gereinigten und mit Säuren, am besten mit Salzsäure, behandelten Meerschwämme werden mittelst schwefeliger Säure oder Chlor gebleicht und dadurch ohne Schaden für ihre Haltbarkeit fast schneeweiß und zart und weich. Dr. B.-R.

Auf 22): Mit Versilberungspulver der Nikolai-Apotheke in Chemnitz. Man reibt den betreffenden Gegenstand mit feuchtem wollenem Lappen, der in das Versilberungspulver eingetaucht ist, tüchtig ein und putzt mit gepulverter Kreide trocken. Die Versilberung ist hell glänzend, dauerhaft und kostet z. B. einen Eßlöffel zu versilbern 5 Pfennig. Preis per Schachtel 50 Pfennig.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Alvensleben,
100 Polterabendscherze zum Vortrag für einzelne, wie auch für mehrere Personen. 1 M. 50 ₰.

Alvensleben, Toastbüchlein
oder 300 Trinksprüche zum Ausbringen bei festlichen Gelegenheiten. — 1 M.

Breda, Schachbüchlein
oder Anweisung, das Schachspiel regelrecht spielen zu lernen, mit 10 Musterpartieen. Achte Auflage. 1 M.

Der 167
Whist-, Boston- & Skatspieler
wie er sein soll,
oder Anweisungen, das Whist-, Boston- und Skatspiel nach den besten Regeln und Gesetzen spielen zu lernen.
4. Auflage. — 1 M. 50 ₰.
Ernst'sche Buchhandl. in Quedlinburg.

Noch niemals dagewesen!!!
Eine ganze klassische Privatbibliothek zus. für 30 M.
Bitte diese Annonce genau zu beachten.
1) **Schiller's** sämmtliche Werke, die so beliebte vollständige illustrirte Ausgabe mit den Bildern berühmter Künstler, pompös gebunden.
2) **Göthe's** Werke, 16 Bände, in sehr eleganten, reich mit Gold verzierten Einbänden.
3) **Lessing's** Werke, 6 Bände, in sehr eleganten, reich mit Gold verzierten Einbänden.
4) **Shakespeare's** sämmtliche Werke (deutsch) die so beliebte Schlegel'sche Ausgabe, pompös in 3 Bänden, sehr elegant gebunden.
5) **Neue Weltgeschichte!** Vollständig in 3 großen starken Oktavbänden, über 1500 Seiten stark (alte, mittlere und neue Geschichte enthaltend).
6) **Neues Konversations-Lexikon!** über alle Zweige des menschlichen Wissens, vollständig von A—Z 1870, in großen starken Oktavbänden, à Band 500 Seiten stark, feines Papier, großer Druck.
Alle *sechs* anerkannt guten Werke: *Schiller, Göthe, Lessing, Shakespeare, Weltgeschichte, Konversations-Lexikon* unter Garantie für neu und fehlerfrei!
zusammen für nur 30 Mark!
Einzelne Werke werden nicht apart abgegeben.
Gratis-Beilage 40 (Vierzig!) der neuesten beliebtesten *Salon-Kompositionen* für Piano der besten Komponisten der Neuzeit, brillant ausgestattet, schönster Druck, großes Format als Gratisbeilage.
AVIS. Aufträge werden *umgehend* reihefolgend zoll- und steuerfrei gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages effektuirt von der Exportbuchhandlung: 336
Moritz Glogau jr.,
Hamburg, Graskeller 20.

Auf die in **Berlin** — mit Ausnahme der Tage nach den Sonn- und Feiertagen — **täglich erscheinende:**

Tribüne
mit der illustr. humoristischen Wochenschrift:
Berliner Wespen
als Gratisbeilage

nehmen **alle Postanstalten** zum
Preise von 5,30 Mark
ohne und 5,70 Mark mit Postbestellgeld pro Quartal Bestellungen entgegen, in Berlin auch sämmtliche Zeitungsspediteure für 5,50 Mark pro Quartal incl. Botenlohn. 337

In **allen** Buchhandlungen Deutschlands ist in 16. Auflage zu haben:
Die Handelswissenschaft,
zur Erlernung der **Handelsgeographie**, der **Korrespondenz**, des kaufmännischen Rechnens; über **Buchhaltung, Coursrechnung, Waarenkunde, Aktien** und **Banken**. Anweisung zur **Schönschreibekunst** und 12 **Biographieen** berühmter **Kaufleute.**
Von **Fr. Bohn.**
16. verbesserte Auflage. 5 M.
Zur Erlernung der Handelswissenschaft können wir kein besseres als dieses Buch empfehlen. 166
Ernst'sche Buchhandl. in Quedlinburg.

---

344 **Durch jede Buchhandlung zu beziehen:**

Zwei Lebenswege,
von ARMAND.
Illustr. Ausg., kart. 4 M.
Schul- „ „ 3 M.
In diesem Buche ist einem dringenden Bedürfnisse der Zeit entsprochen, indem es eine gesunde Moral in wahren, anschaulichen Lebensbildern gibt.

Zerstreute Blätter,
Bilder aus Natur u. Menschenleben,
von Dr. GUST. E. LAUBE.
Oktav, geh. 2 M.
Eine Reihe interessanter Schilderungen aus Natur und Menschenleben.
Gebildete Laien und die strebsame Jugend werden das Skizzenbuch nicht aus der Hand legen, ohne daraus in angenehmer Weise Belehrung geschöpft zu haben.

Verlag der Bohemia in Prag.

---

346 Durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Karmarsch & Heeren's
technisches Wörterbuch.
Dritte Auflage ergänzt und bearbeitet von
Friedr. Kick, k. k. Reg.-Rath und ord. Professor der mechanischen Technologie
Dr. Wilh. Gintl, ordentlichem Professor der Chemie
an der k. k. deutschen technischen Hochschule in Prag.
Ausgabe in Heften à 2 Mark.
Ausgabe in Halbbänden à 10 Mark.
Das Werk wird in ca. 200 Druckbogen gr. Lex. oder 4 Bänden oder 40 Lieferungen à 2 Mark mit etwa 2000 Abbildungen erscheinen und in 2—3 Jahren complet in den Händen der Herren Subskribenten sein. Bisher erschienen 16 Hefte oder 3 Halbbände.
Ausführliche Prospekte sind in allen Buchhandlungen zu haben.
Verlag der Bohemia in Prag.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen: 345
Rathschläge
zu einer naturgemässen, körperlichen
Erziehung der Kinder.
Von Professor **Dr. Johann Steiner,**
Vorstand der Kinderklinik im Franz Joseph-Kinderspital in Prag.
2. Aufl. 8°. geh. Preis 1 M.
Verlag der Bohemia in Prag.

Im Verlage von **Theodor Meinhold, Dresden** und **Leipzig**, soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Illustrirte Galerie berühmter Männer und Frauen
aller Völker und Zeiten, Serie I.
Mit 30 Originalholzschnitten nach Zeichnungen von **Grot-Johann, Leinweber** und **Schwind**, ausgeführt von **Brend'amour** und **Werthmann.**
Se. Maj. der **König Albert von Sachsen haben die Widmung dieses Werkes huldreichst** anzunehmen geruht.
Dieses elegante, mit künstlerischen Originalen in vorzüglichem Holzschnitte verzierte Werk für den Weihnachtstisch der **reiferen** Jugend enthält in seiner 1. Serie:
1. **Hermann**, Deutschlands Held und erster Befreier, von H. Leupold. 2. **Karl der Große**, König der Franken und erster römischer Kaiser, von H. Leupold. 3. **Christoph Columbus**, der Entdecker Amerikas, von M. Roderich. 4. **Johann Gutenberg**, seine Zeit und seine Erfindung, von M. Roderich. 5. **Albrecht Dürer**, von Julius Hübner. 6. **Raphael von Urbino**, von Julius Hübner. 7. **Hans Sachs**, von H. Leupold.
In eleganten Umschlag kartonnirt 4 M. 80 ₰. In engl. Leinen mit Goldpressung 6 M. Einzelne Hefte werden zu dem Preise von 60 ₰ jederzeit abgegeben.

Die Anatomie des Pferdes.
Für Offiziere, Künstler und Liebhaber.
Von **Dr. Voigtländer,**
Prosektor bei der Thierarzneischule in Dresden.
Die Dedikation dieses Werkes haben S. K. H. der Prinz Georg v. Sachsen gnädigst anzunehmen geruht.
Mit 5 großen Farbendruckkunstblättern und erklärendem Texte. **Preis 10 Mark.**

Helldunkel.
Aus dem poetischen Tagebuch eines Malers.
Sonetten und Lieder.
Zweite Folge.
Von **Julius Hübner.**
Preis 4 Mark.

Heliograph,
Apparat zur Selbstanfertigung von Photographieen, 339
liefert ganz **vorzügliche Bilder** bis zur Grösse von **Kabinetphotographieen!** Ein **Jeder**, selbst **ältere Kinder** können damit **ohne** jede **Vorkenntniss** operiren und liefert der Apparat so **klare und schöne** Photographieen, wie man solche vom Photographen erhält, wesshalb speziell als Geschenk zu empfehlen! Preis **incl.** photographisches **Papier, Fixirsalz** etc. etc. **nur 10 Mark! H. Schönfeldt**, Fabrikant, **Berlin**, Leipzigerstr. 134.

Japan-Pflanze,
neu entdecktes garantirtes **Mittel**, binnen **14 Tagen** selbst auf **ganz kahlen Stellen** einen prachtvollen Vollbart **zu bekommen, sogar junge** Leute von 16 Jahren. **Kahlköpfige erhalten** neues, volles, üppiges **Haar binnen 18 Tagen**, und ist die Garantie **derart sicher, daß bei Nicht**wirkung das Geld **ohne Anstand retour gegeben** wird. Preis eines **Paketes 2 und 3 M.** Japanesisches Depôt, **Praterstr. 16, Wien.** 330

Prächt. **Salon-Zithern,** geadert u. 30-saitig. nebst Schule zum Selbsterlernen **für 18 Mark** bei **C. L. Steffen** in **Stettin.** 325

Interessante Weihnachtsgeschenke.
Zauber-Apparate
mit genauer Anleitung, so daß Jedermann im Stande ist, die überraschendsten Zauberkünste sofort auszuführen, um eine Gesellschaft damit vortrefflich zu unterhalten, z. B. **Zauber-Cigarren-Etuis**, sind für den Eigenthümer stets mit Cigarren **gefüllt, doch**, sobald solche Jemand präsentirt **werden**, leer (äußerst scherzhaft), **elegant in Leder** 2, 3, 4 M., Juchtenleder 6 M., **dieselben für Zündhölzer** 1 M. 25 ₰, **Vexir-Fächer**, ein reizender Scherz, sehr elegantes Geschenk für Damen, 2, 4, 7 **und ganz fein** 10 M., **Zauber-Bilderbuch**, ein **reizender** Scherz für Kinder, 2 M.
Assortirte Zauberkästen, gefüllt mit 10—50 Stück der neuesten interessantesten Zauber-Apparate, sämmtlich mit gedruckten Erklärungen 6, 10, 15, 20, 30—150 M. **Als Geschenk** für Kinder sehr zu empfehlen, da dieselben zum Nachdenken anregen und Gewandtheit erzeugen.
Versendungen gegen baar oder Nachnahme umgehend. — Preislisten über größere Apparate von 5—1500 M. gratis. 338
WILHELM BETHGE,
Magdeburg, Petersst. 2.

Reise-Perspektive
319 von 21—240 M.,
Operngläser von 14 M. an,
Holostérique-Barometer
von 17—120 M.
Vorstehende Instrumente erfreuen sich des allerhöchsten Beifalls Sr. Maj. des deutschen Kaisers, Sr. K. K. Hoheit des Kronprinzen, des Kaisers von Rußland.
Medaillen, ehrende Anerkennungen 2c.
A. Meyer, Hof-Optikus. Berlin NW.
Fabrik gegr. 1843. Preis-Courant gratis.

Kassetten
aus englischem starkem Stahl, vorzügliches Chubschloß mit 2 Schlüsseln, höchst elegant und dauerhaft gearbeitet. Lassen sich in jedem Möbel befestigen. Verpackung gratis.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Preis
1	16 Cm.	12 Cm.	8 Cm.	13 M.
2	20 „	15 „	8 „	16 „
3	24 „	18 „	10 „	25 „
4	30 „	20 „	11 „	31 „
5	35 „	25 „	12 „	39 „
6	40 „	30 „	14 „	50 „

Mit 20 diversen silbernen und goldenen Medaillen prämiirt.
A. MEYER, Hof-Mechanikus,
Berlin NW. (Aquarium).
323 Fabrik gegründet 1843.

Accordion- und Harmonikafabrik
von **Fr. Gessner,**
Magdeburg. 241
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

Mikroskope.
A. Meyer, Hof-Optikus. Berlin NW.
Fabrik gegr. 1843. Preis-Courant gratis.
321 Medaillen, Anerkennungen 2c.

Unsere beliebten 313
Plissé-Maschinen
neuer und solidester Konstruktion liefern zu billigen Preisen unter Garantie. Prospekte gratis.
Cramer & Fraenkel in **Frankfurt a. M.**

Kanarienvögel.
Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.
R. Maschke,
198 **St. Andreasberg im Harz.**

Klinik zur **gründl.** u. **sichern** Heilung von Reißen, Haut-, Frauen-, geheim. Krankheit., Schwäche, Nervenzerrütt. 2c. **Dr. Rosenfeld, Berlin,** Kochstr. 63. **Auch brieflich. Prospekte gratis.**

---

200 Pianinos
von 160—500 Thlr. stehen fertig zum Verkauf in der Kgl. Preuß. Hof-Piano-Fabrik von 286
Konrad Krause, Berlin, Königstr. 50.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:
F. Weber — vollständiges
Fremdwörterbuch,
14,000 fremde Wörter enthaltend, worin jedes in Zeitungen und Schriften vorkommende fremde Wort genügend erklärt ist. — Zehnte Auflage. 1 M. 165
(**Ernst**'sche Buchhandl. in **Quedlinburg.**)

In der **Liebel'schen Buchhandlung** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Koch- und Wirthschaftsbuch
von **Christiane Steinbrecher.**
Elegant gebunden mit Futteral 4 Mark. 343

Dieses **neueste** Kochbuch, das zugleich die **Haushaltungskunst** eingehend erörtert, bringt in seinem reichen Inhalt neben als zuverlässig erprobten **Koch-** und **Wirthschaftsrezepten** und durch **Abbildungen** der **neuesten** Geräthschaften anschaulich gemachten Artikeln über die Reform der Küche, Einkochen der Speisen in luftdichte Büchsen, Erhaltung der wirthschaftlichen Vorräthe, Behandlung der Wäsche, Einkauf der Leinwand, Anwendung der Salicylsäure u. s. w. **einen täglichen, dreifachen Speisezettel** — 1098 Speisezettel — **für große, mittlere** und **einfache Haushaltungen**, dem eine Belehrung Dessen vorausgeht, was in **jedem Monat Garten, Markt, Speisekammer** und **Keller** von der **Hausfrau** beanspruchen. — Die Ausstattung dieses **nützlichsten Festgeschenkes für die Frauenwelt** ist, trotz des so niedrig gestellten Preises, solid und künstlerisch geschmackvoll.

Was werden wir morgen kochen?

Im Verlage von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha** erschienen nachfolgende, durch alle Buchhandlungen zu beziehende Bücher, die sich zu **Weihnachtsgeschenken** besonders eignen:

Hey-Speckter: 50 Fabeln. I/II. Thl. kart. Gr. Ausg. à M. 3. 50 ₰. Kl. Ausg. à M. 1. 50 ₰.
Hey, W.: Kinderlust. kart. 20 Bilder. M. 2. 40 ₰.
Steglich, Jul.: In Haus und Hof. 24 Zeichnungen. kart. M. 4.
Linder, Sophie: Lob eines tugendsamen Weibes. Spr. Sal. XXXI, 1.10—31. 20 Zeichnungen. Photogr. Ausg. in Mappe M. 24. Holzschnitt-Ausgabe M. 9.
O'Livier: Bilderbibel. 50 Zeichnungen. geb. M. 8. brosch. M. 6.
Claudius, Math.: Werke. 2 Bde. 9. Aufl. M. 4. 80 ₰.
Perthes, Cl. Th.: Friedrich Perthes' Leben. 3 Bde. 6. Aufl. Gr. Ausg. geb. M. 12. brosch. M. 9. Kl. Ausg. geb. M. 6. brosch. M. 4. 80 ₰.
Mynster, J. P.: Betrachtungen über die christl. Glaubenslehren. 4. Aufl. M. 4. 40 ₰.
Tholuck, A.: Stunden der Andacht. 8. Aufl. M. 6.
Niebuhr, B. G.: Griechische Heroengeschichten. An seinen Sohn erzählt. 7. Aufl. kart. M. 1. 60 ₰. 340

Violinen,
Bratschen u. Cellos, Spezialität in Meisterformen nach eigenem System. Violinen-Kopie: Stradivarius, Amati, Maggini, gute Arbeit, Ton M. 12—20. feinste M. 30—40, Bogen M. 3—6, Kasten M. 6—10. Bratschen. Celli gleiches Preisverhältniss. Zeugnisse berühmt. Autoritäten. Garantie. Nachnahme. Preiscourt. m. Beschreibung gratis-frco. 342
Streich-Instrumenten-Fabrik
Gebrüder Wolff, Creuznach.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 8. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von **Miß Braddon.**

Bearbeitet von **E. M. Vacano.**

(Fortsetzung.)

„Ich wußte, daß Sie uns aufsuchen würden," sagt sie, und stellt ihn dann ihrer „Cousine Mrs. Williams" vor, die sie später Juliana nennt. Die schöne Juliana wird gleich vertraut mit Mr. Westray und lobt seine Bücher „über den grünen Klee", wie man zu sagen pflegt. Sie geräth fast in Verzückung.

„Edith hat sie alle und sie muß mir stets welche leihen, wenn ich in der Priorei bin. Manche Nacht habe ich bei der Lektüre derselben durchwacht und jetzt habe ich das Glück, den Autor selber von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Es ist wie ein Traum. Ich habe immer gedacht, sie müssen von Jemandem geschrieben worden sein — aber zu denken, daß ich diesem Jemand jemals begegnen sollte . . .!"

Eine so naive Duenna ist fast ebenso bequem wie gar keine Duenna, denkt Hermann. Und so reden er und Edith ganz zwanglos mit einander, als ob sie allein wären: von Ruth und Wales, von Pethericks, von Literatur, Kunst, Musik und Allem, was Beide interessirt. Dann und wann zieht Edith Juliana ein wenig in's Gespräch, damit sie sich nicht ausgeschlossen fühle, und dabei bemerkt Hermann, daß die gute Frau nach Theater und Konzerten förmlich schmachtet; er verspricht deßhalb Logenbillets in die fashionablen Theater und Sperrsitze für Liederkonzerte. Mrs. Williams ist entzückt darüber.

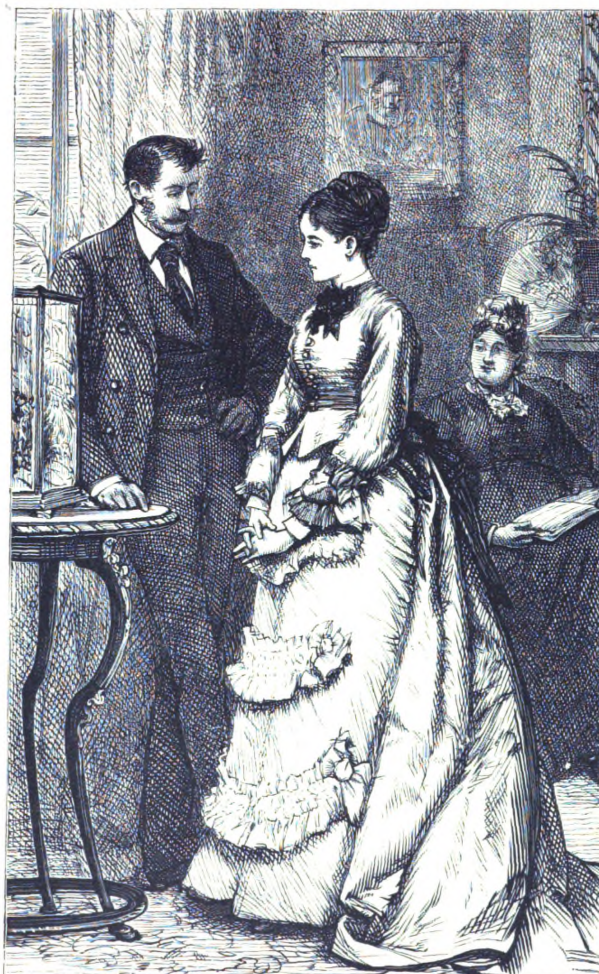
„Vor Allem möchte ich Ihre Komödie in der ‚Frivolity' sehen!" meint sie. Obwohl die Ostersaison vorüber ist, ist nämlich „Hemlock" noch immer auf dem Repertoire.

„Möchten Sie wirklich?" fragt Hermann erfreut. „Nichts leichter als das. Wollen die Herrschaften vielleicht gleich heute gehen? Ich kann immer eine Loge haben. Wenn Sie erlauben, gehe ich schnell in das nächste Bureau und telegraphire um eine recht gute Loge."

Edith zaudert.

„Wenn ich nur wüßte, was Papa für den Abend beschlossen hat," sagt sie.

„Aber, liebe Edith, was kümmert uns Papa's Beschluß? Bin ich nicht da, um Dich zu begleiten? Und hat Dein Vater nicht selber gesagt, wir sollten uns amüsiren, ohne sich an ihn zu kehren, da er so viel zu thun hat mit dieser Pen-y-craig-



Der Weg zum Glück. **„Ich wußte, daß Sie uns aufsuchen würden."**

Konzession und meist außer Hause speist. Er meinte ja vor dem Fortgehen, wir sollten heute Abend hingehen, wohin wir wollten — mit Mr. Hetheridge."

Edith wird feuerroth.

Auch Hermann schießt das Blut in die Wangen.

„Hetheridge!" ruft er. „Ist Mr. Hetheridge in London?"

„Freilich, für die Saison," antwortet Mrs. Williams. „Sie kennen ihn also? Nicht wahr, er ist sehr lieb?"

„Es kommt darauf an, was Damen unter ‚sehr lieb' verstehen. Aufrichtig gesagt, habe ich übrigens Mr. Hetheridge zu wenig gesehen, um mir ein Urtheil über ihn zu bilden."

„Nun, Edith, sei doch klug, weßhalb sollten wir Mr. Westray's freundlichen Antrag nicht annehmen?" fragt Mrs. Williams. „Mr. Hetheridge speist heute mit uns; wenn uns auch Mr. Westray die Ehre geben wollte, könnten wir Alle mit einander in die ‚Frivolity' gehen. Es haben doch vier Personen Platz in einer Loge?"

„Gewiß," erwiederte Hermann und denkt dabei an die kleinen, seidentapezierten Logen und wie dicht er sich über den Sitz Edith's werde neigen müssen den ganzen Abend über. „Ich nehme Ihre freundliche Einladung mit Freuden an, Mrs. Williams, und eile jetzt, die Depesche aufzugeben und mich umzukleiden. Dann kehre ich zurück."

„Um sieben Uhr. Ist das früh genug?"

„Ach ja — da Sie ja doch bloß mein Stück sehen wollen, welches um halb Neun anfängt."

Edith macht keine weitere Einwendung gegen den Plan und Hermann entfernt sich, ganz närrisch vor Freude über so wenig. Wie er um ein Viertel vor sieben Uhr nach Limacrescent zurückkommt, findet er Mr. Hetheridge dort bereits vor. Dieser Herr sitzt neben Edith und spricht leise zu ihr, wie sie sich über ihre Arbeit neigt; aber die Konversation scheint nicht allzu lebhaft zu sein.

Der junge Gutsbesitzer war überrascht und nicht angenehm, wie er Mr. Westray eintreten sah. Die beiden Männer wechseln beim Gruß einen scharfen Blick.

„Zum Teufel mit dem Kerl, was will er hier?" denkt Vivian Hetheridge, dem man den Abendplan noch nicht mitgetheilt hatte.

Jetzt sagt Mrs. Williams, die eine leise Ahnung zu haben beginnt, daß sie nicht allzu klug gehandelt hat, indem sie Hermann einlud:

„Mr. Westray hat uns freundlichst vorgeschlagen, wir sollten heute Alle in das ‚Frivolity-Theater' gehen . . ."

In Lochwithian ist es eine ausgemachte Sache, daß Edith Mr. Hetheridge heirathen soll. Alle Welt kommt darin überein, daß sie nur als Mrs. Hetheridge auf Hetheridge-Park glücklich sein könne in dieser und jener Welt, und daß man allen etwaigen kindischen Einwendungen ihrerseits kein Gehör schenken dürfe. Und als Mr. Morcombe seiner Tochter und deren Gardedame aufgetragen hatte, sich in London so gut wie möglich zu amüsiren, da hatte er dabei vorausgesetzt, ihr steter Begleiter dabei werde Niemand anderer sein, als Vivian, der alljährlich zwei bis drei Monate hindurch in der Stadt lebte.

Mrs. Williams merkt plötzlich, daß in den Aufmerksamkeiten Hermann's mehr als banale Höflichkeit liege, daß in Vivian's Herzen ein eifersüchtiges Gefühl erwache, mit einem Worte, daß sie etwas Ungeschicktes gethan habe. Sie bietet nun ihre ganze hellherzige Freundlichkeit auf, um alle Schatten zu entfernen. Das Diner wird wirklich gemüthlich und fröhlich. Die beiden jungen Männer blühen förmlich auf. Jedenfalls aber ist es Hermann, der das große Wort führt. Er weiß so viel zu sagen über Alles, und seine Ideen sind, wenn auch nicht immer tief, so doch immer originell und frappant. Edith ist der Frohsinn selbst. Gar nicht so ernst wie daheim. Man plaudert viel von Wales und Hermann wird ganz gerührt dabei, als ob Radnoshire die Wiege seiner Kindheit gewesen sei.

Mr. Hetheridge ist nicht sehr entzückt über den Theaterplan. „Ja," sagt er. „Ich hab's gesehen. Hübsches Theater, ganz schmuck, nettes Spiel und Alles. Das Stück ist aber nicht viel werth ..." (Mrs. Williams winkt ihm abwehrend zu.) „O, ganz passabel geschrieben, aber zu ernst und hochtrabend klassisch für meinen Geschmack."

„Es thut mir leid, daß ich nicht etwas geschrieben habe, was Sie würdigen könnten," sagt Hermann mit der Miene eines Hofgärtners, dem man erzählt, daß ein Esel seine Spargel nicht nach seinem Gout finde. „Das nächste Mal will ich mich besser zusammennehmen."

„Was! Das Stück ist von Ihnen?" ruft Vivian.

„Wußten Sie das nicht?" lacht Edith über die Verwirrung ihres Anbeters.

„Nein. Ich schaue nie auf den Namen des Autors. Ich dachte immer, alle diese Stücke kämen aus Frankreich und werden von Tagschreibern übersetzt."

Die „Frivolity" ist im vollsten Glanze, wie die kleine Gesellschaft ihre Loge betritt. Edith sieht aus wie ein lebendig gewordenes Porträt von Gainsborough. Sie ist entzückt über das hübsche kleine Theater. Es gefällt ihr viel besser als das übergroße „Coventgarden-Theater".

Sie lehnt ihre runden weißen Arme auf die grünsammetne Logenbrüstung und schaut so andächtig auf die Bühne, wie dieß nur Leuten aus der Provinz möglich ist. Das Stück hat begonnen und Hermann, der hinter ihrem Sitz steht, denkt, daß alles Publikum, welches bisher sein Stück beklatscht habe, nichts sei gegen diese einzige Zuschauerin.

Jetzt tritt Mrs. Brandreth als Sklavin Helena auf. Wie ihre dunklen Augen durch das Haus schweifen, erblickt sie Hermann hinter Edith's Stuhl, und eine leise Bewegung ihrer Hand, die den Schleier lüftet, sagt ihm, daß sie ihn gesehen habe.

Von diesem Augenblick an thut sie ihr Bestes im Spiel, wie der römische Gladiator, der den Blick des Cäsars auf sich gerichtet wußte. Oft, während des Spiels, kehrt ihr dunkler Blick auf Edith zurück, auf dieses frische, aufmerksame, ernste und so ruhige Gesichtchen.

„So bin ich nie gewesen," denkt Myra. „Ich war immer zu ehrgeizig, um jemals glücklich gewesen zu sein!"

Die reinen, edlen Züge Edith's frappiren sie, gerade wie sie Hermann auf dem Eisteddfod frappirt hatten. Wer ist sie? Irgend eine vorübergehende Bekanntschaft vielleicht, mit welcher Hermann höflich sein muß.

Und doch — wie er sich über sie neigt! Wie selig sein Auge glänzt, als sie ihm leise sein Stück lobt!

Myra Brandreth wendet ihren Blick ab; was sie sah, that ihr weh im Herzen. Sie hat die Hoffnung, ihn zu gewinnen, noch nicht aufgegeben, trotz seiner kalten Worte. Sie verläßt sich auf das Lob der Anderen, auf ihren steigenden Ruhm, auf ihre wachsende Künstlerschaft, um seine todte Liebe wieder zu beleben. Sie will sich nicht für überwunden bekennen.

Er ist stolz und kalt und trägt ihr ihren Fehler nach. Aber im Innersten seines Herzens liebt er sie vielleicht noch. Der Anblick dieses seltsam schönen Mädchengesichtes hat eine Flamme in Myra's Brust entfacht. Sie übertrifft sich selbst im Spiel. So hat Hermann sie noch nie gesehen.

„Wie natürlich! Wie wundervoll sie ist!" flüstert Edith mit Thränen in ihren sanften Augen.

„Beim Himmel, sie ist ein geniales Geschöpf!" ruft Hermann, wie der Vorhang fällt. „Sie übertrifft sich selbst. Sie ist ganz Kraft, Leidenschaft und Gefühl; ganz Feuer und Licht. Es war mir, als erblickte ich mit irdischen Augen einen entkörperten Geist — einen Genius, erlöst von der Erdenhülle!"

X.

Bekümmert tritt Mrs. Brandreth nach Schluß der Vorstellung in den Salon ihrer Garderobe. Lord Earlswood lehnt am Kamin und plaudert mit einem Herrn in tadellosem Abendanzug. Mylord hat das Privilegium des Eintritts in den Schauspielersalon seines eigenen Gebäudes, und fügt dem aus eigener Machtvollkommenheit das zweite Privilegium hinzu, gelegentlich einen Freund mitbringen zu dürfen — ein Umstand, den Mrs. Brandreth keineswegs billigt.

Dieser tadellos gekleidete Gentleman ist eine in der „Frivolity" und in anderen Westendtheatern wohl bekannte Persönlichkeit, nämlich Hamilton Lyndhurst, der Börsianer und Millionär; ein Mann, welcher Zeitungen besitzt, Rennpferde, Preisyachten, ein oder zwei Theater, ein fashionables Gotteshaus, eine Eisenbahn und eine Diamantenmine, und der recht gut ganz England auftaufen könnte, wenn dasselbe als Waare auf den Markt gebracht würde.

Er ist ein breiter, träg ausschauender Mann, mit einer Neigung, sich lieber an Alles anzulehnen, auf Alles niederzusetzen, sich auf Alles zu stützen, als durch eigene Muskelkraft sich in aufrechter Stellung zu halten. Seine Klubfreunde nennen ihn nicht anders als „den Thurm von Pisa". Er ist hübsch gewesen und ist es eigentlich noch jetzt mit seinen fünfundvierzig Jahren. Große und wohlgefärbte Züge. Er ist sehr beliebt und hat viele Bewunderer; zuerst unter den Leuten, denen der Reichthum imponirt, dann unter Denen, welche den Schwindel im grandiosen Style bewundern. Denn Mr. Lyndhurst hat das schlimmste Renommée, welches ein Mann, der sich nie gegen den Buchstaben des Strafgesetzes vergangen hat, überhaupt haben kann. Wie weit er diesen Ruf verdient, das ist eine Frage, welche nur dieser Mann selber beantworten könnte; und da er beinahe stolz ist auf diesen Ruf, so wird diese Frage wohl immer unbeantwortet bleiben. Er besitzt wenigstens das Verdienst, nicht für tugendhaft gelten zu wollen und eine Rechtlichkeit zu heucheln, die er nicht besitzt. Seiner Theorie nach gibt es überhaupt keine Rechtlichkeit auf Erden, außer auf den Lippen Derjenigen, welche nicht reich genug sind, um ihre wirklichen Ansichten und Gefühle eingestehen zu dürfen. Religion, Moral, häusliche Zuneigung, Mannesehre und Weibertugend sind seiner Meinung nach bloß ebenso viele Kompromisse, welche die Abhängigkeit mit der Welt eingehen muß.

„Wenn ihr Alle sechzig Prozent aus eurem Gelde ziehen könntet, würdet ihr euch die Hälfte eurer Anstandsflausen ersparen," sagt er mit Ueberzeugung.

Er ist ledig und selbst seine intimsten Gesellschafter haben nie von einem Geschöpfe gehört, welches ihm zugehören, das er unterstützen oder das mit ihm befreundet sein würde. Er hat weder Bruder noch Schwester, weder Neffen noch Nichte, weder Vetter noch sonstige Verwandte. Er ist so alleinstehend wie Lucifer nach seinem Fall, und wie Lucifer verlangt er auch weder Sympathie noch Genossenschaft. Selbst die Schmarotzer, denen er im Klub ein Frühstück, oder ein Diner, oder ein Souper zahlt, wechselt er so oft wie seine Handschuhe. Er ist nicht ungesellig in seinen Gewohnheiten, aber er betreibt die Geselligkeit stets außer dem Hause und empfängt nie Jemanden bei sich. Er hat ein großes, von hohen Mauern eingeschlossenes Haus in der Nachbarschaft von Parsonsgreen, wo der Herbstnebel am dichtesten und am dauerndsten ist. Ganz abenteuerliche Bilder entwerfen sich phantasiereiche Seelen von dem Innern dieses Hauses und von den Mysterien, die darin begangen werden sollen und die noch nie ein profanes Auge belauscht hat. Nur der Fleischer und der Bäcker gehen da friedlich ein und aus mit ihren kleinen Karren und Ponies, ganz wie in anderen Häusern. Und wenn man sie über diesen modernen Tempel von Eleusis ausfragt, so haben sie nichts weiter zu erzählen, als daß Mr. Lyndhurst nie einen Penny schuldig bleibe und auch nie um einen Shilling feilsche.

Mr. Lyndhurst gehört mehr oder weniger zur eleganten Welt, das heißt, er wird zu einer großen Menge von Partieen geladen, die er mitmacht oder refüsirt, je nachdem er bei Laune ist. Aber die hohe Aristokratie weiß sehr wenig von Mr. Lyndhurst, oder haben ihn eben nur in den Parks bemerkt als Einen, welcher ein Paar hochelegante, werthvolle Pferde vor seine Equipage gespannt hat, und welcher sich eine Unmasse Geld erworben hat — auf diese oder jene Art.

Den Besuch von Landhäusern und solche gesellschaftliche Familienzusammenkünfte, wo ein Mensch dem andern näher tritt, wo er sein Inneres aufschließt und seine intimeren Eigenschaften errathen läßt, liebt Mr. Lyndhurst nicht. Gegen Frauengesellschaft in solidem Sinne hat er eine laut eingestandene Abneigung — und hin und wieder eine vorübergehende Passion ausgenommen, existirt das zarte Geschlecht gar nicht für ihn.

Trotz seiner unumwunden ausgesprochenen, mehr als laxen Grundsätze aber gibt es Zirkel, wo er nicht nur geduldet, sondern sogar mit Entzücken empfangen wird, und es gibt Mütter, die ihm eine ihrer Töchter schon morgen zur Gattin geben würden, mit einem bewundernswerthen Vertrauen auf das alte Sprüchwort, daß ein bekehrter Wüstling den besten Ehemann abgebe.

Lord Earlswood und Hamilton Lyndhurst sind die letzten zwei oder drei Jahre hindurch gute Freunde gewesen. Earlswood findet viel zu bewundern an der brillanten Vorurtheilslosigkeit Lyndhurst's. Lyndhurst hat das, was man gesellschaftlichen Witz nennt, er ist gesprächig beim Diner, amüsant im Rauchzimmer. Earlswood, welcher seinerseits nie viel zu sagen hat und selten eine eigene Meinung riskirt, bewundert und beneidet seinen Freund um seine Rednergabe. Auch liebt er es, mit Leuten umzugehen, von denen er voraussetzt, daß sie nie etwas von ihm brauchen werden, und die Kenntniß von Lyndhurst's Reichthum verleiht Mylord ein Gefühl von Sicherheit in diesem Punkte.

Lyndhurst war es, der zuerst den Plan aufbrachte, die „Frivolity" zu bauen, und als Schöpfer der Idee betrachtet er natürlich das Theater als ihm zu jeder Zeit offenstehend. Er thut, als ob er gar nicht bemerke, daß Mrs. Brandreth seine Gegenwart unwillkommen sei, und bringt Bouquets und rare Treibhausblumen und tropische Gräser für ihre Besuchszimmer in Bloomsbury; er hat es auch mit Armbändern versucht, die aber abgelehnt wurden, und läßt es sich überhaupt angelegen sein, mit ihr auf gutem Fuße zu stehen; alle seine Aufmerksamkeiten erwiedert sie aber mit kalter Höflichkeit.

„Wo zum Teufel hat nur Westray das wunderhübsche Mädchen mit der rothen Rose im Haar aufgegabelt?" fragt Mr. Lyndhurst, nachdem er Mrs. Brandreth begrüßt hat, die ermattet von der Aufregung und von dem Sturm in ihrem Innern auf die Ottomane sinkt.

Für Lyndhurst sind die Frauen wie wilde Feldblumen, die für jeden Wanderer da sind. Die Hübschen zum Pflücken, die Uebrigen zum unbeachteten Verwelken.

„Hab' keine Idee," antwortet Lord Earlswood. „Schmuckes Ding!"

„Blöß schmuck? Mensch, sie ist reizend! Das hübscheste Weib, das mir seit Jahren untergekommen ist ... natürlich mit herkömmlicher Ausnahme der eben gegenwärtigen Dame!" fügt er gegen Mrs. Brandreth gewendet hinzu, mit einem Lächeln, welches, wie ihm einige seiner Erfahrungen lehrten, für die meisten Frauen unwiderstehlich ist.

„Bitte, lassen Sie mich aus dem Spiele," sagt Myra kalt. „Ich gehore zur Vergangenheit."

„Kennen Sie vielleicht die Dame in der Loge, Mrs. Brandreth?"

„Nicht im Mindesten. Wahrscheinlich irgend eine Verwandte Mr. Westray's vom Lande, nach ihrer Aufmerksamkeit für das Stück zu schließen; obwohl ich nie gehört habe, daß er dergleichen hat."

„Und Sie kennen ihn doch schon lange, wie ich glaube?"

„Ja. Wir wuchsen neben einander auf."

„Was kümmert's uns, wer die Dame ist Lyndhurst? Mag sie sein wer immer, so ist sie nicht Ihr Genre."

„Wer hat Ihnen denn gesagt, was mein Genre ist?"

„Na, ich schließe eben nach den Frauen, die Sie bewundern ..." stammelt Mylord ein wenig verlegen durch die bündige Frage.

„Wenn ich heute eine Knospe der Theerose im Knopfloch trage, folgt daraus, daß ich morgen nicht einen Veilchenstrauß vorziehen kann?" fragt Hamilton Lyndhurst. „Was die Dame von heut Abend betrifft, so ist sie mir, wie gesagt, aufgefallen, weil ich schon lange keine so wundervolle Erscheinung gesehen habe und weil ich mir nicht denken kann, wie Mr. Westray zu ihr gekommen ist. Mein Interesse für die Dame beginnt und endet bei diesem Punkt."

„Kennen Sie Westray?" fragt Mylord.

„Ja. Ich treffe ihn hie und da in Gesellschaft — und er gehört auch zu einem meiner Klubs. — Kein übler Kerl sonst, nur schrecklich eingebildet."

„Wie alle Schriftsteller," erklärt Mylord weise. „Deßhalb bringen sie's auch selten zu einem Vermögen; sie meinen immer, ihr Licht werde ewig leuchten; aber es lischt eines Tages plötzlich aus und sie sitzen als arme Teufel da."

„Ich kenne Mr. Westray besser als Sie Beide und kann Sie versichern, daß er nichts weniger als eingebildet ist; — dafür ist er ein zu echter Künstler," bemerkt Myra.

„Raphael war ein ganz ausgezeichneter Maler und dennoch versichert die Tradition, daß er dabei ein unausstehlicher Geck gewesen sei," sagt Lyndhurst.

„Reden Sie hier vorsichtiger über Westray, Lyndhurst," meint Lord Earlswood. „Er steht hier in großer Gnade."

„Und mit Recht," entgegnet Myra und erhebt sich, um in ihre Toilette zu gehen, „denn sein Talent hat Ihrem Theater zu einem Erfolge verholfen."

„Bah! Eine einfache Ueberarbeitung, die ein Dutzend anderer Leute in London ebenso gut zu Stande gebracht hätten."

„Ich zweifle, ob es ein Dutzend Leute gibt, die besser schreiben als Emile Augier, und Mr. Westray's Stück ist besser als das Augier's," antwortet Myra, und bietet dann den beiden Herren „Gute Nacht" mit einem Tone, der dieselben nicht ermuthigt, die Dame später zum Wagen zu geleiten.

„In Rücksicht auf das Geld, welches Sie auf das Haus hier verwendet haben, finde ich sie nicht allzu höflich," bemerkt Mr. Lyndhurst, als sich die Thüre hinter Mrs. Brandreth geschlossen. „Eine andere Frau würde sich mindestens dankbar stellen."

„Ich brauche keine Verstellung, und Mrs. Brandreth ist nicht wie andere Frauen," entgegnet Mylord mürrisch. „Kommen Sie in den Klub zu einer Partie Whist?"

„Nein. Ich muß heute noch an zwei, drei Orten sein. Ich vergesse die Hälfte der Einladungen, die ich stets bekomme. Dann und wann mache ich aber eine Runde und sehe zu, was es Neues gibt."

„Ich hasse Abendgesellschaften," sagt Earlswood. „Ich denke, ich gehe hinunter und sehe mir die Burleske an. Hab' sie nun schon dreiundzwanzigmal gesehen — sie gefällt mir aber immer besser. Es ist so amüsant, wenn man schon vorher weiß, was für ein Witz zunächst kommt. Ich glaube, darum ist auch die ‚Lasterschule' so beliebt, weil die Leute schon wissen, wann sie lachen sollen."

Mylord geht in seine Loge zurück und Hamilton Lyndhurst geht in's Foyer, um auf Mr. Westray's unbekannte Schönheit zu fahnden.

Endlich kommt sie am Arme Hermann's, ruhig wie ein heiterer Sommermorgen und mit jenem glücklichen Ausdruck, den ein schattenloses Leben verleiht und der auf die Herzen der Weltkinder stets einen tiefen Eindruck zu machen pflegt.

Sie müssen auf den Wagen warten und Hamilton Lyndhurst spricht Hermann an und schüttelt ihm warm die Hand.

„Wo steckten Sie denn immer, Westray? Ich habe Sie schon tausend Jahre nicht gesehen, und ich brauche Sie für meine Gesellschaft zum Derby. Voriges Jahr haben Sie mich im Stiche gelassen, wie Sie wissen. Das war recht abscheulich von Ihnen!"

„Was für ein charmanter Mann!" denkt Mrs. Williams, ganz eingenommen durch Mr. Lyndhurst's Stattlichkeit, seine

schwarzen Augen, sein großes Antlitz und seinen sorgfältig gepflegten schwarzen Backenbart.

„Sie sind zu freundlich. Aber ich kann für heute noch nicht sicher zusagen. Sie sollten mir lieber keinen Platz aufheben."

„Mr. Murcum's Wagen!" brüllt der Wagenthüraufmacher.

„Gute Nacht!"

Die kleine Gesellschaft verschwindet und Mr. Lyndhurst hat nichts erfahren, als daß der Name der unbekannten Schönen oder der ihrer Begleiter ein solcher sein müsse, den der Wagenthüraufmacher zu „Murcum" verdrehen könne.

„Wer mag sie sein?" denkt er. „Seine Verlobte nicht — dafür waren sie zu ceremoniös gegen einander. Jedenfalls ist sie etwas Anständiges; denn ländliche Ehrbarkeit war in jeder Falte ihrer ältlichen garde de dame zu lesen. Und sie fuhren in einem Miethwagen. Ergo ist dieses bezaubernde Geschöpf irgend eine ehrbare Null, die Westray heirathen will. Gar nicht mein Genre, meint Earlswood? Ich bin dessen nicht so sicher. Meiner Seele, ich weiß nur eins: daß solch' ein Mädchen machen könnte, daß ich mein ganzes bisheriges Leben Lügen strafe und heirathe und anständig werde; daß ich den Faden zu meiner Vergangenheit abreiße, mein Haus der Gesellschaft öffne und in's Parlament gehe. Weiß Gott, ich — hätte gar nichts gegen die Respektabilität und das Familienleben, wenn ich ein Weib fände, so schön, daß andere Männer mich beneiden, und zärtlich genug, um mich in guter Laune zu erhalten."

Ein wenig später sitzt Mrs. Brandreth vor ihrem Toilettentisch und beschaut ihr Antlitz im Spiegel. Sie hat ihr Bühnenkostüm gegen ein einfach elegantes Straßenkleid vertauscht; sie hat die Schminke und den Augenbrauentusch vom Gesicht abgewaschen und sieht jetzt um zehn Jahre älter aus als die Helena des Stückes. Ernst, blaß und entschlossen erscheint das schmale Gesicht mit seinen feinen, scharfen Zügen, ein Gesicht, welches bald gealtert sein wird; dunkel und düster ist der starre Blick der braunen Augen, wie er in die schattigen Tiefen des schwachbeleuchteten Spiegels taucht und doch nichts sieht.

„Gott verhüte, daß er eine Andere liebt," flüstert sie, wie zu einem lauschenden Geiste sprechend. „Mein Haß würde ihr Verderben sein."

XI.

Jeder Mensch hat seinen Nachsommer im Leben.

Fünf Jahre früher hatte Hermann Westray gern darüber geklagt, daß er sein Leben ausgelebt habe, daß Träume, Wünsche, Hoffnungen, ja selbst der Ehrgeiz nicht mehr existirten für ihn, daß er weder besser, noch berühmter werden könne als er war, daß er an einem Ziele angelangt sei, über das hinaus es keinen Weg mehr für ihn gebe.

Und heute ist ihm, als ob das Leben erst beginne und als ob die Thore einer neuen Welt sich ihm öffneten. Mit einem Wort, er liebt; er liebt ein gutes Mädchen, an deren Treue und Echtheit er glauben kann.

Mr. Morcombe hat viel zu thun in der Angelegenheit, die ihn nach London geführt hat, oder macht sich wenigstens viel zu thun, und ist sogar Abends selten daheim. Mrs. Williams thut Alles, um Vivian Hetheridge zu ermuthigen, den sie für den passendsten Gatten für Edith ansieht; dabei entmuthigt sie aber auch Mr. Westray nicht, der ein ganzes Füllhorn von Theater-, Konzert- und Kunstvereinbilleten über sie ausgießt, und dessen Gesellschaft ihr doch anregender ist, als die des schwerfälligen jungen Gutsbesitzers, der übrigens bald täglich kommt, bald wieder tagelang ausbleibt

So haben Edith und Hermann sehr oft ungestörte Tage — denn die gute Mrs. Williams ist für so wenig zu rechnen. Dewrance kommt ein-, zweimal in der Woche und liest aus Hermann's siegreichem Blick Alles was vorgeht. Er ist nicht böswillig, und da er sich schon längst mit seiner Niederlage bei Edith resignirt hat, betrachtet er Hermann's Fortschritte ohne Neid.

„Seien Sie ihr ein freundlicher und treuer Gatte, Westray," sagt er eines Abends, wie sie mit einander Limacrescent verlassen. „Und ich will Ihnen Ihr Glück nie mißgönnen."

„Liebevoll und treu will ich ihr sein bis zum Tode," antwortet Hermann. „Ihr ergebener Freund, ihr Diener, wenn sie mir nicht eine höhere Würde gönnt. Denn es ist noch zu früh für mich, zu jubeln, mein lieber Dewrance. Ich bin meiner selbst sicher, aber nicht ihrer."

„Ich bin's," sagt der Geistliche kurz.

„Sie denken also, daß sie mich — ein wenig liebt?"

„Ich denke, daß Sie Beide nicht klug sind; so blind verliebt, daß Sie nicht einsehen, wie wenig Sie für einander passen. Und doch sahen Sie das einst so gut ein, als wir einst in Llandrysal von Miß Morcombe sprachen."

„Damals liebte ich sie noch nicht. Liebe stärkt Einem den Muth und den Willen. Die Liebe soll mein Lehrmeister sein und mich ihrer würdiger machen."

„Bedenken Sie aber: um Ihretwillen wird sie einen gutherzigen, edlen jungen Menschen und eines der schönsten Güter in Denbighshire zurückweisen."

„Sie meinen Hetheridge?" bemerkt Hermann gleichgültig. „Edith hat zu viel Geist, um mit einem Ochsenzüchter glücklich zu sein, der nie ein weises Wort sagt und nie einen thörichten Streich macht."

Kurze Zeit darauf erklärt Vivian Hetheridge seine Liebe — auf Gnade und Ungnade; er weiß fast sicher, daß er nichts zu hoffen hat, aber er muß sich endlich klar werden über sein Mißgeschick. Mrs. Williams ist ausgegangen, um einige Putzsachen einzukaufen, und er findet Edith im Besuchzimmer allein, am Piano, ein träumerisches Lied von Mendelssohn spielend. Sie ist dabei gedankenvoll und grübelnd. Ein Brief von Ruth, den sie an diesem Morgen erhalten hatte, macht sie so sinnen.

„Bedaure, daß ich Sie im Studiren störe, Edith," sagt Mr. Hetheridge, wie sie sich die Hand reichen. Sie sind schon so lange bekannt mit einander, daß er sie bei ihrem Taufnamen nennen darf.

„Ich habe nichts einstudirt und Sie stören mich nicht. Ich dachte nur nach," entgegnet Edith und geht an ein offenes von Blumenständern garnirtes Fenster, das in einen kleinen Hof führt. Vivian folgt ihr und Beide spielen mit den Blättern der Geranien.

„Sie dachten doch an nichts Trübes, will ich hoffen? Sie schauten so ungewöhnlich ernst aus, wie ich eintrat."

„Ist's wahr? Nein, ich dachte an nichts Trübes. Ich dachte bloß, daß ich schon so lange von daheim fort sei und doch wieder nach Ruth sehen sollte."

„Arme Ruth! Ja, sie vermißt Sie sicher. Wie traurig muß ihr's in der Priorei sein, wenn Sie fort sind! Ihr muß recht bang sein."

Edith antwortet mit einem Seufzer — wie beschämt darüber, daß es ihr — so sehr sie ihre Schwester liebt, doch eine Ueberwindung kosten wird, sich von London loszureißen.

„Ja, sie muß sich nach Ihnen sehnen," wiederholt Mr. Hetheridge, mit unleidlicher Beharrlichkeit immer wieder dieselbe Saite anschlagend. „Und wenn Sie jemals Lochwithian gänzlich verlassen sollten, indem Sie irgend einen gewerbtreibenden oder schriftstellernden Menschen heirathen, der seine meiste Zeit in London leben muß, ich glaube, das müßte Ruth das Herz brechen."

Noch keine Antwort; Edith's Antlitz ist ganz verborgen, wie sie sich über die Blumen neigt.

„Edith, es wäre ein schwerer Schlag für Ruth, wenn Sie sie verlassen wollten, und es wäre eine harte Sache für uns Alle, die wir Sie seit Jahren so herzlich geliebt haben, wenn Sie uns verlassen könnten aus Liebe für einen Fremden," sagt Vivian immer muthiger. „Am Härtesten wäre es für mich. Sie wissen, wie sehr ich Sie geliebt habe, seit ich die Liebe eines Mannes für das Weib kennen lernte. Jeder, der uns kennt, weiß auch meine Liebe; sie war ein Theil meines Selbst, der beste und lichteste Theil meines Ichs. Und sie wird es bleiben, so lange ich lebe. Verwerfen Sie nicht eine ehrliche, unvergängliche Liebe um eines Fremden willen, Edith; ein Fremder würde Sie von Allem reißen, was zu Ihnen gehört, was nur durch Sie und für Sie lebt; von Ihrer Familie, von den Kindern, die Sie erzogen, von den Kranken, die Sie pflegten, von den Ungläubigen, die Sie bekehrten. Denken Sie an Ruth, denken Sie an uns Alle — denn auch ich zähle mich zu den Armen, denen Sie wohlthun! — und halten Sie ein, ehe Hermann Westray es versuchen darf, Sie Ihrer Heimat zu entführen!"

„Wer sagt Ihnen, daß Mr. Westray diesen Versuch gemacht oder davon gesprochen hat?" sagt Edith fast ärgerlich. „Er that das nie."

„Was liegt daran, wann er sein Verlangen ausspricht? Er wird es eines Tages doch sicher thun. Er wird sich keine Skrupel darüber machen, daß er Sie von den Ihrigen trennt. Er hält seine Liebe von gestern für werthvoller als alle die echte Zuneigung der Anderen. Glauben Sie, er kümmert sich um Ruth's Geschick, oder um das Ihres Vaters, oder um meines und all' der Leute in Lochwithian? Was sind wir ihm, daß wir ihn hindern sollten, Sie für sich zu nehmen?"

„Vivian, es ist garstig von Ihnen, so von ihm zu sprechen."

„Meinen Sie? Aber wenn ich's jetzt nicht sage, so ist ja Alles zu spät. Wenn ich noch einige Tage warte, dann schließen Sie mir vielleicht durch die Nachricht den Mund, daß Sie Westray's Braut sind. Ich habe ein älteres Recht zu sprechen, wenn ich auch weiß, daß es vergeblich ist. O Edith, wenn Sie nur wüßten und bedächten, was Sie Alles verlieren, wenn Sie jenem Manne Gehör geben: Ihr süßes Heim, Ihre Macht, Gutes zu thun; den Vortheil, über eine noch größere Gemeinde zu herrschen, als Lochwithian ist, und dennoch demselben nahe genug zu bleiben, um alles Gute zu vollenden, was Sie dort begonnen haben. Heirathen Sie mich und Sie brauchen sich von Ruth nie zu trennen. Mein Haus soll auch ihre Heimat sein und möge es in Trümmer fallen, wenn sie nicht stets dessen geehrteste Bewohnerin bleibt! Edith, ich weiß, daß Ruth mich leiden mag; ich weiß, daß Ruth immer meine Freundin war, und ich denke, es … es sollte sie freuen, wenn Sie mir nicht Nein sagen, Edith! …"

Thränen verschleiern Edith's Augen, wie sie dieselben aufschlägt von dem stummen Betrachten der Gräser und Blumen.

„Es ist recht traurig, daß wir unseren Herzen nicht gebieten können," entgegnet sie sanft. „Ich weiß, wie gut Sie sind, wie wahr, wie unselbstsüchtig, und ich weiß, wie meine Schwester Sie schätzt; aber ich kann Ihnen nicht geben, was Sie begehren. Ich kann Ihnen — auch nicht um ein stilles, glückliches Leben zu führen in meinem lieben, alten Heim, auch nicht um Ruth's willen — nicht Liebe für Liebe geben. Denn ich möchte Ihnen nicht weniger bieten, als Sie mir geben möchten: ein ganzes Herz."

„Und wenn Sie Hermann Westray nie gesehen hätten …"

„Und wenn Hermann Westray nie existirt hätte — meine Antwort wäre dieselbe."

„Ich kann's nicht glauben!" ruft Vivian schmerzlich. „Er hat Sie so verändert. Er, ein Fremder, ist zwischen Sie und die Liebe getreten, die Ihren Fußspuren folgte, seit Sie ein Kind waren. Edith, bedenken Sie, wie wenig Sie ihn kennen; wie er Ihnen im besten Falle bloß ein getheiltes Herz geben kann, da er den besten Theil desselben in seine Bücher gibt; wie abhängig er ist von der Gunst des Publikums; wie nichtig, wenn die Zeitungen ihn fallen lassen. Gibt es mit einem solchen Mann einen häuslichen Frieden? Mit einem Manne, der Komödien schreibt, hinter den Coulissen steckt und mit allen Schauspielerinnen Londons intim ist? Kann Ihnen der ein komfortables, sicheres Heim, ein ruhig glückliches Leben bieten? Ich warne Sie bei Zeiten, Edith, um Ruth's willen, um meinetwillen, wenn schon nicht um Ihretwillen! Geben Sie mir nur einen Gedanken Ihres Herzens, wenn Sie mir nicht das ganze geben können; geben Sie mir Ihr Erbarmen, Ihre Duldung. Ich verlange nicht Maß für Maß. Erlauben Sie nur, daß ich Sie liebe, daß ich über Sie wache mein ganzes Leben lang, und das einzige Ziel meines Daseins soll sein: Sie glücklich zu machen."

„Sie sind zu gut, zu edel gegen mich, aber unedel gegen Mr. Westray, der Ihnen nie etwas zu Leide gethan hat. Schon längst habe ich Sie merken lassen, daß wir Beide uns nie mehr sein können, als wir heute sind: wahre — ich hoffe, wahre! — und aufrichtige Freunde. Ist es meine Schuld, daß Sie blind sein wollten gegen die Wirklichkeit, und daß Sie Ideen gehegt haben, die ich weder billigte noch ermuthigte? Lassen Sie dieß unser erstes und unser letztes Wort in dieser Sache sein, Vivian," schließt Edith sanft und fest.

„Es ist gut. Mir ist, als hätte ich mein Schicksal gewußt, noch ehe ich heute hieher kam," sagt er nach einer kleinen Pause, bleich vor Schmerz und Groll. „Aber ich mußte sagen, was in meinem Herzen war. Ich danke Ihnen für Ihre Offenherzigkeit, die mich über nichts im Unklaren ließ." Er lacht dabei bitter auf. „Alles ist gesagt, Alles ist aus. Die Hoffnungen meines Mannesalters sinken unter gleich einem Wrack auf der See — rettungslos. Sei es so, Edith. Der Himmel ist mein Zeuge: so tief mich dieß auch trifft, mein Schmerz gilt nicht mir ganz allein. Ich traure für uns Alle, für Ruth, für den Vater, für die guten Leute in Lochwithian — und um Sie, am meisten um Sie!"

„Um mich …! Was meinen Sie damit?" sagt sie wie betroffen. „Ich verstehe Sie nicht!"

„Das glaube ich Ihnen. Die Liebe ist ja blind. Später einmal werden Sie mich nur zu wohl verstehen. Leben Sie wohl, Edith." — Und er reicht ihr seine Hand mit einem Blick voll zärtlichsten Mitleids.

„Leben Sie wohl, Vivian. Und … wenn ich Ihnen, ohne es zu wollen, weh gethan habe, bitte ich Sie innigst — demüthigst um Vergebung."

„Meine Theure, es kann zwischen mir und Ihnen von keinem Verzeihen die Rede sein. Wenn Sie Ihren treuen Sklaven züchtigen, wird er eine halbe Stunde später doch wieder zu Ihren Füßen kauern und Ihnen schmeicheln. Denken Sie an mich wie an Ihren Sklaven. Sie haben mir weh gethan und ich bleibe getreu; und wenn jemals ein Tag kommen sollte, an welchem Sie meiner Liebe bedürfen, rufen Sie sie an. Sie werden dieselbe bereit finden."

Sie drücken einander die Hand und trennen sich. Und Edith fühlt ein größeres Weh als je zuvor; es ist ihr, als ob sie ein Lieblingsthier, das ihr blind anhänglich ist, willkürlich getreten oder geschlagen hätte. Sie fragt sich vorwurfsvoll, ob sie Vivian diese bittere Stunde nicht hätte ersparen können; sie weiß, daß sie ihn nie ermuthigt hat und hat doch das Gefühl, als wenn sie einen Theil seines Leidens selber verschuldet hätte.

Am nächsten Tage, den vierten Juni, ist der Tag in Eton. Hermann und Mr. Dewrance wollen da die Damen per Eisenbahn nach Windsor führen und denselben all' die Herrlichkeit vergangenen und gegenwärtigen königlichen Prunkes zeigen. Sie wollen gleich nach dem Frühstück aufbrechen, die Merkwürdigkeiten besichtigen, eine kleine Wasserfahrt auf dem Schloßsee machen und Abends zu einem gemüthlichen Theediner nach Limacrescent zurückkehren.

Wie freut sich Hermann auf alles das! Und — wie wundert es ihn, daß er sich darauf so freuen kann! „Die Liebe macht uns Alle zu Schooßkatzen!" tröstet er sich. „Herkules sowohl als Nero. Guter Dewrance! Er opfert sich, obwohl er weiß, daß auf seinen Theil … Mrs. Williams kommt."

Der Morgen ist freundlich, hell, sonnig. Sie Alle finden sich auf dem Bahnhofe zusammen; Hermann besorgt die Karten und sie fahren lustig aus dem rauchigen London in das grüne, offene Land hinaus.

Dewrance ist in seiner Glorie; eine solche Landpartie ist für ihn der höchste Genuß und er nimmt die Sache so feierlich, als ob seine künftige Bischofswürde davon abhinge. Er erklärt den Damen im Coupé, was sie sehen müßten und wie sie's sehen müssen. Er trägt Geschichte vor und erzählt Anekdoten, er wird geistlich in der Schloßkapelle und schrecklich gelehrt, wie er auf den normännischen Thurm zu sprechen kommt.

Und Hermann sitzt in seiner Ecke und betrachtet Edith und ist glücklich. Sie sieht ihn manchmal an, als ob sie fragen wollte: „Langweilen Sie sich nicht?" Da sie aber stets seinem Auge begegnet, wird sie immer sehr verlegen.

Sie machen das Windsorschloß gewissenhaft durch. Zuletzt die Terrasse, wo die Jasminbüsche ihren süßen Duft in die Mittagsluft hinaufsenden.

„Riecht das nicht wie Orangenblüten?" sagt Dewrance in dem milden Ton eines Geistlichen. „Hoffentlich werde ich an dem Tage, wo Sie solche Blüten im Kranze tragen, eine Hauptrolle spielen!"

Hermann bricht einen solchen Blütenzweig ab, trotz des Verbotes, diese Anlagen nicht zu beschädigen, und reicht ihn Edith dar. Diese nimmt den Zweig und erwiedert Hermann's Blick — so lang, so innig, daß ihre Herzen damit ein Gelöbniß geben — das zu brechen ein Meineid wäre; ein Gelöbniß, das fortan der Tod allein zu lösen vermag.

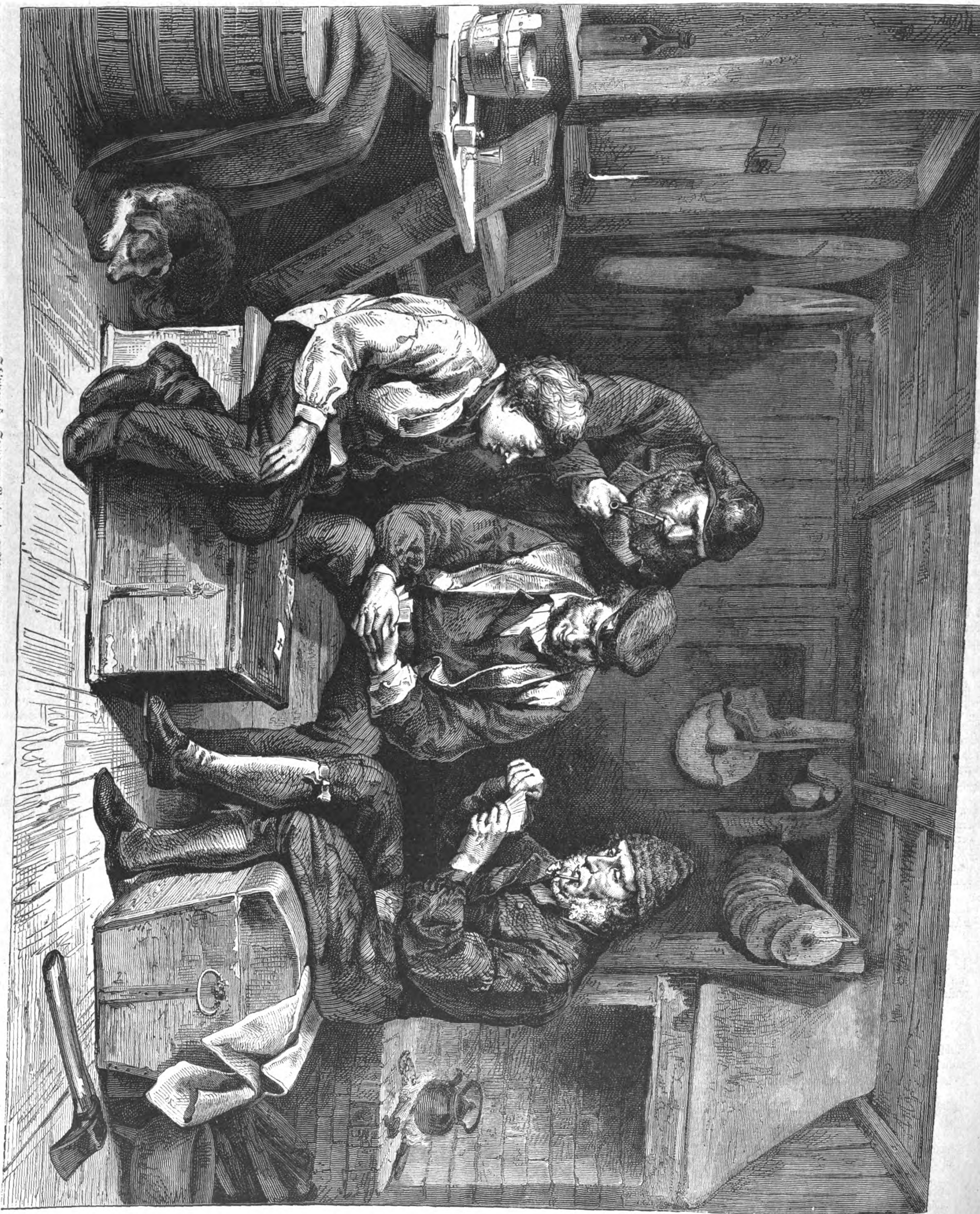
Sie gelangten zuletzt mit der Kutsche, die sie im Städtchen

gemiethet haben, in den Windsorwald. Der Kutscher schlägt ihnen dort vor, die Rhododendronallee zu besichtigen, und sie verlassen das Gefährt und treten durch die hölzerne kleine Thür in den prachtvollen Gang aus Grün und Roth, den die Königin Charlotte selber gepflanzt hat.

Die beiden Damen stoßen einen Schrei des Entzückens aus, obwohl Mrs. Williams gleich darauf das Ganze zu „einfärbig" finde.

Mrs. Williams ist eine langsame Fußgeherin und interessirt sich noch dazu enorm für ein kleines Eichhörnchen, welches ihr Mr. Dewrance gezeigt hat, wie es sich von Baum zu Baum schwingt. So kommt es, daß die Beiden weit hinter den voranschreitenden jungen Leuten zurückbleiben.

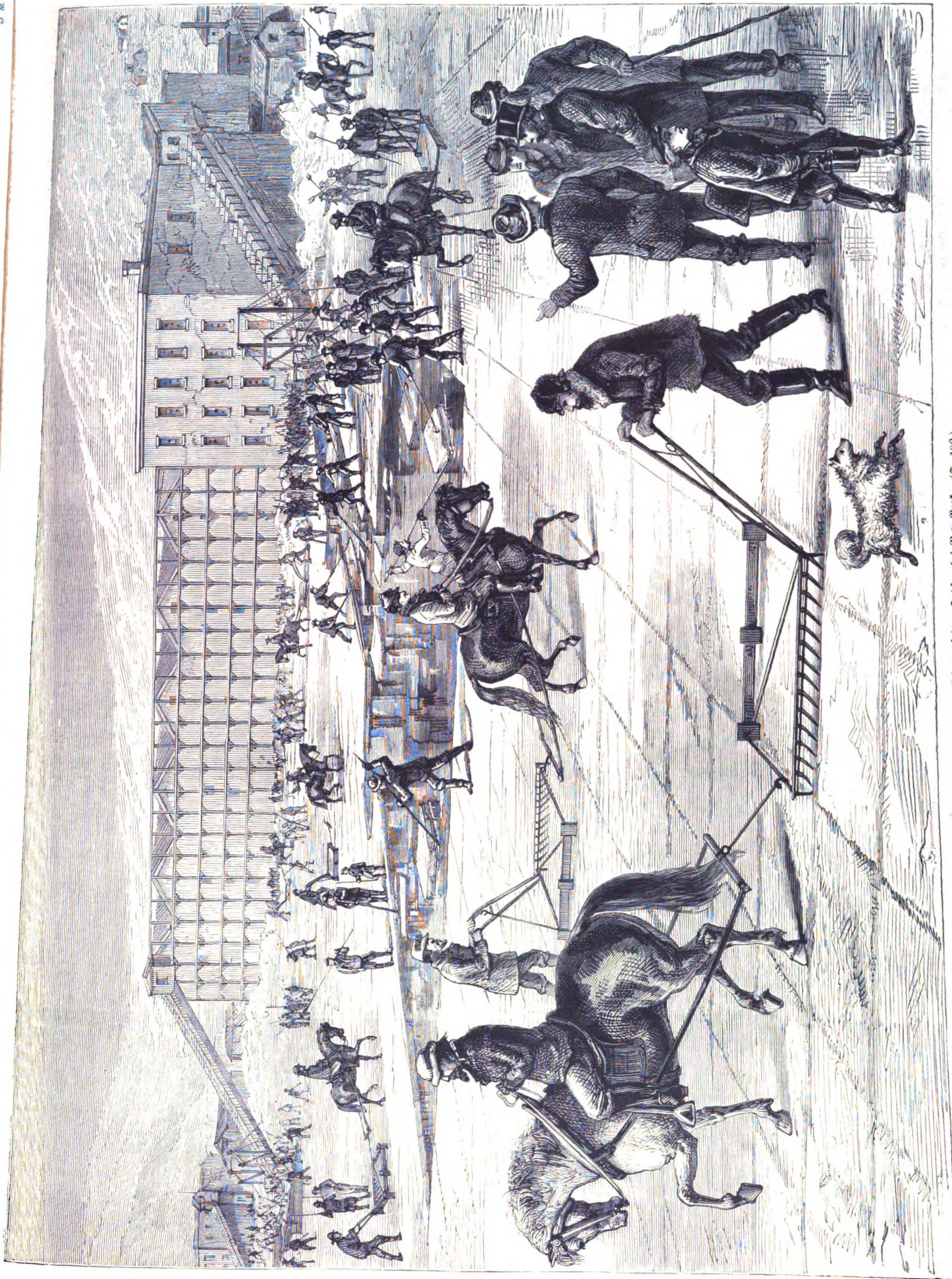
Hermann und Edith kommen ihnen auf diese Art aus der Gehörweite und sind bald so allein wie das erste Elternpaar im Paradiese, und denken ebensowenig wie dieses an irgend etwas außer ihnen selbst. Sie sind bei einander zwischen den Blumen, die Sonne leuchtet, die Bienen summen, die Lerche trillirt über ihnen im wolkenlosen Blau; — sie sind bei einander, so einsam wie nie, seitdem sich ihr Ahnen in echte, bewußte Liebe verwandelt hat.



Schippenaß. Szene an Bord eines Alandsfahrers. Gemälde von K. E. Jansson. (S. 192.)

„Edith, Sie tragen diese Blume um meinetwillen. Wollen Sie damit sagen, daß Sie auch den bräutlichen Kranz für mich tragen wollen? O, Liebe, Liebste, sagen Sie ‚Ja'; für mich, für mich allein! — Ich verdiene Sie nicht durch meinen Werth, wohl aber durch meine Liebe. Sehen Sie mir in's Auge, Edith, Süße! und antworten Sie mir. Wie habe ich diesen Augenblick unseres Alleinseins ersehnt ... Und er wird so schnell verflogen sein ...!"

Sie kann ihm nicht sogleich antworten. Ihre kleine Hand spielt zitternd mit dem Jasminzweig, ihre Augen senken sich auf diesen Zweig herab und sie blickt nicht auf, während sich ihre jähe Röthe langsam in Erbleichen verwandelt.



Pflügen und Sammeln des Eises auf dem Hudson bei New-York. (S. 192.)

„Edith — zürnen Sie mir, daß ich zu hoffen wagte? Ich weiß ja, daß ich Sie nicht verdiene, daß mir Seele und Herz nicht an Sie hinanreichen. Ich habe das im ersten Augenblick schon gefühlt. Aber ich liebe Sie, Theure, und wahre Liebe muß Ihnen die Tugenden ersetzen, die ich nicht besitze. Denken Sie, daß Sie mich erheben, mich besser machen können. Sie haben allein die Macht, mich zu belehren, zu begeistern, meinen Ehrgeiz zu erwecken. O Liebe, Liebste, willst Du mein Leben in Deine Hand nehmen, mein Lehrer, mein Führer, das sanfte Gesetz all' meiner Tage und all' meines Sinnens sein? Das große Wort ‚Mein Weib' schließt alles Andere ein. Willst Du mein Weib sein, Edith?"

Sie flüstert zögernd wie er ihre Hand ergreift: „Wenn ich denken könnte, daß Ihr Leben dadurch besser oder glücklicher werden könnte . . ." Sie erschrickt vor einem Ja.

„Und ob es so ist! Besser, glücklicher, heller und länger; denn wenn Sie mich verwerfen, dann mache ich kurzen Prozeß mit dem elenden Rest — in wild durchschwärmten Nächten lebt sich's rasch. O, nicht wahr, Sie sagen ‚Ja', Edith. Sie werden den Brautkranz in dem dunklen Haare tragen für mich, für mich, der an diesem Tage keinen König beneidet! O Theuerste! Lieben Sie mich nur ein ganz klein wenig und haben Sie nur ein ganz klein wenig Geduld mit mir. Ja? Nehmen Sie mich mit meinen Fehlern, glauben Sie an mich und meine Zukunft, die stolz sein soll um Ihretwillen, wenn jemals Arbeit und Ehrgeiz ein Leben veredeln konnte. O, Du gehörst ja schon mir . . . Dieß Zittern Deiner Hand sagt es mir, ich danke Dir!"

Sein Arm umfängt sie und preßt sie an sein Herz in dieser süßen, einsamen Sommerstunde. Ihr Haupt ruht da durch einen seligen Moment, während seine Lippen ihre Verlobung besiegeln — die ersten Männerlippen, die außer denen ihres Vaters sie berührt haben seit ihrer Kinderzeit . . . Es war ein unvergeßlicher Kuß, der sie ihm zu eigen nahm — für immer.

Ihr nächster Gedanke war doch ihre Schwester.

„Ruth wird sich kränken," sagt sie reuevoll.

„Kränken, daß ich Dich gewann, Liebe? Kann Ruth so unfreundlich sein?"

„Aber weil es mich von ihr trennt! Denn Sie müssen ja immer in London leben, nicht wahr?"

„Als Journalist und als Tagesschriftsteller ist London mein einziges Lager."

„Wir müssen also doch in London leben, Hermann?" Wie süß klingt ihm und ihr selber dieses „Wir!" — „Und Ruth soll allein bleiben, daheim?"

„Weßhalb, wenn sie Dich braucht? Laß sie bei uns bleiben."

„O theurer Hermann, wie gütig bist Du! Aber ich fürchte, sie wird Lochwithian um keinen Preis verlassen."

„Dann liebt sie Lochwithian mehr als Dich, und da ich Dich mehr liebe als Alles in der Welt, so habe ich ein besseres Recht auf Dich als sie."

„Vielleicht kommt sie aber öfter, um eine Zeit bei uns zu bleiben," sagt Edith. Sie spricht schon ganz natürlich von ihrer Zukunft und ihrem neuen Heim, obwohl sie kaum erst vor einem Augenblick ihre Herzen getauscht haben.

„Sie wird immer willkommen sein," antwortet Hermann, der in dieser seligen Minute auf Alles „Ja" gesagt hätte.

Sie gehen Hand in Hand weiter. Dewrance und Juliana sind noch weit genug, aber doch schon zu nahe, als daß er sie noch umfassen konnte.

„Und wenn ich denke, mein Herz, daß ich zuerst förmlich vor Dir erschrak — weil Du ein so ernsthaftes, strengschönes Mädchen warst, fast ein Priester in Frauenkleidern, vor dem man nur Respekt haben durfte, und bei der mich jeder sanfte und weibliche Zug überraschte."

„Ist ein Mädchen weniger weiblich, wenn es an ernste Dinge denkt und wenn es nach ihren schwachen Kräften versucht — seine Pflicht zu thun?"

„Theure! Du hast diese Frage durch Dein eigenes Beispiel beantwortet: Nein! Das weiblichste Weib der Erde bist ja Du! Ich weiß, ich bin nicht gut genug für Dich, aber ich fürchte Deine Güte nicht. Nimm mein Leben in Deine Hand und veredle es, wenn Du kannst — glücklicher, froher machst Du es sicher."

Dann gehen sie langsamer und lassen sich von den beiden Anderen einholen.

Und sie machen ihren Weg zurück. Edith und Hermann stets Seite an Seite, und einander ohne Worte mittheilend, daß sie einander liebten mit erster, heißer, echter Liebe.

Dewrance begreift Alles, aber er trägt auch Alles mit wahrer Seelengröße; er sieht und versteht das Ganze, er nimmt Cousine Juliana auf sich, er ordnet den kleinen Imbiß an, er sorgt für ein Extracoupé zur Rückfahrt, und daheim schneidet er das kalte Geflügel und die Zunge auf und bewacht die Theekanne, und ist mit einem Wort ein „gutes Kind", wie ihm Hermann zugesteht, als sie Limacrescent verlassen und unter den Sternen des Sommerhimmels heimwärts wandeln.

„Sie sind der beste und liebenswürdigste Kerl von der Welt, Dewrance, ein Freund auf Leben und Tod; und ich habe ein Gefühl, als ob ich in einer Art den Anfang meines Glückes Ihnen zu verdanken hätte. Alles ist in Ordnung, lieber Freund, und ich — na, ich bin weit glücklicher, als ich zu sein verdiene."

„Als ob ich das nicht wüßte. Ich habe mir wohl gedacht, daß Sie heute das Ding zu einer Entscheidung bringen würden. Merkwürdig, daß Alles so kam — nach Ihren weisen Bemerkungen von damals — in Llandrysal; ich habe übrigens noch nie einen Mann betheuern gehört, daß er und eine Dame nicht zusammenpassen, ohne daß die Sache mit einer Liebschaft zwischen den Beiden geendet hätte. Nein, ich bin eigentlich gar nicht überrascht. Ein bischen sorgenvoll vielleicht, da ich euch Beide ziemlich genau kenne und dasjenige klar sehe, was Sie einst so perfekt auseinander zu setzen wußten: die Verschiedenheit in Ihren beiderseitigen Charakteren, in Ihrem Leben."

„Kann mein Leben sich nicht veredeln in dem ihrigen?"

„Das ist eine offene Frage. Ich meine, sie mag eher ihre Denkweise nach der Ihrigen modeln, als daß das Gegentheil stattfinde. Haben Sie ihr in dieser Sache ein Bekenntniß abgelegt?"

„In welcher Sache?"

„In der Sache, die Sie mit mir so freimüthig diskutirt haben; eine Nebensache vielleicht, für das Weib aber von großer Tragweite!"

„Ich bat sie, mein Weib zu werden, und sie sagte Ja," antwortet Hermann. „Ich habe meine Bitte an sie mit keinem Bekenntniß meines Glaubens oder Unglaubens begleitet. Ich weiß nicht, was Geistliche in solchen Umständen thun, aber ich . . ."

„Ich denke, es wäre redlich gewesen von Ihnen, ihr über diesen Punkt die Wahrheit zu sagen. Der Glaube ist der Fels, auf dem sie steht."

„Ich werde ihn nie in seinen Grundfesten angreifen."

*

Drei Tage nach der Windsorpartie kehrt der Squire mit den Damen nach Lochwithian zurück. Vor der Abreise wird noch Alles in Ordnung gebracht.

Edith's Vater ist mit der Wendung der Dinge höchst unzufrieden. Sein Schwiegersohn soll ein Schriftsteller sein und kein Gutsbesitzer? Er grollt auf Cousine Juliana, daß sie so wenig Acht gab, mit sich selber, daß er so blind war, mit Edith, daß sie sich so bethören ließ, und mit Hermann über seine Kühnheit!

Da er aber Edith fest entschlossen findet, gibt er widerwillig seine Einwilligung. Es rührt ihn nicht viel zu hören, daß Hermann sich einige tausend Pfund erspart hat und dieselben für Edith sicher schreiben läßt, und daß dessen jährliches Einkommen sich auf zweitausend Pfund belaufen mag.

„Einkommen, lieber Freund?" sagt der Gutsbesitzer. „Nennen Sie's doch nicht so. Wenn Sie morgen die Gicht bekommen . . ."

„Dann kann ich diktiren . . ."

„Und wenn Sie ein Kopfleiden bekommen?"

„Mit einem Wort, ich fürchte kein Leiden für mich mit einem Weib wie Edith an der Seite."

„Natürlich. Wer durchaus heirathen will, der sieht Alles rosig," bemerkt der Squire trocken.

Die Geldfrage wird in Richtigkeit gebracht; Hermann läßt Alles, was er besitzt, auf Edith schreiben, und ihre jährlichen Zweihundert werden ihr ebenso sichergestellt.

Es ist eine glückliche Pause zwischen dem Verlobungstag und dem Tage der Trennung. Die Liebenden leben nur für einander; Cousine Juliana hat ihre kleine Zurechtweisung von Edith's Vater leicht hingenommen und ist im Herzen ganz für die Liebenden.

Hermann und Edith sprechen von ihrem künftigen Heim und künftigen Leben so leichtherzig wie möglich. Sie gleichen einem Paar in einem Kahne, welches jetzt noch wind- und wettergeschützt im dichten Schilfe sitzt; sobald sie Mann und Weib sind, wird dieser Kahn losgelöst und in die weite See hinausgelassen, vom Sturm umhergeworfen, mit den Elementen kämpfend, überall um sie herum der Abgrund des Todes gähnend.

„Es ist noch zu früh, von unserem Hause zu sprechen," sagt Edith.

„Nicht im geringsten. Wenn Du wüßtest, wie ruhe- und rastlos ich sein werde, bevor wir uns nicht das Heim eingerichtet und unser Leben darin begonnen haben! Also keinen grausamen Aufschub, Liebe!"

„Ruth muß sich erst langsam an die Idee gewöhnen, mich zu verlieren," antwortet Edith. „Sie können ja nach Lochwithian kommen, wenn Ihr neues Buch beendet ist."

„Das wird erst im August sein. Wollen Sie unsere Hochzeit für den September gutheißen?"

„September im nächsten Jahr?"

„Nein, süße Grausame; für den nächsten September schon."

„O Hermann, ich muß noch ein Weihnachtsfest daheim zubringen. Alles denkt doch an Weihnachten."

„An die Kohlen und Bettdecken, die man da braucht," bemerkt Hermann skeptisch.

„Und wir haben ja für die Schulkinder den Christbaum zuzurichten; es wird dann Ruth's Sopha in die Halle hinabgetragen und sie vertheilt selbst die Kleidungsstücke, die wir im Herbste gefertigt haben. Ich muß noch ein Weihnachten hindurch in Lochwithian bleiben, Hermann!"

„Du sollst es, Theure. Wir wollen miteinander hingehen und Weihnachten dort zubringen, wenn Dein Papa uns haben will. Und Du sollst die Jacken und Mützen austheilen, und die Kinder sollen ein dreifaches Hoch! ausbringen auf meine liebliche, junge Frau, daß die alten Dachsparren dröhnen!"

Und so besichtigen sie denn Häuser und Wohnungen — sechzehn nach der Reihe — und finden alle gleich und einförmig in ihren Vorzügen und in ihren Fehlern.

„Wenn nur nicht alle neuen Wohnungen so ganz über einen Leisten geschlagen wären!" sagt Hermann endlich seufzend. „Alles zu windig für ein Haus und zu geschniegelt für eine Faktorei oder ein Gefängniß. Ich habe noch immer nicht das Ideal unseres Hauses gefunden, Edith. Und Du?"

Edith gibt zu, daß die Wohnungen in Bayswater uninteressant seien.

„Und Du würdest ersticken, mein Herz, wenn Du nach der Lochwithian-Priorei in so eine Schachtel einziehen müßtest; wir müssen uns näher am Freien umsehen."

„Wir haben ja Zeit, Hermann."

„Aber nur bis zum September. Was sagst Du zu einer Wohnung am Flusse? In Putney und da herum gibt's eine Menge schöner alter Plätze, wo Leute lange Jahre bis zu ihrem Tode leben mochten . . ."

„Weißt Du, mein Hermann, ich will überall gern sein, wo Du Dich wohl fühlst," antwortet Edith, schon ganz sein Weib in der Selbstverleugnung und Ergebung. „Aber ein hübsches, altmodisches, kleines Landhaus am Flusse wäre mir auch lieber."

Die Trennung zwischen ihnen ist nicht traurig; Hermann verspricht, Ende Juli nach Lochwithian zu kommen, sobald er sein Buch beendet hat, und seine neue Komödie für die „Frivolity" will er bis dahin ebenfalls beendet haben. Er fühlt so viele Pflichten auf sich — aber nicht als Last, sondern wie einen Kampf, zu dem er Lust hat.

„Du weißt nicht, wie ehrgeizig, arbeitslustig, schaffensfroh ich mich fühle, seit Du mein bist, Edith!" sagt er. „Ich bin wieder wie einst, als ich wußte, daß das Wohlbehagen meiner Mutter von dem Ertrage meiner Feder abhänge. Ja, ich habe dem Glück meinen Tribut gezahlt!"

So küssen sie einander und schieden.

XII.

Hermann hält Wort in dem, was er versprach. Er schreibt fleißig an seinem Buch, und es wird ein gutes Buch. Helle Gedanken kamen ihm, ohne daß er nachdenkt; das Gold liegt auf der Oberfläche seiner Seele. Seine Feder kann seinem frischen, freudigen Gedankenfluge kaum folgen; und mag ein Buch kritisirt werden wie immer, gefallen muß es, denn er schrieb es glücklich.

Eines Abends kommt er in den Theatersalon der „Frivolity", um mit Myra, die er jetzt nicht mehr in ihrer Wohnung besucht, das neue Stück zu besprechen, das er so nebenher schreiben will, und trifft da Mr. Lyndhurst am Kamin lehnend und mit Miß Walters, der Soubrette, plaudernd.

Bei Hermann's Eintritt stellt sich Miß Walters vor einen Spiegel und glättet die Falten ihres himmelblauen Seidenkleides.

„Recht abscheulich von Ihnen, daß Sie mich am Derbytage sitzen ließen, Westray," sagt Mr. Lyndhurst, indem er dem Ankömmling die Hand drückt.

„Ich war anderweitig versagt; ich hatte es Ihnen vorhergesagt."

„Wirklich? Und ich dachte, Sie wären für meine Gesellschaft eingeschrieben. Es war ganz nett: Carlswood war mit. Ihnen sagt die nächste Donnerstagspartie jedoch vielleicht besser zu! Klein, aber gewählt; Mrs. Brandreth, Carlswood, Miß Belormond und ich selber. Die ganze Partie wird im Wagen gemacht. Sind Sie dabei?"

Hermann zögert. Lyndhurst ist der letzte Mensch, mit dem er eben jetzt umgehen, den er in seinem künftigen geträumten Heim sehen mag. Aber er war in den letzten Jahren ziemlich vertraut mit dem skeptischen Börsenmanne geworden, der wenigstens seine Eigenthümlichkeiten hatte. Und so sehr er denselben künftighin vermeiden mag, im Augenblick kann er nicht unartig mit ihm sein.

Während er so unentschieden ist, tritt Mrs. Brandreth ein, ganz erhitzt nach einer Schlußtirade des zweiten Aktes eines Dumas'schen Dramas. Das Stück hatte im „Gymnase" zu Paris Furore gemacht; in England aber, wo man den Ehebruch mildern und die Moral reinwaschen mußte, hat es entschieden Fiasko gemacht. Um so gieriger ist die Direktrice nach einem neuen Stücke von Hermann.

„Ich habe eben Mr. Westray zu unserer Donnerstagspartie eingeladen," sagt Lyndhurst.

„Nun und er hat hoffentlich Ja gesagt!" ruft Myra. „Wie hübsch das werden wird. Wir können da das neue Stück durchsprechen."

„Es wird dem neuen Stück Abbruch thun, wenn ich mir einen Tag freigebe. Ich muß jetzt schrecklich fleißig sein."

„Um so nöthiger ist Ihnen eine Erholung," sagt Myra.

Hermann ist zweifelhaft. Er sehnt sich freilich nach Luft und Land, und möchte auch die Pferde sehen, von denen Alle um ihn herum erzählen.

„Wenn's nur möglich wäre . . .!" macht er.

„Das Arbeiten geht dann doppelt gut!"

„Das bezweifle ich. Ich muß in einem Zug arbeiten; einmal gestört, brauche ich meine Zeit gleich einer Lokomotive, bis ich wieder geheizt bin."

„Ach, kommen Sie," sagt Myra, und etwas in ihrem Tone ruft ihm die alten Zeiten zurück, wo ihr leisestes Wort für ihn ein Befehl gewe[illegible] Sie erscheint ihm in diesem Augenblick um zeh[illegible] Aber auch nur für einen Augenblick. Da[illegible] die ganze Wirklichkeit.

„W[illegible] mich eigentlich?" fragt er. „Mr. Lynd[illegible]teste Gesellschafter und Lord Carlswood ist [illegible]

[illegible] um über ein neues Stück zu [illegible] von Dumas ist ja ein schr[illegible] Paris dafür schwärmte . . ."

[illegible] Schuld liegt daran, daß [illegible] Paris den Zweideutigkeiten [illegible] da [illegible]lberte, so . . ."

[illegible] also Donnerstag mit?"

[illegible] durchaus für nöthi[illegible] Ich selber [illegible] fragen über [illegible] Sie sind [illegible] — [illegible] Talent ist unbe-

grenzt. Selbst in dem durchgefallenen Stücke haben wenigstens ihre Szenen durch ihr geniales Spiel Erfolg gehabt.

Der letzte Tag des Derbyrennens, der Tag des großen Preises, ist wunderschön. Hermann fühlt, daß ihm diese Erholung gut thun wird. Der Sommerglanz ist ja wie Balsam für ein Herz, das noch leben will.

Mr. Lyndhurst holt ihn um elf Uhr aus seinen Zimmern, Mrs. Brandreth und Miß Belormond sitzen schon in dem bequemen Wagen. Lord Carlswood und sein vertrauter Groom nehmen den Hintersitz ein. Vier Pferde und zwei Postillone in blauen Jacken versetzen die Gaffer in Bewunderung. Ein Proviantkorb ist aufgebunden.

Myra ist gekleidet nach der „Dame mit dem Strohhute" von Vandyk: malerisch licht und einfach zugleich.

Miß Belormond's Seidenbauschen haben das Dreifache gekostet, ohne es weiter zu bringen, als viel Lärm zu machen. Miß Belormond ist bloß deßhalb zum Theater gegangen, weil sie hübsch ist und Carrière machen will. Sie ist ja doch noch viel schöner als Mrs. Brandreth? Liebe zur Kunst hat sie wohl keine. Aber da man ihr sagt, sie könne als Julia in einem silbergestickten weißen Atlaßkleide sterben, studirt sie sehr fleißig in irgend einem Akademietheater die Julia und wird „Künstlerin". Ihre Eltern wären nicht reich genug, dieß Alles zu bestreiten, wenn sie nicht glücklicherweise einen wunderthätigen Gönner von der Börse mit grauem Schnurrbarte gefunden hätte, der all' die kleinen Auslagen ihres Lebens, selbst ihren Wagen, bestreitet.

Minnie Walters und die übrigen Gänschen von der „Frivolity" haben sich gewundert, daß Mrs. Brandreth eine Schönheit gleich der Belormond hatte neben sich stellen können und mögen.

Aber wenn man die Beiden neben einander sieht, erklärt sich das Räthsel von selber. Die farbenprächtige Wachspuppe Belormond ist die beste Folie, die sich die vibrirende Myra hätte schaffen können. Myra mit ihrem nervösen, sprühenden Wesen ist nie und nirgends so bezaubernd, als neben dieser tadellosen Null.

Die beiden Frauen haben keinen Gedanken mit einander gemein und gehen außerhalb der Bühne selten mit einander um. Auf den Proben wußte Myra's trockener Sarkasmus dem schönen Gänschen einen heilsamen Respekt einzuflößen. Deßhalb erscheint der Kleinen die heutige Gesellschaft wie eine Herablassung ihrer Direktrice, und sie ist sehr gut gelaunt und begnügt sich damit, zu lächeln und so wenig als möglich zu reden. Der einzige Wermuthstropfen in ihrem Freudenkelche besteht darin, daß sie diese Partie ohne Wissen ihres „Pathen" und Gönners macht, dem sie den Besuch bei irgend einer Tante vorspiegelte. Mr. Lyndhurst ist bald gelangweilt von der schalen Schönheit, ehe er noch eine Viertelstunde mit ihr verbracht hat.

„Ich hätte doch lieber Minnie Walters mit ihrer Habichtsnase einladen sollen; sie hat im kleinen Finger mehr Esprit, als die Belormond im ganzen Körper."

Mrs. Brandreth ist dagegen voller Leben und Geist und Frohsinn, und spricht Alles über Alles; denn er ist ja hier. Ihr Geplauder hat einen weltlichen Duft, welcher Hermann erfrischt wie etwas Neues, wie etwas Niegefühltes. Mit Edith ist er stets in den Wolken, weil ihre irdische Welt nicht die seinige ist. Mit Myra ist er geistesverwandt. Sie spricht von den ernstesten wie von den leichtesten Sachen und immer ist ihr Gespräch scharf, treffend, originell und berührt Punkte, die ihm bekannt sind.

Hermann fühlt sich erfrischt wie ein Mann, der, nachdem er zuletzt einen ruhigen Waldweg dahingeritten ist, wieder in die freie, luftige Allee von früher zurückkehrt und der dabei das sanfte Dämmern des Waldesschattens leicht vergessen mag.

Er ist ganz versunken im Anschauen und im Plaudern mit dem heitern Gesichtchen unter dem Vandykhut ihm gegenüber.

Lyndhurst, dem's endlich zu langweilig wird, immer bloß zuzuhören, versucht vergeblich aus Miß Belormond ein anderes Wort als „Ja", „Nein" und „So?" zu ziehen.

Carlswood konversirt auf dem Hinterbocke mit seinem Groom fast ängstlich über die muthmaßlichen Chancen seiner hochsummigen Wetten.

Sie kamen am Rennplatz an, da das Gedränge am dichtesten ist. Hermann und Myra sind heut intimer als jemals seit jener Liebeskinderei in Colehaven. Sie hängt an seinem Arm und er preßt [illegible] Hand in der seinigen. Ihr Geplauder berauscht ihn heute, [illegible] es so wohlthuend von einem andern absticht durch [illegible] [illegible]undenheit. Sie gelangen in ihre Loge erst dann, [illegible] [illegible]mond und Lyndhurst und Carlswood schon län[illegible] Der Letztere sieht durch seinen Feldstecher [illegible] [illegible]s Publikum, als vielmehr auf das langs[illegible]

[illegible] [illegible]th an diesem sonnigen Renntage? [illegible] [illegible]dith nicht, aber er lebt mit dem [illegible] welche[illegible] ihr gehört. Er ist ein [illegible] [illegible]n neben einander leben [illegible] [illegible] sich ihm dieselben in[illegible] [illegible] der häusliche Odysseus, [illegible] [illegible]te mit Myra plaudert, [illegible] [illegible]hn, und ebenso leicht [illegible] Aber [illegible] [illegible]leichte Geplauder trägt [illegible] in sich [illegible] [illegible]federigen Unkraut, und [illegible] in die [illegible]ßen. [illegible] Loge, [illegible] [illegible]elormond sich sehr un[illegible] [illegible] Herr [illegible] [illegible]ndwie davon Nachricht [illegible] [illegible]ante weilt. Die arme [illegible] [illegible]gen Vorschlag machen, [illegible] [illegible]hurst erräth ihre Idee.

Miß Belormond springt bereitwillig auf, wie er den Vorschlag macht, in die Restauration zu treten. Mrs. Brandreth aber will in der Loge bleiben. Sie hat mit Mr. Westray über das neue Stück zu reden.

Miß Belormond verschwindet an Hamilton's Arm, halb erschreckt davon, von ihrem Herrn Pathen überrascht zu werden, halb selig in der Aussicht auf eine Nascherei. Carlswood ist in die Rennbahn hinabgestiegen, um mit den Buchführern zu reden, und Hermann bleibt mit Myra allein in der Loge. Sie Beide denken gar nicht daran, wo sie sind und was sie hier sehen können.

„Erinnern Sie sich an das Rennen in Tipsbury, wie uns Papa in Mr. Sanderson's offenem Wägelchen hinführte?" fragt Myra. „Es war ein so lieblicher Herbsttag, mit Wäldern, Wäldern, Wäldern auf allen Seiten, und der große blaue See leuchtete uns entgegen durch eine Spalte zwischen der Hügelgruppe. Und so ländlich war Alles — halb ein Renn- und halb ein Kirchtag. Erinnern Sie sich noch, Hermann? Nicht?"

„Nein," antwortet er, fast unhöflich kurz. „Ich erinnere mich an nichts. Mein Gedächtniß ist seit Jahren im Lethe ertrunken. Ich weiß, daß ein Ort Namens Tipsbury auf der Generalstabskarte existirt, aber mehr nicht."

„Eine köstliche Erfindung, dieses Lethe," fährt Myra scharf auf. „Und bequem! Ich möchte die Adresse des Ausschenkers wissen. Viele waschen ihr Gedächtniß mit Soda und Branntwein aus. Das muß wohl das moderne Lethe sein. Jetzt lassen Sie uns aber an's Geschäft denken und von unserer Komödie reden."

Sie hat wirklich ein Recht, „unsere" Komödie zu sagen. Denn ihre Bühnenkenntniß leitet ihn, ihr Geschmack muß ihm den Geschmack des Publikums weisen und ihr Talent wird sein Stück tragen. Sie sprechen eine halbe Stunde hindurch ernst, fast heftig von dem Stück. Sie dämpft oder kräftigt seinen Plan, sie spitzt die projektirten Aktschlüsse zu und er bewundert sie dabei fast so sehr, wie einst jene jugendliche Myra, die in Colehavens Kinderzimmer vor ihm die Nachtwandlerszene aus Macbeth spielte.

Das letzte Rennen, das um den großen Preis, kommt endlich und geht vorüber. Myra's Gedanken folgen nicht den Feldstechern der Anderen; sie denkt an Colehaven und an die längstvergangenen Tage; vielleicht übertreibt sie das Glück, das sie damals besessen, bloß weil es so unwiderbringlich vergangen ist mit den Tagen. Und doch — heute hegt ihre Seele unbestimmte Hoffnungen. Er hat fröhlich, amüsirt, interessirt geschienen.

Sie verlassen den Platz gleich nach dem Preisrennen, da Myra und Miß Belormond um ein halb Neun im Theater sein müssen. Auf der Rückfahrt — wo Carlswood Lyndhurst's Platz im Wagen eingenommen hat — ist Myra wieder die Seele der Unterhaltung wie am Morgen. Sie denkt nicht mehr sentimental an die Heimat, sie plaudert — froh, geistvoll. Sie fühlt instinktmäßig, daß Hermann von Gefühlstönen nicht berührt wird: seine schwache Seite ist die weltliche; auch die ästhetische, künstlerische vielleicht, sicher aber nicht die romantische.

Lord Carlswood ist entzückt von ihr.

„Wie fällt Ihnen nur das Alles ein!" ruft er. „Was Sie sagen, ist Alles so sonderbar und doch so natürlich."

„Meine Gedanken wachsen eben wild wie das Unkraut," macht sie. „Ich strenge mich nicht an dabei."

„Wie Andere!" ruft Mylord, „deren Sentenzen wie aus einem Treibhause mühsam herauswachsen ..." Er denkt dabei schadenfroh an Hermann.

Miß Belormond denkt hinwiederum, ihre Gesellschaft könnte gleich ebenso gut französisch parliren, so wenig versteht sie von dieser Unterhaltung; sie hat dabei das ungemüthliche Gefühl, daß man sie vielleicht aufziehe; wie alle Ungebildeten hält sie die Bildung bloß für eine Abart verfeinerter Bosheit.

Es ist erst sieben Uhr, wie sie an der Wellingtonstatue vorbeikommen.

„Wollen die Herrschaften nicht bei mir Thee nehmen?" sagt Hermann, welcher ein Gefühl hat, als ob er diesen Feiertag so lang als möglich nützen müsse.

„Ach, wie hübsch wäre das!" schreit Miß Belormond, durch eine schmeichelhafte Phrase Carlswood's ganz beseligt. „Ich kann gar nichts thun oder denken, wenn ich nicht zuvor meine Tasse Thee trinke."

„Nun, die sollen Sie haben, Miß. Sie sagen doch Ja, Myra? Eine halbe Stunde können Sie wohl opfern."

Selten in der letzten Zeit hat er sie Myra genannt. Ihre glänzenden braunen Augen ruhen träumerisch auf ihm, ehe sie ihm antwortet.

„Eine halbe Stunde, dann zehn Minuten zur Fahrt in's Theater, da haben wir noch eine Stunde zum Kostümiren. Ja, ich denke, es wird sich machen lassen; wie, Belormond?"

Belormond ist natürlich dabei. Sie ist schrecklich neugierig auf Mr. Westray's Wohnung, vor dem sie als Schriftsteller eine ehrfurchtsvolle Scheu hat, da er sie schlecht rezensiren könnte. Sie hat immer gedacht, Poeten könnten nur in Dachstübchen oder im Schuldgefängnisse logiren und ist sehr erstaunt, daß Hermann in Piccadilly wohnt. Und auch Myra wünscht sich Hermann's Quartier zu sehen — erinnert sie sich doch noch so gut an sein kleines Studirstübchen im Pfarrhaus!

Sie steigen vor einem schmalen Hause, dem Greenpark gegenüber, aus, Hermann öffnet die Thür und sie steigen eine große Anzahl von Stufen hinauf, was Miß Belormond's Traum vom Dachstübchen zu bestätigen scheint.

Hermann bleibt aber vor einer Thür im zweiten Stockwerk stehen und öffnet ein großes, luftiges Gemach mit einem [illegible] Balkone, der auf Baumwipfel, Kirchthürme und gem[illegible] [illegible]dächer hinausblickt.

Die Einrichtung ist einfach; wenig Bücher, ein Schreibtisch in der Mitte, ein breites Sopha, ein halb Dutzend verschiedenartige Armstühle, ein Nebentischchen und ein kleines Flaschenbüffet. An den Wänden einige hübsche französische und deutsche Photographieen.

„Ein echtes Studentenzimmer," sagt Myra.

Hermann sieht nach dem Thee.

„Sie haben sicher kein heißes Wasser daheim!" meint Miß Belormond. „Ich wenigstens kann nie eins haben bei mir, obwohl ich wöchentlich drei Guineen ohne die Bedienung zahle ..."

„Sie sollten Ihre Hausleute besser abrichten, Miß. Meine Sklavin ist rasch wie Aladin's Geist."

Die Sklavin, ein gesetzt aussehendes Frauenzimmer über Dreißig, bringt wirklich im Nu den Thee mit allem Zubehör an Sahne, Theebrod, Nußwaffeln und Erdbeeren. Sie sitzen am Büffettischchen nieder, Myra auf dem Ehrenplatz. Hermann erinnert sich in diesem Augenblick mit einem kleinen Gewissensbiß an den Lochwithian-Nachmittagsthee ... Aber im Grund ist ja diese kleine Gastlichkeit für eine alte Freundin doch ganz harmlos!

Die halbe Stunde vergeht schnell genug, dann bringt Hermann die Damen in den Wagen zurück und schlendert mit Lyndhurst fort, um in der „Agora" zu speisen.

„Ein wundervolles, bezauberndes Weib, diese Brandreth," sagt Lyndhurst. „Sie sind ein glücklicher Kerl, Westray."

„Glücklich, weil Mrs. Brandreth bezaubernd ist? Ich sehe da die Logik nicht."

„Nun — Sie wollen doch nicht sagen, daß — daß Sie kein Einverständniß haben mit ihr, und Sie wollen doch nicht leugnen, daß ... daß Sie sie heirathen werden?" platzt Lyndhurst heraus mit seiner reizenden Naivität. „Irgendwer hat mir ja darüber eine ganz romantische Geschichte erzählt; von einer Verlobung in Jugendjahren, von einem Wiederfinden nach dem Tode Brandreth's, von einer Erneuerung der alten Liebe und der alten Gelübde und so weiter ... kurz, alles das Zeugs, was in Novellen vorkommt."

„Künstlerinnen, wie Mrs. Brandreth, haben das Schicksal, Aller Augen auf sich zu ziehen, und wenn ihr Leben nicht abenteuerlich ist, so bemüht sich die Welt, ihr Abenteuer anzudichten. Mrs. Brandreth ist für mich bloß Mrs. Brandreth; eine reizende Dame, deren Talent ich bewundere und deren Charakterfestigkeit ich hochachte."

„Und Sie sind nicht verlobt mit ihr? Das ist aber doch sonderbar; ich hielt es für ausgemacht. Carlswood will freilich, daß sie mit ihm im Verdachte stehe, aber wir Stammgäste wissen, daß da nichts dahinter ist. Und deßhalb brauchten Sie sich also gar nicht zu geniren ..."

„Ich betrachte Mrs. Brandreth als eine Dame von tadellosem Rufe, wenn Sie das meinen. Ich und sie sind zufällig bloß alte Freunde und nicht Liebesleute. Hätte ich ein wärmeres Gefühl für sie als Freundschaft, so wüßte ich nichts in ihrem vergangenen oder gegenwärtigen Leben, was einen Mann abhalten könnte, um sie zu werben!"

„Sehr nobel gesagt," meint Lyndhurst. „Ihr Bücherschreiber wißt die Dinge immer so schön zu drehen ... Und, [illegible] wer war denn die reizende junge Dame, die ich vor ein[illegible] Monaten mit Ihnen in der ‚Frivolity' sah ... ein [illegible] Mädchen, anständig, fast ein bischen hochmüthig [illegible] viel Landfrische an sich?"

„Die junge Dame ist Miß Morcombe, die Tochter [illegible] Edelmanns aus Wales!"

„Eine Walliserin? Herrgott, ich glaubte, [illegible] linderhüte und kurze Röcke!"

„Auf Mr. Morcombe's Gut trägt man [illegible] Nationaltracht zufällig nicht."

„So," denkt Lyndhurst, „Mr. [illegible] Gutsbesitzer und das liebliche Mädchen [illegible] Fuchs, dieser Westray."

Sie diniren zusammen, und wie [illegible] nach Hause kommt, hat er das [illegible] — vergeudet hat.

XII.

Bald nach diesem [illegible] Suche nach einem [illegible] des in Fulham, [illegible] kleinen Garten und [illegible] Es ist weder [illegible] Besuchzimmer, [illegible] Hermann [illegible] platz, dann [illegible] — kurz [illegible] Küche [illegible] Hermann [illegible] von [illegible]

[illegible]

darf. Und er verläßt London an einem schönen Julimorgen, fröhlich wie ein Knabe, der auf Ferien geht. Er hat Myra Brandreth die zwei ersten Akte einer Komödie gesandt, — gesehen hat er sie nicht seit jenem Renntage — den dritten will er „in Nebenstunden“ auf Lochwithian vollenden.

Just in der schwülsten Stunde des schwülen Tages hält der Train pustend auf dem Llandrysakbahnhof. Da ist der kleine Perron, die Restauration, Alles in Ordnung; die beiden flinken Träger, der freundliche Stationschef, welcher aussieht, als ob er noch nie von einem Eisenbahnunfalle gehört habe, und endlich die gesammte Bevölkerung von Llandrysak im Kreise, auf die neuen Ankömmlinge starrend.

Aber Hermann hat keine Augen für sie, denn da, hinter dem Bahnhofzaune, sieht er eine kleine Kalesche mit einem Geistlichen neben dem Kutscher, und hinter ihm eine Dame, die aus dem Schatten eines Seidenschirmes hervor so freundlich auf ihn lächelt und der sein Herz zufliegt.

Der gute Geistliche ist Mr. Petherick, dem Hermann nach einem herzlichen Gruße die Sorge für's Gepäck überläßt, während er zu Edith eilt und ihre Hände ergreift, zu tief bewegt in diesem Augenblick, um zu sprechen. Vergessen ist jetzt jeder Gedanke, der nicht auf sie gerichtet ist. Der Friede der Gegend stiehlt sich in seine Brust wie Balsam, und wie er neben Edith sitzt, fühlt er jene ruhige, schattenlose Freude in sich, die wir manchmal im Traume fühlen — in Träumen, in denen die Todten zu uns zurückkehren und wo die Tage unserer Kindheit wieder in uns aufleben.

Mr. Petherick nimmt wieder seinen Sitz neben dem Kutscher ein und spricht dabei etwas, was keines der beiden Liebenden hört, die wie allein auf der ganzen Welt sind, da sie so neben einander sitzen.

„Wie lieb von Ihnen, mir entgegen zu kommen!“

„Wie lieb von Ihnen, daß Sie früher kamen als Sie versprachen!“ antwortet Edith.

Nach diesen tiefsinnigen Bemerkungen schweigen sie wieder eine Weile. Die Kalesche rollt weiter, die Lerche singt hoch über ihren Häuptern, als ob sie über ihr Wiedersehen juble aus voller kleiner Brust.

Hermann hat denselben Gedanken und lacht.

„Wie sich die ganze Natur über uns zu freuen scheint — als ob der Weltenharmonie etwas gefehlt hätte, da wir Beide getrennt waren.“

„Waren Sie wirklich so thöricht, ein Haus zu miethen, Hermann, oder war das in Ihrem Briefe nur ein Scherz?“

„Ein Scherz, den ich jährlich mit hundertundein Pfund bezahle, meine Liebe, ein Scherz, den Molding & Korneß einrichten. Er wird fertig sein zu unserem Hochzeitstag im September, so daß, selbst wenn wir der Schweiz früher, als anzunehmen ist, überdrüssig werden, unser Heim fix und fertig zu unserer Aufnahme bereit steht.“

„Unser Heim! Wie seltsam das klingt, Hermann!“

„Mehr süß als seltsam, Liebe.“

„Aber Sie sprechen von unserer Hochzeit, als wäre sie bereits für den September festgesetzt.“

„Ist sie's nicht? Ich dachte, wir hätten uns darüber verständigt.“

„Nein, wirklich nicht. Ich sollte ja noch ein Jahr bei Ruth bleiben dürfen, um sie an den Gedanken der Trennung zu gewöhnen.“

„Aber es soll ja gar keine Trennung geben. Wir wollen ja so oft als möglich für eine, zwei Wochen nach Lochwithian herausfliegen, wenn Papa es uns erlaubt.“

„Als ob Papa sich nicht immer freuen würde, uns bei sich zu sehen!“

„Und Ruth kann doch mindestens zweimal im Jahre zu uns kommen. Heutzutage reisen ja selbst die Kranken bequem.“

„Ruth war so gut!“ ruft Edith.

„Wie so, gut, Liebe, Liebste?“

„Nun sehen Sie; zuerst machte sie die Nachricht unserer Verlobung recht bestürzt. Sie hat eben Mr. Hetheridge so gern und Sie sind ihr doch im Vergleich ein Fremder. Sie fragte mich so viel über Sie, Hermann — über Ihre Grundsätze, über Ihre Ansichten in ernsten Dingen — das Alles konnte ich ihr kaum genügend beantworten. Es scheint, wir Beide haben noch selten ernst mit einander geredet.“

„Wir bilden aber auch nicht einen Kirchenkongreß oder eine Quäkerversammlung, mein Herz. Ueber was sollten wir denn sonst reden, als über uns selber und über unser Glück?“

„Nun, ich sagte ihr, wie gut Sie seien, Hermann — wie erfüllt von edlem Ehrgeiz und wie feinfühlend; und dann Ihr letztes Buch — das hat ganz ihr Herz gewonnen. Und so, nach und nach, gewöhnte sie sich an den Gedanken unserer Heirath.“

Hermann ist etwas pikirt.

„In der That, das ist außerordentlich gütig von ihr!“ bemerkt er.

„O Hermann, wie unfreundlich sagen Sie das! Sie müssen von Ruth nicht spöttisch reden, wenn Sie mich lieben.“

„Wenn ich Dich liebe, mein Herzblättchen!“ wiederholt er zärtlich, sie näher an sich ziehend. — Der gute Mr. Petherick ist ganz in die Landschaft vor ihm vertieft und versunken. — „Wenn ich Dich liebe! Da gibt's kein Wenn. Aber es ist doch nicht angenehm, sich aufgenommen zu sehen gleich der Schlange, die sich in's Paradies schlich. Ist es Hetheridge's alte Familie oder sind es seine Besitzungen, die Ruth's Herz gewannen?“

„Kein's von beiden, Lieber. Sie mag ihn gern, weil er gut und wahr ist.“

„Und sie hegt einen Verdacht, daß ich schlecht und falsch sein müsse — ein Konglomerat aller Stadtlaster im Gegensatze zu allen ländlichen Tugenden. Ich meine, Theure, Mr. Hetheridge's ländliche Vollkommenheit wäre Ihnen auf die Dauer in der Ehe ziemlich langweilig geworden.“

„Lassen Sie uns über das Haus reden, Hermann. Wie hübsch es sein muß!“

Und nun beschreibt er ihr Alles, die ganze Fulhamvilla: den Fluß, den hölzernen Steg, die alte Kirche von Putney, das Bischofspalais mit seinem schattigen Garten, die friedliche Abgeschlossenheit des ganzen Platzes.

„Und mit dem Speisezimmer habe ich meine besondere Idee,“ sagt Hermann. „Sie erinnern sich an das pompejanische Triklinium im „Hemlock“?“

„Gewiß.“

„Nun, ich habe den Tapezierern befohlen, unser Triklinium auf pompejanische Art einzurichten. Der Erfolg des „Hemlock‘ bringt die Auslage wohl herein.“

„Wie reizend! Aber ist es doch nicht strafbar, so viel auf die Einrichtung zu verwenden? Wir werden ja nicht reich sein.“

„Ach was! Das Glück soll uns lächeln und deßhalb zahle ich ihm seinen Tribut! Ich besteche es und es wird mir Kraft und Erfolg geben in meiner Arbeit.“

„Lieber Hermann, wie tapfer nehmen Sie das Leben!“ ruft sie bewundernd, als stehe er zum Mindesten aufrecht in einem Kugelregen. „Aber das bescheidenste Heim, das Sie mir bieten, ist mir wie das prächtigste. Ich will Ihnen eine Helferin und nicht eine Last sein.“

Sie nähern sich währenddem dem Portal von Lochwithian. Die alten Hunde liegen in der Sonne, die Beete sind voller Blumen, die Fontäne, der Fischteich, die Mauern, an denen die Aprikosen reifen, lächeln ihnen ein Willkommen entgegen. Alles ist wie sonst und doch so anders — denn Edith ist sein.

„Mein Herz!“ flüstert er ihr erregt zu. „Ich bin so glücklich, wenn ich die Zeit vor einem Jahre mit der jetzigen vergleiche!“

„Kommen Sie zu Ruth,“ sagt Edith, sobald sie abgestiegen sind. Und sie führt ihn geraden Wegs in das luftige, freundliche Zimmer, wo die Kranke sitzt, wie er sie das erste Mal gesehen hat, in dem reinen weißen Hauskleide mit den farbigen Schleifen.

(Fortsetzung folgt.)

Schippen-Aß.

(Bild S. 188.)

Unser Bild zeigt das Innere eines Alandsfahrers, eines Schiffes der Alandsinseln, hoch im Norden russisch Schwedens, das jetzt sicher und ruhig im Hafen liegt. Es mag manchen wilden, rauhen Tag für diese wetterfesten Leute gegeben haben, als sie zwischen Eis und Fels oben im Meerbusen auf der Robbenjagd waren, um Thran und Fell, Elfenbeinzähne und Seehundsrücken nach Abo, der kleinen Festung, zu bringen und gegen Kaviar einzutauschen, den sie dann in gefahrvoller, aber kunstgeübter Fahrt nach Stockholm, der Hauptstadt ihres noch immer geliebten Mutterlandes, führten. Es sind tüchtige Leute, diese Bewohner der Alandsinseln, die fromm, wenn sie am Land sind, die kleinen Kirchen von Sund, Saltwik, Somala, Finnström und Hamarland besuchen, im kurzen Sommer auf ihrem felsigen Inselboden etwas Gerste und Roggen bauen und Birkenholzgefäße für Petersburg böttchern, aber wer irgend nur kräftig genug dazu ist, hält sich so wenig wie möglich am Lande auf. Das Alandsvolk ist, wie seine Seevögel, nur am Lande, um dort eine Familienwohnung zu haben. Das Meer ist ihnen so lieb und vertraut, daß sie selbst in ihren Schiffen, im Hafen ihres Wohnortes, ihre Erholungsstunden zubringen und dort, wie der jetzt verstorbene berühmte Maler K. E. Jansson uns zeigt, einem gemüthlichen Spielchen Karten, bei dem summenden Theekessel und russischen guten Tabak, ohne Störung durch die Familie, gar emsig obliegen. Den gutmüthigen, einfachen, nicht allzu schlauen Charakter dieser russisch-schwedischen Landsleute hat der Maler in den Physiognomieen dieser Gesellschaft vortrefflich und sehr erheiternd zum Ausdruck gebracht.

Eisernte in New-York.

(Bild S. 189.)

Bei der großen Sommerhitze in den Vereinigten Staaten ist das Eisessen und Eiswassertrinken in der heißen Jahreszeit kein Luxus, sondern ein wirkliches Lebensbedürfniß, und diese Nothwendigkeit hat eine sehr bedeutende Eisindustrie und einen wichtigen Eishandel hervorgerufen. Dieser letztere findet hauptsächlich im Frühling und Sommer statt. Die Gewinnung des Eises aber, das Aufspeichern, ist Wintergeschäft und gibt ein so eigenartig belebtes und interessantes Bild amerikanischen Winterlebens, daß wir es unsern Lesern hier vorführen wollen. Sobald das Eis neun bis zehn Zoll Dicke erreicht hat, beginnt auf allen großen amerikanischen Flüssen die Eisernte. Vom Mississippi bis zum Hudson suchen alle Farmer, sogar alle Spezereihändler, Gastwirthe besonders, Eis in ihre Keller zu bekommen und in großen Städten bedient man sich hiezu der Eispflüge. Wir zeigen in unserem Bilde die Eisgewinnung auf dem Hudson, speziell in New-York. Mittelst des leichten Eispflugs wird also zuerst die Marke gezogen, das heißt, starke Linien quadratisch durch das Eis gezogen, diese Linien dann mit dem schweren Eispflug nachgeschnitten, so tief hinein, daß der Block nur noch schwach an der Eismasse festsitzt und dieser darauf von Pickenmännern durch lanzenartige Picken losgestochen. Die Eistafeln werden nun in einem aufgehauenen Kanal bis zum Magazin getrieben, wo sie vermittelst Dampfhebungen hinauf zu den Galerieen gezogen werden, in welchen sie senkrecht aufgestellt, jede durch zwei Zoll Zwischenraum von der Nachbarscheibe getrennt, stehen bleiben. Ein besonderer Ventilationsapparat treibt Eisluft zwischen all' den Scheiben durch und so über[illegible] sie den glühenden Sommer unangegriffen, selbst bis es [illegible] Eis gibt. Eine ganze Reihe solcher großartiger [illegible] der Stadt New-York ihren Eisbedarf für den [illegible] Tausenden von Männern und Knaben Be[illegible] des Winters.

Drei Erzählungen

aus dem Leben des Kaisers Paul I. von Rußland.

Nach historischen Thatsachen mitgetheilt

von

H. von Lankenau.

2. In Zügen rechts schwenkt, nach Sibirien, in die Ansiedelungen!

Die Herbstmanöver des Jahres 1798 waren ungemein belebt. Der ganze Hof und die petersburger feine Welt war nach dem Lieblingsaufenthalte des Kaisers Paul, dem Städtchen und Lustschlosse Gatschino, 40 Werst von der Residenz, übergesiedelt. Alle Häuser des damals noch wenig bewohnten sauberen Ortes waren von petersburger Gästen gemiethet, so daß man für ein kleines Zimmer den unerhörten Preis von 5 bis 10 Rubeln für 14 Tage zahlte. Die bei Gatschino kantonirenden Truppen waren in zwei Heeresabtheilungen getheilt; die eine kommandirte Graf Pahlen, die andere General Kutusow. Der Großfürst Konstantin versah den Dienst eines Gouverneurs der Stadt. Der Morgen verging gewöhnlich mit dem Manövriren und Exerziren auf freiem Felde; durch die friedlichen Umgegenden Gatschino's schallte Flintengeknatter, Kanonendonner, Trommelwirbel und Trompetenschall. Abends dagegen versammelte sich die ganze haute volée meist in den weiten Sälen und Gemächern des kaiserlichen Schlosses und belustigte sich mit Tanz, horchte den Tönen einer vortrefflichen Musik, oder bewunderte das ausgezeichnete Spiel der französischen Hofschauspieler.

Alles dieses übte auf den Kaiser einen so wohlthuenden Einfluß, daß er sich in der besten Laune von der Welt befand.

Nachdem er eines Morgens die Parade seines Lieblingsregiments, der preobraschenskischen Garde, abgenommen hatte und mit demselben ausnehmend zufrieden gewesen war, sagte er den nach der Parade um ihn versammelten Generalen und Offizieren: „Ich weiß wohl, meine Herren, daß meine neueingeführte Ordnung nicht Allen angenehm war, deßhalb habe ich den Herbst abgewartet, damit Sie Alle selbst erkennen, wohin mein neues Dienstreglement führt; jetzt sehen Sie den Erfolg unserer Bemühungen; die russische Armee wird hinfüro mit Ruhm und Ehre ihren Platz unter den Armeen Europas einnehmen!“ — So erwartete Alles mit gehobener Stimmung das Ende der Manöver und hoffte auf Belohnungen und Gnadenbezeigungen, als ein unvorhergesehenes Ereigniß die Hoffnung zu Wasser machte.

Am folgenden Morgen nach dieser glücklichen Parade sollte die Leibgarde zu Pferde vor dem Kaiser exerziren. Der Kaiser aber war diesem Regiment, seines früheren unbändigen Geistes wegen, nicht gewogen und nannte die Leibgardisten oft, halb im Scherz, halb im Ernst, Jakobiner.

Heute aber, bei guter Laune, wollte er dem ersten Kavallerieregiment eine besondere Ehre erweisen und selbst ihr Exerzitium kommandiren.

An diesem Morgen war nun zwar das Wetter trocken, aber stoßweise wehte ein heftiger, immer stärker werdender Wind, der kaum einen Augenblick aufhörte.

Das Leibgarderegiment zu Pferde ritt in voller Uniform und in glänzendster Ausrüstung auf den Paradeplatz hinaus; es rechnete darauf, dem Kaiser seine Gewandtheit auf's Vortheilhafteste zu zeigen und sich seine Gewogenheit wieder zu erwerben.

Eine große Reihe von Equipagen und eine unübersehbare Menge Zuschauer waren aus Stadt und Umgebung erschienen, um dieses schöne Regiment zu bewundern. Auch die junge Gräfin Elisabeth Charitonow, welche der junge Leibgardeoffizier Tscherepow, dessen Abenteuer mit dem Kaiser Paul wir unseren Lesern bereits erzählt haben, heimlich liebte und von welcher dieser Offizier dem Kaiser damals erzählt hatte, befand sich mit ihrer Freundin, dem Hoffräulein der Kaiserin, der jungen Gräfin Katharina Nelidow, gleichfalls unter den anderen Hofdamen im Gefolge der jetzigen Kaiserin Maria Fedorowna, jener liebenswürdigen württembergischen Prinzessin.

Nachdem der Kaiser gegen neun Uhr die gewöhnliche Parade gehalten, ritt er auf den Paradeplatz hinaus, das Kommando des Leibgarderegiments zu übernehmen. Um diesem seine besondere Aufmerksamkeit zu bezeigen, hatte er sogar die Uniform dieses Regiments angelegt. Durch das Schmettern der Trompeten und Senken der Standarten salutirt, sprengte der Kaiser, von einer glänzenden Suite gefolgt, die Reihen hinab und begrüßte die Schwadronen. Dann ritt das Gefolge weit zur Seite, während der Kaiser allein vor dem Regiment halten blieb und zu kommandiren begann. Anfangs ging Alles ausgezeichnet, alle Gesichter belebten sich, Offiziere und Soldaten zeigten einen Eifer, der das Beste hoffen ließ. Nun kam eine der effektvollsten und glänzendsten Evolutionen jener Zeit, welche aber auch zugleich eine der schwierigsten und halsbrechendsten war.

„Halt, richtet euch!“ kommandirte der Kaiser. „Kürzt die Zügel! Vom Fleck aus, Marsch, Marsch!! (plein carrière.)“ —

Und dahin flogen wie Rasende mit Windesschnelle Schwadron auf Schwadron. Es war das ein echtes Reiterstück und verlangt nicht geringe Gewandtheit bei einer solchen Masse, zumal wenn man bedenkt, wie die Pferde in jener Zeit noch nicht so zugeritten waren wie heutzutage. Doch es gelang, was selten, ohne Unfall; Keiner stürzte; das Kommando wurde mit wunderbarer Genauigkeit und noch mehr Glück ausgeführt.

„Gut, Kinder!“ erschallte die zufriedene Stimme des Kaisers.

Das ganze Regiment erwiederte nach Vorschrift laut und einstimmig:



Weihnachten im Busch. (S. 202.)

„Freudig geben wir uns Mühe!"

Nun aber wendete das Glück dem Regiment den Rücken; die folgenden Evolutionen fielen weniger gut aus. Die ungestümen, heftigen Windstöße machten nicht nur die Kommandoworte, sondern selbst die Trompetensignale unverständlich, besonders wenn sie aus weiterer Entfernung von den Schwadronen erschallten. So kamen denn verschiedene Irrthümer vor; die Fronte gerieth mehrere Male in Unordnung und der Kaiser wurde sichtlich ungeduldiger und zornig.

Nach dem vom Grafen Araktschejew auf's Peinlichste ausgearbeiteten Kriegsreglement war es Gesetz für All' und Jeden, vom Feldmarschall an bis zum letzten Soldaten, sich an die genaueste Ausführung desselben zu halten. Jedem war in demselben streng vorgeschrieben, was er zu thun hatte, von Jedem wurde nur die buchstäblich genaue automatische Ausführung des Befehls seines nächsten Vorgesetzten gefordert.

Dem Leibgarderegiment wurde unheimlich zu Muthe, Offiziere und Soldaten fühlten, daß es nicht mehr so gehe wie anfänglich, daß der Kaiser unzufrieden sein müsse, während der eiskalte Wind ihnen stoßweise Hören und Sehen benahm und sie in ihren freien Bewegungen hemmte.

„Die Herren Offiziere vor zur Attake!" kommandirte der Kaiser. „Das ganze Regiment im Trab vorwärts — Marsch!"

Und damit wendete er sein Pferd und ritt im scharfen Trabe vorwärts. Nach etwa sechzig Schritten rief er laut, ohne sich umzuwenden, in der Meinung, das Regiment folge ihm: „Marsch, Marsch!" (attaque carrière), gab seinem Pferde die Sporen und flog selbst gestreckten Laufes dahin, bis fast an das Ende des Platzes, wo das Publikum stand. Hier hielt er sein Pferd an, rief: „Halt, richtet euch!" und wendete sich um. Was aber mußte sein zorniges Auge erblicken? Das staffelförmig entfaltete Regiment stand wie angenagelt in weiter Ferne aufmarschirt.

Der Kaiser biß sich wüthend in die Lippen, griff heftig in die Zügel seines Pferdes, ließ den Säbel sinken und ritt in kurzem Trab bis in die Nähe des Regiments, auf eine Entfernung, wie er sie gewöhnlich nahm, wenn er ein Regiment im Ceremonialmarsch bei sich vorbei marschiren ließ. Das Gefolge glaubte auch, die Musterung sei beendigt und der Ceremonialmarsch beginne, weßhalb es sich in gewohnter Ordnung hinter ihm aufstellte. Welch' ein Schreck bemächtigte sich aber eines Jeden, als mit schreiend scharfem Tone der Kaiser laut die Worte hervorstieß:

„Regiment, Achtung! — Im Ceremonialmarsch! in Zügen rechts geschwenkt ... nach Sibirien ... in die Ansiedelungen ... Schritt! ... Vorwärts Marsch!" ...

Wie ein Donnerschlag trafen Jeden diese Worte des zornigen Monarchen. Kein Laut war hörbar, Alles stand wie betäubt, bis auf ein Zeichen seines Säbels das Leibgarderegiment sich in Bewegung setzte. Voran auf hohem, muthig in die Zügel beißenden Schecken der Regiments-Adjutant, hinter ihm der über und über mit Goldverzierungen bedeckte Paukenschläger und die Musiker, dann die Trompeter, der Regimentschef, der Kommandirende der Leibschwadron, gefolgt von den beiden jüngsten Cornets, nach ihnen in Zügen das Regiment, vor jedem auf muthig tanzendem Rosse ein mit dem Säbel salutirender Offizier.

Alle zogen sie vor dem grimmig drein blickenden Zaren vorbei. Nun bliesen die Trompeten „in's Feld!" und die Hörner, Trompeten, Flöten und Hoboes stimmten den Regimentsmarsch an.

So zogen sie dahin, mit schauerlich feierlichem Effekt in ihre unerwartete Verbannung. Jedem salutirenden Offizier antwortete der Kaiser ernst und finster durch Berühren seines dreieckigen Hutes. Die Suite desselben, von denen manche Söhne und Verwandte unter den Verbannten hatten, war bleich vor Schreck, Keiner aber wagte ein Wort für das unglückliche Regiment einzulegen.

Das Leibgarderegiment aber ritt dahin, ruhig und ergeben, kein Laut, kein Seufzer, kein Murren wurde hörbar.

Das Publikum am Rande des Platzes aber, dem das Ereigniß unbekannt geblieben, freute sich über die martialische Haltung des schönen Regiments.

Nachdem der Kaiser den letzten Zug an sich hatte vorbeiziehen lassen, ritt er finster, ohne ein einziges Wort zu sagen, fort in eine Seiten-Allee nach dem Schlosse zu. Langsam, wie von panischem Schreck gelähmt, folgte ihm seine Suite.

*

Ein über und über mit Staub bedeckter kaiserlicher Feldjäger holte das Leibgarderegiment unterwegs ein und überreichte dem Regimentskommandeur ein versiegeltes Paket. Ohne in seinem Ceremonialmarsch anzuhalten, entsiegelte dieser zwischen Furcht und Freude das verhängnißvolle Paket, immer aber hoffend, es werde ihm Verzeihung und den Befehl bringen, in die Kaserne zurückzukehren.

Statt dessen aber durchlas er mit düster und traurig werdendem Blick die Marschroute, die ihm den bis Nowgorod einzuschlagenden Weg bestimmte und ihm mittheilte, wie er dort die weitere Marschroute bis nach Sibirien erhalten werde. „Der ganze Weg wird ohne Abweichung im Ceremonialmarsch gemacht," war am Ende der Instruktion vom Kaiser hinzugefügt.

„Der Befehl Seiner Majestät wird auf's Pünktlichste erfüllt werden," sagte der Regimentskommandeur, legte die Hand salutirend an den Hut — und der Feldjäger flog mit seinem Dreigespann den Weg zurück.

Als erstes Nachtlager war dem Regiment Tossna ein stattliches Bauerndorf auf der großen moskauer [illegible] angewiesen.

*

Am Tage nach diesem verhängnißvollen Ereigniß saß die Gräfin Elisabeth Charitonow vor Tisch im Zimmer des Fräuleins Katharina Nelidow und besprach sich mit dieser über die bei der Kaiserin am Abend anzulegende Toilette, als ein Kammerlakai derselben auf einer silbernen Platte einen auf schlechtem grauem Papier geschriebenen, mit einer Kupfermünze versiegelten Brief überreichte.

„Durch einen expressen Boten gebracht," fügte der Diener hinzu und verließ, sich verneigend, das Zimmer.

Nicht begreifend, woher ihr ein Brief dieser Art kommen könne, entsiegelte Elisabeth das Schreiben und begann zu lesen. Je weiter sie aber mit demselben kam, desto unruhiger und aufgeregter wurde sie, desto trüber ward ihr Blick. Sie las:

„Ich schreibe Ihnen, theure, hochverehrte Gräfin, von Tossna aus, unserer ersten Etappe auf dem Wege in's ferne, unwirthliche Sibirien. Konnte ich wohl auf ein solches Ende eines so glücklich beginnenden Tages hoffen? Sie haben gewiß schon von dem unseligen Ereigniß gehört, das unser Regiment und demzufolge auch mich betroffen hat. Und doch ist das Ganze nur die Folge eines unglückseligen Mißverständnisses. Ist es denn wohl möglich, anzunehmen, daß irgend Jemand — und nun gar ein ganzes Regiment — sich absichtlich dem Befehl des Kaisers ungehorsam erweisen sollte?! Nichtsdestoweniger tragen wir die Folge eines vermeinten Ungehorsams gegen einen kaiserlichen Befehl, den wir gar nicht gehört haben. Der konträre heftige Wind machte es unmöglich, die kaiserlichen Worte zu vernehmen, die er nach der ganz entgegengesetzten Richtung trug. Zwar sahen ich und meine Kameraden wohl, wie Seine Majestät nach der entgegengesetzten Seite hinsprengte. Laut Reglement durften aber weder ich, noch irgend einer der anderen Offiziere es wagen, ohne ausdrücklichen Befehl unserer Vorgesetzten vorwärts zu reiten, wenngleich es uns wohl schien, Seine Majestät beabsichtige, eine Attake machen zu lassen. Da wir überdieß auf der Revue bereits Böcke genug geschossen hatten, so wollten wir nicht noch mehr Sünden gegen Reglement und Disziplin begehen — so blieben wir gehorsam an Ort und Stelle halten. — Doch, wie dem auch sei, die Sache ist beendigt und der Fehler nicht mehr gut zu machen. Wir gehen nach Sibirien, um auf dessen unwirthlichen, kalten Steppen unsere weitere militärische Carrière zu beschließen, da wir auf keine Gnade zu hoffen wagen.

„Eins nur wissen wir, daß, wohin uns auch das herbe Schicksal verschlägt, wir nie aufhören werden, unserem Kaiser und dem Vaterlande treu zu dienen. So denken wir Alle, ohne Ausnahme! Doch genug hiervon. — Vergeben Sie mir, hochverehrte Gräfin, daß ich so lange von mir und meinem Leid gesprochen, betrachten Sie mich als einen von der Welt Geschiedenen, der ich ja auch jetzt bin, und gestatten Sie mir meine letzte Beichte. Inmitten all' der Vergnügen und Zerstreuungen Ihrer vornehmen Welt und unter all' den glänzenden Verehrern, die Sie umgeben, werden Sie, Gräfin, keinen treueren, ergebeneren wiederfinden, der Ihnen so von ganzem Herzen zugethan wäre wie ich. Jetzt, wo mir alle Hoffnung auf Wiedersehen abgeschnitten, wage ich es, Ihnen dieses zu gestehen; so lange ich bei Ihnen war, barg ich dieses Gefühl tief in meiner Brust, ohne zu wagen, es Ihnen gegenüber laut werden zu lassen. Heute ist dieß freilich anders; das Andenken an Sie wird mein einziger Trost sein in den Eisfeldern Sibiriens; Sie werden dort ein ergebenes, treues Herz haben, das nur mit dem Leben aufhören wird, für Sie zu schlagen und für Ihr Wohlergehen zu beten. Leben Sie wohl, auf ewig! Wassili Tscherepow."

Während Elise diese Zeilen las, wurde sie bleich wie eine Leiche und schwere Thränen rollten über ihre Wangen. In Tscherepow's Worten eröffnete sich ihr ein Geheimniß, das sie selbst kaum geahnt hatte, und diese Entdeckung war ihr, trotz der traurigen Botschaft, angenehm, süß und trostreich. Warum? Darüber wußte sie sich selbst keine Rechenschaft abzulegen. Während sie aber noch einmal jenes Geständniß überlas, fühlte sie innerlich eine gewisse süße Genugthuung, eine Zufriedenheit, von der sie sich keine Rechenschaft abzulegen vermochte.

Das Fräulein Nelidow hatte sie unterdeß, bei ihrer Arbeit sitzend, während des Lesens aufmerksam beobachtet und suchte mit echt weiblicher Neugier an der bald aufsteigenden Röthe, an dem plötzlichen Erbleichen und zuletzt an den den Augen ihrer Freundin entströmenden schweren Thränen die geheimen Gedanken derselben und den Inhalt des Briefes zu errathen.

„Elise, mein Kind, was ist das, Sie weinen?" rief sie halb erschreckt und mit Theilnahme in Gesicht und Stimme. „Warum das? Was ist geschehen? Um's Himmels willen! Was bringt Ihnen dieser unselige Brief?"

„Ja, der Brief ist Schuld an meinem Kummer, doch ist er kein unseliger," flüsterte Elise unter Thränen, „der Brief ist ein liebes, theures Andenken. Mein Gott, mein Gott! wie wäre in diesem Unglück zu helfen?"

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Elise, wo ist zu helfen? Wäre es unbescheiden, zu fragen? Getheilter Schmerz, wissen Sie, ist halber Schmerz ..."

„Hier, lesen Sie selbst ..."

Elise reichte ihrer Freundin den Brief, die ihn mit immer wachsendem Interesse rasch mit den Augen durchflog.

„Ach die Armen, die Unglücklichen!" rief sie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit, nachdem sie das Lesen des Briefes beendigt hatte, und sprang mit Quecksilberschnelle von ihrer Arbeit auf. „Und wofür sind sie so grausam bestraft? ... Noch heute muß das der Kaiser wissen! — Ich nehme das auf mich ..."

„O, wie edelmüthig Sie sind, Katharina, retten Sie die Armen, wenn es noch möglich ist!" rief Elise und warf sich ihrer Freundin in die Arme.

„Herzchen! ... Sie lieben ihn also? Sie lieben ihn?" sagte sie schelmisch und küßte ihrer Freundin die Stirn.

„Ich?" ... antwortete Elise verschämt die Augen niederschlagend, „bis diesen Augenblick wußte ich es eigentlich selbst nicht, ... jetzt aber glaube ich, es muß wohl so sein ... er ist so lieb, so brav ... Retten Sie ihn, retten Sie ihn, Sie allein können es!"

In diesem Augenblicke hörte man im Nebenzimmer rasche, feste Schritte, die dem Fräulein Nelidow gar wohl bekannt waren. Sie fuhr zusammen und ergriff, als ob sie Elise warnen wollte, hastig deren Hand.

In diesem Augenblick wurden die schweren Thürvorhänge ungestüm zurückgeschlagen und der Kaiser selbst erschien auf der Schwelle. Er überblickte rasch die Gruppe vor sich: Elise, in ihrer Freundin Armen, die aufgeregten Gesichter der beiden Hoffräulein, wie den Brief in Fräulein Nelidow's Hand.

„Der Himmel selbst sendet Sie, Majestät," rief diese und stürzte ihm entgegen.

„Oho! was gibt's denn, das Sie so in Aufregung versetzt, Fräulein?" fragte der augenscheinlich gut gelaunte Monarch, indem er nach seiner Gewohnheit den Kopf zurückwarf.

„Eine zwar sehr einfache, wohl aber sehr ernste Sache, Majestät; hier, lesen Sie, der Brief erklärt Ihnen Alles selbst am besten, antwortete Katharina und überreichte dem Kaiser Tscherepow's Brief.

„Der Brief ist an Sie?" fragte Paul stirnrunzelnd.

„Nein, an meine Freundin, Majestät, erwiederte Katharina, auf die verwirrt dastehende Gräfin Elise zeigend, in deren Augen immer noch Thränen standen.

„Wie, Sie weinen?" fragte der Kaiser.

„Lesen Sie, Majestät, lesen Sie," drängte Katharina

„Sie erlauben, Gräfin?" fragte Paul galant.

„Ich bitte sogar darum, Majestät," flüsterte Elise erröthend und sich ehrerbietig verbeugend.

Der Kaiser fing an zu lesen; gleich bei den ersten Zeilen wurde seine Aufmerksamkeit gespannt, sichtlich interessirt fuhr er fort.

Trotz seiner von Natur wetterwendischen Laune unterwarf sich Paul in den ersten Jahren seiner Regierung gern dem moralischen Einfluß, den Fräulein Nelidow seit lange über ihn auszuüben gewohnt war. Sie und ihre Familie gehörten zu seinen intimsten Freunden im Schlosse zu Gatschino, als er noch als Großfürst-Thronfolger unter dem despotischen Druck seiner Mutter Katharina II. stand.

Katharina Nelidow's Einfluß war bedeutend und die Gerechtigkeit verlangt zu bemerken, daß sie diesen stets nur zum Wohl des Kaisers benutzte, nie aber zu egoistischen Zwecken. Sie war in jener Zeit der Gegenstand von Paul's ritterlicher Verehrung und nahm die erste Stelle bei Hofe ein. Alles war ebenso von ihrer Güte und Liebenswürdigkeit entzückt, als von ihrer Grazie und ihrem Geist. Sie zog die grüne Farbe allen anderen vor, und ihr zuliebe kleidete der Kaiser die Sänger seiner Hofkapelle in grüne Kaftane, eine Farbe und Tracht, die sich noch bis heute erhalten hat. Sie allein wagte es, dem Kaiser unerschrocken oft unangenehme Wahrheiten zu sagen und ihn von Ungerechtigkeiten zurückzuhalten.

Dabei war sie die beste Freundin der Kaiserin Maria Fedorowna. Ihre Uneigennützigkeit war sprüchwörtlich, sie lehnte alle Geschenke und Auszeichnungen ab, womit Paul sie überhäufen wollte.

Als der Kaiser den Brief durchgelesen hatte, erhob er freundlich den Blick auf Katharina und sagte, ihr die Hand reichend:

„Wieder muß ich Ihnen von ganzem Herzen danken, Fräulein Nelidow, daß Sie mich in den Stand setzen, eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Ja, ich war ungerecht, ich ersehe es aus diesen Zeilen. Einem gewöhnlichen Sterblichen wird es oft so schwer, Recht von Unrecht zu unterscheiden, wie viel mehr nicht einem Monarchen!"

Bei diesen Worten nahm er ein Bronze-Glöckchen vom Tisch und klingelte laut und ungeduldig. Der diensthabende Flügel-Adjutant, der im Korridor gewartet hatte, erschien sogleich.

„Lassen Sie sogleich durch einen Feldjäger folgenden Befehl abgehen: ‚Das Leibgarde-Regiment macht sogleich linksschwenkt — kehrt! Sie mögen zurückkommen,'" fügte der Kaiser hinzu und der Adjutant verschwand, den Befehl schleunigst ausführen zu lassen.

„So, jetzt sind Sie doch mit mir zufrieden, nicht wahr?" wendete sich dann Paul zu Fräulein Nelidow, indem er ihr die Hand küßte. Diese warf ihm einen dankerfüllten Blick zu.

„Jetzt zu Ihnen, Gräfin!" fuhr der Kaiser fort, Elise scharf und forschend anblickend, indem er ihr den Brief zurückgab. „Der junge Mensch scheint ja ganz ernsthaft in Sie verliebt?"

„Ich habe es soeben erst erfahren, Majestät," erwiederte diese leise und verwirrt.

„Was Sie sagen?! Also Sie haben das bisher nicht gewußt? Nun, sehen Sie, ich weiß das längst, hab' ihn aber nicht verrathen."

Erstaunt blickte die Gräfin den Kaiser an; dieser lachte laut auf, wendete sich rasch um und verließ das Zimmer.

Eine Uhuversammlung.

(Bild S. 196 und 197.)

Die Eule gehört zu den verkannten Thieren; sie wird verabscheut und verfolgt ihres unheimlichen Aeußern wegen, und doch ist sie ein so nützlicher Vogel, daß man sie hegen und pflegen sollte als Schutzgeist unserer Felder, denn es ist unzweifelhaft erwiesen, daß gerade die Eulen die eifrigsten Mäusevertilger sind und eine Eule gut zwanzig Katzen ersetzt. Allerdings ist dieser Nachtraubvogel ein sehr seltsamer und nicht gerade anmuthiger Geselle, und da er sich meist an abgelegenen Orten, in altem Gemäuer, in schaurigem Dickicht alter Bäume aufhält, durchaus keine bezaubernde Stimme besitzt und sich sehr scheu benimmt, so hat man diese Eigenheiten auf seinen Charakter übertragen und behandelt ihn als einen Genossen des Bösen, als Vertreter finsterer Mächte, und abergläubische Furcht bringt dem nützlichen Thier oft den Tod. Wie thöricht das ist, geht daraus hervor, daß bei der Untersuchung von 706 Geröllen — das sind Ballen der unverdauten Stoffe, welche die Eulen auswerfen — nur die Reste von Mäusen und Spitzmäusen, und nur ausnahmsweise von Ratten, Maulwürfen, Wieseln, Vögeln und Käfern gefunden wurden. Das seltsame Gebahren dieses Vogels, vor Allem des Uhus aber, hat ihm einen gespenstigen, unheimlichen Anstrich gegeben und der Volksglaube hält ihn einmal für schädlich. Mit seinem katzenartigen Kopf, seinen runden starren Augen, den stark entwickelten Ohren, der dunklen Färbung und den spitzen Krallen sieht dieser Mäusejäger nicht gerade Zutrauen erweckend aus und eine Gesellschaft von Uhus, die in einem dämmerig-dunklen Wintertage auf verschneiten Bäumen im Walde sitzt, macht, wie unser genial aufgefaßtes Bild dieß auch beweist, einen düstern, gespensterschaurigen Eindruck. Fauchen diese Thiere nun noch nach Katzenart, oder fliegen sie lautlos, fast schleichend über den Boden hin, ihre Gegenwart nur kundgebend durch das Pfeifen der Mäuse, die von ihnen gepackt werden, so ist das Bild des Bösewichts fertig, und doch ist dieser unheimliche Vogel uns ein Wohlthäter, der die Verfolgung seines Geschlechts durch Freundesdienste uns vergilt. Da die Eule durchaus nicht edel ist, sondern grausam gefräßig, so kann sie nur gründlich dumm sein und das ist das ganze Eulengeschlecht, trotzdem die Eule Minerva's Vogel ist und als Sinnbild des Scharfsinnes und der Klugheit gilt. Also auch darin wird die Eule verkannt.

Kaiser Alexander II. in Solovetsk.

(Bild S. 200.)

Es gibt in Rußland Seltsamkeiten, die an das Märchenhafte streifen. Zu diesen zählt das Kloster Solovetsk hoch im Norden auf einer Insel im weißen Meere, zum Gouvernement Archangel gehörig. Dieß Kloster mit seinen Einsiedlern, frommen zerlumpten Bettlern, Mönchen und überreich und prunkvoll gekleideten hohen Geistlichen, seinen kolossalen Schätzen, seiner kostbaren Bibliothek und seinen hochverehrten Reliquien liegt ganz weltverlassen zwischen Forsten und Meer. Es ist ein mächtiger Komplex von festungsähnlichen Mauern, Gebäuden und Kirchthürmen, von der Größe einer kleinen Stadt, der über zweitausend geistliche Insassen beherbergt, die als Drechsler von Heiligenfiguren, Heiligenbildmaler, Gold- und Silbersticker für religiöse Gewänder und Prozessionsfahnen ein arbeitsames Leben führen. Solovetsk ist das Mekka des russischen Volkes: Alt und Jung, Reich und Arm, der Fürst und der Bauer, betrachtet es als ein Verdienst im irdischen wie jenseitigen Leben, einmal nach diesem heiligen Ort gepilgert zu sein, wo die Gebeine der Heiligen Zosimus und Servatius in massiv goldenen und silbernen, mit Edelsteinen reich besetzten Kasten liegen. Wie Peter der Große, so unternahm auch Kaiser Alexander II. eine feierliche Pilgerfahrt nach Solovetsk, und unsere Illustration zeigt ihn hier vor den Reliquien der beiden Heiligen, über welchen ein von Gold und Edelsteinen strotzender Altar errichtet ist, einem Gottesdienst, gehalten vom Archimandrit, dem höchsten Geistlichen des Klosters, beiwohnend.

Armenisches Kaffeehaus.

(Bild S. 201.)

Armenien, in dessen Besitz Rußland, Persien und die Türkei sich getheilt haben, ist bekanntlich eines der höchstgelegenen Länder Westasiens, mit Hochebenen bis über 7000 Fuß, welche prächtige Waideplätze und schöne Alpseen besitzen, jedoch fast ganz baumlos sind. Die südlichen und tiefgelegenen Landstriche jedoch sind sehr fruchtbar, es gedeihen dort in Fülle alle europäischen Früchte, und besonders gut der Oelbaum, Feigen, die Baumwollstaude, Sesam und Tabak. Die Armenier selbst sind schöne, schlaue und recht gewissenlose Leute, meist Viehhirten und Viehhändler, in ihnen ist die türkische und slavische Rasse eigenartig gemischt, nur haben sie eine größere, zähere Energie und größeren Handelsgeist, als die Türken und Slaven an den Tag zu legen pflegen. Ihre Städte und Dörfer jedoch sind elend, baufällig, verfallen und verkommen, so türkisch erbärmlich wie möglich.

Unsere Illustration führt uns in ein armenisches Kaffeehaus in einem Marktflecken. An einem ruinenartigen Gebäude, in einer ausgestorbenen, verfallenden Straße, ist ein verwitterter Schuppen angefügt mit Hülfe eines Grundmauerüberbleibsels. Dieser Mauerrest ist jetzt Stuhl und Tisch des Kaffeehauses; dort pflegen die fünf bis sechs Gäste des Ortes zu sitzen, zu rauchen und Dutzende Becher Kaffee zu schlürfen, die im Winkel am Hause bereitet und von einem schmutzigen Aufwärter gereicht werden. Wenn es regnet, ist das Kaffeehaus in den geschützten Winkel am Hause verlegt. Die Erbärmlichkeit des Lokals, die Unbequemlichkeit der Sitze empfinden diese Gäste nicht. Sie bringen jede freie Stunde des Tages dort rauchend, schweigend und trinkend zu. Wieder ein echt türkischer Zug dieser Bevölkerung.

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Southbourne.

Gerade in der Mitte des Weges blieb Holdsworth stehen, ließ seine Blicke zur rechten und zur linken Seite schweifen und heftete sie schließlich auf das Häuschen, das am Ausgangspunkte der Straße stand.

Hier endlich hatte er den Ort, den Schauplatz gefunden, der den Vorhang zurückziehen sollte, welcher ihm seine Vergangenheit verborgen gehalten hatte und der dazu bestimmt war, denjenigen Theil seines innern Lebens zur Auferstehung zu rufen, der seit Jahren von einem todesähnlichen Schlummer umfangen gewesen war!

Dort stand er, durch Gottes Hand aus einem fernen Welttheil in dieß kleine Dorf der Grafschaft Kent geführt, wo all' seine Erinnerungen aufgespeichert lagen und wo sein Gedankengang in jedem einfachen Häuschen einen Leitstern erblickte, der befähigt war, ihn Schritt für Schritt rückwärts und immer weiter rückwärts bis zu der süßesten, der theuersten Erinnerung seines Lebens zu leiten.

Wie genau, wie bis in's Kleinste genau kannte er diese Stätte: die alte Schenke zur Rechten mit ihrem wehenden Aushängeschilde, den glänzenden, vergitterten Fenstern und der großen Ulme, die ihre Zweige wie eine mütterlich schützende Hand über das rothe Ziegeldach ausbreitete; die gegenüberliegende Pächterei mit ihrem Hühnergegacker und dem melodischen Gurren der Tauben und ihren Apfel- und Kirschbäumen, deren fruchtschweres Haupt auf hölzernen Stützen ruhte, während Waschleinen, von Stamm zu Stamm sich ziehend, eine Fülle von weißem Leinenzeug den wirkungsvollen Strahlen der Sonne aussetzten, und weiterhin die Fronte der hochgiebeligen Häuser, die alten Ladenfenster, die Grasplätze, die sich zwischen den Wohngebäuden erstreckten, die Werkstatt des Hufschmiedes, das Hühnervieh, das auf der Straße umherlief, die Kinder, die auf den Thürschwellen spielten, die Frauen, welche an den offenen Fenstern nähend saßen, und endlich das kleine Haus am Ende der Straße, das auf einem Hintergrunde von saftiggrünen Laubmassen ruhte und von dem zarten Blau eines Sommernachmittagshimmels umrahmt war.

Als er diese Szene überschaute, stand die ganze Geschichte seines Lebens vor seiner Seele, als sei sie ihm durch eine innere Stimme in's Ohr geflüstert. Die Kette war so vollständig, daß er auch die kleinen Glieder, die sein Auge nicht sah, als vorhanden empfinden mußte; die Perlenschnur der an einander gereihten Gedankenverbindungen war so dicht und so ununterbrochen, daß sich seinem Geist unabwendbar auch die Dinge vergegenwärtigen mußten, die sein leiblicher Blick nicht erreichte.

Als es ihm gelungen war, die erste körperliche Anwandlung von Schwäche zu überwinden, bemächtigte sich seiner ein lebhaftes Gefühl der Freude, ein Wonnerausch, der ihn fast zu einem lauten, jubelnden Aufjauchzen getrieben hätte. Aber dann trat ein Rückschlag ein, eine Todesangst vor einer unbestimmten Möglichkeit, die ihn mit eisiger Hand berührte und seine Stirn in kalten Schweiß badete.

Er bemerkte es nicht, daß gar manches Auge neugierig forschend auf ihm ruhte; allein plötzlich vernahm er dicht hinter sich männliche Schritte; er schaute sich um und gewahrte mehrere Personen, die ihn, vor der Wirthshausthür stehend, beobachteten, während einige Bauern in blauen Kitteln ihn vom Straßenpflaster aus erstaunt anstarrten und sich dabei dann und wann ein Wörtchen zuflüsterten.

„Wollen Sie nicht gefälligst in unser Haus treten, Herr?" fragte der Mann, dessen fester Gang ihn aus seinem sinnenden Zustand erweckt hatte.

Es war der Besitzer des Gasthofs, ein untersetzter, vierschrötiger Mensch mit viereckigem Antlitz, einer schwarzen Kalikoschürze um die Hüfte und einem weißen Hut auf dem Kopfe.

„Wer wohnt in jenem Hause?" fragte Holdsworth, ohne auf seine Frage einzugehen und deutete die Straße hinab.

„Sie meinen wohl das dort hinten, das so quer vor dem Weg steht? So recht weiß ich's nicht, — ich glaube, es ist augenblicklich leer, aber meine Frau wird Ihnen Auskunft geben konnen. — Emilie, komm einmal her," rief er, seine Stimme erhebend.

Eine stämmige, hübsche Frau bahnte sich mit Hülfe ihrer Ellenbogen einen Weg aus der Schenke und blieb auf der untersten Stufe der zur Hausthür führenden Treppe stehen.

„Der Herr hier möchte wissen, wer in dem Häuschen dort unten wohnt."

„Niemand. Herr Markham gedenkt es zu vermiethen," antwortete die Frau.

„Herr Markham wohnt auf der andern Seite der Straße, da wo Sie die Worte: ‚Sargmacher und Schreiner' angeschlagen sehen."

„Ich will einem Jungen den Auftrag geben, ihn zu holen," sagte die Frau.

„Kann ich's nicht besorgen, Frau Wirthin?" sagte ein alter Mann in langer Blouse und machte sich, in der Hoffnung, einen kleinen Bittern zu verdienen, spornstreichs auf den Weg.

„Nein, bleibt hier," sagte Holdsworth. „Ich habe mit dem Herrn zu besprechen."

„So treten Sie doch wenigstens in's Haus," sagte die Wirthin, und auf ihren Lippen erschien das verführerische Lächeln, das sich jedesmal zeigte, wenn sie einen Wanderer auf ihrer Schwelle begrüßte.

Holdsworth überlegte einen Augenblick, was er thun solle; das kleine, ferne Haus übte eine magische Kraft aus, die ihn zwang, es unverwandt anzuschauen, und seinen Schritt hemmte, — dann aber betrat er, von der Wirthin geleitet, die Schenke und der Besitzer des Hauses schloß den Reigen.

Das Gastzimmer, in das er geführt ward, war ein ruhiges, wohnliches Gemach, das seinen Wünschen entsprach; die Glasscheibe der Thür, welche in das angrenzende Schenkzimmer führte, war durch einen rothen Vorhang verhängt und durch das geöffnete Fenster blickte man in einen gut erhaltenen Kräuter- und Gemüsegarten. Der Sonnenschein strömte in den Raum und beleuchtete die seltsamen Nippfiguren auf dem Kaminsims, die schönen, alten Porzellankannen, die reihenweis in einem Mahagonischränkchen aufgehängt waren, den abgetragenen Teppich, den Plüschsopha und die schwarzen Flaschen, sowie die glitzernden Trinkgefäße, die auf den Borten des Schenktisches standen.

Der Wirth begab sich an seinen Posten hinter den Tisch des Schenkzimmers, um einige in Tabakdampf gehüllte Kunden mit einem frischen Trunk zu versorgen, und überließ es seiner Frau, Holdsworth zu bedienen.

„Ist Ihnen vielleicht etwas gefällig?" fragte sie, auf der Schwelle einer Seitenthür stehen bleibend.

Er bat sie, ihm etwas Wein und Biscuits zu bringen; vor der Hand habe er keinen Appetit; doch gedenke er später etwas zu Abend zu essen. Bei diesen Worten sah er sie prüfend an; es kam ihm vor, als habe er sie schon früher einmal gesehen.

Sie ging fort und er erhob sich von seinem Sitz, um unruhigen Herzens im Zimmer auf und ab zu schreiten; eine unbeschreibliche Furcht, eine qualvolle Angst hatte sich seiner bemächtigt.

Plötzlich griff er nach seinem Hut und eilte zur Thür; dann aber hielt er inne, sann einen Augenblick nach und begann seine aufgeregte Wanderung auf's Neue. Ihm war zu Muthe wie einem Menschen, der nach einem heftigen, betäubenden Schlag auf den Kopf soeben wieder zu sich gekommen ist. Sein Körper zitterte; seine Lippen zuckten und seine Hände waren fest zusammengeballt. Er litt entsetzlich. Fünf Jahre war er wie in einer Wüste umhergeirrt, und was konnte während dieser langen Zeit Alles sich ereignet haben? Zuweilen packte ihn eine Regung, als müsse er hinauseilen und laut nach Dolly rufen, und dann überfiel ihn plötzlich ein todtkalter Schauder, und er schloß die Augen und suchte die Gedanken, die sich ihm aufdrängten, bei Seite zu schieben, als seien sie Wesen, die man mit fester Hand von sich treiben könne.

Als die Thür sich wieder öffnete, biß er sich auf die Lippen, um sich zur Ruhe zu zwingen, und wandte, scheinbar in die Betrachtung eines der an der Wand hängenden Bilder vertieft, der eintretenden Wirthin den Rücken zu. Als sie im Begriff stand, das Zimmer abermals zu verlassen, drehte er sich um und fragte:

„Wohnen Sie bereits lange in Southbourne?"

„Ja, Herr, schon seit vielen Jahren."

Holdsworth setzte sich und trank ein Glas Wein.

„Seit wie vielen Jahren?" fragte er.

„O, seit zwölf oder dreizehn. Es mögen vielleicht wohl schon gar fünfzehn sein, Herr."

„So lange? Dann kennen Sie vermuthlich alle Leute, die hier leben?"

„Das darf ich ohne Uebertreibung behaupten," entgegnete die Frau, schob beide Hände unter ihre Schürze und musterte, offenbar durch diese Fragen in Verwunderung gesetzt, das Antlitz und den Anzug ihres Gastes.

„Wer hat zuletzt das Häuschen bewohnt, das am Ende der Straße steht?"

„Meinen Sie dasselbe, das Sie vorhin betrachteten, als Sie mit meinem Mann sprachen?"

„Ja."

„Der Schlachtermeister Fairschild, nachdem er vor zwei Jahren sein Geschäft aufgegeben hatte."

„Und vor ihm?"

„Hat es eine Weile leer gestanden, als Frau Holdsworth ausgezogen war."

„Wo wohnt sie jetzt?"

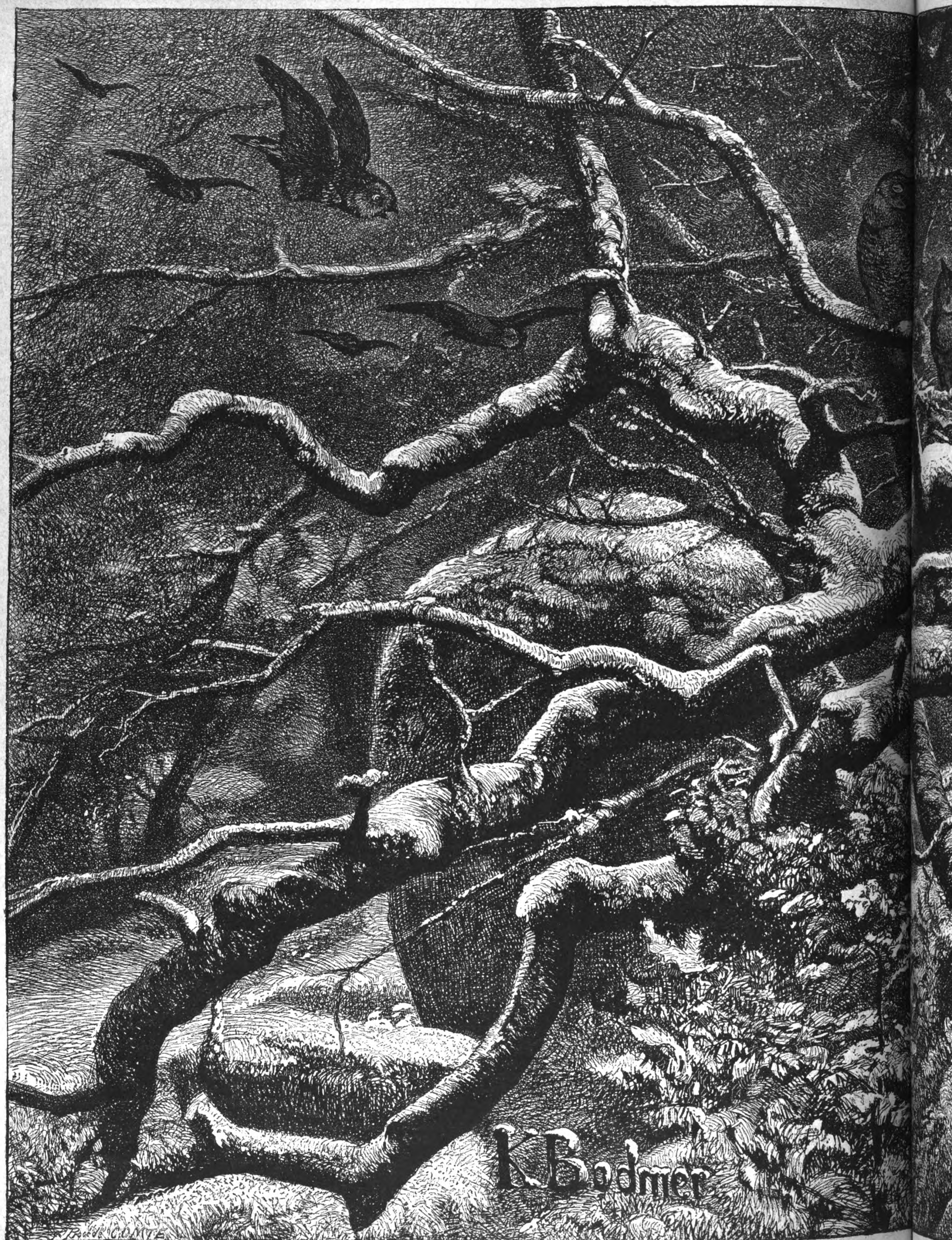
„In Harwich, bei ihrem zweiten Manne, dem Zahnarzt Conway."

Die Frau hatte, als sie dieß sagte, ihr Auge dem Garten zugerichtet, und als sie es wieder auf Holdsworth öffnete, stand dieser so, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte.

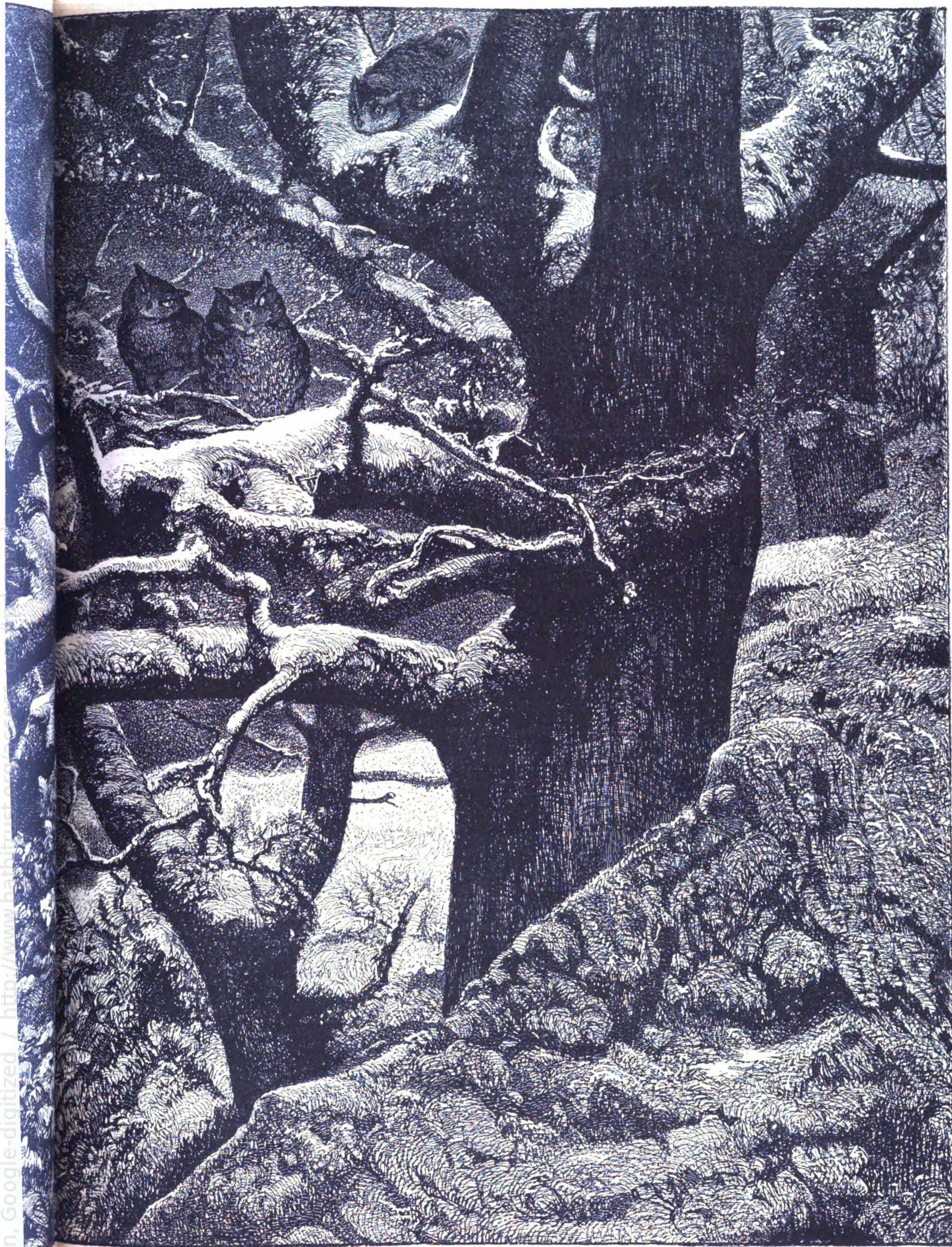
„Kennen Sie vielleicht einige von den Leuten, nach denen Sie sich erkundigten, mein Herr?"

Er gab ihr keine Antwort, und sie fuhr, in dem Glauben, daß er sie nicht verstanden habe, in ihren Mittheilungen fort:

„Ich diente bei dem seligen Herrn Pfarrer Newcome, ehe er starb, und da habe ich Frau Holdsworth oft gesehen; — ich habe nämlich noch immer die Gewohnheit, sie bei ihrem alten Namen zu nennen, weil es mir durchaus nicht in den Sinn will, daß sie jetzt Frau Doktor Conway heißt. Ihr Herz war nicht dabei, als sie ihre Hand weg gab. Ich weiß das ganz genau, denn ich war zugegen, als das Paar getraut ward. Die arme Braut kam nicht aus dem Weinen heraus. Sie und ihre Großmutter, die alte Frau Flemming, pflegten



Eine Uhuversammlung. Zei... Bodmer. (S.



...t K. Bodmer. (S. 195.)

den seligen Herrn Pfarrer häufig zu besuchen; — doch ich bitte um Verzeihung, Herr, daß ich von Dingen schwatze, die Sie gewiß nicht interessiren. Sie fragten nach dem Hause. Wer vor Frau Holdsworth darin gewohnt hat, kann ich Ihnen nicht sagen, das ist schon zu lange her."

Holdsworth erhob den Kopf.

Bis zu dem Augenblicke, wo die Wirthin von Dolly zu sprechen begonnen hatte, war er nicht im Stande gewesen, sich seines Namens zu entsinnen; alle anderen Erinnerungen waren zurückgekehrt, nur diese eine wichtige hatte noch gefehlt. Während der Mittheilung, die ihm geworden, ward sein Antlitz todtenbleich und bekam urplötzlich einen herben Ausdruck. Dolly's Tod zu vernehmen, darauf war er vorbereitet; er hatte sich bereits gesagt, daß derselbe im Bereich jener vielen schmerzlichen Möglichkeiten liege, welche in dem langen Zeitraum eingetreten sein konnten, der wie ein tiefer, dunkler Abgrund das Damals von dem Jetzt trennte; allein die Möglichkeit, sie mit einem andern Manne vermählt zu finden, war ihm nicht in den Sinn gekommen, — nein, nimmermehr!

In jenen langen, bangen Stunden, die er in dem offenen Boot auf dem wilden Meere zugebracht hatte, im Angesicht des grimmen Schnitters, der unbarmherzig alles Lebende, das ihn umgab, niedermähte, unter den Qualen des Durstes und unter der noch peinigenderen Folter einer von Minute zu Minute wachsenden Hoffnungslosigkeit, hatte er in keinem einzigen Augenblick einen Seelenschmerz empfunden, welcher dem vergleichbar gewesen wäre, der ihn jetzt zu vernichten drohte. Eine jener entsetzlichen Erfahrungen, welche die Macht besitzen, ein Menschenherz zu brechen oder gänzlich umzuformen, trat in diesem verhängnißvollen Moment an ihn heran; doch fand sie in Holdsworth eine in der Schule der Leiden gefestigte Natur, und diese Fähigkeit zu dulden, die ihm in seltenem Grade verliehen war, setzte ihn in den Stand, diese schwerste aller Heimsuchungen mit marmorner Stirn zu ertragen.

Als er wiederum zu sprechen begann, war seine Stimme leise, doch kein Zittern machte sich bemerkbar.

„Ich interessire mich für Frau Doktor Conway und ihre Großmutter," sagte er. „Erzählen Sie mir von diesen Leuten Alles, was Sie wissen."

„Vielleicht bringen Sie gar eine Nachricht von Herrn Holdsworth, dem hübschen, jungen Mann, der auf's Meer ging und Schiffbruch litt?" fragte die Frau, ihn plötzlich mit erregtem Angesicht scharf anblickend, als erwarte sie, daß er ihr irgend eine unerhörte Neuigkeit mittheile.

„Nein, nein!" antwortete er fast lautlos und dann fügte er hinzu: „Sagen Sie mir, was Ihnen von seiner Wittwe bekannt ist."

„O, ich weiß noch sehr gut wie Herr Holdsworth aussah," fügte die Frau nach einer kurzen Pause hinzu. „Einen stattlicheren, jungen Menschen habe ich nie in meinem Leben gesehen. Er kam gar oft mit seiner Frau in's Pfarrhaus und es that Einem ordentlich wohl zu beobachten, wie glücklich sie mit einander waren. Wie sie es über das Herz brachte, ihn von sich zu lassen, habe ich nie begreifen können. Genug, er reiste fort und ertrank, und das arme Frauchen war nun ohne Freund auf der Welt und ohne einen Heller Geld in der Tasche. Gott sei ihr gnädig! Und obgleich ich stets der Meinung gewesen bin, daß ihre Heirath mit Herr Doktor Conway eine große Unvernunft war, besonders da sie Herrn Holdsworth so sehr lieb gehabt hat, so bin ich doch fest davon überzeugt, daß sie es nur ihres Kindes wegen that; denn sie war in der höchsten Noth, als sie den Antrag bekam, und drauf und dran, zu verhungern."

„Sagten Sie nicht, Frau Holdsworth habe ein Kind?"

„Ja, Herr. Ein kleines, prächtiges Mädchen und so hübsch wie 'ne Lilie. Ich sah sie, als ich vor ein paar Tagen in Harwich war. Sie spielte bei ihrer Mutter, und es fiel mir auf, daß sie ihrem armen verunglückten Vater wie aus dem Gesicht geschnitten ist. Aber Sie fragten vorhin nach der alten Frau Flemming. Die gute Dame ist vor vier Jahren gestorben. Sie war schon sehr alt und soll ganz sanft entschlafen sein. Als nun Frau Flemming todt war und Frau Holdsworth niemals eine Nachricht von ihrem Mann erhielt und dazu ein kleines, zartes Kind zu ernähren hatte, so wußte sie, so sagt man wenigstens, zuletzt nicht ein noch aus.

„Wie es mit ihren Vermögensverhältnissen bestellt war, habe ich nie recht erfahren; doch ich glaube, daß sie nach Frau Flemming's Tode ganz allein auf ihres Mannes Sold angewiesen war, und der hörte natürlich auf, als sein Tod für gewiß angenommen werden konnte.

„Der Herr Pfarrer nahm sich der Armen freundlich an und bezahlte die Miethe für sie und half ihr in jeder Beziehung, so gut er konnte, so lange er noch über der Erde war. Und dann fing Herr Doktor Conway an, ihr den Hof zu machen; doch verging noch eine lange Zeit, ehe sie sich entschloß, ihn zu heirathen. Was sollte sie auch thun? Der Pfarrer war todt und begraben. Niemand nahm sich ihrer an und mit ihrer Nadel verdiente sie sich hier in diesem kleinen Orte kaum das Salz zum Brod. Ich muß so oft daran denken, wie ihr wohl um's Herz gewesen sein mag, als sie Tag für Tag auf ihren Mann wartete und immer vergebens hoffte, daß er endlich zurückkehren werde. Ich hätte um keinen Preis einen Matrosen geheirathet, das steht baumfest. Weiß man doch nie, ob so Einer jemals wiederkommt, wenn er einmal fort ist. Die Seeleute sind fast noch schlimmer daran als die Soldaten."

Nach diesen Worten machte die Frau, der es plötzlich einfiel, daß sie sich schon reichlich lang im Zimmer aufgehalten habe und draußen noch manche Arbeit zu erledigen sei, eine Verbeugung und verließ das Gemach, erschien jedoch gleich wieder, um den Herrn mit den wichtigen Fragen zu belästigen, ob er etwas zu speisen gedenke und ob sie ihm ein Schlafzimmer herrichten solle. Ihre Betten seien vorzüglich und ihre Leinentücher weiß wie Schnee.

„Ich will mir das überlegen," sagte Holdsworth; „mein Plan steht noch nicht ganz fest."

„Ich könnte Ihnen ein schönes, fettes Hühnchen bereiten."

„Gut, thun Sie das, ich will es um sieben Uhr essen," sagte Holdsworth, der mit fieberhafter Ungeduld nach einer ungestörten Einsamkeit sich sehnte.

Sie ging fort und Holdsworth preßte die Hände fest gegen seine Schläfen und starrte mit thränenschweren Augen auf den Tisch; er sah in diesem Augenblick aus wie ein Gelehrter, der vergebens darnach ringt, irgend ein schwieriges Problem zu lösen.

Gar manche Minute beharrte er regungslos in dieser Stellung; dann erhob er sein Haupt, schaute um sich und griff nach seinem Hut, um in's Freie hinauszueilen.

Der hinter dem Schenktisch stehende Wirth grüßte ihn höflich und fragte ihn, ob er mit ihm gehen und ihm das Dorf zeigen solle. Holdsworth lehnte dieß Anerbieten mit einem „Ich danke Ihnen!" ab und wanderte auf die Straße. Ehe er seinen Weg begann, warf er noch einen argwöhnischen Blick hinter sich; der Gedanke, daß er vielleicht von neugierigen Gaffern beobachtet werde, war ihm unerträglich. Aber Niemand bekümmerte sich um ihn. Langsam, schwer auf seinen Stock gestützt, schritt er vorwärts wie ein vom Siechbett Erstandener, und häufig stand er still und schaute umher. Die Leute, die auf dem Weg oder auf ihrer Schwelle standen, blickten ihm mit der Neugierde nach, die jeder Fremde in einer kleinen, außer dem Wege liegenden Ortschaft erregt, allein er nahm keine Notiz davon; sein Geist war einzig und allein darauf gerichtet, die Eindrücke, die er durch das Erwachen alter Erinnerungen erhalten hatte, lebensvoll zu gestalten, und die Begriffe und Vorstellungen, die ihm zurückgegeben waren, aus den dunklen, verborgenen Verstecken der Vergangenheit emporzuheben.

Das kleine Dorf hatte während seiner Abwesenheit nur wenig Veränderungen erfahren und diese standen mit dem Bilde, welches er in der wiedereroberten Kammer seines Gedächtnisses fand, in keinem verwirrenden Gegensatz. Einige Läden waren umgebaut und auf der linken Seite der Straße, der Werkstatt des Hufschmieds gegenüber, waren zwei Häuser entstanden, die der bekannten Gestalt des breiten, alterthümlichen Weges einen etwas moderneren Zug beimischten.

Holdsworth's Schritte wurden allmälig kleiner, und je näher er seinem ehemaligen Hause kam, um so mehr steigerte sich der Ausdruck des Schmerzes, der sich auf seinem Gesicht ausprägte, doch behielt dasselbe nach wie vor einen eigenthümlich strengen, harten Blick. Gewaltsam zwang er sich zum Vorwärtsschreiten, und als er unmittelbar vor dem kleinen Gebäude stand, schaute er es festen Auges an.

Den Fenstern mangelten die Vorhänge; der Garten zeigte deutliche Spuren langer Vernachlässigung, und an einem der Straße zugewandten Pfahl war ein Brett genagelt, das in großen, deutlichen Buchstaben die Anzeige trug, daß dieß Grundstück zu vermiethen sei.

Eine Reihe von Spinngeweben hing an dem Holzwerk der Pforte und glitzerte im Sonnenschein; durch die kahlen Fenster konnte man unbehindert in die unwohnlichen, leeren Räume der Wohnung blicken; die Glasscheiben waren schmutzig und zum Theil zerbrochen und das Gras vor dem Hause hoch und üppig emporgeschossen! Welch' eine Veränderung war hier vor sich gegangen! Jenes Fenster, das auf die zwischen den beiden Gassen gelegenen Bäume blickte, hatte Dolly's Wohnstübchen angehört. Es war dazumal durch weiße, weiche Gardinen geschmückt gewesen und seine Scheiben hatten rein und durchsichtig geblinkt wie frisches Quellwasser. Jenes Gemach an der linken Seite war das gemeinsame Wohnzimmer der kleinen, glücklichen Familie gewesen; hier pflegten sie ihre Mahlzeiten einzunehmen, hier wurden die Pfänderspiele veranstaltet und der Pantoffel geworfen, und sie waren dabei so lustig gewesen, daß die Wände von ihrem harmlosen Gelächter wiedergehallt hatten. Und dann gedachte er des sinnigen Lächelns der alten Großmutter, der freundlichen Scherze des Pfarrers und des lieblichen Antlitzes seiner Dolly, dessen Reinheit und Schönheit wie warmer Sonnenschein sein Herz erwärmt hatte.

Ach, dort unter dem untersten Pfosten des Fensters sah er noch die abgestorbenen Zweige des wilden Weines, durch schmale, schwarze Lederstreifchen an die Wand gehalten, die Dolly's Hand selbst angenagelt hatte. Es war dieß freilich nur ein geringfügiges Andenken aus jener Zeit des Glückes, allein es wirkte schmerzerregender, als eine lange Gedächtnißrede.

Auf seinen Stock gelehnt, verlor sich sein Geist in der Betrachtung der Vergangenheit; die Gegenwart entschwand ihm. Er war wiederum ein junger Ehemann; neben ihm stand sein Weib, sein Auge spiegelte sich in dem ihrigen, seine Hand empfand die Berührung ihrer zarten Finger. Und dann kam jene düstre Wolke herangezogen, die ihr Leben verdunkeln sollte. Die Trennungsstunde schlug mit ihren schmerzlich-süßen Erinnerungen, ihren heißen Küssen und noch heißeren Thränen, ihren vom Schluchzen halb erstickten Gebeten, ihren kühnen Hoffnungsträumen und bösen, bangen Vorahnungen. Jetzt befand er sich an Bord der „Sternschnuppe" und nun in dem offenen Boote; von sterbenden Leidensgefährten umgeben, erduldete er Qualen, an die zu denken ihm fast die Kraft gebrach. Und dann fühlte er sich in Australien, im heißen Kampfe mit einer erloschenen Fähigkeit ringend, bis ihm endlich Gottes Finger den Weg in seine alte Heimat zeigte und er, von dunklen Schleiern umhangen, den englischen Boden in der festen Hoffnung betrat, daß ein lichter Morgen der dunklen Nacht folgen werde.

Die Finsterniß war allerdings im Angesichte des heimischen Dorfes geschwunden, aber die langersehnte Sonne war nur aufgegangen, um die Trümmerstätte seines Glücks zu bescheinen und ihm die niederschmetternde Thatsache zu offenbaren, daß sein Weib, seine Dolly, ihm jetzt weniger angehöre, als wenn er an ihrem Grabe zu knieen hätte.

Thränen würden ihm eine Linderung gewährt haben, allein er vermochte nicht zu weinen. Trockenen Auges schlich er von dannen, um wiederholt inne zu halten und, rückwärts schauend, auf das kleine, leere Haus zu blicken, das durch seine Verödung und Verlassenheit ihm wie ein Spiegelbild seines eigenen verarmten und vereinsamten Lebens erschien.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Betrachtungen.

Das von der Wirthin aufgetragene, sauber servirte Huhn war fett, saftig und duftig genug, um den durch ein endloses Diner im Herrenhause abhanden gekommenen Appetit eines Rathsherrn auf's Neue anzuregen; allein Holdsworth berührte es nicht. Die Frau machte ein verdrießliches Gesicht, als sie die volle Schüssel wieder hinaustrug; war doch das Stehenlassen eines so leckern Gerichtes eine offenbare Geringschätzung ihrer Kochkunst. Sie setzte ihrem Gaste nunmehr einen vorzüglichen Käse, den sie drüben aus der Pächterei geholt, und ein derselben Wirthschaft entstammtes Stück Butter vor, das in Betreff seiner Festigkeit und seines angenehmen Duftes nichts zu wünschen übrig ließ; aber auch diese beiden Dinge blieben ungekostet.

„Ich weiß nicht, was das für 'n Herr ist," flüsterte sie außerhalb des Zimmers ihrem Gatten zu, „aber wenn er Tag für Tag nicht mehr genießt als heute Mittag, so nimmt mich's nicht Wunder, daß er wie 'n Schatten aussieht."

Die sinkende Sonne strömte in das kleine Gemach, in dem Holdsworth saß, und verschönte es mit ihrem rosigen, lebenswarmen Schein.

Holdsworth war entschlossen, diese Nacht in Southbourne zuzubringen. Er bedurfte der Stille und der Einsamkeit, und beides bot ihm dieser kleine Gasthof. Zuerst und vor allen Dingen galt es zu überlegen, welchen Schritt er zu thun habe.

Der Sturm der schmerzlichen Gefühle, den die Mittheilungen der Wirthin in ihm heraufbeschworen hatten, war jetzt einigermaßen beschwichtigt und er war wenigstens wieder im Stande, sein Geschick mit klarem Geiste zu überdenken. Nichtsdestoweniger war er rathlos in Betreff der Frage: „Wie habe ich mich zu verhalten?" Das Haupt auf die Hand gestützt, das Auge auf den kleinen Garten geheftet, — so saß er sinnend und zweifelnd da.

Er fühlte, daß Dolly für ihn todt sei. Sein zart durchbildetes, feinfühliges Gemüth bezeugte ihm die Thatsache, daß sie einen andern Mann in der felsenfesten Ueberzeugung geheirathet habe, daß er — John Holdsworth — todt sei, und er erkannte und würdigte die zwingende Gewalt der ihm somit auferlegten sittlichen Pflicht, sie in diesem Glauben nicht zu beirren. Warum nicht? Weil er durch eine solche That ein schweres Schuldbewußtsein in ihrer Seele erzeugt und bewirkt haben würde, daß sie im eigentlichen Verstande des Wortes ihren beiden Ehemännern gegenüber als ein treuloses Weib erschienen wäre; ja, er hätte dadurch ihr Sein und Wesen mit einer Sünde behaftet, deren Farbe durch den Umstand, daß ihr Gewissen keinen Theil an derselben hatte, in den Augen der Welt nichts von ihrem düstern Schein verlor.

Ein so instinktives Erkennen der hohen Anforderungen, welche in Folge der höchst eigenthümlichen Lebenslage, in die ihn sein Schicksal gebracht hatte, an ihn gestellt wurden, konnte nur bei einem Manne von starkem Ehrgefühl, von großer Humanität und seltener Selbstlosigkeit stattfinden.

Aber sein Kind?! Die Frucht seiner heißen, leidenschaftlichen Liebe zu Dolly! Ja, da lag die magnetische Kraft, welche sein ganzes Herz von dem Schweigen heischenden Gebot der Ehre abzulenken strebte.

Und sollte es ihm nicht vergönnt sein, seine Tochter zu sehen, — sich selbst verjüngt zu schauen in den süßen Zügen eines Kindes, und seine Lippen einmal, — ja nur ein einziges Mal, wenn auch nie wieder, — auf ihre Wangen pressen zu können?

Nein, nicht nur einmal, sondern wieder und wieder! In ihrer Nähe zu wohnen, sie stets im Auge zu haben und sie, sowie ihre Mutter, Tag für Tag zu beobachten — konnte das nicht sein?

Er sprang auf und sah sich in dem Spiegel, der über dem Kaminsimse hing. Hatten die Leiden nur zu dem armseligen Zwecke sein Antlitz verändert, damit selbst die Liebe nicht durch die fremd gewordene Larve zu dringen vermöge? Sein Kind kannte ihn nicht, — und da Dolly ihn für todt und für ein Wesen hielt, das einer unwiederbringlichen Vergangenheit angehöre, so konnte es ihr nicht in den Sinn kommen, daß diese gebeugte Gestalt, dieses bärtige Antlitz, diese tiefliegenden Augen und dieses stark ergraute Haupthaar dem hübschen, kräftigen, stämmigen, klaräugigen Menschen angehörte, den sie einst „Gatte" genannt hatte.

Ja, Gatte! ... und dem sie doch untreu geworden war!

Halt' an! Einige Stellen aus dem Bericht der Wirthin hallten in Holdsworth's Ohre nach; sie hatte gesagt, die arme junge Frau sei dem Hungertode nahe gewesen; ihr habe die Pflicht obgelegen, für ihr zartes Kind zu sorgen; der aussichtslose, unzureichende Erwerb mit der Nadel habe ihr kaum besser

geschienen, als ein Leben im Armenhause; sie habe sich schwer entschlossen zu der zweiten Heirath und dem neuen Freier nur mit Widerstreben und unter heißen Thränen die Hand zum Ehebunde gereicht.

O du, der du Dolly's Gatte, Dolly's heißgeliebter Mann warst, gedenke der süßen Namen, mit denen sie dich angeredet hat, und die freilich jetzt einer fernen Vergangenheit angehören; gedenke ihrer und laß dich durch die Leiden, die du selbst bestanden, bewegen, dir die ihrigen zu vergegenwärtigen! Bei dem Elend, in dem du dich befandest, als du dich auf der unermeßlichen Wasserfläche einem einsamen Tode preisgegeben glaubtest und dein Herz von der Angst gefoltert ward, daß du dein Weib, das betend für dich die Hände erhob, nie wiedersehen würdest, beschwöre ich dich, versetze dich in ihre Lage und laß die sanften, gerechten Regungen des Mitgefühls in dir aufsteigen!

Und war denn unseres Freundes Phantasie so schwach, daß sie nicht im Stande gewesen wäre, aus den kurzen, abgebrochenen Mittheilungen der Wirthin ein abgerundetes, anschauliches Bild von den Schmerzen, den Sorgen und den Versuchungen sich zu entwerfen, die an sein Herzblatt, seine zarte Dolly, herangetreten waren? O nein! Für eine Natur, wie die seinige, genügte eine leise Andeutung des Elends, um ihm einen Einblick in viele jammervolle Einzelheiten zu gewähren. Die Betrachtung des Gemäldes, das ihm seine Einbildungskraft heraufbeschwor, verursachte ihm bitteres Herzeleid, und trotzdem zwang er sich, es genau anzuschauen, damit die Eifersucht, die Enttäuschung und die Verzweiflung einer unerfüllten Hoffnung aus seinem Herzen schwinde und es zu einem Tempel werde, welcher geeignet war, die beiden Bildnisse mit einem himmlischen Glanz zu umgeben, welche er seinem unumstößlichen humanen Willen gemäß als Gatte und als Vater in demselben aufzustellen beabsichtigte.

Seine Finger waren langsam über sein Gesicht geglitten, als er so vor dem Spiegel stand. Eine lange Zeit verharrte er in dieser Stellung, und inzwischen war die Sonne hinter den Bäumen ferngelegener Felder untergegangen, und die Dämmerung hatte sich allmälig über das Gemach gebreitet und seine Gestalt nebelartig umhüllt. Als er die Hand von den Augen nahm, waren dieselben feucht; aber dem einen Stern, der droben am blauen Himmelszelt in voller Klarheit vereinzelt funkelte, war es vergönnt, einen Anblick zu genießen, der weit schöner war als derjenige, den die Sonne beschienen hatte. Sah er doch ein Antlitz, aus dem jede Spur von Härte und Strenge getilgt war, und Augen, deren thränenschwerer Blick zu Gottes Reich sich emporrichteten, und Lippen, die flüsternd um Hülfe, um Muth und um Rath zur Ausführung eines Entschlusses beteten, — eines Entschlusses, der diesem schwer heimgesuchten Mann eine stete Selbstverleugnung auferlegte, ihm aber auch zugleich die Erfüllung seines heißesten Wunsches verhieß und ihm in Aussicht stellte: das Liebste, was er auf Erden besaß, von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Harwich.

Es schlug zehn Uhr, als Holdsworth, von dem southbourner Gastwirthe gefahren, der wohlhabend genug war, um einen Wagen und ein Pferd zu halten, in Harwich anlangte. Die Fahrt war kurz und der also erworbene Fuhrlohn schnell verdient. Das Gig hielt vor der Thür des „Harwicher Hofes". Holdsworth stieg aus und übergab einem herbeieilenden Hausknecht sein Gepäck.

Die Pläne unseres Freundes waren über Nacht gereift; er wollte vorderhand in irgend einem der harwicher Gasthöfe Quartier nehmen, bis er die Erkundigungen eingezogen hatte, nach denen seine Seele lechzte, und bis es ihm gelungen sein würde, eine Privatwohnung zu finden, die in jeder Beziehung seinen Zwecken entsprach. Er folgte daher dem Hausknecht in die Schenkstube und bestellte sich ein Zimmer mit einem Bett für die kommende Nacht. Dann eilte er sofort auf die Straße.

Anfangs durchtobten schmerzliche, widerstreitende Regungen seine Brust. Befand er sich doch jetzt in der Stadt, in welcher seine heißgeliebte Dolly wohnte! Schon im nächsten Augenblick konnte er ihr begegnen; er sehnte sich nach ihrem Anblick, und doch mischte sich eine bange Scheu in diesen Wunsch. Und so oft er ein Mädchen, ungefähr im Alter seiner Tochter, sah, fühlte er, daß sein Herz zu pochen begann und das Blut aus seinem Antlitz wich. Doch nach einiger Zeit gelang es ihm, sich zu fassen und seine Selbstbeherrschung zu behaupten, indem er sich wiederholt in's Gedächtniß rief, daß seine Frau ihn nicht erkennen würde, falls wirklich ein derartiges Begegniß stattfinden sollte.

Langsamen Schrittes schlich er fürbaß und lehnte sich, nicht in Folge einer Gewohnheit, sondern in dem Gefühl seiner körperlichen Schwäche, schwer auf seinen Stock, denn mehr als einmal versagten ihm seine zitternden Kniee den Dienst, und er würde sich gern gesetzt haben, wenn sich ihm irgendwo ein Sitzplatz geboten hätte.

Sein Zweck war, die Wohnung auszukundschaften, in der Dolly lebte; er hatte die Wirthin in Southbourne nicht um eine genaue Angabe derselben ersuchen mögen, weil er durch eine solche Bitte gar leicht ihren Argwohn erregt und ihre Aufmerksamkeit wach gerufen haben würde.

Jenseits der Straße stand eine Apotheke, und da sein Geist unwillkürlich einen innern Zusammenhang zwischen einem Arzneiladen und einem Zahnarzte herstellte, so betrat er, seiner Idee folgend, das alterthümliche Gebäude. Ein kahlköpfiger Mann mit einer Brille auf der Nase empfing ihn mit tiefem Bückling.

„Können Sie mir wohl angeben, wo der Zahnarzt Conway wohnt?" fragte Holdsworth.

Der Mann konnte es allerdings, aber er wollte es nicht. Er hatte keine Neigung, einem Nebenbuhler einen Kunden zuzusenden, den er gern selbst bedient hätte. Zog er doch auch Zähne aus und war stolz auf seine Geschicklichkeit!

„Ich kenne ihn dem Namen nach, mein Herr," entgegnete er endlich nach reiflichem Ueberlegen. „Wünschen Sie ihn wegen Ihrer Zähne zu konsultiren?"

„Nein; ich möchte nur wissen, wo er wohnt."

„Es kommt mir natürlich nicht in den Sinn," fuhr der Apotheker fort, „einen meiner Kollegen in Mißkredit zu bringen; allein ich kann nicht umhin, die Wahrheit zu gestehen, wenn man mich um meine Ansicht fragen sollte. Es ist und bleibt eine Schande, daß es gewissen Menschen nicht untersagt wird, einen Stand zu wählen, der durchaus nicht für sie paßt. Ein Zahnarzt muß doch zum Mindesten einen Augen- und einen Weisheitszahn von einander unterscheiden können und darf der Flasche nicht in solchem Maße zusprechen, daß ihm die Hände wie die Scheiben einer Droschke zittern, die im Galopp über die Steine fährt."

„Ist Doktor Conway ein Trunkenbold?"

„Ich habe bei meiner Aeußerung keinen Namen genannt," erwiederte der diplomatische Zahnkünstler. „Ich besinne mich erst, ehe ich eine Behauptung aufstelle; auch will ich keinen Menschen um sein bischen Verdienst bringen. Es denken freilich nur wenige Leute in dieser Beziehung so wie ich; nein, die meisten scheuen sich nicht, so arge Klatschgeschichten herumzutragen, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Ich für mein Theil wiederhole nur, daß ich nur dann, wenn ich durchaus wollte, daß man mir den Unterkiefer zerbräche und das ganze Zahnfleisch aus dem Munde risse, zu einem gewissen Herrn Doktor, der keine Tagereise von meinem Laden wohnt, gehen und ihn auffordern würde, mein Gebiß in seine Kur zu nehmen."

Mit diesen Worten schüttelte er nachdrücklich sein Haupt und hob die vor ihm stehende Flasche auf, um ihren Kork mit einem blauen Papierhütchen zu bekleiden.

„Es ist gut," sagte Holdsworth, „ich bin Ihnen für Ihre Andeutungen sehr verbunden; ich bitte Sie, mir nunmehr zu sagen, wo der besagte Herr wohnt."

Der Mann sah ihn verdrießlich an, fügte sich jetzt aber in das Unvermeidliche und gab verdrießlichen Tones die gewünschte Auskunft, indem er sagte, daß Derjenige, nach dem der Herr sich erkundigt habe, in der Ellesmerestraße wohne. Gestern sei es wenigstens noch der Fall gewesen, aber bei Menschen, welche von der Güte ihrer Wirthsleute abhängig seien, könne Niemand sagen, wo sie vielleicht in der nächsten Nacht ihr Haupt hinlegen würden.

Holdsworth dankte diesem ungemein gutmüthigen und auffallend geistreichen Mann für die bereitwillig ertheilte Beantwortung seiner Frage und nahm seine Wanderung wieder auf. Er bat einen Schlächtergesellen, ihm den Weg nach der Ellesmerestraße zu zeigen, und erhielt von demselben die Weisung, stets geradeaus zu gehen, bis er die Methodistenkapelle erreicht haben würde; der diesem Gebäude zunächst liegende Seitenweg sei die Straße, die er suche.

Die Methodistenkapelle war eine gute Strecke entfernt, und da Holdsworth's Schritt ein sehr langsamer war, so hatte er vollauf Muße, seinen Betrachtungen nachzuhängen. Dieselben waren bitterer Art; denn trotz seines eifrigen Bestrebens gelang es ihm nicht, sich selbst einzureden, daß die Andeutungen des Apothekers nur einzig und allein durch die Eifersucht und den Wunsch, einen Nebenbuhler zu verdrängen, hervorgerufen seien; nein, im Gegentheil fürchtete er, daß diesen Aeußerungen ein Funken Wahrheit zu Grunde liege, und dieser Gedanke war für ihn eine Quelle großer Unruhe und Angst.

Wenn dieser Doktor Conway in Wahrheit der Trunkenbold war, für den ihn sein Rivale ausgab, und wenn er wirklich so sehr von seinen Wirthsleuten abhängig sein sollte, daß er nicht wissen konnte, ob er morgen noch ein Dach über dem Haupte habe, — welch' ein Leben führten dann Dolly und sein Kind? Er runzelte die Stirn und fühlte, daß sich seine Hand fest um den Griff seines Stockes ballte. Allein bald gewannen mildere Regungen die Oberhand, und mit Gewalt zwang er seinen Geist, anderen, minder sorgenvollen Gedanken Raum zu geben.

Den Marktplatz mit seinen früchtereichen Kellern und kleinen sauberen Läden ließ er hinter sich; das fette Federvieh, die Gänse, die Schinken und die langen aus Würsten gebildeten Ketten, welche daselbst zum Verkauf ausgeboten wurden, fesselten seine Aufmerksamkeit keinen Augenblick. Ohne Aufenthalt schritt er fürbaß und bog, an der Methodistenkapelle vorübergehend, in die Ellesmerestraße ein.

Dieselbe war eine kurze, breite Gasse, deren Endpunkt von sonnigen Feldern begrenzt wurde; zu ihren beiden Seiten erhoben sich kleine, neugebaute Villen, deren schmucke Reihe hin und wieder durch ein älteres Haus unterbrochen wurde. Zwischen dem Straßenpflaster wuchs Gras, und mehrere der hübschen Landhäuser hatten eine Karte hinter einem Fenster hängen, auf der die Worte: „Zu vermiethen" standen. In dem Vorgarten eines der ersten Häuser war ein alter Herr mit einem feuerrothen Gesicht eifrig mit Ausharken beschäftigt. Sonst ließ sich Niemand sehen; doch als Holdsworth vorwärts wanderte, trat plötzlich eine Frauengestalt aus einer der Hausthüren und näherte sich ihm. Sein Athem stockte; er war nicht im Stande, den Fuß zu heben und sonst ein Glied zu rühren. Die Dame schritt eilig auf ihn zu; jetzt sah er, daß es Dolly nicht war. Im Vorübergehen blickte sie ihn forschend an; sein blasses Antlitz und die merkwürdige Mischung von Alter und Jugend, die sich in seiner ganzen Erscheinung und in seinem Auftreten offenbarte, mochten ihr aufgefallen sein.

Er athmete tief auf und wanderte, stets rechts und links schauend, weiter.

Beim vorletzten Hause sah er sich an seinem Ziel. Eine Messingplatte, welche Conway's Namen und Beschäftigung anzeigte, war an das eiserne Gitter des Vorgartens geheftet und über der Hausthür hing eine mit rothen und blauen Glasscheiben versehene Laterne.

Holdsworth wagte kaum, sein Auge hinzuwenden. So oft sein Blick den verhängnißvollen Namen streifte, ward er eiskalt und gleichzeitig trat ihm ein starker Schweiß auf die Stirn.

Mit hastigem Schritt wandte er sich um; er hatte weiter nichts gesehen, als daß das Haus sehr klein war und einen verwilderten Vorgarten hatte.

Erregt kehrte er wieder zu der Hauptmündung der Straße zurück, blieb dort eine Minute stehen, schaute sich um und begann dann seine Wanderung auf's Neue.

Auf der rechten Seite der Straße, ungefähr in der Mitte der Häuserreihe, stand ein Gebäude, welches ein altmodischeres Aussehen besaß als alle seine Genossen; es hatte offenbar schon manches Jahr vorübergehen sehen und mit Verachtung und Unwillen der Entstehung der kleinen Villen zugeschaut, die sich diesseits und jenseits des Weges erhoben und ihm den Genuß seiner ländlichen Stille störten. Seine Hausthüre war durch einen geräumigen Vorbau überdacht, an den Holzpfeilern desselben rankten sich grüne Schlinggewächse; seine beschatteten Fenster hatten den glitzernden Schimmer, der alten Glasscheiben eigen zu sein pflegt, und sein Epheu war umfangreich genug, um in seinem dichten Laub eine ganze Kolonie von Schwalben zu beherbergen; auch fehlte es ihm nicht an einem schönen Stück Gartenland, das ihm den Rücken deckte. Der glänzende Messingklopfer an der grünen Hausthür, die weißen Steinstufen, die zu derselben führten, die Reinheit der Fensterscheiben und die tadellose Farbe der Gardinen bürgten für die hausfraulichen Tugenden seiner Besitzerinnen. Hinter einem der Fenster hing ein Vermiethungsgesuch. Diese Thatsache veranlaßte Holdsworth, den kleinen Vorgarten zu betreten und an die Hausthür zu klopfen.

„Ich möchte Ihre Zimmer in Augenschein nehmen," sagte er zu einer freundlichen Frau von mittlerem Alter, welche seinem Pochen unverzüglich Folge geleistet hatte.

„O, das ist mir sehr angenehm!" sagte sie. „Bitte, treten Sie ein!"

Sie öffnete die Thür eines langen, nach Lavendel und Reseda duftenden Gemaches; dasselbe besaß eine Ausstattung von gepolsterten Stühlen, einem Nippschrank, einer großen hölzernen, fieberhaft tickenden Uhr, einem sehr bunten Kaminteppich und einem alten, mürrisch aussehenden Bücherschrank, der verschiedene Folianten unter strengem Gewahrsam zu halten schien.

„Wünschen Sie das Logis für sich allein, mein Herr, oder haben Sie vielleicht Kinder?"

„Für mich allein."

„Nun denn, mein Herr," rief die Frau plötzlich mit großer Lebhaftigkeit, „sollte ich denken, daß Ihnen dieß Zimmer gefallen müßte. Zu demselben gehört eine Schlafkammer, die in dem obern Stockwerk unmittelbar über dieser Stube gelegen ist, und außerdem erhalten Sie das Anrecht auf eine Mitbenützung des Pianos, das im anstoßenden Zimmer steht, — falls Sie hin und wieder eine Gesellschaft zu geben gedenken. Der Miethpreis beträgt wöchentlich vierzehn Schillinge."

„So, — das ist mir recht," sagte Holdsworth.

Die Frau lächelte über das ganze Gesicht und theilte ihm nunmehr mit, daß sie eine Wittwe sei und daß außer ihr nur noch ihre alte Mutter im Hause wohne, die ein wenig geistesschwach sei und nur selten ihr Zimmer verlasse, um im Garten frische Luft zu schöpfen. Nirgends in der Stadt herrsche ein solcher Frieden wie in ihrem Hause, und wenn der Herr etwa eifrig zu studiren pflege, so könne er sich darauf verlassen, daß er niemals gestört werde.

Sie führte ihn sodann die Treppe hinauf und zeigte ihm die Schlafkammer, welche ungemein schmuck und behaglich war.

Als sie in's Wohnzimmer zurückkehrte, bat Holdsworth, der sehr müde war, um die Erlaubniß, sich ein Weilchen ausruhen zu dürfen. Er setzte sich in die Nähe des Fensters, von dem aus man die Straße überschauen und Conway's Haus beobachten konnte.

Nur mit Mühe vermochte er sich der Flut von Gedanken zu erwehren, welche über ihn hereinbrach, als ein Gefühl von der Nähe seiner Frau und seines Kindes ihn durchschauerte, und seine Stimme festigend wandte er sich zu der Frau, welche an der Thür stand, und fragte dieselbe, ob sie die in dieser Straße wohnenden Leute kenne.

„Ja, Herr, ich kenne meine Nachbarn sämmtlich dem Namen nach, obgleich ich mit keinem einzigen wirklich befreundet bin."

„Ich bemerkte vorhin, daß dort drüben ein Zahnarzt wohnt. Man sollte denken, daß dieser entlegene Stadttheil zum Betrieb eines derartigen Geschäftes nicht geeignet sein könne."

„Ah, Sie sprechen von Doktor Conway!" rief die Frau und schüttelte den Kopf. „Es ist dessen eigene Schuld, wenn er nichts vor sich bringt, denn ich höre, er soll im Zähneeinsetzen und Ausziehen und dergleichen Dingen sehr geschickt sein; nichtsdestoweniger hat er so gut wie gar keine Kundschaft und das hat seinen guten Grund. Doch was geht's mich an, es ist nicht meines Amtes, vor anderer Leute Thüren zu fegen."

„Wenn er geschickt ist, sollte es ihm nicht an Arbeit fehlen."

„Die Sache ist höchst einfach," erwiederte sie und sah ihn

dann plötzlich scharf an und fragte: „Sie sind doch nicht etwa ein Freund von ihm?"

„Ich habe den Herrn nie in meinem Leben gesehen."

„Nun gut, um es offen herauszusagen: er trinkt. Ganz Harwich weiß das, und da ist es denn kein Wunder, daß anständige Leute sich scheuen, in seine Nähe zu kommen."

Holdsworth bemühte sich, eine gleichgültige Miene anzunehmen, als er weiter forschte:

„Ist er verheirathet?"

„Ja, leider, Herr; seine Frau ist ein kleines, süßes Geschöpf; sie war in erster Ehe mit einem Herrn Holdsworth verheirathet. Ach, das ist eine traurige Geschichte. Sie wohnte dazumal in Southbourne, einem kleinen Ort hier in der Nähe, ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen, er liegt etwa eine Stunde von hier. Meine Freundin, Frau Campion, welche früher einen Gemüseladen in jenem Dorfe hatte und unter den vornehmen Herrschaften in der Umgegend eine große Kundschaft besaß, hat es mir Alles erzählt. Sie, — das heißt Frau Doktor Conway, — verlor ihren ersten Mann, der auf der See verunglückte, und zwei bis drei Jahre darauf heirathete sie diesen Doktor Conway. Ich habe sie früher nicht gekannt, doch behauptete Frau Campion, daß sie nur durch den Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen zu diesem Schritt getrieben worden sei."

Diese letzten Worte sprach sie in gedämpftem Tone, als vertraue sie ihm ein Geheimniß an. Holdsworth lauschte ihr stumm.

„Ich kann mir nicht denken," fuhr die Frau fort, „daß sie jetzt ein glückliches Leben führt. Ich unterhalte mich dann und wann mit ihr, wenn ich sie auf der Straße treffe, und ich muß bekennen, daß sie das zuvorkommendste, niedlichste, freundlichste Frauchen ist, das ich je gesehen habe. Aber," unterbrach sie sich plötzlich, „was geht's mich an? Ich hoffe, mein Herr, daß Sie nicht schlecht von mir denken, weil ich mich durch Ihre Frage dazu verleiten ließ, über anderer Leute Angelegenheit meine Meinung zu äußern."

„Im Gegentheil; ich danke Ihnen," sagte Holdsworth sich erhebend und stellte sich so, daß er mit dem Rücken gegen das Fenster stand.

„Kann ich morgen einziehen?"

„Ja gewiß, Herr. Sie sind mir jederzeit willkommen."

„Mein Name ist Hampden. Ich schlafe diese Nacht in dem Gasthof ‚Der Harwicher Hof'. Hier nehmen Sie einige Sovereigns, welche Ihnen als Bürgschaft dafür dienen sollen, daß ich Ihre Zimmer gemiethet habe. Ich gebe mich ganz in Ihre Hand und bezweifle durchaus nicht, daß ich mich in diesen Räumen sehr behaglich fühlen werde."

Die Frau nahm das Geld mit einer tiefen Verbeugung und dachte in ihrem Sinn, daß sie noch nie mit einem höflicheren, rücksichtsvolleren Herrn verhandelt habe. Holdsworth verließ das Haus. Er warf noch einen schnellen, scheuen Blick auf die Villa, an deren Vorgartengitter das bewußte Messingschild befestigt war, und ging rasch von dannen.

*

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In der Ellesmerestraße.

Holdsworth benützte den größern Theil des Abends dazu, um seinem Wohlthäter, Herrn Sherman, einen langen Brief zu schreiben. Am folgenden Mittag um zwölf Uhr hatte er bereits sein neues Logis bezogen und durfte sich als ein Mitbewohner von Frau Parrot's schmuckem Häuschen in der Ellesmerestraße betrachten.

Frau Parrot empfing ihren Gast mit großer Herzlichkeit und quälte ihn längere Zeit mit der umständlichen Aufzählung der für ihn angeschafften Gegenstände. Ihr Gedächtniß war schwach und ihre Rechenkunst stand auf einer niedrigen Stufe; in Folge dessen vergingen volle zwanzig Minuten, bevor sie im Stande war, von einer Ausgabe von zwölf Schillingen Rechenschaft abzulegen. Glücklicherweise war das Wetter so schön, daß ihre Mutter es wagen konnte, in den Garten zu gehen, und Holdsworth sah dieselbe in einem schwarzen Seidenkleide, das bis auf die Fußknöchel herabfiel und sich schlaff um die Glieder legte, auf den Kieswegen umherhuschen und mit ängstlicher Unruhe um sich schauen; auch vernahm er ein wiederholtes Hüsteln, welches der Tochter offenbar als Signalruf zum Herauskommen dienen sollte.

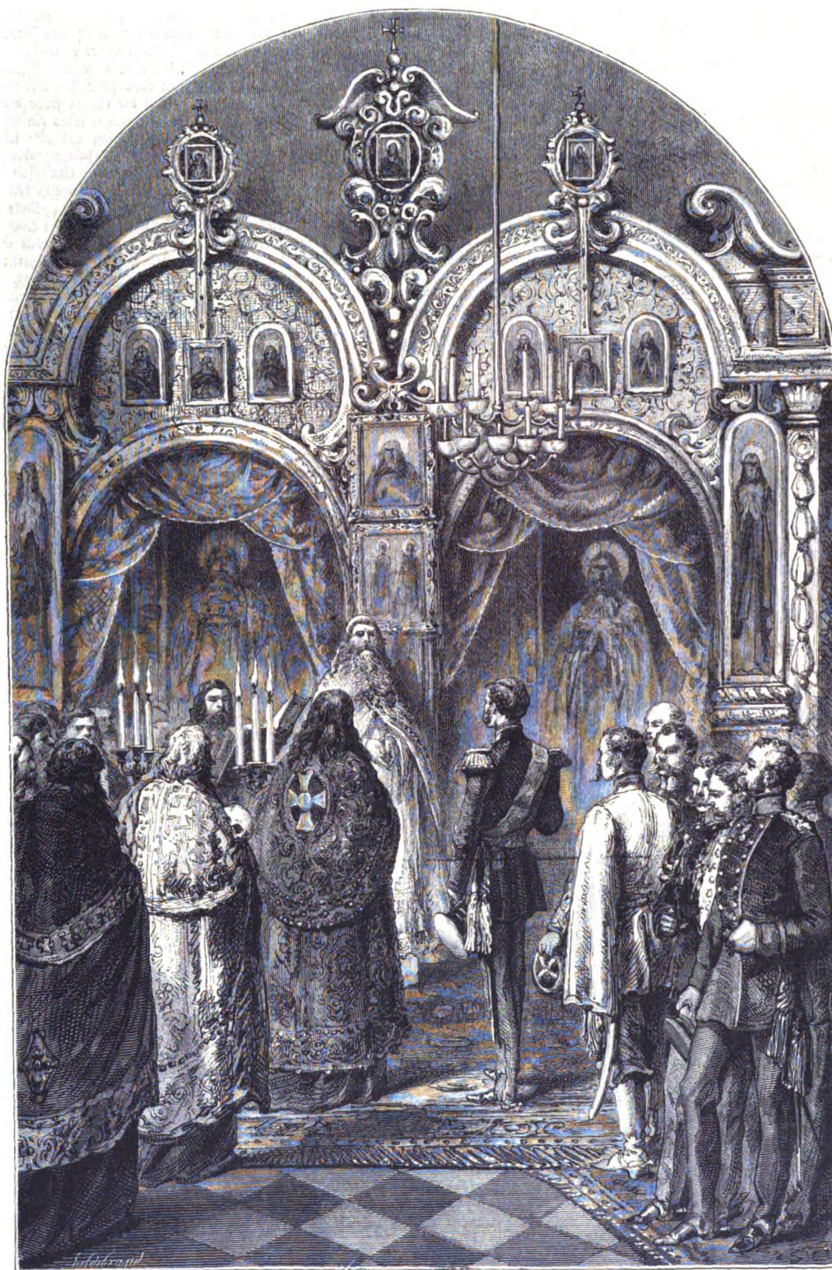
Die Selbstbeherrschung, welche Holdsworth im Beisein seiner Wirthin an den Tag gelegt hatte, ließ nach, sobald er sich allein befand. Hastigen Schrittes durchmaß er das Gemach, um schon in dem nächsten mit den Zeichen tiefer Erschöpfung in einen Sessel sich zu werfen und sein Antlitz in beide Hände zu verbergen; dann aber sprang er wiederum auf, eilte an's Fenster und warf einen scheuen Blick voll leidenschaftlicher Glut nach dem von Conway bewohnten Hause.

Nun er seinem Weibe so nahe sich befand und die Möglichkeit vorhanden war, daß sie schon in der nächsten Minute mit ihrem Kind an der Hand vorübergehe, überkam ihn der bange Zweifel, ob er der außergewöhnlichen Situation, in die er sich selbst gebracht hatte und die ihm eine unaussprechlich schwere Aufgabe zuertheilte, gewachsen sein würde. Doch weder damals noch später ward in ihm der Gedanke lebendig, zu ihr zu gehen, sich ihr zu erkennen zu geben und sie als Gattin zu beanspruchen. Nein, nimmermehr hätte er das gethan! Mit unerbittlicher Strenge legte das Ehrgefühl, das ihm eigen war und das schon im Keime die geheimen Regungen der Seele und ihr heißes Verlangen, der Geliebten sich kund zu thun, erstickt hatte, ihm ein unverbrüchliches Schweigen auf.

Die einzige Freude, deren Gewährung er seinem Herzen ohne Bedenken zugestehen durfte, beschränkte sich auf den mit Wermuth versetzten Genuß, in der unmittelbaren Nähe der Frau und des Kindes zu leben, die ihm über Alles theuer waren. Ach, zu welch' einem traurigen Leben verdammte ihn das Erwachen seines Gedächtnisses, das er mit fieberhafter Sehnsucht erhofft und das ihm den sonnigen Rückblick auf eine Zeit ungetrübter Wonne und überschwenglicher Liebe nur deßhalb zurückgegeben zu haben schien, um ihn in Zukunft sein liebeleeres, vereinsamtes Dasein um so schmerzlicher empfinden zu lassen.

Rast- und ruhelos schweiften seine Blicke zum Fenster. Von Zeit zu Zeit wanderten Leute vorüber, deren langsamer Gang zur Genüge darthat, daß sie keinem bestimmten Ziel entgegen eilten, sondern ihrem Körper nur eine heilsame Bewegung zu verschaffen suchten.

Holdsworth, der sich noch immer in einem halb traumhaften Zustande befand, verließ jetzt das Fenster und trat an den Bücherschrank. Er nahm einen Band heraus, der sich als eine alte, mit sehr altmodischen Illustrationen versehene Ausgabe von Gulliver's Reisen erwies. Beim Oeffnen derselben fiel sein Blick auf die Worte, mit welchen Gulliver den Bericht von seiner zweiten Reise*) schließt, und dadurch angeregt, schweiften seine Gedanken rückwärts und blieben an den Ereignissen haften, die ihm sein Leben auf dem Meere gebracht; das Buch schloß sich über seinen Fingern und er versank in ein tiefes Nachdenken.



Kaiser Alexander II. besucht die Reliquien von St. Zosimus. (S. 195.)

*) „Nach kurzer Zeit kamen meine Freunde, meine Familie und ich zu einer festen Uebereinkunft; nur meine Frau sagte mit Entschiedenheit, ich solle nie wieder auf die See gehen; — allein mein böses Geschick wollte es, daß sie nicht die Kraft besaß, ihren Willen durchzusetzen."

Da er sich erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit im Besitze seines Gedächtnisses befand, so hatte er noch keine Muße gehabt, sich jene entsetzlichen Abenteuer zu vergegenwärtigen, an die er nicht denken konnte, ohne ein unaussprechliches Grauen vor dem Meere zu empfinden. Er gelangte allmälig zu der Ueberzeugung, daß es eigentlich seine Pflicht sei, sich zu den Eigenthümern der „Sternschnuppe" zu begeben, um sie mit dem Schicksale des untergegangenen Schiffes und dem Ableben der in seinem Boote befindlichen Personen bekannt zu machen und ihnen all' die beunruhigenden Einzelheiten mitzutheilen, die nunmehr wieder in klaren, scharfen Zügen vor seinem geistigen Auge standen. Wer weiß, ob in England oder Amerika nicht Freunde oder Anverwandte der Verunglückten lebten, die jede Mittheilung voll Dank entgegenzunehmen bereit waren, obgleich der lange Zeitraum von fünf Jahren ihnen die Sachlage ebenso klar darthat, als Holdsworth's Mund es vermochte. Auch hätte er viel, sehr viel darum gegeben, zu erfahren, ob die Insassen der anderen Boote gerettet seien. Allein dann dachte er daran, daß ja jede Unterredung, die er mit den Rhedern haben würde, und jede derartige Mittheilung durch die Presse bekannt werden müsse, und dann würde Dolly ebenfalls vernehmen, daß er lebe. „Nein! Die Welt soll mich für todt halten!" rief er in bitterer Erregung. Seine Zukunft lag kahl und freudlos vor ihm und nichts in der Welt war im Stande, einen Strahl des Trostes in sein hoffnungsleeres Herz zu senken, wenn er sich selbst des dürftigen Vorrechtes beraubte, in der Nähe seiner Gattin und seines Kindes wohnen zu dürfen.

Er trug das Buch wieder an seinen Platz und trat an das Fenster zurück.

Auf der Mitte des Weges, einige Schritte nach rechts, stand ein kleines Mädchen mit einer Puppe auf dem Arm. Es war ein zierliches Geschöpfchen mit goldigem, bis auf die Schultern herabwallendem Haar, das seine Puppe mit mütterlicher Zärtlichkeit umschlungen hielt und dieselbe wiederholt streichelte.

Das Kind hatte ihm den Rücken zugekehrt, so daß Holdsworth, dessen Augen festgebannt an der elfenhaften Gestalt hingen, ihr Gesicht nicht zu sehen vermochte.

Als sie sich plötzlich umwandte und spähend die Straße hinaufschaute, zeigte sie ihm ein Antlitz, auf das Gott ein Gepräge gedrückt hatte, welches den unglückseligen Vater zwang, sich an die Wand zu lehnen, um nicht zu Boden zu sinken. Erblickte er doch sein eigenes Angesicht in Miniature, — das Angesicht, das Dolly geliebt hatte, ehe unerhörte körperliche und geistige Qualen ihm seine Jugendfrische und seine kraftvolle Mannesschönheit genommen hatten.

Er preßte die Hände fest gegen seine Schläfen und starrte, nachdem er sich etwas gefaßt hatte, abermals auf das Kind, dann eilte er zu dem Glockenzug und zog denselben mit großer Hast.

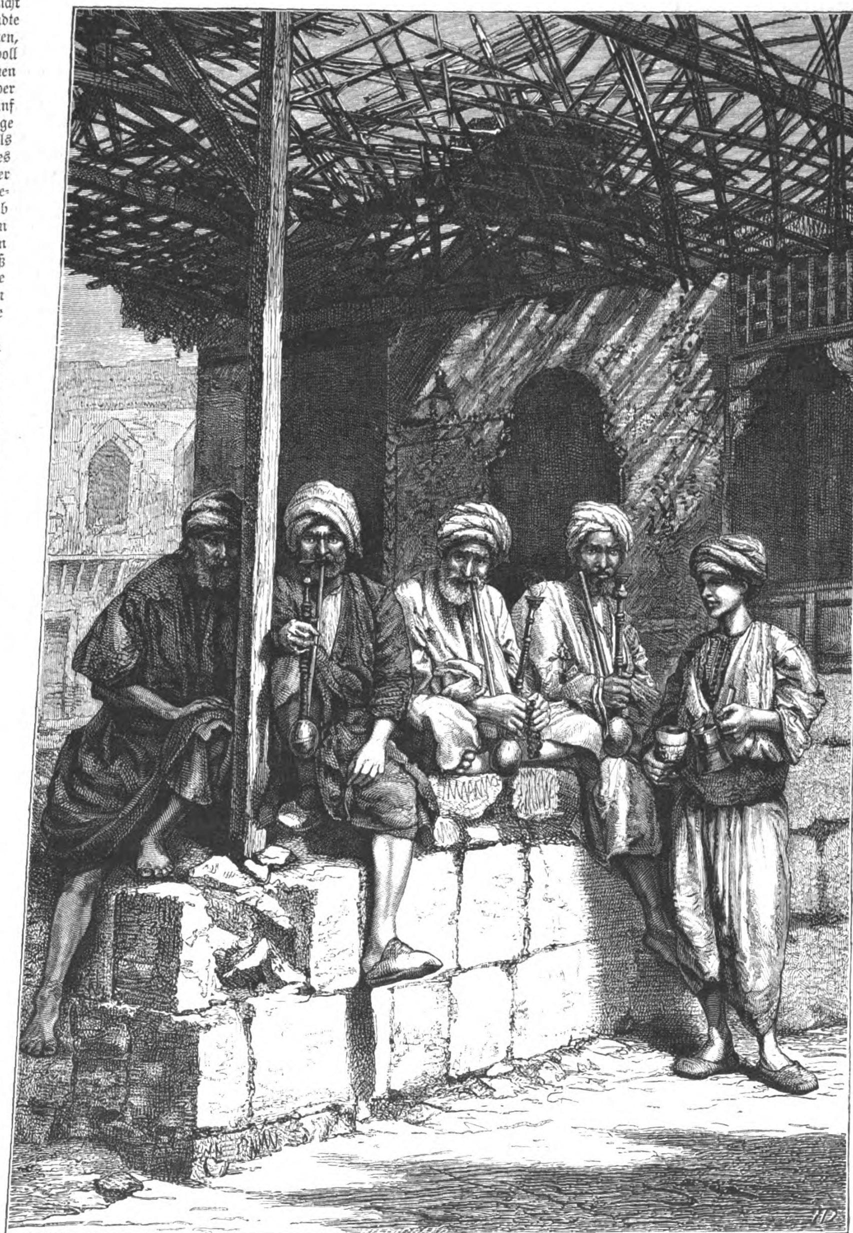
Kaum hatte er das gethan, so bereute er es, denn er fürchtete durch eine solche Unvorsichtigkeit Frau Parrot's Argwohn zu erregen. Mußte es sie nicht befremden, wenn er für ein fremdes Kind ein so lebhaftes Interesse bezeigte?

Er biß sich auf die Lippen und zwang sich mit all' der Kraft, die ihm zu Gebote stand, gelassen dreinzuschauen, und als seine Wirthin gleich darauf die Thür öffnete, sagte er mit fester Stimme und einem gezwungenen Lächeln auf den Lippen:

„Es thut mir leid, Frau Parrot, daß Sie sich meinetwegen bemüht haben. Ich bin ein großer Kinderfreund. Bitte, sagen Sie mir, wem das Kind dort gehört."

Frau Parrot trat zu ihm an's Fenster und entgegnete in einem Tone, der bewies, daß sie seine Frage durchaus nicht merkwürdig fand:

„Das ist die kleine Nelly Holdsworth, die Tochter der Frau Doktor Conway."



Ein armenisches Kaffeehaus. (S. 195.)

„Ach so!" rief Holdsworth.

„Sie ist mein Herzblatt!" fuhr Frau Parrot fort. „Ich habe das Kind gar zu lieb; es ist das einzigste von allen Nachbarskindern, dem ich gern erlaube, in meinen Garten zu kommen; die anderen sind alle so wild und gerathen stets auf dumme Einfälle, sowie man ein Auge von ihnen wendet. Finden Sie nicht auch, daß dieß Mädchen wie eine kleine Prinzessin aussieht? — Und wie niedlich hält sie ihre Puppe! Ich glaube, sie wartet auf ihre Mama."

Frau Parrot klopfte an's Fenster. Das Kind sah sich um und Holdsworth erschrak und trat einen Schritt zurück. Darauf rief Frau Parrot die Kleine herbei. Holdsworth wollte sie daran verhindern, allein die Sprache versagte ihm.

„Sie kommt, Herr Hampden. Ich will sie heraufholen, wenn es Ihnen recht ist."

Und fort eilte sie.

Nach wenigen Sekunden kehrte sie zurück und hielt das Kind an der Hand, welches sich beim Anblick des bleichen, bärtigen Mannes scheu zurückhielt.

„Hier, Herr Hampden, bringe ich Ihnen meine kleine Freundin Nelly," rief Frau Parrot und beugte sich nieder, um das Kind zu küssen. „Nun, sei nicht blöde, sondern gib dem Herrn dort Deine Hand und zeige ihm Deine schöne Puppe. Ich will Dir schon sagen, wenn Deine Mama vorübergeht."

„Komm' zu mir, mein Liebling, komm'!" sagte Holdsworth mit fast lautloser Stimme.

Das Kind näherte sich ihm langsam und nicht ohne mehrere Male still zu stehen und einen ängstlichen Blick auf Frau Parrot zu werfen.

„Pah, pah!" rief die alte Dame, „wer ist wohl so bange, Nelly! Der fremde Herr thut Dir nichts zu leide. Sei ein liebes, artiges Kind und sag' ihm freundlich guten Tag."

Holdsworth streckte seine Hand aus und Nelly faßte sich ein Herz und trat dicht an ihn heran; er ließ sich auf ein Knie nieder und zog sie zu sich.

Im ersten Augenblick war er nicht im Stande, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen, — er war ganz Auge, — ganz liebeglühendes Auge. Ihm war zu Muth, als müsse er die anmuthige Schönheit dieses Kinderantlitzes mit vollen Zügen in sich einsaugen; ein wonniges Gefühl rieselte durch seinen Körper, doch als seine Finger die winzige Hand umschlossen, da fuhr plötzlich ein kalter Frost durch alle seine Glieder.

Er sehnte sich danach, das kleine Wesen an sein Herz zu drücken, seine Lippen auf diesen rosigen Mund zu pressen und seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Ach, und er durfte es nicht!

„Wie heißt Du, mein Kind?"

„Nelly," erwiederte die Kleine, sich so fern als möglich haltend und mit Verwunderung ihm in's Gesicht schauend.

„Nelly? Wie weiter?"

„Nelly Ho'dwort."

Es fuhr ihm jählings durch Mark und Bein, als sein eigener Name, von diesen Kinderlippen gestammelt, an sein Ohr schlug.

„Willst Du mir nicht einen Kuß geben, Nelly?"

Sie hielt ihm den Mund hin und er küßte sie.

„Wie schön Dein Haar ist!" flüsterte er mit einer so innigen Zärtlichkeit im Tone, daß Frau Parrot plötzlich sich umwandte und ihn fragend anschaute.

„Ich liebe die Kinder außerordentlich. Hoffentlich wird dieß kleine Mädchen mich oft, recht oft besuchen," sagte er zu ihrer Erklärung.

„Gewiß, Herr, das wird sie gern thun. Nicht wahr, Nelly?"

Nelly nickte.

„Wie alt bist Du, mein Herz?"

„Vier Jahre."

„Von wem hast Du Deine hübsche Puppe?"

„Von Mama.“

„Du mußt mir die Puppe recht oft bringen, und dann wollen wir alle Drei zusammen Thee trinken, hörst Du, dann spielen wir ‚Gesellschaft‘, und schau einmal her, was ich hier für Dich habe. Einen blanken Schilling Dafür kannst Du Deiner Puppe einen Sonnenschirm kaufen.“

Kein Wort ist im Stande, die Herzlichkeit des Tones zu schildern, den seine Stimme bei diesem Gespräch angenommen hatte.

„Nun, Nelly!“ rief Frau Parrot, „was sagst Du denn zu dem Herrn, der so freundlich mit Dir ist?“

„Danke!“ sagte das Kind und legte die Puppe auf den Fußboden, um das Geldstück mit beiden Händen zu erfassen und es aufmerksam zu betrachten.

„Doch, da kommt Deine Mama,“ unterbrach sie Frau Parrot. „Jetzt mußt Du fort; schnell, mach' dem Herrn einen Knix ... bist auch ein gutes Kind ... und nun nimm Deine Puppe ... so ist's recht.“

Sie nahm Nelly an der Hand und führte sie aus dem Zimmer.

Die Mutter der Kleinen stand an der Pforte ihres Vorgartens jenseits des Weges und sah forschend die Straße hinab und hinauf. Als sie Frau Parrot mit ihrem Kind erblickte, ging sie ihnen, quer über die Straße eilend, entgegen.

In der Nähe von Holdsworth's Fenster blieben die beiden Frauen stehen und unterhielten sich mit einander, während Holdsworth sich dicht an die Wand des Zimmers drückte und sie, durch die Musselingardinen spähend, aufmerksam beobachtete.

In den fünf Jahren, welche seit jenem Tage verflossen waren, da er seine Dolly zuletzt gesehen, hatte sie sich kaum verändert. Ihre Gestalt hatte an frauenhafter Fülle gewonnen; doch das war beinahe Alles, was dieser lange Zeitraum bewirkt hatte. Ihr Antlitz war noch ebenso jugendlich wie damals, als Holdsworth es zum letzten Mal angeschaut hatte; ihre Augen besaßen noch die nämliche tiefe, zarte Färbung, ihr volles Haar seinen lichten Glanz, der Mund seine Lieblichkeit und das ganze Gesicht jenen fast kindlichen Ausdruck, der durch die sanft verschwimmenden Umrisse der einzelnen Züge und durch den kühnen Schwung der feingezogenen Augenbrauen gehoben ward und es schön in ruhigen und noch schöner in erregten Momenten erscheinen ließ. Aber trotz der Jugend und Schönheit, die sie sich bewahrt hatte, hatte ihr Antlitz einen schwermüthigen Ausdruck bekommen, der sich, ohne ihm etwas von seinem Reiz zu rauben, in jedem Lächeln bemerkbar machte.

Ihr Kleid war abgetragen, ihre Handschuhe alt, allein ihre Schönheit ließ sogar das verblichene Gewand, das noch dazu nach der unkleidsamen Mode jener Zeit gemacht war, malerisch erscheinen. Sie trug ein weißes Krepptuch über der bloßen Schulter, und ihr haubenförmiger Hut war durch eine dunkle, lang herabhängende Feder geziert, die durch den Gegensatz den glänzenden Goldton ihres Haares stark hervorhob.

Obgleich er mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte, vernahm er doch ihre Stimme nicht, wohingegen Frau Parrot's freundliches Geplauder laut genug an sein Ohr drang. Die beiden Frauen tauschten offenbar nur die üblichen Höflichkeitsbezeigungen aus. Gleich darauf machte Frau Parrot eine Verbeugung und Mutter und Kind wanderten langsam von dannen.

Holdsworth folgte ihnen mit einem Blick, der dem ähnlich war, welchen er um sich geworfen hatte, als er, von unsagbaren Qualen gefoltert, in dem offenen Boot gesessen und unverwandt nach dem Horizont geschaut hatte, um ein rettendes Schiff zu entdecken. Er bemerkte, wie die kleine Nelly den Schilling, den sie von ihm geschenkt erhalten, in die Höhe hielt, worauf die Mutter stillstand und sich umwandte, und dann abermals ihren Weg fortsetzte und sich dem Bereich seines Gesichtskreises entzog.

(Fortsetzung folgt.)

Raucher-Münchhausiaden.

Ueberboten.

Bei meinem Onkel, dem Chef-Redakteur
Der großen polit'schen Ohio-Zeitung,
Geht durch die Bureaux die Kreuz und die Quer
Höchst praktisch eine Luftröhrenleitung.

Von seinem Pulte aus führt sie vorbei
Am Tische der sämmtlichen Korrektoren,
Und weiterhin gleich in die Druckerei
Zum Stande der Setzer und der Faktoren.

Und was mein Onkel dann Satz für Satz
Von seinen Artikeln hat fertig geschrieben,
Das wird ganz einfach von seinem Platz
Im Rohre durch Luftdruck weitergetrieben.

Doch nicht pneumatisch oder durch Stoß
Und Druck des Kolbens der Dampfmaschine,
Zum Treiben des Manuskriptes bloß
Bedient sich mein Onkel der Raucher-Routine.

Er steckt das Papier in die Leitung hinein,
Gefalzt wie ein Pfeil, um besser zu fliegen,
Dann bläst er geschickt den Rauch hinterdrein
Aus seiner Cigarre mit kräftigen Zügen.

Das hat er genau durch die Uebung heraus,
Wie weit allemal das Papier soll fliegen,
An richtiger Stelle, da stößt es hinaus
Die Klappe und bleibt vor dem Setzer liegen.

Höchst wunderbar! riefen die Freunde im Kreis,
Man sollte dergleichen wahrhaftig kaum glauben!
Nur Einer, der sagte: Ihr Herren, ich weiß
Dem Onkel denn doch den Vorrang zu rauben:

Mein Schwager in Pennsylvanien weiß auch
Besonders geschickt und kräftig zu rauchen,
Versteht es, von seiner Citarre den Rauch
In seinem Gewerbe höchst nützlich zu brauchen.

Er hat in den Wäldern dort angelegt
Dampfschneidemühlen und Bauholzsägen:
Wie er diese Werke zu treiben pflegt,
Das muß wahrhaftig Bewundrung erregen.

Man würde, gerechnet nach Pferdekraft,
An Dampf ich weiß nicht gleich wie viel verbrauchen;
Die sämmtliche Triebkraft aber verschafft
Mein Schwager sich bloß durch's — Cigarrenrauchen.

So riesig raucht er und so geschickt
Weiß er der Dämpfe Kraft zu vertheilen,
Daß es nur durch Sicherheitsklappen ihm glückt
Das Triebwerk zu schützen vorm Uebereilen.

Unmöglich! rief Alles, schweigt davon nur still,
Das ist denn doch allzu sehr übertrieben!
Doch nicht! ihr Herrn, sprach ein Dritter; ich will
Erzählen, was jüngst mir mein Freund geschrieben.

Was Jener erzählt, zeigt die rohe Kraft
Beim Rauchen, doch was die Gewandtheit vermöge,
Das hat erst mein Freund in Australien geschafft,
Er brachte das Schwierigste doch zuwege.

Er hat sich 'nen Luftballon dort erbaut
Und fährt darin meilenweit spazieren
In jeglichem Wetter, wenn Niemand sich's traut;
Er kann ihn trotz heftigem Sturme regieren.

Und wißt ihr, was bloß er zum Füllen gebraucht?
— Den Rauch der Cigarre, um aufzufliegen,
Und wie er nach rechts oder links hin raucht,
So lenkt den Ballon er nach seinem Vergnügen.

Und wenn die Cigarre zu Ende geht
Und er nicht mehr Lust hat weiter zu rauchen,
So sinkt der Ballon; gewiß, Der versteht
Den Rauch der Cigarre am besten zu brauchen.

Aus: „Raucherlieder“ von Ernst Leistner (Hartleben's Verlag, Wien, Leipzig, Pest.).

Im Busch.

Abenteuer eines Weihnachtsabends.

Von

Fr. Richter.

(Bild S. 193.)

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem außerordentlich milden Nachmittag des vierundzwanzigsten Dezembers — erzählte mein Onkel, ein Großgrundbesitzer in Mähren — meine Frau machte unendlich geheimnißvolle Vorbereitungen zum Aufbauen im hermetisch verschlossenen Eßzimmer, meine Söhne rauchten unendlich viel Pfeifen und spielten unendlich viel Partieen Skat; ich langweilte mich gründlich, als ich, um einige Stunden zu tödten, beschloß, schnell noch einmal in den sogenannten Busch — ein ziemlich umfangreicher Wald, der sehr mit Unterholz durchwachsen war — zu spazieren, um nach meinen Fuchsfallen zu sehen. Da man seit geraumer Zeit nichts von Wilddieben gehört und gemerkt hatte, so nahm ich keinerlei Waffen mit und wanderte wohlgemuth so zwischen Licht und Dämmerung den ganz menschenleeren Pfad hinauf zu dem Hochplateau, auf welchem der Wald bis zur preußisch-schlesischen Grenze sich erstreckte. Ich pfiff dem Hunde, der mich stets zu begleiten pflegte, und diesem schloß sich noch eine Dachshündin an, welche ich keinen Grund hatte zurückzujagen, und mit Pollux dahintrotten ließ.

So wanderten wir tapfer darauf zu, erreichten den Wald, arbeiteten uns durch das Dickicht und gelangten etwa um fünf Uhr Nachmittags zu der ersten Fuchsfalle.

Die Falle war leer und ich wäre sicher vorüber gegangen, wenn nicht beide Hunde so verdächtig dort herumgeschnuppert und dann die Richtung schnell nach der zweiten Falle zu genommen hätten; ich hielt sie mit Mühe zurück, um die Falle erst genauer zu untersuchen; dabei entdeckte ich denn zu meiner Verwunderung Fuchshaare, Blutspuren und im regendurchweichten Boden die Abdrücke von plumpen Männerschuhen, und es war mir klar, daß ein Fuchs in der Falle gewesen und gestohlen worden.

Wer konnte das gethan haben? Weit herum lagen keine Dörfer und die Arbeiter sowohl auf meiner wie auf den benachbarten Herrschaften hatten für das Fuchsfell gar keine Verwerthung gehabt, denn eine Reise nach B. würde sie dreimal mehr gekostet haben, als das Fell eingebracht. Es konnte also nur von fremden Strolchen, und zwar solchen, welche die größte Noth trieb, die Falle geplündert sein.

Nachdenklich folgte ich den schnell voran laufenden Hunden und kam zur zweiten Falle. Dort waren wieder Fußspuren, und zwar ganz frische, und wie ich zählte solche von drei Männern; jedoch sicher kein Fuchs in der Falle gewesen. Die Falle also doch von den Strolchen revidirt worden.

Allein im Walde, etwa eine Stunde entfernt von meiner Behausung und sechs, sieben Stunden von jeder andern menschlichen Wohnung, beim hereinbrechenden Weihnachtsabend, wo sicher jeder noch so arme Holzsucher bei seiner Familie sein wird, die frischen Spuren von Strolchen zu entdecken, ist keine anheimelnde Sache, und obgleich ich durchaus kein Feigling bin, ward es mir doch etwas unheimlich zu Muthe. Wozu weiter in den Wald hineingehen? sagte ich mir, nützen kann dieß in keinem Fall, eine Begegnung mit diesen sicher hieher in die Einsamkeit Gehetzten jedoch sehr gefahrvoll sein, und so beschloß ich zu wenden und nach Hause zurückzukehren. Da schlugen beide Hunde wüthend an und stürzten, ohne auf mein Zurufen und Pfeifen zu hören, tiefer in den Wald hinein; gleich darauf ertönte ein durchdringendes Heulen, Winseln und Bellen, das gellend durch den Wald schallte. Es waren Schmerzenstöne der Hündin, die unzweifelhaft schwer verwundet worden, und das — mein Hund in meinem Walde verwundet — trieb mir das Jägerblut in den Kopf, das benahm mir jede Vorsicht; ich sprang dem Geheul nach und befand mich nach wenigen Augenblicken drei verlumpten, schmutzigen Kerlen gegenüber, die sich mit Knütteln gegen Pollux vertheidigten, während die Hündin heulend und schreiend am Boden sich wälzte.

„Was habt ihr hier zu suchen?“ schrie ich die Kerle an. „Wer gibt euch das Recht, hier meine Hunde zu mißhandeln?“

Statt aller Antwort wandten sich jetzt die mir völlig fremden und unter einander böhmisch redenden Gesellen mir zu, glotzten mich mit unheimlichen Augen an, gaben sich mit den Augen Winke und plötzlich hatte mich einer der Gesellen von hinten um den Leib gepackt und suchte mich auf den Boden zu werfen. Der Bursche hatte sich jedoch in meiner Körperkraft verrechnet. In dem Moment, wo ich eine Berührung von hinten spürte, trat ich hinterwärts so heftig mit dem Fuß aus, daß dieser Kerl, einen Schmerzensruf ausstoßend, mich losließ und zur Erde fiel; gleichzeitig stürzte sich Pollux auf den Liegenden und biß ihn in das Gesicht und suchte ihn bei der Kehle zu fassen. Während ich jetzt nach irgend einer Waffe mich umsah, um die beiden jetzt wüthend auf mich eindringenden Kerle von mir abzuhalten, hatte der Liegende den Hund gepackt und drückte mit der Kraft der Verzweiflung seinen Kopf in die nasse Erde, und an den gurgelnden Tönen, die das arme Thier ausstieß, hörte ich, daß es in wenigen Minuten erstickt sein würde.

Es war ein kostbares, kluges, treues, anhängliches Thier, mein Pollux, und der Gedanke, ihn durch diese Strolche hier zu verlieren, machte mich vor Zorn kopflos; ich warf mich mit aller Kraft, der ich fähig, auf diesen Burschen, warf ihn über den Haufen, trat ihn in's Gesicht, auf den Kopf. Pollux kam jetzt frei, aber dafür wurde ich von den anderen beiden Strolchen gepackt und man versuchte mir den Hals zuzuschnüren und einen Knebel in den Mund zu zwingen. Ich schrie aus Leibeskräften, Pollux stieß ein wüthendes Gebell aus, die Hündin heulte und schrie in verstärktem Maße, als ob sie wüßte, daß man mir an das Leben wollte. Es war ein Höllenlärm in dem dämmerig stillen Wald, während die beiden Burschen lautlos mich zu bewältigen trachteten und der am Boden Liegende stöhnend sich aufzurichten suchte.

Ich rang mit übermenschlicher Kraft, ich hätte mir das gar nicht zugetraut; ich theilte Faustschläge aus, daß es krachte und mir der Arm bis zum Zerbrechen erschüttert wurde; aber die wilden Kerle hatten eiserne Köpfe und Arme, die nur Muskel zu sein schienen; sie hatten mich jetzt gepackt, daß mir die Rippen verdächtig nach innen getrieben wurden, ich konnte nicht mehr schreien, weil mir die Luft fehlte, ich fühlte mich schon öfter vom Boden gehoben, meine Lage ward verzweifelt. Wenn es dem dritten Manne gelang, bis zu meinen Füßen hinzukriechen und diese mir unter dem Leibe fortzuziehen, war ich verloren, denn daß die Burschen, die wüthend wie die Büffel waren, mich nach der Beraubung am Leben lassen würden, war schwer zu glauben. Es mußte etwas Unerhörtes von meiner Seite geschehen, wenn ich den Strolchen entfliehen konnte.

Blitzschnell kreuzten sich die Vorstellungen in meinem Gehirn, während ich keuchte und rang. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich geschwind zu ducken, und zwischen den beiden Kerlen hindurch mich windend, einen dieser von hinten anzugreifen. Ich führte diesen tollen Plan aus und er gelang, die beiden Gesellen stürzten gegen einander, und ehe sie sich von ihrer Verwunderung sammeln konnten, hatte ich den mir Nächsten im Genick ergriffen und mit aller Kraft zur Erde geworfen. Da hatte sich aber der dritte Räuber endlich erhoben, umfaßte mich, der Niedergeworfene stand auch wieder aufrecht und jetzt gab ich mich verloren. Da plötzlich krachte ein Schuß, ich fühlte, wie der eine der Burschen zuckte, seine Arme von mir ließen, und mir gegenüber erblickte ich meinen ältesten Sohn mit dem Verwalter als meine Retter. Es dauerte nicht lange, so hatten wir jetzt die übrigen beiden Strolche in der Gewalt, sie wurden geknebelt. Der Getroffene hatte nichts mehr nöthig, die Kugel war ihm in's Rückgrat gedrungen und er gab seinen Geist auf, noch bevor wir uns zu ihm wenden konnten, und jetzt ging es an's Examiniren.

Zuerst hieß es zu den Strolchen: „Wo kommt ihr her, wer seid ihr?“ und da stellte sich denn heraus, daß wir drei aus dem görlitzer Zuchthaus entsprungene Sträflinge vor uns hatten, welche die Verfolgung in unsern Busch getrieben und jetzt auf jede Art, die sich ihnen darbot, Geld sich verschaffen wollten und welche für diese Nacht, wo wohl am wenigsten Wachsamkeit walten würde, unserem Gutshause einen Besuch zugedacht hatten. Stemmeisen, Brechstangen und auch eine doppelläufige Pistole fanden wir einige Tage später in ihrem Schlupfwinkel. Diesen Besuch hatte mein verhängnißvoller Nachmittagsspaziergang glücklich vereitelt.

„Aber wie kamst Du hieher, Robert?“ war meine nächste Frage.

„Ja, Vater,“ lachte jetzt der Schlingel, „das will ich Dir

erklären: Du gingst vom Hause fort und ich sah Dich aus dem Fenster dem Walde zu marschiren. Was mag der Alte, — entschuldige diesen unehrerbietigen Ausdruck, aber ich sagte wirklich so zu Friedrich, — was mag der Alte jetzt noch im Walde zu suchen haben? Einen Weihnachtsbaum für uns doch gewiß nicht. ‚Ach,' sagt Fritz, ‚Fuchsfallen,' und stopft sich wieder seine Pfeife. ‚Es wird bald Nacht,' sage ich darauf, ‚es kann nicht schaden, wenn ich ein Bissel nachspaziere,' und da der Verwalter auch nicht wußte, was er bis zur Bescherung machen sollte, so rief ich ihm zu, mitzukommen und die Büchse nur zum Spaß über die Schulter zu hängen. So schlenderten wir denn eine halbe Stunde den Weg hinauf. Plötzlich höre ich Pollux so scharf bellen und gleich darauf Betty so elend heulen. ‚Halt, da gibt's etwas!' rief ich Zoppert zu, und nun liefen wir wie ein paar Hühnerhunde und kamen noch gerade zur rechten Zeit, um Dir, Papa, das Leben zu Weihnachten zu schenken."

Ich fiel meinem Sohn um den Hals und drückte dem Verwalter die Hand; als ich aber nun den Rückweg antreten wollte, fühlte ich nach den ersten drei Schritten schon ein sonderbares Klingen vor den Ohren, ich sah merkwürdig schönes Feuerwerk dicht vor meinen Augen, hörte noch einen Ausruf meines Sohnes und dann sauste es mir vor den Ohren wie Meeresbrausen. Als ich nach einiger Zeit mich umsah, nahm ich zu meiner Verwunderung wahr, daß ich im Bette lag und meine ganze Familie, meine Frau ganz aufgelöst in Thränen, um mich versammelt war.

„Was habt ihr denn?" fragte ich. Es ist doch noch nicht Morgen!"

„Nein," ergriff jetzt Robert das Wort, „Papa, es ist zehn Uhr Abends und Du bist jetzt fünf Stunden besinnungslos gewesen."

Es dauerte eine gute Viertelstunde, bis ich mir wieder in's Gedächtniß gerufen, was denn eigentlich mit mir geschehen. Ich fühlte mich am ganzen Körper wie gerädert, aber nichts war gebrochen und meine Ohnmacht nur Erschöpfung, körperliche und gleich große geistige gewesen. Ich trank ein gutes Glas Grog und bestand dann darauf, daß die so jäh verhinderte Bescherung — denn meine Frau war eben dabei, die Lichter an dem Weihnachtsbaum anzuzünden, als man mich angeschleppt brachte — noch heute Abend, noch jetzt wieder aufgenommen wurde.

Auf einem Lehnstuhl sitzend, wohnte ich dieser Weihnachtsfeierlichkeit bei, nahm ich auch meine Geschenke in Empfang, und ich muß gestehen, daß ich mich nicht erinnere, weder früher noch später in meinem Leben einen freudigeren Weihnachtsabend erlebt zu haben. Der furchtbare Hintergrund des eben Durchlebten gab sowohl bei mir wie bei meiner Familie, und nicht minder bei all' meinen Gutsleuten, dem friedlichen Bescherungsfest, das wir jetzt feierten, einen ganz eigenen Schimmer von Dankbarkeit, Freude, Zufriedenheit und Glückseligkeit.

So — schloß mein Onkel, dessen Haupt jetzt schon schneeweißes Haar bedeckte und dessen Sohn Robert gleichfalls ein recht gediegener Graukopf war, — ich höre die Klingel, nun wird Mutter die Thüre gleich aufsperren und die Bescherung kann losgehen.

„Seht ihr, die Stunde vor Abend ist herumgegangen, ihr wißt nicht wie, ihr konntet das Klingeln nicht erleben und jetzt habt ihr sogar das Zeichen überhört. Nun mir schien damals jede Minute eine Ewigkeit, und trotz des Glückes an diesem Weihnachtsabend, fing von jenem vierundzwanzigsten Dezember an mein Haar grau zu werden."

„Hurrah! es lebe unser Onkel!" schrieen wir Neffen und Großneffen und gingen dem Lichterglanz, der aus dem geöffneten Eßsaal in das dunkle Zimmer, wo wir saßen, herausschimmerte, entgegen.

Denksprüche.

Treue und Glauben sind der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft.
Herder.

*

Es ist wohl Manches ein Glück und macht doch Manchen nicht glücklich.
Paul Heyse.

*

Es gibt Keinen, der nicht in irgend Etwas der Lehrer des Andern sein könne.
Gracian.

*

Das Mitleid ist die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst.
Heine.

*

Die Hoffnung — trügerisch wie sie auch ist — dient wenigstens dazu, uns auf einem angenehmen Weg an's Ende des Lebens zu führen.
La Rochefoucauld.

*

Ein langes Hoffen ist süßer als ein kurzes Ueberraschen.
J. Paul.

*

Nur Eine Ansicht ist unwahr, die, daß nur Eine Ansicht wahr sei.
Feuchtersleben.

*

Es gibt Menschen, die sich auch innerlich kleiden, wie es die Mode heischt.
B. Auerbach.

*

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.
Lichtenberg.



Kein Wasser.

Die „gefiederte Welt" veröffentlichte neulich einen sehr interessanten Auffatz unter dem Titel: „Verlangen die Raubvögel Wasser in der Gefangenschaft?" Sie erhielt darauf folgende hochinteressante Zuschrift, die wir ihres merkwürdigen Inhaltes wegen unseren Lesern hier wiedergeben wollen: „Ich erhielt anfangs der sechsziger Jahre von einem aus Nordamerika kommenden Schiffer einen jungen, ungefähr 10—11 Zoll hohen und etwa 2 Fuß klafternden Adler. Die Brust war braun und weiß gefleckt, der Rücken mehr braun und weniger weiß, Flügel, Kopf und Schwanz dunkelbraun, Schnabel und Fänge grüngelb. Der Vogel wurde von mir und Anderen, welche viele Seeadler, die am Seestrand auf der frischen Nehrung horsten, gesehen hatten, für einen jungen Seeadler gehalten. Ich fütterte ihn mit Fleisch und Fischen, die er in reichlichen Mengen zu sich nahm. Zur Wohnung bekam er einen ungefähr 7 Fuß breiten, 6 Fuß hohen und 3 Fuß tiefen Käfig; bald verlor er seine Wildheit und erfreute mich namentlich durch sein freudiges Gebahren, das er in allerdings nicht angenehmen Tönen (die einem überaus gellenden Lachen ähnlich waren) vernehmen ließ, sobald sich eine ihm bekannte Persönlichkeit dem Käfige näherte; auf fremde Persönlichkeiten dagegen schoß er sofort los und wurde nur durch die Sprossen des Käfigs von feindseligen Angriffen zurückgehalten. Der Vogel bekam im ersten Jahre täglich stets einen Napf mit frischem Wasser, das ihm jedoch, da er es niemals berührte, nach jener Zeit entzogen wurde. Dagegen badete er im Sommer gern und erhielt zu dem Zweck an warmen Tagen regelmäßig einen Kübel mit Wasser.

Das Gefieder änderte sich von Jahr zu Jahr: die weißen Federn an Brust und Rücken verschwanden immer mehr, die Flügel wurden immer dunkler und zuletzt ganz schwarz, der Rücken tief dunkelbraun, während Fänge und Schnabel eine goldgelbe Farbe bekamen. Im vierten Jahre wurden Kopf, Hals und Schwanz hellbraun und da merkte ich erst, daß der Vogel ein weißköpfiger Seeadler (Haliaëtus leucocephalus) war, während das Verschwinden der weißen Federn schon ein Jahr früher klar gemacht, daß es kein gewöhnlicher Seeadler sein konnte. Im fünften Jahre nahmen Kopf, Hals und Schwanz eine reinweiße, glänzende Farbe an, und der stattliche, gegen 2 Fuß hohe Vogel, dessen Flügelweite fast die ganze Breite des Käfigs ausfüllte, hatte in diesem Jahre seine volle Schönheit erlangt. Ich machte im sechsten Jahre dem zoologischen Garten von Köln ein Geschenk mit dem Adler, da er dort jedenfalls besser aufgehoben war als bei mir.

Der Vogel hat die ganze Zeit, während welcher ich ihn besaß, kein Wasser getrunken; Fleisch und Fische waren seine Nahrung; daß er sich jedoch vollkommen wohl befand, bezeugte sein schönes, glänzendes Gefieder. Fische von 6—8 Zoll Länge verschlang er ganz, größere zerstückelte er, sie mit einer Kralle an die Sitzstange fest klammernd und immer zuerst ihren Rücken angreifend. Gab man ihm einen Fisch mit dem Schwanzende nach vorn, so nahm er ihn in den Schnabel, warf ihn in die Höhe, so daß er mit dem Kopfe voran herunter fiel, fing ihn mit dem Schnabel wieder auf und verschluckte ihn. Geflügel legte er auf den Rücken, rupfte die Federn der Brust mit einer Geschicklichkeit und Sauberkeit ab, die der besten Köchin Ehre gemacht hätte, und verzehrte Brust- und Schenkelfleisch; von größeren Thieren fraß er niemals die Eingeweide. Ein alter, naturwissenschaftlich gebildeter Jäger sagte mir, daß Raubvögel, welche nicht asen, — und mein Adler fraß durchaus kein Fleisch oder Fische, welche schon etwas „anrüchig" waren — bis sechzig Tage ohne jede Nahrung zubringen könnten. So unwahrscheinlich mir das klang, so wollte ich meinen Adler doch auf die Probe stellen. Achtundzwanzig Tage lang wurde ihm jede Nahrung entzogen. Als dann aber sein Gefieder sehr ruppig wurde und er sein Lachen ganz einstellte, mochte ich das Experiment nicht weiter treiben, sondern reichte ihm, da zufällig an demselben Tage einem meiner Bekannten eine halbfette Pute krepirt war, dieselbe, welche er in einer Mahlzeit auch fast ganz verzehrte. — —

Das ist die Geschichte meines Adlers. Man ersieht daraus, daß es Raubvögel gibt, welche kein Wasser verlangen und selbst, falls man es ihnen verabfolgt, dasselbe zurückweisen. Uebrigens sagte mir der bereits erwähnte Jäger, daß nur diejenigen Raubvögel, welche Aas verzehren, trinken und zwar sehr viel, während die anderen, welche nicht asen, gar kein Wasser zu sich nehmen."

Amerikanische Geheimpolizei.

Zu diesem Kapitel liefert die Newyorker „Deutsche allg. Ztg." in einer Lokalkorrespondenz folgende interessante Beiträge: „Die Entwickelung New-Yorks zur Handelsstadt erster Klasse und deren Charakter als Geld-Centre der Union hat in unserer Mitte einen Geschäftszweig erstehen und erblühen lassen, dessen Verzweigungen sich nach allen Theilen der Welt erstrecken. Das System der Detektiveagenturen ist mit unserem Geschäftsleben, ja man darf wohl behaupten, selbst mit vielen Phasen unseres gesellschaftlichen Lebens auf das Innigste liirt. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren litt das Bank-Liquidationshaus (Clearing House) unter einer Reihe von Betrügereien, deren Entdeckung allen Nachforschungen der Direktoren und Beamten des Instituts spottete. Die städtische Geheimpolizei, welche damals schlecht organisirt war und sich auch gerade nicht vor der jetzigen durch Scharfsinn auszeichnete, gelangte ebenfalls in ihren Nachforschungen zu keinem Resulat. Da beschloß das Direktorium, einen Detektive für den ausschließlichen Dienst in ihrem Geschäft anzustellen und ernannte zu diesem Posten ‚Gil-Hayes'. Diese Ernennung war der Ursprung unseres Privat-Detektive-Systems. Die fünf bedeutenden Agenturen, welche gegenwärtig in unserer Stadt bestehen und das Vertrauen der Geschäftswelt genießen, beschäftigen nahezu hundert regelmäßige Agenten und eine ganze Zahl Spionen, Reisende, Führer und Unteragenten aller Art. Das Einkommen der ‚Regelmäßigen' beträgt nicht selten 20,000 Doll. das Jahr, während die Unteragenten von 1000 Doll. bis 5000 Doll. Salair oder Gebühren empfangen. Neben den angeführten bedeutenden Agenturen existirt eine Anzahl Institute, welche sich fast ausschließlich mit der Aufspürung sozialer Vergehen beschäftigen und nicht des besten Rufes genießen. Die Eisenbahn-, Expreß- und Versicherungs-Gesellschaften, die großen Läden und Hotels beschäftigen alle ihre Privatdetektives und beanspruchen selten die Hülfe der Polizei. Mit dem wachsendem Reichthum der Stadt hielt das Verbrechen Schritt und das Geschäft der Privat-Detektives blüht. Als Regel beschäftigen sich diese nur mit Civilfällen, da sie keine gesetzliche Autorität, also auch nicht das Recht der Verhaftung besitzen und deßwegen gerade nicht ein Schrecken der untern Verbrecherklasse sind. Nur die Agentur des berühmten Detektive Allan Pinketon macht eine Ausnahme. Dessen Agenten sind als Deputy Sheriffs in allen Staaten der Union eingeschworen. Sie sind durch ihre Energie, ihren Scharfsinn zum Schrecken der Verbrecher geworden und haben sich durch ihre Vertrauenswürdigkeit die Achtung des Publikums erworben. Die großen Verbrechen, welche selten in die Oeffentlichkeit dringen, werden fast ausschließlich von Pinketon's Leuten ‚aufgearbeitet', wie der technische Ausdruck lautet. Die Organisation dieser Agentur ist eine streng militärische und wird unter dem Personal die strammste Disziplin gehandhabt. Wird ein Verbrechen gemeldet und die Agentur mit der Aufspürung der Thäter betraut, so eröffnet der Sekretär eine Rubrik in dem Hauptbuch, in welche im Verlauf des Falles alle auf denselben Bezug habenden Erhebungen, Personalbeschreibungen, Korrespondenzen u. s. w. eingetragen werden. Nachdem der Thatbestand festgestellt worden ist, wird die Angelegenheit einem Sektions-Chef, in dessen Ressort der Fall einschlägt, übergeben. Derselbe ist nun verantwortlich für jeden weiteren Schritt, der in der Angelegenheit gethan wird. Er legt zunächst den Thatbestand seinen Agenten in einer Art Kriegsrath vor, in dem die Pläne, der Verbrecher habhaft zu werden, berathen und entworfen werden. Hat man sich über dieselben geeinigt, so werden sie dem Chef zur Begutachtung vorgelegt und wenn treffend befunden, der Sektions-Chef oder einer der Agenten mit der Oberleitung der weiteren Maßnahmen betraut. Dieser wählt sich seine Gehülfen, die nöthigen Spione, ‚Schatten', Vertrauenspersonen, männlichen und weiblichen Geschlechts, aus. Eine bestimmte Summe wird ihm bei dem Kassier angewiesen, auf die er nach Belieben ziehen kann. Liegt ein sehr schweres Verbrechen, ein Mord, oder eine jener großartigen Betrügereien, Aktien-Fälschungen rc. vor, so werden alle Agenten und Sektionschefs, sowie die Chefs der Unteragenten zu einer allgemeinen Besprechung berufen, damit die nöthigen Maßnahmen zur Aufspürung der Verbrecher oder zur Wiedererlangung des gestohlenen Gutes in allen Theilen des Landes gleichzeitig exekutirt werden können. Solche Zweig- oder Unteragenturen hat Pinketon in Boston, Philadelphia (Taggartsagentur), Chicago, Cincinnati, Omaha, San Francisco, New-Orleans, Brownsville, New-Mexico und Rio de Janeiro und in Paris, London und Frankfurt a. M. Letztere Agentur wird von dem Vereinigten Staaten-Schatzamt benutzt, um die Auszahlung der Coupons zu überwachen und allenfallsigen Fälschungen und Nachahmungen derselben oder der Bonds auf die Spur zu kommen.

Die Termiten.

In seinem neuen Buche „Aus dem Geistesleben der Thiere" erzählt Dr. Ludwig Büchner von den mit Unrecht zu den Ameisen gerechneten Termiten oder weißen Ameisen der tropischen Regionen Folgendes: „Das Staatswesen der Termiten, welche einer ganz andern Ordnung der Insekten (als die Ameisen), jener der Netzflügler, angehören und am nächsten mit unsern Kakarlaken oder Schaben verwandt sind, scheint fast noch entwickelter zu sein, als das der Ameisen, wie z. B. der Umstand zeigt, daß sie ein wohlgeordnetes stehendes Heer unterhalten; ihr Bautalent aber übertrifft alles dem Aehnliche; sie bauen förmliche Kastelle, Kanäle und leisten Fabelhaftes im Weg- und Brückenbau. Für den Naturbeobachter eines der Wunder der Schöpfung, sind sie aber für die Bewohner der Gegenden, in denen sie leben eine wahre Geißel. Geborene Zerstörer, schonen sie nichts, was nicht von Eisen oder Stein ist. Namentlich ist Alles, was von Holz ist, ihren Angriffen ausgesetzt, und die von ihnen angerichteten Zerstörungen sind um so unheimlicher, als sie dem Auge nicht sichtbar sind, und in der Regel erst bemerkt werden, wenn es zu spät ist, sie zu hindern. Sie haben nämlich die merkwürdige Gewohnheit, alle von ihnen angegriffenen Gegenstände von innen heraus zu zerstören oder anzunagen und die äußere Hülle stehen zu lassen, so daß deren äußerer Anblick den gefährlichen Zustand ihres Innern nicht ahnen oder errathen läßt. In solcher Weise werden auch ganze von Holz aufgeführte Gebäude, hölzerne Schiffe, Bäume u. s. w. derart von ihnen zorstört, daß sie schließlich, und ohne daß man von der Zerstörung etwas merkt, zusammenstürzen. Nach Europa sind die Termiten wohl erst durch überseeische Schiffe eingeführt worden und haben sich auch hier sofort in Italien, Spanien, Frankreich, sowie in den Gewächshäusern von Schönbrunn bei Wien als äußerst gefährliche Feinde des Holzes bemerkbar gemacht. Nach Schönbrunn kamen sie wahrscheinlich mit Pflanzen aus Brasilien; sie zerstören sowohl die hölzernen Pflanzenkübel als auch das Gebälke, so daß im Jahre 1839 eines der großen Gewächshäuser niedergerissen werden mußte. Sie vermehrten sich stark bei einer Temperatur von + 24 Grad Reaumur im Innern der Gewächshäuser, sind aber jetzt gänzlich ausgetilgt. In Westafrika machten sie mehrere verlassene Wohnsitze der Eingeborenen dem Boden gleich, und in ganz Südamerika sind, wie Humboldt erzählt, Bücher, welche älter sind als 50 Jahre, eine Seltenheit, weil die Termiten die löbliche Gewohnheit haben, ihre Gänge in die Bibliotheken und quer durch die Bücherreihen zu führen. In den Seestädten Brasiliens und Ostindiens erliegen oft ganze Magazine ihrer Zerstörungswuth.

Ein Aushorcher bei Don Carlos.

Wie unverfroren, ja man kann sagen unverschämt, amerikanische Zeitungsreporter (Berichterstatter) sind, und mit welcher riesigen Ausdauer dieselben ein Ziel verfolgen, wenn es gilt, ihrem Blatt eine interessante Neuigkeit zu bringen, ist ja bekannt genug. Doch kann man dieß jenen Menschen kaum übel nehmen, da es ihr Beruf ist, der allmächtigen amerikanischen Presse — oft mit Hintansetzung des guten Tones und jeglicher Ceremonie und Etikette — dienstbar zu sein. Sie selbst bilden ja ein unabhängiges, allgemein gefürchtetes und darum geschmeicheltes Volk im Volke, dem jede Thür, sei es zu den geheimsten Staatsrathssitzungen oder zum Präsidenten der Vereinigten Staaten selbst, willig geöffnet ist. Bei jeder Verhandlung von allgemeinem Interesse, bei jeder öffentlichen oder Privatfeier denkt man zuerst daran, für die Reporter einen guten, ja vielleicht den besten Platz zu reserviren und ihnen mit jeder erdenklichen Auskunft über den Zweck und Verlauf der Handlung bereitwillig entgegenzukommen. Ist es bei dieser vom Volke, von der Gesellschaft verwöhnten Menschenklasse zu verwundern, wenn sich eine ungenirte, ja oft ungeziemende Arroganz einbürgert, welche, im Verein mit der raffinirtesten Schlauheit und Berechnung und mit der Gabe, sich die ungangbarsten Wege gangbar, die taubsten Ohren hörend und die stummsten Zungen redend zu machen, über alle Schwierigkeiten siegt, die sich der Erreichung eines Zweckes entgegenstellen? Einen trefflichen und schlagenden Beweis dieser letztern Behauptung bietet der im Nachstehenden erzählte kleine Vorfall, der sich vor kurzer Zeit in New-York bei Gelegenheit der Anwesenheit des spanischen Kronprätendenten Don Carlos faktisch zutrug.

Don Carlos kam von Mexiko über New-Orleans und Philadelphia und war auf der Rückreise nach England begriffen, mußte aber geschäftlicher Angelegenheiten halber noch einige Tage in New-York verweilen. Er nahm Wohnung im vornehmen 5. Avenue-Hotel, woselbst man ihm eine Flucht der elegantesten Salons angeboten hatte. Der Prätendent lebte zurückgezogen und verließ mit Ausnahme des Morgens, wenn er sich zur Messe begab, und des Nachmittags, wenn er einen Spazierritt im Centralpark unternahm, fast nie seine Zimmer. Nur mit Mühe und Dank der Sorgfalt seiner beiden begleitenden Adjutanten konnte er sich der aufdringlichen und lästigen Besuche und Aushorcher der eitlen und titelsüchtigen Shoddyaristokratie, sowie der Reporter erwehren, die von Morgens bis Abends das Hotel belagerten, um sich ihrer Einladungen, Anerbietungen und Gesuche persönlich zu entledigen. Alles vergebens. „Majestät ist ausgegangen,“ „Majestät diniren,“ „Majestät geruhen zu schlafen,“ lauteten die von einem höfischen Lächeln und Achselzucken begleiteten Entschuldigungen der Adjutanten oder Kammerherren. Mit langen Gesichtern mußten die auf die Ehre einer Unterredung mit einem so hochgeborenen Mann oder die im Vorgenusse der Hunderte für ihre interessante Neuigkeit versprochenen Dollars schon jubelnden Reporter unverrichteter Sache

Das Gänsi.

Gedicht in frankfurter Mundart von **Fr. Stoltze**; illustrirt von **G. Schmidt.**



Vor'm Jahr, wo's Welschkorn selte war,
War'sch dheuer, Gäns zu mäste,
Dadriwer dhat sich offebar
E aarmer Schuster bräste.

„Ach,“ seifzt er, „ach! mei Gänsi hätt'
Ich derr, un ääch en Kroppe!
Doch, liwer Gott, wie mach' ich's fett?
Ich hab' derr nix zum Stoppe!“

Un wie er noch so seifzt, da kimmt
Mei'm Schuster e Gedanke,
Er lääft in Keller derr un nimmt
Sei Gänsi da, des schlanke.



Er nimmt des rappelderre Dhier
Als wie e Eulespichel
Un schreibt em schee mit Wageschmier
Sein Name unnern Flichel.

Un segt derr dann: „Geh her, mei Herz,
Bald sollst des besser kriehe,
Un nimmt des Gänsi unnern Scherz
Un dhut von danne ziehe.

Un tregt derr'sch in des Nachbarsch Haus,
Da wohnt e reicher Schneider,
Un setzt derr da im Hausehrn aus
Un macht derr schnell sich weiter.

Un wie er fort war widder knapp,
Da is der Schneider komme
Un hat im Hausehrn, an der Trapp
Das Gänsi wahrgenomme.



Da fräät sich dann der Schneider sehr
Un schmunzelt sehr, Schwerhacke!
Un macht sich über's Gänsi her
Un dhat's ääch glücklich packe.

Un rennt derrmit der Trepp' empor
Zur Meistern in die Küche
Un segt err Ebbes in des Ohr,
Was bleiwe soll verschwiche.

Er segt derr: „Fräa, des Gänsi da,
Des is uns zugelääfe,
Des kimmt derr wie gerufe ja,
Jetzt braucht merr känns zu kääfe.



„Zwar kann die Rippe merr dem Dos
Fast dorch die Feddern zehle
Und 's werd, ich glääb, gefittert bloß
Nor mit Kardoffelscheele.

„Doch werd's mit Welschkorn brav gestoppt
Un krieht sein Hawer drunner,
Geb Acht, werd des emal geroppt,
Du siehst Dein blaue Wunner.“



Da sagt die Fräa dem Mann in's Ohr:
„Des Gänsi kost't kään Heller,
Merr kann derrsch nemme daderrvor!
Gebb's her! ich trag's in Keller.“

abziehen. So schnell ließ sich aber ein gewisser amerikanischer Zeitungsreporter nicht einschüchtern. Das Versprechen seines Chefs, ihm für einen Bericht über Don Carlos 500 Dollars baar zu zahlen, sowie sein eigener Reporterstolz lassen ihn nicht ruhen, er sinnt nach neuen Mitteln, um endlich sich die Pforten zu den königlichen Gemächern zu öffnen. Er eilt nach dem Madison Square in genanntes Hotel, stürzt an das Bureau, fragt, wie lange Se. Majestät noch dablieben und eilt wieder fort, um den Kellner zu suchen, der mit der Aufwartung in den Räumen des interessanten Menschen speziell beauftragt ist. Gott sei Dank, er ist gerade anwesend. Fünf Dollars ihm in die Hand drücken, ihn in sein Geheimniß einweihen, die Toiletten wechseln, war das Werk weniger Augenblicke; die Uhr ist sechs, die Stunde, zu welcher der Prätendent das Diner einzunehmen gewohnt ist. Unser neuer Kellner läßt sich die Tablette und Flacons aufladen und bringt sie wirklich glücklich, wenngleich auf die ungeschickteste Weise nach oben. Das Glück will ihm wohl. Don Carlos ist allein anwesend, gerade beschäftigt, den „Evening Telegraph“, das Blatt unseres Reporters, zu lesen. Keuchend unter der Last des schwer beladenen Tabletts bleibt unser glücklicher Freund bescheiden an der Thür stehen, bis Se. Majestät ihn zu bemerken geruht und mit den Worten: „Ist es schon Zeit zum Diner?“ dem freudestrahlenden Kellner zu verstehen gibt, daß er beginnen könne mit Decken. „Wie viel Couverts befehlen Eure Majestät?“ — „Ich esse allein,“ erwiedert Don Carlos. «Very well, Sir,» war die Entgegnung des dienstbaren Geistes. „Apropos, wann gehen die Dampfer der Cunard-Linie nach Liverpool?“ — „Mittwoch und Sonnabend Nachmittag,“ lautet die Antwort in Spanisch. „In der That eine seltene Erscheinung, in diesem Lande spanisch sprechen zu hören, sind Sie Spanier?“ — „Nein, Majestät, ich bin Engländer, habe aber einige Brocken dieser herrlichen Sprache in dem noch herrlichern Lande, und zwar im Jahre 1874, als ich im Hotel de Provence in St. Sebastian servirte, gelernt.“ Die Aufmerksamkeit von Don Carlos steigert sich. Also dieser Mensch war zu gleicher Zeit mit ihm selbst in jener herrlich gelegenen Festung gewesen, als er, noch siegesbewußt und vertrauend auf die Zukunft, sein Hauptquartier daselbst aufgeschlagen hatte. Die Unterhaltung, in die sich Don Carlos während der nächsten fünf Minuten mit dem Kellner einließ, muß nach den am nächsten Tage erschienenen Zeitungsberichten eine lebhaftere geworden sein, jedenfalls muß sich Don Carlos, angeregt von der Erinnerung an die Vergangenheit, ferner durch das gewandte Wesen des Pseudokellners, endlich durch das Bewußtsein, in der Republik, die keinen Standesunterschied kennt, inkognito nur als Don So und So zu reisen, eingehender auf das Gespräch eingelassen haben, als man dieß nach europäischen Ansichten von einem so distinguirten Mann in diesem Fall erwarten kann. Jedenfalls aber sah man den Kellner erst nach Verlauf einiger Minuten, nachdem ihm durch eine gnädige Handbewegung bedeutet worden war, daß die Unterredung beendet sei, die Zimmer des fürstlichen Gastes verlassen. Kaum aber hatte er die Thür des Vorkabinets hinter sich geschlossen, als er sich

einem Manne gegenüber sah, dessen Tracht den katholischen Geistlichen verrieth, und zwar den katholischen Geistlichen des fanatischen und klerikalen Mexiko. „Sind Sie der Kellner, der Zutritt zu den Gemächern des Königs hat?" — «Yes, Sir,» antwortete der Gefragte auf die im inquisitiven Ton gestellte Anrede. „So geben Sie diese Karte an Se. Majestät!" Der Kellner war im Begriff zu verschwinden, als er noch einen Blick über die ihm bekannt erscheinenden Züge des Mexikaners gleiten ließ. Ein Zweifel stieg in ihm auf, er besah sich abwechselnd den Fremden und die Karte. Auf letzterer stand in deutlicher Schrift: „Don Ramiro di Quejeda." Plötzlich klärte sich sein Gesicht auf und mit höhnisch-lächelnder Miene wendete er sich mit Sicherheit an den ungeduldig vor ihm Stehenden: „Mr. Hacley, die ‚New-Yorker-World' ist ein ingenieuses Blatt, aber kommt gewöhnlich etwas post festum. Se. Majestät ist für Zeitungsreporter nicht zu sprechen!" — «Goddam, Mr. Thornton, you go to hell» (gehen Sie zum Teufel) und einige andere nicht schmeichelhafte Ausdrücke folgten dem eiligst die Treppe hinunterstürzenden Kollegen. Am andern Tage stand im „Evening Telegraph" ein in der übertriebensten Art mit journalistischer Erfindung ausgeschmückter Artikel, welcher so gewandt das in's Werk gesetzte Aushorchen behandelte und im Anschluß daran, in humoristischer Weise geschildert, das unerwartete Begegnen der beiden schlauen Reporter. In der „World" dahingegen las man eine in bissigem Ton gehaltene Abhandlung über die Frechheit und Rücksichtslosigkeit der Herren Kollegen. Nachmittags um 2 Uhr aber sah man den Prätendenten der spanischen Königskrone, begleitet von zwei Kavalieren und einem Kammerdiener, in dicht geschlossener Equipage nach der Werft der Cunard-Linie fahren; einem aufmerksamen Beobachter konnte eine gewisse Gereiztheit in dem ganzen Benehmen des Königs beim Betreten des Schiffes nicht entgehen. Um 5 Uhr Abends endlich vereinigte ein vortreffliches Diner bei Delmonico an der Ecke der 14. Straße und der 5. Avenue die beiden unternehmenden Herren Reporter Mr. Thornton und Mr. Hacley, welche fleißig auf die geistreiche Erfindung anstießen, unglückliche Monarchen gegen ihren Willen auszuhorchen.

E. v. Kleist.

Vom Büchertisch.

An dem Reichthum, der Ausstattung und der Fülle von Weihnachtsgaben, welche dieses Jahr der Buchhandel speziell gebracht hat, merkt man von der vielverschrieenen schlechten Zeit nichts — die zu Geschenken geeigneten Bücher jeder Art strömen uns immer noch in ungeminderter Ueppigkeit zu. Wir wollen heute derer in jeder Gattung erwähnen. Für junge Damen, die schon aus den Backfischjahren herausgetreten und nun auch ihr angehendes Hausfrauengewissen beruhigen wollen, möchten wir Christiane Steinbrecher's „Koch- und Wirthschaftsbuch" mit dreifachem Speisezettel auf alle Tage des Jahres (Berlin, Liebel) warm empfehlen. Das Buch, sauber und hübsch gebunden, ist nicht nur eine Kochrezeptsammlung, sondern eine Anleitung, die Haushaltung überhaupt zu führen, eine praktische Lehrmeisterin, die für jeden Tag des Jahres sagt, was jetzt praktisch und gut ist zu kochen, was auf dem Markt, im Waschhaus, Backhaus, im Garten und Backküche jetzt vortheilhaft einzukaufen, herzurichten, auszuführen sein dürfte. Der besondere Werth dieses Buches besteht darin, daß man ihm's anmerkt, daß hier nicht Theorie, sondern Praxis die Feder der Verfasserin geführt. Von der behaglichen Haushaltung zur Pfarrhausidylle ist nur ein Schritt und den wollen wir hier machen, indem wir zu Joseph Viktor Widmann's Pfarrhausidyll „An den Menschen Wohlgefallen" (Zürich, Cäsar Schmidt) übergehen. Der Titel ist nicht besonders verlockend, das Gedicht jedoch prächtig, gemüthstief, sonnengoldig, in Stimmung lieblich und farbenglänzend in der Malerei, und von einer Sprachschönheit, die selbst in unserer in Vers und Prosa so routinirten Zeit auffallen wird. Das Gedicht hat die große Zeit des letzten deutsch-französischen Krieges zum Hintergrunde, spielt in der deutschen Schweiz und schildert geradezu mit Meisterschaft die Alten und die Jungen dort im Verhältniß zu dieser sturmbewegten, aufregenden Zeit. Die Alten, treue Anhänger Frankreichs, die jüngere Generation ahnungsvoll der Morgenröthe des neuen deutschen Reichs sich zuneigend. Da wir jetzt bei Gedichten sind, dürfen wir auch Ernst Eckstein's fein und geschmackvoll ausgestattete Sammlung „Moll und Dur" (Leipzig, Hartknoch) nicht unerwähnt lassen. Es ist dieß eine an den mannigfaltigsten Stimmungen, Gedanken, Phantasieen, Naturbildern, heiteren Einfällen und witzigen Wendungen reiche Sammlung des bekannten Autors. Formvollendet, melodisch, klar, scharf im Ausdruck und doch von feinem Duft überhaucht, wie echte Lyrik sein soll. Desselben Autors ergreifendes, erzählendes Gedicht „Madeleine" (der gleiche Verlag) dürfte für gereifte Männer ein sehr schönes Angebinde sein. Für die langen Winterabende ist der Hallberger'sche Verlag in Stuttgart thätig, in klarem schönem Druck und feiner Ausstattung die Lesewelt mit gediegenen Unterhaltungswerken zu versorgen. Da haben wir zuerst „Heimath und Fremde", Novellen von Rudolph O. Ziegler, drei Bände, enthaltend fünf Erzählungen, die gemüthvoll, figurenreich, spannend, und oft den wirklichen echten, wahren Volkston treffend, sicher sich schnell einen großen Kreis von Freunden erwerben werden. Eine ganz andere Art Talent ist Rudolph Lindau, von dem ein Roman „Robert Ashton" uns vorliegt. Dieser Schriftsteller erregt Aufsehen durch glanzvolle Schilderung vornehmer Kreise, interessanter Männer- und Frauencharaktere; in überaus elegantem Styl ist diese Erzählung geschrieben. Sie führt uns in die feinsten Kreise der englischen Noblesse, dann nach Wiesbaden und besitzt der Autor eine auffallend intime Kenntniß der vornehmen Kreise fast der ganzen Welt. Engländer, Russen, Deutsche, Franzosen, alle versteht er gleich fein, wahr und interessant zu schildern. Das Buch wird besonders Frauen und Mädchen sehr anziehen. Ein sehr originelles Buch, eine Gabe für Raucher ist „Raucherlieder" von Ernst Leistner (Wien, Hartleben). Diese Gedichte besingen die Rauchleidenschaft nach allen Richtungen mit gutem Humor. Das Buch ist eingebunden in Cigarrenkistenholz und auf angerauchtem Papier gedruckt. Wir geben ein heiteres Gedicht aus diesem Werke in dem gegenwärtigen Hefte.



Nu krag des Gänsi gute Däg,
Des will ich meene awer!
Bestreut war em sei Lewensweg
Mit Welschkorn ganz un Hawer.

Und 's saß im Keller ungestört
Un dhat da „Gaagaack" mache;
Un wie derr des der Schuster hört,
Dhat's Herz im Leib em lache.



Er gung derr oft an's Kellerloch
Zur Awendzeit verstohle,
Un fregt: „Mei Gänsi, lebst de noch?
Bald komm' ich, dich zu hole!"

Und 's Gänsi ward mit jedem Tag
Aeäch fetter, immer fetter!
Un wes derrsch auch en Schmelzer krag,
En Schmelzer! Dunnerwetter!

Es ward, wääß Gott, ganz kuchelrund
Un hat derr, net geloge,
Zu wenigst finfundzwanzig Pund,
Wann net noch mehr, gewoge.

Drum hat die Frää zum Mann gesacht:
„Dhu derr die Gans betrachte!
Im Fett erstickt se iwer Nacht,
Wann mer sche net bald schlachte."



Da sprang derr euch der Määster uff
Mit Schrecke in de Blicke
Un lääft enab un brengt eruff
Des Gänsi dann, des dicke.

Un wetzt noch flink e Messer sich,
Es war derr fast schon duster,
Da kloppt's uff ämol an der Kich
Un kimmt erei der Schuster

Un segt: „Herr Nachbar, mit Verlääb,
Is Euch die Gans?" — „Zu diene!"
Da segt der Schuster: „Nä, ich glääb,
M e i is e un net Jhne!



„Da! unner hie den Flichel guckt
Ihr Lichner, ihr infame!
Hie steht geschriwe un gedruckt
Mit Wageschmier mei Name.

„Verlääfe hat sich, daß ihr'sch wißt,
Zu Euch mei Gans verlääfe!
Un wer gern Gäns, Herr Nachbar, frißt,
Der kann derr sich se kääfe!

„Fui Deiwel! fui! em aarme Mann
Zu geh so an sei Sache!
Un hinne her sei Gänsi dann
Ihm häämlich fett zu mache.



„Doch wär derrsch mager noch, Herr Je,
Wie dhät ich da ehrscht zanke!
Jetzt gebt derrsch's here! No adje!
Ich dhun mich ääch bedanke!"



Anekdoten und Witze.

Ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Auf der Fahrbahn eines neu eröffneten „Skating-Rink“ hatte ein junger Herr das Unglück, durch seine Ungeschicklichkeit eine Dame zu Fall zu bringen, die diesen unangenehmen Zusammenstoß mit einer schallenden Ohrfeige beantwortete. „Verdammt!“ stöhnte wüthend der arme Junge, indem er sich die Wange hielt, „wäre es ein Mann gewesen, der mich geschlagen — ich würde kein Wort darüber verlieren; aber die Maulschelle einer Frau ist gar demüthigend.“

*

Nichts ohne Grund! „Sie verlangen also Aufschub, Angeklagter, weil Ihr Vertheidiger erkrankt ist? Sie sind aber auf der That ertappt worden, auch des Diebstahls geständig, und ich wüßte wirklich nicht, was Ihr Vertheidiger noch zu Ihren Gunsten anführen könnte.“

„Das ist es ja eben, Herr Gerichtshof, darauf bin ich so neugierig.“

*

„Nicht wahr,“ wurde eine Dame gefragt, die soeben von einer italienischen Reise zurückgekehrt war, „Venedig ist eine herrliche, reizende Stadt?“

„Ich habe kein rechtes Urtheil darüber, denn als ich dort war, hatte gerade eine große Ueberschwemmung stattgefunden und in den meisten Straßen stand noch das Wasser.“

*

Zimmermädchen: Johann, weßhalb macht der Herr Baron denn immer an seine Visitenkarte ein Eselsohr?

Johann: Zum Zeichen, daß er selbst dagewesen.

*

Wirth: Wenn Sie jetzt die mir seit Jahren schuldige Miethe nicht endlich zahlen, muß ich Sie verklagen.

Miether: Ach, thun Sie mir diese Schande nicht an, — steigern Sie mich lieber.

*

Inspektor: Herr Bahnverwalter, das Publikum klagt immer, daß unsere alten dunkelbraunen Wagen so entsetzlich stoßen, die Reisenden sind der Ansicht, daß die neuen hellbraunen viel ruhiger laufen.

Bahnverwalter: So — so, da muß man die alten gleich auch hellbraun anstreichen lassen.

*

Der kluge Arzt.

Arzt (nachdem er den Patienten genau untersucht): Ihnen fehlt es an Bewegung, lieber Freund. — Was haben Sie für einen Beruf?

Patient: Ich bin seit dreiundzwanzig Jahren Briefträger.

*

Ein Violinkonzert.

„Hören Sie doch diese schauderhafte Musik. Es sollte wahrhaftig verboten sein, in öffentlichem Lokale die schöne Martha so zu kratzen.“

*

Vor dem Richter.

Präsident: Angeklagter, haben Sie einen Grund zur Milderung Ihrer Strafe anzuführen?

Angeklagter: Ja wohl, Herr Präsident, sehen Sie, ich bin schon zwanzigmal bestraft worden und noch nie hat es 'was genützt.

*

Frederik Lemaître, der berühmte Schauspieler, unterhielt sich eines Tages mit Harel, seinem Direktor, über die dramatische Kunst. Er gerieth ganz in Feuer und Flamme und machte natürlich für den Verfall des Theaters nicht sowohl die Mimen als andere Faktoren verantwortlich.

„Was nämlich die Theaterdirektoren anbelangt —“ begann er einen neuen Satz.

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach ihn lächelnd sein Prinzipal, „die meisten sind Dummköpfe.“

„Die meisten?“ entgegnete Lemaître zornig, „alle, mein Lieber, ohne alle Ausnahme.“

*

Unglück.

Bettler: Ein unglücklicher Mann bittet um einen Almosen.

Herr: Was, unglücklich? Sie sehen ja ganz gesund und kräftig aus, ich glaube, Sie wollen nicht arbeiten.

Bettler: Das ist ja eben mein Unglück, sagen die Leute.

*

Wunderbar.

„Mein Onkel schielt so furchtbar, daß ihm die Augen überlaufen, ihm die Thränen kreuzweise über den Rücken laufen.“

*

Ein Vorschlag. In einem wiener Blatt befindet sich folgende hübsche Anzeige: „Jener Herr, welcher mit einer Dame in Mödling, Enzersdorferstraße, einen Weingarten als Bauplatz angesehen und wegen Größe nicht nehmen konnte, wird ersucht, sich zur Eigenthümerin zu begeben, da diese ihn halbiren will.“

Aus allen Gebieten.

Gesundheitslehre.

Es ist eine Erfahrung, die gewiß ein allgemeines und hohes Interesse beansprucht, schreibt ein Arzt aus Smecna in Böhmen, welche ich am 7. Dezember in meiner Praxis gemacht, nämlich die, daß auch durch Petroleum Lampenrauchvergiftungen vorkommen können. Es verdient dieses Vorkommniß umsomehr zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden, als es auch vielfach Gebrauch ist, Petroleumlampen als Nachtlichter zu verwenden, wobei die Flammen meist recht klein gemacht und das Rauchen unvermeidlich hervorgerufen wird. Gegen neun Uhr Abends brachte mir die Frau eines Bergmanns ihr dreizehn Monate altes Kind, das nach vorausgegangenen Krämpfen bewußtlos geblieben. In ihre Wohnung zurückgekehrt, hörte die Mutter ihren fünfjährigen Knaben klagen über Kopfschmerz, Ameisenlaufen in den Füßen, woran sich sofort Krämpfe und Bewußtlosigkeit anschlossen. Erschreckt lief sie zu mir, und ich fand in einer niedrigen, mit dichtem, drückendem Qualm erfüllten Stube nicht bloß die beiden bewußtlosen Kinder, sondern auch ihren Mann, der inzwischen zusammengestürzt war. Auf dem Tische brannte ein Lämpchen mit frei hervorragendem, unbedecktem Dochte. Rasch wurden Fenster und Thür geöffnet und alle Drei wieder zum Bewußtsein gebracht, nachdem bei den beiden Kindern noch Erbrechen vorausgangen war. Jetzt erst erzählte die Mutter, daß auch sie den Weg zu mir nur mühsam gemacht hätte, daß Kopf und Füße ihr ungemein schwer wären, und daß sich ihr vor den Augen schwarze Räder gewälzt hätten. Da ich jede andere Ursache zu dieser plötzlichen Erkrankung bei einer ganz gesunden Familie ausschließen mußte, so bleibt nur der Lampenrauch zu beschuldigen, in welchem sie sich einige Stunden hindurch befanden und der in der niedrigen Stube bei fest verschlossener Thür und Fenstern um so stärker wirkte.

Hauswirthschaft.

Bester Leinölfirniß: In einem geräumigen kupfernen oder eisernen Kessel rührt man gepulverte Bleiglätte 2½ Thl. und gutes altes klares Leinöl 50 Thl. zusammen, feuert dann langsam und gleichmäßig mit Holz an, unterhält das Feuer aufmerksam, damit das Oel nur nach und nach in's Sieden kommt, und nimmt den trüben Schaum, der sich auf der Oberfläche bildet, fortwährend mit einem Löffel ab. Nachdem das langsame Sieden ungefähr drei bis vier Stunden gedauert, ist der Firniß fertig und bleibt zur Abkühlung und Klärung stehen. Nach einigen Tagen wird er klar abgegossen und der Rest, welcher trübe ist, wird zu Grundirfarben benützt.

*

Kellerschnecken werden vertilgt, indem man Glanzruß, Kochsalz, gelöschten Kalk, gepulverten Eisen- oder Kupfervitriol im Keller in die Winkel, Ecken, Ritzen streut, und die lästigen Gäste werden unfehlbar verschwinden.

Schifffahrt.

Eine Riesenlaterne. Auf Galley Head, einem Vorgebirge Irlands, wird in Kurzem eine merkwürdige Laterne errichtet werden. Sie wird 1300 Fuß Gas in der Stunde konsumiren und während nebeligen Wetters auf weite Entfernung hin sichtbar sein. Ihr Licht wird sich dem von circa zwei Millionen Kerzen gleichstellen.

Entdeckungen.

Hebung versunkener Schiffe. Der Engländer Dillon hat ein neues, sehr einfaches Mittel gefunden, um gescheiterte Schiffe viel leichter und rascher als bisher zu heben und zum nächsten Hafen zu schaffen. Er überdeckt nämlich das versunkene Schiff dicht mit Segelleinwand, welche er stark an demselben befestigt, dann treibt er mit Luftpumpen das Wasser hinaus und das Schiff fängt bald an zu steigen wie eine Taucherglocke und läßt sich so leicht zum Hafen bugsiren. Die Versuche, welche er an Modellen und kleinen Booten bisher angestellt hat, sind glänzend gelungen. Das erste Experiment wurde an einem eisernen, zwanzig Pfund schweren Schiffsmodell vorgenommen. Der Erfinder umwickelte es mit einem einfachen Taschentuche, versenkte es, und sobald er die Luftpumpe angesetzt, sah er es aus dem Wasser tauchen und leicht flott bleiben. Das zweite Experiment wurde dicht neben dem versunkenen Kriegsschiff „Vanguard“ in einer Tiefe von 136 Fuß unter dem Wasserspiegel angestellt. Das Eisenmodell wog drei Centner und war mit einer Lage Baumwollenzeug umwickelt. Es wurde schon in einer Minute nach Anwendung der Luftpumpe flott. Die nächsten zwei Versuche wurden mit einem 25 und einem 35 Schuh langen Boot angestellt, und dieselben wurden in der gleichen Weise gehoben, nur mit dem Unterschiede, daß sie im Verhältniß zu ihrer Größe noch schneller flott wurden. Das größere Boot brauchte zum Beispiel nur 3½ Minuten. Der Erfinder hat nun um die Erlaubniß gebeten, den „Vanguard“, den Manche schon mit Torpedos sprengen wollten, um das Material zu verwerthen, sowie acht Dampfschiffe, die an verschiedenen Stellen in der Nähe der englischen Küste in den Meereswogen begraben liegen, nach seiner neuen Methode heben zu dürfen.

Industrie.

Die Jute. Erst vierzig Jahre ist es her, seitdem die erste Jutefaser nach England kam und als Spinnstoff verwendet wurde. Vor fünfzehn Jahren kam dieser Spinnstoff zum ersten Male nach Deutschland, und erst auf der pariser Ausstellung von 1867 wurden die auf mechanischem Wege hergestellten Juteprodukte in größerem Maßstabe gezeigt und als ein wichtiger Zukunftsartikel, namentlich für die arbeitenden Klassen, auf dem Weltmarkt eingeführt. Gegenwärtig wird in Oesterreich allein von diesem Rohstoff mehr als eine halbe Million Centner versponnen. Ursprünglich nur in der armen indischen Hausindustrie verwendet, wurde die Jute zu Seilen, Schnüren und Stoffen zur Verpackung von Rohprodukten verarbeitet. Nachdem sich die englische Mechanik des Rohstoffes bemächtigt, wurde er zuerst zur Anfertigung von Säcken gebraucht. Gegenwärtig sollen in Ostindien nicht weniger als 4500 mechanische Stühle im Gang sein, welche jährlich über 80 Millionen Säcke produziren. Seit zehn Jahren wird die Jute auch zu Geweben für grobe Wäsche und zu Kleidungsstoffen verwendet, welche wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Billigkeit eine wahre Wohlthat für die arbeitenden Klassen sind. Diese große Verwendbarkeit und Billigkeit der Jute hat die Folge gehabt, daß die Pflanze nun nicht mehr bloß in Ostindien angebaut wird, sondern daß Versuche zu ihrer Akklimatisirung auch in Algerien und den übrigen französischen Kolonieen, sowie in den südlichen Staaten der amerikanischen Union gemacht worden sind und unermüdlich fortgesetzt werden.

*

Gestalt und Vollendung amerikanischer Fabrikate. Die Ausstellung in Philadelphia hat die Aufmerksamkeit der europäischen und namentlich auch der englischen Techniker und Industriellen wieder auf die praktische Form und die exakte Ausführung der amerikanischen Fabrikate gelenkt. Statt des Vorwurfes „billig und schlecht“ herrschen ganz andere Grundsätze bei den amerikanischen Fabrikanten. Zeugniß davon legen schon längst ihre Werkzeuge ab. Man betrachte nur den Stiel der amerikanischen Axt, mit welcher letzteren der Hinterländler im fünften Theile der Zeit einen Baum fällt, die ein europäischer Holzhauer brauchen würde, und der dieß wenigstens in derselben Zeit zu Stande bringt, wie zwei Mann mit einer Baumsäge! Es gibt nichts Konservativeres, als den Menschen in Beziehung auf seine Werkzeuge und Hauseinrichtungen. Welche Holzmassen werden z. B. noch in den Kachelöfen der Alpenländer verwüstet, sogar in der sonst industriell vorgeschrittenen Schweiz, während man seit mehr als einem halben Jahrhundert in Norddeutschland und Skandinavien ausgezeichnete Sparöfen besitzt. In Frankreich und Italien werden Kamine noch mit ganzen Scheitern genährt oder die Leute kommen im Winter beinahe vor Kälte um. Man kann dort auf dem Wasserweg die Kohlen billig erhalten, und doch denken nur wenige Ausländer bei dem Bau neuer Häuser an die Einführung guter Oefen. So findet sich die Form der europäischen Axt ganz genau schon in den Steinbeilen der auf viertausend Jahre zurückreichenden Pfahlbauten. Erst die Amerikaner haben diese Jahrtausende alten Gewohnheiten mit neuen und besseren Formen durchbrochen. Man denke nur auch an die von ihnen erfundenen Werkzeugmaschinen, die Näh- und Strickmaschine, die Holzbearbeitungsmaschine ꝛc. Aber nicht bloß durch die zweckmäßigere Gestalt und die exakte Arbeit zeichnen sich die amerikanischen Artikel aus, sondern auch durch das beste Material und durch Schönheit der Form. Fast überall zum Beispiel, wo man früher Gußeisen gebrauchte, verwendet man jetzt schmiedbares Gußeisen oder Gußstahl. In dieser Beziehung können die europäischen, namentlich die deutschen und österreichischen Metallgewerbe noch Vieles lernen.

Naturwissenschaftliches.

Die Nereiden sind die Tausendfüßer des Meeres, schlanke, bewegliche, oft schön gefärbte und merkwürdig gebildete Geschöpfe. Manche Arten sollen mehrere Fuß lang werden, mit mehr als vierhundert Abschnitten oder Ringeln und eben so vielen Fuß- oder Ruderpaaren. Staunenerregend ist, was von der Körpereinrichtung dieser Thierarten berichtet wird. Man will Tausende von Nervensträngen, Hunderte von Mägen und gar 30,000 Muskeln an einem solchen Geschöpfe gezählt haben. Da ist es denn erklärlich, daß die schlanken Gestalten so leicht und anmuthig durch das Wasser dahingleiten können.

*

Vom Grab Eva's. Nur Wenige werden wissen, daß das Grab der Mutter Eva noch heute zu Dscheddah, der Hafenstadt Mekkas, gezeigt wird. Vor dem Grab erhebt sich eine Art Kapelle, und war von diesem Gebäude, das seines hohen Alters wegen schon sehr baufällig geworden ist, vor einigen Wochen ein bedeutender Theil eingestürzt, dem bald das Ganze nachfolgen dürfte. Die Araber legen selbst keinen hohen Werth auf dieses alte Baudenkmal, und da unsere Abstammung von dem paradiesischen Elternpaar noch immer den stärksten Zweifeln begegnet, so wird sich die heutige Generation in nichtarabischen Ländern schwerlich zu einer gemeinsamen That für die Erhaltung jenes Grabmales aufraffen.

Schönheitspflege.

Gegen das Schwitzen der Hände empfiehlt sich: Kaltwaschen und dann tüchtig abreiben mit einem groben Handtuch an jedem Morgen und mit warmem Wasser und Mandelkleie des Abends zu waschen — das sind die einzigen erfolgversprechenden Mittel. Sollte der Schweiß — vielleicht als eine Folge von Schwäche — sehr stark sein, dann wolle man sich möglichst viel Bewegung in freier Luft machen und auch einen Arzt zu Rathe ziehen, der vielleicht Eisentropfen oder dergleichen verordnen wird. Ohne den Ersteren darf man aber die letzteren nicht selbstständig brauchen, weil sie sonst leicht schädlich werden könnten. Ein Hausmittel verordnet, schwitzende Hände recht fleißig in heißem Wasser zu waschen; doch dürfte dieß der Gesundheit nicht sehr zuträglich sein.

Nachruf.

Am 28. November starb in Dorpat Ernst v. Baer, einer der bedeutendsten und geistreichsten Naturforscher unserer Zeit. Geboren 1792 auf dem väterlichen Gute Piep in Esthland, studirte E. v. B. in Dorpat Medizin, ging dann nach Deutschland, wo er unter Döllinger's Leitung in Würzburg sich mit der vergleichenden Anatomie beschäftigte, ward 1819 schon außerordentlicher Professor der Zoologie in Königsberg. 1835 ward er nach Petersburg berufen, von wo aus sein Weltruf datirt. Hier verfaßte er Aufsehen erregende Werke über die Entwickelung des organischen Körpers des Menschen, Entwickelungsgeschichte der Fische und viele andere ähnliche, die ihn als einen ebenso tiefsinnigen Denker wie gründlichen Forscher und klaren vortrefflichen Schriftsteller zeigen. Reich an Ehren, mit denen ihn das kaiserliche Haus reich bedachte, allgemein geliebt und hoch geachtet schied er im 82. Lebensjahre.

Historische Gedenktage.

6. Dezember

1834 starb zu Berlin der General von Lützow, Führer der Freischaar im Befreiungskriege.

7. Dezember.

1542. Maria Stuart, Königin von Schottland, bekannt durch ihr tragisches Schicksal, geboren.

8. Dezember.

1315. Die drei schweizer Waldstädte Uri, Schwyz und Unterwalden gründen nach ihrem Siege bei Morgarten über das Haus Oesterreich (16. November) zu Brunnen den Bund der Eidgenossen, welchem sich nach und nach die übrigen Kantone anschließen.

9. Dezember

1798 starb Joh. Reinhold Forster, Naturforscher und Begleiter Cook's auf seiner Reise um die Welt, Professor der Naturgeschichte zu Halle.

10. Dezember.

1810. Napoleon I. verleibt Hamburg, Bremen, Lübeck, Oldenburg und Lauenburg dem französischen Reich ein.

11. Dezember.

1687. Louis de Bourbon, Prinz von Condé (der große Condé genannt), französischer Feldherr im Kriege gegen Spanien und im Bürgerkriege (gegen den König und Kardinal Mazarin), — zu Fontainebleau gestorben.

12. Dezember.

1653. Olivier Cromwell wird vom Kriegsrath zum Protektor von England ernannt.

13. Dezember.

1250. Friedrich II., römisch-deutscher Kaiser, zu Fiorentino in Apulien in den Armen seines natürlichen Sohnes Manfred gestorben. Er war der trefflichste der Hohenstaufen (ein Enkel des Kaisers Friedrich Barbarossa), von ausgezeichneter Persönlichkeit, an dessen Namen sich die merkwürdigste Zeit des Mittelalters knüpft und eine vierzigjährige Regierung im Kampfe gegen deutsche Aristokratie, italienische Demokratie und die Uebergriffe der Hierarchie.

14. Dezember.

1799. George Washington, erster Bürger, Feldherr und Präsident der nordamerikanischen Freistaaten, einer der größten Männer seiner Zeit, — stirbt auf seinem Landgute, betrauert von seinem Vaterland.

15. Dezember.

1745. Schlacht bei Kesselsdorf, eine Meile von Dresden. Sieg der Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau über die Sachsen unter General Rotowski. Es erfolgte nun der Frieden zu Dresden, der den zweiten schlesischen Krieg beendigte, in welchem Friedrich der Große Schlesien behielt.

16. Dezember.

1770. Ludwig van Beethoven, großer deutscher Instrumentalkomponist (Symphonieen, Sonaten, Ouverturen, die Oper „Fidelio“ 2c.), — zu Bonn geboren.

17. Dezember.

1788. Die türkische Festung Oczakow am schwarzen Meer wird nach langer Belagerung von den Russen (Potemkin und Suwaroff) in der Nacht erstürmt. Furchtbares Gemetzel und dreitägige Plünderung.

18. Dezember

1803 starb Joh. Gottfried von Herder, geistreicher Schriftsteller der Deutschen, Verfasser der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, Hofprediger und Präsident des Oberkonsistoriums zu Weimar.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 183:

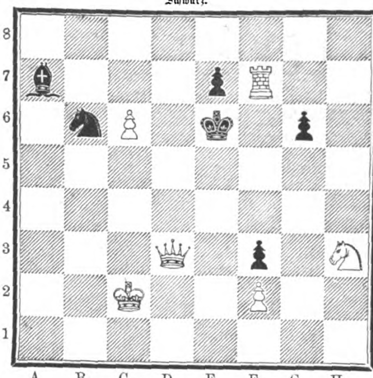
Anführer und Angeführte streben nach einem Ziel.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von S. Loyd.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 183:

Du Tropfen Thau, seh' ich dich an,
Kommt mir die Thräne süß und still,
Weil du so treu dein Blümlein liebst,
Wie ich wohl einmal lieben will.

Und stirbt dein Lieb vom Sonnenbrand,
Dann stirbst auch du im letzten Kuß!
Ich seh' dich an und sinne still,
Wie solch ein Tod beglücken muß!

(„Amaranth“ von Oskar v. Redwitz.)

Arithmogriph.

8 4 10 6 eine Stadt Belgiens.
1 7 4 5 1 10 der König der Elfen.
4 7 5 1 ein Fluß Spaniens.
6 15 8 9 15 14 2 10 15 13 das bekannte Landhaus Cicero's.
12 2 5 11 4 10 7 4 5 8 ein berühmter preußischer Staatsmann unter Friedrich Wilhelm III.
4 5 7 3 4 eine Hülsenfrucht.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Worte von oben nach unten gelesen geben den Namen eines deutschen Dichters, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen eines von demselben geschriebenen Dramas.

Auflösung des Räthsels Seite 183:

Kleinod.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent B. B. in O. Wir glauben, nur die Wärme. Einzelne dieser Würmchen überwintern dort, wie einzelne Fliegen.

Abonnent Bammens? Name nicht zu entziffern. Aus Nitroglycerin mit Kieselgur im Feuer verbrennt Dynamit ohne zu explodiren.

Hrn. J. Peterson. Die diamantene Hochzeit ist nicht erst bei fünfundsiebenzigjähriger Ehe, sondern schon bei der sechzigjährigen.

M. F. J. Armer. Zu großer Vorrath; ganz stimmungsvoll und phantasiereich.

Hrn. J. G. in Teterow. Wir kennen nur eine Strickmaschine. Gibt es denn deren so viele Arten?

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden 2c. sind uns zugegangen von: Frln. Anna K., Kassel; Charlotte Bruck, Dresden; Ottilie Günther, Breslau; Anna Scherer, Freiburg; Mathilde Rabe, Berlin; C—G., Brünn; Frau Maria Molnar, Buda-Pest; Hrn. Rudolph Schwarz, Deutsch-Krone; C. A. Wollmer, Bradford; Ernst König, Crimmitzschau; W. Jerysen, Aschersleben; Adolph Melsner, Oels-Arnau; Emil Fuge, Braunschweig.

Hrn. Fritz Schusser in Gratz. Raketen bereitet man, indem Schießpulver in einer Hülse um einen Dorn festgeschlagen wird. Das ist recht schwierig und erfordert ein Instrument. Die zweite Frage wird in der ärztlichen Korrespondenz beantwortet werden.

Hrn. Frühauf. Das Gedicht zwar ganz hübsch, jedoch nicht recht für uns geeignet.

Hrn. H. Kr. in Straßburg. Der Zweifel, welchen wir bei Abdruck dieser Notiz kundgaben, hat sich bestätigt. Die Sache war Erfindung.

Hrn. J. Handowsky in Wien. Nr. 1: Wenn wir die Farben und den Stoff des Teppichs nicht kennen, ist schwer zu rathen. Am besten einige Tage die Stelle in Wasser liegen lassen und dann warm auswaschen. Nr. 2: Wenn irgend möglich und es nicht zu spät wird. Dank für das Interesse an unserem Journal.

Hrn. Lachnit in Rudolphsheim. Besten Dank, jedoch Antwort schon abgedruckt.

Junger Merkur. Sie haben, bis die Sache so weit ist, noch ganz gut Zeit, Russisch, Französisch und Neugriechisch zu lernen. Für Russisch Ollendorf, Neugriechisch Possart, Leipzig, Französisch Toussaint-Langenscheidt, Berlin.

Hrn. G. Stutzbach. Besten Dank für das Rezept. Den Roman „Das Fest des Wüstlings“ und den dazu gehörigen Stahlstich kennen wir nicht.

Onkel R. Immer bei gutem Humor. Richtig. Gruß an „Tante“. Der Vers „Rebus“ jedoch ist uns nicht ganz verständlich. Die andern sehr nett.

Abonnent Joseph Fr. von Spindler. Durch Auflegen eines nassen Schwämmchens oder Tuchläppchens auf den festgeklebten Gegenstand — nach fünf Minuten etwa läßt es sich ganz gut mit Vorsicht abnehmen.

Aerztliche Korrespondenz. Ein Abonnent. Sie haben das Wort nicht richtig geschrieben; es soll wahrscheinlich Hydrorrachis heißen, zu deutsch: Wasseransammlung im Rückenmark und seinen Häuten. Wie dieß kurirt wird? Was kann Ihnen diese Kenntniß nützen; das ist nicht Sache eines ärztlichen Laien, der doch die Angabe der rationellen Behandlung nicht verstehen würde; und wie könnten wir hier Platz für eine solche Abhandlung finden?

J. F. J. Wir glauben an jene Kurmethode nicht, deßhalb enthalten wir uns jeder weiteren Beantwortung Ihrer decidirten Frage.

Abonnent, Leipziger-Platz. Immer Radikalmittel! Freilich ist es das Wünschenswertheste, aber die Heilwissenschaft ist um Radikalmittel, die man sogleich gegen eine bezeichnete Krankheit aus dem Sacke der Materia medica greifen könnte, sehr verlegen. Jede, auch die scheinbar unbedeutendste, aber hartnäckige Krankheit hat ihre Ursachen; sind diese zu erreichen und zu beseitigen, so ist das glücklich getroffene Mittel ein Radikalmittel für diesen einzelnen Fall. Versuchen Sie übrigens, die Gesichtsfinnen mit dem Kummerfeld'schen Waschwasser Abends zu waschen, dasselbe eintrocknen zu lassen und andern Morgens sanft den leichten Staub abzureiben.

Abonnent in Crefeld. Trinken Sie Thee von Carragheenmoos, Wasserfenchel und Süßholz zu gleichen Theilen; bei Husten nehmen Sie auch tagsüber dänisches Brustelixir, theelöffelweise. **Dr. Kl.**

Anfragen *).

32) Wie erhält man eine weiße Farbe, welche, auf Thonwaaren gestrichen, mit der Waare zu einer Glasur gebrannt werden kann? Was muß man dieser zusetzen, um solche Glasurfarbe in Dunkelroth zu erhalten? H. O. in Kassel.

Antworten.

Auf 12): Das Schlachten der Hühner 2c., wie es zumeist noch geschieht, — durch Abschneiden der Gurgel oder Umdrehen des Halses — ist eine sehr grausame Operation, durch welche das Fleisch im erstern Falle vollständig blutleer und dadurch weniger nahrhaft wird. Es empfiehlt sich, die Hühner durch Einstoßen eines scharfen Instruments (Nickmeißel) zwischen dem Hinterkopfbein und ersten Halswirbel zu tödten. Hiedurch erfolgt der Tod sofort, indem der Zusammenhang zwischen Hirn und Rückenmark getrennt wird. Kwschr.

Auf 13): Sehr leicht durch eine Salicylsäurelösung.

Auf 21): Amerikanisches Fichtenholz (Pitsch Pine und Yellow Pine) kauft man in der Engros-Holzhandlung von Ant. Peter, Deichstraße in Düsseldorf. Jos. Kronenberg in Düsseldorf.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Pierer's Conversations-Lexikon.

6. durchweg neugearbeitete Auflage, nach Text und Bild vorzüglich ausgestattet, bildet die billigste und zuverlässigste Quelle gediegener Unterhaltung und Belehrung für Jeden, dem es darum zu thun ist, auf der Höhe der politischen und gesellschaftlichen Bildung zu stehen. Es gibt in allen Fällen, auf allen Gebieten und über alle Verhältnisse präzise und sichere Auskunft mit solcher Vollständigkeit, daß es eine ganze Bibliothek ersetzt. Vollständig in 18 Bänden à 5 Mark, elegant gebunden à 7 Mark. 8 Bände (A—Geist) sind bereits erschienen und bilden eine 351

werthvolle Weihnachtsgabe.

Man abonnirt in jeder Buchhandlung. Probehefte und Prospekte gratis.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Der Lustfeuerwerker

oder die **Anfertigung der Schwärmer, Raketen, Leuchtkugeln, Bengalischen Flammen** von **Loden.**
Sechste Aufl. — 1 M. 50 Pf. 170

Anweisung

aller Arten Oel- u. Wasserfarben zum **Malen** und **Anstreichen** der **Gebäude.** Von **Mathey.** — 1 Mark.

Unterricht für Liebhaber

der **Kanarienvögel,** der **Nachtigallen, Finken, Stieglitze** u. s. w.
1 Mark.

Vollständiges

Fremdwörterbuch,

enthaltend **14,000 fremde Wörter,** worin man jedes in Zeitungen vorkommende fremde Wort erklärt findet, von **F. Weber.** **Elfte Auflage.** — 1 Mark.
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**

Preis ohne Verschlußkasten Mark 81.
Preis mit Verschlußkasten Mark 90.

Preis ohne Verschlußkasten Mark 81.
Preis mit Verschlußkasten Mark 90.

Zum Familiengebrauch, zur Damenschneiderei 2c. ist unsere auf der wiener Weltausstellung mit dem höchsten Preise, der Verdienstmedaille 335

prämiirte Lincoln-Nähmaschine

entschieden die praktischste aller existirenden Systeme, da mit derselben alle vorkommenden Arbeiten gefertigt werden können. Dieselbe näht den leichtesten Shirting oder Mull genau so gut, als den schwersten Doublestoff, wodurch sie dem zum Theil sehr viel eingeführten Wheeler- und Wilson-System entschieden vorzuziehen ist, da letzteres zu Weißnäharbeiten wohl gut zu verwenden, zu etwas schwereren Arbeiten, welche wohl in jeder Familie einmal vorkommen dürften, jedoch gar nicht zu gebrauchen ist. — Infolge der vielen Vorzüge, die unsere Maschine anderen gegenüber besitzt, sind wir bereits seit Jahren mit den Lieferungen an Behörden betraut. — So bezogen zuletzt das herzogl. braunschweigische Hauptsteueramt hier, das königl. ungarische Central-Postamt in Pest, sowie viele andere Post-, Telegraphen-, Vorschuß- u. Konsum-Vereine zur nachweislich vollsten Zufriedenheit unser Fabrikat. Die Konstruktion unserer **Lincoln-Maschine** ist eine äußerst einfache, so daß jeder Laie, der noch nie auf einer Maschine gearbeitet hat, mit Hülfe der sehr genauen Gebrauchsanweisung sofort darauf arbeiten kann. Die Ausstattung unserer Maschine ist äußerst elegant, die Arbeit eine gediegene und übernehmen wir eine **reelle dreijährige Garantie.** Jeder Maschine werden folgende Apparate **gratis** beigegeben:

1 Oelkanne, 1 Lineal, 4 Nadeln mit Nadelbüchse, 1 Bandeinfasser, 1 Litzennäher, 2 Schraubenzieher, 1 Doppelsäumer für zwei Breiten, 1 Wattirer, 1 Bandaufnäher, 1 Litzenaufnäher, 1 Gebrauchsanweisung, 1 Pincette, 4 Metallspulen, 1 Kräuseler, 1 Kappsäumer, 1 Soutacheaufnäher.

Der Preis unserer Maschine ist ein sehr geringer und zwar **Lincoln** zum Hand- und Fußbetrieb (laut obiger Zeichnung) Mk. 81. — gegen Cassa. Dieselbe mit elegantem Verschlußkasten Mk. 90. — gegen Cassa und zwar ist bei Bestellung die Hälfte in Baar einzusenden oder aber wird per Nachnahme erhoben, während der Rest 14 Tage nach Empfang der Maschine zu berichtigen ist. **Die Lieferung geschieht nach allen Ländern franko jeder Eisenbahnstation.** — Zeichnungen und Nähproben versenden auf Wunsch gratis und franko. Referenzen und Anerkennungsschreiben von den gediegensten Fachmännern liegen aus allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Hollands vor. **Auf Wunsch sind auch gerne bereit, die Maschine ohne jede vorherige Anzahlung auf 14tägige Probe zu übersenden und solche eventuell vom Empfänger zurückzunehmen.**

Königsdorf & Schulze, Braunschweig.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in Stuttgart ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Winland oder die Fahrt um's Glück.

Erzählende Dichtung
von
Herman von Schmid.

Seiner Majestät König Ludwig von Bayern gewidmet.

8. Elegant broschirt. Preis M. 6. —; fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung M. 8. —

Herman v. Schmid, der so beliebte als berühmte Erzähler, erscheint in diesem Buche vor seinen zahlreichen Lesern in ganz neuer Gestalt und doch werden alle auf den ersten Blick den alten gemüthvollen Freund wiedererkennen, dem sie schon so manche schöne und gehobene Stunde verdanken. Der Dichter hat dießmal die Form des Verses gewählt, aber in demselben ist der spannende Inhalt der Erzählung, die lebendige Entwicklung der Handlung, die plastische, naturwahre Darstellung der Personen und Charaktere, welche ihm mit Recht so vielen Beifall erwarben, dieselbe geblieben. Der Stoff ist außerordentlich glücklich gewählt, denn er behandelt eine Frage, welche jedem denkenden Menschen am Herzen liegt — **die Frage, wo das Glück zu finden sei.**

Die Dichtung darf sowohl was Reichthum der Komposition, Vollendung der Form und reine Schönheit des Inhalts betrifft, mit Zuversicht zu jenen Erzeugnissen gerechnet werden, welche jedes Herz zu ergreifen und sich in jedem Hause eine Stelle zu erobern so geeignet als würdig sind.

Nur Aechte Prof. Dr. Sampson's COCA Präparate allein bei Dr. W. Strauß Mohren-Apoth. Mainz. 1 Schacht. oder 1 Flacon 3 R.Mk.

entfaltet die volle Wirksamkeit der Coca-Pflanze — aus dem vollkräftigen Extrakte der frischen Pflanze bereitet. — Ueber die von stetem Erfolg auch in schwersten Fällen gekrönte Anwendung der Coca-Pillen I. gegen Hals- und Brustleiden, der Coca-Pillen II. gegen Unterleibsleiden, Hämorrhoiden 2c., der Cocapillen III. gegen allgemeine und spezielle Nervenleiden und Schwächen, des Coca-Spiritus gegen Kopfgicht, Migraine 2c. belehrt eine populäre Schrift, gratis d. d. Mohren-apotheke in Mainz und deren Depôts-Apotheken: **Berlin:** **G. O. Pflug,** Louisenstr. 30; **M. Kahnemann,** Schwanen-Apoth., Spand. Str. 77. **Breslau:** **S. G. Schwartz,** Ohlauerstr. 21. **Dresden u. Magdeburg:** sämmtl. Apoth. **Königsberg i. P.:** **A. Brüning.** **Leipzig:** **R. H. Paulcke** z. Engel. **München:** **C. Braun** z. Rose. **Hamburg:** **W. Richter.** **Stuttgart:** **Bahn & Seeger,** Hirsch-Apotheke. **Wien:** **C. Haubner** z. Engel am Hof 6. **Zürich:** **Strickler**'sche Apotheke. **Bern:** **A. Brunner.**) 353

350

Laue's

neukonstruirte, prämiirte u. patentirte

Dresdner Façon-Strickmaschinen

mit verstellbarem Stahlnadelbett für Familien- und Industrie-Gebrauch zu ermäßigten Preisen und unter günstigen Zahlungs-Bedingungen. **Strickmaschinen-Nadeln à 10 Pf.** per Stück empfiehlt

Dresdner Strickmaschinen-Fabrik O. Laue

Löbtau b. Dresden (früher **Laue, Thiele u. Co.**).
Solide Wiederverkäufer gesucht.

OZON-wasser, d. i. elektrischer Sauerstoff zum Trinken und Einathmen, verursacht sofort Zunahme des Appetits, des Schlafes, der Verdauung und bessert die Gesichtsfarbe durch Reinigung des Blutes und Kräftigung des Nervensystems, selbst in den hartnäckigsten Fällen. Es ist besonders **Brust-, Herz- und Nervenleidenden** (Schwäche) zu empfehlen und gegen **Dyphteritis erfolgreich** angewandt. — 6 Fl. concentr. inkl. Verpackung = 8 Mark. 6 Fl. einfach inkl. Verp. = 5 Mark. **Prospekte gratis.** Niederlagen werden errichtet. 317

Burckhardt, Apotheker (**Grell & Radlauer**), Berlin W., Wilhelmsstr. 84.

Vilain & Co. Chemische Fabrik. **Berlin** W., Leipzigerstr. 107.

Spezialität

Mycothanaton

(Schwammtod),
seit 1861 von Behörden und Bautechnikern *erprobtes Mittel zur radikalen Vertreibung des* 235
Gebäudeschwammes.

Schutzmittel bei Neubauten, Präparat zur Holzimprägnirung. Bericht, Gebrauchsanweisung und Preis-Courant auf Wunsch gratis und franko.

(Siegel: Verwaltung u. Schutz gegen Hausschwamm. Mycothanaton. Suum cuique. Vilain & Co. Berlin.)

Alleiniger Fabrikant
von D. Hägerich's

Patent-Petroleum-Koch-Apparaten.

Alleinverkäufer für Süddeutschland, Sachsen und Reichslande von
E. van der Straten's
Patent-Gasheizöfen
(Comburateurs).
Alleinverkäufer von Dr. Zängerle's

Patent-Hydro-Petrollampen.

Fz. Sch. Schroeder,
Nürnberg, Marthorgraben 45.
Preislisten und Prospekte franko und gratis. 259

Modell-Dampfmaschinen,

Lokomobilen, Lokomotiven, Dampfschiffe 2c. gangbar m. Spiritusheizung von 4—165 Mk. **Wiederverk. Rab.!** Beschreibung u. Illustration sämmtl. Masch. eleg. brosch. geg. 50 Pf. Postm. fr.
J. C. Schloesser, Mechan. Instit. Königsberg i. P.

PREIS 1 MARK • • • PREIS 60 XR
Dr. Airy's Naturheilmethode,
Illustrirte Ausgabe,
kann allen Kranken mit Recht als ein vortreffliches populair-medizinisches Werk empfohlen werden. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Unsere beliebten 314

Plissé-Maschinen

neuer und solidester Konstruktion liefern zu billigen Preisen unter Garantie. Prospekte gratis.
Cramer & Fraenkel in Frankfurt a. M.

Wäschmandeln

(**Drehrollen**) besten Systems, von 140 M. an empfiehlt die Fabrik von 182
(H.33,227 b.) **Otto Ruppert, Chemnitz.**

Höchst beachtenswerth!

Ich offerire in meinem hiesigen Magazin und versende auf geneigte briefliche Bestellung sorgfältig gewählt folgende enorm billige Waaren:

	Mark
1 reizend garnirte Moiré-Schürze . .	1
1 prachtvolles seid. Herren-Cachenez .	1
1/6 Dtz. feine weiße sd. Damenhalstüch.	1
1/4 „ feine coul. sd. Damenslipse .	1
1/2 „ weiße lein. Kindertaschentüch.	1
1 „ große weiße Shirtingtaschent.	2
1 eleg. woll. Unterrock m. reiz. Bord.	2
1 lein. Tischdecke in gelb, grau od. roth	2
1 elegantes seidenes Herrentaschentuch	2
1 reiz. woll. Robe i. d. schönst. Dessins	3
1 dauerh. u. unverw. Gingham-Robe	3
1 prachtv., gr., reinwoll. Umschlaget.	3
1 vorzügl. gut. schw. Moiré-Unterrock	3
1 gute und durable Winterjacke . .	3
1 höchst feine, reinwoll. Tuch-Tischdecke	3
1 dazu pass. Kommoden- u. 1 Nähtischd.	3
1/2 Dtzd. vorz. feine, reinlein. Taschent.	3
1/2 „ gute, kräftige, weiße Handt.	3
1/4 „ Servietten u. 1 großes Tischt.	3
1 schwer. Moiré-Rock in braun o. grau	4
1 wirklich elegante seidene Schürze .	4
1 reizende Robe in Percale od. Piqué	4
1/6 Dtzd. fert. w. Herr.- od. Frauenhemd.	4
1 reiz. Robe in Jaconnet od. Barège	5
1 braune gestickte Tuch-Tischdecke . .	5
1/6 Dtz. weiße Waffelbettdeck. m. Frans.	5
1 Long-Châle i. schwer. schönst. Wolle	6
1 Moiré-Rock, fertig gem. u. reiz. garn.	6
1 schwere woll. Robe in Lama o. Plaids	6
1 gedieg. woll. Robe in Alpacca o. Rips	6
1 eleg. schwarz. Stepprock, reiz. besetzt	6
1 prachtv. Doublejacke i. schwerst. Stoff	6

Nicht konvenirende Waaren nehme bereitwilligst zurück. 220

Herrmann Hirsch,

Berlin, Große Friedrich-Straße 148.

Seit langen Jahren Kunden des Herrn Herrmann Hirsch, erklären wir hiermit, daß wir mit allen seinen Sendungen vollkommen zufrieden gewesen und dessen wirklich reelle Handlungsweise Jedermann gewissenhaft empfehlen können:

Telegrapheninspektor v. Garczinski in Mühlhausen i. Elsaß. — Bürstenfabrikant H. Kruse in Fallingbostel. — Frau Oberförster Moderegger in Mittenwald in Oberbayern. — Instrumentenmacher Franz Treffelt in Gr.-Breitenbach. — Drechslermeister Georg Herrmann in Berneck in Bayern. — Frau Rentier Adele v. Egger in Zabern i. Elsaß.

Weitere Namen folgen.

Die Original-Unterschriften liegen in meinem Geschäftslokal zu Jedermanns Einsicht bereit.

Kanarienhähne,

gute Roller, eig. Z., à 7—15 M., Rollerkäfige à M. 2. 50 bis M. 8. u. m. Schrift: **„Kleiner Rathgeber für die Pflege und Zucht des Kan.-Vogels"** à 50 Pf. versende geg. Frko.-Einsendung des Betrags. **F. Wischmeyer** in **Osnabrück.** 348

Von Neujahr 1877 ab erscheint im Verlage von **O. Brandner** in **Stettin:**

Canaria.

Mittheilungen für Liebhaber feiner Kanarienvögel.

Alle 14 Tage 1 Nummer. Preis pro Viertelj. Mark 1. 20.

Als einzig dastehendes ausschließliches Fachblatt wird dasselbe gediegene Aufsätze über Gesangskunde, Zucht und Pflege der Harzer Kanarien seitens der bedeutendsten Kenner und Züchter bringen, denen sich auch Arbeiten vom streng wissenschaftlichen ornithologischen Standpunkte aus, welche bereits mehrere hervorragende Fachgelehrte zugesagt, anschließen.

Ueber die Markt- und Handelsverhältnisse, soweit die feineren Stämme davon berührt werden, wird das Blatt sorgfältig Nachricht geben, wie überhaupt den Liebhaber von allen Fort- und Rückschritten unter letzteren gewissenhaft unterrichten. St. Andreasberg erfährt durch Originalberichte eingehende Berücksichtigung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. Gegen Einsendung von Mark 1. 40 von der Verlagshandlung unter Kreuzband. Probe-Nummer gratis. 347

Kanarienvögel.

Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.

R. Maschke,
190 **St. Andreasberg im Harz.**

Europas Weltgeschäft
C. W. Möller, Hoflief., Berlin, Alexanderstr. 40,

versendet das diessjährige grosse Musteralbum mit 372 Illustrationen gratis und franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 214

Klinik zur gründl. u. sichern Heilung von Reißen, Haut-, Frauen-, geheim. Krankheit., Schwäche, Nervenzerrütt. 2c. **Dr. Rosenfeld, Berlin,** Kochstr. 63. **Auch brieflich. Prospekte gratis.**

In allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht.

Oder: die **Kunst,** wie **junge Männer die Neigung des weiblichen Geschlechts** durch ein **kluges Benehmen** sich erwerben und dauernd erhalten können. Mit **24 Umgangs-Klugheitsregeln.** Von **A. Eberhard.**
Achte Auflage. — 2 Mark. 169

100 Polterabendscherze

zum Vortrage für einzelne Damen und Herren und zur Ausführung für **zwei** und **mehrere Personen.** Von **Alvensleben.**
Vierte Auflage. — 1 Mk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Hundert auserlesene deutsche

Volkslieder

mit 231
Begleitung des Klaviers.
Gesammelt und bearbeitet von
Friedrich Seidel.
Dritte verbesserte Auflage.
1876. gr. 12. Geh. 2 Mrk.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Julius Gertig,

Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 296

Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis.
Korrespondenz in Deutsch, Englisch und Französisch.

Das Original-Meisterwerk (neueste **Gratis-Ausgabe,** ca. 130 Seiten Text) über:

Haarkrankheiten und Haarpflege

ist unter dem Titel: 143

Der Haarschwund

erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig, Villa Bühligen.

!! Für nur 6 Mark !!

Eine komplete Rauchgarnitur aus echtem Meerschaum und Bernstein, bestehend aus 1 hochfeinen Tabackspfeife mit Neusilber beschlagen, sammt echtem Weichselrohr. **3 Stück** verschiedene feinst geschnitzte Meerschaum-Cigarrenspitzen mit Bernstein, 1 echt orientalischer Tschibuk sammt Rohr. 1 Trockenraucher geschnitzt. 1 neuester Patent-Cigarretten-Raucher. 6 Buch echtes Perser-Cigarrettenpapier sammt 1 österr. Cigarretten-Maschine, mit der man in einer Sekunde 20 Cigarretten anfertigen kann. 1 Stück echte Wiener-Cigarren-Tasche. 1 Patent-Feuerzeug. 1 neueste Metall-Rauchtabak-Dose. 1 Trockenraucher-Spitze. Dieß alles kostet insgesammt nur 6 Mark in der **Prachthalle, Wien,** Praterstraße Nr. 16. 349

Accordion- und Harmonikafabrik
von **Fr. Gessner, Magdeburg.** 242
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

Prächt. **Salon-Zithern,** geadert u. 30-saitig. nebst Schule zum Selbsterlernen für 18 Mark bei **C. L. Steffen** in **Stettin.** 326

---

200 Pianinos

von 160—500 Thlr. stehen fertig zum Verkauf in der Kgl. Preuß. Hof-Piano-Fabrik von 287
Konrad Krause, Berlin, Königstr. 50.

R. Weber in **Haynau,** Pr. Schles., empfiehlt seine **unübertreffbaren** 352

Fangapparate 2c.

der **verschied.** Arten. Beschreibungen u. **Preis**angabe derselben **gratis** und **franko.**

In allen Buchhandlungen zu haben:
72 deutsche und französische

Kartenspiele,

als: **Scat, L'Hombre, Whist, Boston, Piket, Sechsundsechzig, Solo, Schafskopf, Imperial, Kasino, Rabouge, Commerce** u. s. w. nebst **50 Kartenkunststücken.**
Von **Posert.** Preis 1 Mk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**



Fünfundzwanzigster Jahrgang. **9. Heft.** Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von **Miß Braddon.**

Bearbeitet von **E. M. Vacano.**

(Fortsetzung.)

„Er ist gekommen, Ruth!“ ruft Edith, als ob diese zwei Tage vorher angekündigte Ankunft in's Reich der Wunder gehöre.

„Ich bin sehr erfreut,“ sagt Ruth sanft. „Wie geht es Ihnen, Hermann? Willkommen auf Lochwithian, Bruder. Wir sind ja fortan Bruder und Schwester, nicht wahr? Verbunden mit einander durch unsere gemeinsame Liebe für Edith.“

Hermann küßt die Hand, welche sie vertrauensvoll in die seinige legt. Er fühlt, daß er in seiner Eigenschaft als Schlange liebevoll genug aufgenommen wird.

„Ich hoffe, daß ich mich des Brudernamens nicht unwürdig zeigen werde,“ sagt er. „Aber ich fürchte, daß Sie mich hassen müssen, weil ich Ihnen Ihren Liebling entführen will,“ setzt er demüthig hinzu.

Ruth's ernste Augen scheinen bis in sein Innerstes hineinzuschauen und das ganze Gewebe seiner Seele zu durchforschen, wie sie traurig antwortet:

„Ich bin nicht selbstsüchtig genug dazu. Obwohl es mein stetes Gebet war, meine Heimat und die Heimat Edith's möchten nicht allzu fern von einander liegen. Aber mein Hauptwunsch muß stets ihr Glück bleiben. Wenn es zu ihrem Glücke dient, daß wir uns trennen, so sei es. Ich bin zufrieden.“

Edith's und Ruth's Hände liegen ineinander, während das jüngere Mädchen an dem Ruhebett ihrer Schwester kniet.

„Wir werden niemals lang aus einander bleiben, Theuerste,“ sagt Edith. „Ich werde mindestens dreimal im Jahre heimkommen und Du kommst zweimal im Jahre zu uns. Wie lange bleiben wir da getrennt?“

„Unser Heim wird das Ihre sein, Ruth,“ sagt Hermann. „Und nicht an uns soll es liegen, wenn Sie sich da nicht wohl fühlen.“

„Ich will manchmal kommen, wenn Gott mir Stärke verleiht,“ entgegnet Ruth mit thränenverschleierten Augen, aber einem sanften Lächeln um den Mund. „Es soll mich freuen, meinen Liebling in Ihrem neuen Hause zu sehen — glücklich und geliebt.“

Darnach werden alle traurigen Gedanken verbannt. Man redet vom Fulhamhause, von der pompejanischen Halle, vom Besuchzimmer, das Hermann nach eigener Angabe altdeutsch einrichten läßt, von den alten Bäumen in dem kleinen Garten, „unter welchen wir an Sommerabenden unsern Kaffee nehmen können, Edith,“ fügt Hermann bei. „Und Sie werden auf die Themseboote hinausblicken, und ich werde zu Ihren Füßen liegen und mein neues Buch durchträumen, während die Sterne erscheinen.“



Der Weg zum Glück. **Frau Gredby empfängt ihr Geschenk von Edith.** (S. 210.)

Edith's Augen ruhen dabei entzückt auf ihrem geliebten Poeten; denn in ihren Augen ist Hermann nicht weniger als ein Poet, dessen Gefühle, Launen und Verlangen hoch über denen der gewöhnlichen Menschen stehen. Ach, die bittere Wahrheit, daß in Alltagsdingen auch ein Poet ein Alltagsmensch sein kann, war ihr noch nicht aufgegangen.

Der Gutsbesitzer empfängt seinen künftigen Schwiegersohn sehr herzlich; nicht so sehr, weil er mit dieser Ehe ganz ausgesöhnt ist, sondern weil er zu gastfreundlich ist, um nicht jedem Gaste die gleiche Herzlichkeit entgegenzubringen. Eines der hübschesten Zimmer der Priorei ist für Hermann hergerichtet. Die Zeit gleitet friedlich dahin in Lochwithian. Mr. Morcombe gibt ein Diner, bei welchem Hermann allen Nachbarsfamilien vorgestellt wird, die ihn hinwiederum zu sich laden. Er wird dadurch gleichsam von Allen als Edith's künftiger Gatte acceptirt und empfangen. Bei diesen Diners überläßt man in der Regel die beiden Liebenden ganz sich selber auf offenen Balkonen oder in Mondscheinalleen; man ist nachsichtig mit ihnen und hätschelt sie gleich Kindern.

Wie glücklich sind ihnen diese Sommertage! Sie wandern manchmal zu den Ruinen, reiten manchmal mit dem Gutsbesitzer über Land oder besteigen die Hügel mit den Pethericks.

Einen schwülen Nachmittag verbringen sie ganz allein an einer dichtschattigen Uferstelle des Pennant, wo ein enger Steg über das an dieser Stelle wildrauschende Wasser führt.

Edith sitzt auf einer Rasenerhöhung, ein Kinderschürzchen einsäumend — denn ihre fleißigen Finger kleiden die Hälfte aller Kinder um Lochwithian. Hermann liegt zu ihren Füßen, zu den kleinen blauen Himmelsfleckchen aufblickend, die zwischen der Blätterwildniß der Baumwipfel durchschimmern. Hermann gähnt und seufzt dann. Das Gähnen bedeutet seine selige Behaglichkeit, der Seufzer ist ein Selbstvorwurf.

„Nicht eine Zeile geschrieben, seit ich auf Lochwithian bin,“ sagt er. „Und ich wollte so fleißig sein!“

„Ich will Sie des Morgens immer allein lassen, aber Sie kommen in den Garten oder in's Dorf hinüber, just wenn ich Sie am fleißigsten glaube.“

„Wahlverwandtschaft, Theure. Ich fühle mich zu Ihnen gezogen, ob ich will oder nicht. Ich nehme die Feder zur Hand und

warte auf eine Idee. Aber wenn die Idee kommt, so heißt sie: Edith. Was thut Edith jetzt? Ich muß nach Edith schauen. Die Sache ist, ich bin zu glücklich, um fleißig zu sein. Wenn wir nicht bald heirathen, bin ich ein ruinirter Mann!"

„Sie glauben also in der Ehe nicht mehr gar so glücklich zu sein?" lächelt Edith auf das kleine Schürzchen herab.

„Nicht weniger glücklich, Liebe, aber weniger unruhig glücklich. Die Ruhe der Sicherheit wird dann meine Seligkeit durchdringen. Die Gewißheit, daß Du dann mein bist bis an's Ende, wird mich wieder denken und arbeiten lassen. Sobald wir aus der Schweiz heim sind, werde ich wie mit Dampf arbeiten. Hier lockt Einen jeder Vogel zur Faulheit. Bleibt's beim fünfzehnten September, Liebe?" fleht er und richtet sich dabei auf einen Ellenbogen auf und schleppt sich näher zu Edith, so nahe, daß er in Gefahr ist, von ihrer rastlosen Nadel verwundet zu werden.

„Hermann, Sie wissen, daß ich dieß Jahr noch hier beenden wollte."

„Ein Jahr! Unsere Möbel werden bis dahin alt, in unserem Hause wächst Moos."

„Warum haben Sie aber auch Alles so übereilt?"

„Uebereilt, da ich mein Nest nach St. Valentinstag machte? Und ist es erhört, daß Sie um einiger alter Weiber willen, denen es nur um einen Weihnachtskuchen, und um einiger Kinder wegen, die mehr an die Rechentafel als an Sie denken, Ihren Bräutigam zu einem Jahre des Wartens und der Einsamkeit verdammen?"

„Und Ruth?"

„Es ist ja ausgemacht, daß Ruth nichts verliert. Lege das Schürzchen weg, Edith, diese rastlose Nadel stört mir die Reinheit der Atmosphäre."

Edith gehorcht ohne Widerrede. Hermann nimmt ihre fleißige Hand gefangen und hält sie fortan fest.

„Also nicht wahr, wir heirathen bald, meine Süße? Bis dahin bin ich wie zerrüttet."

Nach einer kleinen Diskussion gibt sie nach, Ruth hat ihr gesagt: „Wenn Du ernstlich entschlossen bist, wozu ein Aufschub?" Ihr Vater ist gleichgültig, da es schon einmal sein muß. Sie selber kann Hermann nicht widerstehen. Und so wird denn die Hochzeit auf den fünfzehnten September — einen Donnerstag — festgesetzt.

Die Ausstattung ist fast vollendet, weitere Hochzeitssachen liegen der Braut nicht am Herzen; sie will tiefer dringen.

„Wie kommt es denn, daß Sie mich lieben?" sagt sie einmal. „Unser Leben ist doch sehr verschieden."

„Vielleicht dachte ich eben deßhalb öfter an Sie als an Andere. Sie traten in mein Leben ein wie ein Geschöpf aus reinerer und besserer Welt, und mein Herz dürstete nach Ihnen."

Sie lächelt bei seinem Lobe. Dann wird sie ernst und fragt, was kein Mädchen den Mann ihres Herzens ungefragt läßt, obwohl die Antwort darauf — wenn sie jemals aufrichtig gegeben würde — sie unglücklich machen müßte:

„Hermann, hast Du jemals eine Andere geliebt? Wem war Deine erste Liebe geweiht und weßhalb wurde sie gebrochen?"

„Edith," stottert er. „Weißt Du ... Erste Liebe ist immer eine Einbildung; ein Fieber viel mehr als eine Neigung. Sie ist wie eine erste Flasche Champagner — eine vorübergehende Vergiftung. Die meinige nahm ein sehr prosaisches Ende. Die Dame schlug mir die Thüre vor der Nase zu."

„Dann war sie Ihrer nicht werth."

„Nicht unwerth meiner, vielleicht, aber sicher nicht werth, daß ich sie bedauerte. Ich war gescheidt genug, das in guter Zeit zu entdecken und — Basta."

Edith ist dankbar für seine Offenherzigkeit, und doch ein wenig enttäuscht. Sie hätte es so gern gehört, daß sie selber seine erste Liebe gewesen sei.

„Und haben Sie sie sehr geliebt?" fragt sie weiter und nimmt das Schürzchen wieder auf und fährt fort zu säumen.

„O, ich war verliebt bis über beide Ohren; aber es war eine Jugendeselei, wie ich Dir sage. Das Mädchen war hübsch und dämonisch zugleich. Mir erschien sie damals vollends als eine wahre Fee, als ein lebendig gewordenes Märchen. Wir waren Jugendgespielen gewesen, und eines Tages glänzte mir aus ihr plötzlich ein herrliches Weib entgegen."

„Vielleicht wurde sie von Anderen bethört, als sie Dich verrieth?"

„Vielleicht."

„Heirathete sie vielleicht um Geldes willen?"

„Ihr Mann hatte Aussichten auf eine Erbschaft, glaube ich, die aber niemals eintraf. Er starb nach kurzer Zeit und ließ seine Wittwe in dürftigen Umständen zurück."

„Und hast Du sie seitdem jemals wieder gesehen?"

Das ist jetzt eine peinliche Frage.

„Ja," sagt er doch. „So öffentlich."

„Aber doch nicht oft?"

„Ach nein. Unsere Wege liegen aus einander." Dann, wie er sieht, daß eine Wolke auf ihrer Stirne liegt, fügt er hinzu: „Edith, Du brauchst weder auf die Vergangenheit, noch auf die Zukunft eifersüchtig zu sein. Niemand kann je zwischen uns treten."

„Bist Du dessen ganz sicher, Hermann?"

„So wahr ich lebe und jetzt Deine Hand halte, meine Süße!"

„Denn siehst Du, wäre da nur der geringste Zweifel in Deiner Seele, so laß mich hier zurück. Laß mich nicht Heimat, Vater, Schwester und alle Anderen verlassen um Deinetwillen und dann finden, daß ich mehr verlange, als Du mir geben [...]st: Dein ganzes Herz!"

„[...]s gehört Dir und Niemandem sonst. Es ist Dir ungerufen zugeflattert wie ein Vogel der Sonne. Es gehört Dir, so lange wir diesseits leben."

„Und auch jenseits, will ich hoffen," sagt sie feierlich. „Ich kann mir keinen Himmel denken, wo wir Die nicht wiederfinden, die wir hier geliebt haben."

Hermann küßt ihre weiße Hand. Das ist seine ganze Antwort. Und sie sind glücklich. Denn sie glauben an eine Liebe ohne Veränderung und ohne Ende.

XIV.

Es ist der letzte Tag von Edith's Daheimsein. Am nächsten Morgen um elf Uhr soll sie Alles, was sie da geliebt, gestrebt, geschaffen und gesorgt hat, verlassen um Hermann Westray's willen.

Sie geht noch einmal langsam durch die alten Gärten, an den kleinen Gewächshäusern vorbei, die sie von ihrem Taschengeld errichtet hat, und zu dem Brunnenrande, wo sie mit ihm gesessen hatte, als er zum ersten Mal in die Priorei kam. An dieser Stelle findet Hermann seine Braut; sie hat einen Strauß blasser Theerosen in der Hand und schaut träumerisch auf die rastlosen Goldfischchen hinab.

„Liebe, ich habe Dich schon überall gesucht. Wie, die unvermeidlichen Thränen werden schon jetzt vergossen? Ich dachte, die gehörten für den Hochzeitsmorgen!"

„Ich habe dem Garten Lebewohl gesagt, Hermann," antwortet sie, durch die Thränen lächelnd.

„Du solltest ihm aber eher ‚Auf Wiedersehen' sagen."

„Er wird doch nicht mehr mein Garten sein."

„Kleine Sentimentale. Und was hast Du für heute vor?"

Hermann ist erst am vorhergegangenen Tage von London herausgekommen und residirt bei Mr. Petherick. Nichtsdestoweniger ist er stets um Edith.

„Ich muß den Leuten in Llannwel Adieu sagen."

„Ist das der kleine unregelmäßige Ort am Fuße des großen Hügels, den Du mir neulich zeigtest?"

„Ja."

„Dann gehe ich mit. Machen wir eine Partie für den Tag daraus."

„Wird's Dich nicht langweilen? Es ist ein langer Weg und es sind so mancherlei Leute, die ich noch sehen muß. Und dann, wird Mr. Petherick es nicht unfreundlich finden, daß Du ihn so im Stiche lässest?"

„Dieser beste aller Menschen hat mir freie Hand gegeben bis zum Wiedersehen an Deines Vaters Mittagstisch. Und ich sollte mich langweilen — an Deiner Seite?"

Sie machen sich in der hellen, reinluftigen Mittagszeit auf den Weg. Hermann trägt eine ziemlich umfangreiche Tasche voll Andenken für Edith's Pfleglinge; junge Frauen, deren Lehrerin sie war, obgleich damals selber noch ein Kind; alte Leute, denen sie schon als ganz kleines Geschöpfchen Gutes gethan hatte, wenn sie mit ihrer Bonne in die Hütten der Armuth gehen durfte mit kleinen Geschenken.

Sie sprechen auf dem Wege viel von Hermann's früheren, jetzigen und künftigen Büchern, für die sie sich mehr interessirt als er selber.

Seine erste Novelle war die Erzählung einer unglücklichen Liebe gewesen. Von dieser sagte Edith jetzt:

„Du mußt damals warm und tief geliebt haben, Hermann, sonst hättest Du sie nicht schreiben können!"

„Meine Liebe, ich kann glücklicherweise behaupten, daß ich niemals einen Betrug begangen habe, und dennoch haben die Rezensenten die Güte gehabt, zu behaupten, daß der betrügerische, diebische Bankschreiber in meiner zweiten Geschichte die Naturwahrheit selber ist."

Aber Edith schüttelt zweifelnd das Haupt. Sie kann ihre Ueberzeugung nicht in Worte kleiden, aber sie fühlt, daß diese zweite Novelle ein bloßes Kunstwerk ist, während die Liebesleidenschaft und das Liebesleid der ersten auf Wahrheit beruhen.

Endlich gelangen sie in die kleine Ortschaft mit ihrer alten Kirche, mit ihren einstöckigen Häusern, der Schmiede und einem großen hölzernen Hause am Ende der Gasse, welches Hermann zuerst für eine Scheune hält, bis er aufblickend einen Schild erblickt, welcher besagt, dieß sei „M. A. Grebby's neues Wirthshaus".

M. A. Grebby ist einer von Edith's Schützlingen; und so wird denn Hermann in das Innere des Wirthshauses eingeführt, welches bloß aus der Gaststube und einer Hinterküche zu bestehen scheint.

Diese Gaststube ist niedrig und dunkel. Eine Schneckenstiege in einer Ecke führt wahrscheinlich zu einem Schlafgelasse. Die eine Wand wird fast ganz von dem offenen Herd und dem Kamin eingenommen, auf dessen innerer Bank in diesem Augenblicke zwei alte Männer in Bauernkitteln sitzen, aus langen Thonpfeifen rauchen und in's Feuer schauen.

Das Zimmer, an und für sich klein, wird noch kleiner gemacht durch einen Ueberfluß an plumpen Möbeln. Mrs. Grebby empfängt die Ankommenden mit einem Schwall von Begrüßungen. Sie ist keine Hiesige und nicht wenig stolz auf diesen Umstand.

„Nein, zu denken, daß Sie mich aufsuchen, Miß Edith, gerade heute, wo morgen Ihre Hochzeit ist! Ja, ich hab's im Blatt gelesen, und wenn es mir halbwegs möglich ist, komme ich hinüber, um Sie als Braut zu sehen. Ich wollte den Alten überreden, dem ist's aber zu weit. Mein Gott, er ist eben ein geborener Walliser, müssen Sie wissen, und hat für nichts Sinn. Geh' ich doch an jedem Markttage nach Llandrysak und wieder zurück, als ob's ein Spaziergang wäre, und werde doch schon Fünfundsechzig an meinem nächsten Geburtstag. Dafür bin ich aber auch in Cheltenham geboren und nicht hier."

Mrs. Grebby lebt schon seit vierzig Jahren hier und hat ihre Verachtung für Llannwel noch nicht abgelegt; eine Verachtung, die sie in höherem Grade nur noch für ihren „Alten" hegt, der sich von der Kaminbank aus durch eine Art Grunzen als Derjenige, „von dem die Rede ist", legitimirt.

„Grunze und knurre wie Du willst!" ruft die Dame. „Aber wenn Du auch nur einen Schatten von Leben in Dir hättest, würdest Du Dir Miß Edith's Brautkleid ansehen kommen."

„Ich war bei der Hochzeit ihres Vaters," murmelt der alte Mann, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen. „Und ich war beim Begräbniß ihrer Mutter — sechzehn Trauerkutschen! . . . Jetzt bin ich aber nicht mehr stark genug für solche Spektakel."

„Ich habe Mr. Westray mitgebracht, meinen Bräutigam," sagt Edith.

„Freut mich!" ruft Mrs. Grebby. „Netter Herr. Aber ohne ihn beleidigen zu wollen, mir wär's lieber, es wäre Mr. Hetheridge. Ich bin keine Hiesige, Gott sei Dank; aber ich wünschte, es wäre Mr. Hetheridge, der hat so gesunde Farben, und — Sie würden dann doch hier bleiben."

Edith wird feuerroth und Hermann fühlt sich hier auf fremdem Boden. Er sieht, Mrs. Grebby hat nie von seinem Ruhm vernommen.

„Mr. Westray ist sehr berühmt in London," sagt Edith. „Er schreibt Bücher, die alle Welt bewundert."

„Traktätlein?" fragt Mrs. Grebby verächtlich.

„Nein."

„Na, das freut mich. Denn wir haben hier nur allzu viel Frömmelei. Ich für meinen Theil liebe meine Bibel wie meine Magentropfen. Aber ich mag sie nicht zu Pillen vermengt mit der Weisheit anderer Leute."

„Das erinnert mich, Mrs. Grebby, daß ich Ihnen als Andenken eine Bibel gebracht habe und ein paar Silberlöffel für Sie und Mr. Grebby, so daß Sie manchmal bei Ihrem Thee an mich denken können."

„Gott lohne es Ihnen, Miß, aber wir haben nicht nöthig, an Sie erst erinnert zu werden!" Dabei empfängt sie Bibel und Löffel, letztere mit erhöhter Rührung, aus Edith's Händen. „Hab' früher noch niemals Silberlöffel gehabt, Miß, obwohl ich aus achtbarer Familie stamme. Meine Mutter hatte sechs Thee- und vier Salzlöffel, alle massiv, die erbte aber mein Bruder und hatte sie im Glaskasten, bis er zu Grunde ging und seine Gläubiger den Kasten und die Löffel nahmen."

Der „Alte" kriecht aus der Kaminnische hervor und bewundert die Löffel in seiner hornigen Hand, als ob sie Naturmerkwürdigkeiten wären. Dann kommt der Abschied, wobei Mrs. Grebby in Thränen zerfließt. Sie erbittet sich einen letzten Kuß von Edith und bringt den Besuchern trotz aller Protestationen eine Schale Thee auf, der so nach Senna riecht, daß Hermann fest überzeugt ist, Mrs. Grebby behandle ihre Gäste an Unterleibsübeln mit dem Mittel, das besorgte Arme bei ihren Kindern anwenden.

Endlich kommen sie los und machen die Runde durch die übrigen Hütten. Edith wird überall mit begeisterter Herzlichkeit aufgenommen, in Thränen gebadet, geküßt und angebetet. Hermann ist nicht wenig stolz darauf, daß sie all' diese Verehrung um seinetwillen verläßt. Und Edith's Tasche ist unerschöpflich an Halstüchern, Spitzenkräglein, Bibeln, Tintenzeugen und Nadelbüchsen, welche Gaben stets eine dringende Sehnsucht zu erfüllen scheinen und allgemeines Entzücken verursachen.

Nachdem Llannwel abgethan ist, treten Hermann und Edith in einen wilden, malerischen Hohlweg, der um Mr. Grebby's Wirthshaus liegt.

„Wohin gehen wir?" fragt Hermann.

Edith deutet nach Oben.

„Was, schon jetzt in den Himmel? Ich dachte, wir heirathen zuvor und machen dann die Reise mit einander."

„Ich mag Dich nicht so reden hören, Hermann. Siehst Du den Damm dort? Wir gehen in einen Pachthof nahe am Gipfel."

„Ich sehe einen Hügel, auf dem Schafe waiden."

„Dorthin gehen wir."

Der Hohlweg wird immer enger und romantischer und windet aufwärts. Immer wilder und unkultivirter wird die Szenerie und immer freier.

„Zu denken, daß Jemand hier lebt — eine Tagereise vom nächsten Fleischhauer entfernt!" ruft Hermann.

Sie schreiten an Haselbüschen, wilden Aepfelbäumen, Hagedorn und Hollundern vorüber, und gelangen endlich zu einem einsam gelegenen Pachthause, dicht unter dem Gipfel des Hügels. Es ist nett gehalten und sieht nicht ärmlich aus. Einige Stufen führen zu der hölzernen Thüre hinan, an der sich weder Klopfer noch Klingelzug befinden.

Hermann pocht mit seinem Stock an, worauf ein Kalb seinen einfältigen Kopf durch eine Zaunlücke steckt und klagend aufbrüllt und ein unsichtbarer Hund zornig zu bellen beginnt.

Sonst erfolgt keine Antwort.

Hermann klopft wieder und wieder, worauf der Hund immer zorniger bellt und das Kalb immer kläglicher schreit.

„Maggie und Jenny sind sicher nach Llandrysak hinüber," sagt Edith. „Und ich hätte sie so gern gesehen. Sie waren meine Preisschülerinnen vor drei Jahren und die hübschesten Mädchen in der Nachbarschaft. Wollen wir bis an die Spitze des Hügels gehen?"

„Da wir schon so hoch oben sind!" ... sagt er. So stiegen sie denn hinauf und übersehen die Landschaft bis zu den weißen zerstreuten Häusern von Llandrysak hin. Sie sitzen eine Weile stumm neben einander, und ein banges Gefühl kommt über Edith auf dieser letzten Schwelle vor einem neuen Leben. Wird er sie immer lieben, dieser Fremde, für den sie Alles dahingibt,

an was ihr Herz hängt und was an ihr hängt. Der Liebe Ruth's ist sie sicher. Aber die seinige — die ist vielleicht bloß ein Impuls, eine Laune, und mag mit der Zeit sich ändern oder ganz verschwinden. Sie weiß von ihm nichts Sicheres, als — daß sie ihn liebt.

Wie sie wieder hinabschreiten, begegnen ihnen auf halbem Wege Maggie und Jenny, hübsche, dunkeläugige, blühende Mädchen, die mit vollen Körben heimgehen.

„Es hätte mich so geschmerzt, euch nicht noch einmal gesehen zu haben," sagte Edith.

„O, Miß, wir werden morgen in die Kirche kommen, wir und alle Ihre alten Schülerinnen!"

„Wirklich! Das ist lieb."

Maggie's und Jenny's Andenken werden aus der Tasche gefischt, und dann wird geküßt und innig Adieu gesagt.

Wie sie auf Lochwithian ankommen, ist die Priorei voll von Gästen. Edith's Bruder, der Geistliche, ist da, mit seiner Frau und seinen zwei ältesten Töchtern, welche Brautjungfern sein sollen. Zwei andere junge Damen, aus altem walliser Adel, sind von einem entfernten Schlosse zu demselben Zwecke hergekommen. Mr. Dewrance ist da, ganz bereit für sein morgiges Amt, und Mr. Petherick kommt zum Diner. Edith hat keine Zeit mehr für trübe Gedanken bis spät in der Nacht, wo sie vor Ruth's Sopha kniet und ihre unbestimmten Zweifel und Befürchtungen dieser theilnehmenden Lauscherin mittheilt. Ruth tröstet sie.

„Dein eigenes Herz hat gewählt!" sagt sie. „Und ich meine, Theure, es muß ein göttlicher Instinkt liegen in einem so reinen und ehrlichen Herzen wie das Deinige. Weßhalb ängstigst Du Dich also?"

„Es scheint mir so hart, Dich zu verlassen, Ruth, so selbstisch. Aber Du hast ihn gern, Ruth, nicht wahr? Du vertraust ihm?"

„Ja, Theure, so lang er der bessern Natur in sich treu bleibt. Und an Deiner Seite kann er ja nicht anders."

*

Am nächsten Morgen steht Edith an seiner Seite am Altare, welcher mit allen Blumen des Sommers geschmückt ist. Die Kirche ist voll freundlicher Gesichter, und in vielen Augen glänzen Thränen. Die Herbstsonne scheint warm und hell. Schulkinder und junge Frauen, die vor einigen Jahren Edith's Schulkinder gewesen sind, streuen Blumen auf den Pfad des Brautpaares, von der Kirche bis zum Thore. Jung und Alt erscheint Edith in ihrem weißen Kleid und weißen Schleier wie ein Engel.

Die Menge verläuft sich noch nicht, nachdem die Hochzeitsleute in's Schloß zurückgekehrt sind. Sie wollen ihren Liebling noch sehen bis zum letzten Augenblick.

Endlich hält der Wagen, welcher das junge Paar nach Llandrysak führen soll, vor dem Portal, und Edith erscheint wieder in einem einfachen Reisekleid am Arm ihres Vaters, mit Hermann an der andern Seite, und gefolgt von Bruder, Schwägerin, Vettern, Basen, Freunden und den Geistlichen.

Sie fahren fort unter einem Sturm von Hochrufen, welcher von den Hügeln donnergleich zurückhallt, und Edith sieht nach ihrem alten Heim zurück, bis die Biegung des Weges dasselbe ihren Blicken entzieht.

„Nimmer wieder so ganz meine Heimat!" murmelt sie traurig. „Lebt wohl, ihr glücklichen Tage der Jugendzeit! O, lebt wohl!"

XV.

Das „Frivolitytheater" ist geschlossen und Mrs. Brandreth hat sich während der todten Saison nach Heldenberg, einem kleinen belgischen Badeort in der Nähe von Memlingstadt, begeben. Sie sucht Ruhe um jeden Preis, sie flieht ihre Landsleute, denn sie will nicht erkannt und begafft werden. Kein Ort scheint so geeignet, ihr diese Ruhe zu gewähren, wie dieses stille, einfache, halbversteckte Heldenberg mit seinen wenigen neuen Häusern und Villen, seinen harmlosen Vergnügungen und seiner eintönigen Umgebung: dem blaugrünen Meer und der goldgelben Sandfläche.

Heldenberg, den Ausländern kaum dem Namen nach bekannt, ist der Stolz der Einheimischen, die diesen ohne fremde Unterstützung erblühten Kurort mit Vorliebe frequentiren.

Es existirt sogar ein großes Hotel, welches auf das Eleganteste eingerichtet ist, aber Myra will allein sein; sie hat sich daher in einer der nagelneuen Villen am Strandwege zwei hübsche Zimmer im ersten Stock gemiethet; unter ihr wohnt eine Familie mit einer Schaar rothwangiger Kinder, deren Leben eine Kette von Mahlzeiten zu sein scheint. Myra hat einen gedeckten Balkon; hier verbringt sie die Nachmittagsstunden, liest in den Werken, die sie mit herübergebracht, stickt an einer feinen Arbeit, mit der sie sich schon seit drei Jahren beschäftigt, oder studirt ihre Rolle in Hermann's neuem Lustspiel, welches er ihr vor seiner letzten Reise nach Radnorshire gegeben hat.

Das Stück ist packend, aus dem Leben gegriffen und voll reichen, effektvollen Situationen, und Myra's Rolle ist die schönste, die jemals für sie gedichtet worden.

Dieser stille, belgische Badeort gewährt ihr die rechte Muße zum Studiren.

Sie lebt sich in ihre Rolle ein, sie schafft nach den Worten des Dichters ein wirkliches, lebenswarmes Weib und gibt Gestalt den luftigsten Gebilden seiner Phantasie. „Er wird — er muß zufrieden, muß stolz sein, wenn er mich so spielen sieht," flüstert sie traumverloren, in der heißen Nachmittagssonne auf dem Balkon ruhend, sein Manuskript auf ihrem Schooße — gerade zwei Tage nach Hermann's Hochzeit.

Sie denkt sich ihrer heimischen Welt weit entrückt, sie schwelgt in Einsamkeit und Freiheit; da fällt ein Schatten auf die Esplanade zu ihren Füßen, sie hebt die müden Augen und vor dem Balkon, denselben unverwandt betrachtend, steht ein grau gekleideter Herr mit weißem Hut und braunem Backenbart. Der weiße Hut wird zum Gruß erhoben und Myra erkennt die alltäglichen Züge Lord Earlswood's.

„Sie befinden sich wohl, meine Gnädige?" fragt er in seiner ruhigen Weise, „ich dachte mich nicht zu täuschen. Ihre Leute konnten mir nicht Ihre Hausnummer sagen, so bin ich im ganzen Ort — wie heißt er nur gleich — herumgeirrt, um Sie zu suchen. Beiläufig gesagt, hat dieses Nest eine große Aehnlichkeit mit der Ostseite von Morgate, nur die Muttersöhnchen fehlen."

„Wenn Sie reden wollen, so bitte, kommen Sie herein," erwiedert Myra ärgerlich und rollt ihr Manuskript zusammen.

Lord Earlswood, nicht im Mindesten von den neugierigen Blicken aus den verschiedenen Villen genirt, hätte ruhig das Gespräch fortgesetzt, doch, erfreut durch Myra's Aufforderung, steigt er jetzt die steinernen Stufen hinauf, verschwindet im Portal und erscheint darauf im Salon.

Dieses neumöblirte Gemach gleicht einer Szene auf dem Theater, Bücher liegen auf Sopha und Sesseln verstreut, und in einem reizenden, duftigen, rosa gefütterten Arbeitskorb liegt halbversteckt die feine Stickarbeit.

„Erzählen Sie mir, wie es Ihnen geht," sagt Myra, das Gähnen unterdrückend. O, wenn doch der weiße Hut nicht ihre wonnige Träumerei gestört hätte! „Was führt Sie eigentlich in diesen stillen Ort?"

„Das können Sie freilich fragen. Aufrichtig gesagt, finde ich, daß es nicht mehr als gewöhnliche Freundlichkeit gewesen wäre, einem Mitmenschen Ihr Reiseziel mitzutheilen. In Bloomsbury-Square, wo ich mich zuerst erkundigte, konnte ich nichts erfahren, als daß Sie in ein ausländisches Bad gereist. Es konnte Ostende, Boulogne, Biarritz sein. Niemand wußte Bescheid. Im Theater dasselbe Resultat — endlich half mir Ihre Garderobière auf die richtige Fährte. Sie hatte Ihre Toiletten verfertigt, und dieselben hatten im einfachsten Styl sein sollen, für einen kleinen, stillen Ort in Belgien, Hel war der Anfang des Namens gewesen. Ich schlug in Murray's Reisehandbuch nach und fand nur einen einzigen mit der Sylbe Hel beginnenden belgischen Badeort — da bin ich nun. Schlau gemacht, nicht wahr?"

„Jedenfalls hartnäckig."

„Das ist auch gut, wenn nicht noch besser; ‚mit Eigensinn setzt man Vieles durch', las ich neulich, und der Satz gefiel mir ungemein. Ich habe glücklicherweise eine gute Dosis Eigensinn in meinem Charakter."

„Ich glaubte, Sie jagten Birkhühner in den Bergen."

„Alle Welt jagt Birkhühner, ich nicht."

„Sie müssen sehr besorgt um Ihr Theater sein!" sagt Myra, ihre Arbeit zur Hand nehmend.

„Um mein Theater? An dem liegt mir ja gar nichts, und Sie, meine Gnädige, wissen das so gut wie ich. Ich habe es für Sie gebaut, gerade wie ich Ihnen zum Neujahr eine Schachtel mit Bonbons schicken würde."

„Eine fürstliche Bonbonnière! Ich freue mich indeß, daß Ihr Geld Ihnen gute Zinsen trägt."

„Solch' geschäftsmäßiger Ton ist gar nicht freundlich, wenn Jemand von Dover nach Ostende reist, — es war, nebenbei gesagt, die schlechteste Fahrt, die ich je gehabt — nur um Sie zu sehen."

„Sehr gütig, in der That, aber ziemlich thöricht, falls nicht Heldenberg und die Belgier unterhaltend genug sind, um Sie zu belohnen. Was können Sie mir zu sagen haben oder ich Ihnen, das nicht gerade ebenso gut einen Monat später gesagt werden könnte?"

„Das weiß ich denn doch nicht. Uebrigens kam ich vor Allem, um Sie nur anzuschauen. Für mich ist es ein Glück, Sie so vor mir sitzen zu sehen mit dem blauen und weißen Zeug da in der Hand. Auch habe ich eine Neuigkeit für Sie," fügt er hinzu mit einem momentanen Aufleuchten in den ausdruckslosen grauen Augen. „Eine Neuigkeit, die Sie interessiren dürfte. Dieselbe betrifft einen gemeinsamen Freund."

„Welche Art von Neuigkeit?" fragt Myra emsig stickend, um ihre Schläfrigkeit zu bekämpfen.

„Nun — hochzeitlicher Art."

„Hat Miß Belormond einen Antrag von dem Sportsbaron bekommen, der immer den Eingang der Bühne unsicher machte?"

„Nein."

„Hat Mr. Flanders, dieser schlechte Schauspieler, endlich Minnie Walters geheirathet? Sie hat sich wahrlich Mühe genug um ihn gegeben, armes Mädchen!"

„Nein."

„Dann gebe ich das Errathen auf."

„Ihr Freund, Mr. Westray," begann Lord Earlswood langsam.

Die Arbeit fällt aus Myra's Hand und ihre Augen blicken zu ihm auf.

„Was, von ihm?"

„O, gerade nichts Besonderes. Seine Trauungsanzeige steht in der gestrigen ‚Times'."

„Vielleicht ein anderer Westray."

„Nein, Hermann Westray. Hier ist das Blatt," und der Lord zieht eine zierlich zusammengefaltete Beilage hervor. „Hermann Westray, ältester Sohn des verstorbenen hochwürdigen Thomas Westray von Colehaven, mit Editha, zweite Tochter von Morgan Morcombe, Esq., Lochwithian Priorei, Radnorshire."

„Ich erwartete es halb und halb," sagt Myra mit heroischer Selbstbeherrschung. „Ich habe sie zusammen in der ‚Frivolity' gesehen."

„O," macht Earlswood beschämt. „Sie sind also nicht überrascht?"

„Nicht besonders. Falls Sie über den Kanal gereist sind in der Meinung, mir eine erstaunliche Neuigkeit mitzutheilen, so haben Sie Ihre Mühe verschwendet."

Myra wird jetzt sehr huldvoll gegen ihn, erlaubt ihm, den Thee bei ihr zu nehmen und entläßt ihn so vollständig mystifizirt, wie Seiner Lordschaft noch niemals gewesen.

Eine Weile noch, und dann ist Myra allein in ihrem hübschen, behaglichen, schneeweiß drapirten Schlafzimmer, und sie sinkt auf ihre Kniee und ringt die Hände und hebt sie empor zum Himmel und schwört einen furchtbaren Eid — nicht vor dem Gott der Christenheit — die Nemesis ist es, die sie anruft, und jene unheimlichen Göttinnen, die dem Menschen Böses thun.

(Fortsetzung folgt.)

Rheinfrauen Geisterbann

oder

Die Reise nach Köln.

Von

Hermann Jahn.

(Nachdruck verboten.)

Einleitung.

Wie ich zum Rhein kam.

Im alten Köln, im hohen Saal,
Da saßen Die vom Rathe.
Gilt's Bürgerwohl? gilt's Bürgerwahl?
Gemeindenutz und Schade?
Ernst saßen sie am grünen Tisch,
Senator, Schöffe, im Gemisch
Die hohen Würdenträger,
Des Wohl und Wehs Erwäger.

Mit tiefem Ton die Stille bricht
Der Herre Bürgermeister,
Er spricht mit strengem Angesicht
Und auf den Stadtplan weist er:
„Nun sprecht, ihr Herren, nennt die Stadt,
Die Solches sich geschaffen hat
In ihres Bildes Weiche,
Wie wir, im röm'schen Reiche!?

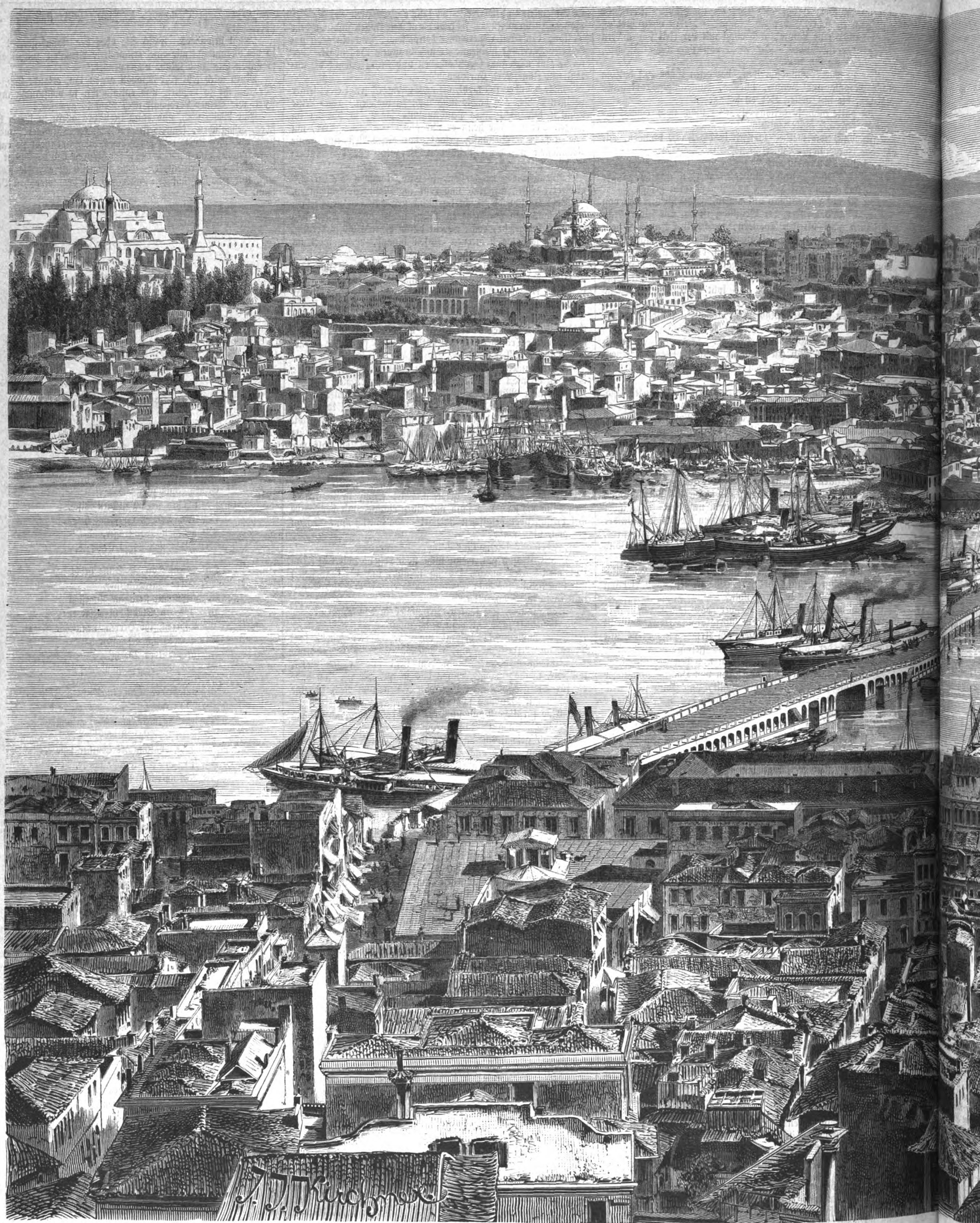
„Hier steht der Dom, in Stein gerankt
Die Blätterpyramide.
Wo wär' zu gleichem Ruhm gelangt
So stolze, mächt'ge Blüte?!
Laut gibt, fünfhundert Centner schwer,
Gegossen aus der Feinde Wehr,
Die Riesenglocke Kunde
Von uns mit eh'rnem Munde.

„Die Brücke dort, das Gitterwerk,
Das schlank die Ufer bindet,
Sie wältigt kühn des Stromes Stärk',
Der hier den Meister findet.
Hoch halten stolz auf Eisenpferd
Die beiden großen Kön'ge werth
Die Wacht ob Kölns Geschlechter!
Wo sind noch solche Wächter?!

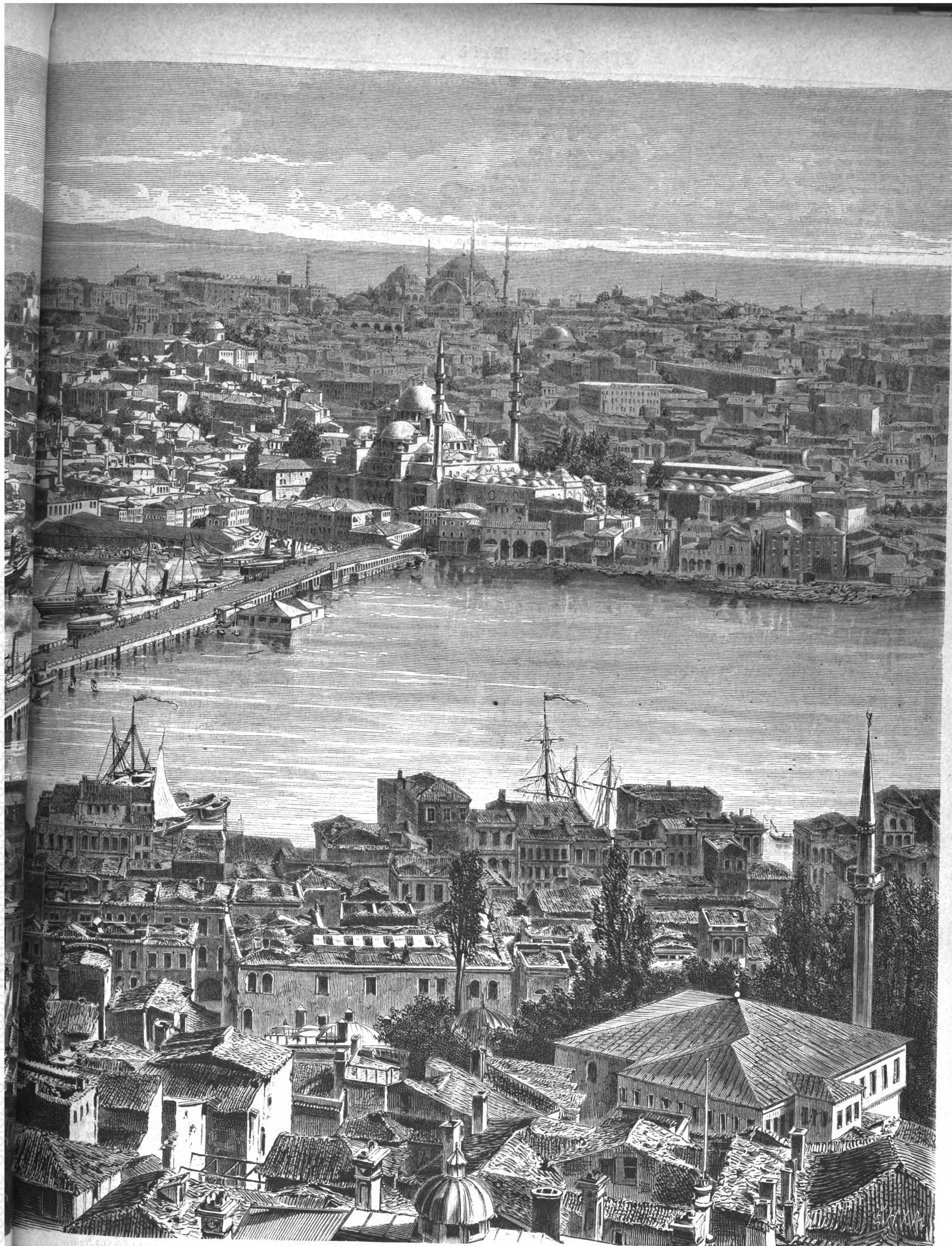
„Uns birget Wallraf-Richartz' Haus
Der Schätze reichen Segen,
Es strömet staunend ein und aus
Das Volk von allen Wegen.
Im Prunkgemach im Gürzenich
Steht Petrus hehr und feierlich,
Er lud schon oft zum Feste
Sich Kaiser ein als Gäste.

„Es glänzen weit in's Land hinein
Die goldnen Kuppelthürme
Und spiegeln sich im grünen Rhein,
Im Trotz der Zeitenstürme.
Sankt Gereon, Sankt Ursula,
Elftausend heil'ge Jungfraun da,
Sind unsres Glaubens Hüter
Und schirmen unsre Güter.

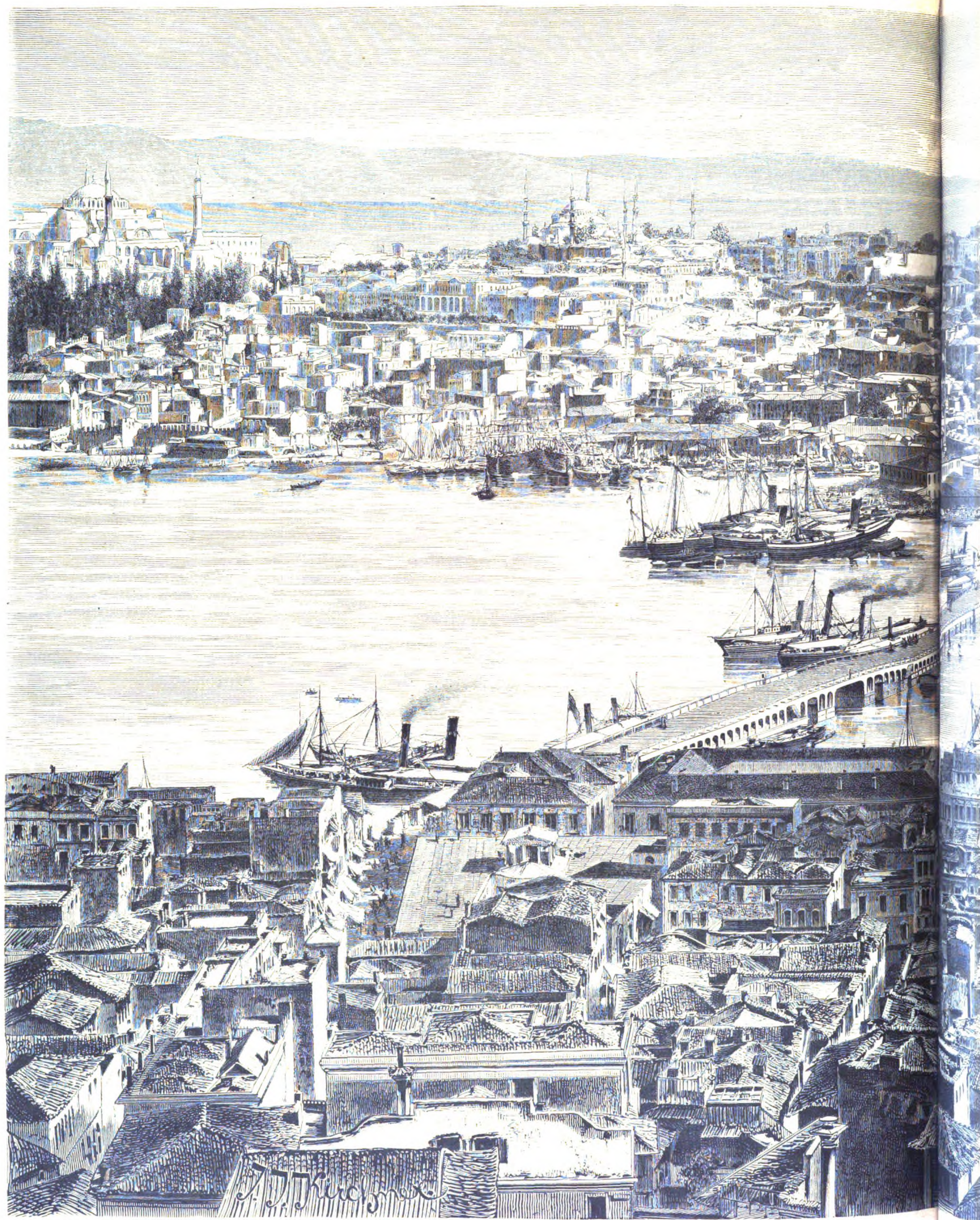
„Euch, Herren, war's noch nicht genug
Der reichen Macht und Fülle!
Zufrieden nicht, Begehren trug
Nach mehr stets euer Wille,
Lagt stets im Ohr mir voll Verdruß,
Und mürrisch noch im Ueberfluß
Nach fremdem Gut mit Neide
Saht stets ihr in die Weite.



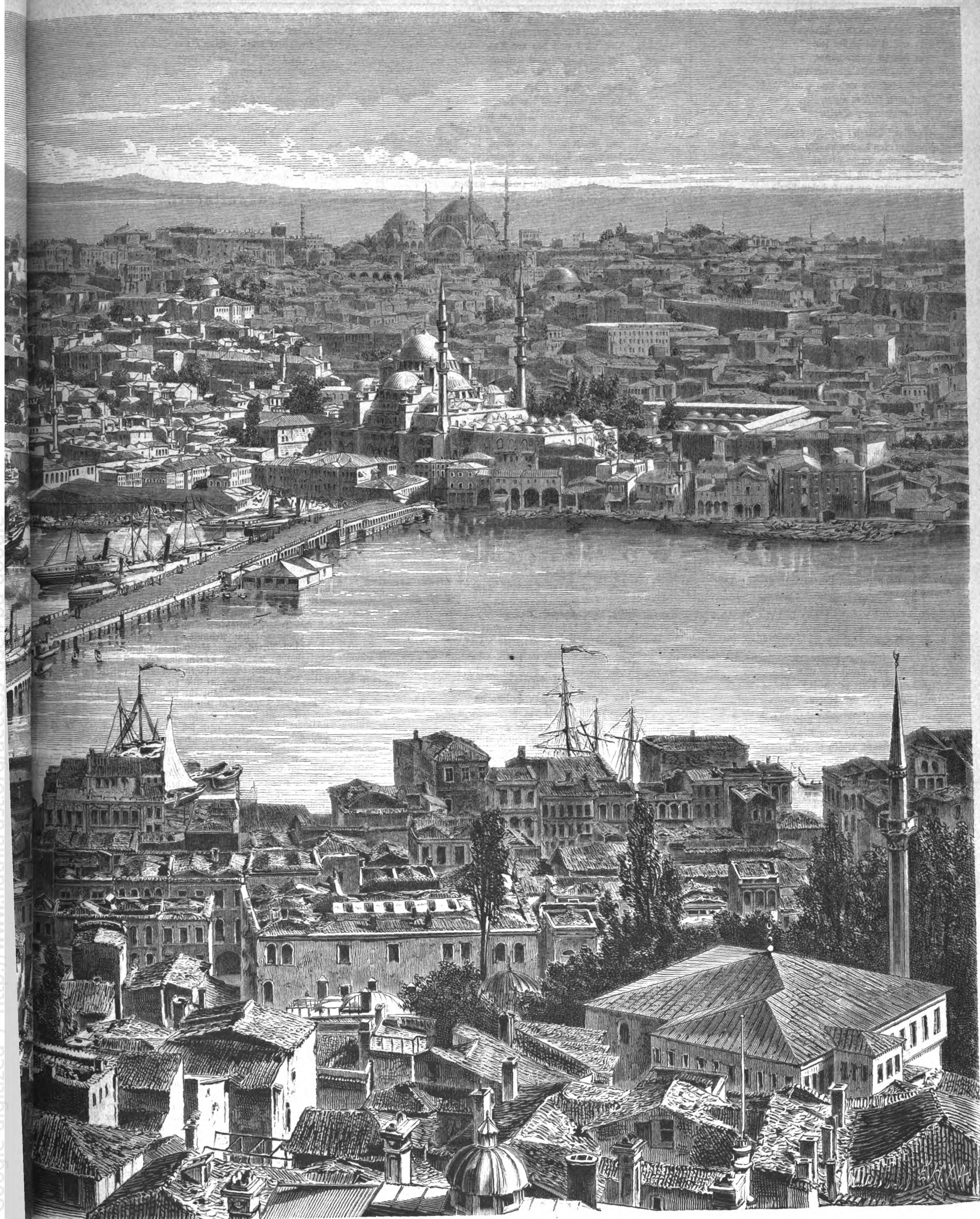
Konstantinopel. Das goldene Horn mit der Br… …r neuesten photog…



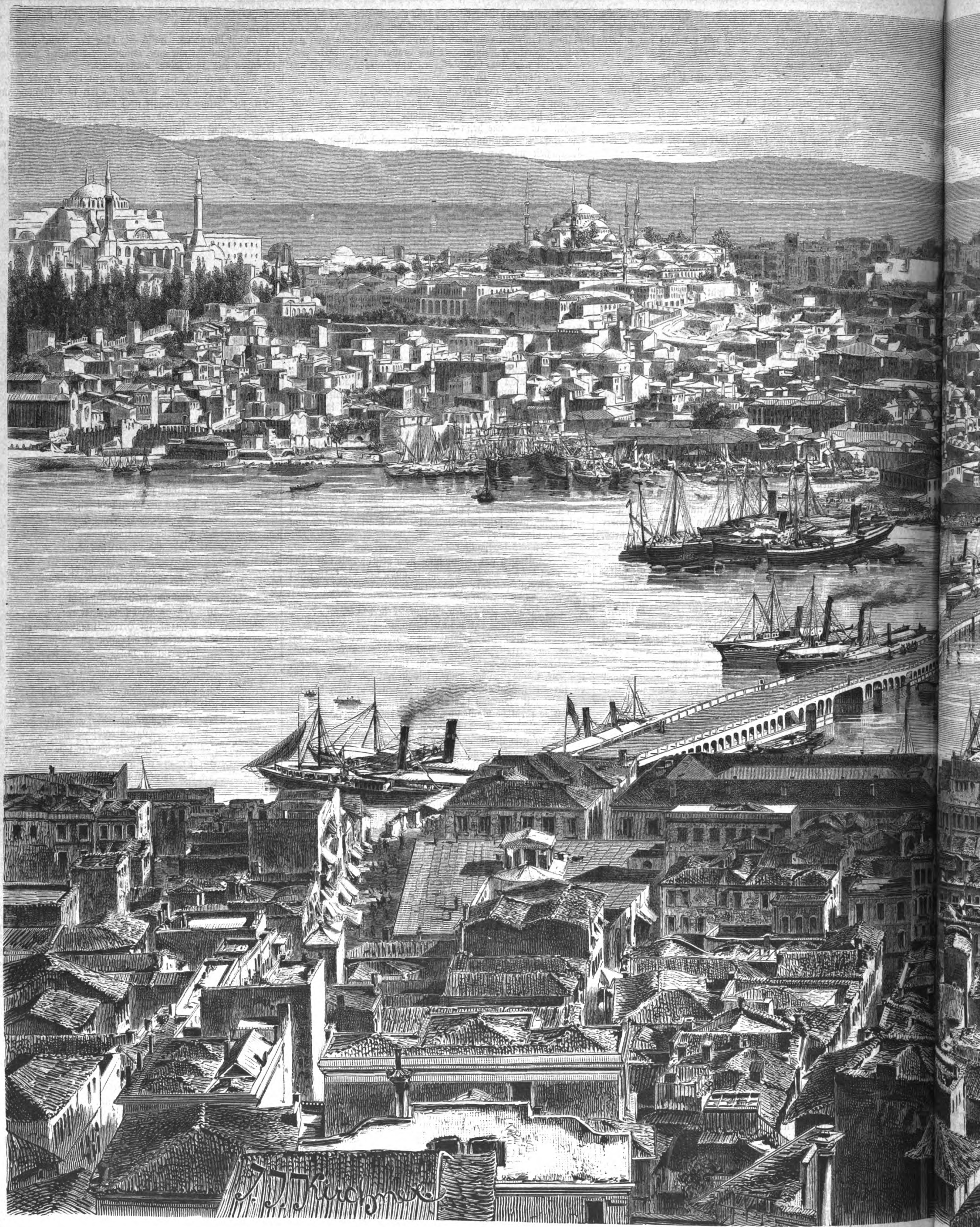
...ach der neuesten photographischen Aufnahme. (S. 214.)



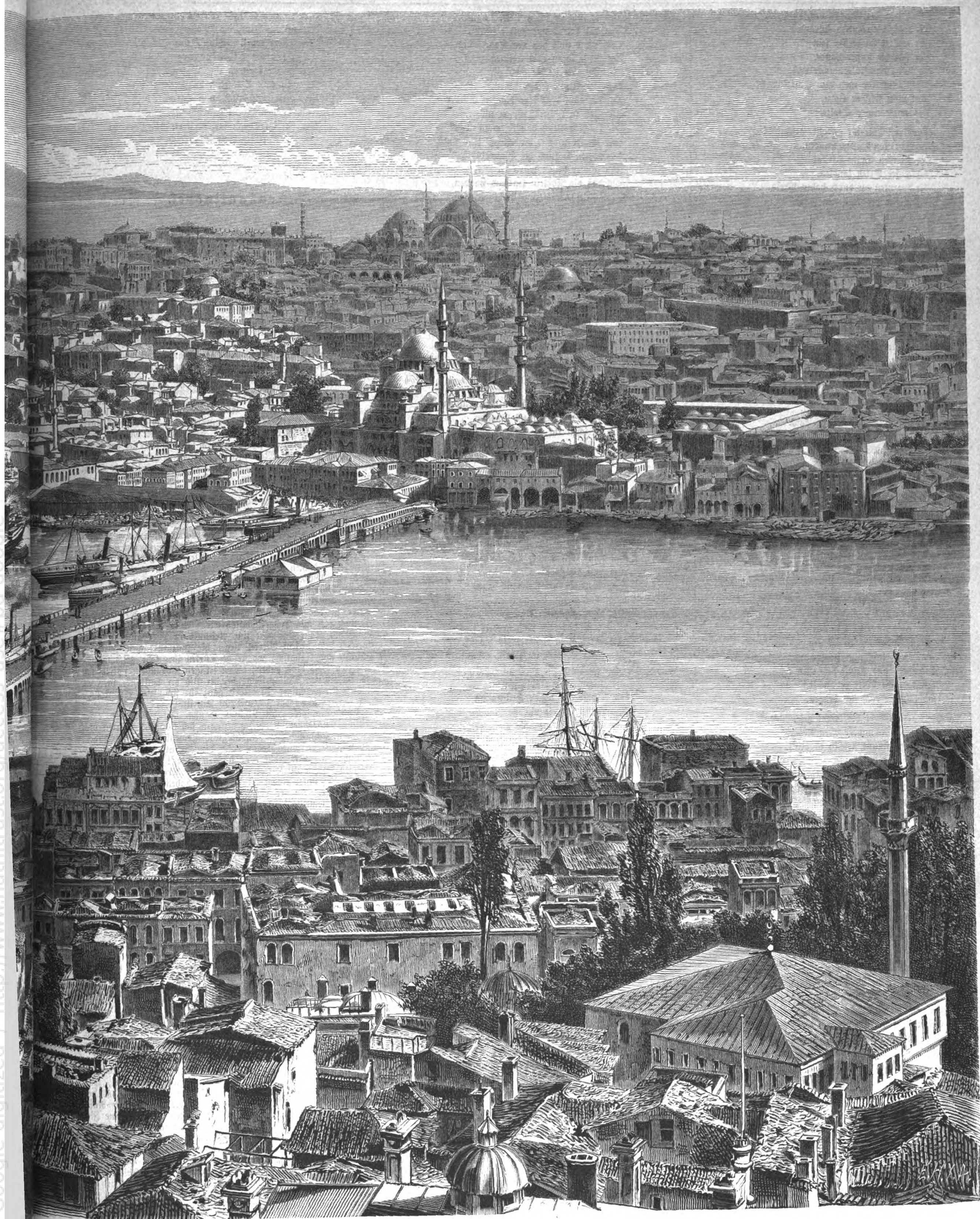
Konstantinopel. Das goldene Horn mit der Br… neuesten photo…



... ach der neuesten photographischen Aufnahme. (S. 214.)



Konstantinopel. Das goldene Horn mit der Brü… …r neuesten photog…



...ach der neuesten photographischen Aufnahme. (S. 214.)

„Euch war die Traube noch zu klein,
Die wächst an eurem Strande:
Ihr wolltet im Besitze sein
Der Früchte heißer Lande.
Zu kalt ist unser Sommer euch,
Scheel blickt ihr nach dem Palmenreich,
Ergehn in solchem Holze,
Das paßte eurem Stolze.

„Wohlan! Wie ihr gewollt, geschah's!
Wir schrieben's allen Landen.
Zur fernsten Spitze Afrikas
Wir unsre Boten sandten.
Wir spornten an durch hohen Preis
Wetteifernd der Nationen Fleiß,
Der weither zu uns führte
Nun ihrer Auen Zierde.

„Ein Paradies vor unsrem Thor
Liegt jetzt uns ausgebreitet,
Hoch steigt die Ceder dort empor,
Die Kokos Fächer breitet;
Der heißen Zone Ueppigkeit
Entfaltet hier ihr prangend Kleid;
Vergessend nord'schen Winter,
Blühn Floras zarte Kinder.

„Es brachte Frankreich Lilien her
Und England duft'ge Rosen,
Limonen von dem Mittelmeer
An Kaplands Trauben stoßen.
Tyrols süßsammtne Pfirsichfrucht
Voll Reiz zu triumphiren sucht
Hier über gelbe Massen
Von ripp'gen Ananassen.

„Ostindiens kostbar Pisangrohr
Wächst hier in mächt'gen Büschen,
Darein sich grün beschirmt empor
Australiens Baumfarn mischen,
Und über diese Zauberwelt
Wölbt sich des Glases schimmernd Zelt,
Fontänen sprühend springen,
Die rauschend zwischen klingen.

„Nun kündigt's hin nach Ost und West,
Sprengt's aus nach Nord und Süden,
Nun ladet ein zum Wunderfest,
Zum Fest der holden Blüten.
Bewundern laßt nun Jedermann,
Was Geld und Kunst beschaffen kann,
Nun ruft die Welt zu Zeugen
Und laßt sie euch sich beugen.

„Erwartend steht die Stadt geschmückt,
Harrt der Bewundrer Menge,
Das Auge staunt, wohin es blickt,
Ob festlichem Gepränge.
Gleich wie die Braut im Festschmuck glänzt,
Steht jedes Haus beflaggt, bekränzt,
Steht Jeder voll Erwarten
Mit Fahnen und Standarten — —“

Der Bürgermeister sprach es und
Blickt stolz sich um im Kreise,
Rings schallt's da aus der Herren Mund
Zu seinem Lob und Preise.
Nicht Säumens war; schnell trug das Wort
Der Zeitung Flug von Ort zu Ort:
Die Völker im Vereine
Lud es nach Köln am Rheine.

Nun rüstet sich, wer rüsten kann,
Die Wallfahrt zu bestehen,
Neugierig wollte Weib und Mann
Zu Köln das Wunder sehen.
So kam die Kunde auch zu mir:
Schon steht der Wagen vor der Thür,
Und: Glück zur rhein'schen Reise!
Ruft's nach aus Freundes Kreise.

1. Des Rheins Geburt.

O Rhein, du goldner Freudenborn!
Du froher Lieder Wunderhorn!
Wer je an deinen Fluten stand,
Der ist gefeit, der ist gebannt,
Gebannt von deines Zaubers Macht,
Die über deinen Thälern lacht.

Würd' jeder Tropfen auch zu Staub,
Verstiebt würd' er der Lüfte Raub,
Die ihn allüberall hinwehten:
Es wäre die Welt dann voller Poeten,
Es weht' dann Rheinesliederduft
Wie Balsam durch die Lebensluft.

Den Strom in seiner stolzen Kraft,
Den hat der Sonnengott geschafft,
Den, matt einst von den Tagesmühn,
Die Rosse kaum noch konnten ziehn,
Nicht konnten sie die Höh' gewinnen
Gezackter Alpen Felsenzinnen,
Der Schaum deckt ihre blanken Glieder
Und floß in hellen Tropfen nieder.
Sie keuchten durch das Firmament
Und immer nimmt die Straß' kein End',
Stampften kraftlos die Himmelsflur
Und immer heißer wurd' es nur,
Bis daß die Rößlein keuchend standen,
Trotz Peitsch' und Zügel nicht mehr rannten.

Dem Gotte selbst war's warm geworden
Und Quell und Wasser an keinen Orten,
So daß er ganz in Flammen stand.
Da rief er durch die hohle Hand:
Frau Hebe! Und kaum daß der Schall
Noch austönt in der Himmelshall',
Da stand schon hehr und lobesam
Vor ihm geforderte Madam.
Was sein Begehr, hub sie zu fragen
Den Rufer an auf seinem Wagen.

Der, trotzig nicht, ob er gleich brennt,
Nein, weil er fein die Weiber kennt,
Hebt an gar schön zu scharmüziren,
Um sie durch Schmeichelwort' zu rühren,
Lobt ihres Augenglanzes Sprühn
Und streichelt ihr die Wang' und Kinn,
Und geht nach feiner Herren Art
Gar säuberlich ihr um den Bart.
Doch da ihn Durst und Tagwerk drängte,
Er seinen Wunsch nun dahin lenkte,
Frau Hebe möcht' die Gnade haben,
Durch frischen Trunk ihn zu erlaben.
Die Dame, die der Gott der Sonnen
Auf solche Weis' für sich gewonnen,
Eilt spornstreichs nach Olympia
Und holt die größte Schale da,
Zum Götterbrunnen eilt sie dann,
Füllt das Gefäß bis oben an.
Und kaum gezählet: eins, zwei, drei,
Bringt sie das edle Naß herbei;
Kredenzt es ihm und reicht's hinauf.
Dann eilt sie noch im schnellen Lauf,
Um auch die Rosse rasch zu tränken,
Die zitternd ihre Köpfe senken.
Sie kommt mit vollen Krügen an
Und mühet sich, so viel sie kann.
Der Gott, der trinkt, die Rosse saufen
Und zollen ihren Dank durch Schnaufen,
Durch ihrer Mähnen goldig Schütteln
Und der Gebisse knirschend Rütteln.
Frau Hebe eilt stets hin und her,
Bringt neuen Trank noch immer mehr.
Als nun der Gott in vollen Zügen
Noch trinkt mit göttlichem Vergnügen,
Das Viergespann im Kraftgefühl
In ein gelindes Träppchen fiel,
Beginnt die Hufe rasch zu schlagen
Und reißt dahin den Sonnenwagen;
Der Fuhrmann, der fich's nicht versah,
Verliert fast die Balance da,
Greift rasch zum Zügel, hat nicht Macht,
Daß er auf Hebe's Schale acht',
Die poltert abwärts in's Verderben
Und kracht zerstückt in tausend Scherben.
Und ach! womit die Rosse getränkt,
Räderrasselnd er drüber lenkt
Ueber die Krüge die muthigen Pferde
Und verschüttet ihr Naß zur Erde. —
Kaum daß Hebe sich nur besonnen,
War ferne schon der Gott der Sonnen
Ueber die Berge, der noch zu kämpfen,
Um der Rosse Muth zu dämpfen,
Sie doch dachte mit Hangen und Bangen,
Wie sie vom Vater Zeus werd' empfangen.
Lange stand Hebe und stand und stand,
Aber die Scherben ihr Niemand band.

Als nun der Schalen Inhalt floß
Hernieder zu der Erde Schooß,
Entsprangen alsbald an jenen Stellen
Dem Felsengrunde klare Quellen,
Die sprudeln fort in Ewigkeit,
Da sie von Götterhand geweiht.
Suchten und wußten sich zu vereinen,
So daß sie eines Ursprungs scheinen,
Von Klipp' zu Klippe fließt es fort
Und rinnt als Bach zu Thälern dort,
Im grünen Flur, im Wiesengrund
Vergrößert der sich Stund' um Stund'.
Schon kommen Städte angezogen,
Die drüber spannen ihre Bogen,
Er wird zum See, zum Wassersturz
Und wird zum Fluß, zum Strome, kurz
Zum schönen Rhein das Rinnsal wird,
Der sich im Ozean erst verliert.

(Fortsetzung folgt.)

Konstantinopel.

(Bild S. 212 und 213.)

Die Blicke der ganzen Welt richten sich jetzt nach Konstantinopel, wo in der Konferenz über Krieg und Frieden vielleicht ganz Europas in diesen Tagen entschieden wird. Es dürfte demnach auch interessiren, einen Blick auf diese Hauptstadt des Türkenreiches, die außerdem zu den interessantesten und eigenartigsten der Erde gehört, zu werfen. Bekanntlich ist Konstantinopel das einstige Byzanz und ward 330 von Kaiser Konstantin dem Großen zur Hauptstadt des riesigen römischen Reiches gemacht, woher es auch seinen jetzigen Namen hat. Die Stadt hat 29 Belagerungen erdulden müssen und ist achtmal erobert worden. Ihre wundervolle Lage am Bosporus, der das Marmorameer mit dem schwarzen Meer verbindet, hat Konstantinopel zu einem der wichtigsten Handelsplätze der Welt gemacht, und wer diese mächtige Stadt besitzt, hält den Schlüssel zu Asien. Deßhalb gehen auch Englands und Rußlands Wünsche im Geheimen auf diesen Knotenpunkt der asiatischen Welt. Aber nicht nur für Handel und Politik ist die Hauptstadt des Türkenreiches ein so großer Magnet, sie ist auch das Ziel der Künstler, besonders der Maler, denn ihre Lage ist wunderbar schön; an dem blauen, weit in das Land hinein sich ziehenden Meerbusen des goldenen Horns erhebt sich scheinbar aus Cypressen-, Orangen- und Olivengärten die Stadt mit ihren weißschimmernden Palästen, Moscheenkuppeln und schlanken Minarets, und gewährt einen ebenso großartig prächtigen wie malerisch schönen Anblick.

Betritt man jedoch das eigentliche Konstantinopel, so wird man sehr enttäuscht, es ist ein unendliches Gewirr von baufälligen Häusern und engen, winkeligen, ungepflasterten, unsauberen Gassen. Erst in neuerer Zeit haben große Feuersbrünste, welche Hunderte der elenden Lehmhäuser wegfraßen, Gelegenheit gegeben, größere reinlichere Straßen anzulegen, so besonders die großen Brände 1865 und 1866. Baulich besser und großstädtischer nach europäischen Begriffen sind einige der Vorstädte Konstantinopels. So Galata, der eigentliche Mittelpunkt des Großhandels, und Pera, letztere ist das europäische Viertel der Stadt und hier befinden sich auch fast alle Gesandtschaftshotels. Auch die Vorstadt Top-Chane hat große Kasernen und Arsenale in europäischem Styl. Nördlich von diesem Viertel liegen die ganz türkischen Vorstädte Findikly und Kabatsch, wo reiche Türken ihre sehr geschmackvoll verzierten Holzvillas haben; diesen felsigen Vorstädten schließt sich das Palais von Dolma-Bagdsche, der Sitz der Sultane, an. Es ist dieß ein prächtiger Stadttheil ganz für sich, seine Front nach dem Meere zu beträgt gegen 1200 Schritt.

Konstantinopel zählt 90,000 Häuser mit mehr als einer Million Einwohner; darunter befinden sich 500,000 Türken und Tartaren, 200,000 Griechen, 230,000 Armenier, 60,000 Juden, und 25,000 Personen leben unter dem Schutze der fremden Gesandtschaften. Die Zahl der Moscheen beläuft sich auf 300. Die Griechen besitzen 30 Kirchen, ebensoviel die Armenier; die Katholiken, welche unter einem Bischof stehen, haben neun Kirchen und sechs Klöster. In der eigentlichen Türkenstadt befinden sich 400 Mektebs (Elementarschulen) und 300 Medressen (geistliche Seminare). Auffallend reich ist Konstantinopel an öffentlichen Bädern, man zählt deren gegen 3000; der Kaffeehäuser gibt es zu Tausenden. In den Hafen laufen jährlich gegen 20,000 Schiffe mit über 3,000,000 Tonnen Fracht ein und aus. Auch als Festung ist diese Hauptstadt bedeutend und dürfte sowohl eine Belagerung, wie besonders eine Eroberung von der Landseite kaum möglich sein. Eine Eisenbahnlinie führt jetzt von Konstantinopel nach Philippopel, eine andere am Marmorameer entlang bis Iskinad.

Unsere Illustration zeigt die große Brücke über das goldene Horn, welche die kaufmännisch und politisch wichtigsten Stadttheile Galata und Pera verbindet.

Das Haupttelegraphenamt in London.

(Bild S. 217.)

Das londoner Haupttelegraphenamt ist ein höchst anschaulicher Beweis von der Großartigkeit des englischen Verkehrslebens. In dem gewaltigen Gebäude, das ein kleines Stadtviertel in der Morgatestraße, nahe der Bank von England, einnimmt, herrscht vom Kellergeschoß bis zum Dache hinauf jahraus jahrein, Tag und Nacht, jede Stunde und jede Minute ein Leben, das den Eindruck des Fieberhaften macht durch die Stille und Rastlosigkeit, in der alle diese Geschäfte, die stets nur das eine Ziel haben, Worte dahin und dorthin, fern und nah, in die Stadt und nach Indien so schnell wie möglich mitzutheilen. Man kann sich eine Vorstellung von der Ungeheuerlichkeit des dortigen Umtriebes machen, wenn man bedenkt, daß in diesem Hause 1240 Telegraphisten ununterbrochen thätig sind und 270 Telegraphenboten kaum genügen, den Stadtdienst zu erledigen. In zwei langen Galerieen stehen 263 Depeschenaufgabe-Apparate, von denen 21 doppelt sind. In der Mittelhalle, welche die aus den verschiedenen englischen Provinzen einlaufenden Depeschen sammelt und zu den Galerieapparaten überleitet, befinden sich 205 Instrumente. Eine andere Riesengalerie enthält nur Luftdruckmaschinen, um die Depeschen im Original nach den wichtigsten Zweigtelegraphenämtern der Stadt zu befördern, von wo aus sie dann weiter geleitet werden. Wieder ein endlos erscheinender Gang zeigt

eine Unzahl numerirter und mit Buchstaben versehener Metallnöpfe; diese dienen dazu, elektrische Verbindungen mit Haupt- und Nebendrähten durch das ganze Königreich im Augenblick herzustellen. Im Untergeschoß sind 4000 fußgroße sogenannte Elemente aufgestellt, welche das nöthige Quantum Elektrizität bereiten. Der Flächeninhalt der Halle und Galerie beträgt, 20,000 Quadratfuß, also beinahe eine deutsche Meile im Geviert und die Zahl der täglich das Centraltelegraphenamt verlassenden Depeschen schwankt zwischen 26—30,000. Gegen 300,000 Worte müssen jede Nacht an die Provinzialzeitungen befördert werden, und wenn Parlamentssitzung ist, steigt diese Nachtarbeit nur für die Provinz auf 427,000 Worte.

Unsere Illustration zeigt einen Theil der Aufgabegalerie während des Tagdienstes; hier sind gegen 300 Frauen und Mädchen angestellt, der Nachtdienst wird jedoch nur von männlichen Telegraphisten besorgt.

Drei Erzählungen

aus dem Leben des Kaisers Paul I. von Rußland.

Nach historischen Thatsachen mitgetheilt

von

H. von Lankenau.

3. Der Zopf.

Das Leibgarderegiment war längst wieder in seine Garnison nach St. Petersburg eingerückt. Auch Tscherepow befand sich wieder in der Rèsidenz, hatte es aber noch immer nicht gewagt, sich der Gräfin Elise zu nähern. Welch' eine Wirkung sein, wie es ihm jetzt schien, allzu kühner Brief auf sie hervorgebracht, war ihm unbekannt geblieben, obgleich eine geheime Hoffnung in seinem Herzen ihm sagte, sie zürne ihm nicht.

Auch daß sein Brief die Ursache der Rückkehr des Regiments, wußte er nicht. Der Kaiser hatte, Gott weiß aus welchem Grunde, verboten, darüber zu reden. Der Graf Charitonow, der Vater Elisens, hatte ihn zwar, wie immer, wohlwollend empfangen und ihm Glück zur Rückkehr gewünscht; Elise zu begegnen, war ihm jedoch nicht gelungen, da sie gerade Hofdienst bei der Kaiserin hatte.

So grübelte und dachte er, wie er wohl sich ihr nähern und was er zu seinem weitern Avancement thun solle. Dabei war er dann auf den Gedanken gekommen, den Kaiser zu bitten, den Krieg in Italien gegen Frankreich unter dem alten Feldmarschall Suwarow mitmachen zu dürfen, um Gelegenheit zu haben, sich auszuzeichnen, Lorbeeren zu erringen und, wie er meinte, dadurch ein größeres Recht auf die Hand der schönen jungen Gräfin zu erlangen.

So standen die Sachen, als wieder ein Ereigniß eintrat, das seinem Schicksal eine neue, unerwartete Wendung brachte.

*

Auf dem Platze vor dem Winterpalast waren einige Gardebataillone aufmarschirt. Man wartete auf den Kaiser, der die Parade heute selbst abhalten wollte. Eine Gruppe von Stabs- und Oberoffizieren unterhielt sich unterdessen in der Nähe der Paradetruppe über den Krieg. Die Franzosen und Suwarow waren jetzt das Thema aller Unterhaltungen, besonders in den Offizierskreisen.

„Herr Oberstlieutenant, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen."

Mit diesen Worten trat ein nicht mehr junger Lieutenant auf Tscherepow zu. Es war dieß ein ihm seit langer Zeit befreundeter reicher Gutsnachbar, ein drolliger Kauz, der auf seinem friedlichen Landsitze keine Ruhe hatte finden können und bei der Thronbesteigung des Kaisers Paul wieder in den Dienst getreten war, dessen Beschwerden er mit stoischem Gleichmuth ertrug.

Er hatte es früher nur bis zum Lieutenant gebracht und war trotz vorgerückten Alters auch bisher nicht weiter gekommen.

„Ah, Sie da, Herr Lieutenant, Sie hier in Petersburg? Und seit wann?" rief Tscherepow, erstaunt den alten Burschen betrachtend.

„Erst seit vier Tagen, auf Urlaub; hab' aber so viel Laufereien in Dienstangelegenheiten gehabt, daß ich noch nicht die Zeit gefunden, Ihnen meine Aufwartung zu machen."

„Ei, ohne Umstände, alter Freund, Sie sind mir jederzeit willkommen," sagte Tscherepow, ihm freundschaftlich die Hand drückend.

Unterdeß waren noch ein paar nähere Bekannte zu ihnen herangetreten. Einer derselben, der Rittmeister Drosdow, wendete sich jetzt lachend zu Tscherepow und sagte:

„Ja, das werden Sie wahrlich nicht rathen, warum eigentlich unser Sonderling hier, der Herr Lieutenant Poplujew, aus der Provinz nach Petersburg gekommen ist? ... Denken Sie sich, er bittet, ihn in die Feldarmee, die jetzt in Italien die Franzosen schlägt, überzuführen!"

„Ei, das ist ja prächtig," rief Tscherepow, „da können wir vielleicht zusammen reisen, werden uns jedenfalls dort sehen, da ich gleichfalls beabsichtige, den Kaiser um die Erlaubniß zu bitten, am Kriege theilnehmen zu dürfen."

„Bei Ihnen, Oberstlieutenant, ist das was Anderes, wozu aber Poplujew nöthig hat, nach Italien zu gehen, das begreif' ich nicht," sagte der Rittmeister.

„Was fehlt Dem? Ein einzelner Mensch, ein volles Haus, und dann ... alter Bursche," und dabei wendete er sich an Poplujew, „ob Du auch vor dem Feinde noch die nöthige Courage haben wirst, wer weiß! Die Franzosen sind Mordskerle! ..."

„Was, ich, keine Courage?" schrie Poplujew und reckte seine kleine, drollige Figur in die Höhe, „wenn ich mich zusammennehme, so fürchte ich selbst den Teufel nicht!"

„Warum gerade den Teufel, bis zum Teufel ist's weit," höhnte der Rittmeister, „Du kannst's näher haben, Deinen Muth zu zeigen. Siehst Du, dieser ehrwürdige Graubart da vor uns," und dabei zeigte er auf einen in einiger Entfernung vor ihnen stehenden alten General, „braucht sich nur nach Dir umzusehen und Dir kriecht das Herz in die Stiefel ..."

„Worauf gründen sich Deine beleidigenden Vermuthungen, wenn ich fragen darf?" rief Poplujew, immer mehr und mehr sich ereifernd, „ich sage Dir, wenn ich nur will, so kann ich auch beweisen, daß ich mich vor Nichts fürchte! ..."

„Nun, so beweis' uns das."

„Gut, ich werd's euch beweisen!"

„Hm, dann geh' einmal hin und reiß' Den da beim Zopf, so will ich Dir glauben."

„Beim Zopf? ... Den da? ... Bah, das wäre der Mühe werth ... ein schöner Beweis!"

„Er sei wie er wolle ... aber Du thust es doch nicht!"

„Hörst Du, Freund, reiz'-mich nicht, denn, ich sag' Dir's, wenn Du mich zum Aeußersten bringst, bin ich ein verzweifelter Kerl!"

„Verzweifelt oder nicht, beim Zopf reißt Du aber Den da doch nicht ..."

„Nicht nur Den da, sondern selbst ... Du verstehst mich, wen ich meine. Den sogar reiß' ich beim Zopf!"

„Ach was, Freundchen, Du hast noch den gestrigen Rausch nicht ausgeschlafen, deßhalb renommirst Du, geh', gieß' ein Gläschen Kornbranntwein mit Pfeffer hinab und iß eine Salzgurke dazu, das wird jedenfalls besser sein."

„Ein Gläschen Kornbranntwein und eine Salzgurke werden zu Gemüth genommen ... beim Zopf aber wird der Bewußte gleichfalls gerissen!"

„Papperlapapp, ich wette, daß das nicht geschieht!" hetzte der Rittmeister den immer ärgerlicher werdenden Lieutenant.

„Die Wette ist angenommen, um was geht's?"

„Ich will Dich nicht zu Grunde richten. Um ein paar Dutzend Austern bei Juge und vier Flaschen englischen Porter. Ich habe Lust, auf Deine Rechnung zu frühstücken. Meine Herren, Sie sind Zeugen ..."

„Achtung! Richtet euch!" erschallte auf einmal die laute Stimme des kommandirenden Stabsoffiziers. Jeder eilte an seinen Platz. Oben an der Treppe erschien der Kaiser. Die Parade begann.

Paul war dießmal ausnehmend zufrieden und versammelte nach dem Ceremonialmarsch die Offiziere um sich, übergab den Chefs die Parole und theilte ihnen seine verschiedenen Bemerkungen, das Exerzitium betreffend, mit.

Tscherepow stand zufällig gerade hinter dem Rücken des Kaisers. Da sah er plötzlich zu seinem Schrecken, wie eine Hand sich neben seinem Ellenbogen durchschob, sich ausstreckte und — einen Ruck an dem schwarzen Zopfband des Kaisers that.

Er fuhr zusammen, ihm ward bunt vor den Augen, er begriff augenblicklich, was solch' ein wahnsinniger Streich für entsetzliche Folgen haben könne. Der Kaiser wendete sich auch im selben Augenblick rasch um, sein zornig fragender Blick heftete sich auf den hinter ihm Stehenden und blieb auf Tscherepow haften.

„Verloren!" fuhr es wie der Blitz durch des Letztern Kopf; er mußte Poplujew und sich selbst, wenn noch möglich, retten.

„Kaiserliche Majestät wollen mir allergnädigst meine Dreistigkeit vergeben," flüsterte er leise, so gelassen es ihm möglich war, „höchstdero Zopf hing seitwärts verschoben, nicht formmäßig ... Die jungen Offiziere durften das nicht bemerken."

Der Kaiser blickte ihn lange forschend an; Tscherepow schien es, daß, wenn er unter diesem magnetisch wirkenden scharfen Blick schüchtern werde, er unbedingt verloren sei, da aber sein Gewissen rein, so hielt er denselben fest aus.

„Ich danke, Oberst!" sagte der Kaiser laut, wendete sich um und fuhr in der unterbrochenen Rede an die Generalität fort.*)

Tscherepow wagte es jetzt auch, sich umzusehen; hinter ihm, leichenblaß, am ganzen Leibe zitternd, stand Poplujew.

Als Tscherepow nach Beendigung der Parade zum Frühstück bei Juge vorfuhr, erschienen auch gleich nach ihm der Lieutenant Poplujew mit seiner Gesellschaft.

„Mein Wohlthäter, mein Retter! Wie soll ich Ihnen danken!" rief mit weinerlichem Tone Poplujew, während er sich dem Tische zögernd näherte, an welchem der neue Oberst saß. — „Worte reichen nicht aus, das auszudrücken, was ich empfinde! ..."

„Nun, Ihre Wette haben Sie ja gewonnen, nicht wahr?" fragte Tscherepow gelassen.

„Was, Wette hin, Wette her ... auf dem Wege nach Sibirien wäre ich jetzt ohne Ihre Geistesgegenwart. Doch glauben Sie nicht, daß ich ein schlechter Kerl bin, ich war nur im Augenblick selbst zu erschrocken über meine Frechheit. Wäre es Ihnen an den Hals gegangen, so straf' mich Gott, ich wäre vorgesprungen und hätte meine Schuld bekannt."

„Da hast Du Unrecht gehabt, das nicht zu thun," höhnte der unerbittliche Rittmeister Drosdow den Lieutenant, „so wärst Du vielleicht an Tscherepow's Stelle Oberst geworden."

„Ach, was schwatzest Du; nichts als Unsinn Alles, was Du sagst. Ich und Oberst, dazu gehört mehr Verstand, als ich besitze; ein Narr bin ich, aber ein treuer Narr wenigstens, und — für Tscherepow laß ich mein Leben! Jetzt kommt, laßt uns trinken. Der Oberst soll leben hoch!"

Alle stießen an und mancher Flasche Champagner ward der Hals gebrochen, ehe man sich trennte.

*

Am Abend desselben Tages befand sich Tscherepow formmäßig gekleidet im Kabinet seines bisherigen Chefs, des Grafen Charitonow, der ihn hatte zu sich rufen lassen.

„Seine Majestät der Kaiser," sagte ihm der finster und bekümmert blickende Greis, „hat mir aufgetragen, Ihnen dieß Paket nebst Marschroute und sonstigen Instruktionen einzuhändigen. Sie begeben sich direkt in's Hauptquartier zum Feldmarschall Suwarow. Seine Majestät hoffen Ihren Namen mit Auszeichnung in den Schlachtberichten erwähnt zu finden. Jedenfalls finden Sie dort ein günstigeres Feld für Ihre Kühnheit."

Tscherepow senkte den Blick.

„Wann soll ich abreisen?" fragte er leise.

„Sogleich. Am Morgen muß die Stadt schon hinter Ihnen liegen."

„Seiner Majestät Befehl wird auf's Pünktlichste erfüllt werden," sagte Tscherepow und wollte sich schon entfernen, als der alte Graf ihn bei der Hand ergriff.

„Jetzt, Freund, gesteh' mir einmal offen," sagte er und wechselte seinen bisher offiziellen Ton mit dem des väterlichen Freundes, „welcher Teufel hat Dich einmal wieder geritten, daß Du auf den wahnsinnigen Gedanken gekommen, den Kaiser beim Zopf zu ziehen. Weißt Du, daß Du um ein Haar den Hals bei dem Streich gebrochen hättest?!"

„Graf, halten Sie mich wirklich einer solchen Thorheit, ja Frechheit fähig?" fragte Tscherepow würdevoll und gekränkt.

„Wie soll ich das verstehen? ... Also warst Du's nicht, der den Schelmenstreich verübt? ... Aber wer dann? ..."

„Ich kenne den Urheber des Streichs, darf ihn aber nicht nennen. Seine Gewissensbisse strafen ihn schon genug und ... ist ja die Sache zu meinem Glück ausgeschlagen."

„Doch nicht so ganz. Der Kaiser, im Zweifel Deinetwegen, sendet Dich unmittelbar, noch heute, zur Armee, er rechnet auf Deine Kühnheit; Du wirst Gelegenheit haben, sie dort zu zeigen. Ich achte Dein Schweigen und werde hier Gelegenheit finden, Seiner Majestät die Zopfgeschichte gelegentlich im rechten Lichte darzustellen. Jetzt geh' mit Gott, halte Dich brav!"

Rasch, um die ihm aufsteigende Gemüthsbewegung nicht zu zeigen, küßte der Graf ihm die Stirn, wendete sich um und ging in's Nebenzimmer.

Als Tscherepow durch den großen, nicht beleuchteten Saal schritt, hörte er das Rascheln eines seidenen Kleides und bemerkte eine weibliche Gestalt.

„Sie, Gräfin?!" rief er leise; weh und wohl ward ihm um's Herz.

„Ich ... warten Sie einen Augenblick," flüsterte Elise, denn sie war's, „ich weiß Alles ... man sendet Sie fort ... auf der Stelle ..."

„Noch diese Nacht ... leben Sie wohl, Gräfin ... vielleicht sehen wir uns nie wieder ..."

„O nein," entrang es sich ihrer Brust stoßweise ... „Sie müssen zurückkehren ... ich werde für Sie beten ... ich glaube fest an Ihre Wiederkehr ... hier, nehmen Sie ..."

Rasch riß sie das auf ihrer Brust an einem feinen goldenen Kettchen ruhende goldene Kruzifix herunter, küßte es vorher, bekreuzigte Tscherepow mit demselben und hing es ihm um den Hals.

„Das ist ein Talisman ... glauben Sie an denselben ... beten Sie ... vergessen Sie mich nicht ... und kehren Sie zurück zu Ihrer Elise."

Heftige, lange zurückgehaltene Thränen ergossen sich bei diesen Worten über ihre Wangen.

Tscherepow ergriff ihre zitternde Hand, bedeckte sie mit heißen Küssen: dann hielt es ihn nicht länger, der erste und auch der letzte; der Abschiedskuß brannte noch lange in ihrer Erinnerung auf ihren Lippen.

Er stürzte hinaus.

So war das lang zurückgehaltene verhängnißvolle Wort endlich gesprochen, der Zauber gelöst.

*

Suwarow's italienischer Feldzug, seine Kämpfe in der Schweiz, sein Zug über die Alpen — der Rußland einen zweiten Hannibal gab — sind zu weltbekannt, als daß ich hier deren weiter erwähnen sollte. Es genügt zu sagen, daß Tscherepow an allen diesen Kämpfen den rühmlichsten Antheil nahm, sein Name wurde überall unter den Tapfersten genannt, zur größten Befriedigung des alten Grafen Charitonow und zu nicht minderer Freude von dessen liebenswürdiger Tochter, die stets mit einer gewissen Angst und Herzklopfen die Schlachtenberichte las, die der Kaiser dem Grafen gleich nach Empfang zukommen ließ. Das Vertrauen, das sie in den ihrem Geliebten umgehängten Talisman setzte, einem Andenken ihrer seligen Mutter, war übrigens so groß, daß sie sich fest überzeugt hielt, es werde ihn in jeder Gefahr schützen und ihn glücklich in ihre Arme zurückführen. Und ihr Vertrauen sollte sie nicht täuschen.

Eines Tages jagte ein schaumbedecktes Dreigespann bis an eine der Einfahrten in den kaiserlichen Palast und hielt hier an.

„Ein Kurier, ein Kurier von der Armee," verbreitete sich die Nachricht in allen Gemächern des Schlosses.

---

*) Historische Thatsache.

Der Offizier wurde sogleich in das Kabinet des Kaisers geführt.

„Gute oder böse Nachrichten?“ war die erste Frage des Monarchen.

„Gute, Majestät, insofern der Name der russischen Armee mit glänzender Schrift in der Geschichte dastehen wird. Die Thaten derselben sind die heldenmüthigsten, über jedes Lob erhaben! Unangenehme, insofern Neid, Kleinmuth und Hinterlist der Oesterreicher uns gezwungen hat, sie ihrem Schicksal zu überlassen, und der Feldmarschall mit der Armee nach Rußland zurückkehrt.“

Der Kaiser öffnete die Depeschen und versenkte sich in deren Lektüre.

„Gottlob ... die Ehre unserer Waffen ist gerettet und auch die Armee!“ rief er, schlug andächtig ein Kreuz, dann las er weiter.

„Du bist die ganze Zeit über beim Feldmarschall gewesen?“ fragte er den Offizier.

„Die ganze Zeit über und Zeuge der heldenmüthigen Thaten und unglaublichen Anstrengungen der Armee bei unseren Kämpfen an der Teufelsbrücke und dem Uebergang über die Alpen.“

„Herr Oberst Tscherepow,“ fragte der Kaiser lächelnd weiter, „und ist es Ihnen gelungen, auch in der Schlacht das Glück beim Schopf zu ergreifen?“

„Mein Glück liegt allein in den Händen und in der Gewogenheit meines erhabenen Kaisers,“ antwortete Tscherepow sich verneigend.

„Nicht übel geantwortet!“ sagte Paul lächelnd, „Du hast also Alles selbst gesehen, bist überall dabei gewesen?“ So komm zur Kaiserin und erzähl' uns dort eure Heldenthaten; wir wollen sie durch die guten Nachrichten erfreuen.“

Und damit führte er den Oberst in die Gemächer der Kaiserin Maria Fedorowna.

„Apropos,“ fragte Paul, einen Augenblick im Korridor stehen bleibend, „was macht denn Ihr Herz, Herr Oberst? Schlägt es noch immer für die uns Beiden bekannte schöne Dame?“

„Ewig und unveränderlich, Majestät,“ erwiederte Tscherepow offenherzig.

„Nun, und gedenken Sie denn nicht, Ihren Antrag zu machen?“

„Ich habe es bisher noch nicht gewagt, Majestät.“

„Hm ... mitunter zu dreist und, wo's nöthig, zu schüchtern ... Soll ich nicht vielleicht Dein Brautwerber sein? Mir, hoffe ich, wird man keinen Korb für Dich geben! Bei diesen Worten waren sie auf der Schwelle des Kabinets der Kaiserin angekommen und traten ein.

Maria Fedorowna saß im Kreise ihrer Hofdamen und war mit einer Aquarellzeichnung beschäftigt. Unter den Hofdamen befand sich auch die Gräfin Elise. Vor Freude und Ueberraschung hätte Tscherepow fast laut aufgeschrieen. Auch Elise erschrak heftig, sie wurde über und über purpurroth, ihr Auge leuchtete.

„Ich wußte wohl, warum ich Sie hieher führte,“ bemerkte der Kaiser leichthin und stellte den Oberst der Kaiserin vor.

„Gute Nachrichten bringt uns hier der Oberst. Unser alter Held hat sich mit neuen Lorbeeren bedeckt,“ sagte Paul, dann wendete er sich an Tscherepow und fügte hinzu:

„Jetzt erzähl' Du weiter!“

Und dieser begann anfangs mit leiser, schüchterner Stimme, die sich aber im Verlauf der Erzählung, bei Mittheilung der Mühseligkeiten, belebte, die die Armee zu überwinden gehabt, als sie, im Kampfe mit den Franzosen, durch Schluchten und Abgründe, über Schneefelder und Gletscher die Alpen überschritt, das urner Loch passirte, die Teufelsbrücke nahm und die Reuß überschritt.

Alle diese Mittheilungen stimmten den Kaiser ungewöhnlich heiter und er rief, als Tscherepow seine Erzählung, der Alle mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gehorcht hatten, beendigte, freudig aus:

„Brave Burschen das, echt russische Soldaten ... nun, ich danke, Oberst, danke vielmals.“

Dann wendete er sich plötzlich an die Gräfin Elisabeth und sagte:

„Nicht wahr, Gräfin, es dürfte wohl nur wenig schöne Jungfrauen geben, die nicht gern die Frauen solcher Helden wären?“

„Wenn nur die Helden sie ihrer Aufmerksamkeit für würdig hielten, Majestät,“ antwortete Elise bescheiden.

„O, dessen dürfen Sie schon versichert sein! Und darum —“ dabei blickte er schlau lächelnd auf Tscherepow und Elise, — „und darum, verehrte Gräfin, erlaube ich mir, im Einverständniß mit Ihrem Herrn Vater, der meinen Wunsch kennt und theilt, Sie um Ihre Hand für den Generalmajor Tscherepow zu bitten.“

Wieder hoch erröthend machte Elise dem Kaiser eine tiefe Verbeugung und reichte schweigend dem überglücklichen jungen General ihre feine weiße Hand.

Wie man in den Vereinigten Staaten reist.

(Bilder S. 221.)

Das amerikanische Eisenbahnfahren unterscheidet sich sehr wesentlich von jenem der alten Welt. Der Amerikaner findet, daß wir hier fast überall langsam und höchst unbequem auf der Eisenbahn reisen, und allerdings mit dem Verkehrswesen in Nordamerika kann das unsere sich durchaus nicht messen. Die amerikanischen Eisenbahnzüge sind entweder Hotels auf Rädern, Schlafzimmer oder Gesellschaftssäle, in denen man Hunderte von Meilen in kurzer Zeit durchfliegt. Man kennt dort nicht die Abtheilungen in erste, zweite, dritte und gar vierte Klasse wie bei uns.

Wir zeigen heut unsern Lesern das Innere eines Gesellschaftswagens auf der pennsylvanischen Linie. Die Wagen sind hoch, elegant, luftig; Abends mit Gaslampen so hell erleuchtet wie ein Ballsaal. Die gepolsterten Sitze haben Lehnen, welche von einer Seite zur andern hinüber geklappt werden können, so daß man je nach Wunsch vorwärts oder rückwärts sitzt. Jeder Wagen hat seine Eiswassercisterne, um den Durst zu stillen, und ein kleines Waschzimmerchen. Durch eine sehr geistvoll erfundene Vorrichtung tritt oberhalb der einen Thür an jeder Station ein Blechschild hervor, welches den Namen der kommenden Station, wie auch die Abgangszeit des nächsten Zuges von dieser nach beiden Richtungen zeigt. Bedient wird der Zug von dem Kondukteur, welcher dafür zu sorgen hat, daß Ordnung im Zug und in den Apparaten herrscht, und von einem Zugagenten, dem das Nachsehen und Sammeln der Fahrkarten obliegt. Dann führt jeder Zug einen Neuigkeitsverkäufer mit sich; dieser bietet die neuesten Zeitungen, Bücher, Ankündigungen ꝛc. aus, auch Früchte der Jahreszeit. Sogar einen eigenen Kuchenbäcker hat jeder Waggon. Sowohl der Kondukteur wie die übrigen Angestellten und Verkäufer sitzen unter den anderen Reisenden und Niemand nimmt Anstoß daran.

Unsere zweite Illustration ist ein Bild der harten Zeit, die auch in Amerika jetzt herrscht. Es läßt uns das Treiben an einem Auswandererschiff, das enttäuschte Auswanderer wieder in ihre Heimat zurückführen soll, schauen. Alle Nationen sind in diesen meist gedrückten Gestalten vertreten, vor Allem aber Deutsche und Irländer. Da die armen Leute für ihre Beköstigung auf dem Schiffe selbst sorgen müssen, so erreicht ihr Gepäck eine auffallende Größe, die mit ihrer Armuth in keinem Verhältniß steht. Dieser Wirrwarr von Kisten, Kasten, Körben, Bündeln, Kindern, Männern, Weibern, weinenden, schreienden, schimpfenden Figuren, ist geradezu betäubend. Der Zeichner hat uns nach der sogenannten „Weißen Stern Werft“ in New-York, vor Abgang eines dieser großen Dampfer, hingeführt.

Unser drittes Reisebild ist wieder heitern Charakters. Hier befinden wir uns in dem Damensalon eines der prachtvollen Fahrboote, die den Tagesverkehr zwischen New-York und Brooklyn vermitteln. Für drei Cents, also für fünfzehn Pfennig, steht Jedem die Ueberfahrt frei in dem Damensalon, der ganz aus Goldspiegeln, prachtvollen Mahagoniholzwänden und Metallmosaik besteht und Abends durch Gaslicht hell erleuchtet ist; oder in den eleganten Rauchkabinetten, die mit Allem versehen sind, was nur der verwöhnteste Millionär sich wünschen kann. Allerdings ist auch hier die Gesellschaft sehr gemischt, aber daran ist der Amerikaner, wenn er reist, gewöhnt.

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Auf der andern Seite der Straße.

Nachdem sich in Frau Parrot's Busen die erste Gefühlsaufwallung, welche durch das unerwartete Erscheinen eines Miethers entstanden war, der ihr allwöchentlich vierzehn Schillinge einbrachte, einigermaßen gelegt hatte, begann diese gute Dame Betrachtungen über ihren neuen Hausgenossen anzustellen.

Sein Benehmen gegen das kleine Mädchen hatte einen ungemein angenehmen Eindruck auf sie gemacht; ja, sie war durch dasselbe zu der felsenfesten Ueberzeugung gelangt, daß er ein guter, menschenfreundlicher Mann sei.

Aber obgleich Frau Parrot nach dem, was sie gesehen hatte, die Humanität ihres Miethers nicht in Zweifel zog, so war es ihr doch nicht möglich, sich ein Urtheil über die Stellung zu bilden, die derselbe innerhalb oder außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft einnahm, und zu errathen, welchem Stand er angehöre, ob er jemals einen Beruf gehabt und aus welchem Theile der Welt er gekommen sei. Er nannte sich Hampden. Das war ein englischer Name. Doch blieb es noch unentschieden, ob er einen christlichen Vornamen führte. Die an seinem Reisesack befestigte Karte zeigte zwischen dem „Herr“ und dem „Hampden“ keinen Buchstaben, der auf das Vorhandensein eines solchen hätte schließen lassen. War er ein Christ? Sie hoffte es zuversichtlich. Sie hegte zwar keinen Haß gegen Andersgläubige, allein demungeachtet war es ihr ein entschiedenes Bedürfniß, zu wissen, daß die Leute, die ihre Zimmer bewohnten, ihrer Kirche angehörten.

Er hatte den Wunsch ausgesprochen, sein Mittagessen um zwei Uhr einzunehmen, und als sie zum Aufdecken hineinging, — denn sie hielt sich kein Mädchen, sondern besorgte die häuslichen Arbeiten selbst, — sah sie ihn noch immer am Fenster stehen und mit einer solchen Aufmerksamkeit auf die verödete Straße schauen, als gälte es, einen dort vorüberziehenden prächtigen Aufzug in Augenschein zu nehmen.

Als sein Blick dem ihrigen begegnete, lächelte er, sagte aber kein Wort, und auch sie äußerte nichts, aus Furcht, zudringlich zu erscheinen. Alles, was er im Laufe der Mahlzeit sprach, beschränkte sich auf eine freundliche Anerkennung ihrer Kochkunst; nichtsdestoweniger bemerkte sie beim Hinaustragen der Schüsseln, daß er von dem Hammelbraten, den er so bereitwillig gelobt, kaum einen Bissen genossen hatte, und daß von den vier Kartoffeln, die sie ihm vorgesetzt, noch drei übrig geblieben waren.

Als sie sich in der Küche befand, hörte sie, daß er das Haus verließ, und nachdem sie ihre Arbeit beendet hatte, stieg sie die Treppe hinauf und begab sich in das Zimmer, welches ihre Mutter bewohnte.

„Wenn der Herr Tag für Tag nicht mehr ißt als heute Mittag,“ sagte sie, sich auf einen Stuhl werfend und ihr glühendrothes Gesicht mit dem Zipfel ihrer Schürze fächelnd, „so wette ich, was Du willst, daß wir über kurz oder lang eine Leiche im Hause haben.“

„Was sagst Du da?“ ächzte die alte Frau, welche kerzengerade in einem Korbstuhl saß und eine gewaltige Bibel, auf deren aufgeschlagenen Blättern eine Brille ruhte, in der rechten Hand hielt.

„Er ist so wie so nichts als Haut und Knochen,“ fuhr Frau Parrot fort, „aber eine Lust war es, ihn mit der kleinen Nelly sprechen zu hören. Man sollt's nicht glauben, daß ein Mann so allerliebst mit einem Kind umgehen könne. Er hat sich die kleine Nelly zum Thee eingeladen, und ich sehe nicht ein, was man dagegen einwenden soll, wenn's ihrer Mutter recht ist. Ich will es natürlich nicht auf mich nehmen, sondern erst mit der Conway sprechen; das ist eine Frau, die mir gefällt! Sie sieht aus wie eine vornehme Dame, doch scheint sie viel Schweres durchgemacht zu haben, — das arme Ding!“

Gerade in dem Augenblick, in dem Frau Parrot ihrer Mutter Zimmer verließ, schritt der Zahnarzt Conway an ihrem Hause vorüber, und da wir seine angenehme Gesellschaft nicht häufig genießen werden, sintemal wir einen Helden haben, mit dem wir lieber verkehren, so scheint es mir zweckmäßig, daß wir ihn jetzt, wo Holdsworth nicht daheim ist, näher in Augenschein nehmen und ihn in sein Haus begleiten.

Doktor Conway besaß einen röthlichgelben Backenbart und blondes Haupthaar und war durchaus nicht häßlich zu nennen. Im Gegentheil, die einzelnen Züge seines Gesichtes waren derartig angelegt, daß sie gar leicht ein angenehmes Ganze hätten bilden können; hatte er doch eine wohlgeformte Nase, eine wohlgeformte Stirn, ein hübsches Kinn und einen scharf ausgeprägten, vollkommen symmetrisch gezogenen Gesichtsumriß!

Und doch war dieß Antlitz ein schlagender Beweis von der Wahrheit der Behauptung, daß regelmäßige Gesichtszüge nur in sehr geringem Maße die Schönheit eines Menschen bedingen.

Mir fehlt das Wort, um jenen niedern Grad von gutem Aussehen zu bezeichnen, der entsteht, wenn hübsche Züge und häßliche Leidenschaften sich gegenseitig den Rang ablaufen.

Bei dem Manne, dem wir augenblicklich unsere Aufmerksamkeit zugewendet haben, war das wenigstens der Fall. Derselbe hatte ein so nichtssagendes, flaches Gesicht, daß Jeder, der es von ungefähr sah, unberührt den Blick abwendete. Seine schmalen Lippen ließen sowohl auf Herzlosigkeit wie auf Selbstsucht schließen; seine Augen erhielten durch die tief herabhängenden Lider ein müdes Aussehen.

Er war nach der Mode der damaligen Zeit gekleidet; aber es hatte der Anzug viele Mängel. Sein Gang war hastig, sein Schritt unsicher; der Hut saß ihm ein ganz klein wenig schief auf dem Kopfe, seine Hände steckten in den Hosentaschen, und als er die Thür seines Hauses erreicht hatte, öffnete er dieselbe durch einen Stoß mit dem Fuß.

Ohne die Kopfbedeckung abzunehmen, betrat er die Wohnstube und fand daselbst den Tisch gedeckt, aber Niemanden im Zimmer.

Trotzdem das Haus erst vor Kurzem gebaut und die Tapeten neu und die Decke weiß war, hatte das Gemach ein unwohnliches Ansehen. Denn keine noch so hübsche Tapete, keine weiße Farbe war im Stande, den unvortheilhaften Eindruck aufzuheben, den der schief auf den Fußboden genagelte Teppich, das abgenützte Ledertuchsopha, der wackelige Lehnstuhl, das schmucklose Kaminsims, die verblichenen rothen Gardinen und der alte im Fenster stehende schadhafte Tisch auf jeden Eintretenden machen mußten.

Die siegreiche Zauberkraft, welche einer weiblichen Hand inne zu wohnen pflegt, selbst altem Gerümpel ein dem menschlichen Auge wohlgefälliges Ansehen zu verleihen, hatte seine Macht entweder nie oder vergeblich auf dieses Zimmer ausgeübt. Das einzige Zeichen, welches auf das Walten eines weiblichen Wesens schließen ließ, war ein kleines Häufchen Kinderstrümpfe, das in einem alten Arbeitskorb in der Ecke des Sophas lag.

Doktor Conway steckte den Kopf zur Thür hinaus und rief:

„Bist Du in der Küche, Frau?“

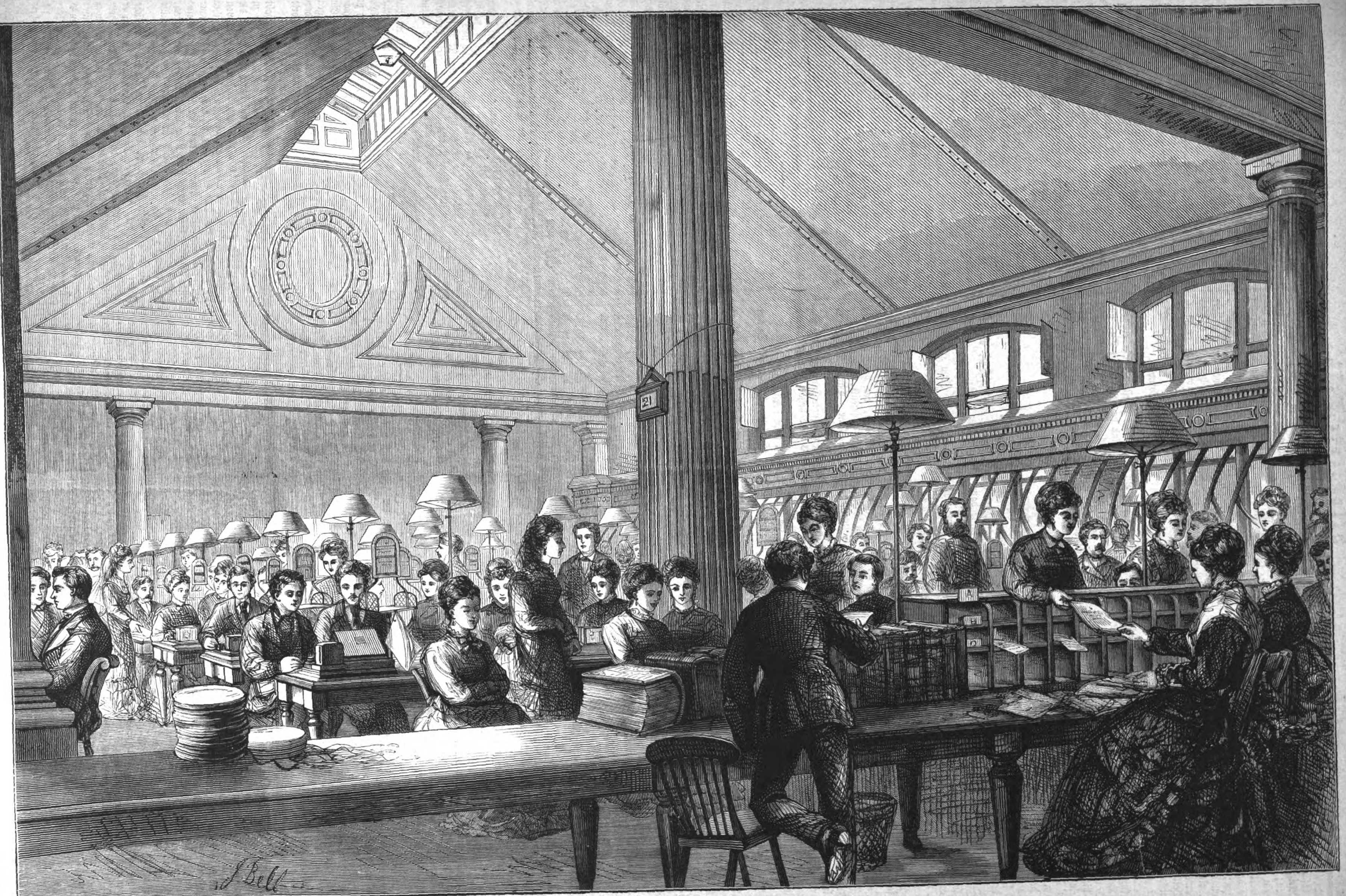
„Ja!“ erwiederte Dolly's Stimme aus dem Souterrain heraufschallend.

„Wie lange muß ich noch auf das Essen warten?“

„In fünf Minuten ist es fertig.“

Er warf den Hut auf einen Stuhl und begab sich in sein „Sprechzimmer“, ein Gemach, das am Ende des Ganges lag und mit einer Kommode, einem Toilettentisch, einem Spiegel und einem Armstuhl versehen war, neben dem ein häßlicher runder Behälter mit eingefügtem Waschnapf stand.

Auf dem Toilettentisch sah man einige kleine Handspiegel, ein paar Zangen und drei unvollendete falsche Zähne liegen. Durch das Fenster fiel der Blick auf ein Stückchen Gartenland, das die Breite des Hauses und eine Länge von fünfzig Fuß besaß und in einem sehr vernachlässigten Zustande sich befand; es hatte nur einige wenige dürftige Sträucher nebst einer Flaggenstange aufzuweisen, an deren Spitze eine Wetterfahne befestigt war, die bei jedem Windzug laut ächzte und mit hämischer



Das Centraltelegraphenamt in London. Der Saal der Apparate. (S. 214.)

Schadenfreude nach dem mit reichem Spalierobst, Blattpflanzen und blühenden Büschen gezierten Nachbargarten deutete.

Klein-Nelly befand sich häufig und so auch heute in diesem Garten; mit ihrer Puppe spielend, saß sie auf dem Rasen und bot ein Bild, welches das Auge eines Malers zu entzücken vermocht hätte; ihre runden, dunkelblauen Augen folgten dem Fluge der Schwalben, welche einander in der Luft zu haschen schienen; ihr Mund formte sich zu einem Ausdruck kindlicher Verwunderung, und ihr lichtes, auf dem Nacken ruhendes Haar glich, als der Wind den Sonnenschein, der auf demselben lag, in Bewegung setzte, einem herabrieselnden Goldregen.

Doktor Conway starrte das Kind einen Augenblick gedankenlos an, dann wandte er sich ab und schlenderte der Thüre zu, kehrte jedoch alsbald wieder zurück, um einen der Kommodenauszüge zu öffnen und demselben eine mit einem Lederfutteral umgebene Flasche zu entnehmen, welche er dicht am Ohre schüttelte und dann an die Lippen setzte.

O Gott! Welche Gegensätze gibt es im Leben! Gegensätze, die so unmittelbar neben einander liegen, daß der Teufel mit seiner ausgestreckten Hand den Zwischenraum messen könnte. Schau' hin auf die verkörperte Reinheit und Unschuld, welche dort im Garten ihr Auge gen Himmel erhebt, und betrachte dann den hier in der unsaubern Stube stehenden liederlichen Menschen, der heimlich wie ein Dieb dem Genusse des Branntweins sich ergibt, während wir in dem Raume darunter — einer dunklen, ärmlich ausgestatteten Küche — eine liebreizende, anmuthige Frau erblicken, die schwer arbeitet und eine schlumpige Dirne zur Eile antreibt, damit ihr verehrter Herr Gemahl keinen Grund zur Anwendung von Schimpfworten finde.

Nach einigen Minuten eilte sie die Treppe herauf, diese Dolly, mit gerötheten Antlitz und in Folge ihrer hastigen Bewegungen kurz athmend, und trug mit eigener Hand eine Schüssel, die freilich nur eine ärmliche Mahlzeit enthielt, obgleich sie sich alle erdenkliche Mühe gegeben hatte, sie schmackhaft zu machen. Die schlumpige Dirne, mit kurzen Strähnen rothen Haares auf der Stirn und ausgetretenen Schuhen, welche bei jedem Schritt einen doppelten Laut auf den teppichlosen Treppenstufen verursachten, folgte ihr mit einem Krug und einem Laib Brod. Hinter ihnen erschien Klein-Nelly, welche auf den Ruf der Mutter herbeigekommen war und die Treppe mit einiger Anstrengung erklommen hatte.

Kein Wort wurde gesprochen. Nelly ließ sich von ihrer Mutter auf den Stuhl setzen und Doktor Conway setzte sich vor die Schüssel und erhob das Gefäß mit Ale und schenkte sich ein Glas ein, wobei er mit großer Sachkenntniß nicht versäumte, die flüssige Masse aus einer geeigneten Höhe herabzugießen, um einen Schaum zu bewirken, in den er Nase und Mund tauchen konnte.

Die schlumpige Dirne verließ alsbald das Zimmer und Dolly schnitt etwas Fleisch und Brod für ihr Kind und flüsterte ihm in's Ohr, Gott dafür zu danken.

„Hast Du Dein Geld erhalten, Robert?" fragte sie dann, während sie selbst einige Bißchen zu sich nahm und zu ihrem Leidwesen bemerkte, daß ihr Gatte seinen Appetit fortwährend durch das berauschende Getränk anreizte.

„Nein. Dawis war nicht zu Haus."

„Was sollen wir anfangen? Ich besitze jetzt nur noch ein Fünf- und ein Dreipencestück und dieß Fleisch ist noch nicht bezahlt."

Mit Pence oder Pfennigen vermag man keine großen Dinge auszurichten, allein was hilft's, lieber Leser, wir müssen uns trotzdem mit ihnen abgeben, denn in diesem Hause gibt es keine anderen Münzsorten.

„Wir versetzen etwas von unseren Sachen, und damit basta," sagte Doktor Conway und bemühte sich, eine gewisse Unruhe, die sich seines Wesens bemächtigte, zu unterdrücken und auszusehen, als ob er über derlei Geringfügigkeiten erhaben sei.

Dolly schaute ihn mit großen Augen an, blickte dann auf das Kind und legte ihr Messer und ihre Gabel auf den Teller.

Er hatte nicht darauf geachtet, daß sie kaum so viel gegessen hatte, als genügen würde, um einen Vogel zu sättigen; auch schien er nicht zu beachten, daß sie Wasser trank. Er hielt es für selbstverständlich, daß er, der Herr des Hauses, die Bierflasche in seiner unmittelbaren Nähe behielt, welche er nach Verlauf einer sehr kurzen Zeit ihres letzten Tropfens beraubte.

Das Kind ließ sich im Essen nicht stören, wogegen Doktor Conway plötzlich allen Appetit verloren zu haben schien.

„Ich weiß nicht, was dabei zu thun ist," rief er mit verhaltenem Ingrimm und schob seinen Stuhl vom Tisch ab. „Die Leute haben mich vergessen und laufen zu dem französischen Quacksalber in der Morningtonstraße. Als ich eben an seinem Hause vorbeiging, sah ich drei Wagen vor seiner Thür halten. Ich hätte meine alte Wohnung nicht aufgeben sollen, das war eine Dummheit! Ich machte dort gute Geschäfte."

„Und es würde Dir auch hier gut gehen, wenn Du Dich besser vorsähest," sagte Dolly. „Die Dame, die gestern Abend hier war, hat heute Morgen abermals nach Dir gefragt. Martha meinte, sie habe sehr verstimmt ausgesehen, als sie gehört habe, daß Du nicht zu Hause seiest. Sie wird nun sicherlich zu einem andern Zahnarzt gehen."

„Das mag sie thun!" entgegnete er mit gereiztem Tone. „Wie kann ich wissen, daß so spät am Tage noch Jemand kommt? Eine Woche nach der andern wartet man und Niemand läßt sich blicken — und trotzdem soll ich den ganzen Abend im Hause hocken und unausgesetzt lauern, ob sich endlich Einer herbequemt? Weßhalb hat sie Dir nicht gesagt, um welche Zeit sie wieder kommen wolle? Ich bin ausgegangen, um etwas Geld einzutreiben; das weißt Du sehr wohl, obgleich Du mir wieder Nebengedanken zu haben scheinst. Aber die sind falsch — fürwahr, ich gebe Dir meine Hand drauf!"

Er ließ die geballte Faust schwer auf den Tisch fallen und blickte seine Gattin starr an. Sie aber wandte den Kopf ein wenig zur Seite und schaute zum Fenster hinaus. Unmuthig erhob er sich von seinem Sitz und begann im Zimmer umherzuwandern. Mittlerweile hatte das Kind seinen Teller geleert und da es kein anderes Spielzeug zur Hand hatte, zog es den Schilling aus der Tasche, den es von Holdsworth erhalten, und machte den Versuch, ihn auf dem Tischtuch tanzen zu lassen.

„Was hat Nelly da?" fragte Doktor Conway.

„Einen Schilling," antwortete Dolly.

„Hat sie den von Dir? . . . Mir setzest Du ein erbärmliches Essen vor . . . aber das Kind da verhätschelst Du, und wirfst es immer thun, — gleichviel, ob wir drüber verhungern oder nicht. Wie kannst Du behaupten, daß Du nur noch Pfennigstücke hast, wenn Du Deiner Kleinen einen Schilling gibst?"

„Sie hat ihn nicht von mir!"

„Von wem denn?"

„Von einem Herrn!"

„Von welchem Herrn?"

„Einem Miether der Frau Parrot."

Conway sah seine Gattin mit argwöhnischem, erregtem Blicke an und sagte dann mit gereiztem Tone:

„Warst Du zugegen, als er ihn ihr gab? Hat er Dich und das Kind etwa für Bettler gehalten? Zum Henker mit diesem frechen Gesellen! Martha soll sofort hingehen und ihm das Geld zurückgeben."

Er streckte die Hand nach dem Glockenzug aus.

„Halt!" sagte Dolly ruhig. „Nelly hat mir erzählt, daß Frau Parrot an's Fenster geklopft und sie hereingerufen habe. Drin im Zimmer sei ein Herr gewesen, der habe ihr einen Kuß gegeben und ihr einen Schilling geschenkt, damit sie ihrer Puppe einen Sonnenschirm kaufen könne. Darin liegt nichts Beleidigendes."

„Hm, das ist etwas Anderes!" entgegnete Conway. „Warum aber leidest Du, daß das Kind das Geld behält? Sie wird es verlieren. Nimm es ihr fort."

„Es gehört ihr. Sie wird es nicht verlieren."

„Doch; ich weiß, daß sie es thut. Nelly, gib Deinen Schilling an Mama."

Allein Nelly verbarg ihn unter ihren fest zusammengeballten Fingern und versteckte die Hand unter dem Tisch.

„Hörst Du nicht, was ich sage?" schrie Doktor Conway.

„Erlaube doch, daß sie ihn behält," bat Dolly.

„Bin ich hier Herr im Haus oder nicht?" brüllte der erregte Mann. „Gib das Geld unverzüglich an Deine Mutter, Kind!"

Nelly's Augen füllten sich mit Thränen, dessen ungeachtet konnte sie sich nicht entschließen, ihren kleinen Schatz fortzugeben. Er trat auf sie zu, zog heftig die kleine Hand unter dem Tischtuch hervor und nahm ihr den Schilling weg und steckte ihn in die Tasche.

„Wenn ich auch durch meine eigene Narrheit an den Bettelstab gekommen bin," rief er, zur Thüre gehend, „so bin ich doch nicht so tief herabgekommen, um mich von dem Bettlergesinde, das ich mir in's Haus geholt habe, beschimpfen und verhöhnen zu lassen."

Seine Hand ruhte in der Tasche und es schien fast, als beabsichtigte er, das Geld wieder herauszuholen und es auf den Tisch zu werfen. Allein ein anderer Gedanke behielt die Oberhand; er stülpte sich seinen Hut auf, stürzte aus dem Hause und warf die Thür mit Heftigkeit hinter sich zu.

Dolly schaute ihm nach, um zu erfahren, ob er hinüber zu Frau Parrot gehe; allein er wanderte an deren Haus vorüber.

„St! St! mein Liebling, St!" rief sie und nahm das schluchzende Kind auf den Arm. „Deine Puppe soll doch einen Sonnenschirm bekommen. Ich will Dir einen sehr hübschen kaufen. Nur still, mein Liebling. Es thut der armen Mama weh, wenn Nelly weint. O John, mein Gatte!" stöhnte sie. „Warum hat Gott Dich von mir genommen? Warum hat er mich und mein unglückliches Kind in dieß Elend gebracht?"

Sie sprach die Wahrheit; es war ein Elend, — ein Elend hoffnungslosester Art über sie gekommen. Doch lieber Leser, Du hast soeben den Mann, dem Dolly ihre Hand gegeben hat, von seiner allerschlechtesten Seite gesehen. Der roheste Ehemann ist nicht immer roh. Der Trinker ist nicht stets betrunken.

Auch Doktor Conway hatte seine guten Stunden; dann vergoß er Thränen, schlug sich an die Brust und nannte sich einen Teufel; und zwar belegte er sich mit diesem schmeichelhaften Titel besonders im Hinblick auf sein Betragen gegen Dolly.

Als er um ihre Hand geworben hatte, war er allen Ernstes in sie verliebt gewesen, und das süße Antlitz, welches ihn dazu getrieben hatte, Southbourne unsicher zu machen und seine Patienten im Stich zu lassen, übte selbst jetzt, nach einer zweijährigen Ehe, noch die Macht aus, in seiner durch die Leidenschaft zum Trinken verhärteten und abgestumpften Seele hin und wieder die guten Gefühle, die ihm von Natur innewohnten, anzuregen. Obgleich er von jeher, oder wenigstens so lange die harwicher Bevölkerung ihn kannte, einer liederlichen Lebensart gehuldigt hatte, so war es ihm doch auf die eine oder andere Weise gelungen, sich sein täglich Brod zu verschaffen, seine Miethe regelmäßig zu bezahlen und gute Kleider zu tragen. Auch fehlte es nicht an Damen, die ihn hübsch fanden. War er nüchtern, so besaß er ein einnehmendes Wesen, seine Sprache war gebildet und seine Hand entwickelte beim Ausziehen und Einsetzen von Zähnen eine große Gewandtheit. Diejenigen, welche ihn näher kannten, behaupteten, daß er nicht im Stande sei, auch nur die kleinste Summe zu ersparen, und wenn er Tausende von Thalern in einem Jahr erwürbe, er würde doch keinen Heller in der Tasche behalten; aber sie versicherten gleichzeitig, daß er, sobald ihn ein unbesiegbarer Widerwille gegen Brandy und Bier erfassen und er sich entschließen könnte, um zehn Uhr zu Bett zu gehen und um sieben aufzustehen, seinen Beruf ordentlich zu versehen und das Rauchen auf der Straße aufzugeben, so viel Geld erwerben würde, daß er sich eine Equipage halten und auf einem großen Fuße leben könnte.

In welcher Lage Dolly sich befand, als er sie kennen lernte, bedarf kaum der Erwähnung. Ihre ganze Wohnung in Southbourne bestand dazumal aus einem einzigen Stübchen, und in demselben fristete sie mit Hülfe ihrer Nadel ein kümmerliches Dasein. Sie war ohne jede Geldmittel, und dabei hatte sie ein Kind an der Brust. Der alte Pfarrer Newcome unterstützte sie nach Kräften; er gab ihr, was er von seinem kleinen Einkommen nur irgend entbehren konnte, und setzte sie auf diese Weise in den Stand, ihre Miethe zu bezahlen. Aber außerdem hatte sie sich und ihre Nelly zu kleiden und zu ernähren, und die Arbeiten, die sie anfertigte, wurden schlecht, ja erbärmlich bezahlt. Gott weiß, wie es ihr gelungen ist, sich in jener Zeit ohne Schulden durchzuschlagen! Als Doktor Conway ihr einen Antrag machte, wies sie ihn auf das Entschiedenste zurück, denn ihr Herz gehörte ihrem, wie sie wähnte, verstorbenen Gatten. Dann aber starb ihr einziger Freund, der Pfarrer Newcome; ihr Körper brach zusammen; sie gerieth in die bitterste Noth und so kam es, daß sie endlich — um ihres Kindes willen — den Bitten des ungestümen Freiers nachgab und ihm mit einem bis zum Zerspringen schweren Herzen und dem Gefühle, als begehe sie eine böse That, die Hand zum Bunde reichte und ihm nach Harwich folgte.

Sie hegte keine Neigung zu ihrem Gatten. Die eiserne Nothwendigkeit hatte sie zu dieser Ehe getrieben, und sie verabscheute sich selbst, weil sie schwach genug gewesen war, diesen Schritt zu thun. Von Doktor Conway's liederlicher Lebensweise hatte sie keine Ahnung gehabt, obgleich sie Scharfblick genug gehabt hatte, zu entdecken, daß ihm gewisse sittliche Eigenschaften fehlten, deren Vorhandensein man nur fühlen, aber nicht nachweisen kann. Nach der Hochzeit erkannte sie, daß er ein jähzorniger, leichtsinniger Mensch von aufbrausender Gemüthsart war, der trotz seines selbstsüchtigen Charakters säumig in der Wahrung seiner eigenen Interessen sich bezeigte.

Es ging bereits mit ihm bergab, als er sie heirathete. Die vermehrten Ausgaben, die ihm aus seiner Vermählung erwuchsen, beschleunigten seinen Niedergang, der einem Rade glich, das am Anfang einer abschüssigen Bahn langsam rollt und an Geschwindigkeit zunimmt, je weiter es von seinem Ausgangspunkt sich entfernt. Ein Patient nach dem andern ward ihm untreu. Er gerieth in Streit mit seinem Hauswirth, dem er Geld schuldete, und erhielt die Weisung auszuziehen. Darauf bezog er die kleine Wohnung, in der wir ihn gefunden haben, und gehörte gegenwärtig zu der großen Schaar Derer, die eines der größten Geheimnisse des gesellschaftlichen Lebens besitzen, — das Geheimniß, ohne Geld zu leben, ein Dach über dem Kopfe und keinen Heller in der Tasche zu haben, und Stiefel und Röcke zu tragen, ohne über die Mittel zu verfügen, welche erforderlich sind, um Schuster und Schneider zu bezahlen.

Ohne Zweifel ist es selbst für einen guten Menschen schwer, seine gleichmäßige Heiterkeit in der Nähe einer Frau zu bewahren, die stets schwermüthig ihre Pflichten erfüllt und selbst Ereignissen von Werth und Bedeutung eine getheilte Aufmerksamkeit zollt, die unausgesetzt wie der personifizirte Vorwurf umherwandelt und sich jeder Lebensaufgabe mit einer Miene vorwurfsvollen Schweigens unterwirft.

Ein Mann von so leicht entzündlicher Gemüthsart wie Conway mußte in der Nähe einer also verkörperten Melancholie beständig Feuer fangen, und man muß zugestehen, daß Dolly's Benehmen keineswegs dazu angethan war, diese Flammen zu löschen. Ihre schweigende und ernste Ergebung in ihr Schicksal war gerade diesem Manne gegenüber nicht am Platze. Ein kräftiges Mann-Weib mit muskulösen Armen und einer giftigen Zunge würde ihn zur Arbeit angehalten und mit der unwiderstehlichen Kraft ihrer von Fingernägeln unterstützten Worte von der geliebten Schenke fern gehalten haben.

Dolly, die nie ein warmes Herz für diesen Mann gehabt hatte, lernte ihn bald verachten. Freilich bemühte sie sich zu Anfang ihres ehelichen Lebens, ihn mit durch Bitten und die milde, überredende Gewalt von zärtlichen Aufmerksamkeiten von seinen ausschweifenden Sitten abzubringen; doch gab sie ihre Bestrebungen gar bald auf. Sah sie doch, daß dieselben ohne Erfolg blieben! Sie schwieg fortan und machte nur selten eine leise, tadelnde Bemerkung über seine Lebensweise, die so recht dazu angethan war, die bereits in Armuth versetzte Familie Tag für Tag in ein unergründlicheres Elend zu stürzen.

Einem Widerspruch zufolge, der nur zu oft die menschliche Natur kennzeichnet, murrte er über ihr Schweigen, trotzdem er sehr wohl sich bewußt war, daß ihn jede Aeußerung ihrer Gedanken in Wuth versetzt haben würde. Er fühlte sich noch hinreichend unter der Herrschaft ihrer Schönheit, um auf ihre Liebe eifersüchtig zu sein, welche, wie er wußte, nur dem Manne zugewandt war, den sie Beide für todt hielten. Daß ihre Zuneigung nur diesem angehörte, empfand er einst, als er sie mit ihrem Kinde beten hörte, und vernahm, daß ihr Flehen einzig und allein den Namen John umfaßte, und zu dem sie laut schrie, um seinen Geist als Zeuge der Leiden anzurufen,

welche sie zu einer That getrieben hätten, um derentwillen sie sich selbst zu hassen nicht umhin könne. Und als er einstmals ihre Sanftmuth auf eine schwere Probe gestellt hatte und die Glut der Leidenschaft flammend in ihrer Brust emporloderte, da erinnerte sie ihn daran, daß sie ihm vor dem Altar nur ihre Hand, aber nicht ihr Herz versprochen habe, und gestand ihm, daß sie selbst sich umbringen würde, falls es Gott gefallen sollte, ihr das Kind, um dessentwillen allein sie noch auf der Erde weile, von ihr zu nehmen. Ihr Leben sei ihr eine Qual, denn unaufhörlich verklage sie die Stimme ihres Gewissens und mache ihr bittere Vorwürfe, daß sie den Schwur der Treue gebrochen und das Gedächtniß des heißgeliebten Mannes befleckt habe, indem sie ein Einzelleben aufgegeben habe, das der steten Erinnerung an ihn hätte geweiht sein sollen.

Aber Conway's mürrisches Wesen und seine gelegentliche Rohheit waren nicht etwa eine Folge dieses Geständnisses. Sie hatte ihm nur das ausgesprochen, was er vom Beginn seiner Ehe klar durchschaut hatte. Er wußte von Anfang an, daß nur die bitterste Noth sie zu seiner Gattin gemacht hatte; daher konnte er sich durch eine gelegentliche Wiederholung ihres Bekenntnisses nicht verletzt fühlen. Armuth und Trunksucht hießen die beiden Dämonen, die ihn zu Fall brachten. Schon die erstere allein würde im Stande gewesen sein, dieses Werk zu vollbringen. Gehörte er doch zu den gehaltlosen Naturen, welche schon unter einem sehr geringen Gewichte zusammensinken. Ja, er war einer jener erbärmlichen Schwächlinge, die, wenn sie zu Boden stürzen, nicht den Versuch machen, sich aufzuraffen, sondern im Staube sich wälzend, die Umstehenden mit Schmutz bespritzen und die Luft mit ihren Flüchen, ihrem Geschrei und ihren Wehklagen erfüllen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Vater und Kind.

Den ganzen Morgen wartete Holdsworth auf sein und Dolly's Kind, aber es ließ sich nicht blicken. Nur Doktor Conway war vorüber gegangen, während Frau Parrot zufällig in ihres Gastes Zimmer sich befand und den Mittagstisch deckte; natürlich verfehlte sie nicht, seine Aufmerksamkeit auf den ihr unangenehmen Nachbar zu lenken. Holdsworth sah ihn jedoch nur flüchtig. Er bemerkte weiter nichts, als daß derselbe einen röthlichen Bart hatte, einen hohen Hut trug und auf etwas unsicheren Füßen der mit der Messingplatte versehenen Thür zusteuerte und hinter derselben mit einer Geschwindigkeit verschwand, welche die traurige Vermuthung einer umschleierten Sehfähigkeit wachrief.

„Da geht er hin und ist natürlich wie gewöhnlich betrunken!“ rief Frau Parrot mit einer Miene des Abscheus und zupfte ärgerlich an dem Tischtuche.

„Wie steht er sich? Ich habe den ganzen Morgen Niemand in's Haus gehen sehen?“ fragte Holdsworth.

„Das will ich glauben; das geschieht auch selten genug. Leute, die zu einem andern Zahnarzt gehen können, wären Narren, wenn sie an diesen Menschen sich wendeten, um sich die Kinnladen entzwei brechen zu lassen.“

„Glauben Sie wirklich, daß Conway's sehr arm sind?“

„Nun, Herr, er soll allerdings bis jetzt seine Miethe regelmäßig bezahlt haben; aber das ist, wie ich höre, auch Alles. Jedes Kind weiß, daß er bis über die Ohren in Schulden steckt. Seine Gläubiger hängen das freilich nicht an die große Glocke. Wozu auch? Der Schlachtermeister Jairing hat Recht, wenn er sagt: ‚Es klingt ganz schön, Frau Parrot, wenn man von einer Pfändung spricht; was nutzt es aber, die traurige Geschichte auf die Spitze zu treiben? Wo nichts ist, kann man auch nichts finden!‘“

„Gott helfe ihnen,“ dachte Holdsworth bei sich; dann schaute er seine Wirthin fragend an und sagte: „Glauben Sie wohl, daß Frau Doktor Conway ihrem kleinen Mädchen erlauben würde, heute Nachmittag eine Tasse Thee bei mir zu trinken?“

„Warum nicht, Herr Hampden! Ich denke, sie müßte sich durch eine solche Einladung sehr geehrt fühlen.“

„Ich habe die Kleine heute noch nicht gesehen.“

„Nicht, mein Herr? Nun freilich, die Frau Doktor kommt selten heraus. Sie hat nur ein einziges Dienstmädchen, das ihre Sachen besorgt, — eine wahre Vogelscheuche, — der ich schon mehr als einmal gerathen habe, daß sie sich ihren Hut ordentlich auf den Kopf setzen und die Straße nicht immer so hinunter jagen solle, als ob die ganze Polizei ihr auf den Fersen wäre.“

„Wie kann ich die kleine Nelly einladen, wenn sie nicht auf die Straße kommt?“

„Ich will hinüberlaufen, wenn es Ihnen recht ist und Frau Doktor Conway bitten, daß sie Ihnen das Kind schickt. Vielleicht haben Sie Lust, aufzuachten und mir Bescheid zu sagen, wenn ihr Mann das Haus verläßt. Ich habe nicht die geringste Sehnsucht, mit ihm zusammen zu treffen.“

Eine Stunde verfloß, ehe Holdsworth den Zahnarzt aus seiner Thüre treten und der Hauptstraße zuwandern sah. Sofort klingelte er und theilte Frau Parrot mit, daß sie jetzt ungefährdet ihre Botschaft ausrichten könne.

Seine Sehnsucht nach dem Kinde befremdete die gute Frau in hohem Grade. Daß ihm Nelly außerordentlich gefiel, fand sie sehr begreiflich; daß er sie hereingerufen und ihr einen Kuß und ein Geschenk gegeben hatte, fand sie auch natürlich. Nach ihrer Meinung mußte Jeder, der Klein-Nelly sah, ihr gut sein. Aber ganz unerklärlich war es ihr, daß er sich als Schildwache an's Fenster stellte und allen Ernstes bei dem Gedanken traurig wurde, daß er sie nicht sehen werde, und sie dann feierlichst einladen ließ, als sei sie ein erwachsenes Mädchen und er ihr Liebhaber.

Von Holdsworth's Blicken verfolgt, segelte sie mit über die Schultern flatternden Haubenbändern quer über die Straße und erreichte die Thür von Doktor Conway's Wohnung. Dort pochte sie energisch mit dem Klopfer an die Thür. Sie mußte lange warten, bis die Vogelscheuche von Dienstmädchen ihr endlich die Thür öffnete.

„Wen wollen Sie sprechen?“ fragte das Mädchen mürrisch.

„Natürlich Frau Doktor Conway. Führe mich in's Zimmer und dann geh' sofort hin und bestell ihr, daß ich sie zu sehen wünsche,“ erwiederte Frau Parrot, und drang ohne weitere Förmlichkeit bis in die Mitte des Hausflures vor.

Das Mädchen trollte von dannen, und gleich darauf kam Frau Doktor Conway die Küchentreppe herauf. Ihr Rock war an den Hüften mit Nadeln emporgehalten und ihre Aermel, die bis über die Ellenbogen zurückgeschlagen waren, zeigten die Weiße und Zartheit der Haut, obgleich die Arme eine große Magerkeit bekundeten.

„Wie geht es Ihnen, Frau Parrot? Sie müssen entschuldigen, daß ich mich in diesem Aufzuge vor Ihnen blicken lasse. Ich bin eben beim Waschen und dachte, es würde Ihnen nicht lieb sein, wenn ich Sie warten ließe, bis ich mich ein wenig zurecht gemacht hätte.“

„Bitte, das ist ja ganz einerlei,“ entgegnete Frau Parrot und schaute mit Wohlgefallen, doch gleichzeitig auch mit Betrübniß in das liebliche Antlitz, das jetzt, wo es von keinem Hut beschattet war, deutliche Spuren von Sorge und Kummer zeigte. Dolly's zierliche Gestalt wurde durch das aufgeschürzte Gewand auf das Vortheilhafteste gehoben. Enthüllte es doch den kleinen Fuß und die schmalen, festen Knöchel. Ihr schimmerndes Haar war in Unordnung gerathen, und auf den Wangen lag die Röthe einer kaum überwundenen Erregung.

„Ich komme mit einer Botschaft von meinem Herrn Miether,“ sagte Frau Parrot. „Er möchte gern Fräulein Nelly zum Thee bei sich haben und schickt mich herüber, um Sie zu bitten, daß Sie es ihr erlauben.“

„Ist es der nämliche Herr, der Nelly gestern den Schilling schenkte?“ fragte Dolly halb verwundert und halb erfreut.

„Ja, liebe Frau Doktor. Er ist ein sehr angenehmer Herr und scheint sich besonders viel aus Kindern zu machen. Er hat den ganzen lieben langen Morgen nach dem kleinen Mädchen ausgesehen, und ich hoffe, Sie erfüllen seine Bitte und sagen ihrer Tochter, daß sie ihre Puppe mitbringt, denn ich fürchte, daß er es sich sehr zu Herzen nimmt, wenn Sie ihm den Wunsch nicht gewähren.“

„O, ich will sie jedenfalls hinüber schicken. Paßt es Ihnen um halb Vier? Ich muß sie vorher ein wenig besser ankleiden. Bitte, bringen Sie dem Herrn meine Empfehlung und danken Sie ihm in meinem Namen für seine Güte. Sie haben mir noch nicht gesagt wie er heißt.“

„Hampden, Herr Hampden.“

„Ich habe ihn noch nicht gesehen. Ist er alt? Junge Männer geben sich in der Regel nicht gern mit Kindern ab.“

„Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, Frau Doktor, so habe ich keine Ahnung, wie alt er ist. Er hat allerdings ein gut Theil graue Haare auf dem Kopf, und macht doch nicht den Eindruck, als ob er sehr bejahrt wäre; freilich stützt er sich beim Gehen schwer auf seinen Stock, als wäre er ein Sechziger. Ich glaube, er will mit Ihrem kleinen Mädchen sich befreunden, wenn Sie nichts dagegen haben. Er scheint hier in Harwich Niemanden zu kennen, und zu thun scheint er auch nichts zu haben. Ich halte ihn nicht für reich, aber wissen Sie, Frau Doktor, er wohnt erst seit vorgestern bei mir und in so kurzer Zeit kann man nicht Alles erfahren.“

Nach diesen Worten machte Frau Parrot eine Verbeugung und wandte sich zum Gehen, überflog jedoch bei der Gelegenheit mit einem schnellen Blick das unbehagliche Stübchen und verglich es im Geiste mit ihren eigenen Zimmern.

Holdsworth befand sich am Fenster, als sie zurückkehrte, und seine erwartungsvolle Miene reizte sie unwillkürlich zum Lächeln.

„Frau Doktor Conway läßt sich Ihnen auf das Herzlichste empfehlen und Ihnen sagen, daß das kleine Mädchen um halb Vier sich einstellen werde. Sie dankt Ihnen auch für die freundliche Einladung,“ sagte sie, und dabei zwinkerten ihre Augen in Folge der unterdrückten aber durchaus gutgemeinten Lachlust.

„Ich danke Ihnen, Frau Parrot. Es war sehr freundlich, daß Sie sich meinetwegen bemühten,“ rief Holdsworth voll Freude. „Wie spät ist es jetzt? Ein Viertel vor Drei? Dann bleibt mir noch gerade Zeit genug, um in die Hauptstraße zu gehen und einen Kuchen zu besorgen. Sie ißt sicherlich gern Kuchen — eine Pflaumentorte ist wohl das Beste; und was meinen Sie, — auch etwas Fruchtmus dazu? Ja, das will ich thun. Fruchtmus wird ihr schmecken. Aber was sonst noch? Bitte, Frau Parrot, sagen Sie mir, was pflegt kleinen Kindern das Liebste zu sein —“

„Nun, Alles, was süß schmeckt. Ich wette darauf, daß Fräulein Nelly sich sehr freuen wird, wenn Sie ihr Fruchtmus vorsetzen. Aber weßhalb wollen Sie sich selbst bemühen, Herr Hampden; ich kann Ihnen ja die Sachen besorgen.“

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, aber wenn ich selbst gehe, so fallen mir vielleicht noch andere Dinge in die Augen, die dem Kinde gefallen könnten, und die mir nicht in den Sinn kommen würden, wenn ich daheim bliebe. Richten Sie sich so ein, daß der Thee um vier Uhr fertig ist. In zwanzig Minuten bin ich wieder hier.“

Frau Parrot schaute ihm nach und sah ihn, auf seinen Stock gestützt, die Straße so schnell als es ihm möglich war, hinabeilen. „So etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen!“ rief sie laut. „Ich will es meiner Mutter nicht erzählen, es würde sie doch nur beunruhigen. Wie ist es nur möglich, daß ein wildfremder Mensch sich so viel aus einem Kinde machen kann, das er gestern zum allerersten Mal gesehen hat. Seine ganze Art und Weise würde manch Einen befremden.“

Aeußerst merkwürdig war es jedoch, daß die gute Frau von Holdsworth's Benehmen angesteckt schien und während seiner Abwesenheit die Treppe hinaufpilgerte, und die Glasthür eines kleinen Schränkchens öffnete, das in einer Ecke ihres Schlafzimmers stand. Diesem Heiligthum entnahm sie eine Theekanne, ein Sahnetöpfchen und zwei Porzellantassen, die in leuchtend bunten Farben schillerten. Sodann holte sie aus ihrer Bettlade einen Präsentirteller, auf dessen dunkler Platte Paradiesvögel aus Perlmutter auf rothen Bäumen sich wiegten, die in einer Gegend standen, wie man sie bis Dato noch nicht unter dem Monde gefunden hat.

Sie stellte diese Dinge auf den Küchentisch und begab sich in den Garten, um einen Strauß wohlriechender Blumen zu pflücken. Darauf wandte sie ihre Aufmerksamkeit einem Brode zu, das sie in feine Scheibchen zerschnitt und in höchst appetitliche Butterbemmchen verwandelte; und dann deckte sie den Theetisch mit so großer Kunstfertigkeit, daß sie nach vollendeter Arbeit einige Schritte zurücktrat und ihr Werk mit selbstzufriedenem Staunen überblickte.

Ein Viertel nach Drei kehrte Holdsworth in Begleitung eines Jungen zurück, der beide Arme voll Pakete hatte. Er rief Frau Parrot, die herauskam und den Knaben von seiner Last befreite und dieselbe auf den Eßtisch niederlegte. Die Einkäufe beschränkten sich nicht nur auf Eßwaaren, obschon dieselben in solcher Fülle vertreten waren, daß sie zur Bewirthung mehrerer erwachsenen Personen genügt hätten. Und außer den Früchten, Kuchen, Kräpfchen mit Gelée, Pfeffernüssen, Zuckerwerk und Törtchen hatte Holdsworth eine Puppe, ferner einen Wagen mit einem Pferde davor und endlich einen enorm großen Baukasten erstanden.

Frau Parrot wurde blaß und wußte vor Verwunderung kein Wort hervorzubringen, als Holdsworth ihr die Pakete mit sammt den Bretzeln, den Süßigkeiten und all' den übrigen Leckerbissen zeigte und sie bat, dieselben sofort in die Küche zu tragen und sie so geschmackvoll wie möglich auf Tellern zu arrangiren, damit alles bereit sei, wenn die Kleine kommen und er des Thees wegen die Glocke ziehen werde. Er verbarg sodann das Spielzeug in seinen Schrank und stellte sich an's Fenster, um Nelly's Kommen zu beobachten.

Pünktlich bis auf die Minute trat sie aus dem Hause und ward von dem sehr verdrießlich dreinschauenden Dienstmädchen quer über die Straße geleitet. Holdsworth eilte zur Hausthür und öffnete dieselbe. Als das Kind sich ihm schüchtern näherte, umschlang er es mit beiden Armen und trug dasselbe, es mit Küssen bedeckend, eiligst in sein Wohnzimmer.

„Bist Du endlich da, mein Liebling?“ sagte er, sich auf einen Stuhl niederlassend und das Kind auf seinem Schooß behaltend. „Darf ich Dir nicht den Hut abnehmen? Nelly muß sich nicht vor mir fürchten!“

„Mein Fleisch und Blut!“ flüsterte er, als seine Hand langsam und leise über ihr weiches Haar glitt und sein Blick mit leidenschaftlicher Glut auf den großen Kinderaugen ruhte, die sich mit einem halbbeleidigten, halbverlegenen Ausdruck von ihm abwandten und forschend das Zimmer überflogen.

„Das Nelly seine Puppe!“ sagte sie nach einem Weilchen und zog behutsam ihren ledernen Liebling unter ihrem Mantel hervor.

„O, das ist schön; Nelly's Puppe soll ein großes Stück Kuchen bekommen.“ — „Hier ist sie schon,“ rief er, als Frau Parrots Gesicht in der Thür sichtbar ward. „Bitte, legen Sie den Hut und diesen kleinen Kragen fort.“

„Wie geht es Dir, mein Herz?“ fragte Frau Parrot und gab dem Kinde einen Kuß.

„Sieh' mal, mein Kleid!“ rief Nelly und zog ihr Röckchen in die Höhe, das mit einer kleinen Stickerei geziert war, welche die mühsame Arbeit einer fleißigen Hand bekundete.

„Schön! sehr schön!“ entgegnete Frau Parrot. „Das Wasser wird bald kochen, Herr Hampden, und sobald Sie es wünschen, kann ich Ihnen den Thee bringen.“

Nach diesen Worten machte sie eine tiefe Verbeugung; — stand sie doch noch unmittelbar unter dem Einfluß, den die Entdeckung von Holdsworth's vermeintlichem Reichthum auf sie gemacht hatte und zog sich zurück.

Vater und Kind! Der vereinsamte Mann, dessen weiches, ehrenhaftes, treues Herz Gott in seiner Weisheit schwerer heimgesucht hatte, als hunderte seiner Mitbrüder, durfte endlich sein Innerstes erschließen und sich an der Anmuth und Unschuld der Tochter erlaben, welche das Weib seiner Liebe ihm geschenkt hatte.

Wahrlich! Ich glaube, selbst die arglose Frau Parrot würde den Zusammenhang errathen haben, wenn sie jetzt, nachdem die Thür sich hinter ihr geschlossen, an irgend einem verborgenen Plätzchen das seltsame Paar hätte beobachten können.

Als Holdsworth sich allein mit seinem Kinde sah, that er seinen Gefühlen nicht mehr Zwang an. Viele Minuten lang war er keines Wortes mächtig. Stumm blickte er Nelly an, musterte ihre Gesichtszüge mit fast frauenhaftem Entzücken, las in den frischen, tiefen Augen die Geschichte einer hoffnungsvollen, beseligenden Liebe und versenkte sich mit brennendem Herzen in die Erinnerung einer verschwundenen Zeit, die aus dem Antlitz zu ihm emporstieg, das sein früheres Selbst wiederspiegelte wie ein Thautropfen die Sonne.

Der in Nelly's Antlitz aufsteigende Ausdruck von Furcht

rief ihn in die Gegenwart zurück. Es war in der That kein Wunder, daß seine Leidenschaft, die, so sanft und heilig sie sich auch äußerte, in seinem unverwandten Blick sich offenbarte, das Kind beunruhigte.

Eine derartige Gefühlsversenkung war nicht angebracht, wenn er die Rolle, die er übernommen hatte, durchzuführen gedachte.

Er ließ das Kind vorsichtig auf den Fußboden gleiten, trat an den Schrank und holte aus demselben die Puppe, die er gekauft hatte.

„Schau, Nelly! Hier ist eine kleine Dame, die ich eingeladen habe, damit sie mit Dir Thee trinke. Sie hat mir gesagt, daß sie Dich schon oft an dem Laden in der Hauptstraße vorbeigehen sehen habe und daß sie fortan bei Dir wohnen möchte. Du mußt sie mit nach Hause nehmen, wenn Du heute Abend wieder zu Deiner Mama gehst. Willst Du?"

Nelly starrte das prächtig gekleidete Wunderbild, das mit einem blauen Gazekleid, braunen Saffianschühchen, goldener Schärpe und einer wallenden rothen Feder geschmückt war, sprachlos vor Erstaunen an. Dann aber warf sie — ein Beispiel von der Liebesbeständigkeit eines Menschenkindes — ihre alte Puppe von sich und stürzte mit ausgestreckten Armen auf die Fremde zu, um sie zu bewillkommnen und zu liebkosen.

Allein die Summe der Ueberraschungen war noch nicht voll. Holdsworth streckte den Arm abermals in den geheimnißvollen Schrank und brachte das Pferd und den Wagen zum Vorschein und zeigte beide Gegenstände seiner kleinen Freundin mit dem Bemerken, daß in dieser Equipage die junge Dame, deren Bekanntschaft sie soeben gemacht habe, bis an dieß Haus gefahren sei, denn sie sei viel zu vornehm, um den Weg zu Fuß zurückzulegen. Der Baukasten ward jetzt gezeigt und nun setzte sich Nelly auf den Fußboden und wandte ihre Aufmerksamkeit in schneller Reihenfolge bald dem einen, bald dem andern Spielzeuge zu.

Die Bitterkeit, welche Holdsworth naturgemäß bei dem Gedanken empfunden hatte, daß dieß kleine Mädchen nicht wisse, wer er sei und daß er durch sein unseliges Geschick außer Stand gesetzt werde, die volle Kraft seiner Liebe über Frau und Tochter auszuströmen, ward durch die Empfindungen, welche Nelly's Nähe in ihm hervorriefen, in milde Wehmuth verwandelt. Ja, er empfand in diesem Augenblick eine Freude, die ganz rein, ganz ohne eine Beimischung von Schmerz war. Auf dieß kleine Wesen wenigstens hatte er einen gerechten Anspruch; es war sein kraft seines Rechtes, das ihm keine Sünde, kein Leichtsinn und kein Irrthum zu schmälern vermochte; es gehörte ihm unbestreitbar an und war bestimmt, — wenn Gott es zuließ, — einst sein Leben zu erhellen; denn früher oder später mußte ja doch der Tag anbrechen, an dem es ihm vergönnt war, seine Tochter vor aller Welt als Vater zu begrüßen und ihre Kindesliebe als einen Tribut für das Opfer einzufordern, das er jetzt im Gehorsam gegen die hohen Gesetze der Sittlichkeit zu bringen sich gezwungen fühlte.

O, wie schwer war es, sich selbst, seinem Weib und diesem kleinen Mädchen zuliebe, — auf welches, wenn er sich jetzt zu erkennen gab, unvermeidlich ein Theil der mütterlichen Schande fallen würde, — seinen Entschluß treu durchzuführen!

*

„Nelly, wir wollen jetzt Thee trinken," sagte er plötzlich, aus seinem Nachsinnen emporfahrend. Er schellte und trat wiederum zu dem Kinde, richtete dessen Antlitz zu sich empor, küßte es und setzte sich nicht weit von demselben auf einen Stuhl und beobachtete es, das Kinn auf die Hand gestützt.



Ein Präriebrand in Afrika. (S. 224.)

Dann erschien Frau Parrot mit dem dicht besetzten Präsentirteller in beiden Händen. Sie stellte ihre Last auf den Tisch und forderte schmunzelnd ihren Miether durch einen bedeutungsvollen Blick ihrer grauen Augen auf, die vorzüglichen Vorrichtungen, die sie getroffen, zu bewundern.

Wie schön war Alles! Der Blumenstrauß erfüllte alsbald das ganze Zimmer mit seinem balsamischen Duft; die Paradiesvögel glitzerten in bestrickender Farbenpracht und die Theetassen waren so elegant, so ungemein hübsch, daß sie einen mit Schönheitssinn begabten Menschen gar leicht hätten verlocken können, stundenlang Thee zu trinken und die Gesundheit seines Nervensystems auf das Spiel zu setzen, um möglichst lange den Genuß zu haben, sie genau zu betrachten und sie in den Händen zu halten. Damit Nelly im Stande sei, den Tisch zu überblicken, thürmte Holdsworth drei dicke Folianten auf den Sitz eines Sessels und hob die kleine Dame auf diesen hohen Thron; und damit sie ferner die beiden Puppen in ihrer unmittelbaren Nähe habe, band er dieselben kunstreich aneinander und setzte sie auf einen dicht vor den Tisch geschobenen Stuhl, so daß sie ebenfalls einen Teller mit einem Butterbrödchen darauf vor sich hatten. Diese vorsorgliche Güte gegen ihre Puppenkinder erregte Nelly's Entzücken; sie jauchzte vor Vergnügen, klatschte in die Hände und erfüllte das Zimmer mit herzgewinnenden Tönen.

Bei dem Anblick dieser Tassen, dieses Spielzeuges, dieser Kuchenfülle und all' der übrigen Herrlichkeiten war dem kleinen Mädchen, dessen Abendbrod zu Haus nur aus einem trockenen Scheibchen Brod bestand, wenn der Herr Stiefvater alles Geld vertrunken hatte, das er seiner Frau hätte geben müssen, und diese keinen Heller besaß, um ein bischen Butter zu kaufen, zu Muth, als sei sie plötzlich in das Feenreich versetzt worden.

Inzwischen fühlte sich das Kind vollkommen heimisch bei seinem neuen Freund und genoß sein Vergnügen auf's Beste, indem es umschichtig von einem Stückchen Kuchen und einem mit Fruchtmus bestrichenen Brod abbiß und die gute Milch, die Holdsworth ihm vorgesetzt hatte, mit sichtlichem Behagen trank und dazwischen die schöne Puppe anschaute oder sich umblickte, um sich abwechselnd davon zu überzeugen, daß der Baukasten nicht Reißaus genommen habe, während es Wagen und Pferd betrachtete, oder das Pferd nicht mit dem Wagen durchgegangen sei, als es seine ungetheilte Aufmerksamkeit dem Baukasten geschenkt hatte.

Holdsworth wandte kaum das Auge von ihrem Antlitz ab. Wenn er mit ihr sprach, nahm seine Stimme einen sanften Klang an, der wie Musik dem Ohre wohlthuend sich anschmiegte.

Nach einer Weile schob sie den Teller von sich und Holdsworth schellte und gab Frau Parrot insgeheim die Weisung, den Rest der Kuchen und der Süßigkeiten in ein Papier zu wickeln, damit Nelly dieselben mit nach Haus nehmen könne. Dann nahm er das Kind an die Hand, um mit ihm in den Garten zu gehen, wobei es selbst die neue Puppe trug, während er die Equipage nach sich zog.

In dem Garten war ein Rasenplatz mit einer Bank darauf; auf diese setzte sich Holdsworth, während Nelly an ihren Spielsachen sich ergötzte.

Es war ein großer, altmodischer Garten; die Planken, die ihn umgaben, hatten manches Jahr erlebt, das sah man den vielen rostigen Nägeln an, die im Holze steckten; einige wenige schlanke Birnbäume verbreiteten ihren Schatten über einen kleinen Kreis der Erde, der ihr Stamm entsprossen war, wogegen eine Menge unbeschnittener Fruchtbäume an dem Spalier der Gartenwand sich emporrankten. Der Kiesweg war teppichartig mit Moos überkleidet; der Buchsbaum, welcher den Pfad zu beiden Seiten umsäumte, stand hoch und dicht, und am Ende des Gartens befand sich ein mit Gitterwerk umgebenes Hühner-

1. Ein Gesellschafts-Waggon. 2. Heimkehrende Auswanderer. 3. Damensalon eines New-Jersey-Fährbootes.

Eisenbahnreisen in den Vereinigten Staaten. Gezeichnet von J. R. Braun. (S. 216.)

haus, in welchem wohl ein Dutzend Hennen den Boden aufscharrten, um Regenwürmer zu suchen, und dabei die Luft mit ihrem seltsamen, einschläfernden Glucken erfüllten.

Zuweilen überkommt uns eine Stimmung, welche bewirkt, daß wir uns in einer so einfachen Umgebung wohler fühlen, als in einem Parke, der mit köstlichen ausländischen Zierpflanzen aller Art geschmückt und mit der feinsten Kunstkenntniß angelegt ist. Ueben sie doch einen beruhigenden Einfluß auf uns aus, diese heimischen Sträucher, diese lieben, bekannten Obstbäume, deren Wurzeln von langen Grashalmen, unscheinbaren wilden Pflänzchen und einer Fülle von Veilchenstauden bedeckt sind; und das feierlich ernste Gackern des Hühnervolkes, das sich im heißen Sande sonnt oder wie todte Wesen unbeweglich, halb von der Erde bedeckt, in Kuhlen liegt, die es sich selbst ausgewühlt hat, wirkt zeitweise beschwichtigender und wohlthuender auf unser Gemüth, als das herrlichste Schlagen von Nachtigallen in einem vom Mondenlicht überfluteten Haine.

Holdsworth that der Spiellust des Kindes für eine Weile keinen Zwang an; doch als es ihm ermüdet schien, rief er es zu sich.

Es kam, seiner Aufforderung unverzüglich folgend, zu ihm gelaufen und ließ sich von ihm auf den Schooß nehmen.

„Fürchtet sich Nelly noch vor mir?"

„Nein. Nelly is nich bange. Nelly Ontel derne leiden."

Zum Beweis der Wahrheit dieser Behauptung bot sie ihm den Mund zum Kusse dar.

„Will Nelly mich jeden Tag besuchen?"

„Sa!"

„Hat Nelly's Papa sein Töchterchen lieb?" Er wähnte, daß man sie gewöhnt habe, Doktor Conway als ihren Vater zu betrachten, und daher war diese Frage eine sehr gefährliche. Wie leicht konnte ihre Beantwortung die milde Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, vertreiben, andererseits war es naturgemäß, daß er das Verlangen trug zu erfahren, ob Nelly von ihrem Stiefvater gut behandelt werde.

Die Frage verwirrte die Kleine. Sie war allerdings noch sehr zart und ihre Sprache unentwickelt für ihr Alter; aber sie sah reizend aus, als sie ihre winzigen Augenbrauen zusammenzog und ihre großen, tiefen, ernsten Augen zu Holdsworth emporhebend, ihr süßes, kindliches Gesicht ihm verrieth, daß sie ihn nur halb verstanden habe.

Wie alle Kinder, die außer Stande sich fühlen, eine an sie gerichtete Frage zu beantworten, schwieg sie und gab so unbewußt eine kindliche Mahnung, die manche Eltern wohl beachten sollten.

„Nicht wahr, Nelly bekommt immer satt zu essen?"

„Sa!"

Diese Erwiederung war nicht ganz der Wahrheit gemäß; allein da Holdsworth nur selten mit Kindern verkehrt hatte, so wußte er nicht, daß dieselben mit ihrer Antwort nach dem Gesicht und der Tonart des Fragenden sich zu richten pflegen, und in der Regel „Ja" sagen, wenn ihnen durch den Ausdruck oder die Stimme eine Bejahung nahe gelegt wird.

„Hat Nelly bei ihrer Mama beten gelernt?"

„Sa! Nelly beten tann."

Und um ihm sofort zu zeigen, wie gut sie zu beten verstehe, faltete sie eilfertig ihre kleinen Hände, senkte das Haupt und flüsterte:

„Dott segne die liebe Mama und Nelly. Dott segne Klein-Nelly ihren rechten Papa. Amen."

Dann blickte sie schüchtern zu ihm auf, als schäme sie sich ein wenig.

Lieber Leser, lächle nicht über diese schlichten Worte, nenne sie nicht einfältig. Das Gebet eines kleinen Kindes offenbart uns das Gebet der Engel im Himmel.

Holdsworth's Augen füllten sich mit Thränen, als er sein Kind beten hörte. Wer war Klein-Nelly's rechter Papa? Wer anders, als er selbst? Seines Weibes Liebe zu ihm, ihrem ersten, rechten Gatten, hatte dieß Gebet auf die Lippen seines Kindes gelegt, das ihm, ohne es zu ahnen, diese Liebe verrieth. Wohl ihm, daß er gewürdigt ward, diesen Worten zu lauschen, um aus ihnen die feste Ueberzeugung von Dolly's ungeschwächter Zuneigung zu gewinnen und einen Trost in sich einzusaugen, nach dem seine Seele lechzte!

Nein, nicht Mangel an Liebe hatte sie bewogen, ihrem Bund untreu zu werden. Auch war sie nicht untreu, — sie konnte es nicht sein, da sie ja allabendlich durch den Mund ihres Kindes seiner vor Gott gedachte.

Und dann schaute er das kleine Mädchen an und ward sich der vollen Kraft der Liebe bewußt, die es in ihm erweckte; seine Phantasie versetzte ihn in eine dürftige, hoffnungslose Lage und zeigte ihm diese zarte Pflanze, dieses kleine unschuldige Wesen, bleich, abgezehrt, frierend und hungerleidend, und befähigte ihn, sich die Qualen zu vergegenwärtigen, die eine Mutter empfinden muß, wenn sie das Kind, das sie ihr eigen nennt, leiden und verkümmern sieht; und als dieses tief ergreifende Bild vor seinem geistigen Auge vorübergezogen war, fühlte er sich nicht mehr im Stande, sein Weib zu verdammen, weil es seine heiligen Erinnerungen geopfert hatte, um die Hand zu ergreifen, die ihr Schutz und Obdach für ihren Liebling bot.

Seine innere Bewegung beraubte ihn für eine kleine Weile der Sprache, und daher glitt Nelly, die keine Unterhaltung mehr auf seinem Schooße fand, von seinen Knieen herab und beschäftigte sich wiederum mit ihren Spielsachen.

Seine Augen erhellten sich auf's Neue und aufmerksam folgte er jeder ihrer Bewegungen. Eine heiße Begierde erfüllte ihn, abermals Fragen an sie zu richten, um von ihren Lippen die wonnige Versicherung zu vernehmen, daß Dolly's Herz ihm gehöre, und aus ihrem Munde zu erfahren, daß ihre Mutter sein sei und immer und ewiglich sein bleiben werde, obgleich sie jetzt durch eine Scheidewand von ihm getrennt war, die undurchdringlicher und hemmender schien als selbst der Tod. Allein der Gedanke, daß das Kind seine befremdenden Fragen der Mutter wieder erzählen werde, schloß ihm den Mund. So unvollkommen Nelly's Sprache war, so mußte er doch annehmen, daß Dolly gewohnt sei, jede ihrer Andeutungen zu entziffern. Eine allzu lebhafte Neugierde seinerseits hätte vielleicht ihren Argwohn erregt und sie mißtrauisch gegen den Fremden gemacht, der sich mit ihrer kleinen Tochter so ungewöhnlich rasch befreundet hatte; und auf diesem Weg konnte er gar bald, wenn nicht gar eine Entdeckung seines Geheimnisses, so doch ein Aufheben des Verkehrs zwischen ihm und Nelly herbeiführen.

Und so schwieg er und allmälig senkte sich, während er still das kleine Wesen beobachtete, das mit sich selbst redend den Wagen, in dem seine Puppe saß, hin und her schob, ein tiefer Friede und ein Gefühl vollkommener Ruhe und Sicherheit in sein Herz. Wer ihn jetzt gesehen und die wohlwollende Güte bemerkt hätte, die sich in seinen Zügen ausprägte, der mußte unwillkürlich sagen: „Das Gebet des Kindes ist in Wahrheit erhört; Gott hat diesen Mann gesegnet!"

Eine volle Stunde verging. Die Luft war frisch und kühl; die ihrem Untergange sich zuneigende Sonne verschönte die grauen Hausmauern und strahlte ihr eigenes Spiegelbild in vielfachem Abglanz von den mit Weinlaub umrankten Fenstern wieder; die Sperlinge huschten, abgebrochene Zwitscherlaute ausstoßend, von Baum zu Baum, und durch das allmälige Verstummen des Federviehs trat ringsum eine abendliche Stille ein, welche sich der Atmosphäre mitzutheilen schien.

Noch einmal kletterte Nelly auf Holdsworth's Schooß und verführte ihn dazu, sich aus ihren unbestimmten Antworten ein Bild ihres täglichen Lebens zu formen, als Frau Parrot erschien und ihm mittheilte, daß Frau Doktor Conway im Wohnzimmer auf ihre kleine Tochter warte.

Holdsworth blickte hastig nach dem Fenster der besagten Stube auf, sah Dolly jedoch nicht. Mit einer raschen Bewegung stellte er das Kind auf die Erde und sagte:

„Lebe wohl, mein Liebling. Geh' mit Frau Parrot in's Haus!"

„Wollen Sie uns nicht begleiten? Frau Doktor Conway möchte Sie so gerne kennen lernen und Ihnen für die Güte danken, die Sie Nelly bewiesen haben," sagte Frau Parrot.

„Nein, — nein, — sie darf es nicht so auffassen," stotterte Holdsworth, der plötzlich sehr blaß geworden war.

„Ich bin fest davon überzeugt, daß es sie sehr traurig machen würde, wenn Sie ihr keine Gelegenheit geben wollten, Ihnen zu danken," sagte Frau Parrot mit Nachdruck. „Schon seit fünf Minuten steht sie am Fenster und schaut Ihnen zu. Ich habe ihr erzählt, wie wunderschön Sie Nelly bewirthet haben. Und dann sieht sie ja auch die Spielsachen," fügte sie hinzu und warf einen Blick auf die Geschenke, die das Kind erhalten hatte.

Ein ganzes Leben voll geistigen Wehgefühls drängte sich in die kurze Spanne Zeit zusammen, während welcher Holdsworth nach einem festen Entschlusse rang. Was sollte er thun? Durfte er annehmen, daß er sich ihrem Blick aussetzen und mit ihr sprechen könne, ohne erkannt zu werden? Er hielt es für undenkbar, daß die fünf Jahre der Trennung ihn so verändert haben sollten, daß selbst sein eigen Weib ihn nicht wieder erkannte.

Allein die zwingende Nothwendigkeit, die ein sofortiges Handeln erheischte, ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken und zu einer langsamen, klaren Ueberlegung. Er mußte es wagen, ihr gegenüber zu treten; denn Niemand stand ihm dafür, daß er nicht noch heut oder morgen irgendwo zufällig mit ihr zusammentraf, und ein so unvorbereitetes Begegniß konnte leicht verhängnißvoller für ihn wirken, als eine Unterredung in dieser Dämmerstunde.

Er zwang sich daher mit der äußersten Kraft seines Willens zu einer scheinbar gleichgültigen Antwort und mit den Worten: „Sie haben Recht, Frau Parrot, Frau Doktor Conway könnte mich für unhöflich halten, wenn ich ihrer Aufforderung nicht Folge leistete," faßte er Nelly bei der Hand und begleitete sie in's Haus.

Dolly saß in einem Lehnstuhl in der Nähe des Kamins und hatte die Wange auf die Hand gelegt.

Als Holdsworth hereintrat, stand sie auf und verneigte sich vor ihm.

Nelly lief zu ihr und hielt ihr die Puppe hin.

„Mama, Mama, Nelly Puppe hat!"

Dieß kleine Zwischenspiel kam rechtzeitig; es gab Holdsworth eine gute Gelegenheit, nach der dicht neben dem Fenster befindlichen Stubenecke sich zu begeben, wo der Schatten am dunkelsten war, und dort stehen zu bleiben.

Seine Sinne verließen ihn nicht eher, als bis er also gehandelt hatte, dann aber ward ihm plötzlich zu Muthe, als bewege sich das Zimmer tanzend vor seinen Augen hin und her; er hielt sich unwillkürlich an der Lehne eines vor ihm stehenden Stuhles fest und verharrte in dieser Stellung, bis der kurze Schwindelanfall vorübergegangen war.

„Wird sie mich erkennen?" Dieser Gedanke durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag und brachte sein Blut zum Sieden.

Hoffnung und Furcht vermischten sich in dieser einen inhaltsschweren Frage und erzeugten gleichzeitig das wilde Aufschäumen einer heißen Liebessehnsucht und das niederschmetternde Bewußtsein, daß ein Wiedererkennen Angst und Schande auf ihr geliebtes Haupt häufen würde.

„Ich danke Ihnen, Herr Hampden, für die große Freundlichkeit, die Sie meinem Kinde erzeigt haben," sagte sie leise mit ihrer lieblichen, melodischen, — ach so wohlbekannten — Stimme.

„Es thut mir wohl, das Kind um mich zu haben," entgegnete er mit einem leisen Anklang von Zittern in dem Tone.

Vielleicht war es dieses Zeichen innerer Erregung, welches sie veranlaßte, ihre Augen aufzuschlagen und ihn plötzlich voll anzusehen.

Sein Blick senkte sich. Aber trotzdem fühlte er, daß ihr Auge mit einem ruhelosen, forschenden, fragenden Ausdruck auf seinem Antlitze ruhte.

Aber wenn auch wirklich die Erinnerung an den über Alles geliebten Freund durch den Klang seiner Stimme in ihr wachgerufen worden war, so zerfloß dieselbe doch schon im nächsten Moment vor der felsenfesten Ueberzeugung, daß derselbe todt sei, wie Schnee, der in's Wasser fällt.

Hätte es anders sein können?

Nicht fünf Jahre, — nicht zwanzig Jahre, — nicht ein ganzes Leben voll alltäglicher Leiden und Beschwerden wären im Stande gewesen, seinem Antlitz ein so verändertes Gepräge zu geben, welches ihr Blick nicht als unecht erkannt hätte.

Allein die übermenschlichen Leiden, welche jene unglückseligen, in dem offenen Boot verlebten zehn Tage ihm gebracht hatten, der Hunger, welcher an seinem Körper genagt, der qualvolle Durst, der seinem Antlitz seine frühere Fülle geraubt, der Vollbart, der den untern Theil des Gesichts bedeckte, das greise Haupthaar, die hohe Stirn, die veränderten Augenbrauen, sowie der finstere Einschnitt zwischen denselben, die gebeugte Gestalt — genügten, das Auge der Liebe zu täuschen.

Sie hatten eine Umwandlung hervorgerufen, welche selbst dem instinktiven Gefühl einer Mutter Hohn sprach, und die wie eine undurchdringliche Mauer sich vor jede, durch die heißeste Liebe geschärfte Beobachtungsgabe schob.

Und doch entdecken wir, sobald wir diese Frau aufmerksam beobachten, nicht nur in ihrem Auge, das unverwandt auf den Fremden schaut, der, von dem Schatten der Wand geborgen, ihrem Blick sich zu entziehen sucht, nein, auch in ihren gesammten Zügen und der lauschend nach vorne geneigten Gestalt Etwas, das unsern Puls beschleunigt und uns zwingt, mit athemloser Spannung der Entscheidung des nächsten Augenblickes zu warten.

Holdsworth's Stimme war es und nicht seine Züge, welche Dolly's instinktives Gefühl in Bewegung gesetzt hatten.

Aber dann machte die Ueberzeugung sich geltend, daß Holdsworth todt sei, und unter ihrem allmächtigen Einfluß versank das instinktive Gefühl in einen unruhigen Schlummer; doch ließ es einen Schatten von Schwermuth auf ihrem Antlitze zurück, der nicht auf demselben gelegen, als Holdsworth seine Lippen geöffnet hatte.

„Hoffentlich ist Nelly artig gewesen, Herr Hampden."

„Ja gewiß, sehr artig."

Jetzt schien er zu fühlen, daß die Krisis überstanden sei, denn er athmete freier auf, schaute sie an und zog seine Hand von der Lehne des Stuhles zurück.

„Die Spielsachen, die Sie ihr schenkten, sind ausnehmend schön. Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken soll."

„Sie haben nicht mir zu danken, sondern ich Ihnen. Sie waren so gütig, mir zu gestatten, Ihr liebes kleines Mädchen um mich zu haben."

„Frau Parrot sagt mir, daß Sie Kinder sehr lieb haben."

„Das ist in der That so. Ich wünsche, daß Nelly mich recht oft besucht. Ich stehe ganz allein und sie erheitert mich mit ihrem kindlichen Geplauder."

Dolly schaute ihn voll Theilnahme an, und als er sagte, daß er ganz allein stehe, seufzte sie.

Holdsworth bemerkte, daß ihr Anzug sehr abgetragen war, wenn gleich ihre Reize durch diesen Umstand nicht im geringsten beeinträchtigt wurden. So hold, so anmuthig war sie ihm selbst vor fünf Jahren nicht erschienen. Ihre Schönheit hatte sich inzwischen mehr und mehr entwickelt und sprach, da sie von einer tiefen Traurigkeit gehoben ward, unmittelbar zum Herzen; auch verriethen ihre Bewegungen und ihre Sprache, daß sie innerlich müde sei und ein Gefühl, wie es Diejenigen haben, die an Heimweh leiden, ihre Seele bedrückte.

„Es ist Zeit, nach Hause zu gehen, Nelly," sagte sie und warf einen unruhigen Blick nach dem Fenster. „Geh' und gib Herrn Hampden einen Kuß und danke ihm freundlich für die schönen Geschenke."

Das Kind lief zu Holdsworth, der die leidenschaftliche Erregung, welche ihn, wenn Dolly nicht anwesend gewesen wäre, veranlaßt haben würde, Nelly emporzuheben und an seine Brust zu drücken, überwand und ihr einen leisen Kuß auf den dargebotenen Mund hauchte.

„Hier hast Du einige Stückchen Kuchen zum Spielen," sagte er und schob dem Kinde das Paket, das Frau Parrot ihm bereit gelegt hatte, in den Arm und fügte dann, Dolly ansehend, hinzu: „Wann darf sie wieder zu mir kommen, Frau Doktor?"

„O, sie soll Ihnen nicht zur Last fallen."

„Nein, nein, sie kann nicht zu oft kommen. Bitte, erlauben Sie, daß Nelly und ich gute Nachbarschaft halten. Sie hat mir das Herz gestohlen. Darf sie nicht zuweilen mit mir spazieren gehen? Ich verspreche Ihnen, so gut auf sie zu achten, als sei sie mein eigen Kind."

Er that einen Schritt vorwärts und trat ihr in seiner Lebhaftigkeit näher; als er aber einen Besorgniß und Verwunderung ausdrückenden Blick ihrer beiden Augen fest auf sich gerichtet fühlte, erbleichte er, zog sich wiederum zurück, zwang sich zu einem Lächeln und sagte hastig:

„Ich bin schon oft, sehr oft wegen meiner großen Liebe zu Kindern verlacht worden."

Sie antwortete ihm nicht sogleich, sondern blickte ihn forschend mit einem Ausdruck an, der verrieth, daß sie sich theils zu dem seltsamen Manne hingezogen fühlte und theils vor ihm fürchtete. Dann wandte sie die Augen langsam von ihm ab; die Röthe wich aus ihren Wangen und er vernahm, wie sie mit leiser, fast lautloser Stimme sagte:

„Wenn ich Sie sprechen höre, muß ich unwillkürlich an einen Freund denken, der mir sehr werth war ... Ich bitte um Verzeihung ... Ihre Stimme und vor allen Dingen der Ton Ihrer Stimme hat liebe Erinnerungen in mir wach gerufen."

Sie nahm ihr Kind an die Hand und ging fast mechanisch zur Thür.

„Meine Puppe! Mein Pferd!" bat Nelly, ihren Schritt hemmend.

Holdsworth hob die Spielsachen auf und begleitete Mutter und Kind auf den Hausflur, um ihnen die Thüre zu öffnen; nahm dort mit einer höflichen Verbeugung Abschied von Dolly und kehrte in das Zimmer zurück.

*

Der Augenblick, vor dem seine Seele gebangt hatte, war gekommen und vorüber gegangen. Er hatte seine Frau gesehen und mit ihr gesprochen und — sie hatte ihn nicht erkannt!

Allerdings war ihm der Ausdruck von Ueberraschung und Furcht nicht entgangen, welcher zeitweise über ihr Antlitz geglitten war; auch hatte er wohl bemerkt, daß sie in einer sehr gedankenvollen Stimmung das Haus verlassen hatte. Allein diese Thatsachen bewiesen nur, daß ein ihr bekannter Klang noch in dem Tone seiner Stimme lebte und sein Bild, welches sie jetzt selten und wohl nur noch als Traumgesicht beunruhigen mochte, für eine kleine Weile heraufbeschworen hatte.

Nun wohl! Somit war ja sein Wunsch in Erfüllung gegangen. Die Heimsuchungen, die ihn betroffen, hatten ihn doch zum Wenigsten nicht zwecklos umgewandelt. Nicht umsonst hatten sie ihre zerstörende Hand nach ihm ausgestreckt. Befähigten sie ihn doch, das Spiel des Lebens abermals zu beginnen und wie ein Schauspieler in einer neuen Rolle auf die Bühne zu treten! Er fand zwar die Pforte seines Paradieses verschlossen; allein er durfte doch ungehindert vor derselben stehen bleiben und von seiner einsamen Stätte aus die Sphäre überschauen, wo seine heiligsten Interessen verborgen waren; er durfte der Frau, deren ihm geleisteter Schwur ehelicher Treue durch seinen vermeintlichen Tod aufgehoben war, von ferne seine Treue und Hingebung bezeigen; und ferner durfte er mit seinem Kinde verkehren und in das Herz desselben den Samen einer Liebe streuen, der, wenn Gott ihm im Laufe der Zeit erlaubte, als Vater sich zu offenbaren, ihn mit dem Segen einer überreichen Ernte zu beglücken versprach.

Er war dankbar, daß sich sein Geschick so gewendet hatte, und hätte um Alles in der Welt auch nicht ein Titelchen daran ändern mögen, und doch traten ihm, als er jetzt ganz allein in dem Zimmer stand, aus dem mit dem Scheiden der geliebten Wesen das Licht gewichen war, die Thränen in die Augen und ließen sich mit keiner Gewalt zurückdrängen.

O, es war hart, auf eine Vergangenheit voller Leiden zu blicken und zu wissen, daß auch die Zukunft sehr traurig war; es war schwer und bitter, mit Denen zu verkehren, die er liebte und deren Liebe auf ein einziges kleines Zeichen sich ihm zuwenden würde, wie die Blume sich zur Sonne wendet, und doch dieß Zeichen nicht geben zu dürfen, sondern dulden zu müssen, daß er in ihren Augen ein todter Mann und ihnen so weit entrückt war, als rolle die unermeßliche Wasserwüste über seiner Leiche dahin.

Doch ihm war ein edles, sich selbst verleugnendes Herz gegeben, ein Herz, das der Betrübniß über das eigene Leid nicht nachzuhängen gewohnt war. Er trat an das offene Fenster an der Hinterseite des Hauses, durch das von den Wiesen herüber ein balsamischer Duft frischen Heues und die Wohlgerüche hereinströmten, welche die unter dem Gebüsch des Gartens verborgenen Blumen ausathmeten, und sah die Sonne am Horizont untergehen und gedachte dabei jener Zeit, wo er sie so oft auf dem fernen öden Weltmeere hatte sinken sehen, dessen unwirthliche Fläche er mit einer Verzweiflung im Herzen Morgens und Abends überschaut hatte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Dolly's Gedanken.

Drei Tage verstrichen, ehe Holdsworth Nelly wiedersah. Er erblickte sie dann von seinem Fenster aus auf der andern Seite der Straße, eifrig mit dem Wagen spielend, den er ihr geschenkt hatte.

Er rief sie zu sich und sie entsprach dieser Aufforderung mit freudestrahlendem Antlitze.

Frau Parrot ward nun unverzüglich als Botin zu Frau Doktor Conway gesandt, damit dieselbe ihrem Töchterchen abermals die Erlaubniß ertheilen möge, Holdsworth's Gast zu sein, und kehrte mit dem Bescheid zurück, Nelly's Mutter sei sehr froh, daß ihrem kleinen Mädchen dieses Vergnügen zu Theil werde.

Dem ersten und zweiten Besuche schlossen sich noch manche andere an; so oft Holdsworth das Kind auf der Straße erblickte, — sei es nun Morgens oder Nachmittags, — holte er es in sein Zimmer. Die Kleine lernte gar bald Einwendungen erheben, wenn die Mutter sie in den Garten schicken wollte, der hinter ihrem Hause lag; sie mochte ungleich lieber auf dem Trottoir der Ellesmerestraße spielen, und zwar erschien ihr diejenige Stelle dieses Trottoirs als der diesem Zweck am besten entsprechende Platz, welcher Frau Parrot's Hause gerade gegenüber lag.

Dort pflegte sie sich herumzutummeln und heimlich nach Holdsworth's Fenster zu spähen, während sie anscheinend in ihr Spiel vertieft war. O, wie klug, wie listig ist solch' ein Kind! Das kleine Mädchen wußte nur zu gut, wo der geheimnißvolle Schrank stand, dessen tiefe Höhlung stets Kuchen und Fruchtmus für sie barg, und die Versuchung, diese köstlichen Dinge zu erhalten und der wässrigen Milch und den sparsamen, butterlosen Brodscheibchen zu entgehen, das zu Hause ihr Abendessen ausmachte, wirkte zeitweise sogar so mächtig auf sie, daß sie auch ohne besondere Erlaubniß den Garten verließ, in den sie von ihrer Mutter gebracht war, und plötzlich auf der Straße erschien und dort spielte, ohne daß ihre Mama eine Ahnung davon hatte, und diese dann höchlichst erstaunt war, wenn Frau Parrot bei ihr eintrat und ihr die Mittheilung machte, daß das kleine Fräulein bei Herrn Hampden sich aufhalte und mit ihm Thee zu trinken wünsche.

Hatte Holdsworth das Glück, sein Kind schon am Morgen oder in den frühen Nachmittagsstunden vor seiner Wohnung zu erblicken, so griff er nach seinem Hut, nahm seine junge Freundin an die Hand und machte mit derselben, — nachdem er zuvor Frau Doktor Conway von seiner Absicht hatte unterrichten lassen, — einen Gang durch die Stadt.

Diese Streifzüge waren ganz nach Nelly's Geschmack.

Zuweilen verließen sie die schwülen Straßen und wanderten, wenn Nelly sich an den in den Läden zur Schau gestellten Spielsachen müde gesehen hatte, an das Ufer des Flusses, und dort ruhte Holdsworth unter dem Schatten der Bäume, während die Kleine den Rasen rings umher von Butterblumen und Tausendschön säuberte.

Das waren Stunden tiefinnerster Befriedigung und reinen Glückes für Holdsworth, der auf dem weichen Grase lag, bis die Glocken der Stadt ihn zur Heimkehr mahnten, und mit auf die Hand gestütztem Haupte das Kind beobachtete und es unverwandt anschaute, damit ihm von dem fortwährend wechselnden Spiel seiner sprechenden Augen auch nicht das Mindeste entgehe und er jede Sylbe zu hören vermöge, die von den zierlichen Lippen fallen würde.

Sanft und melodisch klang das Rauschen des Flusses, dessen gleichmäßig flutende Wellen dem hohen Schilf ein leises Lied vorsangen oder rieselnd in zierlichen Schaumwogen die Baumstümpfe oder Steine, welche aus dem Ufer hervorragten, umspülten.

Beflügelte Insekten zeigten hin und wieder ihren leuchtenden, buntfarbigen Körper, wenn sie von einer beschatteten Stelle zur andern schwirrten und dabei durch die kleinen Lichtströme glitten, welche die durch mehrere laublose Stellen der Bäume fallenden Sonnenstrahlen bildeten. Ab und zu sprang eine spielende, in dem feuchten Element sich tummelnde Forelle empor, und von dem jenseitigen Ufer drang hinter den Bäumen der Duft von rothem Klee herüber und vermischte sich mit dem Gesumme zahlloser Bienen.

Als Holdsworth einstmals mit Nelly von einem solchen Ausfluge heimkehrend die Stadt betrat, begegnete ihnen Doktor Conway, der sie mit weit geöffneten Augen anstarrte und dann an ihnen vorüberging, ohne das Kind anzureden. Nelly schmiegte sich dicht an ihren Freund, als sie ihren Stiefvater erblickte.

Holdsworth wußte sehr wohl, wer dieser Mann war. Der Zahnarzt pflegte gar häufig an seinem Fenster vorüberzugehen, wenn er auf Nelly wartete, und es schien sogar, als ob er letzthin mehr als einmal mit einem gewissen Wohlgefallen Frau Parrot's altmodisches Wohnhäuschen betrachtet habe.

Wenn Conway nicht wirklich taumelte, was er leider oft that, so konnte die Art seines Ganges dem aufmerksamen Beobachter als eine Illustration seines Charakters dienen. Er hob die Füße nicht auf, sondern schlurfte gleichsam mit denselben über den Boden dahin, als sei es ihm nicht darum zu thun, durch das Leben zu gehen, sondern, gleich niedrigem Gewürm, kriechend sich weiter zu bewegen.

Die beständige Furcht vor unbequemen Gläubigern verrieth sich durch den unruhigen, scheuen Ausdruck, mit dem sein Auge von einer Stelle zur andern schweifte und jeden Menschen, auf den es sich richtete, unangenehm berühren mußte.

Es war nur zu natürlich, daß er Frau Parrot's Miether als eine höchst wunderbare Persönlichkeit betrachtete. Da er selbst nicht nur kein Interesse für Kinder besaß, sondern sogar eine ausgeprägte Abneigung gegen dieselben empfand, so konnte er nicht begreifen, was diesen Herrn Hampden bewog, Nelly so freundlich zu behandeln, so oft zu sich einzuladen und sie mit Geschenken zu überhäufen.

Wer war er? Da Frau Parrot ihm geflissentlich aus dem Wege ging, fand er keine Gelegenheit, sie über ihn auszuforschen; da sie aber die einzige Person in Harwich war, welche etwas von ihm wissen konnte, so suchte er durch den Schlachter, der ihr das Fleisch lieferte, Erkundigungen über ihn einzuziehen.

Allein dieser Versuch war nicht sehr erfolgreich. Frau Parrot vermochte weiter nichts zu verrathen, als daß er „Hampden" heiße, ein Herr mit manchen seltsamen Gewohnheiten sei und Geld im Ueberfluß zu besitzen scheine.

Geld im Ueberfluß! Das war eine Entdeckung, die Herrn Doktor Conway in hohem Grad erfreute.

Sofort stieg Klein-Nelly's Werth in seinen Augen bedeutend; er bemerkte urplötzlich, daß sie ein liebenswürdiges, interessantes Kind sei; auch nahm er von nun an einen regen Antheil an ihrem Verkehr mit Herrn Hampden und begünstigte denselben so viel er vermochte.

Der Zahnarzt hatte nämlich einen Plan geschmiedet, einen kleinlichen, verächtlichen, heimtückischen Plan, wie ihn nur die Armuth im Verein mit der Trunksucht zu schmieden pflegt. Er verrieth denselben jedoch keinem Menschen, sondern verschob dessen Ausführung, bis ihm die Gelegenheit günstig sein würde.

Auch Dolly beobachtete, wenn auch aus ganz anderen Gründen, die wachsende Freundschaft zwischen Herrn Hampden und ihrem Kinde mit tiefer Befriedigung.

In der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft hatte der seltsame Fremde ihre Neugierde in fast krankhafter Weise erregt. Der Klang seiner Stimme hatte, wie wir wissen, ihre theuersten Erinnerungen zu gesteigerter Thätigkeit aufgerufen, und ein Heer von schreckhaften, beängstigenden Gedanken war tagelang ihr durch den Sinn gefahren und hatte sie in eine nervöse, niedergeschlagene Stimmung versetzt.

Zweimal sah sie ihren todtgeglaubten Gatten im Traum. Allerdings war dieser Traum beide Male verwirrt und zusammenhanglos; doch erhöhte der Umstand, daß er sich wiederholte, ihre Schwermuth in hohem Grad und machte ihr den Rückblick auf ihr entschwundenes Glück doppelt schmerzhaft und peinigend.

Sie bemühte sich, diesen unnatürlichen Zustand ihres Gemüths durch die Thatsache zu erklären, daß Töne, die zufällig eine gewisse Aehnlichkeit mit lang verklungenen, vertrauten Lauten besaßen, an ihr Ohr geschlagen seien und die Erinnerungen, die sie in ihrem Herzen fest eingesargt wähnte, gewaltsam aus ihrem Grabe hervorgezerrt hatten, und mit Hülfe dieser Erklärung gelang es ihr nach und nach, die stürmischen Wallungen, die in ihr emporgeflutet waren, zu beschwichtigen.

Doch angenommen, es wäre wirklich die Vermuthung in ihr lebendig geworden, daß dieser Fremde Holdsworth sei, so würde dieselbe doch schon im nächsten Augenblick von vielen felsenfesten Vernunftgründen den Todesstoß erhalten haben. Auch war es ganz unmöglich, daß eine derartige Vermuthung in ihr aufstieg. Hatte doch der Glaube, daß der geliebte Mann nicht mehr auf Erden weile, feste Wurzeln in ihrem Herzen geschlagen und war im Laufe der Zeit zu einer Ueberzeugung emporgewachsen, welche die Unumstößlichkeit und Unerschütterlichkeit eines beglaubigten Todtenscheines besaß.

Aber selbst dann, wenn sie an seinem Tode gezweifelt und jemals die Hoffnung gehegt hätte, daß er einst zurückkehren werde, so war doch der letzte Hoffnungsfunke nach manchem leidenschaftlichem Aufflackern bereits längst erloschen, als sie Herrn Doktor Conway die Hand zum ehelichen Bunde reichte, und konnte nicht durch den Anblick eines Mannes, dessen Antlitz keine Spur von Aehnlichkeit mit seinem frühern Selbst verrieth, wieder entfacht werden.

Um das zu bewirken, hätte es irgend eines äußern Hülfsmittels, eines Blickes, eines Lächelns, eines leisen Wortes bedurft, welches im Stande war, wie ein Blitzstrahl zündend in ihre umnachtete Seele zu fahren und den Gedanken, welche durch seine Stimme erregt worden waren, eine bestimmte Form zu geben und sie zu der Erkenntniß zu bringen, daß dieser Mann, trotz seines blassen Gesichtes, seiner hagern Gestalt, trotz seines anscheinenden Alters und trotz der unverwischbaren Spuren, welche durch schwere Heimsuchungen auf sein Antlitz gegraben worden waren, — ihr Gatte sei.

Aber solang ein solches äußeres Hülfsmittel nicht angewandt war, mußte er ihr als ein Fremder erscheinen; sie konnte ihn für einen räthselhaften, etwas überspannten Mann halten, dessen Gemüthsbildung eine ganz eigenthümliche, einseitige Richtung erhalten habe, — jedoch konnte es ihr nun und nimmermehr in den Sinn kommen, daß er und ihr erster Gatte dieselbe Person seien.

Auch kam ihr seine schnell gefaßte Zuneigung zu Nelly nicht so wunderbar vor, als sie anderen Leuten vorkommen mußte. In Folge der mütterlichen Eitelkeit, die sie hegte, fand sie es durchaus nicht auffallend, daß der einsame Mann ein Vergnügen an dem Umgang mit ihrer kleinen Tochter fand.

Und als ihr einstmals auf der Straße Frau Parrot begegnete und diese zu ihr sagte: „Ist es nicht merkwürdig, daß ein Mann und ein Kind, die früher sich ganz fremd gewesen sind, einander so schnell liebgewonnen haben wie Herr Hampden und Ihre kleine Nelly?" erwiederte sie:

„Allerdings, — aber obgleich ich ihre Mutter bin, so muß ich doch gestehen, daß sie ein kleiner Herzensdieb ist; auch findet man häufig, daß alleinstehende Menschen eine große Zuneigung zu fremden kleinen Kindern fassen."

„Ja freilich, das ist wahr," erwiederte Frau Parrot und erzählte, hiedurch angeregt, eine lange Geschichte von einer reichen Dame, die, einem Zug ihres Herzens folgend, ein Bettlermädchen von der Straße aufgelesen und mit Einwilligung seiner Eltern an Kindesstatt angenommen hatte.

Mit großer Lebhaftigkeit schilderte sie, wie dann später dieß Bettlermädchen das ganze große Vermögen der Dame geerbt und zu einem schönen, stattlichen Fräulein erwachsen sei und endlich einen Lord geheirathet und viel von sich reden gemacht habe.

„Würde es Ihnen nicht ein angenehmer Gedanke und eine große Beruhigung sein, wenn Herr Hampden Ihr kleines Mädchen adoptirte? Sie würden dadurch, sollte ich meinen, mancher Sorge enthoben werden?" setzte sie zum Schluß hinzu.

Wenn bereits eine halb ausgebildete Idee, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit Frau Parrot's soeben ausgesprochenen Gedanken besaß, durch Dolly's Geist gehuscht war, so darf uns das nicht Wunder nehmen. Zu keiner Zeit war ihre Stimmung gedrückter, niemals war ihr geheimer Kummer heftiger,

als wenn sie sich mit ihres Kindes Zukunft beschäftigte. Wer würde Nelly ein Heim bieten, wenn sie mutterlos werden sollte? Wer würde das zarte, hülfsbedürftige Wesen hegen und pflegen, sie gottesfürchtig erziehen und das Gedächtniß ihrer schwer geprüften Mutter, ihres ertrunkenen Vaters in ihr wach erhalten?

„Ich könnte mich nicht von ihr trennen, Frau Parrot. Sie ist das einzige Band, das mich mit einer entschwundenen glücklichen Zeit verknüpft. Um keinen Preis möchte ich sie missen. Wenn ich sie herzugeben gezwungen würde, so würde mein Leben so einsam werden, daß ich es nicht zu ertragen vermöchte. Aber ich bitte Gott, daß er ihr einen Freund senden möge, — und ich glaube fast, daß sie in Herrn Hampden einen solchen finden würde, wenn ich die Augen schließen sollte."

Diese Hoffnung war in der That eine Quelle großen Trostes für die arme, gebeugte Frau, und sie schöpfte aus derselben jedesmal eine Beruhigung, wenn sie ihr kleines Mädchen in Frau Parrot's Haus trippeln sah.

Sie selbst erblickte Holdsworth selten. Zuweilen glaubte sie sogar zu bemerken, daß er sie absichtlich vermeide. Zweimal stand er, als sie ihr Haus verließ oder in dasselbe zurückkehrte, an der Gartenpforte, und beide Male zog er sich hastig zurück, als sie Miene machte, quer über die Straße zu gehen und ihn anzureden. Nur ganz ausnahmsweise begegnete sie ihm in einem andern Theile der Stadt.

Bei solchen Gelegenheiten pflegte er den Hut zu lüften und schnell an ihr vorüberzugehen, doch gelang es ihr einmal, ihn aufzuhalten und ihm ihren Dank für die an Nelly erwiesene Freundlichkeit auszusprechen. Er erwiederte ihre Ansprache mit großer Befangenheit; die Stimme schien ihm zu versagen, und plötzlich brach er ohne eine genügende Erklärung die Unterredung ab, verneigte sich und eilte von dannen.

Auch dießmal machte seine Stimme einen tiefen Eindruck auf sie, sie blieb stehen und schaute ihm nach, und als sie dann ihren Weg fortsetzte, lagerte auf ihrer Stirn eine Wolke, welche andeutete, daß beängstigende, peinigende Gedanken ihre Seele belasteten.

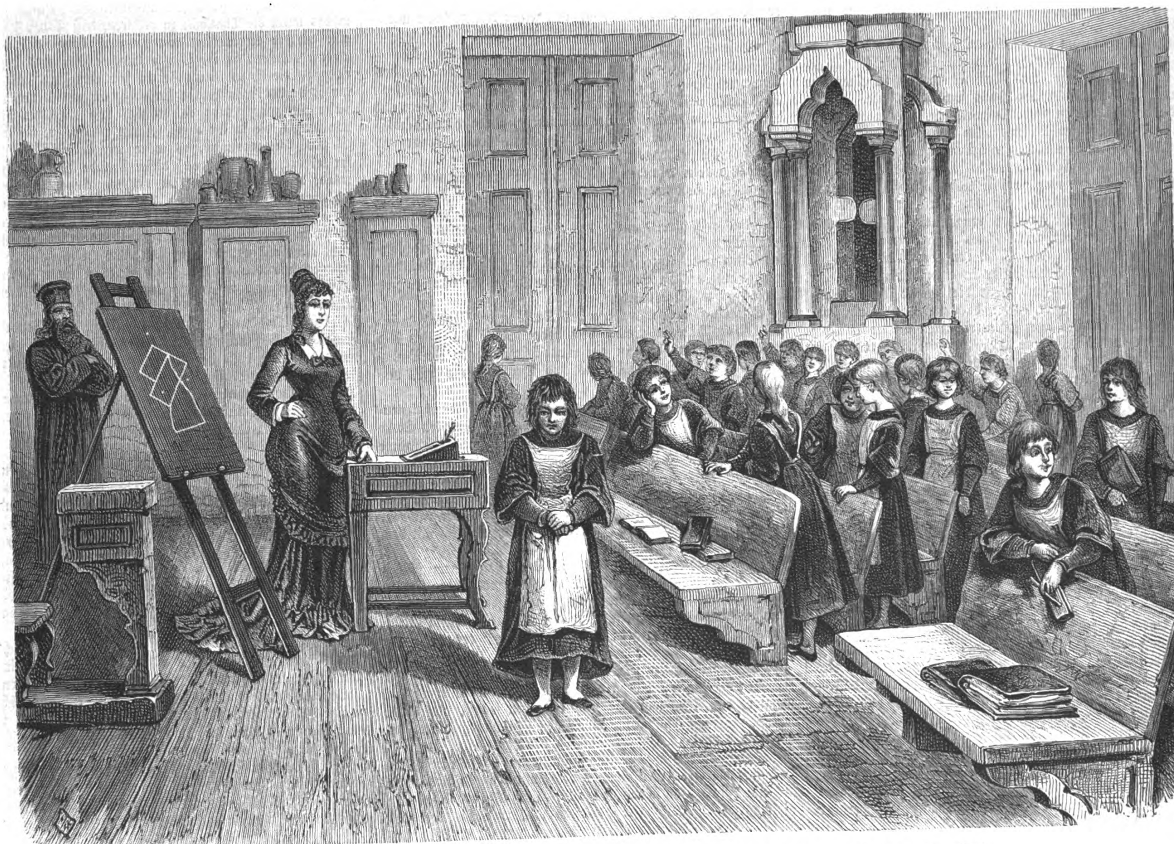
Was ihn betrifft, so vermochte er den Druck, den sein Geheimniß auf ihn ausübte, nicht zu ertragen, wenn er ihr Auge in Auge gegenüberstand. Das wilde Emporfluten der Gefühle, welche seinen festgefaßten Entschluß zu durchbrechen drohten, rief in seiner Brust einen Widerstreit hervor, der seine Fähigkeit im Dulden überstieg, und er fühlte sich außer Stande, eine längere Unterredung mit ihr zu haben.

Der Gedanke, ihr als Fremder kalt gegenüberstehen zu müssen, war ihm entsetzlich; doch ebenso entsetzlich war die Furcht, daß er sich verrathen könnte. Statt dessen beobachtete er sie häufig von seinem Fenster aus; er wußte jetzt, an welchen Tagesstunden sie auszugehen und heimzukehren pflegte. Er stellte sich dann jedesmal hinter dem Vorhang auf, und sein Blick folgte ihr mit einer Zärtlichkeit im Auge und einer Wehmuth im Herzen, die kaum zu beschreiben ist.

Welch' ein Ende würde das nehmen?

Diese Frage begann ihn jetzt mehr und mehr zu foltern. Sechs Wochen waren verflossen, seitdem er sich in Harwich niedergelassen hatte. Er lebte höchst einfach und von dem Gelde, welches er aus Australien mitgebracht hatte, besaß er noch einen großen Theil. Aber seine wenigen Hundert Pfund bildeten nur ein spärliches Kapital, — und was dann, wenn sie verbraucht waren?

Er wußte wohl, daß ihm die Möglichkeit offen stand, nach Sidney zurückzukehren, daß Herr Sherman ihn mit offenen Armen aufnehmen und ihm seine frühere Stellung zurückgeben würde. Allein schon der bloße Gedanke an ein Verlassen dieser theuren Stätte machte ihn elend. Angenommen auch, daß es ihm gelingen würde, Conways zu bewegen, ihm Nelly mitzugeben, so war es ihm doch unmöglich, sich von Dolly zu



Das Mädchen-Waisenhaus der Fürstin Elisabeth in Bukarest. Nach einer Skizze unseres Spezialzeichners. (S. 230.)

trennen. Hätte er sich nicht darauf gefaßt machen müssen, sie nie wiederzusehen? Und wenn er dann des Mannes gedachte, an den sie jetzt gefesselt war, und das elende, trostlose Leben sich vergegenwärtigte, das sie an seiner Seite führte und aus dem er sie freilich nicht zu erlösen vermochte, ohne ihren Ruf zu schädigen, dann fühlte er, daß eine zwingende Nothwendigkeit ihn an diese Scholle banne.

Er hätte sie lieber im Grabe ruhend gewußt, als sie in dieser Lage zurückgelassen.

Wenn irgend ein schweres Mißgeschick sie treffen sollte, wollte er unter jeder Bedingung zur Hand sein, um sie zu stützen und ihr zu helfen. Und daß ein solches schweres Mißgeschick früher oder später über sie hereinbrechen werde, — daß ein Tag kommen müsse, wo sie und ihr Kind ohne Obdach und ohne Schutz sein würden, das ward ihm immer klarer, je öfter er den taumelnden Mann beobachtete, welcher ziellos, trunken, tagtäglich vor seinem Fenster vorüberwankte und durch seine ganze verkommene Erscheinung deutlich bekundete, daß er von Woche zu Woche tiefer sinke.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Präriebrand in Afrika.

(Bild S. 220.)

Die Prärie, sowohl die amerikanische mit ihren mannshohen Gräsern, wie auch die afrikanische mit ihren niedrigeren, harten Farrnkräutern und Stauden, hat ihren Schrecken, der nicht nur in der ungeheuren Eintönigkeit und Einförmigkeit besteht, so daß, wer sich in diesen grünen, endlosen Ebenen verirrt, fast jedesmal einem elenden Tode verfallen ist, — noch entsetzlicher als das Verirren ist, einen Präriebrand hinter sich zu haben. Wenn auf Flächen, daß ein deutsches Herzogthum darauf Platz hätte, das Gras zur Papierdürre ausgetrocknet ist, durch irgend einen unglücklichen Zufall diese Vegetation in Brand geräth, so läuft das Feuer mit Sturmesschnelle, wie eine glühende Woge nach allen Richtungen sich ausbreitend, daher und verzehrt alles Lebendige, was in den Bereich ihrer Glut kommt. Diese meilenlange Feuerlinie findet nur ein Ende dort, wo entweder kein Gras gewachsen, oder ein früherer Brand dem jetzigen die Nahrung entzogen hat. Flüsse sind dort zu selten, über kleine Tümpel und Seen springt die Glut fort, theils durch Funkenregen, die es im selbsterzeugten Wirbelwind vor sich herjagt, theils durch die Gluthitze. Es ist ein schauerlicher Anblick, das verheerende Element so über das Land einherrasen zu sehen, rothen, braunen, gelben, stechend beißenden, erstickenden Qualm gegen den Himmel sendend und vor sich hertreibend in verzweifelter Flucht Alles, was Leben hat und noch fliehen kann. Da erblickt man dann, durch die gemeinsame Angst und Noth jeden andern Gedanken von Furcht oder Raubgier ausgelöscht, neben einander springen und rennen die zarte Antilope und fauchend und brüllend den furchtbaren Löwen, den Büffel und das Nashorn, den Tiger neben dem Jäger, der dann den Schuß in der Büchse läßt, nur darauf bedacht, jetzt dem hinter ihm zischend und prasselnd jagenden Feind zu entrinnen. Das Feuer lauft schnell, schneller als selbst der Löwe und die Gazelle der Prärie, und es ist ausdauernder in seinem verheerenden Gange, als das stärkste lebende Wesen. Bietet sich nicht ein größeres Gewässer dar, oder kann nicht das Ende der Prärie erreicht werden, so hat es bald die Flüchtlinge überholt und hüllt Alles in einen feurigen Tod.

Einen solchen Präriebrand in Afrika bringt hier unsere Illustration; ob das Wasser, nach dem Alles hineilt, groß genug ist, um Schutz zu gewähren, ob, wenn dieß der Fall, nicht die bittersten Vernichtungskämpfe zwischen den sonst so feindlichen Thieren sich entspinnen werden? Wir halten —? Die Antwort auf diese Fragen möchten wir unsere Leser aus dem Bilde selbst herauslesen lassen.

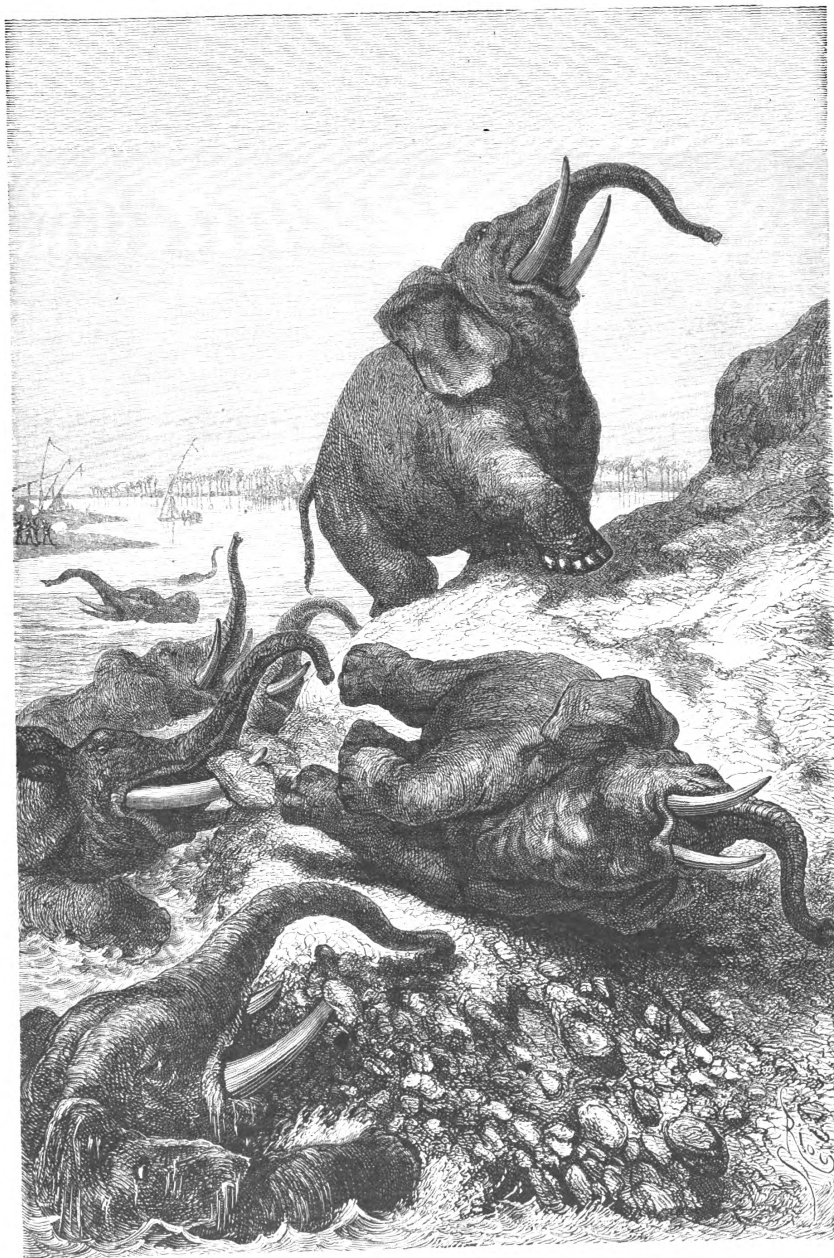
Deutschlands Länder- und Städtenamen.

Von

de Porta.

I.

Das Eigenste, was der Mensch besitzt, ist sein Name; er besitzt ihn von Geburt an bis an seinen Tod. Sein Andenken lebt in seinem Namen fort. Wir verbinden mit dem Namen das Bild einer ganzen Persönlichkeit. Und wie mit dem einzelnen Menschen, so ist es der Fall mit der Familie, der er angehört, und schließlich mit dem Volksstamm und dem ganzen Volk. Was die einzelnen Individuen eben zu einem Stamm, einem Volk zusammenbindet, es ist der gemeinschaftliche Name. Selten ist er rein willkürlich, ohne tiefere Bedeutung. Aber es ist schwer, mitunter die Entstehung und damit die Bedeutung zu ergründen; in dieser Hinsicht birgt unsere Sprache noch manches Geheimniß. Versuchen wir es zunächst, bezüglich Deutschlands und seiner Volksstämme der Deutung näher zu treten. Deutschland, Land der Deutschen, hat seinen Namen höchst wahrscheinlich von der Sprache selbst erhalten. Deutsch, tiutisch, gothisch thiudisko, von diet, thiuda, „das Volk", heißt volksmäßig, volksthümlich. In der Bibelübersetzung von Ulphilas bezeichnet es gentilis (von gens), „heidnisch". Die deutsche Sprache wurde im Gegensatze zum Latein der Gelehrten und der Kirche und dann zum Romanischen, welches einige germanische Völkerstämme angenommen hatten, „volksthümlich" genannt und nun lag es nahe, auch alle Diejenigen mit diesem Namen zu bezeichnen, welche diese Sprache redeten, das Volk selbst. Nur drei von den jetzt noch selbstständigen Ländern des ehemaligen deutschen Bundes haben noch alte Volksnamen: Baiern, Sachsen, Hessen. Die Namen der beiden Großstaaten Preußen und Oesterreich haben ihren Ursprung in der Benennung kleinerer Landesgebiete, die ihnen jetzt als Provinzen angehören. Preußen ist allerdings ein alter Volksname, aber kein deutscher. Oesterreich bezeichnet das „östliche Reich", die im Osten liegende Herrschaft des Reiches. Auch der Name Baiern ist der Abstammung nach nicht deutsch. In frühesten Zeiten hießen die Baiern Markomannen, d. h. Markmänner, Grenzbewohner, als sie eben noch ihr ursprüngliches Land, das jetzige Böhmen, im Besitze hatten, dessen Name nach dem keltischen Stamme der Bojen früher Bojas, Bajas war. Um das Jahr 500 wanderten die Markomannen aus diesem Land aus und wurden nachher nach ihrem alten Wohnsitze Bajuvarii genannt; und aus dieser Form entwickelte sich nach und nach der jetzige Name. Die Schreibart mit y ist rein willkürlich; unseres Wissens durch König Ludwig I. offiziell angeordnet.



Elephanten in Verlegenheit. (S. 226.)

Sachsen war der Name der Bewohner des nördlichen Deutschlands. Den Namen Sachse, Sachs leiten einige Sprachforscher, wie Förstemann und Bechstein, ab von dem verloren gegangenen Worte saks, das Messer, welches unzweifelhaft wieder herkommt vom lateinischen saxum, Fels, Stein. Zunächst hat saks wohl die „Steinwaffe" bedeutet, da ja vor dem Gebrauche des Messers die Waffen aus hartem Kiesel gefertigt wurden. Die Sachsen haben also ihren Namen von der Waffe, die sie vorzugsweise führten, von ihrem Messer, ihrem kurzen Schwerte. Der Grund dieser Benennung tritt auch bei andern Völkern hervor.

Der Name Hesse leitet sich von „Chatten" ab, ist durch Lautverschiebung entstanden. Die heutigen Hessen nehmen im Allgemeinen dieselben Wohnsitze ein, die ihre Vorfahren, die alten Chatten, inne hatten. Der ursprüngliche Sinn des Wortes bezieht sich bei diesem Volksstamm auf die Tracht des Haarschmuckes, denn das angelsächsische Kät, englisch Kat, nordisch Kattr, bedeutet Hut, Haube, Hauptbinde, das stammverwandte lateinische cassis, „Helm".

Wir gehen, der Größe der einzelnen Staaten nach, zu Württemberg über. Das alte Grafengeschlecht dieses Namens hat bekanntlich auch dem Lande den Namen gegeben. Die älteste Form, in der dessen Name erscheint, ist „Wirtinisberk", ein reiner Personennamen.

Baden, das jetzige Großherzogthum, frühere Markgrafschaft, trägt dagegen seinen Namen von der jetzigen Stadt „Baden", die im Gegensatze zum Landesnamen gewöhnlich „Baden-Baden" genannt wird. Der Name ist dativischer Bildung und bedeutet „Zu den Bädern".

Ganz ähnlich hat das Dorf Mecklenburg den beiden Großherzogthümern dieses Namens ihre Benennung gegeben. Der ursprüngliche Name Michilenburg, in späteren Urkunden Mekelenborg, birgt in seinem ersten Theil ein in der Schriftsprache verloren gegangenes Adjektivum, mikel, mekil, gothisch mikils, welches die Bedeutung „groß" hat. Von einer großen Burg also haben die beiden Staaten ihren Namen. Ihre Hauptstädte dagegen, wonach sie unterschieden werden, Schwerin und Strelitz, verrathen slavische Abstammung, namentlich gibt das bei letzterem Worte die Endung itz kund.

Oldenburg, das Großherzogthum, nach der Hauptstadt dieses Namens, ist die niederdeutsche Form vom hochdeutschen Altenburg. Oldenburg und Altenburg sind Zwillingsländernamen, beide in sich verständlich. Das Herzogthum Braunschweig, wiederum nach der Hauptstadt so benannt, leitet diese Benennung ab von seinem Gründer, dem Herzog Bruno von Sachsen, der jene im 9. Jahrhundert erbaute: Brûneswic; wic entspricht dem lateinischen vicus, Braunschweig ist also Brunonis vicus. — Schwierig ist es, den Namen Anhalt zu erklären. Ueber das Stammschloß dieses Hauses bestand die Etymologie, es heiße, weil es ohne Holz erbaut sei, „ohne Holz". Lautlich wäre nichts dagegen einzuwenden, an — ane heißt neudeutsch „ohne", halt — holt neudeutsch „Holz"; allein es fehlt an analogen Bildungen; der erste Theil an ist wohl auf einen Personennamen zurückzuführen und Anhalt bedeutete dann so viel als Annoholz, Annowald. — Leichter, ja selbstverständlich ist die Etymologie von Schwarzburg. Beide Fürstenthümer tragen den Namen vom Stammschloß ihrer Dynasten, der Schwarzburg, die hinwiederum so benamset ist von der Schwarza, d. h. dem „schwarzen Fluß", an dem sie liegt. Ganz ähnlich haben die lippischen Fürstenthümer ihre Benennung vom Fluß „Lippe", in alten Quellen Luppia genannt. — Von dem Namen Waldeck, den Land wie Herrscherfamilie gemeinschaftlich führen, sind beide Wortelemente noch im Sprachgebrauch: Wald und eck, Ecke, obschon auch der Stamm vald, von dem unser „walten" kommt, in jenem Namen enthalten sein kann. — Die reußischen Fürstenthümer haben gleichfalls ihre Namen von dem Dynastengeschlecht erhalten. Ueber dessen Abstammung und Bedeutung herrscht jedoch Dunkel; sicher ist nur, daß der Name Reuß mit Russe keinen Zusammenhang hat, obschon die Namen der Hauptstädte, Schleiz und Greiz, wofür man auch keine besonderen Erklärungen hat, die slavische Form verrathen. Vollständig verständlich ist dagegen wieder der Name des kleinsten österreichisch-deutschen Fürstenthums Lichtenstein, offiziell Liechtenstein, welches jetzt ein vollständig selbstständiger Staat geworden. Lichtenstein bedeutet zum lichten, hellen Stein, Felsen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Aeußere.

(Siehe Bücherschau S. 231.)

Vor Allem, junger Mann, junges Mädchen, halte dich sauber! Dein Haar sei nie struppig und verworren, mit Hülfe der Bürste und Pomade kannst du das etwa in der Kultur dieser Zierde des Hauptes Versäumte nachholen. Du brauchst deßhalb nicht zu glänzen wie ein gesalbter Indianer oder vor jedem Spiegel neue Studien und Exerzitien vorzunehmen! Hüte dich vor Uebermaß. Nichts ist unangenehmer, als wenn Jemand die duftende Pomade in solchen Quantitäten sich zuführt, daß auch eine weniger feine Nase sein Nahen schon von Weitem spürt. Richte dein Augenmerk auch auf jenes unheimliche Glänzen des Gesichts, das bei Manchem besonders unangenehm auffällt. Durch Reiben mit einem trockenen Tuche verschwindet es.

Einige Sorgfalt ist auf die Fingernägel zu verwenden. Viele haben die Gewohnheit (ganz besonders wenn sie verlegen werden), an den Nägeln zu kauen. Eine entsetzliche Angewohnheit; man thue alles Mögliche, sie abzulegen. Auf der andern Seite sehe man sich aber vor, daß man nicht in den entgegengesetzten Fehler verfalle. Wird es doch von Vielen, welche gewissermaßen damit kokettiren, daß sie nichts mit den Händen zu arbeiten haben, als eine Schönheit betrachtet, Fingernägel zu haben, welche weit über die Fingerspitzen hinaus reichen. Und wie oft geschieht es, daß sie dann mit einer gewissen Selbstbefriedigung diese Spaten nach der Reihe betrachten, das Taschenmesser hervorholen und nun — in der Gesellschaft — vornehmen, was sie zu Hause hätten besorgen sollen. Laß ferner die Zähne deiner Sorgfalt empfohlen sein. Möge Niemand die unangenehme Bemerkung machen, daß du in Bezug auf die Reinlichkeit der Zähne, des Mundes überhaupt nachlässig seiest.

Es dürfte hier die Frage aufgeworfen werden, ob das Tragen falscher Zähne sittlich zu rechtfertigen sei. Die Aufgabe der Zähne ist die Zerkleinerung der aufzunehmenden Nahrung, die Verdauung kann, wo das Gebiß bedenkliche Lücken zeigt, sehr beeinträchtigt und dadurch das Wohlbefinden des ganzen Körpers in Mitleidenschaft gezogen werden. Deßhalb schon wird man, wie ja auch das Tragen einer Perrücke bei kahlköpfigen Leuten aus Gesundheitsrücksichten geboten erscheint, Niemandem es verdenken können, wenn er dem Mangel der Natur auf künstlichem Wege abhilft. Aber man kann auch noch etwas weiter gehen! Wir nehmen es keinem Menschen übel, wenn er auf sein Aeußeres etwas gibt, wir verlangen sogar, daß seine Erscheinung uns in keiner Weise unangenehm berührt. Wir dürfen es also auch nicht unnatürlich finden, wenn er, abgesehen von den Gesundheitsrücksichten, sich deßwegen einen Zahn einsetzen läßt, damit die fatale Lücke nicht die Aufmerksamkeit des Angeredeten unwiderstehlich auf sich ziehe: Wir finden es gerechtfertigt, wenn Einer, der von Natur klein ist, sich „größer macht", wenn ein junges Mädchen, welchem die Mutter Natur eine hohe Schulter gab, bei der Anfertigung ihrer Garderobe hierauf Rücksicht nehmen läßt, wenn ein junger Mann mit abstehenden Ohren langes, lockiges Haar trägt. Weßhalb soll nun gerade der Fehler in der Zahnreihe offen eingestanden werden? Wollen wir ferner bedenken, daß auch die Mode hiebei ein bedeutendes Wort mitzureden hat. Sich mit fremdem Haar zu schmücken, ist bereits in früheren Jahrhunderten zeitweise üblich gewesen, und die Mode ist eine souveräne Gebieterin, welche den Versuch, sich ihr zu widersetzen, unerbittlich mit dem Fluch der Lächerlichkeit bestraft. Schon in dem alten Rom wurden Perrücken getragen. Sie kamen wieder ab. Zur Herrschaft in Deutschland und Frankreich erhoben sie sich vom Jahr 1620 ab, wo ein Abbé de la Rivière die erste vollständige Perrücke getragen haben soll. Ludwig XIII. folgte der Mode, welcher Ludwig XIV. in seinen Jugendjahren entgegen war, bis er plötzlich sich dafür begeisterte und in seiner Weise absolutistisch durchgriff. Im Jahr 1655 ernannte er 48 Hofperrückiers und im nächsten Jahr errichtete er eine Innung derselben, 200 an der Zahl, für Paris und die Vorstädte. Die deutschen Fürsten folgten eiligst seinem Beispiel. Bald trugen sämmtliche Höfe bis auf die Lakaien die Perrücke. Von hier verbreitete sie sich über die ganze modische Welt, vom Edelmann zum vornehmen Bürger, zum Gelehrten und Studenten, ja in nicht seltenen Fällen bis zum Handwerker. Nur die Geistlichkeit machte noch kurze Zeit eine Ausnahme. In Bezug auf die Mode ist es der Geistlichkeit übrigens immer so gegangen, daß sie sich in beständigem und seltsamem Streit mit ihr befindet, in dem sie schließlich doch unterliegt. Anfangs widersetzten sich die Geistlichen mit Energie, aber allmälig gewöhnten auch sie sich, zuerst im Privatverkehr, dann auch bei Amtshandlungen an das Tragen der Perrücke. In den Jahren 1690—1700 wurde diese ein nothwendiges Anstandsrequisit. Im Jahr 1720 machte einem jungen Kandidaten der Konsistorialrath den Vorwurf der Hoffart, weil er sein eigenes, schönes Haar trug, und er mußte es abschneiden lassen, um die Perrücke aufzustülpen. Erst nach und nach verschwand sie aus dem Privatverkehr und schließlich auch von der Kanzel. Jetzt spielt das falsche Haar wieder eine bedeutende Rolle in den Damenmoden und gegen diese zu eifern wäre Verwegenheit. Ob nicht auch einmal wieder das Schminken allgemein Mode werden wird, und die Schönheitspflästerchen, — wer kann es wissen?

Unter allen Umständen vergesse man nicht, daß in den Augen der Welt Kleider Leute machen, das heißt, daß bei Vielen die Kleidung den Maßstab bei der Beurtheilung Anderer bildet.

Wenn du aber nicht im Stande bist, in deiner Toilette Reichthum oder Wohlhabenheit zu entfalten, — merke dir: Sauberkeit und stets sich gleichbleibende Akkuratesse ersetzen viel von diesem Mangel, und geschmackvolle Einfachheit besticht stets mehr, als erdrückender Schmuck und gesuchter Putz.

Ich wende mich in Betreff der Toilette nun an dich, meine junge Leserin. Daß sie ein Gegenstand, der ernstes Nachdenken erfordert, hast du wohl an dir schon selbst erfahren. Richtig angewendet ist sie eine wesentliche Stütze der weiblichen Anmuth und von diesem Gesichtspunkte will ich ausgehen. Jedes Alter hat seine besondere Toilette, jedes Gesicht, jede Physiognomie ihren speziellen Charakter, den am vortheilhaftesten zur Geltung zu bringen Aufgabe der Toilette ist. Die herrschende Mode hat dabei freilich ein ernstes Wort mitzureden, und so falsch es wäre, sich zu ihrem Sklaven zu erniedrigen, so wenig ist es zu rathen, über ihre Vorschriften sich gänzlich hinwegzusetzen. Es liegt mir gewiß fern, jenen Modepuppen das Wort zu reden, die vernünftigen Leuten nur ein mitleidiges Achselzucken abnöthigen, nicht aber habe ich andererseits die Absicht, meinen Leserinnen diejenigen Damen als Muster hinzustellen, die nach der entgegengesetzten Seite hin in gleich bedauerlicher Weise vom richtigen Weg abirren. Die Grenze zwischen beiden Extremen richtig zu erkennen, bleibt dem Geschmack und Schicklichkeitsgefühl eines Jeden überlassen, sie läßt sich ebenso wenig mit Worten bezeichnen, als es festgestellt werden kann, wo die Natürlichkeit aufhört und die Koketterie anfängt. — Ich sagte schon, man dürfe sich nicht zum Sklaven der Mode erniedrigen und will damit den Irrthum bekämpfen, als müsse man bei der Wahl der Toilette nur die Mode zu Rathe ziehen. Behüte! Was dem Einen gut ansteht, ist beim Andern lächerlich, jene Figur erfordert ein bauschiges Kleid, diese ein glattsitzendes, hier ist ein reicher Halsschmuck am Platze, dort genügt ein Sammetbändchen. Freilich ist es nicht leicht, sich darüber klar zu werden, in welcher Weise man am besten die Toilette mit seiner Person in Einklang bringe, um auf Andere einen guten Eindruck zu machen. Ist es aber nöthig? Gewiß! Oder sollte das Bemühen, dieß Geheimniß zu entdecken, tadelnswerth sein? Wollte Jemand bestreiten, daß die äußere Anmuth eine Gewalt besitzt, die ihr über Gleichgültigkeit und Abneigung im Augenblick den Sieg verschafft? Wohl ist der Weg zu diesem Ziele so wenig durch Marksteine bezeichnet, wohl führen so viele Seitenwege nach verkehrten Richtungen, daß man beim Betreten desselben nicht genug Sorgfalt anwenden kann, um sein Ziel immer im Auge zu behalten; wie viele laufen darüber hinaus — und wo gerathen sie hin! Aber bei rechtzeitiger Vorsicht und strenger Selbstbewahrung wirst du deinen gutgemeinten Eifer belohnt finden. Hüte dich nur, daß man dir nicht den Vorwurf einer unerlaubten Koketterie mache. Einer unerlaubten? Gibt es denn auch eine erlaubte Koketterie? Allerdings gibt es die, aber ihr Wesen ist so sehr Gefühlssache, daß Worte nicht hinreichen, sie hinlänglich zu definiren. Koketterie ist in erster Linie die mehr oder weniger geschickt ausgesprochene Absicht, Andern angenehm zu erscheinen, und Niemand wird leugnen wollen, daß diese Absicht ihre guten Seiten hat. Oder ist es etwa zu tadeln, wenn ein junges Mädchen bei Anordnung der Toilette ihre Vortheile wahrnimmt, ihren Vorzügen nicht zur Unzeit entsagt, wenn die Blondine blaue Farben, die Brünette kirschroth oder orange wählt, oder wenn eine kleine Person sich bemüht, größer zu erscheinen? — Nochmals aber sei gewarnt vor den Verirrungen auf diesem Wege. Nicht Perlen und Diamanten können den Mangel natürlicher Liebenswürdigkeit ersetzen, gewählte Einfachheit verleiht mehr Anmuth als pompöse Verschwendung. Folgst du diesem Grundsatz, wirst du nie fehl gehen! Spezielle Regeln zu geben, ist nicht meine Aufgabe, darin möchte deine Schneiderin ein kompetenteres Urtheil haben.

Aber alle Sorgfalt, lieber Leser, welche du auf einen eleganten Anzug verwendest, wird verlorene Mühe sein, wenn du dabei nicht auch deiner Wäsche die nöthige Aufmerksamkeit zuwendest. Ein feines Kleid auf unsauberer Wäsche führt uns stets in Versuchung, den Träger eher nach der Wäsche, als nach dem Anzuge zu beurtheilen, das feine Tuch für eine künstliche Uebertünchung gewohnheitsmäßiger Unsauberkeit zu halten. Es gibt Herren, welche glauben, Winter und Sommer mit einem weißen Kragen gleich lange Zeit auskommen zu können. Sie haben keine Ahnung davon, wie sehr ein Frauenauge durch Unreinlichkeit gerade bei der Wäsche beleidigt wird. Das Gleiche gilt von den Manchetten. Auch diese werden bisweilen nicht eher außer Dienst gestellt, als bis sie die Verbindung von Weiß und Schwarz in allen Tönen aufzuweisen haben; und dann vielleicht auch nur umgeklappt, so daß sie, Dank den weiten Aermeln, bei zufälligen Gestikulationen ihres Besitzers ab und zu von ihrem schmutzigen Dasein Kenntniß geben. — Von den Taschentüchern ließe sich Aehnliches sagen, doch wozu soll Selbstverständliches besprochen werden! Die seidenen ostindischen Tücher, jetzt aus der Mode verschwunden, wurden mit hohen Preisen bezahlt und dafür auch so in die Rocktasche gesteckt, daß ein Zipfel herausragte. Heute ist das ein überwundener Standpunkt, nur die Damen unserer Zeit denken anders darüber. Aber mit welcher Berechtigung? — Und wenn es mit brabanter Spitzen, mit den zierlichsten Stickereien geschmückt ist, wenn ihm alle Wohlgerüche beider Indien entströmen, — bleibt das Taschentuch nicht immer Taschentuch? Wo ist die Zeit, in der ein strenges Bühnengesetz das offene Tragen eines Taschentuchs verpönte! Wie anders urtheilt unsere Zeit, die diesen delikaten Theil einer Damentoilette nicht als nothwendiges Requisit, sondern als Schaustück, als Theil des Schmuckes betrachtet. Ist es doch so weit gekommen, daß das Spitzentaschentuch mit einem Batistmittelstück, welches die Größe eines Thalers kaum übersteigt, „zum Staat" in der Hand und ein spitzenloses zum wirklichen Gebrauch in der Tasche getragen wird.

Und nun das Schuhwerk! Professor Burmeister sagte einmal, daß, wenn er einen Schluß auf die gesellschaftliche Stellung eines ihm unbekannten Menschen machen wolle, er nicht unterlasse, nach der Fußbekleidung zu sehen. Vergesse man nicht, auch auf sie alle Sorgfalt zu verwenden. Sie sei sauber, blank, ohne Risse, nicht etwa schief getreten!

Auch die Handschuhe lasse Jeder seiner Sorgfalt empfohlen sein. Sie dürfen nicht Falten schlagen, sondern sollen knapp anliegen; deßhalb muß die Hand etwas gekrümmt werden und der Handschuh selbst zugeknöpft sein. Geht Jemand mit nicht zugeknöpften oder gar knopflosen Handschuhen, so hat dieß immer den Anschein von Lüderlichkeit, und von Manchem wird auf die Handschuhe viel mehr geachtet, als auf den übrigen Anzug. Sie geben einen Prüfstein, ob man es mit einem sorgfältigen, saubern Menschen zu thun hat. Nie trage man dunklere Handschuhe, als die Farbe des übrigen Anzuges ist. Welche Farbe gewählt werden soll, hängt von der jedesmaligen Gelegenheit ab. Zu Visiten benützt man helle Handschuhe, zum Ball wird die weiße oder hellgelbe Farbe, auf der Straße die dunklere vorgezogen.

Befleißige man sich schließlich einer gewissen Harmonie im Anzug; das ist Jedem möglich, ob die Nadelgelder hoch oder niedrig gestellt sind. Wer also ein Sommerkleid angezogen, trage nicht dazu den Muff, und im Januar lasse man den Sonnenschirm zu Hause. Vergesse man ferner nicht, auch auf die Farbenzusammenstellung sein Augenmerk zu richten, und trage nicht Orangeschleifen auf gelbem Kleide, blauen Mantel und lila Hut. Auch mit dem Alter soll die Kleidung harmoniren; so wenig eine ältere Dame ihr Kleid mit Maiblümchen schmücken wird, so wenig sollte ein junges Mädchen Blumen, Blätter oder Früchte tragen, die an den Herbst erinnern.

Hat Jeder dafür zu sorgen, daß durch sein Aeußeres Niemandes Auge beleidigt wird; auch die Geruchsnerven der Mitmenschen sind zuweilen recht empfindlich. Zwar ist die Zeit der Riechfläschchen glücklich überstanden und ich bin der Letzte, der ihnen eine fröhliche Wiederkehr wünscht, es liegt mir aber auch fern, zu bestreiten, daß in gewissen Fällen ein Fläschchen Eau de Cologne gute Dienste gethan hat. In großer Hitze, wie sie im Ballsaal manchmal nicht zu vermeiden ist, gewährt der Duft solcher Odeurs etwas Erfrischendes, und schon aus Rücksicht gegen Andere sollte man es deßhalb nicht unterlassen, sich mit einem Fläschchen Eau de mille fleurs oder dergleichen zu versehen. Nur hüte man sich, des Guten zu viel zu thun, besonders aber wähle man nicht Moschus oder Patchuli, da dieser Substanzen Aroma nur von Wenigen geliebt, von den Meisten möglichst geflohen wird. Die sogenannten Prinz Alberts-Pillen sind besonders Rauchern sehr zu empfehlen.

Eine Elephantenjagd.

(Bild S. 225.)

Oberst Baker, der bekanntlich für den Khedive einen Kriegszug nach Innerafrika unternahm und dort für den Vizekönig das Gebiet der Baris eroberte, erlebte auf diesem Zuge mancherlei höchst merkwürdige Jagdabenteuer, von denen wir heut unseren Lesern eine originelle Elephantenjagd in Wort und Bild mittheilen wollen. Sir Baker beschreibt dieses Ereigniß in seinem Tagebuch: „Am 13. November 1875 bei Tagesanbruch bemerkten wir elf Elephantenmännchen, welche den Fluß (Nil) durchschwammen, auf unser Ufer zusteuern; Ohren und Rüssel hielten sie hoch über dem Wasser. Ich ordnete meine Leute und ließ sie auf einem Hügel, etwa zweihundert Schritt entfernt von dem muthmaßlichen Landungsplatz der großen Thiere, sich aufstellen; ich selbst bestieg mein Pferd und ritt schnell zur andern Seite, so eine große Lücke zwischen meinen Leuten und dem Punkt, wo ich stand, herstellend, in der Absicht, sobald die Elephanten auf dem Festen waren, sie zu erschrecken und gegen meine Leute zu treiben. Von meinem Posten aus stieß ich zum größten Staunen der Eingebornen einen lauten Schrei aus. Die Elephanten stutzten, drängten sich an einander und nahmen die Richtung zu dem Hügel, den meine Leute besetzt hielten; plötzlich jedoch machte der erste größte der Dickhäuter, erschreckt durch den Anblick meines sich bäumenden Pferdes, Kehrt und die ganze Gesellschaft plumpste eilfertig in das Wasser, um den Rückzug nach dem jenseitigen Ufer anzutreten. Ein felsiger Vorsprung diente ihnen zur Richtung und dort suchten sie Deckung. Sie hatten aber keinesfalls je die Bekanntschaft mit Feuerwaffen gemacht, denn gerade diese Landzunge hielt die Thiere uns im Bereich der Kugeln unserer schweren Büchsen. Ich feuerte mit meinem holländischen Karabiner, der mit fünfundzwanzig Gramm des feinsten Pulvers geladen war; der Rückschlag beim Abfeuern war so stark, daß er mir die Waffe aus der Hand riß und sie mehrere Schritte fortschleuderte. Einer der landenden Elephanten jedoch stürzte auf seine Kniee und sank in den Strom zurück, ebenso bemerkten wir jetzt noch zwei andere Kolosse sichtbar willenlos im Flusse treibend. Ich befahl, die Boote loszumachen und mit einem starken Tau weiter unten den Fluß dann von beiden Ufern aus abzusperren. Dieß Auskunftsmittel erwies sich als sehr praktisch, die schwer verwundeten Elephanten trieben dagegen, blieben dort hängen und wurden jetzt mittelst Booten, welche das jenseitige Ende des Taues nach unserem Ufer zubrachten, allmälig dort hingezogen und so lange im Wasser gehalten, bis sie todt waren. Wir erbeuteten vier Elephanten. Fünfundzwanzig Scheiks der umliegenden Dörfer kamen jetzt zu uns, um ihre Unterwerfung anzubieten. Ich wußte, daß es ihnen nur um das Elephantenfleisch, ihren größten Leckerbissen, zu thun war, und vertheilte unter ihnen das Fleisch. Ihre Begeisterung machte sich in lauten Jubelrufen Luft."



Unterseeischer Kampf mit einem Schwertfisch.

In dem französischen Wochenblatt „La chasse illustrée“ erzählt ein Herr P. Kauffmann einen Vorfall, der jedenfalls zu den seltenen Jagdgeschichten gehört. Letzten November machte ihm in Toulon ein Ingenieur den Vorschlag, mit ihm und einem berufsmäßigen Taucher eine Partie nach den unterseeischen Felsen der Inseln von Hyères zu machen. Er willigte ein und die Herren begaben sich unter Mitnahme von Denayroupe'schen Taucherapparaten auf einem Boot an Ort und Stelle. Diese Apparate bestehen aus Kautschuk und ihre Einrichtung ist sehr einfach, den gewöhnlichen schon in Abbildungen von uns gegebenen Taucheranzügen ähnlich; doch mag dazu bemerkt werden: an den kupfernen Kopfstücken dieser Kautschukhüllen sind Glasfenster, die emporgehenden Blasenwölkchen entweichender Athem, und die herabhängenden tauartigen Gegenstände dienen theils zum Zuführen frischer Luft, theils sind sie Sprach- und Hörrohre, durch welche die Taucher sich mit ihren Gefährten im Boot oben unterhalten. An den Füßen tragen jene, um rascher auf den Meeresboden zu sinken, Bleisohlen. Als der Berichterstatter in diesem sonst hermetisch dichten Anzug in's Wasser stieg, vernahm er ein lautes, trommelndes Geräusch, welches ihn erschreckte, indem er es für das Eindringen von Wasser in den Apparat hielt, während es in Wirklichkeit nur von dem Entweichen der durch sein Gewicht verdrängten Luft im Wasser herrührte. Was das Sehen betrifft, so bemerkte er die ihn umgebenden Gegenstände völlig deutlich, aber sowohl nach der Ferne als nach der Höhe hin war sein Horizont ein stark beschränkter; wenige Schritte von ihm begann undurchdringliches Dunkel. Auch der Gefühlssinn war in eigenthümlicher Lage. Der Taucher empfand kaum, daß er den Meeresboden berührte, er schien kein Gewicht mehr zu haben, er ging wie in einer Wolke, er glitt, er schwamm aufrecht stehend, und nun lassen wir ihn selbst weiter erzählen.

„Der Ingenieur und der Taucher hatten sich zu mir begeben. Um miteinander plaudern und uns über das, was wir vornehmen wollten, verständigen zu können, hielten wir unsere Helme aneinander, wobei das Metall den Schall unserer Stimmen mit genügender Deutlichkeit von einem Helm in den andern leitete. Wir beschlossen, uns nach der Seite der Inselfelsen zu begeben, welche wir mit Hülfe unserer Apparate leicht erklettern konnten. Mittelst des Sprachrohrs gaben wir den Leuten im Boot die Weisung, uns zu folgen. Langsam wanderten wir über feinen und gleichmäßigen Sandboden. Das Sonnenlicht war durch das Wasser zu einem reinen Smaragdgrün gedämpft. Neben unseren Füßen lagen schöne Muscheln von allen Gestalten in großer Menge. Wir befanden uns 18 Meter unter der Oberfläche des Meers. Bald bemerkten wir vor uns Felsen, die mit prächtigen Polypen wie mit einem Teppich bedeckt waren. Pflanzen und Blumen der See, die ich nie auf der Erde und ebensowenig in Aquarien gesehen, die einen grün, die anderen roth, noch andere blau oder gelb, sproßten aus den Ritzen der Felsen, und über uns verschlangen sich Algen zu einem grünen Netz. Zahlreiche Fische von den verschiedensten Formen und Größen näherten sich neugierig und verschwanden wieder wie durch Zauber. Ich war voll Entzücken über diese Pracht.

„Wir waren eine Viertelstunde fortgewandert, als der Taucher, der voranschritt, plötzlich Halt machte und uns andeutete, ebenfalls stehen zu bleiben. Dann näherte er sich uns und sagte: ‚Ein Schwertfisch!‘ Ein Schauder überlief mich bei diesem Wort, denn die Stärke und Grimmigkeit dieses Ungeheuers sind bekannt, und das, welches sich uns näherte, war etwa zwei Meter lang, während sein Schwert ungefähr einen Meter maß. Wir beriethen uns einen Augenblick, zogen die Dolchmesser, die wir mitgenommen, und erwarteten den Fisch festen Fußes, denn an Flucht war nicht zu denken. Ich packte krampfhaft mein Messer und legte die Hand auf meine Brust. Anfangs unentschieden, schien das Ungethüm sich von uns entfernen zu wollen. Dann hielt es inne und betrachtete uns einen Augenblick mit seinen kleinen dunklen Augen, worauf es halb herumschwenkte und seinen Anlauf gegen uns nahm. Es hatte ihn falsch berechnet und das war sein Verderben. Der Taucher, der seine Bewegungen genau beobachtet, wich, als der Fisch herangeschossen kam, auf die Seite, faßte mit kräftiger Hand das Schwert, das auf ihn gerichtet war, und stieß mit seinem Messer zu, wobei er dem Kopf des Ungeheuers auf der linken Seite eine starke Wunde beibrachte. Das Blut, das in Strömen herausschoß, wurde sofort von dem Meerwasser weggespült. Ein zweiter und ein dritter Messerstoß folgten, der Taucher drehte sich, bog sich, wand sich über dem Scheusal, welches sich mit aller Macht krümmte, aufschnellte und überschlug, wir Anderen stürzten uns ebenfalls auf dasselbe und stachen es in den Kopf, in den Rücken, in den Bauch, überallhin, wohin wir konnten. Die Kräfte des riesigen Fisches nahmen augenscheinlich ab, endlich machte ihm ein Schnitt, der ihm den Bauch aufriß, ein Ende. Der Körper legte sich auf den Rücken und stieg dann langsam an die Oberfläche des Wassers.

„Sehr wenig geneigt, noch ein derartiges Jagdabenteuer zu erleben, welches nicht so leicht zu bestehen sein konnte, beeilten wir uns, wieder an Bord zu kommen, wo wir nach Ablegung unseres Apparats den Kadaver des Schwertfisches aus dem Wasser holten. Ich weiß nicht, ob das Fleisch gut zum Essen ist, unsere Matrosen zerstückten das Thier. Wir hoben uns nur die Haut auf, die mein Freund, der Ingenieur, ausstopfen ließ, und die er noch jetzt als Andenken an dieses unterseeische Erlebniß in seinem Arbeitskabinet aufbewahrt.“

Herzog Christoph's eigenhändiges Verzeichniß über Fehl und Mängel seines Hofgesindes.

Nach einem von Herzog Christoph am letzten Dezember 1565 eigenhändig ausgefertigten Dekrete, das ein vortreffliches Bild damaliger Kultur- und Sittengeschichte gibt, erhielt der Marschall folgendes Verzeichniß über die Fehl und Mängel des Hofgesindes:

1. Daß morgen auf den Neujahrstag die Hofordnung verlesen werden solle.

2. Ist großes ruchloses Wesen bei dem gemeinen Gesind, sowohl den geraisigen und anderen, mit Gotteslästern, Fluchen, Schwören, Saufen und allerlei Ueppigkeit und anderer Leichtfertigkeit; soll ihnen untersagt werden.

3. Nehmen die Junker die Knecht und Buben nit der Ordnung nach an, fragen nit, ob sie gespart, und wie die sich zuvor gehalten haben; soll jetzt ein Junger am Hof sein, so da mit Ruthen ausgestrichen worden sein soll.

4. Die Junker halten auch ihre Knecht und Buben nit zu Gottesfurcht, Zucht und Ehrbarkeit an, sondern, wenn sie ihnen ihre Pferd versehen, achten sie nit, wie sie sonsten leben, daraus dann die obbemerkte Leichtfertigkeit erfolgt. Die Junker warten in und aus der Predig auf mich schlechterdings genug, sonderlich an den Werktagen, deren etwa nit zween bei dem Dienst sein; soll ihnen abermalen untersagt werden.

5. Von dem Reitersgesind ist große Klag in der Stadt von wegen ihres ruchlosen Wesens, wenn sie von Hof gehen, schreien, fluchen, schwören, halten die Räthe und andere Offizier, auch Gericht und Rath nit in Acht und Ehren, schnaufen und moufzen über sie ꝛc. Ist mein Befehl, daß die Edelleuth solche Knecht und Buben zur Zucht und Gottesfurcht halten, sie anhalten auf sie zu warten, in die Predig zu gehen, auch die heilige Sakramenten zu besuchen ꝛc. oder daß der Marschalk die vom Hof schaffe.

6. Bei den Köchen ist großer Unfleiß mit Kochen; sowohl in meiner, der Ritter und meines Gesinds Kuchin wird alles oben hin gesudlet, da denn bei dem Hofgesindt große Klag. In meiner Kuchin wird täglichs ein Gattung gespeißt, die Essen nit Jedem verkündt, wie da die Ordnung vermag, wird auch nit häuslich gekocht; unter anderem haben sie nun ob den vier Wochen alle Malzeit Abends und Morgens Bachfisch geben, davon doch Niemands kein Bißen ißt, die Fisch sind theuer, das Schmalz desgleichen, und werden vergebens gekocht, das Schmalz mit großen Haufen unnutz verschwendet; soll abgeschaffen, und nur Freitag und Samstag derselbigen gegeben werden.

7. Bei dem Mezger geht es los Ding zu, wird auch von dem Kuchenmeister nit zu dem fleißigsten zugesehen, hab jetzt in die vier Wochen keine Hammelsfüß zu eßen bekommen mögen, entfallen zu Zeiten den Kälbern die Fueß und anders mehr.

8. In der Lichtkammer geht es gar heillos zu, soll bis Mittwoch Alles inventirt werden, zu sehen, wie er bestehe, hat jetzt länger dann ein Monat Schaaf-Unschlittkerzen in meiner Gemahl Stuben, meiner Töchter Stuben, Frauenzimmer und menniglichs gegeben, ist Faulheit und Liederlichkeit Schuld, soll ihm mit Ernst untersagt werden, und daß er Winterzeit auch mehr Hämmel mezge, das Schaafunschlitt unter das Rindere mische, zween Theil Rindere, den dritten Schaaf, und also Kerzen daraus mache; soll eigentlich erkundigt werden, was für Rinderunschlitt vorhanden, und in den Wochenrechnungen gesehen werden, was wohl von einem und anderem bevor seie. Also geht es auch mit den Wachskerzen liederlich zu, werden mit großem Unfleiß und dermaßen gemacht, daß manche über 3 Stundt nit brennt, ein Nachttigel über 2 Nacht nit. Unter den Thoren mit den Trabanten und der Thurniz geht es auch liederlich zu, wird jedermann eingelassen, wer da kommt, früh und spät. Die Trabanten sind nimmer fleißiger bei den Thoren, denn wenn man zu der Predig gehen soll, und unter der Predig; welches abgeschafft soll werden. Unter der Predig soll Niemand eingelassen werden, denn er wolle in die Predig gehen, darfen die Trabanten nit unter den Thoren stehen, sondern hören das Wort Gottes, und wirdt unter den Predigen Morgens und Abends die Thürniz zugeschlossen, so ist man Stehlens und Abtragens enthoben.

Was weiters für Fehl und Mängel vorhanden, sollen vom Marschalk und Haushofmeister neben Verlesung der Hofordnung morgen denen, so es belangt, fürgehalten werden.

Datum den letzten Dezember 1565.

Kleine Mittheilungen.

Wie Balzac starb. Das Erscheinen des Briefwechsels Balzac's, des weltberühmten französischen Romanschriftstellers, hat Veranlassung gegeben, sich näher mit dem Leben des seltsamen Mannes zu befassen, und da will man denn entdeckt haben, daß Balzac unter ganz eigenthümlichen Umständen gestorben ist. Der berühmte Autor faßte bekanntlich den Plan zu einer Art Epos, in dem sich seine Romane mit einander verbinden und zu einem Ganzen abschließen sollten, welches er «La comédie humaine» (die Komödie des Menschengeschlechts) betitelte. Er schuf eine bunte Reihe typischer Charakterfiguren, die auf seiner Bühne alle Rollen des Lebens spielten, und die Menge der drei bis viertausend Personen, die in seinen Novellen und Romanen sich umhertummeln, wäre gewiß noch angewachsen, wenn nicht der Tod eine plötzliche Lösung dieser „Menschenkomödie“ gebracht und den Verfasser hinweggerafft hätte. Balzac hatte sich nun derart in seine Komödie vertieft, daß er dahin gelangt war, die von ihm geschaffenen Figuren für lebende Personen zu halten, und als er von einer Krankheit befallen wurde, verlangte er ungestüm nach dem „Doktor Horace Bianchon“, einer Figur seines Epos, und wies jeden andern ärztlichen Beistand zurück. Der Doktor Bianchon konnte natürlich nicht gefunden werden, und so starb denn Balzac, der hartnäckig alle anderen Aerzte ablehnte, aus freilich selbstverschuldetem Mangel an Pflege.

*

Hundegeschichten. Der große Bernhardiner Hund des Theaterwirthes Trüb in Zürich hatte Verstand und Gemüth. Zürich ist voll seiner Thaten. Einmal vom Thierarzt geheilt, lief Barri, so hieß das Thier, immer wieder zu ihm, so oft ihm etwas fehlte, und brachte ihm auch seinen kleinen Kameraden, als dieser erkrankt war. Barri wurde aber alt und bekam die Wassersucht. Eines Nachts kratzte er an der Thüre, bis man ihm öffnete; dann lief er an das Bett seines Herrn, sah ihm betrübt in das Auge und reichte ihm die rechte Pfote; dasselbe that er an dem Bette der Frau und schlich still wieder hinaus vor die Thüre, wo er sein Lager hatte. Er hatte Abschied genommen; denn als man nach einer halben Stunde nach ihm sah, war er todt. — Eine andere Geschichte von einem Hunde wird aus Berlin gemeldet, wie folgt: An dem offenen Fenster der dritten Etage eines Hauses in der Skalitzerstraße saß vor einiger Zeit ein kleines, zwei Jahre altes Mädchen, während auf dem Fensterbrett ein großer Hund lag. Das kleine Mädchen war vom Stuhl am Fenster ebenfalls auf das Fensterbrett geklettert und hatte sich derartig, die Aermchen hinausgestreckt, vorgebogen, daß von den Vorübergehenden jeden Augenblick der Sturz des Kindes in die Tiefe befürchtet werden mußte. Mehrere Passanten und Zuschauer eilten von der Straße in das Haus, um das Kind vielleicht noch aus der gräßlichen Gefahr befreien zu können. Bevor jedoch hier menschliche Hülfe eingreifen konnte, hatte der Hund instinktartig die Gefahr erkannt, mit seinen Zähnen die Kleider des kleinen Mädchens gepackt und das Kind vom Fensterbrett heruntergezogen, wo es von den herbeigeeilten Hausbewohnern und der Mutter, welche Letztere ihr Kind nur auf wenige Minuten allein gelassen hatte, in Empfang genommen werden konnte.

*

Ein amerikanisches Journal macht die bemerkenswerthe Mittheilung, daß neueren Ermittelungen zufolge Betäubungsmittel, wie Chloroform und Aether, auf Blumen und sonstige Pflanzen einen ganz ähnlichen Einfluß ausüben wie auf lebende Wesen. Sprößlinge von Wasserkresse wurden durch ein wenig Aether buchstäblich in Schlaf gebracht und blieben in diesem Zustande, bis der Aether wieder beseitigt wurde, worauf sie weiter keimten und quasi erwachten. Diese Versuche sprechen für die bekannte Annahme, daß auch die Pflanzen eine Art Nervensystem haben, ähnlich dem der Thiere.

Vom Büchertisch.

Karl Emil Franzos, dessen Kulturbilder „Aus Halb-Asien“ jetzt die Runde durch Europa antreten, — es sind Uebersetzungen des Buches in's Holländische, Französische, Englische in Vorbereitung —, läßt dieser Aufsehen erregenden Leistung jetzt eine neue folgen, die, was das Eigenartige der ersten Publikation ausmacht, vielleicht noch in verstärktem Maße besitzen dürfte. Das neueste Werk Franzos' ist betitelt: „Die Juden von Barnow“ (Stuttgart, Hallberger), und bringt Novellen auf dem unheimlich dämmerigen, räthselhaft anziehenden Hintergrunde des podolischen Judenthums. Von den sechs Novellen dieses Buches ist jede in ihrer Art ein kleines Meisterstück der Charakteristik seltsamer Menschen unter wundersamen Lebensbedingungen, nämlich den düstern, gewitterschwülen des halbasiatisch-jüdischen Lebens. Mit Schwung, Kraft, mit hervorragender Seelenkenntniß, mit feuriger Leidenschaftlichkeit sind hier die Lebensschicksale und Lebenswirren dieser armen Juden geschildert, stets interessant, stets spannend. Es ist Leben, das der Autor hier wiedergibt, in künstlerische Form gebracht und deßhalb anziehender und fesselnder als die nüchterne Wiedergabe des Lebens selbst. Diese „Juden von Barnow“ werden den Ruf des Autors noch vermehren. — Auf ein sehr schönes Bilderbuch für Kinder, das ebenso nützlich wie unterhaltend ist, wollen wir J. Staub's „Bilderwerk für Schule und Haus“ (Hindermann und Siebenmann, Zürich) Eltern und Schulen hiemit angelegentlichst hinweisen. Von diesem nach den Grundsätzen des Anschauungsunterrichts ausgearbeiteten Bilderwerk sind jetzt drei Hefte erschienen, von denen das dritte uns jetzt vorliegende durch wahrhaft leuchtende Farbenpracht und vortrefflich naturwahre Zeichnung von Vögeln, Fischen, Reptilien, Wald, Seen, Pflanzen, Szenen des Kinderlebens, der Ernte ꝛc. sich auszeichnet. Aufgeklappt stellt dieses Buch ziemlich große Tafeln dar, deren Bilder sehr eindrucksvoll sind und sich dem Gedächtniß der Kleinen leicht einprägen, indem sie zu gleicher Zeit ergötzen. Die Ausführung des Farbendrucks ist künstlerisch fein und schön, die Auswahl der Bilder zeigt den tiefdenkenden Lehrer, Text und Verschen sind mit Geschick verfaßt und mit Geschmack gewählt. Durch die effektvolle Ausstattung der Hefte eignen sie sich vorzüglich zu Geschenken. — Hackländer bleibt ewig jung und seine Schöpferkraft scheint unerschöpflich. Er ist und bleibt einer der liebenswürdigsten deutschen Erzähler, der stets munter und immer gut gelaunt das Publikum, was er auch geben mag, ob Novelle oder Roman, immer gut unterhält. In seinem neuesten Roman „Das Ende der Gräfin Patatzky“ (Stuttgart, Hallberger) schlägt Hackländer eine ganz neue Saite an. Er hat zum Hintergrunde seiner Erzählung ein historisches Ereigniß und das Land der ältesten Geschichte, das räthselhafte Egypten gewählt. Wir sind zugegen bei der märchenhaft glänzenden Eröffnung des Suezkanals durch den Khedive und werden alsbald mit wunderbarer Gewalt in die Lebensschicksale der geheimnißvollen Gräfin, deren Ende Hackländer hier verräth, hineingeführt. Durch Charakterzeichnung, vortrefflich naturwahre Lokalschilderung, schöne abgerundete Erzählung steht der Roman künstlerisch sehr hoch. Es ist eben ein Meister, der hier erzählt, das merkt man von der ersten Seite an, ein Meister, der Welt, Menschen und Leben kennt, und dieß in der liebenswürdigsten Form und von der interessantesten Seite zeigt. Wir brauchen diesen Roman unseren Lesern wohl nicht erst zu empfehlen. — Ein sehr nützliches Büchlein, dessen Anführung hier manche uns zugedachte Frage, noch vor sie gestellt ist, beantworten dürfte, ist „Der Umgang in und mit der Gesellschaft von Emil Rocco“ (Halle, Otto Handel), aus dem wir in diesem Heft einen Auszug als Probe sozusagen des Tones und der Art und Weise wegen, wie der Autor seine Aufgabe gelöst hat, geben. In mehr als 30 Abschnitten behandelt Rocco von „Die Haltung des Körpers“ an bis zu „Im Theater“, „In der Bildergalerie“ alle Anforderungen, welche Leben und Gesellschaft hinsichtlich der Formen des Auftretens an uns stellt, verständig, feinfühlend und überzeugend klar, wie das verkürzt von uns mitgetheilte Bruchstück zeigt. — Das neue Jahr macht das Bedürfniß nach neuen Kalendern geltend. Zwei von diesen scheinen uns besonders erwähnenswerth. Da ist zuerst „Steffens Volkskalender“ (Berlin, Gerschel) von altberühmtem Ruf, dessen Ausgabe 1877 sehr hübsche Erzählungen von A. Wellmer, Vacano und Anderen bringt, und ferner als neuere Erscheinung „Der Gastwirth- und Kellnerkalender“ (Leipzig, Körner), ein sehr praktisches Hülfs-, Hand- und Notizbuch zum täglichen Gebrauch für Hoteliers, Restaurateurs, Kellner ꝛc., entschieden werthvoll. Der Herausgeber, Franz Vollborth, ist ein Fachmann und, wie sich hier zeigt, ein tüchtiger Kalendermacher zugleich.



Aus dem wiener Gerichtssaal wird geschrieben: „Wenn die Ansicht, daß kein Verbrecher vollkommen geistesgesund sei, nur einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, dann hatte man gestern im Landesgericht eines der interessantesten Beispiele hierzu, freilich auch eines der abscheulichsten, widernatürlichsten vor sich. Es erschien ein kleiner Mensch vor dem Erkenntnißgericht, an dessen Erscheinung nichts außergewöhnlich, nichts auffallend war, als etwa seine großen schwarzen Augen. Diese leuchteten und bewegten sich so leidenschaftlich, daß es den Eindruck machte, als züngelten sie aus ihren Höhlen heraus. Sein Sprechen klang scharf, abgerissen und kam in kurzen Sätzen. Heftiger Affekt gestattet keine Perioden. Der junge, kaum 26jährige Mann, Namens Otto Flooh, hatte unmittelbar nach einer dreijährigen, wegen Diebstahls verbüßten Kerkerhaft an seinen Vater, einen ehemaligen Gerichtsadjunkten, folgenden Brief gerichtet: „Lieber Vater! Nun sind zwanzig Monate vorübergegangen und ich lebe noch. Ihre Meinung ist falsch, wenn Sie glauben, daß ich mein Leben so schnell im Zuchthause enden werde. Ich hatte bisher noch Achtung vor Ihnen als Vater, aber nachdem ich jetzt wirklich sehe, daß es Ihnen gleich ist, wenn ich abermals dorthin zurückkehre, woher ich gekommen bin, so habe ich jetzt wieder das bessere Ich weggelegt und scheue nicht zurück, wenn mich mein unglückliches Schicksal vor die Schranken des Gerichtes nochmals rufen sollte, Sie zu ermorden, welchen Plan ich auch mit Zeit und Gelegenheit in Ausführung bringen werde. Ich habe denselben schon lange bei mir getragen und fürchte den Galgen nicht; denn gerne will ich dann mein junges Leben dem Henker reichen. Glauben Sie nicht, daß ich Rücksicht auf Ihre weitere Familie nehmen werde. Mit kalter Hand wird Sie die Rache Ihres unglücklichen Sohnes zu treffen wissen und ich werde nicht früher ruhen, als bis sie gestillt ist. Sie waren der Mörder meiner Mutter und ich werde der Mörder meines Vaters werden. Haß, Groll und Rache — das ist mein Blut, welches jetzt in mir wallt. Wollen Sie diesen bedeutungsvollen Brief aufbewahren, denn er soll Zeugniß geben, daß ich mir die Sache gut überlegt habe. Zunächst Ihr Leben, dann meines. Sie haben die heiligsten Pflichten eines Vaters nie erfüllt und werde ich Ihnen jene Früchte davon zu Theil werden lassen, welche sie eben tragen konnten. Glauben Sie wirklich rein und ohne Makel vor mir stehen zu können, so rufen Sie mich vor die Behörde, wo ich dann noch mehr reden werde. Ich fürchte Sie und die Behörden nicht, denn mein Leben ist ohnehin ein verlorenes. Ihr unglücklicher Sohn Otto." — Präs. (zum Angekl.) Welche Veranlassung hatten Sie, Ihren leiblichen Vater mit dem Tode zu bedrohen? — Angekl. Den Zorn. Hätte er mir geholfen, ich wäre nicht so weit gesunken. Aus Noth mußte ich stehlen. — Präs. Wie denn, wenn Sie keinen Vater gehabt hätten? Warum machten Sie es nicht wie die Amerikaner, denen keine Arbeit zu schlecht ist? Sie sind jetzt in Haft; wenn dieß aber nicht der Fall wäre, hätten Sie den Mord wirklich ausgeführt? — Angekl. Ja, in kürzester Zeit. — Präs. (ergriffen). In vollstem Ernste? — Angekl. (verstimmt). Mit bester Ueberlegung. — Präs. Und würden Sie Ihren Vater noch ermorden wollen? — Angekl. (leidenschaftlich). Wenn es Zeit und Umstände erlauben — ja. Ich habe einen solchen Haß gegen ihn, daß es mein fester Entschluß ist, ihn zu tödten. Ich werde dann beruhigt mein Haupt unter das Beil des Henkers legen. — Präs. (zum Vater des Angeklagten). Fürchten Sie ihn nach alledem? — Zeuge. Ich fürchte ihn nicht, wenn er mir gerade kommt, aber ich fürchte den Meuchelmord. — Präs. (zum Angeklagten). Würden Sie Ihren Vater auch meuchlings ermorden? — Angekl. (mit einem wilden Blick auf seinen Vater). Nein, aber wo ich ihn treffe. — Präs. (zum Zeugen). Wünschen Sie die Anwendung der vollen Strenge des Gesetzes gegen Ihren Sohn? — Zeuge (erregt). Machen Sie mit ihm, was Sie wollen. Er war bös von Jugend auf, er hat seinen eigenen Bruder bestohlen. Sein Gehalt als Commis in einer Porzellanfabrik war fünfzig Gulden nebst freier Station, er lebte wie ein Fürst, ich wie ein Bettler — das war der Unterschied zwischen uns Beiden. Was soll ich mit dem 26jährigen ‚Lackl' thun, ich lebe jetzt vom Taglohn. Um mich ist mir nicht, ich erschlage ihn, wenn er mich je angreift, aber es ist mir um die übrigen Kinder und meine Angehörigen, die aus Furcht vor ihm nicht wagen, die Thür offen zu lassen. — Präs. (zum Angeklagten). Ist denn jedes bessere Gefühl in Ihnen erloschen? — Angekl. (bitter). Mein gutes Ich habe ich abgeschüttelt. — Präs. (warm). Geben Sie sich selbst nicht auf; die Welt ist ja groß und Sie können sich in fremdem Lande, in Java, Sumatra oder Batavia eine Existenz gründen wie so Viele, von welchen Niemand dort weiß, daß sie bestraft wurden. — Angekl. schüttelt störrisch den Kopf. — Präs. Das ist ein trauriges Sittenbild, wie es mir unter mehr als 12,000 Verhandlungen, die ich schon geführt habe, noch nicht vorgekommen ist. Haben Sie Ihrer Vertheidigung noch etwas beizufügen? — Angekl. (kurz). Nein, gar nichts! — Der Gerichtshof verhängte hierauf dem Antrage des Staatsanwaltes Fleischmann gemäß über den Angeklagten eine vierjährige schwere Kerkerstrafe. Der Letztere erhob sich rasch von seinem Sitze mit dem Bemerken, er wolle gegen das Strafausmaß berufen und ließ sich abführen. Als eines eigenthümlichen und vom Präsidenten hervorgehobenen Zufalls mag schließlich erwähnt werden, daß im Leben des präsumtiven Vatermörders die sogenannte Unglückszahl dreizehn eine große Rolle spielte. Er wohnte Bergsteiggasse Nr. 13, wurde zweimal, am 13. April und 13. Oktober 1873 verurtheilt, am 13. November 1876 aus der Haft entlassen, stand am 13. Dezember abermals vor Gericht und die ihn betreffende Verhandlung war von dreizehn angeordneten die dreizehnte. In diesem häufigen Auftreten der ominösen Zahl eröffnet sich für den Aberglauben ein weiter Spielraum.



Die Tintenhose.

Jugend-Erinnerung eines Koloristen.

Um die Zeit, da ich zuerst die Bekanntschaft des guten alten Homer zu machen genöthigt war und in ihm zunächst mehr den Herausgeber eines griechischen Uebungsbuches als den großen Dichter zu schätzen Gelegenheit fand — um jene denkwürdige Zeit bekam ich einmal eine neue Hose. Das heißt, neu war sie eigentlich nur für mich; denn wie das in kinderreichen Beamtenfamilien eine altgeheiligte Sitte ist, war sie aus einer abgelegten meines Vaters entstanden. Und wer weiß, ob sie auf ihrem irdischen Leidenswege nicht noch mehr Wandlungen — gleichsam eine adelnde Ahnenreihe von Zuständen — hinter sich gebracht hätte, wäre ihr nicht durch meine eigene frevle Hand jede weitere anständige Lebensmöglichkeit abgeschnitten worden.

Sie war ein sehr schönes, hechtgraues Kleidungsstück und als ich sie zum ersten Male trug und an meinen Beinen hinabsah, fühlte ich mich auch innerlich etwas gehoben. Es war dieß an demselben Tage, welcher wie ein kleines jüngstes Gericht am Ende jedes Schuljahres emporsteigt und in der Gestalt einer Schlußprüfung noch einmal alle Schrecken des abgelaufenen Jahres zusammenballt, damit diese den Jungen während der Ferien hübsch in den Knochen bleiben und in ihnen den Geist der bleichen Subordination nicht ersterben lassen. Auch der Gerechteste hat diesen Tag noch nicht ohne Bangen herannahen sehen. Dießmal war mir die neue Hose ein nicht geringer moralischer Beistand, als ich zur Schule ging und die grauenhafte Möglichkeit in Erwägung zog, ich könnte etwa berufen sein, den Abschied Hektor's in seine grammatikalischen Bestandtheile auflösen zu müssen.

Es ist ein altes Herkommen, daß im Homer-Jahre der Gymnasialstudien die Lehrstunden alltäglich mit der pantomimischen Darstellung der Kämpfe vor Troja eingeleitet werden. Es ist dieß eine freie, gegen den Willen der Vorgesetzten von den Schülern selbst getroffene Einrichtung, durch welche einzig und allein das moderne Gymnasium seinem griechischen Vorbilde noch verwandt ist. Selbst am Tage des Zornes wollte man von der guten Sitte nicht lassen, und auch ich mit meiner neuen Hose kämpfte in den vordersten Reihen der Trojaner. Wir hielten uns wacker, bis ein Haufen grober Myrmidonen im Anpralle eine Bank, die uns lang als Verschanzung gedient hatte, umwarf, so daß die darin hängenden Tintenfässer in weitem Bogen herausflogen. Eines dieser heimtückischen Geschosse traf einen meiner hechtgrauen Oberschenkel, so daß ich schwerverwundet mich aus dem Getümmel ziehen und nach dem Brunnen im Hofe retiriren mußte. Dort suchte ich den Schaden mit dem heilsamen Wasser so gut als möglich zu paralysiren. Als ich, niedergeschlagen wie ein Verbrecher, wieder in die Schulstube zurückkehrte, war der Kampf zu Ende und die Pforten der Hölle hatten sich in aller Feierlichkeit aufgethan. Richtig bekam ich auch noch Gelegenheit, vor den versammelten Schulmonarchen meine merkwürdigen Ansichten über Aoristbildung zu entwickeln, mit denen ich, wie ich bald merkte, vollständig allein stand und bei den Göttern der Unterwelt eine vorübergehende Sprachlosigkeit erzeugte. Doch auch diese Stunden des Entsetzens nahmen ein Ende. Geknickt und in meinem ganzen Wesen vernichtet, trat ich den Heimweg an. Freilich, der höllische Abgrund der Prüfung lag, sattsam durchgekostet, hinter mir und offen vor mir das heitere Schlaraffenland der Ferien; schneller als eine Blume nach dem Sturme richtet sich ja ein junges Gemüth wieder auf, und nichts vergißt man so rasch, als die Momente grundloser Angst. Aber die Hose! Zaghaft wagte ich einen Blick nach meinem Oberschenkel zu thun. Das war ein trostloser Anblick, und ich sah es schon voraus, daß ich der Scylla in der Schulstube nur entronnen war, um in der Charybdis des elterlichen Unwillens unterzugehen. Doch mein Auge wurde muthiger; ich machte schon die Beobachtung, daß die Konfiguration des mächtig großen Fleckens sehr viel von „Mittel-Europa mit Italien und Griechenland" hätte, und endlich fand ich auch, daß das tiefere Grau, womit dieses Ländergebiet ausgezeichnet war, entschieden distinguirter aussah, als der ursprüngliche Grundton der Hose in seiner hellen Alltäglichkeit. Gewiß, das dunklere Grau war nobler! Da dämmerte mir in der Seele ein kühner Plan auf, anfangs kaum zu fassen. Aber doch, unbedenklich ausgeführt, mußte er nicht nur alle drohenden Gefahren abwenden, sondern versprach auch noch der Eigenliebe mit einem seltenen Triumphe zu lohnen. Heldengefühl lief mir durch die Glieder, als der Entschluß gefaßt war, und ehe ich noch die heimatliche Wohnung erreicht hatte, war mein Herz munter und alle Sorgen waren vergessen.

Zu Hause angekommen, gelang es mir, für den ersten Augenblick meine Schande zu verdecken und dann rasch das gefährliche Kleidungsstück mit einem andern zu vertauschen. Es geschah dieß zur großen Befriedigung meiner Eltern, welche eine derartige Sorgfalt und Schonung meiner Gewänder gar nicht an mir gewohnt waren, im Gegentheil meine Fertigkeit, eine Sonntagshose in eine Werktagshose zu verwandeln, zu würdigen wußten. Gegen Abend ging ich nun an die Ausführung meines großen Planes. In Beamtenfamilien gibt es immer Regietinte in Krügen. Der geschichtliche Grund ist in Dunkel gehüllt, aber es war von jeher so. Wenn es an Allem fehlt, so findet der sinkende Stolz einen letzten Trost in dem luxuriösen Besitz von Tinte, welcher der Familie einen Schein von Präponderanz über die reiche Unbildung verleiht. Mit einem solchen Kruge ärarialischer Tinte, einem Lavoir und meiner neuen Hechtgrauen unter dem Arme verschwand ich in der Dämmerung in einem nicht näher zu bezeichnenden Gemache, das ich von innen verriegelte. Mit der überlegten Eile, die den guten Chirurgen auszeichnet, goß ich nun die schwarze Flut in das Lavoir und weichte meine Hose in dem stygischen Farbstoff gründlich ein. Dann wand ich sie aus, schüttete die Tinte in den Orkus, und ungesehen, wie ich gekommen, schlich ich wieder zurück. Vor dem Fenster des Zimmers, das ich als Schlaf- und Studirzimmer mit meinem Bruder zu theilen hatte und das nach dem Hofe zu lag, hängte ich meine Hose zum Trocknen auf. Eine Frau aus dem Hinterhause sah mit verwunderten Augen auf meine Färberhände, was wußte die von großen Thaten?

In dieser Nacht schlief ich, wie ein Held nach der Schlacht, einen tiefen, wenn auch kurzen Schlaf, und schon am frühesten Morgen sah ich nach dem Ergebniß meines Unternehmens. Da war ich freilich bis zum Schrecken enttäuscht. Zur Mumie verkrüppelt und steif wie ein geräucherter Fisch kam die Hose zum offenen Fenster herein. Alle die schönen Hoffnungen drohten mit einem Schlage zu schwinden. Aber nachdem ich einmal den Kampf begonnen, sollte mich das Schicksal so leicht nicht überwinden; auch war die Idee zu groß und zu verlockend gewesen, als daß ich schon hätte verzweifeln und sie aufgeben mögen. Nach kurzem Betrachten kehrte auch die Ueberlegung zurück, und ich fand nun, daß das Experiment eigentlich ziemlich gelungen war; nur wurde mir klar, daß die Hose unbedingt gebügelt werden mußte, bevor man sie wieder tragen konnte. Auch dieses unvorhergesehene Hinderniß glaubte ich beseitigen zu können. Und es gelang. Bevor noch die Woche zu Ende ging, war großes Waschfest in der Familie, und am Bügeltage stahl ich mich zwischen Suppe und Rindfleisch in das Wäschezimmer und bügelte in fiebriger Hast und nach sehr primitiven Prinzipien meine schon bereit gehaltene Hose. So glaubte ich denn in dem Kampfe mit dem Geschick durch Thatkraft gesiegt zu haben und konnte mir weiter keine Schwierigkeiten denken, die mir aus dem verhängnißvollen Tintenkleckse hätten erwachsen können. Freilich war der ursprüngliche Schandfleck noch dunkler geworden und stach auch jetzt noch merklich von seiner gefärbten Umgebung ab. Doch dieser Mangel schien mir gering gegen die vorher beseitigte Disharmonie der Farbe, und durch ein kluges Benützen der Rockschöße hoffte ich in schwierigen Fällen den Schaden zu verdecken.

So kam der Sonntag heran, der erste Sonntag in den Ferien, der höchste Feiertag im Kalender eines Gymnasiasten. Ein guter, milder Gott hat ihn eingesetzt, diesen Feiertag, auf daß die junge Seele wieder aufquellen möge und von sich abschüttle die Erinnerung an all' den kleinlichen Druck und die vielgestaltige Tyrannei des durchgerungenen Schuljahres, an all' die ausgestandene Angst unter der Diktatur beinharter Kathedergötzen, an alle die Beschränkung und Beschränktheit, womit man der jungen Menschenpflanze wieder ein Jahr lang in die vorgeschriebene Bildung hineinzuwachsen erlaubt hatte. An diesem Tage hatte ich pflichtgemäß die neue Hose zu tragen, und im Allgemeinen war ich auch mit dem Erfolge dieses Versuches zufrieden. Ja, da Niemand die Verwandlung merkte, fühlte ich schon den Triumph in mir aufkeimen über meinen klugen Streich und war nahe daran, mir innerlich eine glänzende Belobung zu ertheilen. Am Nachmittag machte ich mit meinem Bruder den üblichen Ausflug. Er war an derselben Anstalt wie ich als Bildungsmärtyrer, nur in einer andern Folterkammer eingestellt und theilte mit mir die Leidenschaft für naturgeschichtliche Studien, so wie es unsere Weisheit damals verstand, vor Allem die zoologische und botanische Sammelwuth. Nach der Meinung erfahrener Eltern ist dieß eine der unangenehmsten Kinderkrankheiten, die in einer Familie ausbrechen können, gegen welche selbst die heroischsten Mittel nicht durchzudringen pflegen. Auch unser Zimmer wurde manchmal, wenn irgend eine ekelhafte Bestie den Weg in andere Wohnräume gefunden und einen der weiblichen Insassen des Hauses zu Tode erschreckt hatte, im elterlichen Zorne von allen lebenden Wesen gereinigt und die ganze Menagerie sammt ihren Käfigen in den Hof geworfen. Sie rekrutirte sich aber stets wieder; denn ein einziger Sonntag genügte, um uns vom Säugethier bis zu den Würmern neu zu assortiren.

Auch der dießmalige Gymnasiastenfeiertag sollte ausgenützt werden, und mit mächtigen Botanisirbüchsen ausgerüstet verließen wir Haus und Stadt. Mit studirter Planlosigkeit ging es durch Felder und Brachland in den Wald und über das Moor, bei unbegrenzter Lust und unermüdlichem Sammeleifer. „Gefühle" hatten wir noch keine für die Reize der Natur; die Skepsis hatte uns noch nicht von ihr geschieden, so brauchten wir uns auch nicht nach ihr zu sehnen und poetisch zu werden. Trotz unserer Zoologie zählten wir noch zu ihrem Haushalt. Das Ungeziefer war in diesem Jahre besonders gut gerathen, und unser Herz füllte sich mit Stolz und Freude, als wir nach mehrstündiger Jagd über die gesammelten Raritäten — darunter aber dießmal gewiß eine unbeschriebene Varietät — eine schließliche Musterung hielten. Es war ein heißer Augusttag gewesen, und als wir endlich, ermüdet und außer unseren Botanisirbüchsen noch mit großen Büscheln von Futterpflanzen bepackt, den Heimweg antraten, war ein Gewitter im Anzuge. Kaum hatten wir die Vorstadt erreicht, so fielen die ersten schweren Tropfen, und gleich darauf brach ein Platzregen los, der uns in wenigen Augenblicken bis auf die Haut durchnäßte. Schweigend vor Müdigkeit, aber das Sammlerglück im Herzen, gingen wir neben einander, heimwärtsstrebend und unbekümmert um den Regen, durch die menschenleeren Straßen. Da bemerkte ich bei gelegentlichem Umsehen, daß ich in dem erweichten Kies des Trottoirs schwarze Fußstapfen hinterließ und machte meinen Bruder auf das merkwürdige Phänomen aufmerksam. Wir waren Beide höchst erstaunt, witterten sofort ein physikalisches Kuriosum, das wir aber nicht zu erklären wußten, und einigten uns dahin, daß dieß unter die bei Gewitterregen vorkommenden räthselhaften Erscheinungen zu rechnen sei. Ich schrieb es zunächst einem bestimmten Eisengehalte des Regenwassers zu und nahm mir vor, heftig darüber nachzudenken. Die Tintenhose hatte ich ganz und gar vergessen; meine Phantasie war an diesem Abend ausgefüllt von den Räthseln der Natur.

Als wir endlich in sehr marodem Zustande zu Hause anlangten, wo uns die mütterliche Besorgtheit schon längst mit zurechtgelegter frischer Wäsche und warmen Kleidern erwartet hatte und in der bangen Voraussicht schwerer Schnupfen lebte, war es unser Erstes, uns umzukleiden. Wie ich mich nun der Hose entledigte, kam ich, statt in einem weißem Unterbeinkleid, wie ein Kaminkehrer in einem schwarzen zum Vorschein. Nur in den Falten hatte sich ein lichterer Ton erhalten. Mit einem Schlage war mir jetzt Alles klar und ich hatte nicht weiter nöthig, über den Gewitterregen nachzudenken. Unsere Mutter, die mit den schnupfenfeindlichen warmen Strümpfen daneben stand und zur Eile mahnte, war nicht wenig erschrocken über diese unerhörte Abnormität, und obwohl an merkwürdige Vorkommnisse bei mir schon gewöhnt, entwickelte sie doch auf der Stelle eine

unangenehme Neugierde nach dem Grunde dieser Erscheinung. Ich war in dem Alter, wo man in dem Erwachsenen noch die eigene unreife Phantasie voraussetzt und über die begangenen Streiche so lang und so abenteuerlich lügt als möglich. Ich rückte also zunächst mit meiner glänzenden Hypothese vom Eisengehalte des Regenwassers hervor, die mir jetzt gerade recht kam, obwohl ich sie eben in ihrer demüthigenden Nichtigkeit hatte durchschauen müssen; ja ich suchte sie noch durch die nähere Bestimmung „Meteoreisen" zu stützen und berief mich auf den Bruder, der gleich mir die schwarzen Fußstapfen auf der Straße bemerkt habe. Dieser konnte es nur bestätigen. Aber unsere Mutter hielt wenig von unserer Naturwissenschaft und in der ihrigen kamen schwarze Unterhosen nicht vor. Mit störendem Scharfsinn verwies sie auf das weißgebliebene Gegenstück an meinem Bruder, der doch denselben merkwürdigen Temperaturereignissen ausgesetzt gewesen war und jetzt neben mir stand wie das weiße Lamm neben dem schwarzen. Ich war selbst betroffen über die Augenscheinlichkeit des Gegenbeweises und trat zögernd von meiner Hypothese zurück, glaubte jedoch an der Nothwendigkeit einer physikalischen Erklärung festhalten zu müssen. Ich fand die Sache jetzt noch komplizirter und räthselhafter und gab meine Meinung dahin ab, dieselbe werde sich wohl nur durch längeres Nachdenken ergründen lassen; deßhalb könne man nichts Besseres thun, als sich einstweilen mit der einfachen Konstatirung der Thatsache zufrieden zu geben. Hiezu war aber die forschende Mutter nicht gewillt. Sie hatte immer noch ein schmeichelhaftes Vertrauen in meine Sachkenntniß und ein alsbald eingeleitetes Frag- und Antwortspiel, das ich vergebens auf dem naturgeschichtlichen Gebiete festzuhalten suchte, brachte auch endlich die jeden Naturwunders entkleidete Wahrheit an den Tag.

Der junge Provinziale in der Hauptstadt.

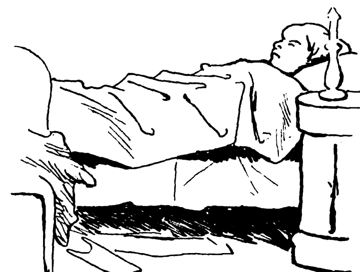
Originalzeichnungen von **Karl Koch**.



Kaum angekommen, sitzt er schon
Und schreibt an uns, der liebe Sohn.



Ermüdet geht er dann zur Ruh
Und schließt die lieben Aeuglein zu.



Träumt nur von schönen Engelein,
Das gute Kind, so tugendrein.



Früh ist er auf, macht sich bereit
Zu schauen all' die Herrlichkeit.



Kaum aus dem Hause, eilt er schnell
Zur Kneipe und zur Biermamsell.



Trifft, rasch entschlossen, seine Wahl,
Zieht froh nach einem Ballokal.



Tanzt mit den flinken Mägdelein,
Spart weder Sekt noch andern Wein.



Dann, ohne Geld, den Kopf voll Fusel,
Wankt er nach Haus in tiefem Dusel.



Verschläft den Tag, statt nun zu gehn,
Die große Stadt sich anzusehn.

Ich befand mich in einem zu bedauerlichen Zustand und mein dießmaliger Streich war von einer zu überwältigenden Größe und Neuheit, als daß er die Eltern zu einem gerechten Zorne hätte bringen können. Sie waren gleichsam eingeschüchtert und fanden kaum ein strafendes Wort. So kam ich denn ohne Buße davon und war seelenvergnügt. Die weiland Hechtgraue, an der mein Scharfsinn so gründlich zu Schanden geworden war, wurde der Wäscherin zur chemischen Behandlung übergeben. Als ich sie wiedersah, war sie zu einer einfachen Haus- und Werktagshose herabgesunken und aller Glanz war von ihr gewichen. Sie hatte jetzt einen entschiedenen Stich in's Gelbe, und wenn die Sonne darauf schien, antwortete sie wie ein Wasserfall mit Regenbogen. Sie hat auch bald das Zeitliche gesegnet.

Neue Fr. Pr.

Anekdoten und Witze.

„Recht einladend." In der in Ung.-Weißkirchen erscheinenden „Nera" lesen wir folgende Notiz: „Der in Wien um den Betrag von 1050 fl. angekaufte neue Todtenwagen ist nunmehr hier angekommen und wird nach kommissioneller Uebergabe in Betrieb gesetzt werden. Derselbe ist überaus elegant und recht einladend ausgestattet." Man erinnert sich da unwillkürlich jenes Sarghändlers, der auf die Frage, welcher Unterschied zwischen Metallsärgen und Holzsärgen eigentlich bestehe, gutmüthig antwortete: „Wissen S', die Metallsärge sind viel eleganter, aber die Holzsärge sind — gesünder!"

*

Schwer zu beantworten.

Kranker: Herr Doktor, was darf ich denn trinken?

Arzt: Trinken Sie Wein mit Wasser.

Kranker: Welche Weinhandlung würden Sie mir da empfehlen, Herr Doktor?

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Metall gegen Rosten und Anlaufen zu schützen: Um das Anlaufen versilberter, plattirter, neusilberner und dergleichen Gegenstände zu verhüten, trägt man einen Ueberzug von Kollodium mit einem elastischen Pinsel sehr sorgfältig auf, so daß alle Theile gleichmäßig überstrichen werden. Sind einzelne Stellen übersehen, so laufen sie in kurzer Zeit um so auffallender an. Es ist nicht rathsam, die Gegenstände mehr als einmal zu überpinseln. Der Erfinder dieses Verfahrens, Stroblberger in München, wendet das Kollodium so mit stärkstem Spiritus verdünnt an, wie die Photographen es gebrauchen. Die hiemit behandelten Gegenstände zeigen sich, nachdem sie ein Jahr lang im Schaufenster gelegen, noch schön weiß, ohne daß sie geputzt sind.

*

Petroleum: Bei Unglücksfällen, durch Umstoßen von Lampen u. s. w. darf man niemals versuchen, das brennende Petroleum durch Wasser auszulöschen. Als das beste Löschmittel wird nach den Versuchen der schweriner Feuerlöschverwaltung Sand und Salmiak empfohlen. Zum Löschen mit dem erstern benützt man einen besondern spritzenartigen Apparat, der eigentlich in jedem großen Magazin 2c. sich befinden sollte. Für kleinere Räume, namentlich für jede Häuslichkeit, ist das Vorräthighalten einer Flasche mit Salmiakgeist (Ammoniakflüssigkeit) um so mehr anzurathen, da derselbe das brennende Petroleum augenblicklich löscht und ja auch außerdem in mancherlei Weise nutzbar ist. Uebrigens sei noch darauf hingewiesen, daß die Befürchtungen, welche man an die Feuergefährlichkeit der Petroleumlampen knüpfte, sich als durchaus unbegründet erwiesen haben. Wirklich gefährlich ist nur ungereinigtes Petroleum.

*

Ein vorzüglicher Goldfirniß zum Ueberziehen von Goldleisten u. s. w.: Schellack 36 Thl., stärkster Spiritus oder Alkohol 60 Thl., Mastix 5 Thl., Alkohol 10 Thl., Sandarak 3 Thl., Alkohol 10 Thl., Gummigutt 5 Thl., Alkohol 10 Thl., Drachenblut 1 Thl., Alkohol 2 Thl., Sandelholz 3 Thl., Alkohol 10 Thl., Terpentin 3 Thl. in Alkohol 6 Thl.; nachdem alle angeführten Bestandtheile einzeln in der angegebenen Menge des Alkohols oder stärkstem Spiritus aufgelöst und dann durch Löschpapier geseiht worden, vermischt man diese Auflösungen in gelinder Wärme mit einander.

*

Schwarze Tinte zum Wäschezeichnen: 5 Thl. Silbersalpeter werden in 10 Thl. Salmiakgeist aufgelöst, dann 7 Thl. krystallisirtes kohlensaures Natron und 5 Thl. Gummiarabikum mit 12 Thl. destillirtem Wasser zusammengerieben, Alles zusammengemischt und gelinde erwärmt, bis die Flüssigkeit dunkelbraun und klar erscheint. Da man den Silbersalpeter nicht käuflich erhält, so muß man die Tinte in einer Apotheke machen lassen. Zu beachten ist, daß dieselbe giftig ist. Vor dem Gebrauch glättet man die Stelle mit einem Bügeleisen, stempelt dann auf und setzt die Zeichnung dem Sonnenlicht aus. Sobald die Tinte getrocknet ist, läßt sie sich weder auswaschen, noch verwischt oder bleicht sie.

*

Einen schwarzseidenen Schirm, der graue Staubstreifen bekommen, muß man vermittelst eines Schwämmchens mit Krauseminzwasser, verdünntem Essig oder mit Glycerin waschen und in letzterem Falle mit Wasser nachspülen. Auch mit Theewasser kann man versuchen. Sollten die Streifen zugleich fettig sein, so reibt man sie mit einem in Benzin getauchten Läppchen heraus.

Landwirthschaft.

Gegen den Kornwurm wird neuerdings Theer sehr empfohlen. Man soll, sobald man den Kornwurm spürt, nur ein paar alte Bretter in Theer tränken, dieselben auf den Kornboden stellen und dieß alljährlich von Zeit zu Zeit wiederholen. Außerdem hat man Luftdrainage am wirksamsten befunden. Es wurde jeder einzelne Kornhaufen drainirt, durch zehn Fuß von einander entfernte, neben einander laufende Drainstränge, deren Ausmündungen entweder geradezu mit den großen Luftröhren des Speichers in Verbindung standen oder aber durch einen Sammeldrain erst mit denselben in Verbindung gebracht wurden, so daß ein kalter Luftstrom in den Getraidehaufen gelangen und ihn fortwährend durchdringen konnte. Die Röhren hatten einen Zoll Lichtweite und waren auf Latten gelegt, um ihr Versinken zu verhindern. Binnen kurzer Zeit war der Kornwurm vertrieben und noch der weitere Vortheil erreicht, daß nun der Raum des Speichers viel besser benützt werden kann als früher, indem sehr hohe Kornhaufen auf einander geschichtet werden, die jedesmal in etwa dritthalb Fuß Höhe von einem Drainsystem durchzogen sind. Dadurch wird in dem Kornhaufen der Wärmegrad mit der äußern Luft in vollen Einklang gebracht, so daß jetzt weder das Korn verdirbt, noch der Kornwurm sein Dasein fristen kann.

Hausmedizin.

Man nehme als gutes Mittel gegen Zahnschmerz, falls nicht Ursachen vorhanden sind, welche Vorsicht erheischen, ein heißes Fußbad, schütze sich vor Erkältung, genieße keine bluterhitzenden Getränke oder würzige Speisen und sorge für tüchtige Abkühlung des Blutes durch Trinken von kaltem Wasser und kalten Abwaschungen und Abreibungen der Haut. Alle Aetzmittel, wie Kreosot, Nelkenöl und dergl., vermeide man durchaus, da sie entschieden nur die Zähne ruiniren.

*

Gegen Frostbeulen an den Händen oder auch anderen Körpertheilen gibt es zahlreiche Mittel, unter denen Petroleum, eine Mischung aus gleichen Theilen Zimmtwasser und reiner Salpetersäure, Jodtinktur und Tanninauflösung als die besten zu nennen sind. Die letztere kann man als Hausmittel sich selber bereiten: Zerstoßene Galläpfel 3 Thl. läßt man mit Regenwasser 16 Thl. in einem irdenen Topf eine Viertelstunde kochen, seiht dasselbe nach dem Erkalten durch Leinwand und legt zwei- bis dreimal im Tag ein in diese Flüssigkeit getauchtes Läppchen auf die Frostbeulen. Zu beachten ist, daß man die Flüssigkeit nicht mit der Wäsche in Berührung bringe, weil sie gelbe, schwer zu vertilgende Flecke verursacht. Schon nach zwei bis drei Tagen pflegen Geschwulst und Steifheit sich zu verlieren.

*

Kallus, auch Ueberbein, nennt man Ablagerungen harter, abgestorbener Haut, welche oft äußerst schmerzhaft sind und durch Druck und Reibung entstehen. Es leuchtet daher wohl leicht ein, daß dabei nur solches Schuhzeug getragen werden darf, welches dieß beides durchaus vermeidet — also weder zu eng, noch zu weit ist und besonders im sogenannten Spann durchaus festsitzt, doch ohne zu drücken. Falls die Anschwellung sehr empfindlich und schmerzhaft ist, muß man jeden Druck dadurch verhindern, daß man den obern Theil des Fußes mit einer aus Filz, Gummi oder dergleichen in Stärke des Ueberbeins hergestellten Kompresse belegt, aus welcher derjenige Raum herausgeschnitten ist, welchen das Ueberbein einnimmt, so daß letzteres ringsum von der Kompresse begrenzt wird, die vor jedem Druck schützt. Die Kompresse darf nicht zu groß sein, damit sie die Biegung des Gliedes nicht hindert, auch müssen dazu eigens die Stiefel eingerichtet und gearbeitet sein. Hienach pflegt die Schmerzhaftigkeit aller solcher Plagen, der Hühneraugen, Ballen u. s. w. oft schon von selbst nachzulassen. Um jedoch die Hautverhärtungen nun auch gründlich los zu werden, erweiche man dieselben recht häufig in heißem Wasser, beschneide sie behutsam mit einem scharfen Messer und lege ein erweichendes, auf dünnes Leder oder Leinwand gestrichenes Walratpflaster darüber.

Erfindungen.

Photographische Depeschen. Man berichtet aus Paris, daß die dortige Sicherheitsbehörde vor einigen Tagen Versuche mit einer neuen Erfindung angestellt hat, welche allen angehenden Mördern, Dieben, Defraudanten und sonstigen Spitzbuben sehr unangenehm werden dürfte. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um das Befördern von photographischen Bildnissen durch den elektrischen Draht in der Weise, daß gleichzeitig mit dem Steckbriefe die Photographie des Flüchtlings in alle Welt telegraphirt wird. Der Papierstreifen, welcher jetzt gewöhnlich die telegraphischen Zeichen oder Buchstaben empfängt, wird breiter geschnitten und nimmt das telegraphirte Porträt in der Größe eines silbernen Fünf-Frankenstücks auf; dasselbe erscheint als Umrißzeichnung, also ohne Schattirung, aber mit aller wünschenswerthen Schärfe und Treue. Am besten eignen sich daher zur telegraphischen Transmission photographische Aufnahmen in Profil. Der Versuch der pariser Polizeidirektion wurde in Gegenwart einer Kommission, an deren Spitze sich der Polizeipräfekt und der Chef des Sicherheitsbureau befanden, derart angestellt, daß das Profilbildniß des letzteren nach Lyon telegraphirt wurde. Nach einigen Minuten kündigte der Telegraph an, daß das Bild dieses fingirten Uebelthäters glücklich in Lyon angelangt sei, und auf Verlangen wurde dasselbe nach Paris zurücktelegraphirt, wo der Chef des Sicherheitsbureau das Vergnügen hatte, sein Konterfei unter den Schlägen des elektrischen Apparates auf dem Papier entstehen zu sehen. Gleich darauf telegraphirte der lyoner Polizeichef das Bild eines wirklichen Flüchtlings, eines Bankbeamten, der mit der Kasse durchgegangen war, und sein pariser Kollege konnte die Agenten, welche er sofort zum lyoner Bahnhof schickte, mit dem Porträt des Defraudanten versehen. Die zum Telegraphiren von Porträts dienenden Apparate sollen nun bei allen Präfekturen und Unterpräfekturen Frankreichs aufgestellt werden und dürften zum Aerger der bei der Sache „betheiligten Kreise" die Reise um die Welt machen. Die neue Erfindung hat übrigens auch bei den Inhabern der „Agences matrimoniales", jener Heirathsbureaux, welche sich zu einer wichtigen sozialen Institution der Seinestadt entwickelt haben, Aufsehen erregt. Welch' ein Fortschritt, einem ungeduldigen Heirathskandidaten das Bild einer reichen Erbin aus Amerika per Kabel zukommen lassen zu können!

*

Lebensrettung zur See. Ein Amerikaner Namens Nash ist nach der „Furniture Gazette" Erfinder eines vortrefflichen Plans, die gewöhnlichen Schiffsmöbel in Lebensrettungsapparate umzuwandeln, indem er einfach die Sessel mit Korksitzen versieht. Zwei Korklagen werden auf ein als Unterlage dienendes Brett befestigt, ein zweites wird darüber gelegt und Alles zusammen befestigt. Der Kork wird auf dem Wasser schwimmen und Personen, die sich an dem Sessel festhalten, über Wasser erhalten. Der Korksitz ist natürlich auch auf Stühle und andere Möbel anwendbar, welche dann immer schnell bei der Hand sind und in Rettungsapparate umgewandelt werden können. Die Erfindung könnte auch auf die langen Ruhebänke übertragen werden, welche in den Kajüten der Seedampfer gebräuchlich sind, so daß zwei oder drei derselben, aneinander gekettet, ein vortreffliches Floß bilden würden, welches in der Hälfte der Zeit angefertigt werden könnte, die nothwendig wäre, um ein solches aus Sparren herzustellen.

Gewerbliches.

Kupfernen Gegenständen eine schöne, haltbare Farbe zu geben. Das blanke Kupfer wird mit einer Lösung von Grünspan in Essig bestrichen, hierauf mit Zinkspänen bestreut, nach einigen Minuten abgewaschen und erwärmt. Auch auf Eisen, Silber und Gold entstehen diese wunderschönen, pfauenschweifähnlichen Ringe. Mit einem Zinkstifte kann man auf diese Weise hübsche Zeichnungen hervorbringen.

*

Exportbier wird gewöhnlich nicht nur mit Alkohol versetzt, sondern es wird ihm auch Glycerin zugefügt, um es wohlschmeckender zu machen und die Bitterkeit des Hopfens zu verdecken. Beides wird nur erreicht, wenn die Biere ganz hell und aus ungespundeten Lagerfässern abgefüllt sind. Immerhin ist aber hiebei zu berücksichtigen, daß Glycerin kein indifferentes (wirkungsloses) Mittel ist und auf manche Konstitution bei häufigem Genuß nachtheilig einwirken kann.

Küche.

Lake zum Einsalzen des Fleisches: Man schichte das Fleisch in einem Bottich und übergieße es mit einer Brühe aus 30 Thl. Kochsalz, 1 Thl. Salpeter und 2 Thl. weißem Zucker, aufgelöst nur in so viel Wasser, daß ein Ei darauf zu schwimmen vermag. Dieselbe wird durch Sieden in einem saubern eisernen Kessel hergestellt, gut abgeschäumt, und erst nachdem sie wieder kalt geworden, auf das Fleisch gegossen.

Militärisches.

In Chatam wurden am 12. Dezember Versuche mit einer neuen Flugmaschine gemacht, welche die Erfindung des Ingenieurkapitäns M. T. Sale ist. Sie hat den Zweck, bei Erforschung der Position eines feindlichen Lagers zur Nachtzeit in Anwendung gebracht zu werden. Die Maschine besteht aus einem leichten Rahmenwerk, bedeckt mit loser Leinwand, die mit Luft gefüllt wird und so die Maschine schwebend erhält. Wenn dieselbe einen gewissen Höhepunkt erreicht hat, wird ein mit Feuerkugeln gefüllter Fallschirm hinaufgehißt, der beim Erreichen der Maschine explodirt und die Feuerkugeln von sich wirft, wodurch das umliegende Terrain auf eine bedeutende Entfernung hin beleuchtet wird und auf diese Weise eine Armee bloßgestellt würde. Die bisherigen Versuche sind befriedigend ausgefallen.

Historische Gedenktage.

20. Dezember.

1715. Karl XII., König von Schweden, in Stralsund von den Dänen, Sachsen, Preußen und Russen stark belagert, entflieht in der Nacht in einem Nachen und begibt sich unter vielen Gefahren nach Schonen.

21. Dezember.

1140. Schlacht bei Weinsberg, der deutsche Kaiser Konrad III. (Hohenstaufe) siegt über den bayerischen Herzog Welf VI. — Die Weiber der belagerten Stadt Weinsberg, denen freier Abzug mit dem Besten auf dem Rücken gestattet wird, tragen ihre Männer hinaus.

22. Dezember.

1790. Die Russen unter Suwaroff erstürmen die türkische Festung Ismail (an der Donau in Bessarabien) mit einem schauderhaften Gemetzel.

23. Dezember.

1597. Martin Opitz, der Vater der neuern deutschen Dichtkunst, geehrt an vielen fürstlichen Höfen, — zu Bunzlau in Schlesien geboren.

25. Dezember.

1745. Friede zu Dresden, beendigt den zweiten schlesischen Krieg zwischen Preußen, Oesterreich und Sachsen; Friedrich der Große behält Schlesien.

26. Dezember.

1769. Ernst Moritz Arndt, Professor der Geschichte zu Bonn, freimüthiger und patriotischer deutscher Schriftsteller und Dichter, — geboren zu Schoritz auf Rügen.

27. Dezember.

1669. Kapitulation von Kandia; nach einer mehr als zwanzigjährigen Belagerung der Insel durch die Türken (zuletzt dem Großvezier Kyoperli) und einer der tapfersten Vertheidigungen, welche die Geschichte kennt, erhält die venetianische Besatzung ehrenvollen Abzug.

29. Dezember

1761 starb Elisabeth, regierende Kaiserin von Rußland, Tochter Peter des Großen. Durch die Verschwörung vom 6. Dezember 1740 auf den Thron gelangt, überließ sie die Staatsgeschäfte ihren Ministern und Günstlingen. Eine Gegnerin Friedrich's des Großen, hatte ihr Tod großen Einfluß auf die Beendigung des siebenjährigen Krieges. Zu ihrem Nachfolger hatte sie einen Enkel Peter des Großen, Peter III. (Herzog von Holstein-Gottorp) ernannt.

31. Dezember.

1813. Uebergang des Generals von Blücher mit der preußischen Armee über den Rhein bei Kaub, in der Neujahrsnacht.

1. Januar

1834 traten die preußisch-deutschen Zollvereine in's Leben.

2. Januar

1598 starb Zar Feodor I.; mit ihm erlosch Rurik's Stamm auf Rußlands Thron, und nach seines Bruders Demetrius Ermordung traten falsche Demetriusse auf, die fünfzehn Jahre lang durch innere Zerrüttung Rußland erschütterten.

3. Januar.

1823. Die Griechen unter Kolokotronis erobern die Hauptfestung Napoli de Romania durch Kapitulation; die türkische Besatzung wird nach Asien gebracht.

4. Januar

1786 starb Moses Mendelssohn, jüdischer Gelehrter und Philosoph, zu Berlin, Verfasser des „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele".

5. Januar.

1745. Jacques Etienne Montgolfier, Erfinder des Luftballons, zu Vidalontes-Annonai geboren.

6. Januar.

1521. Eröffnung des Reichstags zu Worms, der erste Reichstag des jungen Kaisers Karl V., auf welchen auch Luther vorgeladen wurde.

7. Januar.

1794. Justus Möser, Geheimer Justizrath, Nationalschriftsteller und Staatsrechtslehrer, zu Osnabrück gestorben.

8. Januar.

1545. Don Carlos, Infant von Spanien, König Philipp's II. Sohn — dessen tragisches Schicksal bekannt durch Schiller's Trauerspiel gleichen Namens — zu Valladolid geboren.

9. Januar.

1792. Friede zu Jassy, Ende des Krieges von 1787—1791 zwischen Rußland und der Pforte; Rußland erhält Oczakow und den Dniestr als Grenze.

11. Januar.

1634. Wallenstein legt dem versammelten Kriegsrath zu Pilsen seine Beschwerden gegen den Kaiser vor, und gewinnt die Obersten zum Theil für seine Absicht, die durch Unterzeichnung einer Schrift sich verpflichten, sich nicht von ihm trennen zu lassen.

12. Januar.

1745. Johann Heinrich Pestalozzi — pädagogischer Schriftsteller und edler Begründer einer eigenen Erziehungs- und Unterrichtsmethode, Vorsteher der Erziehungsanstalt zu Yverdun, — in Zürich geboren.

13. Januar.

1814. Die Preußen erstürmten in der vorhergegangenen Nacht das von den Franzosen vertheidigte Wittenberg. Dieser Waffenthat verdankte General von Tauentzien seine Ernennung zum Grafen Tauentzien von Wittenberg.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 207:

Gewohnheit geht vor Lernen.

Rösselsprung.

er-	die-	sei-	ger	strahl	ein	ü-	er
durch	fü-	be	haupt	mel	auf	du	raum
sel-	de	him-	nen	einz'-	berm	fin-	her-
ßer	dich	term	sel-	der	dich	mer-	grü-
un-	be	still	am	fuß	der-	mond	det
ße	her-	und	schein	get	fen-	ßest	däm-
zwi-	nen	gruß	ich	uns	durch	stei-	ster-
zens-	grü-	schen	sei-	nun	lein	im	mich

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 207:

Weiß.	Schwarz.
1) S. H 3 — F 4 † . . .	1) K. E 6 — E 5 oder A.
2) C 6 — C 7	2) Beliebig.
3) D., Th., S. oder C 7 nimmt B 8 D. setzt Matt.	

A.

1)	1) K. E 6 nimmt F 7.
2) D. E 6 nimmt G 6 †. .	2) K. F 7 — F 8.
3) S. setzt Matt.	

Räthsel.

Willst Du mein erstes Wort genießen,
Darfst Du die Augen nicht verschließen.
Mein Zweites sagt von einem Mann,
Daß es kein Anderer sein kann.
Vom Ganzen fühlst Du Dich erbeben,
Steht auf dem Spiele Tod und Leben.

Auflösung des Arithmogriphs Seite 207:

Gent.
Oberon.
Ebro.
Tuskulanum.
Hardenberg.
Erbse.
Goethe — Egmont.

Kleine Korrespondenz.

Frln. Ottilie R. in W. Das rührt jedenfalls von den schwerverdaulichen Speisen der Weihnachtsfeiertage her.

Hrn. W. Rov... in Köln. Wir wissen es nicht. Vielleicht kann einer unserer Leser darüber Auskunft geben, wo präparirtes photogr. Papier zum Kopiren fabrikmäßig bereitet zu erhalten ist.

Hrn. Karl Petr. in Saaz. Das Journal können wir nach diesem einen Bilde nicht angeben. B. Schlesinger in Stuttgart dürfte das Gewünschte haben.

Abonnent der Ill. Welt. Wenden Sie sich an den Hofgärtner Fintelmann in Potsdam.

Abonnent P. in E. Ein Buch gibt es darüber nicht, wohl aber Zeichnenvorlagen in jeder Papierhandlung, die Zeichnenuntensilien führt; in großer Auswahl bei Autenrieth in Stuttgart.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln, Rösselsprung, Charaden rc. sind uns zugegangen von: Frln. Amalie Winterlin, Erfurt; Emma Danzer, Brünn; Nini F., Görlitz; Fanny Richter, Stettin; Pauline Schanz, Breslau; Anna Grote, Perleberg; D. W., Kassel; Frau O. R., Teschen; R. Winkler, Berlin; Elise R., Mannheim; Hrn. Henry Jenewein, Manchester; Emil Fuge, Braunschweig; A. Lubinski, Lissa; Otto Karlberger, Graz; Ferd. Vögele, Kempten; Bruno Köhler, Dresden; M. O., Hamm, vielleicht später, vorläufig noch zu viel Vorrath; Mathias Blumenau, Preßburg; L. A. Chlytry, Trautenau; F. Meyer, Sorau; Th. Stark, Schwarzenbach.

Hrn. J. S. in A. Nicht ohne Anmuth. Der Frühling ist aber doch gar zu viel schon und auch auf dieselbe Art besungen. Versuchen Sie es mit etwas Anderem.

Saazer Abonnent. Durch die Leßhaft'schen Schreibehefte (Berlin, Winckelmann und Söhne), sehr billig.

Hrn. J. M. F. 47. Wir führen ja bei den Witzen nie einen Namen an und wollen nur nicht zu bekannte bringen. Anonyme Einsendungen an die Redaktion erregen dort stets Bedenken. Auf Sie jedoch kann das keine Anwendung finden. Dießmal theils zu bekannt, theils nicht ganz in unserem Ton.

Egydi-Tunnel. Ihre Anfrage Nr. 1 ist nicht ganz klar. So viel uns bekannt — nicht. Nr. 2: Ja, zu den gewöhnlichen Preisen.

Hrn. H. Ubrig. Nr. 1: Natürlich! so lang er lebt, ist er Eigenthümer und kann das Testament sogar jederzeit widerrufen. Thut er das nicht, so tritt es ja erst nach seinem Tod in Kraft. Nr. 2: Er lebt ja noch, wie es scheint.

Hrn. Fidelio in Montefiore. Das geht doch nicht an in einem Journal für Erwachsene.

St. St. in R. Mittel gegen rothe Nasen, etwa Salben und dergleichen, gibt es nicht; das verlangt eine ärztliche Untersuchung und Behandlung, und auch dieser widersteht die Röthe oft. Besten Dank, jedoch schon versehen.

Hrn. A. Gr. in Rosenheim. Ohne jede Dispensation erlaubt.

Hrn. E. H. in Altona. Im nächsten Jahrgang soll es geschehen.

Hrn. R. R. in Reichenberg. In „Oertzen, Handbuch der Oel- und Aquarellmalerei“ (Stuttgart, Neff) finden Sie darüber genauere Auskunft.

Aerztliche Korrespondenz. Hrn. H. G. in G. Die Symptome, welche Sie angeben: Herzklopfen, Schmerz in der Herzgegend, nebst anderweitigen Störungen der Darmfunktion, Beklemmung und Schlaflosigkeit rc. verlangen eine genaue physikalische Prüfung eines Arztes unter Berücksichtigung Ihrer Konstitution und Lebensweise. Nach dem Ergebnisse solcher Prüfung richtet sich die Behandlung. Es kann sein, daß es eine nervöse Affektion des Herzens, eine Erkältung, aber auch eine tieferliegende Ursache ist. Rathgeben läßt sich aus der Ferne nicht; geschehen muß aber Etwas.

Ein Abonnent. Reiben Sie den Kropf mit der in Apotheken befindlichen Kropf-(Jod-)Salbe ein. Wäre es aber nicht richtiger, den Kropf erst von einem Sachverständigen untersuchen zu lassen?

Hrn. G. H. in O. bei W. Fleißiges Waschen mit Seifenwasser, hinterher mit Wasser, worin Mandelkleie, Benzoetinktur, sowie Borax gelöst sind.

A. G. in P. Oefteres Ausschneiden, Betupfen mit Höllenstein, Vermeidung von Druck durch einen mit Pflasterstreifen befestigten Ring aus Gummi oder Feuerschwamm.

Abonnent H. in E. Ein „Mittelchen“ zur Beseitigung der Zerstreutheit und Gedächtnißschwäche kennen wir nicht. Lassen Sie sich die Unterleibskrankheit ärztlich behandeln; diese wird wohl die Ursache Ihrer geistigen Schwäche sein.

Abonnent in Nürnberg. Gäbe es ein Radikalmittel gegen Schreibekrampf, so könnte Vielen geholfen werden. Elektrizität hat selten Erfolg; die Operation des Sehnenschnitts hat in vielen Fällen das Uebel schnell beseitigt, wenn der Krampf nicht Folge bestehender Rückenmarksreizung ist.

Hrn. A. J. in N. und Hrn. J. B. in Hamburg. Bestreichen Sie die Frostbeulen mit einer Mischung aus 5 Decigramm Jod und 25 Gramm Kollodium oder reiben Sie eine Mischung aus 4 Gramm Perubalsam, 24 Gramm Hoffmann'schen Lebensbalsam und 30 Gramm kölnischem Wasser ein.

G. Kr. N. Zweimal Kaffee bei einem Herzfehler? Das paßt nicht zusammen. Der Arzt, welcher Ihnen die Diagnose gestellt hat, daß Sie Herzerweiterung, Klappenfehler und Verwachsung des Herzbeutels hätten, sollte Sie ohne Anweisung zu einer geeigneten, hier so unerläßlichen Diät gelassen haben? **Dr. Kl.**

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Seite 51. Diese Aufgabe wurde von mehreren Schachfreunden nach ihrer Ansicht korrekt mit T. G 2 — G 3 oder S. G 2 — G 4 gelöst. Allein diese Lösungen sind falsch, indem Schwarz in ersterem Falle mit D. H 4 — E 4, im andern Falle mit D. H 4 — E 1 das Matt für den zweiten Zug vereitelt.

Hrn. E. M. in Berlin. Sollten Sie bei Ihrer Aufstellung den Thurm A 5 übersehen haben? Sonst leuchtet es doch ein, daß in Aufgabe S. 51, wenn 1) L. B 8 — E 5 geschieht und Schwarz den Springer D 5 schlägt, Weiß mit 2) C 5 — C 6 Schach und Matt gibt.

Hrn. R. B. in Prag. Wir werden Ihrem Wunsche nach Mittheilung von Meisterpartieen zu entsprechen suchen. Ihre Anerkennung der Lloyd'schen Aufgabe entspricht dem Werthe derselben. Sie ist in der That ein Meisterstück.

Anfragen *).

33) Welches ist das beste Verfahren, um Knochen zu bleichen?
P. in E.

34) Wo ist C. Danckwerth's Landesbeschreibung von Schleswig-Holstein aus dem Jahre 1658 (Husum) und zu welchem Preise zu haben?
E. H.

35) Ein Zierschriftzeichner wünscht Rezepte zur Herstellung von Gold- und Silberschrift mitgetheilt.

36) Wie entfernt man allzuviel Lackglanz von Oelgemälden, ohne das Bild zu schädigen?
R. K.

Antworten.

Auf 23): Petroleumfässer verlieren durch Ausbrennen den Geruch vollständig und werden in Oberschlesien vielfach zum Einlegen von Kraut benützt, welches alsdann nicht den geringsten Beigeschmack besitzt.
Paul Flach.

Auf 30): Den unangenehmen Geruch der Kautschukflaschen, welchen diese darin aufbewahrten Flüssigkeiten mittheilen, entfernt man, indem man die Kautschukgegenstände mit einer Schicht thierischer Kohle (Knochenkohle) bedeckt und eine Weile erhitzt.
Dr. B.-R.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Wilhelm Wedemann's

Hundertfünfzig

Kinderlieder

mit Begleitung des Klaviers.
Eine Ergänzung zu jeder Klavierschule.
Zwölfte vermehrte u. verbesserte Aufl., herausgegeben von *Fr. Seidel.*
1877. 4. Geh. 4 M. 282
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

10 Lieblingsstücke für das Klavier,
leicht und mittelschwer, enthaltend die gesuchtesten Kompositionen von Badarzewska, Beethoven, Dussek, Kontsky, Lefebure-Wely, Leybach, Richards, Weber u. A., liefert gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages fco. **statt 9 Mk. 75 Pf. für nur 3 Mk. 50 Pf.**
Die ganze Sammlung, 20 Lieblingsstücke, für 7 Mk. 373
J. H. Robolsky in Leipzig.

Collection Litolff.
Durch jede Musikalienhandlung zu beziehen:
= Liederperlen. = 376
200 Lieder mit leichter Pianofortebegl. Pr. 3 Mk.
Vollst. Verlags-Katalog gratis und franko.
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Das Original-Meisterwerk (neueste Gratis-Ausgabe, ca. 130 Seiten Text) über:
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist unter dem Titel: 144
Der Haarschwund
erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig, Villa Bühligen.

Höchst beachtenswerth!

Ich offerire in meinem hiesigen Magazin und versende auf geneigte briefliche Bestellung sorgfältig gewählt folgende enorm billige Waaren:

	Mark
1 reizend garnirte Moiré-Schürze.	1
1 prachtvolles seid. Herren-Cachenez.	1
1/6 Dtz. feine weiße sd. Damenhalstüch.	1
1/4 „ feine coul. sd. Damenslipse	1
1/2 „ weiße lein. Kindertaschentüch.	1
1 „ große weiße Shirtingtaschent.	2
1 eleg. woll. Unterrock m. reiz. Bord.	2
1 lein. Tischdecke in gelb, grau od. roth	2
1 elegantes seidenes Herrentaschentuch	2
1 reiz. woll. Robe i. d. schönst. Dessins	3
1 dauerh. u. unverw. Gingham-Robe	3
1 prachtv., gr., reinwoll. Umschlaget.	3
1 vorzügl. gut. schw. Moiré-Unterrock	3
1 gute und durable Winterjacke	3
1 höchst feine, reinwoll. Tuch-Tischdecke	3
1 dazupass. Kommoden- u. 1 Nähtischd.	3
1/2 Dtzd. vorz. feine, reinlein. Taschent.	3
1/2 „ gute, kräftige, weiße Handt.	3
1/4 „ Servietten u. 1 großes Tischt.	3
1 schwer. Moiré-Rock in braun o. grau	4
1 wirklich elegante seidene Schürze	4
1 reizende Robe in Percale od. Piqué	4
1/6 Dtzd. fert. w. Herr.- od. Frauenhemd.	4
1 reiz. Robe in Jaconnet od. Barège	5
1 braune gestickte Tuch-Tischdecke	5
1/6 Dtz. weiße Waffelbettdeck. m. Franf.	5
1 Long-Châle i. schwer. schönst. Wolle	6
1 Moiré-Rock, fertig gem. u. reiz. garn.	6
1 schwere woll. Robe in Lama o. Plaids	6
1 gedieg. woll. Robe in Alpacca o. Rips	6
1 eleg. schwarz. Stepprock, reiz. besetzt	6
1 prachtv. Doublejacke i. schwerst. Stoff	6

Nicht konvenirende Waaren nehme bereitwilligst zurück. 221

Herrmann Hirsch,
Berlin, Große Friedrich-Straße 148.

Ehrende Anerkennungen meiner geschätzten Kunden:

Herrn Herrmann Hirsch, Berlin, Gr. Friedrichstr. 148.

Ihre Waaren sind zu meiner Zufriedenheit ausgefallen. Frau Kapitän G. von Petersen in Born. — Ihre Sendung hat wieder durch Geschmack, Auswahl und Güte der Stoffe sehr befriedigt. Adler, Pfarrer in Galma bei Lobenstein. — Ihre Sendung hat wieder gewaltigen Beifall gefunden. Ludwig Harraß, Instrumentenmacher, Groß-Breitenbach.
Weitere Briefe folgen.

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 298
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis.
Korrespondenz in Deutsch, Englisch und Französisch.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Soeben erschien:

Aus meinen Kadettenjahren.

Lose Blätter

von

Johannes van Dewall.

Mit 32 Illustrationen von O.

8. Elegant broschirt. Preis M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Mit einer seltenen Naturwahrheit und einem geradezu unübertrefflichen Humor erzählt der durch seine vielgelesenen Romane und Novellen rasch beliebt gewordene Autor das Leben im Kadettenkorps, ein Stück seiner eigenen Jugend.

Für alte und junge Kadetten wird dieses Büchlein einen Schatz bilden, einen Spiegel, in welchem sie sich selbst erblicken; aber auch von allgemeinem Interesse ist es. Die vielen zustimmenden Urtheile, welche auf die Veröffentlichung in „Ueber Land und Meer" hin von allen Seiten eingehen, liefern dafür den schlagendsten Beweis und geben dem Autor die Ueberzeugung, daß er den richtigen Ton angeschlagen hat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Accordion- und Harmonikafabrik
von Fr. Gessner, Magdeburg. 243
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

Feinsten hellfarbigen 371
Tafel-Honig
(prämiirt) à 9 Pfund mit ferner Blechbüchse und Franko-Zusendung M. 9,50.
C. Becker, Bienenzüchter, Louisendorf, Kreis Cleve.

= **Europas Weltgeschäft** =
C. W. Möller, Hoflief., Berlin, Alexanderstr. 40,
versendet das diessjährige grosse Musteralbum mit 372 Illustrationen gratis und franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 215

Klinik zur gründl. u. sichern Heilung von Reißen, Haut-, Frauen-, geheim. Krankheit., Schwäche, Nervenzerrütt. 2c. Dr. Rosenfeld, Berlin, Kochstr. 63. Auch brieflich. Prospekte gratis.

Wäschmandeln
(Drehrollen) besten Systems, von 140 M. an empfiehlt die Fabrik von 183
(H. 33.227 b.) Otto Ruppert, Chemnitz.

Beckner & Co., Braunschweig,
Holzbearbeitungsmaschinenfabrik,
empfehlen als Spezialitäten Bandsägen für Fuß-, Hand- und Dampfbetrieb (**prämiirt in Wien**), Kreis- und Decoupirsägen, Frais- und Bohrmaschinen, sowie **Laubsägen amerik. Modell.** Alles unter Garantie solider Ausführung und größter Leistungsfähigkeit. 377
Kataloge senden gratis.

Vilain & Co. Chemische Fabrik. **Berlin** W., Leipzigerstr. 107.
Spezialität
Mycothanaton
(Schwammtod),
seit 1861 von Behörden und Bautechnikern *erprobtes Mittel zur radikalen Vertreibung des* 236
Gebäudeschwammes.
Schutzmittel bei Neubauten, Präparat zur Holzimprägnirung. Bericht, Gebrauchsanweisung und Preis-Courant auf Wunsch gratis und franko.

Das in m. Familie u. tausend Fällen mit glücklichem Erfolg erprobte Wundwasser gegen **Salzfluß — alte Wunden — Aderbruch,** lindert in 24 Stunden Schmerz u. Geschwulst. 1 Flasche, 1 1/4 Pfd. Inhalt, heilt in 14 Tagen selbst **20—25 Jahre alte Schäden;** worüber ich viele Dankschreiben besitze, die ich gern, auf Verlangen, gegen 10 Pfennig-Marke einsende. Versandt mit Gebrauchsanweisung gegen 5 Mark Postanweisung oder Nachnahme.
336
Stauchitz in Sachsen,
Ripberger, Fabrikdirektor (chem. Apotheker).

In Denicke's Verlag (Berlin) erschien soeben, in allen Buchhandl. vorräthig: 372

Die neue Odyssee,

Tragikomische Irrfahrt durch moderne Culturgebiete

Euch, Freunden, diesen Humpen voll Humor,
Deß prickelndem und froh gemischtem Schaume
Auch Ernst entquillt, daß er die warme Thräne
Der Freude und der Wehmuth Euch entlock'!

von

Siegmey,

chromotypisch illustrirt von Duyffke

182 Seiten 10 Chromotyp.

broch. 3 Mark.

Alleiniger Fabrikant
von D. Hägerich's
Patent-Petroleum-Koch-Apparaten.
Alleinverkäufer für Süddeutschland, Sachsen und Reichslande von
E. van der Straten's
Patent-Gasheizöfen
(Comburateurs).
Alleinverkäufer von Dr. Zängerle's
Patent-Hydro-Petrollampen.
Fz. Hch. Schroeder,
Nürnberg, Maxthorgraben 45.
Preislisten und Prospekte franko und gratis. 260

Nur Aechte Prof. Dr. Sampson's **Coca** Präparate. Allein bei Dr. W. Strauß Mohren-Apoth. Mainz. 1 Schacht. oder 1 Flacon 3 R.Mk.
entfaltet die volle Wirksamkeit der Coca-Pflanze — aus dem vollkräftigen Extrakte der frischen Pflanze bereitet. — Ueber die von stetem Erfolg auch in schwersten Fällen gekrönte Anwendung der Coca-Pillen I. gegen Hals- und Brustleiden, der Coca-Pillen II. gegen Unterleibsleiden, Hämorrhoiden 2c., der Cocapillen III. gegen allgemeine und spezielle Nervenleiden und Schwächen, des Coca-Spiritus gegen Kopfgicht, Migraine 2c. belehrt eine populäre Schrift, gratis d. d. Mohren-apotheke in Mainz und deren Depôts-Apotheken: **Berlin:** G. O. Pflug, Louisenstr. 30; M. Kahnemann, Schwanen-Apoth., Spand. Str. 77. **Breslau:** S. G. Schwartz, Ohlauerstr. 21. **Dresden u. Magdeburg:** sämmtl. Apoth. **Königsberg i. P.:** A. Brüning. **Leipzig:** R. H. Paulcke z. Engel. **München:** C. Braun z. Rose. **Hamburg:** W. Richter. **Stuttgart:** Jahn & Seeger, Hirsch-Apotheke. **Wien:** C. Haubner z. Engel am Hof 6. **Zürich:** Strickler'sche Apotheke. **Bern:** A. Brunner. 354

NOW READY, NO. 1 OF THE YEAR 1877 OF

HALLBERGER'S

ILLUSTRATED MAGAZINE

FOUNDED BY

FERDINAND FREILIGRATH.

This Magazine—the only one published on the Continent—offers to the English reading public of Germany a choice collection from the best periodical literature of England and America, and affords all who wish to cultivate the English language, the cheapest and best opportunity of reading it in the current productions of the press.

☞ *Specially recommended to LADIES who read English.*

Subscriptions are received by all Booksellers and Post Offices.

On Application, No. 1 will be sent to any Person for Inspection by all respectable Booksellers.

PUBLISHED SEMI-MONTHLY. PRICE 50 PFENNIG.

STUTTGART: EDWARD HALLBERGER.

Kanarienvögel.
Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.
R. Maschke,
200 St. Andreasberg im Harz.

Kranken jeder Art kann aus voller Ueberzeugung die Anwendung des **tausendfach bewährten,** in **Dr. Airy's Naturheilmethode** beschriebenen Heilverfahrens empfohlen werden. Dieses jetzt in **68.** Auflage erschienene, 500 Seiten starke Buch kostet nur 1 M. und ist durch jede Buchhandlung oder direkt von **Richter's Verlags-Anstalt** in **Leipzig** zu beziehen.

Prächt. Salon-Zithern, geadert u. 30-saitig. nebst Schule zum Selbsterlernen für 18 Mark bei C. L. Steffen in Stettin. 327

Japan-Pflanze,
neu entdecktes garantirtes Mittel, *binnen* **14 Tagen** selbst auf ganz kahlen Stellen einen prachtvollen Vollbart zu bekommen, sogar junge Leute von 16 Jahren. Kahlköpfige erhalten neues, volles, üppiges Haar binnen 18 Tagen, und ist die Garantie derart sicher, daß bei Nichtwirkung das Geld ohne Anstand retour gegeben wird. Preis eines Paketes 2 und 3 M. Japanesisches Depôt, Praterstr. 16, Wien. 382

Inserate finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage die weiteste Verbreitung und werden **bei der Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig,** sowie bei allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. östr. W. = 75 Cents.

„Der Kapitalist",
Finanz- und Handelsblatt für Jedermann,
(Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger),

beginnt soeben *seinen* vierten Jahrgang und wird künftighin, auf vielfach geäusserten Wunsch der Abonnenten = **zweimal wöchentlich** = erscheinen. Dadurch sowohl, als durch die neue Einrichtung eines Kurstableaus, das von den hauptsächlichsten Werthpapieren = **sämmtliche Tageskurse** = nach *offiziellen* Quellen verzeichnen wird, soll das Blatt seinen Abonnenten das Halten eines der täglich erscheinenden Börsenblätter ersparen. — Ausser *einer* anerkannt guten, alphabetischen Zusammenstellung von Nachrichten und Notizen über die neuesten Vorgänge, betr. die einzelnen Staaten, Korporationen und Gesellschaften, bringt der «Kapitalist» bekanntlich auch *regelmässige* Wochenberichte, spezielle Leitartikel, Eisenbahn-Einnahmen, Auszahlungen etc., sowie endlich = **vollständige und zuverlässige Verloosungs-Tabellen.** = Diess Alles bei *zweimaligem* Erscheinen in der Woche zu dem billigen Preise von 3 M. vierteljährlich.
Man abonnire auf den Jahrgang 1877 des «Kapitalist» bei der **nächsten Buchhandlung** oder dem **nächsten Postamt.**



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 10. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von **Miß Braddon.**

Bearbeitet von **E. M. Vacano.**

(Fortsetzung.)

XVI.

Hermann's Flitterwochen schwinden ihm dahin wie ein seliger Traum. Das Leben, mit dem er abgeschlossen zu haben geglaubt, und das er nur mehr als einen mechanischen Prozeß betrachtet hatte — das Leben und die Jugend und das Glück feiern ihr Auferstehungsfest in seinem Herzen.

Edith's Gesellschaft ist ihm ein neuer, süßer, fremdartiger Genuß. Dieß reine Herz legt all' seine Schätze zu seinen Füßen nieder, dieß unschuldige Gemüth hat Tiefen, von denen er nichts geahnt hat und die zu ergründen sein Entzücken ist. Als ihr Verlobter hatte er den ganzen Reichthum ihrer Natur zu kennen geglaubt, als ihr Gatte entdeckt er eine neue Welt von Gedanken und Empfindungen, die das Mädchen vor ihm verborgen hatte.

Zu hell, zu schön, zu flüchtig sind jene ersten Tage ihrer Ehe, sie gleichen dem strahlenden Morgen, dem ein trüber Tag zu folgen pflegt — wenn sich das rosige Licht in Grau verwandelt — die Sonne verschwindet hinter dunklen Wolken.

Ihnen, den Glücklichen, kommt kein Gedanke an solchen Wechsel. Edith zweifelt nicht mehr an der Vollkommenheit ihres Glücks. Sie ist so stolz auf ihren Mann, so selig, wenn sie bei ihm sitzt, während er an seinem neuen Roman schreibt. Dann wendet sie den Blick nicht von dem ausdrucksvollen Gesicht, ihr ist, als habe auch sie einen Theil an seiner Arbeit, seinen Gedanken, seinem Talent.

In einem kleinen, schweizerischen Dorfe schreibt sie an Ruth — einen Brief voll überschwenglicher Freude — ein geschriebenes Jauchzen. Jeder Satz beginnt mit dem geliebten Namen: „Mein Hermann denkt. Mein Hermann hofft. Mein Hermann sagt", ein solcher Brief illustrirt die ganze Schwäche des Frauenherzens, aber auch seine ganze Schönheit.

Der Wonnemonat geht vorüber wie Alles auf Erden und die Neuvermählten beziehen ihr Haus in Fulham.

Neue Freuden erblühen ihnen — die stillen Freuden der Häuslichkeit. Vorerst gibt es viel zu ordnen, ganze Kisten mit Leinenzeug sind von Lochwithian geschickt und müssen ausgepackt werden, eine Menge Hochzeitsgeschenke sollen aufgestellt werden, so daß jedes zur Geltung kommt, und das ist keine leichte Aufgabe, denn manche dieser Gaben sind entsetzlich geschmacklos. So stört zum Beispiel eine französische Uhr — weiß und roth — das Auge auf das Empfindlichste in dem reizenden Salon mit dem blassen Grün und den zarten weißen Syringen — so duftig wie ein Bild von Greuze.

Edith ist entzückt von ihrem neuen Daheim. Die Villa, mit ihren geräumigen, luftigen Zimmern, ist ein Meisterwerk eleganter Einfachheit, die ganze Einrichtung ist in künstlerischem Styl gehalten. Das Speisezimmer, mit lichtgrauen Tapeten und Ebenholzmöbeln, ist durch eine Portière von Hermann's Studirzimmer getrennt. Hier reichen die Bücherstände bis zur Decke, der Schreibtisch, der Lehnsessel, ein kleiner Divan für Edith sind Kunstwerke ihrer Art. Porzellan, Glas, alle Haushaltungsgegenstände sind in Harmonie mit der Zimmereinrichtung. Die Bierkrüge sind etrurisch und der Theekessel ist so echt griechisch wie die Vase, aus der einst Antigone das Trankopfer über die Todten goß.

Die Mägde sind vom Hausagenten besorgt worden und sind als Muster von Rechtschaffenheit empfohlen. Die drei hübsch gekleideten jungen Frauenzimmer, deren gestärkte Mousselinschürzen das einzige Zeichen ihrer Dienstbarkeit ist, haben Herrn und Frau Westray bei ihrer Ankunft empfangen.

Für Edith beginnen die Pflichten der Hausfrau und alle kleinen Verdrießlichkeiten und Aergernisse, die damit verbunden sind.

Hermann gibt seiner jungen Frau zwanzig Pfund und ein Haushaltungsbuch in rothem Maroquin gebunden — ein wahres Muster von Eleganz.

„Die Rechnungen kannst Du immer wöchentlich zahlen," meint er, „damit wir genau wissen, wie unsere Finanzen stehen. Sind zwanzig Pfund für den Anfang genug, mein Herz?"

„O, Hermann, zwanzig Pfund müssen sehr weit reichen, zu Hause schien mir das immer eine große Summe und dort hatten wir zehn Dienstboten, nicht bloß drei. Freilich zahlte Papa die großen Rechnungen vieteljährlich und wir bekamen viele Lebensmittel aus unserer Meierei."

„Hier mußt Du Alles zahlen. In Bridgeled-Haus wächst nichts, nicht einmal ein Petersilienstengel, um die Butter zu schmücken."



Der Weg zum Glück. **Madame Westray behandelt die Frage des Mittagessens.** (S. 238.)

Hermann muß an diesem ersten Vormittag seine junge Frau allein lassen, er muß seinen Verleger aufsuchen, will im Klub vorsprechen und Verschiedenes besorgen; mit beklommenem Herzen nimmt Edith Abschied, sie sind ja seit ihrem Hochzeitstage keine Stunde getrennt gewesen, auch fühlt sie sich noch etwas unbehaglich in ihrer neuen Umgebung.

Nachdem sie eine Weile in der Vorhalle zum Fenster hinausgeschaut hat, ohne den Kohl- und Spargelbeeten in den gegenüber liegenden Gemüsegärten ein tieferes Interesse abzugewinnen, begibt sich Frau Westray in die Küche. Das Dienstpersonal ist gerade beim Gabelfrühstück versammelt, welches recht ausgiebiger Art zu sein scheint. Die Köchin wischt sich hastig den Mund ab und erhebt sich; sie sieht blühend aus und wohlgenährt; sie hat eine sinnliche Unterlippe und listige Augen.

Das Stubenmädchen und die Küchenmagd bleiben ruhig sitzen. Wie anders wurde Edith bewillkommt in der großen, alten Küche in Lochwithian, wo Köchin und Haushälterin zwanzig Jahre in der Familie gedient hatten und ihre junge Herrin anbeteten und die wallisischen Mägde lächelten und knixten wie beim Erscheinen einer Prinzessin.

Edith eröffnet die Verhandlung über das Mittagessen. „Um Zeit zu ersparen", ist die Köchin „so frei gewesen", den Speisezettel für die Küche zu bestimmen: einen kleinen Schweinsbraten und Aepfelklöße.

„Die Anderen essen gerne Schweinsbraten," sagt sie mit einem Ausdruck von Selbstverleugnung. Für die Herrschaft schlägt sie Fische, Schinken und Geflügel vor. „Fullas, der Spezereiwaarenhändler, hat ausgezeichneten Schinken, gnädige Frau, und dann könnte ich eine Aepfeltorte backen."

Dieses Menu hat für Edith nicht den Vorzug der Neuheit, gebratenes Geflügel haben sie fast täglich in den schweizerischen Hotels bekommen. Sie martert ihren Kopf in vergeblichen Versuchen, etwas Anderes zu ersinnen, aber Lammsschlegel und Kalbsfilets sind die einzigsten Dinge, die ihr einfallen und die eignen sich doch nicht für ein Mittagessen.

„Ich glaube, Mr. Westray würde etwas Wild lieben."

„Gnädige Frau könnten ja ein Paar Fasanen nach den Hühnern nehmen."

Vier geflügelte Geschöpfe, um zwei Personen zu sättigen!

„Ein Huhn und ein Fasan werden wohl hinreichend sein," meint die junge Hausfrau.

„Hinreichend vielleicht, aber es würde sich nicht schicken für einen Herrschaftstisch. Der Herr könnte vielleicht einen Freund mitbringen und da würde es sehr hungrig aussehen; und das wünschen Sie doch gewiß nicht, besonders gleich im Anfang."

„Nein, das wünsche ich nicht."

Der Wille der Köchin siegt und Edith sagt sich selbst, daß dieser erste Versuch kein gelungener war, und sie hat doch seit ihrem siebenzehnten Jahre das Haus ihres Vaters rühmlich geführt, alle Vorräthe ausgetheilt, die Rechnungen geführt, die Herrschaft über Alles in Händen gehabt.

Sie vergißt, wie groß der Unterschied ist zwischen ihren alten, ehrlichen, erprobten Dienstboten, denen das Gut ihres Herrn wie ihr eigenes ist, und die so ängstlich für das Wohlergehen der Herrschaft sind, als ob dasselbe Blut in ihren Adern flösse — und zwischen diesen schlauen londoner Mädchen, die jeden neuen Hausstand, in den sie aufgenommen werden, nur als eine Herberge betrachten, welche sie nach ihrem Belieben verlassen können, und die ihren Dienst nur als Mittel zum Zweck ansehen, nämlich, um gut zu leben, sich aufzuputzen und Abendvergnügungen zu genießen.

Nach ihrer Unterredung mit der Köchin inspizirt Edith die Speisekammer und die Vorrathskammer. In der letztern sind verschließbare Kästen für Leinenzeug und Spezereiwaaren. Diese sind überflüssig, denn der Spezereiwaarenhändler kommt alle Tage, um Bestellungen zu holen, und die Köchin versichert, daß es so am besten und billigsten ist.

„Die Sachen würden verderben, gnäd'ge Frau," fügt sie weise hinzu, „der Fluß ist zu nahe."

Das Stubenmädchen hatte eben vorher die Anwesenheit von Mäusen in der Speisekammer prophezeit und diese Befürchtung auch durch die Nähe des Flusses motivirt. — Edith lernt also die Gefahren der Themse für den Hausstand kennen.

Frau Westray theilt dann ihrem Dienstpersonal mit, daß sie die Absicht hat, alle Rechnungen wöchentlich zu zahlen; die Köchin findet es bequemer, halbjährlich abzurechnen, „wenn Sie aber wirklich wöchentlich zahlen wollen, gnäd'ge Frau," seufzt sie, „so muß ich ein paar kleine Rechnungen abliefern."

Hierauf werden eine Suppenterrine und eine Gemüseschüssel durchstöbert, und zwischen alten Briefen, Kupfergeld, Zwirnspulen, schmutzigen Krägen und verschiedenen anderen Gegenständen finden sich ein halb Dutzend zerknitterte, fettige Rechnungen. Aus diesen entdeckt Edith, daß die Woche vor ihrer Ankunft ziemlich kostspielig gewesen ist. Die drei jungen Frauenzimmer waren eingezogen, um das Haus zu reinigen, das indessen nie schmutzig gewesen war. Es findet sich eine kleine Nota vom Bäcker und ein mit Hieroglyphen bedecktes Papier vom Metzger, dessen ursprüngliche Unleserlichkeit noch durch Fett erhöht ist.

Edith entziffert mit Mühe, daß die Mägde drei Hammelsschultern und vier Schweinslendenbraten in dieser Einen Woche konsumirt, und daß sie ferner Kalbsleber und Nierenfett gebraucht haben. Die Rechnung des Spezereihändlers ist die erschreckendste, denn er ist ein Monopolist in seiner Art und verkauft außer Kolonialwaaren auch Schinken, Käse, Eier und Butter, Scheuerpapier, Weißblei, Baumöl, Ofenschwärze, Polirhandschuhe, Zündhölzchen, Wachskerzen, Besen, Bürsten und Schuhwichse. Die Ziffern für alle diese von dem Spezereihändler bereits bezogenen Sachen ergeben, zusammen addirt, eine geradezu haarsträubende Summe.

Sechs Pfund Speck sind für die vier durchsichtigen Speckschnitten, die sie zum Frühstück bekommen, eingekauft worden, über neun Pfund Gloucesterkäse sind für die Küche und ein halber Stilton für das Eßzimmer bestellt. Thee, Kaffee, Zucker, Reis und Tapioka im Verhältniß.

Beinahe die Hälfte von Hermann's zwanzig Pfund muß Edith an dem Vormittag ausgeben und sie hat noch die Befriedigung, von dem Hausmädchen zu vernehmen, daß ein Zuschuß von Besen, Bürsten und verschiedenen anderen Dingen absolut nothwendig, um das Haus genügend zu reinigen.

Nachdem all' diese häuslichen Geschäfte besorgt sind, geht Edith in ihre eigenen hübschen Zimmer hinauf und packt ihre Sachen aus. Da sie zu ihrer eigenen Bedienung kein Mädchen hat, so nimmt diese Arbeit eine lange Zeit in Anspruch. Endlich ist sie damit fertig und schreibt nun an Ruth.

„Du mußt mich bald besuchen, mein Liebling," schreibt sie, „das heißt, wenn der Doktor Dir die Reise erlaubt. Ich sehne mich so darnach, Dich zu sehen und Dir von Allem zu erzählen, — von unserer Schweizerreise und von Hermann, Du glaubst nicht, wie gut er ist, viel mehr noch als gut! Heute fühle ich mich etwas einsam in meiner neuen Heimat, Hermann mußte zur Stadt gehen wegen seines neuen Buches. Dann ist es so sonderbar, fremde Dienstboten zu sehen, nicht die freundlichen, alten Gesichter von Lochwithian. Ich habe für Alle Geschenke aus der Schweiz mitgebracht und werde sie in der Schachtel mit Deiner Uhr und dem Schmuckkästchen schicken; die Uhr ist von mir, das Kästchen von Hermann und seine eigene Wahl. Das Schnitzwert daran wird Dir gewiß gefallen."

Als der Brief abgeschickt war, wußte Edith nicht recht, was mit der Zeit anfangen, das Haus ist sehr hübsch, aber die Einrichtung ist zu neu, um sich recht gemüthlich darin zu fühlen: die Farben sind noch zu glänzend, die Draperieen zu frisch. Edith kann sich für's Erste noch nicht heimisch fühlen, und diese erste Trennung von Hermann erscheint ihr wie eine Prüfung. Um fünf Uhr Nachmittags hätte er doch fertig sein können, um sie zu einem Spaziergang abzuholen. Sie geht in den Garten, aber die Themse sieht trüb aus an diesem düstern Oktobertag. Das Surreyufer ist in Nebel gehüllt, hie und da scheint eine zu früh angezündete Gaslaterne traurig zwischen den kalten, grauen Häusern. Alles ist kalt und trübe. Sie geht den Kiespfad am Wasser auf und ab und schaut trübsinnig über die niedrige Planke auf eine große Menge Schlamm und wundert sich, daß ein so großer Theil dieses vielgepriesenen Stromes aus solch' dunklem, schleimigem Koth besteht, den Geruchs- und Gesichtsnerven gleich widerlich. Sie wird bald ihres Spaziergangs überdrüssig und flüchtet in Hermann's Bibliothek, wo ihr Wunsch, Zerstreuung zu finden, auch nicht mit vielem Erfolge gekrönt wird, denn sie findet nur eine Menge von Nachschlagebüchern, allerdings ausgezeichnet in ihrer Art, und jene klassischen Werke, die ihr natürlich bekannt sind. Edith nimmt einen Band von Goldsmith's „Weltbürger" und versucht zu lesen, aber ihre Gedanken schweifen von dem Buche ab und sie horcht, ob Hermann kommt.

Um halb Acht sollen sie speisen. Um Sechs bringt ihr das Hausmädchen eine Schale dünnen Thee mit einer Butterschnitte, aber diese Erfrischung belebt ihren müden Geist nur wenig und sie wird melancholisch an diesem ersten Tag in ihrer neuen Heimat.

Endlich, endlich, gerade als sie die Stiege hinunter kommt in ihrem einfachen Mittagskleid, wird das Thorschloß geöffnet und Hermann kommt. Frohes Willkommen, zärtliche Begrüßung wie nach sehr langer Trennung.

„Du siehst ja bleich und müde aus, mein Liebling," sagt er, als sie mit einander in die Bibliothek gehen. „Du hast Dich doch nicht mit häuslichen Arbeiten überanstrengt?"

„O nein, lieber Hermann, aber —"

„Aber was, mein Kind?"

„Der Tag war so lang, so trüb ohne Dich!"

„War er das?" ruft er aus, erfreut von dem Geständniß. „Ich hätte den ersten Tag nicht in die Stadt gehen sollen, aber ich mußte durchaus Standish wegen meinem Roman sprechen und hören, was er diese letzte Woche gemacht hat. Du gingst doch spazieren?"

„Allein, Hermann, in diesem fremden Ort?"

„Ah freilich, Du kennst die Gegend noch nicht. Es gibt hübsche Spaziergänge, Barnes Common ist nur eine halbe Stunde von hier und Wimbledon nicht viel weiter, nächste Woche werde ich Dir sie zeigen. Jetzt gehe ich die Hände zu waschen für's Diner. Ich habe nicht gefrühstückt, um unserem ersten Mittagessen im Daheim Ehre anthun zu können."

„Ich hoffe, daß das Essen gut sein wird, mein Freund; aber die Köchin ist sehr jung. Uebrigens scheint sie etwas zu verstehen und hat viel Selbstvertrauen."

Der Tisch in dem pompejanischen Zimmer sieht sehr einladend aus, mit dem zarten Glasgeschirr und dem alten, schweren Silber, des Gutsbesitzers Geschenk an seine Tochter. Das Essen selbst aber ist total mißlungen und Hermann's Aerger darüber ist größer, wie Edith es bei einem Dichter vermuthet haben würde.

Die Fische sind außen verbrannt und inwendig roh, die Hühner sind die ältesten und zähesten Vögel, die Hermann seit lange vorgekommen sind, und das Geflügel in der Schweiz zeichnete sich nicht immer durch Jugend aus; der Schinken ist roh, hart und versalzen; die Fasanen sind in einem Zustand, wo das Fleisch von den Knochen fällt; die Brodsauce ist wässerig, die Bratensauce schmeckt nur nach Fett und Pfeffer, die Mehlspeise ist ein bleierner Sarkophag, in dem einige halbrohe Aepfel bestattet sind.

Hermann's guter Appetit ist lange vor dem Ende des Mahles verdorben und er denkt mit Schmerzen an jene kleinen vorzüglichen Diners in seinem Klub. Wie einfach, wie billig waren die! Ein Weißling, goldgelb gebacken, den Schwanz im Munde — zartes Symbol der Ewigkeit! — und eine längliche Schnitte Lendenbraten, von einer Köchin zubereitet, die Braten zur Wissenschaft erhoben. Hermann ist nicht praktisch genug, um die Kosten seines ersten Mittagessens im eigenen Hause zu berechnen, das Resultat wäre nicht erfreulich gewesen.

Ein Diner im Klub würde unendlich viel ökonomischer sein, aber er könnte Edith nicht mitnehmen, und es ist überhaupt ein festgestelltes Prinzip in der britischen Anschauung, daß das Speisen außer dem Hause das Familienleben beeinträchtigt.

„Das Essen hat Dir nicht geschmeckt, mein Freund!" sagt Edith, als das Stubenmädchen, die äußerst langsam und gravitätisch einherschreitet, die letzten Brodkrumen vom Tisch entfernt hat und ihr aufmerksames Ohr nicht mehr das Gespräch ihrer Herrschaft belauschen kann.

„Es war ja auch Alles völlig ungenießbar, Edith, Du mußt es Deiner Köchin sagen, und wenn sie es nicht besser kann, muß sie fortgeschickt werden. Es wird genug gute Köchinnen geben."

Edith seufzt, der Anfang ist schlecht, wie gleichgültig auch an und für sich die Sache in ihren Augen ist. Hermann trinkt einige Gläser Claret, überwindet eine Neigung zu übler Laune und dann ziehen sie sich in das hübsche, kleine Lesezimmer zurück, wo ein helles Kaminfeuer brennt; vor diesem setzen sie sich einander vis-à-vis wie ein paar längst verheirathete Eheleute, und Edith ist wieder glücklich.

Sie reden fort und fort — ohne Ende scheint der Reichthum von Gedanken und Ideen, die sie auszutauschen haben. Hermann spricht seine Ansichten über alle möglichen Dinge aus, traumhafte Gedanken und Ansichten, manche davon herausgeputzt mit einem Gefühlsheiligenschein. Dann erzählt er seiner Frau von seinen heutigen Erlebnissen in der Stadt, den Leuten, die er getroffen, den Neuigkeiten, die er gehört hat, dieselben sind nicht immer erbaulicher Art.

„Es muß eine böse Welt sein, Hermann, von der Du im Klub hörst," sagt Edith, entsetzt darüber, daß A's. Frau mit einem „Queens Messenger" durchgegangen, daß ein Gerücht geht von einer Ehescheidung zwischen Mr. und Mrs. B., daß C., nachdem er drei Jahre lang ein großes Haus gemacht hat, jetzt in der Gantliste figurirt, und daß endlich D. verschwunden ist wegen einer unbekannten Fatalität — die Alles sein kann, von einer Liebelei bis zu einer Fälschung.

„Wir kennen aber keine bessere Welt, mein Kind," erwiedert er, „wir müssen mit ihr zufrieden sein so wie sie einmal ist — müssen ihr das Beste zu nehmen suchen, das Wenigste geben; ihr niemals trauen, wenig von ihrer Großmuth, nichts von ihrer Liebe hoffen und die sichere Ueberzeugung haben, daß Derjenige, der den größten Balken im eigenen Auge hat, der Erste sein wird, das Stäubchen in unserem zu entdecken. Ja, gewiß, es ist eine sündhafte Welt, und leider sind die größten Sünder darin die liebenswürdigsten Gesellschafter und die gefälligsten Freunde."

„Du meinst nicht, was Du sagst, Hermann," ruft sie ganz außer sich.

„Manches davon jedenfalls, mein Kind, aber ich will Deine unschuldige Seele nicht mit meinen von der Zeit verhärteten Ideen anstecken, die Welt ist ja schön genug, die glatte, liebenswürdige Welt, die dem Glücklichen lächelt. Verhüte Gott, daß Du je dieß Metall mit der Säure des Unglücks prüfen mögest und dann entdecken, wie das glänzende Gold zu Schlacke wird im Schmelztiegel des Elends."

Edith seufzt. Ihr junges Herz fröstelt bei dieser kalten Lebensweisheit; sie kennt ja nur Ruth's milde Anschauungen voll Hoffnungsfreudigkeit und Liebe.

„Wenn Du mir eine Tasse Thee geben könntest, Edith, so bringe ich vielleicht heute Abend noch ein oder zwei Kapitel fertig," sagt Hermann, nachdem er eine Weile träumerisch in das Kaminfeuer geblickt hat — es ist ihm süß am heimischen Herd zu sitzen, Edith neben ihm — sein eigenstes Eigenthum.

Die junge Frau ist glücklich über diesen Wunsch nach Thee, sie läutet und die Stubenmagd stolzirt herein mit dem Theekessel, dem antiken silbernen Theebrett und den hübschen Tassen.

Edith ist eifrig beschäftigt während der nächsten fünf Minuten und Hermann fährt fort zu träumen. Sein neues Buch muß Erfolg haben, das Entzücken seiner Frau über die Kapitel, die er ihr vorgelesen, ist ihm ein gutes Zeichen. Sein Schauspiel ist mit Begeisterung von Mrs. Brandreth und ihrer Gesellschaft aufgenommen und wartet nur auf das Siegel der öffentlichen Gunst. Das Leben lächelt ihm so freundlich wie noch nie. Er hat Myra seit seiner Rückkehr noch nicht gesehen, eine eigene Scheu, als verheiratheter Mann vor ihr zu erscheinen, hat ihn heute abgehalten, das Theater zu besuchen. Morgen will er hingehen oder an einem der nächsten Tage; freilich ist der Aufschub nicht vernünftig, denn die Proben haben schon begonnen und wie leicht kann eine Rolle verkehrt aufgefaßt werden. „Ich will an Myra schreiben, ihr meine Rückkehr melden und meine neue Adresse schicken." Er ist besorgt um sein Stück, aber es wäre ihm eine Erleichterung, wenn es gegeben werden könnte ohne Zusammenkunft zwischen ihm und Myra. „Kismet" ist der Name des Stückes, der Inhalt ist modern, fast tragödienhaft kräftig und insofern originell, als der Verfasser sich keiner Anleihe bei irgend Jemand bewußt ist.

Die Tasse Thee ist ausgezeichnet gut, und während er dieses geistklärende Getränk schlürft, vergißt Hermann das schlechte Mittagessen. Er spricht von seinem Buch, den einzelnen Charakteren und der furchtbaren Krisis, die jetzt — in der Mitte des dritten Bandes — zum Ausbruch kommt. Dann wird der Tisch abgedeckt, Hermann setzt sich zum Schreiben, Edith holt ihren Arbeitskorb und nimmt eine Stickerei; aber oft und oft

sinkt ihr dieselbe aus der Hand und ihre Augen ruhen auf den geliebten Zügen des Schreibenden. Sie fühlt keine Müdigkeit, und doch schlägt es schon zwei Uhr, als Hermann endlich aufblickt.

„Wie konnte ich Dir nur erlauben aufzubleiben, mein süßes Kind!“ ruft er bestürzt. „Da werden die Rosen auf Deinen Wangen bald verblühen.“

„Laß mich nur bleiben, Hermann,“ bittet sie, „ich bin so kindisch wie David Copperfield's Dara, ich wäre froh, wenn ich Dir die Federn halten könnte. Es ist so süß für mich, Dir zuzuschauen und mir einzubilden, ich könne, was Du dichtest, in Deinen Zügen lesen. Willst Du mir vorlesen, was Du jetzt geschrieben?“

„Heute nicht mehr,“ sagt er gähnend. Du kannst die Druckbögen lesen und mir die Fehler aufsuchen. Und jetzt, mein holdes Weib, laß mich sehen, ob Deine häusliche Gewandtheit so weit geht, mir einen Erfrischungstrank zu verschaffen.“

Die gehorsame Gattin fliegt in den Flaschenkeller und zum ersten Mal in ihrem Leben entkorkt sie eigenhändig eine Flasche Sodawasser.

XVII.

Die Proben von „Kismet“ haben bereits seit drei Wochen begonnen, als Hermann zum ersten Mal auf der schwach beleuchteten Bühne erscheint, wo die Schauspieler bemüht sind, seiner Schöpfung Leben und Gestalt zu geben.

Mrs. Brandreth ist gerade beschäftigt, sie spricht, ohne Buch, in jenen leisen, gedämpften Tönen, unter denen sie Gefühl und Leidenschaft verschließt, ihre großen Effekte — die Kraft und das Feuer und den Sturm der Leidenschaft für die Aufführung aufsparend. Vor dem ersten Abend einer Novität weiß Niemand, was „die Brandreth“ leisten wird — vielleicht sie selbst am wenigsten. Wie sehr sie auch Künstlerin ist, wie sorgfältig sie jede Rolle durchdenkt und durchstudirt — folgt sie bei der Darstellung ihrer Rolle doch den Eingebungen des Moments.

Jede Bewegung der anmuthigen Gestalt, des klassischen kleinen Kopfes ist mit Ueberlegung einstudirt worden, und doch, im letzten Augenblick brechen verborgene Flammen aus und sie elektrisirt die Mitspielenden durch einen unerwarteten Blick, eine Geste, die nur das wahre Genie eingeben kann.

Lord Carlswood sitzt rittlings auf einem Sessel, das Kinn auf die Lehne gestützt, es ist das fünfte Mal, daß er den „Kismet“-Proben beiwohnt. Da er Besitzer des Theaters ist, muß seine Gegenwart geduldet werden. Er blickt auf bei Hermann's Erscheinen und lächelt gedankenvoll mit einem raschen Blick auf Myra, die in diesem Augenblick, hochaufgerichtet, mit stolz erhobenem Haupt einen schwachen Liebhaber anklagt, der sie verlassen hat, der Liebe zu ihr im Herzen, diese Liebe weltlichem Vortheil opfert.

Der Lord blickt vom Verfasser auf die Schauspielerin und ist gespannt auf die Begegnung. Er hat sie nicht zusammen gesehen seit dem Tag in Askot, wo das offenbare Gefallen, das sie an einander hatten, ihn so verdrossen hatte. Seit lange schon ist er sicher, daß in Myra's Herzen mehr als Freundschaft für den Gespielen ihrer Jugend lebt, und die Ruhe, mit der sie Mr. Westray's Verheirathung vernommen hatte, war ihm überraschend gewesen, aber Frauen sind ja so schlau und haben solch' wunderbare Selbstbeherrschung, die Begegnung mit dem Treulosen ist ungleich schwerer. So denkt der edle Lord und wartet.

Der Akt schließt mit jenem Ausbruch Myra's. Trotz der zurückgehaltenen Leidenschaft ist in ihrer Stimme eine Kraft, in ihren Gesten eine Bedeutung, die die kleine Zuhörerschaft zauberhaft bannt und am Schluß einen stürmischen Applaus hervorruft.

Carlswood macht einige tiefsinnige Bemerkungen über die Ueberlegenheit solcher modernen Stücke über die „sogenannten klassischen“ und wendet sich dann begrüßend an Westray. Bei diesem Namen blickt Myra auf, sie ist so bleich von der stundenlangen Probe, daß selbst Carlswood's eifersüchtiges Auge nicht bemerkt, um wie viel tiefer die Blässe wird.

„Endlich,“ sagt Mrs. Brandreth, indem sie Hermann die Hand schüttelt, „ich glaubte schon, es müsse ein Anderer den ‚Kismet‘ geschrieben, und Sie nur gütigst Ihren Namen gegeben haben. Sie zeigen ja gar kein Interesse für das Stück?“

„Ich wußte es in den besten Händen.“

„Er hatte ‚geheirathet und war verhindert‘, ha, ha,“ lacht Lord Carlswood.

„Wie viel haben Sie von der Probe gehört?“

„Nur die letzten Reden. Sie werden prachtvoll in den Schlußszenen jenes Aktes sein. Guten Tag, Fräulein Belormond!“ fügt er hinzu in Erwiederung der holdseligen Grüße dieser jungen Dame.

„Wie gut Sie aussehen!“ sagt Myra mit einer herzlichen, unbefangenen Freundlichkeit, die ihn mit einem Mal von ihn gänzlich von den Befürchtungen in Bezug auf das Zusammentreffen mit ihr befreit.

„Die Schweiz hat Ihnen gut gethan. Sie sehen um zehn Jahre jünger aus als an jenem herrlichen Tag in Askot.“

„Und doch war ich sehr glücklich damals,“ sagt er, von ihrer Herzlichkeit gerührt.

Ein verheiratheter Mann hat solch' angenehmes Gefühl der Freiheit Damen gegenüber, er kann ungefährdet die süßesten Dinge sagen!

„Ich denke, wir setzen den dritten Akt für morgen an,“ unterbricht jetzt der Regisseur — ein Herr mit einer Brille und einer sorgenvollen, niedergedrückten Physiognomie, er sieht aus, als ob er die Lasten, die auf ihm ruhen, nicht zu tragen vermöchte.

„Ja wohl,“ antwortet ihm Myra. „Der erste und zweite Akt gehen ganz gut.“

Die Probe ist vorüber, aber die Schauspieler zögern noch, neugierig zu hören, was Hermann sagt, ohne übrigens die Absicht zu hegen, seine etwaigen Ansichten zu acceptiren, da sie bereits mit ihrer Auffassung des Schauspiels im Reinen sind.

Hermann und Myra reden über das Stück, Lord Carlswood schaukelt sich auf seinem Sessel und der Regisseur wandert zerstreut herum, nach allen Richtungen Fragen und Anordnungen schreiend. Hermann spricht mit Lebhaftigkeit über die Aufführung, macht allerlei Vorschläge, dabei aber immer sein unbegrenztes Vertrauen in Myra's Geschmack und Erfahrung betonend.

Nachdem sie lange über das Stück und nur über das Stück gesprochen haben, sagt Myra in leiserem Tone:

„Ich muß nicht vergessen, Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrer Verheirathung zu sagen. Ich sah Miß Morcombe eines Abends mit Ihnen, als wir ‚Hemlock‘ spielten. Sie haben Grund, stolz auf sie zu sein.“

„Ich bin stolz,“ ist Hermann's Antwort. „Sie ist ebenso gut wie sie schön ist.“

„Sie werden mich mit ihr bekannt machen, hoffe ich?“

„Mit dem größten Vergnügen,“ sagt Hermann schnell, obgleich er vor einer halben Stunde diese Bekanntschaft für die höchste Unvernunft gehalten haben würde. „Sie ist schon eine Ihrer begeistertsten Verehrerinnen, obgleich sie Sie nur ein einziges Mal gesehen hat.“

„Ich sah, wie sehr sie sich für Ihr Lustspiel interessirte, aber ich betrachtete das als Interesse für den Autor.“

„Sie wußten doch nicht —“

„Nein, aber ich sah.“

Nun erscheint Mr. Santo, der Dekorationsmaler, mit einer allerliebsten Skizze für die Dekoration im zweiten Akt.

Nichts kann vollkommener in seiner Art sein. Die Skizze stellt den Garten einer Villa in Nizza vor, im Hintergrunde das sonnenerleuchtete Meer, auf der einen Seite des Vordergrundes ein Flügel der Villa. Durch die offenen Fenster blickt man in einen wunderhübschen Salon. Mr. Santo's Arbeit erntet ungetheiltes Lob und dann geht Alles auseinander. Der Befehl für den folgenden Tag lautet:

„‚Kismet‘, dritter Akt, 11 Uhr. — Die Damen vom Ballet.“

Der letzte Satz bedeutet, daß in der letzten Szene des Stückes Gäste auf der Bühne aus und ein zu gehen haben. Mrs. Brandreth erzieht die jungen Damen ihres Ballets auf bewunderungswürdige Art.

Sie zeigt ihnen, wie sie sich zu gruppiren haben, lehrt ihnen die anmuthigsten Attituden, das Stehen und Gehen, und erlaubt ihnen nie das gedankenlose Anstarren des Publikums. In Bezug auf Handschuhe, Frisuren und Schuhe ist sie unerbittlich streng.

„Ich will keine Lippenpomade auf dem Theater gebraucht haben,“ spricht sie ernst. „Ihre Lippen sollen nicht aussehen, als ob das Scharlachfieber grassirte, und vor Allem, meine Damen, keine Haarnadelkünste!“

Dieser mysteriöse Ausdruck ist den jungen Mädchen sehr verständlich. Er bedeutet, daß der Gebrauch einer rauchgeschwärzten Haarnadel zur Erhöhung des Glanzes der Augen beim „Frivolity-Theater“ verboten ist.

Das Resultat dieser weisen Tyrannei ist ein glückliches. Gar lieblich und frisch sind die Gesichter in Mrs. Brandreth's Ballettkorps, und manches strebsame Mädchen lernt die Elemente wirklicher Schauspielkunst aus Myra's kluger Belehrung.

Hermann geht an diesem Tage völlig beruhigt nach Hause. Es ist ihm eine unendliche Erleichterung, daß Myra seine Heirath so ruhig hingenommen und sogar den Wunsch ausgesprochen hat, Edith kennen zu lernen.

„Es wäre schwer gewesen, die Beiden einander fernzuhalten, wenn ich fortfahre, für die ‚Frivolity‘ zu schreiben,“ denkt er. „Es scheint aber keine Gefahr zu sein, Myra wird vernünftig genug sein, meiner Frau keine vertraulichen Mittheilungen zu machen.“

Er denkt an sein Gespräch mit Edith am felsigen Abhange des Pennant, und er hat die Ueberzeugung, daß seine junge Frau sehr ungern die Bekanntschaft Derjenigen machen würde, die ihm vor Jahren die Treue gebrochen. Er verläßt sich aber auf Myra's Diskretion und möchte sie um keinen Preis vor einer Enthüllung der Vergangenheit warnen.

Nach drei Wochen unermüdlicher Arbeit findet die erste Aufführung von Hermann's Schauspiel statt. In der letzten Woche waren Früh und Abends Proben und die beiden Generalproben bei voller Beleuchtung und in vollem Kostüm.

Die Handlung des Schauspiels ist einfach genug, gewährt aber der Leidenschaft freien Spielraum. Estella Bond, ein Mädchen bescheidener Herkunft, ist mit Paul Mortmain, einem jungen Mann aus angesehener Familie, verlobt gewesen. Sie liebten einander grenzenlos und betrachteten sich als vom Schicksal für einander bestimmt. Der junge Mann wird plötzlich, durch eine Schwenkung von Fortuna's Rad, enorm reich. Ein weltkluger Rathgeber macht ihm klar, daß seine Braut für ihn, den Herrn der großen Mortmain'schen Güter, keine passende Gattin ist; er bricht mit ihr, nachdem er vorher durch eine bedeutende Schenkung ihre Unabhängigkeit gesichert hat. Sie erwirbt sich eine Erziehung, die sie auf die Bildungsstufe ihres treulosen Geliebten stellt, und dann schenkt sie die zwanzigtausend Pfund, die sie von ihm bekommen, an ein Asyl für dienstuntaugliche Erzieherinnen.

„Jetzt habe ich eine Erziehung, habe Kenntnisse,“ sagt sie, „jetzt kann ich den Kampf des Lebens allein ausfechten.“

Sie sucht eine Stelle als Gouvernante oder Gesellschafterin und kommt in letzterer Eigenschaft zu einer jungen Wittwe in Nizza.

Mrs. Wilding, ein liebliches, schwaches und redseliges Geschöpf, vertraut Estella sofort ihre Verlobung an. Der Glückliche ist — Paul Mortmain. Estella vermeidet auf das Aengstlichste jedes Zusammentreffen mit ihm, bis ein glücklicher Zufall sie beim Schlusse des zweiten Aktes plötzlich ihm gegenüber führt. Estella bricht in leidenschaftliche Anklage gegen seine Schwäche, seinen Eigennutz, seine scheinbare Großmuth aus. — Die zwanzigtausend Pfund hat sie verschenkt, „um die alten Tage solcher Frauen zu versüßen, welche die Werthlosigkeit der Liebe, die Hohlheit, die Schwüre eines Mannes genügend erkannt haben, um Arbeit, Mühe, Einsamkeit, Entbehrung, ja selbst Hunger der Bitterkeit einer getäuschten Hoffnung, eines gebrochenen Herzens vorzuziehen, welches glaubte und verrathen wurde!“

Eine Sturmflut von Zorn und Leidenschaft schüttet sie über das schamgebeugte Haupt ihres Geliebten; die lange Rede, nur zuweilen durch einen Ausruf von ihm unterbrochen, schwankt in allen Phasen der Liebe und der Heftigkeit, des Spottes, der Geringschätzung und der Zärtlichkeit — immer an Affekt steigernd bis zu den letzten Worten, mit denen sie ihm gebietet, sie zu verlassen, zu vergessen, daß er sie je geliebt und je verrathen, wie auch sie von dieser Stunde an seinen Namen und sein Bild aus ihrer Erinnerung löschen wird.

In dem Bau des Stückes mag wenig Bedeutendes sein, aber das alte Material des neunzehnten Jahrhunderts ist geschickt verwerthet, die Sprache ist kräftig und gewandt und die Darstellung hat das Gepräge des echten Talentes. Dieser zweite Akt verbürgt den Erfolg „Kismet's“.

„Ich hab's ja gesagt, das Ding packt,“ sagt Carlswood, seine Handschuhe betrachtend, die mitten durchgerissen in dem Beifallssturm, der Myra herausgerufen.

„Die Bursche haben es gerne, wenn zwei Frauen um einen Mann streiten, das schmeichelt der männlichen Selbstachtung.“

Im dritten Akt wirbt Paul Mortmain mit neuerwachter, glühender Liebe um das Weib, das er einst verlassen. Er ist seiner Bestimmung untreu gewesen, als er sich von ihr getrennt hat, seinen alten Glauben an Schicksalsfügung hat er noch behalten und seit dem Bruch mit Estella hat ihn sein Glücksstern verlassen. Sein liebstes Pferd hat ihn abgeworfen, eine schwere Krankheit hat ihn dem Tode nahe gebracht, alle seine Reichthümer haben ihm kein Glück gegeben. Er demüthigt sich jetzt vor dem Mädchen, das er einst geliebt, aber sie sagt ihm, daß die Liebe in ihr gestorben ist zugleich mit der Achtung vor ihm. Er ist ihr wie ein Fremder, an dem sie auf der Straße vorübergeht. Er soll nur die liebliche Wittwe heirathen, die ihn anbetet.

„Schmetterlinge lieben Blumen,“ sagt Paul, „ich würde gerade so gern vom Schmetterling geliebt sein wie von der Wittwe — ihr Gehirn muß ähnlicher Beschaffenheit sein.“

„Gegen mich haben Sie Unrecht gethan,“ sagt Estella. „Sie sollen nicht ihr auch Unrecht thun. Sie haben mir Ihr Wort gebrochen, ihr müssen Sie es halten; Ehre und Vernunft gebieten es. Kein Mensch kann zweimal unbestraft wortbrüchig sein.“

Estella verläßt ihn im Boudoir der Wittwe, dem Schauplatze dieses letzten Aktes.

Er setzt sich an Mrs. Wilding's Tisch und schreibt einen letzten Appell an seine alte Liebe, worin er ihr versichert, daß die lebenslustige Wittwe wohl flüchtig seine Phantasie beschäftigt, aber niemals sein Herz gefesselt habe.

Dieser Brief, in fliegender Hast geschrieben, ist auf dem Fließpapier abgedrückt.

Nachdem Paul das Zimmer verlassen, kommt Mrs. Wilding herein; ihren Schreibtisch in Unordnung findend, will sie denselben ordnen und findet nun auf dem Fließpapier die abgerissenen Sätze aus dem Briefe.

Sie versteckt diesen Beweis seiner Treulosigkeit, als Paul gleich darauf wieder hereintritt, seinen Brief in der Hand haltend, den ihm Estella uneröffnet zurückgeschickt hat. Sie selbst ist im Begriffe, nach England abzureisen.

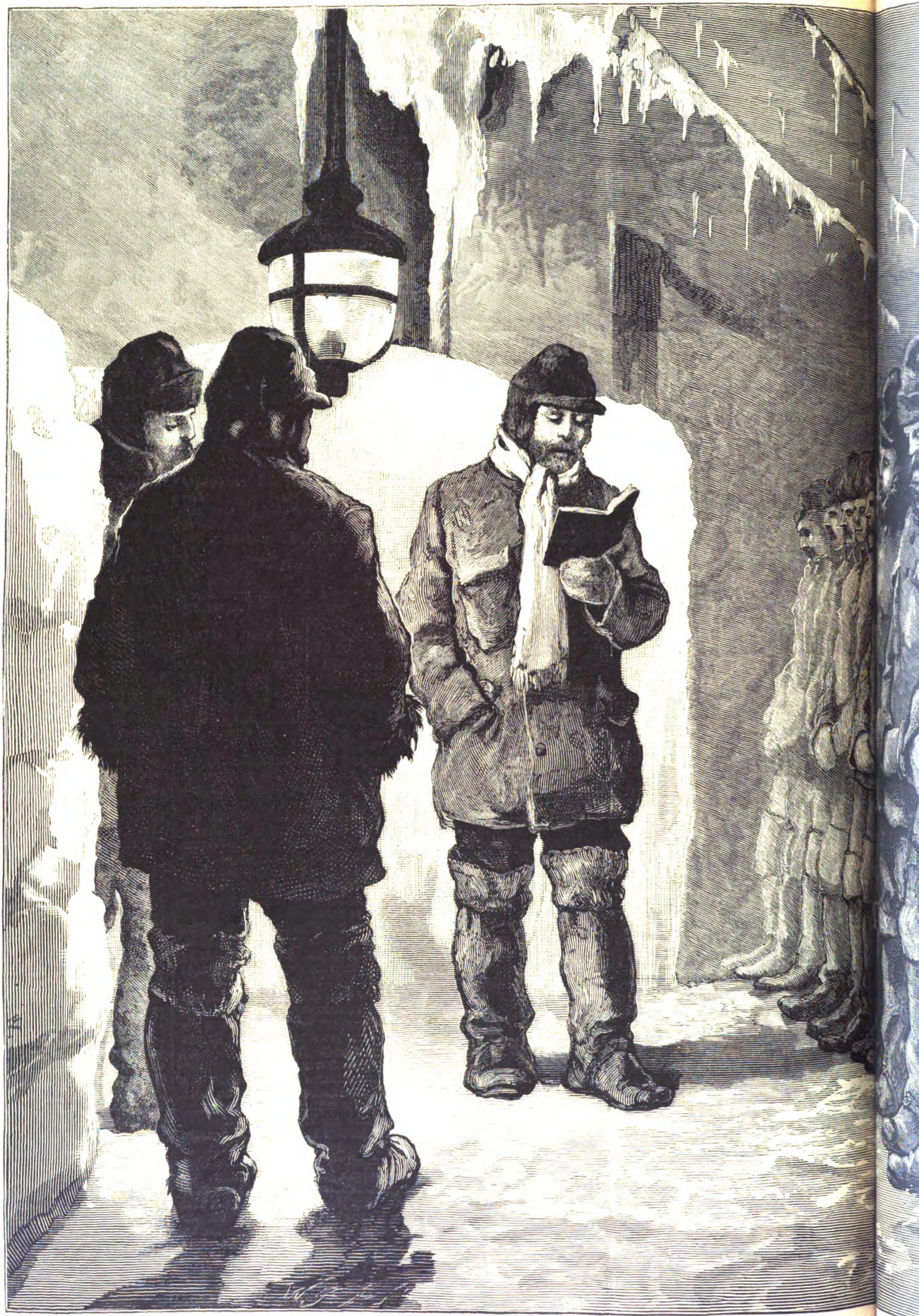
In seinem Zorn auf seine erste Liebe kehrt er zu seiner zweiten zurück. Er wirft sich zu Laura's Füßen, sagt ihr, daß er in ihrem sanften, unschuldigen Wesen den Balsam für eine alte Wunde gefunden hat, die zwar schmerzhaft, aber nicht unheilbar war — er bietet ihr die wässerige Zuneigung, die Männer, welche den ganzen Reichthum ihres Gefühls an irgend einen Abgott ihrer Jugend verschwendet haben, großmüthig der Tröstern ihrer reiferen Jahre zu Theil werden lassen; aber er thut das mit einem Feuer und einer Energie, die für echte Leidenschaft gelten könnten.

Estella hört ihm ruhig zu und dann zeigt sie ihm das Fließpapier. Von seiner Beschämung befriedigt, ist sie darauf großmüthig und weiblich genug, um ihm zu helfen.

„Estella liebt Sie,“ sagt sie, „ich errieth ihr Geheimniß an dem Tage, als Sie zusammentrafen — ich las es in ihrem Gesicht. Mein Verdacht war durch das ängstliche Ausweichen Estella's vor jeder Begegnung mit Ihnen angeregt, und ich — arrangirte jenes Zusammentreffen, um Sie Beide zu prüfen. In jenen wenigen Augenblicken des Erstaunens und der Aufregung sah ich genug, um zu wissen, daß ich nie Ihr Herz besessen, daß Estella es nie verloren.“

Darauf schlägt sie ihm eine kleine Komödie vor. Er soll vorgeben, ein Telegramm bekommen zu haben mit der Nachricht, daß er sein ganzes Vermögen, in Folge des Bankerotts einer Bank, verloren; daß er somit auf die Ausübung seines frühern prekären Berufs angewiesen ist — jetzt ohne seine früheren Verbindungen und seit langer Zeit aus aller Uebung.

Er setzt dieses Spiel mit Geschick in Szene, unterstützt



Von der englischen Nordpol-Expedition. **Sonntagmorgen an Bor[d] im Winter.**



...rt" im Winter. Zeichnung von W. H. Overend. (S. 243.)

den untergeordneten Persönlichkeiten, die das Stück beleben; Estella, bis zum letzten Moment hochmüthig, fest entschlossen, hört, in dem Augenblick als sie zum Bahnhof gehen will, daß ihr Geliebter ein Bettler ist, und daß Mrs. Wilding ihn verspottet und verhöhnt, sich über seinen Sturz freuend.

Diese unverdiente Demüthigung rührt sie mehr als Alles. In einem edlen Ausbruch der Leidenschaft wendet sie sich gegen Laura, klagt sie der Unweiblichkeit, der Lieblosigkeit an und wirft sich an Paul's Brust. Die Wittwe bricht nun in ein helles Gelächter aus und Estella erfährt, daß sie getäuscht worden.

So endet das Stück mit seinem lustspielartig geschürzten Knoten zur allgemeinen Befriedigung, und Mrs. Brandreth feiert einen jener seltenen Triumphe, die den Ruhm einer Schauspielerin begründen.

Edith und ihr Mann haben der Aufführung in der kleinen Bühnenloge beigewohnt, kein einziges Mal hat Hermann seine junge Frau verlassen, wie gespannt er auch auf das Urtheil der Schauspieler über den Erfolg jedes einzelnen Aktes sein mochte. Mit verhaltenem Athem, mit hochklopfendem Herzen hat Edith geschaut und gehört.

Es ist das erste Mal, daß sie bei einem Triumphe Hermann's gegenwärtig ist, und ihr Auge leuchtet und ihre Wange glüht, als der Vorhang fällt.

„Ich bin so froh, Hermann," sagt die süße, leise Stimme — sonst nichts.

„Gefällt Dir das Stück wirklich? Wie die Leute lärmen, aber diese ersten Aufführungen sind oft täuschend. Ein gewisser gutmüthiger Zug elektrisirt das Publikum, selbst die Kritiker applaudiren, und doch ist gewiß Mancher dabei, der nach Hause geht und das Stück zerreißt."

Lord Earlswood und Mr. Lyndhurst kommen jetzt in die Loge, um dem Verfasser ihre Glückwünsche zu bringen, und Hermann muß, gern oder ungern, Mr. Lyndhurst seiner Frau vorstellen.

„Verteufelt gut hat sich die kleine Walters heute Abend als Wittwe gemacht," sagt der Lord, „zum ersten Mal hat sie ihren Soubrettenton abgelegt. Die Brandreth hat ihr jeden Ton, jede Bewegung gelehrt — das Lachen im letzten Akt haben sie jeden Morgen eine Viertelstunde lang eingeübt."

„Wie geistreich muß Mrs. Brandreth sein und wie geduldig!" sagt Edith warm.

Sie ist der Schauspielerin dankbar, die Hermann geholfen hat, einen solchen Erfolg zu erringen.

Hamilton Lyndhurst betrachtet sie neugierig. Hermann ist gerade hinter die Coulissen gegangen, um, wie es seine Schuldigkeit ist, Myra Dank und Glückwunsch zu bringen.

„Ja, Mrs. Brandreth ist sehr geistvoll," stimmt Lyndhurst mit seiner ruhigen Stimme bei. „Eine der geistvollsten Frauen in London — eine Frau, deren Talent sich immer mehr entwickelt und die noch einmal der Welt irgend eine überraschende Probe dieses Talentes geben wird."

„Ich finde, daß sie es schon heute Abend gethan," erwiedert Edith; „welch' wunderbaren Geschmack hat sie in jeder Einzelheit gezeigt! Hermann hat wohl Grund, ihr dankbar zu sein."

„Das ist er auch gewiß und zwar im höchsten Grade. Jeder Autor ist dankbar. Es gibt kaum einen Theaterdirektor in London, auf dessen Tisch nicht Bierkrüge und Tafelaufsätze, von dankbaren Dramatikern gewidmet, prangen."

„Süperben Farbensinn, nicht wahr?" fragt Earlswood, noch immer Myra's Lob singend. „Nichts Störendes in Toiletten oder Draperieen."

„Perlgrau, opalschillernd, amaranth, primelgelb — lauter zarte Tinten, die an Leighton's Bilder erinnern," sagt Lyndhurst.

„Wie gefällt Ihnen die Moral in dem Stück Ihres Mannes, Mrs. Westray?" fragt Earlswood, „denn ich vermuthe, daß eine Moral darin ist."

„Es gibt keine Moral, weder groß noch klein, in der Iliade," sagt Mr. Lyndhurst, de Quincey citirend, „die größten literarischen Kunstwerke lehren keine Moral. Mr. Westray's Stück illustrirt nur eine allgemeine Wahrheit. Ein Mann kann nur einmal wirklich lieben, alles spätere Gefühl ist nur ein Abklatsch jener ersten, einzig echten Leidenschaft."

Eine leichte Wolke von Schmerz trübt einen Augenblick Edith's Gesicht.

„Ich glaube nicht, daß mein Mann Ihnen in diesem Punkte Recht geben würde, Mr. Lyndhurst," sagt sie ernst.

„Und doch hat er ‚Kismet' geschrieben, worin erste Liebe in den Himmel erhoben und eine zweite Neigung als Thorheit und Einbildung dargestellt wird," antwortet Lyndhurst; „ich will es Ihnen überlassen, Mrs. Westray, seine wirkliche Ansicht zu erforschen."

Edith hat ihm mit beunruhigtem Herzen zugehört. Hat ihr Hermann nicht mit lobenswerther Offenheit gestanden, daß er seine erste Liebe nicht ihr gegeben? Und in diesem Stücke, das er selbst geschrieben — und es kann ja sein, daß ein Mann unbewußt und ohne zu wollen, seine innerste Ueberzeugung durch seine Kunst offenbart — hat Hermann ihr gezeigt, daß erste Liebe unzerstörbar — unsterblich ist wie die Seele selbst, die sie mit ihrer göttlichen Flamme erleuchtet.

„Könnte ich je einen Andern lieben, wie ich ihn liebe?" fragt sie sich selbst. „Wenn wir morgen getrennt würden und ich ein halbes Jahrhundert ohne ihn leben müßte, würde je sein Bild erblassen, je sein Einfluß auf mein Leben geringer werden? Wahre Liebe kennt keine Zeit und keinen Wechsel."

Sie erinnert sich, daß Hermann jene erste Neigung als etwas Geringeres denn reine Liebe beschrieben hat. Das läßt der Hoffnung eine Thür offen.

Lord Earlswood zieht sich jetzt zurück und folgt Hermann in's Garderobezimmer.

Lyndhurst bleibt bei Edith, er versteht es, sich Frauen jeden Alters und jeder Stellung angenehm zu machen, und so unterhält sich auch Edith recht gut in ihrem viertelstündigen tête-à-tête. Er zeigt ihr die Notabilitäten unter den Zuschauern und weiß über Jeden etwas Amüsantes zu sagen. Seine Bemerkungen sind nicht immer gutmüthig, aber sie werden in einem Ton gesagt, der dem Spott den Stachel nimmt.

Edith hört ihm mit einem gewissen Interesse, aber nicht ohne einen Grad von Befangenheit zu. Er gehört zu jener neuen Welt, in die ihr Gatte sie geführt hat — einer Welt, wo des Menschen heiligste Gefühle und höchste moralische Eigenschaften nichts gelten; einer Welt, in der jeder Mann und jede Frau nur für das eigene, exklusive Wohl lebt und demzufolge jede Fähigkeit nur zu dem einen Zweck ausübt: persönliche Vortheile zu erreichen; einer Welt, in der jeder Reisende auf seinem eigenen Geleise nach seiner eigenen Endstation strebt und das Wohlergehen und die Bequemlichkeit aller übrigen Reisenden wie etwas betrachtet, das ihn nicht im geringsten kümmert — als einen Gegenstand, an dem Philanthropen ihren überflüssigen Thatendrang auslassen und durch den redelustige Aufwiegler sich bemerkbar machen können.

Hermann kommt in die Loge zurück, freudestrahlend. Die Schauspieler sind entzückt von dem Abend und finden den Erfolg noch glänzender als denjenigen „Hemlock's".

„Nächste Woche bekommst Du Deinen Viktoriawagen," flüstert er.

Wagen oder kein Wagen ist eine oft erörterte Frage zwischen den Eheleuten. Hermann sieht es ungern, daß seine Frau eine Annehmlichkeit entbehrt, an die sie immer gewöhnt gewesen; Edith hingegen will gerne eine vernünftige, sparsame Frau sein und spricht dagegen. Sie fühlt, daß ihr Hausstand kostspieliger ist, als er sein sollte, und scheut diese neue Ausgabe für Hermann.

Der glückliche Verfasser ist so mit sich und der Welt zufrieden, daß er seinen einstigen Vorsatz, Mr. Lyndhurst's Bekanntschaft nach seiner Verheirathung fallen zu lassen, ganz vergißt und diesen Herrn zum Speisen einladet.

„Kommen Sie morgen, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, ich habe Mrs. Brandreth gebeten. Sie sehnt sich danach, Dich kennen zu lernen, Edith, morgen wird's Dir ja recht sein, nicht wahr, Liebling?"

„Aber morgen ist Sonntag, Hermann."

„Freilich. Sonntag ist der einzige Tag, an dem sie zu uns kommen kann. Ich hoffe, daß Deine Köchin im Stande sein wird, uns ein eßbares Mahl zu bereiten — oder es wäre am Ende besser, zum ‚Stern' zu gehen. Die Fahrt dorthin wäre hübsch, nicht wahr, Lyndhurst?"

„Ja, jedenfalls zum ‚Stern', damit wir nicht Mrs. Westray so viel Mühe machen. Lassen Sie uns das Diner gemeinschaftlich besorgen, Westray, und einige Leute dazu bitten. Die kleine Walters ist ein lustiges Ding, eine höchst ehrenwerthe junge Dame, Mrs. Westray — und dann Earlswood. Er würde toben, wenn man ihn ausschlöße, da die Brandreth kommt."

„Ich habe Earlswood schon gebeten. Er kommt auf jeden Fall."

Edith wendet sich an ihren Mann mit jenem ernsten Blick, der bei ihrer ersten Begegnung Eindruck auf ihn gemacht hatte — einen Ausdruck, den er damals als Charakterfestigkeit bezeichnet hatte.

„Ich werde sehr glücklich sein, Deine Freunde in unserem eigenen Hause zu empfangen, wenn es auch Sonntag ist, lieber Hermann," sagt sie, „aber ich gehe nicht an einem Sonntag Abend in's Hotel zum Speisen."

„Ist da ein Unterschied, Mrs. Westray?" fragt Lyndhurst. „Auf dem Lande liebt man die sozialen Haarspaltereien. Uebrigens betrachte ich es, für meinen Theil, als eine größere Ehre, bei Ihnen im eigenen Hause zu speisen, als irgendwo anders."

„Abgemacht also. Morgen um sieben Uhr, Lyndhurst. Kennen Sie Bridgeled-Haus?"

„Vollkommen."

„Wir sind beinahe Nachbarn?"

„Mit einem Steinwurf erreichbar."

Mr. Lyndhurst begleitet Mrs. Westray an ihren Wagen und schaut ihr nach.

„Sie erinnert mich an Klarisse Harlowe," spricht er vor sich hin, während er auf seinen Wagen wartet, „sie ist um ein Jahrhundert hinter der heutigen Welt zurück, aber sie ist das einzige frische, unbefleckte, reine, vollkommene Wesen, das ich je getroffen. Für solch' ein Weib könnte ich tugendhaft werden und die weltlichen Freuden fliehen."

„Ich wollte, wir könnten die Sonntagsgesellschaften vermeiden, Hermann," sagt Edith sanft, als sie nach Hause fahren.

„Das können wir aber nicht, solange wir in civilisirter Gesellschaft leben."

Die Flitterwochen sind vorüber und der Gatte antwortet mit ehelicher Autorität.

„Montag gehen wir nach Long-acre und wählen Deinen Wagen, mein Herzblatt," sagt er lustig, sie umfassend.

„Du bist so gut, Hermann, aber ich kann den Wagen wirklich entbehren."

„Ich kann die Ausgabe gut bestreiten. ‚Kismet's' Erfolg bringt mir Hunderte ein."

„Hermann," fragt sie in gleichgültigem Tone, „was für eine Moral ist eigentlich in ‚Kismet'?"

„Moral, mein Kind! Ich glaube, es hat gar keine."

„Aber es scheint beweisen zu wollen, Hermann, daß ein Mann nur einmal lieben kann. Paul glaubt sich von seiner ersten Liebe geheilt und das Ende zeigt dann, daß erste Liebe Schicksalsbestimmung ist."

„Natürlich, wenn es echte Liebe ist, wie die meinige für Dich."

„Aber ich bin nicht Deine erste Liebe, Hermann, das hast Du mir ja selbst gestanden."

„Ich habe Dir gestanden, daß Du nicht das erste Weib warst, das meine Augen entzückte, nicht das erste Weib, dem ich meine Huldigungen dargebracht — aber Du bist die Erste, die ich wahr und echt geliebt habe."

„Bist Du dessen ganz sicher, Geliebter?"

„Ganz sicher. So sicher wie ich bin, daß Du einen Wagen bekommen kannst und mußt, und daß jenes elende Frauenzimmer, das sich eine Köchin nennt, uns morgen das Essen verdirbt."

XVIII.

Hermann's Prophezeihung in Bezug auf das Mittagessen trifft leider ein.

Jane, die Köchin, ist nicht entlassen worden, wie er es gewünscht hat. Sie ist eine junge Person aus anständiger Familie, scheint gutmüthig und diensteifrig. Bei jeder Anspielung auf Kündigung hat sie geweint und an Edith's weiches Herz appellirt. Sie hat in kläglichstem Ton erklärt, daß kein früherer Gebieter jemals über ihre Kochkunst Beschwerde geführt, und hat die Schuld aller ihrer Vergehen auf den stummen Sünder, den Küchenherd, gewälzt. Niemand — nicht die vollendetste Köchin mit einem Jahreslohne von siebenzig Pfund, könnte ein anständiges Mittagessen auf solchem Herd bereiten. Der Herd besitzt eine wahrhaft dämonische Inkonsequenz, er bratet den Schlegel bis zur Asche und das Geflügel läßt er halb roh. Er schickt steinharte Kartoffeln hinauf und verwandelt Blumenkohl in einen wässerigen Brei; er trocknet Maccaroni zu Spänen, gewährt aber nicht hinreichende Hitze, um ein paar Fische zu backen.

Jane erklärt unter Thränen, daß der Herd an ihrem Gemüthe nage, daß sie nicht schlafen könne wegen ihm. Die Küchenmagd, die zufälligerweise Jane's Cousine ist, unterstützt deren Behauptungen.

„Diese offenen Herde taugen nichts, gnädige Frau," sagt sie, „man sieht sie auch fast nirgends, seitdem man die Sparherde hat."

Edith benachrichtigt demzufolge ihren Mann, daß sie wohl leider einen neuen Herd nothwendig anschaffen müssen, obgleich sie sich innerlich wundert, daß doch auf dem großen offenen Herde in Lochwithian Alles immer so gut gerathen.

Hermann, der sich niemals Sorge um häusliche Kleinigkeiten macht, bestellt einen Sparherd, und mit vielem Schmutz und vieler Unordnung im Küchendepartement wird die gewünschte Verbesserung getroffen. Aber leider führt dieselbe keine Verbesserung der Speisen herbei, nach wie vor sind die Kartoffeln steinhart, der Blumenkohl breiig und die Fische schwimmen roh in einer fettigen Sauce. Edith wagt einen leisen Vorwurf, da wischt Jane mit dem Zipfel ihrer weißen Schürze über ihre Augen und schluchzt, daß kein Herr so schwer zu befriedigen sei, wie Mr. Westray.

„Aber der Fisch war wirklich nicht fertig, Jane. Ich versuchte selbst davon zu essen, aber es war nicht möglich."

„So ein neuer Herd, gnädige Frau, ist immer etwas wetterwendisch. Später wird es schon besser gehen, das heißt, wenn es wirklich die rechte Sorte ist. Mir scheint er nicht so ganz besonders."

Glücklicherweise sind die Sonntagsgäste des Westray'schen Ehepaares keine Leute, die großen Werth darauf legen, ob ihr Essen gut, schlecht oder mittelmäßig ist. Lord Earlswood ist gänzlich ohne gastronomischen Geschmack; Hamilton Lyndhurst versteht sich allerdings auf die feinsten Schattirungen in der kulinarischen Kunst, wenn er aber einem schlecht zubereiteten Mahle gegenübersitzt, so vermag er seinen Appetit insoferne zu regeln, daß er sich für den Augenblick mit dem Flügel eines Huhnes und einer Semmel sättigt und den eigentlichen Eßprozeß für den folgenden Tag aufspart; Mrs. Brandreth ist viel zu geistig, um auf Tafelfreuden Werth zu legen, und Barkly Tollemy, der dramatische Kritiker, genießt Alles, was ihm an Essen und Trinken vorgesetzt wird, mit der ihm charakteristischen Heiterkeit.

Myra war noch nie so reizend wie bei dieser Gelegenheit. In ihrem Wesen ist eine Ruhe, eine Vornehmheit, die man gewöhnlich nicht bei einer Schauspielerin findet, oder wenigstens nicht sucht. Sie trägt ein schwarzes Sammetkleid, bis zum Halse geschlossen, mit Manschetten und Halskrause aus echten Spitzen, weiße Perlen sind ihr einziger Schmuck. In diesem Anzuge nimmt sich die schöne aristokratische Erscheinung wunderbar vortheilhaft aus, und Edith findet sie noch viel hübscher als den Abend vorher in der grellen Beleuchtung der Bühne.

Die beiden Frauen unterhalten sich ganz gut mit einander, obgleich sie wenig gemeinsame Interessen und Ansichten haben. Sie reden von Hermann's dramatischen Werken, den früheren, jetzigen und zukünftigen. Aber von der Vergangenheit — von den sonnigen Jugendtagen, als sie und Hermann Spielgefährten und Freunde und endlich Brautleute waren, — redet Myra nicht. Zeit genug, von jener unvergeßlichen Vergangenheit zu reden, wenn die Stunde für solche Offenbarung herangereift ist.

Heut Abend wird ihr diese Zurückhaltung als taktvolle Diskretion ausgelegt, jede Reminiscenz aus seinen Jünglingsjahren wäre Hermann peinlich gewesen.

Kein Detail dieses kleinen Hausstandes entgeht Mrs. Brandreth's beobachtendem Auge. Das schlecht gekochte Essen, die langsame Bedienung, die die Qual noch verlängert, befriedigen ihr zürnendes Herz, denn sie sieht Hermann's Aerger und sie weiß, daß solch' kleinliche Unannehmlichkeiten zuweilen stark genug sind, die Bande der Liebe zu lockern.

Sie sieht Edith's verzweiflungsvollen Blick, als beim Tranchiren des Truthahns das Fleisch in Krumen von den Knochen

fällt, als ob derselbe auf einem Eßtisch in Pompeji aufgefunden wäre und an der Luft in Staub zerfiele. Sie sieht all' die kleinen Verstöße, die den Mann ärgern, sieht die geheime Unruhe der Frau und weiß, daß die Flitterwochen ihres Lebens vorüber sind.

„Thörichte Menschen," denkt sie, „wenn sie in einem Gasthaus wohnten und table d'hôte speisten, so könnten sie noch zehn Jahre hindurch wie die Turteltauben leben, aber Dienstboten und schlechte Wirthschaft werden sie sicherer einander entfremden, als es falsche Freunde zu thun vermöchten."

Nachdem das Mahl überstanden ist, wird das Gespräch der Herren lebhafter und der Abend gestaltet sich ganz angenehm. Mr. Tollemy philosophirt in einer Art, die Hermann entzückt und Edith erstaunt und verwirrt. Wo, in jener Region abstrakten Denkens, in die Mr. Tollemy nach seinem zweiten Glas Chambertin aufsteigt, findet sich ein Platz für jenen einfachen Glauben, der das Leben — und die ferne Welt jenseits des Lebens — ihren Gedanken so lieb, ihrem Verständniß so klar und leicht und gut gemacht hat? Sie weiß, daß Mr. Tollemy ausgezeichnet spricht und daß Hermann und er einander verstehen, aber wenn sie ihnen zu folgen versucht, fühlt sie sich wie verirrt in einem schattigen Gehölz, wo unreine Dinge unter dem Gestrüpp lauern und jeden Augenblick auf sie springen können.

Lyndhurst versucht sie zu unterhalten, aber es gelingt ihm nicht. Sie hört, was Hermann spricht. In ihrer Zerstreutheit vergißt sie, daß es an ihr ist, vom Tisch aufzustehen, bis sie den Ausdruck von Abgespanntheit auf Myra's Gesicht sieht und an ihre Hausfrauenpflicht erinnert wird.

Die beiden Damen begeben sich in den Salon, wo zahlreiche Kerzen lustig funkeln, und wo es eine Menge von Photographieen, alterthümlichem Porzellan und Blumen zu bewundern gibt.

Wieder reden sie von Hermann und dramatischen Werken. Dann setzt sich Edith an den offenen Flügel und spielt ein geistliches Lied von Mendelssohn mit vielem Verständniß.

Mrs. Brandreth erwiedert auf Edith's Aufforderung zu singen, daß sie keine geistlichen Lieder kenne und sie nicht durch den Vortrag einer französischen Ballade oder eines deutschen Studentenliedes verletzen wolle.

Edith schweigt, aber als die Herren bald darauf erscheinen, bestürmt Lord Carlswood Myra, die berühmte Ballade von Chaumont: «La première feuille» zu singen, und da Hermann in sein Bitten einstimmt, so entschuldigt sich Myra bei Edith und singt jenes entzückende Lied.

Die Herren lassen sie nicht vom Klavier aufstehen und sie singt „Was ist des Deutschen Vaterland" mit einer Verve und einem Schwung, die ihre Zuhörer entzückt. Mr. Tollemy's grauer Kopf wackelt vor lauter Begeisterung hin und her und die vier Herren stimmen im Chor ein:

„O nein, o nein, o nein,
Sein Vaterland muß größer sein!"

Als Myra vom Flügel aufgestanden, setzt Hamilton Lyndhurst sich ungebeten auf ihren Platz und singt ein Liebeslied von Shelley im schönsten Bariton, den Edith jemals gehört. Gesang ist Mr. Lyndhurst's einzige Gabe und die besitzt er zur Vollkommenheit. Es gibt wohl wenig Sänger von Profession, die solchen Rivalen nicht fürchten würden.

Als die tiefe, wundervolle Stimme jene süßen, traurigen Worte singt, vergißt Edith, daß es Sonntag und daß Shelley ein Barde ist, der in den Gesangbüchern kaum einen Platz finden würde.

Lyndhurst blickt in das schöne, ernste Antlitz und sieht den entzückten Ausdruck, der zeigt, wie groß ihre Empfänglichkeit für die Schönheit der Musik ist.

„Für Sie will ich etwas Besseres singen, Mrs. Westray," spricht er und singt den „Fels der Ewigkeit" in einer Art, wie dieses herrliche Lied wohl noch nie in einem Salon gesungen ward, er singt es mit religiösem Feuer, mit einer Glut der Empfindung, die eine Flut von Thränen in Edith's Augen ruft. Sie wendet sich ab, um ihr Gesicht zu verbergen, und er lächelt, indem er sich über den Flügel beugt, und die Schlußakkorde klingen leise und weich und hinsterbend. Nicht eine Note will er heute mehr singen, obgleich Myra ihn um ein Lied von Blumenthal bestürmt.

„Ein Trost ist da," spricht er zu sich selbst, „ihr ist beizukommen."

Es ist schon nach Mitternacht, als die Gäste fortgehen, und als Hermann in den Salon zurückkehrt, findet er Edith mit gedankenvollem Gesicht am Flügel stehend.

„Lieber Hermann," fängt sie an, und die Stimme hat ein leises Zittern, „ich muß Dich bitten, keine Sonntagsgesellschaften mehr zu geben. In Lochwithian ging ich immer zum Abendgottesdienst und ich möchte hier dasselbe thun. Ist es Dir sehr unangenehm, wenn wir Sonntags um Sechs speisen und unsere Freunde an anderen Tagen einladen?"

Hermann zuckt die Achseln. Er sieht, daß seine Frau es sehr ernst meint. Der Starrsinn, den er einst gefürchtet, kommt schon zum Vorschein. Er erinnert sich an das, was Dewrance sagte über den Mangel an Sympathie zwischen ihnen, und er hat ein unbehagliches Gefühl, daß sie sich auf der Schwelle ihres ersten Streites befinden.

„Mein liebes Kind," sagt er, „mir das Recht nehmen wollen, meine Freunde an Sonntagen bei mir zu sehen, heißt, mich von einigen meiner angenehmsten Bekannten trennen. Tollemy, zum Beispiel, ist einer der geistreichsten Leute, die ich kenne, und ein unschätzbarer Verbündeter. Du wirst sehen, wie ‚Kismet' morgen von ihm besprochen wird. Sonntag ist der einzige Tag, an dem Tollemy mit seinen Freunden speisen mag, in der Woche zieht er es vor, in seinem Klub zu sein."

„Und sollen wir den Sonntag entheiligen, weil Mr. Tollemy an dem Tag auswärts speisen mag und weil er Dein Stück loben wird? Heißt das nicht, sein Lob um den Preis eines Unrechts kaufen?"

„Ich bin nicht in Glasgow erzogen und habe nicht solche kirchliche Neigungen," antwortet Hermann, bleich vor Zorn. „Und was Tollemy anbelangt, so weißt Du nicht, was Du sprichst. Er ist ein Mann, dessen Gesellschaft überall gesucht wird und der mir eine Ehre erweist, wenn er mit einem schlechten Mittagessen bei mir vorlieb nimmt. Beiläufig gesagt, Edith, wenn Du willst, daß ich zu Hause speise, so muß das Frauenzimmer morgen fort."

„Wenn ich will, daß Du zu Hause speist. Hermann, wie kannst Du das sagen? Es ist doch nicht so viel, um das ich bitte — nur daß wir keine Gesellschaften am Sonntag geben. Wenn ich heute an die stillen Abende in Lochwithian dachte, an die kleine Kirche, die ernste, andächtige Gemeinde, die freundliche Stimme des Predigers mit seinem Glauben und seiner Zuversicht, mit Allem, was so hell und gut in der Religion ist — und dann hörte, wie Du und Mr. Tollemy über das Buch sprecht, in dem das Christenthum als Fabel dargestellt wird, da war mir, als ob ich aus einer glücklichen, gottesfürchtigen Welt in eine Gesellschaft von Ungläubigen und Heiden gefallen wäre!"

„Meine liebe Edith, wenn Du Dich mehr um das Essen und weniger um die Konversation nach dem Essen kümmern wolltest, so wärest Du eine bessere Frau für einen Literaten, der noch seinen Weg in der Welt zu machen hat," antwortet Hermann, das Gähnen unterdrückend, indem er seine Kerze anzündet.

(Fortsetzung folgt.)

Nordpolreisen.

(Bilder S. 240 und 241 und 244.)

In Heft 7 haben wir von der letzten vortrefflich ausgestatteten englischen Nordpolexpedition der beiden Schiffe „Discovery" und „Alert" berichtet.

Wir sind heut im Stande, unseren Lesern ein ergreifendes Bild des Expeditionslebens dort oben, fern von der Menschheit, mitten in dem grauenhaften Winter, der dort Alles tödtet, vorzuführen: einen Sonntagsgottesdienst an Bord des „Alert".

Die monatelange Winternacht lagert auf der Eiswüste und schlägt nicht allein das physische Leben in Banden, sie sucht auch den Geist abzustumpfen und zu lähmen, und es bedarf großer Energie und mannigfacher Hülfsmittel und Anregungen, um sich klar und hoffnungsfrisch zu erhalten. Die kühnen Leute, welche im Interesse der Wissenschaft ihr Leben hier auf's Spiel setzten, hatten eine kleine Bibliothek mitbekommen, Bände von Zeitschriften, Erzählungen, Unterhaltendes und Belehrendes mancherlei Art, und in den Zwischenpausen, welche die nicht unbedeutende Tagesarbeit des Lüftens, Reinigens, Kochens, Heizens, Waschens, Trocknens, Ausbesserns der Geräthe und Vorbereitung für die Reisezeit ihnen ließ, wurde fleißig gelesen und über das Gelesene disputirt. Zuletzt wurden bestimmte Stunden des Tages der Lektüre, dem gegenseitigen Unterrichten und dem Plaudern gewidmet, es stellte sich ein geistig sehr bewegtes Leben unter diesen rauhen Männern ein, und auch dem religiösen Bedürfniß wurde mit großer Pünktlichkeit sein Recht eingeräumt.

Jeden Sonntag Morgen ertönten die Klänge einer kleinen Glocke, die Mannschaft stieg sauber gewaschen und in ihren besten Kleidern hinaus auf das Verdeck, wo die zeltartige Lederbedeckung unter dem fußhohen Schnee schwer herniederhing, und durch alle Ritzen und Spalten lange Eiszapfen hindurchdrangen; hier war eine Art Windfang und Allerheiligstes zugleich durch eine mannshohe Schneewand gebildet. Dorthinein leuchtete eine große Laterne, das war die Kirche. An dieser Wand stand der Kapitän, der Arzt und der Naturforscher, und hier aus diesem Schneewinkel heraus las der Kapitän den Leuten allsonntäglich ein Kapitel aus der Bibel.

Das weltverlassene Häuflein Menschen hatte wohl Grund, den Schöpfer zu bitten, sie zu bewahren vor all' den Uebeln, die sie umlauern, und sie wieder heimzuführen zu ihrem Vaterlande, wo eine glückliche Sonne zu einem heitern Dasein leuchtet, wo die Erde wie ein Paradies Frucht und Freude spendet im Vergleich zu dieser schauerlichen Oede, die sie hier umgab.

Unser zweites Bild zeigt an einem Sommermorgen sein Boot des „Alert" auf der Bärenjagd. Der alte Bär war leicht zu schießen gewesen, da er keine Idee von Feuerwaffen hatte und ruhig das sich nähernde Wunderding von Boot anstarrte, bis ihn plötzlich die todbringende Kugel traf; ein schweres Geschäft ist es jetzt, den jungen Bären zu fangen, der den alten durch Lecken wieder glaubt auf die Beine bringen zu können. Die Jäger aber waren geschickt, die Schlinge traf, und ehe das verdutzte Thier sich zur Wehre setzen konnte, befand es sich geknebelt im Boot und machte den Weg zum „Alert" jedenfalls zum ersten Mal in seinem Leben mitten im Wasser, ohne naß zu werden. Der „Alert" brachte den Eisbären wohlerhalten mit nach New-York und später nach London.

Der Holzschuh.

Eine Musikantengeschichte

von

Rosenthal-Bonin.

I.

In den schattigen Parkwegen der Villa Lutetia bei Paris, welche im Jahre 1832 einen großen Ruf als Maison de santé hatte, ging im Frühling dieses Jahres ein Mann spazieren, dessen Aeußeres unter Tausenden sofort aufgefallen wäre. Es war eine mittelgroße, sehr magere Gestalt mit langen Armen, von schlaffer, nachlässiger Haltung, eine Gestalt, von der man glauben würde, daß sie einem erschöpften, schwer Leidenden angehörte. Erhob aber diese Person den Kopf, so war der Eindruck ein völlig anderer. Dunkle, wild lebensprühende Augen schauten aus einem spitzen, scharfen Antlitz hervor, und üppige, lange schwarze Haare fielen wie eine Menge züngelnder Schlangen über eine bedeutende, klare, charaktervolle Stirn herab. In diesem Gesicht lag etwas wie eine unzerstörbare Jugendkraft, ein wahrhaft dämonisch wildes Jugendfeuer und eine ganz außergewöhnliche Energie. Plötzlich drehte sich der nachdenklich Wandelnde auf das Geräusch von Schritten, die hinter ihm erschallten, sehr schnell um.

„Nur nicht nachdenken, Maestro Paganini!" rief ihm der Ankommende, ein wohlgenährter, beweglicher Mann, jovial zu, „nur nicht nachdenken! Faulheit, verehrter Maestro, aber recht große, gediegene, göttliche Faulheit — dieß ist — in unserem schönen stillen Park hier — das einzige Heilmittel für unsern allverehrten Paganini."

„Mag sein, Doktor," entgegnete der Italiener — unser einsamer Wanderer war nämlich niemand Anderes, als der weltberühmte Geigenspieler — sehr kurz und kühl; „aber die Sache zieht sich unendlich in die Länge. Als ich nach dem Fieber, das mich impertinenterweise gerade mitten in der Saison packte, auf den Wunsch des Doktor Berrol in Ihr Haus zog, versicherte mir dieser, ein Aufenthalt von einem Monat würde mich vollkommen wiederherstellen. Jetzt bin ich drei Monate hier und ich fühle mich noch immer erschöpft und nicht fieberfrei, brauche hier eine schwere Summe Geld und verdiene nichts."

„O, verehrter Maestro, immer das Geld, immer das Geld!" warf der Doktor lachend ein. „Ein Geigenstrich Ihres Wunderarmes zaubert Ihnen ja ein wahres Peru in Ihren Geldbeutel; Sie haben sich schon Villen und Landgüter in einer Woche ergeigt und klagen jetzt über eine Unterbrechung, die Ihnen nur neue Kräfte zu Ihrer Zauberei herbeischaffen soll."

„Wann meinen Sie, Doktor, daß ich wieder konzertiren kann?" fragte gleichmäßig ernst und trocken Paganini.

„Vor Herbst ganz sicher nicht," versetzte der Doktor. „Es beginnt auch jetzt bald die Reisesaison. Paris wird leer und Sie werden doch nicht durch Ihre Geige den Gesundheitszustand unserer guten Stadt in Mißkredit bringen wollen — denn mindestens zehntausend Badereisen unterbleiben sofort, wenn Sie jetzt wieder Ihr Teufelswerk beginnen würden."

„Drei Monate," rechnete Paganini, ärgerlich halblaut vor sich hin murmelnd, dann fuhr er sehr mißgestimmt lauter fort: „Das Publikum hat ein kurzes Gedächtniß und wer nicht von sich reden macht, wird bald vergessen. Natürlich, wenn es sein muß, werde ich mich fügen. Gibt es denn aber kein Radikalmittel gegen diese Fiebererschöpfung?" schloß der Italiener unmuthig.

„Nur Ruhe, verehrter Maestro. Süße Ruhe bei vollkommener Gemüthsheiterkeit," erwiederte der Arzt. „Ein fortgesetztes liebliches Dolce far niente, wie es in Ihrer schönen Sprache heißt — gesellschaftliche, angenehme Zerstreuung ... Ah, da kommen ja unsere Damen," unterbrach der Arzt — „wie gerufen — wie durch Seelenmagnetismus herbeigezaubert — das ist ja Alles, was wir brauchen. Nun bin ich hier überflüssig, in besseren Händen kann ich Sie gar nicht lassen." Und mit diesen Worten empfahl sich der schlaue, joviale Inhaber der Maison de santé.

Paganini schien jedoch die Ansicht des Doktors gar nicht zu theilen.

„Hol' der Kukuk diese Vogelscheuchen!" rief er vor sich hin und schlug eilig einen Seitenpfad ein.

Es waren drei Damen, welche die Hauptallee entlang kamen. Sie zeichneten sich weder durch Jugend, noch durch Schönheit aus. Drei ältliche Fräulein, Schwestern, von Vermögen, hatten sie, um das ihnen fehlende Familienleben sich zu ersetzen und stets wechselnde Gesellschaft zu haben, in diese Maison de santé als Nonnen sich einquartiert und führten nun schon seit Jahren eine haarscharfe Kontrole und Kritik über alle Insassen.

„Das ist nun ein berühmter Mann," wandte sich Fräulein Tinette zu Ninette. „Man soll nur die berühmten Männer nicht in der Nähe sehen. Es sind dann sogleich meist sehr gewöhnliche Menschen. Was zeichnet nun Diesen aus, wonach sich die Pariser die Hälse ausgereckt und eine Unmasse Geld weggeworfen haben?"

„Ja!" bekräftigte Ninette. „Er ist langweiliger, maulfauler und unhöflicher als die Durchschnittsmänner, das ist das einzige Hervorragende, was ich an ihm bemerkt habe. Hat er sich auch nur ein einziges Mal an unserem Tarockspiel betheiligt, was doch schon andere Leute gethan haben, als dieser magere, gelbe, vertrocknete Italiener?"

„Ich will euch das ganze Geheimniß seiner Uebellaunigkeit und Zurückgezogenheit sagen," fiel jetzt die älteste der drei Grazien, Fräulein Finette, sehr wichtig ein. „Es heißt Geiz, Geiz — ist nichts als Geiz. Er ißt auf seinem Zimmer, weil ihn das weniger kostet; er spricht mit keinem Menschen, weil er glaubt, er könnte zu einem Ausflug oder zu einer Kollekte beizutragen aufgefordert werden. Er spielt nie mit uns Tarock, weil er fürchtet, einen Franken zu verlieren. Da habt ihr den ganzen Charakter dieses berühmten Mannes," schloß Finette, auf „berühmt" eine ganz besondere Betonung legend. „Dieser gelbe Italiener hat an der Stelle seines Herzens einen Geldbeutel und dieser regiert sein ganzes Sein und Leben."

„Wollen wir ihn einmal tüchtig ärgern und ihm seinen Geiz recht anschaulich vorhalten?" nahm jetzt Finette das Wort.

„Wenn wir ihn nur einmal wenigstens aus seiner so verächtlichen Gleichgültigkeit herausstacheln könnten, diesen unhöflichen Menschen, diesen Bären!" warf Ninette ein.

„Ich weiß etwas," ergriff jetzt die erste Sprecherin geheimnißvoll das Wort. „Etwas Prächtiges — hört zu!" Und nun entwickelte Finette einen Plan, der nach den vergnügten, zustimmenden Mienen der anderen beiden Schwestern ihren vollen Beifall zu erhalten schien, und die Köpfe zusammengesteckt, wanderten die drei Unzertrennlichen durch die spielenden Frühlingslichter, welche durch die halbbelaubten Bäume fielen, dem Hause zu.

II.

Paganini's Leiden hatte in Folge der warmen Witterung eher zugenommen als nachgelassen. Er war jetzt gänzlich auf sein Zimmer gebannt, sah noch finsterer in die Welt als früher und vermied noch übellauniger jeden geselligen Verkehr. Er sprach absolut mit Niemanden im Hause, kaum mit dem Arzte, ausgenommen hiervon war nur eine Flamänderin, das Zimmermädchen Gesine. Eine auffallend große, starke Blondine mit breitem, rosigem, heiterem Gesicht, einem wahren Wald prächtiger, goldblonder Haare und den freundlichsten Augen von der Welt, gefiel dieß Mädchen Paganini trotz ihrer großen Füße und Hände, und während sie im Hause so ziemlich die Zielscheibe aller wohlfeilen Witze der Gäste war, unterhielt sich Paganini meist gern ein Viertelstündchen mit ihr, wenn sie ihm seine Morgenchokolade brachte, und Gesine, ihrerseits höchst dankerfüllt dafür, daß es Jemand gab, der sie nicht aufzog und verspottete, suchte den trübsinnigen Italiener durch ihr natürliches, munteres Wesen zu erheitern und pflegte den launischen Kranken wie ein Kind. Eines Tages nun aber erschien Gesine mit dem Frühstück des Maestro ganz gegen ihre Gewohnheit wortkarg, ihr frisches Gesicht war blaß, ihre Augen von Weinen geröthet, und sie wendete den Kopf weg, als Paganini sie in Folge ihres veränderten Benehmens forschend ansah.

„Nun, Gesine, was ist denn vorgefallen?" fragte jetzt der Italiener. „Dein Gesicht sieht ja aus wie verhagelt. Hat Dich der Vicomte de Lerolle wieder zu sehr geärgert?"

„Ach, was geht mich der Vicomte an — der Fratz existirt für mich gar nicht. Er mag sagen, was er will," entgegnete die Flamänderin. „Ach, es ist etwas Anderes — etwas Anderes," und bei diesen Worten brach sie in Thränen aus.

„Nur nicht weinen, Gesine, das kann ich nicht hören," fuhr Paganini sehr unbehaglich von seinem Sessel auf und flocht seine mageren Finger ineinander und zog und riß daran, daß sie knackten, ein Zeichen von heftiger Aufregung bei ihm. „Sag' kurz, was Du hast, vielleicht kann man Dir helfen."

„Ach, mir kann Niemand helfen!" schluchzte Gesine.

„Wenn Du nicht sagst, was Dir fehlt, allerdings nicht," entgegnete Paganini. „Hast Du nicht das Vertrauen zu mir, es zu sagen, so klage vor mir nicht. Ich bin krank und kann dieß schneidende Weinen nicht vertragen."

„Ach, Herr Paganini, wie sollten Sie mir helfen können? Sie sind ja nur ein Geigenspieler!" rief Gesine kummervoll.

„So!" lachte Paganini, „Du mußt gewiß mindestens einen Minister als Helfer haben."

„Wer sollte das mir geben können!" jammerte Gesine. „Mein Georg hat ein schlechtes Loos gezogen; er muß Soldat werden, er muß sein eben angefangenes Sattlergeschäft, das so gut ging, aufgeben, und nun ist Alles zwischen uns aus."

„Der Georg — das wird Dein Bräutigam sein?" fragte Paganini.

„Ja, er ist aus meinem Dorf und wir haben uns schon als Kinder gern gehabt. Er ist ein treuer, fleißiger Mensch, kein Pariser; er spielt auch sehr schön die Geige, Alle sagen es — aber es bringt ihm höchstens Sonntags eine Flasche Bier ein."

„So," lachte Paganini, „Sonntags eine Flasche Bier! Was würde es denn kosten, wenn er sich einen Stellvertreter kaufte?"



Von der englischen Nordpol-Expedition. **Bärenjagd.** (S. 243.)

„O, viel! viel! Fünfzehnhundert Franken. Ich habe zwar zweihundert Franken gespart, aber dieß sollte unangegriffen für die Einrichtung bleiben."

„Fünfzehnhundert Franken," sagte Paganini etwas gedehnt. „Hm! hm!" Er zog wieder an seinen langen Fingern und sein Gesicht wurde hart und finster. Er sann lange und schien wie mit einem schweren Entschluß zu kämpfen, dann aber einen Blick auf das frische, blühende, weinende Mädchen werfend, nahm sein zusammengekniffener, blutleerer Mund einen freundlichen Ausdruck an. „Nun, Gesine," ergriff er jetzt das Wort, „beruhige Dich und warte ab. Ich glaube, Dir ist zu helfen, und vielleicht kann ich Dir sogar helfen; aber dieß Weinen und Jammern laß sein. Sei wieder ein so vernünftiges Mädchen, als Du bisher gewesen bist. Ich würde Dir keine Hoffnungen machen, wenn ich nicht einen Ausweg sähe — glaubst Du das?" schloß Paganini mit großem Ernste.

Gesine sah in das scharfe, bleiche Gesicht mit den funkelnden Augen. Der Mann schien ihr zwar gar so wenig vorzustellen, er war so dünn und mager und geradezu schneiderartig anzusehen, dennoch aber lag in diesem Augenblick etwas in seinem Gesicht, das sie beruhigte, und ziemlich getröstet und etwas hoffnungsfroher ging sie wieder an ihre Hausgeschäfte.

III.

Paganini's Gesundheitszustand machte wenig Fortschritte. Die Schwäche und Nervenreizbarkeit wollte gar nicht verschwinden. Der Sommer war schon vorübergegangen, der Herbst mit seinem unfreundlichen Wetter kündigte sich an und Paganini konnte noch immer nicht die Villa Lutetia verlassen. So kam der Winter. Schnee bedeckte die Felder, Schnee belastete die großen Parkbäume des Gesundheitshauses und ein trüber, schwerer, grauer Himmel hing über der erstarrten Landschaft. Diese Natur war ein Spiegelbild von Gesine's Stimmung. Ihr Georg blieb Soldat, der italienische Geiger schien, wie sie das gleich gedacht, hier auch nicht Hülfe bringen zu können, und Weihnachten, welches jetzt vor der Thür stand, versprach das traurigste in Gesine's bisherigem Leben zu werden. Der heilige Abend war gekommen. Paganini saß vor dem prasselnden Kaminfeuer des Salons. Die drei Schwestern spielten mit dem Vicomte Lerolle Tarock, als Gesine sehr erfreut mit einer großen Kiste in den Saal trat. — „Herr Paganini, das kommt eben für Sie mit der Post."

„Eine Kiste für mich?" rief Paganini. „Woher?"

„Nach dem Stempel aus Rouen," berichtete die Flamänderin.

„Erwarte von dorther nichts — von Niemanden etwas," murrte der Italiener. „Kenne Niemanden dort, braucht mir auch Niemand etwas zu schicken."

„Es ist aber ganz sicher für Sie, Herr Paganini," ließ sich Gesine wichtig vernehmen. „Hier steht deutlich: ‚Dem Violinvirtuosen', studirte sie, ‚Herr Niccolo Paganini, zur Zeit in der Villa Lutetia bei Paris'. Die Kiste war frankirt," ermunterte Gesine. „Ich werde sie auf Ihr Zimmer bringen," fuhr sie eifrig fort und trug die geheimnißvolle Sendung zum Saal hinaus. Brummend folgte ihr Paganini.

Auf seinem Zimmer angekommen, öffnete er die Kiste und fand endlich unter vielen Umhüllungen sorgfältig verpackt einen — Holzschuh — das Sinnbild der Bauern in Frankreich.

Zuerst verzerrte sich Paganini's Gesicht durch heftiges, leidenschaftliches Zucken, und seine Augen funkelten giftig böse, dann aber lachte er und etwas wie ein Lichtstrahl blitzte über seine nervösen Züge. „Ich weiß, woher dieß Angebinde kommt," murmelte er, „die Absender wohnen hier im Hause. Wartet, ich werde mich revanchiren und werde es machen, daß ihr diesen Holzschuh von Herzen gern von mir zum Geschenk nehmen würdet." Und seit diesem Tage war Paganini noch mehr wie früher aus aller Gesellschaft verschwunden.

Nun konnte man den seltsamen Menschen, in dessen Cha-

rakter so viel Widersprüche sich vereinigten, stundenlang beschäftigt sehen, an dem Holzschuh einen Geigenstiel zu befestigen, den Boden des Schuhs dünner zu schaben und endlich Violinsaiten darüber zu spannen. Dann hörte man einige Tage lang seltsame Töne aus Paganini's Zimmer klingen und plötzlich überraschte der Italiener den Arzt sowohl wie alle Bewohner der Villa Lutetia mit dem festen Entschluß, in dem Maison de santé in den nächsten Tagen ein Konzert geben zu wollen. Alsbald kündigten nun auch die bekannten kleinen blauen Anschlagzettel in Paris an, daß Maestro Paganini beabsichtige, einen Tag nach dem Neujahrsfest sein erstes Konzert nach der langen, unfreiwilligen Unterbrechung in der Villa Lutetia zu geben. Die Zahl der Zuhörer mußte nach der Lokalität beschränkt sein. Der Eintrittspreis jedoch war sehr hoch gestellt, und kaum angekündigt, waren auch sämmtliche Billette schon



Der erste Besuch. Gemälde von Rudaux. (S. 246.)

vergriffen. Hiezu trug wohl außer der Berühmtheit des Virtuosen noch besonders der Umstand bei, daß in einem Zusatz auf dem Anschlagzettel gesagt war: die letzte Piéce des Programms würde der Maestro auf einem Holzschuh vortragen.

Am Konzertabend fand ein wahrer Korso der elegantesten Equipagen nach der Villa Lutetia hinaus statt. Die Blüte der pariser Gesellschaft hatte sich in der Villa versammelt. Kopf an Kopf gedrängt, war der große Saal des Maison de santé bis zu den äußersten Winkeln voll und in lebhaftester Erregung erwartete man das Wiedererscheinen des in Paris wahrhaft vergötterten Phänomens. Auch Tinette, Ninette, Finette hatten jede zehn Franken, allerdings mit schwerem Herzen, aufgewendet, „diesen Geizkragen" spielen zu hören, obwohl sie nach ihren eigenen Worten das Geld lieber in's Wasser geworfen, als diesem unersättlichen Zusammenscharrer gegeben hätten, aber der Holzschuh, der Holzschuh hatte es ihnen angethan. Sie mußten das Wunder mit ihrem Holzschuh sehen und hören. So saßen sie denn auf der ersten Reihe und warteten der

Dinge, die da kommen sollten — und mit sehr verwunderten Augen über die Masse feiner Leute, die ihren Geigenspieler zu hören gekommen waren, stand auch Gesine an der Thür des Saales. Paganini erschien schlotternd in seinem braunen Rock, gebeugt und die knöchernen Arme, wie er das in der Gewohnheit hatte, eng an sich gedrückt. Ein freudiger Bewillkommnungsruf begrüßte ihn. Paganini verbeugte sich eckig und kurz, zog seinen Stradivari aus dem Kasten und eine lautlose, erwartungsvolle Stille entstand im Saale. Nach kurzem, fast gleichgültig vorgetragenem Präludium gewannen jetzt die Geigenstriche eine so seltsam eindringliche Macht, ihr Ton war so mächtig, seelendurchdringend, sie jubelten, weinten, schrieen, schnitten in's Herz und sprangen und tanzten so dämonisch wild — es lag etwas so unheimlich Anziehendes, wie Wasserstrudel die Sinne Berückendes in diesen Tönen, daß die Zuhörer mit fortgerissen wurden von diesem Wirbel. Ihr Staunen über die märchenhafte Fertigkeit dieses Mannes ging bald über in Vergessen des Spielers über dieß Spiel, eine glühende Leidenschaftlichkeit riß ihre Herzen mit fort, sie hingen sozusagen an diesen mächtigen Tönen und mußten folgen, wohin sie der Zauber führte. Als Paganini geendet, blieb mehrere Minuten lang eine lautlose Stille, dann aber brach ein Beifallssturm los, wie die ruhige Villa Lutetia dergleichen noch nie in ihren Mauern erlebt hatte. Die drei Jungfern Tinette, Ninette, Finette saßen mit sehr großen Augen da — sie hatten Paganini zum ersten Mal gehört. Gesine aber stand an der Thür wie eine Bildsäule und starrte auf Paganini; sie hatte jetzt fast eine abergläubische Furcht vor diesem elenden, magern, schneiderartigen Mann, der so etwas „machen" konnte. Nun kam der letzte Theil des Konzertes. „Der Konskribirte" war das Stück auf dem Programm überschrieben, „Phantasie, vorgetragen auf einem Holzschuh", und Paganini trat mit einem seltsam zugestutzten Holzschuh auf die Estrade ... Wunderbare Töne zitterten klar, klangvoll, markig durch den Saal. Von einem Holzschuh — dieß von einem Holzschuh ... Das erstaunte Publikum erhob sich von den Sitzen gleich bei den ersten Tönen. Ist das wirklich keine Geige? Man konnte es nicht glauben, was das Programm sagte, man reckte die Hälse, rief, stellte sich auf die Stühle, um genau zu sehen. Von der Unruhe gestört, hob Paganini einige Sekunden seinen Holzschuh in die Höhe. Ein „Ah" der größten Verwunderung durchlief den Saal, man begriff, daß der Zauber dieses Meisters nicht an das Instrument gebunden war, die Töne lagen in seiner Seele, und die ganz unglaubliche Fingerkraft des kranken Mannes entlockte selbst dem sprödesten, ungeschicktesten Instrumente diesen überirdischen Gesang. Das Spiel fing wieder an. Ein kriegerischer Marsch brauste mit ernstem, feierlichem, markigem Rhythmus aus dem Holzschuh hervor. Erwartungsvolles Beben und Vibriren der Saiten ... Besorgniß, Wehmuth, Abschiedsschmerz, Trauer, schwacher Trost, Verzweiflung und endlich der bitterste, hoffnungsloseste Kummer tönte, sang und schrie es aus dem Holzschuh. Dann wurden die Töne milder, tröstlicher und schließlich klang eine wild aufjauchzende Jubelfantasie von dem sonderbaren Instrumente.

Paganini hatte geendet. Ein Raunen und Flüstern ging durch den Saal, alle Blicke wandten sich der Thür zu, wo Gesine stand; diese, von der Sprache dieses Spiels tief in's Herz getroffen, war in ein lautes Weinen und Schluchzen ausgebrochen, unter welchem Paganini zornig und mit dem Ausruf: „Da weint sie schon wieder, die dumme Pute!" aus dem Saal eilte.

Am nächsten Tage gab Paganini dem Arzt seinen unwiderruflichen Entschluß kund, die Villa zu verlassen. Er packte seine Sachen und stahl sich unbemerkt aus dem Hause, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen. Auf dem Tische seines Zimmers ließ er einen Brief an Gesine zurück, in welchem der Ertrag des Konzertes — zweitausend Franken — lag, und außerdem schenkte er ihr den Holzschuh.

Gesine war außer sich vor Freude, sie weinte und lachte in einem Athemzug wie ein Kind. Sie schlich um den Tisch und betrachtete den zauberhaften Holzschuh, den sie nicht anzurühren wagte, und rief durch ihren Jubel das ganze Haus zusammen. Tinette, Ninette und Finette kamen jetzt gleichfalls eilig in das leere Zimmer des Meisters, sie untersuchten dort jedes Kästchen und jeden Winkel, um irgend ein Andenken an den märchenhaften Mann mit fortzunehmen. Sie fanden aber nicht ein Papierschnitzelchen, denn Paganini hatte alle dergleichen Dinge sorgsam verbrannt. Jetzt boten sie Gesine zwanzig Franken für den Holzschuh — fünfzig, hundert Franken; Gesine aber wollte den Schuh nicht lassen. Schließlich gab sie dem Rath des Arztes Gehör und veranstaltete eine Versteigerung dieses sonderbaren Instrumentes, und der Holzschuh brachte ihr sechstausend Franken ein. Natürlich konnte sie jetzt ihrem Georg das schönste Sattlergeschäft in ganz Flandern aufmachen. Das Paar wurde im Laufe der Zeit angesehene, vermögende Leute. Georg verstand seine Sache und galt fast als Künstler in seinem Fach, so wußte er zu verzieren. Sobald er aber wieder sein früher so angestauntes Geigenspiel zur Hand nahm, rief seine Frau, sich die Ohren zuhaltend, aus: „Um Gottes willen, Georg, verschone mich mit Deiner Musik, Du versündigst Dich wahrhaftig an unserem Schutzgeist Paganini."

Der wunderbare Holzschuh soll jetzt noch existiren; ein großer belgischer Industrieller soll ihn in Besitz haben und als eine kostbare und absonderliche Reliquie verehren.

Der erste Besuch.

(Bild S. 245.)

Sie war auf ihn böse, daß er sie dort, wo der Wald aufhört und die Wiese anfängt, aufhielt, ihr in den Weg trat und ein Gespräch mit ihr anfing, denn er kannte sie ja gar nicht, er war ein Fremder in dem Städtchen und es konnte sie Jemand sehen, wie sie dort bei einem fremden Mann stand und plauderte, sie schmollte auf ihn und nannte ihn einen kecken, aufdringlichen Menschen; aber daß sie in dem Städtchen dort dicht neben dem Bäcker in der kleinen Gasse am Markt wohne, sagte sie ihm doch und gab sogar an, daß ihr Vater den ganzen Tag außer dem Hause sei, weil er im Rathhaus den Posten eines Amtsdieners bekleide.

Natürlich dachte sie nicht im entferntesten daran, daß der böse Mensch jemals wieder in das Städtchen kommen könnte, denn er wanderte ja nach dem südlich gelegenen Landestheil, wie er ihr gesagt hatte, — wie hätte sie ihm auch sonst ihren Namen gesagt und das Röschen angenommen, das er ihr durchaus schenken wollte! Aber Maler sind unberechenbare Gesellen, das hätte Evchen bedenken sollen, und so geschah es denn, daß eines Nachmittags, als der Himmel recht trübe war und ein kaltfeuchter Nebeldunst auf die Erde sprühte, es an die Stubenthür klopfte und auf Evchens Herein ein großer, stattlicher Mann mit Sammthosen, einer Malerjoppe, den ihr wohlbekannten eisenbeschlagenen Stab in der Hand, in ihrem Zimmer stand.

Evchen wollte vor Schreck und Scham, vor Verlegenheit und Angst versinken, der hübsche Mann aber lachte so vertrauenerweckend und sprach so lustig bittend: „Ein armer, durchnäßter Reisender, mein schönes Fräulein, dem Sie wohl nur ein ganz klein wenig an dem Feuer dort auszuruhen und seine Kleider zu trocknen gestatten werden," und was konnte jetzt Evchen machen, sie schüttete eifrig Reisig in die Glut und verbarg ihr Rothwerden im Feuerschein und plauderte bald so glücklich mit dem fremden Mann, wie noch nie im Leben mit Jemand; und als er sie schließlich fragte, ob er in einigen Wochen auf der Rückreise wieder einmal vorsprechen dürfe, zupfte Evchen lange an ihrer Schürze und sah sehr eifrig einen blauen Faden im Gewebe an, — blau aber bedeutet die Farbe der Treue, und dieß war wohl die Ursache, daß Evchen schließlich schamhaft herausbrachte: „Ja!"

Großindustrielle der Schweiz.

Von

August Feierabend.

2. Papa Suchard.

Dieser volksthümliche Name hat einen internationalen Klang und wird in allen Welttheilen unseres Erdballs genannt.

Philipp Suchard stammt aus einer französischen Hugenottenfamilie, welche nach Aufhebung des Edikts von Nantes sich in die Schweiz geflüchtet hatten. Er wurde den 9. Oktober 1797 in Boudry am Neuenburgersee geboren. Sein Vater, Wilhelm, war daselbst Tuchmacher und später nach dem Brande seiner Werkstätte Wirth im Stadthaus. Seine Mutter, Louise Du Bey, war eine sehr gebildete und thatkräftige Frau, welche auf die Charakterbildung ihres Sohnes einen wesentlichen Einfluß ausübte. Sie half dem lernbegierigen Knaben während dessen Elementarschuljahren durch Hausunterricht getreulich nach und förderte seine erfreulichen Fortschritte, mit denen er seinen Mitschülern voranging. Als dreizehnjähriger Knabe kam er im Jahr 1810 sodann zur Erlernung der deutschen Sprache nach Lenzburg im Aargau. Im September 1814 trat er bei seinem ältern Bruder Friedrich in Bern zur Erlernung der Zuckerbäckerei in die Lehre und rückte dann nach vierjähriger Lehrzeit zur Gehülfenstelle vor. Zwei Jahre später wurde er Theilnehmer am Geschäfte. Er arbeitete tagtäglich vierzehn bis sechzehn Stunden und in den letzten Monaten des Jahres ganze Nächte durch. Während der Sommermonate benützte er die kurze freie Zeit, welche ihm neben der angestrengten Arbeit verblieb, zur Erlernung der englischen und italienischen Sprache. Von einem unwiderstehlichen Wissensdrange getrieben, fremde Länder und Leute kennen zu lernen, reiste er im Jahr 1824 über den Ozean nach New-York. Zu Pferd durchstreifte er während sechs Monaten fast alle Staaten der gewaltigen Republik von Nordamerika und kehrte sodann wieder nach Europa zurück. Die Reisenotizen, die sich Suchard damals gesammelt hatte, hat sein Freund Heinrich Zschokke in deutscher Sprache unter dem Titel im Druck erscheinen lassen: „Mein Besuch in Nordamerika im Sommer 1824 von Ph. Suchard".

Im Jahr 1825 ließ sich Suchard als Zuckerbäcker in Neuenburg nieder und gründete bald darauf in dem engen Felsenthale von Serrières eine Chokoladefabrik in sehr bescheidenem Umfange. Im Jahr 1828 verehelichte er sich mit Fräulein Rosalia Friederike Jordan, Tochter des damaligen Professors am Kolleg in Neuenburg. Die gemüthvolle aber stets ruhige Gattin übte einen sehr wohlthätigen und bedeutenden Einfluß auf den beweglichen und lebhaften Geist ihres Mannes in ihrem langen und äußerst glücklichen Zusammenleben, aus dem noch vier Kinder, ein Sohn und drei Töchter am Leben sind. Die treffliche Gattin und Mutter starb tief betrauert am 7. Februar 1870. Die Zuckerbäckerei und die Chokoladenfabrik vermochten Suchards unermüdlich strebsamen Sinn nicht genügend zu beschäftigen, und so entwarf er den Plan, auf dem Neuenburgersee ein Dampfschiff zu erstellen. Er ließ das Dampfschiff durch den damals berühmten Maschinisten Caré in Paris erbauen und auf Wagen nach Neuenburg führen, wo es zusammengesetzt und zum großen Erstaunen der guten Neuenburger Ende August 1834 vom Stapel gelassen wurde.

Groß waren die Vorurtheile und Schwierigkeiten, welche Herr Suchard bei diesem Unternehmen zu überwinden hatte. Aber der glückliche Erfolg des „Industriel", wie Suchard sein erstes Dampfschiff nannte, überwand alle diese Befürchtungen und ermuthigte ihn zu weitern ähnlichen Unternehmungen. In Gemeinschaft mit einigen thuner Herren gründete er auch auf dem thuner See das erste dortige Dampfschiff, das im Jahr 1835 in Betrieb kam.

Im gleichen Jahre übernahm er die Zuckerraffinerie aux Bereles bei Neuenburg und im Jahr 1837 gründete er die Dampfschifffahrtsgesellschaft «Les aigles du haut Rhin», welche mit ihren Dampfern von Basel nach Straßburg und später bis Mainz fuhr.

Der unermüdliche Geschäftsmann begann bald nachher eine Seidenzüchterei, die er eifrig sieben Jahre lang betrieb und von der noch die in seinem Hause gewobenen sehr schönen Stoffe Zeugniß ablegen. Für diesen neu eingeführten Kulturzweig erhielt Suchard von Seiten der Kantonsregierung ein sehr schmeichelhaftes Anerkennungsschreiben. Da machte eines Tages ein furchtbarer Gewittersturm, der das Haus von Grund aus erschütterte, dem Unternehmen plötzlich ein Ende. Derselbe zerstörte nämlich einen Theil des Hauses, in welchem die Seidenwürmer eben in der Auskriechungsperiode begriffen waren und tödtete alle ohne Ausnahme.

Im Jahre 1843 wurde Suchard von der neugegründeten Asphalt-Gesellschaft des Val de Travers zu ihrem Direktor ernannt. In dieser Stellung unternahm er längere Reisen nach allen größern Städten Deutschlands, um zur Ausführung von Asphaltarbeiten Verträge abzuschließen und ihre Ausführung zu überwachen. Im Jahr 1849 fügte er seiner Chokoladenfabrik diejenige von Maccaroni bei und betrieb dieselbe während sieben Jahren. Vier Jahre vorher, 1845, war in ihm der Wunsch erwacht, Nordamerika wieder einmal zu sehen und daselbst einen Besuch von sechs Monaten zu machen. Bei diesem Besuche zogen die Besitzungen des Prinzen Patterson Buonaparte im Staate New-York durch ihre glückliche Lage und ihr Gedeihen seine volle Aufmerksamkeit auf sich. Es gelang ihm nach seiner Rückkehr nach Europa, mehrere schweizerische Kapitalisten für seine Kolonisationsideen zu gewinnen. Mit denselben gründete er eine Aktiengesellschaft unter dem Namen „Alpina", welche 45,000 Acres Land ankaufte und in einer außerordentlich eisenerzreichen Gegend einen Hochofen bauen ließ. Die ganze Anlage schien im besten Gedeihen begriffen zu sein und versprach eine schöne Zukunft. Leider waren die Verhältnisse zu schwierig und das in finanzieller Beziehung so unheilvolle Jahr 1848 war nicht geeignet, dem jungen Unternehmen auf die Beine zu helfen, so daß dasselbe wieder aufgegeben wurde.

Im Jahr 1861 trat Philippe Suchard, Sohn, in das Geschäft in Serrières als Theilhaber ein. Vater und Sohn konzentrirten nun ihre ganze Thätigkeit auf die Ausdehnung der Chokoladefabrikation,' und so kam zu den schon bestehenden Fabriken nun noch eine dritte große hinzu.

Nach Herstellung von Eisenbahnen und nach Abschluß von verschiedenen Handelsverträgen entwickelten sich die Fabriken immer mehr. Im Jahr 1861 kam zu den zwei bereits bestehenden Fabrikgebäuden noch ein dritter großer Bau, und zu den schon bekannten Maschinen traten im Laufe der Zeit immer neue Erfindungen der eigenen mechanischen Werkstätte. Zur Zeit des italienisch-französischen Krieges im Jahr 1859 verfolgte Papa Suchard, der edle Menschenfreund, mit der größten Spannung die Wechselfälle desselben. Als die Kunde von der mörderischen Schlacht bei Solferino mit ihren grauenhaften Opfern an Menschenleben nach Neuenburg kam, reiste Suchard rasch entschlossen, trotz seiner zweiundsechzig Altersjahre nach dem Schlachtfeld ab, um sich der Pflege der Verwundeten zu widmen. Immer reiselustig, unternahm er 1864 eine Reise nach Algier und drang durch die Provinz Constantine über Biscara bis zur Wüste Sahara vor.

Im Jahr 1868 ging er nach Egypten und von dort nach Palästina, Kleinasien, Konstantinopel, Rumänien und wieder nach der Schweiz zurück.

Im Jahr 1870 vergrößerte er die Fabrik durch einen weitern Komplex von Gebäuden, so daß nun vierundzwanzig Fabrikgebäude vorhanden sind, welche längs der Serrières, einem nicht unbedeutenden Bache mit starkem Gefälle, liegen.

Im Jahr 1872 trat Suchard wieder eine Reise nach dem westlichen Theil von Algerien und nach Marocco an und besuchte von dort aus Spanien und Portugal. Im Dezember desselben Jahres begab er sich zu einem längern Winteraufenthalt nach Nizza und faßte daselbst trotz seines sechsundsiebzigsten Altersjahres den kühnen Entschluß zu einer Reise um die Erde. Dieselbe führte ihn wieder nach Egypten, durch den Suezkanal hinauf nach Aden; von da nach Bombay, Madras, Pointe-de-Galle, Singapore, Batavia, Saigon, Hongkong, Yokahama, San Franzisko. Von dort auf der Pacificbahn nach New-York, Liverpool, London, Paris und wieder heim nach Neuenburg, wo er nach einer Abwesenheit von 5½ Monaten gesund und wohlbehalten eintraf. Seine Reiseerlebnisse hat er in französischer Sprache in einer Druckschrift veröffentlicht, welche den Titel führt: «Le tour du Monde en grande vitesse par Ph. Suchard, Père. Neufchâtel. Librairie generale. Jules Sandoz 1875.»

Papa Suchard hat es meisterhaft verstanden, die Reklame im Geist unserer Neuzeit zur Ausbreitung seines Geschäftes sich dienstbar zu machen. Alle größern Weltblätter verkünden seinen Namen. Unmittelbar über der weltberühmten Rigiberg-Eisenbahn steht im rothen Nagelflühfelsen derselbe in fußhohen goldenen Lettern. Seine Reise um die Erde galt zugleich der Anknüpfung neuer Geschäftsverbindungen. Schon seit vielen Jahren hatte das Haus Suchard auf überseeischen Plätzen be-

deutenden Absatz gefunden, während die europäischen Länder ihm erst nach Abschluß der verschiedenen Handelsverträge erschlossen wurden. Seither hat sich der Name Suchard eine Art von Weltruhm erworben. Schon im Jahr 1860 ist sein Fabrikat auf der Ausstellung in Besançon mit der silbernen Denkmünze ausgezeichnet worden. Ebenso in London im Jahr 1862. Auf der pariser Weltausstellung 1867 wurde der Fabrik die höchste Medaille zuerkannt und auf der lyoner Ausstellung 1872 erhielt sie die einzige für Chokolade ertheilte Goldmedaille. In Wien endlich im Jahr 1873 erhielt sie auf der dortigen Weltausstellung die Preismünze des Fortschritts.

Der Werth der mittlern Jahresproduktion beträgt zwei Millionen Franken. Die Fabrik beschäftigt 90 Männer und 75 Frauen. Die Hauptarbeiten derselben werden jedoch durch Maschinen verrichtet. Durch Wasserkraft betriebene Maschinen erlesen und säubern die Cacaobohnen, entfernen die verdorbenen Theile derselben und sortiren die gesunden Theile nach ihrem Werth und Gehalt.

Als menschenfreundlicher Mann sorgt Suchard für das körperliche und geistige Wohl seiner Arbeiter. Der Arzt hat wöchentlich zweimal alle Werkstätten zu besuchen und kranke Arbeiter unentgeldlich zu behandeln. Für die Kinder derselben sind gute Fabrikschulen da. Endlich besteht seit 1871 ein sogenannter Cercle unter dem Namen Arbeiterbund, oder Union des Travailleurs, dem nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Chefs der verschiedenen Werkstätten angehören, und dessen reichhaltige Bibliothek fleißig benutzt wird. Auch wird in demselben Gesang- und Zeichnenunterricht ertheilt. Dieser Arbeiterbund bezweckt, seinen Mitgliedern Gelegenheit zu geben, sich auszubilden und sich zu erholen. Zu diesem Zwecke dienen Zeitungen und Zeitschriften, auch Vorlesungen, Gesang- und Sprachkurse. Die Eintrittsgebühr beträgt ein Franken und der Monatsbeitrag fünfzig Centimes.

In solcher Weise nimmt Papa Suchard, trotz seines hohen Alters von achtundsiebzig Jahren, noch immer außerordentlich geistesfrisch und körperlich rüstig, den lebhaftesten Antheil am Wohl und Wehe seiner Arbeiter, die ihn wiederum wie einen Vater lieben. Alle Bildungsbestrebungen der Menschheit haben an ihm einen warmen Freund und Vorkämpfer. Ihm ist die Arbeit heilig und in der unermüdlichen Thätigkeit geht er seinen Untergebenen als ein würdiges Vorbild voran. Durch solches Benehmen hat er den schönen Ehrentitel wohl verdient, den Alle ihm geben, welche ihn näher kennen: Papa Suchard.

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch.

Auf welche Weise konnte Holdsworth sich einen Lebensunterhalt verschaffen? Zu welchem Beruf eignete er sich? Er war ein guter Buchhalter. Herr Sherman wenigstens behauptete das, und da Harwich ein ziemlich großer Ort war, so schien ihm die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung zu finden. Jedenfalls beschloß er, sein Heil zu versuchen.

Als er in die Hauptstraße einbog, stand er still und überlegte, wohin er sich wenden solle.

Harwich besaß eine Bank. Vielleicht war an derselben eine Buchhalter- oder Comptoiristenstelle frei. Ferner befand sich in der Stadt eine große Brauerei, und wenn diese ihm keine Beschäftigung zu geben vermochte, so konnte er sich an eine Versicherungs-Gesellschaft wenden.

Außerdem gab es Läden in Hülle und Fülle, in denen Männer, die feiner aussahen als er, lächelnden Antlitzes hinter den Ladentischen standen, Pakete trugen und barhäuptig ihren Kunden an die Thüre ihrer Equipage folgten. Aber Holdsworth war im Herzen noch zu sehr Seemann, um mit dem Gedanken an eine solche Thätigkeit sich vertraut machen zu können. Ungleich besser behagte ihm die Idee, eine kleine Schule zu gründen. Frau Parrot's Wohnung schien ihm zu diesem Zwecke geräumig genug. Auch war er fest davon durchdrungen, daß er nach und nach eine Anzahl von Schülern erhalten würde, die er in den Elementarwissenschaften zu unterrichten hatte. Warum sollte er nicht mit gleichem Erfolge Schreib- und Rechenstunden ertheilen, wie so mancher, ihm durchaus nicht an Bildung überlegene Schulmann?

Vorderhand beschloß er, an der Bank sein Arbeitsgesuch vorzutragen. Das betreffende Gebäude kehrte seine Frontseite dem in der Hauptstraße befindlichen Marktplatze zu; die zu dem Eingang führenden Steinstufen waren breit und ausgetreten, die großen Thüren knarrten schwer in ihren Angeln. Holdsworth trat ein und sah sich bald in einem spärlich erleuchteten Raum, in dessen Mitte ein langer Zahltisch stand, hinter welchem drei bis vier Comptoiristen saßen. Ein Mann, welcher wie ein gewöhnlicher Bauer aussah, zählte Geld. Derselbe hatte einen großen Haufen klebriger Silberstücke vor sich liegen, welche er im Verein mit einer Menge befleckter und zerlumpter Scheine aus einem ledernen Beutel gezogen hatte. Ab und zu unterbrach er seine Beschäftigung, um eine seinem rohen Aeußern entsprechende Bemerkung zu machen, die sein Nebenmann, ein Individuum mit langem Backenbart und hebräischem Gesichtstypus, mit herablassender Miene anhörte.

Der Direktor der Bank, denn das war das langbärtige Individuum, sah Holdsworth eintreten und fragte ihn, da er sofort erkannte, daß er ein Fremder sei, auf's Höflichste nach seinem Begehr.

„Ist der Herr Direktor zu sprechen?"

„Gewiß, mein Herr. Ich bin es selbst. Bitte, bemühen Sie sich in dieß Zimmer."

Mit diesen Worten führte ihn der Bankdirektor mit würdevoller Haltung in ein kleines angrenzendes Gemach.

„Bitte, setzen Sie sich. Schönes Wetter heute."

Hiermit rückte der Direktor einen Stuhl dicht an den Schreibtisch, faltete seine Hände über einem Bande von Zinsentabellen und richtete seine Augen forschend auf Holdsworth.

„Ich bin gekommen, um Sie zu fragen, ob sie vielleicht eines Buchhalters bedürfen?"

„Ich bitte um Verzeihung," rief der Direktor, „wie habe ich das zu verstehen?"

Holdsworth wiederholte seine Bemerkung und fügte hinzu, daß er selbst eine solche Stellung auszufüllen wünsche und sehr froh sein würde, wenn man ihm an der Bank eine angemessene Beschäftigung geben könne.

Der Direktor, welcher etwas ganz Anderes erwartet hatte, stand sofort auf; seine lächelnde Geschäftsmiene verschwand. Er schob beide Hände in die Hosentaschen und rief:

„Einen Buchhalter, Herr? Wer behauptet, daß eine derartige Stelle bei uns frei sei?"

„Niemand, — ich komme aus eigenem Antriebe zu Ihnen."

„Gott stehe mir bei! Welch' ein Einfall! — Wirklich diese Zudringlichkeit ist ganz unerhört; . . . warum äußerten Sie Ihren Wunsch nicht am Zahltische? Wenn wir einen Buchhalter brauchen, so treffen wir die zu diesem Zwecke rechtzeitig geeigneten Maßregeln und finden Leute in Hülle und Fülle, die, mit guten Zeugnissen und einflußreichen Empfehlungen versehen, es sich zur Ehre anrechnen, in unsern Dienst zu treten, und warten nicht, bis uns fremde Leute in's Haus laufen."

„Nun, dann habe ich einen Irrthum begangen; das ist nicht schlimm," sagte Holdsworth, blickte den Direktor von oben herab mit verächtlicher Miene an und eilte auf die Straße, ohne noch ferner auf die unfreundlichen Reden zu achten, die ihm der Bankdirektor nachrief.

Dieses gründliche Fehlschlagen seines ersten Versuches genügte, um Holdsworth den ganzen Tag über zu bedrücken. Seine Entrüstung machte gar bald einer großen Niedergeschlagenheit Platz, und langsam und sinnend kehrte er in seine Wohnung zurück.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er ein Arbeitsgesuch gemacht hatte, und die ihm zu Theil gewordene Behandlung, die wirklich noch anständig und höflich im Vergleich mit der Behandlung war, die sowohl ältere wie jüngere arbeitsuchende Männer tagtäglich von Arbeitgebern erdulden müssen, verletzte sein Zartgefühl auf's Tiefste und verursachte ihm ein Gefühl der Herabwürdigung.

Der heftigste Ingrimm wird zuweilen gemildert, sobald die Gedanken zu einem zartern, reinern Gegenstande sich wenden, und auch Holdsworth's Stimmung ward eine weichere, als er an seine kleine Nelly dachte.

„Ich mache morgen einen Versuch in der Brauerei," sagte er zu sich selbst. „Und wenn dieser zweite Schritt ein vergeblicher ist, so erreiche ich vielleicht meinen Zweck durch eine Zeitungsannonce, und wenn auch diese mich nicht zu meinem Ziele führt, so gründe ich eine Schule."

Mit diesen Gedanken beschäftigt, trat er an's Fenster, in der Hoffnung, sein Kind auf der Straße zu erblicken.

Ueber Nacht war ein wohlthätiger Regen herabgefallen und hatte die Gärten, welche vor den Häusern der Ellesmerestraße lagen, von einem dreiwöchentlichen Staube gereinigt und Laub und Gras erquickt. Auf den beiden Beeten vor Frau Parrot's Wohnung waren die Blumen verblüht, die Sträucher dagegen prangten noch in sommerlich grünem Gewande. Der Erdboden war dunkelfarbig und feucht in Folge der ersehnten Labung, die ihm zu Theil geworden, und erfüllte die Luft mit einem ganz eigenen erfrischenden Hauch.

Holdsworth war gerade im Begriff, das Fenster unverrichteter Sache zu verlassen, als er Herrn Doktor Conway aus seiner Hausthüre kommen sah. Er trat einen Schritt zurück und beobachtete ihn, hinter der Gardine versteckt. Doktor Conway blieb anfangs auf dem jenseits gelegenen Pflaster und ging dann, unverwandt nach Holdsworth's Fenster schauend, quer über die Straße.

Beabsichtigte er, das Haus zu betreten? Er näherte sich demselben mit schleichenden, zögernden Schritten, und als er unmittelbar vor Frau Parrot's Gartenpforte stand, blickte er sich scheu um, stieß dann die Pforte auf und pochte an die Hausthür.

Da Holdsworth diesem Manne nie vorgestellt war, so kam es ihm nicht im Entferntesten in den Sinn, daß dieser Besuch ihm gelten könne. Wie sehr war er daher überrascht und erregt, als Frau Parrot in sein Zimmer trat und ihm die Mittheilung machte, Doktor Conway stehe auf dem Hausflur und wünsche ihn zu sprechen.

Der erste Gedanke, der Holdsworth durchzuckte, war: „man hat mich erkannt!"

Doch fand er keine Zeit, in weiteren Vermuthungen sich zu ergehen, da Doktor Conway, vor der Stubenthür harrend, Einlaß begehrte.

„Bitte, führen Sie den Herrn herein!" sagte er, und Doktor Conway überschritt alsbald die Schwelle.

Holdsworth begrüßte ihn höflich und das Nämliche that auch sein Gast. Nur leider wurde dessen gutgemeinte Verbeugung durch eine gewisse unruhige Nervosität seiner Bewegungen verdorben.

Er hatte sich mit Sorgfalt gekleidet und war glatt rasirt; sein Haar war auf's Beste frisirt, sein Hemdkragen weiß und seine Stiefel blank geputzt.

Holdsworth hatte ihn noch nie zuvor in solcher Nähe gesehen. Der helle Schein, der durch das Fenster strömte, fiel auf sein Gesicht und zeigte deutlich das Adernetz in seinen Augen, die aufgedunsene Blässe seiner Haut, die blaue Färbung seiner Lippen, die leise gerötheten Streifen, die seine Nasenflügel umgaben, und die vielen anderen Brandmale, mit welchen der Teufel der Trunksucht das Antlitz seiner Anhänger zeichnet, so daß sie, wohin sie sich auch wenden, von jedem rechtschaffenen Menschen als seine adoptirten Kinder erkannt und verachtet werden.

Aber jetzt war er nüchtern, so nüchtern wie ein Mann sein kann, der, seitdem er sein Bett verlassen hat, nur ein Glas Ale zu sich nahm, allein dessen Fleisch von dem Gebräu der Schenken getränkt ist und dessen Gehirn in Folge der unaufhörlich in dasselbe steigenden Dünste dauernd umnebelt wird.

„Herr Hampden? wenn ich mich nicht irre," rief er mit heiserer Stimme, indem er an der Thür stehen blieb, welche Frau Parrot hinter ihm zugemacht hatte, und seinen Hut nervös in den Händen hin und her drehte.

„Der bin ich. Bitte, nehmen Sie Platz," erwiederte Holdsworth und blickte ihn fest an, da er schon jetzt die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß seine Furcht, entdeckt zu sein, unbegründet war.

Doktor Conway setzte sich auf einen Stuhl und stellte seinen Hut auf den Boden. Die Verlegenheit, welche er bezeigte, ehe er sein Anliegen vorbrachte, ließ die Vermuthung aufsteigen, daß er noch einer Besserung zugänglich sei, oder deutete wenigstens an, daß die schlechten Eigenschaften, die man ihm nachsagte, zum größern Theil erst durch das Laster der Trunksucht seines Charakters sich bemächtigt hatten. Kein von Grund aus schlechter Mensch hätte eine Nervosität empfunden, wie sie in diesem Augenblicke seine Fassung störte.

„Ich nehme mir die Freiheit, Sie mit meinem Besuche zu belästigen, Herr Hampden," begann er auf's Neue, „um Ihnen für die Güte zu danken, die Sie meiner kleinen Stieftochter zugewandt haben. Wahrlich, meine Frau und ich würdigen Ihre Freundlichkeit in hohem Maße!"

„Die Sache ist nicht eines solchen Dankes werth, Herr Doktor. Ich habe Nelly liebgewonnen und es gewährt mir in der That einen Genuß, sie um mich zu haben," erwiederte Holdsworth, dessen Gemüth jetzt vollkommen beruhigt war und der mit steigender Ueberraschung und Spannung seinen Gast beobachtete.

„Ja, sie ist in der That ein entzückendes Kind, das Kleinod ihrer Mutter und der Sonnenschein meines Hauses, das, wie ich zu meinem tiefsten Leidwesen bekennen muß, von Unglücksschlägen verdunkelt wird, die ich außer Stande bin abzuwenden."

„Das bedaure ich von ganzem Herzen."

„Ich kann nie genugsam die Thatsache beklagen, daß ich einen Beruf erwählt habe, der so undankbar ist wie der meinige. Nun und nimmer hätte ich Zahnarzt werden sollen! Ich bin zu etwas Besserem geboren. Mein Vater besaß eine einflußreiche Stellung als Regierungsbeamter, aber er starb in großer Armuth, und ich wurde von einem Onkel in die Lehre genommen . . . Bitte, entschuldigen Sie diese Auseinandersetzungen. Ich weiß sehr wohl, daß meine Angelegenheiten Sie nicht im Mindesten interessiren können; allein die Noth des Lebens ist wohl im Stand, einen Mann, der in meinem Alter steht, schwer darnieder zu beugen. Mein Beruf hat mich im Stich gelassen, und doch finde ich, so eifrig ich mich umschaue, keinen einträglichen Erwerb, den zu ergreifen ich mich eigne."

Er seufzte und zog ein Taschentuch hervor, mit dem er sich den Mund wischte.

Holdsworth verhielt sich schweigend.

„Stände ich allein in der Welt, so würde ich meine Armuth ohne Murren ertragen," fuhr der Zahnarzt fort; „das Bewußtsein jedoch, daß die beste Frau, die je gelebt hat, mit ihrem kleinen theuren Kinde Mangel leiden muß, drückt mich mit Centnerlast zu Boden. Meine arme Frau klagt nie; allein trotzdem entgeht es mir nicht, daß unser gemeinsames Leid ihr insgeheim manche Thräne entlockt und an ihrer Gesundheit nagt. Und mein Herz wird mir schwer, wenn ich sie also gebeugt sehe und lebhaft empfinde, daß ich zu ohnmächtig bin, unsere Lage zu ändern."

„Wollen Sie mir damit sagen, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes Noth leidet?" rief Holdsworth mit gedämpfter Stimme.

„Ja, Herr, und wir mit ihr. So wahr ich selig zu werden hoffe! Mein ganzes Vermögen an baarem Gelde beschränkt sich nur auf etwa zwei Schillinge."

„Und außer Ihrem Berufe besitzen Sie keine einzige Einnahmequelle?"

„Keine! So lange ich in der Hauptstraße wohnte, ging es mir gut; aber ich habe viele Nebenbuhler und Feinde, die schlechte Gerüchte über meinen Lebenswandel in Umlauf gebracht und mir meine besten Kunden abspenstig gemacht haben. Und, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, muß ich gestehen, daß ich mich in Folge dessen gezwungen sah, mein Etablissement in dem Herzen der Stadt aufzugeben und in diese Straße zu ziehen, wo die Wohnungsmiethen billiger sind, — und Gott weiß, welch' ein Hundeleben ich seitdem geführt

habe.“ Diese letzten Worte schrie er überlaut; seine gereizte Stimmung verdrängte die heuchlerische Sanftmuth, mit der er bisher von *seinem Leiden* und der ungerechten Behandlung, die er erfahren, gesprochen hatte. „Der Pfandverleiher ist augenblicklich mein einziger Freund!“ fuhr er fort. „Man will mich, wie es *scheint*, so weit treiben, daß ich das Bett unter dem Leibe versetzen muß! O, werther Herr, wie wird es meiner theuren Frau und meinem unglückseligen kleinen Kind ergehen? — Denn *mein* Kind ist Nelly fürwahr, wenn echte Liebe im Stande ist, ein solches Verhältniß herzustellen, — und der Gedanke an ihr Elend ist schlimmer als der Tod.“

Er spielte mit seinem Taschentuch und schaute Holdsworth mit kläglicher Miene an.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ach, werther Herr,“ rief Doktor Conway und gab seiner Stimme einen einschmeichelnden Klang, während ein feuchter Schimmer sein Auge umflorte, „welch’ ein Recht besitze ich, die Wohlthätigkeit eines Herrn in Anspruch zu nehmen, dem ich völlig fremd bin und der mir bereits tausend Verpflichtungen durch die grenzenlose Güte auferlegt hat, die er meiner kleinen Tochter erwiesen? Ich empfinde den ganzen Umfang meines Unwerthes, wenn ich die entsetzliche Lage erwäge, in die ich meine arme Frau gebracht habe. Als ich sie heirathete, war ich wohlhabend; ich konnte ihr und ihrer Kleinen ein behagliches Heim verschaffen, und ich that es auch. Aber welcher Stand schützt einen rechtschaffenen Mann vor den Angriffen seiner Neider und vor den lügnerischen Klatschereien jener Schurken, welche aus jeder geringfügigen unbedachten Handlung ihres Nachbarn ein Kapital schmieden, mit dem sie sich selbst aus dem Staub erheben? O, zum Henker mit diesem Gelichter!“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ wiederholte Holdsworth und berührte somit, ohne etwas von seiner äußern Gelassenheit einzubüßen, abermals den Kernpunkt ihrer Unterhaltung. Er war genugsam von dem Charakter seines Gastes unterrichtet, um klar zu erkennen, daß diese faden Reden nichts weiter als ein auf seine Gutmüthigkeit berechnetes, einstudirtes Geschwätz waren.

„Wenn ich Ihnen meine Bedürftigkeit an’s Herz legen und an die Freigebigkeit appelliren dürfte, die Sie in so glänzender Weise meiner kleinen Nelly zugewandt haben, wie glücklich würde ich dann sein!“

„Ich bin ein armer Mann,“ sagte Holdsworth, als Conway innehielt, „und kann Ihnen daher nur wenig bieten. Allein das Wenige steht Ihnen gern zur Verfügung, denn Ihre Frau und Ihr Kind dürfen unter keiner Bedingung Mangel leiden.“

Er sprach mit Nachdruck, damit Conway keinen Augenblick über den Zweck seiner beabsichtigten Unterstützung im Zweifel sei.

„Nur aus Liebe zu meiner Familie und aus keinem andern Grunde,“ entgegnete Doktor Conway und kämpfte anscheinend mit einer tiefen Rührung, „habe ich es über mich vermocht, diesen schweren Gang zu thun. Frau und Kind sind die einzigen Wesen, welche mich veranlassen konnten, mein Ehrgefühl in dieser Weise zu demüthigen und meine gesellschaftliche Stellung zu verleugnen, um Sie um ein Almosen anzuflehen. Ja, mein Herr,“ fuhr er fort und nahm eine Miene gekränkten Stolzes an, „so arm ich bin, so vermag ich doch meine Herkunft und meinen Stand nicht zu vergessen, und ich wiederhole es daher, hätte mich nicht der Blick auf meine Frau und ihr Kind zu diesem Opfer gezwungen, so würde kein Mißgeschick, und sei es auch noch so unerträglich, mich dazu getrieben haben, Ihre gütige Hülfe anzurufen.“

Er hielt inne und setzte dann, als er zu bemerken glaubte, daß Holdsworth ungeduldig werde, hastig hinzu:

„Wenn Sie mir zehn Pfund (zweihundert Mark) . . .“ und dann stockte er abermals.

„Sie wünschen zehn Pfund zu leihen?“

„Ja, werther Herr, wollen Sie die große Gewogenheit haben . . .?“



Landung irregulärer Truppen in Konstantinopel. (S. 252.)

„Von welchem Nutzen kann Ihnen eine so geringe Summe sein?“

Conway sah betroffen zu Holdsworth empor; er fühlte, daß derselbe eine weit größere Summe zu hören erwartet hatte.

„Für einen verarmten Mann, — — — eine verarmte Familie sind zehn Pfund ein erhebliches Kapital.“

„Ich bin bereit, Ihnen zehn Pfund zu borgen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie dieselben zum Besten Ihrer Frau und Ihres Kindes verwerthen.“

„Natürlich, das ist selbstverständlich,“ erwiederte Doktor Conway unterwürfig. „Auch können Sie sich darauf verlassen, daß ich Ihnen meine Schuld bis auf den letzten Pfennig abzahle und sollte ich zu diesem Zwecke das Hemd, das ich auf dem Leibe trage, versetzen.“

Ich vermuthe, daß diese Art von Sicherheit, die in der Regel von Leuten gewährt wird, welche nicht die entfernteste Absicht haben, das geliehene Geld zurückzuerstatten, lediglich dazu dienen soll, die Größe ihrer Verpflichtung anzudeuten. Würden sie nicht im allerbesten Falle mit dem Hemde, das sie am Körper tragen, nur einen verschwindend kleinen Theil ihrer Schuldenlast decken können?

Holdsworth reichte dem Zahnarzt zwei Fünfpfundscheine. Der Mann griff begierig nach den Papieren und begrub sie in seine Hosentasche, während ein Dankeswort nach dem andern aus seinem Munde quoll.

„Weiß Ihre Frau, daß Sie mir diesen Besuch machen?“ fragte Holdsworth, seinen lauten Erguß hemmend.

„Nein, geehrter Herr; allein ich werde sie unverzüglich von Ihrer großen Güte in Kenntniß setzen,“ antwortete er, nahm seinen Hut und erhob sich.

Holdsworth’s erste Regung war, ihm die Bitte auszusprechen, Dolly diese Gabe, welche „Anleihe“ zu nennen lächerlich gewesen wäre, zu verschweigen. Allein die Befürchtung, daß sie, falls Doktor Conway sein Wort brechen sollte, in dieser Bitte einen Anstoß zu verhängnißvollen Grübeleien finden könne, veranlaßte ihn, seinen Wunsch zurückzudrängen.

Er sagte statt dessen:

„Sie werden vor allen Dingen den Zweck im Auge behalten, der mich bewog, Ihnen das Geld zu borgen.“

„Sie können sich unbedingt auf mich verlassen, mein Herr; seien Sie ganz unbesorgt,“ flüsterte Doktor Conway und drückte seinen Hut an’s Herz. „Wenn Sie mir Tinte, Feder und Papier geben wollen, so bin ich gern bereit, Ihnen etwas Schriftliches einzuhändigen.“

„Das ist nicht nöthig. Aber vergessen Sie nicht, daß Nelly im Wachsen begriffen ist und kräftiger Nahrung bedarf; verbrauchen Sie das Geld für sie und ihre Mutter, so werde ich mich Ihnen dankbar erzeigen.“

Er trat auf den Hausflur und geleitete den Zahnarzt bis an die Thür, woselbst sich dieser unterthänigst verneigte und zur Gartenpforte hinausschritt. Dort blieb derselbe einen Augenblick stehen, blickte, offenbar einen Entschluß erwägend, nach seinem Hause hinüber und eilte dann, nach einer abermaligen Verbeugung, die Straße hinab und verschwand, den Weg zur Stadt einschlagend.

Conway’s Armuth stand also unzweifelhaft fest. Holdsworth hatte häufig über ihre pekuniären Verhältnisse nachgesonnen, war aber stets nur bis zu der Vermuthung hindurchgedrungen, daß sie aus der Hand in den Mund lebten und sich von einem Tag zum andern über Wasser hielten. Daß sie im buchstäblichen Sinne des Wortes bedürftig waren, daß sie Mangel litten, zu der Annahme hatte sich seine lebhafte Phantasie nie verstiegen. Er hielt Doktor Conway’s Bericht für durchaus wahr. Auch lag es auf der Hand, daß dieser Mann, falls er kein Privatvermögen besaß, in einer trostlosen Lage sich befinden müsse, denn sein Beruf brachte ihm nichts ein. Während der ganzen sechs Wochen, die Holdsworth in Harwich verlebte, hatte er kaum ein halbes Dutzend Leute in sein Haus

gehen sehen und die Hälfte von diesen mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, da der Herr Doktor ausgegangen war.

Aber selbst dann, wenn Holdsworth soviel errathen hatte, so wußte er doch nur die halbe Wahrheit, und das war vielleicht ein Glück, denn wenn er die ganze Sachlage durchschaut hätte, so würde sein Kummer, seine klare Ueberlegung verdunkelt und ihn zu einem Bekenntniß gezwungen haben, welches zu unterdrücken er Morgens und Abends in heißem Gebete rang. Denn nur in der Dämmerstunde schlich Dolly dicht verschleiert die Straße hinab, um ein kleines Bündel, das sie unter ihrem Tuche verborgen hielt, bei dem Pfandverleiher zu versetzen, um von dem wenigen gelösten Geld eine Mahlzeit für ihr Kind zu beschaffen. Und nur in der Verborgenheit ihres eigenen Hauses arbeitete sie schwerer, als irgend ein Dienstbote es jemals thut; sie saß bis spät in die Nacht hinein, um ihre und ihres Kindes abgetragene Kleidungsstücke wieder und wieder zu stopfen und auszubessern. Wie oft ging sie ohne Abendbrod zu Bett, um einem Morgen entgegenzuwachen, der nicht minder hoffnungslos war als sein Vorgänger!

Der aufopferungsfähige Mann, der sein Leben hingegeben haben würde, um ihr Glück zu erkaufen, wußte nichts von alledem; selbst seines kleinen Kindes Anzug verrieth ihm keine Zeile dieser traurigen Geschichte; ein Frauenauge würde freilich zwischen den abgenutzten Falten dieses Kleidchens, das gewendet und abermals gewendet und an allen Ecken und Enden sorgfältig geflickt und ausgestückt war, eine lange, tief ergreifende Erzählung gelesen haben.

Holdsworth und Dolly sahen einander nur selten. Doch so oft sie ihn an seinem Fenster stehen sah, hatte sie ein freundliches Lächeln, einen dankbaren Gruß für ihn, und da der Schirm ihres Hutes ihr Gesicht beschattete und die Entfernung die Furchen der Sorge, des Kummers und der Mattigkeit milderte, so daß sie der holden Schönheit ihres Antlitzes kaum Eintrag thaten, so entging ihm die besorgnißerregende, zehrende Veränderung, welche sie in der kurzen Spanne Zeit erlitten hatte, die seit ihrer letzten Begegnung in der Hauptstraße verflossen war.

Nelly besuchte ihn um ein Uhr und er behielt sie zum Mittagessen bei sich. Das Kind war hungrig, und als er es während des Essens beobachtete, dachte er unwillkürlich an Dolly.

„Hat Mama heute ein gutes Mittagessen gehabt, mein Herz?“ fragte er.

Das kleine Wesen machte ein verlegenes Gesicht; als er aber die Frage wiederholte, entgegnete es:

„Nein.“

Er glaubte, daß die Kleine sich irre, denn nach Conway's Versicherungen hoffte er annehmen zu dürfen, daß derselbe, da er ja nunmehr mit Geld versorgt war, zuerst und vor allen Dingen für seines Weibes Bedürfnisse eine offene Hand haben werde.

Aber obgleich er seine Frage in den verschiedensten Formen an das Kind richtete, so antwortete dasselbe doch unausgesetzt:

„Nein, — nein, Mama nich Essen hat.“

„Sie hat überhaupt kein Mittagessen gehabt? Weißt Du das ganz gewiß, mein Liebling?“

Ja, das Kind war seiner Sache sicher, so sicher wie nur ein Kind sein kann.

Holdsworth sprang auf und schellte, und trat dann auf den Hausflur hinaus, um Frau Parrot dort zu erwarten. Dieselbe kam aus der Küche, und Holdsworth, der kaum seine Aufregung zu bemeistern vermochte, rief ihr zu:

„Ich muß Sie nothwendig in einer wichtigen Angelegenheit sprechen, Frau Parrot. Nelly behauptet, daß ihre Mama heute kein Mittagessen gehabt habe. Halten Sie das für wahrscheinlich? Ist das möglich?“

„In der That, mein Herr, wenn Sie mich fragen, so muß ich Ihnen antworten, daß meiner Meinung nach das Schlimmste denkbar ist,“ entgegnete Frau Parrot.

„Aber ich habe ja heute Morgen Herrn Doktor Conway



Vom Kampfplatz mit einer serbischen Flagge zurückkehrende Baschi-Bozuks im Hofe eines Depots. (S. 252.)

zehn Pfund gegeben,“ rief Holdsworth außer sich vor Bestürzung. „Ich habe ihm diese Summe nur unter der Bedingung eingehändigt, daß er sie für Frau und Kind verwenden solle.“

„Er hat Ihnen zehn Pfund abgebettelt?“ schrie Frau Parrot, fast in Wuth gerathend. „Der Hallunke! Zehn Pfund! Er wird sie sammt und sonders vertrinken! O, Herr Hampden, warum haben Sie dieselben nicht lieber seiner armen Frau gegeben?“

„Ja, das wäre besser gewesen,“ erwiederte Holdsworth, die Hände zusammenpressend. „Aber wie hätte ich das anstellen sollen? Unter welchem Vorwande hätte ich ihr Geld schicken können? O, Frau Parrot, es muß nothwendigerweise etwas geschehen. Der Gedanke, daß die arme Dame in eine solche Noth gerathen ist, beunruhigt mich auf's Höchste. Wie können wir ihr helfen? Wir dürfen nicht vergessen, daß sie eine Dame ist, und müssen daher vorsichtig zu Werke gehen.“

„Ich kann mich nicht darüber zufrieden geben, daß Sie dem Schurken zehn Pfund anvertraut haben!“ rief Frau Parrot, deren Gemüth noch immer mit der Größe der Summe und der listigen Frechheit des Mannes, der sie Holdsworth abgeschwindelt hatte, beschäftigt und in eine beinahe fieberhafte Aufregung versetzt worden war. „Hat man je etwas Aehnliches gehört! Das also war der Grund, weßhalb der Patron in mein Haus kam? Wenn ich nur eine Ahnung davon gehabt hätte, ich würde ihn mitsammt seinem Anliegen aus dem Hause befördert haben, ohne Ihnen auch nur ein Wort davon zu sagen; darauf können Sie sich verlassen.“

„Ich bitte Sie, mir zu sagen, was unter diesen Umständen sich thun läßt,“ sagte Holdsworth dringend.

„Nun, Herr, ich wüßte wohl, was ich an Ihrer Stelle thäte. Frau Doktor Conway ist eine Dame und es würde sich nicht schicken, ihr gekauftes Fleisch anzubieten. Wir müssen daher die Sache anders anstellen. Ich werde eines von meinen Hühnern schlachten und es ihr mit einer freundlichen Empfehlung hinüberbringen und ihr dabei sagen, ich hätte gestern einen Theil meines Federviehs geschlachtet und wünschte ihr zu zeigen, wie fett meine Hühner geworden seien.“

„Das geht, aber Ihre eigenen Hühner sollen Sie jedoch nicht opfern. Viel besser ist es, Sie nehmen diesen halben Sovereign und laufen unverzüglich zum nächsten Geflügelhändler und kaufen dort ein paar junge Hähnchen. Die können Sie Nelly's Mutter hinübertragen und vorgeben, daß dieselben Ihrer eigenen Zucht entstammen. Sind Sie damit einverstanden?“

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Hampden! Sie müssen in der That ein außerordentlich gutes Herz haben, da Sie ein so inniges Mitgefühl für arme Leute hegen.“

Nach diesen Worten holte Frau Parrot eilends ihren Hut und stürmte wenige Augenblicke später die Straße hinab, den Marktkorb über den Arm tragend, während ihr die Hutbänder, die sie in der Eile zuzubinden vergessen hatte, rückwärts über die Schultern flatterten.

Holdsworth harrte ungeduldig ihrer Heimkehr, wogegen Nelly, welche ihr Mittagessen in größter Gemüthsruhe beendigt hatte, im Zimmer sich umhertummelte und mit ernsten forschenden Augen jede Nische und jeden Schrank durchstöberte und die Schäferinnen auf dem Kamin und die gelben Rosen auf dem Teppich bewunderte.

Nach Verlauf von zehn Minuten kam Frau Parrot mit erhitztem Antlitz und stark keuchender Brust zurück und schoß so pfeilschnell in's Haus, daß man hätte vermuthen können, sie habe einen Juwelenladen geplündert und suche nun ihr theures Leben zu retten.

„Hier, Herr Hampden, wie gefallen Ihnen diese Thiere?“ rief sie und zog ein paar trefflich gemästete und gut gespickte Hähnchen aus ihrem Korbe hervor und hielt sie ihrem Miether entgegen, als ob sie ein paar Ohrringe wären. Sind das nicht wahre Prachtexemplare von Hühnern?“

„Auf welche Weise kann ich ihr dieselben geben? Wollen Sie selbst die Güte haben, sie hinüberzutragen?“

„Gewiß; ich werde sie ihr durch das Dienstmädchen hineinschicken und an der Thür wieder umkehren. Sie wird schon von selbst auf den Gedanken kommen, daß ich die Hähnchen eigenhändig gemästet habe, und so brauche ich keine Unwahrheit zu sagen, obwohl es mit meiner Religion Gott sei Dank nicht so bestellt ist, daß ich nicht einer armen, hülfsbedürftigen Frau zuliebe eine kleine Nothlüge sagen möchte.“

Sie betrachtete darauf die Hähnchen mit großer Aufmerksamkeit, um sich davon zu überzeugen, daß nicht etwa ein verrätherisches Zettelchen mit dem Marktpreis an ihnen hänge. Sodann schob sie ihren Hut zurecht, trocknete sich das heiße Gesicht ab und lief mit ihrer Bürde quer über die Straße.

Holdsworth erwartete auf dem Hausflur ihre Wiederkunft. Nach wenigen Minuten kam sie schmunzelnd zurück, lüftete den Deckel ihres Korbes und zeigte Holdsworth, daß derselbe geleert sei.

„Haben Sie Frau Doktor Conway selbst gesprochen?“

„Nein, Herr, das war ja auch nicht meine Absicht,“ erwiederte Frau Parrot, indem sie eifrig ihre Schuhsohlen auf der Hausthürmatte reinigte, „das schlumpige Dienstmädchen öffnete mir die Thür. Ich sagte: ‚Bring' dieß hier Deiner Herrschaft mit einem freundlichen Gruß von Frau Parrot; auch können die Hähnchen sofort gebraten werden, sie haben lange genug gehangen,‘ und dann machte ich, daß ich fortkam. Was das Mädchen für'n verblüfftes Gesicht machte! Erst ward sie blaß wie die Wand; dann grinste sie und dann kreischte sie wie ein Hund, den man unter einer Bettdecke ersticken will. Das arme Ding mochte wohl hungrig sein. — Hier ist auch das Geld, das ich übrig behalten habe. Es stimmt genau. Wollen Sie die Güte haben und es nachzählen?“

Holdsworth dankte ihr und kehrte dann mit erleichtertem Gemüth in das Zimmer zurück. Aber kaum hatte er sich daselbst niedergesetzt, als er Frau Parrot abermals an die Thür klopfen hörte. Mit geheimnißvoller Miene rief sie ihn auf den Hausflur.

„Ich vergaß, Ihnen zu erzählen, daß ich, ehe ich fortging, das Mädchen fragte, ob ihr Herr zu Hause sei; sie sagte: ‚Nein!‘ ‚Wann mag er zurückkommen?‘ fragte ich. ‚Das weiß ich nicht, Frau Parrot,‘ sagte sie, ‚er ist heute Morgen fortgegangen und hat sich seitdem noch nicht wieder blicken lassen.‘ So steht die Sache, und ich will Ihnen daher nicht vorenthalten, wie ich die Sache ansehe.“

Bei diesen Worten erhob sie mit großem Nachdruck den Zeigefinger der rechten Hand und sprach:

„Der Patron wird seiner armen Frau keinen Pfennig von dem Gelde geben, sondern so lang ausbleiben, bis er die ganze Summe bis auf den letzten Rest verjubelt hat.“

Nach dieser inhaltsschweren, von manchem unwilligen Kopfschütteln begleiteten Prophezeiung wanderte sie voll gerechter Entrüstung in ihre Küche zurück.

Die Gewißheit, daß Dolly in einer wahrhaft bejammernswerthen Lage sich befinde, und die ihm bis jetzt noch niemals so nahe getreten war, wie an dem heutigen Tage, machte Holdsworth über alle Begriffe unglücklich. Er setzte sich still an das Fenster und starrte trüben Sinnes auf die Straße. Nelly gesellte sich zu ihm und bemühte sich, ihn durch kindliche Liebkosungen zur Theilnahme an ihrem Spiel zu bewegen, allein er war so tief gebeugt, daß er es nicht einmal über sich zu gewinnen vermochte, den bittenden Augen des kleinen holden Wesens mit einem Lächeln zu begegnen. Er umfaßte sie mit beiden Armen, drückte sie an sich und küßte sie wieder und wieder, während heiße Thränen über seine bleichen Wangen herniederrannen.

Noch nie war die Sehnsucht, zu Dolly zu eilen, sich ihr zu erkennen zu geben und sie aus dem Elende, dem unerhörten Kummer, der sie gefangen hielt, zu befreien, so mächtig gewesen wie in dieser Stunde. Liebe und Mitgefühl stritten mit der Scheu, sie durch eine Enthüllung zu entehren. Konnte er es dulden, daß seine zarte, feinfühlende Frau, sein Kleinod in der Hand eines Mannes blieb, dem alles Schlechte zuzutrauen war, ja, der vielleicht sich so weit hinreißen ließ, sie zu mißhandeln, und der in eben diesem Augenblick das ihm geliehene Geld vergeudete, um seinen thierischen Begierden zu fröhnen, und darüber vergaß, daß Weib und Kind kein Stückchen Brod im Hause hatten? Aber welch' einem Ende mußte ein solcher Lebenswandel entgegenführen, wenn ihm nicht Einhalt gethan wurde?

Es konnte nicht ausbleiben, daß Holdsworth früher oder später sich gezwungen sah, aus seiner Verborgenheit hervorzutreten, um seine Frau und seine Tochter vor dem Zusammensturz ihres Hauswesens zu bewahren, welchen der leichtsinnige Mann durch seine unverantwortliche Handlungsweise unabwendbar über sie heraufbeschwor.

Er hatte die Absicht gehegt, ihnen sein Leben zu weihen, und dem Wahne sich hingegeben, daß Conway's Charakter einer Besserung fähig sei, und sich eingebildet, daß man ihn allmälig durch Güte, freundschaftliche Rathschläge und Geldbeiträge zu der Erkenntniß seines Unwerthes bringen und auf den Weg zur Rechtschaffenheit und Wohlhabenheit führen könne. Das waren Holdsworth's Pläne gewesen. Sein eigenes Glück würde er allerdings zum Opfer haben bringen müssen, — aber was war ihm sein Glück im Vergleich mit Dolly's Wohlergehen? Seine ganze Treue hätte er freudig aufgeboten, um ihr zu dienen, seine aufrichtige, glühende Hingebung eingesetzt, um diesen Mann von seiner falschen Bahn abzulenken und ihn zu lehren, seinem Weibe das Maß von Glück zuzuwenden, das ein Herz, in dem die erste Liebe begraben ruht, nur immer empfinden kann. Auf diese Weise hätte er seiner Dolly guter Engel werden und mit Gottes Hülfe sie und ihr Kind beschützen und beschirmen und insgeheim, obgleich er von ihr für todt gehalten wurde, doch in ihrem Interesse eine lebensvolle rastlose Thätigkeit ausüben können.

Jetzt durchschaute er die Nichtigkeit seiner Hoffnung und klammerte sich doch verzweiflungsvoll an dieselbe an, denn wenn er sie aufgab, sah er sich gezwungen, sich zu erkennen zu geben, und vor diesem Schritt bebte er zurück, da es ihm schien, als werde eine Offenbarung seines Geheimnisses, so lange Conway lebte, sie tiefer erniedrigen, als selbst die unwürdigste Behandlung von Seiten ihres Gatten es vermochte.

Noch niemals hatte Nelly ihn so unlustig gefunden, mit ihr zu spielen. Als er seinen Kopf erhob, beobachtete sie sein Gesicht mit einem befremdenden, forschenden Blick, legte ihre Hand auf seine Wange und sagte:

„Warum weint Onkel?“

Er zwang sich, diese Frage mit einem Lächeln zu beantworten, liebkoste sie und stellte sie auf den Boden, weil es ihm vorkam, als sei sie des Sitzens müde. Aber sie kletterte abermals auf seine Kniee und wiederholte ihre Frage mit großer Ernsthaftigkeit:

„Warum weint Onkel?“

„Weil ich schwach und thöricht bin, meine liebe Kleine. Ich vergaß, daß ein guter und gerechter Gott im Himmel wohnt, der mein Gebet erhören und mir helfen wird, wie er es damals that, als ich allein auf dem weiten Meere war.“

Er sprach diese Worte laut, aber mehr zu sich, als zu dem Kinde.

„Dot liebt Nelly,“ sagte das kleine Ding, „und Nelly liebt Onkel. Nelly küßt Onkel.“

Darin bestand der ganze Trost, den sie ihm zu geben vermochte, doch derselbe fiel wohlthätig auf sein Ohr. Er küßte sie dankbar und wiegte sie sanft in seinen Armen hin und her, während seine Augen auf ihrem Gesicht ruhten. Sie empörte sich indessen gar bald gegen eine Lage, welche ihren Gliedern unbequem war, und glitt auf den Fußboden. Er gab ihr ein Buch, dessen Bilder sie mit ernster Miene betrachtete und dabei zu sich selbst redete, wie kleine Kinder und greise Leute häufig zu thun pflegen.

Auf diese Weise verging der Nachmittag, aber noch nie war Holdsworth's Stimmung gedrückter und ruheloser gewesen. Namenlose Angst und böse Vorahnungen erfüllten seine Seele.

Um fünf Uhr kam Frau Parrot herein, um Nelly den Hut aufzusetzen, denn das war die Stunde, wo Holdsworth das kleine Mädchen regelmäßig nach Hause schickte.

„Meine Schürze ist schmutzig,“ sagte die würdige Frau, „deßhalb bringe ich Dich nicht hinüber, mein Herz. Doch will ich an der Gartenpforte stehen bleiben und Acht geben, daß Du sicher zu Mama gelangst.“

Und nun trippelte Nelly, nachdem sie einen Kuß und ein Scheibchen Brod mit Fruchtmus erhalten hatte, quer über die Straße, und als sie innerhalb der Pforte sich befand, wo sie von ihrer Mutter gesehen werden konnte, schloß Frau Parrot die Thür und begab sich wieder zum Putzen ihrer Gerätschaften in die Küche.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Knoten wird zerschnitten.

Holdsworth hatte in Folge der widerstreitenden Sorgen, welche ihn fieberhaft erregten, nur wenig geschlafen und um acht Uhr verließ er sein Bett und machte in der Hoffnung einen Spaziergang vor dem Frühstück, daß der kräftige Wind, welcher das Haus umstürmte, ihn erfrischen und beleben werde.

Solch' ein Morgen mußte selbst das schwermüthigste Herz seiner dumpfen Verzweiflung entreißen, und auch Holdsworth empfand dankbar seinen belebenden, stärkenden Einfluß.

Er hatte sich vorgenommen, an dem heutigen Morgen bei der Brauerei vorzusprechen, und er warf deßhalb einen prüfenden Blick auf dieselbe, als er auf die Straße kam, in der die Fabrik sich befand.

Das kerkerartige Gebäude war umgeben von einer dicken Luft, welche an den gesättigten londoner Nebel erinnerte, kaum geeignet, seine Hoffnungen zu beleben. Riesige, stiernackige Männer mit Schurzfellen rollten ungeheure Tonnen aus einem Hofraum in einen mit Sägestaub und Rauch erfüllten finstern Keller. Man konnte das Keuchen der Maschine deutlich vernehmen, und der Wind umtobte in so aufgeregten, unregelmäßigen Stößen das Haus, daß man hätte glauben sollen, der Geruch des Bieres habe ihn trunken gemacht.

Holdsworth schüttelte sein Haupt, als er vorüberging. Er ahnte schon im Voraus, daß er keine Aussicht haben werde, in diesem lärmenden, keuchenden, hustenden, rauchenden Bezirke Arbeit zu finden, und daß es gerathener sein würde, ein wenig Geld zu einer Zeitungsannonce auszugeben, als sich zum zweiten Male der Rohheit auszusetzen, welche ein persönliches Gesuch nach sich ziehen konnte.

Nach dieser Ueberlegung beschleunigte er seinen Schritt, um sofort nach der Ankunft in seinem Daheim eine seinem Zweck entsprechende Anzeige aufzusetzen.

Er betrat sein Wohnzimmer, schellte, damit Frau Parrot erfahre, daß er zurückgekehrt sei, und setzte sich dann nieder, um über einen Satz nachzusinn[illegible]welcher seine Absichten deutlich bekundete.

„Was würden Si[illegible]stücken, Herr Hampden?“ fragte Fr[illegible]nend.

„Geben [illegible] haben. Ein frisch gelegtes [illegible]m.“

„[illegible]Prachtexemplare ausge[illegible]was da drüben pas-

„Nein, was denn?“

„Nun, ich hab's freilich vorausgesehen, daß dieß das Ende vom Liede sein würde, und hab's meiner Mutter wohl tausendmal gesagt, — und nun ist's wirklich eingetroffen. Denken Sie sich, Conways sind gepfändet worden!“

„Gepfändet!“ schrie Holdsworth und drehte sich auf seinem Stuhle hastig um.

„Ja, Herr. Das Dienstmädchen hat's eben dem Milchmann anvertraut und der hat's mir brühwarm wieder erzählt. Und nun kommt noch das Schlimmste von der ganzen Geschichte, — die Meisten wenigstens würden es für das Schlimmste halten, obgleich ich an Frau Doktor Conway's Stelle von Herzen froh darüber wäre, — denken Sie, der schändliche Mensch ist die ganze Nacht über nicht nach Haus gekommen!“

„Der Schurke!“ rief Holdsworth und knirschte mit den Zähnen. Und dann sprang er auf und ging unruhig im Zimmer hin und wieder.

„Bleiben Sie!“ herrschte er plötzlich mit lauter Stimme, als er bemerkte, daß Frau Parrot im Begriff war, sich zurückzuziehen. „Können Sie die Wahrheit dieser Nachricht verbürgen?“

„Ja, das glaube ich, Herr. Als der Milchmann es mir erzählte, hatte ich erst die Absicht, zu der armen kleinen Frau Doktor hinüberzulaufen, allein dann dachte ich bei mir: wozu? Ich kann ihr ja doch von keinem Nutzen sein.

„Aber ich kann ihr vielleicht von Nutzen sein,“ fiel Holdsworth ihr in's Wort. „Mit dem Frühstück hat's keine Eile. Wann ist das Haus mit Beschlag belegt worden?“

„Gestern Abend, — wenn nämlich das Dienstmädchen dem Milchmann die Wahrheit gesagt hat.“

„Großer Gott! So ist sie die ganze Nacht ohne Schutz gewesen?“ Er hielt plötzlich inne, griff nach seinem Hut und stürzte, an Frau Parrot vorbeistürmend, eiligst aus dem Hause.

Frau Parrot sah ihm, stumm vor Erstaunen, nach.

Sie sah, wie er die Pforte von Conway's Vorgarten aufstieß, die Steinstufen hinaufflog und heftig klopfte. Er befand sich offenbar in einer überaus erregten Stimmung. Das Bewußtsein von dem zermalmenden Elend, das über Dolly hereingebrochen war, hatte sein Mitgefühl so auf die Spitze getrieben, daß ihn alle Selbstbeherrschung im Stich ließ.

Die Hausthür ward von dem Dienstmädchen geöffnet, und gleichzeitig quoll der Duft von starkem Tabak aus derselben hervor.

„Ist der Herr Doktor zu Hause?“

„Nein, Herr!“ entgegnete das Mädchen und sah Holdsworth mit scheuem Ausdruck an.

„Wo ist Frau Doktor?“

„Im Wohnzimmer, Herr.“

„Ich wünsche sie zu sprechen.“

„Das geht nicht. Sie hat mir gesagt, daß ich Niemand vorlassen soll.“

„Melden Sie mich trotzdem und sagen Sie ihr, ich bäte sie dringend, mir einen Augenblick Gehör zu geben.“

„Ich glaube nicht . . .“

„Bestellen Sie unverzüglich, was ich Ihnen aufgetragen habe!“ rief Holdsworth.

Das Mädchen trollte verdrossen von dannen und schob den Kopf in das Wohnzimmer.

„Da drinnen ist sie nicht. Sie wird wohl hinaufgegangen sein,“ sagte sie und schlurfte in Folge dieser Annahme die Treppe hinauf, wobei die Stufen jedesmal bei dem Geklapper ihrer Pantoffeln erdröhnten.

Ein Mensch mit rundem, rothem Angesichte, weißem Hut, punktirtem Halstuch, einem bis fast auf die Knöchel hinab reichenden Rock, einer langen Weste und einer Thonpfeife im Munde kam behaglich aus dem Gemach geschlendert, welches Doktor Conway mit dem Namen „Sprechzimmer“ belegt hatte, lehnte sich mit der ganzen Wucht seines Körpers gegen die Thür, beehrte Holdsworth mit einem vertraulichen Kopfnicker, nahm seine Pfeife aus dem Munde, spuckte aus und sagte:

„Morgen!“

„Guten Morgen. Sind Sie der Pfänder?“ erwiederte Holdsworth.

Der Mann nickte bejahend und schob seine Pfeife wieder in den Mund.

„Wann sind Sie gekommen?“

„Gestern Abend,“ antwortete der Mann mit schwerer Zunge. „Das ist hier 'n sonderbares Wohnen. Ich will verflucht sein, wenn ich auch nur 'ne Messerspitze voll Butter gefunden habe.“

„Wie hoch beläuft sich die Schuld?“

„Dreiundzwanzig Pfund und sieben Pence!“ sagte der Mann und setzte seine Pfeife wiederholt ab, um auszuspucken. „Sind Sie auch ein Gläubiger?“

„Nein,“ antwortete Holdsworth und lauschte gespannt auf jeden Laut, der sich im Hause regte.

„Desto besser für Sie. Und wenn Sie auch jeden Winkel um und um suchten, Sie fänden doch nichts, womit Sie sich bezahlt machen könnten,“ sagte der Mann und wiegte mit sachverständiger Miene sein weißes Haupt hin und her. „Das ganze Gerümpel hier im Hause ist kaum zehn Pfund werth und das nicht 'nmal. Sehen Sie sich zum Spaß das Wohnzimmer an. Darin sind noch die besten Möbel, und wenn Sie die für drei Pfund los werden können, so dürfen Sie mir den Kopf abreißen.“

„Sie möchten sich in's Wohnzimmer bemühen und dort einen Augenblick Platz nehmen,“ sagte das Mädchen, ihren Kopf scheu über das Treppengeländer herabneigend, „Frau Doktor wird in der Minute da sein.“

Er trat in das kleine, armselige Wohnzimmer, während der

„Pfänder" wieder in das Sprechzimmer schlenderte und dort, in den Lehnstuhl gelehnt, mit ernsthafter Miene einige falsche Zähne musterte, die in unvollendetem Zustande vor ihm auf dem Tische lagen.

(Schluß folgt.)

Rheinfrauen Geisterbann
oder
Die Reise nach Köln.

Von

Hermann Jahn.

(Fortsetzung.)

2. Fahrt am Rhein.

Ein Gott hat ihn fürwahr gemacht
Den Strom in seiner stolzen Pracht,
Die Berge hoch gekrönt mit Burgen,
Die Wogen, die die Segel furchen,
Längs ihren Ufern grüne Hügel,
Die sich im hellen Wasserspiegel
Verdoppeln; reiche Dörfer, Städte,
Die sich mit Schlössern um die Wette
Bewerben um der Anmuth Preis;
Des Handels Emsigkeit und Fleiß;
Wie sich die Menschenhände regen
An allen Orten und allen Wegen;
Hier Eisenschienen, Tunnels dort,
Das Dampfroß fliegt von Ort zu Ort
Und bringt von allem End' der Welt
Reisende her und Gut und Geld.
Dort kommt es wie ein Schwan geglitten,
Ein mächtig Schiff auf Stromes Mitten,
Viel Nachen und Kähne darum her
Bringen und tragen regen Verkehr.
Die Pfeife schrillt, des Bootsmann Läuten,
Macht nahe Landung jetzt bedeuten:
Auf dem Verdeck, auf Trepp' und Gängen
Der Passagiere Hast und Drängen;
Suchen die Koffer, Kisten, Kasten,
Damit sie ja kein Stück verpaßten,
Der Kleider Tracht, das Sprachgewirr',
Macht selbst den Weitgereisten irr'.
Der Schiffsmann nimmt das Tau zur Hand,
Ein Schwung und Wurf, und an dem Land
Empfängt's ein Andrer mit Geschicke,
Befestigts an die Landungsbrücke.
Nun strömt es aus dem Schiff heraus
Als wie aus Vater Noah's Haus.

Von all' dem Treiben baß ergötzt
Drei Passagiere ganz zuletzt
Schicken sich an, das Schiff zu verlassen,
Sagen mit biederem Händefassen
Dem Kapitän ein fare well
Und treten dann mit Blicken hell
Auf froh erstrebten Uferstrand,
Dem ganz ihr Sinnen zugewandt.

Die sich als treu und wahr befunden,
Hatten zusammen sich verbunden
In Freundesweis' und Jugendmuth:
Der dort mit Backen voller Blut,
Mit Brille bewaffnet und Knotenstock,
Mit Strohhut und mit leichtem Rock,
Dem hatte beglückt belobt und froh
Medicinae doctoris promotio.
Nun blühte ihm der Praxis Ruhm
Und edeles Philisterthum.
Doch eh' er zög' den Flausrock aus
Und heimkehrt' und bezög' ein Haus:
Noch einmal erst in vollen Zügen
Wollt' er im Arm der Freiheit liegen.
Man einigt sich nach Freundesart
Und macht den Plan zur Ferienfahrt.
Ohn' vieles Säumen, sonder Qual
Schritt man zur Reisemarschallswahl:
Einstimmig ward dazu ernannt,
Der vor uns steht: am Seidenband
Den Kneifer, ganz untadelhaft
Das Aeußere, was der Schneider schafft;
Ein keckes Bärtchen, nett gedreht,
Ihm zierlich zu Gesichte steht.
Wie freut er sich, daß er entronnen
Dem Aktenstaub, der ihn umsponnen.
Verlassen stehen die Pandekten
Und alle andern Jurissekten,
Die blinde Göttin konnt' jetzt schalten
Und gänzlich nach Belieben walten,
So freudig fahnenflüchtig war,
Er, des Gerichtes Ref'rendar.
Noch übrig bleibt uns zu betrachten
Den Dritten, den sie sorglich machten
Zum Herrn und Meister des Proviant:
Am Ränzel wird er gleich erkannt:
Der krause Bart, kühn überragt
Von des Geruchorganes Macht,
Den Scheitel weislich wohlverwahrt
Mit einem Filz von grauer Art,
Die grauen Aeuglein drunter blicken
Dich an mit list'gem Kopfesnicken.
Der Recke meisterlich verstand
Daheim mit gar gewandter Hand
Aus fünfzehn kleinen, magern Pillen
An neunundneunzig draus zu drillen;
Er war ein echter Pharmazeut,
Und dieses sind besondre Leut.

Hie Geisenheim, hie Rüdesheim!
Wie rebt und rankt sich dieser Reim!
Am Scheideweg so hingestellt,
Man stande pede Kriegsrath hält.
Von dorther winkt Johannisberg,
Ruft Apotheker überzwerg,
Dort herrscht der König von allen Weinen,
Es mag da füglich passend scheinen,
Daß wir dorthin uns wenden sollen,
Um unsere Ehrfurcht ihm zu zollen!
Der Doktor wollt' davon nichts wissen,
Von wegen manchen Hindernissen,
Von unten säh' sich's schöner an.
Man könnt' es auch viel näher han.
Gar Viel' von edler Fürstlichkeit
Aus diesen Gauen weit und breit
Hielten in Geisenheim Konferenz,
Dort könnt' man seine Reverenz
Auch dem Johannisberger machen.
Der Herr Jurist hub an mit Lachen:
Dann würd' es wohl das Beste sein,
Man ging' nach Geisenheim hinein,
Dieweil es läg' vor ihrer Nase
Und mitten durch führt ihre Straße.
Flugs wie geredet war's gethan,
Mit Gott fängt man den Morgen an;
Saßen nun dort in schatt'gen Lauben,
Vor sich das duftige Naß der Trauben,
Der Pharmazeut war staunend weg,
Wie nahe oft das Gute läg',
Bemühte sich mit viel Ersprießen,
Nun es auch tüchtig zu genießen.

Das Himmelsblau war wolkenlos.
O Gott, wie ist die Welt so groß!
O Gott, wie ist die Welt so weit!
Jedwedem hüpft das Herz vor Freud'
Ob solchem wahren Herrgottsmorgen,
Dahinter bleiben Grill' und Sorgen,
Froh schnürte man das Bündel dort
Und wandernd geht's von Ort zu Ort.

Bergan durch steile Bergesschlucht
Den Weg man auf die Höhe sucht.
Dort schweift der Blick in ferne Weiten
Und schauet alle Herrlichkeiten.

Welch' Feenland in weiter Rund',
Rings grüner Wald und Rebengrund,
Als wie ein mächtig Silberband
Der Rheinstrom glitzernd durch sich wand.
Da saß man lange still versunken,
Das Auge schwelgte wonnetrunken,
Ein Adler in den Lüften hoch
Dahin in weiten Bogen zog.
Schroff starre Felsen, kahl und kühn,
Den Fluß in enge Banden ziehn,
Auf deren wild zerriss'nen Höhen
Noch altverfallne Burgen stehen.
Gleichwie des Falken kühner Horst
Frei herrschet über dunklem Forst,
So trotzig blickt vom grauen Stein
Burg Ehrenfels in's Land hinein.
Und starr und zackig, pfeilergleich,
Aufstrebend in der Lüfte Reich
Als wie von Riesenfaust gebaut,
Der Rheinstein in die Fluten schaut.
Vom alten Kloster die Ruinen,
Vom hellen Morgenlicht umschienen,
Sie ragen in die neue Zeit
Wie Geister der Vergangenheit.
Ihr grauen Mauern, wild zerrissen
Und von dem Zahn der Zeit zerbissen,
Ihr deutet schweigend himmelwärts
Und ernste Feier greift an's Herz.
Und Arm in Arm und Schritt vor Schritt
Man seines Weges vorwärts zieht,
Und Schritt für Schritt und zögernd nur
Trinkt man am Busen der Natur.
Hell wie aus frischem Blätterkranz
Glänzt stolz manch' Schloß im Sonnenglanz,
Und freundlich an den Berg geschmiegt
Am Ufer manches Städtchen liegt.
Im schattenreichen Waldesgrunde
Verlebt man unvergess'ne Stunden.
Den Hut bekränzt mit grünen Zweigen,
Umrauscht von alten deutschen Eichen.
Die Blume an dem Felsenrand
Erreicht des Muth'gen kecke Hand,
Das Farrnkraut, das am Bache nickt
Wird zur Erinnerung gepflückt.
O Waldesduft, o Jugendluft,
Wie füllst du freudig unsre Brust,
Wie wird das Herz durch dich bewegt,
Daß höher es im Busen schlägt.

Die Sonne sinkt. Am Wege nieder
Streckt man in's Gras die müden Glieder.
Am Schuhzeug merket der Jurist,
Was irdisch und zerbrechlich ist.
Die netten feinen Stiefeletten
Kein Jus und Richter kann sie retten:
Verzweifelnd klafft ein weiter Riß
Und Stiefels Tod ist ganz gewiß.
Bedenklich schüttelt da das Haar,
Er, des Gerichtes Ref'rendar,
Zum Doktor wirft er Flehensblicke
Ob solcher argen Schicksalstücke;
Doch hier, trotz aller Freundesgunst,
Hilft nicht mehr Aeskulap'sche Kunst;
Wohl trug der Arzt in seinen Taschen
Butterbemmchen und große Flaschen,
Doch letztere in Stiefels Rachen
Zu schütten, wird er Bedenken tragen,
Ihr Inhalt ist zu edler Saft,
Und ob der Butterbemmen Kraft
In solchem Fall genügend scheint,
Wird gleich im Voraus dreist verneint.
Voll Schmerz steht so das Herrlein da —
Jedoch, was thut's, schon winken nah'
Ueber den Hügel Kirchthurmspitzen,
Da wird ja wohl ein Helfer sitzen.

Ein Handwerksbursche, der just grad
Daher lenkt seinen Wanderpfad,
Felleisen bepackt und am Knotenstock
Lustig als Fahne gehängt den Rock,
Das Leder besser zu achten wußt':
Um den Hals gebunden, über die Brust
Mit Beutel und Pfeife an einer Schlingen,
Die Schustersrappen herniederhingen,
So pilgert er barfuß und wohlgemuth
Und zieht um eine Gab' den Hut.
Die wird nicht kärglich ihm gezollt
Und dankend er vorübertrollt.
Da steigt dem Pharmazeut zu Kopf
Ein Kobold, der ihn packt beim Schopf.
Schnell ruft er dem Gesellen nach:
„He, guter Freund, erlaubt die Frag':
Wohin strebt Euer Wanderziel?" —
„Ach, Herr, da fragt Ihr mich zu viel,"
Spricht Jener halb im Stehenbleiben,
„Schon seit acht Tagen muß ich treiben
Mich auf den Straßen kreuz und quer
Und find' halt keinen Meister mehr.
Hab' als Küfer gelernt nichts Schlechtes,
Hatt' auch gespart mir schon was Rechtes,
Nun geht es wieder wandernd drauf
Und ich kann's halt nicht halten auf.
Weiß nicht, fast scheint's, als ob der Welt
Es jetzt an rechten Trinkern fehlt.
Ueberall ist der Meister Red':
Hab' leere Fässer genug, da seht,
Was sollen wir noch neue bauen,
Zieht eure Straß', thut weiter schauen.
So hab' ich meine Hoffnung jetzt
In jenes Dörfchen dort gesetzt."
Hub an der Apothekersmann:
„Nun hört mich 'mal verständig an;
Zum Ersten widerstreit' ich sehr,
Als gäb' es keine Trinker mehr,
Mit nichten, es fehlt nur am Wein,
Da müssen leer die Fässer sein;
Und dann, zieht nicht allein fürbaß,

Wir gehen auch die gleiche Straß'.
Da setzt Euch, nehmt die Butterstulle
Und hier ist Aechter in der Bulle."
Der Gesell bequemt sich, hinzusetzen
Und sich am Brod und Wein zu letzen.
Fing wieder dann der Pillenmann
Mit solchen Worten zu reden an:
„Seid guten Muths, was an uns liegt,
Woll'n sehn, ob Ihr 'nen Meister kriegt.
Rund ist die Welt und muß sich drehen,
Man muß sie eben nur verstehen."

Stand wieder wie in tiefem Sinnen,
Eh' weiter er dann that beginnen.
„Ja, ja, da fällt mir etwas ein,
Mir scheint, es könnt' von Nutzen sein,
Ihr, lieben Freunde, hochverehrten,
Dem Mann, däucht's, kann geholfen werden,
Schon oft hat Einer nicht vollbracht,
Was er gar leicht mit Andern macht.
Wie wär's, wenn wir uns ihm verbänden
Und bei ihm treu in Nöthen ständen.
Wir wollen frisch uns an ihn schließen
Und auch das Handwerk 'mal begrüßen."
So sprechend, um den Hemdekragen
Knüpft er das Schnupftuch, umgeschlagen,
Schon ausgezogen ist der Rock,
In seiner Hand ein derber Stock,
Die Hosen in den Strumpf gekrüllt,
Der sich aus derbem Schuh enthüllt,
Empor fliegt seine Hand und schwaps
Dem grauen Filz noch einen Klaps,
Der Bart war von Natur schon kraus,
Nun sieht nach Handwerksart er aus.
Das Bündel auf dem Rücken sein,
Macht größer noch der Wahrheit Schein.
Der Doktor sträubt sich auch nicht lang,
Auch ihm die Mummerei gelang;
Dem Ref'rendar geht man zur Hand.
Vom Küfer, der mit Weltverstand
Zum Spasse machte gute Mien',
Wurd' nun der Mantelsack entliehn,
Den mußte der Juriste tragen,
Mit zugeknöpftem Wamms und Kragen,
So ward aus ihm gar schnell geschafft
Ein tapfrer Schneider auf Wanderschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Türkei in Waffen.

(Bilder S. 248 und 249.)

In Konstantinopel, wo an buntscheckigem, südlich bewegtem Leben kein Mangel ist, herrscht zu alledem jetzt noch ein ganz militärisches Treiben. Trotz aller Friedensversicherungen der Diplomatie sieht die Hauptstadt des Türkenreiches beinahe wie ein Feldlager aus. Es wimmelt besonders in den nach den Hafen und der Kaserne zu gelegenen Stadttheilen von mobilgemachten türkischen Völkerschaften, die meistens per Schiff und in ihrer orginellen Bewaffnung und phantastischen, stets sehr schmutzigen Nationaltracht ankommen, und sogleich hier aufgestellt, gezählt, geordnet und truppenweise ihren Quartieren, anderen Schiffen oder gleich dem Bahnhofe zugeführt werden.

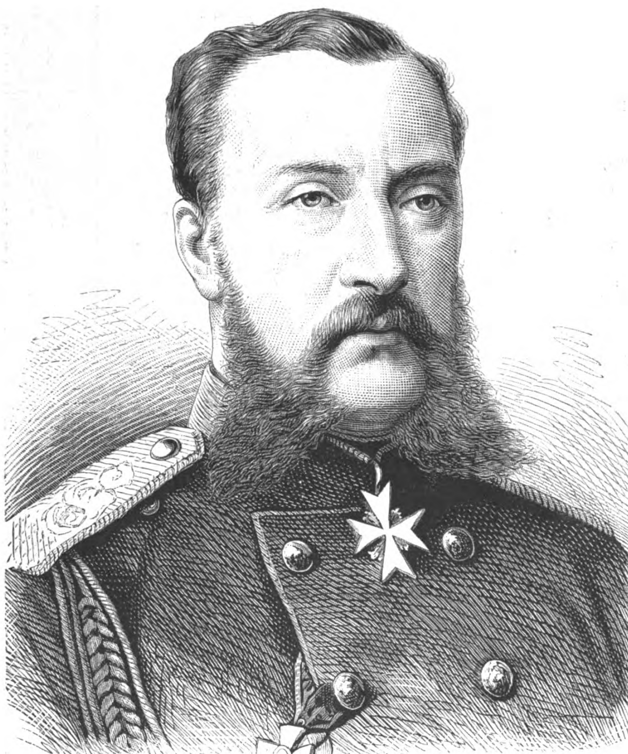
Zwei Illustrationen aus diesem wirren, bunten, aber interessanten und malerischen Treiben bringen wir heut unseren Lesern. Die erste führt uns an den Hafen von Konstantinopel, wo eben gelandete irreguläre Truppen durch ein Ehrenspalier türkischer Milizsoldaten wandern.

Unser zweites Bild zeigt ein vom Kriegsschauplatz zurückgekehrtes Regiment Baschi-Bozuks, das sich in stürmischem Fanatismus um eine erbeutete serbische Fahne drängt und einen Depothof auf Stunden für jeden andern Verkehr, auch dienstlichen, unzugänglich macht. Diese berüchtigte Truppe ist von uns schon öfter in ihrer Eigenthümlichkeit geschildert worden.

Rußland in Waffen.

(Bilder S. 252 und 253.)

Bei der Ungewißheit, ob Krieg oder Frieden die Konferenz im Gefolge haben werde, hat Kaiser Alexander II., um für alle Fälle gerüstet zu sein, seinen vorjüngsten Bruder, den Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt. Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch ist am 8. August 1831 geboren. Er erinnert in seinem Aeußern wie in seinem ganzen Wesen an den Vater, den Kaiser Nikolaus. Ein schöner Mann, mit der ganzen Energie seines Vaters ausgestattet, bewandert in allen ritterlichen Uebungen wie selten ein junger Fürst, sehen ihn die alten Diener des Kaisers Nikolaus, in der Erinnerung an den verewigten Herrn, dem er so in jedem Zuge gleicht, nicht ohne Rührung. Daher auch seine große Popularität. Der Großfürst Nikolaus gilt für einen der unerschrockensten und geschicktesten Reiter, was in einem Lande, wo die Uebung zu Pferd ein Theil guter Erziehung ist, etwas sagen will. Ebenso soll er mit Schwert und Lanze seinesgleichen suchen. Man rühmt ihm nach, daß er im gestrecktesten Trab auf den Feind zuzureiten, plötzlich innezuhalten, diesem die Lanze mit sicherem Blick in Halseshöhe auf die Brust setzen und ihm mit einem Ruck von unten nach oben den Kopf zu spalten vermag. Solche Stückchen erzählt man sich gern und viel von ihm in den militärischen Kreisen. Das ist aber nicht die Hauptseite, die wir an dem Großfürsten zu rühmen haben: Nikolaus Nikolajewitsch ist ein gründlich gebildeter Militär, der das Genie zu seiner Waffe erkoren. Er trug diese Uniform bereits hinter den Mauern von Sebastopol 1854 und 1855. Der Großfürst verbindet die höchsten militärischen Würden in seiner Person: er ist Generalinspektor des Geniekorps und der gesammten Kavallerie, Kommandant en chef der Gardetruppen und der Truppen des Militärbezirks St. Petersburg, sowie Präsident des obersten Komites für Organisation und Instruktion der Truppen und hat den Rang eines Ingenieurgenerals und Generaladjutanten. Die hohen Eigenschaften des Großfürsten, der, von seinem Sohne begleitet, sich nach Kischeneff begab, wo er das Kommando übernahm, ließen die Ernennung in ganz Rußland mit Enthusiasmus begrüßen, und bereits hat er sich um die unter seinem Befehl stehende Armee in hohem Grade verdient gemacht, indem er dem kaiserlichen Bruder den Vorschlag unterbreitete, daß der Staat sich der ihrer Ernährer beraubten Familien annehme, ein Vorschlag, der auch sofort die Zustimmung des Kaisers fand und ihm die Herzen aller seiner Untergebenen gewinnen mußte.



Großfürst Nikolaus von Rußland. (S. 252.)

Unsere andere Illustration gibt Typen russischer Soldaten. Als besonders merkwürdig erscheinen uns die Kameelreiter, eine Art Train, welche das Offiziersgepäck befördern, die Kirgisen mit Lanzen und Turbanen, tollkühne Reiter, ferner der donische Kosak auf seinem kleinen, aber sehr ausdauernden Pferdchen. Die drei hohen Offiziere im Vordergrunde, von denen der mittlere Genieoffizier, verbinden petersburger Eleganz mit einem entschieden stramm militärischen Wesen.

Die russischen Soldaten zeichnen sich durch großen Patriotismus, Unerschrockenheit und unglaubliche Zähigkeit aus. Sie sind aber wild, oft roh, und können nur durch strenge Disziplin in Ordnung gehalten werden.

Deutschlands Länder- und Städtenamen.

Von

de Porta.

(Fortsetzung.)

II.

Es erübrigt nur noch eine Rundschau auf diejenigen deutschen Volksstämme und Staaten, welche im Lauf der Zeiten als Provinzen anderen Staaten einverleibt sind. Beginnen wir mit Preußen, welches die bei weitem meisten in sich aufgenommen hat, so tritt uns zunächst das alte Kurfürstenthum, die ursprüngliche Markgrafschaft **Brandenburg** entgegen und gibt unseren Etymologen nach wie vor viel zu denken. Die Meisten neigen sich zu der Ansicht, der Name stamme vom slavischen Brennibor, brenny Schutz, bor Wald, und bedeute somit „eine wohlbefestigte Waldgegend". Andere behaupten einfach, Brennibor sei slavische Form von Brandenburg. Daß die aus Volksnamen entstandenen Landesnamen Pommern und Schlesien entschieden undeutsch, wird nicht mehr angezweifelt. Um so deutscher aber ist **Westphalen**, richtiger geschrieben Westfalen. Grimm führt den alten Stammnamen fal, Val, Phal zurück auf fahlah und dieses scheint ihm zunächst aus dem altsächsischen felhan, gothisch filhan, altdeutsch felahan = condere, tegere entsprungen, mithin ganz den Sinn des lateinischen constitutus, institutus darzubieten, und somit wäre fahlah „ein geschaffener", „ansässiger. Andere wieder, z. B. Levin Schücking, versuchen eine historische Erklärung, leiten den Namen von jenem in angelsächsischen Stammregistern erwähnten Westfalah, Vesterfalinah ab, der als Volksheros früher zu einem Enkel Odin's gestempelt wurde. Sicher ist, daß eine ureigen deutsche Benennung vorliegt. Bekanntlich theilte sich das Volk der Fahlen in die Ost- und Westfalen; jene sind längst aus der Erinnerung geschwunden.

Aehnlich ging es mit den Friesen. Während die Westfriesen ihren Namen der Geschichte nicht überliefert, hatte sich in Ostfriesland bis vor nicht allzu langer Zeit noch ein selbstständiges Herzogthum erhalten. Aber die Bedeutung dieses Namens ist auch hier nicht aufgeklärt. Man hat die Friesen als „freie", als „kühne", als „lockige", „haargeschmückte" bezeichnet; künftiger Forschung muß es vorbehalten bleiben, unter diesen Erklärungen die richtige zu finden.

Gehen wir über zum benachbarten **Hannover**, so haben wir auch hier keine sichere Erklärung. Der Ortsname, welcher dem frühern Staat die Benennung gegeben, scheint entstanden zu sein aus Hànôvere, Hônovere, d. h. „zum hohen Ufer", ähnlich wie Homberg aus „zum hohen Berg". Sicherer gehen wir schon wieder bei **Holstein** und **Schleswig**. Holstein hat nur scheinbar das Wort Stein aufzuweisen, die Form ist entstanden aus Holthatin, dativische Bildung eines Völkernamens, der bedeutet zu den Holzinsassen, Waldbewohnern. Schleswig enthält im ersten Worttheile den Namen des Flusses Schley, an welchem die gleichnamige Hauptstadt liegt; im zweiten das altdeutsche, schon erklärte wic, also Schleystadt. Die Bedeutung von Schley (früher slia) selbst ist: stehendes Wasser, langsam fließender Fluß. — **Lauenburg**, das noch immer in der Schwebe befindliche Herzogthum, führt wieder seinen Namen von der Hauptstadt; man hält diesen für gleichbedeutend mit Leuenburg, Löwenburg. Eine andere Deutung ist unseres Wissens noch nicht versucht.

Wenden wir uns nach Süden, zu den dort Preußen und dem Reiche gewonnenen Provinzen, so trägt vorab **Nassau** seinen Namen von der alten Stammburg seines gräflichen, später herzoglichen Hauses an der Lahn. Seine Worttheile nass und au sind im Sprachgebrauch noch geläufig; die Burg und das zugehörige Dorf haben also von der feuchten, wasserreichen Aue, in der sie liegen, ihren Namen erhalten. — Daß **Lothringen**, das nach vierthalbhundertjähriger Trennung für Deutschland wieder eroberte, seinen Namen vom König Lothar, dem Sohne Ludwig's des Frommen, erhalten hat, ist allgemein bekannte geschichtliche Thatsache. Der Ausdruck ing bezeichnet einen Angehörigen, Lotharing ist also ein Angehöriger, ein Unterthan von Lothar. Mehr zu denken gibt wieder das jetzige Reichsland **Elsaß**. Der zweite Wortstamm sas, sat, „Sitz", den wir auch in Holsatin, Holstein, fanden, ist klar; den ersten leitet man von dem alten eli, ali, „ander" ab, derselbe Stamm wie im lateinischen alius, „ein Fremder". Elsaß wäre demnach zu übersetzen: Fremdsitz. Die kleinste der preußischen Provinzen, das **hohenzollern'sche** Land, läßt uns wieder sehr im Dunklen; der ursprüngliche Name Zollern, in alten Formen Zolro, hat überhaupt noch keine etymologische Deutung gefunden und scheint nur willkürlich zu sein.

Von denjenigen deutschen Volksstämmen, die sich als selbstständige Staaten und selbst als geschlossene Provinzen anderer Staaten nicht erhalten haben, sind zunächst die **Thüringer** zu erwähnen. Eigentlich ist „Düringen" zu schreiben, indem das Th erst durch die lateinische Uebersetzung Thuringia wieder in die deutsche Sprache gelangt ist. Die Form ist dativisch, der Dativ Pluralis von Thüring, Durinc. Das Stammwort ist dur, dessen Deutung jedoch ungewiß. — Den Namen der **Franken** dagegen bezieht man mit Recht auf das Adjektivum, das auch heute noch im Sprachgebrauche lebendig ist und in der Weise der alliterirenden Wendungen mit „frei" in Verbindung

gebracht wird: „frank und frei". Die Franken sind die „freien, freigeborenen". Die **Pfälzer** können einen ureigenen deutschen Namen nicht beanspruchen. Pfalz ist Lehnwort aus dem lateinischen palatium, die altdeutsche Form dafür ist phalanze, phalinze, „Palast". So hat die vorzugsweise Bezeichnung eines Schlosses einem ganzen Lande und einem Herrschergeschlechte den Namen gegeben.

(Schluß folgt.)



Typen russischer Soldaten. (S. 252.)

Welche Frauen sind die liebenswürdigsten?

Von

Karl Stugau.

(Schluß.)

II.

Es ist nicht genug, daß man hat, was nothwendig ist — das mag dem Barbaren genügen — der gebildete Mensch will mehr. Der gebildete Mensch will auch dessen nicht ganz ermangeln, was das Leben verschönt. Man sage nicht, daß nur in wohlhabenden Familien die Hausfrau auch für die Ausschmückung des Daseins sorgen könne. Das ist ein Irrthum. Auch in den allerbescheidensten Verhältnissen kann eine liebenswürdige Frau dem Schönheitssinn Rechnung tragen. Wir sehen das bis in die niedersten Stände herab. Wem ist es nicht schon geschehen, daß er in eine Wohnung trat, wo sozusagen Gottes Armuth zu Hause war, und wo dennoch schon beim Oeffnen der Thüre etwas Gefälliges, Heiteres, Anheimelndes ihm entgegenlachte. Der Hausrath war ärmlich, aber Alles nett und blank, der Fußboden rein gefegt, jedes Ding an seinem schicklichsten Ort, auf den Fensterbrettern ein paar wohlgepflegte Blumen, am Fenster selbst ein armes Fähnchen von Vorhang, aber blendend weiß und zierlich drapirt. Die Hausfrau, in einfache Stoffe, wie es für ihren Stand sich ziemt, gekleidet, aber Alles gut passend, nirgends ein Fleck, ein Riß, eine aufgetrennte Nath, die Haare glatt gestrichen, kurz, die ganze Person sauber und appetitlich. Dazu ein freundliches Gesicht, Herzensgüte in jedem Zug und Wohlwollen selbst in dem Klang und in der Modulation der Stimme. Das ist eine brave und liebenswürdige Frau, denn sie besitzt außer Schönheitssinn auch Wohlwollen und Herzensgüte. Und wie sehr verschönt diese Herzensgüte! Mehr als alle Kosmetika der Welt. Es geht auch mit ganz natürlichen Dingen zu.

Bei dem innigen Verband zwischen Körper und Geist lassen alle vorherrschenden seelischen Eigenschaften im Aeußern Spuren zurück. Hierauf beruht ja das, was man Physiognomik nennt, das heißt die Kunst, aus den Zügen eines Menschen dessen Charakter und Denkungsart, dessen Tugenden und Laster herauszulesen. Eine Frau nun, deren Sinnen und Denken darauf gerichtet ist, ihren Angehörigen das Leben zu verschönern und zu erheitern, Alles, was ihnen den Genuß des Daseins vergällen könnte, mit sorglicher Hand aus dem Wege zu räumen, eine Frau, die ganz Wohlwollen, ganz Hingebung, ganz Selbstverleugnung ist, eine solche Frau muß auch in ihrer äußern Erscheinung, in ihrem ganzen Wesen das Gepräge ihrer schönen Seele haben, sie muß von der Liebe durchgeistigt und verklärt ein. Worin diese Verklärung besteht, wer kann es mit Genauigkeit sagen? Es ist jenes unbeschreibliche Etwas, das man wohl fühlen, nicht aber in präzisen Worten formulirt darlegen kann. Es ist die unsichtbare Gloriole der Liebenswürdigkeit, welche solche Frauen umgibt und Allem, was sie thun, den Stempel einer edlen Weiblichkeit aufdrückt, einer Weiblichkeit, deren Zauber selbst der roheste Sinnenmensch empfindet. Mütter, werfet alle eure gekauften Schönheitsmittel zum Fenster hinaus und trachtet, euren Töchtern das einzige, echte, unfehlbare und unvergängliche Schönheitsmittel anzubilden, nämlich wahre Liebenswürdigkeit, selbstverleugnende, opferbereite Herzensgüte, Herzensgüte, die nicht wartet, bis große, auffallende Gelegenheiten sie zur Bethätigung antreiben, sondern welche die alltäglichen Anläße ergreift und sich auch auf das Kleine erstreckt, Aufmerksamkeit, welche die Wünsche erräth, bevor sie ausgesprochen werden, Zartgefühl, welches mit mimosenartiger Scheu vor jedem Wort, vor jeder Handlung zurückbebt, die ein uns theures Wesen unnöthigerweise verletzen könnte.

Es versteht sich von selbst, daß, wo höhere Pflichten gebieten, eine Frau, selbst wenn ihr das Herz blutet, zur Abstellung von Uebeln auch energische Mittel anzuwenden nicht anstehen darf. Man denke zum Beispiel an eine Mutter, welche einen schuldigen Sohn oder eine schuldige Tochter zurechtzuweisen hat. Da muß natürlich die Liebenswürdigkeit beiseite gesetzt werden, um der überlegten Strenge Platz zu machen. Unzeitige Schonung in solchen Fällen wäre nicht Herzensgüte, sondern beklagenswerthe Schwäche. Muß doch auch der Arzt, wenn er eine nothwendige Operation vorzunehmen hat, bisweilen tief in's Fleisch schneiden, ohne Rücksicht darauf, wie sehr es den Patienten schmerzt.

Oder man denke an eine Frau, welche einen auf Abwege gerathenen Gatten auf den Weg der Pflicht zurückzuführen hat. Aber auch hier wird die sanfte, gute, liebenswürdige Frau mehr ausrichten, als die leidenschaftliche Megäre, welche nur darauf bedacht ist, wie sie den Schuldigen mit bissigen Worten und giftgetränkten Vorwürfen am empfindlichsten treffe.

Manche Frauen sind unliebenswürdig aus bloßer — Bequemlichkeit, und zwar sind sie es theils unbewußt, theils bewußt. Im letztern Falle sind sie auch um Gründe nicht verlegen, womit sie ihre Unliebenswürdigkeit entschuldigen. Sie sagen: „Weßhalb soll ich mir denn auch zu Hause Zwang auferlegen? Ist es nicht genug, wenn ich mir draußen in der Welt Gewalt anthue? Wenn ich mich zu Hause nicht soll gehen lassen und mich geben dürfen wie ich bin, wo kann ich es denn sonst? Darin besteht ja eben die Annehmlichkeit des Familienlebens, daß man da ganz ungenirt ist."

Diese Entschuldigungen halten eine nähere Prüfung nicht aus. Was ihr draußen in der Welt thun könnet, das könnt ihr auch zu Hause. Wenn ihr, um nicht gegen gesellschaftliche Rücksichten und die Pflichten der guten Lebensart zu verstoßen, euch im Verkehr mit Leuten, die euch gar nicht näher angehen, zusammennehmen könnt, warum sträubt ihr euch, dasselbe zu Hause zu thun? Hat nicht euer Gatte, haben nicht eure Kinder und sonstigen Familienglieder weit begründetere Ansprüche auf eure werkthätige Liebe, als wildfremde Menschen? Sie sprechen von Zwang, meine verehrten Damen, den Sie sich auferlegen müssen? Ei! da muß es mit der Herzensgüte nicht weit her sein; denn was man gerne thut, kommt Niemandem schwer an. Die Herzensgüte zu bethätigen, ist für eine wahrhaft liebenswürdige Frau etwas so Natürliches, daß von einem Zwang nicht dabei die Rede sein kann. Wie das Wasser nothwendig näßt, das Feuer wärmt, Laubwerk schattet, so ist eine wahrhaft liebenswürdige Frau gefällig, dienstfertig, entgegenkommend, duldsam, nachsichtig, freundlich und liebreich ihrer Natur nach.

Denen, welche der Zwanglosigkeit im häuslichen Kreise allzu eifrig das Wort reden, muß zu bedenken gegeben werden, daß ein wenig Zwang auch im intimsten Familiencirkel sehr heilsam ist, weil er verhütet, daß der Verkehr der einzelnen Familienglieder unter einander sich versumpfe und verflache und in das Rohe und Gemeine herabsinke. Außerdem hört ja der Zwang mehr und mehr auf, wenn Liebenswürdigkeit im Umgang durch Gewohnheit gleichsam zur zweiten Natur geworden ist. Und daß diese Liebenswürdigkeit wenigstens bei den jüngeren Familiengliedern, an denen noch zu ändern und zu bessern ist, zur Gewohn-

heit werde, das muß Sorge der Hausfrau sein. Dort, wo eine gebildete und liebenswürdige Hausfrau das Szepter führt, von dort entweicht das Rohe und Gemeine, wie Nachtgevögel vor dem Licht zurückscheut. Ein solches Haus ist auch eine vortreffliche Schule der guten Lebensart für junge Leute überhaupt. Dort können sie lernen, was sich in keinem Schulbuch, auf keiner Hochschule lernen läßt: gute Sitte und ritterlichen Sinn im Umgang mit Frauen, wodurch sich der Gebildete von dem Barbaren unterscheidet. Denn in allen praktischen Dingen — und Sitte wie Sittlichkeit sind eminent praktisch — kommt es weniger auf das Wissen, als auf das Können an. Es kann ein Mensch dicke Bücher über Moralphilosophie und Aesthetik auswendig wissen, er kann den „Knigge" im kleinen Finger haben und doch im Verkehr mit liebenswürdigen und gebildeten Frauen wie ein Tölpel dastehen, gleichwie Einer ein tüchtiger Jurist und dabei schlechter Advokat, ein Professor der Kriegswissenschaften und dabei kopfloser General, ein ausgezeichneter Chemiker und dabei ein mittelmäßiger Färber, Brauer und Zuckersieder sein kann.

In keiner Zeit war es vielleicht nothwendiger, auf den eben besprochenen Theil der Jugenderziehung aufmerksam zu machen, als in der jetzigen. Heutzutage, wo die Pädagogik es hauptsächlich auf Verstandesbildung und auf Bereicherung des Gedächtnisses mit mehr oder weniger nützlichem Wissenskram abgesehen hat, wo so manche Eltern genug gethan zu haben glauben, wenn sie ihre Söhne auf Universitäten, polytechnischen Instituten, Kunstakademieen ꝛc. für ihren künftigen Broderwerb abrichten lassen, heutzutage haben die Frauen mehr als je die Verpflichtung, die Traditionen der guten Sitte nicht aussterben zu lassen, sondern das Innere ihrer Familien zu Pflegestätten schöner Menschlichkeit und häuslicher wie geselliger Liebenswürdigkeit zu machen.

Man hört manchmal von übrigens sehr braven und verständigen Frauen sagen, man könne nicht immer liebenswürdig sein, der Mensch sei Launen unterworfen, man habe bisweilen Kummer und schwere Sorgen auf dem Herzen; außerdem werde die Liebe, womit man seinen Familienangehörigen begegne, oft so schlecht erwiedert. Diese Klagen sind berechtigt und ich gebe gerne zu, daß die unverdrossene Erfüllung der mancherlei kleinen Liebespflichten, welche das Alltagsleben mit sich bringt, eine schwere Aufgabe ist. Aber wenn sie leicht wäre, gäbe es Frauen, welche den Titel „liebenswürdig" im vollsten Sinne des Wortes verdienen, auch häufiger als Brombeeren. Denn zur Liebenswürdigkeit hat ja die Natur die Frauen eigentlich angelegt, und diejenigen Frauen, die der Liebenswürdigkeit vollständig ermangeln, sind entartete Geschöpfe und Ausnahmen ihres Geschlechtes.

Und nun komme ich zum Ausgangspunkt dieses Artikels, nämlich zur Frage zurück: „Welche Frauen sind die liebenswürdigsten?"

Ich glaube nicht auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich die Frage folgendermaßen beantworte:

Die liebenswürdigsten Frauen sind jene, welche nicht bloß so sind, sondern auch so handeln, daß sie der Liebe ehrbarer Menschen würdig sind. Dazu gehört vor Allem, daß ihre Liebenswürdigkeit kein bloßes Paradestück sei, mit dem sie in der Gesellschaft glänzen, sondern daß sie liebenswürdig auch zu Hause seien, und da erst recht; daß sie mit der Liebenswürdigkeit kein schnödes Spiel, keine Koketterie treiben, sondern daß ihre Liebenswürdigkeit echt und wahr sei; daß sie die Pflichten der Liebe nicht bloß bei großen Gelegenheiten, sondern auch in den kleinen Vorkommnissen des Alltagslebens üben; endlich daß sie die Liebespflichten erfüllen nicht nur, wenn es mit Bequemlichkeit geschehen kann, sondern auch dann, wenn es mit Mühe, Beschwerden und Opfern verbunden ist.

Am Brunnen.

(Aus dem Prachtwerk „Faust" (München und New-York, Ströfer und Kirchner.)

(Bild S. 256.)

Es gibt sehr viele Faustillustrationen, wenige jedoch dürften nur entfernt mit dem Werth der Dichtung sich messen. Goethe's Faust ist philosophisch tiefsinnig, und doch sind seine Figuren so gesund und real, so anschaulich, fast körperlich vor uns hingezaubert, daß der Maler sie auf seine Weise eigentlich nur abzuschreiben braucht.

Aber gerade dieß Abschreiben, wo bei der Illustration auch noch das zur Darstellung gelangen muß, was zwischen den Zeilen zu lesen ist, hat seine Schwierigkeiten. Jetzt jedoch ist von den münchner Künstlern Liezen-Mayer und Rudolph Seitz die gewaltige Tragödie Szene für Szene illustrirt worden, daß selbst Goethe seine Freude daran hätte. Sowohl in Arabesken und Initialen, als auch in großen Seitenbildern folgen diese Zeichnungen dem Text und geben theils geist- und phantasievolle Ausführungen des Angedeuteten und nicht Ausgesprochenen, theils Situationen mit den vortrefflich charakterisirten Personen. Gretchen besonders ist wunderbar anziehend und poetisch, ebenso Martha und Mephisto, Wagner's Faust. Diese Situationen sind in blattgroßen Kupferstichen ausgeführt, größtentheils nach Liezen-Mayer's Karton, während die Tondrücke und die in Holzschnitt gegebenen Arabesken und Vignetten meist aus Seitz' kunstvollem Stift stammen. Dieß Werk gehört zu den phantasievollsten und edelsten, was die deutsche Illustrationskunst hervorgebracht, und macht den Künstlern ebenso wie der Verlagshandlung Ehre.

Wir sind in der glücklichen Lage, unsern Lesern hier ein Bild aus diesem großartigen Werke, die gewitterschwüle, aber echt menschliche Szene „Am Brunnen" vorzuführen, wo die Mädchen zu schwatzen pflegen und Gretchen, die sonst die Erste war, wenn es galt, ihre Entrüstung auszusprechen über Gespielinnen, die sich haben von der Leidenschaft fortreißen lassen, jetzt bedrückten Gewissens schweigt und bangen Herzens das Einst und Heut an ihrem Geist vorüberziehen läßt.

Das Belkowje.

Jagdszenen aus Ostsibirien.

Von

Paul Fuchs.

(Nachdruck verboten.)

Belkowje! Was soll dieses barbarische Wort? So barbarisch dieses Wort auch europäischen Ohren klingen mag, so voll von schönster Melodie ist es dem Gehör des ostsibirischen Hinterwälders.

Das Wort Belkowje stammt von Belka, das Eichhörnchen, ab.

Vorbei ist die Zeit des Heuschlags, vorbei die unerträglich schwere Erntezeit. Der schwüle Juli hat dem August Platz gemacht. Die Abende werden länger, kühle Winde fegen über die Stoppelfelder dahin und schütteln die gelben und rothen Blätter von den Baumzweigen herab. Auf Flüssen und Seen zeigen sich und schwimmen lustig plätschernd junge, wilde Enten von tausenderlei Abarten, ebenso viele Schnepfen, Doppelschnepfen, Kronschnepfen und wie sie alle heißen mögen, spazieren auf den Morästen, zuweilen einen gellenden Pfiff ausstoßend und pfeilschnell in die Lüfte emporfliegend, doch bald kehren sie auf ihren Morast zurück und suchen sich Nahrung, auf ihren langen Beinen umherstolzirend.

Die glühenden Sonnenstrahlen haben in den Steppen und auf den Wiesen das ungemähte Gras gelblich gefärbt und versengt. Noch einige Tage und der Himmel hat sich mit silbergrauen Wölkchen umzogen, die Luft ist kühler und feuchter geworden, der Herbst ist in seine Rechte getreten und es hat mit ihm die eigentliche Jagdzeit begonnen. Des sibirischen Jägers Herz schlägt lauter und lustiger: am Himmel ziehen, melancholisch klappernd, in stumpfen Winkeln die Schaaren langbeiniger Störche verschiedener Art dahin und schnattern wilde Gänse am unbegrenzten Himmelsblau; wilde Ziegen und Rehböcke verlassen im Liebesrausche des Urwalds undurchdringliches Dickicht und bieten ihre Brust dem sicher treffenden Rohre des sibirischen Hinterwäldlers dar.

Es vergeht wieder eine kurze Zeit und leichte Morgenfröste haben des Urwalds Moräste und Tümpel wegsam gemacht; sobald aber die Sonne gegen die Mittagszeit höher am Horizont emporsteigt, löst sie mit der letzten, ersterbenden Kraft ihrer Strahlen die halbfestgefrorene Erde in dickflüssigen Schlamm und Schmutz auf. Die Fröste werden aber immer heftiger und heftiger; jetzt kommen, auf ihrem Rückwege nach Süden, auch in langen Zügen die Schwäne geflogen; jetzt athmet der Jäger noch fröhlicher auf, denn nach der Beobachtung seiner Väter und Großväter bedeutet das Erscheinen der Schwäne auch das Nahen beständiger Fröste.

Da erschallt, einer Posaune gleich, die Stimme des Auerochsen aus dem bläulichen, von der Taiga (dem morastigen Urwalde Sibiriens) gebildeten Hintergrunde; schon sind einige kühne Jäger in die Taiga hinausgeritten, um Auerochsen und Elenthiere zu jagen und sind nach einigen Tagen zurückgekehrt, da ihre Saumpferde die ergiebige und kostbare Beute kaum zu tragen vermögen. Endlich sind die Zugvögel vorbei, sind in ihre wärmere Heimat zurückgekehrt, nur die Trappen sind geblieben, denn sie fürchten die nahenden Fröste nicht besonders und bleiben oft so lange, bis der eigentliche Winter und der Mangel an Futter auf den schneebedeckten Wiesen sie in wärmere Gegenden vertrieben; auf dem Wasser schwimmen nur noch Kropfenten und Taucher.

Endlich wird die, von den Jägern mit solcher Ungeduld erwartete Stunde bald schlagen. In den Hütten laufen die Weiber geschäftig hin und her, die Backöfen sind voll von verschiedenen Backwerken, Broden, Käsekuchen, Zwieback; aus Keller und Vorrathskammer wird Sauerkraut, werden Salzgurken, geräuchertes Fleisch, mit einem Worte allerhand Proviant hervorgeholt, denn es gilt ja Männer und Söhne, ja oft auch Väter und Schwiegerväter mit Lebensmitteln für einen langen Aufenthalt in der Taiga zu versorgen. Warme Kleidung und Fußbedeckung wird gestickt und neu genäht, damit sich die Jäger gegen die Fröste schützen können.

Während dieses die Frauen besorgen, bleiben auch die Männer nicht unthätig; sie beschaffen alles für ihre Jagdpferde Nöthige, füttern sie mit Hafer und Häcksel, beschlagen sie, gewöhnen sie an die Fröste, indem sie sie Tag und Nacht im Freien halten. Lange schon sind die Stutzen zugerichtet, d. h. gewaschen, geputzt, geölt. Längst ist für theures und sauerverdientes Geld Blei und Pulver angeschafft worden, Kugeln sind gegossen und liegen wohl verwahrt in großen „Kapturgen" oder Kugeltaschen. Die Jagdhunde kennen auch gut diese Zeit der Freiheit und der Jagdlust, sie heulen vor Ungeduld, reiben sich an ihren Herrn und harren mit Sehnsucht auf das Zeichen zum Aufbruch. Inzwischen bilden sich die „Artelen" oder Genossenschaften, die gewöhnlich gegen zehn Mitglieder umfassen. Zahlreiche Familien gesellen sich selten mit Fremden, einzeln dastehende jedoch und solche, die eine kleine Familie haben, bilden, wenn sie auch verschiedenen Dörfern angehören, eine „Artel", wobei die Bedingungen, unter denen die Genossenschaft gebildet wird, genau bestimmt und festgestellt werden, nämlich wieviel Nahrungsmittel ein Jeder zum Piknik mitbringen, in wieviel Theile die Beute getheilt werden soll. Zuweilen rüsten auch reiche Leute auf ihre Kosten Jägerarteln aus, die dann den Jagdertrag mit ihnen zu theilen haben, aber meistens ihren Auftraggebern nicht dieselbe Redlichkeit wie unter sich bewahren.

Endlich sind alle Vorbereitungen und Ausrüstungen zu Ende und es ist Zeit, den freudigen Feldzug zu beginnen, der so unzähligem Wild, aber auch so manchem Jäger das Leben kosten wird, denn Freund Petz, der Beherrscher der Wälder, läßt nicht ungeahndet den Menschen in sein Reich eindringen. Schneestürme fegen über die Steppen dahin, die Berge haben weiße Kappen über die waldbedeckte Stirn gezogen; der Bär, der Tabargan oder das Murmelthier, der Dachs und wie die Siebenschläfer alle heißen, die des Winters lange Zeit verschlafen, haben sich ihre warmen Winterschlafgemächer zurecht gemacht; es ist also höchste Zeit, daß sich die Jagdgenossenschaften auf den Weg machen. Die Pferde sind gesattelt, die Saumpferde sind mit Proviant und Wasser beladen, die Hunde sind an die Sättel angebunden und heulen und machen einen wahren Höllenlärm in ihrer freudigen Erwartung. Jetzt haben die Abreisenden einen Imbiß im Kreise der Ihrigen eingenommen, haben sich, nach russischer Sitte, einen Augenblick mit ihren Hausgenossen im Kreise niedergesetzt, dann, zum Hauptgottesbild in der Ofenecke gewendet, haben sie sich die vorgeschriebene Anzahl von Malen bekreuzt, von den Ihrigen Abschied genommen und sind, die treue Büchse auf dem Rücken, in den Bügel gestiegen.

Bald ist die ganze „Artel" in der Ferne verschwunden und nur dichte Staubwolken deuten die Richtung an, die sie eingeschlagen haben.

Jäger, die an den Ufern großer Flüsse wohnen, bauen sich Flöße, die sie mit ihrem Hab und Gut beladen und sich so auf ihr Standquartier begeben — auf diesen Flößen befindet sich nicht allein der nöthige Proviant, wie Mehl, Grütze, Säcke mit gebackenem weißem und schwarzem Brod ꝛc., sie tragen auch kleine Heerden von Kühen, Hämmeln, damit die Jäger nicht immer allein auf den Ertrag ihrer Jagd angewiesen seien, außerdem die Jagdpferde, Jagdhunde, fertig zugehauene Blockhäuser, die an Ort und Stelle nur zusammengesetzt zu werden brauchen und sämmtliches Hausgeräth, dazu auch die Schlitten, in denen sie von dem Belkowje zurückkehren werden.

Sind sie auf ihrem Standquartier angekommen, so bauen sie sofort ihre Blockhäuser; einige Jäger haben sogar im Urwald ihre beständigen Häuschen.

Treffen mehrere „Artels" an einem und demselben Ort zusammen, so bleibt die zuerst angekommene als die rechtmäßige Besitzerin desselben. An wildreichen Plätzen wohnen jedoch auch mehrere „Artels" friedlich neben einander.

Ein auf die Eichhornjagd abgerichteter Hund ist unumgänglich bei derselben, er muß nicht allein das Eichhörnchen aufsuchen, sondern dasselbe auch von Zweig zu Zweig jagen, ja, sobald ein Eichhörnchen gefunden, muß er durch sein beständiges Bellen es nicht vom Baume herunterlassen. Die Jagd besteht darin, daß die Jäger wochen-, ja monatelang den Wald zu Pferd vom Morgen früh bis Abend spät durchstreifen, nach Eichhörnchen und anderem Wild pürschend. Es ist nicht schwer, das Eichhörnchen zu schießen, wenn man es erblickt und der Hund es auf den Bestand gebracht hat, denn es bleibt meistens still auf dem Zweige sitzen und erwartet die sichere Kugel; desto schwieriger ist es aber, es so zu tödten, wie es der Sibirier thut, nämlich ohne sein Fell zu verletzen.

Die Jäger suchen während des Belkowjes sich strenger Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu befleißigen; wenn z. B. ein, einer andern „Artel" angehörender Jäger zufällig in der Hitze der Verfolgung irgend ein von ihm erjagtes Thier in das Jagdbereich einer andern „Artel" hintreibt, wird letztere, so kostbar auch das Pelzwerk des ihr zugetriebenen Thieres sein mag, sich dasselbe nicht zueignen.

Wie freut sich der Jäger, wenn eine helle, wenn auch kalte Wintersonne die freien offenen Waldstellen beleuchtet und ein leichter Wind Schneestaub aufwirbelt, der gleich unzähligen Diamanten in den Sonnenstrahlen spielt, da kommen schon am frühen Morgen des Waldes Thiere auf die freien Stellen heraus, um sich in der Sonne zu wärmen, womöglich unter dem Schnee die Salzlacke aufzugraben und einen Trunk des kalten Wassers zu trinken. An solchen Tagen verläßt der Sibirier sein Lager, wenn der Mond noch des Himmels Herrschaft der Sonne streitig macht, wenn das Nordlicht noch seinen blutrothen Schleier über das Firmament breitet; denn sobald die Sonne ihre ersten, feurigen Strahlen auf das blaßgraue Himmelszelt wirft, sobald der erbleichende Mond im Westen verschwindet und die blutige Sonnenkugel den Horizont verläßt, haben auch des Waldes Thiere ihre Lieblingsplätze wieder aufgesucht und der Jäger muß schon längst in seinem Versteck ihrer harren, um sie nicht zu verscheuchen.

Wie laut schlägt sein Herz, denn sein Ohr hat die schweren, gemessenen Tritte des Elenthieres, die hastig, ängstlichen Tritte des Auerochsen vernommen.

Doch ist es nicht das Elenthier, Auerochsen und anderes Wild allein, welche die Jagdlust des sibirischen Hinterwäldlers reizen; auch der Bär, welcher sich noch nicht in seine Höhle zurückgezogen, mit seinem theuren, festen Winterfell, kommt an die im Eis befindlichen Luftlöcher, um seinen durch die Salzlacke gereizten Durst zu löschen, oder der listige, blaue Fuchs mit seinem unter dem Bauche so kostbaren, dem Pelz eines Zobelthieres ähnlichen Fell, ist an das Eisloch getreten, schlägt mit seiner mächtigen Ruthe die Oberfläche des Wassers, um die schmackhaften Fische vom Grunde emporzulocken und sie sich und seiner Familie zu einem leckern Frühmahle zu fangen. Indem der Jäger seine Büchse auf Freund Reinecke losdrückt, rauscht es in den schneebedeckten Zweigen der Fichten und der Cedernbäume, ein prächtiges, vom Schuß aufgescheuchtes Zobelthier klettert behend den Baum hinan, um zu entfliehen, vergebens, der gute Jagdhund hat das Thier mit dem kostbaren Pelzwerk schon gesehen und schlägt lautes Bellen an, um seinen Herrn auf den Zobel aufmerksam zu machen und letzteres zu verhindern, auf die Erde herabzuspringen und im dichten Gestrüpp sich zu verstecken.

Am Abend mahnt die Müdigkeit des Pferdes und vielleicht

sein eigener Hunger den Jäger daran, daß es Zeit ist zur Rückkehr; nur die theuersten Felle, die er sofort den Thieren abgezogen hat, kann er mit sich nehmen; um das Fleisch der eßbaren Thiere fortzuschaffen, muß er die Hülfe seiner Gefährten in Anspruch nehmen.

Findet ein Mitglied einer „Artel" die Spur eines Ebers, eines Elenthieres, eines Bären, überhaupt eines jener Waldriesen, mit dem er sich nicht getraut, allein fertig zu werden, so eilt er in den „Tabor" zurück und meldet seinen Gefährten seine Entdeckung, die dann bis zu dem Augenblick, wo sie die Jagd unternehmen können, geheim gehalten wird. Es geschieht aber auch, daß die „Artel" aus jungen, wenig erfahrenen Männern besteht, da werden zur gemeinschaftlichen Jagd Mitglieder einer andern „Artel" geladen, und das erlegte Wild unter beiden „Artels" zu gleichen Theilen getheilt.

Doch nun naht das Weihnachtsfest, und dieses in der ganzen Christenwelt so hochgefeierte Fest darf kein Sibirier außerhalb seines Hauses verbringen; er bricht also seinen „Tabor" ab und kehrt, mit theurem Pelzwerk und Massen geräucherten und gesalzenen Fleisches reich beladen, nach Hause zurück; war die Jagd besonders ergiebig, so hat er während derselben seine Heimat einige Male besucht und seinen Ueberfluß dorthin gebracht.



Eine Sylvesternacht beim „Sitting Bull".

Einen ungemein interessanten Besuch bei dem bekannten Häuptling der Sioux, welcher neuerdings viel von sich reden gemacht, da sie im Wyomingterritorium 4000 Mann stark den Generalcuster umzingelten und mit 300 Bundessoldaten niedermetzelten, schildert Theodor Cabisius in der „N. Fr. Pr." wie folgt:

General Harney, der Kommandant des Fort Randall, am westlichen Ufer des Missouri in genanntem Gebiete gelegen, war von Sitting Bull eingeladen worden, den Sylvesterabend 1873 bei ihm zu verbringen. Der Häuptling hatte beschlossen, nach Art der „Blaßgesichter" dem scheidenden Jahr auch einen „lustiken" Abschied mit auf den Weg zu geben. Der Kommandant ward aber verhindert, der freundlichen Einladung nachzukommen. Da ich am 30. Dezember mit zwei Büffeljägern im Fort Randall theils zu Besuch, theils um dort eine kurze Rast während der Feiertage zu machen, angelangt war, bat mich der General — meine beiden Büffeljägerfreunde erklärten, nicht mitgehen zu wollen — ihn bei dem Hoffest im Wigwam des „mächtigen" Bull zu vertreten, was ich um so bereitwilliger annahm, als es mir zum ersten Male Gelegenheit gab, den letzten Tag eines Jahres unter Wilden zu verbringen. Ich war auch freudig überrascht, als man mir mittheilte, „Rennbär", „Rennender Kriegsadler" und „Krähennest", die Häuptlinge der Arikarees, Gros Venters und Mandans, würden auch beim hohen Feste sein. „Loch im Tage" und der Häuptling der Kikaboos waren bereits eine ganze Woche zu Gaste bei Sitting Bull gewesen. Sie hatten sich entschlossen, ihre Abreise zu ihren Stämmen erst nach Neujahr eintreten zu lassen, wodurch die bunte Musterkarte der „Fürsten der Wildniß", welche ich an dem denkwürdigen Abend kennen lernen sollte, glücklicherweise in etwas erweitert wurde.

Um halb zehn Uhr Morgens, am 31. Dezember, standen drei Ponies, wohlbepackt mit Wolldecken und Mundvorrath, im Fort bereit, mich, einen „Dragoman" und den berühmten, der Truppenabtheilung des Generals zugetheilten rothhäutigen „Prärie-Detektiv", „Squintauge", nach dem Indianerdorfe, wo der Siouxhäuptling residirte, hinzutragen. Squintauge mußte natürlich vorausreiten, um den dem Auge eines gewöhnlichen Sterblichen unsichtbaren Weg, der zur Niederlassung des Sitzenden Bull und seiner „Nation" führte, auszukundschaften. Dieser kupferfarbige Präriedetektiv, auch „Trapper" genannt, eine athletische Gestalt in den besten Jahren, war am ganzen Körper tättowirt. Er trug sein fettschwarzes Kopfhaar bis auf ein zollbreites und etwa acht Zoll langes Büschel auf der Mitte des Schädels abrasirt, was in mir die Vermuthung auftauchen ließ, der „Große Geist" habe ihn in einer launigen Stunde geschaffen und sein vorzüglich gelungenes Werk schließlich mit einem Hahnenkamm gekrönt. Die große Habichtsnase desselben, welche in dem Centrum des Knorpelbeins einen gutentwickelten Kameelrücken hatte, würde dem alttestamentarischen Jakob Ehre gemacht haben, wenn derselbe dieses ausgezeichnete Riechorgan besessen hätte. Squintauge's Ohrlappen, ja sogar die ganzen Saumränder seiner beiden Schallfänger waren durchlöchert und mit kleinen und großen Ohrringen geziert, ein Gebrauch der Wilden, den sie vielleicht unseren „Blaßgesichtfrauen" nachgeahmt haben, die ja auch mitunter sogar riesige Ohrgehänge in den weichen und so schön geformten Läppchen am untern Ende ihrer niedlichen Oehrchen tragen. Der Kopf dieser sonderbaren Gestalt schien mir, als ruhe er nicht auf dem Wirbelknochenatlas, sondern als sei er an der Front der Halswirbelsäule befestigt, so sehr war sein Caput mit dem haarigen Hahnenkamm über die Brust vorgeschoben, wohl eine Folge des Späher- und Auflauerungsgeschäftes, dem diese Präriedetektives von Jugend auf sich hingeben. Er trug keine Kopfbedeckung, als wir zum Sitting Bull hinritten. Eine Wolldecke um den Körper geschlungen, „Breeches", aus Hirschleder verfertigt, „Leggins" aus Pantherfell und „Moucassins" aus Steinbockleder bildeten seinen Anzug.

Mein Dolmetsch, ebenfalls wie Squint dem im Fort stationirten Militär zugetheilt, kannte alle Sprachidiome der nördlichen Indianerstämme. Er war ein sogenannter «half-breed». Sein Vater gehörte zu den „Blaßgesichtern", seine Mutter war eine Vollblutindianerin vom Stamme der Kikaboos, deren Häuptling, wie vorhin erwähnt, zufällig beim Sitzenden Bull zu Besuch war. Dieser Häuptling wurde von den verschiedenen Stämmen für einen gelehrten Mann gehalten, weil er so schön in ihrer Sprache die indianische Tradition von der Erschaffung der ersten Männer und Frauen zu deklamiren verstand. Er mußte auch, wie wir später sehen werden, diese höchst sonderbare und romantische Geschichte bei der Hofsylvesterfeier vortragen.

Mein Glücksstern wollte, daß der letzte Tag des verhängnißvollen Krachjahres, an dem ich in Gesellschaft des Dolmetsch und rothen Trappers meine Fahrt nach des Häuptlings Wigwam antrat, durch die Güte erwärmender Sonnenstrahlen, welche schon gegen neun Uhr die dichten Wolken am Himmel überwunden hatten und ihr goldiges Licht über das Fort sowie die Landschaft ergossen, zu einem milden und wirklich angenehmen gestaltet wurde. Es lag wohl eine dünne Schneedecke über der endlosen Prärie und unter den Bäumen der Wälder; auch sah man an Erderhöhungen noch Massenschnee lagern, welcher vom Sturmwinde dorthin getrieben war. Dieß erhöhte aber den Reiz der Winterlandschaft und bildete für uns im schnellen Weiterkommen nicht das geringste Hinderniß. Squint war ein kundiger Führer, dem ich mit vollem Vertrauen das Steuerruder überlassen konnte, obschon er keinen Kompaß besaß. Es geschah oft, daß der wie eine lauernde Katze auf seinem Pferde sitzende braune Geselle sich vom Pony herabschwang, um, wie ein „Pointer", einem «trail» — Fußstapfen, von Menschen oder Thieren zurückgelassen — nachzuspüren. Wenn die Bundestruppen feindliche Indianer verfolgen, bedienen sie sich stets rothhäutiger Präriedetektives, um auszufinden, in welcher Richtung die kupferfarbigen Krieger sich zurückzogen. Squint war ein wahrer Meister in dieser Kunst, welche im fernen Westen ebenso hochgeschätzt wird, wie man die Musik, Skulptur oder die Malerei im Osten achtet. Obgleich ich wohl eilen muß, frühzeitig genug zur Soirée im Wigwam des Siouxhäuptlings anzulangen, kann ich doch nicht umhin, noch ein wenig anzuhalten, um rasch eine Probe von der merkwürdigen Spähergabe dieser Rothhaut mitzutheilen. Squint's Falkenaugen hatten, gerade als wir den Nioberarafluß überschritten, Huftritte eines Ponys im leichten Schnee entdeckt, die aber meinen Augen und denen des Dolmetschers nicht ersichtlich waren. Squint folgte den Spuren auf eine englische Meile weit und schwang sich dann wieder in den Sattel seines Pferdes.

„Was hast Du gesehen?" war meine erste Frage, als er wieder auf seinem dürren Vierfüßler hockte.

„Uuch, Herr, es waren Tritte eines verlaufenen, langschweifigen, schwarzen Ponys, das recht ausgehungert gewesen sein muß. Es hatte einen Spalt im Hufe des rechten Vorderfußes, war lahm und ging heute Morgen hier vorüber."

„Aber woher kannst Du das wissen, Squintauge, Du redest dummes Zeug," unterbrach ich ihn.

„Will's Ihnen sagen, wie ich das weiß, Mister," entgegnete er, seinen Kopf bis an das obere Ende seines Brustbeines emporhebend: „Es war ein verlaufenes Pferd, weil es nicht dieselbe Richtung einhielt; sein Schweif muß lang sein, weil es ihn über den Schnee geschleppt; seine Haut ist schwarz, was ich daraus entnehme, weil ich ein schwarzes Schweifhaar, das es sich an einem Busch auswedelte, gefunden habe; es war hungrig, da es an hochhängenden Zweigen im Gehölz herumgebissen und im Gehen die Spitzen eines hohen Unkrauts abgefressen hat, was nur sehr hungrige Pferde thun; daß es einen Spalt im Hufe hat, sah ich an den Fußstapfen; daß es lahm auf einem Bein ging, erkannte ich an dem geringen Eindrucke, den es mit dem Huf des kranken Beines im Schnee zurückließ, und daß es heute in der Frühe dieses Weges gekommen, ist klar genug, weil zur Zeit der Schnee noch gefroren war und die Tritte tiefer gegangen wären, wenn es zur Zeit, als die Sonne den Grund erweicht, hier vorübergekommen wäre."

Nachdem ich mich über den Scharfsinn des sonderbaren Kauzes genugsam gewundert, trieb ich behufs Fortsetzung unserer Reise zur Eile an. Die thalergroßen Spornräder saßen denn auch bald in den Weichen unseres Mustangs und vorwärts ging's im muntern Galopp. Etwas «hard tack» mit Büffelzunge und ein kräftiger Schluck aus meiner Whiskykantine hatten mich zu dem gewiß vom Teufel in die Welt gebrachten Reiten in etwas gestählt; wir schossen nun rascher als zuvor unserem Ziel entgegen.

„Doch halt, was ist das da für ein Gerüst auf offener Prärie, Squint?" rief ich, als ich in der Ferne ein hohes, von Holz gebautes Gestell, welches ich anfangs für ein Schaffot hielt, gewahrte.

„Es ist, uuch, Herr, ein Indianergrab. Ein junger Prinz, der Sohn des Häuptlings ‚Rothe Wolke', wurde neulich hier von einem ‚Blaßgesicht' auf der Jagd erschossen. Seine Ueberreste liegen auf dem Gerüst, Mister."

„Gut, Squint," sagte ich, „nehmen wir uns die Zeit, das Ding anzuschauen."

Wir ritten zum Gerüst, auf dem ich denn auch wirklich den Todten, in eine Büffelhaut genäht, liegen fand. Das Holzwerk, welches dem Leichnam des „hoffnungsvollen" jungen Prinzen zur Ruhestätte diente, war ungefähr zwanzig Fuß hoch; auf ihm bleiben die Ueberreste des Verstorbenen, bis es morsch zusammenstürzt. Es besteht unter den Indianern der Glaube, der „Große Geist" nähme sie nach dem Tode auf in die «happy hunting-grounds» — herrliche Jagdgründe, — wo sie, ungestört von „Blaßgesichtern", ihrer noblen Passion, dem Jagen, nach Herzenslust obliegen können. Die um einen Abgeschiedenen Trauernden halten es deßhalb für nöthig, dem Todten eine vollständige Jagdausrüstung mitzugeben. Ich sah denn auch auf dem Gerüst und neben der Leiche Pfeile, Köcher, Bogen, Tomahawk, Skalpirmesser, eine rothe Pfeife nebst einem kleinen Beutel voll Tabak. Auch Waffen modernster Konstruktion lagen auf der aus jungen Weißeichen gezimmerten luftigen Grabstätte. Unter dem Gestell aber befand sich der Kadaver des Lieblingsponys des Prinzen, das getödtet und dort hingebracht war, damit der Prinz sogleich nach seiner Ankunft in den „Jagdgründen" jenseits des „Jordan" ein Pferd zum Reiten habe. Auch Mundvorrath, Kaffee, Brod und Pemmikan lagen zur Seite des Verblichenen, auf daß es nicht an einem Frühstück fehle nach gethaner weiter Reise in die andere Welt. Kleidungsstücke jeder Art, wie sie Indianer tragen, ja selbst Farben, wie Rouge u. s. w., mit denen sie sich zu bemalen pflegen, eine nett gearbeitete Skalptasche, in welcher ein prachtvoller Skalp von einer weißen Frau steckte, fehlten nicht unter den vielen wunderlichen Sachen, die ich hier vorfand. Der Skalp von der weißen Frau — einer Blondine — war deßhalb in den Skalpsack gesteckt, weil eine solche Trophäe den besten Introduktionsbrief für einen tapfern „Krieger" im Jenseits bildet. In mir aber erregte der Anblick eines Frauenhaares, das einst der Schmuck eines gewiß schönen Weibes gewesen, einen tiefen Abscheu: wir ritten nun weiter.

Die Sonne, uns auch nicht für einen Augenblick untreu geworden, war schon auf stark abschüssiger Bahn, als wir vor dem großen, in viele Abtheilungen getheilten, aus weiß gegerbten Büffelhäuten bestehenden Zelte, oder, wie die Wilden sagen, Wigwam, uns aus den schweinsledernen Sätteln schwangen. Squintauge und mein half-breed-Dragoman meldeten ohne Verzug dem majestätisch aussehenden Siouxhäuptling meine Mission, den General des „Großen Vater" in Washington bei der Sylvesterfeier in der Wildniß zu vertreten, behufs dessen der Kommandant des Fort Randall Seine Majestät Sitzender Ochs bitte, mit gewohnter indianischer Gastfreundschaft und ehrenvoll mich zu empfangen und zu behandeln. Stramm und gerade wie ein preußischer Ladstocklieutenant stand er am Portal seiner Büffelhautburg, um mich mit gebührender Hochachtung zu empfangen. Ich verstand seine Worte: uuch, wuuch, squuch nicht, aber ich vermuthete, sie bedeuten: Seien Sie willkommen. Er führte mich nun in sein eigenes großes Zimmer, dessen Lehmboden mit Büffelhäuten und einigen Möbeln sehr primitiver Art versehen war. Ich konnte mich zu meinem Bedauern fast gar nicht mit dem Herrscher der Sioux unterhalten: ich sprach kein Indianisch und er nur wenig Englisch. Ich war gezwungen, meinen Dolmetsch zu unserer Konferenz zu berufen.

Als ich mich meiner, unter dem gastlichen Dache der gewaltigen Rothhaut überflüssig gewordenen Oberkleider entledigte, streckte ich meine müden Glieder aus auf einer wolligen Büffelhaut in der Nähe eines prasselnden Feuers, dem mächtige Holzscheite zur Nahrung dienten. Der Häuptling brachte mir nun eine gestopfte Friedenspfeife, damit ich dieselbe rauche und sich mein Tabaksdampf mit dem Qualm seiner Pfeife vermähle. Es war „starker Tabak", den ich durch den Verbrennungsprozeß in Kohlenstoff, Nikotin und Asche zu verwandeln hatte; aber, beim heiligen Nikotinus, ich hatte dieses zu thun, wollte ich meine Freundschaft für den Stamm der Sioux auf übliche Weise ad oculus demonstriren. Die Wilden im Westen halten ebenso fest an dieser Sitte, wie die Bewohner der Schwarzen Berge an dem harmlosen Amputiren von Türkennasen. Ist man unter den Wölfen, so muß man mit ihnen heulen.

Nachdem die Friedenspfeife kalt geworden, führte mich mein Hospes in den Speisesaal, um das von seiner Squaw — Frau — Nummer Eins, der netten kleinen „Kukurutzseide", für mich bereitete Abendessen einzunehmen. Squaw „Kukurutzseide" trippelte nun fast ungehört in ihren, mit weißen Perlen bestickten Schuhen aus Hirschleder in den Saal, um mich zu begrüßen und mir einen guten Appetit zu wünschen. Ich schüttelte ihr die auffallend kleine Hand und dankte. Sie war in ihrem schönsten Indianerkostüm; das Gesicht hatte sie köstlich mit rothen und grünen Farben bestrichen, ihr kohlschwarzes, straffes Haar hing ihr gerade, als käme sie erst eben aus dem Bade, über den nicht übel geformten Nacken. Einige Wildtürkinfedern, ein farbenschillernder Kolibri und Perlenschnüre schmückten ihr breitgeformtes Haupt. Um den Hals schlang sich eine Wampumschnur, an der sich Korallen und Hirschzähne befanden, die ihr tief auf die unbedeckte Brust hingen. Sie trug ein hirschledernes, buntbesticktes Gewand, das bis zu den Knöcheln reichte, ihre kleinen Füße durchaus nicht verbergend. Die Indianerinnen behaupten, ihre Füße seien viel kleiner, als die der weißen Frauen, worauf ihre kupferfarbigen Schwestern stolz sind.

Als Gast des Häuptlings mußte ich allein essen, während Sitting Bull mich bediente. Er warf ein Stück Fleisch als Medizinopfer in's Feuer, ein Zeichen für mich, daß ich nun zugreifen könne. Bull setzte sich neben mich, aß aber nicht mit. Das Mahl war nicht schlecht; es bestand aus Bären-, Büffel- und Antilopenbraten, Kukurutzbrod, Pemmikan, wilden Erdäpfeln und Kaffee. An den Speisen fehlte aber das Salz, von dem die Indianer keinen Gebrauch machen. Ich trank gerade den Rest meines Kaffees aus und wollte vom Tisch mich erheben, als der Medizinmann des Stammes, der bei den Indianern nicht nur Arzt, sondern auch eine Art Priester ist, in's Zimmer trat, seinen wunderthätigen Zauberbeutel an der Seite. Dieser Mensch sah aber auch aus wie ein leibhaftiger Wunderthäter. Er steckte unter einem mit Klauen geschmückten Fell eines Bären, war seltsam aufgeputzt mit Fledermaus-, Wiesel- und Otterfellen, getrockneten Frosch-, Schlangen- und Krötenhäuten. Die Neugierde trieb ihn, mich Blaßgesicht einmal in Augenschein zu nehmen, wogegen ich durchaus nichts hatte, weil er mir in dieser Hinsicht ein Aequivalent bot. Ich zog mich nun zurück in's Büffelhautzeltzimmer, wo ich die Friedenspfeife geraucht hatte. Der Häuptling, seine männlichen wie weiblichen Gäste tafelten jetzt im Speisesaal. Woraus das Menu bestand, weiß ich nicht, weil ich es nicht sah. Daß aber genug „Feuerwasser" dabei floß, bezweifelte ich nicht, denn Fuseldust brach sich Bahn zu mir durch jedes Loch. Wenn sie nur nicht zu viel trinken, dachte ich, sonst könntest du hier heute Nacht noch „lustike Geschichten" erleben. Meine Befürchtung war grundlos, denn als ich nach Tisch unter die Gesellschaft trat, fand ich sie wohl angeheitert, aber nicht betrunken. Ich hatte trotzdem meine liebe Noth, mich der vielen Squaws und der jungen kupferfarbigen Nixen zu erwehren, die mir auf den Leib rückten, als sie meiner ansichtig wurden. In ihrem schönsten Indianerstaat umschwärmten sie mich wie ein kecker Wespenschwarm, der nicht nachläßt, bis er Einem scharfe Stacheln in's Fleisch getrieben hat. Die Eine befühlte mein Haar, die Andere strich mir mit der Hand über die Wangen, eine Dritte fingerte am Tuche meines Rockes herum, und die Vierte zog mir die Uhr aus der Tasche, meinen Zeitenzeiger und die Uhrkette bewundernd. Ich war schon versucht, einen kräftigen preußischen Korporalsfluch über meine Lippen zu wälzen, um mich dieses Schwarms von „Prinzessinnen der Wildniß" zu erwehren, als mit dem „Kalumet" das Zeichen gegeben wurde, daß der Kriegstanz zu beginnen habe. Ich wurde nun von Sitting Bull allen Häuptlingen, sowie deren Söhnen, und von seiner Squaw, der „Kukurutzseide", sämmtlichen Frauen Häuptlinginnen und ihren Töchtern nach gültigem Brauch der Indianer vorgestellt. Die Frauen, welche niemals den Kriegstanz mittanzen dürfen, stellten sich auf die eine Seite des Saales, wenn man ein großes Zelt so nennen kann, während die „Krieger" sich auf die andere begaben. Die Beleuchtung des Zeltes war gut und zweckmäßig bewerkstelligt. In hohe Eichenstöcke befestigte Stachelschweinstacheln dienten zu Leuchtern für die aus Büffeltalg bestehenden „Millykerzen", deren eine erkleckliche Anzahl an den Seitenwänden sich hinzog und ihr

Bestes that, wie man an den verzweiflungsvoll flackernden Kraftanstrengungen der Flammen bemerken konnte, die wilde, phantastisch aufgeputzte Schaar der Krieger in's beste Licht zu setzen. Bevor aber der wildeste Tanz, den es vielleicht in der Welt gibt, begann, trat der in so hohem Ansehen stehende „gelehrte" Kikaboohäuptling in die Mitte des Saales, die Indianertradition von der Erschaffung der ersten Männer und Frauen zu rezitiren. Ich befahl nun meinen Dolmetsch wieder zu mir hin. Gravitätisch und mit der Miene eines weisen Sirach — ich kann hier nur die leitende Idee wiedergeben — hub er an:

„Krieger! Es gab eine Zeit, als noch nicht Weiber auf dem Land und nicht im Wasser waren. Wohl viele eitle Dinge, puterblaue Häher, Enten, Reiher, Raben, Elstern, Dohlen und auch Näscher, wie Hamster, Eichhorn, Feldmaus, aber keine eitlen Plaudertaschen gab es. Die Männer, aus rother Erd' geformt, sie waren glücklich. Kratzen ruhig konnt' der Sioux den Shoshone, Pottowattomie den Kikaboo, Arapahoe den Chocataw. Sie hatten wie die Affen Rückgratverlängerungen, seidenhaarige, mit denen sie sich abwedelten die Muskitos und die Fliegen. Nicht Weiberkreischen, nicht Kinderweinen störte, wenn sie Friedenspfeifen rauchten. Die Männer aber wurden eitel, vergaßen auch den ‚Großen Geist', dem sie Opfer nicht mehr boten auf dem Memahozza. Erbost nun sandt' er Manitu hernieder, die Männer zu bestrafen. Manitu jetzt fand, daß sie mehr als den ‚Großen Geist' ihre Wedel liebten, weßhalb Wahconda sagte: ‚Diese müssen fallen auf dem Opfersteine durch das Beil.' Aus den abgehackten Mannesszierden auf Manitu's Befehl entsprangen dann die Weiber, eitel wie blaue Häher, naschig wie die Feldmäuse, Schnatterer wie die Dohlen. Der rothe Mann, als er die Weiber sah, beschenkte sie mit Farben aller Art, mit Bändern, buntem Wampum und mit Perlen. Und ach, nun wedelt statt der seidenhaarigen Rückgratfortsetzung die Weiberzunge, deren Stachel schärfer ist als jener der Muskitos, Wespen oder Fliegen. Aber es kennt der rothe Mann des Weibes Ursprung noch. Er liebt's, das schöne Ding, die seidenhaarige Frau. Entzückt sie doch den Mann, wenn aufgeputzt sie ist mit Perlen und mit Wampum. Sie folgt dem Mann durch's Leben, wohin er gehe, sei's an's End' der Erd', verläßt ihn nur, wenn's Wahconda zürnend, der ‚Große Geist', befiehlt."

Ich fand diese für mich überraschende „Revelation" des weisen Häuptlings der Kikaboos unvergleichlich poetisch. Und jetzt begann der Schlußakt der seltsamen Sylvesterfeier im Urwalde: der Kriegstanz. Im großen Zelt aus Büffelhäuten standen, bunt bemalt und aufgeputzt mit Stickereien und Skalphaaren, hohe Pfähle, zottige, grimmig aussehende Büffelköpfe tragend; vergiftete Pfeile waren wie nach allen Seiten auslaufende Sonnenstrahlen in den Büffelhäuten angebracht; Schilde, Pfeifen, mit Stachelschweinstacheln verziert, Tomahawks, Korallen, Wampumschnüre, Biberschwänze, Schlangenhäute, Reiser der Washitaweide und des Kilikinik bildeten die dämonische Dekoration der inneren Wände. Wie eine aus dem Reiche Beelzebub's hervorgebrochene Schaar stürzten sich die Wilden nun plötzlich in den Saal, Tomahawks und Skalpmesser schwingend. Sie theilten sich in zwei Lager. Unter Mark und Bein durchdringendem Geheul stürzten sich die bis zum Gürtel Nackten aufeinander, die Waffen klirrten und die Krieger stürzten zu Boden. Der Angriff wurde dreimal erneuert und eröffnet durch ein Bocksprungpräludium, das Gruseln und Lachen zugleich in mir hervorrief. Sitting Bull's Heldenschaar behauptete schließlich den Kampfplatz. Die Weiber, unter denen ich stand, kreischten Beifall — der Kriegstanz war zu Ende. Mein Staunen war bis zum Aeußersten gediehen. Ich kroch nun in das von der finnigen Squaw „Kukurutzseide" für mich bereitete Büffelhautbett. Die wilde Kriegsschaar aber tanzte mir noch während des ersten Schlafes in's Neujahr hinüber im aufgeregten Gehirn herum. Erst als ich wieder in's Fort Randall eingekehrt, wurde ich ‚die Geister los, die ich gerufen'.

In den Händen eines Wucherers.

Wie seitens der Wucherer mit in finanzieller Verlegenheit befindlichen Beamten verfahren wird, erzählt die „Schl. Pr." sehr interessant:

Der hülfesuchende Beamte wird von dem Wucherer höflichst empfangen und dann auf das Genaueste ausgeforscht. Hat sich der „Geldmann" überzeugt, daß der Betreffende königlicher, fest angestellter Beamter mit abzugsfähigem Gehalt, d. h. mit einem Gehalt über 400 Thlr. ist, so wird dem Geschäft näher getreten. Zunächst wird dem Bittsteller ein gedrucktes Formular zur gewissenhaften Ausfüllung vorgelegt; er hat mit seiner Namensunterschrift zu bescheinigen, wo und bei welcher Behörde er etatmäßig angestellt ist, wie viel er Gehalt bezieht, ferner, daß kein Gehaltsabzugsverfahren gegen ihn eingeleitet und auch kein solches zu erwarten steht. Wehe Dem, der sich hierbei unrichtige Angaben zu Schulden kommen läßt: er wird bei Nichtzahlung unnachsichtlich wegen Betrugs verfolgt.

Sind diese Formalitäten beseitigt, so kommt die Frage wegen der Sicherstellung des Darlehens zur Verhandlung; ob der Betreffende eine Lebensversicherungspolice besitzt, ob er einen Bürgen stellen könne, der den Wechsel mit zu unterschreiben geneigt sei 2c. — Ist keines von Allem der Fall, so erbietet sich der Geldverleiher, welcher stets zu gleicher Zeit Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft ist, zur Besorgung einer Police, welche dem Wucherer cedirt wird, nachdem sich der Beamte vorher noch schriftlich zur pünktlichen Entrichtung der Prämie und zur Zahlung einer Konventionalstrafe (meistentheils 25 Thlr.) bei Nichteinhaltung des dazu bestimmten Termins, unter ausdrücklicher Begebung aller Einwände, verpflichtet hat.

Jetzt endlich kommt das Geschäft selbst. Der Beamte bedarf z. B. 200 Thlr. — wir nennen hier Zahlen, die genau der Wirklichkeit entnommen sind — stellt darüber einen Wechsel von 300 Thlrn., in drei Monaten zahlbar, aus, und erhält vom Darleiher 160 Thlr. baar. Mit dieser Manipulation verhält es sich nämlich folgendermaßen: Der Wucherer verlangt auf drei Monate für 100 Thlr. 20 Thlr. Zinsen, die er pränumerando abzieht, dieß sind also netto 100 Prozent. Ferner belegt er den Wechsel mit einer sogenannten Presse, d. h. er läßt sich statt 200 Thlr. 300 Thlr. schreiben, und gibt dem Geldsuchenden dagegen eine schriftliche Bescheinigung, daß bei pünktlicher Einlösung oder Prolongation der Wechsel nur den Werth von 200 Thlrn. haben solle. Zur Prolongation des Wechsels versichert sich der Wucherer mündlich und pflegt diese Zusicherung auch meistens zu halten.

Aber der Nutzen der Presse gelangt doch noch zum Vollzuge, wie wir sehr bald sehen werden. Die ersten Zinsenzahlungen mit 40 Thlrn. vierteljährlich erfolgen so pünktlich, daß der Darleiher sich gemüßigt findet, den Schuldner darauf aufmerksam zu machen, wie er sich ja nicht so zu übereilen brauche, wenn er die Zinsen nur überhaupt bringe. Wehe dem Beamten aber, der auf diese Brücke tritt, denn kommt er nur einen Tag zu spät, so ist der nunmehr 300 Thaler betragende Wechsel an einen Geschäftsfreund begeben und die Protestaufnahme folgt auf dem Fuße. — Mehrere Tage wartet der Schuldner mit Bangen der Klagebehändigung, statt deren erscheint aber der Wucherer in der angenehmen Gestalt eines rettenden Engels und erbietet sich, gegen eine Provision von 100 Thalern den Wechsel, der in Wirklichkeit gar nicht aus seinem Besitz gekommen — wieder anzukaufen. — Der Beamte geht, um der Klage auszuweichen, in seiner Verlegenheit darauf ein und schuldet nunmehr dem Wucherer für 160 Thaler schon 400 Thaler. Jetzt ist er auch nicht mehr im Stande, die Zinsen von 80 Thalern vierteljährlich zu entrichten und werden dieselben, natürlich mit entsprechendem Nutzen, dem Kapitale zugeschrieben. Kaum ein Jahr vergeht und der Wechsel lautet über 800 Thaler; jetzt hält der Wucherer es an der Zeit, die Schlinge zuzuziehen, indem er dem Schuldner erklärt, daß er nicht weiter prolongire. Der Wechsel wird eingeklagt und die Mobiliarexekution beantragt. Vor dieser hat der Beamte die größte Furcht. Er eilt deßhalb auf's Neue zu seinem Gläubiger, fleht und bittet diesen um Nachsicht und um Zurücknahme des Exekutionsantrages. Letzterer ist auch nicht unerbittlich, liegt ihm doch nichts an den paar Thalern, die der Verkauf der meist armseligen Möbel in Aussicht stellt, er kann aus der Angst seines Opfers einen weit größern Nutzen ziehen. „Gut," sagt er dann zu diesem, „Sie schreiben statt 800 Thaler 1000 Thaler und ich verpflichte mich schriftlich, lediglich das Gehaltsabzugsverfahren gegen Sie einzuleiten und von weiteren Zwangsmaßregeln abzustehen." Der Schuldner acceptirt diese Proposition und hat, wenn er z. B. 800 Thaler Gehalt bezieht, nunmehr eine ganze Reihe von Jahren je 200 Thaler Abzug zu erleiden, ehe er im Stande ist, den Betrag von 1000 Thalern nebst Zinsen und Gerichtskosten zu decken. Fälle dieser Art stehen nicht vereinzelt da, sondern wiederholen sich fast täglich. Möge die Vorführung eines solchen den betheiligten Beamtenkreisen zur Warnung dienen.



Am Brunnen. Aus dem Prachtwerk „Faust", illustrirt von Liezen-Mayer. (S. 254.)
(Verlag von Ströfer und Kirchner in München und New-York.)

Kleine Mittheilungen.

Unter dem Pantoffel stehen. Der schwäbische Augustinermönch Benediktus Anselmus berichtet über den Ursprung der Redensart: „Er steht unter dem Pantoffel" Folgendes: Vor grauen undenklichen Zeiten lebte ein Ritter, Polyphem mit der eisernen Stirn. Papst und Kaiser hatten nach langer, blutiger Fehde Friede gemacht und zur Feier desselben Feste und Turniere angeordnet, zu welchen die Blüte der Ritterschaft geladen wurde. — Jeder der Turnierenden sollte entweder des Papstes oder des Kaisers Farbe tragen, Polyphem aber schwur, er trage nie das Zeichen der Knechtschaft, weder das rothe Kreuzband des Papstes, noch die schwarze, goldgeränderte Schleife des Kaisers, er trotze dem Bannfluch und der Reichsacht und fürchte Keinen in dem ganzen Reiche. Da aber kam Frau Beatrix, seine Gemahlin, und bat ihn inständigst, ihretwegen eines der Zeichen zu tragen, brach in Thränenströme aus, als der Ritter sich weigerte, und behauptete, er liebe sie nicht. Der Ritter betheuerte ihr das Gegentheil und erbot sich, seine Liebe im Kampfe mit scharfer Waffe gegen zwölf Ritter zu beweisen; seine schöne Frau aber wollte davon nichts wissen, schluchzte herzbrechend und klagte: „Wenn Du nur eine Spur Liebe zu mir in Deinem Herzen hättest, würdest Du meine Bitte gewähren und eines der Zeichen an Deinen Helm heften."

Damit ging sie in ihre Kammer, schlug die Thüre hinter sich zu und ließ den bestürzten Ritter vor dem verschlossenen Eingange stehen. In diesem Augenblicke schmetterten die Trompeten zum Turnier; halb bewußtlos ergriff der gewaltige Polyphem den kleinen goldgestickten Pantoffel, den seine zürnende Eheliebste in der Hast verloren, befestigte ihn an seinem Helm und eilte in die Schranken. Die Herolde riefen ihn an: „Stellst Du Dich unter das Szepter des Kaisers oder unter den Krummstab des Papstes?" — „Unter den Pantoffel", war die Antwort. In dem Ritterspiele blieb Polyphem der alleinige Sieger, und als ihm des Kaisers Schwester den Kampfpreis, eine goldgestickte Schärpe, über die Schulter hing, flüsterte sie ihm zu: „Herr Ritter! Ihr stellt Euch weder unter den Kaiser, noch unter den Papst, Euch vermag kein Mensch zu überwinden; aber unter dem Pantoffel steht Ihr doch." Dieses Wort war bald im ganzen Reiche bekannt und es zeigte, daß der Pantoffel mehr Unterthanen habe, als Szepter und Krummstab zusammen.

*

Konsum von Nähnadeln. Die alte, obwohl vielleicht zwecklose Frage: „Wo kommen alle Nähnadeln hin?" drängt sich Einem unwillkürlich wieder auf, wenn man in einem amerikanischen Blatte liest, daß in den Vereinigten Staaten jetzt acht Nähnadelfabriken existiren, die täglich 47 Millionen Nadeln fabriziren. Außerdem werden täglich fünfundzwanzig Millionen importirt. Da dieselben verkauft werden, kann man mit Gewißheit annehmen, daß 72 Millionen Nadeln täglich verloren gehen, oder 50,000 jede Minute.

Die Monate in Bildern. I.

Zeichnungen von **A. Gareis.**



Januar.



Februar.



März.



April.



Mai.



Juni.

*

Auf einem großen Fuße leben. Diese Redensart, die bekanntlich „Leben wie ein Vornehmer oder Reicher" bedeutet, ist auf folgende Weise entstanden: Gottfried von Plantagenet, ein Graf von Anjou, ließ sich, um einen Auswuchs am Fuße zu verbergen, von einem geschickten Meister Schuhe mit sehr langer Spitze machen. Die Höflinge hatten natürlich nichts Eiligeres zu thun, als dieß nachzuahmen und so kamen die großen Schuhe in Mode. Da aber immer Einer für noch vornehmer als der Andere gelten wollte und diese Vornehmheit durch die Größe der Schuhe auszudrücken suchte, so wuchsen die Schuhe und das Volk sagte von den großen Herren: «Ils sont sur un grand pied.» (Sie sind auf hohem Fuße.) Endlich wurden die Schuhe so groß, daß man für Staat und Religion üble Folgen besorgte, weßhalb man gegen diese Riesenschuhe Predigten hielt und Edikte erließ. Die Geistlichkeit belegte sie mit dem Bannfluch und Kaiser Karl V. verbot sie ausdrücklich. — Im vierzehnten Jahrhundert hatten übrigens die Schuhe ein bestimmtes Längenmaß nach dem Range der Person, die sie trug; die einer fürstlichen Person waren $2^1/_2$, die eines Grafen oder Barons 2, eines Edelmanns $1^1/_2$, die eines Bürgers 1 Fuß lang.

Gericht Zeitung

Eine sehr nette Gerichtsverhandlung, welche sich dieser Tage vor einem Bezirksgericht in Wien abspielte, wollen wir unseren Lesern hier mittheilen, da sie einen ergötzlichen Einblick in das mitunter recht sonderbare wiener Leben gibt.

Friedrich Mayer, Skontist einer wiener Bank, wird von seiner Gattin Ursula wegen Ehrenbeleidigung verklagt und die Klage dahin begründet, ihr Gatte habe im Rausche die Wache beleidigt, sei zu achtundvierzig Stunden Arrest verurtheilt worden und habe nach abgebüßter Strafe unterlassen, zu Weib und Kind zurückzukehren, halte sich vielmehr bei Schwager und Schwägerin auf und es habe deßhalb sie, Frau Ursula Mayer, viel von der Nachbarschaft zu leiden. Richter: Diese Ihre Klage eignet sich eigentlich gar nicht zu einer Strafverhandlung. — Klägerin (erstaunt): Wie denn nicht? — Richter: Weil in dem, was hier vorliegt, ein nach dem Strafgesetz zu ahnender Thatbestand nicht enthalten ist. — Klägerin (erregt): Kann ein Mann straflos Weib und Kind verlassen und dem Elend preisgeben? — Mayer (einfallend): Oho, oho, ausgehalten mit Noth und Elend, abgeh'n thut Der und mein' Kinder bis dato nix und wird a nöt vorkömma, aber ham geh' i nöt, zu Der nimmermehr; jetzt hab' a mal i a mein'n Kopf aufg'setzt. — Richter: Mich kümmern zwar Ihre inneren Angelegenheiten nichts, aber ich möchte Sie doch fragen, warum Sie nicht zu Ihrer Gattin nach Hause wollen? Begreiflicherweise müssen die Leute darüber stutzig werden. — Mayer: Sie haben Recht, Eu'r Gnaden, Ihna gehen unsere Differenzen nix an, aber wann's mich hören, werden's sagen, der Mayer hat Recht. — Richter: Um was handelt es sich denn? — Mayer: Handeln thut sich's gar nöt. I hab' mir an ihrem (des Weibes) Geburtstag an Fahn'n (Rausch) g'holt; Aner von der Sicherheit hat mir 'nen Weg verstellt, i hab' ihm 's Evangelium g'lesen und bin achtundvierzig Stunden eing'sperrt worden. So was kann an Bischof a g'schehen; so weit war d' Sach in Ordnung, aber glauben's, mein Weib und meine Kinder hätten mi b'sucht? Ka Spur, wie an Hund haben's mich sitzen lassen; dagegen ist d' Schwägerin alle Tag kumma. Amol hat's mir vom „G'raden Michel" a Viertel Gansel, 's nächstemal a Flascherl Zillerndorfer bracht. I bin ka Trinker nöt, aber so viel waß i, es steckt oft viel Ehr' in an Glasel Wein. — Richter: Ich gebe zu, daß Sie das kränken mochte, aber einen Grund, Weib und Kind zu verlassen, bietet es nicht. — Mayer: Bei mir, i bin auf so was streng, bei mir ja. Wissen's, mein Weib kennt mich, sie waß, mir is a Kränkung 's Höchste, und daß dös a Kränkung ist, dös disputirt mir ka Mensch weg. — Richter: Vielleicht hatte Ihre Gattin Gründe dafür, daß sie Sie nicht besuchte? — Mayer: Solche Gründe gibt's nöt, darf's für ein Weib nöt geben. — Klägerin (mit zu Boden gesenkten Blicken): Und doch sind es gewichtige Gründe, die mich abhielten. Wie, sollte ich es etwa unseren Kindern sagen: „Kommt's, Kinder, gehen wir in's Kriminal, dort sitzt euer Vater eingesperrt?" — Mayer (einfallend): Gottlob, nur wegen nichts Schlechten. — Klägerin: Kinder in so zartem Alter können das nicht unterscheiden. — Mayer: Warst alani (allein) kumma. — Klägerin: Es hätte mir mein Herz gebrochen, Du weißt, wie weich ich bin. — Mayer: Wie a Butterteig, nur zerbröseln thust Du nöt. — Richter: Versöhnen Sie sich; Vergessen und Vergeben erfordert das eheliche Leben. — Mayer: Kaiserlicher Rath, mich müssen Sie kennen; i hab' sechzehn Jahr' 'n Kaiser dient, i hab' mit d' Wällischen g'rast wie a Türk', mein' Lebtag ka Straf' g'habt, mir nie was Unrecht's z' Schulden kumma lassen; i hab' d' Silberne und d' Goldene; i hätt' im Wällischen mein Glück machen könna; i war heut waß Gott was für a reicher Mann; aber na, i hab' meiner „Urschel" 's Wort geben, daß ich's heirath', wann's mir treu bleibt; sie hat g'sagt, daß' mir treu blieben is, und i hob's g'heirath't. — Klägerin: I glaub', Du hast's nicht zu bereuen; i hab' a Bildung, und unsere Kinder bekommen eine moralische Erziehung. — Mayer: Dös is wahr, aber nu z'viel mit'n Augen zwingeln thun mir die Kinder; waßt, ma kann bigott sein, ohne daß man d'Augen verdraht. — Richter: Diese Details führen zu weit. Ich habe Ihnen den Vorschlag gemacht, sich mit der Gattin zu versöhnen, und muß Ihnen bemerken, daß, wenn ich auch nach dem Strafgesetz ein Urtheil nicht fällen würde, der Gattin immer nach dem bürgerlichen Gesetze Rechte gegen ihren Gatten zustehen. — Klägerin (weinend): Es wäre traurig, wenn wir armen Geschöpfe schutzlos in der Welt herumirren müßten. — Mayer: Alte, nur ka g'salzen's Wasser. Du waßt, i kenn' Di, bei Dir geht's Wana wie bei'm Soldaten 's Schießen, Alles auf Kommando. — Richter: Versöhnen Sie sich mit Ihrer Gattin, kehren Sie zu Ihren Kindern heim und stören Sie diesen armen Kleinen den Christbaum nicht. — Klägerin: Für's Christkindel darfst Du keinen Kreuzer ausgeben; für den Marerl habe ich ein Gewehr, für die Roserl einen Muff gekauft, Du kriegst einen Cigarrenspitz und für mich habe ich einen Pelzkragen bestellt. — Mayer: Was so a arm's, der Noth und dem Elend preisgegebenes Weib für Ausgaben zu machen hat! Waßt, i hob's Herz am rechten Fleck, i will für dösmal 'n dummen Kerl spielen, aber Bomben und Granaten, wann noch ein einzigesmal eine Mißachtung vorkummt. — Ursula Mayer (reicht ihm die Hand): Seien wir versöhnt, so räth uns der Richter, so will es Gott und die Kirche! — Friedrich Mayer: Amen, aber der Herr im Haus bleib' i! . . .



Anekdoten und Witze.

In Pennsylvania bemerkte ein Prediger auf der Kanzel, wie ein junger Mann während der Predigt zur Kirchthür hineinguckte und lange Zeit die Andächtigen eifrig musterte. Da schwoll dem würdigen Greis die Zornader, er hielt inne mit seinem Sermon und rief: „Junger Sünder! Du kannst wieder gehen. Sie ist nicht hier!"

*

Von Dr. Chivac, dem Leibarzt des Herzogs von Orleans, erzählt man sich, er sei so beschäftigt gewesen, daß er an seine eigene Gesundheit nie gedacht. Endlich ging's doch nicht mehr; eine Krankheit plagte ihn schon lange, er faßte sich zerstreut an den Puls und murmelte vor sich hin: „Der Kerl ist verloren! Das kommt von der unbegreiflichen Dummheit dieser Esel von Menschen, daß sie immer erst den Arzt rufen, wenn's zu spät ist!"

*

„Sag', liebe Marie, wie verheimlichen wir nur — der Erbschaftsgeschichte halber — Deinem alten Onkel, daß wir schon verheirathet sind?"

„Sehr einfach! Du bist in seiner Gegenwart wieder so liebenswürdig und aufmerksam wie als Bräutigam. Dann wird's dem Alten nicht im Traum einfallen, Dich für einen Ehemann zu halten!"

*

Noch einmal.

Schüler: Herr Lehrer, der Karl zupft mich immer.
Lehrer: Ich sehe ja nichts.
Schüler: Karl, zupf' mich noch einmal, damit's der Herr Lehrer sieht.

*

„Aber wie kann man sich um die Gerechtsame eines Brunnens so viel Mühe und Kosten machen!" rief der Richter zwei Streitenden im Termine zu. „Erlauben Sie," meinte mit Würde der Rechtsanwalt, „mein Klient sowohl wie die Gegenpartei sind Milchhändler und der nächste Brunnen liegt zwanzig Minuten entfernt!"

*

„Haben Sie Suppe?" fragte ein Gast den Kellner eines einsamen und verödeten Gasthauses. „Nein." — „Fleisch?" „Nein." — „Wein?" — „Auch nicht!" — „Bier?" — „Nein." — „Zum Teufel, was haben Sie denn im Hause?" — „Den Exekutor!"

*

Man ist zu Besuch gewesen und hat ziemlich spät in die Nacht hinein bei der Cigarre zusammengesessen. Der Wirth, ein Junggesell, entläßt seine beiden Gäste, von denen der eine sich mit großer Höflichkeit verabschiedet. „Es ist aber gar so spät geworden, es ist gegen zwei Uhr und wir haben Sie bisher „wachgehalten".

Der Wirth mit einem unterdrückten Gähnen und der Miene zuvorkommendster Verbindlichkeit: „Aber ich bitte Sie, im Gegentheil! . . ."

*

In einem der fashionabelsten berliner Restaurants, dessen Menu an Reichhaltigkeit hinter derjenigen der Weinkarte nicht zurücksteht, erschien, wie die „Trib." berichtet, vor einigen Tagen der durch mehrfache fatale Rencontres bekannt gewordene Prinz P. und ließ sich vom Kellner die Speisekarte reichen. Nachdem er dieselbe überflogen, gab er sie mit den Worten zurück: „Weiter nichts? Ist ja gräßlich!" — Ein an einem Nachbartische sitzender, eines sehr reichen Papas sich erfreuender Student nahm gleich darauf dem Kellner die Speisekarte aus der Hand, studirte dieselbe und legte sie dann ebenfalls beiseite, indem er dem Kellner bemerkte: „Weiter nichts? Ist ja gräßlich!" Wüthend erhob sich jetzt der ersterwähnte Gast und rief dem Musensohne zu: „Wie können Sie sich unterstehen, mich zu kopiren? Ich bin der Prinz P." — Ohne aufzustehen, versetzte der Angeredete gelassen: „Weiter nichts? Ist ja gräßlich!"

Das Tagebuch eines Hofnarren.

Alphonsos, König von Neapel, hatte einen Narren an seinem Hofe, der alle Thorheiten in ein Buch schrieb, welche die Edelleute und Vornehmen, die sich am Hofe zeigten, begingen. Einst geschah es, daß der König einen Mohren, den er unter seinem Hofstaate hatte, mit zehntausend Dukaten nach der Levante schickte, um allda Pferde zu kaufen. Der Hofnarr hielt dieses für eine Thorheit und schrieb sie sogleich in sein Buch. Nach einigen Tagen verlangte der König dieses Buch zu sehen, wie er denn gewohnt war, sich dasselbe von Zeit zu Zeit geben zu lassen. Da er nun darin las, fand er unter Anderem auch seine eigene Geschichte mit dem Mohren und den zehntausend Dukaten darin, welches den König verdroß. Er fragte daher den Narren, warum er sich unterstanden hätte, ihn selbst hinein zu schreiben? „Weil Sie eine Thorheit begangen haben," antwortete der Hofnarr, „da Sie einem Fremden, der sich nie wieder sehen lassen wird, so viel Geld gegeben haben." — „Wenn er nun aber wieder kommt," fuhr der König fort, „und die Pferde bringt, habe ich sodann eine Thorheit begangen?" — „Ei," versetzte der Narr, „wenn er wieder kommt, so will ich Ihren Namen schon im Buch ausstreichen und den seinigen dafür hinein setzen; denn wenn er mit dem Gelde wieder kommt, so ist er noch ein ärgerer Thor als Sie." Der Mohr ging mit den zehntausend Dukaten nach der Levante, aber Neapel sah ihn nicht wieder; der Narr hatte Recht!

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Gutes schwarzes Zahnpulver: Frisches Lindenkohlenpulver 8 Thl., Kalmus- und Chinarindenpulver je 1 Thl., Pfefferminzöl zu je 1 Loth des Pulvers 1 Tropfen.

*

Zur Herstellung eines chemischen Wetterglases verfahre man folgendermaßen: Man nehme ein langes Eau de Cologneglas, gieße 32 Thl. Alkohol (Weingeist) von 80 Proz. Tr. hinein, schütte dazu 1 Thl. fein zerriebenen Kampher, 1 Thl. Potasche und 2 Thl. Salpeter. Man schließe das Glas mit einem Kork, binde eine nasse Blase fest darüber und hänge es nun an die Luft. Es bilden sich in der Flüssigkeit wolkenähnliche Gestalten; wird es schönes Wetter, so lagern die Wolken unten im Glase, will es stürmisch oder regnerisch werden, so steigen sie empor — zu allen übrigen, mehr oder weniger sicheren Schlüssen muß fleißige und anhaltende Beobachtung verhelfen.

*

Die besten Farben zum Färben der Ostereier sind: für grün eine Abkochung von Gras oder Heu, roth und braun Braunholz und Fernambukholz, gelb Kurkumawurzel, auch Zwiebelschalen; hiemit kann man nun mancherlei Nüancen hervorbringen. Will man Namen darauf haben, so schreibt man diese mit Talg auf. Will man schönere Farben, so nehme man Indigoauflösung für blau, Anilinroth u. s. w., doch muß man diese Farben auf die bereits gekochten Eier auftragen.

*

Um Oeldruckbilder zu reinigen, siebt man durch ein feines Haarsieb reine Asche von Buchen- oder Eichenholz auf das Bild, dann reibt man diese sehr gelinde mit Seifenwasser aus venetianischer Seife und vermittelst eines weichen Schwammes einige Minuten auf dem Bilde, spült sie dann mit dem Seifenwasser ab, spült mit reinem Wasser nach und trocknet mit einem weichen, saubern Tuch ab. Sollten die Bilder nur wenig unrein sein, so thut auch Abwaschen vermittelst eines Wollenläppchens mit dem Seifenwasser allein schon gute Dienste.

*

Einen guten Ofenanstrich gibt Graphit oder Bleischwärze, mit Wasser oder Branntwein zu dicklicher Flüssigkeit angerührt, dann auf die Kochmaschine oder den Ofen oder auch auf eiserne Kochgeschirre aufgetragen und vermittelst einer harten Bürste blank gebürstet.

Gewerbliches.

Fässer von Papier. Eine unternehmende Geschäftsfirma in dem amerikanischen Städtchen Winnemucca hat zur Versendung ihres Weizenmehls soeben Fässer von Papier mit entschiedenem Erfolg eingeführt. Die nach dem Patent eines Deutschen aus Allentown (Pennsylvanien) gefertigten Fässer wiegen das Stück nicht zehn Pfund, kosten kaum halb so viel wie hölzerne Fässer, sind dabei sehr dauerhaft und ihr Erfinder behauptet außerdem, durch Bestreichen des Innern mit einer von ihm präparirten chemischen Substanz dem Papier eine solche Dichtigkeit geben zu können, daß die Fässer selbst zur Versendung von flüchtigen Stoffen gebraucht werden können. Sie bestehen aus einem Cylinder von Papier mit hölzernem Boden und einem Reif an jedem Ende.

*

Ein Löthrohrgebläse einfachster Art hat J. Landauer konstruirt. Der Apparat besteht aus zwei geräumigen Flaschen, welche durch einen Kautschukschlauch mit einander kommuniziren. Eine derselben wird mit Wasser gefüllt und auf einen erhöhten Platz gestellt, während die andere mit einem Kautschukpfropfen verschlossen wird, welcher ein mit einem Standlöthrohr in Verbindung stehendes Gasleitungsrohr umschließt. Indem das Wasser aus der obern Flasche in die untere tritt, wird die in der letztern befindliche Luft komprimirt und dadurch ein für Löthrohrzwecke vollkommen ausreichender Luftstrom erzeugt. Nimmt man Flaschen von vier Liter Inhalt, so erhält man bei Anwendung eines Löthrohrs mit einer Ausströmungsöffnung von 0,4 Mmtr. einen konstanten Luftstrom von zehn Minuten Dauer. Es liegt auf der Hand, daß man durch Schraubenquetschhähne sowohl den Wasserzufluß wie den Luftstrom nach Belieben reguliren kann.

*

Kitt. Ein geeignetes Bindemittel, um Metalle mit nichtmetallischen Substanzen zu verbinden, wird hergestellt, indem man in kochendem Wasser $1\frac{1}{4}$ Kilogrm. Leim und 62 Grm. Gummiammoniak auflöst und in geringen Mengen etwa 62 Grm. Schwefelsäure zusetzt.

Hausmedizin.

Gegen das Nasenbluten wird eine heftige Bewegung der Kinnladen wie beim Kauen als eines der sichersten Mittel empfohlen. Kindern gibt man einen kleinen Papierpfropfen in den Mund und läßt sie heftig daran kauen. Erwachsene brauchen das Papier natürlich nicht, denn es ist die Bewegung der Kinnladen, die das Bluten stillt. Dieses einfache Mittel soll selbst in heftigen Fällen erfolgreich sein.

*

Hoffmann's Lebensbalsam oder ölig-balsamische Mixtur bereitet man sich, indem man in 240 Thl. höchstrektifizirten Weingeistes je 1 Thl. Lavendel-, Nelken-, Zimmt-, Thymian-, Citronen-, Muskatblüten- und Pomeranzenblütenöl und 3 Thl. Perubalsam durch Umschütteln auflöst. Dann stellt man das Gemisch einige Tage an einen kühlen Ort, seiht es durch Löschpapier und bewahrt es in sorgsam verschlossenen Glasfläschchen auf.

Historische Gedenktage.

14. Januar.

1814. Friede zu Kiel, Dänemark (im Bunde mit Napoleon gegen die Alliirten) muß, nach einem unglücklichen Kriege, Norwegen an Schweden gegen Schwedisch-Pommern abtreten.

15. Januar.

1622. Jean Baptiste Pocquelin de Molière, Lustspieldichter und eigentlicher Schöpfer des französischen Lustspiels („Tartüffe“, „Misanthrope“, „Der Geizige“ u. a.) — zu Paris geboren.

16. Januar.

1756. Bündniß zu Westminster zwischen England und Preußen (Friedrich II. erwirbt den einzigen Verbündeten zum siebenjährigen Krieg).

17. Januar.

1772. Sturz des dänischen Kabinetsministers Grafen von Struensee, welcher nebst der Königin und dem Grafen Brandt in der Nacht nach einem Hofballe zu Kopenhagen verhaftet wird.

18. Januar.

1701. Friedrich I. erhebt das Herzogthum Preußen zum Königreich und krönt sich selbst in der Schloßkirche zu Königsberg mit vielen Feierlichkeiten zum König.

19. Januar

1576 starb Hans Sachs, der vorzüglichste Meistersänger Deutschlands im 16. Jahrhundert, Schuhmacher zu Nürnberg und fruchtbarer Dichter zahlreicher poetischer Werke, auch lebhafter Anhänger der lutherischen Kirchenverbesserung.

20. Januar.

1745. Karl VII., deutscher Kaiser und Kurfürst von Bayern, stirbt, erschöpft durch Kummer während des österreichischen Erbfolgekriegs; ihm folgt im Kurfürstenthum sein Sohn Max Joseph, in der Kaiserwürde der Gemahl seiner Gegnerin Maria Theresia, der Großherzog von Toskana (als Kaiser Franz I.).

21. Januar.

1720. Friede zu Stockholm; Preußen, in den nordischen Krieg gegen Karl XII. mit hineingezogen, erwirbt von Schweden den größten Theil von Vorpommern, von Stettin bis zur Perne.

22. Januar.

1729. Gotthold Ephraim Lessing — der klassische Dichter („Emilia Galotti“, „Nathan“, „Minna von Barnhelm“ ꝛc.) und Kritiker, und vom größten Einfluß auf Umschaffung deutscher Kunst und Wissenschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts — zu Kamenz in der Oberlausitz geboren.

23. Januar.

1685. Theodor, Baron von Neuhof, — ein münster'scher Edelmann, der nach manchen Abenteuern von den Korsen zum König erwählt wurde, aber nach der Wiedereroberung Korsikas durch die Genueser und Franzosen, nach England flüchtete und hier nach mehrjähriger Haft im Schuldthurme starb, — geboren.

24. Januar.

1712. Friedrich II., der Große, König von Preußen, zu Berlin geboren. Als Krieger im Kampfe gegen Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und das deutsche Reich, als Staatsmann der Wohlthäter seines Volks, Beförderer der Künste und Wissenschaften und aller gemeinnützigen Anstalten, das erhabene Vorbild eines Regenten.

25. Januar.

1831. Der Reichstag zu Warschau erklärt die polnische Nation ihrer Unterthanenpflicht gegen den russischen Kaiser entbunden und den polnischen Thron für erledigt.

Vom Büchertisch.

Karl Neumann-Strehla, der Verfasser von „Mit dem Zopf“, „Von Gottes Gnaden“ und anderer historischer Erzählungen, hat jetzt eine Sammlung von kleineren Novellen und Humoresken, „Bunte Reihe“ (Berlin, Liebel) herausgegeben, die sich so hübsch lesen, daß wir unsere Leser darauf aufmerksam machen möchten. Das Bändchen enthält historische Novelletten, die farbig und treffend die Zeit wiederspiegeln, in welcher die Erzählung spielt.

Da ist vor allen zu erwähnen: „Was der Name Schiller's vermag“, „Wie Theodor Körner eine Uniform bekam und ein Schneider sein Kriegskamerad wurde“, „Ziegenkanaster“ und die ergötzliche Geschichte aus der Zeit des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, „Die schönste Handschrift“. Wir möchten dieses Buch unseren Lesern warm empfehlen. Satyrisch-witzig, drollig, mit scharfer, dramatisch zugespitzter Charakterzeichnung und vortrefflich in der Gruppirung ist Paul Lindau's „Kranke Köchin“ (Stuttgart, Hallberger). Der bekannte Lustspieldichter und Kritiker zeigt sich in dieser liebenswürdigen Novelle als lustigster Erzähler, ein Witz jagt den andern, die Spannung und die gute Laune des Lesers wird bis zum letzten Wort rege gehalten und die lebenswahre Charakterzeichnung macht, daß man dieses Mittagessen mit Hindernissen beim Gutsbesitzer Matthes und den verzweifelten Hunger des Pfarramtskandidaten als eine überaus heitere Erinnerung im Gedächtniß behält.

Dem Büchlein ist noch ein Geschichtchen „Die Liebe im Dativ“ beigegeben und wird hier gezeigt, welch' eine wunderbare Wirkung das einzige Wörtchen „Ihnen“ statt „Sie“ und „mir“ statt „mich“ haben kann. Das Buch ist von Ehrentraut allerliebst illustrirt und eignet sich vortrefflich zu einem kleinen Geschenk.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 235:

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen.

Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Von **Konrad Bayer.**

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Diese vortreffliche Aufgabe unseres deutschen Meisters gehört zur Zahl derjenigen, denen in einem von der französischen Schachzeitung „La stratégie“ veranstalteten Problemturnier der erste Preis zuerkannt wurde.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 235:

Im Mondenschein.

Nun steiget still der Mond herauf,
Er findet dich am Fensterlein;
Ich grüße dich durch seinen Strahl.
Du grüßest mich durch seinen Schein.

Derselbe Himmel überm Haupt,
Dieselbe Erde unterm Fuß,
Und zwischen uns im Dämmerraum
Ein einz'ger süßer Herzensgruß!

(Müller von Königswinter.)

Homonyme.

Ein Uebel ist's, wie wir kein schlimmeres wissen,
Und doch ein vielverlangter Leckerbissen.

Auflösung des Räthsels Seite 235:

Schauder.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. A. S. Salzwedel. Soll geschehen; aber in dem nächsten „Heft“, das ist unmöglich.

Sylvester Jacksch. Stimmung und Farbe vorhanden, jedoch im Versmaß zu wenig Zaum und Zügel.

Frln. Fr. W. Zur Liebe gehört der Glaube. Sobald dieser in's Wanken kommt, folgt die erste bald nach.

Hrn. Alfred R. in Prag. Nicht originell genug für uns; an und für sich recht hübsch.

Hrn. H. von de Hütten. Berlin, Petersburg, Wien, New-York. Von uns aus werden die Nummern von „Ueb. L. u. M.“ und Hefte von „Ill. Welt“ stets pünktlich ausgegeben. Reklamiren Sie bei der Buchhandlung und wenn das nichts hilft, berichten Sie uns gefälligst wieder.

Onkel R. und Tante. Besten Dank. Freundliche Wünsche gleichfalls.

Hrn. P. Steinbach. Die gewünschten Rollschuhe, besonders die Holzrollen mit Patentöler, welche die Kleider nicht verderben ꝛc., überhaupt alles diesen Gegenstand Betreffende bekommen Sie bei A. Stotz in Stuttgart.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln, Rösselsprung, Charaden ꝛc. sind uns zugegangen von: Frln. Katharine Weber, Brünn; Mathilde Mügge, Bernburg; Emma Kl., Perleberg; O. S., Berlin; Fanny Ruge, Breslau; Frau Lina Grimm, Leipzig; Frau Marie Jägel, Baden-Baden. (Warum denn nicht per Postkarte?) Hrn. Emil Fuge, Braunschweig; Evers Delius, Bremen; Gustav Prager, Chemnitz; Friedr. Handowsky, Wien; Albert Dewitz, Mühlhausen; S. Silbermann, Regensburg; C. Kammerer, Frankfurt a. M.; Prof. Caprara, Bozen; Nathan Bauer, Tom; H. Stark, Amerika; Hermann Baer, Paul Kornfeld, Paris; Gf. Rippert, Wien; Adolph Meßner, Oels; Otto Carlberger, Kindberg; Carl Schwarz, Laibach; C. Gr., Hof; K. J. Dold, Baden; W. Jacubezyk, Köln; Puck, Hamburg; Robert P.......f, Greifswald; Hermann Liebmann, Straßburg: Eug. Marchow, Berlin; Eug. Mordt, Berlin.

Hrn. J. Keudal Undell. In Leipzig, Seemann's Verlagsbuchhandlung, ist solch' ein Werk erschienen.

A. T. in W. Entschieden Talent. „Nicht sehen ꝛc.“ wäre druckbar, wenn der Gedankengang nur etwas einheitlicher genommen, nicht „Herz wund“ ꝛc. darin vorkäme. Eine gute Poetik, z. B. die von R. Gottschall, dürfte Ihnen den rechten Weg weisen.

Hrn. W. Roterberg in Hildesheim. Bei Faesy und Frick in Wien zu beziehen.

Hrn. Prof. C. Die Sache ward schließlich von allen Tagesblättern zu breit getreten, deßhalb nahmen wir Abstand. Besten Dank für Ihr Interesse, das Sie an der „Illustr. Welt“ nehmen. Solche Leser sind uns immer angenehm.

Hrn. J. Ruf. Soll in Erwägung gezogen werden.

Frau Marie Jägel in Baden-Baden. Je tiefer aus der Erde das Wasser kommt, um so wärmer ist dieß; die Erde ist ihrem Kern nach feurig flüssig. Man nimmt pro 1 Grad 100 Fuß Tiefe an, also 10 Grad 1000 Fuß. Das Wasser kommt eben aus großer Tiefe.

Hrn. Sebastian Flath in Kn. Anfrage unserem ärztlichen Mitarbeiter zugesandt.

Hrn. G. A. in Bellingroth. Wenden Sie sich an Wirth und Comp., Maschinen- und Patentagentur Frankfurt a. M., Gallusgasse 10.

Hrn. Grundke, Breston. So hübsch Ihr Gedicht auch ist, für „Illustr. Welt“ mangelt ein origineller Inhalt.

Hrn. A. Nippel. Deßgleichen.

Hrn. Prof. Cap in Bozen. Wenden Sie sich an die Redaktion des Suchblattes in Leipzig.

Aerztliche Korrespondenz. Hrn. Joh. W. in St. Gegen Jucken der Kopfhaut mit Schuppenfall bewährt sich das schon einigemale hier empfohlene Mittel: Karbolsäure 1,0, Glycerin (gereinigtes), Lavendelspiritus, von beiden 25,0. Auf die Kopfhaut und zwischen die Haare täglich ein- bis zweimal reiben und bürsten.

Abonnent in D. Schlagen Sie gefälligst im eigenen Interesse einige frühere Hefte nach, wo Sie über Sommersprossen unsere Ansicht finden werden.

Abonnent in Wien. Was muthen Sie uns zu? „Ein Mittel“ im nächsten Hefte gegen Abmagerung, Mattigkeit, Aufgeregtheit bei höchster Nervosität, Schwindsuchtszeichen mit Auswurf und auffälliger Backenröthe, Schwermuth an Stelle früherer Lustigkeit, daneben übermäßiges Tanzen, Rauchen von 15 Cigarren im Tag, Liebesexcesse ꝛc.! Besäßen wir „ein Mittel“, welches wir gegen diese Zustände so leichtweg in dieser ärztlichen Korrespondenz von der Hand geben könnten, so müßten wir der Gott der Heilkunst selbst oder der frechste aller Kurpfuscher sein, wenn wir uns eines solchen Mittels für fähig halten wollten. Aber wir rathen Ihnen ernstlich, alsbald sich mit einem erfahrenen Arzte persönlich zu berathen und vorläufig die 15 Cigarren des Tages wegzulassen.

Frln. A. P. Ihre Wangenröthe wird wohl schwerlich einem Mittel in Ihrem Sinne weichen. Auch werden es nicht die von Dichtern besungenen „Rosen auf den Wangen“ sein, die Sie verwelken machen möchten, sondern eine prosaische, zu starke Entwicklung der feinen arteriellen Hautgefäße, die allen Versuchen der Entfärbung zu widerstehen pflegen.

Hrn. C. D. in H. Trost können wir nicht spenden, wo die einzige Hülfe nur Ihre eigene moralische Willenskraft ist. Stärken Sie diese durch das Schreckbild der Folgen des Lasters, dessen Sklave Sie sind, und durch die Scham vor Ihrer eigenen Entwürdigung als Mensch.

Anfragen *).

37) Welche Fabrik liefert als Spezialität Maschinen zur Seifenfabrikation, als: Reibmaschinen (Broyeuse), Ballmaschinen (Peloteuse), Pressen ꝛc. ꝛc.?

F. Bader, Karlsruhe.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

Inserate finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage die weiteste Verbreitung und werden **bei der Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig**, sowie bei allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. östr. W. = 75 Cents.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 11. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von **Miß Braddon.**

Bearbeitet von **E. M. Vacano.**

(Fortsetzung.)

XIX.

Diese erste Meinungsverschiedenheit, die kaum ein Streit genannt werden kann, endet wie gewöhnlich zwischen Neuvermählten. Jedes derselben gibt ein wenig nach. Hermann verspricht, er wolle nur im nöthigsten Falle des Sonntags Leute einladen, und Edith verspricht, eine bessere Köchin zu finden — besteht aber fest wie ein Fels auf ihrem Sonntagsgottesdienst in der ersten alten Pfarrkirche.

Jane Tubbs verläßt das Haus voller Thränen und Vorwürfe, indem sie bis zuletzt den ganzen Bündel ihrer Sünden auf „die Andere" wälzte. Und Anna Files kommt an ihre Statt, nachdem eine Taglöhnerin vorher alle die Winkel und geheimen Plätze geleert hat, in welche Miß Tubbs während ihrer Herrschaft all' ihr zerbrochenes Geschirr aufgeschichtet hatte. Nicht weniger als drei von den pompejanischen Bierkrügen befinden sich darunter; und gleich am ersten Morgen meldet die neue Köchin ihrer Gebieterin, daß sie weder einen Pastetennapf, noch einen Kuchenmodel vorgefunden habe.

Die Köchin Nummer Zwei ist stark und in mittleren Jahren, und hat ganz anständige Manieren. Sie ist weit besser in ihrem Fach als ihre Vorgängerin und ihre kleinen Mahlzeiten sind ganz nach Hermann's feinschmeckendem Gaumen. Das ist ein unaussprechlicher Trost für Edith, die nachgerade die Dinerzeit als die bitterste Stunde des Tages betrachtet hatte. Freilich entdeckt sie auch, daß diese Küchenperle in irgend einer Nebenstraße eine zahlreiche Familie besitzt, die sich vorzugsweise aus Mr. Westray's Küche nährt.

Jane Tubbs hat unverschämter gestohlen, Anna Files thut es systematischer. Ihre Wochenrechnung stimmt immer — ist aber ebenso groß wie die ihrer Vorgängerin.

Edith findet zuletzt die Haushaltung schrecklich kostspielig; jedes Ding kostet mehr als es werth ist, und nie bleibt von einem Tag auf den andern auch nur der geringste Rest übrig. Das Rindfleisch für ein einfaches Gabelfrühstück und die Schweinsrippchen für die Mahlzeit, welche täglich kommen und verschwinden, würden für ein ganzes Hotel hingereicht haben; von Eiern, Butter, Käse und Schinken, die massenhaft aufgebraucht



Der Weg zum Glück. **Madame Westray an der Wiege ihres Kleinen.** (S. 262.)

werden, gar nicht zu reden. Edith glaubt sich zwar nicht direkt bestohlen, aber das Geld, das sie so oft von Hermann fordert und das er ihr reichlich gibt, scheint unter ihren Fingern zu schmelzen; Hermann selber vergrößert, ohne es zu wollen, das Ausgabenbudget, indem er hie und da eine Wildente oder Wachtel begehrt, und Edith zahlt dann jeden Preis für diese Vögel, da Hermann sie verlangt. Er nimmt gern ein Omelette als Frühstück; dieß ist für die Köchin eine Gelegenheit, täglich zwei Dutzend Eier anzurechnen.

Hermann kann jetzt wohl manchmal mit ruhigem Gewissen Freunde zum Essen einladen, aber die Kosten eines solchen kleinen Mahles sind entsetzlich. Eine Rindskeule, zwei Schinkenbeine und ein Kalbsschenkel sind kaum hinreichend, um einen kleinen Napf von Suppe zu geben, die das Essen einleitet. Die Suppe ist wohl gut, aber besser noch ist das Beef à la mode-Gericht, welches Anna Files' Schwägerin unter den Fittigen des Nachtdunkels heimträgt, und köstlicher sind die niedlichen kleinen Keulenbraten, welche Anna Files' Bruder am nächsten Morgen zum Frühstück verzehrt. Nach dem Diner ist Alles, was hinausgetragen wird, sofort spurlos verschwunden. Aber auch dafür findet Anna Files eine genügende Erklärung gegen Edith, indem sie erzählt, der junge Mensch, welcher aufwarten komme, sei der erste Esser der Welt, und es sei in guten Häusern Sitte, den Aufwärtern die Ueberbleibsel zu geben, da sie sonst „die Finger in die Speisen tunken und vor dem Auftragen naschen würden".

„Ich bin so froh, daß wir keine Lakaien haben, Hermann," sagt am nächsten Abend Edith, „denn es ist schon gräßlich, was nur dieser junge Moiser aufißt . . ."

„Du meinst den Aufwärter? Er ist ein ganz flinker Kerl. Laß ihn essen, so viel er will. Das kleine Gastmahl gestern war ganz famos. Wir machen Fortschritte in der Haushaltung."

„Nun, das freut mich, daß Du es findest," sagt Edith aufathmend. „Nur fürchte ich, sind diese kleinen Gastmahle ein bischen kostspielig."

„Mein Himmel, Alles was besser ist, kostet auch mehr. Und daheim hat man dergleichen doch billiger, als überall anderswo. Bei den Weinen zum Beispiel. Der Mosel, den wir getrunken haben, hätte in Richmond oder Greenwich wenigstens fünfzehn Shilling gekostet, und mich kostet er hier bloß sieben."

„O, Hermann, willst Du dann nicht wieder welchen holen lassen. Ich habe gestern die letzten sechs Flaschen herausgegeben."

„Was, die sechs Körbe sind schon zu Ende?"

„Ja, Lieber. Deine Freunde trinken so viel beim Essen, wie es scheint. Ich gab früher drei Flaschen, aber Moiser sagte, er müsse dabei die Herren dursten lassen, und so gebe ich jetzt sechs und es bleibt auch nichts übrig."

„Mir scheint, Moiser trinkt selber den Moselwein gern," sagt Hermann ungeduldig. Denn er hatte eben eine gute Idee für seinen dritten Band gefunden. Wie kann er sich da für eine alberne Flasche mehr oder weniger interessiren. Und so läuft ihr häusliches Leben hin, — angenehm, aber ruinirend, wie das Meiste, was uns angenehm scheint. Edith ist glücklich, daß Hermann zufrieden ist, und gibt sich ganz in die Gewalt der Anna Files, worüber sich ihrerseits Anna Files' Verwandte in der Nebengasse freuen und besonders über ihre Sonntagsbesuche.

Und Mary Anna, das Stubenmädchen, und Selina, die Hausmagd, sind ebenfalls entzückt über die guten Zeiten, die sie in der Küche haben.

*

Die Kalesche wird ausgesucht und dazu das hübscheste Paar Pferde, welches im Westminster road zu finden ist. Hermann thut sich viel darauf zu gut, daß er billig eingekauft hat, weil er nicht beim vornehmsten Händler gekauft hat. Aber in einer Kalesche kann doch Mrs. Westray nicht zu Dinerpatieen oder in's Theater fahren, und so muß noch ein Miniaturbrougham angeschafft werden. Pferde, Wägen, Riemzeug, Livrée, Pferdegeschirr, Firniß und Schwämme machen ein so großes Loch in eines der „Tausend Pfund", die Hermann „dranwenden" kann, daß beinahe nichts von demselben übrig bleibt, nachdem all' das Zeug bezahlt ist.

Dafür aber hat er die Genugthuung, Edith in eleganter Equipage einherfahren zu sehen, wie sich's für die Gattin eines hochbeliebten Schriftstellers geziemt, und Edith hat die Freude, ihren Gatten dreimal wöchentlich im Klub abholen und mit ihm die Rundtour um die Parkpromenade machen zu können auf ihrem Heimweg.

So vergehen die Tage — der trübe November, der Dezember mit seinen Weihnachten auf Lochwithian, wo die junge Frau förmlich aufthaut, im heimischen Glück und in heimischer Liebe; der frostige Januar, der beißkalte Februar, der windlaute März, der lenzahnende April; und Hermann und Edith sind nun bereits länger als sechs Monate verheirathet und fühlen sich bereits als längst vermählte Eheleute. Und in der That, nach dem Geschirr, was Alles schon zerbrochen wurde, zu urtheilen, konnten sie mindestens schon sechs Jahre lang verheirathet sein.

Ruth war noch nicht auf Besuch da, so sehr sich auch Edith darnach sehnt. Der kalte Winter hat sie kränker gemacht und sie muß sich sehr schonen. Im April kommt ihr Vater einmal zu ihnen und verbringt eine Woche in ihrem Hause, das er ganz wundernett findet.

Mehr als einmal hat Edith vorgeschlagen, daß Hermann's Schwestern in die Villa eingeladen würden. Aber er ist stets dagegen.

„Sie waren älter als ich, und die Zeit hat sie gewiß noch viel mehr altern gemacht als mich. So ist zwischen uns ein Abstand, der immer weiter wird. Mit einem Wort, sie sind mir zu hofmeisterisch geworden; sie katechisiren mich über meine Bücher, melden warnend mir, daß der Herr Vikar Symcock sich abfällig darüber äußert, daß ich mein Talent auf frivole Komödien vergeude, und machen sich mit einem Wort unausstehlich. Nein, Liebe, wir sind zu glücklich, als daß wir uns stören lassen sollten. Senden wir den guten Schwestern so viel Präsente als Du willst: Musikalien, Bücher, Haarwülste und Seidenkleider, aber lassen wir stets bei zweihundert Meilen zwischen uns sein. Du wirst das unfreundlich nennen. Möglich. Aber Minerva hat sich nie durch Liebenswürdigkeit ausgezeichnet. Devonshire ist der rechte Ort für die guten alten Jungfern."

Die fröhliche und gratulirende Neujahrszeit hat auch die Rechnung der Firma Molding & Korneß in die Wirthschaft Mr. Westray's hineingeweht. Eine Rechnung, die trotz ihrer kalligraphischen Tadellosigkeit dem guten Hermann für einen Augenblick den Athem raubt. Er hätte nie gedacht, daß der „Geschmack" in der Ausstaffirung eines Hauses so viele «items» nach sich ziehe. Die künstlerische Einfachheit und klassische Nüchternheit der Ausstattung seines kleinen Landhauses kostet gerade so viel wie die goldflimmernde Ausstattung eines Herrschaftspalais. Aber was läßt sich dagegen thun? Wie kann man die Redlichkeit einer so genauen Rechnung beanstanden, die jeden Knopf und jede Quaste einzeln und gewissenhaft anführt?

Hermann faltet die Rechnung mit einem Seufzer zusammen. Ihr Saldo wird gerade den letzten Rest des kleinen Kapitals verschlingen, auf welches der hochbeliebte Autor so stolz gepocht hatte, als er um Edith's Hand anhielt. Er muß nun von Neuem etwas zu verdienen und zu ersparen suchen. Aber das wird leicht sein. Er hat Glück gehabt seit seiner Heirath. „Kismet" hat ihm eine große Summe in kurzer Zeit eingebracht und seine Novelle hat brillanten Abgang. Dabei ist er schon wieder mit einer andern Komödie und einer andern Novelle fast bis zur Hälfte gediehen. Bald wird er sich wieder ausrasten können — er hat ja dem Vermögen und dem Glücke seinen Tribut entrichtet.

Bevor der Sommer verblüht, hofft er Vater zu sein; o süßer, heiliger Name, der den höchsten Stolz und die höchste Seligkeit birgt, da es der Name ist, den der Mensch seinem Schöpfer beilegt.

Glücklich über alle Maßen ist diese Honigzeit ihres Ehelebens — die Vergeudung des kleinen Kapitals und die Nothwendigkeit, fleißig zu sein, ausgenommen. Hermann trägt sein Weibchen auf den Händen. Er kauft ein Boot, rudert sie stromauf, stromab. Wie der Frühling zum Sommer reift, nimmt auch die Zahl der Gastmähler für Mr. Tollanny und die anderen literarischen Größen ab, und das Paar verbringt seine Abende im Garten — er rauchend und träumend, sie mit ihrer melodischen Stimme ihm vorlesend oder mit fleißigen Fingern elfenhafte Kindersächelchen nähend.

So sehr sich aber auch das junge Mädchen dem Geschmack und dem Willen ihres Gatten unterworfen hat, in den geistlichen Pflichten, die sie in ihrer Mädchenzeit erfüllt, läßt sie sich nicht stören. Sie besucht außer dem Gottesdienst auch die schmutzigen Häuser der Armuth in den schmutzigen Gassen der Nachbarschaft. Sie theilt den Alten, den Kranken, den Bedürftigen kleine Gaben und Trost aus, zur großen Bewunderung des braven Geistlichen ihres Distrikts, der ernstlich für seine kleine Heerde lebt; und das ist keine kleine Aufgabe; denn dieselbe vereint in ihrer ärmern Bevölkerung alle Unwissenheit des Landvolkes mit allen Lastern des Stadtpöbels.

Dewrance dinirt dann und wann bei Westray's und ist freudig überrascht über ihr Glück.

Der Sommer kommt und mit ihm die Erfüllung von Hermann's Hoffnung. Im Morgenroth eines Augusttages wird ihm ein Kind in seine dieser Last so ungewohnten Arme gelegt, nach einer Nacht des Wachens und der Angst. Und er fühlt, daß er jetzt wirklich im Solde der unerforschlichen Glücksgöttin des Reichthums steht, und daß er nun doppelt fleißig sein müsse für sein Weib und sein Kind.

Ach, Weib und Kind wären bloß eine leichte Last für ihn gewesen; aber die Köchin, die Hausmädchen, die Amme, der Kutscher und die Pferde; dann die auszubessernden Riemzeuge, das zerbrochene Geschirr, die Verwandten und Courmacher der Mägde! ... Und für diese Alle mußte er sorgen.

XX.

Acht Monate sind vergangen seit jenem Augustmorgen. Die londoner Saison ist auf ihrer Höhe, die „Frivolity" allabendlich überfüllt; Mrs. Brandreth ist gefeierter als je, und zwar in einer Komödie, die nicht von Hermann ist. Seine letzte, im Spätherbst aufgeführte, hatte bloß einen succès d'estime gehabt und ein anderer Autor hat mit Glück eine Bearbeitung aus dem Deutschen — ein einfaches, gemüthvolles Familienstück — aufführen lassen, zu Hermann's großem Verdruß. Er ist piquirt und ärgerlich über diese demüthigende Wendung und schreibt in aller Hast an einem neuen Stück. So kommt es auch, daß er die meisten seiner Mußestunden in dem eleganten Besuchzimmer Myra's zubringt. Sie hat sich in das malerische Kensington Hore einquartirt und das nüchterne Bloomsbury verlassen. Der Erfolg der „Frivolity", jetzt schon eines der beliebtesten londoner Theater, entschuldigt wohl eine Erweiterung des Hausstandes der Direktrice. Ihr Viktoriawagen macht Aufsehen im Park, und ihre kleinen Sonntagsdiner sind berühmt bei allen Feinschmeckern, die zugleich angenehm essen wollen.

Ihr Haus ist auch eines der heimischsten in London; sie kennt nur liebenswürdige Leute, alles Philisterthum ist da ausgeschlossen, auch die schwerfälligere Handelswelt ist nicht repräsentirt an dieser einladenden runden Tafel, wo die Vertreter der Kunst und der Literatur sich in freier, ungebundener Geselligkeit begegnen, welche übrigens nie in Gemeinheit oder Ungezogenheit der Sprache ausartet.

Mrs. Brandreth wird nicht nur bewundert, sondern auch geachtet; man weiß ja sehr wohl, daß all' der Reichthum Lord Earlswood's nichts über ihre Grundsätze vermochte.

Sie hat ihre Lebensweise seit Hermann's Heirath bedeutend geändert; mag nun ihr steigender Erfolg oder eine Umwandlung in ihrer eigenen Persönlichkeit der Grund davon sein — die Thatsache steht fest, daß sie jetzt lieber unter Leuten ist, weniger liest und weniger allein ist. Sie gibt sich mehr Mühe um Bekanntschaften, die ihr materiell nützen können, und frequentirt mehr die Gesellschaft; sie will ebenso sehr eine vornehme Dame, als eine beliebte Künstlerin sein.

Hermann bemerkt diese Aenderung und wundert sich darüber. Er fühlt sogar Neid. Er hat sein ganzes kleines Vermögen aufgebraucht in seinen Flitterwochen, und konnte sich noch immer keine neue Summe ersparen. Myra dagegen wird sogar reich unter der Leitung Hamilton Lyndhurst's, der ihr aus ihren Einnahmen sichere sechs Prozent „herausschlägt"; Hermann sieht, daß er im Wettlaufe des Lebens von seiner alten Gespielin überholt wird. Ihr Ruhm ist größer als der seinige, wenn er sich auch damit trösten mag, daß bei der Nachwelt das mißlungenste Buch länger existirt, als die meisterhafteste Bühnenleistung eines Schauspielers.

Für Edith ist dieß zweite Jahr ihrer Ehe nicht ganz so glücklich als das erste. Freilich hat sie ihren Knaben, die süße Sorge und helle Freude ihrer Tage; sie versucht sein Lallen so ernstlich zu enträthseln, wie ein Gelehrter die halbverlöschten Hieroglyphen eines altassyrischen Hauses; sie macht ihn lächeln, wenn er wach ist, sie bewacht ihn, wenn er schläft, sie füttert ihn, sie führt ihn in ihrer Kalesche in die frische Luft, das Alles gibt ihr wohl Freude; aber es ersetzt ihr doch nicht ganz Hermann's Gesellschaft, die immer seltener wird für sie. Der Frühling ist schon weit vorgeschritten und sie haben erst eine Wasserpartie gemacht, und selbst bei dieser war Hermann zerstreut und sinnend.

Er arbeitet mehr als das erste Jahr, aber nicht mit so viel Lust; er ist reizbar, immer absorbirt von Entwürfen und Ideen. Edith findet ihn überarbeitet und beschwört ihn, sich Ruhe zu gönnen, ein wenig auszusetzen in seinem Roman oder in seiner Komödie. Das berührt ihn unangenehm. Seine Eitelkeit ist beleidigt.

„Glaubst Du, ich habe mich schon ausgeschrieben?" sagt er gereizt. „Mein letztgeschriebenes Kapitel schien Dir folglich platt und fad, was?"

„Nicht im Mindesten das, Hermann, es war so lieb; aber ich bin überzeugt, Du brauchst Ruhe. Du schreibst viel hastiger als sonst."

„Vielleicht bloß eifriger und sorgsamer."

„Daran dachte ich nicht; in meinen Augen schriebst Du stets so vollkommen, daß Du nichts zu verbessern hattest. Ich bin überzeugt, Deine nächste Novelle wird das Schönste, was Du jemals geschrieben hast."

„Ich will's hoffen," sagt Hermann, indem er an seine leere Kasse und an einige unbezahlte Weihnachtsrechnungen denkt.

Die Komödie, die so langsam fortschreitet, weil Mrs. Brandreth bei jeder Lektüre Aenderungen verlangt, ist Edith ein Dorn im Auge. Hermann bleibt Sonntags so selten daheim. Eines Tages wagt sie einen schwachen Vorwurf.

„Die Sonntagsabende waren voriges Jahr so glücklich für mich!" sagt sie. „Du gingst mit mir so oft in die Kirche, und wir machten dann immer eine so angenehme Promenade im Mondlicht über den Wimbledonhügel."

„Ja, es war recht idyllisch und köstlich, Liebe. Und sobald nur meine Komödie fertig ist, wollen wir wieder solche Promenaden machen; jetzt aber habe ich zu viel zu thun. Wenn Du übrigens nicht gern ohne mich bist, warum kommst Du Sonntags nicht mit mir nach Kensington Gore?"

„Du weißt, wie ungern ich die Sonntagsvisiten habe, Hermann."

„Dann mußt Du Dich aber auch drein fügen, wenn wir den Tag manchmal getrennt verleben."

„Manchmal nur, Hermann?"

Hermann überhört die vorwurfsvolle Färbung dieser Worte.

„Sonntag ist der einzige freie Abend Mrs. Brandreth's, wie Du weißt," sagt er.

„Denkst Du nie daran, daß es Sünde ist, den Sonntag seinen Geschäften zu weihen, Hermann? Kann der Himmel ein Werk segnen, das seine Entstehung der Entheiligung des Sabbaths verdankt?"

„Meine Liebe — in diesem Punkte haben wir eben verschiedene Ansichten."

„Wirklich? Ich dachte, wir Beide dächten gleich über alle großen Dinge, mögen wir auch die geringen verschiedentlich auffassen."

So aufrichtig sie auch stets mit einander waren, so wenig hat Hermann bis jetzt über seine religiösen Meinungen gesprochen. Edith hat ihn für lax, aber nicht für ungläubig gehalten. Er weiß, wie wichtig ihr solche Dinge sind, und fühlt, daß sie ein gefährliches Thema berühren.

„Liebes Kind, das Geschäftliche wird in Mrs. Brandreth's Sonntagssoiréen so flüchtig abgethan, daß es Dich wahrhaftig nicht beunruhigen darf."

„Und dennoch kannst Du keine derselben versäumen?"

„Schau', Kind. Man bespricht doch Manches — sie hat so gute Ideen für Abgänge. Dann treffe ich dort auch Leute, die mir nützen können — Journalisten und so. Und da Du es nicht gerne siehst, daß ich sie hier bei mir empfange, so bin ich froh, daß ich sie bei Myra treffen kann."

Edith schaut jäh auf, wie er den Namen der Schauspielerin so vertraulich nennt. Hermann erröthet.

„Ich — ich nannte Mrs. Brandreth Myra, weil ... weil ihre alten guten Bekannten sie so heißen," sagt er. „Seltsamer Name, was? Myra — so unharmonisch und hart ..."

„Ja, es ist ein seltsamer Name," murmelte Edith gedankenvoll.

Die Nennung des Taufnamens eines andern Weibes hat sie in's Herz getroffen. Wie lächerlich, so reizbar zu sein. Sie schämt sich über sich selber.

„Ich hoffe doch, daß ich nicht eifersüchtig bin?" sagt sie sich, fast verwundert, daß sie eine solche Kleinigkeit so tief berührt hat.

Von dieser Stunde an aber hat sie eine Antipathie gegen die „Frivolity" und gegen Alles, was drum und dran hängt. Sie kränkt sich über Hermann's Pünktlichkeit bei den Soiréen der Direktrice. Sie selber muß allein speisen oder speist meist gar nicht, sondern nimmt bloß eine Tasse Thee und ein Ei, ehe sie in die Kirche geht.

Und dort predigt der Geistliche von der Nichtigkeit des irdischen Glückes. Ach, er scheint es direkt auf sie zu münzen. Nach der Kirche sitzt sie — da die Kindsmagd ihren Ausgang hat — an der Wiege ihres Kleinen, liest dabei ein bischen die Nachfolge Christi und denkt sehr viel darüber nach, wie sich wohl Hermann in Kensington Gore unterhalten mag.

Könnte sie nur einen Blick werfen nach Kensington Gore, in die Zimmer der Schauspielerin!

Das erste Besuchzimmer, voll Geschmack und Eleganz ausgeschmückt, ist überfüllt von Besuchern, die kaum Platz zum Stehen finden, und über Kunst und Literatur schwatzen; im innern Gesellschaftszimmer aber sitzt in halbliegender, ruhig schöner Stellung Myra Brandreth, gekleidet in ihr Lieblingskostüm: schwarzen Sammet mit alten, echten Spitzen. Kleine diamantene Ohrringe blinken in ihren Ohren, eine gelbe Rosenknospe am Busen; ihr großer schwarzer Fächer ist mit mattgelben Rosen bemalt und hängt von ihrem Gürtel an einem blaßgelben Bande herab.

Hermann ist allein mit ihr. Die schwere Ambraportière trennt sie beinahe ganz von der Menge.

„Sie lieben die gelbe Farbe sehr?"

„Ja, ich liebe die Farbe; vielleicht, weil sie nicht Alle lieben."

„Die Farbe der Eifersucht und des Todes."

Er lehnt über ihren Rococosessel und spielt mit ihrem Fächer.

„Der Tod und ich sind sehr gute Freunde," sagt Myra. „Ich habe so wenig Lebenszweck."

„Was! Und Ihr Ruhm, Ihr Erfolg, der Reichthum, die Kunst ..."

„Ja, ich liebe meine Kunst. Das Theaterspielen und die Musik sind das Einzige, was mich auf mich selber vergessen macht."

„Vergessen! Vergessen, daß Sie sorgenlos und kummerlos sind?"

„Hermann!" ruft sie aus, und ihr dunkles Auge ruht voll auf dem seinen. „Sie haben mich also nie verstanden?"

Er erinnert sich plötzlich an die Stunde, wo sie ihm ihr Herz bot, und an seine Antwort darauf. Er erinnert sich daran mit einem Seufzer. Wäre es nicht besser gewesen, wenn er damals — anders geantwortet hätte?

O hätte er doch den Edelstein aufgenommen, der damals auf seinem Wege lag — nicht makellos, aber mit wunderherrlichem Glanz. Wie schön sind diese Kensington Gore-Soiréen! Wie viel besser schmeckt hier das Diner als das heimische, das sich so oft wiederholt. Edle, reine Herzen? Die sind wie Gletscher, welche bloß von ferne schön sind. Aber zum Leben zieht man doch das geistreiche Geplauder im Kaminwinkel vor.

Oft sprechen Myra und Hermann von den alten Zeiten und den todten Vätern, die sie Beide liebten. Und das nähert ihre Herzen wieder.

„Sind Sie in den letzten Jahren in Colehaven gewesen?" fragt sie. „Nein? Nun, ich war nicht dort, seit mich nach Papas Tod Mrs. Pompion weggeschleppt hat von zu Hause. Nicht aus Mangel an Liebe, aber aus Mangel an Muth habe ich noch nie Papas Grab besucht!" — Und dann erzählt Myra, wie sie von ihrer weltlichen Tante fast gegen ihren Willen in die Ehe getrieben worden sei und steht schließlich wirklich als romantische Märtyrerin da. „Die Tante sagte mir immer vor, daß ich ohne Freunde und ohne Geld sei, und daß ich ihr zur Last werde ..."

„Und konnten Sie nicht mich wieder rufen, mich, dessen Glück Sie damals gemacht hätten, Myra?" sagt er vorwurfsvoll.

„O!" ruft Myra. „Ich wollte Ihre Carrière nicht zerstören! — Mein armer seliger Mann! Er war so gut, aber ihn habe ich nie geliebt!"

Lord Carlswood stört manchmal diese Geständnisse durch plötzliches Eintreten. Er ist eifersüchtig, ohne ein offizielles Recht darauf zu haben. Aber die Gäste merken sowohl diese Eifersucht wie die Vorliebe Mrs. Brandreth's für den Schriftsteller, und bedauern in ihrer scharf-wohlwollenden Weise ebenso die „arme Lady Carlswood", wie die „arme Mrs. Westray".

XXI.

Hermann's Novelle bringt ihm einige hundert Pfund und er kann den Weinhändler zahlen, auch das Guthaben seines Bankiers ausgleichen, aber es bleibt kein Heller übrig.

Er hat sich an eine extravagante Lebensweise gewöhnt, lebt unter extravaganten Leuten und hat jene noble Nachlässigkeit und Sorglosigkeit in kleinen Ausgaben, welche eine Eigenschaft aller großen Geister zu sein pflegt, und welche so manche dieser großen Geister in's Arbeitshaus führt. Die unbewachten Pence verschwinden mit ihren dicken Brüdern, den Pfunden, und Hermann's kleine Vergnügen sind beinahe so kostspielig, wie Anna Files' hungrige Verwandtschaft. Seine Cigarren sind die theuersten, er fährt in den elegantesten Miethwägen, und vollends die niedlichen Nippessachen, die er in den verschiedenen Kaufläden zusammenkauft und nach Hause schleppt. Und auch Myra muß er doch manchmal aus Erkenntlichkeit ein Service oder ein Silberplateau zum Geschenk machen.

Sein Konto beim Bankier schmilzt dadurch schrecklich zusammen, und er fängt zum ersten Mal im Leben das, was man „Sorge" nennt, zu fühlen an. Und an einem gemüthlichen Abend meinte er, er könne wohl zum ersten Male mit seiner Edith von Geldsachen reden. Das liebliche Abendfeuer lodert im Kamin und sie sitzt neben ihm im Schreibzimmer. Das Kindlein schaut von seiner Mutter Arm aus bald in die Abendsonne, bald in's Kaminfeuer, und streckt seine Füßchen in die Höhe, damit seine Eltern damit spielen sollen. Und er sagt:

„Ich meine, wir machen's von nun an anders."

„Wie, anders? Daß Du weniger arbeitest, hoffe ich!"

„Im Gegentheil. Mehr arbeiten und dabei geizig werden. Weil wir auf den Kleinen denken müssen — und auf seine künftigen Brüderchen und Schwesterchen. Ich will das Cigarrenrauchen aufgeben."

„Aber, Lieber, Du rauchst ja so gern!"

„Ach, eine Pfeife thut's auch."

„Aber im Klub kannst Du doch keine Pfeife rauchen?"

„Dann bleibe ich eben nicht lange dort."

„Und bleibst desto länger zu Hause? Ach, Hermann, wie will ich Deiner Pfeife danken, wenn sie das bewirkt!"

„Und dann — ich bringe viel Geld mit den Cabs an. Ich will fortan zu Fuß gehen. Es ist gar so dumm, sich von einem Pferde so schleppen zu lassen, wenn man selber gesunde Glieder hat!"

Schöne Vorsätze sind das, daheim bei Weib und Kind. Aber gleich darauf miethet Hermann das eleganteste Cab und zahlt dem Kutscher die doppelte Taxe, um nur so schnell als möglich zu Myra zu kommen.

Im Mai wird sein Stück gegeben und macht Furore. Damit fallen alle guten Vorsätze Hermann's in Nichts zusammen. Er braucht ja nur zu schreiben, um reich zu sein. Sein Tintenfaß ist ein Fortunatusseckel.

Er ist ganz entzückt von dem Erfolge seines Stückes und seine Dankbarkeit für Myra kennt keine Grenzen. Er kauft ihr ein kostbares, antik gebildetes Halsband und schlingt es ihr selbst um den Nacken; dann kauft er dem eigenen Kindchen einen schneeig-gefiederten Hut, und Edith wird bis zu Thränen gerührt darüber, daß er an sein Kind gedacht hat. — Und dabei sagt sie:

„Und jetzt, da das Stück aufgeführt ist, kannst Du Sonntag Abends wieder bei mir bleiben, nicht?"

„Ja wohl, Liebe. Dann und wann. Aber ich habe bereits eine neue Komödie im Kopf und brauche dabei Mrs. Brandreth ... Sie versteht so gut zu rathen, was den Bühneneffekt betrifft ..."

„Wie beneide ich sie, daß sie Dich so unterstützen kann. Es sieht aus, als ob sie Dein Mitarbeiter wäre."

„Nicht ganz. Aber sie ist so bühnenkundig. Und ihr Haus wird sehr gesucht. Man findet dort die beste Gesellschaft."

„Wenn wir diese Gesellschaft auch nur bei uns empfangen könnten, Hermann ..."

„Das geht nicht so leicht. Wir wohnen so abgelegen. Und dann hältst Du auch den Sonntag zu gewissenhaft. Und die gute Gesellschaft liebt gerade an Sonntagen die Unterhaltung."

„Vielleicht könnten aber Deine Freunde an einem Wochentage zu uns kommen, Hermann," sagt Edith. „Ganz ohne viele Umstände, ohne solenne Tafeln, die so viel kosten ..."

„Das ist keine üble Idee. Ich hätte mich nicht getraut, Dir diesen Vorschlag zu machen, weil ich meinte, daß Du jetzt bloß für unsern Prinzen Zeit und Lust hast. Aber die Sache wäre prächtig. Geben wir Thee sammt Zugehör — wann? nun, sagen wir jeden Dinstag Abend. Bleibt's dabei? Ich will Karten drucken lassen."

Edith ist glücklich darüber, daß sie ihren Gatten wenigstens einmal in der Woche daheim haben soll.

Und so werden diese Dinstage in Szene gesetzt und finden allgemeinen Beifall. Schriftsteller, Musiker, Schauspieler gehen, reiten oder fahren in das kleine Bridge-End-Haus, und kehren meist erst im Morgengrauen wieder heim. Man ist da witzig und amüsirt zugleich. Das Büffet des pompejanischen Trikliniums ist stets sehr reich bestellt. Hermann's Zimmer dient den Herren als Rauchzimmer und ist oft zum Erdrücken angefüllt mit lauter Disputanten. Man kann hier mehr lärmen als in Mrs. Westray's Besuchsalon, wo ihrerseits die Damen alle Kleinkinderwichtigkeiten diskutiren. Einige der Frauen und Schwestern sind musikalisch und erhöhen durch Arien oder Sonaten das Repertoir dieser Abende. Edith hört selten den metaphysischen Diskussionen der gelehrten und geistvollen Männer zu. Sie ist glücklich darüber, daß sie Hermann daheim hat und daß ihm wenigstens an diesem einen Abend der Woche sein Haus so anziehend erscheint wie das der Mrs. Brandreth. Freilich kamen zu Myra Leute, die niemals hieher gehen; große Herren, berühmte Doktoren, hochgestellte Justizbeamte, die ein Vergnügen darin finden, mit einer beliebten Künstlerin zu verkehren, denen aber ein beliebter Schriftsteller nicht hoch genug steht. Aber Hermann hat die Gesellschaft, welche ihm am liebsten ist und ist zufrieden.

Das Menu dieses allwöchentlichen Empfangstages: der Bordeaux und Rheinwein, die kalte Küche, die Syphons, der Thee, der Kaffee, die Kuchen und die Theebrödchen kosten ziemlich viel; aber Edith ist zu glücklich über Hermann's Fröhlichkeit, als daß sie auf die Kosten sehen würde. Und so gleitet das Leben harmlos, fast selig dahin für das junge Weib — jene melancholischen Sonntagabende ausgenommen, wo ihr Gatte in Kensington Gore an einem neuen Stück „arbeitet".

Einer der pünktlichsten Gäste an Mrs. Westray's Dinstagen ist Hamilton Lyndhurst. Er wohnt ganz in der Nähe, wie er Edith sagt, und hat bloß einen kleinen Sprung bis zu ihnen. Freilich hat er nicht erst auf die „Dinstage" gewartet, um ein treuer Besucher zu werden; er hat schon vordem so manchen Abend in dem kleinen, altdeutsch möblirten Besuchzimmer zugebracht. Er hat es auf irgend eine Art dahin gebracht, der Freund des Hauses zu werden. Er hat alle üblen Vorurtheile, die Hermann früher gegen ihn haben konnte, geschickt entkräftet, so daß dieser jetzt denkt, Lyndhurst sei eigentlich doch ein ganz guter Kerl, der vielleicht ein wenig zu rücksichtslos seine Grundsätze ausspreche, sonst aber ein tiefes Gemüth und ein richtiges Verständniß für reinherzige Frauen habe.

Bei Edith hat sich Lyndhurst besonders in Gunst gesetzt. Er ist oft gekommen, wenn sie mit ihrem Gatten des Abends allein war, und er hat dann das Beisammensein gemüthlich zu machen gewußt, ohne zu stören. Er kann sehr angenehm sprechen, wenn er will, er singt und spielt ausgezeichnet und es macht ihm die größte Freude, wenn Mrs. Westray ihn ersucht, an's Piano zu gehen. Sein musikalisches Talent verleiht ihm in Edith's Augen einen förmlichen Nimbus; sie kann nichts Schlimmes denken von einem Menschen, der die großen klassischen Meister mit so himmlischem Ausdruck interpretirt, und dessen tiefe, sympathische Stimme an Macht und Größe gewinnt, je mächtiger und größer das Thema des Gesanges ist, das sie wiedergibt.

XXII.

Die Dinstagsgesellschaften sind bereits seit etwa zwei Monaten abgehalten worden und die londoner Saison ist vorüber. Es ist an einem Sonntag, tief im Juli, und Edith ist fast traurig bei dem Gedanken, daß sie mit ihrem Kinde nach Lochwithian gehen soll; denn sie soll ohne Hermann gehen. Hermann kann nicht mit, er hat zu viel zu arbeiten.

„Aber wirklich, Hermann, ich glaube, Du könntest besser auf Lochwithian arbeiten," sagt Edith, wie er ihr zum ersten Mal seinen Entschluß, in der Stadt zu bleiben, mittheilt. „Die reine Luft, die Stille ..."

„Ich bitte Dich, Liebe, sprich mir nur nicht von der ländlichen Stille! Die Hunde bellen, die Hähne krähen, Schüsse knallen, Dein Vater will mit mir ausreiten, Mr. Petherick stürmt mit einer ungeheuren Dorfneuigkeit daher ... Und das heißt dann ländliche Stille. Und die Verführung der grünen, lieblichen Natur! Ich halte es auf dem Lande nicht zwei Stunden am Schreibtisch aus!"

„Aber die Ruhe und die Luft würden Dir so gesund sein, Hermann."

„Es handelt sich jetzt nicht um meine Gesundheit, liebes Herz, sondern darum, daß mein Buch fertig wird," sagt er fast ungeduldig. „Nirgends arbeitet sich's besser, als hier in meinem kleinen Schreibzimmerchen. Vollends wenn Du darin bist, ist's mein kleines Paradies."

Diese zärtlichen Worte rühren Edith fast zu Thränen. Sie ergreift ihres Gatten Hand und küßt sie.

„Theure Hand, die so hart arbeiten muß für mein Kindlein und mich!" ruft sie.

„Meine Gute, ich habe hart genug gearbeitet, aber nicht klug genug gerechnet. Und das muß ich jetzt durch verdoppelten Fleiß büßen."

„Aber Du bist nicht in Geldverlegenheiten, Hermann?" fragt Edith ängstlich.

„Das gerade nicht," macht er, mit einem Zagen, als ob sein Gewissen eine Pille schlucke. „Ich bin nur ein bischen besorgt um Dich und das Kind, wenn — nun, wenn mir was passiren sollte!"

„Hermann! Sprich nicht solche Sachen!" schreit Edith, todtenblaß bei dem Gedanken, daß der Geliebte ihres Herzens auch nur ein sterblicher Mensch sei.

„Nein, mein Herz, es ist das keine Sache, über die man sprechen, wohl aber eine, über die ein Mann nachdenken muß, wenn er das Gesicht seiner Kinder anschaut und dabei in's Auge faßt, wie kurz der Weg für sie wäre von seinem Todtenbett in ein Waisenhaus."

„Dann leben wir also über unsere Mittel, Hermann!" ruft Edith. „Warum hast Du das nicht früher gesagt? Ich will Alles thun, Theurer, will sparen, wo es möglich ist — will eine von den Mägden entlassen, in ein kleineres Haus ziehen ..."

„Mein Herz, die Welt darf eben jetzt nichts davon ahnen, daß ich nicht brillant situirt bin. Das Haus hier ist hübsch und die Köchin scheint eine ganz brave Person zu sein. Es genügt, wenn ich recht fleißig bin. Wenn Du über Alles gleich so erschrickst, kann ich nie wieder ernst mit Dir sprechen."

„Es ist mir nur schrecklich, zu denken, daß wir all' Dein mühsam Erworbenes auf Diners und Dienerschaft und Pferde und Wagen hinausgeworfen haben. Pferd und Wagen sind jedenfalls überflüssig. Verkaufe sie so bald als möglich, Hermann, ja?"

„Kind, Du weißt nicht, was Du redest. Ein Mann kann Pferd und Wagen kaufen — auch wenn es hinausgeworfenes Geld ist — aber er kann sie nie wieder verkaufen — er bekommt nicht den halben Werth dafür."

„Aber die Ersparniß des Kutschers und der Fütterung?"

„Nun, daran können wir denken, sobald wir am Rande des Ruins sind," sagt Hermann sorglos, und doch wie Einer, der sich überlastet fühlt.

Es ist nicht Kälte gegen Weib und Kind, was Hermann von der Mitreise nach Lochwithian zurückhält. Aber er fühlt, daß er fleißiger sein muß als je, daß er Aufsehen machen muß mit einem Stück oder einer Novelle, um seine Geldverhältnisse in Ordnung zu bringen. Und draußen würde ihn vielleicht sein Schwiegervater über seinen Vermögensstand ausfragen. Er ist nervös, und findet sich am ruhigsten im Klub oder bei Myra, deren Haus ja auch nur ein Klub en miniature ist.

Was er am bittersten fühlt, ist, daß seine Phantasie zu schwinden beginnt. Die Masse der Bilder, die effektvollen Erfindungen, die Mannigfaltigkeit der Stoffe, die früher seinen Geist bevölkerten, haben ihn verlassen. Er muß eine Unmasse französischer und deutscher Novellen lesen, um sich von ihnen Stoffe und Gedanken zu borgen. Er muß nicht nur fleißig schreiben, sondern auch fleißig suchen, und deßhalb muß er Edith mit ihrem Kind allein nach Hause gehen lassen, so leid es ihm thut und so bitter sie es fühlt.

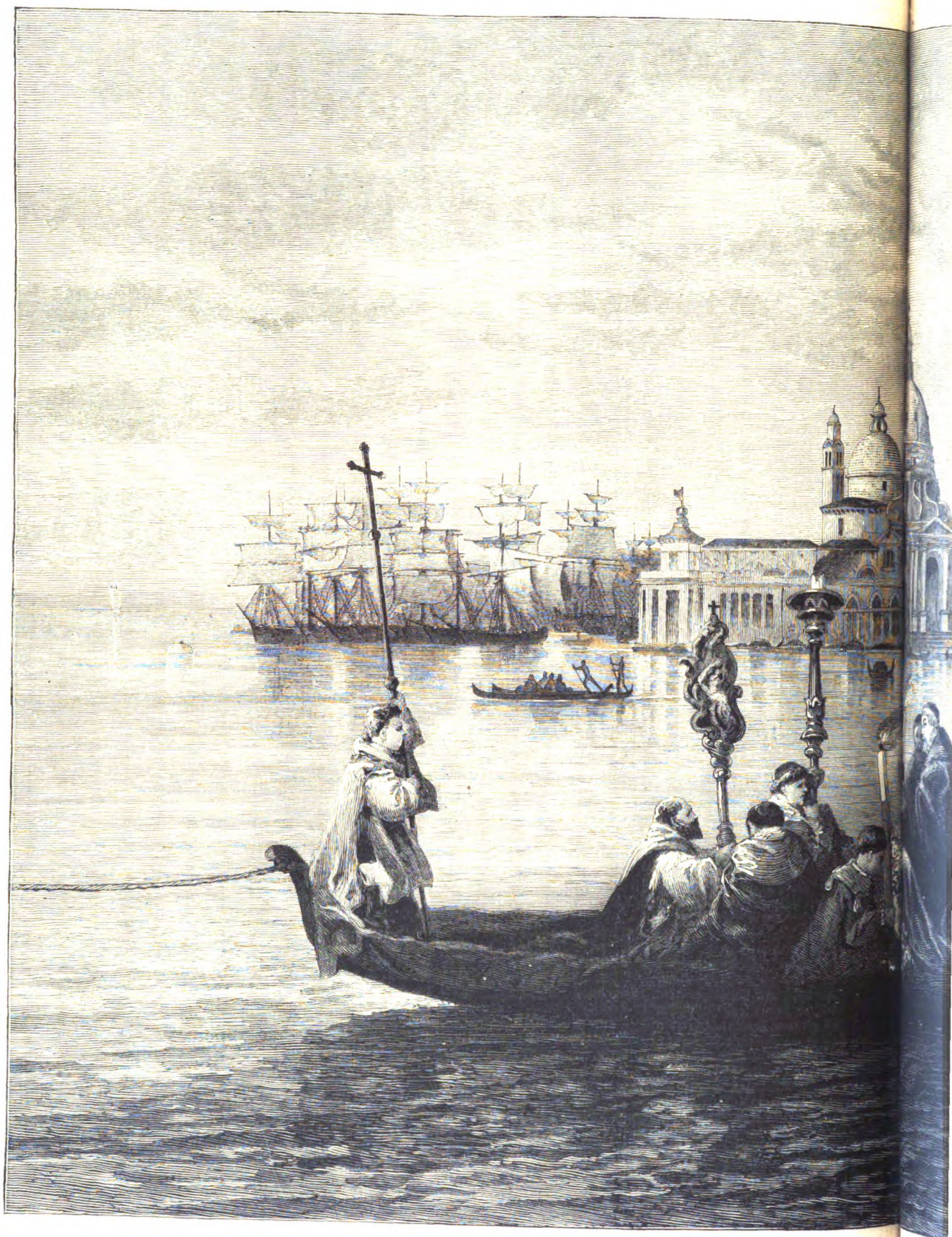
Und so kehrt denn die junge Frau recht betrübt aus ihrer Pfarrkirche zurück an diesem Sonntagabend im Spätsommer in das Haus, das ihr so leer erscheint, wenn er nicht da ist. An solchen einsamen Sonntagen hat sie sich oft mit dem Gedanken getröstet, daß sie Beide während des Besuchs auf Lochwithian unausgesetzt beisammen sein würden — und ...!

Hermann speist bei Mrs. Brandreth, wo er die Bekanntschaft eines neuberühmten, wildgenialen amerikanischen Poeten machen soll. Edith hätte mit ihm gehen können, wenn sie gemocht hätte — sie weiß das, und kann also seine Abwesenheit nicht als Unfreundlichkeit rügen. Und doch fühlt sie, daß die frühere, liebesfreudige Seligkeit ihres Ehelebens dahin ist. Es würde Hermann ein zu großes Opfer kosten, wenn er ihr zuliebe ein Diner aufgeben sollte! Und sie will lieber seine Gesellschaft entbehren, als ihre religiösen Pflichten versäumen, die er in seiner leichtfertigen Weise mißachtet.

Ein großer, stattlicher Herr mit dunklen Augen und noch immer auffallend hübschem Gesicht, erwartet sie am Thore von Bridge-End-Haus.

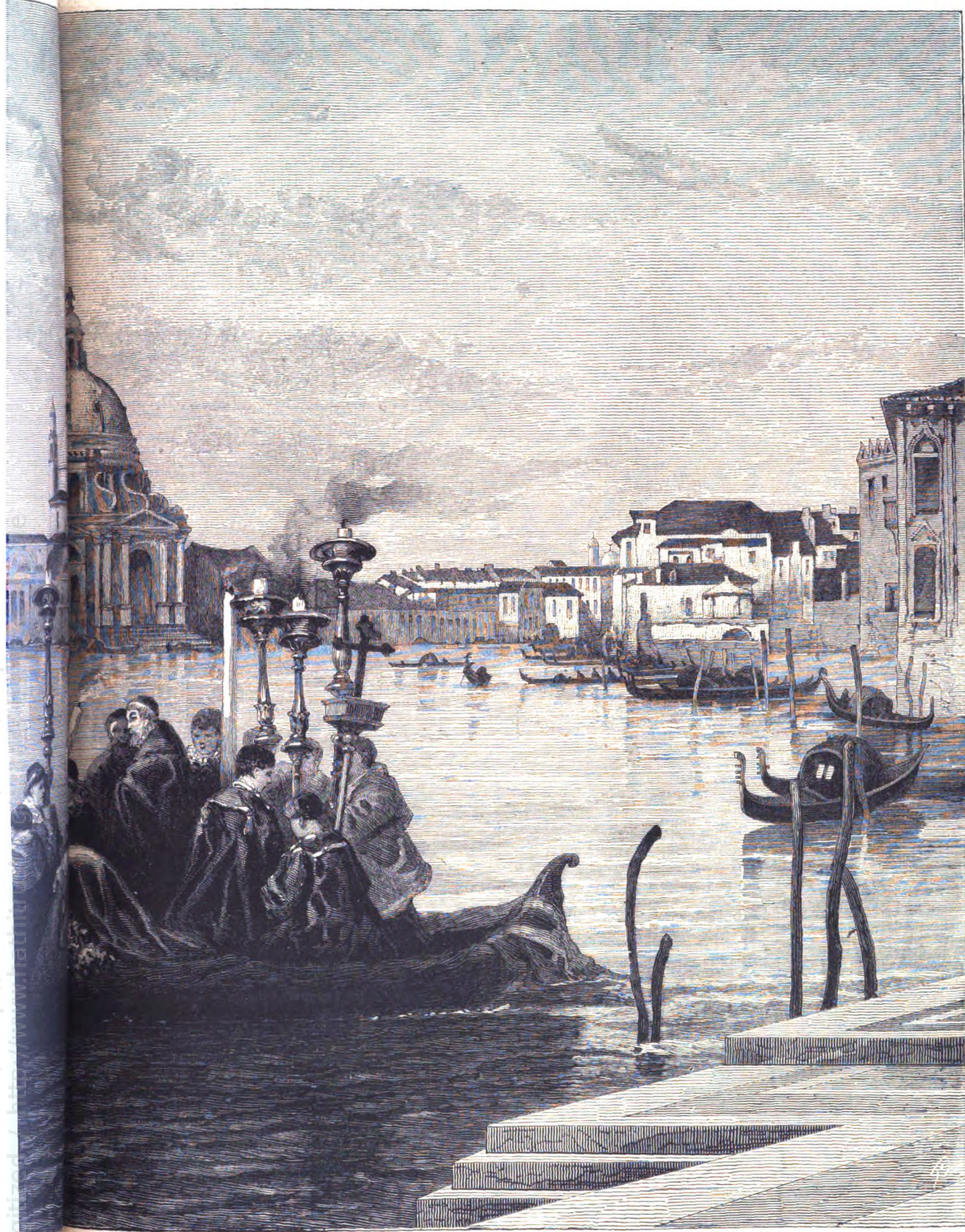
„Wie befinden Sie sich, Mr. Lyndhurst? Haben Sie angeläutet?" fragt Edith, wie sie ihrem Besuch die Hand reicht.

„Drei- oder viermal. Die Mägde gucken wahrscheinlich



Nach dem G San

Gemälde von Clar (S. 268.)



...ch de...o Santo.

...Gemälde von ...ba. (S. 268.)

hinten heraus auf den Landungsplatz der Dampfschiffe, wo man immer ein fröhliches Getümmel sieht um diese Abendstunde."

Endlich hört die Stubenmagd und Mr. Lyndhurst tritt mit der Dame in das Haus, welches ungewöhnlich still und verlassen aussieht an diesem Sonntagabend. Die Sonne geht glühend unter und die Winkel der Zimmer hüllen sich schon in die Schleier der Dunkelheit.

„Meinetwegen brauchen Sie noch nicht die Lampe anzünden zu lassen, Mrs. Westray," sagt Lyndhurst. „Dieses Julizwielicht ist köstlich."

„Ja, die Dämmerung hat einen eigenen Frieden," sagt sie, indem sie sich in ein niederes Fauteuil auf dem Balkon setzt. „Aber doch so melancholisch. Besonders wenn ..."

„Besonders wenn man selber melancholisch gestimmt ist?"

„Ich meinte nicht gerade das. Aber wenn man allein ist."

„Wahr. Die Einsamkeit ist nur für Den erträglich, welcher nichts verloren hat. Wer über einen Verlust zu klagen hat, für den ist das Alleinsein mit schauerlichen Bildern erfüllt."

Edith seufzt. Auch ihre einsamen Stunden haben ihr Gespenst. Das Gespenst glücklicherer Zeiten.

„Sie wollen bald auf's Land gehen?"

„Sehr bald. Ich und mein Baby gehen schon nächste Woche nach Wales. Zu Großpapa."

„Aber Babys Vater geht doch hoffentlich mit?" bemerkt Mr. Lyndhurst mit höchster Naivität, da er doch am vorigen Tage von Hermann deutlich gehört hat, daß derselbe zu viel zu thun habe, um seine Frau zu begleiten.

„Nein. Leider ist Hermann zu sehr beschäftigt. Er muß ein neues Stück schreiben für die Wintersaison."

„Für die Frivolity?"

„Nein. Sein letztes Stück wird ja da noch ein Jahr hindurch gegeben, glaube ich."

„Es ist ein Glück für ihn, daß er Mrs. Brandreth hat. Ein wundervolles Weib in jeder Beziehung."

„Ja. Sie ist sehr lieb. Und bezaubernd."

„Reizend, nicht wahr? Und so geschickt, so berechnend. Sie würde sonst auch nicht so hoch gestiegen sein. Und wenn die Berechnung so herrlich ist — wer verlangt da Natürlichkeit?"

„Ihr Spiel ist packend."

„Ja. Sie hat so leidenschaftliche Momente wie Edmund Kean. Und doch ist jeder ihrer Effekte im Voraus bedacht. Man sollte es kaum glauben, daß ein einfaches Landmädchen aus einem stillen Devonshiredörfchen eine so große Künstlerin geworden ist."

„Aus Devonshire?" wiederholt Edith neugierig. „Ist Mrs. Brandreth aus Devonshire?"

„Wußten Sie das nicht?"

„Nein, in der That. Ich wußte nicht, daß sie eine Landsmännin Hermann's sei!"

Lyndhurst sieht sie einen Moment hindurch scharf an. Er wüßte etwas zu sagen, was ihr in's Herz dringen müßte. Aber er bedenkt, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen ist. Er hat die Lunte in Bereitschaft, aber er hat noch keine Eile, Feuer anzulegen.

„Gewiß weiß ich's übrigens nicht, daß sie Mr. Westray's Landsmännin ist. Ich weiß nur, daß sie aus dem Westen stammt. Haben Sie das Theater gern, Mrs. Westray? Ist es Ihnen recht, daß Ihr Gemahl für die Bühne schreibt?"

„Mir ist es immer recht, wenn er seinem Talente folgt. Obwohl ich bemerkt habe, daß Hermann von Theaterstücken viel mehr in Anspruch genommen wird. Er ist gar so ängstlich über den Erfolg, zu sehr erregt durch einen Sieg, zu entmuthigt durch eine Niederlage. Eines Buches Geschick ist nie so grell entschieden. Aber ein Stück ..."

„Ein Stück packt den materiellen Erfolg wie ein Bandit an und fordert die Börse oder das Leben von ihm," lacht Lyndhurst. „Ich bedaure jeden Theaterdichter bei der ersten Vorstellung. Also Ihr Gemahl hat keine Zeit, Sie zu begleiten, so, so."

„Ja," seufzt Edith. „Es ist uns Allen so leid. Ich glaube, sogar Baby versteht es und ist traurig, daß Papa nicht mit uns auf's Land geht."

„Der liebe, verständige Bube! Man kann's wohl heute nicht mehr sehen? Ich hätte so gern gesehen, wie sehr er gediehen ist, seit ich und er Freundschaft geschlossen haben im Frühsommer."

„Ach, Baby schläft hoffentlich schon längst. Hermann speist bei Mrs. Brandreth, um dort den amerikanischen Dichter Mr. Molony kennen zu lernen. Mich wundert's, daß Sie nicht auch dort sind!"

„Mrs. Brandreth war so freundlich, mich einzuladen und ihre Sonntagssoiréen sind köstlich. Aber es gibt Zeiten, wo man für dergleichen nicht gestimmt ist. Mir ist meist ein gemüthliches Plauderstündchen, wie dieses, tausendmal lieber als das ganze Witzfeuerwerk bei Mrs. Brandreth."

„Wie gütig von Ihnen, mir mein Alleinsein ein wenig ertragen zu helfen," sagt Edith, die wirklich froh ist, daß sie in diesem Dämmerdunkel mit Jemandem plaudern kann, und die keine Idee hat von Mr. Lyndhurst's üblem Ruf. Er ist ihres Gatten Freund und das ist ihr eine Garantie seines Charakters. Dann setzt sie hinzu: „Und zieht Sie nicht wenigstens die Musik zu Mrs. Brandreth? Hermann sagt, es wird dort oft ganz herrlich musizirt."

„O gewiß. Aber aufrichtig, ich spiele mir tausendmal lieber eine Sonate von Beethoven in einem Dämmerzimmer wie dieses hier, als daß ich dieselbe viel tadelloser ausgeführt höre zwischen dem halblauten Klatsch frivoler Weltleute, die meist keine Idee haben davon, was eben vorgetragen wird."

„Freilich, wer so gut spielt wie Sie ..."

„Ich glaube, es wäre mir sehr leid, wenn ich die Musik entbehren müßte. Wenn ich heut an meinen Händen gelähmt würde, müßte mir irgend ein halbverhungerter Musiker her, um mir Beethoven und Mozart vorzuspielen in solchen Dämmerstunden. Man träumt dabei köstlicher als durch Opium. Und das ruhelose Herz wird Einem dabei friedlicher."

Edith denkt bei sich, daß Mr. Lyndhurst ein tieferes Gemüth habe, als sie geglaubt hatte.

Sie schauen Beide eine Weile träumerisch auf den Fluß hinaus. Dann sagt er plötzlich:

„Wie seltsam, daß Sie nach Wales gehen!"

„Seltsam, daß ich meinen Vater heimsuche?"

„Ah so! Richtig. Ich vergaß das. Ich fand nur das Zusammentreffen seltsam. Denn mein Doktor schickt mich ebenfalls nach Wales, um Schwefelwasser zu trinken. An einen Ort mit einem abscheulichen Namen — Llandrysak glaube ich, heißt er."

„Aber das ist ja ganz nahe bei uns, bei Lochwithian, wo Papa wohnt. Das ist wirklich seltsam!"

„Die Quellen müssen abscheulich sein!"

„Sehr. Aber gesund. Hermann mußte sie vor drei Jahren gebrauchen."

„Und er fand Sie bei dieser Gelegenheit? Beneidenswerther Mann, der bloß Gesundheit suchte und das Glück fand!"

„Sind Sie denn krank, daß man Sie nach Llandrysak schickt?"

„Krank? Nicht so ganz. Bloß matt. Vielleicht verjüngen mich die wallisischen Quellen. Darf ich bei Mr. Morcombe vorsprechen, wenn ich dort bin? Ich lernte ihn bereits hier in London kennen."

„O, Papa wird sehr erfreut sein. Und außerdem möchte ich Sie wirklich gern mit Schwester Ruth bekannt machen, damit sie Sie spielen hört. Sie ist immer krank und hört so selten gute Musik."

Aus der Dämmerung ist Nacht geworden und die Sonnensterne flimmern am Himmel. Die Lichter von Putney leuchten durch den Flußnebel. Mr. Lyndhurst fühlt, daß es Zeit ist zu gehen.

„Ich empfehle mich Ihnen, Mrs. Westray. Ich gehe jetzt, meine Cigarre auf der Gasse zu rauchen. Hoffentlich sehen wir uns in Lochwithian wieder."

Sie reichen einander die Hand und scheiden.

Und Hamilton Lyndhurst hat ein Gefühl, als ob er freiwillig das Paradies verlasse.

In der Seele des schlimmsten Mannes lebt ein Gefühl für eine reine Seele und ein Schmachten für eine Neigung, die nicht ganz irdisch ist. In die dunkelsten Seelen fällt der reine Strahl einer himmlischen Neigung; so fühlte Faust in Gretchens Stube, und er sündigt doch dabei gegen eine Unschuld, die ihn bis zu Thränen rührt.

So denkt Hamilton Lyndhurst an diesem Abend in den Rauch seiner Straßencigarre hinein, daß er ein besserer Mensch geworden wäre, hätte er Edith zehn Jahre früher kennen gelernt.

„Weiß Gott, Westray's Weib ist die Einzige, für die man ein Ehemann werden könnte," sagt er sich.

Trotz seiner sentimentalen Unterhaltung mit Edith aber ist Mr. Lyndhurst der letzte Mensch, der an Einsamkeit und Träumen Gefallen findet. Er lebt stets wie ein römischer Patrizier, umgeben von Schmarotzern und Flötenspielerinnen.

Seine Schmarotzer und seine Flötenspielerinnen haben aber in den letzten Monaten bemerkt, daß er weniger leicht zu amüsiren ist als sonst. Er ist viel ruheloser, er wechselt seine Busenfreunde doppelt so oft als sonst, er findet keine Freude am Sport. Er gibt seltener ein Gastmahl.

„Er hat Verluste an der Börse gehabt!" sagen seine Schmarotzer.

„Oder ist gar verliebt!" wispern die Flötenspielerinnen.

„Bah! Er verliebt sich ja viermal im Jahr und bleibt sich dabei gleich!" lacht der Leibschmarotzer des Augenblicks.

„Leider!" seufzt die erste Flötenspielerin. „Der armen Florence Montmerency hat es fast das Herz gebrochen."

„O, mehr noch — es brach ihr die Equipage."

Hamilton Lyndhurst geht bei all' dem seinen Weg. Er ist, was man ein Glückskind nennt; Alles, was er berührt, verwandelt sich in Gold. Er erräth auf der Börse instinktmäßig den Kurs vom nächsten Tage. Man gewinnt, wenn man ihm blindlings folgt.

Und so wird er gehätschelt vom Schicksal und von den Menschen. Er hat noch nie eine Niederlage erlitten oder einen Charakter gefunden, der ihm widerstanden hätte.

Er hat in Edith das einzige Weib kennen gelernt, das ihm ein häusliches Glück begehrenswerth erscheinen läßt. Er will also Edith haben und ist sicher, daß er sie gewinnt. Sie kann sich von ihrem Gatten scheiden lassen, von ihrem Gatten, der sie nicht hoch genug schätzt, und sie wird dann ihn selber als Gattin beglücken. Er will es so und er wird es erreichen.

Mr. Lyndhurst weiß ja so viel. Er merkt, daß die Flitterwochen bei Westrays vorüber sind und daß Hermann seine erste Liebe wieder gesucht.

Denn daß Myra Hermann's erste Liebe war, weiß der Börsenmann aus Mrs. Brandreth's Munde selber. Sie hat es ihm anvertraut in einer jener Verzweiflungsstunden, wo die Weiber ihr Herz Jemandem ausschütten müssen — wem immer, selbst einem Feinde.

Aber wie soll er die Eheleute trennen? Edith wird Hermann Alles verzeihen. Aber Edith kann vielleicht zu einem leidenschaftlichen Ausbruche gebracht werden, der wie ein Vergehen erscheint. Und Hermann ist sicher unbarmherziger in seinem Recht, als sie bei seinem Unrechte sein würde.

Finstere Gedanken gewinnen Gestalt in der Seele Hamilton Lyndhurst's.

Aber so schlecht er ist, so wenig er an ein Jenseits glaubt, an eine Sünde oder an eine Reue; vielleicht wäre selbst in die harte, selbstsüchtige Seele Lyndhurst's ein Strahl von Edith's Unschuld gedrungen mit der Bitte um Gnade, wenn sich dem Egoisten nicht der Versucher genaht hätte, um ihn zu bestärken in dem selbstischen Verlangen nach dem reinen Weibe. Und dieser Versucher ist Myra Brandreth.

Myra Brandreth, die ihm regelmäßig meldet, wie sehr Hermann seine Ehe schon satt habe und daß er seine Gemahlin auffallend vernachlässige. Mrs. Brandreth setzt hinzu: „Die arme Frau! Sie muß aber doch dumm sein und nicht zu ihm passen!"

„Sie hätten seine Frau werden sollen," sagt Mr. Lyndhurst. Myra seufzt.

„Ich meine selber, wir Beide hätten für einander gepaßt."

Dann schütten sie einander ihre Herzen aus. Mr. Lyndhurst gesteht der Künstlerin seine heiße, reine Liebe für Mrs. Westray, und Mrs. Brandreth weint über die arme, vernachlässigte, unglückliche Frau, die so sehr des Trostes bedarf ...

Zuletzt sagt sie stets:

„Schriftsteller sollten nur solche Frauen heirathen, die ihre Mitarbeiter sein können."

„So wie Sie Westray's Mitarbeiter sind," sagt Lyndhurst. „So lieb ihm sein kleines Frauchen sein könnte: Sie bleiben seine Genossin im Ruhm, im Erfolg, in der Einnahme!"

So reden die Beiden, die nie ein anderes Gesetz als ihre Neigungen gehabt haben, und ihre Worte ebnen für die arme Edith die gefährlichste Bahn, den Weg nach Abwärts im Lebensglück.

XXIII.

Die Heimat! — ein stiller, lieblicher Fleck Erde, leuchtend im segenbringenden Sonnenlicht.

Wie süß ist es für Edith, zu ihrem alten Leben zurückzukehren, umgeben von den alten Gesichtern — alle so gut und lieb wie früher in den vergangenen Tagen — die so ferne scheinen, so fern, daß sie es nicht begreift, wie wenig verändert die Umgebung ihrer Jugend ist. Jede Blume blüht wie damals, als der Garten unter ihrem besondern Schutze stand, aber sie selbst ist nicht mehr wie sie damals war, sie ist verändert, als trennten sie die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts von jener glücklichen Zeit. Um keinen Preis würde sie sich eingestehen, daß ihre Wahl ein Irrthum gewesen, ihre Ehe eine unglückliche geworden, aber wenn sie auf das verflossene Jahr zurückblickt, so muß sie sich, angesichts des Friedens, des sorgenlosen Glückes ihrer Mädchenheimat, sagen, daß es ein Jahr voll drückender Sorge gewesen.

Ihre Ankunft ohne Hermann ist eine Enttäuschung und ein Gegenstand des Staunens für Alle in Lochwithian. Ruth sagt wenig, aus Furcht, die Schwester zu verletzen und gibt sich, wenigstens scheinbar, mit den angeführten Entschuldigungsgründen zufrieden, aber der alte Squire, immer gewohnt, seine Meinung gerade heraus zu sagen und nicht besonders mit Takt begabt, spricht sehr viel über die Abwesenheit seines Schwiegersohnes und oft in einer Art, die Edith auf das Peinlichste berührt.

„Das hätte ich mir denn doch nicht gedacht — daß eine von meinen Töchtern zweihundert Meilen reisen muß, ohne andern Schutz als so ein Kindermädchen. Wenn Du mir geschrieben hättest, daß Dein Mann Dich nicht herbringen konnte, so wäre ich nach London gefahren, um Dich zu holen."

„Aber, lieber Papa, dafür war doch gar kein Grund. Ich könnte ganz gut noch viel weiter mit dem Kleinen und der Magd reisen."

„Freut mich, daß Du so resolut bist," brummt der Vater, „denn Du hast einen Mann geheirathet, der nicht viele Umstände wegen Dir zu machen scheint. Wie anders würde es sein, wenn Du Vivian Hetheridge geheirathet hättest — armer Bursche, er ist noch immer ledig und voll Liebesgram."

„O Papa, ich sah ihn an Weihnachten, und er ist so dick geworden und sah prächtig aus."

„Man kann stark werden, wenn auch das Herz gebrochen ist. Wenn Hetheridge Deine Abweisung überwunden hätte, so würde er sich schon längst eine Frau genommen haben. Ein Mann mit einem so großen Gut ist verpflichtet, zu heirathen. Wie wäre es schön gewesen, Dich in einer Nachbarschaft von zehn Meilen zu haben!"

„Geh', Papa, Du hast mich wirklich genug, ich besuche Dich alle halb Jahr. Sieh' her, wie ernsthaft Baby dreinschaut, es wundert sich, worüber Du sprichst."

Der Squire, der zu viele Enkel gehabt hat, um besonders stolz auf diesen Zuwachs seiner Familie zu sein, tappt mit der Hand in das pausbackige Gesicht des Kindes und murmelt Unverständliches.

Wo immer Edith hingeht, wen immer sie sieht — überall hat sie dieselben Fragen über ihren Mann zu beantworten. Ihre Heirath mit dem beliebten jungen Schriftsteller war als kleiner Roman betrachtet worden, als eine wirkliche „Heirath aus Neigung", und in solchem Fall erwartet die Welt, daß Mann und Frau unzertrennlich sind und auch in der Ehe ein idyllisches Liebespaar bleiben.

So sind Alle enttäuscht und Hermann's Nichterscheinen ist ein Stein des Anstoßes für ganz Lochwithian und seine Umgebung. Mr. Petherick schüttelt das Haupt und runzelt die Stirn.

„An einem neuen Stück arbeitet er — so? Sie sollten ihn nicht so viel schreiben lassen — das strengt das Gehirn

an und erschöpft die Kräfte, er wird vor der Zeit alt werden," spricht er ernst.

„O, Mr. Petherick, ich will ja so gerne, daß er sich mehr Ruhe gönnt, aber er möchte dem Kleinen so schnell als möglich ein Vermögen erwerben."

„Vermögen sind nicht in der Eile zu erwerben. Die Schildkröte wird reich, nicht der Hahn."

„Dann wird Hermann wohl nie reich. Langsam vorwärtsschreiten kann er nicht."

„Desto schlimmer für Sie Beide. Nur der Mann, der langsam aufsteigt, ist der Mann des Erfolges. Diese lebhaften Genies, die einen frühzeitigen Erfolg erringen und dann stehen bleiben oder gar von ihrer Höhe fallen, behaupten immer, daß geduldiger Fleiß gleichbedeutend mit Unbedeutenheit ist, aber das ist nur eine jener trügerischen Illusionen, mit denen die Faulen sich trösten."

„Hermann's ärgster Feind könnte ihn nicht der Faulheit beschuldigen," erwiedert Edith. „Ich glaube nicht, daß Mr. Shinnbar, der Rathgeber der Königin, fleißiger arbeiten kann."

„Arbeitet er methodisch?" fragt Mr. Petherick bedeutungsvoll, und die Antwort hierauf fällt Edith schwer, denn die literarische Arbeit ihres Mannes ist in der letzten Zeit immer unordentlicher und wechselnder geworden. An einem Tage schreibt er zehn Stunden ohne aufzuhören, den nächsten rührt er keine Feder an, — einmal arbeitet er von Mitternacht bis zum Morgen und den folgenden Tag liegt er auf dem Sopha, einen französischen Roman in der Hand, in einem Zustande völliger Erschöpfung. Eine ganze Woche hat er sein Arbeitszimmer nicht betreten, um dann drei Tage und Nächte ohne Unterlaß zu schreiben, wie von den Furien gepeitscht — ein zweiter Balsac.

Das Endergebniß dieses unregelmäßigen, krampfhaften Fleißes ist, daß er weniger Werke geschrieben hat als im ersten Jahre seiner Ehe, wo er die Vormittage von Elf bis Zwei und die Abende von Neun bis Elf in häuslicher Zurückgezogenheit verbrachte, Edith neben ihm, lesend oder nähend. In der letzten Zeit kann er nur schreiben, wenn er allein ist. Die wachsamen Augen der Liebe stören ihn.

Selbst Mrs. Gredby hat etwas über ihren Mann zu sagen, als Edith sie besucht. Mrs. Westray fährt zum neuen Gasthaus mit dem Kindermädchen und dem Kleinen, denn diesem muß ja jedes Thal, jeder Hügel — Wald und Wiesen und Bäche vorgestellt werden in der Jugendheimat seiner Mutter.

„Und wo ist denn der junge Herr aus London?" fragt Mrs. Gredby, nachdem sie das Kind gehörig bewundert hat, das ihr als ein wahres Wunder erscheint und das sich merkwürdigerweise sehr gnädig gegen Mrs. Gredby und ihren alten Mann in der Kaminecke benimmt, viel gnädiger als gegen die vornehmeren Familien, denen es vorgestellt worden. „Warum kam er denn nicht mit herüber an diesem schönen Morgen?"

Edith gibt die schon oft gegebene Erklärung.

„Na, ich hätte mir gedacht, daß die Leut' überall schreiben könnten, wenn sie nur eine Flasche Tinte, ein paar Stahlfedern und eine Menge Papier hätten. Das ist doch hart für Sie, daß Sie da herüberkommen müssen ohne Ihren Mann. Und was Sie für ein liebendes Paar schienen, damals als Sie mich besuchten; aber freilich, das war ehe Sie verheirathet waren. Sehen Sie sich meinen Alten an, Miß Edith, der hat sich doch nicht ein bischen verändert, nicht wahr? Es fehlt ihm auch, Gott sei Dank! nichts, nur die rheumatischen Schmerzen in allen Gelenken, die sind bös!"

Da der letzte Satz mit gehobener Stimme gesprochen wurde, so nickt der alte Herr vergnügt mit dem Kopf und sagt:

„Ja freilich, sonst fehlt mir nichts, nur das Rheumatische, das plagt mich recht. Gott bewahre mich, daß ich gegen die Vorsehung was zu sagen hätt', aber wenn wir schon einmal gar so viele Scharniere haben müssen, so könnten wir doch auch ein wenig mehr Oel hinein kriegen, damit es besser geht. Aber Jeder hat halt sein Kreuz. Mein sel'ger Vater, der hat wieder das Asthma gehabt und das war noch viel ärger. Meine Glieder hab' ich freilich nicht viel brauchen können die letzten zwei Jahre, aber meine Lungen sind gut und ich kann meinen Tabak vertragen. Meine Alte, die ist flink genug, aber sie zimmert sich den Sarg mit all' dem, was sie in unserem Garten herum arbeitet."

„Na ja, natürlich," sagt Mrs. Gredby munter, „man muß überall seine Augen haben und selbst seine Arbeit thun, wenn sie überhaupt gethan werden soll."

Eine Veränderung bemerkt Edith in Lochwithian und die zerreißt ihr Herz, denn es ist eine Veränderung zum Schlimmern in Ruth. Das schöne Gesicht ist noch zarter, noch ätherischer als vor sechs Monaten. Die weiße Hand ist noch durchsichtiger, die dunklen Augen sind größer und leuchtender. Die sterbliche Larve schwindet und der Schmetterling, die unsterbliche Seele, breitet seine Schwingen aus — himmelwärts. Für Augen, die zu lesen verstehen, trägt Ruth das Gepräge des Ueberganges vom Irdischen zum Himmlischen. Aber niemals war ein unheilbarer Patient so heiter, so hoffnungsfreudig. Sie leidet weniger als früher, liest viel, spricht zuweilen viel und mit Lebhaftigkeit. Ihre Freude über Edith's Gegenwart ist grenzenlos, ihr einziger Kummer ist die Schwäche, die ihre langversprochene londoner Reise wieder unmöglich macht.

„Wie gerne möchte ich Dein Daheim kennen lernen, mein Liebling," sagt sie, als die Schwestern in der Dämmerung allein sind, Edith auf einem Schemel neben dem Sopha, ihre Hand in der Hand Ruth's. „Werde ich es überhaupt je sehen? Voriges Jahr sagte Doktor Davies nächstes Jahr, und diesen Sommer heißt es nun wieder nächstes Jahr. Nun, nächstes Jahr kommt ja wohl auch einmal und dann sehe ich mein Schwesterchen in der eigenen Heimat, die beste der Hausfrauen."

„Nun, das weiß ich eigentlich nicht," meint Edith grämlich. „Wir brauchen sehr viel Geld und ich begreife nicht recht, wo es hinkommt. Freilich ist Alles sehr theuer, wie die Köchin sagt, und Hermann ist etwas eigen und will Fische und Wild immer gleich am Anfang der Saison haben. Wir mußten das Pfund Lachs im Frühling enorm theuer zahlen, und da unsere Köchin so gut Breitlinge bäckt, so habe ich die auch oft kommen lassen. Aber ganz abgesehen von solchen kleinen Extravaganzen, kostet unser Hausstand viel mehr als er sollte."

Es folgt eine lange, vertrauliche Mittheilung über häusliche Ausgaben, und Ruth ist ganz entsetzt über die Kostspieligkeit des kleinen Haushalts in Fulham und meint, die Köchin müsse unehrlich sein. Bier, Kolonialwaaren, Fleisch, Alles kostet das Doppelte des eigentlichen Preises, wie Ruth aus einer oberflächlichen Vergleichung der fuhlham'schen und ihrer eigenen Rechnungen beweist — ergo werden Westrays betrogen.

„Es ist furchtbar, Jemanden in Verdacht zu haben," sagt Edith, durch diesen Gedanken beunruhigt.

„Aber noch schlimmer, Unehrlichkeit zu ermuthigen, indem man die Augen schließt. Laß mich Dir ein junges Mädchen, das kochen kann, finden — vielleicht eine Deiner früheren Schülerinnen, und nimm sie mit zurück."

„Glaubst Du, daß wir Eine finden, die gut genug für Hermann kochen kann?" fragt Edith zweifelnd.

„Warum nicht? Ich würde kein unerfahrenes Mädchen aufnehmen, aber vor Allem würde es mir darum zu thun sein, eine Person von tadellosem Charakter zu finden."

„Anna Files hatte ein ausgezeichnetes Zeugniß."

„Wußtest Du etwas von der Person, die das Zeugniß ausstellte?"

„Nein, natürlich nicht, die Dame war mir ganz fremd."

„Und wollte eine schlechte Magd los werden ohne Unannehmlichkeiten. Laß mich Dir eine Magd verschaffen, liebe Edith, und wenn sie auch vielleicht die Breitlinge nicht so gut backt wie diese Anna Files, so wird Dein Haushaltungsbudget ganz gewiß auf die Hälfte reduzirt werden."

„Das wäre mir ein wahrer Trost. Ich bin oft ganz unglücklich, wenn ich denke, wie Hermann arbeiten muß, um Dinge zu zahlen, die weggeworfen werden: gebrochenes Porzellan, halbgebrannte Kohlen u. s. w. Und doch bitte ich Files immer, sparsam zu sein, und sie versichert, daß sie es nicht über's Herz brächte, irgend etwas zu verschwenden — und verschwendet wird doch."

„Die Köchin, die ich Dir verschaffen will, wird nichts verschwenden. Es freut mich so, daß wir diese Sache besprochen haben und daß ich Dir dabei helfen kann."

Edith ist dankbar, aber sie leidet unter dem Gedanken, daß Mrs. Files nicht so ehrlich ist wie sie sein könnte. Die Idee, während der letzten Jahre förmlich geplündert worden zu sein, verschwendet zu haben, wo sie es durch größere Aufmerksamkeit hätte vermeiden können, bedrückt das Herz der jungen Frau, sie denkt mit Schmerz an Hermann's Arbeit, deren Frucht Anna Files vergeudet hat und ist den ganzen Abend verstimmt und unglücklich.

Den nächsten Morgen hält Ruth eine Konsultation mit Mrs. Jones, der guten alten Haushälterin. Mrs. Jones kennt die Geschichte sämmtlicher junger Frauenzimmer der Umgegend und kann sofort ein Talent im Kochen ausfindig machen — Betsy Evans. Betsy war eine Schülerin von Edith gewesen und ist jetzt Küchenmagd bei Mrs. Davis im Llanmoeler Herrenhaus.

„Lernen Küchenmädchen in großen Häusern nicht leicht Verschwendung?" fragt Edith, der das Bild von Jane Tubbs vorschwebt, welche Küchenmagd auf dem Belgreveplatz gewesen war, und diese vornehme Vergangenheit bei Allem, was sie vergeudete, anzuführen pflegte, zum Beispiel beim Verbrauch eines Pfundes Fett für einen Fisch.

„Verschwendung!" ruft Mrs. Jones ganz entsetzt aus. „Das lernt man nicht in Llanmoel. Mrs. Davis könnte nicht ruhig in ihrem Bette liegen, wenn sie sich dächte, daß die Krumen vom Tischtuche verschwendet werden. Ihr Hühnerhof ist der schönste in Radnoshire."

Es wird beschlossen, daß Betsy Evans Mrs. Westray nach London begleiten soll und daß die Files mit einem Monatslohn fortgeschickt wird. Sie wird natürlich sehr empört über diese Behandlung sein, da sie aber so viel betrogen hat, ist sie doch wahrlich keiner großen Rücksichtnahme werth. Edith ist entzückt von der Aussicht, weniger Geld zu gebrauchen und die Kasse ihres geliebten Hermann nicht so sehr in Anspruch nehmen zu müssen.

„Du glaubst nicht, wie schwer es mir war, ihn so oft um Geld zu bitten," sagt sie traurig, sie fühlt, daß das letzte Jahr ihrer Ehe glücklicher gewesen wäre, wenn nicht der fortwährende Zwang zu arbeiten auf ihm gelastet hätte, der ihn reizbar und übellaunig machte und die Sehnsucht nach Zerstreuung erweckte.

Der kleine Georg Eduard, so getauft nach seinen beiden Großvätern, gedeiht wunderbar in der schönen Luft von Wales, die so frisch und lebenspendend über die Hügel und Wälder und Fichtenhaine weht. Edith sieht mit Entzücken, wie rosig und stark er wird, wie er jauchzt, wenn er auf dem Heuhaufen herumrollt — sie ist glücklich in dem Glück ihres Kleinen, glücklich im Zusammensein mit Ruth, und doch — kein Augenblick, wo nicht die Sehnsucht nach ihrem Hermann ihr Herz erfüllt und sie mit Angst und Sorge an ihn denkt.

„Wenn er nur so gern auf dem Lande lebte, wie ich hier bin, Ruth," sagt sie eines Tages mitten in einem andern Gespräch, „Er" heißt immer Hermann in Edith's Denken und Reden, „dann wären wir reich mit meiner kleinen Rente und dem Erträgniß eines Romans im Jahr. Dann brauchte er keine Stücke zu schreiben und sich nicht mit dramatischen Kritiken zu plagen. Als ich heute das hübsche Häuschen am Abhange des Hügels auf dem Wege nach Llandrysak sah, dachte ich daran, wie glücklich wir dort sein könnten — in dem lieben alten Haus und dem hübschen Garten. Wie billig könnten wir dort leben! — keine Mittagsgesellschaften, keinen Wagen, keine kostspieligen Vergnügungen, nur das einfachste, sorgenloseste Leben."

„Es wäre allerdings schön, wenn es möglich wäre, mein Herzblatt," antwortet Ruth, „mich würde es glücklicher machen als Worte sagen können, Dich in meiner Nähe haben zu können, und Hermann könnte gewiß hier in der schönen Natur noch besser schreiben."

Edith schüttelt traurig den Kopf.

„Das habe ich ihm oft gesagt, aber er fragt dann nur, ob Samuel Johnson und Thackerey und Dickens auch in der Natur geschrieben haben. Und wenn ich ihm erwiedere, daß doch die größten unserer Dichter weit weg von dem Gewühle der Städte gelebt, so meint er, daß er ja kein Dichter, sondern ein Darsteller der Menschheit sei — ein Erzähler von Ereignissen, der nur dort Stoff findet, wo Menschen zahlreich wohnen und wo bedeutende Ereignisse einander schnell folgen."

„Ich würde eher glauben, daß für einen Mann, der die Welt gesehen und viel mit seinen Mitmenschen verkehrt hat, gerade die Ruhe des Landlebens am günstigsten zur Förderung geistigen Schaffens sein müsse. Die Erinnerung, ungestört durch die Zerstreuungen des Tages, könnte hier die Eindrücke der Vergangenheit zurückbringen, Alles, was er gesehen, gefühlt, gelitten, würde sich ihm wie in einem Bilde darstellen. Ich kann mir gar nicht denken, wie irgend Jemand ein wirklich großes Werk mitten in den Zerstreuungen einer Weltstadt schreiben kann."

Hermann's Briefe sind häufig, aber kurz und eilig, sein Ton ist heiter und er bittet immer seine Frau, recht vergnügt zu sein und den Landaufenthalt so viel als möglich zu genießen.

„Du sahst angegriffen aus als Du fortgingst, meine Edith," schreibt er mit alter Zärtlichkeit, „laß mich bei Deiner Rückkehr die Rosen auf Deinen Wangen wiederfinden, die ich so bewunderte an der jungen Dame, welche den ersten Preis beim Musikfest austheilte."

Edith ist jetzt schon vierzehn Tage zu Hause und hat Mr Lyndhurst's Absicht, die heilsamen Wasser von Llandrysak zu gebrauchen, total vergessen, da sie nichts an das Dasein dieses Herrn erinnert. Es ist ein schwüler Augustnachmittag, die Erde scheint im Sonnenlicht eingeschlafen, der Pennent gleicht einem schmalen Silberstreifen und tröpfelt sanft über die Klippen, über die er sonst mit dem Getöse eines Wasserfalles stürzt.

Es ist überdieß Samstag, Alles ruht, denn die Arbeit ist gethan, nur Edith ist noch thätig. Sie und ein Gärtnerbursche gehen zur Kirche hinunter, beladen mit Stephanotis und Farnkraut, um Altar und Kanzel, Betstuhl und Taufbecken zu schmücken. Die Blumen sind in ihrer ganzen Augustpracht und Edith findet, daß sie keine schönere Anwendung finden können, als zur Ausschmückung ihrer geliebten Kirche zu dienen. Beim Eingange nimmt sie selbst den Korb und entläßt den Gärtner. Das Gotteshaus ist fast immer geöffnet, denn Mr. Petherick meint, daß vielleicht ein müder Arbeiter, von seinem Tagewerk zurückkehrend, gern in den schattigen Tempel eintritt und ein paar Augenblicke vor dem Altar niederkniet.

Auf der Schwelle bleibt Edith stehen — gebannt — entzückt. Auf der Orgel wird Mendelssohn's herrliches „Ich wartete auf den Herrn" gespielt, und dem Instrumente, das Edith so gut kennt, entströmen Töne so rührend, so süß und glockenrein, wie sie diese noch nie vernommen.

Wer kann der Spieler sein, unter dessen Meisterhand die alte Orgel eine neue Sprache spricht? Wohl ein Tourist, denkt Edith und beginnt leise ihre Arbeit, indem sie voll Rührung und Andacht dem Spieler lauscht, der jetzt das «Agnus Dei» in Mozart's erster Messe anstimmt. Die Orgel ist neben der Kanzel, gedeckt durch einen rothseidenen Vorhang, Edith ist in ihrer unmittelbaren Nähe, als sie jetzt das Pult des Geistlichen schmückt und sich seine freudige Ueberraschung am Sonntag Morgen ausmalt. Nachdem die letzten Töne des «Agnus Dei» verhallt sind, schlägt der unsichtbare Künstler einen Akkord an, und eine tiefe, wundervolle Stimme singt Edith's Lieblingslied: „Fels der Ewigkeit". Es ist Hamilton Lyndhurst's Stimme und sie wundert sich, daß sie ihn nicht schon nach dem Anschlag erkannt hat. Freilich hat sie ihn noch nie Orgel spielen hören.

Geräuschlos setzt sie ihre Arbeit fort und als sie den letzten Kandelaber bekränzt, tritt Mr. Lyndhurst vor und sein Kommen erschüttert sie nicht mehr, als ob der kleine, halbblinde Organist erschienen wäre, den sie seit ihrer Kindheit kennt.

Er hat Scharfsinn genug, um dieß zu bemerken und es ärgert ihn; mit Gleichgültigkeit von einer Frau empfangen zu werden, ist ihm neu und dieß ist gerade die Frau, an die er mehr gedacht als an alle übrigen ihres Geschlechtes zusammen genommen.

Er hatte sie in die Kirche eintreten sehen, sie durch eine Oeffnung in den Vorhängen beobachtet und das Lied nur für sie gesungen.

„Wie gefällt Ihnen unsere Orgel, Mr. Lyndhurst?" fragt sie, indem sie ihm die Hand reicht.

„Recht gut. Ich wollte in der Priorei meinen Besuch machen und als ich die Kirche offen sah, trat ich ein, dann konnte ich der Versuchung, die Orgel zu versuchen, nicht widerstehen. Ein Glück für mich, jetzt kann ich unter Ihrem Flügel die Priorei betreten."

„Papa wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Wie lange sind Sie schon in Wales?"

„Ich kam gestern an."

„Gestern — dann haben Sie vielleicht diese Woche Hermann gesehen?" sie fragt es eifrig, jubelnd, als ob es ein ganz besonderer Vorzug sei, Hermann gesehen zu haben.

„Wie der kleine Einfaltspinsel ihn liebt!" denkt Lyndhurst, auf den diese tiefe, reine Liebe nicht mehr Eindruck macht, als das Blöcken des zum Tode bestimmten Schafes auf seinen Richter. Hamilton Lyndhurst fühlt, daß Edith die Eine, Einzige ist, die ihn glücklich machen, die seinen dunklen Lebenspfad in einen lichten und leuchtenden, seine chaotische Existenz in eine klare und harmonische verwandeln kann. Mit welcher Ehrlosigkeit er sich beflecken, welche Qual er Anderen bereiten müßte, um dieses Ziel zu erreichen — das sind Fragen, für die es keinen Raum in seiner Seele gibt.

„Sahen Sie ihn?" fragt sie noch einmal, verwundert über den düstern Ausdruck, der einen Augenblick sein Gesicht beschattet.

„Ja, er speiste vorigen Sonntag bei Mrs. Brandreth. Eine süperbe kleine Gesellschaft. Gerade sieben Personen und, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, lauter Berühmtheiten, eine Gesellschaft, wie Westray sie so gern hat."

„Ja," seufzt Edith, „er mag geistreiche Leute sehr gern. Fanden Sie, daß er schlecht aussah — überarbeitet?"

„Im Gegentheil, er war sehr animirt und sah besser aus als gewöhnlich — jünger und frischer. Wenn ich ihn indessen am nächsten Morgen in seinem Arbeitszimmer gesehen hätte, würde ich gewiß einen Unterschied gefunden haben Wir blieben bis lange nach Mitternacht bei Mrs. Brandreth beisammen, zu arg für ein kleines, ruhiges Mittagessen, nicht? Eine Menge Leute sprachen im Laufe des Abends vor und Jeder hatte etwas zu erzählen."

„Mich wundert, daß Mrs. Brandreth die Ermüdung dieser Sonntage erträgt, da sie die ganze Woche hindurch Abends spielen muß."

„Sie kennen sie eben nicht. Sie ist ein Geschöpf, das von Aufregung lebt wie der Malaye von Opium. Geben Sie ihr Muße zum Denken und sie stirbt in einem Jahr."

„Sind ihre Gedanken so bitter, daß sie dieselben nicht ertragen kann?"

Sie sind jetzt in dem kleinen, gartenähnlichen Friedhof und verweilen ein paar Augenblicke zwischen den Grabsteinen, die Mr. Lyndhurst ziemlich geistesabwesend betrachtet.

„Ich glaube, daß sie ihre Täuschungen gehabt hat — vielleicht sollte ich den Singularis gebrauchen. Sie wissen, daß nach meinem Glaubensbekenntniß intensives Gefühl nur einmal im Leben erwacht."

„Sie ward so früh Wittwe," sagt Edith mitleidig.

„Ja — a — aber ich zweifle stark, daß der Verlust des Hauptmanns Brandreth sehr auf ihrem Gemüth lastet."

„War er kein guter Mann?"

„Gut? Im religiösen Sinne wohl kaum, übrigens ein ganz harmloser Mensch, der sein Dachshündchen in der Rocktasche herumtrug und seine Gedanken dem Billard widmete. Er war aus guter Familie und hatte Aussichten. Myra Clitheroe heirathete die Aussichten, die aber frühzeitig durch seinen Tod vernichtet wurden. Der Gedanke daran mag ihr fatal sein."

Edith hat niemals mit Myra sympathisirt, sie mag sie noch weniger nach dieser flüchtigen Skizze.

„Wie froh bin ich, daß Sie ihn wohlaussehend fanden," sagt sie, immer auf Hermann zurückkommend.

„Dichter sehen immer wohl aus bei Lampenlicht. Haben Sie seine Verse in dem neuen Wochenblatt, dem ‚Connaisseur' gelesen?"

„Verse? Nein. Er schreibt so selten Gedichte, und doch ist er von Natur ein Dichter. Und er hat sie mir nicht geschickt. Wie grausam!"

„Vielleicht findet er, daß sie nicht ganz in Ihrem Sinne geschrieben sind. Die Leute von der Redaktion wollten etwas von ihm für die erste Nummer, und so warf er schnell ein paar Strophen hin, die viel Aufsehen gemacht haben. Bei der Brandreth sprach Alles davon."

„Und ich habe es nicht gesehen," sagt Edith, etwas gekränkt.

„Die alte Geschichte von der Frau des Schusters. Morgen kann ich Ihnen das Blatt bringen oder meinen Groom noch heute Abend damit herüberschicken, wenn Sie Lust haben, es zu lesen."

„Ich werde sehr dankbar sein. Wie heißt das Gedicht?"

„Ananke'! Das Wort, welches Claude Frollo in die Wand seiner Zelle ritzte und das so viel als Schicksal bedeutet. Der Titel ist in griechischen Buchstaben gedruckt, was viel Chik hat. De Musset selbst hat nichts aufzuweisen, was besser wäre als dieß Gedicht — dazu ganz im Tone des ‚Connaisseur', der über Alles schimpft, nach rechts und links Hiebe austheilt und sehr beliebt zu werden verspricht. Es liegen bereits mehrere Klagen wegen Schmähungen gegen die Eigenthümer vor, da aber zwei unserer reichsten Aristokraten und ein großer londoner Geldmann Theilhaber sind, so liegt da wenig dran. Ich habe mich auch verpflichtet, das Blatt mit einigen Tausenden zu unterstützen."

Edith's Interesse für den „Connaisseur" beschränkt sich auf die eine Spalte, die ihres Gatten Gedicht enthält. Lyndhurst bemerkt dieß und läßt den Gegenstand fallen. Sie gehen vom Friedhof in die Anlagen und schlagen den Pfad ein, der zum Hause führt.

Es ist fast Zeit für den Nachmittagsthee in Ruth's Zimmer und Edith will ihrem Begleiter diese unschuldige Erfrischung anbieten.

Neben einander gehen sie den schattigen Gang in freundschaftlichem Gespräch — klein Rothkäppchen, das dem Wolf den Weg zu ihrer Großmutter Hütte zeigt!

„Wie denken Sie über Westray's Reise nach dem Kontinent?" fragt Lyndhurst plötzlich.

„Reise nach dem Kontinent! Was meinen Sie damit?" stammelt Edith, ihn erschrocken anblickend.

„Vielleicht sollte ich es nicht erwähnt haben. Es mag auch wohl nur eine momentane Idee gewesen sein. Aber ich dachte, daß er Ihnen Alles darüber gesagt haben würde."

„Worüber?"

„Die Eigenthümer seiner alten Zeitung, dem ‚Tagesstern', wollen gern, daß er als ihr Spezialkorrespondent nach dem Schauplatze des deutsch-französischen Krieges geht. Der Journalist, der bis jetzt dort war, ist erkrankt zurückgekehrt. Sie bieten Westray wunderbare Bedingungen und er meint, daß das Ding ihm passen würde — die Aufregung und Abwechslung seine Nerven erfrischen und so fort. Daß er sich etwas erschöpft fühlt, ist natürlich nach dem Schnellschritt — ich meine in literarischer Beziehung — den er seit zwei Jahren eingehalten hat."

Diese Bemerkung ist wie ein Stich für Edith — seit zwei Jahren! seit seiner Verheirathung. — Für sie — für ihren schlecht geführten Hausstand hat er den Reichthum seines Talentes vergeuden müssen. Die zarten Blüten seiner Phantasie sind zur vorzeitigen Entfaltung gezwungen worden und ihr Preis — hat Anna Files bereichert!

Aber selbst dieser bittere Gedanke wird zurückgedrängt von den Schreckensbildern, die von dem Worte „Kriegskorrespondent" hervorgerufen sind. Unter dem Donner der Kanonen soll er schreiben, mitten im Hagel der Kugeln und Kartätschen, wenn die mörderischen Bomben die Erde zu seinen Füßen aufreißen — die rauchgeschwärzte Luft erfüllt von dem Stöhnen der Sterbenden.

„Er kann nicht daran denken — er kann nicht so grausam sein — wie würde er das Leben auf's Spiel setzen wollen, das so theuer ist —" die Stimme bebt vor namenloser Erregung.

„Leben auf's Spiel setzen! Aber, liebe Mrs. Westray, er würde unter den Belagernden in keiner größern Gefahr sein, als in der Zurückgezogenheit seines eigenen Studirzimmers. Man hat noch nie gehört, daß ein Spezialkorrespondent zu Schaden gekommen. Die Herren reden zwar sehr großartig und wenn man ihre Briefe liest, so glaubt man, daß sie neben den kommandirenden Offizieren reiten, aber nach meiner Ueberzeugung sitzen sie ruhig bei einem gemüthlichen Feuer in einer Gasthausstube, in der Nähe der Kampfplätze und erhalten ihre Nachrichten brühwarm von kleinen Knaben.

„Ich würde mir nie verzeihen, wenn ich Sie beunruhigt hätte. Vielleicht denkt Westray gar nicht daran, das Anerbieten der Redaktion anzunehmen. Ich weiß nichts, als daß ein solches Anerbieten gemacht und bei Mrs. Brandreth besprochen wurde. Ohne Zweifel hat er es ausgeschlagen, sonst würde er Ihnen darüber geschrieben haben."

„Gewiß," sagt Edith, langsam die Fassung wiedergewinnend, „er würde es mir gesagt haben. Er hatte noch nie ein Geheimniß vor mir in seinem Leben."

„Das sagen alle Frauen," denkt Lyndhurst, „ich glaube doch, daß ich ihr etwas über ihn sagen könnte, worüber sie erstaunen würde."

Er hat ihr ein unruhiges Gefühl über ihren abwesenden Mann beigebracht und das genügt ihm — für den Augenblick, das Gespräch nimmt jetzt eine andere Wendung, er bewundert die Gegend, den Garten, das Haus.

„Miß Morcombe liebt Musik, nicht wahr?" sagt er, als sie bei der Thür sind.

„Leidenschaftlich, und sie hört so wenig gute Musik. Ich werde mich recht freuen, wenn Sie ihr etwas vorspielen. Sie hat ein Harmonium in ihrem Zimmer, das beste, das Papa bekommen konnte. Mögen Sie hereinkommen zu Ruth und den Thee mit uns nehmen?"

„Ich bin hocherfreut über die Erlaubniß."

Sie gehen zusammen hinein und Ruth blickt auf von einem Buche von Jeremias Taylor — dessen eigenthümlicher Styl und klassische Gelehrsamkeit einen großen Reiz für sie haben — nicht wenig erstaunt über das Erscheinen eines großen, schönen Fremden.

„Mr. Lyndhurst, meine Schwester," sagt Edith, vorstellend, „Du hast mich von Mr. Lyndhurst reden hören, Ruth, ein alter Freund Hermann's."

Der Theetisch ist fertig. Edith nimmt den Hut ab und setzt sich vor die altmodische, silberne Theemaschine, ganz wie in den fernen Tagen, als Hermann zuerst nach Lochwithian kam. Etwas von der Frische und der Blüte ungetrübter Jugend ist aus ihrem Antlitz geschwunden seit jener glücklichen Zeit, aber dafür hat sie an Schönheit und Würde gewonnen. Für Lyndhurst ist es das Antlitz einer Königin.

„Meine Königin jedenfalls," denkt er, „meine Gebieterin, die zu lieben Ehre ist."

Er setzt sich neben Edith — auf Hermann's alten Platz — und leistet die kleinen Dienste des Theetisches, dabei das Wort hauptsächlich an Ruth wendend, die er gerne für sich einnehmen will.

Man sollte glauben, daß kein Verständniß möglich sei zwischen diesen Beiden — der kranken Einsiedlerin und dem von Sünden befleckten Weltmann. Und doch unterhalten sie sich ausgezeichnet. Lyndhurst nimmt Ruth's Buch, das von ihrem Sopha gefallen, auf, liest den Titel und hebt sofort ein Gespräch über den gelehrten Jeremias an, mit dessen Werken er so vertraut ist, wie mit den Geistesprodukten eines Dumas, eines Balsac oder Heine. Mr. Lyndhurst liest viel in den Mittagsstunden, die er der Ruhe widmet, oder in den nächtlichen, wenn er zuweilen das Experiment macht, bald nach Mitternacht sein Lager aufzusuchen. Ueber seinem Bett ist ein Brett angebracht, auf dem seine Lieblingsbücher stehen und ein Band von de Musset oder Spielhagen muß ihn in's Traumland führen, wo ein weniger vorsichtiger Mensch eine Dosis Opium zu Hülfe nehmen würde.

Mr. Lyndhurst schlürft seinen Thee mit einem Ausdruck stillen Behagens, das von einer Seele zeugt, die durch diese reine Umgebung erfrischt und erfreut ist. Mephisto, mit Gretchen und ihrer Mutter Thee trinkend, könnte nicht mehr aus seiner eigenen Sphäre sein, aber auch Mephisto könnte sich nicht mit mehr Takt in die Situation hineinfinden. Nach dem Thee begibt er sich an das Harmonium auf Edith's Bitte und spielt nach einander Beethoven's Symphonie in C-moll, die Pastorale und die Eroica. Seine Zuhörer können nicht genug von der prachtvollen Musik bekommen. Reich und voll strömen die herrlichen Melodien durch das Zimmer — bis in den Gang hinaus, wo der Squire sie vernimmt und staunend zur Thür hineinruft:

„Wen hast denn Du bei Dir, Ruth?" worauf die Bekanntschaft mit Mr. Lyndhurst erneuert wird.

„Ich dachte gleich, daß der kleine Organist nicht so viel Geräusch machen könne," sagt er freundlich; „also unsere Quellen wollen Sie versuchen? Ja, die thun den Londonern wunderbar gut. Was gebrauchen Sie, Salzquelle oder Schwefel?"

Diese Frage ist eine stereotype in Llandrysak. Mr. Lyndhurst sieht etwas verlegen aus.

„Mein Arzt rieth Schwefel," antwortet er mit einem lauernden Aufblitz in den dunklen Augen.

„Sie müssen natürlich hier bleiben und bei uns speisen — wie kamen Sie herüber?"

„Ich ritt."

„Und haben Ihr Pferd im Dorf gelassen? Warum brachten Sie es nicht hieher? Es wäre besser gepflegt worden."

„Ohne Zweifel. Der Dorfstall ist etwas primitiv, indessen sah ich, wie ihm Hafer gegeben wurde und verließ es ganz glücklich. Ich bleibe mit dem größten Vergnügen, wenn ich nicht störe."

„Stören! Wir leben so weit von aller Welt, daß der Besuch eines intelligenten Fremden ein wahrer Genuß für uns ist. Wie steht es mit dem Ministerium? Wird Gladstone seine Bill in der nächsten Session einbringen oder wird er nach seiner Niederlage den Rückzug antreten?"

Und Mr. Morcombe fängt eifrig zu politisiren an und entführt den Gast, um ihm die Gärten und die Meierei zu zeigen, doch muß Lyndhurst versprechen, nach dem Essen wieder hinauf zu kommen, um etwas von Mozart oder Mendelssohn zu spielen.

Er macht sich dem alten Herrn sehr angenehm während der Besichtigung der Außenräume, bewundert die Pferde, die Mr. Morcombe's besonderer Stolz sind, und spricht sich mit großem Scharfblick über die verschiedenen Eigenschaften jedes einzelnen aus. Kein Mensch versteht es besser, einen günstigen Eindruck zu machen, wenn er will, wie Hamilton Lyndhurst.

Mr. Petherick speist auch mit ihnen und nach Tisch gehen Alle in Ruth's Zimmer hinauf, um den Kaffee zu nehmen und Mr. Lyndhurst spielen zu hören.

Es ist ein hübsches Bild. — Das matt erleuchtete Zimmer, die beiden Frauen, von denen die eine die zarte, bleiche Kopie von der blühenden Schönheit der andern ist — oder vielmehr die eine eine Zeichnung, die andere ein Oelgemälde; die antiken Möbeln und Nippessachen, Alles harmonisch und malerisch arrangirt, und über dem Allem der unbeschreibliche Ausdruck trauter Häuslichkeit. Seit Jahren war Hamilton Lyndhurst nicht in einem wirklichen „Daheim", und als er um zehn Uhr Abschied nimmt und in der klaren Sommernacht nach Hause reitet, da ist ihm, als sei er im Paradies gewesen. Aber unglücklicherweise ist das rosige Licht eines irdischen Eden ein zu mildes Feuer für eine Seele, so verderbt wie die seine, und ruhig plant er Böses. — Die dunklen Berge, die auf ihn niederblicken, die fernen Welten, die ihm leuchten, all' die Mysterien im Universum um ihn und über ihm — sie reden keine andere Sprache für Hamilton Lyndhurst als für die kleine Feldmaus, deren scharfe Augen vorsichtig aus dem Loch unter jener Hecke dort hervorschauen. (Fortsetzung folgt.)

Nach dem Campo Santo.

(Bild S. 264 und 265.)

Wenn man aus der Mündung des Canal grande, der Hauptstraße Venedigs, in das Lagunenwasser hinaus kommt, entdeckt der über die große Wasserfläche schweifende Blick eine Anzahl Inseln, die aus dem schimmernden Element hervorragen; zwei dieser Inseln in der Ferne erscheinen besonders kahl und öde, und dieß sind die Campi Santi, die Kirchhöfe der seltsamen Stadt. Es sind kleine Stückchen Land, umgeben von einer hohen Mauer, welche nach Innen hallenartig konstruirt ist; jede schließt ein klösterliches Gebäude mit Kapelle ein, in welchen mit den Begräbnißgeschäften betraute Kapuziner wohnen. Das Begräbniß selbst ist eigenartig wie fast Alles in Venedig. Der Todte wird in einen einfachen Sarg gelegt, dieser in einen mit schwarzen Stoffen behangenen Kahn gestellt und eine große Sammetdecke, mit silbernem Kreuz darauf gestickt, über den Sarg gebreitet. Keiner der Angehörigen des Verstorbenen wohnt dem Begräbniß bei. Gegen Abend kommen Kapuziner und andere geistliche Funktionäre, besteigen den Kahn, Wachsfackeln werden angezündet, die Paramente hoch gehalten, dieser Leichenkahn an einem andern gewöhnlichen Schifferkahn mittelst eines Taues befestigt, die Schiffer setzen die Ruder ihres Kahnes ein und lautlos gleitet der Leichenkahn über die Wasser aus der geräuschvollen, farbenglänzenden Stadt fort, den fernen Eilanden zu. Es hat etwas Ergreifendes, Erschütterndes, solch' ein venetianisches Leichenbegängniß, gerade durch den Gegensatz des italienisch lauten Lebens zu diesem auffallend stillen Wegführen der Verstorbenen, fern von der Stadt, hin zu den abgelegenen, öden Eilanden. Unsere Illustration bringt dieß nach dem vortrefflichen Gemälde von Clara Montalba sehr eindrucksvoll zur Anschauung.



Der blinde Straßensänger. Zeichnung von D. Perea. (S. 271.)

Rheinfrauen Geisterbann

oder

Die Reise nach Köln.

Von

Hermann Jahn.

(Fortsetzung.)

3. Einkehr.

Der Abend senkte seine Schatten
Und frische Kühlung auf die Matten,
Als so die Wandersleut' selb' Vier
Kamen in das Dorfquartier.
Von Weitem schon entgegenwinkt
Ein blaues Schild, darinnen springt
Ein goldnes Einhorn munter vor.
Behaglich unterm breiten Thor
Der Wirth steht mit gespreizten Füßen,
Nickt kurz auf der Gesellen Grüßen
Und schiebet von dem einen Ohr
Sein Käppchen auf das andre vor.
Man geht ihn an um Unterkunft,
Nachdem man nach dem Brauch der Zunft
In wohlgedrehtem Handwerksstyl,
Weß' Weges, Herkunft und weß' Ziel,
Bescheiden hat genügen müssen
Des Wirthes Neugierd' und Gewissen.
Er heißt sie in die Stube gehn
Und bleibt in seiner Würde stehn.
Es juckt in allen seinen Zehen
Den Pharmazeuten, fast vergehen
Möcht' er vor innerer Lustigkeit,
Doch hält er an sich noch so weit,
Daß er nur gluckst als wie ein Huhn.
Die Bündel auf dem Tische ruhn,
Noch ist die Stub' von Gästen blank,
Sie setzen sich auf eine Bank,
Sind vorerst Alle mäuschenstill
Und warten, was da kommen will.
Nicht lange währt's, da geht die Thür
Und eine schmucke Maid tritt für,
Mustert mit Blicken die fremden Gesellen
Und thut sie hart auf Probe stellen,
Denn ihre Lippen wie Kirschen glänzen
Und blonde Locken das Haupt umkränzen,
Wie Veilchen ist der Augen Blau.
Der Bruder Doktor schreit fast Au!
So tritt das Jus ihm auf die Socken,
Ihm selbst will fast das Herzblut stocken.
Es wird ihm wunderbar zu eigen,
Als dieses holde Fragezeichen
Erkundigt sich nach dem Begehr.
Der Pseudo-Schneider eilt sich sehr,
Ihr sein Entzücken vorzutragen,
Wollt' eben gnäd'ges Fräulein sagen,
Da kriegt er einen Rippenstoß
In seine Seit', und lallet bloß.
Das kam vom Nachbar Pillenmann,
Der ganz bescheiden bittet dann,
Um einen Trunk und einen Bissen.

Die Jungfer guckt und möcht' schon wissen,
Was das für närrische Gesellen,
Und geht, den Imbiß zu bestellen.
Das Jus war höchlichst aufgebracht
Und es erfordert alle Macht,
Das propter ihm zu demonstriren
Und ihn auf rechtem Weg zu führen.
Kaum hatte man beruhigt ihn,
Als kurz darauf der Wirth erschien.
Nun galt es vorerst nicht zu spassen
Und richtig auf die Rede passen,
Da er nach aller Wirthe Weis'
Einlenkt auf's Personaliengleis.
Als Retterin in aller Noth
Erschien mit weißgebacknem Brod
Sein Töchterlein, und Schinkenseiten,
Das schien von gutem Vorbedeuten,
Man hat schon einen Stein im Brett,
Man aß zu Vieren um die Wett';
Und knurrte nur so dann und wann
Den Wirth auf seine Fragen an,
Und seift, im Glase biedern Wein,
Dem Biedermann die Antwort ein.
Als auf das Wanderbuch er kam,
Mußt' ihm der echte Handwerksmann
Das seine zeigen; unterdessen
That er die Andern ganz vergessen.
Nun konnt' man schon mit offnen Blicken
Die Augen durch die Wirthschaft schicken.
Der Rheinstrom fließt dicht vor der Thür,
Wie schön ist dieses Plätzchen hier!
Am Haus der Garten mit breiten Bäumen
Und Ruhesitzen! Ohne Säumen
Verfügt man sich dorthin und fest
Sitzt man, als wie der Fink im Nest.

4. Abend am Rhein.

Wie schön ist's hier: im stillen Frieden
Der Rittersporn und Nelken blühten,
Reseda duftet süßen Hauch,
Und an dem Oleanderstrauch,
Zum Staat gepflegt in einer Tonne,
Des Hausherrn stille Freud' und Wonne,
Wie Purpurrosen die Dolden prangen,
Die dichtgedrängt am Zweige hangen.
Der Laubfrosch im Versteck der Blätter
Verkündet quakend schönes Wetter,
Die Heimchen zirpen und mit Brummen
Vorüber dicke Hummeln summen.
Der Garten füllt sich allgemachs
Mit Gästen mannigfachen Schlags,
Der Dorfbewohner, derb und bieder,
Behäbig setzt er sich darnieder
Zum wohlverdienten Labetropfen,
Bemüht, das Pfeifchen sich zu stopfen.
Vom Badeorte, der nicht weit,
Kommen Welche in städt'schem Kleid,
Darunter manch' ein Weiblein war
Mit bausch'gen Röcken und hohem Haar.
Des Wirthes schmuckes Töchterlein,
Gar zierlich, schmuck und nett und fein,
Eilfertig und mit flinken Füßen,
Mit heiterem Blick und frohem Grüßen,
Bemühte sich mit rechtem Fleiß,
Bedachte Jeglichens Geheiß
Und trug geschäftig aus und ein
In hellen Gläsern gelben Wein,
Dran konnte man sich recht erlaben
Und seine stille Freude haben;
Nur Schade, daß der falsche Stand
Sie in gar enge Fesseln band,
Denn bald geleert die Gläser waren,
Doch Handwerksburschen müssen sparen,
Dürfen nicht, wie andre Leut',
Trinken und heischen zu jeder Zeit.
Jedoch, was thut's, nur nicht gedrängt,
Wer weiß, was noch am Faden hängt.

Dem Doktor, dem es sonderbar
Um's Herz und in der Seele war,
Summte so sachte vor sich hin,
Erging sich in stillen Phantasien,
Es kam, er wußte selbst nicht wie,
Ihm über die Lippen die Melodie.
Erst leise zwar und ganz verloren
Und achtsam nicht auf fremde Ohren,
Doch wächst und schwillt des Sanges Ton;
Am Nachbartische horcht man schon
Erstaunt auf diesen holden Klang,
Ein Meister war er im Gesang,
Es lag in seiner Stimme Gold,
Wenn er's zu heben nur gewollt.
Hell klinget durch die Mondesnacht
Sein Lied und hält mit Zaubermacht
Gefesselt aller Hörer Sinnen.
Er singt von Lieb' und Liebesminnen,
Von zarter Frauen süßer Gunst
Und von der Ritter blut'ger Kunst.
Bald klingt es leis und sinnbethört,
Bald scharf und schneidig wie ein Schwert,
Es greift und packt in alle Herzen
Und weckt schon halbvergess'ne Schmerzen,
Dann wieder jagt es durch das Blut,
Wie Feuerflammen Mannesmuth,
Von Herzensweh und Tugendlohn,
Vom greisen König auf goldnem Thron,
Und von der holden Königin,
Mit jungem Herz und jungem Sinn,
Zu deren Schöne, kühn genug,
Ein Page Lieb' im Busen trug,
Er singt von Maienrosenduft
Und von der Wellen kühler Gruft. — —

Am Himmel glänzt der Sterne Schaar,
Das Mondlicht flutet licht und klar
Und gleißend und rauschend zogen
Vorüber des Flusses Wogen.
Und Alles ruht in tiefem Schweigen,
Doch kaum gibt Einer nur das Zeichen,
Gleich klatschen Alle mit lauten Händen,
Ein Jeder sucht sein Lob zu spenden,
Gar Mancher möchte näher rücken
Dem Sänger und die Hand ihm drücken.
Am meisten aber hat von Allen
Dem Wirth das schöne Lied gefallen,
Er höret's nicht, ob Andre rufen,
Er springt hinab die Kellerstufen
Und pustend kommt er angerannt,
Der Flaschen beste in der Hand.
Den Burschen hüpft das Herz vor Freude
Ob dieser unverhofften Beute.
Der Wirth läßt sich es nicht verdrießen,
Er muntert auf, nur zu genießen,
Sie sollen sich nur nicht geniren
Und sich mit Redensarten zieren,
So Sänger kämen wenig her
Und in den Kellern gäb's noch mehr.
Das Vierblatt ist auf diese Weis'
Umringt bald von der Gäste Kreis;
Da gab's ein artig Wortespielen
Und viele heitre Reden fielen.
Der Küferbursche hat's am besten,
Goß tapfer hinter seine Westen
Und fühlt bei diesem Festtagsschmaus
Ganz urgemüthlich sich zu Haus.
Inzwischen wird noch manches Lied
Gesungen in der Rund'; es flieht
Rasch der Minuten eil'ges Heer
In's ungemess'ne Zeitenmeer.
Schon mancher Gast, der eben noch
Dem heitern Frohsinn bracht' ein Hoch,
Schaut plötzlich nach dem Chronometer,
Herr Gott, es war geworden später
Als er geglaubt, nun schnell gemacht
Und ohne Zaudern! Gute Nacht,
Was wird daheim die Hausfrau sagen,
Herr Kaudel denkt's mit stillen Klagen,
Ja, ja, so ist der Frauen Art!
Der große Kreis bald lichter ward,
Wie heimlich Einer nach dem Andern
Bedenklich eilt, nach Haus zu wandern.
Nur Der und Jener hält noch Stand
Und hilft mit bald geübter Hand
Den Vieren hier die Zeit vertreiben
Beim kräft'gen Salamanderreiben.
Mit selbstbewußten Gönnermienen
Der brave Wirth sitzt unter ihnen,
Ueber Bauches Rund die Hände gefaltet,
Manch' wichtig Wort er zwischen schaltet.
Gefangen ist er ganz im Wahn,
Den sie ihm hatten angethan,
Nur manchmal will es ihm bedünken,
Als ob sie weidlich könnten trinken;
Jedoch, was thut's! Dem reichen Mann
Kommt es auf eine Flasch' nicht an.
Gar gerne hörte er erzählen,
Und daran ließ man es nicht fehlen,
Der Gegend reicher Sagenschatz
Nimmt ganz am muntern Tische Platz.
Man schwatzt von alten Hungersplagen,
Von Hatto's goldner Mäuse Jagen;
Von reichen Jahren, die begegnet
Seither dem Weinland gottgesegnet.
Wie gegentheils in dunkler Tiefe
Der finstre Herrscher Unheil schüfe;
Wie über Caub vernichtend hänge
Der schwanke Berg und vorwärts dränge;
Und wie gar arge Wassernöthen
Verderben oftmals auch entböten,
Wie manchmal werd' vom Fels gerissen
Das Humusland von Regengüssen,
Dann heißt es: mühen sich und plagen,
Mit Körben es hinaufzutragen.
Die edle Rebe wird gestützt,
Mit Flechtwerk auch ihr Fuß geschützt,
Und wie erkämpft so hohen Preis
Im sauren Tagwerk Winzers Fleiß!
Doch an des Sonnengottes Segen
Wär' einzig es halt doch gelegen,
Der auch durch seiner Strahlen Kraft
Der Traube schwüle Dünste schafft.

Man plaudert Dieß und Mancherlei,
Vom Felsen, wo die Lorelei
Die Schiffer in's Verderben lockt,
Daß mitten auf dem Fluß sein Kahn
Versinkt, wenn sie's ihm angethan.

Dazwischen schnaubend ab und zu
Ein Dampfschiff unterbricht die Ruh',
Die Pfeife schrillt, die Räder rasseln
Und klirrend seine Ketten prasseln,
Nicht lang noch ist's, wo mit Gefahren
Die Schiffe hier nur konnten fahren.
Man preiset der Regierung Macht,
Die noch auf Bess'rung stets bedacht,
Die Felsen aus dem Bette sprengt,
In sichre Bahn die Strömung lenkt.
Man spricht von Krieges böser Zeit
Und wie die Burgen weit und breit
Zerstört von wilder Franken Horden.

(Fortsetzung folgt.)

Der blinde Straßensänger.

(Bild S. 269.)

Es scheint fast, als ob mit der heißern, glänzenden Sonne des Südens die Blinden zunehmen. Kommt man von Deutschland nach Südfrankreich, so fällt dem Reisenden die große Zahl der Blinden auf; in Italien steigt die Zunahme der Blinden bis Sizilien stetig, und Afrika, Kairo erschreckt uns durch seine Legion des Augenlichtes Beraubter. Der Grund hievon liegt wohl ebenso sehr an der nachlässigen Kinderwartung, wie an dem starken Sonnenlicht und der großen Trockenheit der Luft. Die Blinden spielen daher im Süden eine große Rolle. Der Cecco ist ein Wort, das man in Italien jeden Tag vielmals hört, ebenso der Ciego in Spanien. Die Hälfte sämmtlicher spanischer Bettler z. B. sind Blinde. In Madrid stehen sie an allen Straßenecken oft drei, vier neben einander, mit ihrem Messingschilde vor der Brust, worauf das Wort „Blind" eingeschnitten ist; sie wandern in den Gassen umher, geführt von einem Buben oder Mädchen, sie lungern vor den Kirchenthüren, Theatern, Cafés und Restaurationen. Man kann sich kaum retten dort vor blinden Bettlern. Nicht selten sieht man unter ihnen sehr originelle Gestalten, welche den nationalen Typus außerordentlich rein und scharf zur Anschauung bringen. Besonders ist dieß auf dem Lande, in kleinen Städten, wo die Bevölkerung durch Zuwanderung noch unvermischter sich erhalten hat, der Fall.

Unsere Illustration zeigt einen solchen katalonischen blinden Bettler hier in der Form eines Musikanten, der die Guitarre spielt, während sein Töchterchen dazu singt. Das Lied ist jedenfalls ein heiteres, lebenslustiges; die Augen des Mädchens glänzen und glühen trotz der Armuth von Jugendlust, und die Rose in ihrem Haare gibt ihr etwas Fröhliches, Munteres. Die Natur um sie strahlt in Licht und Farben, sie duftet und glüht, und hiezu die Gestalt des blinden Mannes, aus dessen südlich ausdrucksvollem Gesicht das Unglück und Elend des Daseins mit erschütternder Deutlichkeit spricht. — Wir haben hier ein Bild, das eine häufig anzutreffende Situation spanischen Volkslebens wahr und künstlerisch vortrefflich wiedergibt.

Ein Mord im Walde von Haina.

Nach einer wahren Begebenheit

erzählt von

Theodor Griesinger.

(Nachdruck verboten.)

I.

Im Walde erschlagen.

Am 3. Mai des Jahres 1815 traten drei Bürger von Spangenberg Morgens schon vor Tagesanbruch den Weg nach Kassel an. Das Städtchen Spangenberg liegt auf der sogenannten hessischen Hochebene, zwischen den Flüssen Fulda und Werra, und unmittelbar an dasselbe stoßen dichte Waldungen, Ausläufer des hohen Meißner. Die drei Bürger waren Brüder und trieben gemeinsam einen Geflügelhandel. Ihren Hauptabsatz aber hatten sie in Kassel, der Residenzstadt des damaligen Kurfürstenthums Hessen, und deßwegen wollten sie auch heute dorthin, um ihre lebendige Waare, die sie in Weidenkörben auf dem Rücken trugen, an ihre Kunden abzuliefern. Eine Stunde etwa mochten sie gegangen sein, da betraten sie unweit vom Dörfchen Haina den dunklen Wald, der sich links bis zur Stadt Melsungen im Fuldathale, rechts weit über Waldkappel hinaus bis an den Meißner erstreckt. Sie dachten an nichts Arges, denn seit der Wiederherstellung der angestammten Regierung in Folge des ersten pariser Friedens, herrschte überall im Lande Kurhessen die größte Sicherheit und seit Monaten hatte man nichts von Raubanfällen gehört. Eben deßhalb schlugen sie auch jetzt einen nähern Fußweg ein, um eine weite Biegung der nach Melsungen führenden Straße abzuschneiden, und dieser Fußweg war so schmal, daß sie sich genöthigt sahen, Einer nach dem Andern zu gehen.

„Was ist das?" sagte plötzlich der Vorderste und blieb wie angewurzelt stehen.

Der Fußweg führte mitten durch den dichtesten Wald, aber an einzelnen Punkten wichen die höheren und mächtigeren Bäume etwas zurück, und es war da der Pfad mit niederem Strauchwerk und Gebüsch eingefaßt.

„Was hast Du?" fragten die zwei Brüder, die hinter ihm gingen, und beschleunigten ihre Schritte, um ihm zur Seite zu kommen.

„Da seht hin," fuhr der Erste fort. „Das Gesträuch ist vollständig niedergetreten und auf dem vom gestrigen Regen noch aufgeweichten Boden finden sich eine Menge von Fußspuren, die ganz wirr durch einander laufen."

„Wahr und wahrhaftig!" rief der Zweite. „Und da ist eine kleine Blutlache und dort eine größere. Ja selbst an dem niedergetretenen Gesträuch klebt Blut und . . . und . . . Nun es kann gar nicht anders sein, als daß hier eine furchtbare Rauferei stattgefunden hat."

„Jesus, Jesus," schrie jetzt der Dritte, welcher das schärfste Auge hatte; „dort liegt Einer und wie es scheint mausetodt!"

„Wo, wo?" riefen die beiden Anderen. „In dem Gesträuch liegt Niemand."

„Nein," keuchte der Dritte, „nicht da, sondern rechts drüben in dem Dickicht, nahe der großen Doppelbuche. Ich sehe deutlich die Füße und den Kopf."

Die beiden Anderen folgten mit den Blicken der Richtung, welche ihnen der Bruder angab, und jetzt sahen auch sie ganz deutlich, daß ein menschlicher Körper in dem Dickicht lag, obwohl nur der oberste und unterste Theil dieses Körpers sichtbar war.

„Man hat ihn dort hineingeschleift," sagte jetzt der Erste, nachdem er sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, „denn die Spuren des Schleifens sind noch ganz deutlich sichtbar. Aber kommt, wir wollen näher treten, denn vielleicht ist er bloß betäubt und kann noch zum Leben zurückgerufen werden."

So sprechend ging er ein paar Schritte nach rechts, um eine kleine Lichtung zu gewinnen, welche unmittelbar auf das Dickicht führte, und die zwei Anderen folgten ihm auf dem Fuße. In kaum einer Minute standen sie vor dem Dickicht, und nun hatten sie einen genauen Einblick in dasselbe. Allein welch' ein grausiges Schauspiel bot sich ihnen dar! Ein männlicher Körper lag dort auf dem Boden, dem Anschein nach ein kräftiger und jugendlicher; aber ein Arm dieses Körpers hing wie halb losgetrennt herab und die Kleider waren förmlich in Blut getaucht. Vollends aber erst das Gesicht! Ueber den Vorderkopf herüber klafften mehrere schwere Wunden, welche tief in das Gehirn eindrangen, und Nase, Augen, Backenknochen, Mund und Kinn bildeten eine einzige verschwommene Masse, so daß man die Gesichtszüge gar nicht mehr erkennen konnte.

Wie erstarrt standen die drei Männer, und längere Zeit war keiner von ihnen im Stande, auch nur ein Wort hervorzubringen.

„Laßt Alles unberührt," sagte endlich der Aelteste leise; „das Gesträuch, das Dickicht und die Leiche. Wir glaubten, es habe hier eine Rauferei stattgefunden; aber dem ist nicht so, sondern es liegt ein Mord vor."

„Ein Mord!" stöhnten die beiden Anderen. „In unserer ehrlichen Heimat ein Mord!"

„Nicht anders," wiederholte der Aelteste, „und die Mörder schleppten den Ermordeten in's Dickicht, in der Hoffnung, daß man da den Leichnam so bald nicht finden werde."

„Aber was nun thun?" fragte Einer den Andern.

„Was thun?" erwiederte der Aelteste. „Wir müssen sogleich nach Spangenberg zurück und beim Amte Anzeige machen."

Stillschweigend nickten ihm die beiden Jüngeren zu und eilends traten sie den Rückweg an. Schon nach einer halben Stunde hatten sie Spangenberg wieder erreicht und sofort begaben sie sich zum Ortsvorstand, um ihm ihre grausige Mär zu erzählen. Sie mußten sie ihm aber zweimal wiederholen, bis er sie endlich faßte, denn es däuchte ihm ganz unglaublich, daß in der nächsten Nähe von Spangenberg ein Mord begangen worden sein könnte.

„Ich muß euch Glauben schenken," sagte er endlich, „denn ich kenne euch ja schon seit vielen Jahren als brave, ehrliche Geschäftsleute, auf deren Wort man sich verlassen kann. Aber nun kommt mit mir auf's Amthaus, denn alles Weitere, was angeordnet werden muß, ist Sache des Justizamtmanns."

Damals, im Jahr 1815, waren in Kurhessen, mit alleiniger Ausnahme der Hauptstadt Kassel, wo die Behörden mit Geschäften überhäuft waren, die Justiz, die Polizei und die Verwaltung noch nicht getrennt, sondern diese drei Funktionen versah in jedem Bezirk ein einziger Beamter, welcher den Titel eines Justizamtmanns führte. Auch in Spangenberg saß ein solcher Justizamtmann, mit Namen Karl Friedrich Koch, ein verhältnißmäßig noch junger Mann, welchem man nachrühmte, daß er sein Amt verstehe. Nicht minder aber wollte man von ihm wissen, daß er mit großem Ehrgeiz eine fast übermäßige Strenge verbinde und namentlich mit großer Halsstarrigkeit an einer Ansicht festhalte, wenn er sich eine solche einmal gebildet habe.

Der Justizamtmann lag noch zu Bette, als der Ortsvorsteher von Spangenberg mit den drei Geflügelhändlern das Amthaus betrat, denn es hatte eben erst Sechs geschlagen. Allein er war im Augenblick munter und nahm die Erzählung der drei Brüder entgegen.

„Entsetzlich, unerhört!" murmelte er, als der Aelteste derselben mit seinem Berichte zu Ende gekommen war. „Aber," fuhr er dann fort, „haben Sie sich hinlänglich davon überzeugt, daß der Erschlagene wirklich todt war?"

„Ja," versetzte der Aelteste der Geflügelhändler, „denn in Einem, welchem der Hirnkasten total eingeschlagen ist, kann unmöglich mehr Leben sein."

„So müssen wir uns beeilen, den Thatbestand aufzunehmen," nickte der Justizamtmann und stützte einen Augenblick lang den Kopf auf die Hand, um nachzudenken. „Die große Doppelbuche, in deren nächster Nähe der Mord begangen wurde," sprach er sofort zum Ortsvorsteher gewandt, „liegt, so viel ich weiß, nicht mehr auf spangenberger Markung?"

„Nein," entgegnete dieser, „sie liegt im Walde von Haina."

„Dann," meinte der Justizamtmann, „müssen wir dem Schultheißen von Haina durch den Amtsboten zu wissen thun, daß er den Platz, wo der Leichnam liegt, durch eine Anzahl Bürger bewachen läßt, bis die Legalinspektion vorüber ist."

„Diesen Befehl," erklärte der Ortsvorsteher, „werde ich dem Schultheißen von Haina selbst überbringen, wenn es Ihnen recht ist, und dann mit ihm die Wache übernehmen."

„Mir doppelt angenehm," sagte der Justizamtmann und reichte dem abgehenden Ortsvorsteher die Hand. „Engelhard," wandte er sich darauf an seinen Amtsdiener, „eilen Sie sogleich zum Amtsphysikus, und dann von diesem zum Amtschirurgen, damit Beide parat sind, wenn ich sie nachher abhole. Auch bestellen Sie zwei Extrapostchaisen und sagen Sie den beiden Landreitern, daß sie uns zu begleiten haben. Ihr Drei endlich," sagte er zu den Geflügelhändlern, „mögt jetzt für einen Augenblick nach Hause gehen und eure Körbe dort abstellen. In zehn Minuten aber müßt ihr wieder da sein, denn ihr sollt mit hinaus an den Ort der That."

Man sieht, der Justizamtmann Koch ging äußerst energisch zu Werk und schon eine Stunde später fuhren die beiden bestellten Extrapostchaisen zum Thore Spangenbergs hinaus. In der ersten saß der Amtsphysikus mit dem Amtschirurgus, sowie der Justizamtmann mit dem Aktuar; in der zweiten aber folgten die drei Geflügelhändler mit einem der beiden Landreiter, während der Andere auf dem Bocke Platz genommen hatte.

Nach abermals einer halben Stunde hatte man die Stelle erreicht, wo der Fußweg von dem Landsträßchen abzweigte, und hier mußte Alles aussteigen. Nach wenigen Minuten aber schon hielt man vor dem Dickicht, in welchem der Leichnam lag, und der Anblick machte selbst auf die beiden Aerzte einen furchtbaren Eindruck.

„So zugerichtet habe ich noch keinen Leichnam gesehen," sagte endlich der Amtsphysikus.

„Es müssen Kannibalen gewesen sein, die den Mann erschlugen," setzte der Amtschirurg hinzu.

„Haben Sie," fragte der Justizamtmann die beiden Schultheißen von Spangenberg und Haina, welche mit einigen Bürgern von Haina die Wache gehalten hatten, „irgend etwas Verdächtiges bemerkt?"

„Nicht das Geringste," war die Antwort. „Kein Mensch ging vorbei, oder ließ sich auch nur von Ferne blicken. Ebenso wenig regte sich etwas im Walde."

„Und der Leichnam liegt noch gerade so, wie Sie ihn heute früh gefunden haben?" wandte sich der Justizamtmann an die drei Geflügelhändler.

„Gänzlich unverändert und unverrückt," erwiederten diese.

„Sollen wir den Todten aus dem Dickicht herausziehen?" fragten die beiden Landreiter.

„Nein, noch nicht," entgegnete der Justizamtmann; „wir müssen zuerst nach Anzeichen suchen, welche uns auf die Spur der Thäter bringen könnten. Hier sind Abdrücke von Füßen."

„Ich habe sie schon untersucht," sagte der Amtschirurg, „und gefunden, daß wenigstens drei, möglicherweise aber auch vier oder fünf verschiedene Persönlichkeiten in den Kampf verwickelt waren."

„Hier ist ein eichener Knüttel, über und über mit Blut bedeckt!" rief einer der Landbereiter.

„Und hier ein zweiter!" schrie der andere Landreiter.

„Und hier ein schwerer Stein, ebenfalls über und über mit Blut bedeckt," setzte der Schultheiß von Haina hinzu.

Es war offenbar; mit diesen drei Werkzeugen war der scheußliche Mord vollbracht worden; aber der Stein sah ganz so aus, wie viele andere, die herumlagen, und die beiden Knüttel waren eichene Prügel, wie man sie zu Hunderten im Wald abschneiden konnte.

„Wir müssen nach besseren Kennzeichen suchen," erklärte der Justizamtmann; „nach ausgerissenen Haarbüscheln, nach Stücken von Tuch von den Kleidern der Mörder, die sie im Kampfe verloren haben können, nach entfallenen Geldbörsen, nach Taschentüchern oder sonst etwas Aehnlichem."

Man durchsuchte den Platz ganz genau, aber auch nicht das Geringste fand sich.

So zog man denn endlich den Leichnam aus dem Dickicht und die beiden Aerzte erklärten sofort nach seiner nähern Besichtigung, daß der Mord höchst wahrscheinlich erst vor sechs oder acht Stunden, in keinem Fall aber vor länger als zwölf Stunden vollbracht worden sei.

„Sie werden den Leichnam seciren wollen?" fragte jetzt der Justizamtmann.

„Es ist gesetzliche Vorschrift," erwiederte der Amtsphysikus.

„Gut," sagte der Justizamtmann, „so schaffen wir den Todten nach Haina, weil der Mord auf hainaer Markung vollbracht wurde, und verschieben jede weitere Untersuchung seiner Person bis dahin."

Nun schnitt man schnell Zweige von den Bäumen ab und fertigte daraus eine Art von Tragbahre. Auf diese legte man den Leichnam, und die Bürger von Haina, welche als Wache gedient hatten, schickten sich mit den Landreitern an, denselben nach dem nahen Haina zu tragen.

„Halt!" rief jetzt der Stadtschultheiß von Spangenberg. „Es fehlt ja die Kopfbedeckung des Todten!"

„Sie haben Recht," versetzte der Justizamtmann, „und ich danke Ihnen, daß Sie mich hierauf aufmerksam machten."

Man durchsuchte den Platz abermals ganz genau und dehnte diese Durchsuchung auf eine ziemliche Runde aus; aber nirgends fand sich ein Hut oder eine Kappe oder etwas, was deren Stelle hätte vertreten können.

„Sonderbar, höchst sonderbar!" meinte der Justizamtmann. „Alle übrigen Kleidungsstücke ließ man dem Todten und nur den Hut oder die Kappe nahmen die Mörder mit!"

Nunmehr nahmen die Träger den Leichnam auf und langsam bewegte sich der Zug nach dem Dörfchen Haina. Die zwei Chaisen aber fuhren leer hinterdrein. In Haina angekommen, brachte man den Leichnam in die Pfarrscheune, weil es sonst keine passende größere Räumlichkeit gab, und aus der Schule ward ein langer Tisch herbeigebracht, auf welchen man den Todten legte. Dann entkleidete man denselben und die sämmtlichen Kleider nahm der Justizamtmann zur Hand.

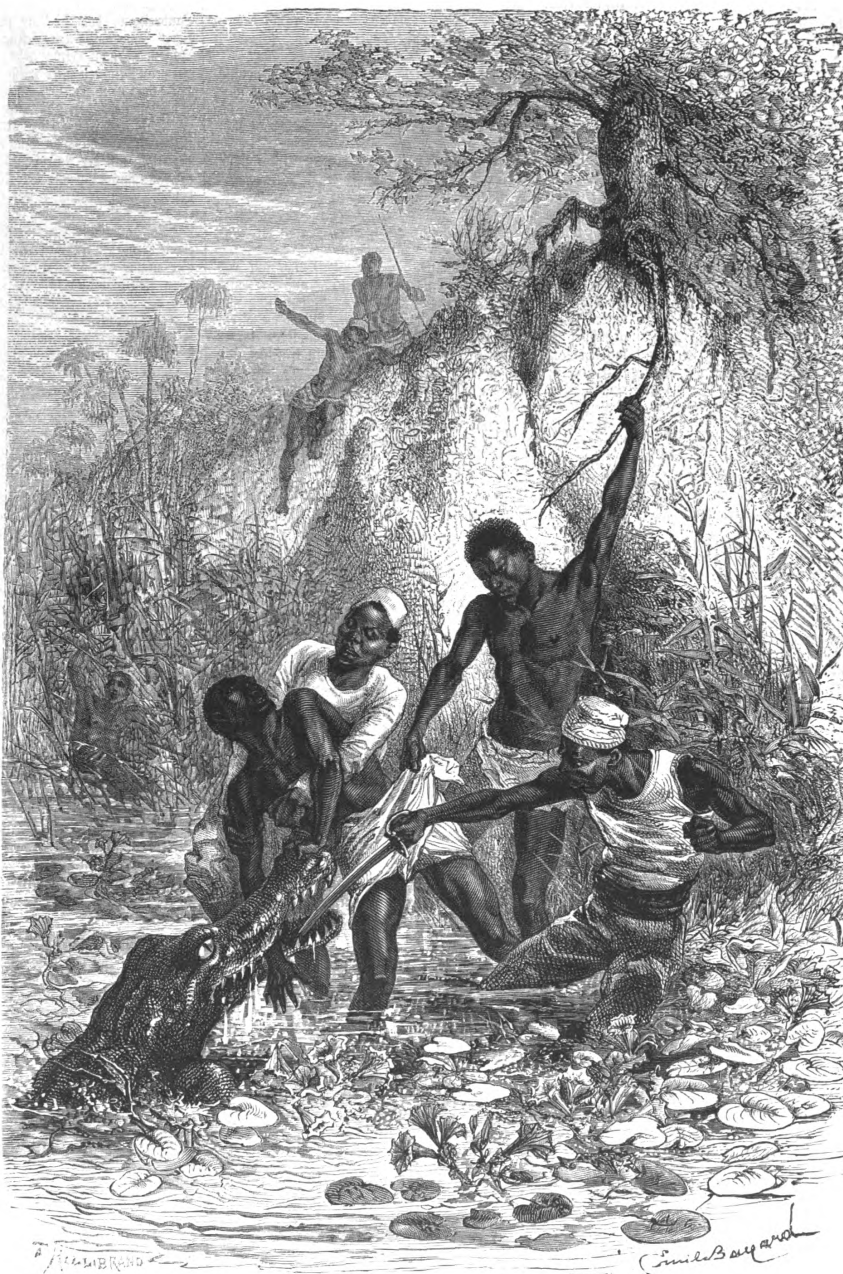
Die Besichtigung des Leichnams und die darauf folgende Sektion ergab Folgendes. Der Ermordete hatte das Ansehen eines wohlgebildeten, kräftigen Mannes zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahren. Die Farbe der Kopfhaare war schwarz. Die weißen, feinen Hände zeugten dafür, daß sie zu keiner schweren Arbeit gebraucht worden waren, und daraus konnte man schließen, daß der Ermordete dem Kaufmanns- oder Beamtenstand angehörte. Besondere Kennzeichen fanden sich an dem Körper keine. Die Physiognomie konnte nicht beschrieben werden, weil der Vorderkopf durch furchtbare Schläge förmlich zertrümmert war. Am zweiten Finger der linken Hand stak ein kleiner, runder Ring; diesen aber hatte ein furchtbarer Hieb, der auf ihn gefallen und durch welchen die Hand vom Arm fast losgelöst wurde, ganz zusammengequetscht, so daß man ihn unmöglich vom Finger streifen konnte. Man schnitt ihn sofort heraus und siehe da, es zeigten sich innen einige Buchstaben. Sie ließen sich jedoch trotz aller Mühe, die man sich gab, nicht mehr entziffern, denn gerade hier war der Ring durch den Schlag ganz außer seiner Form gekommen.

Die Sektion ergab also, außer der Gewißheit, daß der Tod des Ermordeten in Folge der Zerschmetterung der Hirnschale nothwendig habe eintreten müssen, lediglich gar Nichts, woraus man auf die Person desselben hätte einen Schluß ziehen können, und ebensowenig konnte von den vielen Neugierigen, die aus Haina, Spangenberg und anderen nahe gelegenen Orten herbeigeströmt waren, irgend etwas in Erfahrung gebracht werden.

Nach der Sektion schritt man zur Untersuchung der Kleider; insbesondere des Taschentuchs und des Hemdes. Sie waren beide von feiner Leinwand, aber ein Namenszug fand sich nicht vor. Ebenso wenig Aufklärung brachte die Besichtigung der Beinkleider und des Rockes und nur das stand fest, daß der Ermordete den geringeren Ständen nicht angehört haben konnte, weil er sich sonst nicht so fein getragen haben würde. Endlich nahm man auch noch die Weste vor, und in einer der Taschen dieses Kleidungsstückes fand sich Silbergeld, und dieses Geld, das sich freilich nur auf einige wenige Gulden belief, bestand zum Theil wenigstens aus hamburger Münze, die in Süddeutschland sehr selten war. Nun forschte man noch näher und richtig entdeckte man in der innern Seite der Weste noch eine weitere Tasche, und in dieser Tasche ein in weißes Papier gewickeltes Päckchen, welches zehn dänische Christiansd'or und fünfzehn hamburger Dukaten enthielt.

Dieser Fund brachte im Anfang eine große Aufregung hervor, allein was ergab derselbe bei ruhiger Erwägung? Höchstens das, daß möglicherweise kein Raubmord, sondern ein Mord aus Rache oder sonst einem Grunde vorliege, und sodann das, daß der Ermordete entweder in Person in Hamburg gewesen sei oder von dort Geld zugeschickt bekommen habe. Das war aber auch Alles und man stand also noch immer vor einem Räthsel.

Um so eifriger nahm sich der Justizamtmann vor, dasselbe zu lösen, und noch am Abend ging er an's Werk. Er schrieb sofort an den hamburger Senat, ob kein junger Bürger von dort vermißt werde. Er verfaßte einen weitläufigen Bericht über das ganze erschütternde Vorkommniß und schickte diesen Bericht an die kurfürstliche Regierung nach Kassel. Er ließ den Thatbestand nebst dem Signalement des Ermordeten, soweit dieses hatte ermittelt werden können, in Plakatform drucken, und diese Plakate wurden auf seine Anordnung in allen Dörfern und Städten der nächsten Umgebung an die Rathhausthüre geheftet. Er rückte eine lange Anzeige in die kasseler Regierungszeitung und in das spangenberger Wochenblatt ein und forderte darin Jedermann auf's Dringendste auf, ihm Alles zu melden, was irgend zur Entdeckung der Mörder und der Person des Ermordeten führen könnte. Er schärfte seinen Landreitern ein, überall nachzuforschen, ob man keine verdächtigen Strolche und Vagabunden gesehen habe, und fuhr in Person zu allen Justizamtleuten der Nachbarschaft, damit sie ihre Landreiter in gleicher Weise unterwiesen. Kurz er that Alles, was in jener Zeit, wo es noch keine Telegraphen gab, nur irgend geschehen konnte, um den Schleier des schrecklichen Geheimnisses zu lösen, denn er hielt dafür, daß seine Ehre darunter leide, wenn ihm dieß nicht gelinge. Allein was war das Resultat? Die kasseler Regierung belobte ihn für seinen Diensteifer und der hamburger Senat schrieb ihm, daß kein dortiger Bürger vermißt werde. Eine Nachricht aber, welche auf die Spur des Ermordeten und seine Mörder hätte führen können, lief nicht ein und das furchtbare Räthsel wollte sich, wie es schien, nicht lösen.



Bilder aus Innerafrika. **Ein Krokodil überfällt einen Matrosen.** (S. 275.)

II.

Des Mordes verdächtig.

Vierzehn Tage waren vergangen, ohne daß sich das Geringste an der Sachlage verändert hätte, und bereits fing die Aufregung, welche anfänglich des Mordes wegen geherrscht, selbst in Spangenberg an, sich zu legen. Da betrat am 18. Mai ein Bürger von Haina den Laden eines Hutmachers in Melsungen, welches Städtchen nur drei Stunden von Haina und Spangenberg entfernt liegt, und brachte ihm einen grauen Hut zum Schwarzfärben. Der Hutmacher kannte den Mann, denn derselbe hatte ihm früher manchmal Katzen- und Hasenfelle zum Verkaufe gebracht. Er hieß Jakob Gräbe und war notorisch arm.

„Warum wollt Ihr den Hut färben lassen?" fragte der Hutmacher.

„Weil ich die graue Farbe nicht liebe," erwiederte Jakob Gräbe.

„Warum habt Ihr ihn dann gekauft?" fragte der Hutmacher weiter.

„Ich habe ihn nicht gekauft," erklärte Jakob Gräbe, „sondern geschenkt bekommen. Wann kann ich ihn wieder holen?"

„In acht Tagen," versetzte der Hutmacher.

Damit ging Jakob Gräbe; der Hutmacher aber besah sich den Hut nunmehr etwas näher. Derselbe war sehr fein und beinahe neu. „Einen solchen Hut schenkt Niemand weg," dachte der Hutmacher und visitirte weiter und weiter. Nunmehr fand er auf dem Deckel eine Einbiegung, die wieder gerade gedrückt worden war, und diese Einbiegung schien von einem Schlag mit einem Stock herzurühren. „Dem Herrn, der den Hut trug, hat man eins über den Kopf gegeben," sagte jetzt der Hutmacher für sich hin und sein Blick wurde immer bedenklicher. Endlich, bei noch näherer Besichtigung, zeigten sich im Futter Blutspuren! Freilich nur ganz leichte und wenige, aber sie mußten viel größer gewesen sein, denn man sah, daß sie mit Wasser ausgewaschen worden waren. „Blut, Blut!" rief der Hutmacher; „wie kam das Blut in das Innere des Hutes hinein? Man muß seinem frühern Eigenthümer durch den Schlag über den Kopf eine schwere Wunde beigebracht haben, so daß das Blut hoch aufspritzte. Anders kann's gar nicht sein." Plötzlich fiel dem Hutmacher das Plakat des Justizamtmanns von Spangenberg ein, das auch am Rathhaus von Melsungen angeschlagen gewesen war, denn in diesem Plakate hatte gestanden, daß bei dem im Walde von Haina Ermordeten

keine Kopfbedeckung gefunden worden sei. „Das ist der vermißte Hut," schrie er und wußte nun nichts Eiligeres zu thun, als denselben auf's Amthaus zu tragen. Aeußerst erstaunt nahm der Justizamtmann von Melsungen die Aussage des Hutmachers entgegen, allein nach einigem Nachdenken kam er ganz auf dieselbe Schlußfolgerung, welche dieser gezogen hatte.

„Ich stimme Ihnen bei," sagte er. „Es wird der Hut des Ermordeten sein, und deßwegen werde ich dieses corpus delicti jetzt gleich durch einen meiner Landreiter an meinen Kollegen nach Spangenberg senden. Natürlich aber," setzte er dann noch hinzu, „müssen Sie bereit sein, wenn der Jakob Gräbe leugnet, Ihre Aussage, die denselben so schwer belastet, zu beschwören."

Noch am selben Tag gegen Mittag erhielt der Justizamtmann Koch in Spangenberg durch einen expressen Landreiter den Hut nebst dem über die Aussagen des Hutmachers aufgenommenen Protokoll.

Justizamtmann Koch, dem es mehr als peinlich gewesen, daß es ihm bis jetzt nicht gelungen war, auch nur die geringste Spur, die zur Enthüllung des Verbrechens führen konnte, aufzufinden, wurde durch diese ihm von Melsungen aus gewordene Mittheilung freudig überrascht und war auch sofort darüber mit sich im Reinen, welche Maßregeln er zu ergreifen habe. Er nahm sich kaum Zeit zum Mittagessen, und ebenso schnell mußten der Aktuar und die beiden Landreiter damit fertig werden. Dann eilte er hinaus nach dem Dörfchen Haina, begleitet von den Dreien, und in Haina begab er sich direkt auf's Rathhaus, in welchem der Schultheiß seine Wohnung hatte.

„Sie haben hier," sagte er zu demselben, der nicht wenig erstaunt war, das ganze Gericht bei sich erscheinen zu sehen, „einen Ortsbürger mit Namen Jakob Gräbe?"

„Ja, Herr Justizamtmann," war die Antwort.

„Gut," fuhr der Amtmann fort, „so begleiten Sie mich nach dessen Wohnung, und dann muß ich Ihr Amtszimmer in Beschlag nehmen, um das erste Verhör mit demselben anzustellen."

Der Ortsvorsteher hatte eine Frage auf der Zunge, unterdrückte aber dieselbe und holte seinen Hut, um den Amtmann zu begleiten.

Das Dörfchen Haina war damals noch sehr klein. Um aber die Wohnung des Jakob Gräbe zu erreichen, mußte man dessen ganze Länge durchmessen, und da um diese Tageszeit die meisten Bewohner zu Hause waren, so zeigten sich an allen Fenstern Neugierige. Nach hundert Schritten übrigens hatte man das letzte Häuschen erreicht und gerade dieses, fast hart an den Wald grenzende Anwesen gehörte dem Jakob Gräbe. Es sah sehr ärmlich aus, dieses Häuschen, und an Räumlichkeiten konnte es höchstens eine Stube nebst einigen wenigen Kammern enthalten. Ebenso ärmlich und klein war auch die angebaute Scheune. Der Justizamtmann merkte sich Alles ganz genau und ging dann auf die Hausthüre zu. Er fand sie aber verschlossen und auf sein Klopfen regte sich nichts.

„Es ist, wie ich mir's dachte," sagte nun der Beamte. „Der Jakob Gräbe war heute Morgen in Melsungen und wird noch nicht zurückgekehrt sein. Pfetzing und Schember," befahl er darauf den beiden Landreitern, „Sie stellen sich im nahen Walde hinter Bäumen auf und beobachten genau die Hausthüre hier. Sobald dann der Gräbe zurückgekehrt ist, postirt sich der Eine vor die Hausthür und hindert ihn, wenn nöthig selbst mit Gewalt, die Wohnung wieder zu verlassen; der Andere aber eilt auf's Rathhaus, um mir die Nachricht zu überbringen."

Nachdem er dieß so angeordnet, kehrte er mit dem Schultheiß auf's Rathhaus zurück, um nun zunächst die genaueste Nachfrage nach den Verhältnissen des Jakob Gräbe zu halten. Auch wurden außer dem Ortsvorsteher noch einige andere hainaer Bürger zu diesen Nachforschungen beigezogen, und was sich nun herausstellte, war Folgendes: Jakob Gräbe stand im Alter von fünfzig Jahren. Früher verheirathet, war er nach dem Tode seines Weibes unverehelicht geblieben und versah seine kleine Haushaltung ganz allein, ohne weibliche Beihülfe. Das kleine, elende Häuschen gehörte ihm eigen und außerdem besaß er noch einige wenige Grundstücke, die er selbst bepflanzte. Aber diese Grundstücke waren sehr geringwerthig und konnten ihm unmöglich den nöthigen Unterhalt verschaffen. Freilich verstand er sich auch noch auf das Maurerhandwerk, aber er trieb dasselbe nur so nebenbei, gleichsam nur aushülfsweise als Flickmaurer, und damit verdiente er natürlich blutwenig. Man hielt ihn also allgemein für arbeitsscheu und darin lag der Grund, daß man mit seiner notorisch tiefen Armuth durchaus kein Mitleid hatte. Im Gegentheil ging man ihm so viel als möglich aus dem Wege, und selbst die wenigen entfernten Verwandten, die er hatte, wollten nichts von ihm wissen. Er aber setzte der ziemlich allgemeinen Mißachtung, in der er stand, trotzige Isolirtheit entgegen und hielt sich so fern von den meisten übrigen Hainaern, daß er fast für einen Einsiedler gelten konnte.

„Der Mann ist also verrufen?" fragte der Justizamtmann, nachdem er alle diese Notizen gesammelt und durch den Aktuar hatte protokolliren lassen.

„Wenigstens," erwiederte der Ortsvorsteher von Haina, „steht er nicht im besten Rufe."

„Bettelt er?" fragte der Amtmann weiter.

„Nein," erklärte der Ortsvorsteher. „Ich glaube, er würde lieber verhungern, ehe er Jemanden um eine Gabe anspräche."

„Dann stiehlt er," versetzte der Amtmann in bestimmtem Tone.

„Auch das nicht," entgegnete der Ortsvorsteher. „Wenigstens ist er noch nie eines Diebstahls bezichtigt und noch viel weniger wegen eines solchen bestraft worden."

„Aber wovon lebt er denn?" fragte der Amtmann ärgerlich. „Nach Allem, was ich hier hörte, ist es ja notorisch, daß ihm sein Handwerk und seine paar elenden Aecker nicht so viel abwerfen, daß er sich davon nähren könnte."

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Justizamtmann," meinte nun einer der hainaer Bürger, „man glaubt hier allgemein ... Aber," unterbrach er sich da selbst, „ich möchte nicht haben, daß der Jakob Gräbe erfährt, ich habe es gesagt, denn warum soll ich mir seine Feindschaft auf den Hals laden?"

„Aha," sprach der Amtmann, sich die Hände reibend, „man fürchtet den Mann! Doch," frug er nun den Bürger, „was glaubt man allgemein? Ich gebe Ihnen mein Wort, Ihr Name bleibt verschwiegen."

„Nun," meinte der Hainaer, „daß der Gräbe ein wenig wildert, denn wissen Sie, in den Wäldern hier herum gibt's der Hasen und Rehe genug. Auch tragen die Bälge etwas ein und das Fleisch ist auch nicht gerade zu verachten."

„Er wildert?" rief der Amtmann in großer Aufregung, indem er sich die Hände noch freudiger rieb. „Jetzt haben wir's. Ein Wilderer ist zu Allem fähig, selbst zu einem Mord."

In diesem Augenblick kam einer der beiden Landreiter herbeigeeilt und meldete, daß der Jakob Gräbe soeben in seine Wohnung zurückgekehrt sei. Sofort erhob sich der Justizamtmann und forderte die übrigen Anwesenden auf, ihm nach dem Gräbe'schen Häuschen zu folgen, denn er müsse vor Allem bei dem Menschen Haussuchung halten.

An dem Häuschen des Gräbe angekommen, sah man die Hausthür weit offen stehen und, mit dem Rücken gegen dieselbe gekehrt, schnitzelte Gräbe ganz ruhig an einem zerbrochenen Stuhle. Er hatte offenbar keine Ahnung davon, welcher Besuch ihm zugedacht sei, und der Amtmann mit seinem ganzen Gefolge stand schon in der Stube, ehe er sich nur umwandte. So wie er aber den Amtmann, den Aktuar und die Landreiter



Bilder aus Innerafrika. **Gefährlicher Angriff.** (S. 275.)

erkannte, sprang er leichenblaß auf und starrte sie an, als ob er seinen Sinnen nicht traute.

„Sehen Sie das böse Gewissen?“ flüsterte sofort der Amtmann seinem Aktuar zu. „Der Mann ist offenbar schuldig. Jakob Gräbe,“ sprach er dann laut, „Sie werden sich denken können, warum sich das Gericht bei Ihnen einfindet.“

Der Jakob Gräbe gab sich offenbar alle Mühe, über die Angst, die ihn schüttelte, Herr zu werden; allein es wollte ihm nicht gelingen.

„Nein,“ erwiederte er endlich leise, „ich kann mir's nicht denken.“

„Ein schwerer Verdacht ruht auf Ihnen,“ fuhr sofort der Amtmann mit einem durchbohrenden Blick fort, „und dieser Verdacht zwingt mich, Ihr ganzes Anwesen genauestens zu durchsuchen.“

Nunmehr begann die Haussuchung und skrupulöser hätte dieselbe gar nicht vorgenommen werden können. Den Anfang machte man mit der Stube, in der man sich befand, und die alte Kommode, sowie der noch ältere Kleiderkasten und der wurmstichige Tisch, welche sich hier befanden, wurden vollständig ihres Inhalts entleert. Man fand aber nichts, als etwas weniges Weißzeug, einen fast schäbigen Sonntagsanzug und ein Paar Schuhe. Noch unverfänglicher war das alte Gerümpel, das in der Kammer aufbewahrt wurde, und das Loch, das als Keller diente, erwies sich als gänzlich leer.

„Nun führen Sie uns in die Scheune,“ befahl der Justizamtmann und man merkte es seiner Stimme an, daß er über das bisherige Resultat der Haussuchung sehr enttäuscht war.

„In der Scheune ist vollends rein gar nichts,“ erwiederte Jakob Gräbe, der sich inzwischen von seinem Schrecken etwas erholt hatte, jetzt aber plötzlich wieder auf den Tod erblaßte.

„Wir wollen aber doch hinein,“ erklärte der Amtmann, welcher den erneuerten Schrecken des Gräbe gar wohl bemerkte.

Der Letztere gehorchte dem Befehl und stieß die Thür auf, welche von der Wohnung in die fast winzige Scheune führte. Sowie aber die Thür offen stand, machte er einen Sprung, um durch eine andere Thür, die in's offene Feld hinausging, zu entkommen. Es gelang ihm jedoch nicht, denn er konnte den Riegel dieser Thür nicht schnell genug zurückschieben, und so wurde er von den beiden Landreitern gepackt, ehe er wußte wie ihm geschah.

„Ha! Ein Fluchtversuch!“ rief der Justizamtmann, der jetzt auch nicht mehr den geringsten Zweifel hegte, daß er den Mörder oder einen der Mörder des im Walde von Haina Ermordeten vor sich habe. „Fesselt ihn an Händen und Füßen!“

Damit waren die beiden Landreiter in der Minute fertig, denn sie führten immer Hand- und Fußschellen bei sich, und Jakob Gräbe senkte nun den Kopf wie ein über der That ertappter Verbrecher.

Daraufhin ging es an die Durchsuchung des kleinen Raumes. Dabei ergab sich nichts, das mit dem Mord irgendwie in Beziehung hätte gebracht werden können; dagegen fand man ein quer durch den schmalen Raum hindurch gespanntes Seil, an welchem neben einem ganz frischen, wohl gestern erst ausgenommenen Hasen verschiedene Hasen- und Rehfelle zum Trocknen aufgehängt waren. Der Beweis war also jetzt gegeben, daß Jakob Gräbe sich auf's Wildern verlegte, und derselbe versuchte auch gar nicht, es zu leugnen. Nur behauptete er, kein Gewehr zu besitzen, sondern die Hasen und Rehe mit Schlingen auf seinem eigenen Acker gefangen zu haben.

„Dieß zu untersuchen ist nicht meine Sache, sondern die des Forstamts von Melsungen,“ erklärte der Justizamtmann und beauftragte zugleich den Ortsvorsteher von Haina, die Felle und den Hasen heute noch wohl verpackt nach Melsungen zu übermachen. Dann winkte er den Landreitern, mit dem gefesselten Gefangenen vorauszugehen, und folgte ihnen sofort mit dem Aktuar und den Anderen auf's Rathhaus.

Zehn Minuten später begann das Verhör.

„Sie waren heute Früh in Melsungen, um einen noch fast ganz neuen grauen Hut schwarz färben zu lassen?“ fragte der Justizamtmann.

Jakob Gräbe sah höchst erstaunt auf, wie wenn er die Frage nicht begriffen hätte; als sie aber der Justizamtmann wiederholte, beantwortete er sie bejahend.

„Wie kamen Sie in den Besitz dieses Hutes?“ wollte der Amtmann weiter wissen. „Aber,“ setzte er mit ernster Mahnung hinzu, „hüten Sie sich wohl, mir die Unwahrheit zu sagen.“

„Ich habe den Hut nicht gestohlen,“ entgegnete Jakob Gräbe.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage,“ versetzte der Justizamtmann streng. „Dem Hutmacher haben Sie gesagt, daß Sie den Hut zum Geschenk erhalten hätten, ist das so?“

„Ja,“ sagte der Gefangene.

„Von wem?“ fragte der Justizamtmann.

„Ich kenne den Herrn nicht,“ erklärte Jakob Gräbe. „Er begegnete mir auf der Straße nach Melsungen.“

„Und ging dann ohne Kopfbedeckung weiter?“ versetzte der Amtmann unwillig.

Jakob Gräbe sah zu Boden, denn er begriff, daß seine Aussage eine unkluge gewesen sei.

„Ich will bekennen,“ sagte er darauf, „daß ich die Unwahrheit sagte. Ich habe den Hut von einem Handwerksburschen erkauft.“

„Wie theuer?“

„Um vier Groschen.“

„Der Hut,“ sprach der Justizamtmann, „ist sehr fein und kostete wenigstens vier Thaler. Wenn Ihnen also der Handwerksbursche denselben um vier Groschen verkaufte, so hat er ihn nicht auf rechtliche Art erworben. Warum haben Sie nicht Anzeige hievon gemacht?“

Abermals sah Jakob Gräbe zu Boden und man sah ihm seine Verlegenheit an.

„Sie schenken mir keinen Glauben,“ sagte er dann leise.

„Nein, sicherlich nicht,“ erklärte der Justizamtmann. „Sie haben den Hut weder gekauft, noch zum Geschenk erhalten und durch diese thörichten Lügen machen Sie sich nur immer verdächtiger.“

„So will ich denn die volle Wahrheit sagen,“ erklärte Gräbe mit einem schweren Athemzuge; „ich habe den Hut gestern Abend gefunden.“

„Wo?“ fragte der Justizamtmann.

„Im hainaer Wald,“ war die Antwort, „am Rain unterhalb der Doppelbuche.“

Der Justizamtmann warf dem Gefangenen einen langen, durchdringenden Blick zu.

„Endlich,“ sprach er dann mit Nachdruck, „kommen Sie der Wahrheit etwas näher; aber Sie würden besser thun, wenn Sie ein vollständiges Bekenntniß ablegten. Sie haben den Hut nicht gefunden, sondern dem dort Ermordeten in der Mordnacht vom zweiten auf den dritten Mai abgenommen, denn wir suchten den ganzen Platz am Morgen des dritten Mai genau ab und der Hut hätte uns nicht entgehen können, wenn er damals noch dort gewesen wäre.“

Jakob Gräbe erschrak furchtbar und starrte den Amtmann ganz irre an.

„Ich bleibe dabei,“ erklärte er dann, „daß ich den Hut erst gestern Abend gefunden habe.“

Die Wangen des Justizamtmanns rötheten sich vor Zorn, aber er zwang sich, gelassen zu bleiben.

„Wo brachten Sie den zweiten Mai und die darauffolgende Nacht zu?“ fragte er plötzlich.

Jakob Gräbe besann sich längere Zeit.

„In der Nacht vom zweiten auf den dritten Mai,“ erwiederte er endlich, „schlief ich selbstverständlich, wie immer, in meinem Bett, wo ich aber den Tag über war, weiß ich jetzt nicht mehr. Doch ja, jetzt fällt mir's ein,“ setzte er eine Weile später hinzu, „ich flickte die Gartenmauer des Johannes Stüve und wurde damit erst spät fertig.“

Der Justizamtmann sah den Ortsvorsteher von Haina fragend an und dieser verstand ihn sogleich.

„Der Johannes Stüve,“ versetzte er, „ist einer der vermöglicheren Bauern unseres Dorfes. Soll ich ihn holen?“

„Gewiß,“ nickte der Amtmann und sofort verschwand der Schultheiß.

Es trat nun eine kleine Pause ein und der Amtmann schien Willens, das Verhör so lange abzubrechen, bis der Johannes Stüve erschienen sei. Aber bald besann er sich eines Andern.

„Sie haben,“ fuhr er zu fragen fort, „das Futter des Hutes vorher frisch ausgewaschen, ehe Sie ihn dem Hutmacher in Melsungen brachten. Warum thaten Sie dieß?“

„Weil Flecken darin waren,“ entgegnete Jakob Gräbe.

„Ja,“ sagte der Justizamtmann, „aber keine gewöhnlichen, sondern Blutflecken. Ist Ihnen dieß nicht aufgefallen?“

„Nein,“ meinte der Gefangene, „ich habe nicht weiter darüber nachgedacht.“

Jetzt betrat der Ortsvorsteher von Haina, begleitet von dem Bauern Johannes Stüve, das Zimmer und sofort wandte sich der Justizamtmann gegen den Letztern.

„Hat der Jakob Gräbe hier,“ fragte er ihn, „bei Ihnen am letzten zweiten Mai an einer Gartenmauer gearbeitet?“

„Er flickte mir meine Gartenmauer,“ erwiederte der Bauer, „und ich half ihm dabei. So viel ist richtig. Aber ob's am zweiten Mai ... Halt, nein,“ unterbrach er sich hier selbst, „da kann's nicht gewesen sein, denn an diesem Tage war ich bei einer Holzversteigerung. Ja, ja, ganz richtig. Den Tag zuvor, am ersten Mai, flickte mir der Gräbe die Mauer.“

„Sie haben also schon wieder gelogen,“ rief jetzt der Justizamtmann dem Gefangenen zu. „Aber nehmen Sie sich in Acht, denn meine Langmuth hat ihre Grenzen, und nun frage ich Sie zum letzten Mal, wo waren Sie am zweiten Mai?“

Jakob Gräbe saß eine Zeitlang tief nachdenklich, aber dann erhob er sein Auge mit entschlossener Miene. „Ich will Ihnen die Wahrheit sagen,“ erklärte er, „mag auch daraus werden, was da wolle. Ich hatte eine Partie Felle zusammengebracht und trug diese fort zum Verkauf.“

„Wohin?“ wollte der Justizamtmann wissen. „Nach Melsungen?“

„Nein,“ versetzte Jakob Gräbe, „viel weiter, zu einem Pelzhändler. Aber ich werde mich durch nichts bewegen lassen, seinen Namen zu nennen, denn der Mann war immer, so lange ich mit ihm zu thun hatte, gütig gegen mich und ich will ihn nicht in Ungelegenheit bringen. Sie wissen ja, es verfällt Jeder einer harten Strafe, welcher einem Wilderer Felle abkauft.“

„Und mit diesem neuen Märchen soll ich mich zufrieden geben?“ rief der Justizamtmann, indem er sich rasch erhob. „Wahrhaftig, ich habe es für heute genug. Jakob Gräbe,“ sprach er dann in feierlichem Ton, „ich verhafte Sie wegen dringenden Verdachts, den Mord im hainaer Wald am Abend oder in der Nacht des zweiten Mai verübt zu haben, und wegen frechen Leugnens und Lügens vor Gericht setze ich Sie für die ersten vierundzwanzig Stunden Ihrer Haft auf Wasser und Brod. Landreiter,“ wandte er sich sofort an diese, „bringen Sie den Gefangenen nach Spangenberg und sagen Sie dem Amtsdiener, daß er ihn in der Zelle Nummer Eins unterzubringen habe, denn diese ist die sicherste. Auch hat er ihm nichts zu verabreichen, als einen Strohsack nebst einem Teppich, sowie zur Nahrung einen Laib Brod und einen Krug Wasser. Ich selbst komme in einer Stunde nach, um das Weitere anzuordnen.“

Das erste Verhör war also zu Ende und Jakob Gräbe wurde in das Gefängniß von Spangenberg abgeführt. Der Justizamtmann aber blieb noch eine gute Weile in Haina und erkundigte sich nochmals auf's Genaueste nach den näheren Verhältnissen des Gefangenen. Namentlich auch darnach, ob derselbe seit dem zweiten Mai mehr Geld ausgegeben habe als früher, sowie mit wem er außerhalb des Ortes in näherer Verbindung gestanden sei. Zwar war das, was er erfuhr, nicht geeignet, den Verhafteten noch weiter zu verdächtigen, aber deßwegen wurde doch seine Ueberzeugung, daß Jakob Gräbe bei dem Morde vom zweiten Mai betheiligt sei, in seinem Innern zur felsenfesten Gewißheit. Wie wären denn sonst die vielen Widersprüche, in die sich derselbe verwickelte, zu erklären gewesen? Wie die vielen offenkundigen Unwahrheiten und Lügen, die er sich erlaubte? Das ganze Dichten und Trachten des Justizamtmanns ging also von jetzt an dahin, den Gefangenen zum Geständniß zu bringen, und dem entsprechend instruirte er seine Untergebenen.

„Dreierlei,“ sagte er nach seiner Rückkehr von Haina nach Spangenberg zu ihnen, „müßt ihr stets vor Augen haben. Erstens, man muß den Gefangenen so streng wie möglich halten, damit er mürbe wird. Zweitens, ihr habt ihm stets in's Gewissen zu reden und ihm seine Schuld als Thatsache vorzuhalten. Drittens, es ist eure Pflicht, mir jedes Wort und jede Miene desselben zu rapportiren, denn selbst der verhärtetste Bösewicht hat Momente, in denen er sich nicht vollständig zu beherrschen vermag.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der kirchlichen Trauung und der Civilehe.

(Nachdruck verboten.)

Im Lustspiel handelt es sich vielfach darum, ob „sie einander kriegen“, und die diesem ersehnten Ziel entgegenstehenden Hindernisse sind sehr erheiternder Natur; hier aber, wo der Akt der Eheschließung einer historischen Untersuchung unterworfen werden soll, fragt es sich, wie sie einander kriegen, und die etwa dabei obwaltenden Hindernisse tragen zur Vermehrung des Humors gar wenig bei. Zwei Punkte sind es vor Allem, die bei diesem historischen Ueberblick fast auf jeder Station wiederkehren und durch Jahrtausende hindurch wie ein rother Faden sich hinziehen: der eine ist, daß der bloße Konsens, das heißt die gegenseitige Zustimmung der Ehegatten das wesentlichste Moment bei der Eheschließung ist, der andere, daß dieser gegenseitigen Zustimmungserklärung der Charakter der Heimlichkeit entzogen und eine möglichst große Oeffentlichkeit gegeben wird; das letztere lag namentlich im Interesse der Frau, welcher, zumal bei den laxen Sitten des Alterthums und des Mittelalters, sehr viel daran liegen mußte, daß Jedermann in der Gemeinde und im Staate wisse, sie allein sei die rechtmäßige Gattin, ihre Kinder allein die legitimen Kinder ihres Mannes.

Aus dem Alterthum kommen zunächst Römer und Juden in Betracht, deren rechtliche Anschauungen und Gebräuche für die erste christliche Kirche maßgebend waren. Die gegenseitige Zustimmung der Ehegatten entschied bei den Römern ausschließlich über die Gültigkeit einer Ehe. Die Sitte des Volkes begnügte sich aber nicht mit dieser juristischen Prosa, sondern verlangte, daß die Verlobung und die Bestellung der Mitgift vor einer großen Anzahl von Zeugen vollzogen werde, und daß der nun geschlossenen Vermählung die feierliche Heimführung der Braut in das Haus des neuen Ehegatten folge. Von großer Bedeutung ist für uns der Umstand, daß bei den Juden die durch die Heimführung der Braut in das Haus des Ehegatten schon vollzogene Ehe durch das Gebet des Priesters geheiligt und eingesegnet wurde. Daß bei unseren Vorfahren, den alten Germanen, der Mann seine Frau kaufte, ist eine bekannte Thatsache; doch darf man sich die Sache nicht so vorstellen, als ob es sich dabei um eine Art Sklavenmarkt handelte, vielmehr war das, wofür der Mann eine Kaufsumme erlegen mußte, eigentlich nicht die Frau, sondern die Vormundschaft über dieselbe, welche dem jeweiligen Inhaber nicht bloß ideelle Vortheile gewährte, sondern unter Umständen sogar pekuniäre, da bei einer Verletzung des Mündels der Vormund die Wergelder bezog. Später kam die schöne Sitte auf, daß die von dem Manne zu zahlende Summe der Frau selbst für ihre etwaigen Wittwenjahre überlassen wurde. Wie die Römer, so legten auch die Germanen großen Werth auf die Oeffentlichkeit des Aktes der Eheschließung. Auf der Gerichts- oder Malstätte (daher die Ausdrücke „Gemahl“ und „Vermählung“) kamen die beiden Parteien zusammen, ein Freiwerber oder Fürsprecher leitete den Akt und fragte den Mann, ob er jene Frau ehelichen wolle, darauf die Braut und deren Vormund, ob sie damit einverstanden seien, worauf der Vormund und der Bräutigam über den Brautschatz übereinkamen und sich gegenseitig Sicherheit stellten, dieser, daß er den Brautschatz richtig zahle, jener, daß er die Braut mit ihrem Vermögen gehörig überliefere. Mit diesem Akte, welchem die Verwandten als Urkundspersonen beiwohnten, war die Ehe geschlossen. In gewissem Sinne haben wir hier schon die vollendete Civilehe. Der Unterschied von der heutigen liegt nur darin, daß die Gültigkeit der altgermanischen Ehe nicht auf ihrer Abschließung vor dem Fürsprecher, der nicht absolut nothwendig und nicht eine vom Staat aufgestellte Person war, sondern wiederum lediglich auf der gegenseitigen Zustimmungserklärung der Brautleute beruhte.

Diese Grundsätze und Gebräuche fand die christliche Kirche. Sie änderte wenig daran und war namentlich damit völlig einverstanden, daß die bloße, der äußern Form auch noch so sehr entbehrende Zustimmungserklärung für sich schon die Ehe begründe. Von einer kirchlichen Eheschließung war keine Rede; denn Niemand wußte, worauf eine solche sich hätte berufen sollen, da sich in dem neuen Testamente nirgends eine Stelle findet, wonach die kirchliche Trauung als ein göttliches Gebot aufgefaßt werden mußte oder konnte. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Ehe der kirchlichen Weihe ganz entbehrt hätte. Ein für die Familie und die Gemeinde so wichtiger Akt, wie die Eheschließung, konnte nicht wohl die Betheiligung der Kirche ganz ausschließen, zumal nicht in einer Zeit, wo man gewohnt war, für jedes wichtige Geschäft den Segen der Kirche zu erbitten. Ganz unabhängig von der Kirche wurden die Ehen vor Zeugen erklärt und eingegangen, die Braut in feierlicher Weise heimgeführt, und erst dann nahmen die neuen Gatten gemeinsam an dem gewöhnlichen Gemeindegottesdienst und an der Spendung des Abendmahles Theil. Bei diesem Gottesdienst aber wurde auf diese neugeschlossene Ehe gar keine Rücksicht genommen. Erst in den späteren Zeiten wurden besondere Gebete über die Neuvermählten gesprochen und Brautmessen für dieselben veranstaltet. Was die Kirche hier that, war keine Aktschließung der Ehe, sondern nur eine Bestätigung und Segnung der bereits geschlossenen Ehe. Dieß war der rechtliche Standpunkt bis zum Konzil von Trient, wenn auch inzwischen die kirchliche Trauung sich allmälig eingebürgert hatte. Bis zu diesem Zeitpunkte wurde niemals eine Ehe, bloß weil sie ohne priesterliche Theilnahme vollzogen war, für ungültig erklärt, selbst nicht die sonst so verpönten heimlichen, wenn nur die Erklärung vor Zeugen nachgewiesen war. Die Geschichte berichtet uns eingehend von den Vermählungsfeierlichkeiten bei fürstlichen Personen, so bei den Kaisern Heinrich I., Heinrich III., Heinrich V., Otto IV.; sie erwähnt dabei die Anwesenheit vieler Bischöfe und Priester, sagt aber kein Wort von einer kirchlichen Feierlichkeit, die dabei stattgefunden hätte. Noch im vierzehnten Jahrhundert schreibt das Jülich'sche Landrecht für die Eheschließung eines Ritters nichts weiter vor, als daß ein Laie Mann und Frau vor den Leuten „offenbairlich" zusammengeben solle, und die Kinder solcher, des kirchlichen Segens entbehrenden Ehen wurden von dem weltlichen Recht als legitime anerkannt. Erst mit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts kam, namentlich bei den höheren Ständen, die Sitte auf, die schon abgeschlossene Ehe auch kirchlich einsegnen zu lassen, und im fünfzehnten Jahrhundert finden wir diese Sitte schon allgemein und zwar in der Weise, daß die Stelle des altgermanischen Fürsprechers der Priester eingenommen hatte, nach der Einwilligung der Brautleute fragte, die Fragen der Mitgift ordnete und die Frau dem Mann übergab. Aber wenn nun auch die Kirche dieses Sieges sich rühmen konnte, daß ohne ihre Mitwirkung selten eine Ehe abgeschlossen wurde, so fehlte ihr, falls es ihr um Herrschaft zu thun war, doch noch die Hauptsache, denn immer noch war die Gültigkeit einer Ehe nicht von der kirchlichen Abschließung abhängig, sondern von der vor Zeugen stattfindenden Zustimmungserklärung der Brautleute. Den weitern Schritt, die Gültigkeit einer Ehe von der kirchlichen Trauung abhängig zu machen, that wohl das Konzil von Trient.

Der Unfug mit den heimlichen Ehen hatte sehr zugenommen. Dabei waren sittliche Schäden hervorgetreten, durch welche das öffentliche Bewußtsein sich sehr verletzt fühlte. Die Hindernisse der Blutsverwandtschaft wurden nicht immer beachtet, dem Gebot der Monogamie nicht immer entsprochen. Es herrschten unerträgliche Zustände, und von dem Konzil wurde Abstellung derselben gefordert. Das Konzil glaubte, dieser Aufforderung am besten entsprechen zu können, wenn es Alles, was in die Rubrik „Ehe" gehört, vor das Forum der Kirche zog und jedes andere Forum als ein unberechtigtes ausschloß. Die für ein Sakrament erklärte Ehe war nach den Bestimmungen des Konzils nur dann gültig, wenn sie nach dreimaligem Aufgebot von einem Priester abgeschlossen war. Die Kirche bemächtigte sich des ganzen Eherechts und erhielt dadurch eine ungeheure Macht über die Familie. Die Folgen für den Staat ergaben sich von selbst. Machtstreitigkeiten konnten nicht ausbleiben. Wir sehen fast jede kraftvolle katholische Regierung gegen das tridentinische Ehegesetz auftreten und den Satz aufstellen, daß die Eheschließung ein rein bürgerlicher Akt sei, und daß die Kirche dabei nur die Aufgabe habe, diesem Akt eine religiöse Weihe zu geben. So bezeichnete Kaiser Joseph II. in seinem Ehepatent von 1783 die „Ehe an sich selbst als einen bürgerlichen Vertrag, der als solcher zur Kompetenz des Staates gehöre, während der Kirche das Sakrament gebühre".

Daß die Reformation auch in dieser Lehre nicht mit dem Katholizismus vorwärts ging, sondern zum Alten zurückgriff, war natürlich. Luther's Ansichten und Aeußerungen hierüber sind zwar nicht in allen Stadien seiner reformatorischen Thätigkeit die nämlichen gewesen; aber das Bleibende war doch schließlich, daß er den sakramentalen Charakter der Ehe leugnete und sie für ein „äußerlich, weltlich Ding" erklärte, „wie Kleider und Speise, Haus und Hof, weltlicher Obrigkeit unterworfen". In seinen Tischreden sagt er: „Ehesachen gehen die Gewissen nicht an, sondern gehören vor die weltliche Obrigkeit; drum schlage sich von euch Keiner drein, die Obrigkeit befehle es denn;" und ein andermal: „Die Ehe gehet die Kirche nichts an, ist außer derselben, ein zeitlich, weltlich Ding, drumb gehöret sie für die Oberkeit." In Uebereinstimmung damit will er die Ehegerichtsbarkeit vor das weltliche Gericht verwiesen sehen. Natürlich ist er, der die Ehe für einen von Gott eingesetzten, hochheiligen Stand erklärt, nicht gemeint, die kirchliche Eheschließung, als die der Würde der Kirche angemessenste, zu verwerfen, sagt vielmehr, man solle die Brautleute zur Kirche führen, „daß sie öffentlich bekennen, sie treten nach Gottes Ordnung in den heiligen Ehestand", und nennt deßhalb die kirchliche Eheschließung eine „feine und christliche Ordnung"; aber er stellt dieselbe nicht als eine absolute Forderung der Kirche auf, sondern als eine Erfüllung eines von Außen her an die Kirche gerichteten Begehrens, welchem sie sich nicht entziehen dürfe. Daher sagt er in seinem Traubüchlein: „Weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft ist, gebührt uns Geistlichen oder Kirchendienern, nichts darin zu ordnen oder zu regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt und Land hierin ihren Brauch und Gewohnheit. Aber so man von uns begehret, für der Kirchen oder in der Kirchen sie zu segnen, über sie zu beten oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig, das selbige zu thun." Luther sah also die kirchliche Trauung für gut und empfehlenswerth an, hielt sie aber nicht für absolut nothwendig, und erklärte eine Ehe für geschlossen und gültig, sobald die Brautleute unbedingt und öffentlich ihren Konsens ausgesprochen hatten, auch wenn dieß nicht in Gegenwart eines Pfarrers stattfand. Damit griff er auf die Lehre, wie sie bisher in Sachen der Ehe bestanden hatte und in Praxis gewesen war, zurück und richtete eine Ordnung ein, welche der nachher vom Konzil festgestellten geradezu entgegengesetzt war. Nur das Eine hatten beide gemein, daß sie die Heimlichkeit der Eheschließung im Interesse der Sittlichkeit und des Rechtsbewußtseins verdammten und die Oeffentlichkeit verlangten. Luther und das Konzil bildeten absolute Gegensätze. Während letzteres für die Kirche alles Göttliche und Heilige in Anspruch nahm, folgerichtig daher auch die für ein Sakrament erklärte Ehe unter ihren Schirm nahm, den Staat aber für etwas an sich durchaus Unheiliges hielt, sprach Luther von einer christlichen Obrigkeit, einem christlichen Staat, hatte somit keinen Grund, die Ehe, die ihm ein weltlich Ding war, der Machtsphäre des Staates zu entziehen. Diese Ansichten Luther's haben auch in den evangelischen Bekenntnißschriften Eingang gefunden. Die Ehe ist nach denselben kein Sakrament, aber eine göttliche Einrichtung, die nach göttlichen und natürlichen Vorschriften geregelt wird. Erst am Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde die kirchliche Trauung in allen evangelischen Staaten Deutschlands für absolut nothwendig erklärt, wobei übrigens der Geistliche wesentlich als der Bevollmächtigte des Staates erschien.

Damit war nun freilich die Sache noch nicht für alle Zeiten geordnet, weder für die Katholiken durch das tridentiner Dekret, noch für die Evangelischen durch die Anordnungen der Reformatoren. Ueberall wo ein Konflikt des Staates mit der Kirche entstand, wozu die Dissidentengemeinden und die gemischten Ehen häufigen Anlaß gaben, oder wo die Staatsgewalt im Vollbewußtsein ihrer Kraft jedes Eingreifen einer andern Macht als unberechtigt zurückwies, standen die Wetterzeichen so, daß die Kirche auf Einführung der Civilehe sich gefaßt machen mußte. Seit der Reformation kam diese nicht mehr von der Tagesordnung der Kulturstaaten. So finden wir die Civilehe zuerst in den Staaten Holland und Westfriesland 1580, in England unter Cromwell 1653 eingeführt. Am eingreifendsten aber war die Einführung derselben in Frankreich, wo schon seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts eine gewisse Unabhängigkeit von Rom und Steigerung der königlichen Gewalt erstrebt wurde. Es wurde bei der Eheschließung zwischen Sakrament und Kontrakt unterschieden, die Trennung beider ausgesprochen und demgemäß verlangt, daß man der Kirche geben solle, was der Kirche gehöre, dem Staate, was dem Staate gehöre. Die Parlamente oder obersten Gerichtshöfe pflichteten dieser Ansicht bei und dehnten ihre Gerichtsbarkeit auf die Eheprozesse aus. Noch ehe die Revolution kam, war das französische Volk durch das Auftreten der Parlamente gewöhnt, in der Ehe ein „weltlich Ding", eine in den Bereich der bürgerlichen Ordnung gehörige Einrichtung zu erblicken. Die Revolution hatte nur die Konsequenzen zu ziehen. Sie erklärte 1791 die Ehe nur für einen bürgerlichen Kontrakt und gab 1792 ein besonderes Ehegesetz, wodurch die obligatorische Civilehe eingeführt und die Civilstandesbeamten eingesetzt wurden. Auf die Anfragen der Geistlichkeit antwortete der Papst am 5. Oktober 1793, daß dieselbe die Civilehe als gültig anzuerkennen hätte. Bei Abschluß des Konkordats 1801 ging die Civilehe in die mit demselben verbundenen organischen Artikel über. Im Jahr 1803 wurde sie in den Code civil aufgenommen und besteht mit diesem noch heute in Frankreich. So viel auch die Restauration unter Karl X. von den Errungenschaften der Revolution wieder aufgehoben hat: die Civilehe wagte sie nicht anzutasten, obgleich Petitionen von Geistlichen sie dazu aufforderten. Auch blieb es bei der Gesetzesbestimmung, daß die kirchliche Trauung nicht vor der bürgerlichen Eheschließung vollzogen werden dürfe. Für die erste Uebertretung dieses Gebotes war eine Strafe von sechzehn bis hundert Franken, für den ersten Rückfall zwei bis fünf Jahre Gefängniß, für den zweiten Deportation festgesetzt. Gegen die Aufnahme der Civilehe in die organischen Artikel protestirte der Papst nicht; er verlangte nur, daß die Ehescheidung nicht von den weltlichen Gerichtshöfen vorgenommen werde, fand aber gegen die Trennung von Sakrament und Kontrakt vom Standpunkte der Kirche aus nichts einzuwenden. Mit der französischen Herrschaft wurde unter dem ersten Kaiserreich der Code civil und die Civilehe auch in den auf dem linken Rheinufer gelegenen deutschen Gebieten eingeführt.

Die frankfurter Nationalversammlung von 1848 folgte den Spuren ihres Vorbildes unter den Verfassungen, der belgischen. Sie nahm in die Grundrechte die zwei Sätze auf: „Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Civilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann erst nach Vollziehung des Civilaktes stattfinden." Der restaurirte Bundestag hob 1851 die Grundrechte sammt der Civilehe wieder auf, und letztere blieb nur in Frankfurt am Main bestehen. Aber die neuen Konflikte, welche sich in Deutschland zwischen den Regierungen und der Kurie erhoben, drängten auf's Neue zu einer Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche hin. In Baden wurde die obligatorische Civilehe im Jahr 1870, in Preußen 1874 eingeführt und nach einem Beschlusse des Reichstags und der Reichsregierung ist dieselbe seit dem 1. Januar 1876 in sämmtlichen Staaten des deutschen Reiches die allein gesetzliche. Unter die vor dem Civilstandesbeamten gültigen Ehehindernisse war das geistliche und klösterliche Gelübde nicht aufgenommen, so daß trotz eines solchen jeder katholische Geistliche und jedes Ordensmitglied eine rechtsgültige Ehe eingehen kann.

Werfen wir noch einen kurzen Rückblick auf die verschiedenen Stadien, welche in der Geschichte der Eheschließung zu verfolgen sind, so finden wir in den vorchristlichen Zeiten dieselbe als Civilakt, mit nachträglicher priesterlicher Bestätigung bei den Juden. Diese Auffassung erhält sich das ganze christliche Mittelalter hindurch; in den drei letzten Jahrhunderten mit der das Wesen der Sache nicht berührenden Modifikation, daß die Kirche nicht bloß die Weihe, sondern auch den Civilakt, jedoch nicht obligatorisch, übernimmt. Die Reformation läßt dieses Verhältniß bestehen; auf dem Wege der Gesetzgebung aber wird die kirchliche Trauung in den evangelischen Staaten obligatorisch. Die katholische Kirche bemächtigt sich auf dem Konzil von Trient des Rechts der Eheschließung so vollständig, daß sie jede nicht durch sie geschlossene Ehe für ungültig erklärt und allein über die Zulässigkeit einer solchen entscheidet. Dagegen reagirt die Staatsgewalt, selbst in vorherrschend katholischen Ländern, greift zurück auf die vortridentinische Zeit, gibt aber den damaligen Bestimmungen dadurch noch eine Verschärfung, daß sie, im Gegensatz zu Trient, jede nicht durch die Civilstandesbeamten geschlossene Ehe für ungültig erklärt, dabei aber die nachträgliche kirchliche Einsegnung nicht nur zuläßt, sondern für sehr wünschenswerth hält.

W. M.

Bilder aus Innerafrika.

(Bilder S. 272 und 273.)

Der Engländer Samuel Baker, welcher im Auftrage des Khedive den auch von uns schon öfter erwähnten Zug nach Innerafrika unternommen, erzählt ein Reiseabenteuer, das einen Begriff von der Furchtbarkeit der Nilkrokodile gibt und beweist, daß er nicht nur gegen widerspenstige Negerstämme kämpfen mußte. „In der Nähe von Gondokora," so berichtet Baker, „marschirten einige meiner Soldaten aus strategischen Rücksichten in dem nur zwei Fuß tiefen Flusse; plötzlich wankt ein Soldat und drückt schreiend seine beiden Finger, wie man nun sieht, tief in die Augen eines emporgetauchten Krokodils, das seinen Fuß oberhalb des Knies gepackt hatte. Die furchtbaren Schmerzen müssen dem Soldaten gewaltige Kräfte verliehen haben, denn er drückte dem Ungeheuer die Augen aus, das nun auch seinerseits das Bein des Mannes losließ und untertauchte. Der Soldat wurde von seinen Kameraden an's Land getragen. Jetzt zeigte sich aber, daß der Knochen seines Beines wie zermalmt war, so daß dieß ihm abgenommen werden mußte. Am nächsten Morgen verschwand spurlos eine unserer Wäscherinnen; sie war mit Kameradinnen zum Fluß gegangen und stand etwas abseits von diesen im flachen Wasser. Plötzlich hörten die anderen ein Plätschern und sahen ihre Gefährtin nicht mehr, sie glaubten jedoch, diese habe das Wasser verlassen und ihr Aussteigen hätte das Geräusch verursacht; da sie aber im Lager nicht ankam, konnten wir uns ihr Verschwinden nicht anders erklären, als daß sie eine Beute der greulichen Thiere geworden wäre. Am Abend versuchten einige Matrosen unseres Schiffes, am flachen Ufer entlang watend, aus dem Fluß die Blätter einer Sumpfpflanze, welche ihnen ein Leckerbissen ist, zu sammeln. Mit einem Male schreit einer der Schwarzen entsetzlich auf, und seine Kameraden sehen ihn vergeblich bestrebt, seinen Arm aus dem Rachen eines riesigen Krokodils zu ziehen. Sie springen ihm bei, versuchen ihn von dem Unthier fortzureißen und einer bohrt sogar seinen Säbel dem Ungethüm tief in den Unterkiefer, — das Krokodil ließ aber seine Beute nicht los — es zerrt die Männer tiefer in den Fluß hinein, und da zuletzt sechs Matrosen an dem Unglücklichen zogen, riß sein Arm aus, mit welchem das Krokodil in den Fluten verschwand."

Unsere erste Illustration zeigt den grauenvollen Moment des Hin- und Herzerrens, des Kampfes zwischen der Gewalt des Thieres und der Menschenkraft.

Einige Tage nachher gelang es Sir Baker, das Krokodil zu erlegen. Es maß zwölf Fuß. Sein Rachen allein war fünfzehn Zoll lang; in dem Magen des Thieres fand man den kupfernen Halsschmuck, welchen die verschwundene Negerin getragen. Aber nicht allein die Krokodile bereiteten dem Engländer viel Sorgen, vom Land aus mußte man auch vor riesigen Leoparden auf der Hut sein, und den Ueberfall eines solchen, der zugleich ein merkwürdiges Beispiel von der Lebenszähigkeit dieser Thiere gibt, weiß Baker uns auch zu erzählen. „Nachdem ein Leopard," berichtet er, „schon öfter sich bemerkbar gemacht und schließlich uns eine Ziege getödtet, wobei seine Spur entdeckt worden, wurde er verfolgt und niedergeschossen, ein Vorderfuß und beide Hinterfüße waren ihm zerschmettert; eine Anzahl meiner Leute, mit Lanzen und Flinten bewaffnet, näherten sich ihm. Da sprang plötzlich das gelähmte Thier auf den Vordersten, schlug die eine heile Tatze ihm tief in's Fleisch und biß den armen Menschen noch tödtlich. Erst nach zehn Lanzenstichen gab es sein Leben auf. Das Thier war zwei Fuß vier Zoll hoch vom Rücken bis zur Erde und sechs Fuß acht Zoll lang von der Schnauze bis zur Schwanzspitze."

Unsere zweite Illustration gibt diesen Ueberfall durch die Bestie in lebensvoller Darstellung wieder.

Der Obersteuermann.

Roman

von

W. Clark Russell.

(Schluß.)

Nach wenigen Augenblicken vernahm Holdsworth leise Schritte von draußen hereinschallen und dann erschien Dolly auf der Schwelle.

Sie hielt Nelly an der Hand und sah leichenblaß aus. Ihr Antlitz trug das Gepräge großer Erschöpfung und Angst; es schnitt Holdsworth in's Herz, als er sah, wie tief sie gebeugt war. Und der unnatürliche Glanz ihrer Augen, der von sorgenvoll durchwachten Stunden zeugte, steigerte den abgespannten, trostlosen Ausdruck, der auf ihrem Antlitze lag. Sie hatte sich in ein altes Tuch gehüllt; doch sah man an den Stellen des Halses, welche vom Tuche nicht bedeckt waren, das Adernetz dunkel durch die zarte Haut schimmern. Sie gab Holdsworth die Hand und er fühlte, daß dieselbe eiskalt war.

Der Anblick ihrer leidenden Gestalt überwältigte ihn dermaßen, daß er nicht im Stande sich fühlte, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen.

Das Kind lief auf ihn zu und drückte liebkosend die kleine Wange auf seine Hand.

„Es ist sehr gütig — sehr gütig von Ihnen, Herr Hampden, daß Sie unserer gedenken,“ begann sie mit matter, tonloser Stimme und sank auf das Sopha. Ein fieberhaftes Frösteln schüttelte ihre Gestalt und bewog sie, sich fester in ihr Tuch zu hüllen.

„Sie sind schwer heimgesucht worden! Ich habe die Nachricht erst in diesem Augenblick vernommen, und eile nun sofort herbei, um Ihnen meinen Beistand anzubieten,“ antwortete er mit bebender Lippe; das ungestüme Pochen seines Herzens schien echoartig in seiner Stimme nachzuhallen.

„Dieß Unglück kommt mir nicht unerwartet. Was ich seit Monaten unter Angst und Zittern herannahen sah, ist eingetroffen. Wir sind obdachlos! Wo aber ist mein Gatte, dessen erste Pflicht es gewesen wäre, in dieser schweren Stunde den Seinen beizustehen? Er ist gestern den ganzen Tag fort gewesen und hat die vergangene Nacht außer dem Hause zugebracht. O Gott, welch' eine Nacht war das!“ Sie stöhnte und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

„O, sprechen Sie nicht so, Sie sind nimmermehr obdachlos, sobald Sie mir gestatten, Ihr Freund zu sein. In Frau Parrot's Wohnung finden Sie vorderhand ein sicheres Unterkommen ... ich hoffe, daß Sie das annehmen werden.“

Sie sah ihn mit weit geöffneten Augen starr an, wie Jemand, der seinen eigenen Ohren nicht traut, und sagte dann:

„Wir haben kein Recht, Ihre Güte in dieser Weise in Anspruch zu nehmen. O, wie edelmüthig Sie sind! Nelly, Nelly, komm' zu mir, komm' zu mir!“

Das Kind gehorchte dem Rufe und verbarg, da es durch den leidenschaftlichen, verzweiflungsvollen Ton ihrer Stimme in Angst versetzt ward, das Gesicht in seiner Mutter Schooß und brach in einen Strom von Thränen aus; Dolly's Augen dagegen blieben trocken und verloren keine Spur von ihrem unnatürlich wilden Glanz. Sie preßte ihr Kind fest an sich und ihr ganzer Körper bebte, als sie in ein krampfartiges Schluchzen ausbrach, das ihr jedoch keine Linderung gewähren konnte, da es von keiner Thräne begleitet ward.

„Ich habe dieß Loos verdient!“ stöhnte sie dann. „Bin ich doch der treuesten Liebe, mit der Gott jemals ein Menschenherz begnadet hat, abtrünnig geworden! Warum ward er mir geraubt? Mein Kind litt Hunger, und als ich es von Tag zu Tag mehr dahinsiechen sah, trieb mich die Angst fast zum Wahnsinn. Ich habe Conway nie geliebt ... er wußte das ... er hat mich verlassen! Er ist ein Feigling, sonst hätte er es nimmermehr gethan. Was soll ich beginnen? Ich stehe ganz allein auf der Welt. Mein Kind bedarf der Nahrung und der Kleidung. Keinen einzigen Verwandten habe ich, an den ich mich wenden könnte, und nun werden wir auf die Straße getrieben. O Gott, das ist zu hart, zu hart!“

Sie verbarg ihr Gesicht in das Haar ihres Kindes.

Nicht nur die Befürchtung, daß in diesem Augenblick die Enthüllung der Wahrheit sie tödten könne, verhinderte ihn, ihren herzzerreißenden Klagen zu lauschen, ohne neben ihr niederzuknieen und sie „mein Weib!“ zu nennen. Er beobachtete sie unverwandt mit einem eigenthümlichen Ausdruck, sein Antlitz war noch blutleerer als das ihrige. Das stürmische Verlangen, sich zu offenbaren, trieb, als es zurückgedrängt ward, alles Blut zum Herzen; eine Anwandlung von Ohnmacht befiel ihn, aber um jeden Preis wollte er diese übermächtige Schwäche besiegen, und um es besser zu können, erhob er sich, durchkreuzte das Gemach, stellte sich unmittelbar neben die beiden geliebten Wesen und schaute auf sie herab.

„Ich will Ihnen nach besten Kräften helfen,“ sagte er langsam und er fühlte, daß er nach und nach die Herrschaft über seine Sprache wieder gewann. „Solang ich lebe, sind weder Sie noch Nelly schutzlos. Vertrauen Sie mir und machen Sie mich glücklich, indem Sie mir beweisen, daß Sie mich als einen Freund betrachten.“

Sie schlug die fieberhaft leuchtenden Augen zu ihm auf und flüsterte mit erregter Stimme:

„Wir können Ihnen unmöglich alle Drei zur Last fallen!“

„Nein. Ich werde auch nicht einen Finger für den Mann rühren, der Sie so schändlich verlassen hat. Er besaß Geld und hat Sie trotzdem den ganzen Tag darben lassen, auch diese Nacht sind Sie allein gewesen! ... Aber für Sie und Ihr Kind will ich sorgen. Was geschehen kann, soll geschehen. Ich bin nicht reich, — um Ihretwillen möchte ich es sein. Wollte ich diese Schuld tilgen, so würde ich Ihnen Ihr Hauswesen doch nur für wenige Tage erhalten. Andere Gläubiger würden sich einstellen und mir fehlen die Mittel, sie sämmtlich zu befriedigen.“



Der Aettiruedi will die Jugend verhindern, die von ihm in den Brunnen geworfenen Aepfel und Birnen herauszufischen. Zeichnung von A. Baldinger. (S. 279.)
Aus den „Schweizerischen Bilderbogen“. (Verlag von Buri & Jeker in Bern.)

„Was soll ich thun?“ jammerte sie und klammerte sich an ihr Kind.

„Frau Parrot's Haus bietet Ihnen eine wohnliche Zuflucht. Und weitere Anordnungen können wir erst dann treffen, wenn wir erfahren haben, wo Ihr Mann sich aufhält.“

„O, Herr Hampden, ist es nicht grausam von ihm, mich in dieser Lage zu lassen? — Nur Gott allein weiß, was ich in diesem letzten Jahr erduldet habe. Als ich allein mit der Armuth rang, war ich reicher und glücklicher als jetzt. Der Rückblick auf die Vergangenheit war rein und ungetrübt, mein Gewissen war unbefleckt; ich glaubte Nelly's wegen dieß Alles opfern zu müssen, und bin nun das unglückseligste, elendeste Wesen, das es in der Welt gibt.“

Ein durchdringender, tiefschmerzlicher Schrei entrang sich ihrer gequälten Brust, aber noch immer blieb ihr Auge thränenleer.

„Dieß unwirthliche Haus ist kein passender Aufenthalt mehr für Sie. Bitte, folgen Sie mir unverzüglich.“

Er schritt zur Thür und öffnete dieselbe. Dolly schaute mit stumpfem, müdem Auge umher, wie Diejenigen zu thun pflegen, die urplötzlich aus tiefem Schlaf emporfahren; mechanisch nahm sie ihr Kind auf den Arm. Holdsworth rief das Dienstmädchen herbei und befahl demselben, Frau Doktor Conway's Hut zu holen.

Der Pfänder kam langsam aus dem Hinterzimmer hervor und grinste verblüfft.

„Na, wohin geht die Reise?“ fragte er.

Holdsworth gab ihm keine Antwort.

Das Kind war für die halb ohnmächtige Frau eine zu schwere Bürde, sie brach fast zusammen; er nahm ihr daher die Kleine ab und stellte sie auf ihre eigenen Füße.

„Sie gehen doch nicht fort!“ rief jetzt auch das Dienstmädchen, Dolly den Hut hinhaltend und angstvoll dreinschauend.

„Allerdings,“ erwiederte Holdsworth, „und sollte der Herr Doktor nach Hause kommen, so sagen Sie ihm, daß Ihre Herrin bei Frau Parrot sich aufhalte.“

„O, Frau Doktor, ich mag hier wirklich nicht allein bleiben. Ich fürchte mich vor dem abscheulichen Menschen!“ schrie das Mädchen und blickte scheu den Hausflur hinab.

„Warum?“ fragte der Mann. „Wenn die ganze liebe Familie auszieht, wer soll mir dann das Essen kochen, — das möchte ich wohl wissen?“

„Ich bleibe auf keinen Fall hier!“ rief das Mädchen. „Gott soll mich bewahren, daß ich dem Menschen dort nahe komme!“

„Es steht natürlich ganz in Ihrem Belieben, ob Sie auf Herrn Doktor Conway warten oder fortgehen wollen,“ sagte Holdsworth und gab ihr etwas Geld.

„Na, dann werde ich wohl gar nicht bezahlt,“ brummte der Mann, zündete ein Schwefelholz an und hielt das brennende Hölzchen in der Rechten und seine Pfeife in der Linken.

„Wenigstens nicht von mir!“ entgegnete Holdsworth.

Er nahm Nelly an die Hand und bot Dolly den Arm. Sie holte, tief und beklommen aufseufzend, Athem und begleitete ihren Beschützer, ohne auch nur eine Sylbe zu äußern, durch den Vorgarten ihres Hauses. Als sie bemerkte, daß mehrere neugierige Augen sie zudringlich anstarrten, senkte sie das Haupt und beschleunigte ihren Schritt.

Frau Parrot hörte ihr Kommen, stürzte aus der Küche

hervor und schaute in stummer Verwunderung bald auf Holdsworth, bald auf Dolly.

„Frau Doktor Conway hofft für eine kurze Zeit in Ihrem Hause ein behagliches Daheim zu finden, Frau Parrot," sagte Holdsworth. „Sie werden die Güte haben, für sie und die kleine Nelly ein Schlafzimmer herzurichten und ihnen Ihr Gesellschaftszimmer zur Verfügung zu stellen."

Dolly war in einen Sessel gesunken. Er holte ein Glas Wein und hielt es ihr hin; sie aber schob es fort und unterdrückte nur mit Mühe einen abermaligen Anfall krampfhaften Schluchzens.

„O, Frau Doktor, Sie dürfen sich die Sache nicht so sehr zu Herzen nehmen," rief Frau Parrot, dicht an sie herantretend. „Es wird schon Alles wieder in Ordnung kommen und Sie werden sich bei uns recht wohl fühlen."

Holdsworth kniete auf einen Stuhl neben ihr und bot ihr abermals den Wein an. Er empfand es als eine schwere Prüfung, daß er sie nicht an sein Herz schließen und ihr das eine Wort zuflüstern durfte, welches jegliche Angst in Freude verwandelt haben würde. Aber wenn er jemals eine Scheidewand zwischen ihnen Beiden aufgerichtet fühlte, so fühlte er es jetzt. Ihre Ehre war mehr denn je seiner Hand anvertraut. Der Glaube, daß sie einem andern Mann angehöre und daß seine eigenen Ansprüche durch die Thatsache aufgehoben wurden, daß sie jetzt Conway's Gattin war, hatte ihn noch nie zuvor mit solcher Klarheit und Schärfe ergriffen. Durch ihr Leiden war sie in seinen Augen eine geheiligte Persönlichkeit geworden, die er durch ein Bekenntniß seiner Liebe entweiht haben würde. In Demuth besiegte er jede verlangende Regung, und still schlich er sich von ihrer Seite fort und betrachtete sie aus der Ferne, indem er Nelly's Hand in der seinigen hielt.

Inzwischen waren Frau Parrot's Finger beschäftigt, Dolly's Hutbänder zu lösen und ihr das Tuch von den Schultern zu nehmen. Dabei flüsterte sie unausgesetzt der armen Frau freundliche Redensarten in's Ohr, deren Trostkraft, trotz ihrer außerordentlichen Abgedroschenheit, durch die mütterliche Art und Weise, mit der sie ausgesprochen wurden, bedeutend erhöht ward.



Siegreiche Heimkehr. Zeichnung von V. Tobler. (S. 279.)
Aus den „Schweizerischen Bilderbogen". (Verlag von Buri & Jeker in Bern.)

„So, liebes Frauchen," sagte sie und legte den Hut auf den Tisch. „Jetzt müssen Sie vor allen Dingen ein wenig Wein zu sich nehmen. Sie werden sich dann sofort kräftiger fühlen. Das Leben ist nun einmal voller Sorgen, das weiß der liebe Gott, und es gibt Männer genug in der Welt, die eine Frau in die Versuchung führen können, ihr Geschlecht zu verleugnen und die Hand gegen sie zu erheben. Aber ein Freund, liebe Frau Doktor, thut einem armen Menschenherzen so wohl, wie der Sonnenschein einem halb erfrorenen Vogel, und ich bin fest davon überzeugt, daß Herr Hampden ein solcher echter, rechter, treuer Freund ist, der seine Hand nicht wieder von Ihnen abziehen wird."

„Immer wieder drängt sich mir der Gedanke an meines Gatten Treulosigkeit auf," rief Dolly. „Alles andere Mißgeschick, das mich betroffen, berührt mich minder schmerzlich. Ist es nicht unerhört, daß er mich und meine kleine Nelly gerade in dem Augenblick verlassen hat, wo unsere Noth am größten war, und er keine Ahnung davon haben konnte, daß sich ein Freund unserer erbarmen würde? Ach, Frau Parrot, ich heirathete ihn nur um Nelly's willen, um ihr Brod zu verschaffen. In meiner Verblendung glaubte ich, sie vor dem Hungertode schützen zu können, wenn ich gegen mein Gewissen handelte, und nun bin ich so gestraft, so tief erniedrigt worden!"

„Gott bewahre mich, daß ich Mann und Frau gegen einander aufhetze," sagte Frau Parrot und blickte auf Holdsworth, um sich seines Beifalls zu vergewissern; „aber das muß ich sagen, wenn Doktor Conway Sie verließ, so war es das Vernünftigste, was er thun konnte, und an Ihrer Stelle, liebes Frauchen, wäre das das Letzte, worüber ich mich grämte. Sie haben seinetwegen viel leiden müssen, und wenn er fortbleibt, so kann es Ihnen nicht schlimmer gehen, als es bis jetzt der Fall war. Er ist niemals ein ordentlicher Mann gewesen, denn wenn er es gewesen wäre, so würde er nicht so ohne Weiteres fortgelaufen sein. Sie können sich darauf verlassen, es befindet sich kein einziger unter unseren Nachbarn, der nicht weiß, daß Sie mehr durchgemacht haben, als einer christlichen Frau zukommt. Es klingt vielleicht hart, wenn ich gestehe, daß ich mich freue, daß er uns aus den Augen ist!" rief sie und blickte mit einer Miene, welche bewies, daß sie diese Worte mit voller Aufrichtigkeit äußerte, auf Holdsworth und fügte dann hinzu: „Gebe Gott, daß wir ihn nun und nimmer wieder erblicken!"

Kaum hatte Frau Parrot den Mund geschlossen, als das ganze Haus von dem lauten Getön des Hausthürklopfers wiederhallte. Die würdige Dame hatte noch nie in ihrem Leben ein so wahnsinniges Pochen vernommen; sie erblaßte. Glaubte sie doch mit Bestimmtheit, daß Doktor Conway betrunken nach Hause gekommen und auf die Nachricht, daß seine Frau sich bei ihr befinde, die Straße herübergetorkelt sei, um seine Gattin abzuholen und bei der Gelegenheit eine entsetzliche „Szene" hervorzurufen.

Dolly erhob den Kopf. Offenbar hatte sie auch den nämlichen Gedanken.

Der sprechende Ausdruck ihres Angesichtes, die Mischung von Haß, Furcht und Verachtung, welche derselbe darthat, verrieth dieß genugsam.

Frau Parrot gab, all' ihren moralischen Muth zusammenfassend, ihrer Natur sozusagen einen geistigen Ruck und eilte hinaus. Kaum hatte sie die Thür geöffnet, so schoß Martha, das Dienstmädchen von drüben, pfeilgeschwind auf den Flur.

„O, Frau Doktor! O, Frau Doktor!" kreischte sie in den höchsten Tönen des Entsetzens und der Aufregung. „Unser Herr ist ertrunken. O, guter Gott! Wo ist meine Frau? ... Er ist todt ... Es ist aus mit ihm ... ganz aus. Hier ist der Mann, der die Nachricht gebracht hat; — der kann erzählen, wie es gekommen ist!"

Sie wandte sich um und faßte in ihrer Erregung einen kleinen, stämmigen Mann, der stumm auf der Schwelle stand, beim Rockärmel und zerrte ihn gewaltsam in den Vordergrund.

„Lassen Sie mich los, Sie Närrin! Was fällt Ihnen ein?" rief der Mann mit gereiztem Ton und warf dem Mädchen einen wüthenden Blick zu. „Sind Sie vielleicht Frau Doktor Conway?" fragte er dann, Frau Parrot anredend, die wie ein Steinbild mit starren, weit geöffneten Augen ihn unverwandt anschaute.

„Nein, sie ist es nicht. Das ist nicht Frau Doktor Conway!" schrie Martha mit Ungestüm.

„Aber Sie haben ja behauptet, daß sie sich in diesem Haus aufhielte!"

„Das thut sie auch. Nicht wahr, Frau Parrot?"

„Gerechter Himmel, welch' ein Lärm! Man kann ja sein eigenes Wort nicht verstehen!" rief Frau Parrot, welche jetzt, aus ihrer Versteinerung erwachend, den Gebrauch ihrer Zunge zurückerhielt. „Was haben Sie mir zu sagen?" wandte sie sich dann an den kleinen, verdrießlichen Mann.

„Nun," entgegnete dieser mürrisch, „die Sache verhält sich mit kurzen Worten folgendermaßen: Doktor Conway ist heute morgen todt aus dem Fluß gefischt worden; die Leiche liegt jetzt seit sieben Uhr im Stadthause, und ich habe es auf mich genommen, seiner Familie diese Nachricht zu bringen. Aber ich will ein Esel sein, wenn ich jemals wieder einen solchen Auftrag ausführe! Was hat man davon? Es ist wahrlich kein Vergnügen, sich von dem ersten besten, halbverrückten Frauenzimmer von einem Haus in's andere hetzen zu lassen, bis man, mit Erlaubniß zu sagen, ganz in Schweiß gebadet ist."

„Frau Parrot! Frau Parrot!" ließ sich plötzlich Holdsworth's Stimme vernehmen.

In größter Unruhe stürzte die gänzlich aus der Fassung gebrachte Dame in das Wohnzimmer, und das Erste, was sie erblickte, war Dolly, die, von einer todesähnlichen Ohnmacht umfangen, regungslos auf dem Sopha lag, während Holdsworth neben ihr kniete.

„Sie hat Ihr Gespräch gehört!" rief er und wandte ihr ein Antlitz zu, aus dem jede Farbe gewichen war. Der plötzliche Schreck wirkte niederschmetternd. „Helfen Sie ihr, Frau Parrot. Ich kehre sogleich zurück. Doch ist es unbedingt nothwendig, daß ich den Mann selbst spreche."

Er sprang auf und verließ das Zimmer und rief den kleinen, verdrießlichen Unglücksboten, der gerade im Begriff war fortzugehen, mit lauter Stimme zurück.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie aufhalte. Allein ich möchte mich von der Wahrheit der erschütternden Nachricht, die Sie uns soeben gebracht haben, mit eigenen Ohren überzeugen. Ist Doktor Conway wirklich todt?"

Der kleine Mann musterte Holdsworth von Kopf zu Fuß und antwortete dann:

„Ja. Ich habe die Leiche selber gesehen. Sie liegt im Stadthause. Der Arzt sagt, sie müßte schon die ganze Nacht im Wasser gelegen haben."

„Die ganze Nacht?"

„Ein Mann, Namens Williamson, hat sie zuerst gesehen. Die Leute, die sie herausgezogen hatten, erkannten sie sofort; sie kannten Doktor Conway nur zu gut. Er ist wahrscheinlich betrunken gewesen, als er hineinfiel, denn der Weg war breit genug für Wagen und Pferde. Als Doktor Tenner hörte, daß mein Weg mich hier in diese Gegend führte, bat er mich, Frau Doktor Conway zu benachrichtigen. Guten Morgen!"

Holdsworth war wie betäubt; er blieb mehrere Minuten regungslos an der Pforte stehen und starrte dem Mann nach. Dann eilte er zu Dolly.

„Sie kommt wieder zu sich, Herr Hampden!“ rief Frau Parrot, der armen kleinen Frau die Hand reibend. „Welch' eine entsetzliche Nachricht! Conway ist todt! Ich kann's kaum glauben. Und noch dazu ertrunken! Der arme Mensch!“

„St! St!“ rief Holdsworth.

Dolly hatte die Augen aufgeschlagen und starrte mit glanzlosem Blick umher. Er eilte fort, tränkte ein Tuch mit Wasser und legte es ihr auf die Stirn. Nelly stand am Fenster und schaute mit dem Ausdruck sinnender Angst auf die befremdende Gruppe.

*

„Ich bin so matt!“ flüsterte Dolly und bemühte sich, eine sitzende Stellung einzunehmen, sank jedoch alsbald kraftlos zurück.

„Es hat sich etwas Entsetzliches ereignet! Gerechter Gott!... Robert ist todt!“

Mit dem wiederkehrenden Bewußtsein nahm das Gedächtniß sofort seine Thätigkeit wieder auf und führte ihr die erschütternde Nachricht, die sie empfangen, mit unbarmherziger Klarheit vor die Seele.

„Sie müssen sich jetzt ganz ruhig verhalten und nicht sprechen; das schadet Ihnen, liebes Frauchen,“ sagte Frau Parrot.

„Wo ist Nelly?“

Holdsworth führte das Kind zu dem Sopha. Die Mutter schaute das kleine Mädchen an, öffnete beide Arme und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Gott sei gedankt!“ rief Holdsworth und wandte sich ab. Der geistige und körperliche Zustand, in dem sie sich bis jetzt befunden, hatte in ihm die Befürchtung erweckt, daß ihre Lebenskraft den Schicksalsschlägen nicht Stand halten und ihr Herz brechen würde; jetzt — jetzt, da er ihr Auge voll Thränen sah, athmete er beruhigt auf.

Dreißigstes Kapitel.

Mann und Frau.

Der kleine, verdrießliche Mann hatte die Wahrheit berichtet. Das Gerücht von Conway's Tod verbreitete sich bald über die ganze Stadt und war in Jedermanns Mund. Eine in der Nachbarschaft wohnende Frau besuchte Frau Parrot, um ihr die Neuigkeit mitzutheilen, und zwar that sie es, ohne daß sie wußte, daß die Wittwe des Verunglückten in deren Hause sich aufhalte. Ihr Gatte hatte mit Williamson, dem Auffinder der Leiche, gesprochen und durch ihn einen klaren, eingehenden Bericht von allen Einzelheiten des Ereignisses erhalten.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Williamson war ein Zimmermann und befand sich zu der betreffenden Zeit auf dem Wege nach Thorold Marsh, woselbst er an einem der Häuser eine kleine Ausbesserung zu machen hatte. Er war gerade im Begriff, die Brücke zu betreten, welche vom Squire-Maxwellplatz zu dem jenseitigen Ufer führte, als er eine Menschenhand aus dem Flusse hervorragen sah. Er blickte scharf hin und entdeckte einen Mann, der, auf dem Rücken ruhend, einen halben Fuß unter dem Wasser lag, und dessen leblose Gestalt so deutlich zu sehen war, als sei sie in einem Glaskasten zur Schau ausgestellt. Unverzüglich warf Williamson seinen Rock von sich, krempelte seine Hemdärmel auf, erfaßte die hervorragende Hand und sofort stieg die Leiche wie ein Korkstückchen empor.

Sowie es ihm gelungen war, den Körper an's Land zu schaffen, wußte er, wem derselbe angehört habe. Er ließ sein Handwerkszeug am Ufer liegen und lief, so schnell es seine Füße gestatteten, in die Stadt, um Lärm zu schlagen. Der Inspektor, zwei Polizisten und mehrere Männer, die eine im Stadthause bereitstehende Bahre trugen, verließen alsbald die Hauptstraße und wurden von Williamson zu der Leiche geführt. Eine Menge Menschen sammelte sich und vervollständigte den Zug. Die Leiche ward auf die Bahre gelegt, zugedeckt und in's Stadthaus getragen, worauf die zahlreiche Versammlung, welche der Fortschaffung der irdischen Ueberreste des berüchtigten Mannes beigewohnt hatte, nichts Besseres zu thun wußte, als sich eiligst zu zerstreuen und die interessante Neuigkeit binnen zehn Minuten in dem ganzen Umkreis von Harwich zu verbreiten.

Doktor Conway war also todt; wenn jemals eine Wahrheit unzweifelhaft feststand, so war es diese. Es fehlte nur noch, daß der Leichenschauer seiner Pflicht genügte und die Todesart gerichtlich feststellte.

Sein Urtheil konnte freilich nicht endgültig sein. Mangelte es doch an Zeugen, welche Conway in's Wasser hatten fallen sehen. Doch war bekannt, daß der leichtsinnige Mann am Nachmittag zuvor in den „drei Sternen“ gewesen war und sich daselbst eine gute Mahlzeit mit Champagner und feinen Weinen bestellt hatte, und damit der Wirth an der Aufrichtigkeit seines Auftrages nicht zweifle, hatte er eine Handvoll Silberstücke aus der Tasche gezogen und sie — kling, kling, kling — einzeln zurückfallen lassen.

Nach dem Essen hatte er das Wirthshaus in unzurechnungsfähigem Zustande verlassen. Was er gethan hatte, nachdem er schweren Schrittes von dannen gewankt war, das wußten „die drei Sterne“ nicht, aber der „Tannenzapfen“ wußte es, denn zu diesem war er in der Dämmerstunde gekommen, hatte sich hinter den Schenktisch gedrängt, mit dem Schenkmädchen geliebelt, einige Gläser Rum zu sich genommen und darauf in eine entwürdigende Streiterei mit dem Hausknecht sich eingelassen und diesem gedroht, ihm das Auge braun [illegible] blau zu schlagen, falls er es wage, ihm zu widersprechen. [illegible] war er zum Hause hinausgeworfen worden.

Dieß waren die Erlebnisse seines letzten Tages gewesen, insoweit sie zur Kenntniß seiner Mitbürger gelangten. Alles Uebrige war leicht errathbar, und die harwicher Bevölkerung ermangelte nicht, mit gewohntem Scharfblick das Fehlende zu ergänzen. In diesem trunkenen Zustande war er offenbar in die Nähe der Brücke gekommen und in den Fluß gestürzt; da seine Sinne vollständig umnachtet waren, hatte er sich nicht wieder herauszuarbeiten vermocht, obgleich das Wasser an der betreffenden Stelle nur zwei und einen halben Fuß Tiefe besaß.

Niemand kümmerte sich auch nur einen Pfifferling um seinen Tod. Derselbe versorgte die Verkäufer mit einem kurzweiligen Unterhaltungsstoff.

Doch kennen wir zwei Menschen, auf deren Geschick der Tod dieses Mannes einen so wunderbaren, gnaden- und segensreichen Einfluß ausübte, als sei er kein todter Trunkenbold, sondern ein Engel des Lichtes, ein Bote Gottes, der, eine Freudenbotschaft verkündigend, herniederschwebt, um einem schwergeprüften, aber in der härtesten Heimsuchung treu erfundenen Manne ein überfließend Maß irdischer Glückseligkeit zu bringen.

Dolly hatte den Wunsch geäußert, mit ihrem Kind allein gelassen zu werden. Da sie Holdsworth für einen Fremden hielt, so empfand sie seine Gegenwart, obgleich sie von seiner Güte tief gerührt war, als einen Druck, der ihr eine strenge Zurückhaltung auferlegte. Ihr Herz war wund; namenloses Elend übermannte sie. Das Bewußtsein, einen Freund gefunden zu haben, der bereit war, ihre äußere Noth zu lindern, genügte ihr nicht. Sie bedurfte noch eines andern: einer Gemeinschaft mit Gott, einer Gemeinschaft mit dem Gatten, der, wie sie wähnte, vom Himmel auf sie herabschaute.

Holdsworth ging in das Zimmer, das seinem eigenen gegenüberlag. Es war Frau Parrot's Wohnstube. Hier stand ein Piano, hier sah man mehrere prächtige ausgestopfte Vögel unter einer Glasglocke, und hier pflegten Frau Parrot und ihre Mutter ihre Sonntagnachmittage zu verleben, wenn sie keine Miether hatten.

Er rang nach innerer Ruhe, damit er im Stande sei, den ganzen Umfang der Lage zu überblicken, in die ihn Conway's plötzlicher Tod versetzt hatte. Allein sein Gemüth befand sich in wilder, leidenschaftlicher Stimmung; jede Fiber in ihm zuckte unter dem Spiel stürmischer Empfindungen. Vor seinem geistigen Auge stand sein Weib; er sah sie mit der Angst, die in ihr wühlte, ringen, ohne daß ein Auge, außer dem ihres Kindes, theilnehmend auf ihr ruhte; er wußte, daß sie sich einsam und verlassen fühlte, und daß eine vernichtende Hoffnungslosigkeit wie ein Bleigewicht auf ihrem Herzen lastete, und dann gedachte er vor allen Dingen der qualvollen, demüthigenden Gewissensbisse, die sie peinigen mußten, so oft sie über den Tod ihres zweiten Gatten, über das elende, erbärmliche Leben, das sie an seiner Seite geführt, und über die Thatsache nachgrübelte, daß der einzige Grund, um dessenwillen sie die Frau des leichtsinnigen Mannes geworden war, sich als eitel und trügerisch erwiesen hatte.

Die Scheidewand, die sie getrennt, war gefallen! Konnte er jetzt noch irgend welches Bedenken tragen, sich ihr unverzüglich zu enthüllen? Und wenn noch in diesem Augenblick sein Zartgefühl eine schwache Einsprache erhob und ihn bewog, seine Offenbarung noch ein Weilchen zu verschieben, bis Conway begraben war und bis das Entsetzen, welches sein unerwarteter Tod erregte, einer mildern Stimmung Platz gemacht hatte, so drängte ihn andererseits sein stürmisches Herz, das Leid zu verscheuchen, das seine Dolly gefangen hielt, und ihren Blick dem Glück des Lebens wieder zuzuwenden. Warum ließ er sie weinen? Warum zögerte er auch nur eine einzige Sekunde, ihre Thränen in Lächeln und ihren Gram in Freude zu verwandeln?

Er schlich sich leise an die Thür des Zimmers, in dem sie sich befand, und lauschte. Er hörte sie schluchzen und dieser Ton besiegte jedwede Unschlüssigkeit.

Behutsam öffnete er die Thür und trat über die Schwelle. Sie lag vor dem Sopha und hatte, Nelly fest umschlungen haltend, ihr Antlitz in den Schooß ihres Kindes vergraben. Als sie seinen Schritt vernahm, fuhr sie empor, blickte ihn an und erhob sich langsam aus ihrer knieenden Stellung. Er näherte sich ihr und blieb unmittelbar vor ihr stehen.

„Wollen Sie mir nicht vertrauen, mich nicht als Freund betrachten?“ fragte er mit halb gedämpfter Stimme.

Sie wollte ihm antworten, allein Thränen erstickten ihre Worte. Er setzte sich neben sie und nahm Nelly auf den Schooß und sprach, indem er mit der Hand leise über das Haar des Kindes strich:

„Ich bin gekommen, Sie Ihrer Verzweiflung zu entreißen und Ihnen zu sagen, daß Sie auf eine lichte Zukunft hoffen dürfen. Trocknen Sie Ihre Thränen und hören Sie auf das, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Ich vermag Sie zu trösten, — weiß ich doch aus eigener, bitterer Erfahrung, was es heißt, ein Wesen zu verlieren, das einem theurer ist als das eigene Herzblut, — es zu verlieren und wiederzufinden! Ich spreche von meinem Weibe, meiner kleinen Frau, die ich verlassen mußte, um meinem Seemannsberufe zu genügen. Das Schiff, dessen Obersteuermann ich war, ging unter, und ich trieb tagelang, eine Beute des Hungers und des Durstes, in einem offenen Boot auf dem Meer umher und sah meine unglückseligen Genossen rings um mich sterben. Und als ich endlich gerettet ward, hatte ich mein Gedächtniß eingebüßt. Ich wußte nicht mehr, wie ich hieß, wußte nichts mehr von meiner Heimat und der geliebten Frau, die ich zurückgelassen. Nach langem, qualvollem Nachgrübeln gebot mir Gottes Stimme, Australien zu verlassen und mich nach England zu begeben. Ich kam nach London; daselbst sprach ich mit einem Mann, der zufällig die Stadt Harwich und also einen Namen erwähnte, der mir einst durch meine Frau lieb und theuer gewesen war. Die Sehnsucht erwachte, diesen Ort zu sehen, und als ich durch Southbourne kam, kehrte mir bei dem Anblick des lieben alten Dorfes das Gedächtniß zurück. Ich wußte urplötzlich, was ich suchte und was ich verloren hatte. Ich erfuhr, daß mein Weib mich als todt beweint und sich wieder vermählt habe und jetzt mit meinem Kind in dieser Stadt, in dieser Straße, in jenem Hause dort drüben wohne. O Dolly, o mein Weib!“

Während seines Sprechens hatte sie langsam ihr holdes, kummervolles Antlitz erhoben und die Augen zu ihm aufgeschlagen. Als sich ihre Blicke begegneten, setzte er das Kind auf den Boden, streckte beide Arme aus und rief abermals:

„O Dolly, mein Weib!“

Doch sie?

Sie erwiederte kein Wort. Ihr Angesicht schien sich in einen leblosen Stein zu verwandeln; ja, es nahm einen Ausdruck an, der fremdartiger, starrer, kälter war, als der einer Todten, ihre Augen wurden gläsern, ihre Lippen öffneten sich, und so saß sie bleich und regungslos neben ihm. Ihr Herz schien nicht mehr zu schlagen, ihre Brust nicht mehr zu athmen. War das Leben von ihr gewichen?

Nein, jetzt kehrte es zurück; mit einer heftigen Bewegung sprang sie unter krampfhaften Lauten vom Sopha empor, stürzte vor Holdsworth auf die Kniee und schluchzte:

„John! John!“

„Dolly!“

„John, John!“ wiederholte sie und ergriff seine Hand, neigte sich über dieselbe und starrte sie mit weitgeöffneten Augen an; dann umschlang sie seine Kniee, schaute zu ihm auf und sprach dabei unausgesetzt in gedämpften, abgebrochenen, unverständlichen Lauten mit sich selbst und sah ihn mit einem Blick an, als wolle sie ihm das Herz durchbohren.

„John! John!“ tönte es abermals von ihren Lippen.

Er neigte sich zu ihr herab und wollte sie an sein Herz drücken; sie aber stemmte ihre Hand gegen seine Brust und wehrte seiner Umarmung, ohne ihr scheues, angsterfülltes, durchdringendes, eisigkaltes Auge von ihm abzuwenden.

„Erkennst Du mich nicht, Dolly?“ rief er. „Betrachte mich aufmerksam. Lausche auf den Klang meiner Stimme und laß mich von den Tagen unseres ersten Liebesglückes zu Dir reden. Hast Du vergessen, Dolly, daß wir hofften, der Sommer werde uns ein frohes Wiedersehen bringen? Wir versprachen, uns dann nie wieder von einander zu trennen, Du aber wolltest einen Kalender über Dein Bett hängen und jeden Tag durchstreichen, der vergangen war und uns unserer Wiedervereinigung um einen Schritt näher zu bringen schien. O Gott! Welch' eine schwere, lange Prüfungszeit stand uns bevor!... Nicht wahr, Du entsinnst Dich noch des letzten Abends vor meiner Abreise? Wir saßen mitsammen am Ufer des kleinen southbourner Flüßchens und ich verlor die Herrschaft über meine Gefühle und schluchzte wie ein Kind, da ich Dich unter dem Trennungsschmerz zusammenbrechen sah!“

Aber noch immer gestattete sie ihm nicht, sie anzurühren. Nach wie vor wehrte sie ihn mit der Hand ab und heftete ihre Augen, welche in wilder, unnatürlicher Furcht erglänzten, unverwandt auf sein Gesicht.

„O Gott!“ rief er in bitterer Herzensangst. „Will sie denn durchaus nichts von mir wissen! Habe ich ihr mein Geheimniß zu hastig, zu voreilig enthüllt? Liebling! Mein Liebling! Ich konnte es ja nicht länger ertragen, Dich weinen zu sehen; Dein Schluchzen durchschnitt mir das Herz, ich fürchtete, Du würdest unter der Last der Einsamkeit und des Elends erliegen, und hatte nicht mehr die Kraft, Dich leiden zu sehen! O, es war eine schwere Heimsuchung, Dich zu beobachten, zu wissen, daß Dein Herz mir in Liebe zugethan sei, mein kleines Kind tagtäglich vor Augen zu haben und euch doch als Fremder gegenüberzustehen! Nenne mich: ‚John!‘ Nenne mich: ‚Gatte!‘ ... Sprich zu mir, Dolly! Gib mir die trostreiche Versicherung, daß die Veränderung, welche furchtbare Leiden auf mich ausgeübt haben, Deiner Liebe keinen Eintrag zu thun vermögen!“

Sie entwand sich seinem Arm, sprang mehrere Schritte zurück und blieb dann wie festgewurzelt stehen und beobachtete ihn aus dieser Entfernung. Ihr wildes, brennendes Auge machte einen besorgnißerregenden Eindruck. Und als sie so dastand mit dem entfesselten Haar, das ihr bis tief auf die Stirn und über den Nacken herabhing, mit den krampfhaft gefalteten Händen und dem vornüber gebeugten Haupt, da glich sie fürwahr keinem lebenden Wesen, sondern einer der Natur meisterhaft abgelauschten Statue des Wahnsinns.

Sie hatte ihn als todt betrauert. Jahrelang hatte sie zu ihm gebetet, wie zu Einem, der im Himmel ist. Erkannte sie ihn jetzt? Ja, aber wie man einen geliebten Todten erkennt, dessen Züge zugleich abstoßend und anziehend wirken. Unüberwindliche Furcht und unaussprechliche Liebe, das Grauen des Aberglaubens und die leidenschaftliche Glut einer heftigen Neigung rangen im heißen Kampf um den endlichen Sieg.

So standen sie eine kurze Weile, die Augen fest auf einander gerichtet. Dann entstieg ein tiefer Seufzer seiner Brust, und sich zu seinem Kinde wendend, sagte er:

„Nelly, mein Kind, komm' zu mir, ich bin Dein Vater!“

Er breitete die Arme aus. Dieses Wort und diese That lösten den Bann, der Dolly gefangen hielt. Mit einem lauten Freudenschrei flog sie auf ihn zu.

„John! John!“ flüsterte sie. „Mein Gatte, mein einziger, heißgeliebter Gatte! Bist Du von dem Tod auferstanden? Kehrst Du endlich heim, nachdem Du mich so lange, lange vergeblich hast warten lassen?“

Und dann entriß sie sich ihm wiederum und sah ihn aus einer kleinen Entfernung scheu an, lief dann abermals auf ihn zu, umklammerte seinen Hals mit beiden Armen und schluchzte laut:

„John, John! Warum bist Du nicht eher zu mir zurückgekehrt? Warum bist Du nicht eher zu mir zurückgekehrt?“

Heiße Thränen rannen über seine Wangen; er preßte sie an sich und sagte mit wonnebebender Stimme:

„Wir sind vereint ... um uns nie wieder zu trennen. Ich bin Dein rechter Gatte und habe Dich stets mit unwandelbarer Treue geliebt. Gütiger Gott, ich danke dir, daß du mich diesen Tag hast erleben lassen!“

„Nelly! Nelly!“ rief Dolly, umfaßte, sich seiner Umarmung sanft entziehend, mit beiden Händen das Kind und hielt es ihm entgegen.

„Sie gehört uns, John, — Dir und mir! ... Denke Dir, Nelly, wir haben unsern Papa wiedergefunden. Hier steht er, Kind! Nelly's Papa ist zurückgekehrt. Gott hat ihn wieder zu uns gesandt, — gerade in dem Augenblick, da unser Herz brechen wollte. O, mein Gatte! Mein Gatte!“

Sie brach zusammen; eine übernatürliche Erregung hatte sie bis jetzt aufrecht erhalten. Ihre Kräfte schwanden; weinend, schluchzend, halb bewußtlos sank sie in seine Arme, weich gebettet lag ihr Haupt an seiner Brust und so ruhte sie dort eine lange Zeit, ohne daß auch nur der leiseste Laut die heilige Stille störte, die das Zimmer erfüllte.

*

Wir schauen abermals in das Gemach; eine halbe Stunde ist inzwischen verflossen und Dolly schmiegt sich noch immer an ihren Gatten, der sie mit dem einen Arm umfangen hält, während sein Kind auf seinem Schooße sitzt. Das Grauen, welches noch vor Kurzem wie ein ehernes Band das Seelenleben der jungen Frau gefangen zu halten schien, ist gewichen. Gespannt lauscht sie seinen Erzählungen und unterbricht ihn wiederholt durch kurze Aeußerungen regen Mitempfindens; dann liebkost sie ihn mit weicher Hand und horcht auf's Neue mit fieberhafter Aufmerksamkeit seinen Berichten, und ihr bleiches Antlitz erglüht unter dem Einfluß der Liebe und der Bewunderung und erhält durch diesen Ausdruck einen zauberhaften Reiz.

Er erzählt ihr von seinen Leiden im Boot, von seiner Errettung, von seinen Freunden in Australien, von seiner Reise nach England und seinen Erlebnissen in Southbourne, und als sie vernimmt, wie selbstlos er gehandelt, und es ihr klar wird, welches Opfer er ihr gebracht hat, indem er sein Geheimniß verschwieg, um ihr die Schande und das Herzeleid zu ersparen, die einer Offenbarung seines Lebens unzweifelhaft auf dem Fuße gefolgt wären, so lange sie sich noch als Conway's Gattin betrachten mußte, — und sich daran genügen ließ, unerkannt seines Kindes Liebe sich zu erwerben, — da erkennt sie, daß er sein weiches Herz, seine edle Denkweise, sein reines Gemüth, seinen festen, ehrenwerthen Charakter und seine heldenmüthige, selbstverleugnende Natur in den fünf Jahren der Trennung unverändert sich und ihr bewahrt hat.

Und dann erzählt sie ihm ihre Erlebnisse und nun kommt die Reihe des Tröstens an ihn, und die Liebe verklärt sein Antlitz und verleiht demselben eine höhere geistige Schönheit, als es je besessen.

Und als sie der Zeiten gedenkt, da sie in Angst und Noth sich befunden, brachen ihre Thränen abermals hervor und ihre Augen nahmen jenen leidenschaftlichen Ausdruck an, der verräth, daß sie immer noch zeitweise an der Wirklichkeit des Glückes zweifelt, das ihr endlich beschieden ist; aber jetzt hat sein Wort die Kraft, den Geist des Unglaubens zu bannen.

Ich sehe die drei glücklichen Menschen in jenem Gemache sitzen, während die Morgensonne ihren hellen Schein durch das Fenster hereinfluten läßt und den Fußboden mit ihrem Glanze bestrahlt.

Mein Blick fällt auf das Kind, dessen große Augen vom Vater zur Mutter und von der Mutter zum Vater wandern, während auf dem jungen Antlitze die Reihe der wechselnden Gefühle, welche unbewußt die kleine Brust durchziehen, deutlich hervortritt.

Ich sehe die Mutter vor mir ... angegriffen und bleich ... aber mit dem Ausdruck wonnevoller Glückseligkeit auf dem schmalen Gesichte, das jetzt mehr denn je eine magische Schönheit offenbart. Die sanften Augen voller Freudenthränen heften sich wieder und wieder auf den geliebten Mann, in dessen Arm sie sich sicher geborgen fühlt. Ich sehe Holdsworth vor mir. Sein Haupthaar ist freilich mit grauen Streifen stark durchwebt; seine eingefallenen Wangen, seine gebeugte Gestalt werden, so lange Leben in ihm wohnt, ein redendes Zeugniß von den unaussprechlichen geistigen und körperlichen Leiden ablegen, die er erlitten hat, seitdem wir ihn zuerst gesehen. Und doch sehe ich jetzt, wo er sein Weib an's Herz preßt, die Lippen auf die Stirn seines Kindes drückt und mit dem Ausdruck tiefinnerster Dankbarkeit emporschaut, eine stille, ruhige Freude in seinem Auge ausgeprägt und sein Antlitz von einer lebensfrischen Färbung angehaucht, deren Ursprung geistiger Art ist, und die daher, weder in dunklen noch in sonnigen Tagen, etwas von ihrem Schimmer einbüßen wird, — und unwillkürlich gedenke ich der Worte, die, wie Goldsmith sagt, eine Million werth sind:

„Ich bin jung gewesen und alt geworden; doch nie habe ich erlebt, daß ein Gerechter zu Grunde ging oder seine Kinder ihr Brod sich erbetteln mußten.“

*

Ein leises Pochen erschallt; die Thür wird geöffnet, Frau Parrot tritt herein. Sie stutzt und fährt zurück. War das eine künstlich einstudirte Geberde des höchsten Erstaunens? O nein! Ich versichere dir, der kleine Sprung, den sie soeben gethan, als sie beim Eintreten rückwärts prallte, drückt in ungleich beredterer Weise eine Verwunderung aus, als es irgend eine der mannigfachen Geberden vermag, mit denen die Bühnenhelden eine Mischung lebhafter Ueberraschung und sittlicher Entrüstung darzustellen sich bemühen.

Das also ist der Schlüssel, der das Geheimniß eröffnet? Ihr Miether ist nicht, wie sie geglaubt, ein Ehrenmann, sondern ein Wolf im Schafspelz, der unter dem Vorwande, sich für Nelly zu interessiren, mit der Frau Mama eine Liebschaft anknüpfte und der, wo Conway's irdische Ueberreste noch unbestattet auf dem Stadthause liegen, sich nicht entblödet, die junge Wittwe unter Frau Parrot's ehrbarem Dache zu umarmen.

Holdsworth und Dolly wechseln einen bedeutungsvollen Blick, und Dolly neigt erröthend in sichtlicher Verwirrung das Haupt (und sie thut wohl daran, denkt Frau Parrot), während Holdsworth Nelly von seinem Schooß gleiten läßt und aufsteht.

„Ich bedaure, Sie gestört zu haben,“ sagt Frau Parrot höhnisch. „Ich klopfte nur an, um nachzufragen, wann Sie zu frühstücken gedächten.“

„Das will ich Ihnen sogleich sagen,“ entgegnete Holdsworth. „Doch habe ich Ihnen zuvor noch eine wichtige Mittheilung zu machen. Diese Dame ist meine Gattin!“

„Wie habe ich das zu verstehen?“ fragt Frau Parrot, plötzlich erbleichend.

„Ja, meine Gattin, Frau Parrot. Sie wissen, daß ein Seemann, John Holdsworth mit Namen, einst zur See ging und nicht zurückkehrte. Man hielt ihn für ertrunken. Er ist nicht ertrunken. Ich bin John Holdsworth.“

„Sie?!“

Die Füße versagten der guten Frau den Dienst; sie stürzte nach dem Tische, hielt sich krampfhaft an der Kante desselben fest und kreischte nochmals:

„Sie?!“

„Ja, Frau Parrot,“ rief Dolly. „Es ist John, — mein heißgeliebter Gatte, den ich für todt gehalten!“

„Und Sie wollen mir damit andeuten,“ keuchte Frau Parrot hysterisch, „daß Sie die ganze Zeit hindurch genau wußten, wer Sie waren?“

„Allerdings!“

„Und Sie haben Ihre rechtmäßig angetraute Frau Tag für Tag gesehen, ohne mit ihr zu sprechen oder ihr zu sagen, wer Sie sind?“

„Ja.“

„Und Sie thaten das nur,“ stotterte Frau Parrot, noch immer am Tisch sich festhaltend, „weil Sie wußten, daß eine Frau nicht zwei Männern zu gleicher Zeit angehören kann, und weil Sie Frau Doktor Conway in jeder Weise schonen und ihr Gefühl nicht verletzen wollten?“

„Ja, deßhalb that er es, Frau Parrot,“ rief Dolly.

Frau Parrot holte tief Athem und brach dann zum größten Erstaunen von Holdsworth und Dolly in Thränen aus.

„O Herr, entschuldigen Sie, daß ich so kindisch mich betrage!“ schluchzte sie, „allein ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht gehört, daß Jemand so viel für Andere thun und dabei gegen sich selbst so hart sein kann. Nein, niemals! Und ist das Ihr Kind? Ja, natürlich! Wie kann ich nur so thöricht fragen! Gerechter Himmel! Wer hätte je gedacht, daß ein Mensch so edel zu handeln vermöchte! O Herr, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Hand drücke.“

Sie drückte ihm nicht nur die Hand, sondern stürzte mit Hintansetzung ihrer gewöhnlichen Zurückhaltung auf ihn zu und gab ihm einen Kuß. Sodann wollte sie unverzüglich von hinnen eilen, allein Holdsworth vertrat ihr den Weg.

„Verweilen Sie noch einen Augenblick, liebe Frau Parrot,“ sagte er. „Sie sind das einzige Wesen in ganz Harwich, ja, auf der ganzen Welt, das um unser Geheimniß weiß. Wollen Sie es treu bewahren? Wir haben triftige Gründe, es nicht laut werden zu lassen.“

„Ja gewiß, lieber Herr, ich gebe Ihnen mein Wort darauf!“ rief die rechtschaffene Frau. „Weil Sie es wünschen, will ich schweigen, so schwer es mir wird; denn ich hätte gar zu gern das wunderbare Ereigniß allen meinen Bekannten mitgetheilt und ihnen dabei erzählt, wie edel und gut Sie gehandelt haben. Ja, wahrlich, das hätte mir große Freude gemacht, denn noch nie habe ich, weder in der Kirche noch sonst wo, gehört, daß ein sterblicher Mensch gethan hat, was Sie gethan haben, und mancher Mann könnte sich 'ne Lehre draus ziehen. Gott sei mit Ihnen und Ihrer lieben Frau! Ich weiß ganz bestimmt, daß er diesen meinen Wunsch erfüllen wird. Gott sei auch mit Dir, Du kleine Nelly! Du hast einen guten Vater gefunden, Kind, — ja einen außerordentlich guten Vater!“

Und nach diesen Worten eilte sie, von Rührung übermannt, aus dem Zimmer.

*

Der Vorhang fällt, da das Stück zu Ende ist. Es ist nicht nothwendig, daß ich ihn noch einmal aufziehe, denn du, der du freundlich und geduldig dem kleinen Drama zugeschaut hast, du weißt so gut wie ich, welcher Zukunft die beiden Hauptpersonen und ihr Kind entgegengehen. Australien liegt vor ihnen; treue Freunde werden sie dort in ihr neues Daheim einführen und mit zartem Mitgefühl und gespanntem Interesse der wundersamen Geschichte ihrer bittern Trennung und ihrer heiligen Wiedervereinigung lauschen.

Aus den „Schweizerischen Bilderbogen“.

(Bilder S. 276 und 277.)

Die Schweiz ist unerschöpflich für die Maler. Was ist da nicht schon Alles gezeichnet und gemalt worden, und fort und fort taucht wieder Neues auf, das eigenartig ist und anziehend. Darauf fußt auch ein Unternehmen der Kunstanstalt von Buri und Jeker in Bern, welche „Schweizerische Bilderbogen“ herausgibt, die vorzüglich schweizerisches Leben behandeln: Das Leben und Treiben des Militärs, des Gaisbuben, auf den Seen, der Bauern auf ihren Dörfern, ferner mittelalterliche Aufzüge, historische Begebenheiten aus unseren Tagen und längst vergangener Zeit, Leben in Stadt und Wirthschaft, Fest- und Kinderleben. Gewiß eine Reichhaltigkeit des Stoffes, wie dieß nur die Schweiz bieten kann.

Wir bringen heute zwei Bilder aus dieser Sammlung, die Heimkehr eines Zuges Krieger aus dem Mittelalter und ein heiteres Stück aus dem sehr belebten, derblustigen Kinderleben der Schweiz — eine Herbstfeier. Der Aettiruedi ist eine Art Klaus, welcher macht, daß die Jugend die Obstspende des Dorfes sich erst verdienen muß. Da gibt's nasse Köpfe und Arme, bis ein paar Aepfel oder Birnen aus dem kalten Brunnenwasser gefischt sind, aber die Beute schmeckte dann auch um so prächtiger und das Halloh und der Jubel während der Balgerei war groß. Die deutsche Schweiz hat viele derartige Jugendfeste, wie denn überhaupt dort viel Werth auf Erheiterung der Jugend mit ausgesprochener nationaler Färbung gelegt wird. Da gibt's Knabenschießen, Frühlings-, Sommer- und Herbstfeste in Menge, und dieß trägt dazu bei, die schweizerische Knabenwelt besonders so frisch, kräftig und fröhlich zu machen, wie sie das in Wahrheit ist.

Das Pußtaschloß.

Eine Geschichte

von

K. F. Emmer.

(Nachdruck verboten.)

Graf Miko war nach Hause gekommen, in das alte, niedere, halbvergessene Kastell, in welchem seine Vorfahren ihre Gattinnen und Kinder zurückließen, wenn sie auszogen, um mit den Türken Krieg zu führen oder gegen den Kaiser zu rebelliren. Wohl seit hundert Jahren hatte keiner der Grafen hier länger gehaust als ein halbes Jahr, und auch diese Zeit nur, weil er mußte.

Es war nämlich eine Art Herkommen, daß der Stammeserbe auf dem alten Edelsitze geboren werden mußte, und so zogen denn die Gräfinnen, wenn ein solches freudiges Familienereigniß in Aussicht stand, nach dem einsamen Kastell, und auch die Gatten entsagten, wohl mit schwerem Herzen, für eine Zeit den Freuden der Residenz oder der Behaglichkeit ihrer übrigen Schlösser und langweilten sich auf dem Kastell Bihany.

Seit hundert Jahren war es noch nie vorgekommen, daß ein Graf allein hier erschien; und jetzt kam Graf Miko, der nicht einmal eine Frau hatte, um, wer weiß wie lange, hier zu bleiben. Freiwillig kam er aber nicht, und hätte er gekonnt, er wäre wohl am nächsten Tage wieder fortgegangen. An dem Allem trug aber nur die böse Regierung schuld, mit welcher Graf Miko in einem nicht sehr freundschaftlichen Verhältnisse stand.

Der Graf hatte mit einigen Freunden öfters bei verschlossenen Thüren gespeist und eines Tages dem Kaiser eine lange Denkschrift übergeben, in welcher der Regierung nachgesagt wurde, daß sie schlecht sei. Der Kaiser las die Denkschrift zwar nicht, die Regierung aber nannte das Diniren bei verschlossenen Thüren Hochverrath und ließ die Tafelgesellschaft einsperren.

Graf Miko hatte es der besondern Gunst des Schicksals, welches in der Gestalt schöner Frauen intervenirte, zu verdanken, daß man ihn anstatt auf die Festung nach seinem Stammschlosse schickte, was so viel hieß, als er sollte sich selbst einsperren und sein eigener Kerkermeister sein. Wie sehr sehnte sich Graf Miko jetzt nach der Festung, dort wußte er doch wenigstens seine Freunde, mit denen er die Tage hätte hinbringen können, hier hatte er nur die Langeweile zur Gesellschafterin. Diese böse Fee sah aus allen Ritzen des verfallenen Gemäuers, sie hauste in all' den weiten, öden Zimmern, deren braunes Holzgetäfel wurmstichig war; wenn der Graf sich auf das Pferd setzte, stieg sie hinter ihm auf, und wenn er aß, vergiftete sie ihm mit ihrem neidischen Hauche die besten Bissen. Ja, sie hatte es dahin gebracht, daß der Graf nicht einmal mehr „gute Bissen“ auf seiner Tafel vorfand, denn der französische Koch, den sich Graf Miko mitgenommen hatte, erklärte nach einer Anwesenheit von drei Tagen, er halte es für eine Entwürdigung seines Berufs, in einem Schlosse zu kochen, welches kein Treibhaus besitze; in einem Lande zu leben, wo das einzige Gewürz Paprika und das einzig genießbare Thier das Schwein sei.

So mußte sich Graf Miko an die Kost seiner Vorfahren gewöhnen und, wenn auch mit Ueberwindung, täglich irgend ein fettes Fleischgericht oder mageres Geflügel in brennendrother Pfefferbrühe verzehren. Nur den Schlaf störte die Langeweile nicht, und dieß that dem Grafen so wohl, daß er schlief, als hätte er tausend versäumte Nächte einzubringen. Hätte er irgend welche Anlage zum Dichter gehabt, er würde eine Ode auf den Schlaf gedichtet haben, welcher auch der bissigste Kritiker Wahrheit und Tiefe der Empfindung nicht abgesprochen hätte. Poetisches Empfinden war aber dem Grafen fremd, so fremd

wie Wärme den Gletschern. Sonst hätte er von der eigenthümlichen Schönheit der ungeheuren Ebene, die sich hinter dem Riesenparke Bihanys ausdehnte, anders berührt werden müssen, als es in der That der Fall war.

Wenn er Abends fortritt, um sich Appetit für das Abendessen zu verschaffen, da sah er nicht die leuchtenden Farben am Horizonte, sah er nicht den schimmernden Hauch, der über das kurze Gras der Steppe wehte, nicht die wallenden Nebel, die wie Elfen aus dem breiten Bette der Theiß emporstiegen, die so träge und schlummernd auf der Pußta sich dehnte und wand, wie er selbst in seinem Bette. Der melancholische Zauber dieser Landschaft, die aus gelbem Sand, blauer Luft und grünem Wasser sich zusammensetzte, berührte seinen Geist nicht, sondern ermüdete durch ihre Unendlichkeit nur sein Auge, das an die engen Grenzen des Salons gewohnt war.

Die Luft, welche in den unfernen Urwäldern balsamischen Duft aufgesaugt hatte, war ihm zu rein, er vermißte den Parfüm der Modedamen und der Jokeys, das übermächtige Licht war ihm zu hell und er sehnte sich nach dem röthlichen Glanze der Kerzen.

So kam er denn immer mißmuthiger von seinen Ritten nach Hause und verwünschte sich, die Welt, sein Mißgeschick und die Gesellschaft, welche nicht ihm zuliebe ihre Salons hieher verlegte. Er hatte gleich anfangs versucht, sich um die wirthschaftlichen Verhältnisse seiner Besitzung zu bekümmern, da er aber von Landwirthschaft ebenso wenig wie von Poesie verstand, hatte er es aufgegeben, meilenweit auf die Felder hinauszureiten, um den Arbeitern zuzusehen. Er hatte auch, was er seit seiner Jugend nie gethan, die Bücher, die in dem verstaubten Bibliotheksaale standen, aufgeschlagen, aber was er da fand, schreckte ihn ab. Was nützte es ihn auch, im Codex Verböczyanus die alten Rechte seines Standes nachzulesen; was interessirten ihn die Akten der Reichstage oder die Streitschriften gegen die Kaiser, nachdem er ja an sich erfahren hatte, welche Früchte es trage, gegen die herrschende Macht zu opponiren.

Zwei Nachbarn hatten ihn besucht, zwei friedfertige Barone alten Schlages, die seit dreißig Jahren auf ihren Edelsitzen lebten, welche ebenso verfallen und ebenso langweilig aussahen wie der seinige.

Die Beiden hatten seit dreißig Jahren Tag für Tag mit einander Wein getrunken, selbstgebauten Tabak geraucht und Tarock gespielt. Sie hatten, als sie des Grafen Ankunft erfuhren, mit Freuden erwartet, daß nunmehr ein Dritter mit ihnen trinken, rauchen und spielen werde. Aber Graf Miko trank in ihren Augen weniger, als es mit der Ehre eines Mannes verträglich war — und doch war er in der Residenz einer der besten Zecher —, er rauchte nur Cigarren und nicht qualmende Pfeifen, und spielte alle Spiele des Salons, nicht aber das Tarock der Pußta.

Ja, er verstand nicht einmal ihre Sprache, denn sie redeten ein ganz absonderliches Latein, wie es so Sitte war im Ungarlande seit Zapolya und Rakoczy.

Sie hatten ihn einmal besucht und kamen nicht wieder, was Graf Miko aber nicht im geringsten bedauerte.

Noch einen zweiten Besuch hatte der Graf erhalten.

Wenige Tage nach seiner Ankunft erschien in Bihany der Stuhlrichter, der im nahen Dorfe seinen Amtssitz hatte. Der Stuhlrichter war ein Deutscher und hieß Wolf; natürlich wurde er von allen Einwohnern seines Amtssprengels gehaßt und gemieden, einmal weil er ein Fremder war, den die verhaßte Regierung hieher gesendet hatte, dann weil er nicht in der alten patriarchalischen Weise sein Amt handhabte, sondern sich an die Gesetze hielt, die man, ohne die Edelherren zu fragen, eingeführt hatte, und endlich, weil er gebildeter war als alle Anderen.

Der Stuhlrichter hatte auch den Auftrag erhalten, den Grafen zu überwachen, und dieß war wohl der Grund, weßhalb Herr v. Wolf sich entschloß, Bihany zu besuchen. Der Graf empfing ihn mit der landesüblichen Gastfreundschaft; die Verwaltersfrau mußte ein opulentes Diner herrichten und der Verwalter den besten Wein aus den Kellern holen. Herr von Wolf war taktvoll und gebildet genug, um ein Gespräch zu führen, in welchem Alles vermieden blieb, was den Grafen verletzen konnte, und dieser mußte sich sagen, er habe einige angenehme Stunden in der Gesellschaft des Deutschen verlebt. Als jedoch Wolf sich verabschiedete, reichte ihm Graf Miko die Hand und sagte:

„Ich weiß, Herr Stuhlrichter, daß Sie im gewissen Sinne mein Aufseher sind. So angenehm es mir unter anderen Verhältnissen wäre, Ihre Gesellschaft zu genießen, so werden Sie es mir doch verzeihen, daß ich auf den Verkehr mit Ihnen verzichten muß. Die leidige Politik trennt uns, möge die Zeit kommen, in der ich Ihnen frei als Freund die Hand reichen darf, die Zeit, in welcher mein Vaterland seine angestammten Rechte zurückerhält."

Herr von Wolf war roth dabei geworden, er fühlte sich nicht beleidigt, aber gedemüthigt, und er erwiederte daher in gleich höflicher Weise, daß er bedaure, nicht gleich Rücksicht auf die Empfindungen des Grafen genommen zu haben, er werde aber Schloß Bihany in Zukunft nicht mehr betreten.

Sie trennten sich höflich und gemessen, wie zwei Gentlemen, die soeben ein Kartel verabredet haben. Graf Miko empfand nur eine theilweise Befriedigung über seinen patriotischen Heroismus, mit welchem er den einzigen Mann, der ihm die Zeit hätte kürzen können, von sich gewiesen hatte.

Volle zwei Wochen hatte Graf Miko auf Bihany gelebt, sie däuchten ihm gleich zwei Jahren. Er wurde melancholisch wie die Pußta, auf die er träumend hinausstarrte, und siechte hin wie ein Inseparable, den man von seinem Weibchen getrennt hat. Da ritt er eines Abends in das Dorf, das eine Meile von Bihany entfernt war. Er hatte dasselbe bisher vermieden, weil er Herrn von Wolf nicht treffen wollte. Graf Miko ließ sein Pferd gehen, wie es diesem beliebte, und so kam er auf einem schlechten Feldwege zu dem Dornenzaun eines großen Gartens, der sich dem kleinen Bach entlang erstreckte. Die schattige Kühle, welche die hohen Birnbäume großmüthig auch dem Wege spendeten, that ihm wohl, er sah weniger mürrisch auf und warf einen Blick in den Garten. Er bemerkte, daß derselbe wohl gepflegt sei, nicht so verwildert wie der Park Bihanys, er bemerkte schöne Blumen und nicht bloß Nesseln und üppiges Unkraut; er sah ein lächelndes Kindergesicht, fröhlich wie ein Lenzmorgen und holdselig wie ein Engel Raphael Sanzio's.

Das Kind blickte zu dem Reiter hinüber, der jenseits des Zaunes sein Pferd angehalten hatte. In den Händen hatte es Blumen und auf dem Lockenkopfe trug es ein breites Kürbisblatt, mit furchtloser Neugier kam es durch das hohe Gras heran und streckte eines seiner Händchen dem Grafen entgegen.

„Blumen!" sagte es und lachte dem melancholischen Reiter in's Gesicht.

Der Graf drückte das Pferd ganz nahe an den Zaun heran und sprang mit einem Satze hinüber in den Garten. Er langte nach den Blüten.

„Willst Du sie mir geben, Kleine?" fragte er.

„Nicht alle, sie gehören der Mama! Da nimm," sagte das putzige, kleine Wesen und reichte dem Grafen eine blaue Sternblume.

Er nahm sie und steckte sie in das Knopfloch.

„Das ist schön von Dir, daß Du sprechen kannst," plauderte die Kleine weiter, „die Leute hier können gar nicht mit uns reden, nur mit dem Papa, der versteht sie. Komm' mit zur Mama, ich will Dich hinführen. Sie wird sich auch freuen, daß Du reden kannst."

Weiß Gott, der Graf war froh, wenn er sich's auch nicht gestand, daß er der deutschen Sprache mächtig war, die ihm nie so anmuthig erschienen war, als jetzt in dem Munde des Kindes.

„Minna!" rief jetzt eine Stimme; das Kind lief fort und in wenigen Sekunden stand eine Frau vor dem Grafen, die ihn unbefangen, aber etwas überrascht anblickte.

„Sieh', Mama, der Herr kann sprechen, das ist mir sehr lieb," bemerkte das Mädchen.

Der Graf grüßte und entschuldigte sein Eindringen.

„Ich konnte dem Zauber nicht widerstehen, den Ihr Töchterlein ausübte, und dann wäre es ja ungalant gewesen, die mir angebotene Blume abzulehnen."

„Ach ja, Mama, ich habe ihm nur eine Blume gegeben, die anderen gehören alle Dir," vertheidigte sich das Kind. „Aber komme doch weiter, ich will Dir alle unsere schönen Blumen zeigen," sagte es zu dem Grafen.

„Wenn es Ihnen beliebt," bemerkte jetzt die Dame, „unsern Garten zu besichtigen, sollen Sie mir willkommen sein."

Der Graf verbeugte sich.

„Ich erlaube mir, mich Ihnen als Graf Miko von Bihany vorzustellen. Ihr freundliches Anerbieten nehme ich um so dankbarer an, als ich —"

Er brach ab und sagte nur kurz:

„Ich bin hier internirt und entbehre seit Wochen jedes Verkehrs."

„Ich weiß es," erwiederte die Dame. „Mein Gatte hat es mir mitgetheilt."

„Ihr Gatte?"

„Ja, der Stuhlrichter."

Der Graf wurde unwillkürlich roth, folgte aber der einladenden Handbewegung und trat an die Seite der Frau, während das Mädchen sich seiner linken Hand bemächtigte.

„Ich weiß nicht, ob Sie, gnädige Frau, die Beweggründe meines Handelns würdigen," begann der Graf nach einer Pause. „Bei Gott, ich zürne den Verhältnissen, die mich zwangen, die Liebenswürdigkeit Ihres Herrn Gemahls mit Schroffheit zu vergelten."

„Ich begreife das vollkommen, auch wir leiden unter diesen Verhältnissen. Wir entbehren, wie Sie, schon seit Jahren jedes Verkehrs. Man meidet uns, als wären wir verpestet."

„Wenn die Pest in solcher Schönheit auftreten würde, wie ich sie jetzt vor mir sehe, der Tod wäre ein Vergnügen."

Warum wurde der Graf so roth, als ihn jetzt die Dame ruhig und fest ansah?

Er hatte das Gefühl, etwas recht Dummes, so recht hohle Phrasen gesagt zu haben, und er ärgerte sich darüber.

„Sie werden sich auch in die Einsamkeit hineinleben," begann nach einer Pause die Frau. „Sie werden vielleicht auch entdecken, daß man das, was wir Gesellschaft nennen, entbehren kann."

„Unmöglich!" rief Graf Miko aus. „Was wäre das Leben, wenn Jeder einsam seinen Weg gehen müßte! Wozu hätten wir die Sprache, wenn wir stumm neben einander wandeln sollten!"

„Kann man denn nicht auch in der Abgeschiedenheit theilnehmen an der Welt, an dem Kampf der Geister, an der rastlosen Thätigkeit der Menschheit? Sie, Herr Graf, urtheilen vielleicht anders als ich über die sogenannte Gesellschaft, die der Mittelpunkt Ihres Lebens gewesen zu sein scheint."

„Sie haben recht, gnädige Frau," unterbrach sie der Graf.

„Auch ich habe einst in einem großen Kreise gelebt," fuhr die Frau fort, „und habe mich in dem Banne, den ein solcher auf uns ausübt, wohl gefühlt, so lang ich nicht entdeckt hatte, daß Worte allein noch keinen Sinn geben und geistreich sein noch nicht Geist besitzen heißt."

Der Graf lächelte. „Ich verstehe nicht, wie Sie das meinen."

„Wie ich das meine? Die glänzenden Formen des gesellschaftlichen Lebens sind eben nur Formen; wer den Inhalt des Lebens ergründen will, darf nicht jene für das Wesen halten. Die geistreichsten Phrasen können Jemanden zu Gebote stehen, welcher einen nichts weniger als edlen und hohen Geist besitzt."

Der Graf biß sich auf die Lippen, er hatte das unbestimmte Gefühl, als könnte dieser Satz auch auf ihn Anwendung finden, wenn man ihn genauer prüfen wollte.

„Und wie nehmen Sie denn Theil an dem Leben der Welt, wenn Sie die Gesellschaft verschmähen? Was bietet Ihnen für letztere Ersatz?"

„Die Poesie," erwiederte die Frau, indem sie auf ein Buch deutete, welches auf einem kleinen Gartentischchen lag.

„Die Poesie?" wiederholte der Graf in einem Ton, als wüßte er nicht, was das für ein Ding sei.

„Welcher Ihrer heimatlichen Dichter ist Ihr Liebling?" fragte die Dame, sich rasch zu ihm wendend.

Graf Miko hatte sich eine seltene Eigenschaft bewahrt, und die war, über sich selbst die Wahrheit zu sagen, auch wenn er dadurch verlieren sollte. Und so gestand er denn freimüthig:

„Ich habe kein einziges Werk unserer Poeten kennen gelernt."

„Wie? Ein Patriot kennt nicht einmal die Sänger seines Vaterlandes?"

„Wenn Sie, gnädige Frau, mich noch länger inquiriren, werden Sie vielleicht finden, daß ich nicht einmal den Namen Patriot verdiene," bemerkte der Graf, sich selbst ironisirend.

„Das wäre möglich!"

Diese Antwort machte ihn doch betroffen.

„Sie urtheilen scharf."

„Aber wahr."

„Sie erklären mich demnach für einen —"

Er suchte nach einem passenden Worte, Frau von Wolf kam ihm zuvor.

„Unglücklichen, welchen ich aufrichtig bedaure. Jetzt begreife ich die ganze Schrecklichkeit dieses Aufenthaltes für Sie."

Sie standen sich jetzt gegenüber, die Frau stützte ihre Hand auf das Tischchen, während sie den Grafen mit ihren Augen, die bethauten Gentianen glichen, ansah.

Graf Miko war verwirrt, er wußte nicht, ob durch die Worte, welche so sanft wie Musik klangen, oder durch den Anblick dieser Hand, die wie eine fleischgewordene Reliquie einer griechischen Göttin erschien, oder durch den Blick der Augen, welche er für Poesie anzusehen geneigt war.

Das Kind glich einem Engel und die Mutter glich dem Kind, aber es war ein Unterschied zwischen Beiden, wie auf den Madonnenbildern des großen Meisters zwischen dem göttlichen Sohn und der menschlich-göttlichen Mutter. Nur ein großer Künstler hätte es wagen können, diese Frau zu malen, und dann würde er die Muse gemalt haben und zu deren Füßen die kleine Psyche.

Ein Dichter aber hätte in ihr die Freia gesehen, die den Göttern Walhallas ewige Jugend spendet, und die niemand Anderes ist als die deutsche Frau, welche die Hüterin der Jugendkraft unseres Volksgeistes ist.

Graf Miko nahm das auf dem Tischchen liegende Buch und öffnete es.

„Ah, Gedichte!" bemerkte er lächelnd, und war froh, daß er dem Gespräch eine andere Wendung geben konnte.

„Sie hassen wohl Gedichte, Herr Graf?"

„Hassen? Wie kann man gegen etwas, das man nicht kennt, Haß hegen! Doch ich will mich bessern, ich will in Ihren Augen nicht länger als ein wildes Ungeheuer erscheinen; nicht wahr, gnädige Frau, Sie gestatten mir, dieses Buch mitzunehmen?"

„Um es zu lesen?"

Frau von Wolf lächelte und Graf Miko wurde roth.

„Ich werde Wort für Wort lernen," entgegnete er mit einer gewissen Heftigkeit, die verborgene Leidenschaftlichkeit seines Wesens kam einen Augenblick lang zum Durchbruch.

Das Kind kam heran und brachte dem Grafen einen großen Strauß der buntesten Blumen. Er nahm ihn zu sich und machte eine Bewegung, als ob er das Kind küssen wollte, da er aber Derartiges noch nie in seinem Leben gethan, unterließ er es, aus Furcht, zu ungeschicklich zu erscheinen.

Er verabschiedete sich von der Dame und schritt mit dem Buch und den Blumen zu seinem Pferde, schwang sich in den Sattel und kehrte heim. Auf dem Heimwege wurde er sich bewußt, daß er zwei Entdeckungen gemacht habe; erstens, daß es merkwürdige Geschöpfe gebe, welche Kinder heißen, und zweitens, daß er eine traurige Rolle gespielt habe. Er wurde plötzlich von einer Art Zorn erfaßt und wußte nicht, wem er zürnen solle; es überkam ihn eine Wuth und er hätte die Welt vernichten mögen, bloß um seinem verwirrten Geist eine Zerstreuung zu verschaffen.

Graf Miko war ein seltsamer Mann; er vereinigte in sich die Wildheit seiner hunnischen Vorfahren und die weiche, gefühlvolle Melancholie der Steppenbewohner mit dem äußern Schliffe der vornehmen Welt.

Als Knabe hatte er auf den Gütern seines Vaters ein ungebundenes Leben geführt, dann war er in eine Militärakademie aufgenommen worden und trat mit sechzehn Jahren in die Armee ein. Mit dreißig Jahren war er des Garnisonsdienstes überdrüssig geworden, er quittirte und lebte nun zwecklos in der Residenz, er aß, trank, spielte und plauderte, machte den Damen den Hof und liebäugelte mit schönen Bürgersmädchen; kurz, er war ein Mensch, der alle äußeren Eigenschaften eines solchen hatte, dem aber Geist und Herz zu fehlen schienen. Zum

ersten Mal in seinem Leben überkam ihn jetzt die Ahnung, daß es denn doch noch etwas geben müsse, was edler und schöner sei als Trinken, Spielen und Pferde dressiren, daß der Mensch auch einen Zweck seines Daseins haben könne, und diese Ahnung machte ihn sehr mißmuthig.

Er zündete sich eine Cigarre an, legte sich auf sein Ruhebett und schlug das Buch auf, welches er mitgenommen hatte. Er begann die Verse zu lesen, anfangs gleichgültig, aber je länger er las, um so mehr fühlte er ein ungewohntes Interesse erwachen. Es waren Verse wie spitze Pfeile, die der Schmerz geschnitten und die Bitterkeit geschärft hatte, die in himmlische Lust und in höllischen Schmerz getaucht worden waren; wie Thor's Hammer sprengten sie den ehernen Ring, der um sein Herz lag, und wie glühende Lava ergoß sich der Strom der Poesie in seine Seele, die bisher so leer gewesen wie eine Seifenblase.

*

Als der Graf aus dem Dorfe ritt, hätte er einen Menschen bemerken können, der langsam auf der Landstraße dahinging und ihn halb demüthig, halb vertraulich grüßte. Der Mann hatte lang am Zaun des Gartens gestanden und den Grafen beobachtet. Als nun Letzterer an ihm vorüberritt, sinnend und nichts umher beachtend, lächelte der Mensch vor sich hin und sagte halblaut:

„Konnte zu keiner bessern Zeit eintreffen; werde wohl alle Hände voll zu thun bekommen, so oder so."

Und er begann einen Gassenhauer zu pfeifen und schlenderte langsam dem Schlosse Bihany zu.

Der Kammerdiener meldete dem Grafen, ein alter Freund wolle ihn sprechen. Unmuthig legte Graf Miko das Buch weg; der Unbekannte hatte seinen Namen nicht genannt, es blieb also nichts übrig, als denselben zu empfangen, wenn man wissen wollte, wer er sei.

Mit einigem Erstaunen betrachtete Graf Miko die etwas verlotterte Erscheinung des Eintretenden, dessen bestaubten, schäbigen Anzug, das wirre, unordentliche Haar, die von allen guten und bösen Elementen der Natur, allen Leidenschaften und Passionen gezeichneten Züge.

„Lieutenant Firenczy," stellte sich der Fremde vor; „erkennst Du mich wirklich nicht mehr, Kamerad?"

„Alle Wetter!" stieß der Graf hervor, „wie siehst Du aus?"

Der Fremde lachte hellauf.

„Dacht' es mir, daß Du Dich schrecken würdest! Dein Empfang ist auch frostig genug! Sollte Dir eigentlich gram sein! Thut aber nichts, bin ein guter Kerl von je gewesen. Komme, Dir Gesellschaft zu leisten, armer Mensch; hast ja Niemanden in diesem verteufelten Neste, mit dem ein Kavalier umgehen könnte."

Der Lieutenant hatte sich, indem er die einzelnen Sätze abgerissen hervorbrachte, in einen Stuhl geworfen und sah den Grafen forschend an. Dieser betrachtete den plötzlich aufgetauchten Freund mit etwas zweifelhaften Blicken.

„Mir allein gilt also die Ehre Deines Besuches?" sagte Graf Miko, der das kameradschaftliche „Du" ungemein schwer auszusprechen fand.

„Wem sonst, Undankbarer? Warst damals, bevor mich noch die verdammten Juden zwangen, das Regiment zu verlassen, mein bester Freund, und da ich erfuhr, daß man Dich hier zum Tod aus Langeweile verdammt hat, machte ich mich auf, um Dein theures Leben zu retten. Weißt Du, Freund, wir wollen Denen da oben ein Schnippchen schlagen, wir werden lustig sein wie ein ganzes Husarenregiment. Einverstanden?"

Der Lieutenant blieb auf Schloß Bihany; freiwillig wäre er ja nicht gegangen und Graf Miko dachte, dann und wann seien solche Leute gut genug, um einige langweilige Stunden todtmachen zu helfen. Lustig war dieser ehemalige Lieutenant, den man der Schulden wegen aus dem Offizierkorps ausgeschlossen und welcher seitdem ein seltsam abenteuerliches Leben geführt hatte. Merkwürdigerweise aber fand Graf Miko, der vor wenigen Tagen den Mann als einen Messias begrüßt hätte, wenig Gefallen an den derben Späßen seines neuen maître de plaisir. Dieser merkte die Veränderung, die in dem Wesen des Grafen vorgegangen war.

„Bist anders geworden, Kamerad," sagte er am nächsten Tage; „trinkst nicht, lachst nicht; schäme Dich, warst doch der flotteste Kerl unter uns Allen. Aber ich merke schon, wo hinaus das will. Na, kannst Dich auf mich verlassen, wenn Du mich brauchst."

Graf Miko sah ihn groß an und fragte:

„Was soll das heißen?"

„Ah so! Willst nicht darüber reden, auch gut. Kann auch diskret sein! Habe selbst genug solche Affären mitgemacht! Wird schon meine Zeit kommen, wo ich werde helfen müssen."

Graf Miko achtete nicht mehr auf das Geschwätz, welches nur sein Ohr, nicht aber sein Geist berührte, der in einer seltsam befangenen Stimmung war.

Drei Tage später hielt Graf Miko wieder vor dem Gartenzaun. Frau von Wolf saß, wie er erwartet hatte, auf ihrem Lieblingsplatz, ihr Töchterchen spielte vor ihr im Grase. Er grüßte über den Zaun hinüber.

„Mich drängt es, Ihnen, gnädige Frau, Dank zu sagen. Sie haben mich zu neuem Leben erweckt."

„Wie überschwenglich!" erwiederte Frau von Wolf lächelnd. „Sollte in der That Heine Sie gelehrt haben, die Gesellschaft und den Salon zu vergessen?"

„Spotten Sie nicht, gnädige Frau; wenn Sie ahnen würden, welche Revolution in meinem Hirn vor sich ging —"

Er brach schnell ab, als Frau von Wolf ihren Blick auf ihn richtete.



Der Weg zum Glück. **Bei den alten Gredbys.** (S. 267.)

„Warum vermeiden Sie, unser Haus zu betreten?" fragte sie; „ich habe meinem Manne mitgetheilt, daß ich Sie gesehen hatte, er bedauerte lebhaft, daß er Sie nicht begrüßen durfte."

Der Graf wurde verlegen.

„Ich weiß nicht, ob ich solch' freundliches Entgegenkommen verdiene —"

Das Kind unterbrach ihn:

„Komm' doch, bitte, bitte, springe."

Und es klatschte lebhaft in die Hände. Graf Miko schwang sich über den Zaun, hob die Kleine empor und küßte sie auf die Stirn.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich ein zweites Mal auf so ungewöhnliche Weise eindringe. Aber Sie sehen, es ist nicht ganz meine Schuld!"

Frau von Wolf reichte ihm die Hand, die er mit einer ihm ganz ungewohnten Zagheit ergriff.

„Erscheine ich Ihnen noch immer als Ungeheuer?" fragte er und seine Stimme zitterte ein wenig.

„Ich habe Sie nur für bedauernswerth gehalten," entgegnete sie einfach.

„Ich war auch des Mitleids bedürftig und bin es vielleicht noch."

Sie sprachen nun von anderen Dingen, das heißt der Graf hörte zu, wie Frau von Wolf sprach, und fühlte sich seltsam berührt von der Begeisterung dieser Seele für das Schöne und Erhabene.

Als er wieder nach Hause ritt, glaubte er zu sehen, wie die weite Steppe immer unendlicher ward und plötzlich helles Licht Alles umfloß, dessen Glanz sein Auge blendete, während er schaudernd erkannte, daß er elend und verlassen sei.

*

Wochen waren seitdem vergangen; Graf Miko war während dieser Zeit fast täglich im Hause des Stuhlrichters erschienen, der den Gast mit Freundlichkeit, ja mit ungeheuchelter Freude empfing.

Auch der Lieutenant kam jetzt oft in das Dorf, er ging zu den Bauern oder saß mit diesen in der kahlen Stube des Juden, welcher Wein und Branntwein schenkte. Was er mit den Bauern besprach, Niemand wußte es, Niemand kümmerte sich darum, aber Thatsache war es, daß seitdem die Leute immer feindseligere Blicke auf den Stuhlrichter, den verhaßten Deutschen warfen.

Eines Abends ritt Graf Miko von einem Besuche bei Herrn von Wolf nach Hause. Er sah hinauf zu dem Firmament, an welchem es leuchtete und flimmerte, und ihm war, als sende jeder Stern in seine Brust einen Lichtstrahl, so himmlisch entzückend und so bitter schmerzend, als sollte seine Seele alles Leid der Welt und alle Wonnen des Paradieses auf einmal erfassen.

Leise sprach er vor sich hin:

„Klinge weiter bis zum Haus,
Wo die Veilchen sprießen,
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich lass' sie grüßen."

Helles Gelächter riß ihn empor.

„Kamerad, Du schläfst ja auf offener Straße."

Der Lieutenant, halb betrunken, trieb sein Pferd ganz nahe an den Grafen heran.

„Bist verliebt, Kamerad, und weißt Dir nicht zu helfen? Schäme Dich!"

Mit einem zornigen Ausrufe stieß ihn der Graf weg.

„Schweige!"

„Bist wirklich toller, als ich gedacht! Thust ja, als ob Du ein Rekrut wärst, der zum ersten Mal auf das Pferd steigt. Will Dir etwas sagen: wenn Du willst, so soll sie morgen Dein gehören."

Der ehemalige Lieutenant hatte dieß leise gesprochen, als fürchte er, gehört zu werden. Graf Miko hob die Hand mit der Reitpeitsche auf, und hätte Firenczy sein Pferd nicht rasch zurückgerissen, wer weiß, ob nicht der Graf die Antwort ihm in's Gesicht geschrieben hätte.

„Narr!" brummte Firenczy. „Nun, wir werden ja sehen, ob nicht doch einmal das wilde Blut die Oberhand behält."

Sie ritten schweigend eine Zeit dahin, dann begann der Lieutenant zu erzählen, daß das Volk sehr erbost gegen die deutschen Beamten sei, daß namentlich im Dorfe der Stuhlrichter wegen seiner unerbittlichen Strenge gehaßt werde; ja, daß es bereits zu Drohungen gekommen sei.

„Unmöglich wäre es nicht," schloß er und sah dabei den Grafen von der Seite an, „daß die Bauern den Stuhlrichter eines Tages niederschlagen, wenn er zufälligerweise beim Eintreiben der Steuern an einen verzweifelten Menschen geräth. Er würde mich nicht dauern, aber um seine Wittwe wäre mir leid."

Der Graf wandte sich heftig um, sein Gesicht war bleich und er athmete schwer.

„Willst Du mich zur Raserei bringen?" fragte er.

„Ich verstehe Dich nicht, Herzensbruder!" entgegnete Firenczy so gleichgültig wie nur möglich. „Ich sprach ja nur von Dingen, die Niemanden ein Geheimniß sind, der die Augen zum Sehen und die Ohren zum Hören gebraucht. Herr von Wolf wird wohl selbst wissen, wie gefährlich bei dieser Stimmung des Volkes der Aufenthalt ist."

„Du glaubst, es könnte zu einer Emeute, zu Gewaltthätigkeiten kommen?" fragte nach einer Weile Graf Miko.

„Es kann leicht geschehen."

Vergeblich suchte Firenczy die Gedanken des Grafen zu erforschen; er schwieg, als wäre er Trappist geworden und sein Antlitz erschien so unbeweglich wie eine Todtenmaske.

Zwei Tage hindurch mied Graf Miko das Haus des Stuhlrichters, am dritten jedoch bestieg er sein Pferd, um in's Dorf zu reiten. Da hörte er die Kirchenglocken anschlagen, und als er aus dem Schloßhof herauskam, sah er in der Ferne eine dunkle Rauchsäule emporsteigen. Rasch ritt er dahin; als er näher kam, glaubte er Schüsse zu hören, und ihn selbst ergriff

eine seltsame Unruhe. Von einer Staubwolke verhüllt, sauste er wie eine gespenstische Windsbraut dahin; bald vernahm er wüstes Lärmen und Schreien und dazwischen den scharfen Knall von Gewehren. Die Rauchsäule, von gelben Flammen umzüngelt und einen Funkenregen weithin verstreuend, erhob sich über dem Oekonomiegebäude des Stuhlrichterhauses.

Die Emeute war losgebrochen, von Wein und Branntwein berauschte Bauern umdrängten das Amtshaus, dessen Fenster bereits von Steinen zerschmettert waren. Einige hatten ihre verborgen gehaltenen Gewehre hervorgeholt und schossen nun Kugel auf Kugel gegen die Wände, daß es nur stäubte, während Andere mit großen Balken das Thor bearbeiteten. Herr von Wolf hatte zu seinem Schutze nur zwei Gendarmen bei sich; er hatte seine Frau und das Töchterchen in ein Hinterzimmer gebracht, welches gegen den Hofraum zu lag; er selbst bereitete sich vor, mit Hülfe der Gendarmen sich zu vertheidigen, bis — Hülfe käme. Woher diese aber kommen sollte, wußte er nicht. Der nächste Amtsort war ja sechs Meilen weit entfernt, bis ein Bote dorthin gelangte, konnte bereits das — Schrecklichste geschehen sein.

Wie eine Sturmflut ergoß sich die Menge durch das aufgesprengte Thor in das Haus, sie stürmten die Treppe hinan, heulend wie hungrige Wölfe und wüthend wie tolle Bären; mit den Schädeln und den Fäusten stießen sie die Thüren ein und warfen sich wie eine ungeheure Woge auf das Eisengitter, welches den Gang versperrte, in dem Wolf seine Zuflucht gesucht hatte. Das Gitter bog sich unter dem Anprall und die Wände zitterten.

Herr von Wolf trat hervor, er näherte sich furchtlos dem Gitter, dem einzigen schwachen Schutzwall, der ihn von dem großen, zähnefletschenden Ungeheuer, dem erregten Volke, trennte.

„Was wollt ihr?" fragte er, und seine Stimme klang so ruhig, als hielte er einen ordentlichen Amtstag und Die da draußen wären nur ungeduldige Parteien. Einen einzigen kurzen Moment war es stille, dann ertönte ein wilder Schrei, ein Pistol richtete sich gegen den Mann, — in der nächsten Sekunde lag der Stuhlrichter auf den kalten Fliesen des Ganges, langsam quollen Blutstropfen aus der Brust und rötheten die weiße, festgeballte Hand. Die Menge aber, die eben noch so wild, so blutheischend getobt hatte, war stille hinweggeschlichen, als sie den Mann dort bleich und blutend liegen sah; sie war geflohen vor dem zürnenden und dabei doch so ängstlichen Blick des Mannes, der athemlos die Treppe heraufstürmte.

Graf Miko kam eben zurecht, um den Stuhlrichter sterben zu sehen. Frau von Wolf kniete am Boden und hielt das Haupt ihres Gemahls in den Armen und küßte die kalte Stirn. Graf Miko lehnte an dem Gitter und preßte seinen heißen Kopf an die Stäbe. Endlich ermannte er sich, schweigend trat er zu der unglücklichen Frau und hob sie sanft empor, die beiden Gendarmen trugen den entseelten Körper in das Zimmer und legten ihn auf ein Ruhebett. Frau von Wolf, mit der einen Hand ihr weinendes Töchterchen umfassend, kniete hin und ergriff die Hand des Todten, ein bittender Blick hieß den Grafen sich zu entfernen.

*

Abendruhe ringsum, roth flammt das ferne Ende der Steppe, welche mit dem klaren Himmel zusammenzufließen scheint; der Wind streicht über die Haide und spielt mit den goldigen Fäden des Wollkrautes; leise klagend zieht er durch die Bäume des Gartens, welche mit Asche und Kohle bestreut sind, und jagt die verlorenen Flocken widrigen Rauches das Dorf hinab, in dem die Stille banger Furcht herrscht. Der Graf betrat das Zimmer, in welchem Frau von Wolf Todtenwache hielt. Mit ehrerbietiger Scheu tritt er näher und ergreift ihre Hand.

„O, könnte ich Ihnen Trost gewähren, wie Sie mich vor der Verzweiflung retteten! Ich wollte, daß ich im Stande wäre, diesen Schmerz zu besiegen."

Sie sah zu ihm auf.

„Wozu? Mein Leben endet mit diesem hier; meine Seele hat der geliebte Mann mit sich genommen, was zurückblieb, ist nur die wesenlose Hülle."

„Mama," rief das Kind und streckte seine Hände empor.

Die Mutter beugte sich nieder, sah dem Kind in die Augen und zum ersten Mal brachen Thränen mit ungezügelter Heftigkeit hervor. Sie umschlang die Kleine und weinte, daß der ganze schöne Körper bebte.

„Sprechen Sie nicht so, Melanie,". rief Graf Miko aus. „Sie tödten mich!"

Die furchtbare Leidenschaft sprengte alle Bande, wie ein Bergsee, der den engenden Wall zerreißt und sich in das Thal hinabwirft, brach es jetzt los; er umfaßte die Frau und riß sie mit erschreckender Heftigkeit an sich.

„Melanie, ich liebe Dich; Du sollst meine Seele, mein Gott sein! Melanie, sei mein!"

Sie wehrte ihn ab; als ihre Hand die seine berührte, zuckte er zusammen, so todeskalt fühlte jene sich an.

„Herr Graf, blicken Sie dorthin, auf das starre Antlitz Dessen, dem allein ich mich geweiht hatte. Glauben Sie, daß ich je die Treue vergessen könnte, die ich ihm geschworen? Gehen Sie, Herr Graf, ich verzeihe Ihnen, noch mehr, ich beklage Sie, denn Sie sind noch unglücklicher als ich. Blicken Sie mich nicht mit so verzweifelnder Heftigkeit an; wir müssen scheiden; Gott segne Sie."

Er stand da, fassungslos und keuchend im schweren Kampf.

„Muß es denn sein?" sagte er leise vor sich hin.

„Es muß sein; gehen Sie, Herr Graf, und vergeben Sie dem Weibe, welches vom Schicksal bestimmt war, Ihnen Schmerz zu bringen."

Er drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand und wandte sich zur Thüre. Da ging diese auf und Firenczy zeigte sich auf der Schwelle. Frau von Wolf stieß einen gellenden Schrei aus.

„Da ist der Mörder!"

Graf Miko sah den Lieutenant an, der ihm zulächelte, wie der Teufel einer verdammten Seele; wie mit einem Schlage wurde es hell vor seinem Geist, er errieth Alles. Mit ungeheurer Kraft preßte er die Schultern des Menschen zusammen, hob ihn auf und schleuderte ihn durch die offene Höhlung des Fensters hinab. Der Lieutenant erhob sich, von dem Sturz unverletzt, er trat dem Grafen, der jetzt die Treppe herabkam, wuthschäumend entgegen.

„Du mußt mir Satisfaktion geben," schrie er dem Grafen entgegen. Dieser sah ihn verächtlich an.

„Satisfaktion? Einem Mordbrenner?"

Der Lieutenant hob die Hand zum Schlage auf. „Memme, die selbst vor einem Weib auskneift!" schrie er.

Dunkle Röthe überflog das Gesicht des Grafen.

„Auf Bihany — ich hole nur meine Pistolen — sofort!" brachte er mühsam hervor.

Eine Stunde später lag im Schloßparke Bihanys ein Mann so todt und blutig, wie der Stuhlrichter in dem dunklen Zimmer des Amtshauses. Es war der Lieutenant, der die Bauern zum Sturm auf das Haus des Stuhlrichters aufgestachelt, der den Schuß auf Herrn von Wolf abgefeuert hatte.

Graf Miko hatte, als der Lieutenant schoß, einen Schlag auf der Brust verspürt, als er nachsah, fand er, daß die Kugel in dem Buche stecken geblieben war, das ihm Frau von Wolf gegeben hatte. Er seufzte, als er es ansah, dann ging er in sein Zimmer und schrieb die Nacht hindurch. Den nächsten Morgen ritt er weg und kehrte nicht wieder nach Bihany zurück. Die Regierung ließ ihn zwar, als vermeintlichen Urheber der Emeute, steckbrieflich verfolgen, doch vergeblich, er blieb verschwunden; mehrere Jahre später wollten Einige in einem türkischen Bey den Grafen Miko erkannt haben, doch mochten sie sich täuschen. Das Gut Bihany hatte er rechtskräftig dem Töchterchen Wolf's geschenkt, die Regierung, welche die Güter des Grafen einzog, anerkannte diese Schenkung.

In der Residenz lebte eine Dame, berühmt wegen ihrer Schönheit und Wohlthätigkeit; es war Melanie von Wolf; sie zog sich in ein Frauenstift zurück, als ihre Tochter sich vermählte. Auf Schloß Bihany haust jetzt ein neues Geschlecht; möge es glücklicher werden, als der letzte Sprosse des alten!

Deutschlands Länder- und Städtenamen.

Von

de Porta.

(Schluß.)

III.

Wenden wir uns von den Volksstämmen zu ihren Haupt- und vorzüglichsten Städten, vorab zu den freien, so läßt Lübeck uns mit jeder Deutung im Stich. Der Name scheint nicht deutschen Ursprungs zu sein. Auch der Name Hamburg, Hammaburg, dessen erster Theil auch im Ortsnamen Hamm enthalten, entbehrt noch einer zufriedenstellenden Deutung. Ebenso gibt Bremen nur einer Konjektur Raum. Die alte dativische Form ist Bremum, wobei man an das angelsächsische und altnordische brim, „Fluß, Meer", denken kann, so daß Bremen bedeuten würde „zu den Gewässern". Daß Frankfurt, Franconofurt, die Furt, den Weg der Franken bezeichnet, ist dagegen um so unzweifelhafter. Ueber die Bezeichnung des Namens Berlin sind sehr viele Untersuchungen angestellt, ohne daß sie irgend ein anerkanntes Resultat geliefert haben. Auch der Name Dresden ist bis jetzt nicht erklärt. Wien hat dagegen unzweifelhaft seine Benennung von dem kleinen Fluß, an dem es liegt, dessen Name willkürlich sein mag. München ist Zwillingswort zu unserem Dativ Pluralis (den) Mönchen und bedeutet: zu, bei den Mönchen. Aus den Wappen der einzelnen Städte (München führt einen Mönch im Wappen, wie Berlin einen Bär) läßt sich, wie wir beiläufig bemerken, nichts für die Bedeutung des Namens folgern; die Wappen sind viel spätern Ursprungs als die Namen und meist diesen angepaßt. Stuttgart, altdeutsch Stuotgart, bedeutet nach Grimm unzweifelhaft Stutgarten, Gestüt. Darmstadt trägt seinen Namen vom gleichnamigen Fluß. Cassel ist wahrscheinlich aus dem lateinischen Worte Castellum entstanden.

Weimar, in frühester Form Wimari, läßt uns wieder sehr im Dunklen. Der zweite Stamm mar könnte das alte Adjektivum mar, „berühmt", sein, aber das erste Element wi, welches vielleicht für wich steht, entbehrt noch der beweisenden Analogieen. Den Stamm mar finden wir wieder in Sigmaringen, welches zunächst von Sigmar gebildet ist und „siegberühmt" bedeutet. Auch Hechingen, Hahhinga, zum Stamm hah gehörend, liegt ein Personenname zu Grunde. Dasselbe ist der Fall bei Hildburghausen, Hildesheim, indem der Stamm hild, „Kampf", vorzugsweise zur Bildung von Personennamen, insbesondere weiblichen, diente. Gotha, Gothaha, deutet man als „Gothenfluß", doch liegt auch hier wahrscheinlich ein Personenname zu Grunde. Ueber die Etymologie des verwandten Namens Gothe ist man selbst heute noch nicht im Klaren; Jakob Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache bemerkt, daß trotz einiger sprachlichen Bedenken der Zusammenhang des Volksnamens der Gothen mit der Benennung des höchsten Wesens, Gott, viel für sich habe. Für Coburg, Cöthen, sind überzeugende Etymologieen und Analogieen noch nicht aufgefunden. Von Dessau läßt sich wenigstens der zweite Stamm au von ouwe, awa, Fluß, erklären. Bernburg hingegen bedeutet unzweifelhaft Bärenburg; wahrscheinlich aber bezieht sich diese Benennung doch nicht auf das Thier, einst der König des deutschen Wildes, sondern wieder auf einen Personennamen; der Stamm ber, pero, der Bär, hat sich eben in manchen Personennamen, wie z. B. Bernhard, erhalten. Der Name Rudolstadt, Rudolphsstadt, erklärt sich von selbst. Sondershausen durch seine alte Form, sond, sund ist eben die alte Form für Süd und so bedeutet Sondershausen eben Südhausen. Der Name Detmold hat unseren Etymologen wieder sehr viel zu deuten gegeben. Die früheste Form Theotmali enthält im ersten Element den Stamm, der in unserem Eigennamen „Diedrich" und dem Adjektivum deutsch, diet, enthalten ist; das Wort mali bringen Manche mit dem alten mahal, Gerichtsstätte, zusammen und so hätten wir allerdings eine sehr entsprechende Bedeutung: „Volksgerichtsstätte". Indeß mehr schön als wahr. Schaumburg, welches dem zweiten lippischen Dynastengeschlecht seinen Namen gegeben, hieß noch zu Anfang unseres Jahrhunderts Schauenburg. Schauen selbst ist aber ganz unzweifelhaft eine Entstellung von schön und Schaumburg wäre somit Schönburg. Arolsen, die Hauptstadt des waldeck'schen Fürstenthums, ist korrumpirte Form für Adaltoleshusen; es liegt ein Eigenname zu Grunde mit der Dativbildung hausen. — Um noch den Namen einiger früheren Haupt- und freien Städte einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, so hat Mainz, wie allgemein angenommen wird, seinen Namen von der Mündung des Flusses Main. Main, Moin, halten aber fast alle Forscher für eine keltische Benennung. Trier, statt Treveri, ist die Stadt der Trevirer.

Köln ist die bekannte Abkürzung der deutsch gewordenen Form von Colonia (Agrippina), Kolonie. Augsburg ist gleichbedeutend mit Augustus-Burg; es hat seinen Namen vom Kaiser Augustus erhalten und hieß in dessen Zeit Augusta Vindelicorum. Der deutsche Zusatz burg hat dazu beigetragen, die römische Ableitung zu verwischen. Es ist eigenthümlich, wie Förstemann in seinem deutschen Namenbuche beweist, daß gerade dieses Wort so häufig gebraucht werde, um fremden Namen einen deutschen Klang zu geben; schon seit dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung sind Namen mit burg nachweisbar. Nazarethburg, Bethlemaburg kommen schon im Heliand vor. Eigenthümlich scheint es mehr, als es wirklich ist, daß die wirklichen Burgnamen weiblichen Geschlechts sind, wie die Wartburg, die Städtenamen dagegen Neutra. In früherer Zeit war das nicht der Fall, es hieß zum Beispiel die Magdeburg, d. h. die Burg der Magd (der Jungfrau Maria). Bamberg, Babinberg, ist auf einen Personennamen zurückzuführen. Fulda trägt seine Benennung vom Flusse dieses Namens.

Münster ist ein Lehnwort aus monasterium. Paderborn erklärt sich einfach als Born der Pader. Erfurt, Erpisford, wie es in alten Zeiten auftritt, gibt dagegen den sprachlichen Konjekturen wieder vielen Raum. Wir beschränken uns auf die Mittheilung, daß man den ersten Stamm arp auf das angelsächsische eorp zurückführt, welches „dunkel, schwarz" bedeutet. Erfurt wäre also „die schwarze Furt". Nürnbergs Namen hat gleichfalls viel zu erklären gegeben. Die einfachste Deutung scheint die zu sein, daß man den ersten Theil auf einen Personennamen zurückführt, der auch im keltischen Volksnamen der Noriker erscheint.

Würzburg, Wirziaburg, wird im Lateinischen des Mittelalters immer durch Herbipolis gegeben; wirz, würz, wäre „Würzkraut" und der Name könnte dann von einer Fruchtbarkeit an Kräutern in jener Gegend herrühren. Leipzig, Lipsk, ist bekanntlich slavischen Ursprungs, von Lipa, Linde, und bedeutet „Lindenstadt". Regensburg ist vom Flusse Regen so genannt. Worms, Wormatia, ist keltischer Abkunft. Osnabrück, in den ältesten Formen Asenbruggi, Osnabruggi, liegt an dem kleinen Flusse Hase (asa?) und dem Auslauf des Osninggebirges, und so ließe sich der Name, wie auch L. Schücking thut, als Hasabrücke oder Osningbrücke deuten. Andere Sprachforscher, wie Bechstein, suchen jedoch die Deutung tiefer, indem sie selbige auf den Stamm ans, d. h. Gott, zurückführen; der Name würde dann „Gottesbrücke" bedeuten. Verweilen wir schließlich noch bei dem alten, uns wieder gewonnenen Straßburg. Der Name enthält zwei noch lebendige Stammworte, das vom mittellateinischen Strata, Weg, entlehnte Wort und das heimische Burg. Dennoch ist die Bedeutung nicht: straßenreiche Burg, sondern Silberburg, Silberstadt, wie es auch in der bekannten Weltchronik von Rudolf von Ems ausdrücklich heißt; denn der lateinische Ausdruck ist stets «Argentina» (civitas), oder Argentoratum.

Das Künstlerfrühstück.

(Bild S. 284.)

Das Volk der herumziehenden Komödianten und Gaukler führt ein trauriges Dasein. Sie sind die Parias der Gesellschaft; der Steinklopfer an der Landstraße sieht spöttisch auf sie herab wie auf Vagabunden, und im elendesten Dorfe sind sie der Chikane des Büttels, dem sie auch oft viel Arbeit machen, fast schutzlos ausgesetzt. Dafür hat aber das Leben dieses Völkchens Lichtseiten, die in ihren Augen so viel werth sind, daß sie nicht mit dem wohlhabenden Bauern, der sie kaum ansieht, tauschen möchten. Vor Allem ist es die Freiheit; sie ziehen von Land zu Land, sie sind nicht an die Scholle gefesselt, sie schlägt nicht ein schwer wiegendes Familien- und Berufsleben in Banden, sie nennen sich Künstler — und wenn sie die Menge ergötzt oder unterhalten haben, im Besitz ihrer paar Groschen sind, so wandern sie fröhlich weiter ohne Sorgen, denn ihr leichter Sinn sagt ihnen, morgen wirst du wieder deine Künste zeigen und so viel erworben haben, als du für den Tag brauchst.

Einen solchen Künstler zeigt unser Bild, er zieht mit einem abgerichteten Affen umher und mit einem klugen Hund. Der Hund rechnet, kennt die Uhr und sagt durch Schlagen mit der Pfote, wie alt Jeder sei; er ist ferner Reitpferd des Jocko, des Affen mit rothem Käppchen und rothkarrirtem Röckchen, der auf ihm, mit und ohne Zügel, steht, tanzt, liegt und sogar durch einen Reifen springt. Der abgerichtete Affe ist des Mannes Vermögen und der Erfolg mühsamer Stunden. Jocko wird sehr gepflegt. Während Almansor den Wagen ziehen muß, worin Jocko schläft, und nur Brod mit Milch, selten aber Fleisch bekommt, erhält Jocko Stückchen Zucker, Butterbrod, überhaupt die Nahrung des Herrn und sogar Bier vor jeder Vorstellung. Das Bier ist Jocko's Schwärmerei und er trinkt es, wie wir hier sehen, mit Verstand. Almansor aber denkt — der Uebel größtes ist Müdigkeit und des Lebens Schönstes der Schlaf, und so genießen beide das Frühstück, ehe sie ihre Kunstleistung im Dorfe beginnen.



Die Spinnen.

Aus dem Geistesleben der Thiere, oder: Staaten und Thaten der Kleinen. Von Dr. Ludwig Büchner. (Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.) Berlin, 1876. A. Hoffmann und Comp.

Daß Spinnen trotz ihrer großen Scheuheit auch gezähmt werden können und sich an Menschen gewöhnen, die ihnen Wohlthaten erweisen, scheint durch viele Beobachtungen oder Erfahrungen, die zum Theil eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, festgestellt. Namentlich sollen Gefangene, um die Qualen der Einsamkeit zu mildern, Spinnen derart gezähmt haben, daß sie auf ihren Ruf herbeikamen und Futter aus ihrer Hand nahmen. In Oderwitz, wo ich 1873 und 1874 wohnte, bemerkte ich einst in einer halbdunklen Ecke des Vorsaals ein ziemlich anständiges Spinnengewebe, in dem eine wohlgenährte sogenannte Kreuzspinne ihr Heim aufgeschlagen hatte und an der Nestöffnung von früh bis spät der etwa hinzufliegenden oder kriechenden Nahrung entgegensah. Ich war zufällig einigemal Zeuge, mit welcher List sie ihr Opfer fing und unschädlich machte, und wurde es mir bald darauf eine tägliche Sorge, ihr mehreremal des Tages Fliegen zuzutragen, welche ich ihr mittelst einer Pincette vor das Thor legte. Anfangs schien ihr diese Fütterung wenig Vertrauen zu erwecken, wozu vielleicht die Pincette Anlaß gab; denn sie ließ manche Fliege wieder entwischen oder nahm sie doch nicht eher in Beschlag, als bis sie dieselbe im Bereich ihrer Behausung wußte. Mit der Zeit jedoch kam es dahin, daß die Spinne sich jedesmal herbeibemühte und die Fliege aus der Pincette entgegennahm, um sie einzuwickeln. Dieses Letztere geschah bisweilen, wenn ich die Fliegen sehr rasch nach einander hinreichte, so oberflächlich, daß einige der bereits umgarnten Fliegen Zeit und Gelegenheit fanden, wieder zu entwischen. Dieses Spiel trieb ich, weil es mir interessant schien, einige Wochen lang. Eines Tages aber, als die Spinne mir so recht heißhungrig schien und auf jede gereichte Fliege förmlich zuflog, begann ich sie zu necken. Sobald sie die Fliege erfaßt hatte, zog ich dieselbe mit der Pincette wieder zurück. Dieß schien sie gewaltig übelzunehmen. Das erste Mal, als ich ihr die Fliege schließlich doch überließ, mochte sie mir noch verzeihen; als ich aber später die Fliege konsequent wegzog, zerstörte dieses unsere Freundschaft für immer. Am folgenden Tage verschmähte sie die von mir angebotenen Fliegen gänzlich und rührte sich nicht von der Stelle — am dritten Tag aber war sie ausgewandert.

Sicherer scheint die merkwürdige Vorliebe der Spinnen für Musik durch zuverlässige und zahlreiche Beobachtungen festgestellt. Durch Spiel auf dem Piano, auf der Guitarre oder Violine werden im Zimmer befindliche Spinnen herbeigelockt, namentlich wenn das Spiel ein zartes, nicht allzu lautes ist. Sie begeben sich möglichst in die Nähe des Instruments oder der Spielenden und scheinen derart davon bezaubert, daß sie für nichts Anderes mehr Sinn haben. Meist sieht man, daß sie sich an einem Faden von der Decke des Zimmers herablassen und sich so dem Musizirenden möglichst zu nähern suchen. Sobald jedoch die Musik rauschend wird, entfliehen sie wieder in ihr Netz.

Die Spinne versteht es auch, sich, wenn es ihr zur Rettung ihres Lebens nöthig erscheint, wie so viele andere Insekten, todt zu stellen, und entwickelt dabei einen wahrhaft heroischen Gleichmuth. „Ich habe," sagt Smellie, „Spinnen in dieser Situation mit Nadeln durchstochen, ja in Stücke zerrissen, ohne daß sie das leiseste Zeichen von Schmerz von sich gaben."

Eine der interessantesten Spinnenarten ist die Argyroneta aquatica, eine Wasserspinne, welche mit vollem Recht als die erste Erfinderin der Taucherglocke angesehen werden darf. Dieses merkwürdige Thier lebt bei uns in fast allen stehenden Gewässern und verweilt stundenlang unter dem Wasser, obgleich es darin, wie jede andere Spinne, durch Eintritt des Wassers in seine Lungensäcke ersaufen müßte, wenn es sich nicht auf folgende erfinderische Art zu helfen wüßte. Sie hebt nämlich ihren Hinterleib über den Wasserspiegel empor und hüllt denselben, untertauchend, in eine Luftblase ein, welche wahrscheinlich durch den flaumartigen Ueberzug ihres Körpers festgehalten wird und wie eine glänzende Kugel von Silber oder Quecksilber aussieht. In der Tiefe angekommen, wählt sie einen Platz, wo Wasserpflanzen dicht beisammenstehen, und reibt mit ihren Füßen ihren Hinterleib so lange, bis sich die Luftblase loslöst und nun durch das Pflanzengewirr festgehalten wird. Ist dieß geschehen, so steigt sie wieder an die Oberfläche des Wassers empor und wiederholt dasselbe Spiel so lange, bis sie an demselben Platz eine ausreichende Menge von Luft zusammengebracht hat. Alsdann hüllt sie diese Luft in ein sehr feines, aber dichtes Gewebe von Spinnfäden ein, welches vollständig die Form einer Taucherglocke hat und durch ausgespannte Fäden ringsum befestigt wird. Ist die Glocke, wie gewöhnlich, noch nicht hinlänglich mit Luft gefüllt, so werden auf die vorhin beschriebene Weise neue Luftblasen von der Wasseroberfläche herbeigeholt und in das Gehäuse entleert, welches nun im fertigen Zustande das Aussehen einer prachtvollen, silberglänzenden Glocke hat. In diesem poetischen Raume, welcher an die Märchen der „Tausend und Eine Nacht" erinnert, lebt nun das Thierchen, trägt seine Beute dahin und erzieht seine Jungen. Es jagt auch nicht bloß im Wasser, sondern gleicherweise auf dem Trockenen, trägt aber seine Beute stets hinab in seinen verborgenen Glaspalast. Das Männchen baut seine lichte Wohnung dicht neben diejenige des Weibchens und verbindet beide durch eine Oeffnung oder Galerie. So leben die beiden Ehegatten, jedes in seiner besondern Häuslichkeit, in friedlicher Eintracht neben einander, fern von dem Geräusche der Welt und nur mit der Sorge für ihre Familie beschäftigt, — dabei aber stets vom leicht gedämpften Strahl eines glänzenden Lichtes beschienen. Glückliches Spinnenpaar!

Weniger idyllisch als die Wasserspinne lebt unsere einheimische Jagdspinne (Dolomedes fimbriatus), welche zu denjenigen Arten gehört, die keine Netze spinnen und ihre Beute nach Art der Raubthiere erjagen. Sie kann, wie die Argyroneta als Erfinderin der Taucherglocke, so als die Erfinderin oder Erbauerin der schwimmenden Flöße angesehen werden. Sie begnügt sich nämlich nicht damit, Insekten auf dem Lande zu jagen, sondern verfolgt sie bis in das Wasser, auf dessen Oberfläche sie mit Leichtigkeit umherläuft. Sie bedarf dabei aber einer Stätte, um sich auszuruhen, und verschafft sich diese, indem sie trockene Blätter und ähnliche Körper zusammenballt und mit ihren Seidenfäden zu einem festen Ganzen verbindet. Auf diesem floßartigen Fahrzeuge läßt sich nun die Spinne von Wind und Wellen umhertreiben, und wenn ein unglückliches Wasserinsekt nur einen Augenblick an die Oberfläche des Wassers kommt, um Luft zu schöpfen, so stürzt sie blitzschnell darauf los und trägt es auf ihr Floß, um es daselbst in Ruhe zu verzehren. Also überall in der Natur Kampf, List und Erfindungstrieb, um, den unerbittlichen Gesetzen des Egoismus folgend, das eigene Leben zu erhalten und fremdes zu vernichten!

Die größte und gefürchtetste aller Spinnen ist die zur Familie der Röhrenspinnen (Tubitelae) gehörige, in tropischen Ländern lebende Vogel- und Würgspinne (Mygale avicularia). Ihre großen, starken Kieferfühler ragen drohend am Stirnrande hervor und mit Hülfe derselben ist sie im Stande, nicht bloß die größten Insekten, sondern auch Eidechsen und selbst kleine Vögel zu bewältigen. Letzteres ist zwar mehrfach bezweifelt, aber neuerdings wieder von Bates aus eigenem Augenscheine bestätigt worden. Derselbe sah in der Nähe des Amazonenstroms eine Vogelspinne, welche mit ausgestreckten Beinen sieben und ohne dieselben zwei Zoll lang war. Körper und Beine waren mit starken, grauen und röthlichen Haaren bedeckt. Bates wurde auf das häßliche Ungeheuer aufmerksam durch eine Bewegung, welche er auf einem Baumstrunke wahrnahm. Es saß nahe bei einem tiefen Spalt in dem Baume, durch welchen ein dichtes weißes Netz gespannt war. Der untere Theil des Netzes war zerbrochen und zwei kleine Vögel von einer Finkenart waren in die Fäden verwickelt. Sie hatten ungefähr die Größe des englischen Zeisigs und Bates hielt sie für Männchen und Weibchen. Der eine Vogel war vollständig todt, der andere aber lag noch halb lebendig unter der Spinne, beschmiert mit dem schmutzigen Speichel des Ungeheuers. Bates trieb die Spinne hinweg und ergriff den Vogel, der aber alsbald starb.

Die Mygalearten sind — wie Bates hinzufügt — in Brasilien sehr häufig. Einige bauen unter Steinen; andere machen Tunnels in der Erde und wieder andere bauen sich Höhlen in die Strohdächer der Häuser. Die Eingeborenen nennen sie Aranhas carangueijares oder Krabbenspinnen. Die Haare, mit denen sie bedeckt sind, bleiben in der Haut stecken, wenn man sie anrührt, und verursachen eine sehr schmerzhafte Reizung. Manche sind von enormer Größe. Bates sah eines Tages Kinder, welche eine Mygale mit einem Bindfaden um den Leib gefesselt hatten und hinter sich herführten wie einen Hund. In der Nähe von Para an der Mündung des Amazonenstromes sind die Mygalearten an sandigen Plätzen sehr häufig und zeigen die mannigfachsten Gewohnheiten. Manche bauen an oder in Häusern Höhlen oder Zufluchtsorte von einem feinen, dichten Gewebe, welches die größte Aehnlichkeit mit feinem Musselin hat. Andere bauen ähnliche Nester in Bäume; es sind diejenigen, welche Vögel angreifen. Die Mygale Blondii, ein röthlich-braunes, mit Haaren bedecktes Ungeheuer von fünf Zoll Länge, höhlt in der Erde einen ungefähr zwei Fuß langen und zwei Zoll im Durchmesser haltenden Tunnel aus, dessen innere Wände sie mit einem prachtvollen, silberglänzenden Gewebe austapeziert. Sie geht nur Nachts auf Raub aus und kurz vor Sonnenuntergang kann man sie an der Mündung ihrer Höhle Wache halten und schnell im Innern verschwinden sehen, sobald sich ein schwerer Fußtritt in der Nähe vernehmen läßt. Vorbeiziehende Insekten verfallen ihren mörderischen Bissen.

Fast ganz in ähnlicher Weise benehmen sich die im südlichen Europa lebenden, ebenfalls zur Familie der Röhrenspinnen oder noch genauer der Territelariae (Erdarbeiter) gehörigen Minir- oder — wie sie Moggridge genannt hat — Fallthürspinnen (Mygale oder Cteniza caementaria und fodiens, erstere von Moggridge als Nemesia caementaria bezeichnet), welche durch ihre Kunstfertigkeit und durch die Raffinerie, mit welcher sie ihre unterirdischen Wohnungen einzurichten und gegen äußere Angriffe zu schützen verstehen, unstreitig die Palme unter allen Spinnenarten in Bezug auf Interesse und Intelligenz davontragen, obgleich sie an körperlicher Größe hinter ihren brasilianischen Verwandten weit zurückbleiben. Die Kieferfühler der Mygale fodiens sind mit einer Art scharfen Rechens bewehrt, während ihre Füße Zähne wie ein Kamm tragen. Mit Hülfe dieser Instrumente höhlt das Thier unterirdische Tunnels oder Galerieen aus, in denen es nach Belieben emporsteigen oder sich verbergen kann. Das Innere dieser Höhlung wird auf das Sorgfältigste mit einem feinen, seidenen Gewebe austapeziert. An dem Eingang aber wird eine Thür angebracht, welche genügend zu beschreiben, wie Blanchard bemerkt, alle Ausdrücke der Bewunderung unvermögend sein würden. Sie hat die Form eines Deckels und besteht aus mit Seidenstoff unter einander verbundener Erdmasse. Sie ist sehr dick und oben breiter wie unten, damit sie das Loch möglichst vollständig schließe. An ihrer äußern Fläche hat sie vollkommen das Aussehen und die Beschaffenheit der umgebenden Erdoberfläche, damit nichts ihre Anwesenheit verrathe, während sie an der Innenfläche, in derselben Weise wie die Wohnung selbst, mit seidenem Gespinnst ausgekleidet ist. Aber nicht genug damit — die Thür besitzt, wie jede richtige Thür, auch Angel und Schloß. Die Angel besteht aus sehr dichter und fester Seide; das Schloß wird durch eine Reihe kleiner Löcher vorgestellt, in welche die im Innern wohnende Spinne ihre Griffe einsenkt, um die Thür bei herannahender Gefahr von innen her festzuhalten. Will sie Nachts auf Raub ausgehen, so hebt sie die Thür auf und läßt sie hinter sich zufallen, ähnlich wie dieses die Bewohner von Höhlen- oder von Kellerwohnungen zu thun pflegen. Bei ihrer Rückkehr zieht sie die Thüre mit ihren Füßen wieder auf und gleitet so in ihre unterirdische Behausung.

Die hundertjährige Geburtstagsfeier Christian Rauch's.

Am 2. Januar waren es hundert Jahre, seit Christian Daniel Rauch geboren wurde. In ihm verehrt Deutschland einen der größten Bildhauer der Neuzeit, und besonders Berlin ist ihm zum größten Danke verpflichtet. Rauch ist zwar nicht in Berlin geboren, aber seine Familienverhältnisse brachten ihn schon im Alter von zwanzig Jahren in Dienst am preußischen Hof; er ward Lakai des Königs Friedrich Wilhelm II. und nach dessen Tode der Königin Luise. Er hatte zwar schon früher einige Fachbelehrung genossen, jedoch nur bei einem handwerksmäßigen Meister in seinem Geburtsort Arolsen und später kurze Zeit bei dem Bildhauer Ruhl in Kassel; seine künstlerische Bildung aber erwarb er sich in den freien Stunden, welche sein Dienst ihm ließ. Erst im Jahr 1804 ward ihm die Entlassung und eine kleine Pension gewährt, mit welcher er nach Rom ging, wo er das Glück hatte, sogleich mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Künstler- und Gelehrtenwelt in freundliche Beziehungen zu gelangen. Der Tod der Königin Luise brachte ihm von ihrem königlichen Gemahl den Auftrag, ein Grabmonument für dieselbe zu schaffen, und dieses war das erste große Werk des Meisters und zugleich eine seiner berühmtesten Schöpfungen, eines der schönsten Werke der modernen Bildhauerkunst. Mit diesem allbekannten Denkmale war Rauch's Künstlerruhm begründet. 1811 war das Modell, 1814 die Ausführung in Marmor vollendet. Von da an folgen sich monumentale Arbeiten des Meisters, die ohne Ausnahme zum Ruhm der deutschen Kunst unseres Jahrhunderts gereichen. Die Statuen Blücher's, Scharnhorst's, Bülow's, York's, Gneisenau's sind Meisterwerke ersten Ranges; das Denkmal Friedrich's des Großen hat seinesgleichen nicht in aller Kunst der Neuzeit. Diese alle besitzt Berlin, außerdem München das Denkmal für König Maximilian I., Posen die Statuen der Könige Mieczyslaw und Boleslaw, einer Menge kleinerer Werke gar nicht zu gedenken. Für Manches, Personen wie Sachen, hat Rauch einen Typus geschaffen, von welchem man nicht leicht abweichen wird. Rauch hat zwar die berliner Bildhauerschule nicht gegründet, sondern nur fortgeführt und ausgebildet; er folgte dem Wege, den schon vor ihm Gottfried Schadow eingeschlagen hatte; aber durch Rauch ist die Kunstrichtung dieser Schule erst ganz präzis und in sich fertig geworden. Es ist der preußische Geist in der Kunst, welcher sich in seinen Werken kundgibt, das Verständige, vielleicht etwas Nüchterne, die Gewissenhaftigkeit, welche auch das Kleinste nicht vernachlässigt; das volle Bewußtsein von der Aufgabe und von den Mitteln, sie zu lösen. In Rauch's Arbeiten und denen seiner Schüler und Nachfolger zeigt sich der Realismus in der edelsten Gestaltung und selbst ideale Aufgaben werden in einem realistischen Sinne gelöst. Man kann die Bildwerke dieser Schule nicht mit Dichterwerken in gebundener Rede vergleichen, wohl aber entsprechen sie der edelsten Prosa; es fehlt vielleicht der hohe Schwung der Begeisterung, aber dafür ist auch gar keine hohle Phrase darin, nichts, was nicht ganz und gar charakteristisch und zur Charakteristik nothwendig wäre. Ideale Gebilde, in denen sich der Meister auch wohl einmal ergangen hat, haben im Verhältniß zu seinen ebengenannten Werken nur geringere Bedeutung. Wie Berlin dem Künstler einen größern bestimmten Charakter aufgeprägt hat, so hat er auch wiederum durch seine Monumente Berlin einen bestimmten Charakter gegeben; man kann sich nicht an Berlin erinnern, ohne zugleich an das glorreiche Friedrichsdenkmal, an den gewaltigen Blücher und an das Monument der Königin Luise zu denken.

Kleine Mittheilungen.

Ursprung der Zeitungsente. Wie das Wort „Zeitungsente" entstanden ist, darüber gibt Paul Lindau in der „Gegenwart" in einem Artikel über das „Pariser Argot" den folgenden Aufschluß: „Im Dictionnaire des Argot finden wir auch eine Erklärung des Wortes ‚Ente' für falsche Zeitungsnachrichten, die, so viel wir wissen, noch nicht bekannt ist. Das im Jahr 1776 in Paris bei Lacombe erschienene ‚Industrielle Lexikon' theilt folgende Anekdote mit: ‚Die Landwirthschaftliche Zeitung veröffentlicht ein eigenthümliches Verfahren, um wilde Enten zu fangen. Man kocht eine starke und lange Eichel in einem Absud von Sennesblättern und Jalappe. Die so zubereitete Eichel bindet man einen dünnen, aber starken Faden in der Mitte fest und wirft sie darauf in's Wasser. Das Ende des Fadens behält man in der Hand und verbirgt sich. Die Ente schwimmt heran und verschluckt die Eichel; diese hat aber in ihrer Zubereitung eine starke purgative Wirkung und kommt sofort wieder zum Vorschein; darauf kommt eine andere Ente und verschluckt diese wiederum, eine dritte, eine vierte und so fort. So reihen sich alle an demselben Faden auf. Man berichtet bei dieser Gelegenheit, daß ein Huissier in der Nähe von Gué-de-Chaussée 20 Enten auf diese Weise aufgereiht habe. Darauf flogen die Enten auf und nahmen den Huissier mit; der Strick riß und der unglückliche Jäger brach ein Bein.' Diese Urgroßmutter aller Münchhausiaden und Zeitungsenten wurde dann das Prototyp des pariser ‚Canard', der deutschen ‚Ente'."

*

Wir brauchen keine Musikanten. König von Dahomey in Westafrika, welcher in neuester Zeit wieder so viel von sich reden macht, hatte von einem seiner vom Senegal zurückkehrenden Unterthanen sehr viel von den Militärmusiken gehört und beschloß deßhalb, sich auch selbst dieses Vergnügen zu bereiten. Er wendete sich also an einen Kaufmann in St. Louis, der wieder seinerseits an einen Blechinstrumentenfabrikanten in Frankreich schrieb. Die bestellten Instrumente kamen an und wurden nach Dahomey geschickt. Der König versammelte seinen Hof in großem



Künstlerfrühstück. Gemälde von Antonio Rotta. (S. 282.)

Staat und vertheilte die Instrumente an die Großen seines Reiches. Der Eine erhielt ein Trombon, Der ein Piston, Jener eine Trompete und so weiter. Auf ein gegebenes Zeichen fingen Alle gleichzeitig zu blasen an. Man kann sich das höllische Charivari vorstellen, das nun folgte. Der König fand die Musik abscheulich und beklagte sich bei dem Kaufmann. Dieser schrieb an den Fabrikanten, welcher erwiederte, daß seine Instrumente von guter Qualität seien. Der Kaufmann wußte nicht, was er von der Sache halten solle; doch endlich ging ihm ein Licht auf. Er schrieb dem König:

„Haben Sie auch Musikanten?"

Der Negerfürst erwiederte ihm wuthentbrannt:

„Abgeschmackte Frage! Würde ich mich an Sie gewendet haben, wenn ich Musiker hätte? Spielen Ihre Instrumente also nicht von selbst?"

Vom Büchertisch.

Ein Buch, das vor Allem der Jugend zu empfehlen wäre, ist: „Hilf dir selbst", von Samuel Smiles (Colberg, Post'sche Buchhandlung). Der stattliche Band ist so überreich an interessantem Material, daß ein nicht so gewissenhafter und praktischer Autor, als der Engländer, zehn Bände daraus hätte machen können, und

Die Monate in Bildern. II.

Zeichnungen von **A. Gareis.**



Juli.



August.



September.



Oktober.



November.



Dezember.

jeder würde des Anziehenden noch genug haben. Das Buch bringt, um zu zeigen, wie die Kraft, ein bedeutender, nützlicher, edler Mensch zu werden, hauptsächlich in dem Willen und der Ausdauer, überhaupt in dem Menschen selbst liegt, Hunderte von historischen Thatsachen aus dem Leben berühmter Männer, und diese Anhäufung von Daten ist nie ermüdend, nie langweilig, stets weiß dieser Schriftsteller für das Streben der Person, welche er gerade schildert, den Leser einzunehmen, ihm Theilnahme einzuflößen und ihn in Spannung zu erhalten. Wir kennen wenige Bücher, die sich so zur Lektüre für die heranwachsende Jugend eignen, wie dieß „Hilf dir selbst", aber auch Erwachsene dürften das Buch mit Interesse und Spannung lesen. — Ein gleichfalls sehr empfehlenswerthes Buch, das sich aber mehr mit dem Heil des Körpers beschäftigt, ist Dr. P. Niemeyer's Schrift: „Die Lungenschwindsucht", (Stuttgart, Levy und Müller). Der Autor, Dozent der Heilkunde an der Universität Leipzig, weist in diesem Büchlein wissenschaftlich und an der Hand von Thatsachen nach, daß die Luft- und Wasserscheu unseres Geschlechtes hauptsächlich die Schuld an den Erkrankungen der Lunge trägt, und eine gewissenhafte Zufuhr reiner Luft in unsere Lungen und Pflege der Haut durch Baden, Waschungen die Schwindsucht verhindern. Das Buch ist klar, verständlich und mit der Wärme der Ueberzeugung geschrieben. Es ist besonders für Solche empfehlenswerth zu lesen, welche ihr Beruf in dunstigen, staubigen Räumen sich aufzuhalten zwingt. — Da wir viele Anfragen in Hinsicht der Malerei auf Holz erhalten, so dürfte Vielen damit gedient sein, wenn wir auf eine Anleitung zur Holzmalerei von Dr. Fr. Lahnek (Leipzig, Glaser und Garte) aufmerksam machen. Die kleine Schrift bringt gedrängt, jedoch ausführlich eine Anweisung, welcher Holzarten man sich zu bedienen hat, die Methode in Farbenbindemittel, Lacke, und gibt Auskunft über das Poliren der gemalten Gegenstände.



Pillen für junge Mädchen.

Ein reicher Amerikaner Namens Abraham Walker, dessen Vermögen sich auf mehrere Millionen Dollars berechnete und der weder Frau noch Kinder hatte, machte, als er in das Alter von fünfzig Jahren gelangt war, ein Testament so eigenthümlicher Art, daß sich hiemit schließlich die Gerichte zu befassen hatten. Wir lassen dasselbe wörtlich hier folgen:

„Im vollen Besitz meiner Geisteskräfte und bei vollem Bewußtsein mache ich nach reiflichstem Erwägen gegenwärtiges Testament, auf dessen pünktliche Vollstreckung ich dringe. Ich wiege 67½ Kil., ich habe verschiedene Thiere, nämlich zwei Hunde und eine Katze, verbrannt, deren Gesammtgewicht 67½ Kil. betrug, dieselben lieferten 1800 Gramm Asche. Es wird daher auch wohl mein Körper bei seinem Verbrennungsprozeß 1800 Gramm Asche, vielleicht etwas mehr oder weniger, ergeben. Sobald aus meinem Körper das Leben entwichen ist, bestimme ich hiemit, daß derselbe auf einer großen eisernen Platte verbrannt werde. Die Asche soll sorgfältig in einem Gefäß gesammelt, sodann zu einem Apotheker gebracht werden, welcher aus derselben unter Zuthat von Zucker und Gummi 6000 Pillen herzustellen hat, die auswendig schön vergoldet werden müssen. Ich bestimme, daß diese Pillen von hübschen jungen Mädchen, die nicht unter sechzehn und nicht über zwanzig Jahre alt sein dürfen, verschluckt werden sollen. Ich ernenne zu meinem Testamentsvollstrecker den Vorsteher der Todtengräber desjenigen Ortes, wo mein Ableben erfolgen wird. Dem besagten Beamten vermache ich, bei voller Erfüllung gegenwärtigen Testamentes, die Summe von 100,000 Dollars. Ich vermache ferner dem Apotheker, welcher mit der Herstellung der 6000 Pillen aus meiner Asche betraut wird, die Summe von 20,000 Dollars. Ich lege es demselben ganz besonders an's Herz, daß kein Partikelchen von meinem irdischen Staube verloren gehe und daß er die Pillen so appetitlich wie möglich mache. Wenn dieselben etwas zu groß ausfallen möchten, so gebe ich es ihm anheim, 8000 anstatt 6000 zu machen. Den jungen Mädchen, welche die Pillen zu sich nehmen werden, vermache ich, wenn sie aus besserem Stande, drei Dollars für jede verschluckte Pille, denen aus niederem Stande nur zwei Dollars für jede Pille. Keines der jungen Mädchen darf täglich mehr als vier Pillen nehmen, die sie in Gegenwart des Todtengräbers, des Apothekers und meines Universalerben verschlucken muß. Der Apotheker hat dem Mägdlein die Pille mit Anstand auf die Zunge zu legen, welches dann in Gegenwart der drei obgenannten Personen sofort darauf ein halbes Glas reines Wasser, welches zu diesem Zwecke stets bereit stehen muß, hinterher zu trinken hat. Es dürfen täglich nicht mehr als tausend Pillen zur Vertheilung kommen, und sollte der Zulauf seitens der jungen Mädchen ein außerordentlicher sein, so ist den schönsten, den liebenswürdigsten und denen bessern Standes der Vorzug zu geben. Zu meinem Universalerben ernenne ich meinen Neffen, meiner Schwester Sohn. Die dem Todtengräber und dem Apotheker bestimmten Legate, ebenso das Erbvermächtniß, werden ungültig, wenn man aus irgend welchem Grund an der Verbrennung meines Leichnams verhindert sein sollte und die von mir angeordnete Herstellung der Pillen aus meiner Asche nicht zum Vollzug gelangt; indessen setze ich dem Todtengräber sowohl, wie meinem Neffen viertausend Dollars zur Beschreitung des Rechtsweges aus gegen Jeden, welcher sich der Vollstreckung dieses meines letzten Willens widersetzen möchte ꝛc." So lautete das Testament. — Fünf Jahre waren nun nach der Aufstellung dieses Testamentes verflossen, als Herr Walker sich in die Einsamkeit seines Landgutes zurückzog, es war dieß ein von jeder menschlichen Niederlassung weit entferntes, mitten in einem großen Parke belegenes Schloß, und dort den nachstehenden Brief schrieb: „In der Befürchtung, daß mein Leichnam nicht verbrannt und in Asche verwandelt werde, wie ich dieß in meinem Testament anordnete, will ich selbst ihn in einem Bade von Petroleum und Harz verbrennen und in Asche auflösen. Walker."

Herr Walker war seit langer Zeit nicht mehr gesehen worden; man forschte endlich nach und fand ihn verkohlt und fast in Asche verwandelt in einem Steingefäß unter dem Atrium des Schlosses. Man fand auch einen Revolver und aus dem ganzen Apparat ließ sich schließen, daß Walker angezündete Fackeln über dem Bad angebracht hatte, derartig, daß dieselben bei einer leichten Bewegung in die Wanne selbst hinabfallen mußten. Er war bei seiner Prozedur augenscheinlich folgendermaßen verfahren: Ein Kettchen, welches er mit in die Wanne genommen hatte, war mit dem einen Ende an den Fackeln befestigt, das andere Ende schlang sich um seinen linken Arm, die rechte Hand drückte den Revolver auf den Kopf ab, und indem sein Körper langsam in die Flüssigkeit hintenübersank, riß dieser die Fackeln herunter, welche das Petroleum und das Harz dann entzündeten. So war er denn seinem Willen gemäß verbrannt. Auf diese Weise blieb die Frage ausgeschlossen, ob man in Amerika die Erlaubniß zum Verbrennen des Leichnams erhalten würde. Es handelte sich jetzt nur noch darum, aus der Asche diejenigen Pillen herzustellen, welche die liebreizenden Mädchen zu verschlucken haben würden. Die Regierung vermied es, sich in die ganze Angelegenheit zu mischen und hüllte sich in Schweigen. Der Chef der Todtengräber, ein gewisser Giacomo Bronn, und der Universalerbe erwählten nun in aller Eile einen Apotheker, mit Namen Benett, der sich unverweilt an die Herstellung der „Mädchenpillen" machte und diese mit unglaublicher Sorgfalt betrieb. Da traten plötzlich andere legitime Erben auf und bestritten das Testament beim Tribunal, indem sie die Unzurechnungsfähigkeit des Testators hervorhoben, da ein Mensch mit gesunden Sinnen derartige Verfügungen nicht treffen könne. Das Tribunal, wenngleich es die Verfügung dieser Pillen als eine äußerst seltsame und eigenthümliche bezeichnete, vermochte trotzdem den Walker nicht als unzurechnungsfähig zu erklären und proklamirte die Gültigkeit des Testamentes, ohne sich darüber auszusprechen, ob die lieben Mägdelein die Pillen zu verschlucken hätten oder nicht. — Gegen diesen Entscheid appellirten die Erben ... Sobald wir das Urtheil zweiter Instanz kennen werden, wollen wir Deutschlands Töchter pflichtgemäß davon benachrichtigen und ihnen anheimgeben, über den Ozean zu segeln, um die Pillen Walker's zu verschlucken und die Golddollars einzustreichen.

Anekdoten und Witze.

Ein Schutzmittel gegen zudringliche Neugierde. Von langem Weg und schneidender Kälte ermüdet, hatte ein Reisender eine Dorfherberge erreicht. Kaum war er in der warmen Gaststube etwas aufgethaut, als ihm die Dorfmagnaten um Neuigkeiten, Reiseabenteuer und dergleichen stark zusetzten, so feierlich auch der Fremde versicherte, daß er nichts Neues gehört habe, ihm auch kein Abenteuer zugestoßen sei. Kurz, sie glaubten ihm nicht und wollten mit Gewalt eine neue Geschichte hören. — Endlich beginnt der Gast: „Nun ja, Etwas fällt mir eben ein; in der Stadt N., zwei Stunden von hier, ist eine heillose Betrügerei vorgefallen; vier Bürger daselbst werden eine hübsche Zahl Jahre im Zuchthause dort absitzen dürfen." — „Was haben sie angestellt? Welchen Betrug haben sie ausgeübt? Wie heißen sie?" Solche und ähnliche Fragen sprudelten mit einem Male aus dem Munde der Neugierigen. — Gravitätisch begann der Fremde: „Ja, diese vier Schurken, denkt euch nur, die haben den ganzen Winter her in ihren Oefen den Schnee getrocknet und an die Bauern als Salz verkauft." — Von nun an hatte der müde Reisende Ruhe.

*

Instrukteur: „Sagen Sie 'mal, Ritzemaier, was ist ein Kriegsgericht?" — Ritzemaier (besinnt sich lange, plötzlich): „Erbswurscht!"

*

„Alte Liebe rostet nicht," sagte eine Frau zu ihrem Mann. — „Nein," antwortete dieser, „aber schimmelig wird sie doch."

*

Gast: „Kellner, ich bestellte vorhin eine Portion Stockfisch, sehe aber soeben, daß es auch Fricassée gibt, besorgen Sie mir hievon zwei Portionen." — Kellner (nach der Küche hinausrufend): „Für den Stockfisch zweimal Fricassée."

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Ueber Aufbewahrung von Schnee bringt die Nummer 12 der „Ugeskrift for Landmaend" eine Mittheilung von einem Herrn A. Esbensen in Raakildegaard aus dessen eigener Praxis, die für Wirthschaften, welche keine Eismassen in der Nähe haben und für die daher die Beschaffung von Eis Schwierigkeit hat, beachtenswerth sein dürfte, zumal die Ausdauer des Schnees derart ist, daß derselbe in dem vorliegenden Falle den Bedarf für täglich 3—4 Bassins vom 21. Juni bis 5. September deckte. Das Verfahren ist folgendes: Im Winter (Januar) wird bei Frostwetter Schnee zusammengebracht. Er bleibt so lange liegen, bis Thauwetter eintritt. Darauf wird er, wenn er etwas zusammengeschmolzen ist, auf einen Ort gebracht, der vorher etwa einen Meter hoch mit trockener Torferde bedeckt ist, die in der Mitte etwas höher liegen muß, als an den Seiten. Der Platz muß möglich gegen die Sonne geschützt liegen. Auf diese Unterlage wird der Schnee nun gepackt und von zwei Männern ununterbrochen festgetreten. Man gibt dem Haufen die Form eines Zuckerhutes mit einem Durchmesser der Grundfläche von etwa vier Meter. Der Haufen bleibt unbedeckt stehen bis wieder Frostwetter eintritt. Wenn dieß einige Tage angehalten hat und der Haufen hart gefroren ist, wird er 1½ Meter stark mit Torferde eingedeckt. Am 21. Juni hat Herr E. die obere Spitze nun geöffnet und den Bedarf an Schnee Morgens und Abends herausgenommen, worauf die Oeffnung wieder mit der Torferde geschlossen und dieselbe festgestampft wurde.

*

Kwas, ein Erzeugniß der Gährung, ist das tägliche Getränk des russischen Bauers und wird bereitet, indem kochendes Wasser auf Brodteig oder einen Brodkuchen gegossen und der Säurung überlassen wird. Ein ganzer Kübel dieses Getränks kostet oft nur 3 Kopeken oder 10 Pfennig. Es gibt auch Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Himbeerkwas, der auf dieselbe einfache Weise bereitet wird. In Südrußland gießt man auch einfach kaltes Wasser auf unreife Aepfel und läßt einige Wochen säuern. Der russische Landedelmann trinkt auch einen Kwas, der nichts weiter ist als ein Aufguß von Wasser auf Weinsteinrahm mit Zucker versetzt. Moskau ist berühmt durch seinen vortrefflichen Brodkwas und das liegt an dem herrlichen Steppenwaizen, aus dem dort der Brodkuchen bereitet wird.

*

Neue Holzfässer, die zum Verderben des Weines und Mostes beitragen, sollen nach Elsner sogleich brauchbar gemacht werden, wenn man eine Auflösung von einem Pfund Soda in 60 Litern Wasser 12—14 Stunden darin stehen läßt. Bei Cognak, Arac, Rum und ähnlichen Spirituosen schätzt man bekanntlich die durch längeres Lagern in Holzfässern erhaltene bräunliche Farbe, und sucht dieselbe den frischen Nachahmungen durch Zuckerkouleur mitzutheilen. Nach Carles kann man sich aber durch Hinzufügung einiger Tropfen Eisenvitriollösung sofort überzeugen, ob es sich um eine echte Holzfärbung handelt oder nicht, denn nur diese nimmt dadurch einen grünlichen Ton an.

*

Ein sehr einfaches Mittel zur Eierprüfung besteht darin, daß man sie in einer Auflösung von 125 Gramm Seesalz in einem Liter Wasser schwimmen läßt. Frische Eier sinken sogleich unter, die einen Tag alten halten sich knapp schwimmend, fünf Tag alte schwimmen aus dem Wasser weit herausragend. Natürlich muß diese Prüfungslauge, um nicht durch freiwillige Verdunstung stärker zu werden, in verkorkten Gefäßen aufbewahrt werden.

Als besten Kleister für feinere Klebearbeiten empfiehlt sich folgende Komposition:

52	Gramm	Arrowroot,
6	„	Gelatine,
35	„	Spiritus,
525	„	Wasser,
6	Tropfen	Karbolsäre.

Das Arrowroot, welches von der besten Bermudasforte sein muß, wird mit 40 Gramm Wasser zu einem Brei gerührt, darauf das übrige Wasser mit der kleingeschnittenen Gelatine hinzugesetzt und unter beständigem Umrühren zum Kochen gebracht. Man läßt vier bis fünf Minuten kochen, dann abkühlen und fügt, wenn der Schleim lauwarm geworden ist, die in dem Spiritus aufgelöste Karbolsäure in einem dünnen Strahl und unter beständigem Rühren hinzu. Gut bereitet ist dieser Kleister so gleichmäßig und körnerfrei, so haltbar und vorzüglich klebend, daß man nie wieder einen andern benützt.

Hausmedizin.

Opodeldok: Getrocknete weiße Hausseife, getrocknete marseiller Seife, von jedem 3 Loth, Kamphor ¼ Loth werden unter gelindem Erwärmen in 1⅓ Pfd. Weinsprit (80 Proz.) aufgelöst und der Masse vor dem Erkalten ¼ Lth. Thymianöl, ¼ Lth. Rosmarinöl, ¾ Lth. Salmiakgeist zugesetzt. Dann seihe man schnell durch Löschpapier und bewahre in dicht verschlossenen Gefäßen auf.

*

Eine recht kuriose Beobachtung ist vor Kurzem im homöopathischen Hospital in London gemacht worden. Einem Kranken, der an einem bösartigen Geschwüre litt, war durch ein Versehen an Stelle einer ähnlich aussehenden Salbe Fleischextrakt auf die kranke Stelle gelegt worden. Das Pflaster hatte einen so wunderbaren Erfolg, daß der betreffende Arzt, Doktor Markwick, seither Fleischextrakt in allen ähnlichen Fällen, namentlich bei schwerheilenden sogenannten alten Schäden, anwendet, und die besten Wirkungen erzielt. Es ist in der That nicht unwahrscheinlich, daß die Fleischsalze einen guten Einfluß auf den Heilungsprozeß ausüben können.

Gewerbliches.

Alligatorleder, welches bereits auf der wiener Weltausstellung vielfach die Aufmerksamkeit der Schuhmacher und Sattler auf sich zog, wird neuerdings für das beste Material zu Schuhwerk aller Art ausgegeben, da es neben großer Weichheit und Geschmeidigkeit die schätzbare Eigenschaft besitzen soll, völlig wasserdicht zu sein. In Kutztown (Pennsylvanien) hat sich denn auch bereits eine besondere Fabrik für Zubereitung und Verarbeitung von Alligatorleder aufgethan, die sich, neben der Lieferung eines werthvollen Bekleidungsstoffes, um die Ausrottung des den uferbewohnenden Ansiedlern nicht angenehmen Reptils verdient macht.

*

Ein neues Polstermaterial zum Auspolstern von Stühlen, Kissen, Matratzen ꝛc. verfertigt man jetzt in Paris aus spiralförmigen Schnitzeln von vulkanisirtem Kautschuk, indem man einen Kautschukblock gegen ein festes Messer oder ein bewegliches Messer gegen den befestigten Block kreisen läßt. Je nach dem Zweck und Preise sind seine Polster dann mit diesen Kautschukspiralen allein oder mit einer Mischung derselben und Haaren, Kork, Seegras ꝛc. gefüllt.

*

Die so vielfach in großen Lagern vorkommende Infusorienerde empfiehlt der Photograph Grüne als das beste Putzpulver, um photographische Platten, Gläser, Gefäße u. s. w. von Fettspuren zu reinigen, indem es, in Breiform angewendet, die Fetttheile aufsaugt. Ein Alkoholzusatz befähigt die Infusorienerde ebenso zur Wegnahme alter Harzspuren.

*

Neuen Mahagonimöbeln läßt sich nach R. Böttger's polytechnischem Notizblatt die dunkle Färbung älterer Mahagonimöbel ertheilen, wenn man sie vor dem Poliren mit einer Auflösung von chromsaurem Kali bestreicht.

Erfindungen.

Der französische Physiker Theophil Foucault hat eine Dampfmaschine konstruirt, bei welcher statt des Wassers Salmiakgeist den Dampf hergibt, und deren Prinzip möglicherweise sehr wichtig werden kann. Sie wird dadurch empfohlen, daß Salmiakgeist bei 100 Grad, wenn das Wasser eben kocht, schon sieben Atmosphären Druck ergibt, während der verbrauchte Dampf sofort wieder von kaltem Wasser unter Erzeugung negativen Druckes aufgenommen wird und in den Kessel zurückwandert. Die größte Eigenthümlichkeit der für das Kleingewerbe vielleicht sehr brauchbaren Maschine besteht darin, daß eine Petroleumschicht zeitweise als Ventil dient und das Ammoniakgas vom Wasser absperrt, indem sie sich zwischen beiden als flüssige und vollkommen ausreichende Scheidewand lagert. Die Maschine, der ihr Erfinder eine große Zukunft prophezeit, würde nur einer geringen Wärmequelle bedürfen, und daher sehr gut von der Sonnenwärme in Gang gesetzt werden können, z. B. zum Wasserschöpfen in Egypten.

*

Die Fabrik chemischer und chemisch-technischer Artikel von J. Paul Liebe in Dresden hat eine neue Art von Signirung der Waaren und Kaufmannsgüter erfunden, welche bald allgemeine Anwendung finden dürfte. Bisher geschah die Markirung bekanntlich vermittelst Pinsel und durch Schablonen, was viel Zeit erfordert und auf unebenen Flächen seine Schwierigkeiten hat. Auf das Prinzip des Walzenausschnittes begründet, hat nun obige Fabrik ein sehr einfaches Instrument hergestellt, das durch Ueberdruck im Augenblick auch eine sehr ausgedehnte und komplizirte Signirung bewirkt. Worte, Figuren, Zahlen, Zeichnungen werden auf diese Weise in wenigen Augenblicken auf die Waare so deutlich wie durch Plakatdruck übertragen. Für Geschäftsleute und Gewerbetreibende ist diese Erfindung von großem Nutzen.

Historische Gedenktage.

26. Januar.

1786. Hans Joachim von Ziethen, preußischer General der Kavallerie und Held des siebenjährigen Kriegs, zu Berlin gestorben.

27. Januar.

1756. Joh. Chrysost. Wolfgang Amadeus Mozart, der größte deutsche Komponist („Don Juan“, „Figaro's Hochzeit“, „Zauberflöte“, das „Requiem“ u. v. a.), zu Salzburg geboren.

28. Januar

1596 starb Franz Drake, englischer Admiral und berühmter Seefahrer unter der Regierung der Königin Elisabeth, dem Europa auch die Kartoffeln verdankt, die er aus Virginien mitbrachte.

29. Januar.

1730. Peter II., Kaiser von Rußland (Enkel Peter des Großen), stirbt, noch nicht 16 Jahre alt. Anna, verwittwete Herzogin von Kurland (Peter des Großen Nichte), wird Erbin des russischen Throns.

30. Januar.

1649. Karl I., König von England — von unbeugsamem Geiste, durch Günstlinge irre geleitet, im Kampfe mit dem Parlament um Erweiterung der königlichen Macht durch ein Blutgericht zum Tode verurtheilt, — wird zu London öffentlich enthauptet.

31. Januar.

1712. Taufe Friedrich des Großen in der Schloßkapelle zu Berlin. Gegenwärtige Pathen waren: der Großvater (König Friedrich I.), die Königin, des Täuflings Vater (noch als Kronprinz), der Fürst von Dessau ꝛc.

1. Februar.

1733. August der Starke, Kurfürst von Sachsen und nach seinem Uebertritt zum Katholizismus (1697) erwählter König von Polen, dadurch verflochten in den nordischen Krieg, — nach einer glanzvollen und üppigen, fast vierzigjährigen Regierung zu Warschau gestorben.

2. Februar

1814 starb Johann Gottlieb Fichte, Professor der Philosophie zu Berlin, von großem Scharfsinn und hoher Beredsamkeit, Gründer eines neuen philosophischen Systems.

3. Februar.

1813. Des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III., Aufruf aller Wehr- und Waffenfähigen zum Kampf für das Vaterland. Bildung von Jägerdetachements aus Freiwilligen.

4. Februar.

1797. Ein Erdbeben in Südamerika verheert Quito und verschlingt in wenigen Sekunden 40,000 Menschen.

5. Februar.

1682. Johann Friedrich Böttcher, Erfinder des meißner Porzellans, zu Schleiz geboren.

6. Februar.

1620. Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg, — dessen kräftiger, besonnener Muth Ordnung, Ruhe und Wohlstand in den Marken herstellte und den Grund zur mächtigen preußischen Monarchie legte, — zu Berlin geboren.

7. Februar.

1837. Gustav IV., entsetzter König von Schweden (13. März 1809), stirbt zu St. Gallen in der Schweiz, woselbst er unter dem Namen „Oberst Gustavson“ lebte.

8. Februar

1725 starb Peter I. der Große, Zar oder Kaiser von Rußland; er führte Rußland durch Umgestaltung des Innern in die Reihe der europäischen Mächte, eroberte Asow von den Türken und die Ostseeprovinzen von den Schweden (Karl XII.), und erbaute Petersburg; ihm folgte auf den Thron seine Gemahlin Katharina I.

9. Februar.

1801. Friede zu Lüneville zwischen der Republik Frankreich und dem deutschen Kaiser; Ende des Krieges, in welchem Bonaparte bei Marengo und Moreau bei Hohenlinden siegten. Frankreich erhält Belgien und das linke Rheinufer.

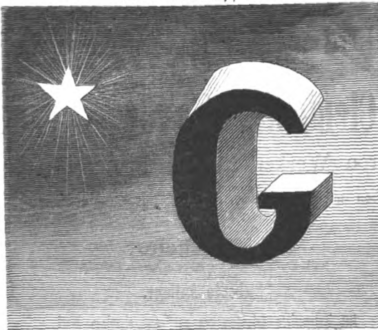
12. Februar.

1798. Stanislaus Poniatowski, letzter König von Polen, das durch Theilung vernichtet worden, als Pensionär zu Petersburg gestorben.

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 259:

Weiß.	Schwarz.
1) S. D 4 — F 5	1) Beliebig.
2) S. setzt Matt.	

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 259:

Wer Unglück haben soll, stolpert im Grase,
Fällt auf den Rücken und bricht die Nase.

Buchstabenräthsel.

Die Anfangsbuchstaben folgender acht Worte, von oben nach unten gelesen, bezeichnen einen gegenwärtigen russischen General. Die Endbuchstaben, ebenfalls von oben nach unten gelesen, nennen einen Gesandten der konstantinopeler Konferenz.

1) Ein Land Mittelasiens,
2) eine Affengattung,
3) ein türkischer Vasallenstaat,
4) eine italienische Stadt, bekannt auch als Badeort,
5) ein kleinasiatischer Fluß,
6) der gewesene Aufenthalt einer europ. Kriegsflotte,
7) eine Meereserscheinung,
8) eine Stadt an der Mündung des Bug.

Auflösung der Homonyme Seite 259:

Krebs.

Rösselsprung.

heut'	ein	bräch'	gen	ich	zum	mir's	bleib'
und	mor-	noch	recht	thu'	frisch	bin	bis
thö-	er	früh	dich	an-	nicht	schwind	zu
schon	da	richt	blüh'	lein	lieb'	nur	tag
wär'	dorn-	mir	du	kind	dern	rös-	ge-
bis	kennst	mir	rös-	lein	blüh'	daß	ich
mag	als	ja	dich	füm-	um	so	dorn-
mich	er	mern	ist	nicht	bricht	mich	dar-

Kleine Korrespondenz.



Hrn. M. S. in Breslau. Natürlich können Sie das; ob es aber etwas hilft, ist die Frage.

A. F. Wir sind ganz Ihrer Ansicht, können dieser jedoch dessenungeachtet in der Illustr. Welt nicht Ausdruck geben.

Hrn. Otto Kl. in B. Doch zu wenig neu in Gedanken und Form.

Hrn. B. M. in E. Ja wohl, auch die Welten'sche Schulstenographie hat ihre besonderen Vorzüge; ebenso das Arend'sche System. Jedes System ist immer das beste, welches es gibt, und eins übertrifft stets das andere. Sie können daher mit gutem Gewissen auf Welten schwören.

Hrn. F. Gretzler. Fragen Sie bei Wirth & Comp. in Frankfurt a. M., Gallusgasse Nr. 10, an.

Abonnentin in Poltscha. Auswaschen mit Gallseife in kaltem Wasser, nach dem Trocknen dann vorsichtiges Waschen mit Benzin. Es kommt auf die Farbe an; hellblau leidet etwas.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden ꝛc. sind uns zugegangen von: Frln. Elwine Meyer, Dresden; Anna Hofert, Haberdorf; Marie Ehrenfreund, Trübau; Bertha Kl., Kassel; Antonie Ueberstraß, Brünn; Frau Anna T., Bern; T. L., Sigmaringen; Bertha Lane, Berlin; Hrn. Adam Paar, Bochum; Heinrich Mühlich, Kissingen; Mathias Blumenau, Preßburg; Hermann Liebmann, Straßburg; W. Friedrich, Eich; Willy Iph, Pyritz; F. Winter, Lang-Goes; A. N., Reudnitz; H. Arnold, Frankfurt a. M.; F. Storche, Posen; Eugen Förster, Graz; E. Leutze, Düren; W. Klemm, Dortmund; P. Suter, Wildegg; M. Dasburg, Esch (Luxemburg); W. Strohmeyer, Wernigerode; L. Weiner, Pest; Henry Jenewein, Manchester; Otto Carlberger, Graz; C. G., Köln; B. E. Schumann, Niedingen; P. H....r, Bochum.

Abonnent P. in Prag. Jede Buchhandlung verschafft Ihnen diese, wenn sie in Buchform erschienen sind. Wir finden aber nichts darüber. Ihre Zugkraft ist ja längst vorbei.

Hrn. Fr. von E. Ganz stimmungsvoll; jedoch für uns nicht geeignet.

A. B. in Tondern. Amerikanisches Mikroskop. Sie haben ganz Recht.

Hrn. H. Winter in Rumberg. Waschen mit Benzin.

Hrn. Prof. Caprera. Nur Titulaturen. In der Hierarchie nehmen sie die von Ihnen bezeichneten Stufen ein.

Hrn. Aug. Schrader. Die Firma Wirth & Comp. in Frankfurt a. M., Gallusgasse Nr. 10, wird Ihnen das Gewünschte verschaffen.

Hrn. J. G. M. Billig, das wird schwerlich sein. Wir kennen auch gar kein derartiges Geschäft. Antiquitätenhändler.

Hrn. Emil Hahn. Ihre Wünsche sollen in Erwägung gezogen werden. Lösung richtig.

Hrn. L. S. W. in Rußberg. Besten Dank, jedoch zu viel Vorrath.

Hrn. Sam. Eskr. in Prag. Diese Erzählung ist in unserem Journal gar nicht erschienen.

Hrn. Aug. Krottend in Wien. Jedes hat seine eigenen Vorzüge. Pierer wird Ihnen gute Dienste leisten. Reich an Artikeln und übersichtlich.

Hrn. B. in E., Ungarn. Abendruh zeigt Talent für Malerei; aber mit dem Druckenlassen — noch warten — warten — warten.

G. W. 49. Ganz hübsch, jedoch den Ansprüchen unseres Journals nicht genügend; deßgleichen P. K. in O........g.

E. v. S. Unserem ärztlichen Mitarbeiter zur Beantwortung gesendet.

Hrn. W. Nov... in Köln. Präparirtes photogr. Papier fabriziren: C. Kramer in Wien, Kohlmarkt 18. — Ed. Liesegang in Düsseldorf. — R. Talbot in Berlin. Uebrigens ist das photogr. Papier äußerst leicht selbst herzustellen und findet man Näheres darüber in „Haugk's Lichtpaus-Verfahren“. Düsseldorf, Verlag des photogr. Archivs, 1875. Preis 1 Mk. 50 Pf. N. N. in E.

E. in Kbg. Die Prämiengaben zu den früheren Jahrgängen von „Illustrirte Welt“ können Sie nachträglich immer noch zum Ausnahmspreis beziehen, so z. B. die **Kaulbach**'schen Bilder in Stahlstich „Lotte“ und „Friederike“ für je **1 Mark** und **Schwind's** Märchen von den sieben Raben (6 Blätter in Enveloppe) für 7 Mark 50 Pf. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags liefert auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Anfragen *).

38) Wie werden am schnellsten und sichersten Oel- und andere Fett- und Schmutzflecke, ferner Petroleumflecke aus Zimmerfußböden entfernt? K. D. S. und J. H.

39) Woher bezieht man die besten Zeichnenvorlagen in großem Format zu Dachverkrönungen u. s. w. für den Zimmereibetrieb? A. H.

Antworten.

Auf 28): Haben sich Motten in Roßhaarmatratzen, Sophas ꝛc. eingenistet, so daß sie durch Ausklopfen der Möbel nicht mehr zu beseitigen sind, so vertreibe man sie durch Essigdämpfe. Man schütte auf glühendes Eisen Essig und stelle außerdem unter die Möbel ein Gefäß mit glühenden Kohlen, auf welches man gewöhnliche Tabakblätter schüttet. Beiden Gerüchen können die Motten nicht widerstehen. Da das Verfahren feuergefährlich werden kann, so ist große Vorsicht nöthig.

Auf 33): Dieß läßt sich dadurch ausführen, daß man die Knochen in einen mit Terpentinöl gefüllten Glaskasten einlegt und so 3—4 Tage lang dem Sonnenlicht aussetzt; im Dunkeln erfordert das Bleichen etwas mehr Zeit. Wesentlich ist dabei, daß die Gegenstände in dem Glaskasten durch kleine Zinkunterlagen einige Millimeter über dem Boden des Gefäßes erhalten werden, da sich hier allmälig eine saure Flüssigkeitsschicht ansammelt, welche die Gegenstände rasch angreifen würde. Aehnlich wie auf Elfenbein und Knochen wirkt das Terpentinöl auch auf Holz, Kork ꝛc.
Otto Carlberger.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

Inserate finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage dieses beliebten Familienjournals die weiteste Verbreitung und werden von der **Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig**, sowie von allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. östr. W. = 75 Cents.

Bestes Unterrichtswerk.

Durch jede Musikalienhandlung zu beziehen: **Köhler's Praktischer Lehrgang des Klavierspiels.** 380
Von vielen Konservatorien, Seminaren rc., in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Rußland, Holland, Dänemark, Rumänien, Amerika rc. beim Unterricht eingeführt.
Katalog der Collection Litolff gratis und franko.
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Oceanawalzer. 398

10 Lieblingsstücke für das Klavier,

leicht und mittelschwer, enthaltend die gesuchtesten Kompositionen von Badarzewska, Beethoven, Dussek, Kontsky, Lefebure-Wely, Leybach, Richards, Weber u. A., liefert gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages fco. **statt 9 Mk. 75 Pf. für nur 3 Mk. 50 Pf.**
Die ganze Sammlung, 20 Lieblingsstücke, für 7 Mk. 375
J. H. Robolsky in **Leipzig.**

Theodor Scheller,

Prämienloose u. Lotteriegeschäft,
Braunschweig.
Devise: „Und wiederum hat Scheller Glück!"
Prospekte gratis und franko. 384

Julius Gertig,

Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 300
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis.
Korrespondenz in Deutsch, Englisch und Französisch.

Das Original-Meisterwerk (neueste Gratis-Ausgabe, ca. 130 Seiten Text) über:
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist unter dem Titel: 147

Der Haarschwund

erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig, Villa Bühligen.

Zauber-Apparate

eigener Fabrik, viel Neues für Künstler, Dilettanten und Kinder. Höchst elegante Arbeit, billigste Preise von 25 Pf. an bis 1500 Mark. Neueste Preislisten gratis. 392
Wilhelm Bethge, Magdeburg.

Holländische Cigarren- & Tabak-

Fabrik u. Manilla-Cigarren-Import
von
A. F. Emde in Rees a. Rh.
Verkauf an Private zu Engrospreisen.
Preiscourante franko.

Attest
von Herrn Betriebs-Ingenieur **Sigm. Hinlein** in **Amberg** in **Bayern**, dd. 27. Dezbr. 1876.
Auf Ihren Wunsch bestätige ich Ihnen gern meine volle Zufriedenheit mit den von Ihnen gelieferten Cigarren, welche bei den verschiedenen Sendungen stets der Probelieferung entsprochen haben. 399

J. E. Scheele & Co.,
Lotterie-Geschäft,
Braunschweig. 387

200 Pianinos

unter Garantie edler Tonfülle und solider Bauart von 160—500 Thlr. stehen fertig zum Verkauf in der Kgl. Preuß. Hof-Piano-Fabrik von 388
Konrad Krause, Berlin, Königstr. 50.

Kanarienvögel.

Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.
R. Maschke,
202 **St. Andreasberg im Harz.**

Klinik zur gründl. u. sichern Heilung von Reißen, Haut-, Frauen-, geheim. Krankheit., Schwäche, Nervenzerrütt. rc. **Dr. Rosenfeld, Berlin,** Kochstr. 63. **Auch brieflich. Prospekte gratis.**

Einladung zur vierten Subscription

auf

Hallberger's Pracht-Ausgabe

der Classiker

Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,

in ihren Werken für das Pianoforte allein.

Herausgegeben mit Bezeichnung des **Zeitmasses** und **Fingersatzes**

von

J. Moscheles,
weil. Professor am Conservatorium in Leipzig.

Siebente Auflage.

Mit instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk.

Vollständig in 68 Lieferungen von zusammen 488 Notenbogen in elegantester Ausstattung.

Subscriptionspreis pro Lieferung 70 Pfennig.

Der Subscribent verpflichtet sich zur Abnahme der ganzen Sammlung. Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Urtheile der Presse:

Oesterreich. Musiker-Zeitung: Unseres Wissens war die Verlagshandlung Hallberger die erste, welche eine wohlfeile Ausgabe der Clavierwerke der genannten Meister (anfangs ohne Weber) veranstaltete, die sich trotz der später erschienenen, noch wohlfeileren Editionen behauptete. Der Grund hiefür ist einfach der, dass die Hallberger'sche Ausgabe in Bezug auf Format, Grösse und Deutlichkeit der Noten, sowie Schönheit und Stärke des Papiers ihre Concurrentinnen hinter sich lässt und sich kühn mit den theureren Ausgaben messen kann. An Werth gewinnt sie noch durch die am Schlusse jeder Sonate beigegebenen instruktiven Erläuterungen.

Repertorium der Pädagogik in Ulm: Da einestheils die Gediegenheit und der classische Werth der Clavier-Compositionen obiger Meister von Musikern vom Fache wie Dilettanten und Musikfreunden allgemein anerkannt sind, anderntheils in bereits abgesetzten sechsmaligen Auflagen der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart und Weber weiteste Verbreitung gefunden haben, und jetzt nunmehr eine siebente nothwendig geworden ist: so bedürfen obige Werke in dieser Hinsicht, was Gediegenheit, Werth und Beliebtheit anbelangt, einer neuen Anpreisung nicht. Wohl aber muss man dem Verleger Hallberger die vollste Anerkennung zollen dafür, dass er mit grösster Uneigennützigkeit die bisherigen sechs Auflagen der Meisterwerke der Tonkunst zu einem beispiellos billigen Preis in würdiger Ausstattung wahrhaft als Prachtausgabe den Freunden des Clavierspiels zugänglich gemacht hat.

Ziehrer's deutsche Musikzeitung in Wien: In der That ist es eine Prachtausgabe, auf welche der unermüdliche Hallberger'sche Verlag in Stuttgart soeben eine neue Subscription eröffnet. Die ganze Ausgabe soll in 68 Lieferungen à 70 Pf. erscheinen und die Clavierwerke der fünf Classiker in folgender Anzahl umfassen: von Beethoven 32 Werke, von Clementi 18, von Haydn 18, von Mozart 23 und von Weber 16 Werke. Die neue Ausgabe ist gegen die früheren sechs wesentlich vermehrt; in dieselbe sind zum ersten Male die Weber'schen Compositionen, sowie von Mozart vier bisher nicht aufgenommene Clavierwerke (B dur, 3 Fantasieen, 3 Rondos und Ouverture) aufgenommen worden. Gleichfalls neu sind die instructiven Erläuterungen, welche jedem einzelnen Werk am Schlusse desselben nebst seiner Charakteristik und Zergliederung beigefügt sind. Die vorliegende erste Lieferung lässt diese neue Ausgabe als eine wahre Musterausgabe erscheinen. Papier, Stich und Druck sind höchst elegant, die Noten sind gross und deutlich, Correctheit und Sauberkeit lassen nichts zu wünschen übrig. Zeitmass und Fingersatz sind von dem sel. Moscheles mit grösster Genauigkeit beigefügt worden. Moscheles war wie kein Anderer hiezu berufen. Es ist mit dieser Prachtausgabe den Clavierspielern eine ausserordentlich gediegene Sammlung geboten, und der Preis ist mit Rücksicht auf den Reichthum des Gebotenen sehr billig gestellt. Das Unternehmen verdient nach jeder Richtung die wärmste Befürwortung.

Abonnements auf diese ***vierte*** Subscription nehmen sämmtliche Buch- und Musikalienhandlungen, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Agent etc. entgegen.

Die erste Lieferung liegt in **jeder** Buch- und Musikalienhandlung zur Einsicht auf und wird von ihr auf Verlangen gerne in's Haus geschickt werden.

☞ Jeder Musikfreund, der im Kreise seiner Bekannten sechs Subscribenten auf meine Pracht-Ausgabe der Classiker gewinnt, erhält von jeder Buch- und Musikalienhandlung, der er solche zur Besorgung übergibt, ein **Frei-Exemplar** der **ganzen** Sammlung.

Stuttgart.

Der Verleger: **Eduard Hallberger.**

Unter Garantie der Echtheit und Sicherheit.

Asthma-Papier und -Tropfen à Bogen 45 Pf., à Fl. 75 Pf.
Mottentinktur, auch sehr geeignet für Kürschner u. Tuchläden, à Fl. 2 Mark.
Riechöl ff. für Toilette à Fl. 1 Mark 50 Pf.
Schönheitswasser à Fl. 3 Mark.
Haarfärbemittel aller Nüancen, als schwarz, braun, blond, roth rc., bitte nur zu bestimmen, à Fl. 1 Mark, 1 Mark 50 Pf., 2 bis 3 Mark, je nach Qualität.
Mittel gegen Wanzen rc. à Büchse 1 Mark.
Schminkwasser sehr fein à Fl. 3 Mark.
Hühneraugen- u. Warzenpflaster à Büchse 1.50 Pf.
Haarwuchs-Förderungsmittel per Fl. 3 Mark.
Feinste Fleckseife à Karton von 1/2 Dtzd. 2 Mark.
Auf Wunsch stehen noch andere vorzügliche Sachen zu Diensten, sehr bewährte und approbirte Mittel die Gesundheit fördernd. 423
Bissendorf bei Hannover. F. Thies.

Prächt. **Salon-Zithern,** geadert u. 30-saitig, nebst Schule zum Selbsterlernen für 18 Mark bei **C. L. Steffen** in **Stettin.** 329

☞ **Jeden Bandwurm** ☜
entfernt in 3—4 Stunden vollständig schmerz- und gefahrlos; ebenso sicher beseitigt **Bleichsucht, Trunksucht, Magenkrampf, Epilepsie, Veitstanz** und **Flechten** — auch brieflich. 391
Voigt, Arzt zu **Croppenstedt.**

267 **Kranken** jeder Art kann aus voller Ueberzeugung die Anwendung des **tausendfach bewährten,** in **Dr. Airy's Naturheilmethode** beschriebenen Heilverfahrens empfohlen werden. Dieses jetzt in **68.** Auflage erschienene, 500 Seiten starke Buch kostet nur 1 M. und ist durch jede Buchhandlung oder direkt von **Richter's Verlags-Anstalt** in **Leipzig** zu beziehen.

Sehr empfehlenswerthes Festgeschenk
aus dem Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart.**

Mein Herz in Liedern.

Von
August Silberstein.
Dritte vermehrte Auflage.
Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung.
Preis Mark 6. —

Transportable Zimmerspringbrunnen, nach Angabe der Gartenlaube Nr. 40 Jahrgang 1875 gebaut, mit einem 100 ctm. hohen Wasserstrahl, liefert zu Mark 160. 415
Ed. Ehemann in **Geislingen** a./St., Württb.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Schönstes Fest- und Ehrengeschenk

Prachtbibel mit 230 großen Bildern von Gustav Doré.

Evangelische Ausgabe.	**Katholische Ausgabe.**
Nach der deutschen Uebersetzung von **Dr. Martin Luther.**	Aus der Vulgata übersetzt von **Dr. Jos. Fr. v. Allioli.**

Groß Folio auf feinstem Velinpapier in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichster Goldpressung.

Preise der Doré-Prachtbibel gebunden in 2 Bände mit Goldschnitt:

Ganz Maroquin roth . . .	Mrk. 125. —	Engl. Leinwand mit Lederrücken roth	Mk. 107. —
„ „ schwarz . . .	„ 116. —	„ „ „ „ schwarz	„ 105. —

☞ Die Einbände sind nach den Entwürfen der berühmten Künstler **Peter Herwegen** in **München** und **Julius Schnorr** in **Stuttgart** angefertigt, weßhalb bei gefl. Bestellung ausdrücklich anzugeben ist, welcher Einband gewünscht wird.

Bestellungen hierauf nehmen **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes** entgegen.

Accordion- und Harmonikafabrik von **Fr. Gessner, Magdeburg.** 245
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

Höchst beachtenswerth!

Ich offerire in meinem hiesigen Magazin und versende auf geneigte briefliche Bestellung sorgfältig gewählt folgende enorm billige Waaren:

	Mark
1 reizend garnirte Moiré-Schürze .	1
1 prachtvolles seid. Herren-Cachenez .	1
1/6 Dtz. feine weiße sd. Damenhalstüch.	1
1/4 „ feine coul. sd. Damenslipse .	1
1/2 „ weiße lein. Kindertaschentüch.	1
1 „ große weiße Shirtingtaschent.	2
1 eleg. woll. Unterrock m. reiz. Bord.	2
1 lein. Tischdecke in gelb, grau od. roth	2
1 elegantes seidenes Herrentaschentuch	2
1 reiz. woll. Robe i. d. schönst. Dessins	3
1 dauerh. u. unverw. Gingham-Robe	3
1 prachtv., gr., reinwoll. Umschlagetuch	3
1 vorzügl. gut. schw. Moiré-Unterrock	3
1 gute und durable Winterjacke . .	3
1 höchst feine, reinwoll. Tuch-Tischdecke	3
1 dazu pass. Kommoden- u. 1 Nähtischd.	3
1/2 Dtzd. vorz. feine, reinlein. Taschent.	3
1/2 „ gute, kräftige, weiße Handt.	3
1/4 „ Servietten u. 1 großes Tischt.	3
1 schwer. Moiré-Rock in braun o. grau	4
1 wirklich elegante seidene Schürze .	4
1 reizende Robe in Percale od. Piqué	4
1/6 Dtzd. fert. w. Herr.- od. Frauenhemd.	4
1 reiz. Robe in Jaconnet od. Barège	5
1 braune gestickte Tuch-Tischdecke . .	5
1/6 Dtz. weiße Waffelbettdeck. m. Frans.	5
1 Long-Châle i. schwer. schönst. Wolle	6
1 Moiré-Rock, fertig gem. u. reiz. garn.	6
1 schwere woll. Robe in Lama o. Plaids	6
1 gedieg. woll. Robe in Alpacca o. Rips	6
1 eleg. schwarz. Stepprock, reiz. besetzt	6
1 prachtv. Doublejacke i. schwerst. Stoff	6

Nicht konvenirende Waaren nehme bereitwilligst zurück. 223

Herrmann Hirsch,

Berlin, Große Friedrich-Straße 148.

Ehrende Anerkennungen meiner geschätzten Kunden:

Herrn Herrmann Hirsch, Berlin, Gr. Friedrichstr. 148.

Ich bin sehr **zufrieden. Kantor Gonnermann** in Sontra in Hessen. — **Ihre reelle Bedienung** und **guter Geschmack** veranlassen mich. **H. Focken, Aktuar** in Stickhausen. — **Besten Dank** für die erhaltene Sendung. **Dr. med. Krupp** in Oedelsheim bei Trendelburg.

Weitere Briefe folgen.

Japan-Pflanze,

neu entdecktes garantirtes Mittel, binnen **14 Tagen** selbst auf ganz kahlen Stellen einen prachtvollen Vollbart zu bekommen, sogar junge Leute von 16 Jahren. Kahlköpfige erhalten neues, volles, üppiges Haar binnen 18 Tagen, und ist die Garantie derart sicher, daß bei Nichtwirkung das Geld ohne Anstand retour gegeben wird. Preis eines Paketes 2 und 3 M. Japanesisches Depôt, Praterstr. 16, Wien. 414

Zwei neue Festgaben, besonders für Damen.

Soeben erschienen im Verlage von **Eduard Hallberger in Stuttgart:**

Winland oder die Fahrt

um's Glück. Erzählende Dichtung von
Herman von Schmid.
Seiner Majestät König Ludwig von Bayern gewidmet. Preis elegant broschirt M. 6., in feinstem Einband mit Goldschnitt M. 8.

Künstler und Fürstenkind.

Novelle von **Bettina Wirth.**
Mit 12 Illustrationen. Preis eleg. broschirt M. 4., in feinstem Einband mit Goldschnitt M. 6.
Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes.**

Nur Aechte Prof. Dr. Sampson's Coca Präparate allein bei Dr. H. Strauß Mohren-Apoth. Mainz. 1 Schacht. oder 1 Flacon 3 R.Mk.

entfaltet die volle Wirksamkeit der Coca-Pflanze — weil aus dem vollkräftigen Extrakte der frischen Pflanze bereitet. — Ueber die von stetem Erfolg auch in schwersten Fällen gekrönte Anwendung der Coca-Pillen I. gegen Hals- und Brustleiden, der Coca-Pillen II. gegen Unterleibsleiden, Hämorrhoiden rc., der Cocapillen III. gegen allgemeine und spezielle Nervenleiden und Schwächen, des Coca-Spiritus gegen Kopfgicht, Migraine rc. belehrt eine populäre Schrift, **gratis** d. d. Mohrenapotheke in Mainz und deren Depôts-Apotheken: **Berlin:** B. O. Pflug, Louisenstr. 30; **M. Kahnemann,** Schwanen-Apoth., Spand. Str. 77. **Breslau:** S. G. Schwartz, Ohlauerstr. 21. **Dresden u. Magdeburg:** sämmtl. Apoth. **Königsberg i. P.:** A. Brüning. **Leipzig:** R. H. Paulcke z. Engel. **München:** C. Braun z. Rose. **Hamburg:** W. Richter. **Stuttgart:** Zahn & Seeger, Hirsch-Apotheke. **Wien:** C. Haubner z. Engel am Hof 6. **Zürich:** Strickler'sche Apoth. **Bern:** A. Brunner. **Köln:** F. Grüninger z. Glocke. **Prag:** Jos. Fürst. 356

Laue's Strickmaschinen

mit verstellbarem Stahlnadelbett für 416
Familie und Industrie,
Strümpfe ohne Naht und allerhand Phantasieartikel liefernd, empfiehlt
Dresdner Strickmaschinen-Fabrik
O. Laue. Dresden-Löbtau.

„Der Kapitalist",

Finanz- und Handelsblatt für Jedermann,
(Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger),

beginnt soeben seinen vierten Jahrgang und wird künftighin, auf vielfach geäusserten Wunsch der Abonnenten **= zweimal wöchentlich =** erscheinen. Dadurch sowohl, als durch die neue Einrichtung eines Kurstableaus, das von den hauptsächlichsten Werthpapieren **= sämmtliche Tageskurse =** nach offiziellen Quellen verzeichnen wird, soll das Blatt seinen Abonnenten das Halten eines der täglich erscheinenden Börsenblätter ersparen. — Ausser einer anerkannt guten, alphabetischen Zusammenstellung von Nachrichten und Notizen über die neuesten Vorgänge, betr. die einzelnen Staaten, Korporationen und Gesellschaften, bringt der «Kapitalist» bekanntlich auch regelmässige Wochenberichte, spezielle Leitartikel, Eisenbahn-Einnahmen, Auszahlungen etc., sowie endlich **= vollständige und zuverlässige Verloosungs-Tabellen. =** Diess Alles bei zweimaligem Erscheinen in der Woche zu dem billigen Preise von 3 M. vierteljährlich.
Man abonnire auf den Jahrgang 1877 des «Kapitalist» bei der **nächsten Buchhandlung** oder dem **nächsten Postamt.**



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 12. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von **Miß Braddon.**

Bearbeitet von **E. M. Vacano.**

(Fortsetzung.)

XXIV.

Am nächsten Morgen findet Edith neben ihrem Teller auf dem Frühstückstisch die erste Nummer des „Connaisseur“, in einem großen Couvert mit Lyndhurst's Monogramm gesiegelt. Er spielt sich nicht auf den Aristokraten aus, gesteht vielmehr offen, daß sein Großvater in den Straßen von London mit Orangen gehandelt, und ist hoch erhaben über die läppische Eitelkeit eines gekauften Wappens.

Edith öffnet mit bebender Hand das Paket. Der „Connaisseur“ hat ein elegantes Aeußere, das Papier ist stark, der Druck groß und leserlich, die Spalten breit. Das hervorragend Charakteristische an dem neuen Wochenblatt ist, was die Franzosen Chic nennen.

Es führt eine starke, freimüthige, sogar unverschämte, aber keine kleinliche oder ordinäre Sprache. Es hat eine gewisse gutmüthige Arroganz und jenen beliebten modernen Skeptizismus, der eigentlich ein absoluter Unglaube ist.

Edith's Blicke finden sogleich das Gedicht „Nothwendigkeit“, welches einen Ehrenplatz in der Zeitung einnimmt, und ihre Wangen röthen sich vor Stolz und Freude; aber als sie liest, weicht die Röthe einer tiefen Blässe, und sie steht vom Tisch auf, um bittere Thränen der Kränkung zu verbergen.

Die Verse sind die Klage einer unbefriedigten Seele; Müdigkeit, Enttäuschung, Ungläubigkeit sprechen aus jeder Zeile. Ein zufriedener Mensch, ein glücklicher Gatte könnte unmöglich so schreiben, sagt Edith sich selbst. Die Verse sind wohl geeignet, Sensation in der Stadt zu machen, sie sind getränkt von jenem Geiste der Enttäuschung über Vergangenes und der Gleichgültigkeit gegen Zukünftiges, welcher der herrschenden Richtung im geistigen Großstadtleben entspricht.

Von Thränen getrübt, suchen Edith's Augen die Unterschrift. Ja, da steht sein Name, offen zeichnet er dieß Bekenntniß des Unglaubens.

Seit zwei Jahren ist sie seine Frau und doch sind ihr diese Verse, mit dem was sie aussprechen, wie eine Offenbarung. All' ihre Liebe, ihre Hingebung, ihr unermüdetes Denken an ihn und Sorgen um ihn haben



Der Weg zum Glück. **Ein verhängnißvoller Brief.** (S. 295.)

nicht für sein Glück genügt. Er schreibt von sich wie von einem Enttäuschten, von Einem, dessen Leben und Lieben verfehlt gewesen. Er schreibt über Schicksal und Zukunft wie ein Heide.

Wenn sie nur wissen könnte, wie es zugegangen mit diesem unglückseligen kleinen Gedicht, das ihr so bittere Thränen kostet, ihrem Mann aber ein reiches Honorar eingebracht. Es wurde im Zorn niedergeschrieben nach einer unangenehmen Zusammenkunft mit dem Verleger, in welcher sich dieser Herr über den Ertrag von Hermann's letztem Roman beklagte, und für den nächsten zweihundertfünfzig Pfund weniger bot. Außerdem war Hermann's Gemüth durch eine beißende Kritik über sein letztes Lustspiel erbittert worden, in welcher er sich als Verderber des dramatischen Geschmacks und Vergifter der öffentlichen Moral gezeichnet fand und noch außerdem als ein mit seiner eigenen Sprache unbekannter Ignorant verurtheilt wurde.

So, zur Wuth gereizt, hob seine Muse den Schild auf, schüttelte wild die Mähne, einer zweiten Medusa gleich, und schlug gegen das Schicksal, welches in diesem Augenblick nichts Anderes bedeutete, als die zweihundertfünfzig Pfund, um die ein dreibändiger Roman an Werth verloren, und die kleinen Sticheleien eines anonymen Kritikers.

Unglücklicherweise nimmt Edith die Sache als bittern Ernst, wägt jedes Wort, grübelt über jede mögliche Bedeutung und ist elend darüber. Sie verschließt das Papier wie ein böses Geheimniß. Um keinen Preis hätte sie Ruth die Verse lesen lassen.

Zwischen dem Frühstück und dem Gottesdienst schreibt sie einen langen, klagenden Brief an Hermann, sagt ihm, wie erschreckt und betrübt sie über die Empfindungen ist, denen er in seinem Gedicht Ausdruck gegeben, fragt ihn, ob er jemals so grausam gewesen, im Ernste daran denken zu können, das Anerbieten des „Tagesstern“ anzunehmen; schließlich fleht sie ihn an zu kommen, um sich ein paar Tage auszuruhen und — um sie glücklich zu machen.

„Du machtest Dir wenig aus dem Hin- und Herfahren, als wir verlobt waren,“ fügt sie mit leisem Vorwurf hinzu; „habe ich jetzt weniger Ansprüche an Dich, wo ich Deine Frau bin und unser Kind groß genug ist, um schon in seiner lallenden Sprache zu fragen, warum Du nicht kommst?“

Sie ist nicht wenig erstaunt, als eine Stunde nach dem Gabelfrühstück Mr. Lyndhurst in den Garten geschlendert kommt.

Sie trägt gerade ihren Knaben herum, damit er die Rosen sieht, die er mit seinen

großen blauen Augen kritisch betrachtet und deren Duft die kleine Stumpfnase ganz wohlgefällig einzieht. Edith hatte ihres Vaters gastfreundliche Einladung den Abend vorher nicht gehört und daher keine Ahnung davon, daß Mr. Lyndhurst sein Sonntagsmahl bei ihnen einnehmen sollte.

„Hoffentlich halten Sie mich nicht für einen unerträglichen Plagegeist, Mrs. Westray, Ihr Herr Papa war so gütig, mich aufzufordern, heute herüber zu fahren, und ich konnte unmöglich dem verführerischen Anerbieten widerstehen. Llandrysak am Sonntag ist das Schrecklichste alles Schrecklichen. Die Glocke von der kleinen anglikanischen Kirche klingt wie der Schlag einer eisernen Gabel auf einer Bratpfanne, die Kapelle der Independenten klingelt und klappert den ganzen Morgen. Um zehn Uhr fangen die Independenten an, Lieder zu heulen, um halb Elf intoniren die Anglikaner. Beide melodischen Klänge hört man weit über die Wiesen. Wenn Slingsby Edwards seine Predigt fertig hat, so trabt die ganze Heerde zu den Anglikanern — das zeigt doch einen von theologischen Vorurtheilen ungefesselten Geist, nicht?“

Edith scheint wenig erbaut über dieses Scherzen mit heiligen Dingen und Lyndhurst wendet seine Aufmerksamkeit dem Kleinen zu. Das sicherste Mittel, einer Frau zu gefallen, ist immer, ihr Kind oder ihren Hund zu loben. Das Kind mag Hamilton gern, wie ihn auch alle Vierfüßler gern mögen, vielleicht weil er groß und kräftig ist und eine gewisse oberflächliche Gutherzigkeit hat, die unvernünftige Geschöpfe anzieht.

Bald darauf erscheint der Squire, von der Meierei zurückkehrend, einen Strohhut auf dem Kopf und die gewisse Sonntagnachmittagssorglosigkeit in Haltung und Benehmen. Sie wandern in den Gärten herum, und dann durch den Obstgarten zu den Ruinen, der Kleine auf dem Arme von Lyndhurst.

Hier betrachten sie die festen alten Steinmauern, ganz bewachsen mit grauem Moos und Milzkraut, stellen allerhand Vermuthungen an über den Plan des Schiffes und der Chorgänge, der Sakristei und Kapelle. Dann schlendern sie langsam an den Fluß, wo die Vergißmeinnicht blühen. Wie lebhaft steht der Tag vor Edith's Seele, als sie hier mit Hermann die blauen Blumen pflückte — sie denkt an die Träume, die jener Tag in ihr erweckte, die süßen, dämmernden Hoffnungen, die sie sich selbst noch nicht klar zu machen wagte, in der Furcht, es möge ein neuer Einfluß zwischen sie und Ruth treten. Jetzt ist Ruth nur die Zweite in ihrem Leben, noch immer zärtlich geliebt, aber nie mehr die Erste.

„Ich wäre vielleicht glücklicher gewesen, wenn ich Ruth nie verlassen hätte,“ denkt sie traurig, indem sie langsamen Schrittes den beiden Herren folgt, die ein politisches Thema verhandeln, während der Kleine, entzückt über seinen hohen Sitz, auf seine in Gedanken versunkene Mutter niederblickt.

Wenn sie Ruth nie verlassen, wenn sie sich entschlossen hätte, Ruth zuliebe niemals zu heirathen, wie vieler Sorge, wie vielem Schmerz wäre sie entgangen! Es wäre wohl recht schwer gewesen, dem glühenden Liebhaber Nein zu sagen, die süßen Pflichten der Ehe zurückzuweisen; aber einmal jenes Opfer gebracht, wie leicht, wie ruhig und friedlich wäre ihr Leben dahin geflossen! Wie einfach, wie leicht, Ruth's Pflegerin und Trösterin zu sein, wie schwer, die Pflichten als Hermann's Gattin zu erfüllen!

Wie wenig hat sie für sein Glück, sein Wohl, seinen Ruhm gethan! Sie hat die Kosten seiner Existenz verdreifacht und hat ihm doch nicht seine Häuslichkeit angenehm zu machen gewußt, denn er sucht Vergnügen und Zerstreuung anderswo. Auf seine schriftstellerischen Leistungen hat sie nicht den geringsten Einfluß ausgeübt, sein letztes Gedicht hat ja bewiesen, daß Mann und Frau in ihren Ansichten weit wie die Pole auseinander sind. Ihre Ehrfurcht vor dem, was heilig ist, ihr tiefer, echter Glaube haben nicht mehr Einfluß auf seine Denkweise gehabt, als ob er die beiden letzten Jahre seines Lebens zwischen Südseeinsulanern verbracht hätte.

Um Sechs wird gespeist, und als Mr. Morcombe und sein Gast in's Wohnzimmer zurückkehren, finden sie es leer, Edith ist in die Kirche gegangen, und die nächsten zwei Stunden sind ziemlich langweilig für Lyndhurst. Gesehen hat er schon Alles — die Ställe, die Gärten, die Ruinen. In Lochwithian ist nichts mehr zu betrachten als die unerschöpflichen Hügel. Die Konversation mit dem alten Herrn wird etwas monoton. Endlich gehen sie in den Garten und rauchen ihre Cigarren, umduftet von Jasmin und Rosen. Lyndhurst's Blicke sind auf die Kirchenfenster gerichtet, auf die der schwache Schein der Altarkerzen fällt; endlich, endlich kommt die kleine Gemeinde langsam aus der Kirche und jetzt öffnet Edith die Klinke der Gartenpforte. Sie muß an ihnen vorübergehen, um das Haus zu erreichen.

„Gute Nacht, Papa, ich gehe zu Ruth und werde wohl kaum wieder herunter kommen, wenn Du mich nicht brauchst. Gute Nacht, Mr. Lyndhurst.“

„Was fehlt Dir denn, Liebling?“ fragt der Vater, indem er sie nach dem Gutenachtkuß forschend anblickt. „Du bist so bleich. Doch keine schlechten Nachrichten von Westray gehabt?“

„O nein, Papa, ich habe etwas Kopfweh, sonst nichts.“

„Wird ein Gewitter in der Luft sein, — gute Nacht, mein Kind, gehe und ruhe Dich aus.“

Nach einem freundlichen Abschied von Lyndhurst verläßt Edith die Herren, die darauf dem Geistlichen entgegen gehen, der nach seinem Tagewerk hereinkommt, um eine Cigarre mit ihnen zu rauchen.

Der traurige Ausdruck in Edith's Augen steht vor Hamilton's Seele, als er nach Llandrysak zurückfährt.

„Sie hat angefangen, an ihm zu zweifeln,“ denkt er, „dieses skeptische Gedicht hat sie unglücklich gemacht. Wenn es sie so tief erregt, daß er etwas weniger fromm ist als der Heilige, zu dem sie ihn sich geschaffen, was wird sie leiden, wenn sie mehr erfährt? Wenn sie erfährt, daß die Motte zum Licht zurückgeflogen, das ihn vor Jahren bezauberte, und sich die Flügel verbrennt an dem alten Feuer?

XXV.

Dinstag Morgen kommt Hermann's Antwort auf den Brief seiner Frau — kurz, aber beruhigend.

„Was den ‚Tagesstern‘ anbelangt,“ schreibt er nach einigen liebevollen Redensarten, „so ist mir allerdings ein solches Anerbieten gemacht worden und ich gestehe, daß es sehr verführerisch ist. Eine solche Abwechslung, das neue Leben und Treiben würden mich erfrischen und anspornen. Du hast selbst bemerkt, wie in letzterer Zeit die Tinte langsamer aus meiner Feder fließt. Aber so einladend auch die Gelegenheit wäre, so fühle ich mich doch als Familienvater verpflichtet, sie zurückzuweisen, und Du würdest von mir nie eine Sylbe darüber gehört haben. Es war gar zu diensteifrig von Lyndhurst, es zu erwähnen. Diese müßigen Leute sind solche eingefleischte Plauderer. Sei ruhig, meine geliebte Edith, ich sitze in meiner Höhle in Fulham wie eine Spinne im Loch und spinne Manuskripte.

„Daß die Verse nicht gefallen, thut mir leid. Uebrigens sind sie losgelassen worden in der Hitze des Moments und wollen nichts sagen, als daß ich müde und verstimmt war. Sei glücklich, mein Herz! Genieße die einfachen Freuden von Lochwithian und kehre zurück zu mir so schön und blühend wie damals, als ich Dein Gesicht zuerst erblickte unter Dewrance's Regenschirm beim Musikfest. Den Pferden geht es gut, das Haus sieht trübe und staubig aus, seitdem Du fehlst. Gib unserem Liebling hundert Küsse von mir.

Dein liebender Gatte

Hermann.“

Seine Versicherungen, so vag sie auch sind, trösten Edith doch. Der Arme, er gesteht momentan, seines Berufes überdrüssig zu sein. Wenn er sich nur mehr Ruhe gönnen wollte, sein kostspieliges Haus aufgeben, Wagen und Pferde verkaufen und hieher kommen, wo sie so billig leben könnten! Edith sucht an diesem Morgen ein leer stehendes Haus auf und richtet es im Geiste für sich und Hermann ein.

Es ist ein ländliches Gebäude, am Abhang einer der grünen Hügel, die auf die Abtei niederblicken — ein geräumiges, gemüthliches Landhaus, von Mr. Petherick's Vorgänger erbaut und in der letzten Zeit von einem pensionirten Marineoffizier bewohnt, der Haus und Garten zum Stolz seines Lebens machte.

Der alte Herr war vor einigen Monaten gestorben und sein geliebter Garten steht vernachlässigt, während das Haus auf einen neuen Miethsmann wartet. Es liegt ziemlich weit von der Landstraße und ist jetzt ungefähr drei Stunden von einer Eisenbahnstation entfernt; aber die Aussicht ist eine der schönsten, die man in diesem Theil des Landes hat, und die Luft rein und kräftigend wie Bergesluft.

Edith wandert in den leeren Stuben herum, während das Kind mit der Magd im Garten sitzen und Wiesenblumen pflücken.

Sie entdeckt ein reizendes kleines Zimmer mit einem französischen Fenster und Balkon, — unten sprudelt ein Wasserfall und oben erblickt man rauhe Felsen mit dunklem Nadelholz bewachsen. Welch' ein Arbeitszimmer für einen Poeten! Hier müßte Begeisterung erwachen, wie nie in dem flachen, reizlosen Fulham. Oben sind zwei luftige Zimmer, prächtige Tummelplätze für den Kleinen — außerdem ein kleines Speisezimmer und ein ländliches Wohnzimmer mit großem Bogenfenster.

„Wie glücklich wir hier leben könnten!“ denkt Edith, „hier brauchte kein Geld für Mittagsgesellschaften verschwendet zu werden, und ich könnte ganz gut mit einer einzigen Magd fertig werden. Wie gerne wollte ich für Hermann arbeiten — ihm wirklich nützlich sein, anstatt ihm, wie jetzt, nur Ausgaben zu verursachen! Zuweilen müßten wir natürlich nach London fahren, damit er die Aufführung seiner Stücke beaufsichtigen könnte, aber ich kann nicht glauben, daß ein phantasievoller Schriftsteller durchaus in London wohnen muß.“

Die Zeit vergeht — ein Tag ist wie der andere in Lochwithian. Edith hat viele Freuden in dem Hause ihres Vaters und doch ist sie nicht ganz glücklich. Sie sehnt sich nach dem fernen Gatten in jeder Stunde und zählt die Tage, bis sie zu ihm zurückkehren kann.

Hermann's Briefe bitten sie immer inständig zu bleiben, um Alles zu genießen, was ihr geboten wird: die häuslichen Freuden, die geliebten Hügel, den Verkehr mit ihren alten Schützlingen, und nicht zurückzueilen in die unfreundliche, staubige Vorstadt.

Hamilton Lyndhurst kommt zwei-, dreimal wöchentlich, er fährt und reitet mit dem alten Herrn und Edith, und macht sich Beiden angenehm. Er bereitet der kranken Ruth manche glückliche Stunde durch sein herrliches Spiel. In diesen beiden Wochen seines Lebens genießt er mehr häusliches Glück, als in seinem ganzen frühern Leben. Die Frische und Neuheit dieses Gefühls macht es ihm doppelt süß — das gleichförmige Leben ohne Vergnügungen, ohne Aufregungen ist ihm völlig fremd, die Wochen gleiten ihm wie ein Traum dahin und doch, als sie vorüber sind, da scheint es ihm, es seien sie die längsten in seinem Leben gewesen — als enthielten sie ein ganzes Dasein en miniature.

„Mein Wesen hat hier Wurzel gefaßt,“ sagt er zu Ruth bei seinem Abschiedsbesuch. „Mir ist, als wären diese Hügel meine Heimat, und ich werde mir ganz verloren in dem steinigen Babylon vorkommen.“

Und in's steinige Babylon kehrt er zurück, seine Abreise klug berechnend — gerade zwei Tage, ehe Edith fort will. Das macht sich gut, ganz als ob sein Aufenthalt in der Nähe von Lochwithian ein reiner Zufall gewesen wäre. Ein weniger geübter Intrigant wäre bis zuletzt geblieben, um Edith's Begleiter auf der Heimreise zu sein.

Lyndhurst reist ab, ohne bei irgend Jemand einen Verdacht erweckt zu haben — einen kleinen Anflug von Mißtrauen in dem ehrlichen Herzen des Geistlichen abgerechnet.

„Ich mag den Menschen nicht recht,“ sagt Mr. Petherick, als der Squire in Lobeserhebungen über den abgereisten Gast ausbricht. „Er ist gar zu süß. Sammetpfoten erinnern mich immer an Katzen. Er machte sich schauderhaft liebenswürdig, und doch kam er mir vor wie ein Fisch aus dem Wasser, trotz all' seiner Offenheit und seinem gewandten Wesen. Er ist nicht der Mann, dem unsere unschuldigen Landfreuden wirklich zusagen können. Die Natur und er harmoniren nicht miteinander. Wie ist er in der Stadt, Edith?“

Mrs. Westray lächelt über die Frage.

„So wie er hier war, — vielleicht einen Grad weniger offen und heiter. Hermann's Freunde reden immer Kritik und ein Mann wie Mr. Lyndhurst sagt zuweilen boshafte Dinge, um witzig zu sein. Er nimmt das Leben leicht und scheint keinen besondern Zweck zu verfolgen. Man nennt ihn den Midas und sagt, daß Alles, was er berührt, zu Gold wird, aber ich glaube, daß er keinen besondern Genuß von seinem Reichthum hat. Es kommt mir immer vor, als habe er alle Freuden der Welt gekostet und sie schal gefunden, — nur hier schien er sich glücklich zu fühlen.“

„Hm, hm,“ macht Mr. Petherick, „das ist doch eigentlich sonderbar. Butterblumen und Maßliebchen scheinen mir nicht die Kost für solchen Menschen — außer er hätte ein besonderes Motiv, die Butterblumen und die Maßliebchen zu lieben. Vielleicht ist es das Neue an der Sache, das ihm gefällt. Nebukadnezar hat sich vielleicht auch an dem Gras auf dem Feld erfreut nach dem Glanze seines Palastes. Uebrigens gestehe ich, daß Ihr Mr. Lyndhurst ein Räthsel für mich ist, das ich nicht lösen kann. Mag Ihr Mann ihn?“

„Sehr gern. Er ist einer unserer häufigsten Gäste.“

Endlich kommt der Tag von Edith's Rückkehr. Sie ist beinahe einen Monat bei den Ihrigen gewesen und ihre Anwesenheit hat für Ruth Wunder gewirkt. Sie sieht so viel besser aus, daß Edith die Befürchtungen, die das erste Wiedersehen Ruth's in ihr wachgerufen, ganz vergessen hat. Den letzten Abend sind die Schwestern allein, im vertraulichen Gespräch.

„O Ruth, wie freue ich mich darauf, hier in eurer Nähe zu wohnen!“ sagt Edith; „ich weiß, daß Hermann London überdrüssig ist, wenn er es auch nicht gesteht, und so hoffe ich, daß er sich doch mit der Zeit dazu entschließen wird.“

„Er muß ja auch Dein Glück und Dein Wohlergehen in Betracht ziehen. Für Dich und den Kleinen wäre der Aufenthalt hier jedenfalls viel zuträglicher. Du sahst so schlecht aus, als Du kamst.“

Sie sprechen hoffnungsfreudig von der Zukunft und bauen Luftschlösser, die vielleicht niemals zur Wirklichkeit werden können. Edith reist am Vormittag eines frischen Septembertages ab, mit dem Knaben und der Magd und einer Anzahl von Koffern, Taschen, Körben und Schirmen, einem großen Korb mit Farrnkraut für ihren Garten und einem ditto mit allerlei ländlichen Erzeugnissen. Ihr Vater und Mr. Petherick haben Edith das Geleit gegeben und Mrs. Gredby ist aus ihrer Festung herabgestiegen und bringt ihren Tribut in Gestalt eines enormen fächerförmigen Blumenstraußes, den sie ein „Bokket“ benamset, dar.

„Ich wollte so gern, daß Sie etwas hätten, wobei Sie an mich denken müßten, wenn Sie wieder zu Hause sind, Miß Edith, Sie und der kleine Herr auch, und darum bin ich so frei gewesen, ein Paar Enten zu bringen.“

„O, Mrs. Gredby, die Blumen wären ja genug gewesen,“ ruft Edith, als die Wirthin ein Tuch zurückschlägt und zwei unschuldige Schnäbel zum Vorschein kommen.

„Nein, Miß Edith, Blumen sind recht schön, aber wenn man sie in ein Glas gesetzt hat, so denkt man weiter nicht mehr an sie. Wenn man aber einen guten Entenbraten zu Mittag ißt, — an den denkt man gewiß.“

Mrs. Gredby wendet jetzt ihre Aufmerksamkeit dem Kinde zu, einem dicken, rothwangigen, kleinen Mann in weißem Pelzkleid und einem Matrosenhut, und schon kommt der Zug herangebraust. Edith ist mit Büchern und Journalen versehen, hat einen Korb mit Pfirsichen und hat vor Allem ihr Kind, so kann ihr die Zeit nicht lang werden, denkt der Squire, als er ihr den Abschiedskuß gegeben. Und doch, trotz Büchern und Kind, wird ihr die Zeit sehr lang. Nicht mehr in Lochwithian, macht der glühende Wunsch, schon zu Hause zu sein, sie unruhig und ungeduldig, freilich nur innerlich, scheinbar ist sie ganz Ruhe und Heiterkeit.

Fast eine Woche ist seit Hermann's letztem Brief vergangen und das allein macht sie besorgt. Sie fühlt, daß sie lange fortgeblieben ist, und macht sich Vorwürfe darüber, obgleich sie ja nur Hermann's Willen gefolgt ist, indem sie ihren Aufenthalt verlängerte. O, wie namenlos sehnt sie sich nach ihm, — sehnt sich, die geliebten Züge zu schauen, — ihm vis-à-vis zu sitzen in dem kleinen Arbeitszimmer und ihm den starken grünen Thee zu reichen, der sein Nektar ist. Es liegen ja nur mehr wenige Stunden zwischen ihr und dieser Seligkeit, — aber ihre Ungeduld wächst mit jeder Meile, die sie dem Ziele näher bringt. In Shrewsbury ist eine zweistündige Verzögerung und es ist schon Abend, als der Zug in den Bahnhof fährt. Edith hat ihre Ankunft gemeldet und rechnet sicher darauf, von Hermann abgeholt zu werden. Athemlos vor Erregung schaut sie zum Fenster hinaus, betrachtet jedes Gesicht

unter den auf dem Perron Harrenden, aber das eine, theure, das sie sucht, ist nirgends.

„Er ist ja da, er muß ja da sein," denkt sie und springt aus dem Waggon, — sie wartet nicht einmal, um zu sehen, ob das Mädchen gut mit dem Kinde herunter kommt, — sie muß ja ihm entgegen eilen!

„Himmel, gnädige Frau, Sie haben Ihre Reisetasche vergessen," sagt die Magd und verschwindet wieder im Wagen, wo dieser Schatz liegen geblieben ist. Aber Edith denkt jetzt nicht an Reisetaschen, sie sucht ja Hermann, — doch unter all' den Menschen findet sie den Geliebten nicht.

„Wir müssen wohl einen Wagen nehmen?" fragt die Magd.

„Ja wohl, Jane. Ich glaubte, daß Mr. Westray hier sein würde, mich abzuholen."

„Das habe ich auch gedacht. So viel Gepäck, wie wir haben, und der Kleine ist schon so müde, — armes Lamm!"

Das „arme Lamm" ist allerdings sehr mißgestimmt. Die Hitze, der Staub, die lange Fahrt haben seine jugendliche Laune etwas angegriffen. Jane kämpft mit der doppelten Last des Kindes und der Reisetasche. Ueber dem Arm hat sie auch noch den Korb mit den Enten hängen.

„Träger!" ruft sie mit einer gellenden Stimme, als sie sieht, wie hülflos ihre Herrin dasteht, einer plötzlich aufgeschreckten Nachtwandlerin gleich.

Träger eilen herbei und das Gepäck wird glücklich hervorgesucht und auf einem Wagen untergebracht, — noch einen verzweifelnden Blick über den ganzen Perron und Edith steigt ein.

Es ist ein langer Weg bis Fulham, — ein trüber nach dieser Täuschung bei der Ankunft. Wie dunkel und trostlos sieht London aus, verglichen mit der thauigen Frische Lochwithian's! Der lange, staubige Weg, die endlose Reihe schäbiger Villen, die staubbedeckten Bäume und Wagen, — Alles häßlich und armselig.

„Warum war er nicht da, um mich abzuholen?" Immer und immer wiederholt Edith sich diese Frage. Es sieht so unfreundlich aus! Vielleicht war eine gesellige Zusammenkunft im Klub oder es wurde irgend ein neues Stück aufgeführt, — das Stück eines Rivalen.

„Wenn er mir nur geschrieben hätte, daß er verhindert sei zu kommen, so wäre ich doch vorbereitet gewesen," denkt sie weiter und dann zürnt sie sich selbst über das Gefühl der Kränkung. „Gewiß hat er einen triftigen Grund, er wird gerade sehr viel zu thun gehabt haben und ich finde ihn in seinen Büchern und Papieren vergraben."

So sucht sich Edith zu trösten, und als endlich der Wagen vor ihrem Hause hält, ist ihre Stimmung eine heitere und sie wird ihren Mann froh empfangen, selbst wenn er gerade an diesem Samstag Abend eine Gesellschaft besucht hat und erst nach ihr zu Hause kommen wird.

Der Kutscher muß dreimal die Glocke ziehen, ehe geöffnet wird, endlich erscheint das Hausmädchen ohne Haube und unordentlich.

Sie öffnet langsam das Thor und hilft die Sachen hineinbringen, — beim Anblick der mitgekommenen Eßwaaren erheitert sich ihr Gesicht etwas.

„Ist Mr. Westray zu Hause?" fragt Edith, obgleich sie weiß, daß er nicht zu Hause sein kann, da er ihr nicht entgegen kommt.

„Zu Hause? — O nein, ist denn der Brief vom Herrn nicht angekommen?"

„Welcher Brief?"

„Der Brief, worin er geschrieben hat, daß er fortreist."

„Fortreist?" — Ist er fortgereist?"

„Ja freilich. Er ist gestern ganz plötzlich nach Frankreich gereist. Er schrieb Ihnen einen Brief, worin er Sie bat, bei Ihrem Herrn Papa zu bleiben, solang er fort ist, und sagte uns, daß wir vor drei Wochen Niemanden erwarten sollten. Selina wird den Brief zu spät auf die Post gegeben haben."

„Ich habe keinen Brief bekommen," sagt Edith, diesen Schlag mit heroischer Selbstbeherrschung ertragend. Wie grausam, wie herzlos von ihm, sie so zu verlassen! Welch' lockende Aussicht auf Ehre und Gewinn hätte mächtiger sein dürfen, als der Gedanke an ihre Qual! Er hat sie verlassen — unbekümmert um die Angst ihrer Seele, und ist tausend Gefahren — vielleicht dem Tode selbst — entgegen gegangen!

„Himmel, gnädige Frau, wie weiß Sie sind!" ruft Marie Anne, das Hausmädchen, die nicht ganz ohne Mitleid selbst für die natürliche Feindin, ihre Gebieterin, ist.

„Der Herr will nicht viel länger wie drei Wochen fortbleiben und er sagte, die Veränderung würde ihm gut thun. Er sah recht schlecht aus. Freilich, immer so spät aus sein des Abends, ist nicht gesund!"

„War er oft aus?" stammelt Edith, kaum selbst wissend, was sie spricht. O, bitterer Schmerz der Täuschung, ihr ist, als könne das Leben nie wieder schön sein.

„Ja wohl, beinahe jeden Abend. Es wird ihm langweilig zu Hause gewesen sein. Die Häuser am Fluß sind einsam und traurig, außer im Frühjahr, wenn die Bäume blühen."

Glücklicherweise ist das Kind da, für das gesorgt werden muß. Seine Verstimmung nimmt zu, als er sieht, daß keine Vorbereitungen für ihn getroffen sind, die Matratzen müssen erst gelüftet werden und das Kindszimmer hat einen fatalen Seifengeruch.

Die Köchin ist ausgegangen, die beiden andern Mädchen laufen geschäftig herum, Mrs. Westray bekommt Thee und die Lampe wird in's Studirzimmer gebracht.

Hier nimmt Edith ihr einsames Mahl, nachdem das Kind zu Bett gebracht ist. Alles ist so, wie Hermann es verlassen hat, und redet von seiner Gegenwart: die Bücher liegen auf den Tischen, den Stühlen, ja selbst auf dem Fußboden, Papiere sind überall herumgestreut und dazwischen liegen Pfeifen und Tabakbehälter. Es gab eine Zeit, wo er nicht so unordentlich war. Diese nachlässigen Gewohnheiten reden von einem unbefriedigten Gemüth.

Am härtesten däucht es Edith, seinen Brief nicht erhalten zu haben. Zu spät für den gestrigen Zug aufgegeben, wird er erst am folgenden Tag in Lochwithian sein und kann erst am Montag nach Fulham zurückkommen. Der ganze, lange, trostlose Sonntag wird dazwischen liegen, muß durchgemacht werden, bis sie seinen Brief hat, bis sie weiß, aus welchem Grund er ein Versprechen gebrochen hat, das ihm heilig hätte sein müssen. Er hatte ja ihre Furcht verlacht, hatte ihr versichert, daß er gar nicht daran dächte, das Anerbieten des „Tagesstern" anzunehmen, und angesichts dieser Versicherung — die ihr wie ein Versprechen gegolten — hat er sie verlassen.

Sie läßt sich ein Abendblatt kommen und sucht sich über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz zu orientiren. „Unser Spezialkorrespondent" berichtet ruhig und kaltblütig über tödtliche Kämpfe und verödete Dörfer, aber sein Brief ist verwirrtes Zeug in Edith's Augen. Krupp'sche Kanonen, ein Gefecht hier, ein Ausfall dort, die Aussicht auf eine baldige Schlacht; — dazwischen eine Schilderung von Kugeln, Granaten und zerplatzenden Bomben, die nach allen Richtungen fliegen, sogar, wie vorgekommen, nach den Häuptern der Korrespondenten. Noch ein Tag und Hermann wird an dem Schreckensorte sein und um sein geheiligtes Haupt werden Kugeln und Granaten und Bomben fliegen! —

Edith würde viel darum geben, irgend Jemanden zu sehen, der kürzlich mit ihm zusammengekommen, — irgend Jemand, der ihr sagen könnte, was seine plötzliche Abreise veranlaßt hat. Mrs. Brandreth würde es wohl wissen und Edith beschließt, sie den folgenden Vormittag zu besuchen.

Noch nie hat sie an einem Sonntag ihren Wagen gebraucht, aber für diese Visite wird derselbe auf drei Uhr bestellt. Angenehm ist es Edith nicht, zu Myra zu gehen, denn, obschon sie es sich nie recht klar gemacht hat, so schlummert doch ein Anflug von Mißtrauen und Abneigung gegen die begabte Frau in ihrem Herzen.

Aber hören muß sie durchaus von Hermann und sie kann doch nicht seine unverheiratheten Freunde besuchen, so überwindet sie ihr unklares Widerstreben und fährt zur Schauspielerin. Sie hat sich sehr sorgfältig gekleidet: neue Handschuhe, ihren hübschesten Hut, das Kleid, das ihr am besten steht. Um keinen Preis will sie eine verlassene Ariadne vorstellen.

Myra ist zu Hause, wie immer an Sonntagen. „Wenn Krämer und Handwerker ihre Familien spazieren führen, können anständige Leute nicht ausgehen," erwiedert sie, wenn man ihr an dem Tag einen Ausgang vorschlägt.

Mrs. Westray wird in den Salon geführt, — ein Zimmer, in dessen Einrichtung Myra's künstlerischer Geschmack ausgeprägt ist. Ambrafarbige Vorhänge und Möbelüberzüge, — ein Teppich, der vom dunkelsten Braun in das zarteste Gelb spielt, Tische und Sessel von Ebenholz, tiefblaue Majolikavasen, und an den taubengrauen Wänden reizende Aquarelllandschaften.

Mrs. Brandreth sitzt im Boudoir neben dem Salon, zwischen Blumen und Farnkraut, die der Atmosphäre eine duftige Kühle geben. Lord Carlswood liegt nachlässig auf einem der Damastsessel und blättert langsam im „Connaisseur", wahrscheinlich mit dem vergeblichen Bestreben, etwas darin zu finden, das nicht die Grenzen seines Auffassungsvermögens übersteigt. Er bringt den größten Theil seiner Sonntage bei Myra zu, obgleich sie einander wenig zu sagen haben und er sich auch nicht sonderlich zu unterhalten scheint, — aber kommen thut er und sie muß sich — wenn es ihr auch nicht gerade angenehm ist — darein finden.

Edith wird von Myra mit Jubel empfangen, Lord Carlswood unterbricht seine Beschäftigung und schüttelt ihr die Hand mit einem Ausdruck vornehmer Melancholie, wie Jemand, der von der Last des Daseins zu tief niedergedrückt ist, um ein Lächeln disponibel zu haben.

„Meine liebe Mrs. Westray! Wie freundlich von Ihnen!" ruft Myra, „welch' angenehme Ueberraschung! Ihr Mann sagte mir, daß Sie noch sechs Wochen in Wales bleiben würden."

Edith erzählt von dem zu spät aufgegebenen Brief.

„Und Sie kamen an und fanden ihn nicht mehr zu Hause? Welch' eine Enttäuschung!"

„Und dabei London so leer!" ruft der Lord dazwischen, „geradezu widerwärtig. Gestern begegneten mir sieben Personen auf dem Wege von Pall Mall nach Whitehall — ich habe sie genau gezählt — und von diesen sieben schienen vier Regierungsbeamte zu sein."

„Eine Enttäuschung war es allerdings," sagt Edith sanft, beinahe heiter, „aber wenn die Abwechslung Hermann gut thut, so darf ich ja nicht klagen. Gefahr ist wohl keine dabei, nicht wahr?" fügt sie hinzu, sich an den Lord, als höhere Autorität, wendend.

„O nein, das glaube ich nicht. Zeitungskorrespondenten sind noch niemals erschossen worden, das heißt in Europa. In China schießen sie auf Alle — Diplomaten, Civilisten, was ihnen gerade in die Quere kommt. Aber diese Deutschen werden die Presse respektiren, denke ich."

Edith versucht, sich aus dieser Rede etwas Tröstliches herauszufinden und wendet sich wieder an Myra. Sie hat eine hohe Meinung von der Weltklugheit dieser Dame, und wenn sie dieselbe auch nicht mag, so achtet sie doch ihren Fleiß und ihren Verstand.

„Sahen Sie Hermann noch kurz vor seiner Abreise?" fragt sie.

„Er aß vorigen Sonntag hier, aber damals hatte er noch nicht beschlossen, das Anerbieten der ‚Tagesstern'-Redaktion anzunehmen."

„Und Freitag reiste er schon ab? Da muß er sich ja sehr schnell entschlossen haben."

„Irgend Jemand erzählte mir, daß die Redaktion die Bedingungen noch um's Doppelte günstiger gestellt habe. Westray konnte dem goldenen Gewinn nicht widerstehen."

Edith erröthet peinlich bewegt. Der kostspielige Hausstand ist allein Schuld an seinem Geldmangel.

„Ich glaube eigentlich nicht, daß die Geldfrage Mr. Westray's Entschluß beeinflußt hat, ich glaube, es war ihm eine völlige Veränderung dringend nothwendig. Er sah schlecht, erschöpft, elend aus, ich selbst habe ihm gerathen, hinüber zu gehen. Es war ja unerträglich, ihn immer in dieser Tretmühle zu sehen."

Tief in Edith's Herz bohren sich die grausamen Worte, aber kein Zeichen verräth die Veränderung.

Lord Carlswood wird unruhig und steigt im vordern Zimmer herum, das nur durch eine Portière vom Boudoir getrennt ist, er besieht die Bilder, öffnet ein Album nach dem andern und scheint absolut nicht zu wissen, was er mit sich und seiner Zeit anfangen soll.

„Hörten Sie vielleicht, wie lange Hermann fortbleiben muß?" fragt Edith nach einer Pause.

„Nichts Bestimmtes. Die Sache kann Wochen, kann aber auch Monate dauern."

„Im letztern Falle würde ich jedenfalls zu ihm gehen."

„Das ist wohl unmöglich. Wie könnte ein Mann, der hin und her fahren muß, mitten im Krieg, eine Frau bei sich haben? Ich begreife, wie gern Sie ihn sehen möchten, aber er muß wirklich unbehindert sein."

„Sie werden wohl Recht haben, Mrs. Brandreth," erwiedert Edith traurig. „Jetzt muß ich nach Hause; ich dachte, Sie würden mir mehr über Hermann's Abreise sagen können, aber morgen bekomme ich ja seinen Brief."

„Sie wollen doch nicht schon fort? Bleiben Sie bei mir, ich erwarte einen italienischen Dichter mit seiner Frau, charmante Leute, zum Speisen und Lord Carlswood bleibt vielleicht auch."

„Danke sehr, aber ich bin zu unruhig, zu Hause bei dem Kinde werde ich glücklicher sein."

Myra wendet sich ab, um das spöttische Lächeln zu verbergen, von allen weiblichen Schwächen ist ihr die Anbetung eines kleinen Kindes die lächerlichste.

„Sie lassen sich nicht überreden? Das thut mir sehr leid, jetzt werden Sie zu Hause melancholisch sein und weinen, anstatt sich hier zu unterhalten. Das ist der große Unterschied zwischen Männern und Frauen. Frauen hegen und pflegen ihren Kummer, Männer werfen ihn zur Thüre hinaus und warten, bis er groß genug ist, um durch's Fenster wieder hereinzusteigen."

Alle Argumente richten nichts aus und Edith geht fort, von ihrem Besuch bei Myra nur wenig getröstet.

„Armes Ding," murmelt Myra, als Lord Carlswood unter dem Thürvorhang erscheint, „sie ist sehr elend!"

Wenn das Unglück Anderer für uns schwache Sterbliche im Allgemeinen nicht ohne einen gewissen süßen Beigeschmack ist, welch' wildes Entzücken empfindet dieses Weib über die Seelenqual Derjenigen, deren Glück sie seit zwei Jahren beneidet, deren Unschuld und Tugend sie gehaßt hat! Wie lang und freudenleer waren die Jahre gewesen, — lang, obgleich sie einem Triumphzuge nach dem Tempel des Ruhmes geglichen hatten, — freudenleer, obgleich sie bis zur Ueberfättigung das gebracht hatten, was die Welt Vergnügen nennt.

„Ja, sie scheint ganz herunter zu sein!" erwiedert Carlswood nachdenklich, „es war ja auch unfreundlich von Westray, so fortzugehen."

„Er wird wohl seiner Häuslichkeit überdrüssig gewesen sein, sonst wäre er nicht fortgegangen."

„Ueberdrüssig! Aber er hat ja eine so hübsche Frau und es war doch eine Heirath aus Liebe."

„Heirathen aus Liebe taugen nichts, wenn der Mann eine Närrin heirathet."

„Ist sie eine Närrin? Sie sieht ganz vernünftig aus. Ich habe sie zwar noch nie etwas Geistreiches sagen hören, aber sie macht mir den Eindruck, als ob sie gesunden Menschenverstand hätte, — einen Kuchen backen und einen Knopf annähen könnte."

„Na, ich gehe jetzt in den Tattersall und dann kleide ich mich zu Tisch an. Hoffentlich können diese Italiener Englisch sprechen?"

„Ausgezeichnet."

„Das ist gescheidt von ihnen. Ich habe nun einmal nie eine lebende Sprache erlernen können. Vielleicht kommt es daher, daß mir als Knabe zu viel klassische Studien eingetrichtert wurden."

„Man hört aber nie griechische oder lateinische Citate von Ihnen," meint Myra lächelnd.

„O nein, nichts ist so läppisch, als wenn Jemand immer mit Cicero oder Plato herumwirft. Das paßt nur für Zeitungsmenschen. Au plaisir!"

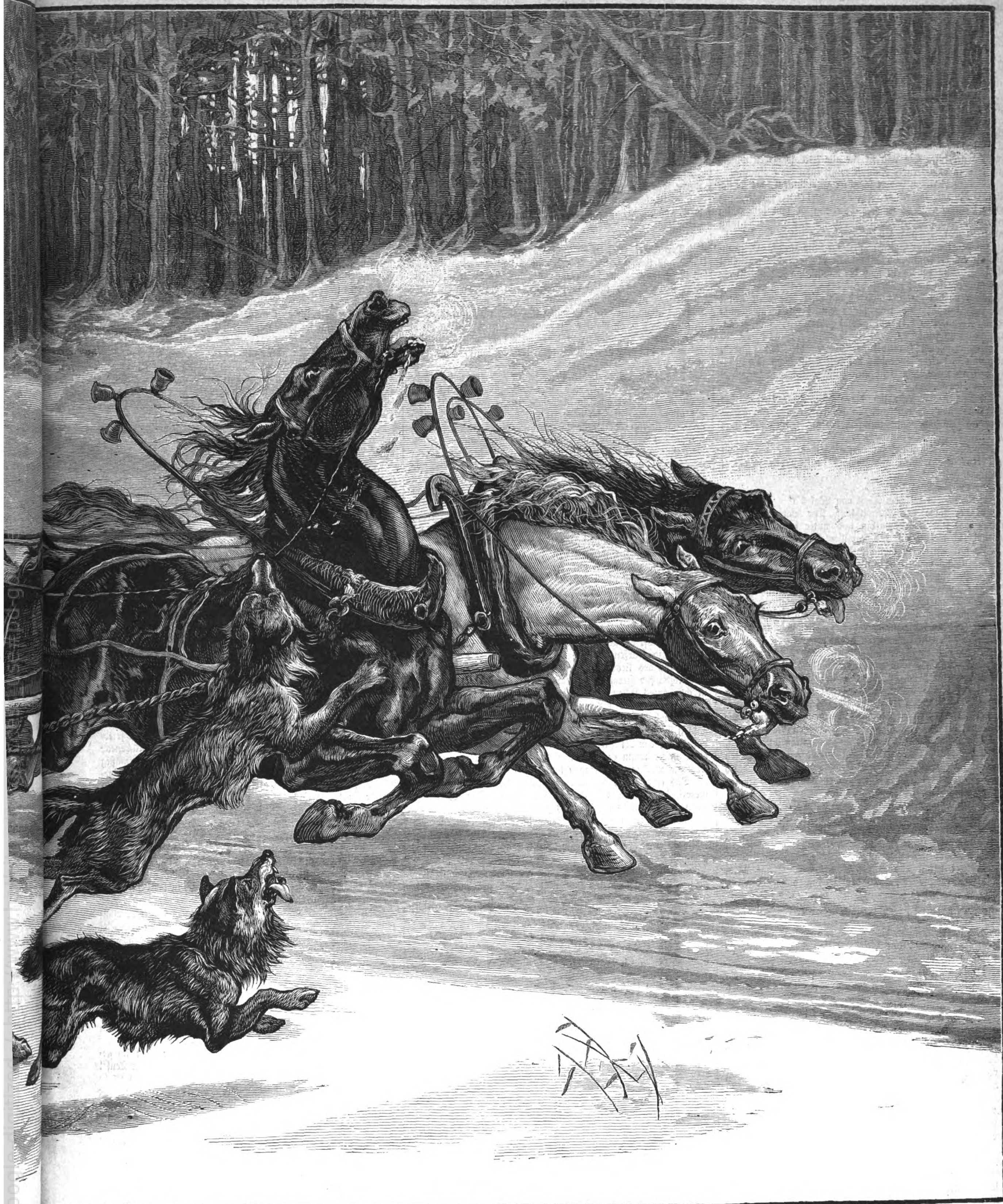
Und mit diesem Fragment einer fremden Sprache geht Lord Carlswood ab, um sich zwei Stunden lang bei den Pferden zu langweilen, ein Glas Sodawasser zu trinken und endlich um sieben Uhr, sorgfältig gekleidet — ganz schwarz und weiß wie ein Trauerbrief — zum Diner wieder zu erscheinen.

Von seiner belebenden Gegenwart befreit, geht Myra, in Gedanken verloren, auf und ab.

Ihre Augen leuchten, der Schmerz ihrer Rivalin ist ihr



Ein Rennen um's Leben. Von P. Mag



...von P. Maquoid. (S. 296.)

„Genug, um seine Schulden zu zahlen?"

„Das war ihm vielleicht unmöglich."

„Ohne Zweifel. Und da ist das Davonlaufen sehr bequem. Man entgeht den Gläubigern und — der Frau."

„Ich verbiete Ihnen, über ihn zu reden, Sir, mag er sein, was er wolle! . . ."

„O, Sie müssen, Sie sollen mich ausreden lassen, Sie müssen mich zu Ende hören!" ruft Lyndhurst mit einem Blick, der sie entsetzt. Selbst ihre Unschuld kann die dunkle, wilde, jähe Leidenschaft in seinem Auge nicht mißverstehen. „Ich kam hieher, um Sie zu retten vor Schmach und Schande. Ich biete Ihnen meine wahre Liebe anstatt einer gelogenen. Was würde ich nicht opfern und wagen für ein einziges Lächeln von Ihnen. Seit ich Sie zum ersten Male sah, liebte ich Sie. O, es ist schon fast zwei Jahre her — sie lächelten damals so glücklich in's Leben hinein. Ich habe seitdem ein neues Leben geführt, weil ich endlich ein Ziel vor mir hatte. Ich habe geharrt auf diese Stunde, von der ich wußte, daß sie einst kommen würde. Sie haben mich nie verstanden; Sie sahen meine Liebe so wenig wie Ihres Gatten Untreue. Jetzt kennen Sie beide. Ich liebe Dich grenzenlos, selbstlos, unveränderlich. War meine Vergangenheit regellos: meine Zukunft mit Dir soll rein und vollkommen sein. Vertraue mir Dein Geschick, meine Geliebte, und es soll ein glückliches und glänzendes werden. Das moderne Gesetz gibt Dich leicht frei von jenem Mann; in einigen Monaten kann ich Dich schon mein geliebtes, angebetetes, gehätscheltes, süßes Weib nennen. Bis dahin laß mich nur Dein Ritter, Dein Vertheidiger sein, Dein Sklave, der Dir jeden Wink Deiner Augen erfüllt!"

Edith hört ihn zu Ende; sie hört ihn mit einem Blicke des Abscheues, der sich langsam in ein Lächeln der Verachtung verwandelt.

„Sind Sie jetzt fertig?" sagt sie dann ruhig.

„Mein Herz ist noch so voll — aber Sie wissen Alles, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihr Sklave bin," antwortet er mit einem unsichern Lächeln. Diese ruhige Frage Edith's frappirt ihn mehr, als der Ausbruch ihres Zornes vermocht hätte. In ihrem Ton, in ihrem Blicke liest er die fatale Wahrheit. Er hat nicht den mindesten Eindruck auf ihr Herz gemacht. Die Thörin liebt den Ungetreuen noch immer!

Mrs. Westray läutet. Die Empörung hat ihr die Thränen des Leides auf den blassen Wangen getrocknet. Wie Selina eintritt, sagt sie zu ihr:

„Oeffne dem Herrn das Thor, Selina."

*

Als Hamilton Lyndhurst Fulhams alterthümliche Hauptstraße entlang schreitet, ist er so ruhig wie immer, aber in seinem Innern wüthet der Ingrimm.

„Noch bin ich nicht geschlagen," sagt er sich. „Liebe ist nie stärker, als wenn sie sich mit der Rache vereint. Ich will ihren Stolz in den Staub treten. Mein soll sie sein, die Herrin meines Lebens, oder gattenlos, heimatlos, namenlos und verworfen zu Grunde gehen!"

XXVII.

Die Entdeckung von Hamilton Lyndhurst's Schlechtigkeit ist ein Schlag, von welchem sich Edith nicht leicht erholt. Sie hat ihm vertraut, sie hat ihn für den treuen Freund des Hauses gehalten, der manche Stunde in demselben gemüthlicher und traulicher machte. Sie hatte ihn gern gehabt, und auch Ruth, die er so oft entzückt hat durch seinen Geist . . . Sie denkt mit Schauder an jene lieben Stunden in Lochwithian zurück.

Und ihr Stolz ist tief empört darüber, daß ein Mann — und sei es der verwegenste — zu ihr zu sprechen wagte, wie Hamilton Lyndhurst that.

„Erscheine ich als ein Weib, welchem man solche Vorschläge zu machen wagen kann?" fragt sie sich selber. „Ich, die Gattin Hermann Westray's?"

Aber bitterer noch als diese Scham, ist die Gewißheit von der Untreue ihres Gatten. Das ändert ihr das Leben und die ganze Welt. Alle Hoffnung ist ihr entschwunden. Wie klein sind alle anderen Sorgen gegen dieses Leid. Ach, seine Liebe verloren oder dieselbe nie besessen zu haben, ist schon schlimm genug; noch entsetzlicher ist es aber ihrer edlen Seele, zu wissen, daß der Mann, den sie liebt, verrätherisch, falsch und feig ist; daß er sie verlassen konnte in der Stunde der Noth, an der Schwelle der Armuth, während er eine Andere in sein Asyl ruft.

O, dieser Brief, dieser grausame Brief. Wenn nur eine Möglichkeit gewesen wäre, ihn für eine Fälschung zu halten. Aber es ist Hermann's Schrift, sie kennt jeden Zug derselben, wie sie im Spiegel jeden Zug ihres eigenen Gesichtes kennt. Und der Inhalt läßt nur eine Erklärung zu.

Und sie muß weiter leben. Als Baby nach Hause kommt, muß sie zu den Pflichten des Alltagslebens zurückkehren. Die Kindsmagd wird zu ihrem Essen in die Küche geschickt, und Edith pflegt ihrem Kinde dann selbst seine Speise zu schneiden und dasselbe zu füttern wie einen süßen Vogel und ihm dabei zärtlichen Unsinn vorzuschwatzen. Heute kann sie keine Freude an dem Mahl und kein Lächeln und keine Worte finden. Baby schaut Mütterchen eine Weile ganz verwundert an mit seinen großen, runden Augen, und da es sich so vernachlässigt sieht, bricht es in lautes Heulen aus. Dieser Schrei löst Edith's Thränen. Sie drückt den Liebling an ihre Brust und ruft: „O Du mein Kind, Du süßes, armes, vaterloses Kind! Mein Baby!" Dann weint sie sich aus und beruhigt das Baby und verhilft ihm durch das gewohnte Plaudern zu seiner Hammelschnitte.

Babys Liebe ist ihr süß, selbst in ihrer Verzweiflung; aber sie ist für sie kein Balsam. Sie wundert sich fast, daß Baby sein Mütterchen so gern hat — es ist ihr, als könne sie Niemandem mehr Liebe einflößen, da sie es bei Hermann nicht vermochte.

Wohl ist sie auch der ernsten Neigung ihres Vaters und Ruth's tiefer Liebe sicher. Aber ihre Heimat und ihre Lieben machen nicht mehr ihre Welt aus. Sie ist von den Tagen ihrer Jugend getrennt wie durch einen Abgrund.

Und wenn ihr Vater und Ruth Hermann's Falschheit erfahren? Wie lange wird sie dieselbe vor ihnen verbergen können? Sie fürchtet, nicht lange. Die treue Zuneigung der Ihrigen ist besorgt und scharfsichtig. Sie werden Alles entdecken, und dann muß Edith ertragen, daß sie ihren Gatten hassen und verachten.

Und selbst an diesem Nachmittage schon häufen sich frische kleine Sorgen. Die Kaufleute in der Nachbarschaft haben irgendwie Wind bekommen von der Krisis in Bridge-End-Haus und bringen ihre Rechnungen und warten auf Bezahlung, und sind unverschämt und aufdringlich. Von überall her kommen Vorladungen, wie dicke Regentropfen fallen vor dem Ungewitter — Steuerrückstände, Gasrechnungen. So viel Geld auch Mr. und Mrs. Westray ausgegeben haben, so scheinen sie doch Alles schuldig geblieben zu sein.

Edith bekommt einen Abscheu vor diesem Hause, wo sie nicht mehr sicher ist, und sie sinnt auf Flucht. Sie will die Kindsmagd und Baby mitnehmen und sich in eine kleine Wohnung in Wimbledon oben zurückziehen, wo die Gläubiger sie in Ruhe lassen und Mr. Lyndhurst sie nicht verfolgen kann. Nur Selina soll von dem Geheimniß wissen. Sie bespricht sich mit diesem treuen Geschöpf und Selina ist ganz einverstanden.

„Ueberall ist's besser für Madame als hier, wo man sie zu Tode quält," sagt sie. „Ich bleibe hier und die Bedienerin kann mir Gesellschaft leisten. Ihr Mann ist auf Arbeit aus und sie kommt sicher gern — für die Kost allein. Und wenn Briefe kommen, bringe ich sie Ihnen des Abends hin . . . das wird ein Spaziergang sein für mich."

Edith besitzt noch einige wenige Goldstücke, die sollen für ihren Aufenthalt in Wimbledon reichen; nebstbei hat sie noch eine Zehnpfundnote — die letzte Rate, welche Mrs. Brandreth sandte, die will sie Selina lassen. Sie selber will am nächsten Tage nach Wimbledon fahren, den Kutscher an irgend einem Gasthofe der Landstraße halten lassen und zu Fuß in dem Flecken ein Quartier suchen, damit Niemand ihren Aufenthalt errathe.

Wie verhaßt und wie theuer zugleich erscheint ihr das Haus, welches sie verlassen soll. Welche Leiden erduldete sie da und welches Glück genoß sie hie hier! Sie nimmt Hermann's Bücher auf, eins nach dem andern, und küßt jedes.

„Ach, Theuerster, ich habe Dich zu heiß geliebt und meine Liebe wurde Dir lästig. Sie erschien Dir als ein so gewöhnliches, werthloses Ding, denn ich gab sie Dir unaufgefordert und ohne Maß!"

Sie erinnert sich, daß sie eines Tages mit Hermann über eine Stelle in Bulwer's „Devereux" gesprochen hat, welche lautete:

„Der tödtlichste Feind der Liebe ist nicht die Veränderung und nicht das Unglück, und nicht die Eifersucht und nicht der Trotz, noch irgend Etwas, was aus der Leidenschaft quillt oder aus den Glücksumständen resultirt. Der tödtlichste Feind der Liebe ist die Gewohnheit."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rennen um's Leben.

(Bild S. 292 und 293.)

Unsere Illustration stellt eines jener grauenhaften Erlebnisse dar, wie sie in den Wäldern Polens und Rußlands nicht zu den Seltenheiten gehören. Stundenweit Oede, vielleicht Tagreisen weit keine menschliche Wohnstätte. Fichten, Hohlwege, Schnee, unendlich viel Fichten und Schnee während langer Fahrt, — aber diese erschütternde Einsamkeit und trostlose Einförmigkeit ist nicht das, was eine Reise in diesem menschenleeren Gebiete so tieferanst gestaltet. Es lauert außer Schneesturm und Alles ertödtender Kälte ein noch viel gefährlicherer Feind auf die Reisenden, welche es wagen, diese verschneiten Wälder zu durchkreuzen.

Wenn die Glöcklein der Schlittenpferde klingeln und mit tönendem Sausen der Schlitten über den gefrorenen Schnee gleitet, die Insassen vielleicht träumerisch in die graudunstige Weite schauen und an die liebe, warme, sichere Heimat denken, die leider noch viele Stunden entfernt ist, läßt sich plötzlich eine Art heiseres Bellen vernehmen, das näher und näher kommt und allmälig in ein rauhes, gurgelndes, vielstimmiges Heulen, das stets deutlicher sich vernehmen läßt, übergeht. Plötzlich greifen auch die Pferde gewaltig aus, der Kutscher faßt die Peitsche, mit düsteren Blicken ergreifen die Männer Gewehre und Pistolen und laden die Waffen und legen Munition vor sich, denn nun beginnt unzweifelhaft ein Kampf, ein Kampf mit wüthenden Bestien, mit hungernden Wölfen.

Es gilt jetzt, die Pferde vor den Angriffen der Bestien zu schützen, denn in der Kraft und Schnelligkeit dieser liegt einzig die Rettung, und der Kutscher ermuntert die Pferde mit freundlichem Zuspruch, auszuhalten, und die Pferde wissen, was ihrer wartet, wenn sie nicht laufen; sie wissen, daß von ihrer Schnelligkeit und Ausdauer jetzt ihr Leben abhängt, daß sie um's Leben rennen. Das wissen auch nur zu gut die Insassen des Schlittens und sie schlagen die Pelze zurück und wickeln ihre Lieben, die sie schützen wollen, dort hinein. Da ist das gurgelnde Keuchen und Fauchen dicht beim Schlitten, man hört tappen, und die rothe Zunge und die rothglühenden Augen des vordersten Wolfes drohen aus dem zottigen Kopfe den Reisenden entgegen; ein wohlgezielter Schuß streckt das Thier nieder, und einige seiner Genossen fallen über den Getödteten her, um ihn zu verspeisen. Aber das sind nur wenige. Weiter geht die Fahrt — das Heulen zieht andere Bestien heran und die Zahl der Wölfe wächst, statt abzunehmen. Der zweite, der dritte Wolf wird niedergeschossen, ein Dutzend sind jetzt schon Speise für die anderen, aber immer noch läuft ein großes Rudel der vor Hunger wüthenden Thiere neben dem Schlitten her, versuchen in das Gefährt zu springen, fallen die Pferde an, die in wahnsinnigem Lauf der Heimat zustreben. Fällt nur ein Pferd, so kommt der Schlitten zum Stehen und dann beginnt ein fast hoffnungsloses Ringen mit den Bestien. In den meisten Fällen werden Mensch und Pferd eine Beute der mordgierigen Rotte.

Den Höhepunkt eines solchen Ueberfalles stellt unsere Illustration mit dramatischer Lebendigkeit dar. Der eine Wolf springt schon an dem Pferd hinauf: gelingt es ihm, dessen Halsader zu durchbeißen, kann er nicht vorher getödtet werden und ist die Wohnstätte von Menschen etwa noch weit, dann haben diese Armen sicher zum letzten Mal die Sonne aufgehen sehen. Von ihrem Schicksal gibt dann nur Kunde der leere Schlitten, denn selbst Kleider und Lederzeug werden von den ausgehungerten Thieren verschlungen.

Iwan der Grausame und der Kaufmann Kaloschnikoff.

Von

Paul Fuchs.

(Bild S. 297.)

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1530 bestieg den russischen Thron ein Herrscher (Iwan II. Wassiliewitsch), der zwar das Reich zu größerer Macht erhob, jedoch einer der grausamsten und tückischsten Menschen war, die je die Erde getragen. Wir bringen heut zu dem Bilde die Uebersetzung eines erzählenden Gedichtes von dem berühmten russischen Dichter Puschkin, welche ein sehr gutes Bild dieses Zaren und seiner schrecklichen Zeit gibt.

I.

Es sitzt beim Mahle in goldener Krone der mächtige Herr Iwan Wassiliewitsch, hinter ihm stehen seine Stolniks (Kammerherren), ihm gegenüber die Bojaren und Fürsten und zu Seiten seine Opritschniks (Leibgarde), und es zecht der Zar zu Ehren Gottes und zu seiner Lust und Freude.

Lächelnd befiehlt der Zar zu füllen seinen vergoldeten Becher mit fremdländischem, süßem Weine und ihm und seinen Opritschniks zu reichen, und Alle tranken und lobten den Zar.

Nur Einer von ihnen, von den Opritschniks, ein geschickter Faustkämpfer, ein wilder Gesell, benetzte nicht seinen Schnurrbart im goldenen Becher; er senkte zur Erde die dunklen Augen, senkte das Haupt auf den mächtigen Busen und barg im Busen einen festen Gedanken.

Da zog der Zar die schwarzen Brauen zusammen und heftete auf ihn die scharfen Blicke, so blickt der Geier von den himmlischen Höhen auf das junge, blaubeflügelte Täubchen hernieder, — doch hob nicht der junge Kämpfer empor seine Augen; da schlug der Zar mit seinem Stocke den Boden, — und auf vier Zoll durchbohrte den eichenen Boden des Stockes eiserne Zwinge, — doch auch jetzo rührte der junge Kämpe kein Glied. Da sprach der Zar ein zorniges Wort und jetzt nur erwachte der junge Kämpe.

„Was hast Du denn, Kiribnewitsch, mein theurer Knecht? Oder sinnst Du etwas Böses? Plagt Krankheit Dich? Oder bist Du des Dienstes überdrüssig? . . . Es paßt sich nicht für Dich, Kiribnewitsch, an der Freude des Zaren nicht theilzunehmen, Du bist doch aus der Familie der Skuratoff und bist im Hause des Malüta auferzogen?"

Kiribnewitsch erwiedert, sich vor dem Zaren tief beugend:

„Mächtiger Zar, Johann Wassiliewitsch, zürne nicht Deinem unwürdigen Knechte: des Herzens Glut löscht kein Wein, finstere Gedanken erheitert kein Gelage. Habe ich Dich erzürnt, — nun, so geschehe Dein Zarenwille! Befiehl mich zu strafen, befiehl mich zu köpfen: mein Kopf belästigt doch nur meine breiten Schultern, und neigt sich herab zur feuchten Erde."

Da fragt ihn der Zar nach der Ursache seines Kummers, ob sein Rock oder seine Zobelmütze abgetragen seien, ob es ihm vielleicht an Geld fehle, ob sein Säbel schartig sei, ob sein Pferd hinke, oder ob ihn am Ende im Faustkampf ein Kaufmannssohn besiegt habe.

Kiribnewitsch erwiedert, er sei mit Allem, mit Kleid, Waffen, Säbel zufrieden, — in ganz Moskau gebe es keinen Arm, der ihn im Faustkampfe bezwingen könne, Eines nur quäle ihn, wenn er durch die Straßen Moskaus fahre, da lächeln und nicken ihm Frauen und Mädchen zu, nur Eine habe weder Blick noch Lächeln für ihn, und doch könne man in ganz Rußland kein Weib finden, das sich mit ihr an Schönheit messen könne. Ihr Name sei Helena Dmitriewna und sie stamme aus einer Kaufmannsfamilie.

„Wenn ich sie sehe," fährt er fort, „dann kenne ich mich selbst nicht mehr: meine kräftigen Arme lasse ich sinken, meine Augen hüllen sich in Wolken, mir wird's so traurig, so öde, daß ich so allein auf der Erde herumirren muß, mich freuen weder die flinken Pferde mehr, noch auch prächtige Kleider. Mächtiger Zar, lasse mich fort, ich möchte in den Krieg hinaus, daß ich in irgend einer Schlacht den erwünschten Tod finde, mögen dann Adler mir die thränenreichen Augen auspicken, möge der Regen meine Knochen waschen und meine Asche möge der Wind nach allen vier Seiten verwehen."

Da lachte ihn der Zar aus und sagte ihm:

„Du treuer Knecht, ich will suchen, Dich in Deinem Kum-

mer zu trösten. Nimm hier meinen Smaragdring und nimm dieses Perlenhalsband: suche Dir dann eine geschickte Freiwerberin (in Rußland wurden früher alle Heirathen durch Frauen, welche die Vermittlung von Ehen als Geschäft betrieben, besorgt, was übrigens noch jetzt, besonders im Handelsstand, oft geschieht) und schicke die Geschenke Deiner Helena Dmitriewna: gefällst Du ihr, dann feiere in Gottes Namen eine lustige Hochzeit, gefällst Du ihr aber nicht, nun, so gib Du Dich auch damit zufrieden."

Tief dankt der Obritschnik dem Zar, Eines nur hat er ihm aber nicht gesagt, nämlich daß die Schöne schon verheirathet sei, angetraut nach christlichem Brauch in der Kirche einem jungen Kaufmann, dem Stephan Paramonowitsch Kaloschnikoff.

II.

Eines Tages befand sich Kaloschnikoff in seinem Laden hinter dem Ladentische, legte seidene Stoffe aus und lud die Vorübergehenden ein, bei ihm zu kaufen; es war aber heute für ihn ein unglücklicher Tag, unter Allen, die vorbeigingen, fand sich kein Käufer und Niemand trat in seinen Laden ein.

Die Abendmesse war ausgeläutet worden, in Nebel gehüllt verschwand die Sonne am Horizont, ein scharfer Wind jagte vor sich den feuchten Wind, nach und nach wurde der Kaufhof leer und Stephan Paramonowitsch schloß die eichene Thür seines Ladens und hing vor dieselbe ein deutsches Schloß mit kunstreicher Feder, band vor dieselbe einen großen, wachsamen Kettenhund und ging gedankenvoll zu seiner jungen Frau, in sein jenseits des Moskauflusses gelegenes Haus.

Wie er aber in sein Haus eintritt, ist er erstaunt, daß ihm nicht wie gewöhnlich seine junge Frau entgegenkommt, noch ist der Tisch zur Abendmahlzeit nicht gedeckt und die Kerze vor dem Gottesbild ist beinahe heruntergebrannt. Er erkundigt sich bei der Magd, wo denn seine Frau, wo seine Kinder seien, ob sie spielen oder schlafen. Mit zitternder Stimme entgegnete diese:

„Ich kann es nicht begreifen, wo Helena Dmitriewna bleibt, sie ist schon vor langer Zeit in die Kirche zur Abendmette gegangen, doch diese ist schon längst zu Ende, der Pope ist schon heimgekehrt mit seiner jungen Gattin, sie sitzen jetzt beim Abendessen und Deine Gemahlin ist noch nicht aus der Pfarrkirche nach Hause gekommen, und Deine Kinder spielen und schlafen nicht, sondern sitzen in ihrer Kammer und weinen bitterlich, nach ihrer Mutter verlangend."

Da versank Kaloschnikoff in tiefe Gedanken, er ging zum Fenster und starrte auf die Straße hinaus; draußen fällt dichter Schnee und bedeckt die Spuren menschlicher Tritte. Da hört er, wie die Hausthür heftig zugeschlagen wird, dann vernimmt er eilige Tritte; er dreht sich um und sieht — allmächtiger Gott! Vor ihm steht sein junges Weib, bleich, mit unbedecktem Haupte*), ihre braunen Zöpfe hängen in wilder Unordnung herab und sind mit Schneeflocken bedeckt, die Augen starren trüb und wie wahnsinnig. Der Mann fährt sie mit folgenden Worten an:

„Wo hast Du denn, Weib, Dich herumgetrieben? Was ist geschehen, daß Deine Haare zerzaust, Deine Kleider zerrissen sind? Hast Du mit jungen Bojarensöhnen gezecht? Nicht dazu haben wir uns, Weib, vor den heiligen Gottesbildern getraut, die Ringe gewechselt! ... Ich werde Dich fortan einschließen mit festem Eisenschloß, hinter einer dicken, mit Eisen beschlagenen Thür, daß Du nie mehr Gottes Sonne erblickst und meinen ehrlichen Namen nicht mehr schändest ..."



Der grausame Zar. (S. 296.)

Helena Dmitriewna, die Aermste, fing bitterlich zu weinen an und warf sich ihrem Manne zu Füßen:

„Du, mein Herr und Gebieter, meine Sonne Du, tödte mich, aber höre erst mich an! Deine Worte sind gleich einem scharfen Messer, sie zerreißen mein Herz. Ich fürchte nicht den schrecklichen Tod, fürchte nicht der Menschen Gerede, Deine Ungnade ist es, die ich fürchte.

„Heute ging ich nach Hause von der Abendmette ganz allein die Straße entlang, da glaubte ich den Schnee knistern zu hören — ich blicke mich um und sehe, wie ein Mann mir nachläuft. Meine Füße versagten mir den Dienst, doch bedeckte ich schnell mein Gesicht mit meiner seidenen Fata (eine Art von Shawl, den die Russinnen auf dem Kopfe trugen). Er aber drückte wie mit Eisenzwingen meine Hände zusammen und lispelte mir leise in's Ohr: ‚Erschrick doch nicht, Du heißgeliebte Schöne, ich bin ja kein Räuber, der im Walde seinen Opfern aufpaßt, ich bin der Diener des Zaren, des schrecklichen Zaren, ich heiße Kiribnewitsch und gehöre zur berühmten Familie der Malüten ...‘

„Ich erschrak noch mehr als früher, mein armes Köpfchen drehte sich mir im Wirbel, — und er, er begann mich zu küssen, mir zu schmeicheln und mich küssend, sagte er mir: ‚Sage mir doch, was Du brauchst, meine Theure! Willst Du Gold, willst Du Perlen? Willst Du Edelsteine oder Goldbrokat? Ich will Dich kleiden, wie sich die Gemahlin des Zaren kleidet, und Alle, Alle werden Dich beneiden. Liebe mich, küsse mich, und wäre es nur ein einziges Mal zum Abschiede!‘

„Und er küßte mich, auf meinen Wangen brennen, glühen bis jetzt noch seine von Gott verfluchten Küsse, und die Nachbarinnen schauten zum Gartenpförtchen hinaus und zeigten lachend auf mich mit den Fingern ...

„Ich weiß nicht mehr, wie ich mich losriß, wie ich kopfüber in unser Haus eilte; in den Händen des Räubers aber blieb mein gesticktes Tuch — Dein Geschenk, und mein bucharisches Kopftuch. Er hat mich beleidigt, mich dem Spott preisgegeben, mich, das ehrliche Weib! Was werden jetzt die Nachbarinnen sagen! Wem kann ich auch fortan vor die Augen treten?

„Willst Du mich, Dein treues Weib, bösen Spöttern als Opfer überlassen?! Wer, außer Dir, kann noch mein Vertheidiger sein!?"

So jammerte das unglückliche Weib; da schickt ihr Gatte, Stephan Paramonowitsch, nach seinen beiden, jüngstgeborenen Brüdern, und Beide kamen trotz der dunklen, eiskalten Nacht.

Lange wurde berathen, bis endlich die Brüder entschieden.

„Du bist unser ältester Bruder, unser zweiter Vater," so schließen sie die Berathung, „thue, was Du willst, handle nach eigenem Gutdünken, wir werden Dir jedoch, unserem leiblichen Bruder, treu bleiben bis in den Tod!" —

III.

Ueber Moskau blinkt die goldene Morgenröthe.

Es versammeln sich heut Moskaus beste Faustkämpfer am Moskauflusse. Sie haben sich zum festlichen Tage herausgefordert, um sich am Faustkampfe zu vergnügen und zu erlustigen.

Ueber Moskau, der großen, goldgekrönten Stadt, mit den weißen Mauern des Kremls, geht fröhlich und Glück und Freude verkündend die Sonne auf; es ist nämlich der Zar mit seiner Leibwache, seinen Bojaren und seinen Obritschniks gekommen, um sich am russischen Nationalspiele, dem Faustkampfe, zu erlustigen. Er läßt den Kampfplatz mit einer silbernen, durch goldene Ringe verbundenen Kette umziehen, einen Raum von ungefähr fünfundzwanzig Saschen Länge und Breite, und läßt ausrufen:

*) Sobald in Rußland ein Mädchen sich verheirathet, — wir sprechen vom Volke, — werden ihre Haare, die sie als Mädchen in einen Zopf flocht und auf dem Rücken herabhängend trug, in zwei Zöpfe getheilt, welche sie auf dem Kopfe liegend und mit einem Tuche bedeckt trägt; es gilt für unanständig, wenn eine verheirathete Frau ohne ein Tuch auf dem Kopf umhergeht.

„Wo seid ihr denn, ihr wackeren Kämpen? Bereitet doch Freude eurem Herrscher! Tretet ein in den bereiten Kreis; wer einen Andern zu Boden schlägt, den wird der Zar belohnen, Den aber, der im Kampf unterliegt, dem sei Gott, der Allmächtige, gnädig!“

Und heraus tritt aus dem Kreise der junge Stephan Paramonowitsch, der junge Kaufmann, und fordert Den, der seine Frau beleidigte, zum Faustkampfe heraus. Letzterer kniet, der Sitte gemäß, erst vor dem Zar nieder, dann grüßt er sämmtliche, mit goldenen Kuppeln geschmückte Dome von Moskau und endlich das sämmtliche versammelte Volk und spricht:

„Sage mir, welcher Familie, welchem Stamme Du gehörst, wie Du heißt, damit man Dir nach Deinem Tod eine Todtenmesse lesen lassen und stolz sein kann, einen rechten Mann getödtet zu haben.“

Und es erwiedert Stephan Paramonowitsch:

„Ich heiße Stephan Kaloschnikoff, bin eines ehrlichen Vaters Sohn und ich habe bis jetzt gelebt, wie es der Christenglaube befiehlt, habe keine Frau beleidigt, habe nicht in dunkler Nacht als Ehrenräuber gehandelt, habe mich nicht vor Gottes Licht geschämt. Ja, Du hast die Wahrheit gesagt, um Einen von uns wird man die Todtenmesse lesen, denn nicht um Spaß zu treiben habe ich mich Dir, Du Muselmannssohn, gegenübergestellt, ich habe Dich herausgefordert zu einem bittern Kampf, zu einem Kampf auf Leben und Tod!“

Und dieß vernehmend erblaßte Kiribnewitsch, auf seinen offenen Lippen erstarren die Worte. Sie gehen, nehmen Stellung und es beginnt ein Kampf auf Leben und Tod.

Wir wollen der Beschreibung des Kampfes nicht folgen, wollen nur sagen, daß Kiribnewitsch unterlag. Der Zar, der fest für seine Obritschniks stand, erblaßte, furchte die Stirn und ließ sich den jungen Sieger vorführen.

„Antworte mir nach Wahrheit und Gewissen,“ sagte er ihm, „hast Du willentlich oder zufällig meinen treuen Diener, meinen besten Faustkämpfer Kiribnewitsch getödtet?“

Und es erwiederte ihm der junge Kaufmann:

„Ich will es Dir sagen, rechtgläubiger Zar, mit Absicht habe ich ihn getödtet, weßwegen und warum werde ich Dir nicht sagen, werde es nur Gott, dem Allwissenden, beichten. Laß mich köpfen, ich bin bereit, mein Haupt auf den Block zu legen, entziehe aber nicht Deine Gnade meinen beiden Brüdern, meinem Weib und meinen kleinen Kindern.“

„Wohl, Du Bursche, Du wackerer Faustkämpfer und Kaufmannssohn, Du hast offen und nach Deinem Gewissen geantwortet. Dein junges Weib und Deine Waisen werde ich erhalten auf meine Rechnung, Deine Brüder sollen von heut an im ganzen weiten russischen Reiche handeln zoll- und steuerfrei. Du aber, mein Bursche, weil Du meinen Obritschnik getödtet, gehe auf den Richtplatz hin. Dort lege Deinen wilden Kopf auf den Block. Ich werde befehlen, das Beil recht scharf zu schleifen, werde die Hauptglocke des Domes läuten lassen, damit Moskaus Bürger es alle wissen, auch Dir hätte ich meine Gnade nicht entzogen.“

Und wie das Volk sich auf dem Richtplatz versammelt, wie des Domes Glocke traurig klingt, die trübe Mär weithin verkündend, da sieht man den Henker auf dem Schaffot umhergehen, gekleidet in ein rothseidenes Hemd mit goldenem Gürtel, in welchem das scharfgeschliffene Beil steckt, er reibt sich die Hände und harrt des tapfern Faustkämpfers, und dieser nimmt Abschied von Freunden und Verwandten.

„Laßt uns, ihr Brüder und Verwandten, küssen und umarmen zum letzten Lebewohl. Grüßet von mir Helena Dmitriewna, saget ihr, sie solle sich nicht so sehr härmen und betrüben; sprechet nichts von mir zu meinen lieben Kindern, grüßet mein väterliches Haus, grüßet auch die Gefährten alle, und betet in Gottes heiliger Kirche für meine Seele, die sündige.“

Und es starb Stephan Paramonowitsch. Man begrub ihn jenseits des Moskauflusses zwischen drei Landstraßen, denen von Ryäsan, Tula und Wladimir, und warf über seine Leiche einen hohen Hügel auf.

So lautet das Lied vom grausen Zar.

Ein Mord im Walde von Haina.

Nach einer wahren Begebenheit

erzählt von

Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

III.

Schuldig oder Nichtschuldig?

Die Kunde von der Verhaftung des Jakob Gräbe hatte sich wie ein Lauffeuer nicht bloß in Haina und Spangenberg, sondern auch in der ganzen Umgegend verbreitet und überall, in den Familien wie in den Straßen, am Brunnen wie im Wirthshaus, besprach man das Ereigniß. „Man hat ihn! Man hat ihn!“ rief man sich gegenseitig zu, und damit meinte man natürlich nichts Anderes als: „Man hat den Mörder!“ So allgemein nun aber auch geglaubt wurde, daß der Jakob Gräbe jene schreckliche That begangen habe, so gab es doch auch Solche, welche anderer Ansicht waren, und nicht selten platzten diese entgegengesetzten Ansichten so hart auf einander, daß schwere Streitigkeiten daraus entstanden.

Acht Tage nach der Verhaftung des Jakob Gräbe fand in Altmorschen, einem Dorfe zwischen Spangenberg und Melsungen, ein großer Holzverkauf statt, und auf diesem fanden sich, wie immer, viele Käufer und sonstige Betheiligte zusammen. Nach dem Verkauf aber begaben sich die meisten der Männer in's dortige Wirthshaus, um sich mit einem Trunk zu stärken, und sofort kam dann auch das Gespräch auf den verhafteten Jakob Gräbe.

„Es ist richtig,“ sagte einer der Gäste, der mit vielen Anderen an einem langen Tische der großen Wirthsstube saß, „im besten Rufe stand der Jakob Gräbe schon lange nicht, aber eines Mordes hätte ich ihn doch nicht für fähig gehalten.“

„Warum nicht?“ meinte ein Zweiter. „Er ist schon seit vielen Jahren ein arbeitsscheuer Mensch geworden, der sein Geschäft gänzlich vernachlässigt, und einem Solchen ist Alles zuzutrauen.“

„Und er lebte stets wie ein Einsiedler in seinem kleinen, baufälligen Häuschen,“ rief ein Dritter, „und ging Jedermann aus dem Wege. Das zeugt von keinem guten Gewissen.“

„Mir sind,“ meinte der Erste wieder, „schon starke Zweifel gekommen, ob Gräbe wirklich die That begangen hat. Es ist ja notorisch, daß er noch gar keine Vorstrafe erlitt, und auch nicht den kleinsten Diebstahl konnte man ihm bis jetzt nachweisen. Wer kann unter solchen Umständen es begreiflich finden, daß er urplötzlich ein Raubmörder wurde?“

„Mir aus der Seele gesprochen,“ nahm jetzt einer der Gäste das Wort, der an dem langen Tisch obenan saß und, wie es schien, von Allen mit großer Achtung behandelt wurde. „Man ist sicherlich zu vorschnell gegen ihn vorgegangen und schließlich wird sich seine Unschuld herausstellen. Ein solch' barbarischer Mord und der Jakob Gräbe, dieser stille Mensch, der weder ein Trunkenbold war, noch ein Raufer! Wie reimt sich das zusammen! Ich glaube, daß man ganz anders von ihm denken würde, wenn er nicht so unsäglich arm wäre.“

„Was?“ rief hierauf Einer höchst verwundert. „Sie, Herr Forstaufseher Fehr, nehmen ihn in Schutz?“

„Sie müssen mich recht verstehen,“ erwiederte der Forstaufseher; „das Wildern des Jakob Gräbe verdamme ich natürlich auf's Höchste und derselbe wird deßhalb auch seine wohlverdiente Strafe bekommen; aber gerade aus der Art, wie er wilderte, geht hervor, daß er kein Mann von Kraft und Muth und noch weniger ein roher, blutdürstiger Mensch ist, denn wäre er ein solcher, so würde er sich nicht damit begnügt haben, Hasen in der Schlinge zu fangen, sondern er hätte sich ein Gewehr angeschafft und Hirsche weggeschossen.“

„Also meinen Sie, Herr Forstaufseher,“ wandte der vorige Sprecher ein, „es sei möglich, daß der Herr Justizamtmann Koch sich dießmal ...“

„Wer wagt es, dieser Gerichtsbehörde zu nahe zu treten?“ unterbrach den Sprecher sofort ein Mann, der an einem zweiten Tische der großen Wirthsstube den Ehrenplatz einnahm und offenbar ebenso angesehen war als der Forstaufseher Fehr. „Der Herr Justizamtmann Koch ist ein so tüchtiger Beamter als Einer, und wenn er gesagt hat, der Gräbe war es, der den Mord beging, so hat ihn dieser auch begangen.“

„Sie halten den Herrn Amtmann also für unfehlbar, Herr Johannes Kothe?“ meinte ein Vierter. „Nun insofern mögen Sie Recht haben, als er den armen Gräbe jedenfalls zum Geständniß bringen wird. Wenigstens weiß ich Keinen, bei dem ihm dieß nicht gelungen wäre.“

„Erinnern Sie sich noch,“ nickte sofort der Forstaufseher beistimmend, „des traurigen Falles mit dem armen Korbflicker, von dem man vor zwei Jahren so viel sprach? Er wurde eines schweren Einbruchs beschuldigt und das Resultat der strengen Untersuchungshaft war, daß er sich, weil geständig, zu schwerem Kerker verurtheilt sah. Was geschah aber? Nachdem er Jahr und Tag gesessen, gestand ein Anderer, den man eines Diebstahls wegen inhaftirt hatte, daß er auch jenen Einbruch verübt habe, und der unschuldig Verurtheilte mußte freigelassen werden.“

Der Forstaufseher Fehr hatte nur zu seiner nächsten Nachbarschaft am langen Tische gesprochen; aber dem scharfen Ohr des Johannes Kothe war deßwegen doch kein Wort entgangen und eine hohe Zornröthe färbte sein Gesicht.

„Das war im Nassauischen!“ rief er; „denn im Kurhessischen kann so Etwas gar nicht vorkommen. Hier zu Lande ist Recht und Gerechtigkeit von jeher heilig gehalten worden und alle unsere Gerichtsbeamten haben immer noch und ohne Ausnahme ihre Berufspflicht treu und gewissenhaft erfüllt. Darum sage ich,“ setzte er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, hinzu, „Pfui über Den, der mit hämischer Zunge einem unserer Richter einen Makel anzuhängen sucht, und dreimal Pfui, wenn dieser hämische Verleumder selbst ein Angestellter des Staates ist!“

Jetzt trat auch dem Forstaufseher Fehr das Blut in's Gesicht und wie von einer Natter gestochen, schnellte er von seinem Sitz auf.

„Gilt das mir?“ sprach er, sich nur mühsam bezwingend.

„Wem sonst?“ schrie Johannes Kothe. „Es ist Zeit, daß es einmal klar zwischen uns wird, und darum sag' ich's Dir in's Gesicht, ich will nichts mehr mit Dir zu thun haben. Weder mit Dir, noch mit Deinem Hugo, und wenn sich der Junge nochmals untersteht, mein Haus zu betreten ...“

„Schäme Dich, Johannes Kothe,“ donnerte der Forstaufseher, „schäme Dich Deines Hochmuths und Deiner Halsstarrigkeit. Aber verlaß Dich darauf, meinem Sohne mach' ich es ganz unmöglich, je wieder einen Blick auf Deine Anna zu werfen, und Dich selbst, wenn ich Dir wieder begegne, werd' ich als einen Wildfremden behandeln.“

So sprechend griff er nach seinem Hut und verließ mit stillem Gruße gegen seine Nachbarn das Zimmer. Dasselbe that auch Johannes Kothe und für den Augenblick trat nun die tiefste Stille ein.

„Sollten wir ihnen nicht nachgehen?“ fragte endlich Einer mit besorgter Stimme. „Sie könnten unterwegs noch hinter einander gerathen.“

„Ist nicht nöthig,“ erwiederte ein Zweiter, der rasch an's Fenster eilte; „der Forstaufseher geht Spangenberg zu und der Johannes Kothe hat den Weg nach Melsungen eingeschlagen. Es wäre auch wahrhaftig eine Schmach und Schande, wenn zwei der angesehensten Männer in der ganzen Runde sich thätlich an einander vergreifen würden.“

„Es ist mir überhaupt unbegreiflich,“ meinte ein Dritter, „wie es nur zu einem solch' heftigen Streit kommen konnte. Man kann verschiedener Ansicht darüber sein, ob der Jakob Gräbe schuldig ist oder nicht; aber sich deßwegen offene Todfeindschaft anzukünden, das geht über meinen Horizont.“

„Glaubst Du denn,“ entgegnete ein Küfer, von dem man wußte, daß er sowohl in Spangenberg als in Melsungen die Verhältnisse ganz genau kenne, „glaubst Du denn, es habe sich bei dem Streit um die Schuld oder Unschuld des Gräbe gehandelt? Nein, der Grund sitzt viel tiefer und wenn ihr wollt, will ich euch die Sache erzählen.“

Hastig rückten nun die vom andern Tisch mit ihren Stühlen herüber und man machte ihnen zuvorkommend Platz, damit sie ebenfalls des Geheimnisses theilhaftig würden.

„Daß Johannes Kothe,“ fuhr nun der Küfer fort, „ein so reicher als angesehener Mann ist, wißt ihr Alle und dem füge ich nur bei, daß er diesen Reichthum durch seinen Bretter- und Dielenhandel erworben hat. Seht, in unserer Gegend, wo man nichts als Wald und wiederum Wald sieht, liegt der Holz- und Bretterhandel sozusagen in der Natur, und auch der Vater des Johannes Kothe trieb schon ein solches Geschäft. Aber er konnte es trotz all' seinem Fleiße zu nichts Rechtem bringen und hinterließ also seinen Kindern nicht allzu viel. Der Johannes dagegen, der viel in der Welt herumgekommen war, griff, als er des Vaters Geschäft mit seiner Schwester, dem Malchen Kothe, übernahm, die Sache ganz anders an und fand Absatzquellen aus, die man vorher gar nicht kannte. Somit erzielte er auch theurere Preise als die anderen Holz- und Bretterhändler in Melsungen, und dieß spornte ihn zu immer größeren Leistungen an. Auch muß man in Betracht ziehen, daß es ihm gelang, ein sehr vermögliches Mädchen zur Frau zu bekommen, und dann erbte er auch noch einen Oheim. Was aber die Hauptsache, seine Schwester, das Malchen, blieb ledig und nahm von ihrem Antheil nie etwas aus dem Geschäft heraus, als was sie ganz nothwendig brauchte. So half Alles zusammen, um den Johannes Kothe zu einem reichen Mann zu machen, und im Verlauf der Jahre überflügelte er selbst den Werner Kothe, der doch ein sehr Bedeutendes von seinem Vater ererbt hatte.“

„Du meinst doch den Werner Kothe, der das schöne Haus am Marktplatz in Melsungen besitzt?“ unterbrach ihn hier einer seiner Zuhörer.

„Ja, den meine ich,“ fuhr der Erzähler fort. „Aber um nun wieder auf den Johannes Kothe zu kommen, so starb ihm seine Frau sehr früh und hinterließ ihm keine weiteren Kinder, als eine Tochter, Anna mit Namen. Trotzdem heirathete er nicht mehr, denn seine Schwester, das Malchen, übernahm das Hauswesen und versah auch zugleich Mutterstelle an dem kleinen Mädchen.“

„Die ist aber,“ lachte ein anderer seiner Zuhörer, „kein kleines Mädchen mehr, sondern inzwischen eine stattliche und dazuhin auch noch schöne Jungfrau geworden, die gar wohl in den Ehestand treten könnte.“

„Darum eben handelt es sich,“ nickte der Küfer. „Wie nämlich der Johannes Kothe sah, daß sein Geschäft sich immer mehr ausdehne, stieg auch sein Hochmuth und er hätte nun um's Leben gern einen Sohn gehabt, dem er seine Firma vererben könnte. Weil aber der Sohn fehlte, beschloß er, denselben durch einen Tochtermann zu ersetzen, und näherte sich jetzt plötzlich dem Werner Kothe, mit dem er bisher keineswegs auf besonders gutem Fuße gestanden hatte. Natürlich, denn der Werner hat einen einzigen Sohn, der ihn dereinstens erbt, und wenn man dann durch die Verheirathung Anna's mit diesem Sohn die beiden Geschäfte vereinigte, so könnte kein anderer Bretterhändler mehr mit der Firma Kothe konkurriren. Doch ich will's kurz machen. Mit dem Werner Kothe kam der Johannes bald in's Reine und auch der Sohn des Werner war sofort mit einverstanden. Wie nun aber der Johannes seiner Tochter Anna die Eröffnung machte, daß sie den Sohn des Werner zu heirathen habe, fand er entschiedenen Widerstand. Das war dem Johannes ganz unbegreiflich, denn er hatte sich längst daran gewöhnt, daß man seinem Willen unbedingt gehorchte, und er forschte also nach, woher der Anna der Muth komme, sich seinem Befehle nicht zu fügen. Was entdeckte er aber? Ei, einfach das, daß zwischen seiner Anna und dem hiesigen Forstgehülfen Hugo Fehr ein Liebesverhältniß bestehe, von welchem weder die Anna noch der Hugo lassen wollten.“

„Ha, jetzt begreife ich Alles,“ rief hier ein Bürger von Spangenberg. „Aber ich kenne den hiesigen Forstgehülfen und kann behaupten, daß derselbe jedem Vater einer Tochter willkommen sein sollte. Ein starker, hochaufgeschossener Bursche, geschickt in seinem Fach, aufgeweckt im Kopf, resolut im Herzen und froh im Gemüth. Dazuhin ehrlich, solid und brav, wie selten Einer in seinem Alter und, was auch was werth ist, der einzige Sohn des sehr vermöglichen Forstaufsehers Fehr, welcher sich der besten Reputation in der ganzen Umgegend erfreut. In der That, ich wüßte mir keinen bessern Schwiegersohn zu denken.“

„Noch mehr,“ nickte der Vorredner, „die Beiden, der

Johannes Kothe und der Forstaufseher Fehr, waren bisher die besten Freunde gewesen, und der Hugo Fehr verkehrte, wenn er nach Melsungen kam, in dem Kothe'schen Hause stets wie ein vielliebe̅r Gast. Jetzt aber setzte der Johannes seinen starren Kopf auf, um die Dielenhändlersfirma Kothe zu erhalten, und nun ist's so weit gekommen, wie wir es soeben selbst erlebt haben. Wahrhaftig, die jungen Leute dauern mich von ganzem Herzen," setzte er schließlich noch hinzu, „denn sie hätten so gut für einander gepaßt."

Die Erzählung war zu Ende und der Küfer brach auf, um seinem Geschäfte nachzugehen. Auch die übrigen Gäste dachten jetzt an den Heimweg; auf diesem aber besprachen sie Alle das heut Erlebte von Neuem durch und von Keinem wurde das Verfahren des Johannes Kothe gebilligt.

Acht Tage später schritt auf der Straße, welche von Altmorschen nach Melsungen führt, ein junger Mann dahin, der seiner Kleidung nach dem Forstfach angehörte. Bei Malsfeld setzte er auf einem Fußsteg über die Fulda und ging nun einen schmalen Weg der Fulda entlang. Etwa fünf Minuten von Melsungen entfernt stand damals hart über der Fulda ein mächtiger Baum, unter welchem ein etwas versteckter Rasensitz angebracht war, und dieser Rasensitz war offenbar sein Ziel. Als er aber von dem schmalen Fußweg nach dorthin abbog, trat ihm ein stattliches Mädchen entgegen und im Augenblick hielten sich die Beiden fest umschlungen. Der junge Mann war der Forstgehülfe Hugo Fehr und sein Aeußeres entsprach ganz der Beschreibung, welche im Wirthshaus von Altmorschen von ihm gemacht worden war. Nur sah er heute nicht fröhlich aus, sondern recht trüb und niedergeschlagen. In dem Mädchen aber erblicken wir Anna Kothe, die Tochter des Johannes Kothe, welche den Sohn des Werner Kothe heirathen sollte, und eine stattlichere und zugleich lieblichere Erscheinung konnte es nicht leicht geben.

„Theuerste Anna," sagte Hugo Fehr, indem er seine Liebste nach der langen Umarmung zu der Rasenbank führte und sich neben sie setzte, „ich danke Dir, daß Du meiner Bitte, trotz des strengen Verbots Deines Vaters, nachgegeben hast; ich mußte Dich noch einmal sehen, ehe wir uns auf lange, vielleicht auf immer zu trennen haben."

„Trennen, Hugo?" versetzte Anna mit einem fragenden Blick. „Es ist wahr, ich darf das Haus Deiner Eltern nicht mehr betreten, gerade so wenig als Du das meines Vaters. Aber so oft Du nach Melsungen hereinkommst, werden wir uns sehen und keine Macht der Erde kann uns dann hindern, daß sich unsere Herzen und Augen grüßen."

„Auch das wird jetzt ein Ende nehmen," sprach Hugo Fehr in gepreßtem Ton. „Mein Vater hat seine Drohung wahr gemacht und ich muß morgen meine Stellung in Altmorschen verlassen, um dafür eine andere in weiter Ferne anzutreten."

Anna Kothe warf sich an den Hals Hugo's und weinte bittere Thränen.

„Und wo ist dieß?" fragte sie dann schluchzend.

„In Poppenhausen am Fuße der Wasserkuppe im Fuldaischen," entgegnete Hugo Fehr. „Zuerst bewog mein Vater den Förster von Altmorschen, daß er mir meine Stelle kündigte, und dann reiste er selbst nach Poppenhausen, um den dortigen Förster, einen Jugendfreund, zu bestimmen, daß er mir die eben vakante Stelle des Gehülfen übertrug. Du siehst also, wir müssen uns trennen, denn ich kann und darf meinem Vater den Gehorsam nicht versagen."

Lange saßen sie nun schweigend, in trübes Nachsinnen versunken. Plötzlich aber erhoben Beide das Auge, als eine Lerche schmetternd ihr Lied über ihnen ertönen ließ, und eine neue Hoffnung zog in ihre Herzen ein.

„Hugo," flüsterte Anna, indem sie sich an ihn schmiegte, „wir werden doch noch glücklich werden. Deß tröstet mich immer meine Tante Malchen, meine zweite Mutter, die ganz auf meiner Seite ist."

„Und ebenso spricht meine Mutter, welche mich so unendlich lieb hat," flüsterte Hugo Fehr zurück. „Sie wird Alles thun, meinen Vater zu besänftigen. Aber der Deinige?"

„Auch sein Starrsinn," versetzte Anna Kothe mit immer zuversichtlicher werdender Stimme, „wird gebrochen werden, wenn er sieht, daß nichts mich bewegen kann, mein Dir gegebenes Wort zu brechen. Also Muth, mein Hugo, wir wollen ausharren und wenn wir auch noch jahrelang warten müßten."

So schieden sie und wie nun Hugo Fehr nach Altmorschen zurückkehrte, war sein Gang wieder so stramm und fest als je.

IV.

Zwei neue Verhaftungen.

Wochen, Monate waren seit der Verhaftung des Jakob Gräbe dahingeschwunden und die Untersuchung stand noch auf demselben Fleck wie am ersten Tag. Der Justizamtmann Koch von Spangenberg hatte seine Nachforschungen nicht einen Augenblick ruhen lassen, aber von keiner Seite her kam ihm auch nur die geringste Aufklärung. Wer war der Ermordete? Es blieb ein tiefes Geheimniß, denn nicht einmal das konnte das Gericht in Erfahrung bringen, daß irgendwo Jemand vermißt werde, dessen Persönlichkeit auch nur die geringste Aehnlichkeit mit dem Ermordeten gehabt hätte. Wer waren die Mörder? Der Justizamtmann hielt unverrückt mit der vollkommensten Ueberzeugung an dem Glauben fest, daß Jakob Gräbe die That mit einigen Anderen begangen habe; aber wer waren diese Anderen? Aus Jakob Gräbe konnte er nichts herauspressen, trotzdem er ihn jede Woche auf's Schärfste verhörte und alle Mittel in Anwendung brachte, die er nur irgend gesetzlich in Anwendung bringen durfte, um ihn zum Geständniß zu bringen. Von anderer Seite her aber kam in dieser Beziehung nicht das geringste Anzeichen, und Jakob Gräbe beharrte nicht bloß mit eiserner Festigkeit darauf, vollkommen unschuldig zu sein, sondern ließ sich auch vom zweiten Verhör an durchaus keine Widersprüche mehr zu Schulden kommen. Auf die erste Hauptfrage, wie er in den Besitz des Hutes gekommen sei, erklärte er jetzt das eine wie das andere Mal, er habe denselben gefunden, und beschrieb die Stelle ganz genau, an welcher er ihn gefunden. Auf die zweite Hauptfrage, wo er am zweiten Mai gewesen sei, erwiederte er, er habe Felle zum Verkauf in ein weit entferntes Städtchen getragen und sei erst am Dritten in der Früh von der langen Wanderung zurückgekehrt; den Namen des Käufers der Felle aber oder auch nur sein Domizil anzugeben, weigerte er sich beharrlich, weil es eine Schlechtigkeit von ihm wäre, denselben als Beförderer der Wilderei zur Strafe zu bringen. Auf die dritte Frage endlich, warum er bei dem Eintreten des Gerichts in sein Häuschen in Haina so erschrocken sei, daß er sogar einen Fluchtversuch gemacht habe, meinte er: das Wildern sei strengstens verpönt, und wie er nun den Herrn Justizamtmann gesehen habe, sei es ihm klar geworden, daß er dieses Vergehens würde überwiesen werden. Da hätte er allerdings gern das Weite gesucht, um der schweren Strafe zu entgehen; einen andern Grund zur Flucht aber habe er nicht gehabt. In solcher Weise benahm er sich vor Gericht, und so sehr sich auch der Justizamtmann bemühte, ihn durch Querfragen und andere inquisitorische Mittel aus seiner Konsequenz herauszubringen, so gelang ihm dieß doch nicht.

So kam der Monat November herbei und am Ende desselben, am Abend eines besonders trüben Tages, saßen vier Männer in einer Parterrestube des Amthauses von Spangenberg zusammen. Diese vier Männer waren der Gerichts- und Amtsdiener Engelhard, dessen Gehülfe der Schließer Windus und die beiden Landreiter Pfetzing und Schember; vor ihnen aber stand auf einem großen Tische Brod und Käse nebst einem mächtigen Krug Bier, dem sie wacker zusprachen. Der Erstere der vier Genannten feierte nämlich heute seinen Geburtstag und hatte die drei Anderen zu diesem Traktament eingeladen.

„Nun, Engelhard," sagte der Landreiter Pfetzing, „nicht wahr, der Jakob Gräbe war heute wieder einmal im Verhör? Wie hat er sich denn da benommen?"

„Wie immer," erwiederte der Amtsdiener mit einem derben Fluch. „Er bleibt bei seinem Lügensystem, so widersinnig es auch ist. Wahrhaftig, ich könnte den Kerl erdrosseln!"

„Aber was sagte der Herr Justizamtmann dazu?" wollte der Landreiter weiter wissen.

„Er biß sich vor Zorn auf die Lippen, bis Blut kam," entgegnete der Amtsdiener, „und nannte den Gräbe einen Teufel von Halsstarrigkeit. Auch diktirte er ihm wieder einmal vierundzwanzig Stunden Wasser und Brod."

„Und ich," grinste der Schließer Windus den Amtsdiener an, „werde die vierundzwanzig Stunden zu drei Tagen verlängern. Man muß Alles thun, um den Gesellen endlich mürbe zu machen, und überdem verrechnen wir dann die Kost, die er nicht bekommt."

Die drei Anderen lachten laut auf und stießen mit ihm an.

„Du verstehst es, zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen," belobte ihn der Landreiter Pfetzing; „aber was hat es bis jetzt gefruchtet, daß man ihm die Kost schon so oft und so lang entzogen hat? Nichts, rein gar nichts, und so wird's auch jetzt wieder sein."

„Leider Gottes," sprach der Amtsdiener Engelhard mit schwerem Seufzer, „ist das nur zu wahr, denn auch alles Uebrige, was wir mit ihm vornahmen, prallte wirkungslos an ihm ab. Wir steckten ihn in die engste, finsterste Zelle, in welcher man selbst am hellen Mittag nicht im Stand ist, einen Buchstaben zu lesen, denn die Zelle hat nur ein ganz kleines, schwer vergittertes Fensterchen ganz oben am Plafond. Wir gaben ihm zum Lager nur einen Strohsack auf einer Pritsche, nebst einem alten Pferdeteppich zum Zudecken; ja wir haben ihm bis jetzt, trotzdem es schon seit Wochen grimmkalt ist, nur ein einziges Mal eingefeuert, und der Windus hört ihn regelmäßig vor Frost mit den Zähnen klappern, wenn er ihm sein Wasser und Brod bringt. Aber was brachten wir mit dem Allem zu Stande? Er leugnet immer noch beharrlich."

„Ja, gewiß," nickte der Landreiter Pfetzing, „ihr thatet euer Möglichstes, und der Gefangene hat sich deßhalb auch beim Justizamtmann über euch beschwert."

„O!" rief der Schließer Windus mit höhnischer Geberde, „nur ein einziges Mal, denn wir haben ihm die Lust, uns zu verklagen, gründlich vertrieben!"

„So? Wie denn?" fragte der Landreiter.

„Nun, der Herr Amtmann," lachte Windus, „gab uns einen kleinen Verweis und ermahnte uns, künftig etwas glimpflicher mit dem Eingekerkerten zu Werke zu gehen. Aber dafür schlugen wir diesen in seiner Zelle windelweich und ließen so lange nicht von ihm ab, bis er uns kniefällig zuschwor, künftighin nie mehr eine Beschwerde verlautbar werden lassen zu wollen, und das hat er auch bis jetzt gehalten."

Wiederum lachten Alle und stießen mit den Gläsern zusammen.

„Der Herr Amtmann dauert mich in der Seele," fuhr dann der Landreiter Pfetzing nach einer kleinen Pause fort. „Er hat einmal seinen Kopf darauf gesetzt, den Gräbe zum Geständniß zu bringen, und kommt um keinen Schritt weiter. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den starren Sinn des vermaledeiten Kerls zu brechen, ich würde im Augenblick dazu greifen, denn der Herr Amtmann ist ein so guter Vorgesetzter, daß ich für ihn durch's Feuer ginge."

„Der Windus und ich ebenfalls," rief der Amtsdiener Engelhard, „und wir Beide gäben was darum, wenn noch die guten alten Zeiten wären. Wißt ihr, die Zeiten, wo man das Recht hatte, zu den spanischen Stiefeln oder zur bambergischen Tortur zu greifen. Aber die verdammte Civilisation hat mit allem dem aufgeräumt und so dem fortgesetzten Leugnen gleichsam einen Freipaß gegeben."

„Hört mich an," nahm nun der Landreiter Schember, der bis jetzt den Mund gar nicht geöffnet hatte, das Wort. „Nicht wahr, wir sind Alle darüber einverstanden, daß der Jakob Gräbe zweifellos den Mord im hainaer Walde begangen hat?"

„Unbedingt," erklärten die drei Anderen einstimmig.

„Nicht minder," fuhr Schember fort, „steht es fest, daß unser hochverehrter Herr Justizamtmann es uns freundlichst verdanken würde, wenn wir es so weit brächten, daß der verstockte Inkulpat ein wenig gefügiger würde?"

„Natürlich, natürlich!" riefen die Drei abermals einstimmig.

„Nun gut," nickte Schember, „so will ich euch einen Vorschlag machen, der uns hoffentlich zum Ziele führen wird. Ihr wißt, ich habe früher Einiges durchgemacht und der Abenteuer die schwere Menge erlebt. So zog ich auch fast ein ganzes Jahr lang mit einer Schauspielerbande herum, und wie wir des Kriegs wegen keine Zuhörer mehr bekamen, machte sich der Direktor mit der Kasse davon, indem er nur mich allein mit sich nahm. Er brauchte mich nämlich zu dem neuen Handwerk, das er ergriff."

„Und was war das für ein Handwerk?" fragte der andere Landreiter.

„Schatzgraben," sprach Schember, ohne eine Miene zu verziehen, „und ich sag' Dir, wir verdienten damit viel Geld."

„Ihr habt Schätze gefunden?" rief sein Kollege, die Augen weit aufreißend.

„Nein, das nicht," meinte Schember pfiffig lächelnd, „aber mein Direktor hat da und dort, besonders in abgelegenen Waldorten, Einen ausgeklügelt, den er glauben machte, daß an dieser oder jener Stelle ein Schatz verborgen sei, und für das Heben des Schatzes ließ er sich natürlich gut bezahlen. Bei dieser Prozedur nun spielte immer der Teufel eine Hauptrolle, und Derjenige, der den Teufel vorzustellen hatte, war regelmäßig ich."

„Du?" sagte sein Kollege, indem er schnell etwas von ihm wegrückte.

„Ja, ich," lachte Schember, „und da machte ich die Bemerkung, daß die Leute, die beim Schatzheben betheiligt waren, sammt und sonders vor Schreck außer sich kamen, wenn ich als Satanas erschien. Ja, ich sag' euch, sie zitterten und bebten förmlich, denn sie meinten nicht anders, als daß ich sie mit mir zur Hölle hinabreißen werde."

„Glaub's wohl," nickte der Amtsdiener Engelhard; „aber Dein Vorschlag? Ich hab' zwar so eine halbe Ahnung, aber Du mußt Dich doch etwas näher erklären."

„Nun," meinte der Landreiter, „die Sache ist sehr einfach. Ich spekulire auf den Aberglauben des Jakob Gräbe, welchen dieser mit allen Hainaern theilt, und ich denke keine Fehlspekulation zu machen. Nicht wahr, der Herr Justizamtmann," fuhr er dann fort, „fährt alle Samstag Abend nach Kassel, um am Sonntag Abend zurückzukehren? Gut, so sind wir ganz ungestört, denn es wohnt ja sonst Niemand im Amthaus. Sobald also der Amtmann fort ist, holen wir aus dem Garten einige der steinernen Kugeln herauf, mit welchen die Gartenbeete eingefaßt sind, und bringen sie leise in den Gang, auf den das Gefängniß des Gräbe ausmündet. Ebendahin schaffen wir auch die schweren Ketten, die in der Remise hängen, und dann tragen wir noch das große Ofenblech vom Verhörzimmer hinunter, sowie den schweren Hammer, welchen der Windus im Besitz hat. Endlich häufen wir einige Bund Stroh ganz locker neben der Thür des Gräbe'schen Gefängnisses auf und ich selbst schleppe meinen Teufelsapparat herbei, den Pferdefuß, den langen Schweif, die Bockshörner und das zottige Fell über Kopf und Brust."

Die drei Männer, zu denen der Landreiter Schember sprach, waren ganz Auge und Ohr, und als er hier eine kleine Pause machte, um sich durch einen tiefen Schluck zu stärken, athmeten sie schwer auf. „Weiter, weiter," drängte dann der Amtsdiener Engelhard.

„Der Jakob Gräbe," fuhr Schember fort, „wird bis zum Samstag, wenn man ihm bis dahin nur Wasser und Brod reicht und ihm zugleich Feuerung und Licht entzieht, tief herabgestimmt sein, und um so furchtbarer muß er ergriffen werden, wenn wir nun die ganze Hölle gegen ihn loslassen. In der Nacht also, wenn ringsum die tiefste Stille herrscht, fangen wir an, die steinernen Kugeln in dem Gang auf und ab zu rollen, und das gibt schon einen Ton wie von tausend Donnerwettern. Dazuhin rasseln wir mit den Ketten, daß es durch Mark und Bein geht, und schlagen zugleich auf das Ofenblech. Schon dieser Höllenlärm bringt den Gräbe ganz sicher in einen Todesschweiß, und wenn er dann vor Entsetzen ganz außer sich ist, führe ich drei furchtbare Schläge mit dem Hammer gegen seine Thür, die natürlich der Windus vorher leise aufgeschlossen hat. In Folge dessen springt die Thür auf und sofort werfe ich ein brennendes Licht in das aufgeschichtete Stroh. Das gibt im Moment eine Höllenflamme, und grell beleuchtet von dieser Flamme stehe ich unter der offenen Thür, ich, der Satanas mit den Hörnern, dem Schweif, dem Pferdefuß und dem zottigen Fell; zugleich rufe ich mit tiefer Grabesstimme, so wie jetzt: ‚Jakob Gräbe, in acht Tagen hol' ich Dich, wenn Du kein Bekenntniß ablegst!' Ich sag' euch, das raubt ihm den letzten Rest seines Verstandes, und er wird nachher Alles beichten, was man von ihm gebeichtet haben will."

Eine tiefe Stille trat ein, als der Landreiter Schember

mit seinem Vorschlag zu Ende war, und man hörte eine Zeitlang nichts, als die tiefen Athemzüge der vier Männer. Doch endlich raffte sich der Amtsdiener Engelhard zusammen und reichte dem Schember über den Tisch hinüber die Hand. „Du bist ein Teufelskerl,“ flüsterte er ihm zu, „und nur Dein Gehirn vermochte so etwas zu erfinden.“

Noch eine gute Stunde saßen die Viere bei einander und besprachen den Plan, der in der nächsten Samstagnacht in's Werk gesetzt werden sollte, und als sie sich endlich trennten, gaben sie einander das Wort, unter keinen Umständen je etwas davon gegen die übrige Welt verlautbaren zu wollen. „Es könnte sonst scheinen,“ meinte der Amtsdiener, „als ob wir dem Gefangenen in etwas ungewöhnlicher Weise zugesetzt hätten, was die Herren Juristen eine Pression nennen, und darauf ist eine schwere Strafe gesetzt.“

Der Samstag kam heran und mit großer Spannung sahen die vier Männer dem Abend entgegen, denn es war immerhin möglich, daß der Justizamtmann dießmal nicht nach Kassel fuhr, und dann mußte ihr Vorhaben verschoben werden. Allein er blieb seiner Gewohnheit getreu und reiste Abends fünf Uhr nach Kassel, zur großen Freude der vier Verbündeten, die nun sofort an die Vorbereitungen gingen, welche sie zu treffen hatten.

Elf Uhr schlug's und nirgends in ganz Spangenberg brannte mehr ein Licht. Alles schlief und die tiefste Stille herrschte, die nicht einmal von einem Nachtwächter unterbrochen wurde; ebenso still war es auch im Amthaus, und trotzdem in dessen hinterem Anbau die Gefängnisse lagen, konnte man es für gänzlich ausgestorben halten. Plötzlich ging in dem untern Gang des Gefängnißanbaus ein Höllenlärm los. Es rasselte, prasselte, dröhnte und donnerte, wie wenn tausend Teufel unterirdisch ihr Wesen trieben, und als Jakob Gräbe hiedurch erweckt wurde, schnellte er mit gleichen Füßen von seinem harten Lager auf. Mit jeder Minute steigerte sich das höllische Getöse und mit jeder Minute verdoppelte sich seine Angst. Kalter Schweiß perlte ihm von der Stirn und die Augen quollen ihm fast aus ihren Höhlen. So stand er, zitternd an allen Gliedern, mitten in seinem Gemach, als plötzlich drei furchtbare Schläge seine Gefängnißthür aufspringen machten und mitten in einer Feuerlohe der Teufel in Person erschien. „Jakob Gräbe, in acht Tagen hol' ich Dich, wenn Du kein Bekenntniß ablegst!“ brüllte der Teufel, und mit einem wahnsinnigen Aufschrei stürzte Jakob Gräbe wie ein gefällter Baum der Länge nach zu Boden.

Eine Weile nachher betraten die vier Männer vorsichtig sein Gefängniß. Er hörte und sah sie nicht, denn er lag in tiefer Ohnmacht, das Gesicht zur Erde gekehrt. Sie ließen ihn ruhig liegen und schlossen die Gefängnißthüre wieder. Dann entfernten sie Alles, wessen sie sich zu dem Spuke bedient hatten, die Kugeln, die Ketten, das Ofenblech und den Hammer, und erst wie sie auch noch die wenige Asche des verbrannten Strohs bis auf die letzte Spur beseitigt hatten, verließen sie die Gefängnißräume.

„Das Mittel war probat,“ flüsterten sie einander zu, ehe sie sich trennten.

Am folgenden Morgen betrat der Schließer Windus schon sehr frühe das Gefängniß des Jakob Gräbe, um ihm wieder Wasser und Brod zu bringen. Dieser lag nicht mehr am Boden, sondern saß auf seiner Pritsche, den Kopf in beide Hände begraben.

„Guten Morgen, Gräbe,“ sagte der Schließer, welcher sonst keineswegs die Gewohnheit hatte, den Gefangenen zu grüßen. Dieser aber gab keine Antwort und blieb fortwährend in der gleichen Stellung.

Zwei Stunden später kam der Schließer wieder, dießmal begleitet von dem Amtsdiener, und Beide sahen durch das kleine Schiebfensterchen, welches man an der Gefängnißthür angebracht hatte, um den Gefangenen heimlich beobachten zu können. Derselbe saß nicht mehr auf der Pritsche, sondern ging, den Kopf zu Boden gesenkt, mit unsicheren Tritten in seinem schmalen Raum auf und nieder. Er murmelte leise vor sich hin, aber man konnte kein Wort verstehen. Von seinem Brod hatte er nichts gegessen und auch der Wasserkrug schien unberührt.



Bilder aus Indien. **Ein Diner beim Radschah von Myhere.** (S. 303.)

Zur Mittagszeit fanden sich der Amtsdiener und sein Gehülfe abermals am Schiebfensterchen ein. Der Gefangene ging immer noch auf und nieder und sein Brod war unberührt. Ganz ebenso fanden sie es, als sie Nachmittags wieder nachsahen, und selbst am Spätabend noch hörte der Gefangene nicht auf, in seiner Zelle hin und her zu gehen.

Am Montag in der Früh, wie kaum der Tag graute, stellte sich der Schließer schon wieder ein, um den Wasserkrug frisch zu füllen und ein neues Brod hinzulegen. Dießmal stand der Gefangene mitten in seiner Zelle und hielt die Augen auf die Gefängnißthüre gerichtet.

„Es ist gut, daß Sie kommen,“ sagte derselbe ruhig und kalt zu dem Eintretenden. „Melden Sie mich augenblicklich in's Verhör; ich will meine Schuld bekennen.“

Fast hätte der Schließer einen Schrei ausgestoßen, so freudig fühlte er sich überrascht; er wußte sich aber doch zu bezwingen. „Der Herr Justizamtmann,“ erwiederte er, „ist eben erst aufgestanden, allein ich glaube, daß er Sie doch sogleich vernehmen wird.“

Er nahm sich kaum Zeit, den Gefangenen wieder einzuschließen, und rannte die Treppe hinauf, als wären seine Füße geflügelt.

„Er ist mürbe und will beichten,“ schrie er dem Amtsdiener Engelhard entgegen, der ihm in die Hände lief, und fast mit denselben Worten benachrichtigte er auch den Justizamtmann Koch von dem hochwichtigen Ereigniß.

„Endlich, endlich,“ sagte der Justizamtmann, und seine Brust hob sich, als wäre sie von einem schweren Druck befreit. „Engelhard,“ befahl er dann dem eben eintretenden Amtsdiener, „holen Sie sogleich den Herrn Aktuar, und Sie, Windus, führen Sie den Gefangenen vor.“

Zehn Minuten später stand Jakob Gräbe wieder einmal vor dem Untersuchungsrichter; aber wie sah er jetzt aus! Sein Körper glich nicht mehr dem eines lebenden Menschen, sondern dem eines wandelnden Skelets, und die Augen saßen so tief in ihren Höhlen wie bei einem Todtenkopfe. So entsetzlich war er durch Hunger und Entbehrungen, sowie durch Mißhandlungen und Jammer aller Art herabgekommen!

(Fortsetzung folgt.)

Blücher's Briefe.

Ein naher Verwandter der Familie Blücher, Generallieutenant von Colomb, hat jüngst eine Anzahl Briefe des weltberühmten Marschall Vorwärts herausgegeben (Stuttgart, Cotta), welche diese eisenkräftige Heldengestalt als einen der gemüthvollsten, bravsten, als einen seelenguten Mann kennzeichnen. Diese Briefe sind zum größten Theil an Blücher's zweite Frau, Katharina Amalia (geb. von Colomb) *), gerichtet. Blücher war dreiundfünfzig Jahre alt, als er 1795 das dreiundzwanzigjährige blühende und liebliche Mädchen heirathete und lebte in glücklichster Ehe mit dieser sanften, liebenswürdigen Frau. Diese Briefe, aus den Jahren 1813—1819 stammend, meist mitten im Wirrwarr des Krieges geschrieben, sind so originell nach Inhalt und Form, sie muthen so menschlich an, sind so liebenswürdig und herzlich, daß sie neben dem berühmten Rauch'schen Denkmal in Berlin, das den Feldmarschall darstellt, ein Denkmal Blücher's als Mensch, Gatte, Familienvater, Bürger, Unterthan seines Königs und Freund seiner

*) Jüngste Tochter des Chefs und Präsidenten der ostfriesischen Kammer.

Soldaten bilden, welches Blücher unwissentlich sich hiedurch selbst errichtet. Wir wollen hier einige der charakteristischsten Briefe in der naturwüchsigen Schreibweise des Marschall Vorwärts mit einigen Worten zur Skizzirung der historischen Situation folgen lassen.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt 1806 lebte Blücher, durch Kummer und Krankheit niedergebeugt, in tiefster Verstimmung, bis er 1809, wieder völlig hergestellt und neuen Muth fassend, dem König seine Dienste zur Bekämpfung seines Erbfeindes Napoleon wieder anträgt. Trotz vieler Gegner, die Blücher dem König als alten, kranken, rücksichtslosen Mann darzustellen versuchten, bewahrte ihm Friedrich Wilhelm III. seine Gunst und sein Vertrauen, und als 1813 der Krieg gegen den Unterdrücker Deutschlands begann, erhielt Blücher das Kommando der schlesischen Armee. Von Breslau aus, wo Blücher in den letzten Jahren gezwungen unthätig gelebt hatte, begab er sich jetzt zur Armee, deren Siegeslauf auch die von uns hier angeführten Briefe wiederspiegeln.

Jauer den 25. August 1813.

Daß Blatt hat sich wider gewendet der Kaiser Napoleon hat mit seiner gantzen macht mich 3 tage an gegriffen und alles versucht mich zur Schlacht zu bringen ich habe alle seine Projecte glücklich vereittellt gestern abend ist er umgekehrt ich vollge ihm sogleich und hoffe daß nun Schlesien gerettet ist, Berlin habe ich Sicher gestellt in dehm ich den Kaißer von Frankreich hier her gezogen und 7 tage uf gehallten, wodurch die große armeh durch Boehmen in Saxen eingedrungen. Der kronprintz von Schweden ist von Berlin ab marchirt um gleich falls in Saxen ein zu dringen. Beide großen armeen gehen den Feind im rücken während ich ihm nun auf den Fuß nachgehe und angreiffe wo ich ihm finde.

in Berlin segnet man uns.

ich bin gesund und sehr vergnügt daß ich dem großen man eine naße angedreht habe, er soll wüttendt sein, daß er mich nicht zur Schlacht hat bringen können, es hat uf beide Theile Menschen gekostet. Der Feind hat 3 mahl so vihl wie wir verlohren, wir haben bereitz 1500 man gefangen gemacht der Feind von uns nicht hundert, der kleine guhte Wullwen*) den du auß Pyrmont kenst, ist 2 mahl geschossen, doch ist Hoffnung, daß er gerettet wird.

küsse Fritze und amalie auch die Girods wenn sie da ist adio.

Blücher.

*) von Wulffen, Major des brandenburgischen Ulanenregiments, wahrscheinlich im Gefecht bei Deutmannsdorf blessirt.

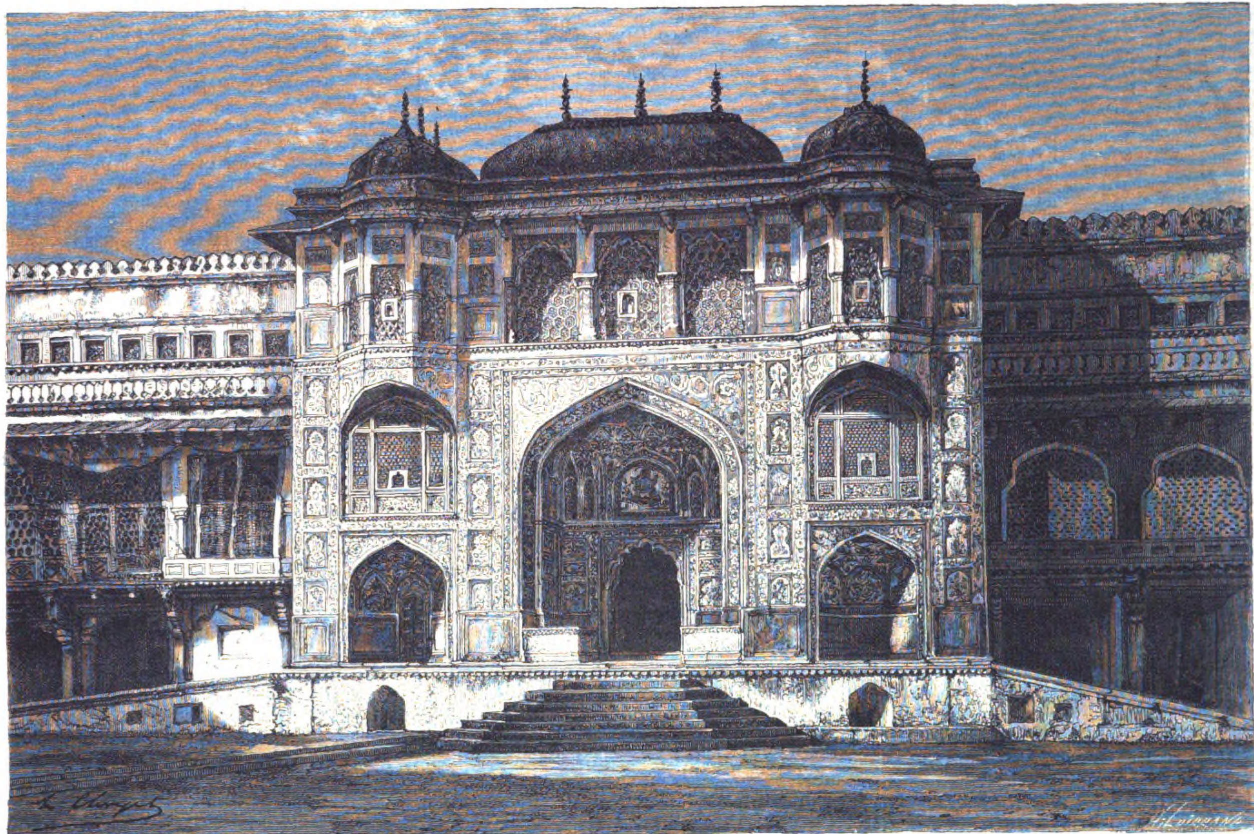
Hernhuht d 15. September 1813.

Dein Briff vom 6ten habe ich erhalten und ersehe darauß daß ihr gesund seied, aber meine gute mahle du bist verstimmt und mißvergnügt, daß macht mich kummer, weg mit die grillen, es wird alles guht werden der Himell zeigt sich uns so heitter ...., noch heute marchire ich nach Bautzen und in wenigen tagen vor Dresden oder ich gehe über die Elbe zwischen Torgau und Dressen.

Hier in Hernhut bin ich 3 tage nie in meinen leben habe ich besser quartier gehabt ach es sind vortrefflige leute die hernhuter, sie haben mich uf henden getragen und vergossen trähnen da ich sie verlasse auch ich und meine gantze umgebung mögten weinen mein Goltz (Adjutant Blücher's), Katzler*) und Frantz (Sohn Blücher's) haben den Georgen Orden vom Russischen Kaiser erhalten. Daß der könig mich das großkreutz des Eissernen gegeben habe ich dich schon geschrieben von Peter und Frantz weiß ich nuhr daß sie gesund sindt.

Schicke deinen Briff nur an General von Raumer lebe wohl und sei vergnügt, es wird alles guht werden Napoleon ist in

*) Oberst von Katzeler, Kommandeur des westpreußischen Ulanenregiments, der berühmte Führer der Avantgarde des York'schen Korps.



Bilder aus Indien. **Das Thor von Sowäe im Palast von Amber.** (S. 303.)

die Tinte, meine gantze umgebung Empfiehlt sich, der Kaiser von Rußland überhäuft mich mit gnade.

küsse Fritze (Friederike, Blücher's Tochter aus erster Ehe) und amalie und die Girodz (Verwandte der Frau Blücher's) und ihr kindt

Blücher.

Bautzen den 20. September 1813.

noch stehe ich hir vor Dreßten hoffe aber daß der Feind ballde von genanntem Ohrt zurückweichen wird, der bestendige Regen erschwehrt uns alles, sonst wehren wihr schon weitter, leider erhallte ich gestern die nachricht von der großen armeh daß mein guter Frantz abermahls Bleßirt und gefangen ist, seine Blessur soll nicht gefehrlich sein und in ein hib im kobff bestehn, der Kaiser von Rußland hat sogleich ein Trompeter zum Feinde geschickt und nach ihm fragen lassen, Napoleon hat Frantz zu sich bringen lassen, mit ihm sehr ahrtig gesprochen, ihm auch ein Arzst geschickt, er wird übrigens sehr gut gehalten ich hoffe ihm ballde außgewechselt zu sehen er ist vermuthlich in Dreßten, der Kaißer von Rußland hatte Frantz, Katzler und mein Goltz kurtz vor her den Georgen Orden gegeben der armeh Frantz hat unglück, aber seine Hitze ist zu groß.

Der könig hat mich daß großkreutz des eissernen Orden gegeben, aber zu mein und aller Menschen verwunderung bringt mich vorgestern der Fürst auersberg daß Commandeurkreuz des maria Theresien Ordens vom Oesterreichischen Kaißer, ich weiß wahrlich nicht mehr, wo hin ich alle kreutzer und Ordens hengen soll.

Du erhellst die beiden briwe in abschrift, von deinen Bruder weiß ich nichts weitter als daß er gesund ist, waß mich bekümmert, ist daß ich keine Brive von euch habe, wegen Frantz dürft ihr euch keine sorgen machen, ich erhallte soeben durch Generall Knesebeck daß er nur leicht Bleßirt ist und sehr guht gehalten wird, daß wird den auch wohl ferner geschehen, da ich so ville Generalle gefangen habe und alles vergellten könnte, Schreibe mich wenn ihr nach Breslau geht .... küsse fritze und daß kind, und Schreibt in ballde, immer derselbe

Blücher.

meine umgebung empfiehlt sich.

Napoleon war gegen Süden nach Leipzig zu gerückt und hatte seine ganze Macht dort versammelt. Die alliirten Heere aber von Norden und Süden sich zusammenziehend, schlossen Napoleon ein und es kam nun zu der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leipzig.

Der folgende Brief ist nach dem dreitägigen, blutigen Kampf geschrieben.

Lützen den 20. October 1813.

liebes malchen

gestern konnte ich nicht Schreiben ich wahr zu müde, aber mein Freund Gneisenau hat an dich geschrieben und gesagt daß ich gesund bin. Den 16ten habe ich dem Feind vor Leipzig bei dem Dorff Möckern wieder eine Schlacht geliefert, 4000 gefangene gemagt, 45 Canonen ein ahdler und verschiedene Fahnen erobert, den 18. warff ich den Feind in Leipzig hinein, und nahm 4 Canonen, den 19 u. 20 (18. und 19.) ist die größte Schlacht geliffert die ni uf der erde stadt gefunden hat 600000 man kempfften mit einander, um 2 uhr nachmittag nahm ich Leipzig mit Stuhrm, der König von Saxen und ville generalls der Franzosen wurden gefangen der Pollnische Fürst Poniatowski Ertrank. 170 Canonen wurden erobert und gegen 40000 man sind gefangen. Napoleon hat sich gerettet, aber er ist noch nicht durch diesen Augenblick bringt meine Cavallerie wider 2000 gefangene, die ganze Feindlige armee ist verlohren, der Kaiser von Rußland hat mich in Leipzig uf öffentlichen margt geküßt und den befreier Deutschlands genannt, auch der Kaiser von Oestreich überhäufte mich mit lob und mein könig dankte mich mit tränen in den augen, da mich der Kaiser kein orden mehr geben kann so erhallte ich von ihm ein goldenen Degen mit Brillanten besetzt, den man ein großen wehr gibt.

in diesem augenblick bin ich nuhr 10 Meilen von Fritze, und da nun alles wider frei ist, so kannst du mit Fritze corespondiren und ihr könnt euch aufhalten wo ihr woldt ich schlage euch Leipzig vor es ist ein angenehmer Ohrt, und da ich Leipzig welches man in Brand schissen wollte dadurch gerettet daß ich verboht keine Granaten hinein zu werffen, so wird man euch uf Henden tragen. Schreib mich dein Entschluß, guht quartier will ich dich dan besorgen, ich gehe mit meine armeh durch tühringen nach westphahlen und meine Truppen sollen ballde in münster sein gott mit dich lebenslang dein

Blücher.

Als Blücher diesen Brief schrieb, ahnte er freilich nicht, welch' ein Elend durch den unerhörten Zusammenfluß von Verwundeten jetzt in Leipzig eintreten würde. Der folgende Brief erklärt sich selbst.

Weißenfels den 25. Oktober 1813.

liebes kind

Ich kann dich führ dieses mahll nichts besonderes schreiben, als daß wihr Sigreich Fort gehen, und ich hoffe höchstens 12 tage, so wird die große armeh in Frankfuhrt am Meyn sein, ich werde wahrscheinlig meinen marsch nach Cassel nehmen und so über Paderborn nach Münster hast du am letztern ohrt etwas zu bestellen, so trage es mich auf. Frantz glaub ich ist noch als gefangener in Dressen, letzter ohrt wird wahrscheinlich ballde übergehn und dann krigen wir ihm wider, gott wolle daß er nuhr gesund werde, zum Soldaten wird er Schwerlich mehr tauglich werden, dein bruder hat vortreffliche Sachen gemagt und er wird gewiß vom könig besonders avansirt und belohnt werden, diesen augenblick ist er im Rücken des Flihenden Feindes auß den einlagen wirst du daß mehrere ersehen, als Frau Feldmarschallin mußt du nun anstendig leben und sey nur nicht geizig und laß dich was abgehen ich kriege nun doch ein ansehnlich Gehalt, aber wir haben leider in 2 Monate kein gehald gekrigt weil von Berlin nichts zu uns kommen konnte. Schreib mich in ballde, ich habe 4 Schöne Schimmel vor dich, auch 2 maull Esell wenn ich sie nuhr zu dich hin krigen könte. meine gantze umgebung ist gesund und Empfiehlt sich, grüße Hein auch Stößell (Freunde der Familie). immer dein bester Freund

Blücher.

mit die ordens weiß ich mich nun kein Raht mehr ich bin wie ein allt kuttsch Pferd behangen, aber der gedanke lohnt mich über alles daß ich derjenige wahr der den übermüttigen tihrannen demütigte.

B.

Paris den 22. April 1814.

HErtzens liebe Frau.

Ich bin dem Himell sei dank so weit wider her gestellt, daß ich reisen kann, und wahr im begriff von hir ab zu gehen, erhalte aber unvermuht eine dringende einladung von dem Printz Regenten von Englandt zu ihm nach London zu kommen, ich habe dem könig den briff vorgelegt und er glaubt ich könnte es nicht ablehnen in 8 tage gehe ich von hier nach London, wo ich in 3 tage sein kann, verweillen werde ich da nicht und über amsterdam Münster und Hannover nach Berlin gehen wo ich dich zu finden hoffe, Lestock schreibt mich du hättest dich schon selbst ein quartir besorgt, sonst würde er gerne eins verschafft haben, ich fürchte nuhr, daß die wohnung zu klein sein wird, wenn ich komme und ich kann mit allem Recht ein freies quartir da fordern, in dessen tuht das nichts .... ich werde Fritze mit ihren man nach Berlin einladen auch Gebhard mit seine Frau soll kommen.

Dein Bruder ist iezt hir und begleittet mich nach England und so auch Nostitz, Frantz ist noch hir und Empfiehlt sich er geht auch auf uhrlaub ins bad und wird nach Berlin kommen, seine jungens denke ich zu sehn, ich darff meiner augen wegen noch nicht vill schreiben, also sage ich dich nur daß ich mich hErtzlich freue dich wieder zu sehen und ans hErtz zu drücken lebenslang dein dich hErtzlich liebender

Blücher.

London den 6. Juni 1814.

liebes malchen.

gestern bin ich in Engeland gelandet, aber ich begreiffe nicht, daß ich noch lebe, daß Volk hat mich beynahe zerrissen, man hat mich die Pferde außgespannt, und mich getragen, so bin ich nach london gekommen, wieder meinen willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht, von ihm den Regenten bin ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann, er hink mich am dunkelblauen bande sein Portrait, waß sehr Reich mit Brillianten besetzt wahr um den Halß und sagte glauben sie daß sie keinen treuern Freund uf Erden haben, wie mich, ich logire bei ihm.

nun muß ich dich bekannt machen, daß trotz allen widerstreben mich der könig den morgen wie wihr nach Engeland gingen zum Fürsten ernannte, mit dem nahmen Fürst Blücher von der Wahlstadt, meine Söhne sind graffen Blücher von Wahlstadt, daß Fürstentuhm erhallte ich in Schlesien, allwo ein kloster war, daß Wahlstadt heißt, nach meinem tode erhelst du uf lebenszeit eine Pension daß du als Fürstin leben kanst, daß ist nun alles waß ich dich iezt da ein Courir abgeht, Schreiben kann, waß hir nun weiter mit mich vorgeht, das sollst du mit dem negsten Courir erfahren.

Tuhe mich die libe und Schreib an Fritze und Gebhard, Frantz ist entweder in Berlin bei dich oder in Zihten, mach auch ihm da mit bekant, hast du noch von unsere Sachen waß in Schlesien, so laß es da, den den Somer werden wir doch da leben, die vorsehung tuht vihll vor mich und ich genißе im voraus die Freude euch alle die mich lib und wehrt sind in glückliger verfassung nach meinen leben zu wissen. Dein Bruder ist bey mich und grüßt, er ist Zeuge von allen dehm, waß mit mich vorgeht, daß volk trägt mich uf henden, ich darff mich nicht sehen lassen, so machen sie ein geschrey und sind gleich 10,000 zusammen, in mondirung darff ich gahr nicht erscheinen, nun lebe wohl ich kan nicht mehr Schreiben, den ich bin völlig betäubt, unter 10 tage kan ich hier nicht loß und dan gehe ich nach Holland und will so ballde möglich zu dich, lebenslang dein dich HErtzlich liebender

Blücher.

Rheinfrauen Geisterbann

oder

Die Reise nach Köln.

Von

Hermann Jahn.

(Fortsetzung.)

5. Märchen am Rhein.

„Schaut hin, seht die Ruine dorten,"
Der Wirth hebt so zu sprechen an,
„Gar böse Märe knüpft sich dran.
Wo jetzt nur graue Trümmer ragen,
Stand in längst hingeschwundnen Tagen
Ein trotzig Schloß mit Mauerschirmen
Und stolz bewacht von hohen Thürmen.
Es war ein rechtes Luginsland.
Tapfre Ritter mit Eisenhand
Trieben allda ihr raubend Werk,
Uebten am Schwächern ihre Stärk'
Und hielten mit ihren Stückgeschossen
Den engen Weg des Stroms geschlossen.
Darüber stockte Handel und Wandel
Und drohend wie ein schwarzer Mantel
War Elend über's Land verhängt.
Der Burgherr raubte, mord't und sengt,
Niemand wagt sich mehr auf die Straßen,
Aus Furcht, er müßt' sein Leben lassen.
Laut tönte Klag' und Jammerschrei'n
Weit in das offne Land hinein.
So konnte es nicht länger gehen.
Den Pfalzgraf, dem mit lautem Flehen
Man Tag und Nacht vor Ohren lag,
Rührt endlich solches Ungemach.
Er dräut den Rittern blut'ge Fehd',
Zusammen er seine Mannen lädt
Und rüstet sich zum blut'gen Tanz.
Der Burgherr hinter fester Schanz'
Lacht drob und schickt mit Spott davon
Des Pfalzgrafs Boten voller Hohn.
Ja, unternimmt noch keck genug
Gegen die Pfalz hin einen Zug.

„Nun muß ich füglich schalten ein:
Der Pfalzgraf hatt' ein Töchterlein,
Eine Prinzessin zart und fein,
Gar hold und züchtig aufgewachsen;
Um diese minnt ein Herr von Sachsen,
Und mancher Held vom Rhein und Main;
Die sucht' bei frommem Werk Gewinnst,
Uebt sich im Samariterdienst,
War Schirm und Trost von allen Armen
Und hatt' mit jedem Leid Erbarmen.
Des Grafen Herzblut hing an ihr
Und war des ganzen Landes Zier.

„Die Jungfrau einst, mit ihren Frauen
Sich zu ergehen in der lauen,
Balsam'schen Luft, hatt' sich gewandt
Nicht weit vom Palast an den Strand.
Spielte und haschte mit ihren Dirnen
Und weithin flogen von den Stirnen
Die losen Zöpfe von lichtem Haar.
Wie Solches müd' die Fürstin war,
Nach lauschigem Plätzchen sie um sich thaten,
In frischer Flut den Leib zu baden,
Dazu sie aber doch nicht kamen;
Im Busche plötzlich sie vernahmen
Rossehuf- und Panzerklang.
Wie wurd's den armen Dirnen bang!
Alsbald mit flatternden Gewanden
In wirrer Flucht dahin sie rannten.
Aber vermummte Gestalten setzen
Hinter sie drein mit tollem Hetzen.
Ein schwarzer Ritter auf schwarzem Hengst
Ergreift die Fürstin, weithin längst
Hatte der Räuber die Beute getragen,
Ehe mit Schreien und lautem Klagen
Die Mägde mit zitternden Knieen
Vor'm Grafen die Botschaft schrieen.
Der schnell zu Roß, die Mannen all'
Stieben dahin mit Racheschall,
Doch vor den Mauern droben
Vergebens war ihr Toben.
Mit Wuth und Schmerz der Pfalzgraf sandt'
Sendboten durch das ganze Land.
All' Mannen kommen angerückt,
Manch' stolze Faust das Schwert nun zückt,
Das Felsennest mit engem Band
Umzingelt wird und dann berannt.
Auffordert man den Räuber nun,
Geraubtes Gut heraus zu thun;
Man wollt' ihm noch das Leben schenken,
Wo nicht, so würde man ihn henken.
Doch hiedurch wird nur Jener keck,
Sich sicher dünkend im Versteck;
Meint, hiezu wär's noch immer Zeit.

Voll grausen Jammers ringt die Maid
Derweilen ihre weißen Hände,
Fleht Gott, daß er ihr Rettung sende.
Muthig wehrt sie der Ritter Gebahren
Und harret aus in den Gefahren.
Nun wüthet Krieg und rings umher
Durchbohret manche Brust der Speer,
Mit starken Geschossen und aller Stärke
Stürmte man die Festungswerke.
Bald klafft die Bresche; steil hinauf
Stürmt und stürzt der Kriegerhauf'.
Jetzt wird's in seinem Baue heiß
Dem Räuber; doch kein Ende weiß
Er seiner Bosheit; in die Kammer
Eilt er, wohin in ihrem Jammer
Er die Gefangene gebracht.
Er flucht zu aller Teufel Nacht
Und zückt das Schwert zum Todesstoß;
Doch sie: ‚Herr Gott im Himmel groß,
Hilf deiner Magd!' So ruft sie aus,
Reißt stark sich los und flieht hinaus
Zur Treppe, eilt zum Thurm hinauf
Und hinter ihr der Mörderhauf.
Den Tod dahinter, vorn den Tod,
Der thurmhoch ihr entgegendroht;
Zum Himmel ihre Augen stiegen,
Dann sieht man goldne Locken fliegen,
Ein Schreckensschrei zum Herzen gellt
Und unten liegt ihr Leib zerschellt.
Und vor des Pfalzgrafs Vaterfüßen
Die Locken roth im Blute fließen."

Der Wirth, vom ungewohnten Schwätzen
Erschöpft, das Glas will eben setzen
An seinen Mund, als er erschreckt
Die Tochter hinter sich entdeckt,
Der todtenbleich, mit Angstesmienen,
Die Kräfte zu versagen schienen.
Er starrt sie an, doch schon auch springt
Der Doktor auf, fängt, eh' sie sinkt,
In seinem Arm die süße Last;
Doch auch schon wieder war gefaßt
Die Maid und mit verschämten Blicken
Macht sie des Doktors Herz entzücken.
Zum Blumenbeete eilt er flugs,
Wo Salbei und Melisse wuchs;
In seinen Fingern er zerdrückt
Das würzig' Kräutlein und erquickt
Damit der Jungfrau Lebensluft.
So schnell wirkt dieser starke Duft,
Daß sie der Wangen Purpurwell'
In ihren Händen birget schnell.
Verwundert schaut der Wirth dazwischen,
Weiß nicht, wie er das Ding soll mischen,
Ob des Gesellen heilsam Treiben
Ihm Mund und Nasen offen bleiben.

Sein Töchterlein mit Schmeichelrede
Indeß zum lieben Papa flehte:
Er solle doch nicht böse sein
Und ihr die Kinderei verzeihn;
Nur allzu sehr erschrocken wäre
Sie über seine grause Märe.
„Weißt nicht, daß an dem Schreckensort,
Oben an den Ruinen dort,
Mein Lieblingsplätzchen stets gewesen?"
Nun wird dem Vater klar ihr Wesen.
Brummt in den Bart und spricht: „Nu, nu,
Hätt' ich geahnt, dumm' Ding, daß du
Hier 'rum horchst, hätt' ich's nicht erzählt,
Hab's immer dir mit Fleiß verhehlt."
Schickt sie in's Haus und heißt sie sorgen
Und schlafen für den andern Morgen,

Und steckt nach solchem Schreck die Nas',
Um sich zu stärken, in das Glas,
Und schaut dabei den Doktorsmann
So ganz verstohlner Weise an;
Sich zu den Burschen dann gewendet,
Er also die Geschichte endet:
„Ja, ja, wo ihr vom Mond beschienen,
Da droben schauet die Ruinen,
Wo Mord und Todschlag sonst gehaust,
Wo Schwert und Speer die Luft durchsaust,
Wo blutigroth die Flammen sprühten,
Da herrscht jetzt stiller Gottesfrieden,
Wo nieder Knapp' und Ritter sanken,
Gedeih'n jetzt edler Reben Ranken.
Das Weingut dort am Felsenhang
Hab' ich in saurem Schaffensdrang
Erworben mir in den Besitz.
Fürwahr ein freier Rittersitz,
Dort wächst ein guter, edler Wein.
Doch schalt' ich noch die Kunde ein:
Nachdem die Burg man hat berannt,
Zu Staub und Asche sie verbrannt,
Hat sich hernach allda begeben,
Daß man sah um die Trümmer schweben
Den Geist von einer weißen Frau;
Auch jetzt noch zeigt sich's oft genau:
Wenn Nachts die Geisterstunde schlägt,
Sich das Gespenst dort oben regt,
Muß irren bis zum jüngsten Tage,
So meldet eine alte Sage,
Und nur wenn ihre Geisterwangen
Ein Jüngling küßte und umfangen
Sie wird mit Muth und Lieb' dazu,
Genießet sie die sel'ge Ruh'.

„Doch jetzo, ihr vier Handwerksbrüder,
Scheint's hohe Zeit, man legt sich nieder."
Doch Jene quälte noch kein Schlaf,
Wer weiß, wenn es sich wieder traf,
Daß man am alten Vater Rhein
Zusammensitzt im Mondenschein.
Zusammen sie die Köpfe neigen
Und machen Gesten sich und Zeichen.
Zum Wirthe, der sich schon gewandt,
Kommt der Provisor nachgerannt
Und mit treuherzigem Gesicht
Bescheidentlich er zu ihm spricht:
Sagt, wie so schön es heute wär',
Wie sie zum Dank verpflichtet sehr
Ihm seien wegen seiner Güte;
Wie sie so wenig wären müde,
Sie möchten sich noch was ergehen,
Um sich das Oertchen anzusehen,
Sie möchten noch zum sagenreichen
Und nicht gar fernen Burgberg steigen,
Er möchte Nachsicht üben heut
Und ihnen gönnen diese Freud',
Weil morgen sie zu guten Zeiten
Zur Wandrung müßten weiter schreiten.
Er macht des Wirthes Herz bewegen;
Die Andern sich auch in's Mittel legen,
Scherzen und sagen, sie wollten vom bösen
Banne da droben den Geist erlösen.
Halb lachend läßt der Wirth sie gehen,
Scherzt auch, daß sie sich nicht umdrehen
Vom Spuk die Hälse sollten lassen,
Denn manchmal sei da nicht zu spaßen,
Und da sie einmal dahin gingen,
So möchten sie herunter bringen
Ein paar von seinen Trauben mit;
Beschreibt den Weg auch Schritt vor Schritt;
Zuletzt bedeutet er sie noch,
Daß bald zurück sie kehrten doch.
Nun geht er in das Haus hinein
Und unsre Viere sind allein.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Indien.

(Bilder S. 300, 301 und 304.)

Die Königin von England ist jetzt Kaiserin von Indien geworden und diese Annahme des Titels, welche in England nur als eine ziemlich unbedeutende Formalität behandelt wurde, ward in Indien mit märchenhafter Pracht und unerhörtem, echt indisch überladenem Pomp gefeiert. Der Vizekönig von Indien, Lord Lytton, ein Sohn des berühmten Romanschriftstellers Lytton Bulwer, mußte als Vertreter der Kaiserin all' diese Huldigungen über sich ergehen lassen, die Feuerreden und Feste, die Festessen und Tänze nahmen kein Ende, und während Tausende von Familien jubelten, weil gegen zwanzigtausend Gefangene aus Anlaß der Krönung entlassen wurden, kamen die Radschah, die indischen Fürsten, mit Gold und Edelsteinen bedeckt, umgeben von ebenso kostbar gekleidetem Hofstaat, zum Vizekönig und luden ihn, der eine Art Krönungsreise machte, um die Huldigungen für seine Gebieterin entgegenzunehmen, ein zu Festlichkeiten in ihren Palästen, wobei sie all' den glänzenden Luxus entfalteten, den ihr riesiger Reichthum ihnen gestattet. So sehen wir den Vizekönig ein Diner einnehmen beim Radschah von Myhere. Der Fürst hat die Großen seiner Hofhaltung um sich versammelt; sie stehen ehrerbietig als Diener hinter seinem Sessel. Der Vizekönig, in einfach bürgerlicher Kleidung, ist nur von einem seiner Beamten begleitet. Trotzdem es Nacht ist und Kühlung durch die offenen Hallen dringt, muß dem Europäer ein Diener Luft zufächeln.

Unsere zweite Illustration führt uns den märchenhaften Mittelbau des Palastes Amber im Thal Amber, dem König Ram Sing gehörig, vor Augen. Der Bau ist von feenhafter Pracht aus Marmor, die Kuppeln blau emaillirt mit Gold.

Die Illustration Seite 304 zeigt die zauberisch schöne, tropisch üppige Allee, aus Cypressen, Rosenbäumen, Magnolien, Orangenbäumen, Lotos und nach Vanille duftenden riesigen Rankengewächsen mit fußgroßen, leuchtend farbigen Blüten bestehend, die zum Tempel und Grabmal Tadj Mahal in Agra führt. Der Tempel ist eines der originellsten, wunderbarsten indischen Bauwerke, wie alle indischen Bauten ungeheuerlich in seinen Größenverhältnissen, auf das Feinste ausgeführt in der sinnverwirrenden Menge von Ornamenten, und zugleich eines der berühmtesten Heiligthümer des seltsamen indischen Reiches.

Der verhängnißvolle Schnurrbart.

Humoreske
von
Viktor Blüthgen.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die untergehende Septembersonne vergoldete die Gestalt des Herrn Magistratsassessors Fleck.

Vermuthlich konnte sie nicht anders, denn es ist nicht anzunehmen, daß sie dasselbe aus besonderer Laune oder etwa aus Achtung vor seiner obrigkeitlichen Würde gethan, geschweige denn, daß die Anmuth besagter Gestalt sie besonders gereizt haben sollte. Dieselbe erfreute sich nämlich auf der vordern wie hintern Seite je eines Auswuchses, und zwischen diesen beiden unnormalen Zugaben war der gewaltige, mit kurzgeschorenem Haar besetzte Kopf so tief eingesunken, daß die breite schwarze Halsbinde kaum noch einen Platz finden konnte. Auf ragender Nase saß eine Hornbrille, welche unverwandt in ein Journal voller abgebildeter Münzen starrte und nur selten und flüchtig sich dem Fenster und der Straße zuwandte; unter dieser Nase strebten die den Stacheln eines Kaktus nicht unähnlichen Bestandtheile eines dünnen Schnurrbarts nach verschiedenen Richtungen auseinander. Im Uebrigen entzog sich der Körper des Herrn Fleck vermöge eines darübergezogenen grauen Schlafrockes der nähern Beurtheilung, nur daß aus demselben am untern Ende ein Paar mächtiger gestickter Pantoffeln herausblickte, welches auf die Größe der darin verborgenen Füße einen Schluß ziehen ließ.

Der Herr Magistratsassessor Fleck war sehr vertieft in seine Lektüre, welche mit seiner amtlichen Stellung und dem Wohle der löblichen Stadt Zippel, — die nach den geographischen Handbüchern besonders aus dem Tabaks- und Zwiebelbau ihre Nahrung zieht, — nichts zu thun hatte, sondern durch seine Vorliebe für die Münzkunde im Allgemeinen und eine von ihm zärtlich gepflegte Münzsammlung im Besondern veranlaßt wurde. Er war so vertieft, daß er selbst das auffallende Gebahren seines anmuthigen Töchterchens Margaretha übersah, welche als einziger Sprößling aus einer glücklichen Ehe ihm von der seligen Frau Magistratsassessorin zur Pflege des Hauswesens zurückgelassen worden war.

Anstatt daß diese nämlich, wie sonst in abendlicher Dämmerstunde, den Platz am andern Fenster eingenommen und das apfelrunde, rosige Gesichtchen mit den kornblumenblauen Augen züchtig auf den klappernden Strickstrumpf geneigt hätte, trippelte sie heute mit merklicher Unruhe von Stube zu Stube, brachte der weißen Latzschürze durch Zupfen und Knittern erhebliche Beulen bei, troddelte ihre blonden Flechten auf und theilte, wenn sie den Aufenthaltsort ihres Vaters betrat, ihre ängstlich forschenden Blicke zwischen diesem und einem außerhalb des Fensters angebrachten Straßenspiegel, welcher in saftgrüner Umrahmung die auf und ab wandelnden Bewohner Zippels ihrem Auge darstellte.

Das Wohnzimmer machte heute einen ganz besonders feierlichen Eindruck. Es war Alles darin so sonntäglich sauber; nur wenige Stäubchen wagten es, in den einfallenden Sonnenstrahlen zu tanzen, welche goldigrothe Fenster auf Fußboden und Wand malten. Vorsichtig abgemessen tickte die alte Standuhr im Gehäuse, und die wurmstichigen Erbmöbel standen erwartungsvoll schweigend, als ob sie für heut Abend noch zu Zeugen eines außerordentlichen Ereignisses berufen wären.

Eben warf Herr Fleck einen Blick auf die Straße, erhob sich dann aber rasch und geräuschvoll und ging ein paar Minuten in der Stube auf und nieder, wobei sein Gesicht einen ziemlich verächtlichen Ausdruck annahm.

„Der Herr Superintendent grüßt herüber, Papa," sagte Margaretha.

„Schön; meinetwegen mag er sich den Hals verrenken," war die grimmige Antwort.

„Was hast Du eigentlich, daß Du so böse auf ihn bist?" fragte das Töchterchen. „So lange er hier ist, bist Du doch schon mit ihm entzweit."

„Nun, jetzt bist Du erwachsen," sprach Fleck nach einigem Nachdenken, „und wirst verstehen, was ich Dir sage. Man muß nie einem Menschen die schuldige Achtung versagen, und in jedem wohlgeordneten Gemeinwesen muß Alles seinen Rang und Ordnung haben. Erst der gestrenge Herr Bürgermeister, dann die hohe Geistlichkeit, dann ich, dann die anderen Herren Magistratsassessoren, hernach die Stadtverordneten und so weiter. Nun kommt dieser Herr mit seinem glattlakirten Gesicht und seiner Gans von Frau in unsere Stadt her und fängt an, wie sich's gehört, Besuche zu machen. Er geht zum Bürgermeister, er geht zur Geistlichkeit — gut. Ich sage zu Deiner seligen Mutter: ‚Ziehe das Schwarzseidene an, Ernestine, und hänge die Uhr vor, Superintendents kommen heute zu uns!' — Sie gehen zu Schenks, sie gehen zu Speidels, sie gehen sogar zu etlichen Stadtverordneten. Endlich kommen sie denn auch hieher, aber in fünf Minuten waren sie wieder fort, und ich will Dir nicht sagen wie. Der Fuchsschwänzer hat zwar oft versucht, wieder bei mir anzukommen, aber ich will lieber alle meine Münzen einschmelzen und mit Löffeln genießen, ehe ich ihm diesen Streich vergesse."

Margaretha schwieg.

„Aber er ist doch sonst beliebt in der Stadt!" wagte sie endlich einzuwenden.

„So? Ist er das? Ich, Dein Vater, sage Dir, er ist ein hochmüthiger Gimpel, und ich weiß, daß es Viele gibt, welche so vernünftig sind, das einzusehen, wenn sie auch nicht den Muth haben, es ihm in's Gesicht zu sagen."

Herr Fleck war eben im Begriff, seine Position am Fenster wieder einzunehmen, als auf der Haustreppe draußen das Scharren zweier Füße laut wurde. Margaretha blickte verstohlen durch die Scheiben, eine dunkle Glut lief über ihr Gesicht und wie der Blitz war sie im Nebenzimmer, dessen Thür sich hinter ihr schloß.

„Herein!" rief der Magistratsassessor auf ein bescheidenes Klopfen. Schon stieg der Gedanke in ihm auf, daß sein Gegner es wagen könnte, die feindliche Festung durch Ueberrumpelung nehmen zu wollen, und seine Augen richteten sich wie die runden Oeffnungen zweier geladener Vierundzwanzigpfünder auf die Thür. Aber statt des Verhaßten trat ein junger Mann mit behäbig vollem, glattrasirtem Gesicht und hochgezogenen, blendend weißen Vatermördern herein, welch' letztere in erfreulicher Weise von dem tiefschwarzen, schlichten Haupthaar abstachen.

Dieser Mann war der erste Mädchenlehrer Brennicke.

„Herr Brennicke — sehr angenehm. Nehmen Sie einen Stuhl," sagte Fleck beruhigt und legte die Zeitung aus der Hand; „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sehr geehrter Herr Assessor," hub der Angeredete mit wohlklingender Stimme an, nachdem er etwas unsicher und mehrfach sich räuspernd einen Rohrstuhl in Besitz genommen hatte, „nicht ohne Herzklopfen wage ich es, Ihnen eine Bitte vorzutragen, bezüglich deren Erfüllung ich auf Ihre bekannte Herzensgüte rechne. Ich bin in die Jahre gekommen, in denen man empfindet, wie wenig angenehm es ist, daß der Mensch allein sei —"

„Schön, schön; ich merke, Sie wollen heirathen. Aber was habe ich damit zu thun? Eine Gehaltszulage kann ich Ihnen durchaus nicht erwirken. Wir besolden unsere Lehrer anständig genug."

„Zweifellos ist dieser Punkt der eine," fuhr Brennicke fort, „welcher bei einer Heirath in Frage kommt. Danach aber handelt es sich um eine Braut, welche Willens ist, des Lebens Last und Lust mit dem Manne zu tragen, und zuletzt um das, worauf doch Alles ankommt, nämlich um der Eltern Segen."

„Weiß ich, weiß ich! Wünsche Ihnen alles Gute zu Ihrem Vorhaben. Wer ist denn die Auserwählte?"

„Was den ersten Punkt betrifft, so ist mein Gehalt zwar mäßig, aber bei bescheidenen Ansprüchen kann eine Frau damit schon einen Haushalt führen; außerdem habe ich Einiges erspart und eine Erbschaft steht für mich in nicht allzuferner Aussicht. Den zweiten Punkt anlangend, so sind wir Zwei einander herzlich gut, laut genommener Absprache. Drittens gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, daß Sie gegen meine Person nichts einzuwenden haben, und daß das Glück Ihrer Fräulein Tochter —"

„Was? Wen wollen Sie heirathen? Meine Tochter?"

„In der That, das ist mein innigster Wunsch."

„Den Teufel sollen Sie haben," rief der Alte, indem er sich durch das Haar fuhr und aufspringend sich vor den Lehrer hinstellte.

„Das würde meinen Wünschen keineswegs entsprechen," entgegnete Herr Brennicke, „wohl aber flehe ich Sie inständigst an, den Herzensbund, welchen ich und Fräulein Margaretha geschlossen, durch Ihr väterliches Jawort zu weihen."

Herr Fleck rannte mit großen Schritten auf und ab; endlich fing er an zu lachen, starrte den unwillkommenen Bewerber wie eine Eule an und sprach:

„Wissen Sie, daß Sie gar nicht dumm sind, mein Guter?"

„Das ist in aller Bescheidenheit meine Ueberzeugung," versetzte Jener, der nach Abwicklung seines Vortrags in vollkommener Ruhe dasaß und den gereizten Schwiegervater in spe fest im Auge behielt.

„Toll sind Sie," brauste der Alte auf. „Denken Sie, daß ich meine Tochter jedem Schulmeister gebe?"

„Keineswegs, da ich den Wunsch hege, dieselbe, wenn möglich, für mich allein zu besitzen."

„Sehr christlicher Wunsch, in der That. Hören Sie, mein Bester —" und Fleck legte seinem vis-à-vis mit der Miene

eines Biedermannes die Hand auf den Arm, „Sie hätten Kaufmann werden sollen, denn Sie scheinen eine feine Nase für Geldsachen zu besitzen. Meine Tochter wird ein Vermögen von zwanzigtausend Thalern haben, ungerechnet meine schöne Münzsammlung, welche ich auf fünftausend schätze. Bestehen Sie unter diesen Umständen noch auf einer Heirath mit ihr?"

„Ich sehe nicht ein, warum ich dieß jetzt weniger thun sollte. Ich bin nie ein Feind von zwanzigtausend Thalern gewesen," sagte Brennicke mit wachsendem Humor, da er die Hoffnung keineswegs aufgab.

„Sie erschrecken nicht, wenn ich Ihnen sage, daß meine Tochter eine Partie von Zwanzigtausend ist?"

„Nein."

„Wahrhaftig!" jammerte Fleck händeringend, „es macht nicht den mindesten Eindruck auf ihn! Wissen Sie auch, mein guter Herr Brennicke, daß ich nie einen Schulmeister mit zwanzigtausend Thalern gesehen habe? Er wäre ein Unding, eine Unmöglichkeit! Alle Vorstellungen der Welt von einem Schulmeister würden dadurch auf den Kopf gestellt; er könnte sich für Geld sehen lassen!"

„Auf letzteres würde ich verzichten, da ich keineswegs habgierig bin. Ja, ich erkläre, daß ich den Besitz Ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter selbst mit Verzicht auf deren Vermögen erkaufen würde."

„Herr," schrie Fleck, „scheren Sie sich gütigst zum Geier. Wie können Sie sich unterstehen zu glauben, daß ich meine Tochter ohne Vermögen davonziehen ließe? Bin ich ein Unmensch, ein Rabenvater? Oder glauben Sie, daß mir an den zwanzigtausend Thalern etwas liegt, wenn ich todt bin?"

„Weit entfernt, hochzuverehrender Herr Assessor," sagte Brennicke begütigend. „Mein Busen hegt nur Empfindungen der vollkommensten Hochschätzung und Ergebenheit gegen Sie, und das ist wahrlich bei einem Schwiegersohn nicht zu unterschätzen, dem man dereinst die Tage seines Alters anvertrauen will. Denken Sie sich dagegen einen Schwiegersohn, welcher gierig auf Ihren Tod lauerte, ja durch schnöden Aerger denselben zu beschleunigen trachtete —"

„Vortrefflich," sprach plötzlich Fleck händereibend, „Sie haben Recht. Margareth wird nicht eher heirathen, als nach meinem Tode, denn ich bin bei keinem Schwiegersohn sicher, daß er mich christlich behandelt."

Brennicke schüttelte unmuthig den Kopf.

„Aber wenn nun Fräulein Margaretha den Wunsch hat zu heirathen, dann könnte der Fall eintreten, daß sie selber Ihren Tod für — etwas nicht Unangenehmes halten würde."

„Was erfrechen Sie sich?" fuhr der Alte auf. „Wie können Sie das meiner Tochter zutrauen? Aus meinen Augen!"

„Sie machen es Einem in der That nicht leicht, eine Verständigung mit Ihnen zu erzielen," sagte Brennicke halb betrübt, halb ungeduldig, und erhob sich.

„Das wagen Sie mir in meinem eigenen Hause zu sagen, Sie — unbärtiger Jüngling?"

Brennicke griff nach der Thürklinke.

„Falls Sie wünschen, will ich Ihnen, so lange Sie leben, mit vollem Bart aufwarten."

„Halt!" schrie Fleck plötzlich, boshaft lachend. „Ein Mann, ein Wort. Wenn Sie der erste Schulmeister sein werden, der einen Schnurrbart tragen darf, so sollen Sie auch der Erste sein, welcher in den Besitz von zwanzigtausend Thalern kommt."

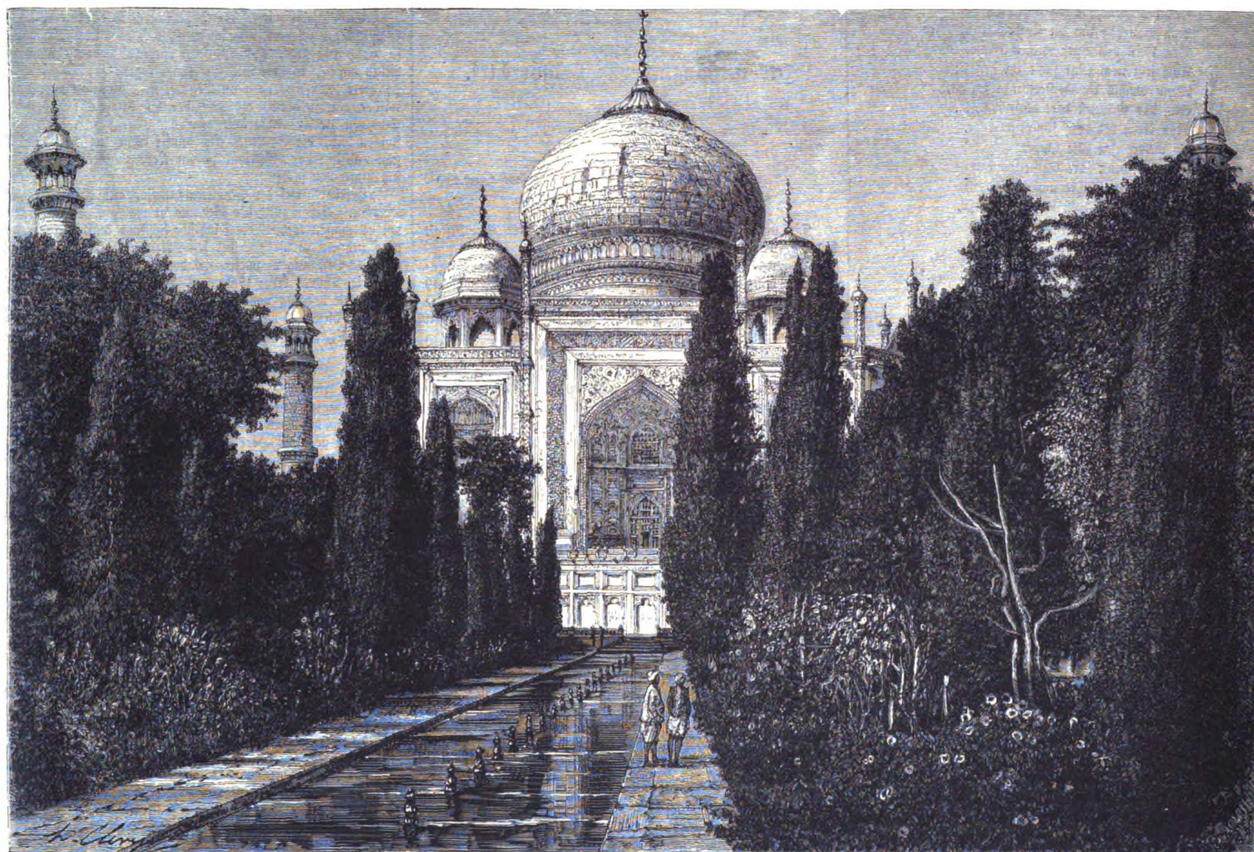
Brennicke ließ die Thürklinke los und wandte sich um.

„Und zwar durch die Heirath mit Fräulein Margaretha?"

„Natürlich," hohnlächelte der Assessor.

„Ihr Wort drauf?"

„Das sollen Sie haben. Aber nun leben Sie wohl! Ich hoffe, Sie sollen Ihr Lebenlang ein leibeigener, ein geschorener Sklave bleiben, wenigstens im Punkt des Schnurrbarts."



Bilder aus Indien. **Die große Allee des Tadj Mahal in Agra.** (S. 303.)

Brennicke verneigte sich stumm und verließ die Stube, worauf der Assessor das Fenster öffnete und ihm vergnügt nachblickte. —

Eine Weile dauerte diese heitere Stimmung, nachdem Fleck sich wieder in seinem Lehnstuhl zurecht gesetzt hatte, davon zeugte das behagliche Schmunzeln, welches dann und wann über sein Gesicht lief, wenn er aus seinem Journal aufblickte. Zuletzt aber vermochten die Münzen sammt erläuterndem Text seine Aufmerksamkeit doch nicht mehr so sicher zu fesseln, und je länger er bei dem mit Brennicke geschlossenen Kontrakt in Gedanken verweilte, desto weniger geheuer war ihm zu Muthe. Wie, wenn er doch einen dummen Streich gemacht hätte? Wenn es doch möglich wäre, daß der verachtete Schulmeister eines Tages mit stattlichem Schnurrbart vor ihn hinträte und spräche:

„Verehrter Schwiegerpapa, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!?"

„Ah bah!" murmelte Fleck, „es ist ja eine bekannte und ausgemachte Sache, daß Geistliche und Schulmeister keine Schnurrbärte tragen dürfen. Es ist lächerlich, daß ich mich beunruhige."

Aber er beunruhigte sich doch.

Er legte das Journal nieder.

„Hm! Es ist doch wohl keinem Zweifel unterworfen, daß eine gesetzliche Bestimmung darüber existirt," sprach er vor sich hin. Doch ist es sonderbar, daß ich nie darüber nachgedacht und nie etwas davon gehört habe."

Er stand auf, holte aus einem Gestell ein paar alte Bücher herunter und stäubte sie ab. Er durchblätterte die Bestimmungen sowohl des bürgerlichen, als des kanonischen Rechtes im Bezug auf den clerus minor; aber er fand nur eine einzige auf den Fall anwendbare darunter, nämlich „daß ein Schullehrer in seinem Aeußern nichts zeigen dürfe, was in der Gemeinde Anstoß gäbe oder zu geben geeignet wäre".

„Nun, ich denke, das soll ausreichen," sprach er nach einigem Besinnen, indem er die Bände wieder auf ihren Platz stellte. „Ein Schulmeister mit einem Schnurrbart, — wenn das nicht Anstoß erregt, dann kann ich auch im Hemd über die Straße gehen. Ebensogut wie er könnten alsdann alle anderen Schulmeister und zuletzt selbst die hohe Geistlichkeit sich Schnurrbärte wachsen lassen. Das Letztere aber geht sicher nicht, — haha! Der hochwürdige Herr Superintendent im Vollbart auf der Kanzel! Es wäre unerhört! Und solange diese Herren unter das Messer müssen, leidet's schon der Neid nicht, daß die Schulmeister etwas voraus haben. — Ich kann ruhig im ‚Goldenen Affen' mein Schöpplein trinken."

Und mit entschlossener Bewegung erhob sich der Herr Magistratsassessor.

„Margareth, meinen Hut und meinen Ueberzieher!"

Er wartete eine Weile, aber Niemand kam. Ungeduldig riß er die Thür des Nebenzimmers auf und rief:

„Bist Du hier, Margareth?"

Ein halblautes Schluchzen aus der nebenan befindlichen Kammer antwortete auf seine Frage, und als der Alte sich mit gerunzelter Stirn und großen Schritten in die Kammer begeben, erblickte er in dem dunkelnden Raum das arme Kind, welches, auf einem Stuhle sitzend, den Arm über dessen Lehne gelegt und den Kopf darauf gesenkt hatte.

„Ha," sagte er ärgerlich, „ich sehe, daß der Schulmeister Recht hatte, als er behauptete, ihr wäret Beide einig, und außerdem sehe ich, daß Du an der Thüre gehorcht hast. Ich, Dein Vater, sage Dir, es wird nichts aus der Sache. Schlag' Dir's aus dem Sinn, Kleine. Was hast Du an diesem Individuum, welches nicht einmal so viel Freiheit im Leben genießt, daß es seinen ihm von Gott gegebenen Schnurrbart wachsen lassen darf, ungerechnet daß er, soviel ich weiß, von Numismatik keine Idee hat und wahrscheinlich dereinst, wenn er meine Münzen erbte, dieselben als altes Gold, Silber und Erz zum Einschmelzen verkaufen würde. Ich rathe Dir, Margareth, ehe Du Dich in Jemand verliebst, ihn zuvor gehörig



Fliehendes Schwarzwild. Zeichnung von K. Bodmer. (S. 308.)

auszuforschen, ob er alte, schöne Münzen zu würdigen weiß und sich nicht etwa bloß, wie dieser Schulmeister, auf die landesüblichen Münzen versteht, worunter ich Dein Erbe von zwanzigtausend Thalern meine. Und nun ersuche ich Dich, mir Hut und Ueberzieher zu holen, denn ich will in den ‚Goldenen Affen' gehen."

Der hübsche Blondkopf, welcher zu wissen schien, daß hier Gegenrede und Bitte nutzlos sein würde, verließ, ohne den Alten anzusehen, den Stuhl, wischte die schwimmenden Augen und brachte ihm das Verlangte in die Wohnstube, worauf Herr Fleck sich ankleidete, einen stämmigen Bambus ergriff und sich auf die Straße begab.

Als er spät in der Nacht in leiblich heiterer Stimmung zurückkehrte, empfing ihn Margaretha mit auffallend getröstetem Aeußern, sehr zu seinem Wohlgefallen.

„Sie ist vernünftig," sprach er bei sich selber, „der ganze Vater. Und was den Schulmeister betrifft, so ist es höchst unwahrscheinlich, daß er die Frechheit besitzt, mein gegebenes Wort in Anspruch zu nehmen."

Und Herr Fleck ging, zog sich die flanellene Schlafmütze über die Ohren und schlief den Schlaf des Gerechten.

2.

Vierzehn Tage waren vergangen.

Wieder saß der Herr Magistratsassessor Fleck am Fenster in dem alten Lehnstuhl. Aber wer ihn von seinen Bekannten in diesem Moment erblickte, mußte erschrecken, denn ein Mensch, welcher ein Gespenst gesehen hat, kann nicht entsetzter aussehen, als der unglückliche Assessor aussah.

Es war Mittag, und in behaglicher Erwartung der kulinarischen Genüsse, welche die kochkundige Hand seiner Margaretha ihm vorbereitet, war er vom Rathhause heim gewandelt, ohne zu ahnen, daß dort eine Harpyie ihn heimsuchen würde, um mit ein paar Worten ihm allen Appetit auf das Gründlichste zu verderben. Draußen vor der Hausthüre hörte er sie noch lachen, das mythologische Ungeheuer, welches in der Gestalt einer Freundin Margarethens erschienen war und soeben mit Letzterer das Zimmer verlassen hatte. Sie lachte und plauderte so harmlos, wie ein junges Mädchen im siebenzehnten Lebensjahre mit einer Freundin zu lachen und zu plaudern pflegt, und Herr Fleck, dem sie im Voraus die Speise vergiftet und das Glas mit Galle gefüllt, hätte sie am liebsten umgebracht für ihre Hiobspost.

Vierzehn Tage lang war ihm der mißliebige Bewerber nicht unter die Augen gekommen, und inzwischen war es doch geschehen, das Schreckliche, Unerwartete. Nicht nur, daß das Antlitz des Lehrers Brennicke eine Umrahmung erhalten hatte, — auf seiner Oberlippe sproßte in verheißungsvoller Ueppigkeit ein schwarzglänzender Schnurrbart, und nicht zum Nachtheil seiner äußern Erscheinung, wie nach dem eben gehörten Bericht das übereinstimmende Urtheil der unverheiratheten weiblichen Jugend Zippels behauptete, bei welcher Herr Brennicke als ausdauernder und aufopferungsfreudiger Tänzer, wie als amüsanter Gesellschafter in hoher Gunst stand.

Freilich muß dazu bemerkt werden, daß infolge züchtiger Verschwiegenheit des liebenden Paares keine der zahlreichen Schönen Zippels etwas von dem Herzensbunde zwischen Brennicke und der blauäugigen Margaretha wußte, und daß demnach das Urtheil Jener über die in Rede stehende physiognomische Veränderung kein ganz unparteiisches genannt werden kann.

Auch Herr Fleck hatte übrigens die Vorsicht gebraucht, von seiner Sorge und dem ganzen leichtsinnig geschlossenen Vertrage weder im „Goldenen Affen" noch sonstwo etwas laut werden zu lassen. Aber so sehr ihm dieser Umstand einerseits zum Troste gereichte, insofern er damit wenigstens der Gefahr entzogen war, schadenfrohe Blicke und Worte seiner Mitmenschen zu seinem Aerger noch in den Kauf zu bekommen, so heftig erschütterte ihn doch andererseits die Thatsache, daß Brennicke Ernst machte und den Kampf aufnahm, dessen Ausgang zu Ungunsten des Alten dieser als die schmählichste Blamage anzusehen geneigt war.

Als die Schritte der rückkehrenden Margaretha im Hausflur erschollen, erhob sich Fleck wie ein gereizter Löwe und ging ihr nach in die Küche.

„Weißt Du etwa, warum dieser Schulmeister, dem der Himmel in Gnaden das kalte Fieber an den Hals schicken möge, sich seinen Schnurrbart stehen läßt?" fragte er bissig.

Margaretha erröthete und schüttelte den Kopf, indem sie den Frager schüchternen Blickes ansah.

„Du weißt also nicht, daß er es thut, um Schmach und Schande über das Haupt Deines Vaters zu bringen?"

„Nein," antwortete sie muthiger, „wie kann er das?"

„Das geht Dich nichts an!" knurrte der Assessor und wandte ihr den Rücken. „So viel sage ich Dir," fügte er hinzu, in der Thür noch einmal umkehrend, „wenn der Unverschämte im Ernst wagt, mit mir anzubinden, dann werde ich ihm das Handwerk zu legen wissen, so wahr ich Gottlieb Fleck heiße."

Die blonde Margaretha mochte doch nicht ganz so unwissend sein, als sie sich den Anschein gegeben hatte; wenigstens machte sie nach dieser Unterredung ein ziemlich nachdenkliches und trauriges Gesicht, fühlte auch kein Bedürfniß, bei Tisch über des Vaters Besorgnisse nähere Erkundigungen einzuziehen, und sie hatte keine Miene der Verwunderung darüber, daß derselbe bei Tische ganz gegen seine Gewohnheit die halbe Suppe beiseite schob und mit der Gabel in seinem Leibgericht herumstocherte, als ob sein Geschmack plötzlich eine totale Veränderung erlitten hätte.

Nach Tisch aber ließ sie möglichst schnell das Geschirr abräumen und sorgte ängstlicher denn je für Abwendung jeder Störung des väterlichen Mittagsschlafs.

Letzteres war freilich sehr unnöthig, denn Herr Fleck machte nicht einmal den Versuch, sich des Sorgenbrechers Schlaf zur Beschwichtigung seiner Aufregung zu bedienen. Eine Weile schritt er ruhelos auf und nieder, nur die haarsträubendsten Unglückswünsche für den armen Brennicke unterbrachen dann und wann sein nachdenkliches Schweigen. Endlich nahm er noch einmal das gemeine und das kanonische Recht vom Bücherbrett und begann wiederholt darin auf das Sorgfältigste nach irgend einem beruhigenden Paragraphen zu suchen. Umsonst; — außer der schon früher gefundenen, immerhin auf Schrauben gestellten Bestimmung war nichts zu entdecken, und damit sich in gleichem Maße zufrieden zu geben, wie vor zwei Wochen, war ihm heute nicht mehr möglich. Mußte nicht schon dieß als ein schlimmes Zeichen gelten, daß es Brennicke möglich gewesen war, zwei Wochen lang unangefochten vor Aller Augen die Erstlinge seines Bartes einherzutragen?

Er warf die Bücher auf den Fußboden.

„Zum Henker, ich will Ruhe haben!" schrie er. — „Margareth!"

Die Gerufene trat ein.

„Nimm Dir Briefpapier und schreibe, was ich diktire."

Die Kleine schielte ängstlich nach dem Zornigen hinüber, während sie zögernd das Schreibpult öffnete und sich niedersetzte. —

„Also vorwärts. — Zippel, den 20. September. — Lieber Brennicke! — Fertig?"

„Aber — mein Gott —"

„Schweig' und schreibe. — Ich bitte Dich, nicht auf das bewußte Versprechen meines Vaters zu pochen, — sondern ihm sein Wort zurückzugeben. — Ich will und werde nimmermehr Deine Frau werden —"

„Papa, das schreibe ich nicht," sagte die Kleine schluchzend und stand auf; „dazu kannst Du mich nicht zwingen —"

„Bei meiner väterlichen Ungnade!"

„Ich kann nicht, nimmermehr!"

„So! Empöre Dich nur wider die Natur, ungerathenes Kind, das Du bist! Also Du willst nicht?"

„Niemals, eher sterben!"

„Haha! Sterben! Das sind die alten abgedroschenen Redensarten, die Du Dir sparen kannst. — Hm!" brummte er, indem er sich abwandte, „zwingen läßt sie sich nicht; sie ist wie ihre Mutter. Aber ich muß wenigstens wissen, wie ich mit dem Schulmeister dran bin."

Er nahm den angefangenen Brief, zerknitterte denselben und warf ihn in den Papierkorb.

„Fang' noch einmal an, ich will's anders machen."

„Lieber Brennicke! — Ich bitte Dich, mir zu schreiben, — ob Du ernstlich die Absicht hast, — den Bart, welchen Du trägst, als Mittel zu unserer Vereinigung zu benutzen, — wie mein Vater behauptet. — Deine Margaretha."

„So, nun die Adresse."

Der Alte nahm den fertigen Brief, übergab ihn der herbeigerufenen Aufwärterin zur Besorgung und ermangelte nicht, ihr einzuschärfen, daß sie Antwort bringen und sich geberden müsse, als wisse er, Herr Fleck, von der Sache nichts.

Die Antwort kam rasch und der Assessor las sie für sich allein. Sie lautete bejahend. „Er hoffe zu Gott," schrieb Brennicke, „daß er den Sieg davontragen würde, denn er halte den Herrn Assessor für einen Ehrenmann, welcher ein gegebenes Wort halten werde, wenn auch mit Widerstreben."

„Freilich, freilich, das weiß der Lump," sprach Fleck ein wenig geschmeichelt, indem er den Brief in Stücke zerriß. „Aber ich hoffe zu Gott oder sonst wem, daß er auf die elendeste Weise von der Welt verlieren wird. Es müßte mit dem Kukuk zugehen, wenn dieser Bart nicht so viel Anstoß und Aergerniß erregen sollte, daß die halbe Stadt in Aufruhr kommt. Es fehlt wahrscheinlich nur, daß man die Leute mit der Nase darauf drückt."

Als er gegen Abend das Rathhaus verließ, ging er nicht wie sonst nach Hause, sondern direkt in den „Goldenen Affen".

Da es noch ziemlich früh war, so sah es im großen Gastzimmer aus wie auf der Erde am ersten Schöpfungstage. Nur ein paar jüngere Besucher saßen in einer Ecke und Herr Fleck musterte sie mit unbefriedigten Blicken.

„Niemand vom Magistrat hier, Karl?" fragte er den Kellner, welcher in Ermangelung anderweitiger Beschäftigung am Billard stand und Kunststöße übte.

„Niemand als Herr Speidel," war die Antwort. „Er sitzt nebenan."

Das Gesicht Fleck's klärte sich.

„Ein Seidel, Karl," sprach er und eilte mit starkem Schritt in das Nebenzimmer, in welchem der Kaufherr und unbesoldete Assessor Speidel den einzigen Repräsentanten der sonst zahlreichen Stammgäste bildete.

Herr Speidel war zwar keineswegs derjenige seiner Kollegen, welcher Herrn Fleck besonders sympathisch war. Aber heute leuchtete ihm das rundliche Gesicht des würdigen Kaufmanns wie der Vollmond in die finstere Nacht seiner Sorgen, und die heisere, gemüthliche Stimme desselben klang ihm wie die eines Rettung verheißenden Engels.

„Speidel," sagte der Assessor nach einigen gleichgültigen Redensarten und faßte den Arglosen beim Rockknopf, „was sagen Sie dazu, daß wir einen Schulmeister hier haben, welcher sich herausnimmt, einen Schnurrbart zu tragen?"

„Meinen Sie Brennicke?"

„Eben diesen. Sie sind doch auch der Meinung, daß wir das unmöglich dulden dürfen?"

„Oho! Warum soll er keinen Schnurrbart tragen, wenn ihm einer wächst?"

„Scherz beiseite, Kollege. Die Sache ist ernst."

„Wie so? Wird er unsere Kinder schlechter unterrichten, wenn er seinen Bart ungeschoren läßt? Oder ist ein Schnurrbart gefährlicher, als der übrige Bart, den zu tragen ihm in allen Zeiten unverwehrt ist?"

„Die Sitte, Kollege, die gute alte Sitte steht auf dem Spiel. Wir haben hier einen Präzedenzfall der gefährlichsten Art. Es ist freilich Mode geworden, die weisen Schranken, welche unsere Väter um die verschiedenen Stände gezogen, zu überspringen. Aber wir müssen verhindern, daß gerade die Lehrer unserer Kinder diesen hierin mit bösem Beispiel vorangehen; und wenn wir zudem in einem so aller Welt sichtbaren Falle nachgeben, wo können wir dann noch eine Schranke setzen? Werther Kollege, bedenken Sie, was diesen Menschen veranlaßt haben kann, in so kecker Weise aller gesunden Ueberlieferung Hohn zu sprechen! Pure Eitelkeit und Hochmuth! Unsere Kinder werden sich das zu Herzen nehmen. Erstens werden sie über den Vermessenen lachen, was unzweifelhaft seiner Autorität schadet, zweitens werden sie es ihm nachthun."

„Aber Brennicke ist ja Mädchenlehrer. Ich möchte sehen, wie unsere Mädchen es anfangen, ihm das nachzuthun!"

„Sie können Ihre schlechten Witze nicht lassen, Speidel," sagte der Assessor empfindlich. „Ich meine nicht in Bezug auf den Bart, sondern auf Eitelkeit und Hochmuth im Allgemeinen. Kleine Ursachen, große Wirkungen, Herr Kollege!"

„Ah bah!" sagte Speidel lachend. „Das scheint mir Uebertreibung. Meinen Sie nicht?" fragte er einen hinzukommenden Gast.

„Was denn?"

„Fleck entsetzt sich, daß Brennicke sich einen Schnurrbart stehen läßt und behauptet, das schade unseren Kindern!"

„Meinetwegen kann er sich sechs wachsen lassen."

Die Stube begann sich zu füllen und Fleck, welcher immer mehr in Hitze gerieth, versuchte auf alle Weise, mit seiner Ansicht durchzudringen. Leider mußte er deutlich gewahren, daß seine Anstrengungen einen gänzlich unfruchtbaren Boden bearbeiteten.

„Meine Herren," sagte der Stadtarzt Töppchen, welcher Herrn Fleck ohnehin als Neuerer verhaßt war, „der Streit um des Schulmeisters Bart ist ein so wenig unserer würdiger Gegenstand wie der um des Kaisers Bart. Ich meinerseits gestehe, daß mir gegenwärtig die Zeit gekommen scheint, wo ein Schulmeister Haare auf den Zähnen haben muß."

Fleck schwieg ingrimmig. Er saß noch eine Viertelstunde, aber es duldete ihn nicht länger an dem Orte seiner Niederlage. —

Er ging nach Hause, setzte sich in den alten Stuhl am Fenster, ohne sich auszukleiden, und begann zu überlegen. Mit der öffentlichen Meinung, so viel hatte er gesehen, war es nichts. Aber der Paragraph hatte noch eine Thüre: — „oder zu erregen geeignet wäre", hieß es darin. Wer hatte das zu beurtheilen? Offenbar Brennicke's nächster Vorgesetzter, der Superintendent.

Entsetzlich! Und gerade mit diesem lebte er in offener Feindschaft! War das vielleicht schon der Grund, warum die hochwürdige Geistlichkeit bis jetzt von dem Schnurrbart noch keine Notiz genommen hatte? — Aber nein; dieselbe wußte ja nichts davon, daß er durch den Brennicke'schen Bart geschädigt werden sollte.

Würde der Herr Superintendent Trippe die Maßregelung Brennicke's als Preis für eine Versöhnung mit ihm acceptiren? Und war diese Versöhnung nicht durchaus nothwendig, wenn er, Fleck, nicht Gefahr laufen wollte, daß Brennicke die Feindschaft der beiden Großmächte benutzte, um sich von seinem Vorgesetzten Duldung zu erschleichen?

Herr Fleck stöhnte und griff sich verzweifelnd in das Haupthaar, als wolle er verhüten, daß er bei diesem Gedanken den Kopf verlöre.

Er stand auf und wanderte wie eine Hyäne im Käfig das Zimmer auf und nieder.

„Ich muß zu dem Pfaffen. Es wird mir blutsauer, aber es hilft nichts."

Er sah nach der Uhr.

„Halb Acht," murmelte er. „Noch ist es Zeit. — Es würgt mich, ich überlebe die Schande nicht —"

Er sank wieder in den Lehnstuhl.

„So lange habe ich ihm gezeigt, daß man mir nicht ungestraft die schuldige Ehre verweigert, und nun soll ich, Gottlieb Fleck, um eines elenden Schulmeisters willen zu Kreuze kriechen!"

Es gab einen hartnäckigen Kampf im inwendigen Menschen des Herrn Magistratsassessors Fleck. Wie zwei turnierende Ritter rannten der Zorn über die Vernachlässigung, welche der geistliche Herr dereinst ihm angethan, und der Trieb, sich seiner Hülfe in dem vorliegenden bedenklichen Falle zu versichern, mit eingelegter Lanze wider einander. Ein paar Minuten blieben die Erfolge auf beiden Seiten gleich vertheilt, bis die Neuheit der gegenwärtigen Bedrängniß den Vortheil errang und menschenfreundliche Gesinnungen gegen den Herrn Superintendenten zeitigte. Fleck ergriff seinen Bambus und ging hinaus.

Der Magistratsassessor war schon für gewöhnlich und in normaler Stimmung eine der sonderbarsten Figuren, welche je über das holperige Pflaster der Stadt Zippel gewandelt waren. Aber wie er sich heute geberdete, erregte er die Aufmerksamkeit sämmtlicher Bürger, die vor ihren Thüren auf Stühlen und Bänken die Abendluft genossen, in erhöhtem Grade. Nicht allein, daß er Niemand sah noch grüßte, was gegen seine Gewohnheit ging; sein Gang zeigte bisweilen eine auffallende

Unsicherheit, und manchmal fuchtelte er mit dem Bambus bedrohlich durch die Luft, unverständliche Laute von sich gebend, — Alles Symptome, welche die Vermuthung der löblichen Straßenjugend zu rechtfertigen schienen, daß der Herr Assessor etwas zu tief in's Glas geschaut habe. Und schwerlich wäre derselbe dem Schicksal entgangen, die zukünftigen Bürger der Stadt wie ein Rudel Hunde auf seiner Spur sehen zu müssen, wenn nicht der Respekt, den er als obrigkeitliche Person genoß, sowie die Bedenken, welche der Bambus gegen ein derartiges Wagniß einzuflößen geeignet war, ihn davor bewahrt hätte.

Das eigenthümliche Gebahren Fleck's hatte seinen Grund. Sein Entschluß nämlich, sich dem Superintendenten zu nähern, war, sobald er das Haus verlassen, wiederum bedenklich in's Schwanken gerathen. Er hatte bis zur Wohnung des Genannten etwa fünf Minuten zu gehen. Während der ersten hielt er sich noch stark; er gedachte des Schulmeisters Brennicke und der zuversichtlichen Miene, mit welcher derselbe vor vierzehn Tagen sich von ihm verabschiedet hatte, und er lächelte dabei recht niederträchtig und sprach zu dem vorgestellten Brennicke: „Wollen Sie nicht die Güte haben, sich nach dem Hochzeitsfrack umzuthun? Ich gehe, das Aufgebot anzumelden!" In der zweiten Minute wurde das Bild Brennicke's naturgemäß von der schmächtigen, schwarzröckigen Figur des Superintendenten verdrängt, welcher den alten Feind mit einer Verbeugung empfing, aber bei genauerem Zusehen ein ziemlich spitzes Gesicht machte und recht boshaft fragte: „Was verschafft mir denn heute in später Stunde die Ehre? Sie brauchen mich wohl recht nöthig, mein geehrtester Herr Assessor?" — Und Herr Fleck schauderte und blickte um sich, denn es war ihm, als hätte er so laut gedacht, daß Jedermann die fraglichen Worte gehört haben müßte. Er nahm sich also in der dritten Minute vor, gar nichts zu denken; aber er verlangsamte seine Schritte derartig, daß eine bedenkliche Neigung zum Umkehren ersichtlich war. Er wollte eben um die Marktecke biegen, als er beinahe mit Herrn Brennicke zusammengerannt wäre, der ihm höflich grüßend auswich. Dieß Zusammentreffen hätte für denselben verhängnißvoll werden können, insofern nicht nur seine Gestalt neuerdings vor Herrn Fleck's Seele geführt wurde, sondern vor Allem die verhaßte Gesichtszierde zum ersten Male vor sein Auge trat. Alle Dämonen der Wuth entfesselte dieser Anblick in dem grimmigen Assessor, und Brennicke's Partie war im Begriffe, verloren zu gehen, als zu dessen Glück mit dem Beginne der fünften Minute die Ansicht der gelbgestrichenen Superintendentur den energischsten Willen Fleck's völlig lahm legte.

Einen Augenblick stand der Assessor wie angewurzelt da; dann hielt er den Knopf des Bambus nachdenklich an die Nase, schüttelte mehrmals das Haupt und schwenkte mit raschen Schritten seitwärts ab, worauf er nach einem Umwege wieder in der Nähe seiner Wohnung anlangte.

Herr Brennicke war gerettet, insofern von diesem Moment an sein Gegner, wiewohl unter heftigen Kämpfen und Gemüthsbewegungen, seine Hülfsmittel als erschöpft betrachtete. Hingegen war der Himmel keineswegs gewillt, den kühnen Schulmeister so leichten Kaufes davonkommen zu lassen, und Herr Fleck erhielt Hülfe von einer Seite, von der er es am wenigsten hätte erwarten können.

3.

Es war Sonntag Nachmittag, ein Zeitpunkt, der es selbst dem häuslichsten und seßhaftesten Menschen als Pflicht aufzuerlegen scheint, die eigenen vier Pfähle zu meiden und das wöchentliche dolce far niente, je nachdem es die Jahreszeit und das Wetter erlauben, in dem großen Wirthshause der Natur, oder in irgend einem kleinern, in Privatbesitz befindlichen, am liebsten aber in einem Mitteldinge zwischen Beidem zu verleben.

Selbst Herr Fleck, welcher in den letzten Tagen menschenscheu die Einsamkeit gesucht, hatte nicht umhin gekonnt, seine Tochter Margaretha vor eines der Thore zu führen und einen etwas von der Stadt entfernt liegenden öffentlichen Garten aufzusuchen. Da am Morgen ein Sprühregen die Wege etwas angefeuchtet hatte, so war der Garten wenig besucht, was dem Alten keineswegs unangenehm war. Die Sonne schien hell, die noch übrigen Regentropfen blitzten lustig und das Bier war nicht übel, so daß der arme, gequälte Magistratsassessor, der mit Margaretha unter einer Kastanie saß, ein Gefühl des Behagens empfand und seiner Leiden vergaß. Eben brummte er, einem schnurrenden Kater nicht unähnlich, die Melodie eines bekannten Liedes vor sich hin, indem er dazu mit den Fingern auf dem Deckel seines Bierglases trommelte, als zwei junge Leute den Garten betraten, von denen der eine durch die farbige Mütze nebst sonstigen entsprechenden Zuthaten sofort als Student qualifizirt wurde.

„Wer ist das?" fragte Herr Fleck, zu Margaretha gewendet.

„Der eine ist Superintendents Sohn, der Student; der andere ist Provisor in der Einhornapotheke und heißt Mohr," erklärte diese.

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, das sehe ich schon," meinte der Alte, den Studenten musternd. „Hochmüthiges Volk das. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß er nicht seines Vaters Nachfolger in der Gemeinde wird."

„Er studirt ja Medizin, Papa."

„So? Dann genade Gott den Kranken; ich meinerseits will lieber an einer von Gott gesandten Krankheit in die Grube fahren, als mich von ihm vergiften lassen."

Der Student hatte inzwischen die Beiden durch ein Augenglas einer genauern Besichtigung unterworfen, während er zugleich mit einem artigen Gruße an dem Tisch in nächster Nähe vorbeipassirt war. Jetzt drehte er mit rascher Bewegung sein hübsches und nicht uninteressantes Gesicht seinem Begleiter zu und ließ das Glas vom Auge fallen.

„Teufel, Mohr, wer ist das niedliche Ding dort neben dem alten Schimpanse? Ist er ihr Vater, dann halte ich es für möglich, daß man Rosen auf Krautstrünken ziehen kann."

„Es ist so," entgegnete Jener, der ziemlich deutlich das Gepräge eines gutmüthigen und gefühlvollen Ladenjünglings trug. „Der Alte ist der Magistratsassessor Fleck und die Kleine heißt Margaretha. Eine Partie, sage ich Ihnen, Trippe, eine Partie. Sie bekommt ihre Zwanzigtausend baar mit, wie ich gehört habe. Sie ist entzückend; sehen Sie diese Farben, diese Augen mit den langen Wimpern, diese himmlischen Zöpfe in reinstem Goldblond —"

„Und so weiter. Apropos, — ist nicht der Alte mit dem meinigen zerfallen? Ich dächte, ich hätte dergleichen gehört."

„In der That; aber warum, das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Thut nichts; das muß aufhören. — Zwanzigtausend," murmelte der Student, „und hübsch, so wahr ich Trippe heiße. Die Sache wäre zu überlegen. — Mohr," fuhr er laut fort, „erzählen Sie mir einmal, was Sie von dem Alten wissen. Wenn er sich mit meinem Vater überwerfen kann, so muß er ein ziemlich ungemüthliches Haus sein."

„Ein Grobian ist er, ein Geizkragen. Der arme kleine Engel muß mit einer Aufwartung die ganze Wirthschaft besorgen. Nicht einmal ein ordentliches Dienstmädchen hält er ihr."

„Das wäre nicht schlimm; sie sieht ziemlich gesund dabei aus. Kann man nicht irgendwie an den Alten kommen? Hat er keinen Punkt, worin man ihm eine Gefälligkeit erzeigen kann?"

„Hm! Ich weiß nicht — soviel mir bekannt ist, sammelt er Münzen."

„Famos. Mohr, machen Sie sich im Geiste bereit, wir werden uns ihm vorstellen."

„Aber bedenken Sie —"

„Halt, noch Eins. Das Mädel ist doch nicht etwa verlobt oder sonst etwas Aehnliches?"

„Nein, das gerade nicht," sagte Mohr zögernd, „aber —"

„Nun, was ‚aber'?"

Mohr blieb stehen und verdrehte mehrmals schwärmerisch die Augen. Endlich hob er einen seiner langen Arme empor und legte ihn dem jungen Mediziner auf die Schulter, indem er pathetisch sprach:

„Trippe, mir ahnt, was Sie vorhaben. Sie haben Glück bei den Damen und es ist möglich, daß Sie das Herz des lieblichen Wesens in Brand stecken. Aber Sie brechen damit das meinige, Trippe, welches seit zwei Jahren schon in feuriger Liebe für sie schlägt, wenngleich ich noch nicht gewagt habe, mein Geheimniß in ihre Lilienohren zu flüstern. Trippe, — wissen Sie, was schlaflose Nächte sind? Und hier" — er nahm ein Portemonnaie aus der Tasche und zog daraus ein mit weißem Pulver gefülltes Papier —, „wissen Sie, was das ist?"

„Ich halte es für schneeberger Schnupftabak."

„Spotten Sie nicht; es ist jene Hülfe in aller Noth, welche als Nebenprodukt beim Rösten der Silber-, Zinn- und Kobalterze, als Hauptprodukt durch das Erhitzen gewisser Erze an der Luft gewonnen wird, aus kleinen vierseitigen Doppelpyramidenkrystallen besteht und als arsenige Säure, weißes Arsenik oder Rattengift offizinell ist. Wenn Sie Ihr Tentamen physicum gemacht hätten, würden Sie es wissen. — Trippe, es ist an Ihnen, zu verhindern, daß ich Gebrauch davon mache."

„Donnerwetter," lachte der Student, „das heißt wahrhaftig, Einem die Pistole auf die Brust setzen. Aber ich versichere Sie, daß Sie sich auf falscher Fährte befinden. Im Ernst, Mohr, ich bin gerührt von der Tiefe Ihrer Leidenschaft, und es ist klar, daß ich als Freund nicht anders kann, als Ihnen in Ihren löblichen Absichten förderlich und dienstlich zu sein. Wir werden uns jetzt an den Alten machen und es müßte sonderbar zugehen, wenn ich nicht binnen Kurzem auf Ihrer Hochzeit mit der liebreizenden Zwanzigtau— Margaretha wollt' ich sagen — den Brautführer machen sollte. Aber eine Bedingung."

„Fordern Sie, ich bin zu Allem fähig."

„Sie müssen mir pariren und mit unbedingtem Vertrauen Allem zustimmen, was ich thue."

„Trippe, Sie sind ein Gott und ich Ihr Sklave."

„Also vorwärts!"

Sie wanderten aus einem Seitenwege des Gartens, in den sie gelangt waren, wieder zurück und standen bald neben dem Tische des Magistratsassessors, der sie mürrisch von der Seite anschielte.

„Ich bin Münzenliebhaber, Mohr," flüsterte der Student. — „Wollen Sie mich dem Herrn vorstellen, lieber Freund?" fügte er laut und würdevoll hinzu.

„Erlauben Sie, Herr Magistratsassessor: — mein Freund Trippe, Sohn unseres Herrn Superintendenten und Studiosus der Medizin. Er interessirt sich außerordentlich für Münzen und hat von Ihrer bedeutenden Sammlung gehört."

„In der That," sprach Trippe; „wenn Sie gestatten, geschätzter Herr, lassen wir uns an diesem Tisch ein wenig nieder. Mohr, besorgen Sie gefälligst etwas zu trinken. — Ihre Fräulein Tochter, wenn ich recht vermuthe? Außerordentlich erfreut."

Der Alte nickte verdrießlich und kämpfte offenbar mit dem Entschlusse, auf und davon zu gehen, während die hübsche Margaretha einen schüchternen Blick auf den kecken Studenten wagte, der ohne Umstände die beiden noch unbesetzten Stühle von ein paar welken Blättern säuberte und sich neben dem Assessor niederließ.

„Sammeln Sie selber Münzen?" fragte der Letztere kurz.

„Das nicht eigentlich," entgegnete Trippe, der sein anmuthiges vis-à-vis verstohlen musterte und mit dem Resultate sehr zufrieden schien. „Aber ich bin durch ein Geschenk in den Besitz höchst werthvoller Münzen gelangt und seitdem fühle ich mich im Innersten zu Allem hingezogen, was mit Münzen zusammenhängt."

„Was haben Sie für Münzen?" fragte der Alte weiter, dessen Neugierde seine Abneigung gegen den Sohn seines Feindes zu überwinden begann.

„Die meinigen sind assyrischen und babylonischen Ursprungs und von einem mir befreundeten Ingenieur in den Ruinen von Nimrud gefunden worden," versetzte mit großem Ernst der Student. „Wo der Tigris mit dem Zab einen Winkel bildet, liegt eine alte Palastruine, welche Tiglat Pileser dem Vierten gehört haben soll; doch sind die Gelehrten darüber noch nicht ganz einig. Mein Freund, den eine Entdeckungsreise an diesen Platz geführt, war eben zwischen mehreren geflügelten Löwen hindurchgekrochen, als er auf eine Nisrochstatue stieß. Er räumte dieselbe hinweg und erblickte dahinter ein Kellerloch, durch welches er in einen dunklen Raum hinabstieg. In einer Ecke lagen mehrere altassyrische Bierfässer, die sich leider als leer erwiesen; hinter dem letzten derselben aber fand sich ein assyrischer Strumpf, der ziemlich geschwollen aussah und bei genauerer Untersuchung eine Anzahl Bronzemünzen lieferte. Dieselben sind selbstverständlich mit Keilschrift bezeichnet und ihre Entzifferung hat ergeben, daß man hier keineswegs, wie mein Freund anfangs vermuthete, assyrische Biermarken, sondern wirklich kleine Münzen vor sich hatte."

„Den Teufel auch, — und Sie haben die Stücke geschenkt bekommen?"

„Zum Theil. Mein Freund befand sich bei seiner Rückkehr in Geldverlegenheit, denn bekanntlich ist das Leben in den mesopotamischen Hotels ziemlich theuer. Ich half ihm aus und erhielt zum Dank etwas von dem Inhalt jenes Strumpfes. — Ich bedaure, mein Fräulein, daß ich nicht auch den Strumpf bekam; ich würde mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, Ihnen denselben als Modell zu verehren."

Er warf einen koketten Blick auf die Kleine, welche in hülfloser Verlegenheit schweigend vor sich hin blickte. Eben kam Mohr mit Bier zurück und setzte sich ebenfalls zu der Gruppe, worauf der Student nach ein paar kräftigen Zügen aus seinem Glase fortfuhr:

„Sie besitzen gewiß assyrische Münzen die Menge, verehrter Herr Assessor?"

„Nein, ich habe nie dergleichen gesehen. Haben Sie die Münzen etwa hier am Orte?"

„Ich muß sehr bedauern. Aber wenn Sie wünschen, können sie in ein paar Tagen hier sein. Ich bin auf Ferien, um neue Kräfte zu der wichtigen Arbeit des Examens zu sammeln, und gedenke später, mit meinem ebenso tüchtigen wie gewissenhaften Freunde Mohr in Verbindung, mich in dieser Gegend niederzulassen und zum Wohle der Menschheit thätig zu sein. — Sprechen Sie ‚ja', verehrtester Herr, und ich mache mir in der Kürze das Vergnügen, Ihnen meine Geldstücke zur Ansicht zu bringen und dafür um Vorzeigung der Ihrigen zu bitten."

Der Alte schwankte. Die Versuchung war groß; vielleicht gelang es ihm sogar, einige der Münzen zu erhalten, welche mit Keilschrift bedeckt und auf so interessante Weise gefunden worden waren.

Aber nein, es ging doch nicht; der junge Mann hieß Trippe! —

Sein Auge irrte über die allmälig zahlreicher eingetroffenen Besucher des Gartens, während der Student dem Apotheker bedeutungsvolle Blicke zuwarf, welcher Letztere mit Margaretha bereits in ein intimes Gespräch über städtische Privatangelegenheiten, insbesondere über einen demnächst stattfindenden Maskenball, gerathen war.

Plötzlich blieb das Auge des Assessors mit dem Ausdruck des Entsetzens auf dem Gartenthor haften und das erhobene Glas entsank seinen Händen. In dem Thor erschien, gemüthlich einherschlendernd, Niemand anders als — Brennicke.

„Ha!" knirschte der Alte so laut, daß seine drei Tischgenossen zu gleicher Zeit die Gesichter dem Garteneingange zuwandten. Margarethens Wangen färbten sich mit glühender Röthe, während die beiden jungen Männer ein wenig verwundert dreinschauten und Brennicke selber, unbefangen herübergrüßend, seitwärts in einen Gartenweg bog.

In diesem Moment hatte Herr Fleck eine innere Erleuchtung.

„Herr Trippe," sprach er erregt, „ich möchte mit Ihnen etwas unter vier Augen besprechen."

„Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung. Bestimmen Sie gütigst, wann ich die Schwelle Ihres Hauses betreten soll."

„Nein, sofort."

„So wird mein Freund die Gefälligkeit haben, mit Ihrer Fräulein Tochter einen Gang durch den Garten zu machen."

„Auf der Stelle; ich bin entzückt!" schrie Mohr aufspringend.

Auch Margaretha erhob sich auf einen Wink ihres Vaters nach einigem Zögern, und Beide entfernten sich, nicht ohne daß der Assessor den Apotheker noch einmal zurückgerufen und ihm das Versprechen abgenommen, sich nicht mit Brennicke in ein Gespräch einzulassen.

Der Student blickte den Assessor einigermaßen gespannt an.

„Jetzt wären wir allein," sagte er, „darf ich bitten?"

„Herr!“ knurrte Fleck mit gedämpfter Stimme, „was sagen Sie dazu, daß solch' ein Schulmeister sich erdreistet, hier mit einem Schnurrbart herumzulaufen? Sie haben ihn gesehen, diesen Brennicke.“

„Es ist eine unerhörte Frechheit,“ nickte Trippe. „Dieser Schnurrbart ist nichts Anderes, als die Fahne der Empörung gegen die alte gute Sitte, — der Emanzipation des Fleisches. Ja, das Stehenlassen desselben seitens eines Schulmeisters involvirt geradezu eine Rechtsverletzung. Denn Jedermann, welcher sich an einem Orte zur Ausübung des edlen Barbierhandwerks niederläßt, hat als Mitglied seiner Zunft durch Verjährung erworbene Rechte auf das Abscheeren sämmtlicher Schulmeisterbärte, und ich halte sonach selbst eine Civilklage der hiesigen Bartscheerer gegen diesen Brennicke für zulässig.“

„Sie sind mein Mann, Herr Trippe!“ rief Fleck händereibend. „Aber glauben Sie, daß sich irgend Jemand am hiesigen Ort an einer solchen Dreistigkeit stößt? Ihr Herr Vater weiß offenbar von der Sache noch nichts,“ — fügte er mit lauerndem Blick hinzu.

„Keine Sylbe,“ sagte Trippe, indem er einen Schluck nahm.

„Sie verstehen mich! — Man müßte ihm die Sache in geeigneter Weise nahelegen. Aber beileibe nicht sagen, daß ich davon gesprochen!“

Der Student klapperte leise mit dem Deckel seines Glases und überlegte.

„Seien wir ehrlich gegen einander,“ sagte er endlich. „Haben Sie ein besonderes Interesse daran, die Vertilgung jenes Schnurrbarts zu wünschen? In dem Falle verspreche ich Ihnen, dieselbe durchzusetzen. In ein paar Wochen soll er unter der Nase so kahl sein wie am kleinen Finger.“

„Ja, das habe ich,“ versetzte Fleck ingrimmig.

Trippe blickte den alten Herrn mit zweifelnder Miene von der Seite an.

„Darf man vielleicht wissen, was Sie gegen dieses Gewächs in so hohem Maß aufgebracht hat?“

Der Assessor rückte unentschlossen auf seinem Stuhle hin und her. Konnte er dem jungen Mann vertrauen? Aber hier war doch wenigstens eine Aussicht auf Hülfe, und wahrscheinlich die einzige, auf die er noch zu rechnen hatte. Er mußte etwas wagen.

„Aber Niemand darf etwas davon erfahren.“

„Mein Wort darauf.“

„Wenn er den Schnurrbart behält, muß ich ihm meine Tochter geben; ich habe es so mit ihm abgemacht. Es war unvorsichtig von mir, ich gestehe es, und ich verwünsche die Stunde in alle Ewigkeit, wo ich es gethan habe.“

(Schluß folgt.)

Fliehendes Schwarzwild.

(Bild S. 305.)

Szenen, wie der geniale Zeichner uns in vorliegendem Bilde vorführt, bieten die deutschen Wälder wenig mehr, denn die gebieterische Kultur hat die Wildschweine fast überall hinter Zaun und Riegel gebracht, wo sie gehegt, genährt und gejagt werden, dabei aber ungemein viel an ihrem Interesse verloren haben. Vereinzelte Rudel Schwarzwild kommen indeß noch in manchen Bruchgegenden Hannovers, Schlesiens und anderen Lokalitäten vor, ganz besonders häufig aber sind Wildschweine noch in den Vogesen und dem linkseitigen Rheinufer, in Polen und Galizien, sowie in manchen Theilen Oesterreichs anzutreffen. Nach Galizien, wo Schreiber dieses viele Wildschweinjagden selbst mitgemacht, die sehr interessant gewesen sind, wenn auch die Strapazen in dem tiefen Schnee bedeutend waren, was die Jagd aber um so genußreicher macht, wollen wir uns auf Augenblicke hin versetzen.

Eine „Neue“ ist über Nacht gefallen und hat die alten „Wechsel“ dicht zugeschüttet; die Waldhüter haben längst vor Tagesanbruch große Kreise zurückgelegt und die Wildschweine bestätigt, welche in einem dichten Gehölz sich niedergethan haben. Kaum ist der Tag angebrochen, so bringen dieselben Rapport, wo die Schweine liegen, und fort zieht der Jägertroß in lautloser Stille zur Stelle. Die Schützen werden in guter Deckung angestellt und die Waldhüter fangen langsam an, den frischen Fährten des Wildes nachzugehen, aber das mißtrauische und sehr fein hörende Rudel hat längst die Tritte der herannahenden Treiber vernommen, ist aufgestanden und lauscht mit doppelter, gespannter Aufmerksamkeit. Die Tritte kommen näher und in rasender Eile stürzt das gestörte Rudel der nächsten Blöße zu, an deren Saume die harrenden Schützen hinter dichten Büschen gedeckt stehen. Der leichte Schnee fliegt in dichten Wolken hoch auf und läßt das flüchtige Wild oft bis an den Bauch einsinken; der erste Schuß kracht und hat den stärksten Keiler, auf's Blatt getroffen, hingestreckt; die anderen stürzen an ihm vorbei und werden in ähnlicher Weise verwundet. Nur die letzten machen Kehrt oder brechen seitlich durch, und bald ist es still auf dem vorher so erregten Platz, wo nur ein dumpfes Röcheln die letzten Zuckungen des verendenden Hauptkeilers begleitet.

Sinnsprüche.

Die Männer werden oft betrogen, die Frauen aber selten, außer in der Liebe.
Bulwer.

*

Man fürchtet weit weniger den Tod, als die Operation des Sterbens. Man macht sich die sonderbarsten Begriffe von der letzten Todesnoth und dergleichen; doch das ist Alles völlig unbegründet. Ebenso bewußtlos, wie wir in's Leben treten, ebenso treten wir wieder heraus, Anfang und Ende fließen hier wieder zusammen.
Hufeland.



Das Schmuggelmuseum.

In London gibt es ein seltsames Museum, das seinesgleichen in der Welt wohl nicht haben dürfte und ebenso interessant als absonderlich ist. Es heißt das „Schmuggelmuseum“ und enthält eine Sammlung aller jener Gegenstände und Werkzeuge, die bei diesem, den Fiskus beeinträchtigenden Geschäfte gebraucht werden. Da findet sich eine ungeheure Wellingtonsäule — aus Blei. Die Geschichte dieser Säule ist die: Das Blei als Kriegsmaterial unterliegt in England einem hohen Eingangszolle, zu Kunstgegenständen verarbeitet, ist es jedoch zollfrei. Ein geriebener Mensch verfiel nun auf die Idee, Hunderte und aber Hunderte von Wellingtons, die selbst dessen eigener Vater nicht erkannt hätte, gießen zu lassen, und diese sandte er so massenhaft nach England, daß wohl jeder Weiler mit einem solchen Monument hätte versehen werden können. Aber aufgestellt wurden dieselben nirgends, sondern sie wanderten einfach nach Birmingham — in die Kugelgießerei. Endlich kam die Regierung der Sache auf die Spur und das Geschäft hatte ein Ende. — Im Museum befindet sich ferner die formlose Statue einer alten Frau aus Thon; an derselben sind hie und da etwas vorstehende Theile wahrzunehmen. Das ist die Anatomie des Schmuggels. Die Figur zeigt, wie die Schmugglerinnen die verbotenen Waaren zu verbergen pflegen. Neben der thönernen Frau hängt ein großes faltenreiches Kleid, welches umgestülpt zwei förmliche Säcke als Taschen zeigt. Auch eine verschämte Krinoline hängt da; ihre Reifen sind dicht mit theuren, eingeschmuggelten Waaren behängt. Ein thurmhoher Chignon, mit geschickt geordnetem Haar bedeckt, ist — ein Magazin für brüsseler Spitzen. Ein Schooßhündchen ist da, das so sanft dreinschaut, als wollte es dir die Hand lecken. Der kleine Pinscher lebt nicht, er ist ausgestopft — mit valencienner Spitzen und Brillantringen. Dort hängt ein Winterrock; in seinem Futter fand man nicht weniger als 140 goldene Uhren. Der Cylinder daneben war einst mit gepaschten Schätzen gefüllt. In der Ecke lehnt ein riesiger Stock; man wäre versucht, ihn für ein schweres Mordwerkzeug zu halten. Aber er ist federleicht; eines Tages wurden aus seinem Innern 10,000 Ringe zu Tage gefördert. Ein Juchtenstiefel ist deßhalb von Interesse, weil er einer von jenen tausend Paaren ist, deren Sohlen mit gepreßtem Tabak gefüttert waren. Lange Tabakrollen sind als Ankertaue — von außen getheert — eingeschmuggelt worden. Auf einem Tische liegt ein Oelkuchen; er besteht aus Schnupftabak. Daneben liegt ein Buch: die „Lebensphilosophie“ von Wolf. Schlägt man einige Blätter des Buches um, so sieht man runde Löcher in demselben, sie dienten 60 Damenuhren als Futteral. Es sind noch zahlreiche andere Gegenstände da vorhanden, alle dazu bestimmt, damit die Zollbeamten an ihnen ihre Studien machen. Der Eintritt in das Museum ist dem profanen Publikum verboten.

Ein Konzert in Rußland.

Henry Wieniewski, der treffliche Geiger, welcher gegenwärtig auf der Rundreise durch Europa ist, erzählte vor Kurzem im Freundeskreise folgendes Erlebniß aus einer Zeit, da er noch mit seinem Bruder, dem Klaviervirtuosen Louis, in Begleitung seiner Mutter eine Kunstreise durch Rußland machte. Auf einem Konzert in Petersburg lernte sie der Adelsmarschall von Krementschug, einer größern Stadt im Gouvernement Poltava, kennen, und lud sie ein, falls sie auf ihrer Tournée auch diesen Ort berühren sollten, sich ihm vorzustellen, um daselbst zu konzertiren. Es verging eine geraume Zeit, bis die beiden Brüder auf ihrer Rundreise endlich dahin gelangten, und da erinnerte sich Louis Wieniewski, der über Alles genau Buch zu führen pflegte, auch dieser Einladung. Sie begaben sich denn auch sofort zum Adelsmarschall, der sie auf's Freundlichste empfing und sofort die Rede auf das zu veranstaltende Konzert brachte. Die Brüder wollten nun das Konzertlokal besichtigen, und sofort machte sich der Adelsmarschall mit ihnen auf den Weg und sie wateten durch Koth und Schnee, bis sie vor eine Bretterbude gelangten, die offenbar einst zu Cirkuszwecken gedient haben mußte. Sie treten ein und finden zu ihrer Ueberraschung nichts als die kahle Wand.

„Hier sollen wir spielen?“ frugen Beide, „hier, wo es weder Bank noch Sessel gibt?“

„Das macht nichts,“ erwiederte der Marschall beschwichtigend, „bei uns bringt Jeder den Sessel selbst mit.“

„Ja, aber wo ist die Beleuchtung, es ist doch keine einzige Lampe im Saale?“

„Das macht nichts,“ war die stereotype Antwort, „bei uns bringt Jeder die Laterne selbst mit.“

Die Brüder waren mit diesem eigenthümlichen „Ländlich, sittlich“ einverstanden und frugen nur noch, wie sie das Konzert ankündigen sollten.

„O, das geht sehr leicht, eine Druckerei haben wir zwar nicht, aber hier auf diese Thüre wird es der Diener mit großen Buchstaben aufschreiben und das verbreitet sich dann wie ein Lauffeuer durch die Stadt.“

Auch dazu mußten die Beiden sich bequemen, der Diener erschien mit einem Pfund Kreide und begann zu schreiben. — In diesem Moment kommt ein russischer Offizier, der jahrelang in Krementschug in Garnison gelegen, und fragt den Diener, was es denn gäbe.

„Ein Konzert,“ war die Antwort.

„So, und wer wird denn spielen?“

„Die Brüder Wieniewski.“

„Wie viele sind ihrer?“

„Zwei.“

„Nur zwei?“ fragte der Russe verwundert. „Zi, das ist der Rede werth!“

Spricht's, spuckt dabei verächtlich aus und geht stolzen Schrittes seiner Wege weiter. Die beiden Wieniewski waren bis jetzt erklärlicherweise nicht sehr erbaut, aber der Adelsmarschall tröstete sie; „nur,“ meinte er zum Violinvirtuosen Henry, „besser wär's freilich, wenn Sie Violoncell spielen würden, denn das hat man hier noch nicht gehört.“

„Aber,“ sagte Henry, „das geht doch nicht, ich habe eben Violine gelernt und nicht Cello.“

„Aber, Freundchen,“ sagte der Marschall gutmüthig, „es wird Ihnen doch einerlei sein, ob Sie so geigen oder so,“ und hiebei machte er in der Luft die Bewegung des Striches nach oben und nach unten. Es ging aber nicht und es blieb beim Violinkonzert, das Tags darauf stattfinden sollte. Und in der That, als der Abend des Konzerts heranrückte, da konnte man in Krementschug Karawanen von Einwohnern — bei den vornehmeren besorgten dieß die Diener — mit einer Laterne in der einen und einem Sessel in der andern Hand hinauspilgern sehen gegen den Cirkus, der alsbald bis auf den letzten Platz gefüllt war. Das Konzert beginnt und findet Beifall, aber da bemerkt plötzlich die Mutter der jungen Konzertanten, die mitten im Publikum saß, daß auf ihren Sohn Henry, der eben geigte, durch die Dachlucken Schneeflocken und Regentropfen herabfallen.

„Ach, mein armer Sohn, wie leicht kann er sich verkühlen.“

„So, ist das Ihr Sohn, Mütterchen?“ fragte ein gutmüthiger alter Herr, der neben ihr saß, sich aber sofort erhob und dem jungen Künstler mitten im Spielen zurief: „Pelz anziehen!“ und zum Publikum gewendet fuhr er, gewissermaßen sich entschuldigend, fort: „Seine Mutter, die neben mir sitzt, fürchtet, er könne sich verkühlen.“

Jetzt rufen noch zehn Stimmen: „Pelz anziehen, Pelz anziehen!“

Henry dankt für die Erlaubniß, erklärt aber, im Pelz könne er doch nicht Violine spielen.

„Thut nichts,“ rief nunmehr fast das ganze Publikum, „Pelz anziehen, Pelz anziehen!“

Und so blieb dem armen Henry Wieniewski nichts übrig, als den Pelz anzuziehen und im Pelze weiter zu geigen. Und es ging vortrefflich, wie er versichert, und auf der ganzen Reise hatten sie nirgends eine so gute Einnahme gemacht, als in Krementschug.

Eine Zollamtsgeschichte.

Im Juli 1876 fuhren auf dem Eilzuge zwischen Brüssel und Paris im nämlichen Coupé vier Personen, worunter zwei Freunde, welche die beiden Ecksitze des Waggons einnahmen, während ein dicker Herr auf der andern Seite sich einer Dame gegenüber setzte. Bald kam das Gespräch in Fluß, und als man dem französischen Zollamte nahe kam, redete man eben auch von den verschiedenen Sachen, die man still einzuschmuggeln gedachte, darunter von den hochbesteuerten brabanter Spitzen, die auf wohlfeilerem Wege nach der französischen Hauptstadt gelangen sollten. Der Zug hält mit einem Male an der Zollstation, der dicke Herr steigt zuerst aus und hilft dann der Dame in ritterlichster und liebenswürdigster Weise aus dem Coupé heraus und in die Zollstube hinein. Aber wer malt den Schrecken der Unglücklichen, als der Dicke angesichts der Zollbeamten ruft: „Untersuchen Sie diese Dame, sie trägt heimlich für 7000 Franken brüsseler Spitzen mit sich.“ Die Aermste wird verlegen und stammelt einige Worte. Aber desto schlimmer; die Zollbeamten finden wirklich für 7000 Franken Spitzen bei ihr; das Weitere läßt sich denken.

Der Zugführer gibt das Zeichen zum Einsteigen. Die Reisenden suchen ihre Plätze auf; die zwei Freunde lassen so etwas von mouchard (Spion) hören; aber der Dicke schert sich wenig darum, drückt sich in eine Ecke und liest die Zeitung, während die gestrafte Dame weint, zeitweilig einen schmerzlichen Blick auf den Verräther wirft, und desto mehr zu schluchzen beginnt, je näher man gegen Paris kommt.

Endlich wenige Minuten vor der Stadt redet der Dicke die weinende Dame an: „Ueber eine Bagatelle von 7000 Franken muß man nicht so weinen, Madame, davon stirbt man noch nicht, überdieß bin ich Schuld daran.“ Dann öffnet er seine Brieftasche und überreicht der erstaunten Dame 25,000 Franken in Bankbillets mit den Worten: „Nehmen Sie das nur mit bestem Herzen an; ich bin nicht so dick als ich aussehe, aber ich trage für 400,000 Franken Spitzen bei mir, gewinne über 100,000 Franken an defraudirtem Zoll, kann also Ihnen wohl ein Viertel davon für Ihren Verlust abtreten.“ Entzückt über dieses nun aufgegangene Licht ruft die Dame: „Aber das ist zu viel, mein Herr!“ — „Durchaus nicht,“ bekam sie zur Antwort, „Sie haben 7000 Franken Verlust, die übrigen 18,000 Franken sind Ihr Schmerzensgeld.“ — Damit verschwand er beim Bahnhof unter dem Haufen der Reisenden.

Gedächtniß der Hunde.

Im Jahr 1870 kaufte ich in der Nähe Leipzigs einen etwa ein halbes Jahr alten langhaarigen Hühnerhund, den ich bis zu seinem zweiten Jahre besaß und erzog. Da derselbe schön war und sich ebenso gelehrig wie folgsam zeigte, erhielt er auch stets eine gute Abwartung, bis ich durch einen plötzlichen Wechsel der Familienverhältnisse gezwungen war, auf längere Zeit meinen Haushalt zu verändern, meinen Viehbestand und ebenfalls den Hühnerhund, letztern an einen Bekannten, zu verkaufen. Da derselbe das Thier nicht so gut wie ich gepflegt haben mochte, entlief es mehrmals und stets seiner frühern Behausung zu, weßhalb es mein Bekannter nach einigen Wochen an einen Dritten nach auswärts weiter veräußerte, in der Meinung, der Hund gewöhne sich bei ihm nicht ein. Mitte Oktober dieses Jahres, also etwa nach vier Jahren, in welcher Zeit der Hund mich nicht wieder gesehen, kam ich zufällig nach dem Orte, wo derselbe jetzt gehalten wird, und traf ihn auf einem Dorfwege, seinem Herrn voran- und mir entgegenlaufend, an. Da ich den Hund sofort wieder erkannte, machte ich den mich begleitenden Freund auf meinen frühern Besitz aufmerksam, aber gleichzeitig umkreiste mich schon der Hund, mit der Ruthe wedelnd; und als er wieder meine Stimme vernahm, sprang er an mich heran und vor Freuden hoch an mir in die Höhe. Als ich ihn hierauf laut mit „Kastor, bist du es wirklich?“ anredete, warf er sich sofort mir

Aus unserer humoristischen Mappe. Originalzeichnungen.



Schulrath: Sage mir, Seligsohn, wenn ich zu einer Hose 1,5 Meter Tuch brauche und der Meter kostet 5,75 Mark, wieviel kostet dann das ganze Zeug zur Hose?

Seligsohn: Herr Schulrath, Se sind ein großer, dicker Herr, Se werden nischt reichen mit 1,5 Meter, Se werden brauchen 2 Meter, und Se sind e feiner Herr, Se werden nischt nehmen den Meter zu 5,75 Mark, Se werden nehmen zu 6 Mark, macht 12 Mark = 4 Thaler.



General (an die Mannschaft Fragen stellend): Nun sag' Du mir, mein Sohn: Was denkst Du Dir wohl, wenn Du einmal im Felde so Deine Fahne flattern siehst?

Rekrut: Dat der Wind geht, Herr General!



Herr Multrig: — — — Demnach wäre also Livingstone der berühmteste Afrika-Reisende gewesen —?

Herr Schlaukopf: Gewiß, mein Lieber! Denken Sie nur, 16 Jahre in einer Tour die Wüsten Afrikas zu durchstreifen — —

Fräulein Schimmlig (in sittlicher Entrüstung): Ach, mein Gott, — was für ein Wüstling muß dieß gewesen sein! — — —



Herr Schwindelmeier erzählt: Ein junger Mann von feurigem Blut träumt, daß er sich mit seiner Braut vergiften wolle, hat auch schon das Gift gekauft, aber in zu großer Eile nimmt es die Dame zu früh und stirbt; man entdeckt bei ihm das Gift, er wird verurtheilt. Alle die fürchterlichen Anstalten der Hinrichtung erleidet er standhaft — im Traume — doch je näher der Augenblick des Todes kommt, als er den Kopf unter das über ihm schwebende Beil legt . . . das Beil fällt . . . und der Schreck tödtet ihn!

Frau Schlauberger: Aber wie hat man denn dieses Alles erfahren können, da doch der Träumer gestorben ist?

Herr Schwindelmeier: Nun, man hat die Sache in den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen gefunden!



Gast: Wie kommt's nur, Bergwirth, vor drei Tagen war Euer Bier so gut, und heut nit zum trinka!

Wirth: Aber plauschen's nit, is ja Alles Einbildung, is ja noch ganz das nämliche Faßl.



„Willem, een feines Räthsel! Der Erste looft, der Zweite looft und der Dritte fängt an zu loofen, was is det?" —

„— Etwa drei Hasen?" —

„Nee, aber meinen Meester seine drei Jungens." —

kriechend zu Füßen, als hätte er Unrecht gethan oder sei untreu entlaufen und sollte nun Schläge bekommen. Nachdem ich ihm jedoch den Kopf gestreichelt und zugeredet, sprang er wieder auf und seinem noch etwas entfernten Herrn zu, aber dann sofort wieder wedelnd zu mir zurück, den Geberden nach auf das Freudigste überrascht. Dem jetzigen Besitzer, welchem das Benehmen seines Hühnerhundes ganz befremdend vorzukommen schien, erklärte ich das Sachverhältniß. Dieser aber pries gegen mich wieder die Treue und Anhänglichkeit gegen ihn selbst, und auch, daß der Hund mit Niemandem freundlich, sondern stets zurückhaltend sei, weßhalb ihn dessen Benehmen gegen mich umsomehr gewundert habe. Da sich indeß unsere Wege kreuzten, so war Kastor unentschlossen, wem er folgen solle, und als sein Herr ihn heranrief, blieb er zwischen diesem und mir stehen, richtete ängstlich den Kopf bald einmal nach ihm, bald nach mir. Als er aber nochmals fortgerufen wurde, unterließ er doch nicht zu mir zu springen und seiner Freude über das Wiedersehen ein letztes Mal Ausdruck zu geben. Erst als ich ihn von mir wies und sein Herr abermals pfiff, sprang er Letzterem nach, unterbrach jedoch auch diesen Weg mit Stehenbleiben und Umsehen, bis ich ihm aus den Augen entschwand. Die Geschichte bestätigt nur die Wahrheit, daß Jagdhunde, Pudel, Neufundländer ein sehr treues Gedächtniß haben.

Kleine Mittheilungen.

Neuere Untersuchungen über die Größe des menschlichen Schrittes und über Geschwindigkeit haben folgendes Ergebniß geliefert: Bei 60 jungen Männern fand sich der Schritt beim Gehen auf ebenem Boden ungefähr zwischen den Grenzen 71 Centimeter und 91 Centimeter schwankend; der Mittelwerth war 81 Centimeter. Bei einem und demselben Individuum fand sich der Schrittwerth bei Versuchen an verschiedenen Tagen nur um etwa 1 Prozent schwankend. Die mittlere Gehgeschwindigkeit des Menschen kann zu 5 Kilometer in der Stunde angenommen werden, mit den Grenzen 4,5 und 5,5 Kilometer. Mehr als 5,5 Kilometer in der Stunde kann auf die Dauer nicht geleistet werden.

*

Eine alte Katze. Von dem ehemaligen Lordmayor Londons, Whittington, und seiner Katze ist in England so oft die Rede, daß jedes Kind, sozusagen wenigstens — die Katze kennt. Eine andere aber verspricht sie zu verdrängen und einfach aus dem Grund unsterblich zu werden, weil sie nicht sterben kann oder will. Sie lebt in Gundajai in Neu-Südwales, von dem Karl Ritter bereits bemerkte, daß es Krankheiten dort wenig gebe, ansteckende fast ganz fehlen. Die Katze kam (so sagt „Land and Water“) im Jahre 1788 aus England dorthin und erfreut sich annoch des Sonnenlichtes.

*

Amerikana. Fünfhundertunddreißig Frauenzimmer praktiziren in den Vereinigten Staaten als Aerzte, vierundzwanzig als Zahnärzte, fünf als Advokaten und achtundsechzig als Prediger. — Als Aufwärterinnen in den nordamerikanischen Gebirgshotels sind auch in diesem Jahre wieder den ersten Familien von New-Hampshire und Vermont angehörige junge Damen angestellt, welche sich nicht nur durch das Aufwarten bei Tische, sondern auch durch ihre Unterhaltung im Salon den Gästen nützlich und angenehm machen.

Vom Büchertisch.

Von Esaias Tegnér, dem großen schwedischen Dichter, dessen Frithjofssage weltberühmt geworden ist, existirt eine Romanze, „Axel“ ist sie betitelt, welche eine Sage aus der Zeit Karl XII. auf historischem Hintergrund und mit historischen Personen und Begebenheiten behandelt und alle Vorzüge des großen Gedichtes: Lieblichkeit, Farbenschimmer, Sprachschönheit, gleichfalls besitzt. Jetzt hat Max Vogel eine Uebersetzung dieses fesselnden originellen Werkes bei Schmidt und Günther in Leipzig erscheinen lassen, die wortgetreu und doch frei und leicht das Originalwerk wiedergibt. Das Büchlein empfiehlt sich zu Geschenken. — Der biographische Roman „Judah Touro“ von M. Wassermann (Stuttgart, Hallberger) erscheint jetzt in der zweiten Auflage und die Zunahme seiner Leser und Freunde beweist, daß gediegene Leistungen immer noch die verdiente Anerkennung sich erwerben. Judah Touro ist ein zarter, edler, gütiger Charakter gewesen, ein Menschenfreund in der Art Peabody's, jedoch mit ganz eigenthümlicher, durch seine Abstammung bedingter Charakterfärbung, und dieser Mensch, der uns in seiner Schlichtheit und Herzensreinheit an biblische Gestalten erinnert, ringt und kämpft in dem Strudel der amerikanischen Unabhängigkeitskämpfe, der französischen Revolution, er durchkreuzt den Ozean, kämpft gegen Piraten, wagt Napoleon entgegenzutreten, wird dann ein Pionnier der Kultur in höchster geistiger Tendenz seinem Heimatland und bleibt auch im Unglück ein so reiner, edler, liebevoller Charakter, wie er im Glück gewesen. Die lichtvolle Gestalt dieses Juden auf dem düstern, leidenschaftlich bewegten Hintergrunde, der ein Stück Weltgeschichte wiederspiegelt, ist mit großem Kunstverständniß und sehr wirkungsvoll ausgeführt. Der Roman ist von edlem, erhebendem Eindruck. — Ernst Moriz Kraft, der Aufsehen erregt hat durch sein Schriftchen über die Behandlung der Diphtheritis, hat jetzt wieder ein kleines Büchelchen herausgegeben, in welchem er ein Mittel angibt, schmerzlos, rasch und sicher Verbrennungen zu heilen (Hamburg, Grüning). Das Mittel ist harmloses Gummiarabikumpulver, die Anwendung eine sehr einfache, und dürfte, wenn in der Praxis sich diese Methode allgemeiner bewährt, dieß Büchlein und sein Mittel die Reise um die Welt machen. — Für Eltern, die in Verlegenheit sind, welch' ein Lesebuch, das Bilderbuch, Bilderfibel, also ein erfreuendes Geschenk und doch ein Lehrbuch zugleich ist, sie für ihre lesen lernenden Kleinen, besonders für solche, die aus irgend welchen Gründen zu Hause in den Anfangsgründen unterrichtet werden, anschaffen sollen, möchten wir das „deutsche Lesebuch für Schule und Haus“, bei Ferdinand Hirt in Breslau erschienen, warm empfehlen. Die hübsche Familienausgabe, die uns von diesem Buche vorliegt, enthält im ersten Theil eine Schreib- und Lesefibel, im zweiten ein Lesebuch für das erste Kindesalter. Das Werkchen ist sehr hübsch und lehrreich illustrirt, für beide Konfessionen ohne Anstoß, ein echtes, gediegenes Volkslesebuch, und, was gleichfalls nicht gering in's Gewicht fallen dürfte, auffallend wohlfeil.

Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Walter Scott wurde einst von einem irischen Bettler um einen halben Schilling gebeten. Da dem Dichter kleine Münze fehlte und der Bettler nicht aufhörte, ihm seine Noth zu schildern, so gab er ihm endlich einen ganzen Schilling, mit den Worten: „Vergeßt aber nicht, daß Ihr mir jetzt einen halben Schilling schuldig seid.“

„Gewiß nicht,“ versetzte der Irländer, „und möge der liebe Gott Euer Ehren nur so lange gesund am Leben erhalten, bis ich meine Schuld abtrage.“

*

„Sag' 'mal, Onkel, ist es denn wahr, daß im Sankt Peter zu Rom das Haupt Petri liegt und in Sankt Pietro und Paolo, einer andern dortigen Kirche, noch einmal?“

„Ja wohl, mein Junge! Petrus war ja ein Zwilling!“

*

„Wie heißt Du?“ fragte ein englischer Kapitän einen neu eintretenden farbigen Schiffsjungen.

„Algoa Bay.“

„Wo geboren?“

„Gar nicht!“

„Gar nicht, Du Esel?“

„Nein, ich bin an's Land gespült!“

*

Heine schrieb als Student einem Freunde: „Schicke mir sofort fünfzig Thaler oder ich verhungere auf Deine Kosten.“

*

Moderne Dienstboten.

„Johann, ich glaube, Du hast schon wieder ein Glas zerbrochen.“

„Ja wohl, Madame, dießmal habe ich aber noch Glück dabei gehabt; es ist nur in zwei Stücke gegangen.“

„Das nennst Du ein Glück?“

„Ach, Madame, Sie wissen gar nicht, was es für eine Mühe macht, all' die Splitterchen aufzuheben, wenn so ein Glas in tausend Stücke geht.“

*

Der größte Plumpudding wurde 1819 auf dem Jahrmarkt zu Paigeton bei Exeter hergestellt. An Ingredienzien enthielt derselbe 400 Pfund Mehl, 170 Pfund Rindertalg, 140 Pfund Rosinen und 240 Eier. Er kochte in einem Brauerkessel vier volle Tage und Nächte, wurde dann auf einen Wagen geladen, mit Bändern geschmückt und sechs Ochsen zogen das Gefährt durch die Stadt.

*

Ein trübes, abgehärmtes Weib kam, wie die „Sunday Times“ aus New-York erzählt, betteln. Sie erhielt Brod und Kalbfleisch.

„Madame,“ sagte sie, „so habe ich meine vier Kinder denn doch nicht erzogen! Erst vorgestern gaben Sie mir Kalbfleisch und heute schon wieder? Nein, Madame, wir essen in der Woche höchstens einmal Kalbfleisch!“

*

Folgendes Inserat stand kürzlich im „Maine-Journal“ (Amerika): „Hiedurch gebe ich bekannt, daß ich die Esche am nördlichen Ende meiner Farm in drei Tagen fällen werde. Die Aussicht unseres Balkons geht nämlich auf diesen Baum, und da die Unsitte eingerissen ist, gerade diese Esche beim Erhängen zu bevorzugen, so ist es meiner Frau und mir immer etwas störend, wenn wir beim Morgenkaffee wieder und wieder einen frischen Lump dort baumeln sehen. Wir bitten daher alle Diejenigen, welche sich dieser Esche noch zum Aufhängen bedienen wollen, dieß freundlichst binnen drei Tagen zu thun, da dann unwiderruflich der Baum umgehauen wird.“

*

Ein Amerikaner, der im letzten Kriege gegen die Konföderirten Dienste genommen hatte, zog auf Vorposten. Der Offizier bläute ihm ein, die Augen offen zu halten und schloß seinen Sermon: „Wenn Du nun Jemand kommen siehst, so legst Du an und rufst: Wer da, aber dreimal. Antwortet er nicht, dann drückst Du ab!“ — Richtig, nach einer Stunde kam eine Gestalt auf den Posten zu. Er ließ sie ruhig auf zehn Schritt herankommen und brüllte dann: „Wer da, aber dreimal!“ Bums! fiel der Schuß und sein eigener Lieutenant hatte acht Wochen Zeit, im Lazareth mit zerschossener Hüfte über die strategische Gewiegtheit des Mannes nachzudenken.

*

„Auf welcher Seite der Königsstraße wohnen Sie?“ fragte ein Polizist einen Arrestanten, der vorgab, seine Hausnummer nicht zu wissen.

„Uf beede.“

„Was?“

„Na natierlich! Je nachdem det Sie von die Kurfürstenbrücke kommen oder von'n Alexanderplatz: 'mal wohn' ick rechts un det andermal wohn' ick links!“

*

Im Annoncentheil der „V.-Ztg.“ vom Sonnabend den 30. Dezember 1876 befindet sich folgendes, namentlich für Aerzte interessante und beachtenswerthe Inserat:

„Andreas Str. 34. 6 Stub. mit Zub., Badeeinricht. u. Closet, worin mit Erfolg ärztliche Praxis getrieben, wegen Todesfall für 1200 Mk. zu verm.“

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Methode zur Herstellung eines guten, an Festigkeit dem Mörtel der Alten gleichkommenden Kalkmörtels. Daß die Alten bei ihren Bauten eine vorzügliche Art Mörtel angewendet haben müssen, ist Jedem bekannt, welcher Gelegenheit hatte, die Festigkeit desselben an alten Bauwerken, Ruinen ꝛc. zu prüfen. Während jetzt bei Abbruch unserer Gebäude der Mörtel in Staub zerfällt, hält es sehr schwer, den Mörtel der alten Bauwerke zu zerstückeln und das mit demselben hergestellte Mauerwerk abzubrechen. Die Alten haben mit ihrem Mörtel kolossale Bauten aus dem kleinsten Baumaterial (Kieselsteine ꝛc.) hergestellt, was wir mit unserem gewöhnlichen Mörtel nicht wagen dürften. Es ist anzunehmen, daß man in früheren Zeiten den Mörtel in sehr flüssigem Zustande zwischen die innerhalb zweier Bretter aufgefüllten Kieselsteine einfüllte, so daß derselbe alle Zwischenräume ausfüllte und vermöge seiner Bindekraft und Festigkeit die Steine zu einer überaus soliden Mauer verband. — Die Ursache der vortrefflichen Eigenschaft des alten Mörtels liegt wohl an der Zubereitung, da die Bestandtheile desselben die gleichen wie bei unserem heutigen Mörtel sind. Herr Professor John Gibb theilte schon in früheren Jahren eine Anleitung mit, den Mörtel in der gleichen Weise herzustellen, wie es bei den Alten üblich war, um auch dieselbe Festigkeit zu erreichen. Hienach soll man circa zwei bis drei Wochen vor dem Gebrauch des Mörtels geeignete Quantitäten Kalk und Sand zusammensieben und beide Massen tüchtig durcharbeiten. Erst beim Gebrauch des Mörtels setzt man obiger Masse ferner ein Viertel ungelöschten Kalk zu und arbeitet Alles abermals ordentlich durch einander; es kommt hauptsächlich darauf an, daß sich Sand und Kalk vollkommen mit einander verbinden, das heißt, daß die Zwischenräume des Sandes vollständig vom Kalk ausgefüllt werden. Ferner darf nie mehr Mörtel angerührt werden, als man in kurzer Zeit verbraucht. Wo guter Mauersand fehlt, kann derselbe durch gestoßenen gebrannten Thon ersetzt werden.

Gesundheitslehre.

Schädlichkeit zinkhaltiger Gummigegenstände. Es ist bereits mehrfach auf die Schädlichkeit von Gummigegenständen aus Kautschuk, welcher nicht rein, sondern mit anderen Substanzen, besonders Zinkoxyd, vermischt zur Anwendung gekommen ist, aufmerksam gemacht worden. Besonders haben sich die als Milchsaugflaschen für Kinder bestimmten durchlöcherten Gummihütchen, meist weiße, der Gesundheit schädlich erwiesen, und der Agitation dagegen ist es wohl zu verdanken, daß jetzt nur wenig oder gar keine zinkhaltigen Gummisauger mehr im Handel vorkommen. Häufig scheint letzteres jedoch, wie Prof. B. Tollens in Göttingen der D. chemischen Gesellschaft mittheilte, noch der Fall zu sein mit Spielwaaren aus Gummi (Thiere, Puppen u. s. w.), welche sich in Aller Händen befinden. Ein Fall, in welchem ein Kind, welches eine solche Puppe zum Spielzeug erhalten und sie längere Zeit im Munde gehabt hatte, krank geworden war und in welchem die in Essig gelegte Puppe sich mit Inkrustationen (wohl essigsaures Zink) bedeckt hatte, machte Tollens auf etwaigen Zinkgehalt der Puppe aufmerksam, und in der That fand er in derselben nicht weniger als 60,58 Prozent Zinkoxyd. Außer dem Zinkoxyd war noch etwas Kalk, Eisenoxyd und Phosphorsäure in der Asche nachzuweisen. Eine andere Figur, welche Tollens von einer Handlung in Braunschweig auf spezielle Bestellung als „unschädlich“ bezeichnet erhielt, gab trotzdem 57,68 Prozent Asche, welche aus Zinkoxyd, neben geringen Spuren von Verunreinigungen (Blei, Eisen, Kalk und Sand) bestand. Es wäre jedenfalls zu wünschen, daß die Fabrikation und der Verkauf von solchen Zinkoxyd enthaltenden (und zwar bis mehr als 60 Prozent) Gegenständen, welche ausschließlich für Kinder bestimmt sind, aufhörte.

Landwirthschaft.

Behandlung von feuchtgewordenem und verdorbenem Getraide. Feuchtgewordenes Getraide erhitzt sich, wird röthlich, schimmelt bekanntlich leicht und wird moderig. Diesem Uebelstande kann man durch Mischung des verdorbenen Getraides mit Kohlenpulver abhelfen. Die Kohle wird sodann nach zwei bis drei Wochen wieder mit der Getraidereinigungsmaschine entfernt. Bei dieser Manipulation soll die Temperatur eine mittlere sein. Durch dieses Verfahren verschwindet der Modergeruch fast vollständig. — Um feucht eingebrachtes Getraide zu trocknen, stellt man ungelöschten Kalk, in mehreren Körben vertheilt, in ziemlich gleichen Entfernungen neben das ausgeschüttete Getraide; die Körbe werden leicht mit Papier bedeckt. Durch das begierige Einsaugen der Feuchtigkeit durch den Kalk wird das Getraide schnell getrocknet. Natürlicherweise geht das Verfahren bei trockener Luft viel schneller und vollkommener von Statten. Auf fünfhundert Kilo Getraide rechnet man circa 0,04 Kubikmeter gebrannten Kalk, der nach der Trocknung des Getraides in Pulver zerfallen sein wird und zu Kompost ꝛc. verwendet werden kann.

Erfindungen.

Eine neue Erfindung. Ein Deutscher Namens Eckhardt, aus Missouri, hat eine Vorrichtung erfunden, welche bei Dampfschiffen an die Stelle der Schaufelräder und der Schrauben treten soll. Sie besteht aus ovalen Eisenplatten, welche von durch Dampf getriebenen Zugstangen in Bewegung gesetzt werden. Diese Platten, die man füglich mit Flossen vergleichen kann, werden in horizontaler Richtung aus dem Schiffsrumpf herausgestoßen und setzen durch ihren Druck auf's Wasser das Schiff in Bewegung. Eckhardt hat ein Boot gebaut, in welchem die Vorrichtung mit Menschenkraft in Bewegung gesetzt wird, und damit auf dem Potomac bei Washington eine Versuchsfahrt gemacht, die sehr günstig ausgefallen ist.

Historische Gedenktage.

14. Februar.

1714. Christoph, Ritter von Gluck, großer deutscher Opernkomponist („Alceste“, „Orpheus“, „Armide“, die beiden „Iphigenien“), zu Weißenwangen in der Oberpfalz geboren.

15. Februar.

1763. Friede zu Hubertusburg, beendigt den siebenjährigen Krieg zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen, der im Besitze von Schlesien bleibt.

16. Februar.

1137. Saladin der Große, Sultan von Egypten und Syrien, Sieger über die Christen im dritten Kreuzzuge, der sie bei Tiberias schlug und ihnen Jerusalem wieder entriß, — auf dem festen Schloß Tekrit, auf welchem sein Vater Gouverneur war, geboren.

18. Februar.

1745. Alessandro Volta, berühmter Physiker, Entdecker der nach ihm benannten elektrischen Säule, zu Como geboren.

19. Februar.

1712. Zar Peter der Große, schon 1707 mit Katharina heimlich getraut, vermählt sich zu Moskau öffentlich mit ihr.

20. Februar.

1694. Franç. Marie Arouet de Voltaire, französischer Dichter, („Zaire“, „Mahomet“, „la Henriade“), Geschichtsschreiber („Karl XII.“) und Philosoph von großem Geist, hellem Verstand und unerschöpflichem Witz, zu Chatenay bei Paris geboren.

21. Februar.

1613. Das Haus Romanow gelangt auf den russischen Thron, indem nach dem Erlöschen des Stammes Rurik (2. Januar 1598) und dem Auftreten des falschen Demetrius, der Sohn des Metropoliten zu Rostow, Michael Feodorowitsch Romanow, von den Russen zum erblichen Zar erwählt wird.

22. Februar

1328 starb Sultan Osman I.; als kühner Räuberhauptmann gründete er auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldschucken und Mongolen den Staat der osmanischen Türken in Asien, welcher nach ihm zur ersten Waffenmacht in Europa sich erhob.

23. Februar.

1677. Baruch (Benedikt) Spinoza, jüdischer Philosoph, im Haag gestorben.

25. Februar.

1634. Albrecht, Graf von Wallenstein und Herzog von Friedland, kaiserlicher Generalissimus im dreißigjährigen Kriege, wird, wegen seines zweideutigen Benehmens, als Verräther gegen den Kaiser in der Nacht vom 24. zum 25. zu Eger ermordet, deßgleichen seine Vertrauten Illo, Kinski, Terzki 2c.

26. Februar

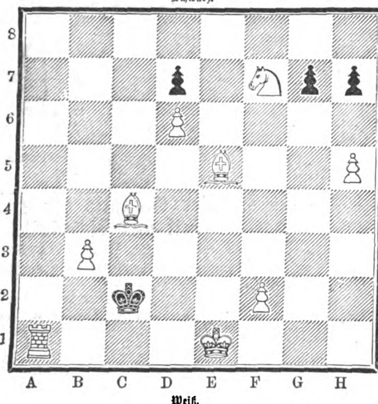
1834 starb Alois Sennefelder, Erfinder des Steindrucks (der Lithographie), Inspektor zu München.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn L. Rossatti in Mailand.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 287:

Dornröslein blüh' nicht so geschwind,
Bleib' frisch nur bis zum andern Tag!
Bin ich nicht recht ein thöricht Kind,
Daß darum ich mich kümmern mag?

Mir ist, als wär' Er heut' noch da,
Und bräch' dich mir schon morgen früh!
Thu' mir's zu Lieb'! Du kennst mich ja!
Bis Er dich bricht, Dornröslein blüh'!

(„Amaranth“ von Oskar v. Redwitz.)

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 287:

Vorgestern.

Anagramm.

Es bringt den Mann von Hof und Haus,
Versetzt — zieht man's vom Meer heraus.

Auflösung des Buchstabenräthsels Seite 287:

Tartarei
Orang-Utang
Thessalien
Lucca
Euphrat
Besikabai
Ebbe
Nicolajev
Totleben — Ignatiev.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Friedr. B. in Straßburg. Holländische Millionen-Erbschaft — soll Schwindel sein; hüten Sie sich, Geld darauf zu verwenden.

E. G. 123. Wenden Sie sich an die Redaktion des Suchblattes in Leipzig.

Clara. Anmuthig und hübsch — aber doch mehr für den häuslichen Kreis 2c. als für die Oeffentlichkeit geeignet. Deßgleichen K. Remagen.

Abonnent in Varel. Mit Material auf lange Zeit hinaus versehen. Besten Dank.

Bld. in Dsp. Strauß L. J. kostet ca. 3 Thlr. (Leipzig, Brockhaus). E. Renan „Das L. J.“ (Berlin, Hasselberg) 10 Sgr. Berlin, Jonas, sogar nur 5 Sgr.

F. N.....n in E. 1) Wir empfehlen Ihnen das Buch „Der Naturaliensammler“, Praktische Anleitung zum Sammeln, Präpariren und Konserviren organischer und unorganischer Naturkörper von L. Eger. Ein vortreffliches Büchlein (Wien, Faesy und Frick). 2) Christian Donaleitis ist der bedeutendste lithauische Dichter. Werke von Schleicher in Weimar herausgegeben. 3) Das ist ein hebräischer gehauchter Laut — weiter nichts. 4) Haben wir nirgends etwas gefunden.

A. B. in B—dy. Nr. 1: Nur von solchen, die schon einmal in dieser Sprache gedruckt sind, war gemeint. Mit seinen eigenartigen, anziehenden Romanen unsere Leser bekannt zu machen, halten wir für unsere Pflicht. Nr. 2: Die Reichhaltigkeit in den kleineren Sachen ist mit der Gediegenheit des älteren Journals verschmolzen. Bei diesem Inhalt und Bilderreichthum geradezu kolossal billig.

Abonnent der Ill. W. in Außig. Die Antwort vom ärztlichen Mitarbeiter noch nicht eingetroffen.

E. H. Senden Sie eine Probe an die Redaktion der „Industrieblätter“ nach Berlin.

Hrn J. Lohrenz in B. Londons Häuser nehmen ja allein schon doppelt so viel Raum ein.

Hrn. J. B. in Wien. Wir kennen keine Firma außer Nestle, Lausanne.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden 2c. sind uns zugegangen von: Frln. Louise von Kaltenborn, Jauer; Hermine Pollak, Temeswar; Anna Riegeler, Szakolecza; Anna K., Kassel; Josephine Mauker, Wien; Frau Clara N., Breslau; Mathilde Ribbe, Berlin; Bertha T., Posen; Luise Vonviller, Bern; Hrn. S. Silbermann, Regensburg; Emil Fuge, Braunschweig; L. A. Dresburg (sehr viel Vorrath); K. Keßler (deßgleichen); Adolph Meßner, Oels-Arnau; A. Remicke, Netze; R. G., Soran; Eugen H., Königsberg; Otto Carlberger, Graz (zur etwaigen Benützung zurückgelegt. Besten Dank); Rudolph Schoffmann, Triest; K. Fr. Lupp, Freising; N. Janssen, Engerhafe.

A. H. Wichtl op. 96 Violinschule, ditto op. 10 1. Theil, „Der junge Geiger“ Baillot Rode, Kreuzer, Violinschule. Jede Musikalienhandlung wird Ihnen diese Schulen besorgen.

Hrn. G. M. in Braunschweig. Wir kennen kein derartiges Institut, das wir empfehlen möchten.

M. K. in Pappenheim. 1) Verlangen Sie die Preisliste der Musikinstrumentenfabrik von Gebr. Wolff in Creuznach. 2) Ja wohl, im Erscheinen (Brockhaus, Leipzig). 3) Lampenlager von Gottlob Zaiser in Stuttgart.

Hrn. Joh. Müller. Nr. 1: Wenden Sie sich an die Redaktion der numismatischen Zeitung in Leipzig. Nr. 2: Tyroff, aber nicht wohlfeil. Nr. 3: Gleichfalls wie Nr. 1.

Hrn. E. Forster in Gratz. Die Beantwortung dieser Fragen würde so viel Raum erfordern, daß auf dieser ganzen Seite nichts mehr stehen könnte.

Abonnent in Aachen. Die Redaktion der „Industrieblätter“ in Berlin gibt darüber Auskunft.

Abonnent in Upsala. Durch Philipp Maaß & Comp., Spezialgeschäft für Oelfarbendrucke in Stockholm, gewiß.

Hrn. R. T. in Brünn. Wir kennen das Gedicht „Der sterbende Schauspieler“ nicht; vielleicht gibt einer unserer Leser darüber Auskunft.

Hrn. A. R. in Schedewitz. Soll geschehen. Vergessen Sie nicht, welch' eine fabelhaft geringe Summe das Blatt kostet, wo Alles theurer geworden ist.

Hrn. E. Sch. in Prag. Wir glauben nicht, daß dieß für ein Journal paßt; als Buch wäre es viel günstiger.

J. Ol. in Pleß. Von älteren Jahrgängen der „Ill. Welt“ können Sie noch haben: 1862, 1863 gebunden für je M. 7. 50 Pf., 1868 (ermäßigter Preis) broschirt für M. 2. 40 Pf., 1869 broschirt für M. 6. —, 1870 (ermäßigter Preis) broschirt für M. 2. 40 Pf., 1871 sowie die folgenden Jahrgänge zu den gewöhnlichen Preisen.

Von „Zu Hause“ ist noch vorräthig: 1866 gebunden für M. 2. 75 Pf. (ermäßigter Preis), 1868, 1870 broschirt, gleichfalls zum ermäßigten Preise von je M. 2. —, 1871, 1872, 1873 zu den gewöhnlichen Preisen.

Alle hier nicht aufgeführten Jahrgänge sind komplet nicht mehr zu haben. Jede Buchhandlung kann die Besorgung vermitteln, andernfalls liefert auch die Verlagshandlung gegen Frankoeinsendung des Betrags direkt.

Hrn. O. M. in S. „Der exanthematische Lebenswecker“. Ein Lehrbuch über Baunscheidt's Lebenswecker (Leipzig, Zechel).

Hrn. T. Sauer in Breslau. „Die Laubsägerei, sowie Einlege- und Schnitzarbeit“, von Joseph Walleneg (Weimar, Voigt). „Der Laubsägearbeiter“, von Hugo Elm (Leipzig, Schäfer).

Anfragen *).

40) Gibt es ein Mittel, das Braunanlaufen des Stahls beim Eintauchen in Wasser, um ihn abzukühlen, zu verhindern? L. A.

41) Woraus besteht der ganz schwarze, äußerst harte, glänzende Lack, den man so häufig auf Eisenbestandtheilen, z. B. Eisengerippe bei Sonnen- und Regenschirmen, bei Haarnadeln u. s. w. findet? und wie ist die Behandlungsweise des Lackes beim Auftragen desselben?

K. G., Abonnent der Zeitschrift „Illustr. Welt“.

Antworten.

Auf 24): Man nimmt einen hölzernen Kasten und bestreut dessen Boden mit trockener Erde. Auf diese Erde bringt man eine Schicht Wiebkerne. Nun streut man wieder eine dünne Schicht Erde und hierauf wieder Wiebkerne. Dieses setzt man so lange fort, bis der Kasten voll ist; man schließt mit einer Schicht Erde. Nun begräbt man den Kasten an einer trockenen Stelle drei Fuß tief. Erst im zweiten darauf folgenden Frühjahr darf man den Kasten wieder ausgraben. Es geschieht das am besten im Monat April. Die Wiebkerne, welche jetzt sämmtlich gekeimt haben, streut man nun in $1^1/_4$ Fuß von einander entfernten Reihen auf gut gelockerten kräftigen Boden und bedeckt sie $1^1/_2$ Zoll hoch mit Erde. Bald werden die jungen Pflänzchen zum Vorschein kommen. Wenn dieselben etwas größer geworden sind, so muß man sie sorgfältig vom Unkraut rein halten und auch von Zeit zu Zeit behäufeln. Nach Verlauf von weiteren 2 bis 3 Jahren werden die Pflanzen stark genug sein, um zu Hagedornhecken verwandt werden zu können.

N. Janssen.

Auf 33): Die gut vom Schmutz und anderen Unreinigkeiten (mit einer Bürste und allenfalls etwas Seife am besten) befreiten Knochen läßt man eine Stunde ungefähr in einer schwachen Alaunauflösung liegen. Während dieser Zeit nimmt man ungebrannten gestoßenen Kalk 2 Theile und 1 Theil Waizenkleie, rührt dieses unter heißes Wasser in einem neuen Topfe zusammen und setzt dann die zu bleichenden Knochen hinzu, welche man so lange kochen läßt, bis sie weiß geworden.

Lachnit, Rudolfsheim.

Auf 34): Herr Justizrath Pohl in Itzehoe soll zwei Exemplare von Danckwerth's Landesbeschreibung besitzen. Ob er genanntes Werk verkaufen wird, ist nicht gewiß. — r. —

Auf 35): Silbertinte wird bereitet aus reinem Quecksilber 8 Gramm, gebrannt. Kalk 1 Gramm, reinem konz. Essig 96 Gramm. Man digerirt dieß einige Tage hindurch und schüttelt es während dieser Zeit öfters um. Goldtinte bereitet man sich aus vorstehender fertiger Silbertinte 24 Theilen und Safran 1 Theil; dabei verfährt man ebenso, wie schon angegeben, und seiht schließlich durch. Otto Schmid, Pharmazeut.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

Inserate finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage dieses beliebten Familienjournals die weiteste Verbreitung und werden von der **Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig**, sowie von allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. öftr. W. = 75 Cents.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen: 44

Heinrich Lang.

Lebensbild eines freisinnigen Theologen dargestellt von **Karl Ed. Mayer**, Dekan.

10 Bogen 8°-Format. Preis 1 Fr. = 80 ₰ ord.

Von **Heinrich Lang**, dem bekannten Reformpfarrer und muthigen Führer der schweizerischen religiösen Reformbestrebungen, dessen Name in so bedeutungsvoller Weise nicht nur mit der schweizerischen Reformkirche, sondern mit der **Entwicklungsgeschichte des Protestantismus der Gegenwart** überhaupt verknüpft ist, und dessen Tod von Freund und Gegner gleich tief betrauert wurde, gibt hier der Verfasser, auf Veranlassung des schweiz. „Reformvereins" ein getreues, wohlgelungenes Bild seines Werdens, Lebens und Wirkens, in populärer, leicht verständlicher Sprache.

Chr. Krüsi, Verlagsbuchhandlung in **Basel**.

Dr. **C. Bacnitz**,

Lehrbuch der Zoologie

in populärer Darstellung. 2. unveränd. Abdruck. Mit **382** Holzschnitten. Preis nur **2 Mark**.

In fast nur 3 Wochen war die erste ungewöhnlich starke Auflage vergriffen. Diesen außerordentlichen Erfolg verdankt das Buch seiner höchst eleganten Ausstattung und seinem meisterhaft methodisch behandelten Inhalt.

Die **Botanik** von Bacnitz mit 451 vorzüglich ausgeführten Holzschnitten, auch zum Preise von nur 2 Mark, erscheint Ende März c., die **Mineralogie** Ende April c. 450

Berlin. Ad. Stubenrauch, Verlag.

Gegen 1 Mark 60 Pf. in Briefmarken versendet franko **R. Jacobs** Buchhandlung in **Magdeburg**: 451

Der feine Gesellschafter, Rathgeber für alle lustigen Kreise und Gesellschaften, enthaltend Bildungsregeln, Gelegenheitsgedichte, Liebesbriefe, Toaste, Pfänderspiele, Deklamationen, Taschenspielerstücke, Blumensprache u. s. w. 256 Seiten stark.

Was willst du werden?

Die Berufsarten dargestellt von Männern des Berufs, herausgegeben von **Mentor**.

I. **Das akadem. Studium** 3 M. Anhang dazu: **Der Student** $^6/_{10}$ M. II. **Kaufmann**, Buchhändler, Landwirth, Verkehrsbeamte, Soldat, Seemann 2 M. III. **Kunst** 1 M. IV. **Ingenieur** und **Techniker** $^6/_{10}$ M. V. **Weibl. Berufsarten** $^6/_{10}$ M. Alle 5 Abth. zusammen in Leinenband $8^1/_2$ M. 445

Darmstadt, **C. Köhler's Verlag**.

Supp', Gemüs', & Fleisch.

Ein Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen rc. 21. Auflage. Geheftet $1^1/_2$ M. In Leinenband 2 M. 444

110,000

verkaufte Exemplare sind die beste Empfehlung für die Güte dieses Buches.

Darmstadt, **C. Köhler's Verlag**.

Collection Litolff.

Durch jede Musikalienhandlung zu beziehen: **Abt's praktische Gesangsschule.** Preis 3 Mark. 381

Vollst. Verlags-Katalog gratis und franko. **H. Litolff's Verlag** in **Braunschweig**.

Violinen,

Bratschen u. Cellos, Spezialität in Meisterformen nach eigenem System. Violinen-Kopie: Stradivarius, Amati, Maggini, gute Arbeit, Ton ℳ 12–20, feinste ℳ 30–40, Bogen ℳ 3–6, Kasten ℳ 6–10. Bratschen, Celli gleiches Preisverhältniss. Zeugnisse berühmt. Autoritäten. Garantie. Nachnahme. Preiscourt. m. Beschreibung gratis-frco. 452

Streich-Instrumenten-Fabrik **Gebrüder Wolff**, **Creuznach.**

Das Original-Meisterwerk (neueste **Gratis-Ausgabe**, ca. 130 Seiten Text) über: **Haarkrankheiten und Haarpflege** ist unter dem Titel: 148

Der Haarschwund

erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.

Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig, Villa Bühligen.



Theodor Scheller,

Prämienloose u. Lotteriegeschäft, **Braunschweig.**

Devise: „Und wiederum hat Scheller Glück!" Prospekte gratis und franko. 385

Julius Gertig,

Fonds- u. Lotterie-Geschäft, **Hamburg.** 301

Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis. Korrespondenz in Deutsch, Englisch und Französisch.

PREIS 1 MARK • • • PREIS 60 XR

Dr. Airy's Naturheilmethode.

Illustrirte Ausgabe, kann allen Kranken mit Recht als ein **vortreffliches populär-medizinisches** Werk empfohlen werden. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Höchst beachtenswerth!

Ich offerire in meinem hiesigen Magazin und versende auf geneigte briefliche Bestellung sorgfältig gewählt folgende enorm billige Waaren:

	Mark
1 reizend garnirte Moiré-Schürze	1
1 prachtvolles seid. Herren-Cachenez	1
½ Dtz. feine weiße Id. Damenhalstüch.	1
¼ „ feine coul. Id. Damenslipse	1
½ „ weiße lein. Kindertaschentüch.	1
1 „ große weiße Shirtingtaschent.	2
1 eleg. woll. Unterrod m. reiz. Bord.	2
1 lein. Tischdecke in gelb, grau od. roth	2
1 elegantes seidenes Herrentaschentuch	2
1 reiz. woll. Robe i. d. schönst. Dessins	3
1 dauerh. u. unverw. Gingham-Robe	3
1 prachtv. gr., reinwoll. Umschlagetuch	3
1 vorzügl. gut. schw. Moiré-Unterrod	3
1 gute und durable Winterjacke	3
1 höchst feine, reinwoll. Tuch-Tischdecke	3
1 dazupaß. Kommoden- u. 1 Nähtischd.	3
½ Dtzd. vorz. feine, reinlein. Taschent.	3
½ „ gute, kräftige, weiße Handt.	3
¼ „ Servietten u. 1 großes Tischt.	3
1 schwer. Moiré-Rock in braun o. grau	4
1 wirklich elegante seidene Schürze	4
1 reizende Robe in Percale od. Piqué	4
½ Dtz. ferl. w. Furr.-od.-Frauenhemd.	4
1 reiz. Robe in Jaconnet od. Barège	5
1 braune gefüllte Tuch-Tischdecke	5
½ Dtz. weiße Waffelbettdeck. m. Franf.	5
1 Long-Châle i. schwer. schönst. Wolle	6
1 Moiré-Rock, fertig gem. u. reiz. garn.	6
1 schwere woll. Robe in Lama o. Plaids	6
1 gediegene woll. Robe in Alpacca o. Rips	6
1 eleg. schwarz. Steppred, reiz. besetzt	6
1 prachtv. Doublejacke i. schwerst. Stoff	6

Nicht konvenirende Waaren nehme bereitwilligst zurück. 224

Herrmann Hirsch,

Berlin, Große Friedrich-Straße 148.

Seit langen Jahren **Kunden** des Herrn **Herrmann Hirsch**, erklären wir hiermit, daß wir mit allen seinen Sendungen vollkommen zufrieden gewesen und dessen wirklich reelle Handlungsweise Jedermann gewissenhaft empfehlen können:

Oberförster **M. Schweder** in Hördt bei Germersheim. — Zeichnenlehrer **Heinrich Bube** in Arnstadt. — **J. Mangold** in Hoym, Thierarzt. — Lehrer **H. Meile** in Königsee in Thüringen. — Hutmachermeister **Wilhelm Schneider** in Groß-Breitenbach. — **Rosalie Böthe** in Zilleda b. Artern.

Weitere Namen folgen.

Die Original-Unterschriften liegen in meinem Geschäftslokal zu Jedermanns Einsicht bereit.

200 Pianinos

unter Garantie edler Tonfülle und solider Bauart von 160–500 Thlr. stehen fertig zum Verkauf in der Kgl. Preuß. Hof-Piano-Fabrik von 389 **Konrad Krause**, Berlin, Königstr. 50.

Klinik zur gründl. u. sichern Heilung von Reißen, Haut-, Frauen-, geheim. Krankheit., Schwäche, Nervenzerrütt. rc. **Dr. Rosenfeld**, **Berlin**, Kochstr. 63. Auch brieflich. Prospekte gratis.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Die kranke Köchin.

Die Liebe im Dalio.

Zwei ernsthafte Geschichten von **Paul Lindau.**

Mit 15 Illustrationen von Julius Ehrentraut.

8. Eleg. broschirt. Preis 3 Mark.

Der berühmte Satyriker, der auch auf dem Boden der Novelle und des Lustspiels schon so viele Lorbeeren geerntet, gibt dem Publikum in diesem Bändchen zwei „ernsthafte Geschichten" — so nennt er sie und doch sind beide Ergüsse des frischesten Humors, der heitersten Laune. Um den köstlichen Stoff der „kranken Köchin" werden ihn alle Lustspieldichter beneiden: denn eine Geschichte, die so viel prächtige Szenen für ein heiteres Lustspiel böte, in dem wir von Anfang bis zum Schluß — und was für einem Schlußtableau! — nicht aus dem Lachen herauskämen, hat es kaum je gegeben, und doch wie glücklich hat der Autor, der es sich versagen mußte, ein Lustspiel daraus zu machen, — die Leser werden zuletzt merken weßhalb —, es verstanden, eine echte Novelle daraus zu gestalten, die kaum der hübschen Bilder Ehrentraut's bedurfte, um sich in ihren Figuren und Szenen unserer Erinnerung für immer einzuprägen. Die kleine Reisenovelle „Die Liebe im Dalio" wird als willkommenes Dessert nach dem lustigen Mahle dienen, das uns die Köchin bereitete.

Irisch prima Hemden-Dowlas,

dem echt Leinen an Dauer weit vorzuziehen, versende in Stücken beliebiger Länge, in Breiten von 65 bis 85 Cmtr., pro Meter 40 bis 60 Pf. je nach Breite und Qualité. Proben auf Verlangen. 435

Aug. Sunderhoff in Nordhausen a. Harz.

Hühneraugenbürsten à Stück Mark 0,50. 434 **Gebr. Boenke**, Bartenstein O/Pr.

Sehr empfehlenswerthes Festgeschenk aus dem Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart.**

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

Künstler und Fürstenkind.

Novelle von **Bettina Wirth.**

Fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung. Preis Mark 6.

Laue's Strickmaschinen

mit verstellbarem Stahlnadelbett für **Familie und Industrie**, Strümpfe ohne Naht und allerhand Phantasieartikel liefernd, empfiehlt 417

Dresdner Strickmaschinen-Fabrik O. Laue. Dresden-Löbtau.

Solide Wiederverkäufer gesucht.

Nur Aechte Prof. Dr. Sampson's COCA Präparate

1 Schacht. oder 1 Flacon 3 R.Mk.

entfaltet die volle Wirksamkeit der Coca-Pflanze — weil aus dem vollkräftigen Extrakte der frischen Pflanze bereitet. — Ueber die von stetem Erfolg auch in schwersten Fällen gekrönte Anwendung der Coca-Pillen I. gegen Hals- und Brustleiden, der Coca-Pillen II. gegen Unterleibsleiden, Hämorrhoiden rc., der Cocapillen III. gegen allgemeine und spezielle Nervenleiden und Schwächen, des Coca-Spiritus gegen Kopfgicht, Migraine rc. belehrt eine populäre Schrift, **gratis** d. d. Mohrenapotheke in Mainz und deren Depôts-Apotheken: **Berlin**: **S. G. Pflug**, Louisenstr. 30; **M. Rahnemann**, Schwanen-Apoth., Spand. Str. 77. **Breslau**: **S. G. Schwartz**, Ohlauerstr. 21. **Dresden** u. **Magdeburg**: sämmtl. Apoth. **Königsberg** i. P.: **A. Brüning**. **Leipzig**: **R. H. Paulcke** z. Engel. **München**: **C. Brann** z. Rose. **Hamburg**: **W. Richter**. **Stuttgart**: **Jahn & Seeger**, Hirsch-Apotheke. **Wien**: **C. Haubner** z. Engel am Hof 6. **Zürich**: **Strickler**'sche Apoth. **Bern**: **A. Brunner**. **Köln**: **F. Grüninger** z. Glocke. **Prag**: **Jos. Fürst**. 357

Vielfach prämiirt! **J. P. Liebe, Apotheker, Dresden.** Anerkannt bewährt!

Chemische Fabrik.

Liebe's Nahrungsmittel in löslicher Form (Liebig's Suppe im Vacuum kondensirt, ohne Kochen, die einfache Mischung mit Milch sofort trinkbar). Nährmittel an Stelle oder mit der Muttermilch; bei Durchfällen, Darmkatarrh der Säuglinge anerkannt bewährt, — nicht minder für Rekonvaleszenten, Sieche, Blutarme.

Malzextrakt, ungegohrenes und konzentrirtes Extrakt des feinsten Malzes, wirkt spezifisch auf die irritirten Luftwege; bei Husten, Heiserkeit, trockenem Halse anwendbar.*)

Malzextrakt mit Eisen (0,056 im Eßlöffel) bei Schwächezuständen, Blutmangel, Rekonvaleszenz u. s. w.*)

Malzextrakt mit Chinin und Eisen (0,111 im Eßlöffel) bei Entkräftungen gleichzeitig nährend und kräftigend wirkend.

Vorstehende Präp. in der eingeführten Packung à 300 Gramm netto 1 M. bez. 1 M. 25 Pf.

Malzextraktplätzchen aus reinem Malzextrakt, im Munde leicht zerfließend; sehr wirksam; in Kartons 25 Pf.

Pepsinwein (Verdauungsflüssigkeit) konzentrirte, haltbare Lösung von garantirt wirksamem Pepsin von doppelter Konzentration der Vorschrift der D. R. Dieser angenehm schmeckende Wein ersetzt bei mangelnder oder gestörter Verdauung die fehlende Magenflüssigkeit und beseitigt bei konsequentem Gebrauch jede leichtere Verdauungsstörung. Flacon à 150,0 1 M. 50 Pf.

An Orte, wo die Apotheken Lager nicht halten, wird bei 6 Piecen mit Rabatt versandt. 425

*) Konform der Vorschrift der Deutschen Reichspharmakopoe.

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten,

welche in nächster Zeit noch auf eine oder mehrere der

Prämien-Gaben dieses Jahres

reflektiren und denen daran gelegen ist, daß sie **möglichst bald** in den Besitz des Gewünschten kommen, werden ersucht, ihre bezügliche Bestellung **jetzt sofort** zu machen, damit für **rechtzeitige** und **tadellose** Herstellung der erforderlichen Anzahl von Exemplaren des betreffenden Kunstblattes Sorge getragen werden kann.

Diese Herstellung nimmt besonders bei den **Oelfarbendruckprämien** sehr viel Zeit in Anspruch und könnte, wenn sich die Mehrzahl der Bestellungen erst gegen den Schluß des Jahrgangs zusammendrängen würde, unmöglich auf sofortige Lieferung mehr gerechnet werden.

Stuttgart im Februar 1877.

Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Holländische Cigarren- & Tabak-

Fabrik u. Manilla-Cigarren-Import von **A. F. Emde** in **Rees** a. Rh.

Verkauf an Private zu Engrospreisen. Preiscourante franko. 460

Attest

von Herrn Justizrath **Giessing** in **Duisburg**, d. d. 28. Dezember 1876.

Ich bekenne mich zum Empfange Ihrer letzten Sendung und bestätige Ihnen gern, dass dieselbe in **guter**, **abgelagerter Waare** hier angekommen ist. Auch mein Sohn lobt die ihm nach Würzburg gesandten Cigarren.

Neueste Erfindung.

Violinen

(Violen, Violoncellos, Kontrabässe), nach dem von Herrn Professor **Tuzzi** erfundenen System der **Holztrocknung** verfertigt. 441

Durch diese wichtige Erfindung ist das Problem, neue Violinen herzustellen, welche bezüglich des Wohlklanges und der leichten Ansprache denen der alten berühmten Meister gleichstehen, gelöst. Ausführliche Preiscourante auf Verlangen gratis. — Garantie für solide Arbeit, schönste Form, feinen Lack und starken, klangvollen Ton.

Stuttgart. Central-Musik-Magazin (F. Hamma & Co.).

Accordion- und Harmonikafabrik von **Fr. Gessner**, **Magdeburg**. 246

Export — En gros. Illustrirte Preiscourante gratis.

10 Lieblingsstücke für das Klavier, leicht und mittelschwer, enthaltend die gesuchtesten Kompositionen von Badarzewska, Beethoven, Dussek, Kontsky, Lefebure-Wely, Leybach, Richards, Weber u. A., liefert gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages fco. **statt 9 Mk. 75 Pf. für nur 3 Mk. 50 Pf.** Die ganze Sammlung, 20 Lieblingsstücke, für 7 Mk. 376

J. H. Robolsky in **Leipzig.**

Kanarienvögel.

Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.

R. Maschke, 203 **St. Andreasberg im Harz.**

!! Für nur 6 Mark !!

Eine komplete Rauchgarnitur aus echtem Meerschaum und Bernstein, bestehend aus 1 hochfeinen Tabakspfeife mit Neusilber beschlagen, sammt echtem Weichselrohr. **3 Stück** verschiedene feinst geschnitzte Meerschaum-Cigarrenspitzen mit Bernstein, 1 echt orientalischer Tschibuk sammt Rohr. 1 Trockenraucher, geschnitzt. 1 neuester Patent-Cigarretten-Raucher. 6 Buch echtes Persen-Cigarrettenpapier sammt 1 österr. Cigarretten-Maschine, mit der man in einer Sekunde 20 Cigarretten anfertigen kann. 1 Stück echte Wiener-Cigarren-Tasche. 1 Patent-Feuerzeug. 1 neueste Metall-Rauchtabak-Dose. 1 Trockenraucher-Spitze. Dies Alles kostet insgesammt nur 6 Mark in der **Pracht-halle**, **Wien**, Praterstraße Nr. 16. 440

Zauber-Apparate

eigener Fabrik, viel Neues für Künstler, Dilettanten und Kinder. Höchst elegante Arbeit, billigste Preise von 25 Pf. an bis 1500 Mark. Neueste Preislisten gratis. 393

Wilhelm Bethge, Magdeburg.

Kassetten

aus englischem starkem Stahl, vorzügliches Chubbschloß mit 2 Schlüsseln, höchst elegant und dauerhaft gearbeitet. Lassen sich in jedem Möbel befestigen. Verpackung gratis.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Preis
0	$18^1/_2$ Cm.	$8^1/_2$ Cm.	8 Cm.	13 ℳ
1	16 „	12 „	8 „	13 „
2	20 „	15 „	8 „	16 „
3	24 „	18 „	10 „	25 „
4	30 „	20 „	11 „	31 „
5	35 „	25 „	12 „	39 „
6	40 „	30 „	14 „	50 „

Mit 20 diversen silbernen und goldenen Medaillen prämiirt.

Hofmechanikus Sr. K. K. H. des Kronprinzen **A. MEYER**, 447 **Berlin** NW. Fabrik gegr. 1848.

Unter Garantie der Echtheit und Sicherheit.

Asthma-Papier und -Tropfen à Bogen 45 Pf., à Fl. 75 Pf.

Mottentinktur, auch sehr geeignet für Kürschner u. Tuchläden, à Fl. 2 Mark.

Riechöl ff. für Toilette à Fl. 1 Mark 50 Pf.

Schönheitswasser à Fl. 3 Mark.

Haarfärbemittel aller Nüancen, als schwarz, braun, blond, roth rc., bitte nur zu bestimmen, à Fl. 1 Mark, 1 Mark 50 Pf., 2 bis 3 Mark, je nach Qualität.

Mittel gegen Wanzen rc. à Büchse 1 Mark.

Schminkwasser sehr fein à Fl. 3 Mark.

Hühneraugen- u. Warzenpflaster à Büchse M. 1.50.

Haarwuchs-Förderungsmittel per Fl. 3 Mark.

Feinste Fleckseife à Karton von ½ Dtzd. 2 Mark.

Auf Wunsch stehen noch andere vorzügliche Sachen zu Diensten, sehr bewährte und approbirte Mittel, die Gesundheit fördernd. 424

Bissendorf bei Hannover. **F. Thies.**

EPILEPSIE

(Fallsucht) und alle Nervenkrankheiten **heilt brieflich** der **Spezialarzt Dr. Killisch**, Dresden (Neustadt). Bereits über **9000** behandelt. 436

Hallberger's Verlag gediegener **Romane.**

Hartmann, Die letzten Tage eines Königs; **Henkel**, Aus Langeweile; **Hoefer**, Der verlorne Sohn; **Hopfen**, Der graue Freund — Juschu — Verfehlte Liebe; **Horn**, Der Schatz von St. Himmelspfort; **Justus**, Diana; **Nels**, Erlebtes und Erdachtes; **Müller**, Roderich — Erzählungen — Die Förstersbraut von Neunkirchen — Diadem und Maske — Der Postgraf; **Raabe**, Abu Telfan — Der Regenbogen — Deutscher Mondschein; **Rank**, Im Klosterhof — Der Seelenfänger; **Rosenthal-Bonin**, Der Heirathsdamm; **Rudorff**, Die Tochter des Nabob; **Samarow**, Um Szepter und Kronen — Europäische Minen und Gegenminen — Zwei Kaiserkronen — Kreuz und Schwert — Held und Kaiser; **Schmid**, Der Bauernrebell; **Silberstein**, Hochlandsgeschichten; **Wachenhusen**, Des Herzens Golgatha — Im Bann der Nacht — Eine Geborene — Helene; **Wassermann**, Judah Touro.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 13. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von **Miß Braddon.**

Bearbeitet von **E. M. Vacano.**

(Fortsetzung.)

XXVIII.

Es ist die letzte Vorstellung im „Frivolitytheater" für diese Saison. Der größte Theil der guten Gesellschaft ist bereits fort auf seinen Herbstsitzen, und es wäre ganz absurd von Mrs. Brandreth, ihr Talent vor einem unfashionablen Publikum zu vergeuden. Das Haus ist überfüllt an diesem Abend — obwohl die Ferien bloß einige Wochen dauern sollen. Für die nächste Saison stehen Wunderdinge in Aussicht — ein neuer Schauspieler, eine neue Schauspielerin, ein neues Stück von dem hochbeliebten Autor Hermann Westray, und außerdem Renovirungen, Dekorationen und so weiter.

Wer es bis jetzt versäumt hat, Hermann's Stück zu sehen, eilt an diesem letzten Abend in die „Frivolity".

Zwischen Neun und Zehn kommt Hamilton Lyndhurst in Lord Earlswood's Loge. Mylord ist schon seit vierzehn Tagen in Norwegen bei einer Fischpartie. Mr. Lyndhurst ist blaß und niedergeschlagen. Einige im Saale bemerken ihn in der Loge.

„Wie schlecht Lyndhurst aussieht!" bemerkt der Eine. „Sollte vielleicht die Boliviaanleihe schlecht stehen?"

„Ach, das würde ihn nicht besonders drücken. Er ist immer sicher und kommt nie zu Schaden. Der schlaueste Spekulant, den ich kenne."

Mr. Lyndhurst bleibt bis zum Ende des Stückes, ohne viel auf dasselbe zu achten, obwohl Miß Belormond ihm die feurigsten Blicke zuwirft. Wie der Vorhang gefallen ist, geht er durch Mylords privilegirte Thür auf die Bühne und von dort zu Myra's Toilette.

„Kann ich für einige Augenblicke eintreten, ehe Sie sich umkleiden?" fragt er.

„Ja. Aber nur für einige Augenblicke," sagt Myra; dann schickt sie ihr Mädchen fort, mit dem Auftrag, ihr eine Tasse Kaffee zu holen. Sie sitzt vor ihrem eleganten, mit kostbaren Luxusartikeln überhäuften Toilettetisch.

„Sie sehen müde aus," sagt Mr. Lyndhurst und läßt sich in einem der Fauteuils nieder. „Mir scheint, Sie sind froh, daß Sie für einige Zeit Ihre Triumphe unterbrechen können."

„Ich bin mehr als froh. Alle Tage die nämliche Leier!"

„Was, ein Stück von Westray? Ich dachte, in einem Stück von ihm zu spielen, sei Ihnen der höchste Genuß?"

Die dunkelbraunen Augen werden hart und kalt. Ihre weichen Lippen pressen sich an einander.

„Ja. Ich spiele sonst gern in seinen Stücken. Wir verdanken uns gegenseitig unsere Erfolge."

„Er ist da jedenfalls im Vortheil. Was wäre er als dramatischer Schriftsteller, wenn nicht Sie seinen Werken Leben eingehaucht hätten? Hoffentlich ist er dankbar dafür, der arme Teufel. Apropos, ich sah heute seine Frau."

„Wirklich?"

„Ja; ich besuchte sie Vormittags. Die arme Kleine befindet sich in großen Sorgen. Sie haben harte Gläubiger. Es ist Exekution im Hause."

Eine so große Künstlerin Myra auch sein mag, dießmal kann sie ein zufriedenes Lächeln nicht unterdrücken.

„So endet Westray's häusliches Glück," fährt Lyndhurst fort. „Wenn der Gerichtsdiener zur Thüre hereinkommt, fliegt Amor zum Fenster hinaus. Bei einer Pfändung ist die eheliche Liebe stets im Inventar mit eingeschlossen."

„Hält Mrs. Westray's Sanftmuth und Hingebung nicht Stand gegen das Unglück? Ich hielt sie für ein Muster von ehelicher Treue — das Weib, wie man es in alten Büchern findet."

„Mrs. Westray ist im Gegentheil albern treu einem Mann, der ihrer satt ist. Aber ich meine, ich habe ihr einen Beweis seiner Untreue gegeben, der sie ein wenig mürbe machen wird, wenn er ihre Liebe nicht etwa vollends zerstört."

„Sie zeigten ihr . . ."

„Den Brief, den wir in Ihrem Besuchzimmer fanden."

„Und sie glaubt . . ."

„Genau das, was wir Beide wollen, daß sie glaube."

„Wir Beide? War es nicht Ihre Idee?"

„Vielleicht. Aber ich weiß auch, wer mich auf diese Idee brachte. Wir wollen uns um die Ehre, diesen Geniestreich gefunden zu haben, nicht streiten. Er sieht jedenfalls mehr einem Frauenherzen gleich."

Myra lacht unbehaglich, indem sie einen großen weißen Fächer öffnet und schließt. Lyndhurst erhebt sich und geht gedankenvoll im Salon auf und ab.

„Wollen Sie, daß ich gut für sie denke?" fragt Myra mit dunklen, zornigen Augen. „Ich hasse sie zu sehr dafür. Ja, ich hasse sie. Das klingt schrecklich, was? Sie hat mir nie Etwas zu Leide gethan, werden Sie sagen. Aber sie raubte



Der Weg zum Glück. **Mißlungen.** (S. 315.)

mir das einzige Herz, an dem mir jemals gelegen war, und welches ich errungen hätte, wenn sie nicht gewesen wäre. Was kümmert's mich, daß sie mir ohne Wissen Unrecht zufügte? Ich habe meine Gefühle vor Ihnen nie verleugnet. Sie sind der rechte Mann, dem ich vertrauen kann, denn Sie haben mir nie von Liebe vorgeschwatzt und Sie haben sich nie besser gemacht als Sie sind. Als mir Lord Earlswood die Nachricht von Hermann's Heirath brachte, da fiel ich auf die Kniee und schwor mir zu, Mann und Weib zu trennen, wenn es in meiner Macht stünde. Und nach einem solchen Schwur hat man keine Bedenken mehr."

„Das glaube ich auch. Das ist es eben, was ich an Ihnen bewundere, Mrs. Brandreth: Sie setzen durch, was Sie wollen, um jeden Preis. Sie vertrauen mir und ich will Ihnen vertrauen.

„Sie loben mich als einen Mann ohne Vorurtheile, als Einen, der sogenannte Grundsätze für das hält, was sie stets sind: für eine gesellschaftliche Heuchelei. Auf der Börse findet man zwischen Frommen und Ketzern keinen Unterschied mehr. Geld auf Kosten des Nächsten, das ist ihrer Aller Grundsatz. Vielleicht wäre ich selber ein besserer Mann, wenn ich die Menschen besser gefunden hätte; wenn nicht Schmeichler und Schmarotzer sich an mich gehängt hätten wie Epheu an einen Waldbaum, den er aussaugt und dessen Triebe er unterdrückt; wenn die Weiber mir treu gewesen wären und nicht bloß meiner Börse; wenn ich jemals auch nur ein ehrliches und heiliges Gefühl gefunden hätte. Aber ich fand keines. Die Männer falsch, die Weiber käuflich. Niemals früher, als bis ich Mrs. Westray sah, habe ich echte Tugend bewundern können; niemals vor dieser Stunde habe ich echte Liebe gefühlt: jene Liebe, die heute hofft und morgen verzagt, die erhebt und quält. Soll ich sie aufgeben, bloß weil sie ihren Gatten liebt? Einen Gatten, welcher seine schönsten Stunden der Welt widmet, während sie sich mit den Abfällen seiner Zeit begnügen muß. Nein. Ich habe sie vernachlässigt, unterschätzt, fast verstoßen gesehen, und ich habe geschworen, sie zu gewinnen. Ich habe meine Zeit abgewartet — aber jetzt geht mir die Geduld aus. Wenn ich das Glück gewinnen will, muß ich es dem Augenblick abringen. Ich habe keine Zukunft."

„Ihre Zukunft ist doch ebenso sicher oder unsicher wie die eines jeden andern Menschen."

„Nicht ganz. Für alle Anderen ist das Leben ein unbestimmbarer Zeitraum. Für mich ist *es aber noch zehnmal* unsicherer. Vor drei Jahren konsultirte ich einen Arzt über ein Herzleiden. Der sagte mir, ich könne noch fünf, vielleicht noch zehn Jahre leben, aber ich sei ein verurtheilter Mann. Der Tod stehe immer hinter mir und könne mich in jedem Augenblick treffen. Jählings, unvorbereitet. Und diese Gewißheit hat viel Einfluß gehabt auf mein seitheriges Leben. Ich muß den Genuß beeilen. Ich muß in wenige Jahre zusammendrängen, was Andere in Jahrzehnten durchleben. Deßhalb wagte ich und verschwendete ich. Aber das Vergnügen wird bald bloß ein leeres Wort — wenn nicht gar eine Qual. Ich *möchte* noch eine reinere Freude kosten, ehe es aus ist mit mir. Ich will eine Gattin, ein Zuhause haben, *ich möchte* zu den Füßen des Weibes sterben, das ich liebe!"

„*Sie erwarten* wohl nicht, daß ich Sie bedaure," sagt Myra halb spöttisch. „Ich halte Sie im Gegentheil für einen beneidenswerthen Mann."

„Weßhalb beneidenswerth?"

„Weil Ihnen das Alter erspart bleibt, der üble Nachgeschmack aller menschlichen Süßigkeit, welcher bitterer ist als der Tod; die Runzeln, die weißen Haare, halb *blinde* Augen, die Vernachlässigung, das Gefühl, todt zu sein bei lebendigem Leibe; Ihr Baum wird in seiner vollen Blüte fallen und der frostige Winter bleibt Ihnen erspart."

„Sie haben vielleicht Recht. Indeß gehen doch die meisten rüstigen und reichen Greise gar ungern aus der Welt. Es ist durchaus kein angenehmes Gefühl, stets ein Damoklesschwert über sich zu sehen und nicht einmal die Freude zu haben, Pläne für morgen zu machen. Nur das Heute gehört mir. Und die einzige Hoffnung, das einzige Ziel, das mir je geleuchtet hat, ist, eine Gattin zu gewinnen, die ich lieben und achten kann."

„Heirathen Sie Miß Belormond. Sie bewundert Sie ungemein und ist *wirklich* eines der hübschesten Mädchen Londons."

Ein Schauer ist Mr. Lyndhurst's einzige Antwort.

„Nicht? Dann kommen Sie morgen früh, und wir wollen Ihre Angelegenheit weiter besprechen."

Mr. Lyndhurst nimmt Abschied und entfernt sich, ohne sich hinter den Coulissen bei Miß Belormond aufzuhalten, die in einem prachtvollen Amazonenkostüm auf ihn lauert und ihm enttäuscht nachblickt. Das arme schöne Mädchen würde so gern all' ihr Anrecht auf theatralische Unsterblichkeit opfern, um an seiner Seite in „stiller Häuslichkeit" zu leben — mit einer Schaar von Livréedienern und einer Equipage.

XXIX.

Edith findet ein Asyl — nicht in Wimbledon, aber in Roehampton. So ländlich ist das Häuschen, grünumrankt, und die alte Jungfer, welche es besitzt, ist so freundlich.

Edith bringt bloß die Kindsmagd und das Baby nebst einer Manteltasche mit den nöthigsten Kleidungsstücken mit. Alles Andere gehört ja zu dem „Inventar"!

Sie hofft nicht mehr darauf, daß ihr Gatte wiederkehrt oder ihr antwortet. Seine Reise nach dem Kriegsschauplatz ist jedenfalls ein längstvorbereiteter Plan gewesen. Er wußte, daß es daheim bei ihm einen Krach gebe, er rettete sich und — rief seine eigentliche Liebe zu sich in sein Asyl.

Mit wundem Herzen und trostlos kommt Edith in ihrer neuen Wohnung an. Ihr einziger Trost ist der, daß sie den schrecklichen Gerichtsmenschen nicht mehr sehen soll. Was Baby anbetrifft, der ist ganz erstaunt und entzückt, neue Wände anstarren zu können.

Am dritten Tage nach Edith's Aufenthalt in diesen sturmgeschützten, netten, hohen, luftigen Zimmern langt plötzlich Selina an.

Edith hat heimgeschrieben, daß sie „aus Gründen" für ein, zwei Wochen nach Roehampton gezogen sei, ohne eine Klage über ihren Kummer beizufügen. Der „Day Star" hat täglich einen langen Kriegsbericht von Hermann gebracht, den schönsten über die tragische Schlacht von Sedan, die das Geschick des Krieges entschieden hat, — brillant, plastisch, energisch und packend.

„So überzeugend kann er schreiben und so falsch kann er denken!" sagte sich bei der Lektüre der Artikel sein armes Weib hülflos weinend.

Nebstdem bringt der „Star" die Kunstnotiz: „Mrs. Brandreth's ‚Frivolity' wurde gestern geschlossen und wird in der Herbstsaison mit einem neuen Sensationsstück von Hermann Westray eröffnet werden; von dem Dichter, dessen Genius ganz mit dem Glücke dieses Theaters eins geworden scheint."

„Jetzt ist sie frei," denkt Edith, „und kann ihrem Geliebten nachreisen ..."

Am dritten Tag ihres Aufenthalts in Roehampton kommt, wie gesagt, Selina in ihren Sonntagskleidern und schweißglänzend vor Eile.

„Ich — ich lief gleich daher, Madame, wie er's brachte. Ich nahm mir kaum Zeit, mich anzuziehen. Denn es muß etwas Dringendes sein."

„Ein Brief?"

„Nein, Madame. Sogar ein Telegramm von auswärts."

„Von ihm!" ruft Edith und reißt ihr die Depesche aus der Hand. Er hat sie also noch nicht ganz vergessen. Er ist ihr noch nicht ganz verloren!

Das Telegramm kommt von Ostende und lautet:

„Komme sogleich. Ich bin ernstlich krank geworden auf dem Heimweg und liege im ‚Hotel des Ambassadeurs'. Das Dampfschiff nach Ostende verläßt Dover um zehn Uhr Nachts. Säume nichts."

„Säumen!" ruft Edith. „Er ist krank, bei Fremden. Gott sei Dank, daß er mich rief!"

Vergessen ist für den Augenblick sein Verrath, seine Schuld. Ihr einziger Gedanke ist, wie sie am schnellsten zu ihm komme. Sie packt schnell eine kleine Reisetasche und theilt ihre karge Habe mit der Kindsmagd, der sie hundert Instruktionen für Baby's Wohlsein *aufträgt*. Sie küßt Baby und weint über ihm fünf Minuten hindurch. Weitere fünf Minuten bringt sie vor ihrem Hausaltare zu — betend für Vater und Kind. Dann wird sie von Selina in einem Cab nach dem Bahnhofe begleitet. Auf dem Wege denkt sie nur an ihn. Er ist krank, vielleicht in Gefahr. Aber nein! Der liebe Gott muß ihr ihn erhalten! Er wird ihn ihr wiedergeben, gesund an Seele und Leib, reuevoll über seine Falschheit, geheilt von seinem Irrthum. O, ein Krankenbett ist ein guter Seelenarzt! Sie eilt zu ihm — dankbar dafür, daß er sie gerufen hat; angsterfüllt, aber nicht hoffnungslos.

XXX.

Dunkel und kühl ist der Abend, und große, schwere Regentropfen fallen vom stürmischen Himmel, an dem der Mond, geisterhaft bleich, mit einem Heer von schwarzen Wolken kämpft.

Edith, zum ersten Mal allein auf einer Reise, fühlt sich verloren und verlassen, *als* sie in der Dunkelheit die Eisenbahn verläßt und das Doverdampfboot besteigt. Die Passagiere laufen schreiend und scheltend durch einander, Jeder in tausend Aengsten *um* sein Gepäck, und Jeder den Nachbar stoßend und schiebend.

Edith sucht eine Zuflucht in der Damenkabine, aber der Anblick der leidenden Menschheit dort treibt sie bald wieder in die frische Luft auf dem Deck.

Aerger und ärger wird der Sturm, das Schiff tanzt auf den schäumenden Wellen, aber Edith beachtet es kaum. Ihre ganze Seele ist erfüllt von dem Gedanken an Hermann, sie sieht ihn vor sich, allein im fremden Land, krank, vielleicht sterbend, sie betet für ihn und für ihr geliebtes Kind, dem zum ersten Male die Mutter fehlt.

In früher Morgenstunde landet das Schiff in Ostende; der Träger, der sich Edith's Gepäckstücke bemächtigt hat, schreit ihr in's Ohr: „Belieben Madame im ‚Hotel des Ambassadeurs' abzusteigen, angenehme Lage, englische Konversation?" — „Ja, dort soll ich hin," sagt Edith erfreut, „ist es nah?" — „Nicht weit, aber Madame werden doch fahren wollen?" Sie wird zu einer altersschwachen Equipage geführt und ein paar kleine, magere, graue Klepper werden durch viele ermuthigende Zurufe und einige Peitschenhiebe in Bewegung gesetzt. Endlos erscheint Edith der steinige, schlechte Weg, bis der Wagen in einen Hofraum einfährt und vor einem großen, weißen Hause stehen bleibt. Im Thor empfängt ein schlaftrunkener Kellner die Reisende.

„Ist Mr. Westray hier?"

„Ein englischer Herr, ja wohl, Madame."

„Geht es ihm besser?"

Auf diese Frage erhält sie keine Antwort, der Kellner starrt sie nur dumm an und sie sagt daher ungeduldig:

„Führen Sie mich gleich auf sein Zimmer. Ich bin Mrs. Westray. Den Wagen können Sie ja später zahlen."

„Bitte sehr, Madame, bitte, im zweiten Stock. Bemühen Sie sich hier hinauf."

Der Kellner führt sie zwei Treppen hoch, durch einen langen Korridor an die bezeichnete Thür und läuft dann hinunter, den Wagen zu bezahlen.

«Entrez!» wird gerufen, da Edith klopft — es ist nicht Hermann's Stimme, kein Kranker hatte jemals eine so volle, reiche Stimme.

Sie tritt in ein großes Wohnzimmer, schwach erleuchtet von einer trübe brennenden Lampe, ein Fenster, halb geöffnet, geht auf das Meer, dessen Wellenschlag die Stille unterbricht — fern am Horizont schimmert das gelbgraue Licht des anbrechenden Tages.

Das Zimmer ist leer, aber eine offene Thür führt in ein anstoßendes Kabinet, und hier vermeint Edith den Kranken zu finden. Ehe sie die Thür erreicht hat, tritt ein Mann über die Schwelle und sie steht vor — Hamilton Lyndhurst. Er ist sehr bleich, seine Augen sprechen von durchwachter Nacht.

„Sie hier!" ruft sie mit einem Ausdruck des Abscheus, „Sie bei meinem Mann?"

„Hier, ja wohl, liebe Mrs. Westray, aber nicht bei Ihrem Mann."

Er schreitet schnell zur äußern Thüre, verschließt dieselbe und steckt den Schlüssel zu sich. Edith steht mitten im Zimmer in grenzenloser Bestürzung.

„Wo ist Hermann?" ruft sie außer sich. „Warum, warum haben Sie die Thüre verschlossen?"

„Mr. Westray ist, so viel ich weiß, in der Nähe von Sedan. Warum ich die Thüre verschlossen habe, Edith? Nur weil ich will, daß Sie ruhig hören sollen, was ich Ihnen sagen will und muß. Wenn ich nicht einigen Zwang auf Sie ausübte, würden Sie es vielleicht verweigern.

„Auf mein Wort als Ehrenmann, es liegt kein Schatten von Beleidigung in dieser Handlung. Allein mit mir auf einer wüsten Insel brauchten Sie mich nicht zu fürchten — Ehrfurcht vor Ihnen würde auch dort über jede andere Regung siegen. Die Aufgabe, die ich mir gestellt, Edith, ist, Ihr Herz zu gewinnen, Ihre Seele zu rühren, Ihren Verstand zu überzeugen — ich will Ihnen beweisen, daß eine Liebe, wie die meine, nicht verhöhnt werden darf. Verzeihen Sie mir, wenn ich mit einer List beginne."

„Ihr Wort als Ehrenmann!" wiederholt sie, als ob sie nur die ersten Worte gehört hätte. „Es ist eine Blasphemie, wenn Sie das Wort Ehre im Munde führen. Also Sie waren es, der mir die erlogene Botschaft über die Krankheit meines Mannes schickte. Gott sei Dank — daß sie nicht wahr ist! — Gott sei Dank, obwohl ich getäuscht und genarrt worden bin. Und jetzt, mein Herr, öffnen Sie die Thür und lassen Sie mich dieß Haus verlassen. Der nächste Dampfer soll mich nach England bringen."

Sie wirft einen schnellen Blick durch's Zimmer und sucht einen Glockenzug; der Gedanke beruhigt sie, daß sie in einem Hause, voll von Menschen, nicht lange in der Gewalt des Verräthers bleiben kann. Lyndhurst versteht den suchenden Blick und sagt:

„Bemühen Sie sich nicht, die Glocke zu suchen, sie ist beseitigt worden."

„Wollen Sie die Thüre aufschließen?" fragt sie verzweifelnd.

„Nicht, bis Sie mich gehört haben, Edith. Aus Ihrem eigenen Hause konnten Sie mich *verächtlich* jagen, dort waren Sie allmächtig. Sie kannten keine Schonung. Liebe, auch die sündhafteste, sollte dem edlen Weib eine Regung des Mitleids einflößen — und, ach Edith, meine Liebe ist stark, mächtig, echt —. Sie hat Ihren Spott überlebt — Ihre Beleidigungen vergessen — sie hat nicht verzweifelt, auch als sie verworfen wurde. Jetzt sind Sie gefangen, Edith, bei mir! Sie nennen mich abscheulich — brutal — thun Sie es, Edith, aber bleiben müssen Sie doch, bleiben, bis Sie Alles gehört haben, was das Unrecht mildert, das unzertrennlich ist von einer Liebe, die entsteht, wenn es zu spät ist!"

„Ich werde Sie nicht anhören," sagt sie, ruhiger in dieser Stunde der Angst, als er erwartet hatte. „Sie sprechen in den Wind, wenn Sie zu mir sprechen. Begreifen Sie nicht, daß es auf der Welt eine Frau geben kann, die ihren Gatten liebt und ihren Gott fürchtet? Glauben Sie, daß Sie durch ein paar flache Redensarten eine Frau dem Mann ihrer Wahl untreu machen können? Wie mußten Sie von mir denken, um auch nur einen einzigen Augenblick annehmen zu können, daß irgend eine Schlechtigkeit, irgend eine Falle, die Sie mir stellen, über Treue und Liebe siegen könnte?"

„Treue gegen einen Mann, der Ihrer überdrüssig ist — Liebe für einen Mann, der Sie nie wirklich liebte! Denken Sie an den Brief, den ich Ihnen neulich gab — den Brief mit der offen bekannten Untreue! Nein, Edith, Sie können sich nicht an einem zerrissenen Band festhalten wollen, wenn Liebe, heiße, wahre Liebe zu Ihren Füßen liegt. Bedenken Sie wohl, Geliebte, zwischen welchen Lebenspfaden Ihre Wahl liegt. Bei Hermann Vernachlässigungen, Demüthigungen, Armuth, Ruin; bei mir grenzenlose Liebe, unermeßlicher Reichthum — Alles, was die Welt Schönes und Glänzendes zu bieten vermag —"

„Und ein ewiges Brandmal — das Bewußtsein, die verächtlichste der Frauen zu sein!" ruft Edith ihn unterbrechend. „Sie verschwenden Ihre Beredsamkeit, Mr. Lyndhurst. Ihre Kenntniß des weiblichen Geschlechtes mag tief sein, aber Sie haben sich geirrt in Der, die Sie umgarnen wollten. Oeffnen Sie die Thüre und lassen Sie mich fort. Wie lange wir auch reden würden, das Ende bleibt immer dasselbe. Ihre angebliche Liebe flößt mir nichts ein als Abscheu. Meine Verachtung ist so groß, daß ich Sie nicht einmal fürchte."

Und die muthigen, klaren Augen blicken ihn furchtlos an, leuchtend mit unbezwinglicher Verachtung.

„Sie fürchten mich nicht?" ruft Hamilton in leidenschaft-

licher Bewegung. „Hüten Sie sich wohl zu prahlen! Glauben Sie, daß ich nicht fest entschlossen war, Sie zu erringen, als ich Sie hieher lockte? O Edith, mein Abgott, Du weißt nicht, was es heißt, alles Glück auf einen einzigen Wurf wagen. Ja, ich bin ein Verräther — ein Verräther und kein Ehrenmann.

„Ich habe meine Ehre verspielt — aber der Preis, um den ich es gethan, ist so hoch, so köstlich, daß ich trotz Unehre glückselig sein werde. Hassen Sie mich eine Weile, Edith, endlich wird doch meine Liebe siegen, aber fordern Sie mich nicht zu sehr heraus. Bedenken Sie wohl, wie und was ich bin — ich fürchte nichts in der Welt und nichts jenseits der Welt. Mir ist gesagt, daß ich nicht sehr lange leben kann, daß ich mein irdisches Elysium rasch gewinnen muß, wenn ich es überhaupt genießen will.

„Jetzt — wo noch der letzte Hauch der Jugend mein Herz erwärmt — jetzt muß ich selig sein. Glauben Sie, ich werde auf einen Preis verzichten, nachdem ich geschworen, ihn zu erreichen?"

„Ich glaube, daß Sie ein Schurke und ein Feigling sind, und daß Gott im Himmel über uns Beiden ist, und ich sage noch einmal — ich fürchte Sie nicht!"

„Fürchten Sie die Bosheit der Welt, wenn Sie mir trotzen," sagt Lyndhurst, und so zischend wie sein Ton mag einst die Schlange in Eva's Ohr geflüstert haben. „Fürchten Sie den Verlust Ihres guten Namens, die Verachtung Ihres Gatten, fürchten Sie die Welt, deren Gesetze Sie verletzten, als Sie zu mir kamen. Erzählen Sie Ihre Geschichte und Sie werden sehen, wie man Ihnen glaubt. Die Welt glaubt immer nur das Aergste. Erscheinen Sie vor den Leuten als ein gekränktes, getäuschtes, leidendes Weib — Niemand wird an Ihre Unschuld, Ihre Treue glauben. Ohne meinen Schutz, ohne meine Liebe sind Sie verloren. Als meine Gattin haben Sie Reichthum und Macht. In der Unschuld Ihrer Seele ahnen Sie noch nicht die Allgewalt des Geldes über die Gemeinheit der Menschheit."

Zum ersten Male seit ihrer Unterredung sieht Hamilton Lyndhurst sein Opfer zittern — aber Empörung ist es und nicht Furcht, die die zarte Gestalt erbeben macht — sie richtet sich in ihrer ganzen Höhe auf und fragt gebieterisch:

„Noch einmal — wollen Sie jene Thür öffnen?"

„Nicht, bis wir uns über Bedingungen geeinigt haben — nicht, bis Sie mir das Versprechen gegeben, das von heute an Ihr Schicksal an das meine knüpft. An meinem Arm sollen Sie dieß Zimmer verlassen, als Gattin Westray's kompromittirt. — Sie sollen meine Gattin werden, sobald das Gesetz das alte Band gelöst, das neue geknüpft hat."

Schneller und schneller fliegt ihr Athem. Sie blickt auf ihn, wie das gehetzte Reh auf die Hunde, die es umringen.

„Sie meinen das wirklich? Sie schwören, daß Sie mich nicht gehen lassen?"

„Nicht, bis ich Ihr Versprechen habe."

„Und wenn ich laut um Hülfe rufe?"

„Glauben Sie, es würde Sie Jemand hören können? Außer dem Menschen, der Sie hergeführt, ist Niemand auf im ganzen Haus, und er ist gewiß wieder in sein Loch gekrochen, um noch eine halbe Stunde zu schlafen. Nein, Edith, ich bin Herr der Situation und ich werde meine Macht gebrauchen."

„Dann sei Gott mir gnädig in meiner Noth!"

Sie ruft es mit gefalteten Händen, die Augen nach oben gerichtet — ein wilder, blitzschneller Sprung und sie hat den Fensterflügel aufgerissen und steht oben — zu ihren Füßen das brausende Meer. Ein Moment, und sie hat sich hinabgestürzt in den sichern Tod; aber Lyndhurst ist so schnell wie sie, er packt ihren Arm und zieht sie in's Zimmer zurück.

„Großer Gott!" ruft er in namenlosem Schrecken, „sie ist wahnsinnig!" Einen Augenblick hält er sie unbeweglich in seinem Arm und ihre Augen sind in Zorn und Angst auf ihn gerichtet, und plötzlich sieht sie eine furchtbare Veränderung in seinen Zügen; ein Ausdruck, den sie in keinem menschlichen Antlitz je gesehen, entstellt das seine — ein leiser, halberstickter Schrei — eine krampfhafte Bewegung und dann, wie ein vom Sturm gefällter Baum — stürzt die gewaltige Gestalt zu Boden — das ganze Zimmer dröhnt und zittert — und — still, erstarrt, regungslos liegt Hamilton Lyndhurst zu Edith's Füßen.

Ein Schrei, schrill und gellend wie in Todesangst, tönt durch das Haus. Alle Qual der letzten halben Stunde macht sich Luft in diesem Schrei, und wieder und wieder erschallt die verzweifelnde Stimme und ruft Himmel und Menschen um Hülfe an. Unwillkürlich suchen ihre Augen noch einmal den Glockenzug, aber sie braucht ihn nicht, ihr Geschrei ist gehört und eilige Schritte nähern sich dem Zimmer. Ein paar Sekunden und die Thür ist geöffnet, eine Gruppe drängt sich herein, Allen voran — Hermann Westray.

Starr vor Staunen blickt er auf seine Frau — sie, die er ruhig und sicher in Fulham glaubt, hat hier am fremden Ort, in Tönen unaussprechlicher Angst, um Hülfe gerufen — von ihr blickt er auf die zu Boden gestreckte Gestalt, deren abgewandtes Gesicht er nicht sehen kann.

„Edith!"

Sie wirft sich schluchzend an seine Brust.

„O, Gott sei Dank, o, Gott sei Dank!" schreit sie, „ich wußte ja, daß er mich nicht verlassen würde!"

„Edith, um's Himmels willen, was führt Dich hieher?" fragt er, sich nicht fassen könnend.

„Ich werde es Dir später sagen," schluchzt sie.

„Will irgend Jemand nach ihm sehen?" fragt sie, an die Gruppe in der Thür gewendet und mit der Hand auf die gefallene Gestalt deutend.

Die Leute eilen hinein, knieen nieder und versuchen die massiven Schultern, schwer wie Marmor, aufzurichten.

„Wer ist jener Mann?" fragt Hermann.

„Dein Freund, Mr. Lyndhurst."

„Edith!" ruft er mit einem Blick unbeschreiblichen Entsetzens. Keines Menschen Name, in diesem Augenblick gesprochen, konnte für Hermann Westray einen so furchtbaren Klang haben wie dieser.

„Ja, er ist gerade niedergefallen. Soll man nicht einen Arzt holen lassen?"

„Laß ihn sterben, wo er fiel!" ruft Hermann außer sich. „Wie kamst Du an diesen Ort? Warum finde ich Dich bei diesem Mann?"

Ihm ist es gleichgültig, wer ihn hört. Glücklicherweise sind hier keine englischen Zuhörer, aber daran denkt er nicht in seiner Wuth. Keine Rücksicht für den Ruf seiner Frau — keine Stimme der Vernunft hält ihn zurück.

„Was hat Dich hergeführt?"

„Ich kam durch ein Telegramm von Dir gerufen, es hieß darin, Du seiest gefährlich krank und ich dürfe keine Zeit verlieren."

„Ich habe keine Depesche geschickt. Zeige mir das Telegramm."

Sie sucht es in ihrer Tasche, sie erinnert sich, daß sie es noch am Schiff durchgelesen hat, aber es ist nirgends zu finden, sie muß es mit dem Taschentuch herausgezogen und fallen gelassen haben.

„Ich habe es verloren, aber das thut ja nichts."

„Durchaus nichts," erwiedert er in einem eigenthümlichen Ton, und in diesem Augenblick wird die Aufmerksamkeit der Gatten auf die regungslose Gestalt Lyndhurst's gelenkt. Die Hotelleute haben ihn emporgehoben und das fahle Gesicht starrt sie aus weit geöffneten Augen an.

„Der arme Mann — so plötzlich gestorben — das ist schrecklich!"

Und dann ruft eine andere Stimme: „Laufe doch, Georges, und hole einen Arzt!"

Kein Arzt ist nöthig mehr für ihn. Die egoistische Seele, die nichts als irdisches Glück begehrte, ist vor ihrem Richter erschienen.

„Komm, Edith," sagt Hermann finster, „komm fort von diesem schauderhaften Anblick." Und als sie das Zimmer verlassen, flüstert er in ihr Ohr: „Dein Geliebter hat seinen Triumph nicht lange genossen. Schneller als gewöhnlich ist die Sünde von der Strafe ereilt worden."

Edith schaut ihn in völliger Verwirrung an. Ist es möglich, daß er ihr mißtrauen kann? Sie vergißt, daß sie den Glauben an seine Treue verlor, als seine Schrift ihr den Beweis seines Verrathes gab, und ist jetzt verwundert, daß er an ihr zweifelt in dem Augenblick, wo er sie im fremden Land unter Umständen trifft, die den festesten Glauben wanken machen konnten.

XXXI.

Lord Carlswood's tödtliche Langeweile während seines Aufenthalts in norwegischen Fichtenwäldern wird eines Tages plötzlich durch eine telegraphische Depesche unterbrochen.

„Ob wohl die ‚Frivolity' niedergebrannt ist!" ruft er aus. „Theater brennen gar leicht ab, die Zimmerleute zünden ihre Pfeifen in lächerlicher Eile an und werfen die brennenden Zündhölzchen in irgend eine Ecke." Die Bemerkung ist an seinen treuen Schatten, Kapitän Shlooker, gerichtet.

„Das wäre jammerschade," erwiedert dieser. „Das hübscheste Schauspielhaus in London! Und die Brandreth, ein herrliches Weib!"

„Sag' das nicht wieder," brummt der Lord, „es ist nicht mehr originell — Du hast es seit vierzehn Tagen hundertmal wiederholt."

„Na, wovon soll man denn reden in einer norwegischen Hütte? Kein Klub, keine Zeitungen. Gar nichts, was einen vernünftigen Menschen interessirt."

Mittlerweile hat Carlswood die Depesche eröffnet. Sie enthält nichts von der „Frivolity", sondern ruft den Lord nach Redhill-Park, da seine Gemahlin schwer erkrankt ist.

Drei Tage sind seit der Aufgabe des Telegramms verflossen, drei weitere Tage gehen wenigstens drüber hin, bis Carlswood auf seinem Gut eintreffen kann, auch sind die Gatten seit Jahren einander so fremd und unsympathisch gewesen, daß Carlswood's Gegenwart der Lady nur geringen Trost gewähren kann, doch entschließt er sich, augenblicklich dem Rufe zu folgen.

Da die beiden Herren eine ungeheure Menge von Gewehren, Angeln und anderen Requisiten, außerdem ein transportables Haus, einige Boote und so weiter bei sich haben, so werden die Diener zurückgelassen, um die Verpackung und Einschiffung sämmtlicher Effekten zu besorgen, und Carlswood, nur begleitet vom treuen Shlooker, begibt sich auf dem kürzesten Weg in die Heimat.

In Hull angekommen, fährt er gleich mit dem Eilzuge nach London, ohne sich aufzuhalten, worüber sein Gefährte in gelinde Verzweiflung geräth.

„Wir hätten doch eine kleine Erfrischung nehmen können," meint dieser verdrießlich, „es wird wohl noch nicht so schlecht mit Mylady bestellt sein, wahrscheinlich nur eine Caprice."

„Da kennst Du meine Frau schlecht, sie ist sicher todtkrank, sonst hätte sie nicht telegraphiren lassen, und ehe sie stirbt, möchte ich ihr doch die Hand schütteln. Aus Caprice mich rufen lassen! O nein, das thut Elfrida nicht, dazu haßt sie mich schon viel zu sehr."

„Vielleicht nicht ganz richtig hier?" fragt der Kapitän auf seine Stirne deutend.

„O, Alles in Ordnung. Sehr vernünftige Frau, nur widerwärtig fromm, sang immer Psalmen, spielte den ganzen Sonntag geistliche Lieder auf dem Harmonium, wenn sie nicht in der Kirche betete, und was das Schlimmste ist, sie spielte sie greulich falsch. Dann ging sie immer die Armen besuchen und sang Lieder an den Krankenbetten im Hospital. Ich habe mich nie mit ihr zu Tisch gesetzt ohne Angst vor Blattern, Masern und solchen ekelhaften Sachen. Ueber mich saß sie immer zu Gericht, prophezeite mir eine schreckliche Strafe, weil ich Rennpferde hielt, und wunderte sich, daß ich nach London ging, ohne in permanenter Furcht zu schweben, ich könne plötzlich todt umfallen. Es war unausstehlich —"

„Das glaube ich gern, hartes Schicksal," macht Shlooker gefühlvoll.

„Lord Mercia war ein Aristokrat mit einer endlosen Reihe von Ahnen, aber wenig Vermögen; er hatte acht Töchter — alle mit sächsischen Namen und alle mit strohgelbem Haar. Meine Mutter machte die Partie, sie hoffte, daß Elfrida's Frömmigkeit mich auf dem rechten Pfad erhalten würde. Aber man kann auch zu viel von einem guten Ding kriegen! Wenn sie etwas toleranter gewesen wäre, hätte ich es ausgehalten."

In London trennen sich die beiden Herren, und gegen Abend langt Carlswood in Redhill-Park an. Die Sonne wirft ihr letztes glutrothes Licht auf das stattliche Gebäude und spiegelt sich in dem klaren See — das Haus ist sehr schön, aber so ausgedehnt und so vornehm kalt in seiner ganzen Bauart, daß viel häusliches Glück oder viel angenehme Geselligkeit nöthig wären, um es den Bewohnern heimisch zu machen. Lord Carlswood hatte keins von beiden jemals darin gefunden. Die Jalousieen sind offen und er schließt daraus, daß Mylady wieder hergestellt ist.

Die Droschke fährt durch das hohe Thor und das Geräusch der Räder führt den alten Haushofmeister in die Halle. Er war schon der „alte Haushofmeister", als Algernon, der jetzige Lord Carlswood, auf der Schulbank in Eton saß, und jetzt, wo Algernon ein reifer Mann ist, scheint ihm das alte Faktotum nicht älter wie in seinen Jugendtagen. Das gutmüthige Gesicht glänzt einen Augenblick in heller Freude bei dem Anblick des Herrn, aber im nächsten sieht es ernst und traurig aus.

„Wie geht's, Rogers? Wie ist Lady Carlswood?"

„Zu spät, Mylord, leider —"

„Herr des Himmels, Du willst doch nicht sagen —"

„Die Beerdigung fand gestern Nachmittag um zwei Uhr statt. Der Honourable Athelstane und der Honourable Edwy waren die Hauptleidtragenden."

„Das muß ja sehr plötzlich gekommen sein?" sagt Carlswood, erschreckt über diese Nachricht.

Er hatte gewußt, daß seine Frau sehr krank sein müsse, da sie um ihn geschickt; sie nicht mehr am Leben zu finden, überrascht ihn peinlich.

„Mylady war schon längere Zeit leidend," sagt Rogers, „sie hatte sich eine Verkühlung zugezogen auf dem Wege zur Kirche vorigen Winter, weil am Sonntage die Pferde nie angespannt werden durften. Vielleicht wäre es besser geworden, wenn Mylady dem Doktor gefolgt hätte, aber sie wollte ihre Krankenbesuche nicht aufgeben."

„Nein," unterbricht ihn eine schreckenerregende Stimme, „sie hat als Märtyrerin gelebt und ist als solche gestorben, herrlich wird ihr Lohn sein!"

Die Stimme, trotz ihres hohlen, unheimlichen Klanges, gehört einer Frau, deren äußere Erscheinung sich auch nicht durch Anmuth auszeichnet: eine große, hagere Gestalt mit spitzen Schultern, spitzen Fingern, spitzer Nase und kalten grauen Augen.

„Ich hoffe, daß die Krankheit keine schmerzliche war," sagt der Lord, verwirrt durch den unsympathischen Anblick. „Was ihr Leben anbelangt, so meine ich übrigens, daß es kein Martyrium gewesen sein kann, sie hatte völlige Freiheit, konnte so viel Geld ausgeben wie sie wollte. Was konnte sie mehr verlangen?"

„Es gibt Frauen, deren menschlich fühlendes Herz etwas mehr verlangt, Frauen, die bei ihrem Gatten Treue beanspruchen," sagt die Anklägerin, mit glitzernden Augen den Lord durchbohrend.

„Na, das wollen wir gut sein lassen. Die ganze Welt weiß, daß Lady Carlswood und ich niemals zu einander gepaßt haben."

„Die Engel im Himmel wissen noch viel mehr," sagt das schreckliche Frauenzimmer.

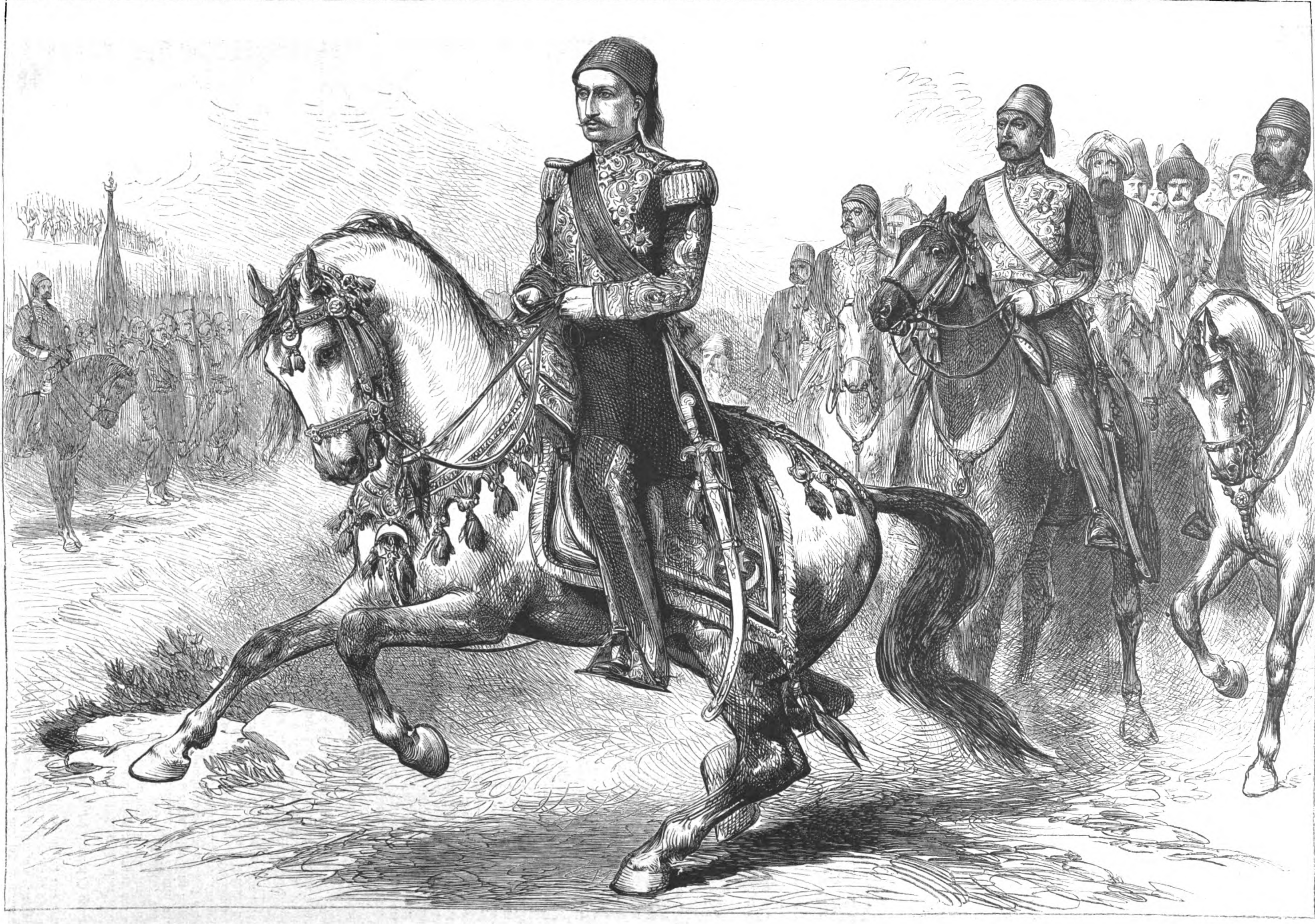
Carlswood kommt sich vor wie eine Fliege, die plötzlich im Griff einer Spinne gefangen ist, und will sogleich umkehren. Da aber Rogers die Droschke fortgeschickt hat, so muß er warten bis zum letzten Zug, der um acht Uhr vierzig Minuten abgeht. „Gerechter Himmel," denkt er, „es ist acht Uhr, jetzt bin ich über eine Stunde in der Gewalt der Schrecklichen!"

Die Schreckliche war Lady Carlswood's Gesellschafterin gewesen und hatte, zur Verzweiflung des übrigen Hauspersonals, das Regiment geführt. Carlswood flüchtet in den ungemüthlichen, geschmacklos eingerichteten Salon, allein Miß Gregory ist nicht gewillt, ihr Opfer so bald fahren zu lassen, und folgt ihm auch hierher.

„Vielleicht wäre es Ihnen angenehm, Lord Carlswood, in dieser kurzen Stunde, die Sie dem Strudel des Lebens abgerungen haben, etwas über die letzte Krankheit meiner geliebten Gebieterin zu erfahren?"

Der Lord wagt die Bemerkung, daß er sich für Krankheiten nicht besonders interessire und es jetzt ja auch leider ohne Nutzen sei, diese schmerzlichen Dinge zu berühren. Miß Gregory wischt eine Thräne von ihrer knöchernen Nase und seufzt herzzerreißend.

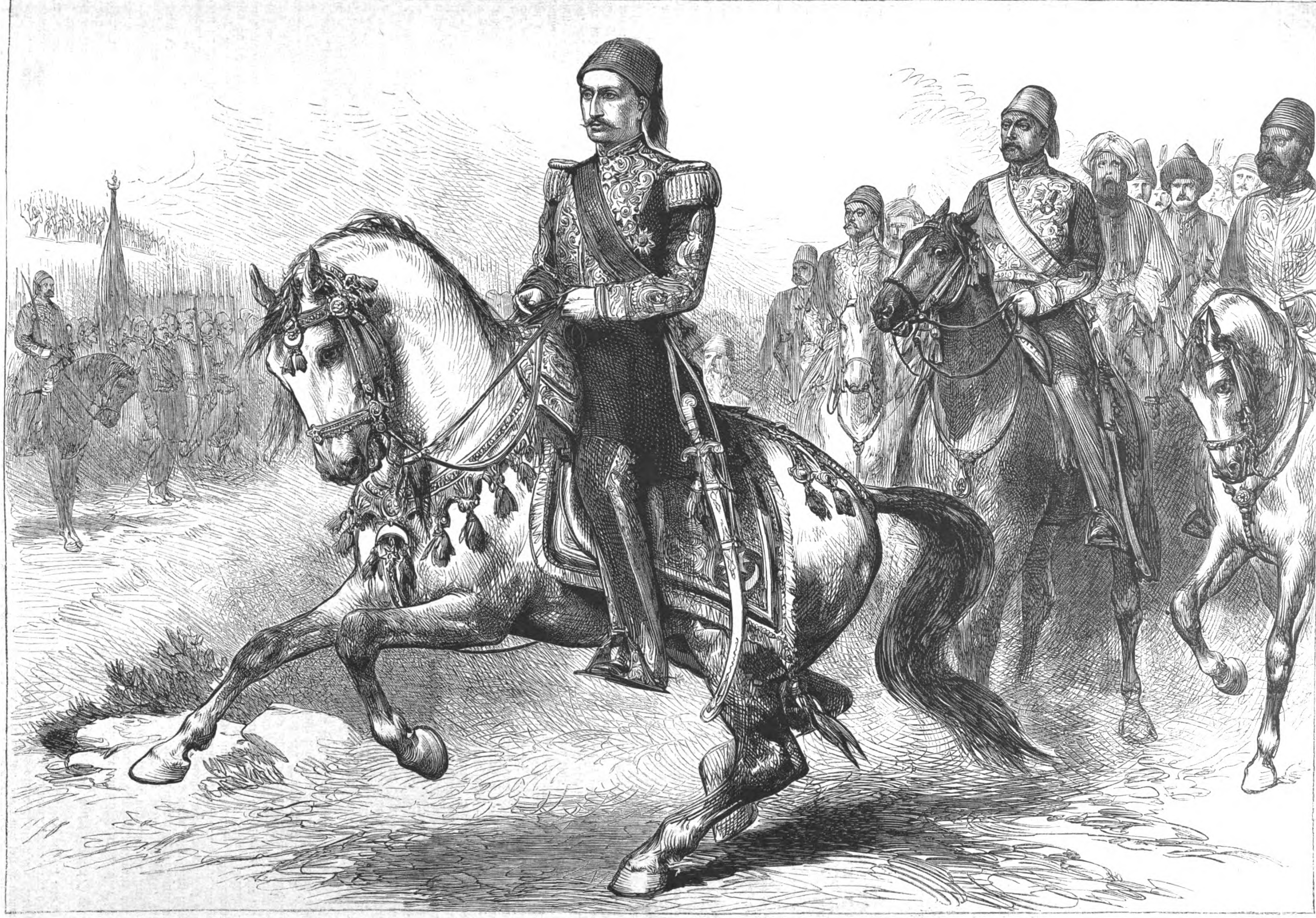
„Ich rede so gerne von der himmlischen Seele. Sie litt viel, aber ihr Gemüth war auf Höheres gerichtet, und das erleichterte ihre Last."



Sultan Abdul Hamid und sein Gefolge. (S. 320.)



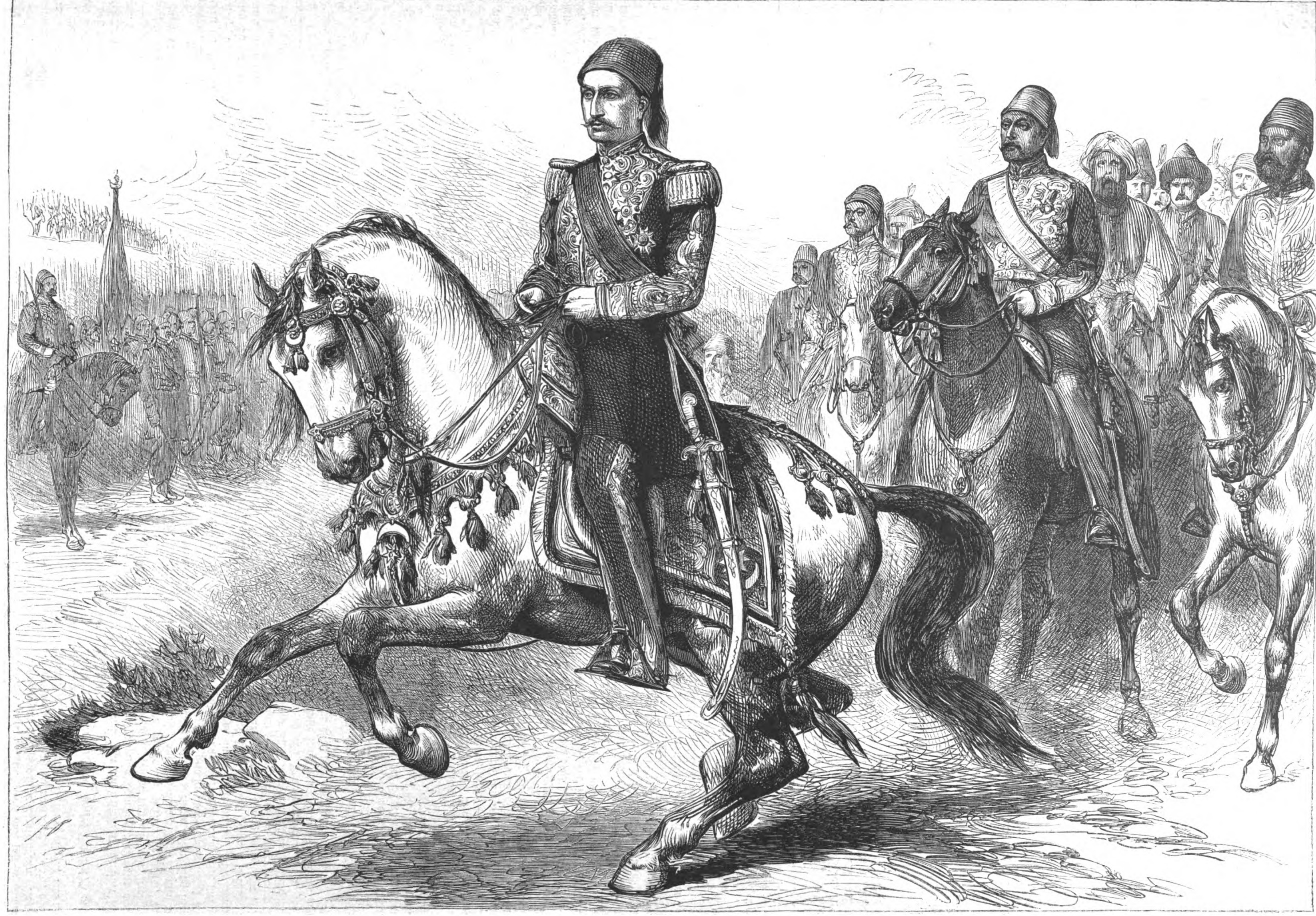
Eine Wildente zum Sonntagsbraten. **Abgeschnitten durch die Flut.** (S. 320.)



Sultan Abdul Hamid und sein Gefolge. (S. 320.)



Eine Wildente zum Sonntagsbraten. **Abgeschnitten durch die Flut.** (S. 320.)



Sultan Abdul Hamid und sein Gefolge. (S. 320.)



Eine Wildente zum Sonntagsbraten. **Abgeschnitten durch die Flut.** (S. 320.)

„Sie hatte doch guten ärztlichen Rath, hoffe ich?"

„Den allerbesten. Ihre Krankheit verstanden die Männer der Wissenschaft gut genug, aber Keiner verstand sie — die heilige Märtyrerin!"

Lord Earlswood's Geduld verläßt ihn plötzlich, er dreht sich rasch um, so rasch, daß die Schreckliche erschrickt und sagt:

„Die Art und Weise, wie Sie von meiner verstorbenen Frau zu reden belieben, ist mir höchst unangenehm, und ich ersuche Sie, dieselbe zu ändern.

„Ich wünsche nicht, in meinem eigenen Hause von einer Fremden zur Rede gestellt zu werden. Wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich jetzt einen kleinen Spaziergang machen, und Sie würden mich durch Bestellung einer Cotelette zu Dank verpflichten. Ich habe heute noch nicht zu Mittag gegessen."

Mit diesen Worten öffnet er die Gartenthüre und geht hinunter, von Miß Gregory's Blicken gefolgt.

„O weh," seufzt sie innerlich, „jetzt ist er hier der Herr. Jetzt werden die Kinder Belial's ihre Feste feiern, wo früher nur heilige Werke verrichtet wurden."

Earlswood besieht den großen Garten, ordentlich und nett gehalten, aber kahl und ohne eine Spur der Verbesserungen und Neuerungen, die die moderne Hortikultur eingeführt hat. Er denkt an die Veränderung, die der Tod seiner Frau in seinem Leben macht — er denkt, daß er jetzt frei ist — frei, sich mit Myra zu vermählen. Er athmet schneller bei diesen Gedanken, als ob er das Paradies vor seinen Augen sähe. Seine beschränkte Seele hatte ihre ganze Liebe auf diesen einzigen Gegenstand konzentrirt. Keine Spur von Egoismus in seiner Neigung zu ihr. Ihm fällt es gar nicht ein, daß er ihr eine Ehre erweist, indem er sie zur Gräfin erhebt. Demüthig denkt er an sie, mit fast kindlicher Einfalt. „Wird sie mich heirathen?" fragt er sich. „Sie ist so kalt, so schwer zu verstehen. Welche Hoffnung hat sie mir je gegeben, welche Gunst je erwiesen zum Lohne meiner sklavischen Hingebung! Ich glaube, ich bin ihr ganz gleichgültig, und doch bin ich nur zufrieden in ihrer Gegenwart, elend, wenn sie nicht da ist. Einmal glaubte ich, daß sie den Westray gern hätte, aber sie nahm ja seine Heirath so ruhig hin, wahrscheinlich hat sie mich nur eifersüchtig machen wollen."

Das Resultat seiner Träumereien ist der Entschluß, sich sofort Gewißheit zu verschaffen, sie können ja in zwei, drei Monaten still getraut werden und dann noch ein Jahr reisen. Wie gut wird sie sich als Gräfin ausnehmen, wie wird sie dieses Schloß verschönern! Er sieht die Zukunft vor sich, strahlend und glücklich. Nachdem er sein einfaches Mahl eingenommen, behält er Rogers bei sich, als Schutz gegen einen etwaigen Ueberfall der Schrecklichen.

„Gräßliche Person, die Schwarze," sagt er, „wann geht sie fort?"

„Ich weiß nicht, Mylord, sie hat noch nicht gepackt, die Haushälterin hat ihr schon einen Wink gegeben, aber sie schien ihn nicht zu verstehen. Wenn vielleicht Euer Gnaden . . ."

„Nein, Rogers," ruft der Lord energisch, „sie kann ja noch einen Monat bleiben, aber ich will kein Wort mehr mit ihr reden. Ihr könnt mir schreiben, wenn sie das Feld räumt."

„Ja wohl, Mylord. Ich hoffe, Mylord," sagt Rogers nach einem Räuspern, „daß Euer Gnaden jetzt Redhill-Park selbst bewohnen werden."

„Das kann schon sein. Aber verändert muß dann Alles werden, es sieht hier düster aus."

„Ja, Mylord, Miß Gregory hatte Alles unter sich und sie ließ nichts machen, aus lauter Sparsamkeit. Der Gärtner war ganz verzweifelt im Winter, er hatte seine liebe Noth, daß ihm die Blumen nicht alle zu Grunde gingen, denn Miß Gregory meinte, es sei gottlos, so viel Kohlen zur Beheizung von Gewächshäusern zu gebrauchen, wenn so viel menschliche Wesen Kälte leiden müßten."

„Gab sie den menschlichen Wesen Kohlen?"

Nicht aus ihrer eigenen Tasche und sie wollte auch nicht, daß Mylady für die leiblichen Bedürfnisse der Armen sorgen sollte, da ja doch ihr Seelenheil so viel wichtiger sei."

„Ich sehe schon," antwortet Earlswood, „diese Art Barmherzigkeit geht nie über die Seele hinaus. Den Armen Brod und Fleisch zu geben ist eine zu ordinäre Tugend."

Bald darauf fährt der Wagen vor und Lord Earlswood verläßt sein Gut — gefolgt von den spähenden Augen der Schrecklichen.

XXXII.

Die Behörde in Ostende nimmt Hamilton Lyndhurst's irdische Ueberreste in Verwahrung und thut Alles, was bei einem so plötzlichen Ende gethan werden kann. Da man erfährt, daß er ein englischer Financier von großem Reichthum gewesen, so würdigt man die Ehre, die er Ostende durch sein Verscheiden daselbst erwiesen hat, und hofft auf die weitere Ehre, ihn auf dem eigenen Friedhofe bestatten zu dürfen.

Von all' den Schmeichlern, die ihn im Leben umringt, kommt keiner, um ihn noch einmal zu sehen, er liegt allein in dem großen Gasthauszimmer — nur sein Diener und sein Advokat erscheinen am zweiten Tag, und Letzterer beabsichtigt, die Leiche in's Heimatland zu führen. Bei der Eröffnung des letzten Willens findet er indessen die Bestimmung, daß Hamilton Lyndhurst an dem Ort begraben sein wollte, wo er gestorben, und zwar ohne allen Prunk.

„Ich wünsche keine religiöse Feierlichkeit bei meinem Begräbniß, oder so wenig wie möglich," schreibt er, fast in den Worten seines Lieblingsdichters Heine, „auf meinem Grabe soll nur ein einfacher Granitstein gesetzt werden mit dem Datum meiner Geburt und meines Todes. Sonst läßt sich nichts aus meinem inhaltslosen Leben erzählen."

Dann folgt die Bestimmung seiner Besitzthümer — o, bittere Nachrichten für seine Trabanten in London! Für die Dienstboten sind Legate ausgesetzt, das Vermögen, sowie das Erträgniß seiner sämmtlichen Mobilien, Juwelen, Pferde, Equipagen, Bücher, Bilder u. s. w. soll in zwei Theile getheilt werden und der eine dem Asyl für Idioten, der andere dem Hospital für unheilbare Kranke zugeeignet werden.

Die Untersuchung der Einzelheiten von Lyndhurst's Tod sind für Hermann eine Qual. Das belgische Gesetz erfordert keine Untersuchung und die Behörden sind bald zufriedengestellt, aber der Rechtsfreund findet, daß es seine Pflicht ist, so viel Licht in der Sache zu bekommen als möglich, und bittet um eine Unterredung mit Mrs. Westray.

Das Gerede der Leute im Hotel hat ihn mit den eigenthümlichen Umständen, die Lyndhurst's Tode vorausgingen, bekannt gemacht. Mrs. Westray erklärt sich bereit, die Fragen des Herrn Lomatt zu beantworten, und Hermann, der kein Mittel findet, diese Fragen zu vermeiden, erlaubt die Zusammenkunft.

„Vermuthen Sie, daß es Mr. Lyndhurst war, der jenes Telegramm an Sie abschickte?" fragte der Advokat.

„Ich muß es annehmen."

„Haben Sie eine Ahnung von seinem Motiv, eine solche Botschaft zu senden?"

„Das ist eine Frage, die ich lieber nicht beantworten möchte."

„Und eine Frage, die ich zurückweise," sagt Hermann.

Mr. Lomatt schlägt die Augen nieder und betrachtet während einiger Minuten seine Stiefeln, dann wirft er einen verstohlenen Blick auf den Gatten, der unbeweglich, mit finsterem Gesichte vor sich hinstarrt.

„Darf ich das Telegramm sehen?" fragt er.

„Ich habe es verloren," ist die ruhige Antwort.

Edith ist bleich wie eine Marmorstatue, aber äußerlich weniger erregt, als es die meisten Frauen in ihrer Lage sein würden.

Die Unmöglichkeit, die Depesche vorzuweisen, hat in Mr. Lomatt's Augen einige Aehnlichkeit mit Desdemona's Hülflosigkeit in Bezug auf das Sacktuch mit den Erdbeerenflecken, und wahrscheinlich ist die arme Mrs. Westray so unschuldig, wie es Desdemona war, wenn man alle Thatsachen erfahren könnte, aber der Schein ist allerdings stark dagegen.

Mr. Lomatt hat nach London um einen bekannten Wundarzt telegraphirt und dieser hat gemeinschaftlich mit dem belgischen Arzt die Leiche secirt. Die ärztliche Kunst offenbart die Ursache von Lyndhurst's Tod, es ist nichts Mystisches oder Verdächtiges in dem Fall. Wann und wo immer das Ende ihn ereilt hätte, wäre es aller Wahrscheinlichkeit nach ein ebenso rasches gewesen. Er hatte seit Langem eine organische Herzkrankheit gehabt. Aufregung, Gemüthsaffektion hatten vielleicht beschleunigend gewirkt, aber ein baldiges Ende war in jedem Fall unvermeidlich gewesen.

Mr. Lomatt spricht Mrs. Westray seinen Dank für ihre Offenheit aus. „Eine eigenthümliche Geschichte mit dem Telegramm," sagt er wohlwollend, „und natürlich sehr fatal für die betheiligte Dame. Lyndhurst war immer ein excentrischer Mensch, der Arme!" — Aber er will nicht annehmen, daß sein Klient wirklich die Depesche aufgegeben, außer in dem Falle, daß Mrs. Westray davon überzeugt ist.

„Ich weiß nichts, als daß ich durch eine abscheuliche Lüge hierher berufen wurde und daß durch Gottes Hülfe mein Mann vor mir hier war."

Mr. Lomatt zieht sich mit vielen Entschuldigungen zurück. Er nimmt die Ueberzeugung mit, daß der schwarze Vorhang des Todes frühzeitig vor einem Drama gefallen ist, das sich zu einer Familientragödie der aufregendsten Art hätte entwickeln können. Es ist sein Unglück, daß er immer das Leben von der Schattenseite betrachtet und daß er nichts weniger ist als ein Optimist.

XXXIII.

Seltsam kalt ist das Benehmen Hermann's gegen sein Weib, das er unter so schrecklichen Umständen wiedergefunden hat. Sie ihrerseits ist gegen ihn gleichsam müde; bleich, schweigsam, klaglos liegt sie auf dem Sopha des ungemüthlichen Zimmers, in welchem Hermann's offene Reisetasche, Fußdecke und Papiere umhergestreut sind. In solche Unordnung kann ein Zimmer nur ein Mann bringen, der dasselbe bloß für einige Stunden zu bewohnen gedenkt.

Sie hat ihr Antlitz vor dem Lichte geschützt, zufrieden für den Augenblick, daß sie nur wenigstens den Genuß des Ruhens hat. Ihr Gehirn ist so zermartert, ihr Herz so gequält worden, sie hat so viel von Furcht und Angst gelitten in den letzten Stunden — daß ihre Seele keine Kraft mehr hat, sich zu entsetzen oder zu ängstigen. Was für Kummer noch kommen mag, das berührt sie jetzt nicht. Hermann ist wohlbehalten an ihrer Seite. Und die schreckliche halbe Stunde in Hermann Lyndhurst's Zimmer ist vorübergezogen gleich einer Donnerwolke, die einen tödtlichen Blitzstrahl in sich barg, und die über ihrem Haupte dahingegangen ist, ohne sie zu tödten.

Der todte Mann in jenem Zimmer, diese ruhige Masse ohne Bosheit oder Macht — das marmorartige Gesicht, das ein sündenloses Kind küssen konnte, die friedlich geschlossenen Augen, die zum Gebete gefalteten Hände — die Hände, die sich vielleicht seit dreißig Jahren nie so gefaltet hatten: konnte das Hamilton Lyndhurst sein? Sie kann sich das Räthsel nicht klar machen, daß der lebende, drohende böse Mensch und dieser harmlose Leichnam Ein und Derselbe sein sollten. So liegt sie todesmatt und doch darüber sinnend, während Hermann auf und ab schreitet von diesem einen Zimmer in die andern, die er jetzt für die Bequemlichkeit seiner Gattin gemiethet hat.

Sie hört, wie er über diese Zimmer Anordnungen trifft, und wundert sich, daß sie noch länger hier bleiben sollen. Sie zittert darnach, diesem schrecklichen Hause mit seinen Erinnerungen zu entfliehen. — „Willst Du denn, daß wir noch länger hier bleiben, Hermann?" fragt sie. „Ich muß ja zu unserem Baby zurück."

„Ohne Zweifel muß dir die Trennung von meinem Sohne sehr schwer fallen," sagt ihr Gatte in dem für sie so neuen Tone, der sie leise zittern macht, da er so barsch, so schrill ist.

„Könnten wir nicht heute Nacht noch abreisen, Hermann? Was hält uns noch an diesem entsetzlichen Orte zurück?"

„Pardon, ich glaube, Du bist noch nicht stark genug, um zu reisen. Und ich selber habe noch keine Pläne gefaßt. Ich muß erst darüber nachdenken, was ich zu thun habe. Bis dahin ist's wohl am besten, wir bleiben, wo wir sind."

Er spricht nicht mehr, sondern schließt die Thüre hinter sich und überläßt sie ihrem Staunen über seine seltsame, ungewohnte Manier. Zuerst fühlt sie wirklich nur unbehagliches Staunen über diese Veränderung; er ist vielleicht übermüdet, ein wenig verwirrt wie sie selber; herabgekommen durch die langen Nachtwachen auf dem Kriegsschauplatze; entmuthigt durch die finanziellen Sorgen für daheim. Ach, es gibt ja so viele Erklärungen für sein Wesen. Aber doch ist es hart von ihm, gerade jetzt so unfreundlich zu sein gegen sie . . . Nach und nach kommt zu ihrer müden Verwunderung eine peinliche Unruhe. Er war doch nie und nimmer früher kalt und schroff gegen sie? Und plötzlich, jählings kommt ihr das abscheuliche Wort in Erinnerung, das er ihr zugeflüstert hat, als sie das Zimmer des todten Mannes verließen:

„Dein Liebhaber!"

Sie stürmt auf vom Sopha, bleich bis in die Lippen hinein, aber mit entschlossenem Gesichte, und geht in das Nebenzimmer. Hermann sitzt am Tische, sein Antlitz in die verschlungenen Arme verborgen.

Sie tritt sanft auf ihn zu, kniet an seine Seite und legt ihre Hand auf seinen Arm.

„Hermann, mein Hermann, mein Gemahl, mein Theuerster, was für eine Wolke ist zwischen uns? Schau mich an, Lieber, sprich zu mir!"

Er erhebt seinen Kopf und wendet ihr sein verstörtes Antlitz zu, aber seine Augen weichen den ihrigen aus.

„Brauche ich Dir noch zu sagen, was zwischen uns ist?" fragt er. „Ich bitte dich, spiele nicht die Ueberraschte. Machen wir einander keine Komödie vor. Wir wollen Alles ruhig schlichten. Du hast von mir nichts zu fürchten. Ich liebte Dich zu wahr, um Schande kommen zu lassen auf Deinen Namen und Dir unnöthiges Leid anzuthun. Keine Zeitung soll der Welt den Grund unserer Scheidung erzählen — weder mein Unrecht noch Deine — Thorheit; aber wir sind nichtsdestoweniger geschieden, Edith . . ." seine Stimme schwankt bei diesem Namen — „für immer und ewig."

Sie erhebt sich und schaut ihn stolz an mit zornig und schamvoll brennenden Wangen.

„Hermann, Du kannst nicht so abscheulich sein, zu glauben, daß . . ."

Die Stimme versagt ihr.

„Leider sind Thatsachen da, die keinen Zweifel zulassen," sagt er kalt, hart. „Ich finde Dich hier — allein — mit jenem todten Manne. Kann ich mit meinen fünf gesunden Sinnen daran zweifeln, daß Du zu ihm hierhergereist bist?"

„So wahr ich lebe" — und ihr emporgeschlagenes Auge scheint den Himmel zum Zeugen anzurufen — „ich kam hierher, weil ein Telegramm, das in Deinem Namen aufgegeben wurde, mich hierher rief; ich kam, um meinen kranken Gatten zu pflegen; ich kam und fand mich in einer Falle gefangen. Jener todte Mann weiß das Uebrige, und Gott, der mich hört, kennt meine Unschuld."

„Fürchtest Du keinen Donnerschlag, der dich niederstreckt gleich Sapphira, da sie ebenso kühn log wie Du?" fragt Hermann bitter. „Weißt Du, daß ich Alles das schon wußte, noch ehe ich Dich überraschte? Ich wurde hierhergerufen durch eine freundliche Warnung; irgend ein Diener von Dir oder von Deinem Liebhaber verrieth eure Pläne. Ja, man meldete mir, daß ihr Beide euch hier finden solltet. Man meldete mir, daß er in Lochwithian wie Dein Schatten war. O, und ich hielt Dich erhaben über jede Versuchung, ich Thor! Die Erfahrung anderer Männer hätte mich lehren sollen, daß alle Weiber gleich sind — erhabene, lächelnde, unschuldige — alle gleich."

„Man sagte Dir, daß ich hier Mr. Lyndhurst treffen wollte?" rief Edith in höchster Verwirrung.

„Ja, man schrieb es mir. Zuerst die Sachen von Lochwithian mit der Mahnung, auf der Hut zu sein. Ich lachte darüber, denn ich vertraute Dir. Der nächste Brief sprach deutlicher, er meldete mir eure Zusammenkunft hier. Ich kam an, konnte aber nichts entdecken. Dein Freund war unter einem falschen Namen und Du warst nicht im Hause. Ich versicherte mich dessen, ehe ich mich niederlegte, um ein Stündchen zu schlummern . . . ein Schlummer, o Gott! der durch Deinen Entsetzensschrei verscheucht wurde."

„Dieselbe Person, die mir das Telegramm sandte, sandte Dir die anonymen Briefe. Wir wurden durch ein Gewebe von Lügen umstrickt. O, vielleicht ist auch das Andere eine Lüge, eine Lüge, obwohl es mir durch Deine eigene Handschrift bestätigt wurde."

„Was meinst Du?"

„Hermann, Du klagst mich der Treulosigkeit an. Du glaubst — Du, der jede Regung meines Herzens, jeden Gedanken meiner Seele kennen sollte: Du glaubst, daß ich so verächtlich sein könne, meine Heimat und mein Kind, meine Selig-

keit hier und jenseits, meine Ehre, Liebe, meine Hoffnung auf den Himmel hinzuopfern auf das einfache Verlangen des sündigen Mannes, der todt zu meinen Füßen niederfiel! Ich — die ich, ehe dieser Verworfene vor mich hintrat, kaum geahnt hatte, daß die Welt so schlecht sein könne. Du hältst mich für niedrig genug, daß ich mein Herz von Dir fort auf ihn übertragen mochte, wie man einen Handschuh wechselt! Du weißt also nicht, daß ich Dir gehöre mit meinem ganzen Herzen, daß ich keine Hoffnung, keinen Wunsch habe auf Erden, die nicht in Dir wurzeln, in Dir beginnen und enden — in Dir, in meinem Kinde und in meinen Lieben daheim!"

„Ich weiß nur, daß Du bei diesem Manne warst. Wäre er nicht zu Deinen Füßen gestorben, ihr würdet jetzt wohl über alle Berge sein, Du als seine glückliche, glänzende, über ihren verlassenen Gatten lachende — Mätresse. Aber das Schicksal hat Dir einen schlimmen Streich gespielt. Und Du, die Du so gern die brillante Rolle einer Kleopatra gespielt hättest, bist jetzt freilich gezwungen, die Thränen und die Reue der Magdalena aufzuführen."

In der Bitterkeit seines Herzens kann er sie nicht tief genug verletzen. Er findet nicht Worte, die grausam genug sind, um seine eigene Pein zu schildern. Sein Todesschmerz ist erbarmungslos.

„Wärst Du selber sündenlos, Du könntest nicht härter sein, Hermann," sagt Edith mit einem trüben Lächeln, halb spöttisch, halb mitleidig. „Und doch habe ich einen Brief, von Dir gerichtet an ein Weib, das Du geliebt hast, ehe Du mich heimführtest — einen Brief, der Dich zu einem so untreuen Gatten stempelt, als Du mich zu einer treulosen Gattin stempeln willst."

„Ein Brief, den ich geschrieben habe, ich an ein Weib, seit ich Dein Gatte bin? Außer Geschäftsbriefen, die Jeder lesen kann, habe ich an kein Weib geschrieben, seit wir Mann und Frau wurden, so wahr mir der Himmel helfe!"

„O, Hermann, um Gottes willen, frevle nicht so! Ich habe den Brief in meiner Reisetasche — den schändlichen, grausamen Brief, der ihr sagt, daß Du sie immer geliebt hast, daß jede andere Zärtlichkeit nur ein Irrthum war, daß Du sie für ewig für Dich verlangst, da Dir das Leben ohne sie werthlos sei!"

„Rasest Du, Edith? Zeig' mir den Brief. Oder hast Du ihn vielleicht auch verloren, wie das Telegramm? Denn Du scheinst ein eigenes Talent zu haben, kompromittirende Schriften zu verlieren."

„Ich habe ihn nicht verloren."

„Dann zeige mir ihn. Aber noch ehe ich ihn sehe, sage ich Dir, daß er gefälscht ist. Ein Kniff Deines seligen Anbeters, vielleicht — im Krieg und in der Liebe ist ja Alles erlaubt."

„Es ist keine Fälschung, Hermann," antwortet sie trübe. „Ich kenne Deine Schrift zu gut. Wäre nur der Schatten eines Zweifels möglich, ich würde nie daran geglaubt haben."

Sie holt aus dem nächsten Zimmer den halben Brief, den sie aus ihrem Reise-Portefeuille nimmt. Er liest die Zeilen mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ist das Deine Schrift? Ja oder nein, Hermann?"

„Ja wohl ist es meine Schrift, Mrs. Westray; ich habe alles Dieß geschrieben und noch mehr, ich habe es in Druck gegeben; und wenn Du Dich gütigst noch ferner um meine dramatischen Werke gekümmert hättest, würdest Du diese Zeilen auch vor einem großen Publikum deklamiren gehört haben. Es ist der rohe Entwurf eines Briefes, den Kolonel St. Vincent, der Held meines letzten Stückes, an Lady Madeline Rayner, seine Geliebte, richtet. Du wirst den Styl geglätteter und prägnanter finden in der gedruckten Ausgabe, wenn Du Dich überhaupt bemühen solltest, das Stück zu lesen, im Uebrigen ist aber der Brief derselbe geblieben."

„Und Du hast also diesen Brief nicht an Mrs. Brandreth geschrieben?"

„Ebensowenig, als ich ihn an Dich oder an den Erzbischof von Canterbury schrieb. Er wurde an einem Sonntagnachmittag in Mrs. Brandreth's Besuchszimmer aufgesetzt, mit ihrer Beihülfe, da sie die Heldin spielen sollte. Ich schrieb ihn dann nochmals — verbessert — ab, da er für das Stück von großer Wichtigkeit ist und ich seinen Ton so natürlich als möglich halten wollte. Ja, wirklich, Du wirst die gedruckte Version besser finden."

Er reicht ihr das Papier mit vollständiger Kälte — eine Kälte, die mit Verachtung gepaart ist.

„Deine Gegenanklage entbehrt der Basis," sagt er mit beißender Ironie. — „Das Weib eines Schriftstellers sollte doch ein Blatt Manuskript als solches erkennen. Frauen, die kompromittirende Liebesbriefe empfangen, pflegen dieselben nicht so offen liegen zu lassen, daß der erste Beste sie zu sich stecken kann. Sie sollten das doch wissen, da Sie die Briefe Lyndhurst's vor mir gar wohl zu verwahren verstanden."

„Mr. Lyndhurst hat nie im Leben eine Zeile an mich geschrieben."

„Wirklich! Ein weiser und vorsichtiger Mann. Er erkannte, daß mündlicher Verkehr weit sicherer sei."

Noch einen Augenblick früher wollte sie zu seinen Füßen fallen und ihn um Verzeihung bitten, daß sie hatte an ihm zweifeln können. Auf diese Worte aber trieb ihr Stolz sie zurück von ihm, als habe er ihr einen Schlag versetzt. An der Thüre hält sie an, die Hand auf der Klinke, und schaut auf ihn, mehr in Staunen als in Groll.

„So wenig zählt also unser ganzes gemeinsames Leben, Hermann? Ich habe nicht mehr zu sagen. Nein, ich will keinen Versuch machen, mich zu vertheidigen. Eines Tages wirst Du mich besser kennen. Eines Tages wird Dir dieser Augenblick leid thun."

„Das haben schon viele andere Frauen auch gesagt zu ihrer Zeit," antwortete Hermann, ohne Bewegung in seinem krankhaft bleichen Gesichte. „Und dieses ‚eines Tages' ist nie gekommen. Messalina und Faustina und ihre ganze Sippe warten noch immer auf diesen Tag im Hades — auf den Tag, an welchem ihr Name wieder rein werden soll in den Augen der Menschen."

XXXIV.

Ja, Hermann Westray, der sich von der banalen Erfahrung des Weltmannes leiten ließ, hielt sein Weib für schuldig. Und selbst die Reinheit, in der sie ihm bisher erschienen war, zeugte in seinem Innern gegen sie.

„Gott helfe mir!" sagte er, wie er in seinem Hotelzimmer in Ostende rastlos auf und ab schritt. Er hatte die Jalousieen der Fenster geschlossen, um die grelle Herbstsonne auszusperren, deren heller Glanz ihm weh that. Oben ein blauer Himmel, unten die blaue See, zu beiden Seiten weiße Häuser und eine sonntägliche Menge, die fröhlich auf dem Damme wogte oder auf der See kreuzte. All' dieser Frohsinn und dieser Glanz ärgerte den Mann, der in's Herz getroffen war, dessen Hausgötter zerbrochen waren, dessen Zukunft zerstört war — denn ein Mann ohne Hoffnung hat keine Zukunft. „Gott helfe mir!" rief Hermann. „Gerade diese unschuldigen Weiber haben meist einen Moment im Leben, wo sie jäh in das tiefste Verderben sinken. Eine Weltdame würde mit Lyndhurst bloß kokettirt haben, sie ihn zu ihrem Sklaven gemacht, sich von ihm Opernbillets und Glashausblumen und gants de Paris geben lassen, und ihn dabei heimlich ausgelacht. Und mein Weib! Die saß ganz still am Kamin und ließ jenen Teufel mit mir plaudern; kein Zug ihres Gesichtes verrieth eine Erregung, ein Interesse; kein Marmor konnte ruhiger, kein Schnee reiner erscheinen. Und eines Morgens — läuft sie ihm nach. Und er ist todt! todt!" fügt Hermann wild hinzu. „Und ich kann die Wahrheit nimmer seiner falschen Brust entringen!"

Nicht blindlings verurtheilt Hermann sein Weib. Trotz aller Leidenschaftlichkeit hat er versucht, Gründe für ihre Schuldlosigkeit aufzubringen. Aber umsonst. Er kann nicht glauben, daß Hamilton Lyndhurst all' diese wilden, romanhaften Dinge vollbracht habe, um sein Opfer zu gewinnen. Die Don Juans des neunzehnten Jahrhunderts machen sich die Sache in der Regel weniger schwer, und Fallstricke, Hinterhalte, unterirdische Gänge sind überwundene Standpunkte. Er redet und Donna Anna horcht. Der Rest ist ein Schnellzug, ein reizendes Versteck auf dem Kontinent und die Scheidungsklage des Gatten.

„Lyndhurst war nicht der Mann, Gewalt zu brauchen gegen ein Opfer, das sich sträubte," sagt er sich selbst.

„Was ist nun zu thun?" fragt er sich. Sein erster Gedanke ist, wie sie am besten zu schützen ist vor der Schande, wie der fast unvermeidlich scheinende Skandal zu vermeiden, wie sie von ihm zu trennen ist, ohne daß die Schmach der Scheidung über sie kommt.

Er hat manchen selbstsüchtigen Zug in seinen schwächeren Stunden an sich, aber in dieser Krisis seines Lebens ist er ganz selbstlos. Sein Weib ist's, an das er denkt, an ihre Wohlfahrt, an ihren guten Namen, und er ist dabei zu jedem Opfer entschlossen.

„Ich will mich selber verbannen," denkt er. „Der Himmel weiß, London, England, all' die altbekannten Orte würden mir verhaßt sein, nach dem, was vorgefallen ist. Ich will nie mehr dahin zurückkehren. Man soll mich pfänden in Fulham, die Zeitungen sollen meinen Konkurs melden und die Welt soll glauben, daß ich meinen Gläubigern durchgegangen, daß ich ein Ausgestoßener sei. Die Welt ist weit genug. Ich glaube, tausend Meilen von der Civilisation werde ich mich weniger elend fühlen. Und ihr guter Name wird nicht leiden. Sie geht zu ihrem Vater zurück, und die Welt wird sie als Opfer bedauern, anstatt als Sünderin zu verdammen; freilich, was ist härter zu erdulden, die Reinigung oder das Bemitleiden? Nun, sie ist ein Weib und erträgt vielleicht das Mitleid."

Er hält manchmal inne in seinem raschen Auf- und Abeilen und preßt die Hände an seine glühende Stirn und sinnt weiter, was für sie zu thun sei. Sie können nicht länger beisammen bleiben, das ist klar. Er könnte es nicht ertragen, ihr süßes trauriges Gesicht zu sehen und zu wissen, daß er sie verloren habe. Sie soll nach Lochwithian zurück, ihrem Vater mußte gesagt werden, daß sein Schwiegersohn ein Thor und ein Schwindler sei und durchgehen mußte. Man würde froh sein, sie wieder daheim zu haben, sie wird zweimal täglich in die Kirche gehen, die Kranken besuchen und ihre Sünde mit Thränen, Gebeten und guten Thaten sühnen und nach und nach vielleicht wieder fröhlich werden. „Armes, armes Ding! Und wir sind glücklich gewesen mit einander!" Die Erinnerung an das verlorne Glück bringt ihn endlich zu Thränen. Es sind die ersten, die er vergossen hat; bittere, ungewohnte Thränen.

Er muß sie zu ihrem Vater zurücksenden unter sicherer Begleitung. Aber mit wem? Hat er auch nur Einen Freund, dem er so viel anvertrauen kann?

Ja doch, Einer ist ehrlich, ergeben, treu — Richard Dewrance, der Priester, der auch die Welt kennt und der am besten die Stimme der Anklage und des Verdachtes abweisen kann, wenn sie sich jemals gegen Mrs. Westray erheben sollte. Ja, er wird Alles thun für Edith, die er einst so still und resignirt geliebt hat.

Hermann ist schnell entschlossen. Er telegraphirt noch in derselben Stunde an den Seelsorger von St. Januarius, daß derselbe augenblicklich nach Ostende eilen solle, wenn er Mrs. Westray einen großen Dienst erweisen wolle.

Dewrance ist ein Mann, der das Leben kennt und der schweigen kann. Zwei unschätzbare Sachen an einem Freunde.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr sitzen Richard Dewrance und Hermann Westray am Frühstückstische einander gegenüber. Das Mahl ist für den Reisenden bestellt, der erst vor Kurzem das Doverschiff verlassen hat. Hermann nimmt bloß einen Schluck Kaffee. Er hat die Nacht ruhelos und im Fieber zugebracht, im Morgengrauen hat er auf dem Quai die Ankunft seines Freundes erwartet. Dewrance ist entsetzt über die Veränderung an ihm, jetzt, da er ihn im vollen Lichte der Morgensonne sieht.

„Um des Himmels willen, Westray, was ist geschehen? Was ist Ihnen widerfahren — ist Ihre Gattin krank?"

„Meine Frau ist — wohl. Darüber seien Sie ohne Sorge."

„Gott sei Dank! Ich dachte, die beste Antwort auf Ihr Telegramm sei meine Ankunft. Und jetzt bin ich da und frage: um was handelt es sich? Ich habe von Geldverlegenheiten gehört — verfügen Sie über mich."

„Das will ich auch, aber in wichtigeren Sachen." Und nun erzählt Hermann dem Geistlichen fast stotternd, was derselbe dem alten Squire erzählen soll und der großen Welt: von Schulden und von Durchgehen vor seinen Gläubigern.

„Was! Sie wollen den Kontinent durchwandern und Ihre Gattin unterdessen daheim vegetiren lassen, mit voller Angst und Sehnsucht im Herzen? Das wird ihr das Herz brechen, und Sie selber, Sie werden sinken, unrettbar — weil Sie der Noth nicht Widerstand leisten wie ein Mann, sondern vor derselben die Flucht ergreifen wie ein Feigling. Die Gläubiger verstehen heutzutage ihren eigenen Vortheil zu gut, um grob oder unerbittlich zu sein, sobald sie sehen, daß ihr Schuldner es ehrenhaft meint und Anstalten macht, sie einst zu befriedigen. Und selbst wenn man Ihr Haus pfändet — müssen Sie deßhalb gleich in die weite Welt laufen? Sie können ja in eine kleine möblirte Miethwohnung ziehen und darin mit Ihrer lieben Frau ebenso glücklich leben wie früher — noch friedlicher vielleicht, da Sie nicht mehr die Last an Domestiken zu tragen haben. Was Mrs. Westray betrifft, so liebt sie Sie zu sehr, um . . ."

Die letzten Worte treffen Hermann in die Seele; seine Tapferkeit verläßt ihn, und Dewrance erräth plötzlich die wirkliche Lage der Dinge wie durch eine Inspiration.

„Sie liebt mich so sehr, daß es besser ist, wir trennen uns für immer," ruft Hermann bitter.

„Westray!" schreit der Geistliche. „Alles das Geschwätz über Schulden ist bloß ein Vorwand. Sie haben sich mit Ihrer Frau entzweit!"

„Entzweit? Nein. Wie sie vor sechs Wochen nach Lochwithian ging und beim Abschied ihr Haupt an meine Brust lehnte und mich mit thränenschimmernden Augen anblickte, da dachte ich, es gäbe auf Erden nichts, was so schön, so ehrlich und so rein sei, wie mein Weib. Und jetzt . . ." Er stockt und legt die Hand über seine Augen, um die Thränen zu verbergen.

„Und jetzt ist sie ebenso rein und treu und schön wie damals," sagt der Geistliche mit Ueberzeugung. „Die Reinheit und Edith, das ist ja synonym."

Hermann fährt auf. „Dewrance," sagt er jäh, „kann ich Ihnen vertrauen?"

„Ich bin ein Priester," antwortet Dewrance. „Das sagt Alles. Aber verschweigen Sie mir nichts. Sagen Sie mir Alles oder Nichts. Vertrauen Sie mir völlig oder gar nicht."

„Ich will Ihnen Alles sagen, ja, Alles! Obwohl es sie verurtheilt . . ."

Und er erzählt ihm Alles, was er gesehen, erlebt und gefühlt hat seit der schrecklichen Nacht, wo er Lyndhurst todt zu den Füßen Edith's fand, und wo er die anonymen Briefe bestätigt sah.

Dewrance horcht ihm ernst zu und spricht kein Wort, bis Hermann geendigt hat.

Endlich sagt er: „Sie gibt Ihnen ja einen sehr einfachen Grund ihrer Anwesenheit an diesem Orte an. Warum glauben Sie ihr nicht?"

„Weil die Lüge zu augenscheinlich ist und weil man mich früher gewarnt hat. Während ich bei Sedan war mit der französischen Armee, erhielt ich einen Brief von fremder Hand, der mir sagte: wenn ich in jener Nacht hieher in's Hotel komme, würde ich Etwas sehen, was für mich vom tiefsten Interesse wäre. Ich hatte also Nachricht von der Sache."

„Durch einen anonymen Brief!" macht Dewrance verächtlich. „Nur ein Schurke schreibt jemals anonyme Briefe oder benützt seine Feder dazu, den Charakter einer Frau zu beschmutzen. Und kann man von einem Schurken die reine Wahrheit erwarten? Und doch glauben Sie lieber einem anonymen Wisch als Ihrer Gattin. Nun, ich, der ich nicht die Ehre hatte, der Gatte Miß Morcombe's zu sein, ich glaube lieber an ihre Unschuld; ja, und ich würde daran glauben, auch wenn die ganze Welt sie anklagen und verurtheilen würde," fügt der Geistliche in großer Bewegung hinzu.

Hermann ergreift heftig seine Hand. „Sie sind ein guter, edler Mensch, Dewrance. Bei meiner Seele, ich denke, Sie haben Recht! Ja, es ist zu hart, sie für niedriger zu halten, als sie uns erschienen ist, und in ihr nicht mehr das beste und reinste aller Weiber zu sehen. Aber ich fand sie hier — mit diesem Mann! Wenn Sie seinen Charakter so gekannt hätten wie ich . . ."

„Und doch haben Sie ihn in Ihrem Hause empfangen?"

„Ja wohl; weil ich mein Weib über alle Befleckung erhaben glaubte, und weil ich glaubte, selbst er, trotz seiner Niedrigkeit, müßte ihre Reinheit achten."

„Solche Leute achten gar nichts. Gehen Sie, Westray, seien Sie vernünftig. Anstatt die absurde Idee zu verfolgen, daß ein Weib, welches Sie selber als die reinste aller Frauen erkannten, ganz plötzlich und ohne Uebergang auf den Angriff eines Wüstlings hin so tief sinken könne, rufen Sie lieber

Ihren Verstand und Ihre Erfahrung zu Hülfe. Sie haben sie als rein und wahr, selbstlos, hingebend, voll Festigkeit und Frömmigkeit gekannt. Glauben Sie an Ihre frühere Kenntniß von Edith's Charakter und überlassen Sie es mir, das Geheimniß mit dem Telegramm zu lösen. Und jetzt gehen Sie — gehen Sie zu Ihrem Weibe und bitten Sie sie um Vergebung dafür, daß Sie an ihr zweifeln konnten — wenn sie ja weiß, daß Sie das thaten."

„Ob sie es weiß? O nur zu gut. Ich war roh mit ihr." sagt Hermann erröthend. „Wenn sie schuldlos ist — wie Sie glauben und wie ich hoffe, das kann sie mir niemals verzeihen. Ich habe ihr in meiner Wuth die bittersten Dinge gesagt. Ich bin grausam, sinnlos, unentschuldbar gewesen, wenn ich ihr Unrecht that."

„Sie wird Ihnen verzeihen, wie der Himmel verzeiht," antwortet Dewrance. „Sie ist ganz Güte, Erbarmen und Vergebung. Gehen Sie zu ihr."

„Wie kann ich das? Wie kann ich ihr in's Auge schauen, das einst so treu, so wahr, so furchtlos war? Jetzt, da ich halb glauben muß, daß sie als eine Untreue hierher gekommen ist — zu jenem Mann?"

„Nur ein Wahnsinniger kann das wirklich glauben. Sie waren nicht recht bei Trost, als Sie das für möglich hielten. Zu ihren Füßen ist Ihr Platz, und gestehen Sie ihr, daß Sie von Sinnen waren und wieder gesundet sind. Ich verpflichte mich, Alles in's Klare zu bringen. Ich will diesen anonymen Verleumder ausfindig machen und den Sender des Telegramms. Zweifeln Sie immerhin, bis ich Ihnen Beweise bringe, aber holen Sie sich die Vergebung eines beleidigten Engels."

Hermann zögert an der Schwelle der Thüre, die in das Zimmer seiner Gattin führt.

„Ich will sie nach Lochwithian mitnehmen, wenn Sie wollen," fährt Dewrance fort. „Sie haben ja doch kein Zuhause für sie. Sie soll Schutz finden bei den Ihrigen. Aber ich will das Alles erst thun, nachdem Sie ihre Verzeihung erhalten haben. Sie darf dieß Haus nicht verlassen, solange noch ein Schatten des Verdachtes auf ihr ruht. In diesem Punkte wenigstens nehme ich die Rechte eines Bruders in Anspruch und will, daß sie Genugthuung habe."

„Dewrance, Sie sind ein Ehrenmann. Ja. Ich will zu ihr und will sie um Verzeihung bitten für — meine Rohheit. Ich hätte höflicher sein sollen, selbst wenn —"

Er endet nicht. Er reißt die Thür auf und tritt in's Nebenzimmer.

Edith steht am Fenster und sieht mit ihrer verdüsterten Seele in die Morgenherrlichkeit hinaus. Sie wendet ihrem Gatten jetzt zum ersten Mal im Leben ihr Gesicht zu ohne zu lächeln. Hoffnungslos trübe sind die müden Augen; aber ihr offener Blick ist fest geblieben.

Er naht sich ihr langsam, halb widerstrebend. „Edith! sagt er, „ich habe mit einem alten Freunde von Dir gesprochen, mit Richard Dewrance."

Sie erstaunt nur matt. „Er ist hier?"

„Er hat mir bewiesen, daß ich garstig gehandelt habe — daß ich hart, bitter, unnütz grausam gewesen bin. Daß ich — trotz aller Verdachtsgründe kein Recht habe, an Dir zu zweifeln. Edith, kannst Du mir verzeihen?"

Sie kann nicht gleich sprechen — sie sieht ihn nur mit einem unbeschreiblichen Blick an. Endlich sagt sie:

„Hermann, ich habe Dir nichts zu verzeihen. Ich habe Dir nie gezürnt. Es that mir nur so weh, daß Du gezweifelt hast — ach, so bitter weh. Und doch — ich hatte ja auch gezweifelt an Dir ..."

Noch ein Augenblick, und sie schluchzt an seiner Brust, eng an sein Herz gedrückt.

„Ja, meine Theuerste, wir thaten Beide Unrecht. Mein Liebling, mein allgeliebtes treues Weib, schau auf. Dewrance hat Recht — ich war von Sinnen, da ich zweifelte. Meine süße Liebe, o weine nicht mehr. Ich will ihn finden, den Absender jenes verfluchten Telegramms, den Schreiber jener teuflischen Briefe. Dewrance!" ruft er, — „Dewrance, komm herein, braver Freund, treuer Priester; die Wolke ist gelichtet, mein Herzensweib und ich, wir glauben wieder aneinander — und dießmal für ewig!"

Dewrance kommt herein, ruhig lächelnd, und sieht das Weib an der Brust ihres Gatten lehnend.

„Das ist schnell gegangen," sagt er freundlich.

(Schluß folgt.)

Der Sultan mit Gefolge.

(Bild S. 316.)

Es ist jetzt etwas sehr unheimlich, Herrscher des Türkenreiches zu sein. Der Sultan hat es durchaus nicht herrlich in der Welt, er kann jetzt nie ohne die Sorge zu Bett gehen, ob er auch nächsten Morgen noch als Sultan aufsteht, vielleicht sogar das Aufstehen nie mehr nöthig hat. Man setzte anfangs wie auf Murad, so nun große Hoffnungen auf seinen Nachfolger Hamid. Jetzt zeigt sich jedoch, daß dieser neue Lenker der Geschicke des Türkenreiches gerade so unfähig ist wie seine Vorgänger. Durch eine kleinliche Haremsintrigue läßt er sich bestimmen, den einzigen fähigen und thatkräftigen Minister, welchen seit Jahren die Türkei hatte, abzusetzen und zu verbannen. Das kann am verhängnißvollsten für den Sultan selbst werden.

Unsere heutige Illustration zeigt Hamid in Galauniform auf prächtigem Araberschimmel mit goldstrotzendem Gefolge zur Moschee reiten; der Schimmel hat Diamantagraffen am Zaum und den Schwanz roth gefärbt, so verlangt es eine religiöse Vorschrift. Es ist ein seltsam fremdartiger, prächtiger Anblick, den Sultan an der Spitze dieses Trupps glänzender Würdenträger und der höchsten Beamten seines Reiches, ihm voran ein Regiment Kawassen, durch die Straßen sprengen zu sehen. Ein echt orientalischer Aufzug.

Eine Wildente zum Sonntagsbraten.

Skizze

von

Fritz Steinmann.

(Bild S. 317.)

„Du kommst doch noch vor Abend zurück, es wird jetzt schon so früh Nacht?"

„Schon wieder Sorge, liebes Kind? Ihr Frauen steckt doch immer voll geheimer Befürchtungen; zudem begleitet mich ja Schwager Otto, Du hältst doch Deinen Herrn Bruder für so überaus gesetzt und bedacht; wenn ich also in dessen Gesellschaft jetzt eine Wildente für übermorgen, unsern Sonntagstisch zu zieren, gratis — bedenke Frauchen — gratis herbeischaffen will, wirst Du aus diesen doppelten Gründen Dich doch mit unserer kleinen Jagdpartie einverstanden erklären."

„Ach, mir wäre es lieber, Du bliebest bei diesem trüben Herbstwetter zu Hause und kauftest eine Ente."

„Geht nicht, Kind. Otto ist schon angekommen, wie ich sehe, — da tritt er in den Garten und ich kann ihn doch nicht zwei Meilen weit hercitiren, um eine langweilige Tasse Thee bei uns zu trinken. Also adieu, Kind!"

„Adieu, lieber Mann," und das junge Frauchen schlang ihren Arm um den erst vor wenigen Monaten ihr angetrauten Gatten, und nachdem der Bruder noch seine Schwester begrüßt, machten sich die beiden Männer auf den Weg zum Strande.

Es war in der Nähe von Dieppe in Nordfrankreich. Mit den mannigfaltigsten Zacken und Vorsprüngen umsäumt hier die felsige Küste das Meer, mit vielen Buchten drängt sich das ewig nagende, unruhige nasse Element in das Land hinein, die Sandsteinfelsen unterwühlend und so allmälig eine mächtige Zahl von Riffen und Klippen bildend, über welche das Wasser besonders bei der Flutzeit tosend braust und eine Alles zertrümmernde wüthende Brandung hervorruft.

Dieß ist ein beliebter Tummelplatz für Seevögel jeder Art, die hier mancherlei Leckerbissen und auch wieder Schlupfwinkel in Hülle und Fülle finden.

Dieses Terrain hatten sich Herr Rudolph Faber und sein Schwager Otto Berger, beide Gutsbesitzer und Industrielle, Schweden von Geburt, die ein wechselvolles Leben hier hat ein Heim sich gründen lassen, zum Jagdgebiet ausersehen, und sie gingen langsam spähend den Strand ab.

Es war gegen Mittag. Die Sonne schimmerte matt durch dunstige Wolkenschichten, die, ab und zu von einem ziemlich frischen Wind zerrissen, auf wenige Minuten lieblichen Sonnenschein auf die Klippe und das brausende Meer fallen ließen. Das war prächtiges Jagdwetter. Kein grelles Licht — plötzlicher Wechsel von Licht und Schatten, welcher ein Heranschleichen an die so sehr wachsamen Enten erleichterte, dazu ein erfrischender Wind, welcher über See kam.

Die beiden Jäger wanderten weit hinaus, an Bucht und Vorsprung vorbei, und Diana in lustigen Sprüngen voraus, vor Uebermuth an dem Meerwasser riechend, dann nießend und die Männer umkreisend; es war Alles voll fröhlicher, frischer Jagdlaune, zwei Schnepfen waren schon erlegt, eine Wildente wollte sich jedoch nicht zeigen. Plötzlich stand Diana still und witterte.

Richtig, da schwankte der glatte, braune Körper eines dieser so ungeduldig erwarteten Thiere auf der Flut und strebte dem Lande zu. Die Jäger suchten Deckung hinter einer Klippe. Da änderte jedoch mit einem Mal die Ente ihre Richtung, sie hatte sicher Verdacht geschöpft, und nun galt es, ihr den Weg um das Vorgebirg abzuschneiden, denn dort würde sie in einen ihrer Schlupfwinkel geflüchtet und für die Jäger verloren gewesen sein.

Das war nicht so leicht, als es zuerst schien; eine Reihe von Klippen erstreckte sich etwa dreihundert Schritte weit in das Meer hinein; es waren einzelne Felsblöcke, sämmtlich durch einen Sprung zu erreichen. Die Wanderung mußte aber sehr schnell zurückgelegt werden, weil die Ente geschickt mit der Strömung schwamm und diese Inselzunge noch nicht passirt haben durfte. Eilig sprangen also die Männer von Stein zu Stein, Diana voran, und eben hatte Rudolph den letzten Felsblock erreicht, da trieb die Ente, durch eine starke Welle erfaßt, auch schon dagegen.

Ein Schuß knallte und Diana tauchte, die Ente im Maule, aus dem strudelnden, brandenden Wasser und wurde endlich mit vieler Schwierigkeit auf's Feste gezogen. Die Wanderung am Strande, das Passen auf das Wild, die Wanderung in die Klippen hinaus, endlich die Landung Diana's hatten viel mehr Zeit weggenommen, als die jagdeifrigen Männer berechnet, und als sie jetzt mit ihrer Beute Umschau hielten, um den Rückweg an das Land anzutreten, nahmen sie wahr, daß die Flut schon eingetreten war und mit dem stärker wehenden Winde sehr schnell stieg. Nun mußte schleunigst der Rückweg angetreten werden, denn die Strömungen sind in diesen Klippen sehr tückisch und die Flut der Brandungen völlig unberechenbar, — jedoch die Entfernung war nur gering und in einer halben Stunde konnte man am Lande sein.

Die Jäger sprangen tüchtig zu, die aufspritzende Flut sauste und brauste zu ihren Füßen und sendete häufig einen kalten Sprühregen zu den Flüchtlingen herauf. Sie erreichten die Küste noch vor der gedachten Zeit — da aber bot sich ihnen ein Anblick dar, so grauenhaft, schreckenvoll, daß ihnen die Kniee zitterten.

Soweit ihr Auge reichte, fiel nämlich hier die Küste senkrecht in's Meer, der tiefliegende schmale Strandstreifen, auf dem sie bis hierher vorgedrungen, war mehr als fußhoch von Wasser bedeckt, und dieß brandete, durch Flut und Wind getrieben, so heftig gegen die Felsenwand, daß die weiße Gischt hoch aufspritzte.

Wenn es jetzt auch möglich gewesen wäre, mit Aufbietung aller Kräfte bis zu der Küste sich durchzuarbeiten, die glatte Wand konnte man doch nicht hinaufklettern, und auf dem flutbedeckten Strand bis zu einer weniger steilen Stelle fortzugehen, daran durfte man gar nicht denken; auch würde bei dieser zeitraubenden Wanderung die volle Flut die Tollkühnen bald erreicht und an den Felsen zerschmettert haben. Die Männer starrten auf die unheimliche Felswand, und selbst Diana schien die Situation zu begreifen, denn sie zog den Schwanz ein, hielt den Kopf in die Höhe und heulte kläglich.

Die Flut stieg, die Felsblöcke hier nahe an der Küste waren niedrig und das Wasser begann schon an den Füßen der Abgeschnittenen zu lecken; die Männer, in eine Art Erstarrung versunken, merkten es kaum. Diana aber hob einen Fuß um den andern, fing an zu winseln und endlich wie wüthend zu bellen. Das erweckte die Jäger aus ihrem Hinbrüten; sie mußten den Platz, wo sie standen, verlassen, und da die Felsen weiter in die See hinein höher waren, dorthin sich zurückziehen.

Aber von Minute zu Minute stieg die Flut, die Wellen wurden mächtiger, die Brandung toste stärker, ein Felsstück nach dem andern bedeckte sich mit schaumigem, reißendem Wasser, und endlich hatten die Jäger, von der Flut gedrängt, den äußersten Felsblock wieder erreicht, von wo aus sie die so verhängnißvolle Ente geschossen.

Die Männer zogen die Uhren und rechneten. Die Flut war erst seit zwei Stunden eingetreten und schon das Wasser zwei Fuß gestiegen, noch drei Stunden nahm es zu und dann mußte auch diese ihre letzte Zuflucht tief unter Wasser stehen. Das war eine sehr angstvolle Aussicht. Dieser Theil der Küste war öde und unbewohnt, das Meer weit hinaus voll Riffe und Klippen, so daß kein Schiffer hier sein Boot hinlenkte. Große Schiffe konnten nur in weiter Entfernung hier vorbeifahren, und an ein Bemerktwerden von solchen war nicht zu denken. Was jetzt thun? Schreien — in dem meilenweiten Toben der Flut würde jedes Geräusch, selbst der Schuß einer Kanone, von dem Sausen, Brausen, Tosen und Brüllen lautlos verschlungen worden sein. Dazu nahte sich jetzt der Abend, der Himmel wurde grauer, das Meer bekam noch ein finstereres, unheimlicheres, wilderes Ansehen. Die Lage der Jäger war verzweifelt. Sie rannten hin und her auf dem immer kleiner werdenden Raum, sie schwenkten die Hüte und machten aus Tüchern Fahnen.

Nirgends jedoch ließ sich ein menschliches Wesen sehen — — Toben der Flut, Steigen des Wassers — es leckte jetzt schon hinauf an das Moos der Felsen, es spritzte kalten Salzschaum bis über die Häupter der Männer.

„Wir sind verloren!" ruft Otto aus und sinkt ermattet auf einen Stein nieder und begräbt das Gesicht in die Hände.

Rudolph schaut stumm mit großen, weit offenen Augen in das unbarmherzige Element hinaus und denkt an sein junges Weib; er schaut nach der Sonne, sie versank hinter einer schwarzen Woltenbank, er lud die Läufe seiner Büchse und prüfte den Pulvervorrath, dann, als in wenigen Minuten ein tiefer Schatten sich auf die unglücklichen Menschen, die hier, entfernt von aller Welt und einem sichern, baldigen Untergang preisgegeben waren, sich senkte, feuerte Rudolph einen Schuß in die Luft, einen zweiten, — er lud von Neuem und forderte seinen muthlosen Schwager auf, auch dieses letzte Rettungsmittel nicht zu versäumen. Beide Jäger schossen nun in kleinen Pausen ihre Gewehre ab, während der Abend hereinbrach und tiefe Nacht sie schnell umgab und bei jedem Schuß die kochende Flut unheimlich roth zu ihren Füßen aufleuchtete, und der Kreis des Felsen, auf dem sie standen, von Minute zu Minute sich mehr verengert zeigte.

Bis zu Anfang des Abends hatte Frau Faber durch das lange Ausbleiben der Jäger sich nicht beunruhigt gefühlt; als jedoch die Nacht hereinbrach, als Stunde auf Stunde verrann, ohne daß die lustig bellende Stimme Dianas, welche ihr stets aus weiter Entfernung schon die Heimkehr ihres Gatten ankündigte, sich vernehmen ließ, bemächtigte sich der jungen Frau eine namenlose Angst und Bangigkeit; sie rief den Gutsinspektor, dieser, mit wenigen Worten von ihr verständigt, versammelte das ganze Hofpersonal, Mägde und Knechte, befahl, Laternen, Stricke, Leitern, Fackeln zu nehmen und an der Küste entlang zu suchen, denn daß die Männer Wildenten nur an der Küste jagen konnten, leuchtete Allen ein. Nur dort konnten also die Vermißten zu suchen sein.

Als das Gerücht von dem Ausbleiben des Gutsherrn sich im Dorf verbreitete, schlossen sich auch noch eine Menge anderer Dorfbewohner an, so daß die Zahl der Helfer wohl auf eine Truppe von fünfzig Menschen anwuchs; man eilte an die Küste und nun zerstreute sich die Menge an den Felsenabhängen, eifrig in das Meer hinausspähend.

So waren auch Einige bis zu dem Vorgebirge gekommen; plötzlich sahen sie es im Wasser aufblitzen, — noch einmal und noch einmal, — das waren Schüsse, und die konnten von Niemand anders als von den vermißten Jägern herrühren, denn ein Schiff würde nie, selbst im Falle der Strandung, bis dorthin gekommen sein.

Die Männer gaben Signale, diese wurden durch Schüsse beantwortet, und jetzt hieß es, die dort von der Flut Abgeschnittenen und jedenfalls schon in der höchsten Gefahr Schwebenden zu retten.

Die Männer dort im Meere mußten wahrgenommen haben, daß sie bemerkt seien, und wissen, worauf es jetzt ankam,

denn von Zeit zu Zeit blitzte Pulver auf. Das waren keine Schüsse und brannte etwas längere Zeit. Sichtbar gab man sich da in der Tiefe Mühe, den Punkt festzustellen, wohin die Rettungsapparate zu richten seien.

Der Inspektor lief mit seinen Leuten dorthin, wo die Küste den Feuersignalen am nächsten lag, und ließ dort gleichfalls als Zeichen ein tüchtiges Feuer anzünden. Aber jetzt erzeigte es sich als Unmöglichkeit, ein Tau oder dergleichen zu den Männern draußen gelangen zu lassen; die Entfernung war viel zu groß, und wie sollten die Männer unten auf der Klippe das Seil befestigen? Sie würden ja beim Heraufziehen in wenigen Augenblicken von der tobenden Brandung zerschmettert



Die Verschworenen. Zeichnung von Alfred Sansom. (S. 323.)

worden sein. Unten aber hörten jetzt die Signale für einige Zeit auf, und dann kamen sie wieder, jedoch nur in größeren Pausen.

Es herrschte unter den Leuten, die zur Rettung herbeigeeilt waren, eine trübe, bange Stimmung; man flüsterte nur noch leise, bloß die junge Frau des Mannes dort in der Tiefe weinte leise und bitterlich.

Ein Schuß blitzte wieder unten auf. Plötzlich rief einer der Männer: „Die höchste Flut ist jetzt vorbei, wenn der Wind gleich bleibt und sie sich halten können, sind sie gerettet!"

Das war richtig.

Wie von einem Alp befreit athmete Alles auf, aber Nie-

mand verließ den Ort. Es war dieß eine endlos lange, furchtbare Nacht; in banger Spannung erwartete man den Morgen, dann galt es, schnell hinunter zu kommen und die Beiden in Sicherheit zu bringen, ehe die Flut wieder kam. Die Sonne ging auf, schwacher Lichtschimmer fing an, auf das Meer sich zu legen.

Ein Jubelschrei ertönte vom Lande — da standen die beiden Männer noch aufrecht draußen auf der Klippe und waren noch kräftig genug, mit dem zurückweichenden Wasser von Stein zu Stein zu springen, ihnen nach Diana, der Hund allerdings sichtbar sehr ermattet. Endlich trafen die Hülfsmannschaft und die Abgeschnittenen zusammen.

Wie sahen aber die Jäger aus? Todtenblaß, die Kleidung mißfarbig vom Seewasser geworden, die Haare hingen ihnen wild in das Gesicht und die Augen blickten hohl und trübe, aber eine Schnepfe und eine Wildente brachten sie als Beute mit. Die andere Schnepfe hatte Diana als Nahrung, das Blut des Thiers den Jägern ihren brennenden Durst zu löschen gedient.

Die Männer unten hatten geschossen einzig aus dem Grunde, um mit den Lebenden noch auf irgend eine Weise in Verbindung zu bleiben; sie waren nur zu bald zu der Ansicht gekommen, daß Niemand zu ihnen gelangen konnte, auch kein Tau sie erreichen, und selbst konnte, wenn dieß der Fall, das Tau ihnen ja gar keine Rettung bieten. So schossen sie denn, um Lebenszeichen von sich zu geben und erwarteten stumpf ihr Ende. Das Wasser stieg und stieg unheimlich stetig, schon reichte es bis an ihre Kniee und begann sie hin und her zu ziehen durch die starke Strömung, sie umklammerten sich, um zusammen zu sterben, als sie zu ihrer unsäglichen Freude wahrnahmen, daß das Wasser stand und dann langsam wieder sank. Wie ein belebender Blitz fiel diese Wahrnehmung in ihre Seelen, nun war alle Gefahr vorbei; sie schossen den letzten Rest Pulver vor Freuden in die Luft und erwarteten trotz ihrer Schwäche fast jubelnd den Tag.

Die Schilderung des Wiedersehens der beiden Eheleute werden mir die geehrten Leser erlassen. Auf die Wildente hatten aber weder die Jäger, noch das sparsame Frauchen Appetit, sie bekamen in Zukunft sogar einen Widerwillen gegen Wildentenbraten überhaupt.

Rheinfrauen Geisterbann

oder

Die Reise nach Köln.

Von

Hermann Jahn.

(Fortsetzung.)

6. Rheinschnaken.

O gold'ne Freiheit sei gegrüßt!
Wer jemals dich hat eingebüßt,
Der athmet neue Lebenswonnen,
Kann er in dir sich wieder sonnen;
Und hängt sie ab vom Wanderbuch,
Das ist der Fessel schon genug.
Wie freut man sich gelung'ner List,
Die doppelt heiter man genießt.
Kaum sind sie hinter die ersten Hecken,
Lachen und singen die flotten Recken;
Der Eine wußt' noch lustig're Sachen
Als der And're vorzutragen.
Bald Der des Herbergsvaters Würde
Ad oculus vordemonstrirte,
Bald Jener in's Gedächtniß ihnen
Die gut gespielten Zünftlermienen
Des Pseudo-Schneiders führte vor.
Der preiset holder Frauen Gunst
Und kritisirt des Arztes Kunst;
Provisor meint mit seinen Pillen
Könnt' er auch Herzenswunden stillen.
Am stillsten war im ganzen Chor
Der Küferbursche, der sich freut,
Wie billig man gezehret heut.

Auf Stufen und durch Steingehäg'
Führt immer steilwärts auf der Weg,
Den klimmt man so den Berg hinan
Und langt gemächlich oben an. —
Hier muß des Wirthes Weinberg sein.
Hier stehen in gepflegten Reih'n
Der Trauben üpp'ge Rebenstöcke.
Man knüpfet enger sich die Röcke,
Hier oben ist die Luft schon kühl.
Noch etwas höher, doch nicht viel,
Ragen die grauen Mauerreste;
Hier laden eines Nußbaums Aeste
Und eine Bank zur Ruhe ein.
Rings liegt im hellsten M[illegible]
Die weite Landschaft h[illegible]
Still unten in der [illegible]
Des Rheines breite Wogen hin.
Ein Zauber bindet Jedes Sinn.
Der Blick verliert sich meilenweit,
Der Mondnacht magisch Schleierkleid
Läßt schimmernd ferne Orte glänzen,
Die wundersam den Strom begrenzen,
Bald angebaut an Flussesbogen,
In Buchten bald zurückgezogen;
Allüberall noch Lichter flimmern,
Dazwischen hell Kapellen schimmern
Fernab, oft auf entleg'ner Höh',
Wie Perlen in dem weiten See.
Dann wieder liegen tief im Schatten
Grausige Felsen und schwarze Matten.
Deutlich konnte man die Stunden
Erkennen an der Dorfuhr drunten.
Gespenstisch steuern stille Schiffe
Den flücht'gen Pfad am Felsenriffe.

Die laute Welt geht hier verloren,
Es dringt nur hie und da zu Ohren
Ein dumpfer Hall und Hundebellen.
Still ziehen an dem weiten, hellen
Firmament der Sterne Reigen,
Und ringsum ruht die Nacht in Schweigen.
Da plötzlich unter'm Baum hervor
Tönt's wie ein sanfter Klagechor
Und klingt das Lied von alten Zeiten:
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin —
So flüstert's übers Thal dahin.
Vom Nachthauch leise fortgetragen
Verwehen ernst des Liedes Fragen.
Kaum ist der letzte Laut verstummt,
Vom Kirchthurm in dem Dorf es brummt
Und schlägt die nächtlich zwölfte Stunde,
Und nah und ferne in der Runde
Wie Geisterstimmen Kirchenglocken
Mit Ruf sich und mit Antwort locken,
Bis drüben weit in Bingen
Die Töne sacht verklingen.

Jetzt wird es wahrlich hohe Zeit,
Daß man zum Heimweg sich bereit't;
Nur gilt es erst noch zu erfüllen
Des braven Herbergsvaters Willen
Und ein paar Trauben abzuschneiden.
Man gehet längs des Berges Seiten,
Um nach den schönsten auszuspähen,
Um auch in Ehren zu bestehen.

Auf einmal welch' ein Schreckenston?
Es beben alle Herzen schon.
Mit lautem Schelten tobt's daher
Und polternd wie ein wildes Heer.
Mit Hundeklaffen und droh'ndem Walten
Erscheinen grimmige Gestalten,
Bewaffnet mit gestrecktem Speer
Und mit der Stöcke knot'ger Wehr.
„Da ist der Dieb! Du Höllensohn!
Auf, packt ihn fest!“ Man hat ihn schon,
Am Kragen packt und arg zerzaust
Den Pseudo-Schneider grimme Faust.
„Dort sind noch mehr! Ei, Räuberbrut,
Daß euch der Donner rühren thut!“
Da hilft kein Bitten! Nachgesetzt
Und mit den Hunden d'rauf gehetzt!
Das Herz dem Küfer niederfällt
Und Reißaus gibt er, Fersengeld;
Bricht durch der Reben rankende Gassen
Strebt und hastet und springt mit Prassen,
Steigt über Stufen und stürzt über Staffeln,
Aengstigt sich jählings empor sich zu raffeln,
Fängt sich und strickt sich in grüne Schlingen,
Muß über Stöcke und Gräben springen,
Spießt sich und reißt sich die Kleider zu Fetzen.
Mit Hussa und Holla dahinter hetzen
Die grimmen Mannen, und beim Genick
Bringen sie den Schelm zurück.
Die beiden Andern sind verschwunden
Und wurden nicht mehr aufgefunden;
Gebunden führt die Zwei man fort
Hinunter an den sichern Ort.

7. Nachtgespenster.

Nun ruht die Nacht in neuer Stille.
Was raschelt in der Blätterfülle
Des Weinlaubs? Ist's vielleicht ein Faun,
Der langen Ohrs sich lässet schau'n,
Mit wirrem Haar und zott'gem Bart?
Doch nein, es kündet Menschenart
Die Kleidung, die er an sich trägt.
Vorsichtig hin und wieder regt
Der Kopf sich, späht mit weiten Augen;
Dann nach und nach empor noch tauchen
Hals, Brust und Arm. Am Ohr die Hand
Steht die Gestalt so unverwandt.
Dann lockend mit gespitztem Mund
Gibt sie ein leises Pfeifen kund.

Ringsum herrscht Schweigen. Jener ruft
Mit halber Stimme. Nachtesluft
Weht stumme Antwort; Fledermaus
Huscht um ihn her und lacht ihn aus,
Lacht aus den Apothekersmann,
Der kläglich sieht Frau Luna an,
Kopfschüttelnd sich den Platz besieht
Und trollend weiter sich verzieht.
Höchst sonderbar er vor sich schreitet,
Indem er Wegesspuren meidet. —
— — — — — — — — — — —

Wo bist Du, Doktor, hingerathen,
Als böse Häscher Dich umfaßten?
Du fehlst allein noch meinem Blick.
Wohin hat Dir das Mißgeschick,
Das alle ird'schen Bande sprengt,
Denn Deine Schritte wohl gelenkt?
— Der Mond versinkt zum Horizont,
Umwebt der grauen Mauern Front
Mit seinem bleichen Dämmerlicht.
Irrt dort, wenn nicht das Auge trügt,
In jenen Trümmern noch ein Wesen?
Ist's, zur Verdammniß auserlesen,
Aus alter Zeit das Fürstenkind,
Das nie die ew'ge Ruh' gewinnt?
Ach, dieses Kind hat Fleisch und Blut,
Trägt außerdem den Doktorhut,
War schlau aus aller Noth entwichen
Und hatte sich hieher geschlichen.
Als sich der Lärmen ausgetobt,
Mit Danken er den Schöpfer lobt
Und sucht die Rückkehr zu gewinnen
Aus diesen nächtlich dunklen Zinnen.
Zertrümmert ragt ein Thurm zum Himmel
Und mahnt an altes Kriegsgetümmel,
Um diesen biegt er eben jetzt
Und prallet rasch zurück entsetzt!
Vor ihm, kaum fünfzehn Schritte weit,
Schwebt lang ein weißes Frauenkleid
Und wallend fließen lichte Locken.
Das Herzblut will beinah' ihm stocken;
Rasch hat er sich jedoch ermannt,
Macht's Kreuzeszeichen mit der Hand
Und spricht: „Du irrer Geist,
Der ruhlos durch die Nächte kreist — —“
Da tönet silberhelles Lachen
Und alles Blut gerinnt dem Schwachen.

Der Geist hebt drohend seinen Finger:
„Ei, find' ich hier Euch, tapf'rer Jünger?!“
Und wieder lacht es hell und klar.
Den Sinn bethört's ihm ganz und gar,
Kann sich vor Liebesweh nicht fassen
Und müßt er gleich sein Leben lassen.
Es zieht ihn hin mit Zauberbanden,
Die sich um seine Seele wanden;
In seinem Arm hält er die Maid
Und schöpfet Himmelsseligkeit.
Des Wirthes Tochter, jung und hold,
Mit Augen treu wie klares Gold,
Sich züchtig seinem Arm entwindet
Und mit der Hand die Lipp' ihm bindet.
Er muß bei allen Ritterehren
Ihr heil'ge Treu und Liebe schwören.
Ach Gott! es war des Schwurs nicht nöthig,
Zu führen wär' er gleich erbötig
Sie stracks zum Traualtare hin.
Er schaut sie an auf seinen Knie'n,
Läßt sie in seine Seele schauen,
Darauf kann sie ihr Glück wohl bauen,
Und Gottes Segen und stiller Fried'
In ihre jungen Herzen zieht.
Sie schmiegt sich an sein pochend Herz
Und blicket strahlend himmelwärts,
Gesteht, wie gleich sie hat erkannt
Den Mann in ihm, ihr gottgesandt.
Nun weiß er nicht, wie ihm gescheh'n,
Geschmückt will er die Braut auch seh'n,
Er putzt sie wie ein kleines Kind,
Um ihre lichte Stirne bind't
Er zarte Ranken und junges Grün,
Und so mit heiterem Bemüh'n

Ein Kranz um ihre Schultern fällt,
Woran er die Gefang'ne hält.
Ein Kuß wird ihm dafür zum Lohn
Und diesem folgen weitre schon.
So ziehn sie langsam, Hand in Hand,
Den Pfad, der sich zum Dörfchen wand.

Da naht mit mächtiger Laterne,
Trotz aller Erd- und Himmelssterne,
Ein alter Knecht, dem vor die Füße
Sein Licht fast fällt, als er jetzt Diese
In solcher Weis' erstaunt gewahrt.
Doch als sie in gar holder Art
Ihm leise etwas zugeflüstert,
Sich seine Stirne gleich entdüstert.
Er faßt der jungen Herrin Hand
Und schluchzt vor Freuden abgewandt.

Nun hör' ich arge Zweifler fragen,
Wie alles Dieß sich zugetragen?
Für diese setzt' ich flugs die Mär
Fein säuberlich und sorgsam her:

Als sich die Burschen angeschickt
Und zu der Nachtfahrt ausgerückt,
Da hatt' der Wirth es ganz vergessen,
Was ihm erst einfiel, als indessen
Schon Jene weit vorausgekommen
Und den Ruinenberg erklommen:
Daß stetig Schaarwacht ist bestellt,
Die nächtlich strenge Aufsicht hält,
Der Rebengärten theures Gut:
Es steht in sichrer Wächterhut.
Es ist dem Wirth nicht einerlei,
Er überlegt sich gleich dabei,
Wie die Gesellen, fremd im Land
Und von den Wächtern nicht gekannt,
Konnten in Teufels Küche gerathen,
Wenn diese mit den Spießen nahten.
Er sorgt sich ab und hat nicht Ruh,
Ruft endlich seinem Knechte zu,
Dem alten Klaus, er sollt' ohn' Weilen
Bedacht sein, Jenen nachzueilen.
Doch da hat's gute Weil', denn der
Ist schon vom Alter krumm und quer.
Die Tochter, die es hat vernommen,
Hat sich der Sache angenommen,
Erbietet sich ohn' viel Besinnen
Zu diesem Weg und eilt von hinnen,
Um bös Geschick noch abzulenken.
Hört nicht sein väterlich Bedenken,
Ruft noch zurück, Klaus soll gemach
Nur immerhin ihr folgen nach.
Wie sie noch spricht, ist sie schon weg
Und wählt den allerkürzsten Steg.
So war sie auf die Höh' gekommen,
Hat wirre Stimmen wohl vernommen,
Doch nirgends sieht sie eine Spur,
Wohin verschwunden Jene nur,
Denn andern Weges hat gebracht
Die Beute die bewehrte Macht.
Sie sucht entlang den Rebensteigen,
Doch keine Seele will sich zeigen.
So kam sie auch in's Burgrevier —
Was dann geschah, das wissen wir:
Wie sich zwei schöne Seelen fanden
Und dauernd sich für's Leben banden,
Und wie der Klaus, der Knasterbart,
Zu Thränen drob gerühret ward.

Klaus steigt voraus mit der Laterne
Und schon ist's Einhorn nicht mehr ferne
„Was kriecht da in dem Busch herum?"
Herr Gott, Du wackres Pillenthum!
Du Pille aller runden Pillen,
Was hast Du Dich hier 'rum zu drillen!?
Sag an, was stehst Du hier auf Wacht?"
Der Apotheker winkt und macht
Geheimnißvolle Zeichen. Sacht'
Schleicht er von fern sich um die Zwei,
Als wie die Katze um den Brei.
Der Doktor denkt, er ist verrückt,
Bis daß es Jenem hat geglückt.
Er zieht den Doktor seitwärts fort
Und flüstert in das Ohr ihm dort:

„Wenn Du das Leben lieb hast, gehe
Nicht weiter; das Verderben sehe
Ich vor uns! Ahnest Du denn nicht,
Daß vor uns eine Falle liegt?
Gewiß der Wirth ist aufgebracht,
Weil wir ihm etwas weis gemacht.
Erwischt sind schon die andern Zwei,
Nun lockt man uns mit Speck herbei.
Siehst nicht die Jungfer ausstaffirt
Mit Kranzwerk, daß sie mehr verführt.
Du, Aermster, lagst in schönen Schlingen,
Komm, laß uns schleunigst rückwärts dringen."

Da lacht der Doktor überlaut
Und stellt die Jungfrau vor als Braut
Und sich dazu als Bräutigam.
Wie's da dem Apotheker kam
In's Oberstübchen, wahrlich, das
War mehr werth wie der größte Spaß.
Es wird ihm Alles hübsch erklärt,
Den ganzen Hergang er erfährt.
Man bittet ihn, noch still zu schweigen,
Das Weitre würde sich schon zeigen.
Da schießt er wie ein Kobold hin
Und ist, Hurrah! im Einhorn drin.

Der Klaus als wie ein guter Geist
Die beiden Liebesleut' umkreist,
Die biedre Hand wird ihm gedrückt,
In der ein Geldstück ihn entzückt.
Noch viel gibt's vor dem Thor zu plauschen,
Gar süße Worte Lippen tauschen,
Und gar verständig sie berathen,
Wie sie dem lieben Vater nahten.
Man will ihm vorerst noch nichts sagen
Und sparen es zu andern Tagen.
Dann gehn sie in das gastlich Haus,
Und gastlich, wahrlich, sieht's drin aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verschworenen.

(Bild S. 321.)

Es ist sicher ein arges Schelmenstückchen, das hier ausgeführt wird. Da sehen wir Mantel, Hut und Stock eines jedenfalls wichtigen Besuches im Zimmer, der wahrscheinlich der Frau Mama schwerwiegende Eröffnungen hinsichtlich seiner Herzensbeziehungen zum blonden Fräulein Klara zu machen hat. Das blonde Fräulein Klara scheint jedoch nicht ganz mit diesem Stadium des Herzens jenes Besuches übereinzustimmen, denn sie sucht die Unterredung zu unterbrechen, und ihre vertraute Freundin und Cousine Emma soll jetzt ein Briefchen zur Mutter hineintragen, das noch viel wichtiger ist, als was der junge Mann dort drin zu sagen hat, denn es kommt von ihm, dem ihr Herz gehört und dem auch, wie Klara herausgefunden hat, die Mutter in ihrem Innern den Vorzug vor dem jetzigen Werber gibt. Der „böse Mensch" hat es aber bis zum Aeußersten kommen lassen — bevor er Klara endlich seine Liebe gestand. Nun aber ist das Briefchen, welches die Befürchtungen der Mutter, daß Alles nur ein Spiel, eine verliebte Laune des gelehrten Kavaliers sei, hier glänzend widerlegt, thatsächlich widerlegt, und wir sehen die beiden Verschworenen jetzt vor der Thür, das Komplot zur Ausführung, die Werbung des allgemein unbequemen Freiers zur unschädlichen Explosion bringen.

Bilder aus Holland.

Schuhmacher und Schneider in Rilland.

(Bilder S. 324 und 325.)

Holland ist immer noch eines der merkwürdigsten Vaterländer. Nicht nur ist die Landschaft dort durch ihre Kanäle, Wiesen, prächtigen Dörfer und alterthümlichen reichen Städte, das Meer, die wunderbaren Wasserwerke und Eindämmungen, die trocken gelegten Meerbusen und Riesenschleusen ebenso interessant wie schön, auch das Volk ist eigenartig, tüchtig, kraftvoll von Körper und frisch und hübsch, besonders die Frauen, von Gesicht.

Unsere Illustrationen führen uns in die Provinz Zeeland, der Zeichner hat das Dörfchen Rilland, eines der holländisch originellsten, sich für seine Skizzen auserseßen und er zeigt uns hier einen Schuhmacher und einen Schneider. Sie arbeiten Beide an ihrem großen offenen Schiebfenster — eine echt niederländische Einrichtung — das zugleich Schaufenster und Verkaufsladen ist. Kaum einen Fuß hoch über dem Boden werden durch diese Fenster die Kunden bedient, wie wir sehen. Sogar Dorfschönen wird Maß zu einem Paar neuen Schuhen genommen, worauf zur Kirmeß getanzt werden soll, und der Bursche probirt gleichfalls vom Fenster aus auf der Straße seine neue Weste an, natürlich gibt dieß Anlaß zu mancher netten Situation. Wenn zum Beispiel irgend ein Anbeter gerade dazu kommt und nun eifrigst zuschaut, wie seine Holde den schuhlosen Fuß zum Fenster hineinhält, wobei es dann an bösen Blicken über die Aufdringlichkeit des „Buben" seitens der Schönen nicht fehlt, er aber harmlos sich hinstellt, als ob er nur darauf warte, bis sie fertig ist, um sich dann auch Maß nehmen zu lassen, — beim Schneider aber hat der Bursche seine Weste mit großem Stolz ausgebreitet, als Lockvogel für die gerade vorbeigehende Heumacherin. Solch' eine schöne Kirmeßweste hat schon manches Herz gewonnen.

Es sind zwei reizende Bilder holländischen Dorflebens, die der Künstler hier mit großer Naturtreue in sein Skizzenbuch geschmuggelt, denn zeichnen lassen sich die Rilländer nicht gern von Fremden, sie wittern schnell Spott über ihre niederländisch harmlosen Sitten dahinter, wenn einer sie abkonterfeit.

Emmy's Diamanten.

Eine amerikanische Ballgeschichte

von

H. Bernet.

(Nachdruck verboten.)

In dem Hause des Herrn Heinrich Sternberg, der, ein vor vielen Jahren nach New-Orleans ausgewanderter Deutscher, in der ebengenannten Stadt zu Wohlstand gelangt, eine hübsche Besitzung dort hatte, herrschte heut eine ungewöhnliche Aufregung. Es war nämlich Tante Molly gestorben, — nun, das war bei einer vierundachtzigjährigen Frau nichts Staunenerregendes — aber, was noch in dem Briefe stand, den der Advokat des kleinen Fleckens, etwa zwanzig Stunden von der Stadt, über diesen Fall schrieb, das mußte die Sternbergs verwundern, — denn diese bitter arme Tante hatte fünftausend Dollars besessen, was Niemand sich träumen ließ, und hatte Emmy, die einzige Tochter Sternberg's, zu ihrer Erbin eingesetzt.

Tante Molly war nämlich, wie man dieß so ansah, ein dunkler Punkt in der Familie.

Die alte Frau hatte sich von Allen abgesondert, jede Unterstützung anzunehmen verweigert, sich eine kleine Bauernfarm gepachtet und diese wie eine Magd viele Jahre lang mit einem alten Knecht bewirthschaftet. Nie gab sie einen Pfennig für irgend welche Lebensbedürfnisse aus; was ihr die Wirthschaft nicht lieferte, entbehrte sie lieber, ehe sie es kaufte, und so fristete Tante Molly ihr Dasein vom Ertrag dieses winzig kleinen Gütchens.

Nur eine Liebhaberei hatte die alte Tante gehabt und die war Emmy. Sie quälte die Frau Sternberg so lange, bis sie erlaubte, daß Emmy einige Wochen jeden Sommer bei ihr verbringen durfte, und da Emmy stets mit rosigen, dicken Bäckchen und hellen Augen wieder zurückkehrte, trug man kein Bedenken, das Kind zu der alten Tante gehen zu lassen. So dauerte dieß von der ersten Kindheit Emmy's an bis zu ihrem zehnten Jahre, wo die Mutter starb, und die sommerlichen Besuche wurden fortgesetzt, bis diesen der Tod nun ein Ziel setzte, also noch sieben Jahre.

Kürzlich berieth man sich noch in der Familie, was mit der alten Tante anzufangen sei, wenn sie zu schwach zum Arbeiten wäre, was ja bald eintreffen mußte, — da die Ehre der Familie es doch nicht litte, daß sie in das Armenhaus aufgenommen wurde, — und jetzt hinterließ Tante Molly fünftausend Dollars!

Jedoch, dieß war immer noch nicht Alles, was aus dem merkwürdigen Brief die Lesenden in Aufregung versetzte: Tante Molly sollte noch über ihren Tod hinaus seltsame Dinge verursachen. In dem Testament stand nämlich: „Da mein Neffe Sternberg ein vermögender Mann ist, würde ihm dieß Geld wenig Vergnügen bereiten, — eben deßhalb vermache ich es Emmy mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie sofort nach meinem Tod, auch wenn die Erbin minderjährig, das Geld ausbezahlt erhalten und vollkommen freie Verfügung darüber haben soll, es auszugeben, wofür sie will, sei es für Schmucksachen oder Zuckerplätzchen. Dieß ist meine Bedingung. Ich habe im Leben nie es über mich vermocht, mit Vergnügen Geld auszugeben, — ich kenne Niemand, der größeres Vergnügen von dem Gelde haben wird, als Emmy, meine lustige, lebensfreudige, goldene Emmy, und deßhalb soll Jemand nach meinem Tode sich mit dem so Schwererworbenen, so Sauerersparten freuen, und das wird Emmy, mein Goldkind."

„Hat man schon je so etwas erlebt?" rief Tante Charlotte, die Schwester der verstorbenen Frau Sternberg, welche seit deren Tod ihrem Schwager die Haushaltung führte, aus. „So etwas Unsinniges — fünftausend Dollars für Näschereien Einem zu vererben, für Broschen und Fingerringe! Das Geld muß auf der Bank bleiben, natürlich, natürlich!"

„Ich hoffe, Emmy wird vernünftig sein," warf Herr Sternberg ein; „fünftausend Dollars sind eine schöne Summe."

„Vernünftig!" wiederholte Tante Charlotte, „glaubst Du das? Ich glaube es nicht! Emmy wird in ihrem Leben nicht vernünftig."

In diesem Augenblick trat die Erbin der Tante Molly und der Gegenstand des ernsten Gesprächs zwischen Schwager und Schwägerin in das Zimmer, ein blühend schönes, munteres junges Dämchen von siebenzehn Jahren, mit krausem Goldhaar und den lustigsten, fröhlichsten, kinderhaftesten Augen der Welt.

„Was gibt's, Papa?" rief sie, „ein großer Brief von Tante Molly's Ort sei angekommen, sagt Betty."

„Ja, liebe Emmy," sprach ernst Herr Sternberg, „Tante Molly hat den Weg gehen müssen, den wir Alle einst gehen werden. Tante Molly ist sanft verschieden."

Emmy warf sich in einen Sessel und weinte.

Mit siebenzehn Jahren weint selbst ein herzensgutes Mädchen nicht gar zu lang um eine vierundachtzigjährige seltsame Tante. Auch Emmy beruhigte sich verhältnißmäßig bald.

„Was steht in dem großen Brief noch Alles, Papa?" frug sie jetzt.

„Du beerbst die gute Tante."

„All' ihre Hühner?"

„Nein; fünftausend Dollars. Da hier lies. Du mußt auch dieses Dokument unterschreiben."

„O, das ist schön, das ist herrlich!" rief Emmy jetzt, „so viel hat gerade Marie Haversak's Diamanthalsband gekostet. Nun kann mein sehnlichster Wunsch erfüllt werden; ich schwärme für ein Diamanthalsband und Lyonel de Verre hat neulich auch gesagt, alle schönen Frauen lieben Diamanten."

„Lyonel de Verre ist ein Narr!“ warf jetzt Herr Sternberg in einem rauhern Ton ein, als er sonst zu sprechen pflegte.

„Was, ein ganzes Halsband von Diamanten willst Du?“ rief entsetzt Tante Charlotte. „Ich habe in meinem Leben nie mehr als einen kleinen Diamanten in einem Ring besessen.“

„Aber Dir hat ja auch keine Tante fünftausend Dollars zu einem Schmuck vermacht.“

„Allerdings nicht!“ erwiederte Tante Charlotte, „mich hat kein Vater und keine alte Tante so verzogen wie Dich; ich wäre gar nie auf solch' einen Gedanken gekommen.“

„Besser wäre es, Emmy, Du ließest das Geld auf der Bank, aber was der Wille der Verstorbenen ist, soll nicht von uns durchkreuzt werden, Du magst nach Deinem Gutdünken handeln. Wir haben auch nach dem Testament gar kein Recht, Dir das Geld irgendwie festzulegen, Du bist die freie Bürgerin eines freien Staates und Du hast das Geld geerbt, aber vorstellen möchte ich Dir, daß Mancher sein ganzes Leben durch schwer arbeiten muß, bis er eine solche Summe erworben hat, ferner daß ich arm werden kann und Du dann sehr glücklich Dich schätzen würdest, diesen Nothpfennig zu besitzen.“

„Aber, Papa, diese schöne Diamanten, — ach, wir sind ja reich, und Diamanten wie Marie Haversak's sind meine Seligkeit,“ und Emmy umschlang mit rosigen Armen ihren Vater und drückte ihre krausen Goldlocken an seine Wange.

„Weißt Du, was gestern Otto Marfeld mir erzählt hat?“ und hiebei sah Herr Sternberg seine Tochter forschend an und war sichtbar zufrieden, daß sie bei der Nennung dieses Namens erröthete. „Er sagte mir, wenn er fünftausend Dollars hätte, könnte er Compagnon von Weehler und Compagnie werden und sein Glück wäre gemacht, er habe jetzt neun Jahre um fünftausend Dollars als Buchhalter gedient.“

Die kleine Emmy wurde noch rosiger roth.

„Warum leihst Du es ihm denn nicht, Papa?“ sprach sie erregt.

„Glaubst Du, er würde es nehmen? Außerdem ist das ein schlechtes Geschäft, mit geborgtem Geld anzufangen. Selbst ist der Mann.“

„Nun dann muß er warten, bis er es verdient hat,“ erwiederte lachend Emmy. „Aber ich will den Schmuck gar nicht, — doch ansehen möchte ich ihn mir wenigstens; ach, Papa, das wirst Du mir nicht verweigern, und in vierzehn Tagen ist bei der Lady Stuart großer Ball, da wird die Marie Haversak Staat machen und ich habe keine Diamanten.“

„Dafür siehst Du frischer aus als Marie,“ warf Tante Charlotte ein.

„Aber um wie viel schöner wäre ich mit dem Halsband erst? — Papa, thu' mir den Gefallen und laß uns das Halsband ansehen, nur ansehen, ja, lieber Papa!“ so schmeichelte Emmy, und Herr Sternberg konnte dem verzogenen Kind nichts abschlagen. Bald befand er sich mit Emmy auf dem Weg zum Juwelier und wenige Tage später war Tante Molly's Erbschaft verwandelt in ein prächtiges Diamanthalsband.

Tante Charlotte brummte.

Herr Sternberg war ernst und nicht gar zufrieden gestimmt über Emmy's Hang zu Putz und Staat, — Emmy jedoch ließ Schneiderin und Putzmacherin kaum zu Athem kommen, so viel brauchte sie an Rosen, Schleifen, Krausen zu Lady Stuart's Ball. —

„Ich halte diesen Ball der Stuart für keinen feinen Ball, trotz des Aufwands, der dort getrieben wird,“ war Tante Charlotte's Meinung.

„Mir will auch die Gesellschaft dort nicht recht zusagen,“ stimmte Herr Sternberg bei. „Es ist dort etwas gemischte Gesellschaft und diesem Lyonel traue ich nicht, — er ist mir zu aalglatt, und hinter seiner übertriebenen Feinheit und Eleganz steckt etwas Geheimnißvolles. Niemand weiß, woher er so plötzlich gekommen ist und was er hier thut, — solche Leute sind immer unheimlich.“



Bilder aus Holland. **Ein Schuhmacher in Rilland.** Zeichnung von Adolf Dillens. (S. 323.)

Da trat Emmy in das Zimmer in vollem Ballstaat. Das weiße Mullkleid, mit Rosen aufgenommen, stand ihr prächtig, auch die Rosen im goldenen Haar erhöhten Emmy's liebliche, jugendfrische Schönheit, und von ihrem rosig angehauchten Hals funkelte das neue Diamanthalsband wie tausend der frischesten Thautropfen.

Herr Sternberg mußte zugeben, daß seinem anmuthigen Kind das Halsband reizend stand, that dieß aber klugerweise nur bei sich; aus seinen Augen jedoch sprach die Bewunderung für seinen geschmückten Liebling.

„O, wie leid thut es mir, Papa, daß Du nicht zum Ball kommen kannst!“

„Ich habe heute Posttag, Kind; ich hoffe jedoch, auf einen Augenblick vorzusprechen und zu sehen, wie Du Dich amüsirst. Auch Otto wird, wenn seine Post erledigt, zum Ball kommen. Du bist ja unter Marie Haversak's Schutz und Tante Grün ist mit ihren Töchtern auch da.“

„Nun, ich fürchte mich auch nicht,“ und Emmy küßte ihren Papa, und dann ging sie mit Betty, ihrer Zofe, in der milden Winternacht, wo die Bäume hier im Süden dufteten und blühten und die Sträucher voll Beeren und Blätter waren, die Straße hinab zum Hause der Lady.

Dort erregte Emmy ganz das Aufsehen, das sie so sehr gewünscht hatte, und sah nicht bloß hübsch, sondern auch so reich in Schmuck und Kleidung aus, daß sie Aller Augen auf sich zog, unter diesen ganz besonders die des Herrn Lyonel de Verre.

Man mußte sich gestehen, daß dieser Herr Lyonel eine bestechende Erscheinung war. Sein glänzend schwarzes Haar bei dem weißen Gesicht mit den zart gerötheten Wangen, das Schnurrbärtchen, die musterhaft feine Kleidung, genau so, wie sie in dem neuesten Modejournal für junge Grafen vorgezeichnet stand, dazu ein Benehmen, so zart und ritterlich, so geschickt in Schmeicheleien und geübt in Galanterieen.

Es war kein Wunder, daß Emmy, welche Herr Lyonel ganz besonders bevorzugte, sich mit Vergnügen die Huldigungen dieses Elegants gefallen ließ, noch dazu, da Otto Marfeld, der Liebling ihres Vaters und ihr Jugendgespiele aus der Nachbarschaft, der doch selbstverständlich eigentlich ihr Kavalier sein sollte, sich gar nicht blicken ließ und jetzt nach dem dritten Walzer sogar noch nicht erschienen war.

Emmy tanzte deßhalb auch — etwas aus Trotz gegen den ihr sonst so getreuen Kavalier Otto — mehr mit dem schönen Herrn Lyonel, als sie ihrem Gefühl nach mit einem ihr beinahe fast ganz Fremden hätte thun sollen, — aber Otto kam immer noch nicht. Der Ball war schon bis zur Hälfte verronnen und Otto überließ sie ihrem Schicksal. Emmy gestattete Lyonel den fünften Tanz und nahm seine Schmeicheleien sichtbar befriedigt auf.

„Was haben Sie da für einen schönen Schmuck, mein Fräulein?“ sagte jetzt Herr Lyonel; „ich habe doch schon viel Diamanten und schon viel schöne Damen, besonders in Petersburg und Paris gesehen, aber noch nie stand eine Diamantkette einer Dame so reizend! Ja, oft drängt sich Einem die Frage auf, wer wohl mehr Anziehungskraft habe, der Schmuck oder die Dame; hier bei Ihnen, Fräulein, kommt man nicht zum Fragen, Schmuck und Dame sind ein Brillantfeuer.“

Emmy hörte freundlich lächelnd zu.

„Den Schmuck habe ich auf seltsame Weise bekommen.“

Nach manchen geschickten Wendungen ihres Tänzers erzählte sie ihm in aller Harmlosigkeit die Geschichte von Tante Molly's Erbschaft.

Herr Lyonel hörte sehr aufmerksam und fein lächelnd das Geplauder an und wußte es zu veranstalten, daß seine schöne Tänzerin bald neben ihm draußen auf der Veranda vor dem Ballsaal stand und hinunter in den vom stillen, sanften Mondschein hell erleuchteten Garten blickte, wo der Nachtwind angenehm kühl und frisch durch die Blätter säuselte.

Er lud die Dame zu einer kleinen Promenade um das

große Boskei ein, und Emmy schritt neben dem schönen Kavalier die Stufen zum Garten hinunter.

Plötzlich fühlte sie sich heftig hinten an ihren Locken gepackt, der Kopf wurde ihr in den Nacken zurückgerissen und eine zischende Stimme sprach:

„Ein Laut und Ihr Hals ist durchschnitten!“

Eine Hand nestelte an dem Kettenschloß ihres Diamanthalsbandes, und dann fühlte sich die Ueberfallene losgelassen, ihr Schmuck war vom Halse verschwunden und der glänzende Herr von Verre eilte eben durch die äußere Gartenthür auf den anstoßenden Stadtwald hinaus.

Emmy war vor Schreck gelähmt; es dauerte eine ziemliche Zeit, bis sie einen Ton in ihrer Kehle wiederfand — sie stieß jetzt ein gellendes Geschrei aus.

Im Ballsaal ward der seltsame Angstton vernommen; man eilte in den Garten und fand dort, bleich, mit allen Zeichen der Angst und des Entsetzens — Emmy.

„Meine Diamanten sind mir vom Hals geraubt worden!“

„Hier? Von wem? Von wem?“ erscholl es aus der Menge der Gäste.

„Vom Herrn von Verre!“ schluchzte Emmy.

„Unmöglich!“ rief Lady Stuart. „Der ist ein Landsmann von mir, ein Gentleman, ein makelloser Kavalier! Fräulein Sternberg wird das Kollier verloren haben und macht nun eine solche Szene, um sich die Vorwürfe der Ihrigen über ihren Leichtsinn zu ersparen!“

In diesem Augenblick aber hörte man ein Geräusch von Stimmen vor dem Garten.

„Ich bin Lyonel von Verre!“ erscholl es laut. „Ich bin es sicher!“

„Ja wohl, Lyonel von Verre und François von Valois und Richard von Ecstern und Paul Webster, Alle zusammen, und sonst noch ein Dutzend ähnlicher, mein Herr!“ entgegnete etwas höhnend Otto Marfeld's Stimme.

„Meine Herren, halten Sie diesen Räuber, wir sind hier drei Augenzeugen!“ ließ sich nun auch die Stimme des Herrn Sternberg vernehmen.

„Das ist ein Irrthum, meine Herren!“ sprach leiser Herr Lyonel. „Ich versichere Sie, ein lächerlicher Irrthum!“

„So, da läßt er die Kette eben durch seine Beinkleidtaschen gleiten; da kommt sie an seinem Stiefel zum Vorschein!“ rief nun Herr Otto.

„Halt! Im Namen des Gesetzes — Sie sind verhaftet!“ ertönte darauf laut die Stimme eines Polizeioffizianten.

Ein Pfiff durchschrillte die stille Nacht — mehrere Männer sprangen aus dem Schatten, die Ballgäste waren während dieser schnell sich abspielenden Wechselreden zur Gartenthür geeilt und erblickten jetzt den glänzenden Herrn Lyonel, der sehr blaß aussah und seltsam unheimlich funkelnde Augen hatte, in Polizeieskorte nach der Stadt zu abführen.

Herr Sternberg trat zu den Ballgästen. Schluchzend und weinend kam ihm seine Tochter entgegen.

„Ach, Papa, führe mich von hier fort, o, führe mich gleich fort!“ schluchzte Emmy, und Herr Sternberg stieg mit dem vor Schreck ganz außer sich gekommenen Kind in den ersten Wagen, der sich ihnen darbot, und brachte es nach Hause.

Der schlaflosen Nacht folgte im Sternberg'schen Hause ein unruhiger Tag.

Schon die Morgenzeitungen brachten den Fall, und die hübsche, harmlose Emmy ward Stadtgespräch.

Mittags kam Otto und wurde zu seiner freudigen Ueberraschung von Emmy mit einer leidenschaftlichen Umarmung und Schluchzen und Weinen empfangen.

Er beruhigte in seiner heitern und sichern Art das unglückliche Mädchen und erzählte jetzt, wie er dazu gekommen, mit dem Polizeibeamten zum Ball der Lady Stuart zu gehen.

„Du weißt, Onkel,“ sprach er, zu Herrn Sternberg gewendet, „daß man Herrn Lyonel de Verre hier sehr viel Kredit gab. Ich bekümmerte mich nicht um den Modeherrn, bis ich wahrnahm,



Bilder aus Holland. **Ein Schneider in Rilland.** Zeichnung von Adolf Dillens. (S. 323.)

daß er anfing, seine süßen Redensarten an Emmy zu richten und um sie herumzuflattern und mit seinem schönen Schnurrbart und glatten Manieren ihren Kindessinn zu verwirren versuchte.

„Da packte mich“ — hier lächelte Otto Emmy zu und diese erröthete lächelnd unter Thränen, „die Eifersucht und ich begann den glänzenden jungen Mann zu beobachten.

„So merkte ich denn zuerst, daß er auffallend viel zu einem ganz abgelegenen ärmlichen Friseurladen ging und dort spionirte ich denn aus, daß Herr Lyonel einen rothblonden Kopf hatte, sich aber die Haare ganz dicht bis an die Haut abschneiden ließ, und dann von seiner Wohnung aus mit den schönsten, krausen schwarzen Haaren auf der Straße erschien. In New-York habe ich Freunde und dachte, es könnte gut sein, nach einem Herrn Lyonel, den ich mit und ohne Perrücke beschrieb, beim dortigen Polizeiamt Erkundigungen einziehen zu lassen.

„Ich erhielt auch bald recht überraschenden Bescheid: einen solchen Mann suchte die newyorker Polizei wegen Falschmünzerei. Mit dieser Note ging ich zur Behörde und machte auf Herrn Lyonel aufmerksam. Das war drei Tage vor dem Stuart'schen Ball.

„Gestern Morgen kommt nun Herr Lyonel in unser Bankgeschäft und reicht einen Wechsel von Arbuton in New-York durch das Gitter. Der Commis gibt mir den Wechsel, ich trete an die Kasse, Herr Lyonel erblickt mich und wird bleich.

„‚Kann ich das Geld sogleich erhalten?‘ fragt er.

„‚Nein,‘ erwiedere ich, ‚Wechsel von fünftausend Dollars honorirt nur der Prinzipal selbst und der kommt erst um sechs Uhr Abends zur Stadt.‘

„‚Dann, bitte, geben Sie mir das Papier zurück.‘

„‚Das kann ich nicht sofort; wir haben die Gewohnheit, auf uns ausgestellte Wechsel, sobald diese uns zu Händen kommen, stets zu prüfen.‘

„Herr Lyonel wurde jetzt roth und biß sich auf die Lippen. —

„‚Also, dann werde ich um Sechs, wenn Herr Weehler da ist, wiederkommen,‘ erwiederte er sichtbar gereizt und verließ das Comptoir.

„Ich prüfte den Wechsel, verglich unsere Bücher und fand meinen Verdacht bestätigt, der Wechsel war gefälscht. Zu allem Ueberfluß telegraphirte ich noch an Arbuton und ging mit dem Telegramm, das lautete: ‚Wir haben keinen Wechsel auf Weehler ausgestellt‘, gleichfalls sofort zur Behörde.

„Jetzt erklärte sich der Lieutenant gesetzlich befugt, Herrn Lyonel zu verhaften.

„‚Aber wo finden wir diesen Herrn?‘ fragte der Lieutenant.

„‚Sicher auf dem Ball der Lady Stuart,‘ erwiederte ich.

„‚Das wird unangenehmes Aufsehen machen. Die Dame ist in der Stadt sehr angesehen; doch gleichviel, wir wollen ihn beim Verlassen des Hauses aufheben. Sie haben wohl die Güte,‘ wandte sich der Lieutenant an mich, ‚uns zu begleiten und den Herrn uns zu bezeichnen.‘

„Das Uebrige weißt Du, Onkel. Ich traf mit Dir zusammen an der Terrasse des Stuart'schen Hauses. Ich unterrichtete Dich schnell von unserem Vorhaben und bat Dich in den Saal zu gehen und Emmy so viel wie möglich von diesem glänzenden Herrn fernzuhalten. Da sehen wir Herrn Lyonel mit Emmy aus dem Saal treten und in den Garten gehen. Ich paßte mit Luchsaugen darauf, bis er nahe genug an die Gartenthür gekommen sein würde, damit wir ihn, ohne der Lady Garten zu betreten, abfassen könnten — da gab's den Schrei und der saubere Herr lief uns gerade in die Hände.“

Emmy umfaßte jetzt wieder schluchzend Otto.

„Ach, dieser abscheuliche Diamantschmuck, wie ich ihn hasse, verabscheue,“ rief Emmy.

„Die Diamanten sind schön, Kind; allerdings ist dieß kein passender Schmuck für ein siebenzehnjähriges Mädchen, das nicht Fürstin ist,“ entgegnete Herr Sternberg.

„Und ich preise die Diamanten, Emmy,“ warf jetzt glücklich und mit sonnigem Gesichtsausdruck Otto ein, „denn sie gewannen mir ein Herz.“

„Das Dir ja schon seit Langem gehörte, wie Du weißt," flüsterte Emmy.

„Aber beinahe auf Abwege kam," entgegnete Otto, „wie die Motte zum Licht, zu diesem glänzend schönen Kavalier flog, doch jetzt preise ich selbst diesen Schuft, denn er war die Veranlassung, daß Emmy sich entschied und mir zeigte, daß sie doch nur mich liebte, und nun wollen wir auch den seltsamen Willen der Tante Molly segnen."

„Ja, was wirst Du nun mit dem Schmuck machen, Emmy, den Du so verabscheust?" fragte Tante Charlotte. „Dir wahrscheinlich ein Dutzend indische Shawls dafür anschaffen?"

„O nein, o nein, ich bin kurirt!" rief Emmy jetzt ernst, und dann legte sie ihr Köpfchen erröthend an Otto's Brust „das Geld für den Schmuck bekommst Du, Otto, um Compagnon von Weehler werden zu können."

Otto machte eine ablehnende Geberde.

„Sei still und sträube Dich nicht," sprach Emmy schelmisch. „Du kennst den Willen der Tante Molly: ich soll über das Geld disponiren können, es nur zu meinem Vergnügen verwenden dürfen, das war Bedingung, und siehst Du, das ist jetzt mein Vergnügen.

Die Kapelle des heiligen Januarius in Neapel.

(Bild S. 328.)

Man liebte es, im frühen Mittelalter Kirchen über solche Orte zu erbauen, auf welchen irgend eine alte Sage oder Legende ruhte. In Deutschland sind diese Punkte entweder Quellen, deren segenspendende Heilkraft einem frommen Mann zugeschrieben wurde, oder die Basis der Kirche war durch ein Martyrium geweihte Erde. In Italien gründete man mit kluger Absicht die Kirchen auf den Trümmern antiker Tempel, oder man benützte solche, wenn sie noch erhalten waren, wie z. B. bei der Kirche della Minerva in Rom, und suchte die heidnische Erinnerung zu verdrängen vermittelst besonders geheiligter Reliquien. So verfuhr man bei der Januariuskirche in Neapel, il Duomo S. Gennaro. Diese ist auf der Stelle eines antiken Neptuntempels erbaut, und zwar von Karl I. von Anjou. Durch die Wirren der sizilianischen Vesper wurde der Bau unterbrochen und erreichte erst seine Vollendung 1343 unter Robert von Anjou's Regierung durch den Baumeister Masuccio. Der gothische Styl dieses Domes ist schön gehalten, obwohl geweiht mit der sogenannten architettura angiona, er stellt ein gewaltiges lateinisches Kreuz dar, enthält drei Schiffe und macht einen feierlichen, würdevollen Eindruck. Die Granitsäulen in seinem Innern rühren von dem alten Neptunstempel her, sind sehr schön, passen aber durchaus nicht zu dem gothischen Charakter der Kirchenschiffe, deren Harmonie sie durch fremdartige Beimischung stören. Unter dem Hauptaltar befindet sich das eigentliche Heiligthum der Kirche. Es ist dieß eine von acht jonischen Säulen getragene unterirdische Kapelle, in welcher die sterblichen Ueberreste des heiligen Januarius, des Schutzheiligen der Stadt Neapel, ruhen. Auf Befehl und Kosten des Erzbischofs Oliviero Corassa in dem Zeitraum von 1497—1508 erbaut, soll diese kleine Kapelle 15,000 Dukati gekostet haben. Die mächtigen Säulen mit den feinen Marmorarbeiten, die schönen Bogen, das Halbdunkel, der Moderstaub und die tiefe Stille des Ortes machen einen gewaltigen Eindruck, der um so frappanter wirkt, wenn man aus diesem schweigsam feierlichen Ort in die Flut von Licht, in den tosenden, buntfarbigen Strom des neapolitanischen Lebens hinaustritt. Jeder Stein dieser Krypte gilt noch heute dem Neapolitaner heilig und er betritt diesen geweihten Raum nicht anders als mit heiligem Schauer.

Ein Mord im Walde von Haina.

Nach einer wahren Begebenheit

erzählt von

Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

„Jakob Gräbe," begann der Justizamtmann, „Sie haben sich in's Verhör melden lassen, weil Sie sich entschlossen haben, endlich die Wahrheit zu sagen?"

„Ich will mich," erwiederte der Gefangene ruhig und kalt, „zu dem bekennen, was Sie schon so lange von mir bekannt haben wollen."

„Sie gestehen also jetzt ein," fuhr der Amtmann eifrig fort, „den Mord im hainaer Wald in der Nacht vom zweiten auf den dritten Mai begangen zu haben?"

„Ja," lautete die kurze Antwort.

„Wer war der Erschlagene?" fragte der Amtmann weiter.

„Ich weiß es nicht," erklärte Jakob Gräbe.

„Wie?" rief der Amtmann, „Sie kannten ihn gar nicht?"

„Nein," versetzte Jakob Gräbe. „Ich sah ihn am zweiten Mai in der Früh zum ersten Mal, erfuhr aber weder wer er war, noch wie er hieß."

„Wo war dieß?"

„In Rottenburg an der Fulda."

„Dort faßten Sie den Entschluß, ihn zu morden?"

„Ja."

„Wie kamen Sie zu diesem Entschluß?"

„Der Mann trug eine schwere Geldkatze um den Leib."

„Sie gingen dem Mann dann nach, wie er von Rottenburg aufbrach?"

„Nein, das wäre aufgefallen. Ich hörte ihn vielmehr im Wirthshause sagen, daß er am Nachmittag über Spangenberg und Haina nach Melsungen gehen werde, und eilte fort, um meine Vorbereitungen zu seiner Ermordung zu treffen."

„Worin bestanden diese Vorbereitungen?"

„Ich verständigte mich mit meinen gewöhnlichen Genossen bei Raub und Diebstahl."

Bisher hatte der Justizamtmann die Antworten Jakob Gräbe's mit würdevoller Ruhe hingenommen; jetzt aber wäre er fast von seinem Stuhl aufgesprungen, denn nunmehr stand er vor der Lösung des gräßlichen Räthsels.

„Sie geben also zu," fragte er den Gefangenen, „Genossen der That gehabt zu haben?"

„Ja," versetzte der Gefangene, „zwei."

„Es freut mich, daß Sie der Wahrheit nun endlich die volle Ehre geben," sprach der Amtmann sofort in tiefernstem Ton, „und nun nennen Sie mir Ihre Helfershelfer."

„Der erste war," erklärte Jakob Gräbe mit größter Kaltblütigkeit, „der Forstaufseher Fehr dahier."

Der Justizamtmann schaute hoch auf und warf dem Jakob Gräbe einen durchdringenden Blick zu. Er kannte den Forstaufseher Fehr nicht näher, aber er wußte, daß derselbe in den Augen von ganz Spangenberg ein höchst achtbarer und überdem notorisch ein sehr vermöglicher Mann sei.

„Jakob Gräbe," rief er daher in scharfem, verweisendem Ton, „ich warne Sie. Das Gericht läßt nicht mit sich spassen. Noch einmal also, wie heißt Ihr erster Helfershelfer?"

„Ich habe Ihnen den Namen schon gesagt. Es ist der Forstaufseher Fehr," wiederholte Jakob Gräbe mit der größten Ruhe und Sicherheit. „Im Uebrigen, Herr Justizamtmann," setzte er nach einer Pause in fast höhnischem Ton hinzu, „wenn Sie schon der Name des Fehr so in Aufregung versetzt, wie werden Sie erst auffahren, wenn ich Ihnen meinen zweiten Spießgesellen nenne?"

Abermals sah der Justizamtmann dem Gefangenen lang und tief in die Augen, als wolle er in sein Innerstes dringen; aber derselbe hielt den Blick aus, ohne nur mit einer Wimper zu zucken.

„Gut," sagte nun der Amtmann vollständig befriedigt, „ich will Ihnen Glauben schenken. Und wie heißt dieser zweite Genosse?"

„Es ist der Dielenhändler Johannes Kothe, der reichste Mann in ganz Melsungen," entgegnete Jakob Gräbe, ohne nur einen Augenblick zu zögern. „Aber den größten Theil seines Reichthums verdankt er seiner Verbindung mit mir, denn er war das Haupt unseres Bundes und bezog die Hälfte von Allem, was wir erbeuteten."

Der Justizamtmann hielt jetzt einen Augenblick mit Fragen inne, denn, was er hörte, wirkte wahrhaft erschütternd auf ihn.

„Welch' ein Abgrund von Verbrechen!" flüsterte er dem das Protokoll führenden Aktuar zu. „Bürger, welche bisher als die Ersten in der Gemeinde galten, entpuppen sich jetzt als Räuber und Raubmörder! Aber das kommt von den langen Kriegen, in welchen die Gemüther verwildern und alle Moralität und Religion durch das Waffengetöse erstickt wird." Dann wandte er sich wieder an den Gefangenen.

„Mit den Zweien, die Sie mir bezeichneten," fragte er, „haben Sie den Mord begangen? Oder waren noch Andere dabei betheiligt?"

„Nein," versetzte Jakob Gräbe, „nur die Zwei und ich."

„Stehen Sie mit denselben schon lange in Verbindung?"

„Ja, schon seit vielen Jahren. Wir haben Dutzende von Einbrüchen mit einander verübt, aber meist in größerer Entfernung von hier, um keinen Verdacht zu erregen."

„Wo kamen Sie gewöhnlich zusammen, wenn Sie wieder ein Verbrechen verabredeten? Vielleicht im Hause des Johannes Kothe, Ihres Anführers?"

„Nein, nie, sondern bei der großen Eiche am schwarzen Teich, und immer nur in dunkler Nacht."

„Auch am Abend des zweiten Mai war dieß der Fall?"

„Auch damals."

„Und den Raub theilten Sie?"

„Ja, aber Sie konnten bei der Haussuchung nichts bei mir finden, weil ich das Wenige, das auf mich fiel, längst zum Schuldenzahlen verwandt und anderweitig verbraucht hatte."

„Es ist gut," sprach der Justizamtmann, indem er die Glocke, die vor ihm stand, in Bewegung setzte. „Ich will es für heute damit bewenden lassen. — Windus," wandte er sich an den schnell eintretenden Schließer, „führen Sie den Gefangenen in seine Zelle zurück und reichen Sie ihm für heute ein reichlicheres Mittagessen. Es ist nöthig, daß seine Lebensgeister etwas aufgefrischt werden, denn ich sehe, er ist ganz erschöpft."

Solch' milde Worte hatte der Justizamtmann noch nie gegen Jakob Gräbe gebraucht! Aber derselbe hatte ja jetzt den Schleier gelüftet, welcher das Verbrechen vom zweiten Mai bis zu diesem Tage verhüllt hatte, und der Justizamtmann fühlte sich also ihm gegenüber gleichsam zu Dank verpflichtet!

Unmittelbar nach Beendigung des Verhörs ließ der Justizamtmann seine beiden Landbereiter kommen und schritt an ihrer Spitze persönlich zur Verhaftung des Forstaufsehers Fehr. Es war dieß ein höchst peinlicher Akt, denn der Mann kam ganz außer sich und erklärte es geradezu für einen Wahnsinn, ihn eines solchen Verbrechens für fähig zu halten. Seine Frau aber, eine ehrwürdige Matrone, klammerte sich verzweifelt an ihn und fiel in tiefe Ohnmacht, als man sie endlich gewaltsam von ihm loslöste. Noch mehr, als man den schwer Gefesselten dann über die Straße nach dem Amthaus führte, lief die ganze Nachbarschaft, Alt und Jung, zusammen und fast wäre es zu einem Auflauf gekommen.

Eine Stunde später fuhr der Justizamtmann mit Extrapost nach Melsungen und requirirte beim dortigen Amte die Inhaftnahme des Dielenhändlers Johannes Kothe. Dieser Requisition mußte der melsunger Justizamtmann natürlich Folge geben, aber er that es mit sichtlichem Widerwillen und bestand darauf, daß die Verhaftung erst am Abend nach Eintreten der Dunkelheit vorgenommen werde.

„Der Johannes Kothe," sagte er, „ist einer der wohlhabendsten und angesehensten Bürger Melsungens und ich könnte für nichts stehen, wenn man ihn bei Tag gefesselt unter den Augen der ganzen Bürgerschaft fortführen würde."

Der Justizamtmann Koch mußte sich also gedulden, und daß er es that, war sehr klug, denn am andern Morgen, als die Verhaftung in Melsungen bekannt wurde, brach ein allgemeiner Schrei des Unwillens los. Ja, ein Theil der Bürger eilte auf's Amthaus, um die Freilassung des Gefangenen kategorisch zu verlangen, und ließ sich nur mit Mühe dadurch beschwichtigen, daß der Amtmann versprach, für denselben zu interveniren.

„Ich werde darauf dringen," versicherte er, „daß die Untersuchung schnellstens geführt wird, und dann muß sich ja die Unschuld des Johannes Kothe sogleich herausstellen." So kam es wenigstens zu keinen Exzessen, aber der Unwille legte sich keineswegs, und selbst weit über Melsungen hinaus machte die Gefangensetzung des angesehenen Bürgers das ungeheuerste Aufsehen.

Der Justizamtmann Koch von Spangenberg aber zitterte vor freudiger Aufregung, denn er glaubte nun die sämmtlichen Theilnehmer an dem gräßlichen Mord im hainaer Wald in seiner Gewalt hinter Schloß und Riegel zu haben. Ueberdem war er fest überzeugt, daß er die beiden Neuverhafteten bald eben so sicher zu einem Geständniß bringen werde als den Jakob Gräbe; um die öffentliche Meinung aber, welche so streng über ihn zu Gericht saß, sowie um das entsetzliche Unglück, welches diese Verhaftungen über die Familien der Verhafteten brachte, meinte er sich nichts bekümmern zu dürfen.

V.

Ein Feldzugsplan.

Das Dörfchen Poppenhausen liegt, wie wir schon früher kurz bemerkten, zwischen den Städten Fulda und Gersfeld am Fuße des Rhöngebirges in einer äußerst waldreichen Gegend. Die Einwohner sind meist arme Holzhauer und mit dem Ackerbau ist es nicht weit her. Ebensowenig blühen die Gewerbe, die Leinwandweberei, die im Winter stark betrieben wird, allein ausgenommen, und selbst an Wirthshäusern ist Mangel. Zu der Zeit wenigstens, in welcher unsere Geschichte spielt, also vor jetzt sechzig Jahren, gab es in Poppenhausen nur eine einzige Herberge, und selbst diese war ein ganz gewöhnliches Bauernwirthshaus.

Rechts vom Eingang, im Erdgeschoß, befand sich ein großes Wirthschaftszimmer und neben diesem ein kleineres für die Honoratiorengäste; links vom Eingang aber lag die Privatwohnung der Wirthsleute und eine Stiege hoch gab es einige Schlafzimmer für Fremde. Diese Letzteren übrigens waren sehr selten und selbst die untern Wirthschaftslokalitäten standen, außer an Holzverkaufstagen, meist leer, so daß die Inhaberin des Gasthauses, eine Wittwe von etlichen und fünfzig Jahren, mit ihrer erwachsenen Tochter, die ihrer schwarzen Trauerkleidung nach ebenfalls eine Wittwe zu sein schien, ohne weitere Beihülfe als die eines Knechts ganz wohl zurechtkommen konnte.

Eines Abends ganz zu Anfang des Monats Dezember 1815 hielt vor dem genannten Gasthaus ein bedecktes Wägelchen, und diesem entstieg eine ältere Frau, welche, ihrer Kleidung nach, der bessern Bürgerklasse angehörte.

„Kann ich bei Ihnen Nachtquartier haben?" sagte sie zu der Wirthin, welche schnell herbeieilte, während der Knecht mit dem Fuhrmann die Pferde in den Stall brachte.

„I freilich," erwiederte die Wirthin und nöthigte die Neuangekommene in das kleinere Wirthschaftszimmer, wo ein tüchtiges Feuer im Ofen knisterte.

„Ich habe," fuhr die fremde Frau fort, nachdem sie mit Hülfe der Wirthin den Mantel abgelegt und neben dem Ofen Platz genommen hatte, „einen Sohn hier, den ich gleich sprechen möchte. Würden Sie wohl die Güte haben, nach ihm zu senden? Es ist der Forstgehülfe Hugo Fehr."

„Was Sie nicht sagen!" rief die Wirthin. „Denke Dir, Magdalene," wandte sie sich an ihre Tochter, die eben auch hereinkam, um den Gast zu begrüßen, „das ist die Mutter unseres Forstgehülfen."

„Dann haben Sie einen recht wackern, braven Sohn," sagte die Tochter, „zu dem man Ihnen nur Glück wünschen kann."

„Ja, das ist wahr," stimmte die Wirthin bei. „Wir haben immer nur Gutes von ihm gesehen und gehört. Freilich in den ersten vier Monaten seines Hierseins bekamen wir ihn nur wenig zu Gesicht. Aber seit der Förster seine Frau verloren hat und nun bei seiner hier verheiratheten Tochter speist, geht Ihr Herr Sohn bei uns in die Kost und deßhalb ist's nicht nöthig, daß wir nach ihm senden, denn es ist eben Nachtessenszeit. Magdalene," wandte sie sich an ihre Tochter, „decke dort den Tisch für zwei Personen, weil wohl die Frau Mutter mit dem Sohn essen wird."

„Ich habe aber Vieles allein mit ihm zu reden," bemerkte die fremde Frau, welche keine andere war, als die Frau Forstaufseher Fehr, „und es wäre mir daher lieb, wenn Sie ..."

„O," rief die Wirthin, „hier sind Sie ganz ungestört, denn heut Abend kommt kein Gast mehr, und wir selbst, meine Tochter und ich, werden das Zimmer nur auf Ihr eigenes Verlangen betreten. Aber wahrhaftig, da ist ja schon der Herr Forstgehülfe."

In der That trat jetzt Hugo Fehr in das große Wirthschaftszimmer und wünschte den Anwesenden einen freundlichen guten Abend. Sowie er aber seine Mutter, die auf ihn zuging, erkannte, stürzte er sich mit einem Jubelschrei in ihre Arme.

„Mutter, Mutter," rief er, „welch' einem Glücksstern habe ich Deinen Besuch zu verdanken? Aber was ist das?" fuhr er dann tief erschrocken fort, „Du weinst? Du schluchzst? Um Gottes willen, was für ein Unglück ist vorgefallen?"

„Ein schweres, fürchterliches Unglück," flüsterte sie, nachdem sie sich mit Mühe etwas erholt. „Aber komm', setz' Dich zu mir, daß ich Dir der Reihe nach Alles erzähle."

Nun setzten sie sich Hand in Hand und die Mutter fing an zu berichten; sie brauchte aber lange, bis sie all' das Gräßliche erzählt hatte, und oft und viel konnte sich ihr Sohn kaum halten, eine zornige Verwünschung auszustoßen.

„Aber Mutter," stöhnte er, nachdem er endlich Alles erfahren, „das ist ja wider alle Vernunft! Eine solche Verhaftung konnte ja nur ein Verrückter vornehmen!"

„Dasselbe sagte auch das Malchen, die Schwester des Johannes Kothe," erwiederte Frau Fehr, „aber deßwegen steht die Thatsache der Verhaftung doch fest."

„Malchen Kothe?" wiederholte Hugo Fehr. „Bist Du denn mit ihr zusammengekommen?"

„Gewiß," sagte seine Mutter; „wir Frauen hatten ja nie Streit mit einander und Du weißt, gemeinsames Elend versöhnt selbst Feinde."

„Also besucht Dich auch die Anna wieder?" rief Hugo Fehr.

„Sie mich und ich sie," versetzte die Mutter, „und das erste Mal, wo sie kam, weinte sie wie ein Kind an meinem Halse. Siehst Du, so erzeugt selbst das Schlimmste wieder etwas Gutes."

„Ja, Mutter," sagte Hugo Fehr, „und unserem Herrgott im Himmel sei dafür gedankt. Aber," fuhr er dann in großer Aufregung fort, „ihr habt doch gewiß Schritte zur Befreiung der Gefangenen gethan?"

„Gewiß, Hugo," entgegnete seine Mutter. „Ich selbst wußte zwar vor Entsetzen nicht, was ich beginnen sollte, und auch die Anna hatte nur Thränen. Aber das Malchen verlor auch dießmal die Geistesgegenwart nicht und war resolut genug, für uns Alle zu handeln. Vorgestern also, gleich am zweiten Tag nach der Verhaftung, fuhr sie mit der Anna zu mir nach Spangenberg heraus und dann begaben wir uns zusammen zu dem Justizamtmann Koch. Da ergriff alsbald das Malchen das Wort und machte dem Amtmann solch' energische Vorstellungen, daß ich glaubte, er könne unmöglich noch ferner auf der Festhaltung der Gefangenen beharren. Sie stellte ihm vor, daß sowohl Dein Vater als ihr Bruder in der höchsten und allgemeinsten Achtung stünden und nach ihrem Charakter und bisherigen Lebenswandel gar nicht fähig seien, ein so gemeines Verbrechen, wie einen Raubmord, zu begehen. Sie erinnerte ihn daran, daß weder Dein Vater, noch ihr Bruder mit Jakob Gräbe je irgendwie verkehrt, sondern ihn vielmehr stets als ein anrüchiges Individuum gemieden hätten. Sie frug ihn, ob er es vor Gott und den Menschen verantworten könne, auf die Denunziation eines solchen Menschen hin Männer in's Gefängniß zu werfen, wie Deinen Vater und ihren Bruder. Sie erklärte ihm, Zeugen stellen zu können, daß ihr Bruder und Dein Vater schon seit einem ganzen Jahr wegen besonderer Verhältnisse auf einem gespannten Fuße mit einander lebten und es also ganz undenkbar sei, daß sie heimliche Verabredungen mit einander getroffen hätten. Sie wollte schließlich einen körperlichen Eid darauf ablegen, daß ihr Bruder seit vielen Jahren jede Nacht in seinem Bett zugebracht habe."

„Und der Justizamtmann?" fragte Hugo Fehr mit verhaltenem Athem.

„An ihm prallte Alles ab wie an einer ehernen Mauer," seufzte Frau Fehr tief auf. „Auf das Zeugniß von Frauen, Schwestern und Töchtern, erklärte er, lege er auch nicht das mindeste Gewicht; was aber die angebliche Feindschaft zwischen Deinem Vater und dem Johannes Kothe, sowie das Vermeiden jedes öffentlichen Umgangs mit Jakob Gräbe betreffe, so sei das eine höchst kluge Vorsichtsmaßregel gewesen, um den Verdacht, daß zwischen ihnen ein Komplot bestehe, nicht aufkommen zu lassen. Damit verabschiedete uns der Justizamtmann, und selbst die Drohung Malchens, daß wir uns sofort bei dem höchsten Gericht in Kassel beschweren würden, machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn."

„Aber ihr habt doch die Beschwerdeschrift eingereicht?" rief Hugo Fehr.

„Ja, gestern," erwiederte seine Mutter, „durch den Advokaten Gehrte in Melsungen, aber das Malchen hält nicht allzu viel auf die schriftlichen Vorstellungen, weil man sie oft wochenlang liegen lasse, bis man daran denke, sie nur vorzunehmen. Sie will also persönlich nach Kassel, um die Freilassung der Gefangenen zu betreiben. Aber sie sagt, sie als Frauenzimmer könne nicht allzuviel ausrichten, wenn sie nicht einen energischen Mann an der Seite habe, und dazu passest Du am allerbesten, weil Du als Sohn ebensosehr betheiligt seiest wie sie als Schwester."

„Ich soll also mit Dir nach Hause fahren?" fragte Hugo Fehr.

„Ja," erklärte seine Mutter, „wenn Dir Dein Förster Urlaub gibt, woran ich nicht zweifle, da er ja ein genauer Freund Deines Vaters ist. Anna und Malchen bitten Dich inständig darum, und ich selbst bin expreß deßhalb hieher gefahren, statt mich brieflich an Dich zu wenden. Auch ist mir unterwegs noch ein guter Gedanke gekommen. Du erinnerst Dich doch noch des alten Forstraths Hausmann?"

„Bei dem der Vater so viele Jahre lang als Forstschreiber diente?" rief Hugo Fehr. „Warum sollte ich nicht? Ich war zwar erst zehn Jahre alt, als der alte Herr starb, aber ich kann mir ihn noch so gut denken, wie wenn's heut gewesen wäre. Sowohl ihn, als seinen Sohn, den Juristen, der damals seine erste Anstellung erhielt. Natürlich, denn der alte Herr sprach ja von nichts, als von diesem seinem Sohn, der das beste Examen gemacht habe und in Allem und Jedem ein vorzüglicher Mensch sei."

„Nun," bemerkte seine Mutter, „dieser Sohn ist jetzt seit einigen Wochen Kriminalrichter in Kassel und ich denke, wenn ihr ihn aufsucht, so findet ihr für eure Beschwerden gegen den Justizamtmann Koch in Spangenberg wenigstens Gehör. Man rühmt ihn allgemein sowohl wegen seiner außerordentlichen Kenntnisse, als wegen seiner Unparteilichkeit, und dann wird er auch den Namen Fehr noch nicht vergessen haben."

Hugo Fehr sprang auf und umarmte seine Mutter stürmisch.

„Den Gedanken hat Dir Gott eingegeben," sprach er, „und gleich morgen früh reise ich mit Dir ab, um mit dem Malchen nach Kassel zu fahren."

Die Wirthsleute hatten sich bisher fern gehalten, um Mutter und Sohn nicht zu stören; jetzt aber klopfte es leise an der Thür und dann trat die alte Wirthin herein.

„Bitte um Entschuldigung," sagte sie, „aber das Nachtessen ist längst fertig und wenn Sie nichts dagegen haben, wird es meine Tochter auftragen. Na, Gott sei Dank," setzte sie sofort mit einem Blick auf die Frau Forstaufseher Fehr hinzu, „Sie sehen nun doch nicht mehr so schrecklich gedrückt aus, als wie Sie ankamen."

„Wir haben einige Hoffnung," erwiederte Frau Fehr, „daß das entsetzliche Leid, das uns angethan wurde, von uns genommen werden wird."

„Ach," seufzte die Wirthin, „wenn ich nur dasselbe auch von meiner Tochter sagen könnte."

„Von Ihrer Tochter?" meinte Frau Fehr theilnehmend. „Aber richtig, sie trägt sich ja schwarz und so wird sie wohl um ihren Mann trauern. Wann ist er gestorben?"

„Gestorben?" seufzte die Wirthin noch viel tiefer. „Ja, wenn er gestorben wäre, so könnte man's noch ertragen, aber ... aber ... Nun, Ihr Sohn, der Herr Forstgehülfe, wird's wohl wissen, wie sich die Sache in Wahrheit verhält."

„Ich weiß nichts Näheres," versetzte dieser, „und hielt es für zudringlich, mich bei Ihnen selbst zu erkundigen. Man sagte mir nur, daß der Melchior Hau Ihre Tochter schmählich verlassen habe und mit allem Vermögen nach Amerika durchgegangen sei."

Während er so sprach, trat die Tochter der Wirthin mit dem Nachtessen herein, und natürlich konnte ihr keines seiner Worte entgehen. Die Wirkung dieser Worte aber war eine außerordentliche, denn ihre sonst so bleichen Wangen färbten sich hochroth und in ihre Augen traten Thränen.

„Wer Ihnen das sagte," sprach sie, „hat Sie elend belogen. Mein Mann war gar nicht fähig, mich sitzen zu lassen und mit unserem Vermögen durchzugehen."

„Ich wollte Ihnen nicht wehe thun, Frau Hau," versetzte Hugo Fehr. „Ganz gewiß nicht, aber diese Ansicht ist hier allgemein verbreitet und ..."

„Ich weiß es," unterbrach ihn die Tochter der Wirthin, „und ich bin auch nicht im Stande, die Leute eines Bessern zu überzeugen. Aber nach dem Essen will ich Ihnen Alles genau erzählen und dann mögen Sie selbst urtheilen. Es liegt mir schon lange wie ein Stein auf dem Herzen und vielleicht können Sie mir auch einen guten Rath ertheilen."

Das Nachtessen ging schnell vorüber und dann setzten sich die Wirthin und ihre Tochter zu ihren Gästen und auf die Bitte Hugo Fehr's begann die Tochter der Wirthin sofort ihre Erzählung.

„Vor vier Jahren," sagte sie, „zog Melchior Hau, der in Schweinfurt gebürtig war, hieher, und vor drei Jahren heiratheten wir uns. Er unternahm gleich von Anfang an einen Leinwandhandel, denn hier, wie in der Umgegend, gibt es viele Weber, und diesen kaufte er ihre Waare ab, um sie auf einem größern Markt wieder zu verwerthen. In der ersten Zeit nun wollte es sich mit dem Handel nicht recht machen, weil die Franzosen noch die größeren Städte im Norden besetzt hielten. Im vorigen Jahr dagegen reiste mein Mann mit seinen Leinwandballen nach Hamburg und machte dort ganz gute Geschäfte. Dieß ermuthigte ihn so, daß er in diesem Frühjahr schon im März Alles aufkaufte, was nur von Leinwand zu bekommen war, und hiezu unser ganzes Vermögen verwandte. Dann schickte er die Waaren im Anfang des Aprils mit Fuhre nach Hamburg und reiste zwei Tage später mit der Post nach. Seither habe ich ihn mit keinem Auge mehr gesehen," setzte sie mit von Thränen fast erstickter Stimme hinzu.

„Aber Sie haben doch Briefe von ihm erhalten?" fragte Hugo Fehr.

„Ja, drei," erwiederte Frau Hau, indem sie ihre Thränen zurückdrängte. „Im ersten meldete er mir seine glückliche Ankunft in Hamburg; im zweiten schrieb er, daß der Verkauf seiner Waaren sich ganz gut anlasse, und im dritten zeigte er mir an, daß er in den nächsten Tagen zu mir zurückkehren werde; aber er kam nicht, und seit jener Zeit habe ich Qualen durchgemacht, von denen Sie sich keinen Begriff machen."

„Ich kann mir's denken," sagte Frau Fehr voll Theilnahme. „Sie werden aber doch wohl Schritte gethan haben, um zu erfahren, wo Ihr Mann geblieben ist?"

„Gewiß," versetzte Frau Hau, „allein lauter vergebliche. Zuerst wartete ich geduldig vierzehn Tage lang. Da ergriff mich denn eine entsetzliche Bangigkeit, ob er nicht todtkrank geworden sei, und ich schrieb ihm den dringendsten Brief, mich doch zu beruhigen. Darauf erhielt ich keine Antwort und auch der Brief kam nicht zurück. Nun wandte ich mich an die Wirthsleute, bei denen er in Hamburg eingekehrt war; diesen Brief aber retournirte man mir nach längerer Zeit als unbestellbar, weil die Adressaten ihr Geschäft verkauft und Hamburg verlassen hätten. Sofort rieth man mir, mich an das Amt Gersfeld zu wenden, wohin Poppenhausen gehört, damit dieses die Gerichte in Hamburg um Auskunft angehe, und nach langem Andrängen willfahrte man mir endlich. Auch kam richtig, obwohl erst nach vielen Wochen, die verlangte Auskunft; aber was enthielt sie? Die Polizei habe in ihren Büchern allerdings einen Leinwandhändler, Namens Melchior Hau, notirt gehabt und derselbe sei über drei Wochen in Hamburg gewesen; dann aber gegen das Ende des Monats April habe er seinen Paß geholt, und zwar gerade zu der Zeit, wo ein Schiff von Hamburg nach Amerika abgegangen sei, woraus wohl der Schluß gezogen werden könne, daß er Passage auf dem Schiff genommen."

„Sehen Sie," nickte die Wirthin dem Hugo Fehr und seiner Mutter zu, als ihre Tochter hier einen Augenblick inne hielt; „selbst die hamburger Behörden nahmen an, daß er nach Amerika entwichen sei, und nur meine Tochter allein will es immer noch nicht glauben."

„Nein, Mutter, ich glaub's in alle Ewigkeit nicht," rief die Tochter heftig, „denn was unmöglich ist, das ist und bleibt unmöglich. Mein Gatte war die Ehrenhaftigkeit selbst und nicht die geringste Handlung kann man ihm vorwerfen, welche auch nur die Spur eines Makels hinterlassen hätte. Gegen mich betrug er sich stets voll Liebe und Hingebung. Einen musterhafteren Ehegatten, sowie überhaupt einen redlicheren, solideren und charakterfesteren Mann konnte man sich gar nicht denken, und er sollte über Nacht ein Niederträchtiger geworden sein, der seine Frau in Elend und Schande zurückließ? Nein, eher glaub' ich an den Untergang der Welt."

„Und thun ganz recht daran," stimmte ihr Hugo Fehr eifrig bei. „Aber sind Sie nicht selbst nach Hamburg gereist, um Nachforschungen anzustellen?"

„Ich wollte wohl," erwiederte die unglückliche Frau, „aber man stellte mir vor, daß ein schwaches Weib wie ich nichts ausrichten könne. Ich käme gar nicht zurecht in der großen Stadt und kein Mensch würde mich anhören. Auch setze sich eine junge Frau gerade in Hamburg, wo unter den Seeleuten ein ganz ungebundenes Leben herrsche, den allergrößten Unannehmlichkeiten aus, wenn sie allein reise."

„Auch hierin muß ich Ihnen Recht geben," nickte Hugo Fehr, „aber sandten Sie statt Ihrer selbst nicht einen Bevollmächtigten?"

„Dazu," seufzte Frau Hau, „fehlten mir die Mittel. Mein Mann hatte Alles in seine Waaren gesteckt und mir nur das Allernothwendigste zurückgelassen. Meine Mutter aber besitzt kein weiteres Vermögen als die Wirthschaft hier, und diese konnte sie unmöglich verkaufen, weil wir sonst Beide nichts mehr zum Leben gehabt hätten. Doch," setzte sie nach einer Weile hinzu, „daß ich's recht sage, ein weiterer Schritt zur Lichtung des Geheimnisses ist noch geschehen; das Amt Gersfeld ließ es in verschiedene Zeitungen einrücken, daß mein Mann vermißt werde, und gab dazu eine ganz genaue Beschreibung seiner Person. Allein es nützte nicht das Geringste, und von keiner einzigen Seite her ist auch nur eine Notiz eingelaufen."

„Das kommt daher," sagte Hugo Fehr bestätigend, „daß die Zeitungen gar keine Verbreitung haben. Wir in Spangenberg und Melsungen zum Beispiel haben gar nichts davon erfahren, daß der Herr Melchior Hau vermißt werde, und doch wohnen wir noch keine sechzehn Stunden aus einander. Ebenso wird es auch Ihnen ergangen sein, oder haben Sie vielleicht etwas von dem entsetzlichen Morde gehört, der jetzt vor einem halben Jahre bei uns im Walde von Haina begangen worden ist? Nicht? Nun, ich kann mir's denken, und doch," murmelte er dann leise vor sich hin, „kann ich den Gedanken nicht los werden, daß zwischen jenem Ermordeten und dem verschwundenen Hau ein Zusammenhang besteht. Mutter," flüsterte er darauf seiner Mutter zu, „Du erinnerst Dich doch noch des Plakats, das überall nach dem Mord in Spangenberg und Umgebung angeheftet wurde? Stand nicht darin, daß der Ermordete lauter hamburger Gold bei sich geführt habe?"

„Ja," erwiederte seine Mutter ebenso leise, „lauter hamburger Dukaten und dänische Christiansd'or, die in Hamburg ganz zu Hause sind."

„Das stimmt," murmelte wiederum Hugo Fehr, „denn es liegt darin der Beweis, daß der Ermordete von Hamburg kam. Wie alt war Ihr Mann?" fragte er jetzt plötzlich die Frau Hau."

„Zweiunddreißig Jahre."

„Das stimmt ebenfalls, und wie sah er aus?"

„Er war ein großer, stark gebauter Mann, wohl proportionirt, mit schwarzen Haaren und Augen."

„Ganz so, wie's in dem Plakate stand; aber nun, Frau Hau," setzte Hugo Fehr fast zitternd vor Aufregung hinzu, „könnten Sie mir nicht genau den Tag angeben, von welchem der letzte Brief Ihres Mannes an Sie datirt ist?"

Die Frau besann sich; dann eilte sie fort, den Brief zu holen.

„Sehen Sie," sagte sie sofort, „der Brief ist vom 28. April datirt, obwohl er erst am 5. Mai hier ankam, und da steht, daß mein Melchior übermorgen mit seinen Geschäften zu Ende kommen und sofort die Rückreise antreten werde."

„Somit," rief Hugo Fehr, „ist er am letzten April oder wenigstens am ersten Mai von Hamburg abgegangen, und für

mich besteht jetzt kein Zweifel mehr; der Ermordete im Walde von Haina und Ihr vermißter Gatte ist eine und dieselbe Person."

Frau Hau wurde bleich wie die Wand.

„Glauben Sie?" flüsterte sie mit bebenden Lippen. „Aber nein," sprach sie dann laut und in entschiedenem Tone, „das kann nicht sein, wie käme mein Mann in den Wald von Haina?"

„Wie?" fragte Hugo Fehr, sie verwundert ansehend. „Ihr Mann wird von Hamburg aus den geraden Weg über Hannover nach Kassel eingeschlagen haben und dann von da über Melsungen nach Fulda weiter gereist sein."

„Nein," erwiederte Frau Hau kopfschüttelnd. „Er nahm immer die Route über Braunschweig, Nordhausen, Eisenach, Salzungen und Tann."

„Aber," meinte Hugo Fehr, „konnte er nicht dießmal von der gewohnten Route abgewichen sein? Vielleicht eines Freundes wegen, der mit ihm reiste? Oder aus sonst einem Grunde?"

Frau Hau sann eine Weile nach.

„Möglich wäre es wohl," sagte sie dann; „wenigstens sprach er, wie ich mich jetzt erinnere, diesen Winter einmal davon, daß er gar gern im Frühling das Fuldathal durchwandern möchte, weil es da gar so schön sein solle."

„Sehen Sie, sehen Sie!" rief Hugo Fehr mit blitzenden Augen. „O gewiß, Ihr Mann hat Sie nicht schnöde verlassen, sondern ist schändlicherweise im Walde von Haina ermordet worden. Aber," fuhr er sich stramm aufrichtend fort, „wir müssen hierüber Gewißheit erlangen und das geht nicht mit Schreibereien. Nein, nein, man muß sich persönlich erkundigen; man muß persönlich nachforschen, und somit ist's beschlossene Sache, ich reise gleich morgen nach Hamburg ab."

„Du, Hugo?" versetzte seine Mutter fast erschrocken.

„Ja, ich," erklärte Hugo Fehr in entschlossenem Tone, „denn wenn es mir gelingt, Licht darüber zu verschaffen, wer der Ermordete war, so hat das Gericht einen Anhaltspunkt. Man kann dann herausbringen, ob er persönliche Feinde hatte, welche ihn aus Rachsucht erschlugen. Man kann herausbringen, wer mit ihm reiste und wo er sich unterwegs aufhielt. Man kann herausbringen, ob sich da verdächtige Leute herumtrieben, die sich an ihn hängten oder ihm auflauerten. So wird man die Mörder entdecken und die Unschuld meines armen Vaters, die Unschuld von Anna's Vater kommt zu Tage. Sie können mir natürlich," wandte er sich an Frau Hau, „sagen, wo Ihr Mann in Hamburg logirte, denn sonst hätten Sie ja keine Briefe mit ihm wechseln können."

„Ja," entgegnete Frau Hau, „am Dammthor, im Gasthaus zur Tonne. Nach der Beschreibung meines Mannes ist es zwar ein sehr einfaches, aber doch ganz respektables Gasthaus."

„Um so gewisser werde ich die gewünschte Auskunft erhalten," bemerkte Hugo Fehr, „wenn auch die alten Wirthsleute nicht mehr da sind. Sowie ich übrigens etwas Näheres erfahre, gebe ich Ihnen sogleich brieflich Nachricht, denn ich kann mir denken, daß die Ungewißheit über das Schicksal Ihres Mannes etwas furchtbar Erdrückendes für Sie hat, wenn Sie auch längst darauf verzichteten, ihn lebendig wieder zu sehen. Und nun, meine theure Mutter," wandte er sich an diese, „müssen wir uns verabschieden, sonst ist mein Förster bereits zu Bette gegangen und ich kann den gewünschten Urlaub heute nicht mehr erhalten. Sobald ich aber diesen Urlaub habe, gleich morgen in frühester Frühe, fahre ich mit unserem Jagdwägelchen nach Gersfeld und setze mich dort auf die Post, die um sechs Uhr durchkommt."

„Aber," meinte Frau Fehr, „ich hatte darauf gerechnet, daß Du mit mir nach Hause fahren würdest, um mit Malchen zusammen in Kassel ..."

„Gute Mutter," unterbrach sie Hugo Fehr, „dieß habe ich nicht außer Augen gelassen. Uebermorgen früh bringt mich die Post über Tann, Salzungen und Braunschweig nach Hamburg, und dann beginne ich gleich meine Nachforschungen. Diese führen mich entweder gar nicht, oder aber in vierundzwanzig Stunden an's Ziel, und dann eile ich nach Kassel, wo ich euch von jetzt an in fünf Tagen zu treffen hoffe. Diese Zeit aber benützt ihr, um vollends alle Beschwerdepunkte zu sammeln, und dann tragen wir sie gemeinschaftlich dem Kriminalrichter Hausmann vor. Nicht minder hoffe ich ihm die Mittheilung machen zu können, daß der Ermordete kein Anderer sein könne, als der vermißte Gatte der Frau Hau, und dann muß es endlich Licht werden. Ja, vielleicht bringen wir es so weit, daß der Vater und Johannes Kothe sofort gegen Kaution freigelassen werden, und welch' eine Seligkeit, wenn wir Alle zusammen nach Melsungen und Spangenberg zurückfahren dürften."

Eine Freudigkeit, ein Muth sonder Gleichen sprach aus seinen Zügen, und diese Freudigkeit, dieser Muth theilte sich auch seiner Mutter mit.

„Aber wo, mein theurer Hugo," rief sie, „treffen wir uns in Kassel?"

„Beim Wirth Heerwagen am Markt," erwiederte Hugo Fehr. „Alle Melsunger kehren dort ein und auch der Johannes Kothe mit seiner Familie ist dort, wie ich weiß, gut bekannt. Morgen über fünf Tage in der Früh um acht Uhr kommt die Post von Hamburg in Kassel an und dann eile ich sogleich zu Heerwagen, um euch bei ihm zu erwarten."

„Wir werden um dieselbe Zeit dort sein," versicherte ihn die Mutter. „Aber Hugo," fügte sie dann noch hinzu, indem sie ihn zärtlich umarmte, „war es nicht eine Fügung Gottes, daß Dich der Vater vor einem halben Jahr im Zorn über den Johannes Kothe nach Poppenhausen verbannte? Ohne diesen Schritt, über den Du damals ganz unglücklich warst, würden wir nie erfahren haben, daß der Leinwandhändler Hau seit jener Zeit aus der Welt verschwunden ist."

Noch einmal küßten und umarmten sie sich, dann eilte Hugo Fehr in's Forsthaus, um Alles zu seiner Abreise vorzubereiten. Seine Mutter aber und die beiden Wirthsfrauen saßen noch eine gute Stunde beisammen, und je länger sie sich besprachen, um so gewisser wurden sie, daß Hugo Fehr der Wahrheit auf die Spur gekommen sei.

(Fortsetzung folgt.)



Die Kapelle des heiligen Januarius in Neapel. (S. 326.)

Zum fünfzigjährigen Todestage Beethoven's.

(Bild S. 329.)

Am 26. März werden es fünfzig Jahre, daß Beethoven gestorben. Dieser Gedenktag wird von der ganzen gebildeten Welt ernst gefeiert werden. Wir können es uns nicht versagen, gleichfalls als Beitrag zu der Feier heute unseren Lesern ein getreues Bild dieses gewaltigen Meisters vorzulegen, dem wir eine Skizze seines Lebens anfügen wollen.

Ludwig van Beethoven wurde wahrscheinlich am 16. Dezember 1770 zu Bonn geboren; der Tag seiner Taufe, wie urkundlich erhärtet ist, aber nicht der seiner Geburt, wozu ihn die meisten Biographieen des großen Meisters machen, war der 17. Dezember 1770. Der Vater, Johann van Beethoven, war Tenorsänger in der Hofkapelle des Erzbischofs und Kurfürsten von Köln, ein unbedeutender und seinen Launen ergebener Mann, welcher bis zum Jahre 1792 lebte; der Großvater dagegen, ebenfalls Ludwig van Beethoven geheißen, welcher bei der Geburt dieses Enkels noch lebte, da er erst 1773 starb, war mit dem Ruf eines guten Komponisten aus den Niederlanden nach Deutschland übergesiedelt und hatte in der kurfürstlichen Kapelle die Stelle eines Musikdirektors und Bassisten bekleidet. Musik war natürlich von frühester Jugend an das Element, in dem sich Beethoven bewegte und die er, den ersten Kinderjahren entwachsen, auch bei seinem strengen Vater eifrig treiben mußte. Nicht eben willig fügte er sich der harten Zuchtruthe, die ihn einkerkerte und dem frohen Spiel der Altersgenossen entzog, und was man in ihm späterhin an Ungeselligkeit und Menschenscheu findet, das sind die Früchte der ersten verkehrten Erziehung. Wie der Vater zu streng, so war die Mutter, Marie Magdalene, geborene Keverich aus Koblenz, welche im Jahre 1787 starb, zu mild und nachsichtig, und legte durch ihre allzu zärtliche Fürsorge um jeden seiner Schritte den Keim der Unselbstständigkeit und Unbekümmerniß gegen die Anforderungen des äußeren Lebens, der ebenfalls bei ihm haften blieb. Mit dem Unterricht auf der Violine vom fünften bis achten Jahre bei dem Vater ging der Besuch der öffentlichen Schule in Bonn Hand in Hand; hierauf übernahm der Musikdirektor und Oboebläser Pfeiffer, ein geübter Klavierspieler, die weitere musikalische Erziehung des Knaben, und zwar mit besserem Erfolg als der harte Vater, so daß Beethoven nach wenigen Jahren als Klavierspieler Aufsehen erregte.

Damals, in seinem zwölften Jahre, spielte er das J. S. Bach'sche „Wohltemperirte Klavier" mit der größten Fertigkeit und zeigte sich als angehender Meister in der Kunst der Improvisation und freien Phantasie. Nun bildete ihn der Hoforganist van der Eden und nebenbei auch dessen Kollege Neefe zum Orgelspieler aus und begann, ihn in die Harmonie- und Kompositionslehre einzuführen, so daß Beethoven bereits 1783 mit sechs Klaviersonaten hervortreten konnte, welche er dem Kurfürsten von Köln widmete. Er selbst aber verwarf später alle diese Jugenderzeugnisse und datirt seine Thätigkeit als Komponist von den drei, Joseph Haydn zugeeigneten Trios an (1795), welche er auch selbst als Op. 1 überschrieb. Sein Glücksstern führte ihn übrigens, ebenfalls um 1783, in das intelligente und kunstgebildete Haus der Familie von Breuning in Bonn, wo er sich in intellektueller Hinsicht vervollkommnete und eine wohlthätige Anregung zur Kultur der Literatur und Poesie erhielt. Im Alter von fünfzehn Jahren ernannte ihn der Kurfürst Max Franz, Bruder Kaiser Joseph II., zu seinem zweiten Hoforganisten und sandte ihn 1787 nach Wien, wo Beethoven auch sofort die Aufmerksamkeit Mozart's in hohem Grade auf sich zog. Ungern verließ er die Kaiserstadt, wo ihm die Unzulänglichkeit seiner bisherigen theoretischen Studien klar geworden war, und er betrachtete es als sein höchstes Glück, als ihn sein hoher Gönner, mit der ausgesprochenen Absicht, Beethoven solle bei Haydn seine Studien vollenden, im Jahre 1792 abermals nach Wien schickte. Mit dem größten Eifer erlernte er nun die Gesetze des Kontrapunktes und die Kunst, seine bis dahin regellose und wilde Phantasie zu zügeln; Haydn's und Händel's Werke wurden die Vorbilder, mit denen er zunächst sich vertraut machen und nach denen er arbeiten mußte. Als aber Haydn im Jahre 1795 seine zweite Reise nach England antrat, übergab er seinen Schüler dem großen, aber als trocken und starr bekannten Albrechtsberger. Doch Beethoven unterwarf seine glühende Einbildungskraft mit der höchsten Energie dem nothwendigen Schulzwange, dem er sich auch nicht entzog, als er selbstständig weiter zu studiren unternahm und nach dem Fux'schen «Gradus ad Pernassum» arbeitete. G. Nottebohm hat die Geschichte dieser gewissenhaften Thätigkeit zum Gegenstand einer kleinen, sehr interessanten Schrift gemacht, welche Aufschlüsse über das strenge und durchaus schulgemäße Studium Beethoven's in Wien gibt. Es konnte übrigens nicht fehlen, daß sich dem jungen rheinischen, von seinem Hofe ange-



Ludwig van Beethoven. (S. 328.)

legentlich empfohlenen Künstler die vornehmsten Kreise Wiens um so leichter öffneten, als die geniale Weise seiner Improvisation auf dem Klaviere bewies, daß er der hohen Protektion vollkommen würdig war, und namentlich nahmen sich die fürstlichen Familien von Lichnowsky und Lobkowitz seiner in der ausgezeichnetsten und ehrenvollsten Weise an.

Seine eigentliche öffentliche Thätigkeit beginnt mit dem Jahre 1795, in welchem die bereits erwähnten, Haydn gewidmeten drei Trios Op. 1 und die drei Klaviersonaten Op. 2 gedruckt erschienen. Jedes Jahr weist nun in weiterer Reihenfolge immer vollkommenere und wichtigere Werke auf, bis im Jahr 1800 die sechs, dem Fürsten von Lobkowitz gewidmeten Streichquartette Op. 18, das Septuor Op. 20 und die erste Sinfonie Op. 21 veröffentlicht wurden. In der Aufnahme dieser Arbeiten hielten sich großer Beifall und Widerspruch, und zwar von sonst für kompetent erachteter Seite her, die Wage. Selbst der Altmeister Haydn soll mehr Erfolg von der Virtuosität als von dem Kompositionstalent seines Schülers erwartet haben. Als Beethoven im Jahr 1801 seinen Gönner, den Kurfürsten von Köln, durch den Tod verlor und er sich nun alleinstehend auf sich selbst angewiesen sah, da stand sein Entschluß fest, Wien zum bleibenden Aufenthalte zu behalten, und abgesehen von einigen Reisen und Bäderbesuchen, ist sein ganzes übriges Leben in dieser Stadt oder deren Nähe denn auch ohne Amt in vollster verhängnißreicher Freiheit verlaufen. Denn selbst im Jahr 1809, wo ihm von dem Könige Hieronymus Napoleon von Westphalen die Berufung zum Hofkapellmeister in Kassel zuging, schlug er diese Anstellung um so lieber aus, als ihm mehrere hohe Gönner, seinen Schüler den Erzherzog Rudolph an der Spitze, eine lebenslängliche Jahresrente aussetzten, damit er in Wien weiter leben und schaffen könne. Diese Kunstfreunde hatten nur zu wohl erkannt, daß Beethoven ziehen lassen, den letzten Stolz und Hort süddeutscher Tonkunst verlieren hieß. In dem Dorfe Mödling bei Wien, wohin ihn sein Hang zu einsiedlerischer Abgezogenheit und zu weiten und beschaulichen Spaziergängen in freier Natur allsommerlich führte, entstanden zumeist jene ungeheuren Werke, welche die Welt in gerechtes Staunen versetzten, deren voller Genuß nur ihm, dem Schöpfer, versagt war. Schon lange hatte er sich in Folge einer starken Erkältung auf einem seiner regellosen Spaziergänge eine hartnäckige Schwerhörigkeit zugezogen, welche im Jahr 1812 in vollständige Taubheit übergeschlagen war. Je mehr ihn dieselbe von allen Verbindungen mit der Außenwelt loslöste und ihn vom Treiben des Alltagslebens abzog, um so mehr lenkte sie seinen großen Geist auf das eigene Vermögen und Wollen. Seine Kunst war sein einziger Trost und Umgang; in ihr dachte, schuf, spekulirte und philosophirte er. Die Erinnerungen aus dem Klangreiche umschwebten ihn gleich verklärten Engeln und woben ihm sein eigenstes tief innerliches Leben und Sehnen, immer geheimnißreicher für die Nichtverstehenden und immer ahnungsvoller, gotterfüllter und liebewärmter für die Mitfühlenden und Mitglaubenden.

In dieser Zeit schuf er unter Anderem seine siebente und achte Sinfonie (1812), die Sonaten Op. 101 und 102 (1815), Op. 106 (1818), Op. 109 und 110 (1821) und Op. 111 (1822), die «Missa solemnis» (1822), die neunte Sinfonie (1823), die Quartette Op. 127, 130, 132, 135 (1824 bis 1826) u. s. w. Den Meister selbst erlöste der Tod von seinen irdischen Trübsalen am 26. März 1827, kurz nach fünf Uhr Abends; er starb, 57 Jahr alt, an Entkräftung, welche in Wassersucht übergegangen war. Die ganze Kunstwelt trauerte bei der Nachricht von dem Hinscheiden des Erhabenen, und ganz Wien beeiferte sich, sein Leichenbegängniß zu einem der feierlichsten und großartigsten zu machen. Achtzehn Jahre nach seinem Tod, 1845, wurde ihm in seiner Vaterstadt Bonn unter ausgesuchten Festlichkeiten ein prächtiges Monument gesetzt, ein einfacheres 1863 in Wien, das unvergänglichste aber hat der Großmeister sich selbst durch seine erhabenen Schöpfungen errichtet, und die ganze gebildete Welt hat ihm dieß durch die glänzende Feier seines hundertjährigen Geburtstages bewiesen und beweist es fort und fort auch jetzt wieder besonders bei der Gedenkfeier des fünfzigjährigen Todestages des edelsten und erhabensten Musikgenies, das die Welt bis jetzt hervorgebracht.

Deutsche Soldatengeschichten *).

I.

Das erste Bivouak.

In Eilmärschen näherten sich die Vortruppen der deutschen Heere jetzt der französischen Grenze und bald trennten nur schmale Bäche die Vorposten des deutschen und französischen Heeres, welche beide gleich bereit waren, mit dem blutigsten Kriege, den die Weltgeschichte kennt, alsbald zu beginnen. — Eine schöne, milde Sommernacht war es, als ein preußisches Jägerbataillon, von einigen Schwadronen leichter Reiter begleitet, die äußerste Feldwache auf deutschem Boden bezog. Nur das kleine Flüßchen Lauter, welches theilweise die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland hier bildet, trennte die Aufstellung noch von feindlichem Gebiet. Die große Hitze des Tages, welche vielfach die marschirenden Truppen nicht wenig belästigte, hatte ferne Gewitterwolken zusammengeballt; ein dumpfer Donner grollte häufig aus weiter Entfernung und die Kuppen der Vogesen leuchteten mitunter hell auf im Scheine des starken Wetterleuchtens. Der Vollmond, der bisher mit seinem silbernen Lichte die ganze Landschaft erglänzen ließ, trat bisweilen hinter dicht ihn verhüllende, dunkle Wolken, und so herrschte eine ganz eigenthümliche, zwischen Schatten und Licht, Klarheit und Finsterniß grell wechselnde Beleuchtung. Die ohnehin schon hochromantische Landschaft erhielt dadurch einen neuen, vermehrten Reiz. Ganz klar und deutlich konnte man die Zicken und Zacken der hier viel zerklüfteten Vogesen auf Augenblicke erkennen, ja selbst das rothe Gemäuer einer unfern davon gelegenen Schloßruine mit ihrem hohen, noch wohlerhaltenen Thurm trat scharf hervor, bis plötzlich wieder die tiefste Finsterniß die weitere Ferne verhüllte. Einen überaus schönen, so recht zum Bivouakiren geschaffenen Platz hatte die Feldwache sich ausgewählt. Von drei Seiten umgab ein Wald von hochstämmigen Buchen eine mit üppigem Gras bewachsene Wiese, während die vierte Seite, nach der französischen Grenze hin, frei und offen lag, und nur durch die schnell laufende Lauter ihre Begrenzung erhielt. So waren alle Eigenschaften eines vorzüglichen Bivouakplatzes: Wald, als Schutz gegen etwaigen Wind, klares Wasser zum Kochen, Durst stillen von Menschen und Pferden und zum Waschen, weiches Gras zum Lagern, hier in seltener Weise vereinigt. Der großen Gewandtheit, mit welcher die Soldaten ihre Wachtfeuer angelegt, die Kochkessel darüber gehängt und alle die vielen sonstigen verschiedenen Geschäfte und Verrichtungen, durch welche ein möglichst bequemes Bivouakiren der Truppen erreicht wird, besorgt hatten, konnte man gar leicht anmerken, daß sich noch viele kriegserfahrene Männer aus den Feldzügen 1864 in Schleswig-Holstein und 1866 in Böhmen und Mähren in ihrer Mitte befinden mußten. Zwar der größte Theil der Mannschaft bestand aus jungen Leuten der letzten drei Jahrgänge, allein die einberufenen älteren Reservisten, dann fast ausnahmslos die Feldwebel, Wachtmeister, Oberjäger und Sergeanten trugen das Erinnerungskreuz des Jahres 1866 auf der Brust. Auch die Offiziere, mit Ausnahme der jüngsten Lieutenants, zeigten größtentheils eine reiche Auswahl bunter Ordensbänder, als Lohn theils ihrer kriegerischen, oft aber auch ziemlich friedlichen Verdienste. Solche Mischung von älteren und wohlerfahrenen und wieder auch jungen Saldaten pflegt aber die beste zu sein, welche eine Truppe sich nur wünschen kann. Die älteren theilen ihren jüngeren Kameraden ihre oft schwer erworbenen Erfahrungen mit und geben treffliche Lehrmeister in den vielen kleinen praktischen Dingen ab, die der Soldat im Felde so dringend bedarf und die er doch nur allein im wirklichen Kriegslager und niemals in der Kaserne oder auf dem Friedensmanöverplatz zu erlernen vermag; während die Jugend dafür wieder der ganzen Truppe ihren fröhlichen, frischen Muth und ihr gänzliches Unbekümmertsein um alle Gefahren mitzutheilen pflegt. So war es denn auch jetzt bei diesen hier auf grüner Wiese ihr erstes Bivouak in diesem Kriege haltenden Jägern und Husaren der Fall. Gar recht verständig wußten die Alten es anzugeben, wie die Bivouaksfeuer am besten anzulegen seien, damit sie den rechten Zug hätten und der Wind dabei wieder keinen zu starken Rauch den Lagernden in das Gesicht triebe; wie man die Stützpfähle für die Kessel am leichtesten in den festen Boden eintriebe und wie hoch letztere über der Glut hängen müßten, daß sie die rechte Wärme erhielten, ohne daß die Speisen allzu sehr nach Rauch schmeckten. Und wie hurtig tummelten dabei die Jüngeren sich, solche willkommene Anweisungen nun auch möglichst schnell und genau auszuführen. Bei der Kavallerie gab es vielleicht noch mehr derartige kleine Besorgungen, welche eine praktische Erfahrung sehr erwünscht machten, als dieß bei der Infanterie der Fall war. Trabt auch der flinke Reiter bei schmutzigen Wegen oder fußhohem Staub mitunter etwas übermüthig an dem schwer bepackten Infanteristen, der nur mühsam seine Füße aus dem fast grundlosen Schlamme herauszuziehen vermag, oder schwer von Sonnenglut und Sandwirbeln zu leiden hat, vorbei, so hat Letzterer es dafür im Bivouak oder im Quartier wieder leichter und bequemer, er braucht nur für sich und den eigenen Körper Sorge zu tragen, während die Sorgfalt für das treue Roß, von dem sein Wohl und Wehe so sehr abhängig ist, das erste und wichtigste Geschäft des Reiters sein muß. Während der Infanterist sich häufig längst in behaglicher Ruhe hinstreckt und die wohlbereiteten Speisen mit gesundem Appetit verzehren kann, muß der Kavallerist dafür noch alle mögliche Arbeit an seinem Pferde besorgen. Bei diesem Bivouak hier zeigte sich dieser Unterschied zwischen den beiden Waffengattungen wieder recht bemerklich. Die Jäger hatten längst ihre Büchsen in Pyramiden zusammengesetzt, die schweren Tornister, welche den ungewöhnten Soldaten oft so viel Plage bereiten und doch ein unvermeidliches Uebel stets bleiben werden, abgelegt, die bestäubten Waffenröcke mit den bequemen Zwilchjacken vertauscht und ihre Bivouakfeuer angezündet, und saßen jetzt behaglich plaudernd und sich mit den vielen kleinen Verrichtungen des Kochens beschäftigend, in größeren oder kleineren Gruppen zusammen, als die Husaren noch immer eifrig mit der Sorge um ihre Pferde beschäftigt sein mußten. Einige von ihnen schleppten in den Feldeimern Wasser aus der Lauter herbei, um die durstigen Thiere zu tränken, Andere trieben die Pfähle, an denen die Kampirleinen befestigt wurden, fest in den weichen Boden, damit die vielleicht plötzlich erschreckten Thiere solche nicht in der Nacht auszureißen und dann fortzulaufen vermochten, was eine gar böse Sache gewesen sein würde; noch Andere waren eifrig bemüht, kleine Geschwülste oder Erhitzungen auf dem Rücken der Pferde, vom Druck des Sattels entstanden, sorgsam mit nassem Rasen auszukühlen, damit nicht etwa böse Satteldrücke, welche das Thier zum zeitweiligen Dienst untauglich machten, dadurch entstehen möchten, während noch wieder Einzelne die Hufe reinigten und deren Beschlag prüften; — kurz, eine Menge derartiger Verrichtungen beschäftigten fast alle Husaren. Eifrig musternd, hie und da auch Ungeschickte praktisch belehrend oder Nachlässige mit ernsten Worten zur Pflicht ermahnend, gingen die Unteroffiziere in ihren verschiedenen Beritten, die Offiziere dann in den Zügen und zuletzt die Rittmeister als oberste Revisoren in ihren Schwadronen umher, um ja Alles möglichst genau zu überwachen. Der tüchtige Reiteroffizier weiß aus Erfahrung, daß er hierin gar nicht strenge und sorgsam genug sein kann, denn aus der kleinsten, anfänglich kaum beachteten Vernachlässigung entsteht nur zu leicht häufig das größte Uebel, welches das Roß wesentlich schädigt. Die Kriegstüchtigkeit und somit die Ehre jeder Reiterschaar hängt aber entschieden mit von der Tüchtigkeit ihrer Pferde ab, das ist eine alte, vielbekannte Erfahrung. Und später nun mußte noch gefüttert und den Pferden ihre bestimmte Haferportion in die vorgehängten Futterbeutel geschüttet werden. Wie gern thaten die Husaren dieß, jedoch wie freuten sie sich, daß die Feldration jetzt ungleich größer war, als die oft nur zu spärliche Ration im Frieden, und wie wohlgefällig sahen sie zu, mit welch' kräftigem Appetit die Thiere den schweren, goldgelben Hafer zermalmten! Zwischen dem Reiter und seinem getreuen Roß pflegt sich im Kriege gewöhnlich sehr bald ein trauliches Verhältniß zu bilden und mit unablässiger Sorgfalt bemüht sich Ersterer, das muthige Thier, welches ihn in den Donner der feindlichen Geschütze hineinträgt und von dessen Schnelligkeit und Kraft so oft sein eigenes Leben oder die Gesundheit seiner Glieder abhängt, möglichst zu pflegen. Erst als alle diese Verrichtungen besorgt waren, durften die Husaren auch an die Behaglichkeit des eigenen Leibes denken und dem Beispiele der Jäger hierin folgen.

Es gab eine gute Verpflegung für die Truppen in der reich gesegneten Rheinpfalz, und tüchtige Stücke Rindfleisch mit verschiedenen Gemüsen gemischt brodelten in den Feldkesseln, eine kräftige Abendmahlzeit für die hungrigen Soldaten bald verheißend. Auch an Wein, wie solcher den gewöhnlichen Soldaten in den meisten Theilen Deutschlands nur selten zu Theil zu werden pflegt, fehlte es hier nicht. Die Marketender hatten in Kaiserslautern große Fässer voll leichten Pfälzerweins sehr wohlfeil eingekauft und konnten solchen jetzt den durstigen Soldaten zu äußerst billigen Preisen wieder ablassen. Dazu waren die Börsen der Meisten noch reichlich mit Mutterpfennigen gespickt, und wo diese hin und wieder fehlten, da traten die Wohlhabenderen bereitwillig ein und theilten den ärmeren Kameraden gastlich aus den vollen Feldflaschen mit. War doch beim Ausmarsch in den Krieg sogleich der Geist der wahren Kameradschaft in ungleich vermehrter Weise über alle Soldaten gekommen, und ob arm oder reich, ob vornehm oder gering, gebildet oder ungebildet, die Unterschiede hiervon traten lange nicht so scharf hervor, wie dieß in jeder Friedensgarnison stets der Fall sein wird, wenn auch Alle sonst den gleichen Soldatenrock tragen. So herrschte denn in allen verschiedenen Gruppen und bei sämmtlichen Feuern ein äußerst bewegtes, munteres Treiben und überall konnte man Lachen, Scherzen, Singen und Jauchzen hören. Die Mannschaft war sichtlich froh, daß sie der langen, ermüdenden Eisenbahnfahrt, die in überfüllten Waggons, eng zusammengepreßt, unaufhaltsam bei Tag und Nacht gemacht ward, jetzt endlich überhoben wurde. Und auch dieß erste Bivouak in der schönen, warmen Sommernacht, auf weichem Grasboden, bei guter Speise und frischem Trunk schien Allen ungleich besser zu gefallen, als die engen Kasernen oder die überhäuften Quartiere, in denen die Truppen seit ihrer Einberufung nothgedrungen hatten liegen müssen. Bei aller Fröhlichkeit erzeugte aber der Gedanke, jetzt unmittelbar an der französischen Grenze und einem kriegsgeübten Feinde gegenüber zu stehen und vielleicht am morgenden Tage, ja schon in nächster Stunde mit solchem die tödtlichen Kugeln wechseln zu können, bei gar vielen Soldaten eine ganz seltsame Stimmung. Es war keine Furcht, denn solche fühlten wohl nur ganz Vereinzelte unter ihnen, auch kein Abscheu vor dem Kampfe, sondern im Gegentheil, jede deutsche Truppe war durch und durch kriegsfreudig und brannte vor Verlangen, womöglich die erste zu sein, welche dem übermüthigen Feind auf blutiger Wahlstatt entgegenträte, — aber doch wieder äußerte der Gedanke an den schweren Ernst der nächsten Ereignisse auf Viele seinen gewichtigen Einfluß. Gar Mancher, der Weib und Kind daheim gelassen hatte, dachte mit verstärkter Sehnsucht an diese, oder die Erinnerung an den letzten Abschied von der trauernden Braut oder der segnenden Mutter trat jetzt mit erneuter Kraft in sein Gedächtniß zurück. Man sah auffallend viele Soldaten, welche, lang ausgestreckt liegend und ihren Tornister als Schreibpult benutzend, beim Schein der Flamme des Wachtfeuers Korrespondenzkarten voll der wärmsten Grüße an die Ihrigen mit Bleistift beschrieben, um solche der unübertrefflichen Feldpost zur schnellsten und pünktlichsten Besorgung in die entlegensten Gegenden anzuvertrauen. Freilich gab es auch wieder Manche, die daheim nichts zurückgelassen haben mochten, an das ihr Herz mit wahrer Liebe hing, oder deren unversiegbarer Hang zur Lustigkeit jedes andere Gefühl übertäubte, die jetzt förmlich etwas darin zu suchen schienen, sich möglichst ausgelassen und ungebunden zu zeigen. So saß an einem Wachtfeuer in einem zahlreichen Kreis von Jägern ein kleiner Soldat mit pfiffig verschlagenem Gesicht, welcher der Haupterzähler und größte Lustigmacher der ganzen Kompagnie zu sein schien. Kaum einen Augenblick ruhte seine Zunge, mit welcher er in echtem berliner Dialekt den zuhörenden Kameraden alle möglichen Schnurren und besonders auch lügenhafte Erzählungen über Frankreich, dessen Bewohner und gar dessen Soldaten vorzutragen liebte. Machte er einmal eine kurze Pause, so benutzte er diese auf das Eifrigste, um ohne die mindeste Blödigkeit oder Scheu rechts und links sich die Feldflaschen der Umsitzenden auszubitten und dann ganz gehörige Züge daraus zu thun. Besonders auf die jungen Einjährigfreiwilligen, bei denen er bessern Wein erwarten durfte, hatte er es hierin abgesehen, und diese waren meist gutmüthig genug, über seine Schnurren zu lachen und ihre Feldbecher von ihm leeren zu lassen. Jetzt schien es ihn vorzugsweise zu belustigen, seinen zuhörenden Kameraden einen möglichst grauenhaften Begriff von den Turkos und deren Aussehen beizubringen. Wollte er solche doch in Algier, wohin er in seiner Eigenschaft als wandernder Jünger der edlen Schneiderkunst früher gekommen sei, häufig gesehen haben.

---

*) Aus dem in Kurzem im Verlag von Ed. Hallberger erscheinenden Werk: „Deutsche Soldatengeschichten aus dem Jahre 1870—1871" von Julius von Wickede.

„Und wat ich euch saje, Kameraden, uf Ehre, ihr könnt mir jloben, schwarz sein die Kerle wie der lubhaftije Deubel, und ihre Jesichter sehen aus, als wenn sie sie alle Taje mit der besten Stiefelwichse jewichst hätten, und ein Maul hat so ein Turkos, da ist hier dem Pommer sein Maul neben mir, wenn er den jrößten Klump da hinein stoppt, wie ein Nadelöhr so klein dajejen. Was so ein echter Turkos ist, der bratet sich die neujeborenen Kinder, wie man bei uns zu Hause die Spanferkel bratet, und mit einem Habs hat er so einen janzen Kindskopp überjeschluckt. Kerle sind es, uf Ehre, man sollte jar nicht jloben, daß es solches Menschenvieh uf der Welt jibt, und der jrößte Affe im zoolojischen Jarten zu Berlin sieht wie ihr leibhaftiger Bruder aus. Dabei kann das Rackervolk keinen Schnaps oder Wein leiden und vor einem ordentlichen Kümmel da schuttern sie sich, als wären es Rhabarbertropfen, wie unser Bataillonsarzt den Faulkranken zu jeben pflegt, aber das warme Menschenblut saufen sie dafür wie wir Berliner unsere volle Stange Weißbier."

„Schnieder, Du lüggst, wenn de Turkos sonne grugelige Kierls sünd, denn häst Du die gewiß up sogliek Deinen Zägenbuck satt und büst furtjoagt," bemerkte jetzt trocken der Pommer, der es vorhin übel genommen haben mochte, daß der erzählende Schneider über die Größe seines Mundes gespottet hatte. Ein lautes Gelächter der Uebrigen begleitete diese Bemerkung.

„Ach was weeßt Du, der sein Lebtag nicht vom Misthof seines Vaters wegjekommen ist, wie es mit den Turkos im heißen Lande Afrika beschaffen ist? Von so etwas kann Unsereins, der weit in der Welt herumjereiset ist, nur sprechen, aber nicht jeder Jochen vom pommerischen Dorfe," bemerkte, sichtbar in seiner Würde als Erzähler verletzt, der Berliner. „Und wat ick euch sajen will, ein Leben hat ein solcher Turkos, das ist so zäh wie das einer Katze, und wenn man jlobt, man hat ihm uf den Kopp jeschlagen und er ist mausetodt, dann springt er wieder uf die Beene, ruft ‚wuschi, waschi', was in ihrer Sprache so viel heeßen soll, ‚nun komme ich dran', und jibt eene Eenem wieder, daß man für sein janzes Leben dran jenug hat; ich saje Dir, Pommer, wenn Du erst eenem solchen Turkos jejenüberstehst, dann ist es mit Dir alle und Deine Trine kann sich nur eenen neuen Liebsten anschaffen."

„Na loat em man koamen, bang moaken gelt nicht, und wenn ick em eenen mit dem Büchsenkolben up den Kopf gäbe, soll he dat Upstoehn woll wedder vergäten," entgegnete jedoch ruhig der Pommer, dabei nicht ohne Selbstgefühl seine Riesenfäuste betrachtend.

„Recht so, glaubt man, die Turkos sind auch keine anderen Leute wie alle übrigen Menschen, und wenn ihr ihnen nur ernsthaft auf den Leib rückt, so nehmen sie auch bald Reißaus. Der berliner Windbeutel findet nur seinen Spaß daran, euch allerlei unsinnige Geschichten aufzubinden," bemerkte ein hinzugetretener Feldwebel, der die letzten Geschichten mit angehört hatte, in etwas ernsthaftem Tone.

„O nicht doch, Herr Feldwebel, glauben thun wir ihm auch nicht, was er uns erzählt, aber pläsirlich mit anhören thut es sich und die Zeit geht gut dabei hin," antworteten lachend einige andere Jäger.

„Da, Berliner, trink' eins und dann erzähl' man wieder druf los, wie es Dir bei den Turkos und Mohren im Lande Afrika gegangen ist, dat Lügen verstehst Du prächtig," meinte ein Jäger, dem Berliner seine volle Feldflasche hinreichend. Dieser aber nahm zwar bereitwillig die Feldflasche und that einen langen, gar nicht enden wollenden Zug daraus, sagte dann aber: „Nee, Jungens, erzählen thu ich euch nu nich mehr, denn wenn ihr mir in eurer Dummheit doch nicht jloben wollt, so wär det schade um meine Worte." Und gleichsam in seiner Würde als Erzähler beleidigt, stand er auf und trollte sich zu einem andern Wachtfeuer. Er hatte wieder eine neue Hanswurstiade im Kopf. Von dem Marketender lieh er sich eine alte, rothwollene Eisenbahndecke, die er als Mantel um sich drapirte, aus bunten Taschentüchern wand er sich eine Art Turban zurecht, womit er sein semmelblondes Haar bedeckte, und mit einer Kohle aus dem Wachtfeuer schwärzte er sich vollkommen sein Gesicht. So sah er in der That abenteuerlich und in der Beleuchtung des Flammenscheins einem Turko ähnlich genug. Leise schlich er sich nun zu dem frühern Wachtfeuer zurück, um den ehrlichen Pommer, der stete Gegenstand seiner Neckereien und Witzeleien, womöglich zu erschrecken. Behaglich saß dieser, die blecherne Suppenschüssel in der Hand, und verzehrte mit nicht geringem Appetit die kräftige Suppe. Ein plötzlicher Schlag auf die Schulter störte ihn in dieser angenehmen Beschäftigung und als er verwundert sich umsah, erblickte er unmittelbar hinter sich das schwarze Gesicht und die im rothen Mantel verhüllte Gestalt, die ihm zähnefletschend einige unverständliche „wischi, waschi" zuschrie und that, als wollte sie ihn an der Kehle packen. Im ersten Schreck ließ zwar der Pommer seine Suppenschüssel fallen, daß deren Inhalt verschüttet wurde, dann aber erkannte er an dem blonden Zwickelbart, den dieser zu schwärzen vergessen hatte, sogleich den Berliner.

„Aha, kümmst Du mi so, Broder, koam ick Die wedder so," rief er alsbald, sprang blitzschnell auf und ehe noch der vermeintliche Turko zu entwischen oder sich zu wehren vermochte, hatte er ihn mit seinen kräftigen Fäusten ergriffen, über das Knie gelegt und gab ihm nun auf denjenigen Theil des Körpers, welchen die gütige Natur zum Sitzen bestimmt hat, eine jener Züchtigungen, wie solche wohl eine verständige Mutter mitunter ihrem unartigen Kinde angedeihen läßt. Das brüllende Gelächter aller übrigen Soldaten an diesem Wachtfeuer begleitete diese Szene, und es sah auch wirklich zu komisch aus, wie der kleine Berliner mit seinem schwarzen Gesicht und dem bunten Turban unter den Fäusten des stämmigen Pommern jetzt vergebens zappelte. Die Dazwischenkunft des Feldwebels beendete bald den Auftritt, der sonst vielleicht noch hätte zu ernsthaften Zänkereien Veranlassung geben können. In Gegenwart des gestrengen Vorgesetzten konnte und wollte der Pommer seine Züchtigung nicht weiter fortsetzen, und mit einem Ruck am Kragen hob er seinen winzigen Gegner auf und stellte ihn wieder auf die Füße.

„So, mien Jung, dat is doaför, dat mien schöne Supp' vergoaten is, und wenn de Turkos to mie koamen, denn geiht den dat ebenso," sprach mit seinem gewöhnlichen Phlegma der Pommer. Gar verdutzt stand aber jetzt der Berliner da, rieb sich wie unwillkürlich mit der Hand den Theil seines Körpers, der soeben mit der Faust seines Gegners recht unsanft in Berührung gekommen war, und wußte nicht recht, wie er das Ganze aufnehmen solle. Mühsam das eigene Lachen verbergend, — denn die ganze Szene hatte zu drollig ausgesehen, und besonders der Berliner mit seinem geschwärzten Gesicht, dem halb herabgerissenen, bunten Turban und der rothen Decke als Mantel gewährte jetzt einen zu lächerlichen Anblick —, hielt es aber der Feldwebel für seine Dienstpflicht, ernst verweisend diesem zu sagen: „Können Sie denn nie Ihre ewigen Hanswurststreiche lassen, was soll diese Verkleidung? und wenn jetzt plötzlich Allarm geblasen würde und Sie müßten mit Ihrem schwarzen Gesicht in Reih und Glied treten, was würde der Hauptmann wohl dann meinen?"

„O nicht doch, Herr Feldwebel, der würde lachen, daß er jetzt plötzlich einen schwarzen Jäger in seine Kompagnie bekommen hätte, und die Franzosen da drüben würden sich vor mir jraulen und denken, der König von Preußen hätte sich ein paar Tausend Menschenfresser und Mohrensklaven jekauft, um sie in seine Regimenter zu vertheilen. Lassen Sie es man jut sein, in der nächsten Battalje da seh ich vor Pulverdampf so schwarz aus wie jetzt vor Kohlenruß und das soll Ihnen schon jefallen," entgegnete der Berliner, der es nun einmal nicht lassen konnte, wenn irgend möglich, das letzte Wort zu behalten.

„Na, nu waschen Sie sich schnell wieder und hängen das Lederzeug um, Sie gehören zur Mannschaft der nächsten Patrouille, die sogleich fortgehen soll," befahl der Feldwebel.

Das war freilich eine üble Aussicht für den Berliner, denn er hatte bei seiner Maskerade die Zeit des Abendessens versäumt, und ihm ward nun die Aussicht, mit hungrigem Magen eine mehrstündige, beschwerliche Patrouille machen zu müssen. Doch der Dienst trat jetzt in sein unerbittliches Recht und mit größter Schnelle beeilte er sich, den Befehl des Feldwebels zu befolgen. Die Gutmüthigkeit des Pommern, der mit hungrigen Menschen überhaupt das größte Mitleid hegte, drückte ihm jedoch mit den Worten: „Da, mien Jung, dat is för dee Slääg," ein gutes Stück Wurst und ein gehöriges Schnitt Brod in die Hand, und damit trat er bald seinen Patrouillengang an.

Es herrschte überhaupt eine rege militärische Thätigkeit auf dem ganzen Bivouakplatz. Häufig kamen größere und kleinere Patrouillen zu Fuß und zu Roß, und auch an Ordonnanzen und Adjutanten, die Befehle brachten oder holten, fehlte es nicht. Das laute „Halt, wer da?" der Posten, die Entgegnung „Patrouille!" und der Wiederruf „Halt, Patrouille, ein Mann vor, Losung!" erscholl häufig durch die Stille der Nacht. Man stand in größter Nähe eines muthigen und thätigen Feindes; ein heimlicher nächtlicher Ueberfall war daher leicht möglich und die sorgsamste Vorsicht Aller mußte daher die erste Pflicht sein. Wenn man einige hundert Schritt vorwärts vom Bivouakplatz bis an die Lauter, da wo die ersten preußischen Vorposten standen, gegangen war, konnte man mitunter ziemlich vernehmlich den langgedehnten Ruf: „Sentinelle, prenez-garde à vous" der französischen Schildwachen oder das „halte là, qui vive" ihrer Vorposten vernehmen. Auch von der Kuppe eines kleinen Hügels sah man den Schein der französischen Wachtfeuer bei Weißenburg ganz deutlich. Dieß unverkennbare Nahestehen des Feindes verhehlte nicht, eine gewisse Spannung auf alle Offiziere wie Soldaten und besonders auf die jüngeren, welche den Krieg nur aus der Erzählung ihrer Kameraden, aber nicht aus eigener Erfahrung kannten, auszuüben. Es ist doch etwas ganz Anderes um ein solches Bivouak in der Nähe des wirklichen Feindes, als um das eines Friedensmanövers, wo die gegenüberstehenden vermeintlichen Gegner von guten Kameraden und Landsleuten gebildet werden. Gar häufig entstand jetzt auch eine falsche Allarmirung, wie dieß bei jungen Truppen im Anfang jedes Feldzugs nur zu oft zu geschehen pflegt. Das Umfallen eines Baumes, das Geräusch, welches ein durch den Wald eilendes Wild machte, oder irgend sonst ein zufälliger Lärm veranlaßte wiederholt die Vorposten, eine feindliche Annäherung dadurch zu vermuthen und ihre Gewehre in die Richtung, woher jene kommen sollte, abzufeuern. Solch' blinder Lärm machte aber stets nicht geringe Unbequemlichkeiten. Die Feldwachen mußten sogleich unter das Gewehr treten, ein Theil der Husaren aufsitzen und starke Patrouillen in Eile in die Gegend, wo diese Schüsse gefallen waren, abgehen, um den wahren Grund zu erforschen. Und doch war es besser, daß hierin zu viel als zu wenig geschah. „Lieber zehnmal vergeblich allarmirt, als daß einmal der Feind unvermuthet durch unsere Vorposten durchbrechen sollte," sagte der Major des Jägerbataillons zu einem Rittmeister der Husaren, der darüber brummte, daß seine Mannschaft gar so häufig aufsitzen und vergebliche Patrouille machen müsse, wodurch Roß und Reiter nur nutzlos ermüdet würden. Freilich, allzuviel Ruhe gab es daher auf dem Bivouakplatze nicht und der Schlaf war nur spärlich zugemessen. Die Ermüdung des Körpers nach dem angestrengten Marsche des Tages ließ jedoch viele Soldaten trotz aller Störungen sich bald nach dem Essen im Grase hinstrecken, den Tornister als Kopfkissen unterschieben und den Mantel zum Zudecken benutzen, um so den Schlaf zu suchen und auch schnell zu finden. So fest und ruhig, als lägen sie daheim im besten Bette, schliefen bald die Müden trotz aller Störungen und dem Gelärme um sie her, und konnten oft nur mit Mühe von ihren Kameraden geweckt werden, wenn der Dienst sie unerbittlich unter die Waffen rief. Besonders nach Mitternacht, als die Wachtfeuer immer mehr niederbrannten, die Feldkessel geleert waren und auch die Feldflaschen stets leerer wurden, nahm die Zahl dieser Schläfer immer stärker zu. Und die Meisten, welche nicht durch die Pflicht entschieden zum Wachsein gezwungen wurden, streckten sich wenigstens hin, um im Halbschlummer die Zeit zu verträumen. Standen doch am beginnenden Morgen neue Anstrengungen von ziemlich unberechenbarer Dauer in sicherer Aussicht, und so war es gut, wenn der Körper womöglich die nöthige Stärkung jetzt erhielt.

Auf den Bivouakplätzen der Husaren fand man im Allgemeinen weniger schlafende Soldaten, als auf dem der Jäger, theils waren die Leute nicht so ermüdet vom langen Marsche, theils nahm das Auf- und Abzäumen der Pferde vor und nach den Patrouilleritten ihre Zeit mehr in Anspruch. Gar häufig hatten die Husaren sich hier in größere Kreise zusammengesetzt und sangen in gar nicht ungeübtem Chor alte deutsche Soldatenlieder. Es waren größtentheils Schlesier, die überhaupt mit zu den heitersten und gesangslustigen Volksstämmen Deutschlands zu gehören pflegen. Besonders ein Kreis von Husaren, unter denen sich mehrere Unteroffiziere und auch manche ersichtlich den gebildeten Ständen angehörende junge Männer befanden, sang ganz vortrefflich und schien sich schon früher zu gemeinsamen Gesängen eingeübt zu haben. Lauschten doch selbst die Offiziere diesen Vorträgen mit großer Aufmerksamkeit und vielfach waren die Sänger von Dutzenden von Kameraden umstanden, die mit lautloser Stille ihrem Gesange zuhörten. Ein junger, schwarzbärtiger Unteroffizier, der eine vortreffliche und dabei gut geschulte Baßstimme besaß, schien hier den Vorsinger zu machen. „So, Kameraden, nun laßt uns zuletzt auch das alte schöne Lied: ‚Morgenroth' singen." Und in wirklich feierlicher Weise ertönte es alsbald:

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod,
. . . .
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Der wirklich meisterhafte Gesang dieses Liedes, gerade jetzt in der unmittelbaren Nähe der Feinde, wo am nächsten Tag schon der blutige Kampf beginnen konnte, übte auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck aus. An sämmtlichen Wachtfeuern wurde es während dieses Gesanges stille, alles Scherzen und Lachen verstummte und mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten Alle den Tönen.

Der verhängnißvolle Schnurrbart.

Humoreske

von

Viktor Blüthgen.

(Schluß.)

Trippe sah überrascht auf.

„Alle Wetter," sagte er, „das ist ja romanhaft. — Verehrtester Herr," fuhr er fort, und über sein Gesicht lief ein heimliches Lächeln der Befriedigung, „ich werde Sie erlösen, hier meine Hand zum Bunde. Gestatten Sie mir, Ihnen dann und wann Rapport in's Haus zu bringen, wie die Sache steht."

„Schön," rief Fleck aufathmend, ohne in die dargebotene Hand einzuschlagen. „Aber noch Eins. Bringen Sie mir die assyrischen und babylonischen Münzen mit. Ich will nicht hoffen, daß Sie mich alten Mann mit Ihrer Geschichte zum Besten gehabt haben."

Trippe erwiederte den mißtrauischen Blick des Assessors mit der Miene vollster Aufrichtigkeit.

„Wie könnte es mir in den Sinn kommen, einen würdigen, kenntnißreichen Mann wie Sie zu täuschen! Ich schreibe sofort an meinen Hauswirth und erwarte die Sendung in wenigen Tagen."

„Vielleicht ließe sich ein Tausch machen?" warf der Alte hin.

„Hm! Das hängt von Umständen ab."

Mohr war inzwischen mit seiner Begleiterin bis zu den entferntesten Partieen des Gartens gewandelt. Er schwamm in Wonne, denn er hatte der Angebeteten den Arm angeboten und diese hatte ihn angenommen. Er überschüttete sie mit einem Regen verliebter Anspielungen und wagte sogar einmal, den in dem seinigen ruhenden Arm leise zu drücken, ohne daß irgend ein Protest dagegen erfolgte. In Folge dessen versank er derart in der Hochflut seiner Empfindungen, daß er nicht einmal bemerkte, wie in einem Nebengange Brennicke auftauchte und auf sie zugeschritten kam.

„Ach, Herr Mohr," rief plötzlich die Kleine, „ich habe meinen Sonnenschirm liegen lassen. Wollen Sie ihn nicht holen? Er liegt an meinem Platz auf dem Tische."

„Mit Wonne!" lispelte der glückliche Ritter und rannte ohne Umsehen davon.

„August," sagte hastig das hübsche Mädchen, indem sie

dem lächelnden Brennicke die Hand reichte, „ich fürchte, Deine Hoffnung täuscht Dich. Der Vater sinnt auf nichts Anderes, als wie er Dir den Sieg abgewinnen kann. Eben bespricht er etwas heimlich mit dem Sohne des Superintendenten und hat mich deßhalb vom Tische geschickt. Das bedeutet nichts Gutes, denn er hat schon lange gewünscht, den Superintendenten gegen Dich aufzubringen."

„Nur nicht ängstlich, Schatz. Ich gebe die Hoffnung bis zum letzten Augenblicke nicht auf, — vorausgesetzt, daß Du mich nicht aufgibst."

„Nein, gewiß nicht. Aber geh' jetzt, um Gottes willen, sie können jeden Augenblick kommen, und wir dürfen den Vater nicht unnöthig erbittern. Auf den Maskenball komme ich als Fischermädchen, es bleibt dabei."

„Schön, Herzchen. Ich bin ein alter Jude und handle mit Schnupftabak. Schreib' nur fleißig. Hast Du meinen letzten Brief gefunden?"

„Natürlich — fort, fort, sie kommen!"

Brennicke steckte die Hände in die Taschen und schloß sich einer Gruppe junger Leute an, welche den Standort des Paares passirten, während Margaretha ihrem Vater entgegenging.

Bald darauf verließen die Vier den Garten und der plötzlich gut gelaunte Assessor duldete die Begleitung der jungen Männer bis zur Stadt. Trippe, der anfangs mit dem Alten ging, während Mohr wie eine Klette sich neben Margaretha hielt, tauschte bald die Rollen um, indem er dem Assessor einen Versuch zu machen versprach, die Schlingen, welche der niederträchtige Brennicke um seine verblendete Tochter gelegt, zu lockern. Er schickte Mohr mit einem vielsagenden Blicke nach vorn, der verdrießlich gehorchte, und strengte allen Witz an, den er reichlich genug besaß, um die Aufmerksamkeit des Mädchens zu fesseln. Leider entsprach der Erfolg seinen Absichten wenig, denn Margaretha blieb befangen und zerstreut, und das ganze Manöver hätte übel ablaufen können, da der Assessor den Apotheker über den Münzschatz seines Freundes auszufragen anfing, von dem dieser keine Ahnung hatte. Doch lavirte Mohr schlau genug um die Klippe, indem er zwar davon gehört, das Genauere aber aus Mangel an Interesse für den Gegenstand vergessen zu haben versicherte.

Nachdem man sich getrennt, ergriff der Student Mohr's Arm und begleitete denselben auf sein Zimmer.

„Haben Sie vernünftige Cigarren, Mohr?" fragte er, sich bequem auf ein altes, wachstuchüberzogenes Sopha niederlassend.

Der Apotheker brachte Cigarren und setzte sich dann ohne einen Versuch, seine Neugierde zu unterdrücken, neben den Studenten nieder.

„Nun," fragte er nach einer Pause, während welcher der Letztere mit Aufmerksamkeit ein paar Züge aus der Cigarre gethan, „was hat's gegeben? Wie stehen die Aktien?"

„Sie sind ein Teufelskerl, Mohr. Daß die Kleine ganz in Sie vernarrt ist, leidet keinen Zweifel."

„Wahrhaftig? Ich bin noch nicht so sicher."

„Ich desto mehr. Ich habe mit ihr über Sie gesprochen. Kaum nannte ich Ihren Namen, so schlug sie die Augen gen Himmel und wurde roth wie eine Erdbeere. Ueber das Weitere schweige ich."

„Trippe, Sie sind grausam!"

„Genug! Das Uebermaß der Freude soll zuweilen tödten, und ich mag nicht als Ihr Mörder in einen Kriminalprozeß verwickelt werden, wenn man mich neben Ihrer Leiche findet. Begnügen Sie sich mit meinen Andeutungen. Jetzt aber gilt es, das Eisen zu schmieden, solange es warm ist. Ich habe dem Alten weis gemacht, ich besäße eine Anzahl assyrischer und babylonischer Münzen, er biß auf die Angel an und will sie zunächst sehen."

„Ich habe schon etwas davon aus seinen Reden gehört. Aber, mein Himmel, wie sollen wir die beschaffen?"

„Lassen Sie mich ausreden. Wir müssen sie fabriziren. Können Sie Zinn und Kupfer beschaffen und zu Bronze schmelzen?"

„Warum nicht?"

„Bon. Das ist die Hauptsache. Ich mache Thonformen und stelle die Keilinschriften her; es ist ja wohl nicht anzunehmen, daß der Alte Keilschrift lesen kann. Wir gießen ein Dutzend Dinger, je elender, desto besser. Sie haben dann nur noch irgend eine Säure zu besorgen, um das graue Alterthum herzustellen. Grünspan muß drauf, daß sie wie eine Wiese aussehen."

„Famos," sagte der Apotheker vergnügt. „Für so unternehmend hätte ich Sie nicht gehalten, Trippe."

„Sie sollen wenigstens sehen, daß ich Ihr Freund bin. Also, wenn die Münzen fertig sind, trage ich sie zu dem Alten hin und reize seine Habsucht dermaßen, daß er Alles an die Münzen wagt. Im richtigen Moment eröffne ich ihm dann beiläufig, daß ich die Münzen an Sie abgetreten hätte, und daß Sie ihm dieselben um den Preis seiner Tochter überlassen würden. Ich muß nämlich dazu bemerken, daß er die stärkste Abneigung gezeigt hat, seine Tochter an einen Apotheker zu verheirathen, und daß deßhalb der ganze Umweg nöthig ist."

„Das wäre! Warum denn?"

„Idiosynkrasie!" sagte der Student achselzuckend. „Nun also, er sagt ‚ja', Sie werfen sich in Frack und weiße Binde und so weiter. Aber das sage ich Ihnen, Mohr, Brautführer wenigstens will ich sein."

Trippe hatte die größte Mühe, den Ueberglücklichen von einigen feurigen Umarmungen abzuhalten, und entfernte sich endlich, nachdem der Letztere versprochen, für den Abend des folgenden Tages alles Erforderliche zum Guß der Münzen vorzubereiten.

Als er auf der Straße stand, warf er einen Blick lachender Ueberlegenheit nach dem Fenster des Apothekers.

„Narr!" murmelte er, „wenn ich zwanzigtausend Thaler finde, verschenke ich sie nicht!"

4.

Schon am nächsten Tage begannen sich die Wetterwolken über dem unglücklichen Schnurrbarte Brennicke's zusammenzuziehen.

Die Familie Trippe hatte ihr Frühstück beendet. Nur der Superintendent, die neueste Zeitung lesend, und der Student saßen noch am Tische; die übrigen Kinder waren nach der Schule, der weibliche erwachsene Theil mit dem Gros des Kaffeegeschirrs nach der Küche übergesiedelt.

Der Student benützte den Moment, wo Papa Trippe das Blatt senkte, um zwischen den Tabakswolken hindurch nach dem letzten Schluck in der Tasse zu greifen.

„Apropos, Papa," sagte er nachlässig, „was habt ihr für emanzipirte Schulmeister hier? Ihr seid ja ungeheuer aufgeklärt."

„In wie fern?"

„Ich habe da gestern einen gewissen Brennicke gesehen, der sich einen ganz anerkennenswerthen Vollbart stehen läßt."

„Das sieht ihm ähnlich," sagte der Alte ruhig. „Ich kümmere mich bei ihm um so weniger darum, als er zu meinen besten Lehrern zählt, wenn auch nicht gerade zu den gefügigsten."

Und der Herr Superintendent beugte sich wieder auf seine Zeitung.

Der Student räusperte sich und verzog unmuthig das Gesicht.

„Die Sache wird aber besprochen, Papa, und man verdenkt es Dir, daß Du nicht die gute alte Sitte wahrst."

„Woher weißt Du das? Hast Du Derartiges gehört?" fragte der Alte aufmerksam.

„Man deklamirt in den Wirthshäusern darüber."

„So? — Hm! Dann muß ich schon ein Wort mit ihm reden. Ich hoffe, er wird vernünftig sein."

Der Alte erhob sich, faltete sein Blatt zusammen und ging in seine Studirstube. Der würdige Sohn schlug ein Schnippchen, stülpte die Cereviskappe auf, nahm ein Rohrstöckchen von der Wand und wanderte in den „Goldenen Affen".

Gegen Mittag erhielt Brennicke eine Citation. Er ahnte, um was es sich handle. Ehe er sich zu dem hochwürdigen Vorgesetzten auf den Weg machte, betrachtete er das corpus delicti im Spiegel mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit. „Sie sollen ihn nicht haben," murmelte er. „Ich wage das Aeußerste."

Der Superintendent betrachtete den Eingetretenen eine Weile und zog das wohlwollendste Gesicht, dessen er fähig war.

„Sie haben sich nicht unerheblich verschönert, lieber Brennicke," sagte er. „Aber der geistliche Stand, zu welchem Sie ja im weitern Sinne gehören, fordert Opfer. Ich dürfte Ihnen wohl eines der leichtesten zumuthen, wenn ich Sie ersuche, sich wieder unter das Scheermesser zu begeben, wenigstens in Bezug auf Ihren Schnurrbart."

„Sie irren, Herr Superintendent," versetzte Brennicke bescheiden, aber mit festem Tone. „Gerade an diesem liegt mir so außerordentlich viel, daß ich im gegenwärtigen Augenblicke kaum irgend etwas weniger gern opfern würde als ihn."

„Das kann ich mir nicht denken. Aus welchem Grunde denn?"

Brennicke zögerte.

„Ich bedaure, daß schuldige Diskretion mir verbietet, Ihnen den Grund offen herauszusagen. Aber es hängt viel, es hängt mein Lebensglück davon ab, daß ich den Schnurrbart behalte, wenn auch nur auf ein paar Jahre zunächst."

Der Superintendent lächelte ungläubig.

„Das scheinen mir faule Fische zu sein, mein Lieber."

„Davon bin ich nie ein Liebhaber gewesen," brauste Brennicke auf.

„Halten Sie gefälligst Ihren Mund im Zaume," bemerkte mit Schärfe der Andere. „Ich kann mich hier nicht in lange Diskussionen einlassen. Kurz und gut, ich fordere Sie auf, sich dieses Bartwuchses auf der Oberlippe zu entledigen. Derselbe hat in der Stadt, wie ich gehört habe, bereits Anstoß erregt, und ich habe in diesem Falle die Pflicht, für seine Beseitigung Sorge zu tragen."

Brennicke zog die Stirn in Falten.

„Ich glaube versichern zu können, daß Diejenigen, welche Ihnen über die angebliche Ansicht der Stadt denunzirt haben, eine Unwahrheit berichteten. Ob irgend ein sonderbarer Kauz Anstoß daran nimmt, was verschlägt das?"

„Was?" rief der geistliche Herr in hellem Eifer, „wissen Sie, daß Sie eine Person verdächtigen, deren Mittheilungen in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit für mich über allen Zweifel erhaben sind? Gehen Sie. Wir sind fertig miteinander. — Sie beharren also bestimmt auf Ihrer Weigerung?"

„Ja."

„Schön. Ich werde an die Regierung berichten und die Folgen haben Sie zu tragen."

Er kehrte dem obstinaten Untergebenen den Rücken, welcher sich mit gewohnter Höflichkeit empfahl.

Eine Stunde später gelangte die Anklage wider Brennicke auf die Post; sie betraf erstens anstößiges Tragen eines Schnurrbartes, zweitens ungehöriges Benehmen gegen seinen Vorgesetzten.

Der Studiosus Trippe vernahm mit nicht geringer Genugthuung die Kunde von diesem Vorgang und nahm daraus sofort Veranlassung, bevor er sich am Abend behufs Fabrikation assyrischer und babylonischer Münzen in die Apotheke begab, dem Herrn Assessor Fleck die erste Aufwartung zu machen. Er fand den Alten, wie er, die Hornbrille auf die äußerste Nasenspitze gerückt, zwischen den Kästen seiner Sammlung herumhantirte, welche ihm Margaretha aus einem Schränkchen reichen mußte. Letztere sah trübe aus und hatte geröthete Augen, und die Art, wie der Student von ihr empfangen wurde, war für denselben nichts weniger als verheißungsvoll.

„Sehen Sie," rief der Magistratsassessor dem Ankommenden zu, ohne dessen Begrüßung abzuwarten, „hier habe ich eine Anzahl vortrefflicher Doubletten herausgelegt; ich denke, sie werden einen und den andern Assyrier aufwiegen."

„Ohne Zweifel," sagte der Student. „Indessen denke ich, wir reden davon später. Ich komme im Vorbeigehen, um eine Nachricht zu bringen. Ich bedaure, wenn sie Ihnen unangenehm ist, mein theures Fräulein —"

„Nur heraus!" schrie der Alte, indem er die Flügel seines Schlafrockes übereinanderschlug und mit ungewöhnlicher Behendigkeit hinter dem Tisch hervorvoltigirte. „Muß er daran glauben? Hat diesen miserablen Schnurrbart die Katze?"

„Noch nicht, mein verehrter Herr. Aber die Hauptsache ist, daß dieser Herr Brennicke ein Mensch zu sein scheint, welcher lieber sein Lebensglück, als seinen Hochmuth fahren läßt. Mein Vater in seiner großen Gutmüthigkeit hatte schon die Absicht, ihn ungeschoren zu lassen, wenn es ihm nicht beliebt hätte, die unverschämteste Miene von der Welt aufzusetzen und meinem Vater die ungebührlichsten Grobheiten zu sagen, welche er sich in seiner Stellung unmöglich bieten lassen durfte. Die Folge ist natürlich die, daß ein Bericht an die Regierung, welcher seine Bestrafung und die Verurtheilung des Bartes beantragt, bereits abgegangen ist."

„Also der Schnurrbart muß fallen?"

„Muß fallen," sagte Trippe lakonisch.

„Hurrah!" rief Fleck. „Margareth, eine Flasche blau Gesiegelten und zwei Gläser!"

Trippe war zu Margaretha herangetreten.

„Mein Fräulein," sprach er gesenkten Blickes, „ich bin schuldlos, habe im Gegentheil nach Möglichkeit zum Guten geredet, aber er hat selber Alles verdorben."

„Ah bah! Da ist nichts zu entschuldigen. Sie steigt in den Keller und alles Uebrige geht sie nichts an."

Der Student konnte die Wirkung seiner beschwichtigenden Worte nicht beobachten, denn die Adressatin hatte ihm, als er zu ihr herankam, den Rücken zugewendet und ging jetzt, ohne sich umzusehen, hinaus.

Die beiden Männer warteten vergeblich auf ihre Rückkunft. Der Alte schalt; Trippe nagte etwas geärgert an der Unterlippe, gewann aber rasch seine Zuversicht wieder und hinderte Jenen, der Ungehorsamen nachzusteigen, indem er ohnehin einer unaufschiebbaren Angelegenheit halber sich verabschieden zu müssen behauptete.

Er ging, nachdem er noch die Versicherung abgegeben, daß der Brief an den Hauswirth unterwegs sei, und kam wenige Minuten später in der Apotheke an. Mohr versicherte ihm, daß Alles bereit sei, nur könne er vor elf Uhr nicht aus der Offizin kommen.

Er wolle Formen schneiden, sagte Trippe, und stieg die Treppe hinauf zu Mohr's Zimmer.

Bis spät in die Nacht hinein saßen die Beiden zusammen, — ein unheimliches Paar. Sie gingen auf Socken und unterhielten sich mit gedämpfter Stimme, um keinen Argwohn im Hause zu wecken. Unhörbar schwang Mohr den Schmelztigel, während der Student auf den Knieen lag und mit einem Löthrohr in die Spiritusflamme blies, unaufhörlich die Richtung verändernd. Gespenstisch flackerte der Lichtschein im Zimmer umher, und der Nachtwächter des Städtchens promenirte eine geraume Weile auf der Straße auf und nieder, mit besorgter Miene die seltsame Zimmerbeleuchtung beobachtend. Ohne Zweifel würde er Feuerlärm geblasen haben, hätte ihn nicht die gewissenhafte Sorge für die ihm anvertraute Nachtruhe der Bürger von einem so gewagten Schritt zurückgehalten.

*

Am letzten Tage der Woche trug der Student die Münzen, welche er der Vorsicht halber noch ein paar Tage in nasser Erde vergraben hatte, damit sie vollkommen auszureifen vermöchten, zum Magistratsassessor.

Mohr hatte anfangs den feierlichen Akt der Präsentirung auf den Sonntag verschoben wissen wollen, um ebenfalls Zeuge sein zu können. Trippe hatte ihm dagegen dargethan, daß seine Gegenwart nur störend wirken könne, und als Mohr, bei dem sich die Sehnsucht nach der Geliebten mit erwachender Eifersucht verband, gar zu schwierig geworden war, hatte Jener ihm versprochen, die Abtretungsbedingungen mit dem Alten womöglich noch am selben Tage zu vereinbaren; am Sonntage könne er dann gehen und Alles in Richtigkeit bringen.

Leider hatte Trippe außer den Münzen noch etwas zu seinem würdigen Bundesgenossen zu transportiren, nämlich den Bescheid der Regierung in der Angelegenheit Brennicke's. Derselbe war für den Letztern wider Erwarten durchaus nicht ungünstig, insofern er bestimmte, „daß dem Verklagten erstens mit Rücksicht auf sein unziemliches Benehmen ein Verweis zu ertheilen, derselbe aber zweitens in Ansehung des Schnurrbartes nicht weiter zu behelligen sei, wofern nicht eine namhafte Anzahl Stimmen aus der Gemeinde die bestimmt formulirte Erklärung abgäben, daß der Schnurrbart des rc. Brennicke ihnen zu Anstoß und Aergerniß gereiche".

Fleck war über diese Erklärung höchlichst entrüstet.

„Was haben Sie nun erreicht?" fragte er mit argwöhnischem Seitenblick auf den Ueberbringer derselben. „So weit war ich selber schon, und ich kann Ihnen nach meinen Erfah-

tungen versichern, daß an eine solche Petition nicht zu denken ist."

„Meinen Sie?" fragte Trippe kühl, welcher, die Münzen in der Tasche, sich vor dem ernstlichen Ausbruch eines Zorngewitters nicht im Mindesten fürchtete. „Ich meinerseits glaube, daß nichts leichter zu bewirken ist als eine solche Petition, und ich bitte Sie nur um das Versprechen, in den Ihrem Einflusse zugänglichen Kreisen dafür mit demselben Eifer wirken zu wollen, den ich in meiner Bekanntschaft zu entwickeln gedenke. Mit gutem Willen und etwas Geschick ist Alles möglich zu machen."

„Hm! Wie meinen Sie, daß man es anfinge? Sprechen Sie sich aus. — Warten Sie!" — Er ging nach den Thüren, die er eine nach der andern öffnete und wieder schloß. „Wir sind allein. Sie brauchen sich nicht zu geniren."

Trippe, der vorher etwas mißtrauisch nach den Thüren geschielt hatte, nickte befriedigt.

„Viel ist dabei nicht zu sagen," erwiederte er. „Es gibt gewiß einige Leute im Orte, die Ihnen verpflichtet oder gar von Ihnen abhängig sind. Bei diesen fangen Sie an, veranlassen sie, ihrerseits ähnlich zu verfahren und so weiter. Das gibt eine hübsche Kette, Sie werden sehen. Die eine Petition bitte ich Sie selbst aufzusetzen. Ich liefere zwei andere. — Aber nun zu etwas Besserem."

Er zog mit ernster Miene den alten Tabaksbeutel hervor, welcher den heißersehnten Schatz barg, und schüttete die Münzen klirrend auf den Tisch.

Fleck konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Da lagen sie nun, die namenlosen, mit den merkwürdigsten Krähenfüßen gezeichneten seltsamen Münzüberreste aus der Zeit Tiglat Pileser's des Vierten, Salmanassar's, Nebukadnezar's und was für Namen der Student noch zu Tage förderte; Stücke, wie sie nach Fleck's Versicherung kein Münzkabinet aufzuweisen habe, soweit seine Kenntniß reiche; die einen viereckig, die anderen rund, aber alle am Rand ausgeschlagen, wie eine vom Alter ausgefranzte Unaussprechliche, in einer Farbe glänzend, deren Mischungsbestandtheile schwer zu bezeichnen gewesen wären. Den Umstand betreffend, daß sie sämmtlich durchlöchert waren, so erklärte Trippe, jeden Verdacht abwenden zu müssen, als seien sie einmal im alten Assyrien oder Babylonien außer Kurs gesetzt und auf irgend einem vorchristlichen Bankierstisch aufgenagelt gewesen. Vielmehr sei diese Durchbohrung landesüblich gewesen, da man im alten Mesopotamien keine Portemonnaies gekannt, sondern das nöthige kleine Geld an eine Schnur gereiht um den Hals getragen habe.



Ein Wolf in der Falle. (S. 336.)

„Sehen Sie, mein werther Herr Studiosus," sagte der Assessor mit gerührter Stimme, indem er eine Münze nach der andern aufmerksam besichtigte, „es wird mir sonderbar zu Muthe, wenn ich diese Alterthümer ansehe. Gott weiß es, ich kann diese Kerle, wie sie Alle heißen, Tiglat Pileser und die anderen, durchaus nicht leiden, denn es waren verdammte alte Heiden, welche schon in der Bibel für alle Ewigkeit verworfen sind. Aber wenn ich mir denke, daß einer von ihnen diese merkwürdigen Stücke in der Hand gehabt —"

„Sie rühren wohl eher von Unterthanen her," unterbrach ihn Trippe, dessen Gesicht äußerst feierlich geworden war. „Diese Könige befaßten sich nachweislich nur mit Goldmünzen."

„Schadet nichts, meinetwegen auch irgend ein Unterthan; aber es ist immer ein erhebendes Gefühl."

Der Student nickte schweigend.

Fleck stand noch eine Weile liebäugelnd vor den Münzen.

„Nun, wie steht's, Herr Trippe, — ich sehe mehrere Doubletten. Wie wär's mit einem kleinen Tauschhandel?"

Trippe sah vor sich hin.

„Mein verehrter Herr," sagte er, „ich muß Ihnen etwas erzählen, worüber Sie vielleicht lächeln werden. Diese Nacht schlief ich etwas unruhig und hatte gegen Morgen einen höchst merkwürdigen Traum. Vor mir stand ein Mann mit geflochtenem, öltriefendem Bart und Haupthaar, auf dem Kopf eine spitze Mütze und in ein langes Gewand gekleidet. ‚Trippe,' sprach er würdevoll, ‚ich bin der Kellermeister des Königs der Könige, Tiglat Pileser's des Vierten, und die Münzen stammen von mir. Hebe sie sorgfältig auf und veräußere sie an Niemanden, auf welche Weise es auch sei, ausgenommen an Deinen Schwiegervater, sonst ist es Dein Unglück.' Ich mußte ihm ein Versprechen darauf in die Hand abgeben, worauf er einen dunklen Gang hinunterwandelte und dort verschwand."

„Merkwürdig," sprach der Assessor, indem er den Erzähler scharf ansah.

„Sehen Sie, ich bin nicht gerade abergläubisch, aber es ist doch immer ein dummes Gefühl, wenn Einem sein Unglück so an die Wand gemalt wird. Ich gestehe nun ehrlich, daß ich Niemand kenne, dessen Schwiegersohn ich lieber werden möchte, als der Ihrige, verehrter Herr; indessen —"

„Sie glauben, ich will nichts davon wissen?"

„In der That."

Fleck ging unruhig in der Stube auf und ab, wobei er zuweilen einen mißtrauischen Blick auf den Studenten warf, der mittlerweile mit großer Ruhe seine Münzen wieder einzupacken begann. — Endlich stellte er sich dicht vor ihn hin und sagte:

„Wollen Sie mich beschwindeln?"

„Herr Assessor!" fuhr Trippe empor, „ich bin nicht gewohnt, mir dergleichen sagen zu lassen."

„Nun, nun," begütigte der Alte, „ich merke schon, worauf Sie hinauswollen. Lieber wie den verdammten Schulmeister will ich Sie immer noch als Schwiegersohn haben. Wann werden Sie Doktor?"

„Ueber ein Jahr spätestens."

„Gut. Geben Sie mir die Münzen. Aber sie sind doch auch echt?"

„Verehrungswürdiger Mann," sagte Trippe, „hier sind sie, und ich will Ihnen, wenn Sie wünschen, eine Bescheinigung von einem akademischen Professor der höhern Münzkunde über ihre Echtheit bringen. — Nur stelle ich eine Bedingung: daß ich die Münzen sämmtlich zurückerhalte, im Falle sich die entzückende Aussicht, welche Sie mir zu eröffnen die Freundlichkeit haben, nicht verwirklichen sollte."

„Wie so? Wie wäre das möglich?"

„Hm! Wenn Fräulein Margaretha zum Beispiel sich weigerte, zu unserem Vertrag ‚ja' zu sagen?"

„Unsinn!" polterte der Alte. „Das ist meine Sache. Schaffen Sie mir nur den Schulmeister vom Halse."

Trippe lächelte diabolisch.

„Das heißt wie ein Mann gesprochen. Erwarten Sie von mir, daß ich ihr gegenüber die Sache mit Vorsicht und Delikatesse zu behandeln weiß."

Beide trennten sich mit dem gegenseitigen Versprechen, sofort die Petition gegen Brennicke in Umlauf zu bringen. Der Student zog es indessen vor, erst eine andere Angelegenheit zu erledigen.

Zehn Minuten später saß er vor dem Schreibpult und zeichnete nach den Schriftzügen eines offenbar von Damenhand herrührenden Briefes Folgendes auf das Papier:

„Geliebter meiner Seele!

Habe Geduld; ich darf mich Dir noch nicht in der Gestalt zeigen, in der ich es wünschte. Aber bald, — bald werde ich die Hindernisse mit Hülfe Deines Freundes hinwegräumen, die unserer Vereinigung entgegenstehen. Auf dem Maskenballe hoffe ich Dich zu sehen; ich werde eine Türkin vorstellen und als Erkennungszeichen eine Pfauenfeder tragen. Sprich nur das Wort ‚Ewig', so wird Dir entgegenschlagen das Herz

Deiner Dich ewig liebenden

M. F."

Der Student überlas den Brief noch einmal mit halblautem Lachen.

„Donnerwetter, das gibt einen Witz!" murmelte er. „Schade, daß kein fideles Haus von der Couleur bei mir ist." Er faltete und verklebte den Brief und begab sich darauf zu Mohr.

Den Apotheker hatte inzwischen die Aufregung der Erwartung fast umgebracht. Mehrmals war er in Gefahr gewesen, die bedenklichsten Verwechslungen mit zu verabreichenden Arzneimitteln zu begehen und Substanzen zu Pillen zu verarbeiten, deren Natur und Beschaffenheit dieser Behandlungsweise durchaus widerstrebte. Und er war gegen die Vorwürfe seines Prinzipals nie tauber gewesen als heute; ja, er hatte es sogar gewagt, demselben hinter seinem Rücken mehrmals Blicke der souveränsten Verachtung zuzuschleudern. Er kam Trippe vor die Thür entgegen, faßte ihn an der Brust und sprach mit den tiefsten Tönen, die sein Stimmregister lieferte:

„Glück oder Pech? Nur nicht auf die Folter spannen."

„Die Wahrheit liegt in der Mitte," erwiederte der Stu-

dent. „Der Alte muß noch belagert werden, ehe er sich ergibt. Aber hier ist etwas Anderes."

Mohr ergriff mit Hast den Brief, den Trippe aus der Rocktasche zog, und las, während dieser mit heimlichem Vergnügen die Skala der Wonne beobachtete, welche des Apothekers Gesicht in aufsteigender Linie verklärte.

„Trippe," sagte endlich Mohr mit einem Seufzer, indem er auf den Brief deutete, „das ist heiliges Land. Diese himmlischen Schriftzüge werden in der Nähe meines Herzens den einzig würdigen Platz erhalten."

„Das finde ich in der Ordnung. Aber jetzt eine Frage: Können Sie schweigen?"

„Wie ein Karpfen."

„So hören Sie. Der Alte hat schon halb und halb dem Kerl, dem Brennicke, die Heirath mit Ihrer Angebeteten zugesagt, falls es ihm gelingt, seinen Schnurrbart zu behalten. Wir müssen daher Alles mobil machen, um eine Petition dagegen zu Stande zu bringen. Ich werde sie aufsetzen, und hier im Laden müssen Unterschriften gesammelt werden."

„Tausend für eine!" rief der Apotheker feurig. „Von Männern, Weibern und Kindern. Ich sage Ihnen, Trippe, ein Stückchen Recluse oder Succus liquiritiae thut Wunder."

„Bon. Je mehr, desto besser."

„Was Teufel! Also Brennicke mein Nebenbuhler? Wer hätte das gedacht! Jetzt verstehe ich auch, was der Alte neulich im Garten —"

„Für jetzt überlasse ich Sie Ihrer Verwunderung," unterbrach ihn der Student. „Aber Mund gehalten! Nachher bringe ich die Peiition."

Er ging.

Mohr drückte einen zärtlichen Kuß auf den Brief und lispelte: „Ewig Dein!" — worauf er ihn in die Weste steckte.

*

Abends waren die Petitionen fertig, und schon in wenig Tagen zeigten sie eine erhebliche Zahl von Unterschriften.

Mohr hatte, so viel ihm möglich, auf das Geschlecht der dienstbaren Geister gewirkt, wobei ihm einige befreundete Commis in benachbarten Geschäften behülflich gewesen waren.

Trippe hatte sein Werbebureau hauptsächlich im „Goldenen Affen" aufgeschlagen und der Sache hier auf geschickte Weise einen Schwung gegeben, indem er das Ganze als famosen Witz darstellte, für den sich die jüngere Zechbrüderschaft um so mehr begeisterte, da Brennicke sich nur selten im „Goldenen Affen" sehen ließ.

Die gewichtigsten Stimmen lieferte der würdige Magistratsassessor selber, welcher einen durchaus andern Weg gewählt hatte. —

Die zwanzigtausend Thaler des Herrn Fleck nämlich lagerten keineswegs ausschließlich in Form von Papieren in der eisenbeschlagenen, in den Fußboden eingeschrobenen Lade, welche sei e Kammer zierte. Von dem geringen Bruchtheil abgesehen, welchen das Haus repräsentirte, hatte er vielmehr, eingedenk des Psalmwortes „Borget gern", Alles auf Zinsen gegeben, welche böse Zungen hinter seinem Rücken als unchristlich zu bezeichnen sich nicht entblödeten.

Dieser Umstand nun erwies sich im gegenwärtigen Moment als höchst ersprießlich. Nicht nur, daß er eine Anzahl gewichtiger Privatpersonen mit weitverzweigten Familienverbindungen in sein Netz führte; was die Hauptsache war: er half auch eine offizielle Kundgebung gegen den Brennicke'schen Schnurrbart zu Stande bringen.

Der Hauptschuldner des Assessors nämlich, ein Schuster, war der Führer und erste Sprecher in der Versammlung der Stadtverordneten. Dieser hielt, von Fleck angestachelt, in einer außerordentlichen Sitzung eine donnernde Rede gegen die überhandnehmende Neuerungssucht im Allgemeinen und den verwegenen Brennicke im Besondern, wobei er auf das Schlagendste darthat, welche bedenklichen Konsequenzen ein solches schlimmes Beispiel für die Gesinnung der heranwachsenden Generation haben müsse. Er bot das ganze Feuer seiner Beredsamkeit auf, indem er sich beständig der ihm drohenden Kündigung erinnerte, und es gelang ihm in der That, einen Majoritätsbeschluß herbeizuführen, „daß in Erwägung ꝛc. — auf Vernichtung des Brennicke'schen Schnurrbarts als eines höchst ärgerlichen und anstößigen Gewächses zu beantragen sei".

Der Superintendent, welcher bei aller Gutmüthigkeit die Niederlage einem Untergebenen gegenüber nicht vertragen konnte und den daher der erste Bescheid der Regierung gewaltig gewurmt, empfing mit sichtlicher Zufriedenheit die einlaufenden Aktenstücke und fertigte sie sammt einem Bericht über die drohende Stimmung in der Gemeinde an die hochlöbliche Behörde ab.

Die Antwort lautete wie vorherzusehen: Der ꝛc. Brennicke habe sich unverzüglich seines Schnurrbarts zu entledigen, widrigenfalls weitere Schritte gegen denselben erfolgen würden.

Brennicke empfing den niederdonnernden Bescheid mit großer Seelenruhe. Noch mehr: Diejenigen, welche die Tage darauf mit schadenfrohen Blicken auf seine Erscheinung warteten, hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Stolzer denn je trug er die so hart angefochtene Zierde; schien es doch, als ob er absichtlich seine gesammte freie Zeit darauf verwendete, die Straßen der löblichen Stadt Zippel zu durchschreiten, um sich an der Enttäuschung seiner Gegner zu weiden.

Der Grund dieses auffallenden Benehmens wurde bald genug bekannt. Brennicke hatte dem geistlichen Herrn ein Schreiben an die Behörde eingehändigt, wozu als Einlage ein Zeugniß des Stadtarztes Töppchen gehörte. In demselben wurde die ärztliche Versicherung abgegeben, daß das Tragen eines Schnurrbarts durchaus im Interesse der Gesundheit des Lehrers Brennicke liege, da derselbe an katarrhalischen Affektionen leide und diesem Uebel durch einen Schnurrbart auf das Wirksamste begegnet werde.

Die gesammte Gegenpartei war tief erbittert über den Hartnäckigen. Wo er sich blicken ließ, mußte er spitzige Reden hören, und die Einzigen, welche ihn zu trösten Miene machten, waren einige Mütter von unverheiratheten Töchtern, denen die Gelegenheit günstig erschien, um den von aller Welt Verlassenen durch die Bande zarter Rücksicht an sich zu knüpfen. Denn die Ansicht, daß er mit seinem kühnen Schachzuge wenig Erfolg haben dürfte, war allgemein und sein Kontrakt mit Fleck offenes Geheimniß; sonach schlossen diese weisen Mütter, daß die Stelle der hübschen Margaretha in Brennicke's Herzen vakant werden und daß der Verzweifelnde möglicherweise rasch nach einem sich darbietenden Ersatz greifen würde.

Was die Vermuthung wegen des Erfolgs der Eingabe betraf, so hatte die öffentliche Meinung Recht. Die Regierung wies das Ansuchen Brennicke's, den Bart aus Gesundheitsrücksichten tragen zu dürfen, mit dem Bemerken zurück, daß ein Respirator die nämlichen Dienste leisten würde. Ja, als der Verurtheilte dem Herrn Superintendenten zu erklären wagte, sein Einkommen reiche zur Anschaffung eines solchen Instruments nicht aus, verfiel er der ganzen Strenge des Gesetzes: er mußte einen Thaler Ordnungsstrafe erlegen.

Der Schnurrbart war zweifellos den unterirdischen Mächten verfallen. Nur den Maskenball über beschloß Brennicke ihn noch zu konserviren.

5.

Der „Goldene Affe" lag heute in trübseliger Vereinsamung, denn Alles, was Beine hatte und zur Theilnahme berechtigt war, strömte dem Maskenball im „Schwarzen Adler" zu, welches letztere Lokal sich, von dem geräumigeren und eleganteren Tanzsaale abgesehen, namentlich dadurch vor dem erstgenannten auszeichnete, daß es einen mit alten, jetzt allerdings ganz kahlen Linden bepflanzten Hofplatz zu bieten hatte.

Man würde irren, wollte man im „Schwarzen Adler" dasjenige Lokal vermuthen, in welchem sich die Bekanntschaft Fleck's mit Trippe und Mohr vermittelt hatte. Während dieß, wie bemerkt, ein ziemliches Stück von der Stadt entfernt lag, grenzte der Adler unmittelbar an eines der Stadtthore und war bei den mäßigen Dimensionen Zippels von allen Seiten rasch zu erreichen.

Da die Veranstaltung des Vergnügens durchaus von den Honoratioren ausgegangen war, so war das Arrangement, wie zu erwarten, ein glänzendes. Schon im Laufe des Nachmittags zogen würdige Väter nebst Müttern und Töchtern gleich ruhig wandelnden Sternbildern die Straßen hinab, um in das gastlich geöffnete Thor des Adlers einzumünden, wogegen die hoffnungsvollen Söhne ihren Weg in größerer Freiheit wählten und auch an Ort und Stelle keineswegs diejenige Seßhaftigkeit erlangten wie die übrigen Familienbestandtheile. Vom eigentlichen Maskenball war natürlich jetzt noch keine Rede; es handelte sich nur um ein Kaffeerendezvous, eine Art Einleitungsfeier. Im Sonntagsstaat anlangend, wurde jede Familiengruppe durch das seitwärts an einer Tafel postirte Stadtmusikkorps mit mächtigem Tusch empfangen, welcher beim Eintritt des regierenden Bürgermeisters durch die große Pauke verstärkt und in dreimaliger Wiederholung exekutirt wurde. Der Kaffee ward im Hof unter den Linden servirt, welche in der frischen Oktoberluft schon dürre Blätter herniederschüttelten, und die Gespräche drehten sich naturgemäß um die zu erwartenden abendlichen Genüsse. Diejenigen, welche beim Fest aktiv mitzuwirken beabsichtigten, — und die Schneelinie des Alters bildete hiefür keineswegs die Grenze, — erzählten einander in vollster Offenherzigkeit, welches Kostüm sie gewählt hätten; natürlich war kein Wort davon wahr, zum wenigsten wurde keines dafür gehalten. Intriguen wurden verabredet; — heimliche Bosheiten, welche sich unter dem Schutz der Masken an das Licht sanft flimmender Lampen wagen sollten, feierten im Schatten der alten Linden die Stunde ihrer Geburt.

Mit sinkender Sonne wurden Vorplatz und Kaffeetische wieder leer. Bürgermeisters, Superintendents, Diakonus', Kreisrichters, Doktors, Apothekers, Postsekretärs und sofort verschwanden unter geräuschvollem Geplauder und Zunicken, und nur wenige Bequeme, welche durch das Fest nicht zu Toilettenwechsel verurtheilt wurden und die Kosten eines Abendbrods im Adler nicht zu scheuen hatten, blieben als vereinzelte Säulen zurück.

Selbst der Stadtmusikus mit seiner Künstlerschaar zog es vor, noch einmal die wurmstichige, holprige Stiege des alten Musikantenthurms zu erklettern und sich am eigenen Herd für die schwere Arbeit der Nacht gehörig zu stärken.

Erst im Schutze der Dämmerung kehrte die zurückgewichene Flut allgemach mit wachsender Stärke zurück. Seltsame Gestalten huschten oder marschirten, je nachdem sie die Augen der an den Ecken lauernden Straßenjugend scheuten oder verachteten, durch die dunkelnden Straßen. Ein einziger städtischer Wagen rasselte hinab zu dem Orte der Lust; er gehörte dem Doktor Töppchen, fuhr aber den Weg zweimal, da er von dem loyalen Besitzer auch der bürgermeisterlichen Familie zur Verfügung gestellt worden war. Nur die Wagen einiger Gutsbesitzer aus den umliegenden Dörfern machten ihm Konkurrenz.

In der halbdunklen Garderobe rauschte, knisterte und flüsterte es, und die Ankommenden streiften mit rascher Neugier die Hinausdrängenden, zum Eintritt in den Saal Vorbereiteten. In letzterem quirlte in üblicher Weise Orient und Occident, alte und neue Welt, Christen, Juden, Muselmänner und Heiden, wilde und zahme Thiere, ja selbst einige Ungethüme, welche bei der Schöpfung vergessen worden waren, durcheinander. Aus den Spiegeln, welche in abgemessenen Entfernungen zahlreich die Wände zierten, strahlte das Licht der beiden Glaskronleuchter mit blendendem Glanze zurück; es war dieß eine sinnreiche Einrichtung des neuen Wirthes, welche heute zum ersten Mal ihre in der That große Wirkung zu erproben hatte. Zur Schmückung der Wände hatte das Gemeindegehölz Tannenreisig geliefert, während die Ueberfülle von Fahnen und Fähnchen den Turn-, Sing- und anderen Vereinen des städtischen Gemeinwesens entliehen war. Die Musiker strichen und bliesen mit Todesverachtung; — die Galerieen waren zum Brechen mit Zuschauern gefüllt, welche meist durch ihr dienstliches Verhältniß zu irgend einer der mitwirkenden Herrschaften oder durch Konnexion dorthin gelangt waren, während Andere, weniger Begünstigte, sehnsüchtig im Hofe drunten standen und sich mit einem magern Blick auf die Einpassirenden begnügen mußten.

An einer der Schmalseiten des Saales, welche für die „älteren Herren" reservirt und reichlich mit Tischen besetzt war, saß der Herr Magistratsassessor Fleck. Besser gesagt: er thronte; denn daß er heute der gefeierte Sieger im Kampf war, wie die zahlreich zu ihm strömenden maskirten und unmaskirten Tänzer und Nichttänzer bezeugten, prägte sich deutlich auf dem ungewöhnlich vergnügten Antlitz und in der straffen Haltung des Herrn Assessors aus.

Aber der Gipfel seines Triumphes war noch nicht erstiegen.

Eben machte der Tanz eine Pause; ganz besonders zahlreich umdrängte ihn die Schaar der Seinigen und erwartungsvoll richtete sich mancher Blick nach der Saalthür. Eine Maske erschien in derselben, mit den Emblemen eines Barbiers ausgestattet. Ueber den Schultern trug der Pseudobarbier mit militärischer Haltung ein riesiges Rasirmesser aus beklebter Pappe, im andern Arme lag eine Scheere von ähnlicher Beschaffenheit; ein Seifennapf und ein Kamm hingen ihm an einem Riemen über der Brust.

Kaum war die Maske bemerkt worden, als die Umgebung Fleck's zur Musik ein vielstimmiges „Tusch" emporrief. Während diesem Verlangen entsprochen ward, marschirte der Barbier nebst zwei Pagen in den Saal, deren einer einen ungeheuren Schnurrbart von Wolle auf bänderverzierter Stange hängen hatte, wogegen der zweite auf einem Kissen einen Lorbeerkranz trug. Eine beträchtliche Zahl von Masken schloß sich dem Kleeblatt an; der Zug wanderte durch den Saal und machte endlich vor Fleck Halt, welchem nach einer pantomimischen Rede des Barbiers der Lorbeerkranz aufgesetzt und der Schnurrbart sammt Stange überreicht wurde.

Das Antlitz des Gefeierten glänzte vor Wonne; die wenige Verlegenheit, welche seine geschmeichelte Eitelkeit nicht zu tilgen vermochte, fuhr in seine langen Beine, die sich krampfhaft um und über einander zwängten. Als man indessen unzweideutig die Absicht kundgab, ihn auf den Schultern im Triumph durch den Saal zu tragen, sträubte er sich hartnäckig und mit Erfolg, da dieß sich mit der Würde seiner Stellung nicht vertrage.

Die ganze Ovation war natürlich das Werk Trippe's und der jüngern Generation aus dem „Goldenen Affen". Auch war die Gestalt Trippe's unter der Maske des Barbiers unschwer zu erkennen.

Zu Denjenigen, welche dem Alten am eifrigsten den Hof machten, gehörte ein Türke mit weiten, faltigen, blauen Beinkleidern und gelbem Obergewand, eine Pfauenfeder am Turban; — es war Mohr. Neben ihm zeichnete sich in gleicher Hinsicht ein alter polnischer Jude aus, welcher ziemlich gebückt ging und das elendeste Judendeutsch mit großer Fertigkeit und in den tiefsten Gurgeltönen handhabte. Letzterer zwang dem Alten unaufhörlich und unter den beweglichsten Bitten von seinem Schnupftabak auf und schlug endlich, als der Reiz der Szene seine Wirkung zu verlieren begann, vor, ihm zu Ehren in einem Nebenzimmer eine Bowle zu arrangiren, — eine Idee, welche sofort mit Beifall aufgegriffen ward.

Während Alles, Fleck vorweg, in das Nebenzimmer zog, begnügte der Jude sich damit, an dem Thürpfosten lehnend, zu konstatiren, daß der Assessor wirklich fest saß und voraussichtlich den Saal in der ersten halben Stunde nicht wieder zu sehen bekommen würde. Dann blickte er sich im Saal um und ging gemächlich auf ein Fischermädchen zu, welches bisher das ganze Schauspiel mit ängstlicher Haltung verfolgt hatte. Sie trug ein Tuch nach italienischer Weise um den Kopf geschlungen und über weißem Unterkleid ein grünmaschiges Netz, welches durch einen gleichfarbigen Strick als Gürtel zusammengehalten wurde. Aus den Maschen hingen Angeln an goldschimmernden Fäden nieder, und Schilfverzierungen, welche vom Gürtel abwärts gingen, ließen sehr annuthig; die Hand schaukelte verlegen, imitirte Goldfische im grünen Handnetz.

„Geh' in den Garten, Margaretha, ich komme nach," flüsterte der Jude, indem er, ohne sie anzusehen, an ihr vorüberging.

Sie nickte und verschwand nach einiger Zeit aus dem Saal. In dem großen Tumult war wohl kaum Jemand, der es bemerkte.

Der Jude konnte nicht sofort folgen. Eine Gruppe von Dominos bemächtigte sich seiner, umstellte ihn und begann allerlei Neckereien.

Plötzlich kam eiligen Schrittes und ziemlich aus der Rolle fallend der Türke Mohr vorbei.

„Den Teufel auch, hat Keiner eine Türkin gesehen?"

„Die Favoritsultanin!" schrie einer der Dominos in den Saal. „Die Favoritsultanin ist abhanden gekommen und wahrscheinlich entführt. Fünf Thaler Belohnung Demjenigen, welcher sie wieder bringt. Sie hört auf den Namen Auguste!"

„Er [illegible] ein Ochs!“ rief der Türke wüthend[illegible]n Aufbrechen des Eises

„Hier! [illegible] Millionen [illegible]“ antworteten Stimmen aus allen Ecken auf die Frage des Domino. Aber die Türkin war trotzdem nirgends zu sehen.

Mohr ging endlich in das Nebenzimmer.

„Geehrtester Herr, haben Sie Ihre Fräulein Tochter mitgebracht?“ murmelte er dem Assessor in's Ohr, der mit glänzenden Augen vor der Bowle saß.

„Natürlich,“ lautete die Antwort. „Wer sind Sie?“

„Ich reise inkognito; unter uns gesagt, ich bin der Pascha von Janina. Aber in welchem Anzuge hat sie sich versteckt?“

„Geht mich nichts an,“ schrie der Assessor. „Ein Tuch um den Kopf und so weiter.“

Und er vertiefte sich in ein frisch eingeschenktes Glas.

„Es ist richtig,“ murmelte Mohr. „Er meint offenbar den Turban. Aber wo um's Himmels willen steckt sie? Ich muß doch Trippe fragen, vielleicht hat er eine Ahnung.“

„Haben Sie zufällig den Herrn Barbier gesehen?“ fragte er einen Ritter, der neben ihm stand.

„Dieß schnöde Geschöpf treibt sich im Saal herum und sammelt Kunden,“ war die gravitätische Antwort.

Im Saale ward wieder getanzt, und Mohr ließ die Paare Revue passiren; aber vom Barbier war nichts zu erblicken. Er sah sich unter den Uebrigen um, — vergebens. Endlich fragte er drei Mönche nach dem Gesuchten.

„Hinterwärts von Temeswar sitzt er auf einer alten Ruine und bläst Posaune,“ sagte der Eine mit dumpfer Stimme.

„Vernimm, Ungläubiger,“ fiel ein Zweiter ein, „daß dieser Edle, dem Du nicht werth bist die Schuhriemen aufzulösen, vor einer halben Stunde sich im Saal umherbewegt hat und demnach gegenwärtig höchstens eine halbe Stunde entfernt sein kann. Geh' und suche!“

Mohr ging ärgerlich weiter, von dem Gelächter der drei Klosterbrüder begleitet. Aber wie eifrig er suchte, — der Barbier blieb verschwunden.

Ein furchtbarer Verdacht stieg in dem eifersüchtigen Muselmann auf. Der Barbier unsichtbar, — die Türkin nirgends zu erspähen, — standen diese beiden Thatsachen in Zusammenhang? Mohr dachte an den Garten und seine verschwiegenen Lauben; — wenn er dort suchte, was würde er finden?

Seine Faust ballte sich; noch einen Augenblick schwankte er, dann stieg er, den Saal verlassend, die Treppe hinunter. —

Die Fischerin war ein paarmal einen Gang auf und nieder gewandelt. Die Sterne warfen ein ungewisses Licht in die Oktobernacht, welches ungenügend gewesen wäre, um eine Gestalt deutlich erkennen zu lassen, wenn ihm nicht da und dort angebrachte Lampen zu Hülfe gekommen wären. Die Fenster des Saales blickten glühend in den Garten herab; wiegende Melodieen und gedämpfter Lärm erklangen durch die herbstlich kühle Nachtluft.

Die Kleine fröstelte und hüllte sich fester in ein Tuch, welches sie aus der Garderobe mitgenommen.

Plötzlich wurden in einem Nebengange Schritte vernehmbar. Eine weibliche Gestalt von ungewöhnlicher Größe, — eine Türkin, wie sich beim Näherkommen zeigte, — trat auf die Fischerin zu. Es war unmöglich, ihr auszuweichen.

„Schöne Maske,“ flüsterte die Ankommende, indem sie den Arm der erschrockenen Margaretha ohne Widerstand in den ihrigen legte, „ein paar Worte.“

„Wer bist Du? Laß mich los!“ war die ängstliche Erwiederung.

„Ich bin nicht, was ich scheine. Doch höre zu. Gesetzt, ich hätte einen Freund, dem Du mit Deiner Anmuth das Herz abgestohlen hast, ohne es zu wissen, und dem Dein Vater mehr Wohlwollen schenkte, als irgend einem Andern, — würdest Du ihn auf alle Fälle zurückstoßen und ihm gar keine Hoffnung übrig lassen?“

„Eine Prise gefällig?“ schnarrte plötzlich die Stimme des Juden hinter einem Busche hervor. „Saure Karotten mit Makuba. Oder lieben die Damen Schneeberger? Nimmt den Verstand und bringt jeden verlorenen Schnupfen wieder.“

Margaretha riß sich von ihrer Begleiterin los und blieb tief aufathmend vor dem Juden stehen. Dieser trat rasch zwischen Beide und postirte sich dicht vor die Türkin.

„Willst Du fort, Jude, verdammter!“ knirschte die Letztere zwischen den Zähnen.

„As Du bist gut und gibst was zu verdienen dem armen Juden,“ flehte der Unerbittliche.

Die Türkin trat näher.

„Herr, können oder wollen Sie nicht einsehen, daß Sie hier überflüssig sind?“ zischelte sie mit unterdrückter Wuth.

„Ueberflüssig, wie haißt?“ Wenn der Mensch ist arm, ist er doch nicht überflüssig.“

Die Türkin drehte sich hastig um und schritt den Weg hinunter. Nach einiger Zeit verlangsamte sie ihren Gang, ihr Tritt ward immer unhörbarer, und, einen Umweg einschlagend, schlich sie vorsichtig nach der verlassenen Stelle zurück. Eben war sie an ein Bosket gelangt und wandte das Gesicht einen Moment nach der entgegengesetzten Seite, als aus dem Gebüsch, langsam rückwärts schreitend, der Türke Mohr herausspazierte.

Beide hörten sich im selben Augenblick, aber zu spät. Sie rannten kräftig auf einander.

„Donner und Doria,“ murmelte die Türkin. Mohr stieß einen Laut freudiger Ueberraschung aus.

„Endlich,“ sprach er, „endlich! So lange habe ich Sie vergebens gesucht und finde Sie hier, mein theures Fräulein, nach deren holder, bezaubernder Gegenwart mein Herz den ganzen Abend geseufzt hat. — O Trippe, edler Freund, wo Du auch weilst, ich bitte Dir das Unrecht ab, welches ich in Gedanken gegen Dich begangen habe, indem ich Dich für falsch und treulos hielt!“

Er schwieg und wartete auf eine Antwort, aber die Türkin gab keinen Laut von sich.

Mohr umschlang ihre Taille.

„Suleika, strahlender Stern des Ostens,“ sprach er mit Emphase, „willst Du meinen Harem zieren?“

„Bedaure, keinen Gebrauch davon machen zu können,“ antwortete die Türkin mit tiefer Baßstimme.

Mohr prallte zurück, als hätte er auf eine Natter getreten.

„Abgrund der Hölle,“ rief er, „das ist Trippe's Stimme! Mensch, warum haben Sie das gethan? Warum haben Sie sich so lange für meinen Freund ausgegeben, da Sie die Absicht hatten, mich auf eine so elende Weise zu hintergehen? Können Sie es verantworten, daß Sie mir den Glauben an die Menschheit genommen haben? Also Sie haben den Brief geschrieben, und Alles, was Sie mir vorgeredet haben, war Lüge!“

„Zum Kukuk,“ brummte Trippe ärgerlich; „lassen Sie doch die Redensarten, Mohr! Hätte ich gewußt, daß Sie den Witz so tragisch nehmen würden, so hätte ich ihn wahrscheinlich nicht gemacht. Sagen Sie mir lieber, wer der infame Jude ist, der oben die Bowle angegeben hat. Ich will gehangen sein, wenn nicht dieser niederträchtige Brennicke dahintersteckt.“

„Witz nennen Sie das?“ fuhr Mohr entrüstet auf. „Sie haben mich am Heiligsten verletzt, an meiner Liebe, und Sie sollen mir Genugthuung geben.“

„So nehmen Sie doch Vernunft an!“ beschwichtigte der Student. „Es ist ja nichts für Sie verloren. Vergessen Sie nicht, daß ich es bin, der Ihren zukünftigen Schwiegervater in der Hand hat und der Ihnen das Mädel verschaffen kann, auch wenn sie nicht von diesem verdammten Brennicke läßt.“

„Trippe,“ sprach Mohr tonlos, „ich verlasse Sie. Möge Ihr Gewissen Sie verfolgen, ich halte Sie nicht für werth meines Zornes. Aber das Band zwischen uns ist zerrissen auf ewig.“

„Sie sind ein Narr, Mohr,“ rief Trippe und lachte gezwungen auf.

Er faßte den Entrüsteten am Gewand und machte einen Versuch, ihn zurückzuhalten. Aber Mohr riß sich los und eilte mit starken Schritten in den Saal zurück.

«Habeat sibi!» sagte der Student endlich leichtsinnig, nachdem er ihm eine Weile nachgeblickt. „Einmal mußte es doch zum Bruch kommen, und jetzt bin ich ihn los.“

Er schritt noch durch ein paar Gänge; da er indessen weder von der Fischerin, noch von dem Juden eine Spur entdecken konnte, ging er ebenfalls wieder die Treppe zum Saal hinauf und verschwand in der Garderobe, um wenige Minuten später wieder als Barbier zum Vorschein zu kommen.

Die Demaskirung ergab für diejenigen Betheiligten, welche wir kennen, wenig, was sie nicht schon gewußt oder vermuthet hätten. Trippe überzeugte sich, daß der Jude in der That niemand Anderes als Brennicke gewesen war, und maß ihn im Vorbeigehen mit feindseligem Blick, den Jener ruhig aushielt.

Eine eigenthümliche Figur machte Mohr. Der biedere Türke hatte sich seit seiner Entdeckung in das Nebenzimmer verfügt, wo der Assessor in ziemlich seliger Verfassung auf seinem Stuhl eingeschlafen war. Hier hatte er sich an einen Seitentisch gesetzt und ein paar Flaschen Wein kommen lassen; er hatte sie sämmtlich entkorkt und saß nun trüben Blickes davor, ein Glas Wein nach dem andern hinunterstürzend. Dann und wann nickte er melancholisch, und seine Finger zogen die Weinpfützen, die auf dem Tisch entstanden, zu allerlei wunderbaren Figuren auseinander. Verschiedene Bekannte kamen und suchten ihn zur Rückkehr in den Saal zu bewegen; aber er starrte sie mit gläsernen Augen an und sagte mit dumpfem Tone: „Ihr seid allzumal Verräther, schnöde Verräther,“ worauf er wieder in brütendes Nachdenken versank. Seine Maske lag neben ihm am Boden, sein Turban saß tief im Nacken. So trieb er es bis tief in die Nacht und wankte endlich, — einer der Letzten, — nach Hause.

Brennicke hatte, nachdem er im Garten die Türkin beiseite geschafft, seine zitternde Geliebte langsam nach oben geleitet und die Trauernde nach Kräften zu trösten versucht. Er hatte ihr gesagt, sie möge ausharren, möge treu bleiben, vielleicht daß die Zeit ihnen Mittel an die Hand gäbe, den starren Sinn des Vaters zu beugen. Droben hatte er sich wenig mit ihr befassen können, da Trippe sämmtliche Freunde aufgeboten hatte, um die Kleine fortwährend in Beschlag zu halten; und er würde, hätte er den Aufenthalt an ihrer Seite erzwingen wollen, einen Skandal provozirt haben, dessen Ausgang bei der gegen ihn herrschenden Stimmung kaum zweifelhaft gewesen wäre. Noch weniger durfte er nach Ablegung der Maske wagen, sich ihr zu nähern.

Hatte er doch, angesichts der beleidigenden Gesichter, die ihn anstarrten, seine ganze Keckheit und Kaltblütigkeit nöthig, um sich selber mit Anstand im Saale zu behaupten.

Als die Menge der Gäste sich verlaufen hatte, kam ihm beim Anblick des Doktor Töppchen ein glücklicher Einfall; er ersuchte diesen, im Verein mit ihm die Sorge für den schlafenden Assessor, welcher gewaltig schnarchte, und die arme Margaretha, die sich an die Seite ihres Vaters begeben hatte, zu übernehmen. Es war dieß um so eher thunlich, als Töppchen Junggesell war und für niemand Anderes zu sorgen hatte. Im Hinblick auf den Doktor wagte denn auch Trippe, von seinen Freunden im Stich gelassen, nicht, sich herbeizudrängen, und ging mißmuthig ab. Als der Wagen des Stadtarztes, der die bürgermeisterliche Familie davongeführt hatte, zurückkehrte, ward der seiner nicht mächtige Assessor hineingeladen, Töppchen stieg mit Margaretha dazu und fort ging die Fahrt, nachdem der gefällige Beschützer für alles Weitere Sorge zu tragen versprochen hatte. Brennicke, zu dessen Mitnahme es an Platz gebrach, trat zu Fuß den Heimweg an.

Die Nachtkälte hatte zugenommen und der tapfere Dulder beeilte seine Schritte so viel als möglich. Ein paar Hähne krähten und in der Ferne verklang das Rollen des Wagens. Es war ihm übernächtig zu Muthe, — schläfrig und aufgeregt zugleich.

Er bog, nachdem er das Thor durchschritten hatte, rechts in eine Seitenstraße ein und kam bei einer neuen Wendung in einen ungepflasterten Weg, an dessen linker Seite Häuser hinliefen, während rechts ein wasserloser Graben sich hinzog. Das jenseitige Ufer des Grabens stieg ziemlich hoch empor, und die letzten Bäume von Obstgärten ragten über seinen Rand und vermehrten mit ihrem Schatten die über dem Graben liegende Dunkelheit.

Brennicke war etwa hundert Schritte an dem letztern entlang gegangen, da vernahm er ein unheimliches Stöhnen in demselben. Die Abgespanntheit seiner Nerven machte das Erschreckende dieses Ereignisses für den Dahinschreitenden fast wirkungslos. Aber immerhin blieb die Frage: wer konnte hier im Graben ein Nachtlager gesucht haben und was hatte dieser klägliche Ton zu bedeuten?

Brennicke trat an den Rand des Grabens und spähte hinab. Er sah nichts als einen dunklen Klumpen, aus welchem zwei Gegenstände die Grabenwand herauftragten, die sich bei genauerer Untersuchung als ein Paar Beine auswiesen.

„Wer liegt da?“ fragte Brennicke hinunter.

Keine Antwort erfolgte, ausgenommen ein wiederholtes Stöhnen, verbunden mit einigen unverständlich gemurmelten Worten.

Der barmherzige Samariter resolvirte sich endlich kurz, bückte sich und erfaßte die Beine, an welchen er sofort mit aller Anstrengung zu ziehen begann.

„Laß mich unten,“ sprach eine dumpfe Stimme, „die Welt ist voll von Betrug und Hinterlist und angefüllt mit Verräthern. Bosheit, Dein Name ist Trippe!“

„Himmel, Mohr, sind Sie es? Wie kommen Sie zum Henker hier hinunter?“

„Die Schwere meines Unglücks hat mich hinuntergezogen,“ stammelte es unten mit schwerer Zunge. „Die Welt wird natürlich sprechen, ich wäre betrunken gewesen. Aber es ist Alles Lüge. Alles, sage ich. O, Brennicke, einziger Freund, der mir übrig geblieben ist, glaube es nicht, es ist verdammte Lüge!“

Der Retter hatte den unglücklichen Mohr endlich mit verdoppelter Anstrengung auf den Weg heraufgehoben und hier lag er, schwer wie ein Mehlsack.

„Nehmen Sie sich ein wenig zusammen, Mohr; ich will Sie nach Hause bringen.“

„Nenne mich ‚Du‘, Brennicke,“ schluchzte der Auferstandene, indem er sich krampfhaft an diesen anklammerte, der ihn endlich auf die Beine brachte und fest um den Leib faßte. „Bruder, die Menschen sind nicht werth, daß zwei Solche, wie ich und Du, unter ihnen verweilen. Ja, Du bist würdig, die göttliche Margaretha zu besitzen; ich schwöre es, ich entsage ihr für immer und ewig. — Nein,“ stieß er heftig heraus, „sagen Sie nichts, Brennicke, lassen Sie sich nicht durch Ihren Edelmuth verleiten. Ihnen gehört sie.“

Er sprach abgebrochen und hastig, unterbrochen von beständigem Schluchzen und mehrfachen Versuchen, Brennicke zu umarmen.

„So kommen Sie doch nur; Sie müssen zu Bett. Ich will Sie schon führen.“

„Ja wohl,“ nickte der Apotheker, „nur zu. Sammeln Sie nur feurige Kohlen auf mein Haupt. — Ich selber, ich Elender, habe mich verleiten lassen, zu Ihrem Verderben mitzuarbeiten. — Huk! — Diese assyrischen oder sonstwie — huk! — Münzen sind falsch; ich habe sie mit diesem verd— huk! — verdammten Trippe fabrizirt, und er hat sie — huk! — dem Assessor als echt angeschmiert.“

Brennicke horchte auf.

„Was ist das? Münzen hat er dem Assessor gegeben?“

„Ja, wahrscheinlich — huk! — um ihm damit die Tochter abzukaufen.“

„Mohr,“ sagte Brennicke, „Sie sind heute nicht im Stande, mir über diese Schwindelgeschichte Auskunft zu geben. Wollen Sie es morgen thun?“

„Edler Freund! Du sollst Alles wissen! Du sollst diesen Lumpen entlarven, diesen scheußlichen Satan in — huk! — in Menschengestalt. Aber schwöre mir, daß Du meinen Charakter vor ihr, der Engelgleichen, reinigen willst. Ich bin bloß verführt, sie — huk! — sie muß mir verzeihen.“

„Schön; ich halte Sie beim Wort. Ich komme morgen zu Ihnen.“

Ein Hoffnungsstrahl dämmerte in Brennicke's Seele, wenn auch nur ein schwacher. Mühsam schleppte er den beständig im Einschlafen Begriffenen durch ein paar Straßen, bis er die Apotheke erreichte.

„Hier sind wir. Werden Sie munter, Mohr! Haben Sie einen Hausschlüssel?“

„Da,“ stammelte Mohr, auf seinen linken Rockflügel zeigend. Brennicke setzte den Kraftlosen auf die Steintreppe und zog den Schlüssel hervor.

Eine Viertelstunde später lagen auch die letzten beiden Festgäste des Adlerwirths in den Armen des Schlafes.

6.

Am Morgen nach diesen Ereignissen empfing Brennicke einen Brief von Mohr, worin derselbe ihm Alles mittheilte, was er über die Intriguen Trippe's wußte, insbesondere den genauesten Bericht über die Fabrikation der Münzen gab und am Schluß erklärte, daß die Scham ihn abhalte, den Besuch seines edelmüthigen Geleiters von der vergangenen Nacht anzunehmen. In einem Postscriptum war der ausdrückliche Wunsch ausgesprochen, daß das Schriftstück dazu benützt werden möchte, dem betrogenen Assessor die Augen zu öffnen.

Brennicke sandte den Brief unverzüglich an den Alten mit einem höflichen Begleitschreiben, worin er sich die Erlaubniß ausbat, gegen Abend selbst in seiner Wohnung vorsprechen zu dürfen.

Er hatte weise daran gethan, den Besuch nicht mit der Uebergabe des Schriftstücks zu verbinden, denn schwerlich wäre er in diesem Falle dem Schicksale entgangen, der ersten Wuth des Assessors als Sündenbock zu dienen. So traf er bei seinem Erscheinen den Zorn des Enttäuschten schon in geklärterer Verfassung, und das Gesicht, mit welchem Herr Fleck ihn empfing, war keineswegs unfreundlich.

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich nicht wollen zum Narren haben lassen," sagte er.

Des Schnurrbarts, den Brennicke noch immer trug, geschah keiner Erwähnung. Als Ableiter dienten insbesondere die Münzen. Fleck hatte die armen Pseudoassyrier sofort nach Durchlesung des Briefes aus seiner Sammlung entfernt, und nun lagen sie in einem Häufchen auf dem Schreibtisch und der Alte betrachtete sie im Vorbeigehen immer wieder mit erneuter Wuth.

„Da liegen die Schandflecke," rief er einmal. Aus meiner ehrlichen Sammlung sind sie heraus. Jetzt flehe ich den Himmel an, daß der Falschmünzer, der Gauner wieder in mein Haus kommt! — Ich habe es gleich gesagt, daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt; aber ich alter Dummkopf ließ mich von dem frommen Gesicht, das er machen konnte, übertölpeln. — Er soll nur kommen! Er soll nur kommen!"

Und dabei focht er so heftig in der Luft herum, daß den beiden vor Glück strahlenden Liebenden einigermaßen ängstlich zu Muthe ward. Für sie schien der Assessor kein Auge zu haben. Er bemerkte nicht, daß sie dicht bei einander saßen, daß sie heimliche Worte der Zärtlichkeit flüsterten, daß seine Tochter dem einst so Verhaßten dann und wann die Hand reichte.

Da klopfte es, die Thür ging auf und herein trat — Trippe.

Er stutzte einen Moment, als er den Vollbart Brennicke's so nahe neben dem rosigen Antlitz Margarethens erblickte. Aber er hatte sofort seine alte Sicherheit wiedergefunden. Wie die Sachen auch standen, er war entschlossen, die Partie nur angesichts völliger Hoffnungslosigkeit aufzugeben.

„Wie geht's Ihnen, mein theuerstes Fräulein? Wie ist Ihnen der Ball bekommen, geschätzter Herr Assessor? Vortrefflich, wie ich sehe?"

„Sehr gut, sehr gut. Bitte, nehmen Sie Platz," rief der Assessor mit infernalischem Lächeln und schleppte selbst einen Stuhl herbei. „Margareth, Wein und zwei Gläser!"

Margaretha ging mit etwas verdutztem Gesicht aus der Stube.

„So," sagte der Alte, der ihr nachgeblickt, bis die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte. „Wollen Sie mir nicht einen großen Gefallen erzeigen, mein bester Herr Trippe?"

„So viele als Sie wünschen, selbstverständlich."

„Schön, schön. Würden Sie wohl die Güte haben, mir auf fünf Minuten Ihren Hals zu leihen? Sehen Sie, ich habe ein brennendes Verlangen, Ihnen denselben umzudrehen."

„Sie sind spaßhafter Laune," lachte der Student unsicher.

„Versteht sich, mein Guter. Kennen Sie Schinderhannes? Natürlich; Sie sind ja aus seiner nächsten Verwandtschaft und kommen auch noch in den Pitaval."

„Aber, Herr Assessor!"

„Lassen Sie sich doch einmal näher besehen; ich habe noch nie einen Lumpen, eine niederträchtige Ausgeburt von einem Lumpen gesehen. Wissen Sie was? Wenn Sie gehangen werden, will ich dafür sorgen, daß Sie einen assyrischen Strick bekommen. Ich habe einen Seiler zum Freund und, meiner Seele, der Strick soll ganz assyrisch sein."

Der Student sprang auf, denn der Alte redete sich immer tiefer in die Wuth hinein.

Er streifte seine Schlafrocksärmel auf wie ein Fleischer die Hemdärmel.

„Passen Sie auf, Doktorchen. Es geht nichts über die frische Luft; das müssen Sie ja wissen."

„Ich sehe zu meinem Bedauern, daß ich bei Ihnen verleumdet worden bin," sagte Trippe mit erkünstelter Ruhe. „Ich glaube, daß ich Denjenigen nicht weit zu suchen habe, der mir diesen Dienst erzeigte. Ich gehe Ihrer gereizten Stimmung jetzt aus dem Weg und hoffe, Sie wiederzusehen, wenn Ihre Vernunft gesiegt haben wird."

„Hinaus!" brüllte der Alte und sprang wie ein Tiger auf Trippe zu. Dieser indessen hatte gewandt die Thür geöffnet und sich hinausgeschwungen. Einen Augenblick darauf befand er sich auf der Straße.

„Das ging verteufelt fix," lachte der Wüthende. „Aber halt!"

Er griff nach den Münzen und riß das Fenster auf.

„Warten Sie doch ein wenig, mein Guter. Nehmen Sie doch die schönen Assyrier mit. Hier der Tiglat Pileser! Hier der Nebukadnezar! Hier der Salmanassar! Hier, — und hier, — da haben Sie das ganze saubere Gesindel von Keilschriften. Kommen Sie doch her, mein guter Assyrier! Ich kann auch Keilschriften schreiben. Kommen Sie ja wieder, mein gutes Doktorchen, ich habe einen echt assyrischen Bambus!"

Der Alte schrie so laut über die Straße, daß bereits mehrere Fenster der Nachbarschaft sich öffneten und neugierige Köpfe herausblickten.

Als er sah, daß der Student um die Marktecke bog, trat er zurück und rannte, vor sich hin murmelnd und gestikulirend, auf und nieder, ohne Brennicke eines Blickes zu würdigen.

Plötzlich traf sein Auge wieder auf den in verlegenem Schweigen Dasitzenden.

„Brennicke," sagte er, „Sie sollen mein Schwiegersohn werden, so wahr ich hier stehe. Und Ihren Schnurrbart sollen Sie behalten, das wollen wir schon durchsetzen. Ich mag keinen geschorenen Schwiegersohn."

Er betrachtete eine Weile den Bart, und sein Wuthanfall besänftigte sich angesichts desselben so rasch, wie er gekommen war.

„Haha!" lachte er. „Aber gesiegt habe ich doch, das müssen Sie zugestehen, Brennicke."

„In der That, Herr Assessor; ich bin glänzend geschlagen. Um so mehr bin ich Ihnen für Ihre Güte dankbar —"

„Ach was! Ich habe, was ich wollte, jetzt sollen Sie auch bekommen, was Sie gewollt haben. Da kommt die Kleine; Sie dürfen ihr einen Kuß geben."

*

Der Herr Magistratsassessor Fleck hielt Wort, und dieß war, was die Vereinigung der beiden Liebenden betraf, die leichteste Sache von der Welt, da Brennicke, nachdem die Bahn einmal gebrochen war, die Gunst des Alten in kurzer Zeit völlig gewann. Weit mehr Schwierigkeiten machte die Durchführung des zweiten Versprechens, betreffend die Rettung des zum Tode verurtheilten Schnurrbarts. Man wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, die schon gemachten Anstrengungen mit dem entgegengesetzten Zweck zu wiederholen, und daß an ein Nachgeben des Superintendenten, bei dem unter der Hand angefragt ward, nicht zu denken war, ist selbstverständlich.

Erst wüthete Fleck, als er das Vergebliche seiner Bemühungen einsah, dann beruhigte er sich und zahlte Ordnungsstrafen für Brennicke.

Eines Tages lachte er.

„Und Sie sollen ihn doch behalten, Brennicke," sagte er. „Sie hängen Ihre gottverlassene Schulmeisterei an den Nagel und wir ziehen in eine große Stadt. Ich bin es satt, mich mit dem Gesindel hier herumzuschlagen."

Und so geschah es; nur daß Brennicke, seinem pädagogischen Triebe folgend, mit Einwilligung des Exassessors Fleck es durchsetzte, eine Privatschule errichten zu dürfen, welche heute noch in gleicher Blüte steht, wie die mittelbare Ursache dieser Gründung, — der verhängnißvolle Schnurrbart.

Der Wolf in der Falle.

(Bild S. 333.)

Der Schnee ist gefallen und hat die Erde mit einem Leichentuch überzogen — die Feldarbeiten ruhen fast auf acht Monate, die Arbeiten in der Stadt und in den Bergwerken stocken auch, und der sibirische Bauer oder vielmehr Ansiedler ist auf kleine häusliche Arbeiten angewiesen, um ein kümmerliches Leben während der langen Winterzeit zu fristen. Doch hat dem armen Bäuerlein zum Trost und zur Rettung Gott die Flüsse Sibiriens mit Fischen und seine Wälder mit Wildpret und Rauchthieren reichlich bevölkert. Wie freuen sich auch die Hinterwäldler Sibiriens auf die kalte, aber schöne Zeit, wo sie auf dem Schnee die Spuren des Wildes verfolgen können; denn alle Bewohner Sibiriens sind Jäger von Geburt.

Großvater Jeremei oder Jeremias ist schon nah an die Siebenzig und doch immer noch ein leidenschaftlicher Jäger geblieben. Heut ist er erwacht und sieht mit frohem Herzen, daß der frischgefallene Schnee alle Wege zugeweht hat und daß Lampe und Isegrim selbst ihm den Weg, wo er sie finden soll, zeigen werden. Er hat also seine Schneeschuhe (Lyschi) angeschnallt, ohne die er an manchen Stellen, wo der Schnee Gruben und Gräben verdeckt, spurlos versinken würde, hat seinen Schafspelz und die aus Dachsfell selbstgemachte Mütze angezogen und seine Büchse, die er von seinem Großvater ererbt hat, auf die Schulter gehängt.

Sein Enkel ist hinter ihm auf die langen Schneeschuhe gesprungen und hält sich fest an seinem Gürtel; so geht es mit Windeseile hinaus in den Wald. Noch hat Jeremei seine Büchse nicht von der Schulter genommen, denn er ist noch in der Nähe des Dorfes und will sich eben seinen Nasenwärmer, die Pfeife, stopfen, als seine Schneeschuhe auf etwas Weiches stoßen; Waina schreit laut auf und wie der Alte hinunterblickt, sieht er hart vor sich einen Wolf, der, mit dem rechten Bein in einem Fuchseisen steckend, ihn zähnefletschend ansieht. Man kann sich den Schrecken des Großvaters und seines Enkels denken! Doch ist das Entsetzen des Wolfes noch ein größeres, denn kein Raubthier ist feiger als der blutgierige Wolf; auch kann er, da er einen steifen Nacken hat und sein Bein vom Eisen festgehalten wurde, sich nicht umdrehen. Diesen Umstand machte der Jäger schnell sich zu Nutzen; er legte an und erschoß den Gefangenen, jetzt der plötzlichen Begegnung mit Isegrim sich freuend, denn der anfängliche Schrecken fand einen reichlichen Trost in dem Gewinn, den die Erlegung eines Wolfes bringt, — ein Wolfsfell kostet an Ort und Stelle fünf bis acht Rubel und zuweilen noch mehr, und außerdem zahlt die Regierung fünf Rubel für die Tödtung eines Wolfes, gegen Ablieferung seiner Löffel und seiner Ruthe, die als Beweisstücke der Erlegung desselben dienen.



Die Ostjaken.

Doktor Brehm, der berühmte Verfasser des Thierlebens, hat eine Reise nach Sibirien gemacht, bei welcher er auch mit dem seltsamen Völkchen der Ostjaken in Berührung gekommen. Er schildert diesen Stamm in einem in Berlin gehaltenen Vortrag sehr anschaulich und interessant wie folgt:

Die Wohnsitze der Ostjaken beginnen unterhalb Tobolsk und ziehen sich zu beiden Seiten des Flusses bis zur Ostjakenhalbinsel hin. Der Ostjake gehört zu den finnischen Stämmen und bildet zur Zeit ein sehr kleines Völkchen, dessen Seelenzahl 50,000 kaum überschreitet. Im ganzen, dem ehemaligen Königreich Hannover an Größe nicht nachstehenden Amtsbezirk Obdirsk leben 5283 männliche Ostjaken, darunter 1375 steuerpflichtige und arbeitsfähige. Mit den Weibern dürfte die Zahl 11,000 erreicht werden. Entschieden gehört der Ostjake der mongolischen Rasse an, wenn auch von dem Fratzenthum der Mongolen keine Rede ist. Der Typus läßt sich wohl erkennen, ist aber nicht bei Allen scharf ausgeprägt. Das Katzengesicht, welches durch die vortretenden Backenknochen, das zusammengedrückte Kinn und die kleinen, scharf geschlitzten lebhaften Augen gebildet wird, tritt nicht so fratzenhaft auf und auch die gelbliche Hautfarbe ist sehr selten zu finden. Die Ostjaken sehen im Gesichte nicht anders aus als Leute, die viel in freier Luft sich bewegt haben, und ihre sonst bedeckten Körpertheile sind so weiß wie bei unseren Bauern. Im Allgemeinen sind sie jedoch Mongolen, mit ebenmäßigem, kleinem Körperbau, etwas langen Händen, kleinen Füßen, breitgedrückter Nase, scharfgeschnittenen Lippen und schwarzen, nicht sehr straffen Haaren. Die Kleidung der Nordostjaken besteht von Kopf bis zu Fuß aus Rennthierfellen; Männer und Frauen sind fast gleich gekleidet, der Unterschied liegt nur in der Bedeckung des Kopfes; da es aber Stutzer gibt, die sich auch Zöpfe flechten und Kaputzen tragen, so hält es mitunter schwer, den Mann von der Frau zu unterscheiden. Die Ostjakin kleidet sich in einen Pelz aus buntfarbigem Rennthierfell, das vorn vollständig aufgeschlitzt und mit Bändern versehen ist; diese sitzen an einem breiten, mit Kunstfertigkeit genähtem Saum, welcher den untern Theil des Pelzes abschließt, der oft auch in einem Besatz aus Hundefell endet. Darunter trägt die Ostjakin Lederbeinkleider und Lederstrümpfe, Hemden kennt sie eben nicht. Im Winter hat sie eine Kaputze überm Kopf, den sie auch sonst durch zwei herabhängende, durch Hülsen verlängerte Zöpfe schmückt. Bei den Männern ist der Pelz vorn nur bis auf die Brust geschlitzt. Die Ostjakin schmückt sich gerne mit Ringen, Ketten, Ohrgehängen u. dergl., wobei sie allerdings nicht sehr wählerisch zu Werke geht. Als Ohrringe benützt sie Eisendrähte, Eisenstücke, Thürangeln u. dergl., Ringe steckt sie so viele an einen Finger, als eben Platz haben, so daß sie oft zwanzig an einer Hand hat. Winter und Sommer wird dieselbe Kleidung getragen, nur der Kälte wegen zwei oft drei Pelze angelegt. Ebenso einfach wie die Kleidung ist auch der Dschum (die Hütte) der Ostjaken. Er besteht aus 20—25 glatten Stangen, die kegelförmig, ohne jedoch oben ganz zu schließen, zusammengestellt und mit Tafeln aus Birkenrinde genäht belegt werden. Die Spitze des Kegels bleibt offen für den Abzug des Rauches. Der Dschum wird von den Frauen aufgestellt, welche geschickt und flink dabei zu Werke gehen. Im Dschum befinden sich zwei Querstangen, an welchen die Stiefel aufgehängt und wohl auch Fleischstücke zum Trocknen gebracht werden. In der Mitte ist ein freier Platz für das Feuer, an der Seite liegen auf Brettern oder Matten die Betten, bestehend aus Fellen, Rennthierpelzen und Rollkissen aus Rennthierhaaren oder Wassermoos. Auch für die Hunde ist ein Platz freigelassen in der Hütte.

Der Ostjake, der im Dschum wohnt, ist entweder Rennthierzüchter oder Jäger oder Fischer, oft treibt er auch zwei Gewerbe zugleich. Das Rennthier ist das Höchste, was er erstrebt; was dem Kirgisen das Pferd, das ist dem Ostjaken das Rennthier. So lange die Seuche unter den Heerden nicht wüthete, waren die Ostjaken glücklich; seitdem die Viehseuche, der Milzbrand, aufgetreten ist, sterben Tausende der Thiere dahin und die Ostjaken verarmen. Das zwingt die Leute, zum Christenthum überzutreten, Knechte zu werden. Die Regierung thut Alles, um ihnen die Rennthierheerden zu erhalten; es ist vergeblich. Das Schicksal des Volkes ist besiegelt. Der Ostjake weiß wie kaum Einer mit dem Rennthier umzugehen und hat es daher zum Hausthier gemacht. Er spannt es vor den Schlitten und jagt so durch die Tundra, es hört auf seinen Ruf und folgt ihm, wohin er will. Kaum minder wichtig für den Ostjaken ist der Hund, der sich als reizender Geselle erweist und noch die Merkmale seines Ahnen, des Wolfes, an sich trägt. Er erscheint meist sehr schön gezeichnet, ist gutmüthig, wachsam, ohne bissig zu sein, mißtrauisch gegen den Fremden, ohne jedoch feindlich aufzutreten. Er ist der beste Spielkamerad der ostjakischen Kinder und wohl auch der Erwachsenen; er hilft die Heerde zusammenhalten, zieht den Schlitten und gibt schließlich, wenn alt geworden, sein Fell zum Pelze her. Im Dschum rührt er nichts an, draußen aber ist er diebisch; mit seinem Herrn erweist er sich als vortrefflicher Jagdgehülfe, mit dem Fremden jagt er wohl auch, frißt jedoch die Beute mit Seelenruhe auf. Auch Kraniche, Schwäne und Elstern trifft man im Dschum des Samojeden gezähmt vor; sie werden zur Spielerei oder ihres Federkleides halber gehalten. Hinauf in's Gebirge zieht der Ostjake, wenn der Sommer naht, um den Mücken zu entgehen, und zur Tiefe kehrt er zurück, wenn der Winter da ist. Ueberall findet sich Nahrung für seine Thiere. Die Rennthierflechte gedeiht allerorten und er zieht ihr nach. Mit Sonnenuntergang wird Halt gemacht, der Dschum aufgebaut, wohl mitunter ein Hirsch geschlachtet, dessen Leber, Milz und Herz roh und in warmes Blut getaucht verzehrt, das andere Fleisch gekocht, dann vielleicht ein wenig Tabak geraucht und damit das Tagewerk vollendet. Nackt kriecht dann Alles unter das Mückennetz in's Bett und bald ist die ganze Familie glücklich im Schlummer. Vor acht Uhr Morgens steht der Ostjake kaum auf.

Beim Aufbrechen des Eises im Frühjahr ziehen die köstlichsten Fische in Millionen stromaufwärts, und werden dann in ungeheuren Massen mit Netzen aller Art gefangen. Die Weiber öffnen die gefangenen Fische, verzehren die Leber wieder roh, schneiden das Fleisch in Stücke und hängen es auf zum Trocknen. Im Herbst ist die Zeit der Jagd. Der Ostjake stellt dann den Zugvögeln nach, fängt Enten, Schwäne, Kraniche &c., benützt deren Fleisch und bewahrt die Federn auf. Er jagt auch den Bären, Wolf, Eisfuchs, Zobel, Hermelin, und versteht sich vortrefflich auf's Schlingen- und Fallenlegen. Im Winter endlich thürmt sich die Beute auf und nun zieht Alles von Nah und Fern nach Obdirsk, wo vom 15. Januar ab drei Wochen lang die Messe abgehalten wird. Auf diesem Markte, welchen die Pelzhändler des mittlern Sibiriens besuchen, um gegen Branntwein Pelze einzutauschen, werden alle Geschäfte abgeschlossen, die Steuern eingetrieben, Proselyten gemacht und Hab und Gut, Weib und Vieh vertrunken. Der Branntwein ist der Dämon, der aus dem sonst gutmüthigen Ostjaken eine böse Bestie macht. Er verkauft und verschleudert dann Alles, was er hat, um dann nichts weniger als reuig seiner gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Mit schwerem Kopfe kehrt er heim; er nimmt sich vor, nie mehr Branntwein zu trinken, um schließlich doch jede Gelegenheit zu benützen, sich das Gift zu verschaffen. Auf der Messe der Ostjaken werden auch die jungen Leute verlobt, der 15jährige Knabe der 12jährigen Braut vorgestellt, Beide waren zwar betrunken — denn der Vater gießt dem Sohne, die Mutter der Tochter den Branntwein in den Hals, wenn diese nicht mehr trinken wollen — haben sich lieben gelernt, der Preis war verabredet worden und nach einigen Wochen schon ist Hochzeit. Die Vielweiberei ist gestattet, doch bleibt die erste Frau die Herrin im Dschum, die übrigen sind ihre Dienerinnen. Kindersegen ist das größte Glück in den Augen des Ostjaken, in dessen häuslichem Leben die Reinlichkeit eine überflüssige Sache ist. Kinder werden einmal des Tages gewaschen und hie und da fühlt sich die Mutter veranlaßt, nach eingenommener Mahlzeit die Köpfe ihrer Kleinen einer Inspektion zu unterwerfen, wobei sie die Beute mit den Zähnen zerbeißt. Der junge Ostjake ist im vierzehnten Lebensjahre mit allen Fertigkeiten ausgestattet, welche seine Existenz erfordern. Lesen und Schreiben lernt er nicht, von früh auf gewöhnt er sich an Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit. Ein Jeder lernt einen bestimmten Namenszug malen und hält auf's Gewissenhafteste das, was er verspricht. Drei Hauptgebote werden ihm von Jugend auf eingeprägt: Ehre Vater und Mutter, sei treu und ehrlich gegen Jedermann und ehre die Gottheit. Der Ostjake läßt die Kinder nicht Russisch lernen, damit diese die Eltern nicht verachten ob deren Unwissenheit.

Die religiösen Anschauungen des Ostjaken offenbaren ein reines, kindliches Gemüth. In Glaubenssachen ist er den Fremden gegenüber sehr zurückhaltend, weil er den Bekehrungseifer fürchtet. Der Schamane, das heißt der Zauberpriester, bevölkert den Himmel mit guten und bösen Geistern, weiß dem Volke gegenüber einen Nimbus um sich zu verbreiten, daß er stets mit einer gewissen Scheu und Ehrfurcht angesehen wird. Unsere Reisenden trafen mit einem solchen Schamanen, Namens Witly, zusammen, und dieser verstand sich dazu, ihnen eine Vorstellung seiner Zauberkunst zu geben. Russen, Samojeden, Ostjaken, Siwanen wohnten der Vorstellung bei, bei der die Zaubertrommel die Hauptrolle spielte, welche der Zauberer öfters, um Yamaoul anzurufen, mit dumpfen Schlägen zum Tönen brachte. Schöne Prophezeiungen that Witly den Deutschen zu wissen: „Zwei Kaiser sehe ich vor mir, sie werden euch ein Schriftstück senden; schon im nächsten Jahre werdet ihr denselben Weg gehen, und zwar dann nach dem Ural, wo die Schtschutscha, Pidarata und Ussa entspringen; eure Vorsteher werden eure Rechnungen prüfen, eure Aeltesten eure Schriften und sie recht befinden; auf der nächsten Reise wird euch etwas geschehen, ob Gutes, ob Böses, kann ich nicht sagen; ohne Unfall werdet ihr die Heimat erreichen; zwei Kaiser werden euch belohnen." Am Abend ließ Brehm und seine Begleiter den Schamanen sammt seinem Küster zu sich kommen und lösten ihm mit Hülfe des Branntweins die Zunge. Freund Witly erwies sich als ein gar schlagfertiger und schlauer Geselle. Er erzählte, wie ihm in der Kindheit Gott Yamaoul erschienen und ihm bedeutet habe, Schamane zu werden, und wie er dann diese schwere Kunst erlernt habe. Er betrachtete sich als Vermittler zwischen Gott und seinem Volke, dabei trug er das christliche Kreuz auf der Brust und besuchte in Obdirsk gelegentlich die Kirche; er war ehemals Diakon einer russischen Kirche und gehörte also, — wie denn schon Mittendorf behauptete, alle Schamanen seien Christen — zu dieser. Die Ostjaken glauben übrigens an einen im Himmel wohnenden Gott, der alle Gaben spendet; sie haben zwar Götzenbilder, beten sie jedoch nicht an, sondern betrachten sie nur als Erinnerung der Gottheit. Die Ostjaken glauben nicht an eine Auferstehung, wohl aber an ein Schattenleben nach dem Tode. Der Todte kann, je nachdem er im Leben Gutes oder Böses gethan, zum Schutzgeist oder bösen Dämon seiner Familie werden.

Kriegerische Räthselfragen. II *).

Zeichnungen von A. Gareis.



5.



6.



7.



8.

Auflösungen im nächsten Heft.

*) I. siehe Jahrgang 1876, Seite 361.

Vom Büchertisch.

Trotzdem die Zeit eigentlich nicht zu Scherz und Lust angethan ist, blüht bei unseren Poeten wenigstens der Humor munter fort. Da hat Ernst Eckstein zwei Bändchen Lieder herausgegeben, für Studenten vorzüglich geeignet: «Exercitium Fidelitatis» das eine betitelt, «Initium Fidelitatis» das andere (Leipzig, Hartknoch), die eine Fülle der witzigen, geistsprühenden, übermüthig lustigen Verse enthalten. Der Autor nimmt in diesen Gedichten das Leben von der flottesten Seite. — Dann haben wir von R. Schmidt-Cabannis ein Gedichtbuch: „Was die Spottdrossel pfiff" (Berlin, Janke), worin ein stachelig sprudelnder Karnevalshumor seine Schellenkappe schüttelt und eine Menge toller Bajazzos ihr Wesen treiben, die mitunter recht sehr spitze Witze machen. Obgleich von der Art der Eckstein'schen Lieder, die mehr an französische Form, an französische Grazie und Munterkeit erinnern, sehr verschieden, erheitern und fesseln diese Lieder von Schmidt-Cabannis durch den politischen und sozialen Grundton und die deutsche, sehr eindringliche Weise, im Spaß die Wahrheit zu sagen. — Ein sehr ernstes, tiefsinniges, gedankenreiches Werk, gleichfalls in Versen, ist „Winland oder die Fahrt um's Glück", von Herman von Schmid (Stuttgart, Hallberger). Der durch seine bayerischen Erzählungen und seine historischen Romane berühmt gewordene Autor hat hier eine großartige Dichtung geschaffen, die in glänzenden Bildern, in schwungvoller Sprache, handlungsreich und spannend im romantisch schimmernden, farbenbunten Gewande des Mittelalters die ewige Frage behandelt, wo das Glück zu finden sei. Diese Dichtung, welche ebenso zum Geist wie zum Herzen spricht, unterhält und erhebt, erfreut, begeistert und tröstet, wird einen großen Kreis von Verehrern und einen dauernden Platz in unserer Literaturgeschichte sich erwerben.



Anekdoten und Witze.

Ein französischer Kavallerieoffizier nimmt mit einem Detachement von sieben Pferden bei dem Maire eines kleinen Dorfes auf einige Tage Quartier. Die junge Frau des Maire verbindet mit einem rosigen Teint entzückende schwarze Haare, große blaue Augen, welche gleich gut zu schmachten, wie schalkhaft zu funkeln verstehen, den Wuchs einer Sylphide und den Fuß einer Andalusierin. Diese vielseitigen Reize verfehlten nicht, unsern jungen Offizier sofort für seine charmante Wirthin bis zur Raserei zu entflammen. Bereits am dritten Tage macht er die Bemerkung, daß seine schlanke Gestalt Gnade findet vor den Augen der Wirthin, die beredten Blicke seiner Augen zuweilen erwiedert werden. Es gilt eine letzte Probe, um Gewißheit zu erlangen.

„Ich habe einen Brief von meinem Obersten erhalten," beginnt er eines Tages mit unsicherer Stimme, „ich reise morgen ab."

„O nein, noch nicht!" flüsterte das angebetete Weib ihm zu.

Er vermag kaum seine Fassung zu bewahren und stürzt auf sein Zimmer, der glücklichste Liebhaber des Weltalls. Er bleibt natürlich und faßt den Entschluß, in einem lodernden Briefe der Göttin sein ganzes Herz auszuschütten. Am Abend, als er seine Herzensergießungen zum hundertsten Male überliest, wird er auf eine lebhaft geführte Unterhaltung im Hof aufmerksam. Hinter den herabgelassenen Vorhängen, am offenen Fenster, beginnt er zu horchen:

„Ich sage Dir, Eulalia," schallt es an sein Ohr, „daß ich mir dieses Blickewechseln mit dem jungen Offizier ernstlich verbitte."

„Hast Du dieß bemerkt?"

„Na, auffallend genug, dächte ich, hättest Du es getrieben."

„Aber, Mann, es geschieht ja nur, um die ganze Bescherung festzuhalten."

„Welche Bescherung?"

„Ihn und seine Pferde. Es stehen ihrer acht in unserem Stalle; wenn er noch bis Ende der Woche hier bleibt, haben wir so viel Dünger bekommen, daß wir im Stande sind, unser ganzes Kartoffelfeld abzudüngen (fumer — rauchen)."

In aller Frühe des nächsten Tages reiste der Offizier ab und begab sich nach Afrika. Von dort schickte er seinem Wirth ein Kistchen algierischer Cigarren mit den begleitenden Worten: «Il y a plusieures manières de fumer!» (Man kann auf verschiedene Arten „rauchen".)

*

Selbstbewußtsein. „Das kann Niemand leugnen, seitdem ich im Gemeindevorstand bin, ist bei uns der Viehstand vergrößert."

*

Im Marstall. „Durchlaucht, der Braune frißt seit zwei Tagen keinen Hafer."

„Oho, ist er krank?"

„Nein, das just nicht — aber — der Stallmeister hat's Futtergeld verputzt."

*

Der Pfiffige. „Johann, wir haben heute Besuch, heize den Salon."

„Zu Befehl Euer Gnaden; für wie viel Personen?"

*

Kaiser Leopold II. hatte ein besonderes Talent zum Flötenspielen. „Ewig schade," sagte einst sein Kapellmeister, „daß Eure Majestät kein Musikus geworden sind." — „Laß Er's gut sein," antwortete Leopold, „wir stehen uns halt so besser."

*

Aus Verona wird folgender interessante Rechtsfall mitgetheilt, der nur durch eine gelungene Privatauslegung sich der gerichtlichen Verhandlung entzogen hat. Ein schlauer Landmann kaufte bei einem dortigen Produktenhändler allerlei Samen. Statt baaren Geldes gab er dem Letztern einen Wechsel. Dem bei italienischen Bauern allgemein adoptirten Gebrauch zufolge wird der Zahlungstag in Wechseln nicht durch das sonst übliche Datum, sondern durch beliebige Angabe eines im Kalender verzeichneten Heiligen festgesetzt. Der schlaue Landmann verfällt nun auf die Idee, als Zahlungstag des von ihm eben ausgestellten Wechsels den Tag des St. Pacifico zu wählen. Der Kaufmann hatte damals noch nicht das Verzeichniß sämmtlicher Heiligen seinem Gedächtniß eingeprägt und unterließ es auch, den Kalender rechtzeitig nachzuschlagen. Das sollte später ihm Verlegenheit bereiten. Denn so fromm und heilig auch der Name Pacifico sein mag, das Glück, heilig gesprochen zu werden, wurde ihm nicht zu Theil. Der Kaufmann mußte lange warten, der Tag des St. Pacifico wollte niemals kommen. Es half kein Mahnen, es half kein Drohen; der Bauer machte immer die gleiche Einwendung: „Heut ist nicht der Tag des heiligen Pacifico." Schon wollte der Betrogene die Sache den Gerichten übergeben, da fällt es ihm ein, daß der erste November nicht mehr fern sei. Er wartet bis dahin und begibt sich nun zu seinem Schuldner. „Mein Lieber," spricht er zum Bauer, „wir haben heut ‚Allerheiligentag', ergo auch den des St. Pacifico. Heut also ist der Verfalltag des von Ihnen ausgestellten Wechsels." Da half denn keine Einwendung mehr und der Bauer mußte seine Schuld entrichten.

*

Ein Schmarotzer fragte in einem Kaffeehause einen Bekannten: „Haben Sie gute Cigarren bei sich, Freundchen?" — „O ja," erwiederte dieser, „ich werde Ihnen gleich eine vorrauchen."

*

Arzt: Ich glaube, Sie haben etwas arg drauf losgestürmt, he?

Patient: Mein ganzes Leben bin ich ein solider, ordnungsliebender Mann gewesen!

Arzt: Hm. Ich meine damit ... halten Sie in Bezug auf die Getränke auch so gewissenhaft auf Ordnung?

Patient: Mustergiltig! Die ersten sechs Schoppen nehme ich kalt, die folgenden sechs als Glühwein, dann ... dann kehre ich mich allerdings nicht so genau daran, in welcher Reihenfolge die übrigen kommen.

*

Frau: Sieh' doch nach, Marie, was das draußen in der Küche wieder für ein Geräusch ist —

Mädchen: Es ist die Katze, Madame!

Frau: Also die Katze? Wunderbar! Noch vor ganz kurzer Zeit trugen bei uns zu Lande die Katzen weder Garde du Corps-Stiefel, noch rauchten sie Cigarren! Die Ansprüche wachsen doch bei jeder Kreatur wirklich von Tag zu Tag!

*

Zu dem verstorbenen Hufeland sagte einst der Fürst R.: „Sie sind ein berühmter Arzt. Sie kennen den menschlichen Körper so genau, daß Sie alle Krankheiten müssen heilen können." — „Es geht den Aerzten," erwiederte Hufeland, „wie den Nachtwächtern. Wir kennen wohl die Straßen genau, wie es aber im Innern der Häuser aussieht, können wir nur vermuthen."

*

Der Amtsdiener. In Oesterreich werden nur ausgediente Militärs zu Amtsdienern verwendet, was oft zu drolligen Szenen Anlaß gibt. Eine Dame fragt um das Bureau des Hofraths O. und erhält folgenden Bescheid:

„Rückwärts Front! Ziehung rechts, halb rechts! Rechts schwenken um den Brunnen 'rum zur Stiege! Vorwärts marsch! Links Front! nachher sein 'S beim Hofrath."

*

Die sonderbaren Visitenkarten. Eine junge Dame hatte eine neue Equipage und einen neuen Diener, einen schmucken Burschen vom Lande, der bisher Soldat gewesen war, bekommen. „Johann!" sagte sie eines Tages, „wir fahren aus, um Visite zu machen. Ich werde aber nirgends aussteigen; nimm deßhalb die Karten von meinem Toilettentischchen, und wo wir halten, gibst Du eine Karte ab." — „Zu befehlen!" erwiederte Johann, eilte hinauf und holte die Karten. Als man schon eine geraume Zeit gefahren und manche Karte abgegeben ist, bemerkte die Dame: „Nun fahren wir noch zu A., B., C., D. u. s. w." — „Das geht nicht," ruft der erschrockene Diener, „ich habe nur noch Pik Aß und Treffe Zehne!" Er hatte statt der Visitenkarten Spielkarten mitgenommen.

*

Der Engländer als Fischer. Ein Engländer fuhr per Dampf von Mainz nach Köln. Schon von Bingen an wurde ihm die Zeit zu lang, und um dieselbe sich zu verkürzen, setzte er sich in die Nähe des Steuermanns, kramte sein Fischzeug heraus und fing mit vieler Gemüthsruhe an zu fischen. Alles, was von Passagieren auf dem Verdeck war, brach in ein lautes Lachen aus. Plötzlich verschwand einer der Passagiere nach der Kajüte, zog die Angelschnur des Engländers ein und befestigte einen geräucherten Häring daran. Der Engländer, welcher unterdessen von einem Mitverschworenen unterhalten wurde, fühlte nun die Schwere, er zog, — sein Antlitz verklärte sich — er zog, bis endlich der scharfriechende Häring an seiner Nase war. Auf dem Verdecke wälzte sich beinahe Alles vor Lachen. Der Engländer wurde fast wüthend. Der Kondukteur des Schiffes wurde aufgesucht, und dieser, selbst ein Schalk, brachte den Engländer dahin, daß derselbe die ganze Geschichte in das Beschwerdebuch eintrug.

*

„Ein Reitpferd wird Gesellschaftshalber in Futter und Stallung gesucht Leibnitzstraße 2 p."

Leipziger Tageblatt, 7. Juli 1872.

Studentenwitze.

K. reiste auf dem Eilwagen von Göttingen nach Neckar-Athen, auch schlechtweg Heidelberg genannt, und aß in Frankfurt zu Mittag. Der Kneipier war ein kreuzfideler Kunde, der den Gästen die Zeit recht angenehm vertrieb; als der Braten kam, kam auch schon mit diesem der gefällige Wagenmeister, zu hochdeutsch Kondukteur, und trieb zum schnellen Aufbruch, da die Post abgehe.

„Wo soll ich den Braten anschneiden?" fragte der noch hungrige Studio den Wirth. — „Wo es Ihnen beliebt," war dessen Antwort. — „Nun, wenn es Ihnen denn einerlei ist, so thue ich es auf der ersten Station nach Darmstadt zu," dabei nahm er den Braten, schlug ihn in ein Papier und ging auf die Post, um nach Darmstadt zu fahren. — Der fidele Kneipier lachte sich über den Einfall recht satt und ließ den Studio in Frieden ziehen, was heutzutage wohl kaum geschehen dürfte.

*

In Kiel kam jeden Donnerstag eine Gesellschaft fideler Burschen zusammen, um sich die Zeit durch Witze zu vertreiben, weßhalb diese Société das Witzkollegium benamset wurde. Wer einen schlechten Witz riß, zahlte jedesmal in eine zu diesem Zweck auf dem Tisch stehende Kasse einen Groschen Strafe, und von dieser Kasse wurde die Zeche bezahlt. Um nun diese Kasse jedesmal so stark als möglich zu machen, wurden natürlich nur sehr wenige Witze als gut anerkannt. Die Mehrzahl der Mitglieder mußte daher Groschen liefern.

An einem dieser Abende wollte es keinem der Anwesenden gelingen, einen Kernwitz zu reißen, und die Kasse war recht hübsch gefüllt, als es zum zweiten Male herumgegangen war. Endlich kam die Reihe zum dritten Mal an einen sonst sehr witzvollen Studio, er stieg von seinem Platz auf, nöthigte die übrige Gesellschaft zu einem Gleichen und stellte sie alle mit dem Gesicht nach der Wand, nahm ganz behutsam die Witzkasse vom Tisch und empfahl sich zu geneigtem Andenken. Wie die Studios den Spaß merkten, lachten sie sich dick und gestanden einstimmig, daß dieses der beste Witz wäre, der, so lange das Witzkollegium bestanden, gerissen worden wäre.

Aus allen Gebieten.

Hausmedizin.

Als Nahrungsmittel für Kinder und Invaliden eignet sich die sogenannte Semolina ohne Frage weit besser als Arrowroot, Tapiola oder Sago. Da dasselbe aus hartem, kleberreichem Waizen bereitet wird, enthält es auch größere Mengen stickstoffhaltiger Bestandtheile als die erwähnten Nährmittel. Besonders sorgfältig hergestellt ist die „Semolina Botasso", ein neues französisches Präparat, welches nach dem Zeugniß des rühmlich bekannten Analytikers Wigner fast zehn Prozent Fleischbildner enthält. Die Fabrikanten (G. P. Botasso jun. in Marseille) bemerken, man könne die Semolina ohne Zusatz von Milch bereiten, und der reiche Stickstoffgehalt läßt eine solche Bereitung thunlich erscheinen; ein geringer Zusatz von Milch ist jedoch vorzuziehen, und man erhält dann ein Nahrungsmittel, das an Nahrhaftigkeit alle bisher bekannten Kindernährmittel übertreffen dürfte.

Gesundheitslehre.

Hunde und Bücher als Träger von Ansteckungsstoffen. Ein Fall von Scharlachfieber ist kürzlich in England vorgekommen, welcher, wie konstatirt wurde, durch einen Hund mehreren Kindern mitgetheilt wurde. Man glaubt, daß die Haare des Thieres, welches beständig in Gesellschaft eines Scharlachkranken gewesen, mit dem Krankheitsstoff imprägnirt waren. Dieß führt zur Vermuthung, daß Hunde und Katzen ansteckende Krankheiten von einem Hause in das andere verschleppen können. Auch durch Bücher aus Leihbibliotheken, die stark gelesen werden, können ansteckende Krankheiten, besonders Blattern, Masern und Scharlach, weiter verbreitet werden, da solche Bücher oft in die Hände von Kranken kommen. Man sei deßhalb bei herrschenden Epidemieen vorsichtig.

*

Erkrankungen durch unreines Eis. In Nordamerika hat sich der Fall ereignet, daß in einem großen Hotel heftige Erkrankungen in Folge des Genusses von Eis in den dort gebräuchlichen Getränkemischungen sich zeigten. Eine nähere Untersuchung ergab, daß das Eis aus einem stagnirenden Teich stammte, in welchem sich faulende Stoffe angehäuft hatten. Dieser Fall mag vor dem Vorurtheil warnen, nach welchem das Publikum Eis für unbedingt unschädlich zu halten pflegt, ohne Rücksicht auf seinen Ursprung.

Gewerbliches.

Musterzeichnungen für Graveure auf Metall zu übertragen. Um Musterzeichnungen für die Graveure auf Metall zu übertragen, wendet man nach Witz in den Druckereien Barcelonas folgendes Verfahren an. Die Zeichnung des Dessinateurs wird auf sogenanntem Stroh- oder Flachspapier durchgepaust, indem man die Konturen derselben mit einem Pinsel oder einer Rabenfeder nachzieht, die mit einer Farbe aus Quecksilberjodid, etwas Bleiweiß und Gummiwasser gefüllt sind. Das Papier wird nach dem Trocknen auf das von Fettigkeit befreite Metall mit Wachs aufgeklebt und angepreßt. Soll auf einer Druckwalze gravirt werden, so umwickelt man das Papier mit einem Streifen straff gespannten Baumwollenzeuges. Nach zwölf Stunden nimmt man das Papier weg und bemerkt nun die Zeichnung in matten, von der durch das Jodquecksilber nicht angegriffenen glänzenden Fläche sich deutlich abhebenden Zügen. Noch deutlicher treten sie beim Aussetzen während einiger Tage an die Luft hervor. Sie widerstehen dem Reiben, so daß sie also jedenfalls unter der Hand des Graveurs nicht verschwinden.

Hauswirthschaft.

Harten, sehr widerstandsfähigen Kitt für eiserne Oefen erhält man auf folgende Weise: 1) 4 bis 5 Theile trockener gepulverter Lehm werden mit 2 Theilen feinsten rostfreien Eisenfeilspähnen, 1 Theil Braunstein, ein halb Theil Kochsalz und ein halb Theil Borax gemischt, und die möglichst fein gepulverte und innig gemengte Masse mit Wasser zu einem dicken Brei angerührt. Der Kitt muß schnell verbraucht werden; man läßt die damit verstrichenen Stellen erst bei langsam steigender Wärme trocknen; dann erhitzt man sie bis zur beginnenden Weißglut. Der so behandelte Kitt ist sehr hart und schlackenartig zusammengesintert, und widersteht vollständig kochendem Wasser wie starker Glühhitze. 2) Ein Gemisch gleicher Gewichtstheile fein abgesiebten Braunsteinpulvers und fein geriebenen Zinkweißes wird mit käuflichem Wasserglas zu einem dünnflüssigen Brei angerieben, der, sehr schnell verbraucht, einen ebenfalls sehr harten und ebenso widerstandsfähigen Kitt gibt wie die vorige Methode.

Erfindungen.

Neue amerikanische Rattenfalle. In Amerika hat seit einiger Zeit eine neue Rattenfalle Verbreitung erlangt, welche vor der bisher gebräuchlichen Falle mancherlei Vorzüge zu haben scheint. Dieselbe besteht aus einem gußeisernen durchbrochenen Gehäuse, an dessen Hinterwand, der runden Eingangsöffnung gegenüber, sich ein runder Spiegel befindet. Unmittelbar vor diesem Spiegel befindet sich der Haken für die Lockspeise. Ueber der Eingangsöffnung erhebt sich ein Stab als Führung für die Spiralfeder, welche auf eine am Stab verschiebbare Gabel mit zwei scharfen Spitzen drückt. Beim Aufstellen der Falle wird diese Gabel in die Höhe geschoben und hiedurch die Spiralfeder gespannt, worauf man die Gabel mittelst eines starken Drahts an den obern Theil des Hakens für die Lockspeise lose anhängt. Die Ratte, durch ihr eigenes Spiegelbild, welches ihr eine andere Ratte bereits am Fraße zeigt, getäuscht, geht leicht auf die Falle zu; sobald sie nun den Kopf in dieselbe steckt, schnellt bei der leisesten Berührung der Lockspeise die spitze Gabel nieder und durchbohrt ihr das Genick; eine kurze, an der Unterseite der Eingangsöffnung angebrachte scharfe Spitze bewirkt ein noch weiteres Festhalten der getroffenen Ratte, so daß ein Entkommen ganz unmöglich erscheint. Eine wesentliche Verunreinigung der Falle durch das hiebei fließende Blut, und der daraus hervorgehende, späterhin die Ratte vor Berührung der Falle warnende Geruch kann hier nicht gut eintreten, da die Ratte mit Kopf und Leib nur auf dem natürlichen Boden liegt; ein weiterer Vorzug der Falle ist deren Kleinheit, welche ihre Aufstellung auch am engsten Ort leicht erlaubt.

Nachruf.

Am 17. Februar starb in Wien plötzlich an einem Herzkrampf H. S. Mosenthal. Der verstorbene Dichter, ein geborener Kurhesse, hat seit dem Jahr 1841 unausgesetzt in Oesterreich gelebt. Er hat schon vorher durch eine Sammlung von Gedichten und kleineren Novellen die Aufmerksamkeit literarischer Kreise auf sich gezogen; 1846 trat er zum ersten Male mit einem dramatischen Werke: „Der Holländer-Michel", hervor. Weitere Versuche folgten, mit mehr oder weniger Glück, bis Mosenthal anfangs der fünfziger Jahre mit „Deborah" einen durchschlagenden Erfolg errang. Das Stück ging von Bühne zu Bühne und hielt sich bis heute auf dem Repertoir aller größeren Theater. „Cäcilie von Albano", „Ein deutsches Dichterleben", „Sonnwendhof", „Düweke", „Die deutschen Komödianten", Gabriele von Percy", „Der Schulz von Altenbüren", „Der Dorflehrer", „Pietra", „Madeleine Morel", „Die Sirene", „Bianca Capello" und „Die Parisina" waren die späteren Dramen des Dichters; keines derselben erreichte die Höhe des Erfolges der „Deborah", fast alle zeigten jedoch eine ungewöhnliche Bühnentechnik und eine durch ihre realistische Art wirkende Begabung. Im Bauernstück ist Mosenthal am glücklichsten gewesen; mit dem „Deutschen Dichterleben" und den „Deutschen Komödianten" hat er das Literaturdrama in ansprechendster Weise bereichert. Mosenthal zeigte für Musik einen ungewöhnlich empfänglichen Sinn und stand in innigster Verbindung mit den wiener musikalischen Kreisen. Er war Mitdirektor des Konservatoriums und hat zahlreiche Texte verfaßt. Mosenthal war 1821 geboren, Israelit, und hatte eine Tochter des Hofraths Weil zur Frau, nach deren Tod er sich nicht mehr vermählte. Oesterreich ehrte ihn durch Erhebung in den Adelstand. Der Verstorbene hinterläßt den Ruf eines liebenswürdigen, edlen Menschen und die Geschichte des deutschen Dramas wird ihm einen hervorragenden Platz anweisen.

Historische Gedenktage.

27. Februar.

274. Konstantin der Große, römischer Kaiser, geboren. Derselbe nahm aus Politik das Christenthum an, welches dadurch herrschende Religion wurde, und verlegte die Residenz nach Byzanz, das seinen Namen erhielt.

28. Februar.

1813. Schutz- und Trutzbündniß zu Kalisch zwischen Preußen und Rußland gegen Frankreich.

1. März.

1481. Franz von Sickingen, kaiserlicher Rath und Feldherr, — einer der edelsten und heldenmüthigsten deutschen Ritter, Beschirmer der Unterdrückten und Förderer jeder edlen Sache — auf der Stammburg Sickingen geboren.

2. März

1855 starb Nikolaus I., Kaiser von Rußland, ihm folgte sein Sohn Alexander II.

3. März.

1715. Ewald Christ. von Kleist, Dichter (Sänger des Frühlings), preußischer Major (Held von Kunersdorf) — zu Zoblin in Pommern geboren.

4. März.

1813. Die Russen (Czernitscheff und Repnin) besetzen Berlin, das in der Nacht von den Franzosen verlassen worden.

5. März.

1730. Peter Alexei Wasiliowitsch, Graf von Suwaroff-Rimnitzkoi, Fürst Italinski, Feldmarschall und Generalissimus der russischen Heere, einer der berühmtesten Feldherrn des 18. Jahrhunderts, zu Suskoi, einem Dorf in der Ukraine, geboren.

6. März.

1521. Fernando de Magellan entdeckt die Inselgruppe der Ladronen oder Marianen, das Erste, was von Australien entdeckt worden.

8. März.

1702. Wilhelm III., Erbstatthalter der Niederlande und nach der Vertreibung der Stuarts König von Großbritannien, bricht bei Kensington durch einen Sturz mit dem Pferde das Schlüsselbein, was (den 16.) seinen Tod herbeiführt.

9. März.

1758. Joseph Gall, Anatom und berühmt durch seine Schädellehre, zu Tiefenbronn im Württembergischen geboren.

10. März.

1776. Luise, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm III., geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, zu Hannover geboren.

11. März.

1710. Der schwedische General Steenbock schlägt bei Helsingborg die Dänen und treibt sie aus Schweden hinaus.

12. März.

1789. Versammlung der französischen Generalstände, Anfang der Revolution.

13. März.

1719. Joh. Friedr. Böttcher, Erfinder des meißener Porzellans, zu Dresden gestorben.

Bilderräthsel.

He
W

Auflösung des Bilderräthsels Seite 311:

Vorsorge verhütet Nachsorge.

Rösselsprung.

grüßt	ben	win-	das	grü-	ken	flat-	und
cken	land-	ternd	tuch	ne	dein'	ßet	schwan-
drü-	dein	blinkt	ket	flat-	ternd	mei-	ster
haus	bli-	mein	fah-	vom	uns	lein	mein's
a-	ne	freund-	er-	schiff-	vom	fen-	ne
den	re-	ken	heim	sam	rhei-	wir	ach
ran-	ber	grü-	lich	kah-	so	laß	dem
nen	aus	ben-	lang-	ich	auf	ne	lang

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 311:

Weiß.	Schwarz.
1) S. F 7 — H 6 . . .	1) G 7 nimmt H 6 oder A.
2) L. C 4 — G 8 . . .	2) K. C 2 — D 3.
3) L. setzt Matt.	
A.	
1)	1) G —.
2) S. H 6 — G 4 . . .	2) Beliebig.
3) S. G 4 — E 3 setzt Matt.	

Räthsel.

Ertön' ich selbst, kommt nur ein Haufen
Von kleinen Kindern ängstlich scheu
Zu seiner Mutter schnell gelaufen,
Die ihrer pflegt mit Lieb' und Treu'.

Doch singen And're meine Lieder,
So ruft ein jeder Musikus,
Daß in der Welt so bald nicht wieder
Sich finde solcher Kunstgenuß.

Auflösung des Anagramms Seite 311:

Gant, Tang.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. Emil Fuge. Wir haben Ihre Karten jedesmal beantwortet, wenn auch nicht immer im nächsten Hefte; das ist meist gar nicht möglich.

Frln. Rosa T. Glauben Sie nie solch einer Flut von Worten.

Hrn. Otto R. in Berlin und W. Zarder in Magdeburg. Ihre Anerkennung freut uns; auch wir halten diesen Roman für ebenso originell wie fesselnd. Er hat auch sehr bedeutenden literarischen Werth. Ungekürzt erscheint er jetzt in der Buchausgabe. Das Gewünschte, wenn möglich, im nächsten Jahrgang.

Abonnent in L. Organ für Schützenwesen und Jägerei, herausgegeben von A. Retemeyer (Berlin, Retemeyer). Ein Werk über Schießkunde ist bei Spamer in Leipzig erschienen.

Hrn. M. A. in R. (Kärnthen). Für die Annoncen übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit, kann also demnach weder ab- noch zurathen; das muß man versuchen.

Abonnent W. M. F. In dem betreffenden Roman ja nur ein Scherz.

Hrn. H. Lok. K. W. Krüger's kleine griechische Grammatik (Berlin, Krüger).

Hrn. Steinberger. Ja — mehrmals schon.

Hrn. Stefan Fritsch. Stuttgart, Uhlandstraße; das genügt.

Hrn. Berchold Ernst. Gottschall, Poetik (Leipzig, Amelang), vorzüglich.

Hrn. H. Epstein. Wir finden keine derartige Zeitschrift, zweifeln auch, daß es eine solche gibt. Stenographische Zeitschriften wohl.

Hrn. J. B. in Fulda. In Ihrem Briefe befand sich keine Aufgabe.

H. Hain. Recht lieblich und duftig, doch für den Druck noch nicht durchgebildet genug.

Hrn. F. E. in B. Otto Wigand, Leipzig; Hayn's Erben, Berlin; Braumüller, Wien; Mauke, Jena; Enke, Erlangen.

Hrn. F. W. B. R....r. Diese Bemerkung braucht nicht dabei zu stehen, da durch Staatsvertrag mit Italien geschützt. Wir sind jedoch überreich mit derart Material versehen. Besten Dank.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden ꝛc. sind uns zugegangen von: Frln. Anna Klinkerfuß, Hannover; Maria R., Brünn; Emilie Klein, Kassel; Bertha Frick, Barmen; Ottilie R., Berlin; Emma Radicke, Berlin; Ida Gehring, Oe.; Anna Ganter, Heidelberg; Hermine Pollack, Temeswar; Hrn. Joseph Spilke, Warschau; Emil Fuge, Braunschweig; Schauer, Prof. Caprera, Bozen; Robert Wendland, Rendsburg; K. G. L..., Braunschweig; Fr. Winter, Lang-Goeks; Nitsch, Bromberg; Onkel R., Tante R., Flatow; Mathias Blumenau; Rendant Naumann, Waldenburg; Wilhelm Jakubczyk, Köln; R. Franconi, Karpi; Konrad Kämmerer, Frankfurt; A. Rudolph, Schedewitz.

Aerztliche Korrespondenz. W. und Z. in H. Vor dem betreffenden medizinischen Bureau müssen wir Sie entschieden warnen. Dasselbe spekulirt, wie alle anonymen Gesundheits-Rathgeber, nur auf den Geldbeutel der Kranken, ohne an ihrem Wohl ein Interesse zu nehmen. Empfehlung eines betreffenden Spezialarztes können wir Ihnen in der Kl. Korrespondenz zu unserem Bedauern nicht ertheilen.

E. von S. in Gr. Ein jedes gutes Zahnpulver wird Ihnen den verlangten Dienst erweisen.

G. M. S. Das Talcum praeparatum kann durchaus nicht jene schädliche Wirkung veranlaßt haben.

Abonnentin in Straßburg. Das betreffende Leiden kann durchaus nicht mit dem Mangel, den Sie seit Ihrer Verheirathung empfinden, zusammenhängen. Zur Beseitigung desselben wird das Beste sein, wenn Sie sich an einen tüchtigen Arzt wenden, deren Sie ja in Ihrer Stadt so viele besitzen.

Abonnentin in Mühlhausen. Gegen das von Ihnen geschilderte Leiden nützt kein Rezept. Das einzige Mittel, welches Sie mit Erfolg anwenden können, ist die elektrische Behandlung der gelähmten Gliedmaßen.

L. E. in Lemberg. Reiben Sie die kranken Stellen mit gewöhnlicher Schmierseife ein, lassen Sie dieselbe einige Stunden auf der kranken Hautstelle und waschen Sie solche später mit lauwarmem Wasser weg.

Ant. K. in G. Gebrauchen Sie eine mehrwöchentliche Kaltwasserkur und Sie werden von Ihren Schwächezuständen rasch befreit werden. Die in den Blättern angepriesenen Geheimmittel und Geheimschriften meiden Sie am besten. Solche sind nur dazu angethan, den Kopf zu verwirren und Sie in unbegründete Aengstlichkeit zu stürzen.

Anfragen *).

42) Gibt es ein vollkommen bewährtes Binde- oder Löthmittel zur Stahlplattirung des Eisens, woraus besteht das Bindemittel und wo ist dasselbe zu beziehen? Wie ist auch die Behandlungsweise?

Karl Gangloff.

43) Welches Parfüm eignet sich besonders dazu, auf getrocknete Blumen übertragen dort dauernd zu bleiben, und wie ist dasselbe am leichtesten darzustellen?

A. S. in A.

44) Welcher Beize bedient man sich, resp. wie wird eine solche bereitet, um dem buchenen Holze die dunkle Färbung des Nußbaumholzes zu geben?

45) Kann man Bier auch in Kellern, die nicht aus Felssteinen erbaut sind, halten und wie muß es für solche Keller behandelt werden?

J. F.

Antworten.

Auf 39): Zu dem beabsichtigten Zweck sind bestens zu empfehlen aus dem Verlag von Karl Scholtze in Leipzig: Hittenkofer, Holz-Architektur-Ornamente. In Folio. Komplet 8 Mark 40 Pf. Ferner: Hittenkofer, Praktische Holz-Architektur. In Quart à Heft 2 Mark 80 Pf.

Dr. B.-R.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

Inserate finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage dieses beliebten Familienjournals die weiteste Verbreitung und werden von der **Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig**, sowie von allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. östr. W. = 75 Cents.

Im Verlag von **J. Weise's Kgl. Hofbuchhandlung** in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: 479

Friedrich List,
ein Vorläufer und ein Opfer für das Vaterland.

Ein Gedenkbüchlein für das deutsche Volk.
Mit einem Porträt und einem Facsimile.
Preis 1 Mark 50 Pf.

Dreißig Jahre sind es her, daß Deutschlands großer Patriot und größter volkswirthschaftlicher Denker, Friedrich List, von seinem Vaterland verlassen, einem tragischen Ende verfallen, auf dem Friedhof zu Kufstein, wo auf seinem Grabstein die Inschrift lautet: „Deutschlands Friedrich List", zur Ruhe gebracht wurde. Sein Standbild von Erz steht in Reutlingen, seiner Vaterstadt, ein noch würdigeres Monument ist — die Verwirklichung seiner schöpferischen Idee — die Riesenbahn, welche unsern seiner Ruhestätte über den Brenner führt, sein schönstes Denkmal aber wird, wie der berühmte amerikanische Nationalökonom Carey sagt, „das deutsche Europa" sein! Wer Mittel und Wege kennen zu lernen wünscht, wie dem wirthschaftlichen Elend unseres Vaterlandes Abhülfe zu schaffen sei, der lerne Friedrich List und seine Werke kennen!

Eine ganze klassische Privatbibliothek zus. für 30 M.

Bitte, diese Annonce genau zu beachten.

1) **Schiller's sämmtliche Werke**, die so beliebte vollständige **illustrirte** Ausgabe mit den Bildern berühmter Künstler, **pompös** gebunden.
2) **Goethe's Werke**, 16 Bände, in sehr eleganten, reich **mit Gold** verzierten Einbänden.
3) **Lessing's sämmtliche Werke**, 6 Bände, in sehr eleganten, reich **mit Gold** verzierten Einbänden.
4) **Shakespeare's sämmtliche Werke**, (deutsch), die so beliebte **Schlegel'sche** Ausgabe, pompös in 3 Bänden, sehr elegant gebunden.
5) **Vollständige Weltgeschichte** in 3 großen starken **Oktavbänden**, herausgegeben von Dr. Faber, über 1500 Seiten stark (**alte, mittlere** und **neue** Geschichte enthaltend). Ladenpreis 10 M.
6) **Neues Konversations-Lexikon.** Ueber **alle** Zweige des menschlichen Wissens, vollständig von A—Z 1870, in großen starken **Oktavbänden**, à Band 500 Seiten stark, feines Papier, großer Druck. 504

Alle sechs anerkannt guten Werke: **Schiller, Goethe**, Lessing, Shakespeare, **Weltgeschichte** und **Konversations-Lexikon**,

unter Garantie für neu und fehlerfrei:
Zusammen für nur 30 Mark.
Einzelne Werke werden nicht apart abgegeben.

Avis. Aufträge werden **umgehend** reihefolgend zoll- und steuerfrei gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages effektuirt von der Exportbuchhandlung:

Moritz Glogau jr., Hamburg,
Graskeller 20.

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: 498

Der homöopathische Thierarzt.
Ein Hülfsbuch für alle Viehbesitzer, welche ihre Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen schnell und sicher selbst zu heilen wünschen.
Nach eigenen Erfahrungen herausgegeben von **J. von Reimer.**
Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8°. Preis 1 ℳ, bei frankirter Post-Versendung 1 ℳ 10 ₰ in Briefmarken.

☛ In diesem jedem Viehbesitzer unentbehrlichen Büchlein bietet der Verfasser möglichst zusammengedrängt eine zuverlässige, aus der Praxis hervorgegangene leicht verständliche Anweisung zur erfolgreichen homöopathischen Behandlung kranker Hausthiere. Es ersetzt eine ganze Bibliothek dickleibiger Vieharzneibücher. Ein über die **Rinderpest** oder Löserdürre handelndes Kapitel macht den Landwirth mit den **besten Schutzmitteln** bekannt.

Soeben erschien in neuer Auflage: 499

Daniel's kleineres Handbuch der Geographie.

Auszug aus dem vierbändigen Werke.
Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.
68 Bog. Gr.-Lexikonf. 10 ℳ, geb. 11 ℳ 60 ₰.
Leipzig. **Fues'** Verlag (R. Reisland).

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft
G. Zechmeyer, Nürnberg. 505

In **allen Buchhandlungen** zu haben:
v. Ehrenkreutz, — das Ganze der

Angelfischerei.

1) **Fische** aus der **Ferne** herbeizuloden; 2) Die **Laichzeit**; 3) natürlicher und künstlicher **Köder**; 4) **Angelgeräthschaften**; 5) die **Fischarten**; 6) der **Krebsfang**. 484
Zehnte Aufl. 2 Mrk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg**.

Vielfach prämiirt! | **J. P. Liebe, Apoth., Dresden.** | Anerkannt bewährt!

Chemische Fabrik.

Liebe's Nahrungsmittel in löslicher Form (Liebig's Suppe im Vacuum kondensirt, ohne Kochen, die einfache **Mischung** mit **Milch** sofort trinkbar). Nährmittel an Stelle oder mit der Muttermilch; bei Durchfällen, Darmkatarrh der Säuglinge anerkannt bewährt, — nicht minder für Rekonvaleszenten, Sieche, Blutarme.

Malzextrakt, ungegohrenes und konzentrirtes Extrakt des feinsten Malzes, wirkt spezifisch auf die irritirten Luftwege; bei **Husten, Heiserkeit**, trockenem Halse anwendbar. *)

Malzextrakt mit Eisen (0,056 im Eßlöffel) bei **Schwächezuständen, Blutmangel, Rekonvaleszenz** u. s. w.*)

Malzextrakt mit Chinin und Eisen (0,111 im Eßlöffel) bei **Entkräftungen** gleichzeitig nährend und kräftigend wirkend.

Vorstehende Präp. in der eingeführten Packung à 300 Gramm netto 1 M. bez. 1 M. 25 Pf.

Malzextraktplätzchen aus reinem Malzextrakt, im Munde leicht zerfließend; sehr wirksam; in Kartons 25 Pf.

Pepsinwein (Verdauungsflüssigkeit) konzentrirte, haltbare Lösung von **garantirt wirksamem** Pepsin von **doppelter** Konzentration der Vorschrift der D. R. Dieser angenehm schmeckende Wein ersetzt bei mangelnder oder gestörter Verdauung die fehlende Magenflüssigkeit und beseitigt bei konsequentem Gebrauch jede leichtere Verdauungsstörung. **Flacon** à 150,0 1 M. 50 Pf.

An Orte, wo die Apotheken Lager **nicht** halten, wird bei 6 Piecen mit Rabatt versandt. 427

*) Konform der Vorschrift der Deutschen Reichspharmakopoe.

Nur Prof. Dr. Sampson's COCA Präparate Aechte
1 Schacht. oder 1 Flacon 3 R.Mk.

entfaltet die volle Wirksamkeit der Coca-Pflanze — weil aus dem vollkräftigen Extrakte der frischen Pflanze bereitet. — Ueber die von stetem Erfolg auch in schwersten Fällen gekrönte Anwendung der Coca-Pillen I. gegen Hals- und Brustleiden, der Coca-Pillen II. gegen Unterleibsleiden, Hämorrhoiden 2c., der Cocapillen III. gegen allgemeine und spezielle Nervenleiden und Schwächen, des Coca-Spiritus gegen Kopfgicht, Migraine 2c. belehrt eine populäre Schrift, **gratis** d. d. Mohrenapotheke in Mainz und deren Depôts-Apotheken: **Berlin:** **G. O. Pflug**, Louisenstr. 30; **M. Kahnemann**, Schwanen-Apoth., Spand. Str. 77. **Breslau:** **S. G. Schwartz**, Ohlauerstr. 21. **Dresden u. Magdeburg:** sämmtl. Apoth. **Königsberg** i. P.: **A. Brüning.** **Leipzig:** **R. H. Paulcke** z. Engel. **München:** **C. Braun** z. Rose. **Hamburg:** **W. Richter.** **Stuttgart:** **Jahn & Seeger**, Hirsch-Apotheke. **Wien:** **C. Haubner** z. Engel am Hof 6. **Zürich:** **Strickler'sche** Apoth. **Bern:** **A. Brunner.** **Köln:** **F. Grüninger** z. Glocke. **Prag:** **Jos. Fürst.** 358

Laue's Strickmaschinen

mit verstellbarem Stahlnadelbett für 418
Familie und Industrie,
Strümpfe ohne Naht und allerhand Phantasieartikel liefernd, empfiehlt
Dresdner Strickmaschinen-Fabrik
O. Laue. **Dresden-Löbtau.**
Solide Wiederverkäufer gesucht.
Unterricht an allen Orten gratis.

☛ **Ein Festgeschenk**
für Frauen und Jungfrauen:

Leidvoll und Freudvoll.

Gedichte
von 497
Clara Held-Marbach.

Elegant gebunden in Goldschnitt nur 3 ℳ.
Diese Gedichte sind von der **gesammten Kritik** auf das **Glänzendste** besprochen worden. Lieder wie: „O selig, wer die Rose bricht". oder: „Mein Lieb hat schöne Augen" — „Grüß ihn, o Morgenröthe, mit deinem ersten Strahl" — „Es war die Zeit der Rosen" u. s. w., haben bereits in vielen Anthologieen Aufnahme gefunden. (Vorräthig in allen Buchhandlungen.)
Breslau. Verlag von **Josef Max & Co.**

Vollständigstes und neuestes Fremdwörterbuch,
von **Heyse neu** bearb. bis auf 90,000 Worterklär. von Böttger. Letzte Stereot.-Ausg. 892 S. (2spalt.) gr. 8. Lpz. 1877. br. statt 6 M. für M. 3,50., eleg. Hlwd. M. 4,50., eleg. Hfrz. M. 5. — liefert, soweit der Vorrath reicht, in **neuen** Ex.
Oskar Herschel's Antiqu.-Buchhandl.
480 in Stuttgart, Kanzleistr. 22.

Bei **Louis Senf in Leipzig** erschien:

Deutsches Briefmarkenalbum

von Dr. ***Alfred Moschkau.***
Mit 80 Länderwappen. 481
Ausg. I. Kartonnirt 4 M. 75 Pf.
Ausg. II. Originalband ff. Callico **mit** Gold- u. Schwarzdruck 6 M. 25 Pf.
Ausg. III. Original-Prachtband mit Gold- u. Schwarzdruck u. Goldschnitt (auf ff. extra starkem Kupferdruckpapier) 12 M.
Echte Briefmarken billigst. Preisliste und Probenummer des Briefmark.-Journals gratis.

Der Universal-Gesellschafter und Galanthomme. Eine vollständige Anweisung, sich in allen Kreisen und allen Verhältnissen des Lebens passend zu benehmen und beliebt zu machen. Enthaltend: Regeln für Anstand, feine Sitte und alle jene Erfordernisse, welche zum geselligen Leben nach allen Richtungen hin gefordert werden, als: Bildung, Geschichte, Dramatik, Gesang, Musik, Tanz, Spiele, allgemeine Umgangsformen, Sprache, Schrift u. s. w. u. s. w. Herausgegeben von Prof. Dr. J. v. Marchheim. 443 Seiten. 1 fl. 80 kr. = 3 Mark 60 Pf. 502
Verlag von **E. Feitzinger** in **Teschen.**
= Durch alle Buchhandlungen. =

Violinen,

Bratschen u. Cellos, Spezialität in Meisterformen nach eigenem System. Violinen-Kopie: Stradivarius, Amati, Maggini, gute Arbeit, Ton ℳ 12—20, feinste ℳ 30—40, Bogen ℳ 3—6, Kasten ℳ 6—10. Bratschen, Celli gleiches Preisverhältniss. Zeugnisse berühmt. Autoritäten. Garantie. Nachnahme. Preiscourt. m. Beschreibung gratis-frco. 453
Streich-Instrumenten-Fabrik
Gebrüder Wolff, Creuznach.

Billigste Unterhaltungslektüre.
200 Bilderspässe. Von **Hans Bohrloch**, illustrirt von Klic. Eleg. Ausstattung. 1 fl. = 2 M.
Dorfbilder. Von E. **M. Vacano**, reich illustrirt von **Karl Klic.** 217 Seit. Eleganteste Ausstattung. 1 fl. = 2 Mark. 503
Verlag von **E. Feitzinger, Teschen.**
Durch alle Buchhandlungen.

Neueste Erfindung.

Violinen

(Violen, Violoncellos, Kontrabässe),
nach dem von Herrn Professor **Tuzzi** erfundenen System der Holztrocknung verfertigt. 442
Durch diese wichtige Erfindung ist das Problem, neue Violinen herzustellen, welche bezüglich des Wohlklanges und der leichten Ansprache denen der alten berühmten Meister gleichstehen, gelöst.
Ausführliche Preiscourante auf Verlangen gratis. — Garantie für solide Arbeit, schönste Form, feinen Lack und starken, klangvollen Ton.
Stuttgart. **Central-Musik-Magazin** (**F. Hamma & Co.**).

Accordion- und Harmonikafabrik
von **Fr. Gessner,**
Magdeburg. 247
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

---

200 Pianinos

unter Garantie edler Tonfülle und solider Bauart von 160—500 Thlr. stehen fertig zum Verkauf in der Kgl. Preuß. Hof-Piano-Fabrik von 390
Konrad Krause, Berlin, Königstr. 50.

Theodor Scheller,
Prämienloose u. Lotteriegeschäft,
Braunschweig.
Devise: „Und wiederum hat Scheller Glück!"
Prospekte gratis und franko. 465

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 302
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis.
Korrespondenz in Deutsch, Englisch und Französisch.

Das Original-Meisterwerk (neueste Gratis-Ausgabe, ca. 130 Seiten Text) über:
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist unter dem Titel: 149

Der Haarschwund

erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig,
Villa Bühligen.

Holländische Cigarren- & Tabak-
Fabrik u. Manilla-Cigarren-Import
von
A. F. Emde in Rees a. Rh.
Verkauf an Private zu Engrospreisen.
Preiscourante franko. 401

Attest
von Herrn Eisenbahn-Rendant **A. Hörner** in **Strassburg i. E.**, dd. 30. Dezember 1876.
Ihre verschiedenen Sendungen haben mich **vollständig befriedigt** und bitte daher um gefällige abermalige Uebersendung von etc.

Unter Garantie der Echtheit und Sicherheit.

Der Unterzeichnete hält stets auf Bestellung nachstehende approbirte sichere Mittel vorräthig:
Asthma-Papier à Bogen 45 Pf.
Asthma-Tropfen à Glas 75 Pf.
Mottentinktur, auch sehr geeignet für Kürschner u. Tuchläden, à Fl. 2 Mark.
Riechöl ff. für Toilette à Fl. 1 Mark 50 Pf.
Schönheitswasser à Fl. 3 Mark.
Haarfärbemittel aller Nüancen, als schwarz, braun, blond, roth 2c., bitte nur zu bestimmen, à Fl. 1 Mark, 1 Mark 50 Pf., 2 bis 3 Mark, je nach Qualität.
Mittel gegen Wanzen 2c. à Büchse 1 Mark.
Schminkwasser, sehr fein à Fl. 3 Mark.
Hühneraugen- u. Warzenpflaster à Büchse M. 1.50.
Haarwuchs-Förderungsmittel per Fl. 3 Mark.
Feinste Fleckseife à Karton von ½ Dtzd. 2 Mark.
Kaiser Alexander Augen-Balsam à Dosis M. 1.50.
Politur ff. per Fl. Mark 2.
Silber-Putzpulver per Schachtel 60 Pf.
Lange-Lebens-Spezies per Dosis 3 Mark.
Blutreinigungs-Thee per Schachtel 3 Mark.
Salzliqueur gegen Magenkatarrh, Magenschwäche und gestörte Verdauung per Fl. M. 1.50.
Auf Wunsch stehen noch andere vorzügliche Sachen zu Diensten, sehr bewährte und approbirte Mittel, die Gesundheit fördernd und sind nur gegen Postnachnahme zu beziehen. 425
Bissendorf bei Hannover. **F. Thies.**

Leipziger Theaterschule. 470

Oper und Schauspiel: Theorie u. Praxis. Aufnahme **zu jeder Zeit.** Prospekte **gratis.** **Bureau Reichsstr. 13.** **Die Direktion.**

Oceanawalzer. 455

Knauer's bitteres Kräuter - Magen - Elixir

bewährt sich bei Schwächezuständen des Magens, Magendrücken, Aufstossen, Blähungen, Diarrhöe, Gedärmeverschleimung, Blutanhäufungen, Appetitlosigkeit, Hämorrhoiden, Magenkrampf, Uebelkeit und Erbrechen, selbst bei Schwangerschaft. Zu beziehen vom Generaldepôt: Apotheker **Paulcke** in **Leipzig**, und gegen Nachnahme von **M. A. Knauer** in **Coswig i. A.** Die Flasche kostet 80 Pf. und 150 Pf. Bei Abnahme von 5 Fl. erfolgt Franko-Zusendung. 500

Kanarienvögel.

Erste und einzige grössere Postversandthandlung von nur Andreasberger Vögeln der besten Stämme.
R. Maschke,
204 **St. Andreasberg im Harz.**

Echte Harzer

!! Kanarienvögel !!

mit den seltensten Touren, versendet unter Garantie zu jeder Jahreszeit laut Preis-Courant
H. Ratermann jun.,
459 **Clausthal**, Oberharz.

Gegründet 1840. 461

Auf meine selbstgezüchteten
St. Andreasberger Kanarienvögel
mache ich Liebhaber, namentlich Kenner, ergebenst aufmerksam. Postversandt. Preis 10—20 Mark. Weibchen 1¼ Mark. Nach genauer Preisangabe reellste Bedienung.
Nichtkonvenirendenfalls Retournahme.
Garantie für gesundes Eintreffen, sowie für Zufriedenstellung jedes einzelnen Postens.
Rentier **W. Wiegand**, St. Andreasberg.

Vogelhandlung für das In- und Ausland.

Zauber-Apparate

eigener Fabrik, viel Neues für Künstler, Dilettanten und Kinder. Höchst elegante Arbeit, billigste Preise von 25 Pf. an bis 1500 Mark. Neueste Preislisten gratis. 394
Wilhelm Bethge, Magdeburg.

☛ Ueber
Hiller's Rezept-Taschenbuch
reeller, sehr respektabler 472

„Neben-Erwerbe"

zum **sofortigen Geldverdienen** für **alle** persönlichen u. örtlichen **Verhältnisse** mit **Geschäfts-Anleitungen**, wodurch **jede** Person mit **ganz geringer** Geldanlage **täglich 5—10 Mark**, also **monatlich 150—300 Mark** leicht und sicher **verdienen** und **nebenbei ersparen** kann, wird **das Programm***) **für nur 30 Pf.** in inländischen oder ausländischen Briefmarken **franko** u. **sofort** versandt durch **Hiller's Lehr-Institut.** 10 Südstraße 10 in **Leipzig.**

*) ☛ Hierzu die **dankbarsten Zeugnisse** aus vielen Ländern Europas 2c., welche in **Originalen** jeder Behörde vorgelegt werden können und die die **glänzenden Erfolge** eklatant beweisen.

EPILEPSIE

(Fallsucht) und alle Nervenkrankheiten **heilt brieflich** der **Spezialarzt Dr. Killisch**, Dresden (Neustadt). Bereits über **9000** behandelt. 437

Japan-Pflanze,

neu entdecktes garantirtes Mittel, binnen **14 Tagen** selbst auf ganz kahlen Stellen einen prachtvollen Vollbart zu bekommen, sogar junge Leute von 16 Jahren. Kahlköpfige erhalten neues, volles, üppiges Haar binnen 18 Tagen, und ist die Garantie derart sicher, daß bei Nichtwirkung das Geld ohne Anstand retour gegeben wird. Preis eines Paketes 2 und 3 ℳ Japanesisches Depôt, Praterstr. 16, Wien. 454

Kassetten

aus englischem starkem Stahl, vorzügliches Chubschloß mit 2 Schlüsseln, höchst elegant und dauerhaft gearbeitet. Lassen sich in jedem Möbel befestigen. Verpackung gratis.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Preis
0	18½ Cm.	8½ Cm.	8 Cm.	13 ℳ
1	16 „	12 „	8 „	13 „
2	20 „	15 „	8 „	16 „
3	24 „	18 „	10 „	25 „
4	30 „	20 „	11 „	31 „
5	35 „	25 „	12 „	39 „
6	40 „	30 „	14 „	50 „

Mit 20 diversen silbernen und goldenen Medaillen prämiirt.
Hofmechanikus Sr. K. K. H. des Kronprinzen
A. MEYER,
448 **Berlin NW.** Fabrik gegr. 1843.

Höchst beachtenswerth!

Ich offerire in meinem hiesigen Magazin und versende auf geneigte briefliche Bestellung sorgfältig gewählt folgende enorm billige Waaren:

	Mark
1 reizend garnirte Moiré-Schürze .	1
1 prachtvolles seid. Herren-Cachenez .	1
1/6 Dtz. feine weiße sd. Damenhalstüch.	1
1/4 „ feine coul. sd. Damenslipse .	1
1/2 „ weiße lein. Kindertaschentüch.	1
1 „ große weiße Shirtingtaschent.	2
1 eleg. woll. Unterrock m. reiz. Bord.	2
1 lein. Tischdecke in gelb, grau od. roth	2
1 elegantes seidenes Herrentaschentuch	2
1 reiz. woll. Robe i. d. schönst. Dessins	3
1 dauerh. u. unverw. Gingham-Robe	3
1 prachtv., gr., reinwoll. Umschlagetuch	3
1 vorzügl. gut. schw. Moiré-Unterrock	3
1 gute und durable Winterjacke . .	3
1 höchst feine, reinwoll. Tuch-Tischdecke	3
1 dazu pass. Kommoden- u. 1 Nähtischd.	3
1/2 Dtzd. vorz. feine, reinlein. Taschent.	3
1/2 „ gute, kräftige, weiße Handt.	3
1/4 „ Servietten u. 1 großes Tischt.	3
1 schwer. Moiré-Rock in braun o. grau	4
1 wirklich elegante seidene Schürze .	4
1 reizende Robe in Percale od. Piqué	4
1/6 Dtzd. fert. w. Herr.- od. Frauenhemd.	4
1 reiz. Robe in Jaconnet od. Barège	5
1 braune gestickte Tuch-Tischdecke . .	5
1/6 Dtz. weiße Waffelbettdeck. m. Frans.	5
1 Long-Châle i. schwer. schönst. Wolle	6
1 Moiré-Rock, fertig gem. u. reiz. garn.	6
1 schwere woll. Robe in Lama o. Plaids	6
1 gedieg. woll. Robe in Alpacca o. Rips	6
1 eleg. schwarz. Stepprock, reiz. besetzt	6
1 prachtv. Doublejacke i. schwerst. Stoff	6

Nicht konvenirende Waaren nehme bereitwilligst zurück. 225

Herrmann Hirsch,
Berlin, Große Friedrich-Straße 148.

Ehrende Anerkennungen meiner geschätzten Kunden:

Herrn Herrmann Hirsch, Berlin, Gr. Friedrichstr. 148.

Ich bin, wie immer, sehr **zufrieden.** **Frau Amtmann Kobli**, Vorwerk Damm bei Friesack. — **Auch** dießmal muß ich Ihnen **meine** volle Anerkennung aussprechen. **Frau Mathilde Kühnlenz**, Hotelbesitzerin in Eisenach. — **Sowohl ich**, als auch meine Tochter, **Frau Apotheker Kaul** hierselbst, sind mit Ihren Waaren sehr zufrieden. **Frau Dr. Ch. Schlüter** in Bisperode.

Weitere Briefe folgen.

Heckner & Co., Braunschweig

empfehlen als Spezialitäten 513
Patent - Bandsägen
für Fuß-, Hand- und Dampfbetrieb (prämiirt in Wien).
Kreis- und Decoupirsägen, Frais- und Bohrmaschinen, Sägeblätter 2c. 2c.
Alles unter Garantie.
Kataloge gratis.

Klinik

vom Staate konz. zur gründl. Heilung hartnäckig. Haut-, Frauen-, geh. Krankh., Schwäche, Nervenzerrütt., Reißen 2c.
Dirigent **Dr. Rosenfeld**, **Berlin**, Kochstr. 63.
Auch brieflich. Prospekte gratis. 516

---

271 **Kranken** jeder Art kann aus voller Ueberzeugung die Anwendung des **tausendfach bewährten**, in **Dr. Airy's Naturheilmethode** beschriebenen Heilverfahrens empfohlen werden. Dieses jetzt in **68.** Auflage erschienene, 500 Seiten starke Buch kostet nur 1 ℳ und ist durch jede Buchhandlung oder direkt von **Richter's Verlags-Anstalt** in **Leipzig** zu beziehen.

Das beschreibende Haupt-Preisverzeichniß pro 1877 der

Baumschule

von 524
L. Späth, Berlin SO.,
Köpnickerstr. Nr. 154,
ist erschienen und steht auf gef. Verlangen franko und gratis zu Diensten.

In allen Buchhandlungen zu haben: 483
Neue verbesserte

Bienenzucht

nach der **Dzirzon**'schen Methode bearbeitet und mit den **neuesten** Erfahrungen versehen von **C. Forsbohm.**
Mit 5 **Abbildungen.** — **Zweite verb. Auflage.** — 1 Mk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 14. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Weg zum Glück.

Roman von **Miß Braddon.**

Bearbeitet von **E. M. Vacano.**

(Schluß.)

XXXV.

Lord Carlswood geht schon am ersten Tage nach seiner Ankunft in London zu Myra. Er weiß, daß es noch viel zu ordnen gibt vor seiner gehofften — Vereinigung mit Myra, er aber wünscht Alles so schnell als möglich abgethan zu haben.

„Ich muß vor Allem mit Myra in's Reine kommen. Dann kann ich die nächsten sechs Monate hindurch ganz gut mit dem alten Freund Shlooker zubringen; es ist besser, daß ich ihn nach dem Süden mitnehme, als daß ich meine Trauerzeit in Schottland versitze. Shlooker ist vortrefflich in écarté und in der Fabrikation des Pfefferfleisches. Prächtiger Kerl, der alte Shlooker. Wenn ich nur erst wüßte, ob Myra mich mag, sobald die Wittwerzeit um ist. Also vorwärts."

Das Haus Myra's in Kensington Gore ist verrammelt und versiegelt wie ein Postpaket. Und die Hausmeisterin meldet Mylord, daß Mrs. Brandreth nach „Eldenbridge" in Belgien gegangen sei.

„Was Teufel? Wann ging sie fort?"

„Vor einer Woche ungefähr, Sir."

„Und allein?"

„Nur mit der Zofe, Sir."

Mylord dreht sich auf seinem Absatz um und brummt: „Dummer Zufall. Ich hasse Dampfschiffe. Muß doch mit dem alten Shlooker nach Belgien reisen, denn die Sache mit Myra soll in Ordnung kommen um jeden Preis. Muß doch das Dampfschiff durchmachen."

Mylord unterwirft sich nur schwer den Torturen, welche die Fahrt über den Kanal dem Diener wie dem Lord gleichmäßig auferlegt.

„Was beim Henker hat die Brandreth auf den Gedanken gebracht, in einem Neste wie Heldenburg ihre Ferien zuzubringen?" denkt Mylord, indem er alle Angelegenheiten zu seiner Abreise ordnet; er weiß nicht, wie lange er ausbleiben wird oder wohin er eigentlich geht; aber wenn er seiner Myra bis an's Ende der Welt folgen müßte, damit sie über die Lebensfrage seines Herzens entscheide, er würde es thun. Die Alpen wären ihm kein Hinderniß, die Balkankette selbst würde er übersteigen. „Sich in so einen unmöglichen Winkel zu vergraben! Unberechenbares Weib! Hoffentlich treffe ich sie bei guter Laune."



Der Weg zum Glück. **„Dieß Taschentuch fand man vor acht Tagen auf der Telegraphenstation zu Ostende!"** (S. 343.)

Das Dampfschiff bringt Mylord noch in dieser Nacht nach Calais. Von Calais bringt ihn ein Schnellzug nach Ostende. Dort frühstückt er, nimmt ein Dampfbad, zieht ein frisches Gewand an, bespritzt sich mit Eßbouquet und fährt mit dem Lokalzuge nach Heldenburg.

Auf dem Wege erinnert sich Mylord deutlich an das letzte Mal, wo er hierherkam, um Myra die Nachricht von Westray's Heirath zu bringen und dabei zu sehen, ob sie den Mann wirklich liebe, wie er fürchtete. Sie war damals ganz seelenruhig geblieben, ergo hatte sie in Mylords Augen nie an Westray denken können. In den Büchern stand es ja, daß Frauen immer Krämpfe kriegen, wenn sie in ihrer Liebe verrathen werden.

Heldenburg hat ganz dasselbe Gesicht wie damals; nur einige Villen sind hinzugewachsen. Mylord wendet sich direkt in das Hotel, wo ihm ein Hausmädchen mit dem weißgewaschensten aller Häubchen auf dem Scheitel die Auskunft gibt, daß Mrs. Brandreth ein Apartement im ersten Stock bewohne, im vorletzten Hause rechts.

Er findet dort wirklich Myra in einem Zimmer, das mit dem ihr eigenthümlichen Geschmack ausgeschmückt ist. Aber die Dame selber sieht bleich und gedrückt und gealtert aus, wie sie ihm in einem gelblich-weißen Kaschmir-Hauskleide mit halbaufgelösten Haaren entgegentritt.

Sie dünkt ihm nicht minder schön, trotz ihrer Farblosigkeit; denn seine Leidenschaft für sie ist in jenem Stadium, wo die Veränderung am Gegenstande keine Veränderung der Neigung mehr hervorzubringen vermag. Und wenn sie grundhäßlich geworden wäre, er hätte es nicht mehr bemerkt.

Sein Kommen stört sie und sie zeigt es ihm. Und er kommt doch, um ihr einen Platz in der Welt des Glanzes anzubieten, mit seinem treuen, liebevollen Herzen.

„Ist es Ihnen nicht angenehm, daß ich Sie aufsuche?" sagt er. „Ich kam doch nur Ihretwegen hierher."

„Wie vor zwei Jahren, da Sie mir Mr. Westray's Heirath zu melden kamen," antwortet sie, wie sie am Fenster schlaff auf einen Stuhl sinkt und mit ihrer leicht zitternden Hand ihr wirres Haar aus der Stirne streicht. „Was für Sensationsnachrichten haben Sie mir heute zu melden?"

„Daß meine Frau gestorben ist und daß ich frei bin, Myra. Wußten Sie das nicht?"

„Nein. Ich lese selten die Morgen-

blätter. Ich soll Ihnen wohl jetzt gratuliren, da Ihre Ehe nicht glücklich war."

Er rückt seinen Stuhl an ihre Seite und schaut sie ernst und bittend an, wie ein Sklave zu seiner Herrin aufschaut.

„Nicht glücklich? Meine Ehe war eine Hölle, wie alle Welt weiß. Lady Carlswood hat vielleicht ihre Vorzüge gehabt, aber die waren nicht in meinem Genre. Wie wohl meine nächste Ehe ausfallen wird, Myra?" —

Sie lacht nervös. „Darüber fragen Sie Ihre nächste Frau. Lassen Sie sich jedenfalls Zeit, sich eine neue Kette anzulegen."

„Myra, wissen Sie denn nicht, daß eine neue Wahl schon vor drei Jahren getroffen war? Das Weib, das ich mir erwählte, konnte mich selbst nicht durch ihre Unfreundlichkeit von sich verscheuchen. Ist sie ja doch die Erste und Einzige, die mich je im Leben beherrschen konnte und die mir das Leben zu verschönern vermöchte. Sie heißt Myra Brandreth."

„Sie faseln!" ruft Myra aus. „Ein Theater bauen für mich, Ihre Sonntage bei mir verplaudern, das ging an. Aber mich heirathen wollen . . .!"

„Ich war stets entschlossen, Sie zu meiner Gattin zu machen, sobald es in meiner Macht stünde. O, Sie können jetzt, da sich das erfüllt hat, nicht so hart sein, mich zurückzuweisen. Haben Sie denn meine Liebe nicht längst gekannt?"

Myra schaut ihn mit ehrlicher Bewunderung an. „Wie treu, wie ergeben kann doch ein Männerherz sein!" ruft sie. „Ich wollte, ich wäre solcher Hingebung würdiger. Aber ich habe nie die Liebe eines braven Mannes verdient in der Zeit, wo sie mir angeboten wurde; einst geschah das zu früh, und ich ließ sie mir entgehen. Und jetzt . . ."

Sie hat sich erhoben und schreitet sinnend im Gemache auf und ab.

„Myra, machen Sie mich glücklich. Ich verlange nur Ihr Jawort, Ihr Versprechen, daß Sie mein Weib werden wollen. Dann will ich nach Schottland gehen oder wo immer hin und lasse Sie sechs Monate hindurch in Ruhe, wenn Sie wollen."

„Sie wollen mich also zu einer Erlaucht machen!" ruft sie mit gerötheten Wangen und funkelnden Augen. „Ich soll höher stehen als all' die Frauen, die bis jetzt auf mich herabsahen wie auf Eine, die sich bloß zwischen sie einschleichen durfte. Ich soll mein Palais in London haben, meine drei, vier Landsitze; ich soll den Mächtigsten im Lande gleichstehen, und das Alles durch Sie, Mylord, durch Sie, gegen den ich nie freundlich und liebevoll war!"

„Alles was ich besitze, hat mir nur dann einen Werth, wenn ich Ihnen damit eine Freude machen kann," sagt Mylord bewegt. „Und Sie werden jedem Stande Ehre machen."

„O! wäre mir das vor Jahren in Colehaven geboten worden, als ich noch Ehrgeiz hatte! — Alles Glück bietet sich mir — aber zu unrechter Stunde."

„Myra, Sie sagen doch Ja?" fragt Mylord ängstlich.

„Ich sage Nein," antwortet sie. „Ich bin dankbar für Ihren Edelmuth. Ich möchte wohl eine Gräfin, eine große Dame sein, um die andern Weiber zu ärgern. Ach, mir ist, als sei ich geboren für Macht und Ansehen. Aber es gibt noch etwas Besseres als das. Ja. Wahre Liebe ist besser. Und ich liebe Sie nicht."

„Ich — ich wagte das nie zu hoffen," stottert Lord Carlswood. „Ich verlange ja keine Liebe — wenigstens nicht sogleich. Wie sollte ich so kühn sein? — Ertragen Sie mich nur zuerst, vielleicht finden Sie mich einst nicht — nicht allzu verwerflich. Und vielleicht können Sie mich einmal leiden. Ich wäre so stolz auf Sie. Und mein einziges Streben wäre Ihr Glück."

„Sie sind der edelste Mensch, Mylord, und ich glaube aufrichtig, ich könnte wahrhaft glücklich sein als Ihre Gattin, wenn . . ."

„Wenn was, Myra?" ruft er ängstlich, da sie stockt.

„Wenn ich nicht einen lichteren Traum, eine schönere Hoffnung hätte," sagt sie mit einem Blick wie in weite Ferne.

„Träume sind Schäume. Ich biete Ihnen Glanz und Wirklichkeit."

„Träume sind aber manchmal schöner als die Wirklichkeit."

„So schicken Sie mich also fort ohne Hoffnung? Mich, der ich Ihnen so lange Treue und Hingebung hielt? Bedenken Sie, Myra, Sie zerstören mir mein Leben, wenn Sie mich verstoßen; denn ich werde dann mit Allem, was ich mein nenne, so schnell als möglich zu Ende zu kommen suchen: mit meinem Reichthum und mit meiner Gesundheit — der Trunk ist ja auch ein Tröster! Adieu!"

„Halten Sie ein, Lord Carlswood!" schreit Myra.

„O, so lange Sie wollen."

„Wollen wir einen Vertrag schließen?"

„Sagen Sie, daß Sie in sechs Monaten mein Weib werden wollen."

„Das kann ich nicht. Aber wenn ich von heute in einem Jahre noch frei bin, dann sprechen wir weiter und ich werde Ja sagen."

„Das heißt, Sie werden bis dahin Jemanden andern geheirathet haben?"

„Das weiß ich nicht. Meine Zukunft ist noch ein Räthsel. Aber heute über ein Jahr ist die Sehnsucht meiner Seele entweder erfüllt oder verloren. Im letzteren Falle werde ich Ihr Weib. Und wenn ich Ihnen auch keine Liebe geben kann, so haben Sie doch stets meine Dankbarkeit und meine Achtung."

„Mehr verlange ich nicht. Aber ein Jahr ist so lange."

„Eine londoner Saison, eine Jagdpartie, und das Jahr ist vorbei."

„Gut denn. Aber es ist nicht freundlich von Ihnen," sagt er, und beschwört sie mit aller Herzenswärme eines jungen Mannes. Aber Myra bleibt fest und endlich nimmt er Abschied — nicht froh, aber auch nicht hoffnungslos.

„Gehen Sie direkt nach London zurück?" fragt sie ihn beim Abschiede.

„Nicht heute schon. Ich will hier ein, zwei Tage ausruhen."

Myra's Gesicht verfinstert sich. Lord Carlswood bemerkt das und will desto mehr hier bleiben. Der Mensch, den sie liebt, muß sicher in der Nähe sein, und er kann vielleicht entdecken, was sie hofft.

„Ach, Heldenburg wird Sie in einer Stunde schon langweilen," sagt Myra.

„Gewißlich nicht, wenn ich Sie Abends wieder sehen darf."

Jetzt macht Mrs. Brandreth wirklich ein ärgerliches Gesicht.

„Natürlich, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben," sagt sie seufzend. „Aber ich sage Ihnen im Voraus, ich werde mißlaunig sein. Die Ueberanstrengung der letzten Saison liegt mir noch in allen Nerven. Ich lebe nur halb und vegetire hier bloß."

„Nun, dann komme ich, um ein wenig mit Ihnen zu vegetiren," lächelt Mylord. Und dann scheiden sie mit einem schwachen Händedruck.

Wie Mylord sich entfernt, zeigt sein Gesicht ganz dieselbe Miene wie sonst. Er ist so wohlgebildet, daß er für die Welt stets bloß dasselbe Gesicht zeigen kann; mit dieser freundlich gleichgültigen Miene würde er ebensowohl an den Traualtar treten, wie das Schaffott besteigen.

XXXVI.

Seit Hermann Edith wieder an sein Herz gedrückt hat, ist ihm jeder Zweifel an ihrer Treue geschwunden. Nur so lang er sie von sich ferngehalten hatte, konnte er ihr mißtrauen. Sie sind wieder Eins und berathen sich über die Zukunft mit dem guten, ehrenhaften Dewrance, während draußen die grünliche See wogt, der blaue Himmel lacht und die Kurgäste in ihren bunten Badekleidern die freundliche Szene beleben. Und was ihre Sorgen betrifft, den schrecklichen Exekutor und die Wechsel, so sind das bloße Nullen in der Rechnung eines Lebens, in welchem die mächtige Liebe die Hauptziffer bildet.

Edith soll noch an diesem Abend per Schiff in Begleitung Mr. Dewrance's nach England zurückkehren. Sie wollen in Roehampton Amme und Baby holen und unverweilt nach Lochwithian reisen, wo Mrs. Westray ruhig und sicher die Zeit erwarten soll, wenn Hermann alle Sorgen aus dem Wege geräumt, ihre theure Habe vortheilhaft veräußert und Alles in Ordnung gebracht haben wird.

„Wer ist eigentlich der Besitzer Ihrer bedeutendsten Wechsel?" fragt Dewrance.

„Ich weiß wenig von ihm, als daß er zuerst sehr coulant war und sich zuletzt auf einmal so streng zeigte."

„Es sollte mich nicht in Erstaunen setzen, wenn Mr. Lyndhurst dabei zu thun gehabt hätte," sagt Dewrance.

Westray wird nachdenklich. „In der That, Lyndhurst hat mich bei dem Geldverleiher eingeführt."

„Ich dachte mir's. Das Ganze bildet Eine Kette. Sie können Gott danken, daß bloß Ihre Möbel draufgehen."

Hermann küßt als einzige Antwort die Hand seiner Gattin.

„Hermann," sagt sie bittend, „nicht wahr, wenn Alles vorüber ist, kommst Du ein ganz klein wenig auf's Land — zu Papa, um Dich zu erholen . . . oder in eine andere Wohnung im Grünen, wenn Du das lieber willst."

„In unsere eigene Landwohnung, Liebste. Wir wollen uns draußen ansiedeln, mein Engel, ich will fortan in Wales leben. Ich will dort leben, wo Du Dich am glücklichsten fühlst. Ich will der garstigen Welt den Rücken kehren, brav arbeiten und uns einen sichern Zehrpfennig schaffen."

„Nun, nun, aber Ihre Genre der Novelle müssen Sie doch beibehalten," meint Dewrance. „Was man für die Gegenwart und für die Welt schreibt, rentirt sich am besten."

Die beiden Gatten sind so glückselig wie in ihren Flitterwochen. Sie werden sich trennen müssen, aber die Gedanken Edith's flattern über diesen Abgrund hinaus in die künftige Seligkeit hinein.

„Nicht wahr, Du wirst die Geschäfte in London bald abgethan haben, Hermann?" fragt sie.

„Ich werde mich beeilen, mein Herz."

„Könnte ich das nicht in Roehampton abwarten? Ich wäre doch näher bei Dir."

„Wem wäre das lieber als mir? Aber Roehampton wäre ein Versteck, und in der Priorei bist Du daheim, vor aller Welt, und — bist bei Ruth."

„Ach ja, bei der lieben Ruth! Ach, Hermann, mir ist jetzt immer so um's Herz, als sollte sie nicht lange mehr da sein . . ."

„Die, welche als himmlische Engel geboren sind, werden selten alt in dieser Welt, Liebe."

Diese traurigen Gedanken plaudert Dewrance hinweg. Sie verbringen den Tag mit einem Gange durch die Straßen, Promenaden und Kirchen der Stadt. Für Dewrance dauert er ein wenig lange, für die Wiedervereinigten schwindet er gleich einem seligen Traum. Es ist beschlossen, daß Hermann in Ostende bleibt, um das Geheimniß des Telegramms zu enthüllen. Edith weiß das und ist damit einverstanden. Es herrscht jetzt vollständiges Einverständniß zwischen den beiden Gatten. Der Abend kommt, Hermann geleitet die Gattin und den Freund an das Schiff. Das selige, wonnigliche Wiederfinden hat für jetzt ein Ende. Er nestelt ihr den Shawl dicht um den Hals in dem Hafenwinde. Die Lichter des Ortes glühen hie und da auf. Noch ein zärtlicher Händedruck, ein Glockenläuten und sie sind getrennt. Edith's Augen füllen sich mit Thränen.

„Wie sich Baby freuen wird, wenn es seine Mutter wieder sieht!" sagt Dewrance sanft. „Es ist sicher gewachsen, seit ich's zum letzten Mal gesehen habe."

Mrs. Westray lächelt wieder und fängt an von Baby zu erzählen, und im Erzählen steigt sie in die Kabine hinunter und schlummert dort ein, gewiegt vom breiten Meere; schlummert zum ersten Male ruhig und süß seit jener Stunde, wo sie Roehampton verlassen hat, fortgelockt durch die falsche, verrätherische Nachricht.

XXXVII.

Beruhigt durch die Versöhnung mit seiner Frau, thut Hermann, was ein weiser Mann gleich anfangs gethan hätte. Er bespricht sich mit einem Anwalt und begibt sich mit ihm auf das Telegraphenamt, um den Absender jener lügenhaften Botschaft zu eruiren. Zuerst will man ihnen dort nicht Rede stehen, da dieß gegen die Regel ist. Wie soll man sich an einzelne Absender erinnern!

„Aber wenn durch eine solche lügenhafte Nachricht Unglück und Kummer in eine Familie gebracht wird?" ruft Hermann warm. „Wäre es da nicht Ihre Pflicht, meine Herren, sich ein wenig erinnern zu vermögen und das Komplot aufdecken zu helfen?"

Die Beamten stutzen. Der belgische Anwalt legt seine Hand sanft auf Hermann's Arm und sagt: „Pardon, Monsieur." Dann wendet er sich an die Telegraphenbeamten und sagt höflich: „Meine Herren, bedenken Sie, eine falsche Depesche ist unter dem Namen dieses Herrn an seine Gemahlin von hier aus abgesendet worden — ein Telegramm, welches die Dame hieherrief nach Ostende, an sein Todtenbett, wie es hieß. Nun denken Sie sich Madames Verzweiflung! Kann so etwas ruhig hingenommen werden? Ich glaube, daß das ein Mißbrauch des Telegraphen gewesen ist."

Die Beamten kennen den Anwalt und sind für ihn zugänglicher als für Hermann. Sie suchen sich zu erinnern, sie sehen in ihren Büchern nach, sie flüstern mit einander und möchten zuletzt gern alle mögliche Auskunft geben. Ein Telegramm ist wirklich aufgegeben worden, in denselben Worten, die Edith ihrem Gatten vorgesagt hat, aber Niemand im Bureau kann sich an den Absender erinnern. Schon will Hermann ganz desperat das Bureau verlassen, da sagt Einer: „Vielleicht hat Alphonse die Depesche übernommen. Und soeben kommt Alphonse, ein junger Unterbeamter, aus dem Kaffeehause."

Man fragt ihn aus, Alphonse wird ganz roth und erinnert sich sehr wohl, die bewußte Depesche nach einem „Orte bei London" dirigirt zu haben. „Ich erinnere mich daran, weil sie von zwei Personen aufgegeben wurde, von einem Herrn und einer Dame," sagt er. „Und sie sprachen eifrig mit einander, ehe sie sie absandten, und stritten über die Worte, und die Dame war so blaß wie der Tod."

„Eine Dame!" ruft Hermann verblüfft. „Was kann ein Weib bei dieser Intrigue zu thun gehabt haben?"

„Ja wohl, eine junge und hübsche Dame, nicht ganz jung zwar, mehr une dame posée. Und es war, als ob sie dem Herrn Befehle gäbe," fährt Alphonse fort. „Sie nahm sich zusammen, war aber doch sehr aufgeregt. Ihre Unterlippe zuckte nur so. Ich habe es wohl bemerkt."

„Beschreiben Sie sie," ruft Hermann. „Den Mann kenne ich wohl: er war groß, stark, brünett, mit schwarzem Backenbart."

„Zug für Zug so. Das ist er."

„Aber die Frau!?"

Alphonse fängt an, mit den Händen zu agiren. „Pardon, Monsieur, es ist nicht leicht, eine hübsche Frau zu beschreiben. Madame hatte wundervolle braune Augen, hellbraunes Haar von seltener Schönheit; war groß und schlank. Und so feine Handschuhe! Ihre Toilette so einfach und so elegant! Sie hatte die Lebhaftigkeit und die Manieren einer Künstlerin."

Hermann's Blick wird düster. Die Beschreibung paßt so genau auf ein Weib, das er kennt. Aber nein! Sie kann's nicht gewesen sein! Oberst Clitheroe's Tochter kann's nicht gewesen sein; das Weib, mit dem er als Kind gespielt hat, sollte so ehrlos geworden sein, so niederträchtig? Und dann — eine so vage Beschreibung kann auf hundert Frauen passen. Lyndhurst kannte so viele Damen. Aber weßhalb sollte eine derselben bei diesem Komplotte geholfen haben? Weßhalb hatte Lyndhurst überhaupt die Hülfe einer Frau dazu gebraucht, ein Telegramm abzusenden? Diese Frau müßte also die eigentliche Leiterin der Intrigue gewesen sein, die Erfinderin und nicht das Werkzeug.

„Aber da fällt mir eben bei," ruft Alphonse plötzlich, „wenn Monsieur vielleicht das Tuch erkennen könnte . . . Madame ließ nämlich ihr Taschentuch fallen, wie sie das Bureau verließ. Ich nahm es auf und dachte, sie werde darum zurückkommen. In der Ecke steht ihr Monogramm. Es steht Monsieur zu Diensten."

„Ich will Ihnen einen Sovereign dafür geben," ruft Hermann.

„Aber, Monsieur," sagt Alphonse und zwinkert pfiffig mit seinen kleinen schwarzen Aeuglein, „die Spitzen, mit denen es eingefaßt ist, sind sehr werthvoll."

„Zwei Sovereigns!" sagt Hermann.

Alphonse öffnet eine Schublade und reicht Hermann über den Bureautisch hinüber ein feines Cambrictuch mit Valenciennes eingefaßt.

„Da sich's ja doch Madame augenscheinlich nicht selber wieder abholt . . ." murmelt er, gleichsam als Entschuldigung vor sich selber.

Hermann schaut auf das Monogramm: M. V. B. in gothischen Lettern, umgeben von einem Kranze von Vergißmeinnicht.

„Myra Vansittart Brandreth." Es gibt nicht Viele, die Mrs. Brandreth's zweiten Namen kennen, aber Hermann ist einer der Wenigen. Es ist der Mädchenname ihrer Mutter; selber noch ein junges Mädchen, hat sich Myra stets mit Myra Vansittart Clitheroë unterzeichnet, mit einem Schnörkel unter dem C.

Alphonse erhält seine zwei Sovereigns und ist ganz zufrieden. So süß es ihm gewesen sein mag, das parfümirte Ding zu bewahren, fünfzig Franken sind noch süßer mit all' ihren Diners, Cigaretten und Billardpartieen, die sie im Gefolge führen.

Mr. Westray sagt seinem Anwalt, er sei nun ganz im Reinen, wer das Telegramm abgesendet habe.

Der Jurist sagt entsetzt: „Das ist abscheulich gehandelt — von einer Frau!"

Hermann erinnert sich an einen alten Spruch von Congreve, der ein gereiztes Weib noch tief unter den Satan stellt.

XXXVIII.

„Wie konnte ich doch eine Grafenkrone ausschlagen!" sagt sich Mrs. Brandreth, während sie die neueste Sensationsnovelle umgekehrt in der Hand hält. Was kümmert sie auch die interessanteste Dichtung, wo das Leben so romantisch an sie herantritt. „Und ich war doch sonst so ehrgeizig! Es wäre ja gewiß ein stolzes Ding, Lady Earlswood zu heißen, die Beherrscherin der Mode zu sein und ein Heer von Domestiken anzuführen; und keine Sorge mehr zu haben für das Ende und keinen Gedanken an das Geld, welches noch zu verdienen ist. Die Theaterprinzessin in eine wirkliche Fürstin umgewandelt! . . . Es ist recht verlockend, das. Aber das Ganze werfe ich hin für den einen Gewinnst, um den ich so tollkühn ringe!"

Sie hofft, daß Hermann ihr wiedergewonnen ist — durch ihre geistige Mitarbeitschaft und durch die Intrigue zwischen ihm und seinem Weibe.

„Wir passen so gut zu einander," denkt sie. „Wir ergänzen einander in unserem Wirken und Streben, die Natur und die Kunst drängen uns an einander. Was ist mir für diese Hoffnung Reichthum und Rang? Einst habe ich sein Herz dem Ehrgeiz geopfert, jetzt opfere ich allen Ruhm der Welt für sein Herz! Und bei Gott, das jetzige Opfer ist mir leichter!"

So lebt sie hier weiter. Lord Earlswood besucht sie täglich und sie ist freundlich mit ihm. Er ist doch ein Asyl, wenn die Herzensliebe sie im Stich läßt. Wenn sie nicht glücklich sein kann, will sie wenigstens vornehm werden, damit sie nicht ganz umsonst gelebt habe.

„Ich werde mich dadurch trösten, daß ich die stolzeste und hochmüthigste Lady des Hofes sein will," denkt sie. „Aber die Liebe wäre doch besser; ach, die Liebe ist das Beste von Allem! O, nur noch einen Sommertag, fern von dieser faulen Welt, an der Brust des Mannes, den ich liebe!"

Wie sie so denkt und träumt, tritt Lord Earlswood ein. Er legt Hut und Stock ab, als wären beide die Theile eines musikalischen Instruments, mit welchem er soeben vor der Welt brillirte. Er faßt ihre beiden Hände und sagt dankbar: „Wie gut sind Sie, daß Sie mich hieherkommen lassen. Weßhalb waren Sie nicht beim Landen des Schiffes? Es war so lebhaft da."

„Eben deßhalb blieb ich weg; ich liebe es nicht, angestarrt zu werden. Man kennt mich ja überall nach den Photographieen."

„Natürlich! Sie stehen ja auch schon in der hiesigen Zeitung, im Wochenblatte, das so nach Druckerschwärze riecht. Darin wird als Fortschritt der Berühmtheit Heldenburgs angegeben, daß ‚Miß Brandreth', das sollen Sie sein, ‚den Ort als Kurort gebraucht.' Ist das nicht schmeichelhaft! Aber ich habe auch noch andere Nachrichten für Sie." Lord Earlswood sagt dieß fast triumphirend. Er lebt in der Idee, daß die Mittheilung einer Neuigkeit, ob angenehm oder unangenehm, ob interessant oder interesselos, den Erzähler stets beliebt mache.

Myra ist noch nicht ganz erwacht aus dem Traum, in welchem der Lord sie gestört hat. Sie wendet sich also matt zu ihm: „Nun, Sie bringen ja immer haarsträubende Neuigkeiten, Mylord! Was ist's dießmal? Ist die Westminsterabtei niedergebrannt oder ist der Kaiser von Rußland ermordet worden?"

„Nein, ach viel mehr ist geschehen. Viel Wichtigeres, für eine gewisse Person wenigstens."

Für Myra gibt es nur Eine Person auf Erden. Sie denkt an ihn. „Für wen?" fragt sie ungeduldig. „Ich kenne so viele Leute."

„Nun, für Ihren intimen Freund, für . . ."

„Aber so reden Sie doch!" stöhnt sie fast.

„Nun, Hamilton Lyndhurst. Ein ganz angenehmer Kerl, aber nicht ganz — ordentlich — ein faules Ei, möcht' ich sagen."

Myra wird jäh todtenbleich und wie sie jetzt Lord Earlswood anstarrt, denkt dieser: „Weßhalb fürchtet sie sich denn so sehr vor mir?" Und es kommt ihm der Gedanke, daß vielleicht Lyndhurst sein Nebenbuhler gewesen ist, und nicht Westray.

„Was ist mit Mr. Lyndhurst?" fragt Myra athemlos.

„O, nichts Besonderes; der arme Teufel ist todt."

Das ist ihr schrecklicher als Alles, was sie fürchten konnte. Todt! Der Grundstein ihrer Pläne zertrümmert und vielleicht Alles verloren.

Ihr Haupt sinkt zurück auf das Kissen ihres Stuhles, ihre trockenen Lippen zittern, es ist, als wolle sie ohnmächtig werden.

Lord Earlswood sagt trocken und halb eifersüchtig: „Ich wußte nicht, daß diese Nachricht Sie so alteriren würde — sonst hätte ich Sie darauf vorbereitet — auf diesen Verlust."

„Reden Sie nicht so albern," ruft Myra verächtlich. „Mr. Lyndhurst ist für mich nie mehr gewesen, als der erste beste Fremde, der unten auf der Straße vorüber geht; aber es ist doch immer schrecklich, von einem so jähen Tode zu hören. Er war ja noch neulich so stark, gesund und voller Pläne für die Zukunft!" — Dabei erinnert sie sich aber an die Worte Lyndhurst's: „Der Tod hält stets seine Hand über mir."

„Wie starb er?" fragt sie heftig. Sie denkt einen Augenblick hindurch, daß vielleicht Hermann und Lyndhurst, mit den Waffen in der Hand, einander gegenübergestanden seien, und daß sie selber Schuld sei an dem Tod eines Mannes.

„Ein organischer Herzfehler," sagt Mylord. „Ganz Ostende sprach darüber. Westray und seine Frau waren bei ihm, wie er starb. Es ist doch schrecklich, so ohne alle näheren Freunde zu sterben, in einem fremden Hotel. Nicht einmal einen Diener hatte er bei sich, der Arme."

Myra sinkt willenlos gleichsam in sich selbst zusammen.

„Er muß Ihnen sehr theuer gewesen sein, daß die Sache Sie so angreifen kann," sagt Lord Earlswood eifersüchtig.

„Ich sagte Ihnen schon, mir lag nichts an dem Menschen. Gar nichts. Aber — erzählte man nichts über die näheren Umstände dieses jähen Todes?"

„Nichts Besonderes. Er fiel mit einem Male todt zu Boden. Man hat ihn regelrecht sezirt und einen organischen Herzfehler konstatirt."

„Und es gab gar keinen Skandal? Gar keine Schmach für Mrs. Westray dabei? Man erzählte sich nicht, daß sie dem Manne nachgereist sei?"

„Beim Himmel, nein. Ihr Mann war ja bei ihr . . . was kann da die Welt über sie reden?"

„Wann geschah das?"

„Es ist schon ein Woche her. Der arme Lyndhurst hatte eine sehr stille Leiche. Er liegt in einem abscheulichen fremden Kirchhofe, wo die armen Leute bloß selbstgemachte Kreuze und Papierblumen auf die Gräber legen."

„Horch! was ist das?" starrt Myra empor.

Man läutet unten vor Mrs. Brandreth's Wohnung. Lord Earlswood ist sehr erstaunt und wird immer mißtrauischer, daß sie so erschrecken kann und sie stammelt: „Wer kann das sein? Ich kenne hier Niemanden."

Ihre Zofe verhandelt mit Jemandem im Vorzimmer — mit einem Manne. Großer Gott, mit welchem Manne? Ihr Herz pocht zum Zerspringen. Ja, sie hört seine, ihr so gut bekannte Stimme. Die Thüre geht auf und Hermann tritt ein, so blaß und so schrecklich ernst in seinem Blick und um seine Lippen.

„Um's Himmels willen, Hermann, was ist geschehen?" schreit sie und nennt ihn in der Erregung mit dem Namen, den sie ihm als Kind gegeben hat.

„Nicht viel," entgegnet er ruhig. „Eigentlich gar nichts. Ich komme bloß direkt von Ostende, um Ihnen dieses hier zu bringen." Dabei zieht er das spitzenumsäumte Taschentuch aus seiner Brusttasche und reicht es ihr. „Sie gebrauchen noch immer Ihr beliebtes Veilchenparfüm, wie ich sehe."

Sie starrt ihn mit einer entsetzlichen Miene an; halb erschreckt, halb scheu. War er wahnsinnig geworden?

„Hermann!"

„Was erstaunen Sie so? Erinnern Sie sich denn nicht, wo Sie dieß Taschentuch verloren haben?"

„Nein," antwortet sie, weiß bis in die Lippen hinein.

„Ich wunderte mich wirklich, daß eine Frau, die etwas so Abscheuliches unternahm, so unvorsichtig sein konnte, ein corpus delicti zu hinterlassen. Dieses Taschentuch fand man vor acht Tagen auf der Telegraphenstation in Ostende."

„So? Ja. Ich erinnere mich jetzt, ich sendete von dort aus ein Telegramm an meinen artistischen Direktor," macht Myra, sich mühsam fassend. Sie weiß jetzt, weßhalb er hier ist, und daß Alles entdeckt ist. Hier hilft ihr nur noch Leugnen.

„O nein, Sie wandten sich nicht an Ihren Direktor damals, als Sie dieses Taschentuch verloren," sagt Hermann. „Sie eiferten Lyndhurst an, daß er ein lügenhaftes Telegramm an mein Weib schicke, eine Botschaft, die sie an das vorgebliche Krankenbett ihres Gatten rief. Sie kam und fand Mr. Lyndhurst anstatt ihres Gatten. Ist das nicht eine schändliche Intrigue? Ein Weib, welches das andere verderben will! Pfui! über diese Niederträchtigkeit und Feigheit!"

„Sie vergessen, daß wir nicht allein sind!" fährt Myra auf.

„O nein. Ich denke nur, Lord Earlswood interessirt sich für die Rolle, die Sie bei dem Ganzen spielten, ebenso lebhaft wie ich."

„Danke Ihnen," sagt Mylord, der an Myra's Stuhl gelehnt steht, sehr bleich und seine Augen auf die Künstlerin gerichtet. „Danke Ihnen, Westray, für Ihre Freundlichkeit."

„Woher wissen Sie das Alles?" ruft Myra. „Ich habe Mr. Lyndhurst nicht gesehen, seit ich London verließ . . ."

„Bemühen Sie sich nicht, meinetwegen Lügen auszudenken," sagt Lord Earlswood. „Ich sehe die Wahrheit in Ihrem Gesichte."

„Ihretwegen!" höhnt Myra. „Bilden Sie sich denn ein, daß ich mich vor Ihnen rechtfertigen will? Hermann, willst Du mich anhören?"

„Nur dann, wenn Sie mir die volle Wahrheit sagen. Was veranlaßte Sie, uns so zu verfolgen? Sie, meine anscheinende Freundin? Was konnte Sie so verändern, Sie, die ich vor zehn Jahren noch so frisch und schuldlos und brav kannte? Was hat Sie zu einer — gemacht? O, der Name ist zu häßlich, als daß ich ihn auch nur aussprechen könnte!"

„Was mich so verändert hat!" wiederholt Myra und starrt ihn dabei verzweifelt an, ohne Hoffnung auf Rettung oder Flucht vor ihm und vor ihrem eigenen Gefühle. „Du weißt es also nicht? Du, der mich versuchte, der so glücklich schien an meiner Seite, fast zu meinen Füßen — den ganzen vergangenen Sommer hindurch? Du fragst mich das; Du, der Du Dein Weib, Dein Kind vernachlässigt hast, um für mich geistreich, witzig, fleißig zu sein. Du hast Deine schriftstellerische Carrière zum Vorwande genommen, um nur bei mir weilen zu können; ich war Deine Muse und Deine Muße. Hast Du da nicht meine alte Liebe zu Dir wissentlich wiedererweckt? — Und jetzt wagst Du mich zu fragen, was und wer mich zu dem machte, was ich bin! Du, und Du allein; meine Liebe für Dich, gegen die ich wehrlos bin; meine Hoffnung, Dich von Deinem albernen Weibe zu trennen. Ja, ich gestehe es, ich war es, die Lyndhurst gegen Dein Weib stachelte, ich habe das Telegramm verfaßt, das ihr ihren guten Namen rauben und Dich zur Scheidung bewegen sollte. Wäre mir mein Plan gelungen, dann wärest Du als freier Mann in meine Arme zurückgekehrt. Eine Woche Aufregung und wir Beide hätten ein neues Leben begonnen mit einander; ein Dasein voll Ruhm und Erfolg und — wiedererwachter, nimmer endender Liebe!"

Hermann mißt sie verächtlich mit dem Blick. „So. Also Sie glauben, ich wäre zu Ihnen zurückgekehrt, angenommen, daß ich in die Falle gegangen sein und mein schuldloses Weib verstoßen haben würde? Glauben Sie, ich hätte da mit einem verwundeten Herzen bei Ihnen Trost gesucht? Bei der Komödiantin, die außerhalb der Bühne noch falscher ist als auf derselben? Bei Ihnen, die weder Gott, noch die Hölle fürchtet? Nein, Mrs. Brandreth; Sie taugen wohl zu einer guten Gesellschafterin für einen langweiligen Sonntagnachmittag, Sie sind eine charmante Wirthin, eine hochtalentirte Künstlerin, aber einen Mann zu beglücken, das — ist nicht Ihr ‚Metier'. Ich hätte nie gedacht, daß die Tochter des ehrenhaften Oberst Clitheroë so tief sinken könnte. Uebrigens freut es mich, Ihnen sagen zu können, daß ich und mein Weib liebevoller als je an einander hängen, liebevoll und unzertrennlich."

Sie will ihm antworten, sie schaut ihm trotzig in's Gesicht, hochaufgerichtet wie ein Märtyrer auf der Folterbank; aber ihre weißen Lippen zittern nur und können nicht sprechen, ihre Kehle ist zusammengeschnürt, sie findet keine Worte; eine Wolke überschattet ihr Gehirn, es ist ihr wie zum Vergehen.

Hermann dreht sich auf dem Absatz um und verläßt das Zimmer, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Lord Earlswood, der seinen Hut eifrig mit seinen lichtgrauen Handschuhen glattstreicht, folgt ihm langsam.

Was!" sagt sie mit einem entsetzlichen, seltsamen Lachen. „Sie gehen auch? Sie wissen ja jetzt Alles; Sie wissen, wie thöricht ich war, wer Ihr Nebenbuhler gewesen ist, und daß ich geheilt bin; ich habe mein Lehrgeld gezahlt."

Es fährt ihr durch das wirre Gehirn, daß sie trotz Allem hier noch eine Hülfe hat. Die Liebe ist ihr in Staub zerfallen, aber der Ehrgeiz lebt noch in ihr. Sie will jetzt eine Gräfin werden, sie will die Mode beherrschen, einen Rang einnehmen, Diamanten und Paläste haben. Dieser gute Earlswood muß jedenfalls ein wenig verblüfft sein von den grausamen, herzlosen Enthüllungen des Mannes, den sie über Alles geliebt hatte; aber er war ja eine so sanfte und sklavische Natur und er liebt sie so blind, daß sie seiner sicher ist.

Er wendet sich wirklich um beim Klang ihrer Stimme und bleibt auf der Schwelle stehen. Sie wundert sich, daß er nicht zurückkehrt, sondern dort stehen bleibt, verlegen zu Boden schauend und noch immer seinen untadeligen Hut glättend.

„Ich bin sonst kein Mensch, der die Dinge zu ernst nimmt," sagt er langsam. „Ich verlange auch nicht, daß ein Frauenzimmer die Vollkommenheit selber sein soll oder ein Muster von Aufrichtigkeit. Aber es gibt da eine Grenze, die . . . die Sie überschritten haben. Guten Abend."

Er ist fort und sie weiß, daß er nicht wiederkommen wird. Die Liebe und der Ehrgeiz haben sie zugleich im Stich gelassen und sie ist fortan einsam — einsam für ihr ganzes Leben.

XXXIX.

Hermann geht zurück nach London und sieht seinen finanziellen Verlegenheiten muthig in's Angesicht. Seine Gläubiger — Schneider, Schuster, Buchhändler, Weinhändler und alle Uebrigen — wären leicht zu vertrösten, aber der Kaufbrief über die Hauseinrichtung ist in den Händen eines harten Wucherers, und es bleibt nichts übrig, als die hübsche Einrichtung von Bridge-End-Hous zu verkaufen. Alles liegt und steht in Unordnung herum: die schönen Möbel, das kostbare Service, all' die kleinen reizenden Dinge von Bronze, Terracotta und Majolika — es ist ein trauriger Anblick für Hermann, aber er hält tapfer aus, um verschiedene Kleinigkeiten für Edith zu erstehen. Vor Allem rettet er das Silberzeug, ein Eigenthum der Morcombe'schen Familie seit anderthalb Jahrhunderten.

Von allen Seiten wird ihm viel Güte gezeigt und die Welt erscheint ihm nicht halb so schlecht mehr, wie er sie sich früher vorstellte. Die alten Freunde sammeln sich um ihn und die neuen, die ihn nur aus Neugierde aufgesucht hatten während seiner glücklichen Tage, vermißt er nicht. In Bloomsbury findet er ein paar Zimmer, wo er jeden Abend einige Stunden ungestört arbeiten kann, den Tag über hat er vollauf mit seinen Geschäften zu thun. Einige angefangene Arbeiten müssen ihm bald Geld einbringen, die zwei ersten Akte eines Lustspiels sind schon gedruckt und ein Roman ziemlich weit vorgeschritten. Ehe er das Erstere vollendet hat, will er London nicht verlassen, jedenfalls wird es leicht anzubringen sein, da der durchschlagende Erfolg seiner Lustspiele auf der Bühne der





Brautgeschenke.

Originalzeichnung von Arthur Lumley. (S. 347.)

„Frivolity" ihm die übrigen Theater öffnet. Fast jeden Tag schreibt Hermann an seine Frau, kurze Briefe voll Glück und Hoffnungsfreudigkeit. Auch Edith's Briefe, die traurigen Berichte über Ruth's schwindende Kräfte abgerechnet, sind heiter und zufrieden. Der alte Squire hat den finanziellen Ruin seines Schwiegersohnes ziemlich ruhig genommen und kein besonderes Erstaunen gezeigt.

„Ich habe es immer gedacht," sagte er zu Edith nach einigen Stoßseufzern, „was kann man Anderes erwarten von einem Mann, der nichts thut als schreiben? So ein Mensch kann nie einen praktischen Sinn haben und das Geld zählen, alle seine Gedanken sind in den Wolken, ich wundere mich nur, daß ein Dichter gerade gehen kann und nicht stets umgerannt wird. Mir ist leid um Dich, Edith, aber erstaunt bin ich nicht, und Du mußt auch auf dergleichen vorbereitet gewesen sein, wie Du ihn heirathetest. Und wenn man sich denkt, wie gerne der arme Hetheridge Dich genommen hätte, da wärst Du die Herrin eines prachtvollen Gutes geworden; es gibt keinen Gutsbesitzer, der Vivian überträfe in ganz Radnorshire."

Nachdem er sich durch diese Klage erleichtert hat, ist der Squire sehr freundlich, aber er bietet keine substentielle Unterstützung an, da seine Einnahmen gerade nur hinreichen, um die Ausgaben zu decken. Daß Edith und Hermann zu jeder Zeit die Priorei als ihre Heimat betrachten können, hat er seiner Tochter gleich gesagt, aber sie weiß, daß solche Abhängigkeit ihrem Mann unerträglich sein würde, und all' ihre Träume drehen sich um das hübsche kleine Landhaus jenseits der Hügel.

Edith und Ruth haben lange, vertrauliche Unterredungen über die Zukunft des jungen Paares, an den Tagen, wo Ruth etwas besser ist und reden kann. Doktor Davis, der gemüthliche, kleine Mann, hat kein Urtheil gesprochen. Er kommt und geht, empfiehlt die größte Vorsicht an den kühlen Herbsttagen, ist freundlich und aufmerksam, aber er sagt nicht, was ihm nur zu klar ist: — daß Ruth Morcombe's Tage schon gezählt sind wie die Tage der letzten Sommerrosen dort an der Quelle, und daß bald, gar bald die Seele sich von der irdischen Hülle trennen wird. Er läßt ihnen so lang als möglich die Wohlthat der Ungewißheit.

„Wenn wir nur das hübsche kleine Landhaus miethen und wieder eine Haushaltung führen könnten," sagt Edith eines Tages, sie sitzt neben Ruth's Sopha und hält Hermann's letzten Brief in der Hand.

„Und warum geht das nicht?" fragt Ruth mit ihrem verklärten Lächeln.

„Weil wir doch Möbel haben müßten, und wie einfach diese auch wären, Geld kosten sie doch. Es gehören ja so unzählige Dinge dazu, ein Haus einzurichten; ich beneide immer unsere Bauern, die mit einer Bettstelle, Bettzeug, ein paar Sesseln, einem Tisch, sechs Tassen und Tellern und so wenigem irdenem Kochgeschirr, genügend, um Kohl und Hammelfleisch zu kochen, ihren Hausstand beginnen. Wenn wir auch noch so arm wären, so würde Hermann doch wollen, daß sein Eßtisch so nett gedeckt sei wie im Klub. Er würde billigen Klaret trinken, aber nicht aus einem plumpen Glas. Nein, Liebe, wir müssen schon noch ein Jahr mit einem möblirten Logis vorlieb nehmen, bis Hermann genug verdient hat, um eine neue Heimat einzurichten. Dießmal werde ich schon Acht haben, daß wir keine Verschwendung treiben und nicht eines Morgens von der langen Rechnung eines fashionablen Tapeziers wie von einer Bombe überrumpelt werden."

„Mein Liebling, warum solltest Du warten?" fragt Ruth mit ihrer süßen, ernsten Stimme — so leise und doch so klar, „ich weiß, daß Du Dein ganzes Herz auf jenes Haus gesetzt hast und daß Du Dich darnach sehnst, ein neues Daheim nach Deinem einfachen Geschmack einzurichten. Warum kann das nicht gleich geschehen? Alles, was ich habe, gehört Dir — es ist ja nur eine Frage der Zeit, ob etwas früher oder etwas später."

„Ruth!" ruft Edith erschreckt aus.

„Wir wissen ja, was bald geschehen muß, wenn wir auch nicht davon reden, meine süße Edith. Wir sind ja in den Händen des Allweisen und was uns bevorsteht, ist kein ewiges Verlieren; es ist nur eine kurze Trennung. Warum weinst Du so, Du siehst ja, wie glücklich ich bin, seitdem ich weiß, wie sehr Du geliebt wirst und wie Alles in Deinem Leben sich zum Guten gestaltet hat. Laß uns über Dein neues Haus reden, mein Kind. Es muß so schnell als möglich hergerichtet werden, ich habe fünfhundert Pfund in der Bank, die reichen gerade hin, um Möbel zu kaufen. Du mußt mit Papa nach Shrewsbury fahren und die Sachen aussuchen. Ich brauche das Geld ja nicht; zu Papas letztem Geburtstag habe ich ihm einen Dampfpflug geschenkt, vor dem nächsten bekomme ich meine Dividenden, falls ich dann noch lebe, und kann ihm wieder etwas für seine Meierei kaufen."

„Ruth, Du bist zu gut, zu großmüthig! Mit Freude, mit Dank im Herzen nehme ich Dein Geschenk an, von Dir kann keine Gabe drückend sein."

Alles ist damit abgemacht. Den nächsten Tag erhält Edith ein Schreiben von Hermann, worin er ihr mittheilt, daß der Verkauf vorüber ist und daß die Sachen recht gute Preise erzielt haben. „Einige gute Kameraden sprachen in den Klubs von der Angelegenheit," schreibt Hermann heiter, „durch sie wurde die Nachricht verbreitet, daß ich in Zukunft auf eurem Gut in Wales wohnen würde und daher meine Sachen verkaufe. Wer Lust hätte, kunstvoll gearbeitete Tische und Stühle zu sehen, der solle sich in meine Villa begeben. Darauf hin erschien eine Menge Kunstliebhaber und überboten sich, um Möbel und Tassen des populären Dramatikers zu kaufen. Eine arme alte Dame mit gefärbtem Haar kämpfte um Deinen Arbeitstisch, aber ich hätte lieber eine Jahreseinnahme geopfert, als ihn in fremde Hände fallen lassen. Fast alle Deine Lieblingssachen habe ich gerettet, Deinen Lehnsessel, die Psyche aus Bronze und verschiedene Dinge."

Dieser Brief erfreut Edith's Herz, denn sie sieht daraus, daß seine Häuslichkeit ihm theuer war, ihre Antwort überströmt von Dankbarkeit. Von Ruth's Großmuth und dem neuen Hause schreibt sie kein Wort. Er soll damit überrascht werden und unterdessen schmieden die beiden Schwestern Pläne und thun so eifrig und geheimnißvoll wie ein paar Verschwörer.

Hermann arbeitet mit rastloser Energie, er beendet sein Stück — ein Lustspiel der Sardou'schen Schule — zu seiner eigenen Zufriedenheit. Der Theaterdirektor, dem er es anträgt, empfängt es mit Entzücken, und die erste Liebhaberin ist selig in der Aussicht, eine Rolle zu übernehmen, die für Mrs. Brandreth bestimmt gewesen. Hermann hat nämlich offen gesagt, daß er sein Stück für die „Frivolity" geschrieben, sich aber jetzt anders besonnen habe.

„Wahrscheinlich eine kleine Uneinigkeit über die Bedingungen?" meint der Direktor.

„Durchaus nicht, ich habe keinen Grund, mich in dieser Beziehung über Mrs. Brandreth zu beklagen und werde sehr zufrieden sein, wenn Sie mir dieselben Bedingungen machen, aber während ich arbeitete, kam mir vor, als ob die Rolle doch nicht ganz für sie paßte. Lesen Sie das Stück und sehen Sie, ob Sie es gebrauchen können."

„O, es wird jedenfalls Erfolg haben; wenn es so gut wie ‚Kismet' ist —"

„Ich glaube und hoffe, daß es besser wie ‚Kismet' ist."

Der Direktor liest das Stück und ist entzückt. Dasselbe malt die Thorheiten der modernen Welt, dringt in das Innere des Familienlebens und zeigt die pathetischen Seiten einiger Charaktere, die auf der Oberfläche von derber Komik sind.

Eines trüben Novembertages versammeln sich die Mitglieder des berühmten Schauspielhauses Pall-Mall, um Hermann's Vorlesung zu hören. Noch nie war er so nervös und erregt, es gilt ja, einen neuen Namen schaffen, eine neue Laufbahn beginnen. Mit unermüdlichem Eifer, mit dem festen Willen, sein Bestes zu leisten, hat er an dem Stück gearbeitet, für ihn gibt es keinen succès d'estime, nur einen großartigen Erfolg oder ein großartiges Fiasco. Und obgleich er mit tiefer Verachtung an Myra Brandreth als Weib denkt —, an die Künstlerin, deren Talent ihn so oft unterstützt, denkt er mit schmerzlichem Bedauern. Sie ist unvergleichlich als Schauspielerin. Ihre Auffassungskraft, ihre Gabe, der dichterischen Sprache Gewalt und Tiefe zu verleihen, hat ihn oft selbst überrascht, so daß er sich verwundert fragen mußte: „Habe ich das eigentlich beabsichtigt? War ich mir des großen Effektes bewußt, den ich hier hervorrief?"

Miß Delavigne, die erste Liebhaberin am Pall-Mall, hat Talent, ein angenehmes Gesicht, ein schönes, tiefes Organ und dunkle Augen mit einem sonnigen Lächeln — es gibt so wenig Augen, die lächeln können —, aber sie hat nicht Myra's elektrische Intensivität, jene Blicke, die zu versengen scheinen, jene vibrirenden Töne, die die Zuschauer zu Thränen rühren, ehe sie Zeit gefunden, sich derselben zu schämen.

Sowohl Miß Delavigne als ihre Kollegen theilen das Entzücken des Direktors und Hermann wird mit Beifall überschüttet.

Eine Stunde später ist er auf der Fahrt nach Lochwithian, jene drei schrecklichen Tage in Ostende haben ihm gezeigt, wie grenzenlos er seine Frau liebt, und jetzt, wo er seinen Verpflichtungen nachgekommen ist, eilt er zu ihr so schnell als möglich. Trüb und regnerisch ist der Novembertag, aber seine Stimmung leidet nicht darunter. Froh und frisch, wie ein Schulknabe auf der Ferienreise, jubelt er der geliebten Frau entgegen. In Llandryssak verläßt er die Eisenbahn und seine Tasche einem Träger — dem einzigen auf der einsamen Station — übergebend, schreitet er munter vorwärts. Endlich liegt das Thal vor ihm, dort erheben sich die Ruinen der alten Priorei und hier die neue — das heimatliche Wohnhaus, umgeben von Lärchen, Eschen und Eichen. Nichts rührt sich — keine Spur von Leben in dem Hause und um dasselbe. Gütiger Himmel! alle Rouleaux sind fest verschlossen. Die Kirchenglocke fängt zu läuten an — sie klingt dumpf und traurig — es ist die Todtenglocke!

Wie zu Stein geworden steht Hermann Westray vor dem Thor — er zählt die Schläge der Todtenglocke.

XL.

Siebenundzwanzig Mal schlägt die Glocke, das Alter derjenigen Person verkündend, die geschieden ist. Siebenundzwanzig und Edith ist erst dreiundzwanzig.

„Gott sei Dank — o, Gott sei Dank!"

„Der Ausruf kommt aus Hermann's tiefster Seele, er hat in jenen Sekunden unaussprechliche Qualen gelitten. Vom Gartenthor überblickt er die kurze Dorfstraße, auch da herrscht ungewöhnliche Stille, endlich erscheint eine alte Frau auf der Schwelle des nächstliegenden Hauses, und er geht schnell auf sie zu und fragt, wer denn gestorben.

„Miß Morcombe, die älteste Tochter unseres Gutsherrn, sie ist vor zwei Stunden gestorben. In der ganzen Gegend gibt es weder Mann, noch Weib, noch Kind, die heute nicht traurig sind, sie war so gut wie ein Engel."

„Es muß sehr plötzlich gekommen sein," sagt Hermann. Edith hatte ihm wohl von Ruth's Schwäche geschrieben, aber doch nicht sehr besorgt.

„Ja, es war sehr plötzlich. Der Herr Doktor hat wohl schon lang immer den Kopf geschüttelt, wenn man nach ihr fragte, aber das Ende kam Allen unerwartet. Für die arme Miß Edith — bitte um Vergebung — für Mrs. Westray, ist es ein herber Schlag. Wie gut, daß Sie gekommen sind."

Hermann ist auch froh, daß er da ist, um seinen Liebling zu trösten, langsam geht er durch den Garten und läßt sich von einer verweinten Magd zu Edith führen.

Sie liegt auf dem Sopha in Ruth's Zimmer und neben ihr sitzt Mr. Petherick, bleich und traurig.

„Meine Edith, ich bin hier, Deinen Schmerz zu theilen."

Als sie Hermann's Stimme hört, hebt sie das thränenüberströmte Gesicht und schluchzt an seiner Brust: „O, Hermann, ich habe sie verloren, sie, die so lieb, so gut, so treu war. Du mußt mich sehr lieb haben jetzt, ich habe nur Dich."

„Das habe ich auch, mein süßes Weib. Du warst mir immer die Erste, wirst es immer bleiben. Sei ruhig, mein Liebling. Deine Schwester war ein Engel, sie ist bei den Engeln jetzt."

Um seine Frau zu trösten, spricht er sogar von den Engeln, deren Schaaren ihm, dem Skeptiker, doch nur eine mythische Vorstellung sind.

„Ja, das ist sie gewiß, es ist auch egoistisch, so verzweifelt zu sein, aber ich kann sie so schwer entbehren. Sie war mir so unendlich theuer —"

„Ich will sie Dir ersetzen, mein armes Kind. Der Schmerz soll uns noch näher zusammenführen. Nachlässig und leichtsinnig bin ich gewesen, aber nie untreu, weder in Worten noch Gedanken. Die Ehe hat meine Liebe zu Dir noch fester und stärker gemacht."

Ein paar Tage später wird Ruth begraben, von Nah und Fern sind die Trauernden gekommen, denen sie Trost und Stütze im Leben war. Denselben Nachmittag wird ihr Testament eröffnet; die Interessen ihres kleinen Vermögens sollen Edith gehören, mit Ausnahme von fünfzig Pfund, für die sich der Vater an jedem Geburtstag etwas anschaffen soll, in Erinnerung an seine Tochter. Alle Dienstleute, viele Arme hat sie bedacht. Nachdem das Testament verlesen ist, führt Hermann seine Frau zu einem Spaziergang, sie haben die ganze Zeit nichts gesprochen, als was auf Ruth Bezug hatte. Um Edith's Trauer etwas zu zerstreuen, fängt jetzt Hermann von ihrer Zukunft zu sprechen an.

„Wir müssen irgend einen Entschluß fassen, wir können nicht ewig beim Squire bleiben — Mann und Frau und Kind und Kindsmagd — das wird doch am Ende auch für väterliche Liebe zu viel."

„Papa würde uns gern immer behalten, Hermann."

„Mein Liebling, das geht nicht. Ich würde dabei zu Grunde gehen, ich würde die Hände in den Schooß legen und jahrelang über irgend ein großartiges Opus nachdenken, das niemals das Licht der Welt erblicken würde. Wer liebt wohl Arbeit um ihrer selbst willen? ich sicher nicht. Nein, Kind, wir müssen ein eigenes Haus haben und ich muß jeden Morgen den Bäckerwagen unter meinen Fenstern hören, um daran erinnert zu werden, daß ich unser Brod verdienen muß."

„Also möchtest Du lieber, das wir unser eigenes Haus hätten?"

„Ja, mein Herz, und wenn es nur eine Höhle wäre, das heißt, eine reine, und wir uns von Brod und Käse nähren müßten."

„Aber in Fulham warst Du so eigen mit dem Mittagessen."

„Das ist vorbei. In Fulham war ich noch der Sklave weltlicher Leidenschaften, das Klubwesen erzieht Wohlleben. Nein, Kind, in Zukunft leben wir von Brod und Käse, und an Sonn- und Feiertagen schickt Papa uns einen Braten aus seinem Hühnerhof. Wenn wir nahe genug wohnten, würde er uns gewiß auch Milch und Grünzeug geben."

„Papa gibt Alles, was wir brauchen und wünschen. Baby hat jetzt eine prächtige Kuh von ihm bekommen. Laß uns noch etwas weiter gehen, Hermann, da ist ein Haus, das ich Dir zeigen möchte."

Sie biegen in einen schmalen Pfad ein und sind bald vor einem Garten, der ein kleines Landhaus umgibt.

Edith öffnet die Thür und sie treten ein: der Garten ist in schönster Ordnung, einige Rosen blühen noch, der Rasen ist wie Sammet, die Kiespfade wohlgepflegt.

„Ist dieß das Haus, von dem Du mir erzählt hast, Edith? Du sagtest ja damals, es sei leer und vernachlässigt."

„Das war es auch, es ist erst kürzlich vermiethet und möblirt worden."

„Wie schade."

„Meinst Du, daß wir den Miethzins zahlen könnten? Er beträgt fünfzig Pfund jährlich."

„Das ist ja eine Bagatelle."

„Und die Möbeln —"

„Die sind freilich ein Dämpfer, denn auf Kredit nehme ich nichts mehr. Kennst Du die neuen Miethsleute?"

„Intim!"

„Wie hübsch sie Alles hergerichtet haben!" ruft Hermann aus, die Cretonnevorhänge bewundernd. Er folgt Edith in's Haus und sie führt ihn durch alle Zimmer. Die ganze Einrichtung ist einfach, aber hübsch und frisch wie ein Sommermorgen.

„Hier ist das Blaubartzimmer, geh' hinein, Hermann!"

Es ist das größte von allen Zimmern, Bücherkästen an allen Wänden, in einem Fenster steht ein großer Schreibtisch mit vielen Schubladen, davor ein Lehnsessel, im andern Fenster steht Edith's ureigener Arbeitstisch, den Hermann vor Kurzem nach Lochwithian geschickt.

„Was heißt das Alles, Edith? Das ist ja doch Dein Arbeitstisch, oder träume ich?"

„Es heißt, daß dieß unser Haus ist, mein Hermann. Die

Möbel sind Ruth's letztes Geschenk. Nichts hat ihr ja so viel Freude gemacht als diese Einrichtung. Ich wollte Dir nichts darüber schreiben, um Dich damit überraschen zu können."

„Als ob irgend eine Handlung der Herzensgüte von Dir oder Ruth mich überraschen könnte," sagt Hermann, sie an sein Herz drückend.

„Ruth hat Alles gethan," flüstert Edith wehmüthig, „ich war so glücklich in dem Gedanken, in ihrer Nähe zu wohnen."

Edith drängt muthig die Thränen zurück, um Hermann's Willkommen in der neuen Heimat nicht zu trüben.

Selina — die treue Selina, die wackere Freundin in der Stunde der Noth — kommt jetzt lächelnd mit dem Theebrett herein.

„Ist das nicht ein fulshamer Gesicht?" fragt Hermann.

„Ja, ich ließ Selina gleich kommen, als ich das Haus genommen hatte. Sie ist ein braves, gutes Mädchen, und eine gute, sparsame Köchin habe ich auch schon aufgenommen. Die Kindsmagd geht nach London zurück. Wir haben genug an zwei Dienstboten. Ein zweites Mal will ich Dich nicht ruiniren, Hermann."

Der Gatte protestirt gegen diesen Selbstvorwurf und nimmt die ganze Schuld auf sich. Sie reden noch lange, reden über die Zukunft in dem hübschen, neuen Daheim.

Selina kommt herein und fragt, ob sie Licht bringen soll, aber Edith sagt, daß sie in die Priorei müssen, weil der Vater sie zum Speisen erwartet.

„Sollen wir morgen einziehen, Hermann?"

„Je eher, je besser. Ich werde um die Bücher telegraphiren, Du weißt, ich habe sie aus dem Schiffbruch gerettet, und jetzt laß Dir von meinem Stück erzählen. Im Dezember soll es gespielt werden."

„In der ‚Frivolity'?" fragt Edith mit einem leisen, innern Zucken.

Sie sind in dem dunklen Pfad Arm in Arm.

„Nein, mein Liebling. Ich schreibe nicht mehr für Mrs. Brandreth. Gott gebe, daß wir einander nie mehr begegnen mögen. Ich schrieb Dir in einem meiner Briefe, daß ich den Absender jenes Telegramms entdeckt hätte und bat Dich, mich nichts zu fragen, bis wir bei einander wären."

„Ja, Hermann; ich gehorchte Dir."

„Mrs. Brandreth war es, die jene Depesche aufgegeben."

„Ja, Hermann."

„Und Mrs. Brandreth war —"

„Diejenige, die Dich einst betrog. Mir wurde gesagt, daß Du nie aufgehört hättest, sie zu lieben."

„Das sagte Dir ein Lügner, ein Schurke, Edith. Niemals ist mein Herz der Liebe zu Dir untreu gewesen. Ohne eine Spur von Bedauern kehre ich der Welt den Rücken, ich habe zu sehr an ihr gehangen — mit ungetheilter Freude erwarte ich das Leben, das neue, ruhige, zwischen diesen herrlichen Hügeln."

XLI.

Myra Brandreth hat Alles verloren — die Liebe, die Hoffnung, die Selbstachtung und ihren treuen Anbeter, den Lord Carlswood, mit allen seinen Anhängern. Seitdem er sie aufgegeben hat, zeigen ihre Sonntagsreunionen ganz bedeutende Lücken, der beste Theil der Gesellschaft bleibt aus, man ahnt, daß Mrs. Brandreth nicht ganz „korrekt" ist, warum hätte sonst Carlswood, dessen platonische Zuneigung für sie wirklich rührend war, sich jetzt zurückgezogen, wo ihn keine Bande mehr fesseln? Myra hat Alles verloren, nur ihre Kunst nicht. Die will sie festhalten, und sie sucht nach etwas Besonderem, etwas Neuem, etwas, wovon das Publikum träumen soll und worin sie einen Erfolg feiern kann wie Rachel in „Adrienne Lecouvreur".

In Paris findet sie ein Stück, das ihr zweckentsprechend scheint, selbst die französische Kritik bezeichnet dasselbe als „ein wenig gewagt", und warnt Eltern, ihre Töchter, Ehegatten, ihre jungen Frauen in dasselbe zu führen; — Myra ist entzückt, sie studirt die pariser Darstellung während einer Woche, erwirbt sich die Erlaubniß, das Stück übersetzen und aufführen zu lassen. In London angekommen, wirft sie sich mit fieberhaftem Eifer auf die Vorbereitungen, das Stück wird meisterhaft übersetzt und passirt glücklich die Censur, die Ausstattung ist verschwenderisch, und nach einer Reihe von sorgfältigen Proben geht „Der gefallene Engel" über die Bretter der „Frivolity". Das Stück hat glänzenden Erfolg, wieder und immer wieder muß es gegeben werden, selbst Vormittagsvorstellungen werden verlangt, jeden Samstag spielt Mrs. Brandreth zweimal die Rolle der Angele de Villeroy.

Als die Saison in der Blüte steht, taucht plötzlich das Gerücht auf, die berühmte Künstlerin sei erkrankt, mitten in einer Vorstellung war ihr Blick wild und unstät geworden und sie war zusammengesunken in todähnlicher Ohnmacht. Das Theater wird geschlossen, und als es nach acht Tagen wieder eröffnet wird, spielt Miß Belormond Myra's Rolle im „Kismet". Mrs. Brandreth ist noch immer unwohl.

Es gibt Stimmen, die behaupten, sie sei sehr krank, geisteskrank, Lord Carlswood's Unfreundlichkeit wird als Ursache dieses beklagenswerthen Unfalles angegeben; unterdessen werden die Vorstellungen an der „Frivolity" fortgesetzt, aber der Magnet fehlt und anstatt der Elite, die früher das kleine Theater füllte, sieht man jetzt Frauen in zweifelhafter Toilette und mit gefärbten Haaren, die goldene Zeit der „Frivolity" scheint vorüber. Und wo ist Myra, während tausend Zungen sich mit ihr beschäftigen, alle Theaterfreunde von der Hoffnung erfüllt sind, daß die Krankheit ihres Abgottes bald überstanden und sie wieder die Welt entzücken wird?

Myra Brandreth, ein Schatten ihrer selbst, wird in den stillen Alleen von Leamington in einem Rohrsessel spazieren geführt. Einem Schlaganfall ist Gehirnerweichung gefolgt — es gibt keine Heilung für Myra, kein Gestern und kein Morgen, nur ein lebenlanges ödes Heute.

Lord Carlswood hat umsonst in Italien und Egypten Anregung und Erheiterung für seine müde Seele gesucht, er kehrt nach London zurück, reitet, kutschirt, spielt und flieht die Frauen. Er haßt sie Alle — hoffen wir, daß er einst einem Wesen begegnen möge, das ihn mit ihrem Geschlecht versöhnt und dem verstockten Weiberfeind ein häusliches Glück bereitet.

Häusliches Glück! So schön und echt, wie es nur auf Erden blühen kann, finden wir es in der sonnigen Heimat von Edith und Hermann. Ein Jahr schon bewohnen sie das „Krähennest", und noch hat Hermann nicht ein einziges Mal die neue Zweigbahn, die nach Lochwithian führt, benützt. Die Zeit fliegt ihm schneller dahin als je zuvor, sein Talent trägt schönere Blüten als in seiner londoner Periode und sein neuester Roman erringt großartigen Erfolg. In seinen Mußestunden reitet und fährt er mit Edith, botanisirt und zeichnet — alle von Edith geliebten Hügel kennt er jetzt bei Namen und ist fast so parteiisch für sie eingenommen als Edith selbst. Der Knabe gedeiht wunderbar in der herrlichen Luft, er ist der Liebling Aller und erwiedert diese Liebe auch, doch seine Mama ist und bleibt die erste in seinem Herzen. Er erzählt Allen, die es hören wollen, daß er das Pony sehr gern hat, und den Hund auch, und Papa und Großpapa, aber Mama am allermeisten, Mama ist so gut, Alle haben Mama am liebsten, und Edith nimmt erröthend den kleinen Schmeichler in ihre Arme.

Im Herbst gönnt sich Hermann einen Feiertag und macht mit Edith einen Ausflug in die Gebirge von Nordwales. Wie stolz ist sie, als Hermann eingesteht, daß selbst die Schweiz nichts Schöneres aufzuweisen hat, als diese Berge ihrer geliebten Heimat. Ein Jahr sind sie jetzt in Wales, leise fragt sie: „Nicht wahr, Du sehnst Dich nicht nach London zurück?" — In goldenes Licht taucht die Herbstsonne die Gipfel der Berge, Thautropfen glänzen feenhaft auf dem wundervoll gefärbten Laub der Bäume, und Hermann zieht sein junges Weib an's Herz und sagt jauchzend: „Dieß Jahr war das glücklichste in meinem Leben, Edith!"

Brautgeschenke.

(Bild S. 344 und 345.)

Das sind die Zeugen jener Zeit, von der der Dichter singt: „Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit," und von der Mephisto meint, „solch' ein verliebter Thor verpufft Sonne, Mond und Sterne, um seinem Liebchen damit eine Freude zu machen." Hier ist's für die Braut, dem Bräutigam ist nichts schön genug, denn wo die Liebe die Hand leitet, ist diese stets gefüllt.

Da gibt's denn zuerst die Uhr, — das ist eines der wichtigsten Brautgeschenke, das wohl nur selten fehlen mag, obgleich ja dem Glücklichen die Stunde bekanntlich nicht schlägt. Die Kette darf an der Uhr nicht fehlen; dann stellt sich der Geburtstag der Braut ein, da gibt's eine Brosche zur Hochzeit, Ohrgehänge, Halsketten, Armbänder, und so hat die Liebe die Braut geschmückt zu dem lieblich verhängnißvollen Tage. Wie viel der Gedanken sind nicht an diese glänzenden Kleinodien geheftet, Gedanken der Hoffnung, des Glücks, des Zagens und Bangens, des Träumens und Ahnens, der Wehmuth und des Jubels! „Wird sich seine Liebe so glänzend erhalten wie dieser Schmuck?" fragt die Braut und möchte sich die seligste Antwort geben. Es fallen ihr manche düstere Bilder ein, die sie bei Anderen gesehen, und der Schmuck stimmt sie ernst, — aber ihr Bräutigam hat ja so viele Beweise seiner echten Liebe, seiner Gediegenheit und Charakterfestigkeit gegeben, sich durchaus als ein edler Mensch gezeigt, und so nimmt denn auch ernst, aber dennoch hoffnungsfreudig die Braut den Schmuck aus den Händen der Freundin, um sich zu dem so bedeutungsschweren Gang zur Kirche für ihn mit diesen Sinnbildern seiner echten, wahren, glänzenden Liebe zu schmücken.

Rheinfrauen Geisterbann

oder

Die Reise nach Köln.

Von

Hermann Jahn.

(Fortsetzung.)

8. Nach Freud das Leid, Nach Leid die Freud.

Weiß nicht, wie er es hat gemacht,
Da steht der Pillenmann und lacht,
Und schmunzelnd sich die Hände reibt,
Mit freundlich Wort und Zuspruch treibt
Den Wirth er an zu frohem Werke.
Vor ihm steht in großmächt'ger Stärke
Der Suppenschüssel allergrößte.
Geschäftig von dem Propfen löste
Er um sich 'rum die Flaschenköpfe.
Als wie ein Schwert schwingt er die Schöpfe
Und rastet auch nicht einmal nur
Und prüfet sorglich die Mixtur.
Als sich der Klaus nun läßt erblicken,
Muß ihn der Wirth gleich eilend schicken,
Daß die Kam'raden er befreit
Aus Fesseln der Gerechtigkeit.
Auf leere Flaschen steckt man dann
Noch Lichter auf so viel man kann,
Und so geschmückt zum frohen Feste
Erwartet man die späten Gäste.

Erst kommt der Doktor nun herbei,
Als könnt' er zählen nicht bis Drei,
So harmlos macht er ein Gesicht.
Doch scheint's ihm zu behagen nicht,
Als drinnen er die Anstalt sieht,
Und seine Stirne Falten zieht.
Doch gleich sein Zürnen wieder sinkt,
Als der Provisor schüttelnd winkt.
Nun gibt es Lärmen vor dem Thor
Und die Gefang'nen führt man vor,
Begleitet vom Gesetzesklirren,
Mit dumpfem Hellebardenklirren.
Die Aermsten sehen sauber aus!
Der Pseudo-Schneider ohne Kraus
Und Binde, mit zerzaustem Haar,
Fast nicht mehr zu erkennen war.
Und ach! o weh, der Küfersmann!
Was hat man, Aermster, Dir gethan?
Das Schienbein wund, mit wunden Händen,
Das Kleid zerfetzt an allen Enden!
So kommt man traurig anmarschirt.
Doch welch' ein mächtig Wunder führt
Die Bowle auf dem Tische aus!
Noch eben in dem dunklen Haus,
Worein nicht Mond scheint und nicht Sonne,
Und jetzo Aller Guten Wonne!
Noch eben hinter Schloß und Riegel
Und plötzlich hier vor vollem Tiegel!
Noch eben gram und sorgenvoll
Und jetzt auf einmal freudentoll!
Das jus, als es den Wirth ersah,
Schrie laut: fiat justitia!
Stürmt auf ihn ein mit hohen Worten,
Wie Unrecht sehr der Wächter dorten
An ihm hab' schmählich ausgeübt;
Zeigt auf den Küfer, der betrübt
Noch immer sich das Schienbein reibt,
Als Leidenszeugen hin; beschreibt
Die Qualen, die sie durchgemacht,
Als man in's Hundloch sie gebracht.
Je länger er sein Leid trägt für,
Um desto lauter lacht man hier.
Dem Wirth ist es von Herzen leid,
Bemühet sich, durch Freundlichkeit
Den Aufgebrachten zu begüten,
Und schaffet den Parteien Frieden.
Und als nun gar sein Töchterlein
Gar hold verschämt jetzt tritt herein,
Da legen sich die hohen Wellen
Und Aller Blicke sich erhellen.

Sein Löffelszepter jetzo schwingt
Der Apotheker. Man umringt
Mit Andacht ihn, der also spricht,
Mit feierlichem Angesicht:
Du blinde Göttin, die du thronst,
Und streng nach gleichem Maße lohnst,
Wir neigen demuthvoll uns dir,
Die wir versammelt sind allhier.
Du hältst die Wahrheit unversehrt
Und richtest Recht mit scharfem Schwert;
Vor dir des schwarzen Ritters Tücke
Erbleicht und beugt sich dem Geschicke.
Du lösest bösen Zaubers Bann
Und stellst die Tugend licht voran.
Die hier gekrönt auf Erden schalten
Und alle irdischen Gewalten,
Sie sind dir willig unterthan
Und folgen deiner Hoheit Bahn.
Selbst Der, der alle Ird'schen zwingt,
Deß große Macht die Welt umringt,
Der Gott, der mit gezücktem Bogen
Stets siegreich kommt einhergezogen,
— Hier röthen sich des Doktors Wangen —
Von dem schon uns're Alten sangen,
Der liebend nimmt die Herzen ein:
Der Gott, er muß dir dienend sein.
Was sonst so fein war ausgesponnen,
Durch ihn bringst Du's an's Licht der Sonnen.
Wenn gar dein Diener, der geweiht
Persönlich deiner Dienstbarkeit,
So weit vom Pfad der Tugend lenkt,
Daß er auf Lug und Trügen denkt:

So schlägst du ihn mit eig'nen Waffen,
Und wirst ihm arge Wunden schaffen,
Und schütt'st auf ihn des Zornes Maß.
— Hier wird der Pseudo-Schneider blaß —
Und wenn durch Böse Gute leiden —
Um auf den Küfer hinzudeuten —
So ist das nur ein Prüfungsstein,
Der Lohn wird um so größer sein.
Wenn ich der Göttin Ruhm vermessen
Hier pred'ge, will ich nicht vergessen
Der Blumen, die des Schöpfers Hand
Geknüpfet in das Lebensband.
Sie, liebes Fräulein, preis ich hier
Als dieser Blüten schönste Zier!
Wir Alle sind ja hoch entzückt,
Seit wir Ihr liebes Aug' erblickt.
Gewiß, ich bin vom Schmeicheln weit,
Ich dien' nur der Gerechtigkeit,
Und diese hat so holdes Wesen
Auch nur dem Besten auserlesen.

So hebe denn mit gold'nem Naß
Gefüllt ein Jeglicher sein Glas.
Es lebe hoch in edlem Wein
Die schönste Dame an dem Rhein!
Und hoch! und hoch! schallt's in der Runde
Und gibt von lautem Beifall Kunde.
Indessen sie beschämt die Augen
Verbirgt, die nur für Einen taugen,
Und schüttelnd kann der Wirth nicht finden,
Wie er die Rede sich soll ründen.
Doch Jener hebt von Neuem an:
Fürwahr es ist nicht wohlgethan,
Wenn Andern man die Wahrheit hehlt,
Dem Herrn des Hauses werd' erzählt,
Was ihm zu wissen nöthig thut.
Lieb Doktorherz, jetzt mach' es gut
Und beichte Dein und And'rer Sünden!
Und sieh, ob Du kannst Ablaß finden!
Der Doktor, so von ihm gedrängt,
An etwas Klein'res nicht mehr denkt,

Fällt mit der Thüre in das Haus
Und bittet sich die Tochter aus.
Das war dem Hausherrn doch zu toll
Und zornesroth der Kamm ihm schwoll.
Was Kukuk sie sich vor denn stellen
So hergelaufene Gesellen.
Sie glaubten wohl, weil sie gut reden,
Und gut die Gläser schwingen thäten,
Sie dürften Ehrenleut verglimpfen
Und sie im eig'nen Haus beschimpfen.
Er wollt' sie aber anders fassen
Und hier hätt's große Loch gelassen
Der Zimmermann, und marsch! hinaus!
Die Tochter bricht in Thränen aus
Und weinet sich die Augen wund.
Der Sbirre denkt: ein guter Fund
Und rüstet sich zu neuem Greifen
Und hebt zu schrillem Pfiff die Pfeifen.
Des Küfers Augen suchend späh'n,
Ob nicht ein Mausloch zu erseh'n.



Eine Bierhalle in New-York. Zeichnung von P. R. Braun. (S. 350.)

Und auch dem jungen Referendar
Geheuer nicht die Sache war.
Geschickt weiß er mit lautem Klagen
Sein Leid dem Hausherrn vorzutragen:
Wie er bereits halb todt geschlagen,
Mehr könn' er wahrlich nicht vertragen;
Man sollt' ihn lieber gleich begraben,
Dann würd' sein Leiden Ruhe haben,
Es wär' ja nur ein Spaß gewesen,
Und er erhüb' daraus solch' Wesen.
Halb ärgerlich und halb gerührt
Das Herz des Wirthes Mitleid spürt,
Und brummend gibt er sich zufrieden.
Jedoch noch ist nicht Ruh hienieden.
Der Küferbursche, dem es sehr
Bedenklich wurde mehr und mehr
Im Kreise solcher Art Genossen,
Die draußen sich ihm angeschlossen,
Hält's für gerathen, seinen Rücken
Aus böser Nachbarschaft zu drücken.
Er zieht den Wirth bei Seit' verstohlen
Und beichtet es ihm unverhohlen:

Wie er verführet sei von ihnen,
Und sie nicht seien, was sie schienen!
Die Tochter stand davon nicht weit,
Hört es mit an und Herzeleid
Bricht mächtig über sie herein,
Sie stürzt mit lautem Jammerschrein
An's Vaterherz und schluchzt und stöhnt:
Von Jenem glaubt sie sich verhöhnt,
Dem sie ihr Herz ganz gab zu eigen.
Nun steht der Wirth in bangem Schweigen;
Doch wie im Sturm der Lootse steht,
Wenn hohl und dumpf die Brandung geht:
So steht der Arzt auf seinem Posten
Und muß es gleich das Leben kosten,
Hier gilt's ein And'res zu erringen!
Mit starkem Arm die Braut umschlingen,
Den Wirth zur Nebenstube drängen
Und hinter sich die Thür verhängen,
Geschah in einem Augenblick.
Wie dort sich wendet das Geschick,
Und was da fürder kommen will,
Die Andern harren bangesstill.

Nein schaut, wie das doch komisch sah,
Da steht die große Bowle da
Mit stummer Anmuth auf dem Tische,
Und d'rum herum wie todte Fische,
Die alle Tantal's Qualen schwitzen,
Die großen, großen Leute sitzen.
Sind sie von Holz, sind sie von Stein?
Könnt ihr nicht regen Hand und Bein?
Hat euch ein Dämon wohl genarrt
Und Euch zu Säulen hier erstarrt?
Ist es mein eig'nes Aug' vielleicht,
Was mir ein Trugbild hier nur zeigt?
Jedoch die Augen reib ich mir
Und dennoch steht die Bowle hier.
O arme Bowle, welcher Schmerz
Zerwühlen mag dein fühlend Herz!
Nein, nie erlebt man solchen Schwank,
Noch nie, so oft man Bowle trank:
Da sitzen die Gesellen hier,
Sie seh'n nicht dich, nur jene Thür.
Was sich da drinnen zugetragen,
Ein And'rer wird es Euch wohl sagen;



Stürmisches Wetter. **Zeichen für ein Wrack.** Gemälde von M. Poirson. (S. 358.)

Und kurz und gut nach langer Pause
Da öffnet sich die Schicksalsklause,
Und Arm in Arm und lieb vereint
Der Doktor mit der Braut erscheint.
Und auf dem Fuß folgt schmunzelnd ihnen
Der Wirth mit salbungsvollen Mienen.

Nun ist der große Bann gebrochen!
Auf trübe folgen heitre Wochen!
Es dreht und schwirrt in tollem Tanz:
Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide.
Das Morgengraun mit seinem Neide
Verhüllet uns die tolle Szen'.
Nur wie durch Nebelschleier seh'n
Wir den Juristen zierlich tanzen
Gar emsig mit dem Mann der Lanzen,
Den Apotheker mit dem Wirthe,
Und ach! wie sich der Klaus verirrte:
Er hält die leere Bowl' umschlungen
Und ist im Takt mit ihr gesprungen.
Wie lang er dieses hat getrieben,
Und ob sein Liebchen ganz geblieben,
Darüber hört man wohl es munkeln,
Doch bleibt die Sache noch im Dunkeln.
Wir sah'n der Gläser tiefsten Grund,
Der Hahn kräht schon die Morgenstund.

(Schluß folgt.)

Eine Bierhalle in New-York.

(Bild S. 348.)

Seitdem die Deutschen in Amerika ein so bedeutender Bestandtheil der Bevölkerung der neuen Welt geworden sind, hat sich auch das Bier zu einem der hervorragendsten Genußmittel im amerikanischen Leben aufgeschwungen. Der Deutsche nahm seine heimische Bierstube sozusagen mit über den Ozean. Zuerst waren die Bierlokale jenseits des „großen Baches", wie der Amerikaner scherzweise den Ozean nennt, ziemlich dunkle und nicht übermäßig reinliche Höhlen, nur von Deutschen gehalten, die importirte Biere zu recht hohen Preisen ausschenkten. Dann, als die Zahl der Biertrinker mit riesenschnellen Schritten wuchs, entstanden Brauereien und die Lokale wurden heller. Der Amerikaner aber ist gewohnt, irgend eine scharfe Flüssigkeit stehend zu trinken und dann weiter zu eilen. Der Deutsche jedoch sitzt in seinem Bierlokal fest und verbringt dort meist den Abend. Zuletzt gefiel es dem Amerikaner auch, ein Glas gutes Bier zu trinken, und da man dieß nicht so hinunterstürzen kann wie ein Gläschen Whisky, Eierschnaps oder Ingwerliqueur, nahm er auch Platz. Jedoch die engen, rauchigen Lokale sagten seinem Geschmack nicht zu, und so entstanden Bierhallen, internationale, die jeder Anforderung genügen mußten.

Die Bierstube erweiterte sich zu einem Salon, dieser zu einer Halle mit Oberlicht und bald schloß sich ein Wintergarten daran. Auch Musik hielt in diese neuen Bierhallen ihren Eingang, nicht die tolle Negersingerei oder Negerfidelei, sondern ein stehendes Orchester erfreut jetzt allabendlich die Biergäste mit wiener und französischen Weisen.

Der Kellner legte den deutschen Frack schnell ab und zog die Jacke und Schürze der Garçons an. Glänzende Beleuchtung erhellt die aus Eisen und Glas konstruirten Lokale und eine große Anzahl von Spucknäpfen, ein sehr nothwendiges Möbel für die Eingeborenen, sorgt an jedem Tische für die Reinlichkeit.

So haben die newyorker Bierhallen jetzt einen eigenen Charakter bekommen; es verkehrt in ihnen der Yankee wie der eingewanderte Bayer, der deutsche Kaufmann wie der irische Kutscher, der Franzose wie der englische Farmer, alle Klassen und alle Nationalitäten, und sie befinden sich wohl in den schönen, sauberen Lokalen, wo eine vortreffliche Bedienung sich bemerkbar macht, die allerdings nicht immer ein aus Hopfen und Malz bereitetes Bier kredenzt. Auch das gute amerikanische Bier ist auffallend scharf und berauschend, entschieden nicht zum Vortheil der Bierhallen. Mehr als drei Gläser verträgt selten Jemand, welches Quantum ja in Bayern bekanntlich erst als ein Kosten der Qualität betrachtet wird.

Das Testament der ersten Frau.

Erzählung

von

E. Westhoff.

Die hübsche, alterthümlich gebaute Stadt M. gehörte zwar zu den größeren Städten der Provinz, dennoch befand sich heute, einer bevorstehenden Trauung wegen, das liebe Publikum in großer Aufregung. Das geräumige, in gothischem Styl erbaute Gotteshaus füllte sich mit einer bunten, schaulustigen Menge; zu Wagen und zu Fuß eilten alle Diejenigen herbei, welche die junge, schöne Braut näher gekannt oder jemals gesehen hatten. Der Bräutigam war zwar den guten Städtern gänzlich fremd; es hatte ihn erst der letzte Abendzug in ziemlich vorgerückter Stunde aus der Residenz gebracht, und nur an der Seite der jungen Verlobten sollte ihnen vergönnt werden, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen; aber man wußte doch allgemein, daß Eberhard Wellenheim der einzige Sohn des reichen Bankiers gleichen Namens, daß er jung, elegant und der Erbe mehrerer Millionen war; Vorzüge genug, um dem Erwarteten mit Spannung entgegenzusehen.

Und die Braut, welche dem reichen, schönen Erben ihre Hand reichen sollte, war im Ort aufgewachsen, gekannt und geliebt von Alt und Jung.

Mit großer Liebe war das schöne, verwaiste Kind vor acht Jahren aufgenommen worden, als ihr Vater Doktor Reinwald, tief gebeugt durch den Verlust einer angebeteten Gattin, mit dem kleinen Mädchen, welches ihm dieselbe hinterlassen, aus Indien — wohin er eine Studienreise unternommen, sein Weib gefunden und wieder verloren hatte — in seine Heimat zurückkehrte.

Die kleine, neunjährige Melitta erbte die eigenthümliche Schönheit ihrer Mutter, einer geborenen Indierin, und ein sanftes, liebebedürftiges Herz; da das schöne, schüchterne Kind sich auf dem fremden Erdtheil doppelt verlassen fühlte, beeilten sich alle Damen, an der kleinen Waise Mutterstelle zu vertreten, und die ganze Stadt war stolz auf das Aufblühen der „Lotosblume", wie sie allgemein genannt wurde.

Doktor Reinwald lebte wieder auf; seine Tochter zeigte ihm das verjüngte Abbild der unvergessenen Gattin, er fand sein Glück darin, ihre Erziehung zu leiten und ihre mannigfachen Talente und Anlagen auszubilden; er ging dann mit ihr in die Residenz, da er eben nur dort Alles finden konnte, was ihm nothwendig schien, die Erziehung des jungen Mädchens zu vollenden.

Hier lernte die nun siebzehnjährige Melitta Eberhard Wellenheim kennen, und der junge Mann, betroffen von der rührenden, eigenartigen Schönheit der jungen Indierin, bat schon nach wenigen Wochen bei Doktor Reinwald um die Hand seiner Tochter. Der Gedanke, sein Kind so schnell zu verlieren, berührte den alten Mann zwar schmerzlich, aber er vermied, einen nennenswerthen Einfluß auf den Entschluß seiner Tochter zu üben; so wurde Melitta verlobte Braut und kehrte mit ihrem Vater nach M. zurück, da sie sich sträubte, in der Residenz getraut zu werden; in der Stadt, die ihre zweite Heimat geworden war, wollte sie den Segen des Priesters empfangen, aus dem Vaterhause wollte sie dem Gatten folgen, zurück wieder in die Residenz.

Heute war der Hochzeitstag des jungen Mädchens. Ein trüber, umwölkter Himmel ließ keine Sonnenstrahlen durchbrechen, und hin und wieder begann ein leichter, feiner Regen herabzurieseln und sich feucht über Haar und Kleider aller Derjenigen zu legen, welche die Straßen passirten, und Solcher gab es heut nicht Wenige.

Melitta hatte ihr Zimmer noch nicht verlassen; sie saß vor einem großen Ankleidespiegel, der ihre graziöse, biegsame Gestalt, ihr reizendes Gesicht voll zurückstrahlte. Ein glückliches, sanftes Lächeln spielte um die vollen, rosigen Lippen. Sie stützte den Kopf mit den schweren, dunklen Flechten in die Hand und blickte mit großer Zärtlichkeit auf ein junges Mädchen herab, das auf dem Boden kniete und bemüht war, einen kleinen weißen Atlaßschuh dem zierlichen Füßchen anzupassen.

„Wie herzensgut Du bist, Regina," flüsterte sie leise und legte liebkosend ihre kleine weiche Hand auf den hellen Kopf der vor ihr Knieenden.

„Bin ich nicht Deine Freundin?" fragte Regina zurück. „Und ich bin eifersüchtig, auch nur die geringste Kleinigkeit meines Rechts zu verlieren!" — Das junge Mädchen erhob trotzig die Augen. „Nur noch wenige Stunden und Du gehörst jenem verhaßten Wellenheim an, bist seine Gattin, folgst ihm, wohin es ihm belieben wird, läßt Dich ruhig und ohne Murren von ihm tyrannisiren, wirst Diejenigen als Deine Freunde begrüßen, welche er Dir empfiehlt, und Dich von Denen abwenden, welche er verabscheut! — Armes Kind, Du bist zu beklagen!"

„Du bist zwei Jahre jünger als ich, Regina, und willst die Menschen so gut kennen; auch ich verstehe wenig von der Welt und besitze noch keine Erfahrung, aber ich hoffe, daß Du Dich irrst," sagte Melitta sanft; „wenigstens ich will Dir treu bleiben; als Kinder legten wir unsere Hände in einander und schworen uns treue Freundschaft, gleich unseren Vätern, die wie Brüder aneinander gehangen; wir haben unser Gelöbniß bis jetzt gehalten, warum sollte meine Verheirathung eine Aenderung in meinem Herzen herbeiführen? Es ist wahr, wir werden uns nicht mehr so oft sehen, wir können uns unsere kindischen Träume und Hoffnungen nicht mehr so ausführlich mittheilen, aber wir können uns schreiben."

„Schreiben?" wiederholte Regina mit schmerzlichem Ausdruck. „Welch' ein trauriger Ersatz ist ein Brief für den persönlichen Verkehr, und dann, — ich glaube die Art Briefe schon jetzt zu kennen, die ich besten Falls erhalten werde —: ‚In aller Eile, denn ich soll in einer halben Stunde zu Frau von X. fahren, theile ich Dir mit, daß der gestrige Ball himmlisch war und daß ich weißen Krepp mit rothen Rosen trug."

„Still, Regina, Du sollst erfahren, daß meine innige Liebe für Dich durch unsere Trennung nicht abgenommen hat, ich werde Dir alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen wie bisher ganz ohne Rückhalt mittheilen."

„Keine Versprechungen, Melitta! Du gehst zu weit; von der Minute Deiner Verheirathung ab gehören Deine Gedanken und Empfindungen Deinem Gatten; Du wirst kein Recht mehr haben, sie einer andern Person außer ihm mitzutheilen."

„Du wirst bitter, Regina," bat Melitta und legte ihre Arme um den Nacken der Freundin; „Du zürnst mir, aber warum willst Du nicht glauben, daß neben meiner tiefen Liebe für Eberhard mein schwesterliches Gefühl für Dich nicht auch fortbestehen kann?"

„Ich zürne Dir nicht, ich bin nur traurig," entgegnete Regina leise; „aber ich müßte Dein weiches, liebebedürftiges Herz nicht kennen, um nicht schon jetzt zu wissen, daß Wellenheim sich schnell genug zum unbeschränkten Herrn dieses Herzens aufwerfen wird; ich kenne Deine sanfte, ergebene Schüchternheit und weiß, daß Du nie wagen wirst, Deine Ansicht geltend zu machen, falls Du jemals Dich so weit emanzipiren solltest, eine andere Ansicht als Dein Gatte zu haben! Er wird Dich an sich reißen mit Gedanken, Empfinden, Ansichten, Meinungen und Thaten! Du wirst von jetzt ab nur noch sein Geschöpf sein!"

„Ich liebe ihn," murmelte Melitta und legte den edlen Kopf mit den sanften dunklen Augen an die Schulter ihrer Freundin. „Er ist so edel, so männlich, schön und gut; noch kennst Du ihn nicht! Du wirst Dein hartes Urtheil zurücknehmen, wenn Du ihn gesehen hast!"

Regina schüttelte energisch den Kopf. „Komm', armes Kind," flüsterte sie zärtlich und strich über das üppige Haar der Freundin. „Diese Stunde gehört noch mir und ich lasse mir sie von Niemand rauben! Keine andere Hand soll Dich berühren, bis Du den unwiderruflichen Gang zum Altare gehst, keine andere Hand Dich schmücken und kleiden; möge sie Dir Glück bringen!"

Regina Tessendorf war die einzige Tochter eines Professors, der ihr nur ein kleines Vermögen, aber einen wahren Freund an ihrem Vormund Doktor Reinwald hinterlassen hatte. Obgleich zwei Jahre jünger wie Melitta, erschien sie doch durch eine ungemeine Energie, welche sich schon in ihrer zartesten Kindheit entwickelt hatte, älter und reifer als sie in Wirklichkeit war. Sie trug der schüchternen Melitta innige Liebe und Freundschaft entgegen, welche von der kleinen Waise auch mit großer Innigkeit erwiedert wurde; die beiden jungen Mädchen lernten und spielten zusammen, und Melitta ordnete sich der jüngeren Regina so vollständig unter, daß Regina's Ansicht bei allen Kinderspielen den Ausschlag gab. Regina war jetzt siebenzehn Jahre, aber ihr Körper hatte mit ihrem regen Geiste nicht gleichen Schritt gehalten. Ihre Formen waren noch unentwickelt und eckig, das Gesicht bleich und schmal, nur ihre Augen waren von tiefem, intensivem Blau und blitzten in der Erregung, was nicht selten vorkam, in leuchtendem Feuer auf; ihre wilden, ungeregelten, röthlichblonden Haare trug sie in einem Netz verborgen.

Sie ordnete die schweren Flechten der Braut und drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf dieselben. Sorgsam breitete sie nun den langen, glänzenden Schleier darüber und befestigte darauf den Kranz von duftenden Orangen und Myrten; plötzlich aber brach sie in wilde, ungezügelte Thränen aus. „Wie schön Du bist, Melitta!" rief sie ungestüm, „so schön, daß ich Dich Niemanden gönne! Wie kommt dieser Wellenheim dazu, Dich und Deine Schönheit für sich zu beanspruchen! Kein Mann verdient Dich zu besitzen!"

„O, Regina, Du bist ungerecht gegen Eberhard! Er darf das Höchste beanspruchen; er ist auch sehr schön und er liebt mich so sehr!"

„Melitta, Melitta, sage, ist es nicht Mitleid mit seiner Liebe, was Dich bewegt, seine Hand anzunehmen? Sage schnell die Wahrheit, liebst auch Du ihn heiß, glühend, unwiderruflich?"

„Ich möchte mein Leben für ihn dahingeben!" flüsterte Melitta.

Regina wandte sich ab, sie konnte eine so selbstlose Liebe nicht fassen. — Ein leises Klopfen ließ sich hören und der wollige Kopf einer alten Mulattin zeigte sich in der vorsichtig geöffneten Thür.

„Komm' herein, Dinorah," rief Melitta; „komm', daß ich Dir noch einmal danken kann für all' Deine Liebe und die Nachsicht, die Du stets mit mir hattest!"

„O, o!" schluchzte die alte Frau.

„Hast Du mich nicht auf Deinen Armen getragen, hast mich gewiegt und geschaukelt, wenn ich nicht schlafen wollte; hast mir Deine traurigen Lieder vorgesungen und treu bei mir ausgehalten, als meine arme Mama an dem bösen Fieber starb und alle Anderen, von Furcht befallen, fortliefen; hast Dein sonniges Vaterland verlassen, um mir zu folgen in den kalten, unfreundlichen Norden, wo es Dir nicht gefällt," und sie bog sich zu der Alten herab und küßte sie herzlich.

„Melitta, meine sanfte Lotosblume!" schluchzte die Mulattin und wischte die herabrollenden Thränen mit den langen Zipfeln des rothseidenen Tuches, welches sie malerisch um den Kopf gewunden trug. „Gott und seine heiligen Engel mögen Dir beistehen und Dir tausendfaches Glück zu Theil werden lassen! Du verdienst es, Du liebes Mädchen!" und sie küßte die zarten Hände ihres Pfleglings. „Niemals warst Du hart und böse zu Deiner alten Dinorah, immer sanft und engelsgut! Aber die Trennung von Dir, die überlebe ich nicht, die bricht mir das Herz! Warum muß ich hier zurückbleiben, warum kann ich Dich nicht begleiten?"

„Herr Wellenheim erlaubt es vermuthlich nicht," sprach bitter Regina; aber Melitta entgegnete sanft:

„Nein, ich selbst bitte Dich, hier zu bleiben, gute Dinorah; was wollte mein armer Papa ohne Dich anfangen? Ist es nicht genug, daß er mich verliert? Wer wird ihm helfen den Verlust tragen, wenn nicht Du! Du, die ihn so gut kennt wie sonst Niemand, Du darfst ihm von der todten Mama erzählen, sollst ihn trösten, wenn er traurig wird,

und pflegen, wenn er krank werden sollte; Du weißt, daß er Dich nicht entbehren kann! Versprich mir, über ihn zu wachen wie bisher über mich!"

Dinorah, in Rührung aufgelöst, versprach, was Melitta verlangte, und beruhigte sich erst ein wenig, als Regina sie tröstete, daß sie ihr jeden Brief der jungen Frau mittheilen wolle.

Aber kaum hatte sich die Thür hinter der Alten geschlossen, als eine Dienerin anfragte, ob Melitta bereit sei, da Herr Wellenheim sie abzuholen wünsche. Regina hatte sich in das Fenster gelehnt und blickte in den immer stärker fallenden Regen hinaus. „Regen in die Brautkrone bedeutet Thränen," dachte sie und es überfiel sie eine namenlose Angst um Melitta. Jetzt ließen sich feste, elastische Männertritte hören, scharf und geräuschvoll flog die Thür auf und zurück in's Schloß, Eberhard Wellenheim stand im Zimmer. Regina hatte Muße, ihn zu betrachten; er war auffallend schön, aber ein strenger Zug um seine Mundwinkel deutete auf stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein.

Schnell ging er auf Melitta zu, die tief erglühend ihm entgegen eilte.

„Mein liebes Kind, Du läßt unsere Gäste ungebührlich lange warten, es ist bereits eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit unserer Trauung," sagte er ungeduldig.

„Verzeih', Eberhard," bat Melitta sanft, seine Hand an ihr Herz drückend. „Ich nahm Abschied von meinem Mädchenleben, von der alten Dinorah, die mir die Liebe einer Mutter ersetzte, und von meiner theuren Regina!"

„Wer ist denn diese ‚theure Regina?' noch eine alte Duenna mehr, von deren Existenz ich bisher keine Ahnung hatte?" fragte Eberhard spottend.

„Nein! Regina ist meine einzige beste Freundin, noch jünger als ich; sie war die Erste, welche sich meiner annahm, als ich mit Papa aus Indien zurückkehrte, und so innig wir als Kinder aneinander hingen, so innig verbunden bleiben wir auch jetzt durch warme, herzliche Freundschaft für unser späteres Leben!"

„Höchst poetisch und sentimental gedacht und gefühlt," spottete der junge Mann unbarmherzig; „echt mädchenhaft, aber unmöglich."

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären, warum unmöglich?" fragte eine hochmüthige, kalte Stimme, und als sich Eberhard überrascht umwandte, stand das junge Mädchen neben ihm, ihre blitzenden Augen mit drohendem Ausdruck fest auf ihn gerichtet.

„Ah, wir sind nicht allein!" rief Eberhard ein wenig betroffen aus. „Habe ich vielleicht das Vergnügen, die ‚theure Regina' vor mir zu sehen?"

„Für Sie bin ich Fräulein Tessendorf," antwortete das junge Mädchen kalt.

Eberhard verbeugte sich ironisch. „Danke für die gütige Belehrung! — Also Sie besitzen den seltenen Muth, noch eine Freundschaft für's Leben schließen zu wollen? Glückliche Illusion! — Sie werden mir aber doch erlauben, daß ich in die Dauer dieser Freundschaft einige bescheidene Zweifel setze?"

Regina stand in trotziger Haltung neben ihm. Langsam und prüfend musterte sie den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen, dann entgegnete sie mit kalter Ruhe: „Ich begreife nun, daß Sie kein Verständniß für ideale Güter des Herzens haben, deßhalb kann mich auch Ihr Spott nicht verletzen, er trifft mich und Melitta gar nicht. Indessen sind Sie doch nicht hieher gekommen, um uns über Ihre Ansicht von Freundschaft einen Vortrag zu halten, also will ich nicht länger stören; — Melitta, ich sage Dir später Lebewohl." Sie verbeugte sich stolz und kalt und verließ das Zimmer.

Stumm, mit grenzenlosem Erstaunen blickte ihr Eberhard nach; wie aus tiefen Gedanken erwachend, fuhr er mehrmals mit der Hand über die Stirn. „Ein Glück, daß sie so häßlich ist, das wäre ein gefährliches Weib," murmelte er unverständlich, „sie hat mir beinahe imponirt!"

„Verzeihe ihr, Geliebter!" schmeichelte Melitta, ihre sanften, scheuen Augen zu ihm erhebend. „Nur der Schmerz spricht aus ihr und macht sie heute so schroff! Es ist das Trennungsweh; zürne ihr nicht!"

„Wie könnte ich!" sagte Eberhard mit eigenthümlicher Stimme, fuhr aber dann in leichtem Tone fort: „Sage mir, wie war es nur möglich, daß meine sanfte, schüchterne Taube sich eine so energische Freundin wählen konnte?" und er legte zärtlich seinen Arm um die biegsame Gestalt seiner Braut; „Fräulein Tessendorf hat Anlage zur Despotin; es ist hohe Zeit, daß ich Dich entführe! Du wagtest ja kaum in ihrer Gegenwart zu athmen!"

„Sie möchte mich am liebsten auf ihren Händen durch's Leben tragen!"

„Und möchte ich das nicht auch, mein süßes Lieb, und habe ich nicht das Recht dazu? Du darfst mich nicht auf diese Regina eifersüchtig machen, ich stehe Dir jetzt viel näher und ich beanspruche alle Deine Liebe, Dein ganzes Herz; ich will nicht mit Anderen, und wäre es auch nur mit einer Freundin, theilen! Du bist mein!" fuhr er erregter fort, und sollst ganz allein mir angehören! Du bist so schön, Melitta, meine Melitta, sprich, willst Du mir das Opfer bringen und dieser Freundin meinetwegen entsagen?"

„Nein," entgegnete Melitta zögernd. „Wie könnte ich so schlecht sein, dem treuesten Herzen mit Undank lohnen zu wollen? — Du bist in wenigen Stunden mein Gatte; Deine Hand wird mich durch's Leben führen und ich folge Dir freudig; mein Herz wird Dir immer gehören, ich werde stolz sein, Dich meinen Gatten nennen zu dürfen; aber — eine Frau hat oft Gedanken, Empfindungen, Träume, — nenne sie thöricht und kindisch, — die sie nur einer theilnehmenden Frau mittheilen kann, die nur von einem treuen Frauenherzen verstanden werden, und mich begnadigte das Schicksal vor so vielen meiner Schwestern, ein so treues Herz mein zu nennen, und ich sollte es Deiner Laune opfern! Du hast keinen vernünftigen Grund, mir Regina rauben zu wollen!"

„Du bist romantisch und sentimental," erwiederte Eberhard gereizt; „aber was für ein junges Mädchen ganz passend sein mag, eignet sich nicht immer für eine Frau; dazu gehören ganz besonders diese schwärmerischen, in kindischem Unverstand geschlossenen Freundschaften; mit dem Augenblick, wo Du aufhörst, Mädchen zu sein, mußt Du dergleichen Thorheiten abstreifen!"

„Sei nicht so grausam, Eberhard," bat Melitta furchtsam.

„Ist es Dir nicht lieber, daß ich Dir heut ganz unumwunden meine ernstliche Meinung sage, um späteren, vielleicht unangenehmeren Differenzen vorzubeugen? Ich werde jetzt die Stelle Regina's einnehmen; übertrage dieses freundschaftliche Gefühl, wenn es denn durchaus gehegt werden muß, auf mich, Du versprichst mir das gleich, Melitta?"

Er reichte ihr seine Hand hin. Langsam und zögernd legte sie ihre zitternden Finger hinein, aber perlengleich rollten ihr schwere Thränen über die erblaßten Wangen und sie konnte einen schmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken.

Eberhard sah ihre tiefe Bewegung und er fühlte Mitleid mit ihrem kindlichen Schmerz, wie er wegwerfend urtheilte. Zärtlich zog er die bebende Gestalt an sich, hob ihren gesenkten Kopf in die Höhe und küßte sie mit Innigkeit.

„Komm' nun, mein süßes Lieb, bald mein Weib, mein angebetetes Weib, komm', Dein Vater erwartet uns!" — —

*

Die Ceremonie war beendigt, die Neugier des zuschauenden Publikums befriedigt; gewiß hätten sich noch vor den Kirchthüren verschiedene Ansichten in stundenlangen Debatten geltend gemacht, wäre das Wetter nicht so malitiös naß und unfreundlich gewesen; aber das machte jede gemüthliche Plauderei unmöglich und die Bekannten trennten sich mit flüchtigem Gruße. Aber alle Eingeladenen, welche dem jungen Paar in die geschmackvoll dekorirten Räume der Hochzeitswohnung folgten, hatten nur eine Meinung: das junge Paar sei wie für einander geschaffen! Die Damen schwärmten von Eberhard's imponirender Erscheinung. Sie fanden seine Züge klassisch, seine Augen bezwingend, seine Bewegungen voll Adel, seinen Anstand unvergleichlich; die Herren dagegen konnten nicht genug Worte der Bewunderung für die rührend schöne Braut finden. Ihr engelhaftes Wesen, ihre hingebende Sanftmuth, ihre wunderbare Schönheit war noch nie so hervorgetreten wie im bräutlichen Schmuck, und Eberhard wurde von Manchem heimlich um seinen kostbaren Schatz beneidet. Das junge Paar ging von Gruppe zu Gruppe, um mit jedem der anwesenden Gäste einige höfliche Worte zu wechseln, aber alle wollten einen leisen schmerzlichen Zug in dem schönen Gesicht der jungen Frau finden, den Niemand vorher bemerkt hatte.

Regina lehnte im Fenster und beobachtete das junge Paar. „Er beherrscht sie vollständig," dachte sie; „arme Melitta, sie könnte glücklicher sein, wenn sie weniger gut wäre." Sie vermied Eberhard anzusehen; als sie aber zu bemerken glaubte, daß er ihr mitleidige, höhnische Blicke zuwarf, hob sie ihren Kopf und mit verächtlichem Lächeln hielt sie seinen Blicken unerschrocken Stand.

Aber der Schmerz über den Verlust der Freundin gewann bald wieder die Oberhand; Regina, welche weder Mutter noch Schwester besaß, hing mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Naturells an der sanften Melitta, und um diesen Schmerz zu verbergen, hatte sie sich in ein leeres Seitenkabinet zurückgezogen, als sie sich plötzlich von weichen Armen umschlungen fühlte und ein heißer Kuß auf ihren Lippen brannte.

„Lebe wohl, Regina; denke nicht, daß ich Dich jemals vergessen könnte; was Du auch von mir hören magst, ich bleibe nach wie vor Deine Schwester," flüsterte eine sanfte, wohlbekannte Stimme.

„Sei glücklich, Melitta," murmelte Regina mit von Thränen erstickter Stimme; „mein Herz geht mit Dir, lebe wohl!" Sie küßte die Freundin leidenschaftlich und verließ, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen, schnell das Kabinet. Sie hörte, wie Wellenheim ungeduldig Melitta's Namen rief. „Sie fürchtet sich vor ihm und hat verstohlen von mir Abschied genommen; o, wie ich ihn hasse!" — — —

*

In dem alten Stadttheile der Hauptstadt, wo die Straßen enger, die Häuser alt, grau und ehrwürdig aussahen, saß im ersten Stock eines dieser dunklen, geräumigen Häuser vor einem Schreibpult, in einem mit modischer Eleganz ausgestatteten Kabinet, ein großer, kräftig gebauter alter Herr, mit ergrautem Haupt- und Barthaar und energischem Kinn. Seine scharfen grauen Augen deckte eine Brille. Unruhig schob er ein Buch, worin er geschrieben, zur Seite und stützte nachdenkend den Kopf in die Hand. „Die Briefe müssen doch schon ausgetragen sein," murmelte er endlich, indem er seine Uhr hervorzog; „es ist elf Uhr vorüber." Er klingelte.

Ein junger Mann trat geräuschlos herein.

„Herr Kewitz, ist kein Brief aus Hamburg angekommen?"

„Nein, bis jetzt noch nicht," antwortete ehrerbietig der junge Mann.

„Gut!" nickte der alte Herr und wandte sich einer zweiten Thür zu, durch welche soeben ein reich galonirter Diener eintrat.

„Herr Kommerzienrath, das Dejeuner ist angerichtet!"

Langsam schlug der Kommerzienrath Wellenheim das vor ihm liegende dicke Buch zu und folgte dem Diener in das kleine, aber mit ausgesuchtem Luxus möblirte Speisezimmer. Der Tisch war für eine Person gedeckt; frische, köstliche Austern, ein herrlicher Hummersalat und edler rother Aßmannshäuser winkten einladend auch dem verwöhntesten Gaumen. Mit einem tiefen Seufzer nahm der alte Bankier Platz, als Eberhard unangemeldet eintrat.

„Guten Morgen, Papa!" rief der junge Mann nachlässig und warf sich abgespannt in einen Sessel. „Ich habe Dich zur guten Stunde getroffen; hoffentlich bringt mir das Glück; Du hast doch nichts dagegen, wenn ich als Compagnon hier eintrete?" — Er wies auf den Tisch.

„Johann, noch ein Couvert, schnell! Der Vorrath reicht für uns Beide!"

„Wie geht es Deiner reizenden kleinen Frau?" fragte der Kommerzienrath.

„Ich hoffe, gut!" meinte Eberhard und goß sich ein Glas Wein ein.

„Du hoffst? War sie unwohl?"

„Bewahre, sie war gestern wie ein Fisch im Wasser!"

„Hast Du sie heut noch nicht gesehen?" fragte der Bankier mit Befremdung.

„Nein; ich war gestern im Klub; wir hatten ein hohes Spiel, Graf Wallbeck hielt Bank und wir gingen erst gegen vier Uhr auseinander. Es wäre rücksichtslos gewesen, Melitta's Nachtruhe zu stören; so schlief ich im Hotel."

„Ich habe immer gehofft, der Besitz dieser rührend guten, schönen Frau würde Dir Deine an's Liederliche streifenden Untugenden verleiden," sagte der Alte bitter; „aber leider habe ich mich auch hiermit in Dir getäuscht! Du handelst schlimmer als leichtfertig, Du handelst schlecht an Melitta!"

„Es ist weder das Eine noch das Andere," entgegnete Eberhard leicht; „ich werde aber auch in der Ehe kein Philister, bah, dazu bin ich noch zu jung!"

„Arme kleine Frau!" sagte bedauernd der Bankier; „ich glaubte doch, Du liebest sie!"

„Ganz recht, Papa, ich liebe sie auch, aber auf meine Weise! Sie muß mich gewähren lassen ohne Einrede und meinem Willen folgen, ich besitze für uns Beide — denn sie ist noch ein wahres Kind — Erfahrung!"

„Als Du die ersten sechs Wochen eurer Ehe so ordentlich zu Hause zubrachtest und ich Dich jedesmal, wenn ich euch aufsuchte, in glücklicher Stimmung antraf, da hoffte ich, daß süße liebe Weibchen würde Dich ganz und gar Deinen leichtsinnigen Freunden abwendig machen; aber leider —"

„Ja, siehst Du, Papa, diese ersten sechs Wochen habe ich auf ihre Erziehung verwendet; ich bin stolz, wie gut ich verstehe, mein kleines Weibchen zu leiten! Ich war rasend verliebt, aber ihre ganze rührende Schönheit war doch nicht mächtig genug, mich von dem mir gesteckten Ziel abzubringen!" entgegnete Eberhard ernsthaft.

„Du machst sie unglücklich!" seufzte der Kommerzienrath.

„Du bist im Irrthum, Papa; begleite mich nach Hause und Du sollst sehen, daß wir wie zwei Turteltauben leben. — Die Austern sind herrlich; beziehst Du sie noch immer von Heilborn? — Bei dem letzten Wettrennen, denke Dir mein altes Pech, stürzte der Almansor vom Baron Rothkegel; ich hatte tausend Louisd'or auf ihn gewettet!"

„Eberhard, welcher unbegreifliche Leichtsinn!" rief der Alte erschrocken aus; „noch ein paar solcher Wetten und Du bist ruinirt!"

„Es war Unglück! Wer konnte das vorauswissen? Ein so vorzügliches Pferd und hatte alle Chancen für sich!"

„Hast Du die Summe schon bezahlt?"

„Bewahre!" lachte Eberhard; „deßhalb bin ich eigentlich hergekommen; ich hoffe, Du hast das Geld bei der Hand und kannst mir aushelfen!"

„Ich habe Dir schon mehrere Mal gesagt, daß ich bei dem reichlichen Jahresgehalt, welchen Du beziehst, keine Zahlungen für Dich übernehmen kann und will, besonders so leichtfertig gemachte Schulden! Es wäre wahrlich nothwendig, Du bequemtest Dich endlich dazu, den Geschäftsgang kennen zu lernen; alle Tage ein paar Stunden hier im Comptoir zu arbeiten und zu begreifen, wie man Geld verdient!"

„Zum Kaufmann habe ich weder Talent noch Neigung!"

„Leider auch zu keiner andern nützlichen Thätigkeit!" entgegnete bitter der Kommerzienrath.

„Beunruhige Dich nicht, lieber Papa, Du hast mich zum Sport erzogen, in diesen Kreisen mache ich Deiner Erziehung alle Ehre!"

„Und doch wäre es so nöthig, wenn Du selbst Einblick in diese Bücher nähmest, Du würdest dann ein richtiges Urtheil über den Stand unseres Vermögens bekommen und nicht so leichtsinnig tausend Louisd'or auf Wetten hinauswerfen!"

„Das klingt ja sehr ernst," sagte Eberhard aufmerksam.

„Leider," seufzte der Bankier, „und ich muß Dich auf eine mögliche schlimme Wendung unserer geschäftlichen Angelegenheiten vorbereiten; ein londoner Haus hat fallirt und mir große Verluste zugefügt, und noch steht zu befürchten, daß ein hamburger Haus in den Sturz mit hineingerissen wird, was mir neue schwere Opfer auferlegen würde!"

Eberhard verstummte vor dem drohenden Ernst der Lage.

Er war gewohnt, so lange er denken konnte, sein Vermögen nach Millionen zu rechnen, es däuchte ihm ein unerschöpflicher Schatz; warum hätte er darben sollen? Er hielt

keine Ausgabe für zu hoch, keine Extravaganz für zu übertrieben. Im Grunde seines Wesens nicht leichtsinnig, lebte er doch sorglos von einem Tage zum andern, es seinem Vater überlassend, für das stete Vorhandensein reichlicher Geldmittel zu sorgen. Aber er war verständig genug, um zu begreifen, welche Einschränkungen seine bisherige Lebensweise erleiden müßte, wenn die Befürchtungen seines Vaters gegründet waren.

Leider waren sie es. Das hamburger Haus fallirte und noch immer schwebten mehrere Firmen über dem Abgrund des Bankerottes, die auch das solide Haus Wellenheim leicht in ihren Sturz hineinziehen oder mindestens bis auf den Grund erschüttern mußten. Der Kommerzienrath arbeitete mit rastlosem Eifer, um diesem Aeußersten vorzubeugen, aber böse Gerüchte hatten sich bereits verbreitet, es wurde ihm schwer, sich die nöthigen Gelder zu verschaffen.

In dieser kritischen Lage beschloß er, sich an Doktor Reinwald zu wenden; er wußte, daß derselbe vermögend war, und da Melitta als einzige Tochter dereinst doch das Vermögen ihres Vaters erbte, also dasselbe in jedem Fall an seinen Sohn überging, so sollte Eberhard im Auftrage des Vaters sich an seinen Schwiegervater wenden; obgleich Doktor Reinwald ihm vor der Hochzeit mit Festigkeit erklärt hatte, daß erst nach seinem Tode Melitta über Vermögen verfügen würde, da er nicht gesonnen sei, ihr außer einem anständigen Nadelgeld ein Kapital als Hochzeitsgut mitzugeben.

Er schrieb in dieser Angelegenheit einige Zeilen an seinen Sohn und beschied ihn zu sich in's Comptoir. Eberhard kam verstimmt und gelangweilt.

„Was ist Dir? Habt ihr euch unter einander gezankt?" fragte der Kommerzienrath.

„Nein," antwortete Eberhard gähnend, „wie wäre das möglich! — Mit einem so tugendhaften Weibe kann man sich nicht zanken. Es ist verdammt langweilig, einen so vollkommenen Engel zu besitzen; diese ewige Hingebung und Willenlosigkeit wird auf die Dauer lästig!"

„Versündige Dich nicht, Eberhard," mahnte der Kommerzienrath ernst, „Du weißt den kostbaren Schatz, den Du besitzest, nicht zu würdigen; Du weißt noch nicht, was Melitta werth ist!"

„Das mag Alles sein; aber im Grunde genommen sehnt sich jeder Mensch nach Abwechslung, auch die Vollkommenheit wird langweilig! Man kann die verrücktesten Ansichten aussprechen, die einfältigsten Meinungen verfechten, kein Widerspruch, — kein Wort der Entgegnung, — man kann ganz vernünftig nach ihrer Ansicht fragen — ‚Ganz wie Du willst, — ich bin immer mit Dir einverstanden,' — oder — ‚ich liebe Dich viel zu sehr, als daß ich glauben könnte, Du werdest jemals Unrecht haben,' — ich reize sie mit Absicht, um sie zu irgend einer Heftigkeit hinzureißen, — nichts hilft, — sie bleibt liebevoll, nachsichtig, lächelnd, hingebend; — es ist kaum auszuhalten!"

„So viel ich mich erinnere, wolltest Du sie so; das sind die Resultate Deiner Erziehung; hast Du ihr nicht von Anfang an begreiflich gemacht, daß Du keinen Widerspruch duldest? Hast Du sie damit nicht gleich zurückgescheucht, dieß sanfte, schüchterne, liebe Geschöpf?"

„Allerdings! Aber es schmeichelte mir, dieses selten schöne junge Mädchen zu beherrschen, so bedingungslos zu beherrschen, daß sie an meinen Blicken hing, um meine unausgesprochenen Wünsche zu errathen, daß ein Zucken meiner Wimper hinreichend war, sie lachen oder weinen zu machen; meiner Eitelkeit huldigte dieser sanfte, unterwürfige Gehorsam ungemein, aber auf die Dauer verliert solche Hingebung ihren Reiz!"

Der Kommerzienrath zuckte ärgerlich die breiten Achseln und begann sehr ernsthaft dem Sohne seine kritische finanzielle Lage auseinanderzusetzen und ihm an's Herz zu legen, seinen Schwiegervater um eine größere Summe anzugehen.

Eberhard sagte zu, versprach sich aber wenig Erfolg, da er vor seiner Verheirathung oftmals in überströmenden Worten seine Zustimmung zu dem von Doktor Reinwald bestimmten Arrangement ausgesprochen und vielfach versichert hatte, daß seine eigenen glänzenden materiellen Verhältnisse jedes Vermögen für Melitta überflüssig machten.

Leider hatte Eberhard Recht mit seinen Befürchtungen; sei es nun, daß Doktor Reinwald Bedenken trug, das Vermögen seines Kindes einem schwankenden Hause anzuvertrauen und möglicherweise zu opfern, oder aus irgend welchen anderen Gründen, genug, er schrieb kühl und gemessen, aber mit Entschiedenheit ablehnend, und fügte noch hinzu, er befürchte, sich bei der Heirath übereilt zu haben, und daß er keineswegs mehr so unbedingt an das Glück seines Kindes glaube, wie er leider im Beginn der Ehe angenommen.

Eberhard war wüthend über den Brief seines Schwiegervaters; er brachte ihn seinem Vater und machte sich in heftigen Worten Luft. Aber sein Aerger traf hauptsächlich die arme Melitta. Sie mußte sich doch über ihn beim Vater beklagt haben, wie hätte derselbe sonst andeuten können, daß sich sein Kind unglücklich fühle! Eberhard nahm sich nicht die Mühe zu untersuchen, wie weit er im Recht war, seiner Frau solch' einen Schritt zuzutrauen, er war heftig, auffahrend, hart, mitunter malitiös und höhnisch, aber sie nahm Alles mit wahrhaft himmlischer Geduld hin, sie vergab ihm immer, obgleich er ihrem zarten Gefühl, ihrem liebevollen Herzen täglich neue Wunden schlug, die unausgesetzten Kränkungen indessen zehrten an ihrer Gesundheit. Das blühende junge Weib wurde matt und abgespannt, die großen schwarzen Augen, die in feuchtem Glanze schimmerten, bekamen dunkle Ringe, die schöne ovale Wange verlor ihre sanften Konturen, und Melitta's Gang wurde schwer und schleppend. Niemand bemerkte diese Veränderung, als der alte Kommerzienrath, aber seine momentanen finanziellen Verlegenheiten ließen ihn auch leichter darüber denken, wie dieß sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Sie selbst klagte nie, auch liebte sie trotz alledem Eberhard so abgöttisch, daß nichts in der Welt sie hätte überreden können, ihn zu verlassen und zu ihrem Vater, wenn auch nur auf kurze Zeit, zurückzukehren. Mit Regina hatte sie jeden Verkehr abgebrochen; sie fürchtete ihren Gatten viel zu sehr, um ihm ungehorsam zu sein und gegen das gegebene Versprechen handeln zu wollen. Sie sehnte sich oft in einsamen Abendstunden die energische, tröstende Freundin herbei; und sie sollte sie wiedersehen, früher wie sie vermuthet.

Doktor Reinwald erkrankte schwer an einer heftigen Lungenentzündung, und da er sich von Tag zu Tag schlimmer fühlte, sehnte er sich, Melitta's süßes Gesicht an seinem Lager zu sehen. Regina schrieb deßhalb einige höfliche, aber formelle Zeilen an Eberhard. Melitta kam und die Freundinnen sanken sich am Krankenbett in die Arme. Hatte Regina erwartet, ein blühendes Weib mit glückstrahlendem Gesichte zu sehen, so vermochte sie kaum beim Anblicke dieser bleichen und abgezehrten Gestalt ihre Thränen zurückzuhalten.

„Melitta," rief sie endlich mit dem ganzen Ungestüm ihres Naturells, „Du bist krank, bist unglücklich! — Leugne es nicht, zu deutlich spricht Dein eingefallenes Gesicht, Dein trübes Lächeln, Dein ganzes hoffnungsloses Wesen! Ich hasse ihn, diesen Eberhard, denn nur er trägt die Schuld! — Er tödtet Dich!"

„Sage das niemals, Regina, denn ich liebe ihn unsäglich; ich aber bin es, die Schuld trägt an dem mangelnden Glücke. Die traurige Ueberzeugung, daß ich ihm nicht genügen kann, macht mich so elend," flüsterte Melitta mit gesenktem Kopf und müde in einander gelegten Händen, während Regina sie angstvoll beobachtete, „mein ganzes Sinnen und Trachten ist nur darauf gerichtet, seine Wünsche zu erfüllen; ich gäbe mein Herzblut für sein Glück, und dennoch muß ich mit tiefem Schmerze sehen, daß er unbefriedigt ist, daß er sich langweilt, daß er seine Verbindung mit mir bereut, — daß er mich nicht mehr liebt!"

Sie schwieg und große Thränen rollten über ihre bleichen Wangen.

„O dieser herzlose Egoist!" murmelte Regina zornig. „O wie ich ihn hasse!"

Regina theilte ihre Zeit zwischen der Pflege des Vaters und der Tochter, denn sie erkannte deutlich, daß die Tochter schwer, vielleicht hoffnungslos krank war; aber die junge Frau welkte sichtlich dahin, und die zartesten Liebkosungen der Freundin entlockten ihr nur ein mattes Lächeln. Die Krankheit ihres Vaters wurde immer bösartiger, und als nach einigen schweren Tagen das Grab sich für ihn öffnete, schwankte Melitta, einer geknickten Lilie gleich, seinen irdischen Ueberresten auf den Friedhof nach.

Eberhard kam, das Erbe seiner Frau in Anspruch zu nehmen, aber Doktor Reinwald hatte erst nach einer längern Unterredung mit seiner Tochter seine letztwilligen Anordnungen getroffen, und sein großes Vermögen für seine Tochter so sicher zu stellen gewußt, daß Eberhard die eigentliche Größe des Vermögens nicht erfuhr, dasselbe auch für ihn unangreifbar blieb. Die Folgen der schwer getäuschten Hoffnungen äußerten sich in Mißmuth, Verstimmung und Kälte gegen seine Frau. Seit der Ankunft Eberhard's hatte sich Regina zurückgezogen, sie mochte ihn nicht sehen; als aber Melitta vor der Abreise zu ihr kam, war sie fast außer sich vor Schmerz, so daß Melitta sie trösten mußte.

„Ach! weißt Du wohl, Regina," sagte Melitta lächelnd, „wenn ich zuweilen Abends allein sitze und über mein Leben nachdenke, da wird mir klar, daß ich einen großen Mißgriff beging, als ich Eberhard's Frau wurde, wir passen nicht zu einander, und jetzt, da ich Dich wiedergesehen, sind meine heimlichen Vermuthungen zur Gewißheit geworden; Du bist so wunderbar schön geworden, so leidenschaftlich energisch und stolz, weißt Du wohl, daß nur Du die rechte Frau für Eberhard sein würdest?"

„Schweige, Melitta, ich kann das nicht einmal ruhig anhören! Du irrst Dich; denn ich würde nie, niemals sein Weib!"

Melitta lächelte leise.

„Wenn ich sterben und sterbend an Dich eine Bitte richten sollte, würdest Du sie mir erfüllen?" flüsterte sie, über Regina's üppige Locken zärtlich liebkosend ihre bleiche, abgezehrte Hand legend.

„Alles, Alles verspreche ich Dir," schluchzte Regina leidenschaftlich.

Melitta folgte Eberhard in die Residenz zurück, aber ihre Kräfte kehrten nicht wieder, immer fieberhafter wurde der Glanz ihrer sanften dunklen Augen, immer mühsamer das Athmen, und als der Herbst die letzten Blätter der alten berühmten Linden der Hauptstraße davon wehte, schloß sie wie ein ermüdetes Kind sanft und klaglos ihre schweren Lider, um nie wieder aufzuwachen.

Eberhard's Trauer war nicht tief; sie hatte sein Herz nicht auszufüllen verstanden, ihm war sie als ewig unmündiges Kind erschienen; auch hatte er die Verstimmung über die Entziehung des Vermögens seiner Frau seitens des Schwiegervaters noch nicht überwunden, und sie wurde noch gesteigert, als er Melitta zwingen wollte, in seiner Gegenwart und fast nach seinem Diktat zu testiren. Hatte ihm das junge Weib aber Zeit ihres Lebens unbedingt gehorcht, so wurde sie plötzlich eigenwillig und es gelang ihr, ohne sein Wissen ein Testament mit Hülfe eines Notars aufzusetzen und bei demselben zu deponiren. Eine Verordnung der Verstorbenen bestimmte, daß das Testament genau am Jahrestag ihres Todes in M. geöffnet werden solle, bis dahin aber alle von ihrem verstorbenen Vater angeordneten Bestimmungen über das Vermögen in Kraft bleiben sollen.

(Fortsetzung folgt.)



Chioggiotinnen. Zeichnung von A. Marie. (S. 358.)

Sinnsprüche.

Viel reden und viel sagen ist nicht Eins.
Sophokles.

*

Was man wünscht, das glaubt auch Jeder.
Demosthenes.

*

Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Goethe.

Deutsche Soldatengeschichten *).

II.

Nach der Schlacht bei Wörth am Abend des 6. August 1870.

Während die Infanterie auf dem Schlachtfelde rastete, fiel einem Theil der Kavallerie die dankbare Aufgabe der Verfolgung der geschlagenen Franzosen zu. Zwar war die Nacht sehr dunkel und der häufige Regen hatte die Wege fast grundlos gemacht; allein die flinken Reiter auf ihren unermüdlichen Rossen achteten diese Hindernisse nicht viel. Galt es doch reiche Beute an Gefangenen, stehen gelassenen Geschützen, Munitions- und Proviantwagen aller Art und sonstigem Kriegsmaterial zu machen, und wo eine solche lockende Aussicht vorhanden ist, da pflegt eine Reiterei nicht leicht Beschwerden und Gefahren zu scheuen. Dazu hatte es die meisten Kavalleristen oft nicht wenig verdrossen, daß ihre Waffengattung am heutigen Tage verhältnißmäßig sehr wenig in der Schlacht zur Verwendung gekommen war und die Infanterie und gar besonders die Artillerie bei Weitem das Meiste zur Erlangung des Sieges beigetragen hatten. So wollten sie jetzt durch die That zeigen, daß auch die Kavallerie ihre Pflichten vollständig zu erfüllen und die Aufgaben, die ihr gegeben würden, gut zu leisten vermöge. Besonders die württembergischen Reiter waren im höchsten Grade erfreut, jetzt zu einer erfolgreichen Thätigkeit zu gelangen. Die württembergische Division, welche vom Kronprinzen von Preußen zur Umgehung der linken Flanke der französischen Schlachtordnung bestimmt war, hatte keine Gelegenheit gefunden, noch mit in die Schlacht einzugreifen, da die Franzosen schon vor ihrer Ankunft den Rückzug antraten. Es verdroß die braven Schwaben nicht wenig, daß sie auch heute nicht zum Gefecht kommen konnten, während die Bayern und Preußen bereits zum zweiten Male gekämpft hatten, und so war die württembergische Reiterei doppelt erfreut, daß sie an der Verfolgung der fliehenden Feinde thätigen Antheil nehmen konnte.

Der uns bekannte württembergische Reiteroffizier befand sich an der Spitze der Vorhut seiner Schwadron. Es war ein Waldweg in dem großen hagenauer Forste, auf welchem die Schwadron dahintrabte, zwar war es in dem engen, von mächtigen Bäumen umschatteten Weg so dunkel, daß die Reiter kaum die Köpfe ihrer Pferde erkennen konnten, und der viele Regen der letzten Tage hatte den Boden so aufgeweicht, daß er fast einer einzigen Pfütze glich, allein diese Uebelstände verhinderten nicht, daß die Reiter so schnell als nur möglich vorwärts trabten.

Auf einer Waldblöße, wo mehrere Wege sich kreuzten, fanden sie plötzlich einen Widerstand. Ein Kolonne französischer Munitionswagen hatten sich hier fest gefahren und die Bedeckungsmannschaft, größtentheils aus versprengten Soldaten aller möglichen Regimenter bestehend, beschloß solche nicht ohne weiteren Kampf aufzugeben. Als die württembergische Vorhut in der Finsterniß vortrabte, erscholl plötzlich ein lautes „qui vive" und verkündete, daß sie hier auf einen Feind, der noch den Kampf aufnehmen wollte, gestoßen sei. Bald erkannten auch die Franzosen, daß deutsche Reiterei sich ihnen nähere, und eröffneten auf diese ein lebhaftes Feuer. In der vollständigen Finsterniß war freilich an ein Zielen nicht zu denken und so pfiffen die meisten Kugeln unschädlich in die Aeste der Bäume. Auch die Reiter konnten in dem engen Waldwege, der rechts und links vom Forst eingefaßt war, mit ihren Pferden nicht vorwärts kommen, zumal da einige umgeworfene Wagen und Pferdeleichen den Raum versperrten und zwischen den Bäumen in der Dunkelheit nicht durchzukommen war. Dazu konnte man nicht erkennen, wie stark der Feind sei, gegen den man kämpfe, und ob nicht eine bedeutende Ueberzahl vorhanden wäre. Der Rittmeister, der die Schwadron hier kommandirte, ließ daher einen Theil seiner Mannschaft absitzen und zu Fuß hinter den Bäumen sich aufstellen, um mit den Karabinern ebenfalls ein Feuer gegen die Franzosen zu eröffnen. So stand das Gefecht



Der Marktplatz in Chioggia. (S. 358.)

längere Zeit ziemlich fest und ohne Erfolg. Die Schüsse blitzten hüben wie drüben gar häufig in der großen Dunkelheit auf, allein die Kugeln trafen nur selten ihr Ziel, und bei dem Ganzen kam nicht allzuviel heraus. Auf einem Seitenwege, der aus dem Walde kommend hier einbog, erscholl jetzt plötzlich das Geräusch einer neuen Reitermasse. Man konnte nicht wissen, ob dieß nicht versprengte französische Schwadronen seien, und so zog der württembergische Rittmeister seine Mannschaft zusammen, ließ alle Reiter aufsitzen, um gegen einen etwaigen Angriff von dieser Seite möglichst gerüstet zu sein. Der uns bekannte Lieutenant ward mit einem Zuge den Reitern entgegengesandt, um deren Nationalität und Absichten zu erforschen. Sein lautes „Halt, wer da!" tönte durch den Wald und er machte sich gefaßt, eine feindliche Antwort zu vernehmen, doch der Ruf „Preußische Husaren" kam zurück und beschwichtigte seine Besorgniß. Die Parole wurde ausgetauscht und für richtig befunden, und fröhlich trabte der junge Lieutenant zum Rittmeister, um sich bei diesem zu melden und ihn von den näheren Einzelheiten des bisherigen Kampfes zu unterrichten. Es war dieß der Rittmeister, den wir als Freund des erschossenen Hauptmanns von Braunsberg bereits kennen gelernt haben und der, ebenfalls auf Verfolgung der fliehenden Franzosen begriffen, sich im Walde verirrt und den Lärm des Gefechts gehört hatte und nun diesen Tönen nachgeritten war. Es ward jetzt zwischen dem preußischen und württembergischen Rittmeister in größter Eile ein gemeinsamer Angriffsplan verabredet und beschlossen, daß die preußischen Husaren womöglich eine Umgehung der Franzosen versuchen und diese von der Flanke angreifen sollten. Auf ein bestimmtes Trompetensignal sollte dann der Angriff von beiden Schwadronen zu gleicher Zeit geschehen. Wie es beschlossen war, so wurde das Ganze auch ausgeführt, die Preußen gingen rechts seitwärts in den Wald, wo ein schmaler Weg, der zwei Mann neben einander zu reiten erlaubte, sich hinzog. Nach einer kleinen halben Stunde waren sie in die Flanke der Franzosen gekommen und ein Trompetensignal verkündigte dieß den Württembergern. Jetzt ließ auch der württembergische Rittmeister zur Antwort eine Fanfare blasen, der Angriff begann von Neuem und bald ertönten auch die Schüsse der Preußen. Von zwei Seiten so angegriffen, gaben die Franzosen bald den Kampf auf, spannten eiligst die Pferde von den Wagen, die Infanteristen setzten sich auf diese und so trabten sie nun in schnellster Flucht von dannen, wohlweislich jedoch noch eine kleine Holzbrücke, die hier über einen Waldbach führte, zerstörend, so daß die Verfolger nicht leicht nachsetzen konnten. Von beiden Seiten drangen nun die Preußen und Württemberger auf die verlassenen Wagen ein und nahmen laut jubelnd diese in Besitz. So viel man bei dem Schein einiger schnell angezündeten Laternen erkennen konnte, waren die Wagen, deren Zahl an vierzig bis fünfzig Stück betragen mochte, mit Proviant aller Art, Hafer für die Pferde und sonstigem Armeematerial beladen; auch befanden sich einige Feldschmieden, leere Munitionskarren und Ambulanzen, aus denen man fast alle Verwundeten schnell genommen und auf die Pferde gesetzt hatte, darunter. So war es denn eine gute Beute, welche man hier machte, zumal sowohl die württembergischen Reiter wie preußischen Husaren während des ganzen Gefechts keinerlei Verluste an Todten zu beklagen, sondern nur einige leichtverwundete Soldaten und Pferde erhalten hatten. Da die abgebrochene Brücke eine weitere Verfolgung in der Nacht unmöglich machte, so beschlossen der preußische und württembergische Rittmeister in gemeinsamem Kriegsrath, auf dem Platze vorläufig Halt zu machen und das Morgengrauen hier abzuwarten, bevor sie weitere Entschlüsse faßten. Es war ein gar lustiges Bivouak, welches die beiden Schwadronen in bester Kameradschaft hier abhielten. Durch ausgestellte Vedetten, welche die württembergischen Reiter mit den preußischen Husaren gemeinsam bildeten, schützte man sich gegen einen etwaigen neuen Angriff der Feinde, und dann wurden in rascher Geschäftigkeit mehrere französische Wagen zerschlagen, um trockenes Holz für die schnellangezündeten Feuer zu geben, da die nassen Waldbäume nicht dazu verwendet werden konnten. Beim Schein der Laternen begann alsbald eine genaue Untersuchung aller Wagen und da fanden sich denn in einigen noch halb angefüllten Fourgons eine Menge Sachen, wie sie sich die Soldaten

*) Aus dem in Kurzem im Verlag von Ed. Hallberger erscheinenden Werk: „Deutsche Soldatengeschichten aus dem Jahre 1870—1871" von Julius von Wickede.

gar nicht besser für ihr Bivouak wünschen konnten. Die französischen höheren Offiziere schienen große Gourmands zu sein und hatten gar viele treffliche Leckerbissen auf ihren Küchenwagen mit verpackt. Große Kisten waren mit eingemachten Früchten, Trüffelpasteten, feinem Gebäck und schon gebratenem Geflügel angefüllt, während wieder Dutzende von Flaschenkörben mit Burgunder- und Bordeauxflaschen verkündeten, daß sie auch einen guten Trunk liebten und sich mit gewöhnlichem elsäßer Landwein nicht begnügen mochten, und dieß Alles konnten nun die württembergischen und preußischen Reiter nach Lust und Belieben verzehren. Auf der einen Seite des Platzes flammten nun die Feuer der Württemberger, auf der andern die der preußischen Husaren. Da ward gelacht und gejubelt, und ein lautes Hurrah nach dem andern auf den erfochtenen Sieg und die gemachte reiche Beute ertönte in schwäbischer und schlesischer Mundart. Jeder Soldat hatte seine Flasche Burgunder- oder Bordeauxwein in der einen und ein mächtiges Stück Gänseleberpastete oder gebratenen Fasan oder mit Trüffel gespickte Poularde in der andern Hand und schmauste und trank nach Begehr. Oft statteten sich die Reiter gegenseitige Besuche ab und wenn auch die Unterhaltung wegen ihrer verschiedenen schwer verständlichen Dialekte im Uebrigen keine allzu lebhafte sein konnte, so ertönte ihr „Hoch" auf den vereint erfochtenen Sieg, auf die Könige von Preußen und Württemberg und auf den Kronprinzen von Preußen als ihren jetzigen gemeinsamen Oberbefehlshaber doch desto lauter und war ihnen Allen verständlich. In der Mitte zwischen beiden Schwadronen hatten die Offiziere derselben einen gemeinsamen Kreis um ein großes Wachtfeuer gebildet. Da saßen die preußischen Husarenoffiziere in bunter Reihe mit den württembergischen Reiteroffizieren, und ein Trinkbecher, den man in einem französischen Fourgon gefunden hatte, machte mit edlem Chambertin gefüllt häufig die Runde. Der kleine preußische Husarenrittmeister war der Vorsitzende dieses Kreises, und wenn auch sonst noch die Trauer um den gefallenen Freund häufig seine Sinne verdüsterte, so brachen an dem heutigen Abend seine gewöhnlich so frohe Laune und sein schlagender Mutterwitz ziemlich ungetrübt hervor und trugen nicht wenig zur Erheiterung der ganzen Gesellschaft mit bei. Auch unter den Württembergern befanden sich einige äußerst lustige Männer, und wenn ihr schwäbischer Dialekt den preußischen Ohren mitunter auch wohl etwas unverständlich erklingen mochte, so erhielten ihre Erzählungen oft dadurch einen neuen Reiz. Es wurde zuletzt vielfach Brüderschaft getrunken, die württembergischen und preußischen Lieutenants stießen alle mit einander auf ein „Du" an und ein Gleiches thaten auch die beiden Rittmeister. Die Pferde dieser beiden Schwadronen konnten auch an diesem Abend sich besonders gütlich thun und übervoll wurden ihre vorgehängten Futterbeutel mit dem erbeuteten französischen Hafer geschüttet. Daß die einzelnen gemachten französischen Gefangenen und gefundenen Verwundeten auch nicht vergessen wurden und ebenfalls so viel Speise und Trank erhielten, als sie nur mochten, war natürlich. Mehrere von ihnen fanden sich in echt französischem Leichtsinn auch sehr bald in ihr Schicksal, schmausten und zechten, als sei nichts vorgefallen, und schimpften dabei auf das Lästerlichste über ihren Kaiser Napoleon. Freilich einige ältere französische Unteroffiziere und Soldaten machten hiervon eine rühmliche Ausnahme, und ihre düstere Stimmung zeigte, wie sehr sie das doppelte Unglück der erlittenen Niederlage und der eigenen Gefangenschaft betrübe. Besonders ein alter Brigadier des achten französischen Kürassierregiments, den man, schwer am Fuße verwundet, in einem Fourgon gefunden hatte, zeigte eine tiefe Trauer. Es war eine ungemein martialische echte Kriegergestalt, wie man solche auf Gemälden von Horace Vernet so oft bewundern kann. Ein eisgrauer Schnurr- und Knebelbart in dem tiefgebräunten, scharfgeschnittenen Gesicht verkündete sein nicht mehr jugendliches Alter, die vier goldenen Chevrons auf dem Unterarm seiner Uniform die lange Dienstzeit, und die Krimmedaille, die Medaille für den italienischen Feldzug von 1859, das sardinische Militärkreuz und das Ehrenlegionskreuz am rothen Bande auf der Brust die schon bestandenen Feldzüge. Der preußische Husarenrittmeister war selbst durch und durch ein zu echter Soldat, als daß ihn nicht diese kriegerische Erscheinung des gefangenen französischen Brigadiers gefesselt haben sollte. Er ging mitleidig auf diesen zu, suchte ihn zu trösten und bot ihm eigenhändig ein Glas voll Wein an. Ein finsterer Blick und ein kurzes, ablehnendes „merci" des Gefangenen waren die einzige Erwiederung, welche er erhielt. Der württembergische Schwadronsarzt wollte seine Wunde, von welcher der Verband sich gelöst hatte, wieder verbinden, allein auch dieß suchte der Franzose zu verhindern und warf sich finster auf die Seite; so mußte man ihn denn freilich seinem Schicksal überlassen. Es dauerte nicht lange, da knallte plötzlich ein Pistolenschuß aus dem Wagen und als die Offiziere hineilten, um dessen Grund zu erforschen, fanden sie den französischen Brigadier mit zerschmettertem Schädel als Leiche. Er hatte in dem Wagenraum eine geladene Pistole gefunden und sich mit dieser selbst den Tod gegeben, da er das dreifache Unglück der Niederlage seiner Fahne, der Verstümmelung seines Körpers und der Gefangenschaft in Gewalt der so bitter gehaßten Feinde nicht länger ertragen wollte. Eine kurze Weile verstimmte zwar dieß traurige Intermezzo den Kreis der Offiziere und sie konnten nicht umhin, dem Soldatenmuth des todten Brigadiers ihre vollste Anerkennung zu zollen, bald aber erzeugte die Siegesfreude von Neuem die größte Fröhlichkeit. So verging der Rest der Nacht und es wurde von den württembergischen Reitern und preußischen Husaren nur wenig geschlafen, desto mehr aber gejubelt, gelacht, gesungen und ganz gehörig dabei getrunken.

Der anbrechende Morgen, der die Gipfel der Bäume bereits erhellte und den Weg erkennen ließ, rief Alle zur neuen Thätigkeit. Es wurden Ordonnanzen mit der Meldung über die gemachte Beute in das Hauptquartier gesandt, wobei Alle nicht versäumten, von dem Wein, den Lebensmitteln und auch dem Hafer für die Pferde einen gehörigen Vorrath mitzunehmen, und nun sich schnell in die Sättel der wohlausgeruhten und gefütterten Rosse geschwungen und zur Verfolgung der Feinde der Weitermarsch angetreten. Im Tageslicht vermochte man den Bach auch ohne Wiederherstellung der zerstörten Brücke zu durchreiten, und im schnellen Trabe eilten beide Schwadronen vorwärts.

„Lebt wohl, ihr Württemberger!" — „Habt Dank, ihr Preußen, das war eine lustig verlebte Nacht, hoffentlich treffen wir uns im Feldzuge bald wieder!" — solche und ähnliche Rufe erschollen aus den Reihen der württembergischen Reiter wie preußischen Husaren, als nun bald die beiden Schwadronen sich trennen mußten, um zu ihren Regimentern zurückzukehren.

Ein Mord im Walde von Haina.

Nach einer wahren Begebenheit

erzählt von

Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

VI.

Es beginnt Tag zu werden.

Fünf Tage später, Morgens schon vor acht Uhr, fuhr beim Wirth Heerwagen am Marktplatz zu Kassel ein bedecktes Bernerwägelchen vor und demselben entstiegen drei Frauen, Anna und Malchen Kothe, sowie die Frau Forstaufseher Fehr. Des Wirthes Schwester Margareth eilte ihnen entgegen und führte sie in die warme Nebenstube neben dem großen Schenkzimmer. Dann half sie ihnen beim Ablegen der Pelze und Mäntel, konnte sich aber dabei nicht enthalten, alsbald mit großen Jammerworten von dem großen Unglück zu sprechen, welches den reichen Johannes Kothe betroffen habe.

„Und auch Sie, Frau Forstaufseher," wandte sie sich an diese, „sind vom nämlichen Elend heimgesucht. Wer hätte das je für möglich gehalten! Nein, ich nicht, und mein Bruder auch nicht, und ganz Kassel nicht."

„Liebe Jungfer Margareth," unterbrach hier Malchen Kothe die Redseligkeit der Wirthsschwester, „ich glaube, es wäre besser, wenn Sie uns etwas Warmes vorsetzten, einen Kaffee oder Chokolade, denn wir sind ganz durchkältet, und dann, ist der Postwagen von Göttingen und Hamburg noch nicht angekommen?"

„Ei freilich," erwiederte Margareth Heerwagen, „schon vor zwanzig Minuten. Dort gegenüber von unserem Hause auf der andern Seite des Marktplatzes steht er ja; aber ich will mich jetzt beeilen, den Kaffee hereinzubringen."

„Es scheint," sagte jetzt Malchen Kothe zu Frau Fehr, „Ihr Hugo ist aufgehalten worden und wir sind um einen Tag zu früh gekommen."

„Nein, nein," rief Anna Kothe, die mit Sehnsucht auf den Marktplatz hinausschaute, „er kommt soeben die Straße dort unten herauf."

Malchen Kothe und Frau Fehr traten schnell an's Fenster; Anna Kothe aber war schon zur Thür hinausgeeilt und einige Augenblicke später kam sie Arm in Arm mit Hugo Fehr zurück.

„Hugo," sagte Frau Fehr, als die ersten Begrüßungen vorüber waren, „Du bist nicht vergeblich nach Hamburg gereist, das sagt mir Dein leuchtendes Auge. Hast Du eine Entdeckung gemacht?"

„Ja," erwiederte Hugo Fehr, „und wie ich glaube, eine sehr wichtige. Aber ihr müßt euch parat halten, denn in einer halben Stunde, um neun Uhr, will uns der Herr Kriminalrichter empfangen."

„Du warst schon bei ihm?" rief Malchen Kothe. „Das hieß' ich einmal resolut."

„Unmittelbar nach Ankunft der Post," nickte Hugo Fehr, „nachdem ich ihm schon von Hamburg aus geschrieben. O, das ist ein ganz anderer Mann als der Justizamtmann Koch, und jetzt glaube ich, daß wir das Beste hoffen dürfen. Aber," fuhr er etwas besorgter fort, „wenn mir nur jetzt gleich Jemand Auskunft darüber geben könnte, wo die Reisenden, die Morgens früh mit der Post ankommen, gewöhnlich einkehren. Damit wäre viel vergebliches Hin- und Herfragen abgeschnitten."

„Nun," meinte Margareth, die redselige Schwester des Wirths Heerwagen, welche eben mit dem heißen Kaffee hereintrat, „wo werden sie einkehren, wenn nicht hier bei uns? Unser Wirthshaus liegt ja geradeüber von der Post. Aber nun setzen Sie sich und lassen Sie den Kaffee nicht kalt werden."

„Jungfer Margareth," fragte jetzt Hugo Fehr, „erinnern Sie sich noch der Zeit, wo der gräßliche Mord im hainaer Walde begangen wurde?"

„Des Mords," rief Margareth Heerwagen, „wegen dessen Ihr eigener Vater und der Vater der Jungfer Anna hier ... Nun ja, natürlich, der Zeit erinnere ich mich noch ganz genau."

„Der Mord," fuhr Hugo Fehr fort, „geschah in der Nacht vom zweiten auf den dritten Mai. Aber nun, merken Sie wohl auf, Jungfer Margareth; hat nicht am Morgen des zweiten Mai, so etwa zur selben Stunde wie jetzt, ein Herr bei Ihnen eingekehrt, der mit der hamburger Post ankam, gerade wie ich eben vorhin. Ein großer, schlanker, schön gewachsener, kräftiger Mann mit schwarzen Haaren und Augen und von sehr gefälligem, freundlichem Aeußern?"

„Trug er nicht einen schweren Ranzen?" rief Jungfer Margareth eifrig.

„Gewiß, einen sehr schweren," sprach Hugo Fehr, dessen Augen mit der ungeheuersten Spannung an den Lippen der Margareth hingen. „Einen Ranzen, wie ihn Handelsreisende gewöhnlich tragen."

„Ei ja wohl," versetzte Jungfer Margareth, „ein Herr, der so aussah, ist damals bei uns eingekehrt, und es hat seine ganz besonderen Gründe, daß ich mich seiner noch so gut erinnere. Sehen Sie, er kam von der Post herüber gleich nach Ankunft des Postwagens und bestellte sich ein gutes Frühstück. Vorher aber wollte er sich Gesicht und Hände waschen, weil er die ganze Nacht gefahren sei, und so führte ich ihn in eines der oberen Zimmer. Auch brachte ich ihm selbst das Waschwasser hinauf und wollte mich dann gleich wieder entfernen. Aber, sehen Sie, wie er nun Rock und Weste auszog, um sich recht gründlich zu reinigen, legte er seine goldene Uhr auf den Tisch nebenan, und diese Uhr interessirte mich so, daß ich unwillkürlich stehen blieb, um sie mir näher zu betrachten. Eine schönere nämlich hatte ich in meinem Leben nicht gesehen und ebensowenig eine kostbarere. Denken Sie sich, sie war rings herum am Rand mit kleinen funkelnden Edelsteinen besetzt und auf einen Druck mit der Hand repetirte sie die Stunde, die es zuletzt geschlagen. Auch hatte sie ein doppeltes Zifferblatt, eins in der Mitte für die Stunden und die Minuten, und ein kleineres darunter, dessen Zeiger die Sekunden wies. ‚Diese Uhr muß sehr theuer gewesen sein,' sagte ich. ‚Ja,' erwiederte er, ‚fast nur zu theuer für mich, denn erst in neuester Zeit hat man solche in der Schweiz anzufertigen begonnen. Auch kam der Herr, der sie mir verkaufte, unmittelbar von Genf, denn in Hamburg selbst, wo ich sie erwarb ...'"

„Was sagen Sie?" unterbrach sie Hugo Fehr mit Hast. „Er hat die Uhr in Hamburg gekauft?"

„Ja freilich," entgegnete Jungfer Margareth verwundert über die Unterbrechung. „Aber was ist denn dabei Besonderes? Der fremde Herr kam ja von Hamburg, wie er mir erzählte. Also, um wieder auf die Uhr zurückzukommen, so sagte er mir, daß man in ganz Hamburg eine solche nicht hätte auftreiben können, weil die hamburger Uhrmacher noch nicht darauf eingerichtet seien. Auch bemerkte er mir noch, daß die Uhr noch viel theurer gewesen wäre, wenn nicht auf dem zweiten Zifferblatt in der Emaille sich ein kleines schwarzes Pünktchen befunden hätte, welches davon herrührte, daß sie der Verkäufer einmal fallen ließ. Dieses Pünktchen war mir vorher ganz entgangen, aber er zeigte es mir und auch das kleine Sprüngchen, das von dem Pünktchen ausging, und so gratulirte ich ihm denn zu seinem Erwerb. Sehen Sie, das ist der Grund, warum ich mich des fremden Herrn noch so gut erinnere."

„Er ist's, er ist's," murmelte Hugo Fehr mit leuchtenden Augen. „Der fremde Herr," fragte er dann laut weiter, „kam natürlich wieder in's Wirthschaftszimmer herab?"

„Ja freilich, um zu frühstücken," nickte Jungfer Margareth, „und es schmeckte ihm ganz ausnehmend."

„Gut, gut," unterbrach sie Hugo Fehr ungeduldig, „aber viel lieber wäre es mir, wenn Sie mir sagen könnten, wie der fremde Herr geheißen hat."

„Wie er geheißen hat?" meinte Jungfer Margareth. „Ja, da bin ich überfragt. Sehen Sie, er blieb nicht über Nacht und somit wurde auch sein Name nicht in das Fremdenbuch eingetragen."

„Aber," drang Hugo Fehr in sie, „Sie haben sich doch noch weiter mit ihm unterhalten?"

„Ja, so zeitweise und ab und zu," erklärte Jungfer Margareth, „denn ich hatte viel zu thun. Mein Bruder war an diesem Tag abwesend und so lag mir die ganze Wirthschaft allein auf dem Hals. Nur das fällt mir noch ein, er verlangte einen sichern Mann, der ihm gegen gute Belohnung seinen Ranzen nach Melsungen trage, denn derselbe sei für ihn ein bischen zu schwer."

„Nach Melsungen?" fragte Hugo Fehr. „Nicht nach Haina oder Spangenberg?"

„Nein, nach Melsungen," erwiederte Jungfer Margareth. „Das weiß ich noch ganz genau."

„Und bekam er einen solchen?" wollte Hugo Fehr wissen.

„Ich sandte sogleich den Hausknecht zu einem unserer Taglöhner," versetzte die Margareth, „und der Taglöhner war auch bereit dazu; aber er mußte später wieder abbestellt werden, weil der Herr Reisende sich anderweitig besann und ... und ... na, wie war denn das gleich? Ja, jetzt fällt mir's wieder ein. Wie ich einmal von der Küche hereinkam, sah ich plötzlich, daß der fremde Reisende so zu sagen Gesellschaft bekommen hatte. Es waren dieß zwei noch sehr junge Menschen, die wohl ebenfalls dem Handelsstand angehörten, aber sie hatten fadenscheinige Röcke an und sahen herabgekommen aus, fast wie vazirende Handwerksburschen. Diese zwei jungen Bursche, die sich ganz in seine Nähe gesetzt hatten, ließen sich mit ihm in ein Gespräch ein und ... ei, wie sich doch das Gedächtniß auffrischt, wenn man auf eine längst vergangene Sache zu sprechen kommt, die man ganz vergessen zu haben glaubte! Ja wohl, so war's; die Zwei stellten sich ihm als Landsleute vor und folglich muß er ihnen gesagt haben, woher er sei. Nun, zutraulich und gutmüthig genug sah er aus, um Jedermann Rede zu stehen; aber ich ärgerte mich doch darüber, daß er die Zudringlichkeit dieser Gesellen, die bloß einen Schnaps tranken, nicht zurückwies. Nun gut, wie ich wieder einmal an ihnen

vorüberging, hörte ich, daß der eine der zwei Gesellen sagte, es sei viel pläsirlicher, wenn man zusammen reise, und da sie auch nach Melsungen gingen, so wollten sie ihm seinen Ranzen tragen. Nur müsse er sie unterwegs frei halten und auch ihre Zeche in dem Wirthshaus zahlen, wo sie über Nacht geblieben seien."

„Und diese Zwei trugen ihm statt des abbestellten Boten den Ranzen?" fragte Hugo Fehr.

„Es wird wohl so gewesen sein," nickte Jungfer Margareth, „denn sie gingen gleich darauf mit einander fort, nachdem der fremde Herr sein Frühstück und den Schnaps der beiden Gesellen berichtigt hatte."

„Sie gingen mit einander Melsungen zu?" war die weitere Frage Hugo Fehr's.

„J Gott bewahre," berichtigte Jungfer Margareth, „sondern die Gasse da hinab in die Unterneustadt, wo die zwei Gesellen übernachtet hatten."

„Wissen Sie, wo das war?" versetzte Hugo Fehr mit fast athemloser Spannung.

„Nun," entgegnete die Margareth, indem sie die Achseln verächtlich zuckte, „wo wird das gewesen sein? Bei dem Wirth Ziller in der Unterneustadt, denn bei diesem kehren alle Bursche von der Gattung der beiden Gesellen ein."

„Dann gehen wir jetzt gleich zu dem Wirth Ziller hinab," rief Jungfer Malchen, die bisher stillschweigend zugehört hatte, aber wohl einsah, daß es sich um höchst Wichtiges handle.

Dazu jedoch schüttelte Hugo Fehr den Kopf.

„Der Ziller," meinte er, „würde uns nicht Red' und Antwort stehen, aber dem Gerichte gegenüber muß er es thun. Ueberdem weist die Uhr jetzt auf neun Uhr und wir haben also keine Zeit mehr zu verlieren, da uns der Herr Kriminalrichter um diese Stunde erwartet. Jungfer Margareth," wandte er sich dann an diese, „ich bin zwar nur ein Laie in solchen Dingen, aber ich glaube, daß das, was Sie uns soeben erzählten, nicht wenig dazu beitragen wird, um Licht in das furchtbare Mordgeheimniß zu bringen, wegen dessen mein und Anna's Vater gefangen sitzt. Sie sind doch wohl bereit, Ihre Aussagen vor Gericht zu wiederholen?"

„Jede Minute," erklärte die zungenfertige Margareth, „und wenn Sie wollen, so gehe ich jetzt gleich mit Ihnen. Ich will nur geschwind einen Mantel überwerfen und meinem Bruder rufen, daß er einstweilen in der Wirthschaft bleibt."

Wenige Minuten später gingen sie Alle zusammen auf's Kriminalamt und wurden dort von dem Kriminalrichter Hausmann, der sich bereits mit einem Assessor und dem Aktuar im Verhörzimmer befand, sehr freundlich aufgenommen.

„Sie haben," wandte er sich zuerst an Malchen Kothe, nachdem ihm die sämmtlichen Eintretenden ihre Namen genannt hatten, „zusammen mit der Frau Forstaufseher Fehr aus Spangenberg eine Beschwerdeschrift wegen des bisherigen Ganges des Prozesses Gräbe und Genossen an das Obertribunal eingereicht und zugleich darauf gedrungen, daß der Johannes Kothe und der Forstaufseher Fehr gegen Kaution freigelassen werden. Das Obertribunal hat mich in Folge dessen mit der schleunigsten Durchsicht der Akten beauftragt und das Resultat war, daß das hiesige Kriminalgericht mit der Revision des Prozesses beauftragt wurde. Ich habe mich deßhalb auch bereits mit diesem höchst merkwürdigen Fall des Nähern beschäftigt und einstweilen dem Justizamt in Spangenberg den Befehl zukommen lassen, den Gefangenen die Ketten abzunehmen. Dieselben werden überhaupt von jetzt an anständig behandelt werden; aber damit müssen sie sich vorderhand beruhigen."

„Ach, um Gottes willen, Herr Kriminalrichter," rief Malchen Kothe, indem sie Hand in Hand mit ihrer Nichte Anna und der Frau Fehr vortrat, „lassen Sie meinen Bruder und den Herrn Fehr doch frei. Sie sind ja ganz gewiß unschuldig und wir haften mit unserem ganzen Vermögen für sie."

„Für jetzt," wies sie der Kriminalrichter zurecht, „ist das nicht möglich, denn die Aussage des Jakob Gräbe lautet allzu bestimmt und dient bis jetzt als einzige Handhabe für das Gericht. Herr Forstgehülfe Fehr," wandte er sich dann zu diesem, „Sie haben mir von Hamburg aus geschrieben, aus welchem Grund und in welcher Absicht Sie von Poppenhausen aus dahin gereist sind, und ich muß Ihnen zum Voraus für Ihren Scharfblick meine Anerkennung zollen. Daraufhin kamen Sie heute Morgen zu mir, um mir zu melden, daß Sie zurückgekehrt sind, und nun frage ich Sie, haben Sie eine gerichtliche Deposition zu machen?"

„Ja, Herr Kriminalrichter," erwiederte Hugo Fehr in äußerst zuversichtlichem Ton, „und ich hoffe, daß Sie bald meine Ueberzeugung, der im Walde von Haina Ermordete könne kein Anderer sein, als der verschwundene Melchior Hau, theilen werden. Ich kam zu guter Zeit in Hamburg an," fuhr er dann fort, „und begab mich sogleich in's Gasthaus zur Tonne am Dammthor, wo ich Quartier nahm. Die Wirthsleute waren sehr zuvorkommend gegen mich, aber von einem Melchior Hau, der mit Leinwand gehandelt habe, wußten sie nichts, und ich fand dieß ganz natürlich, denn sie hatten die Wirthschaft erst Ende Mai übernommen. Nun frug ich nach den alten Geschäftsbüchern und besonders nach dem Nacht- und Fremdenbuch, allein es waren keine mehr vorhanden, weil die neuen Wirthsleute auch neue Bücher haben wollten. Ebensowenig glückte es mir zu erfragen, wohin die früheren Inhaber des Gasthauses ‚zur Tonne' gekommen seien, und nur das stellte sich mit Gewißheit heraus, daß sie sich von Hamburg weg nach dem Holsteinischen, ihrer frühern Heimat, gewandt hatten, wohin ich ihnen natürlich nicht nachreisen konnte. Endlich aber bekam ich doch eine Handhabe. Von einem Fischhändler nebenan nämlich erfuhr ich, daß der frühere Hausknecht des Gasthauses, ein sehr braver, ehrlicher Kamerad, auf den man sich durchaus verlassen könne, in St. Pauli oder, wie man auch sagt, auf dem hamburger Berg ein kleines Häuschen gekauft habe, um es in eine Matrosenherberge zu verwandeln, und nun eilte ich spornstreichs in die Vorstadt St. Pauli gegen Altona hinaus. Da war nun freilich Wirthschaft an Wirthschaft. Aber als ich nach dem Antony fragte, wurde ich doch gleich zurecht gewiesen. Der Mann war in der That ein kernhafter, braver Kamerad und erinnerte sich sogleich des Leinwandhändlers Melchior Hau aus Poppenhausen im Fulda'schen. Auch beschrieb er mir seine Person ganz genau, gerade so wie ihn mir zuvor die Frau Hau selbst beschrieben hatte, und diese Beschreibung paßt ganz zu dem Signalement, welches man in Haina von dem Ermordeten aufgenommen, soweit man es nämlich wegen der Zermalmung seines Gesichts aufnehmen konnte."

„Endlich also eine Spur der Person des Ermordeten!" sagte der Kriminalrichter höchst befriedigt. „Sie haben doch die genaue Adresse des frühern Hausknechts Antony aufgeschrieben?"

„Hier ist sie," erwiederte Hugo Fehr, dem Kriminalrichter ein Blatt Papier überreichend, „und ich setze hinzu, daß der brave Mann sich freiwillig erboten hat, hier an Ort und Stelle Zeugniß abzulegen, wenn es nöthig sein sollte, denn der Herr Hau sei stets sehr leutselig gegen ihn gewesen und habe auch mit den Trinkgeldern nicht geknausert. Natürlich fragte ich nun den Antony über Alles aus, was er noch sonst von dem Herrn Hau wußte, und was ich erfuhr, ist Folgendes. Zwei Male gegen den Schluß des Aprils hin mußte der Antony mit Herrn Hau vom Gasthaus zur Tonne aus zu einem Geldwechsler gehen und ihm einen schweren Sack voll Silbers nachtragen, denn Herr Hau habe das für Leinwand eingenommene Silbergeld bei dem Wechsler in Gold umgewechselt. Das letzte Mal habe er ihn auf dem Rückweg nach einem im Hafen liegenden großen Schiff geführt, welches damals viele Leute aus Neugierde besichtigt hatten, und das sei am letzten April, Morgens gewesen. Das Datum aber wußte Antony deßwegen so genau, weil das Schiff den andern Tag, am ersten Mai, nach Amerika abfuhr und an jenem Vormittag eben noch seine letzte Ladung einnahm."

„Es war also bloß ein Besuch der Neugierde, welchen der Leinwandhändler Hau dem Schiff abstattete," forschte der Kriminalrichter, „und er ist nicht mit demselben abgereist?"

„Nein, sicherlich nicht," erklärte Hugo Fehr; „sondern er kehrte vielmehr mit dem Antony in das Gasthaus zur Tonne zurück und blieb den ganzen Mittag zu Hause auf seinem Zimmer, wo ihn Antony mit eigenen Augen sein Geld und seine Effekten in einen großen Ranzen, wie solchen Handlungsreisende zu tragen pflegen, packen sah. Am Abend aß er dann im Wirthschaftszimmer zu Nacht und befahl dem Antony, den er hereinrufen ließ, ihn präzis zwei Uhr Morgens zu wecken, denn er wolle mit der Post, die um drei Uhr abgehe, abreisen. Auch sah Antony, wie derselbe jetzt seine ganze Zeche bezahlte, weil die Wirthsleute doch so früh nicht auf seien, und gleich darauf ging Herr Hau zu Bett. Um halb drei Uhr Morgens aber, bei tiefdunkler Nacht, begleitete Antony Herrn Hau, dessen sehr schweren Ranzen er trug, auf den Posthof und Hau löste sich im Beisein Antony's eine Fahrkarte hieher nach Kassel."

„Nach Kassel? Hieher nach Kassel?" rief der Kriminalrichter, aus dessen Augen eine große Genugthuung strahlte.

„Hieher nach Kassel," wiederholte Hugo Fehr, „und der Antony reichte ihm, wie er eingestiegen war, seinen Ranzen in den Wagen nach. Auch darf ich noch hinzusetzen, daß Hau am zweiten Mai Morgens acht Uhr glücklich hier ankam, wie Ihnen die Jungfer Margareth Heerwagen hier bezeugen wird, denn unmittelbar nach dem Eintreffen des Postwagens von Hamburg kehrte im Gasthause des Herrn Heerwagen am Marktplatze ein Herr ein, welcher der Beschreibung nach kein Anderer gewesen sein kann, als der Leinwandhändler Hau von Poppenhausen."

„Auch Das haben Sie herausgebracht?" versetzte der Kriminalrichter, dem Hugo Fehr einen erstaunten Blick zuwerfend.

„Ein glückliches Ungefähr that dieß," meinte Hugo Fehr in bescheidener Weise, „und so wird es sich auch herausstellen, daß der arme Herr Hau von hier in einer Gesellschaft weiter gereist ist, welche mehr als verdächtig erscheinen dürfte. Nämlich in Gesellschaft von zwei heruntergekommenen Individuen, welche die Nacht vom ersten auf den zweiten Mai in der Herberge des Wirths Ziller in der Unterneustadt zugebracht haben. Auch dieß wird Ihnen die Jungfer Heerwagen hier bezeugen."

Der Kriminalrichter nickte sehr befriedigt dem Hugo Fehr zu.

„Herr Aktuar," wandte er sich dann an diesen, „beordern Sie den Gerichtsdiener, daß er den Wirth Ziller von der Unterneustadt sogleich hieher schafft. Er soll aber einen Landreiter zur Unterstützung mitnehmen, denn der Ziller steht in sehr schlechtem Ruf und könnte sich leicht eine Widersetzlichkeit erlauben. Auch hat der Gerichtsdiener sich des Fremden- und Nachtbuchs in der Ziller'schen Wirthschaft zu bemächtigen und dasselbe zu Handen des Gerichts zu liefern. So, und nun, Jungfer Margareth," sprach er die Schwester des Wirths Heerwagen an, „deponiren Sie, was Sie zu sagen haben."

Dieser Aufforderung leistete die sehr redselige alte Jungfer natürlich sogleich Folge, und fast Wort für Wort wiederholte sie, was sie eine Stunde zuvor dem jungen Hugo Fehr mitgetheilt hatte. So kam außer dem, was wir bereits wissen, eigentlich nichts Neues zu Tag, aber dieses war der Art, daß der Kriminalrichter sich mit dem Resultat äußerst zufrieden zeigte.

„Eines haben Sie noch vergessen, Jungfer Margareth," sagte er bei Schluß des Verhörs; „Sie beschrieben uns bis jetzt die Persönlichkeit der beiden jungen Menschen, welche mit dem fremden Reisenden gingen, nicht näher, und da Sie sich an sonst Alles noch so genau erinnern, so werden Sie uns auch hierüber Auskunft geben können."

„Gewiß, gewiß," versetzte Jungfer Margareth voll Eifer. „Aber sollte ich Ihnen denn nicht gesagt haben, daß die Beiden sehr abgeschabt aussahen? Sowie, daß sie mir gleich alt, so etwa zwischen zwei- und dreiundzwanzig Jahren zu sein schienen? Freilich," setzte sie dann sich besinnend hinzu, „in allem Uebrigen hatten sie keine Aehnlichkeit, vielmehr war der Eine hoch aufgeschossen, mager, mit hochblondem Haar und ganz rothem Schnurrbärtchen; der Andere aber sah schwarzbraun im Gesicht aus, hatte tiefdunkle Haare und eine untersetzte Statur mit derben Füßen. Besondere Kennzeichen übrigens konnte ich bei keinem von ihnen bemerken, außer bei dem Letztern einige Pockennarben."

Ein Weiteres wußte die Jungfer Margareth nicht anzugeben und somit durfte sie sich auf die Zeugenbank setzen.

Nun klingelte der Kriminalrichter dem Gerichtsdiener und befahl ihm, den Wirth Ziller vorzuführen, sowie auch dessen Nachtbuch auf den Gerichtstisch niederzulegen.

„Herr Ziller," redete er sofort den Eingetretenen an, „ich ermahne Sie, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen. Namentlich aber warne ich Sie, etwas zu verschweigen, worüber Sie Auskunft geben können, selbst wenn Sie meinen sollten, dasselbe habe keinen Werth."

So sprechend nahm er das Nachtbuch zur Hand und blätterte in demselben.

„Wird dieses Buch genau nach Vorschrift von Ihnen geführt?" fragte er dann weiter.

„Ja, ganz genau," erwiederte der Wirth mit einem scheuen Blick, „und ich bin auch deßhalb noch nie mit der Polizei in Konflikt gekommen."

„Nach diesem Ihrem Buche," fuhr der Kriminalrichter fort, nachdem er mehrere Seiten umgeschlagen, „hat in der Nacht vom ersten auf den zweiten Mai dieses Jahres außer zwei Personen Niemand bei Ihnen übernachtet; diese Zwei aber heißen Georg Müller aus Schwarzenfels in der Provinz Hanau und Jakob Roßbach aus Sterbefritz bei Schwarzenfels. Haben Sie diese zwei Namen eingetragen? Sehen Sie einmal her."

„Ich trage nie einen Namen ein," versetzte der Wirth, nur oberflächlich hinsehend; „sondern dieß müssen meine Gäste immer selbst thun, weil ich nicht in Verlegenheit kommen will."

„Also," sagte der Kriminalrichter, „haben sich auch die Beiden, der Georg Müller und der Jakob Roßbach, mit eigener Hand eingeschrieben?"

„Jedenfalls," versetzte der Wirth, „und Sie werden dieß schon aus der Handschrift ersehen."

Der Kriminalrichter nickte, denn die Wahrheit des Gesagten leuchtete ihm ein.

„Sie hatten," meinte er dann, immer noch in dem Buche blätternd, „damals, ich meine im April und Mai, diesem Ihrem Buche nach sehr wenig Gäste, die übernachteten, und so werden Sie sich der beiden Genannten wohl noch erinnern."

„Ja wohl," erklärte der Wirth, „die Gäste waren damals sehr rar, aber, aber," setzte er ausweichend hinzu, „es ist schon lange her seit Anfangs Mai."

„Glauben Sie wohl," fragte jetzt der Kriminalrichter, „daß diese beiden Namen hier echt sind? Ich meine, daß die Beiden, die vom ersten auf den zweiten Mai bei Ihnen übernachteten, wirklich Georg Müller und Jakob Roßbach geheißen haben, oder daß sie sich diese Namen bloß beilegten?"

„Nein, nein," erklärte der Wirth mit großem Eifer, denn er witterte in der Frage den Vorwurf, daß er Leute beherberge, welche sich scheuen müßten, ihren wahren Namen zu nennen, „diese Namen waren echt, denn die beiden jungen Männer würden in schwere Verlegenheit gekommen sein, wenn sie sich falscher bedient haben würden."

„Sie entsinnen sich also jetzt doch der bewußten zwei Gäste?" sagte der Kriminalrichter mit fast unmerklichem Lächeln. „Es ist mir dieß sehr angenehm zu hören, und nun beschreiben Sie mir dieselben so genau Sie nur irgend vermögen. Verstehen Sie mich," setzte er sehr ernst hinzu; „Ihr Gedächtniß darf Sie von jetzt an nie mehr im Stiche lassen."

Der Wirth Ziller biß sich auf die Lippen, denn er merkte sofort, daß er mit seiner frühern Aussage etwas in Widerspruch gerathen sei.

„Sie waren Beide noch sehr jung," erwiederte er, indem er sich bemühte, den schlimmen Eindruck, den er gemacht, wieder zu verwischen, „wenig über Zwanzig hinaus, und Beide trugen sehr abgeschabte Kleider, wie Leute, die in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen sind," und beschrieb nun die Beiden genau so, wie sie vorhin die Jungfer Margareth Heerwagen geschildert hatte.

„Es ist gut," versetzte der Kriminalrichter, „aber nun erklären Sie sich darüber, warum Sie soeben sagten, die beiden jungen Menschen wären in schwere Verlegenheit gekommen, wenn sie sich falsche Namen beigelegt hätten."

„Weil sie," war die schnelle Antwort, „im Sinne hatten, sich anwerben zu lassen. Gleich am Abend spät, nachdem sie kaum angekommen waren, fragten sie mich, wohin man sich wenden müsse, um in die Armee eingereiht zu werden, und ich bezeichnete ihnen auf dem Kriegsministerium das Bureau, wo man damals solche Anmeldungen entgegennahm."

„Welcher Beweggrund trieb wohl die beiden jungen Gesellen, Kriegsdienste zu nehmen? Sie haben sich doch wohl mit ihnen darüber unterhalten?" fragte der Kriminalrichter weiter.

„Ich kann das nicht in Abrede ziehen," sagte der Wirth

sehr kleinlaut. „Es war damals eine sehr knappe Zeit und ich hatte außer ihnen keine Gäste, so plauderten wir denn mit einander. Die Noth veranlaßte sie, denn der Handel mit Goldwaaren, den sie bisher, wie sie sagten, gemeinschaftlich betrieben, konnten sie aus Mangel an Geld und Kredit nicht fortsetzen und so wußten sie nicht mehr, wovon sie sich ernähren sollten. Da lasen sie die Bekanntmachung des Landesherrn, welcher Jedem eine gute Versorgung versprach, welcher den Feldzug mitmachen würde und somit entschlossen sie sich, Soldat zu werden."

„Weiter," ermahnte der Kriminalrichter. „Gingen die Beiden den andern Tag auf das Anmeldebureau?"

„Ich glaubte so," erklärte der Wirth. „Wenigstens ließen sie sich am andern Morgen die Lokalität nochmals beschreiben und verließen dann mein Haus schon vor acht Uhr. Einige Zeit später jedoch kamen sie mit einem andern, ebenfalls noch jungen, aber sehr anständig gekleideten Herrn, der ein schweres Felleisen oder eigentlich einen Ranzen trug, zurück, und sofort rief der Georg Müller, der mit den rothblonden Haaren, mir zu, ich solle ihnen ihre Zeche machen, denn der Herr hier werde sie bezahlen."

„Haben Sie sich diesen Herrn des Nähern angesehen?" fragte der Kriminalrichter.

„Ja, denn ich hatte Zeit dazu," entgegnete der Wirth. „Meine beiden Gäste nämlich gingen augenblicklich auf ihr Zimmer, um ihre Effekten zusammenzupacken, und blieben über eine halbe Stunde aus, obwohl sie ganz gut in ein paar Minuten hätten fertig werden können. Mein Gott, sie besaßen ja eigentlich gar nichts, als was sie auf dem Leibe hatten."

„Fiel Ihnen das nicht auf?"

„Nun, ich fand's sonderbar; aber was ging's mich an?"

„Beschreiben Sie mir den fremden Herrn."

Der Wirth Ziller that dieß und seine Beschreibung paßte ganz zu der des Melchior Hau.

„Was that der Fremde, während die Beiden so lange auf ihrem Zimmer verweilten?" fragte jetzt wieder der Kriminalrichter.

„Im Anfang ging er, ohne ein Wort zu reden, in der Stube auf und ab, und schien sehr nachdenklich zu sein. Dann fragte er mich, ob ich die Beiden, die bei mir logirten, näher kenne. ‚Nein,' sagte ich, ‚ihre Personen sind mir bloß aus dem Nachtbuch bekannt.' Dann ließ er sich das Buch weisen und las laut ihre Namen: ‚Georg Müller aus Schwarzenfels und Jakob Roßbach aus Sterbefritz. Ja, ja,' sagte er darauf, ‚es stimmt und sie haben nicht gelogen. Wir sind so zu sagen Landsleute oder wenigstens Nachbarn, denn meine Heimat liegt von Schwarzenfels höchstens neun Stunden entfernt. Wie weit . . .'"

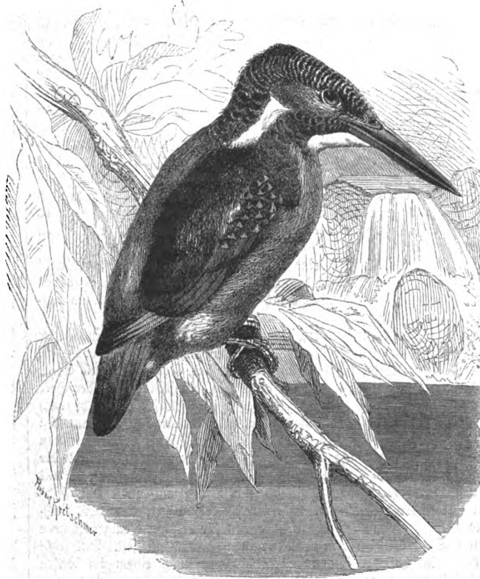
„Nannte er diesen seinen Heimatort?" unterbrach ihn der Kriminalrichter.

„Nein, und ich fragte ihn auch nicht, denn was ging's mich an?" versetzte der Wirth Ziller.

„Fahren Sie fort in Ihrem Bericht über den Fremden," befahl der Kriminalrichter.

„‚Wie weit ist es von hier nach Melsungen?' fragte mich der Herr. ‚Sechs Stunden,' erwiederte ich ihm. ‚So kann ich das Städtchen also noch bei Tag erreichen,' bemerkte sofort der Herr und schien hierüber sehr erfreut zu sein. Jetzt erlaubte ich mir die Frage, ob er nach Melsungen wolle, und seine Antwort lautete: ‚Ja, nach Melsungen und den andern Tag dann weiter der Fulda entlang.' Auch setzte er hinzu, daß die beiden jungen Männer, die bei mir logirten, eben dahin gingen und sich erboten hätten, ihm seinen schweren Ranzen zu tragen. Eine Weile . . ."

„Wie?" unterbrach ihn der Kriminalrichter zum dritten Male. „Diese Beiden wollten mit dem Fremden nach Melsungen und gaben also jetzt urplötzlich ihre Absicht, sich anwerben zu lassen, auf? Das mußte Ihnen doch nothwendig höchst verdächtig vorkommen."



Der Eisvogel oder Königsfischer, dreiviertel natürlicher Größe. Zeichnung von Robert Kretschmer. (S. 358.)

Der Wirth Ziller sah vor sich nieder und erwiederte keine Sylbe, bis der Kriminalrichter seine Frage in strengem Tone wiederholte.

„Etwas auffallend erschien es mir allerdings," meinte er jetzt, „aber was ging's mich an?"

„Sah der fremde Herr wie ein vermöglicher Mann aus?"

„Ja, wie ein sehr vermöglicher. Ueberdem . . ."

Hier schwieg er plötzlich, wie wenn er sich bewußt geworden wäre, etwas Unpassendes haben sagen zu wollen.

„Ueberdem?" wiederholte sofort der Kriminalrichter mit einem scharfen Blick.

„Nun," stotterte der Wirth, „die Sache ist die. Der fremde Herr hatte seinen Ranzen auf die Bank gelegt und wie ich nun diesen Ranzen ganz zufällig aufhob, um ihn mehr auf die Seite zu schieben, dachte ich, daß er seiner Schwere nach wahrscheinlich werthvolle Gegenstände enthalte."

„Wann kamen die beiden Gesellen von ihrem Zimmer herab?"

„Etwa um zehn Uhr."

„Und dann ging's gleich weiter nach Melsungen?"

„Nein, nicht im Augenblicke, sondern der Fremde ließ eine Flasche Wein kommen und meinte, wenn man zusammen marschiren wolle, müsse man doch vorher auf gut Glück mit einander anstoßen. Das geschah denn auch und dann zahlte der fremde Herr die Zeche für sie Alle. Eine Weile nachher aber traten sie den Marsch nach Melsungen an und der Jakob Roßbach trug den schweren Ranzen."

„Seither haben sie keinen der Drei mehr gesehen?"

„Weder gesehen, noch etwas von ihnen gehört."

„Aber Sie hörten doch von dem Mord im Walde von Haina, der in der Nacht vom zweiten auf den dritten Mai verübt wurde?"

„Gewiß, es sprach ja Jedermann davon."

„Und da fiel Ihnen nicht ein, daß ein Zusammenhang bestehen könnte zwischen diesen Dreien und dem Morde? Sie dachten nicht daran, daß möglicherweise der fremde Herr der Ermordete und die beiden heruntergekommenen Gesellen die Mörder seien? Herr Ziller, Ihre Pflicht wäre gewesen, von dem, was Sie wußten, dem Gericht Anzeige zu machen."

Abermals suchten die Augen des Wirths Ziller den Boden.

„Die Drei," erwiederte er endlich ausweichend, „wollten ja nur nach Melsungen und der Mord fiel bei Haina vor, das drei Stunden von Melsungen entfernt ist. Ueberdem," setzte er nach einer Weile nicht ohne Trotz hinzu, „wenn ich eine Anzeige gemacht hätte, so würde man mich vielleicht zehn- oder zwölfmal zum Zeugnißablegen vorgefordert haben und für alle diese Gänge und Zeitversäumnisse wäre mir keine Entschädigung geworden."

„Also," sprach der Kriminalrichter mit Strenge, „Ihrer Bequemlichkeit und Ihres Eigennutzes wegen unterließen Sie die Anzeige, welche damals, unmittelbar nach der That, von der höchsten Wichtigkeit gewesen sein würde? Schämen Sie sich, Herr Ziller, und denken Sie darüber nach, daß auf Ihnen die moralische Schuld liegt, wenn möglicherweise einige Unschuldige als des Mordes verdächtig in's Gefängniß geworfen worden sind."

Mit diesem herben Verweis entließ der Kriminalrichter den Wirth; kaum aber war dieser abgetreten, so erhob sich voll Feuereifer Jungfer Malchen Kothe.

„Gott sei Dank," rief sie, „daß man doch endlich den Ermordeten und seine Mörder kennt, und hoffentlich, Herr Kriminalrichter, werden Sie jetzt sogleich die Freilassung meines Bruders anordnen."

Unwillkürlich mußte der Kriminalrichter lächeln.

„Wie nun aber," bemerkte er, „wenn sich auf meine Requisition herausstellte, daß der fremde Herr und die Beiden, welche ihm den Ranzen trugen, in Melsungen übernachtet sind? Dann befinden wir uns wieder vollständig im Finstern."

Malchen Kothe erblaßte und noch bleicher wurde Anna Kothe. Dann flüsterten Beide eine Zeitlang zusammen.

„Meine Nichte," wandte sich darauf Malchen Kothe an den Kriminalrichter, „hat, glaube ich, einen guten Gedanken. Sie ist der Ansicht, daß die Drei, welche mit einander von Kassel nach Melsungen marschirten, jedenfalls in Melsungen eingekehrt sind, und da wir Beide, sie und ich, jedes Kind in unserem Städtchen kennen, so meint sie, werde es uns nicht schwer fallen, den betreffenden Wirth ausfindig zu machen. Habe man aber diesen, so müsse sich auch herausstellen, ob die Drei in Melsungen übernachtet oder weiter marschirt sind."

Nunmehr nickte der Kriminalrichter sehr freundlich.

„Wenn Sie sich dieser Mühe unterziehen wollen," sagte er, „so ersparen Sie mir eine langwierige Untersuchung. Auch Sie," setzte er, gegen Hugo Fehr gewandt, hinzu, „könnten ein Erkleckliches zur Abkürzung der Untersuchung beitragen. Es ist durchaus nothwendig, daß die Frau Hau von Poppenhausen hierher kommt, um die Effekten des im hainaer Walde Ermordeten, nämlich seinen Hut, seinen Ring und seine Kleider zu rekognosziren, und wenn ich ihr diese Vor-



Der Weg zum Glück. **Eine Ueberraschung.** (S. 346.)



Stürmisches Wetter. **Aufgelesen.** Zeichnung von A. Laby. (S. 358.)

ladung durch das Amt in Gersfeld zukommen lasse, so nimmt das sehr viel Zeit weg; wenn aber Sie oder vielleicht Ihre Mutter ...“

„Wir Beide,“ rief Hugo Fehr, indem er zugleich um Entschuldigung bat, daß er den Herrn Kriminalrichter unterbreche, „reisen gleich morgen nach Poppenhausen und längstens bis nächsten Montag, also am Montag vor dem Christtag, sind wir wieder hier und zwar mit der Frau Hau.“

„Und bis dorthin,“ ereiferte sich Malchen Kothe, „habe ich längst den Wirth ausgekundschaftet, bei welchem die Drei, der fremde Herr und die zwei Strolche, eingekehrt sind.“

Nun wandte sich der Kriminalrichter an seinen Nebensitzer.

„Herr Assessor,“ sagte er zu ihm, „erlassen Sie augenblicklich ein Requisitorium an das Justizamt Schwarzenfels, daß es uns über die beiden verdächtigen Bursche, Jakob Roßbach und Georg Müller, sowie über deren frühere und gegenwärtige Verhältnisse Genaues mittheile. Auch dürfen Sie nicht vergessen, darauf aufmerksam zu machen, daß die beiden Bursche nicht außer Acht zu lassen und nöthigenfalls, wenn sie Miene machen sollten, das Weite zu suchen, in Sicherheitsarrest zu bringen seien. Dieses Requisitorium aber lassen Sie nicht mit der Post, sondern durch einen Expressen abgehen, denn es liegt Gefahr auf dem Verzug und wir dürfen die günstige Wendung, welche dieser merkwürdige Prozeß jetzt eben genommen hat, nicht wieder durch Verzögerung auf's Spiel setzen.“

(Schluß folgt.)

Stürmisches Wetter.

(Bilder S. 349 und 357.)

Das Leben der Schiffer ist ein rauhes, ernstes, mühsames und wenig lohnend. Das macht auch die Außenseite der Seeleute und Strandbewohner hart und rauh, ihre Herzen aber läßt es unberührt, und wer Gelegenheit gehabt hat, eine solche echte Theerjacke näher kennen zu lernen, der ist sicher gerührt worden von dem edel warmherzigen Kern, der so häufig überraschend plötzlich sich kund gibt. Am deutlichsten tritt dieß zu Tage, wenn einem Schiffe Gefahr droht, wenn es gilt, bedrohte Menschenleben zu retten. Da denkt der Schiffer nicht an sich, nicht an Weib und Kind, sondern nur an den armen Menschenbruder, der da in Todesnoth schwebt, und er setzt sein Leben ein, ihn zu erretten.

Ein solcher Zug aus dem Leben dieser rauhen Menschen führt uns das Bild Seite 349 vor. — Ein Schiff ist in Gefahr, der Sturm hat es trotz des fast übermenschlichen Kampfes der Mannschaft gegen die Küste getrieben, es ist auf den Grund gestoßen und sitzt jetzt draußen, umtost von der Brandung, die wüthend an ihm rüttelt, um es zu zertrümmern. Jede Sekunde ist ein Schritt näher dem Tode, jeder Wellenstoß reißt mehr von dem Schiff ab, schmettert gegen die geborstenen Wände und erweitert das Leck.

Die Gefahr wächst und der Tod gähnt allem Lebenden entgegen aus der kalten, tosenden Schaumflut, ängstlich flattert das rothe Nothfähnlein am Bugspriet, und angstvoll ist die Mannschaft zusammengekauert und späht nach dem Lande zu, — da taucht dort ein Fähnchen auf, und jetzt weiß die unglückliche Mannschaft, daß Rettung naht. Die Bewohner des Strandes, schweigsame, ernste, ja finstere, aber tüchtige, muthvolle Fischer, kommen, um zu helfen. Das Rettungsboot wird, unterstützt von der gesammten Bevölkerung des Dorfes, hinausgezogen an den Strand, in's Meer gelassen und nun schwingen sich tiefernst die Männer in Theerjacken und mit Südwestern auf dem Kopf in das Boot, das jetzt den Kampf auf Leben und Tod mit den Uferwogen und der Brandung aufnimmt, um die Unglücklichen dort draußen im Wasser zu bergen. Es ist ein gefahrvolles, schwieriges Unternehmen, dem Rettungsboote drohen auf jeden Ruderschlag Gefahren: es kann umgestürzt, auf den Grund geschleudert, gegen das gestrandete Schiff geworfen werden, und so die Retter auch ihr Leben verlieren. Es ist eine harte Arbeit, welche die Rettungsmannschaft da mit dem unbarmherzigen Sturme gegen das wüthende Element kämpft, und das Gelingen sehr zweifelhaft.

Unsere andere Illustration zeigt uns eine wetterfeste Theerjacke, die ein verlorenes Kind, das sie am Strand aufgefunden, sorgsam und zärtlich haltend in Sicherheit bringt. Auch hier schimmert die zarte, reine Menschenliebe durch die rauhe Hülle dieses Mannes, dessen Leben Kampf und Ringen mit Sturm und Wasser ist, das ihm den Stempel des Herben, Harten, Verschlossenen aufgeprägt, und dieser Grundgedanke ist es, der unsere Zeichnung zu einem herzbewegenden Genrebild macht, dessen tiefempfundene Lebenswahrheit auf keinen unserer Leser des Eindrucks verfehlen wird.

Bilder aus Chioggia.

(Bilder S. 352 und 353.)

Chioggia ist eine der merkwürdigsten der zahlreichen Inseln, welche in dem Lagunenwasser Venedigs liegen. Es ist eine ziemlich große Stadt, die plötzlich aus dem Wasser hervorragt und wie Venedig, von dem es nur vier Stunden entfernt liegt, statt der Straßen Kanäle hat, auch im Uebrigen den Eindruck eines kleinen, weniger farbenvollen, weniger großartigen, stillen Venedigs macht. Die Bewohner dieser Lagunenstadt sind zum größten Theil Fischer, die tagsüber in den Lagunen und im Meer auf dem Fang sind, und daher scheint die Stadt dem Fremden fast nur von Frauen bewohnt. Diese sind sehr hübsche Erscheinungen in der nationalen Tracht der Kopfschleier und Mieder, lebhaft, braun von Gesicht, mit blitzenden Augen und sehr zierlich von Gestalt. Ihre Redegewandtheit ist in ganz Italien sprüchwörtlich und ihr Witz treffend und scharf.

Jetzt zählt die Stadt dreißigtausend Einwohner; der Marktplatz mit den Regierungsgebäuden und dem Glockenthurm im Hintergrund erinnert besonders an Venedig. Meist ist er jedoch todt und öde. Nur wenn ein Märchenerzähler oder Deklamator sich dort einfindet, kommen aus den alten Häusern alte Männer und Weiber und Kinder in Hülle und Fülle heraus, welche dann in malerischen Gruppen den Künstler umlagern, der mit gewaltiger Stimme und unter lebhaften Bewegungen ihnen von der einst so glänzenden Geschichte Venedigs, den Kämpfen mit den Genuesern, Türken, Novellen, Witze, Späße vorträgt, oder auch aus italienischen Dichtern, wie Tasso und Ariost, vorliest. Eine solche echt venetianische Szene zeigt unser Marktplatz in Chioggia. Die Chioggiotinnen mit ihren anmuthigen, charaktervollen Gesichtern würden gewiß den Beifall unserer Leser sich erwerben. Es sind durchaus wahre, nach der Natur gezeichnete junge Frauen- und Mädchenbilder aus der originellen Stadt, sämmtlich Porträts.

Eisvogel.

Von

Paul Röper.

(Bild S. 356.)

Ein wunderbar schöner Frühlingstag liegt über dem stillen Landsee. Klar spiegelt sich die Sonne in der dunkelblauen Flut und blickt tief hinab bis auf den Grund, wo zwischen Felsenstücken und Jahrhunderte alten Stämmen das lustige, bewegliche Völkchen der Fische schwimmt und spielt.

Und die Weiden, die ihre Zweige in's Wasser tauchen, werfen spielend ihre Blütenkätzchen hinein, die dunklen Erlen blicken träumerisch hinab in das feuchte, kaum bewegte Element, und leise rauscht der Morgenwind durch die schwermüthig herabhängenden Zweige der Birke. Hieher und dorther schallt mitunter das Platschen einer Ente, ein Raubvogel streicht mit schrillem Schrei über den See, und mit leisem Ruderschlage zieht der Fischer aus, um seine Krebskörbe zu heben oder zu angeln.

Auch ein kleinerer, wenngleich ebenso stiller Fischer sitzt regungslos an einem heimlichen Plätzchen auf einem dicht über dem Wasser gelegenen Ast und harrt seiner Beute — der Eisvogel.

Dieses kleine, reizende Thierchen, etwa von der Größe einer Goldammer, mit dem kurzen Schwänzchen, dem spechtartigen, keilförmigen und unverhältnißmäßig großen Schnabel, den zierlichen Füßchen und dem farbenschimmernden Kleide von braunroth unter dem Bauche, blaugrün schillernd über Flügel und Rücken und grünlich stahlfarbig über den Kopf, ist, obgleich es an allen fischreichen Seen, Bächen und Flüssen ganz Europas vorkommt, wenngleich überall niemals häufig — ein so wenig gekannter Vogel, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, einen Blick auf sein Leben und Treiben zu werfen.

Der Vogel lebt paarweise, obgleich die Bande, welche die beiden Ehegatten verbinden, mit Ausnahme der Paar-, Brüte- und Nistzeit nur sehr lose geknüpft sind und beide sich herzlich wenig um einander kümmern, vielmehr jedes seinen eigenen Strich geht. Nur darin ist das Pärchen stets einig, niemals einen Dritten in seinem Revier zu dulden. Er wird sofort verjagt.

Aufmerksam und geduldig und still, wie es einem echten Fischer zukommt, sitzt der Eisfischer auf dem von ihm erwählten Ast und wartet des Moments, daß ein Fischlein in seine gefährliche Nähe komme. Plötzlich stößt er gleich einem Pfeil in's Wasser, manchmal bis tief unter die Oberfläche, darum sind die Plätze, wo gefischt werden soll, stets so gewählt, daß das Wasser nicht allzu flach sei, denn er würde sich bei dem heftigen Stoß leicht auf dem Grunde beschädigen können; — freilich darf es auch nicht allzu tief sein, denn dann ist die Uebersicht des Jagdgrundes bedeutend erschwert, — und kommt nach kurzer Zeit wieder an die Oberfläche ohne Beute, sich verdrießlich auf einen Ast setzend und das Gefieder schüttelnd.

Das wiederholt sich noch einige Male, freilich hilft eine Libelle, die gerade vorüberfurrt, oder ein Wasserkäfer aus, aber das genügt nicht, wahrscheinlich, denkt der Eisvogel, kommt die schlechte Jagd von heute von dem Kollegen auf der andern Seite des Sees her, der beim Heben der Krebskörbe so viel Unruhe verursacht, und er beschließt, ein anderes Plätzchen zu suchen. In ungemein raschem Fluge, der den Vogel dicht über die Wasserfläche dahinträgt, eilt er dorthin, wo die alte, vom Wind umgestürzte Tanne ein Stückchen in die Flut hineinragt, und beginnt auf's Neue aufmerksam in den klaren Spiegel hinabzuschauen, wobei er aber niemals unterläßt, durch möglichste Deckung und aufmerksames Schauen und Hören für seine persönliche Sicherheit zu sorgen.

Wiederum stößt der kleine, blauschimmernde Gesell in's Wasser, und dießmal ist's geglückt, er hat einen Barsch erwischt und begibt sich mit ihm auf seinen Beobachtungsposten, wo derselbe, Kopf voran, sofort verschlungen wird. Mitunter trifft sich's auch wohl, daß sich ein größerer Fisch unvorsichtigerweise ergreifen läßt, den der Eisvogel ohne Rücksicht auf seine Größe zu verschlingen sucht und dann oft elend daran erstickt.

Sobald aber die Buchen und Eichen des von Wald umgebenen Sees sich mehr und mehr mit ihrem festlichen grünen Frühlingskleide schmücken, dann regt sich auch im Herzen des Eisvogels die allgewaltige Liebe.

Der Winter ist ja vorbei, da der See zugefroren und nur an einzelnen warmen Quellestellen kärgliche Nahrung zu erbeuten war, da man weite Wanderungen unternehmen mußte, hinab in wärmere Gegenden, der täglichen Nahrung wegen, und es ward Einem doch so sauer und so mancher Kamerad ging unter; der Winter ist vorbei, da man an den von den menschlichen Fischern gehauenen Eislöchern auf die Jagdbeute warten mußte, auf die Gefahr hin, unter's Eis zu gerathen und elend zu ersticken, — der lustige, selige Frühling ist ja jetzt eingezogen.

Gemeinschaftlich sucht das Pärchen eine möglichst gerade, noch besser überhängende unbewachsene Uferwand und beginnt nun, sich sein Häuslein zu bauen.

Mit dem Schnabel wird ein anderthalb bis drei Fuß langer Gang in die Wand hineingearbeitet, kleinere Steine werden hinausgeschafft, größere, wenn möglich, umgangen; erscheinen dieselben aber unverhältnißmäßig groß, so wird ein neuer Bau angefangen. So arbeiten die beiden Eheleute wohl drei Wochen lang, bis sich der Gang zu einer kugelartigen Höhle erweitert findet, wo das Nest für die zukünftige Brut angelegt wird. Der Ausdruck Nest ist kaum zulässig, denn diese Kinderwiege, die bei manchem andern Vogel mit so großer Sorgfalt und wunderbarem Kunstgeschick gebaut wird, ist bei dem Königsfischer nichts als ein großer Haufen von Gräten; wahrscheinlich die von ihm ausgespieenen Gewölbe. Binnen Kurzem befinden sich in der Höhle sechs bis elf dünnschalige, aber für die Kleinheit des Vogels verhältnißmäßig große Eier.

Binnen vierzehn Tagen sind dieselben gezeitigt und nun findet man diese grätige Kinderwiege von kleinen Geschöpfen, die schlangenartig durch einander wimmeln, erfüllt, welche von Entsetzen erregender Häßlichkeit sind. Nur hin und wieder sitzt ihnen eine Flaumfeder auf dem Körperchen, und man sollte wahrlich nicht meinen, daß sie so schön gefiederte Eltern haben.

Während der Vater innerhalb der Brutzeit, welche die Mutter, wie es scheint, allein besorgt, nur für diese und sich Nahrung herbeizuschaffen hatte, kommt nun noch die ganze Kinderschaar mit ihren hungrigen Mäulern hinzu, und beide Eltern haben ihre liebe Noth, sie zu befriedigen.

Anfangs gibt's Libellen, Wasserkäfer und dergleichen, später Fische.

So wächst die Schaar heran, muß aber noch, nachdem sie ausgeflogen, längere Zeit von den Alten in den Künsten ihres Gewerbes unterrichtet werden.

Glauben aber die Eltern, daß die Kleinen hinreichend unterrichtet sind, sich selbst ihren Lebensunterhalt zu erwerben, so werden sie unbarmherzig aus dem betreffenden Revier gejagt. Und wie im Frühling sitzt wieder, nur bedacht, sein eigenes Ich durchzubringen, der Königsfischer an seinem Lieblingsplätzchen und schaut ernst und still in's wunderbar schöne und klare Wasser und lauscht dem Summen der tanzenden Mücken und dem dumpfen Rauschen der alten Eichen und Buchen dort droben, und sieht dem Kollegen Fischer nach, der, ein Liedlein singend, der heimatlichen Hütte zurudert.

Die Sonne tauchet leise
Zum blauen See hinein,
Die goldnen Wellenkreise
Erglühn vom Wiederschein.

Aus Bulgarien.

(Bilder S. 360.)

Das große Reisewerk von F. Kanitz: „Donau-Bulgarien und der Balkan“ (Leipzig, Fries) ist nicht nur an und für sich eines der vortrefflichsten, ebenso belehrenden wie unterhaltenden Bücher, sondern hat ganz besonders in jüngster Zeit eine große Bedeutung erlangt, da diese unter türkischer Vergewaltigung leidenden Länder die brennende Frage geworden sind, welche Europa in Krieg zu stürzen auf dem besten Wege war. Jetzt haben sich zwar die drohenden Wolken etwas verzogen, im Hintergrunde des politischen Himmels steht aber das Gewitter noch, und da von der Türkei überhaupt nichts mehr zu erwarten ist, am wenigsten nun das Halten von Verträgen und eine Aenderung ihres Aussaugesystems diesen armen Menschen gegenüber, wird über kurz oder lang das Gefürchtete doch hereinbrechen, deßhalb dürfte „Donau-Bulgarien und der Balkan“ an Interesse nicht verlieren und unsere Leser sicher erfreuen, aus diesem Buche, das sich durch die Wahrheitstreue in Wort und Bild auszeichnet, — der Verfasser bereiste das Land und zeichnete mit Feder und Stift Alles auf, was ihm merkwürdig schien, — etwas mitgetheilt zu erhalten.

Wir führen unsere Leser in eines der Seitenthäler des „Balkan“, in die Nähe des durch seine Rosen berühmten Kazanlik, nach Maglis zu den merkwürdigen bulgarischen Mönchen und wollen den Verfasser jetzt in seiner Art schildern lassen.

Maglis ist ein sehr wohlhabendes Dorf. Durch dessen günstige Lage am Ausgang des Balkandefilés nimmt es an den Segnungen der Ebene und Berge Theil. Seine weitläufigen Rosenkulturen liefern durchschnittlich 28 Kilogramm stärksten Gebirgsöls, es besitzt aber auch ausgezeichnete Felder und auf den hohen Jailas im Balkan züchtet es ansehnliche Heerden, welche tüchtigen Gewinn bringen. Bereits zählt es 400 bulgarische und 100 türkische Häuser, und für den aufgeweckten Geist der Bevölkerung spricht die Thatsache, daß die Bulgaren hier neben einer Kirche zwei Schulen errichteten und zwei Lehrer mit je 3500 und 1000 Piaster (nebst freier Wohnung) bezahlen. Um diese und andere Ausgaben leichter bestreiten zu können, hat die bulgarische Kommune das verfallene alte Kloster in einer nahen Westschlucht des Defilés restaurirt.

Soll eine restaurirte klösterliche Heilstätte die Anlagekosten und erkleckliche Revenüen dazu abwerfen, so bedarf es zum Beginne des Engagements geschickter Mönche, oder doch mindestens eines witzigen Hegumenos, welcher das Kloster durch allerlei Historien und Wundermittel in Ruf zu bringen und das Publikum anzuziehen versteht. Den Magliſern war dieß durch einige Zeit geglückt. Der Hegumen Krisantymos war ein höchst intelligenter Mann, eine Art Alchymist, der selbst Photographie trieb und durch sein gewinnendes Wesen das neue Klosterkirchlein und dessen große Gastgebäude nicht nur am Sabortage des heiligen Nikola,

sondern während des ganzen Jahres zum Ziele vieler, Seelenheil oder Vergnügen suchender Pilger gestaltete. Auch als Sommerfrische wurde es von den Kazanlikern aufgesucht, was natürlich das Zinserträgniß sehr steigerte. Der spekulative Krizantime verwerthete aber, ähnlich manch' occidentalen Verwaltungsräthen, sein Talent bald nicht so sehr für die guten Korbaschiaktionäre von Maglis, als für seine eigene Tasche, und diese war, wie man mir erzählte, sehr tief. Im Jahr 1871 führte dieß zum Bruche zwischen Kommune und Hegumenos, ein anderer war noch nicht ernannt und ich traf das Kloster unter Kuratel des Dorfkmeten von dem erstaunlich ignoranten Duhovnik Dimitri verwaltet. Letzterem glichen die vier anderen Mönche, welche mit ihm „arbeiteten“, wie ein Ei dem andern. Sie waren sämmtlich „prost“ (gemein) im stärksten Sinne des Worts. Ueber die Geschichte des Klosters wußten sie wenig, die Frage nach alten Handschriften verstanden sie gar nicht, hingegen rühmten sie, daß des Klosters Bienenstöcke 300 Oka feinsten Rosenhonigs und 30 Oka Wachs produzirten, und daß die von den Mönchen verfertigten Bildschnitzwerke, Strümpfe und auf besonderen Maschinen gestrickten Handschuhe sehr gesucht seien.

Als wir am nächsten Morgen den Pobak hinanstiegen, zeigte sich uns erst recht die reizende Lage des Klosters, das tief unten auf blumenreicher Thalweitung, geschützt von den hohen Bergen des Magliskadefilés, im Miniaturformat dalag. Der plötzliche Wegabbug über eingesprengte Quarzitlager und gigantische Gneißfelsen, welche unsern Reitpfad auf kaum zwei Meter einengten, entzog uns leider zu rasch das Bild friedlichster Idylle.

Unser zweites bulgarisches Bild bringt uns zu den Ufern des Ogost am Nordabhange des Balkangebirges.

Der Feldbau, sowie alle mit ihm zusammenhängenden Verrichtungen stehen in Bulgarien, wie ich bereits bemerkte, auf etwas besserer Stufe als bei Türken, Albanesen, Serben und im eigentlichen Orient; trotzdem tritt des letztern Einfluß häufig und namentlich im Dreschverfahren höchst auffallend hervor. Vergleicht der Leser beispielsweise unsere Illustration mit jener des in Egypten gebräuchlichen Dreschwagens und des syrischen Dreschschlittens in Riehm's „Handwörterbuch des biblischen Alterthums“, so wird er nicht wenig über die gemeinsame Aehnlichkeit dieser primitiven Vorrichtungen staunen. Hier wie dort besteht das Dreschwerkzeug aus breiten festen Planken von hartem Holze, nach vorn aufwärts gebogen und auf der Rückseite mit eingeschnittenen kleinen Spalten versehen, in welchen scharfkantige Feuer-, Kiesel- oder sonstige schneidige Steine fest eingezwängt werden. Dieser „Dreschschlitten“, durch das Gewicht von Steinen und der aufsitzenden Person beschwert, wird über das unter freiem Himmel auf einer festgestampften Tenne im Kreise aufgeschüttete Getraide von Rindern oder Pferden so lange hingezogen, bis die Körner ausgedrückt und das Stroh zu feinem Gehäcksel zerschnitten ist. Wir sehen also hier eine Dreschweise im Gebrauch, wie sie von den Israeliten der Bibel und ihren egyptischen Lehrmeistern im Ackerbau bereits vor Jahrtausenden angewendet wurde.



Ein alltägliches Gespräch*).

Ein alltägliches Gespräch über einen Wochenmarkt, über Posteinrichtungen u. s. w. ist ganz geeignet, sich seiner Zeit zu erfreuen, wo Andere von Jammerthal und zunehmender Schlechtigkeit mit Hintergedanken an eine „gute alte Zeit“ zu sprechen belieben.

Wie unzählige Kultureinrichtungen gibt es, in deren Reichthum wir leben und deren Früchte wir genießen, ohne ihnen die kleine Ehre geistiger Anerkennung zu Theil werden zu lassen!

Welch' großartige Kultureinrichtung ist z. B. ein gewöhnlicher Wochenmarkt?!

Wir forschen nach den Königen, welche die Pyramiden erbaut, nach Gesetzgebern, welche in Memphis und Jerusalem, Sparta und Athen, Karthago und Rom Staatsordnungen eingeführt. — Wir zersinnen uns über Hieroglyphen in Grabmälern, über Keilschriften in ausgegrabenen Palästen, — jedoch dem Gedränge eines Wochenmarktes, in welchem sich unsere liebenswürdige Frauenwelt trotz Körben, Karren, Besen, Leitern, Binsen, Blumen, Fischen, Gemüsen, Buden, Schirmdächern, Schirmen, Krinolinen und Nervenschwächen mit bewundernswürdiger Geschicktheit hindurchwinden, weichen wir gelehrten Männer aus, als einem Gebiet, das bloß der Betrachtung und Befriedigung alltäglicher Bedürfnisse einen Spielraum zu bieten scheint.

Von welcher Fülle großartiger Gedanken aber ist eben jene Ordnung der Alltäglichkeit!

Welche Schwierigkeit macht es nicht noch heutigen Tags, die Menschen auf solchen Gebieten für den Gedanken der Theilung der Arbeit zu gewinnen, wo sie dieser Theilung nicht gewöhnt sind. — Wer aber war der große Tyrann oder große Philosoph, der der Menschheit schon vor vielen Jahrtausenden den Gedanken aufzwang oder eingab, jene Theilung der Arbeit auszuführen, die der gewöhnliche Wochenmarkt so überaus exakt darstellt? — Ist das Problem, tausend Sklavenhände an einem Platz vereinigt zum Bau einer kolossalen Pyramide zu dirigiren, nicht ein Kinderspiel gegen den kühnen Plan, tausend freie Menschen meilenweit zerstreut über's Land so in ihrer Beschäftigung zu dirigiren, daß Jeder die ganze Woche im Schweiße seines Angesichts Dinge schafft, die er für sich selber nimmermehr verbrauchen kann, die er jedoch als einen Beitrag liefert zu einer merkwürdigen Pyramide, welche unter dem Namen Wochenmarkt allwöchentlich auf ein paar Stunden aufgebaut wird, und die, wenn sie wieder abgebaut ist, ihre Bestimmung vollkommener erfüllt, als die kolossalsten Prachtbauten, und ganze Städte richtig mit überaus nothwendigen Dingen versorgt hat, in welchen die Tausende, die sie bewohnen, auch nicht die leiseste Ahnung haben, wie sie dergleichen zu Stande bringen sollen!?

Freilich glaubt man sich des Nachdenkens über solch' alltägliche Dinge ganz überhoben, sobald man ein bequemes Wort dafür hat, wie „Austausch der Bedürfnisse“, „Gegenseitigkeit der Dienstleistungen“ und dergleichen, die in der That das Problem bezeichnen. Aber von welcher Tiefe und Feinheit ist die Lösung solcher Probleme, wenn wir sie auch nur an ganz kleinen simplen Vorgängen des Wochenmarkts verfolgen?

Da sitzt auf dem Markte meines Bezirks allwöchentlich eine Bäuerin mit überaus appetitlicher Butter vor dem Haus eines Arztes. Nun aber sieht die Frau so kerngesund aus, daß der Arzt ganz entschieden jahrelang keine Gelegenheit haben würde, auch nur ein Krümelchen von dieser Butter zu kosten, wenn er nur auf den „Austausch der Bedürfnisse“ oder „die Gegenseitigkeit der Dienstleistungen“ hingewiesen wäre. Und doch ist es ganz gewiß, daß der Arzt gerade die Butter von dieser kerngesunden Frau auf seinem Tisch jahraus jahrein hat, und diese Thatsache genügt, um mit vollster Zuversicht zu behaupten, daß diese kerngesunde Bäuerin doch allwöchentlich in irgend einer Weise von der Heilkunst des Arztes einen Vortheil haben muß. Denn, da es einmal feststeht, daß er nichts als Heilkunst und sie nichts als Butter hat, so ist es rein unmöglich, daß er zu der Butter komme, wenn er ihr nicht in einem merkwürdigen, wenn auch Beiden völlig unbekannten Rundlauf der Vermittlungen durch eine Portion Heilkunde einen Gegendienst leistet!

Nun wissen wir zwar ganz gut, daß dieser Rundlauf der Leistungen durch das Geld repräsentirt wird, und in Bezug auf dieses interessante Thema können wir gerade nicht sagen, daß sich die Menschen dazu gedankenlos verhalten, im Gegentheil, es verwenden Viele ihre Gedanken so fleißig auf das Problem Geld, daß sie für andere Dinge manchmal, wie man zu sagen pflegt, beim besten Willen weder Zeit noch Gedanken haben. — Allein, weil wir gerade wissen, daß hier Geld mit im Spiel ist, möchte man es uns am ehesten verzeihen, wenn wir bei unserem Exempel der Ausgleichung zwischen Butter und Heilkunst ein wenig länger verweilen.

Wir wollen, der Einfachheit halber, den Ausgleichungsweg uns in der kürzesten Weise denken, die nur möglich ist. — Da schrägüber an der Ecke wohnt ein Kaufmann, bei welchem unsere Bäuerin regelmäßig Kaffee, Zucker, Reis, Syrup, Pfeffer und Salz u. s. w. entnimmt. Der Kaufmann aber und sein Haus mag von dem Arzt das ganze Jahr hindurch behandelt werden, und wenn wir uns nun denken, daß der Arzt vom Kaufmann zehn Friedrichsd'or Jahreshonorar erhält und diese Summe jährlich für Butter an die Bäuerin verausgabt, und sie wieder dieselbe Summe dem Kaufmann durch's Jahr für Materialwaaren gibt, so hätten wir die einfachsten Fäden des Rundlaufs in Händen, in welchem sich die Gegenseitigkeit der Dienstleistungen vermittelt. — Hiebei spielten nun freilich die fünfzig Thaler Gold eine Rolle; denn jedesmal am Ende des Jahres hat der Kaufmann die zehn Friedrichsd'or wieder, die er dem Arzt zu Anfang des Jahres gegeben. — Wenn wir den Lauf des Geldes betrachten, so hat der Arzt nur das Geschäft, das Geld vom Kaufmann zu nehmen, um es der Bäuerin zu geben; die Bäuerin nimmt es vom Arzt und bringt es dem Kaufmann, und der Kaufmann nimmt's von der Bäuerin und gibt's wieder dem Arzt. Der Rundlauf des Geldes ist also in Wahrheit ein bloßes Ringelspiel, in welchem der überaus interessante Gegenstand rein zum Schein die Eigenthümer wechselt, um jedem auf kurze Zeit ein thörichtes Vergnügen zu bereiten. — Der wahre Werth des Rundlaufs liegt im Werthe der Leistungen; denn während die fünfzig Thaler Gold jahraus jahrein eigentlich bloß zum Spaß zirkuliren, verzehrt der Arzt im vollen Ernst und mit bestem Wohlgefallen immerfort die Butter der Bäuerin, genießt die Bäuerin mit innigem Behagen immerfort die Materialien des Kaufmannes, und wird das Haus des Kaufmannes fortwährend — und wir wollen hoffen, mit mindestens eben so gutem Erfolg — von dem Arzte mit Heilkunst traktirt.

Man bedenke aber, daß all' dieß nur ein Beispiel ist, um durch eine Einfachheit, die in Wirklichkeit gar nicht so existirt, den Rundlauf der Leistungen und den entgegengesetzten Rundlauf des Geldes zu versinnlichen. Man bedenke, daß in Wahrheit der Wochenmarkt nicht bloß dem Arzte die Butter der Bäuerin zuführt, sondern auch auf den unberechenbarsten und komplizirtesten Umwegen der Vermittlungen Tausenden von Menschen Lebensmittel liefert, die nicht im Entferntesten den Landbewohnern durch ihr Thun und Lassen direkte Gegendienste leisten können. Man bedenke, daß Alles, was der Handel und Wandel in der Welt schafft und herbeiführt, Alles, was die großartigsten Maschinen liefern, und Alles, was in Prachtgewölben ausgestellt, auf Messen von der ewig thätigen Industrie angehäuft und über die Welt zerstreut wird, nur dann gearbeitet und geschaffen werden kann, wenn der Wochenmarkt so gut ist, den Arbeitenden Fische, Fleisch, Butter, Obst, Brod, Kartoffeln, Mehl, Grütze, Graupen, Kräuter, Grünes 2c. zu liefern. Wenn man dieß Alles bedenkt, und ferner, daß auch die Millionen, welche die großen Aktienunternehmungen kosten, nur dahingegeben werden, um sich sofort in die Welt der Arbeitenden und Schaffenden zu zerstreuen, und, kaum in deren Hände gelangt, von ihren Frauen und Töchtern eiligst in Kleingeld auf den Wochenmarkt gebracht zu werden, so muß man bekennen, daß Derjenige, der den Wochenmarkt ersonnen, den ersten Grundstein zu unserem Kulturwesen gelegt hat, und die Gedankenlosigkeit, mit welchem wir an diesem Fundamentalbau unserer Civilisation so häufig vorübergehen, nur darin ihren Grund hat, daß das Wunder in seiner Vollkommenheit uns gar so alltäglich geworden ist!

Soweit war ich in meinem Ideengang über die Wunder der Alltäglichkeit gekommen, als mich nach stillem Sinnen der Gedankenflug sehr bald auf andere Gebiete unseres Kulturdaseins hinüberführte.

Wir leben inmitten einer Ordnung — mußte ich mir sagen — wo vielleicht Alles, was wir von alten, uns unbekannten Zeiten her ererbt haben, noch geringfügig ist gegen Einrichtungen sehr jungen Datums, deren Früchte wir nicht minder gedankenlos genießen, obwohl sie tiefer eingreifen in das wirkliche Kulturdasein und in unserem gesellschaftlichen Leben als hohe sittliche Errungenschaften dastehen. Wie oft lesen wir mit kindlicher Rührung von dem getreuen Knecht, der den Willen seines Herrn mit Pünktlichkeit und Sorgfalt erfüllt und seines geringen Lohnes froh ist für einen schweren Dienst. Wie oft vermeinen wir in Geringschätzung der Alltäglichkeit, daß wir um vieles Geld gar nicht mehr im Stande wären, uns solcher Dienste zu erfreuen, und vergessen dabei, daß ein getreuerer Bote, als ihn je die Simplizität des Alterthums sich denken konnte, alltäglich, ja allstündlich durch unsere Straßen läuft und von Haus zu Haus, treppauf treppab eilt, um die wichtigsten Botschaften der Menschen unter einander auf's Schleunigste zu vermitteln, und wie er all' dieß thut, ohne die geringsten Ansprüche auf unsern Dank, und ohne irgend einen Antheil zu fordern von den günstigen Erfolgen, die seine Botschaften sehr häufig für den Empfänger haben.

Daß ich Niemanden anders als den Briefträger meine, das wird wohl schon Jeder gemerkt haben. Ist doch der Briefträger die einzige Sorte von Staatsbeamten, die Jeder gern in sein Haus kommen sieht.

Der Briefträger hat nicht umsonst ein frisches, freundliches Botengesicht; es drückt dieß ein gewisses Selbstgefühl des Bewußtseins aus, daß er in den allermeisten Fällen ein willkommener Gast ist; und daß er ein solcher ist, rührt im Grunde genommen doch nur wiederum daher, daß er ein Kulturträger unserer Zeit und ein überaus treffendes Zeugniß der sittlichen Höhe unseres Kulturlebens ist.

Wir wollen von dem hohen Werth der geistigen Vermittlung überhaupt hier gar nicht sprechen. — Die Schrift und der schriftliche Geisterverkehr nimmt eine so hohe Stufe des geistigen Lebens der Menschen ein, daß wir, im vollen Genuß derselben aufgewachsen, gar keinen Begriff mehr davon haben, was sie für uns ist und was wir ohne sie wären. — Es müßte erst für unsere Forschergabe ein Mittel ausfindig gemacht werden, um eine Kenntniß von den grauesten Zeiten des Alterthums zu erlangen, wo dieses Mittel des geistigen Lebens fehlte, damit wir an diesen Zeiten die Bedeutung der spätern und der jetzigen messen können, wo das Geschriebene nicht bloß das Gesprochene ersetzt, sondern an Wirkung weit überragt. — Wir wollen es für jetzt genug sein lassen und nur den fast fabelhaften Fortschritt deutlich machen, den der briefliche Verkehr seit Beginn unseres jetzigen Jahrhunderts genommen, und wir werden sehen, wie wir nicht bloß den alltäglich gewordenen Austausch der Geister, sondern mehr noch die sittliche Grundlage zu bewundern haben, auf der er sich aufgebaut.

Wer den Briefwechsel des edelsten und verehrtesten, geliebtesten und gefeiertsten der deutschen Dichter, wer Schiller's Briefwechsel mit seiner Braut Charlotte heutigen Tages liest, der wird inmitten dieses Zeugnisses eines überaus reichen Seelenlebens auch viele treffende Züge der damaligen Zustände, Personen und Verhältnisse mit großem Genuß darin wahrnehmen, unter diesen aber steht obenan die wackere Botenfrau, die ein herrliches patriarchalisches Abbild des getreuen Botenthums aus den Tagen unserer Väter abgibt.

(Schluß folgt.)

*) Aus: „Naturkraft und Geisteswalten“. Betrachtungen über Natur- und Kulturleben von A. Bernstein. Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart.



Anekdoten und Witze.

Ein wichtiger Posten. Ein Stabsoffizier erhielt vor einigen Jahren das Kommando einer Festung in Belgien. Bei einer seiner Inspektionen fand er eine Schildwache neben einem wurmstichigen und halb verfallenen Staket, das einen Hofraum in zwei Theile trennte. Der Kommandant erkundigte sich beim Major nach der Nothwendigkeit, hier eine Schildwache aufzustellen; man antwortete ihm, daß dieselbe stets dagewesen sei und daß auch sein Vorgänger sie beibehalten habe. Das war indessen kein Grund, um den hartnäckigen Kommandanten zu befriedigen und ließ er endlich Nachforschungen anstellen. Man durchstöbert die Registraturen, alten Papiere und Tagebücher, die sich in der Festung befinden, und entdeckt endlich, daß vor fünfunddreißig Jahren jenes Staket zu einem bestimmten Zweck wiederhergestellt und angestrichen worden war. Die aufgestellte Schildwache sollte lediglich verhüten, daß die frische Oelfarbe nicht berührt werde. Seitdem war der Posten an dieser Stelle geblieben, so daß, sechs Soldaten auf je vierundzwanzig Stunden gerechnet, 76,700 — Mann die frische Oelfarbe bewacht hatten!

*

Verwandtschaft.

Landrichter (zu einem Bauern, der als Zeuge auftritt): Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt?

Bauer: Ganz weitschichtig, sein Vater hätte meine Mutter heirathen sollen, es ist aber nichts draus worden.

*

In einer Gesellschaft befand sich eine der Politik sehr ergebene Dame, welche überaus geputzt war, während ihre drei Töchter sehr einfach gekleidet einhergingen. Ein Witzbold, dieß bemerkend, äußerte zu der Mutter: „Schöne Frau, Sie scheinen dem Grundsatze des Aristoteles zu huldigen: erst der Staat und dann die Familie!“

*

Guter Rath.

A.: Heute soll ich Franz in seinem neuen Logis besuchen; just kommt mir's jetzt so ungelegen, und da ich ihm's versprochen hab', muß ich's auch halten; ich sinne daher nach, wie ich doch dem abhelfen könne.

B.: Schreib' ihm, Du hättest seine Adresse verloren, wüßtest also nicht, wo er wohne.

Bei einem Photographen in einer der größten Städte Westphalens hatte eine Dame aus einem benachbarten kleinen Ort ihr Porträt aufnehmen lassen und ein Dutzend Exemplare davon bestellt. Als diese vollendet waren, wurden sie der Dame per Post zugesandt, aber unter dem Vorwande, daß das Bild nicht ähnlich sei, verweigert, und so gingen sie an den Photographen zurück. Einem Schreiben desselben wurde ebenfalls Annahme verweigert. Der Photograph aber wußte sich zu helfen; er sandte seine Botschaft noch einmal ab, klebte aber auf den Brief das Bild der Dame an die Stelle des Namens in der Adresse und schrieb nur dazu: An Frau (Name unbekannt) in X., und den Namen des Absenders. In X., wo natürlich alle Welt einander kennt, ward der Brief sogleich an das richtige Haus befördert, dort von der Dienstmagd sofort rekognoszirt und somit die Aehnlichkeit des Porträts bestätigt, dem denn auch nicht weiter die Annahme verweigert wurde.

*

Trost.

Sie: Ich könnte weinen, daß ich schon dreißig Jahre alt bin!

Er: Tröste Dich, Du kommst mit jedem Tage weiter davon weg.

*

Von dem Dichter Hoffmann von Fallersleben erzählt man folgende Anekdote. In einem Wirthshause der Lüneburger Haide entspann sich zwischen ihm und der Wirthin folgendes Gespräch: „Mutter, könn wi denn ôk wol ne Tasse Kaffee kriegen?“ — „O ja, den könt Se kriegen.“ — „Aber ôk glik?“ — „Ja glik.“ — (Nach einem Viertelstündchen, als der Kaffee gebracht war): „Is denn ôk wol en betjen (bischen) Cichorien drin?“ — „O ja, et is en betjen drinne.“ — „Ja, et mot ôk en betjen vêl (viel) sien, süs mach ik en nich.“ — „O ja, et is ôk en betjen vêl.“ — „Ne, wenn et nich ganz vêl is, denn mach ik en nich.“ — „Na, denn will ik Se man seggen, et is ôk luter Cichorien.“

*

Im Streite.

Er: Du mußt immer das letzte Wort haben, Du bist nicht werth, daß Dich der Teufel holt.

Sie: Vielleicht eher wie Du!

*

Einer der kühnsten und gelungensten Handstreiche, den die Preußen im Verlaufe des schleswig'schen Krieges ausgeführt haben, ist die Einnahme der Insel Fehmarn. Die Geschichte erinnert einigermaßen an die unvermuthete Erscheinung Friedrich's des Großen unter den österreichischen Offizieren in Lissa. Trotz des heftigen Sturmes wurde, von der Dunkelheit des hereingebrochenen Abends begünstigt, die Ueberfahrt von Heiligenhafen und die Landung auf Fehmarn ausgeführt. Die Gefangennahme der überraschten dänischen Besatzung gelang vortrefflich und ganz humoristisch wird die Umzüngelung der Offiziere geschildert. Letztere ließen sich ein solches Unternehmen gar nicht träumen und saßen eben gesellig vereint in heiterster Stimmung bei einer Bowle, wo sie sich in Gemüthlichkeit über die kriegerischen Ereignisse ausließen und die Vorzüge der dänischen Armee vor den Verbündeten rühmten. Da öffnete sich ohne viel Geräusch die Thür und mit einem freundlichen: „Guten Abend, meine Herren!“ erschienen preußische uniformirte Gestalten, die wie Banquo's Geist vor den erstarrten Dänen standen und mit den Offizieren die kleine Besatzung gefangen nahmen.

*

Schmeichelhaft.

Er: Mein Engel — Sie weinen? Hat Sie meine Liebeserklärung, mein Heirathsantrag gekränkt?

Sie: O nein, mein Herr, ich weine aus Freude, denn meine Mutter hat stets gesagt: „Mädel, Du bist so strohdumm, daß Du nicht einmal einen Esel als Liebhaber bekommen wirst!“ — und jetzt habe ich doch einen bekommen.

*

Von der Klugheit des Hundes. Zwei Jäger hatten auf der Entenjagd einen kleinen neufundländer Hund bei sich. Beim Röhricht, am Ufer eines Flusses, legten sie die Hüte ab und schlichen dem Wasser zu. Bald darauf ließen sie den Hund ihre Hüte holen, wovon einer größer war als der andere. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, beide mit dem Maule zu fassen, setzte der Hund den kleinern Hut in den größern, drückte ihn mit dem Fuße nieder und brachte sie beide.

*

Der höfliche Imperator.

Lehrer (seinen Schülern römische Geschichte vortragend): Cäsar aber erhob sich und redete die Senatoren so an (auf der vordern Bank machen einige Schüler Lärm): „Ihr alten großen Flegel, könnt ihr denn keine Minute euer Maul halten?“

*

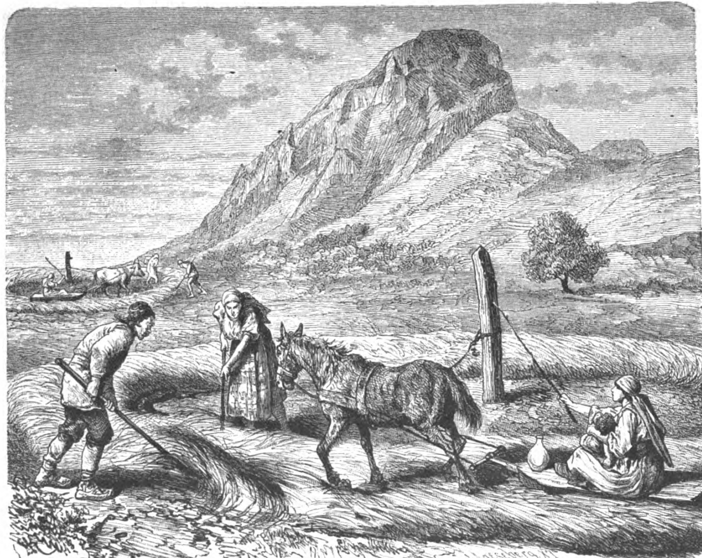
Der alte Abraham a Santa Clara sagte unter Anderem: „Der liebe Gott ist mit seiner Hülfe nicht immer von Eilenburg, sondern auch zuweilen von Wartenberg. Darum sollen wir in unserem Gebet von Anhalt sein. Wenn uns die Vorsehung über Kreuznach, Bitterfeld und Dornburg führt, so dürfen wir nicht verzagen, sondern müssen unsern Blick auf Seligenstadt richten, wohin wir aber nicht gelangen, wenn wir uns unterwegs in Weinheim und Spielberg aufhalten, oder ungebührlich lang in Frauenstadt oder Magdeburg verweilen.“

*



Mönchsindustrie zu Maglis.

Aus „Donau-Bulgarien“ von F. Kanitz. 2. Band. (Verlag von H. Fries in Leipzig.) (S. 358.)



Bulgarischer Dreschschlitten am Ogost.

Der Kaiser von China machte eine Reise durch das Land und fand eine Besitzung, auf welcher der Hausvater mit seinen zahlreichen Weibern, Kindern, Schwiegerkindern, Enkeln, Urenkeln und Dienern aller Art in der vollkommensten Eintracht und bewunderungswürdiger Verfassung lebte. Der Kaiser staunte diese seltsame Familie an und fragte den greisen Hausvater, welche Mittel er angewandt, um eine so zahlreiche Bevölkerung in stetem Frieden zu erhalten? Der alte Mann nahm darauf einen Griffel und schrieb auf die Haustafel nichts weiter als die Worte: „Geduld, Geduld, Geduld“.

*

Napoleon's nächtlicher Schreck. Wir erzählen nachstehenden Fall, so wie ihn Herr von der Mariatz in seiner Lebensbeschreibung mittheilte. Nach der Schlacht von Jena residirte Napoleon einige Zeit in dem königlichen Schlosse zu Charlottenburg. Hier stand in dem Zimmer, in welchem der König Friedrich Wilhelm III. gewöhnlich speiste, eine Uhr, welche Trompetenstücke, in vollem Chor geblasen, auf's Täuschendste nachahmte. Dieses Zimmer war jetzt auch in der Reihe derjenigen, welche Napoleon bewohnte. Irgend ein Spaßvogel aus der preußischen Dienerschaft mußte sich wohl daran ergötzt haben, das Spielwerk am Abend aufzuziehen; genug, um Mitternacht ging der Spektakel los; Trompeten ertönen durch das Schloß, die Adjutanten, die Dienerschaft, Napoleon selbst fahren aus den Betten heraus, und Alle glauben an einen Ueberfall. Aber Alles ist wieder still und Niemand kann begreifen, wo alle die Trompeter geblieben sind, denn man wurde nicht überfallen. Es wurden Posten ausgestellt, ein Theil der Adjutanten und Diener bleibt auf den Beinen — und siehe, um ein Uhr entstand derselbe Lärm und zwar in einem der Zimmer. Man stürzt hinein, und so wurde denn die unschädliche Uhr überrascht, ehe noch der Schabernack zu Ende war.

*

Maier: Denken Sie sich, was mir neulich auf der Bahn passirte. Ich sitze, auf den Abgang des Zuges wartend, mit meiner Frau ruhig plaudernd und nichts Böses ahnend, im Wagen. — Da plötzlich schwingt sich eine bleiche Gestalt auf das Trittbrett — und im nächsten Augenblick seh' ich ein fürchterliches Messer vor meinen Augen. Meine Frau wird ohnmächtig — ich schrei', was ich kann — —

Huber: Gräßlich! — Ja, um's Himmels willen, man hat Sie doch nicht —

Maier: Ach, was — schreit der Kerl: „Kaufen's a Federmesser mit zwanzig Klingen!“

*

Kindliche Einfalt.

Emma: Mama, warum kommt denn die Tante schon so lange nicht zu uns?

Mutter: Sie ist ja seit sechs Wochen im Bade.

Emma: Ist sie denn gar so schmutzig, daß sie sich so lange waschen muß?

*

Auch ein Abenteuer. Herr X., erzählt das „N. W. T.“, hat die Gewohnheit, allabendlich um neun Uhr über eine gewisse Straße der Ringstraße nach seiner Wohnung zu gehen. Jüngst trifft er auf diesem Weg eine schwarzgekleidete verschleierte Dame, die sich ohne Weiteres an seinen Arm hängt. Die Dame zittert und scheint zum Tod ermüdet, sie bittet den Herrn, sie vor der Verfolgung zweier junger Leute zu retten und sie bis zu ihrem Wagen zu begleiten. Herr X. will die Dame nach Hause begleiten, sie aber lehnt heftig ab und gestattet kaum, daß der Ritter ihr beim Abschiede zärtlich das Händchen küßt. — Ein Augenblick, der Wagen ist fort, noch ein Augenblick und Herr X. bemerkt den Verlust seiner Brieftasche. Herr X., der seine Stellung in der Gesellschaft bedenkt, verzichtet nothgedrungen auf die Brieftasche und auf deren Inhalt, trotzdem derselbe an 300 fl. betrug. Am andern Morgen — Herr X. hatte sich eben trübselig erhoben — bringt ein Unbekannter ein kleines Päckchen. Herr X. öffnet dasselbe, findet seine dreihundert Gulden, seine Brieftasche und dazu noch das folgende duftige Brieschen:

„Mein Herr!

Sie waren unzart genug, die Briefe einer Freundin, trotzdem dieselbe Sie mehrfach darum ersucht hat, nicht zurückzugeben. Ich wußte, daß Sie diese Briefe stets in der Brieftasche bei sich tragen. — Hier erhalten Sie Brieftasche und Geld zurück. Die Briefe sind gut aufbewahrt. Die gestrige Unbekannte. — Nachschrift: Mein Herr! Sie färben sich den Schnurrbart, ich muß Sie darum bitten, das Handküssen künftig sein bleiben zu lassen. Nicht die Zehnte hat das gern, wenn man ihr so ohne Weiteres ein Paar nagelneue Handschuhe zu Grunde richtet. Adieu!“

*

Professor: Wissen Sie nicht, daß es die Höflichkeit erfordert, mich — als Ihren Professor — auf der Gasse zu grüßen?

Schüler: Entschuldigen, Herr Professor, aber ich bin sehr kurzsichtig und konnte Sie daher nicht bemerkt haben.

Professor: Nun, so wären Sie mir etwas näher gekommen und Sie hätten mich bemerken müssen.

*

Newton, der berühmte englische Philosoph, war eines Morgens tief in seine Studien versenkt, als seine Haushälterin ihm zum Frühstück ein Ei brachte, welches sie in einer kleinen Pfanne mit Wasser kochen wollte. Newton, der allein zu sein wünschte, sagte, daß er es selbst thun werde. Die Haushälterin legte das Ei neben die Uhr ihres Herrn auf den Tisch und sagte ihm, daß es drei Minuten kochen müsse. Einige Zeit nachher kam sie wieder, um das Frühstücksgeschirr wegzunehmen. Zu ihrem großen Erstaunen fand sie ihren Herrn vor dem Kamin stehend, das Ei in seiner Hand und die Uhr in der Pfanne kochend.

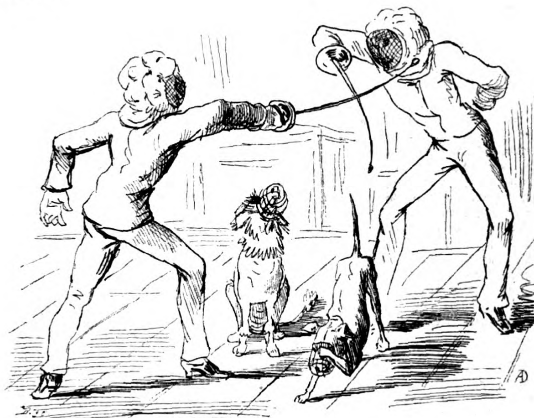
Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Zum Maulkorbzwang.



Traurige Nothwendigkeit, den Sammelteller dem Hund an den Schwanz zu binden.



Führt man die Hunde auf den Fechtboden, so werden sie vielleicht glauben, das sei jetzt allgemein der Brauch.

Des Kostüms wegen.



Nicht weiter. Ich will baden, aber meinen Badeanzug nicht naß machen, er ist ja ganz neu!

Subordinationswidrig.



Sergeant: Es fehlt ein Mann beim Verlese.
Gemeiner: Ich glaube, der Gemeine Schulze ist nicht mehr heraufgekommen.
Sergeant: Ohne Erlaubniß des Herrn Oberst?

Merkwürdige Erklärung.



A.: Es ist geradezu unbegreiflich, wie falsch manchmal unser Direktor seit neuester Zeit spielt!

B.: Das verschuldet die ihm verliehene Dekoration. Seit er die erhalten, sieht er stets um ein Kreuz zu viel.

Gefährliche Drohung.



Der alte, kinderlose Bauer Schleemüller theilt seinen sämmtlichen um sein Sterbebett versammelten Neffen und Nichten mit: „Ich habe testamentarisch nach bestem Wissen und Gerechtigkeit Jedem von euch gleich viel und gleich guten Acker vermacht, dafür erwarte ich aber auch, daß nach meinem Tode Frieden unter euch herrscht; sollte dieß nicht der Fall sein, so mache ich ein anderes Testament und ihr bekommt gar nichts."

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Aufbewahrung rohen Fleisches. A. Herzen in Florenz benützt zur Konservirung von Fleisch rohe Borsäure, welche durch Zusatz von Borax (wohl wegen Bildung eines sehr sauren Salzes) in Wasser löslich gemacht wird. Die Wirkung dieser Lösung wird durch Zusatz von etwas Kochsalz und Salpeter erhöht und hiedurch namentlich die Erhaltung des frischen Aussehens des Fleisches befördert. H. Schiff, welcher über diese Versuche berichtet, hat Gelegenheit gehabt, viele Proben des nach dieser Methode monatelang bei der Sommerhitze von Florenz aufbewahrten Fleisches zu untersuchen und in verschiedener Zubereitung zu genießen, und zwei seiner Bekannten haben sich einen Monat lang ausschließlich mit so konservirtem Fleisch genährt. Das Fleisch behält sein natürliches Ansehen, zeigt keine Spur von Fäulniß und läßt selbst bei mikroskopischer Inspektion keine Veränderung erkennen. Der letzte Rest einer größern Menge, welche, in Kisten und Blechbüchsen ohne weitere besondere Vorsicht verpackt, zwei tropische Reisen durchgemacht hatte, war nach etwa einem Jahre noch genießbar. Nach vielfach gewonnener Einsicht in das Herzen'sche Verfahren und die damit erzielten Resultate hält Schiff die in volkswirthschaftlicher Hinsicht so wichtige und in chemischer Beziehung so interessante Frage der Konservirung rohen Fleisches für eine in ihrer Grundlage gelöste. Es hat sich bereits eine Gesellschaft in Florenz gebildet, um nach diesem mehrfach patentirten Verfahren konservirtes Fleisch aus Südamerika und aus Rußland einzuführen.

*

Kunstwein im Alterthum. Schon Griechen und Römer haben den Wein durch Einkochen und Versetzen mit Honig und Gewürzen mundgerecht zu machen gesucht, wobei bleierne Gefäße zum Kochen empfohlen wurden, was zweifellos zur Versüßung des Weines durch theilweise Auflösung des Bleies beitrug. Obwohl die Schädlichkeit des Bleies auf die Gesundheit schon damals bekannt war, findet sich doch keine Warnung dagegen. Zu Plinius' Zeiten sind aber schon vielfache Wein-„Verbesserungen", wie Abkochen, Zusatz von Gyps und Kalk, von Harzen 2c., bekannt gewesen. In Deutschland finden sich erst im fünfzehnten Jahrhundert Verbote gegen Weinverfälschungen mit Kalk, Schwefel, Milch — jedoch nicht mit Bleizucker, obwohl dieser schon damals wohl bekannt war. Gegen Fälschungen ist in England schon 1327, in den Niederlanden 1384 (gegen Fälschung durch Vitriol, Quecksilber und Galmei), in Frankreich 1371 ein scharfes Verbot ergangen. Nach einer schwäbischen Chronik „begunten die Bürger zu Augspurg im Jahre 1453 die von Franken herübergekommene Weinverfälschung erstmals zu merken". Im Jahre 1696 ist in einem französischen Verbote zuerst der Verfälschung des Weines mit Bleiglätte Erwähnung gethan; 1697 wurde in Württemberg bei Strafe an Gut, Ehre, Leib und Leben die Weinfälschung verboten, in Folge welcher 1698 ein „armer Mann" des Landes verwiesen und Andere eingekerkert wurden; acht Jahre darauf wurde sogar der „Kiefer" zu Eßlingen, Johann Jakob Ehrni, als „Weinvergifter" enthauptet, der Eigenthümer des mit Bleizucker gewürzten Weines aber mit Geldstrafen belegt, der Wein vernichtet. Mit dem giftigen Bleizucker wird der Wein längst nicht mehr versetzt, an seine Stelle ist das liebliche Fuchsin getreten. Schade, daß der schwäbische Brauch aufgehört hat!

Landwirthschaft.

Aufzucht der Ferkel. Bei der Wichtigkeit, welche die Schweinezucht in den letzten Jahren durch hohe Preise erlangt hat, ist es wohl gerathen für den Schweinezüchter, auch unbedeutend scheinende Vorgänge bei der Aufzucht der Ferkel genau zu beobachten, um sich vor Schaden zu bewahren. Oft hat man eine Zucht Ferkel, die plötzlich, wenn sie etwa vier bis neun Wochen alt sind, rauhes Haar bekommen und überhaupt ein Ansehen haben, als wenn die Sau nicht genug Milch für sie hätte, obgleich man sich sagen muß, daß dieselbe sehr gut gefüttert wird. Manchmal findet sich dieses Zurückbleiben der Ferkel auch bei einzelnen Exemplaren. Die Sau will auch die Ferkel nicht gern saugen lassen, legt sich auf den Bauch und läßt sie nur mit dem größten Widerstreben an die Zitzen. Man sehe bei diesem Vorfalle den Ferkeln nach den Zähnen und wird in den meisten Fällen finden, daß dieselben glänzend schwarz und spitz wie eine Nadel sind. Dieselben stechen bei dem Saugen in die Zitzen der Sau, wodurch sich das Widerstreben derselben gegen das Saugen der Ferkel erklärt. Auch stechen diese spitzen Zähne, wenn die Ferkel fressen wollen, in das gegenüberstehende Zahnfleisch und verleiden so den kleinen Dingern die Freßlust. Diesem Uebel ist sehr leicht abzuhelfen, indem man den Ferkeln ein Stöckchen durch das Maul legt, damit sie dasselbe nicht zumachen können, und dann mit einer kleinen Kneifzange die Zähne dicht über dem Zahnfleisch abkneift. Acht Tage nach dieser Operation haben sie ihr glattes Haar wieder und sind kurirt. Hat eine Sau geworfen, so ist es nothwendig, die erste, und gut, auch die zweite Nacht eine brennende Laterne im Stall aufzuhängen, da es dann selten passirt, daß ein Ferkel von der Sau erdrückt wird, was bei Dunkelsein des Stalles sehr häufig vorkommt.

Erfindungen.

Vorrichtung zum Annähen der Knöpfe auf der Nähmaschine. Bekanntlich ist die Knopflochnähmaschine vom Schneider Weidling erfunden worden, der einst in der alten Heimat den Kommunismus predigte, in Amerika aber seine Zeit besser anzuwenden wußte und mit seiner Erfindung mehr als 60,000 Gulden verdient hat. Nun hat ein anderer Deutscher in Amerika, Namens Fries, ein Hülfswerkzeug, eine Art Stoffrücker, konstruirt, mittelst dessen auch Knöpfe auf der Nähmaschine angenäht werden können.

*

Durch Seewasser ausgelöschte Schriftzüge wurden von Garside von Neuem lesbar gemacht, indem er sie mit einer Auflösung von Schwefelcyankalium in Wasser (1:20) überpinselte und dann noch feucht über eine Schale mit heißer Salzsäure hielt, wodurch die Schriftzüge tief dunkelroth hervortraten.

Nachruf.

Der Altmeister des deutschen Männergesangs und der eifrigste Pfleger desselben, Ernst Julius Otto, ist am 6. März in Dresden nach kurzem, schmerzlosem Krankseín aus dem Leben geschieden. Trotz vieler harten Schicksalsschläge (alle seine Kinder, von denen namentlich der eine Sohn eine genial angelegte Natur war, wurden ihm durch den Tod geraubt, und nur seine vierte Gattin überlebte ihn) brachte er es bis in die Siebenzig, denn am 1. Sept. 1804 ward er als Sohn eines Apothekers zu Königstein in Sachsen geboren. Schon 1821 komponirte Otto, damals noch Gymnasiast, einige Motetten und Kantaten, die nicht bloß bei ihrer Aufführung viel Beifall fanden, sondern auch einen Karl Maria v. Weber veranlaßten, ihm den Rath zu geben: er möge sich ganz der Musik widmen. Und diesem Rathe folgte Otto. Zwar ging er 1822 nach Leipzig, studirte aber nur kurze Zeit Theologie, um sich dann der holden Frau Musika für immer hinzugeben. 1825 kehrte er nach Dresden zurück und nahm zunächst die Stelle eines Gesang- und Klavierlehrers am Blochmann'schen Institut an. 1830 ward er Kantor an der leipziger Kreuzkirche. Bis 1. Januar 1876, an welchem Tag er in den wohlverdienten Ruhestand trat, bekleidete er das Kantorat, und er durfte von diesem Amte mit dem Bewußtsein scheiden, seinen Sängerchor auf eine der höchsten Stufen gebracht zu haben. Außerdem fungirte er aber auch seit einer langen Reihe von Jahren als Musikdirektor an der Kreuz-, Frauen- und Sophienkirche, was ihn zu einer Anzahl geistlicher Kompositionen von hohem Werth veranlaßte. Zu diesen gehören insbesondere seine Oratorien „Hiob" (Text von Jul. Mosen), wohl sein genialstes Werk, „Des Heilands letzte Worte" und „Die Feier der Erlösten am Grabe Jesu". Zu einer Wirksamkeit von allgemeinerer Bedeutung war Otto durch seine Wahl zum Liedermeister der dresdener Liedertafel berufen worden. Seitdem war er ein Hauptpfleger unseres volksthümlichen Männergesangs, und von allen seinen etwa achthundert Kompositionen sind es vornehmlich die Männerchöre, welche ihm eine ganz außerordentliche Popularität verschafft haben. Wo immer deutsche Männergesangvereine bestehen, selbst in Amerika und Australien, da haben sie auch Otto ihre Verehrung durch Ehrenmitgliedsdiplome ausgedrückt. Der Name des Entschlafenen wird unvergessen bleiben, wie man seine Lieder singen wird, so lang es einen deutschen Männergesangverein gibt.

Historische Gedenktage.

15. März.

1848. Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich wird durch Volksunruhen in Wien, die auch den Staatskanzler Fürsten Metternich verjagen, gezwungen, Preßfreiheit und Konstitution zu bewilligen.

16. März.

1792. Aufhebung des Sklavenhandels in Dänemark auf das Jahr 1803 festgesetzt. (Erstes Beispiel im civilisirten Europa.)

18. März.

1314. Jakob Bernhard von Molay, letzter Großmeister des durch Philipp den Schönen, Königs von Frankreich, vernichteten Tempelherrenordens, und Guido, Großprior von der Normandie, werden auf einer Insel der Seine bei Paris lebendig verbrannt.

19. März.

1405. Timur, gewöhnlich Tamerlan genannt, Khan der Mongolen, berühmter Eroberer Asiens, stirbt auf einem Kriegszuge von Samarkand nach Peking.

20. März.

1830. Ferdinand VII., König von Spanien, erläßt die pragmatische Sanktion, welche die alte kastilische Erbfolge wieder herstellt, nach welcher die Thronfolge in Spanien, in Ermanglung der Söhne, auf die Töchter übergeht.

21. März.

1763. Jean Paul Friedrich Richter, genialer humoristischer Dichter und Schriftsteller (Hesperus, Titan, Levana u. A.), zu Wunsiedel im Baireuthischen geboren.

23. März.

1530. Kaiser Karl V. schenkt den durch die Türken von der Insel Rhodus vertriebenen Johanniterrittern die Insel Malta. Von dieser Zeit an werden die Ordensglieder gewöhnlich Malteserritter genannt.

24. März.

1844. Bertel Thorwaldsen, ausgezeichneter Bildhauer, zu Kopenhagen im Theater während eines Schauspiels plötzlich gestorben.

25. März.

1802. Friede zu Amiens zwischen England und Frankreich (England behält Ceylon, Frankreich seine Kolonieen, der Johanniterorden Malta, die Pforte Egypten). Jedoch schon am 18. Mai 1803 erklärt England wieder den Krieg.

26. März

1584 starb Iwan II. Wasiliewitsch, erster Zar von Rußland, Eroberer von Kasan und Astrachan. Er beförderte die Civilisation des halbwilden Volks und legte den Grund zur Größe des Reichs.

27. März

1482 starb Maria, Herzogin von Burgund, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Sie war eine Tochter Karl's des Kühnen und die Gemahlin des Erzherzogs, nachmaligen Kaisers Maximilian I., durch welchen nun die reiche burgundische Erbschaft an das österreichische Haus kam.

28. März.

1849. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, wird vom Reichstage zu Frankfurt a. M. zum Kaiser der Deutschen erwählt. Der König lehnt aber die Wahl (am 3. April) ab.

30. März

1826 starb Johann Heinrich Voß, Hofrath und Professor zu Heidelberg, Dichter (der „Luise" 2c.) und Philolog (Uebersetzer des Horaz und anderer klassischen Dichterwerke).

31. März.

1814. Kapitulation von Paris (früh 2 Uhr); Einzug der Verbündeten (11 Uhr Vormittags), an ihrer Spitze Kaiser Alexander I. von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

1. April.

1806. Mehemed Ali, späterer Vizekönig von Egypten, wird von der Pforte zum Statthalter von Egypten und Pascha von drei Roßschweifen ernannt.

2. April.

1801. Seesieg des englischen Admirals Nelson über die dänische Flotte bei Kopenhagen; Bombardirung der Stadt.

3. April

1603 starb Elisabeth, Königin von England, nach einer glanzvollen 44jährigen Regierung. Mit ihrem Nachfolger, Jakob I., bisher König von Schottland, bestieg das Haus Stuart den englischen Thron.

4. April.

1707. Hans Karl von Winterfeld, preußischer Generallieutenant und Held im siebenjährigen Krieg, zu Vanselow, ein Familiengut in Pommern, geboren.

5. April.

1689. Katharina I., Kaiserin von Rußland, Gemahlin Peter des Großen, als Tochter des lithauischen Bauern Samuel geboren.

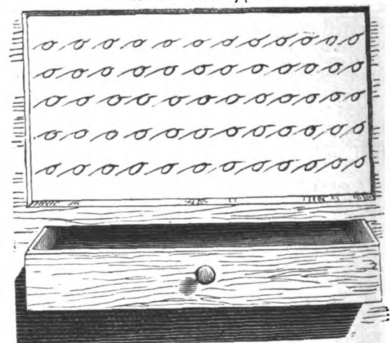
6. April.

1528. Albrecht Dürer, großer deutscher Maler, Kupferstecher und Holzschneider, zu Nürnberg gestorben.

8. April.

1525. Friede zu Krakau zwischen Polen und dem deutschen Orden. Der Orden wird aufgehoben, Preußen als ein weltliches Herzogthum und polnisches Lehen dem bisherigen Hochmeister Albrecht, Markgrafen von Brandenburg, verliehen.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 339:

Heimweh.

Charade.

Die Erste entstehet durch Störung der Richtung,
Die Zweite durch jede dramatische Dichtung,
Das Ganze durch eines Ganzen Vernichtung.

Auflösung des Räthsels Seite 339:

Gluck.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 339:

Drüben blinkt das Landhaus freundlich
Aus den grünen Rebenranken,
Aber langsam auf dem Rheine
Laß ich heim mein Schifflein schwanken.

Flatternd grüßt dein Tuch vom Fenster,
Flatternd grüßet mein's vom Kahne;
Ach, so lang' wir uns erblicken,
Winket dein und meine Fahne.

(Müller von Königswinter.)

Auflösungen der Kriegerischen Räthselfragen Seite 337:

5. Demontirte Kanonen. 6. Gefährlicher Posten. 7. Plötzlicher Rückzug. 8. Viktoriaschießen.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. W. D...e. Zu viel Vorrath. Ganz hübsch. Verdient Aufmunterung.

Hrn. H. G. in Wien. Wird später ausgeglichen werden.

Abonnent in Rheinsberg. Bei Voigt in Weimar erschienen. Wenden Sie sich per Postkarte an diese Verlagsbuchhandlung.

Frln. Amalie S. in Hildesheim. Die Wahl der Namen hübsch, das Räthsel jedoch zu leicht. Es weiß Jeder sofort, wer dieser allbekannte Mann ist. Etwas Anderes vielleicht.

Wißbegierige in Pawlowsk. Wollen Ihren Wunsch in Erwägung ziehen.

Hrn. A. Lubinski in Lissa. Ganz hübsche Toninstrumente mit weichem Flötenton und nicht schwer zu spielen.

N. N. Nur der Kladderadatsch, und der wird nicht das sein, was Sie suchen.

Ein Naturfreund in Peterswaldau und Hrn. Lehrer A. J. J. in Dornach. Das schon oft von uns angeführte Buch: „Der Naturaliensammler", praktische Anleitung zum Sammeln, Präpariren, Konserviren organischer und unorganischer Naturkörper, von Dr. L. Eger. 2. Auflage. Faesy und Frick, Wien.

P. Cz. Sch. Ganz hübsch, aber wir sind auf lange Zeit hinaus versehen.

Hrn. J. Sch. in Saarlouis. Italienische Unterrichtsbriefe (Leipzig, Hildebrandt) von Prof. G. Buonaventura und Dr. Alb. Schmidt. Ollendorf's Holländische Grammatik. J. H. Bechhold, Kaufmännisches Rechenbuch (Frankfurt a. M., Bechhold). W. Hoffmann, Geschichte des Handels (Leipzig, O. Wigand).

Hrn. K. H. Petrowitz. Das können wir nicht.

E. St. in Berlin. Allem Anschein nach haben Sie Heft 5 vom Jahrgang 1876 statt 1877 erhalten. Bitte bei Ihrer Buchhandlung unter Zurückgabe des unrichtigen Heftes den Umtausch zu veranlassen.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden ꝛc. sind uns zugegangen von: Frln. Pauline Sch., Berlin; Emma Winkler, Brünn; B. T., Breslau; Amalie Stubbe, Görlitz; Ottilie Ribbe, Berlin; Antonie T., Kassel; Anna Riegler, Ungarn; Adele Miholcanin, Esseck; Hrn. Ed. Rockelmann, München; Mathias Blumenau, Preßburg; M. Juster, Dorna-Watna; L. Mammre, Saybusch; Fidelio Montefiore; A. Wollmer, Bradford; Adolph Meßner, Oels-Arnau; O. Scherr, Neuhaus; Th. Stark; Fr. Capteina, Deutz; P. Becker, Deutz; Emil Hahn, Altona; Pfleil und Werner, Breslau; Otto Karlberger, Graz; W. Jakubczyk, Köln.

Aerztliche Korrespondenz. A. B. Kaplan in M. Einen Arzt können wir Ihnen nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz, nicht aber in unserer Briefmappe empfehlen.

Sebastian F. in Knittelfeld. Wenden Sie sich zur Beschaffung von Gummihandschuhen an die Firma Gebrüder Weil in Frankfurt a. M.

E. A. S. in Königsberg. Gegen rothe und fortwährend kalte, sowie mit Frostleiden behaftete Hände ist als vorzügliches Mittel das allabendliche Bepinseln mit Kollodium zu empfehlen.

Abonnentin in K. Leichte Morphium-Einspritzungen während der Schwangerschaft werden weder auf Mutter noch Kind einen schädlichen Einfluß ausüben, wenn solche nicht zu häufig vorgenommen werden.

I. F. R. in M. Ostran. Die radikale Heilung von Unterleibsbrüchen gehört zu den größten Seltenheiten. Das einzige und beste Mittel ist und bleibt immer eine gut gearbeitete Bandage.

A. Z. in Nyon. Ohne genaue ärztliche Untersuchung Ihrer Brustorgane ist es nicht möglich, Ihnen einen Rath zu ertheilen.

E. P. in Bielefeld. Zur Förderung der Verdauung empfehlen wir Ihnen die von Liebreich in Berlin dargestellte Pepsinessenz, die in allen besseren Apotheken Deutschlands zu finden ist. Vor und nach der Mahlzeit wird ein Löffel voll Medizin zur Anregung der Magenthätigkeit genommen.

A. M. in Leipzig. Ob ein vermeintliches Oberbein durch ärztliche Operation oder durch ein Einreibungsmittel zu beseitigen ist, kann nur durch eine direkte persönliche Untersuchung entschieden werden. Wenden Sie sich deßhalb an einen tüchtigen Chirurgen, deren Sie ja an der leipziger Universität reichliche Auswahl haben.

H. in S. Mitesser werden am Besten durch direktes Ausdrücken und nachheriges Waschen der Haut mit Kummerfeld'schem Waschwasser beseitigt (in jeder Apotheke zu haben).

Ernst Sch. in Krimmitzschau. Mittel gegen den Bandwurm haben wir schon so oft in unseren ärztlichen Korrespondenzen angegeben, daß wir nicht wiederholt unsere vielen Leser mit denselben behelligen können. Wenn Sie bezügliche Auskunft wünschen, so wollen Sie sich mit Angabe Ihrer Adresse direkt an unsern ärztlichen Berichterstatter wenden.

Emmy R. in Berlin. Das Kummerfeld'sche Waschwasser theilt alle guten Eigenschaften, welche Sie bezüglich desselben bei uns anfragen.

X. Y. Z. in Dm. Der üble Geruch aus dem Munde, falls die Zähne gesund sind, ist oft die Folge eines Magenkatarrhs, wofür auch die stark belegte Zunge spricht. Wir rathen Ihnen, den Mund fleißig mit Salicylsäure-Mundwasser auszuspülen und Morgens und Abends nüchtern $^{1}/_{10}$ Gramm gepulverte Salicylsäure einzunehmen.

H. in M. Ein Heilmittel mit Namen Gelsomininum kennen wir nicht. Sie meinen sicher das Gelsemium nitidum, dessen Wurzel, zu einem Pulver zerrieben, narkotisch wirkt und als Tinktur (ein Theil Wurzelrinde mazerirt mit 4 Theilen Weingeist) auf Baumwolle in den Zahn gebracht den Schmerz stillen soll.

Anfragen *).

46) Wie bereitet man Cayenne-Pfeffer zu, daß er seinen scharfen Geschmack verliert und doch seinen Farbestoff behält (ohne Gift)?
W. R., Elberfeld.

47) Auf welche Weise kann man den auf Photographieen haftenden firnißartigen Anstrich entfernen, so daß dieselben dann kolorirt werden können?

48) Gibt es ein Mittel, und welches ist dieß, Fettflecken aus Papier dauernd und gründlich zu entfernen, ohne das Papier anzugreifen?

49) Ich wünschte sehr, ein Rezept zur Bereitung einer Transparent-Pomade, auch Krystall-Pomade — Diaphanine — genannt, zu erhalten.
E. St.

50) Mit welchem Präparate lassen sich **Kreide**zeichnungen (Kohle, schwarz und weiß) überziehen, um sie, ohne die Zeichnung selbst irgendwie zu schädigen, vor dem Verwischen zu schützen? Alphons.

Antworten.

Auf 45): Wenn der betreffende Keller, mag er aus irgend einer Steinart gebaut sein, gut ausgefroren und zur Zeit der Einlagerung des Bieres eine nicht mindere Temperatur als 0—4—0 hat, so darf, wenn zur Fabrikation ein gutes Rohmaterial und im richtigen Verhältniß verwendet worden, die Gährung normal war, durchaus kein Bedenken getragen werden, ob sich dasselbe halte. Wäre nicht der Fall, daß der Keller also situirt, so ist namentlich das Hauptaugenmerk dieses Jahr auf ganz außerordentliche Reinlichkeit aller mit dem Bier in Verbindung kommenden Gegenstände zu richten, damit nirgends Veranlassung zur Bildung von Säure vorhanden ist. — Weiter ist zu beobachten, daß die Biere bei schwankender, bald kalter, bald warmer Witterung recht klar gefaßt werden, d. h. so wenig wie möglich Hefentheile sich in demselben befinden dürfen, damit keine allzu große Verschaffung zu Stande kommen kann.
K. B.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 15. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Ein Abenteuer in Konstantinopel.

Erzählung

von

Rosenthal-Bonin.

(Nachdruck verboten.)

Konstantinopel hat auch heute, trotzdem es sich unserer Kultur so sehr genähert hat, immer noch etwas Märchenhaftes; der Geist, welcher in „Tausend und eine Nacht“ lebt und webt, weht heute noch um die weißen Kuppeln und schlankspitzen Minarets, die zum blauen Himmel aufsteigen, und die winkligen Straßen mit den schnörkelhaft verzierten, geheimnißvoll von der Außenwelt abgeschlossenen Häusern machen den Eindruck, als ob sie allerhand wunderbare, zauberisch seltsame Dinge in sich verbergen.

Dieser Reiz der Hauptstadt des Türkenreiches hat für uns etwas recht Gefährliches; unsere durch romantische Erzählungen mancherlei Art aufgeregte Phantasie dichtet zauberhaft lockende Dinge hinter diese durch enge Holzstäbevergitterungen dem Auge unzugänglich gemachten Fenster und verführt uns nicht selten zu Wagnissen, die sicher unterblieben wären, wenn diese nach Außen so geheimnißvoll stillen Türkenhäuser so offen dem Aus- und Einblick dastünden, wie unsere Wohnhäuser in Europa.

Wie nun aber die türkischen Frauen ganz besonders die Neugierde erregen und die Phantasie zu kühner Thätigkeit anspornen, gerade durch die Verhüllung der Gesichter und der Körperformen vermittelst der sackartigen Kleidung, so wirken auch die Türkenhäuser durch die sorgfältigst versperrten Fenster und die völlig, fast gespenstig todte Außenseite.

Unsere erregte Einbildungskraft gaukelt uns fremdartigen Glanz, märchenhafte Schönheit, die in diesen Gefängnissen sorgsam verschlossen gehalten wird, vor und reizt uns an, dort uns hineinzustehlen und von den kostbaren verbotenen Früchten zu naschen.

Wer in Konstantinopel gewesen, wird sich dieses Eindrucks nicht haben erwehren können, auch der Nüchternste nicht, und unsere kleine, sozusagen aktenmäßig wahre Geschichte beruht auf dieser verführerischen Eigenthümlichkeit der mächtig großen Hauptstadt des Reiches der Osmanen.

Wir waren eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft junger Leute, natürlich alles Franken, sämmtlich auf den verschiedenen Kanzleien der Gesandtschaften beschäftigt, hielten gute Kameradschaft trotz der Verschiedenheit der Nationalität und der oft sehr entgegengesetzten Ziele unserer Regierungen, hatten eine Art Klub gebildet und trafen uns jeden Nachmittag nach Schluß der Bureaux zu einer Partie Billard im Café des „Hotel de France“ zu Pera, das sich von einem wiener oder pariser Café durch nichts unterschied, als daß ab und zu die rothen türkischen Mützen in größerer Anzahl als in den beiden obengenannten Städten hier sich bemerkbar machten.

Bei diesen Zusammenkünften schloß sich mir, dem Aeltesten, ein junger Franzose, ein Vicomte de L., an, der hübsch, reich, liebenswürdig und harmlos war und mehr Lebensfrische zeigte, als junge französische Diplomaten sonst zu besitzen pflegen.

Wir machten Spaziergänge zusammen, Segelfahrten auf den blaugoldig schimmernden Wogen des Bosporus und nach den paradiesisch schönen Ufern des goldenen Horns, und lebten heiter in den Tag hinein in der überaus interessanten Stadt, wie junge Leute, denen es nicht an Mitteln fehlt, gewöhnlich thun.

Jeden Tag gab's etwas Neues, Wunderbares, Seltsames zu berichten und die schönen Türkinnen spielten in der Unterhaltung der lebenslustigen und, wie ich zugestehen muß, nicht allzu sittenstrengen Gesellschaft eine große Rolle.

Es wurden mancherlei Abenteuer erzählt, von denen unter hundert vielleicht eines wahr gewesen und dieß auch jedenfalls sich ganz anders abgespielt hatte, als der junge Leichtfuß es ausgeschmückt darzustellen liebte, — denn bei den eigenartigen türkischen Verhältnissen hält es unendlich schwer, mit irgend einem jungen weiblichen Wesen in Verbindung zu treten. Vor Allem muß man der Sprache kundig sein, da die Türkinnen fast nie ein anderes Idiom, als ihre Landessprache verstehen; — dann hindert jede Annäherung auch noch der Umstand, daß selbst die vornehmsten Türkinnen weder lesen noch schreiben können, die Zeichensprache aber bei dem Zusammenhalten der türkischen Männer hinsichtlich ihrer Frauen den Franken gegenüber, wo sie gegenseitig sich Spionendienste leisten, ihr Gefährliches hat, ein Verkehr der beiden Geschlechter aber, wie bei uns etwa durch das gesellschaftliche Leben, durch Konzerte, Theater, Bälle, Kaffeehäuser und dergleichen, dort türkischerseits etwas ganz Unbekanntes ist. Die Türkin der besseren Stände geht nicht einmal von ihrem Mann begleitet über die Straße, daher sieht man in Konstantinopel fast nur Frauen mit Frauen und Männer mit Männern.

Nun bleiben zwar die Unterhändlerinnen, die, wie nirgends auf der Welt, auch in Konstantinopel nicht fehlen. Diese sind jedoch ebenso spitzbübisch dem Fremden gegenüber, dem sie das Geld aus der Tasche locken, als voll Furcht vor grausamen Strafen, daß der Herr des Hauses etwas Ungehöriges entdecke.

Ich, der diese Verhältnisse gut kannte, setzte daher all' diesen romantischen Prahlereien ein stilles Lächeln entgegen und warnte meine Bekannten stets, falls sich wirklich ihnen einmal etwas wie ein Abenteuer zeigte, diesem vorsichtig aus dem Wege zu gehen, weil die Sache dann immer einen großen Haken hätte und der Betrogene zweifellos der Franke sei.

Man lachte mich aber aus, nannte mich einen Tugendwächter und Hasenfuß und machte wohlfeile Witze über angeführte türkische Schönheitenbesitzer.

Derartige Unterhaltungen und der geheimnißvolle Reiz der Türkenstadt übten bald einen mächtigen Einfluß auf den erst vor einigen Monaten nach Konstantinopel direkt aus Paris versetzten jungen Vicomte aus.

Tag und Nacht träumte er von schönen Sultaninnen, Odalisken, Paschafrauen und Favoritinnen, und irrte trotz meines Abrathens in allen freien Stunden in den engen Gassen des türkischen Theiles der großen Stadt umher.

Er fehlte oft in unseren Versammlungen, ich sah ihn manchmal wochenlang nicht und



Rutherford Birchard Hayes, Präsident der Vereinigten Staaten. (S. 367.)

wenn wir uns trafen, war er zerstreut und schien meine Gegenwart, obgleich ich meine Mahnerrolle bald aufgegeben, lästig zu empfinden; ich fühlte nicht den Beruf, seinen Mentor zu spielen, zog mich daher so ziemlich ganz von ihm zurück und lebte in heiter geselligem Verkehr mit meinen Berufsgenossen wie bisher weiter.

Wir hatten ein gemeinschaftliches Lesezimmer in einem besonders dazu gemietheten Lokal gegründet, wo sämmtliche illustrirten Journale Europas auflagen und wo wir die regnerischen Nachmittage zuzubringen pflegten. Da trat eines Tages der junge Franzose außergewöhnlich aufgeräumt in den Saal; der sich so rar machende Kollege wurde mit allerhand spöttischen Scherzen begrüßt.

„Ja, lachen Sie nur," rief er aus, sich die Hände reibend, „Glück muß der Mensch haben, Glück, meine Herren, und ich hab's."

„Haben Sie die schöne Numé (eine Lieblingssklavin des Sultan Abdul Aziz) entführt?" fragte im Scherz ein englischer Kollege.

„Beinahe so etwas," entgegnete geheimnißvoll der Franzose.

„Die wunderbare Filoidé (eine Griechin und Favoritin des Palastministers)?" lachte ein Anderer.

„Nun, wenn auch nicht gerade die, so doch nichts Geringeres," gab der Franzose zurück.

„So hoch hinaus! Ah, der Mensch hat impertinentes Glück mit seinem Knabengesicht," erscholl's im Kreise.

„Aber warum damit hinter dem Berge halten, Vicomte? Sie haben sicher die Schöne schon in unauffindbaren Versteck hinter Schloß und Riegel gebracht und also keinerlei Konkurrenz von uns mehr zu fürchten!" rief der Engländer.

„Erzählen, Vicomte! Erzählen!" unterbrachen Andere das allgemeine Gesumm.

„Nun, die Sache ist bald berichtet," ließ sich jetzt der Vicomte vernehmen. „Ich sah sie in ihrem Palaste."

„Palaste, Palaste?" erscholl es fragend.

„Ja, einem der schönsten und berühmtesten Paläste der Stadt," fuhr der Franzose fort, „am Gartenmauerfensterchen, das ja nicht vergittert ist, wie die Herren wissen, und unverschleiert, einmal, — denken Sie sich, meine Herren, — zum zweiten Mal unverschleiert, zum dritten Mal, — ich schaute auf sie, indem ich ihr eine Kußhand zuwarf, sie lächelte; ich ging öfter zu dieser Zeit dort vorüber und traf sie dann immer dort, ich legte Blumensträuße auf die Mauer und sie erreichten das Ziel ihrer Bestimmung. Da stand sie eines Tags mit einer Rose in der Hand, sie ließ sie mit holdseligem Lächeln fallen. Ich nahm sie auf, küßte die Blume, sie neigte das Haupt und legte die Hände kreuzweise über die Brust, — Sie wissen, meine Herren, was das zu bedeuten hat. Es gelang mir, sie einst verstohlen an dem halboffenen Gartenpförtchen zu sprechen, sie hatte sich — o, diese Weiber sind schlau — in die einfachsten Kleider gehüllt, ich flüsterte ihr zu:

„‚Warte noch einige Tage, ich bringe Dich dann dorthin, wo Niemand uns finden soll!'

„Sie verstand mein schlechtes Türkisch, ich habe gewaltig in der letzten Zeit studirt, und lächelte holdselig. Ich fand ein einsames Häuschen in einem verschwiegenen Thälchen der schönen Bucht, — es war schnell gemiethet, — dann rief ich im Vorübergehen meiner Schönen zu:

„‚Warte bis morgen Abend elf Uhr — hier; dann steigen wir in das Boot und ich rudere Dich zu unserem Asyl hinüber.'

„Sie lächelte wieder, wie sie nur lächeln kann, — der ganze Märchenhimmel Mohammed's liegt darin, — und flüsterte mir zu:

„‚Hüte Dich vor N . . . . Pascha, meinem Herrn!'"

„Also eine Odaliske, eine Favoritin, eine Paschafrau!" riefen wir.

„Ja, und sicher die Lieblingsfrau dieses höchsten Würdenträgers," sprach der Vicomte mit leuchtenden Augen, „und schön ist sie und jung, lieblich, mädchenhaft frisch wie ein Maimorgen.

Am nächsten Abend stand ich hinten am Gartenpförtchen, sie lauschte schon am Fensterchen, huschte aus dem Pförtchen, das Gesicht verhüllt, in einfachster Kleidung, ein Bündelchen in der Hand, und hinüber fuhren wir im schimmernden Sternenschein über das schweigende, tiefblaue Wasser, den schlummernden Hügeln zu, wo unser Glück auf uns wartete. Jetzt wohnen wir dort schon drei Wochen, und Djemala ist ein unveränderter Sommersonnenstrahl, ganz Glanz, ganz Lächeln, ganz Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit, und dabei — dieß ist das Wunder als Lieblingsfrau eines der reichsten und vielvermögendsten Männer des ganzen Reichs — einfach, genügsam und bescheiden wie eine pariser Nähterin — aber das macht die Liebe!"

„Ah bah! Du bindest uns Märchen auf!" schallte es ihm vielstimmig entgegen.

„Nein, nicht ein Wort Märchen, jede Sylbe wahr," wehrte sich der Franzose, „Sie sollen sich von der Wahrheit überzeugen, meine Herren, Sie sind sämmtlich eingeladen, mich morgen Nachmittag in meinem versteckten Heim zu besuchen, dann will ich Ihnen meinen Engel aus dem Paradiese Mohammed's vorstellen."

„Wo ist das Haus? Seien Sie nicht so verschlossen, Vicomte!" rief Alles aufgeregt.

„Das sage ich den Herren nicht vorher. Aber morgen um zwei Uhr Nachmittags will ich persönlich den Führer machen und hier mich einfinden, — dann wollen wir mit dem Dampfschiff bis zu dem Oertchen fahren."

Es war natürlich, daß wir am nächsten Tage uns pünktlich im Lesezimmer einfanden — denn dieß schien ja einmal kein erdichtetes Abenteuer zu sein — und wir waren Alle ungemein gespannt, die Hauptperson in dieser mysteriösen Geschichte kennen zu lernen.

Der Franzose, dem es keine Ruhe ließ, bis wir uns von seinem Glück überzeugt und er über uns triumphiren konnte, ließ nicht auf sich warten. Wie verabredet trat er um zwei Uhr schön frisirt wie ein Adonis und in tadelloser pariser Gesellschaftstoilette unter uns, und wir wanderten in bester Laune die steile Straße zur großen Brücke, wo die Dampfschiffe anzulegen pflegen, hinab.

Der Vicomte führte uns auf einen der kleinen, einer englischen Gesellschaft gehörenden Schraubendampfer, welcher den Verkehr an den Bosporusufern, wo aus dem schimmernd blauen Wasser wie Marmor glänzend Villa an Villa blendend weiß aus dem dunklen Laube der Orangenbäume, Cypressen und Steineichen hervortauchen, vermittelt.

Das Wasser war wunderbar leuchtend blau heute, der Himmel strahlte im Sonnengold und die herrlichen bergigen Ufer mit den Perlenschnüren gleichenden Dörfern, Städtchen, Moscheen und Palästen lächelten so lieblich und schön auf beiden Seiten, wie es so originell und zauberisch nur dieser paradiesische Fleck Erde, wo zwei Erdtheile durch das schimmernde Wasser sich sozusagen küßten, zu thun vermag.

Vorbei zogen an unserem Auge die große marmorweiße Artilleriewerkstatt Top Hana, der riesige Palast Dolma Bagdsche, die gigantische Moschee Sinan Pascha's. Dann fuhr das Boot zur andern Seite hinüber, quer über die Meerenge der Richtung der bergigen Anadoli Hissar zu, ging an der asiatischen Seite entlang und hielt an einem von lauschigem Buschwerk und Bäumen verdeckten Sommerwohnungsörtchen in der Nähe von Madjar Burnu.

Hier stiegen wir aus und der Franzose führte uns an einem sprudelnden Bach entlang in ein abgelegenes Thälchen, wo ein kleines, weißes türkisches Haus mit kreisrundem Pavillondach und dunkelrothen Fenstervergitterungen zwischen großen Taxus-, Lebens- und Myrtenbäumen versteckt lag.

Er gab ein Zeichen mit dem Thürklopfer, eine grundhäßliche schwarze Nubierin öffnete und wir betraten einen echt türkischen Flur, dessen Wände schachbrettartig mit blauen und weißen glasirten Kacheln ausgelegt waren, und von diesem führte ein schmales gewundenes Treppchen zu einem kleinen, mit zierlichen Holzsäulenhallen umgebenen Hof, wo ein Springbrunnen en miniature lustig sprudelte und um ein Rasenfleckchen große, mit goldig rothen Früchten schwer behangene Orangenbäume in rothen Kübeln standen. Dort saß auf einer Matte in elegantem türkischem Hauskostüm, das will sagen mit grünseidenem kurzen Jäckchen und weiten rosaseidenen Faltenhosen, eine Cigarrette rauchend, die entführte Schöne.

Wir traten ihr mit begreiflicher Spannung, in fast feierlichem Aufzug entgegen.

Die Dame erhob sich bei unserem Eintritt und kam, ohne die Cigarrette fortzulegen, das Haupt dreimal tief neigend, uns zwei Schritte entgegen.

Wir mußten dem Geschmack unseres Freundes alle Anerkennung zollen.

Die schlanke, zierlich und doch groß gewachsene Gestalt der Türkin zeigte ein wunderbares Ebenmaß und große Vollendung der Formen, und ihr Gesicht war frisch, rosig. Die tiefblauen großen Augen schauten feurig und klug, die Stirn war glatt, klar und weiß, und ihre Reinheit wurde noch gehoben durch die auffallend starken schwarzen, über der leisgebogenen Nase zusammengewachsenen Augenbrauen und den kastanienbraunen, welligen Scheitel ihres starken, schönen, aber national türkisch glanzlosen Haares.

Der Franzose waidete sich an unserer Ueberraschung.

„Nun, habe ich den Herren etwas aufgebunden?" frug er heiter.

Wir gestanden ihm, daß unsere Erwartungen weit übertroffen würden.

Wir nahmen auf teppichbehangenen niedrigen Sesselchen Platz, während die Schöne neben dem Vicomte auf der Matte sich niederließ.

Die schwarze Dienerin erschien jetzt mit Kaffee, der nach echt türkischer Manier in kleinen, vergoldeten Täßchen, welche, schon gesüßt, auf mit schwarzen goldgestickten Sammetteppichen belegten Brettchen standen, servirt wurde.

Auf niederen Tischchen befand sich das süße Eingemachte und die Pfeifen.

Die Türkin machte sehr liebenswürdig, wenn auch etwas unbeholfen, die Wirthin, sie war sicher vom Vicomte instruirt worden. Sprechen konnte die Schöne zwar mit den Meisten nicht, denn nur Zwei in unserer Gesellschaft verstanden nothdürftig ihren Dialekt; die Beiden waren der junge Franzose, bei dem die Liebe die bekannte ausgezeichnete Lehrmeisterin abgegeben, und meine Wenigkeit, welche zufällig durch meinen Stiefelputzer gerade diesen Dialekt oft gehört hatte.

Aus dem Wenigen aber, was sie mir sagte, entnahm ich, daß sie einen hellen Verstand besaß und mehr Geist und Witz, als die sehr schlaffen, geistesträgen vornehmen Türkinnen sonst ihr eigen nennen können. Sie schien mir aus der Provinz und ein unverdorbenes Kind des Volkes zu sein, das durch seine Schönheit und Frische wahrscheinlich diese Carrière gemacht.

„Wenn alle Franzosen so liebenswürdig und guten Herzens sind wie Ihr Freund," sprach sie zu mir, „so würde die Türkei bald ein fränkisch Land werden — durch unsere Frauen. Es ist nur gut, daß wir davon nichts wissen."

„Es mögen aber auch nur Wenige den Muth besitzen, Ihrem Beispiel zu folgen," erwiederte ich, mich verbeugend.

Sie wurde roth und schlug die großen Augen scheu nieder. „Ja," sagte sie schüchtern, „die Liebe macht Muth, mehr als sie darf."

Da unterbrach die schwarze Dienerin unser Gespräch. Sie flüsterte der Dame des Hauses einige Worte zu und diese theilte sie in ihrer Weise dem Vicomte mit.

Der Vicomte verstand erst lange nicht.

„Ein Herr, der mich, den Vicomte de L., durchaus sprechen muß in Geschäften?" fragte er endlich betreten.

„Wie ist das möglich?" wandte er sich zu mir, „mich kennt ja Niemand hier unter meinem wahren Namen? Was kann er wollen? Wer kann das nur sein? In Geschäften? Er kann ja zum Bureau kommen. Ich bin jetzt hier nicht zu sprechen," gab er Bescheid.

Die Dienerin ging mit diesem Auftrag ab und auf uns lagerte sich eine drückende, beängstigende Schwüle.

„Es ist ganz gegen türkische Sitte, so in ein Privathaus auf dem Land einzubrechen. Es muß etwas Bedeutendes sein," sagten wir uns im Stillen.

Nach wenigen Augenblicken erschien die Dienerin wieder und berichtete, der Herr ließe sich nicht abweisen, er müßte den Vicomte sprechen, — das Geschäft wäre sehr, sehr dringend.

Der Franzose wollte aufbrausen.

„Freund," rief ich ihm zu, „die Sache kann ernst sein. Es ist vielleicht besser, Sie empfangen diesen Mann hier in unserer Aller Gegenwart, als später allein. Wer kann wissen, was ihn herführt? Bedenken Sie, Freund, wir sind in der Türkei und dieß Haus hier liegt fünf Stunden von Konstantinopel und Ihrer Gesandtschaft entfernt."

Dieß mochte der Franzose einsehen und er gab das Zeichen, den Besuch hereinzuführen.

Jetzt trat ein stattlicher, ernst und würdevoll aussehender Türke in den Hof, europäisch gekleidet bis auf den Fez.

Er führte die Hand an die Stirn zum Zeichen der Begrüßung der Gesellschaft und warf aus seinen dunklen, glanzlosen, tiefschwarzen Augen einen schnellen scharfen Blick auf die Türkin, welche jetzt sichtbar erschreckt und sehr verlegen geworden war und eilig in das Haus ging.

Der Vicomte lud mit einer sehr kühlen Handbewegung den Türken zum Platznehmen ein.

Der Mann blieb stehen und seine Miene wurde noch ernster als zuvor.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte der Franzose in bänglichem, gepreßtem Ton.

„Ich komme," begann der Türke, „mein Herr, in Geschäften, im Auftrage Seiner Excellenz N . . . . Paschas, dessen Freund mich nennen zu dürfen ich die Ehre habe."

Der Franzose verfärbte sich und biß auf seine Lippen und uns wurde jetzt recht unbehaglich zu Muthe.

„Wie ich mich eben überzeugt habe," fuhr der Türke fort, „ist Seiner Excellenz abhanden gekommene Köchin Djemmala hier in Ihrem Hause, mein Herr?"

„Seine Köchin?" rief unser Freund wahrhaft entsetzt. „Seine Köchin?"

„Seine Köchin," sprach der Türke weiter. „Wohl, die Köchin Seiner Excellenz, die er hoch schätzt und ungern vermißt, weil Niemand so vortrefflich Lerchenpastetchen zu backen versteht wie diese.

„Köchin, also nicht Favoritin, Gemahlin Seiner Excellenz?" sprach der Franzose ganz niedergedonnert.

„Gemahlin? O Herr, wie wenig kennen Sie unsere türkischen Damen! Würde so etwas eine Dame von Stellung thun? Die Gemahlinnen meines Freundes sind Muster von Treue und Tugend, die ihren Gemahl nächst Gott am meisten lieben. Lassen Sie mich aber jetzt den geschäftlichen Zweck meines Besuches, dessen Aufdringlichkeit Sie gnädigst entschuldigen mögen, erledigen, mein Herr," fuhr der Türke fort. „Seine Excellenz hat für das Mädchen zwanzigtausend Piaster bezahlt, er kann, nachdem Sie ihr die Möglichkeit gegeben, sein Haus zu verlassen und Ihnen zu folgen, auch wenn Sie dieß wollten, sie nicht wieder in sein ehrenwerthes Haus nehmen. Sie jedoch, mein Herr, sind ihm zwanzigtausend Piaster für dieß Mädchen schuldig geworden, zu deren Anerkennung ich hier das Nöthige zu überbringen die Ehre habe," und der Türke überreichte dem Vicomte einen Wechsel.

„Aber, mein Herr, diese große Summe für dieß Mädchen — sie ist mir ja freiwillig gefolgt!" warf der Franzose erregt ein.

„Eine Magd, ein Glied des Hauses Seiner Excellenz," gab ruhig lächelnd der Türke zurück, „hat nicht das Recht, das Haus ihres Herrn zu verlassen. Sie kann nur," und jetzt betonte der Türke seine Worte sehr, höchst nachdrücklich, „genommen und, wie die Sache hier liegt, auf nicht geraden Wegen zu Ihrem Eigenthum gemacht worden sein. Ein Vorfall, den sonst nur unsere Gerichte zu beurtheilen haben, den aber Seine Excellenz aus besonderer Hochachtung und in zarter Rücksicht für Ihre Regierung, mein Herr, auf diese Weise, ohne unliebsames Aufsehen, zu behandeln wünscht."

„Und wenn ich nun diese unsinnige Forderung verweigere," brauste der Vicomte auf.

„Dann, mein Herr," sprach der Türke gelassen, „habe ich Ordre, die Rechnung für die entwendete Köchin Seiner Excellenz sofort bei der französischen Gesandtschaft einzureichen."

Es herrschte eine Todtenstille in dem kleinen, zierlichen Höfchen, nur der Springbrunnen plauderte lustig klingend fort und schien uns, denen jede Sekunde dieser peinlichen Situation wie eine Ewigkeit vorkam, in seiner fortdauernden Munterkeit mit seinem neckischen Plätschern auszulachen.

Ich schaute auf den Vicomte, er zitterte und bebte vor Schreck und Aufregung. Zwanzigtausend Piaster sind zehntausend Franken — eine schöne Summe! Konnte er gezwungen werden, sie zu bezahlen? Es wäre zu einer Klage gekommen, er konnte es wenigstens darauf ankommen lassen. Auf der andern Seite aber stand der Makel unaustilgbarer Lächer-

lichkeit, den er durch diese Entführungsgeschichte der vermeintlichen Favoritin auf sich geladen. Seine diplomatische Carrière war vernichtet, wenn diese Sache amtlich bekannt wurde und zum ewigen Angedenken in die Gesandtschaftsakten kam.

Der Vicomte schaute starr vor sich auf die Erde.

„Es ist das eine Erpressung, mein Herr, eine schamlose Erpressung!" fuhr er jetzt auf.

„Es ist eine Kaufsumme, um eine Entwendung in die Form eines ehrlichen Geschäftes umzuwandeln," sprach mit eiserner Gelassenheit der Türke.

Der Vicomte kam in seiner Angst auf mich zu. „Was soll ich thun, rathen Sie mir, Sie kennen ja dieß Gesindel," sprach er englisch.

„Zahlen Sie," flüsterte ich, „es ist ja nur der fünfte Theil Ihrer Jahresrente. Seien Sie froh, daß Sie unter diesen Verhältnissen noch mit Geld davon kommen können."

„Es ist schmählich!" knirschte er.

„Aber der beste und der einzig anständige Ausweg für Sie," mahnte ich, und nun ging der Vicomte, indem er dem Türken ein Zeichen gab zu folgen und mich aufforderte, ihm Beistand zu leisten, in ein Zimmer des obern Stockwerks, wo er dem in ehrwürdiger Ruhe harrenden Türken eine Anweisung auf seinen Bankier schrieb und dafür den Wechsel des Pascha eingehändigt bekam.

Der Türke nahm den Schein mit tiefster Verbeugung und verließ mit den höflichsten Entschuldigungen und indem er sein Bedauern ausdrückte, die Gesellschaft gestört zu haben, das Häuschen.

Unseren übrigen Kameraden aber, die ja sonst so kühn bei allen Abenteuern zu sein vorgaben, mußte die ganze Angelegenheit doch sehr unheimlich vorgekommen sein — denn sie hatten, während das Geldgeschäft im Innern des Hauses erledigt wurde, sehr still und eilig, ohne Abschied von ihrem so freundlichen Wirth zu nehmen, das Häuschen verlassen.

Der Vicomte war ganz außer sich.

„Eine Köchin, eine Köchin!" stöhnte er einmal über das andere. „Eine Köchin — es ist, um in die Erde zu versinken — diese Spitzbübin, diese Betrügerin!" zischte er.

„Hat Ihnen denn die Person gesagt, daß sie die Gemahlin N.... Paschas ist?" fragte ich.

„Nein, — sie hat nichts gesagt," fuhr der Vicomte, immer wüthender werdend, auf, — „nicht ein Wort gesagt; ich hätte ja auch so viel nicht verstehen können. Ich setzte das nach Allem voraus. Sie benahm sich so. Sie muß bemerkt haben, daß ich sie für eine vornehme Dame hielt, und hat nichts gethan, mich aus diesem Glauben zu reißen."

„Ich bezweifle sehr, daß dieß Mädchen aus Ihrem Benehmen herausfand, daß Sie sie für eine Favoritin, quasi Sultanin hielten, woher sollte sie denn das wissen?" warf ich ein, „da sie sicher keine Gelegenheit gehabt hat, Ihr Benehmen mit dem anderer Franken zu vergleichen. Was macht denn das aber jetzt?" fuhr ich tröstend fort, „sie ist wunderhübsch, klug und liebenswürdig, als Paschafrau wäre sie ja dieß nicht anders."

„Was!" schrie der Vicomte auf, „jeder Nimbus ist von ihr fort. Eine Köchin!" — und er schlug sich vor die Stirn — „ich empfinde keine Spur von Liebe mehr für diese Person. Ich mag sie nicht mehr sehen, ihr Anblick macht mich vor mir selbst lächerlich, sie hat mich blamirt vor all' meinen Freunden, vor der ganzen Welt! Ich will sie nicht mehr sehen, — mag sie nehmen, wer sie will!"

Jetzt sollte aber der Vicomte erfahren, daß es in der Türkei viel schwerer ist, ein verführtes Mädchen los zu werden, als in seinem civilisirten Vaterlande.

Die schöne Djemmala war nicht umsonst so muthig und klug.—

„Daß Du mich jetzt schon nicht mehr liebst," erklärte sie dem Franzosen, „ist mir ein großer Schmerz, denn ich liebe Dich sehr und wäre glücklich gewesen, wenn Du mich zeitlebens bei Dir behalten hättest, aber mich so in die Welt hinauszustoßen, — das darfst Du einfach gar nicht. Ich gehöre Dir an und Niemand anders auf der Welt, Du hast die heilige Verpflichtung, für Deine Hausgenossin zu sorgen, und ich werde Dir folgen, muß Dir folgen, wohin Du gehst. Niemand anders würde mich in sein Haus aufnehmen, und in Elend und Schande verkommen werde ich nicht, weil ich weiß, daß ich einen Herrn habe, zu dem ich gehöre. Ersparnisse, um von meinem Geld zu leben, habe ich nicht gemacht und kein Handwerksmann oder kleiner Kaufmann würde mich zur Frau nehmen ohne gute Mitgift — dafür hätte N.... Pascha gesorgt, wenn er mich hätte verheirathen wollen. Ich habe mit Allem gebrochen, weil Du mich zu Dir nehmen wolltest, jetzt mußt Du für mich sorgen, — Du kannst, Du darfst, Du wirst es nicht anders!"

Das Ende dieser Unterredung war, daß es den Vicomte noch einmal zwanzigtausend Piaster kostete, die Odaliske, die Lieblingsfrau, das märchenhafte gefangene Kleinod N.... Paschas los zu werden.

So endete das Abenteuer unseres Freundes, der von dieser Zeit an für sein ganzes Leben gewaltigen Respekt vor dem Entführen von Favoritinnen und Sultaninnen bekam.

Er verließ Konstantinopel, dessen Pflaster ihm von diesem Tag an wie glühendes Eisen unter den Füßen brannte, und ging nach Frankreich zurück. Dort traf ich ihn später, wir plauderten von vergangenen Zeiten; auch auf sein Abenteuer kam die Rede und der Vicomte gestand mir, daß diese tolle Geschichte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hätte, daß schon mehrmals, wo er nahe daran gewesen war, sich in irgend eine Schönheit zu verlieben, plötzlich der Gedanke: „Am Ende ist sie auch eine Köchin" ihn völlig ernüchtert habe. Selbst Herzoginnen von unzweifelhafter Echtheit sehe er jetzt mißtrauisch an.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten R. B. Hayes.

(Porträt S. 365.)

Endlich ist die große Frage, welche seit Mitte vorigen Jahres die Vereinigten Staaten von Nordamerika in Bewegung hielt, gelöst. Mit nur einer Stimme mehr ist Rutherford Birchard Hayes für die nächsten vier Jahre zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, William A. Wheeler zum Vizepräsidenten gewählt. Die Demokraten haben zwar Protest gegen die Wahl erhoben, aber er ist klanglos verhallt: ganz Amerika ist froh, endlich der Unsicherheit los zu sein und wieder ruhig seiner Arbeit nachgehen zu können.

Rutherford Birchard Hayes, berichtet die „K. Z.", entstammt einer altschottischen Familie, die sich zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts im Staate Vermont niederließ. Sein Großvater lebte als Hufschmied in Brattleborough, wo er im Jahr 1836 starb; der Vater wanderte nach Ohio, einem damals noch wenig kultivirten Lande, aus, unterlag aber früh den Anstrengungen eines allzu thätigen Lebens. Drei Monate nach seinem Tode, am 4. Oktober 1822, gebar seine Wittwe einen Sohn, den sie nach ihrem frühern Namen, dem der altpuritanischen Familie Birchard, Rutherford Birchard nannte. Die Verhältnisse der Familie waren nicht glänzend, ermöglichten es aber, dem Knaben eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden zu lassen. Als der häusliche Unterricht nicht mehr genügte, kam er in das Kenyon College und später nach Harvard, wo er Jurisprudenz und Literatur hörte und im Jahr 1844 als Doktor der Rechte promovirte. Im Jahr 1847 fand er, daß allzu eifriges Studium seine Gesundheit erschüttert habe und daß zu deren Wiederherstellung ein längerer Aufenthalt auf Reisen nothwendig sei. So lernte er Kanada und nahezu den ganzen Umkreis der Vereinigten Staaten kennen und beschloß schließlich, sich in Cincinnati niederzulassen. Er wurde Advokat.

Als Rechtsanwalt war er besonders für flüchtige Sklaven thätig. Als die Sklavenfrage mehr und mehr in den Vordergrund trat, warf Hayes sich mit aller Kraft auf dieses schwierige Feld, indem er alle einschlägigen Quellenwerke studirte. Zur Zeit des Bürgerkriegs trat Hayes als Freiwilliger ein und stieg binnen Kurzem bis zum Obersten und Brigadegeneral, ein Avancement, welches für einen Ausländer, zumal Deutschen, etwas Außerordentliches gewesen wäre, welches aber für einen gutprotegirten Amerikaner kein unbedingt gültiges Zeugniß der Tüchtigkeit ablegt. Indessen rühmt man an Hayes seinen Muth vor dem Feinde und das Ansehen, in welchem er bei den ihm untergebenen Mannschaften stand. Der Schluß des Krieges brachte den jungen Advokaten in den Kongreß, wo er für ein zwar stilles, aber strammes Parteimitglied galt. Seine Partei brachte denn auch seine Wahl und Wiederwahl zum Statthalter von Ohio zu Stande, einem Posten, den er fünf Jahre hindurch, trotz mancher Anfechtung seitens der Demokraten, rühmlich bekleidete. Er soll beabsichtigt haben, keine zweite Wiederwahl anzunehmen, sondern sich in's bürgerliche Leben zurückzuziehen, als seine Partei ihn im Jahr 1875 zur Kandidatur für die Präsidentenwürde berief. Hayes trägt ganz den Typus eines wohlgebauten Amerikaners aus den mittleren Klassen. Obwohl nicht so reich wie sein Gegenkandidat Tilden, gestatteten ihm doch seine Verhältnisse ein äußerst comfortables Leben, die Anlage einer Bibliothek und Gemäldesammlung, sowie den ganzen Luxus einer höhern Geistesbildung. Mit Tilden theilt er den Vorzug großer persönlicher Liebenswürdigkeit. Die Wahl seiner Partei war so gut getroffen, daß seine Gegner nur zwei Punkte an ihm auszusetzen wußten: daß er zu viel die Kirche besuche und in seiner Kleidung zu sehr den Dandy hervorkehre. Was den erstern Punkt anbetrifft, so gehört Hayes selbst keiner der amerikanischen Sekten an, obwohl er in streng puritanischer Zucht aufgewachsen ist, besucht aber mit seiner Frau regelmäßig den methodistischen Gottesdienst. Seine politische Ueberzeugung geht dahin, daß der amerikanische Grundsatz, die Beute gehöre dem Sieger, demoralisirend wirke.

Der guten Sitte gemäß hat der neue Präsident bei seinem Regierungsantritt in einer längern Rede das Programm entwickelt, das für sein künftiges Verhalten maßgebend sein soll. Im Allgemeinen darf man damit zufrieden sein, obgleich es etwas phrasenhaft gehalten ist. Er wird vor Allem den Angelegenheiten der Südstaaten sein Interesse zuwenden und die Grenze zwischen Nord und Süd auszugleichen suchen, ferner wünscht er durchgreifende Reform in der Verwaltung und der Ernennung der Beamten herbeizuführen, namentlich dem Unfug zu steuern, daß alle Beamten aus Parteimännern gewählt werden. Ferner wird er darauf hinzuwirken suchen, daß der Präsident auf sechs Jahre gewählt werde, aber von der Wiederwahl ausgeschlossen sei. Eine Reihe von ähnlichen Vorschlägen, die in sein Programm aufgenommen sind, beweist, daß es dem neuen Präsidenten darum zu thun ist, den extremen Parteistandpunkt aufzugeben und, so viel an ihm liegt, allen berechtigten Wünschen des ganzen Landes entgegenzukommen. So darf nach Allem das Land hoffen, einer neuen glänzenden Aera entgegenzugehen.

Türkische Skizzen.

(Bilder S. 368 und 373.)

Eine Fahrt den Bosporus hinauf dem schwarzen Meere zu schildert die Erzählung: „Ein Abenteuer in Konstantinopel" (in diesem Heft); etwa in der Mitte dieser buchtenreichen Meerenge, Bujukdere gegenüber, liegt das befestigte Dorf Madjar Bournu, eine der stärksten türkischen Festungen im Bosporus und neuerdings sehr gut mit Krupp'schen Geschützen armirt.

Unsere erste Illustration zeigt das Innere der Festung. Hinter dem Dörfchen erheben sich waldige Hügel mit prächtigen Spaziergängen und hier liegt die Sommerresidenz der russischen Gesandtschaft, die berühmt ist durch ihren wundervollen Park, in welchem die Vegetation nördlicher Klimate mit der Farbenfülle und Pracht des Südens vereinigt ist. Von hier aus nehmen auch die vom Sultan Mahomed im Jahre 1832 erbauten großen Wasserleitungen, welche die nördlichen Theile Konstantinopels mit leidlich kühlem frischem Wasser versehen, ihren Anfang. So hat die Festung den doppelten Zweck, die Einfahrt vom Schwarzen Meer aus nach der Hauptstadt zu verhindern und die Wasserleitung zu schützen.

Unsere zweite Illustration gibt uns ein Bild der großen Aufregung, in welcher sich Konstantinopel bei dem jüngsten verhängnißvollen Ministerwechsel befunden. Midhat Pascha wurde bekanntlich plötzlich abgesetzt und verbannt. Dieß geschah so schnell und geheimnißvoll, daß man ihn sozusagen im Vorzimmer des Sultans abfing, sofort auf ein bereitgehaltenes Schiff brachte, das mit ihm nach Italien abdampfte. Mit Blitzesschnelle hatte sich jedoch die Nachricht dieses überraschenden Vorganges in der türkischen Hauptstadt verbreitet, und nun drangen Fluten von Menschen dem Ministerialpalaste zu, um Näheres zu erfahren; bei dem wildbewegten Parteileben, das jetzt die Stadt unheimlich macht, war man jedoch darauf bedacht gewesen, alle Eingänge mit Soldaten zu besetzen, die jetzt das schwierige Amt hatten, die wild erregten Massen abzuhalten. An Midhat's Stelle trat Edhem Pascha, und unsere Zeichnung zeigt ihn unmittelbar nach seiner Ernennung aus dem Thor der hohen Pforte (Ministerialgebäude) tretend, wo er von der Garde ehrfurchtsvoll begrüßt wird.

Rheinfrauen Geisterbann

oder

Die Reise nach Köln.

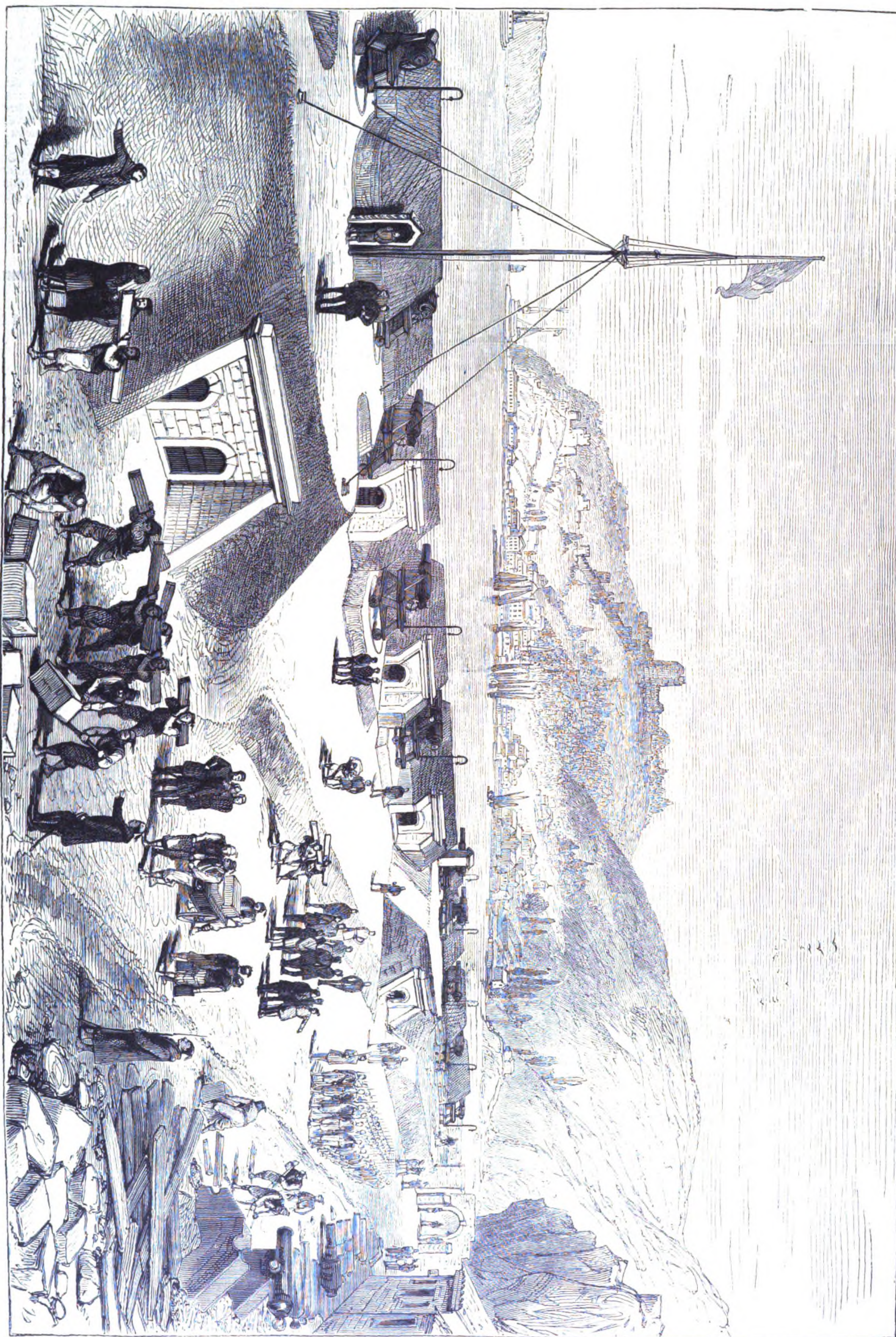
Von

Hermann Jahn.

(Schluß.)

9. Morgen am Rhein.

Dort drüben an dem Bergeshang,
Wo eben noch zu Raub und Fang
Der Fuchs die Fährte spürend zog,
Der plötzlich schnuffelnd reckte hoch
Die Nase, witternd Morgengrau,
Und leis' geduckt gekehrt zum Bau:
Dort schweben über'm Wasserspiegel,
Der Rheinfee lichte Nebelflügel,
Die zögernd flieht bei Tagesnah'n,
Des bärt'gen Flußgott's kühl Umfah'n,
Der rauschend d'rob mit nassem Arm
Verscheucht der Nixen dichten Schwarm,
Die, huschend sich bei kleinen Zwergen,
In Ritzen unter Blattwerk bergen,
Leicht flattert's schleierartig fort,
Und schwindet in den Bergen dort,
Die goldig-roth auf ihren Höhen
Umflutet sind, nun zaubrisch schön.
Der junge Tag die Welt beglückt!
Halb träumend noch die Blume nickt,
Daran des Thaues Tropfen hängen.
Mit leise zwitschernden Gesängen
Singt's aus dem dichten Zelt der Lauben.
Im Hof das blaue Kleid der Tauben
Im Sonnstrahl funkelt wie Rubinen.
Hier tummeln sich die regen Bienen
Und rüsten sich zum Morgenflug,
Und der Natur geschmücktes Buch
Liegt vor dem Auge aufgeschlagen;
Kastanienbäume ringsum tragen
Der Stachelfrüchte süßen Kern;
Die Glocken loben Gott den Herrn
Und laden laut zur Messe ein.
Schon wird's lebendig auf dem Rhein,
Und reger wird es auf den Gassen.
In großen Körben reiche Massen
Der süßen Trauben, wohlverwahrt
Mit frischem Laub, daß solcher Art
Sie die Versendung gut beständen,
Auf Karren mit geschwielten Händen
Arbeiter bringen hier gefahren.
Dort ziehen bunte Winzerschaaren
Mit rüst'gen Schritten in die Gärten.
Im nassen Gras, den Stahl zu härten
Geschäftig klopft der Mäher dorten
Und Leben regt sich allerorten.
Nur hier im Haus, das noch verschlossen
Und wie im Schlafe lugt verdrossen
Aus grünem Laub in's Tageslicht,
In diesem rührt und regt sich's nicht.
Die Spatzen hüpfen vor dem Thor,
Darüber munter springt empor
Das Einhorn in dem blauen Schild
Und ringsum ist der Ruhe Bild.
Ein Brunnen plätschert, halb versteckt
Im Buschwerk, und behaglich leckt
Die Pfote dort die Katze, spielend
Und blinzelnd nach den Spatzen schielend,
Die plötzlich surrend auf jetzt stieben
Und flüchten nach den Dächern drüben.



Türkische Skizzen. Inneres der Festung Madjar. Asiatische Seite. (S. 367.)



Ein Dorfbrand in Rußland. Originalzeichnung von W. A. Beer. (S. 377.)

Es knarrt das Thor. Mit langem Gähnen,
Mit Strecken und mit Armedehnen
Erscheint der Wirth nun in dem Rahmen,
Er zieht die Aeuglein eng zusammen
Und schaut gar blöde in die Weite,
Verwunderlich, wie hell es heute.
Zum Brunnen lenkt er seine Schritte,
Der sprudelnd in des Hofes Mitte.
Wie quillt der Stral so klar und munter!
Sein würdig Haupt steckt er darunter,
Und pustend, pfauchend, schüttelnd, spritzend
Umrauscht es ihn in Tropfen blitzend.
Nun steht er wie ein Krebs so frisch
Und schnalzt als wie ein nasser Fisch.
Dann wandert er im Morgenstrahl
In seinem Garten auf und thal.
Da öffnet wieder sich das Thor,
Und sieh! der Küfer kommt hervor,
Geschnallt den Ranzen überm Rock,
In seiner Hand den Knotenstock.
So strebt er eifrig aus dem Haus,
Sieht er gleich arg verschlafen aus.
Betrübt noch einmal schaut er auf
Und wendet sich zum Wandern drauf.

Zwei Schritte hat er kaum gethan,
Da ruft ihn eine Stimme an
Und überrascht er stehen bleibt.
„Wohin so eilig es Euch treibt,“
So sprach der Wirth, der vor ihm stand,
„Warum so eilig aus dem Land,
Das Euch geöffnet seine Pforten
Und Euch genährt?“ Mit Dankesworten
Fällt ihm der Küfer in das Wort.
„O Herr, gar ungern geh' ich fort!
Wie hier, so frohe Lebensstunden,
Hab' ich gar wenig noch gefunden.
Jedoch, was nutzen alle Klagen,
Den Stab muß ich nun weiter tragen
Und sorglich aus nach Arbeit sehn.
Und daß die Grillen mir vergehn,
Will ich fein zeitig fort von hier.
Hat man's auch gut gemeint mit mir,
Hierorts hab' ich es doch verdorben
Und üblen Leumund mir erworben,
Nachdem ich die Allotria
Getrieben mit den Herren da.“
„Mit nichten,“ ruft der Hausherr jetzt,
„Und gleich den Ranzen abgesetzt!
Ihr brauchet traun nicht fortzulaufen,
Hier gibt es Arbeit hoch zu Haufen!
Habt Ihr geschaut nicht allerwegen
In Berg und Thal den Herrgottssegen?
Die Trauben in den Bergen mein,
Die wollen auch gekeltert sein.
An Fässern und an Raum gebricht's
Und nur an Euren Händen liegt's.
Gern hätt' ich auch, nun höret wohl,
Mit Lust und Fleiß beschauet
Ein Fäßchen, kunst- und anmuthsvoll
Von Eurer Hand gebauet.
Draus soll, wie ich Euch heimlich sag',
In nicht gar fernen Zeiten
Mein Schwiegersohn am Hochzeitstag
Am Purpurwein sich waiden.
Und nun, was brauch' ich noch zu sagen,
Bei mir bleibt ihr — und eingeschlagen!“
Die biedre Rechte er ihm beut,
Und Jener faßt sie voller Freud.
„Das Schicksal hat es gut gelenkt,“
Ruft er, „das solchen Meister schenkt,
Des Himmels Lohn müßt Ihr erwerben,
Gott läßt das Handwerk nicht verderben,
Und seine Güte will ich loben!“
Da öffnet sich ein Fenster droben:
„Ja, 's Handwerk hat gar goldnen Grund,
Der Doktor ruft's mit frohem Mund,
„Wer darauf wandert, ist geborgen!
Drum vivat hoch! und guten Morgen!“

Schluß.

Die schönste Blume.

Ist's Morgen schon? Ein Traumgebild
Hielt eben mich noch fest befangen;
Noch seh' ich blaue Augen, mild
Und seh' noch goldne Locken prangen.
Wo bin ich? Welch' ein wüster Schwall
Und Lärmen schwirrt in mein Gemach?
Ist dieß mein freundlich Heimatthal,
Das stets in stillem Frieden lag?

Horch! Mächtig kommt ein tiefer Ton
Hoch durch die Luft dahergetragen,
Ich eil' zum Fenster, bange schon,
Daß heut die letzte Stund' geschlagen.
Und doch! Jetzt wird's mir plötzlich klar,
Ich bin zu Köln ja an dem Rhein,
Wo müde ich auf's Lager war
Gesunken und geschlafen ein.

Vom hohen Dom die Glocke tönt
Und summt und brummt den Abendsegen,
Fast klingt's, als ob sie Den verhöhnt,
Der hier zur Ruhe sich will legen.
Sie mahnt und dringet zum Gemüth,
Zur Wirklichkeit ruft sie zurück,
Und mehr und mehr erinnernd zieht
Auf jüngst Erlebtes sie den Blick.

Nach Köln zog ich, um dort zu sehen
Die Zauberwelt der Pflanzenpracht,
Aus der ich kühnlich wollt' erspähen
Die schönste Blum' von Gott gemacht.
Rings blüht's und glüht's in Flora's Hain
Und unter Palmen schritt mein Fuß.
Rings Duft und Glanz und Sonnenschein,
Und alle Völker boten Gruß.

Und alle Wunder schaut' ich hier
Und rastlos ging ich viele Stunden,
Und doch blieb kalt mein Herz in mir,
Hat nicht, was es gesucht, gefunden.
Und wenn auch Blüt' an Blüte nickt
Und Farbenprunk das Aug' bestickt,
Hat traurig es doch drein geblickt:
Die schönste Blume fand es nicht.

Was nimmst du, Herz, so strenges Maß?
Wo weilt die Rose deiner Träume?
Es pocht und klopft ohn' Unterlaß
Und achtet nicht auf Zeit und Räume:
Fernab am Rhein, ein trauter Fleck —
Ach, wie so schnell mein Herz hin eilt —
Dort zeigt es mir ein grün Versteck,
Worinnen seine Blume weilt.

Bad Liebenstein, den 20. Februar 1876.

Ein Mord im Walde von Haina.

Nach einer wahren Begebenheit

erzählt von

Theodor Griesinger.

(Schluß.)

VII.

Eine merkwürdige Entdeckung.

Am Abend vor dem dritten Sonntag im Dezember saßen Malchen Kothe und ihre Nichte Anna ganz allein in ihrer Wohnstube in Melsungen zusammen und weder die Nichte noch die Tante sprach ein Wort. Sonst war um diese Zeit ein äußerst geschäftiges Leben im Hause, denn man traf da die nöthigen Vorbereitungen auf den Christtag, und wer im Hause wohnte, hatte alle Hände voll zu thun. Jetzt sah das sonst so rührige und resolute Malchen trübsinnig, ohne an eine Arbeit zu denken, vor sich nieder, während aus den Augen Anna's Thräne für Thräne herabrollte. Da klopfte es an die Thüre und herein trat der melsunger Postbote, um der Jungfer Malchen einen Brief zu überreichen.

Sie stand auf, um die Aufschrift zu lesen; doch kaum hatte sie die Handschrift erkannt, so fing ihr Auge an zu leuchten.

„Anna, Anna!“ rief sie, „der Brief ist von Deinem Vater. Schnell bring' noch ein Licht, damit wir denselben lesen.“

Das Licht war im Augenblick da und im nächsten Augenblick saßen Tante und Nichte hart bei einander. Der Brief aber lautete folgendermaßen:

„Liebe Schwester und liebe Tochter!

„Dieses mein Schreiben erhaltet ihr aus dem Kriminalgefängnisse zu Kassel, und daß ich die Erlaubniß bekommen habe, es euch zu senden, darf euch als ein Beweis dienen, daß ich nicht mehr als Raubmörder angesehen werde. Was Gräßliches ich durchmachte, dieß zu beschreiben, muß ich mir auf eine spätere Zeit vorbehalten; nur das sage ich, der Justizamtmann Koch in Spangenberg und noch mehr sein Amtsdiener und der Schließer, sowie die beiden Landreiter plagten mich fast Tag für Tag auf's Blut, daß ich sollte ein Geständniß ablegen, wo ich doch keinerlei Schuld auf mir liegen hatte. Ebenso ist es auch meinem Mitgefangenen, dem Fehr, ergangen, wie ich jetzt weiß, und er wurde sogar noch viel härter behandelt. Vor acht Tagen nun aber nahm man uns die Fesseln ab und Jeder kam in ein besseres Gefängnißlokal. Auch reichte man uns eine anständigere Kost und der Amtsdiener, sowie der Schließer thaten Beide wie zerknirscht. Ich hatte schon an der Gerechtigkeit des Himmels gezweifelt, aber das war mir eine gute Vorbedeutung. Vorgestern Abend kam der Justizamtmann Koch persönlich zu mir in's Gefängniß und kündigte mir an, daß ich am andern Morgen vor Tagesanbruch fertig sein solle, weil ich in das Kriminalgefängniß zu Kassel gebracht werden würde. ‚Ich allein?‘ fragte ich. ‚Nein,‘ erwiederte er kleinlaut, ‚sondern Alle, die in den Prozeß verwickelt sind, denn dieser wird ganz neu instruirt.‘ Ich merkte ihm an, daß er gerne noch Verschiedenes hinzugesetzt hätte; aber weil ich nicht weiter fragte, so verschluckte er es. Um zwei Uhr in der Früh stand eine geschlossene Chaise für mich da und in dieser wurde ich nach Kassel gebracht. Aber kein Landreiter begleitete die Chaise, sondern ein älterer Bürger von Spangenberg setzte sich neben mich und dem versprach ich, keinen Fluchtversuch machen zu wollen. Ganz auf gleiche Weise verfuhr man auch mit dem Forstaufseher Fehr, und wir athmeten zum ersten Male wieder frische Luft. In Kassel angekommen, brachte man mich in das Kriminalgefängniß, aber in keine enge, finstere Zelle, sondern in eine luftige, helle Stube mit ordentlicher Einrichtung, und gleich darauf holte man mich in das Verhör. Das war jedoch kein Verhör, wie ich es in Spangenberg auszustehen hatte. Nein, der Herr Kriminalrichter stellte seine Fragen ganz freundlich und ermahnte mich nur, ihm so zu antworten, wie ich es vor meinem Gewissen und vor Gottes Richterstuhle verantworten könne. Das that ich denn auch und nicht eine Sylbe kam über meine Lippen, welche nicht die vollste Wahrheit gewesen wäre. Auch sah ich es dem Herrn an, daß er mir Glauben schenkte, und so nahm ich mir das Herz und bat ihn inständig, den langen Leiden der Gefangenschaft, die ich erduldet, doch endlich ein Ende zu machen. ‚Sie frei zu geben,‘ erwiederte er mir, ‚geht für jetzt noch nicht, aber ich hoffe, auf das Christfest oder längstens bis Neujahr wird mir dieß möglich sein. Fassen Sie Muth,‘ setzte er dann noch gütig hinzu, ‚und hoffen Sie das Beste, denn die Wahrheit wird und muß an den Tag kommen. Auch gebe ich Ihnen Erlaubniß, das, was ich Ihnen eben sagte, den Ihrigen mitzutheilen, damit diese der Angst ebenfalls enthoben werden.‘ Ich war bis in's Innerste gerührt und dankte ihm unter Thränen. Aber er lehnte den Dank ernstlich ab. ‚Nicht mein Verdienst ist es,‘ sagte er, ‚der Wahrheit auf die Spur gekommen zu sein, sondern dieses Verdienst gehört zum bei weitem größten Theile dem wackern Forstgehülfen Fehr, der mit unendlicher Ausdauer und mit wunderbarem Scharfsinn das entsetzliche Geheimniß zu durchdringen bemüht war.‘ Mit diesen Worten entließ er mich; aber mit welchen Gefühlen ich meine Gefängnißstube wieder betrat, kann ich euch nicht sagen. Das Erste war, daß ich auf meine Kniee niedersank und Gott inbrünstig für die glückliche Wendung dankte, welche mein Geschick zu nehmen scheint. Dann aber fiel es mir zentnerschwer auf's Herz, mit welcher Härte ich den Hugo behandelt habe. Den Hugo sowohl als Dich, meine theure Anna, und dieser von mir so herb zurückgestoßene herrliche Junge, ach, welch' feurige Kohlen sammelt er jetzt auf mein Haupt! Aber ich will wieder gut machen, soweit es mir möglich ist, und ihm mit doppelter Liebe vergelten, was er an mir gethan. Sag' ihm das, gutes Malchen, und Du, Anna, vergib mir meine frühere Härte. Wann werde ich euch wiedersehen? So Gott will, doch wenigstens bis Neujahr und bis dahin seid herzlich von mir gegrüßt und geküßt.

Euer neu aufathmender Bruder und Vater

Johannes Kothe.“

Also lautete der Brief, und Anna Kothe konnte sich nicht enthalten, denselben nochmals von Anfang an bis zu Ende durchzulesen; dann aber warf sie sich ihrer Tante in die Arme und reichlich flossen wieder ihre Thränen.

„Aber, Anna,“ flüsterte ihr die Tante tröstend zu, „so weine doch nicht so sehr. Wir haben jetzt gegründete Hoffnung, daß Dein Vater in kürzester Frist frei werden wird.“

„Gewiß, Tante,“ flüsterte Anna zurück; „aber ich hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß Hugo mit seiner Mutter und der Frau Hau heute Abend bei uns eintreffen würden, und nun ist wohl nicht mehr daran zu denken.“

„Kind,“ sagte Tante Malchen, „der Weg nach Poppenhausen ist weit und die arme Frau Hau wird auch nicht gleich bereit gewesen sein.“

Während sie noch sprach, hörte man das Geräusch eines Wagens, der vor der Hausthüre hielt, und mit dem Jubelrufe: „Er ist's, er ist's!“ sprang Anna Kothe zur Stube hinaus.

Ihr Herz hatte sie nicht getäuscht. Es war Hugo Fehr und seine Mutter mit der Frau Hau. Welches Glück nun auf einmal in dem Kothe'schen Hause eingekehrt war! Selbst Frau Hau konnte sich diesem Gefühl nicht ganz entziehen, besonders da Malchen Kothe sich auf's Theilnehmendste mit ihr beschäftigte. Doch bat sie schon frühzeitig, sich auf ihr Zimmer begeben zu dürfen, denn sie wollte und mußte allein sein. Stand sie ja doch jetzt der Entscheidung nahe, ob der im Walde von Haina Ermordete ihr Gatte gewesen sei oder nicht!

„Hugo,“ fragte Tante Malchen, als sie die Frau Hau nach ihrem Zimmer geleitet hatte, „hat Dir die Anna schon erzählt, daß es mir richtig gelungen ist, das Wirthshaus ausfindig zu machen, in welchem die Drei, der Herr mit dem schweren Ranzen und die zwei verdächtigen Bursche, die ihn begleiteten, eingekehrt haben?“

„Du hast den Wirth ausgefunden?“ rief Hugo Fehr. „Und er kann sich ihrer noch erinnern?“

„Ganz genau,“ erwiederte die Tante. „Es ist der Verberich zum schwarzen Roß, und der Kriminalrichter, den ich so-

gleich schriftlich davon benachrichtigte, hat ihn auf Montag früh acht Uhr zitirt."

„Die Drei sind also nicht hier übernachtet, sondern am nämlichen Tage noch weiter marschirt?" fragte Hugo Fehr in großer Aufregung.

„Weiter marschirt," bestätigte Malchen Kothe, „und jetzt wird es wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß sie die Mörder des Herrn mit dem schweren Ranzen waren."

„Ja, des Melchior Hau," ergänzte Hugo Fehr, „denn er war es und kein Anderer, wie sich am Montag, wenn die Frau Hau seine Effekten gesehen hat, unwiderleglich ergeben wird. Aber nun, Anna," flüsterte er dieser zu, „gib mir den Brief Deines Vaters, von dem Du mir gesagt hast, damit ich mich mit eigenen Augen überzeuge, daß er unserer Liebe seinen Segen gibt."

Unter solchen Gesprächen verging der Samstag Abend und auf ganz ähnliche Weise auch der darauf folgende Sonntag. Am Montag früh aber, schon um vier Uhr, noch bei ganz dunkler Nacht, hielt der Wirth Berberich zum schwarzen Roß mit seinem bedeckten Wägelchen vor dem Kothe'schen Hause, und sie stiegen Alle ein, um nach Kassel zu fahren.

Es war ein höchst wichtiger Tag, dem sie entgegengingen, und sie schienen dieß auch zu fühlen, denn sie verhielten sich Alle während der Fahrt merkwürdig stille.

Um acht Uhr erreichten sie Kassel und der Wirth Berberich fuhr gleich beim Kriminalamt vor, von wo er den Knecht mit dem Wagen nach dem Heerwagen'schen Gasthaus sandte. Sofort führte der Gerichtsdiener die Vorgeladenen nach dem Verhörzimmer und gleich darauf nahm dort der Kriminalrichter mit einem Assessor und dem Aktuar seinen Platz ein.

„Frau Hau," begann der Kriminalrichter, nachdem ihm diese von Hugo Fehr vorgestellt worden war, „es ist eine für Sie sehr schmerzliche Aufgabe, der Sie sich jetzt zu unterziehen haben; aber die Nothwendigkeit gebietet es und es wird für Sie wenigstens der Trost daraus erwachsen, daß Sie dann bestimmt wissen, ob der im Walde von Haina Ermordete und Ihr so lange schon vermißter Ehegatte eine und dieselbe Persönlichkeit waren. Gerichtsdiener," wandte er sich gegen diesen, „bringen Sie den Korb, in welchem die Effekten des Ermordeten aufbewahrt sind."

Der Korb wurde gebracht und der Gerichtsdiener breitete auf einem Tische seinen Inhalt aus, nämlich sämmtliche Kleider und das Weißzeug des Ermordeten, sodann den kleinen runden Ring, den man dem Todten vom zweiten Finger der linken Hand geschnitten hatte, und endlich den Hut, welchen Jakob Gräbe in der Nähe der Mordstelle gefunden haben wollte.

Frau Hau trat vor, geführt von Hugo Fehr, denn sie konnte sich kaum aufrecht erhalten. Doch gelang es ihr endlich, ihre Fassung zu erringen; aber wie sie nun, näher gekommen, die Blutflecken an den vor ihr liegenden Kleidern sah, drohte sie von Neuem umzusinken. Man brachte ihr einen Stuhl und nach einer Weile erholte sie sich wieder. Die blutbefleckten Kleider aber in die Hand zu nehmen, um sie näher zu besichtigen, dazu fühlte sie sich nicht im Stande.

Jetzt griff der Kriminalrichter nach dem in Papier eingewickelten kleinen Ringe, löste das Papier los und reichte ihr das Ringlein. Kaum aber hatte sie einen Blick auf dasselbe geworfen, so kreischte sie laut auf und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen.

Man ließ sie ruhig gewähren und der Kriminalrichter warf seinen beiden Nebensitzern, dem Assessor und dem Aktuar, einen bedeutsamen Blick zu.

„Erkennen Sie den Ring?" fragte er endlich.

„Es ist sein Ehering," schluchzte sie, „und hier, hier," setzte sie kaum vernehmlich hinzu, indem sie ein am Goldfinger ihrer linken Hand steckendes Ringlein abstreifte, „ist der meinige."

Der Kriminalrichter nahm die beiden Ringe entgegen und gab sie dann nach genauer Besichtigung dem Assessor neben ihm. Nicht minder besichtigte sie auch der Aktuar und ebenso später die sämmtlichen Anwesenden. Es waren zwei ganz gleiche Ringe, wie man sie sich zur Verlobung gewöhnlich zu reichen pflegt, und wenn der, welcher dem Ermordeten gehört hatte, nicht so zerschlagen gewesen wäre, so würde man ihn von dem der Frau Hau unmöglich haben unterscheiden können.

„Können Sie sich noch erinnern," fragte nach einer langen Pause der Kriminalrichter, „wo Ihr Gatte die beiden Ringe machen ließ?"

„Gewiß," erwiederte Frau Hau, die nach und nach ihrer Thränen Meister wurde, „der Goldarbeiter Flader in Gersfeld, der noch lebt, hat sie gefertigt und innen muß der 10. Mai 1812 eingravirt sein, denn an diesem Tage verlobten wir uns."

Wiederum besichtigte der Kriminalrichter die Ringe und reichte sie dann weiter. In dem Ringlein der Frau Hau standen deutlich die Buchstaben: „D. 10. Mai 1812"; in dem Ringlein des Ermordeten aber waren diese Buchstaben auseinandergequetscht, so daß man bisher geglaubt hatte, nicht im Stande zu sein, sie zu entziffern. Doch siehe da, jetzt, bei noch näherer Besichtigung, zeigte sich deutlich die Zahl 10 und das Wörtchen Mai.

„Nach diesem Erfund," sprach der Kriminalrichter, „wird es nicht nöthig sein, den Goldarbeiter Flader von Gersfeld als Zeugen kommen zu lassen, denn es ist nun über allen Zweifel erhaben, daß der im Walde von Haina Ermordete kein Anderer war, als der Leinwandhändler Melchior Hau von Poppenhausen. Zum Ueberfluß aber, Frau Hau," wandte er sich an diese, „würden Sie sich, wenn Sie sich stark genug fühlen, nicht dazu herbeilassen, auch die Kleider und den Hut Ihres unglücklichen Gatten etwas näher anzusehen?"

Frau Hau war jetzt im Stande, der Aufforderung Folge zu leisten, und das Ergebniß ihrer Untersuchung entsprach ganz dem bisherigen Erfunde. Sie erkannte den Hut, den Rock, die Weste, die Beinkleider, die Strümpfe und die Stiefel als die ihres Gatten; insbesondere aber war es das Hemd, das bei ihr keinen Zweifel aufkommen ließ.

„Ich habe es ihm," sagte sie, „mit fünf anderen dieses Frühjahr mit eigener Hand neu gefertigt und fand nur keine Zeit mehr, sie mit seinem Namen zu zeichnen, weil er sie auf die Reise nach Hamburg mitnehmen wollte."

Damit nahm das Verhör mit der Frau Hau ein Ende und der Kriminalrichter entließ sie, indem er ihr freundlich sagte:

„Ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie der Aufforderung, hieher zu reisen, um vor Gericht Zeugniß abzulegen, Folge leisteten. Sie haben damit bewirkt, daß wir endlich im Klaren darüber sind, wer der Ermordete war, und hoffentlich wird nun auch die Ueberweisung der Mörder nicht mehr lang auf sich warten lassen. Diese Effekten hier werden Sie nach geschlossener Untersuchung durch das Justizamt Gersfeld zurückerhalten, und sollte das Gericht später noch etwas von dem geraubten Eigenthum des Ermordeten zur Hand bekommen, so wird es Ihnen ebenfalls auf demselben Wege übermacht werden."

Nunmehr entfernte sich Frau Hau, nachdem sie noch vorher dem Hugo Fehr und den anderen auf der Zeugenbank Sitzenden die Hand gedrückt. Sie wollte jetzt gleich nach Spangenberg reisen, um das Grab ihres Gatten in Haina zu besuchen, und von da konnte sie die Stadt Fulda, in deren Nähe Poppenhausen liegt, am andern Tage mit dem Postwagen erreichen.

Nach dem Abgang der Frau Hau schritt der Kriminalrichter zum Verhör des Wirths Berberich zum schwarzen Roß in Melsungen, und dieses Verhör nahm einen sehr schnellen Verlauf. Berberich nämlich erklärte, er erinnere sich noch ganz genau, daß am zweiten Mai Abends, etwa um die Zeit des Sonnenuntergangs, drei Männer bei ihm eingekehrt seien, welche sehr viel Durst und Hunger entwickelt hätten, und beschrieb dann diese Drei so genau, daß man nothwendig den Melchior Hau, sowie die beiden vielverdächtigen Bursche, den Jakob Roßbach und Georg Müller, in ihnen erkennen mußte. Diese Drei aber, erklärte der Wirth weiter, hätten nach einem Aufenthalt von etwa einer Stunde sein Haus wieder verlassen und seien weiter gereist, um den andern Mittag desto bälder in Bebra eintreffen zu können.

„Warum ist Ihnen diese Erinnerung noch so frisch im Gedächtniß?" fragte nun der Kriminalrichter.

„Weil," erwiederte der Wirth zum schwarzen Roß, „der Eine von ihnen, der Aeltere, eigentlich gar nicht zu den beiden Anderen paßte. Er sah wie ein Herr und zwar wie ein recht vermöglicher und in gute Gesellschaft gehörender Herr aus, die beiden Anderen aber, die Jüngeren, glichen in ihren abgerissenen Kleidern eher Strolchen und Vagabunden, und da mußte ich mich denn nothwendig darüber verwundern, daß der Aeltere sich den Jüngeren gegenüber benahm, als wäre er ihr geschworener Bruder. Ja wohl," wiederholte er, „wie ihr geschworener Bruder, denn sie stießen in meiner Gegenwart auf Du und Du mit einander an und küßten und umarmten sich; aber freilich geschah dieß, wie ich zugeben muß, nicht auf Veranlassung des Aeltern, von dem wir nun wissen, daß er der Melchior Hau war, sondern auf die Aufforderung des Schwarzen mit den Pockennarben, und überdem schien mir der Aeltere, der Hau, die paar Gläser Wein zu spüren, die er wohl aus Durst und weil ihm die Anderen immer gleich wieder einschenkten, schnell hinter einander hinabstürzte."

„Konnten Sie," wollte der Kriminalrichter weiter wissen, „aus dem Gespräche, das die Drei mit einander führten, nicht entnehmen, woher sie kamen und wohin sie gingen?"

„Woher sie kamen, ja," erklärte Berberich, „denn sie meinten, als sie sich niederließen, es sei doch ein ziemlich weiter Weg von Kassel bis hieher nach Melsungen. Wohin sie aber gingen, nein, denn ich hörte bloß den Einen von ihnen, den mit dem röthlichen Schnurrbärtchen, sagen, daß es ganz pläsirlich sein müsse, in der lauen Maiennacht noch ein paar Stunden zu marschiren, um dann, wie ich schon bemerkte, auf den andern Mittag desto bälder in Bebra einzutreffen. Im Uebrigen hatte ich noch mehr Gäste und widmete mich den Dreien nur insofern, als ich ihnen ihre Flasche drei- oder viermal füllte."

„Wer zahlte die Zeche, als sie dann fortgingen?"

„Natürlich der Aeltere."

„Und wer trug den schweren Ranzen?"

„Den Ranzen? Ei ja, richtig, der Langaufgeschossene mit dem rothen Bärtchen."

„Und welche Richtung schlugen sie ein, wie sie außer dem Hause traten?"

„Das weiß ich nicht, denn ich sagte ihnen an der Stubenthüre gute Nacht, ohne sie weiter zu begleiten."

„Das war am Spätabend des zweiten Mai, und schon am Mittag, den dritten Mai, wurde der Mord im hainaer Walde in Melsungen bekannt. Nicht wahr?"

„Ja freilich."

„Warum machten Sie denn das melsunger Justizamt nicht auf diese Ihre drei Gäste aufmerksam?"

„Auf die Drei?" rief der Wirth Berberich. „Nun, bei Gott, auf diese wäre ich am wenigsten verfallen, denn, wie ich schon sagte, sie aßen und tranken mit einander als die besten Freunde und hatten ja bei mir sogar Dutzbrüderschaft gemacht."

„Und doch," sprach der Kriminalrichter sehr ernst, „ist es nur zu wahrscheinlich, daß von jenen Dreien die zwei Jüngeren den Aeltern nur wenige Stunden, nachdem sie von Ihnen fortgegangen sind, in barbarischer Weise erschlagen haben. Herr Assessor," wandte er sich an diesen, „haben Sie den Bericht des Justizamts von Schwarzenfels, der gestern Abend spät über die beiden verdächtigen Bursche, Jakob Roßbach und Georg Müller, einlief, schon gelesen?"

„Ja," erwiederte dieser. „Sogleich, nachdem ich ihn von Ihnen erhalten hatte. Ein schlechteres Zeugniß kann Jemanden nicht wohl gegeben werden. Sie werden Beide als verlumpte, vagabundirende Kaufleute geschildert, die jetzt auf unerklärliche Weise wieder zu Geld gekommen seien und denen man das Schlimmste zutrauen dürfe."

„Um so mehr," versetzte der Kriminalrichter, „sind wir berechtigt, ihre sofortige Verhaftung zu verlangen. Schreiben Sie deßhalb sogleich an das Justizamt Schwarzenfels und lassen Sie das Schreiben wieder, wie das letzte Mal, durch einen Expressen abgehen."

„Der Georg Müller," bemerkte der Assessor, „ist aber laut dem von Schwarzenfels eingelaufenen Berichte . . ."

„Ortsabwesend," ergänzte der Kriminalrichter, „wollten Sie sagen. Ich weiß, und um so nothwendiger ist, daß ihn das dortige Justizamt sogleich steckbrieflich verfolgt. Der Jakob Roßbach aber soll geschlossen . . . Ha!" unterbrach er sich hier selbst. „Was gibt's? Ist etwas Außerordentliches vorgefallen?" rief er dem Gerichtsdiener zu, der eben in größter Hast die Thür aufriß.

„Die Jungfer Heerwagen!" stammelte dieser ganz außer Fassung. „Sie verlangt augenblickliches Gehör. Einer der beiden Schufte, welche den Melchior Hau . . . Aber da ist sie selbst, um dem Herrn Kriminalrichter zu rapportiren."

Es war in der That die Jungfer Margareth Heerwagen, die jetzt ganz unberufen in's Zimmer mehr hereinstürzte, als hereintrat. Sie hatte sich nicht Zeit genommen, sich umzukleiden, sondern nur ein Tuch über den Kopf und einen Shawl über die Schultern geworfen.

„Herr Kriminalrichter," schrie sie fast athemlos, „lassen Sie ihn sogleich fassen, sonst geht er uns durch. Er will um elf Uhr mit der Post nach Hanau, aber mein Bruder bewacht sein Zimmer mit dem Hausknecht und läßt ihn nicht durch, wenn Sie sich beeilen."

Der Kriminalrichter betrachtete die Schwester des Wirths Heerwagen, die ihm gut genug bekannt war, mit einigem Erstaunen.

„Von wem sprechen Sie?" fragte er sie endlich.

„Von wem?" keuchte dieselbe, noch immer mit dem Athem ringend. „Von dem Burschen mit den rothblonden Haaren; wissen Sie, von demselben, welcher nach der Aussage des Wirths Ziller Georg Müller heißt. Er logirt bei uns in Numero Vierzehn, und mein Bruder hat mich geheißen, zu Ihnen zu rennen, wie ich gehe und stehe, ohne mir Zeit zum Umkleiden zu nehmen."

Alle Anwesenden sprangen vor Aufregung von ihren Sitzen auf und auch der Kriminalrichter machte keine Ausnahme.

„Jungfer Margareth," sprach er dann, sich nur mit Mühe zur Ruhe zwingend, „bedenken Sie, was Sie sagen."

„Ich kann's beschwören," rief sie, „daß er es ist. Aber nun um Gottes willen zögern Sie nicht länger, ihn verhaften zu lassen."

„Welch' eine Fügung Gottes!" flüsterte der Kriminalrichter und wandte sich dann an die beiden Beamten neben ihm, um sich leise mit ihnen zu berathen.

„Wir wollen ganz sicher gehen," sprach der Assessor zum Kriminalrichter, „und ich werde daher, wenn Sie mir es gestatten, die Verhaftung selbst vornehmen."

„Ich bin ganz damit einverstanden," erwiederte der Kriminalrichter; „aber vergessen Sie nicht, eine größere Anzahl von Landreitern mitzunehmen, denn der Bursche könnte leicht einen Entweichungsversuch machen."

Sofort entfernte sich der Assessor eiligen Schrittes; der Kriminalrichter aber winkte den Gerichtsdiener herbei und befahl ihm, den Wirth Ziller in der Unterneustadt alsbald vorzuführen.

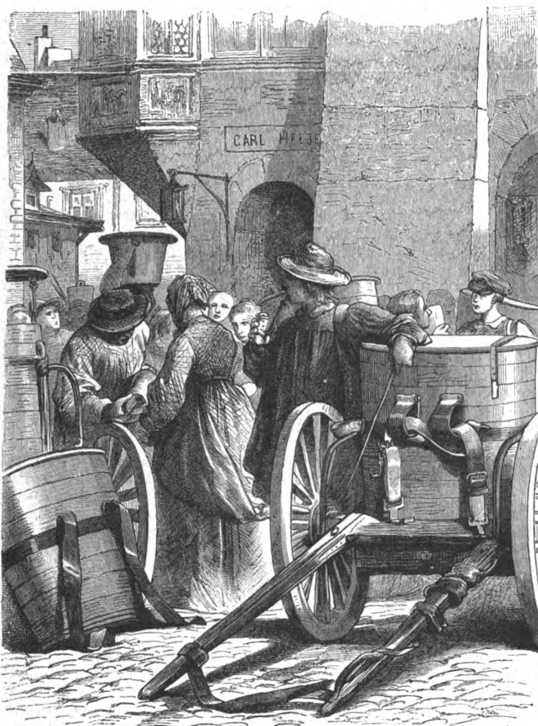
„Er soll auch nicht vergessen, wie das letzte Mal sein Fremdenbuch mitzunehmen," rief er ihm noch nach.

Eine kleine Pause trat jetzt ein. Dann wandte sich der Kriminalrichter an die Schwester des Wirths Heerwagen.

„Jungfer Margareth," sagte er zu ihr, „ich erwarte jetzt von Ihnen einen ausführlichen Bericht über das Ereigniß, von dem Sie uns eben Mittheilung gemacht haben. Aber ich ermahne Sie zugleich, nur Thatsachen zu erzählen, keine Vermuthungen."

„Verlassen Sie sich darauf," erwiederte Jungfer Margareth, welche sich nun wieder vollkommen gefaßt hatte, „daß ich streng bei der Wahrheit bleiben werde. Also gestern Morgen kam ein junger, sehr elegant gekleideter und vornehm thuender Herr mit einer wohlgefüllten Reisetasche in unser Wirthshaus und verlangte das beste Zimmer. Er komme mit der Post von Braunschweig, sagte er, und wolle zwei oder drei Tage hier bleiben, je nachdem es ihm gefalle. Daraufhin führte ihn mein Bruder auf Numero Vierzehn und legte ihm zugleich das Fremdenbuch vor, damit er sich einschreibe. Nun aber wollte es mir vom ersten Augenblick an, wo der junge Herr bei uns eintrat, nicht aus dem Kopf, daß ich ihn früher schon gesehen habe, und somit fragte ich meinen Bruder, als er wieder herabkam, augenblicklich, wie derselbe heiße. ‚Du bist recht neugierig,' erwiederte er lachend und reichte mir das Fremdenbuch. Wie ich aber da las: ‚Adolph Stritter, Kaufmann aus Hannover,' schlug ich mir die Sache aus dem Kopf, denn diesen Namen, das wußte ich gewiß, hatte ich noch nie gehört. Gleich darauf ging der junge Herr aus und ließ sich den ganzen Tag über nicht mehr sehen. Am Spätabend aber kam er in das kleine Zimmer neben der großen Wirthsstube und bestellte sich ein gutes Nachtessen. Eine Stunde später, nachdem er längst

gegessen, ließ er noch eine Flasche Wein kommen und lud meinen Bruder und mich ein, ein Glas mit ihm zu leeren, denn es schmecke ihm nicht, wenn er allein trinken müsse. Das war nach zehn Uhr, wo uns unsere Stammgäste schon verlassen hatten, und so leisteten wir ihm denn Gesellschaft. Da brachte er das Gespräch plötzlich auf den Mord im Walde von Haina. ‚Ich habe,‘ sagte er so gleichgültig als möglich, aber ich merkte gleich aus den ersten Worten, daß ihm die Sache sehr am Herzen lag, ‚zufälligerweise auf der Wilhelmshöhe, die ich heute besuchte, von einer Mordgeschichte sprechen hören, welche zehn oder zwölf Stunden von hier entfernt in einem dunklen Walde vorgekommen sein soll; aber nicht wahr, es ist das nur ein Märchen?‘ — ‚Nein,‘ erwiederte ihm mein Bruder, ‚es ist in der That vor jetzt mehr als einem halben Jahr ein schauerlicher Mord im Walde von Haina verübt worden und über diesem Morde schwebt bis auf den heutigen Tag ein geheimnißvolles Dunkel.‘ — ‚Aber,‘ warf der junge Herr ein, ‚ich meine doch gehört zu haben, daß die Mörder festsitzen?‘ — ‚Die Mörder?‘ rief mein Bruder. ‚Ja, das ist wahr, drei Männer sitzen fest, aber ob sie die Mörder sind, das ist wieder eine andere Frage. Sehen Sie, das Justizamt in Spangenberg, welches die Untersuchung zu leiten hatte, scheint die Sache nicht ganz recht angefaßt zu haben, und deßhalb ist nun der Prozeß dem hiesigen Kriminalamt übergeben worden, um ihn wieder ganz von vorne zu beginnen.‘ — ‚Dem hiesigen Kriminalamt?‘ fuhr der junge Herr auf und dabei wurden seine Wangen auf einmal blaß. ‚Ja wohl,‘ fiel ich jetzt ein, ‚dem hiesigen Kriminalamt und dieses muß auch bereits auf der rechten Fährte sein, denn so viel man hört, werden die Drei, welche bisher des Mords bezichtigt wurden, demnächst in Freiheit gesetzt werden.‘ Bei diesen meinen Worten überzog das Gesicht des jungen Herrn eine wahre Todesfarbe und er warf mir von unten herauf einen so bitterbösen Blick zu, daß es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen fiel. ‚Das ist der größere der beiden Burschen, welche damals dem fremden Herrn den schweren Ranzen zu tragen sich erboten; nur hat er das rothe Schnurrbärtchen wegrasirt,‘ rief eine Stimme in meinem Innern; aber ich hütete mich wohl, sie laut werden zu lassen. Dagegen verwandte ich von jetzt an kein Auge mehr von ihm und je länger ich ihn anschaute, desto gewisser wurde ich meiner Sache."



Milchhändler in Solothurn. (S. 378.)

„Es ist also eine bloße Vermuthung, welche Sie haben," versetzte der Kriminalrichter sehr enttäuscht, als die redselige Jungfer hier eine kleine Pause machte.

„Vermuthung?" rief dieselbe; „eine Gewißheit ist's, wie Sie gleich hören werden. Gut also," fuhr sie dann in ihrer breiten Art zu erzählen, von der sie sich nicht abbringen ließ, fort, „ich schaute dem fremden jungen Herrn beharrlich in's Gesicht; aber dieser hielt seinen Blick von jetzt an unverwandt auf den Boden geheftet und sprach eine gute Viertelstunde lang keine Sylbe. Plötzlich fuhr er auf und fragte, wann die nächste Post nach Hanau abgehe. ‚Um elf Uhr morgen Vormittag,‘ erwiederte ihm mein Bruder, aber es schien mir, als ob er lieber gleich auf der Stelle abgereist wäre. Gleich darauf stand er auf, um zu Bette zu gehen, und befahl dann noch, daß man ihm den andern Vormittag den Kaffee auf's Zimmer bringen solle, doch nicht vor neun Uhr. Kaum war ich mit meinem Bruder allein, so theilte ich ihm meinen Verdacht mit und verlangte von ihm, daß er sofort auf dem Kriminalamt Anzeige machen solle. Der lachte mir aber in's Gesicht und hieß mich eine alte Närrin, indem er mich zugleich auf das feine Aussehen des Fremden hinwies, welches offenbar den reichen Fabrikantensohn verrathe. So wurde ich wieder irre und schwieg stille; die ganze Nacht jedoch kam mir die Sache nicht aus dem Sinn und ich beschloß, den Kaffee selbst hinaufzutragen. Das that ich auch heute Morgen gleich nach neun Uhr und fand den jungen Herrn tief nachsinnend und nur halb angekleidet auf dem Sopha sitzen. ‚Stellen Sie die Sachen auf das kleine Tischchen neben dem Bette,‘ befahl er mir, ohne mich anzusehen, und ich trat sofort auf das Tischchen zu. Aber, hilf Himmel, was erblickte ich jetzt? Auf dem Tischchen lag die Uhr, welche ich vor sieben Monaten an dem fremden Herrn mit dem schweren Ranzen so sehr bewundert hatte."

„Was sagen Sie? Dieselbe Uhr, welche der Fremde mit dem Ranzen, also der Leinwandhändler Melchior Hau, getragen?" rief der Kriminalrichter.

„Dieselbe," bekräftigte Jungfer Margareth mit fester Stimme.

Der Kriminalrichter schlug eiligst in seinen Akten nach und fand sofort, was er suchte.

„Beschreiben Sie die Uhr des Hau," verlangte er nun.

„Sie war," sprach Jungfer Margareth, „rings herum am Rande mit kleinen, funkelnden Edelsteinen besetzt und auf einen Druck repetirte sie die Stunde, die es zuvor geschlagen. Auch hatte sie ein doppeltes Zifferblatt, eins in der Mitte für die Stunden und die Minuten, und ein kleineres darunter, dessen Zeiger die Sekunden wies; auf diesem kleinern aber befand sich in der Emaille ein schwarzes Pünktchen, welches davon herrührte, daß die Emaille dort durch einen Fall der Uhr ausgesprungen war."

Der Kriminalrichter nickte befriedigt.

„Ihre Aussage," bemerkte er, „stimmt fast wörtlich überein mit derjenigen, welche Sie im ersten Verhör machten, und nun ..."

Hier stockte er, denn von Außen her drang ein Geräusch wie von Bewaffneten und im selben Momente trat der Assessor herein, welcher die Verhaftung des Herrn in Numero Vierzehn des Heerwagen'schen Wirthshauses über sich genommen hatte. Ihm folgte auf dem Fuße der Amtsdiener mit einer wohlgefüllten Reisetasche in der Hand, die er auf den Tisch vor den Kriminalrichter niederlegte.

„Sie haben ihn?" fragte der Kriminalrichter den Assessor.

„Er ist, an Händen und Füßen gefesselt, vorderhand im Zeugenzimmer untergebracht und zwei Landreiter bewachen ihn dort."

„Sie nahmen ihm natürlich Alles ab, was er bei sich trug?"

„Ja, hier die Reisetasche und hier seine Börse, nebst seiner Uhr."

Hastig griff der Kriminalrichter nach der Uhr. Sie entsprach ganz der Beschreibung, welche die Jungfer Margareth von der Uhr des Hau gemacht hatte. Auch Hugo Fehr und die Anderen konnten sich nicht halten, näher zu treten, und das tiefste Erstaunen malte sich in ihren Blicken.

„Hat er sich widersetzt?" fragte jetzt der Kriminalrichter weiter.

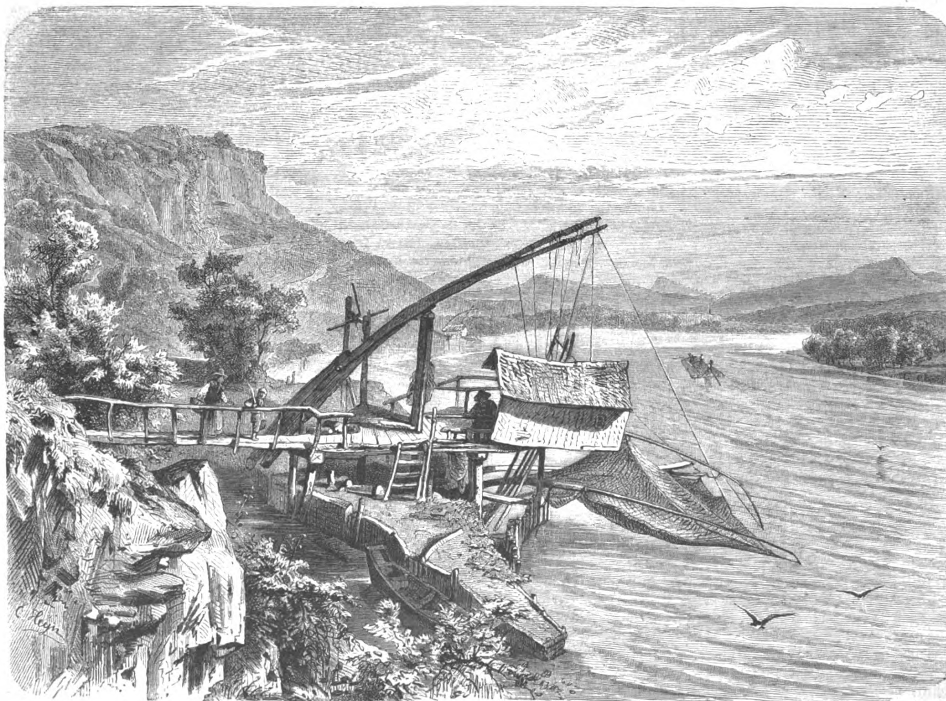
„Der Schreck," erwiederte der Assessor, „lähmte ihn im Anfang vollständig und wie er sich später gefaßt hatte, mochte ihn wohl der Anblick der Landreiter davon überzeugen, daß jeder Widerstand vergeblich sei. Dagegen protestirte er heftig und drohte mit einer Klage."

„Jungfer Margareth," wandte sich nun der Kriminalrichter an die Letztere, „was thaten Sie, als Sie die Uhr erkannten?"

„Ich?" versetzte dieselbe. „Ich erschrak so furchtbar, daß mir vor Zittern fast das Kaffeebrett aus der Hand gefallen wäre."

„Und der Fremde?"

„Er wandte sich, wie er das Klirren hörte, nach mir um und fragte mich zornig, was ich habe. ‚Die Uhr! Die Uhr!‘ rief ich fassungslos. ‚Was geht Sie die Uhr an?‘ schrie er mir nun noch zorniger zu und schob dieselbe eiligst in seine Westentasche. Dann befahl er mir, ihm augenblicklich seine Rech-



Lachsfang zwischen Basel und Rheinfelden. (S. 378.)
Aus dem Prachtwerk „Schweizerland" (Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart).



1. Die Wache salutirt vor dem neuen Kriegsminister. 2. Die Menge versucht in die Pforte einzudringen. 3. Man verlangt Aufklärung.

Türkische Skizzen. (S. 367.)

nung heraufzusenden, denn er wolle in der Minute abreisen; statt dessen aber rannte ich auf Befehl meines Bruders zu Ihnen, und nun wissen Sie Alles, was ich zu sagen habe."

Ein tiefer Ernst lagerte sich auf dem Gesicht des Kriminalrichters.

„Es kann wohl kein Zweifel mehr sein," sprach er; „er hat den Melchior Hau erschlagen und dem Todten die Uhr geraubt."

Zwei Minuten später stand der Gefangene vor dem Kriminalrichter. Es war ein hochaufgeschossener junger Mann mit röthlich-blonden Haaren; Bart aber trug er keinen. In seinen Augen lag ohnmächtige Wuth und seine fest zusammengekniffenen Lippen zeugten von frechem Trotz. Seine Hände hatte man gefesselt und eine Kette an den Füßen zwang ihn, nur kurze Schritte zu machen.

„Ich will wissen," rief er gleich beim Eintritt, „warum man mich verhaftet hat, und verlange, daß man mir sogleich meine Fesseln abnimmt."

„Sie sind verhaftet," sprach der Kriminalrichter langsam, jede Sylbe betonend, und sah dabei den Gefangenen scharf an, „wegen gegründeten Verdachts der Theilnahme an einem Raubmord. Jetzt aber antworten Sie mir. Ihr Name?"

„Adolph Stritter."

„Ihre Heimat?"

„Hannover Stadt."

„Ihre Religion?"

„Evangelisch."

„Ihr Alter?"

„Dreiundzwanzig Jahre."

„Ihr Beruf?"

„Kaufmann. Ich handle mit Goldwaaren."

„Haben Sie einen Paß?"

„Nein. Ich glaubte nicht, daß ich in einem der deutschen Bundesstaaten eines solchen benöthigt sein würde."

„Kennen Sie diese Uhr?" fragte nun der Kriminalrichter und ließ ihm die Uhr durch den Gerichtsdiener vor die Augen halten.

„Ja, sie gehört mir," erwiederte der Gefangene mit der bisherigen Kürze, aber man merkte deutlich, daß er jedes Wort auf die Wagschale legte, ehe er es aussprach.

„Wie haben Sie dieselbe erworben?"

„Ich habe Sie gekauft."

„Wo?"

„In Hannover."

„Zu welcher Zeit?"

„Schon vor mehr als zwei Jahren."

„Diese Uhr," sprach der Kriminalrichter mit hohem Ernst, und wiederum betonte er jede Sylbe, „gehörte notorisch noch vor acht Monaten dem Leinwandhändler Melchior Hau von Poppenhausen. Wie können Sie also sagen, daß Sie seit mehr als zwei Jahren in deren Besitz sind?"

Der Gefangene kniff die Lippen noch fester zusammen und sah überrascht zu Boden.

„Antworten Sie!" befahl der Kriminalrichter.

„Es wird wohl noch Dutzende solcher Uhren geben," erwiederte er endlich zögernd.

„Auch solche mit einem schwarzen Pünktchen auf dem zweiten Zifferblatt?"

Der Gefangene riß die Augen weit auf.

„Ich habe," sagte er, „noch nie ein schwarzes Pünktchen an meiner Uhr bemerkt."

„Kannten Sie den Leinwandhändler Melchior Hau?"

„Nein."

„Dieser Herr wurde in der Nacht vom zweiten auf den dritten Mai nicht allzu weit von hier im Walde von Haina ermordet. Wo waren Sie zu jener Zeit?"

Der Gefangene besann sich lang, ehe er antwortete.

„Ende April und Anfangs Mai dieses Jahres befand ich mich in Hannover," versetzte er sodann.

„Also nicht hier?"

„Ich war früher nie in Kassel."

Jetzt winkte der Kriminalrichter dem Gerichtsdiener, daß er den Wirth Ziller hereinführe, und einen Augenblick darauf erschien dieser.

„Besehen Sie sich," redete ihn der Kriminalrichter an, „diesen Gefangenen genau, ob Sie ihn erkennen."

„Gewiß erkenne ich ihn," rief der Wirth schon im nächsten Moment. „Es ist der größere der beiden heruntergekommenen jungen Gesellen, welche vom ersten auf den zweiten Mai, unmittelbar vor dem Mord im hainaer Walde, bei mir übernachteten. Nur trug er damals ein Schnurrbärtchen, welches jetzt verschwunden ist, und die Kleidung ist auch eine andere, viel noblere."

„Wie hieß derselbe?"

„Er hat sich selbst mit eigener Hand als Georg Müller von Schwarzenfels in mein Fremdenbuch eingetragen."

„Gefangener, Sie haben gehört, was der Zeuge deponirt; beharren Sie jetzt noch darauf, nicht der Georg Müller von Schwarzenfels, sondern der Adolph Stritter aus Hannover zu sein?"

Abermals besann sich der Gefangene lang, ehe er antwortete.

„Die Aussage," erklärte er sodann, „des Zeugen wird auf einer Verwechslung beruhen, und ohne Zweifel hatte Derjenige, der sich bei ihm als Georg Müller von Schwarzenfels in das Fremdenbuch einschrieb, eine zufällige Aehnlichkeit mit mir."

Er sprach dieß ohne Stocken, fast in höhnischer Weise, und sein Auge ruhte dabei frech auf dem Kriminalrichter. Sofort forderte dieser den Wirth Berberich zum schwarzen Roß in Melsungen auf, den Gefangenen zu rekognosziren, und dessen Aussage stimmte ganz mit der des Wirths Ziller überein. Ebenso auch die der Jungfer Margareth Heerwagen.

„Wollen Sie jetzt immer noch leugnen?" fragte darauf der Kriminalrichter strenge.

„Ich bleibe dabei," erwiederte der Gefangene, „diese sämmtlichen Zeugenaussagen beruhen auf Selbsttäuschung."

Jetzt hatte die Geduld des Kriminalrichters ein Ende.

„Mit größerer Frechheit," sprach er mit Würde, „ist in diesen Räumen noch nie ein Verbrecher aufgetreten und doch muß Ihnen der Verstand sagen, daß Sie in wenigen Tagen als Derjenige, der Sie sind, entlarvt werden müssen. Das Gericht wird über Sie nach Hannover berichten und welche Antwort von dort zu erwarten steht, liegt auf der Hand. Wenn ich Sie aber erst nach Schwarzenfels transportiren lasse, so werden Hunderte bereit sein, Ihre Person als die des Georg Müller zu identifiziren. Welchen Zweck kann also Ihr freches Lügen haben? Es ist kein anderer denkbar, als Sie hoffen, einige Tage Zeit zu gewinnen, und diese Zeit wollen Sie dazu benützen, um aus dem Gefängniß zu entrinnen. Allein Sie sollen sich bitter täuschen, denn ich werde Sie in einer Weise bewachen lassen, daß Ihnen jeder Fluchtgedanke vergehen muß. Gerichtsdiener," befahl er dann diesem, „bringen Sie den Gefangenen in Numero Eins und holen Sie sich später bei mir Ihre Instruktion, wie Sie gegen denselben zu verfahren haben."

Der Gefangene wurde abgeführt und nun trat eine längere Pause ein, denn der Eindruck, welchen dessen Verhör hinterließ, war ein tiefernster.

„Herr Assessor," wandte sich nach dieser Pause der Kriminalrichter an den Letztern, „ich hatte, wie Sie sich erinnern werden, im Sinne, den Jakob Roßbach durch Requisition des Justizamts von Schwarzenfels gefangen hier einliefern zu lassen; aber dieß geht jetzt nicht mehr. Das Gerücht reist schnell und der Bursche könnte durch dasselbe vielleicht schon morgen erfahren, daß sein Mordgehülfe hier gefangen sitzt. Dann aber würde er trotz der polizeilichen Aufsicht, um die ich gebeten habe, das Weite zu suchen wissen und wir hätten das Nachsehen. Es ist daher durchaus nothwendig, daß wir dem Gerüchte zuvorkommen, und dieß kann nur geschehen, wenn einer der beiden Assessoren, Sie oder der Assessor Schwenck, mit Extrapost ..."

„Ich bitte," rief der Nebensitzer des Kriminalrichters, „die Mission mir zu übertragen, denn ich interessire mich lebhaft dafür, daß dieser Prozeß zu einem schnellen Ende geführt wird."

„Gut," nickte der Kriminalrichter, „so nehmen Sie jetzt gleich Extrapost nach Schwarzenfels und lassen Sie sich von dreien unserer handfestesten Landreiter begleiten. In Schwarzenfels aber bemächtigen Sie sich mit Hülfe des dortigen Justizamtmanns, an den ich Ihnen ein Schreiben mitgeben werde, des Jakob Roßbach und kehren dann eiligst mit ihm zurück. Bis wann können Sie reisefertig sein?"

„In zehn Minuten," erklärte der Assessor aufspringend, „und am Donnerstag Abend bringe ich den Jakob Roßbach, der hoffentlich kein so hartgesottener Lügner ist als der Georg Müller."

Der Kriminalrichter stand auf und wandte sich an die Zeugenbank.

„Sie sind für heute sämmtlich entlassen," sagte er; „am nächsten Freitag jedoch wird Ihr Zeugniß abermals vonnöthen sein."

„Wir stellen uns sämmtlich dem Herrn Kriminalrichter zur Verfügung," erklärte Hugo Fehr mit Beistimmung der Uebrigen, „denn wir haben uns entschlossen, bis auf Weiteres hier im Gasthaus Heerwagen zu bleiben."

VIII.

Das Geständniß.

Die Aufgabe, welche sich der Assessor gestellt, als er mit Extrapost nach Schwarzenfels fuhr, um den Jakob Roßbach zu verhaften, war ihm vollständig gelungen, und am dritten Tage Abends lieferte er denselben gefesselt in's Kriminalgefängniß von Kassel ab. Gleich darauf ließ der Kriminalrichter den sämmtlichen Betheiligten und Zeugen, welche in dem letzten Verhör anwesend gewesen waren, die Meldung zukommen, daß sie den folgenden Morgen mit dem Schlag acht Uhr vor Gericht zu erscheinen hätten, und natürlich wurde dieser Vorladung pünktlich Folge geleistet.

Der Kriminalrichter befahl sofort, den neu eingelieferten Jakob Roßbach vorzuführen. Dieser sah ganz so aus, wie er schon von mehreren der Zeugen beschrieben worden war; aber er machte einen ganz andern Eindruck als Georg Müller, sein Mitangeklagter. Wenn nämlich der Letztere durch seine verbissene Frechheit geradezu widerlich erschien, so fühlte man sich gegen den Erstern fast zu Mitleid bewegt, denn ihn schüttelte offenbar die furchtbarste Angst und aus seinen scheuen Augen, sowie aus seinen verzerrten Zügen sprach das offenste Schuldbekenntniß.

Die ersten Fragen des Kriminalrichters betrafen wie immer die persönlichen Verhältnisse des Verhafteten und derselbe antwortete hierauf ganz der Wahrheit gemäß.

„Wovon lebten Sie in den letzten drei Jahren?" wollte nun der Kriminalrichter wissen.

„Wir handelten mit Goldwaaren."

„Wir, sagen Sie, also hatten Sie einen Theilhaber im Geschäft?"

„Ja, meinen Freund, den Georg Müller von Schwarzenfels."

„Es ist aus den Erhebungen des Justizamtes Schwarzenfels konstatirt, daß Sie in den ersten Monaten dieses Jahres ganz herabgekommen waren. Sie besaßen nur noch Schulden und kein Mensch gab Ihnen mehr Kredit. Wie kamen Sie in dieses Elend?"

„Durch die Ungunst der Zeiten. Des Kriegs wegen ging kein Geschäft und wir erlitten einen Verlust nach dem andern."

„Es ist weiter durch das schwarzenfelser Amt erhoben, daß Sie mit Georg Müller gegen das Ende des Monats April von Schwarzenfels fortgingen, weil Sie nicht mehr wußten, wovon Sie dort leben sollten, daß Sie dagegen schon im Anfang der zweiten Woche des Monats Mai nach Ihrer Heimat zurückkehrten und nun auf einmal eine größere Summe Geldes besaßen. Sie zahlten Schulden, lösten versetzte Pfänder ein und kauften von Neuem Waaren. Wie kamen Sie zu diesem Gelde?"

„Wir," versetzte Jakob Roßbach mit unsicherer Stimme, „machten eine ... Nein, ich machte eine Erbschaft," fuhr er dann sich zusammennehmend fort. „Mir starb ein Oheim in Starnberg bei München und dahin reiste ich zu Ende April. Nachdem ich aber die Erbschaft erhoben, kehrte ich am sechsten oder siebenten Mai wieder in meine Heimat zurück und wir trieben unser Geschäft von Neuem."

„Wie hieß Ihr Oheim in Starnberg?"

„Er führte denselben Namen wie ich."

„So schreiben Sie seine Adresse genau auf, damit wir uns des Nähern erkundigen können. Treten Sie näher an den Tisch. Hier ist Feder, Tinte und Papier. Gerichtsdiener, lösen Sie dem Gefangenen das Schloß an der rechten Hand."

Der Gerichtsdiener that, wie ihm befohlen war, und Jakob Roßbach schickte sich nun zu schreiben an. Er schien aber nicht sehr gewandt in dieser Kunst zu sein, denn er brauchte längere Zeit, bis er mit der Skriptur fertig wurde.

Der Kriminalrichter nahm die Schrift zur Hand und besah sie sich genau. Dann ergriff er ein vor ihm liegendes Buch, das Fremdenbuch des Wirths Ziller von der Unterneustadt, und schlug rasch eine Seite desselben auf.

„Jakob Roßbach," sprach er dann, sein scharfes Auge durchdringend auf denselben richtend, „sehen Sie, hier haben Sie diesen Namen ebenfalls eingeschrieben; ich meine den Namen Jakob Roßbach. Es ist durchaus dieselbe Handschrift. Erkennen sie dieselbe an?"

Der Gefangene starrte auf die Buchstaben hin und seine Augen wurden größer und größer. Es waren dieselben eckigen, großen Buchstaben und sie lauteten Jakob Roßbach aus Sterbefritz.

„Ja, das habe ich geschrieben. Ich kann es nicht leugnen," murmelte er endlich.

„Dann," rief der Kriminalrichter, „sind Sie in der ersten Woche des Mai nicht in Starnberg gewesen, wie Sie eben angaben, denn diesen Ihren Namen trugen Sie am Abend des ersten Mai in der Gaststube des Wirths Ziller in der Unterneustadt hier in dessen Nachtbuch ein."

Jakob Roßbach wurde todesbleich und ein Zittern ging durch seinen ganzen Körper, dann aber nahm er plötzlich all' seine Kraft zusammen.

„Das ist eine Falle, die man mir gestellt hat," zischte er mit bebenden Lippen. „Man hat meine Handschrift gefälscht. Ich habe das nicht geschrieben."

Der Kriminalrichter ließ den Wirth Ziller vortreten und dieser beschwor, daß der Gefangene mit eigener Hand seinen Namen am Abend des ersten Mai in das Nachtbuch eingetragen habe. Weiter wiederholte er alle seine früheren Aussagen über den Jakob Roßbach und seinen Spießgesellen Georg Müller, und schließlich setzte er noch hinzu, daß, wie die Beiden am Morgen des zweiten Mai mit dem Melchior Hau fortgegangen seien, der Jakob Roßbach den Ranzen des Hau getragen habe.

„Wollen Sie auch dieß ableugnen?" fragte der Kriminalrichter.

„Es ist eine Verschwörung gegen mich," keuchte der Gefangene, aber zu etwas Weiterem war er nicht zu bringen.

Jetzt stellte der Kriminalrichter demselben den Wirth Berberich zum schwarzen Roß von Melsungen gegenüber und auch dieser wiederholte Wort für Wort seine frühere Aussage.

„Der war es," erklärte er mit Bestimmtheit, „welcher zuerst mit Melchior Hau auf Du und Du anstieß."

„Es ist eine Verschwörung," keuchte nochmals der Gefangene; aber seine Kraft schien gebrochen.

„Jakob Roßbach," sprach nun der Kriminalrichter, „Sie zittern am ganzen Leibe, denn die Beweise erdrücken Sie. Erleichtern Sie Ihr Gewissen und legen Sie ein offenes Geständniß ab. Was haben Sie mit dem Melchior Hau angefangen, als Sie und Ihr Spießgeselle Georg Müller mit ihm von Melsungen in der Nacht weiter zogen?"

Der Gefangene schwieg, war aber kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten.

„Gerichtsdiener," befahl jetzt der Kriminalrichter, „bestellen Sie sogleich eine Extrapostchaise und einen Leiterwagen mit vier Sitzen. Die Chaise für den Assessor, den Aktuar und mich; den Leiterwagen aber für den Jakob Roßbach und den Georg Müller nebst der nöthigen ..."

„Den Georg Müller?" schrie der Gefangene wie entsetzt und seine Augen drangen ihm fast aus dem Kopfe.

„Und den Georg Müller nebst der nöthigen Bedeckung von Landreitern," ergänzte der Kriminalrichter seine Rede, ohne anscheinend auf den Schrei des Gefangenen zu achten. „Wir werden nach dem Walde von Haina fahren, um die beiden Missethäter nach der Stelle zu führen, wo sie die Mordthat begangen haben."

Jakob Roßbach schnellte auf, aber nur um einen Moment später gänzlich gebrochen in seine Kniee zu sinken.

„Nein, nein," bebte es von seinen Lippen, „um Gottes

willen nicht dorthin! Ich will bekennen, Alles bekennen. Aber nur nicht an die Mordstelle!"

Eine fast lautlose Stille trat ein, so daß man die tiefen Athemzüge der Anwesenden hörte. Der Kriminalrichter aber winkte dem Gerichtsdiener, dem Gefangenen einen Stuhl zu bringen, denn ein so entsetzlicher Verbrecher derselbe auch war, so konnte man sich doch nicht erwehren, mit seinem jetzigen bejammernswerthen Zustand Mitgefühl zu haben.

„Ja, ich will bekennen," wiederholte er leise nach langer Pause. „Ich muß diese furchtbare Last von mir abwälzen, die nun schon so lange viele Centner schwer auf mir liegt. Vielleicht ist mir Gott gnädig, wenn ich meine Missethat offen an den Tag lege und die mir gebührende Strafe dafür empfange."

Wiederum schwieg er und es schien fast, als ob er nicht mit sich in's Reine kommen könne, wie er mit seinem Bekenntniß beginnen solle.

„Sie verließen," kam ihm nun der Kriminalrichter zu Hülfe, „in den letzten Tagen des April mit Ihrem Genossen Georg Müller das Städtchen Schwarzenfels, um sich nach Kassel zu begeben. Hatten Sie damals schon den Plan gefaßt, den Leinwandhändler Melchior Hau von Poppenhausen zu ermorden?"

„O nein," erklärte Jakob Roßbach, „hieran dachten wir nicht, denn wir wußten damals noch nicht einmal, daß Jemand dieses Namens in der Welt existire. Wir machten uns vielmehr nach Kassel auf den Weg, um uns unter das Militär einreihen zu lassen, da wir keine Existenzmittel mehr besaßen. In Kassel am ersten Mai Abends angekommen, fragten wir einen Handwerksburschen, der uns begegnete, wo wir am billigsten logiren könnten, und er wies uns zu dem Wirth Ziller in der Unterneustadt. Dieser aber gab uns gleich die nöthige Auskunft, wohin wir uns zu wenden hätten, um Kriegsdienste zu bekommen, und mit dem festen Vorsatze, dieser Auskunft gemäß zu handeln, legten wir uns zu Bett. Auch machten wir uns den andern Morgen, am zweiten Mai, schon vor acht Uhr auf den Weg nach dem Anwerbebureau auf dem Kriegsministerium, obwohl allerdings mit schwerem Herzen, denn wir spürten gar keine Lust zum Kriegshandwerk und befürchteten, in dem Feldzug todtgeschossen zu werden. Wie wir nun aber vor dem Bureau ankamen, fanden wir dasselbe noch geschlossen und man sagte uns, daß dasselbe vor einer halben Stunde nicht aufgemacht werden würde. Das war der böse Wendepunkt in unserem Leben," setzte er mit einem schweren Seufzer hinzu.

„Sie suchten das Bureau nicht wieder auf?" fragte der Kriminalrichter.

„Nein," sagte Jakob Roßbach, „sondern wir schlenderten ein wenig in den Straßen herum und betraten dann rein zufällig das eben vor uns liegende Gasthaus des Wirths Heerwagen. Dort setzten wir uns an den nächsten besten Tisch und ließen uns, weil wir nur noch einige wenige Groschen besaßen, Jeder ein kleines Gläschen Branntwein geben. Das sollte unser Frühstück sein, bis wir unser Handgeld in Händen hätten, denn wir beabsichtigten noch immer, Kriegsdienste zu nehmen, und es war uns bloß darum zu thun, die halbe Stunde herumzubringen, bis das Bureau geöffnet sei. Da wollte es unser Unglück, daß am nächsten Tische von uns, nur auf eine Armslänge entfernt, ein sehr gut gekleideter und wohlhabend aussehender Herr saß, welcher sich ein gutes Frühstück schmecken ließ und dann die Wirthin oder Wirthsschwester fragte, ob er nicht einen ordentlichen Mann haben könnte, der ihm auf eine Strecke Wegs, so sechs oder acht Stunden weit, seinen Ranzen trage."

„Das war der Leinwandhändler Melchior Hau von Poppenhausen?" fragte der Kriminalrichter.

„Ja," seufzte Jakob Roßbach schwer auf, „das war der Melchior Hau. Wir wußten's aber damals noch nicht, sondern erst ein paar Stunden später nannte er uns seinen Namen. Also der Melchior Hau wollte einen Mann haben, der ihm seinen Ranzen trage, und nun fragte ihn irgend einer der übrigen anwesenden Gäste, wohin er denn reise. ‚Das Fuldathal hinauf,' erwiederte er, denn er sei schon lange begierig, dieses zu sehen; der Träger aber brauche nicht weiter mit ihm zu gehen als bis Melsungen, weil er für heute dort übernachten werde. ‚Du,' flüsterte mir nun der Georg, den Müller meine ich, in's Ohr, ‚der Ranzen muß einen hohen Werth haben, denn, siehst Du, er hütet ihn ja wie seinen Augapfel und hat ihn immer hart neben sich liegen.' Daraufhin fragte wieder einer der Gäste, ob denn der Ranzen so schwer sei, und darauf meinte der Melchior Hau, das sei wohl nicht der Fall, aber er sei das Tragen nicht gewohnt und wolle sich's bequem machen. Da ritt mich der Teufel und weil ich bloß meinen Arm auszustrecken brauchte, hob ich den Ranzen mit der Hand empor, legte ihn aber gleich wieder mit gleichgültiger Miene auf seinen alten Platz hin. ‚Du,' flüsterte ich dann meinem Kameraden, dem Georg Müller, zu, ‚der Ranzen ist für seinen äußern Umfang sehr schwer. Da drinnen müssen Goldwaaren sein oder gar baar Geld.' Auf diese meine Worte hin funkelten die Augen des Georg. ‚Wenn wir das hätten!' murmelte er und bestellte zugleich noch zwei Gläschen Branntwein für uns, damit wir länger sitzen bleiben könnten. Bisher hatten wir mit dem Herrn, dem Melchior Hau, noch kein Wort gesprochen, aber jetzt faßte ich mir ein Herz und fragte ihn, ob er vielleicht aus dem Fuldaischen sei, weil er dahin reise. ‚Ich frage das nur,' setzte ich hinzu, ‚weil wir selbst in der Nähe zu Hause sind.' — ‚So, wo denn?' wollte er wissen. ‚Bei Brückenau,' sagte ich. ‚Ja,' fügte der Georg Müller bei, ‚und wir sind eben auf dem Heimweg begriffen.' Ich sah ihn erstaunt an, denn wir wollten uns ja anwerben lassen, aber er winkte mir verstohlen, zuzustimmen, und das that ich denn auch sogleich. So gab nun ein Wort das andere und wir merkten sogleich, daß der fremde Herr, der Melchior Hau, sehr gutmüthig und offenherzig sei. Wir gestanden ihm also, daß wir gegenwärtig wegen der Ungunst der Zeitläufte etwas in Noth seien und baten ihn, uns den Trägerlohn für den Ranzen verdienen zu lassen. ‚Wir haben ja, wenn Sie nach Melsungen und dann das Fuldathal entlang reisen,' fügten wir bei, ‚ohnehin einen und denselben Weg, weil die Straße nach Brückenau über Melsungen, Bebra und Fulda führt.' Das leuchtete ihm ein, aber wir fühlten wohl, daß er wegen unseres abgerissenen Aussehens einiges Mißtrauen gegen uns hatte, und gaben uns nun alle Mühe, dieses Mißtrauen durch ein recht zuthunliches Wesen zu verscheuchen. Endlich fragte er uns, wie viel wir denn Trägerlohn verlangten, und daraufhin meinte der Georg Müller, nachdem wir uns mit den Augen verständigt hatten, unsere Ansprüche seien ganz gering. ‚Nicht wahr, Jakob,' rief er mir zu, ‚wir sind's zufrieden, wenn uns der Herr unterwegs frei hält und vorher unsere Rechnung bei dem Wirth, bei dem wir übernachteten, berichtigt.' — ‚Natürlich,' entgegnete ich, ‚denn es ist uns ja fast mehr noch als um den Lohn um die Ehre zu thun, in der Gesellschaft des Herrn reisen zu dürfen und so eine Bekanntschaft anzuknüpfen, die uns vielleicht später von Nutzen sein kann.' Mit solchen und anderen Redensarten suchten wir ihn kirre zu machen und es gelang uns auch dem Anschein nach. Wenigstens bestellte er den Boten, nach welchem die Wirthin früher hatte senden müssen, wieder ab und erklärte uns seine Bereitwilligkeit, unser Offert anzunehmen."

„Sie gingen dann," bemerkte der Kriminalrichter, als Jakob Roßbach hier erschöpft eine Pause machte, „mit dem Fremden, dem Melchior Hau, zu dem Wirth Ziller in die Unterneustadt hinab und beriethen sich, während Hau in der Wirthsstube blieb, auf ihrem Zimmer eine ganze Stunde lang darüber, in welcher Weise Sie den Mord vollbringen wollten?"

Jakob Roßbach sah den Kriminalrichter erstaunt an, denn er konnte sich nicht denken, woher derselbe dieß wisse.

„Am Ende," bekannte er, „kam's freilich darauf hinaus, aber im allerersten Anfang dachte wenigstens ich noch an keinen Mord und, wie ich glaube, auch der Georg Müller nicht. Dagegen waren wir Beide, sobald wir unser Zimmer betreten hatten, um unsere Effekten einzupacken, darüber einig, daß wir den Melchior Hau anzapfen wollten."

„Anzapfen?" fragte der Kriminalrichter. „Was soll das heißen?"

„Nun," fuhr Jakob Roßbach fort, „wir wollten dem Hau, sei's mit List, sei's mit Gewalt, also durch Diebstahl oder durch Raub, einen Theil seines Geldes und seiner Werthsachen nehmen, nicht aber Alles, und noch weniger wollten wir ihn ermorden. ‚Wir kehren,' sagte ich zu Georg Müller, ‚unterwegs irgendwo mit ihm ein und machen ihn betrunken; dann wird es uns ein Leichtes sein, ihn auszurauben.' — ‚Noch besser,' meinte der Georg, ‚wir bleiben mit ihm in einem obskuren Gasthaus über Nacht und leeren seinen Ranzen, wenn er schläft. Aber, aber,' setzte er nachher sehr bedenklich hinzu, ‚wie nun, wenn er Morgens aufwacht und findet, daß er bestohlen ist?' — ‚Herr Gott,' rief ich, ‚dann sind wir verloren, denn er weiß, woher wir sind, und kennt unsere Namen.' — ‚Also,' meinte daraufhin der Georg, ‚bleibt uns nichts übrig, als ihn stumm zu machen.'"

Tief und schwer athmete hier Jakob Roßbach auf und die letzten Worte vermochte er kaum über die Lippen zu bringen.

„Herr Kriminalrichter," sagte er dann, „Sie dürfen mir's glauben, ich entsetzte mich förmlich, als der Georg es zum ersten Mal aussprach, wir müßten den Fremden, den Melchior Hau, stumm machen. Aber bald stimmte ich ihm zu. Wir waren Beide im tiefsten Elend, ohne irgend welche Hoffnung, uns helfen zu können. In den Militärstand wollten wir nicht treten, wenn wir es irgend vermeiden konnten; da warf uns das Geschick den Melchior Hau in die Hände und wir schätzten den Werth seines Ranzens auf mindestens zehntausend Gulden. Wenn wir uns diese aneigneten, dann war uns geholfen, dann konnten wir unsere Schulden bezahlen, unsere versetzten Sachen auslösen und unsern Handel durch neue Einkäufe wieder aufnehmen. ‚Sollten wir uns diese günstige Gelegenheit entgehen lassen? Nein, unter keinen Umständen. Wir wären wahnsinnige Thoren,' riefen wir uns selbst zu, ‚wenn wir den Wink des Schicksals nicht benützten.' Aber freilich, um nicht verrathen zu werden, sondern den Raub in Sicherheit genießen zu können, blieb nichts übrig, als den Hau zu beseitigen. Es blieb nichts übrig, als ihn todtzuschlagen," wiederholte er mit bebenden Lippen. „Jetzt," sprach er dann weiter, „hatten wir noch zu bestimmen, wo der Mord vollbracht werden solle, und darüber wurden wir viel bälder einig. Wir hofften nämlich, uns während des Marsches von Kassel nach Melsungen so sehr in dem Vertrauen des Hau festzusetzen, daß er uns den Antrag stellen werde, wir sollen ihn nicht bloß bis Melsungen, sondern bis nach Fulda geleiten, oder wenn er den Antrag nicht selbst stellte, so wollten wir dieß thun. Dann nahmen wir uns vor, ihn zu überreden, nicht in Melsungen zu übernachten, sondern am Abend noch eine Strecke weiter zu marschiren, damit wir den andern Tag um so bälder in Bebra einträfen. Weiter wurde abgemacht, von Melsungen aus nicht der Landstraße nach über Altmorschen und Rottenburg in der Richtung nach Bebra fortzugehen, sondern vielmehr den Fußweg nach Haina, Spangenberg zu, einzuschlagen, unter dem Vorgeben, daß man damit einen großen Umweg abschneide und überdem in Haina viel besser und billiger übernachten könne, als in Altmorschen oder Rottenburg. Endlich setzten wir noch fest, daß wir uns unterwegs dicke Knotenstöcke schneiden wollten, angeblich, um den schweren Ranzen daran zu tragen, in Wahrheit aber, um über unser Opfer herzufallen, sobald wir eine besonders dunkle Partie des hainaer Waldes erreicht haben würden. Das Alles besprachen wir ganz leise in unserer Kammer, und erst wie wir uns über Alles geeinigt hatten, gingen wir wieder in die Wirthsstube hinab, wo der Hau unserer wartete."

„Und Sie führten dann Alles genau so aus?" fragte der Kriminalrichter.

„Ja, ganz genau," versetzte Jakob Roßbach. „Nachdem uns nämlich der Melchior Hau noch zuvor bei dem Wirth Ziller mit einer Flasche Weins traktirt und unsere Zeche bezahlt hatte, marschirten wir so etwa um elf Uhr Mittags in der Richtung nach Melsungen ab; unterwegs aber thaten wir so treuherzig gegen ihn, daß er uns für zwei Burschen hielt, die jetzt im Augenblick zwar in ihren Vermögensverhältnissen etwas herabgekommen, dagegen aber die Ehrlichkeit und Fidelität selbst seien. In Dörnhagen machten wir eine Stunde Halt, um etwas zu Mittag zu essen, und dort schnitten wir uns auch an einem waldigen Rain zwei recht derbe, schwere Knotenstöcke, an denen wir Beide, der Georg Müller und ich, abwechslungsweise den Ranzen trugen. Abends sechs Uhr kamen wir nach Melsungen und kehrten im schwarzen Roß ein. Der lange Marsch aber hatte uns Durst und Hunger gemacht, und wir ließen es uns alle Drei ganz gut schmecken. Insbesondere stürzte der Melchior Hau mehrere Gläser Wein hinter einander hinab, denn sobald er eins geleert hatte, schenkten wir es ihm wieder voll. Unsere Absicht nämlich war, ihn ganz kordial zu machen, und das gelang uns über Erwarten gut. Ja, wir machten sogar Dutzbrüderschaft mit ihm und er stieß wohl dutzendmal mit uns an als mit seinen lieben Freunden und Reisegenossen."

„Und diese seine entgegenkommende Freundschaft," sprach der Kriminalrichter mit herber Stimme, „belohnten Sie dann damit, daß Sie ihn todtschlugen."

„Ich bin mir jetzt unserer doppelten Schlechtigkeit bewußt," flüsterte Jakob Roßbach kaum vernehmlich, „aber damals dachten wir an gar nichts, als ihn recht sicher zu machen. Er sollte überzeugt sein, es sei ganz unmöglich, daß wir etwas Schlimmes gegen ihn im Schilde führten, denn wenn er Mißtrauen gehegt hätte, wäre er wohl nicht weiter mit uns gegangen, und überdem war er ein starker Mann, mit dem wir nur durch Ueberrumpelung schnell fertig werden zu können hoffen durften. So blieben wir denn in Melsungen wohl eine Stunde lang sitzen, und wie wir endlich weiter marschirten, mußte man mit dem Weg ganz gut bekannt sein, um sich zurechtzufinden, denn die Sonne schien längst nicht mehr. Wir kannten uns aber vortrefflich aus, sowohl der Georg Müller als ich, und schlugen also gleich vor Melsungen den Weg nach Haina und Spangenberg ein. ‚In längstens anderthalb Stündchen sind wir an Ort und Stelle,' versicherten wir den Hau, ‚und das treffliche Nachtquartier, das wir in Haina finden, wird uns für alle unsere Mühseligkeiten entschädigen.' Wir sangen nun ein Lied zusammen und weiter und weiter ging es mitten in den Wald hinein. Da wurde der Fußpfad, in den wir nach einem Marsch von etwa einer Stunde einbogen, so eng, daß wir nicht mehr neben einander, sondern Einer nach dem Andern gehen mußten. ‚Gib mir jetzt den Ranzen,' sagte ich zu Georg Müller und stellte mich an die Spitze des Zugs. Dann kam der Melchior Hau und den Schluß machte der Georg Müller. ‚Ist's noch weit nach Haina?' fragte endlich Melchior Hau mißmuthig, als der Weg kein Ende nehmen wollte und der Wald immer finsterer wurde. ‚Im Augenblicke sind wir da; paß' auf, Jakob!' rief jetzt Georg Müller und versetzte zugleich dem Hau mit seinem stachlichten Knotenstock einen solch' furchtbaren Hieb über den Kopf, daß Hau, der sich nicht des Geringsten versah, wie ein Sack zu Boden stürzte. Im selben Augenblicke, sowie ich das Stichwort: ‚paß' auf, Jakob' hörte, warf ich den schweren Ranzen weg und schlug ebenfalls auf den Hau hinein."

„War er gleich todt?" fragte der Kriminalrichter, als dem Jakob Roßbach hier die Stimme versagte.

„Nein, o nein," flüsterte dieser mit irren Blicken. „Todt war er nicht, sondern bloß betäubt. Auch gelang es ihm, nachdem er wieder zu sich gekommen, sich halb aufzurichten, und nun bat er uns flehentlich, seiner zu schonen. Er wolle uns Alles geben, was er habe, und einen heiligen Eid darauf leisten, keiner Seele zu verrathen, was wir gethan."

„Und Sie fühlten kein Mitleid?" rief ihm der Kriminalrichter schaudernd zu.

„Wir glaubten ihm nicht," war die dumpfe Antwort des Jakob Roßbach, „und überdem hatte uns das vergossene Blut ganz rasend gemacht. So schlugen wir denn von Neuem auf ihn hinein und am Ende ergriff mein Kamerad, der Georg Müller, noch einen schweren Stein, um ihm den Kopf vollends zu zermalmen."

Wiederum trat eine tiefe Stille ein, so daß man die schweren Athemzüge der Anwesenden hörte, und der Jakob Roßbach saß wie geknickt auf seinem Stuhle. Dann aber, auf den Zuspruch des Kriminalrichters, nahm er sich zusammen und erhob sich von seinem Sitze.

„Was ich noch zu sagen habe, ist nur Weniges," versetzte er. „Als wir endlich mit der Blutarbeit aufhörten, weil längst kein Athemzug mehr in dem Ermordeten war, ergriff uns eine furchtbare Angst, und in dieser unserer Angst glaubten wir in der Entfernung Schritte zu hören. Wir nahmen uns also nicht Zeit, den Todten genau zu durchsuchen, um uns seine sämmtlichen Habseligkeiten anzueignen, sondern unser Hauptaugenmerk war auf den Ranzen gerichtet. Die Uhr dagegen riß der Georg an sich, indem er mir zurief: ‚Die gehört mir vornweg, weil ich die Hauptarbeit gethan habe.' Dann schleppten

wir den Leichnam in's nächste Gebüsch, damit man ihn nicht gleich finde, und rannten mit dem Ranzen davon."

„Wohin rannten Sie?" fragte der Kriminalrichter.

„Zuerst," erwiederte Jakob Roßbach, „auf dem nämlichen Wege zurück, den wir gekommen waren, also nach Melsungen zu. Wie wir aber das Städtchen beinahe erreicht hatten, machten wir Halt, um zu horchen. Auch waren wir so erschöpft, daß wir nothwendig ein wenig ausruhen mußten. Rings um uns her herrschte die tiefste Stille und auch gar nichts Verdächtiges regte sich. Ueberdem hatte sich der Himmel ganz schwarz überzogen und der Sturm heulte durch die Bäume. ‚Wohin jetzt?' fragte ich meinen Genossen. ‚Zunächst an die Fulda hinab,' erwiederte dieser, ‚um das viele Blut, das an unsere Kleider gespritzt ist, abzuwaschen.' Wir brachen also wieder auf und liefen querfeldein in der Richtung nach dem Flusse. Diesen aber erreichten wir, als es eben in Melsungen Mitternacht schlug, und begannen nun sogleich an einer abgelegenen Stelle mit der Reinigung unserer Kleider. Nach einer Stunde waren wir wenigstens nothdürftig damit fertig geworden und nun beriethen wir uns abermals, wohin wir uns wenden sollten. ‚Jedenfalls,' sagte der Georg Müller, ‚so weit als möglich weg vom Schauplatz der That und somit schlage ich vor, wir marschiren auf der Landstraße nach Rottenburg weiter.' — ‚Aber wenn uns Jemand begegnet?' wandte ich ein. ‚Um diese Nachtzeit,' erwiederte er mir, ‚befindet sich Niemand auf der Straße, und wenn je ein Holzfuhrwerk käme, so verbergen wir uns nebenan.' Wir gingen also weiter, Rottenburg zu, und mein Kamerad hatte Recht gehabt, kein Seelenmensch kreuzte unsern Weg. Aber es war eine weite Entfernung und der Ranzen, den wir abwechslungsweise trugen, dünchte uns viele Centner schwer zu sein. Vollständig erschöpft und fast nicht mehr fähig, uns fortzuschleppen, kamen wir endlich in der Nähe von Rottenburg an und nun warfen wir uns in einem dichten Gebüsch nieder, das von der Straße bis nach dem Fuldaflusse hinabging. Hier ruhten wir aus und warteten, bis der Tag anbrach. ‚Nun wollen wir theilen,' sagte mein Gefährte und riß den Ranzen auf. Wie aber jetzt unsere Augen funkelten! Der ganze Ranzen war gefüllt mit feiner Wäsche und neuen Kleidern, und zu unterst lagen über tausend Goldstücke, alle in kleine Rollen verpackt. ‚Jetzt ist uns geholfen,' flüsterten wir uns freudestrahlend zu und machten sofort aus dem Golde zwei gleiche Portionen, deren jede sich auf mehr als viertausend Gulden belief."

„Was machten Sie aber mit der Wäsche und den Kleidern?" wollte der Kriminalrichter wissen.

„Wir sahen uns an," entgegnete Jakob Roßbach, „und fanden, daß es uns nicht möglich gewesen war, die Blutflecken ganz auszuwaschen. Ueberdem war ja Alles, was wir am Leibe trugen, ganz fadenscheinig und abgerissen. Da kam uns Beiden zugleich ein und derselbe Gedanke. Wir legten unsere Kleider mit sammt den Hemden ab und zogen dafür die in dem Ranzen befindlichen an. Für den Georg Müller paßte Alles ganz vortrefflich; für mich weniger, aber ich schnallte die Beinkleider hinauf und so ging es ebenfalls. Jetzt hatten wir ein ganz anderes, viel nobleres Aussehen und dieß frischte unsern Muth auf. Unverweilt packten wir nun das Abgelegte in den Ranzen, schlossen diesen sorgfältig und warfen ihn in den Fuldastrom hinein, welcher ihn schnell mit sich fortriß. Ueber all' dem war es heller, lichter Tag geworden und nun schlenderten wir langsam nach Rottenburg hinein, wie wenn wir Spaziergänger aus der Nachbarschaft wären. Dann ließen wir uns in einer anständigen Wirthschaft ein Frühstück reichen, dessen wir gar sehr bedurften, und horchten zugleich, ob von dem Raubmord im hainaer Walde noch nichts ruchbar sei. Aber kein Mensch sprach davon und so wurden wir in unserem Betragen immer sicherer. Von Rottenburg gingen wir wieder zu Fuß nach Bebra und logirten uns in einem Gasthof auf zwei Tage ein. Da spielten wir die reichen Kaufleute und machten verschiedene Einkäufe in Goldwaaren; unser Hauptgeschäft aber bestand wieder im Horchen, weßwegen wir da und dort eine kleine Erfrischung nahmen. Da sprach man denn allerdings am zweiten Tag von dem Morde, allein man setzte zugleich übereinstimmend hinzu, daß weder vom Ermordeten noch von den Mördern irgend eine Spur vorhanden sei. Wir hofften also ohne irgend welches Gefährde nach unserer Heimat Schwarzenfels zurückkehren zu können und nahmen in Bebra Extrapost, um über Hersfeld und Fulda nach Schlüchtern zu fahren, von wo wir den kurzen Weg vollends zu Fuß zurücklegten. Nun schaute man uns allerdings im Anfang etwas verwundert an, daß wir plötzlich so viel Geld hätten; aber wir verbreiteten das vorher schon erdichtete Märchen, daß mir ein Oheim in Starnberg gestorben sei, und von dem Georg Müller nahm man an, daß ihn seine vermöglichen Verwandten in Frankfurt mit einem Darlehen unterstützt haben werden. So kam man in Schwarzenfels selbst nie auf den Gedanken, daß wir mit dem Mord im hainaer Wald irgendwie in Verbindung gestanden seien, oder wenigstens ließ man uns dieß nie merken, obwohl wir sonst in keinem besonders guten Leumund standen. Allein, allein," setzte er mit einem schweren Seufzer hinzu, „der Wurm in unserem Innern ließ uns doch nie zur Ruhe kommen. Wenigstens mich nicht."



Auf der Pacificbahn. **Die Postkutsche nach Virginia City.** (S. 378.)

„Sie bereuten Ihre Missethat?" sagte der Kriminalrichter.

„Ja," war die Antwort, „ich bereute sie tief und schwer; aber noch weit drückender war für mich die Angst. Bei jedem Geräusch in der Nacht fuhr ich zusammen und wenn mich Jemand von der Seite ansah, meinte ich schon, ich sei entdeckt. Wenn ich aber irgend einer unbedeutenden Sache wegen auf's Justizamt zitirt wurde, so zitterte ich regelmäßig am ganzen Leib. Endlich vor wenigen Tagen erklärte ich meinem Genossen, daß ich es so nicht mehr aushalte. Ich wolle vielmehr nach Kassel und von da nach Melsungen und Spangenberg, um zu rekognosziren, ob man irgend einen Verdacht gegen uns hege, denn erst wenn ich mich überzeugt habe, daß dem nicht so sei, könne ich zur Ruhe kommen. Diesem meinem Vorhaben aber widersetzte sich Georg Müller mit allen Kräften. ‚Du würdest Dich durch Deine Angst unbedingt verrathen,' sagte er, ‚darum will ich selbst gehen und Dir dann getreulich rapportiren.' Er reiste auch wirklich ab und versprach, nach Kurzem wiederzukehren. Aber vergeblich erwartete ich ihn und statt seiner kam das Gericht, um mich zu fassen."

„Jetzt noch eine Frage," versetzte der Kriminalrichter, als Jakob Roßbach hier vollkommen erschöpft inne hielt. „Standen Sie je mit einem armen Taglöhner und Maurer Jakob Gräbe aus Haina in Verbindung?"

„Nein, niemals. Ich habe den Namen nie gehört."

„Oder mit dem Dielenhändler Johannes Kothe in Melsungen?"

„Ebensowenig."

„Oder endlich mit dem Forstaufseher Fehr in Spangenberg?"

„Sein Name ist mir auch noch nie zu Ohren gekommen."

„Es ist gut," sprach nun der Kriminalrichter. „Ich will Ihnen jetzt Ruhe gönnen und die Konfrontation mit Ihrem Mordgehülfen Georg Müller erst morgen vornehmen. Gerichtsdiener, bringen Sie den Gefangenen in seine Zelle zurück und lassen Sie dafür den Johannes Kothe mit dem Forstaufseher Fehr und dem Jakob Gräbe hier eintreten."

Nach wenigen Augenblicken erschienen die drei soeben Genannten. Voran der Johannes Kothe, dann der Forstaufseher Fehr und zuletzt der Jakob Gräbe. Die zwei Erstgenannten sahen nicht viel verändert aus. Nur waren sie etwas mägerer und blässer geworden, und ein tiefer Leidenszug durchfurchte ihre Stirn. Auch Jakob Gräbe hatte sich wenigstens einigermaßen wieder erholt, denn seit er sich im Kriminalgefängniß in Kassel befand, war er weder gequält worden, noch hatte man ihn an irgend etwas Mangel leiden lassen.

Sobald die Drei eintraten, sprangen Hugo Fehr und seine Mutter, sowie das Malchen Kothe mit ihrer Nichte Anna auf,

um sich in die Arme ihrer Angehörigen zu werfen, aber der Kriminalrichter winkte ihnen, sitzen zu bleiben.

„Herr Johannes Kothe und Herr Forstaufseher Fehr," wandte er sich dann an die Betreffenden, „es gereicht mir zur besondern Genugthuung, Ihnen ankündigen zu dürfen, daß Sie von Stunde an frei sind. Ihre vollkommene Unschuld hat sich herausgestellt, denn die Schuldigen an jenem schrecklichen Morde sind entdeckt und beigebracht. Ich weiß es, Sie haben schwer gelitten. Es ist nicht bloß die Behandlung in der Gefangenschaft, über welche Sie sich, so lange Sie in Spangenberg in Haft waren, zu beklagen haben, sondern noch drückender mußte es für Sie sein, im Gefängniß zu schmachten, während Sie sich vollkommen frei von jeder Missethat wußten. Ihr Geschäft hat nothgelitten, Ihr guter Name wurde geschädigt, Sie haben das Recht, Anspruch zu erheben auf Genugthuung wie auf Entschädigung. Eine gesetzliche Bestimmung existirt zwar hierüber nicht, aber die Ehre des Staates ist dabei interessirt und ich werde mich heute noch an die Regierung mit einer Vorstellung wenden. Doch nicht sowohl das Justizamt in Spangenberg trifft die Schuld, als vielmehr diesen hier, den Jakob Gräbe. Treten Sie vor," sprach er zu ihm, „und antworten Sie mir wahrheitsgetreu auf meine Fragen. Warum haben Sie freiwillig das Geständniß abgelegt, daß Sie den im Walde von Haina ermordet Gefundenen todtgeschlagen haben?"

„Freiwillig, Herr Kriminalrichter?" entgegnete Jakob Gräbe und aus seinem noch immer gramvoll verzerrten Gesichte sprach die volle Wahrheit. „Man hat mich monatelang in ein Loch gesteckt, das für einen wüthenden Hund zu schlecht gewesen wäre. Man hat mir in jeder Woche drei, vier Tage lang nur Wasser und Brod gereicht, so daß ich dem Verhungern nahe kam. Man gab mir zum Lager einen verfaulten Strohsack und einen alten Pferdeteppich zum Zudecken. Man hat mir während der ärgsten Grimmkälte nie eingeheizt und die Zähne klapperten mir beständig vor Frost. Man hat mich in meiner Zelle so lange geschlagen, bis ich kniefällig versprach, mich nie mehr zu beschweren, und ich beneidete selbst die Ratten, die mir mein Brod streitig machten, um ihr Dasein. Man hat endlich den leibhaftigen Satanas mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß auf mich gehetzt und dieser rief mir zu, daß er meine arme Seele holen werde, falls ich kein Bekenntniß ablege. Das Alles hat man mir angethan, und doch soll ich freiwillig gestanden haben?"

Es überlief die Zuhörer eiskalt, als Jakob Gräbe diese Mißhandlungen aufzählte, und selbst der Kriminalrichter schauderte.

„Es sind das entsetzliche Beschuldigungen," sagte er, „und ich werde sofort die genaueste Untersuchung einleiten. Auch verpfände ich Ihnen mein Wort, daß die Strafe der Untersuchung auf dem Fuße folgen wird, falls sich Ihre Angaben bestätigen sollten. Allein selbst zugegeben, Sie wären in der genannten Art mißhandelt worden, wie kamen Sie denn dazu, Andere als Mitschuldige anzugeben, die Ihnen nie ein Leids gethan?"

„Der Justizamtmann von Spangenberg," versetzte Jakob Gräbe, „behauptete, daß ich die That unmöglich allein begangen haben könne, und so sah ich neuen Mißhandlungen entgegen, wenn ich ihm nicht auch hierin den Willen that."

„Gut," fuhr der Kriminalrichter fort; „auch dieses will ich noch gelten lassen; warum jedoch bezeichneten Sie gerade die beiden angesehensten und wohlhabendsten Bürger Melsungens und Spangenbergs als Ihre Mitraubmörder?"

„Wennich," erklärte Jakob Gräbe, „ein paar Arme und Uebelberüchtigte genannt hätte, so würde man mit ihnen gerade ebenso umgegangen sein, als mit mir. Wenn ich aber rechtliche, wohl beleumundete und reiche Männer zu meinen Genossen machte, so durfte ich gewiß sein, daß die Untersuchung schließlich einen andern Gang nehmen und auch meine Unschuld an den Tag kommen würde."

„Aber," sprach der Kriminalrichter, „fürchteten Sie sich nicht vor der Sünde, diese beiden Männer und ihre Familien in ein namenloses Elend zu stürzen und sie wochenlang der öffentlichen Schmach preiszugeben?"

„Hat man gegen mich anders gehandelt?" fragte Jakob Gräbe.

„Sie," erklärte der Kriminalrichter mit tiefem Ernste, „haben sich gleich im Anfang schwer verdächtig gemacht, weil Sie sich in schlimme Widersprüche verwickelten. Diese beiden ehrenwerthen Männer hier aber sind ganz allein auf Ihr falsches Zeugniß hin, verstehen Sie, auf Ihr wissentlich falsches Zeugniß hin verhaftet worden, und haben nun das vollste Recht, gegen Sie klagbar zu werden."

„Mit Vergunst," Herr Kriminalrichter, ergriff jetzt Johannes Kothe das Wort, „das werden wir nicht thun. Wenigstens ich nicht, denn der Jakob Gräbe hat nur aus Nothwehr so gehandelt, wie er handelte, und ich an seiner Stelle würde vielleicht dasselbe gethan haben."

„So denke auch ich," sprach der Forstaufseher Fehr, und sofort ergriff Johannes Kothe seine Hand, um sie ihm herzlich zu schütteln.

„Nach dem, was ich soeben gehört," versetzte nunmehr der Kriminalrichter, „kann ich auch Sie freigeben, Jakob Gräbe,



Auf der Pacificbahn. **Ureinwohnerin von Utah.** (S. 378.)

und ich hoffe sogar, für Sie ebenfalls wegen unverschuldeter Haft eine Entschädigung zu erlangen. Jetzt aber," fügte er bei, indem er dem Johannes Kothe und dem Forstaufseher Fehr freundlich zuwinkte, „würde ich sehr unrecht thun, wenn ich Sie noch länger Ihren Familien entzöge."

*

Unserer Erzählung haben wir nur noch Weniges beizufügen.

Eine Stunde, nachdem die bisher unschuldig Gefangenen freigelassen waren, füllte sich die große Wirthsstube im Gasthaus „Heerwagen" mit einer Menge von Leuten, welche die Männer sehen wollten, welche so Schweres erduldet, ohne daß sie die geringste Schuld getroffen hätte. Jakob Gräbe aber hatte sich ganz still unmittelbar vom Kriminalamte weg zu Fuß auf den Heimweg begeben, und Johannes Kothe sowie Forstaufseher Fehr ließen sich mit keinem Auge sehen. Sie saßen oben im Gasthause mit den Ihrigen in einem besondern Zimmer versammelt, und die Worte, die sie da mit einander austauschten, waren nicht für Jedermanns Ohr. Natürlich fand zu allererst die innigste Versöhnung zwischen Johannes Kothe und dem Forstaufseher Fehr statt. Sowie sich aber die Beiden die Hand darauf gegeben, künftighin nur ein Herz und eine Seele zu sein, ergriff Johannes Kothe die rechte Hand seiner Tochter Anna und legte sie in die rechte des Hugo Fehr. Dann führte er das Paar dem Forstaufseher Fehr und seiner Gattin zu, und diese segneten dasselbe mit Thränen in den Augen.

Der Kriminalrichter hielt Wort und richtete alsobald eine Vorstellung an die Regierung, um eine angemessene Entschädigung für die so schwer Mißhandelten auszuwirken. Auch wurde dieser Vorstellung entsprochen, und Johannes Kothe sowie der Forstaufseher Fehr erhielten eine nicht unbeträchtliche Abfindungssumme. Dem Jakob Gräbe dagegen ward die Strafe, die auf Wilderei gesetzt ist, erlassen, und sein kleines Gütchen erklärte man auf seine ganze Lebenszeit für steuerfrei. Endlich schenkte die Regierung auch noch dem Forstgehülfen Hugo Fehr ihre besondere Beachtung und beförderte ihn gleich nachher auf den Posten eines berittenen Försters, welcher in der Nähe von Melsungen frei wurde.

Nachdem Jakob Roßbach ein ganz unumwundenes Geständniß seiner Unthat abgelegt, konnte Georg Müller sein Lügensystem natürlich nicht länger fortsetzen, und mit Wuth im Blick rief er seinem Mordgenossen zu: „Du hast Dich um den Kopf gesprochen und mich um den meinigen dazu." Dieß bewahrheitete sich schon nach wenigen Wochen, denn die beiden Mörder traf die wohlverdiente Todesstrafe. Der Rest des Raubes aber, soweit man ihn bei ihnen vorfand, wurde der Wittwe Hau zugemittelt, und so kam sie wenigstens wieder zu einem Theil ihres Vermögens.

Eine besondere Genugthuung wird es schließlich für den Leser sein, wenn er erfährt, daß die beim Justizamt Spangenberg Angestellten eine ebenso strenge als gerechte Vergeltung ereilte. Das kasseler Kriminalamt zog sie alle in Untersuchung, und bald stellte es sich heraus, wie entsetzlich die Viere, der Amtsdiener, der Schließer und die beiden Landreiter, den Jakob Gräbe mißhandelt hatten. Sie wurden also alle Viere ihrer Stellen entsetzt und je zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Auch der Justizamtmann Koch war nahe daran, kassirt zu werden, aber es wurde bewiesen, daß er zum großen Theil wenigstens von dem widerrechtlichen Verfahren seiner Unterbeamten keine Kenntniß hatte, und so half ihm die Fürsprache seiner vielen Gönner und Freunde noch durch. Allein der Einsicht konnte er sich nicht verschließen, daß ihm eine gute Carrière im Kurhessischen für immer abgeschnitten sei, und so trat er, als eben damals die Grafschaft Katzenellenbogen von Kurhessen an Nassau abgetreten wurde, in nassauische Dienste über. Keineswegs jedoch zu seinem Vortheil, denn er blieb auch hier im Hintergrund, und aus Verdruß hierüber starb der so unendlich ehrgeizige Mann schon nach wenigen Jahren.



Auf der Pacificbahn. **Ansicht des Occidental-Hotels in San Franzisko.** (S. 378.)

Ein Dorfbrand im russischen Gouvernement Smolensk.

(Bild S. 369.)

Die Statistik keines Landes Europas möchte so zahlreiche Feuersbrünste zu verzeichnen haben, als die Rußlands. Das erklärt sich freilich sehr einfach aus der allgemein beliebten Holzkonstruktion der Wohnungen, nicht allein des Bauern, sondern auch der Bewohner kleinerer Städte. — Und doch ist es wunderbar, daß nicht noch mehr Unglück vorkommt, wenn man sieht, wie des Bauern Beleuchtung in den Blockhäusern bestellt ist. Ein brennender Holzspan ist an einem Gestell befestigt oder in einen gespaltenen Stock geklemmt, dessen Funken fortwährend auf die Holzdiele fallen, und nur selten habe ich gefunden, daß zur Sicherheit ein Wassergefäß untergestellt war.

Der russische Bauer hat allerdings bei einem Brand im Allgemeinen nicht viel zu verlieren. — Wenn er noch Zeit hatte, seine Vorräthe und das Vieh zu retten und, wenn er ein guter Wirthschafter war, der nicht Alles vertrunken, seine paar ersparten Rubel bergen konnte, dann ist an dem Anderen nicht viel verloren und er ergibt sich leicht in sein Schicksal, denn Holz kann er leicht erlangen, hat er nicht selbst eigenes, so erbettelt er es

beim Gutsbesitzer. — Er baut dann sein Haus selbst wieder auf, denn Zimmermann ist jeder Bauer und versteht die Axt so geschickt zu handhaben, daß er fast Alles damit verfertigt. Seine Zimmereinrichtung ist auch so einfacher Art, daß er seine Möbel ebenfalls selbst macht. Eine an drei Wänden des Zimmers herlaufende Bank, einige Schemel und für die Ecke, über welcher das Heiligenbild angebracht wird, ein Tisch, auf welchem immer Brod und Salz steht. Das ist Alles.

Das Einzige, was er vielleicht von Anderen herstellen lassen muß, ist der Ofen, welcher dann aber auch zugleich das Lager für fast sämmtliche Hausbewohner ist.

Unser Bild stellt den Morgen nach einem Brande dar, wo die Leute in den rauchenden Trümmern der Holzbaracken die noch zu verwendenden Gegenstände suchen, besonders Eisen (Klammern, Nägel 2c.), denn der russische Bauer ist darauf ganz besonders versessen, wie ein Indianer stiehlt er es auch, wo er desselben habhaft werden kann.

Die Tracht der Leute ist die des Gouvernements Smolensk.

Das Schweizerland.

(Bilder S. 372.)

„Das Schweizerland", ein in Stuttgart bei J. Engelhorn erschienenes Prachtwerk, zeigt sich jetzt nach seiner Vollendung als eines der besten Werke derart, welche wir besitzen. Es ist wirklich eine Sommerfahrt, die uns in so prächtigen, lebenswahren, frischen und getreuen Bildern durch die ganze Schweiz, durch Thäler über Höhen, in die Städte, mitten unter das Volkstreiben und von dort aus wieder in die einsamen Jagdgründe, nahe bei den Wolken, oder auf die schauerlich öde-erhabenen Gletschergefilde führt, wie wir dieß selbst kaum bei zehnjährigem Besuch des so überaus reichen Gebirgslandes in Wirklichkeit erreichen könnten. Daher ist dieß „Schweizerland" für Leute, welchen es nicht möglich gewesen, die Schweiz mit eigenen Augen zu sehen, ein Werk, das ihnen eine Reise durch dieß Land fast ersetzen kann, und dem, der so glücklich gewesen, die Schweiz besuchen zu können, ein Erinnerungsbuch, welches ihm nicht nur das Bild des einst Erschauten wieder vor die Seele zaubert, sondern auch nach allen Richtungen hin vervollständigt, was er vielleicht nur im Flug erblickte oder ihm zu fern lag.

Wir bringen heute zwei Illustrationen aus diesem Buch, die gerade in ihrer Einfachheit und Ungesuchtheit dem Leser zeigen, wie reichhaltig und gediegen dieß Werk ist, das nichts für die Schweiz Charakteristisches sich entgehen lassen will.

Unser erstes Bild zeigt die originellen solothurner Milchleute mit ihren schimmernd weißen Holzdansen, in welchen sie die prächtige Milch von den Bergen herab in die Stadt führen.

Unser zweites Bild, indem es uns zugleich eine Landschaft der untern Schweiz und den Rhein, der hier seine stürmische erste Jugend schon hinter sich hat, vorführt, lenkt zugleich auf ein sehr wichtiges Gewerbe, die Lachsfischerei, welche am Rhein hier mit großem Erfolg betrieben wird, unsere Blicke hin. Mancher Lachs, der an diesen Ufern mit den originellen Netzen gefangen, hat uns an den Wirthstafeln der Schweiz wohl schon vortrefflich gemundet, oder wir haben ihn vielleicht geräuchert, fern von den Schweizerbergen, als eine verkörperte Erinnerung an das schöne Baselland mit seinen Wiesen, Felsen, Wäldern und dem großen rauschenden Strom vor uns.

Auf der Pacificbahn.

(Bilder S. 376 und 377.)

Wir führen unsere Leser hier in Bildern zur Pacificbahn, jenem gewaltigen Zeugniß amerikanischer Thatkraft und amerikanischen Unternehmungsgeistes, das durch ein ungeheures Gebiet von Felsen, Wildniß und Wüsten einen Schienenweg gezogen hat, auf welchem man in achttägiger Eisenbahnfahrt vom atlantischen zum stillen Ozean gelangt. Virginia City ist eine Stadt an der Sierra Nevada in der Nähe der Humboldtwüste und des Pyramidensees. Sie liegt etwa vier Meilen steilen Bergweges von der Pacificeisenbahnstation de Reno entfernt, welche letztere sozusagen nur Bahnhof für Virginia City ist. Bahnhof und Poststation, dann eine Anzahl sehr rumpeliger Postkutschen befördern von hier aus die Reisenden nach Virginia, der Hauptstadt des Silberminendistrikts Nevada. Alles auf dieser Station ist so ursprünglich und einfach, man darf sagen farmer- und blockhausmäßig, wie fast bei den meisten der einsamen Stationen dieser riesenhaften Bahnlinie, und unsere Illustration zeigt die mit Menschen vollbepackten Postkutschen, welche eben im Begriff sind, ihre ebenso hastige als gefährliche Bergfahrt zu beginnen. Daß die Postkutsche bei dem unsinnig eiligen Fahren umschlägt und in den Abgrund stürzt, ist nichts Außergewöhnliches und wird, wenn nicht gar zu viel Menschen ihr Leben verlieren, auch nicht allzu schwer aufgenommen. Bekanntlich durchschneidet auch diese Bahnlinie das Gebiet der Mormonen am Salzsee, und wir geben hier das Bild einer Frau der Ureinwohner dieser einstigen Wüstenei, die Mais zwischen Steinen reibt, um Mehl für Brei — bis zum Brodbacken waren diese Indianer noch nicht gekommen — auf ihre biblisch einfache Art zu mahlen.

Jetzt rauchen die Fabriken in diesem Gebiet und blühen Gärten und Felder in weitem Umkreis und herrscht Handel und Gewerbthätigkeit, Wohlhabenheit und Fleiß in dem Lande der wunderlichen Heiligen des Salzsees, die Indianer aber sind der Kultur gewichen und versprengt in die unwegsamsten Einöden der finsteren Gebirge.

Die Reise mit der Pacificbahn ist reich an überraschenden Gegensätzen, bis in die Wolken hoch über das Gebirge durch lange Holzgalerieen als Schutz gegen Schneelawinen, über rauschende, wasserreiche Flüsse, durch dürre verbrannte Wüsten, vorbei an Auswandererlagern, Indianergezelten, fruchtbaren Thälern, emporblühenden Städten, wieder durch menschenleere Wildnisse, an todten Landseen vorbei und Fabrikorten. Die Bahn mündet im obern Kalifornien, deren Hauptstadt San Franzisko ist, und mit einem Schlag ist man hier mitten in das Leben einer Großstadt [illegible] Luxus, Glanz, schimmerndem Leben und Lebhaftigkeit an Paris erinnert. Alle Genüsse der raffinirtesten Civilisation treten hier dem Reisenden entgegen: Straßen voll Paläste, glänzende Läden, ausgestattet mit den ausgesuchtesten Kostbarkeiten aller Welttheile, und alle jene Kaffeehäuser, Spielhöllen, Delikatessenhandlungen, Museen, Bibliotheken u. s. w., wie das ganze Leben in dieser merkwürdigen Stadt, sozusagen in tropischer Fülle dieß Alles. Vor Allem erregen das Staunen der Fremden die großartigen Hotels in San Franzisko, welche in ihrer praktischen Anlage und fürstlichen Ausstattung bei verhältnißmäßig wohlfeilen Preisen und zwanglosem Leben ihresgleichen nicht sonstwo auf der Welt haben.

In solch' einem Hotel, wie das große Occidentalhotel in der Montgomeriestraße, welches unsere Illustration zeigt, ist Post-, Telegraphenbureau-, Bahnhofs- und Dampfschifffahrtskasse, wird das Gepäck direkt aufgegeben zur Fahrt nach allen Richtungen der Welt hin, sind die mannigfaltigsten Verkaufsläden, Bäder, Friseure, Photographieanstalten, Buchhändler, die Treppen ersetzt durch Aufzüge, alle Gänge belegt mit Matten, die Zimmer auf das Feinste ausgestattet, Billardsäle, Trinklokale, Kegel- und Reitbahnen.

Solch' ein großes Hotel, das häufig ein ganzes Straßengeviert ausfüllt, ist eine kleine Stadt des Luxus und der Bequemlichkeit für sich, — allerdings ein greller Gegensatz zu der achttägigen Fahrt meist durch menschenleere Einöden.

Im lithauischen Moor.

Von

W. Passauer.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es war an einem Nachmittag im Juli des vergangenen Jahres. Die Hitze war unerträglich.

Die heiße Luft flimmerte und flammte über dem großen Torfmoore, das sich in einer eine halbe Meile langen und eine Viertelmeile breiten Ausdehnung, von tiefen Fichtenwaldungen umkränzt, in dem lithauischen Grenzkreise ausbreitet. Hie und da ein paar verkrüppelte Birken, eine uralte Kiefer, die ihr zackiges rothes Geäst zum unbarmherzigen wolkenlosen Himmel ausreckt, als flehe sie um ein paar Tropfen Regen oder um ein schnelles Ende; hie und da ein grüngraues mageres Gebüsch von Weiden, Brombeeren und Ginster an dem kleinen Tümpel schwarzen, mit Mummeln und Froschkraut und grünen Algen bedeckten Wassers, das eine längst aufgegebene Torfgräberei bezeichnet; hartes Schilf hier und Binsen dort, an höheren Stellen violettes Haidekraut und die kleine calla palustris, die goldene Wasserlilie, im tiefen, quebbigen Grunde des welligen Bodens zwischen faulenden Baumresten und riesigen, halbversunkenen Stubben — das ist die melancholische Dekoration der braunen Torferde. Ueber dieser tristen, brennenden Oede liegt ein tiefes, ängstliches Schweigen, unterbrochen nur durch den höhnischen Schrei eines Kibitzes oder das leise Glucksen des Wasserhuhns, das seinen verlaufenen Jungen ruft. Eine Krickente, von einem Wiesel erschreckt, steigt auf, streicht niedrig eine Strecke über die Fläche und fällt plusternd in die nächste Lache, oder sie erhebt sich und fliegt hoch bis zum See, der sich, eine Viertelmeile entfernt, an das Moor anschließt.

Aber im äußersten Winkel, wo der Boden sich allmälig erhebt und in halbmeiliger Entfernung ein ärmliches Dorf unter uralten Weiden und Linden steht, ist ein halbes Dutzend Männer und Frauen mit dem Stechen, Kneten und Formen des Torfes beschäftigt. Sie sind halbbekleidet, die Frauen hoch aufgeschürzt, die Männer nur im Hemd und leinenen, bis zum halben Schenkel in die Höhe gezogenen Beinkleidern. Diese geringe Bekleidung, selbst die schweißtriefenden Hände und Gesichter, tragen die schmutzige, braune Farbe des Materials, in dem sie arbeiten, emsig, beweglich wie die Ameisen. Sie sprechen kaum, nur das nothwendigste Wort. Die Hitze und die schwere Arbeit verschließt ihre Lippen. Ein harter, mühseliger Kampf um das Dasein! —

Jetzt aber schreit ein Gräber erschrocken auf. Die Anderen halten in der Arbeit inne. Er ruft und winkt und starrt vor sich in die tiefbraune Erde. Der ganze Haufen läuft um ihn zusammen. Was sie nur haben? — Die Frauen wenden sich voll Abscheu weg und bleiben doch wieder stehen, recken die Hälse und sehen über die Köpfe und Schultern der Männer, die in die Grube hineingestiegen sind und lebhaft sprechen und sich bücken, mit dem Spaten in dem feuchten Torfe wühlend.

Es ist ein menschliches Gerippe, in verkrümmter Stellung, bräunlich gefärbte Knochen, vermoderte Kleidungsstücke darum und daran.

Wie sie mit Vorsicht wühlen und graben, kommen die schwarzen Reste von einem Paar langen Stiefeln, ein Sporn und endlich gar ein verrosteter langer Pallasch zum Vorschein, dann auch die Säbelscheide. Den Torf haben sie ringsum weggeräumt und das Gerippe liegt nun wie auf einem Katafalk in einer Tiefe von etwa drei Fuß unter der Oberfläche. Allmälig, wie dabei nichts weiter zu graben und zu schaufeln ist, werden die Männer und Weiber still und sehen finster und rathlos auf den ausgegrabenen Schatz. Was thun sie mit dem Gerippe?

„Beim alten Hegemeister im Dorf oben sind die Herren aus der Stadt eingekehrt, die Morgens am See Enten schossen," sagte halblaut ein dralles Mädchen.

Die Männer und Weiber sehen sich fragend an.

„Ja," sagt ein Weib, „sie fuhren vor einer Stunde in's Dorf, ich sah sie. Lauf' Einer hin und meld's und hole sie — sie werden wissen, was wir mit Dem da thun sollen."

„Ja, laß die Liese hinlaufen und die Herren holen, der Kreisrichter ist auch dabei. — Liese, lauf' und versäum' Dich nicht zu lang!"

Und die Liese wirft rasch ein Tuch über, wascht sich in einem Wasserkübel Gesicht und Hände, läßt den aufgeschürzten Rock herab und rennt nach dem Dorfe hin.

Die Torfgräber gehen langsam auseinander an ihre schwere Arbeit zurück. Mancher denkt wohl: „Der da hat Ruh, Der darf sich nicht quälen und placken wie wir. Wer mag er sein, wie kam er her?"

Aber sie haben ihre Arbeit und zum Schwatzen und Grübeln keine Zeit. Jeder Spatenstich kostet Geld. Nach einer Viertelstunde ist Alles in gewohnter Thätigkeit und die blanke Sonne trocknet und dörrt die Menschengebeine, als ob's dürre Wurzeln und Aeste wären wie die anderen, welche in Haufen geschichtet umherstehen.

So dauert's fast eine Stunde. Dann kommt ein Wagen vom Dorfe her; auf ihm sitzen die vier Jäger aus der Stadt, voran die Liese und der alte pensionirte Hegemeister, der die Pferde lenkt. Drei Hühnerhunde laufen mit offenen Mäulern, aus denen die Zunge heraushängt, nebenan, als ob sie ganz nothwendig auch dabei sein müßten. Die Herren scheinen gut gefrühstückt zu haben. Sie lachen und unterhalten sich sehr laut und die Liese wird einmal über das andere roth, trotz der braunen Farbe, mit der Arbeit und Sonnenglut ihr Gesicht geschminkt. Nun fahren sie an der Gräberei vor, halten und steigen aus. Der alte Hegemeister, Jons Jakuttis, ist trotz seiner weißen Haare und dreiundachtzig Jahre zuerst vom Wagen herunter, eine hagere, mittelgroße Figur, mit sonnverbrannten harten Zügen, aus denen hellblaue Augen unter buschigen Brauen noch mit jugendlichem Feuer heraussehen. Die weißen dichten Haare bedeckt eine grüne Sammetkappe mit Fuchspelz verbrämt, die viele Jahre und bessere Tage gesehen hat, und der grüne Rock von selbstgewebtem Wand reicht bis an die kniehohen derben Wasserstiefel. Er scheint es eilig zu haben, der Alte. Er kümmert sich um die Herren hinter ihm gar wenig und steht schon unten in der Grube, als Jene langsam, schwerfällig aus dem Wagen klettern, lachend und in lustiger Laune herankommen und die Liese sich eilig davon gemacht hat.

Und wie sie oben am steilen Rande der Grube stehen und auf den alten Hegemeister hinabsehen, werden sie ganz still. Der alte Mann ist neben dem Gerippe niedergekniet, hat den Kopf tief gesenkt, die braunen, knochigen Hände fest in einander gefaltet und starrt auf den fleischlosen Schädel so starr und regungslos, als sei auch aus seinen Zügen jede Spur des Lebens gewichen. Dann bückt er sich tiefer, ergreift die geballte Hand des Todten und zieht von dem Zeigefinger einen mattblinkenden silbernen Ring, der den Gräbern entgangen zu sein scheint, sonst hätten sie sich seiner wohl bemächtigt. Er schiebt den Ring unbemerkt in die Rocktasche.

Einer der jungen Herren ist zum Hegemeister hinabgestiegen.

„Jakuttis, was habt Ihr? Wißt Ihr etwas von dem todten Mann mit dem Säbel?"

„Hm," brummt der Alte, „weiß nichts von ihm. Wie sollt' ich was wissen?

„Was meinen die Herren, wie lange mag Einer liegen, bis er aussieht wie Der?" fragt der Alte nach einer Pause finster.

„Nun, sechzig bis siebenzig Jahre muß es her sein, aber länger nicht," antwortet der Kreisrichter, der unten steht.

„Ja wohl," sagt der Alte, „sechzig bis siebenzig Jahre — also Anno Zwölf ungefähr — ungefähr, mein' ich — Anno Zwölf, nicht länger und nicht kürzer! — Anno Zwölf, vor zweiundsechzig Jahren — das ist 'ne schöne Zeit her, das. Da war ich jung, jung — das war 'ne schöne Zeit — jung und hastig war ich Anno Zwölf —"

Und wieder ist er still geworden.

Die Jäger sehen sich unruhig an. Die Sonne brennt auch zu gewaltig.

„Reicht 'mal den Pallasch herauf, Jakuttis. Wollen ihn 'mal besehen; das ist noch das besterhaltene Stück, vielleicht ist aus einem Zeichen an ihm zu erkennen, wer der Mann gewesen!"

„Den Säbel rühr' ich nicht an — wahrhaftig, das bringt kein Glück! — Der Säbel bringt Einen um, an dem rühr' ich nicht!" sagte der Alte, einen Schritt zurücktretend. „Der Säbel war gezogen und sein Arm erhoben, Einen niederzuhauen, als der Mann starb und hat sein Ziel nicht erreicht — das Ziel hängt am Säbel — der bringt Einen um!"

„Ihr seid närrisch, Jakuttis, gebt den Säbel herauf!"

Der Kreisrichter zieht den Pallasch aus der Hand der Leiche aus dem Torf, von dem er noch halb bedeckt ist, und reicht ihn den Jägern hinauf.

Die jungen Herren spülen den Griff zuerst im Wasser und wischen und reiben die Erde ab und drehen ihn dann hin und her. Und richtig! — Der Griff ist zwar mit Rost bezogen, aber dicht unter der Parirstange sind ein paar Zeichen deutlich erkennbar; da steht's: «Rep. fran —.»

„Wahrhaftig, ein feiner Stahl und vergoldet — ein Offiziersdegen! — République française und hier noch ein Wort: liberté et — weiter ist nichts zu lesen!" ruft Einer.

„Das ist genug. Ein französischer Offizierspallasch — gerad und lang wie von einem Kürassier —"

„Von Nansouty'schen Kürassieren! Aber wie kommt der elsäßische Offizier in dieses lithauische Torfmoor?" fragt ein Anderer.

„Hm — vor zweiundsechzig Jahren — Anno Zwölf — Anno Zwölf zogen sie hier durch nach Rußland — wahrhaftig, so wird es sein. Ist es nicht so, Jakuttis?" ruft er.

Aber, wo ist Jakuttis hin? — Er antwortet nicht. Die Herren sehen sich um. Der Alte ist fort. Während sie um den Pallasch stehen und die Köpfe zusammenstecken und schwatzten, hat er sich leise davon gemacht. Dort oben geht er mit langen Schritten. Er ist am Wagen vorüber und schlägt den Fußsteig ein, der nach dem Dorfe, nach seiner Behausung führt.

„Daß Dich! — Jakuttis, Jakuttis! — Wohin wollt Ihr? — Wartet, wir kommen im Augenblicke mit Euch!" schrieen sie ihm nach. „Der alte Eigensinn! — Nicht einmal um sieht er sich! — Und dann wird er wieder sagen, er habe nichts gehört — wahrhaftig, es geht nichts darüber, auf einem Ohr taub zu sein!"

„Was fangen wir nun mit dem Kürassier an?"

„Hm, fahren wir zurück nach des Hegemeisters Haus."

„Kommen Sie, meine Herren, beeilen wir uns, das Wetter dort steigt herauf, es blitzt schon überm Walde. Mit unserer Jagd wird es heute vorbei sein; lassen wir die Enten flügge werden. Steigen wir ein!"

Sie bestiegen den Wagen und fuhren rasch nach dem Dorf zurück und stiegen in dem Hause des Hegemeisters ab. Kaum war das Fuhrwerk beiseite gebracht, als große Tropfen zu fallen begannen. Das Gewitter zog rasch herauf und eine halbe Stunde später war der ganze flammende Himmel mit düstern Wolken bedeckt, die ein heftiger Wind vor sich her jagte.

Die niedere Stube, in der die Jäger mit Flinten und Jagdtaschen und ihren Hühnerhunden sich einquartiert, war, beschattet von uralten Linden, finster und heiß. Der Regen, mit Hagel gemischt, schlug an die trüben, kleinen Fenster. Der Hegemeister war noch nicht nach Hause gekommen und die taube Dienstmagd des alten Junggesellen nirgends zu sehen. Sie hatte sich vor den Blitzen in ihre dunkle Kammer in's Bett gerettet und das Deckbett über den Kopf gezogen. Da schwitzte und betete sie. Niemand suchte und fand sie da, aber ebenso wenig den Schlüssel zum Keller, in dem ein Achtel Bayerisch kalt gestellt war.

Die Jäger waren einsylbig, mißgestimmt, und mit ihrem Humor war's aus.

Sie hatten sich Cigarren angebrannt, saßen auf Tischen, Stühlen, der Ofenbank und bemühten sich sichtlich, die schwüle Stubenluft so viel als thunlich mit Tabaksdampf zu verbessern.

Sie schwiegen, rauchten und warteten. Die Hunde gähnten und schliefen. Es war recht verdrießlich! —

II.

Aber nun hebt Pluto den braunen zottigen Kopf nach der Thür und knurrt.

„Kusch dich, Bestie!" schreit sein Herr und wirft ärgerlich mit dem Filzhut nach ihm, „wenn du nichts Klügeres zu sagen hast, so schweig' — knurren thun unsere Magen auch!"

Pluto springt auf und drückt sich mit eingekniffenem Schwanz in eine Ecke, sieht aber unverwandt nach der Thür. Nun nähert sich ein schwerer Schritt über den mit Ziegeln ausgelegten Hausflur und die Thür wird geöffnet. Der Hegemeister kommt. Aber wie sah der Mann aus!

Die Haare hingen in nassen Strähnen über Stirn und Augen. Von der Pelzmütze und dem durchweichten Rock floß der Regen in schmutzigen Rinnen zur Erde.

Die Jäger starrten ihn an voll Mitleid. Die Vorwürfe, welche sie für ihn aufgesammelt, erstarben auf ihren Lippen. Sie finden auch kein Wort, als der alte Mann auf die Ofenbank sinkt und sich sterbensmüde an den riesigen grünen Kachelofen zurücklehnt.

„Hegemeister, Ihr seid naß durch und durch — Ihr müßt die nassen Kleider ausziehen — es ist sonst Euer Tod!" rufen sie nun und umringen ihn voll Theilnahme.

Der Alte schüttelt den Kopf und sieht sie still und ernst reihum an.

„Mein Tod — früher oder später — für Manchen zu früh und für Manchen zu spät; aber das Einzige, was gewiß ist, sonst nichts — ganz gewiß und unabweislich!"

„Flausen! Nur nicht philosophirt, alter Herr! Runter mit der Mütze und dem Rock — den Pelz her — so —"

Damit haben sie dem Alten die nassen Kleider abgezogen und ihn in einen Schafpelz gesteckt. Er läßt Alles willenlos mit sich geschehen.

Unterdeß ist das Gewitter vorüber. Aber der Regen fällt unverdrossen, „mit heller Stimme," sagt die Magd, die nun auch unter ihrer Bettdecke hervorgekrochen ist und das Fäßchen aus dem Keller eben in die Stube bringt und mittelst zweier untergelegter Stücke Holz auf dem großen viereckigen Eichentisch, der die Mitte der Stube einnimmt, festsetzt und ein halb Dutzend Gläser darum stellt.

Ein kühler, kräftiger, schäumender Trank, der den Leib erfrischt und Mißmuth und Groll von der Seele spült! — Auch der Hegemeister verschmäht ihn nicht, und bald fliegt wieder Wort und Witz, Scherz und Ernst in der Runde der jungen Leute, und das lebhafte Gespräch biegt endlich von den Jagdgeschichten — höchst merkwürdigen und sehr wunderbaren Geschichten — auf das merkwürdigste Erlebniß des Tages, auf den Fund des Gerippes im Moor ein.

„Jakuttis, Ihr wißt von dem Todten und wollt's nicht sagen. Heraus mit der Sprache! Es drückt Euch, wir sehen's Euch an, befreit Eure Erinnerung und stillt unsere Neugier, Ihr seid unter Freunden, Alter!"

„Ihr seid junge Leut', junge Leut' — wollt Alles wissen — auch was euch nicht taugt. Ich sag', es taugt euch nicht," erwiederte der Alte ernst, „laßt mich!"

„Uns nicht taugen — was taugt uns nicht? — Weßhalb nicht?" rufen sie.

„Weil's nicht zum Spaßen ist, keine Sach' zum Amüsiren, und amüsirt wollt ihr doch sein. — Amüsiren, das wollt ihr euch und schlechte Witze machen über Alles in der Welt, das ist eure Sach'! Das war anders, als ich jung war. Da gab's auch Spaß, — Spaß in Ehren, — aber das Leben war schwer und ernst!"

„Hör' Einer, als ob wir's nicht ernst nehmen, ob wir's nicht bewiesen haben vor Metz und bei Sedan und vor Paris gegen Napoleon und die Franzosen! Was?"

„Ja, gegen die Franzosen von heut und den Neffen, waren aber nicht die Franzosen von Anno damals, nicht der Kaiser von Anno Sieben und Anno Zwölf!"

Der Alte senkte den Kopf und schwieg.

Die Jäger nickten sich zu und waren still. Sie kannten ihn und wußten, er werde nun erzählen.

„War Anno Zwölf," begann er leise und finster, „vor zweiundsechzig Jahren war's. War zwanzig Jahre alt und ein rascher, wilder Junge, mit dem mein Vater seine liebe Noth hatte. Lernen wollt' ich nicht, wozu auch? — Wozu noch lernen, was Anderes lernen, als den Rehbock auf zweihundert Schritt mit der Kugel treffen, grad auf's Blatt, den Auerhahn aus dem schwarzen Tannenbaum herunter holen, eh' die Sonn' aufging, und der Wölfin die Jungen stehlen bei Sternenlicht, wenn die Alte auf Raub war und um das Dorf vor Hunger heulte. Da gab's Wild — das war 'ne Jagd! — Ist Kinderspiel jetzt und Narretei! Was wißt ihr von den Winternächten, die ich in Schnee und Frost in dem Forst zugebracht, den Wolf zu kirren und auf dem Anstand nach dem Edelhirsch und der wilden Katze — Narretei ist eure Jagd!"

Der Alte schwieg und that einen langen Zug.

„Aber Anno Zwölf war's schlimm. Da kamen die verdammten Franzosen, bunt wie die Spechte und zahllos wie die Krähen. War ich sonst wenig zu Hause, litt's mich da erst recht nicht daheim. Ging ihnen aus dem Weg auf tausend Schritt, voll Gift und Aerger über ihr Geschnarr und Parliren, über ihren Hochmuth und ihr Gethu'. Lagen auch hier herum im Quartier, eh' sie nach Rußland gingen, wo Gott sie schlug mit Frost, da die Menschen es nicht konnten mit dem Schwerte. Lagen im Dorf Kürassiere und lungerten herum und charmirten mit den Mädchen und die Mädchen schielten erst von Weitem, — und dann hatten sie Eine weg und die Zweite, und zuletzt hing sich das Dorf frech an ihre Arme. Teufel, das war schlimm!" —

Der Alte trank.

„Des Schulzen Lindszus Jüngste, die Urte, auf die hatt' ich ein Aug' geworfen. Wir hatten uns lieb, und mit Keinem tanzte sie lieber in der Schenke als mit mir. An die macht' sich der Lieutenant, war aus dem Elsaß, ein schöner und schlanker Kerl und hatt' eine Narb' über'm Aug'. Da war's aus mit uns. Da wurd' ich grimmig durch und durch und verschwor mich, daß ich's nimmer leiden wollt', daß er sie kirrte, und sollt's mein Letztes sein. Und nun schlich ich herum um das Dorf, um ihr Haus, Tag und Nacht, wahnsinnig vor Eifersucht und Haß.

Da ward's ruchbar, daß das Kommando am andern Morgen in der Früh ausrücken sollt' nach der Grenze zu seinem Regiment. Das war im Juni Anno Zwölf, am 2. Juni 1812. Der Zweite ist ein schlimmer Tag für mich und für ihn noch mehr. Es war heiß und lag was Schwüles in der Luft in der Nacht, am Zweiten. Der Vollmond ging roth auf über dem Walde wie Feuer, als ich um das Dorf herum kam nach dem Garten hinter des Schulzen Gehöft. Und wie ich am Zaun unter den Kirschen heranschlich, da stand sein Pferd, am Zaun angebunden. Stieg über den Zaun und stand, konnt' nicht von der Stell', denn mein Herz klopfte wie ein Hammer, und die Hand, in der ich die Flinte hielt, flatterte wie ein Pappelblatt. Aber es stieß mich vorwärts zwischen den Bäumen nach dem Fenster, hinter dem sie schlief. Und wahrhaftig, er stand am Fenster auf der Bank und sie lehnte zum Fenster heraus, halb entkleidet, als ob er sie aus dem Bett an's Fenster gerufen. Er hielt sie in den Armen und flüsterte zu ihr und bat sie, herauszukommen in den Garten. Sie wehrte sich noch und sträubte sich unter seinen Küssen — aber dann hob er sie auf und sie — sie gab nach und stieg aus dem Fenster."

Der Alte athmete tief und schwer.

„Da überkam es mich — meine Kniee brachen beinahe, mein Herzblut stockte — vor meinen Augen blitzte es — die Flinte lag an meiner Schulter — ein Druck mit dem Finger — aber das Pulver flammte auf — der Schuß versagte. Urte schrie erschrocken und der Offizier wandte sich um. Aber ich schlug zu mit dem Kolben über seinen Schädel, daß er taumelte. Da sprang ich davon, wie er fiel, über den Zaun und lief, ich wußt' nicht wohin, in die Nacht hinein nach dem Moor. Meinte, er sei todt. War eine Strecke gelaufen, da hört' ich's hinter mir und sah einen schwarzen Reiter — sein Pallasch blitzte im Mondlicht — er war's. Er hatte sich aufgerafft, auf's Pferd geworfen und kam hinter mir her. Ich sprang in's Moor zwischen Gruben und Stubben, nach rechts und links, ich wußte, wo fester Grund war und wo bodenloser Schlamm und Torf. So sprang ich vorwärts. Er vom Pferd herunter, folgte mir fluchend, den blanken Pallasch in der Hand. Ich sah mich im schnellen Lauf um und in demselben Augenblick lag ich fast bis an die Hüften im schweren, quebbigen Grund, der mich umklammerte und festhielt. So viel ich mich wandt' und drehte, ich kam nicht heraus und er war kaum sechzig Schritt hinter mir — jetzt fünfzig — jetzt dreißig — jetzt zwanzig — da — platschte es und spritzte es — und er schreit auf — einen Schrei, Herr im Himmel, wie ich ihn nie gehört und nimmer vergessen werd'! — Dann hört' ich's noch im Schlamm schlagen und rumoren, eine Minute oder zwei, und dann war's still — todtenstill!"

Der alte Mann schwieg und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn.

„Es war todtenstill," fuhr er fort. „Es rührte sich nichts. Kein Lüftchen wehte, kein Blatt bewegte sich. So still war's im Moor wie auf dem Kirchhof, wenn der Pfarrer über dem Grabe das letzte Amen gesprochen. Der Angst vor ihm war ich quitt. Aber eine andere packte mich und sträubte meine Haare. Ich fühlte, wie ich allmälig sank und immer tiefer sank in den bodenlosen schwarzen Schlamm. Ich wühlte und warf mich nach der Seite, aber bei jeder Bewegung sank ich tiefer, Linie um Linie. Mit der letzten Kraft zog ich die Füße gewaltsam an mich und stieß sie seitwärts in den Sumpf — da kam ich auf was Festes, auf einen Halt! Ob's ein Stein, eine Wurzel war, ein Stubben — ich weiß es nicht — aber es gab nicht nach. Ich schnellte mich an ihm in die Höhe und warf mich auf die Seite, griff in den festen Rasen, nach dem Kraut und den Wurzeln und — kam auch in die Höhe und kroch an's Trockene, zwischen Weiden und Schilf, matt zum Sterben. Die Sonne wollte eben aufgehen und ein weißer Nebel lag über dem Moor. Ich zitterte vor Frost, nahm einen Schluck Branntwein, angelte meine Flinte aus dem Schlamm und schlich langsam, vorsichtig des Weges zurück, den ich gekommen. Scheu sah ich rechts und links nach ihm und hatte Angst vor ihm. Aber es war nichts. Alles wie sonst, bedeckt mit Weiden, Schilf und gelben und rothen Blumen. In einem Tümpel stiegen vom Grunde Luftblasen auf, schwebten einen Augenblick über dem Wasser und platzten. Sie konnten vom Gewicht meiner Schritte entstanden sein, — konnten auch von was Anderem sein — wer konnte es wissen? — Sonst war's ruhig und still. Ich ging weit um's Dorf herum im Nebel nach dem Wald, und in einem Tannendickicht warf ich mich in's weiche Moos und schlief ein. Zwischen Traum und Wachen hört' ich im Dorf die Reveille blasen. ‚Sie rufen ihn — sie rufen ihn!' dacht ich, ‚aber er kommt nicht, — er ist auf Urlaub — auf Urlaub beim lieben Gott!'"

Der Alte nahm hastig ein Glas und leerte es auf einen Zug. Dann fuhr er fort:

„Als ich erwachte, stand die Sonne hoch über mir. Sprang auf, aß das feuchte Brod aus meiner Jagdtasche und trank den Rest aus meiner Flasche und fühlte mich stark. Ich ging tief waldein bis zum Bach, der klar über Geröll und moosige Steine nach dem See hinabläuft. Da reinigte ich meine Kleider, und die heiße Sonne that mir's zuliebe und machte sie in einer Stunde trocken. Zog mich an und schlich wie ein Fuchs vorsichtig nach dem Dorf. Traf auch den alten Hirten am Waldrande, nahm mich zusammen und sprach munter von Diesem und Jenem und zuletzt von den Franzosen. Sie waren fort, aber ohne den Lieutenant. Er hatte sein Gepäck Tags zuvor vorausgeschickt und sie meinten, er werde vorausgeritten sein, da auch sein Pferd nicht im Stalle war, und hofften ihn am Sammelplatze des Regiments zu treffen. Sonst wußte der Hirt' nichts. Auch im Dorfe wußte Niemand mehr. Vom Pferde hat Keiner je was erfahren. Was die Urte wußte, darüber schwieg sie, und ich, ich sagte nichts, obwohl ich allein wußte, wo er geblieben. — Ich nicht allein — Gott und das Moor wußten's auch. Aber Gott spricht nicht mehr wie in den Tagen Josua's und das Moor gab sein Geheimniß nicht heraus und hat geschwiegen bis heute, zweiundsechzig Jahre. — Hätt' das Moor nicht den Mund aufgethan, ich hätt's nimmer verrathen und es in's Grab genommen. —

„So," sagte der Alte nach einer Pause mit matter Stimme, „nun wißt ihr's. Die Geschichte ist aus!" —

III.

Die Jäger saßen eine Weile stumm und ergriffen und blickten ernst zu Boden.

„Aber doch ist's nicht ganz aus, Jons Jakuttis, erzählt auch das Letzte!" sagte der Kreisrichter.

Der Hegemeister sah ihn schmerzlich lächelnd an.

„Die Herren Richter sind immer gründlich — bis auf den letzten Tropfen. — Was wollt Ihr noch wissen, Herr?"

„Was wurde aus ihr, aus der Urte Lindszus, als Jener weg war?"

Der Alte schlug mit der Faust heftig auf den Tisch und kehrte sich von ihm ab.

„Bis auf den letzten Tropfen!" brummte er.

Den Anderen war die Frage des Richters peinlich. Sie winkten ihm zu und schüttelten mißbilligend die Köpfe.

„Bis auf den letzten Tropfen!" wiederholte Jakuttis noch einmal, langte nach dem Glas und trank. Und als er das Glas ausgetrunken und auf den Tisch gesetzt, fuhr er fort:

„Gut, Ihr sollt's haben, Richter, bis auf den letzten Tropfen! — Im Dorfe war's schlimm, als die Franzosen fort waren, ganz schlimm. Die Burschen waren grimmig und wandten sich von den Mädchen ab, die mit den Reitern charmirt, und wollten von ihnen nichts mehr wissen, auf dem Gang zur Kirche, in der Kirche und wo sie sonst zusammen kamen. Ich machte es ebenso, da mir die Urte verleidet war und ich sie nicht mehr sehen mochte. Trafen wir uns zufällig einmal im Feld und auf den Wegen, dann ward sie blutroth und sah zu Boden und ließ mich vorüber. Sie sonderte sich von den Anderen ab und ging allein wie ein Reh, das waidwund geschossen ist. So ging das Jahr zu End'. Dann kam der Herbst, die Blätter wurden roth und fielen, und ich mußte fort unter die Jäger nach Königsberg und kam im Winter heim, weil ich den Blutsturz gehabt und zu Hause meine Brust ausheilen sollt'. Ich bracht' das Gerücht heim, daß die Franzosen auf der Retirade aus Rußland seien, geschlagen von Gottes

Frost, armselig, zerlumpt und blutig. Es wollt's Niemand glauben, bis wir sie selber sahen, bis etliche Jammergestalten der großen Armee durch unser Dorf sich schleppten, bettelnd und froh, wenn sie am Küchenherd sitzen und mit den Hunden aus einer Schüssel essen durften, wo sie uns vordem die besten Bissen vor die Füße geworfen. Die Urte sah ich nicht. Sie kam nicht über ihre Schwelle. Die Leute zuckten die Achseln und sagten, es sei nicht richtig in ihrem Kopf, sie sei verwirrt.

„Ich sah sie den Winter über nicht, denn ich durfte nicht in die Kälte hinaus wegen meiner Brust. Als es aber Frühling wurde, der Flieder blühte und Finken und Schwalben kamen, da durfte auch ich wieder in den Wald hinaus. Da hab' ich sie gesehen zum letzten Mal — zum allerletzten Mal! — Wollt', es wär' nicht geschehen!"

Der Alte schwieg und strich mit der Hand über das Gesicht.

„Kam Abends aus dem Walde heim und sie saß am Weg unter dem Lindenbaum, bleich wie der Tod, die schwarzen Augen brannten im Kopf wie zwei Kohlen. Sie hatte Vergißmeinnicht aus dem Graben gepflückt und zwei Kränze geflochten. Sie sah mich ruhig an wie einen Wildfremden, als ich voll Mitleid vor ihr stehen blieb. Und sie bewegte die Lippen bald ernst, bald lachend, als ob sie spräche innerlich. Zuletzt hob sie einen Kranz in die Höhe, drehte ihn nach allen Seiten und sagte laut:

„‚Der ist schön, der ist schön gerathen!'

„‚Für wen ist der Kranz?' fragte ich halbleise.

„‚Dumme Frage! — Für meinen Liebsten. Ich warte auf ihn — er kommt bald — er hat's versprochen und kommt über's Jahr. — Dann geh' ich mit ihm nach dem Rhein — nach dem Rhein! — Kennst Du sein Schloß am Rhein? — Er hat mir meinen Ring von Silber vom Finger gezogen und wird ihn mir wiedergeben am Rhein — am Rhein!'

„So schwatzte sie fort und fragte, und beantwortete ihre Fragen selber und drehte die Kränze bewundernd in ihren Händen.

„‚Dieser ist für ihn, der ist größer und wird ihm schön stehen, und dieser kleine ist für mich. Gibt's auch in Rußland blaue Vergißmeinnicht? — Ich will sie ihm schicken — nimm sie mit und grüße ihn und sag', ich wart' auf ihn Tag und Nacht — nimm sie — nimm sie — bring' sie ihm!

‚Mein Schatz ist reich und wird's dir lohnen,
Er hat am Rhein
Ein goldenes Haus,
Viel Gäste gehen ein und aus —
Da werden wir wohnen
Und lustig sein! —'

„Sie stand auf und wollte mir den Kranz um die Mütze legen. Als sie mir aber ganz nah in's Gesicht sah, fielen ihre Arme schwer herab. Sie starrte mich eine Weile an, schlug die Augen zu Boden und ein brennendes Roth flog über ihr Gesicht. —

„‚Du bist's nicht — Du bist's doch nicht — geh', Dein Gesicht thut mir weh — Deine Augen stechen — wie mein Kopf brennt — mein Herz will brechen!'

„Damit wandte sie sich um, setzte sich unter die Linde auf den Rasen, drückte den Kopf mit beiden Händen und starrte in den blauen Himmel.

„Da ging ich traurig nach Hause. Die Kränze nahm ich andern Tages in's Moor hinaus und warf sie hoch in die Luft an der Stelle, — wo — wo — ich meinte, daß es geschehen. Wo sie hinabfielen und geblieben sind, weiß ich nicht.

„Vier Wochen später ging ich in die Garnison und dann gegen die Franzosen in den Krieg, über den Rhein, und am Rhein mußt' ich immer an das Lied denken:

‚Mein Schatz ist reich und wird's dir lohnen,
Er hat am Rhein
Ein goldenes Haus,
Viel Gäste gehen ein und aus —
Da werden wir wohnen
Und lustig sein! —'"

Nach einer Pause fuhr der alte Mann fort:

„So hat sie's getrieben viele Jahre hindurch. Anno Neunzehn kam ich aus dem Felde heim, da fand ich sie nicht mehr. Sie hatte auf ihn gewartet voll Zuversicht. Aber er kam nicht. Er konnt' nicht. Er war ihr so nahe und sie wußte es nicht. Aber der Tod kam und nahm sie mit. — Auf dem kleinen Dorfkirchhofe, wo Sie vorüberfahren, ist ihr Grab. Es steht ein Fliederbusch darauf, den hab' ich gepflanzt. Sonst kümmert sich Keiner drum — es ist an die sechzig Jahre her!" —

Der Alte stand auf.

Auch die Jäger erhoben sich, drückten dem alten Hegemeister zum Abschied bewegt die Hand und fuhren nach einer Viertelstunde heim.

Die Sonne war längst unter und die Sterne funkelten hell am Himmel. Auf dem Kirchhof, an dem sie vorbeifuhren, blühte der Flieder und unten aus dem Moor stiegen graue Nebel.

Sie kamen still und schweigsam nach der Stadt zurück. — Die Leiche aus dem Moor aber ließ der Hegemeister auf dem kleinen Dorfkirchhofe begraben, neben dem Grabe mit dem Fliederbusch. —

Laplace.

Am 5. März dieses Jahres waren es fünfzig Jahre, daß einer der größten Mathematiker, einer der tiefsten und zugleich phantasievollsten Astronomen, Laplace, gestorben. Indem wir unseren Lesern ein Porträt dieses genialen Mannes durch sein Standbild geben, wollen wir hier in einigen Zeilen sein Leben und Wirken skizziren.

Geboren ward Pierre Simon Marquis de Laplace in Beaumont-en-Auge (Departement Calvados, Frankreich) am 28. März 1749, ward Lehrer der Mathematik an der Militärschule dieses Ortes, ging dann nach Paris, wo seine Kenntnisse die Aufmerksamkeit so auf ihn lenkten, daß er die Stelle eines Examinators beim königlichen Artilleriekorps erhielt und Mitglied der Akademie wurde. Napoleon erhob ihn 1803 in den Grafenstand, Ludwig XVIII. zum Marquis und Mitglied der Pairskammer; er starb am 5. März 1827. Als Politiker zeigte er weder Begabung noch Charakter, unerreicht aber steht er als Gelehrter da.

Alles, was Laplace geleistet, ist weittragend und großartiger Natur. Er schreitet nicht auf ausgetretenen Wegen; der Strom seines Genies durchbricht alle Schranken, eröffnet neue Bahnen und zeigt den staunenden Zeitgenossen unendliche Perspektiven. Alles, was er schafft, ist neu und immer grundlegender Art, und da, wo er Gebiete betritt, die vor ihm schon Andere bearbeitet haben, ist es die eigenartige geniale Behandlung des Stoffes, durch die er unsere Bewunderung erregt. Mathematik wie Astronomie haben Laplace Unendliches zu verdanken. Indem er das letztere Gebiet zum Schauplatz seiner Thätigkeit wählte, gewann auch das erstere, denn die astronomische Richtung, die Laplace einschlug, nöthigte ihn zu den äußersten Anstrengungen, den damaligen Umfang der Mathematik möglichst zu erweitern, und so nahm auch diese Wissenschaft durch ihn einen neuen, fruchtbaren Aufschwung. Besonders die Integralrechnung erfuhr durch Laplace eine merkwürdige Erweiterung. Mit der «Théorie analytique des probabilités» (1812) schuf er die Grundlagen mathematischer Wahrscheinlichkeitsrechnung. Eine höchst wichtige Bereicherung aber floß der höhern Analysis aus jenem Gegenstand, dessen Behandlung Laplace sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, dem Attraktionsproblem. «Mécanique céleste» (Mechanik der Himmelskörper) heißt das Wunderwerk, das durch zahllose analytische Entdeckungen für die Mathematik, Mechanik und höhere Physik von höchster Bedeutung ward, und welchem die Literatur keines Volks ein gleiches an die Seite zu stellen vermag. In dieser großartigen Arbeit, welcher Laplace sein halbes Leben widmete und deren letzten Band er erst zwei Jahre vor seinem Tod der Oeffentlichkeit übergab, entwickelte er die Theorie der Anziehung, fortschreitend vom einfachen geometrischen Körper bis zu den gewaltigen Planeten des Universums, gab er zuerst die Bestimmung der Störungen der großen Planeten und eine Reihe hieraus folgender Entdeckungen, die Theorie des Mondes, des Jupiter- und Saturnsystems u. s. f. Es wäre vergeblich, hier die Fülle von Entdeckungen schildern zu wollen, welche die «Mécanique céleste» der Astronomie gebracht hat. Erst seit diesem Werk sind die Astronomen gewissermaßen Herren über die Himmelskörper geworden, denn es lehrte sie, die kleinsten Abweichungen in der Bewegung der Planeten aufzufinden, und gab ihnen die Mittel an die Hand, den Grund entdeckter Störungen zu erklären.



Pierre Simon de Laplace.

Sinnsprüche.

Ehe man *tadelt*, sollte man immer erst versuchen, ob man nicht *entschuldigen* kann.

Lichtenberg.

*

Lob ist ein treffliches Mittel, die Menschen zu lobenswerthen Handlungen zu bestimmen; schon das *unverdiente* Lob ist ein Sporn.

Zachariä.

*

Das wahre Asyl, welches Gemüthsleidenden zu allen Zeiten offen steht, ist und bleibt die *Natur*.

Lindner.

*

Das Naturgesetz ist der strengste Ausdruck der *Nothwendigkeit*.

Moleschott.

Das Testament der ersten Frau.

Erzählung

von

E. Westhoff.

(Fortsetzung.)

Das große, bekannte Hotel zum „Jungfernblick“ bei Interlaken war wie gewöhnlich der Sammelplatz eines ungeheuren Touristenheeres. Reisende aller Nationalitäten setzten sich hier zu Tisch. Schon erklang die Glocke zum zweiten Male, welche die Hungrigen in's Speisezimmer rief. Da kamen die Säumigen in Schaaren herbei und beeilten sich, ihre Plätze einzunehmen. Zu den Verspäteten gehörte auch ein brünetter junger Mann, der, unbekümmert um etwaige Nachbarschaft, den nächsten leeren Stuhl besetzte und sich dann seine Tischgenossen mit Ruhe durch sein Lorgnon betrachtete. Er sah, daß er ziemlich verlassen geblieben war, denn unmittelbar ihm gegenüber befanden sich drei leere Plätze. Doch deutete das Arrangement der Couverts an, daß dieselben bestellt waren. Eberhard Wellenheim, denn er war der junge Mann, brachte sein Trauerjahr auf Reisen zu; die immer noch verwickelte Lage des väterlichen Geschäftes erlaubte ihm nicht, in gewohnter Weise auf dem luxuriösen Fuße mit seinen Freunden Graf Wallbeck, Baron Rothkegel und deren Kreisen zu leben, was konnte er Besseres thun, als reisen! Aber der Genuß blieb aus, welchen er sich davon versprochen; er empfand eine tiefe, tödtliche Langeweile und begann sein sanftes Weib ernstlich zu vermissen, die doch stets ein geduldiger Ableiter seiner schlechten Laune gewesen. Müde und verdrossen hatte er schon über zwei Wochen in Interlaken zugebracht, sich das schneeumkränzte Haupt der Jungfrau betrachtet und von Herzen dazu gegähnt; in den ersten Tagen amüsirten ihn die wechselnden Physiognomieen der Touristen, aber bald gewöhnte er sich an das Wechselnde der Gesellschaft und er dachte nach Genf zu gehen, um dort in der Nähe des Sees sich die Zeit zu vertreiben. Die lange Tafel war bis auf die Eberhard gegenüber liegenden drei Plätze vollständig besetzt, und in Ermanglung einer bessern Beschäftigung fing er an neugierig zu werden, welcher Art die Personen, welche seine Nachbarschaft bilden sollten, wohl sein würden. Er blieb nicht lang im Unklaren. Er hörte das Rauschen seidener Frauenkleider. Gerade ihm gegenüber nahm eine hohe, imponirende Mädchengestalt Platz. An ihre rechte Seite setzte sich eine ältliche Dame, an die linke ein hochgewachsener junger Mann. Eberhard's Blicke hingen gespannt an der herrlichen Erscheinung; welch' wunderbar schönes Weib! Wie von Sonnenlicht durchflutet flossen üppige hochblonde Locken über ihren Nacken bis zum Gürtel hinab, und ein Paar dunkelpurpurner Lippen schlossen den reizendsten, trotzigsten Mund, den er je gesehen. Er war vollständig bezaubert. Jetzt schlug sie auch prüfend die feurigen dunkelblauen Augen zu ihrem Gegenüber auf, ein leichter Ausdruck der Ueberraschung zeigte sich auf den beweglichen Zügen, um sofort einem feindseligen Platz zu machen. Was sollte das bedeuten? Zu deutlich war der Wechsel im Ausdruck; sollte er ihr Mißfallen erregt haben? Und durch was? Sie führte eine lebhafte Unterhaltung mit dem jungen Mann an ihrer Seite, und Eberhard gab sich verschiedenen Vermuthungen hin, ob er wohl ein junges Ehepaar vor sich habe, das auf der Hochzeitsreise begriffen; aber dann hätten sie nicht nöthig gehabt, eine Duenna mitzuführen, oder war die ältere Dame die Mutter der jüngern? Er verwarf diese Ansicht nach kurzer Prüfung, die ältere Dame zeigte verschwommene, geistlose Züge, so konnte niemals die Mutter aussehen; vielleicht hatte er ein Brautpaar vor sich, welches die Alte zu hüten hatte? Er wußte selbst nicht, warum ihn ein unangenehmes Gefühl beschlich, als er sich das schöne junge Mädchen verlobt dachte, er wurde unruhig und zerstreut und verließ bald unmuthig den Tisch. Er trat auf die Veranda und blickte träumerisch in die herrliche Landschaft hinaus; was ging ihn die Fremde an? Warum mußte er an sie denken, ihren haßerfüllten Blick fühlen! — Aergerlich über sich selbst ging er hinab, bestellte einen Esel und ritt die gewohnte Partie nach dem Gießbach hinunter. In der Nähe der Fälle band er den Esel an einen Baum und schritt auf den herrlichen, saftgrünen Matten, vom Waldesdickicht umgeben, dem brausenden, tosenden Gebirgsflusse zu, der hier in sieben Fällen aus ungeahnter Höhe in die Tiefe stürzt.

Das Schauspiel war überwältigend; da kam es wie flüssiges Silber dahergerauscht und zerstiebte in Millionen Tropfen, die in der Sonne flimmerten und glitzerten, Thauperlen gleich den grünen Rasen rings umher netzten und auch Eberhard in feuchten, kühlenden Staub hüllten; ihm that das so wohl, die Stirn brannte heut so ungewohnt; er schlug die Arme über einander und starrte in die rastlos herabstürzende, wildbewegte Flut.

Da glaubte er leises melodisches Lachen über sich zu hören, überrascht hob er die Augen und ließ sie wie geblendet auf der feenhaften Erscheinung ruhen, die er erblickte. Ueber ihm, wo der erste Fall herabstürzte, stand seine schöne Unbekannte furchtlos hart am Rande des tosenden, schäumenden Baches, sie beugte sich neckend vor und plauderte vergnügt mit dem ernsten jungen Mann, der ihr Tischnachbar gewesen und eben jetzt, da sie in übermüthiger Laune sich weit über den Vorsprung hinabbeugte, in zärtlicher Besorgniß, wie es Eberhard schien, seine Hand auf ihren Arm legte.

Die funkelnden Tropfen, die ungehindert auf Eberhard's Haar und Stirn gefallen waren, verdunkelten seinen Blick und webten wallende Silberschleier um das von Sonnenstrahlen durchleuchtete goldene Haar und das stolze Gesicht des jungen Mädchens. Hastig fuhr sich Eberhard über die Augen, er schüttelte die feuchten Tropfen, die ihm über die Wangen herabrieselten, aus dem Gesicht und war mit einigen Sätzen im Gebüsch verschwunden. Er klomm den steilen Felsensteg hinauf und stand nach kurzer Zeit, heftig athmend, neben den beiden Fremden. Sie beachteten den neuen Ankömmling nicht und betrachteten, leise flüsternd, das wunderbare Schauspiel, welches die Natur hier in so entzückender Schönheit offenbarte. Plötzlich aber wandte sich die junge Dame nach Eberhard um, und wieder traf ihn ihr voller Blick, länger als sonst wohl ein Mädchen ihre Augen auf einem fremden Männerantlitz ruhen läßt, wieder blitzten die feurigen Sterne ihn an mit einem so räthselhaft feindseligen Ausdruck, daß Eberhard erbebte und sie unverwandt wie in tiefem, unlösbarem Bann anblickte, dann legte sie mit hochmüthiger Geberde ihre Hand auf den Arm ihres Begleiters und sagte mit eisiger Kälte:

„Gehen wir; wir bedürfen keines Publikums!“

Eberhard war tief verletzt zurückgeblieben; dieses schöne Weib haßte ihn, haßte ihn mit allen Kräften ihrer Seele, er hatte den Haß zu deutlich aus ihren Blicken herausgelesen, sie zeigte ihm denselben unverhohlen, darum sprach sie absichtlich so verletzende Worte.

Woher kannte sie ihn? Was hatte er diesem herrlichen Geschöpf jemals zu Leide gethan?

Es mußte nothwendig ein Irrthum, eine Verwechslung ihrerseits stattfinden, denn so gründlich er auch den ganzen Kreis seiner engeren und entfernteren Bekannten durchmusterte, so viel stand fest, ein so wunderbar schönes Weib hatte er nie gesehen, sie mußte ihm gänzlich fremd sein.

Und doch, wenn er an den Klang ihrer Stimme zurückdachte, so war ihm, als hätte er sie nicht zum ersten Male vernommen. Es lag etwas Bekanntes, etwas schon einmal Gehörtes in dem Klang, aber er konnte sich nicht besinnen, wann und wo es gewesen, daß Jemand mit dieser tiefen, volltönenden Stimme zu ihm gesprochen. Da drang ein lauter Schmerzensruf an sein Ohr; Eberhard zuckte zusammen; das war der Ausruf einer Frau, und er kannte diese Stimme, hatte er auch nur wenige Worte gehört, seinem Gedächtniß blieb sie unauslöschlich eingeprägt; war sie gestrauchelt, gefallen? Sollte er ihr zu Hülfe eilen?

Aber sie war ja nicht allein. Der junge Mann an ihrer Seite war stark genug, sie zu beschützen, und er konnte sich nur eine neue Demüthigung holen. Er preßte die Lippen fest auf einander und blieb regungslos stehen. Wozu sich in einen Kreis hineindrängen, der ihn nicht mochte! Aber die Bedenken schwanden nach und nach. Die Beiden hatten ohne Frage die Partie zu Fuß gemacht, sonst würde Eber-



Fensterln in Spanien. Zeichnung von D. J. Cuevas. (S. 385.)

(S. 385.)

hard Träger oder Esel an der gewöhnlichen Haltstelle entdeckt haben. Wenn sie sich verletzt hätte und nicht mehr zurückkehren könnte, wäre es nicht trotz alledem seine Pflicht, ihr nach Kräften beizustehen? Vielleicht durfte er ihr seinen Esel anbieten! Sicherlich handelte es sich jetzt um ein bequemes Transportmittel. Vielleicht ist das verhaßte „Publikum“ doch nicht so ganz rücksichtslos auf die Seite zu schieben, dachte er mit innerer Genugthuung. Die stolze Schönheit wird sich noch herablassen, mich um den Esel zu bitten. Und er kehrte langsam zu der Stelle zurück, wo das gutmüthige Grauthierchen seiner wartete.

Aber als er den steilen Abhang passirte, der zu der kleinen Schlucht hinabführte, sah er die junge Dame auf einem Steine sitzen und ihren Kopf an den Stamm einer schlanken Tanne stützen; sie sah bleich, aber unendlich reizend aus. Der junge Mann war bemüht, ihr aus seinem Taschentuch eine Schlinge zu formen, in welche sie ihren Arm, der sie augenscheinlich stark schmerzte, hineinlegen konnte. Eberhard ging mit flüchtigem Gruße vorüber, fand den Esel, wo er ihn gelassen, band ihn los und führte ihn der jungen Dame vor.

„Mein Fräulein,“ sagte er verbindlich, „ich sehe, daß Sie von einem kleinen Unfall betroffen wurden, der es Ihnen vielleicht unmöglich macht, nach dem Hotel zu Fuß zurückzukehren; erlauben Sie, daß ich Ihnen dieses gutmüthige Thier anbiete, ich kann ganz bequem das Stückchen Weg nach dem Hotel hinauf gehen!“

Der fremde junge Mann lüftete höflich seinen Hut.

„In der That, ich würde Ihnen sehr verpflichtet sein,“ erwiederte er sichtlich erfreut.

„Aber ich nicht,“ warf hochmüthig die junge Dame ein. „Ich nehme nichts an, und sollte ich auf dem Wege sterben, so wollte ich doch lieber zu Fuß gehen, als Ihnen eine Verbindlichkeit schuldig sein, mein Herr!“

„Aber seien Sie doch vernünftig,“ mahnte ihr Begleiter, „es wäre das Einfachste, was wir thun —“

„Ich bedaure unendlich, Hektor,“ fiel das schöne Mädchen mit eisiger Kälte ein, „Sie durch meine Ungeschicklichkeit in eine peinliche Lage versetzt zu haben, aber ich gebe Ihnen mein Wort, wäre ich noch viel ernstlicher verletzt und litte die grausamsten Schmerzen, so würde ich doch von diesem Herrn“ — sie zeigte auf Eberhard — „nimmermehr eine Gefälligkeit annehmen wollen!“

Eberhard, der sich durch dieses seltsame Betragen nun auch tief verletzt fühlte, wandte sich, ohne noch ein Wort zu sagen, und ritt nach dem Hotel hinauf. — Wie bitter mußte sie ihn hassen! Und weßhalb? Er fragte sich umsonst. Und was kümmerte sie ihn? Warum wollte er ihr gefällig sein, da er doch vorher wissen konnte, daß sie ihn zurückweisen würde? Er war mißmuthig und ärgerlich, und beschloß bald abzureisen. Dann sah er sie nie wieder; sie heirathete vermuthlich den jungen Mann, mit dem sie schon verlobt war, und er war schön, dieser Fremde; groß und schlank, mit edlen, antiken Zügen, das gerade Gegentheil des goldhaarigen Mädchens; die Farbe seines Gesichts war tief dunkel, das klassische Profil wie aus Bronze gegossen, nur die feurigen dunklen Augen, welche unter den tiefbeschatteten Wimpern hervorblitzten, zeugten von tiefer Leidenschaftlichkeit. Und auch dieses Gesicht trug Züge, die ihm bekannt und vertraut schienen, aber die Erinnerung war ihm vollständig untreu geworden. Er ließ sich die Fremdenbücher im Hotel vorlegen. „Fräulein Redern nebst Gesellschafterin“ und „Kaufmann Reynuald“ fand er darin. Das klärte ihn auch nicht auf.

Am nächsten Morgen traf unvermuthet eine Depesche seines Vaters ein, die ihn zur sofortigen Abreise veranlaßte. Der Tag war trüb und grau; aus allen Schluchten und Thälern wallten die Nebel herauf und von den Bergen die Wolken herab und verhüllten Alles in ihre Schleier, daß jede Spur der Formen verschwand; nur die näheren Bergspitzen waren, in tiefes Bleigrau gekleidet, noch dem Auge sichtbar.

Ohne Herrn Reynuald oder die junge Dame wiedergesehen zu haben, war Eberhard in die Residenz zurückgekehrt. Wenn aber der Kommerzienrath auf sein Interesse und seine rege Theilnahme für die Geschäfte des noch immer wankenden Bankhauses gerechnet hatte, so befand er sich in großem Irrthum; Eberhard war zerstreut, einsylbig, vermied seine alten Freunde, besuchte weder Gesellschaften noch Theater, interessirte sich nicht einmal für seine Reitpferde, war so ganz und gar verändert, daß der alte Kommerzienrath kopfschüttelnd seinen Sohn betrachtete, und der alte Buchhalter, das langjährige Faktotum des Hauses, nicht unterlassen konnte, einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über seine Zahlen hinweg in seinen grauen, struppigen Bart hineinzubrummen.

Der Herbst war wieder gekommen. Das Trauerjahr ging zu Ende und der zur Testamentseröffnung bestimmte Tag nahte heran. Eberhard reiste, wie es das Testament verlangte, nach M. ab. Nur er allein war gekommen, und der sonderbare, überraschende Inhalt des Testamentes verwirrte ihn nicht wenig. Es stellte sich heraus, daß Melitta ein wahrhaft fürstliches Vermögen besessen und nach dem Tod ihres Vaters befugt war, vollständig frei über dasselbe zu disponiren; die Bestimmungen, welche sie darüber getroffen hatte, lauteten:

„Ich wünsche und bitte meinen Gatten, daß er nach vollendetem Trauerjahr binnen Jahresfrist eine neue Ehe wieder eingehe, und es fällt ihm ohne Vorbehalt mein gesammtes Vermögen zu, unter der Bedingung, daß er sich mit meiner Jugendfreundin Regina Tessendorf verheirathet. Sollte er indessen nicht damit einverstanden sein und eine Andere zu seiner Frau nehmen, so vermache ich ihm nur die Summe, welche ihm das Gesetz sichert und die ich ihm von Rechtswegen nicht entziehen kann, und schenke mein gesammtes Vermögen ohne Vorbehalt zur freien Nutznießung für sie und ihre Erben der obengenannten Regina Tessendorf. —

„Sollte aber meine geliebte Regina Bedenken und Einwände erheben gegen eine Heirath mit meinem Gatten Eberhard Wellenheim, so bestimme ich das ganze Vermögen außer der obengenannten, für meinen Gatten pflichtmäßig ausgesetzten Summe zum Bau eines großen Findelhauses und zur Unterstützung armer Waisenkinder.“

Beigelegt fanden sich zwei versiegelte Briefe mit dem Vermerk, dieselben gleichzeitig an ihre Adressen abzugeben. Der eine war für Eberhard, der andere an Regina gerichtet. Da Regina bei der Eröffnung des Testamentes nicht anwesend war, schickte ihr der Notar eine Abschrift desselben zu und legte den Brief der Verstorbenen bei.

„Seltsam, sehr seltsam, ein ganz merkwürdiges Testament!“ brummte der alte Notar vor sich hin, als er sah, wie Eberhard in tiefen Gedanken versunken sitzen blieb. „Der erste und einzige Fall während meiner langjährigen Praxis. Sonderbare Idee, ihren Mann nach ihrem Tode noch verheirathen zu wollen, und auf welche raffinirte Manier! — Hm, hm, Herr Wellenheim, ich würde mir erlauben, Ihnen einen guten Rath zu geben —“

„Ich danke bestens, mein Herr Notar,“ fuhr Eberhard kurz entschlossen auf und empfahl sich.

Er warf sich in seinen Wagen und befahl dem Kutscher, in den der Stadt nahegelegenen Parkanlagen eines kleinen in der Nähe ansässigen Fürsten eine Stunde lang herumzufahren. Es war ihm unmöglich, in seiner augenblicklichen Gemüthsstimmung Jemanden zu sehen oder zu sprechen; er war verwirrt, sein Kopf schmerzte, die schöne Unbekannte stand so deutlich wie noch nie vor seinem geistigen Auge. Er sah ihr goldiges Lockenhaar, ihre feurigen feindlichen Augen, den stolzen Mund, der so hochmüthige, abweisende Worte sprechen konnte, was wollte das Bild von ihm, was drängte sich die Erscheinung jetzt, gerade jetzt mit so überzeugender, lebensvoller Wahrheit vor seine Seele?

Er hatte Melitta geliebt, aber mit despotischer, herrschsüchtiger Liebe; er liebte sie, weil sie ihn anbetete; es war eine grausame, egoistische Liebe, denn um das Vergnügen zu haben, sie sich mit Demuth unterwerfen zu sehen, quälte er sie, er schmollte, weil es ihm behagte, von ihr mit thränenden Augen um Verzeihung gebeten zu werden, er verlangte Hingebung und selbstlose Opfer, er zwang ihr Dinge auf, die ihrem innersten Wesen zuwider sein mußten, nur um sich schmeicheln zu können, daß dieß schöne junge Weib jeden Augenblick bereit sei, für ihn das schwerste Loos auf sich zu nehmen, — nun aber hatte sich diese Melitta gerächt, ja glänzend gerächt! Sie wollte ihn an ein Weib fesseln, das ihn unglücklich machen mußte, jetzt wo der Sonnenschein einer großen Leidenschaft so machtvoll in sein Herz gefallen war. Und wie berechnend hatte sie an die Hand dieses verhaßten Weibes ein fürstliches Vermögen zu knüpfen gewußt! Das sollte die Pille vergolden. Ihm hatte sie das Erbe entzogen, um ihn zu zwingen, die Hand der von ihm mit solcher Nichtachtung beiseite geschobenen Jugendfreundin als begehrtes Gut anzunehmen, — o Weiberherz! Wer durchschaut ein Weiberherz! Wer vermag seine Räthsel zu ergründen! — Er suchte sich das Bild dieser Regina zurückzurufen, aber es gelang ihm nur schlecht; ein häßliches, mageres, rothhaariges Mädchen mit heftigen, unschönen Bewegungen glaubte er an seinem Hochzeitstage bei Melitta getroffen zu haben, das war Alles, dessen er sich dunkel erinnerte. Aber es war genug, seine volle Abneigung hervorzurufen.

Indessen besann er sich, es gab ja doch eine Möglichkeit, den verhaßten Bestimmungen dieses Testamentes zu entgehen, es war kein Zwang dabei, er durfte wählen, nun wohlan! so wollte er mit dem kleinen, ihm ausgesetzten Kapitale zufrieden sein und seine goldene Freiheit wahren. Das Haus seines Vaters, dessen Chef er später sein sollte, stand zwar, wie er seiner Geschäftsunkenntniß wegen nur unklar wußte, noch immer nicht auf festen Füßen; aber da es ohne dieses Vermögen so lange ging, so mußte es doch entbehrt werden können. Er durfte vielleicht noch über die Todte triumphiren! Sie hatte möglicherweise sich doch verrechnet! So grübelte er.

Er fuhr zur Eisenbahnstation zurück; und ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, sich Regina zu nähern, die sich, wie er wohl wußte, auch in M. aufhielt, kam er in der Residenz an und sein erster Gang war zu seinem Vater. Er brachte eine Abschrift des Testamentes mit und legte sie demselben vor.

Der Kommerzienrath putzte seine Brille bedächtig, und nachdem er einmal gelesen, putzte er die Brille noch sorgfältiger und las zum zweiten Mal — es war, als ob die enorme Zahl, welche da vor ihm auf dem Papiere stand, vor seinen Augen zu tanzen begann, daß er sie nicht recht in ihrer Größe erkennen konnte, — er fürchtete mehr zu lesen, als geschrieben stand, es war ja nicht möglich — eine so kolossale Summe — und Melitta, die schüchterne, sanfte Melitta hatte so fabelhafte Reichthümer besessen, — dieser schlaue Doktor Reinwald hatte ihnen einen solchen Streich gespielt und das Geld seiner Tochter zu selbstständiger Verfügung zu erhalten gewußt! Wer das je gedacht hätte! —

„Eberhard,“ fuhr endlich der Alte heraus, „Du hast unverdientes Glück! Wo Du nur ein bescheidenes Kapital erwarten konntest, eine so unerhörte Geldsumme zu erben, jetzt, gerade jetzt, das ist mehr, als ich je zu hoffen gewagt hatte! — Junge, laß Dich umarmen, laß Dir gratuliren! Wir sind gerettet!“

„Ruhig, lieber Papa, Du scheinst über der Größe des Vermögens das Uebrige übersehen zu haben. Ich ahnte nicht, daß die Macht des Geldes einen so überwältigenden Eindruck auf Dich hervorbringen könnte, denn ich bin weit entfernt, mich diesem verrückten Testament zu fügen,“ entgegnete Eberhard, über die unerwartete Auffassung seines Vaters erstaunt, „es thut mir das um Deinetwegen leid, aber ich kann mich nicht auf Lebenszeit binden!“

„Eberhard, was sprichst Du?“ rief der Kommerzienrath bestürzt, „Du willst das Geld nicht annehmen, Dein rechtmäßiges Erbe?“

„Es ist nicht mein Erbe,“ lachte Eberhard bitter auf, „es ist die Mitgift einer Frau, die mir Melitta aufbürden will!“

„Das ist allerdings eine kindische Bestimmung,“ meinte der Alte kopfschüttelnd, „aber Du hättest Dich am Ende doch wieder verheirathet, — ob es nun Diese oder Jene ist, so bist Du des Suchens überhoben!“

„Meinst Du, Papa?“ sagte Eberhard beißend und ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Leider ist dieß nicht meine Ansicht; bei der Wahl meiner Frau muß das Herz den Ausschlag geben!“

„Das Herz?“ fragte der Kommerzienrath und warf forschende Blicke zu seinem Sohne hinüber. „Nun, bei Deiner ersten Ehe fragtest Du das Herz, frage bei der zweiten Deine Vernunft!“

Eberhard lächelte bitter vor sich hin.

Hatte er nicht bei der ersten Frau die Vernunft, die kritisirende, Alles richtende Vernunft walten lassen? Hatte er nicht mit großem Vorbedacht ein so unerfahrenes, hülfsbedürftiges junges Geschöpf gewählt, um es nach seiner Methode zu erziehen? Und hatte ihn dieß gelungene Experiment glücklich gemacht? Und jetzt fühlte er, daß er einer Leidenschaft fähig wäre, einer Leidenschaft, die sich über alle Bedenken hinwegsetzen würde! Ja, das Herz wollte auch sein Recht! Er vergaß in diesem Augenblicke, daß das Bild, welches seine Seele mit ungeahnter Wonne erfüllte, ihm fern und unerreichbar stand, er fühlte nur die Lust, ihrer zu gedenken; wie bitter bereute er alle kleinlichen Quälereien, die er sich gegen Melitta's geduldiges Herz hatte zu Schulden kommen lassen; sie hatte es meisterhaft verstanden, sich zu rächen! Einer Laune sollte er sich jetzt noch nach ihrem Tode willenlos fügen! Nein, nimmermehr! — Endlich blieb er vor seinem Vater stehen, der ihn mit fieberhafter Aufregung betrachtete.

„Wozu bedarf es vieler Worte zwischen uns, Papa? Ich erhalte das kleine Kapital des sogenannten Pflichttheils, damit bin ich zufrieden und bleibe frei,“ — er holte tief Athem. „Unsere finanziellen Verhältnisse werden sich auch ohne das Erbe bessern, — lassen wir den Reichthum dem armen Mädchen, für welches er eigentlich bestimmt ist; sie ist arm und häßlich und kann die goldene Fassung brauchen, wir bescheiden uns mit dem, was wir haben, — es ist genug, um behaglich und sorgenlos leben zu können!“

„Eberhard!“ schrie der alte Wellenheim schmerzlich auf. „Geht Deine Sorglosigkeit wirklich so weit, daß Du nicht durchschaust, daß wir an einem Abgrunde stehen, daß nur mein mühevolles Arbeiten und meine rastlose Thätigkeit noch im Stande sind, einen fast unausbleiblichen Sturz hinzuhalten, der aber schließlich, wenn keine Hülfe kommt, dennoch, dennoch erfolgen wird! O, und das wird mir das Herz brechen! Ich habe das alte Haus, die felsenfeste Firma von meinem Vater und Großvater übernommen und werde den Sturz dieses Hauses nicht überleben!“

Eberhard war sprachlos. Mit grenzenlosem Erstaunen betrachtete er den Vater, und was er nie gesehen, fiel ihm heute auf, — das Haar des Kommerzienrathes war in kurzer Zeit gänzlich weiß geworden und die Augen trübe; liebevoll beugte er sich über den alten Mann, der in sich zusammengebrochen, mit trostlosem Ausdrucke vor sich hinstarrte, und flüsterte ihm beruhigende Worte zu.

Lange währte die Berathung; die Lichter waren tief herabgebrannt und der Morgen begann zu grauen, als Eberhard endlich in seine Wohnung zurückkehrte.

Ruhelos ging er hin und her und blieb endlich vor einem großen Oelbilde stehen, welches Melitta in voller Jugendschönheit darstellte.

„Meine sanfte Hindu verstand es so meisterhaft, sich an dem Gatten zu rächen!“ murmelte er leise. „O Melitta, wer hätte das diesen schüchternen Taubenaugen zugetraut! Und dennoch war sie sanft und schön, und liebte mich!“

Er senkte den Kopf mit tiefem Seufzer. Den Brief, welcher dem Testamente beigefügt gewesen und welcher ihm übergeben worden war, trug er noch immer verschlossen bei sich; er hatte ihn bis jetzt nicht beachtet. Jetzt aber entsann er sich seiner; er zog einen Sessel vor das Bild, stellte das Licht neben sich und erbrach das Siegel. Es waren rührende Worte der Liebe, welche das junge sterbende Weib an ihren Gatten gerichtet hatte. Worte der reinsten Liebe und Hingebung.

„Ich habe Dich unendlich geliebt,“ schrieb sie, „bis zu meiner Todesstunde, und mein letzter Athemzug wird ein Segenswunsch für Dich sein, aber so tief und unauslöschlich auch meine Liebe gewesen, so ist mir dennoch der Tod willkommen! — Ich gehe ihm mit Sehnsucht entgegen, denn

meinem Leben fehlte dennoch das Glück! Ich habe oft mit tiefem Schmerze gefühlt, daß ich Dir, Deinem stolzen Geiste nicht genügen konnte; es blieben Lücken in Deinem Herzen, die meine Liebe nicht auszufüllen vermochte! — Dir muß ein anderes Weib zur Seite stehen, ein leidenschaftliches, hochsinniges Weib, die Deinem Geist ebenbürtig ist, weigere Dich nicht, Dein Glück aus meiner Hand anzunehmen, Regina ist vom Schicksal für Dich bestimmt, sie, nur sie hättest Du wählen müssen! Es macht mich unendlich selig, daß ich es bin, die Dir noch nach dem Tode Glück, Glück, wie Du es verdienst, schaffen kann!" — — —

Eberhard sah zu dem Bild auf; das Licht gab in dem erstehenden Tageslicht eine trübe Flamme; schnell zog er den schweren Fenstervorhang beiseite und ließ das Tageslicht herein. In flammendem Purpur glühte der Himmel, in majestätischer Pracht erhob sich der Sonnenball und überhauchte das weite Häusermeer mit rosigem Licht. Ein breiter, leuchtender Strahl fiel durch das geöffnete Fenster und warf goldige Reflexe auf das Bild. Die Strahlen zuckten darüber hin, daß es schien, als ob es lebe, als ob die Augen in feuchtem Glanze schimmerten und um den Mund ein leises Lächeln schwebe; Eberhard sah bewegt auf die geliebten Züge.

„Melitta, Du edles Weib, schlummere ruhig, ich werde meine Zukunft aus Deiner Hand nehmen!"

Er ließ den Vorhang fallen, das Licht erlosch und graue Dämmerung herrschte wieder in dem Zimmer.

*

In dem neuen, eleganten Stadttheile der alterthümlich gebauten Stadt M., wo sich Villa an Villa reihte, saß in einem kleinen, eleganten Eckzimmer einer großen comfortabeln Wohnung ein junges Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit, sie hatte einen geöffneten Brief vor sich liegen und blickte mit feuchten Augen auf die unsicheren Schriftzüge. Eine Flut dicker, goldblonder Locken fiel nachlässig auf Hals und Nacken hinab und in den leidenschaftlichen Augen blitzten Thränen.

„O Melitta, Melitta, warum hast Du mir das gethan!" rief sie heftig aus. „Du wußtest, daß ich ihn hasse, tödtlich hasse! — Er ist stolz, herrschsüchtig, eine gewaltsame Natur, er hat Dich unglücklich gemacht, warum soll ich jetzt sein Opfer werden! — Ist das edel? Ist das Freundschaft? — Und dennoch hat Melitta Recht!"

Sie las halblaut:

„Verzeihe mir, theure Regina, daß ich den Gedanken einer Sühne für begangenes Unrecht festgehalten habe und keinen andern Ausweg finde, als daß Du Eberhard Deine Hand reichst! Er ist eine große, zu allem Guten und Edlen fähige, mächtige Natur, lege nur Dein Vorurtheil gegen ihn ab und Du mußt ihn lieben!

„In den hinterlassenen Papieren meines Vaters fand ich bestätigt, was ich schon halb und halb geahnt, daß derselbe sich irgend einer Schuld gegen den Kommerzienrath bewußt war; seine schnelle Einwilligung zu meiner Heirath mit Eberhard und sein Widerwille, jemals mit dessen Vater zusammenzutreffen, bestätigten dieß. — Aus den Papieren geht aber Folgendes mit Bestimmtheit hervor: Mein Vater lernte auf der Universität G., wo er sich Studien halber aufhielt, einen zweiten Studiengenossen kennen, mit welchem ihn in kurzer Zeit die innigste Freundschaft verband. Beide befanden sich öfter in Geldverlegenheiten und halfen sich gegenseitig mit ihren geringen Mitteln, aber ein Privatball brachte sie eines Abends in Berührung mit sehr reichen Offizieren, die ein kleines Hazardspiel arrangirten, von welchem die beiden Studenten in unerklärlicher, falscher Scham nicht glaubten sich ausschließen zu dürfen. Beide verfolgte das Unglück, und ehe eine Stunde verstrichen war, hatten sie eine namhafte Summe verloren und sich durch Ehrenwort verpflichtet, dieselbe binnen vierundzwanzig Stunden zu zahlen.

„Als sie nach Hause zurückkehrten, war der Rausch verflogen, aber die entsetzliche Wirklichkeit wurde ihnen erst jetzt in ihrer ganzen folgenschweren Größe klar, das Geld mußte gezahlt werden, Beide hatten keine Mittel, keinen Kredit, sie überlegten, ob es nicht besser sei, ihrem Leben gemeinsam ein Ende zu machen, als den schrecklichen Morgen abzuwarten. Der Freund meines Vaters eilte in Verzweiflung fort und irrte auf den Straßen umher, Pulver und Blei sollte er besorgen, wer aber würde ihm zu dieser vorgerückten Stunde dergleichen verkaufen? Da sah er in einem Kaufgeschäfte, dessen Buchhalter ihm bekannt war, ein Licht schimmern, er trat in den Verkaufsladen und verlangte mechanisch irgend eine Kleinigkeit. In dem entsetzlichen Zustande, der seine Sinne gefesselt hatte, nahm er kaum wahr, daß er sich mit dem Buchhalter allein befand, erst als derselbe in das Nebenzimmer hineinrief, schaute er auf, der Buchhalter war beschäftigt, verschiedene Papiere in dem offenstehenden Geldschranke zu ordnen. Die Bankscheine, zu großen Paketen aufgehäuft, schienen dem jungen Manne verlockend zu winken, ein Zittern überfiel ihn, und als wollte das Schicksal ihm Gelegenheit zum Verbrechen geben, der Buchhalter lehnte nur leise die Thüre des Geldschrankes an und ging selbst, den säumigen Commis herbeizurufen. Aber ungeduldig, denselben nicht gefunden zu haben, trat er mit einer Entschuldigung wieder ein; der Student athmete erleichtert auf, nahm seinen ganzen Muth zusammen, beichtete dem Buchhalter die fürchterliche Lage, in welcher er sich befand, und flehte ihn um Hülfe an. Lange blieb derselbe unerbittlich, aber als er sich überzeugte, daß es sich hier um zwei Menschenleben handelte, ging er in seiner Gutherzigkeit so weit, dem Studenten den Betrag der verlorenen Summe von den Fonds seines Prinzipals einzuhändigen, indem er ihm nur dabei das feierliche Versprechen abnahm, das Geld binnen kurzer Zeit wo anders aufzutreiben und dem gutmüthigen Buchhalter wieder zurück zu erstatten.

„Die beiden Studenten bezahlten *eine* Ehrenschuld, aber die andere blieben sie schuldig; der Buchhalter wurde später von seinem Prinzipal verdächtigt, die fehlende Summe entwendet zu haben, und nur dem berühmten alten Namen der Firma seines elterlichen Hauses und der anerkannten Solidität und Ehrenhaftigkeit seines Vaters war es zuzuschreiben, daß der Kaufmann die Angelegenheit todtschwieg, besonders da der Vater des jungen Mannes sofort die fehlende Summe ersetzt hatte. — Beide Studenten wanderten später nach Indien aus und veränderten ihre Namen; der Freund meines Vaters, welcher sich Georg Berger nannte, schrieb sich dann Georg Tessendorf, der Buchhalter aber war der Kommerzienrath Wellenheim. — Was später meinen Vater bewog, Eberhard jedes Kapital zu verweigern, mag wohl die Erbitterung gewesen sein, mit welcher er sehr gut durchschaut hatte, daß ich mich trotz aller Liebe in meiner kurzen Ehe so sehr unglücklich fühlte. — Dich aber, meine theure Regina, möchte ich so gern glücklich sehen und sorgenfrei, aber ich kann es nur an der Hand Eberhard's. Auch Du bist ihm für Deinen Vater eine Sühne schuldig, und der inliegende Brief Deines verstorbenen Vaters an den meinen, in welchem er ihn um seine Fürsorge für Dich, sein verwaistes Kind, bittet und das innige Verlangen ausspricht, jene Schuld gesühnt zu sehen, wird Dich überzeugen. — Sei ihm eine treue Gefährtin, dem Sohne des Gekränkten, tilge die Schuld unserer Väter. Durch Dich soll er ein so großes Vermögen erhalten, daß der Verlust, den er oder sein Vater damals durch den Leichtsinn der unsrigen erlitten, hundertfältig wieder ausgeglichen wird. Und dann erinnere Dich, theure Regina, Deines Versprechens, meine Wünsche, wenn ich sterben sollte, zu erfüllen; wenn Du diese Zeilen liesest, bin ich lange todt, aber mein heißer Wunsch, Dich mit Eberhard vereinigt zu sehen, überlebt mich und bittet Dich!"

Regina, die stolze Regina, weinte Thränen der tiefsten Empörung, der größten Demüthigung. Wie ganz anders faßte sie die Sache auf! Der Gedanke an eine derartige Sühne wäre ihr nie gekommen; sie fühlte sich so gebrochen, so voller Scham in dem niederdrückenden Gefühl der Schuld ihres Vaters, dem verhaßten Eberhard gegenüber, daß sie fast haltlos zusammenbrach.

Sie sann, einen Ausweg zu finden, grübelte und suchte, denn ihrem strengen Gerechtigkeitsgefühle schien auch eine Sühne nothwendig. Warum sollte sie sich aber selbst zum Opfer bringen? Melitta hatte Eberhard geliebt, sie aber haßte ihn! Wie aber, wenn nun Eberhard sie ausschlug? Wenn er selbst nicht auf den Plan einging?

Bei seinem despotischen Charakter war zu erwarten, daß er sich dem letzten Willen seiner Frau nicht fügen würde, dann war sie frei! Auch frei von Schuld!

Das Geld wollte sie nicht nehmen, sie wollte es zurückweisen, mochten doch Waisen- oder Findelhäuser dafür gebaut werden, diese Verwendung zu einem wohlthätigen Zweck war auch eine Art Sühne. Das einsame Mädchen, die seit den Tagen ihrer Kindheit gelernt, ihre Empfindungen und Gedanken zu verbergen, die, stets auf sich allein angewiesen, eine seltene Selbstständigkeit und äußere Kälte gewonnen hatte, sie weinte bange Thränen und sehnte sich nach einem treuen Herzen, an das sie sich schmiegen und dem sie ihre Last mittheilen könnte.

Die stolze Regina kämpfte und litt allein, nur die Nacht sah ihre Thränen, Niemand sonst durfte Zeuge ihres Schmerzes sein, und Regina war am Morgen schon wieder äußerlich ruhig und gefaßt, daß sie mit gewohnter Stimme ihre Gesellschafterin, Fräulein Redern, begrüßen konnte. Ihr Inneres befand sich aber immer noch in wildem Aufruhr, sollte sie zuerst das entscheidende Wort sprechen oder abwarten, bis Eberhard sich näherte?

Wenn aber Eberhard den Vorschlag zurückwies, wie sie doch heimlich hoffte, sollte sie ihm nicht zuvorkommen? Der Gedanke dünkte ihr doch unerträglich, von ihm zurückgewiesen zu werden. Nein! An ihr war es zu handeln, sie mußte ihm mittheilen, daß sie auf das Erbe, der daran haftenden Bedingungen wegen, verzichten wolle, und das ohne Zögern. Mit fast fieberhafter Unruhe wartete sie die Abendstunde ab, die ihr ungestörte Ruhe versprach. Denn Fräulein Redern unterhielt einen lebhaften Verkehr mit den älteren Damen der Aristokratie, welche M. aufzuweisen hatte; sie schwärmte für fromme Vereine und hatte wirklich einen gleichgestimmten Kreis zusammengebracht, der sich allwöchentlich mehreremal zusammenfand, um für arme, bibelfeste Gläubige Socken und wollene Jacken zu arbeiten, nebenbei aber auch zahllose Tassen Kaffee mit Gebäck verschwinden zu lassen und die neuesten, nicht immer verbürgten Nachrichten über andere Familien zu kolportiren.

Fräulein Redern war, wie sie sich ausdrückte, das unglückliche Kind einer unglücklichen Mesalliance, denn ihre Mutter, eine geborene Gräfin, beging das unbegreifliche Ungeschick, einem einfachen Herrn Redern, der nicht einmal ein „von" vor seinem Namen aufzuweisen hatte, ihre Hand zu reichen, ihr Vater indessen versündigte sich noch bedeutend mehr an ihr, denn er war boshaft genug, zu sterben, ohne seinem Kind außer dem verabscheuten Namen Redern etwas Nennenswerthes hinterlassen zu haben. Die geborene Gräfin, welche ihre Stellung in der Welt so vollständig mißverstanden, hielt es für passend, ihrem vorangegangenen Gemahle schleunigst nachzufolgen, so blieb das „unglückliche Kind" auf ihrer Hände Erwerb angewiesen, und sie lernte erst ein behagliches Dasein kennen, als Doktor Reinwald sie zu Regina's Gesellschafterin erhob. Nach der Feier ihres vierzigsten Geburtstages entwickelte sich nach und nach eine so innige Neigung zur Frömmigkeit bei ihr, daß der junge Diakonus Schmalland sich gedrungen fühlte, diese dem Herrn ergebene Seele durch seinen eigenen Glaubenseifer zu erleuchten und ihr bei den täglichen stundenlangen Morgen- und Abendandachten getreulich Gesellschaft zu leisten.

Regina ließ sie gewähren. Das junge Mädchen lachte und scherzte über die Eigenheiten ihrer Gesellschafterin, und da die Letztere so klug war, sie nie mit ihren Ansichten zu behelligen, vertrugen sich die Beiden recht gut.

Seit dem Tag aber, wo es bekannt wurde, daß höchst seltsamer, überraschender Weise Regina die Erbin von Melitta's ungeahntem Reichthum geworden, wurde das Haus des jungen Mädchens nicht leer von Besucherinnen, welche sie unaufhörlich ihrer uneigennützigen Freundschaft versicherten, und da Regina sich solchen Besuchen gegenüber kühl und abweisend erwies, empfing Fräulein Redern vom frühen Morgen bis zum späten Abend alle in Liebe überfließenden Besucherinnen mit der Würde, die sie einer gräflichen Mutter schuldig war, und der Salbung, die ihre glaubensvolle Frömmigkeit verlangte.

Nur als sie Regina Herrn Diakonus Schmalland vorstellte und derselbe in überschwenglich frommen Redensarten sich erging, bekam sie doch einen heilsamen Schrecken, denn Regina entließ den jungen Seelenfreund in sichtlicher Ungnade, und Fräulein Redern bekam zum ersten Mal eine herbe und stolze Zurückweisung.

Endlich war der ersehnte Abend gekommen und Regina hatte sich in ihr kleines Eckzimmerchen zurückgezogen. In nervöser Hast und Unruhe flog ihre Hand über das Papier, aber sie hatte erst wenige Zeilen geschrieben, als sich die breite Figur der Gesellschafterin in der geöffneten Thür zeigte, einen Brief in der Hand haltend, den sie mit offenbarer Neugierde von allen Seiten betrachtete.

„Aus der Residenz!" sagte sie gespannt, „und zeigt die Handschrift eines Mannes!"

Regina erbrach mit Hast das kleine Siegel, ihr Auge fiel auf die Unterschrift, und dunkle Röthe färbte ihre bleichen Wangen.

„Doch nichts Fatales?" forschte das dicke Fräulein.

„Nichts von Bedeutung," erwiederte Regina, aber ihre Stimme bebte leise.

Fräulein Redern zog sich mit zweifelndem Kopfschütteln zurück.

„Sie ist ein weltlich gesinntes, verblendetes Geschöpf und wandelt nicht den Weg des Heils. Ich fürchte, der Brief war von einem jungen Manne, welche Gottlosigkeit!" Sie seufzte. „Was wohl darinnen stehen mag? Eitel Sünde und Leichtfertigkeit! Und sie wurde so verlegen, als sie ihn erbrach!"

Regina las und las, Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen und ihr Athem ging ungestüm.

„Also er will es doch," murmelten die bleichen Lippen, „aber es gefällt mir wenigstens, daß er aufrichtig ist, — er sagt mir, daß er mich nicht liebt —" sie lachte laut auf, „nun, das weiß ich, und daß er mich nie lieben wird, auch das ist angenehm, — im Uebrigen kommt er mir mit seinen Vorschlägen entgegen. Melitta, theure Melitta, möge Dein Geist mir beistehen in dieser Stunde — nun es sei, — der Würfel ist gefallen, der Entschluß gefaßt, wohlan, Melitta, ich werde die Gattin Deines Eberhard! Möge es mich nie gereuen!"

Sie stützte den schönen Kopf in beide Hände und saß lange stumm und in Gedanken verloren da; dann aber richtete sie sich stolz auf, warf mit einer energischen Bewegung die Locken aus dem Gesicht und begann zu schreiben:

„Mein Herr!

„Schon war ich im Begriff, Ihnen anzuzeigen, daß ich das mir zugedachte Erbe und somit alle damit verbundenen Bedingungen zurückweise, als Ihr Brief ankam und mich zur Annahme Ihrer Werbung bestimmte.

„Vorzüglich sind es Ihre Vorschläge für unsere künftige Vereinigung, welche meinen Wünschen so sehr entsprechen, daß sie mich veranlassen, den Bestimmungen des Testaments meiner theuren Melitta nachzukommen. Ich will gern, wenn Sie wünschen, vor der Welt Ihre Gemahlin repräsentiren, will auch Ihrer Häuslichkeit als solche vorstehen, — zu mehr verpflichte ich mich jedoch nicht und bin sehr erfreut, Sie so vollständig damit einverstanden zu finden. Da unsere persönlichen Neigungen und Gefühle durch einen nur formellen Akt — wie zwischen uns Beiden die Trauung sein wird — nicht berührt werden, wird es Ihnen hoffentlich leicht sein, meinen Wünschen nachzukommen und meine Bekanntschaft nicht zu suchen; ich will uns Beiden peinliche Augenblicke dadurch ersparen. Am Tage der Trauung werde ich Sie am Altar erwarten.

Regina Tessendorf."

Sie athmete hoch auf, als sie dieß folgenschwere Billet adressirt und fortgeschickt hatte.

„Mein Schicksal ist entschieden," flüsterte sie leise, „mit Ueberlegung und bewußtem Wollen habe ich mir Fesseln für die Zukunft geschmiedet; ich werde mir die Hände blutig reiben und mit der Stirne die Wand des selbstgeschaffenen Gefängnisses einreißen wollen; ich bin zu selbstständig zur Ehe — und dennoch ist dieß die einzig mögliche Lösung des Konflikts! Ich muß die Schuld für meinen armen Vater

büßen! Armer Vater! Hätte Melitta nicht besser gethan, mir die Schuld zu verschweigen? Melitta, was hast Du mir angethan?"

Hektor Reynuald ließ sich anmelden und Regina ging in den kleinen Salon hinüber, ihn zu empfangen.

Herr Reynuald, derselbe junge Mann, den Eberhard an den Wasserfällen des Gießbach in Gesellschaft der jungen Dame gesehen und für ihren Bräutigam gehalten, trat hastig auf sie zu, seine Augen leuchteten als er sie begrüßte und ihre feinen Finger mit innigem Druck umschloß.

„Sie sind schon wieder aus der Residenz zurückgekehrt, Hektor?" fragte Regina herzlich, „haben Sie Ihren Schwager gesprochen?"

„Nein, sein Vater ist Chef des Hauses, es war genügend, daß ich mit ihm verkehrte!"

„Aber es kann Ihnen doch nicht gleichgültig sein, den Mann kennen zu lernen, den Melitta wie einen Halbgott anbetete, der ihr Idol, ihr Alles war!"

„Und derselbe, den Sie so bitterlich hassen! Ich hege keine großen Erwartungen betreffs seiner. Melitta war so erzogen, daß sie jeden Mann, von dem man ihr gesagt: ‚liebe ihn, es ist Deine Pflicht!', angebetet haben würde."

„Nein, Hektor, Sie unterschätzen Melitta, ich habe ihre Freundschaft von unserer frühesten Kinderzeit her besessen, ich kannte Ihre Schwester besser! — Sie müssen sich in der Residenz sehr beeilt haben, Sie waren nur kurze Zeit abwesend."

„Nur kurze Zeit?" fragte mit eigenem Ausdruck Hektor, „mir schien die Zeit unendlich lang zu sein. Lassen Sie mich sprechen, Regina, endlich — nicht dieses abweisende Gesicht, hören Sie mich, Sie sollen mich hören. Als der Sohn einer Indierin habe ich nie geglaubt, Europa jemals kennen zu lernen, aber das Schicksal wollte es anders! Sie wissen, daß meinen Vater das Heimweh nach deutschem Boden übermannte, so daß er mit meiner kleinen Schwester Indien verließ, um hier zu sterben; ich blieb in dem großen Handelshause Taylor, in welchem ich meine kaufmännischen Studien vollenden sollte, zurück; der Vater hatte ein reichliches Kapital für mich bei demselben Hause deponirt, das Glück war mir günstig, ich konnte mich in verhältnißmäßig kurzer Zeit selbstständig etabliren, meine Firma blüht und ich bin jetzt in der Lage, einer Frau eine gänzlich unabhängige Stellung bieten zu können!"

„Halten Sie ein, Hektor," rief Regina, „lassen Sie sich zuerst von mir erzählen!"

„Später, aber Sie müssen mich zu Ende hören! Als vor zwei Jahren mein Vater so schwer erkrankte und mich und Melitta auf seinen dringenden Wunsch an sein Sterbelager rief, traf ich Sie bei dem Kranken; trotz der Erschütterung und dem heftigen Schmerze, der mich beim Anblick des theuren Kranken, auf dessen Stirn ich die Todesschatten erkannte, übermannte, fesselte mich dennoch sofort Ihre hohe, edle Erscheinung; wie ein Engel des Lichts erschienen Sie mir in der dunklen Krankenstube, Ihre Sorge zwischen dem Vater und der Schwester theilend. — Regina, ich liebte Sie schon damals; Sie kamen mir mit schwesterlicher Liebe entgegen, ach! Sie ahnten nicht, daß Ihre freimüthige Offenheit, Ihre edelherzige Unbefangenheit wilde Flammen in mir entzündeten. Als Sie im Sommer nach der Schweiz gingen, nur mit Ihrer Gesellschafterin, drohte mich die Eifersucht zu ersticken; ich bot mich Ihnen unter verschiedenen Vorwänden zum Begleiter an, — Sie willigten ein, da Sie mich als Bruder betrachteten, — aber ich, Regina, betrachtete Sie in meinem Herzen als meine Braut, als mein Eigenthum! — Regina, wollen Sie mich unendlich glücklich machen, wollen Sie mir als mein Weib nach Indien folgen?"



Hauben-Truthahn.

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen, sie an sein Herz gedrückt und schaute ihr flehend in das erblassende Gesicht.

Leise lösten sich ein paar warme Tropfen von den goldigen seidenen Wimpern und rollten über die bleichen Wangen herab.

„Hektor, Ihre Worte thun mir unendlich wehe," flüsterte sie leise, „wenn Sie die ruhige Liebe einer Schwester befriedigen könnte, würde ich Ihnen folgen, auch über das Weltmeer, Ihnen lieber als jedem Andern, aber ich könnte Ihnen nie mehr geben, und auch dazu wäre es zu spät!"

„Regina, was sprechen Sie!" Der junge Mann sprang auf. „Sprechen Sie deutlich, ich verstehe Sie nicht!"

Regina erhob sich, bleich, aber ruhig blickte sie den jungen Mann an und sagte fest:

„Ich bin verlobt, Hektor, seit einigen Stunden bin ich Braut!"

„Regina!" schrie Hektor auf. „Glückliche Braut?" fragte er noch mit unsäglicher Angst; doch lachte er gleich darauf wild auf, „lächerliche Frage, ich habe also nur nöthig, meinen Glückwunsch abzustatten!"

„Und Sie fragen gar nicht, wem ich mich für das Leben gegeben habe?" fragte das junge Mädchen weich.

„Nein," rief Hektor rauh, „ich will nichts wissen; fühlen Sie nicht selbst, daß ich meinen Nebenbuhler tödten müßte!"

Eine wilde Leidenschaftlichkeit brach plötzlich aus seinem bisher verschlossenen Wesen hindurch, so glühend und verzehrend, daß Regina einen Schritt erschreckt vor dem düstern, flammenden Ausdruck seiner Augen zurücktrat.

Hektor gewahrte ihr plötzliches tiefes Erbleichen, und sofort seine Ruhe wiedergewinnend, trat er auf sie zu:

„Verzeihung, Regina," sagte er mit tiefer, bebender Stimme, „daß ich mich von meiner heißen Leidenschaft hinreißen ließ; ich habe Sie zwei Jahre lang beobachtet, nichts deutete auf ein wärmeres Gefühl bei Ihnen für irgend einen Mann; war es da ein Wunder, daß ich mich gewöhnte, Sie als mein Eigenthum zu betrachten, und ich kann es nicht fassen, daß Sie mir verloren sind!"

„Hat Ihnen Niemand von dem Testament Ihrer Schwester erzählt? Sie vermieden, glaube ich, absichtlich, nach demselben zu fragen, um nicht egoistischer Motive beschuldigt zu werden; dieses Testament hatte kein Interesse für Sie, desto mehr aber für mich, denn Melitta schenkte mir ihr großes Vermögen mit der Bedingung, daß ich ihren Gatten Eberhard Wellenheim heirathe!"

„Also um diesen Preis sind Sie meines Schwagers Braut geworden?" fragte Hektor mit unendlicher Bitterkeit; „o Regina, für Geld verkauft, verkauft!"

„Halten Sie ein, Hektor!" rief das junge Mädchen, und ihre Wangen erglühten in edlem Stolze; „verurtheilen dürfen Sie mich nicht; neben dem offiziellen Testament fand sich ein verschlossener Brief Melitta's an mich, dieses geheime Testament entschied mein Schicksal! — Es steht nicht in meiner Macht, Ihnen den Inhalt des geheimen Vermächtnisses mitzutheilen, ein Siegel schließt meine Lippen, es ist das Geheimniß einer mir theuren Todten! Aber ich darf nicht anders handeln, ich werde die Gattin Eberhard's!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hauben-Truthahn.

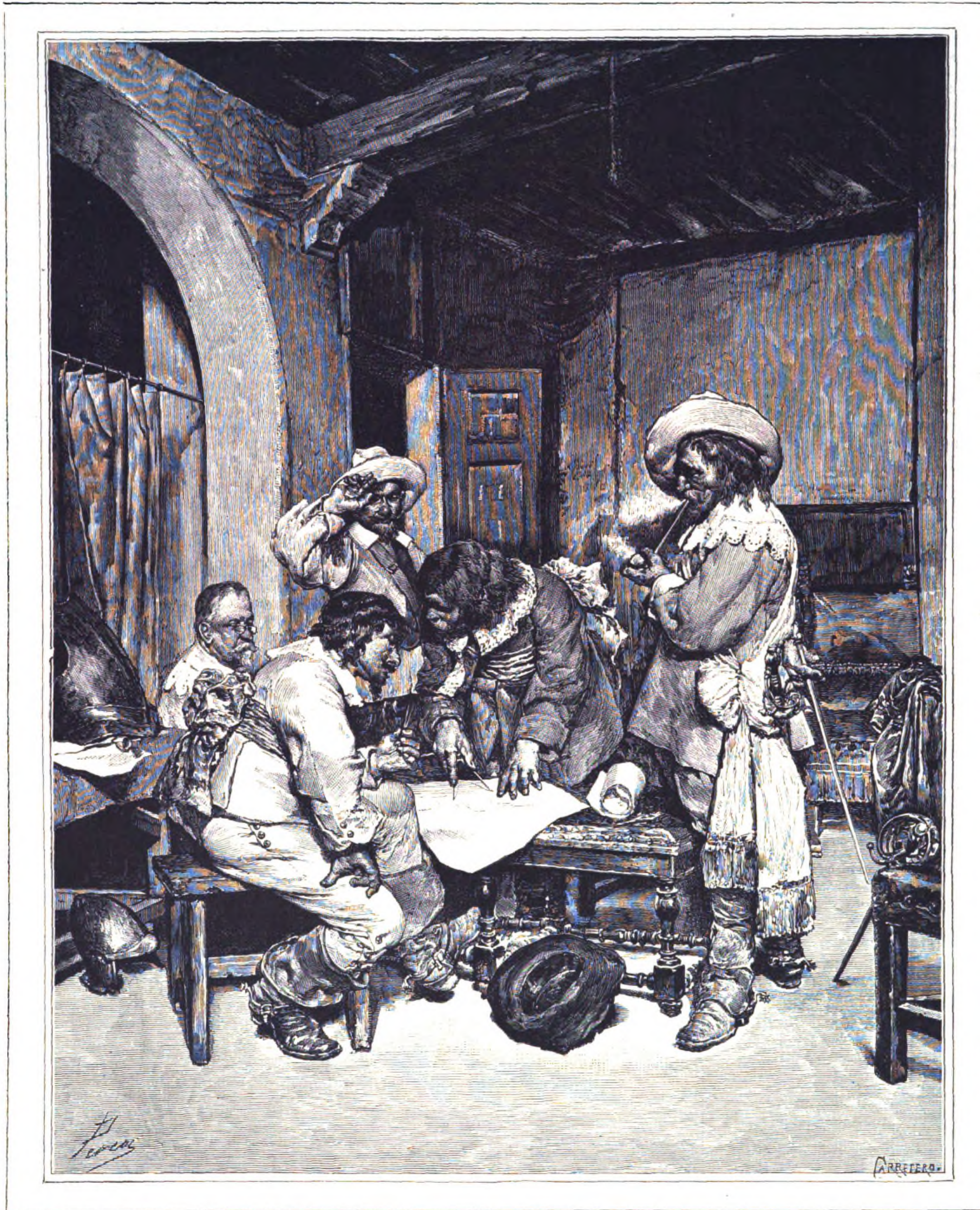
Wir geben hier das Bild eines außergewöhnlich großen und schönen amerikanischen Truthahns aus der Gegend des Eriesees, der bei einer Geflügelausstellung, welche jüngst in New-York stattfand, den Preis gewonnen. Das prächtige Thier schillerte in allen Farben und hatte eine Höhe von fast 2½ Fuß; es gehört zu den größten Truthähnen, welche je gezogen worden, und seine Färbung war von einer solchen Regelmäßigkeit, daß man an die Echtheit nicht glauben wollte, bis der Truthahn mit Wasser begossen war.

Spanisches Fensterln.

(Bild S. 381.)

Das Fensterln ist keine deutsche Erfindung und sicher schon von sehr altem Datum. Es wird wohl mit dem ersten Fenster, an dem sich ein nettes Mädchen blicken ließ, entstanden sein und schnell über die ganze Erde sich verbreitet haben. Nur hat es in den verschiedenen Ländern verschiedene Formen angenommen. Wo es jedoch Häuser mit Fenstern gibt, aus welchen die Schönen blicken können, hat es ähnlichen Charakter.

Wir zeigen unsern Lesern heut ein spanisches Fensterln. Das spanische Bauernhaus ist in seiner Bauart anders als die Schweizer- und Tyrolerhäuser. Es sind diese ersteren meist sehr malerisch zerbröckelte Steinhütten, aus tüchtigen Felssteinen erbaut, dickwandig und so fensterlos wie möglich, damit im Sommer die Hitze draußen bleibt und im Winter die Kälte. Das Fensterln ist hier also nur ausführbar am Thürfenster, dem hauptsächlichsten Licht- und Lufteingang des spanischen Bauernhauses, und so sehen wir denn eine andalusische Schöne in heiterster Laune den süßen Worten eines Maulthiertreibers oder Kohlenhändlers lauschen. Er ist eine charakteristische Gestalt, kurz, gedrungen, stark und entschlossen, an List und Verschlagenheit, die Schöne zu gewinnen, wird es ihm nicht fehlen. Seine Verehrte hört ihm mit klugem, überlegendem Lächeln zu, was uns beweist, daß sie ihm zwar recht wohl will, jedoch durchaus nicht all' das Schöne sofort glaubt, was er ihr da vorspricht.



Feldzugspläne. Nach dem Gemälde von Villegas.

Feldzugspläne.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war das Kriegführen noch sehr einfach, es lief schließlich darauf hinaus, den Feind zu umgehen, zu überraschen, und hiebei thaten denn die wilden Landknechtsreiter die besten Dienste. Das Kriegführen ging auch damals noch sehr langsam und von einer Schlacht zur andern vergingen oft halbe und ganze Jahre. Die Pläne wurden nicht lange vorher aufgestellt und erwogen, sondern gewöhnlich erst gemacht, wenn man den Feind vor sich hatte, weil das Kundschafterwesen noch wenig ausgebildet war und die Hülfsmittel der modernen Kriegstechnik und des schnellen Verkehrs fehlten.

Die Kraft der Soldaten kam damals viel mehr in Betracht als heute, die Schießwaffen trugen nicht weit, die Artillerie spielte in der Feldschlacht noch keine solche Rolle wie jetzt: das Handgemenge und der Reiterkampf blieb die Hauptsache. Stand man aber vor dem Feinde, überlegten die ziemlich wilden Herren Kommandanten ihren Plan, jeder nach alter Haudegenerfahrung, und so sehen wir denn auf unserem Bild eine Gesellschaft Befehlshaber aus der Zeit Wallenstein's, beschäftigt, einen Angriffsplan festzustellen. Es sind wilde, abenteuerliche Gestalten, diese Herren Generäle, aber ihre Mannschaft war dieß nicht minder. Da wimmelte es denn von allen Nationalitäten und tollkühnen Taugenichtsen jeder Art bei diesen Horden, deren Heimat das Land war, wo es Krieg gab, und deren Lebensziel Plünderung. Buntfarbiger, origineller, interessanter war das damalige Kriegsvolk sicher als unsere wohldressirten, gleichmäßig uniformirten Truppen heute, aber der Himmel behüte jedes Land vor einer Soldateska wie jene, die zwar den Maler und Dichter sie abzubilden, von ihr zu erzählen reizt, jedoch einen Ruf hinterlassen hat, daß zwei Jahrhunderte lang die Eltern ihren Kindern nur mit der Namensnennung Furcht machten.



Der Marienkäfer im deutschen Volksglauben.

Von C. M. Blaas.

Das allbekannte, hübsche, besonders von den Kindern mit Liebe und Freude behandelte Marienkäferchen (coccinella), welches auch Gotteskühlein, Herrgottskalb, Herrgottsvöglein, Marienkälblein, Frauenkäferl, Sonnenkäfer u. s. w. genannt wird, steht nicht nur noch heute beim deutschen Volk in besonderem Ansehen, sondern es wird in der Baar (an der obern Donau), wo Wolfgang Menzel die oberflachter Gräber aufdeckte, für heilig gehalten und nach dem Volksglauben bringt es Jedem, dem es zufliegt, Glück, besonders wenn es sich ihm auf die Hand setzt. In Schwaben betrachtet man das Marienkäferchen als der Muttergottes geweiht, weßhalb es daselbst auch das Muttergotteskäferle heißt, und nach Wilhelm's „Unterhaltungen aus der Naturgeschichte" führt es seinen Namen daher, weil es sich gewöhnlich um das erste Marienfest im Jahre zuerst sehen lassen soll. Dasselbe erscheint demnach wie die Schwalben um Mariä-Verkündigung, und eine böhmische Sage bringt es in Verbindung mit der Geburt und Kindheit Jesu; denn nach dieser brachten die Hirten, als das Christkindlein geboren wurde, Milch und Butter, und als die Muttergottes diese Geschenke in Empfang genommen hatte, flog auf das Milchgefäß ein Frauenkäferl, welches seit dieser Zeit stets bei der heiligen Familie blieb und diese erst, als sie vor Herodes nach Egypten flüchten mußte, daselbst verließ.

Nach der Volksmeinung darf man auch kein Marienkäferchen tödten, sonst kommt man — wie man in Schwaben glaubt — in die Hölle, ja nicht einmal von den Kleidern abschütteln, wenn man ein Unglück verhüten will. In Niederösterreich heißt es: wenn ein Frauenkäferl umgebracht werde, so weine die Muttergottes, und die Kinder glauben, daß Derjenige, welcher ein solches Käferchen tödte, eine schwere Sünde begehe, welche durch einen Sterbefall in dessen Familie oder durch ein anderes Unglück, welches die Muttergottes schicke, bestraft werde. In der Baar, sowie in Kärnten meint das Volk, daß die Kühe Dessen, der ein Marienkäferchen tödte, rothe Milch geben, und in der Grafschaft Mark glaubt man, daß in diesem Fall am andern Tage die Sonne nicht scheinen werde.

Aus der zuletzt angeführten Volksmeinung ist zu ersehen, daß das — ohnehin auch nach der Sonne benannte — Thierchen in inniger Beziehung zur Sonne und zum Wetter ist. Dieses ist indessen auch aus den Sprüchen und Reimen ersichtlich, welche die Kinder an das Marienkäferchen richten, denn in Niederösterreich setzen es dieselben auf die Hand und sagen dreimal zu ihm:

„Frauenkäferl, Frauenkäferl, fliag in goldnen Brunn,
bring uns hait und morning a recht a schene Sunn."

Sie glauben, wenn dasselbe beim dritten Mal fortfliege, so komme schönes Wetter, wenn es aber sitzen bleibe, so trete das Gegentheil ein.

Deßgleichen wird auch in Bayern das Käferchen von den Kindern auf die Hand gesetzt und dabei gesprochen:

„Frauenkäferl, sitz aufs Stüel,
melk dein Küel,
flieg hinte die Tannebam
und mach mir ain schön warme Sunneschei."

Ueberdieß glaubt man auch im Oldenburgischen, wenn man ein in die Luft geworfenes Marienkäferchen wiedersehe, so sei am folgenden Tage schönes Wetter zu erwarten, und die Kinder sagen zu demselben:

„Sunne-Sunne-Katharine,
lat de Sunne schine,
lat den Rägen awer gahn,
dat wi kant na Schole gahn."

Das Marienkäferchen erscheint übrigens auch in anderer Hinsicht als ein prophetisches Thierchen, denn in Böhmen glaubt man, so viele Punkte dasselbe auf seinen Flügeln habe, so viele Gulden koste im laufenden Jahre der Strich (Scheffel) Korn. Anderwärts, zum Beispiel im Oldenburgischen, spricht man, wenn sich Einem ein solches Käferchen auf die Hand setzt:

„Sünneküken, Manneküken,
wo lang schall ick läwen?"

und zählt, bis dasselbe wegfliegt.

Oder man fragt es in Westphalen:

„Herrchottshäunken, wo sall ick hin?
Innen Himmel, in de Helle, oder int Fiägefiur?"

Dabei glaubt man, wenn das Käferchen aufwärts fliege, so komme man in den Himmel, wenn abwärts, in die Hölle, und wenn geradeweg, in's Fegefeuer. Außerdem setzen es die Mädchen daselbst auf die Spitze des Zeigefingers und sprechen, bis es auffliegt:

„Sunnenschinken, Riägenschinken,
wannaer sall ek Brut sin?
een Jahr, twee Jahr u. s. w."

und werden ungehalten, wenn sie das Thierchen zu hoch zählen läßt. In Westphalen, und zwar in der Grafschaft Mark, sagt man übrigens auch zum Marienkäferchen:

„Hiärguottshäunken, flüch op,
thüh den hogen Hiemel 'rop,
flüch vor mines Nabers Hus,
locke mi de Brut herus."

Gleichwie in Westphalen, ist dieß Käferchen auch in der Oberpfalz in Bezug zur Liebe, indem es dort die Burschen und Mädchen von der Hand auffliegen lassen mit dem Spruch:

„Marienkäferl, flieg über die Spitz,
wo mei Schwieger und Schwäher sitzt."

In der Richtung, nach welcher dasselbe hinfliegt, weilt nach der Meinung des Volkes der oder die Zukünftige.

In anderen westphälischen Kinderreimen wird das Marienkäferchen gebeten, den Kindern goldene Ketten vom Himmel mitzubringen, und in bayerisch Mittelfranken sagt man, dasselbe auf der Hand haltend:

„Herrgottsmoggela, flieg auf,
flieg mir in den Himmel nauf,
bring' a goldis Schüssela runder
und a goldis Wickelkindla drunter."

Anderwärts, zum Beispiel in Niederösterreich, fordern die Kinder dieß Käferchen auf, unserem Herrgott oder der Muttergottes ein goldenes Kleid zu bringen, denn sie sagen zu ihm:

„Herrgottskalbl, fliag af d'Woad
und bring unsan Herrgott a goldenes Kload;"

oder:

„Sunnkäferl, fliag nach Karnabrun über d'Woad
und bring der Muttergottes a schens goldenes Kload."

Andere Kinderreime stellen das Marienkäferchen indessen als eine Milch, Butter und mitunter auch Zuckerbrod bescherende Kuh dar, und in einem alemannischen Kinderspruche heißt es:

„Herrgottchalbeli, flüg uf,
der Heiland thut der 's Thürli uf,
bring mer drei Pfund Anken (Butter) drus
und e silberigs Löffeli."

Dabei möge hier schließlich noch erwähnt werden, daß wie hier der Heiland, im Böhmerwald unsere Liebe Frau dem Käferchen das Himmelsthürchen aufmachen soll; denn daselbst werfen es die Kinder in die Höhe mit den Worten:

„Liabe Frau,
mach's Thürl au,
's Kuhlerl is da!"

(W. Abendpost.)

Ein alltägliches Gespräch.

(Schluß.)

Die wackere Botenfrau ist die lebendige Post, die zu Fuß, mit einem Korb auf dem Rücken, fortdauernd auf Reisen ist zwischen Rudolstadt, Weimar und Jena. — Aus den beiläufigen Andeutungen der Briefe, die fast regelmäßig etwas von der „erwarteten" oder der „angekommenen" oder „bald abgehenden" Botenfrau enthalten, gelangt man unwillkürlich dahin, sich mit ihrem Wesen und ihrer Erscheinung so vertraut zu machen, daß man sie fast lieb gewinnt. — Sie ist nicht sehr verzärtelter Natur; sie geht im Sommer barfuß und im Winter in Mannsstiefeln; aber sie versteht sich auf die Zärtlichkeiten des Herzens, denn sie macht sehr gern mündliche Bestellungen über das Wohlbefinden und gute Aussehen des Schreibers, wie des Empfängers ihrer Botschaften, und Schiller wie Charlotte verrathen gar nicht selten in ihren Briefen, wie diese mündlichen Beigaben der wackern Frau ihnen nicht bloß wichtig, sondern auch willkommen sind. — Aus beiläufigen Bemerkungen in diesem Briefwechsel erfahren wir auch, wie die getreue Botin keineswegs ein theilnahmloses blindes Fatum ihres schweren Gewerbes ist. Sie kennt die Beziehungen ihrer kleinen Kundschaft zu einander sehr wohl. Sie erzählt zuweilen Schiller, ob auch Goethe, und von wem, einen Brief bekommt, und bei wem sie außerdem noch in den erwähnten Städten einen Brief bestellt hat. — Sie ist obenein auch noch ein vortrefflicher Mahner für Jeden, der etwa eine Antwort schuldig ist; — und wer weiß, ob nicht manch' herrlich gedachter Brief in jetziger Zeit nur deßhalb ungeschrieben bleibt, weil wir eben solcher Mahnerinnen entbehren, vor deren persönlichem Besuch die gewöhnliche Ausrede „des Unwohlseins" oder „des Mangels an Zeit" schwindet. — Sie kommt alle Woche einmal an und geht fast regelmäßig an einem bestimmten Tag ab; doch wartet sie auch zuweilen, wenn ein Kunde noch nicht mit dem Briefe fertig ist; sie erntet dafür auch Dank und erfreut sich der Theilnahme der Briefschreiber. Ja, wenn sie erkrankt, ist große Noth unter den Korrespondenten. Ihre Wiedergenesung wird durch längere Briefe gefeiert, die für ein vierzehntägiges Entbehren des geistigen Verkehrs Entschädigung bieten müssen.

Von solch' rührender Naivität waren die Verkehrsgelegenheiten zwischen drei Orten, die alle drei Residenzen regierender Fürsten waren, und von denen die eine eine berühmte Pflanzschule der Wissenschaft, die andere die blütenreichste Stätte der deutschen Bildung, der Sitz deutscher Volkskultur war, und all' die Orte liegen nur in geringfügiger stundenweiter Entfernung von einander!

Unzweifelhaft bedurfte es damals noch einer solch' wackern Botenfrau, um mit einiger Zuverlässigkeit ihren Händen die theuren Herzensergüsse anvertrauen zu können. Wenn bei ihrer Erkrankung der ganze gegenseitige Geistesverkehr dreier deutscher Residenzen darniederlag, um erst wieder in Fluß zu gerathen, sobald die wackere Frau unter vollster Theilnahme sämmtlicher Korrespondenzliebhaber sich wieder auf den Weg machen konnte, so muß wohl eine große Portion sittlichen Vertrauens auf ihr geruht haben, das man nicht so bald jeder Andern schenken konnte. — Wenn Schiller und Charlotte von ihr mit solcher Theilnahme und Achtung sprechen, dürfen wir sie gewiß in ihrer Weise als ein gutes Musterstück treuer Boten betrachten. Die gute wackere Frau, sie hat sich in ihren Wochenmärschen schon darum ein sittliches Verdienst erworben, als eben der Briefwechsel, der uns von ihr Kunde gibt, durch ihre Hände ging, und ihre getreulichen Besorgungen es nur möglich machten, daß die deutsche Literatur durch seine Veröffentlichung einen Schatz mehr aus dem Leben und Wirken des geliebtesten der Dichter besitzt.

Mit welchen Schätzen beladen rennen aber heutigen Tages unausgesetzt alle Briefträger durch unsere Straßen?! Von welch' sittlichem Vertrauen ist das allenthalben hindringende Postinstitut getragen, daß wir Geistesergüsse, Geschäftsgeheimnisse und Herzensangelegenheiten so ohne Weiteres in Briefen der Post anvertrauen. Wie hoch müssen wir sie halten, wenn wir der vollen Zuversicht uns hingeben, daß Menschen, die wir nie im Leben gesehen haben, unsern Brief, an dem uns außerordentlich viel liegt, schon richtig sortiren, regelrecht verpacken, in den richtigen Postbeutel stecken, nach dem richtigen Wagen befördern werden, damit er nur eiligst und pünktlich per Eisenbahn oder Kurierpost an seinem Bestimmungsort anlange, woselbst ihn wieder uns völlig unbekannte Menschen aus der Verpackung nehmen, sortiren und einem Briefträger übergeben, der sich sofort auf den Weg machen wird, um unsern Adressaten aufzusuchen und ihm den Brief abzuliefern!

Freilich wundern wir uns gar nicht mehr darüber und am allerwenigsten haben wir Lust, uns Gedanken um Dinge zu machen, für die wir bezahlen. — Wir tragen ja das Porto und die Post macht noch ein gutes Geschäft dabei, folglich müssen alle Briefe richtig besorgt werden, und wir sind allen Nachdenkens überhoben. — Und dennoch — welchen Moralisten und Philosophen, Propheten oder Gottesverkünder des Alterthums, denen die Versittlichung des Menschengeschlechts als das höchste Ziel ihres Strebens galt, wir herzaubern möchten in unsere Gegenwart: es würde Jeder von ihnen bekunden, daß die sittliche Garantie, unter welcher unser alltäglicher Briefverkehr steht, einen höhern Zustand der Kultur bezeugt, als es jemals ihnen, selbst in ihren idealsten Hoffnungen, in den Sinn gekommen ist!

Wir wissen nicht, wann die ideale Zeit sein wird, wo der Löwe Stroh frißt gleich dem Rind, und Pardel und Schaf friedlich mit einander spazieren gehen. Die Zeit aber ist wahrhaftig nicht weniger bewundernswerth, wo Briefe, die alltäglich über die Millionen der Geschäftswelt disponiren, die den geistigen Verkehr, die die Herzensverhältnisse, die häuslichen Geheimnisse und die gesellschaftlichen Angelegenheiten betreffen, ganz sorglos zu Hunderttausenden in fremde Hände übergeben werden, durch nichts verschlossen, als durch ein wenig Klebegummi, höchstens durch eine Oblate oder etwas Siegellack, um durch Menschen, die Niemand von den Schreibern kennt, auf's Eiligste Hunderte von Meilen weit befördert zu werden, für einen Lohn, mit dem wir uns geniren, einen Boten abzufinden, der für uns zweimal die Treppe auf und ab gelaufen ist.

In neuerer Zeit ist die sittliche Garantirung des brieflichen Verkehrs noch weiter in ihrer Sorgfalt gegangen.

Wenn wir einen Brief absenden und das Porto im Voraus bezahlen wollen, könnte es leicht kommen, daß unser ungetreuer Privatbote, den wir zur Post senden, das Geld behält und den Brief beiseite schafft. Um auch diese Besorgniß zu heben, brauchen wir uns nur mit Freimarken zu versehen, um eine solche statt der Bezahlung auf die Adresse zu kleben; ja, die Post ist sogar so zuvorkommend, uns ein sauberes Couvert zu geben, in das wir unsere Korrespondenzen nur hineinzustecken brauchen. Selbst das bischen Klebegummi, dessen wir als Verschluß bedürfen, ist schon daran, und um uns ganz und gar die Mühe des Uebergebens an einen Postbeamten zu ersparen, sind Kasten an den Straßen aufgestellt, in die wir den Brief hineinwerfen dürfen, in der festen Zuversicht, daß er seinen Bestimmungsort weit sicherer und pünktlicher erreicht, als wenn wir ihn direkt durch unsern treuesten Leibdiener mit eigener Equipage oder gar durch die wackere Botenfrau der Schiller'schen Korrespondenz besorgen lassen wollten!

Ist es aber recht, Institute von solch' sittlicher Garantie alltäglich so gedankenlos zu mißbrauchen? Vielleicht ist es weniger sündhaft, an der Verwirklichung des tausendjährigen Reiches zu zweifeln, als in unserer Zeit die Alltäglichkeit unbeachtet an uns vorübergehen zu lassen!

Doch — bis zu welchen Ketzereien verliere ich mich in meinen Gedankenläufen? — Es ist hohe Zeit, daß ich umkehre; es ist Zeit, daß ich Rechnung ablege, wie ich in dieses Hin und Wieder der Betrachtungen hineingerathen. Es ist Zeit, daß ich es sage, welches Gespräch mich aus dem Sinnen über eine wissenschaftliche Frage herausgehoben und mir eine Lösung, die ich in der Ferne suchte, auf einem Gebiet entgegenführte, das uns so überaus nahe steht wie die Alltäglichkeit.

Ich hatte über die Mathematik, ihre zweitausendjährige Geschichte, den wundervoll lichten, unausgesetzt auf ihre Weiterbildung gerichteten Geist ihrer Meister und über die sonderbare Wahrnehmung nachgedacht, wie gar so wenig Jahre des Studiums ausreichen, sich ihre Resultate zu eigen zu machen. Eben schwebte mir der große Pythagoras vor, der eine Hekatombe den Göttern darbrachte für die Entdeckung seines Lehrsatzes, den jetzt ein zehnjähriger Knabe recht gut begreifen und beweisen kann; da wurde ich, wie bereits erzählt, in meinem stillen Sinnen durch ein alltägliches Gespräch unterbrochen. Es lautete wie folgt:

„Guten Morgen, Papa, wie spät ist es schon?"

„Dreiviertel auf Acht, Kind."

„Da will ich auf den Markt."

„Warte, Kind, Du kannst mir den Brief mitnehmen."

„Zur Post?"

„Nein, wirf ihn nur in den Kasten!"

„Adieu, Papa."

„Adieu, Kind!"

Als ich wieder allein war und mich nach dem Pythagoras umsah, mit dem ich mich eben unterhalten wollte, da kam mir's plötzlich in den Sinn, daß, wenn der große gefeierte Denker des Alterthums wirklich mir die Ehre seines Besuches jetzt erwiesen hätte und somit Zeuge des alltäglichen Gesprächs gewesen wäre, das ich eben geführt, er vielleicht bei all' seinem immensen Scharfsinn mehr der Jahre bedurfte, um dieß Gespräch in seinem ganzen Umfang gründlich verstehen zu lernen, wie jetzt nöthig sind, um den ganzen Kursus der Mathematik durchzumachen.

Daß dieß wahr ist, das wird schwerlich Jemand bestreiten, der auch nur obenhin die Fülle der Ideen überblickt, welche dem scheinbar gedankenarmen Gespräch zu Grunde liegen. Ich glaube nicht, daß irgend eine mit Hieroglyphen oder Keilschriften bedeckte Mauer des Alterthums eine solche Summe von vorausgesetzten Menschengedanken, sinnreichen Erfindungen und wundervollen Kulturergebnissen enthält, als das Alltäglichste, in dem wir uns fortwährend bewegen. Unser gewöhnlichstes Leben ist ein so überreiches Schwelgen in vorgearbeiteten Menschengedanken, daß wir zu keinem neuen Gedanken Zeit hätten, wenn wir nicht die alten ohne wiederholende Gedankenoperationen hinnehmen wollten!

Wir sind sehr geneigt zu glauben, daß unsere Gedanken in den Büchern stecken, die die Wissenschaft repräsentiren; aber das ist ein Irrthum. Die Wissenschaften, wie sie auch heißen mögen, stellen nur zum allerkleinsten Theil die Entstehung, die Genesis solcher Gedankenreihen dar, die uns methodisch übersichtlich gemacht werden können. Das große Gedankendasein jedoch, in dem

wir wirklich leben, liegt unmethodisch durch einander versteckt in den tausendfältigen Dingen, unter welchen wir uns von früh auf bewegen, und wir nehmen es hin wie überreiche Erben ohne die Mühe des Erwerbens und zufrieden mit uns, wenn wir mit der ererbten Ausstattung nur noch um eine kleine Zuthat die Erbschaft erweitern können. — Aber hiemit müssen wir nicht nur zufrieden sein, sondern wir dürfen es auch. Ja, es ist ein Kulturgesetz, das uns dazu zwingt, ein Kulturgesetz, das für die Wissenschaft ebenso wie für das Leben gilt. Wir können ebensowenig alle geistigen Vorarbeiten durchmachen, die den großen Pythagoras auf die Erfindung seines berühmten Lehrsatzes leiteten, so wenig wir mit dem Frühstück warten können, bis wir uns selber etwa Thee aus China oder Kaffee aus Mokka geholt haben werden!

Das Kulturgesetz, das ich meine, geht auch noch weiter.

Wir müssen und dürfen nicht nur alle geistigen Vorarbeiten der Geschlechter, die vor uns lebten, als ererbtes Eigenthum hinnehmen, sondern unsere eigentliche Kulturaufgabe besteht darin: Alles, was wir selber etwa auf dem schweren Wege der Gedanken ersinnen, erfinden oder schaffen, so in's Leben hineinzutragen, daß es so bald wie möglich alltäglich und von Allen, die nach uns kommen, ebenso ohne selbstschöpferische Gedankenoperationen benützt, genossen und aufgenommen werde, wie wir es mit der Uhr in der Westentasche, mit dem Wochenmarkt und der Briefpost und nicht minder und in gleicher Berechtigung mit dem Lehrsatz des Pythagoras machen.

Und wirklich, wir machen es so: denn wunderbar genug leben und wirken wir nach Kulturgesetzen, selbst wenn diese noch nicht in Büchern niedergeschrieben worden sind. So lange Schöpferwerke der Kultur uns neu sind, stutzen wir vor ihnen, denn sie fordern uns zu Gedankenoperationen heraus. — Ich erinnere mich noch mit wahrhaft kindlicher Rührung der Zeit, wo das erste Stippfeuerzeug in meinem väterlichen Haus eine wahrhafte Gedankenrebellion erzeugte und nicht bloß die alte gute Blechdose mit Stahl, Stein und Zunder, sondern ganze Berge antorisirter Weltanschauungen erschütterte und antiquirte. Als mein seliger Vater das erste Schwefelhölzchen auflodernd aus dem Asbestfläschchen zog, erklärte er halb erschrocken, halb verwundert, daß er nunmehr Alles für möglich halte! — Waren es auch nicht die richtigen Gedanken, so reizten diese neuen Gedankenschöpfungen uns doch ganz überwältigend zum Denken an. Ja, wer kann es sagen, ob nicht solche Anweisungen zum Denken auf ganz anderen Gebieten in uns Kindern Früchte trugen, die wir nicht mehr kontroliren können? — Die Orthodoxie hat gar so unrecht nicht, wenn sie in jeder neuen Erfindung den Bösen wittert, der die bestehende Autorität umstürzt. Jede neue Gedankenschöpfung reizt zum Denken und ist wirklich so lange gefährlich, bis sich an ihr das Kulturgesetz erfüllt, das heißt, bis sie alltäglich und gedankenlos benützt und genossen wird.

Und ging es uns mit der Eisenbahn besser? Ging es uns mit der Photographie besser, geht es uns mit der Telegraphie besser? — Sie erfüllen alle das Kulturgesetz und sollen es erfüllen, sie werden zu bloßen Vorarbeiten der Kultur, die man endlich ohne Gedankenoperation hinnimmt. Sie werden alltäglich, und sie sollen alltäglich werden: wie mein alltägliches Gespräch.

Vom Büchertisch.

Eines der Prachtwerke, das sogleich bei seinem ersten Erscheinen Eingang in alle Kreise gefunden hat und ein Familienbuch im edelsten Sinne des Wortes geworden, ist Hallberger's Prachtausgabe von Shakespeare's sämmtlichen Werken, von welcher jetzt nach kaum zwei Jahren schon die dritte Auflage nöthig geworden ist. Das erste Heft dieser neuen Auflage liegt uns jetzt vor. Shakespeare in dieser Gestalt hat sozusagen einen neuen Siegeszug durch Deutschland gehalten. Es gibt aber auch keine Ausgabe, in der Alles so vereinigt wurde, diesen größten, tiefsinnigsten und mächtigsten aller Dichter, der bekanntlich ja ebenso groß in Witz, Humor und heiterem Spiel der Phantasie, als in den erschütterndsten Darstellungen der dunklen Leidenschaften des Menschengeschlechtes ist, uns in seiner Vollkommenheit vorzuführen. Die besten Uebersetzer, Schlegel, Bodenstedt, Delius, Gelbcke, Gildemeister, Herwegh, Heyse, Kurz, Wilbrandt, geben uns den Dichter deutsch, und der größte Shakespearezeichner, Gilbert, hat die Dichtung mit über 800 Illustrationen durchwebt, so daß wir die Welt Shakespeare's nicht nur lesen, im Geiste sehen, sondern auch im wirklichen Sinne des Wortes vor uns erblicken können. Ferner erhalten wir hier alle Werke des Dichters, die erzählenden Gedichte, wie die Sonette. Jedes Drama und die einzelnen Dichtungen sind von einem Shakespearekundigen eingeleitet, und damit diese Musterausgabe auch im Aeußern dem vollendeten Inhalt entspricht, hat die Verlagshandlung das Werk nach Druck, Papier und durch Einband ebenso reich wie geschmackvoll und würdig ausgestattet. — Von Joh. van Dewall, den unsere Leser aus seinen humoristischen, lebenswahren kleinen Skizzen kennen, ist jetzt eine Badenovelle: „Unkraut im Waizen" (Stuttgart, Hallberger), erschienen, die wir unseren Lesern als eine wirklich erfrischende Lektüre empfehlen möchten. In diesem Treiben in einem Badeort am Strande der Ostsee weht wirkliche Seeluft, und erleben wir in der Gesellschaft von interessanten Menschen, wirklichen Menschen, keine Romanfiguren, ein Abenteuer, so überraschend und belustigend, daß uns die Sache als eine ergötzliche Erinnerung stets im Gedächtniß bleiben wird. Dewall's Art, so munter und leicht dahinzuerzählen, daß der Leser beim Lesen Champagnerschaum zu schlürfen scheint, kommt hier in dieser Geschichte auf das Vortrefflichste zur Geltung und macht die Lektüre dieses Buches zu einem wahrhaft erquicklichen Genuß nach des Tages Ernst und Arbeit. — Fein gestimmte Seelen dürften uns für die Hinweisung auf eine in Briefen geschriebene Novelle von Bettina Wirth, „Künstler und Fürstenkind" betitelt (der gleiche Verlag wie oben), dankbar sein. Elegant, zart, edel und spannend wird hier die Liebesgeschichte zwischen einer deutschen Fürstin und einem Maler behandelt, die dadurch einen ganz besondern Reiz erhält, daß das Faktum wahr ist. Das Büchlein ist in Miniaturformat, mit hübschen Bildchen ausgestattet, erschienen.

Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein bekannter Schriftsteller suchte in Berlin vor einiger Zeit eine Wohnung und fand ein passendes Quartier für den Miethpreis von 400 Thalern. Der Wirth fragte den Schriftsteller, ob er Kinder habe, und da Letzterer dieß verneinte, erklärte der Wirth, ihm unter diesen Umständen das Quartier vermiethen zu wollen. Als es darauf zur Unterzeichnung kommen sollte, fragte der Schriftsteller den Wirth, ob er denn Kinder habe? worauf dieser erwiederte, nichts ahnend, ja er habe vier Kinder. Kaum war diese Antwort gegeben, als der Schriftsteller die Feder, welche er bereits zum Unterschreiben des Kontrakts in den Händen hatte, hinwarf und dem Wirthe den nicht unterschriebenen Kontrakt mit den Worten zurückgab: „Ich ziehe in kein Haus, dessen Besitzer Kinder hat." Damit ließ er den verblüfften Wirth, der von seinem Miether verlangte, kinderlos zu sein, stehen.

*

Bäurische Logik.

Advokat: Was steht zu Diensten?

Bauer: Verzeihen's, Herr Notarius, der Gerstelbauer hat mir die zwanzig Gulden, die ich ihm geliehen hab', nit wiederzahl'n wollen und hat g'sagt, ich möcht' zum Teufel geh'n. Da hab' ich dacht: jetzt gehst gleich zum Herrn Notarius, das ist schon der Rechte.

*

Ein Amerikaner gerieth mit einem Engländer in Streit und dieser ging so weit, daß er durch ein Pistolenduell geschlichtet werden, Jeder aber dabei nur einen Schuß haben sollte. Das Loos, welches über den ersten Schuß entschied, war dem Engländer günstig, doch er fehlte seinen Gegner. Als darauf der Amerikaner das Pistol erhob, um zu zielen, rief der Engländer plötzlich: „Halt! Ich kaufe Ihnen den Schuß ab!"

Staunend zwar ob dieses ungewöhnlichen Anerbietens, aber dennoch nicht unwillig über dasselbe, fragte der Amerikaner: „Um wie viel?"

„Fünfhundert Pfund!"

„Wie!" rief der Andere zielend, „ich bin meines Schusses gewiß und Sie schlagen sich so gering an!"

„Und Sie taxiren mich zu hoch, indeß ich will Ihnen tausend Pfund geben."

„Angenommen!" sagte der Yankee und das Duell war beendigt.

*

Ganz natürlich.

Vater: Aber Fritz! Von jedem Kommers kommst Du betrunken nach Hause.

Sohn: Ja, Papa, wenn man so viel trinkt wie ich, ist's ja ganz natürlich.

*

Friedrich der Große trat eines Tages in eine Dorfschule. Der Schulmonarch nickte ihm nur zu, blieb bedeckten Hauptes, dozirte weiter und entließ erst nach einer Weile die Kinder. Dann aber entblößte er sein Haupt, verbeugte sich tief vor dem König und sprach: „Verzeihen Majestät meine Grobheit, denn wenn die Buben wüßten, daß noch Einer über mir ist, dann wäre gar kein Auskommen mit ihnen."

*

Schöne Redewendung.

Gast (zum Kellner): Sie, Kellner, ist noch ein menschliches Rindfleisch da?

*

Der Maler Rembrandt entfernte sich unvermuthet aus Amsterdam und ließ nach einiger Zeit durch seine Frau die Kunde von seinem Tode verbreiten. — Alles stürmte zur trauernden Wittwe und die Käufer überboten sich, um noch ein Gemälde, eine Zeichnung, eine Skizze von Rembrandt's Meisterhand zu haschen. Sein Vorrath ward übermäßig theuer bezahlt. Nach einigen Monaten erschien er wieder und seine List erregte Lachen.

*

Richter: Ich werde Ihm jetzt die Eidesformel vorlesen und Er wird mir jedes Wort nachsagen. (Zum Aktuar): Herr Aktuar, schreiben Sie —

Bauer: Herr Aktuar, schreiben Sie —

Richter: Halt' Er Sein Maul, Er Schafskopf —

Bauer: Halt' Er Sein Maul, Er Schafskopf —

Richter (zornig): Ihr bleibt ein Rhinozeros —

Bauer: Ihr bleibt ein Rhinozeros —

Richter: In Ewigkeit, Amen! —

Bauer: In Ewigkeit, Amen! (Macht das Kreuzzeichen): Gott sei Dank, daß i den sakrischen Eid gleibest übertaucht hab'!

*

Ein berühmter Arzt wurde im angetrunkenen Zustande zu einer vornehmen Patientin gerufen. — Er traf sie im Bette, setzte sich, zog seine Uhr und begann ihre Pulsschläge zu zählen. In seiner Angetrunkenheit konnte er damit nicht zu Stande kommen, und seine Uhr einsteckend, murmelte er, sich selbst Vorwürfe machend, in den Bart: „Wahrhaftig, richtig betrunken!" — dann verordnete er der Dame, im Bette zu bleiben, er werde am nächsten Morgen wieder vorsprechen. — Aber schon früh am andern Tag erhielt er ein eigenhändig zu eröffnendes Schreiben von der Dame. „Lieber Doktor," schrieb diese, „Sie haben Recht, ich kann es nicht leugnen, aber ich bitte Sie, sagen Sie keinem Menschen ein Sterbenswort, in welchem Zustande Sie mich getroffen und nehmen Sie gefälligst einliegendes Honorar (eine Zehnpfundnote) für Ihren Besuch."

„Höre, Karl, diese Engländer nur haben einen Genuß vom Rauchen, die zünden die Cigarren bloß an und werfen sie dann weg."

„Das ist, lieber Max, noch nichts. Da kenn' ich einen russischen Fürsten, der beißt bloß die Spitze ab und wirft sie schon weg!"

*

Musiker und Maler. So empfindlich Rossini gegen den Tadel Fremder war, so gern pflegte er Anderen gegenüber seiner spitzen Zunge freien Lauf zu lassen. Als sein Kollege Michel Carafa zu Ehren Meyerbeer's einen Trauermarsch komponirt hatte und den Meister um seine Meinung über das Werk befragte, erwiederte der Letztere:

„Ja, Dein Trauermarsch ist vortrefflich! Nur Schade, daß nicht Du gestorben bist und Meyerbeer Dir den Marsch bläst."

Manchmal aber kam Rossini mit seinen Scherzen an den Unrechten. Eines Tages suchte er den seiner Zeit berühmten Maler und Illustrateur Charlet auf, der in seinem Atelier gerade beschäftigt war, einige ergötzliche Figuren seines Genres zu zeichnen.

„Was machst Du denn da für Männchen?" fragte der Komponist den Maler, „bekommst Du auch ordentlich was für die Püppchen?"

„Na, nicht eben viel, fünfzehn Sous pro Stück. Verdienst Du mehr mit Deinem Gedudel?"

Rossini machte ein Gesicht, als hätte er ein Dutzend Fliegen verschluckt:

„Ich mit meinem Gedudel?"

„Ja."

„Nun, das ist verschieden. Ich komponire meine Opern und die einzelnen Städte bewerben sich um die Musik. Ist so eine Stadt reich, zahlt sie gut, ist sie arm, zahlt sie schlecht oder gar nicht. Ich hab' es ja überhaupt nicht nöthig! ... Du weißt, ich bin reich ... auch will ich Dir gern eins Deiner Männchen ..."

„Ah, Du willst ein Männchen von mir haben? Gern, da nimm eines! Aber kein Geld unter Freunden! Du kannst mir dafür eines von Deinen ‚Tralala! Heisasa!' schicken, so wie Du sie zu Dutzenden fabrizirst."

„Ein ‚Tralala! Heisasa?'" rief wuthentbrannt Rossini.

„Ja," erwiederte Charlet, „alle Woche, mußt Du wissen, haben wir bei Mutter Saguet in Montmartre so eine gemüthliche Kneiperei. Da trinken wir und singen, und singen und trinken — ach, es gibt nichts Hübscheres beim vollen Glase, als so ein fideler Singsang! ... Thu' doch nicht so: Du schmierst ja Deine Klimpereien herunter wie ich meine Männchen!"

Rossini verstand endlich den Maler und wußte sich zu fassen. Er nahm das Männchen Charlet's mit sich und schickte ihm andern Tages ein prächtiges Trinklied, mit welchem der Maler im lustigen Konventikel bei Mutter Saguet nicht wenig Ehre einlegte.

*

In der Schule.

Lehrer: Hier sehen Sie das Skelet eines Säugethiers, und zwar, Mayer, von was für einem?

Mayer: Von einem todten.

*

Eigenschaften des Weines. Ein großer Liebhaber des Weines ward von seinem Vater streng ermahnt, sich vor dem Laster des Trunkes zu hüten. „O, mein Vater," antwortete der ungehorsame Sohn, „guter Wein macht gutes Blut, gutes Blut erzeugt heitern Sinn, heiterer Sinn gibt erleuchtete Gedanken, erleuchtete Gedanken führen zu guten Thaten und gute Thaten bringen die Menschen in den Himmel!"

*

Kellnerin: Ist das Bier für Sie?

Gast: Jo, freile, stellet's no hear!

Kellnerin: Na, Sie sind ja a schwäbischer Landsmann?

Gast (ganz leise zum andern): Do luaget, wie dia mi kennt! Jetzt möcht' i no wissa, wie dös Mädle mi so kenna ka, bin i do so weit hear; dös kommt mer gschpässich vor.

*

Zwei junge Männer begegneten einander auf einem ganz schmalen Weg, und einer mußte ausweichen, wenn der andere vorbeigehen sollte; doch der eine rief trotzig: „Ich weiche keinem Narren aus!" — „Aber ich recht gerne," sagte der andere, indem er zur Seite trat und sich verneigte.

*

Professor: Was wissen Sie mir über den Uebergang des Lichtes aus einem dünnern in ein dichteres Medium zu sagen? — Nun, Sie scheinen zerstreut zu sein; ich will Sie darauf führen. Was geschieht zum Beispiel, wenn das Licht unter einem Winkel von fünfundvierzig Grad in's Wasser fällt?

Schüler (nach einer Pause): Wann's Licht in's Wasser fällt, lo lischt's halt aus.

*

Ein zerstreuter Hauptmann hielt Appell ab. Die Soldaten hatten keine Gewehre; dennoch kommandirt er:

„Gewehr auf!"

Der Feldwebel geht zum Hauptmann und sagt leise zu ihm: „Herr Hauptmann, die Leute haben ja keine Gewehre!"

„Zum Donnerwetter, daß ich doch immer so zerstreut bin — Gewehr ab!"

*

„Ist es denn wahr?" fragte ein englischer Reisender den Kapitän eines Dampfers, der nach dem obern Mississippi steuerte, „ist es denn wahr, daß dort im Westen die Dampfer in so niedrigem Wasser gehen können? Oft nur zwei, drei Fuß tief?"

„Pah! zwei, drei Fuß!" entgegnete der moderne Marine-Münchhausen — „wenn mein Dampfer schon je einen solchen Grund dort gefunden hätte! Für unsere Dampfer muß der Thau der Wiesen tief genug sein, oder man — spricht überhaupt nicht von ihnen!"

*

„Wie kann man aber auch a Gais schießen! Ich hab' mein Lebtag nur immer Böck' g'schossen."

„Ja, ich bitt', dafür sein Sie aber auch der Herr Oberförster!"

*

Lumley, der bekannte Impresario der italienischen Oper in „Her Majesty's Theatre" in London, sagt in seinen im vorigen Jahre publizirten „Reminiscenzen" aus seinem Theaterleben, daß ihm in seiner an Verlegenheiten so reichen Laufbahn fast nichts so viel Mühe gemacht habe, als das Arrangement eines Pas de quatre, das er der londoner Welt durch die vier berühmtesten Tänzerinnen Europas vorführen lassen wollte. Nach Beseitigung von unzähligen Hindernissen und dem Aufwand von enormen Kosten gelang es ihm endlich, in der Saison von 1846 Marie Taglioni, Lucile Grahn, Carlotta Grisi und die Cerito in London zu versammeln, aber nun, wo Alles in Ordnung zu sein schien, fingen die eigentlichen Schwierigkeiten erst an. Es lag in der Natur dieses Pas de quatre, daß der theatralische Effekt sich allmälig steigerte, und daß somit die zuletzt Erscheinende ihm die Krone aufsetzte. Jede der vier Lieblinge Terpsichorens wollte daher die Letzte sein, und erst nach den mühsamsten Verhandlungen ward dieser Ehrenplatz in Berücksichtigung des alten Ruhmes ihres Namens der Marie Taglioni eingeräumt. Nun hoffte Lumley gewonnenes Spiel zu haben. Der Abend für die mit spannender Ungeduld erwartete Vorstellung ward angesetzt, man riß sich um die Billette. Aber kaum eine Stunde vor der ersehnten Aufführung trat der Balletmeister Perrot mit verstörten Mienen und mit den Worten in Lumley's Zimmer: „Die Cerito will durchaus nicht vor der Carlotta tanzen, und die Carlotta nicht vor der Cerito, es wird doch nichts daraus, was sollen wir nun machen?" Bei dieser gefährlichen Krisis nun zeigte sich die Geistesgegenwart des welterfahrenen Theaterdirektors in dem glänzendsten Lichte. „Sagen Sie," antwortete er mit stoischer Ruhe, „den Damen, daß bei so gleichen Talenten natürlich der Aeltern von ihnen der Vorrang gebühre." Das Gesicht des unglücklichen Balletmeisters verzog sich zu einem pfiffigen Lächeln und bald nachdem er die Antwort des Direktors den kurz zuvor so erbitterten Rivalinnen mitgetheilt hatte, zogen Beide unter vielem Lachen und Scherzen es vor, sich den Anordnungen Perrot's zu fügen, als ihren Taufschein zu produziren. So kam denn endlich ein Pas de quatre zu Stande, wie die



Das schönste Alter. Originalzeichnung von Peter Krämer.

Welt noch keines gesehen hatte und wie sie es vielleicht nie wieder sehen wird.

Studentenwitze.

Eine Gesellschaft Frauenzimmer besah in H. die schöne Antiquitätensammlung des Herrn Professor L., und da dieser eben wichtiger Geschäfte wegen nicht bei ihnen bleiben konnte, so übertrug er das Benennen der Antiquitäten einem Studio; dieser, ein Schelm von Haus aus, machte sich den Spaß, den Damen eine Menge Gegenstände herzunennen, die wohl gewiß noch kein sterbliches Auge gesehen hatte, und unter Anderem zeigte er ihnen auch einen großen Flamberg mit der Bemerkung: „Dieses sei das Schwert, welches Bileam geführt habe." — „Hat denn Bileam ein Schwert geführt?" fiel eine der Damen spöttisch ein, „so viel ich weiß, wird er mit einem Stock abgebildet, vielleicht aber hat er sich ein solches gewünscht." — „Ganz recht, dieses steht selbst in der Bibel," entgegnete der Studio, „und dieses ist eben dasselbe Schwert, was er sich wünschte."

*

Der Prorektor fragte einen wegen nicht geringer Schulden ꝛc. konsilirten Studio: „Aber in aller Welt, wie ist es Ihnen möglich, in Ihren Verhältnissen ruhig zu sein? Es ist mir ganz unbegreiflich, wie Sie bei so vielen Schulden nur ruhig schlafen können." — „Das ist mir recht gut begreiflich, Ihre Magnificenz," erwiederte der Studio, „nur ist es mir bis heute noch nicht recht klar, wie meine Kreditoren schlafen können."

*

Ein Studio kam zu Madame B. in G., allwo man eine gute Tasse Thee im Garten trinkt, und rief ihr von Weitem zu: „Madame B., ich bitte um eine Portion Thee." — „Mit vielem Vergnügen," erwiederte sie. — „Nein, Madame, wenn ich bitten darf mit vielem Zucker und etwas Rothwein, ich trinke ihn so weit lieber," gab ihr der Studio zur Antwort.

Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

Neue hydraulische Lokomotion. In Amerika ist soeben eine neue Art der Lokomotion durch Wasserkraft in Gebirgen patentirt worden, welche namentlich die Beachtung der Hochgebirgsländer verdient. Man stelle sich einen hölzernen Aquädukt vor, wie er häufig das Wasser auf weite Entfernungen hin aus dem Gebirge herabführt, um die Wasserräder einer Mühle oder einer Fabrik zu treiben. Man denke sich die beiden Ränder dieser Wasserleitung mit gezahnten Eisenschienen besetzt und sodann eine Art Eisenbahnwagen, dessen beide Achsen hinten und vorn angebracht sind, um den eisernen, in die Schienen greifenden Rädern einigen Spielraum zu lassen. Während nun die Räder am Ende der beiden Achsen auf den Schienen der Kanalränder ruhen, ist zwischen diesen beiden Rädern, der Achse entlang, ein mit Speichen versehenes Wasserrad von doppeltem oder dreifachem Durchmesser hinten und vorn angebracht, welches von dem Wasser in Bewegung gesetzt wird und das gleichzeitig mit den links und rechts auf den Schienen laufenden Rädern in innigem Zusammenhange steht. Sowie nun das im Kanal herabfließende Wasser auf die Speichen der beiden hinten und vorn angebrachten unterschlächtigen Wasserräder fällt und dieselben in Umdrehung versetzt, bringen diese die seitwärts angebrachten, auf den Schienen laufenden Räder ihrerseits in Bewegung, so daß sie den Wagen

Kalauer. Originalzeichnungen von Hans Schließmann.



„Wie viel Wagen hat der Zug?"
„Achtzig!"
„Dann erkälten Sie sich nur nicht!"
„Wieso?"
„Na — bei dem großen Zug."



Großstädter: Fast wäre ich gestern hier an demselben Tisch Zeuge eines Unglücksfalls geworden. Denken Sie sich — in eine Droschke vor dem Café steigt ein Engländer — es soll losgehen — der Kutscher treibt das Pferd an — ja Essig — der Gaul kann die Karre nicht ziehen — er versucht's nochmal — dasselbe — fast bricht das arme Thier zusammen. Da zum Glück erscheint ein Mitglied des Thierschutzvereins und klärt die Sache auf — und — rathen Sie, was es war! — Der Engländer rauchte eine Cigarre, die so schwer war, daß ein Droschkenpferd sie nicht ziehen konnte!

Provinzial: Was Sie sagen!



Professor (allein): Die Lektüre der plattdeutschen Schriftsteller hat doch ihre Schwierigkeit. Manche Ausdrücke entgehen mir ganz — ich muß gelegentlich einen Mann aus dem Volk um Auskunft fragen.

Gelegentlich.

Professor: Lieber Mann! ich kann in diesem Buch den Ausdruck Adebor nicht verstehen — das Buch ist plattdeutsch — können Sie mir das Wort übertragen?

Mann: Ne, Herr Professor — det kann ick nich — ick bin Berliner und verstehe keen Platt; mir deucht aber, en deutscher . . . . mit so 'ne Platte wie Sie — der müßte doch Plattdeutsch können!



„Wie alt ist das Kind?"
„Ein Jahr!"
„Noch nicht bei's Milletehr?"
„Ne — bist Du nicht klug?"
„In der Zeitung steht, die Einjährigen müssen nu auch ran!"



O mein armer Mann — zur Landwehr einberufen — und nun schreibt er: „Ich liege im Quartier — in Müllheim an der Ruhr —"

Wenn er nur nicht die Cholera bekommt.



Die Verwilderung der Sitten nimmt in schreckenerregender Weise zu — es geht reißend bergab mit unserem Volk.

Da lese ich eben, daß die Produktion in unserer Stecknadelfabrik von 50 auf 80 Millionen Nadeln gestiegen ist, — wie furchtbar muß da die Bestechlichkeit zugenommen haben!

aufwärts in Bewegung setzen. Der Erfinder hat berechnet, daß der Wagen auf jeden Zoll (Bergmannsmaß) Wasser acht Pfund Last tragen kann, und daß folglich ein Bach von 600 Zoll Wasser eine Last von 50 Centnern stromaufwärts fahren kann, und zwar in einer Steigung von 1:20 und mit einer Schnelligkeit von einer bis zwei Meilen in der Stunde. Das Abwärtsfahren wird durch einfaches Feststellen der Wasserräder bewerkstelligt und mittelst Bremsen regulirt.

*

Das mehrere Menschen zum Opfer fordernde Feuerunglück, welches vor einigen Wochen in Berlin durch Zerbrechen eines mit Benzin gefüllten Ballons herbeigeführt wurde, veranlaßte den Chemiker Grüne daselbst, eine Methode zur gefahrlosen Aufbewahrung und Versendung dieses höchst entzündlichen Materials bekannt zu machen, die um so beherzigenswerther ist, je öfter sich derartige Unglücksfälle wiederholen. Sie knüpft an die Eigenschaft der Infusorienerde an, das höchst gefährliche Nitroglycerin aufzusaugen und in eine verhältnißmäßig ungefährliche und sicher zu transportirende Masse umzuwandeln, indem sie jene so überaus gefährliche Flüssigkeit gleichsam in den festen Zustand überführt. Dieselbe Eigenschaft äußert die Infusorienerde auch dem Benzin, Petroleum und überhaupt allen flüchtigen und leicht brennbaren Stoffen gegenüber. Die billige, überaus leichte Erde saugt ungefähr ihr doppeltes Gewicht Benzin bequem auf, verdichtet dasselbe gleichsam und drückt dessen Fähigkeit, zu verdampfen und aus der Ferne Feuer zu fangen, auf ein Minimum herab. Selbst ein großes Quantum eines solchen Gemisches brennt angezündet ruhig und ohne Explosion ab, wie dieß in ähnlicher Weise auch beim Dynamit der Fall ist. Der Genannte hat nun gefunden und durch Versuche bewiesen, daß es sehr leicht ist, aus einem solchen Gemenge das für den jeweiligen Gebrauch erforderliche flüssige Oel sofort wieder zu gewinnen, indem man ein entsprechendes Quantum Wasser von unten her in

das Gefäß treten läßt, welches obige Mischung enthält. Die Anziehungskraft des Wassers zur Infusorienerde, welche die des Oeles übertrifft, treibt letzteres aus, und eine entsprechende Menge Oel sammelt sich augenblicklich auf der Oberfläche. Auch das letzte Atom des Oels läßt sich auf diese Weise wiedergewinnen, und die Erde ist nach dem Trocknen stets von Neuem zu verwenden. Die Infusorienerde kommt bekanntlich in großen Massen in der Provinz Hannover vor und ihr Preis beträgt kaum den zehnten Theil desjenigen des Benzins. Bei der Einfachheit und Billigkeit des beschriebenen Verfahrens liegt die Frage nahe, ob dasselbe nicht durch polizeiliche Verordnung obligatorisch zu machen wäre. Vielleicht dürfte eine Statistik der durch leichtflüchtige Oele hervorgerufenen Unglücksfälle, selbst wenn dieselbe sich nur auf Berlin beschränkte, eine genügende Motivirung zur obligatorischen Einführung des Grüne'schen Verfahrens liefern. Ein Unglücksfall, wie derjenige des dänischen Schiffes, welches im vergangenen Jahr auf offener See rettungslos verloren war, weil es ein paar Ballons Benzin an Bord hatte, wäre bei Anwendung des Grüne'schen Verfahrens unmöglich.

*

Neue Zinnbüchsen. In Amerika wurde vor Kurzem eine Erfindung gemacht, welche die Zinnfabrikation wieder von Neuem beleben dürfte. Ein junger Bostoner, Henry Martin, hat nämlich mit Hülfe einer Reihe verschieden geformter Stempel von allen Dimensionen Zinnbüchsen konstruirt, welche aus einem einzigen Zinnblocke herausgepreßt werden. Während des Herauspressens werden die Ecken und Kanten der Büchse doppelt zusammengelegt, wodurch die Nothwendigkeit des Löthens entfällt und ein vollkommen luftdichter Verschluß erzielt wird. Die erzeugten Zinnbüchsen sind sehr dauerhaft und, da sie mit einer Geschwindigkeit von mehreren Dutzenden per Minute erzeugt werden, auch sehr wohlfeil. Es steht daher zu erwarten, daß diese neue Zinnindustrie rasch eine große Verbreitung erlangen werde.

Landwirthschaft.

Das Abfallen des Mauerputzes. An den nach der Wetterseite zu gelegenen Außenwänden der Gebäude ist dieß ein so empfindlich sich geltend machender Uebelstand, daß die Mittheilung zweier Mittel dagegen von Interesse sein dürfte. Das erstere Verfahren, welches in dem schlechten Material und in nachlässiger Arbeit die Ursache des Putzabfalles erblickt, beansprucht die Entfernung der verwitterten Ziegel und des Mörtels bis auf $1_{,0}$, beziehungsweise $2_{,5}$ Centimeter Tiefe, die Säuberung des Mauerwerkes von Staub, Benetzung desselben mit Wasser und die Anwendung eines scharfen, grobkörnigen Mörtels. Das zweite Mittel besteht in der Benützung eines Mörtels, der aus einem Theile Cement, zwei Theilen Kalk, fünf Theilen scharfem Sand und zwei Theilen gut getrockneter, ausgesiebter Sägespäne, die dem Cement und Sand trocken zugesetzt und nach sorgsamer Mischung mit dem Kalk vereinigt werden müssen, darzustellen ist. Die Sägespäne sollen hiebei einer Verfilzung unterliegen und solchergestalt die Befestigung des Mauerputzes herbeiführen.

*

Die Vertilgung der Reblaus durch rothen Mais. Ein von Gachez erprobtes, einfaches, dabei sehr erfolgreiches Mittel zur Vertilgung der Reblaus besteht darin, daß zwischen den Reihen der angesteckten Rebstöcke rother Mais gesät wird. Die Rebläuse verlassen nun den Weinstock und stürzen sich in Masse auf die Maiswurzeln. Im vergangenen Jahre, selbst noch im letzten Frühjahr waren bei dem Säen des Mais die Stöcke vollkommen mit Rebläusen bedeckt. „Gegenwärtig habe ich," sagt Gachez in einem Brief an Dumas, „trotz der sorgfältigsten Nachsuchungen nicht ein einziges dieser Kerbthiere auf den Rebstöcken vorfinden können, dagegen waren die Wurzeln des neben den Stöcken gesäten Mais über und über von der Phylloxera befallen, während die Wurzeln des auf einem an den Weinberg stoßenden Grundstück gesäten Mais kein einziges Insekt aufwiesen."

Gewerbliches.

Die theuren Lederpreise der Neuzeit rufen eine Menge Versuche an den Tag, künstliches Leder für die verschiedensten Zwecke herzustellen. Der Fabrikant Sören Sörensen in Kopenhagen hat sich ein Verfahren patentiren lassen, alte Stiefel wieder jung zu machen, d. h. alles alte Leder, Lederabfälle u. s. w. zu mahlen und dann zu neuem Leder zu verarbeiten. Die zerkleinerte Masse wird durch Ammoniak in einen gelatineusen plastischen Teig verwandelt, den man zu Platten walzen oder in beliebige Formen pressen kann. Ein Zusatz von aufgelöstem Kautschuk gibt der an sich spröden Masse Elastizität und Wasserdichtigkeit. — Weniger Vertrauen erweckt das sogenannte vegetabilische Leder von Jolissaint Bonèche in Paris, welches aus Baumwollabfällen bereitet wird, die, auf einer größern Zinkplatte ausgebreitet, mit der schleimigen Abkochung von Caragahen oder Fukus getränkt und nach dem Trocknen gewalzt werden, worauf eine Behandlung mit gekochtem Leinöl und vegetabilischem Wachs der Masse Dauerbarkeit geben soll.

Hauswirthschaft.

Miniaturaquarien. So mancher der Leser hat am Meeresstrand geweilt oder hat Gelegenheit, von dort etwas zu erhalten, mußte aber meist auf all' die Herrlichkeiten verzichten, indem kein Seeaquarium dem Binnenländer zu Gebote fiteht, das einen Theil des Gesehenen aufnehmen könnte. Nun herrscht eine gewisse Scheu vor kleineren Seeaquarien, jedoch nicht ganz mit Recht, denn verschiedene Thiere halten sich, selbst wenn es an Bewegung des Wassers fehlt, außerordentlich lang in ihnen lebend, ja manche Aktinien vermehren sich sogar massenhaft in ihnen und sind eigentlich gar nicht „todt zu kriegen". Doch hat immerhin der Transport großer Gefäße mit Seethieren und -Pflanzen und mit Meerwasser seine Schwierigkeit, so daß er wohl meist als die Ursache sich ergibt, warum die Liebhaberei für Seethiere noch so wenig verbreitet ist. Und deßhalb wollen wir hier auf eine Art des Transports und des Haltens von Seethieren aufmerksam machen, welche Jedem gestattet, sich Seeaquarien anzulegen und die merkwürdige Meerfauna zu studiren — nur darf man keine großen Ansprüche machen.

Es ist nämlich möglich, jahrelang Seethiere und -Pflanzen in luftdicht verschlossenen Gläsern lebend zu erhalten. Zu dem Zweck thue man in rein gewaschene Gläser mit weiter Oeffnung so viel Seewasser, daß etwa noch drei Finger breit Luft über ihm stehen bleibt; in das Wasser bringe man einige breite, grüne Algen, kleine Steinchen, Polypen (jedoch nur kleine Arten), kleine Schnecken, einzelne Muscheln, Würmer, Mantelthiere u. a. m. und immer ein bis drei Einsiedlerkrebse, welch' letztere die Stelle der säubernden Polizei vertreten. Das Ganze verschließe man mit Kork oder Glasstöpsel, binde eine Blase um den Stopfen — und damit ist das Aquarium fertig. Es stellt sich nun sehr bald eine Art von Gleichgewicht her, indem sowohl von den Pflanzen als auch von den Thieren dasjenige abstirbt, was zu viel ist, und dann so viele Pflanzen übrig bleiben, wie zur Erzeugung einer genügenden Menge Sauerstoffs für die lebenden Thiere nöthig sind; andererseits werden sie aber auch von diesen hinreichend Kohlensäure erhalten. Wenn man dann das Glas vor der direkten Einwirkung der Sonnenstrahlen schützt und so viel Wärme bewahrt, so wird man bald allerorten neues Leben hervorkeimen sehen; es ist freilich nur eine kleine Welt, die sich uns bietet, aber immerhin hochinteressant und formenreich: den ganzen Entwicklungscyklus von Polypen mit Knospen- und Quallenbildung kann man z. B. verfolgen, Schneckenlaich sich entwickeln sehen u. s. w. Rathsam ist es, eher zu wenige Pflanzen und Thiere als zu viele zu nehmen, man vertheile sie lieber auf mehrere Gläser und lasse es sich nicht verdrießen, wenn man Manches völlig verderben sieht; das Meiste hält sich doch gut.

Die bequeme Art und Weise des Transports in der Rocktasche, im Handkoffer, in der Hand oder mit der Post, wird wohl am meisten zur Verbreitung dieser Miniaturaquarien beitragen, die wir Allen empfehlen können. Uebrigens kann man auch Süßwasserthiere und -Pflanzen in dieser Weise aufstellen; doch sind hier Mißerfolge häufiger und Versuche noch sehr nöthig. Und alle Thiere in Gefangenschaft zu erhalten, geht selbst in den bestversorgten Aquarien nicht, man muß sich eben immer Einschränkungen auferlegen, welche jedoch kein Grund sein sollten, ganz von jenen Einrichtungen abzustehen; es heißt auch hier: „Probiren geht über Studiren" — der Erfolg bleibt bei Sorgfalt nicht aus.

Historische Gedenktage.

9. April.

1865. Die Armee der Südstaaten von Nordamerika (General Lee) streckt am Ufer des Appotumax die Waffen vor dem Unionsgeneral Grant. Ende des Bürgerkriegs.

10. April.

1755. Dr. Samuel Chr. Fr. Hahnemann, Hofrath, Begründer der Homöopathie, in Meißen geboren.

11. April.

1814. Napoleon I. entsagt zu Fontainebleau der Krone von Frankreich und wird Souverän von Elba.

13. April.

1759. Schlacht bei Bergen (im siebenjährigen Krieg), die Franzosen unter Broglio siegen über die mit Preußen verbündeten Hannoveraner ꝛc. unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, der deßhalb die Wiedereroberung von Frankfurt a. M. aufgeben muß.

16. April.

1632. Schlacht am Lech (bei Rain), die Schweden unter König Gustav Adolph erzwingen den Uebergang über den Fluß gegen den bayerischen General Tilly, welcher tödtlich verwundet wird.

17. April.

1790. Benjamin Franklin, Buchdrucker, Staatsmann und thätiger Beförderer der Unabhängigkeit Nordamerikas, Erfinder des Blitzableiters ꝛc., zu Philadelphia gestorben.

18. April.

1864. Erstürmung der düppeler Schanzen durch die Preußen (Prinz Friedrich Karl von Preußen); die Dänen flüchten nach der Insel Alsen.

19. April.

1759. Aug. Wilhelm Iffland, Schauspieler und dramatischer Dichter, Generalschauspieldirektor zu Berlin, in Hannover geboren.

20. April.

1809. Schlacht bei Abensberg, in der Nähe von Regensburg, Napoleon siegt über die Oesterreicher.

21. April.

569. Mohammed (der Prophet), Stifter einer neuen Religion, wird zwei Monate nach dem Tode seines Vaters Abdallah zu Mekka geboren.

22. April.

1809. Schlacht bei Eckmühl, entscheidet den fünftägigen Feldzug an der Donau bei Regensburg; Napoleon siegt über den Erzherzog Karl; Marschall Davoust erhält den Titel „Prinz von Eckmühl".

23. April

1616 (an einem Donnerstage) starb Shakespeare, am Tag und Ort seiner Geburt.

24. April.

1547. Schlacht bei Mühlberg (an der Elbe), Kaiser Karl V. schlägt den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und nimmt ihn auf der Flucht in der lochauer Haide gefangen.

25. April.

1626. Schlacht an der Dessauer Elbbrücke, Wallenstein schlägt den Grafen v. Mansfeld.

26. April.

1787. Joh. Ludwig Uhland, lyrischer Dichter, auch Mitglied der württ. Ständeversammlung und der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. (1848), zu Tübingen geboren.

27. April.

1799. Schlacht bei Cassano an der Adda, Suwarow, Oberbefehlshaber der vereinigten Russen und Oesterreicher, siegt über die Franzosen; das Korps des Generals Serrurier streckt die Waffen.

28. April.

1799. Ermordung der französischen Gesandten bei ihrer Abreise vom aufgelösten Kongreß zu Rastatt durch österreichische Husaren.

29. April.

1676. Mich. Hadr. Ruyter, holländischer Admiral und berühmter Seeheld gegen die Engländer und Franzosen, stirbt an seinen in der Seeschlacht bei Syrakus (am 22. April) erhaltenen Wunden.

30. April.

1632. Joh. Tzerklas, Graf von Tilly, bayerischer General im dreißigjährigen Kriege, stirbt zu Ingolstadt an der Zerschmetterung seines Schenkels in der Schlacht am Lech.

1. Mai.

1218. Rudolph, Graf von Habsburg, — deutscher Kaiser, von kräftigem Charakter und reich an bürgerlichen und kriegerischen Tugenden, Stammvater des Hauses Oesterreich, — geboren.

1809. Gottl. Konrad Pfeffel, Fabel- und Epigrammendichter, Präsident des evangelischen Konsistoriums in Kolmar, gestorben.

2. Mai.

1826. Don Pedro, Kaiser von Brasilien, entsagt der Krone von Portugal zu Gunsten seiner siebenjährigen Tochter Donna Maria II. da Gloria.

3. Mai.

1481. Mohammed II., der Großherr, türkischer Kaiser, Eroberer von Konstantinopel und Erbauer der Dardanellenschlösser, stirbt auf einem Zuge gegen Persien, auf der Kaiserwiese, unweit Hannibal's Grab. Während einer dreißigjährigen Regierung eroberte er zwölf Reiche und mehr als zweihundert Städte.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 362:

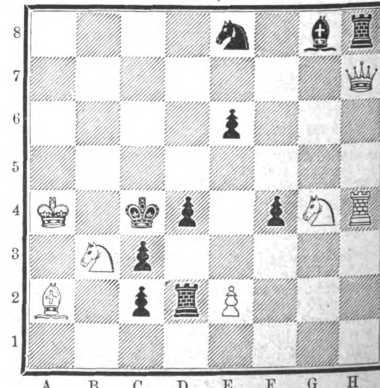
Chokolade.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von S. Loyd.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Räthsel.

Des Goldes oder Silbers Fülle
Verdanktest Du wohl manchmal mir,
Wenn ich in leichter weißer Hülle
Schon längst ersehnt mich nahte Dir.

Doch ohne Deiner Lust zu wehren,
Mahn' ich voll Ernstes Dich daran,
In mir auch das Gesetz zu ehren,
Dem alles Ird'sche unterthan.

Auflösung der Charade Seite 362:

Bruchstück.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. S. E. in R. Nr. 1: Alabaster ist ja transparent, das kann Gyps oder Papiermaché nie werden. Durch Bemalung marmorähnlich. Nr. 2 kennen wir nicht; wahrscheinlich Geheimmittelschwindel.

Hrn. Otte. Ganz nett, jedoch für den Druck noch nicht bedeutend genug. Origineller Inhalt! Gedanken – nicht nur liebliche Bilder, die zudem schon oft dagewesen. Talent vorhanden.

Hrn. H. K. in Fl. Desgleichen.

P. in Aria. Es ist uns ganz unbegreiflich, wie Sie auf diese Idee kommen konnten. Die Artikel ꝛc. stammen aus der Feder von Autoren, die nach allen Himmelsrichtungen zerstreut wohnen, und die Redaktion hat nichts weiter im Sinn, als ihre nach Hunderttausenden zählenden Leser auf die angenehmste Art zu unterhalten und zu belehren.

Hrn. Balth. Balzer. Kompendium der Schafzucht und Wollkunde von H. Braun, Wien, Braumüller. Dort werden Sie auch auf Frage 1 die beste Antwort erhalten. So viel uns bekannt Merinoschaf.

J. M. in Bruck. 1/4 chlorsaures Kali, 1/2 Schwefel, 1/4 salpetersaures Strontian. Beim Mischen Vorsicht nöthig.

Frln. Ottilie W. in Berlin. Aprilwetter. Es wird sicher Mai und Juni werden.

Hrn. S. Schuch in Graz. Bleichen in der Sonne, wie alle anderen Leinwandgewebe, ist immer das Sicherste.

Hrn. A. Beke in N. Ihre Bitte ist uns nicht klar.

Hrn. Josef Singer. Durch Beträufeln mit Zwiebelsaft und dann vorsichtiges Abheben des losgelösten Schmutzes.

X. Y. Z. Nichts als ein Sittenzeugniß der Polizeibehörde Ihres Wohnortes dem Gesuch, das Examen bestehen zu wollen, beizulegen.

Hrn. A. Gell.... in Chillicothe. Sie erhalten das Gewünschte, welches jedoch keine Farbe ist, unter der Benennung water-glass in jeder guten Droguenhandlung.

Hrn. Dr. Frank. Fleischer, der vollkommene und schnelle türkische Selbstlehrer (Wien, Wenedict), 1 Thlr. 6 Gr. L. Göschl, Kurze Grammatik der arab. Sprache (Wien, 1864), der gleiche Preis.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Rösselsprung ꝛc. sind uns zugegangen von Frln. Marie Jägel, Baden-Baden; Anna Ganter, Heidelberg; Bertha Maeder, Lörrach; Louise v. St., Bamberg; Hrn. Otto Heinsius, Chemnitz; J. Chalanka, Wien; Louis Gewalt, Heidelberg; Gustav Prager, Chemnitz; W. Strohmeyer, Wernigerode; Karl Scheu, Leipzig; E. Eckert, Metz; J. Kreiner, Graz; A. Meßner, Oels-Arnau; Otto Karlberger, Kindberg; Oskar Graichen, Leipzig; Joseph Koch, Neuschloß-Arnau; Arthur Engel, Wien; J. B. Huck, Straßburg; N. Dasburg, Luxemburg; A. Liebmann, Straßburg; Emil Fuge, Braunschweig; C. Kämmerer, Frankfurt; Konrad Kinsky, Wien; Paul Emmerich, Brünn; Ernst Flygen, Bremen; M. S., Chicago; Silva, Pistoja; R. Woivitsch, Odessa; Prof. Caprera, Bozen; Jakob Bregenzer, Laucherthal; H. Kirchner, Lauban; Mathias Honbesek, Penzberg.

Abonnent in Bromberg. Bosco, Taschenspielerkunst (Crefeld, Klein), 4 1/2 Groschen. Bosco, Zauberkünste (Berlin, Mode), 20 Groschen.

Aerztliche Korrespondenz. W. A. in Znaim. Eine günstige Wirkung des Petroleum zur Erzeugung eines kräftigeren Haarwuchses ist uns, abgesehen von Anekdoten, nicht bekannt.

K. J. K. Frostbeulen an den Füßen werden mit Erfolg durch Bepinselung mittelst Kollodiums gebessert, indem sich beim Auftragen dieses Mittels eine dünne Haut um die empfindlichen Stellen bildet, welche den Luftzutritt von außen abhält, was eine günstige Einwirkung auf das Leiden bedingt. Was Ihre zweite Anfrage bezüglich des grauen Schleimes, den Sie zeitweilig absondern, betrifft, so glauben wir nicht, daß derselbe einen krankhaften Ursprung hat, indem Schleimabsonderungen, welche auf eine chronische Lungenkrankheit hinweisen, eiterig gelb gefärbt sind.

P. in E. Wir rathen Ihnen, gegen Ihre Augenschwäche eine blaugraue schalenförmige Schutzbrille zu tragen; wollen Sie in München einen Augenarzt konsultiren, so empfehlen wir Ihnen Herrn Professor Rothmund daselbst.

H. in S. Lassen Sie sich von Ihrem Arzt Bismuthum nitricum abwechselnd mit doppelt-kohlensaurem Natron verordnen; es sind dieß bewährte Mittel gegen Magenkatarrh.

Albert H. in Magdeburg. Zur Beseitigung der kleinen weißen Würmchen dienen am besten Klystiere von Knoblauchbrühe, von schwacher Sublimatlösung, sowie innerlich das unter dem Volksausdruck „Wurmsamen" bekannte Medikament: Flores cinae.

Anfragen *).

51) Auf welche Weise schützt man mit Anilin gefärbte baumwollene Garne, wie z. B. Carmoisin, Violett und Roth, daß sie nicht bleichen?

52) Was kann man beim Schimmeln der Wände eines Zimmers, die außen der Wetterseite ausgesetzt sind, thun, um die Schimmelbildung zu verhindern? O. B.

53) Wie kann man Wachsbüsten, wo die Farben verblichen, wieder in Natürlichkeit herstellen, mit was reinigen und schmücken?
W. B. in N.

54) Gibt es nicht einen Kitt oder sonstiges Bindemittel, mit dem man das abgebrochene Stück eines Zahnes (wenn auch nur für einige Zeit) festkleben kann? N. N.

55) Auf welche Art werden Knochen so von jeglichem Fett gänzlich befreit, daß dieselben nicht leiden, resp. vom Drechsler noch verarbeitet werden können? Die so von Fett ganz befreiten Knochen erhalten eine hübsche weiße Farbe und werden zu feineren Drechslerarbeiten verwandt.
Abonnent in Köln.

56) Wie reinigt man thönerne im Keller dumpfig gewordene Flaschen, welche hiedurch vollständig unbrauchbar geworden, wenn der dumpfe Geruch warmem und kaltem, ja sogar Sodawasser nicht weicht?
Th. K. in Pirna.

Antworten.

Auf 38): Um Oel-, Fett-, Schmutz-, Tinten- und andere Flecke aus Zimmerfußböden schnell zu entfernen, wende man feine Eisenspäne an, welche man unter eine erschwerte Frottirbürste legt und so lange auf dem befleckten Parketboden hin und her reibt, bis die Flecke durch wenig Anstrengung geschwunden sind; dieß wird in allen feinen Hotels der Schweiz angewandt, wo bekanntlich die säubersten Fußböden zu sehen sind. B. S., Chemnitz.

Auf 41): Dieser schwarze Lack ist der feine Asphaltlack oder Japanlack genannt. Man kann sich diesen selbst anfertigen, indem man ausgesuchten syrischen Asphalt (Gummiasphalt) in einem eisernen, inwendig glasirten Topf bei mäßigem Kohlenfeuer schmelzen läßt, und dann erwärmtes Terpentinöl zu gleichen Theilen wie Asphalt und 1/4 Theil guten Leinölfirniß unter beständigem Umrühren zumischt. Dieser Lack, kalt aufgetragen, trocknet schnell und ist sehr hart, bei Haarnadeln ist die Anwendung warm mit nochmaliger Terpentinölverdünnung.
Lachnit, Rudolfsheim.

Auf 44): 1/4 Kilo Gelbholz, 1/8 Kilo Fernambukholz geraspelt werden mit 1/4 Kilo Pottasche in 16 Liter weichem Wasser so lange gekocht, bis ungefähr 8 oder 10 Liter dieser Flüssigkeit übrig sind. In dieser gewonnenen Abkochung läßt man 20 Gramm Orleans und 50 Gramm eisenfreien Alaun nochmals aufkochen und die Beize ist fertig; warm aufgetragen ist besser als kalt. Etwas Orleans mehr dazu gegeben macht die Färbung dunkler. L., R.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 16. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Charlatan.

Eine Geschichte aus unseren Tagen

von

Gustav Höcker.

Motto: Die Welt will betrogen sein.

Erstes Kapitel.

In einer engen, ärmlichen Hofwohnung erwachte Jemand schweißgebadet von einem bösen Traum. Ein großer, zottiger Hund, dessen zwischen die Füße gekniffener Schwanz und von weißem Schaum bedeckte Schnauze alle Zeichen der Tollwuth erkennen ließen, hatte ihn eben verfolgt. Fortwährend nach ihm schnappend, hatte sich das gefürchtete Thier dicht an seine Fersen gehangen und ihn schneller und immer schneller durch die Straßen gejagt, in Häuser hinein, Treppen hinauf, über Tische und Stühle, zu hochgelegenen Fenstern hinaus, zuletzt auf einen Thurm, von wo aus er den verzweifelten Sprung in die Tiefe wagte, um unter dem Gefühle des schwindelnden Sturzes auf seinem ärmlichen Lager zu erwachen, wo er hastig emporfuhr und entsetzt um sich blickte. Die Morgensonne schaute zum Fenster herein und belehrte ihn, daß das Schreckliche, was er eben erlebt zu haben glaubte, nur ein Spuk seiner eigenen Phantasie gewesen war, worauf er sich mit einem tiefen Athemzuge beruhigt wieder auf das dünne Polster zurücksinken ließ. Er hatte diesen Traum nicht zum ersten Male gehabt, er wurde öfter von ihm heimgesucht, und obwohl er nie in seinem Leben von einem tollen Hunde verfolgt oder gar gebissen worden war, ja noch nicht einmal einen solchen gesehen hatte, so war die Wiederkehr dieses Traumes doch leicht erklärlich, denn er hegte seit seinen Knabenjahren eine beständige Furcht vor tollen Hunden, und zwar nicht nur um die Zeit der Hundstage, sondern bei jedem schroffen Witterungswechsel, weßhalb er jeden Hund auf der Straße für verdächtig hielt, dem harmlosesten kleinsten Pintscher in großem Bogen auswich und sich alle drei Schritte umsah, ob nicht ein Hund hinter ihm herkäme.

Obwohl er sich soeben wieder auf's Ohr gelegt hatte, überließ er sich dennoch nicht auf's Neue dem Schlafe, sondern hing mit offenen Augen seinen Lieblingsgedanken nach, um sich für die eben ausgestandenen Schrecknisse zu entschädigen. Eigentlich wäre es für einen geordneten Mann längst an der Zeit gewesen, seinem Tagewerk nachzugehen, denn es war bereits neun Uhr vorüber, auch wies der Kalender weder einen Sonn-, noch einen Feiertag nach, und das überaus dürftige Meublement des Zimmers, welches außer dem Bett in einem Tisch, einem Stuhl und einer Art Kleiderschrank bestand, sämmtlich aus rohem Tannenholz, deutete durchaus nicht darauf hin, daß der Bewohner von den Zinsen seines Vermögens lebe. Aber für Herrn Munck — oder, wenn wir der an der Außenseite seiner niedern Stubenthür befestigten Karte Glauben schenken wollen, für Herrn Doktor Munck — bestand keine jener kleinlichen Erwägungen: er säete nicht, er erntete nicht und — seine Gläubiger ernährten ihn doch. Von Hause aus war er Apotheker und hatte sogar in seinem Fach etwas Tüchtiges gelernt; aber das Gebundene einer solchen Stellung harmonirte nicht mit seinem stark ausgebildeten Unabhängigkeitstriebe; er konnte sich auf die Dauer mit keinem Prinzipale vertragen, besonders auch weil er in die Einförmigkeit seines Dienstes dadurch einiges Leben zu bringen suchte, daß er, namentlich der weiblichen Kundschaft gegenüber, seinen glänzenden Witz spielen ließ, und — was die Hauptsache war — die Apothekercarrière bot ihm, dem Unbemittelten, nicht die geringste Aussicht, dereinst zu Vermögen und Reichthum zu gelangen, und das war es, wonach er vor allen Dingen strebte.

Dieser Zwiespalt mit seinem Beruf trug die Schuld, daß Herr Doktor Munck von Zeit zu Zeit ohne Stelle war und von dem Kredit lebte, den er sich bei Gast- und Speisewirthen, Schneidern, Schustern und Geldwucherern durch sein äußerst gewürfeltes Wesen zu verschaffen wußte.

In einer solchen Lage befand er sich auch gerade jetzt, und obwohl sein Kredit, namentlich was die Bedürfnisse des Magens und der Börse betraf, erschöpft war, wie kaum zuvor, hatte er doch sein Schicksal noch nie so leicht ertragen, denn ein großer Gedanke, ein kühner Plan, der ihm eine glänzende Zukunft eröffnete, versüßte ihm alle seine Entbehrungen und Unannehmlichkeiten.

Dieser große Gedanke lief selbstverständlich auf die rasche und leichte Erwerbung von Reichthümern hinaus, und wenn auch das Mittel, welches er hiezu gefunden zu haben glaubte, weder neu noch ungewöhnlich war, so versprach es doch sichern Erfolg, und es gehörte dazu in erster Reihe nichts als ein so weites Gewissen, wie es Doktor Munck besaß. Er wollte nämlich auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der großen Masse spekuliren, wie er Beispiele dieser Art ja täglich vor sich sah, wenn er die in der Residenz zahlreich erscheinenden Zeitungen las. Da wurden Mittel angepriesen gegen Trunksucht und Epilepsie, da gab es „keine Hühneraugen mehr", da war „die Schwindsucht heilbar", da las man von Pomaden und Oelen, welche den verkümmerten Haarwuchs wiederherstellten, und anderen, die ihn unterdrückten, wo er nicht willkommen war; da kündigten sich Wohlthäter der Menschheit an, die gegen Erhebung eines kleinen Betrags in Briefmarken einen leicht zu erlernenden, gut renti-



Naturkräfte unter den Tropen. **Kampf eines Jaguars mit einer Boa Constrictor.** (S. 403.)

renden Nahrungszweig nachzuweisen sich erboten, Wunderdoktoren, die ihre Geheimmittel empfahlen, und was dergleichen Schwindeleien mehr waren. Wie einträglich alle diese, unter dem Schutze der Gesetze betriebenen, durch die inseratenhungrige Tagespresse vermittelten Industrieen waren, bewies die unermüdliche Wiederholung aller jener Anpreisungen, die zu stehenden Zeitungsannoncen wurden und sich dem Gedächtniß einprägten, wie die unregelmäßigen Zeitwörter der lateinischen Grammatik. Auf dieses Gewerbe nun wollte Doktor Munck sich ebenfalls verlegen, aber er wollte alle jene Schwindeleien durch eine noch viel gewandtere Ausbeutung der Presse, durch noch viel kühnere Vorspiegelungen und Verheißungen und durch eine noch viel frechere Herausforderung der ihm etwa erstehenden Gegner bei weitem übertreffen. Er wollte der gesammten Arzneikunst den Fehdehandschuh hinwerfen und der leidenden Menschheit ein Universalmittel gegen alle nur denkbare Krankheiten darbieten. Schon war das Mittel bereitet, schon hatte er in seinen Morgenreflexionen den ganzen Feldzugsplan entworfen, schon sah er sich im Geist als reichen Mann, — aber noch fehlte es an der nöthigen, sehr bedeutenden Geldsumme, um sein Unternehmen in dem geplanten kühnen Umfang in's Werk zu setzen.

Wie er zu diesen Geldmitteln gelangen könne, das war sein tägliches Grübeln, und wenn er sich stundenlang vergebens den Kopf zerbrochen hatte, dann verschob er die Lösung der schwierigen Preisfrage auf den nächsten Morgen und gestattete seiner Phantasie einen Sprung nach dem lockenden Ufer, das jenseits dieses noch sehr ernsten Hindernisses lag.

So hatte er auch heute, nachdem er sich von dem entsetzlichen Traume wieder erholt, die Stufenleiter seiner täglichen Ideenwelt durchlaufen und sich eben draußen vor dem Thor in den herrlichen Parkanlagen eine Villa erbaut. Auf weichen, blumigen Teppichen schritt er unhörbar aus einem Prunkgemach in's andere, nachlässig die schweren Portièren von Seidendamast beiseite schiebend, blieb dann und wann vor einem der großen Oelgemälde stehen, welche die Wände schmückten und von den berühmtesten Meistern der Residenz eigens für ihn gemalt worden waren, oder blätterte in einem der Prachtalbums auf den mit persischen Teppichen behangenen Tischen, blies im Weitergehen einige Stäubchen von einer Marmorgruppe, betrachtete in einem Trumeau mit Wohlgefallen seine Gestalt, die nach dem modernsten Schnitt in die kostbarsten Stoffe gekleidet war, und trat endlich auf die mit italienischen Landschaften al fresco geschmückte, von künstlich gezogenen Schlinggewächsen umschattete Veranda, um den Strom der Menge unten vorüberziehen zu sehen, bis ihn ein eigenthümliches Gefühl im Magen und ein Blick auf seine goldene, an einer schweren Kette hängende Uhr mahnte, daß es Zeit sei, ein Frühstück zu sich zu nehmen. Er überlegte eine Weile, ob er die Rappen anspannen lassen und nach einem Restaurant der Stadt fahren solle, entschied sich aber dafür, zu Hause zu frühstücken, denn er spürte gerade ganz besondern Appetit auf eine Flasche Bordeaux, den sein eigener Keller in unvergleichlicher Güte beherbergte, und da er überdieß stets darauf hielt, daß auch einiger Vorrath an westphälischem Schinken, Kaviar, Sardinen, pommerischer Gänsebrust und geräuchertem Lachs, sowie etwas kaltem Geflügel für's Haus vorhanden sei, so konnte er in dem zu seiner Villa gehörigen Garten ein recht artiges Frühstück auftragen lassen, und säumte daher nicht, die Klingel zu ziehen, um einem seiner Bedienten, der speziell für Küche und Keller zu sorgen hatte, die nöthigen Weisungen zu ertheilen.

Als würde dem gegebenen Glockenzeichen sofort mit minutiöser Pünktlichkeit entsprochen, vernahm Doktor Munck auch wirklich ein Geräusch. Aber es glich keineswegs dem elastischen, durch die Teppiche gedämpften Schritt eines durch die Vorzimmer herbeifliegenden dienstbaren Geistes, — es war das dumpfe Gepolter schwerer Tritte, welche die Holztreppe zu der ärmlichen Hofwohnung heraufkamen, in die unser werdender Industrieritter sich plötzlich zurückversetzt sah. Er schnellte ähnlich wie vorhin, als er der Verfolgung des tollen Hundes durch den waghalsigen Sprung vom Thurm entgangen war, in seinem Bett in die Höhe und lauschte dem näherkommenden Gepolter. Mit Ausnahme seines Wirthes, dem er die Miethe schuldig war, hatte er von Privatpersonen keinen Besuch zu erwarten, und da er dessen leisen und behenden Schritt sehr wohl kannte, so konnte die ihm zugedachte Visite nur von einer obrigkeitlichen Person ausgehen.

„Das ist Niemand anders,“ murmelte er ahnungsvoll, „als der Exekutor, der immer einen Vollstreckungsbefehl gegen mich in der Tasche hat. Aber von wem kann die Exekution dießmal ausgehen? Hm! Doch wohl nur von Güldenberg. Verdammt! jetzt erinnere ich mich, er hat mich neulich auf der Straße in meinem neuen Pelze gesehen und hält nun den Augenblick für günstig, nach verschiedenen fruchtlosen Pfändungsversuchen endlich doch einmal etwas zu erwischen. Das nenne ich wachsam sein. Aber ich will den Bären bei dem Kürschner nicht angebunden haben, damit Güldenberg sein Fell bekomme, — ich bin ebenfalls auf der Hut. Ja, klopfe nur immer zu,“ lachte Doktor Munck vor sich hin, während er leise aus dem Bette schlüpfte, „wir schlafen nur bei verriegelten Thüren; es wäre ja unschicklich, wenn man sich von der Staatsgewalt im Bett antreffen ließe, die hat auch ihr Zartgefühl.“

Bei diesen Worten und während sich das Anklopfen wiederholte, war er geräuschlos nach dem wackeligen Kleiderschranke geschlichen und hatte einen äußerst schmucken Pelz mit Bisamkragen herausgenommen. Obwohl sich im ganzen Zimmer kein Plätzchen fand, ihn zu verbergen, so war Doktor Munck deßhalb doch keinen Augenblick in Verlegenheit. Er öffnete leise das Fenster, hing das kostbare Kleidungsstück hinaus, wozu er sich eines Nagels bediente, an welchen frühere, glücklichere Inhaber der Hofwohnung wohl dann und wann einen Hasen oder eine fette Gans an die Winterluft zu hängen pflegten, und nachdem er das Fenster ebenso leise wieder geschlossen hatte, machte er ein Geräusch, als erhebe er sich jetzt eben auf das dritte, dießmal sehr unsanfte Anklopfen aus dem knarrenden Bett, und öffnete dann mit äußerst schlaftrunkener Miene dem ungeduldigen Gast die Thüre.

Die Sendung des Exekutors erwies sich begreiflicherweise als eine total verfehlte. Bett und Möbel gehörten dem Wirth, wie der Mann des Gesetzes schon von früher her wußte. Der Kleiderschrank enthielt nur so viel Garderobe, als der Bewohner eines civilisirten Staates bedarf, um sich auf der Straße sehen lassen zu können; an Pretiosen war, wie Herr Doktor Munck, einige leere Schubfächer öffnend, bemerkte, seit dem letzten Male nichts Neues hinzugekommen, wie er sich denn auch statt der Uhr, gerade noch wie damals, der Sonne als Zeitmesser bediente, und was die Leibwäsche anbelangte, so war jedes nöthige Stück nur durch ein Exemplar vertreten, während je ein zweites Exemplar sich bei der Waschfrau befand.

„Da is nischt zu machen,“ bemerkte der Exekutor.

„Bedaure unendlich,“ erwiederte der Doktor, „daß man Sie vergebens inkommodirt hat, indessen ist Herr Güldenberg ein sicherer Mann, der Ihnen die Exekutionsgebühren auf keinen Fall schuldig bleiben wird. Gehorsamster Diener!“

Während der Gerichtsbeamte die Treppe hinabstieg, verriegelte Doktor Munck der größeren Vorsicht wegen auf's Neue die Thüre, nahm eiligst den Pelz wieder zum Fenster herein, hing ihn am alten Ort auf und warf sich wieder auf sein Bett.

Man sollte meinen, daß dieser boshafte Zwischenfall, der den Doktor mitten aus den Herrlichkeiten seiner Villa herausriß und ihn obendrein noch um ein so deliziöses Frühstück brachte, alle seine Illusionen zerstört haben müsse. Dem war aber keineswegs so. Zwar hatte Doktor Munck eine nachdenkliche Stellung in seinem Bett angenommen, hatte das Haupt auf die Hand gestützt und war in tiefes Sinnen versunken. Doch war es nicht seine traurige Lage, die ihn beschäftigte; im Gegentheil, er hatte sich schon wieder ganz seinem großen Plane hingegeben, und gerade das rauhe Eingreifen des Exekutors hatte ihn auf einen Gedanken gebracht, der ihn der Erfüllung seines Vorhabens möglicherweise näher bringen konnte.

„Halloh!“ sagte Doktor Munck, „wie wäre es, wenn ich mich an den Mann selbst wendete, der mir soeben den Exekutor über den Hals geschickt hat? Er ist reich und gewinnsüchtig. Es handelt sich ja nicht um die Gründung eines Waisenhauses oder einer Suppenanstalt oder gar um die Erbauung einer neuen Kirche, — da wäre er wohl der Letzte, an den ich mich wenden möchte. Es handelt sich um ein Unternehmen, zu dem Schlauheit sich mit Schlauheit verbinden soll; und die Wege, die meine Charakteranlage mich gehen heißt, sind ganz die seinigen. Es wird freilich Mühe kosten, ihm den Argwohn zu benehmen, als wolle ich ihn auf's Neue beschwindeln; allein wenn ich ihm rückhaltslos meinen Plan enthülle, wird und muß er Vertrauen zu der Sache fassen. Güldenberg ist der Mann, den ich brauche!“

Entschlossen sprang Doktor Munck aus dem Bett. Er machte sorgfältig Toilette und kleidete sich zum Ausgehen an, hüllte sich auch schließlich in den geretteten Pelz, den er dem Gläubiger, welcher seine Hände vergebens darnach ausgestreckt hatte, gewissermaßen als Trophäe seiner Schlauheit vorführen wollte. Dann verließ er seine Hofwohnung und begab sich auf die lange Wanderung durch die Straßen der Residenz, wobei er, seinen Traum noch in frischem Andenken, allen Hunden auf's Respektvollste aus dem Wege ging.

Zweites Kapitel.

Der Mann, den Doktor Munck brauchen konnte, nämlich Güldenberg, hatte früher eines der ersten Hotels der Residenz besessen. Mit seinem zunehmenden Alter wurde ihm das blühende Geschäft unbequem. Er war zwar noch ziemlich rüstig und auch an Thätigkeit gewöhnt, allein er besaß keine Kinder, die ihn hätten unterstützen können, und war zu mißtrauisch, um sich fremden Beistandes zu bedienen. Als daher seine Frau starb, welche die Seele des großen Hauswesens gewesen war und zu der er mehr in dem Verhältniß eines Geschäftskompagnons als dem eines Ehegatten gelebt hatte, verkaufte er sein Hotel und zog sich zurück mit einer Viertelmillion und einer dunkelrothen Nase, die sich im Laufe der Zeit durch die nothgedrungene praktische Erprobung seiner Weinkarte eingefunden hatte. Die Unthätigkeit, zu welcher er sich nun verurtheilt sah, behagte ihm nicht, auch war er an beständigen Verkehr mit Menschen gewöhnt, den er jetzt sehr vermißte. Er hätte gern irgend ein kleines, rundes Geschäft betrieben, welches ihn vor Langeweile und Einsamkeit bewahrte und die trüben Gedanken verscheuchte, die jetzt häufig über ihn kamen. Wenn er früher inmitten der Geschäfte im Spiegel sein weißes Haar gesehen, hatte er sich weiter nichts dabei gedacht, — jetzt fing ihn der Winter auf seinem Haupt, auf welchen kein Frühling folgt, zu beunruhigen an und er kam sich in seinem Ruhestande vor, als warte er nur noch auf den Tod. Vom Tod *aber* wollte er nichts wissen. Er war zu sehr Geschäftsmann gewesen und hing zu sehr am Gelde, als daß ihn die Aussicht auf die unvermeidliche Bettlerschaft zwischen den berühmten sechs Brettern hätte verlockend erscheinen können, und jene barmherzige Pförtnerin, die uns das sternenfunkelnde Land hinter dem schwarzen Thore erschließt, — die Religion, — hatte er nie für etwas Anderes, als für eine kluge Erfindung des Staates gehalten, um den unbegrabenen Bettlern ihr Loos erträglicher erscheinen zu lassen und sie nebenbei von den Eingriffen in die Geldtruhen der Reichen zurückzuschrecken.

Der geschäftliche Wirkungskreis, dessen Güldenberg wie eines neuen Lebensnerves so sehr bedurfte, hatte sich bald gefunden, und die dazu erforderliche Kundschaft rekrutirte sich sogar zum Theil aus seinen früheren Gästen. An seiner vortrefflichen Table d'hôte hatten viele Offiziere gespeist, die sich in Geldverlegenheiten vertrauensvoll an ihn wandten, und er hatte sich stets ein Vergnügen daraus gemacht, seinen Gästen gegen die üblichen Sicherheiten zu helfen. Er drehte jetzt die Sache ganz einfach um und machte aus dem frühern Vergnügen ein Geschäft. Ein solches Geschäft bedarf keiner Cirkuläre, keiner Ankündigungen oder Anpreisungen, — es „spricht sich von selbst herum“. — Bald litt Güldenberg an dem ihm gewohnten Umgange mit Menschen keinen Mangel mehr, der Kreis seiner Geschäftsfreunde erweiterte sich täglich und wuchs weit über jenen ursprünglichen Stamm hinaus, der einst an seiner Table d'hôte gespeist hatte. Wir würden Güldenberg verleumden, wenn wir ihn als einen gewöhnlichen niedrigen Wucherer hinstellen wollten; mit diesen hatte er nichts gemein, als die nöthige Vorsicht, Hartherzigkeit und Rücksichtslosigkeit, die nun einmal von diesem Geschäft unzertrennlich ist. Er nahm mit einem viel mäßigeren Zinsfuße vorlieb, als der gemeine Wucherer, und verkehrte fast nur mit Kavalieren und Leuten aus der höhern Gesellschaft.

Seit ihm sein feuerfester Geldschrank diese angenehme Thätigkeit eröffnet hatte, die ihm weit besser behagte als die frühere, lebte er wieder auf, ja er that sogar, was schon viele alte Herren, gleichviel ob Wittwer oder bekehrte Hagestolze, gethan haben und noch täglich thun: er heirathete wieder, und zwar ein junges, bildschönes Mädchen. Die neue Gattin war eine entfernte Verwandte seiner verstorbenen; sie war arm, beinahe hülflos und besaß keinerlei Aussichten für die Zukunft.

Als ihr daher Güldenberg einen Heirathsantrag machte, griff sie mit beiden Händen zu, denn eine andere Erwägung, als die Gewißheit eines angenehmen, sorgenfreien Lebens, existirte für sie nicht. Auch Güldenberg hatte sich nicht mit Erwägungen geplagt; er wollte noch einmal anfangen, das Leben zu genießen, und dazu rechnete er vor allen Dingen den Besitz einer bezaubernden Gattin, wie er sie in Arabella zu finden glaubte. Das war ihm genug. Mit dem Bezaubern aber ist es ein eigenes Ding. Es fragt sich, worin der Gatte den Zauber sucht; ob darin, daß die Gattin ihn im Leid tröstet und beisteht, in Krankheit pflegt, in Trübsinn erheitert, daß sie um ihn her den Zauber einer geordneten, behaglichen Häuslichkeit ausbreitet, ihn mit dem Zauber eines innigen, nur im innern Glück beruhenden Zusammenlebens umfängt. Von allen diesen Zaubereien betrieb Arabella keine einzige, und dennoch übte sie einen mächtigen Zauber auf ihren Gatten aus: sie besiegte seinen Hang zum Geiz und verwandelte seine kargende Hand in ein Füllhorn, aus welchem Sammet- und Seidengewänder, kokette Hüte mit Straußenfedern und Spitzenschleiern, goldene Schmuckgegenstände mit Juwelen und andere kostbare Dinge, wie die Mode des Tages sie mit sich brachte, nur so herauspurzelten. Sie übte aber auch noch einen anderen Zauber über ihn, ob mit Grund oder Ungrund, wissen *wir* nicht zu sagen: sie verwandelte sein neues Eheglück in Mißtrauen und Eifersucht, daß er fast keine ruhige Stunde mehr hatte, daß er fortwährend gewissermaßen auf Posten stand, um die Reize der jungen Gattin zu hüten, und daß sein Verkehr mit Offizieren und Kavalieren ihm zu einer Quelle unsäglicher Leiden wurde, die ihn nur seine Gier nach neuem Geldgewinn ertragen ließ. Güldenberg hielt daher sein junges Weib in einer Art Gefangenschaft; nur in den seltensten Fällen durfte sie ohne seine Begleitung ausgehen, ja er widerstand, so viel sie sonst über ihn vermochte, allen ihren Bitten, Schmeicheleien und sogar ihrem Trotz, und versagte ihr nicht nur die Annehmlichkeit eines eigenen Hauses, sondern sogar die bescheidenen Vorzüge einer auf die Straße hinausgehenden Wohnung. Nichts vermochte ihn aus seinem zwar geräumigen und eleganten, aber durch ein Vorderhaus von dem bunten Gedränge der Straße geschiedenen Logis abzubringen. Es sei dieß alte Gewöhnung, sagte er; als Hotelbesitzer habe er stets sein Zimmer nach dem Hofe hinaus gehabt, und die dort herrschende Stille und Ruhe sei ihm so zum Bedürfniß geworden, daß das Straßengeräusch ihm geradezu unerträglich sei.

Die Folge von alledem war, daß Arabella die enge Welt, auf die sie sich beschränkt sah, auf alle mögliche Art auszubeuten suchte, um sich die Zeit zu vertreiben. Sie hatte ein aufmerksames Auge für die geringsten Vorgänge, ohne irgend einen weiter reichenden Zweck damit zu verbinden, als die Befriedigung ihrer Neugier; sie kontrolirte alle ein- und ausgehenden Besuche, und eine ganz besondere Unterhaltung gewährte es ihr, an der Thüre zum Geschäftszimmer ihres Gatten die Gespräche zu belauschen, die drinnen geführt wurden.

Die von ihr bewohnte Zimmerflucht mündete auf einen Vorsaal, auf welchen noch zwei andere Thüren hinausgingen: die eine derselben führte in Güldenberg's Besuchs- und Geschäftszimmer, die andere nach Arabella's Garderobe. Sie lief daher nicht so leicht Gefahr, beim Lauschen ertappt zu werden, denn sie brauchte nur einen kleinen Schritt rückwärts zu thun, um sich sofort den Anschein zu geben, als käme sie *aus* ihrer Garderobe und sei eben nur im Vorübergehen begriffen, und um die Täuschung vollständig zu machen, hatte sie stets irgend ein Kleidungsstück über den Arm geworfen. In den meisten Fällen war ihr Lauschen an der Thür des Geschäftszimmers wirklich auch nur eine Station auf dem Wege nach der Garderobe, ihrem Lieblingsaufenthalt, und je nachdem die im Vorübergehen erlauschten Worte gerade ihr Interesse erregten, horchte sie dem Gespräche weiter.

So auch stand sie an d m Tage, mit welchem unsere Erzählung begann, lauschend vor der Thüre des Gatten. Die drinnen geführte Verhandlung selbst war ziemlich gewöhnlicher Art und bewegte sich um ein Darlehen von fünfhundert Thalern, aber die Stimme des Besuchers fesselte Arabella's Aufmerksamkeit; nicht daß ihr dieselbe bekannt vorgekommen wäre, nein; aber sie hatte noch nie eine männliche Stimme vernommen, wo Kraft und Wohllaut sich in solcher Vereinigung fanden, wie hier, daß die Worte fast wie Musik klangen.

„Sind Sie ein Verwandter vom Geheimrath Marlow?" hörte sie eben den Gatten fragen.

„Geheimrath Marlow ist mein Vater," sagte die bestrickende Stimme.

„So," entgegnete nach einer kurzen Pause Güldenberg, „dann sehe ich mich um so weniger in der Lage, Ihnen zu dienen. Ich kenne Ihren Herrn Vater ziemlich gut und werde meine Hand nicht dazu bieten, daß sein Sohn hinter seinem Rücken Schulden macht. Nun und nimmermehr!" fügte Güldenberg mit großer Entschiedenheit hinzu.

Arabella wunderte sich über diese Gewissenhaftigkeit, die ihr an ihrem Gatten völlig neu war. Der Geheimrathssohn schien ihre Verwunderung zu theilen und verlieh derselben auch unverhohlen Ausdruck.

„Wie Sie dazu kommen, meinen Vater ziemlich gut zu kennen, begreife ich nicht," gab er zur Antwort, und durch den Wohlklang der Stimme zitterte Stolz und Bitterkeit über die erfahrene demüthigende Abweisung, „noch viel weniger aber begreife ich diese zarte Schonung gerade meines Vaters, während es doch bekannt ist, daß Sie sonst nicht blöde sind, den Vätern verschuldeter Söhne das Blut abzuzapfen —"

„Kein Wort weiter!" rief Güldenberg, „dort ist die Thür."

„Ich muß gestehen," fuhr der Geheimrathssohn fort, „daß sich diese tugendhafte Anwandlung bei einem — Wucherer äußerst komisch ausnimmt. Guten Morgen!"

So rasch bewegten sich die festen, von Sporenklingen begleiteten Schritte nach der Thür und so hastig wurde dieselbe aufgerissen, daß Arabella nur knapp die Zeit fand, sich den Anschein flüchtigen Vorübergehens zu geben.

Der Heraustretende mochte im Anfang der Zwanziger stehen und trug die Uniform eines gemeinen Ulanen, doch verrieth der elegante Stoff und Schnitt derselben, sowie die Litzen auf den Achselklappen sogleich den Einjährig-Freiwilligen. Das Bild, was Arabella sich nach dem Klange seiner Stimme von ihm im Geiste entworfen hatte, wurde durch die Wirklichkeit bei Weitem übertroffen, wenn auch in dem tadellos schönen Antlitz statt der Energie, auf welche seine Worte und sein fester Schritt hatten schließen lassen, eher ein Zug sinnlicher Weichheit lag. Aus dem von kurz geringeltem blondem Haar umrahmten Kopfe blickten ein Paar klare, dunkelblaue Augen verwundert auf Arabella; für den tadellosen, dabei kräftigen und hoch über die gewöhnliche Mannesgröße hinausragenden Wuchs konnte es keine vortheilhaftere Kleidung geben, als die Ulanenuniform. Arabella erwiederte verwirrt die ritterliche Verbeugung des jungen Mannes und stand einige Sekunden wie festgebannt von seinem Anblick. Aber auch der Ulan war sprachlos in das Anschauen Arabella's versunken. Zu den großen schwarzen Augen, die mit wunderbarem Glanz auf ihm ruhten, und dem gleichfarbigen, in's Bläuliche schimmernden Haar, das sich in üppigen Flechten über der Stirn aufbaute, bildete der dunkle, fast orientalische Teint, in welchen ihr feingeschnittenes, aber leidenschaftlich bewegtes Antlitz getaucht war, einen unwiderstehlichen Reiz. Dazu die majestätische Gestalt, die dem hohen Wuchs des Ulanen nur wenig nachgab und bei aller Vollkommenheit der Körperformen doch der Jugendlichkeit der ganzen Erscheinung, an der kaum mehr als neunzehn Frühlinge vorübergezogen sein konnten, nicht den leisesten Eintrag that. Wer die Beiden hätte sehen können, wie sie sich gegenüberstanden, der hätte sich sagen müssen, daß sie wie für einander geschaffen schienen, und in der That legte Jedes von ihnen still für sich ein Geständniß dieser Art ab. Nur wenige Augenblicke standen sie so, — gewissermaßen im gegenseitigen Gruße erstarrt, — dann rauschte Arabella weiter und entschwand in der Thüre zu ihren Zimmern dem geblendeten Auge des jungen Ulanen, der wie betäubt die Treppe hinabeilte. Er hielt die wunderbare Erscheinung für Güldenberg's Tochter. Als er sich beim Portier im Vorderhause näher erkundigte und erfuhr, daß sie Güldenberg's Gattin sei, war es ihm, als ob eine Saite seines Herzens zerspringe, und er stürzte davon mit einem Gefühl, als sei er um die schönste Hoffnung seines Lebens betrogen ...

Arabella ging wie im Traume umher. Der schöne junge Mann wich nicht aus ihrem Sinne. Wieder und immer wieder schlich sie nach dem Vorsaal, um, in Sinnen verloren, mit ihrem Auge auf der Stelle zu verweilen, wo ihr der schöne Ulan erschienen war, als könne sie ihn dadurch aus dem Boden hervorzaubern. So stand sie wieder da — es mochte etwas über eine Stunde seit jener Begegnung vergangen sein — und starrte die leere Stelle an, wo er gestanden, als ihre Aufmerksamkeit abermals durch ein aus dem Geschäftszimmer ihres Gatten tönendes Gespräch gefesselt wurde. Dießmal war es nicht der Wohllaut der Stimme, der sie auflauschen machte, im Gegentheil, der Sprecher drinnen hatte ein abstoßendes, fast heiser klingendes Organ, aber die vernommenen Worte ließen auf ein ganz ungewöhnliches Thema schließen. Es handelte sich nicht um Geld, Wechsel, Bürgschaften und dergleichen, sondern um Aerzte und Medizin, und jetzt eben sprach die fremde Stimme von Krankheiten, ja von unheilbaren Krankheiten.

War der Besucher etwa ein herbeigerufener Arzt, von dem der betagte Gatte Hülfe gegen ein Leiden erwartete, das er Arabella verschwieg?

Wer das Mienenspiel in ihrem Antlitz hätte belauschen können, als sie näher an die Thüre schlich, um ihr Ohr daran zu legen! Es war ein merkwürdiges Gemisch von Spannung und Verschlagenheit, als hätten ihr jene zusammenhangslosen Worte die plötzliche Hoffnung auf die Tage goldener, wonniger Freiheit erschlossen.

Was sie vernahm, bestätigte zwar ihre allzu kühne Vermuthung nicht; trotzdem fuhr sie fort, dem Gespräche zu lauschen, denn der Gegenstand, der da drinnen verhandelt wurde, war ihr völlig neu und seltsam genug.

„An Ihrer Schlauheit zweifle ich nicht," hörte sie ihren Gatten sagen, „ich habe selbst hinlängliche Proben davon. Die letzte ist der Doktortitel, den Sie sich von der Universität Philadelphia auf meine Kosten gekauft haben. Ein Anderer hätte die überseeische Heimat seiner Doktorwürde sorgsam verschwiegen, Sie aber machten sogar noch ein großes Geschrei in den Blättern, als wäre es eine ganz besondere Auszeichnung, von einer nordamerikanischen Universität promovirt zu werden. Ja, ja, es ist so, wie Sie vorhin sagten, die Welt ist dumm und will betrogen sein. Aber um wieder auf Ihr Universalheilmittel zurückzukommen: wenn es sich nun herausstellt, daß es nichts hilft und reiner Schwindel ist, — kann Ihnen da das Handwerk nicht gelegt werden?"

Der Angeredete ließ ein gedämpftes Lachen vernehmen.

„Unbesorgt!" gab er zur Antwort, „wir erfreuen uns gottlob der Gewerbefreiheit, und wenn meine Erfindung keine gesundheitsschädlichen Bestandtheile enthält, kann mir keine Behörde verwehren, sie anzupreisen und zu verkaufen. Mein Mittel ist selbstverständlich so unschädlich, daß es nicht einmal einem neugeborenen Kinde Bauchgrimmen verursachen würde. Und was das andere Bedenken anlangt, — wer sagt Ihnen denn, daß mein Mittel nicht hilft? Freilich hilft es!"

„Oho!" machte Güldenberg.

„Allerdings nur gegen ganz leichte Unpäßlichkeiten, die man durch Anwendung eines gewöhnlichen Hausmittels wohlfeileren Kaufes loswerden kann. Aber eben weil es in sehr vielen dieser leichten Fälle Hülfe bringt, wird man dieselbe von seiner Universalheilkraft herleiten und auch bei anderen Krankheiten vertrauensvoll seine Zuflucht dazu nehmen."

„Das leuchtet mir ein!" lachte Arabella's Gatte. „Gegen welche Krankheiten soll es denn überhaupt gebraucht werden?"

„Gegen alle Epidemieen," versetzte der Fremde, „gegen Typhus, Schwindsucht, Auszehrung, gegen alle Brustleiden, Krämpfe, Epilepsie, Schlagfluß, Hämorrhoiden, Steinleiden jeder Art, Gicht und Podagra, Nerven- und Leberleiden, gegen sämmtliche Frauenkrankheiten, gegen Krebs, Blutvergiftung, Herz-, Lungen- und Magenleiden, gegen Blindheit und Taubheit, kurz gegen alle Leiden der Menschheit, die sich nur denken lassen."

„Hilft es denn auch," hörte Arabella ihren Gatten in einem gewissen humoristischen Tone sagen, „hilft es denn auch gegen den Biß toller Hunde?"

Der Fremde zögerte eine Weile, dann antwortete er mit einem etwas ärgerlich klingenden: „Ja."

„Eine Zeitlang mag sich der Schwindel wohl halten," nahm nach einer Pause Güldenberg das Gespräch wieder auf, „aber nach und nach muß es sich doch herausstellen, daß alle diese kolossalen Verheißungen eitel Wind und blauer Dunst sind."

„Das soll mir erst noch Jemand nachweisen," rief der Fremde lebhaft, „darin liegt ja gerade der Pfiff. Eigentlich müßten Ihnen gelinde Bedenken an meiner Schlauheit aufsteigen, daß ich mich so unverhohlen bloßgebe und Ihnen mein Geheimniß verrathe. Allein ich bedarf Ihrer, bedarf für mein Vorhaben Ihres Vertrauens und so muß ich offen sprechen. Also hören Sie. Die meisten Kranken werden ohne alle Arznei gesund, — mögen sie nun von gewissenhaften Aerzten oder von Quacksalbern behandelt werden."

„Das ist mir völlig neu," bemerkte Arabella's Gatte.

„Das ist den meisten Leuten neu," fuhr der Fremde fort, „und bildet ein wichtiges Moment der Unerfahrenheit — verzeihen Sie! — auf die ich eben spekulire. Ich will Ihnen auch das Räthsel erklären. Wenn im menschlichen Körper krankhafte Veränderungen stattfinden, so ziehen dieselben wieder andere Vorgänge nach sich, wodurch die meisten Krankheiten von selbst gehoben werden; bald langsamer, bald rascher, bald vollständig, bald nur theilweise. Besonders gilt das von fieberhaften Krankheiten. Man nennt jene heilsamen Vorgänge, die sich ohne Arzt und Medizin vollziehen, Naturheilungsprozesse; die gewöhnliche Redensart sagt: die Natur hat sich geholfen. Diese Naturheilungsprozesse nun, welche dem weitaus größten Theile der leidenden Menschheit wieder zur Gesundheit verhelfen, haben eben jenen Geheimmitteln und Quacksalbereien zu ihrer Berühmtheit verholfen, und wenn Sie zum Beispiel in den Zeitungen Mittel gegen die Schwindsucht angezeigt und sogar häufig durch Atteste beglaubigt finden, daß sie sich bewährt haben, so kommt dieß daher, daß ganz besonders bei dieser Krankheit auf dem Wege des Naturheilungsprozesses oft Stillstände eintreten, die dann als die wohlthätigen Wirkungen der albernsten Quacksalbereien gelten. Mehr oder minder ist dieß bei allen Krankheiten der Fall, und darauf habe ich mein ganzes System gebaut."

„Bravo! bravo!" rief Güldenberg, „die Sache fängt mir immer mehr an zu gefallen."

„Wir wollen einmal einen ganz bescheidenen Ueberschlag machen," fuhr der Fremde fort, den wir dem geneigten Leser wohl nicht erst vorzustellen brauchen, „und annehmen, daß es je unter hundert Kranken, die sich meines Geheimmittels bedienen, Einen geben wird, bei dem jener Naturheilungsprozeß eintritt, so haben wir schon unter hundert Abnehmern Einen, der auf unser Mittel schwört, es Anderen empfiehlt und schon aus Dankbarkeit gern bereit sein wird, ein öffentliches Certifikat darüber auszustellen. Das gibt bei tausend Abnehmern zehn, bei zehntausend Abnehmern hundert Certifikate. Nun stellen Sie sich die Wirkung dieser Atteste vor, welche — eines an das andere gereiht — in öffentlichen Blättern die Wunderkraft meiner Erfindung verkündigen. Selbst die verstocktesten Zweifler werden wenigstens versuchsweise nach meinem Mittel greifen, und sogar Leute von Bildung werden sich unter jene große Heerde verirren, auf deren Geldbeutel es abgesehen ist."

Arabella hörte, wie ihr Gatte sich wiederholt räusperte und sich auf seinem knarrenden Drehsessel hin und her schob, was bei ihm stets das Zeichen einer behaglichen Stimmung war.

„Das ist Alles recht gut und schön," begann er nach einer Weile, „aber die Anpreisungen Ihrer Erfindung in den Zeitungen und der Abdruck der Certifikate werden unmenschliches Geld kosten."

„Deßhalb wende ich mich an Sie," versetzte der Fremde trocken, „damit Sie das nöthige Geld hergeben. Die Presse ist die Hauptsache. Die Zeitungsreklame muß im großartigsten Maßstabe betrieben werden und kein Opfer darf zu hoch erscheinen."

„Und welcher Lohn würde mir für einen so hohen Einsatz zu Theil werden?"

„Das habe ich ebenfalls schon reichlich überlegt," gab der Andere zur Antwort, „und bin zu dem Resultate gekommen, daß ich am besten thue, Ihnen gleich von Anfang zu bieten, was ich zu bieten im Stande bin. Sollten Sie mehr fordern, so lasse ich mein Projekt fallen, denn dann würde es sich nicht mehr der Mühe verlohnen. Also — ich biete Ihnen die Hälfte des Reingewinnes."

„Damit bin ich zufrieden," sagte Güldenberg in wohlwollendem Ton, „aber meine Bedenken sind noch nicht beseitigt."

„Ich bin auch noch nicht zu Ende," versetzte der Fremde, „aber lassen Sie diese Bedenken hören."

„Wie wollen Sie Ihre Erfindung überhaupt einführen?" ließ sich Arabella's Gatte vernehmen. „Bei anderen, bei sogenannten soliden Unternehmungen läßt sich im Kleinen anfangen, — aber ein Wundermittel muß geräuschvoll und epochemachend in's Leben treten; es muß, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichsam mit den Zähnen auf die Welt kommen. Wie wollen Sie das bewerkstelligen?"

„Auch darüber habe ich nachgedacht," sagte der Andere, „und just Sie sind der Mann, der meiner Erfindung zu diesem glänzenden Anfange zu verhelfen vermag."

„Wie? Ich?" hörte Arabella ihren Gatten im Ton ungekünstelten Erstaunens rufen. „Ich soll mich doch nicht etwa für schwindsüchtig oder für steinleidend ausgeben und Ihnen das erste Certifikat ausstellen? Dafür möchte ich bestens danken."

„So ist es auch keineswegs gemeint," lachte der Charlatan, „hören Sie mich nur an. Allerdings bedürfen wir zu einem guten Anfang eines aufsehenerregenden Falles, einer glaubwürdigen Persönlichkeit, die an sich selbst oder in ihrer Familie meine Erfindung erprobt hat. Diese Persönlichkeit muß nicht nur von unbescholtenem Charakter sein, sondern auch durch ihre hohe Stellung imponiren."

„Der Teufel auch!" rief Güldenberg. „Welche unbescholtene und noch obendrein hohe Persönlichkeit wird sich dazu hergeben?"

„Herr Güldenberg," versetzte der Charlatan ruhig, „wenn es mir nur darum zu thun gewesen wäre, für mein Unternehmen einen Kapitalisten ausfindig zu machen, so wäre ich ganz gewiß nicht zu Ihnen gekommen, denn Sie sind mir eigentlich zu klug und zu gerieben, und es laufen genug goldene Gimpel in der Welt herum, deren Geld leichter und wohlfeiler zu haben wäre als das Ihrige. Wichtiger noch, als Ihr Kapital, ist mir der Einfluß, die Macht, welche Sie sich durch die Art und Weise, wie Sie Ihr Kapital anlegen, geschaffen haben. Sie machen Geschäfte mit den vornehmsten Kreisen — Ihrem Blicke sind tiefe, klaffende Wunden bloßgelegt, wo die Welt nur gesundheitsstrahlende Wangen sieht, — verzeihen Sie, daß ich poetisch werde, — ich bin fest überzeugt, daß die und jene hochstehende, unantastbar scheinende Persönlichkeit unserer großen Residenz so vollständig in Ihre Hand gegeben ist, daß Sie nur den Faden anzuziehen brauchen — und ein stolzer Name sinkt in den Staub."

„Sie sind ein Teufelskerl!" lachte Güldenberg. „Ich verstehe. Ich soll also irgend einem meiner vornehmen Kunden die Pistole auf die Brust setzen und sagen: jetzt stelle einmal dem Doktor Munck ein glänzendes Certifikat über sein Wundermittel aus — oder Du bist verloren. He?"

„So ungefähr," entgegnete Doktor Munck, „wenn sich vielleicht auch eine etwas gefälligere Form dafür finden lassen dürfte. Das wäre also die hochgestellte, unbescholtene Person, die wir brauchen; allein zu einer Kindtaufe gehören mindestens zwei Pathen, wir bedürfen noch eines weiteren Ehrenmannes."

„Dem ich auch die Kravatte fester binden müßte?" frug Arabella's Gatte.

„Nein," entgegnete der Charlatan, „hier liegt der Fall wieder anders. Wir brauchen einen Mann der Wissenschaft, einen renommirten Arzt, der für meine Erfindung Partei ergreift. Läßt er sich im Lager der Gegner finden, an denen es meinem Universalmittel, das Doktoren und Apotheker um's Brod bringt, nicht fehlen wird, — desto besser, so gibt es einen um so glänzenderen Effekt."

„Ganz vortrefflich, aber —"

„Lassen Sie mich ausreden, Herr Güldenberg; ich habe Sie mit der Rolle des Arztes erst zur kleineren Hälfte bekannt gemacht. Jetzt kommt seine Hauptaufgabe: wenn einer seiner Patienten eine Krisis glücklich überstanden hat, so darf unser Arzt ja nicht die Angehörigen von dieser günstigen Wendung jubelnd in Kenntniß setzen, — im Gegentheil, er muß bedenklich



Naturkräfte unter den Tropen. **Im Urwald.** (S. 403.)

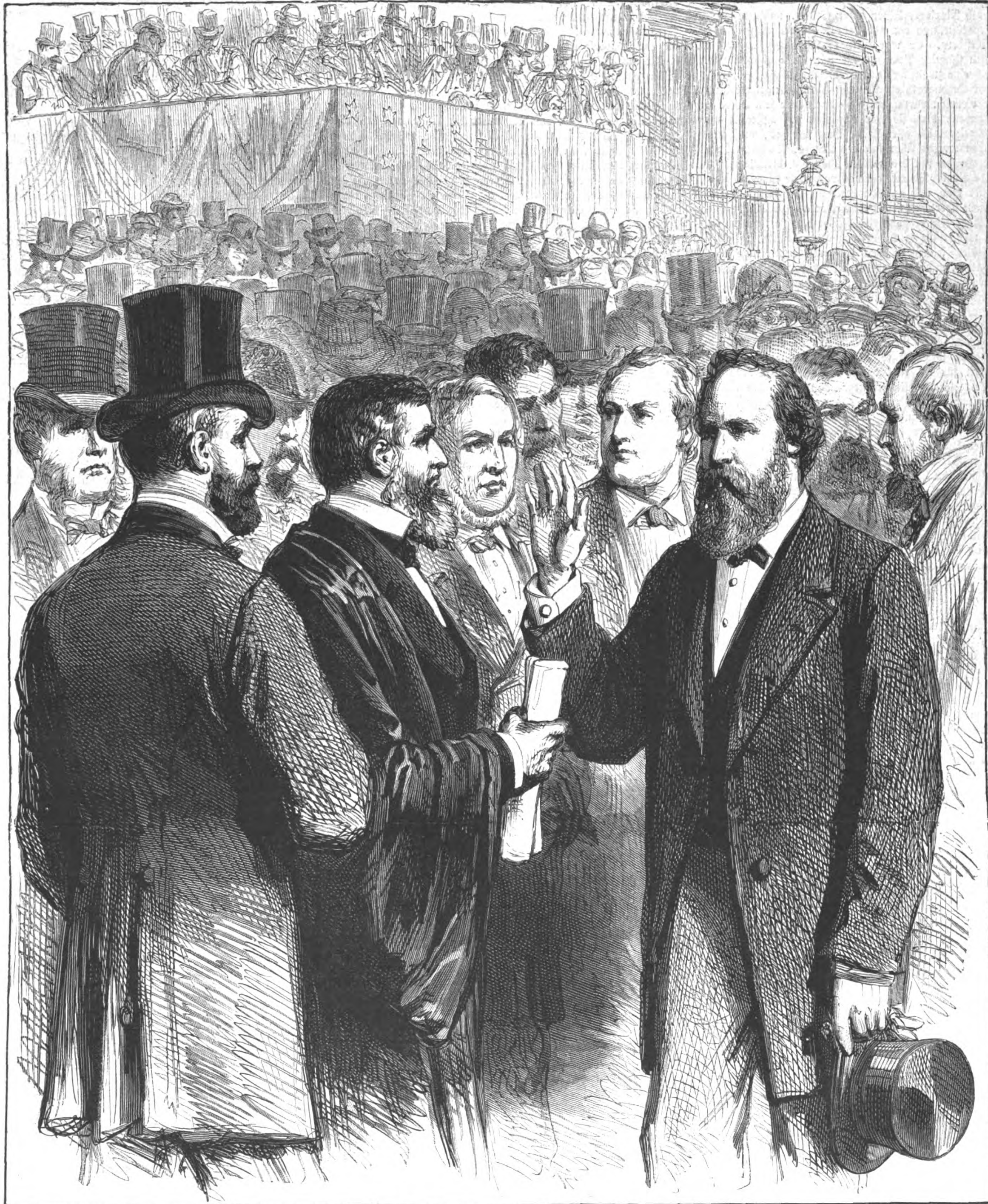
den Kopf schütteln, die Hoffnung aufgeben und als letzte Zuflucht unter Achselzucken einen Versuch mit meinem Wundermittel vorschlagen. Der bereits aufgegebene Patient gebraucht mein Mittel, gesundet natürlich und — nimmt das Sakrament darauf, daß er demselben seine Wiederherstellung verdankt."

„Meisterlich ausgedacht, fürwahr!" rief Güldenberg, „und ein solcher Arzt müßte natürlich durch Bestechung gewonnen werden?"

„Drücken wir es zarter aus und sagen: er erhält einen Antheil am Gewinn oder ein bestimmtes Gehalt."

„Das natürlich glänzend ausfallen müßte," bemerkte Güldenberg. „Jetzt erlauben Sie mir aber eine Frage. Werden die ganz enormen Geldopfer, die nicht nur für den Anfang, sondern zum Theil auch auf die Dauer gebracht werden müssen, unsern zu erhoffenden Gewinn nicht arg beschneiden? Was läßt sich am Ende an einer Schachtel Pillen, oder an einem Pulver, oder an einem Balsam verdienen? Verdammt wenig!"

„Pillen, Pulver, Balsam!" lachte der Charlatan. „Das



Präsident Hayes leistet am Kapitol zu Washington den Eid auf die Verfassung der Union. (S. 403.)

ist ein überwundener Standpunkt und würde allerdings schlecht rentiren. Mein Mittel ist flüssig und muß gleich in ganzen Flaschen gekauft werden. Die Herstellungskosten sind so unbedeutend, daß sie kaum in Betracht kommen. Wenn uns hier und da auch schon nach der ersten Flasche der Naturheilungsprozeß entgegenkommt, so werden die meisten Patienten doch mindestens das halbe Dutzend voll machen, ehe sie das Vertrauen dazu einbüßen. Seien Sie also unbesorgt, vielleicht hat sich noch nie eine Erfindung so rentirt wie die meinige."

„Und welchen Namen werden Sie ihr geben?" frug Güldenberg.

„Doktor Munck's Zauberelixir," gab der Charlatan mit erhobener Stimme zur Antwort.

„Doktor Munck's Zauberelixir!" wiederholte Güldenberg, „das läßt sich hören, das ist ein volltönender Name. Ich gratulire. Jetzt bleibt weiter nichts zu thun, als daß Sie einen Kompagnievertrag aufsetzen; ich bin der Ihrige."

„Arm in Arm mit Dir," rief Doktor Munck mit komischem Pathos, „so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Gleichzeitig kündigte das Rücken der Stühle der lauschenden

Arabella an, daß der originelle Geschäftsfreund des Gatten im Begriff sei, sich zu empfehlen, daher die junge Frau sich rasch und geräuschlos in ihre Zimmer zurückzog; denn obwohl sie gern den Charlatan von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte, wollte sie in demselben doch um keinen Preis auch nur den leisesten Verdacht erwecken, daß sie das Geheimniß belauscht haben könne.

Drittes Kapitel.

Geheimrath Marlow, Ritter hoher Orden, nahm eine einflußreiche Staatsstellung ein und gehörte zu den angesehensten Leuten der Residenz. Er war Wittwer und besaß außer dem Sohne, dessen flüchtige Bekanntschaft wir im vorigen Kapitel machten, noch eine zwölfjährige Tochter.

Wenn der Geheimrath etwas mehr Eigenliebe gehabt hätte, so würde er vielleicht vorzugsweise dieser Tochter sein Vaterherz zugewendet haben, denn sie war ihm nicht nur äußerlich ähnlich, sondern zeigte, bei aller Milde ihres Wesens, auch frühzeitig schon den ernsten Charakter des Vaters. Trotzdem nahm sie in seinem Herzen nur den zweiten Platz ein, denn den ersten behauptete ihr Bruder Bruno, der das vollendete Ebenbild seiner schönen Mutter war, und auf ihn hatte der Geheimrath all' die unendliche Liebe übertragen, mit welcher er an der Verstorbenen gehangen. Aber wie er gegen die Fehler der Gattin blind gewesen war, wie er ihr in Allem nachgegeben hatte, so sah er auch die Fehler seines Sohnes nur mit dem Auge eines schwachen Vaters, und besaß weder die Kraft, noch den ernsten Willen, seinen Wünschen und Bitten zu widerstehen.

Die verstorbene Geheimräthin war eine schlechte Wirthschafterin gewesen und ihr Gemahl hatte nie einen Versuch gemacht, ihrem verderblichen Hange zu Verschwendung und Luxus Zügel anzulegen. Wie Bruno die Erbschaft ihrer Schönheit angetreten hatte, so besaß er auch ihren leichten Sinn, ihre Empfänglichkeit für die rauschenden Freuden des Lebens und ihre vollständige Gleichgültigkeit gegen den Werth des Geldes. Es sah aber leider nicht darnach aus, als ob er einst durch eigene Kraft in den Stand gesetzt sein würde, diese Neigungen zu befriedigen, denn er hatte in seiner Unbeständigkeit schon wiederholt den Lebensberuf gewechselt, wenn man bei einem Studenten, welcher die Beine unter seines Vaters Tisch steckt, überhaupt schon von Lebensberuf sprechen kann.

Er hatte anfangs das Rechtsstudium erwählt, dasselbe aber schon nach den ersten Semestern mit der Philosophie vertauscht. Auch die letztere vermochte ihn auf die Dauer nicht zu fesseln, besonders seit durch schmeichlerische Freunde, welche seine Persönlichkeit und sein schönes Organ bewunderten, in ihm der Gedanke geweckt worden war, zur Bühne zu gehen. So leicht es ihm aber sonst wurde, dem Vater gegenüber seinen Willen durchzusetzen, so stieß er doch dießmal auf den entschiedensten Widerstand, denn der bureaukratische Geheimrath war so tief in alten, eingerosteten Vorurtheilen gegen die Welt der Bretter und ihre Angehörigen befangen, daß er drohte, sich in's Wasser zu stürzen, wenn sein Sohn auf seinem Vorhaben bestünde. Bruno gab daher, wenn schon mit schwerem Herzen, seinen Plan auf, und da es just an der Zeit war, seiner Militärpflicht zu genügen, so trat er vorläufig in die Armee ein und wählte eine Waffengattung, die seiner Vorliebe für die edle Reitkunst jedenfalls mehr zusagte, als dem Geldbeutel des Papas.

Der Geheimrath bezog einen hohen Gehalt, aber er besaß kein eigenes Vermögen, und auch seine Frau hatte ihm Nichts in die Ehe mitgebracht. Der Aufwand der Verstorbenen und die kostspieligen Neigungen Bruno's hatten seine Geldverhältnisse gänzlich zerrüttet, und schon seit Jahren hatten sich Schulden angehäuft, die immer schwerer und drückender auf ihm lasteten. In seiner Familie und unter den wenigen Personen seines Hauswesens hatte Niemand eine Ahnung davon; auch die Lieferanten, die sich seiner Kundschaft rühmten, hielten ihn für einen Mann in geordneten Verhältnissen. Nur Einen gab es in der ganzen großen Residenz, der sein Geheimniß kannte, der gewissermaßen der Beichtvater seiner finanziellen Bedrängnisse war, und dieser Eine war Niemand anders als Güldenberg. Der geneigte Leser begreift aber wohl, daß dieses vertraute Verhältniß zwischen dem Geheimrath und dem ehemaligen Gasthofbesitzer nicht der Ausfluß einer intimen Freundschaft war, sondern einzig darauf beruhte, daß der Geheimrath sein zunehmendes Defizit durch Anleihen bei Güldenberg deckte, für welche er demselben Wechsel ausstellte. Diese Wechsel verfielen natürlich von Zeit zu Zeit und wurden dann erneuert, und wenn Güldenberg sich hierzu immer wieder bereit finden ließ, so geschah dieß nicht nur mit Rücksicht auf die hohe Stellung seines Schuldners, sondern hauptsächlich, weil er in der luxuriösen häuslichen Einrichtung desselben eine theilweise Deckung erblickte, nach welcher er im Nothfall ohne Verzug seine Hände ausgestreckt haben würde; außerdem aber hatte der Geheimrath eine auf zehntausend Thaler lautende Lebensversicherungspolice bei ihm deponirt, die für den Fall seines Todes eine hinlängliche Sicherheit darbot.

Wenn wir im vorigen Kapitel den Sohn auf der Fährte des Vaters wandeln sahen, so war dieß ein rein zufälliger Umstand, da Bruno die Adresse des Geldmannes einem Freunde verdankte. Fühlte sich nun Güldenberg durch die Entdeckung, daß der Geheimrathssohn ebenfalls auf Anleiheversuche ausging, für die der Vater zuletzt doch aufkommen mußte, beunruhigt, wollte er dem Letztern die ihm von Bruno widerfahrene Beleidigung entgelten lassen, oder betrachtete er beides als ein willkommenes Mittel zu seinem Zweck, darüber möge der Scharfsinn des Lesers selbst entscheiden; jedenfalls war der Zeitpunkt, zu welchem Bruno den Geldmann aufsuchte, unglücklich gewählt, da Güldenberg gerade an diesem Tage Veranlassung hatte, seine vornehmsten Schuldner Revue passiren zu lassen, und nach jenem Vorgang weder erst in seinen Büchern zu blättern, noch sein Gedächtniß anzustrengen brauchte, um unter allen hochtönenden Namen, die sich in seiner Gewalt befanden, gerade auf den des Geheimraths Marlow zu kommen. Den Letztern traf es wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als er wenige Monate später von Güldenberg einen Brief erhielt, worin dieser ihm in den verbindlichsten Ausdrücken mittheilte, daß er sich in die Nothwendigkeit versetzt sehe, sein Kapital zurückzuziehen, und ihn dringend ersuchte, schon für die Deckung der demnächst fälligen Wechsel Sorge zu tragen.

Der Geheimrath eilte sofort zu Güldenberg, der aber nicht für ihn zu Hause war. Es kostete ihn wiederholte Gänge, bis er ihn antraf. Der Geldmann zuckte zu allen Bitten und Vorstellungen des Geheimraths die Achseln und berichtete ihm unverhohlen den Besuch seines Sohnes, ohne jedoch ein Wort über dessen beleidigendes Auftreten verlautbaren zu lassen. Er wolle nicht annehmen, daß sich hinter der Sache nur ein neuer Anleiheversuch des Vaters versteckt habe, aber das Geldbedürfniß des jungen Herrn sei ihm doch sehr bedenklich, da dieser über kurz oder lang dem Papa Verlegenheiten bereiten werde, die seinen Kredit erschüttern müßten. Vergebens betheuerte der Geheimrath, daß er seinen Sohn zu strenger Verantwortung ziehen, ihn auf's Sorgfältigste beaufsichtigen wolle, — Güldenberg mußte dennoch auf seinem Entschlusse beharren, denn er habe in der letzten Zeit empfindliche Verluste erlitten und bedürfe seiner Gelder selbst auf das Dringendste.

Unverrichteter Sache und trostlos verließ der Geheimrath den unerbittlichen Geldmann. Der Verfall der Wechsel war nahe vor der Thür und die Summe zu bedeutend, als daß er sie anderswo hätte auftreiben können. Er schrieb mehrere Briefe an Güldenberg, worin er stets die Hoffnung aussprach, derselbe werde sich eines Bessern besinnen, und da jener nicht antwortete, so gab er sich halb und halb der Hoffnung hin, die Sache werde dießmal noch ihr Bewenden haben. Aber pünktlich am Verfalltage wurden die Wechsel präsentirt, und da keine Zahlung erfolgte, so erschien der Notar und nahm den Protest auf. Abermals eilte der Geheimrath zu Güldenberg und bat ihn, seiner hohen Stellung vergessend, in der rührendsten Weise um Nachsicht und Schonung, gab ihm auch zu bedenken, wie ein rücksichtsloses Einschreiten unter den gegenwärtigen Umständen die Forderung doch nicht genügend decken werde, — aber der Geldmann blieb unerbittlich und kalt wie Marmelstein, und schreckte auch vor der Möglichkeit eines Verlustes nicht zurück. Die Sache ging ruhig ihren Gang weiter. Die Wechsel wurden eingeklagt und der Geheimrath erhielt vom Gerichte die Aufforderung zur Zahlung und hatte endlich stündlich zu erwarten, daß die Exekutoren erscheinen und ihn auspfänden würden. Da vernahm er eines Tages, als er brütend und sein armes Gehirn zermarternd in seinem Arbeitszimmer saß, von der Treppe herauf ein klägliches Hülfegeschrei, vermischt mit dem wüthenden Bellen eines Hundes. Er riß die Thür auf und wäre beinahe von einem Mann umgerannt worden, der sofort hinter des Geheimraths Rücken retirirte, sich an seine Schultern klammerte und so, mit hochemporgezogenen Beinen, unter fortwährendem Hülferufen an ihm hängen blieb. Dicht hinter dem Flüchtling folgte eine große, schwarz- und weißgefleckte Dogge, welche die wiederholten Zurufe des Geheimraths: „Nero, kusch' dich!" nicht beachtete und erst dann von der Verfolgung des Fremden abließ, nachdem dessen Beschützer seinem Zurufe durch ein paar tüchtige Fußtritte den gehörigen Nachdruck verliehen hatte. Der Hund gehörte Bruno, welcher auf den Höllenlärm herbeigeeilt kam.

„Ich habe dem Thier — auch nicht das Mindeste — zu Leide gethan!" versicherte der Fremde, nach Athem ringend, „ich nehme mich sogar — vor Hunden — sehr in Acht — und gehe — gern jedem — aus dem Wege."

Bruno wußte sich die Aufführung seiner Dogge selbst nicht zu erklären, da dieselbe so dressirt war, daß sie ungeneckt Niemanden belästigte. Doch klärte sich das Räthsel bald auf, als er den Fremden näher betrachtete und nun herausfand, daß derselbe Jemandem ähnlich sehe, der den Hund einst auf's Furchtbarste mißhandelt hatte. Das Thier hatte die erlittene Mißhandlung in seinem Gedächtniß treu aufbewahrt, sich aber in der Person geirrt. Damit war die Sache abgethan und der Geheimrath erwartete, daß der Unbekannte sich wieder entfernen werde, da er glaubte, daß dessen Zuflucht in sein Arbeitskabinet nur eine zufällige gewesen sei.

Der Fremde bedeutete jedoch dem Geheimrath, daß er mit ihm zu sprechen wünsche, und so bot derselbe ihm einen Stuhl an. Es dauerte eine Weile, ehe der so seltsam eingeführte Besuch sich von dem ausgestandenen Schrecken erholte, so daß das vom Hofe herauftönende Geheul der Dogge, welche sich unter den Hieben von Bruno's Reitpeitsche wand, keine Störung veranlaßte.

Endlich war die Fassung des Fremden soweit wieder hergestellt, daß er auf die Frage des Geheimraths, mit wem er wohl das Vergnügen habe, antworten konnte:

„Mein Name ist Munck, — Doktor Munck."

Der Name kam dem Geheimrath nicht unbekannt vor; es war ihm, als habe derselbe in der jüngsten Zeit das öffentliche Interesse in Anspruch genommen, doch wußte er sich augenblicklich nicht zu vergegenwärtigen, in welcher Weise.

„Wir trafen kürzlich," fuhr Doktor Munck fort, „zufällig beim Rentier Güldenberg zusammen. Sie verließen ihn gerade als ich eben kam."

Ueber des Geheimraths Stirn flog ein Schatten. Er maß den Doktor mit einem mißtrauischen Blick und erinnerte sich in der That der flüchtigen Begegnung.

„Man darf sich auf Güldenberg's Verschwiegenheit nicht sehr verlassen," nahm Doktor Munck, der seiner gewöhnlichen ruhigen Sicherheit inzwischen vollständig Herr geworden war, seine Rede wieder auf, „und so möge es Sie nicht Wunder nehmen, daß mir Ihre verzweifelte Lage genau bekannt ist, Herr Geheimrath."

Der Letztere that einige heftige Schritte, um seinen Unmuth über diese Eröffnung zu verbergen; es gelang ihm auch, denselben zu unterdrücken, denn er sagte sich, daß seine Lage bald stadtkundig sein werde und die Mitwissenschaft einer Person mehr oder weniger nichts daran ändern könne.

Doktor Munck erwartete eine Aeußerung des Geheimraths, die aber ausblieb, und fuhr daher fort:

„Ich weiß nicht, ob sich Ihnen schon ein Ausweg geöffnet hat; in diesem Falle wäre mein Besuch überflüssig."

„Was wollen Sie damit sagen?" frug der Geheimrath ein wenig aufathmend, „bringen Sie mir vielleicht Vermittlungsvorschläge von Güldenberg?"

„Nein, Herr Geheimrath, damit kann ich nicht dienen; Güldenberg nimmt einen gefaßten Entschluß nie zurück. Ich bin gekommen, Ihnen meine Hülfe anzubieten."

Der Geheimrath war einen Augenblick freudig überrascht, aber nur einen Augenblick, denn ein prüfender Blick auf den Doktor stimmte seine Hoffnung sogleich wieder herab. Die frostige Selbstsucht, die nur zu deutlich aus den grauen Augen sprach, die dunklen, nach aufwärts gekehrten Mephistobrauen, welche sich wie zwei lustig emporgehobene dünne Beine ausnahmen, die eben vor Freude über irgend eine gelungene Gaunerei zu tanzen anfangen, das lauernde Lächeln, welches nicht nur die Züge um den Mund, sondern sogar die kleinen Fältchen um die Augenwinkel ausdrückten, — das Alles war nicht danach angethan, diesen Mann als einen Retter in der Noth erscheinen zu lassen; für viel wahrscheinlicher hielt es der Geheimrath, daß Doktor Munck mit Güldenberg unter einer Decke spielte, um ihm unter anderer Firma erdrückende Prozente abzupressen.

„Sie wollen mir Ihre Hülfe anbieten," wiederholte der Geheimrath, „wodurch hätte ich mich eines so großen Dienstes werth gemacht?"

„Ich liebe es nicht, daß man von meinen kleinen Gefälligkeiten spricht," sagte Doktor Munck mit einer gewissen Biederkeit; „ich will nicht gerade behaupten, daß ich mich ganz frei von Eitelkeit fühlte, — dann würde ich mich für besser ausgeben als ich bin, — aber ich möchte nicht, daß es in der Leute Mund käme, wenn ich mich gelegentlich eines Bedrängten annehme, es möchten sich sonst zu viele Hülfsbedürftige melden. Habe ich Ihr Ehrenwort, daß meine Eröffnungen streng unter uns bleiben?"

Der Geheimrath zögerte eine Weile. Doch hatte die Rede des Doktors wieder einiges Vertrauen in ihm erweckt, daher gewann er es über sich, zu sagen: „Gut denn, Sie haben mein Ehrenwort."

Doktor Munck räusperte sich und begann dann:

„Ohne Zweifel haben Sie schon von meiner Erfindung gehört, — dem Zauberelixir?"

„Ich erinnere mich, es in den Zeitungen angekündigt gelesen zu haben," versetzte der Geheimrath, „aber was hat das mit meiner Angelegenheit zu thun?"

„Sehr viel, Herr Geheimrath, wie ich Ihnen gleich auseinandersetzen werde. Ich bedarf, um meine Erfindung bei einem größern Publikum einzuführen, eines angesehenen Namens. Sie sollen mir den Ihrigen leihen."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte der Geheimrath, den eine leise Entrüstung überkam.

„Sie setzen einfach Ihren Namen unter ein Attest, für dessen Abfassung ich Sorge tragen werde."

„Herr Doktor!" rief der Geheimrath, „ich begreife nicht, weßhalb gerade ich meine Hand zu einer solchen Täuschung leihen soll. Sie haben es mit einem unbescholtenen Manne zu thun, bedenken Sie das wohl."

„Gerade eines so unbescholtenen Namens wie der Ihrige, bedarf ich. Retten Sie sich durch diesen unbescholtenen Namen, so lange Sie ihn noch besitzen. Er kann Ihnen schon in der nächsten Stunde geraubt werden und dann ist er werthlos für mich. Bedenken Sie das ebenfalls."

Der Geheimrath fuhr sich unmuthig über die Stirn. Er würde dem Charlatan schon längst die Thüre gewiesen haben, hätte ihm nicht beständig seine trostlose Lage vorgeschwebt, die sich durch den Abbruch dieser Unterhandlung möglicherweise nur um so rascher entscheiden konnte.

„In Ihrer Stellung," fu hrder Versucher fort, „ist die Ihnen drohende Katastrophe geradezu tödtlich. Wären Sie etwa ein großer Geschäftsmann, der einen schimpflichen Bankerott macht, die Welt um Hunderttausende betrügt, vielleicht auch eine Menge kleiner Gewerbsleute an den Bettelstab bringt, so würde dieß weniger zu sagen haben, denn Sie könnten sich mit einer runden Summe, die zu einer angenehmen Existenz ausreicht, zurückziehen, oder über kurz oder lang Ihr Geschäft von Neuem beginnen, wie dieß ja fast täglich vorkommt. Aber Sie sind ein hoher Beamter, Ihre Stellung in der Welt ist nicht auf Fonds gegründet, die steigen und fallen können, sondern auf die Ehre, die — vor den Augen der Welt wenigstens — unwandelbar fest stehen muß. Sie besitzen die Achtung und das Vertrauen Ihres Fürsten, die höhere Gesellschaft nennt Sie mit Stolz den Ihrigen, — und nun stellen Sie sich vor, wird plötzlich vor den Augen der Nachbarschaft Ihr ganzer kostbarer Hausrath fortgeführt und unter den Hammer gebracht, Sie sind ein ruinirter Mann und die Welt erzählt sich, daß all' der Glanz Ihres Hauses, die Fleckenlosigkeit Ihres Namens schon seit geraumer Zeit nichts als das Gnadengeschenk eines Wucherers war. Wird Ihnen jener Rest von Ehre, den man Ihnen nicht rauben kann, ferner noch gestatten, den Vertrauens-

posten im Rathe des Staates einzunehmen? Wird Ihre Pension genügen, Ihren noch unversorgten Kindern dereinst eine Lebensstellung zu geben, die ihrer Erziehung und den Ansprüchen, die Sie selbst in ihnen genährt haben, angemessen ist? Was Ihrem Herzen aber vielleicht nicht minder wehe thun wird, ist, daß man Sie nicht blindlings verdammen wird. Man wird nach den Ursachen suchen, die von langer Hand her Ihren Sturz vorbereitet haben, und wird vielleicht ein hartes Urtheil über eine Verstorbene fällen, deren Andenken Ihrem Herzen über Alles theuer ist."

„Schweigen Sie! Schweigen Sie!" rief der Geheimrath außer sich, denn die raffinirte Schilderung des Verführers war nur zu wahr und berührte die empfindlichsten Saiten im Herzen des zur Verzweiflung getriebenen Mannes.

„Mit welchen Garantieen," frug der Geheimrath, nachdem er lange mit sich selbst gekämpft hatte, „können Sie die mir in Aussicht gestellte Hülfe belegen?"

„Mit den sichersten, die sich in diesem Falle denken lassen," versetzte Doktor Munck, indem er seine Brieftasche hervorzog und derselben verschiedene Papiere entnahm, die er dem Geheimrath zeigte. Es waren dessen sämmtliche Wechsel, worunter auch die mit Protest belegten, nebst den daran gehefteten Wechselklagen.

Der Geheimrath warf einen fast verzehrenden Blick auf die verhängnißvollen Dokumente, an denen sein und der Seinigen Wohl und Wehe, ja das unbefleckte Andenken seiner verstorbenen Gattin hing.

„Und wenn ich Ihre Bedingung erfülle," frug er zögernd, „sind diese sämmtlichen Papiere dann — mein?"

„Der Preis ist hoch," entgegnete Doktor Munck nachdenklich, „indessen — er sei Ihnen zugestanden."

„Und nun erklären Sie sich näher, was ich zu thun habe," forderte der Geheimrath den Charlatan mit einer gewissen Hast auf, als fürchte er, daß ihn die Reue überraschen könne und er so schnell wie möglich über die Sache hinwegkäme."

„O," entgegnete Doktor Munck lächelnd, „es braucht nur einem Ihrer Familienangehörigen eine gefährliche Krankheit angedichtet zu werden. Bei Ihrem Sohne wird dieß nicht angehen —"

„Nimmermehr!"

„Aber Sie haben eine Tochter in einem noch ziemlich kindlichen Alter. Diese vertrauen Sie der Behandlung des Doktor Baldamus an, befolgen, was dieser verordnet — und das Uebrige findet sich."

„Noch Eines," rief der Geheimrath, plötzlich von einem Gedanken beunruhigt, „ist das von Ihnen erfundene Mittel unter allen Umständen unschädlich? Ich frage nicht nur um meines Kindes willen, ich frage auch um der Tausende willen, welche sich durch meine — meine Täuschung verleiten lassen werden, es zu gebrauchen."

„Hier ist die beglaubigte Analyse eines angesehenen Fachmannes," gab Doktor Munck zur Antwort, und händigte dem Geheimrath ein gedrucktes Gutachten über das Zauberelixir ein, worin eine wissenschaftliche Autorität die vollkommene Unschädlichkeit desselben bestätigte.

Er gab dasselbe, nachdem er es gelesen, zurück und Doktor Munck erhob sich zum Gehen.

„So habe ich für jetzt nichts mehr von dem Gericht zu fürchten?" frug ihn der Geheimrath noch einmal an der Thür.

„Alles, was Sie zu fürchten haben," beruhigte dieser, „trage ich in meiner Brieftasche, — es ist jetzt an mir, dafür zu sorgen, daß es bald Ihr Eigenthum wird. Für jetzt erbitte ich mir nur eine sichere Begleitung, damit ich auf meinem Wege zur Treppe hinab nicht dem abermaligen Ueberfalle meines vierfüßigen Feindes ausgesetzt bin, der mir einen so üblen Willkomm bereitete."

Der Geheimrath erfüllte diesen Wunsch, indem er dem Charlatan selbst das Geleite gab ...

Er kämpfte Tage und Nächte lang einen harten Kampf und entschloß sich nur mit schwerem Herzen zu dem Schritt. Aber er that ihn, denn er fand es weniger entehrend, seine Hand zu einer Täuschung zu leihen, um die nur wenige Personen wußten, als einen Bankerott zu machen, den die ganze Residenz erfuhr ...

*

Einige Zeit nach jener Unterredung bemerkte die Nachbarschaft, daß zwei Fenster in der Wohnung des Geheimraths Marlow beständig verhüllt waren. Täglich um eine bestimmte Stunde hielt eine jener zweispännigen Equipagen vor der Thür, wie sie bei den Aerzten der Residenz allgemein im Gebrauch waren. Der aussteigende Arzt hielt sich sehr lang in dem Hause auf; seine Besuche wurden immer häufiger, denn es währte nicht lange, so fuhr sein Wagen des Tages zweimal, endlich sogar dreimal vor. Zuletzt wurde im Bereiche des Hauses und der nächsten Umgebung die Straße mit einer dicken Schicht Stroh bedeckt und das Geräusch des Verkehrs dadurch abgedämpft, so daß eine unheimliche Stille herrschte und die Nachbarschaft aus einer theilnahmsvollen Spannung gar nicht mehr herauskam; dazu gingen Bediente in reichen Livréen zu allen Tageszeiten in dem Hause aus und ein, um sich im Auftrag ihrer Herrschaften nach dem Stande der Dinge zu erkundigen.

Eines Tages kam ein junger Arzt, Doktor Denkhausen, in jene Gegend, die er in den letzten zwei Wochen nicht betreten hatte, und sein Erstaunen läßt sich schwer beschreiben, als er erfuhr, daß die getroffene Vorkehrung dem auf den Tod erkrankten Töchterchen des Geheimraths Marlow gelte. Seine Ueberraschung hierüber war gewiß gerechtfertigt, denn er war der Hausarzt des Geheimraths und vermochte sich nicht zu erklären, weßhalb man ihn nicht gerufen hatte. Da er eine große Anhänglichkeit an die Familie besaß, so überwog seine Besorgniß und Antheilnahme an dem Krankheitsfalle jedes andere Gefühl, und so eilte er hinauf, um sich nach der kleinen Patientin zu erkundigen. Der Geheimrath empfing ihn und theilte ihm auf Befragen mit, daß sein Töchterchen von einer Gehirnentzündung befallen sei. Denkhausen wußte nicht recht, was ihm in dem Wesen des Geheimraths auffiel; vielleicht war es Verlegenheit, vielleicht auch die Besorgniß um das Kind.

Er unterdrückte aus Zartgefühl natürlich die Frage, warum man ihn als Hausarzt nicht gerufen habe, aber er wollte wenigstens, als Freund des Hauses, die kleine Patientin sehen. Der Geheimrath beantwortete jedoch dieses Verlangen dahin, daß Doktor Baldamus, dessen Behandlung er das kranke Kind anvertraut, streng verordnet habe, Niemanden — ohne alle Ausnahme — an das Krankenbett zu lassen.

Der junge Arzt fügte sich mit stummem Kopfnicken der Verordnung seines Kollegen. Doktor Baldamus, äußerte er, sei ein tüchtiger Arzt und man könne Alles von ihm erwarten, was menschlicher Hülfe möglich sei.

Er wollte wieder gehen. Der Geheimrath fühlte, daß er seinem bisherigen Hausarzt eine Erklärung schuldig sei, und hielt ihn einen Augenblick zurück.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doktor," bemerkte er dem jungen Mann, „daß ich von Ihrem Beistand Umgang genommen habe. Allein ich muß offen sein, so schwer es mir auch wird. Seit vor fünf Jahren meine geliebte Frau unter Ihrer Behandlung starb, habe ich Sie als Hausarzt zwar beibehalten und Sie sollen mir als solcher auch künftig willkommen sein, aber für schwere Krankheitsfälle besitzen Sie mein Vertrauen nicht."

„Ihre Frau Gemahlin," entgegnete Doktor Denkhausen, nachdem er seiner anfänglichen Bestürzung Meister geworden war, „erlag einem furchtbaren Krebsleiden, von dem sie kein Arzt der Welt hätte retten können."

„Herr Doktor," entschuldigte sich der Geheimrath achselzuckend, „wir leben nun einmal in einer Welt der Vorurtheile, und ich fühle mich nicht frei davon."

Der junge Arzt empfahl sich. Die Mittheilung des Geheimraths hatte ihn tief verwundet. Die verstorbene Geheimräthin war in seiner damals noch jungen Praxis der erste Todesfall gewesen. Der erfahrene Arzt setzt sich darüber hinweg, wenn die Mittel seiner Wissenschaft und die äußersten Anstrengungen seiner Kunst nicht ausreichen, den unvermeidlichen Tod aufzuhalten, und auch Denkhausen hatte mittlerweile in der Ausübung seines Berufes gelernt, es mit Fassung zu ertragen, wenn ihm die zerstörende Kraft der Natur einen Sieg entwand. Aber jener Todesfall, die erste schmerzliche Erfahrung in seinem Beruf, hatte ihn tief erschüttert, und so klar die Unmöglichkeit, zu helfen, vor ihm lag, so hatte ihn doch ein Gefühl überschlichen, als habe er den namenlosen Schmerz des Wittwers, den Jammer der armen Kinder auf seinem Gewissen. Dieser ungerechtfertigte Selbstvorwurf wich jedoch bald vor seinem reinen Bewußtsein und an seine Stelle trat eine zärtliche Anhänglichkeit an die Familie, deren Vertrauen er so gern gerechtfertigt hätte. Seitdem hatte er nicht aufgehört, ihr treuer Rathgeber zu sein, er hatte im Hause des Geheimraths, in dem er fortwährend aus und ein ging, mit rührender Sehnsucht dem Pulsschlag der allmächtigen Zeit gelauscht, welche die tiefsten Wunden heilt oder doch mit Narben überdeckt, und war glücklich, als er die verweinten Augen wieder getrocknet, die ernsten Wangen wieder lächeln sah.

In allen diesen alten Empfindungen, die er bis auf den heutigen Tag bewahrt, hatte ihn jene rauhe Eröffnung des Geheimraths auf's Tiefste verletzt. Er vermied fortan jene Gegend, er verschloß sein Auge vor den Sterbelisten, — er wollte ferner nicht mehr wissen, was in jenem Hause geschah. Eines Tages aber erfuhr er es doch; aus der Zeitung erfuhr er es, und an einer Stelle, wo er es nicht gesucht. Mit lächelnder Miene las er eben wieder eine Ankündigung von Doktor Munck's Zauberelixir, worin unter Anführung von berühmten Aussprüchen, die willkürlich aus dem Zusammenhang gerissen waren, vor allen Aerzten wie vor Giftmischern gewarnt und das Zauberelixir als die großartigste Erscheinung des Jahrhunderts, als die Wohlthäterin der leidenden Menschheit angepriesen war.

Wie gesagt, der junge Arzt las unter Lächeln die mit mehr Unverschämtheit als Kühnheit in die Welt geschleuderte Selbstverherrlichung eines offenbaren Charlatans, der schon seit Monaten alle öffentlichen Blätter unsicher machte. Als Doktor Denkhausen aber in seiner Lektüre weiter kam, wurde er ernst, denn an die schwindelhafte Reklame schloß sich folgende Erklärung:

„Vor einigen Wochen erkrankte meine zwölfjährige Tochter Henriette an einer Gehirnentzündung, die einen so raschen und gefährlichen Verlauf nahm, daß der Arzt die Hoffnung aufgab und mich auf das Schlimmste vorbereitete. Er setzte dem Leben der Kranken nur noch eine Frist von wenigen Stunden und schon suchte ich mich mit dem Gedanken an das Unvermeidliche vertraut zu machen, als mir zufällig das Zauberelixir des Herrn Doktor Munck einfiel, über welches ich in der letzten Zeit so viel gelesen. Ich muß offen bekennen, daß ich das Ganze für eine gewissenlose Geldmacherei, für einen im Großen betriebenen Schwindel hielt und auch in jenem Augenblick kein Vertrauen dazu fassen konnte. Aber in der Verzweiflung klammert sich der Mensch an einen Strohhalm, und da nach Aussage meines Arztes die Mittel der Wissenschaft erschöpft waren, so beschloß ich, wenn auch ohne die geringste Hoffnung, einen Versuch mit dem Zauberelixir zu wagen, dessen nachgewiesene Unschädlichkeit im schlimmsten Falle wenigstens den Tod meines geliebten Kindes nicht befördern konnte. Ich ließ Herrn Doktor Munck selbst kommen, der die Kranke sah und mir mit einer Zuversicht, die mich unangenehm berührte, weil sie mir an Frevel zu grenzen schien, die Heilung meiner Tochter durch sein Zauberelixir in sichere Aussicht stellte. Nachdem die Kranke wiederholt von dem Elixir getrunken, trat das Unerwartete ein: ihr Zustand besserte sich von Stunde zu Stunde, das Bewußtsein kehrte wieder und nach wenigen Tagen, während deren sie den Gebrauch des Elixirs fortsetzte, war sie dem Leben und ihren glücklichen Angehörigen auf's Neue geschenkt. Von einem der geschicktesten Aerzte der Residenz hoffnungslos aufgegeben, erfreut sie sich jetzt der blühendsten Gesundheit. Ich aber halte es für Menschenpflicht, dem vielgeschmähten und auch von mir bis dahin verkannten Herrn Doktor Munck hiemit öffentlich meinen Dank zu sagen und sein Zauberelixir allen Leidenden auf's Dringendste zu empfehlen. Geheimrath Marlow.

Ritter 2c. 2c."

Doktor Denkhausen ließ sich, als er gelesen, in seinen Stuhl zurücksinken und schüttelte ernst den Kopf.

„Hier ist entweder ein seltener Zufall oder ein Betrug im Spiele," sagte er zu sich selbst. „Warum sollte dieser Doktor Munck den verblümten Antrag, den er mir stellte, nicht auch Anderen gemacht haben? Hm! wenn er es bei meinem Kollegen Baldamus nun mit glücklicherem Erfolg gethan hätte als bei mir? Den Eindruck eines ganz reinen, unverdächtigen Charakters hat Baldamus nie auf mich gemacht. Gegen das Geld ist er auch nicht gleichgültig; thut er doch keinen Schritt zu einem Kranken, wo er seines Honorars nicht vollständig sicher zu sein glaubt. Dazu ist er ein Lebemann und seine wahnsinnige Büchersucht, seine Verschwendung für fachwissenschaftliche Werke ist ein überaus kostspieliges Steckenpferd. Bei all' seiner großen Praxis und trotz seines Junggesellenstandes können seine ökonomischen Verhältnisse unmöglich glänzend sein, besonders da er ohne eigenes Vermögen ist. — Wolle Gott, daß mein Mißtrauen ungegründet sei, denn ich müßte noch weiter gehen. Steckt wirklich eine Mystifikation, ein Betrug hinter diesem unglaublichen Heilungsprozeß, so kann der Geheimrath selbst kaum ganz unbetheiligt daran sein. Wie auffallend, daß selbst ich, der Hausarzt, die Kranke nicht sehen durfte! Und warum sollte er mir so plötzlich sein Vertrauen entzogen haben, nachdem ich es doch fünf Jahre lang besessen und seine Familie in mehr als einem bedenklichen Krankheitsfalle behandelt habe? Alle Umstände vereinigen sich zu einem Verdacht, der ... Doch fort mit diesem Gedanken, ich wage nicht, ihn weiterzudenken!"

Das war der Ideengang des Doktor Denkhausen über jene wunderbare Heilung und die Zukunft sollte ihn lehren, daß er der Wahrheit näher kam, als er im Interesse eines Mannes wünschen konnte, in dessen Ehrenhaftigkeit er bisher nicht den geringsten Zweifel gesetzt hatte ...

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Blumenwelt.

Die Tulpe.

(Nachdruck verboten.)

Die Tulpe, eine unserer farbenprächtigsten und beliebtesten Gartenblumen, ist von Geburt eine Perserin. Sie heißt dort Lâleh, Lilie, und wanderte über die Krim zu uns herüber. Im Orient spielt diese seltsame, steife, duftlose Blume noch heut eine große Rolle; sie gilt dort als Blume der Liebe und bis vor Kurzem feierten die Frauen des Serails alljährlich ein Tulpenfest zu Ehren des Sultans.

Dieß Fest wird von den Bewohnerinnen des Harems in dem Serailgarten veranstaltet und mit großem Pomp gefeiert.

Der Garten wird durch bunte Papier- und Glaslaternen, durch bengalische Flammen und Kerzen glänzend erleuchtet. Auf einer besondern Erhöhung werden amphitheatralisch die schönsten Tulpen aufgestellt, und durch Verschiedenheit der Farben kunstvolle Teppichmuster gebildet. Auf den Boden werden kostbare Teppiche gelegt und diese mit wohlriechenden Essenzen besprengt, da ja die Tulpe nicht duftet. Dann holen die Frauen, reich geschmückt, in feierlicher Prozession den Sultan aus seinen Gemächern ab und führen ihn zu den Tulpen, überreichen ihm die schönsten und benennen sie ihm durch Namen, die in Beziehung zur Liebe und Glück in der Liebe stehen. So heißen die Tulpenschönen dann „Geheimniß der Glückseligkeit", „Liebestraum", „Elixir der Liebe", und dergleichen mehr.

Die Tulpe wird im Orient ebenso eifrig kultivirt als die Rose, die Lieblingsblume der Türken.

Eine ganz andere, viel weniger poetische Stellung nahm die Tulpe in Europa ein.

Erst 1559 ward die Tulpe von Gesandten Kaiser Ferdinand's I. am türkischen Hofe nach Augsburg geschickt, und sechs Jahre später blühte das orientalische Wunderkind schon in den Gärten der augsburger reichen Handelsherren. Sie machte von hier aus ihre Reise durch ganz Europa; die reichen Blumenliebhaber Wiens ließen sich Tulpenzwiebeln aus der Türkei kommen und es entstand ein leidenschaftlicher Wettstreit, stets die anderen durch neuere schönere Arten zu verdunkeln. Die Tulpenkultur machte Riesenfortschritte.

Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts zählte man schon 216 verschiedene Sorten, um 1740 gibt der Markgraf von Baden-Durlach, ein leidenschaftlicher Tulpenliebhaber, Abbildungen von 3600 Tulpenarten, die er zusammengebracht. Der Tulpenhandel und die Tulpenzucht war um diese Zeit in Deutschland eine der lohnendsten und eifrigsten Beschäftigungen geworden.

Noch leidenschaftlicher gestaltete sich der Tulpenhandel in Holland, dort war die Tulpenzwiebel ein Spekulationsartikel geworden. Auf den Straßen, an der Börse, in den Lagerhäusern, am Hafen sprach man von nichts als von Tulpen. Dabei boten nicht etwa Liebhaber für seltene Exemplare hohe Preise, sondern häufig existirte die aus dem ge- oder verkauften Zwiebel erblühen sollende Tulpe nur in der Phantasie der Spekulanten, sie stand auf dem Papier als eine Wunderart beschrieben, und diese Schilderung mit Angabe des Preises war der Spekulationsgegenstand. Unglaubliche Summen wurden auf diese Weise gewonnen und verloren; ein armer Commis in Amsterdam ward durch derartige Spekulationen in vier Monaten fast zum Millionär und es steht aktenmäßig fest, daß auf diese Weise in verschiedenen großen Städten Hollands zehn Millionen Tulpenzwiebeln verhandelt wurden.

Ein Zeitgenosse schreibt darüber: „Ein wunderbareres Publikum, als an den Tulpenmarktagen auf den Tulpenbörsen zusammenkam, hat es wohl kaum je gegeben. Da waren die Patrizier der Handelswelt, Schiffskapitäne, Grafen, Barone, Damen, Bauern, Handwerker, Matrosen, Fischer, Gelehrte, Maler, Fischfrauen, Knechte, Nätherinnen und Kinder, und Alles handelte und feilschte, bot aus und kassirte ein mit Zwiebeln oder Beschreibungen in der Hand.

Für eine einzige Zwiebel, «Semper Augustus» genannt, wurden 13,000 Gulden bezahlt. Die Zwiebel „General Eukhuizen“ galt 6000 Gulden, eine andere «Vice roi» wurde kontraktlich gegeben gegen „zwei Last Waizen, vier Last Roggen, vier fette Ochsen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Oxhoft Wein, vier Tonnen Achtguldenbier, zwei Tonnen Butter, tausend Pfund Käse, ein Bündel Kleider und einen silbernen Becher“; so wurden Manche von einem Tag zum andern zu Bettlern und wieder zu reichen Leuten durch einen Tulpenzwiebel.

Auch von den Gerichten wurde der Werth der Tulpenzwiebeln als so hoch anerkannt. Ein Matrose, der in einen Laden trat, um einen Häring zu kaufen, und eine auf dem Tisch liegende Zwiebel, die einen großen Spekulationswerth hatte, aufaß, wurde zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt, trotz seiner Versicherung, daß die Zwiebel ganz trocken und schlecht geschmeckt habe.

Ein anderer junger Mann, der eine Zwiebel in Gedanken spielend abschälte, wurde von dem verzweifelten Besitzer der zerstörten Kostbarkeit verklagt, verurtheilt, und mußte so lange im Gefängniß sitzen, bis er 4000 Gulden, den Börsenwerth der Zwiebel, entrichtet hatte.

Die Tulpe bildete zu dieser Zeit eine besondere Malerschule aus, sie rief die holländische Blumenmalerei hervor, in der Wunderbares geleistet wurde. Gemälde von Huysum, Verndael und Havermann sind noch heute durch ihre wunderbar schöne und naturwahre Ausführung Perlen der Gemäldegalerieen.

Wie heute Wohlthätigkeitsbazars, so errichtete man damals Tulpenbazars, und auf einem solchen Bazar wurden zum Besten des Waisenhauses in Alkmar 120 Tulpenzwiebeln für 100,000 Gulden verkauft.

Dieser Tulpenschwindel stieg zu einer solchen Höhe und gab schließlich zu so vielen Streitigkeiten und Prozessen Anlaß, daß die Generalstaaten die Angelegenheit in die Hand nehmen mußten; sie traten 1637 zusammen und bestimmten, daß die Tulpenverträge so einzuhalten seien wie jedes andere Geschäft, und nun folgte ein Rückschlag. Da die Scheinlieferungsverträge ausgeführt werden mußten, so fehlte natürlich bald hier bald dort die Schwindeltulpe, allgemeines Mißtrauen stellte sich ein, die Preise der Zwiebeln sanken, es erfolgte Bankerott auf Bankerott und das Ende war eine schwere Schädigung des holländischen Volksreichthums, der Moral, da die Leute nicht mehr arbeiten wollten, und der gesammten Industrie des Landes, die über dem Tulpenhandel sehr vernachlässigt worden.

So hat diese türkische Liebesblume eine große Bedeutung erlangt in der Geschichte des Welthandels. Die Zwiebel war die erste Schwindelaktie der Welt geworden, als ein verhängnißvolles Muster für spätere Zeiten.

Im Feuer gewonnen.

Erzählung

von

H. Bernet.

(Nachdruck verboten.)

Es war vor einigen Jahren und eine schöne stille Tropennacht. Ich saß in meiner Kajüte der „Mary Rose“, einer schmucken Brigg, die ich als Kapitän führte; das Schiff glitt leise über das sanftwogende Wasser der Gaspardstraße, als ich plötzlich aus meinen Träumen, worin ich unter dem Einfluß der milden Nachtstille und dem leisen Schaukeln des Fahrzeuges versunken war, durch den dumpfen Schall eines Kanonenschusses geweckt ward.

„Hast Du auch etwas gehört, Joseph?“ frug ich, in Unsicherheit darüber, ob ich mich vielleicht nicht getäuscht habe.

„Ja, Kapitän. Ich glaube, es werden Piraten sein, die um uns herumspioniren. Wir können ihnen ja die Nationalhymne aufspielen mit einigen Kartätschen, wenn sie uns zu nahe kommen,“ gab Joseph Clarke zur Antwort.

Dieser Joseph war ein Schulkamerad von mir, den ich nach langjähriger Trennung in einem chinesischen Hafen antraf und überredete, doch auf meinem Schiff die Stelle als erster Maate anzunehmen, ein Musterseemann, eine halbe Amphibie von Matrose, ein gewandter Bursche auch am Lande, überhaupt gerecht in allen Sätteln, frisch und entschlossen in allen Lebenslagen.

Obgleich die Seeräuberei im malayischen Inselmeer heute nicht mehr so gefährlich ist als früher, so wußte ich doch, daß wenn gerade eine Seeräuberbarke ein Schiff an einer abgelegenen Stelle mit Aussicht auf Erfolg angreifen kann, sie dieß auch, ohne lange zu zögern, thut. Ich ließ daher die vier Kanonen im Zwischendeck, über welche wir verfügten, mit Kartätschen laden und alle unsere Flinten, für einen Angriff in Stand gesetzt, in meine Kajüte bringen.

Die Nacht war, wie gesagt, wunderbar still und schön, jedoch schwere große, weiße Wolken zogen am Himmel, so daß der Mond nur gelegentlich gleich einem verschämten Kindchen aus seiner Bettgardine auf die Erde schaute.

Jetzt ließen sich mehrere Schüsse vernehmen, dem Schall nach gar nicht mehr weit entfernt von uns und ich war nicht erstaunt, daß, als wir die Spitze der Billitoninsel umsegelt hatten und Himmel und See ungehindert vor uns lagen, wir gerade vor der Kampfszene standen.

Der Mond war in diesem Augenblick wieder einmal aus den Wolken hervorgetreten und beleuchtete ein großes, mächtiges Seeräuberschiff, welches einen sehr hübschen Schooner, dessen reiches Mastenwerk und überaus zierliche Bauart darauf hindeutete, daß er kein gewöhnliches Kauffahrteischiff sei, angegriffen hatte.

„Ruf' alle Mann auf Deck, Joseph. Wir wollen uns auch bei diesem Handel betheiligen und ich denke, der Kampf wird bald anders ausschauen, der Schooner ist von dem perfiden Burschen hart bedrängt,“ sprach ich zum Freund, und dieser, immer außerordentlich vergnügt, wo es eine tüchtige Aufregung gab, eilte hinab, meinen Befehl auszuführen.

Ein Wolkenzug verhüllte jetzt gerade den Mond, tiefer Schatten lag auf dem Wasserstrich, wo wir eben waren, und so gelang es uns, von hinten auf den Schooner zuzufahren, ohne die Aufmerksamkeit der Räuber zu erregen.

Sie hatten an den Schooner angelegt und wie ich aus ihrem schrillen Geschrei wahrnahm, schwärmten sie plündernd auf dessen Deck umher. Es waren Viele — jetzt aber hatten sie unsere „Mary Rose“ bemerkt und eiligst sprangen sie nun vom Deck des Schooners auf ihr Schiff und ruderten aus vollen Kräften zurück.

Der Wind war schwach, jedoch die Strömung uns günstig, und so fuhr ich denn, diese benützend, zwischen die beiden Kämpfenden und feuerte eine volle Breitseite gegen das Seeräuberschiff.

Die Wirkung mußte eine furchtbare gewesen sein, denn entsetzliches Schreien und Kreischen antwortete dem Donner unserer guten Geschütze, und ob das Schiff nun in den Grund geschossen oder die Räuber sich beeilten, aus unserer so gefährlichen Nähe zu kommen — nach wenigen Minuten waren sie unserer Sicht in dem inselvollen Wasser spurlos entschwunden.

„Kapitän, der Schooner hat Feuer gefangen!“ rief jetzt Joseph.

Ich wendete mich um und sah den dunkelrothen Schein einer flackernden Flamme vom Vordertheil des hübschen Schiffes zum Himmel emporsteigen.

„Schiff fertig! Munter jetzt, meine Jungen, Steuer herum, Segel herauf, dreiviertel Wendung!“ kommandirte ich.

Unser Schiff sprang herum wie ein Eichhorn und rannte auf den Schooner zu; in zehn Minuten waren wir hinter der Windseite, ihm so nahe, als für uns ohne Gefahr möglich, ließen ein Boot herab, im Augenblick war dieß bemannt und wir ruderten an den Schooner heran.

„Alle Mann herauf!“ schrie ich, indem ich an den herunterhangenden Steuerketten in die Höhe kletterte. „Es ist Hülfe zum Löschen da!“ Ich bemerkte hiebei, daß dieser Schooner ein vortrefflich ausgestattetes amerikanisches Fahrzeug war und wunderte mich nicht wenig, welch' ein Zufall dieses Schmuckkästchen von Schiff in diese Wasserwildniß geführt haben mochte. Ich hatte jetzt das Deck erklommen. Der Wind bließ Rauch und Flammen von mir weg und so konnte ich denn zu meinem Staunen klar sehen, daß nicht eine lebende Seele auf dem Fahrzeug sich befand.

Ich dachte zuerst, daß dieß vielleicht ein verlassenes Schiff sei — ob nun dieß zutraf oder nicht, meine Pflicht schrieb mir vor, dieß festzustellen.

Ich stieg daher zum Kajütenraum hinab. Die Thür am Fuße der Treppe war verschlossen; ohne mich eine Sekunde zu besinnen, stemmte ich die Schulter dagegen und drückte mit solcher Macht, daß die Thüre weit auf und ich bis mitten in den Raum flog. Es war mein Glück, daß ich gleich hinstolperte und auf dem glattgebohnten Boden noch ein Stück fortrutschte, denn im Augenblick der Thüröffnung sah ich einen geschwungenen Säbel über meinem Haupte blitzen; jetzt lag ich halb unter dem großen Mahagonießtisch und schrie:

„Waffen fort! Wir sind Freunde!“

„Gott sei gedankt!“ athmete wohl ein halb Dutzend flüsternder weiblicher Stimmen auf. „Und habt ihr die teuflischen Mörder vertrieben?“ rief mir jetzt eine riesengroße, glutäugige Irländerin zu.

„Die Burschen sind fort und mein Schiff dicht bei, meine Leute sind hier auf Deck, um das Feuer im Vordertheil zu löschen. Aber wo sind denn die Schiffsleute, die Matrosen? Ich habe keinen Menschen auf Deck gesehen,“ antwortete ich und nahm nun wahr, daß sämmtliche Passagiere hier zum schönen Geschlecht gehörten, aber gekleidet waren in jene Matrosentracht, welche die new-yorker Segelklubmitglieder bei ihren Ausfahrten zu tragen pflegen.

„Ich bin der Kapitän, Herr. Wir haben keinen Mann an Bord und rannten Alle hier hinunter, als die scheußlichen Räuber uns angriffen. Wir waren so furchtbar erschrocken, Herr.“

Diese Worte sprach eine dunkeläugige, schwarzhaarige Brünette mit zarter Gesichtsfarbe, die über das ganze Gesicht roth wurde, als sie aus dem Haufen zitternder Frauensleute auf mich zu hervortrat.

„Gott im Himmel!“ rief ich aus. „Wissen Sie denn, mein Fräulein, Madame, daß Ihr Schiff brennt!“

„O Herr! O Herr! Was sollen wir jetzt anfangen. Wir dachten ja gar nicht, daß wir Gefahr liefen als wir abfuhren und jetzt noch Feuer! O es ist entsetzlich!“ jammerte eine großgewachsene, wunderbar schöne Blondine, deren goldene Haare lockig auf ihren blauen Matrosenkragen hinabfielen.

Ich konnte die Augen von dieser mir wie überirdisch vorkommenden Erscheinung kaum abwenden, aber jetzt war keine Zeit zum Bewundern.

„Merken Sie auf, meine Damen,“ begann ich ziemlich kurz, denn ich sah den Wunsch bei diesen von der ersten großen Angst Erlösten entstehen, ihren gepreßten Herzen durch Schwatzen Luft zu machen, „Sie packen jetzt Alles zusammen, was ihnen von Werth ist und was Sie glauben, für die nächste Zukunft nöthig zu haben, aber so schnell als Jeder von Ihnen möglich ist, während ich hinaufgehe zu meinen Leuten, um löschen zu helfen. Zögern Sie nicht, meine Damen, Sie haben nicht eine Sekunde Zeit zu verlieren, denn wenn wir der Flamme nicht Herr werden, müssen Sie dieß Schiff sofort verlassen und auf meinem Zuflucht nehmen.“

Ich sprang auf das Deck und eilte zum Vorderkastell. Meine Mannschaft war auf das Eifrigste beschäftigt, das Feuer zu löschen, sie arbeitete aus Leibeskräften, aber ich begriff nach wenigen Augenblicken, daß das Schiff dem Untergang verfallen war, das Feuer hatte trotz aller Anstrengungen an Ausdehnung gewonnen, schon zu weit um sich gegriffen bevor wir ankamen, und fand reichlich Nahrung an den vielen Holzzieraten dieses feinen Schiffes. Die Flammen leckten brausend mit gewaltigen Zungen schon an den Masten hinauf und sendeten in glührothem Rauch einen wirbelnden Schleier von schimmernden Funken zu dem stillen Nachthimmel empor.

„‚Mary Rose‘ ahoy!“ schrie ich zu unserem Schiff hinüber. „Noch ein Boot uns bringen, Aufwärter soll die Kajüte in Stand setzen, werden Passagiere haben!“

„Alles recht, Kapitän!“ kam die Antwort wallend über die leise in der Nachtdämmerung wogende Flut herüber.

„Laßt ab, Jungens, da hilft kein Löschen mehr,“ gab ich Befehl. „Jetzt muß die Bagage in's Boot. Was meint ihr, daß wir hier haben? Nur Frauensleute, — da kommt unser Hinterdeckboot — nun eilig!“

Ohne große Schwierigkeiten erfolgte jetzt die Ueberführung der Damen, es waren acht, jede mit ihren Effekten, zur „Mary Rose“, und hiebei zeigten sich die Mädchen, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, als ganz vortrefflich geschulte Matrosen, welche uns die sonst ziemlich schwierige Sache ungemein leicht machten.

Kaum hatten wir den Boden unserer Brigg betreten, als zischend mit einem riesigen Funkenregen und eine tiefdunkle Qualmwolke auf das Wasser lagernd, das brennende Schiff versank, begleitet von dem Klagen und Jammern und Bedauern der Geretteten.

Es liegt nicht in meiner Absicht, all' die Danksagungen und Lobsprüche wieder zu erzählen, welche ich über mein unschuldiges Haupt ergehen lassen mußte. Es wurden mir unter Thränen unendlich vielmal die Hände geschüttelt und diese sogar, ohne daß ich es verhindern konnte, geküßt. Genug, sie nahmen erst ein Ende, als ich den Kapitän hervorkehrte, rauh meiner Mannschaft Befehle ertheilte und selbst mit angriff, die Brigg wieder in Kurs zu bringen.

Obgleich ich vor Neugierde brannte, zu erfahren, weßhalb meine schönen Freundinnen so ohne jede männliche Begleitung in dieß gefährliche Wasser gerathen, erklärte ich im Hinblick auf die sichtbare Erschöpfung der Armen, daß ich nicht ein Wort ihrer Erzählung vor dem nächsten Tage hören wollte, ließ Kaffee kochen und nebst einem Imbiß den Damen verabreichen, wies den Geretteten ihre Schlafräume an und bot ihnen Allen miteinander gute Nacht.

Nach wenig Augenblicken war das Deck klar und schweigend und so gleichmäßig, als wäre nichts geschehen, schaukelte die „Mary Rose“ über die nachtdämmerige See hin.

Als ich am nächsten Morgen etwas früher als gewöhnlich auf Deck kam, fand ich zu meiner Ueberraschung all' unsere schönen Passagiere um die Kapitänskajüte versammelt, wo sie bei meinem Freund Joseph standen und sichtbar auf mich gewartet hatten.

„Guten Morgen, meine Damen,“ begrüßte ich sie. „Sehr erfreut, Sie Alle so wohl und munter nach der letzten, aufregungsvollen Nacht zu erblicken. Gestatten Sie mir, regelrecht Sie einzuführen auf der amerikanischen Brigg ‚Mary Rose‘ von Foochow, bestimmt nach New-York mit Theecargo, unter Kommando des Kapitän Herbert Hawley, Ihrem sehr ergebenen Diener, und unter Beistand meines ersten Maates hier, des Herrn Joseph Clarke, der, wie es scheint, mir schon einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen, indem er die Bekanntschaft der Damen bereits gemacht hat. Jetzt würde es mich sehr erfreuen, wenn eine der Damen das Amt übernehmen möchte, mir ‚Mann für Mann‘ der liebenswürdigen ‚Mannschaft‘ des untergegangenen Schiffes vorzustellen.“

„Die Yacht, von der Sie uns retteten, Kapitän Hawley, war die ‚Psyche‘ von Cape May,“ ergriff die dunkeläugige brünette Schöne, welche auch in der Nacht den Sprecher gemacht, das Wort. „Das Schiff führte ich, Herr Kapitän, Alice Sinclair, und ich stehe hier, um Ihnen nochmals den wärmsten Dank zu



Patrouillen und Straßenwachen in Konstantinopel. (S. 405.)

sagen in meinem und meiner Mannschaft Namen für Ihr ebenso kühnes wie ritterliches Benehmen und unserer Errettung vom schmählichen Untergang; dieß hier," fuhr Alice Sinclair vorstellend fort, „Fräulein Millicent Masters, war mein erster Steuermann auf der ‚Psyche', und diese, die Bootsleute auf meinem armen unglücklichen Schiff, sind meine Schulkameradinnen, Fräulein Fanny Forbes, Maud Merton, Clara Custing und Florence Foster. Amy Brooke da war unsere stets aufmerksame Dienerin, und dort steht Bessy Burcke, welche Sie beinahe getödtet hätte, als Sie in unsere Kajüte drangen, die Gute versah das Amt unserer Köchin auf der armen ‚Psyche'."

„Ja, Kapitän, wenn Sie ein Seeräuber gewesen wären, ich hätte Ihnen sicher den Kopf gespalten," unterbrach die gewaltige Irländerin ihren Kapitän und durchbohrte mich fast mit ihren großen Glühaugen.

„Nun, meine Damen, freuen wir uns, daß ich mit dem Kopf zuerst in die Kajüte schoß und sogleich unter dem Tische Schutz fand," gab ich zurück, jeder der jungen Damen die Hand schüttelnd. „Ich schlage aber jetzt vor, zuerst unser Frühstück einzunehmen und dann dürften wir wohl so weit gestärkt sein, die Erzählung des merkwürdigen Abenteuers, das sie, meine Damen, hiehergeführt, zu vernehmen. Ich brauche wohl nicht den Kapitän Sinclair zu versichern, wie gespannt ich bin, diese jedenfalls außerordentliche Mär zu vernehmen."

Während wir nun unser Morgenmahl einnahmen, warf ich die Frage auf, ob die Damen keine andere als die Seemannskleidung mit sich führten; sie müßten in ihren naturgemäßen Anzügen noch viel reizender sein, fügte ich mich verbeugend hinzu.

„O gewiß," antwortete Fräulein Custing, die blühende, blauäugige Blondine. „Wir haben in Hülle und Fülle hübsche Frauenkleider bei uns, jedoch denken wir diese nicht anzulegen. Wir würden uns unter so viel Männern sofort genirt fühlen. — Außerdem ist diese Kleidung hier so bequem und, wie Herr Clarke uns vielmals versichert hat, steht sie uns so außerordentlich gut, daß wir beschlossen haben, sie, so lange wir auf der See sind, zu tragen."

Das Frühstück war eingenommen und jetzt begaben wir uns hinauf auf das Verdeck, wo gegen die heiß werdende Sonne eine Zeltdecke vor der Kapitänskajüte aufgespannt war. Dort nahmen die Damen auf einem Teppich, den der stets galante und hofirende Joseph ausgebreitet hatte, im Halbkreise Platz. Der ‚Kapitän' Sinclair nahm seinen Sitz in der Mitte und nachdem er die Versicherung erbeten und erhalten, daß Niemand ihn in seiner Erzählung unterbrechen dürfte, was bei einer solchen Anzahl von Damen, die dasselbe erlebt haben, seine Schwierigkeit hätte, begann das Mädchen:

„Die ‚Psyche' gehörte meinem Bruder, der ein leidenschaftlicher Segler und Fahrklubman ist. Mit ihm machte ich unter dem Beistand eines alten Steuermannes und zweier Schiffsjungen oft weite Fahrten und lernte so, was ein guter Seefahrer wissen muß. Oefter waren auch bei diesen Ausflügen meine Freundinnen auf dem Schiff. Wir schafften uns diese Seemannsanzüge und bildeten uns so spielend zu einer sehr erfahrenen Schiffergenossenschaft aus.

„Mein Bruder machte jetzt öfters Reisen in's Land hinein, die ihn länger entfernt hielten; wir wollten das Vergnügen des Fahrens nicht entbehren und segelten daher nur mit unserem alten Steuermann, zuletzt selbst ohne die Schiffsjungen.

„Da sagte einst unser alter Lehrmeister: ‚Fräulein Sinclair, Sie könnten wahrhaftig um die ganze Welt fahren mit Ihrer Damenkompagnie, Sie sind mindestens ein so guter Seemann wie ich.'

„Diese Worte machten einen mächtigen Eindruck auf uns Alle und wir faßten den tollen Plan, einstmals heimlich mit der ‚Psyche' abzusegeln und eine halbe Weltfahrt zu unternehmen.

„Die Augen, die mein Bruder und mein Vater machen wird, wenn die ‚Psyche' eines Tages mit uns Allen fort ist, — lachte ich und meine Freundinnen fanden dieß einen köstlichen Spaß. Aus einem großen Hafen jedoch, das wußten wir, konnten wir nicht so leicht heraussegeln. Da gibt's ja viele Formalitäten, die sofort uns verrathen hätten. In den Sommermonaten wohnte aber mein Vater in Cape May. Die ‚Psyche' kam dort auch nach und so beschlossen wir, von hier aus den unsinnigen Streich zu wagen.

„Wir schafften also allmälig heimlich allen möglichen Proviant in das Schiff. Diese Verproviantirung dauerte einen ganzen Monat. Wir setzten nach und nach das Schiff völlig in Stand und warteten jetzt nur noch auf den glücklichen Umstand, daß über die heißen Tage unser Schiffslehrer und Schiffswächter, der alte Steuermann, nach Newport zu seiner Familie nach Hause reiste.

„Es ward uns nicht schwer, die stellvertretenden jungen Burschen auf dem Schiffe zu täuschen, und an einem herrlichen Junimorgen, als die Flut vor Sonnenaufgang eintrat, wanden wir die Anker in die Höhe, setzten unser Brisensegel ein und schaukelten aus dem Hafen hinaus.

„Briefe an unsere Angehörigen sagten, was wir vorhatten und empfahlen ihnen, uns in Singapore zu erwarten, wenn sie uns früher als in zwei Monaten wiedersehen wollten.

„Die ‚Psyche' tanzte wie ein junges Reh auf den sprudelnden Wellen der wildbewegten See dahin. Der Wind war uns günstig und so fuhren wir acht Mädchen denn in die weite Welt hinaus.

„Wenn uns Schiffe anriefen, mußte unsere irländische Köchin die eine rauhe Stimme hatte, Antwort geben.

„Am Kap der guten Hoffnung packte uns ein gewaltiger Sturm und wir kämpften drei Tage um unser Leben. — Das war hart und wir waren nahe daran zu verzweifeln. Dann kamen wir in den großen Monsumstrom und unter dem herrlichsten Wetter trieben und segelten wir unserem Ziele, Singapore, zu, denn bis dahin reichte nur unser Proviant. Wir kamen in das malayische Inselmeer, in die Kasparstraße. Dort verließen uns unsere Karten, der Kompaß zeigte nicht mehr recht. — Wir verloren die Herrschaft über unser Schiff und trieben hin und her zwischen den Inseln. Das muß die räuberischen Malayen angezogen haben, denn sie folgten uns beobachtend schon einige Tage, bis sie plötzlich in der Nacht dicht vor unserem Schiff auftauchten.

„Wir ließen sie durch die Irländerin ansprechen, und als sie keine Antwort gaben, schoß Milli mit der Kanone dreimal Nothschüsse.

„Die Banditen antworteten mit einer Gewehrsalve. Die Kugeln pfiffen uns um die Ohren und jetzt war es vorbei mit unserem Heldenmuth. Wir flüchteten in die Kajüte und schlossen die Thür. Wenige Minuten nachher hörten wir mit gellendem Geschrei die Räuber unser Schiff erklettern und dann kamen Sie, unser Retter. Wir wagen nicht zu denken, was geschehen wäre, wenn Sie uns nicht Hülfe gebracht hätten!" schloß Fräulein Alice sehr ernst ihre Erzählung.

„Ja, meine Damen," konnte ich mich nicht enthalten zu sagen, „auf der See gibt es aber noch mehr Dinge, wo die Schifffahrtskunde nichts vermag, und diese können Damen nicht erlernen. Deßhalb konnte ihnen dieser Spaß sehr theuer zu stehen kommen. Nun, jetzt aber wollen wir uns freuen, daß Wind, Seeräuber und Feuer uns zusammengeführt."

Unsere aufgenommenen Passagiere waren sämmtlich hübsche und feine Mädchen, selbst die gewaltig große, rothhaarige Irländerin eine Schönheit in ihrer Art. Schön war auch der Kapitän, Alice Sinclair, sie kam mir aber etwas gar zu extravagant vor. Den Preis der Schönheit und Liebenswürdigkeit, gehoben durch weiblich angenehmes Wesen, mußte man Fräulein Klara Custing zuerkennen, deren goldenes Haar mir von Anfang an so in die Augen gestochen. Eine blendende Schönheit voll Feuer und Witz dagegen war Fräulein Millicent Masters, die sich sehr bald auf einen scherzhaften Zankfuß mit Joseph setzte und ihm, dem etwas zu zuversichtlichen Don Juan, auf die lustigste Weise alle seine Untugenden vorhielt und den Text las.

Eine Woche war jetzt schon vergangen seit der Aufnahme der Mannschaft der „Psyche". Die Tage waren heiß, der Wind gefallen und mit hängenden Segeln trieb die „Mary Rose" träg in dem lieblichen, durchsichtig klaren, blitzenden, schimmernden Wasser.

Als ich eines Morgens auf das Deck kam, stieg eben die Sonne aus einem Bett von lilagoldenen Wolken am Firmament auf und beleuchtete die hochragenden, feinfiederigen Kronen von Palmen, blühende Bäume und das smaragdfarbene Wiesengrün einer kleinen Insel, die in dem silberglänzenden, spielenden Wasser in ganz geringer Entfernung von unserer Brigg zauberisch schön lag.

Der Wind hatte völlig aufgehört, schlaff hingen die Segel unseres Schiffes herab und da beim Lothen sich Grund herausstellte und die Brigg fast still stand, ließ ich Anker werfen.

Das Geräusch der rasselnden Ketten hatte die seekundige Damengesellschaft sehr neugierig gemacht, was denn geschehen sei, und auf Deck getrieben.

Als sie jetzt die herrliche Insel so friedlich und frisch im Morgensonnenschein daliegen sahen, brachen sie in laute Ausrufe der Verwunderung und des Entzückens aus und bestürmten mich mit Bitten, da das Schiff ja jetzt doch stehe, ihnen zu erlauben, an das Land zu gehen.

„Ich sollte doch denken, meine Damen, daß nach Ihren Erfahrungen, welche Sie hinsichtlich der Seeräuber gemacht, Sie nicht wünschten, wieder Gefahr zu laufen, mit ihnen vielleicht dort zusammenzutreffen," konnte ich mich nicht enthalten, den Bittenden lächelnd zu erwiedern.

„Ah, Herr Kapitän," rief Fräulein Sinclair, „Sie haben uns ja selbst einen Tag nach unserer Aufnahme erzählt, daß die Bewohner dieser Inseln durchaus friedliche, harmlose Menschen wären und diese Seeräuber von weiter her kommen müßten."

„Wünschen Sie die Tour allein zu machen?" flüsterte ich ihr ironisch in's Ohr.

„Wahrhaftig, das würde ich thun," antwortete sie. „Ich hätte sonst nicht gefragt. Wenn Sie jedoch uns begleiteten, würde ich auch nicht Angst haben vor einem Zusammentreffen mit den Seeräubern dort. Uebrigens, wie heißt denn dieß herrliche Eiland?"

„Pulo Leat. Ein Ort, den Sie nicht berührt haben würden auf Ihrer Route nach Singapore, denn Ihr Schiff hätte sollen die Kasparstraße passiren."

„Kein Sterblicher ist zu allen Stunden weise, pflegt mein Bruder zur Entschuldigung irgend eines dummen Streiches zu sagen, und ich darf wohl mit Recht diese Worte auf mich anwenden, aber wollen Sie uns an die Küste bringen, Herr Kapitän, oder wollen Sie nicht? das ist jetzt die Frage," schloß Alice Sinclair, und dabei schaute sie mich mit ihren tiefdunklen Augen an, öffnete die frischen Lippen zu einem Lächeln und legte die Hand auf meinen Arm.

Ich frage jetzt, was konnte ein Mann in diesem Fall anders machen, als Ja sagen?

„Sie sollen Ihren Willen haben, meine Damen," gab ich dann auch meine Zustimmung, „nach dem Frühstück werde ich die Boote aussetzen lassen."

Ich beauftragte unsern zweiten Maate, Julius Nordmann hieß er, das Hinterdeckboot für uns bereit zu machen und begleitete dann die Damen zum Frühstück hinab.

Das Mahl ward auffallend schnell heute von den Damen verzehrt, ebenso schnell hatte der Maate auch das Boot herabgelassen, welches mit vier Mann Ruderern schon an der Schiffstreppe stand, und jetzt geleitete Joseph Clarke und meine Wenigkeit die Damen hinab, worauf wir die Ritterlichkeit so weit trieben, zum Schirm und Schutz der Damen gleichfalls im Boot Platz zu nehmen.

Das kleine Fahrzeug flog nur so hin durch das jetzt tiefazurblaue mit purpurnem Schimmer leuchtende Meer auf das smaragdgrüne Eiland zu.

Wir landeten dort ohne Schwierigkeiten und wanderten durch ein ausgetrocknetes Flußthälchen einem Rasenplatz zu, der von prächtigen Bäumen umgeben war. Es standen dort Kokosnußpalmen neben haushohen, purpurblühenden Magnolien, Bäume, deren Kronen ganz aus lilablauen, kopfgroßen Blumen bestanden, welche die Luft mit dem herrlichsten Duft erfüllten, mächtige Tamarinden mit gelben Blüten bestreut, große Orangen- und Citronenbäume, deren Zweige sich herabbogen von glänzenden Früchten. Gold- und Silberfasanen, Rebhühner, Papageien in allen Farben flüchteten sich vor uns auf die nächstliegenden Bäume und schauten von dort, ihr wunderbares Gefieder zeigend, erstaunt auf die ihnen jedenfalls seltsam vorkommenden Eindringlinge herab.

„Eden konnte nicht schöner gewesen sein als dieser Ort!" rief Fräulein Klara jetzt mit leuchtenden Augen aus; sie war noch nie in den Tropen gewesen und daher machte auf sie diese Ueberfülle von Farben und Formen einen mächtigen, ja berauschenden Eindruck.

„Nein, wahrscheinlich nicht," erwiederte ich, gleichfalls von der Schönheit dieses Fleckchen Erde in allen meinen Empfindungen gesteigert, „und es ist auch fraglich, ob eine schönere Eva in dem Paradiese sich befunden als Sie, Fräulein Klara."

Ich war nämlich mit dieser jungen Dame etwas weiter hinter den Anderen zurückgeblieben, wir versuchten süße Citronen von einem Baume zu erlangen, der, nur ein wenig zu hoch für unsere Arme, so voll von Früchten hing, daß seine Zweige zu brechen schienen.

Fräulein Klara, die überhaupt mir gegenüber ausnahmsweise ernst war, nahm diese Worte auch sehr ernst auf.

„Ich wünschte, Herr Kapitän," erwiederte sie mir, „daß Sie mir nicht dergleichen Dinge sagen. Von Herrn Clarke zum Beispiel nehme ich das an und schätze solche Schmeichelei nach ihrem leichten Werth. Aber ich habe es nicht gern, wenn ein Mann, den ich wirklich achte und schätze, dergleichen Flachheiten im Munde führt."

Ich schwieg still, indem ich ihren Ernst, ihre Würde und ihr tiefes, edles Fühlen bewunderte.

In diesem Augenblick stand die Gesellschaft vor uns still und gab uns Zeichen, gleichfalls Halt zu machen. Es rauschte in den Zweigen und ein ganzes Rudel Rehe jagte über den Rasenplatz, den Kopf zurückgebeugt und mit ihren feinen Füßen kaum den Boden berührend.

„Wie herrlich!" klatschte Fräulein Sinclair in die Hände. „Wie graziös diese Thierchen laufen können. Doch was ist das!" rief sie erschreckt und deutete auf ein Thier, das einem kleinen Alligator ähnlich war, jetzt aber Flügel ausspannte und auf einen der Orangenbäume hinaufflog, wo es wie lauernd und uns mit seltsam großen, runden Augen anstarrend, sitzen blieb.

Die Damen wichen erschreckt zurück.

„Haben Sie keine Angst," ermunterte ich. „Das ist ein fliegender Drache, ein völlig harmloses Thier. Ich habe immer gewünscht, solch' ein Exemplar einmal zu erlangen, jetzt ist mir das Glück günstig und der interessante kleine Bursche soll bald in dem Salemmuseum in New-York prangen. Joseph, willst Du so gut sein, meinen Revolver zu halten," sprach ich weiter, „eine Kugel könnte das Thier zu arg beschädigen, ich will es mit meinem Jagdmesser stechen," und das große Messer im Gürtel, kletterte ich auf den Baum.

Die Gesellschaft ging ein Stück zurück, um die Jagd besser sehen zu können, nur Fräulein Klara blieb in der Nähe des Baumes stehen. Ich warf mein Messer nach dem Thier, das wohl noch nie Menschen gesehen hatte und deßhalb dieses gefährliche Geschlecht nicht kannte. Es fiel durchbohrt vom Baume herab.

In demselben Augenblick ertönte aber ein Schrei, der mich wie ein Messerstich durchzuckte, und ich erblickte, was mir alle Glieder vor Schreck und Entsetzen lähmte: das Fräulein Klara umschlungen von einer mächtigen Riesenschlange, welche, den Schwanz um einen großen Baum gewickelt, bestrebt war, das arme Mädchen gegen den Stamm zu ziehen.

Ich wußte, was das zu bedeuten hatte. Diese Schlangen haben eiserne Muskeln, das Mädchen wäre in einer Sekunde zerquetscht gewesen.

Ich sprang vom Baum, stürzte hin zu dem durchbohrten Drachen, riß mein Messer dem Thier aus dem Leib und taumelte zu der gefährdeten Dame hin. Ich war fast blind vor Angst und Aufregung und ergriff das Mädchen bei den Armen, um zu verhindern, daß es nicht sogleich gegen den Baum kam. Joseph war mit dem Revolver herbeigeeilt; er schoß auf den Theil des Thieres, der am Baum war, aber diese Wunden lähmten die Kraft des Riesenthieres nicht und es zog unaufhaltsam das Mädchen und mich näher gegen den Stamm.

Dabei starrte es mich mit seinen kalten, böse funkelnden Augen an und zischte und suchte mich in den Kopf zu beißen. Durch Hin- und Herfechten mit meinem Messer trachtete ich mich davor zu schützen, konnte aber dadurch weniger dem Heranziehen Widerstand leisten und fühlte jetzt zu meinem Schrecken, daß Klara ohnmächtig, also völlig widerstandslos geworden war.

„Joseph," schrie ich, „schieß' dem Thier in den Kopf oder wir sind verloren!"

Joseph eilte zu uns und feuerte nach dem Rachen des Ungeheuers, dieß jedoch fuhr so gewaltig hin und her, daß es nicht zu treffen war, ließ mich jedoch dabei nicht aus den Augen.

„Faß' mich um den Leib, Joseph, und zieh' zurück, was Du kannst!“ schrie ich athemlos und erschöpft.

Der Freund that, wie ich sagte; jetzt schoß die Schlange mit ihrem Kopf abwärts, um uns Beide auch noch zu umwinden, dadurch gab sie mir Gelegenheit, mein Messer brauchen zu können und mit einem gewaltigen Zug schnitt ich ihren Rumpf in der Mitte halb durch.

Ein Strom von dickem, schwarzem Blut des Reptils übergoß uns, und das Ungethüm fiel kraftlos herab — ich sprang zurück und stach ihm jetzt mein Messer hinter dem Kopf bis an's Heft hinein, worauf es gräßlich zischend und wild schnappend verendete.

Das arme Mädchen lag besinnungslos am Boden. Ihr Gesicht hatte die Farbe des Todes und auf ihren Augen lag ein schwerer blauer Schatten. Sollte die Bestie sie erdrückt haben? kaum ich voll Angst und mein Herz schlug mir vor Kummer und Aufregung bis zum Halse hinauf. Ich nahm die Leblose in meine Arme und eilte mit ihr zurück zur See ... Ich wusch ihr die Schläfen mit Wasser ... ich ergriff ihre Hand, bedeckte diese mit Küssen ... ich rief ihr alle möglichen Schmeichelnamen in's Ohr. Kein Zeichen des Lebens wollte sich zeigen.

Verzweiflungsvoll warf ich mich vor ihr nieder, ich tauchte mein Halstuch in's Wasser und legte es auf ihren Kopf.

„Klara, Klara!“ schrie ich, „Du darfst nicht sterben, nein, Du darfst nicht! Klara, ich liebe Dich, theures Mädchen!“ und dabei berührte ich fast wahnsinnig vor Schmerz und Angst mit meinem Mund ihre blassen Lippen.

Ein Zittern ging durch ihren Körper und sie schlug die Augen auf, deren Blick aus nächster Nähe den meinen traf.

„Schrecklich!“ murmelte sie, „entsetzlich!“ und schloß schaudernd die Augen wieder.

In meiner Aufregung küßte ich ihr hauchend die Stirn, die Augen.

Sie öffnete sie von Neuem und schaute jetzt vollständig klar auf mich.

„O sag', Mädchen, sprich, bist Du beschädigt, fühlst Du irgendwo Schmerz?“ frug ich.

Sie sah mich etwas erstaunt an.

„Hast Du Schaden genommen?“ fragte ich voll Besorgniß noch einmal. Nun flog ein sonniges Lächeln über ihr Gesicht.

„Nein, keinen Schmerz!“ antwortete sie, mir tief in's Auge blickend.

„Gelobt sei der Himmel! Ich hätte es nicht überlebt, wenn Du ein Opfer des Ungeheuers geworden wärest,“ rief ich, vor Freude bebend, aus, und zog die nicht Widerstrebende an mein Herz.

„Nein, keinen Schmerz,“ wiederholte sie, „eher Freude,“ und sie hauchte einen Kuß auf meine Lippen.

„Ach, ich habe Dich ja vom ersten Augenblick an geliebt, als ich Dich gesehen habe,“ flüsterte ich. „Darf ich hoffen?“

„Du hast mir zweimal das Leben gerettet. Dir gehöre ich,“ erwiederte sie.

Jetzt kam die Gesellschaft durch das Gebüsch zu uns. Die Damen waren zu den Matrosen im Boot geeilt, um dort Hülfe zu holen. Joseph Clarke war von dem Ungethüm so heftig auf den Boden geworfen worden, daß er einige Zeit gebraucht hatte, bis er, was sich in den wenigen Minuten zugetragen, begreifen konnte. Er sah sich allein mit dem todten Reptil und ging instinktiv nach dem Strand, um uns zu suchen; er traf nun mit den Uebrigen bei uns zusammen.

Sie hörten Alle mit großer Verwunderung das Ende unseres Abenteuers und vernahmen mit keiner geringen Ueberraschung die Kunde unserer Verlobung unter diesen seltsamen Umständen.

Meine Matrosen hatten dem Ungeheuer den Balg abgezogen und auch den kleinen Drachen nicht liegen lassen, und so begaben wir uns denn mit unseren Trophäen, ich von Joseph als dreifacher Sieger, über die Schlange, den Drachen und Fräulein Klara's Herz, gepriesen, auf die Brigg zurück.

Kurze Zeit nachdem wir das Schiff erreicht, sprang eine frische Brise auf — die Segel füllten sich — die Anker wurden eiligst gehoben und hinaus fuhren wir aus der Inselstraße und nahten uns dem Kap. Kaum mag wohl ein Schiff mit glücklicheren Herzen als denen der beiden Brautleute und keines mit einer fröhlichern Passagierschaft diese Wasserstraße durchfahren haben.

Es war eine schöne, sternenklare Nacht. Ich saß Hand in Hand mit meiner Braut auf dem Deck und wir sahen den Schatten zu, welche die Segelleinen bald hüben, bald drüben auf das dämmerig beleuchtete Deck warfen. Phosphorleuchtende Wogen umspülten unser Schiff und sprühten bläulich schimmernde Lichter, als Fräulein Milli Masters auf Deck erschien und eine Unterhaltung mit meinem Freund Joseph anknüpfte.

„Wir müssen jetzt nahe am Aequator sein, Herr Clarke,“ begann sie, „und mein Lieblingsgestirn, das südliche Kreuz, wird nun bald unseren Augen entschwinden. Ich liebe die Sternkunde sehr und kenne doch so wenig davon. Welches ist denn der größte Stern dieses Himmelsstriches?“

„Ihre Augen, Fräulein Milli,“ erwiederte Joseph in schwärmerischem Ton.

„Ach Unsinn, Herr Clarke!“

„Wenn dieses Gestirn freundlich auf mich herabsehen möchte, würde ich zu keinem andern im Leben aufblicken,“ lautete Joseph's Antwort.

Das Gespräch verstummte einige Augenblicke und dann wurde es wieder aufgenommen, jedoch so flüsternd und leise, daß wir nichts mehr hören konnten. Es dauerte jedoch eine ziemliche Zeit, und am folgenden Tag machte Fräulein Milli meiner Braut das Geständniß, daß sie Hand und Herz dem unwiderstehlichen Joseph gegeben hätte.

Wir erreichten Sandy Hook und unsere schöne Fahrt nahte sich ihrem Ende.

Als wir in die Meerenge einfuhren, begab ich mich in meine Koje, um die Papiere für unsere Landung zusammenzustellen. Ich traf dort unsern Aufwärter O'Leary, der beschäftigt war, meinen Rock auszubürsten.

„Ich werde in New-York meine Koje am Land aufschlagen, mit Ihrer Erlaubniß, Kapitän!“ sprach er mich, sehr geheimnißvoll thuend, an.

„Die Brigg verlassen? Warum denn das?“ frug ich sichtlich erstaunt, denn der Bursche hatte schon drei große Fahrten mit mir gemacht und war ein vortrefflicher Aufwärter und auch ein tüchtiger Matrose.

„Ja, ganz sicher, Herr Kapitän. Fräulein Burcke hat mich überredet, das Schifffahren zu lassen. ‚Es kommt nichts dabei heraus,‘ hat sie gesagt, ‚als ein gebrechliches Alter.‘ Sie hat auch etwas Geld in der Bank und das will sie geben zum Hochzeitmachen.“

„Nun, ob das Leben am Land nicht ebenso gebrechlich im Alter macht, ist doch die Frage, O'Leary. Aber ich wünsche Euch viel Glück, Euer zukünftiges Weib ist eine gewaltig gute Köchin. Mir wollte es jedoch scheinen, wie wenn Ihr Fräulein Sinclair's Mädchen, Amy Brooke, den Hof machtet?“

„Wahrhaftig, Kapitän, das war auch zuerst an dem, sie ist ein riesig schönes Mädchen, diese Amy; aber unser zweiter Steuermann, der Nordmann, warf ein Auge auf sie und sie hat eingewilligt, sein Weib zu werden, und so ist es besser, wenn ich Bessy Burcke nehme, wie sie sagt.“

Ich ging auf Deck und fand Klara vollzählig von ihren Freundinnen umgeben.

„Willst Du so freundlich sein, mein liebes Kind, und mir gefälligst berichten, ob ich noch mehr als vier Verlobungen in mein Schiffsbuch zu registriren habe, — es sind ja noch einige Matrosen und einige Maaten da, von denen ich nicht weiß, ob sie unter den Damen gewählt und Herzen und Hände gewonnen haben!“

„Ach, treib' doch nicht solche Possen!“ entgegnete meine Braut, „die Sache ist doch zu ernst!“

„Allerdings ist sie das, ich fasse sie auch so auf, und deßhalb fühle ich mich von großen Sorgen bedrückt und muß meine vollkommene Schuldlosigkeit bei Ehre und Gewissen versichern und betheuern, daß ich nichts dafür kann, daß vier unserer Damen noch nicht mit Leuten von der Mannschaft der ‚Mary Rose‘ versprochen sind.“

„O, diesen Kummer kann ich von Dir nehmen,“ erwiederte lächelnd meine Braut. „Diese vier Damen haben schon längst ihre Herzen am Lande vergeben, sie haben nicht erst gebraucht in die Kasparstraße zu gerathen, von Seeräubern angegriffen, vom brennenden Schiffe gerettet und aus den Verschlingungen einer Boa befreit zu werden, damit sie einen Mann fanden.“

Die Ueberraschung der Angehörigen, die in der größten Angst sich befanden und nach allen Himmelsrichtungen Kapitänen Aufträge gegeben hatten, auf die „Psyche“ zu fahnden, kann man sich denken, als nicht nur die Mädchen, sondern auch zugleich deren Bräutigams mit heim kamen.

Vier Trauungen fanden im Oktober statt, in einer Kirche und von einem Pfarrer, der über uns aussprach, daß, wie wir unser Glück im Feuer gefunden, dieß uns ein Sinnbild des Glanzes sein solle, den wahre, treue Liebe unvergänglich hat.

Naturkräfte unter den Tropen.

(Bilder S. 393 und 396.)

Unsere Illustration Seite 393 stellt den Kampf einer Boa Constrictor mit einem Jaguar dar. Es sind hier zwei Gewaltige, die mit einander ringen, eine ergreifende Verkörperung der fast unheimlichen Kräfte, welche die Erde unter den Tropen hervorbringt. Sowohl der Jaguar wie die Boa Constrictor gehören jedes in seiner Art zu den schönsten Thieren. Beide vereinigen gewaltige Kraft mit wunderbarer Geschmeidigkeit, und ihre Erscheinung entspricht, unheimlich, glänzend schön, wie fast alles Thierleben in der Tropenwelt, diesen sie charakterisirenden Eigenschaften. Die Boa Constrictor oder Riesenschlange erreicht eine Länge von 24 Fuß und ist in der Mitte ihres Leibes oft ¾ Fuß im Durchmesser dick; sie ist ein sehr träges Thier, das nur durch den Hunger zu Angriffen aufgestachelt zu werden pflegt, dann aber fast unwiderstehlich wird durch ihre riesige Muskelkraft. Giftig ist dieses Reptil nicht, ihr Biß jedoch meist durch die gewaltige Kraft, mit welcher er ausgeführt wird, tödtlich. Wie auch in unserer kleinen Erzählung: „Im Feuer gewonnen“, dieß geschildert ist, wählt die Boa meist einen Baum, den sie umschlingt, zum Stützpunkt ihres Angriffes und sucht ihr Opfer nicht nur durch Umschlingen zu erdrücken, sondern dazu noch gegen den Baumstamm zu ziehen und hiedurch wehrloser zu machen. So verfährt sie denn auch mit dem Jaguar, der zweifellos, trotz der wildesten Gegenwehr, die Beute des unheimlichen Thieres wird. So grauenhaft schöne Szenen, wie diese unser Thierkampf hier uns vorführt, finden auch meist in der märchenhaft buntfarbigen Umgebung des Urwaldes statt, dessen beinahe sinnverwirrender Formenreichthum und schier berauschende Farbenpracht den naturgemäßen Hintergrund dieser unheimlichen Tropenkräfte bildet.

Unser Heft öffnet den Lesern durch die Illustration Seite 396 einen Blick in die Wunderwelt der Urwaldsvegetation.

Eidesleistung des Präsidenten Hayes.

(Bild S. 397.)

Im vorhergehenden Hefte brachten wir eine Biographie des neuerwählten amerikanischen Präsidenten Hayes, dessen Erhebung vom Gouverneur des Staates Ohio bis zum höchsten Sitz im weißen Hause in Washington endlich der monatelangen Aufregung und den leidenschaftlichen Wahlkämpfen Einhalt that. Heute wollen wir unseren Lesern den echt amerikanischen, merkwürdigen Schlußakt dieses großen politischen Ereignisses bringen, die Eidesleistung des neuen Präsidenten; diese muß nach dem Wortlaut der Verfassung unter freiem Himmel vor dem Volke vor sich gehen. In der Nacht vom 1. zum 2. März empfing Hayes die Depesche, welche ihm seine Erwählung ankündigte. Am nächsten Tag fand in der Vorhalle des Regierungshauses zu Washington die feierliche Erklärung zum Präsidenten statt und um 7 Uhr Abends schwur Hayes auf dem Platze vor dem weißen Hause im Angesicht einer ungeheuren Volksmasse, umgeben von den höchsten Staats- und Militärbeamten der Republik: aufrecht zu erhalten die Vereinigten Staaten, die Gesetze zu achten und dahin zu wirken, daß sie befolgt werden. Er leistete diesen Schwur dem mit dem Oberrichtermantel bekleideten Justizminister Waite, welcher die Schriftenrolle mit der Verfassung in der Hand hielt, und vor dem abtretenden Präsidenten Grant.

Unsere Illustration stellt diese ebenso originelle wie volksthümliche Staatshandlung dar.

Deutsche Soldatengeschichten.

Von

Julius v. Wickede.

(Nachdruck verboten.)

III.

Im Hauptquartier des Königs.

Da jetzt eine Verfolgung der französischen Kavallerie bei Pont-à-Mousson nicht mehr zu erwarten war, so ließ der Dragonerlieutenant den Marsch seines Kommandos fortan in größter Langsamkeit machen. Es war dieß auch dringend nothwendig, denn die französischen Gefangenen, welche vielfach neben den Pferden der Dragoner hatten her laufen müssen, waren jetzt so erschöpft, daß sie nur noch mit Mühe fortkommen konnten, und auch die Pferde vor dem mit Verwundeten überladenen Wagen mußten scharf angetrieben werden, damit sie nicht stehen blieben. So langte das Kommando endlich im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl an. Ein glücklicher Zufall wollte, daß der Prinz soeben von seiner Musterung verschiedener Regimenter zurückkehrte und somit dem Lieutenant und seiner Schaar auf der freien Straße begegnete. Als dieser seine Meldung bei dem Prinzen gemacht hatte, reichte er ihm erfreut die Hand und sprach dann:

„Wirklich, Lieutenant, Sie und Ihre Mannschaft zeichnen sich in hohem Grade aus und verdienen meine volle Anerkennung. Am vorgestrigen Tage machten Sie eine gefährliche und weite Patrouille und brachten uns wichtige Nachrichten mit zurück, und heute thun Sie schon wieder das Gleiche und haben sogar eine ganze französische Kompagnie gefangen genommen. Und auch der Sergeant sitzt ja wieder im Sattel; solche Kavalleristen lobe ich mir, die machen ihrer Waffengattung doch alle Ehre. Da Sie ja einen Körper von Stahl und Eisen zu haben und keine Müdigkeit zu kennen scheinen, so besteigen Sie ein neues Pferd und reiten Sie zu Seiner Majestät dem König, um diesem womöglich persönlich Ihre Meldung abzustatten. Es kann Ihnen nur zur Ehre und zu Nutzen gereichen, wenn der König Sie kennen lernt.“

Das waren Worte, welche gar freudig in den Ohren des Dragonerlieutenants klangen, und wenn er wirklich einige Ermüdung verspürt haben sollte, so verschwand solche sofort bei der frohen Aussicht, dem Könige persönlich einen Rapport über seine Patrouille abstatten zu dürfen. Ein frisches Roß war bald gesattelt, und im schnellsten Lauf, nicht achtend der Hindernisse, sprengte der Offizier den ihm schon bekannten Weg nach Pont-à-Mousson, wo sich jetzt das Hauptquartier des Königs von Preußen befand. Gerade bei einem solchen Eilritt querfeldein fanden der Muth, die Geschicklichkeit und die Uebung im richtigen Wegfinden des vielgeübten Parforcejagdreiters ihre vollste Anwendung. Da galt es, über Hecken zu setzen, Bäche zu durchreiten, und selbst in unbekannter Gegend die rechte Richtung nicht zu verlieren, wie solches nur vielgeübte Jagdreiter und ihre gutgeschulten Rosse vermögen.

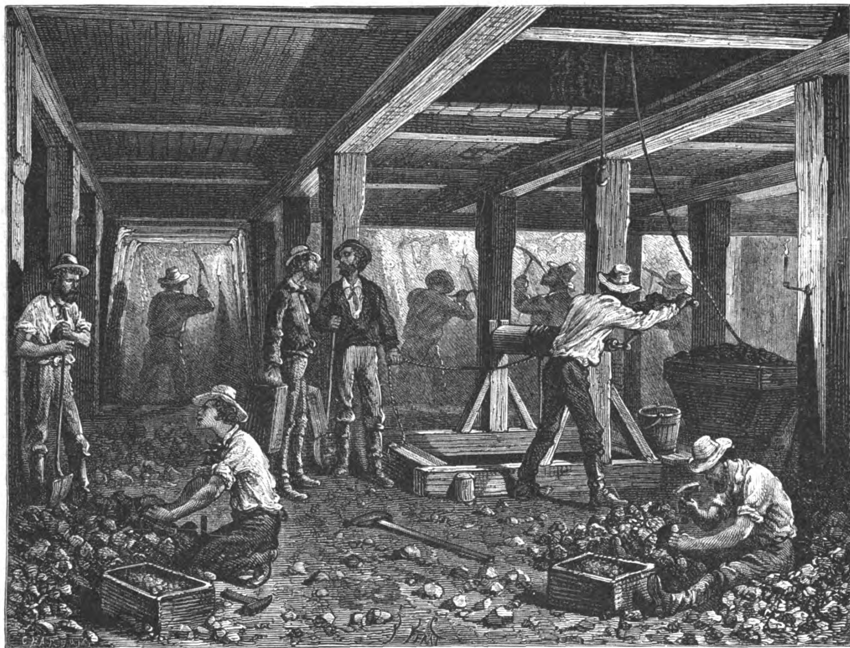
Trotz der schon anbrechenden Dunkelheit gelang dem kühnen Reiter sein Ritt vollkommen und in fast unglaublich kurzer Zeit langte er glücklich in Pont-à-Mousson an. Ein ungemein reges Leben und Treiben herrschte in dem kleinen Ort und schon auf dessen Gassen bemerkte man, daß das königliche Hauptquartier jetzt hier aufgeschlagen sein müsse. Eine Menge Fourgons und sonstige Wagen, größtentheils mit dem königlichen Wappen versehen, standen auf den freien Plätzen aufgefahren und waren von zahlreichen Posten umgeben. Die Soldaten der Stabswache, Ordonnanzen aller Art, Adjutanten und Generalstabsoffiziere, kreuzten sich überall in geschäftiger Eile. Dazwischen die Lakaien und Reitknechte in der königlichen Livrée und die Diener der verschiedenen Herren aus dem königlichen Gefolge in allen möglichen Kleidungen. Auch einzelne vornehme Civilisten, größtentheils der Diplomatie angehörend, dann Johanniter und Maltheserritter mit den Insignien ihres Ordens, ferner Personen, die irgend ein Geschäft oder Anliegen in das königliche Hauptquartier führte, waren überall in bunten Gruppen zerstreut. Selbst die ärmlichsten Häuser waren mit Einquartierung überfüllt und gar mancher

vornehme Mann, der daheim gewohnt war im Palaste zu wohnen, mußte jetzt froh sein, wenn er ein dürftiges Dachkämmerchen erhielt und einen reinlichen Strohsack als Schlafstätte. Waren doch viele Offiziere gezwungen, sich mit einem Stall zu begnügen und einen Strohbund hinter ihren Pferden sich zur Lagerstätte aufzusuchen, während die Truppen, welche die Bedeckung des königlichen Hauptquartiers bildeten, größtentheils aus Mangel an Platz im Freien bivouakirten. Es kostete den Dragoneroffizier in diesem Gewirr anfänglich keine geringe Mühe, sein schäumendes Roß einigermaßen sicher unterzubringen, da ihn sein Diener beim eiligen Ritt durch die Felder nicht hatte begleiten können. Glücklicherweise fand er in einem Offizier der Stabswache einen alten Bekannten, und dieser übernahm das Pferd und versprach, nach besten Kräften dafür sorgen zu lassen, damit das edle Thier keinen Schaden leide. Auch die persönliche Meldung bei dem Monarchen war nicht so leicht, wie der Lieutenant sich dieß wohl anfänglich gedacht haben mochte.

Der Prinz Friedrich Karl hatte ihm den Befehl ertheilt, wenn irgend möglich darauf zu bestehen, dem Könige persönlich oder sonst doch dem Feldmarschall von Moltke seinen Rapport abzustatten, und nun suchte er auch, trotz aller Hemmnisse, seinen Auftrag auszuführen. Es war ein mäßig großes, von zahlreichen Wachskerzen hell erleuchtetes Gemach, in welchem sich König Wilhelm befand, als er den Befehl ertheilte, den Lieutenant zu ihm zu führen. Der Feldmarschall von Moltke und der Graf Bismarck, Beide in einfache Offiziersoberröcke gekleidet, waren bei dem Monarchen anwesend, und so vereinigte dieß Gemach jene drei Männer, welche für ganz Deutschlands Macht und Zukunft von der höchsten Bedeutung waren und in deren Händen das Geschick unseres gemeinsamen großen Vaterlands ruhte. Der Lieutenant war ein bekannter waghalsiger, kühner Soldat, und Blödigkeit gehörte nicht zu seinen Haupteigenschaften, aber dennoch pochte sein Herz in rascheren Schlägen, als er jetzt vor seinen Monarchen treten sollte. Sein Anzug war freilich nicht geeignet, ein königliches Gemach zu betreten, allein dieser Umstand war es nicht, der die Verlegenheit hervorrief, sondern der Gedanke, daß er jetzt eine klare und kurze Meldung über wichtige Gegenstände, die er erfahren, bei welcher kein Wort zu wenig und zu viel sein dürfe, seinem Herrn und König abstatten müsse.

Mit festen Schritten trat er vorschriftsmäßig an den Monarchen heran, meldete Namen, Charge und Regiment und sagte dann:

„Auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl habe ich an Eure Majestät die Meldung über die Stellung der französischen Truppen, welche ich bei meiner Rekognoszirpatrouille am heutigen Tag entdeckte, abzustatten."



Aus den Silberminen Nevadas. **Im Schacht.** (S. 405.)

Nicht ohne Wohlgefallen ruhte der ernstfreundliche Blick des greisen Königs auf dem jugendlich kräftigen Offizier, dessen männliche Gesichtszüge jetzt eine gewisse Röthe der Befangenheit zeigten, und zufrieden lächelnd sprach er:

„Sie müssen gar scharf geritten sein, Lieutenant, denn Sie sind über und über mit Schmutz bespritzt," und als der Offizier sich verlegen entschuldigen wollte, sagte der Monarch:

„Nicht doch, es soll dieß kein Vorwurf sein, Sie hatten keine Zeit, sich umzuziehen, und ich liebe es, wenn meine Reiteroffiziere gehörig feldein jagen. Jetzt sagen Sie mir Ihre Meldung kurz, klar und bestimmt, wie dieß für den Soldaten paßt."

Als der Lieutenant mittheilte, was er bei seiner Rekognoszirpatrouille Alles bemerkt hatte, und wie es keinem Zweifel unterliege, daß die französischen Truppen eine feste Stellung bei Roncourt und St. Privat einnehmen wollten, traten auch der General Moltke und der Graf Bismarck näher heran, um diese Meldungen mit sichtbarem Interesse genau mit anzuhören. Mit klarer Kürze hatte der Offizier seinen Rapport bald beendet und zufrieden nickte ihm der König zu und sprach wohlwollend:

„Ich danke für die Meldung, Lieutenant, sie ist von Interesse für mich. Die leichte Kavallerie muß das Auge und Ohr des Heeres sein und ist dann von dem allergrößten Nutzen, und ich freue mich, daß meine braven Kavallerieregimenter ihre Aufgabe so vortrefflich erfüllen. Warten Sie hier noch ein wenig" — und mit diesen Worten wandte sich der König zum General von Moltke und Grafen Bismarck, um mit diesen einen auf einem Nebentisch ausgebreiteten großen Plan der Umgegend genau zu betrachten. Es ward somit dem jungen Offizier die gewünschte Gelegenheit, diese beiden in Deutschlands Geschick so mächtig eingreifenden Männer in aller Nähe und Bequemlichkeit zu betrachten. Welch' einen großen Unterschied zeigte die äußere Erscheinung Beider! Der Graf Bismarck, in seinem dunkelblauen Oberrock mit dem schwefelgelben Kragen der siebenten Kürassiere, war eine hohe Gestalt von kräftigem Gliederbau; sein Gesicht, wie aus Erz gemeißelt, drückte eine unbeugsame Entschlossenheit aus, die hohe, breite Stirn verkündete einen Reichthum von Gedanken und aus dem graublauen Auge blitzte nicht geringe Willenskraft. Man sah auf den ersten Blick, daß dieser Mann wußte, was er wollte, und wieder auch, daß er das, was er wollte, auch gegen alle Hindernisse durchzusetzen wußte.

Nicht wie ein moderner Diplomat, sondern wie ein Reiterfeldherr alter Zeiten erschien der Graf Bismarck, und so war es auch passend, daß er nicht den gestickten Frack des Diplomaten, sondern den Uniformoberrock des Kürassierobersten trug. — Wie ganz anders der General von Moltke! Das feine bartlose Gesicht, von grauem Haar spärlich umgeben, und die hagere, vornüber gebeugte Gestalt zeigten mehr den Gelehrten wie den Krieger, und man sah es dem General schon äußerlich an, daß er mehr Stunden seines Lebens im stillen Arbeitskabinet, als im Sattel des Streitrosses verbracht hatte. Es war eine unscheinbare äußere Gestalt, die ziemlich leicht unbeachtet in der Menge sich verlieren konnte, was bei dem Grafen Bismarck ganz unmöglich schien. Und doch wieder leuchtete ein so innerliches Leben aus dem Antlitz des Generals von Moltke, und es trug so ganz das Gepräge des Denkens und geistigen Schaffens, daß Niemand, der es genauer gesehen hatte, dessen Eindruck wieder zu vergessen vermochte. Es war das Genie, was in ihm sich ausprägte, und zu Deutschlands unermeßlichem Heile fügte es das Geschick, daß gerade dieser Mann und kein anderer an der Spitze des obersten Generalstabs der Heere stand, denn mehr als Tausende von Kriegern hat seine unübertreffliche strategische Meisterschaft der Sache unseres gerechten Kampfes genützt.

„Der General von Moltke wünscht, daß Sie Ihre Angaben von einem seiner Adjutanten verzeichnen lassen. Begeben Sie sich daher in dessen Quartier, dort werden Sie das Nähere erfahren. Nochmals, ich danke Ihnen, Lieutenant, für Ihre Meldung."

Mit diesen wohlwollenden Abschiedsworten entließ der König den Dragonerlieutenant.

Welch' innerer Jubel erfüllte dessen Brust, welch' freudige Gedanken kreisten in seinem Kopfe! Sein König und Herr hatte persönlich ihm gedankt und er hatte sich durch seine Thaten dessen Wohlwollen erworben. Konnte es auf dieser Erde wohl einen höhern Lohn für ihn geben, war dieß nicht der größte Ersatz für alle bestandenen Gefahren und Beschwerden, selbst wenn sie noch zehntausendmal größer gewesen, als sie es in der That waren!?

Dem erhaltenen Befehle gemäß begab der Dragonerlieutenant sich in das Quartier des Generals von Moltke und ward bald in dessen großes Arbeitszimmer geführt. Eine rege Geschäftigkeit und doch größte Stille und Lautlosigkeit herrschte daselbst. Auf verschiedenen Tischen, alle hell durch Wachskerzen beleuchtet, lagen umfangreiche Karten und genaue Pläne der ganzen Umgegend von Metz ausgebreitet. In emsiger Arbeit so beschäftigt, daß sie sich kaum Zeit zum Aufblicken nahmen, saßen mehrere Generalstabsoffiziere an diesen Karten und bemühten sich, die einzelnen Stellungen sowohl der deutschen wie französischen Truppen durch große Stecknadeln mit farbigen Glasknöpfen oder kleinen bunten Papierfähnchen, die senkrecht eingesteckt wurden, zu bezeichnen. Es konnte vermittelst dieser Einrichtung durch wenige Blicke auf die Karte die Stellung sowohl der feindlichen, wie eigenen Truppen genau übersehen werden.

Da diese Markirungen oft stündlich verändert werden mußten, je nachdem die ankommenden mündlichen wie schriftlichen Meldungen die geschehenen Truppenbewegungen und neuen Aufstellungen verkündeten, so waren mehrere Offiziere fast unausgesetzt dabei auf das Eifrigste beschäftigt. An anderen Tischen saßen ebenfalls Offiziere, in Schreibereien verschiedener Art ganz vertieft, und auch in einem zweiten Zimmer war ein Bureau aufgeschlagen, in welchem eifrig die Federn über das Papier flogen, um wichtige Befehle von dem größten Einfluß auf die ganze Kriegführung in alle Gegenden des weit ausgedehnten Kriegsschauplatzes auszusenden; während es auf dem Vorplatze von Adjutanten und Ordonnanzen aller Waffengattungen wimmelte, welche Meldungen brachten oder Aufträge entgegennahmen. Es gewährte dem jungen Dragonerlieutenant das größte Interesse, sich hier in der Centralwerkstätte der ganzen großartigen Kriegsführung zu befinden. In diesen einfachen Zimmern wurden die Pläne ausgearbeitet, nach denen Hunderttausende von deutschen Kriegern ihre Bewegungen regelten; hier liefen die Meldungen ein, wie es bei Straßburg stände oder welche Manöver die französische Kriegsflotte in der Ostsee mache; von hier aus empfingen zwölf norddeutsche und zwei bayerische Armeekorps und außerdem noch die württembergischen und badischen Divisionen ihre Hauptbefehle. Und dabei, wie genau, wie regelmäßig, wie streng geordnet vom Größten bis zum Kleinsten ging es hier zu! Wie wußte jeder der hier beschäftigten Offiziere, was der Kreis seiner Pflichten und Geschäfte sei und wie weit sich ein solcher erstrecke! Wie ward alles unnütze Gefrage und weitschweifige Geantworte auf das Sorgfältigste vermieden und wie zeichneten sich alle von hier ausgehenden Befehle durch ihre musterhafte Kürze und meisterhafte Klarheit, welche jedes Mißverständniß verhinderten und eine falsche Auslegung unmöglich machte, im höchsten Grad aus! Jedes Bureau eines Ministeriums hätte sich ein unübertreffliches Muster an dieser ganzen Organisation des großen Generalstabs unter dem General von Moltke nehmen können, und doch mußte solcher ein Wanderleben führen, heute hier, morgen dort seinen Sitz aufschlagen, je nachdem die Bewegungen des Krieges dieß erforderten, und oft mit den engsten Räumen, ja sogar einige Male mit Scheunen und Schuppen sich begnügen. Schon in der ganzen Organisation seines Generalstabes und besonders auch in der Wahl aller seiner Offiziere, die er dazu nahm, zeigte sich die hohe Meisterschaft des Generals.

Der Lieutenant hatte seine Berichte an einen Major, der ihm dazu bezeichnet war, abgestattet und vielfache genaue Fragen über Alles, was er auf seiner Rekognoszirpatrouille bemerkt hatte, beantworten und auch mehrfache Stellungen auf eine ihm vorgelegte Karte genau bezeichnen müssen. Schon wollte er sich entfernen, als der General von Moltke, der seine Berathungen bei dem König jetzt beendet haben mußte, in das Zimmer trat. Auch dieser fand sich bewogen, noch einige kurze Fragen, bei denen gewiß auch nicht das kleinste Wörtchen zu viel war, an den Lieutenant zu richten. Nach deren Beendigung sprach er in seiner knappen, aber dabei wohlwollenden Sprechweise:

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant, melden Sie sich in einer Stunde wieder und holen einen Befehl ab, welchen Sie an Seine Königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Karl mit zurücknehmen sollen," und hiemit war der Dragoneroffizier entlassen. Es war ein Glück für diesen, daß er unter den Offizieren der Stabswache einen genauen Bekannten hatte, bei dem er eine gastfreundliche Aufnahme fand, denn er hätte sonst aus dem überfüllten Hauptquartier mit hungrigem Magen wieder fortreiten müssen, da er keine Gelegenheit gefunden, wo er Speise und Trank erhalten konnte. Auf der Hausflur des Bauernhauses, wo die Offiziere der Stabswache ihr Quartier aufgeschlagen hatten, ging es lustig zu. Ein großer Tisch, zwar nur aus ungehobelten Brettern zusammengeschlagen, nahm die Mitte des geräumigen Flurs ein und mehrere Holz-

bänke und Holzsessel standen um denselben herum. Wohl an fünf bis sechs Offiziere waren hier versammelt und ließen sich die kräftigen Speisen und den edlen Wein gar trefflich munden, und da der Dragonerlieutenant von seinem Bekannten hier eingeführt war, wurde er gastfreundlich eingeladen, an dem Mahl theilzunehmen. In dem Hauptquartier des Königs pflegt selten Mangel zu herrschen und die Offiziere der Stabswache, die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere verstehen es, schon für reichliche Vorräthe an Speise und Trank Sorge zu tragen. So standen denn auch große Braten und eingemachte Früchte in Blechdosen hier auf dem Tisch, und die vollen Weinflaschen enthielten keinen gewöhnlichen Landwein, sondern edlen Bordeaux und Burgunder. Solch' ein Mahl und solch' ein Trunk war dem Offizier der Feldtruppen schon seit langen Tagen nicht mehr zu Theil geworden, und da der vielstündige Ritt des heutigen Tages seinen Hunger und Durst nicht wenig geschärft hatten, so ließ er sich wahrlich nicht zweimal auffordern, daran theilzunehmen, haute auf die Speisen ein, wie er es auf die Franzosen nicht besser gekonnt hätte, und leerte die vollen Feldbecher, daß es eine Lust war. Und welche vergnügte, heitere Unterhaltung herrschte dabei, wie erfuhr er in wenigen Augenblicken die für ihn interessantesten Neuigkeiten, von denen er bei den Feldtruppen da draußen weit vorn auf dem Vorposten kaum eine Ahnung gehabt hatte. Er konnte jetzt recht aus Erfahrung kennen lernen, welche bevorzugte Stellung alle die Offiziere einnahmen, die das Glück hatten, dem königlichen Hauptquartier anzugehören oder dahin kommandirt zu werden, und wie sie ein Leben führten, um welches die Feldtruppen sie vielfach beneiden konnten. Doch wieder in anderer Hinsicht hätte er nicht mit diesen Herren tauschen mögen, so glänzend auch sonst ihr Dasein war. Sie kannten nicht das innige Zusammensein mit den Truppen, und das stolze Gefühl, welches die Brust jedes tüchtigen Offiziers erfüllt, wenn er an der Spitze seiner Mannschaft steht und fest überzeugt sein kann, daß jeder brave Soldat ihn nicht allein achtet und fürchtet, sondern auch von ganzem Herzen liebt und ehrt, mußte ihnen verborgen bleiben.

Auch ihre Thätigkeit im Kampfe selbst war mehr eine passive, und sie konnten nicht die große Freude empfinden, wenn es heißt: „Vorwärts, drauf —" und der Offizier nun seinen Zug oder Kompagnie, oder Schwadron oder Bataillon, oder Regiment, je nachdem seine Charge dieß mit sich bringt, gegen den Feind führt. Auch muß ein Adjutant stets etwas von einem Höfling in sich haben, sein Benehmen genau regeln, seine Worte auf die Wagschale legen; es ist häufig ein ungemein glatter Boden, auf dem er sich bewegt, und der Dragonerlieutenant fühlte selbst, daß er bei seinem frischen, fröhlichen Wesen und Hang zur Ungebundenheit hiezu nicht sonderlich geeignet sei. Jetzt freilich wäre er gern noch länger in dieser lustigen, anregenden Gesellschaft bei den guten Speisen und dem feurigen Wein geblieben, und er bedauerte es fast, als seine Uhr, auf die er gar häufig sah, es ihm anzeigte, daß er sich entfernen müsse, wenn er zur befohlenen Minute genau in dem Bureau des Generals von Moltke sich einfinden wollte. Nochmals wurden daher die vollen Becher zur Hand genommen und auf ein herzliches Lebewohl und, will's Gott, auf ein freudiges gesundes Wiedersehen morgen nach der gewonnenen Schlacht angestoßen! Dann setzte der Dragonerlieutenant den Helm auf das Haupt, gürtete seinen wuchtigen Pallasch um und eilte in das Quartier des Generals von Moltke. Obgleich die mitternächtige Stunde schon nahe gerückt war, herrschte doch noch die größte ununterbrochenste Thätigkeit daselbst. Alle Offiziere saßen an ihren Plätzen und die Federn schwirrten geschäftig über das Papier. Ein Adjutant händigte ihm einen dicken Dienstbrief an den Prinzen Friedrich Karl ein, auf dessen Couvert genau bis auf die Minute die Zeit des Abritts bemerkt war, freundlich die Worte dabei sprechend:

„Leben Sie wohl, Herr Kamerad, und kommen Sie gut beim Prinzen an, es wird ein beschwerlicher nächtlicher Ritt sein, denn Sie werden viele Truppenkolonnen kreuzen müssen, und das ist in der Dunkelheit immer höchst unangenehm und verursacht viele Verzögerungen."

Der Lieutenant war hiemit entlassen, schwang sich auf sein inzwischen wohl ausgeruhtes und gefüttertes Roß, welches der Bursche seines Freundes ihm vorführte, und trabte in die dunkle Nacht hinaus. Nur zu richtig hatte der Adjutant vorausgesagt, denn es war wirklich ein Ritt mit vielen Hindernissen und Beschwerden, welchen der Lieutenant jetzt zu machen hatte. Eine Menge marschirender Truppentheile aller Waffengattungen füllte die Straße und versperrte oft den Weg. Es war kein leichtes Unternehmen, alle diese Hindernisse glücklich zu passiren. Bei der Infanterie oder Kavallerie vorbei zu kommen, gelang noch am besten, denn auf den Ruf: „Offizier mit Botschaften vom großen Generalstab an den Prinzen Friedrich Karl" mußte die Mannschaft so weit Platz machen, daß der Reiter durchkommen konnte, und wenn auch die Soldaten, ja selbst mitunter einzelne Offiziere, nicht wenig brummten und fluchten, daß sie von dem trockenen Wege herunter vielleicht in den tiefen Graben daneben patschen mußten, nun, so machte sich der Lieutenant weiter nichts daraus und that klüglich, als ob er solche Worte und Verwünschungen nicht höre. Ungleich schwieriger, ja selbst wirklich oft lebensgefährlich war aber das Passiren des Wegs daherziehender Artillerie oder Munitionskolonnen. Die Fahrer wollten oder konnten eigentlich auch wohl nicht in den engen Wegen mit ihren schweren Geschützen oder vollbepackten Wagen genügend ausweichen, um den Reiter vorbei zu lassen, und so sehr die Ungeduld diesen auch drängte, er mußte oft nothgedrungen einen längeren Halt machen, bis der versperrte Weg wieder frei wurde. Oft freilich wagte er, trotz der tiefen Dunkelheit, mit seinem Pferd einen fast tollkühnen Sprung über einen Graben oder eine Hecke, um so das freie Feld zu gewinnen und an den marschirenden Kolonnen vorbei eilen zu können. Es war wirklich ein ganz verzweifelter Ritt, bei dem die Gefahr des Stürzens alle Augenblicke drohte, und es bedurfte des ganzen kühnen Sinnes und der vollendeten Reitergewandtheit des jungen Offiziers, daß er ihn glücklich zurücklegte, und nicht wenig war die Kraft, Sicherheit und Ausdauer des edlen Rosses, welches er ritt, dabei auf die Probe gestellt. Man kann sich überhaupt kaum einen Begriff davon machen, welche Verwirrungen und Stockungen entstehen und wie mannigfaltig die Szenen sind, die sich dabei ereignen, wenn die Truppen eines ganzen Armeekorps in dunkler Nacht, in unbekannter Gegend und bei schlechten Wegen einen Eilmarsch auszuführen genöthigt sind. Bei solcher Gelegenheit erfordert es wirklich oft die ganze Thatkraft und Umsicht der Offiziere aller Grade, daß die Truppen in strenger Ordnung bleiben, die bestimmten Wege eingehalten werden und sich nicht zuletzt Alles in einen unentwirrbaren Haufen zusammenballt. Daß bei einem solchen nächtlichen Marsch nur zu viele Irrungen und Stockungen vorkommen, ist erklärlich, und wenn gar heftige Worte erschallen und ärgerliche Streitigkeiten entstehen, so muß man es entschuldigen. Gar bei Kreuzwegen, auf denen Regimenter verschiedener Waffengattungen auf einander stoßen und



Großherzog Friedrich von Baden. (S. 409.)

nothgedrungen das eine Regiment seinen Marsch aufhalten muß, bis das andere vorüber ist, fehlt es häufig nicht an Streitigkeiten, die glücklicherweise eben so schnell vorüberzugehen pflegen, wie sie entstanden sind. An solchen Szenen aller Art war die Nacht vom 17. auf den 18. August gar überreich, denn viele preußische Divisionen befanden sich auf dem Eilmarsch, um rechtzeitig die Stellung einzunehmen, welche ihnen nach dem Plan des Generals von Moltke für die zweite große Schlacht auf diesen Feldern hier bestimmt war.

Ein so kühner Reiter der Dragonerlieutenant auch war und so sehr solche waghalsige Ritte seinem ganzen Wesen entsprachen, so athmete er doch erleichtert auf, als er endlich nach manchen Fährnissen in Barrières einreiten konnte, wo der Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier jetzt aufgeschlagen hatte. Durfte er sich doch manchmal bei seinem Ritte nicht der Besorgniß entschlagen, ob es ihm bei allen vielen Hindernissen auch wirklich glücklich gelingen würde, sein Ziel rechtzeitig zu erreichen und die wichtigen Depeschen, welche er bei sich trug, frühzeitig genug abzugeben. Jetzt war dieß glücklich geschehen, und mit frohem Herzen trabte er vor das Haus des Prinzen, übergab sein Roß einer der Ordonnanzen zum Halten und beeilte sich, seine Briefschaften an einen Adjutanten abzugeben.

Obgleich mitten in der Nacht, herrschte auch hier im Hauptquartier des Prinzen die größte Geschäftigkeit. In mehreren Zimmern arbeiteten Generalstabsoffiziere mit unablässigem Eifer und überall wimmelte es von Adjutanten und Ordonnanzoffizieren, die Meldungen brachten oder Befehle empfingen. Auch auf den Straßen von Barrières herrschte eine rege Geschäftigkeit. Die Hufschläge eiligst dahingaloppirender Rosse waren gar häufig vernehmbar, lange Wagenzüge, vielfach mit Munition beladen, fuhren hin und her, und das eigenthümliche, weithin schallende Geräusch, welches marschirende Regimenter machen, ertönte öfters. Man merkte an Allem und Jedem, daß ein mächtiges Heer sich jetzt in Bereitschaft setzte, um eine neue blutige Schlacht zu schlagen.

So sehr der Lieutenant mit Recht stets erfreut war, wenn er Gelegenheit fand, den Prinzen Friedrich Karl persönlich sprechen zu dürfen, so konnte er doch jetzt eine innere Freude nicht unterdrücken, als der Adjutant, dem er seine Depesche einhändigte, ihm kurz mittheilte, der Prinz habe sich soeben auf sein Feldbett niedergelegt, um einen kurzen Schlaf zu thun, und er sei daher entlassen. War er doch selbst so müde, daß er sich trotz seiner Jugendkraft kaum noch auf den Füßen halten konnte, denn die letzten drei Tage hatte er fast beständig im Sattel gesessen und nur kurze Ruhezeit war ihm vergönnt gewesen. Glücklicherweise fand er nach der Abfertigung beim Prinzen bald seine Schwadron, die in eines der äußersten Gehöfte des Orts einquartiert war. Sein Bursche übernahm das edle Roß zur sorgsamsten Pflege, die es wahrlich verdiente, denn es hatte in letzter Zeit ganz ungemeine Leistungen gethan, und ohne Weiteres warf der Offizier sich in die erste beste Ecke des Stalles und war in wenigen Augenblicken in den festesten Schlaf versunken; durfte er doch nicht erwarten, sich längere Zeit der Ruhe hingeben zu können, denn nur zu wahrscheinlich erforderte der schon beginnende Tag auf's Neue die größten Anstrengungen von ihm.

Patrouillen und Straßenwachen in Konstantinopel.

(Bild S. 401.)

Das buntfarbige Straßenleben Konstantinopels hat in der letzten Zeit ein neues Element erhalten, das ihm sonst fremd war, das militärische. Es durchzogen zahlreiche und starke Militärpatrouillen die Straßen und an den Kreuzungen großer Verkehrsadern, auf Plätzen, vor Regierungsgebäuden befanden sich Sicherheitswachen. Diese Maßnahmen waren bei der sehr erregten Stimmung der türkischen Bevölkerung auch nöthig. Es herrschte ein sehr unheimlicher Geist in der Hauptstadt des Türkenreiches. Es gährte in allen Volkskreisen, die Parteien der Softas, der geistlichen Seminaristen, gingen mit dem niedern Volk zusammen, das Militär murrte, weil es keine Löhnung bekam, die Beamten waren durch die schlechte Finanzwirthschaft der Regierung seit Monaten schon nicht besoldet worden und konnten sich vor Schulden nicht blicken lassen, die große Partei der Gebildeten war durch des klugen Midhat's Absetzung in die größte Unruhe versetzt. Die Christen fürchteten Gewaltthaten durch den fanatisirten Pöbel und so glich Konstantinopel einem Vulkan, in dessen Innern die Lava gährend kochte, vor dessen Ausbruch man keine Minute sicher war. Die Ueberschwemmung der großen Stadt durch Soldaten aus der Provinz hielt eine allgemeine Erhebung nieder.

Unsere Illustration zeigt eine Patrouille durch eine der Straßen am Hafen schreitend. Die Truppen gehören der türkischen Miliz an, die in ihrem rothen Fez, blauen Mantelröcken, weißen Kamaschen Aehnlichkeit mit dem französischen Militär haben. Jetzt, wo die Würfel gefallen und das blutige Kampfspiel wieder beginnt, wird es sich zeigen, ob das türkische Militär seinen altbewährten Ruf der Tüchtigkeit einem so mächtigen Feinde wie Rußland gegenüber behaupten kann.

Aus dem Silberlande Nevada.

(Bilder S. 404 und 408.)

Wir gaben in unserem vorigen Heft eine Schilderung der Postfahrt nach der Hauptstadt der Silberminendistrikte Nevadas an der Pacificbahn. Heute sind wir im Stande, unseren Lesern auch die Silbergräber bei ihrer Arbeit in dem Schacht zu zeigen.

Anders als bei den Goldsuchern wird die Gewinnung des Silbers bergmännisch betrieben, weil das Silber nur in seltenen Fällen rein und gediegen sich findet. Um das Erz zu erlangen, werden Schachte gegraben und Stollen gebaut. In solch' einem Stollen sehen wir hier das Silbererz aus dem Felsen heraushauen; an Ort und Stelle wird es zerkleinert und dann durch die Schachte heraufgewunden. Die Silbergräber sind nicht ganz so abenteuerliche, wilde, verwegene Gesellen wie die Goldgräber. Es sind Arbeiter für allerdings hohen Tagelohn bei irgend einem Minenbesitzer oder einer Aktiengesellschaft. Das silberhaltige Erz wird gemahlen, von Schwefel und anderen Verunreinigungen befreit und dann vermittelst Quecksilber herausgezogen. Diese Operationen erfordern Maschinen und recht bedeutende Fabrikanlagen, die denn auch im Nevadagebiet sich vorfinden.

Im Anschluß an das Bild in Heft 15, welches eines der größten Hotels in der Hauptstadt Kaliforniens, in San Franzisko, wo alle Schätze, überhaupt das ganze Leben der Gold- und Silberdistrikte seinen Mittelpunkt findet, zu dem es hinstrebt, vorführte, möchten wir jetzt auch unsere Leser einen Blick in eine der interessantesten Straßen der merkwürdigen Stadt, in die Montgomerystraße, werfen lassen. Diese Straße ist so prunkvoll, reich, rauschend, daß man sich nach Paris versetzt glauben könnte, wenn nicht plötzlich eine Lücke in der Häuserreihe, wo ein elendes Bretterhaus, ein Fachwerkgebäude, steht, uns stutzig machte und die Bevölkerung so außerordentlich gemischt wäre. Der Maulthierkarren fährt hier neben dem englischen Brougham und der mit seinem Handwerkszeug beladene Mineur nimmt seine Erfrischung ein vor demselben Café neben dem stutzerhaft fein gekleideten Bankier; der pariser Haarkräusler frisirt in seinem Laden Neger und der Chinese schreitet eiligst mit seinem Korbe weißer Wäsche beladen neben dem Methodistenprediger. Das gibt den Straßen in San Franzisko die eigenartige Physiognomie.

…Testament der ersten Frau.

Erzählung
von
E. Westhoff.

(Fortsetzung.)

…loser Stimme fügte sie hinzu:
…n eine moderne Ehe führen, unsere Ansichten
…herweise überein!"
… denn aber nicht ein, daß Sie einem erbar-
… Loos entgegengehen, daß Ihr Leben einsam
…in wird, Ihr Mund stumm und Ihr Herz
…ß; kann das Ihr Leben ausfüllen? Wollen
… und Glanz — ich lege Ihnen denselben zu
… überlegen Sie diesen Schritt noch reiflich,
…ie darum — um Ihrer selbst willen. Es ist
… dabei, Sie wollen sich opfern, vielleicht für
…dee, — es sähe diesem glühenden Geist ähn-
…uch der höchsten Anspannung folgt die Re-
…idealste Rausch weicht der Ernüchterung!"
… bei den leidenschaftlichen Worten des jungen
… Lehnstuhl zurückgesunken, ihre Hände be-
…n, leises Schluchzen drang aus der gepreß-
…helle Tropfen rannen zwischen den weißen
…ch. Wohl fühlte sie die Wahrheit seiner
…h die feste Ueberzeugung, daß sie auf dem
… nicht wanken dürfe.
…, mein Gott, Sie weinen," rief bestürzt der
…, ich hatte nur zu sehr Recht, Sie sind un-

…ob Regina die feuchten Augen und mit
… Versuch zu lächeln entgegnete sie:
…or, Sie beklagen mich und sind doch selbst
… Die Entsagung ist unser Loos und wir
…rren unser Schicksal tragen, was ich mir
…rneres dunkles Leben mitnehmen will, ist
…ft, Hektor; wollen Sie mir dieselbe be-

…" lachte Hektor bitter, „von der Liebe, der
… glühenden Wunsche nach Besitz zur kühlen
…rzugehen, dünkt Ihnen nur ein Schritt;
…ite vermag ich es noch nicht; ich reise, — ich
…n zurückkehren, und erst wenn Zeit und
…r die Ruhe des Herzens so weit wieder-
… ertragen kann, Sie an der Seite eines
… dann kehre ich zurück, dann will ich Ihr
…ina! — Bis dahin leben Sie wohl! —
…ie vergessen!"
… tief bewegt über das gesenkte Antlitz des
…s und drückte einen leisen Kuß auf ihr

…genblicklichen Regung folgend, schlang plötz-
…Arme um den Nacken des jungen Mannes,
…chluchzen ausbrechend, rief sie ganz hal-

…or, wie elend und verlassen fühle ich mich!
… gedenke meiner immer wie einer treuen

… ruhten ihre Lippen einen kurzen Augen-
…igen, dann riß sie sich los und eilte aus

…o Hektor einige Minuten fassungslos. Der
… jungen Mädchens hatte die ganze Gewalt
… zu lodernden Flammen angefacht, in un-
… fühlte er sein Herz erbeben, und kaum
…htig verließ er das Haus.
… trennte ihn von der Seeküste, und mit
…iff, das den Hafen verließ, kehrte er wieder
…k. — —
…us in M. war fast überfüllt, genau wie
… Eberhard Wellenheim sollte, wie vor fünf
…e Melitta, nun sein zweites Weib, die
… der Verstorbenen, aus M. heimführen.
…eit des Testaments, welches in Aller Mund
…pannung der Schaulustigen auf das Höchste
…ine junge Frau, welche ihren Gatten liebte,
… konnte, um ihn zu einer zweiten Ehe zu
…n unbegreiflich, und die sonderbarsten Ge-
… Mund zu Mund. Man flüsterte sich zu,
…rch Verlegenheiten mannigfacher Art ge-
…theil in seine Hände zu bekommen, welches
…melschreiender Ungerechtigkeit der Freundin
…ben seine Hand angeboten habe, daß er sie
…aß er vermieden habe, ihre Bekanntschaft
… ihre Persönlichkeit ihm vollständig gleich-
… ihm erst am Altare gegenübertreten werde,
…s auffallend und eigenthümlich, daß das
… hoch begabte Mädchen, deren Selbstge-
… sich entschlossen hatte, eine Ehe einzugehen,
…samen Bedingungen geschlossen, unglücklich

… Redern hatte trotz ihrer Frömmigkeit diesen
… Zusätze beigefügt, welche die skandalsüchtige
…ster Freude aufnahm und mit anerkennens-
…rbreitete. Fräulein Redern wollte bemerkt
…Herz der jungen Braut nur für ihre verstorbene Freundin warm geschlagen, aber sonst kalt, ehrgeizig, gefühllos und haßerfüllt sei, daß sie, um die theure Todte, welche der Gatte gemißhandelt, zu rächen, ihre Hand dem Wittwer reichen wolle, mit glühendem Haß und Widerwillen im Herzen, um dem künftigen Gatten eine Geißel zu sein.

Während es im Gotteshause so lebhaft und aufgeregt durcheinander flüsterte, saß Eberhard Wellenheim in einem Zimmer des Hotels und beschäftigte sich angelegentlich mit dem Zuknöpfen seiner untadelhaft weißen Handschuhe. Der Kommerzienrath ging auf und ab; er trug den Hut schon in der Hand und warf ungeduldige Blicke nach seinem Sohn hinüber, der ununterbrochen seine ganze Aufmerksamkeit den Handschuhen zuwendete.

„Du bist ein originelles Exemplar eines Bräutigams, Eberhard," brach er endlich das Schweigen, „einige Minuten vor dem wichtigsten Akte Deines Lebens kannst Du Dich mit unnöthigen Bagatellen beschäftigen, ich glaube, Deine Gedanken wandern — Gott weiß wo — herum!"

„Du hast nicht ganz Unrecht, Papa," entgegnete Eberhard und erhob seine dunklen Augen mit ernstem Ausdruck, „meine Gedanken weilten weit von hier; sie zauberten mir ein entzückendes, ein begehrenswerthes Bild vor meine Sinne; an mein künftiges Weib brauche ich mein Herz und Denken nicht zu verschwenden, sie beansprucht keines von beiden, sehr nach meinem Wunsche! — Wir werden nur eine formelle Ehe führen, — die Aufmerksamkeit, welche Madame Wellenheim von ihrem Gemahl zu fordern berechtigt ist, werde ich ihr zu Theil werden lassen, Alles, was darüber hinausgeht, gehört nicht in unsern Kontrakt!"

„Ich wundere mich nur, daß Du Dir derartige Bestimmungen vorschreiben ließest von einem Mädchen, — das ist ganz gegen Deine Theorie über die Erziehung der Frau in der Ehe, — ich fürchte, diese Regina ist Deinen Prinzipien entwachsen!"

Eberhard machte eine stolze, abwehrende Bewegung.

„Vergiß nicht, Papa, daß ich es war, welcher dieser Regina den Vorschlag zu der formellen Heirath zwischen uns machte; sie ging darauf ein, — daß sie es that, stimmt ganz und gar zu meinen Wünschen! — Die gegenseitige Unbekanntschaft mit einander erleichterte die Unterhandlungen ungemein!"

„Du mußt ihr weibliches Gefühl schwer beleidigt haben, als Du ihr diesen Vorschlag machtest; keine Frau verzeiht das, eine Jede will um ihrer selbst willen begehrt sein, wäre es nicht politischer gewesen, erst den Versuch zu machen, ihr persönlich näher zu treten?"

„Bah, Papa, Du nimmst zu viel Rücksicht; wenn sie sich verletzt gefühlt hätte, wie Du annimmst, konnte sie mich ja ausschlagen, — ich kenne die Frauen besser, — übrigens erinnere ich mich dunkel der eifrigen Freundin von meinem ersten Hochzeitstage her. Ihre scharfe Stimme ist mir im Gedächtniß geblieben. Madame Wellenheim die Zweite wird unschön und eckig sein!"

Der Kommerzienrath seufzte und sah nach der Uhr.

„Es ist Zeit," sagte er, „fahren wir!"

Der Wagen brachte Vater und Sohn zur Kirche; das Geflüster und Gemurmel verstummte einen Augenblick, bereitwillig wurde Beiden Platz gemacht; mit langsamem Schritt, der nicht durch die geringste Erregung beschleunigt wurde, ging Eberhard am Arme des Vaters durch die ganze Länge des Gotteshauses, bis er auf der linken Seite des Altars stehen blieb. Ein Zug spöttischer Verachtung umspielte seine Lippen, als er die Umstehenden kühl und scharf musterte.

Eine plötzliche Bewegung in der Menge ließ ihn aufsehen. An seiner Seite stand die erwartete Braut. Fräulein Redern, welcher, in grauer, schwerer Seidenrobe, das ehrenvolle Amt zugefallen war, die bräutliche Waise heut an Mutterstelle dem künftigen Gatten zuzuführen, berührte leise Eberhard's Arm und legte Regina's Hand in die seine.

Der junge Mann hob die Augen, aber so gleichgültig er gewesen, so plötzlich veränderten sich seine Züge; von einer ganz unerwarteten Ueberraschung gingen sie zu flammender Erregung über, seine Hand zitterte, als er die feinen Finger des jungen Mädchens fühlte, und er versuchte sie in sanftem Drucke festzuhalten, aber kalt und stolz zog die Braut die Hand zurück.

Wie gebannt hingen seine Blicke an ihr, und wie im Traum vernahm er die Worte des Priesters, der im Namen Gottes ihre Geschicke an einander knüpfte, für das Leben und den Tod. Er war sich erst der Gegenwart bewußt, als er das feste „Ja!" des jungen Mädchens vernahm! Wie eiskalt war dieses Wort, welches sie auf ewig an ihn band, gesprochen!

Ihn fröstelte! Tolle, wilde Gedanken wirbelten in seinem Kopf und drohten ihm die Stirn zu sprengen.

Die Ceremonie war vorüber; wie durch einen Nebel sah er die Gestalten seiner Freunde sich um ihn drängen, hörte er wie aus weiter Ferne ihre Glückwünsche. Die junge Frau aber war zu seinem Vater getreten und hatte ihm mit bezauberndem Lächeln ihre kleine Hand gereicht. Er sah die tiefe Bewegung seines Vaters und wie er mit zuckender Lippe heiße Segenswünsche der neugewonnenen Schwiegertochter zuflüsterte; in seinem Herzen brannte und glühte es, er trat auf Regina zu, aber ehe er noch ein Wort an sie richten konnte, ersuchte sie ihn mit kalter Höflichkeit, sie an den Wagen zu führen. Stumm reichte er ihr seinen Arm und führte sie an ihren Wagen, der wartend an der Kirchthür stand.

„Nach dem Programm," sagte sie ruhig, „reisen wir sofort in die Residenz. Sie schenken mir wohl noch eine Viertelstunde, um meine Toilette zu wechseln; ich werde Sie nicht lange aufhalten!"

Stolz und kalt verbeugte sie sich; ein Diener öffnete den Schlag und, gefolgt von Fräulein Redern, fuhr sie in ihre bisherige Wohnung zurück. — Als nach kurzer Zeit Eberhard kam, sie abzuholen, trat sie ihm bereits im Reisekleid entgegen, er hob sie stumm in den Wagen, die Pferde brachten sie zur Station.

Stumm saßen die Neuvermählten neben einander, und auch im Coupé wollte kein Gespräch in Gang kommen. Eberhard versuchte mehrere Male, Regina anzureden, da ihre Antworten aber immer kurz abweisend und kalt waren, gab er die nutzlosen Versuche auf und begnügte sich, das schöne, aber unbewegte Antlitz seines Weibes unverwandt anzusehen. O, wie wohl war ihm dieses Antlitz bekannt! Wie kannte er jede Linie, jeden Zug dieses wunderbaren Gesichts! Der Klang ihrer reinen, etwas tiefen Stimme tönte noch in seinem Ohre.

Ja, er sah sie an den Wasserfällen des Gießbachs; die sprühenden Tropfen hatten einen Silberschleier um ihre Gestalt gewoben, die Sonnenstrahlen malten goldene Lichter auf dem üppigen Haar und hüllten den edlen, stolzen Kopf in einen Glorienschein. Aber plötzlich tauchte eine zweite Gestalt vor seinem Geist auf; neben der schönen Gestalt des Mädchens erschien der dunkle Kopf eines jungen Mannes, schön wie eine antike Statue, mit behütender Zärtlichkeit auf sie herabblickend. — Sollte er Rechenschaft fordern von ihr? War sie ihm nicht eine Erklärung schuldig? Sie mußte ihm dieselbe geben.

Sie waren angekommen. Die ganze Wohnung war erleuchtet; duftende Gewächse, immergrüne Palmen schmückten die große Halle, welche nach der Treppe führte. Er führte sie die Treppe hinauf. Sie traten in einen großen, eleganten Salon.

Vollständig ruhig und unbefangen sah sich Regina in dem luxuriös eingerichteten Raum um.

„Dieß ist der Empfangssalon?" fragte sie gleichgültig.

„Er war es bis jetzt," entgegnete Eberhard, — „indessen —"

„O, bitte," fiel Regina kühl abwehrend ein, „ich bin vollständig überzeugt, daß Alles auf's Beste eingerichtet ist, ich wünsche keine Aenderung! Und hier nebenan?"

Eberhard führte sie in ein daranstoßendes achteckiges Gemach, welches sein Licht von oben empfing.

„Dieß der Eßsaal," sagte er, „rechts die Thür führt in meine Zimmer, links ist der Eingang in die Ihrigen. Darf ich Ihnen mein Empfangszimmer zeigen?"

Regina hatte Hut und Mantel abgelegt; Eberhard wollte ihr behülflich sein, sie trat aber schnell einen Schritt zurück, als fürchte sie seine Annäherung, und übergab die Sachen einem herbeieilenden Diener. Ein einfaches dunkles Seidenkleid, von welchem sich ihre hellen Locken leuchtend abhoben, zeigte ihre schönen Formen.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick verweilen?" fragte Eberhard, als sie in ein kleines Rauchzimmer eingetreten waren, „das Kaminfeuer ist einladend und traulich."

Er schob einen niedrigen Sessel heran, die junge Frau nahm Platz, er selbst aber lehnte sich in tiefer Bewegung an den Sims.

„Regina, wir sind uns nicht fremd," begann er mit erregter Stimme, „ich sah Sie bereits in den Waldthälern der Schweiz, und auch ich muß Ihnen nicht fremd sein; gedenken Sie noch jenes Tages, als Sie an den Fällen des Gießbachs sich den Arm verletzten und ich Ihnen meine Hülfe anbot, die Sie so schroff zurückwiesen?"

Eine flüchtige Röthe zuckte über ihre Wangen, sie bezwang sich aber und entgegnete mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

„Es muß ein sehr unbedeutender Unfall gewesen sein, ich kann mich nicht darauf besinnen!"

Eberhard biß sich auf die Lippen.

„Nun wohl," rief er heftig, „aber ich habe jene Begegnung nicht vergessen, ich habe das Bild jener stolzen jungen Dame, die mir feindselig wie eine zürnende Königin —"

„Herr Wellenheim, Ihre Phantasie ist im Begriff, Ihnen einen bösen Streich zu spielen, vergessen Sie unsern Kontrakt nicht!"

Sie sagte es ruhig, mit einem Anflug von Spott.

„Sie sind jetzt mein Weib!" rief er erregt.

„Allerdings! Vor der Welt! Und ich werde der Welt gegenüber stets gewissenhaft die Pflichten erfüllen, die Sie von Ihrer Gemahlin erwarten, aber wenn wir allein sind, dann kann die Maske fallen; warum sollten wir uns den Zwang anthun?"

„Regina, wollen Sie immer bei dem fremden, unnatürlichen ‚Sie' bleiben?" fragte Eberhard weich.

„Warum nicht?" fragte sie lächelnd, „das ‚Du' paßt nur für Eheleute, welche sich lieben, und wir lieben uns nicht!"

„Und dennoch —" fiel Eberhard ein, „dennoch —"

Regina erhob sich; stolz und hoch aufgerichtet stand sie vor ihm, ihre Augen blickten ihn drohend an.

„Und dennoch?" fragte sie. „Sie scheinen zu vergessen," fuhr sie mit schneidender Kälte langsam fort, „daß es nach dem zwischen uns festgesetzten, von Ihnen so meisterhaft entworfenen Uebereinkommen für mich beleidigend ist, wenn Sie die Grenze desselben zu überschreiten suchen! Um einer mündlichen Auseinandersetzung vorzubeugen, bahnte ich die schriftliche an, — bestehen Sie dennoch auf einer mündlichen?"

„Ja, ich bestehe darauf!“ rief Eberhard mit Nachdruck; er fühlte sich durch Regina's schroffes Auftreten verletzt. „Ich machte Ihnen meine Vorschläge, weil ich Sie nicht kannte; ich wußte nicht, daß ich Sie schon gesehen, ich hätte nimmer dieses unselige Papier unterschrieben!“

„Und was ändert das an der Sachlage? Sie hielten es nicht der Mühe werth, meine persönliche Bekanntschaft zu suchen; daß mich der Zufall einmal in Ihre Nähe geführt, ist für uns gleichgültig! Sie haben mir Ihre Bedingungen gestellt, nicht meiner Person wegen, für die Sie kein Interesse haben, sondern nur um das Vermögen, welches Melitta mir vermachte, auf die bequemste Weise in die Hände zu bekommen; ich habe Ihre Bedingungen angenommen, weil ich wünsche, daß Sie durch mich nicht um das Ihnen nach meinem Gewissen rechtmäßig zukommende Vermögen betrogen werden, und es wäre verloren, hätte ich Ihre Hand ausgeschlagen! — Warum sollen wir uns diese Wahrheit nicht eingestehen, warum nicht ehrlich gegen einander sein, wenn wir allein sind! Ist es nicht genug der Maske und der Lüge vor Anderen?“

„Ich muß den schweren Vorwurf schweigend hinnehmen, daß nur eigennützige Motive mich zu unserer Verbindung trieben,“ entgegnete Eberhard düster, „denn ich habe in unbegreiflichem Leichtsinn versäumt, ein Verständniß mit Ihnen anzubahnen; vielleicht gelingt es mir aber, Sie zu überzeugen, daß ich nicht der herzlose Egoist bin, für den Sie mich halten, sollte Ihnen denn ein wärmeres Gefühl ganz unmöglich sein, schon um Melitta's willen?“

„Recht zur Unzeit rufen Sie mir Melitta in's Gedächtniß zurück,“ sagte sie heftig und ihre Augen flammten, „Melitta's Andenken ruft ein wildes Gefühl in meiner Brust wach, das des Hasses für Sie, der Sie das sanfte junge Weib Ihrem Egoismus opferten! Melitta litt unter Ihrer Lieblosigkeit, sie klagte nie, aber sie starb; ich aber habe hassen gelernt, hassen, als ich ihre bleichen Wangen und die schmerzzuckenden Lippen sah, — hassen, wenn ich in die thränenumflorten Augen blickte, — hassen, als sie Worte der hingebendsten Liebe, der rührendsten Treue für einen Unwürdigen verschwendete! Und dieser Haß ist das wahre Vermächtniß, welches mir Melitta hinterlassen, das ist die Erbschaft, welche ich übernommen habe — ich hasse Sie um der Todten willen!“

„Regina, Sie vergessen sich!“ rief Eberhard außer sich, „Sie wissen nicht, was Sie sprechen!“

„Wohl,“ entgegnete das junge, leidenschaftliche Weib und dämpfte ihre Stimme, „es thut mir leid, daß ich mich von meinem Gefühle so weit hinreißen ließ, aber Offenheit war dennoch nöthig, um unsere beiderseitige Stellung festzustellen, es geschah einmal für immer — wir wissen, was wir einander sein können!“

Sie wandte sich und ging.

Eberhard sank wie gebrochen in den Sessel und legte den schmerzenden Kopf in beide Hände.

*

Am andern Morgen kam Fräulein Redern mit unzähligen Koffern, Kisten und Schachteln; sie etablirte sich mit vielem Geräusch in dem für sie bestimmten Zimmer; Regina hatte ihre Anwesenheit für wünschenswerth gehalten, und Eberhard war diesem Wunsche, als etwas ihm völlig Gleichgültigem, sofort nachgekommen. Fräulein Redern war glücklich, nach der Hauptstadt übergesiedelt zu sein; wo hätte sie bessere Gelegenheit gefunden, ihre Frömmigkeit leuchten zu lassen, und sie war nicht gewillt, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen.

Sechs Wochen waren für das junge Paar verflossen; sie sahen sich fast nur bei Tische, wo Fräulein Redern zugegen war und jedes Wort auffing, was gesprochen wurde. Sie wagte es einigemal, Regina Vorwürfe zu machen, sie nannte ihre Ehe eine sündhafte, eine Strafe Gottes für ihren Hochmuth, sie ermahnte sie zur Demuth, zum fleißigen Gebet; als aber Regina ihr einmal eine sehr scharf abweisende Antwort gegeben hatte, war ihr die Lust zu ferneren Vorwürfen vergangen, sie begnügte sich, zu seufzen und Sprüche vor sich hin zu murmeln, die ihre Ergebenheit darthun sollten, als gläubige Christin gezwungen zu sein, einem Gott nicht gefälligen Leben zuzuschauen.

Die Welt, das heißt die elegante Welt der Hauptstadt, welche von dem seltsamen Testamente, welches den jungen Wittwer zwang, einer unbekannten und ungeliebten Frau seine Hand zu reichen, wußte, wunderte sich nicht wenig über die Zurückgezogenheit der jungen Frau; man hatte gehofft, sie in den Zirkeln, wo Melitta früher eingeführt gewesen, zu finden, aber man irrte sich und überließ sich den tollsten Vermuthungen. Man flüsterte sich zu, daß die zweite Frau häßlich und widerwärtig, Andere wußten genau, daß sie alt und boshaft, noch Andere, daß sie mißgestaltet und lahm war, und Eberhard's Benehmen war ganz geeignet, solchen Gerüchten Vorschub zu leisten.

Er war mehr als je in den Kreisen zu finden, die er so lebhaft besuchte, als Melitta ihn langweilte. Aber er war dennoch wunderbar verändert. Wenn er eben noch der Tollste, der Uebermüthigste der tollen und übermüthigen Schaar gewesen war, wurde er plötzlich düster, einsylbig, schwermüthig, die letzten Töne seines wilden, abgerissenen Lachens zitterten noch durch die Luft, da ergriff er hastig seinen Hut und stürmte ohne Gruß aus der Gesellschaft, um stundenlang auf den einsamsten Spaziergängen zweck- und ziellos hin und her zu laufen, bis er mit überwachten Augen und schmerzendem Kopfe gegen Morgen sein Zimmer aufsuchte, um nach kurzem, unruhigem Schlummer das wilde Leben des vorigen Tages wieder zu beginnen.

Der alte Kommerzienrath schüttelte traurig seinen Kopf.

„Die Firma habe ich gerettet,“ murmelte er schmerzlich, „aber meinen Sohn verloren!“

Er suchte Eberhard zu überreden, Regina in Gesellschaften einzuführen, sein Haus zu einem Mittelpunkte der Geselligkeit zu machen, um sich selbst Gelegenheit zu verschaffen, seiner Frau, wenn auch nur anfangs in gleichgültiger Weise, näher zu treten, weil die Entfremdung unheilbar werden mußte, wenn die Gatten sich gegenseitig mit Geflissenheit mieden.

Eberhard glaubte nicht an dieses Mittel; er lachte wild und aufgeregt.

„Mein Stolz bäumt sich dagegen, Papa,“ rief er, „um ein Weib zu werben, das mir mit leidenschaftlicher Erbitterung ihren Haß und ihre Verachtung in's Gesicht schleudert!“

„Und dennoch, und vielleicht gerade darum liebst Du sie!“ entgegnete der Kommerzienrath ernst und traurig, indem er die Hand auf die Schulter seines Sohnes legte und ihm forschend in die unstet flackernden Augen sah.

„Sie konnte ihr Leben, ihre Jugend opfern, nur um die Genugthuung zu genießen, das meine vergiftet zu haben!“

„Erinnere Dich Deines Hochzeitstages, Eberhard, wie wegwerfend und nichtachtend war Dein Urtheil damals über sie! Sie ist ein seltener Charakter und versteht es, die sanfte Melitta zu rächen!“

Eberhard lächelte bitter.

„Ich werde sie hassen,“ murmelte er, „ich werde sie hassen!“

Aber endlich gab er doch nach. Er wollte eine große Gesellschaft bei sich sehen und sagte beim Mittagstisch zu Regina:

„Ich hoffe, daß es Ihren Neigungen nicht zu viel Zwang auflegt, wenn ich beabsichtige, eine große Abendgesellschaft zu geben, und Sie bitte, die Honneurs derselben als meine Frau zu machen?“

„Was zu meinen Pflichten gehört, werde ich stets bereit sein zu erfüllen,“ antwortete die junge Frau kühl.

„Ich wollte, Sie betrachteten das mehr wie ein Vergnügen und nicht als trockene Pflicht!“

„Sie können wohl kaum annehmen, daß eine Gesellschaft ganz fremder Menschen mich zu interessiren im Stande ist!“

„Es wäre allerdings mühevoll, irgend etwas herauszufinden, was Ihre kühle Gleichgültigkeit in's Schwanken bringen könnte,“ entgegnete Eberhard gereizt.

„Sie werden gut thun, sich niemals dieser Mühe zu unterziehen,“ spottete Regina.

*

Die eleganten Räume waren heute für die erwartete Gesellschaft geöffnet; die großen Fenster strömten ein Lichtmeer auf die Straße hinaus; die Treppe, mit blühenden Gewächsen geschmückt, bot einen feenhaften Anblick; der große Saal strahlte im Licht.

Eberhard schritt prüfend durch die Räume; hier rückte er an einem Fauteuil, dort gab er dem ihm folgenden Diener noch einen leisen Befehl, aber mit dem Eindruck des Ganzen zufrieden, kehrte er in den kleinen achteckigen Salon zurück und setzte sich so, daß er Regina's Thür im Auge behielt.

Langsam öffnete sich hinter ihm eine Thür; er hörte das Rauschen eines Frauengewandes, aber es war nicht der feste und doch so elastische Gang Regina's; wie gut kannte er ihren Schritt; er wandte sich nicht um, Fräulein Redern rauschte bewundernd an ihm vorüber.

Sie trug ein Kleid von meergrüner Seide, welches ihre Schultern unbedeckt ließ; sie fächelte ihren in reinstem Weiß und Roth leuchtenden Wangen mit affektirter Jugendlichkeit Kühlung zu; aber nicht ganz umsonst war heute die verführerisch sein sollende Toilette angelegt.

Der Diakonus Schmalland war in die Residenz versetzt worden, und Fräulein Redern hatte es einzurichten verstanden, daß er eine Einladung bekam. Sie wollte ihn mit eigenen Augen sehen lassen, was in ihre fromme Redeweise übersetzt lauten würde:

„Siehe her, ich stehe fest wie ein Fels und um mich herum tost die Brandung des Lebens, des wilden, ungezügelten Lebens, welches die Kinder der Welt führen; tausend Versuchungen umgeben mich, mit schmeichelnden Zungen locken sie mein jungfräuliches Herz, ich aber halte fest zu Dir, zu meinem Glauben!“

Jetzt betrat auch Regina den Saal. Wie sie so dastand im Glanze der leuchtenden, flimmernden Kerzen, sah sie wunderbar schön aus. Ein schwarzes Sammtkleid mit langer Schleppe umfloß ihre plastisch geformten Glieder und ließ ihren Nacken und die köstlichen Arme frei; wie flüssiges Gold überflutheten ihre üppigen Locken den edlen Nacken und fielen auf den schwarzen Sammt bis zum Gürtel hinab; kein Schmuck, kein Edelstein zierte Hals und Arme, sie verschmähte so kleinliche Mittel, um schön zu sein; sie bedurfte dessen nicht.

Eberhard sah ihre berückende Schönheit, und mit leidenschaftlicher Glut hefteten sich seine Augen auf das junge Weib, wenn er sich von ihr unbeobachtet glaubte.

„Sind Sie mit meinen Anordnungen zufrieden, Regina?“ fragte Eberhard, zu ihr herantretend.

„Wie sollte ich nicht?“ entgegnete sie, „Sie bekunden Meisterschaft in diesen Dingen!“

„Ich habe noch eine Bitte an Sie, welche den heutigen Abend betrifft,“ fuhr er düster fort, „ich möchte das ‚Du‘ zwischen uns für die wenigen Stunden, wo wir uns unter Fremden bewegen, einführen, Sie werden diese Rücksicht gerechtfertigt finden?“

„Da mein Ruf noch mehr leiden würde, als der Ihrige, wenn über unsere Ehe gespöttelt würde, so muß ich mich wohl fügen,“ sagte sie zögernd.

„Sie hatten nicht nöthig, mir so klar zu beweisen, daß Sie keine Rücksicht auf mich zu diesem Zugeständniß veranlaßt, ich werde Ihnen mit meiner Dankbarkeit nicht zur Last fallen!“

Er wandte sich verletzt ab, um die eben angekommenen Gäste zu empfangen und Regina vorzustellen.

Der Abend war schon vorgerückt; in einer Fensternische stand eine kleine Gruppe junger Männer lachend und plaudernd bei einander.

Eberhard trat auf sie zu.

„Wellenheim, wir sprachen soeben von Ihnen,“ rief ihm der Eine, ein hochmüthig aussehender junger Mann, zu, „wollen Sie wissen, was die öffentliche Meinung dieses Salons für ein Urtheil über Sie gefällt hat?“

„Ich glaube nicht, daß ich es heute herausforderte,“ entgegnete Eberhard.

„Ach, wie unschuldig er thut, man nennt Sie einen schlauen Fuchs!“

„Und warum das?“

„Weil Sie der Residenz, Ihren Freunden, aller Welt die größte Ueberraschung bereiteten, eine Ueberraschung, die so gelang, wie nie eine! Wer hätte ein so grandioses Talent zu Heimlichkeiten bei Ihnen gesucht!“

„Was meinen Sie eigentlich, Baron Hessen?“ fragte Eberhard unmuthig.

Nun aber stürmten Alle auf ihn ein.

„Ihre entzückende Frau meinen wir! Dieses Juwel seltenster Schönheit, welches Sie uns so lange vorenthielten! Die Beauté der Saison! Sie sind eifersüchtig, leugnen Sie nicht! Ein neuer Othello! Er verbirgt seine Frau sorgfältig vor Aller Augen! Er fürchtet für seinen kostbaren Schatz!“ so schwirrte es durcheinander, und während Eberhard Müh hatte, diese muthwilligen Neckereien zum Schweigen zu bringen, wußte Regina geschickt und mit richtigem Takte die Huldigungen, welche ihr von allen Seiten dargebracht wurden, auf anmuthige Weise zurückzuweisen; besonders Graf Wallbeck wich nicht von ihrer Seite, mit glühender Bewunderung folgten die Blicke des jungen Mannes jeder ihrer Bewegungen.

Eberhard sah es, denn auch er verlor Regina nie aus den Augen, und eine wilde Eifersucht drohte ihn zu ersticken; er glaubte sich verrathen und betrogen; er fing an, ihr Lächeln zu deuten, und litt unbeschreiblich.

Regina aber, welche ihrer Pflicht als Wirthin Allen gegenüber gerecht werden wollte, gewahrte plötzlich einen jungen Mann, der allein am Kamin stand und in das lebhafte Gewühl hineinstarrte, als gehöre er einer andern Welt an, als wäre nichts im Stande, seine Theilnahme zu wecken.

Regina ging auf denselben zu.

„Sie verschmähen jede Unterhaltung, mein Herr,“ fragte sie, „sind Sie fremd hier in diesem Kreise?“

Eine glühende Röthe überzog die Wangen des jungen Mannes.

„Ja,“ entgegnete er leise, „diese Kreise sind mir völlig fremd und müssen mir auch stets fremd bleiben!“

Eberhard trat schnell hinzu.

„Herr Gustav Roden,“ sagte er vorstellend, „Melitta's Musiklehrer!“

Regina verbeugte sich schweigend und wandte sich dem jungen Manne mit erhöhtem Interesse zu.

„Ist dieß die erste Abendgesellschaft, welcher Sie beiwohnen?“ fragte sie freundlich; „wohl nicht, da Sie meine verstorbene Freundin kannten?“

„Nein, gnädige Frau, Herr Wellenheim war schon früher so gütig, mich einzuladen, aber heute fühle ich doppelt den Kontrast mit mir und all' den glücklichen Menschen, fühle doppelt, wie mein Lebensweg ein gänzlich anderer ist. Allen hier blühen Rosen, für mich sind die Dornen!“

Eberhard war nur so weit zurückgetreten, daß er Regina beobachten konnte und ihm kein Wort ihrer Unterhaltung entging; sie fühlte seine Absicht und warf ihm einen stolzen Blick zu, einen Blick der Empörung, des Hasses; er aber wich demselben heute nicht, er erwiederte ihn finster und drohend.

Regina drehte ihm den Rücken zu und fuhr in der begonnenen Unterhaltung fort, ohne von ihrem Gatten die mindeste Notiz zu nehmen.

„Und warum gerade heute diese Bitterkeit?“

„Gnädige Frau, Sie sind gütig, aber in Ihrer Stellung können Sie kein Interesse für das Schicksal eines armen Unbekannten haben!“

„Sie sind stolz, Herr Roden, aber Sie irren sich, ich nehme Theil an dem Unglück jedes Menschen! — Sie sind unglücklich, ich sehe es, Sie leiden —“

„Und dennoch können Sie nicht begreifen, welches Leben ich führen muß; mein Leben ist Kampf und Arbeit, ein ewiges Ringen um das Dasein! Sie leben in Genuß, Pracht, Sorglosigkeit —“

„Halten Sie ein!“ rief Regina heftig, „glauben Sie denn, daß ich die Arbeit nicht ehre? Ich halte sie heilig! — Sie haben vielleicht eine alte Mutter, unerzogene Geschwister zu ernähren, vielleicht auch eine Braut, die Sie

en, für deren Besitz Sie Ihre ganze unge-
ıſetzen müſſen. Sie haben einen Beruf, einen
nden, aber vielleicht mühevollen; wer wird
ung und Ehrfurcht haben vor ſolch' ernſt-
.rbeit? Eine treue Erfüllung übernommener
iſt es ganz beſonders, was jedes Weib am
ıd ehrt, und der ſchönſte eleganteſte Mann
ten Weibe verächtlich, wenn er in läſſigem
Leben vergeudet!"
ſchnell und ſcharf geſprochen, ohne nach
erzuſehen, von welchem ſie wußte, daß er
nahe war, um jedes Wort, das ſie ge-
zu können; ſie fügte dann noch mit eigenem

n, Sie wiſſen wohl, wie treffend Goethe den
zt: ‚Was Du ererbt von Deinen Vätern
m es zu beſitzen! Was man nicht nützt, iſt eine
— Das ſelbſterworbene Stück Brod, welches
m Weibe reicht, müßte ihr werther ſein, als
chmuck, und müßte ſie feſter an ihn knüpfen,
e! — Sehen Sie, das iſt mein Glaubens-
Blicken Sie muthig in das Leben, ein ehr-
ndet immer ſeinen Lohn!"
eck trat zu ihr.
tem Geſpräch vertieft?" fragte er ſcherzend.
e, was ich ſoeben zu Herrn Roden ſagte?"
ch.
.e Gnädige!"
rum, ich hätte es Ihnen gegönnt!"

denen Zwi-
lgten dieſer
ft noch meh-
n ſie darauf
, die Gatten
zu bringen,
vollſtändig
berhard und
ſich noch ſo
erſten Tage
über.
lchen Geſell-
alte Kom-
en Sohn in
ıuf.
it Dir ſpre-
an. „So
veiter! Du
zu erkennen,
hatten Dei-
elbſt! Ich
haften und
zuſammen-
ah nicht! —
mit etwas
mußt reiſen!
Entfernung
euch wirken;
mpfehlungen
angeſehene
ſe ein Jahr
nachdem es

hörte düſter
zu; endlich
pf.
Dir, aber
ein anderes
will ich zu-
Nimm mich
toir und laß mich arbeiten. Arbeiten wie
Ich will das Geſchäft lernen, wie Du es
t Mühe und Beharrlichkeit!"
' ſchrie der Alte auf, „Gott ſegne Dich für
! Iſt es denn möglich? Iſt es Dein völli-
rf ich wirklich glauben, daß mir dieſe Freude
ı war? Mein einziger Sohn wird auch zu-
Firma, wie es immer mein ſehnlichſter Wunſch
ı' an mein Herz, mein Sohn!" und der Alte
rme aus und drückte den jungen Mann mit
an ſich.
Tag arbeitete Eberhard fleißig; er betrat
: des Morgens zugleich das Comptoir und
ım die Mittagsſtunde; Regina wußte nichts
ı Thätigkeit; ſie ſah ihn kommen und gehen,
mit welcher Beſchäftigung er ſeine Zeit aus-
ihn ja zu jenen eleganten Müſſiggängern, die
: Väter zehren und die ihr ſo tief verächtlich

r ganze Winter vorübergegangen; der Früh-
Regina zog mit Fräulein Redern in ein vor
egenes Landhaus. Sie wußte nicht, daß
Einrichtung deſſelben mit Sorgfalt geleitet
hinaus, während ihr Gatte in der Stadt zu-

s ſtill und einſam; hier waren die Tage ſo
atte ſo viel Zeit zum Nachdenken; der kleine
ld durchwandert, die Blumen ſchnell begoſſen,
erabſcheute Regina, Bücher wollten ſie nicht

befriedigen, ſo kam es, daß ſie nach einigen Wochen an einem ſchwülen Sommertag in ihren Koffern, die noch in ihrer Garderobe zum Theil unausgepackt ſtanden, herumkramte, als ihr ein Couvert mit einer Photographie in die Hände fiel; ſie fühlte, wie ſie erröthete, aber ſie betrachtete das Bild lange, ernſt und prüfend, dann ſah ſie ſich ſcheu um, ob auch Niemand ihr Thun beobachten könne, und verbarg das kleine Bild ſorgfältig bei ſich.

Der kleine Garten, welcher die Villa in geſchmackvoller Weiſe umgab, ſchloß im Hintergrunde mit einer verborgenen, von wildem Wein umrankten Laube ab, nach welcher Regina jetzt ihre Schritte lenkte. Dort konnte ſie ungehindert ihren Gedanken nachhängen, dort ſtörte ſie Niemand, denn die Ranken des wilden Weins hatten ſich ſo dicht in einander verflochten und ſogar den Eingang theilweiſe überwuchert, daß man kaum entdecken konnte, ob dieſer kleine heimliche Platz benutzt wurde oder nicht.

Regina hatte das Bildchen hervorgezogen. Sie drückte den Kopf in die flache Hand und verfiel in gedankenvolles Nachſinnen.

Plötzlich hörte ſie Schritte. Der Sand kniſterte. Sollte Fräulein Redern ſie ſchon wieder aufgeſpürt haben? Sie verbarg eiligſt das Bildchen.

Eine dunkle Geſtalt warf einen tiefen Schatten über den von Ranken verengten Eingang. Eberhard ſtand vor ihr.

Dunkle Glut färbte ihre Wangen; ſie ſtarrte ihn ſprachlos an.

„Bin ich Ihnen denn eine ſo widerwärtige Erſcheinung, Regina, daß mein unerwartetes Eindringen in Ihre Einſamkeit Sie ſo ſehr erſchrecken kann?" fragte der junge Mann mit Bitterkeit.

„Ueberraſcht hat mich Ihr Kommen allerdings," entgegnete die junge Frau mit wiedergewonnener Faſſung, „weil ich Sie eifrig beſchäftigt glaubte, die Freuden der Reſidenz auszukoſten!"

Eberhard zuckte unmerklich zuſammen.

„Ich bin gekommen, Sie zu fragen, ob Sie nicht ſchon in dieſer Einſamkeit Langeweile empfinden?"

„Sie ſind ſehr gütig," dankte Regina ironiſch.

„Aber Sie ſind es nicht!" entgegnete Eberhard bitter, „Sie ſetzen ſich einer geiſttödtenden Langeweile aus, nur um eine Zeitlang meiner Gegenwart überhoben zu werden. Ich will Ihnen auch jetzt nicht läſtig fallen, aber ich darf nicht zugeben, daß Sie wie eine Verbannte leben! Ich bin gekommen, Ihnen einen Vorſchlag zu machen!"

Regina ſah geſpannt auf.

Der junge Mann ſenkte einen Moment die Stirn und ſchwieg, dann aber heftete er ſeine dunklen Augen ruhig auf das ſchöne junge Weib und ſagte:

„Sie ſollen in die Reſidenz zurückkehren und nichts entbehren, — ich gehe auf Reiſen, vielleicht ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahr! Da meine Gegenwart Ihnen eine drückende Feſſel iſt, ſo will ich Sie von derſelben befreien!"

Er ſchwieg.

Regina machte eine abwehrende Bewegung. Sie befand ſich in heftiger Erregung.

Eberhard ſah ihre Bewegung.

„Sie billigen meinen Plan?" fragte er leiſe, mit eigenthümlich durchbebter Stimme.

Regina ſenkte den Kopf und ſchwieg.

„Sie antworten mir nicht?" fragte er dringender.

„Wann wollen Sie reiſen?" fragte Regina ſtatt aller Antwort.

„In einer Woche," entgegnete der junge Mann wieder ſchroff.

„So werden Sie erlauben, daß ich morgen in die Stadt zurückkehre; die Welt ſoll nicht ſagen, daß Sie getrennt von Ihrer Gattin leben; bis zu Ihrer Abreiſe bleibe ich bei Ihnen!"

„Und Sie wollen wirklich dem Geſpötte der Welt ein ſo ſchweres Opfer bringen?" fragte Eberhard mit höhnendem Lächeln, „überlegen Sie ſich den gewagten Schritt!"

Regina erhob ſich ſtolz.

„Vor der Welt bin ich Ihre Frau und vor der Welt werde ich nie die Rückſicht, welche ich Ihnen ſchulde, aus den Augen ſetzen!"

Es war ſo beklemmend ſchwül in der kleinen Laube, ihr Herz ſchlug zum Zerſpringen... daß ihr nicht ſchon vorher die ſchwere, heiße Luft aufgefallen war! Sie ſchritt an ihm vorüber aus der Laube und betrat den Gartenweg, aber die böſen Ranken, welche den Eingang ſchirmten, hatten ihre langen ſchmiegſamen Arme um die feine Geſtalt geſchlungen, als wollten ſie dieſelbe in ihrem Banne feſthalten, und ein ſchlanker grüner Zweig legte ſich über ihr Lockenhaar und hielt die goldig ſchimmernden Fäden mit den zackigen Blättern. So leicht es ihr bei den Ranken gelang, welche ſich um Schultern und Arme gelegt hatten, ſie loszumachen, ſo unmöglich ſchien es, ihre gefeſſelten Locken zu befreien.

Eberhard ſah ihre vergeblichen Anſtrengungen; es ſchien, als zaudere er, ihr zu Hülfe zu kommen, aber er trat doch zu ihr, wandte ſeine Augen ab von dem üppigen Haar, das unter ſeinen bebenden Fingern flutete, und befreite das junge Weib.

Ihre Wangen waren in dunklem Purpur erglüht.

„Ich begreife," ſagte ſie in ſeltſamer Erregung, die einen grellen Gegenſatz zu ihrer ſonſtigen gewohnten Ruhe bildete, „ich begreife, daß Sie ſich hinausſehnen, um das Verhältniß, welches Sie drückt, zu vergeſſen; Sie haben Zeit und können nach Belieben darüber verfügen; es iſt gleichgültig, an welchem Orte Sie dieſelbe hinbringen!"

Sie ſagte das Letztere mit augenſcheinlicher Bitterkeit.

„Ich bedaure, daß es eine Zeit gab, in der Sie Recht hatten, Regina; ich reiſe dießmal im Intereſſe unſerer Firma, es gilt eine Spekulation, die nur der Chef des Hauſes oder ſein Sohn perſönlich vertreten kann!"

„Sie ſind aber kein Kaufmann und haben ſich niemals um Handelsgeſchäfte gekümmert!" rief Regina ſpottend.

„Nein, Regina, Sie haben ſich niemals um mein Thun und Laſſen gekümmert, ſonſt würden Sie wiſſen, daß ich das letzte Jahr vom frühen Morgen bis zum Abend bei meinem Vater angeſtrengt gearbeitet habe und daß ich hoffe, dereinſt die alte ehrenwerthe Firma Wellenheim weiterzuführen!"

Das junge Weib hatte athemlos vor Staunen zugehört. Eberhard, der nichts als das Vergnügen kannte, hatte gearbeitet, angeſtrengt gearbeitet, er war kein gedankenloſer Müſſiggänger, wie ſie vorausgeſetzt; verſtohlen flogen ihre Blicke zu ihm hinüber; wie männlich er ausſah, wie ernſt, wie gedankenvoll die breite weiße Stirn unter den dunklen, leicht gelockten Haaren leuchtete; er ſah bleich, aber vollkommen ruhig aus.

„Da die Meinung der Welt für Sie maßgebend iſt, ſo darf ich Ihnen morgen wohl unſern Wagen ſchicken?" fragte Eberhard mit leichtem Spott und fügte noch ein „Leben Sie wohl, Regina!" hinzu, ehe er dem Ausgang ſich zuwandte.

Er verbeugte ſich leicht und ſchritt ſtolz und feſt den Gang hinab.

Regina ſah ihm nach.

Er hatte nicht einmal den Verſuch gewagt, wie doch früher immer, ihr beim Abſchiede die Hand zu reichen; ſie warf den ſtolzen Kopf in den Nacken und verſuchte ein übermüthiges Lächeln, es wollte aber dießmal den ſo ſonderbar zuckenden Lippen nicht recht gelingen.

(Schluß folgt.)



Montgomery-Straße in San Franzisko. (S. 405.)

Großherzog Friedrich von Baden.

(Porträt S. 405.)

Am 29. April dieses Jahres feierte der Großherzog Friedrich von Baden sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum, ein Ereigniß, das für Baden zu einem Festtag, für Deutschland ein freudiger Gedenktag wurde. Der Großherzog Friedrich gehört zu den vortrefflichsten deutschen Regenten, der seines hohen Herrscheramtes mit Weisheit, vorurtheilsfreiem, echt konstitutionellem Sinn und mit warmem Herzen für alles Gute und Edle waltet, und sein Baden in sehr vielen Beziehungen zu einem Musterstaat erhob. Wir halten es deßhalb für unsere Pflicht, den Lesern der „Illustrirten Welt" den Fürsten im Bilde heute vorzuführen, und wollen nur einige Daten über das Leben des Gefeierten, die wir, wie auch das Bild, der interessanten Festschrift von Fr. von Weech (Karlsruhe, Bielefeld) entnehmen, anfügen.

Friedrich von Baden ist am 9. September 1826 geboren, nahm 1848 an dem Feldzug in Schleswig unter General Wrangel Theil; am 21. Februar 1852 übernahm er die Leitung der Staatsgeschäfte als Vertreter des Großherzogs und im Jahr 1856 die großherzogliche Regierung. Am 20. September desselben Jahres vermählte er sich mit der Prinzessin Louise von Preußen, einer Tochter des jetzigen Kaisers. In diesem Ehebündnisse — so sagt die Festschrift — haben die Worte vollste Erfüllung gefunden, mit denen der Großherzog am 26. November 1855 bei der Eröffnung des Landtags seiner Verlobung erwähnte: „Diese Verbindung, die Mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch — das bin ich überzeugt — Meinem Volke zum Segen gereichen!" Seitdem sind zwanzig Jahre in's Land gegangen, während deren Großherzog Friedrich und Großherzogin Louise ihrem Volke voranleuchten mit dem schönsten Vorbilde des glücklichsten und reinsten Familienlebens. — Mit starker und kluger Hand schlichtete Großherzog Friedrich die kirchlichen Wirren, welche sein Land zu vernichten drohten, und es gibt kein Gebiet des Staatslebens, auf welchem während der Regierung des Großherzogs nicht Gutes wirkende Gesetze gegeben wurden. Sein Land blühte auf in Handel und Gewerbe, in Ackerbau und Kunst. Den lebhaftesten Antheil nahm es an der Umgestaltung Deutschlands und der Errichtung des neuen deutschen Reiches, und wie es zu den bestregierten deutschen Ländern gehört, so ist es auch unter den deutschen Staaten einer der Grundpfeiler, auf welchen die Neugestaltung Deutschlands ruht.



Brautgebet. Gemälde von W. Hoßbach.

Brautgebet.

Der Wald hat ihre Liebe entstehen sehen. In dem süßen, sanften, beruhigenden Dunkel der alten Bäume wanderte sie umher, ihrem so schweren Herzen Ruhe zu verschaffen, sich klar zu machen, was sie eigentlich bedrückte, und hier trat er ihr entgegen, ergriff ihre Hand, sah ihr in die Augen, und nun wußte sie, was ihr fehlte, und der Wald war Zeuge ihres ersten Kusses.

Jetzt war es wieder Sommer geworden und Emma betrat glückstrahlend die alte, trauliche Waldeinsamkeit als erklärte Braut ihres Ludwig, welcher der wichtige Tag der Hochzeit so nahe bevorstand. Es war ihr trotz allen Glückes doch etwas bänglich zu Muthe; sie sollte Vater und Mutter verlassen und ihm folgen in sein Haus, nach seiner Scholle, und dort gewissermaßen ein neues und ernstes Leben beginnen, denn das hatte sie an ihren Freundinnen, die sich verheirathet, erfahren. Die Ehe legt auch viele Pflichten auf, die sich sehr bedeutend unterscheiden von den rosigen Träumen des Mädchenstandes.

Zwar war er ja herzensgut, er liebte sie, sie liebte ihn — aber dennoch drängte es sie, zu beten vor dem alten, vertrauten Muttergottesbilde, das schon in ihrer Kindheit so lieblich, ernst und trostreich hineingeschaut, und während die Sonnenstrahlen durch das Blättermeer der Bäume ihr jungfräuliches Haupt umspielten, die Waldblumen ihre süßesten Düfte spendeten und die Bienen voll Sammellust summten inmitten dieses blühenden Lebens, flehte sie aus tiefster Seele zur Mutter Gottes, daß sie ihren Schutz ihr angedeihen lassen möge, sie bewahre vor Stolz und Hochmuth und das Herz ihres Zukünftigen in Liebe und Treue ihr stets erhalte, wie sie gelobte, lieben und ehren, gehorchen und für ihn arbeiten zu wollen als sein braves Weib.

Und es war, als ob die Waldvöglein nur darauf gewartet hätten, bis sie ihr Gebet vollendet, denn sobald das letzte Wörtlein ihren leise redenden Lippen entflohen, stimmten sie ihre Lieder an, so lebensfroh und hoffnungsfreudig, daß Emma ganz beglückt und zufrieden sich erhob und munter ihrer Heimat zusprang, wie wenn die Vögel ihr die Gewährung ihrer Bitte aus der Höhe des Himmels herabgesungen hätten.



Der orientalische Krieg.

Von einem höheren Offizier.

(Nachdruck verboten.)

m lebhaften Interesse und der großen Spannung, mit nsere Leser auf den Kriegsschauplatz blicken werden, ir einem allgemeinen Wunsch entgegenzukommen, wenn ie dieß in dem heutigen Heft schon geschieht — mit den t, die sich im Osten abspielen werden, Schritt haltend, iten durch eine klare, sachkundige Darstellung, welche das teste und Wichtigste, was die Tageszeitschriften berichten, faßt, und so in großen Zügen zugleich eine übersicht- ehende Geschichte dieses hochbedeutenden Krieges bildet. fortlaufende Kriegsschilderung haben wir einen erfahre- nann gewonnen und werden dieser Geschichte der Kriegs- erläuternd zur Seite stehen: Uebersichtskarten, wie in t die beiden großen des Kriegsschauplatzes, und ferner, Text anschließend, eine Fülle von Illustrationen, die auf die anschaulichste Weise mitten in das Kriegs- versetzen. Um unsere Leser nicht auf ihre Kriegs- varten zu lassen, werden wir von jetzt an alle vierzehn Heft der „Illustrirten Welt“ erscheinen lassen, wodurch rgang um zwei Hefte vermehrt wird. Die Zeit, welche g der Holzschnitte, Druck rc. beanspruchen, abgerechnet, unsere Kriegsdarstellung den Ereignissen unmittelbar

Die Redaktion.

I.

nge das russische Reich besteht, trachten seine Herrscher Besitze von Konstantinopel; denn die Geschichte läßt ik, den Gründer des Reichs, mit zweihundert Schiffen r herab durch's schwarze Meer vor die Hauptstadt des chen Kaiserthums segeln und merkwürdigerweise sind in allen späteren Zeiten nie so nahe daran gewesen, eck zu erreichen, als bei diesem ersten Versuche. Wäre n der bedrängten Stadt und ihrem Patriarchen nicht gekommen, so säßen die Russen schon seit tausend m Bosporus. Sie steigerten die Zahl ihrer Schiffe zu zweitausend, aber es gelang ihnen nie, von der e her festen Fuß auf der Hämushalbinsel zu fassen. Jahre später versuchten die russischen Heere den Land- sie kamen nur bis zur Donau: bei Silistria wurden en Feldherren der griechischen Kaiser auf's Haupt ge-

Die Absicht jedoch wurde nie aufgegeben und Iwan e suchte sich durch die Vermählung mit Sophia, der es byzantinischen Kaisers Emanuel, eine Anwartschaft griechischen Kaiserthron zu erwerben; er nahm das der Byzantiner, den zweiköpfigen Adler, als Reichs- n. Inzwischen war ein anderer Bewerber mit ebenso lacht und mehr Glück aufgetreten. Die Osmanen — ollen sie so wenig heißen, als die Israeliten Juden n über den Hellespont her in Europa eingedrungen n, wenn auch anfangs langsam, so doch stetig Boden n. Leichten Kaufs kamen auch sie nicht in den Besitz enen Horns, Ströme von Blut wurden um die herr- dt vergossen. Die schwersten Belagerungen, worunter sieben Jahren, vermochten sie anfangs nicht zu be- und erst ein Jahrhundert später, als der erste Os- rst auf europäischem Boden begraben worden war, s Mohammed II., an der Spitze eines riesigen Heeres nender Hand das letzte Bollwerk des griechischen Kaiser- niederzuwerfen. Mit dem Besitze von Konstantinopel n die Türken als blutige Erbschaft den unauslösch- aß und die ewige Feindschaft Rußlands.

: das osmanische Reich entwickelte eine bedeutende Lebens- d die Geschichte weiß davon zu erzählen, was es Un- Oesterreich und dem deutschen Reiche gekostet hat, die n die untere Donau zurückzudrängen, zitterte doch selbst eimal vor ihren siegreichen Waffen und entging mit Noth dem Schicksal Konstantinopels.

i im Besitze und Du bist im Recht“; jener Satz, den in Machthaber dieser Erde von Herzensgrund geleugnet n auch den Türken zugut, wenigstens dem außerrussischen gegenüber, das schon frühzeitig in den Bestrebungen ds eine dunkle Gefahr erblickt hatte.

bedeutender und besonders je kriegslustiger der Monarch r die Geschicke Rußlands lenkte, um so lebhafter waren e Versuche, gegen den Halbmond vorzudringen, und es kaum ein Jahrhundert, in dessen Geschichte nicht ein nige russisch-türkische Kriege verzeichnet wären. Alexis, III., Peter der Große, Katharina II. arbeiteten rastlos Lieblingsgedanken der russischen Politik, und wenn auch schichte unter dem Wechsel des Kriegsglücks langsam , so ist doch nicht zu verkennen, daß Rußland durch Ab- bald dieses, bald jenes Stückes des türkischen Gebietes g, aber stetig Boden gewonnen hat. Und wenn Beharrlichkeit in diesem wie in allen anderen menschlichen Dingen zum Ziele führt, warum sollte es undenkbar sein, daß dereinst das griechische Kreuz den Halbmond von den Moscheen Konstantinopels verdrängt. Die Russen waren zu verschiedenen Malen nahe daran, ihr Ziel zu erreichen; als sie im Jahre 1829 zu Adrianopel den Türken den Frieden diktirten, standen sie nur noch zehn Tagemärsche vom goldenen Horn entfernt. Man sagt gewöhnlich: das übrige Europa hat es bisher nicht geduldet und wird es auch in Zukunft nicht dulden, aber liegt nicht eben hierin eine Gefahr und ist es nicht schon oft genug dagewesen, daß wenn Zwei oder Drei oder auch Vier einander ein Ding nicht gönnen, dann ein Fünfter kommt, um es zu nehmen.

Das Volk hat wie der Mensch seine Jugend, sein Mannes- und sein Greisenalter, nur rechnet der Mensch nach Jahren und das Volk nach Jahrhunderten, ein Gedanke, der schon in dem Spruch des weisen Salomo: „Alles hat seine Zeit“, eingeschlossen ist; wir brauchen aber diesen Gemeinplatz bloß, um darauf aufmerksam zu machen, daß es amerikanische Staatsmänner gibt, die da sagen, Europa stehe mit alleiniger Ausnahme von Rußland bereits im Greisenalter, und die da behaupten, die Welt werde einst zwischen Amerika und Rußland getheilt sein. Wir trösten uns einstweilen mit dem Spruche jenes Andern, der gesagt hat: die Dinge kommen in der Welt immer ganz anders, als die klügsten Leute vorausgesagt haben, und da wir Alle, die wir im Lichte des Tages wandeln, jene Theilung der Welt in keinem Fall erleben, so wollen wir zunächst zuwarten, wie weit es dießmal die Russen mit ihrem Kriege gegen die hohe Pforte bringen.

Ernst genug ist die Sache und Rußland hat sich für den Waffengang gerüstet wie noch nie.

Auf zwei Kriegsschauplätzen, in Europa und in Asien, wird gekämpft und auf beiden haben die russischen Heere gleichzeitig mit der Kriegserklärung die Grenzen überschritten. Auf dem schwarzen Meer, welches diese Kriegsschauplätze trennt, wird der Seekrieg entbrennen, freilich nicht angriffsweise von russischer Seite, da in Folge des Krimmkriegs eine Flotte nicht vorhanden ist, die dazu dienen könnte, die getrennten Operationen in einem gewissen Sinne zu einem Ganzen zu verbinden. Wir werden den Gang der Kriegsereignisse verfolgen nach Maßgabe als die Nachrichten eintreffen; sie werden vom asiatischen Kriegsschauplatz der Natur der Sache nach viel spärlicher fließen, als vom europäischen, aber der letztere ist für uns auch der ungleich wichtigere.

Nach dem, was bis jetzt bekannt geworden ist, hat Rußland für die Operationen auf der Hämushalbinsel sechs Armeekorps bestimmt, deren oberste Leitung, wie es scheint, dem Großfürsten Nikolaus anvertraut ist. Die Kommandanten der Armeekorps sind die Generale Radetzki, Krüdener, Fürst Schachowskoi, Wannowsky, Fürst Barklay de Tolly und Fürst Woronzow. Jedes Armeekorps besteht aus zwei Infanteriedivisionen, einer Kavalleriedivision und 108 Geschützen, und wird in runder Summe auf 40,000 Kombattanten zu schätzen sein. Nicht eingerechnet sind hiebei die für den Kundschafts- und überhaupt leichten Dienst die russischen Armeen stets begleitenden Kosakenpulks, welche für den gegenwärtigen Krieg in möglichster Stärke aufgeboten worden sein sollen und wohl zu 15—20,000 Pferden zu veranschlagen sein werden.

Da die Türkei in den vier starken Plätzen Rustschuk, Silistria, Varna und Schumla ein sogenanntes Festungsviereck besitzt, das nicht umgangen werden kann, so stehen Belagerungen in sicherer Aussicht, für welche ein bedeutender Park von schweren Geschützen mit den erforderlichen Mannschaften dem Heere zu folgen hat. Rechnet man noch die Brückentrains, die Reservemunitionskolonnen, die für die Gesundheitspflege und die Naturalverpflegung von Mann und Roß erforderlichen Spital- und Proviantkolonnen hinzu, so dürfte die ganze für den europäischen Kriegsschauplatz in Bewegung gesetzte Heeresmasse wohl auf 280,000, vielleicht auch auf 300,000 Köpfe zu beziffern sein. Ob die Rumänen und Serben, wenn es glücklich geht, die russische Armee als Bundesgenossen verstärken werden, mag dahingestellt bleiben und wird vor Allem davon abhängen, ob der Zar dieß wünschen wird oder nicht. Dasselbe wird bei Griechenland der Fall sein. Die Montenegriner und Herzegowiner aber werden jedenfalls gegen die Osmanen fechten.

Die Türkei weiß, daß es sich um Sein oder Nichtsein handelt; sie wird, darin stimmen alle Nachrichten überein, die äußerste Kraftanstrengung machen, um in dem Kampf nicht zu unterliegen. Ihre Armee ist der russischen im Ganzen nicht ebenbürtig, sie wird auch numerisch möglicherweise in der Minderzahl sein, aber im Kriege sind gar manche Faktoren thätig, die sich nicht vorhersehen und also auch nicht bestimmen und berechnen lassen; davon gar nicht zu reden, auf welche Seite sich Frau Fortuna stellt, jenes unsichtbare Wesen, das im Schlachtendonner so gern ein Wort mitspricht.

Und wie, wenn im Laufe des Krieges in der türkischen Armee ein Feldherrngenie auftauchen sollte, dem kein gleiches entgegengesetzt werden könnte? Ein einziger Mann hat schon manchmal eine schwache Armee zur starken gemacht. Das sind Fragen, deren Antwort im Schooße der Zukunft ruht. Sofern die Zeitungsnachrichten zuverlässig sind, soll die in Bulgarien unter Abdul Kerim Pascha stehende Operationsarmee 180,000 Mann stark sein. Ist dieß richtig, so repräsentirt diese Zahl eine respektable Macht, denn über 180,000 Mann marschirt man nicht ohne Weiteres hinweg und die russische Armee erscheint für diesen Fall in ihrem Kriegsetat keinenfalls als zu hoch bemessen.

Die Verhältnisse, welche die Türken in der Vertheidigung ihres Territoriums wesentlich unterstützen und die Aufgabe der russischen Armee zu einer sehr schwierigen machen, bestehen vor Allem in der geographischen und topographischen Beschaffenheit des Landes, dann in der Verstärkung des Angriffsgebiets durch Festungen und endlich in der Kulturlosigkeit eben dieses Gebietes.

Das Land im Großen ist wie eine Festung anzusehen, den Graben bildet die Donau, den Wall das Balkangebirge: der Graben muß überbrückt, der Wall muß überstiegen werden, ehe man in's Innere gelangen kann.

Die Donau ist auf der in Betracht kommenden Strecke ein Strom, der nur an wenigen Stellen gesammelt zwischen zwei Ufern fließt und dann eine Breite von neunhundert bis tausend Schritten hat, deren Ueberbrückung mit Pontons schon an und für sich eine tüchtige Arbeit erfordert.

Diese Stellen ausgenommen, erscheint die Wassermasse des Stromes durch eine Unzahl von Inseln in viele Arme getheilt, so daß die Gesammtbreite häufig das Doppelte der oben genannten Dimensionen überschreitet. Die Inseln, dicht mit Schilf und Gestrüpp bewachsen, haben keinen hinreichend festen Grund für Kriegsfahrzeuge, die Ueberbrückung der Donau ist also hier unthunlich und bleibt auf die oben bezeichneten Stellen beschränkt, die sammt und sonders theils durch starke Festungen vertheidigt, oder wenigstens durch Forts und Verschanzungen fortifikatorisch gedeckt sind. Verhindert kann dadurch der Uebergang nicht werden, aber er kann wenigstens nicht ungesehen vom Feinde stattfinden. Das Land zwischen der Donau und dem Balkan, gewöhnlich die bulgarische Ebene genannt, verdient diesen Namen im strengen Sinne des Wortes nicht, weil die Gewässer, welche es in der auf die Donau zu meist senkrechten Richtung durchfurchen, zum Theil in tiefe Gründe eingebettet sind, welche die Bewegung großer Truppenmassen in transversaler Richtung nicht unbedeutend erschweren. Im Ganzen ist aber das Land als geeignetes Operationsterrain im Sinne des großen Krieges aufzufassen. Lassen sich die Türken auf eine große Schlacht diesseits des Balkan ein, was sie in den bisherigen Feldzügen meist vermieden haben, so muß diese Schlacht auf diesem Terrain geschlagen werden.

Der auf der einen Seite vom schwarzen Meer, auf der andern halbinselförmig von der untern Donau mit ihren drei Mündungsarmen umschlossene Landstrich heißt die Dobrudscha; er fällt flach gegen das Meer, steil gegen die Donau ab und ist in seinem nördlichen Theile mit waldigen Bergen bedeckt, deren Gipfel sich bis zu dreihundert Meter erheben. Die Dobrudscha war schon von den Römern als ein Land erkannt, das den Angriff auf die Balkanhalbinsel in hohem Grade begünstigt; sie haben darum von dem Punkte, wo bei Czernawoda die Donau sich nördlich wendet, ihre Grenze landeinwärts gezogen und den Trajanswall errichtet, der bei Kustendsche an's schwarze Meer stößt. Ganz in Uebereinstimmung hiemit haben die Russen bei ihren Angriffen die Dobrudscha bisher als Theil ihrer Operationsbasis behandelt.

Der Balkan, ein Gebirge, das mit einer starken, massigen Erhebung und mit mehreren Ketten ziemlich parallel mit der Hauptrichtung der untern Donau bis an das Gestade des schwarzen Meeres hinzieht und dort mit seinem Hauptstock das Kap Emineh bildet, wurde lang für eine unübersteigliche Scheidewand gehalten, bis seine Natur näher erforscht war, wodurch zwar der Charakter der Unübersteiglichkeit vollkommen verloren ging, das Gebirge aber immerhin als ein solches betrachtet werden muß, das den militärischen Operationen sehr bedeutende Hindernisse darbietet. Innerhalb unseres Kriegsschauplatzes führen fünf für Kriegszwecke brauchbare Pässe über den Balkan, aber sie sind nicht wie die Alpenpässe auf guten Kunststraßen zurückzulegen, sondern auf schlecht angelegten und noch schlechter unterhaltenen Wegen, die für Kriegsfuhrwerk an vielen Stellen erst brauchbar gemacht werden müssen. Die Russen haben den Balkan nur einmal, im Jahr 1829, unter Feldmarschall Diebitsch, der daher den Ehrennamen Sabalkanski (Balkanüberschreiter) erhielt, überschritten.

Wir haben weiter oben bereits des Festungsvierecks gedacht, das durch die vier Plätze: in vorderer Linie an der Donau — Rustschuk und Silistria, in zweiter Linie am Balkan — Varna und Schumla, gebildet wird. Der Name ist von dem berühmten italienischen Festungsviereck hieher übertragen worden und beruht auf dem sogenannten System der Festungsgruppen, bei welchem die einzelnen Plätze so situirt sein müssen, daß sie strategisch sich wechselseitig nicht nur unterstützen können, sondern daß sie einer innerhalb des durch die Gruppe gebildeten Raumes operirenden Armee Halt und Schutz und damit möglichste Operationsfreiheit gestatten. Auf die Zahl vier ist dabei kein Gewicht zu legen, man kann auch von Festungsdreiecken oder Fünfecken sprechen. Von den vier genannten Festungen ist Schumla ein befestigtes Lager, das Raum für eine Armee bietet und das vermöge seiner Lage am Fuße der hier sehr hohen, steilen und felsigen Abstürze des Balkan eine große fortifikatorische Stärke besitzt. Schumla ist bis jetzt nie genommen worden. Varna, zugleich Hafen am schwarzen Meer und dadurch doppelt wichtig, ist gleichfalls fortifikatorisch sehr stark; es ging im Jahr 1828, bei persönlicher Anwesenheit des Kaisers Nikolaus lange belagert, zuletzt durch Verrath des Kommandanten über und spielte beim Krimkrieg als Stapelplatz der englisch-französischen Armee eine hervorragende Rolle. Rustschuk und Silistria, früher weniger bedeutend, sind durch Anlage zum Theil permanenter Außenwerke in Plätze umgewandelt worden, welche, wenn tüchtig vertheidigt, eine große Widerstandskraft haben.

Silistria ist im Jahr 1829 von den Russen nach siebenwöchentlicher Belagerung genommen worden, damals hatte es aber noch keine detachirten Forts; im Jahr 1854, als es damit versehen war, dauerte die Belagerung des dadurch berühmt

gewordenen Forts Arab Tabia (arabische Schanze) vier Wochen, nach welchen die ganze Belagerung allerdings in Folge der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach der Krim aufgehoben wurde. Rustschuk ist im Jahr 1810 nach hartnäckiger Gegenwehr genommen worden, in den Jahren 1828 und 1829 wurde es als zu entfernt von der Hauptoperationslinie liegend nur beobachtet. Außer diesen vier Hauptfestungen, welche wahrscheinlich alle, jedenfalls aber die drei ersteren, eine Rolle spielen werden, liegen noch verschiedene kleinere Plätze im Gebiet des Kriegsschauplatzes, die aber unter Umständen gleichfalls eine Bedeutung gewinnen können.

Unter der Kulturlosigkeit des Kriegsschauplatzes zwischen Donau und Balkan verstehen wir den Mangel an Kommunikationen und die sehr dünne Bevölkerung. Zwar führt eine Eisenbahn von Rustschuk nach Varna mit einem Seitenast nach Schumla, aber sie kann den Russen nur wenig nützen, denn ihr Betriebsmaterial wird von den Türken in den Festungen geborgen und die Bahn selbst durch Sprengungen unbrauchbar gemacht werden. Der Straßen und Wege sind wenig, Brücken über die Gewässer fast gar nicht vorhanden, Alles nur für den Landverkehr mit bulgarischem Fuhrwerk eingerichtet. Die Bevölkerung flüchtet sich mit dem, was sie hat, in die Berge, überhaupt landeinwärts; die Armee kann also nicht wie in Deutschland oder Frankreich großentheils vom Volk leben, sondern muß verpflegt werden, und das ist keine kleine Sache. Rechnet man hinzu, daß das Klima dieser Länder den russischen Soldaten stets in hohem Grade verderblich war, so sehen wir, daß die russische Armee außer dem Feinde, der in Reih' und Glied steht, noch viele andere Feinde zu bekämpfen haben und daß es großer Energie bedürfen wird, aus dem Kampf als Sieger hervorzugehen.

Ueber die Operationspläne der Höchstkommandirenden auf beiden Seiten lassen sich nur Muthmaßungen aussprechen, sie müssen in Geheimniß gehüllt werden, denn „Geheimniß nur verbürget unser Thun". Wenn etwas die großen Vorbereitungen Rechtfertigendes herauskommen soll, so muß das Endziel Konstantinopel sein. Ob zu Erreichung dieses Ziels die Hauptoperationslinie durch die Dobrudscha über Basardschick auf Varna gerichtet, ob sie über Turtokai, welchen Punkt Moltke in seinem bekannten Werk über den russisch-türkischen Krieg von 1828 und 1829 als den am günstigsten gelegenen bezeichnet, auf Schumla gewählt werden wird, das hängt einerseits davon ab, ob der Hafen von Varna den russischen Schiffen überhaupt zugänglich gemacht werden kann, und ist andererseits dadurch bedingt, ob der türkische Generalissimus sich defensiv verhält oder die Offensive ergreift. Das Letztere wäre den Russen wohl das Erwünschtere und darum ein Grund für die Türken, es nicht zu thun.

Hymnus.

O du alte Lichtputzscheere,
Die ich, Gott, wie oft benutzt;
Die getreu so manchen Schnuppen
Mir vom Licht hinweggeputzt!
Die so manches Lesestündchen
Freundlich schneidend mir versüßt!
Die so manchen Qualm gebändigt, —
Lichtputzscheere, sei gegrüßt!

O du theurer Aufwischlumpen,
Der, von Jettchens Hand bewegt,
Mir so manches Staubgebilde
Hier vom Pult hinweggefegt!
Der du fromm den Tisch gereinigt,
Den mit Tropfen ich entweiht;
Sei, o theurer Aufwischlumpen,
Brünstiglich gebenedeit!

O du edler Wurzelbesen,
Der in Trinens starker Faust
Schon so manches Maëstoso
Durch die Stuben mir gebraus't!
Borstig zwar und stachelschweinig,
Aber kühn im Kampf erprobt,
Wack'rer Pfleger meiner Dielen,
Wurzelbesen, sei gelobt!

O du bied're Glanzwichsbürste,
Die, von Zauberstoff umgährt,
Zu des Festes holder Freude
Mild die Stiefel mir verklärt!
Funken sprüh'n um deine Taille,
Wenn im Wichsen du erwarmt!
O du bied're Glanzwichsbürste,
Sei vergöttert und umarmt!

Lichtputzscheere, Aufwischlumpen,
Euch verehr' ich allerwärts!
Wurzelbesen, Glanzwichsbürste,
Euch gehört mein ganzes Herz!
Tief empfind' ich, was dem Leben
Erst den wahren Reiz verleiht,
Was die Menschenseele adelt:
Ordnung ist's und Reinlichkeit!

(Aus „Initium fidelitatis:" Humoristische Gedichte von Ernst Eckstein. Leipzig. J. F. Hartknoch. 1877.)

Ein Reiseerlebniß in Indisch-China.

(Bild S. 412.)

Unsere Illustration zeigt uns ein recht bedenkliches Abenteuer, welches ein französischer Maler, der das indische China, angeschlossen an eine englische Expedition, bereiste, auf der Höhe von Ton-Hay (Yu-nan) auszustehen hatte. Schon als die Fremden in die Stadt einzogen, wurden sie fast erdrückt von Neugierigen und konnten nur durch eine sehr zahlreiche Militärbegleitung einheimischer Lanzenträger ungefährdet zu ihrem Wohnhause geleitet werden. Dann aber ergoß sich der Strom der Neugierigen über die Dächer der niederen Häuser und versuchte von dort aus zu den seltsamen, noch nie gesehenen Europäern zu gelangen. Die Diener der Reisenden, welche jetzt ihre Flinten luden und einige Male in die Luft schossen, hielten die Menge im Zaum.

Am nächsten Tag begab sich der Maler auf eine Höhe bei Ton-Hay, um ein Bild der Stadt aufzunehmen. Eine zahlreiche Menge war ihm gefolgt. Er setzte sich unter eine Riesentanne, um zu zeichnen; die ihm Nachgefolgten sahen seiner Arbeit zu, die Entferntstehenden wollten näher heran, die Leute beim Zeichner drängten zurück. Aus Murmeln wurde im Augenblick Schreien und Toben, und wenige Sekunden genügten, um einen wüthenden Waffenkampf der Eingeborenen hervorzurufen, bei dem auch der Maler selbst beinahe sein Leben verloren. Den Baum als Deckung im Rücken, vertheidigte er sich mit seinem Revolver gegen den Andrang der Menge, die, in Wuth versetzt, über alles ihr in den Weg Kommende mit Dolchmessern herfiel. Es war eine schreckliche Verwirrung, da die weiter hinten Stehenden nicht wußten, um was es sich handelte, und glaubten, daß der Maler ihre Landsleute angegriffen. Zehn Menschen büßten bei diesem Kampf ihr Leben ein und nur durch ein Wunder entging der Maler unverletzt diesem wilden Handgemenge. Er wurde nämlich schließlich von den Kämpfenden bedeckt, die über ihn den Berg hinunterrasten, und wand sich, unten bei seiner zum Schutz schnell herbeigeeilten Wache angekommen, heil aus dem Menschenknäuel.

Vom Büchertisch.

Von Georg Ebers' erstem Roman, welcher diesen Autor sofort unter die Reihe unserer ersten Romandichter gestellt hat, der „Aegyptischen Königstochter", ist jetzt die fünfte Auflage erschienen. Dieser Hinweis wird genügen, um unseren Lesern, welche dieß erste Werk Ebers' noch nicht kennen, sich den Genuß dieser ebenso fesselnden wie merkwürdigen und belehrenden Lektüre zu verschaffen. — Eine recht heitere Unterhaltung, besonders für langweilige Eisenbahnfahrten, ist „Tutti Frutti", herausgegeben von Sigmey (Berlin, Bichteler), eine Sammlung von kleinen Aufsätzen mit Illustrationen, witzig in der Form und lustig dem Inhalt nach. Das erste uns jetzt vorliegende Bändchen bringt Beiträge von Ad. Glasbrenner, Schmidt-Cabanis, A. v. Winterfeld, Prof. Reuleaux, Kletke und anderen bekannten Namen mehr. — Die Kunstgeschichte ist jetzt eine Macht geworden, welche sogar in die Schule sich Eingang zu verschaffen sucht, und wir sind der Ueberzeugung, daß in gar nicht ferner Zeit diese ein obligatorischer Unterrichtsgegenstand sein wird, wie jetzt die Physik und Chemie. Die Kenntniß der Leistungen der Kunst von ihrer Entwickelung an bis auf unsere Tage ist nothwendig schon für den Gewerbtreibenden, der in seinem Handwerk weiterkommen, den Anforderungen eines künstlerisch gebildeten Publikums genügen will. Der Kaufmann braucht diese Kenntniß, der Gelehrte, und im Abriß sollte sie vorgetragen werden, zugleich mit dem Studium der Klassiker. Diesem sich fühlbar machenden Wunsche kommt der „Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte" entgegen, welcher in Stuttgart bei Ebner und Seubert erschienen ist und schon in vierter Auflage, ein Beweis für den günstigen Boden, auf den dieß Werkchen gefallen, uns vorliegt. Das Buch gibt in klaren, kurzen Zügen, erläutert durch hübsche Holzschnitte, die Grundzüge und Hauptleistungen auf den Gebieten der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik an und ist eines der besten kleinen Werke für höhere Lehranstalten sowohl als auch für den Selbstunterricht.

Klassische Musikalien.

Die Musik ist neben der Literatur eine Quelle der edelsten geistigen Genüsse, die unser deutsches Familienleben auszeichnen. Wir glauben daher uns den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir darauf hinweisen, wie eine Sammlung klassischer Musikalien leicht und wohlfeil zu erwerben ist als musikalischer Familienschatz, an dem sich Alt und Jung, sei es durch Ausübung, sei es durch Zuhören, erfreuen werden. Seit einigen Jahren erscheint bei Ed. Hallberger in Stuttgart eine Prachtausgabe der Klassiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart und Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein, hauptsächlich Sonaten, welche es jetzt schon zur siebenten Auflage gebracht hat, ein Zeichen für die Beliebtheit, welche sich dieser Musikalienschatz errungen, das deutsche Publikum hat bald herausgefunden, was diese Ausgabe so hoch stellt. Vor Allem der wunderschöne, deutliche Stich und Druck der Noten, dann die das Spiel so vortrefflich erleichternde Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes durch Meister Moscheles; ferner eine sehr klar und leicht faßlich gehaltene Belehrung über den Charakter jedes einzelnen Musikstückes, durch welche man von vornherein ein Verständniß dessen, was die betreffende Sonate zum Ausdruck bringen will, zum Spiel mitbringt. Rechnet man hiezu den billigen Preis, die schöne geschmackvolle Ausstattung des in Lieferungen erscheinenden Werkes, so wird man es begreifen, weßhalb diese Prachtausgabe ein allgemein beliebtes Familienwerk, das sich besonders zu Geschenken eignet, geworden ist. Derselbe Verlag bringt auch noch für Anfänger eine Klavierschule und zwar eine, die gleichfalls die Probe ihrer Brauchbarkeit reichlich dargethan hat. Es ist dieß die jetzt in einundvierzigster Auflage erschienene „Reiser'sche Klavierschule" für Kinder, mit besonderer Berücksichtigung auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang von dem weitbekannten Musiklehrer abgefaßt und von Dr. G. Schilling mit einer Vorrede versehen. Diese 41. Auflage hat in ihrer neuen Umarbeitung alle Errungenschaften und Erfahrungen der neuesten Zeit berücksichtigt und so diese Schule zu einem Meisterwerk, das schon Tausende dankbarer Schüler herangezogen hat, geschaffen. Es wird unseren Lesern die Anführung dieser Thatsache genügen, um das Werk in's Gedächtniß zu rufen; einer Empfehlung bedarf diese Schule wohl nicht erst.



Anekdoten und Witze.

Ein edler Herzog in Paris, der zufällig, wie das den vornehmen Leuten mitunter passirt, die Nacht nicht schlafen konnte, ließ den Arzt rufen, um ihn zu fragen, ob diese Schlaflosigkeit vielleicht ein Symptom der damals herrschenden Cholera sei? Der Arzt kam so schnell als möglich. „Was fehlt Ihnen, worüber klagen Sie?" fragte er. — „Ueber nichts! Ich glaubte Leibschneiden zu haben und konnte nicht einschlafen; jetzt befinde ich mich wohl, vollkommen wohl." — „Fahren Sie so fort und halten Sie sich vorzüglich warm," entgegnet der Arzt und entfernt sich wieder. Auf dem Saale holt ihn der Kammerdiener ein und fragt, was er für seinen Besuch fordere? „Zweihundert Franken," antwortet der Arzt. Erstaunt über eine solche Forderung geht der Kammerdiener zu seinem Gebieter, um ihm dieselbe zu berichten. Der Herzog läßt den Arzt zurückrufen. „Sie verlangen zweihundert Franken für einen Besuch und wohnen nur zwei Schritte von hier?" fragt der Seigneur halb erstaunt, halb indignirt. „Allerdings, Herr Herzog." — „Wenn ich nun die Cholera gehabt hätte, wie viel würden Sie da verlangt haben?" — „Hätten Sie die Cholera, so würde ich unentgeltlich kommen. Ich diene den Kranken; wenn mich aber Gesunde in meinem Schlafe stören, so sind sie mir eine Entschädigung schuldig." Der Herzog schwieg und — bezahlte.

*

Theilnehmend.

Magd: Eine höfliche Empfehlung von der gnädigen Frau und sie läßt sich nach dem Befinden des Herrn Vetter erkundigen.

Frau: O, meinem armen Mann geht's recht schlecht, — es kann jeden Augenblick aus sein.

Magd: Soll ich vielleicht noch ein wenig warten?

*

Ein komisches Intermezzo hat sich in der stillen Woche in der braunschweiger Domkirche zugetragen. Ein Theil der Garnison war zur Predigt kommandirt und stand ziemlich gedrängt um die Kanzel, von welcher der Geistliche über die Leidensgeschichte Christi sprach. Bei der bekannten Stelle von den Häschern in höchste Erregung gerathend, legte er sich weit über die Kanzel hinaus und rief mit gegen die Soldaten ausgestreckten Armen: „Wer hat die Häscher gesandt?" Ein ehrlicher braunschweiger Bauerssohn glaubte diese Frage, bei der Jener ihn vorzugsweise in's Auge gefaßt, beantworten zu müssen. Er trat einen Schritt vor, legte die Hand an die Stirne und spricht im Tone militärischer Meldung die inhaltsschweren Worte: „Korporal Kuhlemann!"

*

„Willem! lauf' man schnell zum Schlächter!" sagte ein Berliner in seinem schönsten Spreedeutsch zu seinem Lehrjungen, „ich lasse ihm sagen, daß er mich das Schwein und meinen Bruder den Ochsen nächsten Sonnabend schlachten muß. Et jiebt ein Familienfest, wo der Schmaus von uns Beede anjerichtet wird. Bring' noch meine Frau die fette Jans mit, die dort injesetzt worden is."

*

Dichter und Kritiker.

Dichter: Haben Sie meine Gedichte befriedigt, verehrtester Herr Doktor?

Der Doktor: Das will ich meinen, ich hatte schon an dem ersten genug.

*

In Berlin wird von einem berühmten Taschenspieler folgendes Kunststück erzählt: Einer seiner Zuschauer begibt sich in der Pause an's Büffet, um ein Glas Punsch zu trinken. Als er in die Tasche greift, um es zu bezahlen, zieht er einen harten Thaler hervor, den zu sich gesteckt zu haben er sich nicht erinnern kann. Doch da er diese Landesmünze einmal in seiner Tasche findet, denkt er: Wer im Besitz ist, ist im Rechte, bezahlt das Glas Punsch und bekommt zwei Mark wieder heraus. Nach dieser Stärkung begibt er sich wieder in den Saal, neuer Tausendkünste des Eskamoteurs gewärtig. Da ruft dieser plötzlich: „Den Thaler aus dieser Börse werden Sie in der Tasche dieses Herrn finden!" Und dabei deutet er auf den Punschtrinker. Alsobald erhebt sich Letzterer und spricht: „Sie irren sich, es sind nur zwei Mark; denn für eine Mark habe ich soeben ein Glas Punsch getrunken!" Allgemeines Gelächter! — Und der Tausendkünstler selbst muß mitlachen.

*

Triftiger Grund.

Richter: Was hat Sie veranlaßt, diesen Herrn da auf der Reise zu bestehlen?

Angeklagter: Nu, ich hab' keine Zeit gehabt, bis nach Frankfort mitzufohren.

*

Mehrere Berliner begegneten am brandenburger Thor einem Bekannten. — „Wo kommt ihr her?" fragte dieser. — „Aus dem Grunewald; wir waren angeln." — „Habt ihr denn etwas gefangen?" fragte Jener weiter. — „Nee," erwiederten die Angler; „wir angelten nur zu unserem Vergnügen."

*

Heilige Friseure. Die Häuptlinge auf den Fidschiinseln verwenden eine außerordentliche Sorgfalt auf ihren Haarputz. Jeder derselben hält sich einen eigenen Friseur, der weiter nichts zu thun hat, als den Kopf des Häuptlings in Ordnung zu halten, dessen Bart und Haar zu salben und zu kräuseln mindestens zwei Stunden in Anspruch nimmt. Dagegen wird aber auch das Amt dieser Friseure für so heilig erachtet, daß man ihre Hände durch Priester weihen läßt und ihnen alle übrigen Beschäftigungen

al die Speisen dürfen sie mit ihren ge-
:igenen Munde führen; zu diesem Zweck
gehalten, welche sie füttern muß. — So
)offriseure denn doch noch nicht gebracht.

*

ischen Menschen gefiel eine Melo-
; außerordentlich. Um dieselbe ja nicht zu
einen Knoten in sein Schnupftuch.

*

Verzeihung bittet. Eines Tages ließ
66 ver-
ckmann,
wirkte,
ı, einen
Fräntel,
rfiſtiren,
Maske
ar, daß
Schlusse
ef. Der
eckmann
Beleidig-
eng vor
n Ver-
Zur be-
ie Frän-
Familie
u einge-
ind Be-
nenden
unde um
it bleier-
a Salon
ht. End-
iſ, Beck-
f herein
hier Herr
n," ant-
r wohnt
ann bitte
" sagte
) wieder
er sich
es Herrn
hallenden
eren der
pünktlich

. daß der
bankerott

ieder ein
ı Wasser-
ommer!"

er eben
en Tisch
lbe fallen,
zerbrach.
Kunst,"
kann ich
hmunzelte
agfertiges
„nachdem
orgemacht

Du hast
chen!
muß ich
na sagen!

art. Der
ein belieb-
d zugleich
r Mann,
sgegenwart
arrkindern
st geleistet
iel seiner
en wir fol-

bäuerlichen
eine schöne
d er ver-
in einem
Daher ging
farrer als
ihm sein
gehren vor
ge ihm zur
er Gais be-
Pfarrer sagte
Gemeinde, als er am nächsten Sonntag auf die
töge sich setzen. Dieß geschah, aber gleichwohl
Nun, Der, welcher dem Stadt-Mayer seine Gais
noch nicht!" rief Bizius. — „O ja, ich sitze!"
- „Sitzest Du? Nun, so befehle ich Dir, bei
nbannes, die Gais ihrem rechtmäßigen Herrn
en!" rief Bizius zur allgemeinen Freude der
er dadurch nicht wenig an Beifall und Anhäng-

*

Sie lesen Ansichten über Moral?'"
man soll doch von Allem wenigstens ein'n Be-

Dem alten Blücher ist mancherlei „wunderlich Zeug" passirt. Als er nach den alten Kriegen zum letzten Mal sein Vaterland Mecklenburg besuchte, wollte man ihn in Teterow feierlich empfangen. Vor der Stadt zwischen Scheunen war eine Wache aufgestellt, die seine Ankunft melden sollte. Die guten Leute konnten sich einen Fürsten und Feldmarschall nicht anders denken, als mit vielen Ordenssternen, Federhut und Schärpe und vierspännig fahrend. Nun kam eine gewöhnliche zweispännige Kalesche mit zwei Herren im bürgerlichen Anzug, von denen der eine aus einer Meerschaumpfeife fürchterlich dampft. Zwischen den Scheunen zu rauchen, war verboten; also hielt die Thorwache den Wagen an und sagte:



Ein Reiseerlebniß in Indisch-China. (S. 411.)

„Wer zwischen den teterower Scheunen raucht, dem kostet es die Pfeife."

„Wirklich?" sagte der alte Herr. „Na, da habt Ihr sie," lieferte die Pfeife ab und fuhr durch Teterow.

Der nachfolgende Paketwagen klärte die Bürger auf, wen sie polizeilich bestraft hätten. Sie schickten ihm die Pfeife zurück, aber er lehnte sie mit den Worten ab:

„Wat 'mal futsch ist, det nehm' ich nich wieder."

*

„Welche Zweige der Erziehung," fragte ein über-feines Gutsfräulein den Dorfschulmeister, „pflegen Sie mit besonderer Vorliebe in Ihrer Schule?" — „Die Birken- und Haselnußzweige," war die Antwort, „weil ohne sie mit den verwilderten Lümmeln nicht durchzukommen."

*

Beim Mittagessen.

„Aber, Frau Nachbarin, warum essen Sie denn heute gar nichts?"

„Ja, wissen Sie, wenn ich selber koche, vergeht mir aller Appetit."

*

Ein bamberger Cicerone. Fremder: Erlauben Sie mir, lieber Herr, können Sie uns nicht sagen, wo man hier ein gutes Glas Bier zu trinken bekommt?

Bamberger: Dös kann ich Ihne sagen, meine Herren. Wann's ein gutes Glas Bier trinken wollen, so gehen's da die Gassen hinauf, bei der Kirchen vorbei, die nächste Gasse darnach biegen's links ein und gehen bis zur dritten Quergasse rechts. Die gehen's hinunter, dann kommen's an eine Brucken, die gehen's hinüber und gleich rechts das vierte Haus, da finden's a gutes Bier. Wann's aber a recht gutes Bier trinken wollen, so gehen's nur gleich in das Haus da vor uns, in fünf Minuten bin ich auch dort!

*

Rath.

„Genug, mein Herr! Ich weiß, für was ich Sie zu halten!"

„Sie haben, guter Freund, für gar nichts mich zu halten."

„Ganz einverstanden, Herr! Dafür will ich Sie halten!"

*

In Brünn ereignete sich jüngst bei der Aufführung der „Martha" eine komische Szene. Die Sängerin der Titelrolle hatte nämlich das nothwendigste Requisit ihrer Partie, die Rose, ganz vergessen und der Rosenraub vor dem Volksliede konnte natürlich nicht vollzogen werden. Große Heiterkeit erregte es aber, als Lyonel im dritten Akte doch mit der Rose erschien und selbe als geraubtes Kleinod besang, die er hinter den Coulissen auf ganz rechtmäßige Weise vom Requisitor erhalten.

*

Zeit ist Geld.

Gläubiger: Dießmal lasse ich mich nicht so abspeisen, Herr Schläger, Sie müssen wissen: „Zeit ist Geld!"

Student: Nun, dann werde ich Sie mit der „Zeit" bezahlen.

*

Gründungsschwindel. Höchst charakteristisch für die Zeit der Gründungen ist folgendes wirkliche Vorkommniß: Eine Baubank, deren Aktien so gut wie werthlos geworden sind, hatte auf einer Feldmark, die sich einige Meilen von Berlin befindet und ein nicht unbedeutendes Terrain umfaßt, einen Pfahl errichten lassen, der die Inschrift trug: „Eigenthum der ..... Bank." Vor Kurzem machte einer der Direktoren mit einem Freund eine Partie, die auch über jene Feldmark führte. Der Letztere las die Inschrift und fragte erstaunt:

„Ist das wirklich Eigenthum Ihrer Bank?"

„Ja wohl," lautete die Antwort.

„Wenn Ihre Gesellschaft noch im Besitz eines solchen Terrains ist, da wundert es mich, daß die Aktien derselben so schlecht stehen."

„Ach, Sie glauben das Terrain gehört uns? Nein, das dachten wir einmal zu kaufen. Die Inschrift bezieht sich auch nicht auf die Feldmark, hat aber im Uebrigen ihre vollkommene Richtigkeit, denn der Pfahl, an welchem geschrieben steht: ‚Eigenthum der ..... Bank' ist wirklich Eigenthum der Gesellschaft."

*

Vater: Nun, Fritzchen, willst Du auch Hauptmann werden und so allen Leuten befehlen können wie Onkel?

Fritzchen (nachdenkend): O, nein, ich weiß schon, was ich will.

Vater: Nun?

Fritzchen: Ich will lieber Mama werden, da mußt Du und Onkel und alle, alle Leute thun, was ich will.

Der zerstreute Gymnasialprofessor.

Alle mathematischen Sätze haben eine gewisse Länge.
Die Parabel ist eine konfuse Linie.
Den Regenbogen wendet man meistens in der Meteorologie an.

Der Phosphor ist roth und dient oft zur Anwendung von Selbstmorden.
Der Achat hat bald einen starken, bald einen schwachen Glanz, bald ist er gar nicht da.

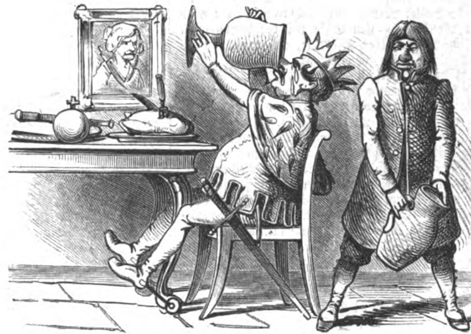
Das Holz besteht, wenn es naß ist, aus Holz und Wasser.
Thon und Lehm unterscheiden sich durch ihr feines Gefühl.
Im Alter nimmt die Lebenszähigkeit zu, daher erreichen die meisten Greise ein hohes Alter.

Der König in Thule.

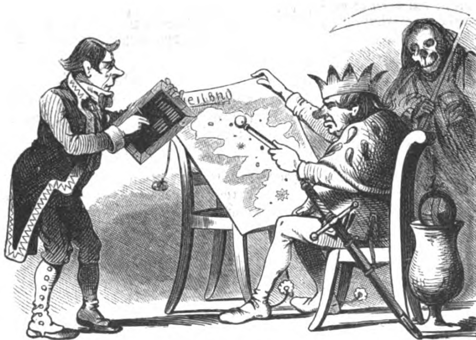
Nach Skizzen von **Gustav Lücke.**



Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.



Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.



Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.



Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.



Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.



Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer,
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Die Geologie hat es außer Frage gestellt, daß Griechenland einst mit Europa zusammenhing.
Portugal hat viele Zwischenräume.
In Afrika gibt es Löcher, aus denen Wasser kommt, zum Beispiel die Nilquellen.

Dänemark liegt auf der linken Seite der Erde.
Bevor Kolumbus Amerika entdeckte, wußte man gar nicht, wo dasselbe liegt.
Die Sterblichkeit in Rom ist ungesund wegen der vielen Sümpfe.

In den Gotthard wird ein Loch gebohrt, in welches später der große Tunnel kommen soll.
Die Schweizer sind ein gebirgiges Volk.
In Schottland fängt das Klima erst im Oktober an.

allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Wollenstoffe in der Wäsche. Diese
it hat, seit das Tragen von wollenen Hemden
geworden ist, eine größere Bedeutung erlangt
werden mehr Hemden durch das Eingehen
ch das Abtragen. Jede Hausfrau weiß, daß
se und Socken in der Wäsche nicht kochen,
rhaupt nicht zu heiß waschen, daß man sie
icht unmittelbar in kaltes bringen darf, wenn
len. Ganz dasselbe muß aber auch bei an-
eobachtet werden. Von mehreren Seiten wird
Anwendung von Seife bei der Wäsche von
gehen derselben befördere, und man hat als
Anwendung von Borax empfohlen. Daß
Waschmittel ist, besonders für alle feineren
die Erfahrung bestätigt, und da man nur
($1\frac{1}{2}$ Loth Borax auf 10 Liter Wasser), so
desselben auch nicht kostspielig. Als das beste
das Eingehen der Wollenstoffe in der Wäsche
andererseits schön rein zu waschen, wird die
niakgeist empfohlen. Die Stoffe werden über
d am folgenden Morgen in Wasser so heiß,
darin leiden kann, gewaschen. Diesem Wasch-
Liter für 20—25 Pfennig gewöhnlicher (un-
eist, den man in den Materialienhandlungen
th auf 10 Liter Wasser zugesetzt. Da die
wird, so sind die Kosten nur gering. In
Salmiakgeist versetzten Wasser lassen sich auch
bige Zeuge sehr schön waschen. Die Gläser,
kgeist aufbewahrt wird, müssen stets gut ver-
n, weil sich sonst der wirksame Stoff sehr
ch ist zu bemerken, daß hartes Wasser durch
iak weich wird.

*

end, daß wir kleine Kinder, Schwache
durch sehr kunstvoll hergestellte Mehlkompo-
im Allgemeinen so selten zum Gebrauch des
In England, Spanien, Frankreich und jen-
t man den Werth dieses Nahrungsmehles
t und ist bemüht, dasselbe in reinstem Zu-
Feinste gerieben darzustellen. So zubereitet
leicht verdaulich, und da seine Nährkraft sehr
mit Wasser, Milch, Fleischbrühe gekocht, be-
nder und Magenschwache eine Speise, welche
rksamkeit verdient. Das Hafermehl übertrifft
präparate, die unter den mannigfaltigsten
verden, denn während jene im günstigsten
es Fett bilden, erzeugt Hafermehl Muskel-
Anzeichen der Konstitutionskraft. Da dieß
und im feinsten Zustand, auch sehr gut
er diese Nahrung leicht an, und ein gewisser
ft, welchen das Hafermehl besitzt, verhindert,
iberißt. Wir möchten die Aufmerksamkeit von
Kinder jeden Alters auf dieß Mehl lenken.

*

ines vor den schädlichen Wirkungen
iechenland und der Türkei wird dem Most
die Griechen und Römer gossen zur Konser-
Oel auf die Oberfläche desselben. Professor
des landwirthschaftlichen Vereins in Baden,
Dingl. Journ., Band 223, S. 441) empfiehlt
n der Atmosphäre enthaltenden Keime statt
Paraffin in folgender Weise anzuwenden. In
in werden zwei Prozent Salicylsäure auf-
Stückchen Holz von fünfzehn Millimeter
Millimeter Dicke oder kleine Stückchen Kork
ft man nach dem Erkalten diese getränkten
Wein, so breiten sie sich auf denselben aus
ildung von Kahm und Essigpflänzchen. Ver-
ier Wochen lang in offenen Flaschen standen,
ölzchen bedeckt, vollständig unverändert, wäh-
unter sonst gleichen Verhältnissen ohne solche
agen ganz trüb und schlecht waren. — Ist
Wein, so bringt man die Hölzchen in's Faß
etwas Weingeist darauf. Die Pflänzchen
getödtet, setzen sich zu Boden und der Wein
hen vor der Neubildung des Kahms geschützt.
igen Hektolitern werden die Kosten fünfzehn
nicht übersteigen.

*

Desinfektionsmittel. Die londoner
nkt die Aufmerksamkeit auf den Werth des
Mittels zur Zerstörung übler Gerüche. Die
besteht einfach darin, daß man zum Beispiel
saures Bleioxyd in sechzehn Unzen Wasser
Auflösung von zwei Drachmen Kochsalz in
Sprengt man diese Solution in Räume,
de Atmosphäre enthalten, so gewahrt man
s Geruches mehr darin. Um die Luft in
rein zu erhalten, hängt man Tücher, welche
enetzt sind, darin auf und feuchtet sie von
wenn sie trocken geworden sind, damit an.

Landwirthschaft.

che als Düngungsmittel für Kar-
mit bedeutenden Fabriksanlagen, deren
hle eingerichtet ist, sammelt sich im Laufe
h beträchtlicher Haufen Asche an, die ent-
ng der Komposthaufen oder als Düngungs-
ufig genug aber von schlechten Wirthen als
benützt wird. In großen Städten, deren
Feuerungsmaterial zum großen Theil aus Steinkohlen besteht, wird die Asche gewöhnlich dazu benützt, mit anderen häuslichen Abfällen Löcher und Gruben auf Bauplätzen auszufüllen, und wird dadurch nutzlos der Landwirthschaft entzogen. Und doch hat die Asche einen hohen Werth nicht nur durch die in ihr enthaltenen direkten Pflanzennährstoffe, z. B. Kalk mit Schwefelsäure (Gyps), sondern vorzugsweise durch ihr Vermögen, große Quantitäten flüssigen Düngers aufzusaugen und an sich zu behalten. In Folge dieser Eigenschaften wird in vielen Wirthschaften Thüringens die Steinkohlenasche folgendermaßen verwendet: Es wird in eine unweit des Güllebehälters angelegte gemauerte Grube eine Quantität gesiebter Asche hineingeschüttet und diese tüchtig mit Gülle durchnäßt. Hierauf wird allmälig wieder ein halber Fuß hoch Asche darüber gethan, abermals gehörig angefeuchtet und so fort, bis die Grube voll ist. Im Frühjahr nun wird dieser Kompost zur Düngung der Kartoffeln in der Art verwendet, daß zu jeder Samenkartoffel eine Handvoll davon gestreut wird, und sollen die Ernten darnach ausgezeichnet sein.

*

Unkraut auf Wegen und Straßen. Nichts beleidigt das Auge und das Schönheitsgefühl mehr, als wenn man in Städten auf gepflasterten Straßen und Plätzen zwischen den Steinen eine üppig hervorsprießende Unkrautvegetation sieht, so daß man glaubt, sich auf einer Gänsehutung zu befinden. Aber auch in Gärten und Parkanlagen ist das Unkraut auf den Gängen und Wegen eine Quelle ewigen Aergers und großer nutzloser Arbeit für den Gärtner. Das Abstoßen mit dem Stoßeisen, das Aushacken, ja selbst das Ausreißen mit den Wurzeln sind Milderungs-, nie aber Radikalmittel. Da dürfte denn die Erinnerung an ein zwar altes, aber sicher wirkendes Mittel von Manchem mit Freuden begrüßt werden. Das Mittel besteht in Folgendem: 24 Pfund Kalk mit 4 Pfund Schwefel kocht man in circa 100 Quart Wasser unter oftmaligem Umrühren und läßt diese Mischung erkalten. Beim Gebrauch gießt man sie in ein kleines Quantum reinen Wassers und übergießt mittelst Gießkanne das Pflaster oder den zu reinigenden Weg damit. Am vortheilhaftesten geschieht dieß an einem recht heißen Tag, an welchem Regen — der die Wirkung abschwächen würde — nicht zu erwarten ist. Die Unkräuter sterben bald ab und es kommen in demselben Jahre keine neuen mehr zum Vorschein.

Erfindungen.

Das Telephon, eine Erfindung des Prof. Graham Bell in Salem, Mass., besitzt, wenn man den darüber vorliegenden Angaben glauben darf, die wunderbare Eigenschaft, Laute, gesprochene Worte, ganze Reden, ja gesungene Arien längs eines Telegraphendrahtes zwischen entfernten Orten getreu zu übermitteln. Vor Kurzem wurde das Instrument in Anwesenheit vieler Augen- und Ohrenzeugen einer Probe unterworfen, indem zwischen Salem und Boston (eine Entfernung von achtzehn Meilen) eine Kommunikation durch das Telephon hergestellt wurde. Der „Yankee Doodle“ und einige andere Volkslieder, in Boston auf einer Orgel gespielt, wurden deutlich und ohne Beeinträchtigung der Qualität der einzelnen Töne in Lyceum Hall zu Salem gehört und dort applaudirt. Der in Salem befindliche Assistent des Professors Bell, Herr Watson, dankte von dort aus in einigen Worten für die beifällige Aufnahme der Musik und man hörte in Boston ganz klar, wie er sagte, es freue ihn, mit einem achtzehn Meilen entfernten Auditorium gerade so sprechen zu können, als befände er sich bei demselben. Ein in Salem gesungenes Lied wurde per Telephon nach Boston übermittelt und dort applaudirt, und man konnte in Salem deutlich das Beifallsklatschen hören. In derselben Weise fand eine förmliche Konversation per Telephon zwischen den beiden Orten statt, wobei die in Boston gestellten Fragen deutlich in Salem gehört und dort beantwortet wurden. Die galvanische Batterie, bei einem gewöhnlichen Telegraphen unumgänglich nothwendig, soll bei dem Telephon vollständig entbehrlich sein, indem dieselbe durch Magnete von großer Kraft ersetzt wird. Da, wo die musikalische Depesche abgegeben wird, befindet sich eine Klaviatur wie an einem Piano; jede Taste steht in Verbindung mit einer stählernen Pfeife, welche in der gewöhnlichen Weise gestimmt ist. Wenn der Telegraphist die Tasten der Klaviatur anschlägt, geräth die ganze Reihe von Pfeifen in Vibration, jede gibt einen andern Ton von sich, der dann auf dem Draht weiter geleitet wird. Da, wo das musikalische Telegramm gehört werden soll, befinden sich hölzerne Kästen, größere für tiefere, kleinere für höhere Noten. Oben an denselben sind Magnete mit den Drähten angebracht. Der Magnet gibt den Ton an, der Kasten nimmt ihn auf und resonnirt ihn. Das Instrument hat bis jetzt sechzehn Noten. Der Ton a geht immer in den Kasten a, der Ton b in den Kasten b u. s. w.

*

Unveränderliche elastische Formmasse. Dieselbe eignet sich viel besser als der gewöhnliche elastische Leim zum Abformen von erhaben gravirten und untergreifenden Objekten, indem sie nicht eintrocknet wie die ältere Masse, und auch dem Schimmligwerden nicht unterworfen ist. Nach verschiedenen Versuchen, dem Leim konservirende und wasserausziehende, sowie bindende Salze einzuverleiben, erwies sich zu diesem Zweck am besten ein Gemisch von 50 Theilen Leim (gewöhnlichem Tischlerleim), 5 Theilen Kochsalz und 15 Theilen Wasser. Man löst zuerst das Salz im Wasser, benetzt mit diesem den klein zerklopften Leim und läßt diese Körper in einem bedeckten Topf bei gewöhnlicher Temperatur etwa über Nacht auf einander einwirken. Dann läßt man die gequollene Masse im Wasserbad schmelzen, wobei man fleißig umrührt. Die abzuformenden Gegenstände müssen schwach gefettet sein und es muß die Leimmasse möglichst kalt vergossen werden. Von dieser Leimmasse kann man mehrere Gypsabgüsse machen, ohne das Original zu beschädigen.

*

Als einfachster Bleistiftschärfer, der für Zeichner sehr bequem ist, taucht in Wien ein — Schmirgelpapier auf, mit zwei Schleifflächen zur gröbern und feinern Zuspitzung.

Historische Gedenktage.

4. Mai.

1799. Erstürmung von Seringapatnam, Hauptstadt von Mysore in Ostindien, durch die Engländer (General Harris); die 8000 Mann starke Besatzung wurde niedergemacht, auch Tippo-Saib, der Beherrscher von Mysore, blieb.

5. Mai.

1525 starb Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, Stifter der Universität Wittenberg und Beschützer Dr. Luther's.

6. Mai.

1622. Treffen bei Wimpfen am Neckar, der liguistische General Tilly siegt über den protestantischen Heerführer, Markgrafen von Baden-Durlach, dessen Flucht nur durch die edle Aufopferung der vierhundert Pforzheimer gelingt.

7. Mai.

1762. Joseph Poniatowski, polnischer Fürst und Feldherr, Marschall von Frankreich, bekannt durch sein tragisches Ende in der Schlacht bei Leipzig, — zu Warschau geboren.

8. Mai.

1660. Das englische Parlament ruft, durch General Monk unterstützt, die Stuarts nach England zurück und setzt Karl II. wieder auf den von seinem Vater verlorenen Thron.

9. Mai.

1760. Nikol. Ludwig Graf von Zinzendorf, Stifter der herrnhuter Brüdergemeinde, zu Herrnhut gestorben.

11. Mai.

1686. Otto von Guericke, Bürgermeister zu Magdeburg, verdienstvoller Physiker und Erfinder der Luftpumpe, in Hamburg gestorben.

12. Mai.

1328. Ludwig der Bayer, römisch-deutscher Kaiser, setzt den zu Avignon residirenden Papst Johann XXII. ab und krönt selbst den von ihm erhobenen neuen Papst Nikolaus V. in der Peterskirche zu Rom.

13. Mai.

1779. Friede zu Teschen, beendet den bayerischen Erbfolgekrieg zwischen Preußen und Oesterreich, durch welchen Friedrich der Große dem Hause Pfalzbayern den Besitz von Bayern sichert.

14. Mai.

1871. Dan. Franç. Esprit Auber, französischer Opernkomponist („Maurer“, „Fra Diavolo“, „Stumme von Portici“ ꝛc.), zu Paris gestorben.

15. Mai.

1800. (15. bis 21.) Uebergang der französischen Armee unter General Bonaparte über den St. Bernhard nach Italien zum Kriege gegen Oesterreich.

16. Mai.

1789. Friedrich Rückert, lyrischer Dichter, zu Schweinfurt a. M. geboren.

17. Mai.

1749. Eduard Jenner, Arzt und Erfinder der Kuhpockenimpfung, zu Berkeley in England geboren.

18. Mai.

1803. England erklärt von Neuem an Frankreich den Krieg und legt erst nach Napoleon's Sturz die Waffen nieder.

19. Mai.

1498. Vasco de Gama, portugiesischer Seefahrer, wirft an der Küste von Malabar zu Kalkutta die Anker, der erste Europäer, welcher den Weg zur See nach Ostindien gefunden und gemacht hat.

21. Mai.

1813. Zweiter Tag der Schlacht bei Bautzen; Napoleon siegt über die vereinigten Russen und Preußen (General Fürst Wittgenstein), die sich nach Schlesien zurückziehen.

22. Mai.

1815. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, verspricht dem Volk eine Repräsentativverfassung.

23. Mai.

1618. Die kaiserlichen Räthe Martinez und Slavata, nebst dem Sekretär Fabrizius, werden von den Abgeordneten der Protestanten unter Anführung des Grafen Thurn aus dem Fenster des Schlosses zu Prag gestürzt. Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs.

24. Mai.

1707. Karl von Linné, Naturforscher, besonders Botaniker, berühmter Gründer eines neuen, nach ihm benannten Pflanzensystems, Professor zu Upsala, — auf einem Dorf in der schwedischen Provinz Smaland geboren.

1819. Viktoria, regierende Königin von England (Tochter des Herzogs von Kent und Enkelin des Königs Georg III.), geboren.

25. Mai.

1430. Jeanne d'Arc, Jungfrau von Orleans, wird bei einem Ausfall aus Compiègne, das von den Engländern belagert wird, von diesen gefangen, und ergibt sich dem Lyonel, Bastard von Vendôme.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 390:

Zu viel gethan ist nichts gethan.

Charade.

Gehört die Erste dir, mein junger Freund,
So wähnst du sicher oft, die Welt sei dein;
Die Zweite aber, wenn du die bekommst,
Wird niemals lieb dir und willkommen sein.

Kannst du die Erste geben, gib sie gern,
Weil oft sie Noth und Elend mildern kann;
Wenn du jedoch die Zweite geben willst,
So siehe ernst dir erst die Sache an.

Bei meinem Ganzen findet allemal
Die erste Sylbe in der letzten Platz,
Und soll sein kleiner aufgeführter Zaun
Behüten den ihm anvertrauten Schatz.

In andrer Weise stammt das Ganze noch
Vom röm'schen Recht und ist in heut'ger Zeit
In jedem kleinen oder großen Reich
Gar eine wichtige Persönlichkeit.

War früher es jedoch des Kaisers Gut,
So ist es jetzt des Staates Eigenthum
Und nutzt die Privilegien, die es hat,
Zu dessen Wohlfahrt, Sicherheit und Ruhm.

M. K.

Arithmogriph.

1 2 3 2 9 finden bei Versammlungen statt.
2 1 4 6 8 Muse der Dichtkunst.
3 4 6 7 italienischer Philologe und Schriftsteller.
4 5 6 eine Abtheilung.
5 1 7 6 7 5 ein Urtheil.
6 1 8 7 4 eine in jüngster Zeit vielbesprochene Stadt.
7 8 3 ein Heilmittel.
8 3 2 Gedicht.
9 4 1 1 ein Thor.

Ohne die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, würde dieses Journal nicht existiren.

Auflösung des Räthsels Seite 391:

Wechsel.

Rösselsprung.

den	ruht	stert	hoff-	war	in	be-	lie-
fro-	nung	rau-	ich	gei-	ler	den	den
ne	denn	voll	vol-	zu	herz	be	sang
und	he	keck	das	und	sen-	re-	ge-
ich	rhei-	voll	trieb's	se	nos-	ben	brau-
lie-	da-	wagt'	sen	glau-	mit	saft	ben-
am	bei	ich	küs-	ben	gold-	ben	trau-
sonst	der	hin	dem	zog	der	lau-	nen

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 390:

Weiß.	Schwarz.
1) E 2 — E 4	1) Beliebig.
2) S. setzt Matt.	

Kleine Korrespondenz.

Hrn. H. Leue in Oter. Besten Dank.

Hrn. S. L. in Brody. Hübsch — viel Vorrath — zur Verwendung zurückgelegt.

Hrn. E. H. in Altona. Ihr Vorschlag soll in Erwägung gezogen werden. Wir fürchten nur, eine Million Lösungen zu erhalten.

Hrn. J. F. in Mainz. Versuchen Sie die Fettflecken aus dem Fußboden mit Wasserglas zu entfernen. Sie erhalten das ja in Ihrer Nähe, z. B. bei Bärli und Sponnagel in Worms.

Ein Abonnent in Jena. Jeder Ort will das Besitzrecht der Anekdote haben.

Hrn. Joh. Müller in Wien. Wir kennen das Spiel nicht. Die Anfrage wäre doch zu umfangreich.

Hrn. G. P. Moog in Chicago. Die Maschinenagentur von Wirth und Comp. in Frankfurt a. M. wird das am besten wissen.

Hrn. C. F. in B. C. Danckwerth's Landesbeschreibung von Schleswig-Holstein aus dem Jahre 1652 ist angeboten. Auf Anfrage mit Adresse geben wir Auskunft.

G. G. in Petersburg. Schmied, Fabrikation der Regen- und Sonnenschirme, Weimar, Voigt.

Hrn. Karl Gl. in F. Wirth's Maschinenagentur in Frankfurt a. M., Gallusgasse, verschafft Ihnen das Gewünschte.

H. Barth in Baltimore. Diese Anfrage beantwortet Ihnen das Finanzblatt „Der Kapitalist" (Stuttgart) auf eine Anfrage dort am besten.

Hrn. Otto Kemmer. Das Apache und der athapeskische Sprachstamm von Buschmann. Dergleichen Werke sind meist sprachvergleichenden Inhalts, nur für Gelehrtenzwecke.

Hrn. Anton P. in Bremen. Wenn die rothen Hände so tragisch aufgenommen werden, dann erstreckt sich die Liebe auch nicht bis auf's Herz. „Laß fahren dahin," die „Kl. Korrespondenz" kann hier nicht helfen.

Abonnent in K. Die Prämiengaben zu den früheren Jahrgängen von „Illustrirte Welt" können Sie nachträglich immer noch zum Ausnahmspreis beziehen, so z. B. die Kaulbach'schen Bilder in Stahlstich „Lotte" und „Friederike" für je 1 Mark und Schwind's Märchen von den sieben Raben (6 Blätter in Enveloppe) für 7 Mark 50 Pfg. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags liefert auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Frln. Emilie W. Das steht ihm frei. Sie können allerdings dagegen protestiren, aber bei wem?

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus und Charaden sind uns zugegangen von Frln. Mathilde Gruther, Kassel; Emilie Heidenreich, Brünn; Frau Elise Hieronymi, Stuttgart; Ottilie Hase, Berlin; Tante R., Flatau; Marie Schneider, Brünn; Anna Riegler, Ung. Skalitz; A. Schul, Klausenburg, richtig, sehr viel Vorrath; Anton Zunft, Temesvar; Ch. Etzel, Wiener-Neustadt; Otto Carlberger, Graz; Prof. Caprera, Bozen; Fr. Winter, Lang-Goens; Johann Repenschegg, Graz; Jul. B., Köln; Ferdinand Stiller, Freiwaldau; Henri Meunier, Lang-Goens; Adolph Liebmann; Ed. Rockelmann, München; J. P. Kupakos, Mehala; W. Jakubzyk, Köln; Emil Kirsch, Glauchau; Hermann Guggenheim, Meßkirch; Wzl. Friedrich; Aug. Mauermann, Rumburg; Otto Schröder, Marburg; Paul Bitte, Remscheid; Onkel R., Flatau; M. Blumenau, Pozsony; W. Kirsch, Breslau; Adolph Meßner, Oels-Arnau; Rudolph Schwarz; S. Braß; Jos. Wintermayr, Linz; Pfeil und Werner, Breslau.

Aerztliche Korrespondenz. R. O.... Bei mäßiger Lebensweise und Vermeidung jeglich fetten Essens, sowie der Kartoffeln, der Mehlspeisen und des Zuckers, wird Ihr Sodbrennen, sowie Ihr Asthma sich bessern. Gegen ersteres Leiden empfehlen wir Ihnen, sich von Ihrem Arzte Bismuthum nitricum praecipitatum zu $1/4$ Gramm pro dosi verordnen zu lassen. In Betreff Ihres weitern Begehrs kennen wir kein Mittel, was die Haare dauernd färbt und dabei nicht schädlich wäre.

C. J. in Erfurt. Waschen Sie sich das Gesicht fleißig mit weißer Kaliseife und lauem Wasser, nachdem Sie die Haut durch Ausdrücken der Mitesser gereinigt haben.

H. M. in Dassel. Um Ihnen ein gutes Mittel gegen Herzklopfen anzurathen, müssen wir die Ursache Ihres Leidens kennen, worüber Sie in Ihrer Anfrage jedoch nichts bemerken.

K. S. in Se. Die ärztliche Behandlung der Sommersprossen ist im Laufe des letzten Quartals schon mehrfach in unserer „Aerztlichen Korrespondenz" besprochen worden. Wir geben Ihnen übrigens anbei noch ein weiteres Rezept: R. Merc. subl. corros. — Ammon. muriat. ana 0,25, Aq. Lauroceras. 10,00 — Aq. dest. 90,00. M. D. S. Zum Betupfen der braunen Hautflecken. Außerdem Regendouche auf die Gesichtshaut, die aber fein wie Staub sein muß.

Karl W...r in Prag. Das Vorstehende dürfte auch Ihren Wunsch erfüllen.

W. C. Ein solches Mittel gibt es nicht.

B.—E. in F. Gern würden wir Ihnen bezüglich des Stirnleidens Auskunft geben, jedoch sind derartige Erscheinungen so mannigfacher Natur und können aus so verschiedener Ursache hervorgegangen sein, daß es uns nicht möglich ist, eine bestimmte Antwort zu ertheilen. Wir sind übrigens, falls Sie uns eine genauere, wo möglich durch einen Arzt Ihnen bezeichnete Schilderung zukommen lassen wollen, gerne zu eventuellem Rathe erbötig.

F. F. in A. Die sogenannten Enthaarungsmittel beruhen auf chemischen Substanzen, welche die Hornsubstanz der Haare auflösen und dadurch die Haare an Körperstellen, wo solche entstellend wirken, zum Schwinden bringen. Da aber auch die menschliche Haut Hornsubstanzen enthält, so wirken diese Enthaarungsmittel auch auflösend auf die Oberhaut ein. Sie sind deßhalb für die Anwendung an den Händen und an bedeckten Körpertheilen wohl zu empfehlen, im Gesicht aber abzurathen, da hier leicht fleckige Stellen zurückbleiben können.

G. G. C. in Chemnitz. Waschen des Gesichts mit flüssiger Glycerinseife und nachheriges Betupfen mit Kummerfeld'schem Waschwasser wird Ihnen den gewünschten Erfolg bringen.

P. S. in Rheinland. Weiße Präcipitatsalbe erhalten Sie in jeder Apotheke.

Ein treuer Abonnent in N. Wenn wir Ihnen in unserem Briefkasten eine Antwort auf die Frage geben wollten, wozu das Glycerin in der Heilkunde Verwendung findet, müßten wir Ihnen den Inhalt eines ganzen Heftes widmen, und das werden Sie uns sicher nicht zumuthen; wir rathen Ihnen daher, sich die bezügliche Auskunft in einem Konversationslexikon oder aus einem Handbuch der Heilmittellehre zu verschaffen.

Schachbriefwechsel.

Hrn. G. v. S. in Wien. Eingereichte Aufgaben, am liebsten 2—4zügige, werden geprüft und wenn geeignet aufgenommen. Die beiden uns vorgelegten lassen leider Nebenlösungen zu.

Hrn. H. Pappa in Schauenburg, H. v. L. in Küstrin, S. B. in Breslau, C. R. in Dresden, Hrn. J. L. in Fr., B. in Bingen, C. F. B. in Wülfrath, v. G. in Cöslin, B. v. G. in Bromberg, L. B. M. in Berlin. Richtige Lösung der Aufgabe von Konrad Bayer erhalten.

Hrn. Apoth. C. H. in Schleiden. Sie erklären apodiktisch: „Die Schachaufgabe von Konrad Bayer ist, schachgerechte Freizügigkeit vorausgesetzt, nicht in 2 Zügen zu lösen." Inzwischen ist die Lösung bereits mitgetheilt und von vielen Schachfreunden gefunden worden.

Hrn. S. v. K. in Köln. Das Blindlingsspielen, d. h. Schachspielen ohne Ansicht des Brettes mittelst Angabe der Züge durch Bezeichnung, halten wir für eine ebenso gesundheitsschädliche als zwecklose Beschäftigung. Schon Diderot warnte den berühmten Philidor, der zwei Partieen gleichzeitig blindlings spielte, vor solcher Ueberanstrengung der Phantasie. Der große de la Bourdonnais wurde mitten in dieser unnatürlichen Beschäftigung von einem Schlaganfall betroffen, an dessen Folgen er bald darauf starb. Wir rathen Ihnen, unsere Warnung zu beherzigen.

Anfragen *).

57) Wie bereitet man einen guten wasserdichten Leim für Holzarbeiten? Geo. P. Moog, Abonnent d. Ill. W.

58) Wie bereitet man luftdichtes Papier zu Luftballons?

Antworten.

Auf 38): Zum Entfernen der Oelflecke aus Fußböden wird am besten Pfeifenthon verwendet. O. C. in G.

Auf 47): Der auf den Photogrammen haftende „firnißartige Anstrich" läßt sich, ohne die Photogramme mehr oder weniger zu zerstören, nicht entfernen, da derselbe aus Silberalbuminat besteht und als eigentlicher Bildträger zu betrachten ist. Demungeachtet lassen sich die Photogramme aber doch leicht koloriren. Man reibt zu diesem Zweck dieselben einfach mit etwas Glycerin ein und mischt unter die anzuwendenden Farben ein wenig Ochsengalle. Bei Anwendung von Anilinfarben ist ein Zusatz von Ochsengalle nicht einmal nöthig. Noch besser lassen sich die Photogramme koloriren, wenn man dieselben, statt mit Glycerin einzureiben, mit nachstehendem Gemisch mittelst des Fingers sanft abschleift: 2 Theile Dextrin, 1 Theil äußerst fein zerriebenes Kolophonium. Uebrigens gibt es auch Photogramme, die auf mattes, sogenanntes Arrowrootpapier dargestellt sind, diese brauchen selbstverständlich keine der genannten Vorbereitungen, um leicht kolorirt werden zu können. Die mit einem „firnißartigen Glanz" versehenen Photogramme sind auf sogenanntes Albuminpapier dargestellt. Dieß wird dem matten Papier vorgezogen, weil es brillantere Bilder liefert. Hgl.

Auf 48): Zur Entfernung der Fettflecken aus Papier wird als bestes Mittel empfohlen: Magnesia mit reinstem Benzin angefeuchtet, als Teig auf den Fleck zu streichen, längere Zeit wirken zu lassen und dieß Verfahren zu wiederholen, bis der Fleck verschwunden ist.

O. C. in G.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Vielfach prämiirt! **J. P. Liebe, Apoth., Dresden.** Anerkannt bewährt!

Chemische Fabrik.

Liebe's Nahrungsmittel in löslicher Form (Liebig's Suppe im Vacuum kondensirt, ohne Kochen, die einfache Mischung mit Milch sofort trinkbar). Nährmittel an Stelle oder mit der Muttermilch; bei Durchfällen, Darmkatarrh der Säuglinge anerkannt bewährt, — nicht minder für Rekonvaleszenten, Sieche, Blutarme.

Malzextrakt, ungegohrenes und konzentrirtes Extrakt des feinsten Malzes, wirkt spezifisch auf die irritirten Luftwege; bei Husten, Heiserkeit, trockenem Halse anwendbar.*)

Malzextrakt mit Eisen (0,056 im Eßlöffel) bei Schwächezuständen, Blutmangel, Rekonvaleszenz u. s. w.*)

Malzextrakt mit Chinin und Eisen (0,111 im Eßlöffel) bei Entkräftungen gleichzeitig nährend und kräftigend wirkend.

Vorstehende Präp. in der eingeführten Packung à 300 Gramm netto 1 M. bez. 1 M. 25 Pf.

Malzextraktplätzchen aus reinem Malzextrakt, im Munde leicht zerfließend; sehr wirksam; in Kartons 25 Pf.

Pepsinwein (Verdauungsflüssigkeit) konzentrirte, haltbare Lösung von garantirt wirksamem Pepsin von doppelter Konzentration der Vorschrift der D. R. Dieser angenehm schmeckende Wein ersetzt bei mangelnder oder gestörter Verdauung die fehlende Magenflüssigkeit und beseitigt bei konsequentem Gebrauch jede leichtere Verdauungsstörung. Flacon à 150,0 1 M. 50 Pf.

An Orte, wo die Apotheken Lager nicht halten, wird bei 6 Piecen mit Rabatt versandt. 430

*) Conform der Vorschrift der Deutschen Reichspharmakopoe.

Laue's Strickmaschinen
mit verstellbarem Stahlnadelbett für Familie und Industrie, Strümpfe ohne Naht und allerhand Phantasieartikel liefernd, empfiehlt 421
Dresdner Strickmaschinen-Fabrik
O. Laue. Dresden-Löbtau.
Solide Wiederverkäufer gesucht.
Unterricht an allen Orten gratis.

Nur Aechte Prof. Dr. Sampson's Coca Präparate Allein bei Dr. W. Strauß Mohren-Apoth. Mainz. 1 Schacht. oder 1 Flacon 3 R.Mk.

entfaltet die volle Wirksamkeit der Coca-Pflanze — weil aus dem vollkräftigen Extrakte der frischen Pflanze bereitet. — Ueber die von stetem Erfolg auch in schwersten Fällen gekrönte Anwendung der Coca-Pillen I. gegen Hals- und Brustleiden, der Coca-Pillen II. gegen Unterleibsleiden, Hämorrhoiden 2c., der Cocapillen III. gegen allgemeine und spezielle Nervenleiden und Schwächen, des Coca-Spiritus gegen Kopfgicht, Migraine 2c. belehrt eine populäre Schrift, gratis d. d. Mohrenapotheke in Mainz und deren Depôts-Apotheken: **Berlin:** B. O. Pflug, Louisenstr. 30; M. Kahnemann, Schwanen-Apoth., Spand. Str. 77. **Breslau:** S. G. Schwartz, Ohlauerstr. 21. **Dresden u. Magdeburg:** sämmtl. Apoth. **Königsberg i. P.:** A. Brüning. **Leipzig:** R. H. Paulcke z. Engel. **München:** C. Braun z. Rose. **Hamburg:** W. Richter. **Stuttgart:** Zahn & Seeger, Hirsch-Apotheke. **Wien:** C. Haubner z. Engel am Hof 6. **Zürich:** Strickler'sche Apoth. **Bern:** A. Brunner. **Köln:** F. Grüninger z. Glocke. **Prag:** Jos. Fürst. 361

Ein großer Theil der Menschheit leidet am 575

Bandwurm

und nur Wenige sind sich dessen bewußt.

Kopf

Sichere Kennzeichen sind: Der wahrgenommene Abgang weißer, nudelartiger Glieder, welche sich zusammen und auseinander ziehen. Andere muthmaßliche Kennzeichen sind: Abmagerung, Verschleimung, Verdauungsschwäche, Appetitlosigkeit abwechselnd mit Heißhunger, Uebelkeit, Aufsteigen eines Knäuls bis zum Halse, Kollern und wellenförmige Bewegungen in den Gedärmen.

Denselben entfernt, mit Kopf, ohne alle Vorkur, mit einem leichten Mittel, schmerz- und gefahrlos, unter Garantie, in wenig Stunden. (Nach auswärts brieflich.)

Theodor Horn in Nürnberg, Wunderburgstraße Nr. 5.

Fz. Hch. Schroeder, Nürnberg,
Marthorgraben 45, 572
alleiniger Fabrikant von **D. Hägerich's Patent-Petroleum-Koch- und Kinder-Apparaten.**
Alleinverkäufer für Süddeutschland, Sachsen und Reichslande von **Ed. van der Straten's Patent-Heizöfen.**
Lager von Hydro-Petrol-Lampen.
Preislisten und Prospekte franko und gratis. — **Wiederverkäufer erhalten Rabatt.**

Neu erschienen: 527
Der Vogt von Tenneberg.
Drei humoristische Gedichte aus der
„**Frau Aventiure**"
von **J. V. v. Scheffel**,
für eine Bassstimme mit Piano-Begleitung.
Komponirt von
C. Attenhofer,
mit reizender Titelvignette nach
A. v. Werner.
Op. 18. Preis 1 Mk. 25 Pf.
Gebrüder Hug in Zürich.

Oceanawalzer. 458

Für Jedermann!
Das beste und billigste Buch für Kranke und Geschwächte ist unstreitig
„**Dr. René Wilz, Wegweiser** oder bester und billigster Weg zur sichern und naturgemäßen Heilung aller Krankheiten."
Preis 1 Mark.
Gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken erfolgt Frankozusendung i. Couvert.
Zu beziehen durch das **Verlagsmagazin** in **Leipzig.** 550

„**Das Geistesleben der Zukunft**".
Forschungen über Erweiterung der Thätigkeit des menschlichen Geistes und dessen Fortleben nach dem Tode
von **Dr. Theodor Strauß.**
8 Bogen 8. eleg. brosch. 1 M. 50 Pfg.

Selbstbiographisches vom Himmel.
Darstellung der jüngsten Resultate der astronomischen Forschung in ihren Beziehungen zu Vergangenheit und Zukunft des Weltgebäudes
von **Dr. M. Wilhelm Meyer.**
Preis 2 M. 50 Pf.
„Es dürfte kein zugleich lohnenderes und erhabeneres Studium geben, als die Astronomie, aber wir besitzen in unserem literaturgesegneten Deutschland nur wenig ähnliche Schriften wie die Meyer'sche, die wir dem denkenden Leser auf's Angelegentlichste dazu empfehlen können."
(Frankf. Zeit. Nr. 11, 1877.)

Unsere geistige Bildung.
Von
Prof. **Dr. L. Noßl.**
6 Bogen gr. 8. eleg. br. 2 Mark.
„In treffenden Einzelzügen ist hier das Lückenhafte und eklatant Einseitige unserer Bildung dargelegt. Es ist viel des Originellen, Poetischen und Idealen in der Schrift enthalten, daß sie das Lesen reichlich lohnt." 609
(Tonk. Nr. 9, 1877.)
Verlag von **Edwin Schloemp** in **Leipzig.**

EPILEPSIE
(Fallsucht) und alle Nervenkrankheiten **heilt brieflich** der **Spezialarzt Dr. Killisch,** Dresden (Neustadt). Bereits über **9000** behandelt. 439 a

---

Präp. Hafermehl
von **W. C. H. Weibezahn,** Fischbeck bei Oldendorf, Reg.-Bez. Kassel. Preis per Pfd.-Paket mit Anweisung 50 ₰. Vorzüglichstes, ärztlich empfohlenes Nähr- und Stärkungsmittel für **Kinder, Kranke, Rekonvalcszenten** und **Wöchnerinnen,** wohlschmeckend, leicht verdaulich und sehr nahrhaft. Zur einfachsten Herstellung schmackhafter und kräftiger Suppen (mit Fleischbrühe zubereitet auf die feinste Tafel passend), **Müttern** und **Hausfrauen** 2c. als praktisch und sehr vortheilhaft zu empfehlen. Zur Ernährung schwächlicher kleiner Kinder oft mit überraschendem Erfolg angewendet. 578
Zu haben in jeder guten Handlung oder direkt.

Aechte Schwedische Mageneſſenz
leistet vortreffliche Dienste bei Magenschwäche, Appetitlosigkeit, sowie bei Verdauungsbeschwerden und den dadurch entstandenen Magenleiden.
Unübertroffen in ihren Wirkungen.
Hauptdepot: **Theodor Rau, Ravensburg,** Württemberg,
per Flasche M. 3. — gegen Nachnahme.
Jeder Flasche ist ein gedrucktes, amtlich beglaubigtes, wissenschaftliches Gutachten des Herrn Doktor **Theobald Werner,** Direktor des chemischen Laboratoriums und Polytechnischen Instituts in Breslau beigefügt, auch spricht der große Absatz, den diese Essenz in kurzer Zeit gefunden hat, sehr zu Gunsten ihrer ausgezeichneten und wohlthätigen Wirkung. 567

Neu erfundene 607
Taschen-Mikroskope
mit Gebrauchsanweisung vers. franko per St. 2 M. 50 Pf., geeig. z. Gegenst. wie auch Wasser zu untersuchen, die Vergrößerung ist höchst überraschend, von Autoritäten als nützlich befunden. Schmiedebr. 29 b. **D. Sorauer in Breslau.**

Hermann Bernhard, Leipzig,
versendet gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrags 586
Operngucker à Stück . . M. 10.
Fernrohre z. Umhängen M. 9.
Perspektive in Etuis . . M. 6.
Alles in solidester Arbeit und mit besten scharfen Gläsern.

Zauber-Apparate
eigener Fabrik, viel Neues für Künstler, Dilettanten und Kinder. Höchst elegante Arbeit, billigste Preise von 25 Pf. an bis 1500 Mark. Neueste Preislisten gratis. 397
Wilhelm Bethge, Magdeburg.

Zithern mit Patentsaiten, unter Garantie für 18 Mark nebst Schule zum Selbsterlernen bei 595
C. L. Steffen, Stettin.

Accordion- und Harmonikafabrik
von **Fr. Gessner, Magdeburg.** 250
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

!! Für nur 6 Mark !!
Eine komplete Rauchgarnitur aus echtem Meerschaum und Bernstein, bestehend aus 1 hochfeinen Tabakspfeife mit Neusilber beschlagen, sammt echtem Weichselrohr. **3 Stück** verschiedene feinst geschnitzte Meerschaum-Cigarrenspitzen mit Bernstein, 1 echt orientalischer Tschibuk sammt Rohr. 1 Trockenraucher, geschnitzt. 1 neuester Patent-Cigarretten-Raucher. 6 Buch echtes Perser-Cigarrettenpapier sammt 1 österr. Cigarretten-Maschine, mit der man in einer Sekunde 20 Cigarretten anfertigen kann. 1 Stück echte Wiener-Cigarren-Tasche. 1 Patent-Feuerzeug. 1 neueste Metall-Rauchtabak-Dose. 1 Trockenraucher-Spitze. Dieß Alles kostet insgesammt nur 6 Mark in der Prachthalle, Wien, Praterstraße Nr. 16. 584

Theodor Scheller,
Prämienloose u. Lotteriegeschäft,
Braunschweig.
Devise: „Und wiederum hat Scheller Glück!"
Prospekte gratis und franko. 468

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 305
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis.
Korrespondenz in Deutsch, Englisch und Französisch.

Adolph Conrad, Nürnberg,
Spezialität von importirten eingemachten Früchten, liefert franko in 5 Pfund-Dosen: 535

Aprikosen, Kirschen . . .	à Dose	M. 7. 25.
Mirabellen, Gelée von Johannisbeeren und Apfel	„	6. 50.
Gemischte Südfrüchte . . .	„	5. 75.
Zwetschgen	„	5. 25.
Marmeladen Parisienne, Loraine	„	4. 25.
deßgl. von Trauben u. Birnen	„	3. 75.

Außerdem nur in Töpfen von 1 Pfund.
Reine-Clauden, Orangen, Erdbeeren, sowie sämmtliche benannte Sorten à Topf M. 1. 50.

Thür-Schlösser,
kräftige Waare, empfiehlt billigst. Auf Verlangen sende Proben 581
Ferd. Kohl, Schloßbauanstalt, **Leipzig.**

Schönschnellschrift, Rundschrift lehrt unter Garantie ohne alle Vorkenntniß in ganz kurzer Zeit gründl., schnell und billig
604 **Richter,** Kaufingerstraße 28, **München.**

Zur Ausbildung im gesellschaftlichen Umgange ist in **allen** Buchhandlungen zu haben:
Galanthomme,
der Gesellschafter, wie er sein soll.
Enthält **20 Anweisungen** über **Anstand, Feinsitte** und **guten Ton, 18 Gesellschaftsspiele, 24 Geburtstagsgedichte, 30 Anekdoten, 25 deklamatorische Stücke, 44 Toaste** und **Trinksprüche** von Professor **Schuster.**
Siebenzehnte Auflage. 2 M. 50 ₰.
Es ist dieß ein in jeder Hinsicht empfehlungswerthes Bildungs- und Gesellschaftsbuch. 489
Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**

Gold-Barock-Rahmen
zu Hallberger's und anderen Prämien stets vorräthig. Schnelle Anfertigung von Rahmen aller Art und jeder Grösse. Einrahmen aller vorkommenden Bilder billig. Reelle Bedienung durch ehrende Zuschriften anerkannt. 603
Theodor Schetter, *Stuttgart.*

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft
G. Zechmeyer, Nürnberg. 508

Amerik. präserv. Rindfleisch
in **runden,** mit meiner Firma versehenen Blechdosen à 4 Pfd. engl., à Dose 3 M.
Im eigenen Safte fertig gekocht u. nach blossem Erwärmen sofort geniessbar. Seit Jahren b. d. deutschen Armee verwandt. Von vorzügl. Qualität u. um die Hälfte **billiger** als frisches Fleisch. — Bei Verbrauch von 1 Pfd. tägl. schon eine **Ersparniss von monatlich ca. 20 Mark!** Nach auswärts 2 Dosen nur 50 Pfg. Porto. (Posteinzahlung!) 568
J. C. F. Schwartze, Hoflieferant,
Berlin W., Leipzigerstrasse 112.

Holländische Cigarren- & Tabak-Fabrik u. Manilla-Cigarren-Import
von
A. F. Emde in Rees a. Rh.
Verkauf an Private zu Engrospreisen.
Preiscourante franko. 404

Attest
von Herrn Kreisgerichts-Rath **C. Güth** in **Tilsit,**
dd. 30. Januar 1877.
Ihre wiederholten Sendungen haben **ungetheilten Beifall** gefunden und neben der Güte der Cigarren, sowie ihrer **Preiswürdigkeit** auch die **saubere** und **gleichmässige Arbeit** besonders befriedigt.

PREIS 1 MARK • • • PREIS 60 XR
Dr. Airy's Naturheilmethode,
illustrirte Ausgabe,
kann allen Kranken mit Recht als ein vortreffliches populair-medizinisches Werk empfohlen werden. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Epilepsie
606 **(Fallsucht), Krämpfe.**
Anweisung, diese schreckl. Krankheit in kurzer Zeit radikal zu heilen. Herausg. v. **Fr. A. Quante,** Fabrikbesitzer in **Warendorf,** Westfalen, welche gleichzeit. authentische Zeugnisse von glückl. Geheilten aus allen 5 Welttheil. enthält, versendet brieflich der Herausgeber. Franko gegenseitig.

Das Original-Meisterwerk (neueste Gratis-Ausgabe, ca. 130 Seiten Text) über:
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist unter dem Titel: 143
Der Haarschwund
erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen, Gohlis-Leipzig,
Villa Bühligen.

Sommersprossen, Linsenflecken
vertilgt m. Kosmetik-Pasta. 2 Mark. Bei Bestellg. Angabe, ob die Haut empfindlich ist.
Römhild i. Thür. **J. Rottmanner,** Apoth.

Gesichts-Ausschlag.
Unfehlbare Heilung durch Apoth. **J. Rottmanner**'s Schönheitswasser. Gegen Mitesser, schwarze Punkte mit fettiger Haut, Finnen, Acne, zerstreut stehende rothe harte Knötchen und Knoten theils mit Eiterbildung, Pusteln, Gesichtsröthe, besonders der Nase, Acne rosacea, Bartfinne, Sycosis. Selbst viele Jahre diese Ausschläge gehabt, ist es mir endlich dennoch gelungen, ein Mittel zu finden, welches mich gänzlich von diesem hartnäckigen Leiden befreit hat. Bei Bestellung: Angabe des Ausschlags, Alter, Beschäftigung, Kost, Speisen und Getränke, ob schwächlich oder kräftig, sonst nicht leidend. Mit Gebrauchsanweisung, Verhaltungsmaßregeln und wissenschaftlicher Behandlung. Flac. 3 Mark.
Römhild in Thüringen. 566
J. Rottmanner, Apotheker.

(Zeugniß.) Seit mehreren Jahren mit dem
Magen- und Darmkatarrh
behaftet, suchte ich lange vergeblich mein Leiden zu beseitigen. Ich wandte mich zuletzt an Herrn J. J. F. Popp in Heide (Holstein) um Abhülfe. Nach Anwendung des Pulvers verspürte ich sofort Linderung und hörte bald der Unterleibsschmerz, als auch die täglich 5—6 Mal auftretende Diarrhoe auf; der Appetit vermehrte sich und merkliche Kräftigung trat bald ein. Ich wünsche nur u. s. w.
Meering bei Augsburg, 30. Juni 1876.
590 **Martin Offenbrunner,** Lehrer.

Diesem Heft liegt — mit Ausnahme der Postauflage — eine Preisliste über Gewürz-Extrakte, Frucht-Extrakte 2c. bei, ausgegeben von Dr. L. Naumann, kgl. Hoflieferant in Dresden-Plauen. 605



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 17. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Das Testament der ersten Frau.

Erzählung

von

E. Westhoff.

(Schluß.)

Regina war in die Stadt zurückgekehrt.

Ein prachtvoller Veilchenstrauß lag auf ihrem Tisch und durchzog das ganze Zimmer mit seinem köstlichen Duft. In der vorgerückten Sommerszeit gehörten Veilchen zu den größten Seltenheiten; aber Eberhard, welcher von Fräulein Redern wußte, daß Regina Veilchen leidenschaftlich liebte, hatte keine Mühe und kein Opfer gescheut, um diese lieblichen Kinder des Frühlings seinem Weibe zu Füßen zu legen.

Entzückt badete Regina ihr Gesicht in den duftenden Kelchen, sie drückte ihre Lippen liebkosend auf dieselben und athmete den köstlichen Wohlgeruch mit wonnigem Entzücken ein.

Wer hatte ihr nur diese Ueberraschung bereitet? Wem dankte sie die unerwartete Freude?

Fräulein Redern war einige Stunden früher angekommen; sollte sie den Strauß besorgt haben, oder —? Eine glühende Röthe überzog ihre bleichen Wangen, — nein, nein, wie kam sie nur auf den thörichten Gedanken, es konnte doch kein Anderer als ihr Schwiegervater sein, der immer so freundlich und liebevoll war.

Fräulein Redern trat ein.

„Diesen Strauß habe ich wohl der Güte des Herrn Wellenheim zu danken?“ fragte Regina.

„Herr Wellenheim übergab mir denselben mit der bestimmten Weisung, den Strauß in Ihr Zimmer zu legen! Sind die Veilchen nicht köstlich? Und er hatte so viel Mühe, sie herbeizuschaffen!“

Regina seufzte und legte den Strauß beiseite.

Die Veilchen dufteten nicht mehr. —

Die alte Hausordnung wurde wieder eingeführt; Regina sah Eberhard nur an dem gemeinsamen Mittagstisch; den Abend brachte er in seinem Zimmer am Schreibtisch zu, wie Fräulein Redern ganz erstaunt Regina mittheilte.

So kam der Tag der Abreise heran.

Die junge Frau hatte am vorherigen Abend flüchtig ihrem Gatten Glück zu der Reise gewünscht, ohne dieß Begegnen indessen für ein letztes Lebewohl zu halten. Am letzten Morgen klagte sie über Kopfschmerz, und Fräulein Redern bemerkte auch mit großer Besorgniß, daß die junge Frau fieberhaft erregt war, daß ihre Stimme bebte und ihre Augen einen seltsamen feuchten Schimmer zeigten. Regina hatte ihr Zimmer nicht verlassen; sie saß, die Hände in einander geschlungen, und schien auf jedes Geräusch zu achten, fast als ob sie Jemand erwartete; aber sie hörte nur, wie die großen



Türkische Skizzen. **Die Kaikvermiether in Konstantinopel.** (S. 422.)

f den Wagen hinaufgehoben und
unsägliche Unruhe ergriff sie, sie
, der von beiden Theilen stets als
n wurde. Fräulein Redern trat

letzten Grüße von Herrn Wellen-
te sie, „er wollte Sie, da Sie un-
auch meinte er, Sie hätten ihm
agt!“
nd roth; ohne ein Wort der Er-
äulein Redern vorüber und öffnete
Arbeitszimmer.
elbst keine Rechenschaft von ihrem
Herz klopfte heftig, als sie ein-
le Gestalt bebte.
n großes Gemälde, welches dem
ein Vorhang, der dasselbe sonst
eite gezogen, Eberhard stand vor
nscheinlich mit tiefer Bewegung in
die der holde dunkle Mädchen-

idenen Frauengewands weckte ihn
ndte sich um, Regina stand vor
in flammendem Feuer.
ge Schritte näher getreten.
vor der Reise Lebewohl zu sagen,“
r Kälte, welche einen seltsamen
nden Feuer ihrer Augen bildete,
len, daß eine kindische Laune mich
halten.“
on Ihnen, Regina,“ entgegnete
uchteten in reinster Freude auf
weich und bewegt. „Ich danke

sig,“ antwortete das junge Weib
t mehr, als mir die Pflicht

ogenannten Pflichten‘ einem ge-
en zu haben,“ sagte Eberhard,
steter Angst, daß Sie nicht ein-
ze überschreiten und mich glauben
ein wenig Ihres kalten Stolzes
nothwendig, daß Sie mich stets
mir gegenüber übernommen, er-
daß meine Person Ihnen ein
versöhnlichsten Hasses ist, als daß
Sie könnten versöhnlicheren Ge-
Sie daher auch das Komödien-
binde Sie dieses lästigen Zwangs,

hand, sie legte flüchtig ihre Fin-
beantwortete sein kühles „Lebe-
ern und verließ das Zimmer.
heimliches Boudoir, schloß die
wilde Thränen aus.
es forteilenden Wagens auf dem

e bleichen Lippen, „vorbei!“ und
s die so lange zurückgedrängte

n Schmerz und Trauer gesehen,
n Fenster warf, ehe er in den
ihr Kummer weniger groß ge-

*

r Zimmer zurückgezogen; Kopf-
equemen Vorwand, um sich tage-
Damen, welche Regina in der
wollten, wurden von Fräulein
ltung ihrer mütterlicherseits an-
die sie, ihrer frommen Demuth
zur Schau trug, empfangen und

en von Eberhard's veränderter
ein die Verwunderung sei, daß
vom frühen Morgen bis zum
ter Thätigkeit im Comptoir ar-
it seinen früheren Freunden fast
nur der Arbeit lebe.
aum erwarten, diese überraschend
jungen Frau schnell genug zu

gina,“ begann sie, „was Ihr
trieb?“
enig ich mich für seine Beschäf-

Sie sind keine christliche Ehefrau,
och sagen; während Sie glaub-
mit lustigen Zechbrüdern, hat
achten, daß er am grünen Tisch
Vermögen verschwende, hat er
n geschaffen; während Sie ihn
er schalten, war er ordentlich,

sie deckte ihre Augen mit der

hre Zurückhaltung ganz und gar
eifrig fort:
Regina, daß Sie ihn ungerecht

beurtheilen? Während die ganze Welt ihn lobt und seine Verdienste anerkennt, sind Sie allein von einer Gleichgültigkeit und Kälte gegen ihn, die an Gehässigkeit grenzt! Sie versündigen sich, Regina!“

Hätte Fräulein Redern früher gewagt, Regina in dieser direkten Weise Vorwürfe über ihr Verhältniß zu ihrem Gatten zu machen, die junge Frau würde ihr hochmüthig jede Einmischung verboten haben; heute schwieg sie und senkte den Kopf nur tiefer.

Dadurch ermuthigt, fuhr das in Eifer gerathene Fräulein fort:

„Ich hätte Sie nie für so herzlos gehalten, Regina, wie Sie gegen Ihren eigenen Gatten sein können, dem Sie in die Hand des Priesters Liebe geschworen haben, dem Sie Liebe schuldig sind; denn ich bin überzeugt, wenn Sie sanft und nachgiebig wären, würden Sie ihn namenlos glücklich machen, — er liebt Sie —“

„Halt!“ rief Regina und sprang erregt auf, „das ist eine Unwahrheit, er liebt mich nicht, er liebt noch immer sein todtes Weib, sie ist es, die seine Gedanken erfüllt, sie ist es, um deren Liebe er trauert!“

„Regina,“ rief Fräulein Redern erstaunt, „welche Verblendung beherrscht Sie! Wie konnten Sie einen so unseligen Irrthum fassen! — Ich sage Ihnen, Sie sind es, die er anbetet! — Die herrlichen Veilchen letzthin —“

„Die Veilchen?“ fragte Regina mit athemlosem Staunen.

„Nun ja, einer Frau wegen, die man nicht liebt, macht man sich nicht die Mühe, ihr in so zarter Weise Aufmerksamkeiten zu erweisen.“

„Die Veilchen waren von Eberhard?“ fragte die junge Frau tonlos.

„Ich sagte es Ihnen ja damals gleich!“

Regina schwieg eine Weile, dann sagte sie:

„Und dennoch ist das, was ich behauptete, meine Ueberzeugung, und da mir ein derartiges Gespräch peinlich ist, so bitte ich Sie, diesen Punkt nicht mehr zu berühren!“

„Sie wandeln in der Finsterniß und wenden Ihre Augen ab von dem Lichte. Sie stoßen die Hand Dessen zurück, der Ihnen der Nächste sein muß! Das Böse hat Macht in Ihrem Herzen, bekämpfen Sie die schlimmen Gewalten, überwinden Sie die Versuchung des Bösen!“

Fräulein Redern rauschte hinaus.

Draußen erwartete sie Diakonus Schmalland; sie erröthete züchtig und jungfräulich, als sie ihm die Hand zum Gruße bot und ihn zum Eintritt in ihr Zimmer aufforderte.

*

Einige Wochen später ließ sich der Kommerzienrath bei der jungen Frau anmelden. Sie freute sich über seinen Besuch, hatte sie sich doch recht vereinsamt und verlassen gefühlt, und kam ihm daher doppelt freundlich entgegen.

„Wie es mich freut, lieber Papa, daß Sie mich nicht ganz und gar vergessen!“ sagte sie herzlich, dem Ankommenden beide Hände reichend.

„Ich finde Sie bleich und erschöpft aussehend,“ fragte der alte Wellenheim, „fühlen Sie sich krank, liebes Kind?“

„Nein, ein wenig Kopfschmerz abgerechnet, der ohne alle Bedeutung ist, bin ich gesund wie immer; aber auch Sie sehen verändert aus, so sorgenvoll und bekümmert, ich möchte Sie auch fragen, was Ihnen fehlt?“

„Ja, Regina,“ entgegnete der Kommerzienrath sehr ernst, nahm die Hände seiner Schwiegertochter fest in die seinen und sah ihr tief in die fragenden Augen, „es fehlt mir auch etwas; etwas, das ich von Herzen lieb habe, was ein Theil meines Wesens ist: es fehlt mir mein Sohn! — Sie wissen nicht, wie treu und wacker er an meiner Seite arbeitete, wie er mich sofort verstand, jede kaufmännische Kombination, die ich ihm andeutete, begriff und ausführte; welche Kenntniß des Geschäftsgangs er sich in kurzer Zeit anzueignen wußte, und gerade jetzt, wo er meinem Herzen dadurch so unendlich näher gerückt war, jetzt muß ich ihn verlieren!“

Regina hatte sich abgewandt. Stürmte denn Alles auf sie ein?

Leise hatte sie die bebenden Finger aus den treuen Händen des alten Mannes gezogen und sich auf einen niedrigen Sessel zu seinen Füßen gesetzt.

„Ich denke, es war Ihr Wille, daß er reiste!“ sagte sie leise.

„Nein, bei Gott nicht,“ entgegnete der Kommerzienrath lebhaft, „ich habe Beamte genug, die ich schicken konnte; er selbst wollte fort, er konnte Sie nicht mehr leiden sehen!“

„Papa!“ rief Regina und sprang erregt auf, „das ist nicht wahr, er kümmert sich um mich so wenig wie um Fräulein Redern's Schooßhund, und wenn er sagte, daß er meinetwegen ging, so sagte er eine Lüge!“

„Still, mein Kind, beruhigen Sie sich, Sie wissen nicht, was Sie sagen; hören Sie mir zu. Als Eberhard abreiste, gab er mir einen Auftrag an Sie, einen Auftrag, der Sie überzeugen wird, wie sehr er bedauert, Ihre Jugend gefesselt zu haben. Obgleich ich mehr Schuld trage als mein Sohn, denn er wollte das Testament unerfüllt lassen, er wollte lieber auf das ganze Erbe verzichten, ehe er eine beide Theile gleich demüthigende Ehe einging, und nur meinen Bitten, meinen Vorstellungen gelang es, ihn zum Nachgeben zu veranlassen. Gott weiß, wie oft ich diese Ueberredung schon bereut habe!“

Regina war todtenbleich geworden; sie war langsam hinter den alten Mann getreten und lehnte sich fest auf die Lehne des Sessels.

„Nennen Sie mir den Auftrag, was ist es? Sprechen S schnell, Papa!“

„Ich habe von Tag zu Tag damit gezögert,“ fuhr d Kommerzienrath langsam fort, — „ich liebe Eberha und — —“

„Was wünscht Eberhard?“ fragte Regina tonlos.

Der Alte senkte den Kopf.

„Eberhard bietet Ihnen die Freiheit an,“ sagte er mit gebrochener Stimme. „Hier ist das betreffende Dokument, welches er aufgesetzt hat und das alle Bestimmungen enthält, die nothwendig sind, Ihre Zukunft sicher zu stellen, wenn Sie sein Anerbieten annehmen! Er scheint mit Bestimmtheit auf Ihre Annahme zu rechnen, denn es fehlt nur Ihre Unterschrift, Regina, und dieselbe könnte ihn bevollmächtigen, alle nöthigen Formalitäten zu besorgen!“

Regina schwieg; ihre Augen waren gesenkt und die Lippen fest zusammengepreßt, als wollte sie mit Gewalt einen Aufschrei zurückdrängen, mit todesblassen Wangen stand sie an dem Sessel, aber der bleiche Mund war geschlossen, kein Wort wurde hörbar.

Eine lange Pause entstand.

„Regina, hier ist das Schriftstück,“ wiederholte der Kommerzienrath, „Sie haben Zeit, sich zu entscheiden!“

Noch immer schwieg das schöne Weib.

„Regina, Sie machen mir Angst,“ rief der alte Mann, ihr sorgenvoll in das bleiche Gesicht starrend. „Antworten Sie doch!“

Langsam erhob das junge Weib den Kopf. Ihre edlen Züge trugen den Ausdruck fester Entschlossenheit.

„Ich bedarf keiner Frist, um mich zu entscheiden, entweder ich thue es sofort oder nimmer!“ — Sie holte tief Athem, als brauchte sie ihre volle Kraft zu den Worten, die sie jetzt fest und bestimmt sprach:

„Nun, wohlan denn, ich trenne mich nicht, ich nehme sein Anerbieten nicht an! — Ich habe den heiligen Wunsch einer theuren Todten erfüllt, als ich ihm meine Hand reichte, ich bleibe sein Weib,“ — sie zerriß das Dokument und übergab dem Kommerzienrath die Stücke. — „Hier, überschicken Sie dieß Ihrem Sohne, — schreiben Sie ihm, dieß sei meine Antwort!“

„Regina!“ schrie der Alte auf mit unbeschreiblichem Ausdruck von Schreck, Erstaunen, Glück und unerwarteter Freude, daß das junge bebende Weib fragend ihre Hände auf seine Schultern legte.

„Papa,“ sagte sie schüchtern und stockend, „verdammen Sie mich nicht; ich kann nicht anders!“

„Mein Kind, mein Kind, meine theure Tochter!“ rief der Kommerzienrath mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme und drückte einen heißen Kuß auf die reine Stirn des jungen Weibes, „sei gesegnet für dieses ‚Nein‘, tausendmal gesegnet! Es würde mir das Herz gebrochen haben, Dich von seiner Seite gehen zu sehen! Du wirst der Segen, das Glück meines Alters sein! Soll ich Dir nun auch sagen, was Eberhard von hier forttrieb?“

„Sage es mir,“ flüsterte sie leise, in tiefem Purpur erglühend.

„Weil er Deine Kälte, Deine Gleichgültigkeit nicht länger ertragen konnte, weil er Dich namenlos liebt, weil es über seine Kräfte geht, Dich täglich wie eine Fremde sehen zu müssen, weil der Anblick des eigenen Weibes ihm das Herz bricht!“

„Vater!“ schrie Regina laut schluchzend auf und warf sich in die Arme des bewegten Mannes.

*

Fräulein Redern hatte noch niemals so gegründete Ursache gehabt, über Regina's wechselnde Laune zu klagen. Die junge Frau war bald heiter, bald traurig, bald heftig und auffahrend, bald weich und elegisch gestimmt. Das Gesellschaftsfräulein seufzte und würde die Lust an ihrem beschwerlichen Amte schnell verloren haben, wenn nur nicht so bedeutende materielle Vortheile mit ihrer Stellung verbunden gewesen wären.

Aber die Tochter der Gräfin war klug genug, einzusehen, daß ein Tag kommen würde, wo man ihrer nicht mehr bedurfte, und sie hatte noch nicht genug gesammelt, um diesem Tag mit Ruhe entgegensehen zu können. Auch hatte sie bestimmte, feste Hoffnungen, deren Erfüllung um so sicherer war, je höher sich die Summe ihrer Ersparnisse belief. Schmalland hatte es hauptsächlich ihren Bemühungen — denn sie verstand es, durch oder vermittelst ihrer Frömmigkeit ziemlich vertraute Verbindungen mit einflußreichen Personen zu unterhalten — zu verdanken, daß er in die Residenz versetzt wurde, und hier war sie es wieder, die dem ehrgeizigen Streben des jungen Geistlichen Thür und Thor öffnete.

Ja, er hatte es sogar verstanden, sich einigen Einfluß zu schaffen, und war in einem gewissen Kreise schon zum Mittelpunkt geworden. Er bildete fromme Vereine, leitete wohlthätige Anstalten, sammelte Almosen für erwerbsunfähige Kranke, besaß Gewandtheit und Takt und hatte immer einen großen Theil der Damen in der Kirche, wenn er als Redner auftrat. Noch sprach die Dankbarkeit in seinem Herzen ein wenig für Fräulein Redern, aber mit dem allmäligen Wachsen seines Einflusses wurde sie von Tag zu Tag schwächer, und das alternde Fräulein sah ein, daß sie immer mit ihm in Berührung bleiben müsse, um sich in seiner Erinnerung zu erhalten, und daß ihr dieß leichter gelingen würde, wenn sie seinem Gedächtniß mit einer schweren Summe zu Hülfe kommen könnte, begriff sie auch, und deß-

halb duldete sie alle Launen der in letzter Zeit so reizbaren jungen Frau.

Endlich verfiel sie auf ein Auskunftsmittel, welches sie mit Schmalland in mannigfache Berührung bringen mußte, Regina aber gleichzeitig Zerstreuung bringen sollte. Sie suchte sie zu bewegen, einem wohlthätigen Frauenverein, der die ältesten adeligen Namen aufweisen konnte, als Mitglied beizutreten. Obgleich die junge Frau nicht die mindeste Lust hatte, sich an der Thätigkeit der Damen zu betheiligen, so wußte das geschäftige Fräulein es doch so einzurichten, daß die Ablehnung unmöglich wurde, und die junge Frau fast gezwungen war, sich der Gesellschaft anzuschließen. Da der Verein sehr beschränkte Geldmittel besaß, wurden die nöthigen Summen durch Gesangsaufführungen und Theatervorstellungen aufgebracht, bei welchen ein Theil der Mitglieder zur thätigen Mitwirkung herangezogen wurde. Diesen Herbst wollte man die Reihe der Vorstellungen mit einem Konzert eröffnen, und Regina hatte zugesagt, einige Lieder singen zu wollen. Die Billette waren schon alle zu enormen Preisen vergeben, die hohe und höchste Aristokratie, unter deren Protektorat der Verein stand, hatte sich mit fabelhaften Preisen den Eintritt in den Saal erkauft. In einfacher, aber gewählter Toilette wartete Regina auf den Moment, der sie zum ersten Mal vor ein großes und sehr gewähltes Publikum führte.

Sie fühlte sich beengt und beklommen, aber Fräulein Redern sprach ihr Muth zu, als sie auf den erhöhten Platz trat neben den kostbaren Flügel, vor welchem Herr Roden saß, um die Begleitung zu übernehmen, und eine peinliche Befangenheit hatte sie überfallen. Aber mit gewohnter Selbstbeherrschung überwand sie dieselbe schnell, und hoch und stolz in blendender Schönheit ließ das junge Weib die leuchtenden Augen ruhig über die flüsternde Menge hingleiten, ehe sie einsetzte. Mit ihrer mächtigen, wunderbaren Stimme, die in den tiefen Tönen so sympathisch klang und in den höheren Lagen einen seltenen Wohllaut entfaltete, sang sie Schumann's herrliches Lied: „Ich grolle nicht —", und sie sang es mit seelischer Empfindung, mit überzeugendem Gefühl. Mit erschütterndem Ausdrucke kamen die Worte: „Ich grolle nicht, und wenn das Herz mir bricht! Wie Du auch strahlst in Diamantenpracht, fällt doch kein Strahl in Deines Herzens Nacht!" — von ihren Lippen.

Eine athemlose Stille herrschte in der Menge, als sie aber geendet, brach ein so maßloser Jubel aus, daß sich Regina fast geängstigt fühlte. Hatte schon ihre imponirende, wunderbare Erscheinung hingereicht, die Menge zu begeistern und hinzureißen, so vollendete das herrliche, mit bezwingendem Zauber vorgetragene Lied den Eindruck und veranlaßte einen wahnsinnigen Enthusiasmus. Aber auch zwei dunkle Augen, die sie in weiter Ferne glaubte, hingen an ihr mit leidenschaftlicher Glut, mit inniger Liebe. Und wie stolz blickten die Augen auf die berückende Erscheinung des schönen Weibes, das sein Weib war und die er sich gewinnen wollte, jetzt, wo ihm sein Vater Muth und Hoffnung zugesprochen, gewinnen um jeden Preis!

Er war zurückgekehrt und ihr gefolgt, um sie wiederzusehen, bis in den weiten Saal, unter die bunte geschmückte Menge, weil er sein Verlangen nicht niederzukämpfen vermochte.

Aber sofort, nachdem ihr Lied verklungen, verließ er den Konzertsaal und kehrte in das Haus seines Vaters zurück, er wollte ihr nicht unter den gleichgültigen Augen Fremder gegenübertreten.

Regina wurde von Glückwünschen überhäuft, sie beurlaubte Fräulein Redern, welche für den ganzen Abend engagirt war, und zog sich zurück, um nach Hause zurückzukehren.

Als sie aus der Garderobe trat, näherte sich ihr Graf Wallbeck; der junge Mann hatte offenbar getrunken, er sah erhitzt und aufgeregt aus.

„Meine gnädige Frau," redete er die junge Frau an, die an ihm vorüberschreiten wollte, „genieße ich noch den Vorzug, von Ihnen gekannt zu sein? Ich hatte früher das Glück, in Ihrem eigenen Haus Ihnen vorgestellt zu werden."

Regina verbeugte sich kühl und steif.

„Was wünschen Sie von mir, Graf Wallbeck?" fragte sie kurz.

Der Graf stutzte ein wenig; das war eine seltsame Einleitung zur Konversation.

„Man hat so selten die Ehre und den Vorzug, Sie zu sehen, gnädige Frau, daß, wenn Sie mir erlauben, einen Wunsch auszusprechen, ich nur der eine sein könnte, Sie möchten uns armen Sterblichen Ihre entzückende Gegenwart nicht so hartnäckig entziehen!"

Regina zog die Augenbrauen drohend zusammen.

„Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß mein Mann verreist ist und ich es vorziehe, mich indessen von allen geräuschvollen Festen fernzuhalten!"

„Mißverstehen Sie mich nicht," entgegnete Graf Wallbeck. „Ich würde es für eine größere Auszeichnung halten, von Ihnen bei sich empfangen zu werden; um welche Stunde darf ich morgen meine Aufwartung machen?"

„Zu gar keiner Stunde, wenn ich bitten darf; ich empfange keine Herrenbesuche," entgegnete Regina schroff und wollte weitergehen, der Graf vertrat ihr den Weg.

„Wirklich? Und Sie gestatten nicht manchmal eine kleine Ausnahme?"

Er strich seinen Schnurrbart in wohlgefälliger Weise.

„Graf Wallbeck!" rief Regina empört und ihre Augen flammten zornig.

„Es kleidet Sie reizend, gnädige Frau, wenn Sie die zornige Miene aufsetzen, auf Ehre! Sie haben Temperament, das ist bei Frauen und Pferden gar nicht genug zu schätzen!"

„Ich bitte Sie zum letzten Male, meinen Weg freizugeben; entfernen Sie sich!" rief Regina drohend.

Doch Graf Wallbeck sah sie nur mit herausforderndem Lächeln an und entgegnete unverschämt:

„Sie müssen mich doch für einen großen Neuling halten, daß ich vor der drohenden Geste einer hübschen Frau gleich flüchten sollte, — seien Sie ruhig und vernünftig und nehmen Sie mich in aller Form zu Ihrem Cavaliere servente, da Ihr Herr Gemahl nun einmal die unverzeihliche Dummheit begangen hat, auf Reisen zu gehen und sein reizendes junges Weibchen allein zu lassen! — Einen Beschützer müssen Sie doch haben —"

„Allerdings, aber nicht in Ihrer Person!" ließ sich jetzt eine sehr energische Männerstimme vernehmen.

Regina wandte sich überrascht um beim Klange dieser Stimme, und ein leiser Ausruf der Freude entfuhr ihren Lippen.

„Geben Sie mir Ihren Arm, Regina," sagte der Neuangekommene zu der jungen Frau, die sofort gehorchte, und machte Miene, den Grafen aus dem Wege zu schieben.

„Hui!" pfiff Wallbeck und verbeugte sich spöttisch, „ich kam also schon zu spät; die Stelle des ersten Liebhabers ist bereits besetzt. — Nun, so leicht gebe ich aber meine Absichten nicht auf!"

„Sie werden morgen das Weitere von mir hören, Unverschämter!" rief Regina's Begleiter zornig, „mein Name ist Hektor Reynuald!"

Schweigend führte der junge Mann die Beleidigte und tief Empörte zu ihrem Wagen. Er hob sie hinein und sprang ihr nach.

„Hektor, Sie sind wieder hier?" begann Regina, „und gerade in dem nöthigsten Augenblick, um mich zu beschützen, angekommen! Wie unendlich viel Dank bin ich Ihnen schuldig!"

Sie hielt dem jungen Mann beide Hände hin, die er herzlich drückte.

Hektor erzählte, daß er am Abend angekommen sei, sich gleich nach ihrer Wohnung begeben habe, um sie aufzusuchen, und ihr in die Gesellschaft gefolgt war. Da es zu spät war, um der Soirée beiwohnen zu können, so hoffte er, sie nach Hause begleiten zu dürfen, und war auf diese Weise gerade zur rechten Zeit erschienen, um sie vor den Zudringlichkeiten eines Unverschämten zu schützen.

Um keinen Mißton in das freundschaftliche Verhältniß zu Regina zu bringen, sprach er ihr von seiner Verlobung mit einer jungen schönen Engländerin, deren goldblonde Locken, wie er scherzend bemerkte, ihn immer an seine erste Liebe erinnerten, und fügte hinzu, daß er, sobald es seine Geschäfte gestatteten, ohne Zögern die Rückreise antreten wolle, um seine Hochzeit zu feiern, weil er nicht eilig genug unter den zierlichen Pantoffel seiner sanften Mary kommen könne, die ihn jetzt schon vollständig beherrsche.

Regina athmete erleichtert auf; jetzt erst konnte sie Hektor als ihren Freund betrachten.

Er verabschiedete sich von ihr am Fuße der Treppe mit dem Versprechen, den nächsten Abend bei ihr zuzubringen, und mit heiterem Gruß verließ er sie.

*

Eberhard Wellenheim war nach einer ernsten Unterredung, die er mit seinem Vater hatte, entschlossen, eine längere Reise anzutreten, um so eine Trennung von Regina leichter anzubahnen.

Er liebte sie noch immer, oder er liebte sie mehr denn je; je mehr sie sich ihm entzog und je stolzer und unnahbarer sie sich zeigte, desto mehr wuchs seine Leidenschaft; aber endlich glaubte er doch überzeugt zu sein, daß sie ihm einen unversöhnlichen Haß entgegentrug, daß sie ihn mied, wo sie konnte, und sich um Jugend und Glück durch ihn betrogen wähnte.

Sie hatte ihn verachtet, weil er ein verwöhnter eleganter Müßiggänger war, aber ihre Verachtung wurde zum Stachel, der ihn veranlaßte, zu arbeiten. Und seitdem er sich mit der Arbeit vertraut gemacht hatte, war sie ihm eine liebe Gefährtin geworden.

Sie lehrte ihn auch seine Ehe jetzt aus einem ganz andern Gesichtspunkt ansehen. Während er früher ganz einfach seine Ehe unter die Rubrik „moderne Ehen" rechnete und sich bei Gelagen und nächtlichen Orgien entschädigen zu können meinte, trotzdem er Regina liebte, hatte jetzt die Arbeit einen so sittlichenden Einfluß auf ihn ausgeübt, daß er Regina's Handlungsweise, als sie ihm ihre Hand reichte, anfing, als einen Akt der Großmuth, als ein Opfer anzusehen, zu dem das junge Mädchen in heroischer Selbstverleugnung sich entschlossen habe, um den vermeintlich von Melitta um sein Erbe verkürzten Ehemann wieder zu seinem Kapitale zu bringen und der angebeteten Freundin den letzten Lebenswunsch zu erfüllen.

Es fiel ihm jetzt ein, daß er Regina mit strahlender Anmuth und Heiterkeit in der Schweiz an der Seite eines schönen jungen Mannes gesehen, der sie seine Verlobte nannte; er konnte nicht länger zweifeln, daß sie diesen jungen Mann geliebt und nach Eröffnung des unseligen Testaments ihr Verhältniß mit ihm abgebrochen, um dem Wittwer ihre Hand zu reichen, was sie für ihre unabweisliche Pflicht hielt.

Durfte er seinen Egoismus so weit treiben, daß er das junge Weib zwang, ihr Leben an seiner Seite zu vertrauern? Nein! Er war edel genug, sie freizugeben. Das Kapital, welches sie ihm zugebracht, sollte ihr unverkürzt zurückgegeben werden. Aber es fehlte ihm die Kraft, ihr selbst die Freiheit zu bieten. Er liebte sie ernst und tief und fürchtete oft, wahnsinnig zu werden vor Schmerz, wenn er zurückdachte, wie grausam ihn das Schicksal behandelt, indem es ihm Regina zuführte, die sein vor Gott und der Welt, und seinem Herzen doch eine Fremde war. Aber sich von ihr zu trennen und noch mit Ruhe und Besonnenheit die nöthigen Anordnungen mit ihr zu berathen, das überstieg seine Kraft; er theilte daher seinem Vater seinen Entschluß mit, bat ihn, in seinem Namen Regina denselben mitzutheilen, während er selbst verreisen wollte.

Der Kommerzienrath wollte und konnte seinen Sohn nicht zurückhalten, war es ihm doch längst klar, wie es in seinem Herzen stand, und nur ungern übernahm er den Auftrag zur Scheidung.

Eberhard reiste ab.

Wenn er aber gehofft hatte, die wechselnden Eindrücke, die Veränderung des Aufenthalts, geschäftliche Thätigkeit könnten seine Gedanken anderen Zielen zuführen, so hatte er sich schwer getäuscht; das Bild seines Weibes folgte und verfolgte ihn. Er konnte es nicht bannen. Und seltsam, gerade die letzte Abschiedsszene trat immer wieder in sein Gedächtniß zurück.

Er hatte damals geglaubt, sie habe sich ihm absichtlich entzogen, um einem vielleicht peinlichen Abschied vorzubeugen, und mit wehem Herzen wollte er einige Worte des Lebewohls für sie bei Fräulein Redern zurücklassen, als er, noch einen letzten Blick auf Melitta's Bild werfend, die im Leben ihm so gar nichts bedeutet, erst nach ihrem Tode sein Leben so vollständig umzuwandeln vermochte, plötzlich ein Frauengewand rauschen hörte und zu seiner Ueberraschung Regina erkannte, Regina, welche noch nie, seit jenem ersten Abend, wo er ihr die gemeinsame Wohnung gezeigt, sein Zimmer betreten hatte. Und er glaubte, einen kurzen Moment einen Ausdruck in ihren Zügen zu lesen, der ihn wie ein süßes Räthsel anmuthete, der sein Herz erbeben machte; doch war er sofort verschwunden, Hohn kräuselte die stolzen Lippen, und sie sagte ihm mit so eisiger Stimme Lebewohl, daß er zweifelhaft wurde, ob er recht gesehen, ob er sich nicht getäuscht, ob nicht sein Herz jenen momentanen seelenvollen Ausdruck ihres wunderbaren Gesichts zu seinen Gunsten habe deuten wollen, und dennoch konnte er nicht vergessen, daß Regina selbst gekommen war; irgend ein Etwas in seiner Seele flüsterte ihm zu, daß trotz ihrer kaltverletzenden Weise dieser Schritt doch ein Entgegenkommen von ihrer Seite war.

Und mit welcher Spannung erwartete er Nachricht von seinem Vater! Als endlich nach langem Harren ein umfangreiches Schriftstück in seinen Händen lag, da zitterten diese sonst so festen Hände, das Siegel zu brechen; es war entschieden; sie hatte die ihr gebotene Freiheit angenommen. Der Vater schickte das unterzeichnete Dokument!

Mit wilder Hast riß er das Couvert auseinander; zerrissene Stücke Papier fielen um ihn her. Ein Brief seines Vaters lag bei, nur wenige Worte:

„Regina hat Deinen Antrag ausgeschlagen, sie zerriß das Dokument mit den Worten: ‚Dieß meine Antwort darauf!' — Ich übersende Dir dieselbe!"

Eberhard las und las, die wenigen Worte däuchten ihm unfaßbar, immer und immer wieder wiederholte er dieselben, dann aber legte er schweigend beide Hände über seine Augen und saß lange regungslos; als er sie endlich fortzog, schimmerte ein eigenthümlich feuchter Glanz in ihren dunklen Tiefen! —

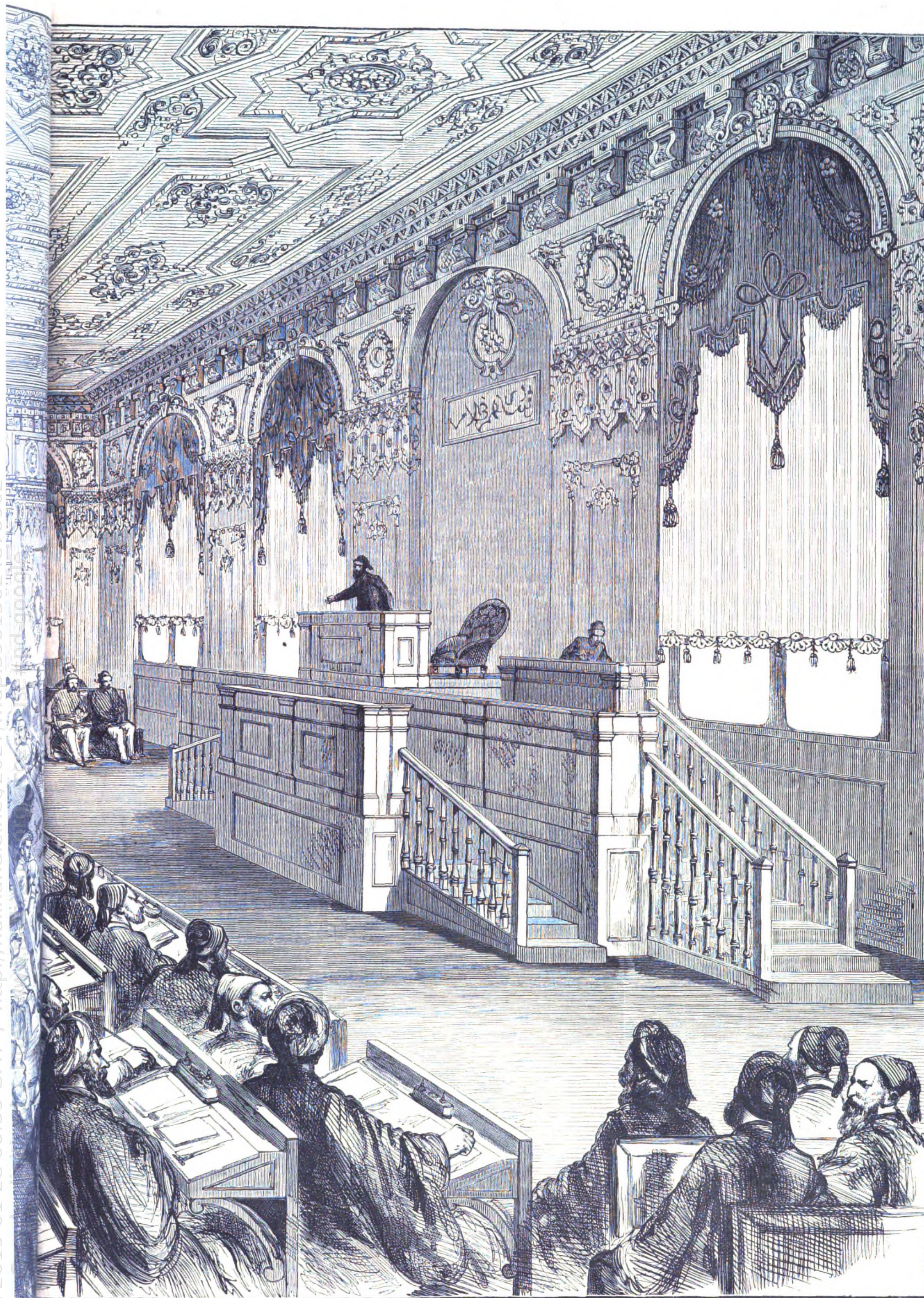
Er kam wieder in der Residenz an, sein Herz hatte ihn mächtig zu ihr gezogen, die sein Eigen wurde zum zweiten Male, aber er stieg bei seinem Vater ab und wollte Regina beobachten, ob sie wirklich, wie sein Vater ihm versicherte, in stolzer Unnahbarkeit alle Huldigungen zurückwies. Ein alter Mann konnte sich leicht irren, sein durch die Eifersucht geschärftes Auge würde nicht getäuscht werden. So hatte er erfahren, daß sie an jenem Abend sang, und jeder Ton ihrer herrlichen Stimme bebte in seinem Herzen und weckte dort einen Wiederhall! Er war dann fortgeeilt und harrte, in einen dunklen Mantel gehüllt, ihrer Wiederkehr auf der Straße bei ihrer Wohnung; sie kam, aber nicht allein, ein junger Mann begleitete sie, sie lehnte sich in vertraulichem Geplauder auf seinen Arm; das Herz wallte ihm in Bitterkeit und Schmerz, der junge Mann entfernte sich sofort, aber Eberhard glaubte bei dem flüchtigen Schein einer Laterne die schönen dunklen Züge jenes Mannes zu erkennen, der Regina in die Schweiz begleitet hatte.

Als Eberhard mit Verzweiflung zu seinem Vater zurückkehrte, wollte er nichts mehr von einer Vereinigung hören; wenn sie die Scheidung zurückwies, nun wohl, so bestand er auf derselben. Der Kommerzienrath suchte ihn zu überzeugen, daß eine ernste Rücksprache mit seiner Frau der erste und richtige Schritt sei, den er nicht unterlassen dürfe!

Hektor hatte am nächsten Morgen mit dem Grafen Wallbeck und zwei Offizieren einen kleinen Morgenspaziergang in den abgelegensten Theil des Stadtparks gemacht, in Folge dessen beide Herren unbedeutende Verwundungen davontrugen. Wallbeck bekam eine Streifwunde an der Hüfte, welche ihn für einige Wochen dienstunfähig machte, — er war Kavallerieoffizier, und Hektor erhielt eine leichte Wunde am linken Arm, welche ihn indessen nicht hinderte, auszu-



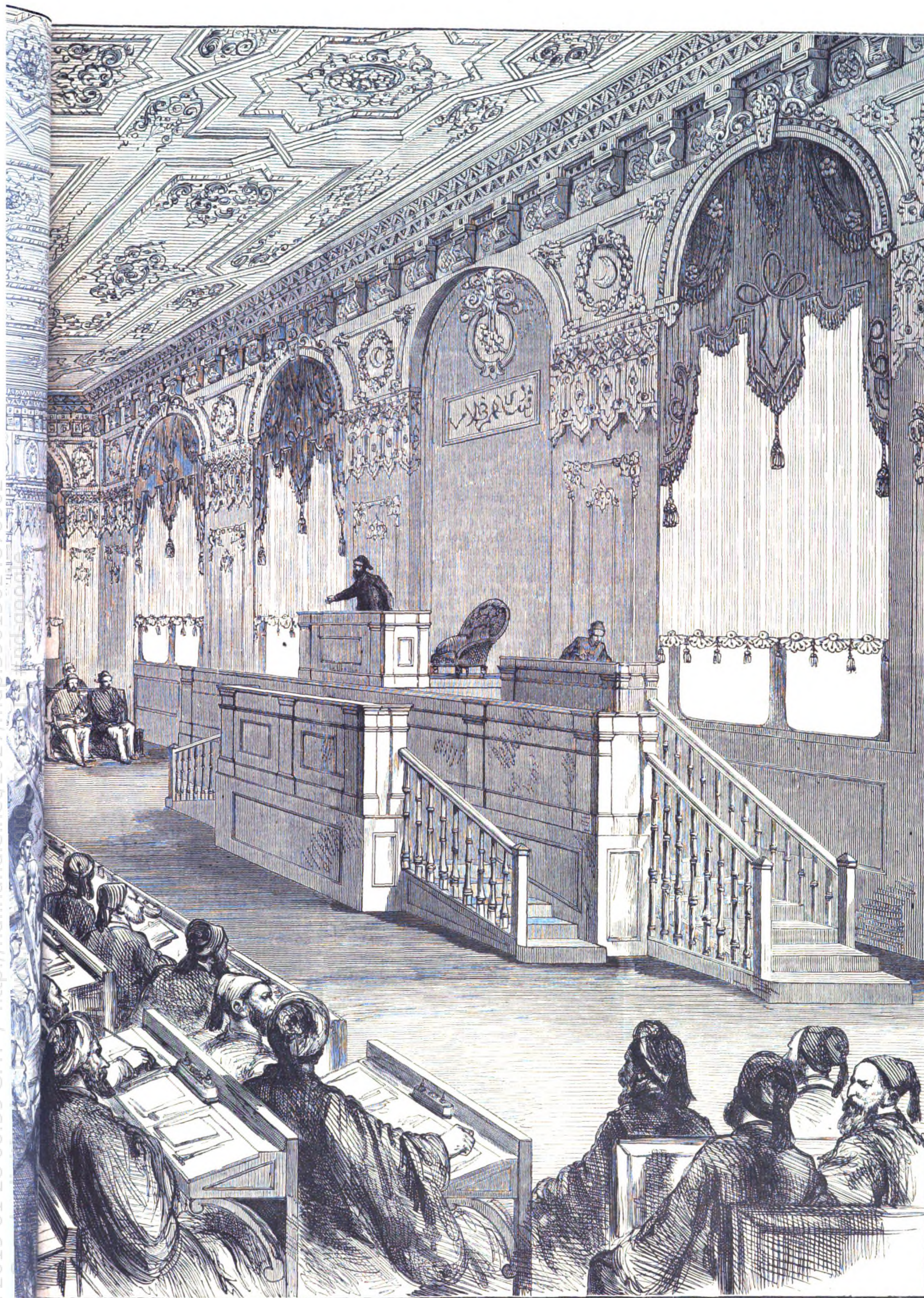
Türkische Skizzen. Eine Sitzung des neuen [...] Parlament[...]



n Parlaments in Konstantinopel. (S. 422.)



Türkische Skizzen. **Eine Sitzung des neuen[...] Parlaments**



n Parlaments in Konstantinopel. (S. 422.)

nig bleicher erscheinen ließ als ge-

er zu Regina; er wußte, daß sie ein
ifen voraussetzen, daß sie sich ängsti-
ollte sie beruhigen. Als die junge
ah, begrüßte sie ihn mit herzlicher
er Seite und zum ersten Male seit
e wieder unbefangen und heiter.
ugen und ihr helles Lachen waren
neue, unbekannte Dinge, daß sie
Regina's Kälte gefunden zu haben;
ektor mit inniger Liebe von seiner
ald er hoffe, zurückkehren zu können.
h, daß sie nicht hörte, wie die Thür
net wurde, auch die zweite Thür ging
f der Schwelle.
en bleich, aber seine Augen schleu-
auf die überraschte Gruppe.
rungen, dunkle Glut ergoß sich über
Gesicht, sie stand bewegungslos, nur
en.
doch so beredtem Schweigen hatte
licke mit bitterer Verachtung dage-
rück und verließ das Zimmer.
lte Regina, hatte ihre selbstbewußte
loren, sie brach plötzlich in leiden-

agte Hektor erstaunt.
llenheim," antwortete Fräulein Re-

rief Hektor erstaunt aus, „so schnell
rückgekommen? Ich werde ihn sofort

Eberhard hatte sich in sein Zimmer
ch durch seinen Diener entschuldigen.
um am nächsten Tage wieder zu

rückgezogen, nur Fräulein Redern
em Zimmer in das andere, unge-
cht für die Vorgänge, an denen sie
tlich machen würde.

*

intermorgen war angebrochen; heiter
Himmel über der belebten Stadt,
enen Vorhänge stahl sich goldenes
Zimmer. Aber sie selbst sah ernst
Die blauen Augen zeigten heut einen
sie schimmerten feucht von vergosse-
n schwer mit einem Entschlusse zu
r Trotz ihrer festgeschlossenen Lippen
dahin, bald zuckte es wie Trotz in
der Hochmuth triumphirte über die
Mund zeigte wieder den stolzen Zug
heln.
" fragte Fräulein Redern.
Regina aufgeregt.
sah betreten aus; ihre Züge zeigten

igte die junge Frau nervös.
chts, aber —".
Regina mit ungewohnter Hast, „so

—"
Regina heftig, wurde aber glühend
welche Verwunderung diese zwei
sorgfältig vermieden hatte, bei der
fen; „reden Sie schnell, Fräulein
orgen nicht geduldig!"
gegnete das Fräulein spöttisch, „aber
aß Herr Eberhard anfragt, ob Sie
nen; er wünscht mit Ihnen zu

t mit Nachdruck und setzte hinzu:
einem Diener verboten, die Koffer
te wieder abreisen wird!"
gewandt; schwer ging ihr Athem,
n seinen Wangen und ein krampf-
ihre hohe Gestalt.
atte Festigkeit, als sie antwortete:
Gatten, daß ich ihn erwarte!"
g, aber noch erstaunter, als sie ge-
es: „Mein Mann, mein Gatte!"
?
kelblaues Morgenkleid, welches ihre
läffe ihrer Wangen noch mehr her-
üppiges Haar nicht geordnet; in
teten die regellosen Locken ihren
um Gürtel hinab; sie sah wunder-
müden, durchwachten Ausdruck in den
Glanz schimmernden Augen.
einen Sessel gelehnt und erwartete
In wenigen Minuten wurde die
oben, Eberhard stand vor ihr. Auch
die Spuren einer schlaflosen Nacht.
icht; sie ging ihm nicht entgegen,
seine Anrede.
nd auch er sprachlos, als koste es
en, was er sagen mußte, aber er

„Sie haben mir erlaubt, Sie in Ihrem Zimmer be-grüßen zu dürfen; das ist freundlich von Ihnen, Regina!"

„Ich bedaure, daß Sie sich gestern unserer Begrüßung entzogen," entgegnete die junge Frau gezwungen.

„Ich hätte nur Störung in Ihre Gesellschaft gebracht," antwortete Eberhard mit mühsam erkämpfter Ruhe, „Sie waren so heiter!"

„Sie irren sich," sagte Regina stolz, „ich hätte Ihnen ‚diese Gesellschaft' mit Freuden zugeführt!"

„Es war derselbe junge Mann, welcher Sie nach Interlaken begleitet hatte — ich habe ein gutes Gedächtniß!"

Regina warf ihren Kopf verächtlich zurück und blitzte ihn herausfordernd mit den flammenden Augen an.

„Unsere Unterredung dürfte vielleicht etwas länger dauern, als Sie vorauszusetzen scheinen; Regina, Sie erlauben, daß ich mich setze?"

Regina deutete nach einem Sessel.

Langsam zog Eberhard mehrere Stücke von auseinander gerissenem Papier aus seiner Tasche und legte sie vor sich hin.

„Regina," fing er mit verhaltener Stimme an, als müßte er einen mächtigen Schmerz zurückdrängen, „als ich fortging, hinterließ ich meinem Vater einen Auftrag an Sie! Ich wollte das Opfer, da nur die Pflicht Sie an mich fesselt, nicht länger annehmen! Ich bot Ihnen die Freiheit. — Sie übersandten mir diese Antwort!" — Er hob das zerrissene Aktenstück in die Höhe. — „Regina, darf ich Ihnen sagen, daß mich Ihr Entschluß, bei mir zu bleiben, namenlos glücklich gemacht hat; ich eilte so schnell wie möglich zurück, ich reiste Tag und Nacht, — ich wollte Ihnen danken, — zu Ihren Füßen wollte ich Ihnen danken, — aber ich kam — und nachdem ich Sie gestern gesehen, begreife ich nicht, weßhalb Sie meinen Antrag ausschlugen, — ich biete Ihnen heute noch einmal die Freiheit, — überlegen Sie, Regina, ehe Sie handeln, — zum dritten Male würde ich vielleicht nicht mehr die Kraft haben —"

Regina hatte in steigender Erregung zugehört; als er schwieg, schlug sie laut schluchzend beide Hände vor ihre Augen und fiel in einen Sessel zurück.

Eberhard sah zu seinem Weibe hinüber. Dieses stolze, kalte Weib hatte so leidenschaftliche Thränen? Konnte so bitterlich weinen? Sie aber richtete sich jetzt auf, als schäme sie sich der eigenen Erregung; ihre in Thränen schwimmenden Augen flammten in Zorn und Empörung zu ihm hinüber.

„Sie halten mich für eine Verworfene? Warum? Weil Sie mich gestern zufällig in Gesellschaft eines jungen Mannes trafen, der Ihnen unbekannt ist? Was gibt Ihnen das Recht, so schmachvoll über mich zu urtheilen? Habe ich je durch mein Benehmen ein derartiges Urtheil hervorrufen können? — antworten Sie!"

Sie sah in ihrer Erregung wunderbar schön aus.

Eberhard's Blicke hingen wie gebannt an ihr; er entgegnete:

„Habe ich nicht Grund zu glauben, Sie lieben jenen jungen Mann, der Ihnen in die Schweiz gefolgt war, der Sie für seine Verlobte ausgab und den ich jetzt wieder in Ihrer Gesellschaft finde?"

„Nun, wohlan denn, jener junge Mann ist Melitta's Bruder; es ist Hektor Reynuald; wir liebten uns als Kinder und Hektor übertrug seine Beschützerrolle auch auf meine Mädchenzeit; ich stand allein und verwaist in der Welt; mit dem Edelmuth seines Herzens bot er mir an, sein Weib werden zu wollen. Ich aber liebte ihn nicht und zog es vor, allein weiter zu leben. Dann nahm ich Ihren Antrag an. — Ihr Schwager wird heute selbst aufklären können, was Ihnen noch dunkel erscheint, — soll ich noch hinzufügen, daß er mich gestern von den Unverschämtheiten Ihres Freundes, des Grafen Wallbeck, rettete und mich dadurch auf's Neue verpflichtete?"

„Sie sprechen die Wahrheit, Regina, ich glaube Ihnen. Aber wollen Sie nicht dennoch Ihre Freiheit?" fragte er dringend.

„Wenn es nicht Ihr besonderer Wunsch ist," flüsterte sie leise, „so weise ich die Scheidung auch heute zurück!"

Eberhard's feste Gestalt bebte, langsam nahm er beide Hände der jungen Frau in die seinigen und fragte weich:

„Ist es nur Ihr starres Pflichtgefühl, welches Sie bei mir ausharren läßt? Seien Sie wahr, Regina!"

Purpurglut überhauchte ihre bleichen Wangen.

„Eberhard!" sagte sie, ohne aufzusehen, in süßer Verwirrung und suchte ihre Hände aus den seinigen zu befreien, aber er gab sie nicht frei, mit leidenschaftlicher Glut ruhten seine dunklen Augen auf ihrem erregten Gesichte, noch nie hatte sie ihn so genannt, — eine beseligende Ahnung stieg in ihm auf, als sie noch immer schwieg.

„Regina," sagte er mit tiefer Innigkeit, „willst Du mein sein, mein Weib, das Weib meines Herzens, nicht nur die Gemahlin?"

Sie blickte zu ihm auf und die Sprache seiner Augen schien eine zauberhafte Wirkung zu haben, fast noch mehr als seine Worte; sie schlang plötzlich beide Arme um seinen Nacken und rief leidenschaftlich:

„Eberhard, ich liebe Dich ja lange schon, ich gehe nicht von Dir, mein Geliebter!"

Fest und innig zog sie Eberhard an sein Herz, sein neugewonnenes Weib. —

Fräulein Redern merkte immer mehr, daß dieß ein ganz besonderer Tag war; die Unterredung der beiden Gatten wollte gar kein Ende nehmen, und als endlich Beide zusammen hinaustraten, Eberhard seinen Arm um die junge Frau geschlungen hatte und sie so glücklich lächelnd zu ihm aufsah, so wäre sie beinahe in Ohnmacht gefallen.

Aber Eberhard rief noch zur rechten Zeit:

„Gratuliren Sie uns doch, Fräulein Redern, wir sind ein junges Ehepaar und unsere Flitterwochen sollen jetzt angehen!"

Mit wonnigem Entzücken führte er sein junges Weib hinüber in die Räume, die er ausschließlich bewohnte und in denen er so oft seiner Schwermuth nachgehangen; mit ernster Zärtlichkeit zog er sie an Melitta's Bild:

„Sie hat gewußt, wessen ich bedurfte, um glücklich zu sein, danken wir ihr, Regina!"

„Ja, wir danken ihr unser Glück; sie liebte Dich namenlos, denn sie sorgte noch nach ihrem Tode für Dein Glück! — Aber weißt Du wohl," flüsterte Regina mit mädchenhaftem Erröthen, „daß ich einmal so thöricht war, auf das Bild eifersüchtig zu sein? Ohne meine Thorheit hätten sich unsere Herzen vielleicht früher gefunden, — ich suchte Dich vor Deiner Abreise, die mir so wehe that, auf, — mein Herz trieb mich, Dir Lebewohl zu sagen, — Du aber standest vor dem Bild in tiefer Versunkenheit, — ich dachte damals, Du bereutest Deine zweite Ehe, — Dein Herz sehnte sich nach der Todten zurück, und das Lebewohl erstarb auf meinen Lippen."

„Du stolzes, schönes, leidenschaftliches Weib," entgegnete Eberhard und zog die schlanke Gestalt fest an sein Herz.

Eberhard eilte, seinem Vater sein Glück mitzutheilen, denn der Vater hatte ihm so oft Hoffnung gemacht; er ließ anspannen und zum ersten Male fuhren Beide zusammen aus. Zum ersten Male betrat die schöne, elegante Frau die dunklen Räume des Kaufmannshauses der Firma Wellenheim. —

Eberhard zeigte ihr den Platz im Comptoir, wo er arbeiten gelernt hatte.

Der Kommerzienrath empfing seine Kinder mit tiefer Rührung; er küßte seinen Sohn und Regina in heller Seligkeit und entließ sie nicht eher, als bis sie eine Flasche schäumenden Champagners auf ihr junges Glück mit ihm geleert hatten.

Als es aber Abend wurde und die Sonne Alles mit ihrem scheidenden Lichte vergoldete, stand Eberhard mit Regina an einem mit Blumen geschmückten Grabe. Ein einfaches Marmorkreuz mit dem Namen „Melitta" zierte dasselbe. Regina umwand den Grabeshügel mit frischen Kränzen und legte duftende kostbare Blumen auf die in winterlicher Kälte erstarrte Erde.

Fräulein Redern blieb nicht mehr lange bei der jetzt so glücklichen Regina. Diakonus Schmalland sehnte sich nach einer Hausfrau, und Fräulein Redern zog in die einfache, aber sehr angenehm ausgestattete Pastorwohnung ein, wo sie, nach Ansicht aller Derer, welche sie näher kannten, in kurzer Zeit die unumschränkte Herrscherin sein wird.

Türkische Skizzen.

Die Kaikvermiether in Konstantinopel.

(Bild S. 417.)

Wie die Esel- und Maulthierverleiher, so gehören auch die Kaikvermiether zu den bekanntesten und eigenartigsten Volksfiguren Konstantinopels. Die Hauptstadt des Türkenreiches, fast so viel Wasser- als Landstadt, das goldene Horn, zieht sich fast eine Stunde weit mitten in das Häusermeer hinein, der Bosporus umspielt manche Stadttheile, die Vorstädte liegen bald diesseits, bald jenseits des blauen Gewässers, so daß die Schiffchen keine geringe Bedeutung für den Verkehr, besonders nach den Vorstädten und zu einzelnen Hafentheilen hin, haben.

Wie überall, so ist auch hier das Angebot stärker als die Nachfrage und die Gilde der Schiffer sehr zahlreich. Wie überall im Süden sind diese Kahnführer wilde Schreier, aufdringlich und neidisch auf ihre Konkurrenten, und das Miethen eines Kahnes daher in Konstantinopel keine kleine Sache. Sowie man nur Miene macht, nach einem Kaik — so heißen die zierlichen, hübschen Schiffchen in Konstantinopel — sich umzusehen, rudern gleich ein Dutzend buntbeturbanter und rothbemützter Kaikführer gegen den Unglücklichen zu, andere Dutzende folgen und schreien den Miethenden in allen Tonarten an, indem sie in den feurigsten Ausdrücken ihre Wohlfeilheit, die Schönheit ihres Fahrzeuges, die Schnelligkeit ihres Ruderns und die Kunstfertigkeit ihres Steuerns anpreisen. Sie fordern natürlich stets das Dreifache des Lohnes, der ihnen zukommt, der Miether kennt dieß und ruft billigere Preise dagegen, Andere drängen sich vor, um ihren Konkurrenten den Verdienst wegzufangen, und schreien ihre Preise dazwischen, und so entsteht dann jedesmal eine sehr laute, aufgeregte Szene, die für den Unbetheiligten ebenso interessant wie meist spaßhaft anzusehen ist, ein echt konstantinopolitanisches Bild, das unser Zeichner in vollster Naturtreue hier wiedergibt.

Das Parlament.

(Bild S. 420 und 421.)

Eine der kühnsten und seltsamsten Thaten des verjagten Midhat Pascha's, des bekannten letzten Ministers des Sultans Abdul Hamid, ist die Errichtung des türkischen Parlaments in Konstantinopel, das wir heut im Bild unsern Lesern in vollster Thätigkeit zeigen.

Es dauert sehr lange, bis ein Volk politisch reif genug ist, ein parlamentarisches Leben tragen zu können, und der Türkei wird wohl noch für mehrere Menschenalter diese Regierungsform ein recht fremdartiges Pfropfreis bleiben.

Wir wollen hier eine Beschreibung des türkischen Parlaments nach der Schilderung eines französischen Gesandtschaftssekretärs,

…e von Amtswegen den Sitzungen beiwohnen mußte, unserem … anfügen.

Die Sitzungen des Parlaments finden im Dar ul Fanum, … Haus des Wissens, früher Sitz der ottomanischen Universität, statt. Dieser Sitzungssaal ist die niedlichste parlamentarische Naschdose, die man sich denken kann, Divane, Pulte, Rednerbühne, Präsidentenstuhl, Alles ist da; nur habe ich kein Trinkstübchen gesehen. Zu beiden Seiten des Präsidentenstuhls befinden sich die Logen für die Beamten und für den diplomatischen Körper; selbst die Presse ist mit einer Loge bedacht. Eine ist zu viel, es ist die für den Sultan bestimmte Gitterloge. Abdul Hamid weiß noch nicht, daß es sich für einen Fürsten nicht schickt, den Parlamentssitzungen seines Landes anzuwohnen.

Die Bänke der Deputirten sind wie die in einer Schule auf einem sich absenkenden Podium aufgestellt und mit kostbarem Seidenstoff überzogen. Die Dekoration des Saales ist sehr reich und elegant. Hinter dem Sitz des Präsidenten ist eine Inschrift angebracht, welche an die konstitutionelle That des Sultans Abdul Hamid erinnert. Die Zahl der Mitglieder beträgt 150; in den ersten Sitzungen waren aber nicht mehr als 84, und zwar 45 Mohammedaner, 16 Griechen, 10 Armenier, 8 Slaven, 3 Araber und 2 Juden. Den Präsidentenstuhl nimmt Vefik Pascha ein.

Wenige Namen in der türkischen Hauptstadt haben einen so guten Klang beim Volk, als „der Einsiedler von Hissar", wie man Achmed Vefik schlechthin heißt, und doch gibt es keinen bis vor Kurzem von Oben „gehaßteren Mann", das heißt, der so oft und so lang in Ungnade gefallen wäre. Hinter einander Botschafter in Persien, Mitglied des Staatsraths, Minister des öffentlichen Unterrichts, Botschafter in Paris und wieder Mitglied des Staatsraths, mehr als einmal zum Großvezier vorgeschlagen, hat er sich jedesmal wieder auf sein Yali in Hissar zu seinen Steckenpferden Gartenbau und Studien zurückgezogen. Dort auf seinem Gütchen ließ er sich für seine einzigartige Büchersammlung, die reichhaltigste von allen in der Türkei bekannten, einen mächtigen Bau in Stein aufführen, während er zu seiner eigenen Wohnung mit einer Art Holzschuppen vorlieb nimmt. Midhat ist ein Stümper neben diesem Gelehrten, der Griechisch und Lateinisch versteht, Französisch spricht und schreibt wie ein Mitglied der Akademie, Horaz übersetzt und Bücher in mehr als einer Sprache herausgegeben hat. Ueber seine staatsmännische Befähigung urtheilte der frühere französische Botschafter Marquis v. Moustier: „Wenn die Pforte aus lauter Männern wie Vefik bestände, der Thron nur von solchen umgeben wäre, so hätte die Türkei von Frankreich und England nichts mehr zu lernen." Wenn Vefik als erleuchteter Staatsmann, als der gelehrteste und gebildetste Türke gleichwohl die höchste Stufe im Staatsdienst nicht erstiegen, so wird dieß wohl seiner Geradheit und katonischen Sittenstrenge, seinem als Sonderling etwas steifen und griesgrämigen Wesen, besonders aber auch seiner Freisinnigkeit zuzuschreiben sein. Diese Freisinnigkeit hat sich freilich im Laufe der Sitzungen sehr lebhaft geltend gemacht, denn Vefik Pascha schont die Herren Abgeordneten nicht, sondern bringt sie mit seinem «Suss, suss!» (Halt's Maul!) rasch zum Schweigen, wenn's ihm nicht nach seinem Kopfe geht, und es wird sich deßhalb fragen, ob er sich lange halten kann, gerade so wie mit der türkischen Konstitution, die eben eine Treibhauspflanze ist.

Deutsche Soldatengeschichten.

Von

Julius v. Wickede.

(Nachdruck verboten.)

IV.

Bei Sedan.

Doch die riesigen Kessel voll Kaffee waren jetzt allmälig geleert, die Feuer erloschen mehr und mehr und da die meisten Soldaten von dem Tagesmarsch ziemlich ermüdet waren und mit Sicherheit darauf rechnen konnten, daß der kommende Morgen ihre Kräfte auf's Neue sehr in Anspruch nehmen würde, so hüllten sich immer mehr in die Mäntel, schoben die Tornister unter die Köpfe und verfielen bald in den tiefen Schlaf der Ermüdung. So ward es stiller und stiller auf dem Bivouakplatz des Regiments und nur die Wachen und Posten, welche der harte Zwang des Dienstes munter erhielt, suchten die langen Stunden der Nacht in leisem Gespräche zu verplaudern; sollte es doch für Viele die letzte Nacht ihres Lebens sein!

Ein dichter Nebel lag noch über dem Thal der Maas, als am frühen Morgen des 1. September der Kampf begann. Die Ungeduld der bayerischen Truppen hatte es nicht erwarten können, gegen die Franzosen vorzustürmen, und so war der Angriff eigentlich früher begonnen, als es im Plan des Generals von Moltke gelegen. Gegen das Dorf Bazeilles, welches von den Franzosen stark besetzt war, richtete sich zuerst der Sturm der bayerischen Regimenter, allein trotz ihres wüthenden Andringens vermochten sie doch längere Zeit keinen Erfolg hier zu erringen.

Mit ihrer im zerstreuten Dorfgefecht altbekannten und auch jetzt noch nicht verminderten Geschicklichkeit und Tapferkeit vertheidigten die Franzosen Haus für Haus und Garten für Garten des weitläufigen Dorfes, und obgleich schon Hunderte hellblauer bayerischer Infanteristen todt oder verwundet zusammensanken, konnten solche doch nicht das Dorf erobern. Besonders unser alter Freund Sepl, dieß wahre Muster eines Jägerburschen aus den oberbayerischen Alpen, der erst am Tage vorher bei seinem Bataillon wieder eingetroffen war, zeichnete sich auch jetzt auf das Rühmlichste aus. Es war eine wahre Freude, den braven Burschen zu sehen, wie er so kaltblütig und fest mitten im heftigsten Feuer stand und wie keine Miene in seinem hübschen, frischen Gesicht zuckte, mochten die Kugeln der Chassepotgewehre ihn auch von allen Seiten umschwirren, und wie gewandt wußte er jede Deckung zu benützen, wie ruhig lud er seine Büchse stets von Neuem, wie sicher zielte er und gab wo möglich seinen Schuß nicht früher ab, bis er des Treffens gewiß sein konnte! Das war freilich nicht Alles auf dem Exerzierplatz gelernt, sondern die Uebung des Gemsenjägers im Hochgebirge machte sich jetzt wieder recht bemerkbar.

Sobald die Bayern den Kampf bei Bazeilles begonnen hatten, da erkannte der General von Moltke, daß jetzt die richtige Zeit zum Anfang der ganzen Schlacht gekommen sei. Mit Blitzesschnelle sprengten zahlreiche Adjutanten und Ordonnanzen aus dem Hauptquartier des Königs zu all' den verschiedenen deutschen Heerestheilen, welche im eisernen Ring das weite Becken der Maas umgaben, um ihnen die Befehle zu bringen, in die Schlachtreihe einzurücken. Auch der König von Preußen bestieg sein Schlachtenroß und verließ das Dorf Vendresse, in welchem er sein Nachtlager genommen hatte, um sich auf einen günstig gelegenen Hügel, dreiviertel Meile von Sedan entfernt, zu begeben, von wo er das ganze Thal gut zu übersehen vermochte. In seinem zahlreichen Stabe von allen möglichen Offizieren befanden sich auch jene drei ehernen Männer, in deren Händen das Geschick von Deutschland jetzt am meisten ruhte und welche das Größte dabei gethan hatten, daß dieser Krieg in der Weise geführt werden konnte, wie er jetzt geführt wurde — Bismarck, Moltke und Roon. Eine feste Zuversicht lag in den Zügen dieser Männer, sie kannten genau die unermeßlichen Kräfte, über welche sie zu gebieten vermochten, und waren fest durchdrungen von der Gewißheit des heutigen abermaligen Sieges, wenn das Schlachtenglück sich nicht in zu schroffer Weise gegen sie wenden sollte. Es war ein großartig glänzender Anblick, den der König von Preußen, umringt von seinem Stab, jetzt darbot, und jeder wahre Freund von Deutschlands Größe und Einheit durfte mit Recht eine stolze Freude darüber empfinden, daß sein Vaterland solche Männer zu erzeugen vermochte, wie sie jetzt in so großer Anzahl hier auf diesem Platz vereinigt waren.

Kaum durch eine Meile Entfernung getrennt, hielt der Kaiser Napoleon, ebenfalls umgeben von einem äußerlich glänzenden Stabe. Nicht die Zuversicht des Sieges, die Ruhe des guten Gewissens, wie bei seinem großen Gegner, dem König Wilhelm von Preußen, lagen auf dem Gesicht des Kaisers der Franzosen, sondern im Gegentheil, Verzweiflung, Unruhe, Angst drückten sich nur zu sehr auf demselben aus, und gar deutlich merkte man seinem ganzen Wesen an, welche innere, nur zu wohl verdiente Qual ihn jetzt folterte. Schon längst hatte der Kaiser Napoleon erkannt, welch' frevelhafte That er begangen, als er in frechem Uebermuth dem König von Preußen diese Kriegserklärung in's Gesicht schleuderte. Damals hatte er wenigstens noch geglaubt, daß die so prahlerisch verkündete Macht Frankreichs auch in Wirklichkeit vorhanden sei und seine zahlreichen kriegsgerüsteten Heere nicht bloß auf dem Papier, sondern auch auf dem Kampfplatz dastehen könnten. Doch nur zu bald hatte er erkennen müssen, wie schändlich er von seinen Helfern und Helfershelfern betrogen und belogen war, und wie schwach und kriegsungerüstet die Macht sei, über welche er zu gebieten vermochte. Die Tage von Weißenburg, Wörth, Spichern, Pange, Mars-la-Tour und Gravelotte, so äußerst ruhmvoll auch stets die einzelnen Regimenter an ihnen gekämpft hatten, waren nichts wie Niederlagen und immer neue Niederlagen für die französische Armee gewesen, und mehr und mehr war sein äußerlich so glänzender und innerlich doch so verfaulter Thron hier zerbröckelt. Außer der in Metz eingeschlossenen Armee des Marschalls Bazaine war dieß hier aufgestellte Heer das einzig größere, über welches der Kaiser Napoleon noch zu gebieten vermochte, und er mußte auch jetzt erkennen, daß er abermals von einer bedeutenden feindlichen Uebermacht ringsum eingeschlossen sei und seine Truppen nur mit Aufbieten aller Kräfte sich vielleicht noch den Durchbruch, aber nimmermehr einen Entscheidungssieg erringen könnten. Der Kaiser fühlte selbst, daß heute der Tag gekommen sei, an welchem entschieden werden sollte, ob fortan das Geschlecht der Hohenzollern oder das der Napoleoniden den ersten Rang unter den Herrschern Europas einnehmen würde, und daß Frankreich und Deutschland jetzt darum kämpften, welchem Reiche die Obergewalt in unserem Welttheil gebühre, und er mußte sich dabei schon jetzt sagen, daß alle Chancen dieses Riesenkampfes sich bisher auf das Ungünstigste gegen ihn gewandt hatten und nur ein wahres Wunder ihm noch den Sieg verleihen könnte. Eine gleich traurige Ueberzeugung durchdrang nicht allein die Offiziere seines Stabes, sondern mehr oder weniger waren auch sämmtliche Regimenter des Heeres bis auf ihre jüngsten Rekruten davon ergriffen. Unter vielen vortrefflichen militärischen Eigenschaften besitzt auch der französische Soldat gewöhnlich den Vorzug, daß er fast stets fröhlicher Laune ist, alle Strapazen des Krieges leicht erträgt, sobald der Sieg nur seine Fahnen begleitet, und mit fröhlicher Sorglosigkeit in die Schlacht zu gehen pflegt.

Bei dem am 1. September hier im Thalbecken von Sedan eingeschlossenen Heer herrschte aber ein ganz anderes Gefühl. Keine Siegeshoffnung, wohl aber düstere Mißstimmung, ja selbst trotzige Verzweiflung, drückten sich fast bei allen Offizieren und Soldaten aus; man hörte kein Lachen, Scherzen und Witzeln, wie dieß sonst in den Reihen der leichtlebigen Franzosen stets der Fall zu sein pflegt, sondern nur Fluchen, Schimpfen, ja häufig sogar die wüthendsten Verwünschungen und heftigsten Zornausbrüche gegen den Kaiser selbst und seine Rathgeber.

„Kämpfen wollen wir bis auf das Aeußerste, denn dieß erfordert unsere Soldatenehre, und niemals soll man sagen, daß die Fahnen Frankreichs sich feige ergeben hätten, aber verflucht sei dieser Kaiser und seine infamen Helfer, daß dieser Krieg begonnen wurde, ohne daß wir dazu gerüstet waren, wir nun jetzt in eine Falle gerathen sind und die feindlichen, übermächtigen Heere uns von allen Seiten umgeben!" Solche und oft noch drohendere Worte sprachen die Soldaten ganz laut in den Gliedern, und die Offiziere besaßen nicht genug Ansehen mehr, um hiegegen einschreiten zu können, oder wollten dieß vielleicht auch absichtlich nicht thun, da sie selbst die gleichen Ansichten hegten. Es waren gar traurige Anzeichen der innern Auflösung, unter denen das französische Heer die Schlacht begann, und viele früheren Sünden fanden jetzt ihre gerechte Strafe.

Gegen halb neun Uhr Morgens, als sich der Nebel vollständig verzogen hatte, begann der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie. Die französische Stellung, so sehr ungünstig solche auch im Allgemeinen war, bot bei dem durchschnittenen Boden doch für die einzelnen Kämpfe überaus viele günstige Aufstellungen zur Defensive. So konnten die verschiedenen deutschen Infanteriedivisionen anfänglich nirgends recht vordringen und die Franzosen wußten die von ihnen besetzten Dörfer und bewaldeten Kuppen der Hügel mit dem größten Erfolge zu vertheidigen. Zwar kämpften die bayerischen Regimenter im Verein mit den braven thüringischen Truppen des IV. Armeekorps mit wüthendem Eifer um den Besitz von Bazeilles; die königlich sächsische Infanterie stürmte wiederholt sehr muthig gegen das Dorf Doncy vor; die preußische Garde ließ es auch hier wie immer an glänzenden Beweisen ihrer Tapferkeit nicht fehlen und marschirte so ruhig in das feindliche Feuer hinein, als übte sie ein Parademanöver auf dem Exerzierplatz bei Berlin; ebenso wetteiferten die alten braven früheren kurhessischen und thüringischen Regimenter des XI. Armeekorps, welche einen bewaldeten Bergrücken einnehmen sollten, in rühmlicher Tapferkeit, und trotzdem konnten mehrere Stunden lang nirgends recht durchgreifende Erfolge erzielt werden. So stockte das Infanteriegefecht in der Zeit von zwölf bis zwei Uhr Mittags fast gänzlich und nur der dröhnende Donner der Kanonen, der von den Bergen überall mit lautem Wiederhall zurückgeworfen wurde, verkündete die mörderische Schlacht, die hier wüthete. Der General von Moltke hatte die furchtbare Kraft, welche die jetzigen gezogenen Geschütze der Artillerie verleihen, schon längst mit richtigem Scharfblick erkannt und nun beschlossen, daß das hier im Thal von Sedan eingeschlossene französische Heer durch die vernichtende Gewalt der Artillerie entweder zerschmettert oder zur Ergebung gezwungen werden sollte. So waren überall auf den Höhen sehr starke Batterieen aufgefahren, welche schon aus weiter Entfernung ihre Geschosse mit unübertrefflicher Sicherheit in die Reihen der unten im Thale kämpfenden französischen Regimenter schmetterten. Was half es der französischen Infanterie nun, wenn sie auch die besetzten Bergkuppen zu behaupten wußte, da sie sich dadurch den vernichtenden Geschossen der deutschen Geschütze nicht entziehen und den sie umgebenden Feuerkreis nicht durchbrechen konnte! Mit wahrhaft heroischem Muthe machten mehrere französische Regimenter der Kürassiere und zwei Regimenter der Chasseurs d'Afrique eine heftige Attake auf mehrere deutsche Batterieen, um diese zu erstürmen. Es half nichts, wenn diese Regimenter sich auch aufopferten, — dem Feuer einer gut geführten und kaltblütig bedienten Batterie der jetzigen neuen Geschütze muß jede Truppe der Welt weichen. So wurden auch diese französischen Reiterregimenter zusammengeschmettert, ohne ihren Zweck erreichen zu können.

Zu spät sah es jetzt der Kaiser Napoleon und mit ihm der Marschall Mac Mahon ein, welchen unverzeihlichen strategischen Fehler sie begangen hatten, sich hier im Thalbecken von Sedan durch die feindliche Uebermacht einschließen zu lassen. Hoch zu Roß hielt der Marschall Mac Mahon mitten im heftigsten Gefecht im Dorfe Bazeilles, gleichsam als suche er den Tod, und erhielt auch dort gegen Mittag die schwere Wunde, welche ihn zwang, das Oberkommando niederzulegen und solches an seinen unglücklichen Nachfolger, den General von Wimpffen, zu übergeben. Auch der Kaiser Napoleon, dem man persönlichen Muth nicht absprechen kann, hielt zu Pferd stundenlang im heftigsten Feuer der deutschen Batterieen, und während um ihn herum Hunderte seiner Krieger mit zerschmetterten Gliedern zusammenstürzten und Tod und Verderben rings um ihn her wütheten, wollte keine Kugel so mitleidig sein, ihren Weg in sein Herz zu finden. Eine gerechte Nemesis forderte, daß er seinen Sturz noch jahrelang überleben sollte, denn daß mit der Kapitulation von Sedan auch sein Thron rettungslos zusammenstürzen würde, — diese Wahrheit vermochte der Kaiser in jenen Stunden wohl selbst sich nicht zu verhehlen.

Immer enger zog sich nun nach zwei Uhr Nachmittags der flammensprühende, Tod und Verderben bringende Ring um die rettungslos verlorene französische Armee und mehrere deutsche Batterieen stellten sich schon auf nähere Positionen auf, um ihr Feuer noch wirksamer auf die Feinde abgeben zu können. Die anfänglich von den Franzosen besetzten Dörfer Bazeille, Vilette, Doncherry und andere standen jetzt bereits in vollen Flammen. Gegen drei Uhr Nachmittags begann auch die französische Aufstellung zuerst in ein heftiges Schwanken zu gerathen, die deutschen Truppen, welche unter dem Schutz ihrer Batterieen allmälig immer mehr Boden zu gewinnen anfingen, machten schon ganze Haufen von ermatteten Franzosen zu Gefangenen, während auch zahlreiche Schaaren französischer Soldaten in wilder Flucht in das nahe Sedan zurückeilten, als wollten sie hinter dessen Wällen Schutz suchen. Auch ward von jetzt an die Vertheidigung der Franzosen immer matter, und wenn sie auch noch hie und da einzelne Offensivstöße versuchten, so entbehrten diese doch aller Kraft. Ihr Muth war gebrochen, ihr Widerstand erlahmte und der General von Moltke vermochte jetzt schon zu erkennen, daß sein großer Plan vollständig gelungen und der Kaiser Napoleon mit sammt seinem Heer in seiner Gewalt sei. Es war nur noch möglich, daß sich einzelne französische Truppentheile auf das nahe belgische Gebiet zu retten vermochten, jeder andere Ausweg war ihnen nun, nach-

vorgedrungen, vollständig ver=
Nachmittags konnte der Kron=
auf den Höhen von Chemery
ftigsten Feuer ausgesetzt hatte,
frohe Meldung abgehen lassen,
ollständigen Sieg erfochten habe.
ng, wie sie eines Kronprinzen
würdig war.
Schaaren jetzt bis nach Sedan
e der König von Preußen gegen
ehl, daß die Stadt selbst be=
ische, sächsische und preußische
rer Nähe an die Stadt heran
Brandraketen in den unglück=
ußbecken der Maas hatte die
aufgehört und nur hie und da
e Schaaren durchzubrechen, wur=
deutschen Truppen gewaltsam
ils gefangen genommen oder

euersbrunst in Sedan aus, die
daß bald eine dicke Rauchwolke
ßte der französische General von
Unterredung mit dem Kaiser
und Divisionsgeneräle erklärt
ndig aufgelöst und nicht mehr
n Entschluß, die Kapitulation
h man,
enntlich
uf dem
vie der
te, ließ
Batte=
Feuer
uf kam
n einem
s Par=
s dem
ig von
n Recht
en und
Kom=
nd ein
mentär
n denn
nt des
g von
indiges
d. Er
genom=
egeben,
e von
dlichen
e erste
Kapitu=
werde
ießung
werden.
ange=
überall
Flam=
er und
lche in
ruppen
Plätzen,
en der
da es
f nicht
wieder
cht ge=
n Regi=
en Er=
n gan=
doch unter den Waffen ge=
en deutschen Reihen überall
Soldaten fühlten selbst, daß
r Bedeutung erfochten hatten,
le Gefühle der Trauer über
eraden, wie auch die körper=
genblick vollständig vergessen.
Preußen, der sich um acht
uartier zu Vendresse zurück=
en vorbeiritt, brach ein nicht
und Jubelgruß in den Reihen
auch bei einzelnen bayerischen
h niemals Gelegenheit gehabt
ößerer Nähe zu sehen, äußerte
stürmische Weise.
n König, wie er sein muß, der
o stramm zu Pferd sitzt, und
s zeigt er am heutigen Tag so
bayern. Besonders auch unser
es eisernes Kreuz heute zum
war außer sich vor Freude und
ttliche kriegerische Erscheinung,
s mächtigen Wachtfeuers grell
onders in die Augen fiel, so
ß an und sprach freundlich zu

eiserne Kreuz sich verdient. Ich freue mich immer, wenn ich dieß Ehrenzeichen auf der Brust von euch Bayern sehe, ihr seid brave Soldaten und die treue Kameradschaft, in welcher ihr jetzt mit meinen Preußen zusammenkämpft, ist mir eine wahre Freude. Fahrt nur so fort, wie ihr bisher gefochten habt, da wird der Krieg auch bald ein Ende nehmen und ihr könnt wieder ruhig nach Hause gehen und auch im Frieden werden Bayern und Preußen in bester Freundschaft stets leben."

Dabei nickte der Monarch wohlwollend mit dem Kopf und ritt weiter.

Die Freude von Sepl, daß gerade er der Auszeichnung gewürdigt war, vom König persönlich angeredet zu werden, war unbeschreiblich, und er hätte in diesem Augenblick nicht mit dem stolzesten Offizier getauscht.

Während aber bei den deutschen Truppen freudige Begeisterung und lauter Siegesjubel herrschten, fand bei dem in Sedan eingeschlossenen französischen Heere das schroffe Gegentheil von allem diesem statt. Bis auf den letzten Winkel war die Stadt mit verwundeten und sterbenden Soldaten angefüllt, überall auf den Straßen und Plätzen lag es voll von ihnen. Dazwischen tobte das aufgelöste, aller Disziplin entfesselte Heer. Viele Soldaten hatten sich berauscht, andere waren voll Wuth und Ingrimm über ihr Schicksal erfüllt, verhöhnten ihre Offiziere, erklärten die Generäle als Verräther und verlangten in urtheilsloser Verzweiflung jetzt gleich in der Nacht nochmals gegen den Feind geführt zu werden, um den Durchbruch sich zu erzwingen. Ganz unbeschreibliche Szenen des Elends, Jammers, der gräßlichsten Noth, aber auch dabei wieder der Wildheit, der Rohheit und der entfesselten Leidenschaften ereigneten sich während dieser Nacht in Sedan, und Alles, was der Krieg nur Furchtbares und Entsetzliches haben kann, war jetzt in dem engen Raum dieses kleinen Städtchens zusammengedrängt. Der Aufenthalt hier muß eine wahre Hölle für den Kaiser Napoleon gewesen sein, und gar Vieles, was er in seinem Leben verschuldete, erlitt schon jetzt die gerechte Bestrafung.

In der grauen Morgendämmerung des nächsten Tages verließ der Kaiser Napoleon Sedan und begab sich, von geringer Eskorte gefolgt, in ein Häuschen bei Doncherry, um eine längere Unterredung mit dem Grafen Bismarck daselbst zu halten. Diesem eisernen und ehernen Lenker der auswärtigen Politik Preußens hatte der König Wilhelm die Abfassung des politischen Inhalts der Kapitulation der französischen Armee übertragen, während der General von Moltke die militärischen Einzelheiten mit dem französischen General von Wimpffen zu ordnen beauftragt wurde. Durfte der König und mit ihm ganz Deutschland doch das felsenfeste Vertrauen hegen, daß unmöglich zwei Männer gefunden werden konnten, die sich besser für diese Geschäfte eigneten, als gerade diese Beiden.

Da die französische Armee keinen Widerstand mehr zu leisten im Stande war, so mußte der General von Wimpffen wohl oder übel die harten, aber gerechten Bedingungen annehmen, welche ihm jetzt auferlegt wurden. Das ganze Heer ohne Ausnahme mußte die Waffen strecken und sich in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland begeben, und nur einzelnen kleinen versprengten Abtheilungen gelang es, über die nahe belgische Grenze zu entkommen. Mit dem Heere fiel auch dessen gesammtes Kriegsgeräth in die Gewalt der Sieger, und es war dieß eine Beute von so gewaltigem Umfange, wie solche wohl noch niemals größer auf einem Schlachtfeld gemacht wurde.

Am Mittag hatte der König auf dem Schlößchen Bellevue eine kurze Unterredung mit seinem hohen Gefangenen Napoleon. Wenige Jahre vorher war er als dessen Gast im glänzenden Schloß der Tuilerieen mit großen Ehren von ihm aufgenommen worden. Damals stand, wenigstens äußerlich, der Kaiser Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht, und fast alle Monarchen Europas versäumten es nicht, in das üppige Paris zu eilen, um dem Kaiser des mächtigen Frankreich ihre Huldigungen darzubringen, — jetzt hingegen hatte er seinen Thron verloren, konnte kaum vor den thätlichen Beleidigungen seiner eigenen aufgebrachten Truppen beschützt werden, mußte sich als willenloser Gefangener nach Deutschland begeben, und als er seine Befreiung nach Beendigung des Krieges wieder erhalten hatte, in die Verbannung nach England flüchten. Es war dieß einer jener jähen Wechselfälle des Glücks, an denen die kurze Geschichte des Geschlechts der Napoleoniden schon reicher ist, als die irgend eines andern Fürstenstammes in Europa.

Durch die Kapitulation von Sedan fielen über 83,000 Mann unverwundeter französischer Soldaten, 400 gute Feldgeschütze, 11—12,000 Pferde und noch zahlreiche andere Waffen, Wagen aller Art in die Gewalt der deutschen Truppen, wie denn auch schon vorher auf dem Schlachtfelde viele werthvolle Gegenstände von ihnen erbeutet waren.



Karl Schurz, Minister des Innern der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Karl Schurz.

Von

Udo Brachvogel.

(Nachdruck verboten.)

I.

New-York, im April 1877.

Es war keine besondere Ueberraschung, als nach der endlich festgestellten Erwählung von Rutherford B. Hayes zum Präsidenten der Vereinigten Staaten der Name von Karl Schurz auf der Ministerliste erschien, welche das neue Regierungshaupt wenige Tage später dem Senat zur Bestätigung einsandte. War es doch Schurz in allererster Reihe gewesen, der im Herbst 1875 die Wiederwahl des Herrn Hayes zum Gouverneur von Ohio durch seine in jenem Staate gehaltenen glänzenden Reden zu Gunsten der Wiederaufnahme der Baarzahlungen gesichert hatte. Und war er es doch auch, der während der jüngsten Präsidentschaftscampagne für denselben Kandidaten im Westen wie im Osten seine gewaltige Stimme erhoben und in dem Erkorenen der Republikaner nicht nur den Mann bezeichnet hatte, von dem innerhalb der Partei eine gründliche Abstellung aller herrschenden Uebelstände zu erwarten sei, sondern sich auch persönlich dafür verbürgt hatte, daß Herr Hayes jeden Punkt des von ihm aufgestellten Reformprogramms ausführen würde. Was war natürlicher, als daß der neue Präsident gerade diesen Mann in einer einflußreichen und sehr verantwortlichen Stellung zum Mitgliede seines unmittelbaren Rathes machte und, ihm das Portefeuille des Innern übertragend, zugleich ein weites, selbstständiges Feld zur Einführung eines Theiles jener Neuerungen eröffnete, als deren hervorragendster Kämpe er sich bereits im Bundessenat, wie später als politischer Redner bewährt hatte?!

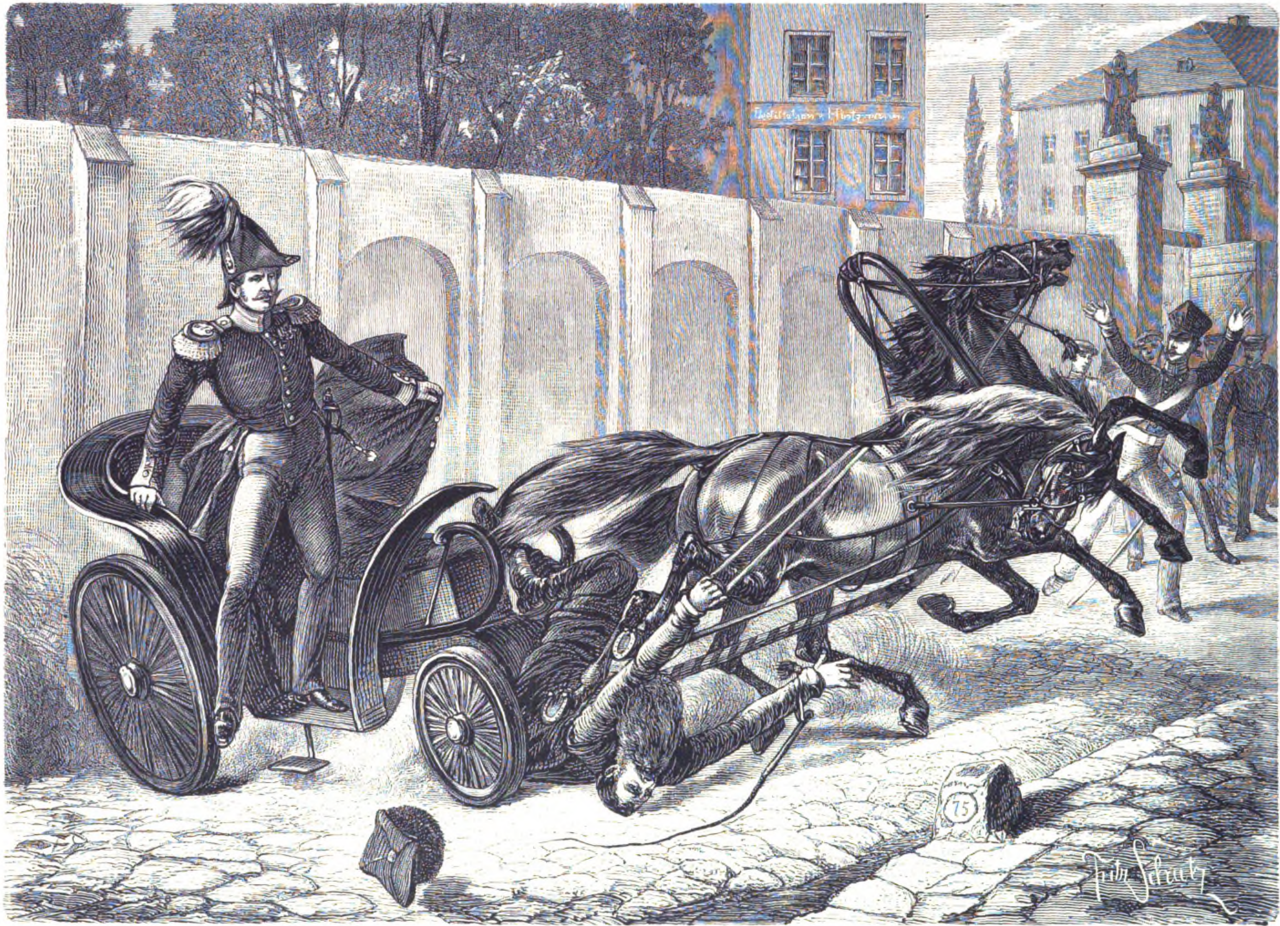
Karl Schurz ist der vierte im Auslande geborene amerikanische Bürger, dem die Ehre einer derartigen Stellung seit Bestehen der Union zu Theil geworden ist, wie er bereits als Bundessenator ein Ziel erkämpft hatte, das außer ihm nur in ein paar ganz vereinzelten Fällen von Fremdgeborenen errungen worden. Wie damals ist es auch jetzt das amerikanische Deutschthum, das in der Person seines speziellen Landsmannes einen Triumph davongetragen, der in allen großen Städten des Landes, wie überall, wo sich ein Theil der vier Millionen in der Union lebenden Deutschen findet, ohne Unterschied der Partei, bejubelt wird. Selbst die deutsche Demokratie vergißt über diesem nächsten Bande den Groll gegen den in den Schooß der verjüngten republikanischen Partei zurückgekehrten Staatsmann, und des Südens glückwünschende Stimmen mischen sich vertrauensfroh in den volltönenden Chor des Nordens.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit der Name Karl Schurz zum ersten Male, damals aber auch gleich durch ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus, genannt wurde. Ein voller Schimmer der Romantik umgab ihn. Es war in den Novembertagen des Jahres 1849, als das Wort die Oeffentlichkeit durchflog, Gottfried Kinkel, der zu zwanzig Jahren spandauer Zuchthaushaft verurtheilte Revolutionär, sei auf unerhört kühne Weise befreit worden und ihm, wie seinem Retter, sei es gelungen, den Nachstellungen der Sicherheitsbehörden zu entgehen. Bald kam Klarheit in die Sache. Ein Schüler und Freund Kinkel's, gleich diesem in den badischen Aufstand verwickelt, aber glücklicher denn sein Lehrer, nach der Schweiz entkommen, war der Befreier. Sein Name Karl Schurz! Er war jung, — zwanzig Jahr alt.

Aufopfernd und ritterlich hatte er sich bewährt. Der Ruhm seiner Blondelthat war auf allen Lippen und der bonner Student nahm das ganze Herz der Jungen und wohl auch der Alten seines Vaterlandes mit sich, als sich die Verbannung vor ihm aufthat. Von jenen Novembertagen, da, dem strengsten Strafgesetz verfallen, der Jüngling über die Marken Preußens floh, bis zu den Januartagen des Jahres 1869, da der deutsche Reichskanzler den gastweise das alte Vaterland besuchenden amerikanischen Staatsmann bewirthete, oder jenem Festmahl, das dem ersten deutschen Senator der Vereinigten Staaten im März 1875 von den ersten parlamentarischen Größen seines alten Vaterlandes in Berlin gegeben wurde, — welch' ein Wandel der allgemeinen, welch' ein Wechsel der persönlichen Verhältnisse! Es ist eine amerikanische Laufbahn, die wir zu überblicken haben. Eine Laufbahn, glänzend und rasch, wie sie vornehmlich in diesem Lande der großen Ereignisse und der allgemeinen Gleichheit möglich ist, wo einzig die Begabung, das Können und die Thatkraft adeln und wo das Glück als Sonne wohl Pflanzen im Wachsthum begünstigt, nicht aber in launenhafter Willkür erzeugt.

Die ersten Jahre seiner Verbannung brachte Schurz theils in London, theils in Paris zu, als Zeitungskorrespondent und Privatlehrer seinen Unterhalt gewinnend. Nachdem er 1851 die Hand einer anmuthigen und hochgebildeten jungen Dame davongetragen, die, eine geborene Hamburgerin London besuchsweise zum Aufenthalt gewählt hatte, beschloß er, die Vereinigten Staaten zu seiner und der Seinigen künftigen Heimat zu machen. Und es war sein Glücksstern, der ihn über den Ozean führte. Er kam nicht nur in ein großes Land, er kam auch in eine große Zeit. In eine Zeit, deren gewaltige Kämpfe dem hochbegabten und von einem Ehrgeiz — der vielleicht bedenklich gewesen wäre, hätte er nicht zugleich zu allen Zeiten nur eine Ingredienz einer makellos lautern Natur gebildet, — erfüllten Manne den weitesten Spielraum, das stattlichste Kampffeld erschlossen. Es war die seit Beginn der fünfziger Jahre erwachte Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei, in welche der deutsche Revolutionär hineinkam und in der er, kaum den Boden der neuen Heimat unter den Füßen fühlend, mit der ganzen Begeisterung der Jugend und dem Ungestüm eines auf Kampf gestellten Riesen den eben sich schließenden Reihen der Kämpfer zueilte und bald der Führenden einer wurde. Das Jahr 1856 sah sein erstes öffentliches Auftreten. Anlaß dazu bot der Wahlkampf zwischen Fremont und Buchanan, dem letzten demokratischen Präsidenten, den die Union gehabt hat. Die ersten Schurzischen Reden galten vorzugsweise den zahlreichen Landsleuten des Redners. Aber schon sie, obgleich in deutscher Sprache gehalten, erregten die Aufmerksamkeit der leitenden amerikanischen Größen jenes großen Kampfes in hohem Grade. Schon zwei Jahre darnach sollte den von ihnen auf den jungen deutschen Agitator gesetzten Hoffnungen die erste Erfüllung werden. 1858 trat Schurz als englischer Redner in den großen Städten des Landes auf und staunend wandte sich das Amerikanerthum dem großen Talente zu, für welches es dem Ausland verpflichtet war, das es aber fortan mit ängstlichem Stolz als das seine betrachtete. Und in der That war ihm Schurz als Redner etwas gänzlich Neues.

Da war nichts von dem alle Tonarten menschlicher, beziehungsweise unmenschlicher Vortragsart durchstürmenden Pathos, welches die theatralische Szene, die Kanzel wie die politische Rednerbühne Amerikas beherrscht. Es war die größte Einfachheit, mit äußeren Mitteln, die keineswegs zu sorgfältigem Haushalten nöthigen, dennoch auf's Sparsamste umgehend, mit Effekten in fast künstlerischer Weise geizend, — und trotz dieses Maßes eine Wärme, die den Redner dem Hörer sofort persönlich näher brachte. Mit einem Wort, es war die ästhetische Natur des feingebildeten Europäers, welche hier, gepaart mit der Kühnheit und Freiheit des amerikanischen Gedankens, zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit trat. Es war die ideale Konversation, die von der Rednerbühne aus erleuchtete und erwärmte. Und um so sicherer nahm sie Alles in Besitz, als sie, dem eigentlichsten Wesen des Redners entspringend, von Herzen kam und durch ihre Aufrichtigkeit Gemüth und Verstand gleichmäßig überzeugte. Gleich die ersten Erfolge, welche der Redner auf diese Weise davontrug, zeichneten ihm seinen künftigen Weg deutlich vor. Ein Talent, welches so unmittelbaren und nachhaltigen Einfluß auf alle Elemente der amerikanischen



Aus dem Leben des deutschen Kaisers. Originalzeichnung von Fritz Schulz. (S. 426.)

Bevölkerung auszuüben vermag, darf den kühnsten Träumen seines Ehrgeizes die Flügel lösen. Es darf, — vorausgesetzt, daß der Zündstoff, welchen er in Flammen zu setzen berufen ist, angehäuft daliegt, — auf den hellsten Brand rechnen. Es darf auf alle Auszeichnungen hoffen, welche jene Bevölkerung zu vergeben hat. Wann aber wären zu dem Allen die Zeiten günstiger gewesen, als in jenem ewig denkwürdigen Präsidentschaftswahlkampf von 1860, welcher mit der Erwählung Lincoln's und dem Siege des Abolitionsprinzips endete, dem Karl Schurz nicht nur mit der vollen Macht seiner Begabung, sondern auch mit dem ganzen Feuer seiner Seele diente? Und als nun der erste maßgebende Erfolg davongetragen und Lincoln's Erwählung den Süden lehrte, daß die letzte Entscheidung vor seinen Pforten stand, da vermochte selbst die hohe Auszeichnung einer europäischen Gesandtschaft, mit welcher der Präsident seinen deutschen Kämpen ehrte, diesen nicht länger als für einige Monate dem Kampffelde ferne zu halten. Unter Aufgebung seines madrider Postens eilte er im August 1861 nach dem Lande seiner Wahl zurück, um demselben im offenen Felde zu dienen, wie er ihm in den politischen Fehden, die dem Bürgerkrieg vorhergegangen, gedient hatte.

Fast während der ganzen Dauer des Krieges gehörte Schurz der Armee des Nordens an. Vom Juni 1862 bis zum Frühjahr 1865, das mit der Uebergabe Lee's die Beendigung der Sezession brachte, lag das Kommando einer Division, bei mehreren Gelegenheiten sogar das eines Korps in seinen Händen. Weniger ausgezeichnet durch heerführerische Erfolge als durch das stete Beispiel ungewöhnlicher Kaltblütigkeit und persönlichen Muthes, das er gab, nahm er reichlichen Antheil an der zweiten Schlacht von Bull-Run, den Schlachten von Gettysburgh, Chattanooga, Fredericksburgh und einer Anzahl von Gefechten. Und wenn aus dieser Periode seines öffentlichen Lebens nur verhältnißmäßig wenig eine allgemeinere Bekanntheit erlangt hat, so erklärt sich dieß einerseits daraus, daß die Nation in erster Reihe doch immer nur den gefeierten Redner in ihm erblicken wollte, — andererseits daraus, daß es ihm thatsächlich während seiner militärischen Laufbahn nicht vergönnt war, in besonders glücklichen Momenten mit noch glücklicherer Hand einzugreifen und gleich so vielen seiner Genossen eines schönen Morgens mit dem Lorbeer eines umjubelten Heerführers zu erwachen. Glück ist überhaupt keine der „Eigenschaften" von Karl Schurz. Ein Jeder, welcher den Weg des ungewöhnlichen Mannes nach seinen Kämpfen und nicht bloß nach seinen Erfolgen zu beurtheilen vermag, wird dieß zugestehen. Einen jeden Sieg hat er redlich erstreiten müssen.

Der Fall von Richmond, der im Frühjahr 1865 die Unterwerfung des Südens besiegelte, gab die Hunderttausende von Kriegern, sowie ihre Führer dem Frieden und dessen Beschäftigungen zurück. Schurz nahm seinen Aufenthalt in Washington, nachdem ihn in der Ermordung Lincoln's ein für sein Herz wie für sein öffentliches Leben gleich harter Schlag getroffen. Sein Verhältniß zu der, diesem großen nationalen Unglück folgenden Administration Andrew Johnson's wurde, wie das seiner übrigen Parteiangehörigen, sehr bald das der Opposition. Die Verbindung mit ihr beschränkt sich für ihn auf eine im Auftrage des neuen Präsidenten unternommene Rundreise durch den Süden, deren Ergebnisse in einem längern, genau ausgearbeiteten Bericht niedergelegt wurden. Das eigentliche Berufsfeld, auf welches sich Schurz während der dem Kriege folgenden Jahre begab, war das der journalistischen Thätigkeit. Und zwar sehen wir ihn zuerst als Vertreter der „New-York Tribüne" in Washington, und 1866 an die Spitze der in Detroit, Michigan, neugegründeten „Detroit Post" treten. Aber schon das Frühjahr 1867 führte ihn in das Fahrwasser der deutschen Publizistik zurück, der er schon als Student angehört hatte. Er trat als Miteigenthümer und Mitredakteur in die St. Louiser „Westliche Post", in welcher Eigenschaft er ein Bürger des Staates Missouri wurde, um denselben schon nach Ablauf kurzer zwei Jahre in der vornehmsten gesetzgebenden Behörde des Landes, dem Bundessenat, zu vertreten. Damit begann die eigentliche staatsmännische Laufbahn unseres Landsmannes, welcher sowohl wegen der Fülle des Stoffes wie des Wechsels halber, in dem er sich darbietet, ein eigener Abschnitt gewidmet sei.

Blumenwelt.

Baldmeister.

nchen betrachten, das zwar zu den
n Erscheinung nach gehört und
stellt werden kann, aber wie diese
nschengeschlechts geworden ist.
umt, die Wiesen mit leuchtendem
ume mit schimmerndem, rosigem
nd der Wald seine frischduftigen
n hat, dann sprießt aus dem
gen Waldbodens ein feines, grünes
efieder, das bald als Krone winzig
und das ist der gepriesene Wald-
uft, die erwachende Lebensfreude,
Mai, des Wonnemonds, sozusagen
dem Aroma dieses Blümchens.
e Asperula-Art, die in größter
wäldern und am Rhein besonders
ihn aber auch in Belgien, wo er
blume ist, in Nordbrabant und
g in England und Frankreich,
gen als kostbare Weinwürze, als
begrüßen helfen muß dem mensch-

der Sekt erfunden war, schloß
jedes feine Gastmahl von April
alt für ein geheimnißvolles Medika-
ende, wiederbelebende Kraft des
ches Ermatteten, Erschöpften und
egeben wurde.
Baldmeister „Herzfreydt", erst seit
en das Blümchen jetzt noch führt.
ldmeister auch die Rolle des Baro-
te durch seinen Duft das Wetter
n: „Wenn es schön Wetter gibt,
meisterkraut gar nicht, liegt aber
as Kräutlein seine Wohlgerüche

n Geheimnißvollsten auf den Grund
der Wohlgeruchsquelle im Wald-
gefunden, daß wir den Duft einem
Cumarin, verdanken, der sich wie
ch in den Tonkabohnen und im

Waldmeisterblume ist jedoch sehr
ne gar nicht vertragen und ver-
schnell, daher ist der Geruch dieses
und früh Morgens am stärksten
aut gepflückt werden. Zu dieser
nell und vorsichtig getrocknet und
sich der Duft noch und ist er
Maibowle besser als frisch sogar.
er, das Kraut im Walde uns
damit gleich die Bowle zu be-
och meist nicht das Rationelle.
ne Verwendung zwar zu Mancher-
schweißtreibendes Mittel in der
n Parfümerieen sein Duft ausge-
bunden, eine sehr umständliche,
auptverwendung ist jedoch als
en.
Blumenduft zu würzen, ist uralt.
ammedaner besteht aus einer Ab-
kersaft. Mohammed selbst trank
Wein. Die Römer gossen ihren
in Gefäß, vollgestopft mit Rosen,
mit der ersten Kunde vom Wald-
würze bezeichnet und hochgeschätzt.
warze Galle, welche der Winter
Husten, Gliederweh 2c. vertreiben.
er, wie auch jetzt, die Frühlings-
Waldmeisterkraut; der Maiwein
rdbeeren, denen man die Kraft,
aus Gänseblümchen, von denen
Gesichtsfarbe geben, aus Fünf-
ersicherung gegen die Ruhr galt,
wodurch man Thatkraft sich anzu-
fgarben, das beste Mittel gegen
beeren, welche gegen die Gicht

ber immer die erste Rolle unter
Jugendmuth, Heiterkeit, Lebens-
en Frühling ein, wie man einst
auch mit weniger geheimnißvollem
ß.
noch das Rezept zu einer Mai-
a sein soll, angeben.
ttheil Waldmeister, so viel etwa
hübschen, nicht allzu kleinen
Bowle zu fünf Liter, zwei Gänse-
beersprossenblätter, zwei Veilchen,
ngerlange Scheibchen Apfelsinen-
worin der Zucker schon gelöst
Dann decke man die Bowle mit
einer Serviette, zu und lasse sie
n. Moselwein ist am besten; es thut's aber auch ein anderer leichter, weißer Landwein. Dann sollte die ganze Bowle in Eis noch gekühlt werden, etwa zwanzig Minuten, welche Geduldsprobe jedoch wohl wenige unserer maibowlendurstigen Leser ertragen möchten. Aber nicht nur gesellschaftsfähig ist das Kräutlein geworden, es ist auch in die deutsche Literatur eingeführt durch ein erzählendes Gedicht von Otto Roquette, das „Waldmeisters Brautfahrt" besingt.

Eine Szene aus dem Leben des jetzigen deutschen Kaisers.

(Bild S. 425.)

Aus dem Nachlasse des in Berlin verstorbenen, auch für die Illustration unseres Blattes vielfach beschäftigt gewesenen Historienmalers Fritz Schultz geben wir hier die Darstellung eines Vorganges aus dem Leben des deutschen Kaisers, dessen möglicherweise unglückliche Folgen die Hand der Vorsehung gnädig abgewandt. Es ist einer der vielen Unglücksfälle, von denen Kaiser Wilhelm während seines nun bald achtzigjährigen Lebens heimgesucht worden ist. Er selbst zählt sechsunddreißig derselben, die beiden Attentate — 1849 auf der Reise von Mainz nach Kirchheim-Bolanden und in der lichtenthaler Allee zu Baden-Baden — mit eingerechnet, von welchen indessen keines dauernd üble Folgen gehabt. In Petersburg von einem Hunde des kaiserlichen Marstalls in's Bein gebissen, auf der Jagd durch Selbstentladung des Gewehrs des Vordergliedes am Zeigefinger der rechten Hand beraubt, auf dem Exerzierplatz bei Stettin mit dem Pferde gestürzt, sind außer diesen dreien eine überraschend große Zahl von Zufällen zu bezeichnen, von denen mehrere das Leben des Fürsten bedrohten, aber auch nur bedrohten!

Einer der gefährlichsten war der hier dargestellte. Im Jahr 1841 war der damalige **Prinz von Preußen** in seiner russischen Droschke nach der Gardeküraßsierkaserne an der damaligen halle'schen Thorkommunikation, jetzt skalitzer Straße, gefahren, um einem Offizierreiten beizuwohnen, zu dem sich auch mehrere Generale dort befanden. Beim Herausfahren aus dem Kasernenhofe, nach Beendigung der Besichtigung, scheute das Seitenpferd, welches nach russischer Bespannungsart neben der Doppeldeichsel galoppirte. Der Kutscher riß es zwar herum, aber dadurch kam das trabende Deichselpferd mit der damals noch stehenden Stadtmauer in Berührung, so daß die Gabeldeichsel brach, das Gefährt einen so heftigen Stoß bekam, daß der Kutscher herabgeworfen wurde und besinnungslos liegen blieb. Den augenblicklichen Stillstand des Gefährtes benutzte der Prinz, um herauszuspringen, worauf die Pferde ventre à terre durchgingen, die zerbrochene Droschke hinter sich herschleiften und an dem damaligen halle'schen Thore vorüber in die Stadt hinein rasten. Kurz vorher hatten die dort Wohnenden den Prinzen in dieser Droschke — als echt russisch ein damals noch sehr auffallendes Gefährt — aus demselben Thore nach der Küraßsierkaserne fahren sehen, man kann sich daher den Schreck in dem sofort die Stadt durcheilenden Gerücht von einem schweren Unglücksfall denken! Dem Prinzen war es zwar schwer geworden, nach dem unter solchen Umständen immer gewagten und gefährlichen Sprunge wieder festen Fuß und Gleichgewicht zu fassen, die Erschütterung der Droschke und der Sprung selbst hatten ihn fast betäubt, doch zeigten sich glücklicherweise keine üblen Folgen.

Bei dem immer noch besinnungslos am Boden liegenden Kutscher verweilend, ordnete der Prinz alles zu dessen Transport in das nahe Dragonerlazareth Nöthige an und begab sich dann in dem Wagen eines der Generale, welche unterdessen ebenfalls aus dem Kasernenhofe gekommen, in sein Palais. Den bald darauf von allen Seiten einlaufenden Erkundigungen, was an dem schrecklichen, die Stadt durchlaufenden Gerüchte wahr sei, konnte geantwortet werden, daß der Prinz keinerlei Schaden gelitten. Der Kutscher fand im Dragonerlazareth, dessen Inspektor der Vater des Zeichners unserer Darstellung war, die sorgfältigste Pflege, starb aber nach vierzehn Tagen an den Folgen des Sturzes.

In demselben Jahr, 1841, sollte der Prinz von Preußen noch zweimal in Lebensgefahr schweben. Zur Vermählung des jetzigen Kaisers von Rußland, Alexander II., im April dieses Jahres nach Petersburg geschickt, war er bei einer Besichtigung gegenwärtig, welche Kaiser Nikolaus in der Admiralität abhielt. Obgleich die Admiralität fast unmittelbar neben dem Winterpalais, also der Wohnung des Kaisers liegt, sollte doch in einem kaiserlichen Ruderboote von der Admiralität aus dorthin gefahren werden. Das Boot war am Kai vorgefahren und man hatte eine Treppe vom Ufer bis an das Boot gestellt, auf welcher die kaiserlichen Herrschaften in dasselbe einsteigen mußten. Im Augenblick, wo Kaiser Nikolaus, als der Erste, die letzte Stufe der Treppe mit dem Fuße verließ, brach das Seitengestell derselben, so daß der Kaiser schon schwankend das Boot erreichte, der Prinz von Preußen aber, welcher noch auf der dritten Stufe von unten stand, das Gleichgewicht verlieren und der Länge nach in das Boot hineinstürzen mußte. Nach der Richtung, in welcher die Treppe brach, hätte der Prinz in die Newa fallen müssen und bei der Tiefe des Stromes, sowie der gewaltigen Strömung seiner Wassermassen, besonders aber der eng anschließenden Uniform des Prinzen hätte die Rettung sehr erschwert werden können. Auch hier war neben dem Unglück Glück unverkennbar.

Im September desselben Jahres ging der Prinz von Preußen, zusammen mit dem Prinzen, spätern König Johann von Sachsen und dem königl. hannover'schen General der Infanterie, v. d. Busche, als Bundesinspekteur nach Oesterreich, um das österreichische Kontingent zum deutschen Bundesheer — drei Armeekorps — zu inspiziren. Die Inspektion begann mit den in der Gegend von Alt-Collin zusammengezogenen böhmischen Armeekorps unter dem Kommando des Fürsten Windischgrätz. Bei einem dort stattfindenden Manöver ritt der Prinz mit seiner Suite vor eine Linie ausgeschwärmter Tirailleurs zweier Jägerbataillone, auf etwa zwanzig Schritte von der Feuerlinie, vorüber, eine Entfernung, die nach der damaligen Tragweite der Platzpatronen durchaus nicht gefährlich war. Die Jäger schossen im Liegen über den Rand eines Grabens. Plötzlich fühlte der Prinz einen stechenden Schmerz im Schenkel auf der den Tirailleurs zugewendeten Seite. Er faßte mit der Hand an die schmerzende Stelle, fühlte dort eine Wunde, sagte aber kein Wort. Fürst Windischgrätz, welcher als Kommandirender des Korps neben dem Prinzen ritt, bemerkte die Bewegung desselben, ritt auf die andere Seite des Pferdes und rief: „Aber Eure Königl. Hoheit bluten ja!" In der That drang Blut aus dem verletzten Beinkleid hervor. Der Prinz mußte absitzen und die Untersuchung eines Militärarztes ergab zwei sehr kleine Kieselsteine, welche in das dicke Fleisch des Schenkels eingedrungen waren. Sie konnten durch einen starken Druck aus der Wunde entfernt werden, und war die Heilung eine verhältnißmäßig leichte, wenigstens unterbrach sie auf keine Weise das für die weitere Inspektion festgesetzte Programm.

Die Untersuchung stellte übrigens heraus, daß entweder beim Einladen der Platzpatrone in die Büchse, was in liegender Stellung auf dem Boden geschehen mußte, jene Kieselsteinchen mit in den Lauf gerathen, oder beim Abfeuern von dem Feuerstrahl, als vor der Mündung liegend, mit fortgerissen worden waren, da die Jäger ihre Büchsen auf den angeschütteten Erdrand des Grabens aufgelegt hatten. Also drei glücklicherweise unschädliche Unglücksfälle in einem Jahre!

Bei dieser Bundesinspektion ernannte der Kaiser von Oesterreich den Prinzen von Preußen zum ersten Inhaber des ungarischen Infanterieregiments Nr. 34, eine Würde, welche Kaiser Wilhelm auch heute noch bekleidet.

Der Prinz von Preußen scherzte, während die Kiesel aus der Wunde mit allerdings schmerzlichem Druck entfernt wurden, über den Vorgang, indem er sich seiner Umgebung als den „letzten Verwundeten von Collin" vorstellte.

Der Charlatan.

Eine Geschichte aus unseren Tagen

von

Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Nach jenem aufsehenerregenden Falle stieg der Glücksstern des Doktor Munck rasch und leuchtend empor, und die Zeitungen füllten sich mit Certifikaten, welche von der wunderwirkenden Kraft seines Zauberelixirs erzählten. Keine Krankheit, die Bißwunde von tollen Hunden nicht ausgenommen, gab es, die durch das Elixir nicht gründlich und meist in überraschend kurzer Zeit geheilt worden wäre, und an den Bericht von der Heilung des Geheimrathstöchterchens schlossen sich noch viel wunderbarere Kurgeschichten. Da waren Blinde, die ihre Zuflucht zu dem Elixir genommen hatten, sehend geworden, und Kurzsichtige hatten ihre Brillen weggeworfen und sahen am hellen Tage die Milchstraße mit unbewaffnetem Auge. — Taube dankten dem Elixir das wiedererlangte Gehör und Schwerhörige waren so gründlich geheilt worden, daß es mit Gefahr verknüpft war, in ihrer Nähe flüsternd Geheimnisse auszutauschen. — Auf eine Frau, die an Lähmung der Zunge litt, brachte schon der erste Trunk von dem Zauberelixir die Wirkung hervor, daß sie auf die Frage ihres Mannes, ob sie sich ein neues Kleid wünsche, mit einem lauten und deutlichen Ja! antworten konnte. — In einem kleinen Orte schenkte Doktor Munck der Kirche eine neue Glocke zur Jahresfeier einer glücklich gehobenen Pockenepidemie, indem sein Zauberelixir bewirkt hatte, daß die ausgebrochenen Pocken sofort wie überreifes Obst von den Körpern herabgefallen waren. — Eine Frau, die an Herzbeutelentzündung litt und mit großer Fassung und Seelenstärke bereits sämmtliche Anordnungen zu ihrem Begräbniß getroffen hatte, nahm von dem Elixir, und als am nächsten Tage der Arzt kam, um sie zu seziren, fand er sie lachend im Zimmer stehen, eben im Begriff, sich abermals von dem Wundertrank einzugießen. — Ein siebenjähriger Knabe, welcher infolge ungeschickter ärztlicher Behandlung seit zwei Jahren nicht mehr zusammenhängend sprechen konnte und hinter anderen Kindern seines Alters weit zurückgeblieben war, sprach nach der ersten Flasche wie ein Buch und lernte nach der zweiten schon Französisch. — Wassersüchtigen, für die bereits das Sterbehemd bestellt war, floß nach dem Genusse des Elixirs das Wasser wie ein Niagarafall vom Körper. — Ein am Magenkrebs leidender Metzger, dessen Frau und Töchter schon den Stoff zu den Trauerkleidern eingekauft hatten, verlangte nach der zweiten Flasche Bratwurst mit Sauerkraut, und hatte seitdem einen nicht zu stillenden Appetit. — Ein Kind, das seit Monaten an Händen und Füßen gelähmt war und bewegungslos im Bette lag, fing nach der ersten Flasche an aufzustehen und war seit der zweiten Flasche bis auf den heutigen Tag nicht mehr in's Bett zu bringen gewesen. — Einem unvorsichtigen Maschinenarbeiter, dem durch die Cirkularsäge drei Finger der rechten Hand abgeschnitten wurden, waren dieselben, Dank dem Zauberelixir, wieder auf's Neue gewachsen. — Unter vielen anderen hatte das Zauberelixir zwei besonders wunderbare Fälle aufzuweisen, in denen es seine Heilkraft gegen schwere und langjährige Rheumatismusleiden bewährte: bei einem jungen Manne, der schon längst den Gebrauch seiner dickgeschwollenen Beine verloren hatte, wirkte es so rasch, daß er nach vier Stunden die Stiefel anziehen und nach zwei Tagen an einem Tanzstundenkursus theilnehmen konnte, — und eine Klaviervirtuosin, bei der sich das gleiche Leiden in den Fingern festgesetzt hatte, so daß dieselben ganz krumm gezogen und vollständig steif waren, konnte dieselben nach dem Gebrauch des Elixirs nicht nur wieder bewegen wie ehedem, sondern hatte plötzlich sogar noch viel größere technische Fertigkeit in ihrer Kunst und auch einen viel schöneren Anschlag gewonnen. — Höchst merkwürdig

war auch die Heilung eines Gelehrten, der in Folge anhaltender Kopfschmerzen fast sein ganzes Gedächtniß eingebüßt hatte, und der dem Elixir neben der Befreiung von seinem Kopfleiden ein so vortreffliches Gedächtniß verdankte, daß er in kurzer Zeit mit Leichtigkeit das Brockhaus'sche Konversationslexikon auswendig lernte. — Mütter und Ammen tranken das Elixir zum Nutzen ihrer leidenden Säuglinge, und eine fünfundvierzigjährige Frau, die es ebenfalls für ihr Kleines — das siebente ihrer gesegneten Ehe — trank, wurde in Folge dessen so verjüngt, daß sie von Fremden seitdem mit „Fräulein" angeredet ward.

Zu Hunderten, ja zu Tausenden wuchsen die Zeugnisse von der wunderbaren Heilkraft des Zauberelixirs an, während von den Hunderttausenden, denen dasselbe keine Hülfe gebracht hatte, nichts in die Oeffentlichkeit drang. Jene Atteste aber waren theils wirklich von der Dankbarkeit Genesener diktirt, bei denen jener von Doktor Munck in schlaue Berechnung gezogene Naturheilungsprozeß für die Wirkung des Elixirs galt, theils waren sie durch die zahlreichen Agenten zusammengetragen, die mit dem Vertrieb des Wundermittels betraut waren und für jedes annehmbare, von ihren Abnehmern erbrachte Certifikat ein bestimmtes Honorar erhielten. Im Laufe weniger Jahre war Doktor Munck ein gemachter Mann und auch Güldenberg, sein stiller Kompagnon, bereute die Opfer nicht, die er für die Erfindung gebracht hatte, und sah, ohne daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, seine Viertelmillion mit rüstigen Schritten ihrer Verdoppelung entgegeneilen. Aber ehe noch dieses Ziel erreicht war, trat ein Ereigniß ein, welches ihn nöthigte, aus der so blühenden Kompagnieschaft mit Doktor Munck auszuscheiden und auch seine übrige segensreiche Wirksamkeit zu beschließen. Eines Tages nämlich fiel er plötzlich auf der Straße um und mußte in einer Droschke nach Hause gebracht werden. Der herbeigerufene Arzt erklärte es für einen Schlaganfall, gab aber, nachdem er den Zustand des Kranken genau untersucht hatte, der jungen Gattin die Beruhigung, daß der sonst noch rüstige alte Herr wiederhergestellt werden und, bei strenger Diät, noch ein Dutzend Jahre leben könne. Wenn auch Arabella volles Vertrauen in diese Versicherungen setzte, so kam sie doch den Anordnungen des Arztes nicht nach und der Kranke entdeckte zu seinem größten Entsetzen, daß sie die verordneten Arzneien beiseite stellte und ihm statt deren von dem Zauberelixir zu trinken gab.

„Es ist Betrug!" stöhnte Güldenberg, „es ist Gift und Tod für mich! Du willst mich morden! Hülfe! Hülfe!"

„Ich verlache alle Medizin," widersprach Arabella, „seit das Zauberelixir erfunden ist. Unter den Attesten finden sich Dutzende von Fällen, wo sich seine Heilkraft gegen Schlaganfälle bewährt hat. Doktor Munck ist der Wohlthäter unseres Jahrhunderts."

„Munck ist ein Schurke, ein Schuft, ein Satan!" stammelte der Kranke und suchte Arabella abzuwehren, die eben wieder das Glas mit dem Zauberelixir in der Hand hielt, um es nach des Gatten Munde zu führen. Vergebens waren seine verzweifelten Anstrengungen; er konnte sich nur mühsam bewegen und sein schwacher Widerstand hätte nicht einmal hingereicht, sich gegen ein Kind zu vertheidigen. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit flößte Arabella ihm von dem Zauberelixir ein und vergebens waren seine angstvollen Rufe nach dem Arzte, vergebens seine Betheuerungen und Schwüre, daß Munck selbst ihm den ganzen Schwindel entdeckt habe und ein Mörder sei und sie eine Mörderin.

Das schöne junge Weib schüttelte nur lächelnd den Kopf und verhieß dem verzweifelnden Gatten sichere Genesung. Die massenhaften Zeugnisse, die alle schwarz auf weiß gedruckt seien, könnten unmöglich trügen, und alle Einwendungen der Doktoren entstammten dem Brodneid und dem Aerger.

Das Vorhaben Güldenberg's, seine Gattin beim Arzte zu verklagen, kam nicht zur Ausführung, denn als der Letztere wiederkam, war bei dem Kranken bereits eine Zungenlähmung eingetreten. Trotz rasender Anstrengungen gelang es Güldenberg nicht, sich verständlich zu machen. Er mußte anhören, wie Arabella, die das Elixir vorher versteckt hatte, dem Mediziner vorlog, sie sei allen seinen Vorschriften getreulichst nachgekommen; er mußte sehen, wie der Arzt über die eingetretene Verschlimmerung rathlos den Kopf schüttelte.

Er vernahm seine neuen Verordnungen, aber Arabella's Glaube an Doktor Munck's unfehlbare Erfindung schien unerschüttert, — wieder griff sie zum Zauberelixir und gab ihm davon, genau den Vorschriften der gedruckten Gebrauchsanweisung folgend.

Die entsetzliche, unbeugsame Zuversicht der Gattin in das Elixir, die Gewißheit, daß dasselbe eine werthlose, auf die Dummheit der Menschen berechnete Quacksalberei war, die, an Stelle der ärztlichen Verordnungen angewendet, bei aller Unschädlichkeit die verderblichsten Folgen herbeiführen mußte, trieb den gefolterten Kranken nur um so rascher seiner Auflösung entgegen, der sich in diesem Falle kein mitleidiger Naturheilungsprozeß in den Weg stellen wollte. Unter den pflegenden Händen der jungen schönen Gattin hauchte er seinen letzten Athemzug von sich, auf seiner starren Lippe einen furchtbaren, stummen Fluch gegen Doktor Munck und sein Zauberelixir ...

Von diesem Resultate des vielgepriesenen Trankes war freilich in den Zeitungsspalten, die sich der neuesten Charlatanerie so bereitwillig öffneten, nichts zu lesen. Aber wie viele ähnliche Fälle mochten von einem Attest zum andern unsichtbar zwischen den Zeilen stehen? ...

Arabella war nun Wittwe und Universalerbin des ganzen großen Vermögens. Eine Schaar von Freiern umwarb bald das begehrenswerthe schöne junge Weib. Aber ihr Herz schien von Stein. Sie bewahrte treu noch das Bild des jungen Ulanen in ihrer Erinnerung, das sie vor Jahren geschaut. Auch Bruno hatte oft an den seltenen Schatz zurückgedacht, den der harte Geldmann neben seinem Mammon hütete. Aber das Herz des jungen Mannes war zu unbeständig und sein Leben zu reich an rauschenden Zerstreuungen und Abwechslungen, als daß er sich an einen Gegenstand angeklammert hätte, den zu besitzen ja doch keine Hoffnung vorhanden war. Er hatte inzwischen seiner Militärpflicht genügt und die Uniform, so schön sie ihn kleidete, mit leichtem Herzen wieder ausgezogen. Die straffe Regelmäßigkeit des Dienstes und die eiserne Subordination waren zu wenig nach seinem Geschmack, als daß er seinem anfänglichen Entschlusse, die militärische Laufbahn weiter zu verfolgen und sich zum Offiziersexamen vorzubereiten, treu geblieben wäre. Er hatte jetzt die Mitte der Zwanziger überschritten und noch keinen festen Beruf erwählt. Anstatt seine Universitätsstudien wieder aufzunehmen, war er in's Forstfach übergetreten, um dasselbe bald mit der Oekonomie zu vertauschen. Aber auch dieses Studium vermochte ihn nicht lange zu fesseln, und so befand er sich schon seit einem halben Jahre wieder im Hause seines Vaters, der endlich anfing, mit ernster Bekümmerniß die Zukunft seines Sohnes zu erwägen.

Um diese Zeit erschien eines Tages in dem Hause des Geheimraths eine Dame von ungewöhnlich hohem und edlem Wuchs. Sie war in tiefe Trauer gekleidet und hatte das Antlitz dicht in einen schwarzen Schleier gehüllt. Der Geheimrath, der sie empfing, vernahm von ihr nicht ohne Befremden, daß sie eine Unterredung mit seinem Sohne zu haben wünsche. Ihr ganzes Auftreten verrieth jedoch eine so stolze Festigkeit und bewegte sich in so edlen Formen, daß er von seinem anfänglichen Argwohn, es könne sich um ein lockeres Abenteuer Bruno's handeln, bald zurückkam und die räthselhafte Dame in den Salon führte, wohin er Bruno rufen ließ.

„Ich bin gekommen," begann sie, als sie sich mit dem jungen Mann allein sah, „um den Versuch zur Sühnung eines Unrechts zu machen, das sich möglichen Falles — bestimmt weiß ich es nicht — mein verstorbener Gatte gegen Sie hat zu Schulden kommen lassen."

Bruno wußte auch nach dieser Anrede noch immer nicht, wen er vor sich hatte. Fiel ihm auch beim Anblick dieser unvergleichlichen Gestalt sofort jenes schöne junge Weib ein, das er vor Jahren bei Güldenberg gesehen, so bot ihm doch ihre nie gehörte Stimme keinen Anhaltspunkt und der schwarze Schleier verhüllte mißgünstig ihre Gesichtszüge. Auch kam weder die Trauerkleidung noch die Erwähnung des verstorbenen Gatten seinem Ahnungsvermögen zu Hülfe, da er vom Todesfalle des Rentiers, der in die Zeit seiner Abwesenheit fiel, überhaupt nichts gehört hatte.

„Ich habe auf seine geschäftlichen Angelegenheiten nie Einfluß gehabt," fuhr die Dame fort, „aber es ist mir ein peinliches Gefühl, daß ein Theil des Vermögens, das er mir hinterlassen hat, auf eine nichts weniger als ehrenhafte Art erworben ward, und ich werde mich der mir zugefallenen Glücksgüter nicht eher freuen können, als bis ich denjenigen Theil davon ausgeschieden habe, um den der Verstorbene sich auf Kosten Anderer bereichert hat, die in verzweifelten Lagen zu jedem Opfer bereit waren. Die hinterlassenen Geschäftsnotizen meines Gatten geben mir darüber keinen Aufschluß, ich kann mich nur auf die wenigen Beobachtungen stützen, die ich persönlich zu machen Gelegenheit hatte, und da ich einst unfreiwillig Zeuge eines Auftritts war, den Sie mit dem Verstorbenen hatten und der mir ganz den Charakter eines jener Geschäfte an sich zu tragen schien, die so häufig in unserem Hause zum Nachtheile der Vorsprechenden verhandelt wurden, so frage ich Sie, ob ich, wenn auch spät, etwas wieder gut zu machen vermag, — oder, wenn dieß nicht der Fall, nachträglich einen Wunsch erfüllen kann, der Ihnen vielleicht von meinem Gatten verweigert worden ist. Ich will versuchen, Ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen," beschloß sie ihre Rede und damit schob sie den Schleier zurück, und der volle Glanz ihrer großen schwarzen Augen ergoß sich auf den jungen Mann, der, unfähig ein Wort zu sprechen, sich plötzlich wieder der ganzen zauberischen Gewalt jener Augenblicke überliefert sah, die er einst auf dem Vorsaale des Rentiers durchlebt hatte. Sie so unverhofft wiederzusehen, sie hier in der Behausung seines Vaters wiederzusehen, gesucht von ihr, auf die er, wie auf einen unerreichbaren Stern, längst schmerzlichen Verzicht geleistet hatte, und dazu im Wittwenflor, aller Fesseln ledig, die sie an das Schicksal eines Andern geschmiedet hatten, — das war zu viel auf einmal, als daß Bruno Herr seiner Besinnung gewesen wäre. Es dauerte eine Weile, ehe er stammelnd hervorbrachte, daß es damals zwischen ihm und dem Verstorbenen zu keiner Vereinigung gekommen sei und daß die so edelmüthig dargebotene Sühne auf ihn keine Anwendung finden könne. Aber er war seiner Triumphe über Frauenherzen allzu sehr gewöhnt und seiner stets siegreichen Persönlichkeit zu sicher, als daß seine Verwirrung lange die Oberhand hätte über ihn behalten können. Er war sich sehr genau bewußt, daß der Eindruck jener ersten Begegnung mit ihr ein gegenseitiger gewesen war, und so geschickt erdacht auch der Vorwand sein mochte, unter dem sie ihn jetzt aufsuchte, so konnte es seinem Scharfsinn und seiner stets wachen Eitelkeit doch nicht entgehen, daß sie sich nur eingefunden hatte, um die Bekanntschaft mit ihm unter den eingetretenen günstigen Verhältnissen zu erneuern. Bei jeder Anderen wäre dieß nicht nach seinem Geschmack gewesen, — aber hier sah er darüber hinaus, und was ihr Takt verfehlt hatte, das machte ihre bestrickende Schönheit und — ihr Reichthum, der ihn in einen förmlichen Wirbel versetzte, wieder wett. Unter diesen Eindrücken kehrte ihm die ganze geschmeidige Ueberlegenheit seines Wesens wieder und so fuhr er, kühn auf den zweiten Theil ihrer Frage übergehend, fort:

„Allerdings war es ein Wunsch, der mich damals Ihren Gatten aufsuchen ließ, und dieser Wunsch blieb unerfüllt. Aber noch ehe ich das Haus verließ, hatte ich ihn vergessen, denn ein anderer Wunsch war plötzlich in meiner Brust aufgestiegen, dessen Kühnheit sich nur mit seiner Hoffnungslosigkeit messen ließ."

Es lag in dem Feuer, womit diese Worte gesprochen wurden, zu viel Herausforderndes, als daß Arabella sich hätte den Anschein geben können, die Anspielung nicht zu verstehen.

„Ich habe Grund zu glauben," entgegnete sie lächelnd, „daß die Zeit Ihnen über diesen Wunsch hinweggeholfen hat."

„Ohne den besänftigenden Einfluß der Zeit wäre ich der unglücklichste Mensch gewesen!" rief Bruno, der den leisen Vorwurf herausfühlte und dadurch nur noch muthiger gemacht wurde. „Auch war der Gegenstand meines Wunsches so ungewöhnlich, daß ihm nachzuhängen für meine Ruhe doppelt gefährlich gewesen wäre."

„Sie haben wohl gethan, Ihre Ruhe dieser Gefahr nicht auszusetzen," bemerkte die schöne Wittwe, „und ich hoffe, die Festigkeit Ihres Willens wird Ihnen dadurch gelohnt haben, daß diese Gefahr für immer gehoben ist."

„Wenn Sie wirklich diese Hoffnung nähren," entgegnete Bruno stürmisch, „dann hätten Sie besser gethan, meinen Lebenspfad nie wieder zu kreuzen, so hochherzig auch der Beweggrund war, der Sie hieher führte."

„So lassen Sie mich meinen Fehler dadurch verbessern," entgegnete Arabella, indem sie sich erhob, „daß ich mich so rasch wie möglich entferne."

„Es ist zu spät," sagte Bruno, indem er ihre Hand ergriff und sie trotz alles leisen Sträubens festhielt, „ich habe keinen Willen mehr als den, der mich der Verwirklichung meines neugeweckten Wunsches entgegenführt; ich kenne keinen höheren Wunsch mehr, seit Ihr Wittwenkleid mir seine Erfüllung verheißt."

„Trauen Sie den Verheißungen eines kalten, todten Stoffes nicht zu sehr."

„Aber unter diesem Stoffe schlägt ein Herz!" rief Bruno leidenschaftlich, „und diesem Herzen bringe ich all' mein Vertrauen, all' mein Hoffen entgegen."

„Und dieses Herz sagt mir, daß ich eilen muß, dieses Haus zu verlassen."

„Um meiner Ruhe willen?" frug Bruno, ihre Hand noch immer festhaltend, „nur allein um meiner Ruhe willen?"

„Sie haben ein großes Selbstvertrauen, — leben Sie wohl."

„Und soll ich Sie nicht wiedersehen?"

„Meine Mission ist erfüllt; ich habe kein Recht, dieses Haus wieder zu betreten."

„So geben Sie mir das Recht," bat Bruno, „das Ihrige zu betreten."

„Ich kann Ihnen ein Recht nicht vorenthalten, das trostspendende Freunde sich von selbst genommen haben," gab Arabella zur Antwort, indem sie sanft ihre Hand losmachte und sich nach der Thüre wandte.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen," sagte Bruno, die junge Wittwe nach der Thüre begleitend. „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! ..."

Es liegt nicht innerhalb der Entwicklung unserer Geschichte, das süße Liebesglück zu schildern, das Bruno im Hause der Wittwe suchte und fand. Das Paar, welches die Natur in ihrer äußeren vollendeten Gestaltung für einander bestimmt zu haben schien, wurde bald auch am Traualtar vereinigt. Obwohl der Geheimrath der Verbindung nicht sehr geneigt war, da von dem Groll, den er gegen den verstorbenen Rentier hegte, wohl ein Schatten auf dessen Wittwe übergegangen sein mochte, so gab er doch seine väterliche Einwilligung.

Bei der Hoffnungslosigkeit, mit welcher er in die Zukunft seines beruflosen Sohnes blickte, dem er einst kein Vermögen hinterlassen konnte, erschien ihm diese Heirath noch als der einzige Auskunftsweg. Und wenn ihn anfänglich die Befürchtung quälte, die Verschwendungssucht Bruno's könne mit der Zeit den Reichthum erschöpfen, über den er so unverhofft gebieten sollte, so stellte sich doch bald heraus, daß Arabella zu viel Festigkeit des Willens besaß, und auch vor ihrer ersten Verheirathung in eine zu bittere Schule gegangen war, um der Verschwendungssucht des Gatten ganz ungezügelt ihren Lauf zu lassen. Innerhalb der Grenzen aber, die Arabella selbst gezogen hatte und welche bei der Größe ihrer Mittel immerhin weit genug waren, spielte das junge schöne Paar eine Rolle, die selbst in der großen Residenz nicht unbeachtet blieb. Sie bewohnten ihr eigenes, reizend gelegenes Haus, gaben und besuchten glänzende Gesellschaften, bewegten sich an allen Vergnügungsorten, wo sich die feine Welt zu treffen pflegte, und staunend sah man dem schönen Paare nach, wenn es in elegantem Zweispänner, den Bruno's erfahrene Hand selbst lenkte, durch die Straßen brauste, oder sich zu Pferd im großen Park zeigte.

So hatte der leichtsinnige Bruno doch noch sein Glück gemacht, und seine Schönheit hatte ihm den Weg zu Reichthum und Ansehen gebahnt, wie beides in solcher Vollkommenheit weder durch den sittlichen Ernst des Charakters, noch durch die angestrengtesten Studien erworben werden kann.

Fünftes Kapitel.

Es war im Sommer 1871. Der welterschütternde Kampf zwischen Deutschland und dem übermüthigen Frankreich war ausgekämpft, der Friedensschluß hatte die leidenschaftlich erregten Völker zunächst besänftigt und Handel und Wandel kehrten allmälig wieder in die alten gewohnten Geleise zurück. Auch Doktor Denkhausen, der ehemalige Hausarzt des Geheimraths Marlow, war mit dem Verstummen des Kriegslärms seinem

ergegeben worden, dem er sich bei
:en freiwillig entzogen hatte.
g der Dienste, die sich von dem zu
ediziner für den Feldzug erwarten
Stelle eines Generalarztes im Stabe
zen, und der patriotische junge Arzt
gedehnte Praxis den zurückbleibenden

ı Frieden hatte man nichts unver-
behaltung dieser Stelle zu überreden,
vermeidliche Wechsel des Aufenthalts-
verknüpft gewesen wäre, vertrug
ressen, noch mit seinem Lebensplane.
r in die Heimat die Entdeckung ge-
vene Praxis unverkürzt treu geblieben
ulichen und zugleich ehrenvollen Er-
er der Residenz den Rücken wandte,
)rte, wohin ihn die Militärbehörde
er dienstlichen Stellung erst wieder
en Bevölkerung zu erwerben? Auch
ıd für ihn vorhanden, der ihm bei-
nem Wechsel unterworfenen Wohnsitz
erhältnisse, wie sie ihm nur in der
vünschenswerth erscheinen ließ: er
e seiner dreißiger Jahre und fand
gesellenstande kein rechtes Gefallen
rige, ganz allein
r er weder mit
selbst mehr zu-
es gewöhnlichen
gten ihm nicht;
nur dem eige-
sich nach einem
em Glück der
agnete, die ihn
enspiele wieder
dem alten Be-
ten, wenn es
Herzens nach
äufig noch an
de fehlte.
, über die der
egnungen brei-
Denkhausen auf
hm nach den
s mehr als je
e Bewegungen
geführt hatten,
andern Theil
zu lernen, das
wählt, und wir
Rückwege, nach-
age in dem zer-
atte. Die Nähe
ihn auf der
r.
iten Kur- und
acht und wollte
ilettetische aus
ernen, ehe die
n französischen
s Grenzen ver-
Saison bevor-
aß der wiener
ize der kleinen
e erhöhte.
bereits zwei
acht und wollte
ohne weiteren
tsetzen, da er
selbst gesteckt,
Wie schon den
hte er auch den
ause und lauschte den süßen, ein-
ie von dem vollbesetzten Orchester
irigirenden wiener Kapellmeister mit
ungen und Zuckungen begleitet wur-
neln, ohne welche die Instrumente
Die Salons des Kurhauses und
ımen in einem Meer strahlender
war die Masse der Zuhörer, die in
f Stühlen saßen oder in dem frei-
uf und ab wandelten. Unter dem
ich zahlreiche Militärs, die zum
Rastatt herübergekommen waren,
e Kur gebrauchten. Hier führte,
der beendete Krieg noch eine gar
cher kühne Vaterlandsvertheidiger
bleich und eingefallen vom lang-
ı einst so kräftigen Arm in der
rücken und Andere waren in den
ɔ es viele junge Männer in Civil,
n Gebrauch ihrer Glieder verkürzt
Medaillen oder eisernen Kreuze auf
uch sie für das Vaterland gestritten
Gegensatz zu diesem stummen Stück
: und da laut und geschwätzig die
e und in Doktor Denkhausen's
tzend kleiner elsässer Buben, un-
Gedränge, Soldaten und führte,

unbeachtet von den deutschen Invaliden, bereits den großen Rachekrieg auf.

Die Stunden flossen dahin und die rasch hereinbrechende Abendkühle der Schwarzwaldberge lichtete zusehends die Zahl der Gäste. Immer mehr leere Tische und Stühle tauchten auf, und Denkhausen, der sich bisher mit einem sehr unvortheilhaften Platze hatte begnügen müssen, wählte sich einen bessern, der ihm eine bequemere Uebersicht gestattete. Er war dadurch in die Nähe eines Tisches gekommen, an welchem zwei Damen und ein Herr saßen; der Letztere ruhte im Rollstuhle, der dicht an den Tisch herangeschoben war, und wandte dem Doktor den Rücken.

„Wohl auch ein Opfer des Krieges," dachte Denkhausen bei sich und richtete unwillkürlich seinen Blick auf die beiden Begleiterinnen, von denen die eine sofort sein ganzes Interesse gefangen nahm. Er war ihr schon einmal, und zwar am Tage vorher, begegnet und hatte sich von ihrer überaus lieblichen Erscheinung seltsam angemuthet gefühlt. Er konnte den empfangenen Eindruck nicht einseitig dem jugendlich schönen, überaus milden Antlitz zuschreiben, auf dessen weiße Stirn ein paar Locken des seidenartigen blonden Haares ungekünstelt herabfielen, aber der Blick, der sich aus ihrem sanften blauen Auge zu ihm aufschlug, hatte es ihm angethan. Sie hatte ihn so aufmerksam und sinnend angeschaut, als hätte seine Erscheinung irgend einen verklungenen Ton in ihrer Erinnerung geweckt, und auch Denkhausen gestand sich, daß neben der Lieblichkeit ihrer



Abdul Kerim Nadir Pascha, Generalissimus der türkischen Armee. (S. 435.)

Züge noch ein Etwas in diesem Antlitz lag, das ihm nicht ganz fremd war.

Auch jetzt, wo ein glücklicher Zufall ihn so dicht in ihre Nähe geführt hatte, studirte er mit verstohlenem Blicke ihr Gesichtszüge. Da hörte er plötzlich mit ihm wohlbekanntem Klange der Stimme den Herrn im Rollstuhle sagen: „Wir wollen nach Hause, es ist kühl geworden und mein Bein schmerzt mich."

Die junge Dame erhob sich, die andere aber, an welche die Worte gerichtet waren, ein üppig schönes Weib mit leidenschaftlich glühenden schwarzen Augen, blieb unbeweglich sitzen.

„Hörst Du, Arabella?" wiederholte Bruno Marlow, als welchen Denkhausen ihn bereits erkannt hatte, seine Bitte, „es ist für mich die höchste Zeit, an den Heimweg zu denken."

Die schöne Frau zögerte noch immer mit der Antwort, während ihr großes Auge voll bittern Unmuths vor sich hinstarrte, ohne den flehenden Blick der jüngeren Dame zu beachten.

Endlich sagte sie kalt:

„Ich hindere Dich ja nicht daran, und Henriette wird Dich gern begleiten."

„Und Du?" frug Bruno mit leise bebender Stimme.

„Mich verlangt noch nicht nach dem Heimwege," entgegnete Arabella bestimmt. „Ich gehe in den Spielsaal."

„Das wirst Du nicht!" versetzte Bruno mit aufsteigender Heftigkeit. „Dein Platz ist an der Seite Deines Gatten. Ueberhaupt bin ich des Aufenthalts hier müde; die Zerstreuungen lassen Dir kaum Zeit, mich nur zu beachten. Morgen reisen wir nach Hause."

„Reise Du in Gottes Namen mit Henrietten, wann und wohin es Dir beliebt," gab Arabella gleichgültig zur Antwort, „ich amüsire mich hier und bleibe, so lange es mir gefällt. Ich habe Dich überhaupt nicht veranlaßt, die weite Reise mitzumachen. Es war Dein eigener freier Wille."

„Du hättest mich freilich am liebsten zu Hause gelassen," entgegnete Bruno bitter, „damit ich Dir nicht im Wege bin."

„Wenn Du weniger selbstsüchtig wärst," sagte Arabella, „so hättest Du mir wohl die gewohnte Sommererholung gegönnt, ohne mir Deine Begleitung aufzubürden, welche unter den jetzigen Verhältnissen sehr beschwerlich ist. Ich denke, nach einem solchen Winter, wie ich ihn mit Dir durchgemacht habe, hätte ich wohl etwas Besseres verdient!"

„Hörst Du, Henriette," wandte sich Bruno an die jüngere Dame, „hörst Du, wie sie mir's zum Vorwurf macht, daß sie mich den Winter über hat pflegen müssen?"

„Du darfst nicht gleich das Schlimmste denken, lieber Bruno," suchte die Angeredete zu beschwichtigen, und abermals wandte sie sich mit einem rührenden, bittenden Blick aus ihren sanften blauen Augen an die schöne Frau, die ihn aber nicht bemerken wollte.

Für Denkhausen war der geheimnißvolle Berührungspunkt, der zwischen ihm und der jungen blonden Dame bestand, längst kein Räthsel mehr, denn er hatte schon bei der ersten Nennung ihres Namens Bruno's Schwester in ihr erkannt. Ja, es war seine einstige kleine Patientin, die er seit sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte, und nun, zur blühenden Jungfrau herangereift, so unverhofft wiederfand. Aber er konnte sich seiner freudigen Ueberraschung nicht ungetheilt hingeben, denn die vernommenen Reden entrollten ihm ein gar düsteres Stück Familienleben. Gern hätte er sein Ohr davor verschlossen, aber sie wurden, wenn auch gedämpft, so doch mit jener leidenschaftlichen Heftigkeit geführt, die Alles um sich her vergißt, und drangen deutlich vernehmbar zu ihm, und dazu zwang ihn ein ängstliches Interesse an dem armen unschuldigen Kinde, dem eine so schwere Vermittlerrolle zugefallen war, gegen seinen Willen zur Aufmerksamkeit. Er sah die Gattin Bruno's, von deren Schönheit er schon oft gehört hatte, heute zum ersten Male, aber mit der Bewunderung ihrer Reize ging ihm auch zugleich eine Ahnung der düstern Schattenseite auf, die Bruno's vielbeneidetes Glück in sich schloß, obwohl Denkhausen die ganze Größe seines Elends erst noch kennen lernen sollte.

„Es bleibt dabei, Arabella," ergriff Bruno wieder das Wort, während er mit seiner Uhr spielte, die er schon längere Zeit in der krampfhaft zitternden Hand hin und her drehte, „wir reisen morgen und begeben uns jetzt auf den Nachhauseweg."

„Dann reist ihr ohne mich," entgegnete Arabella kalt und entschieden, „und geht auch ohne mich nach Hause. Ich will in den Spielsaal."

Bruno sah seine Gattin mit einem Blicke bittern Vorwurfs an.

„O, ich fühle es wohl," sagte er mit bewegter Stimme, „was schon längst in Dir vorgegangen ist. Ehedem war Alles schön und gut, aber jetzt zeigt es sich, daß Du mich nur mit den Augen geliebt hast und nie mit dem Herzen, denn Du hast überhaupt kein Herz. Du bist ein Weib, das nur im Glück aushält, und gibst Dir nicht einmal die Mühe, Dich zu verstellen. Freilich, als Du mich zum Gatten nahmst, war ich frisch und gesund, jetzt bin ich ein — Krüppel!"

„Bruno, sprich nicht so von Dir!" rief Henriette in leisem, halb vorwurfsvollem, halb besänftigendem Tone, während sich Arabella's Brust unter einem tiefen Seufzer hob, als müsse sie dieß leider zugeben.

„Ja, ein Krüppel," wiederholte Bruno wie in schmerzlicher Selbstanklage, „ein armer Krüppel, für den man keine Liebe mehr, nicht einmal einen Funken Mitleid hat. Wollte der Himmel," fügte er hinzu, während er seine geballte Faust wild gegen die Stirne preßte, „wir hätten uns nie gesehen!"

Arabella drückte durch ein ruhiges Neigen des Hauptes ihre Uebereinstimmung aus.

„Daß wir uns zum zweiten Male sahen," fuhr Bruno fort, hierdurch nur noch mehr erbittert, „war nicht meine Schuld. Du kamst selbst zu mir, unter einem Vorwande, den die Folgezeit Lügen strafte. Hätte ich doch auf die innere Stimme gehört, die mir zuflüsterte: ein edler Frauencharakter wirft sich nicht so weg, daß er sich selbst aufdringt. O, wäre ich damals meiner bessern Eingebung gefolgt!"

„Und was wäre dann wohl aus Dir geworden?" warf Arabella verächtlich hin, und ohne eine Antwort abzuwarten, erhob sie sich in ihrer ganzen stolzen und majestätischen Gestalt, griff nach ihrem Fächer und wollte sich entfernen.

„Wohin?" frug Bruno gebieterisch.

„In den Spielsaal."

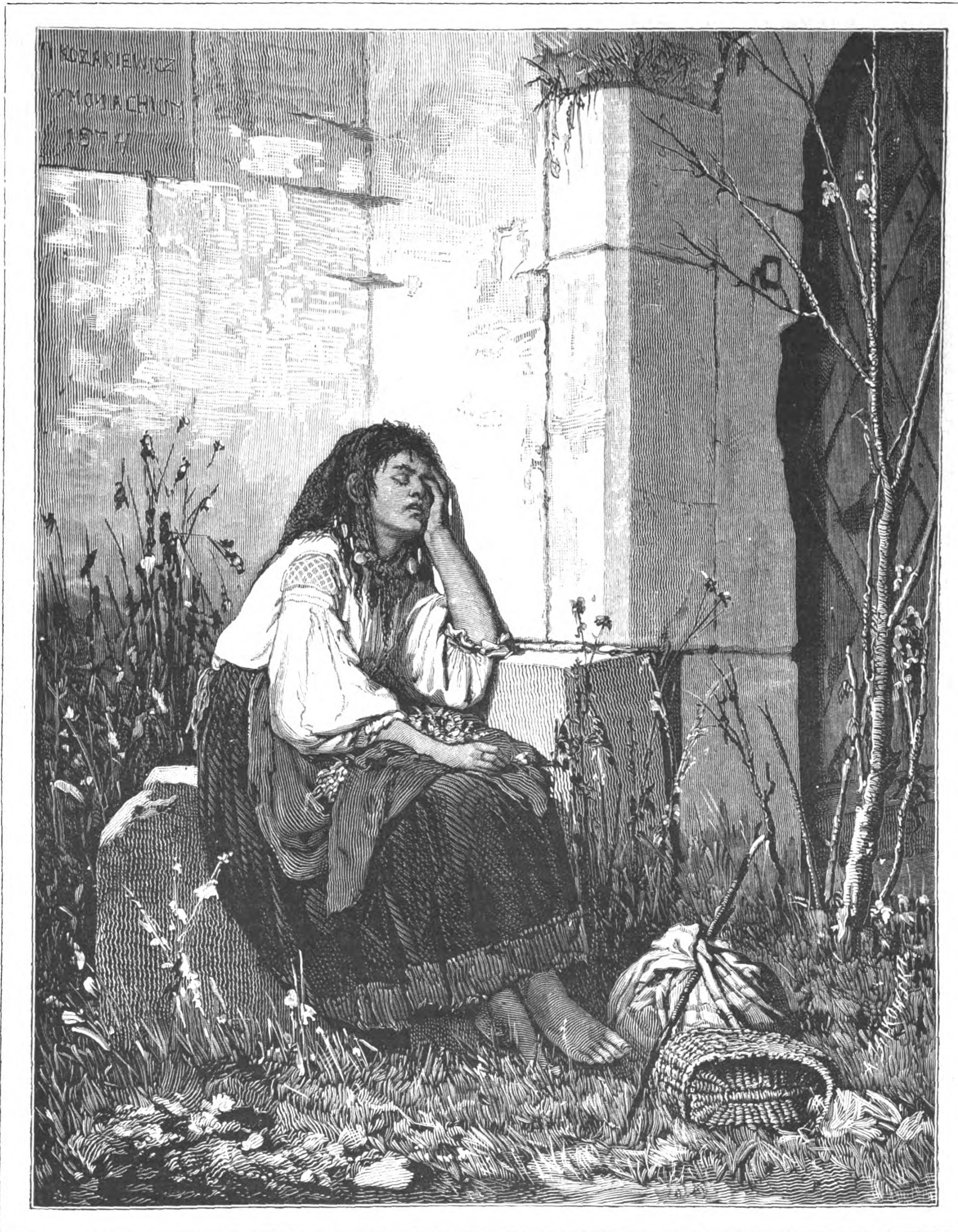
„Du gehst mit uns!" rief Bruno und suchte unter verzweifelten Anstrengungen in seinem Rollstuhle aufzustehen. Er

wäre mit demselben umgestürzt, hätte ihm Henriette nicht geholfen, sich aufzurichten, während sie ihm gleichzeitig mit schwesterlicher Zärtlichkeit zuredete, sitzen zu bleiben.

Jetzt erst, da Bruno sich mit Hülfe Henriettens erhob, übersah Denkhausen dessen ganzes Unglück. Er hatte wohl vorher schon die beiden Krücken bemerkt, die an dem Rollstuhle lehnten, aber er hatte nicht vermuthet, daß dieselben dem jungen schönen Manne treue Begleiterinnen durch's ganze Leben bleiben mußten. Ja, der Arme war ein Krüppel, wie er vorhin selbst gesagt, denn von dem rechten Oberschenkel hing gestalt- und inhaltslos das Beinkleid herab. Eine tiefe Wehmuth ergriff den Arzt und sie wurde nur noch vermehrt, als er das fühllose schöne Weib sich mit raschen, unbekümmerten Schritten dem Spielsaale zuwenden und den Gatten machtlos in seinen Räderstuhl zurücksinken sah.

Denkhausen erhob sich geräuschlos von seinem Platz. Bisher schien ihn weder Henriette noch ihr Bruder bemerkt zu haben; indem sie sich aber mit dem Letzteren beschäftigte, hatte sie sich so gewendet, daß sie ihn leicht sehen konnte. Er wollte ihr das niederschlagende Bewußtsein, daß ein Fremder Zeuge der ganzen Szene gewesen sei, ersparen und wandelte in entgegengesetzter Richtung langsam und nachdenkend dem Konversationshaus entlang. Die eben erlebten Szenen beschäftigten seinen Geist und wieder ward es ihm recht klar, wie schwankend, wie wenig haltbar doch ein Glück ist, welches sich nur auf äußere Dinge gründet, und auf welchem morschen Grunde jenes Ehebündniß geschlossen wurde, bei dem nur Schönheit und Reichthum in Frage kamen, und das durch ein unglückliches Ohngefähr, wie es den Menschen täglich treffen kann, in seinem innersten Halt auf's Tiefste erschüttert wurde. Denkhausen verglich Henriette in ihrer sanften, bescheidenen Schönheit mit Arabella, auf welche die Natur so verschwenderisch ihre Gaben ausgeschüttet hatte. In seinem Ohre tönten noch die zärtlichen, beschwichtigenden Zurufe der Schwester an den unglücklichen Bruder, in denen sich ihr ganzes inniges Frauengemüth spiegelte; ja, ein Gemüth, das im Unglück nur noch standhafter werden konnte und an Arabella's Stelle nur noch zärtlicher und hingebender geliebt haben würde, als in den Tagen des Glücks.

(Schluß folgt.)



Alles verloren. Zeichnung von A. Kozakiewicz.

Alles verloren.

Vor zehn Jahren war Czerca ein junges, schönes, blühendes Ding, das auf dem Hof ihrer Gutsherrschaft aufwuchs wie eine Feldrose und lustig in den Tag hineinblühte wie diese, — aber Czerca's Schönheit war ihr Unglück. Da kam ein junger Offizier, der schaute ihr in die Glutaugen und sprach ihr von Liebe und Glück und von ihrer Schönheit, und wie er sie gleich einem adeligen Fräulein halten wolle, wenn sie sich heimlich fortstehlen und mit ihm auf seinem Gute zusammentreffen würde. Zuerst war auch Alles so herrlich wie ein Märchen, dann aber ging der

Offizier in die große Stadt und ließ sie zurück, und bald mußte sie das Gut mit Schimpf und Schande verlassen. Hinaus ging sie in die Welt und ward fortgerissen vom Strudel des Lebens. Man stieß sie aus der Stadt, man jagte die heimatlose Landstreicherin aus den Dörfern. Es kam Revolution und Krieg, und mitten im Strudel eines wilden Lebens sank die Arme von Stufe zu Stufe. Ihre Schönheit schwand und ihre Jugend war dahin. Als Bettlerin schleppte sie sich endlich ihrer Heimat zu; dort war sie ja einst so fröhlich gewesen, so glücklich, das alte Gebäude der Herrschaft stand vor ihren inneren Augen wie ein Tempel der Ruhe und der Zufriedenheit in einem Paradiese, und sie hat endlich ihr Ziel erreicht nach langer, qualvoller Wanderung; aber entsetzt sinkt sie zu Boden, ihre letzte Hoffnung ist vor ihr versunken, der letzte Hoffnungstraum von ihr genommen, und bittere heiße Thränen strömen ihr über die eingefallenen Wangen. Der Krieg hat auch hierher seine zerstörenden Wogen gewälzt, der Garten ist vernichtet, die Scheune niedergebrannt, das Haus verlassen, schon seit Jahren verlassen, denn hohes Gesträuch wuchert vor der geschlossenen Pforte, und der Armen bleibt nun nichts weiter übrig, als zu sterben.

Eine so ergreifende Tragödie schildert auf ausdrucksvolle Weise unser Bild.

Der Einsiedler.

(Bild S. 432.)

Blütenduft und Bienensummen,
Gold'nes Licht und Vögelzwitschern —
Durch das Laubdach hoher Bäume
Flimmert heißes Sonnenlächeln. —

... Heute sind es fünfzig Jahre —
Wie die Zeit doch schnell dahinweht;
Damals freilich barg die Stunde,
Jahre schien mir's, schweren Kummers.

War ein Tag, so wie der heute,
Lieblich voller Maienwonne,
Doch im Herzen tobt es wild mir —
Schneidend Weh macht hart und finster.

Ließ die Welt, die mich betrogen,
Ließ das Weib, das mir geheuchelt,
Kehrte von dem Trug und Gleißen
Ab mich bitter, voll Verachtung.

War ein Tag, so wie der heute,
Lag in Gold die Erd' wie jetzt auch —
Wie doch Alles wiederkehret,
Jedes Jahr den Frühling bringet.

Ob er mir nicht auch gekommen,
Wenn ich standhaft mich gehalten,
Hätt' mein herbes Weh verwunden,
Frisch in's Leben kühn gegriffen —?

Wär' auch heute alt an Jahren,
Wär' verrauscht auch heute Alles —
Sind ein arm Geschlecht wir Menschen,
Sonnenstäubchen eines Tages!

Meinen Segen geb' ich mit Euch —
Ach, ihr armen Liebesleute ...
Einen Pendelschlag der Weltuhr,
Und ihr habt gar stille Herzen ...

N.-B.

Das Edelfräulein als Bäuerin.

Erzählung
von
A. Puschkin.

(Nachdruck verboten.)

„Du bist in allen Trachten, mein Liebchen, wunderhold."
Bogdanowitsch.

In einem der entlegeneren russischen Gouvernements befanden sich die Besitzungen des Iwan Petrowitsch Berestof. Er hatte in seiner Jugend in der Garde gedient, im Jahre 1797 den Abschied genommen und war dann auf sein Gut zurückgekehrt, um es nicht wieder zu verlassen. Seine Frau war eine arme Adelige, die im Wochenbett starb, während er gerade mit Besichtigung einer entfernten Feldmark beschäftigt war. Landwirthschaftliche Thätigkeit tröstete ihn bald über diesen Verlust. Er baute sich ein Haus nach eigenem Plan, legte dann eine Tuchfabrik an, die bald gute Einkünfte abwarf und hielt sich ohne alle Frage für den gescheidtesten Mann in der ganzen Umgegend. Die Nachbarn, die sammt ihren Familien und Hunden seine Gastfreiheit genossen, waren weit entfernt, dieser Meinung zu widersprechen. An Werktagen ging Berestof in einer Plüschjacke, an Feiertagen zog er einen Rock von selbstfabrizirtem Tuch an. Im Allgemeinen war er beliebt, wenn man ihn auch für etwas stolz hielt. Nur sein nächster Nachbar Grigori Iwanowitsch Muromski konnte sich nicht mit ihm stellen. Muromski war der Typus eines modernen russischen Edelmanns. Nachdem er in Moskau den größten Theil seines Vermögens durchgebracht hatte und dann Wittwer geworden war, bezog er den einzigen ihm noch gebliebenen Landsitz und fuhr hier fort, von sich reden zu machen, aber in einer neuen Manier. Er legte einen englischen Garten an, auf den er bedeutende Summen verwendete; kleidete seine Stallknechte in englischer Manier und hielt seiner Tochter eine englische Gouvernante. Natürlich baute er auch seine Felder nach englischer Art.

Allein auf fremde Art gedeiht kein russisch Korn, und trotz aller Einschränkungen vermehrten sich die Einkünfte Muromski's keineswegs, so daß er auch hier auf dem Lande das Auskunftsmittel ergriff, neue Schulden zu machen. Bei alledem galt er für einen gewiegten Geschäftsmann. Unter denen aber, die ihn tadelten, war der strengste Kritiker Berestof, in dessen Charakter Haß gegen alle Neuerungen den Grundzug bildeten. Er konnte nicht gelassen von der Engländerin seines Nachbars sprechen und benutzte jede Gelegenheit zu anzüglichen Bemerkungen. Wenn er einem Gaste seine Besitzungen zeigte und dieser die Bewirthschaftung derselben lobte, so erwiederte er mit schlauem Lächeln: „Ja, es ist hier freilich nicht wie beim Nachbar Grigori Iwanowitsch. Was sollen wir uns auch auf englische Manier ruiniren? Wenn wir nur auf russische Art satt werden!" Diese und ähnliche Scherze wurden dem Muromski durch die Beflissenheit der Nachbarn mit Zusätzen und Ausschmückungen zugetragen. Der Verspottete nahm diese Kritik nicht besonders geduldig auf. Er wurde wüthend und nannte seinen Nachbarn einen Bären.

So stand es zwischen den beiden Gutsbesitzern, als der Sohn Berestof's zu seinem Vater auf's Land kam. Er hatte auf der Universität R. seine Ausbildung erhalten und beabsichtigte jetzt, die militärische Laufbahn einzuschlagen, womit jedoch sein Vater nicht einverstanden war. Dagegen fühlte sich der junge Mann wieder ganz untauglich zum Civildienst. Vater und Sohn blieben jeder bei seiner Ansicht und der junge Alexei lebte inzwischen als Junker auf dem Gute, und ließ sich für alle Fälle den Schnurrbart wachsen.

Alexei war in der That ein prächtiger Bursche. Es wäre wohl schade gewesen, wenn er seinen schlanken Wuchs niemals in die kleidsame Uniform hätte pressen sollen, und wenn er, statt sich auf dem Roß zu tummeln, seine Jugend hätte über Kanzleischriften gebückt verbringen müssen. Wenn die Nachbarn sahen, wie er auf der Jagd stets, ohne viel den Weg zu wählen, voransprengte, so thaten sie einstimmig den Ausspruch, daß aus ihm niemals ein solider Beamter werden würde. Die jungen Damen verfolgten ihn mit ihren Blicken, und oft nicht ohne Gefahr für sich; aber Alexei gab sich wenig mit ihnen ab, und sie schlossen aus seiner Unempfindlichkeit auf ein Liebesverhältniß, das ihn fessele. Auch kursirte ja die Abschrift der Adresse, welche auf einem seiner Briefe gestanden hatte, nämlich: „An Akulina Petrowna Kurotschkin in Moskau, gegenüber dem Alexanderkloster, im Hause des Kupferschmieds Ssawelief, mit der Bitte, diesen Brief abzugeben an A. N. R.

Diejenigen meiner Leser, welche niemals auf dem Lande gelebt haben, können sich keine Vorstellung davon machen, was für reizende Geschöpfe solche Landfräulein sind. Aufgewachsen in freier Luft, im Schatten ihrer Aepfelbäume, schöpfen sie die Kenntniß der Welt und des Lebens nur aus Büchern. Die Einsamkeit, das zwanglose Leben und die Lektüre entwickeln in ihnen frühzeitig Gefühle und Leidenschaften, die unseren in ewiger Zerstreuung lebenden Stadtschönen fremd sind. Für ein solches Landfräulein ist der Klang einer Glocke schon ein Ereigniß, eine Fahrt in die nächste Stadt bildet eine Epoche in ihrem Leben und der Besuch eines Gastes läßt eine lange, oft nicht wieder erlöschende Erinnerung zurück. Es steht allerdings Jedem frei, über manche ihrer Sonderbarkeiten zu lachen, aber die Späße eines oberflächlichen Beobachters können ihre wirklichen Vorzüge nicht wegspotten, und unter diesen Vorzügen steht obenan eine gewisse Selbstständigkeit des Charakters. In Residenzen mögen die Damen eine umfassendere Bildung genießen — aber die Gewöhnung an das Gesellschaftsleben glättet und verflacht gar bald den Charakter und macht ihre Seelen so gleichförmig wie ihre Frisuren.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck Alexei im Kreise der Landfräulein hervorbringen mußte. Er war der Erste, der ihnen schwermüthig, als ein Entzauberter entgegentrat; der Erste, der von hingeschwundenen Freuden und von seiner verwelkten Jugend sprach; dazu kam, daß er einen schwarzen Ring mit einem Todtenkopf trug. Das Alles war völlig neu im Gouvernement: die Damen waren geradezu vernarrt in ihn.

Mehr als alle andern aber war mit ihm beschäftigt die Tochter unseres künstlichen Engländers, Lisa, oder, wie der Vater sie gern nannte, Betsy. Da die beiderseitigen Väter einander nicht besuchten, so hatte sie den jungen Berestof noch nicht gesehen, während alle ihre Nachbarinnen nur von ihm sprachen. Sie war siebzehn Jahr alt; schwarze feurige Augen belebten ihr bräunliches, sehr angenehmes Gesicht. Sie war das einzige und folglich das verwöhnte Kind; ihre Ausgelassenheit, ihre muthwilligen Streiche entzückten den Vater und brachten ihre Gouvernante, Miß Jackson, zur Verzweiflung. Diese Miß Jackson war eine vierzigjährige affektirte Dame, welche Weiß auflegte und die Augenbrauen schwarz färbte, zweimal im Jahr einen sentimentalen Roman durchlas, dafür zweitausend Rubel jährlich erhielt und vor Langeweile in diesem barbarischen Rußland umzukommen meinte.

Das Zimmermädchen der Lisa hieß Nastja (Anastasia) und war etwas älter, aber nicht minder muthwillig als ihre Gebieterin. Lisa liebte ihre Zofe sehr, entdeckte ihr alle ihre Geheimnisse, besprach mit ihr alle Streiche, die sie vorhatte, kurz, Nastja war im Dorfe Anossowa eine viel wichtigere Person als irgend eine Vertraute in französischen Romanen.

„Erlauben Sie mir, heute zu Besuch zu gehen," sagte Nastja, als sie mit dem Ankleiden ihres Fräuleins beschäftigt war.

„Gern, aber wohin?"

„Nach Tugilowo, zu den Berestof's. Die Frau des Kochs feiert ihr Namensfest, und war gestern hier, uns zu Mittag einzuladen."

„Da haben wir's," sagte Lisa, „die Herren liegen im Hader und die Diener bewirthen einander."

„Ach, was gehen uns die Herren an?" entgegnete Nastja; „übrigens bin ich Ihre Magd, und nicht die Ihres Papas. Sie haben sich ja noch nicht mit dem jungen Berestof überworfen: mögen die Alten sich doch zanken, wenn es ihnen Vergnügen macht."

„Suche doch des Alexei Berestof ansichtig zu werden, und erzähle mir dann, wie er aussieht und was für ein Mann er ist."

Nastja versprach es und Lisa wartete den ganzen Tag mit Ungeduld auf die Rückkehr ihres Mädchens. Am Abend kam endlich Nastja. „Nu, Lisaweta Gawrilowna," sagte sie, in's Zimmer tretend, „ich habe den jungen Berestof gesehen; ich habe ihn genau betrachtet, wir waren fast den ganzen Tag zusammen."

„Wie das? Erzähle, erzähle Alles der Reihe nach."

„Ja wohl, gleich. Also wir gingen, ich, Anissja, Fedorowna Natalja Dunja ..."

„Schön, ich weiß. Weiter."

„Erlauben Sie, ich werde Alles der Reihe nach erzählen. Wir kamen gerade zu Mittag. Das Zimmer war voll von Menschen. Da waren die Kolbinski's, die Sacharjewski's, die Verwalterin mit ihren Töchtern, die Chrupinski's ..."

„Nun, und Berestof?"

„Warten Sie nur. Wir setzten uns zu Tisch, die Verwalterin auf den ersten Platz, ich setzte mich neben sie — ihre Töchter rümpften zwar die Nase, aber ich machte mir nichts daraus."

„Ach, Nastja, was bist Du langweilig mit Deiner unnützen Umständlichkeit."

„Wie ungeduldig Sie aber auch sind. Also wir standen vom Tisch auf — wir hatten aber drei Stunden gesessen und das Essen war prächtig. Also standen wir auf und gingen in den Garten, um „Hasch hasch" zu spielen, und da kam auch der junge Herr dazu."

„So, und wie ist er? Ist es wahr, daß er so hübsch ist?"

„Erstaunlich hübsch, ein schöner Mann, kann man sagen, wohlgebaut, hochgewachsen, blühende Farbe."

„Wirklich? Und ich hatte mir gedacht, daß er ein blasses Gesicht habe. Und wie kam er Dir denn sonst vor? Betrübt, nachdenklich?"

„Was sagen Sie? So einen Wildfang habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Fiel es ihm doch ein, mit uns „Hasch hasch" zu spielen."

„Mit euch? Unmöglich!"

„Sehr möglich! Und was hatte er sich ausgedacht! Wenn er Eine gehascht hatte, so wollte er sie auch küssen."

„Sag' was Du willst, Nastja, aber Du flunkerst."

„Ich flunkere durchaus nicht. Hatte ich doch selber Mühe, mich von ihm loszumachen — den ganzen Tag hat er sich mit uns abgegeben."

„Aber wie dann, man sagt doch, er sei verliebt und sehe keinen Menschen an."

„Ich weiß nicht, aber mich hat er allzuviel angesehen und ebenso die Tanja, des Verwalters Tochter, und auch die Pascha Kolbinski; kurz, wie arg es auch klingt, er hat Keine vernachlässigt, der Ausbund."

„Das ist seltsam. Was hört man denn im Hause von ihm?"

„Sie sagen, der junge Herr sei ein vortrefflicher Herr, so gut, so lustig. Nur das Eine sei auszusetzen, er jage gar zu gern den Mädchen nach. Nun, das scheint mir noch kein Unglück zu sein, er wird mit der Zeit schon gesetzter werden."

„Wie gern möchte ich ihn einmal sehen!" sagte Lisa mit einem Seufzer.

„Das ist doch nicht so schwer! Tugilowo ist ja nicht weit, nur drei Werst: machen Sie einen Spaziergang oder einen Ritt dahin, Sie werden ihm gewiß begegnen. Er geht jeden Tag früh Morgens mit der Flinte auf die Jagd."

„Ja, das geht doch nicht. Er könnte denken, daß ich ihm nachgehe. Und da unsere Väter mit einander verfeindet sind, kann ich ja doch nicht mit ihm bekannt werden. — Ach Nastja, weißt Du was? Ich werde mich als Bäuerin verkleiden!"

„Ei, ja! Ziehen Sie ein grobes Hemd an und einen Sarafan und gehen Sie dreist nach Tugilowo; daß Berestof Sie nicht übersehen wird, dafür stehe ich."

„Und ich kann mich ganz so ausdrücken, wie das Volk hierorts spricht. Nastja, liebe Nastja! Was für ein herrlicher Einfall!" — Und Lisa ging zu Bette mit dem festen Vorsatz, ihren lustigen Plan auszuführen. Den folgenden Tag ging sie an's Werk. Sie ließ grobe Leinewand, blauen Nanking und messingne Knöpfe im Bazar einkaufen, schnitt mit Hülfe Nastja's ein Hemd und einen Sarafan zu, ließ das sämmtliche weibliche Gesinde daran nähen und zum Abend war Alles fertig. Lisa probirte den Anzug vor dem Spiegel und mußte sich gestehen, daß sie sich selber noch niemals so hübsch vorgekommen war. Dann übte sie sich ihre Rolle ein. Sie machte tiefe Bücklinge, brachte die bäuerlichen Ausdrücke an, lachte und bedeckte sich dabei das Gesicht mit dem Aermel — und erwarb sich den vollen Beifall Nastja's. Nur Eins setzte sie in Verlegenheit: sie versuchte barfuß über den Hof zu gehen, aber der Rasen stach ihre zarten Füßchen und Sand und Kies waren ihr unerträglich. Nastja wußte Rath, sie nahm das Maß von Lisa's Fuß, lief schnell auf's Feld zum Hirt Trofim und bestellte bei ihm ein Paar Bastschuhe nach dem mitgebrachten Maß. Den andern Morgen dämmerte es kaum, so war Lisa schon wach. Das ganze Haus schlief noch, nur Nastja wartete vor der Pforte auf Trofim. Das Horn ertönte und die Dorfheerde zog am Herrenhofe vorüber. Trofim kam an Nastja

heran, übergab ihr die kleinen bunten Bastschuhe und erhielt eine Poltina (ein halber Rubel Silber) zur Belohnung. Lisa zog sich sachte als Bäuerin an, gab der Nastja flüsternd noch Verhaltungsmaßregeln in Betreff der Miß Jackson, ging zur Hintertreppe hinaus und lief durch den Gemüsegarten auf's freie Feld.

Das Morgenroth schimmerte im Osten und Reihen goldener Wolken schienen die Sonne zu erwarten wie Höflinge den Herrscher. Die Klarheit des Himmels, die Frische des Morgens, der Thau, der Hauch des Windes und der Gesang der Vögel erfüllten Lisa's Herz mit jugendlichem Frohsinn, und da sie fürchtete, irgend einem Bekannten zu begegnen, so flog sie mehr als sie ging. Als sie sich dem Gehölze näherte, das am Saum ihrer väterlichen Besitzung stand, mäßigte sie ihren Schritt: hier mußte sie den Alexei erwarten. Ihr Herz schlug heftig, sie wußte selbst nicht warum, aber das eigenthümliche Bangen, welches unsere jugendlichen Streiche begleitet, macht ja ihren Hauptreiz aus. Lisa trat in das Dunkel des Waldes, dessen leises Rauschen sie begrüßte. Ihre fröhliche Stimmung ließ nach, und sie gab sich allmälig süßer Träumerei hin. Sie dachte . . . doch, läßt sich wohl mit Genauigkeit angeben, woran ein siebzehnjähriges Mädchen denkt, das allein im Wald ist, in der fünften Morgenstunde? Und so ging sie in Gedanken verloren auf dem Wege weiter, der von beiden Seiten durch prächtige Bäume beschattet war, als plötzlich ein schöner Hühnerhund bellend auf sie zulief. Lisa erschrak und schrie auf. In demselben Augenblick ließ sich eine Stimme vernehmen: Sbogar, ici . . . und ein jugendlicher Jägersmann kam aus dem Gesträuch hervor. „Sei ohne Furcht, schönes Kind," sagte er, „mein Hund beißt nicht."

Lisa hatte sich von ihrem Schreck erholt und wußte, rasch gefaßt, die Umstände zu benützen. „Ja, mein Herr," sagte sie, sich halb erschreckt, halb verlegen stellend, „ich bin angst, er ist halt bös, da springt er schon wieder an."

Alexei (der Leser hat ihn schon erkannt) betrachtete indeß die junge Bäuerin aufmerksam. — „Ich will Dich begleiten, wenn Du Dich fürchtest," sagte er, „Du erlaubst mir, neben Dir zu gehen?"

„Wer hindert Dich," erwiederte Lisa; „ein freier Mann hat eben seinen Willen und die Straße ist für Alle."

„Von wo bist Du?"

„Aus Prilutschino, bin die Tochter des Schmieds Wassili, will Pilze sammeln (Lisa trug ein Körbchen an einem Bande). — Und Du, Herr? Von Tugilowo, was?"

„Ja wohl," erwiederte Alexei, „ich bin der Kammerdiener des jungen Herrn." (Er wollte ihre beiderseitigen Verhältnisse gern für gleiche ausgeben).

Lisa sah ihn an und lachte. „Das ist ja aber nicht wahr," sagte sie, „Du hast kein so einfältiges Ding vor Dir. Ich sehe gut, daß Du der Herr selbst bist."

„Und woraus siehst Du das?"

„Ja, aus Allem."

„Aber wie denn."

„Ha, wie soll man Herr und Diener nicht unterscheiden können! Du bist nicht angezogen wie ein Diener, schwätzest auch anders und rufst auch den Hund nicht auf unsere Art."

Lisa gefiel dem jungen Alexei immer besser. Gewohnt, mit hübschen Bauernmädchen nicht viel Umstände zu machen, wollte er sie umfassen, aber Lisa sprang zurück und nahm plötzlich eine so strenge und kalte Miene an, daß es den Alexei zwar ergötzte, aber doch auch von weiteren Versuchen abhielt.

„Wenn Sie wollen, daß wir noch weiter gut mit einander bleiben," sagte sie mit Würde, „so belieben Sie sich nicht zu vergessen."

„Wer hat Dir denn so hohe Weisheit beigebracht?" fragte Alexei herzlich lachend. „Doch nicht die Nastjenka, meine gute Bekannte, das Mädchen eurer Herrin?"

Lisa fühlte, daß sie aus der Rolle gefallen war und verbesserte gleich ihren Fehler. „Was denkst Du denn?" sagte sie, „komm' ich vielleicht nicht auf den Herrenhof? Glaub's nur, ich hab' Alles gehört und gesehen. Uebrigens — fuhr sie fort — wenn ich da mit Dir plaudere, kriege ich nimmermehr meine Pilze. Geh' Du, Herr, Deinen Weg, ich gehe meinen. Mit Verlaub."

Lisa wollte fort, aber Alexei hielt sie an der Hand fest. „Wie heißt Du, mein Herz?"

„Akulina," erwiederte Lisa, und suchte ihre Finger frei zu machen, „aber laß mich, Herr, ich muß machen, daß ich heimkomme."

„Nun, liebe Akulina, ich werde sicherlich Deinen Vater, den Schmied Wassili, besuchen."

„Was?" entgegnete Lisa lebhaft, „komm' Du ja nicht, um Gottes willen nicht! Wenn man bei mir zu Haus erfährt, daß ich im Walde mit einem Herrn mich unterhalten habe, so geht es mir schlimm, mein Vater, der Schmied, schlägt mich todt."

„Ich muß Dich aber durchaus wiedersehen."

„Nun, ich komme schon einmal wieder, mir Pilze zu holen."

„Wann?"

„Nun, morgen meinethalben."

„Liebe Akulina, ich möchte Dich küssen, aber ich darf es ja nicht wagen. Also morgen um diese Zeit, nicht wahr?"

„Ja, ja."

„Und Du wirst mich nicht anführen?"

„Nein, nein."

„Schwör' es mir!"

„Nun denn, bei Christi Leiden, ich komme."

Die jungen Leute trennten sich. Lisa verließ den Wald, nahm den Weg über das Feld, schlich sich in den Garten und lief Hals über Kopf in die Meierei, wo Nastja auf sie wartete. Dort kleidete sie sich um, antwortete zerstreut auf die Fragen ihrer neugierigen Vertrauten und ging in den Saal. Der Tisch war gedeckt, das Frühstück stand bereit und Miß Jackson, schon in voller Toilette, geschminkt und eingeschnürt wie ein Wespenleib, war beschäftigt, zierliche Butterschnitten zu machen. Berestof lobte seine Tochter wegen ihres frühen Spazierganges. „Nichts ist gesünder," sagte er, „als mit der Morgenröthe aufstehen." Dann citirte er Beispiele von langer menschlicher Lebensdauer, und hob hervor, daß Alle, die über hundert Jahr alt geworden, sich des Branntweins enthalten und Winter und Sommer mit Sonnenaufgang sich von ihrem Lager erhoben hätten. Lisa hörte ihn nicht. Sie wiederholte sich in Gedanken alle Umstände ihres heutigen Zusammentreffens, das ganze Gespräch, welches Akulina mit dem jungen Jäger geführt hatte — und ihr Gewissen fing an sie zu quälen. Umsonst wandte sie sich selber ein, daß ihre Unterhaltung die Grenze des Anstandes nicht überschritten habe, daß der muthwillige Streich keinerlei Folgen haben könne — ihr murrendes Gewissen sprach lauter, als ihr beschönigender Verstand. Vor Allem aber machte ihr Versprechen sie unruhig und sie war schon entschlossen, ihr feierlich gegebenes Wort nicht zu halten. Aber, wenn Alexei sie umsonst erwartete, konnte er da nicht in's Dorf kommen, um sich nach der wirklichen Akulina, der Tochter des Schmieds Wassili, einer dicken pockennarbigen Dirne, umzuthun, und konnte er nicht so hinter das Geheimniß seines leichtsinnigen Streiches kommen? Dieser Gedanke flößte ihr Entsetzen ein und sie blieb endlich doch bei dem Entschluß, am folgenden Morgen wieder als Akulina im Gehölz zu erscheinen.

Alexei dagegen war entzückt. Den ganzen Tag dachte er an seine neue Bekannte, und auch in der Nacht verfolgte ihn das Bild der braunen Schönen in seinen Träumen. Die Morgenröthe war kaum angebrochen, als er auch schon angekleidet war. Er nahm sich nicht die Zeit, seine Flinte zu laden und ging mit seinem treuen Sbogar hinaus, dem Orte der verheißenen Zusammenkunft zueilend. Etwa eine halbe Stunde verstrich in unleidlicher Erwartung; endlich sah er den blauen Sarafan durch's Gebüsch schimmern und stürzte der holden Akulina entgegen. Sie lächelte über sein dankbares Entzücken, aber Alexei bemerkte auch sogleich die Spuren der Verzagtheit und Unruhe. Er wollte die Ursache wissen. Lisa gestand, daß ihr Verfahren ihr leichtsinnig erscheine, daß sie es bereue, daß sie schon im Begriff gewesen wäre, ihr Wort zu brechen, daß aber diese Zusammenkunft die letzte sein müsse, und daß sie ihn ernstlich bitte, eine Bekanntschaft abzubrechen, die zu nichts Gutem führen könne. Das Alles war freilich in bäuerischem Dialekt gesprochen, aber die für ein einfaches Dorfmädchen so ungewöhnlichen Gedanken und Gefühle frappirten den jungen Edelmann. Er wandte alle seine Beredsamkeit auf, um Akulina von ihrem Vorsatz abzubringen, betheuerte ihr, daß seine Wünsche unschuldig seien, versprach, ihr niemals irgend einen Anlaß zum Bereuen zu geben, ihr vielmehr in allen Stücken folgsam zu sein, und beschwor sie, ihn nicht um die Freude zu bringen, daß er sie allein sehen könne, wenn auch nur einen Tag um den andern, wenn auch nur zweimal die Woche. Er führte die Sprache der Leidenschaft und war auch wirklich ernsthaft verliebt. Lisa hörte ihm schweigend zu. „Gib mir Dein Wort," sagte sie endlich nach einigem Nachdenken, „daß Du mich nie im Dorfe aufsuchen, oder auch nur nach mir fragen wirst. Gib mir ferner Dein Wort, daß Du keine anderen Zusammenkünfte mit mir suchen willst, als die ich Dir selbst bestimmen werde." Alexei wollte ihr ebenfalls beim Leiden Christi schwören, aber sie that ihm lächelnd Einhalt. „Brauche keinen Schwur," sagte sie, „Dein Versprechen ist schon hinreichend." Dann unterhielten sie sich freundschaftlich, indem sie im Walde spazieren gingen, bis Lisa sagte: es ist Zeit, worauf sie sich trennten.

Als Alexei sich allein sah, konnte er nicht begreifen, woher es kam, daß ein einfaches Landmädchen in zwei Zusammenkünften eine solche Gewalt über ihn gewonnen hatte. Das Verhältniß hatte für ihn auch noch den Reiz des ganz Ungewöhnlichen, und obwohl die von der seltsamen Bäuerin festgestellten Bedingungen ihm lästig fielen, so dachte er doch gar nicht einmal daran, wortbrüchig zu werden. Die Sache war die, daß Alexei trotz jenes bedeutsamen Ringes, trotz seiner geheimnißvollen Korrespondenz, trotz seiner angeblichen melancholischen Entzauberung, ein braver feuriger Jüngling war und ein reines Herz hatte, das fähig war, die Wonne der ersten Liebe zu empfinden.

Wenn ich jetzt meinem Hange nachgeben wollte, so würde ich die Zusammenkünfte der beiden jungen Leute umständlich schildern; ich würde zeigen, wie ihre gegenseitige Neigung mit jedem Wiedersehen wuchs und würde erzählen, wie sie es trieben und was sie miteinander sprachen. Aber ich weiß recht gut, daß dergleichen Einzelheiten in der Darstellung leicht ihre Würze verlieren. Darum übergehe ich das Alles und bemerke nur in aller Kürze, daß, bevor zwei Monate vergingen, Alexei sterblich verliebt war, und daß Lisa nicht gleichgültiger, wenn auch stiller und schweigsamer blieb. Uebrigens fanden Beide in der Gegenwart ihr Glück und kümmerten sich wenig um Das, was kommen konnte.

Der Gedanke an ein unauflösliches Band stieg allerdings oft genug in ihrem Innern auf, allein sie ließen ihn nie laut werden. Die Ursache davon ist klar genug. Alexei, wie sehr er auch dem holden Mädchen zugethan war, konnte doch unmöglich den Abstand zwischen ihm und der armen Bäuerin übersehen, und Lisa, die das unfreundliche Verhältniß beider Väter kannte, hielt eine Aussöhnung derselben für kaum möglich. Auch fühlte sie ihre Eigenliebe seltsam gestachelt durch eine dunkle romantische Hoffnung, den Erben von Tugilowo schließlich doch widerstandslos und bedingungslos zu den Füßen der angeblichen Schmiedstochter von Prilutschino zu sehen. Plötzlich ereignete sich ein Vorfall, der ihren Beziehungen zu einander eine ganz andere Wendung zu geben drohte.

An einem jener klaren kalten Morgen, an denen der russische Herbst so reich ist, unternahm Iwan Petrowitsch Berestof einen Spazierritt, auf den er für alle Fälle drei Paar Windspiele, einen Piqueur und einige Bauernbursche mit Klappern mitnahm. Zu derselben Stunde ließ Grigori Iwanowitsch Muromski, den das schöne Wetter lockte, seine braune Stute satteln und trabte an seinen anglisirten Feldern hin. Als er sich dem Walde näherte, sah er seinen Nachbar, der in einem mit Fuchspelz besetzten Kosakenrock stolz zu Pferde saß und auf einen Hasen lauerte, den die Bauernbursche mit Geschrei und Klappern aus dem Busch jagten. Hätte Muromski dieses Zusammentreffen voraussehen können, so hätte er sicher einen Seitenweg eingeschlagen, aber die Begegnung war so unvermuthet, daß er sich jetzt plötzlich auf Pistolenschußweite vor Berestof sah. Da half nichts; Muromski, als gebildeter Europäer, ritt näher und begrüßte seinen Widersacher höflich. Berestof erwiederte den Gruß mit ungefähr dem Eifer, mit welchem ein angeketteter Bär auf Befehl seines Führers den Herren sein Kompliment macht. In demselben Augenblick sprang der Hase aus dem Wald und lief über Feld. Berestof und der Piqueur schrieen aus voller Kehle, ließen die Hunde los und folgten der Fährde in gestrecktem Galopp. Muromski's Pferd, das noch nie auf einer Jagd gewesen war, scheute und nahm Reißaus. Muromski, der sich gern für einen ausgezeichneten Reiter hielt, ließ dem Thiere freien Lauf und war innerlich ganz zufrieden, daß ihn dieser Zufall von der Nähe des unangenehmen Nachbars befreite. Als sein Pferd aber in vollem Rennen in eine Schlucht kam, die es vorher nicht bemerkt hatte, warf es sich plötzlich zur Seite, und Muromski konnte sich nicht im Sattel halten. Er fiel ziemlich unsanft auf den gefrorenen Boden und verwünschte seine Stute, die sich jetzt zu besinnen schien und bald stehen blieb, als sie den Reiter nicht mehr fühlte. Berestof sprengte heran und erkundigte sich, ob der Nachbar Schaden genommen habe. Inzwischen hatte der Piqueur das schuldige Thier am Zügel herbeigeführt und half dem Reiter wieder in den Sattel. Berestof lud ihn in sein Haus und da sich Muromski verpflichtet fühlte, konnte er die Einladung nicht ausschlagen und so kam Berestof ruhmbedeckt nach Hause, da er einen Hasen gefangen hatte und seinen Gegner als Verwundeten und fast als Kriegsgefangenen mit sich führte.

Die Nachbarn frühstückten mit einander und unterhielten sich freundlich genug. Dann bat Muromski seinen Wirth um seine Droschke, da er sich mit den Kontusionen, die er davon getragen, nicht im Stande fühle, nach Hause zu reiten. Berestof begleitete ihn bis an die Freitreppe und Muromski fuhr nicht eher weg, als bis er seinem Nachbar das Ehrenwort abgenommen hatte, daß er den folgenden Tag mit seinem Sohn freundschaftlich nach Prilutschino zu Mittag kommen werde. Auf diese Weise schien eine alte, tiefgewurzelte Feindschaft ihr Ende nehmen zu sollen, weil eine Stute scheu geworden war.

Lisa kam ihrem Vater entgegen. „Was bedeutet das, Papa?" fragte sie verwundert. „Warum hinken Sie? Wo ist Ihr Pferd? Wem gehört die Droschke."

„Ja, das wirst Du nicht errathen, my dear (meine Theure)," erwiederte Grigori Iwanowitsch und erzählte ihr, was vorgefallen war. Lisa traute ihren Ohren nicht. Ohne ihr Zeit zu lassen sich zu besinnen, theilte ihr der Vater ferner mit, daß beide Berestof's morgen bei ihnen zu Mittag essen würden.

„Was sagen Sie?" rief sie aus und erblaßte. „Die Berestof's, Vater und Sohn? Morgen bei uns essen? Nein, Papa, wie Ihnen beliebt, ich werde mich aber auf keinen Fall zeigen."

„Was, bist Du toll geworden? Seit wann bist Du so blöde, oder nährst Du einen Erbhaß gegen sie wie eine Romanheldin? Sei doch nicht närrisch!"

„Nein, Papa, für nichts auf der Welt, für keine Schätze werde ich mich den Berestof's zeigen."

Grigori Iwanowitsch zuckte die Achseln und stritt nicht länger, da er wußte, daß man mit Widerspruch nichts bei ihr ausrichte. Er ging, um sich von seinem denkwürdigen Ritt auszuruhen und seine Quetschungen zu kuriren.

Lisa ging auf ihr Zimmer und rief Nastja. Beide hatten eine lange Erörterung über den erwarteten Besuch. Was würde Alexei denken, wenn er in der wohlerzogenen, jungen Dame seine Akulina wieder erkannte? Welch' eine Meinung würde er von ihrem Betragen, von ihren Grundsätzen, von ihrer Ueberlegung fassen? Andererseits hätte sie aber auch gern gesehen, welchen Eindruck ein so unerwartetes Wiedersehen auf ihn machen würde . . . Plötzlich fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf. Sie theilte ihren Einfall der Nastja mit, Beide freuten sich darüber wie über einen rechten Fund, und es wurde beschlossen, den Plan auszuführen.

Den andern Morgen beim Frühstück fragte Grigori Iwanowitsch sein Töchterlein, ob sie noch immer gesonnen sei, sich vor den Berestof's zu verstecken?

„Papa," erwiederte Lisa, „ich werde sie empfangen, wenn Sie es wünschen, aber unter einer Bedingung. Wie ich auch auftrete, was ich auch thun mag, so werden Sie mich nicht schelten und auch kein Zeichen der Verwunderung oder der Unzufriedenheit von sich geben."

„Was sind das nun wieder für Possen?" sagte Grigori Iwanowitsch lachend. „Nun gut, ich bin's zufrieden. Mach' was Du willst, mein schwarzäugiger Tollkopf." — Mit diesen Worten küßte er sie auf die Stirn und sie eilte davon, um sich vorzubereiten.

Punkt zwei Uhr rasselte eine mit Sechsen bespannte Kalesche von ländlicher Mache in den Hof und fuhr um das Rundel des dichten grünen Rasens herum vor's Haus. Der alte Be-

restof stieg, unterstützt von zwei Livreebedienten Muromski's, die Treppe herauf; alsbald kam auch sein Sohn angeritten und trat zugleich mit dem Vater in den Speisesaal, wo der Tisch schon gedeckt war. Muromski empfing seine Nachbarn auf's Artigste, schlug ihnen vor, vor Tisch erst noch Garten und Thierpark zu besichtigen und führte sie durch breite, sorgfältig gekehrte, mit Sand bestreute Wege. Der alte Berestof bedauerte im Stillen die auf so nutzlose Liebhabereien vergeudete Mühe und Zeit, sagte aber aus Höflichkeit nichts darüber. Sein Sohn theilte weder die Unzufriedenheit des rechnenden Landwirths, noch das Entzücken des selbstgefälligen Engländerfreundes; er wartete ungeduldig auf die Erscheinung der Tochter des Hausherrn, von welcher er schon so viel gehört hatte, und obwohl sein Herz, wie wir wissen, nicht mehr frei war, so hatte eine junge Schöne doch immer Anspruch auf die Geschäftigkeit seiner Phantasie.

Als die Drei zurückkamen, setzten sie sich zunächst in's Gastzimmer, wo die beiden Alten früherer Tage gedachten und Anekdoten aus ihrer Dienstzeit erzählten, während Alexei darüber nachsann, was für eine Rolle er in Gegenwart Lisa's zu spielen habe. Er fand, daß kalte Zerstreutheit jedenfalls das Angemessenste sei und setzte sich demgemäß in Positur. Die Thür öffnete sich; er drehte den Kopf mit solcher Gleichgültigkeit, mit so stolzer Nachlässigkeit, daß das Herz der hart gesottensten Kokette hätte erschaudern müssen. Zum Unglück trat statt der Tochter des Hauses die alte Miß Jackson herein, weiß geschminkt, mit niedergeschlagenen Augen, knicksend — die schöne strategische Bewegung war umsonst gemacht. Er hatte seine Kräfte noch nicht wieder gesammelt, als die Thür sich abermals öffnete und nun Lisa eintrat. Alle standen auf: der Vater wollte die Gäste vorstellen, hielt aber plötzlich inne und biß sich auf die Lippen. Lisa, seine braune Lisa, hatte sich das ganze Gesicht geschminkt, hatte Weiß und Roth aufgelegt, ärger als Miß Jackson, und hatte falsche Locken à la Louis XIV., weit heller als ihr eigenes Haar, angesteckt. Ihre Aermel standen weit und bauschig ab, die Taille war so zusammengeschnürt, daß sie wie ein X aussah, und alle Brillanten ihrer Mutter funkelten an Händen, Hals und Ohren. In dieser lächerlichen Figur konnte Alexei seine Akulina nicht wieder erkennen. Sein Vater beugte sich über ihre Hand zum Kusse und er folgte widerwillig; als er aber ihre weißen zarten Finger berührte, kam es ihm vor, als ob sie zitterten. Indeß fiel ihm ihr Füßchen auf, das wie absichtlich vorgestreckt und auf die kokettestе Weise beschuht war, was ihn einigermaßen mit der übrigen Erscheinung versöhnte. Was die Schminke betrifft, so müssen wir bemerken, daß er sie in der Einfalt seines Herzens nicht gleich entdeckte und auch später keinen Argwohn schöpfte. Grigori Iwanowitsch suchte, eingedenk seines Versprechens, unbefangen zu erscheinen; aber der Muthwille seiner Tochter dünkte ihm so ergötzlich, daß er sich kaum halten konnte. Der gezierten Engländerin aber war durchaus nicht lächerlich zu Muth. Sie errieth sogleich, daß weiße und rothe Schminke aus ihrer Komode entwendet war und die Purpurröthe des Unwillens drang durch die künstliche Weiße ihrer Haut. Sie schleuderte Flammenblicke auf die kleine Schelmin, die jedoch that, als bemerke sie dieselben nicht, da sie alle Erörterungen einer andern Zeit vorbehalten wollte.

Man setzte sich zu Tische. Alexei fuhr fort, die Rolle des Zerstreuten und Nachdenklichen zu spielen. Lisa benahm sich affektirt, sprach in lispelnder, singender Manier und bediente sich bloß der französischen Sprache. Ihr Vater sah sie oft prüfend an, ohne ihre Absicht begreifen zu können, fand aber Alles sehr ergötzlich. Die Engländerin war wüthend und schwieg. Nur der alte Berestof fühlte sich wie zu Hause: er aß für zwei, trank sein volles Maß, lachte über seine eigenen Späße und wurde immer zutraulicher und vergnügter.



Der Einsiedler. Originalzeichnung von K. Kögler. (S. 430.)

Endlich wurde die Tafel aufgehoben und nach dem Kaffee fuhren die Gäste davon. Jetzt ließ Muromski seiner Lachlust und seinen Fragen freien Lauf. „Was fiel Dir denn ein, sie so zum Besten zu haben?“ fragte er. „Aber weißt Du, Lisa, die Schminke steht Dir in der That nicht schlecht; ohne in die Geheimnisse der Damentoilette eindringen zu wollen, möchte ich Dir rathen, auch künftig Weiß aufzulegen, natürlich nicht zu viel, nur ganz leicht.“ Lisa war entzückt über das Gelingen ihres Einfalls. Sie umarmte ihren Vater, versprach ihm, sich seinen Rath zu überlegen und beeilte sich dann, die erzürnte Miß Jackson zu begütigen, die ihr anfangs kaum öffnen, kaum ihre Rechtfertigung anhören wollte. Lisa sagte ihr, sie habe sich vor den fremden Gästen nicht mit so dunklem Teint zeigen mögen und doch nicht gewagt, um Schminke zu bitten; sie sei überzeugt, daß die gute, liebe Miß Jackson ihr verzeihen werde u. s. w. Als Miß Jackson sich überzeugte, daß Lisa sie nicht zum Gespött habe machen wollen, beruhigte sie sich und schenkte ihrer Pflegebefohlenen als Pfand der Versöhnung ein Büchschen mit englischem Weiß, das Lisa mit aufrichtigen Dankesbezeugungen annahm.

Der Leser erräth, daß Lisa am folgenden Morgen nicht versäumte, sich im Wäldchen einzufinden. „Du warst, Herr, gestern bei der Herrschaft?“ war ihr erstes Wort. „Wie hat Dir denn das gnädige Fräulein gefallen?“

Alexei erwiederte, er habe nicht viel auf sie geachtet.

„Schade,“ versetzte Lisa.

„Warum?“ fragte Alexei.

„Ja, darum, weil ich Dich fragen wollte, ob es auch wahr ist, was sie sagen.“

„Was sagen sie?“

„Ob's wirklich wahr ist, was sie sagen, daß ich dem Fräulein ähnlich sehe.“

„Welch' ein Unsinn! Gegen Dich ist sie ein rechtes Ungeheuer.“

„Ach, Herr, Du versündigst Dich ja. Unser Fräulein ist so weiß und so schön geputzt! Wie kann ich mich mit ihr vergleichen!“

Alexei betheuerte ihr, daß sie hübscher sei, als alle möglichen weißen Fräulein, und um sie vollends zu beruhigen, fing er an, ihr die Dame Muromski mit so komischen Farben zu schildern, daß Lisa herzlich lachen mußte.

„Aber,“ sagte sie dann mit einem Seufzer, „wenn das Fräulein vielleicht auch ihr Lächerliches hat, so bin ich doch immer gegen sie eine unwissende Thörin.“

„Ha!“ rief Alexei, „da ist auch was sich zu härmen! Willst du, ich lehre Dich lesen und schreiben.“

„Ja, wahrhaftig,“ sagte Lisa, „sollen wir's nicht probiren?“

„Gewiß, Liebe, fangen wir gleich an.“

Sie setzten sich. Alexei zog einen Bleistift und ein Notizenbuch hervor und Akulina lernte das Alphabet mit wunderbarer Schnelligkeit, so daß er über ihre große Fassungskraft nicht genug erstaunen konnte. Den nächsten Morgen wollte sie's auch mit dem Schreiben versuchen. Anfangs schien ihr der Bleistift nicht recht zu gehorchen, aber es dauerte nicht lange, so gelang es ihr ziemlich gut, die Buchstaben nachzumalen.

In der That konnte Akulina schon in der dritten Stunde in Karamsin's Erzählung „Natalia, die Bojarentochter“ buchstabiren, und zwar unterbrach sie die Lektüre durch Bemerkungen, über die Alexei vor Erstaunen außer sich gerieth. Sodann bekritzelte sie ein ganzes Blatt mit kurzen Sentenzen aus der genannten Erzählung.

Nach Verlauf einer Woche fingen die beiden jungen Leute an, mit einander zu korrespondiren. Die Höhlung einer alten Eiche wurde zum Postbureau ausersehen und Nastja machte in aller Stille den Briefträger. Alexei legte seine Briefe, die er mit großen Lettern schrieb, in die Höhlung und fand dort die auf grobes blaues Papier geschriebenen Krakelfüße seiner Geliebten. Akulina machte sich bald eine gebildetere Ausdrucksweise zu eigen, und überhaupt schien sich ihr Geist wie im Fluge zu entwickeln.

Inzwischen befestigte sich die neue Bekanntschaft der beiden Gutsnachbarn immer mehr und verwandelte sich bald in Freundschaft, wobei folgende Umstände mitwirkten. Muromski überlegte, daß nach dem Tode des alten Berestof dessen ganzer Besitz in die Hände des Alexei übergehen, dieser dann einer der reichsten Gutsbesitzer des Gouvernements sein werde und gar keinen Grund haben könne, Lisa nicht zu heirathen. Der alte Berestof seinerseits, wenn er sich auch sagen mußte, daß es beim Nachbar nicht ganz richtig im Kopfe sei, oder wie er sich ausdrückte, daß Muromski den englischen Sparren habe, konnte ihm doch viele ausgezeichnete Eigenschaften, unter anderen große Gewandtheit, nicht absprechen. Dazu kam, daß Muromski ein naher Verwandter des Grafen P . . ., eines hochstehenden und einflußreichen Mannes, war, und daß der Graf dem Alexei sehr nützlich werden konnte; daran, daß Muromski gern die Gelegenheit ergreifen würde, seine Tochter gut zu verheirathen, zweifelte der alte Herr nicht. Beide Theile überdachten die Sache so lange für sich im Stillen, bis es endlich dahin kam, daß sie gegen einander mit der Sprache herausgingen. Erfreut, daß ihre Ideen zusammentrafen, umarmten sie sich und gaben sich das Versprechen, für die Ausführung des Planes Jeder an seinem Theile thätig zu sein. — Muromski sah aller-



Elkjagd am obern Missouri. Zeichnung von W. M. Cart. (S. 434.)

dings eine Schwierigkeit vorher, nämlich die, daß er seine Betsy berede, die nähere Bekanntschaft Alexei's zu machen, den sie seit jenem denkwürdigen Diner nicht wieder gesehen hatte. Es kam ihm vor, als ob die Beiden wenig Gefallen an einander gefunden, wenigstens kam Alexei nicht mehr nach Prilutschino und Lisa ging jedesmal auf ihr Zimmer, wenn der alte Berestof zum Besuch kam. Aber — dachte Muromski — wenn erst der junge Mann täglich hier sein wird, so wird sich die Betsy auch schon in ihn verlieben. Das ist so in der Ordnung; die Zeit wird eben Alles fügen.

Der alte Berestof machte sich weit weniger Sorge um das Gelingen seines Planes. Er ließ noch denselben Abend seinen Sohn in sein Kabinet rufen, zündete sich eine Pfeife an und sagte nach einigem Stillschweigen: „Nu, Aleſcha (Alexei), Du sprichst schon lange nicht mehr vom Kriegsdienst. Hat die Husarenuniform vielleicht ihren Reiz für Dich verloren?“

„Nein, Papa,“ erwiederte Alexei mit Ehrerbietung, „ich sehe, Sie wünschen nicht, daß ich unter die Husaren gehe, und es ist meine Pflicht, mich Ihnen zu fügen.“

„Schön,“ war die Antwort des Iwan Petrowitsch, „ich sehe, daß Du ein gehorsamer Sohn bist, das freut mich; ich will Dir auch keinen Zwang anthun, ich bestehe nicht darauf, daß Du gleich in den Civildienst eintrittst — aber ich will Dich verweilen verheirathen.“

„Mit wem, Papa?“ fragte der erstaunte Alexei.

„Mit Lisaweta Grigorjewna Muromski,“ erwiederte der Alte, „eine prächtige Braut, nicht wahr?“

„Papachen, ich denke noch gar nicht an's Heirathen.“

„Du denkst nicht daran, deßwegen habe ich für Dich gedacht und überlegt.“

„Wie Sie wollen, Papa, die Dame gefällt mir nicht.“

„Wird Dir schon noch gefallen. Man gewöhnt sich und man liebt sich.“

„Ich fühle mich nicht im Stande, sie glücklich zu machen.“

„Glücklich machen? Laß Dich das nicht grämen. So also ehrst Du den väterlichen Willen? Charmant!“

„Machen Sie, was Sie wollen, Papa; ich will nicht heirathen und werde nicht heirathen.“

„Du wirst heirathen, oder ich verfluche Dich, und das Gut — bei Gott! das verkaufe ich und verthue das Geld und lasse Dir keinen Heller nach. Ich gebe Dir drei Tage Bedenkzeit, und bis dahin brauchst Du Dich nicht wieder vor mir sehen zu lassen.“

Alexei wußte, daß, wenn sein Vater sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, man es ihm „auch mit einem Nagel nicht wieder herausstoßen konnte“. Aber der Sohn war nach dem Vater geschlagen und es war nicht minder schwer, ihn herum zu bringen. Alexei ging auf sein Zimmer und grübelte hier über die Grenzen der väterlichen Gewalt, über Lisaweta Grigorjewna, über die ernsthafte Androhung seines Vaters, ihn zum Bettler zu machen und endlich über — Akulina. Es wurde ihm zum ersten Male klar, daß seine Liebe zu ihr mehr als Laune, daß sie eine tiefe, unvergängliche Leidenschaft war. Der romanhafte Gedanke, eine Bäuerin zu heirathen und von seiner Arbeit zu leben, legte sich ihm nahe, und je länger er über diesen entscheidenden Schritt nachsann, desto vernünftiger fand er ihn. Ungesäumt schrieb er an Akulina einen Brief in leserlichster Handschrift und im tollsten Stile — setzte sie von dem Unheil, das ihn bedrohte, in Kenntniß und bot ihr in aller Form seine Hand an. Er brachte diesen Brief zur Post, d. h. in die Höhlung der Eiche, und legte sich dann, sehr zufrieden mit sich selber, schlafen.

Am folgenden Morgen machte sich Alexei, unerschüttert in seinem Vorhaben, nach Prilutschin auf, um sich offen gegen Muromski auszusprechen. Er gedachte an die Hochherzigkeit desselben zu appelliren und ihn womöglich auf seine Seite zu bringen. „Ist Grigori Iwanowitsch zu Hause?“ fragte er, sein Pferd vor der Freitreppe des Herrenhauses anhaltend.

„Ist nicht zu Hause,“ erwiederte der Diener, „der gnädige Herr sind schon früh Morgens ausgefahren.“

Wie unangenehm, dachte Alexei. „Ist aber doch Lisaweta Grigorjewna zu Hause?“

„Ja, Herr!“

Alexei sprang vom Pferde, warf dem Lakai die Zügel zu und ging, ohne sich anmelden zu lassen, hinauf.

„Alles wird sich entscheiden,“ dachte er, indem er auf den Saal zuschritt, ich werde mich mit ihr selber auseinandersetzen. Er trat ein, und war wie versteinert. Lisa — nein, Akulina, die holde braune Akulina, nicht im Sarafan, sondern im weißen Morgenanzuge, saß am Fenster und laß seinen Brief; sie war damit so sehr beschäftigt, daß sie sein Eintreten nicht hörte. Alexei konnte sich eines freudigen Ausrufes nicht enthalten. Lisa fuhr zusammen, hob den Kopf, schrie auf und wollte entfliehen. Er aber stürzte hinzu, und hielt sie fest. „Akulina, Akulina! . . .“

Lisa suchte sich loszumachen. „Mais laissez moi donc, Monsieur — mais, êtes-vous fou?“ sagte sie einmal über das andere, den Kopf abwendend.

„Akulina! liebe Akulina!“ wiederholte Alexei, ihr die Hände küssend. Miß Jackson, die einzige Zuschauerin dieser Szene, wußte nicht, was sie denken sollte. Da öffnete sich die Thür und Muromski trat herein.

„Aha,“ sagte er, „unter euch Beiden scheint die Sache schon richtig zu sein.“

Der Leser wird uns die überflüssige Mühe erlassen, die weitere Entwickelung zu schildern.

Elkjagd.

(Bild S. 433.)

Das amerikanische Elk ist eine Spezies des europäischen, welches bekanntlich in den Wäldern Skandinaviens seine Heimat hat. Im Sommer leben Heerden von amerikanischen Elks, auch Elenns, Elennthiere genannt, an den nordamerikanischen Flüssen und Seen, wo sie von zarten Wasserpflanzen und Blättern von Büschen sich ernähren; im Winter ziehen sie sich auf die Berge und Felsgrate zurück, dort finden sie an Aesten und Baumrinde hinreichend Futter. Wild nähren sie sich von Gras, Espen-, Weiden-, Birken- und Ahornlaub, in zahmem Zustande können sie aber auch mit dem Futter unserer Kühe erhalten werden. Jedoch nur wenn sehr jung gefangen, läßt das Elk sich zähmen; alte Elenns sind gefährlicher als Hirsche oder Büffel, sie greifen Jeden wüthend an, der sich ihnen nähert, verlieren in der Gefangenschaft ihre tückische Wildheit nie und sterben meist bald, weil sie nicht fressen.

Das Elk hat ein außerordentlich feines Gehör und ein geradezu wunderbares Witterungsvermögen, deßhalb ist die Jagd auf diese Thiere sehr schwierig, hat jedoch aus diesem Grund großen Reiz für die Jäger. In Amerika sind die Hunde zur Elkjagd besonders abgerichtet, es kommt eben hier auf ein völlig geräuschloses Heranschleichen an, wozu nur sehr intelligente Hunde zu bewegen sind. Auf trockenem, hartem Boden übertrifft das Elk die flinksten Windhunde an Schnelligkeit, und diese haben einen schweren Stand, wenn sie das Thier überholen wollen; im Winter jedoch, bei tiefem, weichem Schnee oder auf sumpfigem Terrain, kommt das hohe, schwere Thier nicht gut vorwärts und ist hier leichter zu erlegen.

Unsere Illustration zeigt eine Heerde Elks, gejagt von amerikanischen Jägern auf bergigem Terrain am obern Missouri. Das Fleisch dieser hirschartigen Thiere ist härter als unser Hirschfleisch, Haut und Geweih dem Hirsch ganz ähnlich, die Knochen der Elks jedoch sind sehr werthvoll, sie werden zu sogenannten Elfenbeinschnitzereien, Klaviertasten ꝛc. verwendet und sehr geschätzt, weil dieses Bein nicht gelb wird.

Rückblick auf die russisch-türkischen Kriege.

(Nachdruck verboten.)

865. Erste Expedition der Russen gegen Konstantinopel unter Rurik, dem Gründer des russischen Reichs. Seetreffen vor Konstantinopel.

903. Zweite Expedition unter Oleg mit 2000 Schiffen. Gelangt nicht nach Konstantinopel. Die Küstenstriche werden vorübergehend besetzt und verwüstet.

941. Igor's Zug gegen Konstantinopel. Wird durch Theophanes besiegt.

944. Igor rückt wiederholt mit einem Heer an die Donau. Die Griechen zahlen Tribut.

971. Swätoslaw wird bei Silistria durch Johann Zimiskes geschlagen.

988. Wladimir I. unternimmt einen Kreuzzug gegen Konstantinopel. Eroberung von Cherson.

1016. Mstislaw's Zug gegen Taurien.

1040. Jaroslaw zieht mit 100,000 Mann gegen Konstantinopel. Seine Flotte wird durch Stürme und griechisches Feuer vernichtet. Schließt 1043 Frieden. 2 Feldzüge.

1080. Wladimir Monomachos unternimmt einen Kriegszug gegen Taurien.

Nun folgen die Kriege Rußlands gegen die Mongolen und innere Kämpfe, welche die Unternehmungen gegen Konstantinopel in den Hintergrund drängen. Inzwischen waren an der Stelle der Russen die Türken in den Besitz von Konstantinopel gelangt.

1672. Alexis I. beginnt Krieg mit den Türken.

1677. Theodor III. setzt den Krieg fort und erobert die Ukräne.

1680. Rudzinischer Friede zwischen Russen und Türken auf 20 Jahre geschlossen. 3 Feldzüge.

1695 beginnt Peter der Große den Krieg mit den Türken, erobert 1696 Asow und siegt bei Perecop.

1699. Friede zu Carlowiz, in welchem Asow an Rußland abgetreten wird. 3 Feldzüge.

1710 erklärt die Pforte den Krieg an Rußland, in Folge dessen 1711 im Frieden von Falsi Asow wieder verloren geht. 2 Feldzüge.

1736. Die Russen unter Münnich fallen in die Krim ein und erobern Asow.

1737. Münnich erobert Oczakow, Chozim und die ganze Moldau.

1739. Siege der Russen bei Stawudzane und Chozim.

1740. Friede von Chozim. Asow bleibt Rußland. 4 Feldzüge.

1768. Die Pforte erklärt Rußland den Krieg. 2 russische Heere unter Gallizin und Romanzow rücken an den Dniester. Schlacht unentschieden.

1769. Die Türken bei Chozim von Gallizin geschlagen und der größte Theil der Wallachei erobert. Katharina II. stiftet in Folge dieses siegreichen Feldzugs den St. Georgsorden.

1770. Sieg Orloff's über die türkischen Flotten bei der Insel Scio und bei Andros. Russische Siege an der Karga und am See Kabul. Eroberung von Bender.

1771. Schlachten bei Giurgewo, Bukarest und Babadagh. Friedensunterhandlungen.

1773. Romanzow siegt bei Kanagnara, muß aber die Belagerung von Silistria aufheben.

1774. Romanzow schlägt die Türken bei Bazardschik, Friede zu Kutschuck-Kainardschi. Rußland gewinnt die Plätze Jenikale und Kertsch, Land am Dniester, freie Fahrt auf dem schwarzen Meer und freie Durchfahrt durch die Dardanellen. 6 Feldzüge.

1787. Die Pforte erklärt Rußland den Krieg in Folge des Allianzvertrags zwischen Rußland und Oesterreich.

1788. Romanzow führt den Krieg in der Moldau ohne großen Erfolg. Potemkin übernimmt den Oberbefehl und erobert Oczakow. Die russische Flotte erleidet eine Niederlage bei Sebastopol.

1789. Galatz, Akjerman und Bender werden erobert. Suwarow schlägt die Türken bei Fokschani, und im Verein mit den Oesterreichern bei Martineschti. Eroberung von Chozim. Laudon erobert Belgrad.

1790. Erstürmung von Kilianova und Ismail durch Suwarow.

1791. Friede zu Szistowa mit Oesterreich, zu Jassy mit Rußland. Oesterreich gibt seine Eroberungen heraus, Rußland erhält Oczakow und das Land zwischen Dnepr und Dniester. 4 Feldzüge.

1806. Die Russen rücken über den Dniester in die Moldau, erobern Chozim, Bender, Jassy und Bukarest.

1807. Sieg des russischen Landheers bei Arbadschai und der Flotte bei Lemnos. Waffenstillstand auf 2 Jahre. 2 Feldzüge.

1809. Die Russen unter Miloradowitsch schlagen die Türken bei Slobosia und Giurgewo. Die Russen unter Fürst Bagration gehen bei Galatz über die Donau. Isaktschi, Tultscha, Matschin, Hirsowa und Ismail werden genommen.

1810. Kaminski dringt zwar bis Schumla und Varna vor, kann aber beide Plätze nicht nehmen. Erstürmung des türkischen Lagers bei Battin. Rustschuk, Silistria und Nikopolis werden genommen und behauptet.

1811. Kutusow behauptet die Donau und nimmt das türkische Lager bei Slobodsea.

1812. Friede zu Bukarest. 3 Feldzüge.

1828. Donauübergang bei Satunowo. Brailow belagert und genommen. Varna genommen.

1829. Silistria und Rustschuk genommen. Die Russen unter Diebitsch marschiren zum ersten Mal über den Balkan und gewinnen Adrianopel. Friede von Adrianopel. 2 Feldzüge.

1854 u. 1855. Vergebliche Belagerung von Silistria und Krimkrieg. 2 Feldzüge.

*

Nach dieser flüchtigen Uebersicht haben die Russen von Gründung ihres Reiches bis heute theils gegen das byzantinische Kaiserthum, theils gegen das osmanische Reich, immer in der bestimmten Absicht, sich am schwarzen Meer auszubreiten, nicht weniger als zwanzig Kriege geführt. Sieht man aber nicht nur von den ersten Argonautenzügen, sondern überhaupt von allen im neunten, zehnten und elften Jahrhundert unternommenen Heerzügen ab, beginnt mit Alexis I. Kriegszuge und rechnet nach Feldzügen, wozu man um so mehr berechtigt ist, als die Operationen bei der Natur der Länder an der untern Donau und am Balkan jedes Jahr abgerissen werden müssen, so ist der jetzt begonnene der dreiunddreißigste Feldzug der Russen gegen die Türken. Fürwahr eine erkleckliche Zahl!

Russisch-asiatische Juden.

(Bild S. 436.)

Unter den mannigfaltigen Volksfiguren, welche das große russische Reich aufweist, nehmen die Juden Polens und Asiens eine hervorragende Stellung ein durch ihre Zahl, ihre Macht und die Eigenartigkeit ihrer Erscheinung.

Unsere Illustration zeigt hier Juden aus Centralasien, aus Taschkend. Wie das naturgemäß, haben diese Israeliten ihren Nationalcharakter am meisten gewahrt, sie sind durch und durch orientalisch und zeigen die Eigenthümlichkeit der israelitischen Rasse in Gestalt und Geist auf ganz besonders ausgesprochene Weise. Außerordentlich schöne, wie auffallend häßliche Menschen gibt es unter diesen asiatischen Juden, die Natur scheint hier einen Mittelweg vermieden zu haben. Ganz im Gegensatz zu den Israeliten Europas, die durchschnittlich nicht durch große körperliche Kraft und Muskelstärke hervorragen, sind diese asiatischen Juden gewaltige Gestalten von außerordentlicher Kraft, sie übertreffen darin weit die Mohammedaner, welche aber die Juden in den noch nicht russischen Gebieten Centralasiens auf eine entsetzliche Weise unterdrücken und knechten. So darf in Bochara der Jude kein Fädchen Seide am Leibe tragen, bestimmte farbige grobe Gewänder sind ihm vorgeschrieben. Ein Turbantuch auf seinem Kopfe, eines der wirksamsten Schutzmittel gegen die verdorrende Sommerhitze, wäre sein Tod, es ist ihm nur eine eng anliegende Mütze erlaubt, gewisse Stadttheile darf er nicht zu Fuß betreten, er muß dort auf einem Esel reiten, andere sind ihm wieder nur zu Fuß zugänglich. Stets und ständig ist er Plünderungen durch die Beamten des Emirs ausgesetzt; daher sind eine große Unzahl Juden aus dem Khanat in das russische Turkestan geflüchtet, und dort blühen sie, wenig eingeschränkt durch willkürliche Gesetze, zu einem der wichtigsten asiatisch-russischen Volksstämme empor. Sie treiben jetzt schon sogar einen bedeutenden Luxus mit sehr grell buntfarbigen seidenen Kaftans, wie unsere Illustration dieß zeigt, und besitzen kostbare Pferde, auf denen sie, als vorzügliche Reiter, durch die Städte courbettiren. Die allgemeine orientalische Unsauberkeit und Nachlässigkeit in der Kleidung haben sie aber nach Rußland mit hinübergenommen.



Der orientalische Krieg.

Von einem höheren Offizier.

(Nachdruck verboten.)

II.

Wir können noch nicht sagen: „die Kriegsfurie ist an der Donau los“, aber in Kleinasien hat sie ihre Fackel in Brand gesteckt: wir beginnen demgemäß unsern Ueberblick der Kriegsereignisse auf dieser Seite. Eine kurze Schilderung des Kriegsschauplatzes möge jedoch vorangehen.

Die Verhältnisse sind hier viel einfacher als auf der europäischen Linie. Die Gebiete der kriegführenden Mächte stoßen unmittelbar an einander und es liegt keine Strombarrière, wie die der Donau, zwischen den Armeen. Die russische Grenze ist in Folge der Errungenschaften früherer Kriege nach und nach so günstig gestaltet worden, daß sie das türkische Armenien mit einem Bogen umspannt, dessen Radien in Erzerum, der Hauptstadt Armeniens und dem nächsten Objekt der russischen Operationen, zusammenlaufen. Um dahin zu gelangen, sind zwar Gebirgsrücken zu übersteigen und feste Plätze zu nehmen, oder durch Einschließung außer Gefecht zu setzen, aber die Festungen sind nicht von der Qualität Schumlas und die Gebirge haben nicht den schwierigen Charakter des Balkan. Das nächst Erzerum bedeutende Operationsobjekt ist Trapezunt, der wichtigste türkische Kriegs- und Handelshafen auf der asiatischen Seite des schwarzen Meeres. Der Weg dahin führt der Küste entlang und ist nahe der Grenze durch den festen Platz von Batum verlegt. Auf der Hauptoperationslinie von Tiflis über Alexandropol, der russischen Grenzfeste, nach Erzerum liegt die Festung Kars, drei Märsche von der Grenze und acht bis zehn Märsche von Erzerum entfernt.

Die vom linken Flügel der russischen Angriffsfront auf Erzerum führende Operationslinie ist durch den festen Platz von Bajasid gesperrt. Von Flüssen kommen in Betracht: der dem kaspischen Meere zufließende Aras (Araxes der Alten), dessen mittleres Flußgebiet den Ararat vom Erivangebirge scheidet und dessen Quellen nur drei bis vier Meilen südlich von Erzerum liegen. Ungefähr ebenso weit nördlich von dieser Hauptstadt liegen die Quellen des Frat oder nördlichen Euphrat, der in gerade entgegengesetzter Richtung bis zu dem Punkte fließt, bei welchem er sich mit dem Murad oder südlichen Euphrat verbindet. Zwischen den Quellen des Frat endlich und dem schwarzen Meer entspringt der Küstenfluß Tscharuk, der in der Nähe von Batum sich ergießt.

Rußland sucht auf diesem Kriegsschauplatz schwerlich eine große Entscheidung. Wie es die ohnehin stets auf halbem Kriegsfuß befindliche kaukasische Armee in das türkische Gebiet einrücken läßt, so wird dadurch die türkisch-anatolische Armee in Kleinasien festgehalten, denn die Pforte darf aus politischen Gründen Erzerum und Trapezunt auch nicht vorübergehend dem Feinde preisgeben, obgleich dieß vielleicht das Richtigere wäre, wie es beispielsweise sicherlich von Oesterreich klüger gehandelt gewesen wäre, wenn es im Jahr 1866 Italien vorübergehend preisgegeben hätte, um eine weitere Armee in Böhmen verfügbar zu haben. Wo die Hauptentscheidung liegt, muß man so stark als möglich sein, und diese liegt für die Pforte am Balkan.

Was seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten auf dem asiatischen Kriegsschauplatz vorgefallen, läßt sich kurz zusammenfassen. Die kaukasische Armee, schwerlich viel über 40,000 Mann stark, hat die Grenze in vier Heersäulen überschritten. Die Kolonne des rechten Flügels ist an der Küste gegen Batum vorgerückt und scheint dort auf ernsten Widerstand gestoßen zu sein, obgleich dem stattgehabten Gefecht, wenn auch ungünstig für die Russen abgelaufen, vorerst ein großes Gewicht nicht beizulegen ist. Die Türken haben nach dem Abschlagen des russischen Angriffs keine Offensive ergriffen.

Zwei Kolonnen des Centrums sind von Achalzik und Alexandropol auf Kars marschirt, das, wie es scheint, durch Anlage neuer Festungswerke in den Stand gesetzt ist, einen nachhaltigeren Widerstand zu leisten als im Jahr 1828, da es Paskewitsch mit Leichtigkeit bezwang, obgleich die auf steilem Hügel liegende Citadelle mit 152 Geschützen armirt war. Die Kolonne des linken Flügels, von Erivan ausgerückt, stieß im Vormarsch auf die kleine Sperrfeste Bajasid und ist derselben Herr geworden. Kars scheint vorerst cernirt zu sein, da die russische Hauptkolonne, als bereits zwischen Kars und Erzerum stehend, signalisirt wird. Was von einem angeblichen türkischen Sieg über diese Kolonne, welcher den Russen einen Verlust von 4000 Mann beigebracht haben soll, zu halten ist, muß späterer Aufklärung vorbehalten bleiben.

Wenden wir uns zum europäischen Kriegsschauplatze, so ist auch hievon bis heute nichts Bedeutendes zu berichten.

Daß der alte Abdul Kerim Pascha offensiv über die Donau vorbrechen werde, wie einige chauvinistisch-türkische Federn gefaselt haben, um den Russen in der Wallachei entgegenzutreten, hat man wohl am wenigsten in der Türkei selbst geglaubt.

Als der Marschall St. Arnaud 1854 zu Schumla an Omer Pascha das Ansinnen stellte, den Russen in der Dobrudscha auf den Leib zu gehen, antwortete er ganz gelassen: Das werde er nicht thun, denn wenn er sie ruhig dort stehen lasse, verlieren sie mehr Leute durch Krankheiten, als er ihnen durch eine Schlacht kampfunfähig machen könne. Die Franzosen unter den Generalen Yussuff und Espinasse, welche einige Wochen nach dieser Unterredung von Kavarna aus über Kustendsche in die Dobrudscha rückten, hatten nach drei Tagen, ohne den Feind gesehen zu haben, über 800 Cholerakranke. Sie kehrten eilig um und der Zweck ihrer Demonstration, die Russen an der untern Donau festzuhalten und ihre Aufmerksamkeit von der bereits beschlossenen Expedition nach der Krim abzulenken, wurde durch dieses Opfer nicht erreicht. Wenn es richtig ist, daß türkischerseits bedeutende Truppenmassen von Widdin donauabwärts und zwar über Rustschuk und Silistria hinaus bis gegen die Dobrudscha bewegt worden sind, so könnte man versucht sein zu glauben, der türkische Generalissimus sei auf den Valentini'schen Operationsplan gefaßt gewesen, welcher den Russen vorschlägt, das Festungsviereck nur zu bloKiren und mit der Hauptarmee zwischen Rustschuk und Widdin über die Donau zu gehen, einen der westlicheren Balkanpässe zum Marsch auf Slivno zu benützen, um von dort aus Adrianopel zu erreichen. Offensiv sind die Türken nur insofern gewesen, als sie von Widdin nach Kalafat hinüber die Tragweite ihrer neuen Geschütze erprobt und in ihrem ehemaligen Brückenkopfe einige Verheerungen angerichtet haben. Die rumänischen Batterieen blieben die Antwort nicht schuldig und zerstörten einige Häuser in Widdin. Weiter abwärts ist Giurgewo der ehemalige Brückenkopf von Rustschuk, Oltenitza, Turtukai gegenüber, Brailow, Matschin gegenüber; sind ferner Reni und das Kloster Theraponte auf dem linken Donauufer bombardirt worden und die osmanische Donauflottille hat damit ihre ersten Waffenthaten der Welt kundgethan. Sie hat aber auch den ersten herben Verlust zu beklagen. Ihr schönstes Schiff Lutfi-Djelil (die Freude der Welt) ist durch einen wohlgezielten Wurf des Lieutenants Somujlo vernichtet worden. Der Wurf traf entweder den Kessel oder die Pulverkammer, das Schiff verschwand nach einer Explosion unter den Wellen. Der Lieutenant Somujlo ist darnach der erste russische Offizier, der sich mit dem Beginn der Feindseligkeiten einen Namen gemacht hat.

Daß die russischen Armeekorps aus ihren Kantonirungen in Bessarabien nicht in ein paar Tagen an die Donau marschiren konnten, sondern daß es dazu der Wochen bedarf, lehrt ein Blick auf die Karte; das am weitesten südlich dislocirt gewesene XI. Armeekorps des Generallieutenant Fürsten Schechowskoi hat schnell genug den Donauwinkel bei Galatz erreicht und besetzt; es scheint entweder dazu bestimmt zu sein, die Vorbereitungen für den Donauübergang in der Gegend von Galatz zu treffen, oder bloß den Aufmarsch der übrigen Armeekorps zu decken, worüber die Zukunft Aufklärung ertheilen wird. Um über das, was ein Donauübergang erfordert, Aufschluß zu geben, mögen hier Notizen über den am 8. Juni 1828 bei Satunowo, Isaktschi gegenüber, stattgefundenen Uebergang eine Stelle finden.

Um zunächst zum linken Ufer zu gelangen, war ein 7000 Schritt langer Damm durch die Sümpfe zu bauen gewesen, der mehrere Wochen in Anspruch genommen hatte. Der Brückenschlag selbst begann um 3 Uhr Morgens und war um 2 Uhr nach Mitternacht beendigt. Die Brückenunterlage bestand aus 63 großen hölzernen Prahmen und 12 Leinwandpontons, also aus 76 Brückengliedern; sie war 18 Fuß breit und reichlich 900 Schritt lang. Später legten die Russen eine zweite Brücke bei Hirsowa über die Donau und Moltke spricht die Ansicht aus, daß es von Haus aus gerathener gewesen wäre, hier den Fluß zu überschreiten und die Dobrudscha links lassend über Kusgun gegen Varna zu marschiren, statt von Satunowo mitten durch die wüste Dobrudscha über Karasu vorzugehen. Daß einzelne fliegende Abtheilungen die Donau übersetzt haben und in der Dobrudscha streifen, beweist noch nicht, daß der Uebergang von Galatz abwärts beabsichtigt sei, möglicherweise soll dadurch nur die Wachsamkeit des Feindes von andern Punkten abgelenkt werden.

Wenden wir zum Schluß unsere Blicke nach dem schwarzen Meer. Der pariser Friede von 1856 hat das schwarze Meer neutralisirt und Rußland die schwere Bedingung auferlegt, kein Seekriegsarsenal an seiner Küste zu errichten oder zu erhalten. Im Jahr 1870 hat zwar das Kabinet von St. Petersburg erklärt, daß es sich bezüglich der das schwarze Meer betreffenden Bestimmungen des pariser Vertrags nicht mehr für gebunden erachte, und es drang auch in der Hauptsache mit seinem Ansinnen durch, trotz der Entrüstung, welche dasselbe in London hervorgerufen hatte. Deutschland leistete bei dem für Rußland günstigen Abschluß des londoner Vertrags vom März 1871, der die Verhältnisse im schwarzen Meer neu regelte und Rußland seine Rechte zurückgab, wesentlichen Vorschub. Allein es scheint in Beziehung auf die Retablirung der russischen Flotte im schwarzen Meere nicht sehr viel geschehen zu sein, während andererseits Sultan Abdul Aziz bei seiner großen Vorliebe für die Marine einen guten Theil des baaren Geldes, das ihm das gutmüthige civilisirte Europa für seine Türkenloose gab, zum Ankauf von Panzerschiffen verwendete.

*

Abdul Kerim Pascha (Porträt S. 428), der Sieger von Alexinatz, der Oberbefehlshaber der türkischen Armee, ist zu Tschirpan im Bezirk Philippopoli von pomakischen Eltern geboren und jetzt über siebenzig Jahre alt. Abdul Kerim trat im Jahr 1828 in den Dienst, und nachdem er zum Offizier vorgerückt, wurde er nach Wien geschickt, um die dortige Kriegsschule zu besuchen. Die Gaben, welchen er diese Auszeichnung verdankte, entfalteten sich bald in seiner neuen Bestimmung. Er lernte vollkommen Deutsch und machte so große Fortschritte in den Kriegswissenschaften, besonders aber in der Mathematik, daß der Vorstand der Schule, General von Hauslab, ihn für seinen geschicktesten Zögling erklärte. Nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren kehrte er in seine Heimat zurück und stieg, ohne die Empfehlung hoher Gönner in Anspruch zu nehmen, langsam, aber stetig zum höchsten Rang im Dienst empor. Er gilt mehr für einen wissenschaftlichen und einsichtigen Führer, als für einen rasch eingreifenden und zur That entschlossenen Mann. In der That hat seine wissenschaftliche Kenntniß des Kriegswesens, so hoch sie auch von seinen Landsleuten angeschlagen wird, nicht verhindert, daß seine Führung mehr als einmal ohne Erfolg war. Als er 1854 unter Omer Pascha zuerst an der Donau und später im Kaukasus diente, pflegte sein rauher und flinker Vorgesetzter von ihm zu sagen, er sei zum Siege zu gelehrt. Gleichwohl war sein mäßiger Erfolg stets mit so viel Vorsicht und Klugheit begleitet, daß sein Ruf, selbst durch seinen zeitweiligen Rücktritt in Folge der Ereignisse von 1854, nicht darunter litt. Die größte Schlacht, die er je schlug, war die von Djunis, wo er die Serben in die Flucht jagte und General Tschernajeff aus seinen gerühmten Befestigungen hinauswarf. Abdul Kerim ist bekannt als ein biederer, gutmüthiger Mann, der nach seinen Soldaten sieht und unfähig ist, sich auf ihre Kosten zu bereichern. Er schweigt, wie Feldmarschall Moltke, in verschiedenen Sprachen, und diese Eigenheit fand bei dem vorletzten Sultan so wenig Beifall, daß er ihm bei einem Anlaß die Kriegsmappe entzog, weil er, wie der Sultan zornig sich äußerte, mit einem Taubstummen nichts zu thun haben wolle. Was ihm die Zunge löst und den ganzen Mann anfeuert, das ist die Jagd, die er leidenschaftlich liebt. Ein ergötzliches Beispiel davon, obgleich nicht gerade den Kriegsregeln gemäß, wird aus seinem asiatischen Feldzug von 1854 erzählt. Während einer Begegnung mit den Russen bemerkte er in der Ferne eine Kette Rebhühner. Der Jagdliebhaber ward Meister über den General, er verfolgte den begehrten Schwarm mit Aug' und Flinte mitten in die feindliche Stellung, und es fehlte nicht viel, so wäre er zum Lohn für seine Mühe gefangen genommen worden. Abdul Kerim hat ein Haus in Skutari, wo er anspruchslos und von seiner Besoldung lebt, denn nie hat er seinen hohen Rang zum Gelderwerb benützt. Schon wegen seiner wohlbekannten Uneigennützigkeit ist er bei den Soldaten beliebt, so streng er auch die Pflichtvergessenen bestraft. Seine Haltung im Umgang ist höflich und gütig, nur etwas zu gelassen, sein Muth von Niemand bezweifelt. Die Aufgabe, die ihm nun geboten ist, wird erst bewähren, ob er der Feldherr ist, für den er in der Türkei angesehen wird.



Die industrielle Krisis in Rheinland-Westphalen.

Selbstverständlich durfte ich Essen nicht verlassen, schreibt ein Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“, ohne das Krupp'sche Etablissement besichtigt und mich über dessen gegenwärtige Situation informirt zu haben. Es ist dieß eine schwierige Aufgabe, da Herr Krupp seine Anstalt hermetisch abschließt. Ein großes Schild am Eingang ersucht das Publikum, sich gar nicht anzumelden, da absolut Niemandem der Eintritt gestattet werden könne. Ihrem Korrespondenten wurden in Anbetracht des Zweckes seiner Mission die Pforten der „Industriestadt Krupp“ bereitwilligst geöffnet. Ich hatte Gelegenheit, soweit es meine Zeit erlaubte, alle Werkstätten und Einrichtungen unter Führung des ersten Repräsentanten der Firma zu besichtigen und alle nur wünschenswerthe Aufklärung zu erhalten. Ich sah die noch immer außerordentlich flott gehende Fabrikation von Gußstahlkanonen in allen ihren Stadien. Besonders interessirten mich die Riesengeschütze für die deutsche Marine, sowie die vielen offenbar für den Orient bestimmten kleinen Berggeschütze, welche auf Maulthieren transportirt werden. Endlich eine neue von Krupp konstruirte eiserne Laffette, deren Haupttheile aus einem Stück geschmiedet sind. In diesem Theile der weitläufigen Ateliers herrscht volle Thätigkeit. Vorerst liegen die russischen und türkischen Geschütze, welche zu einem gegenseitigen Vernichtungskampfe der slavischen und muselmännischen Rasse bestimmt sind, sehr friedlich neben einander. In der Fabrikation der „Friedensartikel“, wie man bei Krupp alle nicht zu den Mordwerkzeugen gehörenden Erzeugnisse nennt, hat das Etablissement so gut wie jedes andere unter der ruinösen Konjunktur zu leiden. Die Gesammtzahl der Arbeiter beträgt ungefähr 8000. Der höchste Stand war in den „gesegneten“, uns jetzt aber so wenig zum Segen gereichenden Jahren über 11,000. Das Schienenwalzwerk ist noch leidlich beschäftigt. Die Firma hat in richtiger Beurtheilung der Sachlage im Anfang des vorigen Jahres bei einigen großen Submissionen alle ihre Konkurrenten namhaft unterboten und den Zuschlag zu Preisen erhalten, welche man damals für Spottpreise hielt. Heute zeigt es sich, daß die Preise noch viel niedriger gegangen sind, und daß das Krupp'sche Werk nach verschiedenen Lohnreduktionen noch mit einem allerdings nominellen Gewinn arbeitet, während andere Werke für Schienen nicht die laufenden Produktionskosten erzielen. Bei anderen Artikeln, Rädern, Bandagen rc., geht es indeß auch Herrn Krupp schon jetzt nicht besser, als seinen Konkurrenten. Die meisten Arbeiten bringen keinen Gewinn, manche sogar effektiven Verlust. Man würde die Fabrikation in manchen Branchen längst eingestellt haben, wenn man nicht fürchten müßte, die Arbeiter brodlos zu machen und die Arbeitsmaschinen ganz brach liegen zu lassen. In dem Walzwerk sah ich den oft genannten Riesendampfhammer, der ein Gewicht von 1000 Centner hat. Einen Begriff von der Größe und Ausdehnung dieses ersten aller kontinentalen Etablissements mag die Notiz geben, daß zur Verbindung sämmtlicher Anlagen unter einander und mit den verschiedenen Eisenbahnlinien über vier Meilen eigener Lokomotiv-

bahn mit Normalspur hergestellt sind, abgesehen von den vielen Sekundärgeleisen für Handwagen. Mitten in dem ganzen Etablissement steht ein kleines, einstockiges Häuschen, welches höchstens drei Zimmerchen enthalten kann und ganz das Ansehen eines Bauernhauses hat. In demselben wohnte der Schöpfer des ganzen Werkes, der Vater des Herrn Krupp, bis kurz vor seinem Tode. Aus Pietät hat man dasselbe unverändert erhalten. Last not least muß die großartige Konsumanstalt erwähnt werden, welche sich nahe am Eingange der Kruppstadt befindet. Wir treten in ein schönes Gebäude, welches man von außen etwa für eine großstädtische Realschule halten würde. Dasselbe ist bis zum obersten Stockwerk mit Waaren aller Art gefüllt, die, nach Artikeln in Abtheilungen getrennt, einen großartigen Bazar bilden. Im Erdgeschosse sind Kolonial- und Materialwaarenlager; Oefen, Herde, andere Metallwaaren, Hauseinrichtungsgegenstände der verschiedensten Art. Der ganze erste Stock gehört den Bekleidungsartikeln. Den Mittelpunkt bildet ein sehr reichhaltiges Magazin von Manufaktur- und Modewaaren, Handschuhen, Wäsche &c., auch Papierkragen. Auf beiden Seiten Herren- und Damenkleider, hinten Schuhe &c. Im zweiten Stocke befinden sich die Kurz- und Merceriewaaren. Jedes Departement hat seinen Abtheilungsvorsteher, sowie besondere Verkäufer oder Verkäuferinnen. Der Verkauf erfolgt nur gegen Baar. Der ganze Gewinn kommt den Unterstützungsanstalten der Fabrik zu gut. Der Umsatz der Anstalt berechnet sich nach Millionen, da die 400 Beamten und 8000 Arbeiter der Fabrik mit ihren Familien in derselben alle ihre Lebensbedürfnisse vollauf befriedigen können. Sie kaufen bessere und billigere Waaren wie anderwärts. In den essener Kaufläden ist man daher gar nicht gut auf die Krupp'sche Konsumanstalt zu sprechen. Auch eigene Schlächtereien und Bäckereien befinden sich in der Fabrik, die nach demselben System geleitet werden. Gerne hätte ich noch länger in dem Riesenetablissement verweilt, dessen Eindruck ein überwältigender ist.

Hier in Dortmund, dem Mittelpunkte der westphälischen Eisenindustrie, ist die Lage womöglich noch ungünstiger als im essener Revier. Die Stadt selbst, deren Einwohnerzahl seit dem Jahr 1853 von 7000 auf 57,000 gestiegen ist, hat zwar etwas weniger gelitten als Essen, weil die Einwohner nicht so viel spekulirten. Immerhin fehlt es nicht an Subhastationen, Konkursen und stillen Akkorden. Geradezu trostlos sieht es in den Eisenwerken selbst aus. Viele Hochöfen sind ausgeblasen. Von den Puddelöfen ist nur der kleinste Theil im Gange; wenn man die zahllosen kostspieligen Arbeitsmaschinen sieht, welche zum großen Theil brach liegen und einrosten, so bekommt man erst einen Begriff davon, welcher große Theil unseres Nationalvermögens sehr bald hier werthlos sein kann. Allerdings trägt die ungemessene, weit über den Bedarf gehende Ausdehnung der Werke in den Jahren 1871—73 die Hauptschuld an der jetzigen Misère. Die Produzenten wurden damals aber gedrängt durch die Eisenbahnen und anderen Industrieen, welche ihren Bedarf nicht befriedigen konnten und so verlockende Preise offerirten, daß Niemand widerstehen konnte. Woher kam es aber, daß gleichzeitig so viele Eisenbahnen und Schiffe gebaut, so viele Fabriken, öffentliche und private Bauten ausgeführt wurden? Geht man die Reihe der Wirkungen und Ursachen durch, welche, wie ein Räderwerk in einandergreifend, die damalige go-a-head-Epoche herbeigeführt haben, so stößt man in letzter Instanz doch auf die plötzlichen Kündigungen so vieler deutscher Staatsschulden, auf die Hunderte von Millionen, für welche die Reichsregierung durch die preußische Bank und Seehandlung „vorübergehend“ Verwendung suchte, auf die enorme Vermehrung der Umlaufsmittel durch die Ausprägung der Goldmünzen ohne gleichzeitige Verminderung des Silber- und Papiergeldes. Ohne diese groben Verstöße gegen die Grundregeln aller Volkswirthschaft hätte unmöglich von dem neuen Aktiengesetz ein so maßloser Gebrauch gemacht werden, hätte der Konsum nicht diesen starken Druck auf die Produktion ausüben können, wäre es überhaupt unmöglich gewesen, diesen babylonischen Thurmbau des industriellen Schwindels aufzuführen, dessen Zusammenbruch so Viele dem gänzlichen Ruin preisgegeben hat. Vergebens wird daher der Versuch sein, die Hauptschuld von Denjenigen abzuwälzen, welchen sie im kausalen Zusammenhang zugeschrieben werden muß, gerade so wie zur Zeit Low's nicht die Spekulanten der Rue Quincampoix, sondern die Papiergeldfabrikation und die anderen Finanzmaßregeln den damaligen Zusammenbruch herbeigeführt haben. Vergebens wird man sich auch bemühen, die jetzige Krisis als eine die verschiedenen Industrieländer gleichmäßig heimsuchende darzustellen. In England leiden einige Zweige, aber nirgends ist von einem Nothstande die Rede. In Frankreich ging das Geschäft, während bei uns die Krisis schon in das vierte Jahr hinein andauert und immer akuter wird, noch im Jahr 1876 leidlich. Und auch heute noch ist nur in einigen wenigen Branchen aus ganz speziellen Ursachen ein Nothstand eingetreten. Die Eisenindustrie ist gegenwärtig sogar normal beschäftigt. Einer unserer größten Eisenindustriellen, die Firma Wendel, baut soeben neue großartige Werke jenseits der französischen Grenze und geht mit dem Plan um, seine Produktion größtentheils nach Frankreich zu verlegen. Dasselbe hat bekanntlich schon vor Jahren die Firma Dupont-Dreifus gethan.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu unserer westphälischen Eisenindustrie zurück. Der größte Theil der Werke in hiesiger Gegend hat sowohl die Zahl der Arbeiter, als die Arbeitszeit bedeutend reduzirt. In der bochumer Gußstahlfabrik wird noch vier Tage wöchentlich gearbeitet. In dem hörder Hüttenwerk ist nur ein kleiner Theil der Puddelöfen in Thätigkeit. In ordinären Eisengattungen bereitet die belgische Konkurrenz den hiesigen Werken schwere Tage. Bei der letzten großen Submission, welche in Eisenschienen für die preußischen Staatsbahnen stattgefunden hat, waren bekanntlich die belgischen Offerten die billigsten. Der Zuschlag wurde jedoch deutschen Werken ertheilt, wobei der Staat also eine kleine Mehrauslage hat. Auf meine Frage, warum die Belgier billiger fabriziren könnten, wurde von verschiedenen Seiten auf die geringeren Militärlasten Belgiens hingewiesen. Die dreijährige Dienstzeit entziehe den Arbeiter seinem Berufe gerade in der Zeit, wo er anfange, leistungsfähig zu werden. Nach Erfüllung ihrer Militärpflicht halte es den Leuten schwer, sich wieder an die Arbeit auf den Hüttenwerken zu gewöhnen. In Belgien dagegen werde nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der Arbeiter zum Militärdienst herangezogen. Die meisten bleiben ihrem Beruf ununterbrochen erhalten. Die englische Konkurrenz macht sich seit dem ersten Januar vorzugsweise in Blechen und anderen Walzprodukten fühlbar, besonders am berliner Markt. Unsere Preise sind jedoch so sehr heruntergegangen, daß momentan der Einfluß der englischen Konkurrenz kein überall maßgebender ist. So betragen die einfachen Herstellungskosten der bessemer Schienen jetzt 164 Mark per Tonne, während der Marktpreis 154 bis 156 Mark ist. Das hiesige Hüttenwerk der dortmunder Union ist noch ziemlich beschäftigt, besonders im Brückenbau. Zwei große Brücken, eine für die Weichsel bei Graudenz und eine für Holland, sind in der Arbeit begriffen. In den anderen Zweigen ist die Arbeit ebenfalls reduzirt. Das bessemer Schienenwalzwerk dieser Hütte ist wohl das schönste in Westphalen. Die ganze Anlage, in der theuersten Epoche hergestellt, ist jedoch viel zu kostspielig. Im Ganzen beschäftigt die dortmunder Union (welche außerdem noch drei Hüttenwerke hat) hier in Dortmund etwa 2100 Arbeiter, die bis zum 15. Februar im Durchschnitt 2 Mark 80 Pf. pro Tag verdienten. An diesem Tage trat jedoch eine zehnprozentige Lohnreduktion in Kraft, so daß sich der durchschnittliche Lohn jetzt auf 2 Mark 50 Pf. stellt. Gewinnbringend ist die Thätigkeit der dortmunder Hütte selbstverständlich auch nicht. Die Brückenbauten wurden zu sehr niedrigen Preisen übernommen. Mit den bessemer Schienen hat die deutsche Industrie überhaupt einen sehr schweren Stand. Es fehlt uns an phosphorfreiem Eisen. Ein großer Theil der Erze, welche zum bessemer Prozeß verwendet werden, muß daher aus Algerien oder Spanien bezogen werden. Dadurch werden die Herstellungskosten sehr vertheuert. Bis jetzt hat die Technik noch kein Verfahren entdeckt, mittelst dessen den deutschen Eisenerzen der Phospor entzogen werden konnte. Was mich wundert, ist, daß Staats- und Privatbahnen diese günstige Konjunktur nicht benützen, um sich auf einige Jahre hinaus mit Schienen zu versorgen. Für die Staatsbahnen wäre das geradezu eine Verpflichtung. Bis jetzt hat jedoch nur Baden seinen Schienenbedarf bis 1880 vergeben, und von Privatbahnen hat die thüringische Bahn sich auf längere Zeit versorgt. Der preußische Staat könnte auf diese Weise am besten der Industrie unter die Arme greifen und gleichzeitig ein gutes Geschäft machen.

Bis jetzt ist von einer solchen, von jedem volkswirthschaftlichen Standpunkt aus zu rechtfertigenden Staatsunterstützung in Preußen noch nichts zu merken. Die Industriellen sehen daher sehr düster in die Zukunft und fürchten, daß das Schlimmste noch nicht vorbei sei. Von den Retorsionszöllen will man dessenungeachtet nichts wissen, weil dieselben der Industrie keine Stabilität geben würden. Dagegen dürfte der Reichstag demnächst zahlreiche Petitionen empfangen, welche einfach Wiedereinführung sogar höherer als der bisherigen Eisenzölle verlangen. Auf meine Frage bezüglich der jüngst fallit gewordenen preußischen Bergwerkwerksgesellschaft erhielt ich die Mittheilung, daß die Situation



Russisch-asiatische Juden. (S. 434.)

derselben schon lang eine prekäre gewesen sei. Der Betrieb sei allzu sehr nach englischem System geführt worden, das auf unsere Verhältnisse nicht passe. Neben der genannten Gesellschaft ist über Neu-Oege und die steinhauser Hütte der Konkurs verhängt worden. Einige andere Werke werden wohl, wenn nicht bald eine Besserung eintritt, ebenfalls zum gänzlichen Stillstand gebracht werden. Bestimmte Namen nennt man jedoch noch nicht. Das ist in allgemeinen Zügen das wenig erfreuliche Bild, welches ich Ihren Lesern zu zeigen genöthigt war. Geholfen kann hier nur werden durch ein Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren, durch successive weitere Reduktion der über den Bedarf weit ausgedehnten Produktion, durch Vorausbestellungen der Staaten und großen Privatgesellschaften, durch Herabsetzung der Frachten und Ausdehnung der Verkehrswege, durch günstige Handelsverträge und momentan durch Beschäftigung der brodlosen Arbeiter bei öffentlichen Arbeiten der verschiedensten Art für die Kommunen, die Provinzialverbände, den Staat und das Reich. Hiezu recht bald und recht vielseitige Gelegenheit zu geben, scheint mir die nächste unabweisbare Aufgabe der Regierungen und Volksvertretungen zu sein.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Der richtige Zeitpunkt.



Kind (während eines Konzerts): Mama, schnaube mir die Nase!

Mutter: Röschen, es geht jetzt nicht, jetzt ist grade ein Violinensolo, wir wollen warten, bis wieder die Trompeten einsetzen.

Aufrichtig.



Frau: Daß Du aber nichts davon weiter sagst, was ich Dir jetzt erzählt habe.

Dienstmädchen: Na, darauf können Sie sich verlassen, denn Alles, was Sie mir sagen, geht zum einen Ohr hinein und zum andern hinaus.

Beim Teufel.



Frau: Wir geben keine Almosen, scheren Sie sich zum Teufel!

Bettler: Eben war ich bei Ihrem Manne, der hat mir dasselbe gesagt und da bin ich halt zu Ihnen gekommen.

Vorzeitig.



„Du böser Mann mißgönnst mir jede Freude; dafür sollst Du einst in der Hölle mit Haut und Haar verbrannt werden."

„Da wird die Mühe nicht groß sein. Durch Deine übertriebenen Ausgaben bin ich schon auf Erden abgebrannt, die Haut habe ich bereits für Dich zu Markt getragen, und die Haare sind mir aus Kummer über Dich ausgefallen."

Milchverfälschung.



„Ne, Frau Nachbarin, 's ist doch aber schrecklich, seitdem die Milch am Stadtthor kontrolirt wird, ob sie gefälscht ist, seitdem is se noch schlechter wie früher."

„Wissen Se, das kommt daher, weil die Milchweiber die Milch jetzt erst in der Stadt verpanschen, und da müssen se nu das Wasserleitungswasser dazu nehmen, und das ist doch schlechter als das klare Wasser auf dem Dorfe."

Grund zum Selbstmord.



„Du, weeßte schon, daß sich der junge Schwindelberg erschossen hat?"

„Ja, das weeß ich."

„Nu, was sagst Du dazu?"

„Er wird eben dadurch haben zeigen wollen, daß er doch noch einen Schuß Pulver werth ist."

Vom Büchertisch.

Prachtwerke.

Von Hallberger's Shakespeareausgabe, illustrirt von John Gilbert, welche in den wenigen Jahren seit ihrem Erscheinen ein werthvolles Besitzthum unseres Volkes geworden ist, liegt jetzt schon die dritte Auflage uns vor, die gleichfalls in Lieferungen bezogen werden kann. Dieser außerordentliche Erfolg überhebt uns, auf die Vorzüge dieses Prachtwerkes hier noch einmal hinzuweisen. Es ist ja allgemein anerkannt, daß diese Ausgabe durch die treuen und angenehm lesbaren Uebertragungen der ersten Uebersetzungskünstler unserer Nation, durch die vortreffliche Ausstattung, was Druck und Papier anbetrifft, vor Allem jedoch durch die Fülle der geistvollen Bilder bei großer Billigkeit unerreicht dasteht. — Der Empfehlung dieses Prachtwerks möchten wir auch ein anderes, ebenso berühmt gewordenes desselben Verlags anfügen: die Bibel, von Doré illustrirt, von welcher jetzt die vierte Auflage nöthig geworden. Dieß großartige Werk hat sich eingebürgert in unsere Familien als ein Ehrengeschenk für feierliche Momente des Lebens, für Konfirmationen, bei Hochzeiten, Jubiläen und dergleichen bedeutungsvollen Lebensabschnitten, und steht unübertroffen da durch den Glanz und die Würde der Ausstattung, wie auch durch die phantasievollen genialen Bilder des großen Illustrateurs. Diese Ausgabe erscheint in 25 Lieferungen in gesonderten Ausgaben für Protestanten, Katholiken und Israeliten.



Anekdoten und Witze.

Stammgast-Jubiläum. Am 1. April 1852 kam ein junger blonder Mann in Wien, seines Zeichens Praktikant am Gericht, Mittags in einen guten Gasthof und ließ sich anrichten. Abends kam er wieder, andern Mittags und Abends auch, und keinen Tag blieb er aus. Am 1. April dieses Jahres feierte er sein Stammgast-Jubiläum mit vielen Freunden; er saß an demselben Tisch, auf demselben Stuhl, aber er war in der Zwischenzeit k. k. Hofrath und Ritter vieler Orden geworden und hatte sich ein stattliches Bäuchlein herangezogen. In seiner Jubiläumsrede theilte er Folgendes mit: Sein Mittagsmahl bestand regelmäßig aus Suppe, Rindfleisch, Gemüse, Braten, einem Brod und einem Seidel Wein. Zu Abend aß er stets eine Fleischspeise und ein Brod und konsumirte hiezu je nach den Zeitläuften 3 „Halbe" oder 6 „Seidel" und nun 6 „Dreizehntel Liter" Bier. Das Minimum der täglichen Zeche betrug, die wechselnden Theurungsverhältnisse mit in Betracht gezogen, 1 fl. 60 kr. Somit hatte der Hofrath in den 25 Jahren an den Wirth 12,100 fl. gezahlt. Er hatte während dieser Zeit konsumirt: 18,250 Semmeln, 28 Eimer Suppe (per Tag ein Viertel-Seidel), 91¼ Ctr. Fleisch (1 Pfd. per Tag), also das Fleisch von circa 45 Normal-Ochsen, 33 Ctr. Gemüse, 50 Eimer Wein, 342 Eimer Bier. Die an den Kellner verabfolgten landesüblichen Trinkgelder (4 kr. per Tag) beliefen sich netto auf 365 fl. Natürlich ist der Hofrath ein Junggeselle.

*

Richter: Ihr Bitten hilft nichts. Ich verurtheile Sie nicht, sondern der Paragraph.

Mädchen (weinend): Einer schiebt's auf den Andern; ich bitte, wo wohnt denn der?

*

„Soll ich jetzt bei Deinem Vater um Deine Hand anhalten, mein Schatz?" fragte ein junger Mann die reizende Tochter eines equilibristischen Künstlers. „Jetzt nicht, liebster Robert; Papa geht gerade in seiner Stube auf den Händen und das ist das sicherste Zeichen, daß er über irgend einen gehabten Aerger nachgrübelt!"

*

Eine Frau hat ihren Mann vergiftet. Bei der Obduktion findet der Gerichtsarzt in den Eingeweiden so viel Arsenik, daß er später bei der Verhandlung vor den Geschworenen erklärt: „Die Leiche enthielt Gift genug, um fünf Personen damit umzubringen." Da unterbricht die Angeklagte den Zeugen lebhaft: „Nun ja, meine Herren, mein Mann war ein starker Esser."

*

Hauptmann: Sie, Infanterist Stangl, was werden Sie thun, wenn Sie in der Schlacht in's Bein geschossen werden?

Stangl: Umfallen wer i, Herr Hauptmann.

*

Alexander Dumas' Stammbaum. Ein adelsstolzer Fremder, wüthend über den Ruhm und das Geld, welches Alexander Dumas genießt, ließ sich zu ihm einführen, um ihn zu demüthigen, und fing an zu fragen:

„Sie sind ein Quadron, Monsieur Dumas?"

„Ganz richtig, denn mein Vater war ein Mulatte."

„Also war Ihr Vater wirklich ein Mulatte? Also war Ihr Großvater —"

„Ein Neger, mein Herr, versteht sich, ein Neger."

„Und Ihr Urgroßvater, wenn ich fragen darf?"

„War ein Affe, mein Herr! Mein Stammbaum beginnt, wo der Ihrige endet, Monsieur!"

*

Student: Mein Alter hat sehr Recht, als er mir beim Abschied den guten Rath gab, mich nur in anständiger Gesellschaft zu bewegen. Jetzt kann mir nicht Einer von den Lumpen zwei Gulden borgen.

*

„Keine Idee, daß das Rauchen schad't! Mei' Großvater raucht und is schon siebzig Jahr' alt."

„Kann man's denn wissen, ob er nicht schon älter wär', wenn er nicht rauchen thät'!"

*

„Bitte um 'ne kleine Gabe!"

„Jetzt nicht, kommen Sie morgen wieder!"

„Nanu! Bei die schlechte Zeiten ooch noch Kredit jeben?!" äußerte, sich entfernend, der weise und bescheidene Bettler.

*

Der zerstreute Gymnasialprofessor.

Wenn man alle Straßen von London aneinandersetzt, so erhält man eine Zahl, die dreimal um die Erde geht.

In Australien soll es vierzig Millionen Schafe geben, das glaube ich aber nicht, denn so viele Schafe lassen sich nicht berechnen.

Agamemnon und Menelaos waren Brüder, aber sicher weiß man es nur vom Ersteren.

Darius erlitt eine schwere Niederlage, weil ich Ihnen schon gestern gesagt habe, daß der ganze Feldzug ein Unsinn war.

Die Römer errichteten sich sechs Provinzen auf einmal; das ist eine große Zahl, aber damals war sie noch größer.

Der dritte punische Krieg wäre viel eher aus gewesen, wenn er nur etwas früher begonnen hätte.

Caracalla verlor durch diesen Gewaltstreich nicht nur sein Leben, sondern sogar auch seinen Thron.

Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

Unter dem Namen „Oenokrine" ist von Paris aus soeben ein Reagenspapier in den Handel gekommen, welches den Zweck hat, jede künstliche Färbung eines Weines sofort nachzuweisen. Wird dasselbe in einen echten, natürlichen Rothwein getaucht, so färbt es sich alsbald graublau und wird bleifarbig nach dem Trocknen. Ist dagegen ein Wein mit Fuchsin oder anderen Anilinstoffen künstlich gefärbt, so wird das Reagenspapier hell karminroth; wenn mit Cochenille ammoniacale, blaß violett; wenn mit Hollunderbeeren, Malvenblüten &c., so färbt sich das Oenokrine lebhaft grün; bei Blauholz, Kampescheholz nimmt es Weintresterfarbe an; mit Fernambukholz und Kermesbeeren wird es schmutzig gelb; mit Indigoextrakt tiefblau. Die Manipulation der Anwendung ist ganz einfach. Ein Oenokrinepapierstreifen wird ungefähr fünf Sekunden lang in reinen Wein getaucht, gut abgeschüttelt, damit jeder Ueberschuß an Flüssigkeit entfernt werde, und dann auf ein Stück weißes Papier gelegt, das ihm als Folie dient. Ein zweiter Streifen des Reagenspapiers wird darnach auf gleiche Weise in den verdächtigen Wein getaucht und neben den erstern gelegt, um für jedes Auge den sich ergebenden Unterschied sofort klarzustellen. Es wird versichert, daß nur ein Hunderttheil Fuchsin im gefälschten Stoffe hinreicht, dem Reagenspapier eine lichte violette Färbung zu geben, während ein Mehrzusatz lebhaftes Karminroth hervorbringt. Die Erfinder des Oenokrine, Lainville und Roy, wollen auch eine Methode entdeckt haben, um das den Weinen beigemischte Fuchsin aus denselben, ohne Schaden für sie, zu entfernen — „eine nicht unwichtige Thatsache," fügt unser Gewährsmann hinzu, „wenn es wirklich wahr ist, daß noch in diesem Augenblicke viele hunderttausend Hektoliter mit Fuchsin gefälschten — ‚sophistizirten' lautet der Kunstausdruck — Weines in den Kellern der pariser und anderer Weinhändler der Erlösung durch gutmüthige Konsumenten mit eisernen Nieren harren."

*

Um Teppiche und Zeugstoffe, die in Magazinen Spuren von Mottenfraß zeigen, wenigstens vor dem weitern Verderben zu schützen, empfiehlt A. J. Cook in Michigan, die ausgebreiteten Stoffe mit einem nassen Tuche zu bedecken und dann mit einem Bügeleisen durchzuplätten. Die entstehenden Wasserdämpfe vernichten die gefährliche Brut augenblicklich.

Landwirthschaft.

Die Anzucht von Hickoryholz. Der amerikanische Nußbaum, Carya alba Mich., wird seit drei Jahren in den gentzroder Baumschulen bei Neu-Ruppin, Mark Brandenburg, in größerer Ausdehnung betrieben. Das in Amerika heimische Hickoryholz ist ein zähes, festes Material, welches namentlich zu Speichen, Felgen, Stielen &c. Verwendung findet und vielfach nach Europa eingeführt wird. Es ist ein feines, ziemlich gleichförmiges, weißes und hornhartes Holz, welches in Bezug auf Spaltbarkeit unseren Werkhölzern, in Bezug auf Federkraft der Ulme gleichsteht, in Beugungsfähigkeit zwar von mehreren anderen Hölzern übertroffen wird, aber große Widerstandsfähigkeit gegen Druck und Stoß, sowie eine außerordentliche Zähigkeit besitzt und sich sehr gut verarbeiten läßt. An Heizkraft übertrifft es das Buchenholz Aus den Nüssen wird Oel gepreßt, das in Amerika im Haushalt und in der Medizin wie unser Nußöl gebraucht wird. Die Nüsse bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Da der übrigens mit unseren Wallnußbäumen nahe verwandte Baum unsere Winter gut erträgt, so beschäftigt man sich neuerdings vielfach mit der Frage der Anpflanzung dieses so nützlichen Baumes in Deutschland. Die Carya ist ein nur langsam wachsender Baum, der zu seinem Gedeihen einen humusreichen, nicht zu trockenen Boden verlangt. Die Samennüsse säe man (im Frühjahre) entweder in Töpfe oder in Saatschulen oder auch gleich an der Stelle aus, wo die Bäume später stehen sollen. Pflanzen von Carya alba sind von Lorberg, Berlin (100 Stück starke einjährige 11 Mark), in den muskauer Baumschulen und bei dem Förster Schkade in Dauban in Schlesien (100 Stück einjährige 10 Mark) zu beziehen.

Hauswirthschaft.

Bier im Krug und in der Flasche. In Bayern galt es als ein alter Erfahrungssatz, daß das Bier in steinernen Krügen sich besser halte als in Flaschen. In neuerer Zeit war diese Sitte allmälig abgekommen, weil sie von Vielen für ein Vorurtheil gehalten wurde. Nun hat sich aber bei mehrfachen Versuchen von Chemikern herausgestellt, daß Bier in wasserhellen Flaschen, welche, frisch aus dem Keller geholt, eine Viertelstunde den Strahlen der Sonne ausgesetzt wurden, verdirbt, d. h. einen eigenthümlichen, unangenehmen Geruch annimmt, bei dem namentlich die Hefe betheiligt ist. Annähernd gilt diese Beobachtung auch für grüne Flaschen, obwohl dieselben etwas länger Widerstand leisten. Flaschenbier sollte daher stets im Dunklen aufbewahrt werden.

*

Herstellung von Fleckseife. Eine gute flüssige Fleckseife ist am einfachsten dadurch zu bereiten, daß man gute Hausseife schabt, in eine Flasche bringt, mit Salmiakgeist übergießt und nach dem Durchschütteln verkorkt stehen läßt. Nach dem Auflösen der Seife verdünnt man mit Salmiakgeist, bis die Lösung Syrupdicke angenommen. Mit dieser Lösung schmiert man die Fettflecke ein und wäscht dann mit lauwarmem Wasser nach.

*

Kalk und Salz für Tauben. Kalk, den die Tauben zur Formung der Eierschalen nöthig haben, sollte ihnen nie abgehen. Gibt man ihnen denselben nicht, so picken sie an dem Mörtel der Mauern, worüber man oft klagen hört. Auch das Salz wird von den Tauben sehr gern aufgepickt, wo sie nur eines Körnchens habhaft werden können. Diese beiden Leckerbissen können nun in einer sehr einfachen Weise den Tauben zugeführt werden, und wird ein fleißiger Taubenzüchter die geringe Mühe nicht scheuen, sie ihnen darzubieten.

Historische Gedenktage.

26. Mai.

1846. Prinz Louis Napoleon (nachmaliger Kaiser Napoleon III.) entweicht in der Tracht eines Arbeiters aus der Gefangenschaft in der Festung Hamm und entkommt glücklich nach England.

27. Mai

1564 starb Johann Calvin, Prediger zu Genf, der zweite große Reformator, dessen Anhänger den Namen Calvinisten annahmen.

29. Mai.

1809. Treffen am Berg Isel bei Innsbruck, der Sandwirth Hofer siegt über die Bayern, welche Tyrol räumen müssen.

30. Mai.

1718. William Penn, verdient um die Ausbreitung der Quäkergemeinde, Gründer des nach ihm benannten nordamerikanischen Staates Pennsylvanien und der Stadt Philadelphia, — zu London gestorben.

1778. Franç. Marie Arouet de Voltaire, Frankreichs geistvollster Dichter, Philosoph und Geschichtsschreiber, — im 85. Jahre zu Paris gestorben.

31. Mai.

1809. Joseph Haydn, großer Tonsetzer und Tonkünstler, Komponist vieler Konzerte, Symphonieen, Messen, der „Schöpfung" und der „Jahreszeiten", zu Wien gestorben.

1. Juni.

1205. Enrico Dandolo, Doge von Venedig, — berühmter Staatsmann und Feldherr, unter dem die Republik die größte Macht erlangte, da er, obgleich blind, an der Spitze der venetianischen Flotte bei einem 1202 unternommenen Kreuzzuge Konstantinopel eroberte und den Venetianern den Besitz von Kandia &c. erwarb, — im 97. Jahre gestorben.

2. Juni.

1084. Heinrich IV., deutscher Kaiser (mit dem Kirchenbanne belegt), erstürmt Rom und belagert den Papst Gregor VII. in der Engelsburg.

3. Juni.

1752. Johannes von Müller, berühmter Geschichtsschreiber der Schweizer, zuletzt königlich westphälischer Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts — zu Schaffhausen geboren.

4. Juni.

1745. Schlacht bei Hohenfriedberg oder Striegau in Schlesien; Friedrich II. schlägt die Oesterreicher und Sachsen (unter Herzog Karl von Lothringen).

5. Juni.

1783. Die Gebrüder Montgolfiere machen zu Annonay den ersten großen Versuch mit der von ihnen entdeckten Luftschifffahrt, der glücklich ausschlägt.

6. Juni.

1606. Peter Corneille, Dichter und Schöpfer des französischen Trauerspiels („Cid", „Horatier", „Cinna" &c.) — zu Rouen geboren.

7. Juni.

1840. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, stirbt zu Berlin im 70. Jahre; ihm folgt auf den Thron sein Sohn Friedrich Wilhelm IV.

8. Juni.

1815. Unterzeichnung der Stiftungsurkunde des deutschen Bundes auf dem Kongreß zu Wien.

9. Juni.

1781. George Stephenson, Schöpfer des Eisenbahnwesens, Verbesserer der Lokomotivdampfmaschine, — in einem Dorfe bei Newcastle von armen Eltern geboren.

10. Juni.

1476. Schlacht bei Murten, Sieg der schweizer Eidgenossen über Karl den Kühnen, Herzog von Burgund.

11. Juni.

1672. Peter I., der Große, Zar und Kaiser von Rußland, zu Moskau geboren. Sein großes Genie erhob sein Barbarenvolk zur Kultur; durch Eroberungen und Erbauung von Petersburg gründete er seine Herrschaft an der Ostsee.

12. Juni.

1733. Friedrich der Große (noch als Kronprinz von Preußen) vermählt sich zu Salzdahlen mit der Prinzeß Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Lotteriezиehungen im Monat Mai.

Am 1. Braunschweigische 20-Thaler-Loose, 3400 Stück, Prämienziehung am 30. Juni. — Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5% vom Jahr 1860, 1700 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 fl., zahlbar am 1. August 1877 (34. Ziehung). — Stadt Genua 150-Franken-Loose, 453 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 160 Franken, zahlbar am 1. August 1877 (15. Ziehung). — Belgische Kommunal-100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1868, 249 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Oktober 1877 (37. Ziehung). — Bayerische 100-Thaler-Loose à 4%, 2150 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 1. Juni 1877 (11. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Loose, 1200 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 11 Thaler, zahlbar am 1. August 1877 (17. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-

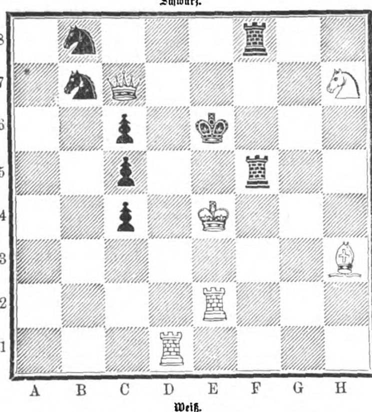
Loose à 3%, 673 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. August 1877 (18. Ziehung). — Schwedische 10=Thaler=Loose, 3550 Stück, höchster Preis 6000, niedrigster 13 Thaler, zahlbar am 1. August 1877 (34. Ziehung). — Graf Keglevich 10=Gulden=Loose, 1600 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 1. Nov. 1877 (35. Ziehung). — Stadt Bukarest 20=Franken=Loose, 9400 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 20 Franken, zahlbar am 5. September 1877 (41. Ziehung). — Stadt Neuenburg 10=Franken=Loose, 600 Stück, höchster Preis 12,000, niedrigster 12 Franken, zahlbar am 1. August 1877 (39. Ziehung). — Stadt Florenz 250=Franken=Loose a 4%, 20 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Franken, zahlbar am 1. Oktober 1877 (37. Ziehung). — Stadt Lüttich 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1860, 356 Stück, höchster Preis 5500, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. August 1877 (17. Ziehung). — Oldenburgische 40=Thaler=Loose à 3% vom Jahr 1871, 166 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 40 Thaler, zahlbar am 1. August 1877 (13. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10=Gulden=Loose vom Jahr 1867, 400 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 17 fl., zahlbar am 1. Aug. 1876 (21. Ziehung). — Stadt Verviers 100 Franken=Loose vom Jahr 1873, 75 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. September 1877 (17. Ziehung). — Stadt Reggio, 120=Franken=Loose à 3⅓ % vom Jahr 1871, 381 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 120 Franken, zahlbar am 1. September 1877 (22. Ziehung). — Am 2. Stadt Krakau 20=Gulden=Loose vom Jahr 1872, 110 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 2. November 1877 (16. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500 Franken=Loose vom Jahr 1875, 528 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Franken, zahlbar am 25. Mai 1877 (9. Ziehung). — Am 15. Stadt Antwerpen 100=Franken=Loose vom Jahr 1874, 438 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 15. Juni 1877 (16. Ziehung). — Ansbach=Gunzenhausen Eisenbahn 7=Gulden=Loose vom Jahr 1857, 1900 Stück, Prämienziehung am 15. Juni. — Ungarische 100=Gulden=Loose vom Jahr 1870, 800 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 128 fl., zahlbar am 15. November 1877 (28. Ziehung). — Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1867, 325 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 2. Juli 1877 (38. Ziehung). — Kanton Freiburg 15=Franken=Loose, 3750 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 19 Franken, zahlbar am 15. August 1877 (41. Ziehung). — Stadt Lüttich 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1874, 93 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. September 1877 (14. Ziehung). — Stadt Lüttich 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1868, 383 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. August 1877 (35. Ziehung). — Stadt Neapel 250=Franken=Loose vom Jahr 1871, 95 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 250 Franken, zahlbar am 1. August 1877 (23. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1874, 376 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. Mai 1878 (20. Ziehung). — Stadt Barletta 100=Franken=Loose vom Jahr 1870, 160 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 20. November 1877 (35. Ziehung). — Am 31. Badische 35=Gulden=Loose, 1500 Stück, Prämienziehung am 30. Juni.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn Shinkmann.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 415:

Sonst.

Zog ich sonst dahin am Rheine,
Ruht' ich in den Rebenlauben,
Trieb's mit brausenden Genossen
Bei dem goldnen Saft der Trauben,
Sang begeistert frohe Lieder,
Küsse wagt' ich keck zu rauben,
Denn das Herz war voller Liebe
Und voll Hoffnung und voll Glauben.

Müller von Königswinter.

Räthsel.

Wer die Plejaden gern betrachtet
Und auf die griech'schen Weisen achtet,
Wer alle freien Künste ehrt,
Legt auf die Eins und Zwei viel Werth.

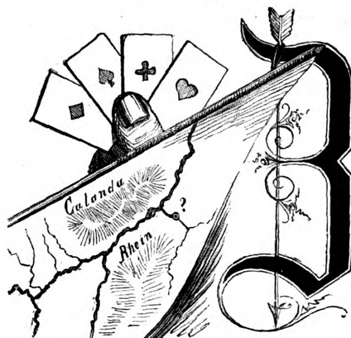
Doch wer muß schwere Lasten tragen
Und an den Wegen Steine schlagen,
Dem gönn' es nur, daß er sich stärk'
Als Drei und Vier nach seinem Werk.

Auf hohen Ast schwingt sich das Ganze
Geschickt mit seinem langen Schwanze,
Doch, grüßt es nicht mit Sonnenschein,
Stellt Angst sich für die Zukunft ein.

Auflösung der Charade Seite 415:

Geldkorb.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 415:

Man ist mit nichts so freigebig, als mit gutem Rath.

Logogriph.

Vom Ganzen ist es nur ein Stück,
Das erste Zeichen weg, ein Glück;
Noch eines fort, so bringt es schnelle
Sogar den Trägsten von der Stelle.

Auflösung des Arithmogriphs Seite 415:

Reden.
Erato.
Dati.
Akt.
Kritik.
Troja.
Jod.
Ode.
Narr.

Redaktion.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Fr. G. in Magdeburg. Deutsche Kunst= und Musikzeitung von Weiß. Wien, Verlag von Gerold u. Comp.

Hrn. G. St. in Moskau. Der Autor ist Professor und Deutschrusse.

J. C. H. in Prag. Bei Voigt in Weimar sind derartige Bücher erschienen. Schreiben Sie dorthin.

C. Fl. in Münster. Läßt nicht mehr lange auf sich watren.

Hrn. M. Amar in Pest. An und für sich ganz nett, jedoch nicht für die Veröffentlichung in der Illustr. Welt geeignet.

Hrn. J. H. in K. Wenden Sie sich an die Maschinenagentur von Wirth u. Comp. in Frankfurt a. M., Gallusgasse.

Eifrige Leserin in Malm. Die Prämiengaben zu den früheren Jahrgängen der „Illustrirten Welt" können Sie nachträglich noch zum Ausnahmspreis beziehen, so z. B. **Schwind's** Märchen von den sieben Raben (6 Blätter in Enveloppe) für 7 Mark 50 Pfg. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko=Einsendung des Betrags liefert auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

A. Meßmer in Oe.=A. 1) Durch Einreiben der Kopfhaut mittelst eines Eigelbs; 2) durch Benzin.

Hrn. R. Winkler. Von einer Kubikmeile stand in der Anfrage nichts, sondern nur von einer Quadratmeile. Uebrigens ist kein Mensch auf der Welt im Stande, diese Frage endgültig zu beantworten.

E. R. Adria. Doch zu allgemein.

Hrn. C. B. in Breslau. Wir halten Vacano sogar für einen Schriftsteller ersten Ranges, trotz vieler berechtigten Ausstellungen, zu denen auch die Ihren gehören.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln, Charaden ꝛc. find uns zugegangen von Frln. Antonie Rau, Bremen; Amalie Winte, Wien; Frau Marie Schneider, Brünn; Hrn. K. Hunold, Heiligenstadt; Samuel Weiß, Skalitz (Ungarn); Adolf Meßmer, Oels=Arnau; Jakob Bregenzer, Laucherthal; Fritz Neutobel, Salza; Richard F., Brünn; Titus T., Rorschach; Emerich D., Graz; Herm. R., Berlin; Paul Buhl, Breslau; Fritz Brübner, Nürnberg; Otto Lissauer, Berlin; Julius Kleiner, Graz; Gerhard van Delm, Amsterdam; R. Freund, Chicago; Friedr. Bölker, Berlin.

Frln. Amalie Str..... Das liegt doch außer unserem Bereich. Da müßte man fast noch mehr als allwissend sein.

Hrn. Werner=Wilms in Emden. E. E. wohnt in Leipzig.

Pr. Pr. Lesen Sie unsere ärztliche Korrespondenz nach, nur von diesem Jahrgang, und Sie werden erstaunen, wie oft diese Frage an uns gestellt und von uns beantwortet wurde. Wir könnten fast eine stehende Rubrik „Rothe Nase", wie etwa „Aus Natur und Leben" einführen.

Ein alter Seemann. Lesen Sie unsern Roman „Der Obersteuermann" in diesem Jahrgang und Sie werden alle Ihre Wünsche befriedigt finden.

Hrn. P. B. in Neustadt=Eberswalde. Wir empfehlen Ihnen die Allgemeine deutsche Zeitung für Brasilien, welche in Rio de Janeiro erscheint und durch C. Mahlo in Berlin zu beziehen ist. Sie werden viele lokale Notizen darin finden.

Frau Emma W. in Nürnberg und Hrn. Emil F. in Heilbronn. Das können wir nicht. Sie finden jedoch alles darauf Bezügliche in dem gänzlich unabhängigen Finanzblatt „Der Kapitalist" (Stuttgart). Neben orientirenden und rathgebenden Artikeln erhalten Sie hier auch sämmtliche Loosziehungen, für diese kann natürlich ein Unterhaltungsjournal wie die Illustr. Welt nur sehr beschränkten Raum haben.

Aerztliche Korrespondenz. 28jähriger Abonnent in O. Beantwortungen derartiger Fragen können wir in der ärztlichen Korrespondenz doch nicht coram publico verhandeln; jedoch ist unser ärztlicher Berather, wenn Sie sich durch unsere Vermittlung unter Couvertverschluß an denselben wenden wollen, gerne bereit, auf dem Wege der Privatkorrespondenz Ihnen dienlich zu sein.

A. M. in Leipzig. Die Antworten, welche wir in unserer kleinen Korrespondenz den verschiedenen Anfragern in der zuvorkommendsten und uneigennützigsten Weise zu Theil werden lassen, können nicht immer sofort Erledigung finden und muß sich wegen der vielen an uns gelangenden Anliegen jeder Fragende stets einige Wochen gedulden. Was nun Ihre Anfrage betreffs der Beseitigung eines Ueberbeins anbelangt, so kann solches auf dreierlei Weise geheilt werden, entweder durch eine radikale Entfernung auf dem Wege der Operation oder durch Zerdrückung mittelst Fingerdruckes, resp. mittelst Aufschlagens durch einen Hammer, oder durch Einpinseln mit Jodtinktur. Die meisten Menschen machen sich von der Beschaffenheit eines sogenannten Ueberbeins einen falschen Begriff. Es ist ein derartiges Hervorwachsen unter der Haut durchaus kein Knochengebilde, sondern ein mit einer klebrigen Flüssigkeit straff gefüllter kleiner Sack, welcher von den Ueberzügen der Sehnen, den sogenannten Sehnenscheiden, ausgeht. Die Operation dieser kleinen Gewächse mittelst Ausschneidens ist nicht ungefährlich, weil sich leicht in Folge dessen Sehnenentzündungen bilden. Das Zerdrücken oder Zerschlagen beruht darauf, daß der unter der menschlichen Haut gelegene kleine Sack zersprengt wird und dadurch dessen flüssiger Inhalt in die Gewebe sich verbreiten kann. dann daselbst aufgesogen wird. Das Bepinseln endlich mit Jodtinktur ruft durch das Eindringen des Jodes in die Poren der Haut eine allmälige Auffaugung der Geschwulst hervor, ist jedoch nicht so zuverlässig wie die vorhergehende Methode.

H. v. M. in Gr. Ueber Ihre Klage können wir uns kein bestimmtes Urtheil bilden, ohne persönlich die betreffenden Flecken gesehen zu haben.

M. E. v. T. Mittel gegen Sommersprossen finden Sie mehrfach in der kleinen Korrespondenz vorangehender Hefte mitgetheilt.

Melanie v. C. in Baden. Ohne chemische Untersuchung anzustellen, können wir Ihnen keine Auskunft über Ihr Haarfärbungsmittel geben.

G. A. W. in Prag. Praktische Auflösungen der Salicylsäure zu Gurgelwassern finden Sie in allen besseren Apotheken vorräthig.

Fritz Robert in Fünfhaus. Wir bedauern, Ihnen auf diese sonderbare Frage keine befriedigende Antwort ertheilen zu können.

Anfragen *).

59) Gibt es ein sicheres Mittel, Ameisen, Schaben und Schwaben (sogenannte Russenkäfer) aus Küche und Speisekammer zu vertreiben, und worin besteht dieses Mittel? Ph. M.

60) Welches sind die Bestandtheile, aus denen das beliebte Parfüm Jokeyklub zusammengestellt wird? E. H., Berlin.

61) Wo sind in Deutschland Zonenlinsen, wie solche auf der pariser und wiener Ausstellung, für Leuchtthürme und Eisenbahnsignale verwendbar, ausgestellt waren, zu beziehen? G. v. W.

Antworten.

Auf 44): Die mangan= und übermangansauren Alkalien sind ausgezeichnet geeignet, hellen Hölzern eine schöne Nußbaumholzfarbe zu verleihen. Am besten bedient man sich zu diesem Zwecke des rohen mangansauren Natrons, das jetzt zu billigen Preisen im Handel zu haben ist. Die wässerigen Lösungen der mangansauren Salze zersetzen sich bekanntlich beim Kochen zu übermangansauren Salzen unter Abscheidung von braunem Mangansuperoxydhydrat. Auf dieser Reaktion beruht nun die Anwendbarkeit der mangansauren Alkalien zur Nußholzfärbung heller Hölzer. Der braune Farbstoff scheidet sich in der Faser des Holzes selbst so fein aus, daß er diese schön und gleichmäßig braun färbt.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

In allen Buchhandlungen zu haben:
(Beste Anweisung, Briefe in fließendem Styl schreiben zu können.)

Campe's vollständiger

Briefsteller

enthält die gründlichsten **Anweisungen, Familien- und kaufmännische Briefe** nach **230 Musterbriefen** in bestem Styl schreiben und einrichten zu lernen. Ferner **100 Formulare zu Eingaben, Gesuchen** und zur Einklagung von **Buchschulden.** 491

24. Auflage. 1 Mrk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Für Jugend- und Volks-Bibliotheken.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen

aus alter und neuer Zeit.

Für Jugend- und Volks-Bibliotheken
bearbeitet von

Georg Lutz,
Oberlehrer in Biberach.
2. Auflage.
Preis 2 Mark.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
Basel. (Hugo Richter.) 614

Im Verlage von **Hugo Klein** in **Barmen** erschien soeben: 621

Schloß Hohenfels.

Erzählung von
Chr. von Düring,
Verfasserin von „**Zwei Heimathen**".
15 Bgn. 8°. Preis 2 ℳ 80 ₰.

Durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt vom Unterzeichneten zu beziehen:
Dr. B. Bakert, prakt. Arzt,

Die Trunksucht und ihre Heilung
durch bewährte Hausmittel.
Preis 50 Pfennig. 624

Die Hämorrhoiden und ihre Heilung.
Ein zuverlässiger Rathgeber für Jedermann.
Mit 4 in den Text eingedruckten Holzschnitten.
Preis 75 Pfennig.
Verlag von **Robert Hahn** in **Leipzig.**

Das Original-Meisterwerk, neueste **Gratis-Ausgabe,** ca. 130 Seiten Text über:

Haarkrankheiten und Haarpflege

ist unter dem Titel: 475

Der Haarschwund

erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde **zu beziehen.**

Edm. Bühligen,
Gohlis-Leipzig, Villa Bühligen.
Expedition in **Leipzig**: Ritterstraße 43, wohin ich Briefe zu richten bitte.

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: 498

Der homöopathische Thierarzt.

Ein Hülfsbuch für alle Viehbesitzer, welche ihre Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen schnell und sicher selbst zu heilen wünschen.
Nach eigenen Erfahrungen herausgegeben von
J. von Reimer.

Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8°. **Preis** 1 ℳ, bei frankirter Post-Versendung 1 ℳ 10 ₰ in Briefmarken.

☞ In diesem jedem Viehbesitzer unentbehrlichen Büchlein bietet der Verfasser möglichst zusammengedrängt eine zuverläßige, aus der Praxis hervorgegangene, leicht verständliche Anweisung zur erfolgreichen homöopathischen Behandlung kranker Hausthiere. Es ersetzt eine ganze Bibliothek dickleibiger Vieharzneibücher. Ein über die **Rinderpest** oder Löserdürre handelndes Kapitel macht den Landwirth mit den **besten Schutzmitteln** bekannt.

Hildburghausen. **Kesselring**'sche Hofbuchhandlg.

Volks-Arzneimittel und einfache, **nicht pharmaceutische Heilmittel gegen Krankheiten des Menschen** von Dr. **Joh. Fr. Osiander,** weiland Professor der Medizin in **Göttingen,** Fürstlich Waldeck'schem Hofrath ꝛc.; ca. 400 Oktavseiten großen, eleganten und korrekten Druckes. Im Ganzen **2795** verschiedene Heilmittel und diätetische Vorschriften gegen alle Krankheiten und kleinen Leiden des menschlichen Lebens, mit **systematischem Register.** Preis nur 2 ℳ, in farbigem Umschlag mit Leinwandrücken, elegant kartonnirt 2 ℳ 50 ₰.

Von diesem weltbekannten Buche erschien soeben die 7. Auflage. Als Originalwerk des berühmten Heilkundigen erfährt es fortwährend die allgemeinste Beachtung, wie die massenhaften Bestellungen beweisen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung von Marken direkt franko durch 613

Karl Meyer,
Hannover, Hinüberstraße 18.

Vorräthig in jeder **Buch- und Musikalienhandlung:** 529

J. Carl Eschmann,

Wegweiser

durch die Klavier-Literatur, der **anerkannt beste** Führer für Lehrer und Lernende.

Preis: 1 Mk. — Geb. 1 Mk. 25 Pf. — Eleg. geb. 1 Mk. 75 Pf.
Gebrüder Hug in Zürich.

Liebig's Kumys-Extrakt

ist nach neuesten Forschungen mediz. Autoritäten **alleiniges sicheres diät. Radikal-Mittel** bei: **Halsschwindsucht, Lungenleiden** (Tuberkulose, Abzehrung, Brustkrankheit), **Magen-, Darm- und Bronchial-Katarrh** (Husten mit Auswurf), **Rückenmarksschwindsucht, Asthma, Bleichsucht, allen Schwächezuständen** (namentlich nach schweren Krankheiten). Kisten von 5 Flacons an, à Flacon $1\frac{1}{2}$ Mark exkl. Verpackung, versend. mit Gebrauchsanw.: Hartung's Kumys-Anstalt, **Berlin,** Verlängerte Genthiner Str. 7. Aerztliche Broschüre über Kumys-Kur liegt jeder Sendung bei. 611

Wo alle Mittel erfolglos, mache man vertrauensvoll den letzten Versuch mit Kumys.

Einladung zum Abonnement
auf das in unterzeichnetem Verlag erscheinende

Finanz- und Handelsblatt für Jedermann,
zugleich
Allgemeiner Verloosungs-Anzeiger

Der Kapitalist.

Wöchentlich zwei Nummern von je 4—8 Seiten Gross-Folio.
Preis vierteljährlich nur 3 Mark.

Der „Kapitalist" erscheint in seinem vierten Jahrgang, auf vielfach geäusserten Wunsch der Abonnenten = **zweimal wöchentlich** = und zwar am Mittwoch in der Stärke eines ganzen Bogens, am Samstag ½ Bogen stark.

Diese **Vermehrung** des **Inhalts** und des **Erscheinens** macht es dem Blatte möglich, noch **vollständiger** und noch **rascher** seine Leser von allen Vorgängen und Veränderungen im Stande der Werthpapiere zu unterrichten und dadurch sowohl, als durch die neue Einrichtung eines Kurstableau, das von den hauptsächlichsten Werthpapieren = **sämmtliche Tageskurse** = nach offiziellen Quellen verzeichnen wird, seinen Abonnenten das Halten eines der täglich erscheinenden Börsenblätter zu ersparen. — Ausser einer anerkannt guten, alphabetischen Zusammenstellung von Nachrichten und Notizen über die neuesten Vorgänge, betr. die einzelnen Staaten, Korporationen und Gesellschaften, bringt der „Kapitalist" bekanntlich auch regelmässige Wochenberichte, spezielle Leitartikel, Eisenbahn-Einnahmen, Auszahlungen etc., sowie endlich = **vollständige und zuverlässige Verloosungs-Tabellen.** = Diess Alles bei zweimaligem Erscheinen in der Woche zu dem billigen Preis von 3 Mark vierteljährlich.

Man abonnire auf das **zweite** Quartal 1877 des „Kapitalist" bei der **nächsten Buchhandlung** oder dem **nächsten Postamt.**

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Fz. Hch. Schroeder, Nürnberg,
Maxthorgraben 45, 573

alleiniger Fabrikant von **D. Hägerich's Patent-Petroleum-Koch- und Kinder-Apparaten.**

Alleinverkäufer für **Süddeutschland, Sachsen und Reichslande** von **Ed. van der Straten's Patent-Heizöfen.**

Lager von Hydro-Petrol-Lampen.
Preislisten und Prospekte franko und gratis. — Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Vielfach prämiirt! **J. P. Liebe, Apoth., Dresden.** Anerkannt bewährt!
Chemische Fabrik.

Liebe's Nahrungsmittel in löslicher Form (**Liebig's Suppe im Vacuum kondensirt, ohne Kochen,** die einfache **Mischung** mit **Milch** sofort trinkbar). Nährmittel an Stelle oder **mit** der Muttermilch; bei Durchfällen, Darmkatarrh der Säuglinge anerkannt bewährt, — nicht minder für Rekonvaleszenten, Sieche, Blutarme.

Malzextrakt, ungegohrenes und konzentrirtes Extrakt des feinsten Malzes, wirkt spezifisch auf die irritirten Luftwege; bei **Husten, Heiserkeit, trockenem Halse** anwendbar.*)

Malzextrakt mit Eisen (0,056 im Eßlöffel) bei **Schwächezuständen, Blutmangel, Rekonvaleszenz** u. s. w.*)

Malzextrakt mit Chinin und Eisen (0,111 im Eßlöffel) bei **Entkräftungen** gleichzeitig nährend und kräftigend wirkend.

Vorstehende Präp. in der eingeführten Packung à 300 Gramm netto 1 M. bez. 1 M. 25 Pf.

Malzextraktplätzchen aus reinem Malzextrakt, im Munde leicht zerfließend; sehr wirksam; in Kartons 25 Pf.

Pepsinwein (Verdauungsflüssigkeit) konzentrirte, haltbare Lösung von **garantirt wirksamem Pepsin** von **doppelter** Konzentration der Vorschrift der D. R. Dieser angenehm schmeckende Wein ersetzt bei mangelnder oder gestörter Verdauung die fehlende Magenflüssigkeit und beseitigt bei konsequentem Gebrauch jede leichtere Verdauungsstörung. Flacon à 150,0 1 M. 50 Pf.

An Orte, wo die Apotheken Lager **nicht** halten, wird bei 6 Piecen mit Rabatt versandt. 431

*) Conform der Vorschrift der Deutschen **Reichspharmakopoe.**

Laue's Strickmaschinen
mit verstellbarem Stahlnadelbett für **Familie und Industrie,** 422
Strümpfe ohne Naht und allerhand Phantasieartikel liefernd, empfiehlt
Dresdner Strickmaschinen-Fabrik
O. Laue. Dresden-Löbtau.
Solide Wiederverkäufer gesucht.
Unterricht an allen Orten gratis.

NOW READY, NO. 12 OF THE YEAR 1877 OF

HALLBERGER'S

ILLUSTRATED MAGAZINE

FOUNDED BY
FERDINAND FREILIGRATH.

This **Magazine**—the only one published on the Continent—offers to the English reading public of Germany a choice selection from the best periodical literature of England and America, and affords all who wish to cultivate the English language, the cheapest and best opportunity of reading it in the current productions of the press.

☞ *Specially recommended to LADIES who read English.*

Subscriptions are received by all Booksellers and Post Offices.

On Application, No. 1 will be sent to any Person for Inspection by any respectable Bookseller.

Published Semi-Monthly. Price 50 Pfennigs.

STUTTGART: EDWARD HALLBERGER.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft
G. Zechmeyer, Nürnberg. 509

Sommersprossen, Linsenflecken
vertilgt m. Kosmetik-Pasta. 2 Mark. Bei Bestellg. Angabe, ob die Haut empfindlich ist.
Römhild i. Thür. **J. Rottmanner,** Apoth.

EPILEPSIE
(Fallsucht) und alle Nervenkrankheiten **heilt brieflich** der **Spezialarzt Dr. Killisch,** Dresden (Neustadt). Bereits über **9000** behandelt. 615

Nur Aechte Prof. Dr. Sampson's **COCA** Präparate
1 Schacht. oder 1 Flacon 3 R.Mk.

entfaltet die volle **Wirksamkeit** der **Coca-Pflanze** — weil aus dem vollkräftigen Extrakte der frischen Pflanze bereitet. — Ueber die von stetem Erfolg auch in schwersten Fällen gekrönte Anwendung der Coca-Pillen I. gegen Hals- und Brustleiden, der Coca-Pillen II. gegen Unterleibsleiden, Hämorrhoiden ꝛc., der Cocapillen III. gegen allgemeine und spezielle Nervenleiden und Schwächen, des Coca-Spiritus gegen Kopfgicht, Migraine ꝛc. belehrt eine populäre Schrift, **gratis** d. d. Mohrenapotheke in Mainz und deren **Depôts-Apotheken:**

Berlin: **B. O. Pflug,** Louisenstr. 30; **M. Kahnemann,** Schwanen-Apoth., Spand. Str. 77. **Breslau: S. G. Schwartz,** Ohlauerstr. 21. **Dresden:** sämmtl. Apoth. **Magdeburg:** **Dr. Krause,** Löwen-Apoth. **Königsberg** i. P.: **A. Brüning. Leipzig:** **R. H. Paulcke** z. Engel. **München:** **C. Braun** z. Rose. **Hamburg:** **W. Richter. Stuttgart:** **Bahn & Seeger,** Hirsch-Apoth. **Wien:** **C. Haubner** z. Engel am **Hof.** **Zürich:** **Strickler**'sche Apoth. **Bern:** **A. Brunner. Köln:** **F. Grüninger** z. Glocke. **Prag:** **Jos. Fürst.**

Für Jedermann!

Das **beste** und **billigste** Buch für **Kranke** und **Geschwächte** ist unstreitig

„Dr. René Wilz, Wegweiser
oder **bester** und **billigster** Weg zur **sichern** und **naturgemäßen Heilung aller Krankheiten."**
Preis 1 Mark.

Gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken erfolgt Frankozusendung i. Couvert. Zu beziehen durch das **Verlagsmagazin** in **Leipzig.** 551

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Grundwahrheiten
der neuen Theologie.
Eine Abhandlung von
K. W. Langlotz.
Preis 2 Mark.

Diese Abhandlung greift nicht nur zurechtweisend in die Annahmen der heutigen Wissenschaft ein, sondern beantwortet auch die Frage: **Was ist der Mensch? Was ist Religion?** Vernichtet die Idee der menschlichen Affenabstammung u. s. w. und fordert Jeden auf, der da glaubt widersprechen zu können, sich direkt an den Verfasser zu wenden. 577

Hannover, Hainhölzerstraße 2.

☞ Ueber
Hiller's Rezept-Taschenbuch
reeller, sehr respektabler 501

„Neben-Erwerbe"

zum **sofortigen Geldverdienen** für **alle** persönlichen u. örtlichen **Verhältnisse** mit **Geschäfts-Anleitungen,** wodurch **jede** Person mit **ganz geringer** Geldanlage **täglich 5—10 Mark,** also **monatlich 150—300 Mark** leicht und sicher **verdienen** und **nebenbei ersparen** kann, wird **das Programm***) **für nur 30 Pf.** in inländischen oder ausländischen Briefmarken **franko** u. **sofort** versandt durch **Hiller's Lehr-Institut.** 10 Südstraße 10 in **Leipzig.**

*) ☞ Hierzu die **dankbarsten Zeugnisse** aus vielen Ländern Europas ꝛc., welche in **Originalen** jeder Behörde vorgelegt werden können und die die **glänzenden Erfolge** eklatant beweisen.

Zithern mit Patentsaiten, unter Garantie für 18 Mark nebst Schule zum Selbsterlernen bei 596
C. L. Steffen, Stettin.

Accordion- und Harmonikafabrik
von **Fr. Gessner,**
Magdeburg. 251
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

Hermann Bernhard, Leipzig,
versendet gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrags 587
Operngucker à Stück .. M. 10.
Fernrohre z. Umhängen M. 9.
Perspektive in Etuis .. M. 6.
Alles in solidester Arbeit und mit besten scharfen Gläsern.

Theodor Scheller,
Prämienloose u. Lotteriegeschäft,
Braunschweig.
Devise: „Und wiederum hat Scheller Glück!"
Prospekte **gratis** und **franko.** 469

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 306
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis.
Korrespondenz in Deutsch, Englisch und Französisch.

Capillarin gegen Ausfallen der Kopfhaare und Entfernen der lästigen Schiefern (Kopfnervenleidenden). Für die Trefflichkeit bürgt
626 **R. Poesch,** Apotheker in **Nürnberg.**

Ueber Dr. Bosch Essenz
bei **Tuberkulose** und **Blutbrechen** vermittelt Näheres die **Rosenapotheke in Nürnberg.**

Fremdwörterbuch,

In allen Buchhandlungen zu haben:
F. Weber — vollständiges Fremdwörterbuch,
14,000 fremde **Wörter enthaltend,** worin jedes in Zeitungen und Schriften vorkommende fremde **Wort** genügend erklärt ist. — **Zehnte Auflage.** 1 ℳ 492
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

---

100 echte Briefmarken
f. gemischt, versendet franko gegen Einsendung von 50 Pf. in ungebrauchten Marken 623
F. Gehne, Tangerhütte b. Magdeburg.

Amerik. präserv. Rindfleisch
in **runden,** mit meiner Firma versehenen Blechdosen à 4 Pfd. engl., à Dose 3 M.
Im eigenen Safte fertig gekocht u. nach blossem Erwärmen sofort geniessbar. Seit Jahren b. d. deutschen Armee verwandt. Von vorzügl. Qualität u. um die Hälfte **billiger** als frisches Fleisch. — Bei Verbrauch von 1 Pfd. tägl. schon eine **Ersparniss von monatlich ca. 20 Mark!** Nach auswärts 2 Dosen nur 50 Pfg. Porto. (Posteinzahlung!) 569
J. C. F. Schwartze, Hoflieferant,
Berlin W., Leipzigerstrasse 112.

Präp. Hafermehl
von **W. C. H. Weibezahn,** Fischbeck bei Oldendorf, Reg.-Bez. **Kassel.** Preis per Pfd.-Paket mit Anweisung 50 ₰. Vorzüglichstes, ärztlich empfohlenes Nähr- und Stärkungsmittel für **Kinder, Kranke, Rekonvaleszenten** und **Wöchnerinnen,** wohlschmeckend, leicht verdaulich und sehr nahrhaft. Zur einfachsten Herstellung schmackhafter und kräftiger Suppen (mit Fleischbrühe zubereitet auf die feinste Tafel passend), **Müttern** und **Hausfrauen** ꝛc. als praktisch und sehr vortheilhaft zu empfehlen. Zur Ernährung schwächlicher kleiner Kinder oft mit überraschendem Erfolg angewendet. 579
Zu haben in jeder guten Handlung oder direkt.

Holländische Cigarren- & Tabak-
Fabrik u. Manilla-Cigarren-Import
von
A. F. Emde in Rees a. Rh.
Verkauf an Private zu Engrospreisen.
Preiscourante franko. 405

Attest
von Herrn Apotheker **Hoffmann** in **Rüsselsheim,**
dd. 20. Januar 1877.
Die von Ihnen erhaltenen Cigarren habe ich **sehr preiswerth** und **wohlschmeckend** gefunden, was ich Ihnen hiedurch gern bescheinige. Der beste Beweis ist der, dass ich seither jeden Monat Ihnen Bestellung machte.

(**Original-Brief.**) Herrn J. J. F. **Popp** in Heide (Schleswig-Holstein). Auf Ihre Anfrage benachrichtige ich Sie freudigens Herzens, daß nach Verlauf von 8 Monaten, seit ich Ihre Kur endigte, mein

Magenkatarrh

Gott sei Dank nicht wiederkehrte. Möge es Ihnen gelingen, noch viele Kranke dieser Art von diesem schrecklichen Leiden, gegen welches ich 14 Jahre lang alles nur Erdenkliche vergeblich anwandte, zu befreien. 591
Haltern (Westfalen), 16. Juni 1876.
Ihr dankbarer **Leusmann,** Lehrer.

Wichtig für **Kranke!** Gef. aufmerksam zu lesen.

Auf Franco-Verlangen
erhält Jeder, welcher sich von dem Werthe des illustrirten Buches: Dr. Airy's Naturheilmethode (90. Aufl.) überzeugen will, einen Auszug daraus gratis und franco zugesandt von **Richter's Verlags-Anstalt in Leipzig.** Kein Kranker versäume, sich den Auszug kommen zu lassen.

☞ Eine Erfindung von größter Wichtigkeit ist gemacht. **Dr. Wakerson** in London hat eine **Pomade** erfunden, die das Ausfallen der Haare sofort stillt; sie befördert den Haarwuchs auf unglaubliche Weise und erzeugt auf ganz kahlen Stellen neues volles Haar, bei jungen Leuten von 17 Jahren an schon einen prächtigen Bart. Das Publikum wird dringend ersucht, diese Erfindung nicht mit den gewöhnlichen Schreiereien zu verwechseln. **Dr. Wakerson's Pomade** in Original-Metallbüchsen à $3\frac{1}{2}$ und 6 Mark ist echt zu haben bei Apotheker **W. Peters** in **Berlin,** Tempelhofer-Berg Nro. 3, und bei **F. W. Dahm** in Stuttgart, Königsbau. 610

Inserate

finden in der **Illustrirten Welt** bei der großen Auflage dieses beliebten Familienjournals die weiteste Verbreitung und werden von der **Expedition** der Illustrirten Welt in **Stuttgart** und **Leipzig,** sowie von allen **Annoncenbureaux** entgegen genommen. **Insertionspreis** für die 5gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pf. = 35 kr. östr. W. = 75 Cents.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 18. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der
Liebe Licht und Schatten.

Roman
von
Fr. Henkel.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.
Im Hause Botmer.

Es klopfte leise an. Die Dame, welche „Herein!“ rief, saß an ihrem Schreibtisch. Sie hatte eine Menge der verschiedensten Skripturen vor sich, in denen sie eifrig rechnete, verglich und einschrieb. Als sich die Thüre geöffnet, wandte sie sich um.

„Guten Morgen, Herr Gerber!“ sagte sie freundlich, erhob sich und trat an einen großen Tisch, der inmitten des wohnlichen Zimmers stand, umgeben von einer Anzahl verschiedener Sessel und Stühle.

Der soeben eingetretene junge Mann ging ebenfalls an den Tisch und legte einige Rollen Geldes darauf.

„Ich bringe die Zinsen vom ersten Februar,“ sagte er, sich höflich verbeugend. „Darf ich um die Quittung darüber bitten, Fräulein Botmer, sowie um die Couponsabschnitte für den zweiten?“

„Sie sollen Beides sogleich erhalten,“ erwiederte die Dame, ging nach dem Schreibtisch zurück, verschloß das erhaltene Geld und übergab nach einigen Minuten dem jungen Herrn die gewünschten Papiere.

„Danke verbindlichst.“

Er verneigte sich und wollte eilig gehen, aber Fräulein Botmer hielt ihn durch die Frage, ob ihr Bruder schon in die Stadt gefahren, noch einen Augenblick auf.

„Der Wagen ist auf zehn Uhr bestellt, der Herr Prinzipal ist noch unten.“

„Ich danke Ihnen, guten Morgen.“

Die Thüre schloß sich und Fräulein Botmer kehrte zu



Kaamajagd. Zeichnung von E. Bayard. (S. 447.)

ihrer frühern Beschäftigung zurück. Allein kaum hatte sie das eben erhaltene Geld in ihr Buch eingeschrieben, als es abermals klopfte und dießmal auf ihr „Herein!“ ein weibliches Wesen eintrat. Die ganze Erscheinung verrieth sofort auch ihr Amt: Haushälterin. Die reinliche Haube umschloß ein wohlgenährtes, sanft geröthetes Gesicht, die weiße faltige Schürze eine umfangreiche Taille, an welcher ein nicht unbedeutender Vorrath der verschiedensten Schlüssel rasselte.

Fräulein Botmer fragte ungeduldig:

„Nun, Frau Wittich, ich glaube doch —“

„Alles in Ordnung, Fräulein Botmer, soeben sind die Leute mit dem Fußboden fertig geworden, die Kronleuchter haben sie auch untersucht und ich wollte nur noch die Liste bringen, damit Sie sehen können, wie viele Gäste zu-, wie viele abgesagt. Es ist von wegen der Plätze, man muß doch die Tische darnach richten.“

Fräulein Botmer nahm das ihr inzwischen überreichte Papier, überflog die lange Reihe der darauf bemerkten Namen und sagte, es gleichgültig zurückgebend:

„Mein Gott, Frau Wittich, es sind ja immer dieselben Leute, abgesagt haben Wenige, also richten Sie die Tafel ebenso ein wie das vorige Mal — nur eines, daß zu der Eisspeise nicht wieder die Teller gewärmt werden.“

„Das war ein Irrthum vom Joseph, der immer Dinge befiehlt, die —“

„Nun ja, schon gut.“

Fräulein Botmer wandte sich wieder zum Schreiben, aber die Häushälterin nicht zum Gehen, wie es ihre Herrin erwartet.

„Noch etwas?“ fragte diese rasch.

„Lieber Himmel, Fräulein Botmer, Sie sagten soeben, es

sollte Alles wieder so sein wie das vorige Mal und die Frau Baronin sagten mir gestern, es sollte dießmal ganz anders sein wie das vorige Mal, man müsse Abwechslung in die Sache bringen, die Herrschaften wüßten schon ganz genau, aus was für Speisen das Souper bestehe, das Menu brauche man nicht mehr auf den Tisch zu legen; auch müßte der Saal anders dekorirt werden, die Leute würden das schon zu machen wissen, man müsse es ihnen nur auftragen."

Fräulein Botmer hatte, während die Haushälterin gesprochen, mechanisch mit der Feder Buchstaben auf ein Blatt Papier gezeichnet. Als es im Zimmer still geworden, sah sie zu der alten Dienerin empor und sagte ernst:

„Frau Wittich, ich will mit meinem Bruder darüber sprechen, er gibt das Geld zu diesen Festen, er mag auch sagen, wie sie gehalten werden sollten."

„Ganz gut, Fräulein Botmer, für heute würde auch schwerlich eine Aenderung getroffen werden können."

Als Fräulein Botmer wieder allein war, legte sie die Feder aus der Hand und stützte den Kopf gedankenvoll darauf; ihr sonst freundliches Gesicht nahm den Ausdruck tiefer Bekümmerniß an.

„Sollte es denn wirklich so weiter gehen können?" sagte sie leise. „Jahr um Jahr? Niemand da sein, der diesem übermüthigen Weib die Grenzen ihres Benehmens vorschreiben dürfte?" Sie horchte auf. „Ach, Otto kommt," sagte sie, erhob sich rasch und ging einige Schritte nach der Thür. Dieselbe öffnete sich und ein Herr trat ein, dessen Aeußeres sofort erkennen ließ, daß es ihr Bruder war, welchem Fräulein Botmer freundlich die Hand entgegenreichte. Und dennoch war gerade im Aeußern wieder ein bedeutender Unterschied zwischen den Geschwistern, der sofort in die Augen trat; Fräulein Botmer's einfacher und bescheidener Anzug kontrastirte gewaltig gegen die fast zu gewählte Toilette des Bruders. Heute besonders war dieselbe so auffallend elegant, daß die Augen der Schwester unwillkürlich mit einer Art Erstaunen darüber hinglitten; er war ein Mann in den Fünfziger, sie Mitte der Vierziger, dennoch hätte man das Altersverhältniß Beider umgekehrt geglaubt, so viel hatte die Kunst den Jugendmangel bei ihm zu ersetzen gewußt. Nachdem Herr Botmer sich in einen der Sessel geworfen, fragte er, ob Herr Gerber die fälligen Zinsen heraufgebracht.

„Danke Dir herzlich," erwiederte sie und nahm ihm gegenüber Platz. „Vor einer Viertelstunde. Ich glaubte, Du wärest bereits ausgefahren."

„Doch nicht, ich komme soeben von Lucie. Sie ließ mir heute Morgen sagen, sie glaube nicht wohl genug zu sein, um heut Abend erscheinen zu können, aber auf mein Zureden will sie kommen."

„Und wie geht es Louise?" fragte Fräulein Botmer, ohne auf die Worte Ihres Bruders etwas zu erwiedern. „Sie ist heute Morgen noch nicht bei mir gewesen."

„Sehr gut. Ich traf sie soeben bei ihrer Tante."

„Louise wird doch heut Abend erscheinen?"

„Heut Abend? Bewahre! Wir haben es eben anders verabredet und sie ist nur zu froh, nicht gehen zu müssen; es ist auch zu frühe, sie ist ja noch ein reines Kind."

„Ein Kind?" Ueber Fräulein Botmer's bleiches Antlitz zog eine dunkle Röthe. „Sie wird in wenigen Wochen achtzehn Jahre. Glaubst Du denn an Alles, sobald es die Lippen Deiner Schwägerin aussprechen? Schön mögen diese Lippen sein, aber wahr ist nicht immer das, was sie sagen."

„Liebe Emma," sagte Herr Botmer gereizt, „frage Louise selbst und Du wirst hören — aber wozu denn dasselbe Thema von Neuem durchsprechen! Lucie mag thun, was sie will — in Deinen Augen ist es stets vom Uebel."

„In meinen Augen?!" rief seine Schwester schmerzlich. „Ich wollte, es wäre so! Aber meine Augen sehen klar, Otto, und ich sage Dir, daß Lucie Dein Kind nicht in die Welt eintreten lassen will, aus Angst, daß sie durch dasselbe in den Hintergrund gedrängt würde."

„Unsinn! Zwei so verschiedene Erscheinungen! So verschiedene Persönlichkeiten!"

„Louise ist siebenzehn, Lucie achtundzwanzig Jahre, sie immerhin eine Frau, wenn auch Wittwe, man würde doch der Tochter vom Haus größere Aufmerksamkeit schenken."

„So kleinlich denkt Lucie nicht! Und sollte denn eine noch so blühende Schönheit der Welt schon entsagen? Das wäre traurig nnd wer möchte behaupten, ob nicht dennoch Lucie — selbst neben den siebenzehn Jahren von Louise — Siegerin bliebe!"

„Es ist gut," erwiederte Fräulein Botmer. „Du vertrittst die Rechte Deiner Schwägerin, ich die meiner Nichte. Deine verstorbene Frau hat mich oft genug darum gebeten, als sie ihre Lebenskräfte schwinden fühlte, dereinst ihr einziges Kind zu schützen. In meinen Armen hat unser geliebter Bruder seine Seele ausgehaucht — nicht der Name seiner Frau schwebte auf seinen Lippen, sondern er —"

„Ich weiß, ich weiß!" rief Herr Botmer zornig. „Anfangs ging Alles herrlich und nach Wunsch — es war ihm kein geringer Kitzel, daß man ihn zum Baron gemacht, ihr allein verdankte er diese Standeserhöhung, doch später hat er sie — in den wenigen Jahren, wo er mit ihr gelebt — durch seine Eifersucht zur Verzweiflung gebracht."

„Weil er sie liebte und sie ihn nicht," sagte Fräulein Botmer.

„Sie hatte seine Hand genommen, weil sie mit Gold gefüllt war. Der schöne reiche Offizier war der armen Comtesse nicht unwillkommen; Tausende hat sie verschwendet, um ihren früheren Anbetern Feste zu geben und sich zu Pferd und zu Wagen ihnen als verlockende Beute zu zeigen, und ich sage Dir, Otto, auch Dir lockt sie wieder das Gold aus den Händen, weil sie Dich glauben macht —"

Herr Botmer sprang auf.

„Das Geld, was ich verdiene, ist mein und darüber hat Niemand das Recht, etwas zu sagen, noch nach dessen Verbleib zu fragen. Uebrigens," rief er mit zitternder Stimme, „wäre es ganz passend, wenn Du Deine Predigten, was das Geld anbelangt, auch Deinem Pflegesohn zukommen ließest! Seit acht Tagen läuft ein Wechsel nach dem andern ein, man hat nichts zu thun, als Geld flüssig zu machen, um die Schulden des Herrn von Erbach zu zahlen. Ein lockerer Vogel! Nun, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Aber Eines erkläre ich Dir hiemit," fuhr Herr Botmer fort, und zur Bekräftigung seiner Worte klopfte er mit einem eleganten Elfenbeinstock auf den Tisch, — „soll er bei uns eintreten, geschieht das nicht in der Weise eines Grandseigneur, der die Geschäfte en passant treibt: er arbeitet oder er verläßt das Haus! Ich zahle ihm den Rest seines Vermögens aus und dann mag er mit diesen Trümmern zusehen, wo er ein Unterkommen findet!"

Fräulein Botmer hatte mit ängstlichen Blicken an den Lippen ihres Bruders gehangen, welche im heftigsten Zorn diese Worte ausstießen, ihre Hände falteten sich in nervöser Aufregung fest in einander. Als Herr Botmer geendet, griff er in die Rocktasche, und nachdem er einen Brief hervorgezogen, den er auf den Tisch legte, nahm er Hut und Stock und entfernte sich ohne ein Abschiedswort für seine Schwester.

Eine Weile blieb Alles still im Zimmer, dann stand Fräulein Botmer rasch auf, nahm den Brief und eilte damit an's Fenster.

Zweites Kapitel.

Die Kammerjungfer.

„Und wenn Du so starkes Kopfweh hast, wirst Du nicht tanzen können, Tante Lucie?"

„Finden die gnädige Frau die Kamellie so tief genug gesteckt?"

Auf keine Frage erfolgte eine Antwort. Die schöne Schwägerin des Bankier Botmer saß eingehüllt in einen langen, eleganten Frisirmantel und las. Sie hatte, während ihre Jungfer bemüht war, ihre schönen blonden Locken aus den Papilloten zu wickeln, ein Buch ergriffen und schien über dem Inhalt ihre Umgebung zu vergessen. Die Kammerjungfer hielt die Blume noch eine Weile an dieselbe Stelle, aber ihre Hand begann zu zittern und ihre Lippen preßten sich fest zusammen; sie warf einen raschen Blick zu der Nichte ihrer Herrin hin, welche nicht weit davon in einem andern Fauteuil saß und mit Aufmerksamkeit das feine Profil ihrer Tante studirte. Endlich sah die Dame auf, nahm ihre Schildkrotlorgnette und betrachtete ihren Kopf im Spiegel.

„Holen Sie die Diamantnadeln, die Blume sieht ordinär aus."

Sie erhob sich ein wenig und rollte sich in ihrem Sessel näher an den Spiegel.

„Ich habe eiskalte Füße, das Blut steigt mir zu Kopf, schellen Sie und sagen Sie, daß man mir die Wärmflasche bringt."

Die Jungfer überbrachte ein Etui, in welchem sich drei Nadeln befanden, die in strahlenden Sternen die Form der großen Margueriten nachahmten.

„Wer hat Dir die schönen Nadeln geschenkt?" fragte Louise, als ihre Tante eine nach der andern vor sich hinlegte.

„Dein Papa."

„Zu Weihnachten?"

Die schöne Frau wandte sich um und sah ihre Nichte mit ihren großen dunklen Augen an.

„Man sollte glauben, Deine Tante Emma habe Dich abgerichtet."

Die Jungfer trat jetzt wieder herein. Sie nahm die Nadeln und ordnete nach dem Befehl ihrer Herrin dieselben in dem weichen vollen Haar. Es war ein wunderbar reizender Kopf, der in den von vielen Lichtern erleuchteten Spiegel sah; über die Augen wölbten sich feine dunkle Brauen und markirten noch mehr den durchsichtigen Teint des Gesichts, die schmale Nase mit den etwas aufgeblähten Nasenflügeln gab, besonders im Profil, dem Gesicht eine klassische Form, der Mund war klein und konnte so verführerisch lispeln und lächeln, daß, wenn die Worte ebenso verführerisch waren, es wenig Herzen gab, die diesen Reizen widerstanden.

„So, es ist gut," sagte sie und erhob sich. „Bringen Sie mir ein reines Tuch und Eau de Cologne."

Sie nahm das Tuch, fuhr sich leicht über Stirn, Augen und Mund, ließ sich dann den Pudermantel abnehmen und trat vor den großen Psychespiegel, welcher in einer andern Ecke des Zimmers stand und ebenfalls von Lichtern umgeben war.

„Sprachst Du nicht vorhin davon, Louise, daß Deine Tante heut Abend ihren Liebling erwartet?"

Sie sagte das, indem sie sich die Spitzen ihres Unterkleids von den Schultern strich.

„Ja, vielleicht soll er kommen, wer weiß, ob er es thut. Es ist doch sonderbar, daß ich ihn nie gesehen und Tante Emma ihn so liebt!"

„Bringen Sie das Kleid, Minna — was will man an der Thüre?"

„Die Wärmflasche für die gnädige Frau."

„Ich kann sie nicht mehr brauchen. Helfen Sie mir jetzt das Kleid anziehen. Warum hast Du den Liebling Deiner Tante nie gesehen? Hat man ihn vor Dir versteckt?"

Louise lachte hell auf, der fröhliche Ausdruck der Jugend lauschte aus dem frischen Gesicht.

„Vor mir etwas verstecken! Das wäre schwer gewesen! Nein, wir haben uns in den Pensionen versteckt, kam er nach Haus, ging ich, und so umgekehrt. Aber Du kennst ihn doch?"

„Ach nein, mon enfant, ich habe mich wahrhaftig nie um seine Existenz bekümmert; es war eigentlich nicht viel von ihm die Rede. Als ich Deinen Onkel heirathete, fand ich Niemand von der Familie vor, als Deinen Papa und Deine Tante."

Während die junge Wittwe diese Worte im gleichgültigsten Ton aussprach, hatte ihr die Jungfer ein Kleid von weißer Silbergaze übergeworfen und sie betrachtete jetzt mit größter Aufmerksamkeit ihre schöne Figur. Sie hatte bis jetzt ein Paar marseiller Handschuhe anbehalten, die sie nun auszog und ihrer Jungfer den Arm darbot, damit diese ein den Blumen entsprechendes Armband darum lege.

„Und ist Herr von Erbach ein Verwandter Deiner Tante?" sagte sie und zog eine ihrer blonden Locken herunter, damit sie mehr vorn auf dem vollen Hals lag.

„Nein, bewahre, er ist der Sohn eines Freundes von Tante, seine Mutter starb sehr früh und seinen Vater verlor er, als er zwölf Jahr alt war; von der Zeit an hat sich Tante Emma immer seiner angenommen."

„Geben Sie mir die Kamellie, die Sie mir in's Haar stecken wollten und befestigen Sie sie mir hier vorn an der Brust — so — ein wenig tiefer, damit die Spitze von der Berthe sie bedeckt; den Fächer mit den weißen Spitzen und den rothen Sammetstreifen — das Bouquet."

Louise war endlich aufgestanden, sie betrachtete ihre Tante mit großem Wohlgefallen.

„Ist das Bouquet auch von Papa?"

„Alles ist nicht von Papa, mon ange," sagte sie und sog den Duft der frischen Blumen ein. „Uebrigens auf das Fragen verstehst Du Dich gewaltig, Du bist ein ganzes Kind und es ist sehr gut, daß Du noch aus dem Ballsaal bleibst."

„Hätte ich Lust gehabt, so wäre ich doch gegangen," erwiederte Louise und sah ihre Tante sorglos an. „Aber bis jetzt ist's mir noch zu langweilig."

„Nach der ersten Stunde legen Sie mir in die Garderobe ein Paar frische Handschuhe," sagte die gnädige Frau, während sie ein Paar eben solcher anzog, zu ihrer Jungfer. „Auch halten Sie noch ein Paar Tanzschuhe bereit, es könnte sein, daß diese sich ausweiteten. Wie viel Uhr ist es denn?"

Sie warf einen Blick auf die Uhr, die an der Wand hing.

„Gleich Neun — sind schon Gäste da?"

„Ich habe erst einige Wagen vorfahren hören."

„Papa und Tante sind schon herunter gegangen," sagte Louise.

„So geben Sie mir den Gazeshawl um und nehmen Sie die Schleppe. Adieu, Louise," wandte sie sich zu ihrer Nichte. „Die Musik wird hoffentlich Deinen Schlaf nicht stören."

Die Wohnung der jungen Wittwe war ihr nach dem Tod ihres Mannes in dem Hause ihres Schwagers angewiesen worden.

Es waren früher zwei Häuser gewesen, aber bereits der Vater des jetzigen Besitzers hatte beide Häuser vereinigt und der Reichthum der alten Patrizierfamilie hatte dieser die Mittel gegeben, das Aeußere wie das Innere des Gebäudes auf das Glänzendste einzurichten.

Louise ging auf den teppichbelegten Gängen hinter ihrer Tante her, geleitete sie bis an die Treppe, welche nach dem Tanzsaal führte und eilte dann nach dem Theil des Hauses, in dem sie ihre Zimmer angewiesen bekommen, nachdem sie vor einigen Monaten aus der Pension zurückgekehrt war.

Nachdem die Jungfer ihrer Herrin die Schleppe des Kleides heruntergelassen, die Falten derselben zurecht gelegt, öffnete der Bediente die Flügelthüren und die Königin des Festes trat in die mit süßem Blumenduft und strahlendem Licht erfüllten Räume. Einen Augenblick huschten die Blicke der Jungfer hinter ihrer Herrin her, der Bediente hatte die Thüre langsam geschlossen.

„Es ist noch leer!" sagte sie, einen Augenblick stehen bleibend.

„Auch noch frühe," erwiederte der Diener. „Aber jetzt rollt es wieder vor.

Minna eilte fort, sie lief den Weg zurück, den sie soeben gekommen, um in dem Ankleidezimmer ihrer Herrin die alte Ordnung wieder herzustellen. Es lag eine eigene Hast in ihrem Wesen, zuweilen schrak sie zusammen, zuweilen horchte sie auf; es war ein solches Chaos von Damengarderobe in dem Zimmer entstanden, daß sie oft kaum den Platz wußte, wo die herbeigeholten Dinge hingehörten. Endlich hatte sie all' die verschiedenen Haar-, Steck- und Nähnadeln aufgelesen, Handschuhe und Schuhe in ihre Behälter gebracht und wollte eben Kleider und Röcke weghängen, als die Uhr Neun schlug. Sie horchte auf, löschte dann rasch die Lichter und eilte mit einem Paar weißen Glacehandschuhen und einem Paar Atlasschuhen aus dem Zimmer. Sie übergab Beides einem andern Mädchen, welches den weiblichen Gästen in der Garderobe zu helfen hatte und lenkte nun ihre Schritte dem Theile des Hauses zu, in welchem sich die Geschäftsräume befanden.

Die langen Gänge hatte sie bald durchlaufen und blieb endlich vor einer Thüre stehen, an deren Schlüsselloch sie einige Zeit horchte und dann dreimal leise anklopfte. Sie hörte, daß sich im Innern des Zimmers die Schläge dreimal wiederholten, dann trat sie ein.

Es war ein schmales Gemach, behaglich warm und durch eine von der Decke herabhängende Lampe beleuchtet; Möbel waren nur wenige vorhanden, ein großer Schreibtisch füllte den Raum hauptsächlich aus. Mit dem Rücken nach der Thüre stand ein Herr. Als sich dieselbe geöffnet, wandte er sich rasch um. Er war von hoher, schlanker Gestalt, in elegantester Ball-

toilette, seine Züge waren vornehm, interessant, nur lag in den schwarzen Augen etwas unangenehm Lauerndes und gerade jetzt ruhten sie auf dem eintretenden schüchternen Mädchen mit einem höchst zornigen Ausdruck. Er war der erste Buchhalter des Herrn Botmer, ein Mann aus guter Familie, der bereits sechs Jahre im Geschäfte war und sich durch seine großen Fähigkeiten und seinen scharfen Verstand Herrn Botmer ganz unentbehrlich gemacht hatte; allein es zehrte in ihm ein leidenschaftlicher Ehrgeiz, welcher ihn die errungenen Ziele nicht in Ruhe genießen ließ, sondern ihn nur rastlos und unzufrieden zu weiteren Kämpfen antrieb.

„Ich sagte Ihnen, Minna, daß ich Punkt halb Neun hier zu treffen sei, jetzt ist es Neun, es sind doch genug Uhren im Haus, um die Zeit zu wissen."

„Die gnädige Frau wurde nicht früher fertig, ich darf sie doch nicht drängen."

„Haben Sie ihr das Bouquet gegeben?"

„Ja wohl."

„Was haben Sie sonst gehört? War Herr Botmer bei seiner Schwägerin?"

„Heute Morgen, aber nur auf kurze Zeit. Sie sagte ihm, daß sie Kopfweh habe, darauf mußte ich das Zimmer verlassen, aber gleich darauf schellte sie mir und als ich eintrat, küßte er ihr die Hand und ging dann sogleich fort. Aber ich hörte von Frau Wittich, daß man heute oder morgen Herrn von Erbach erwarte."

Bis jetzt war der junge Mann auf und ab gegangen. Nun blieb er plötzlich stehen.

„Das ist nicht möglich, davon war gar keine Rede, das ist nicht wahr! In einigen Wochen vielleicht."

„Fräulein Louise sagte es heut Abend ebenfalls, Herr Wigbert."

„Wo war Fräulein Louise?"

„Sie hat bei der gnädigen Frau dem Anziehen zugesehen."

„Also kommt sie nicht zu dem Ball?"

„Nein, sie meint, es langweile sie."

Es trat eine kleine Pause ein. Minna griff nach der Thürklinke, aber Herr Wigbert sah rasch nach ihr hin.

„Nun, wohin schon wieder? Warten Sie doch, bis ich Sie entlasse."

Er griff in seine Westentasche und warf ihr ein kleines Goldstück auf den Tisch.

„Sie können damit die nächste Miethe für Ihre Mutter bezahlen; der Wirth hat sie übrigens erhöht, aber ich zahle sie fort, vorausgesetzt, daß Sie genau Alles berichten, was hier im Haus vorgeht, besonders nach dem Eintreffen dieses Herrn von Erbach!"

Minna stand jetzt ohne sich zu regen.

„Sie können nun gehen."

Er schob ihr nochmals das Goldstück hin, sie nahm es, aber als sie es berührte, überzog eine tiefe Röthe ihr bleiches Gesicht.

*

Es war zwölf Uhr, das Souper war vorüber, man kehrte in den Saal zurück, worin die erfrischte Luft und die fröhliche Musik zu neuem Tanz aufforderte. Fräulein Louise lag auf einer kleinen Chaise-longue und las; auf dem Tische standen noch Reste eines kleinen Mahles, sowie ein geleertes Champagnerglas, woraus zu ersehen, daß sie, wenn auch nicht anwesend, dennoch die Freuden der Tafel mitgenossen. Auf ihrem Gesicht lag der Ausdruck höchster Aufmerksamkeit, sie blätterte eben eine frische Seite um, als es leis an ihre Thüre klopfte. Ohne daß sie „Herein!" gerufen, öffnete sich dieselbe und Minna trat ein.

„Ah, Sie sind es!" rief Fräulein Louise und legte ihr Buch bei Seite.

„Fräulein Botmer hatten doch befohlen zu melden, wenn das Souper vorüber?"

„Ja, ja, ist es so weit?" Louise sprang auf und trotz der langen Zeit, die sie in einer der besten Erziehungsanstalten zugebracht, dehnte sie sich wie eine kleine Katze. „Geben Sie mir dort die Jacke, — danke, — aber Sie sagen kein Wort, daß ich mich versteckt und gelauscht habe, — zu Niemand." Sie löschte ihre Lampe, während sie fortfuhr zu plaudern. „Es macht mir Freude, ihnen zuzusehen, ohne daß ich zwischen ihnen bin."

„Ich verspreche es gewiß, Fräulein."

Minna eilte voran und bahnte gewissermaßen dem jungen Mädchen einen freien Weg; sie kamen Beide unbehindert Treppen und Gänge herab und befanden sich bald in einem schmalen Zimmer, welches nur zum Reinigen der Lampen und Putzen des Silbers benützt ward und ein kleines Fenster in der Wand hatte, welches in den Tanzsaal mündete. Dieses Fenster war heut Abend ausgehoben und durch eine Blumengruppe verdeckt, damit es nicht gesehen werde und auch frische Luft einlasse.

Minna zog die Thüre hinter sich in's Schloß und drehte dann leise den Schlüssel um, dann schob sie Louise einen niedern Schemel vor das Fenster und bat sie, die Zweige vorsichtig auseinander zu biegen, dann könne sie Alles beobachten.

„Das haben Sie ja herrlich ausgefunden," sagte Louise und sprang leicht auf den Schemel.

Minna bückte sich herab, um ihr Erröthen zu verbergen und trat zur Seite. Louise bog das grüne Laub auseinander und ließ ihre Blicke durch den Saal schweifen; mit tiefem Interesse verfolgte sie all' die Herren und Damen, welche, unbewußt, daß sie so genau beobachtet wurden, an ihr vorübergingen. Jetzt kam ihr Vater, er führte Tante Lucie; Louise verglich Beide, er bemühte sich auf das Lebhafteste, seine Schwägerin zu unterhalten, während die Blicke dieser Letztern beständig Etwas suchten, was ihre Aufmerksamkeit allein in Anspruch zu nehmen schien. Dort stand Tante Emma, umringt von mehreren Herren und Damen; zu ihnen trat jetzt Herr Wigbert; sein ruhiges Benehmen kontrastirte auffallend gegen das ihres Vaters.

Nun beginnt die Musik, da faßte Louise rasch nach Minna's Hand.

„Schnell! Kommen Sie hieher! Wer ist der Herr, der jetzt mit Tante Lucie spricht? — Dort — er umfaßt sie — da tanzen sie hin!"

„Das ist Herr von Erbach, Fräulein Botmer."

Louise ließ die Zweige zusammenschlagen, sie sah nach der Jungfer und fragte erstaunt:

„Er ist hier und Sie kennen ihn?"

„Er kam nach neun Uhr an; da die übrige Dienerschaft zu sehr beim Souper beschäftigt, ging ich mit ihm auf sein Zimmer, um ihm behülflich zu sein. Als er erfuhr, daß Ball sei, ließ er gleich seine Koffer auspacken, seine Sachen ordnen und es war noch nicht Zehn, stand er bereits im Tanzsaal."

Louise stieg herab.

„Kommen Sie, Minna, ich kann nicht länger stehen."

Minna öffnete wieder vorsichtig die Thür, es war Alles ruhig draußen.

„Soll ich wieder mit zurückgehen?"

„Ja, zünden Sie mir die Lampe an."

Als beide Mädchen in Louisens Zimmer angelangt waren und die Lampe brannte, fragte Louise:

„Minna, wie lange sind Sie schon im Haus?"

„Fünf Jahre, ich kam mit der gnädigen Frau hieher."

„Wo waren Sie denn früher?"

„Bei meiner Mutter, ich schneiderte, sie konnte mir damals noch helfen, der Verdienst war für uns Beide ausreichend, aber sie bekam das Nervenfieber, genas zwar davon, behielt jedoch ein Zittern in Händen und Füßen, welches ihr das Arbeiten unmöglich machte. Da vermiethete ich mich als Kammerjungfer, weil ich auch frisiren kann."

„Sie sehen recht müde aus, Minna, schlafen Sie ein wenig auf Ihrem Zimmer, der Ball dauert sicherlich noch lange. Morgen will ich Ihnen etwas für Ihre arme Mutter geben."

„Darf ich Fräulein Louise noch beim Auskleiden behülflich sein? Emilie ist unten beschäftigt."

„Nein, danke, das kann ich allein, ich bin ja nicht in Balltoilette. Gute Nacht und vergessen Sie nicht, um Alles nicht Tante Lucie —"

„Nicht ein Wort kommt über meine Lippen."

Es lag ein so inniger Ton in Minna's Worten, daß Louise sagte, als das Mädchen die Thür geschlossen:

„Wie gut sie scheint, ich glaube, Tante Lucie behandelt sie recht kalt und hochmüthig."

Dann stand sie einen Augenblick still nachdenkend.

„Es war doch recht dumm, daß ich heut Abend nicht auf den Ball ging."

Sie sagte das sehr leise, nahm die Lampe und ging nach ihrem Schlafzimmer.

Drittes Kapitel.

Der Vogelbauer.

In der Marktstraße, einer der ältesten der Stadt, stand unter vielen anderen Häusern auch eins, welchem der Volkswitz den Namen „Der Vogelbauer" beigelegt. Der Name war jedenfalls sehr bezeichnend, nicht allein, weil das Haus in eine Menge kleiner, käfigartiger Wohnungen eingetheilt war, sondern weil auch diese meistentheils nur von den munteren Zugvögeln der menschlichen Gesellschaft bewohnt wurden: Studenten, angehenden Künstlern, Herren und Damen der Theaterwelt. Der Eigenthümer des Hauses, Besitzer einer großen Baumwollenspinnerei vor dem Thore, hatte einem alten, ausgedienten Werkführer freie Wohnung darin gegeben, unter der Bedingung, die Miethen pünktlich einzutreiben, sowie über das ganze Haus strenge Aufsicht zu halten; dieser bewohnte mit seiner stocktauben Frau ein Zimmer zu ebener Erde; die Frau saß von Morgens früh bis spät Abends am Fenster, um ihrem Mann, der gewöhnlich, wenn er nicht zu viel getrunken, in einem alten, ledernen Armstuhl lag und in einem Buch las, welches er einem Studenten oder Schauspieler abgeborgt, die Namen der ein- und ausgehenden Personen zuzurufen.

„Die Jungfer Planitz," ertönte jetzt ihre Stimme. „Wird wohl die Miethe bringen; gehe ihr gleich entgegen, ehe sie heraufgeht und der Alten das Geld gibt."

Der Mann leistete diesem Rath Folge, so rasch es ihm seine steifen Beine erlaubten und öffnete gerade in dem Augenblicke die Thüre seines Zimmers, als die Kammerjungfer der Frau Baronin von Botmer in den Hausflur trat.

„Wer ist da?" fragte er; denn war es auch draußen noch hell, herrschte doch bereits im Hause tiefe Dunkelheit.

„Ich bin es, Minna Planitz."

„Ei, siehe da! Ja, lange nicht die Ehre gehabt! Nun, wie steht es?"

„Mir geht es gut, ich komme nach der Mutter zu sehen."

„O, ganz wohl und munter, bin erst gestern oben gewesen."

Minna, sofort den Zweck seines Besuches ahnend, sagte rasch:

„Wohl wegen der Miethe? Ich bringe sie, Herr Peters, wenn Sie wollen, können wir diese Sache gleich abmachen."

Minna schritt nach dem Zimmer, in welches sie eintrat, ohne von Frau Peters bemerkt zu werden. Bei dem Lichtscheine, den die Lampe verbreitete, die ihr Mann rasch angesteckt hatte, wandte sie sich erst um, und als sie sah, daß ihr Plan gelungen und das junge Mädchen Geld auf den Tisch zählte, rief sie laut und vergnügt:

„Guten Abend, Mamsell Planitz!"

Minna nickte ihr zu und fragte dann, ob die Summe stimme und ob sie, wenn sie nach Hause gehe, die Quittung darüber abholen könne.

„Natürlich, warum das nicht," sagte der Mann, das Geld in einen leinenen Beutel streichend. „Die Quittung können Sie haben, aber eine Neuigkeit muß ich Ihnen doch erst melden."

Minna sah mit ängstlichen Blicken auf.

„Und die wäre?" fragte sie.

„Für das ganze Haus sind die Miethen erhöht."

„Wirklich? Und wie viel beträgt es für meine Mutter in Zukunft?"

„Vierundzwanzig machte es sonst für das Jahr, jetzt dreißig, also sechs Thaler mehr."

„Sechs Thaler mehr," wiederholte das arme Mädchen und ein herber Ausdruck verzog ihren sonst hübschen Mund. „Wieder eine Steigerung," sagte sie, schwieg aber rasch und der Mann meinte schmunzelnd:

„Na, die sechs Thalerchen sind in einem so reichen Haus leicht zusammengebracht."

Minna wandte sich rasch nach der Thür, als ihr Frau Peters, die währenddessen von ihrem Beobachtungsposten herabgeklettert war, nahe trat und leise zuflüsterte:

„Gestern war er da, in der Dämmerung."

Minna nickte ihr zu und eilte aus dem Zimmer, während ihr Herr Peters nachrief:

„Vergessen Sie nicht die Quittung abzuholen!"

Minna schritt die Treppe rasch herauf, denn es fiel aus dem Gangfenster der ersten Etage noch etwas Licht auf dieselbe, allein je höher sie stieg, desto mehr erlosch es und hätte sie diesen Weg nicht schon so oft gemacht, sie hätte sich nicht zurechtgefunden. Trotzdem sie die Stufen leise und leicht heraufgeeilt war, hatte sich doch, als sie an dem Gange, den sie bei dem ersten Stocke zu passiren hatte, eine Thür geöffnet und ein neugieriger Frauenkopf sich herausgebogen, der sich indessen rasch wieder zurückgezogen. Endlich war Minna an das hölzerne Gitter gelangt, das im vierten Stock den schmalen Vorplatz absperrte, an welchem mehrere Kammern lagen. Sie drückte auf die Klinke, die sofort nachgab. An der dritten Thüre klopfte sie leise an, trat aber ein, ohne auf ein „Herein!" zu warten. Es war noch dunkel im Zimmer, eine Stimme fragte:

„Wer ist denn da?"

„Guten Abend, Mutter, ich bin es."

„So, also endlich fällt es Dir ein zu kommen," sagte dieselbe Stimme in ärgerlichem Tone. „Man sollte glauben, Du würdest zu stolz, um einmal nach Deiner kranken Mutter zu sehen. Stecke das Licht an, ich kann nichts mehr erkennen. Wie viel Uhr haben wir denn?"

Minna tastete auf einem kleinen Tisch umher und als sie ein paar Zündhölzchen gefunden, hatte sie bald die Talgkerze angezündet.

„Ich habe oft genug an Dich gedacht, Mutter," sagte das junge Mädchen, nahm das Licht und stellte es auf einen größern Tisch, an dem eine Frau in einem altmodischen, großen Stuhl saß.

Dieselbe war nicht häßlich, noch sah sie besonders krank aus, nur ihre Füße, die sie in großen Filzschuhen unbeweglich auf einem Schemel stehen hatte und ihre Hände, die, so oft sie dieselben bewegte, in ein auffallendes Zittern geriethen, bewiesen, daß sie eine hülflose Person war.

„Du mußt bedenken, Mutter," fuhr die Tochter fort, während sie ihre Sachen ablegte und sich der Mutter auf einen Stuhl gegenüber niederließ, „daß jetzt sehr viel Gesellschaften sind und ich von Morgens bis Abends zu nähen habe."

Die Frau blickte ihre Tochter forschend an.

„Man sieht's Dir an, daß Du übermäßig angestrengt wirst; da heißt's immer, der gute Dienst, das gute Leben und dabei arbeitest Du Dich zu Tode und was fang ich an, wenn ich allein und verlassen bin? Ich kann ihm nichts ausspioniren."

„Mutter, um Gottes willen, sag' so etwas nicht! Ich kann es nicht hören!" rief das arme Mädchen und hielt sich die Hand vor die Augen.

„Gestern war der alte Fuchs von unten —"

„Ich weiß," unterbrach die Tochter die Rede ihrer Mutter. „Die Miethe ist bezahlt und hier hast Du Geld für die nächsten vier Wochen."

Sie legte ein paar Thaler auf den Tisch.

Die Frau schob mit ihren schwachen Händen das Geld auseinander.

„Das ist ja mehr als sonst? Hast wohl —"

„Es ist ein Thaler von dem jungen Fräulein Botmer dabei," erwiederte das Mädchen hastig. „Sie hat ihn mir für Dich gegeben, laß Dir dafür Wein holen, der Doktor sagte ja, wie gut es sein würde, wenn Du dann und wann ein Glas trinken könntest."

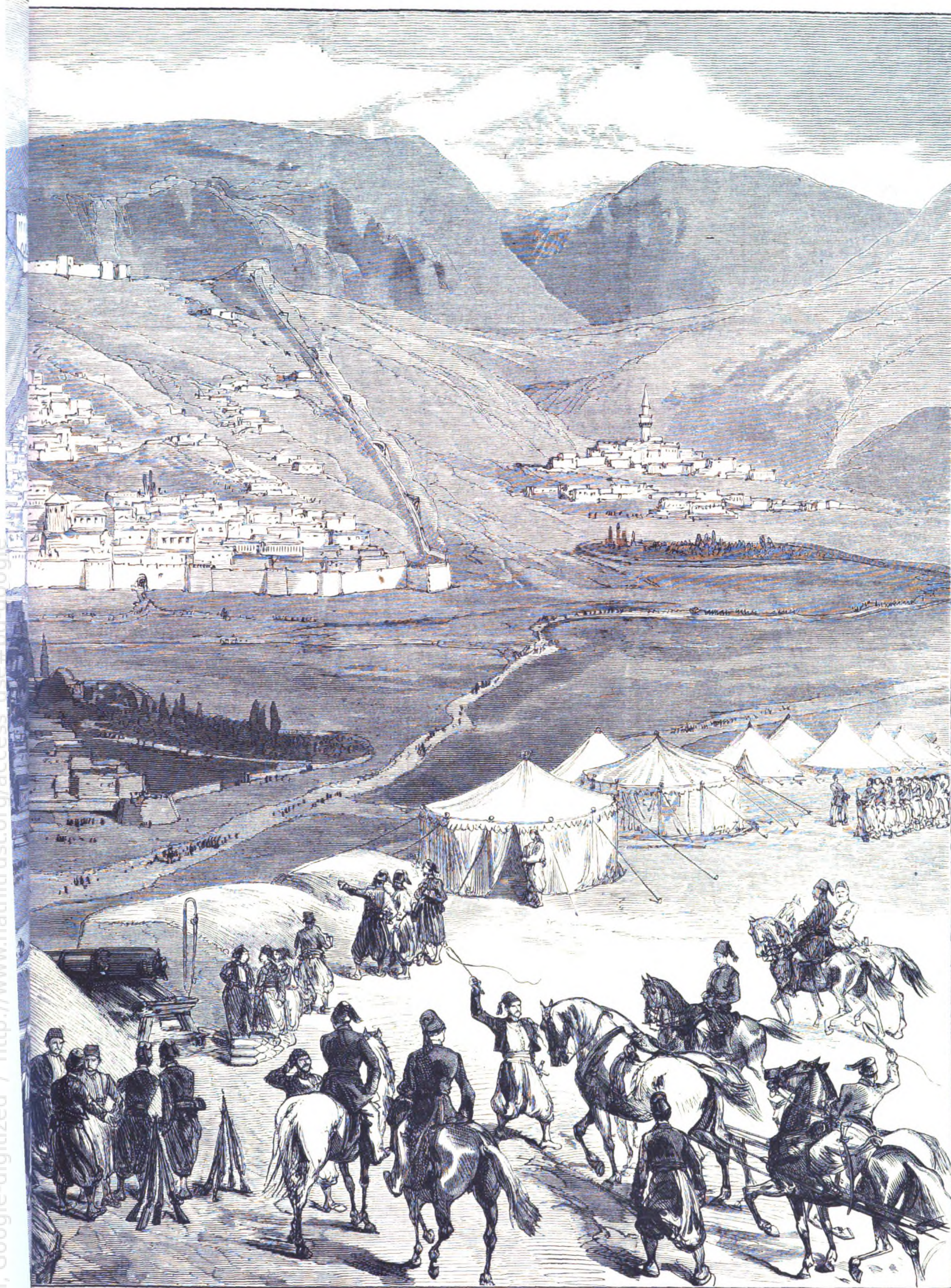
Die Frau begann immer ruhiger und heiterer zu werden, sie war eben im Begriff, ihrer Tochter etwas Angenehmes zu sagen, als es leise an die Thüre klopfte.

„Rasch das Geld fort!" rief sie erschrocken. „Steck' es in meine Filzschuhe, da hab' ich es am sichersten."

Mit hastigen Händen half sie ihrer Tochter das Silber in den sonderbaren Versteck bringen und legte sich dann wieder, anscheinend müde, in ihren Stuhl zurück. Die Thür öffnete sich jetzt behutsam und, nachdem erst eine kleine Oellampe ihren matten Schein in's Zimmer geworfen, erschien eine lange hagere Frauengestalt, die in einen alten, einstmals gelb gewesenen Shawl gewickelt war. Das markirte Gesicht umhingen an der Stirn ein paar falsche schwarze Locken, während das Ganze ein breiter, gefältelter Haubenstrich einrahmte. Die Frau blies das Licht aus, ohne Rücksicht auf den häßlichen Dunst, den dieß



Der orientalische K



ung Kars. (S. 458.)

verursachte und dann, ihre stechenden Augen mit der Hand beschattend, sagte sie mit schnarrender Stimme:

„Schon Licht, Frau Planitz, wie ich sehe. Ah, da ist ja auch die Fräulein Tochter, ein seltener Gast."

Die Frau trat jetzt näher und stellte die blecherne Lampe auf den Tisch, indem sie sich mit dem Fuß einen Stuhl heranzog, auf dem sie Platz nahm.

„Ja," nahm Frau Planitz das Wort, da ihre Tochter, nachdem sie der Frau guten Abend geboten, still geschwiegen, „das arme Mädchen sieht elend aus, wenn die gnädigen Frauen tanzen, müssen die armen Kammermädchen die Nächte durch nähen."

„Alles hat seine zwei Seiten," erwiederte die hagere Frau und sah Minna dabei forschend an. „Wenn kein Verbrauch, auch kein Verdienst, Sie hätten Ihr Leben auch nicht fristen können, wie Sie noch gesund waren, Frau Planitz, wenn Sie nicht für die lustigen Frauen zu schneidern gehabt hätten. Uebrigens," fuhr sie fort, sich an Minna wendend, „daher kommt er jetzt wohl auch seltener zu uns?"

„Wer?" fragte Minna und sah die Frau rasch an.

„Na, wer anders als Herr Wigbert! Gestern war er einen Augenblick da, dann ging er schon wieder; er hat wohl was Anderes auf der Fährte?"

„Frau Krems, ich kümmere mich durchaus nicht um Herrn Wigbert's Angelegenheiten," sagte Minna kurz. „Einmal paßt es sich nicht für mich, dann interessirt es mich nicht."

„Pah, das machen Sie Unsereinem nicht weiß! In einem Haus, wo die Mutter so lange Zeit gedient!"

„Gedient?" rief Minna's Mutter und fuhr aus ihrer bequemen Lage auf. „Ich habe nie fremder Leute Brod gegessen! Mein Mann war bei dem Oberst Wigbert Bedienter, als der mit seinem Sohn in's Haus zog, wo ich als ledige Schneiderin wohnte."

„Na ja," begütigte die Frau, „er hat doch seit dem Tode seines Vaters und Ihres Mannes immer für Sie gesorgt. Ja, ja, ich weiß!" rief die Frau rasch, als Minna's Mutter abermals auffuhr, um zu reden. „Der alte Oberst hat es dem Sohne vor seinem Tode gesagt, aber daß dieser seine Zusage gehalten, ist doch aller Ehren werth. Freilich," lachte sie und zeigte dabei eine Reihe spitzer Zähne, „daß Sie hieher ziehen mußten, das that er um seinetwillen, der schlaue Kunde, da schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe, machte den Leuten weiß, er liefe hieher, um nach der kranken Frau von seines Vaters altem Diener zu sehen und dabei war es ihm darum zu thun, unbehindert zu meiner schönen Tänzerin zu kommen. Alle Wetter, hier ist's aber kalt," fuhr sie fort und wickelte sich fester in ihren Shawl, während sie einen prüfenden Blick nach der Gegend warf, wo ein dreibeiniger eiserner Ofen stand.

„Gestern war ja wieder ein schöner Spektakel bei Ihnen unten," sagte Minna's Mutter ärgerlich. „Bis spät in die Nacht."

„Wenn Sie davon hier oben etwas gehört haben, müssen Sie gute Ohren haben, Frau Planitz!" rief die Frau heftig. „Das muß ich gestehen, aus dem ersten Stock bis oben unter's Dach! Wissen Sie, dermaßen schreien doch die vornehmen Herren nicht."

„Ich habe auch nichts gehört," sagte die kranke Frau und ihre Augen bekamen einen immer zornigern Ausdruck, „aber die Leute, die über Ihrer schönen Tänzerin wohnen, haben sich beklagt, sie hätten kein Auge zuthun können."

„Die!" lachte die Frau hell auf. „Die will ich's lehren, sich beklagen und den andern Tag kommen und um die Reste vom Tische betteln! Das sind die armseligen Müller's mit ihren vielen Kindern, die sogar die Miethe noch schuldig sind — und so Bettelvolk beklagt sich, denen will ich's lehren, wartet nur!"

Sie machte eine drohende Bewegung mit ihrer braunen knochigen Hand, während eine dunkle Röthe in ihr mageres Gesicht stieg.

Minna stand auf und griff nach ihrem Hut.

„Ich fürchte, Mutter, ich muß wieder fort, Frau von Botmer will heut Abend in's Theater und ich muß ihr vorher noch das Haar machen. Sonntag komme ich vielleicht auf längere Zeit zu Dir."

„Das sind Redensarten," erwiederte ihre Mutter verdrießlich, „das bin ich schon gewöhnt! In vier Wochen, da kommst Du vielleicht einmal wieder."

Frau Krems war ebenfalls aufgestanden; sie hatte sich wieder gefaßt und schien sichtlich bemüht, ihre vorige Heftigkeit wieder gutzumachen.

„Mamsell Minna, so oft ich ein Viertelstündchen frei habe, sehe ich nach der Mutter, das wissen Sie wohl; aber warten Sie, ich muß auch herunter, dann gehen wir zusammen." Sie zündete ihre Lampe an dem Talglicht an und ging erst rasch an den Ofen. „Ist wohl kein Feuer mehr d'rin? Ja, noch ein paar Köhlchen — na, ich schicke Ihnen durch eins von Müller's Kindern ein paar Scheitchen Holz herauf, Frau Planitz, dann flackert's nochmal auf."

Minna warf ihrer Mutter einen fragenden Blick zu, diese aber, nur einen Trieb kennend: gut zu leben, nahm den Vorschlag der Frau sehr bereitwillig an und bat sie, nicht zu lange damit zu zögern, sonst flögen die paar Funken noch vorher zum Schornstein hinaus.

Minna stand jetzt völlig angezogen vor ihrer Mutter, sie griff nach deren Händen und drückte sie mit Zärtlichkeit an sich.

„Mutter, hast Du irgend einen Wunsch — oder fühlst Du Dich sehr hülflos, so laß es mir sagen, dann bitte ich um Urlaub und komme sofort."

„Ja, ja, gehe nur," sagte die Frau und zog die Decke, welche über ihren Knieen lag, höher hinauf. „Wenn es schlimmer mit mir wird, wirst Du es schon erfahren — nun gehe nur und sage dem jungen Fräulein Botmer meinen schönsten Dank."

Minna wandte sich rasch zum Gehen, sie hoffte, die letzten Worte wären ihrer Begleiterin entgangen, aber diese hatte kaum die Thüre der Mansarde hinter sich geschlossen, als sie fragte:

„Junge Fräulein Botmer? Die ist wohl jetzt im Haus?"

„Ja," sagte Minna kurz und schritt der Frau eilig voran.

„Also aus der Pension? Seit wie lange denn?"

„Ich denke seit einigen Monaten. Gute Nacht, Frau Krems, ich muß eilen, ich fürchte, mich schon verspätet zu haben."

Minna eilte jetzt die Treppe herab, um den ferneren Fragen der zudringlichen Frau zu entgehen. Als sie auf den Hausflur trat, klopfte sie rasch an die Thüre des Portiers.

„Bitte um meine Quittung!" rief sie in das Zimmer.

Der Mann lag noch in seinem Stuhl, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt, anstatt eines Buches, eine Flasche nebst Glas vor sich hatte. Er gab seiner Frau, welche ihm gegenüber saß, einen Stoß mit dem Fuß und als sie aufsah, schob er ihr ein Blatt Papier zu, dabei mit dem Daumen nach der Thür zeigend.

Sie erhob sich geschäftig, ging auf Minna zu und händigte ihr das Papier ein.

„Gute Nacht!" schrie sie im höchsten Ton ihrer Stimme.

Minna nickte, schob die Quittung in ihre Tasche und eilte aus dem Haus.

Viertes Kapitel.

Bei Frau von Botmer.

Acht Tage nach diesem Abend stand Louise eines Morgens in dem Zimmer ihres Vaters; sie hatte bereits eine Viertelstunde auf ihn gewartet, um ihm eine Botschaft von Tante Emma zu überbringen und jetzt schlug die große englische Uhr Zwölf und noch immer horchte sie vergebens auf sich nahende Schritte.

Da endlich wurde an der Thüre, welche nach dem Gange führte, leise geklopft; sie rief ungeduldig „Herein!" und sah überrascht empor, als Herr Wigbert eintrat.

„Pardon!" sagte dieser und trat einen Schritt zurück. „Ich glaubte Herrn Botmer zu finden."

„Nein, Papa ist nicht da," erwiederte sie und ließ sich in einen Sessel nieder. „Ich habe schon eine ganze Weile auf ihn gewartet — er ist wohl bei Tante Lucie?"

„Das wohl nicht, Fräulein Botmer, ich sah ihn doch vor einiger Zeit nach seinem Zimmer gehen."

Herr Wigbert betrachtete mit tiefem Interesse das zierliche Mädchen, das nachlässig vor ihm in dem großen Stuhl lag. Es war ein eigener Kontrast, wie seine forschenden Blicke auf ihrem Antlitz ruhten, während sie die ihrigen träumerisch auf eine Blume gerichtet hatte, mit der sie gleichgültig spielte.

„Wenn ich störe, Fräulein Botmer," sagte er, trat jedoch näher zu ihr, „so —"

„O, nicht im geringsten," erwiederte sie und sah rasch auf, „bitte, nehmen Sie Platz und erzählen Sie mir etwas. Waren Sie gestern Abend im Theater?"

Wigbert hatte sich niedergelassen, aus seinen Zügen sprach ein Gefühl unleugbarer Freude.

„Ja, ich war dort. Sie besuchen das Theater sehr selten, lieben Sie es nicht?"

Sie lachte auf mit der Fröhlichkeit eines Kindes.

„Jeden Abend, den ganzen Tag könnte ich im Theater zubringen, aber ich darf, ich soll nicht."

„Ich kann an diesem Vergnügen nichts Schädliches finden," sagte Wigbert, mit einem eigenen höhnischen Zug um den Mund. „Ich fände es überhaupt am besten, wenn Ihr Herr Vater eine Loge für sich und seine Familie miethete, dann könnte man nach Belieben kommen und gehen."

„Wenn das möglich wäre!" rief Louise freudestrahlend.

„Möglich wäre?" wiederholte Herr Wigbert lächelnd. „Lassen Sie mich diese Angelegenheit in die Hand nehmen und sie wird bald arrangirt sein."

„Ich glaube, Tante Lucie würde auch gehen, obgleich sie behauptet, daß das Theater sie angreife, und da ist Herr von Erbach — sollte er sich nicht vielleicht auch für diesen Plan interessiren? Er ist noch so jung, so lebenslustig —"

„Das Erste bedingt gewöhnlich das Zweite," sagte Wigbert spöttisch. Es war ihm nicht entgangen, daß Louise, als sie den Namen des jungen Mannes nannte, leicht erröthete. Er fuhr fort: „Indessen hat Herr von Erbach bei seiner Jugend das Leben schon in vollen Zügen genossen. Wohl ihm, daß er es konnte."

Louise sah zu Herrn Wigbert auf, ihre Blicke begegneten seinen dunklen Augen, deren glühender, rastloser Ausdruck sie verwirrte und verlegen machte. Sie erhob sich daher rasch und sagte ärgerlich:

„Es dauert mir zu lange, bis Papa kommt, bitte, grüßen Sie ihn und sagen Sie ihm, wenn er, bevor er ausgehe, noch einen Augenblick Zeit habe, doch zu Tante Emma zu kommen."

Wigbert hatte sich ebenfalls erhoben, er verneigte sich ehrerbietig vor dem jungen Mädchen, öffnete ihr die Thür und schloß sie dann wieder behutsam hinter ihr zu. Als er sich allein befand, trat er in tiefen Gedanken an den Tisch und blätterte in einem Buch.

„Sie erröthete bei seinem Namen," sagte er leise. „Lebenslustig? Ich will Dir helfen, daß Du an dieser Lust zu Grunde gehen sollst."

Er warf das Buch heftig auf den Tisch; in dem Augenblick öffnete sich die Thür und Herr Botmer trat ein. Er schien sichtlich überrascht, seinen Buchhalter hier zu treffen.

„Nun, Wigbert? Ich denke, Sie wären über alle Berge? Wir haben doch abgeschlossen, es stimmte Alles?"

„Eine Frage war unerledigt geblieben — ob wir die verlangte Summe von zehntausend Thalern der Firma Schmidt und Sleyden kreditiren sollen, oder —"

„Ach, die Sache! Ich kann darüber noch keine bestimmte Antwort geben, bevor ich nicht über die Solidität des Hauses genaue Erkundigungen eingezogen. Sie können darauf bezüglich nach Rotterdam an Herrn Meppem schreiben und ich will mich an den deutschen Konsul im Haag wenden, unter vier Tagen ist keine bestimmte Antwort zu geben. Doch sagen Sie, da wir doch gerade einen Moment hier allein sind, wie macht sich denn der junge Erbach? Ich verhalte mich absichtlich ihm gegenüber noch sehr kühl, beobachte ihn nicht; aber Sie möchte ich bitten, hinsichtlich Seiner letzteres zu thun — das heißt, mit Diskretion, er ist der Liebling meiner Schwester, etwas Rücksicht müssen wir, anfangs wenigstens, nehmen. Er kommt aus dem pariser Treiben, ein hübscher Mensch —"

„All' dieses, Herr Botmer, habe ich mir selbst gesagt und deßwegen in diesen Tagen noch gar kein Verlangen an seine Thätigkeit gestellt. Er scheint allerdings nicht eben viel Interesse für das Geschäft zu besitzen, aber bis jetzt läßt sich noch kein Urtheil fällen und man muß ihm erst nach und nach die Zügel strammer ziehen. Doch ehe ich mich empfehle — ich traf Fräulein Louise hier, als ich vorhin eintrat —"

„Meine Tochter? Was wollte sie?"

„Sie hat mich beauftragt, da sie nicht länger Zeit hatte zu warten, Ihnen zu sagen, Herr Botmer, daß Ihre Fräulein Schwester Sie zu sprechen wünsche, bevor Sie ausgingen."

Herr Botmer zog seine Uhr heraus.

„Was das immer für Angelegenheiten sind!"

Herr Wigbert zögerte einen Augenblick, da er aber sah, daß sein Prinzipal, trotzdem er Hut und Stock mitgebracht, nicht mit ihm zugleich zu gehen wünsche, empfahl er sich rasch.

Herr Botmer ging einige Male im Zimmer auf und ab, sein Blick fiel zufällig auf die Blume, mit welcher seine Tochter vorhin gespielt und die sie hatte auf den Boden fallen lassen.

„Eine Blume?" sagte er und hob sie auf. „Hat Wigbert — sollte zwischen ihm und Louise — ich weiß nicht, so tüchtig der Mensch, von so guter Herkunft er ist, dennoch möchte ich ihn nicht zum Schwiegersohn. Ah bah, vielleicht denkt der Mann auch nicht daran."

Er nahm Hut und Stock und verließ das Zimmer. Während er die Treppen und Gänge seines Hauses durchschritt, schlug er nicht den Weg ein, der zu seiner Schwester führte, sondern klopfte sehr bald an die Thüre des Zimmers, worin, wie er wußte, sich die Jungfer seiner Schwägerin befand. Sie öffnete und ging auf seinen Wunsch zu ihrer Herrin, um zu fragen, ob er angenommen werden könne. Das Mädchen kehrte bald mit der bejahenden Antwort zurück. Herr Botmer's Blick nahm sofort einen sehr freundlichen Ausdruck an und er versuchte seinem ganzen Aeußern einen Anflug jugendlicher Elastizität zu geben, als er in das Zimmer seiner Schwägerin eintrat.

Die schöne Wittwe lag auf einer dunkelblauen Chaise-longue, behaglich in den schwarzsammetnen Morgenrock gehüllt, um das feine Gesicht ein schwarzes Spitzentuch gebunden, welches mit einem paar Korallennadeln festgesteckt war. Als ihr Schwager eintrat, gab sie sich nicht die geringste Mühe, ihren Aerger zu verbergen, da sie auf einen ganz andern Besuch gehofft.

„Guten Morgen, liebe Lucie," sagte Herr Botmer, zog ihre Hand von der Stickerei, womit sie sich eben beschäftigte und führte sie an seine Lippen. „Ich kam nur einen Augenblick, um zu sehen, wie Ihnen die gestrige Soirée bei Herrn von Stark gefallen. Sie erlauben?"

Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich ziemlich nahe an sie heran, sie drückte sich dagegen fester in die Polster.

„Es war herzlich langweilig," sagte sie und schloß halb die Augen. „Die Langeweile bekommt mir immer am schlechtesten. Ich habe nicht geschlafen, da ich dort bereits dasselbe gethan." Sie hielt ihre hübsche kleine Hand vor ihren Mund und gähnte ein wenig. „Heute ist es kalt," fuhr sie fort und nahm ihre Arbeit wieder vor. „Wenigstens friert mich beständig."

Sie bedeckte ihre Füße, welche in goldgestickten Pantoffeln staken und schauderte ein wenig.

„Aber Lucie, lassen Sie doch stärker heizen! Sie könnten sich ja in Ihrem Zimmer erkälten! Ich werde Minna sogleich nachsehen lassen, weßhalb Martin die Oefen so schlecht besorgt!"

„Wie geht es Louise?"

„Sie war bei mir, aber ich traf sie nicht, sondern Wigbert."

Herr Botmer schwieg und sah seine Schwägerin eine Weile an.

„Nun?" sagte sie und betrachtete die eben gemachten Stiche an ihrer Arbeit. „Ist daran etwas Besonderes?"

„Ich weiß nicht, haben Sie nicht vielleicht auch bemerkt, Lucie, daß er sich dem Mädchen nähert und daß auch sie mit ihm freundlich, ja, sehr freundlich ist?"

„Wahrhaftig? Nein, ich habe nicht darauf geachtet. Also wirklich? Hätten Sie etwas gegen eine Heirath zwischen diesen Beiden? Ich finde Herrn Wigbert sehr angenehm, er sieht gut aus, hat anständige Manieren und ich denke, er ist höchstens dreißig Jahr alt."

Herr Botmer sah mit einem ärgerlichen Blick zu seiner Schwägerin auf, er wollte etwas erwiedern, als Minna eintrat und fragte, ob die gnädige Frau jetzt eine Tasse Thee oder Bouillon wünsche.

„Nichts, gar nichts, ich werde zu schlafen versuchen."

Sie lehnte den Kopf matt zurück und schloß die Augen; sie war so grenzenlos gleichgültig heute Morgen, aber ihr Schwager konnte ihr trotzdem nicht zürnen, er betrachtete sie im Gegentheil eine Weile, wie versunken in den Anblick ihrer Reize.

Endlich schlug sie die Augen auf.

„Mein Gott, Otto! Sie sind noch hier? War es mir doch, als hätte ich Ihnen schon Lebewohl gesagt!"

Herr Botmer erhob sich.

„Es war wohl mehr Ihr Wunsch, daß ich es thäte? Leben Sie also wohl und gute Besserung."

„Adieu," sagte sie und der Funken zärtlicher Freundlichkeit, der aus ihren Augen den Weg zu seinem Herzen fand, versöhnte ihn sofort vollkommen.

Er verließ das Zimmer eilig. Die junge Frau blieb ruhig liegen, wie sie ihr Schwager verlassen; aber plötzlich hörte sie mehrere Stimmen im Vorzimmer. Sie drückte rasch auf die Klingel, die neben ihr auf einem Tische stand. Als Minna eintrat, sagte sie:

„Ich hätte doch gern eine Tasse starken Thee. Ist Jemand draußen?"

„Herr von Erbach fragte, ob —"

„Lassen Sie ihn eintreten und bringen Sie den Thee etwas später."

(Fortsetzung folgt.)

Albumblatt.

Thränen und Blumen.

Von

H. Schults.

Die reinste Thräne hier auf Erden rinnt,
Wo eine treue Mutter weinend kniet
Am frischen Grab, darunter schläft ihr Kind!

Die schönsten Blumen, so die Erde trägt,
Sie blühn aus einer Mutter Grab hervor,
Von Kindeshand gepflanzt und treu gepflegt.

Kaamajagd.

(Bild S. 441.)

Die Kuhantilope oder das Haartebeest der holländischen Ansiedler, Kaama der Hottentotten, kommt dem Edelhirsch an Größe gleich, ist aber viel plumper gebaut und hat einen so unschönen Kopf, daß einige Naturforscher für sie den Namen Acephalus oder Elchkopf vorgeschlagen haben. Der dickere Rücken mit dem ziemlich bedeutenden Höcker auf dem Widerrist, vor Allem aber die nach aufwärts gerichteten, leierförmig gekrümmten, in ihrem Enddrittel plötzlich in einem schiefen Winkel nach rückwärts gebogenen Hörner zeichnen die Art vor den meisten übrigen aus und lassen sie leicht erkennen. Die Grundfärbung ist ein ziemlich lebhaftes Zimmetbraun, welches auf der Stirn in's Schwarze, am hintern Theil des Bauches, an der Innenseite der Unterschenkel und an dem Hinterbacken in's Weiße übergeht. Vom Hinterhals läuft ein schwarzer Streifen bis zum Widerrist, zwei andere ziehen sich von der Stirn nach der Nase herab.

Auch die Kaama bewohnt Südafrika, gegenwärtig mehr das Innere, wo sie von den Jägern unbehelligt bleibt, welche sie aus dem Kaplande bereits vertrieben haben. Sie liebt die Einöde und findet sich auch in den unfruchtbarsten Gegenden. Gewöhnlich trifft man sie in Rudeln von sechs bis acht Stück an. Zu gewissen Zeiten wandert sie aber in großen Heerden von zwei- bis fünfhundert umher, wie der Springbock. Oft mischt sie sich mit den Gnu-, Buschböcken-, Straußenheerden, und dann vereinigen sich Gesellschaften höchst verschiedener Thiere, welche Tausende zählen. Unter ihnen spielt das Haartebeest eine hervorragende Rolle, weil die alten Böcke sich vor anderen durch Vorsicht und eine gewisse Schlauheit auszeichnen.

Jung eingefangene Kälber werden sehr zahm und halten die Gefangenschaft lang aus. Doch ist eigentlich nur dem Weibchen zu trauen, weil die Böcke mit zunehmendem Alter nicht selten große Bosheit zeigen.

Das Fleisch, die Haut und die Hörner finden vielfache Benützung. Ersteres wird in Streifen geschnitten, an der Luft gedörrt und später verwendet. Das Fell benützt man zu Decken; aus der gegerbten Haut bereitet man Riemen und Pferdegeschirr; die Hörner werden wegen ihrer Härte und des Glanzes zu allerlei Gegenständen verarbeitet.

Unsere Illustration zeigt den berühmten Reisenden Stanley, der, um Livingstone aufzusuchen, in das gänzlich unbekannte Gebiet Centralafrikas unter unzähligen Gefahren eindrang und mancherlei Kunde von den Seltsamkeiten dortiger Kultur des Pflanzen- und Thierlebens mit zurückbrachte — auf der Jagd nach Kaamas. Er schoß in dem fast undurchdringlichen Unterholz eines centralafrikanischen Waldes ein großes Kaama drei gewaltigen Löwen, die es verfolgten, vor der Nase weg. Diese Bestien, welche noch nie einen Schuß gehört haben mochten, flohen in wilder Angst und Hast, zur größten Beruhigung der schwarzen Führer und Gepäckträger Stanley's, die bei diesem gefährlichen Beginnen des Weißen zitterten und bebten und beim Erblicken der Löwen halb todt vor Furcht waren.

Wie in Wien aufgebaut und niedergerissen wird.

(Bild S. 448.)

„Die Kaiserstadt am Donaustrand" ist zu einem Stadium gelangt, welches jenem gleicht, in dem sich Paris vor beiläufig einem Jahrzehnt befand. Die Seinestadt besaß ihre Boulevards wesentlich vollendet, aber im Innern war sie verkrümmt, winkelig, unschön, unbequem. Dieß wurde mit Entschiedenheit geändert. Wien besitzt seine Ringstraßen wesentlich vollendet, aber sein Inneres! Wer es recht gesehen, den beschleicht allerdings eine Ehrfurcht, wenigstens ein wehmuthsvolles Gedenken bezüglich der Altvordern; aber Alles, was sie hinterlassen haben oder für ihre Zeit als Bedürfniß hatten, jetzt noch zu wahren und fortzuerhalten, damit wird er nicht einverstanden sein.

„Was schlecht und morsch, muß fallen,
Versinken, und stürzen in Nacht;
Weil endlich, trotz Allem und Allen,
Das Wahre, das Gute erwacht.

Die Blumen, die sich entfalten.
Das Gräslein, das schüchtern sich hebt,
Sie sprossen im Schlechten und Alten,
Aus Moder, der früher gelebt!"

Und so befindet sich Alles im stetigen Umwandlungsprozesse, in der Natur, wie im Leben und Bestehen der Großstädte; selbst die Darwin'sche Zuchtwahl ist anwendbar, denn jedes gezeichnete Geschlecht wählt seine Wohnstätte, und so ist die Großstadt der letztgroßartige Organismus, welcher sich in der That aus der „Zelle" entwickelt hat! —

Der Organismus einer Großstadt ist so riesig, daß sich recht bequem sein Verwandeln und Werden, sein Abstoßen und sein zunehmendes Entwickeln mit ansehen läßt. Dieselben sind auch sichtbar, denn der athembeengende Staub bei trockenem Wetter, der schnupfenbringende und schuhverderbende Koth bei nassem sind so unabweislich, daß man ihrer noch lange gedenkt. In dieser Beziehung leistet Wien ein Erkleckliches und deßhalb hat auch im Sommer die zeitweilige Auswanderung einen riesigen, früher nicht gekannten Umfang angenommen. Geleugnet kann nicht werden, daß Abhülfe gesucht und theilweise geboten wird. So steht der Fremde urplötzlich an einem schönen Tage bei hellem Himmel vor einer Feuerspritze oder einer kleinen Batterie solcher und sieht eifrig pumpen, die Schläuche hoch hinauf ragen und arbeiten, ohne Flamme und ohne mehr als eine kleine Staubwolke bemerken zu können, die gerade erst durch das Spritzen aufgewirbelt scheint. Dieses „Niederlegen des Staubes" in den alten, brüchigen und im Zerbrochenwerden begriffenen Mauern ist eine gebotene Vorsichtsmaßregel, ohne welche in einzelnen Straßen nicht fortzukommen wäre und die Schaustücke, ja gesammte Waarenlager der nachbarlichen Kaufleute eine „pompejanische" Vorzeitsumhüllung bekämen.

Nicht uninteressant ist das Nationalitätengemisch zu beobachten, welches an der Zerstörung des alten und dem Wiederaufbau des neuen Wien arbeitet. Der babylonische Thurmbau scheint eine Widerlegung zu finden. Die Leute sprechen in ganz verschiedenen Zungen, verstehen sich einander gar nicht und es geht das geordnete Bauwesen vor sich, so daß man zur Ansicht gelangen könnte, falls die babylonische Bauunternehmung einem wiener Architekten übergeben worden wäre, weder eine Sprachverwirrung, noch ein Zerstreuen in alle Welt stattgefunden hätte, dagegen der Himmel von dort aus schließlich doch erreicht worden wäre! — An dem Bau in Wien betheiligen sich Kroaten, Czechen, Moravier, Italiener und Deutsche. Die in der untersten Schichte wühlen, sind die slavischen Stämme; sie bringen auch die oft drallen, in den Gliedmaßen gut gebauten Weiber mit, welche den Mörtel bereiten helfen und ihn dann in kleinen Schäffeln auf dem Kopfe vier und fünf Stockwerke hoch hinaufschleppen. Diejenigen, welche die Erdbewegung im Großen ausführen, sind Italiener. Sie sind merkwürdig flink, rastlos und arbeiten mit einer Intelligenz, die man kaum hinter den schlechten Gewändern suchen würde. Sie bringen die Lasten mittelst zweiräderigen, von einem Pferde gezogenen Karren vorwärts.

Ein Arbeiter oder Führer hat sicherlich zwei und oft vier Karren zur Aufsicht und wird das erste Pferd gelenkt, so gehen die anderen, ohne geführt zu werden, mit Zuverlässigkeit dem vorangehenden Karren nach. So bewegen sich oft lange Trains, bei denen man nur spärlich hie und da einen geleitenden Mann sieht, und bergauf oder bergab wird gleichartig geschickt, zuverlässig, flink und praktisch gefahren. Beim Rohbau sind slavische Maurer thätig, die feineren Arbeiten, die Wölbungen, Windungen und das Verputzen leisten fast durchweg Deutsche. — Was einem wiener Bau besonders imposantes Aussehen verleiht, sind die Gerüste. Vielorts in Deutschland und außerhalb desselben wird hölzernes Fachwerk, der sogenannte „Riegelbau", von Stockwerk zu Stockwerk aufgestellt und die Wände werden dann allmälig von innen herausgearbeitet. Die wiener Bauordnung läßt kein Fachwerk, kein Holz in den Wänden zu, und deßhalb wird allmälig bis zum Dache hinauf, fünf Stockwerke hoch, das imposante, fast schwindelerregende Gerüst mit seinen Galerieen von Absatz zu Absatz aufgerichtet. In vielbegangenen Straßen muß es so dicht gefügt werden, daß selbst kein Sand durch- und hinabfallen kann, und der sogenannte „Gerüster" des Baues muß ein wohlerfahrener, geschickter Facharbeiter sein. Eigentlich ist es untersagt, mehr als vier Stockwerke aufzuthürmen, aber die Herren Baukünstler wissen den Grund mit einem „Hochparterre" oder zumeist mit einem „Mezzanin" so auszubeuten, daß mittelst derselben gute fünf Stockwerke entstehen. Ist man im Hause schon dreißig und mehr Stufen gestiegen, so hat man noch kein „Stockwerk" erreicht; erst wenn man die doppelte Portion Stufen überkeucht hat, empfängt man mittelst einer Tafel die tröstliche Kunde, daß man soeben im „ersten Stock" angelangt sei!

Feuersicher ist der Bau allerdings, denn Holz darf nicht zur Treppe, ebenso wenig zu Gängen, nicht einmal zu den Fußböden der Korridore verwendet werden. Da ferner der Fußboden unter dem Dachraume feuerfest mit Ziegeln oder ähnlichem Material belegt werden muß, ist der Wiener bei Feuerlärm äußerst ruhigen Gemüths; es kann höchstens in einem Schornstein zu viel Ruß sein oder sich um unbedeutende Dinge handeln, welche die „städtische Feuerwehr", ein sehr geschicktes, ständiges, militärisch organisirtes Korps, „schon kriegen" wird! — Die Promenade mit dem Mörtel auf die Gerüste machen die Weiber stetig auf- und abwärts und es sieht sich zuweilen malerisch an. Ziegel schleppen sie nicht, dieselben werden auch gar nicht geschleppt. Ein eigenthümlich gegliedertes „Paternosterwerk", ein Gefüge von Kästchen an Kästchen, wie es unsere Zeichnung zeigt, befördert sie zur Höhe. Man muß sich die Kästchen als Glieder einer großen Kette denken: diese ist über zwei Wellen gespannt, deren eine unten auf dem Boden, die andere auf beliebiger Höhe steht. Eine der Wellen, wenn nicht beide, werden mit der Kurbel gedreht, ein herankommendes Kästchen nach dem andern wird mit ein bis zwei Ziegeln gefüllt und so emporgezogen, beim Umkippen über die Welle entfällt die Last oder kann entnommen werden. Das „Paternoster" ist bildlich den Kügelchen des beim „Vaterunser-Beten" zum Zählen benützten „Rosenkranzes" entnommen. — Das Aufziehen der Balken hat auch seine Eigenthümlichkeit, wie es im Bilde dargestellt ist. Der aufrechtstehende Wellbaum, um welchen sich der über ein Rädchen gelenkte Zugstrick dreht, wird in Hüften- oder Magenhöhe der Arbeiter von Querhölzern durchzogen, die sich kreuzen; einen solchen Kreuzarm stößt oder schiebt je ein Arbeiter oder mehrere vor sich hin und so gehen sie in einer Tretmühle in die Runde, bis der an das Ende des Strickes gehängte Balken oder die Brettermasse die Thurmhöhe erreicht hat. Die Bauthätigkeit in ihrer Eigenthümlichkeit, welche sich vielfach von anderswo geübter Praxis unterscheidet, bietet manches Sehenswerthe oder Interessante. Lobenswerth ist immer die schnelle Vollendung der Arbeiten. Wer einige Wochen oder gar Monate entfernt gewesen, findet altbekannte, trauliche Stätten total verändert, es scheint ein Verschwinden und Emporzaubern über Nacht! Nicht immer wirken die lautersten Absichten beim Niederreißen und Aufbauen, mannigfache Baugesellschaften haben einen üblen Ruf hinterlassen. Andererseits muß anerkannt werden, daß Bedeutendes nie ohne die Association entstanden wäre. Der Wiener hat jetzt stetig den Ausruf seines ehemaligen Bürgermeisters: „Billiger! Billiger!" S.

Karl Schurz.

Von

Udo Brachvogel.

(Nachdruck verboten.)

II.

Es war im Januar 1869, daß Karl Schurz seinem Redaktionssanktuarium der St. Louiser „Westlichen Post", an deren Spitze er sich mit Emil Preetorius seit dem April 1867 befand, entführt wurde, um durch die Legislatur des Staates Missouri in den Bundessenat versetzt zu werden. Im Sommer und Herbst des vorhergegangenen Jahres hatte er mit bekannter Redegewalt und in allerhervorragendster Weise erst an der republikanischen Nationalkonvention zu Chicago, welche General Grant als Präsidentschaftskandidaten aufstellte, dann an dem Wahlfeldzug, welcher die Erwählung desselben sicherte, theilgenommen. Diese Theilnahme und der mit ihr verknüpfte persönliche Erfolg waren es, im Vereine mit dem nationalen Namen, den er bereits nach seinem neuen Heimatsstaat mitgebracht hatte, zunächst, denen Schurz und mit ihm seine deutsch-amerikanischen Landsleute zu danken hatten, daß dem neununddreißigjährigen Manne die höchste Ehre übertragen wurde, welche durch Wahl dem fremdgeborenen Bürger des Landes überhaupt zufallen kann, und selbst dem eingeborenen Staatsmann nur als eines der letzten Ziele einer langjährigen öffentlichen Laufbahn zu Theil werden mag. Schon die erste Session, an der Schurz theilnahm, sollte lehren, daß Missouri endlich wieder einen Mann im Bundessenat hatte, der diesem Staate jede Art von Berücksichtigung sicherte. Und ehe die zweite Session seines sechsjährigen Amtstermins abgelaufen, wußte bereits das ganze Land, daß sich hier nicht nur eine glänzende rednerische Kraft von der Rednerbühne der erhabensten Körperschaft der Nation gelegentlich vernehmen ließ, sondern daß hinter diesen Worten und Beweisführungen auch ein Mann stand, der für ein jedes seiner Worte eintrat. Von höchster Wichtigkeit dabei für den deutsch-amerikanischen Senator, wie für die politische Geschichte jener Jahre, soweit sie sich im Senat abspielte, war das Zusammentreffen und Zusammengehen von Schurz mit Charles Sumner, seinem großen, seitdem durch den Tod abberufenen massachusettser Kollegen.

Die Geschichte ihrer Senatorenthätigkeit von 1870 bis 1874 — Sumner starb im März des letztgenannten Jahres — ist eine identische. Sie ist dieß nahezu auch mit der Geschichte der Grant-schen Präsidentschaft jener Jahre, während sie andererseits in die des amerikanischen Parteilebens in einer Weise eingriff, wie sie in den Annalen desselben so gut wie unerhört dasteht. Denn von wie viel Talent, Kraft, Aufopferung und Erfolg diese Annalen auch zu erzählen wissen, — ein Wort findet sich auf ihren Blättern nur ganz ausnahmsweise, wenn überhaupt, verzeichnet: das Wort „Unabhängigkeit". Es ist das Aschenbrödel, ja, wohl mehr als das, es ist die vervehmteste und verfolgteste unter den Eigenschaften, welche die Majestät der Partei auf ihrem Syllabus verzeichnet hat. Beide Männer sollten erfahren, wie weit dieß gehen mag.

War die erste Wahl General Grant's das Ergebniß des einmüthigen Vorgehens der republikanischen Partei gewesen, welche in Sumner ihren imposantesten, langjährigen Führer, in Schurz einen ihrer erfolgreichsten Vorkämpfer besaß und Beide in diesen Eigenschaften rückhaltslos anerkannte: so war, hätte man denken sollen, dieselbe Partei auch verpflichtet, gerade diesen Beiden zuerst das Recht zuzugestehen, die innerhalb ihrer siegreichen, durch eine unbeschränkte Herrschaft nur zu schnell korrumpirten Organisation aufkeimenden Mißbräuche und Uebelstände rückhaltslos aufzudecken, zu bekämpfen, zu unterdrücken. Indessen — das gerade Gegentheil sollte geschehen! Ueber Nacht sehen sich die beiden Männer und mit ihnen noch drei oder vier andere republikanische Kollegen von den Myrmidonen und Schleppenträgern dieser so weit, so ganz und gar hinter den auf sie gesetzten Erwartungen zurückbleibenden Administration als Treulose an der heiligen Sache der unfehlbaren Partei angeklagt und verfolgt. Zu Verräthern und Apostaten wurden sie, weil sie zuerst den Muth hatten, auf die Korruption des öffentlichen Dienstes hinzuweisen, weil sie sich unterfingen, den Nepotismus General Grant's beim richtigen Namen zu nennen, weil sie es wagten, Mißgriffen seiner Regierung entgegenzutreten, ja wohl gar dieselben zu vereiteln. Und als sie nun nach dreijährigem Kampf gar die Unmöglichkeit erkannten, innerhalb einer solchen Partei zu reformiren und nebst ihren Gesinnungsgenossen beider Parteien der regulär-republikanischen Partei und der von ihr getragenen Exekutive den Handschuh hinwarfen, — da waren sie der offiziellen Phalanx schon keine bloßen Abtrünnige mehr, sondern bereits die Lagergenossen ehemaliger Sklavenhalter und die Mitverschworenen einstiger Sezessionisten!

Der Bruch zwischen Sumner, Schurz, Trumbull und ihren anderen Gesinnungsgenossen wurde im Jahr 1871 zu einem unheilbaren. Die Reform des Civildienstes, die Versöhnung mit dem Süden, die Vereitlung der vom Präsidenten angestrebten Annexion San Domingos und eine Anzahl anderer, von dieser republikanischen Opposition bekämpfter Dinge hatten diesen Bruch herbeigeführt. Er gipfelte in dem förmlichen Austritt dieser



Wie in Wien aufgebaut und niedergerissen wird. Originalzeichnung von Palm. (S. 447.)

Männer aus der republikanischen Partei und in dem Inslebenrufen der sogenannten liberalen Bewegung des Jahres 1872, welche aus Anlaß der bevorstehenden neuen Präsidentenwahl im Mai des genannten Jahres zu Cincinnati mit der Nominirung eines eigenen Kandidaten vor die Nation trat. Dieser Kandidat war Herr Greeley, der Philosoph der newyorker „Tribüne", eine Wahl, die, wenn auch sicher nicht die schlechteste, doch die verfehlteste war, die hätte getroffen werden können, und welche, gleich darnach von den Demokraten auch zu der ihrigen gemacht, nicht nur den im Herbst darauf erfolgten Tod Greeley's, sondern auch denjenigen der so erscheinungsvoll begonnenen liberalen Bewegung andeuten sollte.

Greeley, als Journalist, Philanthrop und Privatmann die Verehrung des ganzen Landes, mußte als Präsidentschaftskandidat zu einem Schreckgespenst werden und vom Augenblick seines Auftauchens an die ganze Agitation, die sich in ihm verkörpert hatte, zu einem Sisyphusunternehmen machen. Und er machte sie dazu. Der Erfolg war Grant's Wiedererwählung im darauffolgenden November mit einer Majorität, welche über die seiner ersten Wahl noch um ein Bedeutendes hinausging.

Von mehr als einer Seite und mit nicht geringer Bitterkeit ist Schurz, welcher den so verfehlt endenden cincinnatier Maitag präsidirte, für diesen Ausgang verantwortlich gemacht worden. Sei dem, wie ihm wolle, — wenn es ein politischer Fehler war, den er hier gemacht, so bewies derselbe doch nur das Eine: daß der Staatsmann von den „Faiseurs" verkauft worden und daß der politische Schacher, wenn er sich in Cincinnati unter seinen Augen vollzog, nicht in seiner Blindheit, sondern in der Reinheit seiner eigenen Absichten einen Bundesgenossen fand, der ihm den Sieg verschaffte. Im Senat selbst setzten Schurz und Sumner um so



Der orientalische Krieg. **Ein russischer Vorposten der Avantgarde.** (S. 458.)

ungeschwächter ihre Opposition gegen die auf's Neue von der Volksmajorität sanktionirte Administration fort. Und wenn auch Sumner nur zu bald durch den Tod abberufen und Schurz, dessen liberale Politik im eigenen Heimatsstaat die Demokratie von den Fesseln der Rechtslosigkeit befreit und so wieder zur Herrschaft gebracht hatte, von ihr nicht auf's Neue in den Senat gesendet wurde: so schied er doch im Frühjahr 1875 aus dieser Körperschaft unter dem Bedauern aller wahren Freunde des öffentlichen Wohls, unter dem allgemeinen Zugeständniß, daß gerade solche Köpfe am wenigsten feiern dürfen. Nach wie vor hatte er seine Stimme für die Neugestaltung des öffentlichen Dienstes erhoben, nach wie vor hatte er darauf hingewiesen, daß der Süden sich selbst zurückgegeben werden solle. Und als plötzlich die Finanzfrage, in Gestalt des Kampfes für und gegen Wiederherstellung der Baarzahlung, als brennende Tagesfrage in den Vordergrund trat, da erschien zur Ueberraschung Aller Karl Schurz plötzlich als Finanzmann in der Arena und ergriff für die Wiederaufnahme der Baarzahlungen mit einer Sachkenntniß und Gründlichkeit das Wort, die ihn auch auf diesem Gebiet mit einem Schlag in die vorderste Reihe der Tagespresse stellte.

Am 4. März 1875 lief der Senatstermin von Schurz ab. Eine mit seiner Familie nach Europa unternommene Erholungsreise wurde für seine englisch und deutsch redenden Freunde in New-York die Veranlassung, den Scheidenden durch mehrere glänzende Festlichkeiten zu feiern. Die alte Welt hatte ähnliche Ehren für den Gast in Bereitschaft. Sein Adoptivvaterland aber bedurfte seiner schon wenige Monate darnach, als in dem wichtigen und einflußreichen Staat Ohio die im Herbst 1875 stattfindende Gouverneurswahl den Beweis zu liefern hatte, in welcher Stärke sich in Betreff der Finanzfrage die gegnerischen Kräfte im Westen der Union eigentlich gegenüberständen.

Es war der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, Rutherford B. Hayes, welcher als republikanischer Kandidat für das

Gouverneursamt jenes Staates zugleich der Vertreter des Baarzahlungsprogramms war. Für ihn hielt der im letzten Augenblick noch von der Baarzahlungspartei aus Europa herbeigerufene missourier Exsenator eine Anzahl Reden in den größeren Orten des Staates und trug dadurch in maßgebendster Weise zu dem gleich darauf errungenen Wahlsieg der Republikaner von Ohio bei. Dennoch wäre es ein Irrthum gewesen, dieses Eingreifen seinerseits zu Gunsten der republikanischen Partei als eine Wiederannäherung an dieselbe zu bezeichnen. Er hielt sich in seinen ohioer Reden streng an die Finanzfrage und mied sorglich jedes Verfechten der übrigen Aufstellungen des republikanischen Parteiprogramms.

Erst als derselbe Mann, dessen Sieg als Gouverneur seines Staates er wenige Monate vorher gesichert hatte, von seiner Partei als Kandidat für die nationale Exekutive aufgestellt wurde, und erst nachdem er die Bürgschaft seines Wortes empfangen, daß auch die anderen Reformfragen, für die er bisher gekämpft, durch ihn in der entsprechenden Weise ihrer Lösung entgegengeführt würden, trat Schurz für denselben auch als Präsidentschaftskandidaten ein. Wie wenig sich die beiden Männer in einander geirrt, — das lehrt die jüngste Tagesgeschichte. Eine der ersten Handlungen des neuen Präsidenten bestand in der Zusammensetzung eines Kabinets, dessen hervorragende Namen allein ein Programm und als solches die Bürgschaft bilden, daß alle jene Kämpfe, die Sumner, Schurz und ihre Gesinnungsgenossen erst in, dann gegen die eigene Partei um den Preis einer gründlichen Reform geführt, nun zum endlichen Ziele führen. In diesem Ministerium erhielt Schurz das Portefeuille des Ministeriums des Innern und mit demselben ein ebenso großes wie lohnendes Thätigkeitsfeld, seine Ideen über die Reform des Civildienstes in Thaten umzusetzen. „Liberal in jedem Sinn" lautet das Schlagwort des neuen Präsidenten und seiner unmittelbaren Räthe. Und welche Schwierigkeiten der steten und strengen Durchführung desselben auch durch die große und einflußreiche Phalanx der starren Republikaner einerseits, der extremen Demokraten andererseits entgegengeführt werden sollten: Männer wie Hayes, Evarts, Key (der dem Süden selbst angehörige neue Generalpostmeister) und Schurz sind die Letzten, ihres einmal verpfändeten Wortes je wieder uneingedenk zu werden.

Am wenigsten möglich aber wäre dieß Karl Schurz, der in einem solchen Fall nicht nur mit einem erst jüngst aufgestellten Programm zu brechen, sondern eine lange und rühmliche Vergangenheit in die Schanze zu schlagen hätte, — eine Vergangenheit voll steten Kampfes, voll mannigfacher Enttäuschungen, vielleicht nicht frei von einem oder dem andern rein politischen Irrthum, — aber stets voll staatsmännischer Einsicht, voll unantastbarer Redlichkeit und durch nichts zu beeinflussender Unabhängigkeit! —

Der Charlatan.

Eine Geschichte aus unseren Tagen

von

Gustav Höcker.

(Schluß.)

Ohne des Weges zu achten, hatte Denkhausen, während er diesen und ähnlichen Gedanken nachhing, das Konversationshaus auf der Rückseite umgangen, war wieder am andern Ende hervorgekommen und stand nun unversehens am Eingang zu den Spielsälen. Es zog ihn mächtig hinein in die hellerleuchteten Räume, in denen er kurz vorher das schöne herzlose Weib hatte verschwinden sehen; er wollte sich überzeugen, daß es der Dämon des Spieles allein sei, der sie angelockt hatte. Bald auch hatte er sie in einem der Zimmer gefunden, wo die Menge sich um den grünen Roulettetisch drängte, schweigend oder flüsternd, wie in scheuer Ehrfurcht vor dem Mammon, dessen Priester in Gestalt der Croupiers allein ihre Stimmen in diesem Tempel zu erheben wagten, indem sie zur Erneuerung des Spieles aufforderten. Arabella spielte, aber sie schien ohne Leidenschaft zu spielen, ja, sie war offenbar zerstreut. Ihre Blicke streiften suchend umher und achteten kaum des Einsatzes, den sie in Goldstücken hinwarf. Sie gewann und ließ den Gewinn stehen, der sich verdoppelte und endlich verzehnfachte, während sie, vom Spiel abgewendet, ihr Auge durch den Saal schweifen ließ. Ihr wiederkehrender Blick entdeckte den aufgehäuften Gewinn, aber nur um die kaum unterbrochenen Forschungen wieder fortzusetzen und, abermals dem grünen Tuche sich zuwendend, die gleichgültige Entdeckung zu machen, daß die aufgehäuften Goldstücke im Wechselfall des Glücks spurlos verschwunden waren, und daß es jetzt eines neuen Einsatzes bedürfe, um den Platz an dem dicht umdrängten Roulettetische zu behaupten.

Plötzlich sah Denkhausen, der sie von sicherem Standpunkt aus beobachtete, ein Lächeln über ihr Antlitz fliegen, so süß und beglückt, als habe sie endlich gefunden, was sie so lange vergebens gesucht.

Unmittelbar darauf wandte sie dem Spiele den Rücken und verschwand hinter Anderen, die rasch ihre Stelle einnahmen. Der Richtung nachgehend, in welcher er sie verloren hatte, fand Denkhausen sie wieder an der Seite eines jungen Mannes. Beide gingen in dem weniger hell erleuchteten Hintergrund des Saales auf und ab.

Arabella's Begleiter war von gewinnender Schönheit und gewandten Bewegungen. Er hatte schwarzes krauses Haar, ein feines schwarzes Schnurrbärtchen und dunkel blitzende Augen. In seiner Erscheinung lag etwas von einem Künstler, aber mit einem gewissen abenteuerlichen Anstrich vermengt, und man fand leicht heraus, daß die Kunst, die er etwa betrieb, zumeist nur in seiner Persönlichkeit beruhte.

„Ich fürchte," hörte Denkhausen Arabella sagen, „er reist nicht ohne mich."

„Und Du willst ihn begleiten?" frug ihr Galan und hielt betroffen seine Schritte an.

„Was glaubst Du von mir?" entgegnete Arabella mit zärtlichem Vorwurf; „wenn ich auch seine Abreise nicht durchzusetzen vermag, so kann er mich doch nicht am Hierbleiben hindern."

Diese wenigen, im Vorübergehen gesprochenen Worte, die Blicke, welche Beide dabei austauschten, der wiederholte verstohlene Händedruck, den sie wechselten, verriethen unserem Arzte genug. Noch ehe er den Saal verließ, sollte er auch über Arabella's Courmacher Näheres erfahren. Zwei Herren in seiner Nähe unterhielten sich über das auffallend schöne Paar.

„Die Dame kenne ich nicht," sagte der Eine, „daß es aber nicht seine Frau ist, weiß ich bestimmt, denn Monsieur Charles ist noch unverheirathet."

„Monsieur Charles?" entgegnete der Andere, „der Name klingt ganz auffallend nach Trapez, oder Drahtseil, oder auch nach dressirten Hunden."

„Sie haben's beinahe errathen," lachte der Erste. „Monsieur Charles ist Kunstreiter, die erste Kraft in dem bekannten ...schen Cirkus und der Magnet des Publikums, besonders der Damenwelt."

Um einen tiefen Blick reicher in die Abgründe des menschlichen Herzens, trat Doktor Denkhausen aus dem Saal in die kühle Abendluft hinaus. Noch immer harrte in seinem Rollstuhle der schmählich hintergangene Bruno und schüttelte zu den Worten der über ihn gebeugten Schwester, die ihn offenbar zum Nachhausegehen zu überreden schien, lebhaft den Kopf. Denkhausen trat entschlossen auf das Geschwisterpaar zu und wurde von Bruno sogleich erkannt. War er auch der Familie seit Jahren entfremdet, so hieß ihn Bruno doch wie einen alten Freund willkommen, wie ja ein gedrücktes Gemüth in der Fremde für eine unerwartete Erscheinung aus der Heimat doppelt empfänglich ist. Auch über Henriettens Züge zuckte ein Strahl aufleuchtender Freude, als sie die Bekanntschaft des Doktors, des stets gern gesehenen Freundes ihrer Kindheit, erneuerte und nun auch ihrerseits das Räthsel gelöst sah, weßhalb er ihr bei der gestrigen Begegnung so aufgefallen war.

„So sehen wir uns wieder, Doktor," sagte Bruno mit einem schmerzlichen Lächeln, indem er auf seinen Rollstuhl deutete, während Denkhausen durch ein ernstes Kopfnicken zu erkennen gab, daß ihm die traurige Veränderung bereits bekannt sei. „Bei Mars-la-Tour war's," fuhr Bruno unter gezwungenem Lachen fort, „wo ich mein rechtes Bein gegen dieses Metall vertauschte."

Er deutete auf das eiserne Kreuz auf seiner Brust und fügte hinzu:

„Meinem Eskadronschef erging es nicht besser; aber er war klüger als ich, er ließ sich das zerschossene Bein nicht abnehmen und zog den Tod vor. — Apropos, Doktor, waren Sie in den Spielsälen?"

„Ich komme eben von dort."

„Sie kennen doch meine Frau?"

„Gewiß."

„Haben Sie sie vielleicht im Saale gesehen?" frug Bruno weiter, und über sein Gesicht flog eine verrätherische, fieberhafte Röthe.

Der Doktor bejahte. Er bemerkte wohl den angstvoll flehenden Blick, den die ahnungsvolle Henriette auf ihn heftete, und fügte hinzu:

„Ihre Frau Gemahlin war ganz in ihr Spiel vertieft."

Bruno athmete auf und Henriette schien die zarte Schonung in der eben vernommenen Antwort des Arztes zu fühlen. Sie drückte unwillkürlich die gefalteten Hände an ihr Herz und sah den Doktor mit dankerfülltem Blick an. Dann sagte sie zum Bruder:

„So gönne Arabella das Vergnügen und laß uns aufbrechen."

„Dazu rathe ich ebenfalls," bestätigte Denkhausen, „die kühle Abendluft könnte Ihnen leicht übel bekommen."

Bruno war damit einverstanden, aber noch fehlte der Diener, der den Rollstuhl schieben sollte. Er war vor Kurzem noch in der Nähe gewesen und jetzt verschwunden. Denkhausen ließ sich seine Person und seine Livrée beschreiben und sprang fort, um ihn zu suchen. Er fand ihn auch bald unter einer Gruppe von Offiziers- und anderen Dienern heraus.

„Sie müssen uns morgen besuchen, Doktor," sagte Bruno unterwegs, „und alle Tage in unserer Gesellschaft sein, so lange Sie hier bleiben."

„Ich reise morgen früh schon ab."

„O, bleiben Sie doch noch, bleiben Sie, mir zu Liebe!" bat Bruno, „vielleicht reisen wir auch bald."

„Meine Geschäfte rufen mich," entgegnete Denkhausen, „ich kann keinen Tag zugeben, so gern ich es auch möchte."

„Dann versprechen Sie mir wenigstens Eines," sagte Bruno, „nämlich, daß Sie recht fleißig zu mir kommen wollen, wenn ich wieder zu Hause bin. Ich fühle mich so vereinsamt — und Sie sind doch ein alter, treuer Freund! Wollen Sie es bleiben?"

Denkhausen versprach es auf's Feierlichste und da man eben vor dem Hotel angelangt war, in welchem Bruno mit den Seinigen wohnte, so trennte Doktor Denkhausen sich unter herzlichem Händeschütteln von dem Geschwisterpaar und suchte sein Nachtquartier auf, um am andern Morgen in guter Frühe reisebereit zu sein.

Sechstes Kapitel.

Fast um dieselbe Stunde, wo er am Abend zuvor von Bruno und seiner Schwester Abschied genommen hatte, bestieg Doktor Denkhausen nach einer ermüdenden Tagereise eine Droschke, die ihn vom Bahnhofe nach seiner Wohnung führte. Während er durch die weitläufigen Straßen der Residenz rollte, vorüber an den endlosen Reihen flackernder Gasflammen, hatte er ein Gefühl, als wäre er in einer wildfremden Stadt. Er empfand ein mächtiges Heimweh nach jenem sanften blauen Augenpaare, und so flüchtig auch Henriettens Erscheinung vor ihm aufgetaucht war, so unumschränkt herrschte sie doch schon in seiner Gedankenwelt. Während der ganzen Eisenbahnfahrt hatte sie ihn beschäftigt; zu Allem, was er sah und ihn an sie erinnerte, war sie in Beziehung getreten, — ein Schleier von der Farbe des ihrigen, ein Hut, wie sie ihn trug, ein Kleid, das dem ihrigen glich, machte ihm schon die Erinnerung zur Gegenwart.

Als er sich jetzt wieder inmitten der Residenz befand und die Entfernung berechnete, die ihn von Henrietten trennte, vermochte er sich kaum vorzustellen, daß auch sie diese Straßen ihre Heimat nenne; draußen in der Fremde hatte er sie gefunden und die Fremde schien sie festzuhalten, und daß sie wenig Wochen zuvor ihm zwischen diesen kalten Häuserreihen ebenso gut hatte begegnen können, wie sie ihm zwischen den hochragenden Bergen Badens begegnet war, schien ihm beinahe unglaublich, denn überall, wo sie nicht war, war ihm die Fremde, und als er in seiner Wohnung anlangte, steigerte sich dieses Gefühl bis zu trostloser, öder Vereinsamung. Er wollte heute nichts wissen von dem eintönigen Gange des Daseins, an das er von morgen an wieder geschmiedet war — nichts von den Zuschriften und fachwissenschaftlichen Journalen, die während seiner Abwesenheit angelangt waren und auf seinem Pulte lagen. Er warf sich in seinen Sessel am Fenster, und den Blick zu den blinkenden Sternen erhoben, die auch auf jene fernen Berge herabschimmerten, träumte er von Henrietten, bis er von der ihn übermannenden Müdigkeit gemahnt wurde, die Nachtruhe aufzusuchen.

Der andere Morgen fand ihn in frischerer, muthvollerer Stimmung. War er doch um einen Tag älter geworden und somit auch dem Zeitpunkt um etwas näher gerückt, wo ihn kein endloser Schienenweg mehr von dem blauen Augenpaare trennte. Er fühlte seinen Thätigkeitstrieb neu erwacht und griff mit frischem, fröhlichem Interesse zunächst nach den Journalen und Korrespondenzen, die ihn gestern angewidert hatten. Der Briefwechsel, den er zu unterhalten pflegte, bewegte sich bei seiner sehr in Anspruch genommenen Zeit in ziemlich engen Grenzen, und da er nach auswärts keine Verbindungen unterhielt, bei denen es sich um dringende Angelegenheiten handeln konnte, so hatte er sich die wenigen Briefe, welche während seiner Abwesenheit einlaufen mochten, nicht nachschicken lassen. Er kannte die Handschriften auf den Adressen und wußte, indem er die letzteren vorläufig der Reihe nach flüchtig betrachtete, auch ungefähr schon, was in den Briefen stand. Nur eine Handschrift war ihm gänzlich fremd und da die Adresse obendrein den Poststempel Baden-Baden trug, so war er begierig, was man ihm von einem Orte aus, den er erst gestern früh verlassen, zu melden hatte. Als er den Brief geöffnet hatte, sah er sogleich nach der Unterschrift, die aber gänzlich fehlte. An ihrer Stelle stand nur das Datum, welches bereits vierzehn Tage alt war. Er begann die Lektüre des Briefes und vollendete sie mit wachsendem Erstaunen.

„Es ist kaum glaublich!" rief er laut, als er zu Ende gelesen, „und so etwas verlangt man von mir, gerade von mir? Das finde ich nichts weniger als schmeichelhaft! Hm!"

Er wendete den Brief um und um, besah wiederholt die Adresse, suchte sogar nach einem Wasserzeichen im Papier, obwohl ihm dieß nichts hätte nützen können, und las den Brief zum zweiten und dritten Male. Aber der Inhalt blieb derselbe. Der ungenannte Briefschreiber ersuchte ihn um Angabe eines Giftes, welches, in den menschlichen Körper geführt, sicheren Tod bringt, ohne daß eine Vergiftung mit Gewißheit nachgewiesen werden könne, und bot dafür eine enorme Geldsumme, die für einen weniger redlichen Charakter, als der unseres Doktors, eine starke Versuchung gewesen wäre. Die Hälfte der Summe sollte sofort ausgezahlt werden, die andere Hälfte, nachdem das Mittel sich bewährt haben würde. Die Antwort wurde unter der Chiffre A. Z. poste restante Baden erwartet.

Das war der kurze, aber gewichtige Inhalt des Briefes, den Denkhausen beinahe für den übel angebrachten Scherz irgend eines boshaften Kollegen zu halten geneigt war. Trotzdem war sein erster Gang nach der Polizeidirektion, wo er den Brief vorlegte und leider auch die Gewißheit erhielt, daß er es keineswegs mit einem Scherz zu thun habe, denn er erfuhr hier Folgendes: Es waren Briefe gleichen Inhalts auch an einige andere Aerzte der Residenz eingelaufen und von denselben sofort der Polizeidirektion übergeben worden. Um den Absender zu ermitteln, war auch wirklich eine Antwort unter der angegebenen Chiffre nach Baden abgegangen und die dortige Polizeibehörde vorher genau von Allem in Kenntniß gesetzt worden, so daß die Person, die etwa auf dem Postamte Nachfrage halten würde, der Verhaftung nicht entgehen konnte. Merkwürdigerweise fand sich jedoch Niemand ein und der Brief blieb unabgeholt. Dagegen glaubte sich einer der Postbeamten zu erinnern, daß wenige Tage vor Eintritt dieser polizeilichen Maßregel ein Brief unter der bezeichneten Chiffre abgeholt worden sei. Dunkel schwebte ihm vor, als sei der Empfänger eine Dame gewesen, die ihr Antlitz dicht verschleiert trug, aber mit völliger Sicherheit vermochte er nicht zu behaupten, ob sie oder eine andere Person gerade den Brief mit der verdächtigen Adresse in Empfang genommen hatte. Damit war vorläufig jede Spur verloren. Auch für Denkhausen schien die Sache erledigt. Es beruhigte ihn wenigstens einigermaßen, daß er nicht der Einzige gewesen war, dem eine so schändliche Zumuthung gestellt wurde. Manches Andere freilich gab ihm zu denken. Jedenfalls war es kein zufälliger Umstand, daß sich der Briefschreiber in dem entfernten Baden gerade nach der hiesigen Residenz gewendet hatte, da ein halbes Dutzend großer Städte doch viel näher lagen; vielmehr ließ es darauf schließen, daß derselbe mit den

Namen der hiesigen Aerzte schon vorher bekannt und sicher aus der Residenz selbst war. Wenn Denkhausen diese Schlußfolgerung festhielt und den sehr möglichen Fall setzte, daß der badener Postbeamte sich nicht geirrt habe und der Empfänger jenes poste restante-Briefes wirklich eine Dame gewesen sei, wenn er ferner sich das Zwiegespräch zwischen Bruno und seiner Gattin in's Gedächtniß zurückrief, aus welchem deutlich genug hervorging, daß Arabella nur mit Widerwillen die Fesseln trug, die sie an ihren unglücklichen, verstümmelten Gemahl ketteten, wenn er an die im Spielsaale beobachtete Szene dachte und sich vergegenwärtigte, daß Arabella's Herz, in welchem sich für Bruno kein Platz mehr fand, sogar schon an einen Andern vergeben war, — so stieg ein furchtbarer Verdacht in ihm auf, ein Verdacht, welcher schon beim ersten Lesen jenes Briefes blitzartig sein Hirn durchzuckt hatte. Er hatte diesen Gedanken als zu ungeheuerlich sofort bekämpft; seit er aber auf der Polizeidirektion gewesen war, konnte er nicht verhindern, daß die, wenn noch so unverbürgte Hindeutung auf eine Dame in ihm zur Gewißheit wurde und jener flüchtig gefaßte Verdacht sich in seinem Denken festsetzte, um ihn fortwährend zu beschäftigen.

Es ist aber eine oft beobachtete Erfahrung, daß die Tugenden oder Laster, das Gute oder Böse, das wir einer abwesenden Person in unseren Gedanken andichteten, plötzlich haltlos zusammensinkt, wenn die Person wieder sichtbar wird und lebensvoll in den Erscheinungskreis unseres Daseins tritt. So erging es auch Denkhausen, als Bruno mit Gattin und Schwester wieder zurückgekehrt war und unser Doktor, seinem Versprechen getreu, ein häufiger, bald unentbehrlicher Gast in der schönen Villa wurde. Schon als ihm das majestätische Weib das erste Mal entgegentrat, fing er an, seinen schweren Verdacht zu bereuen. Schon sein Name, von Bruno so unverhofft genannt, hätte einen sichtlichen Eindruck hervorrufen müssen, wenn jene Briefe wirklich von ihr ausgegangen wären. Aber keine noch so leise Zuckung verrieth sich in ihrem schönen Gesicht, keine Bewegung spiegelte sich auch nur flüchtig in ihrem dunklen Auge, — sie hatte nur ein freundlich höfliches Lächeln der Bewillkommnung für den neueingeführten Gast.

Im Allgemeinen traf er bei seinen Besuchen mit der Dame des Hauses nur selten zusammen. Sie war meist ausgebeten oder hielt sich in strenger Absonderung in ihren Zimmern auf, und die zunehmende Mißstimmung Bruno's bewies, daß der Riß seines zerstörten Eheglücks nur immer klaffender wurde. Dieser Vereinsamung Bruno's aber hatte unser Doktor einen unschätzbaren Vortheil zu verdanken. Mit treuer Schwesterliebe suchte Henriette dem Verlassenen die Gattin zu ersetzen, sie nahm sich der Geschäfte des Hauses an, soweit sie die von Arabella gänzlich vernachlässigten Bedürfnisse des Bruders betrafen, suchte ihn zu erheitern oder las ihm vor, so daß sie im eigenen väterlichen Hause fast nur noch ein Gast war und den größten Theil ihrer Zeit bei Bruno verbrachte. So kam es, daß Doktor Denkhausen bei fast allen seinen Besuchen in der Villa Henrietten antraf, und er fühlte sich diesem glücklichen Umstand um so mehr zu Dank verpflichtet, als ihm das Haus des Geheimraths, in welchem er einst eine so unwürdige Abweisung erfahren hatte, so gut wie verschlossen war.

Es waren glückliche Stunden, die er mit dem sanften, blauäugigen jungen Mädchen verlebte. Oft löste er sie ab in ihrem Amt als Vorleserin des Bruders, obwohl er viel lieber den Zuhörer machte, um ungestört auf ihrem lieblichen Antlitze weilen zu können und die Musik ihrer süßen Stimme zu vernehmen. Er wurde mit ihr zum Kind, und häufig jagten sich Beide im Garten um Bruno's Rollstuhl herum, daß selbst der arme, schwer zu erheiternde Invalide vor Lachen fast ersticken wollte. Vollständig aber war das Glück des Doktors, wenn es sich traf, daß die schon vorgerückte Abendstunde ihr seine Begleitung auf dem langen Nachhausewege nöthig machte, dann sprachen Beide nur von hochernsten Dingen, und es war dem Doktor kein ungünstiges Zeichen, daß die Gedanken des von Natur lebensfrohen Mädchens vorwiegend gern eine ernste Richtung nahmen, wenn sie sich mit ihm allein sah.

Die Beziehungen zwischen Denkhausen und dem Geschwisterpaare hatten sich allmälig so innig gestaltet, daß allen Dreien ein Gefühl gemeinsam ward, als sei das Leben des Einen mit dem des Andern verkettet, und es umschwebte den Doktor und Henrietten so wahrnehmbar das Geheimniß der Liebe, daß Bruno sich zarter Anspielungen in Beider Gegenwart nicht enthalten konnte. Sie wurden von der Schwester mit unschuldigem Lachen hingenommen, wohl auch durch eine schalkhafte Ableugnung erwiedert; nur wenn Denkhausen sich im Scherz eifersüchtig stellte und auf den oder jenen jungen Herrn von Henriettens Bekanntschaft, den sie gelegentlich erwähnt hatte, als auf einen bevorzugten Rivalen hinwies, wurde sie verlegen und erröthete, als fürchte sie, daß sich hinter Denkhausen's Reden ernsthaftes Mißtrauen verbergen könne.

Doch der Sonnenschein muß der Nacht weichen und zu heiter lächelte das Glück über diesen friedlichen Tagen, als daß es von Bestand hätte sein können. Bald stellte sich in der Villa ein ungebetener Gast ein, — es war Doktor Baldamus.

Bruno war ihm von jeher abgeneigt gewesen, aber er konnte die Rücksichten der Höflichkeit nicht beiseite setzen und mußte den Eindringling, der von dieser Höflichkeit den umfassendsten Gebrauch machte, wider Willen dulden, denn seit Doktor Baldamus Henrietten in jener Krankheit behandelt hatte, war er der Hausarzt des Geheimraths geblieben.

Denkhausen hätte durch nichts so peinlich berührt werden können, als durch die Gegenwart dieses Kollegen. Nicht etwa, daß er ihm grollte, weil Baldamus ihm damals vorgezogen worden war, — dazu war Denkhausen zu selbstlos und zu wenig ehrgeizig, auch hatte er ja gleich den unlautern Zusammenhang geahnt und denselben später sogar klar durchschaut. Baldamus war im Laufe der Zeit öffentlich für Doktor Munck's Zauberelixir eingetreten und hatte die Heilkraft desselben von wissenschaftlichem Standpunkt aus zu begründen versucht.

War ihm auch dieser Versuch seinen Fachgenossen gegenüber nicht gelungen, so stärkte es doch den Glauben der großen Menge an das Zauberelixir ganz erheblich, als sich die Stimme eines Arztes selbst dafür erhob, der sich anfangs zwar nur bescheiden Doktor B. nannte, endlich aber doch mit seinem vollen Namen hervortrat. Zu letzterem war er durch Denkhausen gezwungen worden, der das Elixir in öffentlichen Blättern als einen unerhörten Schwindel bekämpfte und dem anonymen Fürsprecher desselben so hart zu Leibe rückte, daß dieser mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge halten konnte.

Es war nun zwischen beiden Aerzten ein erbitterter Federkrieg entbrannt, in welchem schließlich Baldamus das Feld behauptet hatte, nicht weil er seinen Gegner mit wissenschaftlichen Gründen schlug, sondern weil er den ganzen Streit auf das Gebiet grober persönlicher Ausfälle und Gehässigkeiten hinüberspielte, die Denkhausen, solche unwürdige Waffen verschmähend, nur durch Schweigen erwiedern konnte. Nach solchen Vorgängen, obwohl darüber schon mehrere Jahre hingeflossen waren, mußte es für Denkhausen sehr unangenehm sein, sich mit diesem Manne plötzlich in persönlicher Berührung zu sehen, und je weniger sich Baldamus davon anfechten ließ, der mit einem außerordentlichen Selbstbewußtsein jene freche Sicherheit des Auftretens vereinigte, die überall in ihrem guten Rechte zu sein glaubt, desto unausstehlicher wurde Denkhausen dessen Gegenwart.

Es war unschwer zu erkennen, daß die Besuche des Doktor Baldamus niemand Anderem als Henrietten galten, die er nicht mehr in gewohnter Weise im väterlichen Hause antraf und nun beim Bruder zu finden wußte. Er hatte ihr, wie Bruno gelegentlich äußerte, schon früher einige Aufmerksamkeiten erwiesen, — jetzt trat er mit offenen Huldigungen hervor, wie Denkhausen sie nie gewagt haben würde. Es war seltsam, wie dieser Mann immer trennend zwischen Henriette und Denkhausen treten sollte. Er hatte ihn einst von ihrem Krankenbette gedrängt, er wollte ihn jetzt aus ihrem Herzen drängen. Wahrscheinlich fand er es an der Zeit, mit seiner Bewerbung um die reizende Geheimrathstochter Ernst zu machen, da er Denkhausen auf dem Wege nach dem gleichen Ziele sah. Der Haß gegen seinen medizinischen Widersacher konnte ihn nur zu um so kühnerem Vorgehen aufstacheln, um ihm auch den Siegespreis der Liebe zu entreißen, und dazu gesellte sich noch ein anderer Beweggrund, den Denkhausen mit gleich scharfem Blicke, wie die vorhergehenden, zu durchschauen glaubte: wenn Henriette einst, wie sich kaum mehr bezweifeln ließ, der unschuldige Gegenstand eines Betruges gewesen war, so konnte dem Doktor Baldamus deren eheliche Verbindung mit Denkhausen, seinem geschworenen Gegner, nicht gleichgültig sein; denn es war unausbleiblich, daß zwischen Gatte und Gattin gelegentlich das Gespräch auf jene Krankheit kam, und obwohl Henriette damals noch ein Kind gewesen war, so mußte ihre Erinnerung den Forschungen des kundigen Gemahls dennoch zu Hülfe kommen und sich herausstellen, daß sich jene angebliche Gehirnentzündung auf ein leichtes, durch irgend ein künstliches Mittel hervorgerufenes Unwohlsein beschränkt hatte.

Henriette zeigte sich in Gegenwart des Doktor Baldamus schüchtern und zurückhaltend; sie nahm seine Galanterieen mit einer Duldung auf, die entweder in ihrem sanften Gemüth lag oder einem äußern Zwang entsprang. Diese Beobachtungen aber waren für Denkhausen nur wenig tröstlich, denn es entging ihm nicht, daß Henriette sich mehr und mehr von ihm zurückzog. Sie zeigte ihm nicht mehr die frühere Heiterkeit; jedes wärmere Wort, das Denkhausen an sie zu richten wagte, erschreckte sie; es schwebte ein dunkler Bann über ihr, so daß selbst Bruno den Humor zu seinen früheren neckischen Anspielungen eingebüßt zu haben schien. Immer seltener traf es sich, daß Denkhausen sie beim Bruder anwesend fand und es wurde ihm bald offenbar, daß sie ihre Besuche daselbst auf Stunden verlegte, wo sie den Arzt durch seine Berufsobliegenheiten beschäftigt wußte.

Denkhausen konnte diesen Zustand nicht länger ertragen, er mußte sich Gewißheit verschaffen. Seit acht Tagen schon hatte er sie nicht mehr getroffen und von ihrem väterlichen Hause, das seinem Nebenbuhler zu jeder Zeit offen stand, war er ausgeschlossen. Er wollte und mußte ein offenes Wort mit Henrietten sprechen und lenkte daher eines Tages, zu einer ungewöhnlichen Stunde, wo er nicht erwartet werden konnte, seine Schritte nach Bruno's Villa.

Henriette war anwesend und bald fand sich auch eine Gelegenheit, sie einige Augenblicke allein zu sprechen. Seine verzweifelte Lage gab ihm den Muth, ihr zu sagen, wie unendlich er unter ihrer auffallenden Zurückhaltung leide, und einmal so weit, schilderte er ihr die frohen Hoffnungen, mit denen er sich noch bis vor Kurzem getragen hatte und gestand ihr endlich seine Liebe.

Ach! sie hatte diesen Augenblick längst gefürchtet, wie sie mit verhülltem Antlitz erklärte, — und um das Gefürchtete zu vermeiden, hatte sie sich von ihm zurückgezogen, war ihm ausgewichen, denn — sie konnten einander nicht angehören — niemals!

Sie sprach dieses verhängnißvolle Wort mit einer Festigkeit aus, daß Denkhausen fast erstarrt stand über die Selbsttäuschung, der er sich von Anfang an hingegeben hatte. Er überhäufte sich im Stillen mit den bittersten Selbstvorwürfen, daß ihn seine Eitelkeit so mit Blindheit geschlagen und ihn aus hingeworfenen Worten, Blicken und Geberden den voreiligen Schluß hatte ziehen lassen, er sei ihr nicht ganz gleichgültig. Er konnte jetzt nichts thun, als diesen Selbstanklagen auch Henrietten gegenüber lauten Ausdruck zu verleihen und sie für seine Kühnheit um Verzeihung zu bitten.

Aber sie schüttelte mit abgewandtem Gesicht zu seiner Rede den Kopf. Er sei ungerecht gegen sich wie gegen sie, war ihre mit zitternder Stimme gegebene Antwort. Sie sei nicht Herrin ihrer Entschlüsse, ihre Hand sei bereits vergeben; ihr Vater habe sie dem Doktor Baldamus zugesagt und sie werde dem väterlichen Willen Gehorsam leisten.

„Lieben Sie den Doktor Baldamus?“ frug Denkhausen in beschwörendem Tone.

Henriette schwieg.

Sie konnte ihn unmöglich lieben. Selbst wenn Denkhausen von der äußern Persönlichkeit seines begünstigten Nebenbuhlers absah, wenn er den kahlen, von einem spärlichen Halbkreise dünner schwarzer Haare umschlossenen Kopf, die abstoßenden Züge seines Gesichts, in denen sich der Ausdruck der Anmaßung unauslöschlich festgesetzt hatte, das häßliche, stets Verachtung ausdrückende Lächeln um den breiten Mund — selbst wenn er dieß Alles als Aeußerlichkeiten hinstellen wollte, die für den innern Werth des schon in ziemlicher Altersreife stehenden Lebemannes nicht maßgebend sein konnten, so blieb doch immer noch sein ganzes Wesen und Auftreten übrig, welches alle jene üblen Kennzeichen zur That machte und eine so zarte Natur, wie die Henriettens, eher zurückschrecken als anziehen konnte.

„Lieben Sie den Doktor Baldamus?“ wiederholte Denkhausen seine Frage.

„Fordern Sie hierauf keine Antwort von mir,“ bat das junge Mädchen.

„Dann lassen Sie mich anders fragen, Henriette. Haben Sie sich dem Willen Ihres Vaters ohne jeden Widerspruch gefügt? War Ihnen sein einfach geäußerter Wunsch von allem Anfang an genug?“

Sie zauderte eine Weile und verneinte dann durch stummes Kopfschütteln.

„Glauben Sie, daß eine persönliche Abneigung Ihres Vaters gegen mich mit im Spiel ist?“ forschte Denkhausen weiter.

„Vielleicht ist es das,“ antwortete sie leise, „vielleicht ist es noch etwas Anderes.“

„Ja wohl,“ seufzte der Arzt unter nachdenklichem Neigen des Hauptes, „ja wohl, noch etwas Anderes. Seien Sie offen gegen mich, Henriette. Sie haben mir viel, Sie haben mir Alles genommen; entziehen Sie mir wenigstens Ihr Vertrauen nicht, das ich stets besaß. Was Sie mir auch zu gestehen haben, — bei meiner Liebe, bei meiner verschmähten Liebe schwöre ich Ihnen, es soll in meiner Brust verschlossen bleiben.“

„Mein Vater hat Aeußerungen fallen lassen,“ sagte Henriette stockend, „daß er sich — daß meine Weigerung, Baldamus zu heirathen, — für ihn —“

„Verderblich werden könnte,“ ergänzte Denkhausen, als Henriette vor Schluchzen nicht weiter sprechen konnte. „Ich habe es mir wohl gedacht!“ fügte er mit einem schweren Seufzer hinzu.

„Lassen Sie das unsern Abschied sein,“ unterbrach Henriette eine längere Stille, „machen Sie es sich und mir nicht noch schwerer, das Unvermeidliche zu tragen.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Denkhausen traurig, „aber nicht ich, Henriette, — Sie sollen das letzte Wort sprechen. Es kann mich nicht unglücklicher machen als ich bin, es kann mich nur trösten, falle es auch aus, wie es wolle. Sagen Sie mir also, Henriette, was würden Sie, wenn jenes unüberwindliche Hinderniß sich nicht zwischen uns gedrängt hätte, — was würden Sie mir auf meine erste Frage geantwortet haben?“

Er war ihr währenddem näher getreten und sah sie mit einem innigen, aber unsäglich wehmüthigen Blick an. Sie schlug das blaue Auge mit schmerzvollem Ausdrucke zu ihm empor und sank plötzlich stumm an seine Brust.

O, es war bitter für ihn, sein höchstes Glück an seinem Herzen zu halten, um es für immer zu verlieren. Es war mehr, als er zu ertragen sich getraut hatte.

„Leb' wohl, leb' wohl, Henriette!“ flüsterte er mit brechender Stimme, und damit riß er sich von ihr los und stürzte davon.

Siebentes Kapitel.

Es wäre für Denkhausen's Seelenruhe heilsamer gewesen, wenn er nie erfahren hätte, daß Henriette ihn liebte. Wenn wir verschmäht werden, wenn unsere heiligsten und edelsten Empfindungen keinen Wiederhall finden und das größte Geschenk, was wir zu bieten haben, zurückgewiesen wird, so drückt dieß unser Selbstgefühl zu Boden, aber mit der Zeit richtet es sich geläutert und stolz wieder empor, denn für den bessern Menschen birgt das Bewußtsein erlittenen Unrechts eine geheimnißvolle Quelle des Trostes.

Aber geliebt zu sein und dennoch auf das Herz, das uns warm entgegenschlägt, verzichten zu müssen, und mit all' der Riesenkraft, welche die Liebe verleiht, mit all' der die Seele schwellenden Allmacht, die nach dem Kampfe mit wegversperrenden Hindernissen brennt, in Thatenlosigkeit verharren zu müssen, — das erzeugt Verzweiflung und Bitterkeit.

Nicht gegen den Mann allein, dem Henriettens Hand gehören sollte, wandte sich Denkhausen's Unmuth, — viel verdammenswerther noch erschien ihm der Vater, der von seinem Kind ein solches Opfer fordern konnte. Denkhausen dachte an die Zeit zurück, wo er als ärztlicher Rathgeber, als Freund im Hause des Geheimraths ein und aus gegangen war und erinnerte sich sehr wohl, wie ein bedeutungsloses Unwohlsein Bruno's den Geheimrath stets mit Angst und Sorge erfüllte, und wie leicht er es dagegen nahm, wenn Henrietten etwas



Der orientalische Krieg. **Ein Montenegriner.** Nach dem Gemälde von E. Haag. (S. 458.)

fehlte. Ja, sie war stets zurückgesetzt worden, sie war auch gut genug gewesen, zu einer schändlichen Täuschung benützt zu werden. Und diese Täuschung rächte sich an dem Vater; sie gab ihn in die Gewalt des Mannes, dem er die Hand dazu geboten hatte. Feigheit vor irgend einer Gefahr mußte es gewesen sein, die den Geheimrath einst zu jenem verbrecherischen Schritte getrieben hatte, und dieselbe Feigheit war es wieder, die ihn jetzt vielleicht vor den Drohungen seines Mitschuldigen zusammenbeben ließ, auf den doch jeder Verrath mit der gleichen Schwere zurückfallen mußte. Und wer war jetzt abermals der Rettungsanker? Auf wen übertrug der feige Vater die Buße, die er nur zu einem neuen Verbrechen umwandelte? Auf dasselbe unschuldige Kind, das ihm zu seinem ersten schändlichen Schritte gedient hatte und nun mit dem Glück seines Lebens dafür zahlen sollte. O, es war nichtswürdig, — aber Denkhausen stand machtlos vor dem ganzen Intriguengewebe, das er nicht entwirren konnte, so deutlich er auch alle die Fäden sah.

Er hatte seit jenem schmerzlichen Abschiede von Henrietten die Villa, die so viele sonnige, jetzt in tiefe Wehmuth getauchte Erinnerungen für ihn barg, mit keinem Schritte wieder betreten. Er hatte sich mit einigen herzlichen Zeilen bei Bruno entschuldigt, daß sein Gemüthszustand ihm die Fortsetzung seiner Besuche auf lange Zeit hinaus unmöglich mache und die Zuversicht ausgesprochen, daß dieß den Werth seiner Freundschaft nicht herabsetzen werde.

Als er diesen Brief schrieb, hätte er nicht geahnt, daß er sobald schon die gemiedene Villa wiedersehen sollte, — wiedersehen sogar mit der neuen Wunde im Herzen, die ihm die kurz vorhergegangene öffentliche Verlobung Henriettens mit Doktor Baldamus soeben erst geschlagen hatte.



Der orientalische Krieg. **Anwerbung von Freiwilligen für die türkische Armee in Rumelien.** (S. 458.)

Es war eines Morgens, in ziemlicher Frühe, als an Doktor Denkhausen's noch verschlossener Hausthüre geläutet wurde. Nachdem geöffnet worden war, hörte Denkhausen eilige Schritte auf der Treppe und ein Bedienter Bruno's trat in's Zimmer, ihm einen Brief überreichend. Die zierliche Handschrift der Adresse verrieth offenbar eine Damenhand. Daher frug Denkhausen etwas zweifelnd:

„Von Herrn Marlow selbst?"

„Nein, von dem Fräulein," gab der Diener zur Antwort.

„Von Fräulein Henriette?" rief Denkhausen, kaum fähig, sein Erstaunen und das Zittern seiner Hand zu verbergen.

Der Diener bejahte.

Denkhausen erbrach hastig das Billet und las:

„Bester Herr Doktor!

„Seit gestern Abend ist mein Bruder sehr leidend. Ich habe die Nacht an seinem Bette gewacht, da seine Frau augenblicklich verreist ist. Er meint jedoch, es werde vorübergehen und will durchaus von ärztlichem Beistand nichts wissen. Es gibt nur Einen, den ich, ohne seinen Eigensinn noch mehr zu reizen, vor sein Krankenlager zu führen wage — und das sind Sie.

„Mag ich Ihre Hochherzigkeit auch auf eine noch so harte Probe stellen, so weiß ich doch, daß ich keine Fehlbitte thue, wenn ich hiemit Ihre schleunige Hülfe anrufe.

Ihre Sie innig verehrende
Henriette Marlow."

„Es ist gut," bedeutete Denkhausen dem noch wartenden Bedienten, worauf dieser sich entfernte.

Er ließ sogleich seinen Wagen anspannen und fuhr nach der Villa.

Beim Ueberfliegen des Briefes war ein dunkler Verdacht in ihm aufgestiegen, wie schon einmal, als er einen andern Brief las. Aber wie damals hatte er den flüchtigen Verdacht als unwürdig unterdrückt, auch hatte die bevorstehende Wiederbegegnung mit der Verlobten des Doktor Baldamus eine so bange, qualvolle Aufregung in ihm hervorgerufen, daß es in seinem Geiste jetzt für nichts Anderes Raum gab. Dieser Zustand steigerte sich noch während der Fahrt, und als er ausstieg und vor dem bekannten Gitterthore die Klingel zog, als er auf dem ihm so vertrauten Kieswege nach der Villa schritt und endlich gar die letztere betrat, drohte ihm das Herz zu zerspringen und vor seinen flimmernden Augen schienen die Gegenstände zu wanken.

In der Flur empfing ihn bereits Henriette. Nur einen flüchtigen Blick wagte er nach dem theuren Antlitz zu werfen, dessen holdes Erröthen jetzt auf's Neue das stumme Geständniß bestätigte, welches sie an seiner Brust abgelegt hatte.

Dann stand er vor dem Bette des Kranken. Er mußte anfangs alle seine Kraft zusammennehmen, um zu verstehen, was dieser sagte, denn es war ihm wie im Traume. Auch Henriette sprach zu ihm, — die Besorgniß um den Bruder löste ihr die stockende Zunge. Bruno zürnte ihr ernstlich, daß sie den Doktor hergesprengt habe. Denkhausen zwang sich zu einem humoristischen Ton. Er sprach über gleichgültige Dinge, über die Neuigkeiten des Tages und der Politik, und wußte durch dazwischen geworfene Fragen dem Kranken allmälig die genaueste Auskunft zu entlocken, wie dessen Unwohlsein sich äußere. Schon Bruno's Aussehen hatte ihm nicht gefallen und je mehr sich das Urtheil klärte, welches er im Laufe der Unterhaltung über den Zustand des Kranken erlangte, desto ernster wurden seine Mienen und voll Unruhe bemerkte Henriette, daß etwas ganz Ungewöhnliches in seinem Innern vorging. Es war auch wirklich so. Alle an Bruno beobachteten Krankheitserscheinungen deuteten auf eine Katastrophe hin, die, wenn nicht rasche Hülfe eintrat, einen tödtlichen Ausgang nehmen konnte. Jeder andere Arzt würde den bedenklichen Fall auf eine natürliche Ursache zurückgeführt und selbst im tödtlichen Verlaufe desselben nichts Ungewöhnliches gefunden haben. Aber Denkhausen sah mit anderen Augen, — es gab für alle die beobachteten Erscheinungen für ihn noch einen zweiten Schlüssel. Es gab ein nur Eingeweihten bekanntes Gift, dessen Wirkungen sich ganz in derselben Weise äußern konnten und jeden Arzt irre führen mußten, dem der Gedanke an eine Vergiftung ferne lag. Wenn Denkhausen dem abscheulichen Ansinnen, welches ihm in jenem Brief aus Baden gestellt wurde, hätte entsprechen wollen, so hätte er kein anderes Mittel namhaft machen können als dieses. Sein früherer Verdacht wuchs fast zur Gewißheit, daß Arabella die Briefschreiberin und jene verschleierte Dame in einer Person gewesen sei, die — zu früh für die erst später rege gewordene Wachsamkeit der Polizeibehörde — einen Brief mit der verdächtigen Adresse in Empfang genommen hatte, und es schien nur zu wahrscheinlich, daß irgend ein Schurke die edle Wissenschaft mißbraucht habe, um sich den gebotenen hohen Preis zu verdienen. Denkhausen machte sich jetzt die heftigsten Vorwürfe, daß er der Stimme des Mißtrauens, die sich schon einmal so lebhaft in ihm geregt, nicht Gehör geschenkt hatte, — aber was sie ihm zuraunte, war seines stets guten Glaubens an die Menschheit zu unwürdig und die Stunden, die er in dieser Villa verlebt, waren zu heiter und glücklich gewesen, als daß er hätte glauben können, es werde unter demselben Dach auf eine so finstere That gesonnen.

Nun war diese furchtbare Wahrscheinlichkeit vorhanden.

Aber noch war Rettung möglich.

Denkhausen verschrieb eilig ein Rezept und schickte einen Diener Bruno's in seinem eigenen Wagen nach der Apotheke.

Als die verordnete Arznei ankam, weigerte Bruno sich hartnäckig, sie zu nehmen. Vergebens war Denkhausen's Zureden, vergebens die flehentlichen Bitten der Schwester.

Denkhausen beugte sich zu dem Kranken herab und flüsterte ihm in's Ohr:

„Ihr Zustand ist bedenklicher als Sie glauben. Das Aergste steht zu befürchten, wenn Sie zögern."

Bruno war betroffen und starrte dem Arzt in's Gesicht, in dem sich unverstellte Bekümmerniß ausdrückte. Aber er wehrte mit der Hand ab.

„Was kann mir im schlimmsten Falle bevorstehen?" frug er.

„Eine Blutzersetzung," flüsterte der Arzt.

„Ich nehme die Medizin nicht!" antwortete Bruno bestimmt.

„So liegt Ihnen nichts am Leben," fuhr Denkhausen leise fort. „So wollen Sie jetzt also nachholen, was Sie versäumt zu haben glauben und dem Beispiel Ihres Eskadronchefs von Mars-la-Tour folgen! O, ich ahne es wohl!"

„Sie sind im Irrthum, Doktor!" sagte Bruno und in seinen Augen zuckte ein wilder Triumph. „Ich habe mir's längst anders überlegt. Ich will leben, als einbeiniger Philosoph will ich leben, um einer Schlange von Weib zu beweisen, daß sie mit eisernen Fesseln an mich gekettet ist."

„Ganz gut," beschwichtigte der Arzt, „aber um dieß ausführen zu können, gibt es vorläufig kein Mittel, als daß Sie die Medizin nehmen, die Ihre Schwester eben wieder bereit hält."

„Wohl gibt es noch ein anderes Mittel," widersprach Bruno, „ein Mittel, dem Tausende ihr Leben verdanken, — das einzige, wozu ich Vertrauen habe. Sehen Sie da meine rosige, blühende Henriette, — sie läge ohne jenes Mittel längst im Grabe, Doktor. Das Mittel hat ihr geholfen, es wird auch mir helfen."

„Das Zauberelixir?!" rief der Arzt in höchster Bestürzung.

„Dasselbe," bestätigte Bruno. „Nehmen Sie mir's nicht übel, Doktor, — aber sagt und schreibt, was ihr wollt' gegen das Zauberelixir, ihr richtet nichts aus, ihr disputirt ihm seine unfehlbare Wirkung, seine fabelhaften Erfolge nicht weg. Von eurem Standpunkt aus habt ihr Recht, ihr könnt eure mühsam errungene Wissenschaft nicht so ohne Weiteres preisgeben und dieser genialen Erfindung zujubeln, die euch entbehrlich macht. Ich kann den Doktor Baldamus nicht leiden, das wissen Sie, aber durch seine freimüthige Anerkennung des Elixirs hat er sich ein großes Verdienst erworben."

„Ich beschwöre Sie, Marlow —"

„Geben Sie sich keine Mühe, Doktor," unterbrach Bruno, „und seien Sie meinetwegen ganz ruhig; Sie werden sehen, daß Doktor Munck's Mittel mir hilft, wie es meiner Schwester geholfen hat."

„Bruno, lieber Bruno," bat Henriette inständig, „verlaß Dich nicht so fest darauf. Wie leicht kann es an einem Zufall gelegen haben, daß mir geholfen wurde!"

„Nichts da mit Zufall," entgegnete Bruno heftig, „es gibt keinen Zufall. Und wenn Du mich lieb hast, so schicke augenblicklich zu Doktor Munck. Er soll selbst kommen und sein Elixir mitbringen."

Kopfschüttelnd ging Henriette hinaus, um Bruno's Auftrag zu vollziehen. Denkhausen folgte ihr, den Hut in der Hand.

„Wenn Hülfe noch möglich ist," sagte er zu Henrietten, „so bringe ich sie."

Er grüßte mit der Hand, eilte nach seinem Wagen und fuhr rasch davon ...

Henriette blieb in namenloser Angst zurück. Sie hatte nicht die geringste Vermuthung, was mit jenen Worten Denkhausen's, die ihr erst die ganze Gefahr des Bruders enthüllten, gemeint sein konnte, aber sie vertraute ihnen und hätte seinen schnellen Rossen Flügel gewünscht, damit die verheißene Hülfe womöglich noch früher käme, als Doktor Munck mit seinem Elixir, zu dem — bei der Schwere der Gefahr — all' ihr Vertrauen wankend geworden war.

Aber Doktor Munck wohnte nicht allzu weit und ließ auch nicht auf sich warten.

Henriette führte ihn zu dem Kranken, dessen Zustand sich während ihrer kurzen Abwesenheit sichtlich verschlimmert hatte.

Als Doktor Munck aus Bruno's Munde das leise geflüsterte Wort: „Blutzersetzung" vernahm, lächelte er wie über eine Kleinigkeit. Dann gab er dem Kranken selbst von seinem Elixir, von dem er mehrere Flaschen bei sich führte, und verhieß ihm baldige und sichere Genesung mit einer Siegesgewißheit, daß selbst Henriettens Zweifel zu weichen begannen. Seine Anwesenheit, sagte er, sei durchaus nicht nöthig, und nachdem er sie unterwiesen hatte, wie und in welchen Zwischenräumen der Patient von dem Elixir einzunehmen habe, empfahl er sich wieder.

Henriette hatte ihn bis vor die Thüre begleitet und wandte sich dann wieder in die Hausflur zurück. Sie war kaum in's Krankenzimmer getreten, als sich draußen ein mörderischer Lärm erhob. Das war offenbar Bruno's Dogge, deren wüthendes Gebell an Henriettens Ohr schlug — und jetzt ertönte das laute Jammergeschrei eines Menschen.

Henriette eilte hinaus und erblickte Doktor Munck, der an der eisernen Gitterthür in die Höhe geklettert war und nach Hülfe schrie, während Nero mit wilden Sätzen daran emporsprang. Doktor Munck war zwar außer dem Bereich der wüthenden Bestie, deren Beharrlichkeit im Verwechseln seiner Person sich nur mit ihrem erstaunlichen Gedächtnisse vergleichen ließ, aber sein zerfetztes Beinkleid bewies, daß er bereits gebissen worden war, ehe es ihm gelungen, sich an den Eisenstäben zu seiner jetzigen sichern Höhe emporzuarbeiten. Noch ehe Henriette die Stelle erreicht hatte, waren bereits der Gärtner und der Kutscher bei der Hand, von denen der Eine die Dogge am Hals ergriff und fortschleifte, während der Andere dem belagerten Charlatan von der Gitterthüre herabhalf. Henriette wollte nach seiner Verletzung fragen und ihn in das Haus zurücknöthigen, aber kaum fühlte Doktor Munck den Boden unter sich, als er auch schon auf die Straße hinausstürzte und hinkend davon rannte, so rasch ihn seine Beine tragen wollten.

Dicker Angstschweiß rieselte über sein Gesicht herab. Er war fest überzeugt, daß der Hund toll gewesen sei.

„Wo wohnt ein Arzt? Wo wohnt ein Arzt?" schrie der Erfinder des berühmten Zauberelixirs, und wandte sich mit dieser Frage bald an einen Vorübergehenden, bald an irgend eine Person, die er in einem der Gärten erblickte, welche die wenig belebte Straße zu beiden Seiten einfaßten.

Niemand konnte ihm Auskunft geben. Jeder blieb stehen und sah dem Davoneilenden kopfschüttelnd nach, der ganz den Eindruck eines Rasenden machte.

„Wo wohnt ein Arzt? Wo wohnt ein Arzt?" brüllte der Heilkünstler einem Droschkenkutscher zu, der ihm eben langsam entgegengefahren kam.

Der Gefragte entsann sich eines Chirurgen, der eine Straße weiter wohnte, und Doktor Munck warf sich in den Wagen, dem Kutscher ein reiches Trinkgeld verheißend, wenn er ihn so rasch wie möglich zum Chirurgen brächte. Der Rossenlenker peitschte auf sein Pferd und setzte den sonderbaren Fahrgast binnen Kurzem an dem gewünschten Ziele ab.

Obwohl sich die Wunde, nachdem der Chirurg sie untersucht hatte, nur als eine Schürfung der Haut erwies, wollte Doktor Munck dennoch darauf bestehen, daß sie ihm ausgebrannt werde, da er behauptete, der Hund sei toll gewesen.

Während er sich nach seinem Fuße herabbückte, fiel ihm eine Flasche seines Zauberelixirs aus der weiten Seitentasche und rollte, ohne zu zerbrechen, auf dem Boden dahin. Der Chirurg hob sie auf und las die Etikette.

„Ei, der Tausend," rief er ahnungslos, daß er den Erfinder und alleinigen Fabrikanten des Wundertrankes in höchsteigener Person vor sich habe, „Sie tragen ja das wirksamste Mittel schon bei sich! Haben Sie nicht gelesen, daß das Zauberelixir auch gegen Blutvergiftung helfen und schon Viele gerettet haben soll, die von tollen Hunden gebissen worden sind?"

„Brennen Sie mir die Wunde aus!" schrie Doktor Munck, „und lassen Sie jetzt Ihre schlechten Späße!"

„Je nun," erwiederte der Chirurg, der durchaus nicht aussah, als spaße er, „ich habe früher auch nichts auf das Zeug gegeben, aber seit es von einem namhaften Arzte selbst empfohlen wird, möchte ich es doch nicht ganz verwerfen. Da wir es einmal bei der Hand haben, so hätte ich wohl Lust, an Ihnen einen Versuch damit anzustellen."

„Ich habe es mir nur zur Magenstärkung angeschafft!" kreischte Doktor Munck und schlug dem Chirurgen mit solcher Kraft die Flasche aus der Hand, daß sie vom heftigen Fall in kleine Stückchen brach und der kostbare Inhalt auf die Diele floß.

„Nun, nun," beruhigte der erschrockene Chirurg, „wenn es auch nicht geholfen hätte, so hätte es wenigstens nicht geschadet. Aber vom Ausbrennen der Wunde kann keine Rede sein. Sie ist ganz unbedeutend und der Hund war auch nicht toll, sonst sähe die Sache anders aus."

Damit gab sich Doktor Munck vorläufig zufrieden und nachdem er sich von dem Chirurgen ein Pflaster hatte auflegen lassen, fuhr er in der noch wartenden Droschke davon. Er ließ sich zu einem ihm bekannten Thierarzte fahren, den er beauftragte, sich sofort nach der Marlow'schen Villa zu begeben, um den Hund genau zu untersuchen, und fühlte sich nicht eher von seiner Angst befreit, bis ihm die beruhigende Versicherung wurde, daß die Dogge sich der unzweifelhaftesten Gesundheit erfreue.

So benahm sich der Erfinder des Zauberelixirs, als er in die Lage kam, von seinem Universalmittel selbst Gebrauch zu machen ...

*

Es war ein weiter Weg, den Doktor Denkhausen in seinem Wagen zurückzulegen hatte. Endlich hielt der letztere still vor jenem Hause, wo einst vor Jahren die dicke Strohlage aufgeschüttet war. Denkhausen sprang heraus und eilte die Treppen hinauf, die er nicht wieder betreten, seitdem man hier seine Hülfe zurückgewiesen hatte.

Der Geheimrath befand sich in seinem Zimmer. Er war zum Ausgehen angekleidet und empfing den unerwarteten Besuch mit sehr gemessenem Gruß.

Wie konnte er auch wohlwollende Gesinnungen gegen einen Mann hegen, welcher eine Erfindung, für deren Trefflichkeit der Geheimrath mit seinem Namen eingetreten war, öffentlich als Schwindel zu bezeichnen gewagt hatte!

„Könnte ich nicht ein anderes Mal das Vergnügen haben?" redete der Geheimrath, welcher bereits den Hut in der Hand hielt, den Doktor mit kalter Höflichkeit an. „Ich bin im Begriff, meinen erkrankten Sohn zu besuchen, und daher etwas eilig."

„Ich komme soeben von ihm, Herr Geheimrath," erwiederte der Arzt in würdigem, ernstem Ton, „und stelle Ihnen meinen Wagen zur Verfügung, der unten wartet. Leider muß ich Ihnen meine Begleitung aufdringen."

„Es ist doch nichts vorgefallen?" rief der Geheimrath erbleichend.

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß der Zustand Ihres Sohnes bedenklich ist, doch stand es, als ich ihn verließ, noch nicht so schlimm um ihn, daß es unbedingt nöthig erschienen wäre, Sie zu beunruhigen. Meine Gegenwart hat einen andern Grund, den ich Ihnen wohl am besten unterwegs mittheile, damit wir keine Zeit verlieren."

„Einen andern Grund?" frug der Geheimrath, plötzlich wieder in seinen frühern Ton zurückfallend. „Wollen Sie mich nicht vor allen Dingen mit diesem Grunde bekannt machen?"

„Ich habe," entgegnete Denkhausen, „um das Schlimmste abzuwenden, gethan, was ich nach meinem besten Können und Wissen thun mußte, das heißt: ich habe sogleich eine Medizin verordnet, die einzige, von der sich in dem gegebenen Fall eine günstige Wirkung erwarten läßt. Der Kranke ist aber weder durch die Bitten seiner Schwester, noch durch meine dringenden Vorstellungen zu bewegen gewesen, sie zu nehmen."

„Und warum nicht?" frug der Geheimrath hastig und besorgt.

„Weil er sein ganzes Vertrauen auf das Munck'sche Zauberelixir setzt," gab der Arzt zur Antwort. „Ich fürchte, daß dieses Vertrauen sehr verhängnißvoll für ihn werden kann, und bin daher zum Vater geeilt, der auf die Entschlüsse seines Sohnes gewiß gewichtigeren Einfluß auszuüben vermag, als die Schwester und meine Wenigkeit. Es darf aber keine Minute Zeit mehr verloren werden."

Denkhausen wußte wohl, daß seine Worte ein Dolchstich in das Herz dieses Mannes waren und daß es eine härtere Buße für den Betrug, zu dem er mitgeholfen, kaum geben konnte. Aber so sehr auch in diesem ernsten Augenblicke das Mitleid in Denkhausen jedes andere Gefühl in den Hintergrund drängte, so schlecht wäre bei der Dringlichkeit und Gefahr jede Schonung am Platze gewesen.

Der Geheimrath wankte und mußte sich auf seinen Stock stützen. Aber der Gedanke an Bruno gab ihm bald seine Kraft zurück. Er winkte dem Arzte stumm mit der Hand, vorauszugehen, und folgte ihm dann ...

Beide saßen schweigend in dem rasch dahinfliegenden Wagen. Nur wenig Worte wurden während der langen Fahrt gewechselt; sie bezogen sich auf den Charakter der Krankheit, über den Doktor Denkhausen sich jedoch nicht mit Bestimmtheit aussprach.

Endlich war die Villa erreicht. Der Arzt half dem Geheimrath beim Aussteigen und nahm ihn unter den Arm, denn die

Angst, wie er den Sohn antreffen werde, hatte den alten Herrn so angegriffen, daß er heftig zitterte.

Im Krankenzimmer stand noch unberührt Denkhausen's Medizin; am Bette beugte sich eben Henriette über den Bruder und gab ihm von dem Zauberelixir.

Denkhausen hielt sich im Hintergrunde des Zimmers. Er verbarg mit Mühe seine Erschütterung, denn ein Blick auf den Kranken sagte ihm, daß es zu spät sei und er den Sohn nicht retten konnte, wie er die Mutter nicht hatte retten können.

„Nimm nicht von dem Elixir, mein theurer Bruno," flüsterte der Geheimrath dem Sohne zu, „nimm von dem, was Dir der Arzt verordnet hat."

„Aber Vater," brachte Bruno mühsam hervor, „ich begreife nicht — wie Du — Du — auf einmal — so reden kannst. — Es hilft mir — gewiß! — Es ist nur die Angst, — die aus Dir spricht."

„Nimm nicht von dem Elixir!" wiederholte der Vater seine leise Bitte.

„Gerade, wo die — Gefahr am größten ist," widersprach der Kranke, „muß auch — das Vertrauen — zu dem Tranke — am unerschütterlichsten sein. — Fort, Henriette, — fort mit der Medizin!"

Der unglückliche Vater war der Verzweiflung nahe. Er wollte dem Sohne etwas sagen, aber er besann sich und warf einen nicht mißzuverstehenden Blick auf Henriette und den Arzt, worauf Beide das Zimmer verließen.

Vater und Sohn waren allein.

Da neigte der alte Mann sein sorgenschweres Haupt tief gegen den geliebten Sohn und bat ihn noch einmal, nicht von dem Elixir zu nehmen.

Aber vergebens. Bruno antwortete nur durch ein mattes Lächeln. Der Vater blickte rasch um sich, als könne ein Lauscher im Zimmer sein, und indem er seinen Mund dicht an des Sohnes Ohr brachte, murmelte er leise:

„Laß ab von dem Elixir. Henriettens ganze Krankheit und Heilung war nichts als ein Betrug!"

Bruno stöhnte schmerzlich auf und der Geheimrath griff selbst nach der von Denkhausen verschriebenen Medizin und gab dem Sohne davon ein. Dann rief er seine Tochter und den Arzt wieder in's Zimmer zurück und sagte zu dem letzteren, während ein leiser Hoffnungsstrahl über sein Antlitz flog:

„Er hat die Medizin genommen!"

Aber Denkhausen antwortete nur durch ein ernstes, nachdenkliches Kopfnicken. Er sah den Jammer voraus, der bald genug dieses Zimmer erfüllen sollte.

Zwei Stunden später hauchte Bruno in den Armen des Vaters sein Leben aus, — und mit dem Ausrufe: „Gott! Du strafst hart, wenn ein Gerechter von Deinem Wege abweicht!" sank der alte Mann vor dem Todtenlager händeringend nieder ...

Achtes Kapitel.

Für Denkhausen war jetzt nicht die Zeit, sich dem Schmerz über den Verlust Bruno's hinzugeben, für den in seinem Herzen schon längst das innigste Freundschaftsgefühl bestanden hatte, — es war jetzt nicht die Zeit, mit dem Vater und der Schwester des Dahingeschiedenen zu trauern; vielmehr konnte das, was ihm seine Pflicht gebot, ihren Schmerz möglicherweise nur noch vermehren. Es blieb ihm keine andere Wahl, und wenn er seine harte Pflicht ganz und voll erfüllen wollte, so mußte er rasch handeln.

Er veranlaßte noch an demselben Tage eine gerichtliche Sektion der Leiche, deren Ergebniß seine schlimmste Befürchtung leider bestätigte.

Noch einen **Tag Zögern** — und das Gift, dem Bruno — unter allen äußeren Anzeichen einer regelmäßig und unverdächtig verlaufenden Krankheit — erlag, hätte seine Verbindung mit anderen Körperstoffen vollenden können, in welchen es kaum mehr aufzufinden gewesen wäre.

Denkhausen machte nun auch der Polizeibehörde gegenüber aus seinen Vermuthungen kein Hehl und bezeichnete die Gattin des Verstorbenen als die muthmaßliche Mörderin und zugleich auch als diejenige Person, welche er sich im Zusammenhange mit jenem an ihn, wie an andere seiner Kollegen gelangten Briefe dachte.

Arabella war kurz vor Bruno's Erkrankung abgereist zu einer Freundin in einer größern Provinzialstadt. Es war gewiß kein ganz zufälliger Umstand, daß, wie Denkhausen aus den Zeitungen wußte, in dieser Stadt gerade der ...sche Cirkus seine Vorstellungen gab; jedenfalls war Monsieur Charles, das hervorragendste Mitglied der Künstlergesellschaft, ein stärkerer Magnet für die treulose, arglistige Frau gewesen, als die vorgeschobene Freundin.

Noch am Todestage Bruno's reisten zwei gewandte Polizisten nach der Provinzialstadt ab. Eine an Arabella gerichtete Depesche des Geheimraths, welche die Todesnachricht enthielt und den Namen der Krankheit nannte, unter dem sie ihm Doktor Denkhausen vorläufig bezeichnet hatte, wurde auf dem Telegraphenbureau zurückgehalten, damit sie nicht früher eintraf, als die beiden Polizeibeamten. Die Letzteren hatten die Aufgabe, die nächsten Schritte, welche Arabella nach erlangter Kunde von ihrer Wittwenschaft thun werde, auf's Schärfste zu überwachen und sie geeigneten Falles zu verhaften.

Nach Empfang der Todesnachricht traf Arabella Anstalten zu ihrer Abreise, die ziemlich umfassender Art waren, denn sie hatte sich mit zahlreicher, auf einen längern Aufenthalt berechneter Garderobe versehen, als habe sie keine Vorahnung von dem Trauerfalle gehabt, der sie so bald wieder zurückrufen sollte. Nachdem dieses Geschäft beendigt war, schrieb sie mehrere Briefe. Der eine wurde der Besorgung eines Dienstmannes anvertraut und demselben von einem der Polizisten sogleich abgenommen. Er war an Monsieur Charles gerichtet und enthielt die einfache Anzeige von dem plötzlich erfolgten Tode des Gatten und setzte den „geliebten Freund" von der dadurch nothwendig gewordenen schleunigen Abreise in Kenntniß. Das Billet wurde unbeanstandet dem Adressaten zugestellt, nur daß statt des Dienstmannes, dessen Verschwiegenheit man sich zu sichern wußte, der Polizist in entsprechender Verkleidung selbst die Weiterbesorgung übernahm.

Eine Stunde später etwa trat Arabella aus dem Hause. Die beiden Polizeiagenten, die ihr unbemerkt und in harmloser Civilkleidung folgten, fanden bald heraus, daß sie die Richtung nach dem Postgebäude einschlug. Dort waren bereits alle Vorbereitungen zur Ueberwachung ihrer Korrespondenz getroffen und sämmtliche expedirende Beamte an den Schaltern instruirt. Ein verabredetes Losungswort war das Zeichen, daß der Brief, der zu gleicher Zeit aufgegeben wurde, zurückzuhalten sei, — selbst der Briefkasten, der sich nach der Straße zu öffnete, war auf's Schärfste kontrolirt.

Arabella ließ sich am Postschalter eine größere Anzahl Freimarken geben und zog dann zwei Briefe aus der Tasche. In den einen derselben, der noch offen war, legte sie die gelösten Marken, bis auf zwei. Dann verschloß sie den Brief, klebte die eine der übrig behaltenen Marken darauf, versah mit der letzten auch den andern Brief und warf beide in den Schalter, ohne eine Ahnung, was ein gleich darauf tönendes dumpfes Klopfen zu bedeuten hatte, welches einer müßigen Untersuchung zu gelten schien, ob der Kasten von Holz oder von Blech sei.

Aber während sie weiter ging, gefolgt von dem einen Polizeiagenten, der seinen Fuß in ihren Schatten setzte, hielt schon dessen Kollege die beiden Briefe in der Hand, die sie dem Schalter anvertraut hatte.

Es war eine vortreffliche Polizeimaßnahme gewesen, gleich ihre ersten Schritte mit solcher Peinlichkeit überwachen zu lassen. Sie konnte, was sie nach dem Tod ihres Gemahls etwa im Verborgenen zu thun hatte, in der fremden Stadt unbefangener ausführen als daheim. Darauf gründete sich zunächst die Berechnung der wachsamen Behörde, und wie richtig diese Berechnung war, bewies der Inhalt der beiden aufgefangenen Briefe. Der eine derselben war an die Expedition einer vielgelesenen Zeitung der Residenz gerichtet und enthielt ein Inserat, für welches die Bezahlung in Briefmarken beilag. Der mystische Wortlaut dieses Inserates war folgender:

„Für den bewährten Rathgeber
liegt ein Brief unter der bewußten Chiffre bereit."

Der andere Brief war ebenfalls nach der Residenz adressirt und trug die Aufschrift: «X. Y. 10, poste restante», — jedenfalls die „bewußte Chiffre". Inwendig standen folgende kurze Zeilen:

„Für bewährten Rath folgt hiemit die andere Hälfte des verheißenen Honorars."

Dabei lag eine auf den Inhaber lautende Anweisung auf ein frankfurter Bankhaus. Die angewiesene Summe betrug genau die Hälfte des Sündenlohnes, der in jenem badener Briefe geboten worden war.

Durch diese verrätherische Korrespondenz war die Schuld Arabella's so gut wie erwiesen und zugleich die Möglichkeit gegeben, daß auch der ihr selbst wohl unbekannte Theilnehmer ihres Verbrechens dem Arme des Gesetzes nicht entging. Beide Briefe wurden der Post zur regulären Beförderung übergeben und die Polizeibehörde der Residenz sofort telegraphisch ersucht, den Empfänger des poste restante-Briefes verhaften zu lassen.

Den beiden geheimen Agenten blieb nach diesem überraschenden Resultate nichts mehr übrig, als sich der Person Arabella's zu versichern und die gepackten Reisekoffer zu durchsuchen, in denen sich leicht noch irgend etwas Verdächtiges vorfinden konnte. Sie begaben sich in Arabella's Wohnung und überraschten sie in dem Augenblicke, wo sie im Begriff war, von Monsieur Charles zärtlichen Abschied zu nehmen, wohl nicht ohne die Hoffnung auf ein baldiges glückliches Wiedersehen.

Das schöne Weib stand starr und unbeweglich, als sie erfuhr, daß sie eine Gefangene sei. Ueber ihre bleichen, verbissenen Lippen kam kein Wort.

Monsieur Charles war vor einem auserlesenen Cirkuspublikum ein ungleich größerer Held, als vor der Polizei. Er hatte für die unglückliche Geliebte weiter nichts als einen Blick des Schreckens und machte sich eilig aus dem Staube. Doch blieb er von Stund' an unter polizeilicher Aufsicht, bis sich ergab, daß er an Arabella's mörderischer That keinen Antheil gehabt haben konnte.

In Arabella's Reisekoffern fand sich nichts Verdächtiges. Sie trat in Begleitung der beiden Polizisten die Rückfahrt an und hatte unterwegs, sowie während der nächsten Tage, die sie abwechselnd im Gefängniß und im Zimmer des Untersuchungsrichters verbrachte, hinreichende Muße, über ihr künftiges Schicksal nachzudenken. Ueber das letztere selbst blieb ihr, nachdem sie hörte, welche gravirenden Beweise für ihr Verbrechen vorlagen, kein Zweifel mehr, obwohl sie in finsterem Trotz verharrte und jedes Geständniß hartnäckig verweigerte. In ihrer einsamen Haft tauchte in ihr mit großer Lebhaftigkeit eine Erinnerung aus ihrer Kinderzeit auf, die sie in einem kleinen Städtchen verlebt hatte.

Der elterlichen Wohnung gegenüber befand sich das Amtsgefängniß, vor welchem sich eines Tages eine dichte Volksmasse drängte. Was wollten diese neugierigen Menschen? Sie wollten die Kindsmörderin sehen, welche Tags vorher von den Assisen verurtheilt worden war und nun zur Verbüßung ihrer Strafe in einem bereitstehenden Wagen nach dem Zuchthaus abgeführt werden sollte. Deutlich noch sieht Arabella das junge Mädchen vor sich, wie es in den Wagen steigt, um die traurige Fahrt anzutreten. Was war es, wovon Arabella damals so erschüttert wurde, wie seitdem nie wieder? War es das Schicksal der Mörderin? War es die Begleitung der beiden bewaffneten Gendarmen, zwischen denen sie Platz nehmen mußte? Oder waren es die Fesseln, die ihre schneeweißen Hände zusammenschnürten? Nichts von Alledem. Es war die hinreißende Schönheit der jugendlichen Mörderin, die Arabella's Herz rührte und selbst der gaffenden Menge ein Murmeln der Bewunderung entlockte.

Als vor Jahresfrist Arabella ihre Heimatsstadt besuchte, hatte man sie auf ein häßliches Weib aufmerksam gemacht, das in den Gassen bettelte; ihr kurzes Haar war fast ganz ergraut, ihr welkes Antlitz zeigte tiefe Furchen, Niemand wäre auf die Vermuthung gekommen, daß sie einst schön gewesen sein könne. Und doch — es war die Kindsmörderin, die nach abgebüßter Strafzeit in die Heimat entlassen worden war ... Weder Armuth noch Tod bargen für Arabella so Entsetzliches wie die furchtbare Zerstörungskraft der Zeit, die hinter Zuchthausmauern dahinschleicht. Es war ihr daher kein Trost, daß ihr Vertheidiger ihr im Voraus sagte, es werde kein Todesurtheil erfolgen. Das Maß der ihr bevorstehenden Zuchthausstrafe überschritt noch weit die Haft der Kindsmörderin. Sie sah immer deren abgezehrtes, verwelktes Gesicht vor sich, das sie einst in jugendlicher Frische und Schönheit geschaut, und oft fuhr sie entsetzt mit den Händen über ihr Antlitz, — wenn sie es nur noch einmal, ein einziges Mal hätte sehen können, — wenn man wenigstens ihre Bitte um ein Stückchen zerbrochenen Spiegelglases erfüllt hätte! Nichts, gar nichts befand sich innerhalb der vier öden Mauern, das ihr mitleidig ihr Bild zurückgestrahlt hätte, — und doch war sie reich, unendlich reich, denn in ihrem Busen verborgen führte sie einen bewährten Talisman bei sich, der sie vor dem entsetzlichen Geschick der Kindsmörderin bewahrte...

Eines Morgens fand sie der Gefangenwärter ausgestreckt auf ihrem Lager, stumm und regungslos. Ihr Herz stand still, die schwarzen Augen stierten glanzlos nach der Decke. Sie war todt, aber ihr Antlitz trotzte noch in der ganzen tadellosen Schönheit, durch die sie im Leben geblendet und gesiegt hatte...

Und wer war der „bewährte Rathgeber" gewesen, den die Zeitung getreulich zur Empfangnahme seines Lohnes aufgefordert hatte? Er setzte die Spannung der Polizei- und Postbehörde auf keine harte Probe. Auch er hielt rasches Handeln für gerathen und hatte sich ohne Säumen eingefunden, um den Brief unter der „bewußten Chiffre" mit dem reichen Inhalt in Empfang zu nehmen. Der giftkundige Rathgeber, der als freier Mann das Postgebäude betrat, um es als Untersuchungsgefangener wieder zu verlassen, war — Doktor Baldamus. So hartnäckig er auch Alles in Abrede stellte, was erst noch durch Beweise beizubringen war, so blieb es doch unumstößlich erwiesene Thatsache, daß er der Gattenmörderin das Gift bezeichnet und dafür nicht nur den Brief mit dem Wechsel in Empfang genommen, sondern schon früher eine Summe von gleichem Betrage bei dem frankfurter Bankhause erhoben hatte. Zwar suchte er sich durch die Ausflucht zu decken, daß er um die mörderische Absicht, der das Gift dienen sollte, nicht gewußt, sondern in dem guten Glauben gehandelt habe, seine Auskunft solle irgend einem wissenschaftlichen Zwecke dienen. Diese Stütze aber fiel mit Arabella's Tode. Der Talisman, welchen sie so sorgfältig in ihrem Busen verborgen hatte, war das gleiche Gift, dem Bruno hatte erliegen müssen, wie der kleine, im Fläschchen noch vorgefundene Rest bewies. Das Erstere war offenbar in einen daneben liegenden zerknitterten Brief gewickelt gewesen und dieser enthielt eine genaue Anweisung, in welcher Weise das Gift der betreffenden Person beizubringen sei; auch ging aus dem Briefe hervor, daß es vom Schreiber selbst bereitet und übersendet worden war, da es von keiner Apotheke verabreicht werde. Mit Hülfe dieser schwerwiegenden Beweismittel wurde Doktor Baldamus wegen Beihülfe zu einem vollendeten Mord verurtheilt und vorläufig für die Gesellschaft unschädlich gemacht ...

Der Geheimrath Marlow überlebte den Tod seines Sohnes nicht lange. Aber Henriette stand nicht vereinsamt in der Welt.

Als die schwarze Hülle sank, in der sie ein Jahr um die geliebten Todten getrauert, schmückte sie ihr Haupt mit Myrte und Brautschleier, um am Traualtare mit Doktor Denkhausen zu ewigem Bunde vereinigt zu werden ...

Und Doktor Munck? Er bewohnt wirklich eine Villa, wie sie ihm in seinen kühnsten Träumen nicht prächtiger vorgeschwebt hat, und täglich wächst noch die Zahl der Gläubigen, die auf sein Zauberelixir schwören. Du aber, geneigter Leser, hüte Dich davor. Es gibt viele Doktor Muncks und viele Zauberelixire, Du brauchst nur einen Blick in die Zeitungen zu werfen. In früheren Zeiten zogen die Charlatane und Wunderdoktoren in phantastischem Aufputz mit Trommel- und Trompetenschall von Ort zu Ort. Heutigen Tages dient ihnen die Presse zur Posaune, denn die Welt ist nicht klüger geworden, sie läßt sich belügen und betrügen wie ehedem, nur unter anderen, „zeitgemäßeren" Formen.

Sinnspruch.

Wem ein helles Aug' und Herz gegeben,
Dem ward das beste Theil im Leben.
Der echte Frohsinn im Gemüthe
Ist eines guten Herzens Blüte.

Bodenstedt.



Ein Kuß in Aehren. Originalzeichnung von K. Klic.

Glückliche Zeiten.

(Bild S. 457.)

Unser Holzschnitt, eine Nachbildung des schönen Gemäldes von A. von Heyden, einem geschätzten Historienmaler, 1827 zu Breslau geboren, führt uns in die Zeit des Mittelalters und der Minnepoesie. Jene Zeit, wo die Liebe zum Weibe die leuchtende, belebende Sonne des Ritterthums ward, in welcher Minnehöfe, eine Art Liebesgerichtsbarkeit, entstanden, die Minnesänger an allen Höfen sehr geschätzte Gäste waren, Walter von der Vogelweide seine Lieder sang, wie: „Durchblümet und durchsüßet, das sind die edlen Frauen, nichts wonniglicher anzuschauen im Himmel und auf Erden", Ulrich von Lichtenstein seine tollen Liebesstreiche vollführt und der Sänger Frauenlob von schönen Frauen und Jungfrauen zu Grabe getragen ward. Die Liebe wurde damals als eine Art geistiges Spiel betrachtet, als ein edler, schöner Zeitvertreib. Die Ritter widmeten den Schönen ihre Dienste, kämpften ihnen zu Ehren in den Tournieren, trugen die Farben ihrer Herrinnen als Helmzier und übten eine zarte Galanterie gegenüber ihren Huldinnen aus. Es war dieß mehr heiteres Spiel als tiefes Fühlen, mehr schimmernde, glänzende Leidenschaftlichkeit als Wahrheit und Innigkeit. Dennoch ruht auf dieser Zeit ein eigener Zauber, wie rosige Jugendlichkeit einer harmlosen, naivern, glücklichern Welt, und in diesem doppelten Sinne nannte der Maler sein Bild „Glückliche Zeiten". Glückliche Zeiten für die Liebesleute, welche die ersten Rosen des Lebens pflückten, und glückliche Zeiten, in welchen noch die ganze gebildete Menschheit Europas heitere Galanterie als Hauptstern des Lebens anerkennen durften, wie unser Bild dieß historisch gefärbt und anmuthig verkörpert.



Glückliche Zeiten. Gemälde von A. von Heyden. (Nach einer Photographie von G. Schauer in Berlin.) (S. 456.)



Der orientalische Krieg.

Von einem höheren Offizier.

(Nachdruck verboten.)

III.

Als 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach, waren drei Wochen nachdem die französische Kriegserklärung in Berlin übergeben war, schon drei große Schlachten geschlagen. Seit der russischen Kriegserklärung an die Pforte sind reichlich vier Wochen verflossen und wir haben außer der Einnahme von Ardahan durch die Russen und jener von Suchumkale durch die Türken noch kein größeres Kriegsereigniß zu verzeichnen. Und jene ersten drei Wochen schlossen noch die ganze Mobilmachung der deutschen Heere in sich, während die russische und die türkische Armee schon vor Ausbruch des Kriegs der Hauptsache nach auf dem Kriegsfuße sich befanden.

Dieß zeigt am deutlichsten, wie grundverschieden die Verhältnisse im Centrum von Europa von denen sind, welche an seiner äußersten Grenze obwalten. Denn an Energie in der Vorwärtsbewegung hat es wenigstens auf russischer Seite bis jetzt nicht gefehlt. Aber in Deutschland und Frankreich stand den Truppen ein ausgebreitetes und im Allgemeinen wohlverzweigtes Netz von Eisenbahnen zu Gebote, während in den Ländern an der untern Donau nur einige magere Stränge vorhanden und in Kleinasien die Truppen noch gänzlich auf Huf und Stiefel angewiesen sind. Von der Oder bis zur Seine vortreffliche Straßen und Brücken und an der Donau unseres Schauplatzes und vollends am Kur und Araxes nur spärliche und schlechte Landwege und so gut wie gar keine Brücken.

Da wir unter solchen Umständen mit der Berichterstattung über Schlachten und Gefechte nicht allzusehr angestrengt sind, so möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser für einen Gegenstand in Anspruch nehmen, der zwar Manchem wohl bekannt, Anderen aber doch vielleicht die bis jetzt gewonnenen Anschauungen ergänzt. Wir meinen die Größenverhältnisse unserer Kriegstheater.

Die Ländergebiete, welche diese umfassen, sind nie in der Art vermessen worden, wie die Mehrzahl der europäischen Staatsganzen; es ist also gar nicht möglich, daß es zuverlässige Karten von den Kriegsschauplätzen gibt. Von topographischen Karten in größerem Maßstabe gar nicht zu reden. Wir bekommen immer nur Karten in verhältnißmäßig kleinem Maßstab zu sehen und dieß hat die Folge, daß wir hinsichtlich der Raumverhältnisse vielfach im Unklaren sind. Indem wir nun die Linien- und Raumverhältnisse unserer Kriegsschauplätze auf uns geläufigere Ländergebiete übertragen, kommen wir zu folgenden Vergleichungen.

Die türkische Front gegen Rußland wird durch die Linie von Widdin bis zum schwarzen Meer bezeichnet, wobei wir von der genannten türkischen Festung dem Lauf der Donau bis Czernawoda folgen, von diesem Punkt aber eine Linie entlang der Eisenbahn oder des Trajanswalls bis Kustendsche ziehen. Die Entfernung von Widdin bis Kustendsche auf den Rhein übergetragen entspricht ziemlich genau der Linie von Basel bis Wesel oder bis nahe zur holländischen Grenze, oder von Dresden bis zur Elbemündung bei Cuxhafen. Da Widdin vermöge seiner Lage für türkische Offensivoperationen sehr geeignet ist und von Varna nach Kustendsche der Küste entlang über Mangalia ein brauchbarer Operationsweg führt, durch welchen die Dobrudscha bedroht ist, so kann die russische Heeresleitung die beiden Endpunkte nicht ignoriren und hat damit eine Linie von beiläufig fünfundsechzig deutschen Meilen im Auge zu behalten.

Nun ist an sich klar, daß eine Armee, sei sie auch noch so groß, ihre eigentliche Operationsfront nicht auf eine solche Erstreckung ausdehnen kann, und die Russen haben darum auch in früheren Feldzügen den äußersten rechten Flügel in der kleinen Wallachei oder westlich der Aluta und ihren äußersten linken Flügel in der Dobrudscha durch detachirte Korps zu decken gesucht, wodurch ihre Operationsfront auf die Linie Nikopolis-Czernawoda reduzirt wurde, und es scheint, daß sie dieß auch jetzt wieder thun werden, wenn die Nachricht sich bestätigt, daß das rumänische Armeekorps, das wir uns seit der Kriegs- und Unabhängigkeitserklärung des Kabinets von Bukarest unter russischem Oberbefehl stehend zu denken haben, seine Aufstellung jenseits der Aluta zu nehmen haben werde. Die Linie Nikopolis-Czernawoda entspricht dann der Linie Basel-Mainz oder Mainz-Wesel, Entfernungen, die immer noch eine sehr breite Operationsbasis bezeichnen. Der strategische Kreis des Festungsvierecks, dessen längste Durchschnittslinie Varna-Rustschuk der Entfernung von Ulm nach Straßburg oder von Mainz nach Metz entspricht und dessen Donauseite, Rustschuk-Silistria, gleich der Linie Straßburg-Mannheim oder Mannheim-Koblenz, oder auch gleich Leipzig-Magdeburg ist — umspannt einen Gebietsraum nahezu wie die Punkte Mannheim-Koblenz-Fulda-Würzburg. Nehmen wir Adrianopel als Operationsobjekt der russischen Armee an, so liegt dieser Punkt hinter der oben bezeichneten südlichen Rheinlinie etwa wie Augsburg, hinter der nördlichen wie Hannover. Von Adrianopel nach Konstantinopel sind noch dreißig deutsche Meilen.

Die Raumverhältnisse des asiatischen Kriegsschauplatzes sind im Verhältniß zu den dort operirenden Heereskörpern noch großartiger. Die Basis der russischen Truppen wird durch die Punkte Fort Nikolaus an der Küste des schwarzen Meeres über Achalzik, Alexandropol nach Eriwan bezeichnet und dieser Bogen entspricht der Rheinlinie von Straßburg bis Köln. Die Lage von Erzerum, des russischen Operationsobjekts, entspricht dann nahezu derjenigen von Chalons sur Marne; die Entfernung von Kars, der eingeschlossenen türkischen Feste, nach Erzerum ist gleich derjenigen von Saarlouis nach Chalons. Stehen die Russen einmal in Erzerum, so haben sie noch nicht ganz den fünften Theil des Wegs nach Konstantinopel zurückgelegt. Von Alexandropol nach Konstantinopel sind rund hundertfünfundsechzig deutsche Meilen, eine Entfernung wie von Pest nach Paris oder nahezu wie von Petersburg nach Berlin.

Kehren wir nach dieser Auseinandersetzung zu den Ereignissen zurück, so haben wir Folgendes zu berichten:

Europäischer Kriegsschauplatz. Die Türken haben, wie wir wissen, lang ehe sie einen russischen Soldaten erblickt haben, ihren Muth an den Rumänen gekühlt. Seitdem diese sich allmälig von der türkischen Oberherrlichkeit losgemacht haben, werden sie von den Osmanen gehaßt wie die Russen; dazu kommt noch der Neid auf die aufblühenden rumänischen Handelsplätze des linken Ufers, wie besonders von Kalafat und Giurgewo, während auf dem rechten Donauufer trotz oder wegen der Kanonen von Widdin, Rustschuk und Silistria Stillstand herrscht. Brailow aber, der ehemaligen starken türkischen Festung, die sie noch 1828 tapfer vertheidigt haben, wollten sie den alten Herrn wieder zeigen. Da sie gesehen haben, daß sich die Rumänen tüchtig wehren, scheinen die Türken ihr Pulver sparen zu wollen. Das ganze Vorspiel scheint darauf hinzudeuten, daß man türkischerseits Rumänien ein- für allemal verloren gibt, weil andernfalls eher Grund vorhanden gewesen wäre, das alte Vasallenland zu schonen.

Der Aufmarsch der russischen Armee in der großen Wallachei dürfte im Wesentlichen vollzogen sein und ernstere Ereignisse werden sich dort in nächster Zeit entwickeln. Zwischen Oltenitza und Turtukai hat sich ein Geschützkampf über die Donau hinüber entsponnen, der vielleicht andeutet, daß die Russen sich des Punktes Turtukai bemächtigen wollen.

Aus Konstantinopel wird von unruhigen Bewegungen der Softas berichtet, in deren Folge sogar der Belagerungszustand verhängt worden wäre.

Asiatischer Kriegsschauplatz. Auf dem äußersten rechten Flügel, beim Korps vom Rion, ist es stille geblieben. Es scheint dort überhaupt vorerst keine ernstliche Offensive auf russischer Seite beabsichtigt zu sein, vielleicht in der Erwägung, daß auf der Küstenstraße, so lange die türkische Flotte das schwarze Meer beherrscht, ein Vordringen schwer ausführbar ist, besonders weil die Türkei dadurch, daß sie schon früher ihre alten Linienschiffe und Fregatten in Transportschiffe umgewandelt hat, die Mittel besitzt, bedeutende Truppenkörper rasch an's Land zu setzen. Ein auf diesem Weg über Batum auf Trapezunt operirendes Korps ist der Gefahr ausgesetzt, im Rücken beunruhigt zu werden. Die Kolonne von Achalkalaki ist auf Ardahan marschirt und hat diesen Platz, wie es scheint, mit verhältnißmäßig geringem Verlust genommen. 82 Geschütze, worunter viele neue Krupp'sche sich befinden sollen, fielen nebst einer Anzahl Gefangener, worunter ein Pascha, in die Hände des Siegers. Der Verlust scheint in Konstantinopel schwer empfunden worden zu sein, weil die Telegramme berichten, daß der türkische Kommandant vor ein Kriegsgericht gestellt werden soll.

Das Hauptkorps unter Generallieutenant Loris-Melikow hat das verschanzte Lager von Kars berennt und seine Vorhut auf der Straße nach Erzerum vorgeschoben. Kars wird ohne regelmäßige Belagerung nicht genommen werden und eine solche erfordert vor Allem Zeit. Auf dem linken Flügel zwischen Bajasid und dem Wansee und in der Richtung der Karawanenstraße streifen russische Abtheilungen, wie es scheint, ohne auf konzentrirte türkische Streitkräfte zu stoßen. Warten wir ab, was die Türken zum Entsatze von Kars von Erzerum aus unternehmen.

Schwarzes Meer. Wenn es richtig ist, daß von Konstantinopel vier große Transportschiffe mit 10,000 Mann und 50,000 Gewehren unter Bedeckung von vier Panzerfregatten und einem Aviso nach Suchumkale abgesegelt seien, so könnte man auf die Vermuthung kommen, daß der im Jahr 1855 im französisch-englischen Hauptquartier ausgeheckte und Omer Pascha zur Ausführung überantwortete Plan: von Suchumkale durch Mingrelien auf Tiflis zu marschiren, wieder in Szene gesetzt werden solle. Die 50,000 Gewehre wären dann für die zu insurgirenden Tscherkessenstämme bestimmt. Omer Pascha hatte damals behauptet, daß die Insurgirung des Kaukasus eine leichte Sache sei. Es kam auch in der That, bald nachdem er gelandet, eine ganze Schaar nach Suchumkale, aber nur, um eine Anzahl Tscherkessenmädchen nach Konstantinopel zu verkaufen. Als das Geschäft beendigt war, gingen sie mit den schönsten Versprechungen in ihre Berge zurück, um ruhig dort zu bleiben. Suchumkale war unter türkischer Herrschaft der Hauptstapelplatz für diesen Artikel, und Lästerzungen behaupteten damals, Omer Pascha habe jenen Punkt nur gewählt, um bei Gelegenheit seinen eigenen Harem zu rekrutiren. Der Zug gegen Tiflis aber verunglückte gänzlich.

Gegen eine Bedrohung von dieser Seite, besonders da sie nicht neu ist, wird sich, denken wir, der Höchstkommandirende in Tiflis vorgesehen haben.

Türkische Schiffe bombardiren da und dort kleinere russische Küstenplätze, die größeren Hafenplätze sind bis jetzt verschont geblieben. In Odessa wird große Wachsamkeit entwickelt. Die Strandbatterieen stehen zum Empfang bereit und eine schwimmende Batterie, Popowka genannt, harrt gleichfalls der Thätigkeit.

Kriegsbilder.

(Bilder S. 444 u. 445, 449, 452, 453.)

Um in das Herz Armeniens, nach Erzerum, zu gelangen, müssen die Russen die wichtige Festung Kars erst nehmen. Es werden demnach bedeutende Kämpfe um diesen Schlüssel für die gewaltigen Gebirgspässe, hinter welchen Erzerum liegt, stattfinden müssen und aus diesem Grunde wird es unseren Lesern lieb sein, wenn wir Kars mit seiner Umgebung anschaulich und übersichtlich im Bilde vorführen.

Von Natur aus ist Kars schon ziemlich gut geschützt. Der größte Theil der Stadt zieht sich in Terrassen einen isolirten Felssockel hinan, dessen Scheitel ein Fort mit doppelten, sehr hoch ziehenden Ringmauern krönt. Einzelne Vorstädte, zumal jene im Osten, sind in die eigentliche Stadtumwallung noch einbezogen, während jene auf der entgegengesetzten Seite des Flusses, der nach drei Weltrichtungen den gewaltigen Felskegel umrauscht, nur indirekt, aus dem Kastell und dem neuerdings aufgeführten verschanzten Lager vertheidigt werden können. So malerisch sich nun Kars dem Blicke des Beobachters darbietet, so beispiellos schmutzig und winkelig ist es im Innern. Die steilen, bergan führenden Straßen, sowie die Treppengäßchen zwischen den hohen, meist mehrstöckigen Häusern sind durch herrenlose Hunde, Hausthiere und Unrath aller Art nachgerade verbarrikadirt, ungerechnet die zahlreichen Ruinen, die seit dem letzten Bombardement, 1854, noch immer nicht hinweggeräumt wurden. Dieß gilt namentlich von dem armenischen Viertel im Osten der Stadt, wo ganze Gassen in Schutt und Trümmern liegen. Als nach Beendigung des Krimkrieges die Russen aus Kars abzogen, sprengten sie den größten Theil der Forts und Redouten, ja sogar einen Theil der Umfassungsmauern. Kars lag nun durch mehr als zwei Dezennien in vollstem Verfall, bis der heimgegangene Kriegsminister Hussein Avni die Wiederinstandsetzung und Armirung des Platzes mit schwerem modernem Positionsgeschütz, sowie die Anlegung zum Theil kasemattirter Werke anordnete. So erstand aus seinen Ruinen das heutige Kastell Erkanieh, ein bastionirtes Vauban'sches Fünfeck, das den größten Theil der Munitions- und Verpflegungsmagazine enthält und mit 18 Stück 23-Centimetern, 12 15-Centimetern neuester Konstruktion und 68 12-, 18- und 24-Pfündern älterer Konstruktion armirt ist. Die übrige Festung ist ein unregelmäßiges Polygon mit einer doppelten gemauerten Enceinte und vier Bastionen, nassen Gräben und günstig angelegtem Glacis. In zweiter Linie spielen die beiden detachirten Werke, welche auf zweien der Bergkuppen im Süden und Osten der Stadt situirt sind, eine keineswegs zu unterschätzende Rolle. Dieselben sind mit Krupp'schen Geschützen und Kanonen älteren Systems ausgiebig armirt. Kars verfügt über ungefähr 300 Geschützpiècen, ein Material, wie es die Festung in keinem der vorhergegangenen Kriege auch nicht in annähernder Zahl besessen.

*

Der russische Vorpostendienst zeigt sich nach der übereinstimmenden Schilderung aller Berichterstatter als vortrefflich organisirt, wie überhaupt die russische Armeeführung durch Ruhe, Vorsicht und Gewandtheit sich bemerkenswerth macht. Der Transport der Armeekorps, des Materials, des Proviants ist musterhaft, und das Benehmen der so viel verschrieenen russischen Soldaten, besonders der Kosaken, läßt bis jetzt nichts zu wünschen übrig.

Unsere Illustration zeigt hier einen Zug Skobeleff-Kosaken als Eclaireurs sozusagen. Diese Vorposten-Kosaken vertreten unsere Ulanen; vortreffliche flinke Reiter, scharfäugige, kecke, kühne Leute, eignen sie sich vorzüglich zur Avantgarde, um das Terrain auszukundschaften und durch fliegende Kolonnen die Verbindungen zwischen großen Truppenkörpern zu erhalten.

*

Es ist in diesen Heften schon öfter die Rede gewesen von jenem merkwürdigen Völklein der Montenegriner, das, in einen Winkel eingekeilt, zwischen Oesterreich und dem türkischen Gebiet politisch ein äußerst bescheidenes Dasein führt. Die Geschichte Montenegros ist eigentlich weiter nichts als ein fortgesetztes Ringen mit den Türken um seine Existenz. Montenegro ist unfruchtbar, und obwohl ganz nahe am adriatischen Meere gelegen, hat es doch keinen Hafenplatz. Die Türkei und Oesterreich schieben einen schmalen Streifen Land zwischen die schwarzen Berge und das Meer. Auf diese Weise ist Montenegro, das hauptsächlich von der See her seine Zufuhren haben muß, stets in den Händen dieser beiden Länder, die das Ländchen leicht vollständig aushungern können. Mit Freuden ergreifen daher die stets kriegslustigen Montenegriner die Gelegenheit, mit Rußland gegen die Türkei zu kämpfen; verlieren können sie kaum etwas, da ihr Land fast völlig unzugänglich für eine Armee ist und auch wohl nicht von den Türken in Besitz erhalten werden kann; als möglichen Gewinn lockt die Leute vom schwarzen Berge ein Stück Land am Meer.

Wir führen heut unseren Lesern einen Montenegriner in Nationaltracht vor.

*

In Rumelien, dessen Hauptstadt Sophia ist, hat die Kriegsbegeisterung wohl die höchste Stufe in der ganzen Türkei erreicht. Dort herrscht ein wüthender Fanatismus, der besonders dadurch angefacht wird, weil diese Provinzen durch den Serbenkrieg völlig ausgesogen sind, und die Leute glauben, durch den Russenkrieg jetzt wieder etwas in die Höhe zu kommen. Ackerbau, Handel, lokale Industrie liegen vollständig darnieder und so sind denn vor Allem die jungen Leute froh, in die Armee eintreten zu können. Die originelle Art der türkischen Werbebataillone, welche unsere lebensvolle, an Ort und Stelle aufgenommene Illustration zeigt, ist daher von gutem Erfolg; es schließen sich dem Piket alter Soldaten, die mit fliegender Fahne, Paukenschläger und Rohrflötisten unter möglichst großem kriegerischem Lärm Dorf und Stadt durchwandern, Freiwillige in Menge an. Ein echt orientalisches Bild der Werbung.

Künstliche Fischzucht.

(Bilder S. 460.)

Bekanntlich hat in der Neuzeit der Fischreichthum in vielen Flüssen und Landseen abgenommen aus Ursachen, die zum Theil wohlbekannt sind. Wenn die meisten Seefische gerade zur Laichzeit gefangen werden, so gehen mit ihnen zugleich ganze Generationen zu Grunde. Die Verminderung der Flußfische hat unter Anderem ihren Grund in der steigenden Industrie. Die zahlreichen Dampfschiffe verscheuchen die Fische und hindern die Entwickelung der Eier dadurch, daß dieselben von den Wasserpflanzen oder zwischen dem Sande vom Grund aus durch die heftige Bewegung des Wassers fortgerissen und der Gefräßigkeit der übrigen Wasserthiere preisgegeben werden. Fabriken durchziehen die kleineren Nebenflüsse mit Wehren, so daß die Fische zum Eierablegen die kleineren Bäche mit immer gleichem Niveau nicht erreichen können, sondern in den künstlichen Kanälen der Fabriken laichen müssen, durch deren häufiges Ablassen Eier und Brut zerstört werden.

Durch diese und andere Ursachen ist eine auffallende Verminderung der Fische eingetreten. Das Bedenkliche dieser Thatsache hat bei Theoretikern und Praktikern den Wunsch nach möglicher Aufbesserung und Wiedergutmachung wachgerufen und zugleich über die hiezu tauglichen Mittel nachsinnen lassen, und zwar nicht ohne Erfolg.

Die meisten unserer Süßwasserfische, auf die wir hier zunächst nur Rücksicht nehmen, legen Eier, die frei, nur wenig von Kieseln und Sand bedeckt, auf dem Boden liegen; nur wenige kleben ihre Eier an Wasserpflanzen oder Steine. Die Art und Weise, wie sich die Fische hierbei verhalten, ist verschieden; gewöhnlich reibt sich das Weibchen leicht am Boden, setzt die Eier ab und das begleitende Männchen überspritzt dieselben mit der sogenannten Milch. Die Zeit des Laichens tritt beim Lachs vom Oktober bis Dezember, bei der Lachsforelle vom November bis Dezember, bei der Bachforelle vom September bis November, beim Hecht im März, beim Karpfen im Mai und Juni, bei den gewöhnlichen Weißfischen ebenfalls in den genannten Monaten ein. Die Zahl der gelegten Eier ist ungemein groß; beim Lachs 25,000, beim Hecht 100,000, beim Barsch 200,000 im Jahr. Dessenungeachtet aber entwickeln sich verhältnißmäßig nur wenige; viele werden von Quappen, Kutten oder Trüschen, von Krebsen, verschiedenen Insektenlarven, Flohkrebsen und Karpfenläusen verzehrt; Wassermäuse, gründelnde Vögel (Gänse, Enten, Schwäne) suchen sie auf, ein schmarotzender Schimmel setzt sich ihnen an und richtet in kürzester Zeit Tausende zu Grunde.

Das sind lauter Gefahren, welche die künstliche Fischzucht neben den schon oben erwähnten abzuhalten suchen muß. Wie aber geschieht dieß? Ist die Laichzeit für die Fische gekommen, so wählt man die schönsten Exemplare aus, faßt sie an den Kiemen und streicht nun mit der Hand gelinde und mit geringem Drucke vom Kopfe gegen den Schwanz hin, worauf Eier und Milch in Strahlen hervorschießen. Am besten ist es, wenn zwei und mehr Personen hierbei thätig sind, von denen die einen Weibchen, die anderen Männchen zur Hand nehmen, damit die Operation gleichzeitig von Statten geht. Ist man allein, so bringt man zuerst den Rogen in ein Gefäß mit flachem Boden und so viel Wasser, daß es die Eier, die man befruchten will und deren Menge man leicht schätzen lernt, gerade bedeckt, und fügt nun unter beständigem Umrühren der Eier die auf gleiche Weise zu gewinnende Milch eines Männchens zu. Ein Männchen reicht dabei zur Befruchtung von fünf bis sechs Weibchen hin.

Nun folgt die Bebrütung, auf die der Fischzüchter seine besondere Aufmerksamkeit zu richten hat. Der zur Ausbildung der Eier nöthige Temperaturgrad ist für jede einzelne Art verschieden und ergibt sich aus den äußeren Verhältnissen, unter denen die Fische laichen. Wie auf ihn ist auf die nöthige Reinheit, Lufthaltigkeit und Frische des Wassers die erforderliche Rücksicht zu nehmen.

Man hat, um die Ausbrütung so viel als möglich zu sichern, eigene Apparate erfunden, in denen die Eier ihren Entwicklungsgang verfolgen. Unsere erste Abbildung stellt einen solchen im Ganzen dar, die zweite läßt die innere Einrichtung eines Brutkastens sehen. Der Apparat ist zusammengesetzt aus einer Anzahl kleiner laufender Kanäle, die stufenweise sich zu beiden Seiten eines obern Kanals befinden, von dem sie alle beherrscht und gespeist werden. Das Wasser fällt an einem der äußersten Enden dieses obern Kanals ein; es bildet sich eine Strömung nach dem entgegengesetzten Ende; die hier angebrachten Einschnitte leiten das Wasser zu dem folgenden Kanal und aus diesem auf ähnliche Weise zu allen übrigen. In den inneren Einrichtungen der Brüteräume finden indeß mancherlei Abweichungen statt. Es kommen mitunter wohl solche Pläne zum Vorschein, an denen zu viel Künstelei zu bemerken ist. Die Hauptsache ist möglichste Nachahmung der Natur in ihren günstigsten Verhältnissen, also, wie wir in dem Bilde sehen, ein reines Sand- oder Kiesbett für die Eier, überrieselt von gutem, reinem Wasser; dazu einige Wasserpflanzen und Steine. Manche junge Fischbrut schwärmt gern im hellen Lichte, während andere Arten mehr das Dunkel aufsuchen; letzteren kann es nur erwünscht sein, wenn sie eine überdeckte Zufluchtsstätte finden. Uebrigens geht es auch wohl ohne besondere künstliche Apparate; man benutze, was man eben hat: ein entsprechendes Gefäß und dazu den Strahl eines laufenden Brunnens, den Strom eines Bächleins oder Flusses, das reine Wasser eines Sees oder Teiches, wenn man nur für einige Bewegung sorgt — die Hauptsache bleibt die aufmerksame und sorgfältige Beobachtung und Behandlung, vor Allem das Fernhalten des Schimmels. Die Brutzeit ist verschieden; bei Eiern des Lachses, der Lachs- und Bachforellen dauert sie sechs Wochen, bei den Eiern des Hechts vier, bei denen des Karpfens nur drei Wochen.

Sobald das Junge seine vollständige Reife erlangt hat, durchbricht es die Eischale und erscheint nun als ein langgestrecktes, äußerst durchsichtiges Thierchen, dem der Dottersack anhängt. Dieser Sack enthält noch vorräthige Nahrung und erst wenn diese vollständig aufgesogen ist, was in der Regel noch ebenso lange wie die Brutzeit dauert, verlangt das junge Thier anderweitige Nahrungsmittel. Von diesem Zeitpunkt an beginnt die schwierigste Arbeit für den Fischzüchter. Er muß das entsprechende Futter herbeischaffen und zugleich die jungen Thierchen vor nachstellenden Feinden sichern. Treibt man die Sache im Großen und hat dabei über bedeutende Mittel zu verfügen, so setzt man die sechs Wochen alten Fischchen in einen vorher wohlgereinigten Teich, welcher Zufluß von Quellwasser hat, und überläßt sie hier ihrem eigenen Instinkt. Ist auch nach einem Jahre vielleicht die Hälfte umgekommen, so hat man doch immer noch so viele Tausende, daß der Erfolg ein glänzender zu nennen ist. Für Forellen wählt man bei den erwähnten günstigen Verhältnissen einen vielfach hin und her geschlungenen Bach, dessen Ufer mit Wasserpflanzen bewachsen sind. Bei beschränkten Mitteln ist freilich mehr Mühe und Sorge nothwendig; man muß eben die nöthige Nahrung — lebende Fliegen, Schnaken, Froschlaich und dergleichen — beschaffen und für die jungen Thiere so lange besorgt sein, bis man sie größeren Behältern und den in ihnen drohenden Gefahren mit weniger Bedenklichkeit übergeben kann. Für solche Arten, deren Nahrung zum Theil aus kleinen Fischen besteht, wie besonders Forellen, sorgt man natürlich in zweckmäßiger Weise dadurch, daß man kleine pflanzenfressende Fische mit ausbrütet und sie jenen überläßt.

Auf sehr originelle Art fängt man in England die größer gewordenen Salmen, um sie zu versetzen. Es wird eine Salmentreppe angelegt, wie sie unsere Illustration zeigt, als Theil eines kleinen Wasserfalles. Die auswandernden Salmen ziehen es naturgemäß vor, den Stufenweg hinabzuspringen, anstatt mit der Wassermasse zu fallen und können so leicht mit Netzen an Stielen abgehoben werden.



Die Hunde des Herrn James Atherton.

(Bild S. 461.)

Wer hat nicht schon von seiner Jugend her die Erinnerung, daß er den Pudel sich bewähren sah als klugen Erlerner von allerlei Kunststückchen, deren Anschauen dem Menschen Freude erregt, die ihm aber sonst keinen eigentlichen Nutzen bringen? Und was wir in der Jugend sahen, das sehen wir noch heute, die Zeit ist im Wesentlichen spurlos an dem Pudelberuf vorübergerauscht, denn noch heute ist der Pudel unser Spaßmacher comme il faut. Er ist es als einzelnes Thier des einzelnen Mannes, er ist es auch in der Mehrzahl als werthvolles Besitzthum herumziehender Künstler oder Vagabunden, mit Holtei zu sprechen.

Alle diese Gedanken mußten uns kommen, als wir in vergangener Michaelismesse im Schützenhaus zu Leipzig mehrmals den Vorstellungen des Engländers James Atherton mit seinen elf dressirten Hunden beiwohnten; denn obwohl dieser offenbar darauf bedacht gewesen, eine Anzahl Hunde verschiedener Rassen für seine Zwecke zu dressiren, so sind doch wieder die Mehrzahl Pudel, ein interessanter Beweis, daß dieselben für solche Zwecke sich eben vorzugsweise eignen. Und zwar ist dieß zu solchen Vorstellungen ganz besonders noch in einer andern Beziehung der Fall, als hinsichtlich der ja nirgends angefochtenen Gelehrigkeit. Da nämlich der Pudel bei seinem langgelockten Fell seinen Herrn von jeher zum Scheeren veranlaßt hat und hieraus der allgemeine Gebrauch rührt, ihn meist als Löwen zu scheeren, also im Wesentlichen erst von der Schulter an, so scheint dieß zunächst die Engländer bei ihrer Neigung zum Grotesken veranlaßt zu haben, diese Scheererei noch mehr auszubeuten und den Künstler-Pudel auch im Aussehen dem der jetzigen Menschen-Clowns zu nähern. In der That sieht es auch schrecklich dumm und komisch aus, wenn ein Thier von der schönen Figur des Hundes herumläuft mit zottigem Kopf, langgelockten Ohren und gleichartiger, aber scharf begrenzter Mähne, sonst jedoch kurz geschoren, aber an den vier Beinen mit langen Lockenmanchetten, großen Lockenbüscheln auf den Hüften und größeren Manschetten an den oberen Hinterschenkeln, den am Ende langgelockten Schwanzbüschel nicht zu vergessen. „Arbeitet“ nun so eine Figur mit dem selbstverständlichen Ernst und Eifer ihr Pensum ab, ohne eine Ahnung von ihrer lächerlichen Erscheinung zu haben, so wirkt das um so mehr und man müßte wohl schon sehr abgehärtet sein, wenn man bei den Vorstellungen jenes Engländers neben dem Erstaunen nicht auch einige Heiterkeit empfände.

Sortiren wir zunächst einmal die Hunde des Herrn, so sind es zwei schwarze Pudel, vier weiße, ein Windhund, zwei sogenannte dalmatiner Hunde (also schwarz auf weißem Fell gefleckt), ein gelbbrauner, rauhhaariger Pinscher und ein schwarzer Hühnerhund, also zusammen elf Stück Künstler. Es würde nun viel zu langweilig sein, die einzelnen Leistungen hier nach einander zu schildern, da dergleichen gesehen werden muß und daher zum Beispiel das Bild, welches eine Auswahl der Vorführungen zeigt, seinen Zweck immer noch besser erreicht. Anziehend ist es aber dabei immerhin, zu sehen, wie stets die einzelnen Rassen dazu angelernt sind, wozu sie sich theils wegen geistiger oder körperlicher Befähigung, theils des Aussehens wegen am besten eignen. So würde zum Beispiel das „Hintereinanderaufrechtgehen“ schon bei den verschiedenen Rassen ihrer verschiedenen Größe wegen unmöglich sein, die Pudel passen aber zusammen und bieten auch in der geschilderten barocken Erscheinung en masse ein um so lächerlicheres Bild. So sind zu der erstaunlich gestreckten Stellung auf den auseinander gehaltenen Stühlen der Windhund und der eine Dalmatiner die geeignetsten Künstler, weil ihre Elastizität die größte ist. Dahingegen dürften es am ehesten wohl wieder die Pudel sein, welche es fertig bringen, zu gleicher Zeit mit gleicher Berufstreue über eine vorgehaltene Gerte in gegenseitiger Richtung zu springen, alles Vorführungen, die wir noch nirgends vorher sahen. Das Stehen auf der rollenden Walze hingegen, das Springen über das geschwungene Seil, das Klettern hinauf und hinab an der Bockleiter, das Springen durch die Walze oder auch durch den Reifen, den ein lieber Kollege aufrecht sitzend hält, das sind Sachen, die man schon längst in Bruckmann's Affentheater, wo stets eine Anzahl gelehrter Pudel gehalten wird, sehen konnte und es ist auch kaum zu verlangen, daß eine fast einstündige derartige Vorstellung nur nie vorher Gesehenes bringen soll. Aber neu und erstaunlich war uns die Leistung des kleinen Pinschers, als derselbe aufrecht gehend hinter einander über drei Barrièren sprang, was durch das Doppelte der geforderten Bewegung, also nicht bloß Aufspringen, wie beim geschwungenen Seil, sondern zugleich durch die Vorwärtsbewegung dabei eine bedeutend schwierigere Leistung ist. Wie unendlich höher kann sich doch so ein Pinscher fühlen, seinen Brüdern gegenüber, welche als ordinäre Stallburschen kaum etwas Anderes wissen, als auf dem Rücken des Pferdes zu liegen und die Düfte des Pferdestalles einzuathmen, während er, der Künstler, vor Hunderten edler Menschen sein Können zeigt, in ihnen die Liebe zur Kunst entflammt und selbst wenn er geprügelt wird, doch jeden Hieb im Namen der Kunst empfängt. Und dieses Bewußtsein muß noch unendlich gehoben werden durch das Gefühl, daß er unter der ganzen Hunde-Künstlergesellschaft der einzige ist, den die bildende Hand des Menschen durch Verstümmeln der Ohren und des Schweifes über seinen schnöden Naturzustand erhoben hat. Zu den Daseinszwecken des rauhhaarigen Pinschers gehört es ja bekanntlich, lächerlich und komisch zu erscheinen, und es beweist die vielseitige Genialität, die in der Verstümmelung des Thieres liegt, daß, während dieselbe Art der Verstümmelung bei einem Thiere den Zweck hat, dasselbe lächerlich, albern erscheinen zu lassen, sie das andere Thier „veredelt“.

Noch müssen wir zwei sehr schwierige Leistungen erwähnen. Vor Allem die eine, wo der Windhund auf den Beinen eines umgekehrten Stuhles steht, welcher auf zwei andere über einander ruhende gestellt ist und wobei nun der größte weiße Pudel durch die aus Windhund und Stuhlbeinen gebildete Oeffnung springen muß. Es gehört hier jedenfalls ein ganz zusammengefaßter Pudelverstand dazu, um die Richtung genau zu treffen und also weder Stuhl noch Windhund mit wegzureißen. Einer wesentlichen Vervollkommnung wäre übrigens das Kunststück vielleicht noch in der Weise fähig, daß der Pudel, nachdem er ein- oder zweimal hindurch gesprungen, das dritte Mal den obersten Stuhl mitrisse, den Windhund aber stehen ließe. Immerhin erfüllt aber jener Pudel auch schon so einen hohen Beruf, und Hochachtung ist das Geringste, was wir ihm widmen können. Das andere uns schwierig erscheinende Kunststück ist das, wenn ein an einen Stuhl befestigtes, aber auf dem Boden liegendes Halsband von mehreren Pudeln ohne Hülfe der Pfoten über den Kopf und wieder herunter gestreift wird. Auch hier erfaßt uns das Gefühl der Andacht und wir fühlen mit dem Künstler, wenn er dann freudig auf seinen Stuhl springt, um einmal einige Minuten zusehen zu können, wie seine Kollegen noch mit Eifer „arbeiten“ müssen.

Das Großartigste und wohl in seinem Schlußeffekt noch nirgends vorher gesehen, ist die große Springübung am Ende der Vorstellung. Ueber mehrfach über einander gestellte Stühle springen erst alle die größeren Hunde, bis bei immer höher gestelltem Ziel nur die besten Springer sich noch betheiligen, gerade wie im Cirkus, so daß zuletzt bloß der schwarze Hühnerhund und der eine Dalmatiner übrig bleiben. Aber auch der erstere dieser beiden bleibt zurück, als ganz zuletzt der Dalmatiner über einen von seinem Herrn hoch hinaus gehaltenen Stuhl einen solchen Sprung macht, daß man ihn eigentlich gesehen haben muß, um das von solchem Thiere zu glauben. Das Mittelbild veranschaulicht dieses Kunststück und ist nicht übertrieben, so daß man sich ungefähr die Sache denken kann. Dabei hat man aber noch keine Vorstellung von dem schönen Anblick, wenn das schön gebaute und gefleckte Thier in prächtiger Haltung gleich einem Pfeil im großen Bogen dahin fliegt. Solches Thier ist jedenfalls ein Unikum und es fragt sich, ob je eine gleiche Leistung vorkommen wird.

Kleine Mittheilungen.

Eine reisende Schwalbe. Wie ein szegediner Blatt berichtet, hat in dem Radkasten des zwischen Szegedin und den Theißstationen verkehrenden Dampfers „Regensburg“ dieses Frühjahr eine Schwalbe ihr Nest gebaut, in demselben ihre Jungen ausgebrütet und aufgezogen und während dieser Zeit alle Reisen des Schiffes mitgemacht. Auch nachdem ihre Jungen bereits flügge geworden, ist die Mutterschwalbe ihrem Neste treu geblieben und ist noch immer ein ständiger, unentgeltlicher Passagier des „Regensburg“.

Vom Büchertisch.

Es wird unseren Lesern gewiß erwünscht sein, hie und da in diesem Journal Hinweisungen zu erhalten auf Romane, die sich durch Gediegenheit und interessante, spannende Erzählungsweise über das Gewöhnliche erheben und deßhalb verdienen, etwa für Geschenke oder zur Lektüre für stille Stunden vorgemerkt zu werden. Zu dieser Art Bücher gehören der dreibändige Roman „Strandgut“ von J. van Dewall (Stuttgart, Hallberger), eine lebensvolle, feine Erzählung mit vortrefflicher Schilderung eigenthümlicher Menschen und höchst anziehender Darstellung ihres wunderlichen Thuns, wenn die Seele von widerstrebenden Gefühlen bewegt ist und die Leidenschaften stürmen. Die bekannte Eigenart dieses Autors, der ebenso spitz wie phantasiereich und tief gemüthvoll schreibt, ist wie geschaffen zu einem derartigen Roman. Ferner möchten wir hier namhaft machen die größere Novelle „Liquidirt“ von Rudolph Lindau. Dieser Schriftsteller, der in elegantester Art tiefgreifende Lebensschicksale schildert, versetzt uns hier in Kaufmannskreise nach China hin, wo zwischen brüdergleichen Freunden, die dort ansässig sind, ein merkwürdiges Drama sich abspielt. Beide Werke, sowohl Dewall's wie Lindau's, zeichnen sich außerdem durch musterhafte Form, wohlgefeilte, reine, schöne Sprache aus, eine Eigenschaft, die bei der fabrikmäßigen Romanherstellung, an der unsere Literatur krankt, immer seltener zu werden pflegt. Diese Romane seien unseren Lesern hiermit warm empfohlen.

*

Derselbe Verlag ist seit längerer Zeit überaus thätig, das deutsche Volk mit einer illustrirten Prachtausgabe von Schiller's Werken zu beschenken, die, in jeder Beziehung glänzend ausgestattet, unsern Lieblingsdichter auf das Würdigste verherrlichen soll. Die Herausgabe dieser schon seit mehreren Jahren in Vorbereitung begriffenen Ausgabe steht in allernächster Zeit bevor. Die ersten Maler Deutschlands arbeiten mit der größten Liebe und großem Eifer an diesem schönen nationalen Werke, der Verlag ist bemüht, in technischer Hinsicht, was Papier, Druck, Geschmack in der Anordnung und Format betrifft, ein Musterwerk des deutschen Buchhandels zu schaffen, und so darf man denn sicher etwas Ausgezeichnetes erwarten. Wir werden nach Erscheinen der ersten Lieferung ausführlicher auf dieß verdienstvolle Unternehmen zurückkommen.



Anekdoten und Witze.

Coulissenscherz. Ein Feuilletonist der grazer „Tagespost“ erzählt: „Eine der lustigsten Komödienanekdoten, welche Beckmann zum Besten gab, ist folgende: Es war da einmal irgendwo ein Direktor, welcher im Gageabziehen eine besondere Virtuosität besaß; man that ihm daher, wo es nur anging, gerne etwas zum Possen. Eines Abends wurde ein Reiterstück aufgeführt und einige Schauspieler, welche ihrem guten Direktor schon lange allerlei nachzutragen hatten, nahmen sich vor, dabei einen kolossalen Schabernack zu wagen. In dem Stücke kam eine Kampfszene vor und der auf dem Theater Gefallene sollte als Todter abgetragen werden. Zu dieser Verrichtung waren die als Komparsen fungirenden Soldaten bestimmt. Diese sollten zugleich auf die Bühne treten, den Todten — Einer bei den Füßen, der Andere bei dem Kopf — anfassen und so von der Szene wegtragen. Im entscheidenden Augenblicke läßt einer der Verschworenen den ersten Soldaten links, welcher ‚zu den Füßen‘ kommandirt war, auf die Bühne los, ein anderer Genosse des Komplots aber hält indessen den zweiten Soldaten rechts hinter den Coulissen zurück. Der Krieger Nr. 1 betritt die Szene, stellt sich zu den Füßen des ‚Leichnams‘, wartet aber vergebens auf seinen Kameraden, welcher ihm gegenüber mithelfen soll; er sieht sich stumm rings um und geht endlich verdutzt unter Lachen des Publikums ab. Nun läßt der Verschworene drüben den andern Soldaten los, welcher den Kopf anfassen soll. Der Krieger Nr. 2 stellt sich zu Häupten des Todten, aber es fehlt das Vis-à-vis zum Anpacken bei den Füßen. Auch dieser Soldat geht verlegen ab, von einer Lachsalve des Publikums begleitet. Jetzt ermannt sich der Todte, steht auf und verläßt die Szene. Lachgebrüll des Auditoriums. Darauf werden die zwei Krieger von rechts und links zugleich losgelassen. Sie treffen mitten auf der Bühne zusammen, aber — es fehlt der Todte. Die Beiden sehen sich gegenseitig mit konfusen Gesichtern an und gehen endlich leer ab, während ein Orkan von Gelächter das Haus erschüttert.“

*

Patient: O, Herr Doktor, diese Schmerzen, ich halt's nicht aus!

Doktor: Das ist Kolik, — Sie haben wahrscheinlich gestern junges Bier getrunken?

Patient: Nicht so jung, — als viel.

*

Als bei einer Hinrichtung dem Delinquenten schon die Augen verbunden waren, fragte er noch den Scharfrichter, was für ein Tag es heute sei.

„Montag,“ sagte dieser.

„Na,“ meinte er, „die Woche fängt gut an.“

*

Am Eingange der Passage Massena in Paris steht ein alter Bettler, der gewisse Leute an sich vorübergehen läßt, ohne sie um ein Almosen anzusprechen, während er Anderen wieder eine Gabe abbettelt. Befragt über dieses Benehmen, erklärte er, daß er schon so seinen Kodex habe. Um kein Almosen wird angesprochen: Jemand, der vom Diner kommt, denn ein Roastbeef macht egoistisch; ein Dicker, denn diesen ist es lästig, stehen zu bleiben; eine allein dahinschreitende Dame; Jemand, der sich Handschuhe anzieht u. s. w.“ Um ein Almosen wird angesprochen: Jemand, der zum Speisen geht, er hat Mitgefühl für einen Hungrigen; Leute, die zu Zweien promeniren, denn die Eigenliebe macht großmüthig; Offiziere in Gala; Bittsteller, die zu einem Minister gehen, denn sie hegen das Vorurtheil, „daß ihnen dieß Glück bringt“ u. s. w.

*

In einem Gespräch mit Auber beklagte sich Jemand über das Altwerden. „Ja, lieber Freund,“ erwiederte der berühmte Komponist, „das Altwerden ist aber doch das einzige bis jetzt erfundene Mittel, um lange zu leben!“

*

Die guten Handlungen.

Lehrer: Seligsohn! Kannst Du mir nennen eine Reihe guter Handlungen?

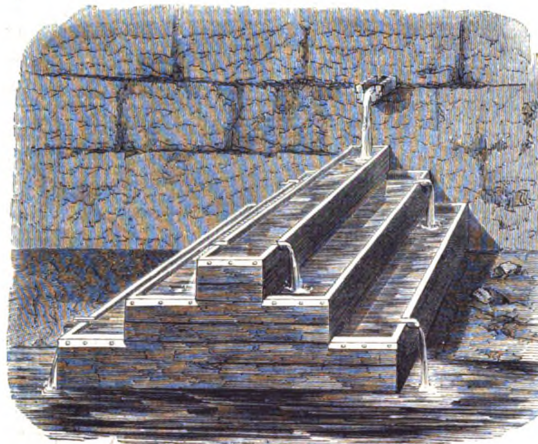
Seligsohn: James Rothschild, Abraham Oppenheim & Co., Karl Heine.

*

In Paris ist vor Kurzem Alexander Michel, einer der beliebtesten Komiker, gestorben. Er war jahrelang in Petersburg engagirt und bezog auch eine russische Pension. Er war berühmt durch seine Improvisationen und durch sein Imitationstalent. Eine der bekanntesten Anekdoten, die man von ihm erzählt, ist folgende:

Während er in Petersburg engagirt war, wird er eines Morgens nach dem kaiserlichen Palast befohlen.

„Ist es wahr,“ fragt ihn Kaiser Nikolaus, „daß Sie mich imitiren?“



Künstliche Fischzucht. (S. 459.)



Salmenfang. (S. 459.)

Michel entsetzt sich, gesteht aber schließlich ein, daß er in intimen Kreisen den Zar imitirt habe.

„So thun Sie, als wären Sie in intimen Kreisen,“ sagt der Zar lächelnd, „und kopiren Sie mich.“

Michel, ermuthigt durch das Wohlwollen des Kaisers, setzt sich sofort in Positur. Gang, Miene, Handbewegung, Sprache, Alles ist geradezu täuschend ähnlich.

„Kammerherr,“ ruft der falsche Zar, „lassen Sie sofort 500 Rubel auszahlen Herrn Alexander Michel, einem der ausgezeichnetsten Künstler meines Theaters.“

Selbstverständlich hatte der wirkliche Zar gegen den Befehl seiner Kopie nicht das Geringste einzuwenden.

*

„Sie nehmen also morgen meinen letzten Willen auf, Herr Pfarrer?“

„Was? Ihren letzten Willen, Herr Ehrmann, soll ich Sie denn morgen nicht trauen?“

„Eben deßwegen! Da hab' ich noch einmal meinen Willen, aber es ist zum letzten Male, denn von da ab gilt der meiner Frau.“

*

Am Krankenlager eines dreißigjährigen Fräuleins saß ein hübscher junger Arzt und lieh geduldig ihren Klagen ein williges Ohr. Nachdem die Patientin sich gehörig expektorirt hatte, sagte der Arzt: „Aus der Schilderung Ihrer Krankheit ersehe ich, daß Ihr Unwohlsein nur die Folge eines unbehaglichen Zustandes ist, der aus der Natur selbst entspringt. Arzneien können hier nicht helfen. Heirathen Sie und diese Migräne, diese Hysterie werden wie der Nebel vor der Sonne verschwinden.“ — Das Fräulein schien von diesem Vorschlage wie überrascht, endlich sagte sie: „Sie können Recht haben und ich will Ihrem Rathe folgen — wohlan — so heirathen Sie mich!“ Der kluge Arzt schüttelte aber den Kopf und versetzte: „Mein Fräulein, wir Aerzte verschreiben wohl die Arzneien, nehmen sie aber nicht selbst ein.“

*

Fund mit Hindernissen.

Vater, ich hab' im Wirthschaftsgarten einen Handschuh gefunden.

Vater: Dummer Junge, was nützt er Dir, wenn Du den andern nicht hast.

Ja, auf dem ist der Herr noch g'sessen.

*

Ein süddeutscher, neuangestellter Lehrer an einer berliner Schule vernahm während des Unterrichtens in der Klasse mehrmals ein Gesumme. Aergerlich rief er endlich:

„Wer unterfängt sich, hier zu summen?“

„Hier, der Schiddebold!“ rief der Primus.

„So schreibe mir den Schiddebold unter doppelten Tadel!“ eiferte der Lehrer, ohne eine Ahnung zu haben, daß das bekannte Insekt, welches die berliner Jugend mit diesem Namen bezeichnet, in die Klasse geflogen war.

*

Handel und Wandel.

Fremder: Können Sie mir nicht sagen, wo finde ich hier wohl ein gutes Wirthshaus zum Uebernachten?

Der Herr Kalkulator: Fahren's nur gleich die erste Gasse da links 'runter in'n rothen Ochsen, mit dem sin's g'wiß z'frieden, es is mein Sohn!

*

Belgische Blätter enthalten folgenden Brief eines Metzgerlehrlings aus Verviers an seine Eltern:

„Es gefällt mir hier sehr gut, mein Meister hat mir schon die Haut abziehen lassen und mir gesagt, wenn ich so fortführe, so würde er mich zu Ostern schlachten lassen. Neues weiß ich nichts zu schreiben, als daß es mir gut geht und daß man neulich im Wald zu Polleur einen Mann an einem Baume hangen gefunden hat; ich hoffe, mein Brief wird euch ebenso finden.

Euer dankbarer Sohn
Jean.“

*

Warum heißt es: „Ein Mann, ein Wort!“ und nicht: „Ein Weib, ein Wort!“

Antwort: Weil die Weiber keine Angelegenheit mit einem Wort abmachen können.

*

„Euer Gnaden!“ wurde ein Norddeutscher von einem Aufwärter in Wien angeredet. Bescheiden erwiederte dieser, daß er nicht adelig und auch kein gnädiger Herr sei. „Machen sich Euer Gnaden nichts draus,“ antwortete der Aufwärter, „hier heißen wir jeden Lump ‚Euer Gnaden!‘“

*

Der zerstreute Gymnasialprofessor.

Als die Mauren ganz Spanien eroberten, blieb nur Asturien gothisch, weil es eine sehr steinige Bevölkerung hatte.

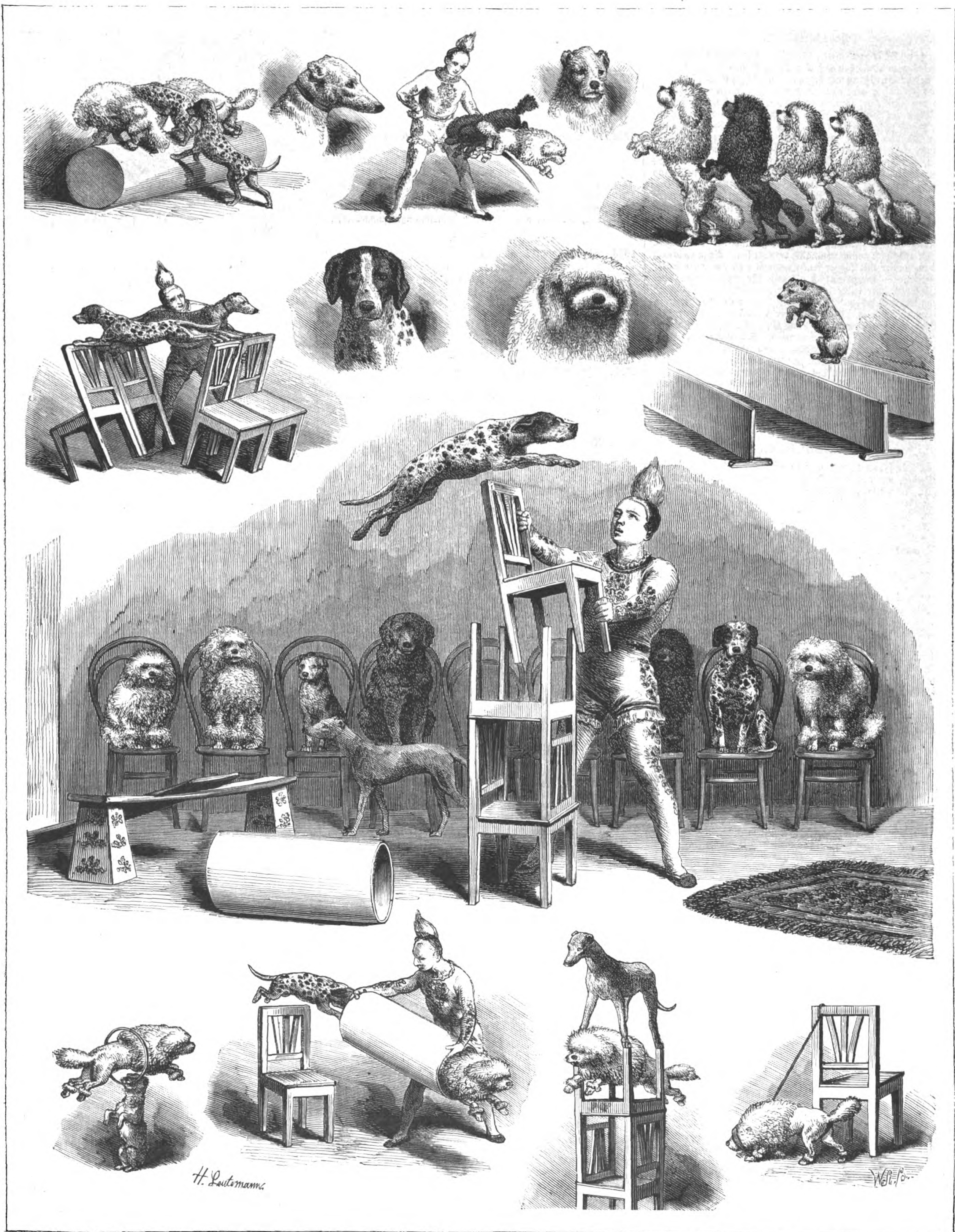
Karl IV. ließ sich oft von verschiedenen Gründen leiten.

Der Herzog von Kurland ließ alle seine Nachfolger hinrichten, selbst seinen Großvater.

Im Jahre 1759 begann der siebenjährige Krieg wieder von vorne.

Franz II. ließ es Napoleon fühlen, daß er ein altes Regentenhaus war.

Die Griechen stützen sich bei Tisch auf den einen Ellbogen; mit dem andern aßen sie.



Die Hunde des Herrn James Atherton. Skizzen aus einer Vorstellung desselben im Schützenhause zu Leipzig. (S. 459.)
Aus: „Der Hund". (Verlag von R. Jemer in Leipzig.)

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Gegen Fliegen und Mäuse. Die meisten Gifte sind dem gesammten thierischen Leben nachtheilig, und bedrohen daher, wenn sie zur Vertilgung des sogenannten „Ungeziefers“, das heißt der uns schädlichen oder unangenehmen Thiere angewendet werden, ebenso den Menschen, namentlich Kinder. Arsenik und Phosphor haben schon viel Unheil in dieser Beziehung angerichtet. Reisenbühler macht darauf aufmerksam, daß unser gewöhnlich von den meisten Menschen viel zu wenig gebrauchtes Gewürz, namentlich der schwarze Pfeffer, schon längst als tödtlich wirkendes Gift für Fliegen, Hunde und Schweine bekannt ist, aber ungenügende Anwendung gefunden hat. „Pfefferpapier“ gegen Fliegen stellt man dar, wenn man fein pulverisirten schwarzen Pfeffer mit weißem Syrup, das heißt mit dicker Zuckerlösung mischt, bis man einen eben noch streichbaren Teig erhält, welcher mittelst eines breiten Pinsels auf Fließpapier aufgetragen wird, so daß dieses ihn einsaugt. Der Aufstrich trocknet ziemlich schnell und muß für Aufbewahrung oder Versendung stark gepreßt und für Feuchtigkeit und Luft möglichst wenig zugänglich verpackt sein. Beim Gebrauch wird das Papier mit Wasser feucht gemacht und auf einen Teller ausgebreitet. — Meerzwiebel ist als Gift für Ratten und Mäuse längst bekannt, aber leider fast nicht angewendet. Zur Benützung soll man Meerzwiebel zu Würfeln zerkleinern, diese scharf trocknen und dann pulverisiren. Dieses Pulver vermischt man entweder mit Pappenmasse (die man sich durch Einweichen und sorgfältiges Zerrühren von Pappe zu gleichmäßigem Brei verschaffen kann) oder auch mit sehr feinen Sägespänen, und setzt in beiden Fällen etwas Stärkemehl oder Reismehl zu. Die Masse, welche am besten aus gleichen Gewichtstheilen des trockenen Meerzwiebelpulvers und der trockenen Pappenmasse mit dem Stärkemehl gemischt wird, streicht man auf Glas oder Metall und kann sie mit geringer Pressung trocknen lassen. Beim Gebrauche wird die „Giftpappe“ mit heißem, geschmortem Fett eingetränkt und an die geeigneten Orte hingelegt.

Landwirthschaft.

Das Waschen von Gemüse und Salat. Dasselbe soll erst geschehen, wenn man die Vegetabilien für die Küche oder Tafel zubereitet. Kartoffeln, weiße Rüben, Möhren, Sellerie, Pastinaken 2c. verlieren ihren eigenthümlichen feinen Geschmack schnell durch das Waschen. Bringt man im Sommer Blumenkohl und andere Kohlarten in Berührung mit Wasser, so verdirbt es diese schnell und nimmt den Pflanzen ihre Frische und ihren Wohlgeschmack. Noch schlimmer ist es mit den Salatarten. Wenn man sie überhaupt waschen will, so sollte dieß nur unmittelbar vor der Zubereitung geschehen, alles Wasser dann durch Ausschütteln und Schwingen in einem Bindfadennetz, Durchschlag oder einer Serviette entfernt und der Salat sogleich angemacht werden. Je frischer aus dem Boden, desto feiner und erfrischender schmeckt der Salat, namentlich Rapünzchen, Kopfsalat, Escarol und Endivien, sowie Kräutersalat. Nichts verdirbt den Wohlgeschmack der Gemüse mehr und macht den guten Salat schneller schal und ungenießbar, als wenn Wasser daran hängt. Ist der Lattich ganz rein, so bereitet man ihn am besten ungewaschen als Salat zu; muß er aber gewaschen werden, so geschehe dieß rasch und man trockne danach die Blätter schnell mit einem reinen weißen Tuch. Niemals aber lasse man irgend welchen Salat mehr als einige Minuten im Wasser.

*

Bereitung des Meths. In Ländern, wo viel Honig gewonnen wird, wie zum Beispiel in Polen und Rußland, bereitet man häufig aus dem Honig ein dem Wein ähnliches, berauschendes Getränk, den Meth. Schweinebraten und Meth waren eine Lieblingskost der alten Polen und verschafften bekanntlich dem Landmanne Piast den polnischen Herzogstitel. Zur Bereitung des Meths verwendet man alles süße Wasser von der Honigewinnung und thut, wenn es nicht genug Süßigkeit haben sollte, noch Honig dazu. In dem Verhältniß von etwa einem Theil Honig und sechs bis acht Theilen Wasser siedet man das Ganze in einem kupfernen Kessel bei gelindem Feuer und schäumt die Unreinigkeit fleißig ab. Ist die Flüssigkeit so stark geworden, daß ein frisch gelegtes Ei darin nicht völlig untersinkt, so läßt man sie erkalten, füllt sie in ein Faß, doch nicht ganz voll, bringt dieses in die Wärme und läßt nun die Gährung vor sich gehen. Nach etwa sechs Wochen füllt man den Meth auf ein anderes Faß, welches man nicht ganz fest verstopft, und nachdem dort die Gährung völlig beendet ist, füllt man den Meth auf Flaschen und er kann nach einiger Zeit getrunken werden.

Erfindungen.

Das Rangiren der Eisenbahnwaggons auf den Bahnhöfen verursacht bekanntlich viel Arbeit, und wo es nicht durch Lokomotiven geschieht, sind zur Bewegung eines beladenen Wagens oft 6—8 Arbeiter und mehr erforderlich. Dem Ingenieur Heshuysen in Amsterdam ist es nun gelungen, einen einfachen, ungemein praktischen Apparat zur Fortbewegung von Eisenbahnwaggons herzustellen. Der Hauptsache nach besteht dieser Apparat aus einem zweiarmigen Hebel, dessen einer Arm an der Radachse des fortzubewegenden Fuhrwerkes eingehängt wird. Das Ende dieses Armes ist halbkreisförmig gekrümmt, um sich an den Umkreis der Achse anlegen zu können; das andere Ende ist mit dem des erstgenannten Armes gelenkartig verbunden, und bildet dieses Gelenk den Stütz- und Drehpunkt der Bewegung, der zwischen der Axe und dem Radumfang liegt. An dem zweiten Hebelarm befindet sich ein Ansatz, der in den Spurkranz des Rades paßt; wird der Hebel auf und nieder bewegt, so dreht sich dieser und das Rad um verschiedene Mittelpunkte und der Wagen kommt in Gang. Die Arbeitsersparniß ist eine so beträchtliche, daß mit Hülfe dieses Instruments ein Mann im Stand ist, die Arbeit von sechs Männern zu verrichten. Der Apparat, welcher die Rangirarbeiten auf allen Bahnhöfen erleichtert, hat sich rasch in Belgien, England, Frankreich und Osterreich eingeführt; er empfiehlt sich ganz besonders auch den industriellen Etablissements, welche Anschlüsse an eine Bahn besitzen. Für das deutsche Reich ist der Ingenieur Peter Barthel in Frankfurt a. M. alleiniger Fabrikant und Verkäufer des Heshuysen'schen Waggonschiebers.

Historische Gedenktage.

13. Juni.

1810. Joh. Gottl. Seume, bekannt durch seine Schriften und Schicksale (Spaziergang nach Syrakus), — zu Teplitz gestorben.

14. Juni.

1800. Schlacht bei Marengo, großer Sieg der Franzosen unter Bonaparte über die Oesterreicher unter Melas. Der französische General Desaix bleibt.

15. Juni.

1826. Vernichtung des rebellischen Janitscharenkorps in Konstantinopel. Sultan Mahmud II. entfaltet die große Kriegsfahne des Propheten, stellt sich an die Spitze der treuen Truppen und läßt die Janitscharen, 20,000 an der Zahl, durch die von Hussein Pascha geführten 10,000 Artilleristen in ihren Kasernen belagern, mit Kartätschen zusammenschießen und verbrennen. Nach diesem Blutbade wurde noch der Rest durch zahlreiche Hinrichtungen umgebracht.

16. Juni.

1654. Christine, Königin von Schweden, legt vor den versammelten Reichsständen zu Upsala die Krone nieder und gibt sie ihrem Vetter Karl X., Pfalzgrafen von Zweibrücken.

17. Juni.

632. Mohammed, der Prophet, Stifter einer neuen, nach ihm genannten Religion, zu Medina im 63. Jahre gestorben.

18. Juni.

1525. Thomas Münzer, Prediger zu Altstedt, Religionsschwärmer und Anführer im Bauernkrieg, aber nach der Schlacht bei Frankenhausen (15. Mai) gefangen, wird zu Mühlhausen enthauptet.

19. Juni.

1822. Des Kapitäns Georg Canaris Heldenthat bei Chios; mit der griechischen Brandererpedition zündete er in der Nacht vom 18./19. das große türkische Admiralschiff an, das mit dem Kapudan Pascha und über 2000 Mann in die Luft flog.

20. Juni.

1837. Regierungsantritt der Königin Viktoria (der erst achtzehnjährigen bisherigen Prinzeß von Kent) nach dem Tod ihres Oheims, des Königs Wilhelm IV. von England. In Hannover, das die weibliche Thronfolge nicht duldet und von England getrennt wird, besteigt Ernst, Herzog von Cumberland, den Thron.

21. Juli.

1208. Philipp (von Schwaben), deutscher König, wird auf der Altenburg bei Bamberg, woselbst er die Vermählung seiner Nichte gefeiert, am Abend durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach aus Rachsucht ermordet.

22. Juni.

1527. Nicolo Machiavelli, florentinischer Staatssekretär und politischer Schriftsteller („der Fürst“), dessen bekannte Politik der Machiavellismus genannt wird, — zu Florenz gestorben.

Lotterieziehungen im Monat Juni.

Am 1. Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. September 1877 (63. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose vom Jahr 1845, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. Juli 1877. — Stadt Neapel 150-Franken-Loose à $4\frac{2}{3}$% vom Jahr 1868, 640 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 1. November 1877 (32. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose vom Jahr 1870, 400 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1877 (44. Ziehung). — Gothaer Prämienpfandbriefe à 5% vom Jahr 1869, 1200 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Badische 100-Thaler-Loose à 4% vom Jahr 1867, 1500 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. August 1877 (10. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1867, 622 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1877 (31. Ziehung). — Stadt Triest 100-Gulden-Loose à $4\frac{1}{2}$% vom Jahr 1855, 444 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 8. Juni 1877 (22. Ziehung). — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Loose vom Jahre 1870, 200 Stück, Prämienziehung am 1. August. — Amsterdamer Industriepalast $2\frac{1}{2}$-Gulden-Loose vom Jahre 1869, 1000 Stück, jedes Loos 3 fl., zahlbar am 2. Juni (9. Ziehung). — Oesterreichische 250-Gulden-Loose vom Jahr 1839, 16,600 Stück, Prämienziehung am 1. September. — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose vom Jahr 1872, 249 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1878 (27. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen E.-B. 7-Gulden-Loose vom Jahr 1857, 1900 Stück, höchster Preis 14,000, niedrigster 9 fl., zahlbar am 15. Dezember 1877 (41. Ziehung). — Stadt Ofen 40-Gulden-Loose vom Jahr 1859, 600 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Dezember 1877 (24. Ziehung). — Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahr 1865, 843 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. August 1877 (48. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose vom Jahr 1866, 500 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1877 (43. Ziehung). — Am 30. Stadt Venedig 30-Lire-Loose vom Jahr 1869, 550 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 30 Lire, zahlbar am 1. November 1877 (33. Ziehung). — Braunschweigische 20-Thaler-Loose, 3400 Stück, höchster Preis 16,000, niedrigster 22 Thlr., zahlbar am 30. September 1877 (34. Ziehung). — Badische 35-Gulden-Loose, 1500 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 58 fl., zahlbar am 1. Oktober 1877 (126. Ziehung).

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 439:

Assekuranz.

Charade.

Die Erste gibt's für jede Sache,
Die Zweite macht der Hund im Feld,
Dem Fähnlein gleichet auf dem Dache,
Wer sich nicht an das Ganze hält.

Auflösung des Räthsels Seite 439:

Siebenschläfer.

Auflösung des Logogriphs Seite 439:

Theil, Heil, Eil.

Rösselsprung.

ne	ruh'	am	wandr'	die	such'	le	mir
hin	te	schleich'	te	stil-	im	mir	sam
ich	rhei-	in	lüf-	ich	grüß-	ich	fried-
dun-	da-	klüf-	de	schlüf-	sind	ein-	te
ge-	still	keln	jetzt	te	weit	hof	trüb
zwi-	ru-	grau-	se	freun-	de	öd'	die
durch	stein-	nen	burg-	und	mir	und	al-
i-	schen	tie-	em	dumpf	ter	er-	ist

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 439:

Weiß.	Schwarz.
1) T. D 1 — D 4	1) Beliebig.
2) D., T., S. oder K. setzt (mit Abzugsschach) Matt.	

Kleine Korrespondenz.

Hrn. J. K. Sadska in Böhmen. Wenn Sie einige Hefte Ill. Welt weiter nachsehen wollten, würden Sie finden, daß die Sache völlig aussichtslos ist.

Hrn. G. in Russisch-Polen. Wie können wir wissen, welche Adresse die Künstlerin, von der seit Jahren nirgends mehr etwas zu lesen war, noch dazu in „Amerika“ hat. — So gern wir Ihnen gefällig sein möchten, hierin ist es unmöglich.

F. Waldmann in Petersburg. Brockhaus' Konversationslexikon leistet uns vortreffliche Dienste. Meyer und Pierer ebenfalls sehr gut.

Hrn. L. L. 1) Berlin, Breslau, Jena, Heidelberg. 2) Ja, als Hospitant — alsdann jedoch kann kein Staatsexamen gemacht werden. 3) An das Rektorat der betreffenden Universität Zeugnisse beilegen. 4) Das Abiturientenexamen können Sie als Forensis machen.

Hrn. H. Sarro in Neustadt. Wenden Sie sich an die Redaktion der Industrieblätter in Berlin.

Frln. Marie H. in Wien. Das ist schwer zu sagen, weil die Goldrahmen sehr verschiedene Farbenabstufungen haben.

M., Abonnent in Buchloe. Toussaint-Langenscheidt, Englische Unterrichtsbriefe, sehr zu empfehlen.

Egydi. Entdeckung 74 geschehen. Schreibfehler.

Abonnent in Wiesen a. d. L. „Der Kapitalist“, Stuttgart, Hallberger. Völlig unparteiisch, vortrefflich redigirt.

K. A. R. Durch Aussieden der Ochsenklauen und Abschöpfen des Oeles. Dann aber etwas Bergamotöl dazu thun.

Hrn. R. Winter. Das kann nur ein Thierarzt nach spezieller Untersuchung entscheiden.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden 2c. **sind uns zugegangen von** Frln. Albertine Bressel, Breslau; Mathilde Ronne, Stralsund; Ottilie G., Berlin; Lina Leibinger, Ulm; J. Simonson, Kathrinenherd; Frau Elise Hieronymi, Stuttgart; Hrn. W. Jakubczyk, Köln; Julius Kreiner, Graz; A. Zorn (?); Heinrich Baur, Baltimore; F. G., Rorschach; Sigmund Warner, Breslau; Otto Giere, Berlin; Max Kugler, Stargard; Paul B., Chemnitz; Fritz Arnstein, Franzensbad; M. Ruge, Stettin; Anton Müller, Immendingen; J. Kurisch, Moskau; O. Karlberger, Graz; Eduard Koeditz, Reudnitz-Leipzig.

Frln. Dora S. in K. Sie haben die Wette nicht gewonnen; aber dennoch dürfen Sie lachen. Es steht Ihnen sicher gut.

Hrn. Sebastian Fr. in Knittelfeld. 1) Wir bitten um genauere Angabe Ihrer Adresse. 2) Holzhandlung von Ed. Beisbarth in Stuttgart.

Onkel R. Auf unsere Erkundigung ist noch keine Antwort eingelaufen — durchaus nicht böse. Gruß an Tante.

Hrn. J. Z. (Gewünschter.) Die Säure liefert Ihnen jede Droguenhandlung zu dem kursmäßigen Preis. Auf die Anfrage würden uns tausend Adressen einlaufen.

Frln. M. Schneider. Richtig. Wir geben die Hefte stets regelmäßig zum festgesetzten Zeitpunkt aus. Beschweren Sie sich bei der Bezugsquelle. Heft 15 ging Heft 16 um 3 Wochen voraus.

Aerztliche Korrespondenz. Peter in Lemberg. Die einzige zuverlässige Radikalkur zur Wiederherstellung Ihrer verdorbenen Säfte ist die sogenannte Schmierkur. Eine Wasserkur ist zu genanntem Zwecke nach Ausführung der Schmierkur sehr zuträglich, wird Ihnen aber ohne dieselbe keine Garantie der Heilung gewähren.

E. G. S. in Straßburg. Das Nasenbluten bei jungen Mädchen ist häufig ein Zeichen der herannahenden Entwicklung; sollte dasselbe überhand nehmen, so wird es gut sein, kaltes Wasser in die Nase aufschlürfen zu lassen, sich ruhig auf ein Bett zu legen und den Kopf, besonders die Stirne und die Nase mit eiskalten Wasserkompressen zu bedecken. Bei sehr starken Blutungen, welche eine plötzliche Schwäche im Gefolge haben, müssen energischere Mittel, Eisaufschläge, absolute körperliche Ruhe, sowie Verstopfen der Nasenhöhle mit in Alaun oder Eisenchlorid getauchter Charpie angewandt werden; außerdem sind säuerliche Getränke empfehlenswerth und ärztliche Hülfe meist dringend nöthig.

Alter Abonnent in Erfurt. Sie werden wohl einsehen, daß wir eine so heikle Frage öffentlich in unserer kleinen Korrespondenz nicht behandeln können; dagegen rathen wir Ihnen von jeglichem Ankauf marktschreierisch ausgebotener Bücher der Art und Medikamente entschieden ab. Erstere wie letztere laufen nur darauf hinaus, den Leidenden um sein Geld zu prellen und ihn durch gewissenlose Uebertreibung der vermeintlichen Leiden noch mehr zu verwirren.

Cornelia. Die Zusammensetzung des angefragten Wassers gegen Gesichtsausschlag ist uns nicht bekannt.

B. in Essen. Wenn Sie zur Beseitigung Ihres Kopfleidens alle 14 Tage den Inhalt eines Hühnereies, wie früher schon mitgetheilt, verwenden und außerdem alltäglich den Haarboden mit irgend einer spirituösen Flüssigkeit einreiben, so werden Sie zum gewünschten Ziele gelangen.

Abonnent in B. Die Anwendung des Nestle'schen Kindermehls zu dem gewünschten Zweck ist eine ganz gute Idee, deren Ausführung wohl von Erfolg sein dürfte.

Dornröschen. Rothe's Enthaarungsmittel ist uns nicht bekannt, es dürfte jedoch dasselbe, wie alle anderen ähnlichen Medikamente, auf einer ätzenden Einwirkung beruhen und deßhalb weniger für die Gesichtshaut als für andere Körperstellen verwendbar sein.

Schachbriefwechsel.

Hrn. J. F. in Winterthur; W. v. S. in Prag; L. G. in Potsdam; W. P..t in Breslau; S. G. in Berlin; L. M. in Mainz. Aufgabe in Heft 15 korrekt gelöst.

Hrn. J. K. in Graz und mehreren Herren Korrespondenten. Wenn in der Aufg. von Loyd Weiß 1) D. H 7 — E 4 zieht, so kann Schwarz mit 1) T. H 8 — H 5 das Matt verzögern.

Frau Baronin H. in Teplitz. Ihre nunmehr eingesandte Lösung der Aufgabe auf S. 236 ist von Ihnen ebenso sorgfältig als richtig behandelt.

Hrn. H. K. in Laibach. Wenn Sie nicht unsere Bezeichnung genau anwenden, können wir die Lösungen nicht beurtheilen.

Aufragen *).

62) Durch welches Verfahren kann Goldschaumschrift auf Glas eingebrannt werden? Welcher Art muß dieser Goldschaum sein?

S. F.

Antworten.

Auf 15): Durch Ausspülen mit Salzsäure. E. G., Breslau.

Auf 18): Ameisen vertreibt man aus Häusern, wenn man an den Orten, wo sie nisten, oder in die Löcher, aus denen sie kommen, frischen Ofenruß streut, oder auch durch Moschus. O. K. in Graz.

Auf 35): Feinste Gold- oder Silberbronze, mit gut abgekochtem weißem Gummi arabicum ordentlich vermischt, läßt sich ganz gut aufmalen, und mit einem guten spitzen Marderpinsel lassen sich die feinsten Sachen, Buchstaben, Ornamente 2c. sehr gut herstellen. Auch auf schwarzem Glanzpapier ist das Verfahren anwendbar. Ed. Ktz. in R.-L.

Auf 48): Fettflecken entfernt man aus dem Papier sicher und ohne dasselbe anzugreifen dadurch, daß man sogenannte Pfeifererde (weiße Thonerde) zu einem derben Brei auflöst, mit diesem die mit Fett getränkte Stelle des Papiers auf beiden Seiten messerrückendick bestreicht und trocknen läßt. Zur bessern Schonung des Papiers kann man zwischen letzteres und den Brei ein feines Löschpapier auflegen.

Ein Abonnent der Illustr. Welt J. M.

Auf 50): Um Kreide- oder Kohlezeichnungen, ohne dieselben zu schädigen, auf dem Papier dauernd zu befestigen, löst man weißen Schellack in Spiritus einige Tage auf und streicht mit dieser Masse die Rückseite der Zeichnung an, was mittelst eines Schwammes sich am leichtesten ausführen läßt. Ed. Ktz. in R.-L.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 19. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Das Gespenst des Göhl.

Erzählung

von

Dr. Emmer.

(Nachdruck verboten.)

„Kimmt Euch a wen'g hart an, Wiesbauer!" sagte der Pechhäuseltoni zu seinem Begleiter, welcher schwer athmend stille hielt und mit seinem großen blauen Tuche sich die Stirn trocknete. Der Pechhäuseltoni zog eine dickbauchige Flasche aus seinem Buckelsack und reichte sie dem Angeredeten hin, welcher sie schweigend mit einer Handbewegung zurückwies. Der Toni warf einen Seitenblick auf den Mann, welcher ebensoviel Verwunderung als Spott ausdrückte, setzte dann gleichmüthig die Flasche an den Mund und that einen langen Zug.

Die beiden Männer waren aus dem Walde hinausgetreten und standen auf einer Scheide, die sich zu den Felsklippen des Göhl hinanzog. In dem verfilzten Gezweige der Fichten hingen Nebelflocken, die schwanken Lärchen zitterten unter den kurzen Windstößen, welche von der Höhe und aus den Schluchten zeitweilig hervorbrachen, und dann ging ein Seufzen durch den Wald wie das Klagen eines Sterbenswunden. Der Wiesbauer sah starr hinüber nach dem Untersberge, dessen Formen schattenhaft aus den Dünsten hervortraten. Zwischen dem salzburger und berchtesgadener Hochthron kroch eine weißliche Wolke durch die Mittagsscharte und ergoß sich breit und wogend wie ein Wasserfall in das unruhige Nebelmeer, welches das Almbachthal erfüllte und sich über das ganze salzburger Hügelland nach Norden erstreckte.

Toni steckte die Flasche vorsichtig wieder in den Bergsack, rückte sich das abgerissene alte Hütchen mit dem frischen Edelweiß etwas zurecht, schulterte den massiven Bergstock und wandte sich der Höhe zu, von welcher die Nebel fast greifbar herabrannen. Die beiden Männer stampften mit bedächtigem, gleichmäßigem Schritt durch das kurze Gras der langen Matte; der Pfad führte weiter hinauf, kaum erkennbar zwischen den Alpenrosenbüschen, die rabattenartig die Abhänge bedeckten, dem Gerölle zu, das wie ein erstarrter Strom von den Felszacken niederfloß.

Es war noch früh am Morgen, nur ein unmerklich hellerer Schein im Osten kündigte das Nahen des Tages, sonst herrschte noch die dumpfe, nächtige Ruhe in dem weiten Raum, in dem nur Dünste sich bewegten, nur der Ton des Windes, welcher durch die Wipfel strich, und das Aufschlagen der Eisenspitze des Bergstockes auf den Steinen erklang. Der Wiesbauer stützte sich schwer auf den Stock, welcher seinen derbknochigen, gebräunten Händen ungewohnt schien. In der That sah man auf den ersten Blick, daß der Mann aus dem Thale sei. Sein Tritt war nicht so sicher, sein Blick nicht so frei und furchtlos wie jener des ihm voranschreitenden Toni. Der Pechhäuseltoni war ein echter und rechter Berglaufer, die graue Joppe über die eine Schulter geworfen, den Bergsack, dessen Farbe dem Gestein glich, auf dem Rücken, das Hemd auf der Brust offen, das spitze Hütchen keck auf das linke Ohr gedrückt, — so wanderte er jahraus jahrein durch die öden Felsklüfte des Göhl und über die Alpen der grünen Vorberge, welche den wilden Riesen um-



Der orientalische Krieg. **Großfürst Michael, Oberbefehlshaber der russischen Armee in Kleinasien.** (S. 483.)

kränzten. Lederhosen verhüllten die muskulösen Schenkel, graue Strümpfe die gebogenen Beine, graubraun war die Lederhaut, welche das nackte Knie bedeckte.

Durch die verwitterten Trümmer des wilden Freithofes wanden sich die beiden einsamen Wanderer empor; die Nebel, welche in der Tiefe grau und massig herumwirbelten, erschienen hier wie leichte, wallende Schleier. Da blitzte es auf der fernen Spitze des Thorsteins röthlich auf, und bald erglühten auch die Wände des Göhl in zartem Inkarnat, wie die Wangen einer Jungfrau bei dem feurigen Blicke des Geliebten.

Der junge Tag küßte die Berghäupter; die Nebel der Nacht schienen das Nahen ihres verderblichen Feindes zu fühlen, denn immer wilder, unruhiger wurde das Gewoge.

„Setzt Euch, Bauer," sagte der Toni, als sie ein kleines Plateau erreicht hatten, und wies auf einen buntmoosigen Stein, „sonst werdet Ihr mir noch ganz raach, wie ein angeschossener Gamsbock."

Der Wiesbauer sank auf den weichen Sitz und warf den runden schwarzen Filzhut zu Boden. Bethaute Nigritellen dufteten, die Gentianen öffneten ihre blauen Augen und nickten schwermüthig dem betrübten Manne zu, der auf dem Steine saß, in sich versunken, fühllos für die Pracht des anbrechenden Morgens.

Der Pechhäuseltoni stopfte sich seine kurze Holzpfeife, die grauen, klugen Augen ruhten fragend und forschend auf seinem Begleiter, der den Kopf in den gefalteten Händen hielt; um den Mund, den ein grauer, dicker, borstiger Schnurrbart beschattete, zuckte es eigenthümlich. Jetzt drückte er das Hütchen tiefer nieder, so daß der flammend rothe Streif auf der faltigen, wetterbraunen Stirn verdeckt wurde.

„Das hat sich der Göhl auch nicht gedacht, daß ihm der Wiesbauer die Ehre anthun und ihn b'suchen wird. Und herausgeputzt hat sich der Bauer, als ob er Hochzeiter wär' und der Göhl sein Diendl."

Er hatte mit dieser Bemerkung nicht so unrecht; der Bauer in der dunkelgrünen Tuchjacke mit silbernen Knöpfen, den prächtig gestickten Hosenträgern über dem weißen Hemde, den schwarzen Tuchhosen, hatte nicht das Aussehen, als ob er die verrufenen Felspfade des Göhl erklimmen wollte, sondern vielmehr, als ob er zu einem Feste ginge.

„Hör' auf mit dem G'spött, Toni," sagte der Bauer, indem er den Kopf mit den markigen, energischen Zügen erhob, „gern bin ich nicht heraufgestiegen, aber — Du wirst eh' wissen, was für ein Unglück mir der verfluchte Berg in's Haus gebracht hat."

„Ah so, ist's z'weg'n dem?" nickte der Toni, „hätt' mir's wohl denken können."

„Ja, ja," fuhr er nach einer Pause fort, „es ist schad' um Deine drei Buben, waren prächtige Burschen, sauber und alleweil kreuzbrav, daß es eine Freud' war, und die Diendln haben sich schier eine Ehr' d'raus gemacht, wenn der Hies oder der Toni oder der Franzl mit ihnen einmal rund herum getanzt hat. Und wenn die gollinger Burschen herüber kommen sind und zu stänkern angefangen haben, da hat's nur heißen dürfen, die Wiesbauerbuben kommen, so waren's gleich stad und haben sich nimmer g'muckst".

„Ja, wahr ist's," seufzte der Bauer, dem es offenbar wohlthat, den Ruhm seiner Söhne aus fremdem Munde zu hören.

„Aber das Wildern ist halt immer ihnen im Kopf g'steckt und söll' hat halt ein'n traurigen Ausgang g'nommen bei allen Drei. ‚Du, Franzl,' hab' ich öfter g'sagt zu Dein' Jüngsten, wann ihm begegnet bin auf einem Gangsteig und er noch 'naufg'stiegen ist, wann's auch no' so pechfinster war, ‚Du, Franzl,' hab' ich ihm g'sagt, ‚'s is a g'fährliche G'schicht, der Göhl hat seine Mucken und die boarischen Jäger sind auch nit aus Holz g'schnitzt, geh' lieber zu ein' saubern Diendl und laß d' Gams in Ruh',' hab' ich g'sagt, ‚denk' an Deine Brüder, die auch die Büchsen nit haben ruhig hängen lassen in der Stuben, und die so lang' im G'wänd umg'stiegen sind, bis halt nimmer zurückkommen sind und man nit 'mal g'wußt hat, wo man ihnen soll das Marterlkreuz hinsetzen, denn wie wegg'blasen waren's, nit eine Spur hat man g'funden.' Aber g'lacht hat er nur, der Franzl, und hat g'sagt: ‚Geh' weiter, Du Tepp, warst selm einmal der verwegenste Wilderer im ganzen berchtesgadener Landl, und ein Schwärzer, den der Teufel selm nit d'erfangen hätt'. 's ist nit so arg,' hat er g'sagt, ‚da im G'wänd drinn', und die boarischen Jäger fürcht' ich nit; hab' auch noch kein'n g'segn, der mir nachg'stiegen wär'.' Und so hat er's halt fortg'macht, bis es auf einmal g'heißen hat: ‚Der Wiesbauerfranzl is halt nimmer z'finden.' Hab' ihn gern g'habt, den Sakra, hab' ihn g'sucht auf dem ganzen Berg, bin selm in den Rauchfang*) n'eing'stiegen, den die Grünröck' abg'sprengt haben, weil's dort so bequem für die Schwärzer war, aber g'funden hab' ich nit ein Federl von sein' Hut."

Der Wiesbauer nickte schweigend; Toni stopfte seine Pfeife fester und holte die Flasche hervor, sie dem Bauer anbietend.

„Nimm einen Schluck, Wiesbauer, das thut alleweil gut in der Morgenluft, und ein wolter (gewaltig) stark's Stuck haben wir noch vor uns, bis wir auf die Spitz kommen."

Der Wiesbauer griff nach der Flasche und that einen Zug, der selbst dem Pechhäuseltoni etwas lang erschien.

„Ja, Toni, Gott hat mich schwer heimg'sucht. Es ist keine Kleinigkeit, drei so brave, kerzeng'rade Buben zu verlieren, und nit einmal in g'weihter Erden liegen's, wie ein anderer Christenmensch, sondern Füchs' und Geier haben's wohl g'fressen in dem Teufelsg'wänd drinnen."

„Müßt's Euch schier wohl schwer versündigt haben, Bauer, daß Gott Euch so hart g'straft hat."

„Toni, was soll das heißen?" fuhr der Bauer auf und um den Mund zeigte sich ein böser, trotziger Zug, „bin nit schlechter als ein anderer Mensch, und Mancher hat mehr auf dem G'wissen und g'schieht ihm nichts."

„Na, ich kann von Euch nichts sagen, ich weiß nichts, „aber man red't halt so —"

„Was, wer redet über den Wiesbauer?"

„Die G'schicht' mit Eurem Bruder soll nit so ganz richtig sein, sagt man, und es könnt' leicht sein, daß —"

„Himmelsakra, hör' auf, Toni, mit dem G'schwätz. Der Franzl ist selm 'gangen, weil der Vater selig ihm g'flucht hat als ein' Landstreicher und Vagabunden, und weil ihm d'Gundel — —"

Der Wiesbauer hielt inne, als besinne er sich, daß er bereits zu viel gesagt. Die schwere Wolke des Grames, die vorher auf seiner Stirne gelagert, war verschwunden, es blitzte und zuckte zornig durch die scharfmarkirten Züge; die Gestalt hatte sich stramm aufgerichtet, wilde, unbändige Körper- und Geisteskraft sprach aus jeder Bewegung. Der Mann hatte Nerven von Stahl und einen Willen von Eisen. Forschend ruhte jetzt sein Auge auf dem Führer, der ruhig zu Boden sah und gemächlich aus seinem Holzpfeifchen dampfte.

„Wann's g'schickt (bereit) seid's, Bauer, so gehen wir, die Sonn' ist schon hübsch hoch heroben, und 's wird wohl heiß werden, bis wir ganz hinauf kommen."

Im Osten schwamm über dem Nebelmeer der flammendrothe Ball des Tagesgestirnes, die Spitzen der Berge tauchten in das volle Licht, welches die Wände mit rosigem Schimmer übergoß, schon rissen die Nebel und zeigten hie und da die noch beschatteten Höfe und Thalwiesen dem Auge, die Luft in der Höhe war ganz andächtig stille geworden, aus dem Walde tief unten schallte der Bergfinkenschlag herauf und oben hörte man dann und wann ein Rieseln, wie wenn kleine Steinchen über die steilen Hänge zu Thal herniederrollten, die unter den flüchtigen Hufen einer Gemse sich losgelöst haben mochten.

„Wann's Du magst, Toni, so gehen wir, ich bin g'schickt," sagte ruhiger der Wiesbauer zum Pechhäuseltoni, welcher den Bergsack über die Schulter warf und zum Stock griff.

„Gehen wir halt," sagte dieser einfach und wandte sich um.

Der Wiesbauer zögerte etwas, endlich schien er Muth zu fassen, denn hastiger und mit unsicherer Stimme, als sonst seine Art war, fragte er jetzt:

„Toni, wie weit ist's denn bis zum Teufelsgraben?"

Wie von einer Kugel getroffen, warf sich der Pechhäuseltoni herum:

„Zum Teufelsgraben? Will eppa (etwa) gar der Wiesbauer in den Teufelsgraben hineinsteigen?"

„Na und warum denn nit?" war die Antwort, und der Bauer suchte verlegen zu lächeln. „Meinst wohl, mir fehlt die Courage? Oder ist's eppa gar so schiach dort, daß sich der Pechhäuseltoni auch nimmer hintraut?"

„Seh's wohl, daß der Wiesbauer sein Lebenlang nit oben g'wen (gewesen) ist auf dem Göhl, sonst würd' er nit so teppet (ungeschickt) daher reden," entgegnete mit einem halb ärgerlichen, halb bedauernden Blicke der Toni.

„Es hat eine Zeit geb'n, wo der Pechhäuseltoni an einer g'raden Wand 'naufkraxelt ist, wann's einen Gamsbock oder eine Kraxen aus dem Boarischen 'nüber z'schwärzen g'golten hat. Ich hätt' damals keinen Teufel g'fürcht't, und die Jäger und die Grünen schon gar nit, die sind mir auch ausg'wichen, seitdem einmal — na — das wird den Bauern wenig kümmern. Bin auch in den Teufelsgraben 'nunter g'stiegen, der Weg war nit der schiachste, den ich g'macht hab' in meinem Leben, und wär' auch soweit Alles gut gegangen, aber — in meinem Leben steig' ich nimmer hinunter; da schaut's her, Bauer," — und er riß den Hut von seinem grauen Kopfe, daß der Feuerstreif auf der Stirne kraß hervortrat, — „das Denkzeichen hab' ich mir im Teufelsgraben g'holt."

„Erzähl', Toni, was ist Dir dort passirt?" rief der Wiesbauer, in dessen Zügen sich eine gewisse ängstliche Spannung ausprägte.

„Hab's noch Niemanden verzählt, die selbige G'schicht' von damals, hat mich auch Niemand weiter gefragt, weil sich Jeder denkt hat, ‚na, der Toni ist halt mit einem Jäger droben zusammengewachsen,' und da redet man nit viel drüber."

„Hab' mir schier auch so was gedacht," meinte der Wiesbauer, der sich wieder auf den Stein niedergelassen hatte, und die Worte Toni's ihm vom Munde wegzunehmen schien, so aufmerksam betrachtete er diesen, der finster und ernst zu Boden blickte.

„Also ein Jäger war's nit, wer denn sonst?" munterte der Bauer den Erzähler, der eine Pause machte, auf.

„Der Wiesbauer wird drüben auf seinem schönen Hof, den man förmlich herüberlachen sieht," — er wies auf ein üppiges Gelände in der Ferne, welches auf dem andern Ufer der Salzach lag, — „wohl nichts gehört haben vom Göhlgespenst, reden ja selber bei uns herüben die Leut' wenig davon, weil's selten Einer g'sehn hat, und ich, der ich davon reden könnte, ich bin lieber schön stad g'wen, wann einmal im Winter eine Almerin (Sennerin) ang'fangen hat und von den Buben ausg'lacht worden ist, daß sie sich von einem Wilderer hätt' schrecken lassen."

„Weiter, Toni," drängte der Bauer, „hab' niendescht vom Göhlg'spenst 'was g'hört."

„Es war einmal so eine Wochen lang, es wird jetzt bald vier Jahr' her sein, ein recht grausliches Wetter, geregnet hat's, als ob's alle Almen austränken wollt', und der Wind hat in mein Häusel 'pfiffen, daß ich schier geglaubt habe, er tragt's hinunter in den Larosgraben. Hinausgehen hat man bei einem solchen Malefizwetter nit können, bin also z'Haus umg'legen und hab' umg'schafft unter meinen Sachen. Kommt mir auch meine Büchsen in die Händ', hab's schon ein paar Jahr' nimmer ang'rührt, na ja, das Schwärzen hat nichts tragen mehr, und mit dem Wildern hat's auch so seinen Haken g'habt. Ich schau's an, die Büchsen, und denk' mir: ‚Bist schön rostig worden, muß dich halt doch ein wen'g putzen.' Und wie ich's so recht sauber g'wischt hab', da hat's mich halt wolter stark g'lust, wieder einmal zu probir'n, ob ich noch eine Gams treffen könnt' auf ein' sechshundert Schritt'. Hat mir keine Ruh' mehr geben in der selbigen Nacht, hab' nit schlafen können und hab' nur immer auf die Büchsen g'schaut, die im Winkel g'standen ist, und die selm in der Finster 'glanzt hat, als ob's mich hätt' locken wollen. Bin um zwei Uhr richtig aufg'standen, weil's mich nimmer g'litten hat, und hinausg'gangen vor die Hütten. Finster war's freilich, aber d'Stern' sind am Himmel g'standen und das ganze G'wölk war wie weggeblasen. Hab's g'nommen die Büchsen und bin hinauf, der Mond ist jetzt auch herfür gekommen zwischen dem Watzmann und Hochkalter, und so bin ich hinüberg'stiegen gegen den Teufelsgraben zu, weil ich dort ein'n fetten Gamsbock g'spürt hab'."

Der Toni hielt inne und griff nach der Flasche, um sich Stärkung für das nun Kommende zu holen.

„Ich steig' drinnen im G'wänd herum, es wird schon ziemlich früh g'wesen sein, denn der Schneibstein hat ganz roth durch eine Spalten herüberg'schaut und ein Sonntag war's auch, wo's Jagern eine Sünd', da spür' ich auf einmal, daß sich drüben auf der andern Wand 'was rührt. Ich leg' mich hinter einen Stein und loos' (horche) auf, 's waren richtig meine Gams. Wolter eine Viertelstunde bin ich so g'legen, zwischen Latschen (Krummholz) und Almrauschbüschen hinter dem Stein, unter mir ist's sakrisch steil ab'gangen, ich bin nämlich auf einer Schneid' g'legen, von der man in die Blühndau 'nüberg'sehen hat. Endlich kommt mir der Bock vor'n Schuß, ich fahr' langsam auf und ziel', es war halt doch noch etwas dämmerig, da kracht's auf einmal und mir wird, als ob mir der Schädel mitten auseinander g'schnitten würd' mit einem scharfen Messer. Meine Büchsen ist auch los'gangen, aber g'sehn hab' ich nichts mehr, denn ganz roth ist's mir vor den Augen g'wen, und wie ich mit der Hand hinauffahr', schießt's helle Blut mir herunter. ‚Jesus Maria!' ruf' ich und dreh' mich auf die Seiten, denn ich bin auf einmal schwach worden, da steht, wie aus dem Boden g'wachsen, eine riesige G'stalt da und lacht, daß ich's heut noch öftern hör' im Traum. So lacht kein Mensch und so grausig schaut auch kein Mensch aus, wie die sel' G'stalt. Blutroth ist's dag'standen, wolter sieben Schuh hoch, und der Bart, der war fuchsroth, schwefelgelb und lang; wie Borsten ist's im ganzen G'sicht g'wen und nur zwei feurige Augen hab' ich g'sehn. ‚Der wird auch nimmer in mein' Revier jagern,' hat's g'sagt und war weg, als wenn's der Stein g'schluckt hätt'. Ich hab' nichts mehr g'sehn und nichts mehr g'hört; muß hübsch lang so g'lege sein, denn wie ich wieder zu mir komme, hat die Sonn' sakrisch brennt, und in meinem Kopf war's, als ob ein höllisch's Feuer brennen thät'. Ganz schwach bin ich g'wen und kaum hab' ich's zusammengebracht, daß ich mir einen Aermel aus dem Hemd g'rissen und damit meinen Schädel eingebunden hab'. Dann bin ich langsam zurückgekrochen, daß ich nit ab'gfallen bin, söll' ist ein Wunder. Es war schon hübsch finster, wie ich zu einer Alm kommen bin, wo die Almerin erschrocken die Hände über mich zusammeng'schlagen hat, denn ausg'schaut muß ich haben, als wäre ich schon todt g'wen. War ein brav's Diendl, hat mich g'waschen und eingebunden und eine Salben aufg'legt und mich dann auf den Heuboden trag'n, wo ich acht Tage g'legen bin und nit g'wußt hab', bin ich noch lebendig oder nit. Hat sich aber wieder g'macht, nur das Zeichen ist mir blieben, roth wie das höllische Feuer, seitdem hab' ich nimmer g'wildert und bin auch nimmer in den Teufelsgraben hinunterg'stiegen. Möcht' nit ein zweites Mal dem G'spenst in die Hände laufen."

Der Pechhäuseltoni schwieg und setzte sein Pfeifchen wieder in Brand.

„Habt's halt an einem Sonntag g'wildert und da hat der Böse Gewalt über Euch gehabt," meinte nachdenklich der Wiesbauer.

„Könnt' schon sein," war die gleichmüthige Antwort.

Eine Pause trat ein, Jeder schien sich mit eigenen Gedanken zu beschäftigen.

Der Wiesbauer brach das Schweigen zuerst.

„Willst also wirklich nimmer hingehn zum Teufelsgraben?" begann er zögernd.

„Toni, ich geb' Dir noch einen Zehnerbanknoten und die Bäuerin soll Dir die große Flaschen vom Nußbranntwein, der Dir so gut thut, schicken, Toni! Weißt, brauchst ja nicht 'nunterzusteigen, nur hinführen sollst mich, ich steig' selm (selbst) allein hinein."

Der Pechhäuseltoni sah den Bauer groß und verwundert an.

„Wollt's eppa (etwa) auch nimmer zurückkommen auf Euern Hof, Wiesbauer? Brauch' Euer Geld nicht, führ' Euch schon so hin, wann Ihr's mit aller G'walt so haben wollt'. G'sagt hab' ich Euch's, wie es mit der Sache steht, aber wann Ihr nit hören wollt wie Eure Buben, laßt sich nichts machen. Es heißt zwar, man soll Gott nit versuchen, aber Ihr müßt's wissen, warum Ihr's thut, mich geht's nichts an."

Toni erhob sich abermals und griff nach dem Bergstocke. Die Hand des Wiesbauers, die sich jetzt schwer auf seinen Arm legte, zitterte, der Toni merkte es deutlich.

„Hörst, Toni, Du bist alleweil ein g'scheidtes Leut' g'wen und weißt gar oft einen Rath, wann die Anderen sich ganz

*) Ein Felsenkamin auf dem Göhl, welcher von den Zollwächtern gesprengt und ungangbar gemacht wurde.

dumm hinter'm Ohr kratzen; Toni, laß Dir sagen, warum ich in den Teufelsgraben hinüber will."

„Bin nit neugierig sonst," klang es fast trotzig von den Lippen Toni's, „aber was der Wiesbauer dort drüben zu suchen hat, das muß 'was B'sonderes sein."

„Hast recht, Toni, es ist 'was ganz B'sonderes, aber nichts Gutes, g'wiß nicht. Du weißt, daß seit meine drei Buben — Gott schenk' ihnen die ewige Ruh' — nimmer z'Haus kommen sind, jetzt nur mehr mein Bartl da ist, der mir einmal d'Augen zudrücken und auf dem Wiesbauerhof hausen soll. Mein arm's Ehhalten (Weib), die Gundel (Kunigunde), hat g'nug g'weint um unsere Buben, und wann jetzt dem Bartl, der ihr an's Herz g'wachsen ist, was g'schieht, so ist's ihr Tod und meiner auch; wir überleben's nit, wann ihm ein Unglück g'schieht."

„Na, Gott wird Euch und Eurem Weib nit das auch noch auferlegen," tröstete Toni.

„Wollt's Gott und seine heilige Mutter, daß 's so wär', hab' Messen g'nug g'stiftet zu St. Koloman und Maria Plain und beim Dom drinn' in der Stadt. Schau' auch auf den Buben, daß ihm ja nichts g'schehe möcht', aber —"

„Ist ein frischer, saubrer Bub, und brav in der Schul', wie der Pfarrer sagt, habt's Euch also nit zu beklagen."

„Das wär's auch nit, aber das unglückselige Jagern steckt dem Malefizbuben im Kopf, g'rad so wie den anderen."

„Ist ja aber kaum zwölf Jahr', ich glaub' nit, daß er drüber ist."

„Hab' nie etwas g'red't vor ihm vom Jagern und kein Knecht durft' verzählen vom Wildern oder sonst dergleichen. Aber der Lehrer hat auch nichts G'scheidteres g'wußt, als den Buben von den Bergen und Gams und Hirschen vorzuplauschen, und richtig, hat er meinem Bartl den Kopf verruckt. Ich hab' g'glaubt, mich trifft der Schlag, wie ich einmal mit ihm nach Golling auf den Markt geh' und der Bub sagt: ‚Vater, schaut's den Berg an, wie der schön ist. Auf den muß ich 'naufsteigen, es muß ein wolter schönes Leben sein, dort droben auf dem Göhl.' G'sagt hab' ich nichts, aber denkt hab' ich mir: ‚Heilige Mutter Gottes, ist das Unglück noch nit gar, muß mein einziger Bub auch noch da droben auf dem Teufelsfelsen zu Grund gehen!'

„Und einmal komm' ich z'Haus, find' ich nit den Buben in der Kammer drinn', die sonst 's ganze Jahr g'sperrt ist, und hat er dort die Büchsen in der Hand und schaut zum Guckerl hinaus g'rad auf den Göhl, und sieht und hört nichts, daß ich hinter ihm steh' und blutige Thränen hätt' weinen können. ‚Was treibst da, Bartl?' hab' ich g'sagt; schaut er sich um und meint: ‚Vater, die Büchsen mußt mir schenken, ich möcht' auch einmal eine Gams schießen gehn.' — Wann ich ihn anbinden müßt' wie den rothen Stier, so darf mir der Sakra nit 'naus auf die Jagd!" rief der Wiesbauer aus, mit der geballten Faust auf das Knie schlagend.

„Es könnt' leicht g'fehlt gehen," meinte der Toni und nickte mit dem Kopfe.

„Freilich wär's g'fehlt," fuhr jetzt der Bauer mit steigender Erregung fort, „denn daß Du's nur weißt, Toni," er faßte den Arm des Führers und zog ihn näher an sich, „ich muß hinauf in den Teufelsgraben, um meinem Buben sein Leben loszukaufen."

Verblüfft und zweifelnd sah der Pechhäuseltoni den Bauer an.

„Dinstag war's in der Nacht, da klopft's an meinem Fenster und ich hör' rufen:

„‚Wiesbauer!'

„Mein' Gundel hat fest g'schlafen, die Hund hab' ich auch nicht g'hört; ich steh' auf und denk mir: ‚Wer muß denn das sein?' Ich mach' das Guckerl auf und schau' hinaus, konnt' aber nichts sehen, es war pechschwarz draußen und der Wind hat gepfiffen und geregnet hat's auch.

„‚Wer ist's?' frag' ich.

„‚Wiesbauer!' hör' ich jetzt eine Stimme, ‚wenn Du Dein'n Bartl gern hast, so komm' auf den Sonntag in den Teufelsgraben hinauf, aber g'wiß, denk' an Deine drei Buben.'

„Zittert hab' ich wie ein altes Weib, und die ganze Nacht hab' ich nimmer g'schlafen. Und Freitag war's aber wieder so; weckt's mich wieder auf in der finstersten Nacht und die selbige Stimm' ruft mir:

„‚Daß Du ja nit vergißt, ich warte Dich im Teufelsgraben, und komm allein. Der Pechhäuseltoni kann Dich hinführen bis zum Steig, aber weiter soll er sich nit trauen, sonst kostet's ihm seinen teppeten (thörichten) Schädel.'"

Toni brütete vor sich hin, endlich sagte er mit dumpfer Stimme:

„Das war das Göhlgespenst, Bauer. Hast was G'weihtes bei Dir, ein g'segnetes Kreuzel oder ein Amulet?"

„Hab' wohl was mitg'nommen, meinen Rosenkranz, der vom heiligen Vatern zu Rom g'weiht ist und den mir der Pfarrer mitbracht hat, und eine heilige Rosen aus Jerusalem, die einen Christenmenschen vor den bösen Geistern schützt."

„So ist's! So ist's!" brummte Toni vor sich hin, „hätt' mir's wohl denken können. Geh'n wir also in Gottes Namen."

Die beiden Männer erhoben sich, langsam und schweigend zogen sie den Felsenpfad aufwärts.

Die Nebel waren verschwunden, scharf geschnitten hoben sich die Spitzen und Kuppen von dem lichten blauen Horizont ab, durch das breite grüne Thal, aus welchem die Häuser und Gehöfte im weißen Sonnenlichte hervorleuchteten, zog sich das Silberband der Salzach. Der summende leise Ton des Glöckchens von St. Nikolai, welches zur Frühmesse rief, zitterte durch die ruhige, duftdurchwürzte Luft herauf, blendend erhoben sich die weißlichgelben Wände des Göhl, bläulich schimmerte die Masse des Untersberges herüber.

Schattenhaft glitten die beiden Gestalten der Männer über eine Schneide dahin. Plötzlich hielt der Pechhäuseltoni inne, ein dumpfer Laut drang über seine Lippen. Auf der gegenüberliegenden, senkrecht abstürzenden, grell beleuchteten Wand zeichnete sich deutlich die riesenhafte Silhouette eines menschlichen Wesens ab, die sich langsam weiter bewegte.

(Schluß folgt.)

Großindustrielle der Schweiz.

Von

August Feierabend.

(Nachdruck verboten.)

Eduard Wirth in Brienz.

Dieser würdige Vertreter der zu hoher volkswirthschaftlicher Bedeutung emporgeblühten Holzschnitzlerkunst im berner Oberland ist der Sohn eines ehemaligen Offiziers des Kaiserreichs und eines Ritters der Ehrenlegion. Er wurde im Jahr 1822 in Rouffach im Departement Hautrhin geboren und verlebte daselbst seine ersten Jugendjahre. Später studirte er am Kollegium in Thann und machte sich daselbst durch sein Zeichnentalent bemerkbar. Nachdem er das Kollegium als Baccalaureus verlassen, trat er als Angestellter bei der Verwaltung der Brücken und Straßen ein. In dieser Stellung beschäftigte er sich hauptsächlich mit Brückenplänen und anderen Arbeiten, welche in dem Departement ausgeführt wurden. Später verließ er diese Stellung, um sich ausschließlich den Kunststudien zu widmen und trat zu diesem Zwecke bei dem berühmten Maler Couture als Lehrling in dessen Kunstwerkstätte ein, allwo er mehrere Jahre verblieb.

Im Jahr 1849 wurde er in Folge der Kundgebung vom 13. Juni verhaftet und verlebte in Gesellschaft von mehreren Künstlern als politischer Gefangener zehn lange Monate in scharfem Verhaft. Unter denselben befanden sich die beiden Geschichtsmaler Oberst Forestier und Oberst Dauphin von Belfort. Die Nichte des Letztern wurde in späteren Jahren Eduard Wirth's Gattin. Ebenso befand sich unter seinen Schicksalsgenossen ein talentvoller Bildhauer, Namens Pollet, der Schöpfer mehrerer bemerkenswerther Standbilder, mit dem Wirth besondere Freundschaft schloß. Der Gefängnißdirektor, der ein Freund der schönen Künste war, überließ den gefangenen Künstlern einen weiten Raum als Kunstwerkstätte. Dieser Raum gestaltete sich mehr und mehr zu einer wahren Akademie, in der Geschichts- und Landschaftsmaler wie Bildhauer in Kunstschöpfungen unter gegenseitigem Wetteifer und Kennerurtheil eifrig arbeiteten. Bisher hatte E. Wirth sich ausschließlich mit Malerei beschäftigt. Wie er nun aber seinen Freund Pollet an seinen plastischen Bildern eifrig arbeiten sah, da faßte ihn plötzlich der Gedanke, ebenfalls Bildhauer zu werden. Freudig unterstützte der treue Freund seinen Entschluß als Lehrmeister und unter seiner trefflichen Leitung machte der talentvolle Schüler sehr bald erstaunliche Fortschritte. Nachdem er endlich aus dem Gefängniß entlassen war, trieb ihn das Bedürfniß nach freier Luft den Schweizeralpen zu. So kam er nach Brienz im berner Oberland. Hier bemerkte er die ersten, noch sehr unvollkommenen Versuche der Bewohner in der Holzschnitzlerei. Diese Beobachtung führte ihn zu dem raschen Entschluß, sich in Brienz niederzulassen und eine Kunstwerkstätte für Holzschnitzlerei zu errichten. Gedacht, gethan. So wurde der französische Flüchtling zum Gründer eines blühenden Erwerbszweiges, welcher jährlich einer sonst armen Gebirgsgegend Millionen einträgt. Wirth wählte sich zuerst einige junge Bursche aus, welche offenbar gute Naturanlagen zur Holzschnitzlerei zeigten, und die unter seiner Leitung so erfreuliche Fortschritte machten, daß sie ihn bald als geschickte Unterlehrmeister in seinen Bemühungen unterstützen konnten. Nun nahm er neue Schüler an auf eine Lehrzeit von drei Jahren, während welchen er ihnen freie Kost und Wohnung und jährlich noch hundert Franken Belohnung gab. Unter derart vortheilhaften Bedingungen wuchs die Zahl seiner Lehrlinge schnell so sehr an, daß er sich genöthigt sah, ein besonderes großes Gebäude zu erstellen, in welchem er die Bildhauer, Ausschnitzler, Dreher und Schreiner mit einander vereinigte zur gemeinsamen Ausführung der Produkte des neuen Erwerbszweiges. Zur gleichen Zeit gründete sein Bruder in Paris auf dem Boulevard des Italiens ein Verkaufshaus, in welchem die Schweizerholzschnitzereien leichten Absatz fanden. Die bisherigen Erzeugnisse dieser Art bestunden in geschnitzten Löffeln und Gabeln, Falzbeinen, Flaschenständern, Rahmen, Rauchartikeln, Uhren, Kaminaufsätzen. Von nun an vermehrte sich der Katalog des Hauses von Jahr zu Jahr, so daß derselbe mehr als achttausend Modelle umfaßt. Durch so glückliche Erfolge ermuntert, verbanden nun die Gebrüder Wirth mit der bisherigen Fabrikation auch diejenige von geschnitzten Hausgeräthen. Ihre bereits künstlerischen Bestrebungen wurden im Jahr 1862 auf der Weltausstellung in London durch zwei goldene Ehrenmedaillen für die beiden Zweige ihrer Fabrikation belohnt. Eine Ehrenmünze hatten sie schon vorher im Jahr 1855 auf der Gewerbeausstellung in Paris erworben. In Folge der londoner Weltausstellung gründeten die Gebrüder Wirth in dieser Stadt, Regent-Street, ein Verkaufshaus für geschnitzte Hausgeräthe. Sie erhielten sodann auch Aufträge für in England sehr wichtige Arbeiten. So die Ausschmückung des Empfangsaals im Ministerium für das Seewesen und das Getäfelwerk Town Hall de Rochdale im gothischen Styl ausgeführt, für welches letztere 367,000 Franken ausbezahlt wurden.

Außer den schon aufgezählten Preisen erhielten die Gebrüder Wirth zwei silberne Denkmünzen auf der Weltausstellung in Paris im Jahr 1867 und mehrere andere auf Provinzausstellungen in Frankreich. Die wiener Weltausstellung haben sie deßhalb nicht beschickt, weil der schweizerische Bundesrath Eduard Wirth zum Stellvertreter in das internationale Preisgericht dieser Ausstellung ernannt hatte.

Gegenwärtig leben mehr als 2000 Holzschnitzler im berner Oberland von diesem blühenden Erwerbszweig. Beständig haben die Gebrüder Wirth gegen schlechte Nachahmungen ihrer Modelle zu kämpfen, da das schweizerische Gesetz zum Schutze des Eigenthums für Kunst und Wissenschaft bisher noch nicht in's Leben gerufen ist. Sobald dieses aber der Fall sein wird, so wird die Holzschnitzlerei in der Schweiz einen neuen Aufschwung erlangen und einer für immer gesicherten Zukunft freudig entgegengehen.

Fünfmalhunderttausend Dollars.

Novellette

von

H. Bernet.

(Nachdruck verboten.)

Ich war der Held des Tages, ich konnte daran nicht zweifeln, auch wenn ich gewollt hätte; denn sobald ich mich nur auf der Straße blicken ließ, standen die Leute still und sahen mir nach und flüsterten: „das ist er!" Ich war belagert von jenen Leuten, die sich an die Tageshelden zu drängen pflegen. Mein Zimmer war angefüllt mit Einladungskarten, Anerkennungsschreiben, Glückwünschen. Schöne Mütter jugendlicher Töchter lächelten mich an und schöne junge Mädchen schauten auf mich mit Interesse und Bewunderung.

Das war allerdings einerseits sehr angenehm, brachte aber andererseits Unannehmlichkeiten mit sich, welche mich meine Berühmtheit sehr drückend fühlen ließen

Ich hatte Ueberfluß an Ruf und Ansehen, jedoch bittern Mangel am Nerv aller Dinge — an Geld. Die Taschen meines Portemonnaie waren wehmuthsvoll eingesunken und meine Schulden recht anständig angewachsen. Mit einem Wort, ich hatte großes Aufsehen gemacht als Künstler; meine letzten Gemälde, die ich Schulden halber, schon ehe sie trocken waren, habgierigen Kunsthändlern um eine geringe Summe verkaufen mußte, hatten einen Sturm von Bewunderung erregt, der zwar mein Herz mit goldenen Hoffnungen anfüllte, meinen Geldbeutel aber unberührt ließ. Im Gegentheil, in der Hoffnung, mit meinem nächsten Bild riesige Summen zu verdienen, hatte ich tüchtig Geld aufgenommen. Ich war eine Persönlichkeit, die nobel auftreten mußte. Feine Kleidung, Handschuhe, Trinkgelder, Wagen für Gesellschaften kosten viel, und so hing denn meine Hoffnung centnerschwer an dem neuen Bilde, das ich auf der „Akademie" jetzt ausgestellt hatte.

Dieß war mehr ein Malerkunststückchen als ein Kunstwerk, aber was will man machen, vom Publikum hängen wir Künstler ab und das Publikum liebt und will dergleichen Seltsamkeiten. Mein Bild stellte einen Sumpf dar, während bei einem Sturmabend die Sonne unterging. Blutroth war das Gestirn und färbte die Tümpel und grünen Gräser schauerlich glutroth, am Himmel jagten sich zerrissene Wolkengebilde in verbleichendem bleifarbenen Rosa, eine Weihe mit vom Sturmwind zerfetzten Flügeln sank zur Erde. Stimmung und Farbe waren bei dem Bilde wirklich gut, und das Aufsehen, welches diese meine neue Produktion machte, ungeheuer. Dennoch konnte ich es nicht verkaufen. Die Bilderhändler hatten sich gegen mich verschworen. Die reichen Leute wollten sich ein so ergreifendes, finsteres Bild nicht in ihre prunkvollen Salons hängen, und die Kunstfreunde spekulirten auf meine Armuth, um das Bild billig zu erhalten. Bot mir doch einer dieser Menschen dreihundert Dollars, sage dreihundert Dollars, für eine Arbeit von fünf Monaten. Der Rahmen des ziemlich großen Stückes hat mir allein achtzig Dollars gekostet.

So schlenderte ich denn eines Vormittags — es war die letzte Woche der Ausstellung — mißvergnügt im Saal umher und hörte mit Ingrimm sogar das Lobpreisen meines Gemäldes mit an, als ein großer Auflauf von Menschen vor meinem „Sumpf im Sturm" mich zu meinem „Kunstwerk" wieder hinlockte.

Dort sah ich ein ziemlich häßliches Mädchen mit seltsam starken gedrungenen Zügen und großen, etwas vorstehenden klar grauen Augen, die starken Brauen in einfachem Normakranz um die niedrige, aber sehr ausdrucksvolle Stirn gelegt, vor meinem Bilde stehen, umgeben von einer großen Zahl junger Mädchen und junger Elegants, und mein Bild kritisiren.

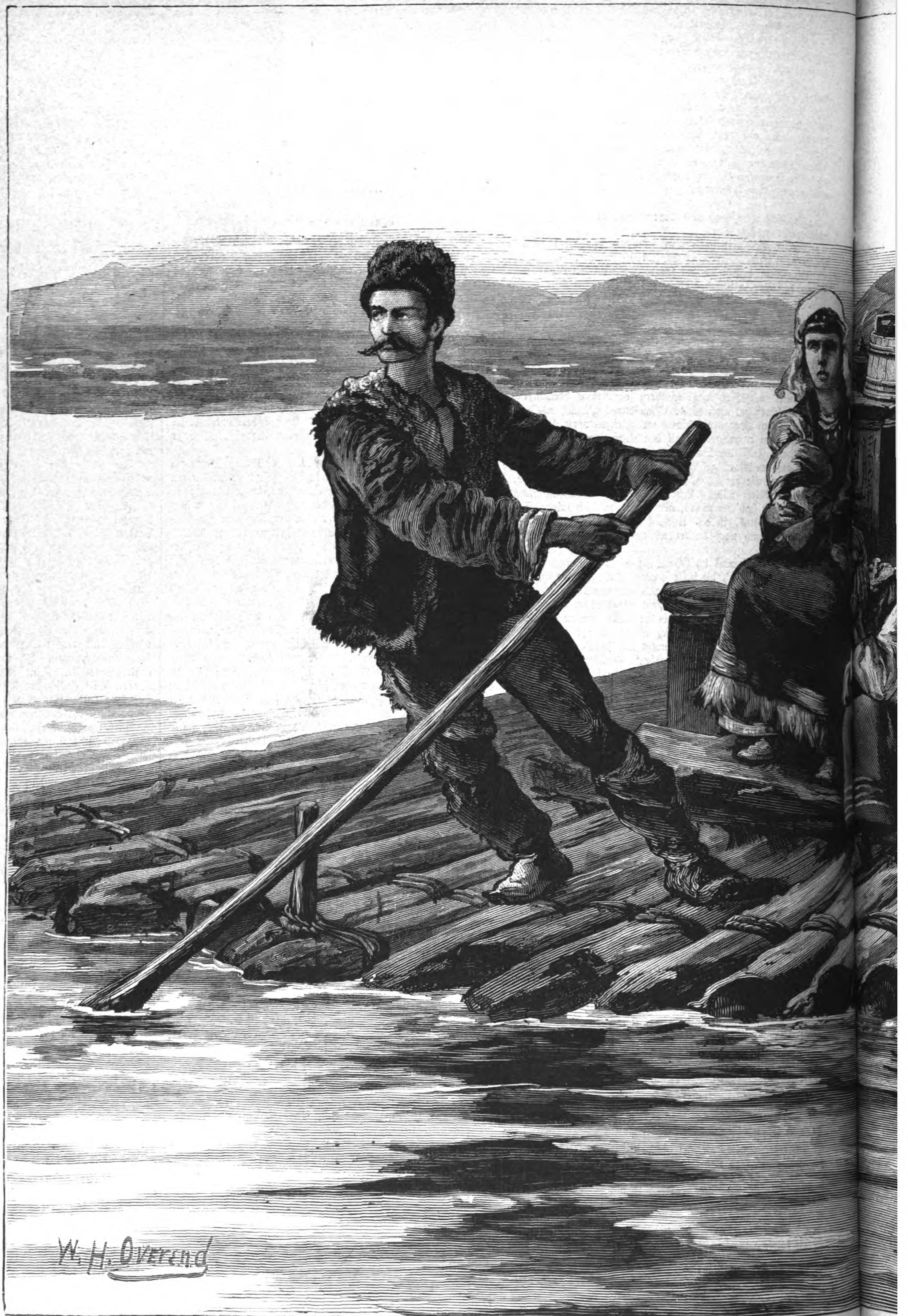
„Ein hübsches Virtuosenstückchen," sagte die junge Dame, ihre Augen kalt auf dem Gemälde ruhen lassend. „In der Idee ein Monstrum von Häßlichkeit, die Farbe lächerlich, unharmonisch, und doch ein schönes Gemälde."

Mich ärgerte diese Kritik aus zweierlei Gründen; erstens war sie wahr, sie traf die Fehler dieses Bildes im Kernpunkt, dann kam sie aus dem Munde eines sichtlich kaum zwanzigjährigen Mädchens.

„Trotzdem werde ich das Ding kaufen," fuhr das junge Ding mit einer großartigen Gleichgültigkeit fort. „Will Niemand von den Umstehenden mir den Künstler rufen?" schloß sie mit der Miene einer Herzogin.

Mir schoß das Blut in's Gesicht und mein Herz pochte heftig im Zorn.

Ein Flüstern ging durch die Gesellschaft und Aller Blicke richteten sich auf mich, einige Freundinnen raunten ihr zu: „Das ist der Maler, das ist Herr Delafield."



Bulgarische Bauernfamilie au[...] über d[...]



...über die Donau. (S. 474)

„Sie wünschen mein Bild zu kaufen?“ fragte ich kalt.

„Ja, das will ich,“ antwortete das junge Mädchen kurz, und ihre grauen Augen richteten sich mit seltsamem scharfen Glanz auf mich.

„Zu verkaufen müssen jedoch Zwei sein, meine Gnädige. Zu allererst ein Verkäufer,“ sagte ich spitz.

Sie blickte mich verwundert an.

„Nun ja, deßhalb möchte ich eben den Preis von Ihnen erfahren,“ sprach sie so obenhin.

„Aber wenn das Bild nun nicht zu verkaufen ist, mein Fräulein,“ warf ich jetzt, fast belustigt durch das ungenirte, fast kindliche Auftreten der Dame, ein.

„Nicht zu verkaufen?“ fragte sie verwundert. „Wozu haben Sie denn das Bild gemalt und vor Allem auf die Ausstellung geschickt? Ihr Künstler malt doch nur für Geld?“

„Nicht alle, meine Gnädige,“ erwiederte ich gereizt. „Besonders nicht für solche Geldbesitzende, denen unsere Bilder nicht gefallen.“

Die Dame sah mich wieder mit ihren großen Glanzaugen fest an.

„Ihr Bild gerade fehlt mir; ich will es haben, weil es so ist, wie ich vorhin gesagt habe. Ich will es in mein ‚Zimmer des Schauders und der Trübsal‘ hängen.“

Die jungen Damen und Herren lachten.

Das ärgerte mich noch mehr.

„Also für ein Kabinet der Häßlichkeiten möchten Sie mein Bild erwerben?“ fragte ich. „Dafür verkaufe ich es nun nicht. Zu einem solchen Zweck, mich selbst zu verhöhnen, habe ich die Landschaft nicht gemalt.“

„Sie müssen aber doch Geld haben!“ rief die junge Dame jetzt ungeduldig und ihre Augen funkelten mich an. „Sie sind ja arm, wie man sagt, und ich brauche dieß Bild. Es kann Ihnen ja gleich sein, wie der Käufer über Ihr Bild denkt, ob als ein Kunstwerk der Häßlichkeit, wie Sie vorhin sagten, oder der Schönheit. Ich will nun Ihr Bild und muß es haben, und werde es haben — wenn nicht aus erster, so aus zweiter und dritter Hand; also sagen Sie einen Preis.“

Warte, dachte ich, Dir will ich Deine Laune vertreiben, Du Dämchen.

„Nun, das Bild kostet fünfundzwanzighundert Dollars,“ erwiederte ich, jede Sylbe betonend.

„Gut,“ erwiederte sie zu meinem Erstaunen, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Der Preis ist mir recht, ich werde das Bild morgen abholen lassen. Hier ist meine Karte.“

Sie notirte einige Worte darauf.

„Ich werde meinen Bankier davon in Kenntniß setzen, auf Vorweisen dieser Karte können Sie den Kaufpreis erheben,“ und mit diesen Worten überreichte sie mir die Karte.

Ich stand verblüfft da und wußte nichts zu sagen.

Die Dame aber kam jetzt noch näher auf mich zu.

„Herr Delafield,“ sprach sie, als sei nichts vorgefallen, „wollen Sie die Güte haben und mich aus der Galerie geleiten, ich bin sehr kurzsichtig.“

Ich schaute in ihre Funkelaugen und machte sichtbar ein ungläubiges Gesicht.

„Gewiß, mein Herr, ich sehe keine fünf Schritt weit am Tage. Es ist dieß eine eigene Augenschwäche.“

Ich verbeugte mich noch immer ganz verdutzt. Schweigend reichte ich der kleinen Person den Arm und führte sie die breite Treppe in den Vorsaal hinunter.

„Wenn Sie morgen mir das Vergnügen machen wollen und mich besuchen, können Sie Ihr Bild im Zimmer der Trübsal hängen sehen,“ sagte sie sich verabschiedend und mich tief mit ihren absonderlich großen, runden Augen anblickend.

Ich verbeugte mich, einige Worte murmelnd, und stand allein — jedoch nicht länger als wenige Sekunden. Ein junger Mann aus dem Publikum, den ich von der Schule her kannte, kam eiligst auf mich zu.

„Du Glücksvogel!“ rief er. „Von Dir läßt sie sich führen, nachdem sie Dein Bild für ein Heidengeld gekauft? Was machst Du für ein mißvergnügtes Gesicht? Weißt Du denn nicht, wer diese Dame ist?“

„Nein,“ erwiederte ich. „Ein seltsames Ding von Frauensgeschöpf sicher, so viel weiß ich.“

„Bah, was thut das? Das ist Fräulein Vandermeyer!“

„Nun —?“

„Nun lebst Du auf dem Berg Ararat in der Wüste Syrien. Dieses junge Ding ist elternlos und besitzt fünfmalhunderttausend Dollars.“

„Dann gratulire ich ihr. So ist sie zahlungsfähig und ich bin nicht genarrt,“ entgegnete ich kühl, ließ den Schwätzer stehen und ging nach Hause.

Ich setzte mich hin, eine Skizze für ein illustrirtes Journal zu vollenden, aber ich war ganz sonderbar erregt, die Szene in der Bildergalerie stand mir immer vor Augen, ich konnte mich in mein Wettrennen, das ich zeichnen sollte, vertiefen wie ich wollte, statt der Augen der Pferde und Reitknechte sah ich Fräulein Vandermeyer's graue Glanzsterne, statt der Zuschauer voll Theilnahme für die rennenden Pferde Fräulein Vandermeyer in tausendfacher Vervielfältigung. Mein Blick schweifte immer zur Seite, wo die kleine Karte lag, die mir die junge Dame gegeben.

„Was ist nur an ihr,“ sagte ich zu mir, „daß sie mich nicht zur Ruhe kommen läßt? Sie ist nicht hübsch, allerdings hat sie auffallende Augen, sie ist klein und braun von Gesicht, und besitzt eine fabelhafte Einbildung und Sicherheit, die mir geradezu peinlich ist. Wie sie nur mich behandelt hat! Erst wie einen armen Schlucker von Künstler, der froh sein muß, wenn man ihm seine Sudelei abkauft, und dann wie einen Lohnbedienten — aber sie hat Geist, scharfen Verstand und etwas Pikantes in ihrer Sonderbarkeit, das ganz außergewöhnlichen Reiz besitzt.“ Ich blickte wieder auf die Karte und betrachtete die festen, scharfen, kleinen, wie geschliffene Diamanten klaren Schriftzüge, warf schließlich die Skizze beiseite, streifte planlos im Park umher und befand mich am nächsten Vormittag, sobald als die Schicklichkeit es erlaubte, auf dem Wege zu Fräulein Vandermeyer's Wohnung.

Es war ein Prachthaus, in dem die Dame wohnte. Ein Diener führte mich zum ersten Stock — eine Dienerin ward dort meine Führerin — ich ward gemeldet und aus einer Glasthür trat mir Fräulein Vandermeyer in einem schwarzen Tuchkleid und klösterlich einfachem weißen Kragen entgegen.

„Das ist schön, daß Sie kommen,“ begrüßte sie mich auf das Harmloseste und mit sonnigem Gesicht. „Jetzt will ich Sie gleich in das Zimmer der Trübsal führen und ich will wetten, Sie finden Ihr Bild dort am Platze.“

Das seltsame kleine Fräulein öffnete eine schwarzlakirte Thür und ich stand jetzt in einem ganz eigenthümlichen Gemach. Zuerst sah ich nur großblätterige Pflanzen wie Palmen jeder Art, diese bildeten die Tapeten, dazwischen aber leuchteten Statuen von Marmor- und Elfenbeinmasse und funkelten die Rahmen von Gemälden. In einer Ecke stand ein Pianino, im Kamin brannte ein Feuer, und das Licht in dieses wunderliche Gemach, das gar keine Fenster hatte, fiel von oben durch gelbe, grüne und rothe Glasscheiben. Das Zimmer machte einen schwülen, feierlichen Eindruck. Ich schwieg überrascht.

„So, hierhin habe ich Ihr wundersames Bild aufgehängt. Paßt es nicht dahin?“ frug sie freundlich lächelnd.

Es war gegenüber dem Pianino zwischen zwei kleinen Gemälden, die einen Samum bei Sonnenuntergang in der Wüste, und einen trüben finstern Schneesturm zwischen Felsen und Meer in Norwegen darstellten.

„Ich bewundere Ihren eigenartigen Geschmack, der sich zu diesen düsteren Naturszenerieen hinneigt,“ sagte ich.

„Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß dieß mein Zimmer des Schauders und der Trübsal ist,“ antwortete sie lächelnd.

„Und weßhalb haben Sie, eine so junge, so glänzend vom Schicksal bevorzugte Dame, sich gerade solch' ein Zimmer eingerichtet?“ fühlte ich mich gedrängt zu forschen.

„Ich bin melancholisch, oft melancholisch, und dann sitze ich hier und träume und betrachte diese wilde Melancholie in der Natur, diese Bilder der Zerstörung durch die Elemente. Das tröstet mich.“

Verwundert schaute ich die kleine Dame an, deren Augen allerdings jetzt ganz seltsam dunkelglühend erschienen.

„Wie Sie wissen, habe ich Ihnen ja auch gesagt, daß ich bei hellem Tage äußerst kurzsichtig bin, bei Dämmerlicht jedoch vortrefflich sehe, und wenn ich nun mich in dieß Zimmer zurückziehe, merke ich nichts von meinem Gebrechen.“

Ich sah die Dame jetzt voll herzlicher Theilnahme an. Sie nahm den Blick wahr und erröthete unter ihm.

„Nun, sind Sie mit meiner Anordnung ausgesöhnt?“ nahm sie jetzt, einen muntern Ton anschlagend, das Wort.

„Vollkommen. Ich bin sehr glücklich, meinerseits auch durch mein allerdings ziemlich seltsames Kunstwerk zu Ihrer Tröstung beigetragen zu haben,“ erwiederte ich mich verbeugend. „Eine junge Dame wie Sie jedoch, verzeihen Sie mir, mein Fräulein, sollte trotz der Kurzsichtigkeit keine solche Trübsalsstunden haben. Was steht bei Ihren Mitteln Ihnen nicht Alles zu Gebote!“

„Ach, Geld ist Unglück!“ seufzte Fräulein Vandermeyer.

„Nur für Denjenigen, der seinen Werth nicht kennt,“ warf ich ein.

„Also schätzen Sie es für ein Glück?“ fragte sie lebhaft, mich anschauend.

„Als eine sehr wesentliche Grundlage desselben.“

„O, ich beneide Sie, weil Sie arm sind!“

„Dann werden Sie wohl meine einzige Neiderln sein,“ gab ich lächelnd zur Antwort. „Wenigstens werde ich, wie ich erfahren, von sehr vielen Damen bedauert, weil ich kein Vermögen habe.“

Fräulein Vandermeyer sah mich scharf an und blickte dann zur Erde.

„Möchten Sie gern reich sein?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ja,“ gab ich zurück, „so reich wenigstens, daß ich nicht für Geld zu malen brauchte. Ich hätte dann ein solches Kunststück, wie es da hängt, nicht gemacht.“

Sie blitzte mich mit ihren sonderbaren Augen feurig an.

„So!“ sagte sie lebhaft. „Was schaffen Sie jetzt?“

„Wieder ein Künststück,“ war meine Antwort. „Ich möchte mich vorerst völlig unabhängig von den Zwischenhändlern machen.“

In Fräulein Vandermeyer's Auge trat ein Schatten. Sie zwang sich zur Munterkeit, indem sie sagte:

„Nun wollen wir aber diesen Ort des Trübsinnes verlassen und uns an's Tageslicht wagen.“

Sie schritt mir voran und wir befanden uns im Salon, es wollte aber hier kein ungezwungenes Gespräch aufkommen, es lastete etwas Drückendes zwischen uns. Ich empfahl mich daher bald und wanderte nachdenklich meinem Kosthause zu.

Ich kann nicht sagen, daß ich durch diesen Besuch ruhiger geworden wäre, daß die mir unangenehme Anziehungskraft des Fräulein Vandermeyer jetzt nachgelassen hätte. Ich arbeitete zwar fleißig an einer neuen „Wildniß im Gebirge“, fleißig, weil die Noth des Lebens mich drängte, denn die Summe, welche mir der „Sumpf“ eingebracht, hatte gerade gereicht, alle meine Schulden zu zahlen und mich anständig für den kommenden Sommer zu equipiren, aber zum Leben mir nichts übrig gelassen. Ich arbeitete auf's Emsigste; sobald ich jedoch nur einen Augenblick ausruhte, in das Blaue sah, wie man zu sagen pflegt, stand das kleine, gedrungene Fräulein mit den hellgrauen Eulenaugen mir vor der Seele und lächelte mich an.

Zwei Monate verflossen ziemlich einförmig, ich war durch mein Arbeiten fast ein Einsiedler geworden, so zurückgezogen hatte ich gelebt. Da erhielt ich eines Tages ein zierlich geformtes, auf dem elegantesten Rosapapier geschriebenes Brieschen von Fräulein Vandermeyer. Es lautete:

„Mein verehrter Herr!

„Sie sind freundlichst eingeladen, uns auf unserem Landsitz auf ‚Staten Island‘ heut einen Besuch schenken zu wollen. Ich lebe hier ganz einsam nur mit meinem alten Onkel und einer Freundin, Sie werden also hier keine andere Gesellschaft treffen, als diese und einen Freund des Hauses vielleicht. Da Sie auch die Gesellschaft fliehen, wie ich erfahren, wird dieß vielleicht Sie um so eher bestimmen, uns in dieser ländlichen Einsamkeit aufzusuchen. Es gibt hier prächtige Wasserpartieen, ohne Zwang können wir hier ländlich schwärmen.“

Das Briefchen war anmuthend, es führte mir das ganze seltsame Persönchen vor, wie es war, mit ihrer Absonderlichkeit und ungezwungenen frischen Natürlichkeit zugleich — und ich fuhr nach „Staten Island“ hinaus.

Der alte Onkel begrüßte mich, er führte mich zu seiner Nichte, und meine wunderliche Freundin kam mir, rosig gebräunt von der ländlichen Luft und Sonne, auf das Freundlichste entgegen.

„Das ist schön, daß Sie gekommen sind!“ rief sie, mir die Hand darreichend. „Hier,“ sie stellte mich einem langgewachsenen, sehr schönen jungen Mann vor, „Herr Ferdinand Lacroft,“ und jetzt einer hinzukommenden jungen Dame, „meine Freundin, Marie Daner.“

Ich verbeugte mich vor der Dame und vor dem Herrn Lacroft, vor Letzterem so ceremoniell wie möglich, denn der schöne junge Mann gefiel mir mit einem Male — warum wußte ich nicht — recht wenig.

Fräulein Vandermeyer schien dieß zu bemerken.

„O, Sie kennen den Herrn nicht,“ sagte sie liebenswürdig fragend. „Sie werden bald die besten Freunde werden, es ist ein vortrefflicher Gesellschafter und hat das treueste Herz von der Welt.“

Ich verneigte mich nochmals, bot Herrn Ferdinand Lacroft sogar die Hand, jedoch gefallen wollte er mir jetzt noch weniger — ich fand sein liebenswürdiges Lächeln sogar unangenehm, es schien mir höhnisch.

„Herr Lacroft ist ein vortrefflicher Schachspieler,“ fuhr Fräulein Vandermeyer fort. „Wir haben bis zum Mittag noch ein Stündchen. Es ist zu heiß zum Spazierengehen, möchten Sie vielleicht mit Herrn Lacroft eine Partie Schach machen?“

„Ich liebe das Schachspiel nicht,“ erwiederte ich mürrisch, „es ist ein Spiel für Knaben.“

Ich zielte hierbei auf den langen, schönen jungen Mann — jedoch er lächelte nur heiter.

Fräulein Vandermeyer sah mich etwas verwundert über meine schlechte Laune an. Wir wandelten langsam im Schatten großer Platanen. Die Uebrigen heiter plaudernd, ich einsylbig. Da meldete ein Diener, daß die Mittagstafel bereit sei. Es ward aufgetragen in einer allerliebsten von wildem Wein umrankten Veranda. Mir schien jedoch sehr bald der Ort abscheulich, warum —? Nun, neben Fräulein Vandermeyer nahm, als ob es sich von selbst verstünde, der unausstehliche Herr Lacroft Platz, mir wurde Fräulein Daner überlassen. Eine Dame weiß und roth, mit schwarzen Augen und schwarzen Haaren, so regelmäßig hübsch und leblos Alles wie bei einer Wachspuppe. Fräulein Daner war durchaus nicht mein Geschmack.

Der Onkel, die Nichte und Herr Lacroft sprachen viel und lustig. Ich saß ziemlich unliebenswürdig neben meiner Tischnachbarin, die doch so sanft und geduldig meine schlechte Laune zu heben suchte. Ihre zarten Bemühungen rührten mich aber gar nicht. Ich warf giftige Blicke auf den heitern, schönen jungen Mann an der Seite der kleinen Wirthin.

Das Mittagessen war vorüber; wir nahmen den Kaffee im Garten unter einer Pinie. Herr Lacroft wollte wieder neben Fräulein Vandermeyer sich hinsetzen, ich jedoch kam ihm mit einer sehr künstlichen Wendung zuvor.

Die kleine Wirthin lächelte schalkhaft, Herr Lacroft wie immer liebenswürdig und nahm nun Platz neben dem schönen Fräulein Daner. Ich machte die Wahrnehmung, daß die beiden Wachspuppen vortrefflich zu einander paßten; sie waren gleich regelmäßig schön, gleich schlank und gleich fade.

Es ward Abend. Der Mond ging auf und goß mildes Licht über die schwärzlichen Büsche und erhellte den Fluß.

„Jetzt wäre es Zeit für unsere Wasserpartie, wenn's den Herrschaften beliebt,“ ermunterte Fräulein Vandermeyer.

Wir gingen durch einige stille Schlangenwege zum Fluß. Das Boot wurde losgekettet. Die Damen stiegen hinein.

Herr Lacroft schien wieder Fräulein Vandermeyer unter seinen Schutz nehmen zu wollen. Unsere Wirthin aber setzte sich zu meiner größten Freude an meine Seite.

„Ich will neben Herrn Delafield sitzen,“ sagte sie. „Marie, nimm neben Herrn Ferdinand Platz.“

Herrn Ferdinand — ich zuckte zusammen.

Bald jedoch übte die Nähe Fräulein Vandermeyer's ihren Zauber auf mich aus, der bewirkte, daß ich an den schönen jungen Mann gar nicht mehr dachte, ja an nichts mehr dachte, als an meine Nachbarin.

Der Mond schien ihr in das charakterfeste Gesicht und spiegelte sich in ihren Wunderaugen, die jetzt leuchteten und einen Ausdruck hatten, als gehörten sie einer Feenkönigin an.

Es war so still, daß wir das Plätschern der Ruder ganz laut hören konnten, seltsam klingend das Gurgeln des Wassers hörten, welches vom Bug des Kahnes weggedrängt wurde. Die Bäume am Ufer standen still wie im Traum, und die weißen kleinen Wolken am Himmel schwebten wie selige Geister dahin.

Fräulein Vandermeyer richtete ab und zu einen fast glückstrahlenden Blick auf mich. Ich fand keine Worte zu irgend einem Gespräch. Herr Lacroft flüsterte leise mit Fräulein Daner, und so glitten wir auf dem Fluß dahin, als ob wir zu einer Insel der Glückseligkeit fahren sollten.

Der Mond jedoch ging jetzt bald unter, es ward finster auf dem Wasser, die Ufer schwärzer und das Wasser verlor an Leben. Wir lenkten unwillkürlich dem Ufer zu und stießen nach wenigen Minuten, für mich viel, viel zu schnell, an's Land.

Herr Lacroft sprang schnell aus dem Boot und faßte als galanter Ritter dort Posto. Er half Fräulein Daner beim Heraussteigen und jetzt unserer liebenswürdigen Wirthin. Nun sprang ich mit einem gewaltigen Satz an's Land, um die Damen beim Aussteigen zu unterstützen. Plötzlich hörte ich einen Schrei; ich wandte mich blitzschnell und sah den Kahn voll Wasser auf einer Seite liegend, und nur noch Kreise im schwarzen Wasser und unheimliche weiße Blasen aufsteigen, welche mir die Stelle anzeigten, wo Fräulein Vandermeyer untergesunken war.

Mit Gedankenschnelle warf ich mich jetzt in den Strom, in zwei Sekunden hatte ich den Körper der Untergesunkenen ergriffen, ich drückte ihn an mich, tauchte empor und hatte nach kaum einer halben Minute mit meiner leblosen Last das Land erreicht.

„O, wie danke ich Euch, Freund!“ rief mir Herr Lacroft, meine Hand ergreifend und sie herzlich drückend, entgegen, „das vergeſſ' ich Euch nie im Leben!“

„Also ihr erklärter Bräutigam,“ sagte es ingrimmig in mir, „nun gut, jetzt weiß ich doch, woran ich mit dem schönen Herrn und dieser gefallsüchtigen reichen Dame bin.“

„Ich denke, wir sorgen zuerst dafür, daß unsere Wirthin in's Haus kommt,“ erwiederte ich kurz.

Fräulein Vandermeyer hatte sich aber schon so weit erholt, daß sie aufrecht stehen konnte, und da ich mich im Hintergrund hielt, nahm sie den ihr von Herrn Lacroft angebotenen Arm und ließ sich in das Haus führen. Ich folgte mit meinen triefenden Kleidern, innerlich und äußerlich so abgekühlt wie möglich.

Bald erschien unsere kleine Dame in trockenen Kleidern und munter wie vorher. Sie ging auf mich zu, sagte einfach und herzlich:

„Ich danke Ihnen, Herr Delafield. Sie sind ein ganzer Ritter ohne Furcht und Tadel, wie ich das immer von Ihnen dachte; aber zurück in die Stadt können Sie nicht so, Sie müssen nun schon hier über Nacht bleiben. Herr Ferdinand wird Ihnen ein Zimmerchen anweisen. Sie müssen vorlieb nehmen, wir sind eben auf dem Lande. Morgen hoffe ich Sie von diesen Unbequemlichkeiten, welche dieser Unfall für Sie zur Folge gehabt, völlig geheilt begrüßen zu können.“

Der Ton, in welchem sie das sprach, war so schlicht und innig, so wahr und gutherzig, daß er einen Stein hätte freudig stimmen können, auf mich aber machte er gar keinen Eindruck, er schien mir wie ein eintöniges Geknarre; ich nahm kurz Abschied und zog mich auf mein Zimmer zurück, völlig entschlossen, morgen in der Frühe, ohne mich persönlich zu empfehlen, abreisen zu wollen.

Ich verbrachte die Nacht in fieberhaftem Halbschlummer und führte mein Vorhaben aus. Bevor noch irgend Jemand in der Villa erwacht war, befand ich mich schon auf dem Wege zur Stadt.

Ich kann nicht sagen, daß ich besonders zufrieden mit meiner Aufführung war. Was hatte ich denn für ein Recht, auf den schönen Herrn Lacroft böse zu sein, mit Fräulein Vandermeyer zu schmollen? Sie ist gegen mich immer nur höchst liebenswürdig gewesen, sie hat sich taktvoll benommen, sie hat Interesse für mich gezeigt, nun dafür war ich Künstler und durfte das doch nicht als ganz persönlich aufnehmen; hat sie mir etwa Versprechungen gemacht, die sie nicht gehalten? Sie hat sich mir von Anfang an als eine halb kecke, halb kindliche sonderbare Person mit Nachtblick gezeigt und so ist sie geblieben. Ihre Augen haben mich bei der Wasserpartie auffallend freundlich und tief angesehen. Aber das waren ja ihre Nachtaugen, die, wie ich weiß, sehr verschieden von ihren fast kalten Augen des Tages sind. Wenn ich also darauf Träume gebaut, ist sie die Schuldige? Und weßhalb soll sie nicht Ferdinand Lacroft heirathen, welch' ein Recht habe ich, auf diesen Mann so wüthend zu sein?

Mit solchen Gedanken suchte ich den Unmuth, der in mir gährte, niederzukämpfen, und von Neuem warf ich mich auf meine Arbeit und vollendete mein Gemälde.

Drei Wochen etwa waren nach dem für mich so aufregenden Besuch in „Staten Island“ vergangen. Ich war eben beschäftigt, mein Bild zu firnißen, im Arbeitskittel und voll Handwerkseifer. Da klopfte es an die Thüre meines bescheidenen Ateliers, ich schloß auf, öffnete die Thür und vor mir stand Fräulein Vandermeyer.

„Ist es erlaubt, einzutreten?“ fragte sie mit ihrer kindlichsten Miene.

Mich berührte der Ton ihrer Stimme wie ein Klang von Sphärenmusik.

„Höchst überrascht, ganz außerordentlich erfreut, bitte, wenn's beliebt,“ stammelte ich und gab den Eingang frei.

„Rosette!“ rief Fräulein Vandermeyer die Treppe hinunter, „warte auf mich einige Augenblicke hier vor dem Atelier.“

Ich rückte ganz außer Fassung einen Sessel für meinen Besuch hin.

„Was verschafft mir die Ehre, mein Fräulein?“ brachte ich ndlich heraus.

„Das fragen Sie noch?“ gab die Dame zurück. „Ich war in der größten Angst um Sie, daß Sie sich erkältet hätten und krank lägen, und weil Sie Ihr Leben auf's Spiel setzten, das meine zu retten, dachte ich, ich will persönlich mich erkundigen, wie es Herrn Delafield geht.“

„Ich verdiene diese Theilnahme nicht,“ stammelte ich.

„Fast scheint es so,“ erwiederte sie. „Ich begreife, daß Sie sich davon machten, um meinem Dank zu entgehen, daß Sie aber sich gar nicht mehr bei uns blicken ließen, mußte mich verwundern.“

„Ich war zu beschäftigt,“ entschuldigte ich mich verlegen.

„Das stand in dem kurzen Briefchen, welches Sie zurückließen,“ sagte Fräulein Vandermeyer. „Für seine Freunde sollte man jedoch immer ein Stündchen Zeit haben. Sie sehen das an mir. Ich warf jede Rücksicht beiseite und folgte dem Gefühl der Dankbarkeit, um Sie, den ich krank glaubte, aufzusuchen. Hätte ich nicht auch krank sein können? Aber das wäre Ihnen nicht in den Sinn gekommen.“

„Es war allerdings unverzeihlich von mir, daran nicht zu denken, wir Männer haben aber stets ein schlechteres Herz als die Frauen, wir sind Egoisten, das wissen Sie ja,“ erwiederte ich.

„Eine schöne Entschuldigung, seine Schlechtigkeit als Grund anzuführen. Ja, es ist richtig, wir Frauen sind besser, warmherziger, und deßhalb komme ich, um Sie aus Ihrer Einsiedelei zu ziehen, aus Ihrem übertriebenen Fleiß Sie zu retten und wieder zu uns einzuladen.“

„Ich kann nicht kommen, Fräulein Vandermeyer. Sie sehen, wie ich beschäftigt bin. Das Bild soll noch heut fertig werden, und für morgen steht dort schon etwas Neues.“

„So müssen Sie für's Brod arbeiten?“ sprach die Dame, und in ihren sonst so kalten Augen schimmerte ein Licht tiefster Theilnahme, „und ist dieß Ihr Atelier?“ sagte sie, sich in dem kleinen, kahlen Raum umsehend. „Das ist allerdings kein hübscher Arbeitsraum,“ fuhr sie fort, „aber das Bild ist um so schöner geworden, ich möchte es wieder kaufen,“ lächelte sie schalkhaft.

„Es kommt zu hoch. Mit dem letzten Bild habe ich meine Schulden bezahlt, jetzt bin ich ein freier Mann. Dieß Bild soll mir die Mittel gewähren, nach dem Kontinent, nach Italien zu reisen.“

„Sie wollen nach Europa?“ fragte Fräulein Vandermeyer fast erschreckt.

„Es ist nöthig zu meiner Ausbildung.“

„Was soll das Bild kosten?“ nahm sie nach einer Pause jetzt das Wort wieder.

„Es ist zu theuer, Fräulein; ich muß es über den Werth bezahlt bekommen, und deßhalb möchte ich es Ihnen nicht geben.“

„Auch nicht um zehntausend Dollars?“

„Auch nicht um zwanzigtausend für Sie.“

„Sie sind hartherzig.“

„Nein, ich will nicht den Edelmuth einer Dame mißbrauchen. Was würde auch Ihr Bräutigam dazu sagen!“

„Mein Bräutigam?“ frug die Dame jetzt ganz erstaunt.

„Ja, Herr Lacroft.“

Ein helles Gelächter, wie Lerchentrillern, erscholl jetzt aus Fräulein Vandermeyer's Munde.

„Mein Bräutigam!“ lachte sie. „O, Sie sind ein komischer Mensch, und Ferdinand Lacroft mein Bräutigam!“ lachte sie wieder. „Das ist ja der Verlobte von Marie Daner und mein Cousin, und im Herbst halten sie Hochzeit.“

Ich warf meinen Malpinsel hin und starrte wie im Traum meinen Besuch an.

„Nun, scheint Ihnen das so wunderbar, daß ich mit meinem Cousin nicht verlobt bin?“

„Nein,“ rief ich aus. „Es befreit mich von einer Centnerlast, die seit Wochen schwer mich drückte, es eröffnet mir einen Ausblick so voll Sonne, daß er mich blendet. Denn, Fräulein Vandermeyer, ich muß es Ihnen gestehen, und kostete es mir Ihr Wohlwollen, Ihre Freundschaft — ich liebe Sie. Ich liebte Sie von dem ersten Augenblick an, als ich Sie sah.“

Fräulein Vandermeyer stand auf und ging einen Schritt zur Thür.

„O, bleiben Sie,“ bat ich, „bleiben Sie nur einen Moment noch, sagen Sie mir erst, daß Sie mir nicht zürnen, daß Sie mir verzeihen werden.“

Es blitzte ein eigenthümlicher Ausdruck von Schalkheit über das Gesicht des Fräuleins. Plötzlich wurde es sehr ernst.

„Dann lieben Sie unglücklich, Herr Delafield. Sie sind ein armer Künstler, wie Sie sagen. Ich habe Unglück gehabt. Mein Vermögen war bei einer Bank untergebracht, die jetzt fallirt hat, und ich bin völlig mittellos.“

„Was macht das!“ rief ich fast erfreut.

„Sie können ja aber keine Frau ernähren. Sie haben ja selbst gesagt, daß Sie so arm wären,“ fuhr sie recht betrübt fort.

„Ich keine Frau ernähren!“ jubelte ich fast auf. „Jetzt kann ich es. Meine Schulden sind bezahlt. Ich fühle eine Schaffenskraft in mir, daß ich ungeheuer reich mich malen könnte, wenn ich wüßte, daß es für Sie geschähe.“

„Das darf ich aber nicht annehmen,“ unterbrach mich Fräulein Vandermeyer mit schmerzlichem Ton. „Wie Sie vorhin sagten, daß Sie nicht von dem Edelmuth einer Dame abhängen möchten, so könnte ich es nicht ertragen, wenn ein Mann meinetwegen so arbeiten und vielleicht seine Kunst zum Handwerk herabwürdigen müßte.“

„Und ist dieß der einzige Grund, weßhalb Sie mich abweisen?“

„Ich wüßte keinen andern weiter.“

„So steht unserem Glücke nichts entgegen, denn ich fühle jetzt die Verpflichtung, für meine Wohlthäterin zu arbeiten, Sie zu schützen vor den Bitternissen der Armuth, Ihnen eine Heimat zu bieten, wo Sie geborgen sind vor den Stürmen des Lebens. Das lasse ich mir nicht nehmen, nicht abkämpfen und wenn die ganze Welt gegen mich aufstünde.“

„Aber mein Onkel,“ fiel jetzt Fräulein Vandermeyer ein, „wird er es auch zugeben? Er sieht das einzige Heil für mich in einer reichen Heirath.“

„Ich will gleich zu ihm hinaus,“ rief ich. „Ich komme sofort mit Ihnen, wenn Sie das mir erlauben.“

„Ich habe ja Rosette draußen zu meiner Begleitung,“ sagte Fräulein Vandermeyer lächelnd.

„Nun, dann gehen wir alle Drei,“ gab ich zurück, sprang in das Nebenzimmer, warf einen Rock über, ergriff Hut und Stock und eilte die Treppe hinunter, wo Fräulein Vandermeyer schon bei Rosette mich erwartend stand.

Wir fuhren hinaus nach dem Landsitz auf „Staten Island“, und der Herr Onkel begrüßte uns, wie mir schien, für solch' einen Schicksalswechsel auffallend gleichmüthig und freundlich.

„Mein Herr, ich habe mit Ihnen ein Wort zu sprechen,“ sagte ich erregt und zog sofort den alten Herrn mit mir in einen Laubengang, so eilig, daß er mir kaum zu folgen vermochte.

„Ich bin benachrichtigt von dem Unglück, das Ihre Nichte betroffen hat,“ begann ich. „Ich bedaure Sie von Herzen, mein Herr, daß Sie das erleben mußten; aber ich kann, selbst auf die Gefahr hin, gefühllos zu scheinen, ein freudiges Gefühl dabei nicht unterdrücken.“

Der Herr sah mich etwas unsicher an.

„Nun, Sie waren ja dabei, als die Geschichte passirte, sie hat sich schnell erholt.“

Jetzt sah ich den Herrn Onkel von der Seite an, ließ mich aber nicht stören, sondern fuhr fort:

„Das halte ich für ein Glück. Es ist ein Zeichen von der Tiefe und Gesundheit ihres Charakters, daß sie das so leicht überwunden hat — ein großes Glück.“

„Nun, ein Glück ist so was gerade nicht, man kann sein Leben dabei einbüßen,“ unterbrach mich der alte Herr.

„Es ist ein Glück für mich,“ verfolgte ich hartnäckig mein Ziel, „denn nun fühle ich die Verpflichtung, für Fräulein Vandermeyer zu sorgen. Unsere Herzen sind einig, und was will das sagen, ob wir auf Sammetpolster oder auf Wollensammet sitzen?“

„Was wollen Sie eigentlich damit sagen, mein Herr?“ frug jetzt der Onkel.

„Daß Ihre Nichte zwar ihr Vermögen verloren, aber dafür mein Herz gewonnen hat, einen Mann, der sein Lebensglück darin finden wird, ihr durch Liebe und Treue diesen bösen Streich des Schicksals vergessen zu machen.“

„Sie sprechen doch nicht von Fräulein Vandermeyer?“ frug jetzt der Onkel.

„Natürlich, von wem sonst!“ antwortete ich.

„Dann ist mir Alles, was Sie da sagen, verehrter Herr, unverständlich, weil all' das gar keine Beziehung auf meine Nichte hat. Vermögen verloren? Wer hat denn Vermögen verloren?“

„Nun, Fräulein Vandermeyer.“

„Meine Nichte?“

„Eben Ihre Nichte, Fräulein Vandermeyer.“

„So, das ist wunderbar. Ihr Vermögen ist von mir sicher angelegt in Grund und Boden. Wir haben kein einziges Spekulationspapier im Haus. Wie kann denn da ihr Vermögen so von neun bis zehn Uhr des Vormittags ohne Erdbeben hier herum verloren gehen, mein Herr?“

Ich riß den Mund auf und machte sicherlich ein sehr dummes Gesicht.

„Von wem haben Sie denn diese überraschende Nachricht?“

„Ihre Nichte hat mir das ja selbst erzählt,“ fand ich endlich Worte.

„Ah, da hat der Schalk Ihnen wieder einen seiner tollen Streiche aufgebunden, das sieht ihr ähnlich. Sie kann nicht leben, ohne alles Mögliche anzustiften. Sie ist ein leibhaftiger Kobold. Wann werden wir endlich mit ihr einmal zur Ruhe kommen!“

„Dann fange ich an, aber auch an ihrer Liebe zu zweifeln.“

„Nein, das brauchst Du nicht!“ rief jetzt, aus dem Laubengang mit strahlendem Gesicht hervortretend, die kleine Dame. „Du wolltest ja nicht abhängen von dem Edelmuth einer Dame, Du flohst mich ja, Du verstecktest Dich ja und wärst mir bald nach Europa entwischt. Das durfte ich nicht leiden. Ich kannte Dich schon lange. Schon lange bevor Deine Sumpflandschaft auf der Ausstellung war. Du nahmst ja keine Notiz von mir, so oft wir uns begegneten, bis ich Dein Bild tadelte und es kaufte. Du liebst das Schachspiel nicht. Ich habe aber, um Dich zu fangen, Schach gespielt mit Dir, mit Deiner Laune, mit Deiner Eifersucht, mit Deinem Stolz und habe darum zu guter Letzt in aller Eile noch arm werden müssen, um die Partie zu gewinnen.“

„So ist das ein Märchen von Deiner Armuth?“

„Natürlich ist es das,“ fiel für sie schnell der alte Herr ein.

„Und Du machst mich gegen meinen Willen zu allem übrigen Glück noch so gewaltig reich?“

Statt aller Antwort schlang sie, ohne auf die Gegenwart des Onkels zu achten, die Arme um meinen Hals.

So kam ich zur liebenswürdigsten und originellsten Frau von der Welt und zu fünfmalhunderttausend Dollars.

Um Metz 1877 und 1870.

Es war Sonntag den 5. Mai um Mittag herum, als unser Wagen die Höhen bei Moulins-les-Metz nach Gravelotte hinauffuhr. Moulins-les-Metz war in den denkwürdigen September- und Oktobertagen der Einschließung von Stadt, Festung und Armee durch den Prinzen Friedrich Karl in der äußersten französischen Vorpostenlinie gelegen. Hier wurden unsere Parlamentäre in Empfang genommen und nach Bar St. Martin zum Marschall Bazaine weiter befördert, hier wurde der bekannte Regnier, der Unterhändler zwischen der Kaiserin Eugenie und Bazaine, der beide Theile so brillant dupirte, von dem damit beauftragten Offizier aus dem Hauptquartier des Prinzen zu Bazaine abgelassen, und Tags darauf der als luxemburgischer Arzt verkleidete General Bourbaki durch den jetzigen Hofmarschall Grafen von Canitz, damals Adjutant des Prinzen Friedrich Karl, in das preußische Hauptquartier nach Corny durchgelassen, von wo er bekanntlich nach England zur Kaiserin ging, von Moulins-les-Metz aus hatte der jetzige Kommandeur des westphälischen Husarenregiments Nr. 8, v. Riesewand, damals Adjutant des Prinzen Friedrich Karl, den greisen General Changarnier abgeholt, der in Corny beim Prinzen den letzten Versuch zu machen kam, dort in einem der letzten Häuser mußte Marschall Bazaine an jenem unvergeßlichen Tage des 29. Oktober, des Ausmarsches der Truppen aus den Lagern um Metz, von Morgens neun Uhr bis Abends fünf Uhr warten, bis der letzte Mann seiner Armee heraus war, dann erst durfte er die preußischen Linien überschreiten, um sich in das Hauptquartier des Prinzen zu begeben. Jedes Gehöft — jedes Haus im Dorfe Moulins-les-Metz rief die Erinnerungen an jene Tage auf und diese mehrten sich und gewannen Gestalt und Leben und erregten Gefühl und Gedanken an jedem Stein — an jedem Weinberg — an jeder Wegstelle auf. Da drüben links in jenem Weinberghäuschen war ein Observatorium errichtet. Die 25. Division unter dem Prinzen Ludwig von Hessen bildete dort ein Glied der Einschließungskette, welche der Prinz um Metz und Bazaine gezogen hatte — gegenüber hatten die Franzosen ebenfalls eine Beobachtungsstelle errichtet. Zuletzt — den alten Erfahrungssatz bestätigend, daß die Menschen viel mehr durch die Langeweile als durch das Amüsement einander näher gebracht werden, zuletzt standen die Offiziere auf den beiden feindlichen Posten in bestem Einvernehmen. Sie grüßten sich zum Morgen und Abend, befangen von gleicher Sehnsucht, daß die langweilige Zeit endlich doch ihr Ende erreicht haben möchte. Un malheur pour nous et pour vous!

Die französischen Soldaten kamen verhungert aus ihren Lagern, um sich in den Weinbergen Trauben zu holen. Man ließ die armen Teufel sich satt essen. Ein höheres menschliches Gefühl hatte zwischen den Streit der Nationen eine Neutralitätszone geschaffen.

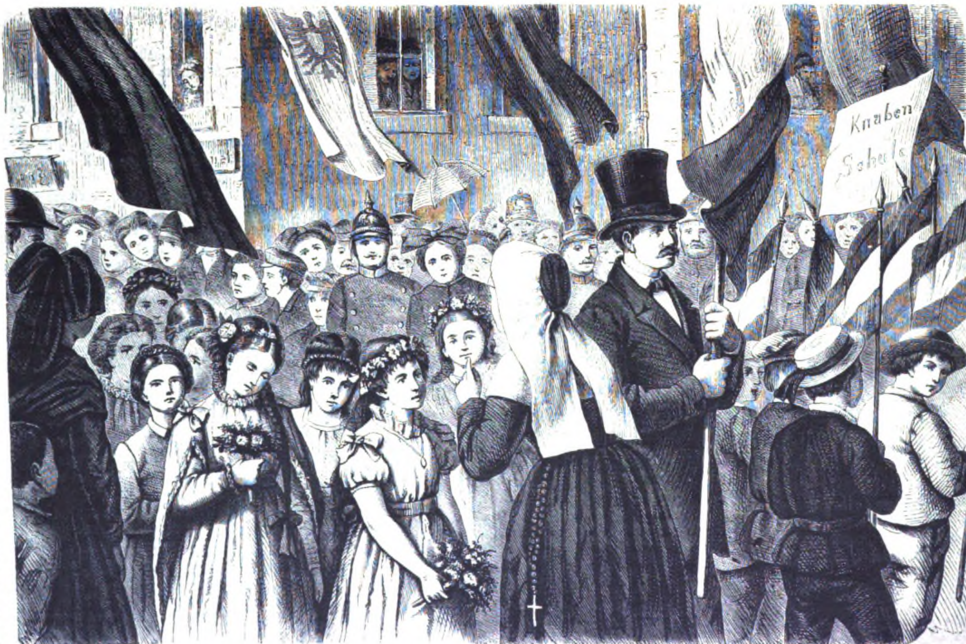
Als wir am genannten Sonntag aus dem Moselthale auf die Höhe fuhren, da zeigte der Weinstock noch jene graugrüne Färbung vor der Blüte, aber die Obstbäume links im Gesenke waren mit weißen und rosa Blüten wie übersäet, und die Menschen, die sich vor sieben Jahren hier gegenseitig belauert hatten, die bauen vielleicht im Bordelais oder an der Bergstraße ihren Wein und ihren Waizen, oder schlafen die Franzosen in deutscher oder die braven Hessen in französischer Erde den letzten Schlaf. Und wie Viele hier — je näher man in den Ban von Gravelotte kam — diesen mit Blut gedüngten Boden! Auf der Höhe erst verloren hie und da ein weißes Kreuz auf einem Grabhügel. Namen nennen ihn oder die nicht, die hier gefallen, die unter dem nahenden Schatten des Todes den letzten Gedanken an Heimat, Eltern, Geschwister und Alles, was einem armen Menschenherzen theuer, gesandt haben, nur ein eisernes Kreuz und Jahr und Tag besagen, daß ein tapferes deutsches Herz hier in den Tod gesunken, hie und da nur einzeln ragt ein Kreuz aus dem frischen Grün des Frühlings aus sprießenden Blumen auf — aber weiter auf dem Wege wird das weite Feld zum großen Kirchhofe — die deutsche Armee aus dem Jahre 1870 kennt keine größere Todtenstatt als um Gravelotte, und damit an diesem Maiensonntag auch der Kontrast nicht fehle, führt da mitten zwischen Gräbern hindurch ein mit Blumen und Fahnen geschmückter Wagen nach Gravelotte hinab und die fröhlichen Insassen, geputzte Leute aus der Umgegend, jauchzen fröhlich in den blauen, sonnengoldenen Mittag hinein.

Auf der Höhe hat ein Wagen gehalten, zwei hohe preußische Militärs sind demselben entstiegen und orientiren sich über das Terrain. Es ist der Generalfeldmarschall Graf Moltke und der Kriegsminister v. Kamecke. Sie entfalten Karten und deuten nach den verschiedenen Himmelsgegenden. Vor ihnen liegen die Forts Manstein, weiterhin, mehr nach der Höhe Fort Alvensleben, dort ragt der kolossale ovale Thurm der Veste Friedrich Karl auf, klar legen sich von diesem Gesichtspunkt aus die durch das Terrain bedingten Grundlinien dieser formidablen Befestigungen bloß. Gleitet der Blick weiter vorwärts hinab in die Thale, so folgt er dem Laufe der Mosel, auf welche, wie auf keinen andern Fluß, der Vergleich eines Silberbandes paßt. Weiter Umschau haltend, sehen sie vor sich in fast unermeßlicher Weite die lothringische Ebene, in weiter Ferne von den im Sonnendufte nur unbestimmt hervortretenden Konturen einerseits des Arzannenwaldes, andererseits der Ardennen begrenzt. Das ist das Thalland von Marne und Meuse, ein weißer Strich durchschneidet dasselbe — die Straße, die nach Conflans-Etans-Verdun nach Frankreich führt. Auf dieser hätte Bazaine am 16. und 18. August seine Armee westwärts geführt, hätte sich nicht ein anderer Plan und Wille entgegengestellt, die preußische Armee mit dem sächsischen Korps. Die kleinen Marksteine, die am Wege stehen und die Zahl der Kilometer anzeigen, sie tragen die Namen der bedeutendsten, blutigsten Schlachten, die in diesem Jahrhundert geschlagen worden sind, Metz, Gravelotte, Rezonville, Amanvillers, St. Privat. Diese kleinen Steine wurden durch den 16. und 18. August zu Denksäulen der Geschichte. Hier oben steht der Mann, der damals das Gewoge der Schlachten mit seinem Geistesblick leitete. Er sieht auf den weiten Plan, wie ein Mann der Wissenschaft ein Buch aufschlägt, in das er vor Jahren die glänzendsten Seiten seines Geistes niedergelegt hat; der Chef des Generalstabs und der Kriegsminister haben hier Halt gemacht, um den Kaiser zu erwarten.

Gehen wir einstweilen weiter —



Wagen der Gemeinde Lingolsheim. Nach einer Skizze von L. v. Seebach.



Schulkinder erwarten den Kaiser in Straßburg. Nach einer Skizze von Otto Kemmer.

hinab nach dem Dorfe von Gravelotte — durch den Hohlweg, der vor dem Dorfe endet. Dort links vor den letzten Häusern des Dorfes hatte am Nachmittage des 18. August Abends gegen 6 Uhr der Kaiser mit seinem ganzen Stabe gehalten, um die Schlacht zu leiten. Ich und ein Armeebeamter waren nach der andern Seite noch weiter vorgegangen, die Sonne war im Sinken, das Feuer der Franzosen hatte gänzlich aufgehört. Durch den Hohlweg brachte man auf Bahren die Verwundeten. Ich sehe noch heut einen Offizier, dem die durchschossenen Augenhöhlen mit weißen Leinwandfleckchen bedeckt waren — aber die Schlacht schien zu Ende. Man vernahm nur noch hie und da einzelne Signale, sonst war es ruhig geworden, wie eben bei Tod und Wunden. Wir waren immer weiter vorgegangen, bis hinab in den Thalgrund des Bois de Gennivaux. Man mahnte uns von unserem Vorgehen ab; im Walde stünde noch eine französische Schützenlinie, aber das hielt uns nicht ab. Immer fort, bis dann aus den Stellungen, welche die Franzosen auf der gegenüberliegenden Höhe von Point-du-jour bis zur Ferme St. Hubert noch behaupteten, ein Gewehr- und Geschützfeuer losbrach, als sollte Alles, was ihnen gegenüberstand, bis auf den letzten Mann vernichtet werden. Die Chassepotkugeln schwirrten uns auf unserem eiligsten Rückzug um die Köpfe, wie an heißen Sommertagen die lieblichen Schnacken am Rhein. Als wir dann glücklich ohne Fährniß bis in den Bereich des Dorfes wieder gelangt waren, flogen uns schon aus einer unserer Batterieen, die rechts vor dem letzten Hause des Dorfes aufgestellt war, die Geschosse über den Kopf hinweg nach den Feinden hinüber. Dieser Höllenkrawall war von dem letzten Versuch gekommen, den die Franzosen am Abend des 18. August gemacht hatten, um unsere Linien zu durchbrechen, ein Versuch, der bekanntlich durch die rechtzeitige Ankunft des zweiten Korps gründlich vereitelt wurde. Und jetzt sieben Jahre später an dem genannten Maimorgen war das Dorf Gravelotte wieder von Menschen angefüllt, wie an jenem Schlachttage, aber wie man damals nur Uniformen sah, nur dazwischen manchmal einen Blaukittel, der um seine ausgebrochenen Thüren, seine eingeschlagenen Fenster, sein weggeführtes Vieh jammerte, ab und zu auch einen Johanniterritter oder einen Mann des Crayons oder der Feder, wie Unsereinen, so waren heute nur festlich gekleidete Menschen mit gespannten, erwartungsvollen Mienen zu sehen. In der Gegend des Gasthauses zum Lion d'or spannte sich eine Ehrenpforte über die Straße, zu beiden Seiten derselben waren die Schulen aufgestellt, die **Knaben** in ihren Feiertagsanzügen, die Mädchen in weißen Kleidern mit Kornblumenkränzen und blauen Schürzen, die Schulschwestern als wachsame Hüterinnen und dann die Maires von Gravelotte und den umliegenden Dörfern, in feinem schwarzem Anzuge, dazwischen viele eingeborne Landleute, auch ehemalige Kompatrioten aus den Dörfern, die französisch geblieben sind, wie Mars-la-Tour, Habouville, Puxieu, selbst aus Pont-à-Mousson waren sie gekommen, um den „Empereur“ zu sehen. Auch aus Metz, ja selbst aus Saarbrücken großer Zuzug an eleganten Equipagen. Die Auberge an Lion d'or war von Hungrigen und Durstigen belagert, der Besitzer derselben ist auch zugleich Bürgermeister. Er stand in der vordersten Reihe der Maires mit rothem, erregtem Gesicht und memorirte bei sich die Anrede, die er an den Kaiser zu halten gedachte. Sire, begann er für sich. — Im Hintergrunde aus seinem Hause tönte es zu ihm herüber — Madame — du vin — Madame — Schinken — he da, Wirthschaft — Bier — Cognac — Alles durcheinander — diese gewohnten Laute schlugen deutlich an sein Ohr, es gab ihm manchmal einen Ruck, dem Rufe zu folgen, aber dann erinnerte er sich der hohen Stellung, die er jetzt einzunehmen hatte, und er wiederholte mit den Lippen: Sire — nous sommes venu — da plötzlich Schüsse, aber nicht der Schlachtendonner vom 18. August, sondern Freudenschüsse — die Signale, die den Kaiser ankündigten, die berittenen Gendarmen wurden auf der Dorfstraße sichtbar, dann der Wagen, in dem der Kreisdirektor und Vertreter des Bezirkspräsidenten saßen, dann der Vorreiter und nach ihm das Viergespann, das den offenen Wagen des Kaisers zog. Der Maire von Gravelotte stellte sich in Positur, trat einige Schritte vor, das „Sire“ schwebte auf seinen Lippen, aber Sire fuhr vorüber, die Straße nach Rezonville entlang. Große Enttäuschung, schadenfrohes Kichern von Seite der übrigen Maires und Adjoints, die nicht zum Worte zugelassen waren, aus der Auberge herüber wiederhallte: Heda — Wirthschaft — Bier — Cognac — Madame, du fromage — du jambon! Dazwischen die Stimme der Madame Mais Messieurs — patience — je ne peux plus! Mit zwei Schritten war der Maire-Wirth in seinem Hause — in einem



Improvisirte Zuschauertribüne. Nach einer Skizze von L. v. Seebach.



Empfang des Kaisers durch die Landbevölkerung in Mittelhausbergen. Nach einer Skizze von Otto Kemmer.

Nu waren Hut, Rock, Schürze abgelegt und er wieder der gehorsame Diener seiner Gäste, die Enten theilend, den Schinken schneidend, Wein aus dem Keller holend, bis nach etwa dreiviertel Stunden der Ruf ertönte: «L'Empereur!» Fast hätte der Maire in der ersten Hast der Ueberraschung einen Teller mit Gläsern und mehrere Flaschen Wein, die er eben mehreren ungeduldigen Gästen vorzusetzen im Begriffe war, zu Boden fallen lassen, hätten jene ihm die Last nicht schnell aus der Hand genommen. Flugs war er wieder mit den Zeichen seiner Würde bekleidet und hatte sich wieder an die Spitze seiner Amtsgenossen gestellt, als der Wagen des Kaisers anfuhr und der Monarch das Zeichen zum Halten gab. Im Nu war der leichte Wagen vom Volke, namentlich von Blousen umringt, kein Halten war da mehr. Die Campagnards rückten dem hohen Herrn so nahe auf den Leib, daß sie seinen Mantel berühren konnten; das thaten sie auch, fühlend, ob das derselbe Stoff wäre, aus dem uns anderen Menschenkindern Kleider gefertigt waren. Und nun donnerte der Maire von Gravelotte mit seinem „Sire!“ los und der Diskurs ging so gut von der Zunge, und der Redner bekam darauf eine so gnädige Antwort, daß der Mann von nun an unter die besten deutschen Patrioten des Reichslandes zu zählen ist und am Abend beim Kassemachen nur noch einen einzigen Wunsch hatte, nämlich den, daß der Kaiser recht oft nach Gravelotte kommen möchte.

Damals am Schlachttage von Gravelotte war der Kaiser von der andern Seite auf das Plateau zwischen Mosel und Marne gekommen, von dem Städtchen Gorze aus, wo er zu Pferde gestiegen war, um die Schlacht zu leiten. Er ritt auf die Höhe vor dem Vorwerk Flavigny, wo am 16. August das dritte Korps sich seine Lorbeeren geholt hatte, er wollte von hier aus bei dem Vormarsch der drei zum Angriff bestimmten Korps zugegen sein. Der König hatte im Laufe des Tages mehrmals seine Stellung, je nach der Bewegung der Korps, geändert — und bekanntlich begann die Schlacht erst sehr spät — gegen Mittag. Nachmittags gegen 4 Uhr war er, den Truppen folgend, mit seiner Umgebung weiter vorgegangen, über Rezonville hinaus. Von einem erhöhten Punkte hat man da einen Ueberblick über die jenseits Gravelotte aufsteigenden Höhen bis hinauf nach St. Hubert und Point-du-jour. Dann hatte ihn der Gang der Schlacht immer weiter geführt, bis hinauf zur Ferme Mogador, rechts am Wege, der von Gravelotte nach Verneville führt, in dessen Hof damals die französischen Kürassiere halb verbrannt umherlagen. Das Gehöft war zu einem Spital eingerichtet worden, in das man die verwundeten Franzosen vom 16. August gebracht hatte, namentlich die bei dem mißglückten Reiterangriff auf unsere Infanteriecarrés verwundeten schweren Kavalleristen. Mogador war von den etagenförmig placirten französischen Geschützen in Brand geschossen worden. Hier vor der Mauer des in einem Viereck gebauten Gehöftes hatte der Kaiser am Abend des 18. August gehalten, ehe er hinab nach dem Hohlweg geritten war, wo ihn bekanntlich die Geschosse der Franzosen aus ihrem letzten Durchbruchsversuche erreicht hatten, dann war der Abend gekommen mit seinem Siegesinhalte.

Er sah den Kaiser an einer Gartenmauer sitzend. Von einem Bauernwagen hatte man schnell eine Leiter genommen, das eine Ende auf eine Dezimalwage, das andere auf einen verendeten Grauschimmel gelegt, aus der Nähe hatte man einen Markedenter requirirt, der aber auch nichts mehr besaß, als einige magere Reste von Speise und Trank, eine Kommißkost, mit der er in Friedenszeiten selbst bei einem preußischen Soldaten aus der Wasserpolakei übel angekommen wäre, das war die erste und einzige Mahlzeit, welche der Kaiser an diesem Tag eingenommen, die ganze Equipage war im Hauptquartier von Pont-à-Mousson zurückgeblieben, bis dahin waren aber fünf Meilen Wegs; der König entschloß sich zum Bivouakiren. Schließlich fand man noch in einer Seitenstraße des Dorfes ein Haus, in welchem ein Raum sich vorfand, der noch nicht mit Verwundeten belegt war. In diese sogenannte Stube schaffte man ein Gestelle, das man aus einem der königlichen Krankenwagen gehoben hatte, legte einige Kissen aus dem königlichen Wagen darauf und hier schlief der König, zugedeckt mit seinem Mantel; er war seit dreißig Stunden nicht aus den Kleidern gekommen. Nicht weit davon im Bivouak diktirte Graf Bismarck die Siegesdepesche im Feuerschein eines brennenden Hauses. Alle diese Erinnerungen — diese weltgeschichtlichen Ereignisse des Tages — diese an die Geburten der Phantasie streifenden Nachtbilder brachte der Maiensonntagnachmittag des Jahres 1877 wieder.

Die Fahrt des Kaisers nach Rezonville bis hinaus nach Flavigny, hart an die französische Grenze, galt diesen bereits durch die Geschichte geweihten Erinnerungen. Der Kaiser ließ wiederholt halten, um sich die Orte, die einzelnen Stellen, das Terrain zu besehen, das durch Angriff oder Vertheidigung den Gang der Schlacht wie der Weltgeschichte bestimmt hatte. Er hielt vor dem Haus in Rezonville an, in welchem er damals Nachtlager genommen hatte. Die Besitzer desselben waren auf die Straße geeilt, um ihn zu sehen. Sie ahnten nicht, daß sie besser gethan hätten, zu Hause zu bleiben, denn als der Wagen vorfuhr, war das Haus verschlossen — die Frau mußte erst herbeigeholt werden.

Wie das Haus beschaffen war, geht daraus hervor, daß am hellen Nachmittag ein Licht angezündet werden mußte, um dem Kaiser den Weg hinauf in die Stube zu zeigen. Er trat in dieselbe ein, und sich umsehend bemerkte er, daß dieselbe noch ganz in demselben Zustande sei wie damals.

„Nichts ist daran geändert,“ bemerkte die Frau, „Alles ist noch an derselben Stelle — jedes Möbel — das Bett — Alles.“

„Aber in dem Bette habe ich nicht geschlafen,“ bemerkte der Kaiser, „hier auf dem Stubenboden.“

Wie in Rezonville verweilte der Kaiser auf dem Wege nach Verneville, Amanvillers oder Amanweiler, wie es jetzt heißt, bei der Ferme Mogador, stieg aus dem Wagen aus, ging über die Felder um das Gehöft herum und forschend schweifte sein Blick hinüber nach den Höhen, an denen damals die Entscheidung des Tages hing — hier bei Gravelotte und oben bei St. Privat, wo Prinz Friedrich Karl mit Bazaine rang, die preußischen Garden den französischen gegenüberstanden.

Man kann nicht genug von diesen Kämpfen erzählen. Die vielbewunderten kriegerischen Heldenthaten des Alterthums — die Schlachten, von denen später die Geschichte ihre Tafeln geliehen, sie traten vor diesen mit allem Raffinement, allen Hülfsmitteln der Neuzeit geführten Riesenkämpfen zurück. Ich war am Morgen nach der Schlacht auf der Wahlstatt, von Marie-aux-Chênes kommend, wo der Angriff der Garde begonnen hatte. Man sah auf der schiefen, nach St. Privat bergan gehenden Ebene, die so gar keine Deckung bot, nur noch einzelne Gruppen Krankenträgern, welche Verwundete zusammensuchten und in die Krankenwagen brachten. Einzelne Trupps von Soldaten suchten die Todten zusammen und andere waren beschäftigt, die Gräber zu graben. Leider am Ausgang von Marie-aux-Chênes hatte man deren eine ganze Reihe gemacht. Hier sollten die gefallenen Offiziere des ersten Garderegiments, der Gardejäger ihre Ruhe- und Ruhmesstatt finden. Wie viele hatten den Heldentod gefunden! Voran der tapfere Oberst v. Röder, dann v. Barby, Graf Keller, Graf Schulenburg, v. Helldorf. Kurz vorher hatte man ihnen beim Begegnen auf den Miethwagen noch freundlichen Gruß geboten, und nun hatte ihnen die mörderische Feindeskugel das Zeugniß ihres Heldenmuthes in das bleiche Todtenantlitz geschrieben. Die Pappeln, welche den nach St. Privat führenden Weg einfaßten, waren zum großen Theile von den Geschossen wie zerfetzt, in den Gräben sah man noch die Kranken liegen, aber das Dorf St. Privat selbst war zum Trümmerhaufen geworden. Der Kampf war zwischen den Franzosen und anstürmenden Preußen und Sachsen Mann gegen Mann, Bajonnet gegen Bajonnet, und wo dieses seinen Dienst versagte, mit dem Kolben geführt worden.

Die Kirche war ausgebrannt, zerschossen, und auf einem Trümmerhaufen lag ein Priesterbaret, an dem ein Blutstropfen. Kein Haus war fast mehr zu finden, das noch seinem Zwecke genügen konnte, und die Einwohner, die sich in die Wälder geflüchtet hatten, zeigten sich wieder und irrten mit dem stumpfen Ausdruck des Wahnsinns in ihrem einstigen Eigenthum umher. Und nun ging man in St. Privat durch die prächtigste Dorfstraße, die man sich denken kann, die Trümmer der zerstörten Häuser hatten neuen Bauten weichen müssen, aus jedem Fenster schaute Wohlhabenheit und Wohlbehagen. Die Glocken der ganz neu und an anderer Stelle gebauten Kirche läuteten dem Zuge des Kaisers entgegen, das ganze Dorf in Festkleidung war in Bewegung. Der Kaiser nahm seinen Weg nach dem Denkmal, welches der Garde errichtet worden ist. Die Denkmäler bezeichnen genau die Stelle, bis wohin die betreffenden Truppentheile im Anstürmen gekommen waren. Er überschaute das Schlachtfeld, das in vollem Frühlingsgrün prangte, ließ Karten vor sich ausbreiten und hörte den Vortrag seines Flügeladjutanten, des Oberstlieutenants v. Lindequist, über die Schlacht an — ernst und bewegt. Mehrmals äußerte er seine Bewunderung darüber, daß diese Position überhaupt genommen werden konnte.

„Ja, Majestät, das konnte auch nur deutschen Truppen gelingen,“ war bekanntlich Moltke's Antwort.

Der Kaiser ging nach dem Denkmal des Regiments Augusta, dessen Lorbeeren hier in Cypressen wuchsen. Die Menge, unter der allerdings viele Deutsche waren, jauchzte ihm zu, die französischen Kinder sangen: „Heil Dir im Siegeskranz!“ — Gedankenvoll ging er nach seinem Wagen, der ihn nach Metz zurückführen sollte, in seiner Hand hielt er einen Cypressenzweig.

*

Mit dem Besuch von Metz schloß diese glänzende Kaiserreise, der Besuch der alten Hauptstadt Lothringens bildete den Höhepunkt und Schlußakt dieses heitern Kaiserzuges. Um aber unseren Lesern das Bild dieser Reise zu vervollständigen, bringen wir hier einige Illustrationen, welche, an Ort und Stelle von unserem Zeichner aufgenommen, uns mitten in den Jubel der elsäßischen Bevölkerung bei der Begrüßung des Monarchen führen. Diese Bilder sind so lebhaft, so wahr und sprechend, daß wir glauben, sie ohne weitere Erklärung unseren Lesern geben zu können. Es sind Zeit- und Festbilder, die aber zugleich den Reiz haben, uns ein eigenartiges interessantes Volk in origineller hübscher, echt deutscher Tracht vorzuführen.

Bulgarische Bauernfamilie auf der Flucht.

(Bild S. 468 und 469.)

Die armen Bewohner der Donauufer, besonders auf der türkischen Seite, haben sehr wenig Vertrauen auf die Menschlichkeit der türkischen Soldateska, nach den Proben, welche dieselbe im letzten Krieg geliefert, und als nun der Krieg erklärt war und die ersten Truppenzüge sich blicken ließen, entstand eine allgemeine Flucht hinüber auf die christliche Seite der Donau, nach Rumänien. Es war plötzlich ein lebhaftes Treiben, eine seltsame Art der Schifffahrt entstanden. Alles, was nur irgend gut schwamm und Tragkraft besaß, diente jetzt zum Schiff; Flöße, hölzerne Hauswände, hölzerne Hausbedachungen mußten Geräthschaften und Menschen über die breiten, stark strömenden Fluten tragen; es machte dieß Leben auf dem sonst so unheimlich stillen Fluß hier einen tiefernsten Eindruck.

Diesen empfangen wir auch durch das ausgezeichnete Bild Seite 468 und 469, welches eine bulgarische Bauernfamilie mit ihren geringen Habseligkeiten auf der Flucht, die Donau mit einem Floß überschiffend, darstellt. Das Heiligenbild thront in der Mitte des dürftigen Hausrathes, gleichsam als das Zeichen, dessentwegen sie leiden und fliehen, worauf sie vertrauen und hoffen, das ihnen auch Schutz verleihen möge auf der Fahrt über den reißenden, tückischen Strom. Das Kriegselend trifft ja vor Allem die Landbevölkerung. Dörfer und einzelne Gehöfte sind fast schutzlos, sie scheinen außerhalb des Völkerrechts der Kriegenden zu stehen, denn während bei Belagerungen, Brandschatzungen, Plünderungen von Städten stets eine gewisse Form beobachtet, indem man mit ihnen unterhandelt und nur im Nothfall Gewalt gebraucht wird, macht man auf dem Lande wenig Umstände, der Soldat „fouragirt“, und wie der Türke dieß betreibt, ist aus dem letzten serbischen Kriege zur Genüge bekannt geworden. Die Flucht der armen Uferbewohner scheint demnach sehr wohl begründet und ihre Gedanken beim Verlassen der Heimat sind recht traurige.

Ob sie wohl wieder heimkehren werden zu ihrer heimatlichen Scholle, die ihnen trotz der Armuth, welche sie ihnen aufzwingt, und trotz der Leiden, die sie hier ertragen mußten, das liebste Stück Erde ist, — und wann —? Diese inhaltschweren Fragen finden wir auf den Gesichtern der Erwachsenen fein abgestuft ausgedrückt.

Lieblich heben sich aus dem düstern Bilde die Kinder ab, deren glückliche Sorglosigkeit diese Fragen noch nicht kennt, denen diese wilde Zeit keine Bangigkeit, keinen Kummer verursacht, die eher ein Vergnügen, eine Unterhaltung in der neuen, überraschenden Gestaltung der Dinge finden.

Der Liebe Licht und Schatten.

Roman

von

Fr. Henkel.

(Fortsetzung.)

Sie hatte jetzt ihre Stellung verändert, wie ihre Beschäftigung; nicht mehr liegend, sondern sitzend, in die Ecken des Sophas geschmiegt, fiel der Morgenrock etwas auseinander und ließ einen feinen, mit reicher Stickerei versehenen Unterrock blicken, unter dessen letzter Garnitur die rothen Saffianspitzen ihrer zierlichen Pantoffeln hervorsahen. Sie hielt ein kleines Buch in der Hand, in welchem sie eifrig zu lesen schien.

In wenigen Augenblicken hatte sich die Szene vollkommen verändert. Der junge Mann, welcher jetzt eingetreten, bildete den größten Kontrast gegen Herrn Botmer, der soeben das Zimmer verlassen; groß und schlank, elegant in seiner Toilette, ohne das Absichtliche darin zu zeigen, wie es bei dem Bankier der Fall war, fühlte man sofort an seinem freien und leichten Benehmen, daß ihm die guten Manieren angeboren, nicht nur angelernt waren.

„Ich habe nie ein interessanteres Gesicht, nie schönere Zähne und Haare gesehen als bei dem jungen Erbach!“ hatte Frau von Botmer ihrem Schwager gesagt, nachdem er sie über ihn befragt.

Der Bankier besaß ein rundes, wohlgenährtes Gesicht, die hohe Stirne bedeckten nur einige Streifen braunen Haares, wie zur Erinnerung an den einstigen Vorrath zurückgeblieben — das Emaille seiner Zähne war leider erborgter Glanz.

„Schon aufgestanden?“ fragte Herr von Erbach, während er den Stuhl nahm, welchen ihm Frau von Botmer mit einem leisen „bitte“ und mit dem Blick bezeichnet hatte.

„Wo denken Sie hin?“ erwiederte sie, legte ihr Buch beiseite und stützte den Kopf auf die Hand. „Ich glaube, der Abend war doch nicht anstrengend, wir hatten ja nicht einmal Tanz. Haben Sie meinen Schwager soeben gesprochen?“

„Ja, er war sehr eilig. Macht er Ihnen jeden Morgen seinen Besuch, gnädige Frau?“

„Fast,“ sagte sie und seufzte.

„Ich habe mich noch nicht viel mit ihm beschäftigt, er sieht gutmüthig aus und scheint es auch zu sein. Uebrigens glaube ich, daß dieser Wigbert dem guten Mann bei Weitem überlegen und die Haupttriebkraft des Geschäfts ist.“

„Mein Schwager hat einen Vortheil: er hat Glück in Allem, was er unternimmt und das ersetzt viel.“

„In Allem?“

Herr von Erbach lächelte. Er war verführerisch hübsch, wenn er lächelte und Frau von Botmer erröthete.

„Ich will damit gesagt haben,“ erwiederte sie nach einer Pause, „in seinen Geldspekulationen.“

„Das hoffe ich auch! Seine Schwester, Tante Emma, ist die beste Seele der Welt,“ fuhr er fort. „Sie hat sich nur an mir versündigt.“

Er seufzte und schlug die Augen nieder.

„Nun, da bin ich begierig, denn bis jetzt gilt sie doch als unfehlbar.“

„Sie hat mich verzogen — Sie lächeln, gnädige Frau? Es ist mein Ernst, ich fühle das vollkommen!“

„Und welche Fehler hat sie Ihnen hingehen lassen?“

„Sie hat mich nicht sparen gelehrt und zu meinem Beruf das Rechnen erwählt.“

„Und welche Laufbahn hätten Sie lieber eingeschlagen?“

„So recht hab' ich noch nicht darüber nachgedacht; augenblicklich thürmt es sich um mich heran von Soll und Haben, von Müssen und nicht Dürfen, daß ich noch nichts gethan und so viel thun soll, daß mir mein armer Kopf ob dieser ungewohnten Anstrengung oft herzlich wehe thut!“ Ueber sein Gesicht lagerte sich ein wehmüthiger Zug, aber er schlug plötzlich die dunklen Augen auf und sagte heiter: „Pardon, gnädige Frau, daß ich Sie mit meinen Angelegenheiten unterhalte, aber wahrhaftig, in dem alten Kaufmannshaus wird man philiströs und schwerfällig, ehe man es sich versieht! Ach, gestatten Sie, daß ich mir bei Ihnen dann und wann wieder frohen Lebensmuth holen, wieder emporhelfen darf zu freiem Denken und Handeln!“

Frau von Botmer sandte einen ihrer müden Blicke zu dem jungen Mann, öffnete ein wenig die hübschen Lippen und sagte leise:

„Ich bin oft sehr niedergeschlagen, glauben Sie nicht, daß ich stets scherze.“

Herr von Erbach betrachtete mit einiger Neugierde sein schönes Vis-à-vis, dann sagte er rasch:

„Nun, so wollen wir uns gegenseitig helfen! Wenn Sie traurig sind, will ich Sie aufzuheitern, wenn Sie scherzen, mich an Ihrer frohen Laune zu erfrischen suchen.“

Beide hatten nicht gehört, daß es leise geklopft, die Thür öffnete sich daher, ohne daß sie es erwartet. Frau von Botmer sah erstaunt und ärgerlich auf, Herr von Erbach regte sich nicht, erst als sein Gegenüber gleichgültig sagte: „Ah, Louise!“ wandte er sich um und grüßte das junge Mädchen.

Louise hatte einen silbernen Teller in der Hand, auf welchem eine Tasse Thee stand.

„Ich bringe Dir Dein gewünschtes Frühstück,“ sagte sie und stellte es vor ihre Tante auf den Tisch, „und will zu gleicher Zeit fragen, wie Du geschlafen?“

„Warum läßt Du Minna dieß nicht besorgen?“ sagte Frau

von Botmer unwillig. „Hoffentlich hat sie Dir dieß nicht aufgetragen.“

„Bewahre, mir kam der Gedanke selbst.“

Herr von Erbach hatte Louise einen Stuhl hingestellt, auf den sie sich jetzt niederließ, dem jungen Mann verlegen dankend.

„Außerdem,“ fuhr sie fort, „habe ich eine Bestellung von Tante Emma und Papa zu machen.“

Frau von Botmer seufzte.

„Und —“

„Ob wir nicht heut Abend eine Loge im Theater nehmen wollten? ‚Fra Diavolo‘ wird gegeben — bitte, thue es und sage ja!“

„Gehen Sie gern in's Theater?“ fragte Herr von Erbach Louise, indem er sie genau betrachtete.

„Gewiß, sehr gern!“

„Eine Familienloge,“ sagte Frau von Botmer, die Stirn in Falten ziehend.

Herr von Erbach lächelte.

„Warum? Lassen Sie uns gehen, gnädige Frau, wir sind ja nicht an einander gekettet, man geht und verläßt das Theater nach Gefallen.“

Beider Blicke begegneten sich, Beide lächelten. Louise sah von Einem zum Andern. Ihre Tante zog eine der blonden Locken aus ihrem Tüllluch, wickelte sie um ihre feinen Finger und sagte:

„So gehen wir. Bestelle der Tante Emma, ich würde mich einfinden, aber bitte, Kind, nenne keine Stunde.“

„Nein,“ sagte Louise zögernd. „Willst Du nicht Deinen Thee jetzt nehmen? Er wird kalt.“

Frau von Botmer nahm die Tasse, netzte ein wenig ihre Lippen mit dem Thee und stellte sie dann zurück. In allen ihren Bewegungen lag für Louise etwas eigenthümlich Fremdes, sie wußte nicht, woher das kam, sie hatte sich selbst noch nie so linkisch, so verlegen ihr gegenüber gefühlt; sie sah sie an — was wollte sie, warum war sie so vollkommen anders als sonst?

Da fielen ihre Blicke auf den jungen Mann, um seinen Mund spielte ein halb ironisches, halb mitleidiges Lächeln — das Blut stieg ihr heiß zum Herzen, sie stand rasch auf.

„So will ich gehen und Tante Emma Deine Zusage überbringen.“

Sie verneigte sich leicht gegen Herrn von Erbach und eilte aus dem Zimmer.

Als sie aus dem Vorzimmer trat, kam ihr Minna entgegen.

„Schon fort, Fräulein Botmer?“ sagte diese ängstlich.

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß meine Tante Besuch hat!“

Minna wollte sich entschuldigen, aber Louise hörte nicht darauf. Sie hatte bald ihr Zimmer erreicht und blieb dort, tief Athem holend, stehen.

„Ach, mein Gott!“ rief sie nach einer Weile und Thränen erstickten fast ihre Stimme. „Wie war ich Beiden im Weg!“

Fünftes Kapitel.

Ein Auftrag.

Schnee und Regen trieb ein heftiger Nordwind durch die Straßen; Minna stand in dem Zimmer ihrer Herrin und hatte soeben die Lampe angezündet, die Theatervorstellung mußte jetzt zu Ende gehen. Sie trat an's Fenster, hob das Rouleau in die Höhe, horchte dabei auf das Rollen eines Wagens, aber man hörte nichts als das Prasseln des Regens gegen die Scheiben.

Sie schürte jetzt nochmals das Kaminfeuer und beleuchtete einen elegant hergerichteten Theetisch; Frau von Botmer hatte befohlen, denselben für mehrere Personen zu decken, — dann zog sie einen Zettel aus ihrer Schürzentasche, überflog ein paar von einer Kinderhand geschriebene Worte und als sie ihn zurückgesteckt, hörte sie endlich den Wagen vorfahren. Sie eilte ihrer Herrin entgegen; Frau von Botmer überblickte das elegante, wohnliche Zimmer, den einladenden Theetisch, sie schob ungeduldig das Atlaßcapuchon zurück und sagte kurz:

„Sie können die übrigen Tassen fortnehmen, ich bleibe allein.“

„Befehlen die gnädige Frau sich umzukleiden?“

„Nein.“

Frau von Botmer warf sich in einen Sessel vor dem Kamin; sie war in dunkelblauen Sammet gekleidet, in den vollen Locken eine aufgeblühte Rose — wie sie jetzt vor dem Feuer saß, das seine Gluten über ihr feines Gesicht ergoß, die lange Schleppe in schweren Falten auf dem Teppich liegend, um die feinbehandschuhte Hand die kostbaren, blitzenden Armbänder, die unter den Spitzenärmeln hervorgeglitten, war es, als sei eine jener reizend verlockenden Frauengestalten wieder lebendig geworden, welchetwegen Könige ihre legitimen Frauen verstießen und ihre Unterthanen beraubten, um ihren Gelüsten willfahren zu können.

„Wollten Sie noch etwas?“ fragte sie nach einer Weile, als die Kammerjungfer zögerte, das Zimmer zu verlassen.

„Ich hätte eine Bitte an die gnädige Frau — ob ich nicht, wenn ich Alles besorgt, eine Viertelstunde zu meiner Mutter gehen dürfte. Sie hat mir sagen lassen, daß sie krank sei und mich sprechen müßte.“

Frau von Botmer überlegte einen Augenblick, dann sagte sie:

„Sie können um zehn Uhr gehen, darnach brauche ich Sie nicht mehr.“

Kaum hatte die Uhr der großen Kirche die zehnte Stunde verkündet, eilte Minna bereits die Straße herab und lenkte ihre Schritte nach dem sogenannten „Vogelbauer“. Sie fand das Haus noch offen und den Flur erleuchtet, so gut das eine alte Oellampe zu thun vermochte. Bald war sie an der Thür ihrer Mutter angelangt, öffnete sie und trat ein. Es war Alles dunkel im Zimmer, sie hörte ein lautes Schnarchen, der übelriechende Dunst eines verlöschten Talglichts ließ sie schließen, daß die Schlafende noch nicht lang entschlummert. Sie hatte die Kerze bald wieder angezündet und gewahrte nun ihre Mutter an ihrem gewöhnlichen Platz, im alten Sessel. Der Schein des Lichtes hatte die Alte wieder geweckt und nachdem sie ihre Tochter eine Weile angestarrt, gähnte sie und sagte mürrisch:

„Das hab' ich nun davon, wenn ich Dich bitten lasse zu kommen, daß ich nicht in's Bett kann!“

„Mein Gott, Mutter, bin ich denn mein eigener Herr, daß ich thun und lassen, kommen und gehen kann, wann ich will.“

„Das scheinst Du doch und gerade deßwegen, weil Du das thust, habe ich Dich kommen lassen.“

„Also Du bist nicht krank?“

„Nicht krank, ja, ich wollte, das wäre wahr!“

„Ich meine, nicht kränker geworden.“

„Gehe erst an die Thür, ob Niemand da horcht, dann setze Dich und ich will Dir sagen, was los ist.“

Minna that wie ihr befohlen. Als sie eine Weile ihrer Mutter gegenüber gesessen, sagte die Alte endlich:

„Gestern war er hier.“

„Bei Dir?“ rief Minna erschrocken.

„Ja, ich traute auch meinen Augen nicht, denn es ist, glaube ich, länger als ein Jahr, daß ich ihn nicht gesehen.“

„Was wollte er?“

„Weiter nichts, als sich bitter über Dich beklagen, ja, reiße nur die Augen auf, er hat mir angekündigt, daß, wenn Du nicht seine Wünsche besser befolgst, er Dich aus dem Haus bringen werde und damit auch für mich das letzte Mal die Miethe bezahlt sei.“

Minna legte ihren Kopf in beide Hände und stöhnte schmerzvoll. Ueber der Mutter Gesicht stahl sich jetzt ein Zug des Mitleids. Nach einer Weile sagte sie:

„Ich merke wohl, was der lockere Vogel jetzt im Kopf hat, denn im Herzen kann man bei Dem nicht sagen, da er keins hat. Er möchte gern das junge Mädchen heimführen, die Tochter des Hauses, und da sollst Du besser Acht geben und ihm genau berichten, was sie treibt, ob sie den Pflegesohn der Tante öfters sieht, sollst sie selbst aushorchen, ja, er war so aufgeregt, daß er sagte, Du müßtest Gelegenheit finden, über ihre Briefe zu kommen.“

„Nie und nimmer thue ich das!“ schrie das arme Mädchen und sprang empor. „Sie ist so gut, so brav, ich kann sie nicht behorchen, betrügen! Der Elende, er soll sich eine Andere, eine schlechtere Kreatur für sein Geld kaufen, ich kann ihm nicht mehr dienen. Gott, Gott! ich kann dieß Leben nicht mehr ertragen! Für mich gibt es jetzt keinen Sonnenschein mehr, keinen Schlaf, die Nacht über wache ich, den Tag verträume ich!“

„So?“ rief die Frau. „Und ich? Ich bin nichts? Wenn er nun das Geld an Andere gibt, dann kann ich verhungern und sterben, was brauchst Du denn darüber zu jammern, wenn er verliebt ist und möchte gern das Mädchen heirathen? Ein Verliebter fängt Gott weiß was Alles an, um zu seinem Zweck zu kommen — Du bist wohl noch eifersüchtig obendrein?“

„Eifersüchtig?!“ rief die Tochter. Sie preßte ihre Hände über das klopfende Herz. „Gottlob, nein, das ist vorüber! Einst, ja —! war er mein Abgott, mein Alles, aber das ist vorüber! Bittern Haß, grenzenlose Verachtung habe ich nur noch in mir, und wenn ich es nicht um Deinetwillen thäte, ja, nur um Deinetwillen, Mutter, so ging ich heut aus dem Haus, möchte dann aus mir werden, was da wollte!“

„Na, es ist gut, Minna,“ sagte die Alte beruhigt. „Vielleicht kommt es ja einmal noch besser. Ewig lebe ich nicht, und thue ihm nun den Gefallen und beobachte das Fräulein ein bischen; glaubst Du denn, daß zwischen den jungen Leuten was vor ist? Ich meine zwischen dem Pflegesohn und ihr?“

„Ich habe wahrhaftig noch nichts bemerkt! Er ist schön, daß man sich wohl denken könnte, er gefiele dem Mädchen, bis jetzt aber —“

Minna zögerte, weiter zu reden.

„Und was denn bis jetzt?“ fragte die Alte neugierig.

„Kommt er sehr oft zu meiner Herrin.“

„Ha, ha, ha!“ lachte die Alte. „Also die ist noch dieselbe schlaue Spinne? Spannt noch immer ihre Netze aus und fliegen ihr auch noch immer die dummen Männer hinein! Wäre ich nur an Deiner Stelle, mir sollte das Treiben in dem Haus ein Hauptvergnügen machen; wirklich, mir ist jetzt ganz wohl zu Muth! Weißt Du was, Minna, ich habe heute noch keinen Tropfen Warmes genossen, Du könntest mir ein Glas heißen Wein machen, Gewürz und Zucker liegen hier in der Tischschublade und hinter meinem Bette steckt noch eine halbe Flasche Wein. Nimm Dir den Blechtopf aus dem Korb im Schrank und laß Dir von der alten Krems heißes Wasser hineingeben.“

„Mutter, es ist bald Elf,“ sagte Minna zögernd.

„Wenn es Zwei wäre, kommst Du unten nicht zu spät; sie hat heut Abend getanzt, darnach ist dann jedesmal große Feier. Gehe nur hin, aber eil' Dich.“

Minna holte stillschweigend Alles herbei, stellte es vor ihre Mutter auf den Tisch und eilte mit dem Topf in die erste Etage.

Die Tänzerin, Rose Vertier, bewohnte im „Vogelbauer“, wie Frau Krems sagte, zwei Wohnungen, ihr Schlafzimmer lag nach der Straße, nach dem Hof hinaus hatte sie noch einen sogenannten Salon inne, dessen eine Thür in eine Art Küche führte, wenigstens stand neben hunderterlei altem Gerümpel auch ein alter Kochherd darin, den man heizen konnte.

In diese Küche trat jetzt Minna leise ein, sie sah sich scheu um, gewahrte aber in dem Halbdunkel, daß sie leer war, als sie jedoch näher zum Herd trat, in welchem das Feuer loderte, stieß sie an einen kleinen Jungen, der auf einem Schemel eingeschlafen war.

„Was gibt's?“ rief er, schnell aufstehend. „Frau Krems, es war Niemand —“

„Ich bin nicht Frau Krems,“ sagte Minna. „Gehörst Du in's Haus?“

„Ich bin von Müller's oben und soll hier Acht geben, die Frau ist fort und holt noch etwas, aber sie kommt bald wieder.“

„Ich wollte nur um etwas Wasser bitten.“

„Kaltes ist dort.“

„Nein, warmes.“

Minna hatte sich jetzt an das Dunkel gewöhnt, sie sah, daß ein großer Wasserkessel aufgesetzt war, aber als sie ihn anfaßte, fühlte sie, daß er kaum lauwarm. Der Junge hatte sich wieder in die Ecke gedrückt und der müde Kopf sank auf die Brust herab. Minna stand sinnend am Herd, ihre Gedanken waren mit dem beschäftigt, was ihre Mutter gesagt, die lauten Stimmen, die nebenan im wilden Durcheinander sich hören ließen, beachtete sie kaum — da ward die Thüre rasch geöffnet und eine weibliche Gestalt trat ein. Sie hatte ein Licht in der Hand und Minna konnte deutlich ihre Züge, ihren Anzug erkennen: es war ein kleines, aber zugleich korpulentes Mädchen, das Haar hing ihr in kurzen schwarzen Locken wild um den Kopf, ihre dunklen, unruhigen Augen kontrastirten sonderbar gegen den wachsbleichen Teint ihres Gesichts, die Lippen waren voll und roth, die Zähne, dicht aneinander gewachsen, von tadelloser Frische; ihr Anzug war so genial wie möglich: sie trug ein rothes Atlaßmieder mit viereckigem Ausschnitt, um den Hals einige Schnüre Wachsperlen, der Rock dagegen war von einem dunklen Wollenstoff, mit buntem Band benäht.

„Nun,“ sagte sie und hielt das Licht in die Höhe, „Frau Krems, wann wird's denn mit dem Punsch?“

„Frau Krems ist noch nicht wieder zurück,“ erwiederte Minna verlegen. „Ich wollte sie nur um etwas heißes Wasser bitten.“

„So? Es dauert entsetzlich lang! Gläser hat sie auch noch nicht gebracht.“ Die Fremde schritt jetzt auf einen Wandschrank zu, öffnete die Thür und leuchtete hinein. „Da stehen sie.“ Sie zählte mit dem Finger, man konnte deutlich ihre schönen weißen Hände sehen, an welchen die herrlichsten Ringe funkelten. „Sie können mir helfen,“ wandte sie sich an Minna. „Dort steht ein Teller, ich nehme die Gläser mit hinein und wenn die Krems kommt, sagen Sie ihr, sie solle nur machen, daß das Wasser koche, den Wein habe ich bereits im Zimmer.“

Minna stellte die Gläser rasch auf das Theebrett, das junge Mädchen setzte das Licht dazu und schritt dann nach der Thür.

„Bitte, öffnen Sie mir!“

Minna that wie ihr geheißen. Ein lautes „Vivat!“ tönte ihr entgegen. Das Zimmer war hell erleuchtet, an einem langen Tisch saßen verschiedene Herren und Damen. Im Augenblick erkannte Minna Niemand — da plötzlich wandte sich der eine der Herren um — es war Wigbert und neben ihm saß der junge Erbach. Sie schloß die Thüre, noch einen Augenblick blieb sie horchend stehen, aber im wilden Durcheinander konnte sie keine Stimme mehr unterscheiden. Jetzt knarrte die Küchenthür, Frau Krems trat ein, sie hatte ihre Lampe unten an die Treppe gestellt und leuchtete jetzt damit nach Minna hin.

„Nun, Mamsell Planitz, so spät noch, was soll's?“

„Der Mutter ist nicht wohl, ich möchte um ein wenig heißes Wasser bitten.“

„Ist das 'ne Wirthschaft!“ sagte die Alte, indem sie das Feuer anregte. „Da kommt ein Haufen Menschen und soll dann schnell Essen geschafft werden, bald hab' ich's genug. Kannst hinaufgehen!“ rief sie dem Knaben zu, der aufgestanden war und sie verschlafen anstierte. „Das Wasser ist bald kochend, Mamsell Minna, nehmen Sie den Jungen gleich mit.“

Minna hielt ihr Gefäß hin, während Frau Krems das heiße Wasser hineingoß.

„So, gute Nacht!“

Die Frau war sichtlich bemüht, Minna aus der Küche zu schaffen. Sie drängte sie nach der Thür und nachdem der Knabe ihr gefolgt, schloß sie rasch hinter Beiden ab.

Oben bei ihrer Mutter angelangt, hatte diese bereits die Mischung des Weines mit dem Gewürz in einem Glas vorgenommen.

„Hast Du Wasser?“ rief sie ihr entgegen. „Das wußte ich, daß unten noch lustige Gäste waren.“

„Und weißt Du, Mutter, wer unter den Gästen ist?“

Die Alte goß mit Behagen das Wasser in das Glas.

„Nun, der Herr Wigbert.“

„Ja und der junge Erbach.“

„Schon eingeführt? Sieh', sieh', wie schlau! Mitgefangen, mitgehangen! Das arme junge Blut, na, wenn er auch kein Blut zu lassen braucht,“ sagte sie und trank einen Schluck ihres Gebräus, „aber desto mehr Geld.“

„Wird gespielt?“

„Und ob! Das ist die Hauptsache, deßhalb haben sie ja das Zimmer nach dem Hof genommen, da sind sie ungestört und die Alte hält reinen Mund, dafür wird sie ja bezahlt.“

„Die Tänzerin heißt Rose?“ fragte Minna und griff nach ihrem Mantel, „nicht wahr?“

„Ja, Rose Vertier, ein keckes Mädchen, aber lustig und toll wie eine — Du willst schon fort? Trink' erst einen Schluck, das ist Dir gut bei dem Wetter.“

„Ich danke, Mutter, ich trinke dergleichen nicht gern. Brauchst Du noch etwas, will ich es erst vorher besorgen.“

„Nein, ich helfe mir ja immer allein, aber vergiß nicht, ihm zu helfen, es ist nun einmal sein Wille und ich sage Dir, er liebt das Mädchen."

„Und die Tänzerin?" sagte Minna und wandte sich im Fortgehen noch einmal nach ihrer Mutter um.

Die Alte hatte das Glas an ihren Mund gesetzt und gab zwischen jedem Schluck eine Antwort.

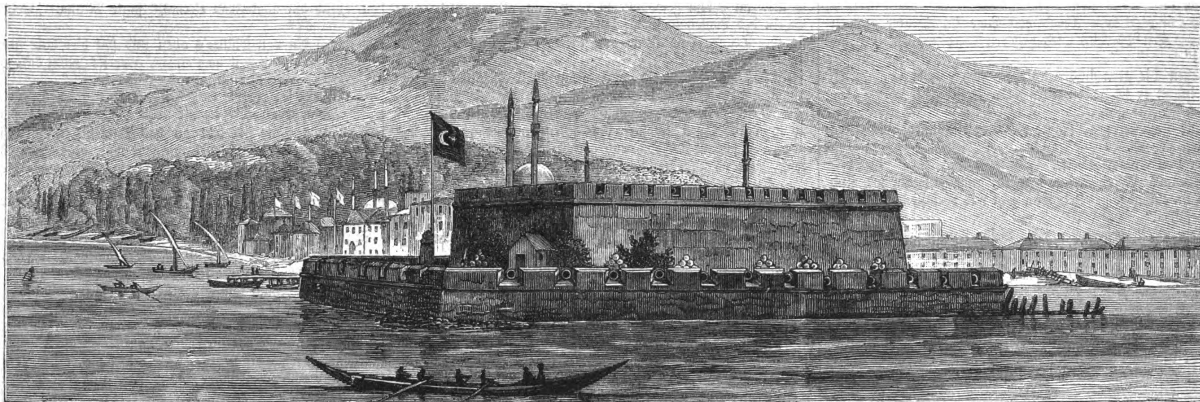
„Ist vorbei — nimm Dich auf der Treppe in Acht — die Stufen sind schmal — komme bald wieder."

Minna sagte gute Nacht und tastete sich behutsam von dem Zimmer die Treppe hinab bis zum ersten Stock. Dort blieb sie noch einmal stehen; es war Alles still, die Thüren fest geschlossen, die Ganglampe gelöscht. Langsam ging sie die letzte Treppe hinab, schritt über den Hausflur und eilte nach Haus.

Sechstes Kapitel.

Ich hatte sie ganz vergessen!

Es war ein trüber Februartag. Die Diener, welche die Korridors und Treppenlampen zu besorgen hatten, eilten bereits um vier Uhr über die teppichbelegten Gänge und Stufen, um



Der orientalische Krieg. **Chanak-Kalessi. Der Schlüssel der Dardanellen.** (S. 483.)

ihr Amt zu vollbringen. Herr von Erbach ging langsam mit Wigbert einen dieser Gänge hinab.

„Vielleicht, ja, vielleicht," sagte der junge Erbach gedankenvoll. „Aber rechnen Sie nicht positiv auf mich."

„Fortuna ist die launigste der Frauen, heute wendet sie uns mürrisch den Rücken, morgen —"

„Ach, Sie meinen, die paar Louisd'or, die ich ihr gestern zum Opfer gebracht, bedauerte ich und wünschte sie zurück zu haben? Da irren Sie sehr, das genossene Vergnügen war damit nicht zu hoch bezahlt. Wenn Sie zu der Tänzerin gehen, grüßen Sie die Kleine von mir und im Fall ich nicht komme, so —." Er besann sich einen Augenblick, dann sah er auf die Uhr. „Nein, ich muß zu Fräulein Botmer, peut-être au revoir!"

Er schüttelte Herrn Wigbert die Hand und eilte die Treppe hinauf, welche in die zweite Etage führte.

Wigbert ging dagegen langsam den Weg zurück, welchen er gekommen. An einer der angezündeten Lampen blieb er stehen, nahm seine Brieftasche hervor, schrieb mit Bleistift einige Worte auf, dann riß er den Zettel heraus und ging rasch damit nach dem Theil des Hauses, in welchem die Wohnung der Frau von Botmer lag. Er öffnete die Thür, die zu den Zimmern der Kammerjungfer derselben führte. Als diese heraustrat und nach seinem Begehren fragte, drückte er ihr rasch den Zettel in die Hand, indem er sagte:

„Ist die gnädige Frau zu sprechen?"

„Ich will sogleich nachsehen."

Zitternd entfernte sich das Mädchen, kam aber bald mit der Botschaft zurück, daß die gnädige Frau im Augenblick so heftige Migräne habe, daß sie Niemand sehen könne.

„Meine Empfehlung und ich bedaure sehr," sagte er kurz und ging eilig fort.

Während dieser Zeit war Herr von Erbach zu seiner Adoptivtante gegangen und saß bereits heiter plaudernd neben ihr. Wenn auch bei seinen Erzählungen ein Lächeln um ihren Mund spielte, so lag doch in ihren seelenvollen Augen ein schmerzvoller Ausdruck.

„Wahrhaftig, liebe Tante, Du nimmst das Leben viel zu ernst, ich bin ein Freund des Lichts, der Schatten kommt ungerufen, ich kann mir nun einmal nicht helfen — wäre nur nicht das Herz so warm und die Hand so arm!"

Er sprang auf und lief ein paarmal im Zimmer auf und



Der orientalische Krieg. **Wallachisches Dorf.** (S. 483.)

ab, dann setzte er sich wieder neben Fräulein Botmer nieder. „Von Jugend auf hast Du mich zur Freude erzogen, denn Du hast sie mir stets zu bereiten gewußt, jetzt kommst Du zu spät, wenn Du plötzlich andere Saiten aufziehen willst."

„Erich, Du verstehst mich nicht."

„Ich verstehe Dich wohl," erwiederte er und strich sich mit der Hand die dunklen Haare aus der Stirn. „Dein Bruder ist übler Laune, daß ich noch nicht rasch an die Arbeit gehe, und ängstigt Dich, weil ich Geld verbrauche, anstatt zu lernen, wie man es verdient. Ah bah! Die Zeit wird schon kommen."

„Lieber Erich, Du hast aber auch viel Geld verbraucht, mehr als gut, mehr als für Deine Verhältnisse Dir gestattet ist."

„Ich kann nicht groschenweise leben, ich hasse das; will ich als Gentleman behandelt sein, muß ich als solcher leben, diese kleinlich ängstlichen Manieren im Benehmen und Handeln sind mir ein Greuel."

Er warf den Kopf zurück, der Ausdruck seiner Augen war so hochmüthig, um seinen Mund legte sich ein Ausdruck so grenzenloser Verachtung, daß aus den sonst so jugendlichen, heiteren Zügen das Gesicht eines vornehmen, stolzen Mannes wurde.

Fräulein Botmer sah diese Umwandlung, eine schnelle Röthe überzog ihr Gesicht, dann sagte sie leise, während sie ihre Hände ängstlich faltete:

„Wenn man aber kein fürstliches Vermögen hat, darf man auch keine fürstlichen Gewohnheiten annehmen."

Herr von Erbach wandte sich rasch um.

„Ma chère tante, da bin ich auch noch weit davon! Wenn ich aber ein Fürst geworden wäre, dann sollten Kind und Kindeskinder sich noch der Zeit erinnern, wo ich mit freigebiger Hand segenvoll mein Volk und Land regiert! Glänzend und einer edlen Abkunft würdig, hätte ich mein Haus gehalten, hätte ich meine Umgebung —"

„Erich, Erich, wohin führt Dich Deine Phantasie!" fiel ihm Fräulein Emma in die Rede. „Du bist der Sohn eines einfachen Edelmannes, laß Dir dieß Ehre genug sein und lebe dieser Abkunft gemäß anständig, würdig."

Herr von Erbach schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Warum hast Du mich eigentlich dazu bestimmt, Bankier zu werden? Ich hasse im Ganzen alles kaufmännische Treiben; war es der ausdrückliche Wunsch meines Vaters?"

„Es war das Natürlichste, Dein Vater hatte wenig Freunde, seine einzige Schwester lebte in England, in unserem Hause fandest Du Zuflucht, Dein Vermögen wurde verwaltet, Du hattest Gelegenheit, es durch eigenen Fleiß zu vergrößern."

„Wirklich, Tante Mary, ich habe lange nicht an sie gedacht, mir scheint, sie hat es ebenso gemacht."

„Weißt Du, daß die Schwester des Herrn Wigbert, seit Deine Tante Wittwe geworden, bei ihr Gesellschafterin ist?"

„Pas possible! Er hat mir noch kein Wort davon gesagt!"

„Das glaube ich gern, er ist ein ehrgeiziger Mann, die Stellung seiner Schwester ist ihm nicht angenehm. Du verkehrst viel mit ihm?"

„Ja, das heißt, er mit mir, er ist sehr artig, gefällig für mich, trotzdem —"

„Nun?" forschte Fräulein Botmer eifrig.

„Trotzdem kann ich mich nicht viel für ihn interessiren."

„Mir ist er unheimlich," sagte Fräulein Emma und sah ängstlich zu ihrem Schützling hin. „Ich bitte Dich, Erich, aber ganz entre nous, traue ihm nicht zu sehr, ich fürchte mich vor ihm."

Herr von Erbach lachte auf.

„Fürchten?" sagte er und sah mitleidig nach Fräulein Emma. „Ich fürchte mich nicht vor ihm, Dieu merci, das Wort ist mir fremd."

„Du mißverstehst mich, Erich, nicht das —"

Sie griff nach seiner Hand, als rasch die Thür aufging und ihre Nichte Louise eintrat.

Das Zimmer war nicht sehr hell beleuchtet, sie rief daher, ehe sie des jungen Mannes ansichtig geworden:

„Bis jetzt habe ich Klavier gespielt und nun bin ich gekommen, um Dir vorzulesen."

Herr von Erbach stand auf und begrüßte sie mehr gleichgültig als höflich.

„Da darf ich nicht länger stören," sagte er und wollte sich entfernen, aber seine Tante bat ihn, noch einen Augenblick zu bleiben.

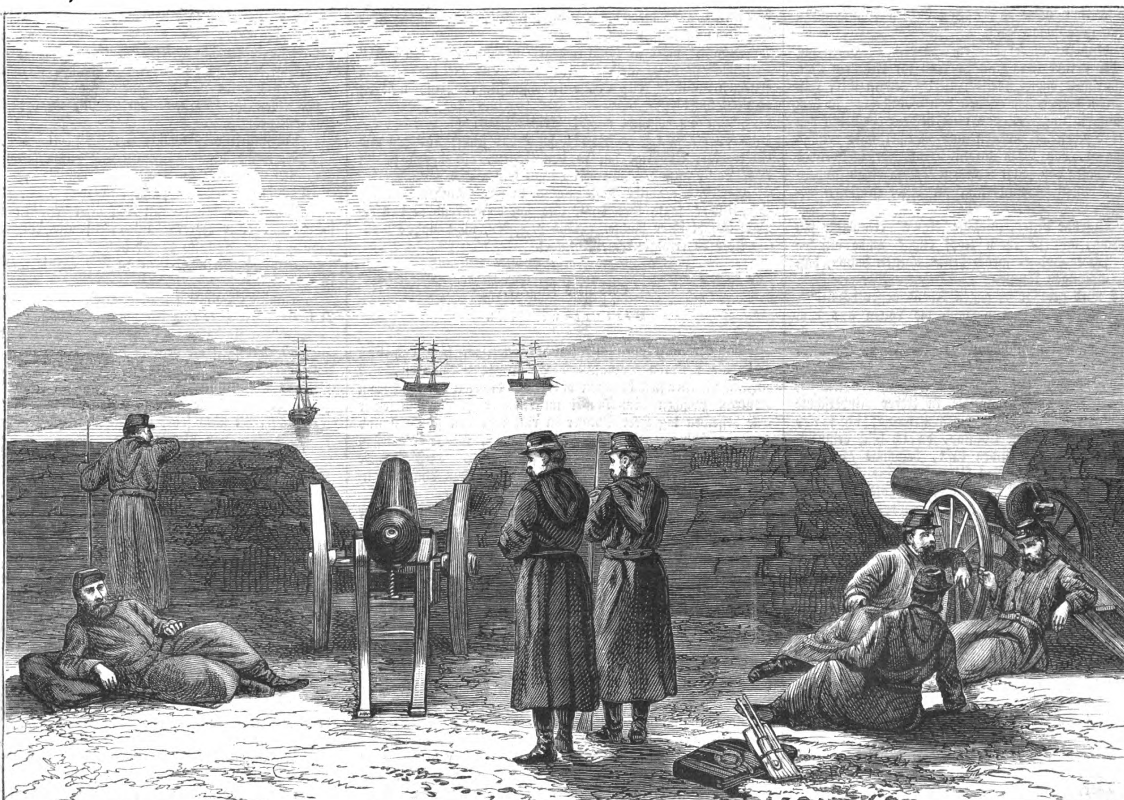
„Ich habe Dich in den letzten Tagen so wenig gesehen," sagte sie zärtlich, „daß es mir war, als seiest Du wieder abgereist."

„Du lebst sehr zurückgezogen."

Herr von Erbach ließ sich auf seinen Platz nieder, Louise hatte sich in die dunkle Fensterecke gesetzt, mit ihren Augen nach dem jungen Mann gewendet; sie vergaß sich, sie vergaß, wer sie war. Unablässig hing ihr Blick an seinen Lippen, lauschte ihr Ohr seiner melodischen, weichen Stimme — und er, er



Prinz Heinrich VII. Reuß, deutscher Botschafter in Konstantinopel. (S. 482.)



Der orientalische Krieg. **Russische Batterieen an der Mündung des Pruth.** (S. 483.)

hatte sie ganz vergessen. — Er begann Anekdoten zu erzählen, die für das Ohr des jungen Mädchens wohl nicht paßten, bis ihm endlich seine Tante leise sagte:

„Louise ist hier."

„Wie meinst Du?" fragte er aufhorchend. „Ah, Pardon, ich hatte sie ganz vergessen!"

Und die Worte drangen bis in die dunkle Fensterecke, drangen bis in das heiße, klopfende Herz, und während die Augen noch immer mit Wollust nach ihm hinsahen, tropften aus ihnen langsam die Thränen auf die zitternden Hände nieder.

Schon zweimal hatte es geklopft, endlich hörte es Fräulein Emma und rief:

„Herein!"

Die Kammerjungfer von Frau von Botmer trat ein.

„Ich bitte um Vergebung, wenn ich störe, die gnädige Frau lassen Fräulein Botmer fragen, ob Sie einen Augenblick zu sprechen wären?"

„Gewiß, es wird mir sehr angenehm sein."

Minna's Blicke hatten, während sie ihre Bestellung ausgerichtet, im Zimmer umhergeschweift; endlich hatte sie das junge Mädchen entdeckt. Sie dankte und entfernte sich.

„Ich glaube, seit einem Jahr hat Frau von Botmer meine Schwelle nicht betreten," sagte Fräulein Emma sehr überrascht zu Herrn von Erbach. „Was kann diesen Besuch veranlassen?"

„Wie so! Stehen die Schwägerinnen auf gespanntem Fuße?" lachte er.

„Wir harmoniren allerdings wenig."

„Aber ich kann Dir versichern, Deine Schwägerin ist eine vollkommen feine Weltdame und die pikanteste Blondine, die ich je gesehen. Wenn sie in Paris lebte, ich glaube, sie machte die ganze junge Männerwelt toll."

„Trotzdem sie bald Dreißig?"

„Auf das Alter, behaupte ich, kommt es weniger bei einer Dame an, als auf das Aussehen, ich zum Wenigsten unterhalte mich tausendfach lieber mit einer ältern, geistreichen Dame, als —"

Fräulein Emma unterbrach den jungen Mann rasch, denn sie hatte nicht jenes Kind vergessen, das stumm und verborgen im Fensterwinkel saß, und sagte:

„Bst! Sie kommt!"

Gleich darauf öffnete sich die Thür und Frau von Botmer trat ein. Sie grüßte freundlich und graziös, eilte an Herrn von Erbach vorüber zu ihrer Schwägerin, die ihr einige Schritte entgegen gegangen war.

„Guten Abend," sagte sie mit jener Stimme, die so einschmeichelnd und herzlich klang, wenn sie es wollte. „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie störe, liebe Emma —"

„Wollen Sie sich nicht setzen, Lucie?" erwiederte Fräulein Emma und deutete auf den Stuhl, den der junge Erbach für Frau von Botmer hingeschoben. „Sie stören mich durchaus nicht —"

Die junge Wittwe nickte Herrn von Erbach freundlich zu und nahm dann geräuschlos Platz.

Es war nicht zu leugnen, zwischen den beiden Damen lag ein Kontrast, der gerade nicht zum Vortheil für Fräulein Botmer ausfiel; sie hatte etwas Steifes, Verlegenes in ihrer Haltung wie in ihrem Benehmen. Frau von Botmer lag in dem Sessel so biegsam, so ungenirt, das violettseidene Kleid mit den feinen brüsseler Spitzen an Kragen und Aermel hatte etwas überaus Elegantes, hob ihren zarten Teint, ihr blendendes Haar so vortheilhaft, daß selbst Fräulein Emma einen Augenblick mit einer gewissen Bewunderung an dieser graziösen Erscheinung hing.

„Ist Ihre Migräne besser, gnädige Frau?" erkundigte sich Herr von Erbach, als sie ihren Kopf etwas müde auf die Hand stützte. „Herr Botmer sprach heute Morgen davon, daß Sie Niemand empfangen könnten."

„Danke, es wird gewöhnlich gegen Abend besser damit."

Sie schob mit ihrer schmalen Hand die Locken aus dem Gesicht, nahm dann ein feines Taschentuch und putzte damit die Handschuhe wieder ab, dann wandte sie sich zu ihrer Schwägerin.

„Vor einigen Wochen, liebe Emma, las ich in der Zeitung, daß Sie eine Person suchten, welche in Ihrer Kinderschule Unterricht im Nähen und Stricken ertheilen könne; ich schrieb damals nach Merlen an meine Cousine, da ich mich erinnere, daß sie dergleichen Mädchen bilden läßt, bekomme aber erst heut Antwort darüber. Im Fall Sie noch keine brauchbare Person gefunden, so bietet sich dort ein junges Mädchen dafür an, und ich dächte, man könnte einmal die Probe damit anstellen."

„Das ist sehr freundlich," erwiederte Fräulein Emma äußerst überrascht. „Allerdings hat bis jetzt noch Keine meinen Ansprüchen genügt, und wenn Sie darauf bezüglich an Ihre Cousine schreiben wollten, Lucie, bin ich gern bereit, das junge Mädchen auf meine Kosten kommen zu lassen. Ich bin Ihnen sehr dankbar."

Ueber das Gesicht von Frau von Botmer glitt ein müdes Lächeln; während sie mit dem Kopf leise nickte, sagte sie:

„Welch' ein trüber, einförmiger Tag war das heute! So ermüdend, so abspannend!"

„Warum sind Sie nicht ausgefahren, gnädige Frau?" fragte der junge Erbach.

„Ach so, das hätt' ich thun können, aber schließlich war das auch langweilig."

Sie warf Herrn von Erbach einen matten, melancholischen Blick zu, dann sagte sie:

„Sind Sie ausgeritten?"

„Ich habe ja noch kein Pferd!" rief der junge Mann lachend. „Aber, gnädige Frau, reiten Sie denn nicht? Ich könnte Sie mir so gut zu Pferd denken."

„Früher ritt ich leidenschaftlich, täglich, bei jedem Wetter, nicht wahr?" wandte sie sich zu ihrer Schwägerin.

„Ich erinnere mich," nickte Fräulein Emma.

„Nach und nach habe ich es aufgegeben, allein zu reiten macht mir keine Freude."

«Tant mieux!» rief Herr von Erbach und seine Augen leuchteten. „So ist uns Beiden geholfen, gnädige Frau! Von morgen an werde ich dafür sorgen, daß Pferde angeschafft werden, sowie Alles, was zu diesem Genuß nöthig ist. Gestatten Sie mir, Ihr Stallmeister zu sein."

Der Ton seiner Stimme war wie der eines Kindes, das sich auf ein neues Spielzeug freut.

Frau von Botmer zog die feinen Brauen in die Höhe und sagte, freundlich lächelnd:

„Wenn Ihnen dieß Amt nicht zu beschwerlich fällt, ich nehme gern Ihr Anerbieten an." Dann erhob sie sich. „Also, ich kann wegen des Mädchens schreiben?" sagte sie zu Fräulein Emma.

„Ja, ich bitte."

„So will ich es gleich besorgen, Minna kann den Brief noch heut Abend forttragen."

„Das konn ich ebenfalls," sagte Herr von Erbach und erhob sich rasch. „Nehmen Sie mich in Ihren Dienst, Sie werden mit mir nie zu zanken haben."

„Das glaub' ich kaum," erwiederte sie und reichte ihrer Schwägerin die Hand. „Auf Wiedersehen!"

Fräulein Emma berührte kaum die feinen Fingerspitzen.

«Adieu, ma chère tante!» wandte sich Herr von Erbach zu Fräulein Emma.

„Du gehst schon?" sagte sie, nicht ohne Unruhe.

Allein sie erhielt keine Antwort.

Der junge Mann war vorangeeilt, er öffnete die Thür und ließ Frau von Botmer langsam vorangehen, während er ihr folgte.

Darnach ward es still im Zimmer; Fräulein Botmer sah einen Augenblick nach der Stelle, wo die Beiden noch eben gestanden, dann wandte sie sich um nach dem Platz, wo ein vergessenes Kind saß.

„Louise," sagte sie leise, „warum versteckst Du Dich denn? Kannst Du nicht zwischen uns sein?"

Das junge Mädchen kam langsam hervor, sie war todtenbleich, ihre Augen waren matt und erloschen; als sie näher an das Licht kam, sagte ihre Tante erschrocken:

„Kind, wie elend siehst Du aus! Komm', setze Dich her zu mir, dort am Fenster war es gewiß zu kalt."

Louise ließ sich von ihrer Tante neben diese auf das Sopha ziehen, dann faßte sie deren Hand und sagte ernst:

„Tante Emma, glaubst Du, daß mein Vater Tante Lucie heirathen wird?"

Fräulein Botmer sah das bleiche Mädchen entsetzt an, der Gedanke, den sie nie gewagt auszusprechen, kam plötzlich über die zitternden jungen Lippen.

„Louise," sagte sie kaum hörbar, „warum fragst Du das?"

„Weil sie dann meine Mutter würde und weil ich das nicht ertragen könnte!" rief Louise leidenschaftlich. „Und weil ich es nicht will!"

„Weil Du es nicht willst? Armes Kind!"

„Ich bin kein Kind mehr!" sagte das junge Mädchen und ein trotziger Ausdruck lag in den Augen, mit denen sie zu ihrer Tante aufsah. „Denn ich kann hassen und —"

Eine dunkle Röthe schoß plötzlich in ihre Wangen.

„Und?" sagte ihre Tante und sah befremdend in das erregte Gesicht ihrer Nichte. „Und vergeben, nicht wahr?"

Aber es erfolgte keine Antwort.

Siebentes Kapitel.

Verborgene Glut.

Das Arbeitszimmer des Bankiers Botmer lag nach dem Hof; die schweren Damastvorhänge waren vorgezogen, nur einzelne Lichtstrahlen drangen durch und bildeten einen scharfen Kontrast zwischen dem Dunkel im Zimmer selbst. In einer Ecke desselben lag Herr Botmer in einem großen Fauteuil und war eingeschlummert, während die Zeitung, welche er gelesen, aus der schlaffen Hand zur Erde gefallen war. Dieß Zimmer war der einzige Ort, wo er es sich erlaubte, den Anforderungen seines Alters nachzugeben.

Doch plötzlich weckte ihn ein Geräusch auf dem Hof, er sah erstaunt um sich, horchte auf und eilte dann an's Fenster. Es war einer jener Märztage, wo es in der Luft schon Mai ist, während die Erde, noch kahl und arm, erst der Auferstehung des Frühlings entgegenharrt; Herr Botmer schob vorsichtig die Vorhänge ein wenig aus einander und folgte mit neugierigem Auge einem Reitknecht, der zwei Pferde am Zügel auf und ab führte. Nach wenigen Minuten sah er seine Schwägerin langsam die breite Treppe herabkommen, die aus dem Haus in den Hof führte, und kaum hatte sie dem Reitknecht gewinkt, die Pferde vorzuführen, erschien bereits von der andern Seite der junge Erbach; er eilte auf die Dame zu, begrüßte sie, untersuchte sehr genau Zaum und Sattel ihres Pferdes, und nachdem er ihr behülflich, aufzusteigen, schwang er sich rasch auf das zweite Pferd und ritt in frohester Laune neben ihr her zum Thor hinaus. Herr Botmer ließ die Vorhänge wieder zufallen, er kehrte nicht nach seinem Sessel zurück, der Schlaf war vorüber; tiefe Falten auf der Stirn, ging er gedankenvoll auf und nieder, — einen Augenblick hatten ihre Augen nach seinem Fenster gesehen, — wollte sie, daß er sie bewundern solle in ihrem eleganten Reitanzug, oder lag Spott in dem Lächeln, was dabei um ihren Mund gespielt?

„Das muß anders werden," sagte er endlich, „ich hasse jede Ungewißheit, mag es sein, was es wolle."

Er drückte auf eine Schelle, nach einigen Minuten trat der Bediente ein.

„Bitten Sie Herrn Wigbert, zu mir zu kommen, vorausgesetzt, daß er bereits im Comptoir."

„Herrn Wigbert habe ich bereits um zwei Uhr die Thür geöffnet, ich werde sogleich zu ihm gehen."

Herr Botmer zog jetzt die Vorhänge auseinander, stellte sich an seinen Schreibtisch und war eifrig mit Schreiben beschäftigt, als Herr Wigbert eintrat.

„Sie wünschen mich zu sprechen?" sagte dieser und sah scharf nach seinem Prinzipal hin.

„Ja, ich habe die Briefe durchgesehen und unterzeichnet, nur fehlt noch der Abschluß der letzten vierzehntägigen Kasse; dann sind die Kurse von heute morgen noch nicht notirt."

„Herr von Erbach scheint vergessen zu haben, es abzuschreiben oder Herrn Botmer vorzulegen."

„Ist er im Comptoir?"

„Nein, er ist mit Frau von Botmer ausgeritten."

„Wir müssen allerdings mit dem jungen Mann sehr viel Geduld haben, die Damen protegiren und verziehen ihn, man kann ihm ein wenig die Unlust zur Arbeit noch verzeihen, aber lange darf es nicht mehr so gehen."

„Seine Arbeit ist leicht zu ersetzen, wenn es nicht eben für ihn selbst von Nutzen wäre, thätig zu sein und vor allen Dingen seinem Vermögen nicht so zuzusetzen. Aber um einer so schönen Dame gefällig zu sein, wie Frau von Botmer, gibt man gern ein paar hundert Thaler für Pferd und Sattel hin."

Herr Botmer zog den Mund ärgerlich zusammen und ein zorniger Blick glitt zu Wigbert hin, der gleichgültig mit der Kette an seiner Uhr spielte und dabei in den Hof sah, wo der Reitknecht am Brunnen stand und Bürsten wusch.

„Könnte ich die Briefe mitnehmen?" wandte er sich an Herrn Botmer, welcher in Gedanken vor sich hinsah.

„Ja, doch nein — ich bin gegen drei Uhr unten und werde außer den Briefen noch einige andere Dinge mitbringen."

Herr Wigbert entfernte sich. Er trug den Kopf stolz und muthig, es konnte nicht besser gehen! In raschen Zügen verzehrte der junge Mann sein Geld, die Frauen raubten ihm unter Lachen und Scherzen die kostbare Zeit, welche er in ernster Thätigkeit nützen sollte, und gerade die Frau, um deren Liebe der Bankier schon jahrelang geworben — sie wandte plötzlich, unverkennbar all' ihre Zuneigung diesem Jüngling zu! Zwei mächtigere Hebel konnte das Geschick nicht ansetzen, um diesen gefährlichen Mann wieder aus dem Haus zu entfernen — „und zwar," sagte er sich weiter, als er langsam die Stufen herabstieg, „ist ja für mich keine Gefahr bis jetzt vorhanden, denn zwischen ihm und Louise besteht keine Sympathie."

Er wollte eben in einen langen Gang einbiegen, als er Schritte die Treppe herabkommen hörte, er sah rasch empor, dann eilte er auf die Hofthür zu und machte sie auf.

„Sie wollen zum Gärtner, Fräulein Botmer, darf ich?"

Er nahm ihr einige Blumentöpfe aus dem Arm und schritt neben ihr her dem Garten zu, welcher dicht an den Hof grenzte.

„Sie sind sehr freundlich, Herr Wigbert, es ist ein wahrer Maitag; meine Blumen sind bei mir verwelkt, ich will sie umtauschen. Es sollen im Treibhaus schon Veilchen blühen."

Das junge Mädchen plauderte harmlos vor sich hin.

„Wollen Sie den schönen Tag nicht benützen und spazieren fahren mit einer Ihrer Tanten?" fragte Wigbert und sein dunkles Auge sah rasch zu ihr hin.

„Tante Emma muß heut in ihre Schule und Tante Lucie ist ausgeritten."

„Frau von Botmer scheint dieß Vergnügen mit Leidenschaft zu treiben, seit Herr von Erbach anwesend."

„Ja," sagte das junge Mädchen. „Es scheint so."

Das Blut stieg ihr heiß in's Gesicht und ihre Blicke suchten den Boden.

Herr Wigbert schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort:

„Haben Sie keine Lust, reiten zu lernen?"

„Ich? Mit wem sollte ich reiten?"

„Mit Frau von Botmer."

„Das würde für sie sehr langweilig sein."

„Mit Herrn von Erbach."

„Das würde für ihn noch langweiliger sein."

„Er wäre ein solches Glück auch nicht werth."

Louise sah empor, die Worte hatten sie sonderbar erschreckt.

„Ja," erwiederte er, „es ist mein vollkommener Ernst, Fräulein Botmer! Ich beobachte den jungen Mann jetzt über vier Wochen und glaube, daß er ein ganz oberflächlicher, leichtsinniger Mensch ist."

Das junge Mädchen stand plötzlich still.

„Bitte," sagte sie und griff nach den Blumentöpfen, die ihr Begleiter in der Hand hielt, „wir sind am Treibhaus. Herr von Erbach ist der Adoptivsohn meiner Tante, fällen Sie kein so rasches Urtheil über ihn."

Ihre Hände zitterten, als sie sie ausstreckte, Wigbert eilte ihr voran nach der Thür des Treibhauses, dort stellte er die Blumentöpfe hin.

„Schiek ist da!" sagte er, sich leicht vor Louise verbeugend. „Bitte!"

Er ließ ihr den Weg frei, dann ging er rasch nach dem Haus zurück.

„Also doch auch hier im Weg," sagte er leise, „aber bei Gott! er soll mir aus dem Weg kommen!"

In seinem scharf geschnittenen Gesicht lag ein bitterer, gehässiger Zug. Ehe dieser Mensch in das Haus gekommen, hatte sich das junge Mädchen sehr freundlich und für seine Aufmerksamkeiten dankbar gezeigt, und nun! — Ihr Besitz, nach welchem er schon seit Wochen gerungen, erschien ihm jetzt dadurch, daß sich diese Möglichkeit weit in die Ferne schob, nur desto begehrlicher. Die Liebe war ihm bis dahin fremd gewesen, er hatte nur der einen Leidenschaft nachgegeben, dem Ehrgeiz, aber jetzt trat die Liebe hinzu, und beide Gefühle, jedes einzelne schon so mächtig, rangen nun vereint in seinem Herzen nach Befriedigung.

Achtes Kapitel.

Sie lacht über Beide.

Es war sechs Uhr Abends. Louise war bereits seit einer Stunde in dem Zimmer ihrer Tante Emma und wartete vergebens auf deren Erscheinen. Sie stand am Fenster und beobachtete die Vorübergehenden, wie sie in der so lang entbehrten warmen Luft behaglich langsam dahinschlenderten. Sie drückte die heiße Stirn an die Scheiben und folgte ihnen mit den Blicken. Heiter scherzend zogen viele Gruppen vorüber und sie, die Vielbeneidete, die reiche Bankierstochter, hatte Thränen in den Augen und um die jungen Lippen zitterte ein wehmüthiger Zug. Da hörte sie endlich Stimmen, es war ihre Tante — aber nicht allein, wieder er — unverkennbar! — Er sollte sie nicht wieder treffen, sie eilte in das Ankleidezimmer, zog rasch die Portièren zu und schlich nach einem in der Nähe stehenden Stuhl. Sie wollte nicht verstehen, was er sprach, sie wollte nicht einmal seine Stimme hören. Beide Hände drückte sie fest an ihren Kopf, doch endlich schien es ihr, als müsse es die Stimme eines Andern sein, die klang so laut, die Worte so heftig — unwillkürlich hob sie den Kopf empor.

„So hast Du ihn denn wieder getroffen? Kam er eben erst oder wollte er wieder fort?“ Das war ihr Vater — was wollte er, wen meinte er?

„Du weißt ja, daß er mit Lucie ausgeritten und daß er —“

„Ja, und daß er ein leichtsinniger Mensch ist, das weiß ich freilich auch!“ unterbrach sie der Bankier heftig. „Du hast ein gutes, sanftes Frauenherz, er ist der Sohn Deines Lieblings und hat diesen Platz wieder eingenommen, scheint es; Deine damalige Idee, die Du doch in Bezug seiner und Louisens aussprachst, war mir ganz konvenabel, aber sich hier im Haus umhertreiben als liebenswürdiger Kavalier, bald für diese, bald für jene Dame — das leid' ich nicht! Du vertrittst eine Art zweiter Mutter bei ihm, also mache es ihm verständlich; er hält um die Hand Louisens an und thut hier seine Schuldigkeit — fährt er aber fort auf diese Art wie bisher, so ist seine Stellung hier unhaltbar, dann kann er den Rest seines Vermögens nehmen und sich so bald als möglich entfernen. Ich darf meinem übrigen Personal kein schlechtes Beispiel geben lassen, wo sollte das hinführen! Vier Wochen habe ich es ruhig mit angesehen, aber nun muß es sich ändern.“

„Ich weiß nicht,“ sagte jetzt seine Schwester, „ob ich damals in dieser bestimmten Weise gesagt, daß Erich Louise heirathen sollte oder würde; der Gedanke war mir lieb, aber es sei fern von mir, einem oder dem andern Kind einen Zwang auferlegen zu wollen, und das kannst Du auch nicht thun, Otto, und auf diese Weise dem jungen Mann so plötzlich die Thür weisen; er ist Dir auch kein Fremdling, Du hast mir damals, als ich den Knaben hieher brachte, versprochen, Dich seiner anzunehmen.“

„Und das habe ich gethan bis zu diesem Augenblick! Allein, wie gesagt, mehr kann ich nicht thun, als ihm meine Tochter geben! Aber sich hier so umhertreiben ohne Zweck und Ziel, das leide ich nicht!“

„Neigungen kann man doch nicht, wie man es wünscht, erwecken; laß beiden Kindern Zeit, dann vielleicht —“

„Zeit ist ein kostbarer Artikel, ich bin nun einmal Kaufmann und es bleibt, wie ich gesagt. Du kannst als Frau die Fragen geschickter stellen als ich, thue das also bei ihm und gib mir dann Nachricht. Ich gebe Dir dazu vierzehn Tage Zeit.“

Herr Botmer war, während er gesprochen, im Zimmer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er vor seiner Schwester stehen.

„Schick' ihn doch nach England zu seiner Tante, sie ist ja mutterseelenallein, kein Mann, kein Kind, dabei hat sie, wie Wigbert neulich sagte, den Bruder ihres Mannes beerbt, es ist also auch Geld vorhanden, das er durchbringen kann —“

Fräulein Emma hatte bis jetzt ruhig zugehört, aber nun sah sie erschrocken auf.

„Zu ihr? Das geht nicht! Sie hat es mir verboten, ihn zu ihr zu schicken.“

„Schöne Familienverhältnisse!“ sagte Herr Botmer höhnisch. „Aber es war auch von der Schwester nichts Anderes zu erwarten, nach dem Leben, das der Bruder geführt. Diese Dinge gehen mich übrigens nichts an, ich vertheidige nur mein Hausrecht und bitte Dich, nach meinem Wunsch und Willen zu handeln, denn ich bin solcher Szenen herzlich müde und wünsche Frieden um mich zu haben.“

Er wandte sich jetzt nach der Thür, doch ehe er sie öffnete, sah er noch einmal nach Fräulein Emma.

„Du hast mich verstanden?“

Sie nickte ihm zu und er schloß die Thür. Einen Augenblick blieb sie wie erstarrt stehen, da schreckte sie plötzlich ein Geräusch in ihrem Schlafzimmer auf, sie sah nach der Thür, die Vorhänge theilten sich und ihre Nichte trat daraus hervor — oder war sie es nicht —? Es kam ihr vor, als sei es ein anderes, ein fremdes Gesicht, was mit den großen, starren Augen nach ihr hinsah.

„Louise? Du hier versteckt?“

„Ich fürchtete mich vor dem Vater, ich glaubte auch erst, er —“ sagte das junge Mädchen und stand jetzt dicht vor ihrer Tante, sie faßte nach deren Händen und rief dann plötzlich, sie leidenschaftlich und angstvoll an sich pressend:

„Mich ihm anbieten? Um mich mit ihm handeln wie um eine Waare? — Ihn zu zwingen, um meine Hand zu werben oder aus dem Haus gejagt zu werden? — So hast Du es doch auch verstanden, und Du, eine Frau, Du wirst doch fühlen, was darin für eine Schmach, für eine Erniedrigung für mich liegt?!“

„Louise, mein Kind,“ sagte Fräulein Botmer und zog das zitternde Mädchen an sich, „ängstige Dich nicht, ehe ich Dich so demüthige, eher soll Erich dieß unglückselige Haus verlassen, ja, eher heut wie morgen, das schwöre ich Dir, und nie, nie wieder soll er einen Fuß über diese Schwelle setzen.“

Louise sah auf, sie strich das wirre Haar aus der Stirn.

„Fort?“ rief sie. „Fort von hier? Für immer fort? Er, er! Ihn nie wieder sehen — ihn nie — Tante Emma!“ schrie sie auf und fiel auf ihre Kniee, indem sie die Hand ihrer Tante fest umklammerte, „verbergen will ich mich vor ihm, nirgends will ich ihm im Weg sein, Niemanden, ihm nicht, dem Vater nicht, aber ich muß ihn sehen können, nur dann und wann — so wie damals, wo er vergessen, daß ich im Zimmer war, und ich nichts sah und hörte als ihn!“

„Louise, Louise, mein armes Mädchen!“

Bilder aus ihrer eigenen Vergangenheit traten vor ihre Seele, was wollte das herbe Geschick? Sollte dieß Kind durch ihre Schuld dasselbe Schicksal treffen, das sie in ihrer Jugend ertragen?

„Ich kenne Deinen Vater,“ sagte sie, nachdem sie das zitternde Mädchen auf die heißen Lippen geküßt. „Er ist heftig, aber nachher beruhigt er sich und läßt sich überzeugen.“

„Aber,“ sagte Louise, „der Vater liebt —“

„Ja, ja!“ rief Fräulein Emma und stieß das junge Mädchen fast von sich. „Sie ist an Allem Schuld, an Allem!“

„Und er, er liebt sie auch!“ rang es sich leise von den zitternden Lippen.

„Vielleicht!“ erwiederte Fräulein Botmer.

„Und Tante Lucie? —“

„Lacht über Beide.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Theophrastus Paracelsus.

(Bild S. 481.)

Zu den zahlreichen Gelehrten der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, welche besonders auf den Gebieten der Philosophie, Theologie, Philologie und Arzneikunde die scholastischen Weltanschauungen des scheidenden Mittelalters zum Theil mit einer wilden, phantastischen Genialität bekämpften und den wissenschaftlichen Geist der Neuzeit anbahnten, zählte der vielgenannte Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, welchen sein unstätes, bewegtes Leben, seine heftige Polemik gegen zeitgenössische Vertreter der medizinischen und Naturwissenschaften, sowie seine Geheimnißkrämerei mit neuerfundenen seltsamen Heilmitteln und seine vermeintliche Gewalt über übernatürliche Kräfte zu einer jener phantastischen Figuren gestempelt hat, wie sie Goethe im Faust poetisch verklärte.

Paracelsus war im Jahr 1493 zu Einsiedeln in der Schweiz geboren, weßhalb er sich zu seinen zahlreichen Namen auch gern noch den Namen Eremita beilegte, und erhielt den ersten Unterricht von seinem chemisch gebildeten Vater und dem berühmten Abt Tritheim. Indeß liegt sein weiterer Bildungsgang im Dunkel und scheint er mehr genialer Autodidakt als schulmäßig gebildeter Gelehrter gewesen zu sein, weßhalb man auch bezweifelte, daß er jemals in vorschriftsmäßiger akademischer Weise den Doktorgrad erworben habe. Gleichwohl hatte er sich schon als junger Mann durch seine Genialität und durch seine angeborene lebhafte Neigung für Arzneikunde und Naturwissenschaften eine Menge Kenntnisse erworben, welche er nach Art der damaligen „fahrenden Schüler“ auf Reisen, oder richtiger gesagt, Vagabondagen, geltend machte und sich dadurch bald einen weitverbreiteten Ruf erwarb. Sein Heilsystem, mit welchem er als reisender Arzt unter vielen glücklichen Kuren auftrat, war indeß mit all' den abergläubischen, kabbalistischen, astrologischen und chiromantischen Phantastereien verbrämt, welche im Charakter der damaligen Zeit lagen, und dieser Umstand, daß er sich trotz aller Genialität und trotz alles angeborenen Scharfsinns den abergläubischen Vorstellungen und den Vorurtheilen seiner Zeit nicht entwinden konnte, läßt auch seine später schriftstellerisch festgestellten philosophischen und naturwissenschaftlichen Anschauungen mit einem Wust von kabbalistischen, phantastisch-theosophischen und astrologischen Absurditäten behaftet sein, welche beweisen, daß er über den Aberglauben seiner Zeit nur theilweise hinausgehen konnte. Daraus ist ihm indeß kein Vorwurf zu machen, denn den Vorurtheilen und den durch die Macht der Autorität befestigten Irrthümern seiner Zeit unterliegt mehr oder weniger auch der begabteste Mann, wofür der Hexen-, Gespenster- und Dämonenglauben, welchem die bedeutendsten Männer und Reformatoren jener Zeit huldigten, genugsamen Beweis liefert.

Gleichwohl aber wandte sich Paracelsus dennoch mit rücksichtsloser Energie gegen eingewurzelten blinden Autoritätsglauben auf dem Gebiete der Arzneikunde und bekämpfte mit großer Energie die bisher in der Medizin als Orakel geltenden Lehren des Theophrast, Galenus und Avicenna (Ibn Sina), deren hochgeachtete Schriften er sogar öffentlich verbrannte. Dieses kühne Auftreten sowohl, als zahlreiche glückliche Kuren, welche er durch eine rationellere Handhabung der Arzneikunde zu Wege brachte, erwarben ihm, auf des berühmten Oekolampadius' Empfehlung im Jahr 1526, einen Ruf als Stadtarzt nach Basel, woselbst er zugleich an dortiger Hochschule medizinische Vorlesungen, und zwar, was in damaliger Zeit unerhört, in deutscher Sprache hielt.

Diese Neuerung, weil mehr noch aber die rücksichtslosen Angriffe auf seine Kollegen, zogen ihm zahlreiche Feinde zu, welche sich alle mögliche Mühe gaben, die Fortsetzung seiner Vorlesungen zu hindern. Seinen trotz aller Anfeindungen sehr zahlreichen Schülern und Anhängern wurde die Erwerbung des Doktorgrades verweigert und er selbst aufgefordert, durch ein Examen zu beweisen, daß er ein rite promovirter Doktor sei und veniam legendi erworben habe. Solche Aufforderungen und Zumuthungen beantwortete er aber nur in der heftigsten, oft in's Pöbelhafte übergehenden Sprache und betonte, daß mancher Doktorhut einen Eselskopf decke, dessen Träger nicht werth sei, ihm die Schuhschnallen aufzulösen. Durch solch' eine Sprache indeß, sowie auch durch sehr begründete Vorwürfe und durch die mit vielem Lärm geltend gemachte, aber berechtigte Forderung, daß die Apotheker geprüft und die Apotheken einer gewissenhaften Visitation unterworfen werden müßten, fachte er nur den Haß seiner Feinde immer lebhafter an, so daß es ihnen endlich gelang, beim Rath die Entfernung des höchst mißliebigen Kollegen aus Basel durchzusetzen. Und das wurde seinen Gegnern um so leichter, als Paracelsus durch ein wildes Leben, namentlich durch seine wüste Trunksucht, welche ihn oft veranlaßte, in den Kneipen des gemeinsten Gesindels zu verkehren, dem Rath, den er zudem ebenfalls gröblich beleidigt hatte, genügenden Anlaß in die Hände gab, „dem ungefügen, lästerlichen und säuischen Doktor und Querulanten“ den weiteren Aufenthalt in der Stadt bei schwerer Strafe zu untersagen.

Paracelsus wandte sich nun wie früher wieder einem unstäten Leben zu und durchwanderte als „fahrender Arzt und Therialskrämer“ den größten Theil von Europa, bei welchem unstäten Leben er aber gleichwohl seine medizinischen Kenntnisse bedeutend erweiterte und seinen Ruf durch glückliche Kuren noch umfassender und tiefer wie früher befestigte. Sein Rath und seine Hülfe wurde von Fürsten und namhaften Männern nachgesucht, was ihn aber nicht hinderte, auch solche Personen öffentlich mit Heftigkeit anzugreifen, wozu er hin und wieder indeß auch wohl Ursache hatte, da man ihm zu verschiedenen Malen das wohlverdiente Honorar kürzte, oder ihn ganz darum betrog. — Endlich schien er einen dauernden Ruhepunkt gefunden zu haben und zwar in dem wohleingerichteten, stattlichen Hause zu Salzburg, das mit seinem Porträt verziert noch heute in Salzburg gezeigt wird, und welches von Fremden viel besuchte Haus das vorliegende Bild in seinen bemerkenswerthesten Einzelnheiten wiedergibt.

Nach Salzburg hatte den berühmten Arzt der Erzbischof Ernst im April des Jahres 1541 berufen, allein lange sollte Paracelsus dieses Tuskulum nicht bewohnen, denn er starb schon im Herbst desselben Jahres, wie mehrfach behauptet wird, an Gift, welches ihm seine Feinde und Neider beigebracht hätten.

Bevor wir uns nun das interessante Haus und seine innere Einrichtung näher ansehen, wollen wir jedoch, soweit es der uns hier knapp zugemessene Raum erlaubt, versuchen, in ganz kurzen Zügen einige Andeutungen über das physikalisch-theosophische System des merkwürdigen Mannes und über seine Verdienste um die Arzneikunde zu geben. Diese Verdienste werden, nach Abzug aller Prahlereien, Charlatanerieen und abergläubischen Phantasmen des Paracelsus, bis auf unsere Zeit in der Geschichte der Arzneikunde sehr wohl gewürdigt und auch Curt Sprengel gesteht ihm zu, daß er mehrere der „gemeinnützigsten und brauchbarsten Neuerungen in die Medizin eingeführt habe“. Ebenso hat Paracelsus große Verdienste um die Ausbildung der Chemie und ihre Einführung in die Apotheken, was auch seine heftigsten Gegner zugaben.

Was nun seine theosophisch-physikalische Weltanschauung betrifft, so ist dieselbe in seinen verschiedenen Schriften zerstreut und meist in einer eigenthümlich verdunkelten Sprache ausgedrückt. Seine Auffassung Gottes und der Weltschöpfung hat einen gnostischen Anstrich. Alle Dinge waren ursprünglich der Idee nach in Gott und wurden dann materiell und sinnlich wahrnehmbar. Jedes Geschöpf spiegelt in vollkommener oder unvollkommener Weise die große Welt wieder, ist also ein Mikrokosmus, und der vollendetste Mikrokosmus, der Mensch, ist ein Abbild des Weltalls oder des Makrokosmus in vollkommenster Form. Daher ist der Mensch die kleine Welt und er ist aus einem Extrakt des Besten und Subtilsten entstanden, was die große Welt mit ihren Sternen, Planeten und Elementen in sich faßt. Als ein Auszug der vier Elemente ist der Mensch auch das fünfte Wesen oder die Quintessenz der übrigen vier Grundwesen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um dem Leser eine ungefähre Vorstellung von dem phantastischen Philosophiren des Mannes zu geben, dessen wohlgetroffenes Porträt uns unser Bild, umgeben von Tiegeln, Retorten, Herbarien, Phiolen und all' jenen seltsamen Dingen zeigt, welche derzeit zu den nothwendigen Requisiten einer Studirstube oder eines Museums gehörten. In Paracelsus, Museum, wie es im Bilde vor uns liegt, haben wir „kein dumpfes Mauerloch, woselbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht“, sondern ein reich und geschmackvoll ausgestattetes Zimmer, welches dem berühmten Bewohner vielleicht durch die Munificenz des Erzbischofs so hergestellt sein mochte. — In diesen Räumen dachte, grübelte und experimentirte der phantastische Gelehrte.

Karl Seifart.

Gemüthlichkeit.

Eine Studie

von

Karl Stugau.

Es ist gewiß kein bloßes Ungefähr, daß die Franzosen für unser deutsches Wort Gemüth keinen Ausdruck haben, der den Begriff, welchen wir damit verbinden, vollkommen deckt. Jeder, der französisch versteht, weiß, daß die Wörter âme, coeur, sentiment etc., welche man in Wörterbüchern findet, dem, was wir unter Gemüth begreifen, nur sehr entfernt nahekommen. Ebensowenig hat die französische Sprache ein Wort für gemüthlich und Gemüthlichkeit. Am besten würde noch der Ausdruck bon garçon das wiedergeben, was wir uns unter einem gemüthlichen Menschen denken, obwohl Jedermann fühlt, daß bon garçon theils zu viel, theils zu wenig sagt. Das Wort gemüthlich ist noch viel weniger in's Französische zu übersetzen;

es versuche z. B. Jemand den einfachen Satz: „Wir saßen gemüthlich beisammen“ französisch zu geben, und er wird finden, daß dieß ohne weitschweifige Umschreibung geradezu unmöglich ist.

Aehnliches gilt von den Engländern. Auch sie haben für Gemüth, gemüthlich, Gemüthlichkeit keine entsprechenden Ausdrücke, ebensowenig als die Italiener, Spanier und Portugiesen. Ob die slavischen Sprachen Ausdrücke haben, welche das, was wir unter dem Worte Gemüth und seinen Ableitungen verstehen, genau bezeichnen, ist mir unbekannt. Doch zweifle ich daran. Es scheint daher das Wort Gemüth etwas der deutschen Sprache Eigenthümliches zu sein, und wir können daraus den Schluß ziehen, nicht etwa, daß andere Völker kein Gemüth haben, wohl aber, daß Gemüthlichkeit vorzugsweise bei den Deutschen zu Hause ist.

Unter Gemüth verstehen wir denjenigen Theil unseres seelischen Haushaltes, durch welchen wir zum Empfinden und Begehren angeregt werden. Daher sprechen wir von Gemüthsbewegung, Gemüthsruhe, Gemüthskrankheit und dergl. In diesem allgemeinen Sinne hat jeder Mensch Gemüth, weil es Menschen, die nicht fühlen, noch wünschen und begehren, nicht gibt; aber nur dort, wo wir Tiefe und Innigkeit der Gefühle finden, sagen wir vorzugsweise von einem Menschen, er habe Gemüth. Wir wenden dieses Wort also hier in ähnlicher Weise an, wie z. B. das Wort Charakter, Geist 2c. Jeder Mensch hat gewisse Besonderheiten an sich, die ihn von anderen Menschen unterscheiden, ihn als Den, der er ist, kenntlich machen, d. h. charakterisiren. Obgleich somit Jeder einen bestimmten Charakter hat, so nennen wir doch nur Den einen Charakter, bei welchem das ihm Eigenthümliche besonders scharf ausgeprägt, und den wir zugleich folgerichtig, nach feststehenden Grundsätzen handeln sehen. So nennen wir nur Den einen Mann von Geist, der dieses Seelenvermögen in bemerkenswerthem Grade besitzt, denn etwas Geist ist jedem Menschen eigen.

Wenn wir von Gemüth sprechen, so sehen wir in der Regel von dem Denkvermögen ab, ja wir sind gewöhnt, uns Gemüth und Verstand in einem gewissen Gegensatze zu denken, wir stellen Kopf und Herz, Geist und Gefühl einander gegenüber. Jene Menschen, bei denen der Verstand überwiegt, nennen wir Verstandesmenschen. Menschen dagegen, bei welchen die gemüthliche Seite ihres Wesens vorherrscht, pflegen wir Gefühlsmenschen zu nennen. Eines der Hauptseelenvermögen scheint immer die übrigen zu überwiegen, ja nicht selten in einem gewissen Grade auszuschließen. Dem Verstandesmenschen fehlt es meist an Lebhaftigkeit der Phantasie und Tiefe des Gefühls, und dem Gemüthsmenschen geht gar oft, wie man zu sagen pflegt, der Verstand mit dem Herzen durch. Menschen, bei denen Geist und Gefühl in einem schönen Gleichgewicht stehen, sind allenthalben selten zu finden. Der Sprachgebrauch sagt von solchen vorzüglichen Menschen, sie hätten Kopf und Herz auf dem rechten Fleck.

Man sollte meinen, daß die Frauen, bei denen nach der allgemeinen Annahme die Gefühlsseite weit stärker entwickelt ist als bei den Männern, auch gemüthlicher sein müßten als diese. Das ist aber nicht der Fall; wenigstens hört man häufiger von gemüthlichen Männern, als von gemüthlichen Frauen reden, was um so mehr zu verwundern ist, als die sogenannte Sentimentalität, d. h. die wirkliche oder erkünstelte Gefühlsweichheit und Gefühlsschwärmerei, fast nur bei dem schönen Geschlecht angetroffen wird. Dieser Widerspruch erklärt sich daraus, daß der Sprachgebrauch mit dem Worte gemüthlich gewisse Nebenbegriffe verbindet.

Wenn wir uns im Winter, umgeben von Freunden und Gesinnungsgenossen, mit denen wir zwanglos unsere Gedanken austauschen können, in einer behaglich erwärmten Stube befinden, wenn Thee, Punsch oder ein gutes Glas Wein unsere Lebensgeister angenehm erregt haben, so pflegen wir zu sagen: „Hier ist's gemüthlich!“

Befinden wir uns in einem großen und kalten Raume und in der Gesellschaft von Menschen, die uns unsympathisch sind, oder vor denen wir uns zusammennehmen müssen, so finden wir es ungemüthlich.

Körperliches Wohlbehagen und Zwanglosigkeit sind also nothwendige Bedingungen jenes Zustandes, den wir gemüthlich nennen. Dort, wo wir uns nicht gehen lassen können, sondern auf der Hut sein müssen, damit wir nicht gegen Etiketten oder sonstige Rücksichten verstoßen, dort fehlt die Behaglichkeit und damit die rechte Gemüthlichkeit.

Die Frauen, als die Hüterinnen der Schicklichkeit und der guten Sitte, sind von Jugend auf mehr daran gewöhnt, — vorausgesetzt natürlich, daß sie gut erzogen sind, — Worte, Blicke und Geberden in Zucht und Zaum zu halten und darauf zu sehen, daß in ihrer Gegenwart auch von Anderen nichts gethan oder gesprochen werde, was die Würde ihres Geschlechtes verletzen könnte. Wegen des Zwanges, den die Frauen Anderen und sich selbst auferlegen müssen, pflegen sich viele Männer in Damengesellschaft nicht recht gemüthlich zu fühlen. Daher mag es auch kommen, daß den Frauen die Bezeichnung „gemüthlich“ so selten beigelegt wird, obwohl sie dieselbe, wenn wir das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung fassen, wohl verdienen würden.

Aus ähnlichen Gründen finden wir die Gemüthlichkeit wohl in einem kleinen Kreise trauter Freunde und Bekannten, nicht aber in großen Gesellschaften, wo wir mehr oder weniger durch die Zwangsjacke der Etikette eingeengt sind. Trauter Freunde und Bekannten, sage ich, weil auch der Unterschied des Alters, des Standes und der Denkungsart der Gemüthlichkeit Eintrag thut. Ein Trupp junger Lieutenants, an deren Tisch sich ein höherer Vorgesetzter verirrt, werden sofort finden, daß es nicht mehr so gemüthlich ist wie früher.

Eine weitere Bedingung der Gemüthlichkeit ist die, daß man nicht nöthig habe, mit der Zeit zu geizen. Wer sich in einem geselligen Kreise befindet und jeden Augenblick auf die Uhr sehen muß, damit er ja zur rechten Zeit fortgehe und nicht Dieß oder Jenes versäume, der kann sich nicht mit jener Sorglosigkeit und Selbstvergessenheit dem Genuß der Gegenwart hingeben, die eine unerläßliche Bedingung für die rechte Gemüthlichkeit ist.

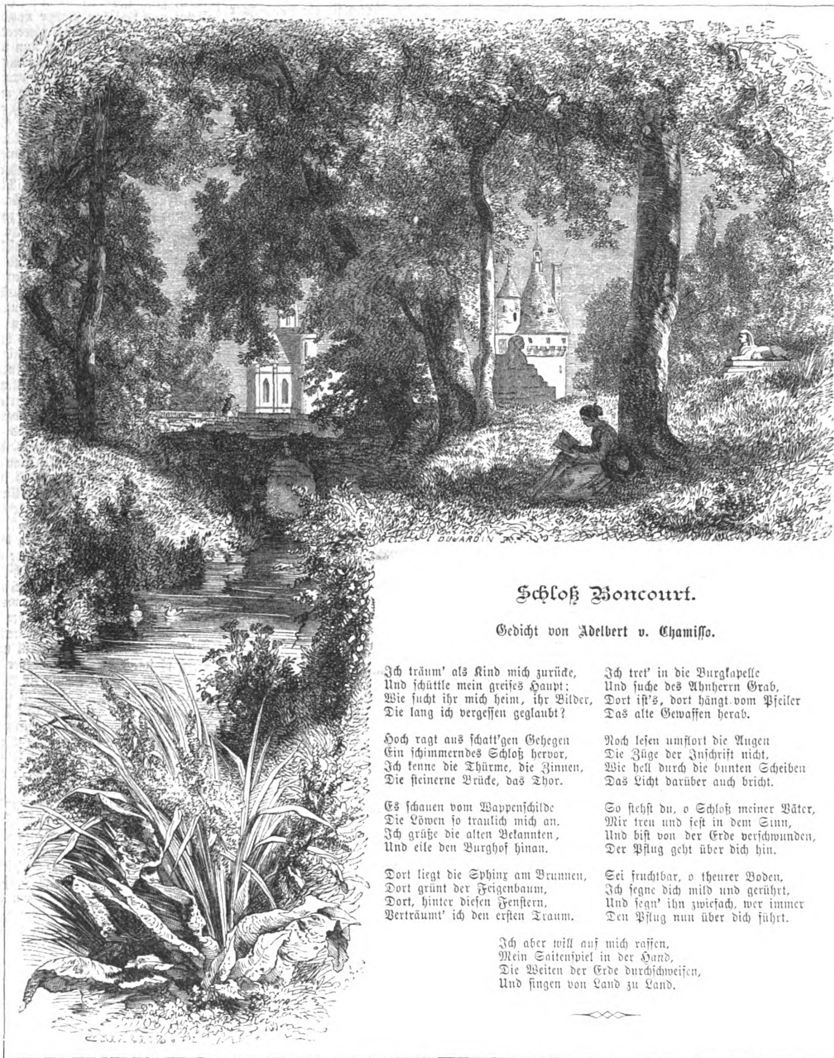
Aus diesem Grunde sind die Nordamerikaner die ungemüthlichsten Menschen von der Welt. Niemand rechnet ängstlicher mit der Zeit als sie. Selbst Essen und Trinken wird beim Yankee nach der Uhr abgethan wie ein Geschäft, denn: «time is money» (Zeit ist Geld) so lautet ihre erste Lebensregel. Ein gemüthliches Zusammensitzen in Gast- und Kaffeehäusern gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Will man dort mit einem Bekannten ein Glas Wein oder dergleichen trinken, so tritt man mit ihm in einen Wein- oder Schnapsladen und nimmt das Gewünschte stehend an der «Bar», das heißt am Schenktisch. In fünf Minuten ist das abgemacht, dann geht es weiter. Wo sollte bei solcher Hast die Gemüthlichkeit herkommen?

Beim Engländer fehlt die Gemüthlichkeit aus einem andern Grunde. John Bull — mit allem Respekt vor seinen sonstigen guten Eigenschaften sei es gesagt — ist ein zugeknöpfter, in den Formen der Etikette erstarrter Pedant. Wer ihm nicht von sehr guter Seite förmlich vorgestellt worden, den würdigt er keines Blickes, keines Wortes, der existirt nicht für ihn. Bei einem solchen Menschen, mag ihm auch die Tiefe des Gefühls nicht abgehen, fehlt jenes liebenswürdige, arglose Sichgehenlassen, welches den gemüthlichen Menschen kennzeichnet.

Der Franzose besitzt unstreitig viele Eigenschaften, welche ihn zu einem angenehmen Plauderer, zu einem unterhaltenden Gesellschafter machen. Allein er hört sich gern sprechen, sucht durch Geist und Witz zu glänzen und möchte die Kosten der Unterhaltung am liebsten allein tragen. Die Kunst zu hören und auch Andere zur Geltung kommen zu lassen, ist ihm nur in geringem Maße eigen.

Dem deutschen Naturell behagt das ruhelose Umherspringen von einem Gegenstand zum andern nicht. Wenn wir uns gemüthlich fühlen sollen, müssen wir dem Gespräch mit Bequemlichkeit folgen können; wir verweilen gerne bei einem Gegenstand, der uns interessirt, etwas länger, ja wir versenken uns leicht fast allzu tief darein. Frau von Staël, welche von allen Franzosen die Deutschen vielleicht am richtigsten beurtheilte, sagt daher nicht mit Unrecht, daß die Kunst zu plaudern eigentlich nur in Frankreich zu Hause sei und daß die deutsche Gründlichkeit zum Plaudern wenig geschickt mache. Frau von Staël hat hier die Plauderei, wie der Franzose das Wort versteht, nämlich das leichte, prickelnde, geistreiche Plaudern, im Auge gehabt, und darin sind allerdings unsere überrheinischen Nachbarn Meister. Gemüthliches, nicht bloß den Geist, sondern auch das Herz erquickendes Plaudern dagegen ist nirgends sicherer zu finden, als in gebildeten Kreisen Deutschlands. Es ist daher — und damit komme ich zurück auf das, wovon ich ausgegangen bin — kein Zufall oder keine Mangelhaftigkeit der Sprache, wenn die Völker nichtdeutscher Zunge keine entsprechenden Ausdrücke für Gemüth, gemüthlich und Gemüthlichkeit haben. Sie haben die Worte nicht, weil ihnen der Begriff, und diesen nicht, weil ihnen die Sache fehlt.

Wir haben schon oben flüchtig berührt, daß Zwanglosigkeit,



Schloß Boncourt.

Gedicht von Adelbert v. Chamisso.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an.
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

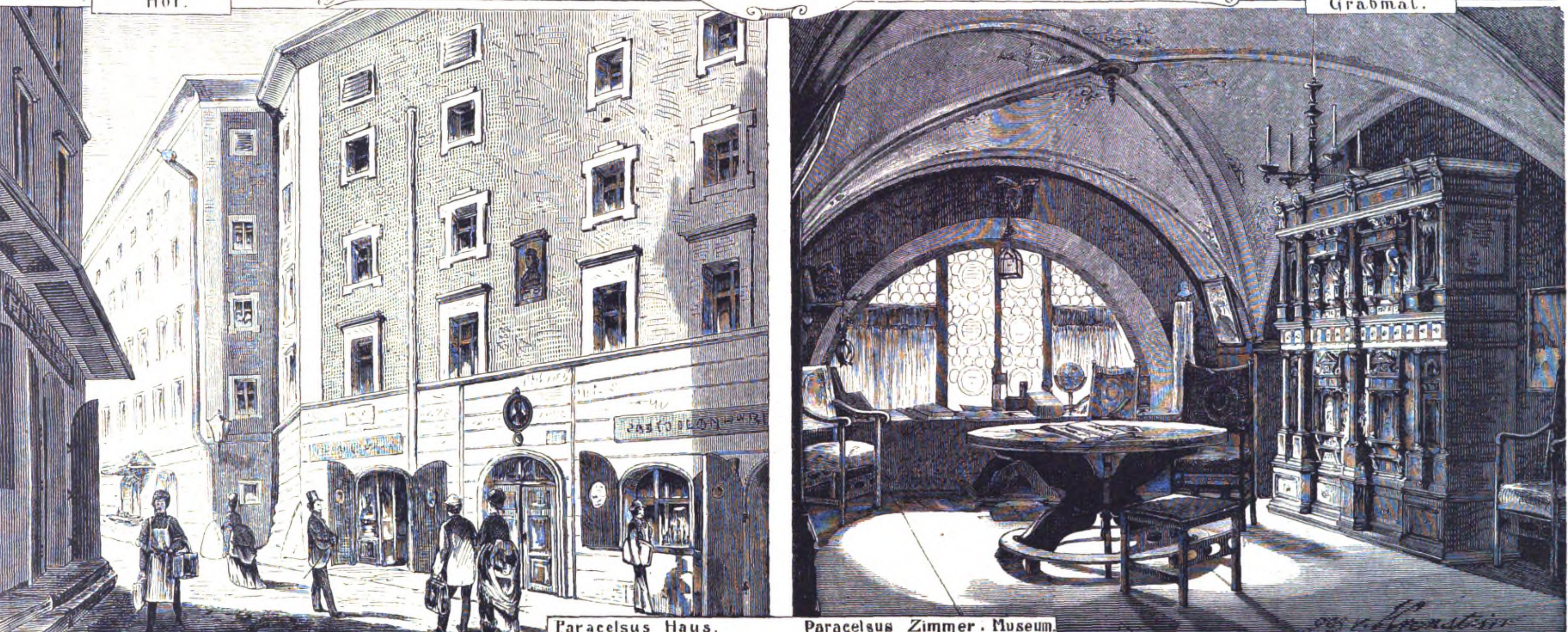
Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.





Erinnerungen an Theophrastus Paracelsus in Salzburg. Nach Skizzen von Baumgärtner. (S. 479.)

körperliches und geistiges Wohlbehagen, Freiheit von Sorge, Mühe und Beschwerde, ruhiges Versenken in die Gegenwart, nothwendige Bedingungen der Gemüthlichkeit sind. Hieraus geht theoretisch hervor, und die Erfahrung bestätigt es, daß heftige Begierden, Affekte und Leidenschaften Feinde der Gemüthsruhe, somit auch Feinde der Gemüthlichkeit sind. Ein Mensch, den Habsucht, Neid, Ehrgeiz, Eifersucht ꝛc. verzehrt, ist ein ungemüthlicher Geselle. Wie sollte es auch anders sein? Alle Affekte und Leidenschaften, welche uns zu unseren Nebenmenschen in einen feindlichen Gegensatz bringen oder mit des Lebens Nothdurft und dem Kampf um's Dasein zusammenhängen, vertragen sich schlecht mit der Gemüthlichkeit. Schon das Sprüchwort sagt: „Wo das Geld anfängt, dort hört die Gemüthlichkeit auf“.

Es ist natürlich, daß idealistisch angelegte Menschen sich leichter von der Herrschaft der Selbstsucht und des Eigennutzes frei machen können, als die realistischen oder sogenannten praktischen Naturen. Da nun der Deutsche unter allen Völkern die ausgesprochenste Anlage und Neigung zur Idealität hat, so darf man sich nicht wundern, wenn die Gemüthlichkeit schon um deßwillen, abgesehen von anderen Gründen, vorzugsweise bei ihm heimisch ist.

Der deutsche Botschafter am türkischen Hofe.

(Porträt S. 477.)

Als Prinz Reuß zum deutschen Botschafter in Konstantinopel ernannt wurde, faßte man in ganz Europa dieß als ein sehr bedeutungsvolles Ereigniß auf. Mit dem Prinzen zugleich auf demselben Schiffe traf auch Graf Zichy als österreichischer Gesandter in der Hauptstadt des Osmanenreiches ein und die gemeinschaftliche Art des Auftretens der beiden Diplomaten gab sogleich kund, daß Deutschland und Oesterreich völlig einig im Handeln bei der brennenden Frage sein werden.

Prinz Heinrich VII. Reuß ist ein Verwandter des Kaisers von Rußland, er war langjähriger Botschafter am petersburger Hofe und seine Wahl beweist, abgesehen noch davon, daß die russischen Unterthanen in Konstantinopel unter deutschen Schutz gestellt wurden, die innige Freundschaft, welche die Höfe von Berlin und St. Petersburg verbindet. Die gleichzeitige Ernennung des Grafen Zichy als Vertreter Oesterreichs und seine Verbindung mit dem deutschen Gesandten sind ein Zeichen, dem übrigen Europa gegeben, daß diese beiden großen Mächte den Krieg lokalisirt zu sehen wünschen, und dahin wird auch das Streben der sehr thatkräftigen und von ihren Staaten auf das Ernsteste unterstützten Diplomaten gerichtet sein.

Die Stellung des Prinzen Reuß ist überaus schwierig. Er wird vielleicht manchen Konflikten kaum ganz aus dem Wege gehen können, da die Türkei von der beabsichtigten Ausweisung der russischen Unterthanen nur durch die energischen Vorstellungen Deutschlands zurückgehalten ist, und das nach dem Mittelmeer abgehende deutsche Panzergeschwader wird deßhalb zu seiner Verfügung gestellt werden.

Prinz Heinrich VII. Reuß jüngerer Linie ist am 14. Juni 1825 geboren. Er erhielt eine überaus sorgfältige Erziehung im elterlichen Hause und studirte darauf in den Jahren 1846—48 in Heidelberg und Berlin. Im Jahre 1849 trat er in die Armee als Secondelieutenant im damaligen 8. Ulanenregiment und machte mit demselben den Feldzug in Baden mit Er wurde dann zur Gesandtschaft in Wien kommandirt und trat bald darauf ganz in die diplomatische Carrière über. Nach einem kurzen Vorbereitungsdienst bei der Gesandtschaft in Dresden wurde er 1853 als Legationssekretär zur Gesandtschaft in Paris geschickt, wo er unter dem Grafen Hatzfeldt, dem Grafen Pourtalès und dem jetzigen Fürsten-Reichskanzler, als damaligem Gesandten in Paris, sehr wesentliche Dienste leistete. Er befand sich im Mittelpunkt der Politik während des Krimkriegs und während der Verhandlungen des pariser Friedens, ebenso während des italienischen Krieges und während der Verhandlungen über den preußisch-französischen Handelsvertrag. Alle diese Fragen bearbeitete er eingehend und mit hoch anerkanntem Erfolg und erfreute sich zu gleicher Zeit einer ganz besondern persönlichen Beliebtheit am Hofe Napoleon's III. und in der ganzen pariser Gesellschaft. Nachdem er dann ein Jahr lang, 1863—1864, als Gesandter in Kassel fungirt hatte, übernahm er den Posten in München, wo er die bewegte Zeit vor dem Ausbruch des Kriegs von 1866 durchmachte. Nach dem Ausbruch des Kriegs machte er den Feldzug im Hauptquartier des Königs mit und ging nach dem Friedensschluß nach München zurück. 1867 wurde er zum Gesandten in St. Petersburg ernannt und wirkte dort auf diesem so wichtigen Posten während der großen Zeit 1870 und 1871. Im letztern Jahre wurde er zum Botschafter ernannt, 1873 zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Kaisers. Im Jahre 1876 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar und lebte seitdem, von den Geschäften zurückgezogen, meist in Berlin.

Das Bild des Prinzen, welches wir heute bringen, ist durch Aehnlichkeit und scharfe Charakteristik des bedeutenden Mannes ausgezeichnet.

Sinnsprüche.

Die Natur für sich ist öde, schauerlich. Menschen erst machen sie zur Heimat, zur Welt. Auerbach.

*

Wen anders als die Natur können wir fragen, um zu wissen, wie wir leben sollen, um wohl zu leben? Wieland.

*

Die Gabe, gut zu reden, ist das Wesen des guten Gesellschafters. Ebenso unentbehrlich aber ist die Gabe, gut zu hören. Garve.

*

Schweigen ist zu Zeiten ausdrucksvoller und erhabener, als die edelste und wärmste Beredsamkeit, und in so mancher Gelegenheit bildet es das Anzeichen des großen Geistes. Addison.



Der orientalische Krieg.

Von einem höheren Offizier.

IV.

Wenn in alter Zeit ein Ritter oder Dynast mit seinem Nachbar ein Huhn zu rupfen hatte, so schickte er ihm einen Absage- oder Fehdebrief, der die Aufkündigung der Freundschaft, sowie die unumwundene Bedrohung mit Gewalt enthielt und in dem nicht selten auch der Tag bezeichnet war, an welchem der Feind sich des Angriffs zu gewärtigen habe. Der Versuch, dabei den Gegner durch falsche Vorspiegelungen irre führen oder täuschen zu wollen, wäre etwas ganz Unerhörtes gewesen und würde um Ehr' und Reputation gebracht haben. Diese ritterliche Art reicht noch bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges herein, denn die Geschichte erzählt von einem Briefe Tilly's an Gustav Adolph, der ganz an den Geist jener Kriegführung erinnert. Aber diese Anschauungsweise ist im Laufe der Zeit vollständig abhanden gekommen und Napoleon I. hatte so wenig Sinn für dieselbe, daß er vor Ausbruch des Krieges von 1809 dem österreichischen Gesandten auftrug, seinen Monarchen der freundschaftlichsten Gesinnungen zu versichern an demselben Tage, an welchem er der Armee im Lager von Boulogne die Marschrouten für Wien zufertigen ließ. Das geflügelte Wort Napoleon's III.: „Das Kaiserreich ist der Friede“, das seinerzeit die Börsen in so freudige Stimmung versetzte, hat, wie jetzt männiglich weiß, nichts Anderes bedeutet, als: „Das Kaiserreich ist der Krieg“.

Aber freilich, die Zeit, von der wir oben gesprochen, war „die ungedruckte Glaubenszeit, da noch keine Zeitung erschienen“, und unsere Zeit, in der die Worte eines weitgebietenden Herrschers durch den Telegraphen in vierundzwanzig Stunden um den Erdball getragen werden, würde es gar nicht verstanden haben, wenn Kaiser Alexander eines schönen Tages der Pforte ohne vorherige Umschweife den Krieg erklärt haben würde. Für unsere Zeit ist vielmehr als Regel anzunehmen, daß den Kriegserklärungen stets Friedensversicherungen vorangehen.

Doch nicht allein die Absicht, einen Krieg zu beginnen, sondern auch das Inszenesetzen eines großen entscheidenden Aktes während des Kriegs sucht man so gut und so lang als möglich zu verhüllen, und so hatte die Friedenstaube, die man mit einer Art von Oelzweig im Schnabel hinausflattern ließ, wohl keine andere Bestimmung, als die Aufmerksamkeit des friedebedürftigen Publikums von der Abreise des Kaisers Alexander zur Armee und dem ohne Zweifel daran sich knüpfenden strategisch höchstwichtigen Akt des Donauübergangs einigermaßen abzulenken.

Hinsichtlich des Zeitpunkts für den Uebergang hat freilich eine Macht mitzusprechen, die gar keine Vernunft annimmt, und diese Macht ist die Donau selbst, die vermöge ihres Charakters sich das Brückenschlagen zu Zeiten gar nicht gefallen läßt. Ein Gießbach durch einen Regensturz geschwellt, kann einem Wanderer den Weg verlegen, aber nur auf ein paar Stunden; wenn aber die Donau ufervoll geworden ist oder gar ihr Bett verlassen hat, so gehen immer Wochen hin, bis sie auf ihren Normalstand zurückkommt. Bei ausgetretener oder auch nur ufervoller Donau kann aber an einen Brückenschlag gar nicht gedacht werden. Mit der Bestimmung der Zeit für die Operation des Uebergangs ist daher die Heeresleitung nebenbei an das Wasser gebunden. Ueber die Wahl des Punktes sucht man den Feind zu täuschen, indem man Anstalten zum Uebergang an verschiedenen Orten trifft, aber ein Brückentrain von ein paar hundert Wagen kann nicht ungesehen marschiren, und die Nächte, die den Marsch einigermaßen verdecken könnten, sind um die Zeit der Sommersonnenwende, in der wir uns befinden, sehr kurz. Russischerseits wird man zwar mit allen Mitteln zu verhindern suchen, daß von Seiten der Berichterstatter briefliche Mittheilungen über Truppenbewegungen nach Außen gelangen, ja, man wird einen Schritt weiter gehen und dafür sorgen, daß falsche Nachrichten über gewisse Bewegungen verbreitet werden, aber es läßt sich zuweilen aus einer scheinbar unschuldigen telegraphischen Depesche ein wichtiger Aufschluß herauslesen. Der Telegraph ist für die Kriegführung unserer Zeit ein Koëffizient, mit dem gerechnet werden muß und der in einem Fall die Rechnung erleichtert, in einem andern erschwert. Jedenfalls ist er ein Element, das die Unruhe und Aufregung, die der Krieg ohnehin hervorruft, im Allgemeinen bedeutend vermehrt. Völlig zu beherrschen ist er nicht, weil er ein nicht bloß internationaler, sondern ein kosmopolitischer Agent ist, der sich weder durch Ströme und Meere, noch durch Grenzpfähle aufhalten läßt. Geht ein Telegramm nicht durch Petersburg oder Konstantinopel, so findet es den Weg über Paris oder London.

Sehen wir nach diesen Bemerkungen zu, was sich auf unseren Kriegsschauplätzen ereignet hat, so können wir uns ziemlich kurz fassen.

Europäischer Kriegsschauplatz. Das wichtigste Ereigniß ist zweifelsohne die Ankunft des Zaren im Hauptquartier zu Plojeschti, die am 6. Juni erfolgte. Daß das Selbstgefühl der Armee dadurch gehoben wird, ist außer Zweifel; die Anwesenheit des Kaisers kann auch günstig wirken in Beziehung auf die oberste Leitung der Heeresangelegenheiten, doch ist diese Frage nicht so ganz ausgemacht: die Friktion der Maschine kann dadurch vermindert, sie kann unter Umständen auch vermehrt werden; es hängt dieß lediglich davon ab, welche Eigenschaften der Kaiser für die Leitung des Krieges entwickeln wird. Die Erfahrung gibt hierüber keinen Aufschluß. Alle Vorbereitungen für den Beginn der Operationen können getroffen sein, die Ausführung wird ihre Schwierigkeiten haben, wenngleich die Ansichten über die türkische Armee sich ziemlich allgemein dahin festgestellt haben, daß von ihrer Operations- und Schlagfähigkeit keine großen Dinge zu erwarten seien.

Der Uebergang über den Strom muß allem Anschein nach gewaltsam ausgeführt werden, da die wenigen Punkte, welche sich eignen, von den Türken wohl besetzt und durch Befestigungen verstärkt worden sind. Die erste Festsetzung am jenseitigen Ufer kann nur mittelst Ueberschiffens von Truppen bewirkt werden; Versuche sind in dieser Hinsicht bereits gemacht worden, doch wohl vorerst nur in der Absicht, die Wachsamkeit des Feindes kennen zu lernen, sie sind nicht zu Ungunsten der Türken ausgefallen. Die bisherigen Anzeichen deuten darauf hin, daß mit dem Uebergang die Berennung von Rustschuk verbunden werden solle; in diesem Falle wären die Punkte oberhalb Rustschuk, also Zimnitza und Turnmagarell gegenüber von Sistowa oder Nikopolis, oder Oltenitza gegenüber von Turtokai, im Auge zu behalten. Aber es ist gleichwohl möglich, daß hier nur Scheinmanöver ausgeführt werden und der Uebergang doch wo anders stattfindet. Erst wenn der Punkt bekannt sein wird, lassen sich Schlüsse in Beziehung auf den russischen Operationsplan ziehen. Geht die russische Armee oberhalb Rustschuk über, so muß diese Festung eingeschlossen werden und es würde dieß darauf hindeuten, daß die Absicht sei, mit Umgehung des Festungsvierecks gegen den Balkan vorzurücken. Ein Uebergang zwischen Rustschuk und Silistria würde die Einschließung dieser beiden Festungen zur Nothwendigkeit machen und in diesem Falle wären die Operationen wohl gegen Schumla gerichtet. Der erstere Plan hat Manches für sich; er ist der kühnere, würde aber die Absicht, auf Konstantinopel zu marschiren, augenblicklich enthüllen; der andere liegt mehr im Sinne jener politischen Auffassung, welche das Kabinet von St. Petersburg bisher offiziell festgehalten hat: er würde zunächst nur die Besetzung Bulgariens im Auge haben. Wenn die Nachricht richtig ist, daß der Kaiser bereits entschieden habe: die rumänische Armee solle nicht mit über die Donau rücken, so würde hiedurch die von uns früher aufgestellte Vermuthung ihre Bestätigung gefunden haben. Im Uebrigen wäre auf diesem Kriegsschauplatz nichts weiter vorzumerken, als die Zerstörung eines weitern türkischen Donaumonitors durch Torpedos, denn die Schüsse, die über die Donau herüber und hinüber gewechselt worden sind, möchten kaum anders denn als Munitionsverschwendung zu bezeichnen sein.

Asiatischer Kriegsschauplatz. Kars soll nun völlig eingeschlossen sein. Es erscheint dieß auf den ersten Blick als eine einfache Sache, allein bei der außerordentlichen Coupirtheit des Terrains erfordert eine derartige Operation viel Zeit, Umsicht und Aufmerksamkeit und, weil die detaschirten Werke des Lagers nach allen Seiten hin weit vorgeschoben sind und einen großen Zirkel bilden, viel Truppen. Das Hauptkorps, oder die Kolonne des Centrums, ist nach Hinterlassung der Einschließungstruppen auf der Straße nach Erzerum vorgerückt, der rechte Flügel, nach Abgabe einer Besatzung für Ardahan, steht in der Gegend von Pennek und Olti; er hat bis dahin außer den Terrainschwierigkeiten keine großen Hindernisse gefunden; die türkischen Vortruppen sind überall gewichen; dasselbe war der Fall beim linken Flügel, der nach wenig bedeutenden Gefechten bis Karakilissa (Schwarzkirch, von der aus dunklem Basalt erbauten Kirche so genannt) vorgerückt ist; er steht dort auf der Karawanenstraße, hat aber auf dem Wege nach Erzerum beim Uebergang über das zwischen dem Thale des südlichen Euphrat oder Murad und dem des Aras gelagerte Gebirge bedeutende Terrainschwierigkeiten vor sich. Das feste Schloß von Topra Kaleh, das zur Rechten der Kolonne in einem Seitenthale des Euphrat am Fuß des Gebirges liegt, soll von den Türken verlassen worden sein. Moukhtar Pascha, der kommandirende Marschall der anatolischen Armee, scheint eine Entscheidung nicht im Gebirge selbst, sondern auf dem Hochplateau von Erzerum herbeiführen zu wollen. Gelingt es ihm, hier den Feind zurückzuwerfen, so kann er denselben, der nun das Gebirge in seinem Rücken hat, allerdings in eine mißliche Lage bringen. Paskewitsch hat im Jahr 1829 nicht mehr Truppen zur Verfügung gehabt, als heute Loris Melikoff, und ist siegreich in Erzerum eingezogen. Die Paschas von Wan und Musch, die damals wie heute die Russen in der Flanke anfallen sollten, scheinen jetzt wie damals sich auf die Defensive zu beschränken. Der Zusammenstoß im Gebirge, welcher nach Berichten von einer Seite als eine Vernichtung von viertausend türkischen Reitern dargestellt wurde, war in Wirklichkeit nichts als ein Vortruppengefecht, bei welchem die Türken den Kürzern gezogen haben.

Schwarzes Meer. In Suchum Kaleh haben sich die Türken definitiv festgesetzt und es ist ihnen gelungen, die Abchasen, einen ohnehin widerhaarigen Stamm des Kaukasus, aufzuwiegeln. Sie haben in der Richtung auf Tiflis auch Terrain gewonnen, und es ist wohl diesem Umstand zuzuschreiben, daß die angekündigte Abreise des Statthalters, Großfürst Michael, zur Armee von Alexandropol vorerst unterblieben ist. Nur wenn der Aufstand im Kaukasus größere Dimensionen annehmen sollte, könnten ernste Bedenken entstehen. Die paar tausend Mann tür-

kischer Truppen, welche Hobart Pascha, der ehemalige Kapitän der britischen Marine und nunmehrige Admiral der türkischen Flotte, gelandet hat, würden in Tiflis keine Befürchtungen erregen. Am Kindrisch ist es ruhig geblieben, Nachrichten aus Tiflis und Petersburg besagen, daß es nie im Plan gelegen habe, auf Batum zu marschiren. Was an der Absicht russischer Kriegsschiffe, die Sulinamündung zu forciren, eine Unternehmung, die vereitelt worden sei, Wahres ist, darüber sind bis jetzt weitere Aufhellungen nicht erfolgt.

Kriegsbilder.

(Porträt S. 465 und Bild S. 476.)

An die Spitze der in Türkisch-Armenien eingedrungenen Armee hat Kaiser Alexander seinen dritten Bruder, den Großfürsten Michael Nikolajewitsch, Statthalter im Kaukasus, gestellt. Gleich seinen Brüdern Konstantin und Nikolaus ist auch Großfürst Michael seit lange Inhaber der höchsten militärischen Würden. Er ist General der Artillerie, Generalfeldzeugmeister und kaiserlicher Generaladjutant, dazu Chef von nicht weniger als acht russischen und einigen auswärtigen Regimentern. Erheblich jünger als sein kaiserlicher Bruder, welcher 1818, während der Großfürst Michael am 25. (13.) Oktober 1832 geboren ist, theilte der jetzige Heerführer der Kaukasusarmee den Erziehungsgang seines nur um ein Jahr ältern Bruders Nikolaus. Seit dem 28. August 1857 ist er mit der Prinzessin Cäcilie von Baden (jetzt Olga Feodorowna) vermählt und hat aus dieser Ehe sechs Kinder: die Großfürsten Nikolaus, Michael, Georg, Alexander, Sergius und die Großfürstin Anastasia. Am 26. Februar 1873 trat der Großfürst die Statthalterschaft im Kaukasus an, mit welcher zugleich das Oberkommando der russischen Truppen daselbst verbunden ist. Den Großfürsten-Statthalter begleitet sein ältester Sohn, der achtzehnjährige Nikolaus Michailowitsch, zur Armee.

*

Unsere Illustration Seite 476 soll veranschaulichen, welcher Art die Kultur des Landes ist, das jetzt zum Kriegsschauplatz an der Donau geworden. Wir führen den Lesern ein wallachisches Dorf vor, das zwar recht originell ausschaut, dessen Anblick jedoch keineswegs ermuthigend auf eine Armee wirken kann. Hier begreift gleich Jeder, daß auf irgendwelch' eine materielle Hülfe, sei es durch Lieferungen von Naturprodukten, Pferden, Unterkommen für Verwundete und Kranke, gar nicht zu rechnen ist. Solch' ein wallachisches Dorf, das unsrige kann als Typus gelten, ist die Verkörperung des Elends, Schmutzes und der Armuth. Theils in Erdhütten, theils in roh gezimmerten engen, vogelbauartigen Schuppen, deren Dach eine Mischung von Rohr, Häcksel, Lehm mit Klumpen bildet, wohnen dort Thiere und Menschen — Schweine, Hühner, Hunde, Katzen, Ziegen, Schafe, Tauben mit Mannen, Kindern, Weibern zusammen. Der große Ziehbrunnen ist der Mittelpunkt des Dorfes. Sein Wasser wird aber nie zur Reinigung weder der Menschen, noch der Behausungen benützt, dieß überläßt man den alljährlichen Ueberschwemmungen durch die Donau; diese sind auch die Ursache, weßhalb die Reichen und Vornehmen ihre Häuser auf Pfählen errichtet haben, was jedoch durchaus nicht verhindert, daß nach dem Fallen der gelben lehmigen Fluten des wuchtigen Stromes kaum eine Spur von dem einstigen Dorf noch zu sehen ist.

Sultani-Hissar (das Sultansschloß) bei Tschanak-Kalessi in der Dardanellenstraße.

(Bild S. 476.)

Da wo die Dardanellenstraße am engsten ist und die Entfernung von Ufer zu Ufer wenig mehr als einen Kilometer beträgt, liegt auf der asiatischen Seite das Städtchen Tschanak-Kalessi und unmittelbar dabei das kastellartige Fort, von welchem unser Bild eine Ansicht gibt. Dieses Werk ist das stärkste der Dardanellenschlösser; es ist mit 179 Geschützen armirt, worunter eine große Anzahl riesiger Rohre, Kemerliks genannt, welche Granitkugeln bis zu 2½ Fuß Durchmesser und bis zu 1500 Pfund Gewicht schleudern. Als Admiral Duckworth 1807 die Dardanellen passirte, spaltete ein einziges derartiges Steingeschoß das ganze Vordertheil des „Royal George" von 110 Kanonen dergestalt, daß das Schiff nur durch die größten Anstrengungen vom Untergang gerettet werden konnte. Zu jener Zeit waren übrigens die Schlösser im Zustand äußerster Vernachlässigung und die Vertheidigungsanstalten ganz schlecht getroffen, während jetzt die unter der Leitung von preußischen Ingenieur- und Artillerieoffizieren vor circa 40 Jahren theils umgebauten, theils neu angelegten Batterieen wohl eine bedeutende Widerstandskraft entwickeln würden. Die Zahl der Geschütze, welche auf der verhältnißmäßig kurzen Strecke von Sultani-Hissar bis Fort Nagara, an der Stelle des alten Abydos, in Wirksamkeit treten können, beläuft sich auf 600 Rohre vom stärksten Kaliber, worunter 65 Kemerliks. Wie diese Geschütze sich den neuen gepanzerten Schlachtschiffen gegenüber bewähren würden, ist allerdings eine unausgemachte Frage. Bei Sultan-Hissar müssen alle Schiffe, welche in der Richtung auf Konstantinopel die Dardanellen passiren, anhalten, um die Erlaubniß zur Weiterfahrt einzuholen.

Russische Batterie an der Mündung des Pruth in die Donau.

(Bild S. 477.)

Der Bogen, welchen die Donau zwischen Brailow und Reni macht, und auf welcher Strecke sich der Sereth und der Pruth ergießen, ist für die russische Operationsbasis schon hiedurch, dann aber auch aus dem weitern Grunde höchst wichtig, weil hier die Linie der rumänischen Eisenbahn nahe am linken Donauufer liegt und die Türken durch Zerstörung der Brücke über den Sereth den Russen Verlegenheiten bereiten könnten. Es war daher die erste Sorge der russischen Kriegführung, sich diese Strecke zu sichern, und sie haben an allen hiezu passenden Punkten Batterieen angelegt, um die Donau beherrschen und jede Annäherung des Feindes an das linke Ufer wirksam verhindern zu können. Unser Bild zeigt eine solche Batterie in der Nähe von Reni.



Die südafrikanischen Diamantfelder.

Die südafrikanischen Diamantfelder sind ungefähr 700 englische Meilen von der Kapstadt entfernt. Die Reise dahin kann jetzt mittelst Diligence (Eisenbahnen gibt es nicht) in sechs bis acht Tagen zurückgelegt werden. Sie liegen in der englischen Kapkolonie und wurden vor einigen Jahren dem Orange Free State vom englischen Gouvernement abgekauft, nachdem sie schon vorher annektirt worden waren. Sie bilden eine eigene Provinz (Griqualand West) und erstrecken sich von den Ufern des Vaal River bis zum Orange River, grenzen an den Orange Free State und den Transvaal (südafrikanische Republik). Diamanten wurden zum ersten Mal im Jahr 1868 gefunden und zwar im Vaal River. Erst späterhin wurden die anderen großen Landminen (sogenannte Dry diggings) entdeckt und europäische Handelshäuser schickten Agenten, um anzukaufen, Andere kamen wohl auch, Diamanten zu suchen. Das Produkt der Flußminen ist von dem der trockenen Landminen, dem äußern Anscheine sowohl als auch der Qualität nach, ziemlich verschieden. Ersteres ist im Allgemeinen viel besser in Farbe. Es gibt vier solcher Landminen: Dutoitspan, Old de Beers, Bulfontein und Kimberley (oder New-Rusk). Alle liegen nur in einer Entfernung von drei Meilen von einander und doch ist die Gestaltung der Diamanten in diesen einzelnen Minen verschieden. Klip Drift (oder Barkly), wo die Flußdiamanten gefunden werden, ist 21 Meilen von Kimberley entfernt. Kimberley, die am letzten entdeckte Mine (September 1871), ist die reichste von allen und dahin zog sich der Haupttheil der Diamantgräber, sowie der europäischen Käufer. So entstand schnell die jetzige Hauptstadt der Provinz Griqualand West, Kimberley. Die Mine gehört dem englischen Gouvernement und wurde in Stücke von 30 Fuß Länge, 30 Fuß Breite (claims) eingetheilt. Es vermiethete diese Claims an Jeden, der solche bearbeitete und gewisse Steuern bezahlte. Bearbeitete ein Mann sie nicht, fielen sie an das Gouvernement zurück. Aber anfangs war es Gesetz, daß ein Mann nicht mehr als zwei solche Claims, späterhin zehn, besitzen konnte; erst vor sechs Monaten wurde dieses Gesetz aufgehoben. Doch, welcher Unterschied im Werthe dieser Claims von jetzt und damals! Keine einzelne Claim in allen Minen ist zu bekommen, außer es wird schwer dafür gezahlt. Besonders in Kimberley wurden sie jeden Tag werthvoller und wechselten ihre Besitzer zu höheren und immer höheren Preisen. Heut ist der Werth einer solchen Claim in Kimberley von 1000 bis 5000 Pfund Sterling (24,000 bis 120,000 Mark). Dieses anscheinend kleine Stückchen Grund wird daher in ½, ¼, ⅛ und sogar $\frac{1}{16}$ Stücke noch zertheilt und so verkauft. Das gibt schon eine Idee von dem unermeßlichen Werthe der Minen. Kimberley ist am systematischsten bearbeitet und präsentirt jetzt einen riesigen Schacht von circa einer halben englischen Quadratmeile im Umfang und einer Tiefe von 150 Fuß. Mittelst Maschinen wird an Tausenden von Seilen in Fässern die ausgegrabene Erde heraufgezogen. Diese Erde wird dann bewässert und in der Sonne getrocknet. Sie zerfällt dabei zu einem feinen Gemisch von den verschiedenartigsten Steinen in allen erdenklichen Farben, aus denen am Sortirplatze des Diamantgräbers die Diamanten heraussortirt werden. Ungefähr 3000 Kaffern arbeiten unter der Aufsicht der Wächter in dieser Mine. Sie liefert jährlich für 2,000,000 Pfund Sterling (48,000,000 Mark) Diamanten. In den anderen Minen wird zwar, und besonders in letzterer Zeit, wieder gearbeitet, aber sie liefern bedeutend weniger. Was Kimberley als Stadt anbelangt, ist es Sitz des Gouvernements hier. Es hat zwei Theater, viele Kirchen, eine Synagoge, einen Stadtpark (freilich nur so groß wie der Kursalon in Wien und ohne einen Baum), Hotels, viele Waarenhäuser, unzählige Branntweinhäuser und Journale, deren Redakteure in einem ewigen Kampfe liegen. Die Bevölkerung Kimberleys besteht aus circa 3000 Weißen, unter denen fast jede Nation Europas vertreten ist, und 5000 Schwarzen. Letztere sind meistens Kaffern. Doch gibt es auch Hottentotten, Buschmänner, Kulis, Malayen 2c. 2c. Die Gesetze sind hier sehr streng, was den Diamantenhandel anbelangt; von freiem Handel ist da keine Spur, unglaublich ist aber, welch' unerhörte und ungerechte Justiz hier geübt wird. Verbrechen wie Mord und Diebstahl kommen hier merkwürdigerweise sehr selten vor. Unser Einsender setzt noch mit einer begreiflichen Traurigkeit hinzu: „Das Leben ist in Kimberley sehr theuer. Eine Flasche Bier kostet 4 Mark, ein Ei 35 Pfennig." Zu einer Lustreise für Vergnügungszügler scheint die Gegend also nicht besonders geeignet.

Die Mandioca.

Unter den in Brasilien angebauten Nahrungspflanzen ist eine Wurzel, die Mandioca, die allerwichtigste, welche einem großen erfurter Rettig im Aussehen gleicht und in zwei Arten (Manihot aipi und Manihot utilissima) in allen Provinzen gedeiht. Erstere wird gekocht, wie unsere Kartoffel gegessen und schmeckt etwa wie eine feine Möhre; die andere ist im rohen Zustande giftig und wird, nachdem sie von ihrem blausäurehaltigen Safte befreit wurde, getrocknet, zerrieben und vornehmlich als Mehl (farinha), welches das Aussehen unserer Hafergrütze hat, genossen. Die Befreiung der Wurzel von ihrem giftigen Safte wird dadurch erreicht, daß man sie zerreibt und die erhaltene Masse durch mancherlei Vorrichtungen auspreßt. Je nach der verschiedenen Weise des Trocknens unterscheiden die Indianer, von welchen die Weißen Genuß und Zubereitung der Mandioca kennen lernten, zwei Arten. Weniger gedörrt, schmeckt das Mehl wie gemahlene Mandeln, und schärfer geröstet wie Hafergrütze. Die Farinha nimmt in Brasilien vollständig die Stelle des Brodes ein, welch' letzteres man meist ganz entbehren muß, und wird entweder trocken, ohne jede Zuthat, oder mit flüssigen Dingen durchtränkt, mit Fleisch, Speck 2c. bei allen Mahlzeiten genossen. Für den Europäer hat es etwas Befremdendes, wenn man die Leute dort bei Tisch die Farinha messerspitzweise oder mit Wasser zu kleinen Kügelchen geformt sich in den Mund werfen sieht. Noch weniger verlockend nimmt sich die Farinha in größerer Menge mit Speisen vermischt aus und so lange Jahre ich mich in Brasilien aufhielt, konnte ich doch, gleich tausend anderen Europäern, niemals dieser landesüblichen Kost Geschmack abgewinnen. Ein mir befreundeter Kaufmann dagegen hatte sich so an das Farinhaessen gewöhnt, daß er, nach Deutschland zurückgekehrt, alljährlich ein paar Säcke davon sich aus Brasilien schicken läßt. Nach dem amtlichen Ausfuhrregister belief sich der Export von Mandiocamehl im Jahr 1860 bis 1861 auf 3,269,963 Liter im Werthe von 210,000 Mark; 1871 bis 1872 auf 7,087,620 Liter im Werthe von 660,000 Mark; 1869 bis 1874 erreichte die Ausfuhr die Höhe von 8,453,453 Kilogramm im Werthe von 1,597,500 Mark.

Der Fischzahn.

Ein ganz merkwürdiger Fisch ist die Piranha, eigentlich Fischzahn (Serrasalmo Piranha, Pygocentros piraya), das gefürchtetste Raubthier Brasiliens. So klein dieser Fisch auch ist — denn er mißt nur zehn bis zwölf Zoll — kommen doch alle Reisenden und Forscher darin überein, daß diesem Ungeheuer des Wassers nichts an Fürchterlichkeit gleicht. In den inneren Gegenden Brasiliens, wo die Bewohner aller Rassen an die vielfältigen Gefahren gewöhnt sind, welche das Leben der Waldläufer darbietet, ist die Tigerjagd ein Spiel, der Kampf mit den Alligatoren ein gewöhnlicher Zeitvertreib, das Zusammentreffen mit der Boa oder einer Klapperschlange ein tägliches Ereigniß, so daß die Gewohnheit hier gelehrt hat, alle diese Gefahren kaum zu beachten. Spricht man ihnen aber von der Piranha, so sieht man Entsetzen sich in ihren Gesichtern malen, weil in der That die Piranha das furchtbarste Thier dieser Wildniß ist. Selten hält ein angeschwollener Strom die Schritte des Jägers auf, aber selbst der Unerschrockenste wagt es nicht, das nur wenige Klafter entfernte jenseitige Ufer zu gewinnen, sobald er die Piranha in dem Wasser vermuthet. Bevor er die Mitte des Flusses noch erreicht, würde in diesem Falle sein Körper durch Tausende der schrecklichen Thiere in wenigen Minuten zu einem Skelette gleich dem Präparate eines anatomischen Museums umgewandelt werden. Die Gier der Piranhas wurde denn auch in der That von den Indianern am Orinoco ehemals dazu benützt, ihre Todten, deren Skelette sie aufbewahrten, präpariren zu lassen, indem sie die Leichname eine Nacht im Flusse aufhingen. Man hat erlebt, daß kühne Jäger in solchen Lagen sich dem Hungertod eher überließen, als sich einer Gefahr aussetzten, gegen welche weder Kraft noch Muth etwas ausrichten konnten. Selbst von Ochsen, Tapiren und anderen großen Thieren, welche an solchen Stellen in's Wasser gingen, wo die Piranha häufig ist, ließen deren messerscharfe Zähne nach wenigen Minuten nur Skelette übrig. Diese Fische fallen über alles Lebendige her, das in ihren Bereich kommt; selbst Unzen und Krokodile erliegen ihnen regelmäßig; nur die Fischotter allein, die unter ihrem langen, dichten Haare durch eine filzartige Decke geschützt ist, soll die Piranhas in die Flucht treiben. Zum Glücke für die Bewohner jener Gegenden lieben diese gefährlichen Fische nur stillere Gewässer und wer nur einigermaßen mit ihrer Lebensweise vertraut ist, kann ihnen leicht aus dem Wege gehen. Trotz der Fährlichkeit, welche die von Piranhas bewohnten Gewässer bieten, scheuen sich die Eingeborenen nicht, ihnen als Nahrungsmittel nachzustellen, indem sie die blinde Gier, mit welcher diese Fische nach jedem Köder haschen, sofern derselbe nur ein fleischartiges Aussehen hat, als Mittel beim Angeln benützen.

Kleine Mittheilungen.

Ein weiser Mann, von welchem König Salomo hätte lernen können, ist Richter Duffy in New-York. Vor ihm erschienen jüngst, gegenseitig sich des Diebstahls anklagend, zwei achtbare Bürger, John Koler und Paul Kanitz, und der Gegenstand ihres Streites war ein gewaltiger Neufundländer, den ein Policeman vor den Augen des Gerichtshofes an der Leine hielt. Die Beweisgründe des Mr. Koler erschienen schlagend, die Einwendungen des Mr. Kanitz unwiderlegbar. In dem einen Augenblick waren sämmtliche Anwesenden der felsenfesten Ueberzeugung, daß der prächtige Hund nur Mr. Koler gehören könne, um im nächsten Moment dahin belehrt zu werden, daß das Thier zweifelsohne des ehrenwerthen Mr. Kanitz Eigenthum sei. Der Richter, daran verzweifelnd, auf dem Wege des gewöhnlichen Inquisitoriums die Wahrheit zu erfahren, beschloß, in der Sache den Hund selber zu vernehmen. Es wurde deßhalb Mr. Koler zur Rechten und Mr. Kanitz zur Linken des hohen Gerichtshofes aufgestellt und in der Mitte zwischen Beiden postirte sich der Policeman mit dem Hunde. „Sobald ich bis Drei gezählt habe," sagte Richter Duffy zu dem Policeman, „lassen Sie den Hund von der Leine, und Sie, meine Herren, die Sie sich um den Besitz des Thieres streiten, haben die Güte, gleichzeitig pfeifen zu wollen. Derjenige, dessen Pfiff der Hund folgt, soll den letztern behalten." Nachdem unter großer Spannung des Auditoriums alle Anordnungen getroffen waren, erschallte das Kommandowort „Drei", und die geheiligten Räume des Gerichtshofes ertönten von dem durchdringenden, lungenzersprengenden Pfeifen der beiden Gentlemen. Was aber that der Neufundländer? Sobald er sich frei fühlte, knurrte er rechts Mr. Koler an, zeigte links Mr. Kanitz die Zähne und verschwand alsdann durch die offenstehende Thür in der Mitte. „Ich hab' mir's gleich gedacht," murmelte Richter Duffy vor sich hin, „daß der Hund gestohlen war. — Gerichtsschreiber, rufen Sie eine andere Sache auf!"

*

Ein ganz eigenthümliches Beispiel übrigens von wahrhafter Frauenherrschaft im ehelichen Leben findet sich bei einem ostafrikanischen Beduinenstamme, den Beni-Amr. Die Frauen der Beni-Amr halten es für schimpflich, Gattenliebe zu zeigen, und versagen sich sogar die Klage an der Leiche des Gemahls. Unter dem Zeichen der Gütergemeinschaft verheirathet, lassen sie sich jedes böse Wort aus dem Munde des Mannes mit einem Geschenk loskaufen, solchermaßen nach und nach ein Vermögen sammelnd, welches für den Gatten unantastbar ist. Aber bereichert, brechen sie dann bisweilen plötzlich ihr Zelt ab und verlassen den Zugrunde-

gerichteten, bei diesem Beginnen von ihren Müttern und Brüdern unterstützt. Der Gewährsmann dieser Kunde, der berühmte, jüngst ermordete Reisende Werner Munzinger, fügt hinzu, daß in keinem Lande der Welt die Schwiegermutter als solche so sehr gefürchtet wird, wie im Lande der Beni-Amr. Wer also dort für die Humanität etwas thun will, muß offenbar vor Allem ein „Rezept gegen Schwiegermütter" mitbringen.

Alte Feinde.

Die Feindschaft zwischen Hund und Katze ist sprüchwörtlich, und obgleich beide ja Hausthiere sind und oft viele Jahre neben einander leben, sind wahre Freundschaften zwischen den beiden Rassen selten. Meistens tritt ein Waffenstillstand ein, der nur eines geringfügigen Anlasses bedarf, um sofort wieder in hellen Krieg auszubrechen. Der Grund dieser Abneigung mag wohl in den Gegensätzen der Charaktere der Thiere liegen. Die Katze ist eine Leisetreterin, der Hund offen und ehrlich bis zur Tölpelei, die Katze gewandt, eine gute Kletterin und deßhalb geborene Diebin; der Hund hat beim Stehlen fast immer Pech, und das ist verdrießlich, er überlegt sich höchst wahrscheinlich die Ueberlegenheit der Katze, sich mit Gutem zu versorgen, nicht, er fühlt diese aber und sich hiedurch benachtheiligt. Dann bleibt der Katze immer ein Charakterzug vom ungebändigten, wilden Raubthier; auch die zahmste, gutgezogenste Katze wird diesen Grundzug ihrer Natur nie völlig ablegen, und dieß ist wohl die Ursache, welche den Hund reizt, dieses Raubthier zu verfolgen.

Unsere Illustration gibt in heiterer Weise diese uralte Feindschaft wieder. Mimi ist mit ihren niedlichen Jungen oben auf dem Verschlag unter dem Dache, wo sie ihre Kleinen nach den besten Grundsätzen der Katzenpädagogik zu erziehen sich bemüht; Pollux aber kann Mimi nun einmal nicht leiden. Ihr Genick scheint ihm ganz besonders nett geschaffen, um sie mit den Zähnen daran zu packen und zu schütteln, und jetzt, da sie nun auch kleine Kätzchen hat, ist jedes dem Pollux ein Gegenstand des Aergers und der Jagdlust. So hört er sie denn da oben so gemüthlich schnurren — das erregt ihm stark sein Hundeherz, das veranlaßt ihn sogar, die Stufen der Treppe hinaufzusteigen. Mimi hört sein Kratzen der Pfoten auf den Stufen, und als er sein gefürchtetes Haupt über den Verschlag erhebt, steht Mimi schon kampfgerüstet da, zischt und faucht sehr bedenklich und krümmt verdächtig das aufgehobene Sammetpfötchen. Vor diesen Pfötchen hat Pollux Respekt, er hat schon einmal einen Backenstreich davon erhalten, der ihm einige Büschel Haare ausriß, und so steht er denn da und knurrt Mimi an. Mimi ist sprungbereit und die Kleinen machen sehr große, ernste, grünlich feuerschimmernde Augen.

Es ist ein Bild von großer, anmuthender Lebenswahrheit, das der Maler Gustav Michel hier uns vorführt.

Aus meinen Kadettenjahren.

Lose Blätter

von

Johannes van Dewall.

1.

Kadettenliebe.

Ach! — zum warnenden Exempel
Will berichten euch der Schreiber



Alte Feinde. Gemälde von Gust. Michel.

Dieses, was ihm jüngst passirte; —
Wißt es: Falsch sind alle Weiber!
Ihr, die ihr den Nächsten liebet,
Deren Busen voll' Verlangen,
Hütet euch, denn hinter Rosen
Lauern doppelzüng'ge Schlangen!
Zwischen bunten Blumenbeeten,
Die schön duften, schleicht der Drache,
Eure Herzen zu zertreten
Sucht er eifrig — — Doch zur Sache.

In den Weihnachtsferien war ich
Zum Besuch bei meiner Tante,
Und die Tante Generalin
Hat gar mancherlei Bekannte.
Unter diesen nah' Bekannten
Ist 'ne Räthin, Namens Lutter
Diese ist 'ne Jugendfreundin
Meiner sehr verehrten Mutter.
Die Frau Räthin nun lud Tanten
Zu 'nem Kaffeekränzchen ein,
Und auch ich ward invitiret,
Mit von der Partie zu sein.

Nun, — das kam mir ganz gelegen,
Denn man wollt' ein Tänzchen machen,
Und ein Tänzchen und ein Kränzchen
Sind doch zwei gar schöne Sachen.
Eilig ging ich hin zu Gilbert,
Ließ mich erst adonisiren,
Kauft' ein Paar Glacés für fünfzehn
Groschen, um zu imponiren.
Goß Parfüm mir in das Schnupftuch,
Patschouli und auch Millefleure,
Zog dann an die eignen Botten*),
Ich war riesig fein, — auf Ehre!
Breite Strippen an den Hosen,
Einen Scheitel bis zum Nacken,
Also ließ ich mit den Andren
Mich in unsren Wagen packen.
Wie ich hinkam, — schier geblendet
War ich von dem Glanz der Lichter,
Und wohin mein Auge blickte,
Lauter fröhliche Gesichter.

Sehr erfreut empfing die Räthin
Uns mit Kuchen, Kaffee, Butter-
Brödchen ohne Zahl mit Braten,
Frug sehr artig nach der Mutter.
Dann, nach ein'gen Komplimenten,
Schickt' sie mich und meinen Vetter
In das klein're Nebenzimmer, —
Da sah ich zuerst — o Götter!
Unter andern holden Kindern,
Die fürwahr nicht ohne waren,
Ihr Mariechen, — ihre Tochter,
Engelgleich, von fünfzehn Jahren,
Ach! wie soll ich sie euch malen?
Ganz geblendet stand ich vor ihr,
Schrieb ich die gewandt'ste Feder
In dem ganzen Korps hier,
Niemals würd' es mir gelingen,
Ihrer Reize Zaubermacht
Würdig zu Papier zu bringen.
Denkt euch, Haar wie dunkle Nacht
Fiel in Ringeln und in Locken
Ueber Stirne, Hals und Busen,
Augen schwärzer als wie Kohlen,

*) Stiefeln.

Lippen schöner als die Musen,
Ihre Nase, Händchen, Füßchen,
Spotten jederlei Beschreibung,
Alles, was ich hier erzähle,
Ist, bei Gott, nicht Uebertreibung!
Anfangs war ich furchtbar blöde,
Stammelte, wie ein Quintaner,
Allerhand verwirrten Unsinn,
Und ich bin doch schon Primaner.
Scheu berührt' ich kaum ihr Händchen,
(Ach, wie gerne thät ich's küssen!)
Und sie bot mir an erröthend
Von den vielerlei Genüssen,
Stellte vor mich auch den andern
Damen rings herum im Chore;
Da die einz'ge Uniform war,
Macht' ich riesiges Furore. —
Mußte zu den jungen Mädchen
Auf dem Sopha mich placiren,
Rechts Mariechen, links Natalchen,
Kaum getraut' ich mich zu rühren.
Denn wandt' ich mich zu Mariechen,
Streift' mein Ellbogen Natalien,
Und dreht' ich mich nun zu Jener,
So berührte allemaligen
Ich mit meinem Arm Mariechen.
Doch, sie schien's nicht zu geniren,
Und so tröst't' ich mich am Ende,
Kam ganz munter in's Parliren. —
Aber Freunde, solche Augen,
Und so in der nächsten Nähe,
Rauben Einem die Besinnung;
Seltsam ward mir's, ich gestehe,
Daß mir angst und bange wurde.
Dazu Kuchen nun in Massen,
Kaffee von der stärksten Gattung,
Nöthigung bis zur Ermattung,
Wollt das Andre mir erlassen! — —
Als wir Alle reichlich bene
Uns gethan in Konfitüren,
Hieß es: „Laßt uns nun berathen,
Womit wir uns amüsiren.
Pfänderspiele, schwarzer Peter?" —
„Danke bestens, nein, der Pfropfen
Würde heut sich wenig schicken."
„Nun, so laßt uns Tische klopfen!"
Gut, wir klopften. — Meine Rechte



Hielt Mariechens sanft umfangen,
Meine Linke, in Natalchens
Händchen lag sie unbefangen.
Und der Tisch, der wollt' nicht klopfen,
Er, der grobe, ungalante,
Doch mein Herz, das klopfte hörbar,
Als das Fluidum mich brannte.
Leise wagt' ich es verstohlen,
Jetzt Mariechens Hand zu drücken,
Und sie drückte leis mich wieder,
Doch der Tisch, der wollt' nicht rücken.
Mürrisch stand er auf der Stelle,
Rührt' sich nicht um einen Zoll,
Und doch fühlt' ich es ganz deutlich,
Wie der Strom elektrisch quoll.
„Das ist Blödsinn!" rief mein Vetter,
„Laßt uns etwas Andres machen,
Denn dieß Klopfen scheint mir kindisch,
Das sind Alles faule Sachen!"
Jetzo an dem Pianino
Setzte sich zuerst Herr Balzer,
Und dahin flog mit Mariechen
Zart umschlungen ich im Walzer.
Und als wir so tanzten, sprach ich
Allerlei von dem Gefühle,
Das mich überkommen hatte, —
Auch Mariechen blieb nicht kühle.
Sie versprach mir heimlich, morgen
Mittag auf das Eis zu kommen.
Als dann Mitternacht vorüber,
Haben Abschied wir genommen. —
Auf dem Eis am andern Tage
Schwärmt' ich für Mariechen nur,
Dort auf der Louiseninsel
Macht ich riesig ihr die Cour.
Als ich dann galant behülflich,
Ihr die Schlittschuh' auszuziehn,



Frug sie mich so obenhin nur:
„Kennen Sie den Fähnrich Grün?"
„Wie, — wie so?" sprach ich betroffen,
„Nein, den Fähnrich kenn' ich nicht."
„So, — ich dachte nur," versetzt' sie,
„Nun, es schadet weiter nicht." —
Und als ich nach Haus sie brachte,
Es war etwa gegen Viere,
Bat ich sehr, und wirklich gab sie
Mir 'nen Kuß hinter der Thüre;
Schwur dabei, ich wär' der Erste,
Dem sie je 'nen Kuß gegeben,
'S sei der allerallererste
Kuß in ihrem ganzen Leben.
Seit dem Tage, lieben Brüder,
Brannt' es hier wie helle Flammen,
Meine Braut nannt' ich Mariechen,
Gab ihr tausend Schmeichelnamen.
Photographieen und Chokolade
Schenkte ich ihr massenweise;
Auch von ihrer Gegenliebe
Gab sie deutliche Beweise.
Ach! das waren schöne Zeiten,
Doch sie währten nur zwei Wochen,
Gräßlich falsch war die Marie,
Hat den Glauben mir zerbrochen!
Hört! — an einem Vormittage
Wollt' mein Bräutchen ich besuchen,
Und die Köchin gab zur Antwort:
Fräulein ließe sehr ersuchen.
Voller Wonne folg' ich, aber
Kaum bin ich im Zimmer drin,
Seh' ich auf dem Sopha sitzen
Bei Mariechen Fähnrich Grün.



Grün und blau ward ich vor Aerger,
Ach! es war ein Vorgefühl
Und es hat mich nicht getäuschet,
Denn Mariechen schien sehr kühl.
Kaum daß sie die armen Veilchen
Zu beriechen nur für werth hielt,
Denn sie schaut' nur nach dem Fähnrich,
Der nachlässig mit dem Schwert spielt'.
Hu! — was konnte sie nur finden
An der magern Hopfenstange,
Die sich auf dem Sopha reckelt,
Daß mir wurde angst und bange?
Ich, ich wurde kaum beachtet,
Doch mit Jenem, die Kokette,
Schwatzte sie wie eine Elster
Von Konzert und Toilette.

Und der Fähnrich, — dieser Affe,
Zupft sich hier und zupft sich da,
Denkt euch nur, der eitle Laffe
Thut, als wär' ich gar nicht da.
Und Mariechen lacht und wispert,
Plätschert wie ein Fisch im Wasser,
Während ich vor Aerger platzte,
Meine Wange färbt' sich blasser.
„Ruhig! nur nichts merken lassen,
Revanchir' dich," dacht' ich schlau.
So verschnappte ich mich zweimal,
Nannt' ihn zweimal Fähnrich Blau.
Ei! — wie hat ihn das verdrossen,
Seine Augen sprühten Blitze,
Und mit arrogantem Lächeln
Griff er bald nach seiner Mütze. —
Wie er fort war, wollt' die Arge
Schlangenlistig mich umschmeicheln,
Doch vergebens war ihr Mühen,
Ihr Gekose, selbst ihr Streicheln.
Nein, sie konnte es nicht leugnen,
Wenn sie noch so freundlich schien,
Einen Nebenbuhler hatt' ich,
Und der nannt' sich Fähnrich Grün!
Ach! ermeßt nun meinen Kummer,
Wär's euch ähnlich je ergangen:
Wüßtet ihr, wie mir zu Muthe,
Wie mein Herz voll Haß und Bangen.
Anfangs hofft' ich zwar, die Rosen
Könnten nochmals wiederblühn,
Täuschung! — kam ich zu Marien,
Fand ich dort den Fähnrich Grün! —
Seht ihn nur, den dummen Gecken,
Wie er ziert sich und sich putzt,
Und wie ihn als Wickelstecken
Meine Treulose benutzt.
Hören muß ich, — o mein Himmel!
Während sie das Garn abhaspelt,
Wie der arrogante Fähnrich
Unaufhörlich Süßholz raspelt.
Laß ich mal ein Wörtchen fallen, —
„Die Behauptung find' ich kühn!"
Oder: „Meidinger der Zweite!"
Krächzt geschwollen Fähnrich Grün.
Darf's nun etwa mich entschäd'gen,
Daß Marie insgeheim
Mir die Hände zärtlich drücket?
Nein, ich geh' nicht auf den Leim!
Eine Weil' hab' ich's getragen
Stumm, doch nun ist Alles aus,
Meine Liebe ist begraben
Und hier drin ist Nacht und Graus!
Vor'gen Sonntag, als ich eilig
Abends gehe unter'n Linden,
Hört! Wem muß ich da begegnen,
Wen muß ich beisammen finden?
An der Wilhelmsstraßenecken,
Dort, wo hell die Lampen glühn,
Sah ich, — denkt euch meinen Schrecken,
Sah ich sie mit Fähnrich Grün! — —
Ha! ich war in's Herz getroffen,
Was zu viel ist, ist zu viel.



Wehe dir, Marie, du triebst nur
Mit der Liebe frevles Spiel!
Stolz will ich dich nun verachten,
Das ist ausgemachte Sache.
Aber dreimal Weh' dem Andern:
Grüner, zittre vor der Rache!!! —
In drei Monat ist Examen,
Dann bin Fähnrich ich wie du,
Dann mußt du mit mir dich schießen
Bis ich falle oder du. —
Das wird dir die Augen öffnen,
Ha, — du treulos falsche Maid!
Und an unsern Gräbern weinst du
Später ob gethanem Leid.
Dann vielleicht in künft'gen Tagen,
Dort, wo die Cypressen blühn,
Wirst du es mit Wehmuth sagen:
„Er war besser doch als Grün!"



Anekdoten und Witze.

„Als wir an dem Loreleyfelsen vorbeifuhren," schrieb ein vergnügungsreisender Geldmann seinem Freunde, „wird geschossen. Wie geschossen wird, fällt mir die Frau in Ohnmacht. Wohin fällt sie mit ihrer Ohnmacht? Auf eine große Kiepe Blaubeeren! — Blaubeeren: 7 Mark 20 Pf. — Seidenes Kleid ganz neu: 240 Mark. — Sammetpaletot zu waschen, chemische Waschanstalt: 4 Mark 50. — Spitzentaschentuch mit'n kleinen gestickten Amor: 50 Mark (aus Paris). — Gelbe Handschuhe mit fünf Knöpfen: 10 Mark. — Eine Locke ganz weg: 3 Mark, macht zusammen 314 Mark 70.; schlage noch darauf 15 Prozent für andere Kleinigkeiten — kostet mich die Ohnmacht 350 Mark! Nun sage mir, lieber Freund, wozu sind die Ohnmachten?"

*

„Nun sage 'mal ehrlich, lieber Mann, liebst Du nicht unser süßes Neugeborenes auch über alle Maßen?"

„Lieben nicht, dazu sieht der Junge noch zu dumm aus. Aber ich achte ihn; ich respektire in ihm seinen vortrefflichen Vater!"

*

Eine häßliche alte Jungfrau, gerade auch nicht sehr gut geartet, erzählt ihrer Freundin, daß ein Gutsbesitzer sie heirathen wolle.

„So nimm ihn doch!"

„Gott bewahre, er ist lange nicht hübsch genug; eh' ich Den nehme, lieber hänge ich mich auf!"

„Thu' das nicht! Heirathe ihn lieber, und Du wirst sehen, in vierzehn Tagen hängt er sich auf.

*

Es ist außerordentlich, welch' ein Aristokrat der Wein ist, welch' aufmerksamer und zärtlicher Pflege er im Keller bedarf, um nicht zu verderben. Die Nachbarschaft anderer gegohrener Getränke, des Bieres u. s. w. kann er nicht gut leiden; über die Gerüche mannigfacher Eßwaaren, die man im Keller aufzubewahren pflegt, fährt der Wein sozusagen aus der Haut. Ganz grand seigneur, liebt er nicht starkes Geräusch; ein schwerer Gegenstand, der mit Gepolter über den Keller hin transportirt wird, ja das Rollen des Donners schon kann den Wein veranlassen, noch einmal aufzugähren. Verschiedene Speisen sind sehr geeignet, über den Gehalt des Weines zu täuschen. Die beste Sorte kann nach dem Genusse von Süßigkeiten und Früchten ihren Werth nicht geltend machen; die schlechteste Sorte kann bei Käse oder Häring dem Gaumen angenehm werden. Nur das Kauen von Brod stellt die zum Weinprüfen erforderliche Neutralität des Geschmackes her.

*

„Meinen innern Werth beurtheilen zu lernen, ist stets mein eifrigstes Studium gewesen," meinte in einer Gesellschaft ein aufgeblasener Dummkopf.

„Da müssen Sie ja mit der Handhabung des Mikroskops recht vertraut geworden sein!" erwiederte ein alter Witzbold.

*

Der Professor am Krankenbett. „Beobachten Sie, meine Herren, am Unterschenkel dieses Mannes die Dünnheit der Haut und das bläuliche Durchschimmern der zahlreichen Krampfadern. Wie lang ist das schon so schlimm, lieber Mann?" — Patient: „Wissen Se, Härr Prufesser, das is noch gar nicht so lange, das is erscht seit ä paar Tagen, seit ich die neuen blauen Strümpfe an habe; das schlechte Zeug muß so abfärben."

*

Die Erfindung des Schachspiels. Unter den vielen Sagen über die Erfindung dieses Spieles ist eine, die erzählt, der Bramine Sissa habe dasselbe vierhundert Jahre vor Christi Geburt erfunden, um dem König Schachram, der das Volk verachtete, durch das Schachspiel die Lehre zu geben, daß ein Herrscher ohne die Geringen nichts vermöge. Der über diese geistreiche Erfindung entzückte König erlaubte dem Braminen, sich eine Gnade zur Belohnung von ihm erbitten zu dürfen. Der Bramine begehrte, daß man ihm für das erste Feld ein Weizenkorn, für das zweite zwei, für das dritte vier, für das vierte acht, für das fünfte sechzehn Weizenkörner und so fort, in geometrischer Progression die Körner bis zum 64. Felde verdoppelt, geben und den ganzen Betrag schenken möge. Seine Majestät der König Schachram war fast ungehalten über die ihm so unbedeutend scheinende Forderung, die er beinahe für Spott nahm; wie groß war jedoch sein Erstaunen, als er vernahm, daß alles Getraide, welches jemals die Erde hervorgebracht, die verlangte Zahl Körner nicht liefern würde. Sie betrug 18,000,000,000,000,000,000 Körner, welche beinahe fünfzehn Billionen Kubikfuß oder vierzehn und eine halbe Billion englischer Scheffel ausmacht, die einen Raum von 2200 Quadratmeilen, auf denen das Korn dreißig Fuß hoch läge, einnehmen würde!

*

Der zerstreute Gymnasialprofessor.

Wenn die Römer in eine Provinz kamen, setzten sie sich gleich überall hin.

Die Cimbern und Teutonen stammen von einander ab.

Shakespeare schreibt wunderbar; selbst bei seinen größten Tragödien muß man lachen.

Das Schicksal wirkt im Epos (Heldengedicht) mit jener ganzen Gewalt, die wir voriges Jahr kennen gelernt haben.

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Der Glanz der Wäsche. Bekanntlich gestattet sich, wie das „Leipziger Tageblatt" bemerkt, der Amerikaner und Engländer einen gewissen Luxus in Bezug auf Wäsche, er trägt in der warmen Jahreszeit sogar mit Vorliebe fast ausschließlich helle, waschbare Kleidungsstücke, ist aber, zur Qual der Wasch- und Bügelanstalten, im Kleinen der Waschfrauen, außerordentlich eigensinnig und penibel. Nicht ganz weißgewaschene und auf das Vorzüglichste appretirte Wäschestücke, Hemden, Kragen, Manschetten &c., legt er lieber gar nicht an, um nicht Gefahr zu laufen, von Anderen unangenehm abzustechen. Daß daher die Technik und Chemie sich bemühte, auch auf diesem Gebiet geeignete Hülfsmittel zu schaffen, liegt um so näher, als das Feld bei dem soeben angeregten Luxus ein durchaus dankbares genannt werden muß. — Es ist denn auch von einem Engländer, Johnson, ein Präparat in Pulverform, unter der Bezeichnung: «Johnson's English Patent Starch-Polish» (Englischer Patentstärkeglanz), erfunden und in den Handel gebracht worden. Dasselbe, der Stärke zugesetzt, hat zu überraschenden Resultaten geführt; es wird auch durch die überaus einfache Manipulation Zeit, also auch Geld erspart. Was aber noch ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist der Umstand, daß bei Anwendung dieses Präparates die Wäsche absolut nicht leidet, was man von anderen Zusätzen, wie Chlorkali u. s. w., auf die Dauer oder bei nicht sehr vorsichtigem Gebrauch nicht immer sagen kann. Der Artikel ist übrigens seit einiger Zeit auch in Deutschland eingeführt, sehr gesucht und in allen Droguenhandlungen zu haben. Die Generalvertretung für Deutschland hat die Firma Aumann u. Comp. in Leipzig.

*

Ernährung der Kinder mit kondensirter Milch. Dr. Daly in London theilt mit, daß Kinder, welche in England mit kondensirter Milch ernährt werden, weniger widerstandsfähig gegen Krankheiten seien. Es verursacht dieses Nahrungsmittel eine ungehörige Fettentwicklung und die so ernährten Kinder verweigern später jede einfachere Nahrung. „Kinder lieben kondensirte Milch weit mehr als Kuhmilch, wegen ihrer Süßigkeit. Sie bewirkt, daß die Kinder auffallend gedeihen und dabei viel fetter werden als an der Brust. Dem Ansehen nach sind mit kondensirter Milch genährte Kinder außerordentlich gesund." Es ist dieß aber nur scheinbar; die Lebenskraft dieser Kinder bleibt vielmehr in sehr gefährlichem Grad hinter dem gewöhnlichen Maße zurück.

Ich fand — bemerkt Dr. Daly — während des Sommers 1871 und 1872, daß die mit kondensirter Milch ernährten Kinder schnell einer Diarrhoe erlagen, welche bei ihnen gar nicht Besorgniß erregend auftrat, und daß ihre sofort eintretende Hinfälligkeit zu der Stärke des Anfalles außer allem Verhältniß stand. Soweit meine Erfahrung reicht, geriethen mit kondensirter Milch genährte Kinder bei einem gar nicht schweren Diarrhoeanfall sofort in einen Zustand des Verfalles. Dasselbe habe ich bei Masern, Keuchhusten, Bronchitis und anderen Krankheiten beobachtet. Die Widerstandskraft des Kindes war gering, und die mit der londoner Kuhmilch ernährten Kinder widerstehen einem akuten Krankheitsfall besser, als die mit kondensirter Milch aufgezogenen. Ein an kondensirte Milch gewöhntes Kind, welches ein Tag leichter Diarrhoe an den Rand des Grabes brachte, wurde später auf meinen Rath mit Ziegenmilch ernährt und bekam zu dieser Zeit einen zweiten Anfall jener Krankheit, heftiger als der erste, aber die beängstigenden Symptome von Erschöpfung traten nicht ein und das Kind wurde bald gesund. Solcher Fälle könnte ich viele anführen. Ich habe mehrere mit kondensirter Milch genährte Kinder, die gesund aussahen, in wenigen Stunden einer leichten Diarrhoe erliegen sehen, welcher Kinder gewöhnlich widerstehen. Ich habe ferner stets gefunden, daß mit dieser Milch auferzogene Kinder im Gehen sehr zurückbleiben, was zweifellos von der mangelhaften Ernährung ihrer Muskeln herrührt. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß es sehr schwer ist, an kondensirte Milch gewöhnte Kinder zum Genuß anderer Nahrungsmittel zu bewegen, und selbst wenn sie alt genug sind, Mehlspeisen zu genießen, mögen sie dieselben nur ganz süß.

Landwirthschaft.

Mästung der Hühner. Hühner und Kapaunen lassen sich auf folgende Art in fünf bis acht Tagen vollständig mästen: Die Thiere werden zu dem Zweck in einen aus Holzstäben hergestellten Verschlag gebracht, der etwa zwei Fuß von der Erde entfernt ist und dessen Boden man mit täglich zu erneuernder trockener Holzasche bestreut. Zum Futter verwendet man nun fünf bis acht Tage lang gewöhnlichen, mit abgerahmter Milch und einem Eßlöffel kohlensaurem Natron gekochten Reis, und gibt den Thieren außerdem zweimal am Tage frisches Trinkwasser in einem reinen Gefäß. Als Futtertrog empfehlen sich steinerne oder irdene Gefäße, da dieselben besser reinzuhalten sind, auch nicht sauer werden wie hölzerne Tröge, und letzteres vor allen Dingen zu vermeiden ist. Bei obigem Verfahren wird das Geflügel in fünf bis acht Tagen vollkommen fett, das Fleisch äußerst zart und weiß und erreicht einen Wohlgeschmack, der sich durch keine andere Behandlungsart erzeugen läßt.

Erfindungen.

Die vielgeschmähte Nesselstaude scheint jetzt allmälig zur Kulturpflanze zu werden. Man hat lange schon entdeckt, daß ihre Faser zu Gespinnsten und Geweben verwendbar ist, und nun baut man das einstmalige Unkraut an. In Deutschland ist in dieser Hinsicht Ostpreußen in's Auge gefaßt worden. Daselbst kommt die große Brennnessel in Beständen von vier bis sechs Hektaren vor, und es läßt sich von deren Ertrage, selbst wenn kein feldmäßiger Anbau stattfindet, ein jährliches Quantum von drei Millionen Pfund erzielen. Ein Unternehmer, der in der tapiauer Gegend mit der Errichtung einer Fabrik vorgehen will, hat Sachkundigen folgende, aus Nesselfaser erzeugte Stoffe vorgelegt: ein Stück Gewebe aus Maschinengespinnst; ein Stück gebleichtes Gewebe aus Handgespinnst; vier Stücke Maschinengarn; ein Stück Handgarn; auf der Maschine geschwungene Nesseln; ein Stück Bindfaden; ein Tau; Cellulose zur Papierfabrikation; gebleichtes Produkt zur Papierfabrikation.

*

In Chemnitz fand vor wenigen Tagen auf der nach Zschopau führenden ziemlich bergigen Straße eine Probefahrt mit einem vom Direktor der chemnitzer Maschinenbauanstalt Michaelis konstruirten Frachtdampfwagen statt, welche die günstigsten Resultate ergab. Der Wagen ist ausgerüstet mit einem stehenden Dampfkessel und einer Zwillingsmaschine, welche die beiden 1,2 Meter hohen Hinterräder bewegt; die lenkbaren, freilaufenden 0,8 Meter hohen Vorderräder werden mittelst eines Zahnkranzes sicher und leicht bewegt. Außer der Maschine enthält der Wagen, welcher 7 Meter lang, 2 Meter breit und 3 Meter hoch ist, 9,5 Quadratmeter Laderaum (4,75 Meter lang, 2 Meter breit). Als Maximalleistung hat sich der Transport einer Last von 240 Ctr. bei einer Steigung von 1:12 ergeben. Der Vortheil der erwähnten Maschine vor früheren mehr oder weniger mißlungenen Versuchen besteht in der Vereinigung der Maschine mit der fortzubewegenden Last, welche sonst an andere Wagen angehangen wurde. Hier wird die todte Last möglichst verringert und die Ladung zur Vermehrung der Reibung der betriebenen Räder benützt. Die Maschine, welche von zwei Mann bedient wird und verhältnißmäßig wenig Kohlen verbraucht, arbeitet ohne größeres Geräusch und kann, wo es gilt, das Scheuwerden begegnender Pferde zu vermeiden, kurze Zeit ohne sichtbaren Rauch und Abgangsdampf arbeiten.

Marine.

Eine sehr sinnreiche Vorrichtung, um für die Schifffahrt gefährliche Stellen zu bezeichnen, geben die sehr in Aufnahme kommenden selbstthätigen Glockenbojen ab, wie eine solche kürzlich von der Gesellschaft „Weser" in Bremen an einer zu vermeidenden Stelle der Außenjahde Aufstellung gefunden hat. Es sind dieß schwimmende, aber verankerte Gestelle, die eine große Glocke tragen, welche in um so lebhaftere Schwingungen versetzt wird, je stürmischer das Meer bewegt ist. Vier Klöppel sind außerhalb der Glocke befestigt, so daß dieselbe bei jedem Hin- und Hergange anschlägt und im Sturm einen starken Lärm vollführt. Ein an einem Maste befestigter Korb macht die Boje bei Tage kenntlich.

Historische Gedenktage.

24. Juni.

1630. Gustav Adolph, König von Schweden, landet mit einem Heer auf Usedom in Pommern, um den Protestanten in Deutschland Hülfe zu bringen (dreißigjähriger Krieg).

26. Juni.

1718. Alexei, Sohn des Zaren Peter des Großen, Widersacher der von seinem Vater getroffenen Neuerungen und deßhalb zum Tode verurtheilt, stirbt (vielleicht hingerichtet) im Gefängniß zu Petersburg.

27. Juni.

1794. Wenzel Anton, Fürst von Kaunitz, österreichischer Hof- und Staatskanzler, mächtiger Minister der Kaiserin Maria Theresia, — 83 Jahre alt zu Wien gestorben.

28. Juni.

1839. Mahmud II., Großsultan der Osmanen, zu Konstantinopel gestorben. Seine einunddreißigjährige Regierung war ein fortwährender Kampf gegen mächtige Satrapen, rebellische Janitscharen, die Griechen und Kriege mit Rußland.

29. Juni.

1864. Uebergang der Preußen (General Herwarth von Bittenfeld) über die Meerenge bei Alsen und Eroberung dieser dänischen Insel.

30. Juni.

1522. Johann Reuchlin, einer der ersten Sprachforscher und Gelehrten Deutschlands, und Kämpfer gegen Finsterniß und Pfaffenthum, pfalzgräflicher und kaiserlicher Rath, — zu Stuttgart gestorben.

2. Juli.

1298. Schlacht bei Gellheim (bei Worms) zwischen den deutschen Gegenkaisern Adolph von Nassau und Albrecht I.; beide Nebenbuhler stoßen auf einander, Adolph ward von Albrecht's Lanze getroffen und getödtet.

3. Juli.

1676. Leopold I., Fürst von Dessau, preußischer Feldherr, noch jetzt unter dem Namen des alten Dessauers bei dem preußischen Heer in lebendigem Andenken, — geboren.

4. Juli.

1776. Gründung des nordamerikanischen Freistaates, indem der Kongreß die dreizehn vereinigten Provinzen für unabhängig erklärt.

6. Juli.

1770. Graf Alexis Orloff, Generaladmiral der russischen Flotte im Archipelagus, verbrennt in vergangener Nacht in dem Hafen von Tschesme an der Ostküste Kleinasiens (der Insel Scios gegenüber) die ganze türkische Flotte, die sich nach einem verlorenen Seegefecht dahin geflüchtet hatte.

7. Juli.

1807. Friede zu Tilsit zwischen Frankreich und Rußland (Napoleon I. und Alexander I.)

8. Juli.

1709. Schlacht bei Pultawa, Karl XII., König von Schweden und bisher immer Sieger, erleidet durch den russischen Zaren, Peter den Großen, eine vollständige Niederlage und

Vernichtung seines Heeres; am Fuße verwundet, entflieht er auf türkisches Gebiet bei Bender.

9. Juli.

1762. Thronrevolution in Petersburg; Kaiser Peter III. wird in der vergangenen Nacht des Thrones verlustig erklärt (starb am 17. im Gefängniß), und seine Gemahlin Katharina II. von den Garden, der Geistlichkeit und den Großen (Panin, Orloff ꝛc.) zur regierenden Kaiserin ausgerufen.

Lotterieziehungen im Monat Juli.

Am 1. Oesterreichische Kredit 100-Gulden-Loose vom Jahr 1858, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 2. Januar 1878 (77. Ziehung). — Stadt Bordeaux 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1863, 51 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 200 Franken, zahlbar am 1. November 1877 (28. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loose, 4700 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 47 Franken, zahlbar am 2. Januar 1878 (62. Ziehung). — Donau-Dampfschifffahrt 100-Gulden-Loose à 4%, 1050 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Gulden, zahlbar am 2. Januar 1878 (23. Ziehung). — Hamburger 100 Mark-Banko-Loose, 2050 Stück, Prämienziehung am 1. September. — K. K. Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1854, 1700 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Schaumburg-Lippe'sche 25-Thaler-Loose, 1650 Stück, höchster Preis 11,000, niedrigster 44 Thaler, zahlbar am 1. Oktober 1877 (31. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose vom Jahr 1845, 4000 Stück (incl. 2000 Loose vom 1. Dezember 1876), höchster Preis 36,000, niedrigster 75 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1878 (64. Ziehung). — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahr 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 1. Oktober 1877 (13. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 1500 Stück, Prämienziehung am 1. August. — Raab-Grazer E.-B. 100-Thaler-Loose vom Jahr 1871, 130 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Stadt Amiens 100-Franken-Loose vom Jahr 1871, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. November 1877 (18. Ziehung). — Am 3. Stadt Innsbruck 20-Gulden-Loose vom Jahr 1871, 100 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 3. Januar 1878 (18. Ziehung). — Am 5. Stadt Salzburg 20-Gulden-Loose vom Jahr 1872, 130 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 5. Januar 1878 (17. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahr 1869, 160 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 10. Januar 1878 (33. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahr 1871, 1350 Stück, Prämienziehung am 20. Juli. — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1864, 2900 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 125 Rb., zahlbar am 13. Oktober 1877 (25. Ziehung). — Am 15. Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Loose vom Jahr 1855, 700 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Januar 1878 (50. Ziehung). — Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1868, 140 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 15. August 1877 (35. Ziehung). — Graf Waldstein-Wartenberg 20-Gulden-Loose, 1200 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. Januar 1878 (59. Ziehung). — Holl. Kommunalkredit 100-Gulden-Loose vom Jahr 1871, 33 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. Februar 1878 (26. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose vom Jahr 1874, 439 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. August 1878 (17. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahr 1869, 8522 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. August 1877 (33. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose vom Jahr 1874, 376 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1878 (21. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahr 1871, 1350 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 5. August 1877 (23. Ziehung). — Am 30. Fürst Clary 40-Gulden-Loose vom Jahr 1856, 500 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 30. Januar 1878 (51. Ziehung).

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

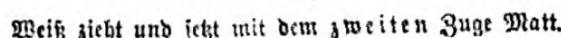
Von **Graves** in **Brooklyn**.

Schwarz.

8 7 6 5 4 3 2 1

A B C D E F G H

Weiß.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Bilderräthsel.

Mönch Jungfrau

nen

Auflösung des Bilderräthsels Seite 462:

Die Schwachen sind die leichten Truppen im Heer der Schlechten.

Dreisylbige Charade.

1.

Der Seemann flieht mich gern und hört doch gern mein Wort,
Sei's am Korallenstrand, sei's hoch am eis'gen Nord.

2. 3.

Das ist ein wunderlicher Mann, den nennt mein zweites Wort;
Was höchlich ihn ergötzt, fällt meist durch seinen Mord.

1. 2. 3.

Ist auch ein Biedermann, fast von derselben Sort':
Was ihm das Leben nährt, schafft er nach Kräften fort.

L. M.

Auflösung der Charade Seite 462:

Grundsatz.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 462:

Jetzt.

Wandr' ich jetzt dahin am Rheine,
Schleich' ich still durch tiefe Schlüfte,
Ruh' in dunkeln Burgruinen
Zwischen grauem Steingeklüfte,
Einsam such' ich mir im Friedhof
Alter Freunde stille Grüße:
Weit und öd' ist mir die Erde,
Dumpf und trüb' sind mir die Lüfte.

Müller von Königswinter.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. Paul K. und Hrn. Oberförster T. V. in S. Es freut uns, daß Ihnen das Bild „die Hunde des Herrn Atherton" (Heft 18) so gefallen hat. Wir entnahmen Bild sowohl wie Text der bei R. Jenne, nicht Jemer, in Leipzig jetzt herauskommenden Zeitschrift „Der Hund", welche nach Ausstattung, Format, Druck, durch geistvollen, interessanten Text und vortreffliche Illustrationen als ein Journal ersten Ranges dieser Art zu bezeichnen ist.

A. W. in Moskau. Wir empfehlen Ihnen als Lehrbuch der Stenographie nach Gabelsberger die gekrönte Preisschrift von Gratzmüller, Verlag von Georg Franz in München.

Abonnent ....a. in Brünn. Ausnahmsweise — Ja! Dazu ist jedoch die Angabe Ihrer Adresse nöthig.

Hrn. H. Epstein in B.-L. Wohl noch ein Dutzend gleicher Namen kommen uns im Laufe des Jahres zu Gesicht. Dieser, Graz.

Abonnent in Lennep. Diese Frage ist bis jetzt noch nicht gelöst.

Hrn. Emil Hahn. Hundert Mark wurden gefordert.

Hrn. H. H. in Eschwege. Reliefbilder nebst Albums dazu bei Fabrikant Otto Hauboldt in Leipzig, Neukirchhof 13; Haussegen bei der Evang. Gesellschaft in Stuttgart.

R. C. in Hamburg. Selbst in dem großen Werk von Alfr. v. d. Aue (Anklam) findet sich von Edelweiß nichts.

Fr. B. in B.-Sch. Korn ist Roggen, Kornbranntwein wird aus Roggen gemacht.

Hrn. E. Wild. Auf alle 4 Fragen — Ja!

Fr. Krim. Ueberreicher Vorrath. Besten Dank!

Kinderfreund. Davon weiß man hier nichts. Hier bedarf es keiner 50 Jahre. Wenden Sie sich an einen Rechtsgelehrten.

Hrn. Emil Engels in E. 1) Karl Luthhardt in Koburg, Languth und Amberg in Koburg, J. M. Krannich in Mellenbach, Thüringen (Schwarzburg-Rudolstadt), C. Eichhorn in Gießübel bei Eisfeld sind hervorragende Fabriken für Holzschachteln. 2) Gelbes Wachs 32 Theile löse man in 64 Thln. Terpentinöl bei gelinder Wärme auf und reibe dann 1 Theil Kienruß sorgfältig darunter. Ein anderes: 32 Thle. gebranntes Elfenbein, 16 Thle. Syrup, 8 Thle. Baumöl und 2 Thle. feingepulverten weißen Vitriol, mischt dieß tüchtig durcheinander und gießt unter stetem Umrühren 16—23 Thle. Bier oder Essig zu, dann werden in kleineren Mengen noch 8 Thle. Vitriolöl unter beständigem Rühren dazugethan. Das weiße Vitriolpulver schützt die Wichse vor Schimmel. Wir empfehlen Ihnen das letztere Rezept.

Hrn. A. Bernstein in Brody. Vier Zeichner; aber Namen — das ist doch etwas zu viel verlangt.

Hrn. P. Weber in Washington. Wir bitten um Angabe der Adresse — dann ausführliche Antwort. Vortreffliche Geigen beziehen Sie z. B. bei Gebrüder Wolff in Kreuznach.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden ꝛc. sind uns zugegangen von Frln. Betty Günther, Breslau; Anna Ganter, Heidelberg; Elise Schön, Berlin; Emma Tiebe, Filehne; Bertha M., Breslau; Antonie Elskolz, Beuthen; Arabella Ronneburg, Wien; Marie Kewall, Rossitz; Anna B—n, Hannover; Bertha Salinger, Schönfließ; Ottilie S., Köln; Elise Schuy, Koblenz; Hrn. R. Schwarz, Deutsch-Krone; A. Etzel, Wiener-Neustadt; Heinrich Leutz, Weinheim; Puck, Hanerau; Chr. Hein, Wien; Emil Rosenbaum, Nürnberg; J. Borgs, Crefeld; Jul. Schindler, Schlegel; H. Schlesinger, Prag; Gustav Prages, Chemnitz; Otto Carlberger, Graz; Paul Bitte, Remscheid; E. Ruppelt, Breslau; Prof. Caprera, Bozen; Matth. Blumenau, Preßburg; H. Gätjen, Bremen; Onkel R. u. Tante; E. Damian, Thun; E. Sparkeß, Reichenberg; Emil Hahn, Altona; Fr. Winter, Lang-Göns; Matth. Grubesch, Penzberg; Clemens, Dresden; J. Kremer, Graz; J. Hiltscher, Wien; A. Schwarz, Deutsch-Krone; A. Krottendorfer, Wien; M. D. Amar, Budapest; Bistron, Wien; G. Kelter; Gerh. Kelterborn, Göttingen; O. Haenischen, Leipzig; Jakob Bregenzer, Laucherthal; J. Kl., Jüchen.

Hrn. Stadtrath K. in Dr. Wenden Sie sich an Herrn Paul Zimmer, Lithograph in Stuttgart, dessen Spezialität die Fabrikation solcher Schützenscheibenbilder ist und der auch Lieferant für das letzte deutsche Bundesschießen war.

Ein Ausgewanderter. Viele haben uns brieflich das entgegengesetzte Urtheil ausgesprochen.

Aerztliche Korrespondenz. H. C. in Winnweiler. Das von Ihnen geschilderte Leiden scheint auf einer Schwäche der Nerven zu beruhen, und rathen wir Ihnen zur Stärkung derselben eine vierwöchentliche Wasserkur in einer Kaltwasserheilanstalt vorzunehmen.

G. S. in O. Das beste Kopfwasser für Ihren Gebrauch ist China-Spiritus, den Sie in jeder Apotheke vorfinden. Sehr Wunder nimmt es uns, daß Sie behaupten, in den letzten vier Jahrgängen unserer Blätter nicht ein einziges Mal ein Mittel gegen Schuppen auf der Kopfhaut gefunden zu haben, da wir doch deren von Zeit zu Zeit, in Anbetracht der vielen Anfragen, die in dieser Richtung an uns gelangen, veröffentlicht haben. Gegen heftige Nervenkopfschmerzen hat sich die Guarana oder das pulvis paulliniae sorbilis gut bewährt; Sie finden dasselbe in jeder größern Apotheke.

G. H. in Gr....z, A. M. in Sch. und A. M. in Hamburg. Derartige Anfragen können keine öffentliche Beantwortung finden.

H. M. in M. Eine Ihren Zwecken entsprechende Naturheilanstalt befindet sich in Brunnthal bei München.

Abonnentin in Schlesien, K. N. in S., A. Z. in Linz a. D., alter Abonnent in B. a. Rh., Z. Z. in Pommern, Marie L. aus Rußland, G. B. in Os., Adrienne M. in Mannheim, F. M. in Königsberg, R. S. in F., H. H. in Kaiserslautern, Hermann H. in Thiemendorf. Diese ganze Reihe von Anfragern verlangen Heilmittel gegen Schuppenbildung auf dem Kopfe, gegen Leberflecken, gegen Sommersprossen, gegen rothe Hände und rothe Nasen, gegen Finnen im Gesichte, gegen Ergrauen der Haare und Auskunft über andere in dieß Gebiet gehörende Angelegenheiten. Wir haben derartige Anfragen im Laufe des letzten Quartals so vielfach beantwortet, daß wir unsere übrigen Leser nicht wiederholt mit derartigen Verhandlungen belästigen können. Wir sind stets gerne bereit, wo wir einen wirklichen Nutzen für Gesundheit und Leben durch unsere Korrespondenz bieten können, in möglichst ausführlicher Weise bezügliche Fragen zu beantworten, möchten aber unsere Leser bitten, in allen oben angedeuteten Angelegenheiten sich in dem letzten Jahrgang unserer Zeitschrift Rath zu suchen, und sie werden ihn in den Korrespondenzen sicher finden. Wer dennoch eine bezügliche besondere ärztliche Rathsertheilung zu haben wünscht, muß sich bequemen, auf dem Wege der Privatkorrespondenz mit unserem ärztlichen Korrespondenten sich in Beziehung zu setzen, dessen Adresse jederzeit von uns zu erlangen ist. — Zum Bezuge von kosmetischen Mitteln gegen die oben erwähnten Schäden empfehlen wir Dr. A. A. Blatzbecker's Centraldepot medizinischer Spezialitäten in Frankfurt a. M.

Anfragen *).

63) Gibt es eine Methode, englische Mohair- und Alpakastoffe zu waschen, so daß solche den ihnen eigenen Glanz nicht verlieren?

D. in Thun.

Antworten.

Auf 46): Die brennende Schärfe des Cayennepfeffers kann man dadurch vertreiben, daß man das spitze Ende der Schote abbricht und sodann die weißen Adern gleichfalls entfernt. Der so behandelte spanische Pfeffer wird hier allgemein sowohl grün wie reif gegessen.

L. Michaelis, Socomo in New-Mexiko.

Auf 59): Als ein vortreffliches Mittel wird uns die Schwabenfalle, zu haben bei G. Zaiser, Friedrichsstraße 38 in Stuttgart, empfohlen. Es gelang, damit in einer Nacht gegen 400 Stück zu fangen.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anzeigen aller Art.

In allen Buchhandlungen zu haben:
72 deutsche und französische
Kartenspiele,
als: Scat, L'Hombre, Whist, Boston, Piket, Sechsundsechzig, Solo, Schafskopf, Imperial, Kasino, Rabouge, Commerce u. s. w. nebst 50 Kartenkunststücken. 496
Von Posert. Preis 1 Mk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Das Leben der Erde.
Blicke in ihre Geschichte,
nebst Darstellung der wichtigsten Fragen ihres Natur- und Kulturlebens
von
A. Hummel. 657
Mit 75 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck.
Preis brosch. 6 M.; eleg. gebd. 7 M. 50 Pf.
Physikalische und chemische Unterhaltungen
von
Dr. Otto Ule und A. Hummel.
Mit 99 in den Text eingedruckten Holzschnitten.
Preis brosch. 6 M.; eleg. gebd. 7 M. 50 Pf.
Beide Bücher gehören unbestritten zu den besten populär-wissenschaftlichen Werken. Die künstlerisch ausgeführten Illustrationen kommen durch lebendige Veranschaulichung des Geschilderten dem Verständniß des Lesers zu Hülfe.

Wer Englisch und Französisch rasch und billig (Selbstunterricht) erlernen will, dem kann nichts Besseres empfohlen werden, als Selig, Deutsch-franz.-engl. Conversations-Schule, 4. Aufl. 2 Bde. 680 Seiten, 5 Mark, geb. 6 Mark. Von deren vorzügl. Angabe der Aussprache durch deutsche Buchstaben kann man sich leicht überzeugen durch Selig, Englischsprechen, schnell, 13. Aufl. Selig, Französischsprechen, schnell, 12. Aufl. franko für à 70 Pf. Briefmarken. 658
Gustav Weigel's Buchhandlung, Leipzig.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Tutti-Frutti.
Humoristische, illustrirte Feuilleton-Bibliothek.
Herausgegeben
von
Siegmey.
Monatlich ein Heft. Preis kart. à 1 Mark.
Verlag von E. Bichteler & Co., Hofbuchhandlung in Berlin. 642

Zithern mit Patentsaiten, unter Garantie für 18 Mark nebst Schule zum Selbsterlernen bei 598
C. L. Steffen, Stettin.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg. 511

Accordion- und Harmonikafabrik
von Fr. Gessner,
Magdeburg. 253
Export — En gros.
Illustrirte Preiscourante gratis.

Präp. Hafermehl
von W. C. H. Weibezahn, Fischbeck bei Oldendorf, Reg.-Bez. Kassel. Preis per Pfd.-Paket mit Anweisung 50 ₰ Vorzüglichstes, ärztlich empfohlenes Nähr- und Stärkungsmittel für Kinder, Kranke, Rekonvaleszenten und Wöchnerinnen, wohlschmeckend, leicht verdaulich und sehr nahrhaft. Zur einfachsten Herstellung schmackhafter und kräftiger Suppen (mit Fleischbrühe zubereitet auf die feinste Tafel passend). Müttern und Hausfrauen rc. als praktisch und sehr vortheilhaft zu empfehlen. Zur Ernährung schwächlicher kleiner Kinder oft mit überraschendem Erfolg angewendet. 619
Zu haben in jeder guten Handlung oder direkt.

Amerik. präserv. Rindfleisch
in runden, mit meiner Firma versehenen Blechdosen à 4 Pfd. engl., à Dose 3 M.
Im eigenen Safte fertig gekocht u. nach blossem Erwärmen sofort geniessbar. Seit Jahren b. d. deutschen Armee verwandt. Von vorzügl. Qualität u. um die Hälfte billiger als frisches Fleisch. — Bei Verbrauch von 1 Pfd. tägl. schon eine Ersparniss von monatlich ca. 20 Mark! Nach auswärts 2 Dosen nur 50 Pfg. Porto. (Posteinzahlung!) 571
J. C. F. Schwartze, Hoflieferant,
Berlin W., Leipzigerstrasse 112.

Kopenhagen.
Hôtel
„König von Dänemark".
Hôtel ersten Ranges. 100 Zimmer und Salons, schönste Lage im Centrum der Stadt, deutsche Bedienung, mäßige Preise empfiehlt 633
R. Klim.

Zu schriftlichen Mittheilungen für Liebende empfehlen sich:
Gustav Wartenstein,
Briefsteller für Liebende
beiderlei Geschlechts.
Enth. 100 Musterbriefe über alle Liebesverhältnisse im blühendsten Styl und in den elegantesten Wendungen, nebst 20 Polterabendscherzen und Hochzeits-Gedichten. Zwölfte verbesserte Auflage. 2 Mark.
Durch die Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. 495

Im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart beginnt soeben zu erscheinen
eine illustrirte Pracht-Ausgabe von
Schiller's Werken.
Mit
etwa 600 Illustrationen erster deutscher Künstler.
In ca. 60 Lieferungen à 50 Pf.
Diese, **Schönheit** und **Billigkeit** gleich sehr in sich vereinigende Ausgabe wird ein **nationales Prachtwerk** werden, dessen Erwerbung **jedem gebildeten Deutschen** nicht nur wünschenswerth, sondern auch möglich ist; — gewiss das
liebste und **vornehmste Stück jeder Haus-** und **Familienbibliothek!**
Die erste Lieferung ist in **allen** Buchhandlungen vorräthig und wird von denselben **auf** Verlangen gern zur Ansicht in's Haus gesandt.

Laue's Strickmaschinen
mit verstellbarem Stahlnadelbett für 422a
Familie und Industrie,
Strümpfe ohne Naht und allerhand Phantasieartikel liefernd, empfiehlt
Dresdner Strickmaschinen-Fabrik
O. Laue. Dresden-Löbtau.
Solide Wiederverkäufer gesucht.
Unterricht an allen Orten gratis.

Im Verlag Aloys Hynek, Buchhandlung in Prag, erscheint und ist in allen Buchhandlungen vorräthig: 659
Der
„Russisch-türkische Krieg"
historisch und strategisch dargestellt von
Ed. Küffer.
Mit zahlreichen Illustrationen.
Erscheint in Heften à 40 Pf.
Heft 1—5 sind bereits erschienen.

Haushaltungen, Gast- und Kaffeehäusern, Konditoreien
wird ein renommirtes, ausgezeichnetes, stets frisches Kaffee- und Thee-Biscuit bestens empfohlen. Preis ℳ 2. 65 ₰ pr. Kilo. Aufträge befördern sub A. 71395 die Herren 663 Haasenstein & Vogler in Stuttgart.

Vielfach prämiirt! | **J. P. Liebe, Apoth., Dresden.** | Anerkannt bewährt!
Chemische Fabrik.

Liebe's Nahrungsmittel in löslicher Form (Liebig's Suppe im Vacuum kondensirt, ohne Kochen, die einfache Mischung mit Milch sofort trinkbar). Nährmittel an Stelle oder mit der Muttermilch; bei Durchfällen, Darmkatarrh der Säuglinge anerkannt bewährt, — nicht minder für Rekonvaleszenten, Sieche, Blutarme.
Malzextrakt, ungegohrenes und konzentrirtes Extrakt des feinsten Malzes, wirkt spezifisch auf die irritirten Luftwege; bei Husten, Heiserkeit, trockenem Halse anwendbar.*)
Malzextrakt mit Eisen (0,056 im Eßlöffel) bei Schwächezuständen, Blutmangel, Rekonvaleszenz u. s. w.*)
Malzextrakt mit Chinin und Eisen (0,111 im Eßlöffel) bei Entkräftungen gleichzeitig nährend und kräftigend wirkend.
Vorstehende Präp. in der eingeführten Packung à 300 Gramm netto 1 M. bez. 1 M. 25 Pf.
Malzextraktplätzchen aus reinem Malzextrakt, im Munde leicht zerfließend; sehr wirksam; in Kartons 25 Pf.
Pepsinwein (Verdauungsflüssigkeit) konzentrirte, haltbare Lösung von garantirt wirksamem Pepsin von doppelter Konzentration der Vorschrift der D. R. Dieser angenehm schmeckende Wein ersetzt bei mangelnder oder gestörter Verdauung die fehlende Magenflüssigkeit und beseitigt bei konsequentem Gebrauch jede leichtere Verdauungsstörung. Flacon à 150,0 1 M. 50 Pf.
An Orte, wo die Apotheken Lager nicht halten, wird bei 6 Piecen mit Rabatt versandt. 433

*) Conform der Vorschrift der Deutschen Reichspharmakopoe.

Nur Aechte Prof. Dr. Sampson's **COCA** Präparate Allein bei Dr. W. Strauß Mohren-Apoth. Mainz. 1 Schacht. oder 1 Flacon 3 R.Mk.
entfaltet die volle Wirksamkeit der Coca-Pflanze — weil aus dem vollkräftigen Extrakte der frischen Pflanze bereitet. — Ueber die von stetem Erfolg auch in schwersten Fällen gekrönte Anwendung der Coca-Pillen I. gegen Hals- und Brustleiden, der Coca-Pillen II. gegen Unterleibsleiden, Hämorrhoiden rc., der Cocapillen III. gegen allgemeine und spezielle Nervenleiden und Schwächen, des Coca-Spiritus gegen Kopfgicht, Migraine rc. belehrt eine populäre Schrift, gratis d. d. Mohrenapotheke in Mainz und deren Depôts-Apotheken: Berlin: G. O. Plug, Louisenstr. 30; M. Kahnemann, Schwanen-Apoth., Spand. Str. 77. Breslau: S. G. Schwartz, Ohlauerstr. 21. Dresden: sämmtl. Apoth. Magdeburg: Dr. Krause, Löwen-Apoth. Königsberg i. P.: A. Brüning. Leipzig: R. H. Paulcke z. Engel. München: C. Braun z. Rose. Hamburg: W. Richter. Stuttgart: Jahn & Seeger, Hirsch-Apoth. Wien: C. Haubner z. Engel am Hof 6. Zürich: Strickler'sche Apoth. Bern: A. Brunner. Köln: F. Grüninger z. Glocke. Prag: Jos. Fürst.

Heilbronn am Neckar.
Albert Künzel's Fettlaugenmehl
wird als das beste und unschädlichste Wasch- und Reinigungsmittel Jedermann angelegentlichst empfohlen.
Wahrhaft praktische und sparsame Hausfrauen, die auf ein untadelhaft reinigendes, sich immer gleichbleibendes und trockenes Fabrikat sehen, werden schon den ersten Versuch lohnend genug finden.
Dasselbe ist in echter Waare das Pfund à 40 Pfennig nebst Gebrauchsanweisung in den meisten besseren Handlungen zu haben. 662

Klinik, vom Staate konz. zur gründlichen Heilung hartnäckigster Haut-, Frauenkrankheiten, Schwäche, Nervenzerrüttung, Reißen rc. Dirigent: Dr. Rosenfeld, Berlin, Kochstr. 63. Auch briefl. Prospekte gratis.

EPILEPSIE
(Fallsucht) und alle Nervenkrankheiten heilt brieflich der Spezialarzt Dr. Killisch, Dresden (Neustadt). Bereits über 9000 behandelt. 617

Holländische Cigarren- & Tabak-
Fabrik u. Manilla-Cigarren-Import
von
A. F. Emde in Rees a. Rh.
Verkauf an Private zu Engrospreisen.
Preiscourante franko. 407
Attest
von Herrn Pastor Rost in Heiligenfelde,
dd. 15. März 1877.
Das Cigarrenfabrikat von A. F. Emde in Rees hat sowohl wegen der saubern Arbeit und Preiswürdigkeit als auch wegen seines guten Geschmackes und Geruches, namentlich aber auch, weil die Augen dadurch auffallend wenig belästigt werden, meinen grossen Beifall gefunden; ich spreche es daher gern öffentlich aus, dass dieses vorzügliche Fabrikat in der That vor vielen anderen eine aufmerksame Beachtung verdient.

Beckner & Co.,
Braunschweig,
empfehlen als Spezialitäten 654
Patent-Bandsägen
für Fuß-, Hand- und Dampfbetrieb (prämiirt in Wien), Kreis- und Decoupirsägen, Frais- und Bohrmaschinen, Sägeblätter rc.
Alles unter Garantie.
Kataloge gratis.

Wichtig für Brauereibesitzer.
Preisgekrönte Bierkläre
empfiehlt die Fabrik Aug. Sigerist, Mengen (Württ.). 650

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 308
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis.
Korrespondenz in Deutsch, Englisch und Französisch.

Ueber Dr. Bosch Essenz 631
bei Tuberkulose und Blutbrechen vermittelt Näheres die Rosenapotheke in Nürnberg.

!! Für nur 6 Mark !!
Eine komplete Rauchgarnitur aus echtem Meerschaum und Bernstein, bestehend aus 1 hochfeinen Tabakspfeife mit Neusilber beschlagen, sammt echtem Weichselrohr. 3 Stück verschiedene feinst geschnitzte Meerschaum-Cigarrenspitzen mit Bernstein, 1 echt orientalischer Tschibuk sammt Rohr. 1 Trockenraucher, geschnitzt. 1 neuester Patent-Cigarretten-Raucher. 6 Buch echtes Perser-Cigarrettenpapier sammt 1 österr. Cigarretten-Maschine, mit der man in einer Sekunde 20 Cigarretten anfertigen kann. 1 Stück echte Wiener-Cigarren-Tasche. 1 Patent-Feuerzeug. 1 neueste Metall-Rauchtabak-Dose. 1 Trockenraucher-Spitze. Dieß Alles kostet insgesammt nur 6 Mark in der Prachthalle, Wien, Praterstraße Nr. 16. 671

Capillarin gegen Ausfallen der Kopfhaare und Entfernen der lästigen Schiefern (Kopfnervenleidenden). Für die Trefflichkeit bürgt
628 R. Woesch, Apotheker in Nürnberg.

Epilepsie
(Fallsucht), Krämpfe. Anweisung, diese schreckl. Krankheit in kurzer Zeit radikal zu heilen, herausg. v. Dr. phil. Quante, Fabrikbesitzer in Warendorf, Westphalen, welche gleichzeit. authentische Zeugnisse von glückl. Geheilten aus allen 5 Welttheil. enthält, versendet brieflich der Herausgeber. Franko gegenseitig. 656

Reelle, sehr respektable
„Neben-Erwerbe"
zum sofortigen Geldverdienen für alle Verhältnisse, mit Geschäftsanleitungen, wodurch jede Person mit ganz geringer Geldanlage täglich 5—10 Mark, also monatlich 150—300 Mark leicht und sicher verdienen und nebenbei ersparen kann. Programm mit 50 Zeugnissen für nur 30 Pf. in in- oder ausländ. Briefmarken. Hiller's Lehr-Institut, 10 Südstraße 10 in Leipzig. 643

Das Original-Meisterwerk, neueste Gratis-Ausgabe, ca. 130 Seiten Text über:
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist unter dem Titel: 477
Der Haarschwund
erschienen und vom unterzeichneten Verfasser gratis und franko nach allen Ländern der Erde zu beziehen.
Edm. Bühligen,
Gohlis-Leipzig, Villa Bühligen.
Expedition in Leipzig: Ritterstraße 43, wohin ich Briefe zu richten bitte.

Gesichts-Ausschlag.
Unfehlbare Heilung durch Apoth. J. Rottmanner's Schönheitswasser. Gegen Mitesser, schwarze Punkte mit fettiger Haut, Finnen, Acne, zerstreut stehende rothe harte Knötchen und Knoten theils mit Eiterbildung, Pusteln, Gesichtsröthe, besonders der Nase, Acne rosacea, Bartfinne, Sycosis. Selbst viele Jahre diese Ausschläge gehabt, ist es mir endlich dennoch gelungen, ein Mittel zu finden, welches mich gänzlich von diesem hartnäckigen Leiden befreit hat. Bei Bestellung: Angabe des Ausschlags, Alter, Beschäftigung, Kost, Speisen und Getränke, ob schwächlich oder kräftig, sonst nicht leidend. Mit Gebrauchsanweisung, Verhaltungsmaßregeln und wissenschaftlicher Behandlung. Flac. 3 Mark.
Römhild in Thüringen. 645
J. Rottmanner, Apotheker.

Anerkennung. Ich litt 6 Jahre an chronischem 593
Magenkatarrh,
verbunden mit furchtbaren Leibschmerzen, Diarrhoe und Erbrechen. Ich gebrauchte allöpathische u. homöopathische Aerzte, aber Alles vergebens. Jetzt bin ich 4 Wochen von diesem furchtbaren Uebel befreit gewesen. Durch Herrn J. J. F. Popp's (Heide in Holstein) Heilmethode bin ich so weit gesundet, daß ich fast alle, auch schwer verdauliche Speisen vertrage u. s. w.
Teuchel bei Wittenberg (Regiergsbez. Merseburg), 29. Mai 1876. Lehrer Henze.

Garantieleinen, Tisch- und Bettzeuge, Shirtings Mtr. von 24 ₰, Halbleinen v. 54 ₰, f. r. Leinen v. 69 ₰, Handtchr. v. 33 ₰, Tischtücher v. 1 ℳ, Servietten Dtzd. v. 4 ℳ, r. lein. Damastgedecken v. ℳ 9.75, Damastfranzentchr. v. 2 ℳ, r. l. Taschentchr. Dtzd. v. ℳ 2.30 an rc., versendet auch detail zu Fabrikpreisen. Preislisten frk. Leinenfabrik
637 D. Badt, Sorau N/L.

Wichtig für Kranke! Gefl. aufmerksam zu lesen.

Auf Franco-Verlangen erhält Jeder, welcher sich von dem Werthe des illustrirten Buches: Dr. Airy's Naturheilmethode (90. Aufl.) überzeugen will, einen Auszug daraus gratis und franco zugesandt von Richter's Verlags-Anstalt in Leipzig. Kein Kranker versäume, sich den Auszug kommen zu lassen.

Inserate

finden durch die „Illustrirte Welt" weiteste und wirksamste Verbreitung.

Unser Journal — eines der ältesten und beliebtesten Unterhaltungsblätter — ist neben dem, daß es in den meisten Lesecirkeln und Lesekabinetten aufgelegt wird, hauptsächlich in Familienkreisen weit verbreitet.

Wir berechnen
die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum im Blatte selbst mit nur 60 Pfennig.

Die typographische Anordnung der Inserate behält sich die Expedition dieses Blattes vor, und wird vorausgesetzt, daß die verehrlichen Herren Einsender hiemit einverstanden sind. Für Satzfehler, welche durch unleserliche Manuskripte entstanden, übernimmt die Expedition keine Verantwortlichkeit, und kann daraus weder ein Anspruch auf Erlaß oder Wiedererstattung der Insertionskosten, noch auf wiederholten Abdruck der Anzeigen hergeleitet werden.

Illustrationen zu Inseraten besorgen wir da, wo es gewünscht wird, und berechnen für den betreffenden Holzstock die billigsten Preise. Auch sind wir bereit, Clichés davon in mehrfacher Anzahl zu fernerweitigen Insertionen anfertigen zu lassen.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie folgende Ankündigungs-Bureaux: Rudolf Mosse in Berlin und sämmtliche Filialen; Haasenstein & Vogler in Hamburg und sämmtliche Filialen; Daube & Co. in Frankfurt a. M. und sämmtliche Filialen; Deutsches Zeitungsbureau „Invalidendank" in Berlin; Central-Annoncen-Bureau der deutschen Zeitungen, A.-G. in Berlin; S. Kornik in Berlin; A. Retemeyer in Berlin; August Pfaff in Berlin; C. Schüßler in Hannover; Adolph Steiner in Hamburg; J. Türkheim in Hamburg; Johannes Nootbaar in Hamburg; F. W. Saalbach in Dresden; Fr. Voigt in Chemnitz; J. H. Born in Elberfeld; E. Schlotte in Bremen; Scheele & Co. in Braunschweig; Molt, Haag & Co. in Stuttgart rc. für Deutschland; A. Oppelik in Wien; Rotter & Co. in Wien; A. Pfanhauser in Klosterneuburg bei Wien für Oesterreich-Ungarn; Repetti & Bellini in Mailand für Italien; Havas, Laffite & Co., Place de la Bourse, in Paris für Frankreich; Seyffardt'sche Buchhandlung in Amsterdam für Holland; Carl Monster in Kopenhagen für Skandinavien — nehmen, ohne daß dadurch Mehrkosten entstehen, Inserate für uns entgegen und verrechnen sie dann zu den oben angegebenen Preisen mit den resp. Auftraggebern. Wenn Letztere mit der Expedition dieses Journals direkt zu verkehren beabsichtigen, so ist, im Falle sie der Administration noch unbekannt, Vorausbezahlung bedungen.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 20. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Nach dem Kriege.

Eine Geschichte aus dem Dorfleben

von

Hermann Wandel.

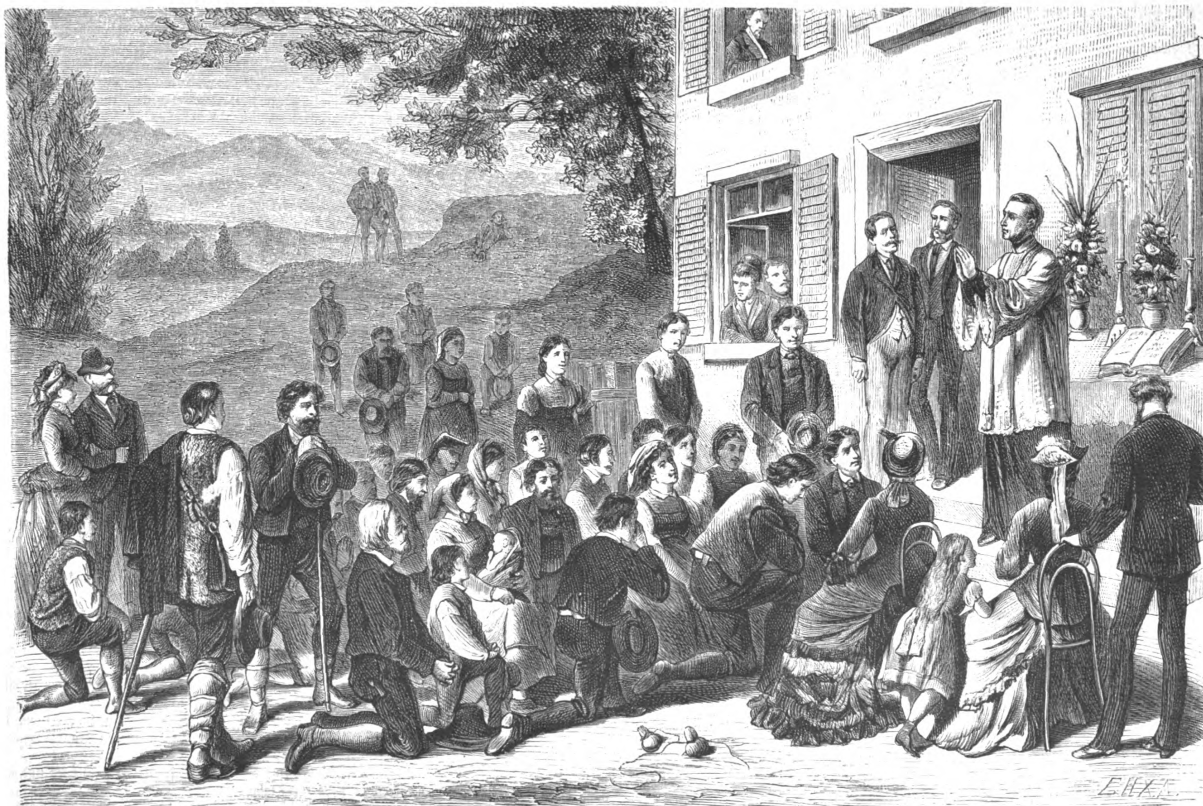
(Nachdruck verboten.)

Der große deutsch-französische Krieg der Jahre 1870 und 1871 war ausgekämpft. Der Friedensengel schwebte wieder über den deutschen Landen, lächelnd unter Thränen, denn seine Palme war mit Strömen von Blut erkauft. Der Landwehrmann kehrte zu Weib und Kind, der junge Soldat zu Eltern und Braut zurück.

Auch in einem kleinen pommer'schen Dorfe deuteten die bekränzten Hausthüren und der Flaggenschmuck auf dem Hause des Amtmanns die Heimkehr der Vaterlandsvertheidiger an. Die Freude im Dorf war eine allgemeine; denn Alle waren wiedergekommen, wie sie vor einem Jahr ausgezogen. Niemand aber im Dorf war stolzer auf seinen Sohn, als der Müller Nebel: sein Fritz hatte das eiserne Kreuz erster Klasse mit heimgebracht.

Das kleine Häuschen des Müllers unterhalb der Bockmühle war mit einer Ehrenpforte geschmückt. Auf der Bank unter derselben saßen glückstrahlend Vater und Mutter Nebel, zwischen ihnen der am Abend vorher eingetroffene Fritz, von väterlicher Seite immer von Neuem zum Erzählen, von mütterlicher Seite immer von Neuem zum Zulangen genöthigt.

„Lat doch dat Kind ierst 'n Happen äten!“ eiferte die rührige Alte, deren selbstgebackener Pottkuchen nach ihrer Ansicht gar nicht recht zur Geltung kam. „Dei Koffee ward ok ganz kolt,“ fuhr sie fort, die umgekehrte Hand an eine bunzlauer Kaffeekanne legend, deren Bauch einen Kommerzienrath hätte beschämen können.



Ein Hochamt in St. Moritz. Nach einer Skizze von G. Arnould. (S. 494.)

Während Fritz den Anforderungen an seinen Appetit augenscheinlich nur noch aus kindlicher Pietät nachkam, ruhte das Auge der Mutter unausgesetzt auf seinen männlichen Zügen. In Gedanken kochte und backte sie schon Berge von Klößen und Pottkuchen, als müsse sie die von ihrem lieben Fritz während eines Jahres erlittenen Entbehrungen an einem einzigen Tage wieder ausgleichen.

All' das Schauerliche, was Fritz ihr von Schlachten, Kanonen und Schießen erzählt hatte, wirbelte ihr in den abenteuerlichsten Bildern durch den Kopf. Sie faßte Fritzens Hand, um sich zu vergewissern, daß er wirklich wieder leibhaftig neben ihr sitze.

Fritz fühlte, wie eine Thräne auf seine Hand fiel.

„Wat häst Du, Mudding? Du rohrst doch nich gor?"

„Ick dacht so bi mi, Fritz, wo männig Moder ehren Sähn nich mihr so kann bi sick sitten sehn und Pottkoken äten."

„Oll Mudding!" sagte Fritz und drückte ihr die rauhe Hand.

Vater Nebel schien weniger sentimentalen Gedanken nachzuhängen, als die seiner bessern Hälfte waren. Wie er da behaglich zurückgelehnt saß, die Stummelpfeife im Munde, das wollene Käppchen etwas nach hinten geschoben und beide Daumen in den Taschen seiner Jacke vergraben, sah man ihm an, daß der Vaterstolz das vorherrschende Gefühl bei ihm war.

Bot ein Vorübergehender einen freundlichen „Goden Dag ok", so legte er, ganz gegen seine Gewohnheit, nur den rechten Zeigefinger an das Käppchen. Er deutete auch wohl durch ein seitwärtiges Kopfnicken auf Fritz, welche Pantomime in Worten übersetzt lauten würde:

„Na, wat seggst Du to dennen hier? Sonen Sähn hett nich Jedwereen, hä?"

Die dichten Dampfwolken, welche er plötzlich mit hochgezogenen Brauen seiner Stummelpfeife entlockte, waren sichere Vorboten, daß er binnen Kurzem das Wort ergreifen werde, wie man Aehnliches an einem Krater vor der Eruption beobachtet.

In der That machte er bald darauf seinem Ideengange folgendermaßen Luft:

„Dei Slichtigkeit in de Welt is grot, dat is gewiß; äwer — bei Wirthschaft mit dei Kierls von Franztirürs, dat is 'n Schimp un 'ne Schannen. Jerer Minsch hett sien Profeschohn und sien Hantirung. Wenn ick mi hüt 'ne Kaskad' upsett und nähm dei Büss' und scheet up Minschen — un morrn bün ick werrer Möller, so is dat 'ne entfamtige Bedrägerie. Dei Herr Amtmann hett ganz Recht, wenn hei ümmer von Raßenkrieg 'spreckt: ne Raß is dat Rackertüg ok! — Nu segg' eis, Fritz, woväl von dei Kujohns hest Du vör Dien Perßohn alleen dodslagen?"

„O Vadding," rief Mutter Nebel — „maak Eenen doch nich grugen vör sien eegen Kind!"

„J, so lat em doch eis vertellen!"

„Dodslagen," lachte Fritz, „hevw ick keenen, äwer dodschaten wol männigeenen. Woväl? Wecker weet dat?"

„Hei weet gor nich, woväl!" schauderte Mutter Nebel.

„Nu segg eis, Fritz, wo wiet sünd Di dei Franzosenkierls wohl up 't Liew kamen? So wiet — as von mi bet Mudding?"

Mutter Nebel rückte unwillkürlich ein Stück weiter auf der Bank.

„O nee!" erwiederte Fritz.

„Na, von hier bet dei Pump'?"

„Ok nonnich!"

„Na, äwer doch von hier bet'n Schaapstall?"

„Du, Vadding, dor kümmt uns' Herr Amtmann antoführen," unterbrach Mutter Nebel die taktischen Studien des Alten, eiligst mit beiden Händen Toilette machend.

In einem leichten Jagdwagen kam der Amtmann, ein kleiner, kugelrunder Herr, mit einem Gesicht wie das eines Posaunenengels, dem man einen Reiterschnurrbart angeklebt, herangerollt. Seine Tochter, eine stumpfnäsige Landschönheit, dem Papa — bis auf den Schnurrbart — wie aus dem Gesicht geschnitten, saß neben ihm und hielt einen Kranz von Eichenlaub in den fleischigen Händen.

„Holl eis still, Jehann," klang die fette Stimme des Amtmanns. „Mein lieber Nebel," rief er schon von Weitem, sich mit Mühe von dem Gefährt herunterkugelnd, „ich war gestern bei dem feierlichen Einzug unserer Braven leider nicht anwesend — willkommen daheim, lieber Fritz. Gib mir die Hand, braver junger Mann. Du hast unser Dorf würdig vertreten. Man braucht nur auf Deine Brust zu sehen: das eiserne Kreuz erster Klasse bringt nicht Jeder mit nach Hause — was, Vater Nebel?"

„Nich Jedwereen, Herr Amtmann, nich Jedwereen!"

„Dreig' Di doch 'n bäten miehr von de Sied, Fritz," flüsterte Mutter Nebel, „dat Herr Amtmann Dien Dekratschohn bäter beögen kann!"

„Meine Tochter Klärchen," fuhr der Amtmann, zu Fritz gewendet, fort, „Deine alte Gespielin aus der Kinderzeit, ist auch gekommen, Dich zu begrüßen."

Auf dieß Avertissement wurde dem verdutzten Fritz von zwei Halbkugeln in strohgelbem Glacéleder hinterrücks ein Kranz aufgesetzt. Sodann trat die heimliche Pallas-Athene vor den glücklich-verlegenen Helden mit den Worten:

„Laß der Gespielin Hand dem Sieger reichen
Den frischen Kranz vom Laub der deutschen Eichen!"

Mutter Nebel wischte eine Thräne der Rührung aus dem Auge. Vater Nebel war so feierlich zu Muthe geworden, daß er über Käppchen und Stummelpfeife die Hände gefaltet hielt und Klärchen wie einen Genius anstaunte.

Der Amtmann räusperte sich.

So sehr er sich sonst vor Reden scheute, die Situation und seine Stellung erheischten hier eine solche; das fühlte er.

„Meine Lieben," wandte er sich an den verzauberten Müller, „das deutsche Volk schaut mit Bewunderung und Stolz auf seine Armee, und ihre ruhmreichen Thaten wird die Geschichte der Griffel — wird — der Griffel der Geschichte — oder, um mich populär auszudrücken — uns' Kinner un Kindskinner warden noch langen dorvon vertellen. Und Ihr, Müller Nebel, müßt stolz sein auf Euern Sohn, daß er auch dabei war und sich so brav benommen hat, daß ihm eine so hohe Auszeichnung vor seinen Kameraden zu Theil geworden. Möge Euch das ein Sporn sein, dem Vaterland noch recht viele solcher braven Söhne zu erziehen."

Den Schlußsatz hatte der Amtmann im Feuer der Rede gewiß nicht gehörig überlegt, sonst hätte Mutter Nebel nicht vor Verlegenheit zur Schürze gegriffen.

„Herr Amtmann," nahm der Müller das Wort, den eigenen Embonpoint dem des Herrn Amtmanns bedenklich nähernd, „dit Krüz, wat Sei hier sehn — dreig Di eis 'n bäten rümmer, Fritz — hett em sien Regementskommandür perßöhnlich an dei Bost steckt, hett em eegenhännig dei Hand gäwen un hett to em seggt, em dehr blot Leed, dat hei von sien Oart nich miehr mang sien Lüd'härr — hett hei seggt."

„Mein lieber Nebel, wie gesagt —"

„Un sien Kurkummandür, Herr Amtmann, un wo dei hogen Vörgesett'ten all' heiten, hebben em All' naher drup anredt, wo hei dat Krüz krägen herr un woso un woans."

„Wie gesagt, mein lieber Nebel —"

„Un uns' gnädigst Kronprinz sülben, Herr Amtmann, hett em dornah fragt un is so fründlich mit em west un hett sick so gemein mit em mackt, as ick hier mit Sei, Herr Amtmann."

„Wie gesagt, mein lieber Nebel, Sie können auf Ihren Fritz nicht stolz genug sein. Aber, daß ich die Hauptsache nicht vergesse, ich beabsichtige, unseren heimgekehrten Kriegern zu Ehren heut Abend in der großen Scheune ein Tanzvergnügen zu veranstalten, bei dem ich natürlich in erster Reihe auf die Familie Nebel rechne."

Mutter Nebel machte als Erwiederung einen Knix und Vater Nebel murmelte etwas von „grote Ihr vör dennen Herrn Amtmann, dat sei kamen süllen."

Klärchen trat mit einem muntern Knix an Fritz heran und erbat sich ohne Ziererei „den ersten Schott'schen", was dieser mit einem kunstgerechten Bückling erwiederte.

„Also auf Wiedersehen heut Abend," sagte der Amtmann, sich zum Wagen wendend. „Ich hoffe, es soll recht munter werden," rief er zurück, während Klärchen ihn kräftig bei Erklimmung des Wagens unterstützte — „alle jungen Bursche und jungen Mädchen im Dorf sind geladen. Apropos, ich schicke Ihnen meinen Wagen. — Nein, ich thu's nicht anders: Ehre, dem Ehre gebührt. — Nu man to, Jehann!"

Unter den Abschiedsgrüßen der Müllerfamilie, wobei Vater Nebel mit der Stummelpfeife militärisch salutirte, rollte der Wagen mit dem gewichtigen Pärchen davon.

Nachdem Mutter Nebel sich überzeugt hatte, daß von demselben absolut nichts mehr zu sehen war, klapperte sie auf ihren Holzpantoffeln geschäftig in die Küche.

Fritz stand seinem Vater eine Zeitlang stumm gegenüber und schwenkte den Stock durch die Luft, wie Jemand, der fortgehen will und zu keinem Entschluß kommen kann; dann machte er kurz Kehrt und sagte im Weggehen:

„Na adchüs, Vadding!"

„Wo geihst Du hen?" fragte der Müller gespannt.

„Ick will to ehr," gab Fritz zur Antwort und blieb stehen.

„To wecker ehr?"

„Na, to Marie."

Er bohrte den Stock in die Erde.

„Hm!" brummte der Alte.

„Ick möt ehr doch eis goden Dag seggen, gistern Abend hebben wi uns jo kuum sehn."

Der Müller klopfte bedächtig seine Pfeife aus und schob sie in die Jacke.

Fritz bohrte mit seinem Stock immer tiefer in die Erde; der Alte sah ihm stumm zu. Eine Weile standen sie sich so gegenüber. Dann sagte der Alte:

„Fritz, weit'st, wat i ck dähr?"

„Na?"

„Ick güng dor nich hen."

„Worüm nich?"

„Friegen wist Du dat Mäten doch nich?"

„Wer seggt dat, dat ick dat n i ch will?"

„Na, Du künnst 'n ganz anner Fru kriegen as so'n Burmäten, dei nix is un nix hett; soväl weit ick wol." Er zog seinen Tabaksbeutel hervor und begann, sich eine neue Pfeife zu stopfen.

„Wat hett Dei Amtmann to Di seggt? Wie künnen nich stolt naug up Di sin; so'n Dekratschohn herr nich Jedwereen. Un wat hebben Dien Generals un uns' gnädigst Kronprinz sülben to Di seggt? — Nee, Fritz, wenn Du Di an dat ierst best' Burmäten wegsmiten wust, dat süll mi und Din Moder leed sin. Dorto büst Du denn doch to schad'. Du künnst 'ne ganz anner Fru kriegen; wierer will ick nix seggen!"

Er zog eine Schwammdose hervor und brannte sich seine Stummelpfeife an.

Fritz sah verwundert auf.

„Woans meinst Du dat, Vadding?"

„Hest Du denn gor keen Ogen nich, Jung'? Hest Du denn nich sehn, wo uns' Herrn Amtmannen sien Kläre Di ankeek, as sei Di dennen Kranz upsetten dähr, un naher werrer, as sei Di to'n Schott'schen upföddern dähr?"

Fritz war roth geworden und hatte seine Bohrversuche wieder aufgenommen.

„Du meinst doch nich, Vadding," hub er, ohne aufzusehen, an, „dat hei — dat sei —"

„Ick mein', wat ick mein'. Wenn Du keen Ogen in 'nen Kopp hest — ick kann nich dorför." Hiemit ging der Alte dem Hause zu. „Dat wull ick Di blot noch seggen, Fritz," wandte er sich zurück, „en Burmäten nähm ick als Swiegerdochter nich int Hus; nu weitst Du't!"

Der Vater war längst im Hause verschwunden, als Fritz noch immer gedankenvoll an derselben Stelle stand und seinen Stock in die Erde bohrte. Bald sah er in Gedanken in Marie's treue blaue Augen, bald hörte er den Vater sagen:

„Du kannst 'ne ganz anner kriegen."

Dann spielte er wieder als Kind mit Kläre Amtmannen Pferdchen und ließ sich von ihr prügeln, dann saß er neben ihr, einen Hochzeitsstrauß im Knopfloch, in des Amtmanns großer Kutsche. Am Fenster stand Marie und sah ihnen so traurig nach, daß sich ihm das Herz im Leibe hätte umkehren mögen.

In solchen Gedanken stand er eine Weile da, dann scharrte er die herausgestocherte Erde wieder in das Bohrloch und trat heftig mit dem Absatz darauf:

„Un hen möt ick doch!"

Seine kräftige Gestalt in die Höhe reckend, schritt er die Dorfstraße entlang, hier- und dorthin grüßend und mit Bewußtsein Bewunderung einerntend.

„Du! Hest em seihn?"

„Nebeln sien Fritz!"

„Wo em dat lett?" hörte er hinter sich tuscheln.

Selbst die unbewußten Ovationen der kleineren Dorfbuben, die in starrem Anstaunen des blanken Kreuzes auf seiner Brust den Finger in den Mund steckten und zur Seite wichen, entgingen ihm nicht. Er näherte sich einer kleinen Hütte, aus welcher zwei blaue Augen, die einem hübschen Bauernmädchen gehörten, sicher schon wiederholt nach ihm ausgeschaut hatten. Aber sein Blick wandte sich von dieser Hütte immer wieder zu einem stattlichen Gebäude, welches in der Ferne weiß durch die umgebenden Pappeln schimmerte. Es war dieß das Haus des Amtmanns. — Warum rief er sich jetzt gerade die Worte seines Vaters in's Gedächtniß:

„En Burmäten nähm' ick as Swiegerdochter nich int Hus!"

Je näher er Marie's Behausung kam, desto schneller pochte sein Herz und desto langsamer wurden seine Schritte.

„Wat sall ick eegentlich dor?" reflektirte er. „Sall ick dat Mäten to'n Narren hebben? Friegen kann ick sei jo doch nich; dei Oll will jo nich!"

Der Gedanke an eine Sinnesänderung seines Vaters kam ihm sonderbarerweise gar nicht in den Kopf. Inzwischen war er bei der Hütte angelangt. Mit einem Freudenschrei flog ihm ein frisches, helläugiges Mädchen entgegen und führte ihn im Triumph in ihr sauberes Stübchen.

„Mudding, Fritz is hier!" rief sie jubelnd ihrer kranken Mutter zu, welche hüstelnd in einer Ecke hockte und mittelst einer alten Hornbrille in der Hausbibel las.

Nachdem Fritz die alte Mutter begrüßt hatte, zog Marie ihn nach ihrem Lieblingsplatz am Fenster mit dem kleinen Blumenbrett, rückte zwei Schemel zurecht und sagte:

„So, Fritzing, nu vertell! Wo is Di't gahn? Wat hest Du All' erläwt? — Herr Gott, wo is dei Tied mi langsam vergahn! — Hest Du ok ümmer an Dien Marie dacht?"

Fritz erzählte; aber nicht wie Jemand, der nach langer Trennung sein Mädchen wieder hat und mehr mit Auge und Herz, als mit dem Munde redet, sondern verlegen und stockend, wie Jemand, der sich nicht am rechten Platze fühlt.

Marie's natürliches Gefühl sagte ihr sofort, daß er nur mit halbem Herzen bei ihr war. Auf das Schmerzlichste berührt, sah sie ihm in's Auge, als müsse sie darin die Ursache seiner Veränderung lesen können. Dabei fiel ihr Blick auf seine Mütze, die Fritz absichtlich zu verbergen schien. Wollte er den Kranz auf derselben nicht sehen lassen? Den hatte Marie längst bemerkt und auch als denjenigen wiedererkannt, mit dem Amtmanns Klärchen vorhin vorbeigefahren war. Sie erwähnte desselben aber mit keinem Wort; er sollte selbst damit heraus, wie er zu dem Kranze gekommen. Daß er es nicht that, bestärkte sie in allerlei quälenden Vermuthungen. Fritz bemerkte seinerseits mit Verstimmung, daß in Marie's Blick etwas Fremdartiges und Trübes läge, was mit ihrer vorhin geäußerten Freude nicht im Einklang stand, ohne inne zu werden, daß er den Grund dieser Veränderung bei sich selber zu suchen habe. Er brach deßhalb seinen Besuch mit allerlei nichtigen Entschuldigungsgründen kurz ab und entfernte sich mit frostigem Gruße.

Hätte er ein einziges Mal zurückgeblickt, so würde ihn der bekümmerte, thränenvolle Blick, den Marie hinter ihrem Myrtenstöckchen ihm nachsandte, doch vielleicht zur Umkehr veranlaßt haben. Ob dieser Blick nicht auch so eine sympathetische Wirkung übte? Denn Fritz wandte sich plötzlich von der Dorfstraße, die zum Hause des Amtmanns führte, ab und verschwand in dem nahen Gehölz. Er hatte das Bedürfniß, mit sich allein zu sein. Als er sah, daß er es war, warf er sich unter einen Baum, nahm die Mütze ab und löste den Kranz von derselben.

„Sei hett mi doch nich fragt," sagte er bei sich, „von weckern ick dennen Kranz hevw! Un sehn möt sei em doch hebben? Ick herr dat Ding ok to Hus laten künnt; wenn ick dor man an dacht harr!"

Hiemit wickelte er den Kranz sorgfältig zusammen und schob ihn in seine Brusttasche.

„Also hüt Abend!" fuhr er in seinen Selbstbetrachtungen fort. „Dennen iersten Schott'schen sall ick mit ehr danzen! — Wo dei Burjungs wol all' kiken ward'n? — Ob Marie ok

wol hengeiht! — Sei hett doch keen Wurt dorvon seggt! — Süß heww ick sei ümmer afhalt, wenn't hen Danzen güng — dat geiht doch äwer hüt nich? Mit weckern sei denn nu wohl hengeiht? — Wenn sei mit dennen krummbeinigten Snierer ankümmt, denn slag ick denen Kierl sin mören Knaken kort un kleen!" —

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen, die bald zu Gunsten Marie's, bald zu Gunsten von Amtmanns Klärchen ausfielen, war die Mittagsstunde herangerückt, welche bei einem guten Soldatenmagen nie ihre Meldung verabsäumt, mag das Herz auch so in Unordnung sein, wie es will.

Mutter Nebel wartete schon hinter der dampfenden Familienschüssel mit in einander gelegten Armen und schöpferischer Befriedigung auf ihren lieben Fritz. Vater Nebel streifte den Eintretenden mit einem forschenden Seitenblick. Er wußte recht gut, daß sein Sohn doch bei Marie gewesen war und hätte gern auf seinem Gesicht gelesen, was sich dort zugetragen; aber aus der gleichgültigen Miene, die Fritz annahm, als er den Blick des Vaters auf sich ruhen fühlte, ließ sich nichts Bestimmtes entnehmen.

Während der Mittagsmahlzeit war Fritz schweigsam und zerstreut, obgleich der Alte es nicht an Anspielungen fehlen ließ, um ihn zum Reden zu bringen.

„Sßüh eis, Fritz," sagte er unter Anderem, „wenn ick mi mal up min Ollendeil setten lat, mit dei oll Buckmähl kannst Du nix nich anfängen, dei is gor to bufällig. Wenn Du Di nu en rikes Mäten friegen dährst, denn künnst Du Di 'ne staatsche holländ'sch Mähl upbugen. Sßüh, dann güng dat Geschäft, wat?"

„O — wat wull dat nich?" erwiederte Fritz gleichmüthig, seinen Löffel von Neuem in die gemeinschaftliche Schüssel tauchend. „Aewer — wenn ick nu en arm Mäten friegen dauh, denn ward dei oll Buckmähl ok wol noch ehr Tiet uthollen."

„Dat ward sei nich, Du Schapskopp," rief der alte Müller erzürnt und schlug mit dem Löffel in der Faust auf den Tisch.

„O Vadding! Vadding!" begütigte Mutter Nebel, den Alten an der Jacke zupfend.

„Mohltit!" sagte Fritz ruhig, wischte seinen Löffel ab, legte ihn auf den Tisch und ging zur Stube hinaus.

„Vadding, wo kannst Du nu so sin!" schalt Mutter Nebel. „Gliek dennen iersten Middag, wo uns' Fritz hier is, kümmst Du em so? Dat is nich recht von Di; schäm' Di wat!"

Der Müller hatte seine harte Aeußerung längst bereut; aber er durfte doch nicht sogleich die Segel streichen.

„Ick sall mi schämen? Dei Jung' möt sick schämen!" entgegnete er trotzig. „Wat hett hei Wererred gegen sienen ollen Vadder? 'Ne Burmamsell, dei nix mitbringt, as wat sei up'n Liew hett, kann ick as Swiegerdochter nicht bruken. Un 'nen Minsch, dei dat iesern Krüz ierste Klass' hett, is äwerhaupt för'n Burmäten to schad'; dei kann 'n ganz anner Mäten kriegen un kann sei dutzwies' kriegen. Dat is mien Ansicht von dei Sak!"

Damit warf er den Löffel auf den Tisch und griff wieder zu seiner Stummelpfeife.

„I, dorin kann ick Di nich so ganz Unrecht gäwen, Vadding. Fritz is'n smucken, schieren Kierl, un nu dat Krüz dorto — — ick heww ümmer seggt, hei is för 'ne Prinzeß nich to slicht; äwer — mein Gott, wenn hei nu 'n Mäten leiw hett, dei man süß orrig un flietig is un up Rendlichkeit höllt — un dat möt man Marie laten —"

„Nee, nee, nee," unterbrach sie der Müller, dessen Ruhe mit der Wiederindienststellung der Stummelpfeife vollständig zurückgekehrt war, „von Marie fäng' Du nu man nich werrer an; Du weitst nu mien Meinung doräwer."

Mutter Nebel schwieg weislich still. Ihren Zweck hatte sie ja auch erreicht: des Müllers Laune ging wieder, ruhigen Kurs steuernd, unter Dampf.

Mit möglichst wenig Geräusch klapperte sie auf ihren Holzpantoffeln aus der Stube, anscheinend, um die riesige Familienschüssel abzutragen, im Grund aber, um Fritz aufzusuchen und die Versöhnung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen. Fritz saß auf der Bank vor der Thür, den Kopf in beide Hände gelegt und die Ellenbogen auf die Kniee gestützt. Die Mutter kannte von früher seinen Starrkopf; aber sie fand leichter Gehör, als sie geglaubt hatte. Ein Päckchen französischen Tabaks, welches Fritz für den Vater aus Paris mitgebracht hatte, war das Medium der Versöhnung, die sich alsbald anstandslos vollzog.

Als aber Mutter Nebel zur Kaffeestunde mit klappernden Tassen und hochgethürmten Haufen von Pottkuchenscheiten ab und zu ging, wollte es ihr scheinen, als ob zwischen Vater und Sohn doch wieder das Heirathskapitel verhandelt würde, und als ob Fritz sehr aufmerksam zuhörte und zu Allem mit dem Kopfe nickte.

In der kleinen Hütte, in welcher Fritz am Morgen seinen Besuch abgestattet hatte, wurde gleichfalls Kaffeestündchen gehalten; aber — wie trübselig sah es dort aus! Die alte Mutter hockte mit ihrem Kaffeetöpfchen und einem Stückchen Schwarzbrod in ihrer Ecke, unter Hüsteln und Seufzen den heißen Trank schlürfend.

Marie saß an ihrem Fenster, die heiße Stirn an die Scheiben gedrückt, die eine Hand auf dem ruhenden Spinnrade, die andere Hand, welche Fritzens letzten Brief hielt, im Schooß. Ihr Kaffeetöpfchen stand unberührt auf einem Schemel daneben. Die mit Thränen gefüllten Augen blickten zu den weißen Wölkchen am Himmel empor und schienen den Lenker derselben zu fragen, wodurch sie das an ihm verdient habe, daß der Tag, auf den sie seit einem Jahr ihre ganze Hoffnung gesetzt, ihr solches Herzeleid bringen mußte. Immer von Neuem las sie den von ihren Thränen halb verwischten Brief, immer von Neuem fragte sie sich, ob die Hand, die ihn geschrieben, wirklich dieselbe Hand sein könne, die ihr heute Morgen so frostigen Abschiedsgruß geboten.

Die zur Rast gehende Sonne überraschte Marie noch immer in derselben Stellung am Fenster und goß all' ihren Purpur auf das bekümmerte Antlitz und die goldblonden Flechten des Mädchens, als wolle sie Trost und Hoffnung leuchten. In der That schien das Abendroth eine derartige Wirkung auf Marie zu üben: ihre Thränen flossen nicht mehr und der schmerzliche Zug um ihre frischen Lippen war verschwunden.

Als sie so dasaß, vernahm sie ein ihr bekanntes Rollen; es war der Wagen des Amtmanns. Sie traute ihren Augen kaum, als sie das blaugeblümte Staatshalstuch des vornehm zurückgelehnten Müllers, die grüne Mantille der Müllerin und auf dem Rücksitze Fritz erkannte. Blutroth sprang sie vom Fenster zurück in die Stube, ohne den Wagen aus den Augen zu lassen. — Sollte er wirklich vorbeifahren, ohne heranzusehen? — Nein, jetzt! — Obgleich Marie wußte, daß Fritz sie nicht sehen konnte, zuckte sie doch unwillkürlich zusammen. Ihre Blicke folgten dem Wagen, bis er vor der großen Scheune hielt, aus der ein Lichterglanz strahlte, heller als beim Erntefest. Als sie sich mit einem Seufzer abwandte, streifte ihre Hand das schlichte Sonntagskleid, welches auf einem Schemel zum Anziehen parat lag. Sie hatte ja ganz vergessen, daß sie auch zu dem Tanzvergnügen geladen war.

„Jä, sall ick?" sagte sie unschlüssig zu sich selber.

Dreimal nahm sie das Kleid auf und legte es wieder hin; endlich schlüpfte sie hinein. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihn sehen. Daß Fritz sie heute nicht abholen konnte, sah sie ja ein. Einen andern Begleiter hatte sie nicht und würde sie auch nicht gewollt haben.

So leise sie auch bei ihrer einfachen Toilette zu Werke ging, um die Mutter, welche in ihrem Lehnstuhl entschlummert war, nicht zu stören, so ließ sich doch plötzlich eine schwache Stimme vernehmen:

„Rieking, gehst Du weg?"

„Leiw Mudding, wenn ick bi Di blieben sall, treck ick mi gliek werrer ut, gor to giern," trat Marie zu der Kranken.

„I bewohre, mien leiw Kind, Du hest so all so wenig von Dien junges Läwen. Stick mi man blot dei oll lütt Lamp' an un giww mi dei Bibel un mien Brill'."

Mit flinken Händen zündete Marie das blitzblanke zinnerne Oellämpchen an, reichte das Verlangte und setzte der Mutter sorgsam einen grünen Augenschirm auf. Dann nahm sie aus einem Briefcouvert ein kleines silbernes Kreuz, welches ihr Fritz aus Paris geschickt hatte, betrachtete es mit einem Seufzer, ehe sie es anlegte, küßte ihre Mutter zum Abschied und verließ geräuschlos die Stube.

Junge Burschen zogen singend und jauchzend, ihr Mädchen am Arm, desselben Weges; sie huschte flink an ihnen vorüber. In dem Thor der zu einem Tanzsaal umgeschaffenen Scheune lehnte ein Mädchen auf dem Arm ihres Tänzers.

„Wo kümmt dat," rief das Mädchen schnippisch, als Marie an ihr vorüberging, „Du geihst to Fot un Dien Fritz führt as 'n Baron in 'ne Kutsch?"

Marie achtete nicht auf die Spötterin und trat in die Scheune. Mit Hülfe von Tannenzweigen, Laubkränzen, Kronleuchtern von Tonnenreifen, Fahnen und Jagdgewehren war die Tenne zu einer Festhalle umgeschaffen worden, die in Bezug auf Geräumigkeit und Glätte des Parkets mit manchem kleinstädtischen Tanzsaal erfolgreich konkurriren konnte. Seitwärts aufgestellte Büffets spendeten belegte Butterstollen, Bier und Branntwein in verschwenderischer Fülle. Inmitten der Tenne stand der Amtmann, die Hand im Busen, in der leutseligsten Weise Konversation machend, im Bewußtsein seiner Popularität, der Fürst im Kleinen.

Die Kapelle des Dorfes, bestehend aus einer Violine, einer Flöte und einer Ziehharmonika, hatte sich in einer Ecke malerisch gruppirt. Das Rapslaken, welches ihr als Teppich diente, deutete zugleich an, daß die Kunst mit der Alltagswelt nicht auf demselben Boden stehe. Wir sind nicht so indiskret, zu verrathen, daß die Violine in geordneteren Verhältnissen mit dem Schusterpfriemen, die Flöte mit dem Bügeleisen und die Ziehharmonika mit dem Kuhhorn vertauscht wird.

Nachdem Marie ihr Auge an die Helle gewöhnt hatte, sah sie sich natürlich zuerst nach Dem um, der allein sie an diesen Ort gezogen hatte. Da stand er! Wie hübsch er doch aussah und wie das Kreuz auf der Brust blitzte! Aber Marie's leuchtendes Auge verlor von seinem Glanz, als sie gewahrte, daß er mit Amtmanns Klärchen zum Tanz angetreten war und seinen Arm um ihre Taille gelegt hatte. Sie empfand die Ehre für ihn, mit des Amtmanns Tochter zu tanzen, wohl mit; aber so zärtlich anzusehen brauchte er sie nicht und sie zu umfassen hatte er auch nicht nöthig, denn die Musikanten stimmten erst. Dabei sah er sich nicht ein einziges Mal nach ihr um und sie stand doch gar nicht weit von ihm. Nein, er liebte sie nicht mehr, das wurde ihr immer klarer. Die Amtmannstochter hatte ihr mit dem Kranz ihren Liebsten abspenstig gemacht, darum war er heute Morgen so verändert gewesen; ihre Ahnung hatte sie also doch nicht getäuscht. — Das waren die Gedanken, welche Marie durch den Kopf wirbelten, während sie mit erblaßten Wangen dastand und jede Bewegung, jeden Blick, jede Miene ihres treulosen Geliebten mit fieberhafter Aufmerksamkeit verfolgte.

Da schrillte ein Ton durch den Saal, ähnlich dem ersten Ansetzen einer Lokomotivpfeife, dem ein paar Knurrtöne nachstolperten: es war das Trifolium auf dem Rapslaken, welches sich durch den Auftakt in den „Schott'schen" hineinarbeitete. Den Kopf zurückwerfend, faßte Fritz Klärchens umfangreiche Taille fester und brach sich mit ihr Bahn durch die schwerfällig Platz machende Menge.

„Solo, meine Herren!" schrie die Stentorstimme des Gutsverwalters, der den maitre abgab. Mehrere Paare, welche schon zum Tanz ansetzten und, gleich Maikäfern, die ihre Flügeldecken heben, nach dem Takte mit den Armen wippten, standen auf dieß Kommando folgsam von ihrem Unternehmen ab und überließen Fritz die Arena allein. Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen stürmte dieser mit Klärchen über die Tenne, seine Füße mit möglichster Zierlichkeit setzend und ab und zu mit einem Jauchzer kunstgerecht hintenausschlagend. Als er an Marie vorbeikam, begegneten sich Beider Blicke, nur für einen Moment, denn Fritz sah sofort weg; aber Marie wußte genug: er hatte für sie kein Auge mehr. Es dunkelte ihr vor den Augen; mit aller Gewalt mußte sie ihre Thränen zurückdrängen. In diesem Moment legte sich ein Arm um ihre Taille und eine durch Staub und Branntwein heiser gewordene Stimme schrie ihr in's Ohr:

„Na, eis danzen, Marie?"

Sie stieß den Arm des jungen Burschen mechanisch zurück; es wäre ihr in diesem Augenblick ganz unmöglich gewesen, zu tanzen. Der verschmähte Tänzer rächte sich mit groben Scheltworten; aber sie achtete nicht darauf. Noch mehrmals tanzte Fritz, der gar kein Ende finden zu können schien, an ihr vorüber; aber entweder vermied er absichtlich ihren Blick oder er hatte sie über seine Tänzerin ganz vergessen. Als der Tanz beendet, verabschiedete sich Fritz mit einer sehr zierlichen Verbeugung von Klärchen und schritt über die Tenne wie Jemand, der die Ueberzeugung hat, daß Aller Blicke auf ihn gerichtet sind. Er ging gerade auf Marie zu. Das Mädchen fühlte, wie ihr das Blut in's Gesicht schoß; sie nahm sich vor, ihre Eifersucht nicht merken zu lassen. Wenn er jetzt mit ihr tanzte und freundlich war, war ja auch Alles wieder gut; sie konnte ihm schon gar nicht mehr böse sein. — Jetzt kam er! Nein, er ging vorbei — er sah sie gar nicht einmal! Hinter ihrem Rücken stand ein Tisch mit Erfrischungen, zu dem wandte er sich. Das war für die arme Marie zu viel. Zu stolz, um sich ihm zum zweiten Mal in den Weg zu stellen, suchte sie einen Platz zu gewinnen, an dem sie möglichst wenig gesehen wurde. Wenn er sie noch lieb hatte, sagte sie sich, mußte er sie finden, wo sie auch war. Als der zweite Tanz begann und Fritz mit jenem schnippischen Mädchen, welches sie bei ihrem Eintritt verhöhnte, an ihr vorbeiwalzte, hielt es sie nicht länger dort. Von Niemand beachtet, schlich sie sich hinaus.

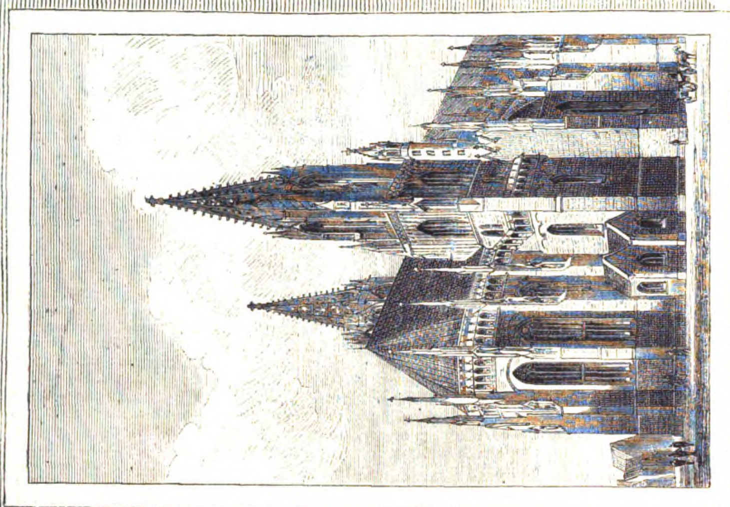
Hatte Fritz denn wirklich seine Marie ganz vergessen? Es schien allerdings so; denn er hatte nur Augen für Amtmanns Klärchen und hätte diese zum zweiten Tanz gleichfalls engagirt, wenn ihm nicht der hochnäsige Gutsverwalter zuvorgekommen wäre. Aergerlich hierüber, hatte er das erste beste Mädchen ergriffen und herumgeschwenkt. Den dritten Tanz aber wollte er sich nicht wieder so entgehen lassen. Der letzte Walzertakt war, in Folge eines bedeutungsvollen Kopfnickens der ersten Violine, soeben qualvoll dahingemartert, als Fritz auch schon zu seiner Pallas-Athene stürzte, um den nächsten Tanz von ihr zu erbitten und sie darüber aufzuklären, daß nur die Zudringlichkeit des Verwalters ihn um den Walzer gebracht habe. Klärchen hörte ihn freundlich an, ehe sie erwiederte:

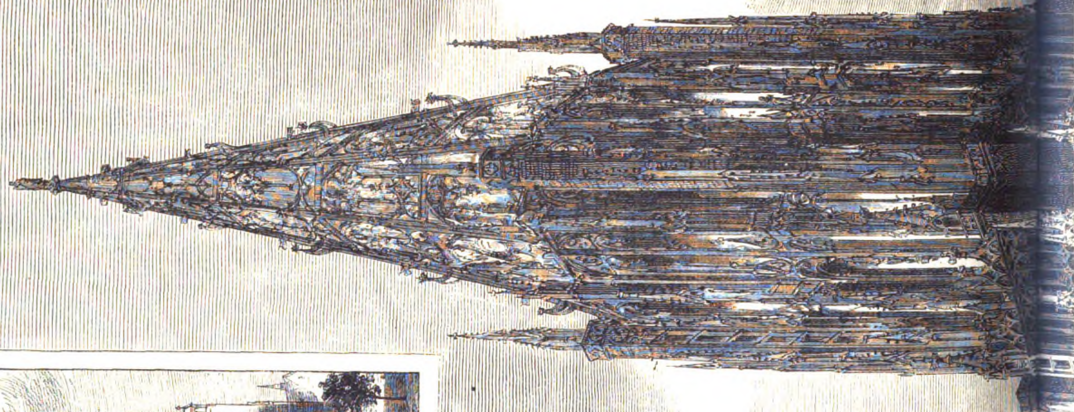
„Warum wollen Sie denn auch jeden Tanz mit mir tanzen, Fritz? Sehen Sie nur, wie viele tanzlustige Mädchen dort noch stehen! — Wo haben Sie denn übrigens Ihre Marie? Tanzen Sie mit der gar nicht?"

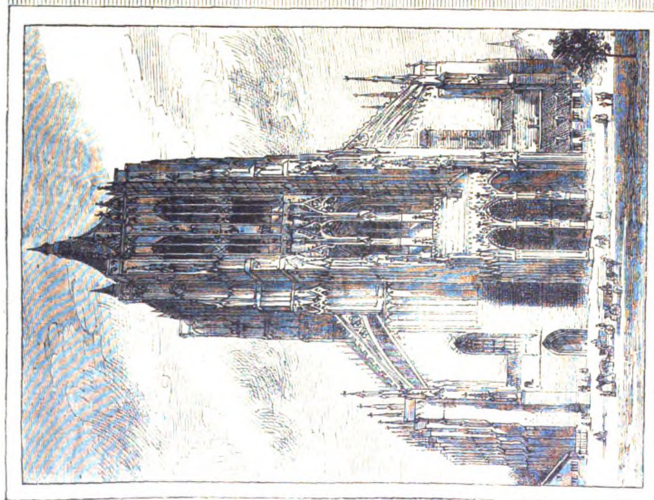
Während Fritz betreten nach einer Entgegnung suchte, trat ein anderer junger Vaterlandsvertheidiger an Klärchen heran und forderte sie zum Tanz auf. Unwillkürlich machte Fritz eine Bewegung, als wolle er dem Kameraden den Weg vertreten. Klärchen sah ihn als Erwiederung groß an, legte ihren Arm in den des jungen Burschen und trat mit diesem zum Tanz an. Verdutzt sah Fritz ihnen nach. Der letzte Blick von Klärchen war nicht mißzuverstehen. Es war nicht die ehemalige Gespielin, sondern die Amtmannstochter, die aus diesem Blick leuchtete. Getheilt zwischen dem Gefühl gekränkten Stolzes und dem der Beschämung, lehnte Fritz mit der Maske des Trotzes an einem Scheunenfach und schien theilnahmlos zuzusehen, wie der Kamerad mit Amtmanns Klärchen über die Tenne flog.

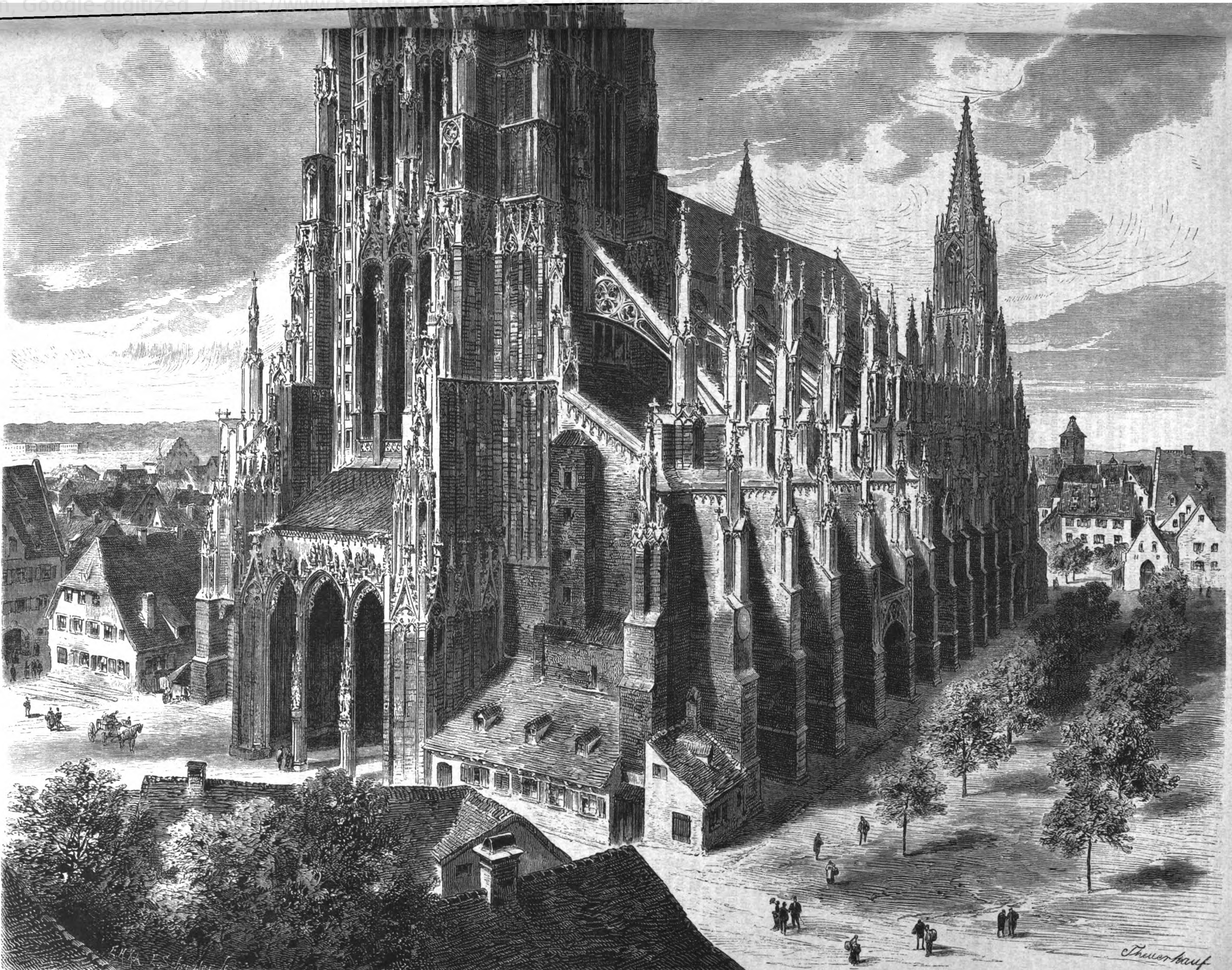
„Wo haben Sie denn Ihre Marie?" klang es wieder an sein Ohr. Ja, warum sollte er auch nicht mit Marie tanzen? Bei Marie hatte er keine so spitzigen Antworten zu befürchten; der wäre es gewiß nicht zu viel, wenn er den ganzen Abend mit ihr tanzte. Ihr sehnsüchtig-trauriger Blick, mit dem sie ihn vorhin vorbeitanzen sah, fiel ihm wieder ein. Die gute, treue Marie! — Seine alte Liebe zu ihr erwachte. Er wollte sie holen und den ganzen Abend mit ihr tanzen, der Amtmannstochter, die sich zu vornehm für ihn dünkte, zum Tort! — Mehrmals ging er die Tenne auf und ab, jeden Winkel durchspähend: Marie war nicht zu finden. Sie hatte nicht getanzt vorhin und doch konnte es ihr an Tänzern nicht gefehlt haben. Sollte sie seinetwegen nicht getanzt haben? Die arme Marie! Er mußte wissen, wo sie war.

In solchen Gedanken war er zum Scheunenthor hinausgegangen und sah sich auch schon bei Marie's Hütte angelangt. Ein trüber Lichtschimmer drang aus ihrem Stübchen. Verstohlen trat er an's Fenster und blickte hinein. Die alte Mutter war über Bibel und Brille in ihrem Lehnstuhl sanft eingenickt. Marie saß auf einem Schemel am Tische, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und den Kopf auf den Tisch gestützt. Ihre aufgelösten Haare flossen, von der kleinen Lampe beleuchtet, wie mattes Gold über ihre Schultern. Das kleine Kreuz von seiner Hand lag neben ihr. Obgleich Fritz ihr Gesicht nicht sehen konnte, so bemerkte er doch an den leichten Zuckungen ihres Körpers, daß sie schluchzte. Geräuschlos trat er in die Stube; aber wenn er selbst als körperloser Schatten hineingeglitten wäre, Marie hätte doch gewußt, daß er da war. Sie erhob









Das Münster in seiner jetzigen Gestalt.

Das ulmer Münster in seiner Vollendung. Originalzeichnung von G. Theuerkauf. (S. 494.)

Chorseite des Münsters.

den Kopf, wandte ihm das thränenüberströmte Gesicht zu und machte ihm ein Zeichen, daß er die Mutter nicht erwecken solle. Hatte sie sich nicht soeben vorgenommen, ihn nie wieder anzusehen und nun that sie es doch? Hastig stützte sie den Kopf wieder auf den Tisch, um ihrem Vorsatze nicht von Neuem ungetreu zu werden. Aber welche Waffen hat ein liebendes Mädchen gegen die aufrichtige Reue eines zu ihr zurückkehrenden Geliebten?

Als die alte Mutter mit einem Seufzer erwachte, war es ihr, als hätte sie im Schlafe Marie schluchzen hören. Sie blickte mit schlafgeblendeten Augen um sich, hob den Augenschirm und sah Marie allerdings schluchzen, aber nicht vor Kummer, sondern vor Freude, am Hals ihres wiedergefundenen Fritz hängend.

Den drei glücklichen Leuten verstrich die Zeit so schnell, daß sie sehr erstaunt waren, als sie schon vom Feste Heimkehrende am Fenster vorbeilärmen hörten.

„Is dat all so späd? Denn möt ick jo ilen," verabschiedete sich Fritz von der alten Frau, während ihn Marie noch vor die Hausthür begleitete.

„Na, goden Nacht, mein liew Marie, morrn bi Tieden bün ick werrer hier."

„Goden Nacht, Fritzing!"

Der Abschied klang anders als der von heute früh. Fritz beeilte sich, zur Scheune zurückzukehren. Was der Amtmann, dachte er unterwegs, und was seine Eltern wohl sagen würden, daß er so fortgelaufen war? Aber er war so glücklich: was kümmerte ihn groß die übrige Welt? Der Amtmann war allerdings etwas kühl und der Vater, der schon den Hut in der Hand hatte, sehr brummig. Fritz hätte auf dem Heimwege den Eltern gern sein Herz ausgeschüttet; aber da wäre er bei der üblen Laune des Alten am Ende schön angekommen. Er dachte mit Bangen an die Zukunft, wie das mit ihm und Marie werden solle. Wenn Fritz nicht so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen wäre, so müßte ihm entschieden aufgefallen sein, daß der Vater in einer Gemüthsverfassung war, wie er solche noch kaum an ihm gesehen. Der Alte schob die Unterlippe vor, knurrte den ganzen Weg in sich hinein und nahm so große Schritte, daß Mutter Nebel ganz außer Athem kam. Er mußte irgendwie einen starken Verdruß gehabt haben. — Sie gingen alle Drei stumm neben einander ihres Weges.

„Fritz," begann der Alte, als sie vor ihrem Hause wieder angelangt waren und Mutter Nebel vorausging, um Licht zu machen, „dat giwwt geringe Lüd' un dat giwwt vörnehme Lüd'. Vör dennen leiwen Gott sünd sei Beid' gliek; äwer dei vörnehmen Lüd' —," hiebei warf er einen Blick nach der großen Scheune hinüber, während die Zipfel des blaugeblümten Halstuches zitterten, — „dei vörnehmen Lüd' hebben tüschen sick un dei Annern 'ne lütt Kluft anleggt. Lat sei dorbi, mien Jung'! Un — wenn Du man en orrig Mäten friegst; ob sei wat hett, dorup kümmt mi dat denn ok nich an. So väl, üm Di för dei oll Buckmähl 'ne holländ'sch Mähl uptobugen, is ok noch dor."

Fritz traute seinen Ohren kaum. Der Vater mußte mit dem Amtmann eine Auseinandersetzung gehabt haben: so viel war ihm klar. Er fiel dem Alten um den Hals und gestand Alles, was sich zwischen ihm und Marie zugetragen hatte.

„Is mi ganz recht," rief der alte Müller erregt, „hüt in vier Wochen is Hochtit! Hier, mien Hand dorup — Möller Nebel hett't seggt!"

Hochamt in St. Moritz.

(Bild S. 489.)

In Ober-Engadin, Kanton Graubünden, liegt der reizend gelegene Badeort St. Moritz. Ringsum von Bergen eingeschlossen, liegt er wie abgeschlossen von der übrigen großartigen Natur. Die Besucher des Badeortes, welche zur Kur sich hier aufhalten, oder Diejenigen, welche aus dem Getümmel der großen Städte sich nach St. Moritz auf längere Zeit zurückziehen, können dazu keinen geeigneteren Ruheort finden. Des Sonntags aber zieht der Badeort auch noch viele Fremde, die in der Umgegend sich aufhalten, heran. Es wird nämlich ein öffentlicher Gottesdienst unter freiem Himmel abgehalten, und zwar vor einem Gasthof, der zu dem letzten Hause von St. Moritz gehört. Das Hochamt wird hauptsächlich nur für die italienischen Erdarbeiter, welche hier stets beschäftigt sind, abgehalten. An der einen Wand des Gasthofes ist ein einfacher Altar aufgeschlagen, mit Kruzifix und Blumen geschmückt, sowie mit der Monstranz; auf einer kleinen Erhöhung steht der Priester und hält von hier aus seine Messe.

Andächtig kniet das Volk auf der bloßen Erde in seinen malerischen Kostümen, oder hört von den in der Nähe sich befindlichen kleinen Hügeln den Gottesdienst an. Aber auch die Gäste von St. Moritz findet man am Sonntag hier versammelt und aus allen Fenstern des Gasthofes kann man andächtige Gesichter sehen. St. Moritz selber besitzt keine katholische Kapelle und kommt der Priester aus einem der nächstgelegenen Orte zu dieser Messe jeden Sonntag extra nach St. Moritz.

Ein solcher Sonntagmorgen, wenn das schimmernde Tagesgestirn herrlich herniederstrahlt auf diese malerischen Gruppen, wird den Besuchern von St. Moritz unvergeßlich bleiben.

Die Jubelfeier der Grundsteinlegung des ulmer Münsters.

(Bild S. 492 und 493.)

In Ulm, der alten Reichsstadt, wird am 28. und 29. Juni dieses Jahres ein Fest gefeiert, das zu den seltensten und schönsten seiner Art gehören dürfte. Die Stadt begeht an diesen Tagen festlich die Wiederkehr des Tages der vor fünfhundert Jahren erfolgten Grundsteinlegung ihres berühmten Münsters. Das großartige Denkmal wurde begonnen zu einer Zeit, in welcher jener innere Drang, der namentlich seit dem Beginn der Kreuzzüge an so vielen Punkten dazu getrieben hatte, ein irdisches Bild des geistigen, zum Himmel anstrebenden Reiches zu erbauen, nicht mehr unmittelbar wirkte. Demungeachtet war augenscheinlich eine wunderbare, allgemeine und nachhaltige Begeisterung in dem tapfern und wohlhabenden städtischen Gemeinwesen mit einer Kraft entzündet worden, für welche wir in der gleichzeitigen äußern Geschichte der Stadt kaum hinlängliche Erklärung finden. Das städtische Leben des spätern Mittelalters war überhaupt wohl ein lebendiger bewegtes, als man sich gewöhnlich vorstellt. Wie der Handwerker und Kaufmann in deutschen Städten seine Theilnahme am Regiment der Stadt durchgesetzt hatte, gestaltete sich diese Theilnahme in der Regel nach den schon früher bestehenden und allmälig von innen herausgewachsenen Gliederungen in Zünfte: ja der Patrizierstand war selbst eine Art Zunft, die Adelszunft der Städte. Mit der Steigerung des Gewerbfleißes und der Ausbreitung des Handels waren immer neue Innungen, Zünfte und Aemter entstanden. Außer den gewerblichen Beziehungen hatten viele dieser Vereine zugleich eine gesellige: die Trinkstuben, die Herbergen waren Mittelpunkte regen Treibens sogar in Angelegenheiten der Stadtgemeinde, und um die Gemeinschaft der verschiedenen Seiten des Lebens in diesen geschlossenen und zugleich mannigfach verketteten Kreisen zu vollenden, hatten viele auch ihre geistlichen und kirchlichen Beziehungen gemeinsam, sie stifteten Altäre, Kapellen, Messen und geleiteten ihre Genossen feierlich zu Grabe wie eine Bruderschaft. In der regsamen, in partikularistischem Patriotismus zusammengeschlossenen Stadt sehen wir die Begeisterung für einen gemeinsamen großen Münsterbau plötzlich erblühen in der schweren Zeit der Städtebünde und Städtekriege, am Ende der Regierung Karl's IV. Nach unbegreiflich kurzer Vorbereitung — wir wissen von einer solchen nur wenig historisch Beglaubigtes — wird der Grundstein gelegt am 30. Juni 1377 in der ersten Morgenfrühe, sechs Wochen nachdem der Sohn des Grafen Eberhard des Greiners bei Reutlingen geschlagen worden war, ein Jahr nachdem der Kaiser selbst mit dem Grafen Eberhard vor die Stadt gezogen war, ohne etwas ausrichten zu können, und noch nicht sechs Jahre, seit der Städtehauptmann Heinrich Besserer bei Altheim kämpfend fiel. Diese Zustände sollen die Ulmer bewogen haben, innerhalb ihrer Mauern eine neue, große Kirche zu errichten, ein Münster; die alte, von welcher die Skulpturen über den Kirchthüren und am Hauptportal stammen sollen, wurde damals abgebrochen. An dem Münster aber wurde über ein Jahrhundert fortgebaut: dann kam der Bau in's Stocken.

Jetzt, im neunzehnten Jahrhundert, ist ein Geist erwacht, der die alten, im sechzehnten Jahrhundert unvollendet gelassenen, fast baufällig gewordenen Münster und Dome ausbauen will, ein Geist, in welchem heutzutage nicht bloß eine Stadt, sondern alle deutschen Länder in Süd und Nord zusammenstehen. Und zur Bethätigung des einhelligen deutschen Geistes unserer Zeit soll denn auch die ulmer Feier wirken und indirekt mithelfen zum Ausbau des Unvollendeten: darin liegt zugleich ihre historische Berechtigung.

Wir wagen es bereits zu hoffen, daß, bevor abermals hundert Jahre verflossen sind, noch Viele von uns, die wir jetzt das Jubiläum mitfeiern, jedenfalls unsere Nachkommen, den ganzen Bau, also auch den Hauptthurm wie die hinteren Seitenthürme, vollendet sehen werden. Für jenen ist ein alter Aufriß des Meisters Matthäus Böblinger vorhanden, welcher in der Sakristei aufbewahrt wird; die letzteren werden nach den Entwürfen unseres Münsterbaumeisters ausgeführt: der eine ist beinahe fertig. So wie der Münster werden sollte, sehen wir ihn hier im Bilde. Ein kolossales Marienbild mit dem Jesuskind sollte die oberste Spitze des Hauptthurms krönen.

Begonnen wurde seiner Zeit mit dem Chor, dessen Gewölbe gewiß am frühesten geschlossen wurde. Hier finden sich denn auch die reineren gothischen Formen im Maßwerk der Fenster und an den Verzierungen außen und innen, und hier sind denn eine Anzahl von bedeutenden Restaurationsarbeiten sichtbar: die bedeckte Galerie, welche um den Chor herumführt, ist neu und erst seit 1875 vollendet, und der im gleichen Jahr begonnene südöstliche Seitenthurm strebt bereits gewaltig empor. Zugleich enthält der Chor hochwerthige Kunstschätze an Glasmalereien, einen Altar mit Bildern von Martin Schaffner und wunderbare, phantasievoll geschnitzte Chorstühle.

Die außer den Seitenthürmen am meisten in's Auge fallenden Restaurationsarbeiten sind die zwanzig Strebebogen mit ihren Belastungspfeilern zur Stütze des Mittelschiffs selbst, sowie die Pfeiler am Chor. Von jenen Strebebogen, welche augenscheinlich im ursprünglichen Plane lagen, da die Ansätze für dieselben am Mittelschiff deutlich sichtbar sind, war auch nicht einer ausgeführt, als im sechzehnten Jahrhundert der Bau stillstand. Seitdem war nichts geschehen, und es schienen allmälig die Gewölbe und die Sargmauern gefährdet durch Schwankungen, welche bei heftigen Stürmen beobachtet worden sein sollen, und durch den Druck der Last, welche sie stützen sollten. In der Zeit von 1856 bis 1877 wurde die gewaltige Aufgabe der Herstellung dieser für durchaus nothwendig erkannten Stützbogen bewältigt: sie ist ein besonderes Verdienst des im Jahr 1870 verstorbenen Münsterbaumeisters Thrän, welcher die Entwürfe dazu gezeichnet und die Ausführung der meisten, nebst der Aufstellung ihrer gewaltigen Belastungspfeiler geleitet hat.

Der Münsterthurm in seiner vordern Ansicht mit dem herrlichen Portal macht auch in seiner jetzigen abgestumpften Gestalt mit dem unschönen Kegel über dem Kranz immer noch einen imposanten Eindruck. Keiner der deutschen Dome hat vor sich einen so großen freien Platz, wie unser Münster ihn jetzt schon hat, und wenn erst die bereits angekauften Gebäude abgebrochen sein werden, welche bis heute noch einen Theil des Platzes auf der einen Seite bedecken, dann wird der Anblick des Thurms von vorn und schräg von der Seite so malerisch schön, wie man nur wünschen mag. Der Thurm selbst, einer wie in Freiburg i. Br., nicht zwei wie in Straßburg und in Paris (Notredame), erhebt sich in der Mitte der Fassade in den lebendig bewegten Formen des spät-germanischen Styls, wie mit einem Netz von Steinfiligran überzogen. Welche Mühe aber das Anbringen dieser, in der Nähe gesehen, oft recht großen und schweren Steinblumen an der Außenseite des Thurms in dieser Höhe kostete, welche künstlichen und sturmfreien Gerüste dazu nöthig waren, daran denkt man nicht so leicht, wenn man von unten hinaufblickt.

Allein näher und eingehend zu schildern, was da zu sehen ist, dafür ist hier der Ort nicht. Eine mit ganz besonderer Liebe und Sachkenntniß geschriebene Festschrift von Professor Friedrich Pressel, dem durch eingehende Urkundenstudien und Forschungen in der Geschichte Ulms hiezu vor allen Anderen Berufenen, gibt hierüber genaue und höchst interessante Auskunft. Sie ist in den Tagen der Feier als Festschrift erschienen.

Was das Fest selbst anbetrifft, so wollen wir hier seinen Verlauf kurz skizziren. Am Freitag den 29. Juni Abends wurde das Oratorium Messias in dem mit Gaslicht erleuchteten Münster aufgeführt. Am folgenden Tag, dem eigentlichen Festtag, Morgens 6 Uhr, also zu der Stunde, in welcher Lutz Krafft, der Bürgermeister, den Grundstein gelegt hat, ertönte die Schwörglocke und darauf Choralmusik vom Münsterkranz herab. Um 10 Uhr empfing die ulmer Jugend Ihre Königlichen Majestäten unsern König und unsere Königin mit Choralgesang. Nach alten Sagen und Bildern, welche allerdings nicht von Augenzeugen herrühren, waren bei der Grundsteinlegung im Jahre 1377 die Kinder der Bürger in langen Reihen aufgestellt, weiß gekleidet, barfuß, nur mit grünen Kränzen geschmückt, auf der einen Seite die Mädchen mit losgebundenen Haaren, grüne Zweige in den Händen, auf der andern die Knaben, Wachskerzen haltend; ein ergreifender Anblick, wie eine Schaar von Engeln. — Gegen 10 Uhr begann der kostümirte historische Festzug durch die Stadt. Fürsten und Ritter, Bürger und Bauern zu Pferd, zu Wagen und zu Fuß in buntem Gewimmel.

Um 2 Uhr wurde die Ausstellung der Gemälde aus der ulmer Malerschule eröffnet. Um 3 Uhr nahm das Fischerstechen seinen Anfang. Ohne dieses Wasserturnier konnte in der alten Reichsstadt kein solennes Fest gefeiert werden: vor dem Kronprinzen von Spanien, dem nachherigen Philipp II., haben die ulmer Fischer sogar im Februar gestochen. Keine andere Zunft hat so treu und fest zusammengehalten, wie dieser unser alter Wasseradel, bei welchem auch der allmälig erbleichende ulmer Dialekt am echtesten sich bewahrt hat.

Ein Festgottesdienst im Münster mit darauf folgendem Orgel- und Vokalkonzert, bei welchem die große Walker'sche Orgel all' ihre Register zog, und Abends noch lebende Bilder aus der Vergangenheit Ulms, bildeten den Schluß des ebenso großartigen wie schönen Festes.

Aus der Blumenwelt.

Viktoria regia.

So märchenhaft seltsam, so überraschend in ihrem Gedeihen diese Pflanze an und für sich ist, so eigenthümlich ist auch ihr Schicksal gewesen. Während dem geringfügigsten Blümchen die Naturwissenschaft eine liebevolle Betrachtung angedeihen ließ, vergaß man die prachtvolle Blume nach ihrer Entdeckung fast völlig und erst fünfzig Jahre später sollte sie wieder auferstehen — dann aber freilich nicht nur dem Namen nach die Königin der gesammten Pflanzenwelt werden.

Entdeckt wurde diese feenhafte Pflanze 1801 durch den Botaniker Hänke, der in Südamerika in der seeartigen Bucht des Rio Marmora, einem Nebenfluß des Amazonenstroms, die Blume fand.

Dieser Forscher starb jedoch auf den Philippinen, seine Sammlungen und Notizen gingen bis auf wenige dürftige Notizen verloren. Dann machte Bonpland, der Reisegenosse A. v. Humboldt's, auf die Riesenblume aufmerksam; nach ihm war es ein französischer Naturforscher, d'Orbigny, der sie 1828 in einem Nebenfluß des La Plata fand. Er suchte diese Wunderblume auf die sorgfältigste Weise zu erhalten, es gelang ihm jedoch nur, ein Blatt getrocknet an das naturhistorische Museum in Paris zu schicken. Begeistert von dem großartigen Anblick, den diese Pflanze gewährte, schrieb er:

„Da, wo der Rio de la Plata in den St. John sich ergießt, bildet er einen kleinen See, und auf diesem blühte die schönste Blume der neuen Welt, eine Riesennymphäa, sie wird dort Irupe genannt, weil ihre Blätter gewaltigen Schüsseln gleichen oder vielmehr großen, runden, flachen Körben ähnlich sehen. Die Frucht ist kugelrund und so groß wie ein Menschenkopf, mit mehligem Samen gefüllt, den die Spanier sammeln und geröstet essen. Die Pflanze, bei der Alles in riesigem Maßstab ist, wird deßhalb Wassermais (Mais del Agua) genannt."

Hienach sollte man glauben, daß jetzt dieser Pflanze die größte Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre; jedoch fiel dieses Blatt und auch die Notiz vollständig der Vergessenheit anheim. Nicht besser erging es dem kühnen Reisenden Dr. Poppery, der 1832 die Blume zum dritten Mal entdeckte. Da reiste ein englischer Forscher, Sir Richard Shombourgh, unter den Tropen, fand 1837 im Berbicefluß in Guiana die Pflanze, und seine Beschreibung, die von wunderbarer Anschaulichkeit ist und auf merkwürdige Weise die Entdeckerfreude schildert, stellte wie mit einem Zauberschlage diese Pflanze mitten in der Menschen Gedächtniß, so daß sie bald ein Gegenstand des allgemeinsten Interesses werden sollte. Wir wollen den Entdecker hier selbst sprechen lassen, und da nicht viele unserer Leser diese merkwürdige Pflanze gesehen haben werden, auch die höchst anschauliche Schilderung, welche dieser Reisende von der Viktoria entwirft, hier verdeutscht wiedergeben.

„Ich hatte sinnend in die mich umgebende Wasserwelt geblickt, als plötzlich in der Ferne ein absonderlicher Gegenstand meine ganze Aufmerksamkeit zum äußersten Ende des Flusses hinzog. Ich konnte mir aber gar nicht vorstellen, was das eigentlich sein sollte; ich trieb nun möglichst schnell meinen Nachen nach diesem Gegenstand hin und befand mich vom höchsten Erstaunen ergriffen vor einem Wunder der Vegetation! Ich vergaß alle meine Beschwerden, all' mein Unglück! Ich war Botaniker und in diesem Augenblick der glücklichste aller Sterblichen auf Erden.

„Ich hatte vor mir die Riesenblätter, die fünf bis sechs Fuß

Durchmesser hatten, ganz tellerartig flach, jedoch von einem Rand umgeben, mit heiterem Grün oberhalb, mit lebhaftem Violett die untere Fläche gefärbt, auf graziöse Weise auf dem Wasser schwimmend. — Noch mehr! Ich gewahrte in feenhaftem Glanz riesige Blüten, jede gebildet von einer großen Anzahl von Blumenblättern, die vom zartesten Rosaroth zum flammenden Purpur aufstiegen. Das stille Wasser war mit diesen Wunderblüten bedeckt, und ich sah zwischen diesen Blättern eine neue Welt, die mir unablässig Gegenstände, der höchsten Bewunderung werth, vorführte. Die unteren Blätter, die den Kelch trugen, waren einen Zoll groß, mit elastischen Stacheln besetzt. Wenn der Kelch in vier Theile geöffnet war, maß er einen Fuß im Durchmesser, aber in seinem Innern ruhten Hunderte von Blumenblättern. Im Beginn des Sichöffnens zeigte die Blume das zarteste Weiß, in ihren äußersten Theilen im Mittelpunkt Purpur — es war das unbedeckt pulsirende Herz! Aber das Herzblut strömte heraus, — nach und nach färbten sich die das Herz umgebenden Blätter rosenroth und auf einer einen Tag in Blüte stehenden ergießt sich ein Rosenroth über die ganze Blume. Den unvergleichlichen Reizen dieser Wasserlilie eint sich ein wunderbarer Duft. Den Fluß weiter hinaufgehend, sah ich noch größere Pflanzen, ich fand ein Blatt, das über sechs Fuß im Durchmesser, vierundzwanzig Fuß im Umfang hatte, der Rand dieser Blätter stand sechs Zoll in die Höhe und die Blume dieser Pflanze maß fünf Fuß im Umfang."

Richard Shombourgh nannte die Pflanze nach seiner Königin Viktoria, und da sie ihm die Mittel bewilligte, die Pflanze in einem Prachtwerk, von dem jedoch nur hundert Exemplare abgezogen wurden, herauszugeben, taufte er sie auch für die Wissenschaft Victoria regia, unter welchem Namen sie bald weltbekannt wurde.

Die Uebersiedlung dieser Wasserlilie nach Europa ließ lang auf sich warten, eine Menge von Versuchen schlugen fehl. Erst im Jahr 1846 keimte von zweiundzwanzig Samenkörnern, die der Reisende Bridges zum botanischen Garten nach London schickte, eines; mit der größten Spannung verfolgte das ganze gebildete England dieses Ereigniß — jedoch das Pflänzchen starb bald.

Endlich gelang es 1848 Mr. Paxten, dem Gartenintendanten des Herzogs von Devonshire, nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten in erwärmtem Wasser eine prächtige Victoria regia zu erzielen. Die Blätter, deren Rippen denen eines Schiffes glichen, waren so groß, daß ein kleines Mädchen darauf sitzen konnte, ohne daß sie sanken.

1849 blühte die merkwürdige Wasserlilie zum ersten Mal, 1850 hatte man sie schon in Gent, Hannover und Hamburg, und 1852 war das Aufblühen der Viktoria in Berlin im Borsig'schen Garten ein Ereigniß, das viele Tausende nach Moabit zu dem Glaspalast, den der berühmte Lokomotivenbauer extra für seine Viktoria hat errichten lassen, hinauszog.

Das Wachsthum dieser Pflanze ist merkwürdig: während ihres lebhaftesten Gedeihens wachsen die Blätter täglich um einen Fuß im Durchmesser, und dieses Wachsthum besteht nur aus der Vergrößerung der gebildeten Zellen. Von zwölf bis ein Uhr Mittags ist das Wachsthum so stark, daß man die Vergrößerung sehen kann; das Wachsen erreicht ein Minimum gegen Nachmittag sechs Uhr und steigt dann wieder, bis es Mitternacht zwölf bis ein Uhr die Schnelligkeit des Mittags erreicht.

Die Temperatur des Wassers muß während dieser Zeit bis 24 Grad Réaumur betragen.

Das Aufblühen der Victoria regia hat etwas geheimnißvoll Feierliches, Ergreifendes.

Die Knospe von etwa acht bis zehn Zoll Größe, welche ziemlich schnell über dem Wasser emporsteigt, öffnet sich meist gegen Abend, und nun quellen aus dem Innern hervor die schimmernd weißen Blätter, sich immer vergrößernd und vergrößernd und scheinbar an Zahl zunehmend; am nächsten Abend zeigt sich im Innern des Kelches die tieffeurige Purpurfarbe. In der Nacht entfaltet sich die mächtige Blume nun vollständig, die Außenblätter beugen sich herab und jetzt ergießt sich der Purpur in den zartesten Abstufungen auch über die weißen Blätter, während die Blume ihren seltsam berauschend süßen Duft stark aushaucht.

Dieß ist der Höhepunkt dieser zauberhaften Erscheinung, die äußeren Blätter verlieren die Spannkraft, sie sinken auf das Wasser herab und welken schnell, die große Blume beugt sich und so ist in kurzer Zeit die Herrlichkeit verschwunden.

Man kennt bis jetzt acht solcher Riesennymphäen; unter diesen die Nymphaea gigantea Hooker aus Neuholland mit einer einen Fuß großen blauen Blüte. Die Königin dieser Seerosen ist jedoch die Victoria regia geblieben.

Eine Zeitlang stritten sich drei Nationen um den Entdeckungsruhm dieser Viktoria: England, Deutschland und Frankreich. Jetzt hat die Wissenschaft entschieden, daß von Deutschen sie zuerst aufgefunden, England aber den Schatz gehoben und die Franzosen ihn gründlich erforscht und verbreitet haben. In der neuesten Zeit ist in Gent eine solche Seerose aufgetaucht, welche die Victoria regia an Schönheit, Größe und Duft noch übertreffen soll; der Name des Züchters ist Durice de Maissonneuve.

Sinnspruch.

Für jedes Uebel, wie groß es sei,
Gibt es zu jeder Zeit Arznei;
Nur wollen die Meisten sich nicht bequemen,
Was ihnen zur Heilung dient, zu nehmen.

Bodenstedt.

Das Gespenst des Göhl.

Erzählung
von
Dr. Emmer.

(Schluß.)

Die Männer standen auf dem Rand einer tiefen, aber ziemlich breiten Schlucht, die Wand, auf der sich die Erscheinung gezeigt, stieg hoch empor. Noch standen sie und sahen hinüber, daß die unerträgliche Helle fast ihren Augen wehe that, als sich ihren entsetzten Blicken ein neues Bild darbot.

In der mittlern Höhe des unwegsamen Hanges erschien jetzt ein wirkliches Wesen, die Umrisse der Gestalt waren deutlich erkennbar, es schien neben der Wand hinzuschweben, das Auge wenigstens konnte keinen Pfad unterscheiden, vielmehr glaubte man deutlich die Füße der Erscheinung sich in der leeren Luft bewegen zu sehen. An der äußersten scharfen Kante der Wand verschwand sie.

Die Männer hatten den Athem angehalten; jetzt schlug der Toni ein Kreuz:

„Das war das Göhlgespenst."

Der Wiesbauer schwieg, aber über seinen Körper lief es wie kalter Schauder.

„Gehen wir, Toni," sagte er einfach, tonlos.

Sie stiegen weiter; immer wilder wurde das Geklüfte, immer gefahrvoller der Pfad. Die Sonne stand hoch und sendete versengend ihre Feuerblicke nieder, auf dem fernsten Rand des Horizontes, dort wo die Salzach und der Inn sich vereinen, erhob sich eine braune, noch niedere Mauer, es waren die Trümmer des geschlagenen Nebelheeres. Toni hielt stille, sie befanden sich auf einem abhängigen Plateau, das mit wüsten Steintrümmern überhäuft war; vor ihnen gähnte ein tiefer Felsentrichter, in dessen einer Wand sich eine Spalte öffnete.

„Hier ist der Teufelsgraben," sagte Toni und wies mit der Hand hinab in das Amphitheater, aus welchem ein heißer Luftstrom emporstieg.

Er führt den Bauern zu einem obeliskartigen Steine.

„Hier steigt hinunter, Wiesbauer, haltet Euch nur immer rechts, bis Ihr unten seid, dann geht auf die Schlucht zu. Ich will da warten, bis Ihr zurückkommt, und — ein Vaterunser beten für Eure arme Seel'. B'hüt Euch Gott und alle seine Heiligen!"

Toni's Stimme klang weich und gerührt; der Bauer nickte ihm schweigend zu und begann hastig abwärts zu steigen; Toni lauschte dem Poltern des abbröckelnden Gesteines, welches, in riesigen Sätzen hinabkollernd, ein donnerndes Echo wachrief.

Endlich hörte dasselbe auf, der Bauer war also auf dem Grunde des Trichters angelangt. Toni setzte sich hinter ein Felsenstück, welches kühlenden Schatten bot; besorgt sah er zum Watzmann hinüber, wo sich plötzlich leichte Wölkchen zeigten, die man nicht kommen, nicht entstehen gesehen hatte.

„Es wird noch ein Wetter geben heute; wollt' Gott, daß der Wiesbauer bald zurückkäme und wir glücklich wieder unten wären in der Alm."

Der Bauer kletterte mühsam über das Gerölle, welches den Grund des Trichters erfüllte, dem Felsspalt zu, und verschwand bald in dem Defilé. Bei einer Krümmung hielt er inne, tief aufathmend lehnte er sich an die feuchte Felswand. Vor ihm stieg die Mauer des Hagengebirges empor, aus der Tiefe leuchtete es grün von den Wipfeln der Fichten und Lärchen der Jochhöhe. Ein Poltern über einander stürzender Steintrümmer schreckte ihn empor, hastig wandte er sich um und stand Aug' in Aug' gegenüber dem — Gespenst des Göhl. Mit scheuem Blick, die Hand wie zur Abwehr vor sich hingestreckt, starrte der Wiesbauer die Erscheinung an; seine Lippen murmelten ein Stoßgebetlein.

„Kennst mich nimmer, Hies?" klang es dumpf aus dem rothen Bartdickicht hervor; „glaub's wohl, der reiche Wiesbauer weiß nichts mehr von seinem Bruder, der wie ein wildes Thier in den Bergen g'hetzt wird."

„Du bist's, Franzl?" stammelte der Bauer und betrachtete die vor ihm stehende Gestalt.

Die muskelkräftigen Glieder bedeckte ein seltsames Gemenge von Tuchresten und Wildfellen; die ursprüngliche Lodenjoppe und die Kniehose war offenbar von wenig kunstgeübter Hand mit den Fellstücken restaurirt worden; auch die Waden umhüllte die Haut einer jungen Gemse, nur die derben Bergschuhe und der formlose, zerlöcherte Hut waren Reste einer civilisirteren Tracht.

Auf die eisenspitzige Stange gelehnt, mit der schweren Büchse auf der Schulter und sich die nackte, zottige Brust krauend, sah wildfunkelnden Auges der längstverschollene Bruder den Bauern an.

„Könntest Deinem Bruder auch ‚Grüß Gott!' sagen und die Hand geben, Hies! Oder bist leicht (vielleicht) so stolz g'worden, daß Du mich nimmer kennen magst, weil ich kein so herrisches G'wand an mir hab'? Freilich wohl, auf dem Wiesbauerhof haust sich's besser als da im Teufelsgraben, wo sich die Füchs' gute Nacht sagen. Bin Dir leicht wohl z'wen'g sauber im G'sicht und z'viel zerlumpt, weil Du mich gar so g'schreckt anschaust."

„Hab' Dich gleiwast (gleichwohl) für todt g'halten, Franzl," murmelte der Wiesbauer, „und hab' Messen lesen lassen für Deine arme Seel'. Hätt' mir's nimmer denkt, daß ich Dich noch einmal sehen soll."

„Glaub's wohl, daß Du froh g'wesen wärst, wann's einen recht ein' schweren Stein auf mich 'nauf'than hätten, daß ich ja nimmer dem reichen Wiesbauer vor's G'sicht käm' oder gar auf den Hof ging und saget': ‚So, da bin ich und da bleib' ich, denn ich g'hör' auch her!' Gelt, Hies, so eine Messe kost't nit viel und man kann's leicht thun, wenn man den ganzen Wiesbauerhof hat, der einem Andern zugehört hätte."

„Red' nit so, Franzl, wann's Du auf den Hof kommen wärst, hättest Du Deinen Platz g'funden an unserem Tisch und wärst gerade so Bauer g'wesen wie ich."

„Fürchtst Dich leicht, Hies, daß Du jetzt so süß daher redest? Wärst wohl nit vom Hof gegangen, Du und Deine —"

Der Franzl stockte, als brächte er ein Wort nicht über die Lippen.

„Hättest wohl nit g'sagt: ‚So, jetzt bist Du der Herr auf dem Hof und ich geh' jetzt und bau' mir eine Keuschen (kleine Hütte).' Oder hättest Du leicht gar mir mein Recht geben und mein Erbgut?"

„Du weißt, Franzl, was unser seliger Vater ausg'macht hat, mir soll der Hof g'hören, ist's im Testament g'standen, aber theilt hätt' ich freiwillig mit Dir, was wir, ich und mein Gundel, uns g'schafft haben, und hätten Dir leicht ein Gütel 'kauft, wo Du hättest hausen können in Ruh' und Fried."

„So, ein Gütel hätt'st mir 'kauft? Der Wiesbauerhof hätt' mein g'hört, wann's nach Recht g'gangen wär' und wann'st nit den Vatern so herumgekriegt und mich so lang schlecht g'red't hättest, bis er mir g'flucht hat und mich vom Hof g'jagt wie einen raachen Hund."

„Franzl!" fuhr der Wiesbauer auf.

„Weiß wohl, daß ich ein Lump g'wen bin, ein Saufaus und ein Wilderer alleweil, aber schlecht bin ich doch nit g'wen damals, und es wär' noch Alles gut worden mit der Zeit, wenn nit die Gundel mir g'jagt hätt', einen Lumpen wie mich mag's nit zum Buben. Du hast ihr freilich besser g'fallen, warst alleweil so ein g'schmackigs (geschmackvoll) Bürschl, der schön reden hat können und so heilig thun, und der sich immer sauber herausputzt hat, so daß alle Diendln ihm nachg'schaut haben, wann er am Sonntag aus der Kirchen g'stiegen ist wie ein Hahn. Hab' die Gundel wirklich gern g'habt, und hätt' mein Leben drum geben um einen freundlichen Blick. Aber wie's mich gar nit ang'schaut hat, da is mir siedig heiß worden im Kopf und ich bin hing'gangen und hab' mir denkt, ‚wann'st schon ein Lump g'schimpft wirst, sollst auch ein Lump sein,' und hab's recht wild und schiach g'trieben, weil's da drinnen auch schiach und wild ausg'schaut hat. Na, und Du hast auch Deinen Theil dazu gethan; freilich der Gundel war nun einmal der Wiesbauerhof b'stimmt, hast z'Haus immer verzählt, was der Franzl treibt im Wirthshaus und auf der Alm, und wie er wildern geht und raufen, bis mich der Vater hinausg'jagt hat und g'sagt, ich soll nimmer ihm vor d'Augen kommen, so ein Lump ist sein Sohn nit. Und der Hies hat sich wolter g'freut —"

„Lüg' nit, Franzl!" rief entrüstet der Bauer, „lüg' nit und versündig' Deine arme Seel' nit noch mehr. Hätt' Dir gern den Hof lassen und mich hinauszahlen lassen, ich und meine Gundel hätten schon ein Platzl zum Hausen (wirthschaften) g'funden. Ich hab' lang' g'nug für Dich beim Vatern fürbitt't, aber Du hast's ja selm g'sagt —"

„Na, lassen wir die alte G'schicht', 's ist nimmer z'ändern. Gott verzeih's Euch und mir, daß ich so ein recht elends Leut worden bin. Komm', Hies, muß Dir doch meinen Hof zeigen, wo ich hausen thu'. 's ist wohl ein schiecher Weg und b'sonders gut ist's auch nit eing'richt't."

Er schritt noch eine Strecke in der sich immer mehr verengenden und steil sich senkenden Schlucht vorwärts, bis sie an einer senkrecht abstürzenden Wand standen. In der Tiefe rauschten die Wipfel der Fichten des Blühndauthales und die Kaskaden des Wildbaches.

Franz faßte eine Felszacke, welche in die Leere hinausragte, mit einer Hand und schwang sich um dieselbe herum. Klopfenden Herzens folgte der Bauer auf diesem schwindelerregenden Pfade.

Sie befanden sich in einer Art Nische der Felswand; eine sanft geneigte, moosbedeckte Platte, welche etwa so groß wie das Innere der Pfarrkirche erschien, war von lothrecht emporsteigenden, obenüber hängenden Wänden umgeben. Niemand hätte diesen Platz finden können, wenn er nicht von dem hier Hausenden hingeführt worden wäre; es war in der That ein unnahbares Versteck, in das man nur gelangen konnte, wenn man den Muth besaß, allerdings nur einen Moment lang, an einer Felszacke über dem tiefen Abgrund zu hängen.

Die Kniee des Wiesbauern zitterten, als er sich auf einer Moosbank niederließ. Seine Blicke durchflogen forschend den Raum, wo seit Jahren sein Bruder hauste, einem Asceten oder einem — wilden Thiere gleich. Stille war es hier und kühl, aus einer der vielen Spalten und Risse des Felsens tröpfelte köstlich klares Wasser, ein feiner Rauch kroch aus einer andern hervor und wand sich langsam auf dem Boden hin, dort war die Feuerstätte und die Schlafkammer des Bewohners dieses abgeschiedenen öden Winkels.

Franzl lehnte seine Büchse an die Felswand und ließ sich seinem Bruder gegenüber auf einer Steinplatte nieder. Er stützte den Kopf in die schwieligen, narbenbedeckten Hände, welche gar oft das scharfe Gestein blutig gerissen haben mochte, und sah schweigend vor sich hin.

„Franzl," begann der Wiesbauer, „da haust Du? Im Winter auch?"

Der Angeredete nickte mit dem Kopfe.

„Das muß Dir wohl schiach sein manchmal, wann's Wetter recht grob ist und Alles verschneit ist heroben."

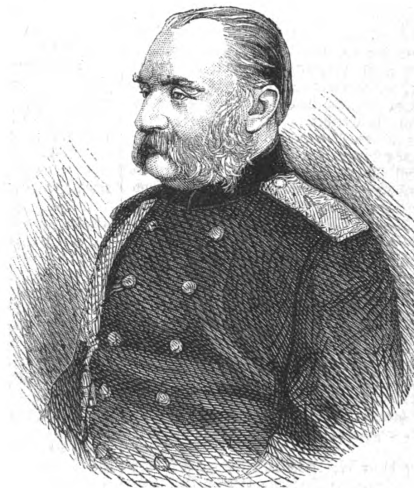
„Wann's gar z'arg worden ist und ich's nimmer d'erleiden konnt', bin ich halt zu den Almen 'nunterg'stiegen und hab' dort g'wartet, bis es wieder ein wen'g schiedlicher worden ist.

Russische Befehlshaber.



General Loris-Melikow,
Kommandeur des Alexandropolkorps.

(S. 509.)



General Nepokoitschitzki,
Chef des Generalstabs der russischen Südarmee.

Ist mir aber immer lieber g'wesen da heroben, als in der schönsten Alm, hab' doch g'wußt, daß Niemand über mich kommt, wann ich beim Feuer g'legen bin und g'schlafen hab'."

„Wie hast Du denn da nur leben können?"

„Meinst wohl, ob ich auch was z'essen g'habt hab'? Meine Büchsen hat mich noch alleweil erhalten, war's auch nit immer eine Gams oder ein Hirsch, der aus der Blühndau herüberg'wechselt ist, so hat sich doch ein Has' oder eine Krah'n (Krähe) g'funden. Müßt aber g'rad lügen, wenn ich sagen thät, daß ich nit manchmal g'hungert hätt'. Oeftern g'nug bin ich wie nit g'scheidt herumg'rennt und über's G'wänd herumteufelt, weil 's Wild rein wie wegg'hext war und ich ein paar Tage schon Moos g'fressen hab' und vor Hunger hätt' in die Latschen beißen mögen."

Wieder trat eine Pause ein.

„Franzl," sagte endlich der Bauer und seine Stimme zitterte leicht, „z'wegen was hast Du mich g'rufen? Willst leicht wieder unter d'Leut' gehen aus der Oeden da heroben, oder brauchst sonst was? Sag's, Franzl, soll Dir Alles g'schehn, was Du willst."

„Was ich will?" wiederholte Franzl wie traumverloren. „Was ich will? Ich brauch' bald nimmer was, mit mir geht's zu End'."

„Franzl, red' nit so!"

„Laß's gehen, ich weiß wolter gut, daß ich's nimmer lang ermachen werd'! G'spür's wohl in der Brust da drinn', daß's aus ist mit der Kraft und mit dem wilden Leben. 's ist eh' kein Schad' um mich und um mein Leben; hab' nichts Gutes g'nossen und nichts Gutes g'schaffen. War nit immer nur 's Wild, auf das ich die Büchsen ang'legt hab', na, der Pechhäuseltoni hat's selber erfahren; war ein reines Glück für ihn, daß d'Kugel ihm nur die Haut aufg'rissen hat. 's ist eine eigene Sache," fuhr er nach einem tiefen Athemzuge fort, „wann's an's Sterben geht. Hab' sonst nie d'ran denkt und war gar often nit viel weit davon, wann ich mitten unter die Schneelawinen gekommen bin oder über eine Wand abg'fahren bin, die kerzeng'rad abg'gangen ist. Seit was es aber da drinnen so brennt und sticht, denk' ich gar oft, was ich für ein sündig's Menschenkind g'wen bin und daß's besser g'wen wär', ich wär' schon als ein Bub' erschlag'n worden. Bin noch einmal hinunterg'stiegen und hab' mir den Hof ang'schaut, wo mein Vater g'haust hat, bin lang g'sessen in der Nacht und hab' hinüberg'schaut. Wollt' Dich doch noch einmal sehen, bevor's mit mir z'End geht und hab' Dich g'rufen, weil — na, weil ich — halt' eine große Bitt' hätt'."

Die letzten Worte hatte er nur langsam zögernd und leise hervorgebracht.

„Red', Franzl, soll Alles g'schehn!"

Der Franzl winkte mit der Hand.

„Versprich's nit z'früh. Hör' mich erst an. Wie mich damals der Vater aus dem Haus g'jagt hat, bin ich 'nüber g'gangen in's Boarische (nach Bayern), hab' nit g'wußt, was aus mir werden soll, vor Zorn und Trotz hat's g'rad g'kocht in mir. Bin herumg'rennt drüben im Gebirg, find' ich da einen todten Jäger in der Schlucht, haben ihn Wildschützen dort 'nunterg'worfen g'habt. Sein' Büchsen hat er noch in der Hand g'habt, fest, daß ich's kaum losg'bracht hab'. Hab's g'nommen die Büchsen und wollt' weiter, da packen's mich auf einmal von hinten, fünf Grünröck' und Gendarmen, und haben mich auf die Frohnveste gebracht, weil ich den Jäger hätt' erschlagen. Hab' g'schworen bei meiner armen Seel', daß ich unschuldig bin, hat nichts g'nutzt. Zwanzig Jahr' hab' ich in Eisen in einem gottverfluchten boarischen Nest Woll' spinnen müssen. Dann haben's mich ausg'lassen und g'sagt, ich soll schauen, daß ich weiter komm' mit den paar Gulden, die ich mir verdient hab' im Zuchthaus. Hab' mir eine Büchsen d'rum g'kauft und hab' mir g'schwor'n: ‚Habt ihr mich unschuldig büßen lassen für einen todten Mann so will ich's jetzt einbringen!' Bin da herumg'strichen in den Bergen, bis ich auf das Platzl da kommen bin und g'blieben bin sieben Jahr'. Bevor's mich drüben eing'fangen haben, war ich bei einem Diendl drüben z'Golling, das selbiger Zeit einen Buben kriegt

Türkische Befehlshaber.



Hobart Pascha,
Oberbefehlshaber der türkischen Flotte.

(S. 510.)



Mouktar Pascha,
Oberbefehlshaber der türkischen Armee in Kleinasien.



Kosaken auf der Straße von Galatz nach Barboschi.

hat von mir. Ist bald g'storben nachher, wie's mir verzählt worden ist, mein Bub' ist aber ein braver Holzknecht worden, und da thät' ich Dich halt bitten, ob's Du ihn nit auf Deinen Hof nehmen möcht'st und ihn ein bissel gut halten und aufhelfen wollteſt."

„Wird g'scheh'n, wird g'wiß g'schehn!" betheuerte eifrig der Bauer, „wann's sonst nichts ist —"

„Wohl, ist auch sonst noch 'was, das mir auf der Brust liegt und das ich sagen muß, kömmt's mir gleiwaſt schwer an. Hab's Beichten wohl verlernt, daß es mir so hart von der Zung' geht. Mußt wohl viel christliche Geduld hernehmen, Hies, wann Du mir verzeihen kannst."

„Was ist's denn, das Dich so schwer drückt?"

„Weißt, als ich zurückgekommen bin und ganz elend war und verzweifelt an Gott und d'Menschen, da hab' ich Dir allein die Schuld geben, daß es so weit gekommen ist. Und wie ich g'hungert hab' und g'hetzt worden bin, daß oft 's Blut von Händ' und Füßen niederg'ronnen ist, da bin ich wild worden und hab' mich selber nimmer gekannt. Wie ich g'hört habe, daß Du so glücklich bist, da hat's mich nimmer g'litten, ich mußt' Dir was anthun und —"

Er erzählte mit fliegender Hast, in fiebernder Aufregung, der Bauer hörte, bleich und entsetzt seinen Bruder anstarrend, zu.

„Und?"

„Und da sind mir Deine Buben da heroben in die Händ' g'laufen und da —"

„Du hast's erschlagen!" schrie markerschütternd, gellend der Wiesbauer auf.

„Erschlagen hab' ich's nicht! Ich hab's g'fangen und herbracht, ja daher, wo Du jetzt bist, und daß sie auch kennen lernen, wie der Hunger weh thut —"

Mit einem Wuthgebrülle, das nichts Menschliches an sich hatte, sprang der Bauer auf seinen Bruder zu und packte wie mit eisernen Griffen dessen Schultern.

„Meine Buben! Was hast Du mit meinen Buben g'macht?"

Der Franzl schüttelte den Bauer ab und faßte dessen Arm.

„Komm'!" sagte er kurz mit dumpfer Stimme.

Er führte ihn zu einem Felsspalt, den ein breiter Stein verschloß. Mit gewaltiger Kraftanstrengung riß er den Stein weg und schob den Bauern hinein. Die Spalte hatte im Hintergrund eine kleine Ausbuchtung. Hier waren drei Pfähle eingerammt und an jedem dieser Baumstrünke schwankte ein Gerippe. Das vermoderte Hütchen saß noch auf dem kahlen Schädel des Einen, der mit den leeren Augenhöhlen dem Eintretenden entgegengrinste; verwitterte Fetzen hingen an den Gerippen, die eisernen Ketten, welche die Arme und Beine an die Pfähle gefesselt hielten, hingen verrostet nieder.

Der Wiesbauer sah dieses entsetzliche Bild, er schaute lange; ewig lange dünkte es dem Franzl, welcher das Gesicht abwandte, als könne er den Anblick seiner Opfer nicht ertragen.

Faßte der Geist des Bauern den entsetzlichen Gedanken, daß hier seine jugendkräftigen, blühenden Söhne, an den Marterpfahl gefesselt, verhungern, unter schrecklichen Qualen den Tod erwarten mußten? Welche Seelenmarter mußte der Zweite und Dritte ausgestanden haben, der den modernden Leichnam seines Bruders vor Augen hatte!

Ein scharfer Schrei entrang sich endlich der Brust des Bauern, die Hände fuhren in die Luft und wie leblos fiel er in die Arme des Bruders.

Franzl schleppte den schweren Körper aus der Spalte und legte ihn auf den Rasen.

„Er kann mir's nimmer verzeihen!" murmelte er, „Gott sei meiner armen Seele gnädig!"

Er holte von der Quelle Wasser und schüttete es dem Bauer in's Angesicht.

Ein fahles Aufleuchten und ein rollender Donnerschlag schreckte ihn auf. Finsteres Gewölk wogte über seinem Haupt um die Spitzen des Göhl. Franzl hatte das aufsteigende Unwetter nicht beachtet, welches verderbenbrohend sich immer tiefer in die Felsschluchten niedersenkte. Dunkel wurde es in der Felsennische, wo sich die Beiden befanden.

Der Bauer schlug die Augen auf, ein leerer, glasiger Blick fiel auf Franzl, dann brach er in gellendes Gelächter aus.

Franzl schauerte zusammen.

„Herr Gott im Himmel, er ist narrisch worden!"

Das unheimliche Gelächter dauerte fort und schallte schauerlich von den Wänden zurück; ein greller Flammenblitz fuhr züngelnd durch die blaugrauen Schatten in's Thal nieder. Entsetzt sprang Franzl empor, mit übermenschlicher Kraft packte er den Bruder um die Leibesmitte, hob ihn empor und schwang sich um die Felszacke herum in den Teufelsgraben. Wild, sinnlos, wie ein gehetztes Thier stürmte er aufwärts über das Gerölle, das wahnsinnige Lachen gellte in seinen Ohren und zerriß seine Seele.

Die Felsen rissen ihm Hände und Kniee auf, Franzl achtete es nicht, die schweren Tropfen, die ihm ein heulender Sturmwind entgegenschlug, kühlten seine brennende Stirne nicht, immer vorwärts, vorwärts!

Der Pechhäuseltoni hatte mit wachsender Unruhe und Angst das rasend schnell heranziehende Unwetter beobachtet, er spähte nach dem Bauer, dessen langes Verweilen ihm Furcht einflößte. Jetzt erhob er sich von seinem gegen den ärgsten Ansturm des Gewitters geschützten Platz, einer Art Höhlung in der Wand, und trat an den Rand des Teufelsgrabens. Mit einem Schreckensrufe fuhr er zurück. Vor ihm tauchte das rothe Haupt des Göhlgespenstes auf, mit funkelnden, blutunterlaufenen Augen, in den Armen den Bauer, der lachte und mit Händen und Füßen strampelte wie ein kleines Kind.

Franzl ließ den Wiesbauer sanft zu Boden gleiten.

„Bring' ihm z'Haus, Toni, und bet' für eine arme Seele!"

Er stürzte wieder zurück in den Graben, das rollende und polternde Gestein hinter ihm nach.

Der Pechhäuseltoni führte den Bauer, der willig und geduldig folgte, in das Versteck, denn nunmehr brach das Wetter mit voller Macht los. Der Toni bekreuzte sich.

„Herr Gott im Himmel, der Bauer ist narrisch worden! Verzeih' ihm die Sünde, man soll den Bösen nicht versuchen!"

Die Blitze krochen auf dem Boden hin wie flammende Schlangen, unter den krachenden Schlägen des Donners zitterte das Gestein, ächzend und pfeifend zog der Sturm durch die Spalten.

*

Das Gewitter war vorüber, klar und blau strahlte der Aether im milden Abendlicht, im schimmernden Gold erschienen die Konturen und Spitzen der fernen Höhen, ein süßer Duft zog durch die ruhige Luft. Vorsichtig leitete Toni die Schritte des Bauern die Abhänge hinunter. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne spiegelten sich eben in den blanken Fenstern des Wiesbauerhofes wieder, als Toni den Herrn des Hofes über die Schwelle führte. Entsetzt blickte das Gesinde dem lachenden, hüpfenden Bauern mit den irren Blicken und irren Reden nach; laut aufweinend sank die Bäuerin vor dem Bilde der Mutter Gottes nieder, als sie ihren Mann erblickte.

*

Nach drei Jahren lag der Bauer auf dem Sterbelager. Die Wolke, welche sich dort oben auf dem Göhl über seinen Geist gelagert, durchbrach jetzt ein Lichtstrahl; er erzählte seinem Sohne, der bei dem Bette kniete, was er erlebt.

Den Franzl hatte man im nächsten Frühjahre nach jenem Ereignisse unterhalb der Wand, in welche der Teufelsgraben ausläuft, gefunden. Ein schweres Felsstück hatte seine Brust zermalmt, die Augen starrten glanzlos, wie irr, verzweifelt zum Himmel empor.

„Gott sei ihm gnädig!" flüsterten die Holzknechte, die ihn unter einer hohen Fichte in die kühle Erde senkten.

Der Liebe Licht und Schatten.

Roman

von

Fr. Henkel.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Dunkle Wege.

Es war ein paar Tage nach diesem Abend. Dem schönen Sonnenschein, den linden Lüften war der schneidende Nordwind mit Regen und Sturm gefolgt; man hatte sich wieder in die Zimmer zurückgezogen und die Flamme im Ofen mußte die warmen Sonnenstrahlen ersetzen.

Auch Louise Botmer saß vor dem kleinen Kamin in ihrem Zimmer und sah gedankenvoll in die spielende Flamme; Tante Emma hatte sich erkältet und lag zu Bett, das junge Mädchen war daher öfters sich selbst überlassen. Sie hatte in einem Buch gelesen und stand jetzt auf, um es mit einem andern zu vertauschen, als es anklopfte und gleich darauf die Jungfer von Frau von Botmer eintrat. Louise sah überrascht auf, das Mädchen kam seit Kurzem so oft in ihre Nähe, aber sie mochte ihr bescheidenes, sanftes Wesen gern leiden, außerdem fesselte sie noch ein tieferes Interesse an sie: sie erfuhr, ohne darnach zu fragen, wie sie glaubte zufällig, ob Herr von Erbach zu Hause, ob er mit Frau von Botmer ausgeritten oder bei ihr im Zimmer war.

„Guten Abend, Fräulein Louise," sagte das Mädchen und überreichte ihr einen kleinen Karton. „Die gnädige Frau lassen sich empfehlen und das seien die pariser Bänder und Spitzen; Sie hätten neulich den Wunsch geäußert, wann dieselben ankämen, sie zu sehen."

„Ach ja, ich glaube, Tante Emma wollte — aber es ist einerlei, danke, Minna. Müssen Sie die Sachen gleich wieder mitnehmen?"

„Durchaus nicht, im Gegentheil, Fräulein Botmer möchten sie bis morgen hier behalten; die gnädige Frau haben sich eingeschlossen und wollen ungestört schreiben, ich gehe hinunter in die Waschküche und will die Zeit benützen, seine Stickereien zu waschen."

Louise stellte den Karton beiseite.

„Es geht Tante Lucie gut?" sagte sie, als das Mädchen zögerte zu gehen.

„Danke, ganz gut, sie hat heute viel Besuch gehabt, eben ist Herr von Erbach erst fortgegangen, er kommt jeden Tag von Sechs bis Sieben."

Minna's Augen sahen forschend zu Louise hin, ein freudiger Ausdruck verklärte ihr Gesicht, als sie die tiefe Röthe bemerkte, welche bei diesen Worten in dem Gesicht des jungen Mädchens aufgestiegen.

„Er ist der beste, freundlichste Herr, den ich je gesehen," fügte sie leise hinzu. „Nie übler Laune, nie böse, er ist ganz das Gegentheil von Herrn Wigbert."

„Herr Wigbert ist viel älter," sagte Louise und öffnete mechanisch den Deckel des Kartons; Minna sagte rasch und hastig, so daß Fräulein Botmer unwillkürlich aufsah:

„Ich fürchte mich unendlich vor ihm!"

„Ah wirklich?" sagte Louise gleichgültig. „Was könnte er Ihnen thun? Ich habe noch gar nicht viel über ihn nachgedacht."

„Kann ich noch etwas für Fräulein Louise besorgen?" fragte Minna und ging zurück nach der Thür.

„Danke, nichts, grüßen Sie meine Tante."

„Ich werde es ausrichten."

Während Louise die pariser Spitzen und Bänder besichtigte, eilte Minna die Treppe hinab, nahm das Körbchen mit feiner Wäsche, das sie sich zurechtgestellt und wollte damit in die Waschküche, die im Souterrain des Hauses lag, als sie plötzlich dicht neben sich eine Stimme hörte. Sie wandte sich erschrocken um.

„Treten Sie rasch ein."

Es war die Stimme Wigbert's. Er faßte Minna's Arm und drängte das Mädchen in ein kleines Zimmer, das, angefüllt mit allerlei Hausgeräth, von einer Laterne, die in einem Winkel stand, matt erleuchtet war.

„Ich habe es gehört, Sie waren oben — waren Sie bei Fräulein Emma?"

„Bei Fräulein Louise, Fräulein Emma ist krank."

„War Fräulein Louise allein?"

„Ja, ganz allein. Ich hatte eine Bestellung von meiner Herrin auszurichten."

„Was betraf es?"

„Sie hatte Spitzen von Paris bekommen und —"

„Schon gut. Und haben Sie keine Annäherung der beiden jungen Leute in letzter Zeit bemerkt?"

„Keine. Herr von Erbach kommt regelmäßig zur gnädigen Frau, er ist immer guter Dinge, Frau von Botmer dagegen meist sehr übler Laune."

„Kommt der Bankier noch?"

„Gestern war er ziemlich lange da, aber wenn er das nächste Mal kommt, soll ich sagen, die gnädige Frau sei unwohl."

„Und haben Sie versucht, in Gegenwart von Fräulein Louise von dem jungen Mann zu reden?"

„Oefters."

„Und?"

„Sie scheint ganz gleichgültig."

Während Minna diese Worte sagte, fuhren ihre Hände unruhig am Korb auf und nieder.

„Und haben Sie von mir —"

„Auch das — erst eben versuchte ich es —" sie zögerte einen Augenblick, weiter zu reden.

Wigbert faßte sie ungeduldig am Arm.

„Reden Sie doch, rasch!"

„Sie kenne Herrn Wigbert so wenig, sehe ihn so selten —"

„Also das sagte sie? Gut, da kann ja geholfen werden," murmelte er, dann fügte er flüsternd hinzu:

„Aber Eines müssen Sie jetzt herausbringen: wovon der junge Erbach mit Ihrer Herrin spricht, ebenso belauschen Sie die nächste Unterhaltung mit dem Bankier, ich muß wissen, wie weit die Sachen gediehen sind."

Minna seufzte auf.

„Ich kann nichts hören, die Thüren sind noch zu, die Portièren heruntergelassen."

„So machen Sie die Thüren dahinter geschickt auf! Sie stellen sich grenzenlos dumm an!"

„Die gnädige Frau schließt die Thüren nach meinem Zimmer ab, wenn Herr von Erbach bei ihr ist, die andere Thür ihres Zimmers hat den Ausgang nach ihrem Toilettenzimmer."

„Ah charmant! Man schließt sich ein!"

„Um Gottes willen, Herr Wigbert," sagte das junge Mädchen angstvoll, „erzählen Sie das nicht! Ich müßte den Dienst unter Schimpf und Schande verlassen!"

„Das werde ich nicht thun, so lange ich Sie hier brauche; ich werde doch kein Narr sein und Sie verrathen! Beobachten Sie, wo und was Sie können, ich werde schon Gelegenheit finden, Sie zu sprechen. Ist etwas Wichtiges vorgefallen, schreiben Sie mir unter meiner Adresse und bringen selbst den Brief zur Post. Sie können doch schreiben?" fragte er, den Kopf nach ihr umwendend, da er bereits an der Thür war. Es lag so viel Verachtung in seinem Ton, daß das Mädchen sich emporrichtete wie ein getretener Wurm.

„Ich denke, Herr Wigbert, das wissen Sie."

Er sah sie einen Augenblick zerstreut an, dann eilte er hinweg.

Das Mädchen stand da und drückte mit ihren zitternden Händen die Wäsche in den Korb, während ihre Augen unstät umherschweiften. Ja! Einst war er ihr Abgott gewesen! Er hatte sie mit Freundlichkeit an sich gelockt, hatte ihr versprochen, sie solle eine geschickte kleine Gouvernante werden, er wolle für Alles sorgen, ihr so oft liebevolle, herzliche Worte gesagt, dann Alles nach und nach vergessen und sich erst wieder ihrer erinnert, als sie in Armuth und Noth gekommen — nicht um ihr zu helfen, sondern um ihr Elend als Hebel zu benützen, seinen niedrigen Zwecken zu dienen. Doch jetzt tauchte in ihr ein Gedanke auf, der ein freundliches Lächeln in die noch eben so verzerrten Züge brachte: — das Mädchen, nach dem er seine Hand ausstreckte, das zu erringen sein ehrgeiziger Plan war, das liebte ihn nicht, sondern seinen Feind, und hier in der dunklen Kammer schwur sie es, was sie dazu beitragen konnte, diesen seinen Plan scheitern zu machen, das wollte sie thun!

Während Minna den kleinen pariser Karton ihrer Herrin zu Fräulein Louise gebracht, hatte die schöne Wittwe sich rasch in ihr Ankleidezimmer begeben und mit größter Eile sich dort ihrer eleganten Toilette entledigt, um sie mit gewöhnlichen und groben Kleidungsstücken zu vertauschen. Sie streifte hastig die feinen, mit Fransen besetzten Stiefelchen ab und vertauschte sie mit einem Paar derben, ledernen, dann band sie um die schönen

Locken einen dichten Schleier, hüllte sich in einen Mantel, dessen Capuchon sie noch über den Kopf zog, und eilte dann nach der Thür. Aber sie war ungewohnt, sich selbst zu bedienen, sie hatte den Schirm, die Handschuhe vergessen.

„Auch das Geld," sagte sie leise.

Noch einmal kehrte sie um, und nachdem sie das Vergessene zusammengesucht und ihre Börse mit Geld gefüllt hatte, konnte sie endlich gehen. — Einen Augenblick legte sie das Ohr erst an die Thür — kein Geräusch, sie öffnete leise — ihre Augen spähten in dem Vorzimmer umher — Alles leer, rasch öffnete sie die Thür, schloß sie ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und glitt wie ein Phantom die Gänge, die Treppe hinab.

Der Sturm riß ihr fast Schirm und Mantel fort, aber so zart sie war, hatte doch ihr eiserner Wille noch stets über ihren Körper den Sieg errungen. Sie eilte, so gut es bei dem tosenden Wind möglich war, die Straßen hinab, dann bog sie um die Ecke, und nachdem sie dann noch an einigen Häusern vorübergegangen, öffnete sie eine Hausthür und stand einen Augenblick, Athem schöpfend, still. Es war ein schmaler Hausflur, nur mäßig beleuchtet, aber sie mußte den Weg kennen, sie schritt rasch vor und klopfte an eine Thür, neben welcher der Ausgang nach dem Hof sichtbar war; sogleich öffnete sich dieselbe und die heraustretende Frau fragte, wer da sei.

„Ah," fügte sie aber rasch hinzu, „bitte, treten Sie näher, die Tante kommt gleich."

Frau von Botmer trat jetzt ein; es war ein kleines, niedriges Zimmer, angefüllt mit dem Geruch eines überheizten eisernen Ofens, in dessen Kachel eine Kanne mit Kaffee brodelte; überall lagen zugeschnittene bunte Gazelappen umher, unverkennbar für den Anzug einer Tänzerin bestimmt. Die Person hatte eilig das Zimmer verlassen und Frau von Botmer stand jetzt allein in dem Raum; sie stellte den nassen Schirm an die Seite, zog sich den Schleier dichter vor das Gesicht und sah mit Ungeduld nach der Thür, hinter welcher die Schneiderin verschwunden. Es dauerte kaum eine Minute, ward sie wieder geöffnet und Frau Krems trat ein. Sie machte eine altmodische, ungeschickte Verbeugung, während ihre listigen Augen neugierig auf Frau von Botmer ruhten.

„Ich habe die Ehre?"

„Ich komme im Auftrag meiner Schwester — Sie haben das Billet erhalten?"

„Ja wohl, gestern. Sie wünschen etwas von mir?"

„Es ist meiner Schwester unmöglich, selbst zu kommen, sie ist krank geworden, ich komme in ihrem Namen, um mit Ihnen zu verhandeln. Es ist nur eine kleine Gefälligkeit, die sie wünscht, die aber Ihnen hoch bezahlt werden soll."

„Bitte, was ist's denn?"

„Sie haben eine Tänzerin Namens Rose Vertier in Ihrem Logis?"

„Ja."

„Sie gibt oft kleine Gesellschaften, kleine Soupers?"

„O ja, dann und wann."

Die Frau ward sichtlich unruhig.

„Könnte ich ungesehen nur eine halbe Stunde von einer solchen Gesellschaft Augenzeuge sein? Ich würde Ihnen die Gefälligkeit reichlich lohnen."

„Um nachher davon in der Stadt zu erzählen."

„Nein, nein, davon zu erzählen, würde mich selbst, würde meine Schwester verderben. Ich gebe Ihnen mein Wort, es gilt nicht Ihrer Tänzerin, noch deren Thun und Treiben, es gilt nur zu erfahren, ob eine gewisse Person sie besucht — wir möchten nur wissen, wo er seine Abende zubringt."

Frau Krems überlegte einige Zeit, dann sagte sie:

„Wenn der Tänzerin etwas zu Ohren käme, daß sie belauscht werde, ich schwöre es ab, daß es durch mich geschehen."

„Desto besser für mich!" sagte Frau von Botmer. „Meine Zeit drängt, wollen Sie mir die Gefälligkeit erzeigen?" Sie legte ein Goldstück auf den Tisch. „Nehmen Sie dieß einstweilen."

„So will ich es denn auf Ihr ehrliches Wort wagen. Morgen Abend," sagte die Frau nach einer Weile, „da wird's wohl wieder 'was geben, denn ich habe schon heute Wein bestellen müssen. Kommen Sie dann aber nicht früher wie etwa nach neun Uhr. Sie tanzt im ersten Stück, bis dann die Gesellschaft beisammen ist, wird es immer Neun, auch später, also — ja, aber wie ist's denn, wissen Sie in der Straße Bescheid? Kennen Sie das Haus: ‚Der Vogelbauer'?"

Frau von Botmer sah erschrocken auf.

„Warum heißt das Haus so?"

„Nur eben weil so lustige Vögel drin wohnen, sonst hat es weiter keine Bedeutung."

Frau Krems erklärte nun der jungen Frau genau, welchen Weg sie zu nehmen habe, sowie das Innere des Hauses. Frau von Botmer wandte sich darnach zum Gehen, Frau Krems öffnete ihr die Thür, fragte aber noch einmal, ehe sie dieselbe schloß:

„Es bleibt dabei, ich kenne Sie nicht, jetzt wie nachher, und Sie sind nie bei mir gewesen?"

Frau von Botmer nickte mit dem Kopf, zog Mantel und Schleier fest um sich und eilte in raschem Schritt nach ihrer Wohnung.

Zehntes Kapitel.

Die lustigen Vögel.

Der junge Erbach hatte den Tag über endlich einmal sich mit größerem Eifer auf die Bitten Fräulein Emma's seinem Geschäft gewidmet. Aber jetzt war es halb Sechs und er war bereits beschäftigt, seine Abendtoilette zu machen; kaum hatte er sie beendigt und sich in einen Sessel geworfen, um einen flüchtigen Blick in die Zeitung zu thun, als Herr Wigbert eintrat.

„Ah," sagte Herr von Erbach und sah den Eintretenden kalt und stolz an. „Sie, Herr Wigbert? Doch hoffentlich nicht abermals in Geschäften. Bitte."

Er deutete auf einen in seiner Nähe stehenden Stuhl.

„Wie man das nehmen will," sagte Herr Wigbert und ließ sich nieder. „Ich wollte Sie fragen, ob Sie heut Abend von der Partie sind in der Markgrafenstraße."

Während er sprach, spielte er mit einem Brief in der Hand.

„Warum?"

„Die Schwester ließ mich heute Morgen benachrichtigen, daß Mademoiselle Rose nach dem Theater zu sprechen sei."

„Wenn sie gut tanzt und ich mich sonst animirt fühle, gehe ich vielleicht."

„Hier habe ich soeben einen Brief erhalten," fuhr Herr Wigbert fort und sah gleichgültig vor sich hin, „daß in einigen Tagen Ihre Tante aus England hieher kommen will."

„Wahrhaftig? Hieher? Und wie kommt sie dazu? Hat sie Ihnen das geschrieben oder woher haben Sie die Nachricht?"

„Meine Schwester ist bei ihr Gesellschafterin."

„Ah, etwas ganz Neues! Davon höre ich jetzt zum ersten Mal. Ich kenne meine Tante nicht; übrigens glaube ich nicht, daß sie um meinetwillen die Reise unternommen."

„So viel ich weiß, besucht sie alle paar Jahre das Grab ihrer Tochter auf dem Kontinent, daß sie nun gerade hieher kommt, geschieht wohl meiner Schwester und mir zuliebe."

„Sie haben Ihre Schwester wohl länger nicht gesehen? Sie ist die Aeltere?"

„Beides ist so," sagte Wigbert. „Aber ich sehe, Sie sind schon in Toilette und haben vor dem Theater noch einige Besuche zu machen? Das Theater beginnt übrigens heut Abend um halb Sieben."

„Es ist gut, daß Sie mich darauf aufmerksam machen, da ich heut Abend Kavalier für meine Tante und deren Nichte bin und versprochen habe, sehr präzis zu erscheinen; die Damen versäumen nicht gern den Anfang."

Wigbert war aufgestanden.

„So wünsche ich viel Vergnügen."

Die Thüre schloß sich hinter ihm und der junge Erbach sah einige Minuten vor sich hin.

„Der Mann wird mir tagtäglich mehr zuwider; wenn die kleine Rose Vertier nicht so köstlich amüsant wäre, würde ich, um seine angenehme Gesellschaft los zu werden, doch wegbleiben. Vielleicht thue ich es bald. Nun noch einen Augenblick zu der schönen Wittwe."

Frau von Botmer hatte bereits sehr oft ihre Blicke nach der großen Sonnenblume gewandt, in deren goldenen Blättern sich eine Uhr befand, und aufgehorcht, ob Minna nicht den gewohnten Besuch anmelde. Unruhig ging sie auf und ab und befragte dabei dann und wann den Spiegel, an welchem sie vorüberkam, ob sie wohl die Toilette richtig gewählt, welche am vortheilhaftesten die ihr von der Natur gütig gespendeten Reize hervorhob. In ihren großen dunklen Augen glühte ein eigenes Feuer — Zorn, und doch auch blitzte es wie Freude heraus, sowie sich etwas regte.

Sollte es wirklich nicht möglich sein, diesen jungen, leichtsinnigen Mann zu ihrem Sklaven zu machen? Auf wie vielerlei Weise hatte er ihr bereits seine Bewunderung ihrer persönlichen Reize zu verstehen gegeben? Wie oft ihre feine Hand an seine glühenden Lippen gedrückt, aber nie ein Verlangen geäußert, daß diese Hand ihm nicht möge entzogen werden, und fröhlich, wie er ihr genaht, verließ er sie auch wieder. Und wo eilte er von ihr hin? — Sie hatte oft darüber nachgedacht, dann nachgeforscht und nach und nach die Vermuthung erlangt, daß er hauptsächlich seine Abende bei der verführerischen Tänzerin Vertier zubringe. Darüber wollte sie Gewißheit haben. Sie hatte es lang entbehrt, zu intriguiren, Abenteuer zu erleben! Es war ihr gelungen, die Frau ausfindig zu machen, bei welcher die Tänzerin wohnte, und es war nicht das erste Mal, daß sie für derartig geleistete Dienste hohe Summen bezahlt hatte. Für ein einziges Lächeln von ihr gab ihr Schwager das Dreifache der Summe zurück. — Jetzt endlich hörte sie die bekannte Stimme fragen:

„Ob die gnädige Frau zu sprechen?"

Ihre Augen sahen zur Seite, während sie aufmerksam horchte; dann klopfte es. Als sie „Herein!" rief, stand sie mit dem Rücken nach der Thür. Bei dem «Bon soir» des jungen Erbach wandte sie sich um.

„Ah, Herr von Erbach?" sagte sie und sah ihn erstaunt an. „Ich glaubte gehört zu haben, Sie führten meine Schwägerin und Nichte in's Theater?"

„Und wenn auch, warum sollte ich deßhalb meine liebste Stunde des Tags versäumen?"

„Des Tags!" lachte Frau von Botmer. „Und wo bringen Sie Ihre liebste Stunde des Abends zu?"

Sie hatte sich, während sie gesprochen, auf einen Sessel neben das mattflackernde Kaminfeuer gesetzt. Sie war nie reizender, als wenn sie dann nachlässig den Kopf in die Hand stützte und die schönen Haare in ungeordneter Fülle auf Hals und Schultern fielen. Der junge Mann hatte ihr gegenüber Platz genommen, er sah die schöne Frau einen Augenblick bewundernd an.

„Entzückend!" dachte er. „Aber — —" er wußte nicht, was das „Aber" wollte, allein es war da und er fiel ihr nicht zu Füßen und bat um die Erlaubniß, die Abende bei ihr zubringen zu dürfen, sondern sagte mit einem eigenen, hübschen Lächeln:

„Wir arme Sterbliche müssen mit unseren Genüssen haushälterisch sein, um uns genußfähig zu erhalten. ‚Alles ist Geschäft!' wie Herr Wigbert sich ausdrückt."

„Immer haben Sie an Herrn Wigbert etwas zu tadeln! Er ist gar nicht so übel und mein Schwager sollte ihn nur zu seinem Schwiegersohn machen, das wäre ein sehr gutes Geschäft für das Haus."

„Ich hoffe aber, daß dieß nicht geschieht und ich werde Tante Emma sehr abrathen."

„Thun Sie das ja nicht, mon ami," sagte Frau von Botmer sehr eifrig. „Denn ich weiß, daß dieser Gedanke beiden Herren nicht fremd, nicht unerwünscht ist, und ich rathe Ihnen, sich dieselben nicht zu Feinden zu machen."

Herr von Erbach lachte.

„Glauben Sie, gnädige Frau, ich würde meiner Meinung Schranken anlegen, um dieser beiden Herren willen? Da irren Sie gewaltig! Dankbarkeit und Liebe fesseln mich an Fräulein Botmer, und diesen beiden Gefühlen bin ich fähig, sehr viel zu opfern, ihren Wünschen, soweit es mir möglich, leiste ich gern Folge, aber über diese Grenzen hinaus gehe ich nicht."

Frau von Botmer hatte mit Entzücken den Worten des jungen Mannes gelauscht, seine ruhige, freie Haltung, den stolzen Ausdruck seines Gesichts bewundert. Der Dankbarkeit und Liebe konnte er große Opfer bringen, aber er liebte sie nicht, das fühlte sie! — — Sie klopfte ungeduldig mit dem schmalen Fuß auf den dicken Teppich, der vor dem Kamin ausgebreitet lag.

„Finden Sie Louise so außerordentlich anziehend oder geistreich, um große Ansprüche machen zu können?"

„Jedenfalls ist sie ein vollkommen unverdorbenes, bescheidenes Mädchen und ich werde sie mir einmal heut Abend genauer ansehen, vielleicht habe ich sie bis jetzt zu wenig beachtet; sie weicht mir immer so scheu aus und ich bin doch wahrlich kein gefährlicher Mensch."

Frau von Botmer sah einen Augenblick in das dunkle Auge des jungen Mannes, dann nahm sie den Theaterzettel, der auf dem Kamin lag.

„Heut Abend ist ja zuerst ein kleines Ballet: ‚Die Nymphe des Hains', getanzt von Fräulein Rose Vertier. Können Sie denn hier eine Tänzerin ansehen, nachdem Sie das Ballet in Paris bewundert?"

„Warum nicht? Glauben Sie, gnädige Frau, es gäbe nur in Paris schöne Tänzerinnen?"

„Ich dachte eben nur an den Tanz."

„Darin bin ich nachsichtig — lieber ein wenig mehr Natur, als zu viel Kunst. Sie hätten mit uns gehen sollen, gerade in diesem Ballet ist die kleine Vertier entzückend."

„Es war mir nicht möglich, ich habe mich für heut Abend schon versagt."

„O, dann mille pardons! Ich plaudere gedankenlos immer weiter und Sie müssen Toilette machen, warum jagen Sie mich nicht fort? Unter so guten Freunden point de cérémonies!"

„Für meine Freunde," sagte Frau von Botmer und sah zu Herrn von Erbach empor, welcher aufgestanden war und dicht vor ihr stand, „habe ich stets Zeit."

Herr von Erbach nahm ihre Hand, er hielt sie einen Augenblick fest.

„Bitte, rechnen Sie mich zu diesen und fordern Sie die Beweise dafür."

Freundschaft! Die schmale Hand sank herab, er hatte sie nicht an den jungen, schönen Mund gedrückt — nur Freundschaft! —

Als er fort war, preßte sie diese schmale Hand an die heißklopfende Stirn, hinter welcher nur ein Gedanke glühte:

„Wie vergelt' ich es ihm?" — —

Während dieser Zeit stand Louise zitternd, aber doch überselig in ihrem Zimmer, um für das Theater Toilette zu machen. Ihre Tante war wieder vollkommen hergestellt und sie hatte den Wunsch geäußert, ihre Genesung dadurch zu feiern, daß sie mit ihrer Nichte in's Theater gehe. Zu ihrem Erstaunen hatte sich Erich angeboten, beide Damen zu begleiten.

„Willst Du nun dennoch mitgehen?" hatte sie Louise gefragt. „Wäre es nicht besser, Du gingest ein anderes Mal?"

„Frage mich nicht darum," hatte Louise geantwortet, und nun waren es nur noch einige Minuten und er mußte kommen und ging mit ihnen zusammen fort — nicht daß er allein ging, um Andere zu erwarten, zu begrüßen! Wie oft kehrte ihr freudestrahlendes Auge zum Spiegel zurück: ist es so oder so besser, wie die Schleife steckt und das Haar liegt — und der glückliche Gedanke zuckte plötzlich erwärmend durch sie hin: ich glaube, du siehst hübsch aus! — Und als sie zu ihrer Tante eintrat, überhaucht mit dem Roth der Freude, der Ueberraschung, daß er bereits da war, da glitt derselbe Gedanke zu dem jungen Mann hin. Er eilte auf sie zu, um ihr den Mantel umzuhängen, und wie sie seine Hand einen Augenblick an ihren Haaren fühlte, die er leise im Nacken in die Höhe hob, da durchrieselte sie ein leichter Schauer, als habe eine Gottheit sie berührt. — Aber im Theater schwand nach und nach Alles dahin, seine Blicke ruhten nur auf dem schönen, tanzenden Mädchen, das wie ein flatternder Paradiesvogel auf und nieder schwebte und immer ihre Blicke in die Botmer'sche Loge richtete, wenn sie unter dem Beifallssturm der Menge ausruhte. —

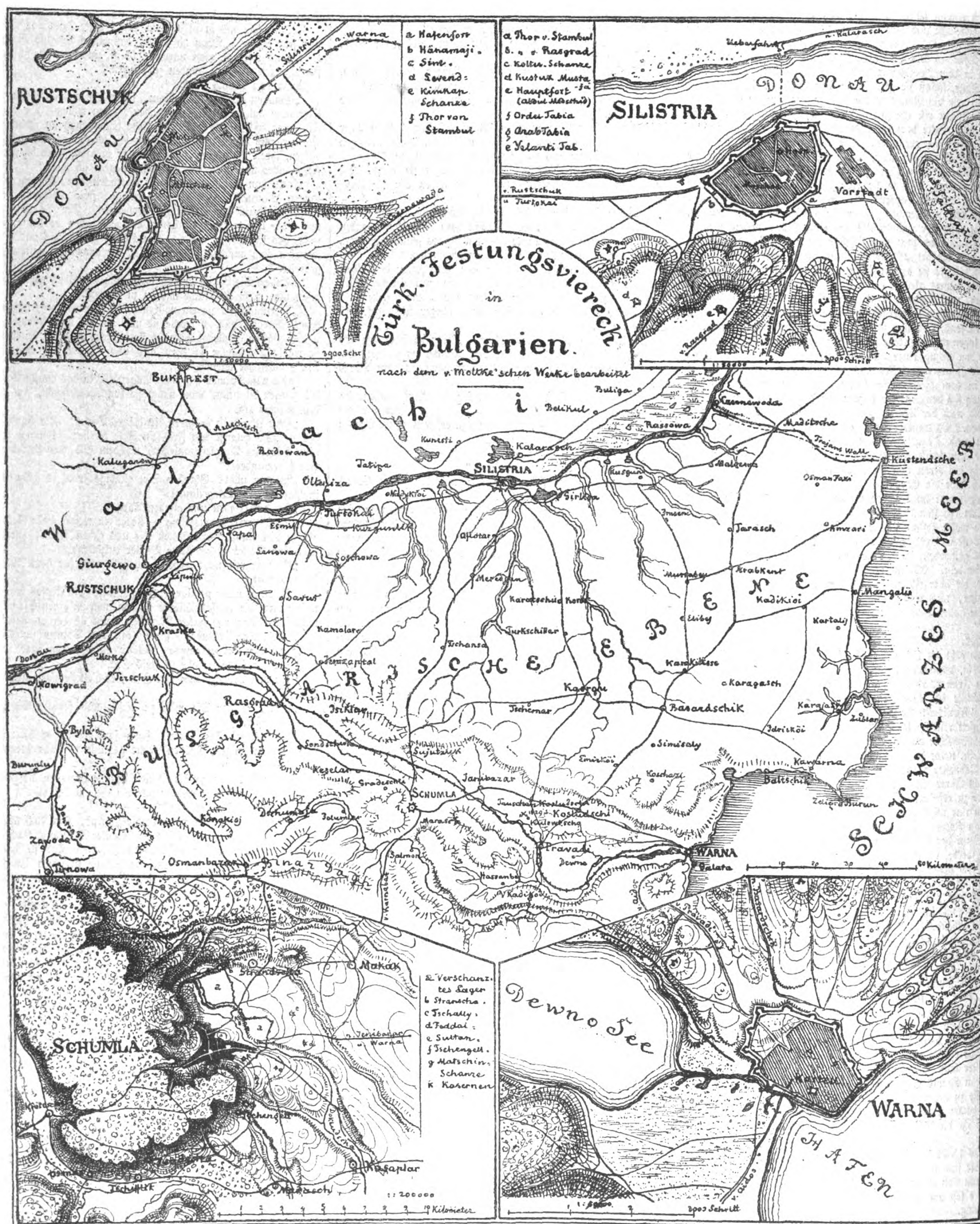
Es schlug acht Uhr, das Ballet war vorüber und Frau von Botmer erhob sich eben, um ihrer Jungfer zu schellen.

„Richten Sie mir den Thee," sagte sie, als Minna eingetreten, während sie auf und ab ging. „Ich bin müde und will mich bald zu Bett legen. Nach dem Thee wickeln Sie mir die Locken auf, vielleicht lese ich noch ein wenig; es paßt heut Abend sehr gut, daß Sie einmal wieder zu Ihrer Mutter gehen können, wenn Alles in Ordnung ist."

„Sehr wohl," sagte Minna und eilte fort. — In kurzer Zeit hatte sie Alles besorgt und harrte im Vorzimmer auf die Klingel, um abzuräumen und dann die Nachttoilette ihrer Herrin

vorzunehmen. Frau von Botmer war heut Abend eilig und herzlich müde, wie sie sagte, Minna konnte nicht rasch genug das seidene Haar auskämmen und pudern — die gnädige Frau nahm nie Pomade — sie ließ sich ihren Schlafrock bringen, die Kissen auf der Chaiselongue richten und befahl, sie morgen früh präzis acht Uhr zu wecken.

„Aber lassen Sie ja nicht den Schlüssel von außen stecken beim Zuschließen, es hat für mich etwas sehr Beängstigendes, wenn ich nicht selbst von Innen aufschließen kann.“



Minna versprach Alles zu besorgen und nochmals für den freien Abend dankend, entfernte sie sich. — Kaum war der Schlüssel abgezogen, glitt Frau von Botmer von ihrem Ruhebett, eilte in ihre Garderobe und verwandelte sich plötzlich in eine vollkommen andere Persönlichkeit. Als die Uhr Neun geschlagen, trat sie im Anzug einer wohlhabenden Bürgersfrau aus dem Kabinet in ihren Salon, sie löschte die beiden Lampen, prüfte nochmals den Inhalt ihrer Tasche und eilte dann leise und behutsam fort. Unbehindert erreichte sie die ihr beschriebene Wohnung der Tänzerin und stand bald an der Küchenthür, wohin die Alte sie beschieden; es herrschte vollkommene Ruhe im Haus, sie horchte einige Augenblicke athemlos, da hörte sie endlich ein Geräusch — sie klopfte vorsichtig an die Thür; diese öffnete sich nach einer kleinen Weile und die Alte streckte behutsam den Kopf heraus.

„Ah, Sie! Kommen Sie geschwind, ehe Sie Jemand sieht!“

Die Alte zog sie am Mantel hinein. Frau von Botmer



Ein Nachtbild aus Warschau. **Opferung für Polens Wiederherstellung.** Gemälde von Andriolli. (S. 503.)

(S. 503.)

stand jetzt in der Küche, sie sagte kein Wort, sondern horchte aufmerksam auf den lustigen Lärm, welcher durch die angelehnte Thür erklang.

„Ja," nickte die Frau, während sie Teller aus einem Schrank nahm, „es geht schon gut her, wenn das Volk zusammenkommt, geht der Jubel los. Setzen Sie sich einstweilen da in die Ecke, kommt Jemand herein, sage ich, Sie wären eine Bekannte von mir."

„Aber Sie versprachen mir, daß ich die Gesellschaft beobachten könne," sagte Frau von Botmer leise. „Das ist hier unmöglich!"

„Kommt auch, jetzt geht es noch nicht. Die Frau kramte fort, stellte Gläser zu den Tellern, legte Messer und Gabeln darauf, dann endlich sagte sie: „So, jetzt wollen wir gehen."

Als sie aus dem hellen Gang in ein dunkles Zimmer gelangt, schritt Frau Krems voran und zog, Frau von Botmer am Kleid haltend, diese hinter sich her. Plötzlich hielt sie sie an der Hand fest, öffnete vorsichtig eine Flügelthür und zeigte auf den schmalen Lichtstreifen, welcher jetzt in das Zimmer drang. Es war ein Vorhang von schwerem Stoff vor der Thür, durch dessen fadenscheinige Stellen man mit Leichtigkeit die Gesellschaft übersehen konnte. Die Frau bückte sich an Frau von Botmer's Ohr und flüsterte:

„Nicht etwa Spektakel gemacht, in einer halben Stunde komme ich und hole Sie."

Dann verschwand sie.

Das Zimmer, in welches die Blicke der schönen Wittwe drangen, war so angefüllt mit dem bunten Gewirr der verschiedensten Personen, daß sie anfangs Niemand zu erkennen vermochte; Alles bewegte sich im heitersten, ungenirtesten Ton, — jetzt erklang lautes Gelächter, eine Gruppe theilte sich, ein junges Mädchen, unverkennbar Rose Vertier, trat hervor. Sie trug ein blaues Kleid und ein paar hochrothe Rosen im Haar.

„So ungefähr!" rief sie, machte ein paar ernste Verbeugungen und drehte sich dann wie ein Wirbelwind im Kreis, so daß ihr Kleid sich aufblies und eine der rothen Rosen aus dem Haar auf den Boden flog. Alles schrie durch einander: Bravo! Da capo!"

Ein Offizier hob die Blume auf und überreichte sie der Tänzerin, indem er sie erst an seine Lippen drückte.

«Pour vous, mon cavalier!» rief sie, ihm eine Kußhand zuwerfend. „Das sind die Orden, die ich ertheile."

Sie nahm darauf den Arm einer andern weiblichen Person und ging an die Thüre, welche zur Küche führte. Nachdem sie ein paar Worte hinausgerufen, erschien Frau Krems und stellte das Tablet auf den Tisch, auf welches sie bereits vorhin Messer und Gabel gelegt.

„Und wo ist der Champagner?"

Die Stimme kannte Frau von Botmer.

Gleich nach diesem Ausruf trat der junge Erbach aus einer Ecke hervor, wo er sich bis jetzt mit einigen anderen Personen unterhalten.

«Dans un delire extrême
On veut fuir ce qu'on aime —»

sang Fräulein Vertier, faßte den jungen Mann an der Hand und führte ihn an einen Platz, wo mehrere Flaschen Champagner in Eis gestellt waren.

«Et l'on revient toujours
A ses premiers amours»

antwortete er ihr, indem er eine ihrer Locken nahm und sie leicht an seinen Mund führte. Sie bog den Kopf zurück.

„Ah bah, mein Herr! Sie dachten eben nur an den Champagner!"

Lachend lief sie weiter und bat, ihr behülflich zu sein, die fürstliche Tafel zu ordnen. Ein munteres, wildes Durcheinander entstand, Lachen, Singen, Scherzen füllten den Raum — nur zwei Personen blieben in diesem Strudel des Uebermuthes stumme Beobachter: Frau von Botmer und Wigbert. Sie hatte gar nicht an ihn gedacht, seine Gegenwart hier nie vermuthet — er, der kalte, ernste Mann!

„Die Männer sind eben solche Heuchler, wie wir Frauen," dachte sie. „Man muß es ihnen vergelten."

Wigbert stand an einem Tisch und mischte Karten. Jetzt knallten die Champagnerflaschen, man hatte sich niedergesetzt. Rose Vertier hielt ihr Glas in die Höhe und ließ es sich von einem der Herren füllen; als sie es bis auf den Grund geleert, spritzte sie die letzten darin gebliebenen Tropfen ihrem Nachbar in's Gesicht.

„Seien Sie doch nicht so langweilig!" rief sie ausgelassen. „Hier bei mir darf Niemand ernst, Niemand traurig sein, darf Niemand weinen! So lang ich tanze, hab' ich Geld, so lang ich Geld habe, will ich fröhlich sein! Es lebe der Tanz!" rief sie, nahm ihr Glas, goß es selbst voll Champagner und hell klangen die Gläser und immer fröhlicher wurde die Stimmung.

Mit glühenden Blicken verfolgte Frau von Botmer die Wirkungen einer durch Wein und Liebe erhöhten Laune; sie empfand, daß gegen solche Lust jeder andere Verkehr mit Damen in den gewöhnlichen gesellschaftlichen Formen den Herren schal sein mußte. Aber sie fragte sich weiter: liebt der junge Mann dieses Mädchen, brachte er ihr ein Opfer durch seine Gegenwart, oder konnte er so tief lieben, daß er nicht mehr empfand, wie niedrig die Gesellschaft, in der er sich bewegte? — Sie hatte es ganz vergessen, in dem Genuß dieß tolle Leben zu beobachten, daß ihr die Zeit dafür nur kurz zugemessen; sie fuhr daher erschrocken zusammen, als der Finger von Frau Krems sie berührte und die Worte: „Kommen Sie!" an ihr Ohr drangen. Noch einmal flogen ihre Blicke zurück zu ihm. Er saß neben der Tänzerin, sie hielt im Augenblick ein Bonbon zwischen ihren Lippen, es ihm auf diese Weise anbietend.

„Kommen Sie!" Die Frau zerrte sie fort.

Frau von Botmer hatte es nicht gesehen, auf welche Art er es eingelöst. Sie biß die Zähne über einander, bitter und glühend stieg die Eifersucht empor und verwirrte ihre Sinne.

„Hier, hier ist die Thüre," sagte Frau Krems, als Frau von Botmer nach dem Fenster des Zimmers eilte. „Es ist bald zehn Uhr."

Frau von Botmer ging mit ihr an die Hänglampe, griff in ihre Tasche und nahm zwei Goldstücke heraus. In dem Augenblick hörte man ein leichtes Geräusch. Beide Frauen sahen sich erschrocken um.

„Es ist nichts," sagte Frau Krems und nahm das Geld. „Stehe gern wieder zu Dienst, das Haus ist noch offen."

Frau von Botmer nickte und eilte die Treppe hinab. Noch einmal sah die Frau sich überall um, dann betrachtete sie das Geld in ihrer Hand, ging rasch in die Küche und schloß die Thür hinter sich ab.

Einige Minuten blieb es still. Dann knarrte die Treppe, eine dunkle Gestalt kam langsam die oberen Stufen herab; es war Minna. Frau von Botmer wußte nicht, wo die Mutter ihrer Jungfer wohnte. Minna hatte eben die dunkle Treppe vorsichtig herabgehen wollen, als sie zwei Gestalten an der Lampe sah, von denen sie Frau Krems als die Eine erkannte — wer war die Andere? — Sie blieb stehen und bog sich neugierig vor, da erkannte sie ihre Herrin — entsetzt wich sie zurück — um Gottes willen! wie kam Diese hierher? —

Elftes Kapitel.

Geschäft ist Alles!

Die Aprilsonne durchglühte mit ihren frühlingsgoldenen Strahlen die wie mit einem grünen Duft umhauchten Sträucher und Bäume.

Im Garten des Botmer'schen Hauses wurde fleißig gearbeitet, Fräulein Emma ging zwischen den Leuten auf und ab, Rath und Wünsche ertheilend. Auch Frau von Botmer verweilte in dem Garten, aber am andern Ende desselben, wo Louise an einem Tische saß und las. Sie stand neben dem jungen Mädchen und fragte, wie ihr das Ballet gestern Abend gefallen?

„Es war schöner als ich je etwas gesehen."

„Ist Tante Emma bis zuletzt geblieben?"

„Leider nicht, sie fand es zu kalt, der Wagen war noch nicht da, als wir fort wollten, und so mußten wir den Weg zu Fuß machen."

„Wie unangenehm! Zwei Damen ohne Begleitung!"

Louise sah rasch auf.

„Herr von Erbach war mit uns im Theater, er würde doch die Tante nicht allein nach Hause haben gehen lassen."

Sie senkte ihren Kopf, aber deßhalb sah Frau von Botmer doch die glühende Röthe, die des Mädchens Wangen überzog, und sie lächelte spöttisch über die arme Unschuld.

„Ist Tante Emma auch hier?" fragte sie, während sie ihre Handschuhe zuknöpfte und den Sonnenschirm aufspannte.

„Ja, schon seit einer Stunde. Sie ist bei den Arbeitern und ordnet die neuen Blumenbeete an, oben, wo die Aprikosenbäume stehen."

„Ich will ihr guten Morgen sagen."

Frau von Botmer ging der gegebenen Richtung nach; sie war sehr bleich, dennoch stand ihr der blaue Morgenrock vortrefflich, das kleine Spitzenhäubchen lag so frisch auf ihrem theilweise offenen Haar, daß sie eine reizende Erscheinung war. Louise sah ihr nach, den Kopf auf die Hand gestützt — war die Tänzerin schöner oder diese Frau — und welche von Beiden liebte er am innigsten — tiefsten — „und welche" — sagte sie und sah in den warmen Frühlingshimmel — „welche! — und keine liebt ihn so wie ich, und mich —" Sie senkte den Kopf herab und Thränen rollten auf das aufgeschlagene Buch.

Fräulein Emma war sehr erstaunt, als sie zwischen den Arbeitern und aufgeworfenen Erdhügeln plötzlich ihre Schwägerin stehen sah. Beide Damen begrüßten sich ziemlich kühl.

„Nun, wie ist das Theater bekommen?" fragte Frau von Botmer. „Es sei sehr kalt gewesen, sagte mir soeben Louise."

„Ja, aber doch hat es mir viel Vergnügen bereitet."

Fräulein Emma wandte sich, um nach dem Haus zu gehen; sie hatte soeben eine Botschaft erhalten, daß Herr Wigbert sie zu sprechen wünsche. Frau von Botmer schritt langsam neben ihr hin.

„Und ist wirklich diese Tänzerin so schön?" fragte sie gleichgültig.

„Man kann das nicht so beurtheilen, die Schminke, der Anzug helfen so sehr die kleinsten Reize zu vervollkommnen, aber sie tanzt außerordentlich graziös, sie riß das Publikum zu wahrem Jubel hin."

„Ich glaube, Herr von Erbach ist einer ihrer eifrigsten Verehrer; sie soll charmante Soupers geben — das heißt, wir wollen sie lieber Picknicks nennen. Es ist eine gefährliche Sache für den Geldbeutel der jungen Herren, solchen Damen zu huldigen."

„Haben Sie etwas Positives in dieser Angelegenheit über Erich gehört?"

„Man nennt seinen Namen, wenn man ihre feurigsten Anbeter aufzählt." Im Weitergehen, leise mit der Hand an den Gebüschen herstreifend, fuhr die schöne Wittwe fort: „Rose Vertier verschmäht sicherlich nicht die freigebige Hand eines so schönen Kavaliers. Ist Otto zurück?"

„Nein, er kommt erst heute Abend — oder — ich weiß es nicht einmal genau."

Fräulein Emma wurde immer erregter, ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem eben Gehörten. Frau von Botmer lächelte.

„Bitte, Emma," sagte sie, „sehen Sie Otto noch heute Abend, grüßen Sie ihn von mir und bitten Sie ihn in meinem Namen, wenn er nicht zu ermüdet, noch einen Augenblick zu mir zu kommen. Die Frühlingssonne macht doch Kopfweh," plauderte sie weiter und machte ihren Schirm zu, „ich bin ganz ermüdet."

Sie stieg die Treppe hinauf, während Fräulein Emma erst in die Küche ging, um für die Leute das Frühstück zu bestellen. Als sie darnach auf ihrem Zimmer angelangt war, hatte sie kaum Hut und Handschuhe abgelegt, als sich bereits Herr Wigbert melden ließ. Mit einer geheimen Angst erwartete sie diesen Besuch. Als er eintrat, sah sie ihn neugierig an — konnte vielleicht der Ausdruck seines Gesichts ihr etwas verrathen? —

Sie erwiederte seinen Gruß so freundlich als möglich.

„Hoffentlich bringen Sie mir keine unangenehme Nachricht?"

Herr Wigbert nahm den ihm angebotenen Platz ein.

„Es würde mir leid sein, Fräulein Botmer," sagte er, „wenn, wo ich so selten die Ehre habe, Ihnen einen Besuch abzustatten, es geschähe, um Ihnen einen trüben Augenblick zu bereiten; ich hoffe im Gegentheil, der Ueberbringer einer angenehmen Ueberraschung zu sein. Gestern erhielt ich die Nachricht von meiner Schwester — doch vielleicht hat schon Herr von Erbach —"

„Bitte, ich weiß von Nichts."

„Mit Lady Joy in diesem Monat nach dem Kontinent kommen würde, wie sie es ja fast jährlich gethan, um an dem Grab ihrer früh verstorbenen Tochter zu trauern. Heute Morgen kommt ein zweiter Brief, worin sie mir mittheilt, daß Lady Joy, um ihr eine Freude zu bereiten, erst über hier kommen will, denn meine Schwester und ich haben uns seit vielen Jahren nicht gesehen."

Herr Wigbert sah ruhig zu Fräulein Botmer hin, er beobachtete genau die Wirkung seiner Worte und es gewährte ihm eine große Befriedigung, als er in dem freundlichen Gesicht seines Gegenüber langsam diesen Ausdruck einem bangen Zug Platz machen sah.

„Das ist sehr überraschend," sagte sie. „Es ist kein Tag bestimmt?"

„Nein, das ist auch nicht gut möglich, da Lady Joy ihre Pläne oft wechselt, auch sich nicht immer einer festen Gesundheit erfreut. Es wird Herrn von Erbach sicherlich sehr angenehm sein, seine Verwandte einmal begrüßen zu können, auch möchte es von gutem Einfluß sein."

Er hatte die letzten Worte in einem theilnehmenden, weichen Ton gesprochen, so daß Fräulein Emma, davon angeregt, sagte:

„Sie haben wohl Recht, es ist höchst beklagenswerth, daß Erich die pariser Gewohnheiten auch hier nicht aufgibt; er glaubt, ich wüßte nicht, wo er seine Abende zubringt, welchen Reizen er sein Geld opfert, es muß anders werden, ganz gewiß. Indessen ist doch wohl nicht die Schuld allein auf seiner Seite, er ist wohl nur zu schwach, um den Verlockungen der Personen widerstehen zu können, die ihn zu diesem Leben verführen."

Wigbert sah Fräulein Emma erstaunt an — hatte man ihr etwas verrathen? Wen meinte sie mit Denen, die den jungen Laffen verführten? Der Gedanke, daß seine Anwesenheit bei der Tänzerin hier im Haus bekannt würde, war ihm im höchsten Grade peinlich; er, der als Verächter jeder Debaucherie galt, von ihm sollte man wissen, er sitze mit an dem Tisch einer leichtsinnigen Tänzerin!

Sehr vorsichtig und schlau hatte er den jungen Erbach nach und nach den Reizen des verführerischen Mädchens näher gebracht, demselben aber sein Ehrenwort abgenommen, wenn er ihn dort einführe, nie seine, Wigbert's, Anwesenheit dort zu verrathen. Von ihm war er überzeugt, daß er dieß Wort nicht gebrochen — wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Kopf — Minna, die es wußte, sie hatte ihn verrathen.

„Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, Fräulein Botmer," sagte er, anscheinend ruhig. „Wir wollen das Beste hoffen. Herr Botmer wird heut Abend eintreffen — auch diese Nachricht wollte ich Ihnen überbringen."

„Das freut mich; um welche Zeit?"

„Nach Sechs. Er schreibt, seine Befürchtungen hinsichtlich eines Hauses, welches seine Zahlungen einzustellen drohte, seien unbegründet, und auch ich habe während seiner Abwesenheit ein Geschäft, denke ich, zu seiner Zufriedenheit erledigt."

„Gottlob! Doch nicht von allen Seiten Unangenehmes!"

„Ich habe Sie, fürchte ich, gestört, Fräulein Botmer," sagte Wigbert und erhob sich. „Sie wollten sicher etwas ruhen, die Frühlingsluft ermüdet."

Fräulein Emma war ebenfalls aufgestanden.

„Nicht wahr, Sie haben die Güte, mich sofort von der Ankunft der Lady Joy zu benachrichtigen, da ich sie gleich aufsuchen möchte."

„Gewiß, auf jeden Fall."

Die Thüre schloß sich und Herr Wigbert eilte, auf sein Zimmer zu kommen. Er mußte das Mädchen sprechen, es koste, was es wolle! Er ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab, nur der Gedanke, daß seine Schwester kam, konnte ihn einigermaßen beruhigen. Sie hatte ein kaltes, steinernes Herz, einen klaren, klugen Kopf — ihr wollte er seine Pläne anvertrauen, sie sollte ihm behülflich sein, daß der leichtsinnige Bube aus dem Haus kam.

„Aber das Mädchen liebt ihn!" rief er nach einer Weile und trat mit dem Fuß auf. „Und wenn zehnmal" — fuhr er im höchsten Zorn fort — „so soll sie doch nie sein Weib werden!"

Er stellte sich an sein Pult und schrieb rasch ein paar Worte

auf, faltete den kleinen Brief, nahm Hut und Stock und verließ eilig das Zimmer.

Es schlug Sieben und Herr Botmer war pünktlich von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt; er war eben im Begriff, Wigbert in den wärmsten Ausdrücken für die rasche und kluge Beendigung seiner letzten Spekulation, welche ihm einen Gewinn von Tausenden gesichert, zu danken.

„Wenn ich Ihnen auf irgend eine Art meine Erkenntlichkeit beweisen kann,“ sagte er, indem er Wigbert die Hand reichte, „vielleicht durch die Erfüllung eines Wunsches, bitte, so lassen Sie mich ihn erfahren, Sie wissen, ich zeige mich gern erkenntlich.“

Wigbert zögerte einen Augenblick — nein, jetzt noch nicht, er wollte dieß Anerbieten sich vorbehalten, es sollte Zinsen tragen — „Geschäft ist Alles.“

„Im Augenblick schweige ich, Herr Botmer,“ sagte er, „doch vielleicht darf ich Sie einst an dieß Versprechen erinnern.“

„Gut denn! Also somit wäre Alles in Ordnung und nun will ich mich ein wenig stärken, ich höre, mein Mittagessen wartet meiner.“

Er drückte Herrn Wigbert nochmals die Hand und verabschiedete ihn somit.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinen Kadettenjahren.

Lose Blätter

von

Johannes van Dewall.

2.

Kadettenrache.

Auf des Lagers weichen Kissen
Liegt die Bolle*) schlafumfangen,
Tief gesenkt die braunen Wimpern,
Purpur auf den heißen Wangen.
Neben seinem Bette stehn
Noch viel andre harte Betten.
Und in diesen allen ruhn
Frische, muntere Kadetten.
Drückend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer zeugt die Hitze
Und die Fenster sind verschlossen.
Stille herrscht und tiefes Schweigen.
Plötzlich, horch! welch' leises Neigen?
Aus den Decken kommt ein Flüstern,
Hurtig eilt ein Wort im Kreise,
Aus den Ecken tönt es lüstern:
„Stehet auf, erhebt euch . . . leise!“
Und vom harten Lager steigen
Nebelgleich die Nachtgebilde,
Hemden ihre einz'ge Kleidung,
Schemel tragen sie als Schilde.
Aus dem Bett, zunächst der Bolle,
Steigt empor ein schwarzer Engel,
Seine Haare hängen wirre,
Trägt 'nen Stock als Lilienstengel.
Aus dem Bette unter'm Fenster
Steigt ein Andrer ohne Zagen,
Er sieht aus, als wollt' er heut noch
Es mit tausend Heiden wagen.
Furchtbar schwinget er den Stiefel
In der hoch erhob'nen Rechten,
Grausig rollen seine Augen,
Kampfeslustig jetzt zu fechten.
Dort in jener dunklen Ecke
Fängt man an sich leis zu regen,
Und von allen Enden sieht man
Andere sich herbewegen.
Spukhaft, mit gedämpften Tritten,
Schicken sie sich an zu fechten,
Breite Schemel in der Linken,
Stiefelknechte in der Rechten.
Alle glühen sie vor Rache,
Alle tanzen sie wie Tolle
Einen unheimlichen Kriegstanz
Um die ahnungslose Bolle.
Alle schwingen sie die Stiefel,
Gierig schauen alle Blicke
Den verhaßten Selektaner,
Der nichts weiß von dieser Tücke.
Doch, jetzt sehet, — jetzt erwacht er,
Schauet um sich, traumumfangen,
Und nun wird er von den Andern
Mit dem Rachesang empfangen:
„Bolle, Bolle, denkst Du, Rindvieh,
Daß uns vor Dir bangen sollte! —
O wie waren wir so selig,
Eh' wir mußten vor Dir kriechen,
Und mit unsren feinen Nasen
Den Geruch der Zwiebel riechen,
Eh' wir in der Arbeitsstunde
Stets das Buch betrachten mußten,
Eh' wir von Rapport und Melden
Und so weiter etwas wußten!
Morgen reisen wir nach Hause,
Kannst uns nun nicht mehr verpetzen,
Drum sei ruhig und empfange
Deine Schläge noch zum Letzten!“ — —
Alle schweigen, aber schwingen
Dafür kräftig ihre Waffen,



Hauen los auf ihre Bolle,
Auf den Selektaneraffen.
Welch' Geschreie, welch' Gewimmer!
Bolle, Bolle, ich möcht' wetten,
Daß hinfüro nie mehr pisakst
Frische, muntere Kadetten. —
Als genug der Hiebe waren,
Als geknickt er lag wie Röhrig,
Legt ein Jeder sich zu Bette,
Deckt sich zu und schläft gehörig.
Als am lachend hellen Morgen
Braun und blau die Boll' erwacht,
Haben sich die Rächer alle
Längst schon aus dem Staub gemacht.

*) Spitzname für Selektaner.

Ein Nachtbild aus Warschau.

(Bild S. 501.)

Ich ging durch die Augustinerstraße, um einen meiner Freunde, welcher krank das Zimmer hüten mußte, zu besuchen. Es war ein kalter, feuchter Dezemberabend und ein eisiger Wind fegte nadelscharfen Schnee durch die Straßen, die, so leer, wie sie es seit langen Jahren meistens Nachts sind, öde und finster sich hinzogen. Da drang aus einer Spalte der schlecht geschlossenen Thüre der Kapuzinerkirche ein schwacher Lichtschimmer und dumpfe, einförmige Stimmen klangen wie eine unterdrückte Klage aus dem Innern. Da es noch früh war, so trat ich ein. Anfangs verstummte die wenig zahlreiche Gemeinde und aus dem dunklen Innern der Kirche wandten sich neugierige und erschrockene Blicke in meine Richtung, da sie aber nicht die verhaßte und gefürchtete Uniform eines Gendarmen oder eines Polizeidieners erkannten, fuhren sie in ihrer Andacht fort, und ich sah ein sonderbares Schauspiel, das ich nicht so leicht vergessen werde. In der Kirche herrschte undurchdringliches Dunkel, keine Lampe ergoß ihr schwaches Licht, keine Kerzen brannten vor den zahlreichen Altären und nur vor dem Hochaltar standen auf den steinernen, buntgetäfelten Fliesen hohe silberne Leuchter, deren hohe Kerzen einen kleinen Raum beleuchteten, welchen ein reichgesticktes, mit Spitzen verbrämtes Tuch einnahm, auf welchem ein silbernes Kruzifix mit der Abbildung des gekreuzigten Heilands sich befand; daneben stand eine silberne Schüssel, auf welcher goldene, silberne, kupferne Münzen und Banknoten verschiedenen Werthes in bunter Unordnung lagen. Den Altar umstanden zahlreiche Gläubige, deren Mehrzahl jedoch Frauen, nämlich elegant gekleidete Damen und Frauen aus dem Volk, sowie meistens den niedrigeren Ständen angehörende ältere Leute und Kinder ausmachten, doch fehlten auch nicht elegante, den höheren Ständen angehörende Kavaliere.

Bei meinem Eintritt waren, wie ich schon gesagt, die Anwesenden auf einige Augenblicke verstummt; auch der neben dem Altar, unweit des auf den Fliesen liegenden Kruzifixes, stehende Priester, seiner weißen Kutte nach zu urtheilen ein Dominikanermönch, war in seiner Rede stecken geblieben, doch ein auf mich geworfener Blick und das Kreuz, dessen Zeichen ich auf meiner Brust gemacht, nachdem ich die Finger in Weihwasser getaucht hatte, schienen ihn überzeugt zu haben, daß auch ich ein Katholik, also ungefährlich und keinem Verräther ähnlich sei. Und er fuhr fort in glühender, fanatischer Rede die katholische Kirche und Polen mit dem Heiland zu vergleichen, der auf dem Kruzifix abgebildet sei und den die Ungläubigen einst gekreuzigt und auf die Folter gespannt haben. Anfangs klang aus verschiedenen Gegenden der Kirche leises Weinen, doch immer lauter und fanatischer klang des Dominikaners Feuerrede, von der ich freilich nur wenig verstand, einen Begriff von derselben konnte ich mir jedoch schon aus dem Schluchzen und Wehklagen machen, das immer lauter und lauter durch die Kirche klang. Da stimmte er plötzlich jenes, jetzt verbotene Lied an: «bog boze Polsca», („Gott erhalte Polen“), das so viele Unglückliche in die Reihen der Aufständischen getrieben hat, und schauerlich klang das Lied durch die hohen Wölbungen der Kirche, ja ich muß gestehen, daß ich bei seinen Klängen begriff, wie es möglich ward, daß dieses Lied mit solchem Fanatismus die Leute beseelen und sie in den unglücklichen Kampf treiben konnte. Es sind keine begeisterten Klänge, die in den verzweifelten Kampf mit dem fremden Feinde rufen, wie die Klänge der Marseillaise, darum haben sie auch nicht, wie diese, eine Rundreise durch die Welt gemacht, es ist eine Klage gegen den Unterdrücker und kann nur bei einem Volk Eingang finden, das, wie die Polen, sich einbildet, unterdrückt zu sein, was aber bei den Polen keineswegs der Fall ist, denn sie haben es auf jeden Fall jetzt besser, als einst unter ihren Aristokraten, ihren Pans; doch fehlt ihnen ihre Selbstständigkeit und diese beklagen sie. So ist auch das «bog boze Polsca» ein Lied der Klage, doch selbst Den, welcher die polnische Sprache nicht kann, stimmt dieses einförmige und eintönige Lied des Schmerzes zur Wehmuth. Nach Absingung des Liedes eilte Jeder zum Teller hin, um auf demselben seine Opfergabe niederzulegen, und auch ich warf, um kein Mißtrauen zu erwecken, ein Geldstück auf dasselbe. Denn ich muß gestehen, daß es zu einer Zeit war, wo ein solches Mißtrauen Einen in unangenehme Berührung mit dem Dolche oder dem Strick der Hängegendarmen bringen konnte.

Paul Fuchs.

Aus der Mühle.

Erzählung

von

Alfred Annaburger.

(Nachdruck verboten.)

Petersgrund ist fast vier Meilen von der Stadt entfernt und liegt mitten im Gebirge; die Apfelblüte ist dort reichlich vierzehn Tage später als in der Ebene, und die Ernte auch. Was geerntet wird, ist nicht viel, kaum der Bedarf an Korn, Hafer und Kartoffeln, und doch klebt dort an jedem Korn mehr Schweiß, als an einem Scheffel von dem, was auf den gesegneten Feldern des vor den Bergen sich dehnenden Flachlandes gesammelt wird. Dafür herrscht dort ein Reichthum an urwüchsiger Schönheit; zu jeder Jahres-, zu jeder Tageszeit entwickelt die Natur eigenthümliche Reize, daß man kaum entscheiden kann, wann es bezaubernder ist, ob im Frühling oder Winter; wenn die Strahlen der Frühsonne die Nebeldämpfe verjagen, oder wenn am Abend auf den Westabhängen der höchsten Berge die schwarzen Fichten wie von einem rosigen Duft angehaucht erscheinen. Nur wenige Häuser sind es, rechts und links an den Bach sich drängend. Der Bach, von mehreren Stegen überbrückt, hat einen sehr starken Fall und hohe Uferwände; wenn aber im Frühjahr der Schnee allzu plötzlich schmilzt, so wird das sonst bescheidene Wässerchen zum reißenden Strom und füllt das ganze Rinnsal bis zum Rande, ja zuweilen noch darüber hinweg flutend.

Das oberste Haus ist die Mühle; das eine Rad der Mühle wird nicht von unten getrieben, sondern von oben, das Wasser dazu ist ein Stück Weges aufwärts aus dem Bach abgeleitet und läuft in einem künstlichen Bett von Holz; durch eine Schleuse beim Ausfluß des Mühlgrabens ist die Mühle geschützt vor der Wuth der jeweilig angeschwollenen Gewässer. Die Besitzerin der Mühle, zu der auch ein nach dortigen Verhältnissen ansehnliches Anwesen gehörte, war Frau Christiane Wolf, eine rüstige Alte. Vor langer Zeit hatte sie Mann und Kind gehabt. Aber ihr Mann war gestorben, und der Sohn, der anfänglich das väterliche Gewerbe fortsetzte, hatte keine Lust, in dem engen Thal und im Mehlstaube ewig zu bleiben. Er ging in die Stadt und weiter in's Land hinein und wurde Soldat.

Er war ein hübscher Bursche gewesen, schlank gewachsen, schneidig und anstellig, und als er nach wenigen Jahren Feldwebel geworden war, kehrte er eines Tages in's Thal zurück, nicht um da zu bleiben, sondern um die Mutter zu versöhnen. Die petersgrunder Leute machten gewaltige Augen über den schönen, bärtigen Mann, der in seiner blitzenden Uniform gar stattlich aussah.

Sonntag früh ging er mit dem Kirchläuten in's Pfarrdorf, das jenseits des Berges lag, und hernach wußte kein Mensch, was der Pastor gepredigt hatte, denn Aller Augen und Gedanken hatten sich nur mit dem vornehmen Soldaten beschäftigt. In der Mutter Herzen aber kämpften Kummer und Stolz, zuletzt trat die Liebe zu dem letztern und sie sprach:

„Es ist nun gut, mein Sohn, ich werde mich darein finden, es wird auch so weiter gehen. Die Welt ist eben größer als unser Thal, und die Menschenseele ist kein Thon, aus dem man kneten kann, was man will. Wenn man alt wird, sieht man mehr ein als in jüngeren Tagen. Wenn Du's 'mal satt hast draußen, so kehre nur zurück, das Brod reicht aus in der Mühle.“

„Mutter,“ sagte der Sohn, „ich habe um ein Mädchen geworben und will sie heirathen.“

„Wenn sie gut zu Dir ist, will ich sie segnen. Ist sie erst Deine Frau und die Reise ist euch nicht zu lang, so bringe sie einmal mit.“

Darnach zog der Sohn wieder ab. Zwei Jahre später, in einem der süddeutschen Kämpfe des Jahres 1849, wurde er durch die Brust geschossen. In's Lazareth getragen, hatte er nur noch Zeit, dem Doktor einige Worte an sein Weib und seine Mutter zu diktiren, dann starb er.

Die Wittwe bekam die beiden Briefe, die den letzten Willen des Sterbenden enthielten, sie solle mit dem noch nicht einjährigen Kinde zur Mutter ziehen; die Mutter möge die Anziehenden gut aufnehmen. Beide Frauen kamen dem Willen des Todten nach, und so lebten nun die Drei in der petersgrunder Mühle, Großmutter, Mutter und Kind.

Das Kind wußte noch nicht, was ihm geschehen war; die Großmutter war wohl traurig, aber sie hatte nicht recht Zeit zum Trauern, denn sie hatte den ganzen Tag zu thun in Haus und Hof und Mühle. Um so mehr Zeit dazu aber hatte die junge Wittwe, denn sie verstand nichts von ländlicher Arbeit und ländlicher Küche, und konnte, trotz ihrem guten Willen, nirgends helfen. Dazu kam die völlige Unbekanntschaft mit diesen neuen Verhältnissen, es waren andere Lebensanschauungen,

andere Sitten, andere Lebenszwecke, ja die Sprache war eine andere, als sie bisher geredet und gehört hatte — wenn auch deutsch —; die junge Frau fand hier keinen Raum zu leben, sie sehnte sich zurück und wußte doch nicht wohin. Wußte auch nicht, wie sie sich und das Kind ernähren sollte. Das Beste war, daß sie sich zu Tode härmte. In einer lauschigen Ecke des Friedhofs unter einem blühenden Jasminstrauch liegt die Fremde begraben.

Nun waren noch Zwei in der Mühle, die Christiane Wolf und ihres Sohnes Kind, Anna. Es kam aber bald wieder ein Dritter hinzu. Der Großmutter wurde es zu viel, die Mühle allein zu besorgen, sie nahm sich einen Gehülfen. Der lange Peter, etwas blöde, aber gutmüthig, war in den dreißiger Jahren, immer fleißig und zufrieden. Unter den Händen dieser Beiden wuchs Anna auf, vollständig gehalten wie ein Bauernkind, was leibliche und geistige Nahrung betrifft. Von der Großmutter lernte sie beten und arbeiten; der lange Peter machte ihr kleine Wassermühlen, deren Wellen er vor das große Mühlrad in die Wände des hölzernen Rinnsals einfügte; er machte ihr Kähne von Borke und das Kind klatschte in die kleinen Hände, wenn die winzigen Fahrzeuge in den Mühlgrund hinabschossen. Das Kind gedieh herrlich, vom Vater hatte sie den kräftigen Körper und den muntern Sinn geerbt, von der Mutter die braunen Haare und Augen und die feinen Formen des Gesichts sowohl, wie der ganzen Figur, und von der Großmutter die rüstige Entschiedenheit.

Je älter sie wurde, desto mehr entwickelten sich alle diese Eigenschaften, und als sie achtzehn Jahre alt geworden war, mochte im ganzen Kirchspiel kein schöneres Mädchen gefunden werden als Anna.

Tags über half sie an allen Ecken und Enden, in Mühle und Küche und Hof, und Abends las sie den Hausgenossen vor aus der Postille oder aus Büchern, die ihr der Lehrer im Pfarrdorf und der Pastor borgten; es waren keine gelehrten Bücher, aber doch solche, welche man gewöhnlich nicht in einer abgelegenen Dorfmühle findet.

Peter hörte andächtig zu, oft ohne ein Wort zu verstehen; die beiden Frauen aber ersetzten das mangelnde Wissen durch klaren Verstand und leichte Fassungsgabe.

*

Ein Stückchen weiter unten am Bach stand ein unscheinbares, altersschwaches Häuschen, darin wohnten ein Arbeiter und seine Frau seit langen Jahren in Friede und Freundschaft; Kinder hatten sie nicht, nur sich selbst und das Haus, einen Morgen Land und eine Ziege; sie waren aber fleißige Leute und nährten sich redlich. Da wurde die Frau vor Jahr und Tag kränklich, so daß sie nicht mehr die gewöhnliche Arbeit verrichten konnte, so sehr sie sich auch quälte; endlich wurde sie auch zu der kleinsten Hausarbeit zu schwach. Anfangs verdoppelte der Mann seine Arbeit, um die ausgefallene Hälfte des Erwerbes zu ersetzen; er gedachte an die langen in Eintracht verlebten Jahre, das gab ihm Kräfte. Allmälig aber erlosch dieses Gedächtniß und Lust und Kraft zur Arbeit nahmen ab. Wenn er von der Arbeit nach Hause kam und mußte Feuer anmachen und kochen und die Ziege melken, fiel ab und zu ein unwilliges Wort. Das that der Frau weh um seinetwillen und ihretwillen, aber sie konnte nichts ändern. Die Wirthschaft ging zurück, das Haus verfiel immer mehr, die Ziege wurde verkauft. Endlich kam der Mann auf den Branntwein und schalt die Frau, die er früher geliebt hatte; vielleicht that er auch noch mehr, aber sie sagte es Niemandem.

Diese kleine, traurige Geschichte spielte sich unter Anna's Augen ab; sie ging täglich ein, auch mehrere Male in das Häuschen und rieth und half, so viel es anging; aber sie war doch zu schwach, das Elend abzuhalten.

„Anna," sagte die kranke Frau eines Tages, „so geht es nimmer weiter, ich bin ein elendes Geschöpf und bin schuld, daß mein Mann trinkt. Wollte Gott, daß ich bald stürbe, dann wäre Beiden geholfen."

Die Angeredete schwieg und die Kranke fuhr fort:

„Ob es wohl eine große Sünde ist, wenn man sich selbst ein Leid's thut?"

„Ach, Margareth," sagte Anna, „daran dürft Ihr gar nicht denken; freilich ist das eine große Sünde; das Kreuz, das Gott einem Menschen auferlegt, das muß man eben tragen, so lange er will."

„Schon recht," erwiederte die Frau, „aber wenn es einem nun zu schwer wird? Sieh, mein Kind, wenn ich so allein und hülflos hier im Bette liege, oder mit Mühe und Noth mich bis auf die Bank am Fenster schleppe, kommen mir wunderliche Gedanken, die lassen sich nicht vertreiben und ich fürchte, wenn sie einmal zu mächtig werden, so nimmt's ein schnelles Ende mit mir."



Die Mammuthhöhle in Kentucky. **Früher für Brustkranke benützte Häuser.** (S. 507.)

„Dann müßt Ihr zum Gesangbuch greifen oder zur Bibel," entgegnete Anna.

„Das thue ich wohl," fuhr die Kranke fort, „allein der böse Geist, der meine Gedanken verwirrt, der verwirrt mir auch die Buchstaben, daß ich nicht lesen kann."

„So will ich Euch ab und zu etwas vorlesen."

„Du bist ein gutes Mädchen, Gott vergelt's Dir. Da nimm und lies."

Anna that es und die Ruhe des Mädchens und das gelesene Wort verfehlten nicht ihre Wirkung; sobald aber die Kranke allein war, kehrte immer wieder die trübselige Stimmung zurück, bis ihr Geist sich nach und nach ganz umnachtete.

Eines Abends kam der Mann wieder polternd und fluchend aus dem Wirthshaus und überschüttete das arme Weib mit Vorwürfen, daß es die Nachbarn hören konnten. Andern Tags gegen Mittag eilte Anna hinüber, um zu trösten. Sie fand die Kranke nicht im Bett, auch nicht in der Stube. Erschreckt lief sie zurück, um dem langen Peter ihre Befürchtung mitzutheilen und ihn zu bitten, daß er mit ihr ginge. Eilend sprangen sie Beide zum Häuschen zurück und suchten die Vermißte. Sie brauchten nicht lange zu suchen. In einer dunklen Nebenkammer fanden sie sie in knieender Stellung; aber ihre Kniee berührten nicht den Fußboden, der Hals war in einer Schlinge.

Peter langte sein Messer heraus, durchschnitt den Strick und der entseelte Körper fiel zu Boden, kalt und starr. Stumm bereiteten die Beiden ein Strohlager, betteten darauf die Todte, gingen hinaus und schlossen hinter sich das Haus ab. Schnell verbreitete sich die Kunde von dem Geschehenen, selbst bis zu dem im Wald arbeitenden Mann. Er kehrte eilends heim und weinte. Aber die Leute zweifelten an der Aufrichtigkeit seiner Thränen.

Der Schulz schickte alsbald einen Boten nach der Stadt, um dem Gericht den Fall anzuzeigen, zugleich auch, daß Etliche verstohlenerweise von einem Verbrechen munkelten.

*

Doktor Sander saß bei seinem Freunde, dem Rektor Ulrich, Sommerabends im wohlgepflegten Gärtchen. Man hatte von der Stelle, wo die noch jungen Männer saßen, einen Blick auf die näheren und ferneren Berge, und der Rektor erzählte von seinen Streifereien in denselben, von Abenteuern dabei, neuen Bekanntschaften und wunderbaren Zusammentreffen.

„Was das Letztere betrifft," sagte der Doktor, „so braucht man wohl nicht erst in's Riesengebirge zu reisen, mir ist auch in der Ebene Wunderbares genug begegnet; Zufälligkeiten gibt's überall."

Der Rektor wollte das Wort Zufall nicht gelten lassen. Es sei Alles, was geschehe, zusammenhangsvoll und stehe zu einander im Verhältniß der Ursache und Wirkung; nur wenn wir die Ursache nicht sehen, spräche man von Zufall.

„Klaube nicht mit Worten, Ulrich," entgegnete der Andere, „das weiß ich selber, ich meine nur, es gibt Ereignisse in unserem Leben, gerade so wie in dem großen Völkerleben, die, wie ganz plötzlich in unsern Weg gesetzte Steine oder Felsen, uns nöthigen, rechts oder links abzubiegen. Und nicht selten wird eine solche Abbiegung bestimmend für ein ganzes Leben. Das nenne ich Zufall; woher die Steine kommen, wer sie dahin gerollt, eben in dem Augenblick — wer weiß?"

In diesem Augenblick erschien die Aufwärterin des Rektors und fragte, ob der Herr Doktor Sander noch hier sei, es wünsche ihn Jemand zu sprechen.

„Er möge kommen," sagte der Gesuchte. „Du erlaubst doch, Ulrich, daß ich in Deinem Gartensalon Besuch empfange? Es ist jetzt eigentlich wenig zu thun. Cohn sagte immer, — Du erinnerst Dich doch an den krausköpfigen Cohn? —: epidemische Gesundheit bei uns — zum Verhungern oder Tollwerden."

Währenddessen trat die suchende Person durch das Haus in den Garten. Es war kein Kranker, auch nicht Einer, der den Doktor zu einem Kranken holte, sondern ein Gerichtsdiener. Er überreichte einen Brief.

„Sehr geehrter Herr Doktor!

„In Petersgrund erheischt ein zweifelhafter Todesfall eine gerichtliche Sektion; da nun der Herr Kreisphysikus krank ist, so ersuche ich Sie, Namens des königlichen Kreisgerichts, an dessen Stelle die Sektion in meiner Gegenwart vorzunehmen. Lud. Assing, Untersuchungsrichter."

P. S. „Lache nicht, Sander, daß ich wie ein Backfisch ein Postskriptum mache, es ist nothwendig, daß Du das Obige in

amtlichem Ton erhaltest. Dieses ist privatim. Petersgrund soll ziemlich vier Meilen weit von hier sein; wir wollen also morgen früh aufbrechen, ich denke um fünf Uhr, natürlich in einem Wagen. Frage auch Ulrichen, ob er mitkommen will, der ist dort mit Weg und Steg bekannt, oft besser wie die Kutscher. Hoffentlich schönes Wetter. Ich fahre also bei Dir vor. Der Obige."

Sander faltete den Brief zusammen und gab Bescheid, daß er bereit sein werde, worauf sich der Diener entfernte.

„Und wie ist es mit Dir, Ulrich, hast Du nicht Lust mitzukommen?"

„Lust wohl," antwortete der Rektor, „aber nicht Zeit. Doch komme ich vielleicht nach; ich kenne die Fußwege genau, es ist ein reizender Weg, den ich in vier tüchtigen Stunden mache. Vor Mittag kann ich keinesfalls. Sieh' Dich recht um auf der Fahrt; sobald ihr von der Kunststraße abbiegt, was sehr bald geschehen wird, wird die Gegend romantisch; doch ist eines Touristen Fuß wohl selten dahin gekommen. Grüße auch Assing und nimm eine Flasche Rothwein mit, denn wider den Durst ist dort oben schlecht gesorgt; gut Wasser freilich, aber sonst nur saures Bier und greulicher Fusel."

Nach diesen Rathschlägen des Freundes verabschiedete sich der Doktor, sein Junggesellenheim aufsuchend, wo er sich in angenehmer Erwartung des morgigen Tages alsbald zur Ruhe begab.

Punkt fünf Uhr ging es fort; in der Stadt war es noch ziemlich still; draußen aber jubilirten die Lerchen der aufsteigenden Sonne entgegen. Die Straße stieg schnell bergan, die Felder hörten auf, der Weg mündete in köstliches Waldesdickicht. Leib und Seele weiteten sich und athmeten den würzigen Waldesduft und inneres Behagen ein.

Fast wortlos saßen die Freunde neben einander, sich ganz diesem erquickenden Naturgenuß hingebend. Allmälig aber wurde die Sonne heißer; der Kreisrichter nahm eine Mappe vor, durchlas noch einmal das auf die bevorstehende Verhandlung bezügliche Aktenstück, klappte Alles zusammen und lehnte sich in die Wagenecke, um zu schlafen. Endlich am Ziel. Das kleine Dörfchen war wie ausgestorben; ein altes Mütterchen konnte mühsam Auskunft geben und verwies die Herren nach der Mühle oben. Aber der Gaul war matt, da stand eine Art Krippe vor einem Haus; die Reisenden stiegen aus und gingen den Rest des Weges zu Fuß.

„Da ist die Mühle," sagte der Richter, „die sieht ordentlich stattlich aus gegen die anderen Gehöfte."

Die Großmutter stand im Thorweg, als Jene sich näherten. Nach gegenseitigem Gruße sagte sie:

„Die Herren kommen wohl wegen der armen Margareth — ein weiter Weg, nicht wahr? Wenn die Herren über die Sache etwas wissen wollen, so sind Sie gerade am rechten Ort. Unser Peter und meine Enkeltochter haben sie gefunden."

„So," sagte der Kreisrichter, „das ist ja sehr angenehm; aber wie steht es denn mit dem Gerücht über den Mann der Verstorbenen?"

„Ach, das ist Unsinn," sagte die Frau, „der Mann war gar nicht zu Hause, und die Margareth hat's ja meiner Anna selbst vorhergesagt, daß sie sich ein Leid anthun würde. Nun, Sie werden sich ja selbst überzeugen; dort steht das Häusel, der



Die Mammuthhöhle in Kentucky. **Ueberfahrt über den Styx.** (S. 507.)

Mann ist zu Hause, ich glaube, daß auch die Anna gerade drüben ist. Wenn die Herren fertig sind, so könnten Sie wohl noch ein Weilchen in der Mühle eintreten, denn ein Gasthaus, wie Sie's gewohnt sind, ist nicht hier, und zu essen würden Sie besonders in dieser Zeit erst recht nichts bekommen. Ich bin die Müllerin, die Christiane Wolf."

Die Männer machten sich nun auch bekannt, nahmen die Einladung an und begaben sich sodann an den Ort ihrer Handlung.

Der Mann hatte sie wohl kommen sehen, er trat ihnen in der Thür entgegen.

„Sind Sie der Ehemann der verunglückten Frau?" fragte der Richter.

„Der bin ich," gab der Gefragte zurück.

Der Richter erklärte ihm nun, wer sie Beide wären und was sie wollten.

Inzwischen traten sie in die kleine, dumpfe Stube, wenig hell, aber doch sauber gehalten. Der Richter nahm wieder seine Mappe vor und Schreibzeug dazu, setzte sich an den Tisch und fragte den Mann allerlei, und schrieb dabei.

Der Doktor war in die gegenüberliegende Stube gegangen, wo man die Todte gebettet hatte, — der Sarg stand noch im Garten zum Trocknen. Ein junges Mädchen und ein älterer Mann waren beschäftigt, die Todte zu ihrer letzten Fahrt anzukleiden.

„Machen Sie sich keine vergebliche Mühe," sagte der Eintretende, „ich bin der Doktor und habe den Auftrag, den Leichnam ärztlich zu untersuchen; der Richter ist drüben bei dem Manne."

Das Mädchen richtete sich auf und sagte:

„So komm, Peter."

Jetzt erst konnte Sander die ganze Gestalt und das Gesicht Anna's erkennen.

Wo hatte er je so volles, blühendes Leben gesehen, das nicht erst den Gegensatz des daneben liegenden starren, bleichen Todes bedurfte? War das ein Bauernmädchen? Der Tracht nach, ja; und doch war auch dieses Bäuerische an ihr gefällig, ja edel. Diese runden, unbedeckten Arme hatten keine Spur von jener fleischigen Massivheit, wie sie eine Magd aufzuweisen hat.

Sander war überrascht und völlig hingenommen von dem Anblick dieses Mädchens.

„Ich will Sie nicht vertreiben," sagte er, ihrem Weggehen zuvorkommend, „liebes — ja wie denn nur? Liebes Mädchen? Fräulein? Kind? — Liebe Anna!"

Das Mädchen stutzte.

„Woher wissen Sie, daß ich Anna heiße?"

„Von Ihrer Großmutter, welche uns sagte, daß Sie hier wären, auch daß Sie am besten über die Verstorbene und das muthmaßliche Ende derselben Auskunft geben könnten."

„Wenn man mich braucht, so mag man nach mir schicken; wir wohnen hier nebenan."

Damit ging das Mädchen grüßend hinaus.

Eben trat auch aus der andern Thüre der Kreisrichter, um zu hören, zu welchem Ergebniß die ärztliche Untersuchung geführt habe, und um zugleich Anna's Aussagen zu erfahren. Aus beidem ergab sich die Grundlosigkeit der angedeuteten Gerüchte, so daß eine Obduktion der Leiche, an der man keine Spur irgend einer Gewalt sah, nicht erst nöthig war. So war denn das amtliche Geschäft der beiden Männer bald beendet und sie schickten sich an, dem vorangegangenen Mädchen in die Mühle zu folgen.

*

Es war noch nicht viel über Mittag, als die Beiden in der Mühle ankamen. Frau Christiane Wolf hatte mit dem Essen

gewartet, wohl auch, weil Anna und Peter den Morgen über durch die Sache mit der Margareth in Anspruch genommen waren; sonst hatte man, seit sie sich erinnern konnte, in ihrem Hause nicht anders als Punkt zwölf Uhr sich zu Tisch gesetzt. „Denn," sagte sie, „Ordnung muß sein. Wer im Geringsten treu ist, ist es auch im Großen." Auch der Ort, wo das Mahl eingenommen wurde, war ausnahmsweise ein anderer, nämlich in der guten Stube; diese hatte den Vorzug eines geblümten Sophas, einer alten, schönen Kommode mit geschweifter Vorderseite und gelben Messinghandhaben, eines Glasschrankes, der mit allerlei Tassen und Gläsern gefüllt war, und weißer Gardinen. Das Essen selbst, schnell und gut zubereitet, war feiertägig: Pökelfleisch, Klöße, Backobst; der Schlesier nennt das sein Himmelreich. Anna brachte die Speisen; die Großmutter sprach das Tischgebet, stehend. Dann wurde zugelangt und gegessen.

Die Landleute essen langsam und sprechen dabei wenig, meist gar nicht. Den Städtern kam das verlegen vor, sie suchten auf diese und jene Weise ein Gespräch anzuknüpfen; aber sie waren nicht auf Parketboden, wo jede kleinste Bemerkung Anlaß gibt zu lebhaften, wenn auch noch so nichtigen und faden Gesprächen. Erst als die Großmutter Gabel und Messer auf dem leeren Teller gekreuzt und sich mit der umgedrehten Schürze den Mund gewischt hatte, sah sie aus, als wenn sie sagen wollte:

„So, nun bin ich so weit, jetzt soll mir's auf ein paar Worte nicht ankommen."

Der Kreisrichter schien das zu verstehen und sagte:

„Ihr Mittagessen, Frau Wolf, hat mir sehr gut geschmeckt. Aber sagen Sie, wie kommen wir, die Ihnen völlig unbekannten Leute, dazu, von Ihnen so freundlich willkommen geheißen und bewirthet zu werden?"

„In der Stadt ist das nicht nöthig," entgegnete die Angeredete, „da bekommen Sie für Ihr Geld überall, was Sie wollen; hier nicht, und Sie mußten doch etwas essen nach dem langen Weg und der Arbeit."

„Freilich wohl, aber dazu hatten Sie doch keine Verpflichtung."

„Doch, die Schrift sagt: ‚Herberget gern!'; auch ist mir's ganz lieb, einmal wieder etwas aus dem Thale zu sehen und zu hören."

„Sie kommen wohl selten in die Stadt?"

„Das letzte Mal war's, als ich meinen Sohn begleitete, neunzehn Jahre sind's."

„Wo ist denn Ihr Sohn?"

„Todt. Die Anna ist seine Tochter, ihre Mutter ist auch todt, sie liegt aber auf unserem Kirchhofe."

Doktor Sander benützte diese Erwähnung Anna's, um seinerseits ein Gespräch mit dieser anzuknüpfen.

„Ist Ihre Mutter schon lange todt?"

„Ich kann mich gar nicht auf sie besinnen," antwortete sie; „als sie starb, verstand ich's noch nicht."

So, dieses Thema war erschöpft.

Sander hatte einen merkwürdigen Instinkt, daß in diesem Mädchen mehr steckte, als ein oberflächlicher Beobachter denken sollte; und wenn einer von ihnen Beiden verlegen war, so war es der Städter. Ja, wenn der Kreisrichter nicht dabei gewesen wäre, dann würde er seiner Meinung nach wohl den richtigen Ton gefunden haben, der aber störte ihn.

Dieser vermeintliche Störenfried schlug jetzt vor, den mitgebrachten Wein unter der Linde vor dem Hause zu trinken. „Unsere freundlichen Wirthinnen sind so gut und trinken ein Glas mit uns."

Dieser Vorschlag gefiel Allen; Peter erhielt eine Cigarre, die er sofort anbrannte und mit Kennermiene für ein gutes Kraut erklärte, dann ging er, das Gewünschte zu holen.

Während man nun dort saß und der Wein Herzen und Zungen etwas loser gemacht hatte, war im Dorfe bekannt geworden, daß ein Doktor in der Mühle wäre, und es kamen allerlei Leute, die denselben sprechen wollten, für sich oder die Ihrigen. Er sollte auch in die Häuser kommen zu Schwerkranken. Aber es war nicht Zeit für Alle, denn selbst aus den umliegenden Ortschaften waren Boten gekommen, und doch hätte er gern Allen Hülfe oder wenigstens Rath gegeben.

Plötzlich wandte er sich, als hätte er irgend einen großen Entschluß gefaßt, an Anna:

„Mir scheint, als ob Sie so ziemlich alle Kranken hier und in der nächsten Umgebung kennen möchten."

„Allerdings bekümmere ich mich einigermaßen darum," antwortete sie.

„Sind unter Ihren Patienten welche, die ärztlichen Beistand dringend nothwendig bedürfen?"

„Ach ja, Herr Doktor, solche sind wohl da, zu Zweien wenigstens möchte ich Sie sehr gern führen, der Eine wohnt ganz nahe bei uns — dort, Sie können das Haus von hier sehen, — die Andere freilich liegt drüben im Pfarrdorf, eine Frau in den mittleren Jahren, hat noch kleine Kinder, bricht vor einigen Wochen den rechten Fuß, und der Schäfer hat's dießmal versehen."

„Wie weit ist es bis dahin?" fragte Sander etwas leise.

„Höchstens eine halbe Stunde, aber der Weg ist sehr schön, wir gehen den Fußweg."

Sander beugte sich noch näher zu ihr und fragte noch leiser als vorhin:

„Sie gehen mit, Anna?"

Die Art des Fragens machte sie leicht erröthen, doch antwortete sie ohne Zögern, aber auch, sie wußte selbst nicht warum, ebenso leise: „Ja."

Das „Ja" war so schön, und daß sie es leise sprach, gab den Ausschlag.

Der Kreisrichter hatte eben die Uhr aus der Tasche gezogen und forderte zum Aufbruch auf.

„Du magst immerhin fahren," sagte Sander, „ich werde hier bleiben, ich habe Samariterpflichten zu erfüllen; übrigens ist es so köstlich in diesem Thale, daß ich einen Morgen hier verleben möchte; ich gehe dann zu Fuß nach H., das höchstens drei bis vier Meilen von hier entfernt sein kann, und komme mit der Eisenbahn zurück."

„So," sagte der Andere, dieses kurze Wörtchen ungewöhnlich lang dehnend, indem er dabei seinen Blick von Sander auf Anna gleiten ließ. „Dann wünsche ich viel Vergnügen. Auf Wiedersehen!"

Die Großmutter fand nichts darin, daß Anna den Doktor zu den Kranken begleitete. Sander gefiel ihr.

„Wenn es Ihnen recht ist, bleiben Sie die Nacht bei uns, Raum und Betten sind genug da."

Anna sah den Eingeladenen verstohlen an. Er fühlte diesen Blick und sagte:

„Dieses Anerbieten nehme ich sehr gern an."

„So geht," fuhr die Alte fort, „und habt guten Erfolg."

Sie besuchten zuerst den Kranken im Dorf, und nachdem dort Hülfe geschafft war, ging die Wanderung über den Berg in's Pfarrdorf. Der Doktor, des Bergsteigens ungewohnt, mußte sich anstrengen, während das Mädchen neben ihm leicht wie eine Gemse, kaum des Weges vor sich achtend, hinanstieg.

Auf der Höhe des Berges angekommen, sahen sie dicht unter sich das Ziel ihrer Wanderung; aber das Dorf, wie die meisten Gebirgsdörfer, dehnte sich sehr lang aus. Sander blieb einen Augenblick stehen, gefesselt von diesem neuen Blick, der im Hintergrunde durch das Hochgebirge begrenzt wurde.

„Ist es noch weit?" fragte er.

„Sehen Sie dort die Kirche?" antwortete Anna, „im dritten Gehöft vor derselben wohnt die Kranke."

„So lassen Sie uns einen Augenblick niedersitzen und ruhen; wer weiß, ob wir auf dem Rückweg noch diese Aussicht haben."

Anna ging darauf ein, und so setzten sie sich in's Moos. Sander nahm den Hut ab und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

An Anna war keine Erschöpfung zu merken; nur daß die Brust sich schneller hob und senkte. Doch lüftete sie auch den braunen Strohhut, und das zuvor um den Kopf geschlungene Haar fiel in dicken braunen Flechten in den Nacken. Fast verschämt wollte sie es wieder aufnesteln. Doch Sander bat, sie möchte es hängen lassen.

„Es steht Ihnen so gut," fügte er hinzu, „und wir in der Stadt sehen so schönes Haar ebenso selten wie Berg und Thal."

„Gefällt es Ihnen in unseren Bergen?"

„Ja — sehr," antwortete er.

„Aber Sie wohnen doch lieber in der Stadt?"

„Das ist eine schwere Entscheidung. Mich bindet ja auch mein Beruf an die Stadt."

„Auf dem Lande braucht man auch Aerzte, wie Sie sehen."

„Ja, aber der Ertrag meines Berufs ist in der Stadt größer, und ich bin nicht vermögend genug, um davon zu leben, ich muß dazu verdienen."

„Das ist freilich etwas Anderes, aber ich glaube, Sie hätten auch ohne Das nicht Lust, ewig hier zu wohnen; denn wenn wir's auch schön haben, so ist es doch recht einsam. Ihr Städter kommt einmal her zu uns im Sommer, bei schönstem Wetter, genießt einen oder ein paar Tage Waldluft, schöpft von Allem den Schaum zu eurem Vergnügen, und dann geht ihr wieder zurück in eure vollen Häuser und Straßen und denkt das ganze Jahr nicht mehr an uns."

„Glauben Sie das nicht, liebe Anna," entgegnete Sander, „am wenigsten von mir; ich werde die Erinnerung dieses Tages in meinem Herzen behalten."

„Ich auch," sagte sie lebhaft. Doch als hätte sie damit zu viel gesagt, fuhr sie fort: „Unser Leben ist so einförmig, daß eine solche Unterbrechung, wie sie der heutige Tag bringt, für uns eine lange, lange Zeit von Wichtigkeit bleibt, von der wir sprechen, ja, nach der wir gewissermaßen rechnen."

„Ich werde auch nach diesem Tage rechnen," sagte der Doktor. „Doch wir wollen weiter gehen."

Wie sie durch's Dorf gingen, wurde Anna von vielen Leuten gegrüßt, zumal von den Kindern; sie kamen auch und gaben ihr die Hand. Dem Doktor erschien sie wie eine junge Heilige, er kam sich förmlich geehrt vor, daß er seine Wissenschaft in ihren Dienst stellen durfte.

Die kranke Frau lag seufzend im Bette; über das matte, magere Gesicht flog es wie ein Hoffnungsschimmer, als die Beiden eintraten.

„Bringst Du mir den Doktor, Anna?"

„Ja, das ist er."

„Du gutes Kind, ich danke Dir."

Sander machte sich sofort an die Arbeit; er nahm den Verband des kranken Fußes ab, fühlte, drückte, prüfte, während die beiden Frauen mit Spannung die Mienen des Arztes beobachteten.

„Wir müssen den Knochen noch einmal brechen, sonst bleibt das Bein lahm und schwach. Fürchten Sie sich nicht, liebe Frau, Sie haben augenblicklich ebenso große Schmerzen wie bei der Operation. Ihr Mann ist wohl nicht da? — Könnten Sie nicht einen Andern finden zur Hülfeleistung?" wandte er sich an Anna.

„Ich selbst will Ihnen beistehen, wenn Sie mich annehmen."

Der Doktor sah mit freudiger Bewunderung auf das starke, schöne Mädchen.

„Und Sie trauen sich auch zu, nicht selbst schwach zu werden?"

„Fürchten Sie nicht für mich; ich kann stark sein."

„Dann in Gottes Namen," sagte er, und nachdem er ihr kurze Unterweisung gegeben hatte, wie und wo sie die Kranke halten sollte, vollzog er mit Sicherheit und Gewandtheit die Operation.

Anna brauchte ihre ganze geistige und körperliche Kraft, um standhaft zu bleiben; aber sie blieb es bis zu Ende. Erschöpft sank die Kranke in ihre Kissen. Eine kleine Gabe nervenberuhigender und einschläfernder Essenz, die der Doktor jederzeit mit sich führte, und die Versicherung baldiger Genesung waren für jetzt das Einzige, was der Doktor noch thun konnte. Anna brachte ein Becken mit frischem Wasser und ein reines Handtuch für den Arzt, ging dann hinaus, gab dem ältesten der Kinder, die alle weinend und jammernd vor der Thüre standen, einem dreizehnjährigen Mädchen, Verhaltungsmaßregeln, besonders daß sie auf Ruhe halten sollte, damit die Mutter nicht gestört würde, tröstete sie auch, daß die Mutter nun bald gesund werden würde — dann aber fühlte sie selbst das Bedürfniß nach einer kurzen Erholung; sie flüchtete in den kleinen Garten hinter dem Hause, wo unter einem alten, dichtbelaubten Apfelbaum eine kunstlose Bank stand. Dort saß sie nieder, und die vorher gewaltsam zurückgedrängte Empfindung brach nun durch und löste sich auf in leise rinnende Thränen.

So fand sie Sander.

„Ist noch Platz für mich auf der Bank?" fragte er.

Anna nickte.

„Sie weinen?"

„Es kam mir so in die Augen, ein paar thörichte Thränen; aber es ist schon wieder gut. Anderer Schmerzen mit ansehen, ist nicht leicht, Sie müssen es können."

„Aber auch erst lernen," sagte Sander; „wir denken immer dabei, daß es zur Heilung geschieht."

„Hoffen Sie, daß die Frau gesund werden wird?"

„Ich hoffe, zumal wenn Sie ferner mit Liebe und Pflege sich um sie bekümmern werden."

Er gab ihr Mancherlei an, was zu thun und zu lassen wäre.

„Das will ich gerne thun."

„Anna," sagte er und sah ihr voll in's Gesicht, „ich bin auch krank."

„Sie sind krank? Was fehlt Ihnen?"

„Wir Aerzte unterscheiden langsam nahende und plötzliche Krankheiten, meine ist die letztere. Wollen Sie mir Arzt werden und Pflegerin?"

Das feinfühlende Mädchen erschrak bis in die Tiefe des Herzens und ihr schönes Gesicht wurde von einer jähen Glut übergossen.

„Wollen Sie?" wiederholte Sander.

„Wenn ich's kann, gern," stotterte das Mädchen.

„Du kannst es, wenn Du mich lieb hast, denn meine Krankheit ist, daß ich Dich liebe."

Anna sah ihn treuherzig, aber wie ängstlich bittend mit ihren klugen Augen an.

„Herr Doktor, treiben Sie nicht Spott mit einem armen Mädchen."

„Nein, Anna, nicht Spott. Es ist mein voller Ernst. Zwar erst seit heute kenne ich Dich, aber mir ist, als ob ich Dich von jeher gekannt hätte, und diese Liebe ist über mich gekommen wie ein Sturm; der hat mich niedergeworfen und keine Hand kann mich aufrichten als Deine. Willst Du sie mir reichen und das Herz auch, Dich ganz? Willst Du mit mir gehen und meine Frau werden?"

„Werde ich Dir genügen?" fragte sie schüchtern.

„Gewiß, Du wirst es."

„So nimm mich hin; ich bin wenig, aber ich gebe mich ganz!"

Und sie duldete, daß sein Arm sich um ihren vollen, schlanken Leib legte und daß sein Mund ihre schwellenden Lippen berührte, und ungeahnte Wonnen ersten, plötzlich erwachten Liebesfrühlings durchzogen das jungfräuliche Herz.

So saßen sie, Raum und Zeit vergessend, mit verschlungenen Händen unter dem grünen Laubdach, und Anna hatte schon gelernt, ihren Verlobten mit seinem Vornamen Erich zu nennen; da erscholl plötzlich vom Gartenzaun her, hinter welchem sich ein Fußpfad außerhalb des Dorfes entlang schlängelte, eine Stimme:

„Guten Abend, Sander!"

Fast erschrocken wandten sich Beide um, Anna in holder Scham erglühend, denn sie erkannte den Grüßenden; es war der Rektor Ulrich, Sander's Freund, ein junges, niedliches Mädchen am Arm führend; ohne Weiteres trat er mit seiner Begleiterin durch die nur angelehnte Thür in den kleinen Garten, während die anderen Beiden den Kommenden entgegengingen.

Auf allen vier Gesichtern malte sich Staunen und Ueberraschung, und schneller, als sich's niederschreiben läßt, drängten sich Fragen und Antworten, Reden und Gegenreden, bis das Staunen in helle Freude überging. Zwei Freundinnen, zwei Freunde, zwei Bräute, zwei Bräutigam: das war die ganze Geschichte.

„Und Du wußtest," sagte Sander zum Rektor, „daß ich hieher fahren würde, und sagtest mir nichts?"

„Ei," erwiederte der Rektor, „strafe mich nicht Lügen; in jenem Brief von Assing war nur die Rede von Petersgrund, und dann — sagte ich nicht, daß ich nachkommen würde?"

„Aber wie in aller Welt," fuhr Sander fort zu fragen, „bist Du denn hieher gekommen, ich meine nicht heute, denn eure Bekanntschaft scheint mir älter als die zwischen mir und meiner Anna, sondern das erste Mal?"

„Wunderliche Frage, Du weißt doch, daß ich gehauslehrert habe. Wir Hauslehrer haben neben mancherlei Pech und Kreuz das Glück, in die abgelegensten Burgen bildungsfähiger oder wenigstens begieriger Ritter und Barone verschlagen, auf von Touristenfüßen unentweihten Pfaden die lieblichsten Blumen zu finden und, wie Du siehst, zu brechen. Siehe dort an dem Abhange des Berges steht die stolze Veste Derer von Brusendorf, und dort fand ich diese Blume," dabei klopfte er seinem erröthenden Klärchen leicht auf die Wange; diese aber wandte sich ab, als wäre sie erzürnt. Aber sie war's nicht.

„Warum ich Dir davon nichts gesagt habe, fragst Du? Weil es Geheimniß bleiben sollte, wenn auch öffentliches. Wir wollten mit der Offenbarung desselben warten, bis ich in's Pfarramt Derer von Brusendorf käme. Nun gedenkt mein Schwiegervater in nicht zu langer Zeit sein Amt niederzulegen, ich für diesen Fall von höchster Stelle schon designirter Nachfolger, habe den Papa gebeten, er möge mir jetzt schon sein Töchterchen überlassen, sie möge immerhin zu ihrem eigenen Nutz und Frommen ein oder zwei Jährchen in der Stadt mit mir wohnen als Frau Rektorin; wir sind ja Beide bescheiden, und wenn wir auch nicht von Liebe allein zu leben gedenken, so soll doch Liebe die schönste Würze uns sein zu Allem. ‚Eine gewisse goldene Mittelmäßigkeit' u. s. w. u. s. w. Du kennst ja den alten Spruch.

„So, das wären nun in nuce meine Konfessionen. Wie kommst Du aber hieher in den Garten der armen kranken Krausen? — Du siehst, wie ich die Schafe meiner künftigen Heerde schon mit Namen kenne."

Ein kurzes Eintreten im Pfarrhaus, wozu der Rektor und sein Klärchen dringend einluden, konnte nicht gut abgelehnt werden, obgleich das andere Paar am liebsten diese ersten Stunden jungen Glückes ganz allein für sich genossen hätte. Aber sie hatten ja den schönen Heimweg vor sich, und der entschädigte denn auch reichlich.

Es dunkelte schon, als sie durch den duftigen, leise rauschenden Wald hinabstiegen; ihre Seelen waren voll bis zur Wortlosigkeit.

Zwei Menschen, die bis vor wenig Stunden sich nie gesehen, keine Ahnung von ihrer gegenseitigen Existenz gehabt hatten, nun waren sie ein Herz und eine Seele, waren sich Mittelpunkte ihrer Welten geworden. Das Leben ist kurz.

Die Großmutter sah, wenn auch nicht ängstlich, so doch erwartend, den Kommenden entgegen. Erst als diese ganz nahe herangekommen waren, bemerkte sie, daß sie Hand in Hand gingen. Ehe sie aber dazu kam, ihre Verwunderung darüber auszusprechen, hatten ihr die jungen Leute schon mitgetheilt, was geschehen war, und baten, daß sie „Ja" dazu sagen möchte.

Frau Christiane Wolf hatte in ihrem Leben gelernt, die Fassung zu behalten in allen Lagen; so nahm sie denn auch dieses Ereigniß, obgleich ihr des Himmels Einsturz nicht mehr unvermuthet hätte kommen können, mit ruhigem und nüchternem Sinn auf.

„In meiner Jugend," sagte sie nach einer Weile, „brauchte man Jahre zu einem solchen Entschluß; jetzt geht freilich Alles schneller."

„Liebe Großmutter," entgegnete Anna schüchtern, „damit war auch noch nicht ausgemacht, daß es immer gut ablief."

„Weiß wohl, kleine Weisheit. Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe."

„Also geben Sie mir die Anna, Frau Wolf," sagte der Doktor, „und ich darf sie mit mir nehmen, daß sie meine Frau sei? Ich werde sie gewiß immer lieb haben und sie hegen und pflegen wie mein eigenes Leben."

„Haben Sie auch daran gedacht, daß Anna nur ein Bauernmädchen ist? Ich will nicht mißtrauisch sein, aber ich möchte, daß ihr's euch überlegtet. Im Sprüchwort heißt's: ‚Gleich und gleich gesellt sich gern.'"

„Fürchten Sie nichts in dieser Beziehung," erwiederte Sander, „Anna hat freilich Dieß und Jenes nicht gelernt, was die Stadtmädchen lernen müssen, aber ihr Herz ist frisch und ihr Geist geweckt, es wird ihr leicht werden, sich in die Sitten, Formen und Anschauungen der Stadt einzuleben."

„Und," fuhr Anna, stolz auf dieses Lob aus ihres Verlobten Munde fort, „denke Dir, Großmutter, Pastors Klärchen heirathet auch, den Herrn Rektor Ulrich, und zieht mit ihm in die Stadt, und der Herr Rektor und Erich sind alte Freunde." Es überkam sie fast wie Scham, daß sie der Großmutter gegenüber ihren Bräutigam mit Vornamen nannte. „Da habe ich zugleich eine liebe Freundin, mit der ich dann plaudern kann von der Heimat, von unseren Lieben, von den Leuten im Dorf und von unseren Bergen, wenn unsere — wenn die Herren ihrer Arbeit nachgehen."

„So," sagte die Großmutter, „Pastors Klärchen heirathet den Herrn Ulrich? ich habe ihn immer gern predigen hören. Aber, mein Kind, das ist immer noch etwas Anderes. Im Pastorhause herrscht städtische Sitte; sie verkehren ja auch mit dem Schlosse."

Dennoch gab sie nach.

„Es sei," sagte sie, „ich will's nicht hindern; Gott mag's versehen. Es sähe auch aus, als dächte ich an mich. Nach menschlichen Gedanken ist Dein Leben länger als meines, also auch Dein Glück oder Unglück; ich werde schon fertig werden. Wenn ich sterbe, mag die Mühle verkauft werden. Ich werde nun ein Bett zurecht machen für den Doktor; bleibt nicht zu lange draußen, es nebelt etwas."

Damit ging sie in's Haus.

Wohl war in Anna's Glück durch diese Erinnerung an die Verlassenheit der geliebten Großmutter, wenn sie nun fortzöge, ein Wermuthstropfen gefallen, aber Sander nahm sie in seine Arme und küßte ihr die quellenden Thränen von den Augen und flüsterte ihr süße Schmeichelnamen in's Ohr, daß bald wieder, nach Art der elastischen Jugend, Sonnenschein das Herz erfüllte, ungetrübtes Glück der Liebe und Hoffnung.

Andern Tages erfuhr sie den zweiten Schmerz im Gefolge ihrer Liebe — Abschied. Es war das erste Mal, daß sie das oft gesungene, alte Lied vom Scheiden und Meiden begriff; aber dieses Begreifen wurde durch Weh erkauft. So geht's oft im Leben, seit der Anfang damit im Paradiese gemacht ist.

Sander hatte seine Reise über H. aufgegeben, es erschien ihm schöner, mit dem gleichgestimmten Freunde zu wandern.

Anna begleitete ihn bis in die Nähe des Ortes, wo die Freunde sich treffen wollten. Sie standen eben auf einer Brücke, als sie des andern Wegs den Rektor daher kommen sahen.

„Laß uns hier scheiden, liebste Anna," sagte Sander; „es taugt nicht für Leute, die sich lieb haben, Abschied zu nehmen, wenn Andere dabei sind."

„Nur noch ein paar Schritte will ich mitgehen bis über die Brücke," entgegnete Anna, „es ist nicht gut, auf einer Brücke zu scheiden. Man sagt, mit dem flüchtigen Wasser laufe die Liebe dahin."

„So abergläubisch ist mein Mädchen?"

„Wir Gebirgsleute sind in vielen Sachen abergläubisch. Aber es ist unrecht; ich will's auch nicht sein. So klar wie das Wasser seien uns immer auch unsere Herzen. Gott behüte Dich, Du lieber, lieber Mann! Kommst Du bald, recht bald wieder?"

„Sobald ich kann, bin ich wieder da. So lebe wohl!"

Oftmals noch wandten sich Beide um, bis der Weg um die Bergecke lief und Keines mehr das Andere sehen konnte.

(Schluß folgt.)

Drei Bilder aus Amerika.

(Bilder S. 504, 505 und 508.)

Zu den größten Wundern der unterirdischen Welt, zu denen wir uns den Weg gebahnt, zählt die Mammuthhöhle in Kentucky, wenn sie nicht überhaupt das größte ist. Wie man in Amerika den Niagara gesehen haben muß, um für fashionabel zu gelten, so muß man auch einmal in diese geheimnißvolle Welt hinabgestiegen sein, und wie sich dort die größten und feinsten Hotels befinden, um die zahlreichen Besucher aufzunehmen, so trägt hier eine Stadt nach der Höhle den Namen (Cave city) und im Cave Hôtel finden die Fremden gastliche Aufnahme. Die Höhle liegt halbwegs zwischen Louisville und Nashville und wurde im Jahr 1801 von einem Wolfsjäger entdeckt, aber erst in den vierziger Jahren bekannt; doch erhielt sie rasch eine solche Berühmtheit, daß man bald von weit und breit herbeiströmte und der Besitzer ein Entrée von drei Dollars fordern konnte. Der Umfang der Höhle mit all' ihren Gängen beträgt nicht weniger als 160 englische Meilen, ihre Länge 9 Meilen. Der Hauptgang ist über 80 Fuß breit und wohl 30 Fuß hoch; natürlich aber verengern sich einzelne Gänge wieder so, daß man kaum durchkommen kann. Die Höhle senkt sich bis zu 300 Fuß, das heißt bis zum Spiegel des Green River, mit welchem die unterirdischen Gewässer in Verbindung stehen, da sie mit dem Steigen und Fallen jenes Flusses anschwellen und sinken. Die Durchwanderung aller Gänge erfordert Tage und man kann sich nicht ohne Führer hineinwagen. Mit einer kleinen Hängelampe versehen, betritt man die Zauberwelt von Tropfsteingebilden. Die Höhle durchschneidet ein Fluß von ungefähr einer Meile Länge und zehn Fuß Breite, und den jenseitigen Theil kann man nur bei niedrigem Wasserstand erreichen.

Die Reisenden Wagner und Scherzer brauchten eine volle halbe Stunde, um über den Styx zu setzen. Die lautlose Stille, in der das Boot langsam durch die Nacht der Höhle fortgleitet, die geheimnißvollen Schatten, welche das matte Licht der Oellampen auf die pechschwarze Wasserfläche wirft, die Schwierigkeit der Durchfahrt, welche den Rücken nicht selten in unangenehme Berührung mit der Höhlendecke bringt und sogar eine völlig horizontale Lage am Boden des Kahns anzunehmen zwingt, geben der Fahrt den Anschein, als ob der alte, leibhaftige Charon einige bange Geister in's Reich der Schatten hinüberfahre. Als besonders schaurig schildern die Reisenden den Abgrund am Ende des Haupteingangs. Auf drei Seiten von Dunkelheit und Schrecken umgeben, steht der Zuschauer auf einem Vorsprung vor der finstern, gähnenden Tiefe. Er blickt empor, aber noch hat kein Auge die Wölbung des unermeßlichen Domes erschaut; nichts ist zu erkennen, als die schweren Tropfen, die in kalter Regelmäßigkeit niederfallen und zischend manchmal das Licht treffen. Unter ihm ist nichts als dichte Finsterniß, aus der ein weit entferntes Geräusch wie von fließendem Wasser das Ohr berührt. Der Führer schleudert unversehens einen Stein hinab in die finstere Tiefe. Jetzt hat dieser Stein in dumpfem Fall den Boden erreicht: nein, er schlug nur an und fällt tiefer und immer wieder tiefer. Wird er niemals den Boden finden? Ein Grauen befällt den Lauschenden, wenn er das Echo des abspringenden Steines immer hohler und hohler vernimmt, bis das Gehör ihm nicht mehr folgen kann. Zahllos sind die Gänge und Kammern, die alle ihre Namen haben und die aufzuzählen ermüden würde. Zu den bedeutendsten zählen die Sternenhalle und der Dom; jene, in der man beim Schein der Lampe das Glitzern der Sterne am nächtlichen Himmel zu sehen glaubt, dieser durch seine wunderbare Tropfsteinbildung, welche das Schiff eines Riesendoms mit täuschender Aehnlichkeit vor Augen führt. Die Namen der anderen Gänge und Gewölbe besagen schon von selbst genug, um durch Schilderung nicht ermüden zu dürfen; die große Galerie, der Kentuckyfelsen, der gothische Gang, die Geisterkapelle, der Krystallpalast, der Ballsaal, der Riesensarg, die Einsiedlerkammer, die Hauptstadt, das Labyrinth, die Räuberhöhle, der Napoleonsdom, der Gang der Verliebten u. s. w. Die Gleichmäßigkeit der Temperatur und die Reinheit der Luft der Höhle veranlaßten einen amerikanischen Arzt, Dr. Mitchell, sie für Schwindsüchtige als Winteraufenthalt zu empfehlen. Er ließ zu dem Ende ungefähr zwei Meilen im Innern der Höhle in dem Hauptgang mehrere kleine Wohnhäuser aus Ziegeln aufführen, sie mit Thüren und Fenstern versehen und mit Leinwand überspannen. Es gelang dem Arzt auch wirklich, mit siebenzehn Lungenleidenden einzuziehen, und diese lebten vier Monate in dem Kerker, den man freilich mit allem Luxus ausstattete. Als aber mehrere Kranke starben und die Kräfte der Anderen mehr und mehr abnahmen, entstand eine allgemeine Flucht. Aber auch die an die Oberwelt Zurückkehrenden starben und selbst der Arzt, der die Unglücklichen geopfert! Das Naturwunder aber besteht fort und wird stets die Bewunderung Aller erregen.

Wir führen unsere Leser hier mit Doktor Faust's Zaubermantel, den ja Dichter und Maler schon bei ihrer Geburt ausnahmsweise als Hauptkleidungsstück von einem gütigen Geschick erhalten, nach Nordamerika zum Fluß Nittinaht, Bezirk Alaska, und zeigen, wie einige Engländer in überaus einfacher, landeseigenthümlicher Manier die Stromschnellen des reißenden Flusses hinabfahren. In dieser Einsamkeit des ungeheuren, düstern Tannenwaldes, zwischen Felsen, an Wurzeln und umgerissenen Bäumen stauend, stoßend und von herabhängenden Zweigen der Riesenföhren oft gepeitscht, pfeilschnell auf diesem Fahrzeug herabgleiten zu müssen, ist eine Art der Reisebeförderung, die so spezifisch alaskanisch ist, daß sie die Verewigung durch ein Bild zweifellos verdient.



Der orientalische Krieg.

Von einem höheren Offizier.

(Nachdruck verboten.)

V.

Europäischer Kriegsschauplatz. Langsam schreiten die Dinge an der Donau. Volle zwei Monate sind seit der Kriegserklärung verflossen und noch haben die eigentlichen Operationen nicht begonnen. Die Donau hat dem harrenden Publikum klar gemacht, welche Bedeutung sie da unten weit in der Türkei für die Kriegführung hat. Zeit hat die russische Armee gehabt, sich in ihrer Operationsbasis einzurichten, und sie ist hierin von der türkischen Armee nicht im Mindesten gestört worden. Manchem will dieß unbegreiflich scheinen, weil den Türken der Uebergang unter den Kanonen ihrer Festungen und unter dem Schutz ihrer Donauflotille nicht hätte gewehrt werden können, allein eine Entscheidungsschlacht in der Walachei herbeizuführen, konnte nicht in ihrer Absicht liegen, das Unternehmen als bloße Belästigung des Aufmarsches wäre eine halbe Maßregel gewesen und alle halben Maßregeln sind im Kriege, wie überhaupt im Leben, verwerflich. Die Rechnung ist einfach: wollen die Türken eine Entscheidungsschlacht im freien Feld überhaupt wagen, so thun sie dieß besser auf dem rechten Donauufer, weil die russische Armee dort nicht operiren kann, ohne zuvor eine oder zwei Festungen eingeschlossen zu haben, und diese Einschließungstruppen alsdann der Operationsarmee abgehen. Rechnet man hinzu, daß auch die Uebergangsstelle selbst, wenigstens im Anfang, durch ein Korps wird gedeckt bleiben müssen, so haben die Türken rechts der Donau es mit einer Armee zu thun, die mindestens um 50,000 Köpfe schwächer sein wird, als sie dieß links der Donau gewesen wäre. Daß die türkische Heeresleitung darauf rechnet, die russische Armee getrennt schlagen zu können, das heißt in dem Augenblicke, da erst die eine Hälfte der Armee übergegangen ist, während die andere noch jenseits des Stromes steht, glauben wir nicht, obgleich wir damit nicht behaupten wollen, daß dieß nicht im Reich der Möglichkeit läge. Es ist anzunehmen, daß man im russischen Hauptquartier von den Bewegungen der türkischen Truppen wohl unterrichtet ist und beständig auf dem Laufenden erhalten wird, weil in Bulgarien eine überall verbreitete Partei besteht, die von dem Einmarsch der Russen ihr Heil erwartet, wie man dieß aus der Begrüßung des Zaren bei seiner Ankunft in Plojeschti durch eine bulgarische Deputation entnehmen konnte. Diese Deputation bestand zwar ohne Zweifel nur aus Flüchtlingen und Ausgewanderten, die in Folge der von den Türken blutig niedergeschlagenen bulgarischen Aufstände ihr Vaterland verlassen und ihren Wohnsitz in Rumänien genommen haben, aber es sind ihrer nicht Wenige, und von Haß gegen die Türken erfüllt, werden sie Allem aufbieten, mit Hülfe ihrer mit der alten Heimat erhaltenen Verbindungen das russische Hauptquartier mit Nachrichten zu bedienen.

In den russischen Armeen ist von jeher und zu allen Zeiten der Kundschaftsdienst gut bestellt gewesen, nie aber in den türkischen: Zeuge dessen sind die vielen Ueberfälle, denen die Türken sich immer wieder ausgesetzt und die ihnen so viel Mißgeschick bereitet haben.

Spionage liegt nicht im Charakter des Muselmanns, weil er als Fatalist sich auf die unmittelbare Einwirkung Allah's und seines Propheten verläßt, wenn ihn Beide auch noch so oft im Stich gelassen haben. Das „Hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen" ist kein muselmännischer Wahlspruch. Wenn

es übrigens wahr ist, daß viele Tscherkessen aus der russischen Armee über die Donau hinüber desertiren, ein Umstand, auf den wir später zurückkommen werden, so können die Türken, wenn sie wollen, von dem, was bei ihren Feinden vorgeht, gleichfalls wohl unterrichtet sein. Wie viel aber im Kriege darauf ankommt, brauchen wir nicht weiter auseinanderzusetzen: ein Schluß und darauf gefaßter Entschluß kann ja nur richtig sein, wenn er auf richtigen Voraussetzungen beruht.

Faßt man die vorhandenen Nachrichten nach vorangegangener Läuterung und Sichtung zusammen, so liefern dieselben in Beziehung auf den sogenannten strategischen Aufmarsch der russischen Armee folgendes Ergebniß:

Das Gros, vier bis fünf Armeekorps, steht im Allgemeinen zwischen der bei Turn-Magurell in die Donau mündenden Aluta und dem bei Oltenitza mündenden Ardschisch, theils in enger Kantonirung, theils in Standlagern. Diese Vertheilung auf eine Strecke von zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen war wohl nothwendig, um den Feind in Beziehung auf den Uebergangspunkt über die Donau möglichst im Ungewissen zu lassen, dabei ist aber anzunehmen, daß die drei bis vier Armeekorps der Mitte so disponirt sind, daß sie von Hause aus ein Ganzes bilden, das, binnen vierundzwanzig Stunden vereinigt, einer etwaigen Offensivunternehmung der türkischen Operationsarmee sofort entgegentreten kann. Denn die Beiziehung der Flügel könnte nicht mittelst eines Marsches geschehen.

Auf dem äußersten linken Flügel bei Galatz, Reni bis Ismail, scheint ein Armeekorps der Küstenarmee, und zwar das siebente, eingetroffen zu sein, mit der Bestimmung, die russischen Positionen auf dem linken Donauufer zu decken; ein Armeekorps hat die Verbindung des linken Flügels mit der Hauptarmee zu vermitteln und wird zugleich mit der Beobachtung Silistrias beauftragt sein, und ein Armeekorps scheint als Reserve bei Bukarest zu stehen. Den äußersten rechten Flügel jenseits der Aluta bis unter die Kanonen von Widdin hat die rumänische Armee inne.

Aus dieser Aufstellung, deren Detail übrigens bei der Unbestimmtheit der Nachrichten und den vielen Widersprüchen in denselben nicht gegeben werden kann, muß geschlossen werden, daß die russische Armee oberhalb Rustschuks über die Donau gehen wird, und diese Ansicht gewinnt Gewicht durch die neuerdings von vielen Seiten gemeldete Verlegung des Hauptquartiers von Plojeschti nach Alexandria, wenn sich dieselbe bestätigen sollte. Letzterer Punkt liegt einen Marsch von der Donau, gleich weit entfernt von Nikopolis (Turn-Magurell) und Sistowa (Zimnitza). Wo der Uebergang innerhalb dieser Strecke auch stattfindet, so bleibt die nächste Aufgabe, Nikopolis unschädlich zu machen, sei es durch Einschließung, sei es durch Wegnahme. Letzteres anlangend wird bemerkt, daß die auf einem steilen Bergvorsprung liegende, aus einer Citadelle und vorliegendem Fort bestehende Feste, die 1810 von den Russen unter Kaminski genommen und geschleift worden war, vermöge ihrer Lage und den von den Türken wiederhergestellten Festungswerken, wenngleich von rückwärts überhöht, doch jedenfalls als sturmfrei zu betrachten ist, und mit Berücksichtigung der neuerdings hinzugefügten Verschanzungen einigen Widerstand zu leisten vermag. Die Citadelle bildet ein ziemlich gestrecktes Dreieck und hat sieben kleine Bastionen; die Besatzung soll aus fünf Bataillonen bestehen. Gegen Rustschuk hin ist die als übergegangen gedachte Armee durch die senkrecht auf die Donau einfallende Jantra gedeckt.

Der neuestens gemeldete Uebergang von 5—6000 Russen über die Donau bei Braila, der theils auf Booten, theils auf einer verankerten Floßbrücke bewerkstelligt worden ist, hat wohl zunächst nur den Zweck, die Besatzungen von Matschin nnd Isaktschi für ihren Rücken besorgt zu machen oder auch einen Handstreich gegen einen dieser Plätze zu versuchen.*) Eine für den Uebergang einer größern Armee taugliche Brücke müßte nun dort geschlagen werden, wenn überhaupt die Absicht vorläge, den Uebergang bei Braila oder Hissowa auch für die Hauptarmee zu benützen.

Wir nehmen an, daß der Uebergang mit dem linken Flügel in die Dobrudscha der Vorläufer des Uebergangs des Gros der Armeen ober- und unterhalb Rustschuks ist, weil ein Hinunterziehen desselben nach der Dobrudscha einen Rückgang in den Operationen bezeichnen würde, der nur gerechtfertigt wäre, wenn das russische Oberkommando einen Uebergang direkt in's Herz von Bulgarien für unausführbar oder für zu gewagt halten würde, oder auch der voraussichtlich großen Opfer wegen davon abgestanden wäre. Ein solcher Abmarsch nach der Dobrudscha wäre zunächst als türkischer Erfolg zu verzeichnen.

Alles, was man von der **türkischen Donauarmee** erfährt, von wo aber die Nachrichten sehr dürftig sind, deutet darauf hin, daß energische Offensivoperationen, zu denen übrigens der diese Armee kommandirende, als thatkräftig und unternehmungslustig geschilderte Ejub Pascha aufgelegter sein soll als sein Generalissimus Abdul Kerim Pascha, schwerlich zu erwarten sind; die Türken verlassen sich in erster Linie auf die Donau, in zweiter auf ihre Festungen und zuletzt auf den Balkan. Die Verzögerung der Operationen, welche durch die hoch angeschwollen gewesene Donau veranlaßt worden ist, mag ihnen immerhin für die Kompletirung ihrer Armee und die Fertigstellung ihrer Vertheidigungsanstalten zugut gekommen sein, auch haben sie in den letzten Tagen eine Verstärkung durch das egyptische Kontingent erhalten, die weniger durch ihre numerische Stärke — das Kontingent soll nicht 10,000 Mann erreichen — als dadurch in's Gewicht fällt, daß die egyptischen Soldaten als eine gut ausgerüstete und einexerzierte, wohldisziplinirte Kerntruppe gelten. Das egyptische Kontingent wurde durch ein türkisches Flottengeschwader zu Alexandria abgeholt und alsbald nach der Ankunft in Konstantinopel nach Varna weiter befördert. Es wird wohl unter dem Kommando des Prinzen Hassan, welcher vom Sultan mit einem reich mit Diamanten geschmückten Säbel und zwei Pferden beschenkt worden ist, der Operationsarmee einverleibt werden.

Wir kommen auf die obenangedeuteten Desertionen aus der russischen Armee zurück.

Nach den Berichten eines englischen Offiziers, der die türkischen Aufstellungen entlang der Donau sammt und sonders besichtigt haben will, sollen bereits über tausend Deserteure, worunter auch Offiziere, bei den Türken eingetroffen sein. Diese Ausreißer seien meist Tscherkessen, doch seien auch einige Polen darunter.

Wenn nun auch die Zahl bedeutend übertrieben sein mag, so scheint die Nachricht doch nicht ganz aus der Luft gegriffen zu sein, da auch Berichte von Korrespondenten der russischen Seite von stattgehabten Unbotmäßigkeiten in tscherkessischen Regimentern gesprochen und gemeldet haben, daß in Folge derselben einzelne Abtheilungen zurückgeschickt worden seien. Die Sache gewinnt an Bedeutung, wenn man sich erinnert, daß in den Jahren zwischen 1863 und 1865 viele tausend Tscherkessenfamilien nach Bulgarien eingewandert sind. Rußland begünstigte die Auswanderung aus dem Kaukasus — manche Stämme machten sie auch zur Bedingung ihrer Unterwerfung — weil es darin einerseits eine Entnervung des Kaukasus in Beziehung auf dessen feindselige muselmännische Elemente erblickte, die ihm andererseits die Möglichkeit gab, eine Regeneration der Kaukasusbevölkerung durch Einwanderung von donischen, asow'schen und Kubankosaken, auch von christlichen Armeniern aus dem Gebirg und vom Wansee zu bewirken. Die Auswanderung nahm ungeheure Dimensionen an und artete in eine wahre Völkerwanderung aus, denn man berechnete, daß gegen 400,000 Kaukasusbewohner, also beinahe die Hälfte der Bevölkerung, vom Rechte der Auswanderung Gebrauch machten. Ungefähr die Hälfte derselben wurde der europäischen Türkei überwiesen und von der Regierung besonders in jenen Landbezirken untergebracht, in welchen die muselmännische Bevölkerung bisher eine Minderzahl bildete, wodurch zugleich ein neuer, höchst empfindlicher Druck auf die christliche Bevölkerung ausgeübt wurde. Es sind dieß die Gegenden um Varna, Schumla, Silistria, Nikopolis, die Dobrudscha und entlang des Balkans von den Quellen des Timok bis zum Kamtschik.

Von den tscherkessischen Einwanderern ist aber mindestens



Herabfahrt über Stromschnellen im Fluß Nittinaht, Vancouver-Island. (S. 507.)

*) Es ist indessen gegen Matschin gelungen.

ein Drittheil in Folge der schlechten Verpflegungsanstalten, welche die Türkei in den Hafenstationen getroffen hatte, am Hungertyphus und an den Pocken zu Grunde gegangen.

Welche Art von Diensten die Tscherkessen in der türkischen Armee leisten, das haben der letzte serbische Krieg und die bulgarischen Aufstände zur Genüge gezeigt; die Russen haben in ihnen jedenfalls erbitterte Gegner zu bekämpfen. Der militärische Werth dieser kaukasischen Bestandtheile der türkischen Armee, ihre Zahl mag mit 25,000 Mann schwerlich zu hoch angeschlagen sein, wird sicherlich von Manchem überschätzt; aber sie als feiges Räubergesindel zu bezeichnen, das der türkischen Armee mehr schade als nütze, dürfte mit der Wirklichkeit auch nicht ganz übereinstimmen.

Daß die Tscherkessen in der türkischen Armee Anziehungspunkte für diejenigen der russischen Armee bilden, ist wohl nicht zu bestreiten, besonders wenn die letztere nicht immer vom Glück begünstigt sein sollte.

Asiatischer Kriegsschauplatz. Die Dinge gehen hier ihren gewiesenen Weg und nach den bisherigen Erfolgen zu urtheilen, sind die russischen Waffen vom Glück begünstigt. Die russische Führung ist als stetig und sicher zu bezeichnen und scheint in den besten Händen zu sein. Der Charakter der türkischen Kriegsleitung ist in Asien derselbe wie an der Donau, die Armee sucht ihr Heil zunächst in der Defensive.

Auf dem rechten russischen Flügel steht das Korps vom Rion unter General Oklobshio, das nach neuesten Berichten auch Korps von Kabuleti genannt wird, noch am Kintrisch.

Speisekarte.

Originalzeichnungen von **Anton Gareis.**



Rindfleisch (garnirt).



Gans mit Kraut.



Kesselfleisch mit Beilage.



Auflauf mit Mandeln und Zucker.

Daß über diesen Küstenfluß Brücken geschlagen worden sind, dürfte andeuten, daß die Absicht besteht, gegen Batum vorzurücken und diese Festung von der Landseite einzuschließen, wohl zu dem Zweck, um zu verhindern, daß von hier aus Streifzüge im Tscharukthal aufwärts und von da seitwärts in die Gegend von Achalzik unternommen werden, von deren gelungener Ausführung türkische Berichte aus Batum erzählen. Würden diese Streifzüge eine größere Ausdehnung gewinnen, so könnten dieselben den Rücken der russischen Armee beunruhigen, was zu verhindern in der Aufgabe des Korps vom Rion liegen muß.

Russische Befehlshaber.

(Porträts S. 496.)

Generallieutenant Loris-Melikow,

kommandirender General des Korps von Alexandropol der kaukasischen Armee.

Er ist der erste russische General, der in diesem Kriege vor einer bestimmten und wichtigen Kriegsaufgabe steht. Die Wegnahme der Festung Kars wird, wenn die Türken sich so gut halten wie im Jahr 1854 unter dem englischen General Williams, und wenn die Festungswerke inzwischen noch verstärkt worden sind, wie die türkischen Nachrichten lauten, große Anstrengungen kosten. Der junge General, aus dessen Physiognomie so große Unternehmungslust spricht, hat bereits mit der Wegnahme von Ardahan einen glänzenden Anfang gemacht.

General der Infanterie Nepokoitschitzky,

Chef des Generalstabs der Südarmee.

Was von dem Posten abhängt, den dieser Genreal inne hat, darauf brauchen wir nicht besonders aufmerksam zu machen. Der Chef des Generalstabs ist der Steuermann der Armee, auf den die Blicke besonders dann gerichtet sind, wenn Sturm und Gefahr

droht. General Nepokoitschitzky hat als Lieutenant der Infanterie in den kaukasischen Feldzügen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und wurde in Folge dessen in den Generalstab versetzt, in dem er auch fortgedient hat. 1849, während der russischen Intervention in Ungarn, hat er durch seine Leistungen im Generalstabsdienst hervorgeragt und während des Krimkriegs war er Chef des Generalstabs eines Armeekorps unter Fürst Gortschakoff. Ein ausgebreitetes Wissen und vollkommene Kenntniß der Verhältnisse soll ihm zur Seite stehen und die Armee mit Vertrauen auf ihn blicken. Viel wird darauf ankommen, ob der Höchstkommandirende und sein Chef vom Generalstab sich genau verstehen und geistig ergänzen und in dem, was sie wollen, nicht auseinandergehen. Nepokoitschitzky ist bürgerlicher Abkunft und steht, bei übrigens vollkommener körperlicher Rüstigkeit, dem siebenzigsten Lebensjahre nahe.

Türkische Befehlshaber.

(Porträts S. 496.)

Hobart Pascha, der Admiral der türkischen Flotte, ist ein Engländer von Geburt und war früher Kapitän der britischen Marine. Vor Bomarsund und beim Angriff auf Abo hatte er sich ausgezeichnet; Thatendurst und vielleicht auch andere Umstände brachten ihn im Jahr 1867 in den türkischen Dienst; er führte das Kommando über ein türkisches Geschwader und trug viel zur schnellen Unterdrückung des kretischen Aufstandes bei. Er ist als der Organisator der türkischen Flotte unter Abdul Aziz, der ihm volles Vertrauen schenkte, zu betrachten und wird wohl im Laufe des Krieges von sich reden machen. Hobart ist 1822 geboren, steht also noch in kräftigem Mannesalter.

Muschir Moukhtar Pascha. Dieser General, ein nicht successionsfähiger Sohn Abdul Medschid's, hat Reouf Pascha in der Herzegowina abgelöst und hierauf gegen Montenegro operirt, dabei nicht eben Seide gesponnen und nach dem Urtheil der Außenstehenden auch nicht viel Geschicklichkeit bewiesen. Er hatte allerdings ein sehr schwieriges Terrain und einen verwegenen Feind gegen sich. In der Türkei muß man mit seinen Leistungen zufrieden gewesen sein, denn er ward in Folge derselben zum Muschir (Marschall) befördert und es wurde ihm das wichtige Kommando der anatolischen Armee in Kleinasien anvertraut. Freilich hat man auch gelesen, daß er wegen des Verlusts von Ardahan vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle. Da er aber in Ardahan nicht selbst kommandirt hat, so ist die Entstehung des Gerüchts wohl nur dem Umstand zuzuschreiben, daß er bei der Bevölkerung von Konstantinopel sehr unpopulär ist. Die kommenden Ereignisse werden darthun, ob die Stimme des Volkes im Recht war.



Die Torpedos.

Man kann vier Hauptarten von Torpedos als bekannt annehmen: 1. Torpedos, welche durch Kontakt (mit einem an sie anstoßenden festen Körper) wirken, respektive explodiren; 2. solche, welche durch einen elektrischen Strom entzündet werden; 3. solche, welche von der Hand und im Wasser losgelassen werden, sich unter Wasser geradlinig und raketenartig fortbewegen und nach einer bestimmten Zeit durch einen sogenannten Zeitzünder zur Explosion gebracht werden; endlich 4. Torpedos, welche von der Hand und im Wasser losgelassen werden, sich unter Wasser gleichförmig und mit großer Geschwindigkeit fortbewegen, jedoch nicht durch Zeitzünder, sondern erst durch Anrennen des Kopfes an einen festen Körper (Schiff) zur Explosion gelangen. Die erstgenannte Gattung ist ältester Konstruktion, hat die Form eines Ballons und zwar meist eines Sphäroids von circa einem Meter Durchmesser, an dessen Oberfläche sich eine Menge messingener Stöpsel befindet, welche nach innen beweglich sind und sich hineindrücken, sobald ein harter Gegenstand darüber hinstreicht; sie sind mit Dynamit — einem Gemisch von circa 75 Prozent Nitroglyzerin und 25 Prozent Infusorienerde — geladen. Jeder Ballon hängt in einer dreibeinigen Gabel, welche in eine Kette von je nach der Tiefe des Wassers wechselnder Länge endigt und mit einem Stein auf dem Fluß- oder Meeresgrund abschließt; in die Gabel werden Gewichtskörper so lange eingelegt, bis der Torpedo etwa einen Meter tief unter der Wasseroberfläche schwimmt. Streicht nun ein Schiff darüber weg und berührt einen der Stöpsel (Tasten), so geht derselbe nach innen und bringt den Torpedo, ähnlich wie die Schlagröhrchen, vermittelst Knallsilber zur Explosion. Ein so explodirter Torpedo hat eine Radialwirkungsfähigkeit (erste Zone) von fünfzehn Meter Radius und ist im Stande, innerhalb dieses Bereiches ein Panzerschiff von zehn Zoll Panzerhaut durchzuschlagen und in die Luft zu sprengen. Diese Torpedos liegen in der Regel bis zu dreißig Meter aus einander, bisweilen aber auch enger bei einander, beispielsweise bei schmaler, künstlich verengter Hafeneinfahrt oder Flußeinmündung. Mit Torpedos dieser Art wurden im Jahre 1870 bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die Weser- und Elbemündungen versperrt. Doch sie haben den Nachtheil, daß sie keinen Unterschied zulassen zwischen Freund und Feind, sondern explodiren, sobald wer immer daran stoßt.

Eine bessere Art und neuerer Konstruktion ist der durch den elektrischen oder galvanischen Strom entzündete Torpedo. Diese Torpedos sind genau wie die vorigen, nur haben sie statt der beweglichen Stöpsel einfache Leitungsdrähte unter dem Wasser und dem Erdboden her nach dem zunächst gelegenen Flußfort oder der nächsten Küstenbatterie; dort stehen sie mit einem elektrischen Apparat in Verbindung und können vom Ufer aus durch den die Aufsicht führenden Offizier entzündet werden. Wenn freundschaftliche Schiffe in den Hafen hineinfahren oder die Flußmündung passiren wollen, so wird der galvanische Strom einfach unterbrochen und die Torpedos können dann Stöße oder Beiseiteschiebungen ertragen, ohne zu explodiren. Diese Art der Torpedos wurde im Jahre 1870 nicht eingerichtet, weil in Folge des so plötzlich hereingebrochenen Krieges dazu keine Zeit vorhanden war und man lieber zu der erstern, zwar schlechtern, aber rascher zu verlegenden Art Torpedos griff, welche doch immerhin besser sind wie gar keine. Jetzt sind in den Flußmündungen der Weser, Elbe 2c. die elektrischen Torpedos eingerichtet und zwar ungemein sinnreich: nämlich die Torpedos auf dem Flusse sind numerirt und stehen durch Leitungsdrähte mit der Zündbatterie, welche in einer bombensichern, eingedeckten Kasematte des Strandforts sich befindet, in Verbindung; die Leitungsdrähte endigen auf einer Tischplatte in ebenso vielen Tasten und haben dieselben Nummern und dieselbe Aufstellung auf der Tischplatte wie die Torpedos im Flusse.

Auf der Tischplatte ist die Karte der Flußmündung, sowie die Lage der Torpedos genau verzeichnet; durch seitlich einfallende Lichtwinkelspiegel (Hohlspiegel 2c. 2c.) wird Alles, was auf dem Flusse geschieht, klar und scharf auf die Tischplatte reflektirt. Sobald nun ein feindliches Schiff draußen in den Fluß einfährt und beispielsweise sich zwischen den Torpedosnummern 3 und 4 befindet und sich auch auf dem Observationstisch das Spiegelbild des Schiffes zwischen den auf der Tischplatte verzeichneten Nummern 3 und 4 klar und scharf befindet, drückt sodann der Aufsichtsbeamte auf die Tasten 3 und 4; es werden in demselben Momente draußen die Torpedos 3 und 4 explodiren; ist der Rauch verflogen und das Schiff noch am Leben, so wartet der respektive Beamte ab, bis das Bild des Schiffes auf der Tischplatte sich anderen Nummern nähert und telegraphirt dann dem Schiffe neue Explosionen auf den Leib, um ihm den Rest zu geben. Inzwischen werden auch die Geschütze der Ufer- oder Strandbatterieen nicht müßig sein und mitwirken, um so mehr, als dieselben stets in der Kernschußweite von den Torpedos und den Fährten angelegt sind, um eben die feindlichen Schiffe möglichst lange in den engen Flußfährten aufzuhalten und auf's Korn nehmen zu können, so daß es sogar einer bedeutenden Flotte schwer werden dürfte, eine derart verbarrikadirte und vertheidigte Flußmündung oder Hafeneinfahrt zu forciren oder zu durchbrechen.

Die dritte und vierte Gattung von Torpedos haben die Gestalt und Form eines Delphins, werden am Schwanze angebrannt und wirken entweder mittelst Zeitzünder, wo also die Entfernung gut taxirt werden muß, damit sie nicht zu früh oder zu spät zur Wirkung kommen, oder sie wirken und explodiren durch eigenen Anprall ihres vordern Theiles mit dem zu treffenden Schiffskörper; in beiden Fällen aber müssen Richtung und Zeit sehr gut und exakt bemessen werden. Eine Abweichung hievon sind jedoch die im Stabilimento tecnico bei Fiume dargestellten und von Herrn Whitehead konstruirten Torpedos. Bei diesen soll — das Ganze ist noch ein Geheimniß — außer der ziemlich massiven Umhüllung für die Sprengladung und der Vorrichtung für die Entzündung derselben, noch eine kleine Maschine angebracht sein, welche mit komprimirter Luft getrieben, ein nach Art der Schiffsschraube konstruirtes Flügelrad in Rotation setzt, durch welches das Projektil mit großer Geschwindigkeit unter Wasser nach vorwärts bewegt wird; durch die Stellung dieses Rades kann man die Richtung genau bestimmen und den Torpedo eine gerade, oder eine flache, oder sogar eine kreisförmige Linie beschreiben lassen. Die Vorzüglichkeit dieser Art Torpedos vor allen anderen Systemen bedarf keines weitern Kommentars.

Die beiden ersten Arten Torpedos sind amerikanischen Ursprungs, die anderen dagegen Erfindungen der österreichischen Marine. Bekämpft werden die einfachen Kontakttorpedos dadurch, indem man — wie es im amerikanischen Krige geschah — große Holzkörper, Flöße 2c. dagegen treiben läßt, damit sie entzündet werden; die elektrischen, indem man ein Schiff oder auch mehrere opfert, dieselben nämlich mit vollem Dampf aber ohne Mannschaft blind dagegen treibt und nach erfolgter Explosion die unschädlich gewordenen Stellen mit der wirklichen Flotte besetzt. Auch bekriegt man diese letzteren Torpedos unter dem Wasser und vermittelst der Delphintorpedos, die man durch Taucher auf die erstern losläßt und so diese durch die Wucht des Stoßes 2c. zerstört, oder indem man sie von den Leitungsdrähten abschneidet.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Sprengladung, zu welcher hauptsächlich Dynamit verwendet wird. Das Dynamit ist der Hauptsache nach flüssiges Nitroglycerin, welches durch poröse, pulverförmige Körper, deren Zusammensetzung je nach den zu erreichenden Zwecken wechselt, aufgesaugt ist. Dasselbe ist dann eine graugelbe Masse, etwa wie Sägemehl aussehend, entzündet sich nicht im Feuer und durch Schlag mit hölzernen Gegenständen, sondern nur durch Schlag und Stoß mit metallenen Körpern und soll namentlich im gefrornen Zustande äußerst gefährlich sein, was jedoch in der Weise aufzufassen sein dürfte, daß die Hauptgefährlichkeit nur in dem Aufthauen des gefrornen Dynamits liegt, weil derselbe dann leicht in Verhältnisse gebracht wird, in denen er explodiren muß. Gut und richtig behandelt, ist er ungefährlicher als Schießpulver. Unglücksfälle durch Dynamit sind bei Weitem nicht so vielfach als bei Schwarzpulver, ferner ist bei einem guten Dynamit eine Selbstentzündung während des Transports oder mehrere Jahre dauernde Lagerung nicht zu fürchten, da derselbe bis zu sechzig Grad Celsius ungefährlich ist. Um aber ganz sicher zu gehen, mischt man ihn für den Transport mit fremden Stoffen und nimmt bei der Verwendung letztere wieder heraus. Das Dynamit explodirt stets im Nu, unmeßbar rasch und zertrümmert Alles da, wo es sich befindet, während zum Beispiel Schießpulver dem kleinsten Widerstande nachgibt; man kann daher Dynamit auf einen Stein oben lose auflegen; dasselbe wird doch den Stein zertrümmern, während Schießpulver in diesem Fall in die Luft verpuffen und der Stein nicht beschädigt würde. Lithofrakteur, Kaolin, Dualin 2c. sind dem Dynamit ähnlich zusammengesetzt, nur in den respektiven Prozentsätzen etwas verschieden.

Kleine Mittheilungen.

Ein alter Hausirer. Nach dem „Sheffield Telegraph“ meldete sich kürzlich auf dem Polizeiamt in Doncaster ein Hausirer zur Unterzeichnung seines Gewerbescheines. Folgende sonderbare Dinge ergaben sich: „Der völlig gesunde, sein Geschäft betreibende Mann, Namens John Roseberry, war 108 Jahre alt, hatte 22 Kinder gehabt, von denen 17 Söhne waren (deren letztverstorbener 88 Jahre alt geworden war), und hatte im Jahr 1870 sein Weib im Alter von 99 Jahren verloren.



Anekdoten und Witze.

Ein Unteroffizier, so erzählt die „M. Zeitung“, hatte kürzlich einem höhern Stabsoffizier verschiedene Ordres zur Unterschrift vorzulegen und begab sich zu diesem Behuf in die Wohnung des Vorgesetzten. — Auf sein Läuten wurde ihm dann von einem hübschen jungen Wesen geöffnet, das ein Kind auf dem Arme wiegte.

„Ist der Herr Oberst zu Hause, mein Schätzchen?“ fragte der galante Unteroffizier und kniff das „Schätzchen“ recht tüchtig in die Wange.

„Was unterstehen Sie sich!“ rief ärgerlich die mit solcher Zärtlichkeit Bedachte und zeigte ihm dann die Thüre, welche zu dem Dienstzimmer des Obersten führt; sie selbst aber begab sich in ein Nebenzimmer und rief von da — ihrem Gatten, dem Obersten, zu: „Ach sei so gut, nur auf eine Minute hier hereinzukommen — ich will Dir etwas mittheilen.“

„Bitte, warte einen Augenblick, bis ich den Unteroffizier da abgefertigt habe.“

„Nein, nein, ich möchte Dich eben sprechen, so lange der Unteroffizier noch da ist.“

Der Oberst begab sich in's Nebenzimmer; der Unteroffizier, der seiner Zeit im Kugelregen gestanden, ohne zu zucken — schwitzte Tropfen der Angst; schon sah er sich in Spandau, denn daß es die Frau Oberst und nicht ein Kindermädchen war, die er gekniffen hatte, das sah er nur zu deutlich!

„Ich möchte Dich bitten,“ wandte sich die Dame an ihren Gemahl, „dem Unteroffizier zu sagen, er möchte, wenn er wieder einmal kommt, unsere Mädchen draußen in Ruhe lassen — ich kam gerade dazu, wie er Eine recht tüchtig in die Wange kniff.“

„Wenn Du's wünschest, will ich's ihm verbieten,“ erwiederte der Oberst lachend, „aber eigentlich, was ist denn da viel dabei, wenn er so einem Mädchen in die Wange kneift? Das macht ihm Vergnügen und ihr vielleicht auch. Na, ich will's ihm vorhalten.“

Damit begab er sich wieder in sein Dienstzimmer, wo der Unteroffizier voll banger Ahnungen ihn erwartete.

„Hören Sie, Unteroffizier, diese Kneifereien im Vorzimmer lassen Sie künftig bleiben!“

„Entschuldigen, Herr Oberst, aber ich wußte nicht, daß es die Frau Oberst —“

„Ja, daß es die Frau Oberst gesehen hat,“ ergänzte der Oberst, „einerlei, es schickt sich unter keinen Umständen, hauptsächlich nicht, wenn Sie sich im Dienst befinden; außer Dienst kneifen Sie, so viel Sie wollen — das erlaube ich Ihnen. Rechtsum, Marsch!“

Erstaunt über das unbegreifliche Phlegma seines Vorgesetzten, verließ der Unteroffizier das Haus und dankte seinem Schöpfer, so billig davongekommen zu sein. — Die Frau Oberst aber hat die kleine Geschichte zur großen Erheiterung ihrer Gäste kürzlich gelegentlich einer Soirée zum Besten gegeben, nachdem ihr Gatte ihr versprochen, es bei der dem Unteroffizier gegebenen einmaligen Lektion bewenden lassen zu wollen.

*

„Nun, mein Junge,“ fragte mit süßem Lächeln ein heirathslustiger alter Junggeselle das Söhnchen seiner geliebten Wittwe, das er mühsam auf den Knieen schaukelte, „wie gefällt Dir das nun so?“

„Recht gut, lieber Onkel! Gestern aber war's noch schöner, da habe ich auf einem wirklichen Esel geritten!“

*

Ein irischer Prediger hatte von der Kanzel herab das Entblößen des Hauptes auch der Frauen während des Gottesdienstes angeordnet und den Kirchenbesuch von dieser Bedingung abhängig gemacht. Am folgenden Sonntag war keine einzige Frau in der Kirche zu sehen; augenscheinlich schien sich ein Komplot gegen dieses Gesetz gebildet zu haben.

Der Prediger war in nicht geringer Aufregung, durch diese Maßregel den dankbarsten Theil seines Publikums verscherzt zu haben, und wandte sich an einen alten Bekannten, als Menschenkenner ihm in dieser Sache einen Rath zu geben; zu jedem irgend statthaften Kompromiß sei er bereit.

„Nichts einfacher wie das,“ gab ihm der Gefragte zur Antwort. „Stellen Sie recht schöne Glaskästen an den Wänden des Vorraumes auf und lassen Sie — unter Bezeichnung der betreffenden Besitzerinnen — die Damen ihre Hüte für die Dauer der Predigt darin aufhängen.“

Vielleicht gab es noch nie einen Prediger, dessen Kirche einen ähnlichen Damenflor aufgewiesen hätte, als er sich von dieser Stunde an bei jenem hochwürdigen Herrn ansammelte, um in Ehrfurcht das Haupt zu entblößen.“

*

„Wart' Junge, ich werde Dir helfen!“ rief ein Herr, mit seinem Stocke drohend, einem Straßenjungen zu, der sich mit einem andern Knaben herumbalgte.

„Lassen Se man,“ erwiederte der Straßenjunge, „mit Den wer' ick schon alleene fertig!“

*

Der Herzog von Marlborough befand sich einst in einer Gesellschaft, die nichts vom Kriegswesen verstand, aber von einem Gespräche darüber trotzdem nicht abzubringen war.

„Die ganze Sache ist ja nicht der Rede werth,“ meinte endlich der Herzog. „Sehen Sie, Vormittags kämpfen wir zwei Stunden, von 9—11 Uhr, und Nachmittags gewöhnlich nur eine — von 2—3 Uhr; also haben wir Soldaten noch eine ganze Menge Zeit für's Vergnügen übrig!“

*

Der zerstreute Gymnasialprofessor.

Ein Roman ist eine erlogene Begebenheit mit einem scheinbaren Hintergrunde.

Der Unterschied zwischen Alt- und Neugriechisch besteht hauptsächlich in der Unkenntniß der Sprache.

„Kinder“ und „Knaben“ bedeutet fast dasselbe, nur daß man unter Ersteren auch Mädchen versteht, was bei Letzteren seltener der Fall ist.

Wenn man die Absicht hat, ein Bein zu brechen, setzt man den Konjunktiv.

Eine Definition ist etwas, was sehr schwierig ist und nicht sehr leicht geht.

Diese Annahme ist sehr schwierig, wird aber erleichtert, wenn man sie fallen läßt.

Ein Philosoph ist ein Mensch, der denkt und denkt, und wenn er fertig ist, fängt er wieder von vorn an.

Als Kind habe ich einen Hund gekannt, der hat sich auf Kommando die Zunge geleckt.

Wie ich noch jung war, da war ein ganz anderes Wetter wie jetzt.

Historische Gedenktage.

11. Juli.

1708. Schlacht bei Oudenarde in Flandern (im spanischen Erbfolgekrieg), Marlborough und Prinz Eugen siegen über die Franzosen (Herzog von Bourgogne und Vendôme).

12. Juli.

1704. Stanislaus Lesczinski, polnischer Woiwode und General, wird nach der Vertreibung des Königs August (Kurfürsten von Sachsen) durch Karl XII. auf dem Reichstage zu Warschau zum König von Polen erwählt.

13. Juli.

1842. Tod des Herzogs Ferdinand von Orleans, Kronprinzen von Frankreich (Sohn des Königs Louis Philipp), durch einen unglücklichen Sprung aus dem Wagen beim Scheuwerden der Pferde.

14. Juli.

1420. Ziska, Anführer der Hussiten, schlägt auf dem Berge Wittkow bei Prag, auf dem er sich verschanzt, und der darum jetzt noch der Ziskaberg heißt, die wiederholten Stürme des achtmal stärkern Heeres Kaiser Sigismund's zurück.

15. Juli.

1815. Napoleon I. überliefert sich selbst im Hafen von Rochefort dem englischen Kapitän Maitland, Befehlshaber des Linienschiffes Bellerophon, auf Diskretion.

16. Juli.

1647. Der Fischer Masaniello, politischer Schwärmer und Anführer des Aufstandes gegen die spanische Regierung, wird in den Straßen von Neapel erschossen, sein Leichnam vom Pöbel mißhandelt.

17. Juli.

1799. Sieg des russischen Generals Suwarow an der Trebia in Italien über den französischen General Macdonald.

18. Juli.

1790. Adam Smith, Professor zu Glasgow, berühmter Verfasser der „Untersuchung über die Natur und Ursachen des Nationalreichthums“, zu Edinburg gestorben.

19. Juli.

1810. Luise, Königin von Preußen, edle, schöne und allverehrte Gemahlin Friedrich Wilhelm's III., starb zu Hohenzieritz in Mecklenburg-Strelitz, dem Lustschloß ihres Vaters.

20. Juli.

1829. (20. bis 22.) General Diebitsch übersteigt mit der russischen Armee das Balkangebirge (von diesem Marsch erhielt er den Namen „Diebitsch-Sabalkanski“), und am 22. auf der andern Seite hinunter in die Ebenen von Rumelien auf Adrianopel zu.

21. Juli.

1773. Papst Clemens XIV. (Ganganelli) hebt durch eine Bulle den Orden der Jesuiten in allen Staaten der Christenheit auf.

22. Juli.

1456. Schlacht bei Belgrad, der ungarische Held Johann Hunyad schlägt den türkischen Kaiser Mohammed II. (den Eroberer von Konstantinopel), und nöthigt ihn, die Belagerung von Belgrad, bei welcher er 25,000 Mann verloren, aufzuheben.

23. Juli.

1711. Friede bei Hussy am Pruth, Zar Peter der Große, mit seinem erschöpften Heere hier von den Türken eingeschlossen, wird durch seine Gemahlin Katharina, die den Großvezier besticht, gegen Rückgabe von Asow 2c., vor Gefangenschaft oder Tod gerettet.

24. Juli.

839. Eginhard, Geheimsekretär Kaiser Karl's des Großen und Schwiegersohn desselben durch seine Tochter Emma, stirbt als Abt des Klosters Seligenstadt im Darmstädtischen.

25. Juli.

1648. Der schwedische General Königsmark überrumpelt die kleine Seite von Prag. Dieß der letzte Auftritt im dreißigjährigen Krieg, dort, wo er angefangen hat.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 487:

Zwischen Suppe und Mund kann sich Vieles ereignen.

Arithmogriph.

1 8 3 4 ein Fluß.
2 7 8 4 1 ein großes Meer.
3 4 10 10 Maaß.
4 10 9 Wohnung der Sennen.
5 4 bestätigende Antwort.
6 1 1 2 Benennung des Jahres.
7 2 1 8 Erdgürtel.
8 10 10 8 altes Längenmaß.
9 4 9 9 6 statt Mutter.
10 8 1 4 Fluß.
11 8 1 12 Universitätsstadt.
12 1 1 12 weiblicher Name.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen bilden eine Insel im nördlichen Eismeer.

Auflösung der dreisylbigen Charade Seite 487:

Landjäger.

Rösselsprung.

der	gen	le	die	im	und	schein	ler
strah-	schein	brust	stie-	im	thä-	tief-	son-
und	in	berg	blitzt	licht	schein	lie-	sonnen-
sonnen-	sonnen-	schau-	sonnen-	ge-	der	nen-	sten
und	den	der	deckt	e	der	die	gen
im	im	rings	wie-	land	ge	her-	hell
auf	quell	hin-	scher-	bin	wird's	die	fal-
ein	zen	ich	in's	ber-	ter	nun	zen

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 487:

Weiß.	Schwarz.
1) D. B 2 — B 5	1) Beliebig.
2) S. setzt (zum Theil mit entsprechendem Abzugsschach) Matt.	

Kleine Korrespondenz.

Hrn. Alfred K. Besten Dank für die Jubiläumsverse, solche Theilnahme erfreut uns immer.

Hrn. Ad. Maas. Zu viel Vorrath, an und für sich ganz nett.

Hrn. J. F. in S. Wenn Gaskraftmaschinen gemeint sind, nur bei: Gaskraftmaschinenfabrik in Deutz bei Köln, andere Dampfmaschinen bei: Maschinenfabrik von Kuhn in Berg-Stuttgart.

Hrn. Karl Anwander in N. Wenden Sie sich mit diesem Gesuche an die deutsche Seewarte in Hamburg.

Hrn. H. F. O. in Hamburg. Gedichtchen ganz hübsch, jedoch für uns nicht recht geeignet.

Hrn. Christian W. in Moristown. Wir haben im letzten Heft an dieser Stelle das Rezept ausführlich gegeben.

Hrn. K. P. (?) in (?) — Weder Chiffre noch Ort zu lesen. — Prof. Dr. H. Kl. in Hannover.

Hrn. Albert Mühlhausen. Das heißt etwa: „Wilder“, nicht zur Schule Gehöriger, Fremder.

E. G. in W. Das Manuskript steht zu Ihrer Disposition; auch von den N. können wir zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen.

Hrn. F. K. in Rastatt. Bei J. Prätorius in Berlin.

Hrn. Preuner. Im Verlage dieses Journals.

Festa. Kolophonium und weißes Wachs, je zwölf Theile, werden in gelinder Wärme zusammengeschmolzen und gerührt.

Hrn. R. S. in F. Diese Frage beantwortet Ihnen jeder Optiker. Je nach der Größe und Krystallfeinheit sehr verschieden.

Hrn. W. Pohl jun. Robert Kretschmar ist vor zwei Jahren gestorben.

Fräul. Marie Schneider. Von uns aus werden die Hefte stets pünktlich ausgegeben. Reklamiren Sie dort, woher Sie diese beziehen. Heft 16 und 15 durften Sie durchaus nicht zusammen erhalten. Es liegen ja 14 Tage in der Ausgabe dazwischen.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden 2c. sind uns zugegangen von Frln. P. Werder, Chemnitz; Ottilie Kappel, Kassel; Marie Schneider, Brünn; Mimi Klein, Offenbach; Mathilde Kunze, Koblenz; R. W., Friedrichshafen; Bertha Zedlitz, Magdeburg; Nina R., Amsterdam; Hrn. H. Köblitz jun., Chemnitz; E. Schurig, Limbach; Emil Tuge, Braunschweig; L. F., Breslau; Iwan Nieländer, Reval; Otto Schrödter, Marburg; N. Dasburg, Esch; J. Kl., Jüchen; H. Epstein, Jiczin.

Hrn. F. A. E. in Warmbrunn. Fölsing's Rechenbuch I., II. und III. Theil.

Aerztliche Korrespondenz. C. E. J. in Breslau. Ein vorzügliches Mittel gegen das Schwitzen der Füße besteht in einer Mischung von Stärkmehlpuder mit Salicylsäurepulver. Sie können dieselbe in jeder bessern Apotheke fertig finden.

A. M . . . s, Landsberg. Leberflecken im Gesicht werden am besten durch Betupfung mit Sublimatlösung beseitigt. Das betreffende Rezept müssen Sie sich von einem Arzte verschreiben lassen. Das Kummerfeld'sche Waschwasser ist in vielen Apotheken vorräthig, wird jedoch nicht überall von gleichmäßiger Güte bereitet. Wenn dasselbe richtig angefertigt ist, so muß es einen sehr feinen, nicht grobkörnigen, pulverigen Bodensatz haben, welcher umgeschüttelt und mit welchem das Gesicht betupft wird. Gegen Leberflecken hilft dasselbe nichts; gegen Unreinlichkeiten, Pöckchen im Gesicht und andere leichte Gesichtsausschläge, wenn solche nicht die Folge einer Bluterkrankung, sondern nur äußerlicher Natur sind, ist dasselbe zu empfehlen. In guter Qualität liefert solches das Centraldepot medizinischer Spezialitäten von Dr. A. Blatzbecker in Frankfurt a. M.

Oscar in Magdeburg. Die Traumerscheinung, von welcher Sie gequält werden, gehört in das Gebiet des sogenannten Alpdrückens und hat vornehmlich ihren Grund im Blutandrang nach dem Kopf während des Schlafes. Sorgen Sie daher dafür, daß Sie mit den oberen Körpertheilen nicht tief liegen, sowie kurz vor dem Schlafengehen Ihren Magen nicht überladen, das heißt Abends sehr wenig essen und überhaupt mäßig leben.

H. M. in Berlin. Schwerhörigkeit, welche in Folge eines Leidens der Gehörnerven bedingt ist, kann in den seltensten Fällen gehoben werden. Um einen guten Rath zu erhalten, müssen Sie sich an einen Spezialarzt für Ohrenleiden wenden, deren Sie ja an der berliner Universität mehrere besitzen.

Jul. B. in Cöln a. Rh. Reiben Sie sich alle acht Tage den Haarboden mit dem ganzen Inhalt eines Hühnereies ein, lassen Sie dasselbe eine Stunde wirken und waschen Sie es nachher mit lauwarmem Seifenwasser weg.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufgabe S. 439 erhalten von Hrn. S. in Dresden; L. G. W. in Potsdam; B. v. K. in Königsberg; S. G. in Halle; M. B. in Leipzig.

Hrn. S. in St. Johann a. d. Saar. Sie übersehen, daß in der Aufg. S. 390, wenn auf 1) E 2 — E 4 Schwarz mit dem König nach D 3 geht, sofort Springer B 3 — C 1 Matt setzt. Ihre Lösung 1) T. H 4 — H 5 ist dagegen falsch. Es könnte z. B. E 6 — E 5 vor D 4 — D 3 geschehen.

Hrn. M. in Buchloe. In der Aufgabe von Shinkmann in Heft 17 würde auf 1) T. E 2 — G 2 mit C 4 — C 3 das Matt im 2. Zuge verhindert sein.

Hrn. A. Kleinpaul in Altona; W. St. in Würzburg; L. B. G. in Potsdam. Die Shinkmann'sche Aufgabe in allen Varianten korrekt gelöst.

Hrn. M. Stole in Potsdam. Ihre Aufgabe ist durchaus richtig, jedoch der erste Zug A 6 — A 7 und damit die Pointe zu nahe liegend. Wir sehen weiteren Einsendungen entgegen.

Antworten.

Auf 58): Um luftdichtes Papier zu Luftballons zu bereiten, löst man Kautschuk in Ammoniak auf, wäscht die Lösung mit Wasser aus und versetzt sie mit Terpentinöl, oder besser noch mit Bergamottöl. Die Darstellung wird am besten in einer weithalsigen Flasche oder einem Kolben, wie man deren in chemischen Laboratorien verwendet, vorgenommen. Mit dieser Lösung tränkt man nun starkes, gut geleimtes Papier, welches man nach erfolgtem Trocknen noch mit einem Gemisch von zwei Drittheilen rektifizirtem Spiritus und einem Drittheil Wasser imprägnirt. Das abermalige Trocknen geschieht nun bei einer Wärme von 35—40 Grad Reaumur. Fried. Handowsky in W.

Auf 60): Das Jockeyklub-Parfüm wird bereitet, indem man 2 Pfd. Veilchenwurzelextrakt, 2 Pfd. Extrait à la Rose triple, 1/2 Pfd. Extrait au Cassie, 1/2 Pfd. Extrait Tuberose, 1/2 Quent Ambraextrakt, 1/2 Quent Bergamottöl mit einander mischt und diese Mischung, wenn nöthig, filtrirt.

F. G.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Einladung zur Subskription
auf
Hallberger's illustrirte Pracht-Ausgabe
von
Schiller's Werken.

Mit
etwa 600 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von
Prof. Dr J. G. Fischer.

Nach langen, sorgfältigen Vorarbeiten tritt die unterzeichnete Verlagshandlung mit dieser **illustrirten Pracht-Ausgabe** der Werke **Schiller's** vor die Oeffentlichkeit, in der frohen Ueberzeugung, daß dieselbe von dem ganzen deutschen Volke mit Freude begrüßt und mit allgemeinster Theilnahme aufgenommen werden wird.

Die Werke Schiller's, des Lieblingsdichters der deutschen Nation, sind zwar schon in Hunderttausenden von Exemplaren in den Händen seines Volkes, aber wir glauben es ohne unbescheidene Ruhmredigkeit aussprechen zu dürfen:

bis heute war eine so reich illustrirte, des Dichterfürsten würdige Pracht-Ausgabe zu einem wirklich billigen Preise — nicht vorhanden, — sie hat für die Wünsche Tausender geradezu gefehlt.

Indem wir nun ohne Ansehung der Herstellungskosten eine solche **billige Pracht-Ausgabe** der Werke unseres Schiller der deutschen Nation anbieten, handeln wir in dem guten Glauben, daß fortan dieses Prachtwerk eines der

schönsten und dankenswerthesten Geschenke

zwischen Gebildeten jeden Standes sein und bleiben und im ganzen deutschen Vaterland die

unentbehrliche Zierde jeder Haus- und Familienbibliothek

bilden werde.

Für den künstlerischen Schmuck unserer Schiller-Ausgabe hat eine Reihe erster deutscher Maler freudig ihr Bestes geschaffen; die Revision des Textes, der die poetischen und dramatischen, sowie historischen Werke Schiller's umfaßt, haben wir in die Hand eines bewährten Schillerkenners, des Dichters **J. G. Fischer** gelegt.

Illustrationsprobe aus: „**Don Carlos**". Nach Zeichnung von Hermann Kaulbach.

So hoffen wir in unserer Schiller-Ausgabe der deutschen Nation bei möglichster Billigkeit das **Höchste** an Schönheit und Vollkommenheit zu bieten, was die heutige Kunst und Technik zu leisten vermag.

Unsere **illustrirte Pracht-Ausgabe** von **Schiller's Werken** erscheint in ungefähr **60 elegant broschirten Lieferungen** von je 3—4 Bogen.
Der Preis für eine Lieferung beträgt **nur 50 Pfennig.**
Alle 3 Wochen werden eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe gelangen.
Bestellungen nehmen **alle Buch- und Kunsthandlungen** des In- und Auslandes, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende **Bücheragent** entgegen.
☛ Die soeben erschienene **erste** Lieferung wird von **jeder** Buchhandlung auf Verlangen zur **Ansicht** in's Haus gesendet.

Stuttgart, im Juli 1877.

Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 21. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Die O'Kellys von Killarney.

Erzählung

von

W. Passauer.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Ist eine seltsame Geschichte!" sagte Kriminalrichter Joe M'Eway, mit langen Schritten in dem verräucherten, niedern Verhörzimmer des Gerichtsgebäudes in Killarney auf und ab gehend, „meinetwegen — eine seltsame Geschichte!"

«By Jasus!» erwiederte der Kriminalschreiber Dick Tupper, eine Feder spitzend, „sehr seltsamliche Geschichten das!"

„Gibt hier seltsame Geschichten, Mister Tupper," fuhr Joe M'Eway fort, an das Fenster tretend und einen lustigen Marsch an die Scheiben trommelnd, „sagen die Leute, Killarney sei das Paradies von Irland — meinetwegen ja, aber jedenfalls nach dem Sündenfall. Seit drei Monaten der dritte Fall laut acta — alle vier Wochen einer — meinetwegen — o, in Limerik war's nicht so schlimm, lange nicht so schlimm! — O, in Limerik!" seufzte er.

„By Jasus, Ehren!" schmunzelte Dick Tupper, an der Feder schnitzelnd, „stimmt! War primo der Sheriff Mark Kassidy, der abgestochen im Mühlengraben gefunden wurde, secundo der alte Tom Lowely — armer lustiger Tom — erschlagen in der Schlucht von Boni-Mor am 25. März, und tertio —"

„Und wurden die Mörder nicht entdeckt und bestraft — meinetwegen — keiner?"

„Keiner, auch meinetwegen nicht, Euer Ehren," erwiederte der alte Mister Tupper, einen Bogen Papier faltend, „ist selten Einer bestraft, seit ich hier bin, und das sind gewissermaßen Jahre dreiundzwanzig — sind verdammt verschwiegene Leute an den Seen von Killarney — das Leben ist schön, auch in Killarney — und Schweigen ist Gold, Ehren!"



Der orientalische Krieg. **Georgische Irreguläre im Kaukasus.** (S. 535.)

Nun schwiegen Beide, als ob sie den Werth dieses Goldes in Gedanken prüften. Ehren M'Eway trommelte am Fenster und schien darüber nachzudenken, daß er vielleicht noch im schönen Limerik säße wie vor drei Wochen, wenn er nicht zu viel gesprochen von dem — nun von Jack Happy, dem reichen Krämer, der einen glorios falschen Bankerott gemacht und ganz unerklärlich aus dem Gefängniß entkommen, trotz eiserner Traillen und eichener Doppelthüren, und über alle Berge war — ganz unerklärlich über alle Berge! — Und der alte Mister Tupper schwieg, legte seine Papierbogen, Federn und Bleistift hübsch zurecht, wischte mit dem rothbaumwollenen Schnupftuch die Brille einmal und noch einmal, wie er es seit dreiundzwanzig Jahren gethan, und fegte mit dem Schreibärmel den Staub vom Tisch.

War eine Weile ganz still. Von draußen kam der Wind und Regen über die Höhen des Mangerton und der Masgillicuddy-Ricks so eilig und heftig gegen die staubigen, spinnwebbedeckten, kleinen Fenster gerauscht, als hätt' er nachzuholen, was er in den letzten schönen Maientagen Anno 1789 versäumt.

„Eine seltsame Geschichte," fing Richter M'Eway wieder von Neuem an. „Keiner entdeckt und bestraft seit dreiundzwanzig Jahren, und jetzt haben wir zwei Mörder zu einem Mord — meinetwegen zwei!"

„Zwei," echote Mister Tupper, „gewissermaßen zwei — eine sehr seltsame Geschichte!"

„O'Kellys — kenne die O'Kellys nicht, meinetwegen — was sind die O'Kellys für eine Gattung Menschen, Mister Tupper?"

„Gute, brave Menschen — Zwillingsmenschen, Ehren!" erwiederte Mister Tupper, an der Federspule kauend, wenn auch ohne besondere Aussicht, davon satt zu werden, was ihm nach seiner magern Leibesbeschaffenheit überhaupt selten zu passiren schien. „Ein altes Geschlecht, die O'Kellys, mit Ehren und

Reichthum gesegnet. Nicht ganz so alt wie die Ewigkeit, aber wenig jünger als Adam, die O'Kellys — der alte Major Ned O'Kelly, der sein linkes Bein bei Princetown gelassen und vor sechzehn Jahren allhiero im guten Glauben verstarb, sagte es und war ihm schlecht widersprechen, Ehren, gewissermaßen sehr schlecht! Sind schön von Angesicht anzusehen, aber ein wenig zum Zorn angelegt, die O'Kellys, und noch rascher zur That. War Einer Anno 1721, das war der Vater Ned's mit dem hölzernen Bein, Namens Dick, der sollte gehenkt werden zu Gallway. Hatte den Konstabler Soundso mit dem Schildach geprügelt, bis er todt war, weil er ihm nicht Bescheid gethan in Whisky. Drum sollte Ned gehenkt werden in Gallway. Und wie der Pfaff auf der Karre in ihn hineingeredet und glaubte seine Seele windelweich in's liebe Jenseits abgehen zu lassen, bittet ihn Dick um ein letztes Wort insgeheim in's Ohr zu sagen, gewissermaßen vor seinem End', und wie der Pfaff sein Ohr zu ihm neigt, beißt er's ihm ab bis auf die Wurzel, vor seinem End'. Das war nicht hübsch von Dick O'Kelly — nicht hübsch! — Und Dick's Sohn war Ned O'Kelly mit dem hölzernen Bein und Ned O'Kelly's Söhne sind die beiden — nun, Ihr wißt ja — ich mag keinen beschimpfen, von wegen Injurien — die Beiden — die Inkulpaten —"

„Einer, Mister Tupper — Einer — Einer kann's nur gethan haben, Mister Tupper — ist nur eine Kugel in des Wildhüters Kopf."

„Zwei Inkulpaten, Ehren M'Eway — zwei sind denunzirt und gefangen gesetzt auf einen Mord, und Jeder von ihnen sagt, er hätt' den armen Will Macarty, den Wildhüter des Lords Kenmore, durch den Kopf geschossen. Haben zwei Inkulpaten, haben Fred O'Kelly und haben Larry O'Kelly, Ned O'Kelly's Söhne und Enkel von Dick, der dem Pfaffen das Ohr abbiß — zwei!" sagte Mister Tupper sich die Hände reibend, ob vor Vergnügen über zwei Inkulpaten auf einen Mord, oder vor Kälte in dem dunklen, stockigen Zimmer, ist schwer zu sagen. „Gewissermaßen zwei Inkulpati!" wiederholte Tupper mit Nachdruck.

„Sonderbare Geschichte — meinetwegen — Mister Tupper — aber welcher ist der Aeltere?"

Mister Tupper lachte und rieb seine mageren, runzeligen Hände.

„Weiß nicht, Ehren, weiß nicht! — Weiß das nicht einmal Vater und Mutter, viel weniger Pfarrer und Küster, sind Zwillingsbrüder der Larry und Fred oder Fred und Larry — will keinen zuerst nennen als den Aeltern, von wegen Gunst oder Ungunst — beileibe nicht!"

Joe M'Eway sah Tupper verwundert an, kehrte sich wieder ab, trommelte von innen an die Fensterscheibe, während Wind und Regen von Außen gegen sie schoß und goß, als wollten sie durchaus mitthun und dabei sein, wann und wie sich die seltsame Geschichte entwickeln würde.

„Wie lange das dauert, bis Trimm ihn bringt!" fing der Richter von Neuem an. „Ist 'ne halbe Stunde fort, den Inkulpat zu holen, und hätt' in zwei Minuten zurück sein können."

„Ist ein alter Mann, Jack Trimm, Ehren, hat seine Siebenzig hinter sich. Aber kommt schon. Hör' ihn husten — asthmatisch, gewissermaßen sehr asthmatisch, Ehren, aber kommt schon."

Und Jack Trimm, der Schließvogt, kam langsam mit schweren, klappernden Holzschuhen über die feuchten Steinfliesen des Korridors. Der Richter setzte sich in den Lehnstuhl, legte sein fettig rothes Gesicht in kriminalrechtliche Falten und sah mit gestrengem Blick nach der Thür. Aber Jack Trimm stand noch einmal still vor der Thür und hustete sich draußen aus, und jeder Husten klang von draußen wie ein Axtschlag gegen die Thür.

Dann klinkte Trimm die Thür auf und trat herein, ein alter, rothnasiger, grauköpfiger Mann mit verschmitzten, hellgrauen Augen und langen Armen, die ihm bis an's Knie baumelten, und hinter ihm der Inkulpat. Inkulpat Fred O'Kelly war ein hochgewachsener Bursche von einundzwanzig Jahren mit schwarzen Augen, schwarzem lockigem Haar, seine Gesichtsfarbe sonngebräunt, aber ein wenig bleich. Saß schon vier Tage im Kerker. Seine schlanke Figur stak in einem dunkelgrünen, enganschließenden Jagdrock und die hohen Lederstiefel gingen bis über die Hälfte des Beins. Trug den Kopf hoch und gerade und begegnete dem Blick des Richters mit einem offen trotzigen Ausdruck.

M'Eway blätterte schweigend in einem Heft Papiere. Dann nickte er Mister Tupper bedeutungsvoll zu und richtete die Augen fest auf den Inkulpaten. Tupper zog die Augenbrauen in die Höhe, tunkte die Feder in das allmächtig große und unsaubere Tintenfaß und M'Eway begann:

„Ihr Name ist Fred O'Kelly, Ihr Wohnort Killarney — Ihr Vater, Major Ned O'Kelly, ist verstorben — Sie wohnen im Hause Ihrer Mutter, Mistreß Brigith O'Kelly — ist das richtig so?"

„Ja," sagte Fred O'Kelly, „ist so richtig. Ich bin zum Verhöre vorgeführt," fuhr er heftig fort, „bin müde, weil mir auf dem fauligen Stroh und der schmutzigen Bank des Kerkers zu schlafen graute — nehme einen Stuhl und setze mich — so weit ist Alles richtig. Kann's beschwören, Richter!"

Der Richter sah ihn ein wenig verblüfft an.

„Meinetwegen!" brummte er, wieder in den Papieren blätternd.

Mister Tupper lächelte und machte dem Schließvogt Trimm, der rasch aufgestanden war, ein besänftigendes Zeichen, als wollt' er sagen: laß ihn ein wenig sitzen, er wird doch bald hängen und liegt dann lang bis zum letzten Tag!

„Sie sind angeklagt, den Wildhüter des Lord Kenmore, Namens Will Macarty, durch den Kopf geschossen zu haben, am Ufer des Muckraß-Sees in den Weiden," fährt der Richter fort. „Beweise —"

„Bitte, Herr Richter, ich hab' ihn mit einer zweilöthigen Kugel erschossen, ohne Beweise," unterbrach ihn Inkulpat ruhig und höflich.

„Also ist das Faktum zugegeben?"

„Ich geb' es zu und Will Macarty wird auch nicht viel dawider haben."

„Schwerlich," brummte Mister Tupper während des Schreibens.

„Und weßhalb schossen Sie Will Macarty, den Wildhüter, durch den Kopf?" fragte der Richter.

„Weil er seine Büchse auf mich anlegte, mich zu erschießen, was mir sehr peinlich gewesen wäre," erwiederte Fred O'Kelly, „zumal ich weiß, daß er schlecht schießt, und muthmaßte, daß er mich nicht gut und schicklich erschossen hätte."

„Haben Sie, Mister Tupper?" fragte der Richter.

„Erschossen hätte," wiederholte Mister Tupper.

„Gut. — Und warum legte Will Macarty an, Sie zu erschießen?" fragte der Richter.

„Will's Ihnen erzählen, Richter, will's, damit das Gefrag' ein End' hat," sagte Fred O'Kelly heftig. „Weckte vor fünf Tagen früh Morgens meinen Bruder Larry und fuhr mit ihm in Lord Kenmore's Forst über dem Muckraß-See, einen Hirsch zu pürschen, und schoß den Hirsch. Schoß ihn und schleppten ihn an das Ufer des Sees, wo wir unsern Kahn im Schilf und in den Weiden auf den Sand gezogen hatten. Und waren dabei, den Hirsch in den Kahn zu werfen. War uns Will Macarty durch die Weiden gefolgt und ritt auf uns zu und befahl, wir sollten ihm die Flinten geben. — Richter, denkt, unsere Flinten! — und ihm folgen auf Lord Kenmore's Schloß. Sagte, ich wollte das nimmer thun und der Teufel sollte Den holen, der mir meine Flinte nähme! Da packte der Will seine Büchse mit beiden Händen und spannte den Hahn. Sagte ich: ‚Lieber Will, thut das nicht oder Euer Blut komme über Euch.' Aber er erwiederte nichts Besonderes und legte die Flinte an die Backe, und da schoß ich ihm schleunigst durch den Kopf, daß er aus dem Sattel in's Schilf fiel. Das Pferd sprang davon und er war todt zur Stelle."

Fred hielt an.

„Haben Sie, Mister Tupper?" fragte der Richter nach einer kurzen Pause, welche Jack Trimm benutzte, einen heftigen Anfall von Husten zu erledigen.

„Todt zur Stelle," wiederholte Mister Tupper.

„Gut," sagte der Richter. „Und Ihr Bruder, Larry O'Kelly, war dabei, sagten Sie?"

„War dabei," entgegnete Inkulpat etwas zögernd. „Ich war im Recht, Richter, war in der Nothwehr, er wollte mich erschießen und so erschoß ich ihn. Wie? — Bin in meinem Recht, Richter, — bin ich's nicht?"

„Jack Trimm," wandte sich der Richter an diesen, offenbar etwas in Verwirrung gesetzt durch Fred's Deduktion, „bringt Larry O'Kelly her, aber geht rascher als gewöhnlich! Hab' nicht Zeit. Der Regen hat nachgelassen und es ist gegen Mittag. Geht rasch, lieber Jack Trimm, ich bitt' Euch! Wenn ich nicht rechtzeitig bei Tisch bin, muß ich einen Shilling Strafe zahlen. Darum sputet Euch, Jack Trimm!"

Jack Trimm sputete sich und ging so rasch ab, als ihm Asthma und Husten erlaubte. Der Richter blätterte in seinen Papieren und sah hinter dem vorgehaltenen Papier heimlich und oftmalig nach seiner Uhr von wegen des Shillings. Mister Tupper überlas das aufgesetzte Protokoll und polirte am Satzbau und an den Grammatikalien. Inkulpat sah finster nach dem Fenster, durch dessen Schmutz und Spinnweben durchzuscheinen die nun klare Sonne sich vergeblich bemühte.

Endlich — endlich kommt's wieder mit Husten und klappernden Holzschuhen den Korridor entlang und hustet sich gründlich vor der Thür aus. Und Trimm thut die Thür auf und ihm folgt der zweite Inkulpat, Larry O'Kelly. Larry O'Kelly ist Fred's Zwillingsbruder, ebenso groß, mit ebenso schwarzen Haaren, aber mit kornblumenblauen Augen und einem schwärmerischen, sanften Ausdruck, einem Gesicht von süßer, mädchenhafter Schönheit, so durchsichtig bleich, daß man das Leben hindurchpulsiren und in der Ferne den Tod zu sehen glaubt.

Wie sich die Augen der Brüder treffen, fliegt eine heiße Röthe über Larry's Gesicht und Fred sieht finster zu Boden. Und wie Larry ihm vorüber an den Tisch des Richters tritt, sieht er sich nach Fred um und ihre Blicke treffen sich noch einmal fest und innig.

M'Eway winkt Mister Tupper bedeutungsvoll zu und richtet die Augen fest auf den Inkulpaten Numero Zwei. Mister Tupper tunkt die Feder ein.

„Ihr Name ist Larry O'Kelly — Ihr Wohnort Killarney — Ihr Vater, Major Ned O'Kelly, ist verstorben — Sie wohnen im Hause Ihrer Mutter, Mistreß Brigith O'Kelly — ist das richtig so?"

„Ja," seufzt Larry O'Kelly mit leiser, melodischer Stimme, „im Hause meiner armen alten Mutter — es ist richtig so."

„Sie sind, als bei dem Morde Will Macarty's betheiligt, angegeben," fährt der Richter fort. „Die Zeugen haben Sie und Ihren Bruder mit Flinten und einem erlegten Hirsch über den Muckraß-See fahren gesehen, eine Viertelstunde darauf, als der Schuß an der Stelle des Ufers gefallen, wo Will Macarty todt lag. Der Fischer, Tom Dilley, hat gehört und gesagt, daß ein Schuß in den Weiden fiel und der Wildhüter vom Pferde stürzte an der Stelle, von welcher Sie mit dem Hirsch im Kahn in den See stachen. Ist das richtig so?"

„Richtig," sagte Larry leise.

„Haben Sie, Mister Tupper?"

„Den See stachen — richtig," sagte Mister Tupper.

„Gut. Ich werde Ihnen nunmehro das mit Ihrem Bruder — Zwillings, wie? — ja — also mit Ihrem Bruder aufgenommene Protokoll vorlesen," fuhr M'Eway sehr rasch fort, „und Sie darnach fragen, ob Sie die von ihm ausgesagten und zugestandenen Thatsachen als richtig anerkennen. — Wollen Sie genau aufmerken?"

„Gewiß will ich," entgegnete Larry.

Und nun las M'Eway das mit Fred O'Kelly aufgenommene Protokoll sehr rasch vor, dazwischen hin und wieder nach der Uhr schielend von wegen des Shillings. Als er zu Ende war, erhob er sich, denn es war die höchste Zeit, zu Mittag zu gehen, und fragte hastig:

„Erkennen Sie die Richtigkeit des von Ihrem Bruder — Zwillings — wie? angegebenen Thatbestandes an?"

„Nein!" sagte Larry leise, aber fest.

„Nein?" schrie der Richter erschrocken, beinahe auf den Stuhl zurücksinkend — es fehlten noch zwei Minuten bis zum Mittag und dem Shilling. „Nein, junger Mann, nein? Weßhalb nein? — Ich bitte Sie, bedenken Sie — meinetwegen — weßhalb nein?"

„Was mein Bruder Fred sonst ausgesagt, gebe ich als richtig zu. Waren in unserem Recht, waren in der Nothwehr. Er wollte uns erschießen und wurde von uns erschossen. Bis auf einen Umstand gebe ich es als richtig zu," sagte Larry ruhig und sanft, die Augen nach Fred wendend.

„Einen Umstand — welchen Umstand? — Mister Tupper, haben Sie Umstand?" schrie der Richter hastig.

„Habe Umstand," sagte Mister Tupper bedächtig.

„Welchen Umstand, Herr, welchen Umstand?" schrie der Richter von Neuem.

„Nicht mein Bruder Fred, sondern ich habe den Will Macarty durch den Kopf geschossen!" sagte Larry mit fester Stimme.

„Mister Tupper, er hat ihn durch den Kopf geschossen!" schrie der Richter. „Haben Sie?"

„Geschossen — habe geschossen," sagte Tupper.

Fred aber sprang auf, so heftig und rasch, daß der Stuhl hinter ihm polternd umfiel und Trimm, der ein wenig eingenickt war, aufwachte und einen Hustenanfall bekam, der eine Minute lang Niemanden zu Wort kommen ließ.

„Er lügt, Richter M'Eway," schrie Fred heftig, „er lügt! Ich war's, der Will Macarty erschossen. Wie will er's beweisen, daß er's gethan? — Larry, wie willst Du es beweisen?"

Der Richter warf noch einen Blick nach der Uhr. Um war die Stunde und der Shilling verloren. Er lehnte sich resignirt in den Lehnstuhl zurück.

„Ja," sagte er, augenscheinlich sehr zerstreut, „wie wollen Sie es beweisen?"

„Wie willst Du es beweisen?" schrie Fred. „Du, Du willst ihn erschossen haben und hattest die Augen voll Thränen, als der Hirsch vor uns mit den Läufen um sich schlug und verendete? Weßhalb willst Du es? Ist es eine Ehre oder ein Glück, einen Wildhüter zu erschießen? — Larry, lüge nicht, lüge Dich nicht an den Galgen! — Denk' an unsere alte Mutter, denk' an Florence, Larry, und lüge nicht! — Und wie willst Du es beweisen, was Du sagst, Larry?"

„Beweisen?" lächelte Larry schmerzlich, „Fred — Herr Richter — wie will Fred es beweisen, daß er es gethan? — Als der Wildhüter seine Flinte auf uns anlegte, schoß Fred und ich in demselben Augenblick, wie einen Schuß a tempo — Herr Richter, Schützen nennen das a tempo. Ich weiß gewiß, Fred fehlte und meine Kugel traf den Wildhüter durch den Kopf. Ich hab' den Wildhüter erschossen, Herr! — Fred," setzte er bittend hinzu, ihm die Hand hinstreckend, „laß gut sein, Fred, laß Mutter und Florence gut sein — wir schossen doch a tempo und ich — ich hab' ihn erschossen!"

Der Richter fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, als wüßte er nicht, was er nun sagen sollte.

„Haben Sie, Mister Tupper, a tempo?" fragte er gedehnt.

„A tempo — hab' ich," sagte Tupper und glücklicherweise erlebte Trimm in diesem Augenblick einen so heftigen Hustenanfall, daß eine Pause von einigen Minuten eintrat, in welcher der Richter Zeit hatte, seine Resolution zu fassen.

„Es ist gut," sagte er, als Trimm fertig war. „Trimm, führen Sie die Inkulpaten in das Gefängniß zurück und nehmen Sie heute Abend heißen Honig gegen das Gehuste. Das Gehuste ist sehr störend. Wir haben es, Gott sei gedankt, schwarz auf Weiß, — bis auf Weiteres — Trimm, in das Gefängniß zurück!"

Damit stand er auf, warf einen schmerzlich letzten Blick auf die Uhr und griff nach Hut und Mantel.

Trimm hatte sich erhoben. Die beiden Inkulpaten standen neben einander. Fred starrte finster zum Fenster hinaus und Larry hatte die Arme um seinen Nacken geschlungen und das Gesicht an seine Schulter gepreßt. Trimm stand eine Minute vor ihnen. Als sie ihn nicht sahen und nicht hörten, hob er den Arm mit den Kerkerschlüsseln. Die Schlüssel klirrten und Larry fuhr von dem Klirren erschrocken auf.

„Adieu, Larry," sagte Fred, aus seinem Hinstarren aufwachend und jenem die Hand reichend.

„Adieu, Fred," sagte Larry sanft, „aber ich — ich habe ihn doch erschossen!"

Damit gingen sie. Trimm folgte ihnen. Man hörte seine Holzschuhe und seinen Husten im Korridor allmälig verhallen.

„Ist 'ne seltsame Geschichte, Mister Tupper," sagte M'Eway. „Ich weiß nicht — na, meinetwegen — Adieu!"

Er nickte Tupper zu und ging zur Thür hinaus.

„Eine seltsame Geschichte, noch nicht passirt, wie allerlei Anderes in der Welt," sagte Mister Tupper, sein Protokoll zusammenfaltend und nebst Feder, Bleistift und Tinte in einem

Aktenschrank verschließend. „Eine gewissermaßen sehr seltsamliche Geschichte!“ brummte er, schob seine hageren Gliedmaßen in den abgeschabten Ueberrock, nahm Hut und Regenschirm, verschloß das Verhörzimmer und überließ dasselbe seiner melancholischen, düstern Einsamkeit und den Ratten und Mäusen, welche ebenda um den alleinigen Besitz einen hundertjährigen Krieg weiter fortführten.

II.

Als Mister Tupper das Verhörzimmer verlassen und langsam durch den dunklen Korridor nach der Ausgangsthür des Gefängnißgebäudes ging, war er ein wenig verwundert, den Richter noch daselbst, diesseits an der Thüre zu finden, trotzdem Mittagszeit beinahe vorüber war. Er sah ihn fragend an.

„Es regnet sehr heftig, Mister Tupper,“ sagte M'Eway, mit den Augen nach den blinden Fensterscheiben hinauswinkend, „und dann — Mister Tupper, die Leute draußen — was wollen die vielen Leute draußen — meinetwegen! im vollen, schallenden Regen, Mister Tupper?“

Mister Tupper entdeckte glücklicherweise unter den schmutzigen, kleinen Fensterscheiben eine, welche nur halbblind war, und sah hinaus.

„Die Leute — hm, Ehren,“ sagte er nach einer Pause, „die Leute stehen wahrhaftig nicht um des Regens willen, viel weniger um unsertwillen da. Was das Volk da schwatzt und steht, faules, lumpiges Volk, immer müßig, immer betrunken — der richtige Mensch von Killarney.“

„Was wollen sie aber, Mister Tupper, worauf warten sie?“ fragte der Richter etwas ängstlich.

„Hm, — die Inkulpaten — Ehren M'Eway — sie stehen um der Inkulpaten willen. Wollen die Inkulpaten sehen und grüßen. Wundert mich, daß nicht die ganze Stadt dasteht. Ist 'ne Aufregung in der ganzen Stadt, denn grausam beliebt in der Stadt sind die O'Kellys, von Kindheit auf, gewissermaßen seit Menschengedenken sind die O'Kellys allerwegen grausam beliebt. Ein wildes, heißes Blut, die O'Kellys, aber auch wieder herzig gut und freundlich und mildthätig zu Jung und Alt. Und ich fürchte sehr — ich meine —“

„Was fürchten Sie, Mister Tupper?“

„Ich meine, Ehren, es gibt was, es geht was los in der Stadt, wenn ihnen, das heißt den O'Kellys, was Uebles passiren sollte. Der Mensch von Killarney hat es nicht gern, wenn einem O'Kelly was Uebles passirt. Sind sehr aufgeregt, seit die O'Kellys hier im Gefängniß sitzen. Sehen, Ehren, nur, wie das kraus durch einander lärmt, wie das giftig ist und schimpft und droht und sich geberdet — vor Allem die Weiber! — Ich fürchte —“

„Aber wie kommen wir hinaus, Mister Tupper? Sehen wirklich sehr bedrohlich aus, mit Stöcken und Fäusten, Mister Tupper,“ sagte der Richter. „Nicht, daß ich mich persönlich fürchte, bewahre! Aber das Ansehen des Gesetzes muß gewahrt werden, Mister Tupper. Das Ansehen und die Würde des Richterstandes — meinetwegen — muß vor Allem gewahrt werden. Könnten wir nicht —“ sagte er, sich umblickend.

„Gewiß könnten wir, Ehren! Gewissermassen könnten wir. Kommen Sie, das Ansehen muß gewahrt werden, unbedenklich und höchst nothwendig. Folgen Sie mir, wir können zum kleinen Pförtchen in der Hintermauer sehr bequem und ganz unbemerkbar hinaus, Ehren. Folgen Sie mir — von wegen der Würde und des Ansehens!“

Und sie gingen zurück, den Korridor entlang, nach dem Hintergebäude über den Hof nach der Mauer und durch ein niederes Pförtchen in's Freie. Athmeten tief auf, als sie in's Freie kamen, und der Richter, der erst vor drei Wochen von Limerik nach Killarney versetzt war von wegen des glorios falschen Bankerotts des schuftigen Jack Happy, stand tief aufathmend still und sah ganz verwundert um sich. Und, by Jasus! war belohnend, um sich zu sehen. Der Regen hatte aufgehört. Wie eine auflodernde Flamme, die aus Schutt und Trümmern emporschlägt, bricht die Sonne durch's fliehende brechende Gewölk, so plötzlich, so mächtig, daß in demselben Augenblicke, wo der Schleier zerreißt, die zerstiebenden Wolken vom allmächtigen Sonnenstrahl farbenprächtig erglühen und das ganze, eine Minute zuvor düstere Landschaftsbild wie verzaubert aufleuchtet.

Eine Minute zuvor war Alles kalt, frostig — jetzt dampft es in den heißen Strahlen der brennenden Mittagssonne. Auf dem sanft gegen Südwest aufspringenden Berghöcker, der schroff gegen den Muckraß-See abfällt, liegen uralte, grün bemooste Felsblöcke und über die Stadt hinweg sind von da nur des Sees glänzendhelles Becken und seine östlichen und weiter in duftige Fernen verschwimmenden nordöstlichen Ufer sichtbar. Der See windet sich malerisch graziös meilenweit gegen Nordosten hinauf, sein spiegelhelles, wie der reinste Aether klares, durchsichtiges Wasser, reizend eingefaßt von wechselnden Berg- und Thalrahmen, von wunderlich phantastischen, verschämt zurückweichenden Buchten, schwebenden weichen und wieder wilden Felsufern, deren Laub sich sehnsüchtig in den Krystallfluten spiegelt, aus denen dort und hier zahllose Inselchen schwankend, schwimmend auftauchen. Und jenseits am Ufer schwingen sich, steigen nun kühn die Berge empor, in malerischen Kuppen über einander gegipfelt, das Schechyn und das Tomiesgebirge — Wolkenschatten gleich riesigen Adlern flattern darüber hin — dahinter das sonnenglühende Purpurgebirge, dann im weitern Amphitheater die violetten Höhen des Mangerton und der Magillycuddy-Ricks, links davon endlich aufblitzend und wie eine glänzende Schlange sich aufwindend die letzten Streifen des Obersees und des Lough-Leane. O, diese Ruhe, diese Klarheit über See und Land nach dem verklärenden Regen! — Ja, es ist ein Paradies — sonniger, lächelnder im milden Säuseln des Westwindes, der den Athem des Meeres herüberbringt, läßt sich das Paradies nicht denken. —

Es ist ein Paradies — das Paradies des armen grünen Erin — aber auch im Paradiese wohnte Trauer und Schmerz. — Blick' hinein in die dem linden West und den warmen Sonnenstrahlen weit geöffneten Fenster des zweistöckigen Gebäudes links ab auf der Höhe. Es sieht ehrwürdig und solid fest mit seiner breiten Steinstirn in die Seen und Berge hinab und hinaus aus dem Hintergrunde riesiger Ulmen und Eichen. Blick' hinein durch die hohen Fenster in den langen, niedern Saal voll uralter kostbarer Möbel, vergoldeten Getäfels, hoher Lehnstühle und weicher, buntfarbiger Blumenteppiche, auf die mit Ahnenbildern bedeckten Wände.

Auf dem Lehnstuhl im hintersten Winkel des Zimmers sitzt eine alte Frau mit rothgeweinten Augen und blassen Wangen, über welche die noch vollen, aber weißen Haare unordentlich herabhängen. Ihr Kopf ist tief auf die Brust gesenkt. Zu ihren Füßen an der Erde sitzt ein junges, schlankes Mädchen und hat die Hände der alten Frau umfaßt und an ihr Gesicht gedrückt, als sollten sie da erwarmen. Jetzt erhebt das Mädchen sein Gesicht, ein jugendfrisches, rosiges Gesicht mit dunkelgoldenen Haaren und dunkelnußbraunen, in Schwarz schillernden Augen unter langen Wimpern und prachtvoll gewölbten Brauen — aber so tief trauernd diese Augen, so thränenheiß diese schwellenden, ein wenig geöffneten Purpurlippen!

„Und was sagte er, Tante Brigith? Was sagt Harry Macleod?“ fragt sie mit erwartungsvoller, süßer Stimme.

„O, was er sagt, Florence?“ flüstert die alte Frau. „Was wird er sagen, was Anderes, als Alle sagen!“

„Und was sagen Alle, Tante Brigith? O sprich, was sagen Alle?“ fragt sie ängstlich.

„Sie sagen, es kann nicht sein, das darf nicht sein! — Es ist unmöglich und darf nicht geschehen — es ist Thorheit, daran zu denken — sagen Alle. Aber, o Florence — Florence! — Es sind ja meine Söhne, meine einzigen beiden Söhne, meine letzten beiden Kinder! Ich habe fünf an der Zahl verloren in jungen Jahren, aber diese Beiden hat mir Gott gelassen zum Trost und zur Freude meines Alters. Und waren der Trost und die Freude meines Alters — o, mein Larry, mein Fred, meine theuren, theuren Kinder, meine schönen Jungen! — Warum habt ihr mir das zu Leid gethan! — Warum mit einem Schlag, mit einem einzigen Schlag ausgelöscht das Licht meines Lebens — dahin, dahin meine Freude, mein Trost auf immerdar, der Stolz, das Glück der O'Kellys auf immerdar!“ —

Ihr thränenüberströmtes Gesicht, das sie zum Himmel gewendet, fiel wieder matt auf die Brust herab.

„Und habt Ihr keine Hoffnung, keine Hoffnung, Tante?“ flüsterte Florence, und ein Ausdruck von unsagbarer Angst, einer Angst, die mit der Angst der Mutter um den Preis stritt, leuchtete aus ihren Augen, zitterte um ihre Lippen, — „keine Hoffnung, Tante?“

Die alte Frau schwieg eine Weile, vor sich hinstarrend, als hätte sie kein Wort gehört. Dann neigte sie den Kopf tief und tiefer auf das goldene Haar des Mädchens hinab und öffnete die Augen groß und flüsterte:

„Dir will ich's sagen, Florence — o, ich weiß, ich weiß — das Auge der Mutter sieht scharf — darum will ich's Dir sagen insgeheim,“ flüsterte sie. „Er ist ausgegangen, Harry Macleod, — zu ihnen in's Gefängniß, zu Jack Trimm, dem Schließer — sie sollen flüchten aus dem Kerker, in's Ausland flüchten in dieser Nacht, ehe es zu spät ist. Florence, das ist meine Hoffnung, sonst hab' ich keine, als die wir Alle haben, die Allen gemein ist, keine andere Hoffnung hab' ich, als auf den Tod.“

Sie saßen wieder stumm, Beide, versunken in Schmerz und Trauer und in Erwartung, wohl eine halbe Stunde. Da zuckte die alte Frau heftig zusammen und hob rasch den Kopf.

„Höre — hörst Du, Florence? Er kommt. Es ist des Sachwalters Schritt, ich kenne Macleod's Schritt — horch — er kommt — er wird uns sagen —“

Die alte Frau richtete sich vor Aufregung zitternd in die Höhe und Florence barg das Gesicht noch tiefer in ihren Schooß, als fürchtete sie sich.

Die Schritte kamen näher, die Thür öffnete sich leise und der Advokat Harry Macleod trat herein, eine lange, schmale, zugeknöpfte Gestalt, ein hageres, braunes Gesicht unter der mächtigen Allongeperrücke. Und das Gesicht sah finster und hoffnungslos aus, starr und erbarmungslos, wie das Gesicht einer Mumie.

„Mister Macleod — Macleod, Ihr bringt nichts Gutes, ich seh's Euch an, Ihr bringt nichts Gutes! — Nehmt einen Stuhl, Mister Macleod!“ rief ihm die alte Frau entgegen.

Mister Macleod nahm schweigend einen Stuhl, setzte sich und wies mit dem Finger wie fragend auf Florence, welche aus Angst über die Entscheidung noch immer ihr Gesicht in den Schooß der Tante gedrückt hatte wie ein Kind, das sich fürchtet, etwas Schreckliches zu sehen oder zu hören.

„Sprecht, Mister Macleod — sie weiß Alles, ich habe ihr Alles gesagt, ich kann ihr Alles sagen — aber sprecht, redet, Ihr bringt nichts Gutes, ich seh's Euch an!“

Der Advokat hatte die hageren, großen Hände auf den goldenen Knopf seines Rohrstocks gefaltet und sah starr über den Kopf der alten Frau weg, als sollten seine Blicke sich durch die Wand bohren.

„Es ist nichts Gutes,“ sprach er mit tiefer Stimme leise und monoton. „Es begann gut, aber schlecht war das Ende. Jack Trimm sträubte sich und zögerte und hustete und wollte nicht dran, bis ich ihm fünfzig und dann hundert Guineen bot — da sagte er flugs ‚Ja‘. Das wußte ich, ich kenne Jack Trimm und kenne die Erbärmlichkeit der Menschen und die Macht des Geldes. Geld ist ein mächtig Ding, Mistreß O'Kelly, mächtiger ist Geld als Gott. Es war ein Versehen Gottes, Geld zu schaffen. Trimm sagte flugs ‚Ja‘ — das war gut und ward richtig gemacht und abgeredet bis in's Kleinste, aber —“

Er schwieg und seine düsteren Mumienaugen ließen ab von der Wand und kamen langsam herunter bis in Mistreß O'Kelly's bleiches Gesicht.

Sie sagte kein Wort und unterbrach ihn nicht, aber ihre Augen hingen starr an seinen Blicken.

„Aber er wollt' nicht, Mistreß O'Kelly — Fred sagt Nein — er will nicht!“

„Fred will nicht,“ fuhr er wieder nach einer Pause fort. „Er sei in seinem Recht, sagt er, sei in Nothwehr gewesen und weiche nicht von seinem Recht, nicht um ein Haar breit. Es wäre feig und schimpflich, von seinem Recht zu weichen, sagt er, heimlich wie ein Dieb in Nacht und Finsterniß sein Recht zu lassen und von seinem Recht zu fliehen, gescheucht wie der Wolf von seinem Raub aus Furcht vor dem Tode. Noch nie sei ein O'Kelly von seinem Recht gewichen und er weiche nicht und wolle nicht fliehen -- er will nicht!“

Die alte Frau hatte die Hände vor ihr Gesicht gedrückt und Florence lag in ihrem Schooß. Ein Zittern und Zucken flog über ihre schlanken Glieder.

„Und Larry,“ seufzte die alte Frau, „was sagte mein sanfter Larry — will auch mein Larry nicht?“

„Larry,“ fuhr der Advokat in demselben Tone fort, „sagte: ‚Wo Fred bleibt, will auch ich bleiben. Wir sind im Recht. Will leben mit Fred und will sterben mit ihm, denn Gott hat uns geschaffen, daß wir zusammen sind von Mutterleib an — wenn Fred nicht will, will auch ich nicht — ich bleibe!“

„Sie wollen nicht — sie bleiben!“ seufzte die alte Frau, die gefalteten Hände erhebend. „Sie bleiben und denken nicht, was der Mutter bleibt, wenn sie sterben in Unehren und Schanden! — O, Mister Macleod, das ist das Ende der O'Kellys, das ist Alles — sonst haben sie nichts, gar nichts mehr, keine Hoffnung mehr?“

Die Augen des Advokaten bohrten wieder in die Wand, aber sie fuhren ein paarmal unruhig über die Wand hin und her und es arbeitete etwas in seinem Gehirn und wollte heraus. Aber er bezwang es mit Gewalt und die Augen kamen von Neuem kalt und trostlos herab auf das Gesicht der alten Frau.

Er stand langsam auf und stellte den Stuhl, auf dem er gesessen, höflich beiseite.

„Warten wir, Mißreß O'Kelly, warten wir — es sind noch acht Tage bis zu den Assisen und dem Spruch des Gerichts — acht Tage sind eine lange Zeit — vielleicht — warten wir, Mistreß O'Kelly.“

Damit ergriff er ihre Hand und küßte sie voll Ehrfurcht, sah sie mit einem langen, ernsten Blick an und verließ das Zimmer.

Die alte Frau saß mit niedergeschlagenen Augen, die Hände über Florence's Haupt gefaltet. Nur zuweilen erhob sich ihr Blick und dann irrte er um die Baumgruppen, wo die Sonne eben glühendroth hinuntersank und unter denen der Kerker ihrer Söhne war.

Nun erhob Florence endlich den Kopf und ihr Gesicht war todtenbleich, als ob all' ihr Blut in das Herz zurückgewichen. Sie stand langsam auf und ihre Augen hafteten mit einem unsagbaren Blick voll Schmerz und Traurigkeit auf der zusammengebrochenen alten Frau vor sich.

„Wie sagte er, Tante?“ flüsterte sie, die goldenen Haare mit beiden Händen aus ihrem Gesicht streichend. „Vielleicht — vielleicht! Das ist Alles, was er uns gibt, Alles, woran wir uns halten sollen, — vielleicht — das arme, dürftige, einzige Wort: Vielleicht! Es klingt so lose und weich, daß der leiseste Hauch des Mundes es wegbläst auf Nimmerwiederkehr. Vielleicht! — ist eine verlorene Feder aus den Flügeln des Vogels, der Hoffnung heißt — und an diesem verlorenen Vielleicht sollen wir uns halten und warten! — Aber Dank auch dafür, Dank für das dürftige, arme Vielleicht. Wir wollen an ihm halten — wir haben ja nichts Anderes. Mich schläfert — ich bin sehr, sehr müde, Tante — gute Nacht!“

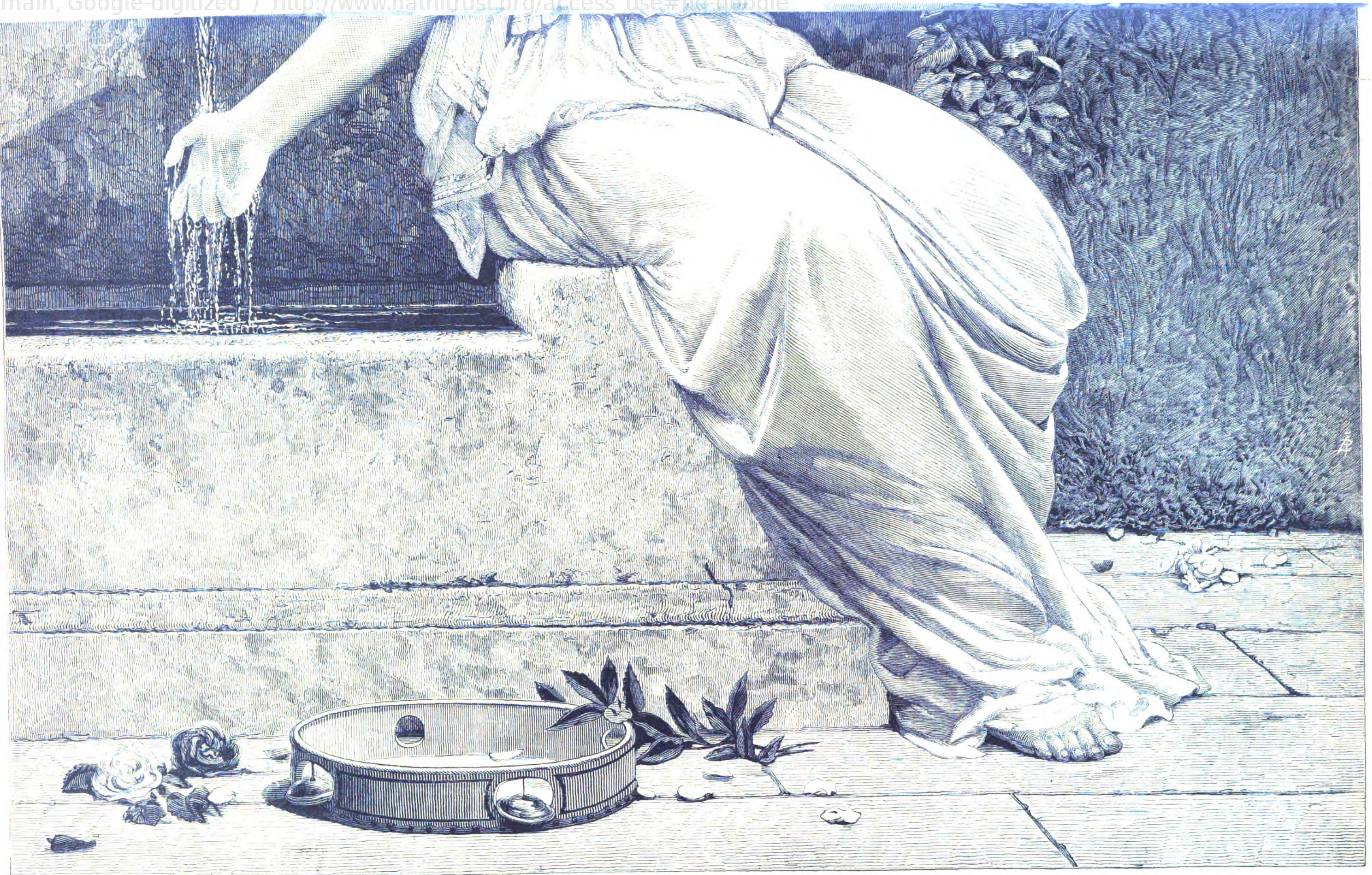
Damit wandte sie sich ab und ging langsam, gesenkten Hauptes zur Thür hinaus.

Nun war die Sonne unter und die Nacht kam. Im Hintergrunde die in den Mondesstrahlen erglänzenden Bergspitzen und ihre in düstere, blaudunstige Nacht begrabenen Thäler und Felsenschluchten. Voran das Bergthal von Killarney unter dem über Flur und Aue zitternden, gründämmernden Schleier. Die Nachtschatten stiegen sachte herauf und hoben sich über die geisterbleiche Landschaft und füllen die Bergthäler und breiten sich und rollen unheimlich gespenstisch über die Stadt und die Seen von Killarney.

In O'Kelly's Cottage war es schlafstill. Ein einziges Licht braunte noch oben im Westgiebel in einem alterthümlichen Zimmer mit uraltem Hausrath, mit einem gewaltigen Himmelbett, wie für Riesen gezimmert, einer alten Standuhr, die jede Stunde ein irisches Lied zum Besten gab — klingen so unendlich traurig, diese irischen Melodieen! — mit wunderlich geschnörkelten Tischen und Armsesseln.

In einem Armsessel saß Florence, bald auf das Tischchen vor sich, bald durch das geöffnete Fenster in die dunstige blaue Nacht hinausstarrend, in die Sterne hinauf, die schläfrig blickten und blinkten. Die Uhr hatte bereits Elf geschlagen — sie sitzt noch immer vor einem Tischchen, auf dessen Marmorplatte ein paar Bücher liegen und ein feines Kästchen von Ebenholz mit wunderlichen Verzierungen von Elfenbein und Silber. Aus





Zeichnung von G. D. Leslie.

An der Quelle.

Heiße Julisonne sendet
Ihre flimmernd goldnen Strahlen
In den Hain der Marmorvilla,
Wo Oliven und Cypressen,
Mastix, Oleanderbäume
Streuen Schatten auf die Stufen
Einer weißen Steinterrasse.

Dort ein Teppich liegt gebreitet
Und das schönste Mädchen Romas,
Des antiken, eine Tänz'rin,
Tanzt zu Flötenton und Liedern
Vor dem jungen, schönen Feldherrn.
Er ist reich und sie ein Mädchen,
Dem das Tanzen ist Gewerbe,

Er ist vornehm, sie die Sklavin
Eines Tänzerinvermiethers.
Doch das Herz läßt sich nicht knechten
Und das ihre schlägt dem Mann zu,
Der die Tänz'rin nur in ihr sieht
Und das Schauspiel ihr bezahlet.

*

An der Quelle ruht die Arme
In der Pause, athemschöpfend,
Um ihr laut Herz zu geschweigen;
Aber kühles Wasser dringt nicht
Bis zum schweren, heißen Herzen,
Nur die Hand netzt's und das arme,
Schwer bedrückte Herz bangt weiter.

dem Kästchen sehen kostbare Perlenschnüre und goldene Ringe und Spangen mit blitzenden rothen und grünen Edelsteinaugen in das Licht. Ist das Licht auch mühselig und trübe — es ist doch immer ein Licht. Was hat Florence mit diesem Schmuck, was soll dieser Anblick in ihrer Trauer, in ihrem Schmerz? — Sie sitzt noch immer — aber endlich senkt sie den Kopf auf die untergelegten nackten Arme — sie schläft. Die goldenen Haare fallen wie ein Schleier über Hals und Nacken. — Und nach einer Weile öffnete sich leise die Thür des Zimmers. Es ist die alte arme Mutter Brigith O'Kelly, welche keinen Schlaf hat und in ihrer Angst und Unruhe durch das Haus wankt, ob sie wo Trost und Ruhe finde. Sie kommt leise näher an das Tischchen, auf dem die Schläferin ruht, erstaunt über den Festschmuck und die Perlen, die heute hier in dieser Stunde ausgebreitet vor ihr liegen. Aber — da ist noch ein Blättchen zuoberst, wie ein Kartenblatt groß — eine flüchtige Zeichnung in Kreide — das Gesicht eines Mannes — es ist Fred O'Kelly.

Die Augen der alten Frau füllen sich mit Thränen und haften eine Minute auf dem Bilde, das sie noch nie gesehen, und eine Minute thränenvoll auf der leise athmenden Schläferin.

Dann wendet sie sich still, wie sie gekommen, und geht zur Thür hinaus. Auch hier kein Trost und keine Ruh'!

Eine kleine Stunde später ist auch das letzte Licht in O'Kelly's Cottage erloschen. —

III.

„Wie viel, Tom Lubbie, wie viel? Ihr sagt mir nicht, wie viel, Tom Lubbie?" fragte Harry Macleod und legte den grauwollenen Morgenrock langsam um seine dürren, langen Gliedmaßen, als ein neuer Regenschauer gegen die Fenster seines Arbeitszimmers rauschte und ein kalter Zug durch das Zimmer ging.

„Dreihundert sicher, Euer Ehren, an die Dreihundertfünfzig gewiß, ohne Weiber und Kinder," erwiederte Tom Lubbie, der Schuster von Killarney, ein rothköpfiges, bettelhaftes, wüstes Subjekt, denn — wer trug in Killarney viel Stiefel und Schuhe? — Stiefel und Schuhe waren in Killarney ein Luxus, und wer von Stiefel- und Schuhflicken leben mußte in Killarney mit Weib und Kind, war übel dran, sehr übel.

„An die Dreihundert gewiß, Euer Ehren," sagte Tom Lubbie zuversichtlich, den triefenden Filz wie im Triumph durch die Luft schwenkend.

„Wenig, wenig das, Tom Lubbie — aber tüchtige Jungens, wie? Mit frechen Kehlen und strammen Fäusten, wie?"

„O, Ehren, Ehren, mächtig gloriose Fäuste und Kehlen! — Na, kenne meine Jungens. Immer hungrig und durstig — o Ehren, der Hunger ist das Meiste und der Durst das Beste an ihnen, und je mehr sie trinken, je mehr Durst," lachte der Schuster mit heiserer, rauher Kehle. „Bei diesem Wetter draußen, — by Jasus, je böser und schlimmer, desto besser — da ist Jack Blaid, der Schmied, und Will Kallum und Iwan Mac Dargei und Joe Pankum, der Pfeifer —"

„Genug, genug, Tom Lubbie!" rief der Advokat, ihm den Arm zur Abwehr entgegenstreckend, da Jener von der Thür, wo er stand, im Eifer auf ihn zu avancirte. „Genug — geht! Es ist acht Uhr, um eine halbe Stunde kommen sie — also aufgepaßt! Kein Wagen darf vorbei, ohne daß ihr's ihnen sagt, ihnen zuschreit, daß ihnen die Ohren gellen, aber nicht auf's Aeußerste, hört ihr, keine Gewalt, beileibe, keine Gewalt, Lubbie — säuberlich, aber tüchtig! — Vor Allen Lord Glenville, den Sheriff, bedenkt. — Ihr wißt's, ein Schilling pro Mann und für euch 'was apart, wenn's glückt, ihr kennt mich, ihr wißt — ihr werdet's thun, Tom Lubbie, von wegen Dem in der Bonischlucht — ihr wißt!" —

„Weiß, Ehren, weiß und geh' durch's Feuer!" schrie Lubbie. „Die O'Kellys sollten sie — das wär' schlimm, bei St. Patrick! — die O'Kellys, die prächtigsten Jungen von Killarney, unsere O'Kellys! — O Ehren, kein Haar auf ihrem Haupt — um hundert Todte kein Haar! — Ich kenn' meine Jungens, sollt' hören von meinen Jungens — geh' schon, Ehren, — sollt sehen, wie wir's machen — säuberlich, aber tüchtig, Ehren!"

Damit schob er sich mit tiefen Bücklingen rückwärts zur Thüre hinaus.

Der Advokat sprang auf, als Jener fort war, riß trotz des strömenden Regens Fenster und Thüren auf, um die dunstige Whiskyatmosphäre, mit der Tom Lubbie seine Junggesellenstube verpestet, zu entfernen. Er ging hinaus. Eine alte Dienstmagd kam eilig und schimpfend mit Scheuerbesen und Lappen, um die Stelle, wo Tom Lubbie an der Schwelle gestanden, von Schmutz und Wasser zu reinigen.

Tom Lubbie stolperte, laut vor sich hin lachend und schwatzend und den nassen Hut um sich schwenkend, die Treppe hinab, zum Hause hinaus.

Draußen schlug ihm der Regen voll in's Gesicht und auf die zerlumpten Kleider. War nichts an ihnen zu verderben, das wußte Tom Lubbie, und der kalte Regen kühlte ihn und that ihm wohl — es war kein trockener Fetzen an ihm, als der immer heiße Gaumen und die Zunge.

Und draußen war an Himmel und Erde kein trockener Fetzen. Niedrige graue Wolken jagten von Westen vom Meere her und in kurzen Pausen, wie in regelmäßigen Athemzügen, schütteten sie den Regen, mit dem das Meer sie getränkt, über die ruinenhafte, in Armuth und Schmutz versunkene Stadt. In den ungepflasterten, schmalen Gassen war das Regenwasser, aus Gossen und von den Dächern strömend, zu weiten Pfützen angestaut, in denen Schweine, Enten und magere, gierige Hunde ihr Wesen trieben, im Kampf um das Dasein, ungestört durch die Haufen von Menschen, die in diesem Schmutz trotz des wüsten Wetters gingen und herumlungerten und herumkneteten.

Trotz des wüsten Wetters standen sie in Haufen, sperrten die enge Gasse, die zum Sitzungssaale der Assisen führte, tranken, fluchten und schimpften, drohten mit erhobenen Knitteln, leeren Flaschen und Fäusten; bettelhaftes, schmutziges Gesindel, Männer und Weiber und Schaaren halbnackter Buben schrieen und tobten desto toller, je ärger Regen und Wind über sie herjagte. Einen Augenblick ward's still. Alle Gesichter, alle Köpfe drehten sich wie die Aehren eines Feldes, vom Winde gejagt, nach dem Eingange der Straße.

Ein langes, von drei mageren dampfenden Pferden gezogenes Gefährt kam Schritt vor Schritt im klatschenden, tiefen Schmutz die Gasse herauf, in ihm vier Männer, von Kopf bis zu Fuß in lange Mäntel und Plaids gehüllt, von denen der Regen niederfloß — Geschworene vom Lande zu den heute beginnenden Assisen.

„Ein cheer den Lords und Gentlemen vom Lande! — Schönes Wetter vom Lande — hussah, vorwärts! — Prächtige Gäule! — Woher des Weges, alter Schimmel, bist doch der Sintflut entwischt? — Haltet ihn, stützt ihn, Jungens, sonst fällt er um und bleibt in der Gosse! —

Im Nu war der Wagen umringt und von einem dichten Schwarm im Schritt und Tritt geleitet. Vergebens hieb der Kutscher auf die matten Gäule.

„Willkommen, Lords und Gentlemen! Aufgepaßt! — Bei St. Patrick! Schont unsere Jungens, rathen's Euch, unsere O'Kellys — kein Haar gekrümmt unseren O'Kellys — oder, by Jasus, kommt kein Tropfen Blut von euch den Weg zurück, den ihr gekommen — kein Blut, nur die Knochen, by Jasus! — Rathen's euch im Guten, kein Haar gekrümmt den O'Kellys!"

So ging das Geheul und Geschrei neben dem Wagen bis in's Thor des Assisenhofs. Die Insassen des Wagens sanken vor diesem wilden Geheul und Geschrei in sich zusammen und ließen über sich ergehen, was über sie kam. Ein Wagen folgte dem andern und ein Wagen nach dem andern wurde in gleicher Weise durch die Gasse eskortirt bis zu seinem Bestimmungsort.

„Der Sheriff, der Sheriff! — Ein cheer dem Sheriff Lord Glenville!" schrie und johlte es jetzt und doppelt und dreifach war das Geheul um den alten, geflickten Verdeckwagen, in dem der Sheriff der Grafschaft nebst dem Bailly jetzt langsam heranfuhr.

„O, mein Lord, mein Lord, habt schlechten Weg — by Jasus! — Gott segne Eure Lordschaft und St. Patrick, Lord Glenville! — Willkommen in Killarney — schont Killarney — das lustige Killarney! Wollen Euch den kürzesten Weg zeigen nach dem Hof — wollen, Euer Edlen!"

Im Nu saßen zwei zerlumpte Burschen hinten auf und klammerten sich an die Eisenrippen des Verdecks, und auf dem Bock saß mit einem affenartigen Satz Tom Lubbie, der Schuster von Killarney, schwenkte den Filz —

„Ein cheer dem Lord Sheriff! — Immer vorwärts, Lord! — Gute Jungens in Killarney," lachte er, rückwärts gewandt, „aber by Jasus! wilde Büffel, wenn sie zornig sind. Bei St. Patrick! Lord, macht sie nicht zornig, reizt sie nicht und den O'Kellys krümmt kein Haar, nicht den Finger drückt den O'Kellys!"

Er setzte eine Flasche Whisky an den Mund, und nachdem er hastig getrunken, streckte er sie Lord Glenville in den Wagen hinein.

„Trinkt, Lord Sheriff!"

„Trinkt, Lord Sheriff!" schrie und johlte und lachte die Eskorte, „auf's Wohl Killarney's, auf's Wohl Irlands!"

„Und auf's Wohl der O'Kellys!" brüllte Tom Lubbie. „Gut, wollt nicht? — Eure Sach' —" schrie er, als seine Lordschaft, ein hageres, kleines Männchen, die Flasche stumm und finster mit Abscheu von sich gestoßen, „wollt nicht? Ist Eure Sach', unsere Sach' ist trinken! — Trinkt nicht," flüsterte er, den Sheriff mit stieren Blicken anstarrend, „aber schont die O'Kellys, die wackersten Jungen von Killarney! — Sage Euch, rathe Euch, Sheriff, schont sie! — Euer Weg ist weit und fahrt bei Nacht durch die Berge — sind tiefe Schluchten, verschwiegene, stille Schluchten in den Bergen, Lord Sheriff — bitt' Euch," schrie Tom Lubbie wieder laut, sich auf dem Wagen aufrichtend und seinen Filz schwenkend, schont die O'Kellys! — Ein dreifacher cheer den O'Kellys!"

Und jetzt, vor dem Assisenhof angelangt, erhob sich ein donnerndes, hallendes Hochrufen auf die O'Kellys, unter dem der Lord Sheriff ausstieg, und das nicht eher erlosch, bis er im düstern Thorwege des Gebäudes — so eilig, als es ihm seine zitternden Kniee gestatteten — verschwunden war.

„Sind jetzt drin, Alle drin, wie die Wachteln im Garn," schrie Tom Lubbie, auf einen wüsten Stein- und Ziegelhaufen kletternd, der an der Mauer fast bis an die Fenster des obern Stocks reichte, „wollen sehen, hören, wie sie es machen. — Aufgepaßt, Jungens, auf's dritte Fenster aufgepaßt! — Alle 'ran und aufgepaßt!"

Und der ganze jauchzende, schreiende Haufe schaarte sich Kopf an Kopf und Schulter an Schulter um das Portal und unter den Fenstern des Gerichtsgebäudes und sah und starrte nach dem dritten Fenster.

Nach einer Weile öffnete sich das dritte Fenster ein wenig, eine Hand schob sich heraus und winkte mit einem schmutzigen rothen Tuch.

„Sie sind vor — sie stehen vor den Schranken!" schrie Tom Lubbie, ein cheer den O'Kellys!"

(Schluß folgt.)

Eine schreckliche Viertelstunde.

Aus d:n Erlebnissen eines Seemanns.

Glühend brannte die heiße Julisonne von dem wolkenlosen Himmel auf das schöne Bremer Vollschiff „Ferdinand" hernieder, das im Sommer 1871 in dem am Chesapeakefluß und etwa eine halbe Meile unterhalb der Stadt Baltimore belegenen kleinen Orte Canton an einem Hafendamme lag, um eine nach Bremen bestimmte Ladung Petroleum einzunehmen. Die anhaltende heiße Witterung hatte das ganze Schiff, Masten, Raaen und Spieren, sehr stark ausgedörrt, jeder Eimer Wasser, mit dem das Verdeck und die Außenseiten des Schiffes, um das Aufspringen der Nähte zu verhindern, mehrere Male am Tage begossen wurden, fiel wie auf einen heißen Stein, und es würde nur eines Funkens bedurft haben, um das ganze hölzerne Gebäude wie Zunder zu entflammen und in Feuer aufgehen zu lassen. Um jeder Gefahr nach Kräften vorzubeugen, waren die strengsten Vorsichtsmaßregeln vom Kapitän anbefohlen worden, der Koch mußte beständig mehrere Gefäße mit Wasser bereit stehen haben, um den sich erhitzenden Schornstein der Kambüse befeuchten zu können, die Pumpenschläuche waren in Bereitschaft und angeschroben, der Mannschaft war das Rauchen auf dem Verdeck untersagt u. s. w.

Diese große Vorsicht war um so mehr geboten, als das Schiff in einer sehr gefährlichen Nachbarschaft, nur etwa fünfzig Schritte von den Canton-Petroleum-Refining-Works nebst den dazu gehörenden Werkstätten und Lagerschuppen lag, in welch' letzteren nach Aussage der in der Raffinerie beschäftigten Arbeiter zur Zeit etwa 50,000 Barrel Petroleum sich befinden sollten. Auf dem Hafendamme lagerten einige fünf- bis sechshundert Barrel rohes Oel, die Tags zuvor aus einem Fahrzeuge dort gelandet worden waren, destillirt werden sollten und noch nicht in die Lagerschuppen geschafft worden waren. Das Schiff lag mit der Steuerbordseite an dem in den Fluß hinausgebauten Hafenwerke und war mittelst der Ankerkette und den sogenannten „Landfesten" (schweren Ketten von geringerer Stärke als erstere) befestigt und zwar auf die Anordnung des Kapitäns glücklicherweise in der Art, daß sämmtliche Landbefestigungen im Falle der Noth ohne irgend welchen Zeitverlust gelöst werden konnten. Der Klüverbaum des Schiffes ragte auf das Land hinauf und bis dicht an den unter freiem Himmel befindlichen Heizapparat der Raffinerie hinan, dem zur Seite mehrere große Steinkohlenhaufen aufgeschichtet und dessen vier Ofenthüren dem Schiffe zugewandt waren. Hinter dem Heizapparat war der Maschinenraum eingerichtet und an diesen schlossen sich drei kolossale, Gasometern ähnliche Kessel, deren einer zur Aufnahme des rohen, zu destillirenden, die beiden anderen zur Aufnahme des halb und des ganz gereinigten Petroleums dienten und von denen zur Zeit ersterer ganz, letztere theilweise gefüllt waren. Von den Kesseln durch einen breiten Fahrweg getrennt, streckten sich vier lange, je zwei und zwei neben einander liegende Schuppen aus, von denen einer der ersten als Küperwerkstatt und Lagerplatz für leere Barrels, die drei anderen als Repositorien für die gefüllten, zur Destillirung oder Verschiffung bestimmten Fässer dienten. Das ganze Etablissement, dessen Grund selbstredend überall mit übergeflossenem Petroleum gesättigt war, wurde durch eine etwa zehn Fuß hohe Mauer von dem Außenverkehr abgeschlossen und war außer den in der Fabrik beschäftigten Arbeitern und der Besatzung des Schiffes Niemandem zugänglich.

Das Beladen des Schiffes war Tags zuvor eingestellt worden, weil der von der Regierung angestellte Ladungsbesichtiger der Qualität des gelieferten Petroleums wegen Schwierigkeiten erhoben hatte und in Folge dessen eine Partie von mehreren tausend Barreln auf's Neue destillirt werden mußte, ein Prozeß, der einige Zeit in Anspruch nehmen sollte. Um nun das in den nächsten Tagen zu liefernde Oel nicht ebenfalls zurückgewiesen zu sehen, hatten die Arbeiter der Fabrik die Destillirkessel am vorhergehenden Abende gereinigt und den Schmutz, der, mit Steinkohlen vermischt, als Heizmaterial verwendet wird, herausgeschafft und auf die Steinkohlenhaufen geworfen. Im Schiffsraum, in welchem der Ventilation wegen sämmtliche Zugänge, die Luken, sowie die Backbord-Bugpforte, eine etwa 10 bis 12 Quadratfuß große und durch schwere Plankenstücke verschließbare Oeffnung, die gewöhnlich nur beim Einnehmen von Holzladungen gebraucht wird, geöffnet waren, lagen bereits 1140 Barrel Oel verstaut.

Die Uhr ging auf zwölf. Der Kapitän war bereits früh Morgens in Geschäften an das Land gegangen und nach Baltimore hinaufgefahren. Die Mannschaft war mit verschiedenen Arbeiten theils an Deck, theils in der Takelung beschäftigt, um das Schiff zu der demnächst anzutretenden Heimreise in Stand zu setzen, und der Steuermann trat gerade aus der Kajüte, um dem Koch mitzutheilen, daß er der Mannschaft das Loosungswort „Hands schoon!" (Hände reinigen zum Essen) zurufen solle, da plötzlich schlug die Flamme aus einer der geöffneten Ofenthüren und ergriff den in der Nähe liegenden Steinkohlenhaufen. Mit rasender Geschwindigkeit, fast schneller als der Blitz breitete das Feuer sich aus, lief über den Boden hin, sprang auf die Dächer der Ladeschuppen und leckte an den Destillirkesseln empor. Kaum eine Minute war vergangen und schon beherrschte das Feuer das ganze Etablissement. Immer höher wurden die Flammen, immer lauter das Geprassel, immer schrecklicher die Glut, welche aus dem Feuermeer nach dem Schiff ausstrahlte. Da war für die Mannschaft keine Zeit zu verlieren, wollte sie Schiff und Leben retten. Wohl einen Augenblick durch die Ueberraschung betäubt, gewann doch Jeder schnell seine Kaltblütigkeit wieder, um der mit jeder Sekunde größer werdenden Gefahr muthig in's

Auge zu schauen. Fünf Matrosen sprangen an das Land, um dem Befehle des Steuermanns gemäß die Ketten zu lösen, ein anderer brachte eine Nothflagge in den Mast, um Hülfe herbeizurufen, und die Uebrigen waren beschäftigt, ein Kabeltau für die, wie man hoffte, zur Rettung herbeikommenden Dampfer auf das Verdeck zu bringen und in Bereitschaft zu halten. Von dem Verhalten der Mannschaft hing Alles ab, aber ein Jeder erkannte die Gefahr und arbeitete mit fast übermenschlichen Kräften.

Mittlerweile hatte das Feuer die Destillirkessel dermaßen erhitzt, daß die Deckel derselben durch die im Innern sich entwickelnden Dämpfe und Gase mit kanonenschußähnlichem Knall einer nach dem andern in die Luft gesprengt wurden. Mehrere hundert Fuß wälzten die Flammen sich empor, die glühende Lohe schoß nach allen Seiten auseinander, um sich oben zu einem tiefschwarzen Rauche wieder zu vereinigen. Das knatterte und prasselte, wogte und wirbelte, bald, wenn der Wind die Lohe auseinander trieb, mit einem Geräusch, als ob ein großes Segel von dem wüthenden Orkan gepeitscht und zerfetzt werde, dann wieder, wenn eine Anzahl der in den Schuppen lagernden gefüllten Barrel vom Feuer ergriffen wurde und dieselben zersprangen, als höre man Kleingewehrfeuer. Der Lärm war so laut, daß man auf dem „Ferdinand" fast sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Die Mannschaft schwebte in der größten Gefahr, aus der nirgends ein Ausweg erschien. Von Schleppdampfern, deren gewöhnlich unzählige auf dem Fluß umherschwärmen, zeigte sich noch keiner, nach dem Lande zu war der Weg durch das Feuer abgeschnitten, auf dem Wasser ebenfalls. Das brennende Petroleum stürzte sich in breiten Strömen von dem höher gelegenen Terrain in den Fluß und breitete sich auf dem Wasser mehr und mehr aus; das einzige Boot, welches die Mannschaft im Wasser liegen hatte, war schon vom Feuer ergriffen und verbrannt, ehe es von dem Vordertheil des Schiffes, wo es befestigt war, entfernt werden konnte, eines der anderen Boote flott zu machen, würde zu viel Zeit gekostet und der auf dem Wasser schwimmenden Feuermassen wegen ebenfalls nichts genützt haben. Ueber Bord springen und schwimmend einen Fluchtversuch machen, hieß sich einem gewissen und qualvollen Tode weihen. Es blieb nichts Anderes übrig, als mit Geduld auf Hülfe zu warten.

Mit Geduld warten! Wahrlich eine schwere Arbeit, wenn die Gefahr mit Riesenschritten wächst, wenn der Tod Einem entgegengrinst, wenn man jeden Augenblick mit dem Schiff in die Luft gesprengt zu werden erwartet.

Die bedeutende aus dem Feuermeer ausströmende Hitze konnte selbstverständlich nicht ohne Wirkung auf das Schiff bleiben. Erst fing das über der Backe ausgespannte Sonnensegel Feuer, dann begann hier ein Tau zu brennen, dort eine Spiere zu rauchen, und kaum fünf Minuten nach Ausbruch des Feuers brannte die Backbordseite und das Verdeck des „Ferdinand" ebenfalls. Glücklicherweise waren Wanten und das sogenannte stehende Gut aus Drahttauwerk verfertigt, sonst würden möglicherweise die Masten durch den immer heftiger werdenden Wind, der jedoch vom Schiffe nach dem Feuer hin wehte, über Bord geschlagen sein. Immer größer wurde die Hitze, immer höher schlugen die Flammen am Land empor, immer qualvoller wurde der Aufenthalt auf dem Schiff und immer noch zeigte sich keine Hülfe, soviel die Mannschaft auch nach allen Seiten ausschauen mochte. Zwar hätte sie gleich bei Beginn der Feuersbrunst gerettet werden können, wenn ein in unmittelbarer Nähe liegendes deutsches Schiff ein Boot geschickt hätte; die Besatzung desselben hatte aber, obgleich es in verhältnißmäßiger Sicherheit lag, doch alle Hände voll zu thun, um die eigenen Anker und Ketten einzuwinden und selbst weiter in den Strom hinaus zu kommen. Jede Minute däuchte den Bedrängten auf dem „Ferdinand" eine Ewigkeit, allein eine Minute nach der andern verstrich und die Lage wurde immer kritischer.

Gott sei Dank! Endlich sah man die ersten Anstalten treffen, um Hülfe zu bringen. Am Bord eines an den Schuppen der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn auf Locust Point liegenden Norddeutschen Lloyddampfers wurde ein Boot in's Wasser gelassen und bemannt, leider aber betrug die Entfernung mehr als eine halbe deutsche Meile, so daß, ehe das Boot den „Ferdinand" erreicht haben würde, dieser schon lange vollständig verbrannt oder in die Luft gesprengt gewesen wäre. Allein so gering die Aussichten auf Rettung auch immer noch sein mochten, man hatte in der Stadt die Noth gesehen und die Hoffnung zog auf's Neue in die Brust der bremer Seeleute ein. Und da kam auch schon ein den Wimpel der amerikanischen Regierung führender kleiner Dampfer hinter der nächsten Landspitze hervor, dann noch einer und noch einer, die alle mit voller Kraft nach dem „Ferdinand" hineilten.

Wohl nie hat eine Schiffsmannschaft, wenn dieselbe sich nach langer Seereise dem Hafen näherte, einen Schleppdampfer, der den letzten Abschnitt der Reise abkürzen soll, mit gleicher Freude begrüßt. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich jeder Brust, die Hoffnung belebte den Muth wieder und von der dumpfen Resignation, die sich schon eingestellt hatte und mit der die Besatzung ihr schreckliches Ende erwartete, war keine Spur mehr vorhanden. Dennoch schien es ihr eben so viel Stunden zu dauern als es Minuten währte, bis die Dampfer ganz nahe herangekommen waren.

Der Regierungsdampfer, ein kleiner Zollkreuzer, durfte sich, weil aus Holz gebaut, nicht an das Schiff hinanwagen, sondern mußte sich begnügen, die fünf Matrosen am Lande, deren Lage wenig besser war als die der Leute am Bord, aufzunehmen. Sie hatten sich vor der Wuth des Elements bis auf die äußerste Spitze des Hafenwerks zurückziehen und einige dort zum Befestigen der Ketten dienende und mit Eisen beschlagene Pfähle erklimmen müssen. Zu ihren Füßen brannte das ausströmende Oel, der mit Petroleum getränkte Grund und das Wasser, über ihnen die Bedachung des Hafenwerkes. Nur an der einen Seite des letztern war eine kleine Stelle freies Wasser und dort gelang es auch dem Zollkreuzer, die fünf Mann an Bord zu nehmen.

Mittlerweile waren vier andere eiserne Schleppdampfer an das Schiff herangekommen und hatten das Kabeltau, das vor der Hitze geschützt worden war, in Empfang genommen. An den „Ferdinand" anlegen wollten sie glücklicherweise nicht, wahrscheinlich in der Befürchtung, daß derselbe jeden Augenblick in die Luft gesprengt werden könnte. Glücklicherweise kann man sagen, weil sonst die Mannschaft das Schiff sofort verlassen hätte und dieses ohne Zweifel verloren gewesen wäre. Die Dampfer zogen an, ein Ruck und der „Ferdinand" setzte sich in Bewegung.

Doch halt! Was war das? Fünfzig Fuß weit hatte das Schiff sich vom Feuer entfernt, da hörte die Bewegung auf und so sehr die vereinten Kräfte der Dampfer sich auch abmühten, es rührte sich um keinen Zoll weiter vorwärts. Sollte es, nun die Rettung so nahe war, auf dem Grunde festgerathen sein? Das war kaum denkbar, denn überall in der Nähe standen zwanzig und mehr Fuß Wasser und der Tiefgang des Schiffes betrug nur etwa siebenzehn Fuß. Doch die Mannschaften der Dampfer erkannten schon das Hinderniß. Flott war das Schiff, aber so viel und so laut die Leute auch schrieen, das Prasseln des Feuers übertönte ihre Stimmen und nur aus ihren Gesten und Handbewegungen konnte die Mannschaft des „Ferdinand" verstehen, daß das Hinderniß auf dem Vordertheil des Schiffes sich befinden müsse.

Aber wer wollte das Wagestück unternehmen und sich auf den brennenden Bug, in die schreckliche, von den Petroleumkesseln ausstrahlende Hitze wagen? Doch da half kein Besinnen, jede Sekunde war kostbar und unersetzlich. Einer der Steuerleute sprang schnell, nachdem er sich einen Eimer schmutzigen Wassers, mit welchem der Steward die Kajüte gereinigt hatte, des einzigen Wassers, das sich am Bord noch vorfand, über den Kopf gestürzt hatte, nach dem Vordertheil und sah über den Bug, wo er auch alsbald das Hinderniß entdeckte. Der „Pentreep", eine etwa einen Zoll starke Kette, in welcher der Anker unter dem Krahnbalken hängt, war an der Backbordseite abgeschmolzen oder vielmehr glühend geworden und hatte das Gewicht des vielleicht 2500 Pfund schweren Ankers nicht mehr zu tragen vermocht, dieser war gefallen und das Schiff lag verankert.

Dieß sehen und die Ankerkette bei dem Fünfzehnfadenschenkel lösen und über Bord gleiten lassen, war für den Steuermann, dem einer der Matrosen zu Hülfe geeilt war, das Werk einer halben Minute. Und es wurde wirklich für die beiden Seeleute Zeit, daß sie sich aus der Hitze entfernten, denn Haar und Bart versengten, die Kleider fielen wie Zunder vom Leib und faßten hier und dort Feuer.

Kaum war das Schiff von seiner Fessel befreit, als es sich durch die gesammten Kräfte der Dampfer unter lautem Hurrah, in das wohl Niemand so begeistert einstimmte wie die Mannschaft des brennenden Schiffes, wieder in Bewegung setzte und in den Strom hinausfuhr. Als es aber erst einmal in Gang gebracht war, legten sich auch sogleich zwei Dampfer vor den Bug, die mit aller Macht die brennenden Seiten, Raaen, Spieren 2c. des Schiffes mittelst ihrer Dampfspritzen zu löschen begannen. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, als das Schiff in der Mitte des Stromes vor Anker gelegt war, gelang es ihnen, von den anderen beiden Dampfern unterstützt, den Brand zu dämpfen, da die Ladung, obgleich es in einer Entfernung von anderthalb Fuß von derselben brannte, doch noch kein Feuer gefangen hatte.

Vom Beginn der Feuersbrunst bis zum Augenblick, als der Anker im Flusse fiel, war wenig mehr als eine Viertelstunde Zeit vergangen, wenngleich die Mannschaft geglaubt hatte, es seien Stunden verflossen. Mit leichtem Herzen ging sie daran, die Dampfer bei ihren Löscharbeiten zu unterstützen und das Wrack aufzuklaren, und als sich endlich nach einer guten Stunde angestrengten Arbeitens kein Funken Feuer mehr zeigte, hat wohl Jeder im Stillen Gott gedankt, daß er ihn aus dieser schweren Gefahr glücklich gerettet habe.

Daß der Koch sein Mittagessen dießmal vergeblich gekocht hatte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, der Appetit, über den gewöhnlich kein Seemann zu klagen hat, war Allen vergangen. Noch während der Löscharbeiten traf auch der Kapitän, der in der Stadt die Nachricht von der Feuersbrunst erhalten hatte und sofort an Bord geeilt war, mit schreckensbleichem Gesicht ein, er hatte sich die Gefahr und den Schaden, welchen das Schiff gelitten, wohl kaum so groß vorgestellt. Am Nachmittag und in der Nacht wurden überall im Schiffe Posten ausgestellt, um einen etwaigen erneuten Ausbruch des Feuers sofort zu entdecken und dämpfen zu können, glücklicherweise war diese Vorsicht jedoch umsonst.

Die ganze Nacht über konnte die Mannschaft das schrecklich schöne Schauspiel, welches das Feuermeer am Lande bot, genießen und erst gegen Morgen war Alles vollständig ausgebrannt. Die Bemühungen der baltimorer Feuerwehr, die vom ersten Augenblick an beständig am Platze gewesen war und dem Feuer von der Landseite her Einhalt zu thun versucht hatte, konnten selbstredend nichts nützen, und von dem ganzen großen Etablissement war nur ein ungeheurer rauchender Trümmerhaufen übrig geblieben. Der angerichtete Schaden war ein sehr beträchtlicher und belief sich, da nicht nur sämmtliche Gebäude und Apparate der Raffinerie zerstört waren, sondern auch ein Flügel einer benachbarten Fabrik ausgebrannt war, auf mehrere hunderttausend Dollars. Aber auch der „Ferdinand" hatte schwer gelitten und bedurfte einer bedeutenden Reparatur, deren Kosten sich ebenfalls auf etwa zehntausend Dollars belaufen haben sollen. Ausnahmsweise wurde dem Schiff, als es am nächsten Morgen nach der Stadt Baltimore zurückgeschleppt wurde, gestattet, um die Reparaturen möglichst zu beschleunigen, die am Bord befindliche Ladung im Schiffsraum zu behalten, dennoch nahmen die Zimmerarbeiten volle sechs Wochen in Anspruch, ehe der „Ferdinand" zur Einnahme seiner Restladung bereit war.

Zum Schlusse mag hier noch erwähnt sein, daß der „Ferdinand" seinem Schicksale doch nicht entgangen ist. Auf einer spätern Reise brach in Pensacola, wo das Schiff eine Holzladung einnahm, Feuer aus, wobei es bis auf den Wasserspiegel abbrannte und vollständig zerstört wurde.

Aus der Mühle.

Erzählung

von

Alfred Annaburger.

(Schluß.)

Es lag nicht in der Art der Großmutter, nachdem sie einmal „Ja" gesagt hatte, Anna noch mit viel Bedenklichkeiten und Kopfschütteln zu quälen oder etwa die Sache hinzuhalten und die Geduld — hier so viel wie Liebe — des Doktors auf die Probe zu stellen; im Gegentheil, sie betrieb die Heirath der Enkelin mit dem Eifer, mit dem sie jede einmal beschlossene Sache auszuführen gewohnt war. Sie ging zum Herrn Pastor hinüber und befragte ihn, wann er seiner Tochter Hochzeit einzurichten gedenke und ob es ihm nicht passend erschiene, wenn seine und ihre Kinder zusammen Hochzeit hielten, — für das Essen und Trinken wolle sie sorgen, dagegen wolle sie sie mit den Ihrigen im Pfarrhause feiern. Nicht aber weil sie sich genire vor dem städtischen Schwiegersohne, sondern weil die jungen Leute dann gemeinsam in der Stadt leben würden und durch eine solche gemeinsame Feier ein noch festeres Band sich um sie Alle schlingen würde.

Dieser Vorschlag war dem Pastor genehm und allen anderen Betheiligten auch, und so wurde denn für den Herbst der Hochzeitstag bestimmt und auch wirklich zu allgemeiner Zufriedenheit gefeiert.

Kisten und Kästen voll blendend weißer Wäsche, auf viele, viele Jahre ausreichend, dazu noch unverarbeitete Leinwand waren der jungen Frau Doktor in die Stadt vorangeschickt.

„Geschirre und Möbel," sagte die Großmutter zu den Kindern, „mögt ihr in der Stadt kaufen, je nach eurem Wunsche, denn was hier bei mir steht, könnt ihr nicht gebrauchen. Hier sind tausend Thaler. Ihr könnt das Geld in Gottes Namen annehmen; es ist kein Nothpfennig, ich kann es entbehren, ohne darum zu hungern. Solltet ihr einmal in Noth gerathen, so schreibt nur oder kommt auch selber, so werde ich Rath schaffen. Die Anna ist doch meine einzige Erbin; nur der Peter hat ein Legat, mein Testament ist gemacht."

Der Wagen stand schon vor der Thür; die Pferde hatten rothe Schleifen am Kopfgeschirr und an den Schweifen und der Kutscher an der Peitsche; anders darf es nicht sein bei einer Hochzeitsfuhre.

Frau Christiane Wolf thut, als wäre sie von Stein, und schilt den Peter, welcher wie ein Kind weint, einen albernen Menschen. Zuletzt faßt sie Anna beim Kopf, küßt sie heftig und legt sie ihrem jungen Mann in die Arme.

„Da, mein Sohn," sagt sie mit fast erstickender Stimme, — sonst pflegte sie „Herr Doktor" zu sagen, — „da haben Sie, was mich noch hielt auf dieser Welt, ein unverdorbenes Kind, meines Alters Freude, seien Sie nachsichtig und geduldig mit ihr; die Liebe verträgt Alles und duldet Alles. Und nun behüte euch Gott. Steigt ein!"

Fort rasselte der Wagen. Als sie in der Stadt ankamen, war es Nacht.

Wolkenloses Glück im Herzen führte Sander sein junges Weib in das von den Wirthsleuten sinnig mit Blumen geschmückte Quartier, das für den Anfang wohnlich genug eingerichtet war.

„Hier ist nun Dein neues Reich, mein Herz, hier wollen wir wohnen und glücklich sein," sagte er.

„Ja, recht glücklich," flüsterte das junge, blühende Weib und lehnte sich, wie Halt suchend, an seine Schulter.

Am andern Morgen hielt der Brautkutscher, der in der Stadt mit seinen Pferden übernachtet hatte, vor des Doktors Wohnung, um noch einmal von der jungen Frau Abschied zu nehmen und zu fragen, ob sie etwas nach Hause zu bestellen habe, wenn auch nur Grüße.

Die Pferde hatten noch ihren gestrigen Putz.

Zufällig kam der Kreisrichter Assing mit einem Bekannten des Weges daher.

„Sander scheint doch eine tüchtige Praxis zu haben," sagte Letzterer, „da steht schon wieder ein Wagen, der ihn abholt."

Der Angeredete lächelte.

„Sie übersehen wohl die bebänderten Pferdeschwänze," erwiederte er, „das ist keine Krankenfuhre. Sander hat gestern geheirathet und das ist sicher sein Brautwagen."

„Wie geschmacklos!"

„Jedenfalls im Geschmack der jungen Frau Doktor, die vermuthlich in kurzen Kleidern und langhängenden Zöpfen auftreten wird."

„Sie scheinen Sie zu kennen."

„Freilich — ein allerliebstes Bauernmädchen; aber

kommen Sie, ich werde Ihnen die Sache erzählen. Kennen Sie den Rektor Ulrich?"

„Einigermaßen, doch nicht näher."

„Der hat sich gestern gleichfalls in den heiligen Stand der Ehe begeben und ist zweifelsohne auch mit buntschleifigen Pferden hier angekommen, höchstens ist in der Farbe ein Unterschied, vielleicht violette, da sein Herr Schwiegerpapa in seinem Dorfe Papst ist. Diese beiden Heirathen hängen einigermaßen zusammen."

Er berichtete nun, was er wußte, und wo es ihm passend schien zur Förderung der Interessantheit, was er nicht wußte.

In den nächsten Tagen wurde von hohen und höchsten Herrschaften in der Stadt viel über diese selbe Sache geredet, natürlich mit dem üblichen Wohlwollen. Einige Mütter sahen ihre für den Standesbeamten reifen Töchter an und sagten bedauernd:

„Die armen Männer!"

Diese selbst aber hatten keine Ahnung von ihrer Armuth und daß sie bedauernswerth seien; sie gingen ihrem Berufe nach, der für den Rektor selbstverständlich trotz seiner Verheirathung unverändert geblieben war, für den Doktor nur den Wechsel einiger Familien bewirkt hatte.

Obige Mütter mit ihren Töchtern zogen vor, gesund zu sein oder nöthigenfalls andern ärztlichen Rath einzuholen; Anderen war es lieb, daß der als tüchtig gekannte Sander verheirathet war.

Jedes Ding hat eben zwei Seiten.

Und während die Männer in oder außer dem Hause arbeiteten, hatten die jungen Frauen mit der Einrichtung ihrer Häuslichkeiten vollauf zu thun. Die Spätnachmittage wurden, da der Herbst sonnige, warme Tage brachte, gewöhnlich in Rektors Garten gemeinsam zugebracht. Erquickliche Stunden für alle Vier.

Aber immer lauer wurden die Sonnenstrahlen, immer fahler und dünner das herbstliche Laub; es war nicht mehr zum Draußensitzen; der eine Grund, zu Rektors zu gehen, fiel weg.

Aber warum auch nur zu Rektors? Es gab noch genug nette Leute in der Stadt, man mußte sie aufsuchen. Anna, an die Einsamkeit und an den Verkehr mit immer denselben Wenigen gewöhnt, fühlte kein Bedürfniß nach weiterem Umgang.

Der Doktor aber, vor seiner Verheirathung ein oft und gern gesehener Gesellschafter, fing an, nachdem die Flitterwochen vorbei waren, etwas zu entbehren. Nicht als ob er sich nicht glücklich gefühlt hätte in seinem Hause, aber es genügte ihm nicht recht; er bedurfte nach der oft schweren und angreifenden Arbeit seines Berufes der Zerstreuung und Aussprache mit Männern.

Frauen wird das oft schwer, einzusehen; sie meinen, ein Mann dürfe keine andere Erholung kennen, als in ihrem Hause. Anna war in dieser Beziehung mancher feingebildeten Dame überlegen; ihr zartes Gefühl hörte das ungesprochene Wort ihres Mannes und kam ihm entgegen, indem sie ihn selbst aufforderte, in seiner frühern Weise mit Männern beim Glase Bier zu plaudern.

Sander war einerseits von dieser liebevollen Rücksicht seiner Frau gerührt, andererseits beschlich ihn eine Art bittern Gefühles, da er sich vorkam als Einer, der dazu erst Erlaubniß einholen müßte.

Dennoch machte er von der ihm widerwärtigen Erlaubniß Gebrauch, und eines Abends suchte er fast schamhaft das alte Gasthaus auf, wo er seine Bekannten wußte.

Es konnte nicht fehlen, daß er mancherlei Witze und Sticheleien anhören mußte.

„Famos!" rief es durcheinander dem Eintretenden entgegen, „Sander lebt noch! Suchen Sie einen Patienten, Herr Doktor, oder trinken Sie einen Schoppen mit uns?"

„Sollte einer von Ihnen krank sein, meine Herren," erwiederte Sander, „was ich aber nicht hoffe, so stehe ich zur Disposition; eigentlich komme ich um des letztern willen."

Er nahm Platz und trank mit Behagen.



Der orientalische Krieg. **Kurdische Irreguläre in Kleinasien.** (S. 535.)

„Aber, lieber Kollege," sagte ein älterer Arzt, „warum verbergen Sie denn Ihre junge Frau vor aller Welt Augen? Sie sind ja schlimmer als der Sultan. Seid nun bald ein Vierteljahr verheirathet — und Sie wissen doch, wie unsere Frauen brennen, die neue Mitbürgerin kennen zu lernen. Rektor Ulrich, mit dem ich befreundet bin, hat uns schon vor längerer Zeit seine junge Frau vorgestellt, und die Beiden wußten nicht genug von der Ihrigen zu rühmen. Sie treibt ja wohl auch Medizinpfuscherei — sit venia verbo — nicht so?"

„Allerdings, Herr Kollege," entgegnete Sander, „und das ist gerade der Grund unserer Bekanntschaft und die Gelegenheit, bei der ich den Charakter meiner Frau erkennen und lieben lernte."

„Nun, ich denke," nahm der Andere wieder das Wort, „Sie werden wenigstens uns Kollegen das Vergnügen machen, mit Ihrer Frau uns zu besuchen. Ich meine es ehrlich, wenn ich ‚Vergnügen' sage, den Frauen müssen Sie schon verzeihen, wenn sie zuerst ihre Neugierde befriedigen wollen."

Sander versprach zu kommen.

Als er darnach nach Hause zurückkehrte und ein warmes, erleuchtetes Zimmer vorfand, und seine Frau, die den Schritt des Kommenden erkannt hatte, ihm in der Thür mit herzlichem Gruß entgegentrat: da schwand jede Spur von unangenehmer Stimmung, in die ihn die Neckereien im Wirthshause versetzt hatten.

Wie behaglich hatte sie ihm sein Heim eingerichtet und wie war sie selbst reizend, ein anspruchsloses, sich ganz hingebendes Weib, die nichts mehr vom Leben heischte, als lieb haben und geliebt zu werden. Und Sander verstand die Sprache dieser treuen Augen; er fühlte, daß Anna mehr besaß, als körperliche Schönheit. Mit fast bräutlicher Leidenschaft umschlang er sie und drückte sie an's Herz.

Dann saßen sie Hand in Hand auf dem Sopha und Sander erzählte, wie er seinen Kollegen versprochen hätte, sie mit der Frau zu besuchen.

„Du weißt," entgegnete Anna, „wie wenig mir daran liegt, mit anderen Menschen in Verkehr zu treten; hier in unserem Hause bin ich zufrieden und glücklich, doch wenn Du meinst, daß die Sitte der Stadt es fordert, so bin ich um Deinetwillen gerne bereit, mit Dir zu gehen, wohin Du willst."

An einem der nächsten Tage wurde der Entschluß ausgeführt.

Anna hatte sich längst in Bezug auf ihre Kleidung der städtischen Sitte gefügt; heute trug sie ein elegantes schwarzes Seidenkleid, ein eng anliegendes, so daß die schönen Verhältnisse ihrer herrlichen Formen zur Geltung kamen; darüber einen feinen modischen Wintermantel und Hut, der die Fülle des schönsten Haares schlechterdings nicht zu verbergen vermochte — Alles Geschenke ihres Mannes; und wie er sie so vor sich sah in voller Toilette, konnte er kaum in ihr das schlichte Bauernmädchen aus den Bergen wieder finden. Nichtsdestoweniger bangte ihm einigermaßen vor diesen Besuchen; war es Scham, daß er fürchtete, seine Frau werde nicht bestehen in der Beobachtung der ihr ungewohnten Formen oder in der Konversation mit den vielleicht rücksichtslosen Frauen? Seine Befürchtungen waren nicht ganz grundlos. Zwar die Männer beugten sich bewundernd vor der reizvollen Schönheit der jugendlichen Frau, die Frauen und älteren Töchter aber wurden eben dadurch von Neid erfüllt und versuchten um so mehr, dieser Landpomeranze gegenüber ihre jämmerliche Leihbibliothekbildung leuchten zu lassen.

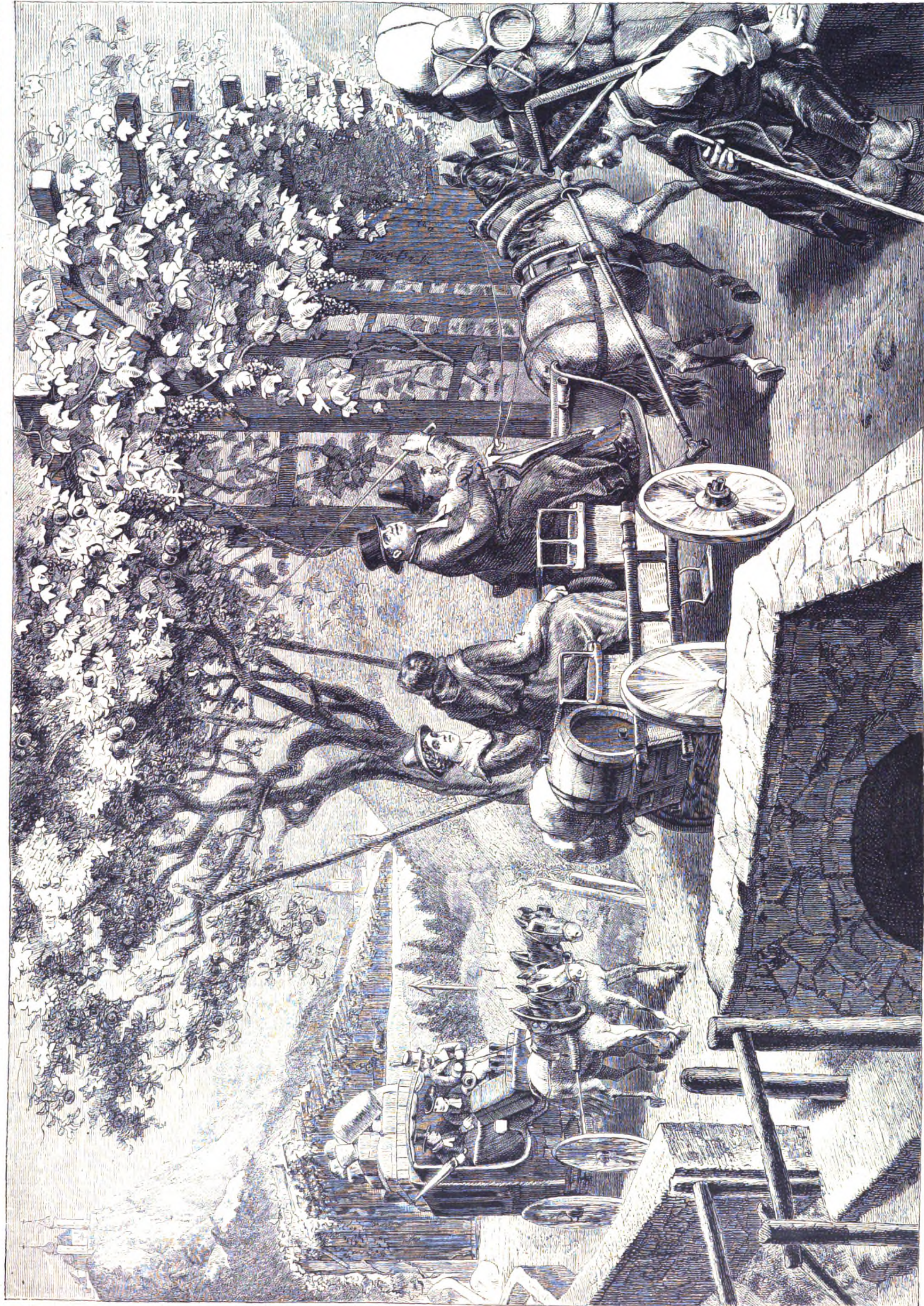
Anna war viel zu klug, um das nicht zu merken, zu klug, um an sich irgend eine Empfindlichkeit merken zu lassen; sie bestand vortrefflich bei dieser Art geistigen Spießruthenlaufens, wenn Jene es auch nicht zugeben wollten.

Dennoch war es ihr nicht zu verdenken, wenn der schon vorher geringe Appetit nach der „feinen Gesellschaft" nun völlig geschwunden war. Sie sprach das rückhaltslos gegen ihren Mann aus.

Sander, der fast überrascht war über das taktvolle, ja würdevolle Benehmen seiner Frau und sich eben freuen wollte über die Erfahrung, daß er, ohne zu erröthen, in jeder Gesellschaft mit derselben auftreten könne, hörte das ungern; es sei das doch wohl mindestens ein Vorurtheil gegen die städtische Gesellschaft, wie sie selbst es an dieser übel vermerke.

Sander hatte bis dahin nicht das Glück gehabt, mit Frauen von wahrer Bildung des Herzens und Geistes zu verkehren; seine Bekanntschaften stammten aus Ressourcen, Bällen, Liebhabertheatern und ähnlichen Gelegenheiten. Und nicht zu leugnen ist, daß gerade in jenen Kreisen oft eine erstaunliche Halbheit und Hohlheit herrscht. Sander, ein liebenswürdiger und gutmüthiger Mensch, aber nicht gerade tief angelegt, sah sich, zumal als hoffnungerregender Junggeselle, von mancherlei Aufmerksamkeiten und zarten Rücksichten umgeben, daß er sich gern durch die getünchte Außenseite der Gesellschaft täuschen ließ. Sein besseres Ich erwachte plötzlich, als er Anna sah und kennen lernte, und bewundernswürdig war der Scharfblick, mit welchem er sofort die Echtheit dieser Perle erkannte. Nichtsdestoweniger hing er doch noch mit vielen Fasern an jenen Menschen, mit denen er früher ausschließlich umgegangen war, und da er weder diese, noch seine in Wahrheit geliebte Frau lassen wollte, so schien ihm das einfachste Mittel, beides zu vereinigen, wenn seine Frau mit ihm theilnehme an den geselligen Vergnügungen der Stadt.

Die Zeit, da man mit der Geliebten auf irgend einer kleinen Insel, recht weit hinten im großen Weltmeere, ganz allein das Leben zuzubringen für die Summa irdischen Glückes



Auf einer südtyrolischen Straße. Originalzeichnung von A. Palm. (S. 522.)

hält — die Zeit schwindet sehr bald, war auch für Sander schon geschwunden, — aber seine Liebe nicht. Anna, deren ebenso praktische wie sinnige Natur sich nie solchen idealen Träumereien hingegeben hatte, machte gerade das Umgekehrte durch; mit jedem Tage wurde ihr ihr Mann und ihr Haus lieber, so daß sie in dem Besitz, dem ungestörten Besitz dieser beiden, ein nicht gesuchtes Utopien gefunden hatte.

Ihr einziger lieber Umgang war mit Rektors; auch diese machten wenig öffentliche Lustbarkeiten mit, aber sie vermieden sie nicht ängstlich und gingen, mit sich und der Welt zufrieden, auf heiterer Mittelstraße ruhig ihres Weges dahin.

„Ziehen Sie sich," sagte der joviale Mann zu Anna, „nicht geflissentlich von Allem zurück, Sie sind es Ihrem Manne schuldig, an Diesem und Jenem theilzunehmen; begegnet Ihnen eine Taktlosigkeit, so stopfen sie den miserablen Klatschbasen gehörig den Mund. Es ist hier Mode, daß junge Eheleute, wenn sie Visiten gemacht haben, eingeladen werden, das nennt man Abfütterungen; wir wissen recht gut, daß die Einladenden froh sind, wenn recht Viele absagen, trotzdem man sich hinterher ungemeines Bedauern ausdrückt, — aber was hilft das Alles: mit den Wölfen muß man heulen. Sie sind in der Lage, es mitmachen zu können, thun Sie es so nobel wie möglich, böse Zungen bringt man am besten durch gutes und reichliches Essen zum Schweigen."

Anna verkannte nicht, was in diesen Worten richtig und wohlgemeint war, und beschloß, soweit sie es über sich vermochte, dem darin enthaltenen Rathe zu folgen. Aber es wurde ihr sehr sauer gemacht. Der Widerstand etlicher Damen, die es dem Bauernmädchen nie verzeihen konnten, daß sie eine so annehmbare Partie, wie den Doktor Sander, ihnen vor der Nase weggeschnappt hatte, war und blieb unüberwindlich. Anna selbst schämte sich weder ihrer Herkunft, noch vermied sie es ängstlich, davon zu reden — aber es war etwas Anderes, ob sie es selbst sagte oder ob es ihr von Anderen in malitiöser Weise vorgehalten wurde.

Das geschah freilich meistens mit der Klugheit, daß der Doktor, ihr Mann, es nicht hörte.

Wie der Tropfen den Stein höhlt, so kam denn auch in das harmlose Gemüth Anna's bei den sich wiederholenden Ungezogenheiten, die sie aus Liebe zu ihrem Mann in der eigenen Brust verschloß, eine gewisse Erbitterung und ihr sonst so frisches Wesen wurde gedrückt.

Sander merkte das wohl, schob es aber anderen, natürlichen Gründen zu. Außerdem ging der Winter zu Ende. Eis und Schnee waren längst dahin, die Staare meldeten den Frühling. Und er kam. Da zog ein wunderbares Sehnen durch das Herz der jungen Frau.

Sie hatte von ihrem Fenster aus einen Blick auf grün werdende Bäume und darüber hinweg auf die Berge, deren Blau von Tag zu Tag sommerlicher wurde. Ob er mich wohl noch so lieb hat wie an jenem Tag? Ob er mich so lieb hat wie damals dort in den Bergen?

Da trat er ein, an den sie dachte.

„Du siehst ja so trübselig aus, liebe Frau," sagte er.

„Ich dachte an die Großmutter," entgegnete sie; „könnten wir nicht einmal hinfahren?"

„Die Wege sind im Frühjahr zu schlecht und eine so lange Fahrt auf schlechtem Wege könnte Dir jetzt schädlich sein. Warte bis zum Sommer, wenn Alles vorbei ist —" und er strich ihr liebkosend über das glatte Haar.

„Lieber Erich, mir ist gerade jetzt oft recht bange, Du bist, Deinem Berufe nachgehend, so viel außerm Hause. Kann ich nicht einmal die Großmutter zu uns bitten?"

„Der alten Frau würde die Fahrt auch sehr beschwerlich sein." —

„O, sie kommt gewiß, sobald ich sie bitte."

„Warte damit noch, bis sie Dich zugleich pflegen kann."

Mit diesen Worten setzte er sich an seinen Arbeitstisch.

Und es kam die Zeit, wo das junge Weib der Pflege bedurfte. Als das Lied der Nachtigallen verstummte, kam ihre schwere Stunde, aber sie überstand sie mit Kraft und Glück, und mit seliger Lust drückte sie ein Knäblein an ihre Brust.

Auch Sander empfand eine ungekannte, ungeahnte Freude und schrieb selbst an die Großmutter, sie bittend, Lust und Sorge mit ihnen zu theilen.

Die alte Frau, obgleich selbst schon recht hinfällig, säumte keinen Augenblick, dieser Aufforderung nachzukommen. Es war eine herzinnige Freude, als sich die Beiden wiedersahen. Sobald es anging, kam auch die Frau Rektor und freute sich mit über das Glück und über das bekannte Gesicht aus der Heimat.

Etliche wohlmeinendere Frauen aus der Sander'schen Bekanntschaft hielten es nun ebenfalls für ihre Pflicht, der jungen Wöchnerin ihren Besuch zu machen. Es wurde dem Doktor merklich schwer, die alte, bäuerlich gekleidete Frau als seine Schwiegermutter vorzustellen.

Der Frau Christiane Wolf entging das nicht, aber sie sagte nichts.

Als es so weit war, daß Anna einen Ausgang machen konnte, sagte sie zu ihrem Mann:

„Lieber, laß uns zusammen zu Rektors gehen, daß wir ein Stündchen bei ihnen im Garten sitzen. Die Großmutter möchte auch einmal sehen, wo und wie Jene wohnen."

„Geht ihr nur voran," entgegnete Sander, „ich habe noch etwas zu thun, werde aber nachkommen."

Die Großmutter sagte:

„Nicht doch, Herr Doktor, den ersten Ausgang muß die Frau mit ihrem Mann machen; ich werde bei dem Kinde bleiben und ein andermal mit der Anna gehen."

Sander sah, daß diese Frau ihn durchschaute und schämte sich. Anna empfand ein Weh; aber es geschah doch so, wie Christiane Wolf wollte.

Tags darauf packte Letztere in aller Stille ihre Sachen zusammen und nahm Abschied. So schmerzlich es Anna war, die geliebte Großmutter wieder fortziehen zu sehen, redete sie ihr doch mit keinem Worte zu, zu bleiben; sie kannte auch ihre Art.

„Wollen Sie schon wieder fort?" sagte Sander.

„Ja, Herr Doktor, es ist Zeit für mich. Anna bedarf meiner nicht mehr und ich muß nach dem Meinigen sehen. Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen von Anfang an gesagt habe: ‚Anna ist nur ein Bauernmädchen und ihre Großmutter eine Bäuerin.'"

Und ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen, gab sie ihm die Hand, küßte Anna und ihr Kind und ging rüstigen Schrittes zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, wo der von ihr bestellte Wagen schon wartete.

Anna hatte sie begleiten wollen, doch sie schob sie sanft in's Zimmer zurück:

„Bleibe, Dein Platz ist bei Deinem Manne!"

Die Beiden, allein zurückgelassen, sprachen kein Wort, und doch hätten sie mancherlei Gedanken und Empfindungen auszutauschen gehabt. Aber es lag wie ein Alp auf ihren Herzen War denn etwas Besonderes vorgefallen? Das Leben setzt sich zusammen aus Kleinigkeiten. Der Doktor hätte aus seiner Wissenschaft den Grundsatz wissen müssen: principiis obsta.

Einen Schneeball kann man mit der Hand zerdrücken, von der Lawine wird man zerdrückt. Beide vernahmen mit Schrecken den ersten hörbaren Mißton zwischen sich. Und wenn er auch wieder verklang, besonders durch die Vermittlung des gemeinsamen süßen Kindes, so kehrte er doch nicht selten, zuweilen durch die geringfügigsten Anlässe geweckt, wieder und drohte dauernd zu werden.

Beide litten und suchten nach Gründen. Sander ärgerte sich, daß man hartnäckig seiner Frau mit Kühlheit und steifer Zurückziehung begegnete, aber statt Jenen zu zürnen und sie ganz zu meiden, oder statt sich zu zürnen, daß er zu schwach war, rückhaltlos die Partei seiner Frau zu nehmen, suchte er in dieser selbst den Grund mancher mißliebigen Erfahrungen. Das ist der Egoismus des Herzens, der, wenn er auch durch die Gunst der Verhältnisse nicht immer zum Verbrechen wird, so doch uns zur Ungerechtigkeit verführt und überall Schuld sieht, nur nicht in dem eigenen Ich.

Anna war auch in diesem Punkt überlegener; sie fragte sich gewissenhaft nach dem Antheil ihrer Schuld.

„Ich bin ihm nicht genug," sagte sie sich mit Wehmuth, „ich wußte es gleich, aber ich glaubte, die Liebe wäre stärker, und an seiner Liebe mag ich nicht zweifeln."

*

Der Sommer ging zu Ende und Rektors rüsteten zum Abzug. Der Vater hatte geschrieben, daß er gesonnen sei, das Amt zu quittiren. Patron und Behörde bestätigten die Wahl Ulrichs; die Gemeinde kannte und liebte ihn.

Zum ersten Oktober sollte er antreten. Damit war der letzte Halt, den Anna in der Stadt hatte, dahin. Sie wäre wohl gern einmal im Laufe des Sommers mit ihrem Kinde nach Petersgrund gefahren, aber gerade weil sie durch dienstbeflissene Zungen erfuhr, daß man in der Stadt sage, es gehe nicht gut bei Sanders, gerade deßhalb blieb sie. Sie hatte ja ihr Kind, ein süßes, liebes Kind, und um eines solchen willen läßt sich schon Manches ertragen. Das Jammervolle war, daß eigentlich von keinem Zerwürfniß die Rede war. Sander liebte seine Frau, er war nur nicht stark genug, um Vorurtheile zu besiegen, und aus diesem steten, zum Theil bewußten, zum Theil unbewußten innern Kampfe folgte eine allzu häufig wiederkehrende, fast andauernde Verstimmung.

Als es aber wieder Frühling wurde und der alte Peter schrieb, daß die Großmutter bedenklich kränkelte, da bat Anna ihren Mann, daß er sie ziehen lasse, „und," sagte sie leise, gewaltige innere Bewegung bekämpfend, „ich werde bleiben, bis Du mich zurückrufst. Das ist uns vielleicht Beiden das Beste."

„Wie Du willst, liebe Frau, wir werden sehen, wie lange wir's aushalten."

Nun war große Freude in Petersgrund; die Großmutter genas von dem Wiedersehen und auch Peter verjüngte sich um Jahre. Der Mittelpunkt des ganzen Hauses war, wie vor Jahren Anna selbst, nun ihr Kind. Dennoch war ihre Freude nicht vollkommen. Was die Großmutter ihr einst geboten, war ihres eigenen Herzens Forderung geworden: ihr Platz mußte bei ihrem Manne sein.

Und Sander? O, wunderbares Geheimniß des Menschenherzens! Mit dem Augenblicke, wo Anna ging, da fühlte er auf's Neue, was er an ihr habe, was mit ihr von ihm gehe. Wie der Wind ein kleines Feuer ausbläst, aber ein großes zu größerer Flamme anfacht, so macht Trennung geringe Liebe gar aus, große Liebe fester. Seine Mißstimmung schlug um in Weichheit, in Sehnsucht.

Und jeder Tag verstärkte in ihm die Ueberzeugung von dem Werthe seiner Frau. Ja, was mehr, er kam zu dem Bewußtsein seiner eigenen Schuld. Wie öde wurde ihm seine Wohnung ohne Weib und Kind, und wie wenig waren die Gesellschaftsmenschen im Stande, diese Lücke auszufüllen.

Doch will solche Wandlung Zeit haben und immerhin bleibt es schwer, auch das erkannte Unrecht einzugestehen. Wie gern wäre er einmal zu ihr gefahren, aber noch widerstrebte der Stolz; sie sollte kommen oder ihn bitten.

Und das Letztere trat ein, freilich auf mittelbare Weise.

Anna's und sein Kind wurde krank und kränker; eine Weile versuchten die Großmutter und Anna mit ihrer eigenen Erfahrung zu helfen. Aber vergeblich. Eine nie gekannte Angst und damit verbundene Unsicherheit kam über das arme Weib.

„Wir müssen doch zum Doktor schicken," sagte die Großmutter, „nach H. ist's noch am nächsten; der Peter mag hinfahren und einen holen."

„Nein, nein, liebe Großmutter!" rief Anna leidenschaftlich, aber entschieden, „wenn ich einen Doktor nehme, dann nur ihn, des Kindes Vater. Es geht noch schneller, wenn der Peter zu Fuß geht, dann können Sie gleich abfahren, sonst müßten die Pferde zu lange ruhen. Lieber, guter Peter, willst Du?"

Peter war schon auf dem Sprunge, nahm Stock und Mütze, weg war er.

Wie ein gehetztes Thier kam er an. Sander ließ sich in der Schnelligkeit den Zustand der Krankheit erklären, um vermuthungsweise gleich passende Arznei mitzunehmen, und während er selbst in die Apotheke lief, dieselbe zu besorgen, war der Wagen bereit und vor Abend noch war Sander zum zweiten Mal in Petersgrund.

Stumm umarmte er sein Weib, stumm führte sie ihn zu des Kindes Bettchen; da lag es im heftigen Fieber, aber Peter hatte vortrefflich berichtet; das mitgebrachte Mittel war das richtige.

„Wirst Du ihn erhalten, Erich?" fragte Anna ängstlich.

„Es war höchste Zeit, daß Du mich holen ließest; doch ich hoffe."

Nun saßen die Eltern an ihres Kindes Bett, die ganze Nacht und den andern Tag; gegen Abend schlief das Kind endlich ein.

Sander nahm seine Frau bei der Hand und führte sie in den Garten. Es war ihnen Beiden recht wehmüthig um's Herz.

„Ich denke," begann Sander, „das Kind ist gerettet, ich kann nun wieder heimfahren; willst Du mitkommen?"

„Von Herzen gern, lieber Mann, es geht nicht ohne Dich — aber können wir das Kind schon heute mitnehmen?"

„Nein, das geht nicht. Aber ich will Dir etwas sagen. Ich werde noch bleiben."

„O, wie schön, hier mit Dir und ohne Angst."

„Was meinst Du, wenn wir ganz hier blieben?"

„Solltest Du das können? Meinetwegen? Du liebster Mann."

„Anna," sagte er bewegt, „Du hast mich zum zweiten Male kurirt, ich war eine Weile blind; aber nun sehe ich wieder. Verzeihe mir."

Sie verschloß ihm den Mund durch heiße, selige Küsse.

Der Doktor hielt Wort. Die Großmutter ging bald darauf zur ewigen Ruhe, sie hinterließ ein nicht unbeträchtliches Vermögen außer der Mühle, deren Besorgung noch in Peter's Hand liegt. Die Wohnzimmer der Mühle wurden städtisch eingerichtet und die Pastorsleute aus dem Nachbardorfe sind oft darin zum Besuch. Der Doktor hat vollauf zu thun, wirkt in Segen noch heut und ist glücklich und zufrieden, sein guter Engel ist Anna.

Auf südtyrolischer Straße.

(Bild S. 521.)

Wer von der Höhe des Brenners hinabfährt mit der brausenden Lokomotive oder zu Wagen, oder hinabwandert nach der südlichen Seite, dem werden bald, wenn er auch Auge und Sinne ganz dahingegeben an die überwältigenden Wunder der Landschaft, die milderen Lüfte, welche sein Gesicht umfächeln, erinnern, daß er in ein neues, in ein wohligeres und duftig umhüllendes Klima gekommen.

Im raschen Zuge der Eisenbahn wird der Reisende auch im Hochsommer keine belästigende Hitze verspüren und steigt der Wanderer bei der imposant schön gelegenen Franzensveste oder bei dem bischofsherrlichen Brixen oder gar bei der südlichsten aller deutschen Städte, dem früchtegesegneten Botzen aus, so wird ihn ein ganz eigenes neues Leben umgeben.

Da so viele der Reisenden die botzen-meraner Straße ziehen, auch kaum Jemand, welcher nach Südtyrol kommt, diese Straße zu wandern unterläßt, oder auch jährlich Tausende diese Gegend der lieben Gesundheit wegen aufsuchen, so werden sie sich leicht an eines der gesehenen Bilder erinnern, welches dem unsern gleicht.

Es ist Herbst, die Früchte schwellen in unermeßlicher Menge und unabsehbarer Weite. Wohin das Auge sich wendet: von dem edelsten Obst so schwer belastete Bäume, daß sie zahlreiche Stützen erhalten mußten oder auch trotzdem abgebrochene Aeste sehen lassen. Daneben und darüber die endlosen Lauben des Weinstocks zeigen Gehänge von Traubenklumpen, die von beiden Händen nicht umspannt werden können, und die einzelnen Trauben hängen unter dem grünen Laubdach wie kleine Lüstres oder Zieraten von der Zimmerdecke. Der nach Süden gekehrte Weingarten, auf einem Bergabhang liegend, dem die mit Stützmauern eingefriedete Straße förmlich den letzten Ausläufer abhackt, wendet auch nach der Straße hinaus eine offene Laube und über diese hängen dann die Trauben wie in dem Märchenland, wo den Leuten die Früchte förmlich von selbst an den Mund kommen. Die Lauben sind hoch genug gelegen und errichtet, daß die fahrenden Wagen und Leute unten durchkommen können, und so kann man lange Strecken zwischen Bergen oder breiteren Thälern fahren, den Schatten der Reben und ihrer Trauben, der Obstbäume und ihrer Früchte über dem Haupt. Fallendes, nicht leicht zerquetschtes Obst erregt den Getroffenen Heiterkeit, ein Anderes ist es, wenn einmal eine zerplatzende, den Inhalt theilweise entleerende Traube fällt, was aber selten der Fall, denn die Stengel haften fest am Stock und nur Sturm oder Fäulniß löst sie unversehens.

Um solche Zeit ist's auch am lustigsten im Lande. Die Feldarbeit ist längst gethan, das Gethier daheim von den Alpen, baar Geld für Vieles bereits in der Tasche, auch noch Garten und Scheuer voll. Jetzt beginnt ein Hin- und Herrollen der Einheimischen im Land, auf allen Haupt- und Nebenstraßen. Be-

suche und Geschäfte führen die Leute aus ihren stillen Gehöften. Man hat Dinge und Thiere zu kaufen und zu verkaufen. Die junge Bäuerin zieht in ihrem schönsten Staat aus, die alte nicht minder. Die Mädchen besuchen Verwandte und Befreundete, selbst die Dienenden suchen auf wenige Zeit und in gelegenen Tagen ein wenig fortzuhuschen. Ueberall in Tyrol mahnen die Kreuze mit lebensgroßen Hergottsbildern an's Frommsein, der kirchliche Sinn wird geweckt durch weithin sichtbare Kalvarien, durch Riesenkreuze, an welchen alle Marterwerkzeuge des Heilandes hängen, durch Kapellchen und Votivtafeln; und wenn all' dieß in geringerer oder größerer Tiefe die Sinne nicht beschäftigen sollte, so drängen die Kirchen und Klöster auf der Höhe, auf den imponirendsten Fernsichten oder den unvermeidlichsten Aussichtspunkten sich förmlich in den Blick. Kolossale Wandbilder oder Figuren, die man auf Stundenweite in der klaren Luft sieht, vervollständigen das Ganze. Und zu jedem Kirchlein gehört Grund, Weingarten, Fruchtgenuß, zu jedem großen „Widum" sehr viel Grundbesitz und sehr viel Wein nebst anderen Früchten. So haben auch die Herren Geistlichen jetzt viele Geschäfte. Auch sie haben zu kaufen und zu verkaufen, auch sie machen in dieser fröhlichen Zeit Besuche, auch sie eilen, um vor der Nebel- und Frostzeit an heilige und weltliche Stätten zu kommen, man sieht Geistliche in erstaunlicher Zahl auf den Straßen, ja der Norddeutsche wird fast verblüfft vor dem stetig wieder auftauchenden neuen Bild eines der schwarzberockten oder mehrerer solcher geistlichen Herren. Auf dem Omnibus auf luftigster Höhe, in Kaleschen, bei schwere Last fahrenden Kutschern, auf leichten Wägelchen, die ein Einspänner dahintreibt, neben Weibern und hübschen Mädchen, die auch oft Verwandte oder Haushaltende der Herren sind, sieht man sie sitzen, mager oder feist, jung oder alt, nie ohne Regenschirm, welcher gegen Sonne oder Wasser schützt, plaudernd und heiter, zuweilen auch betend, und früh Morgens oder bei einem Geläute zieht Mancher ein kleines Brevier aus der Tasche und sieht hinein.

Die südtyrolische Straße zeigt ein buntes, ein anregendes Leben. Die Bauerntracht ist hübsch und bunt. Die wenigst schönen Frauen werden oft noch interessant durch ihre eigenthümlich großen, mandelförmigen oder leuchtenden Augen. Die Männer haben Charakterköpfe edler Menschenrasse und man möchte das bedeutende Gesicht nicht mit der bedeutungslosen Bauernjacke zusammenreimen. Eine große Anzahl von Händlern durchzieht das Land, überhaupt von Fußgängern, die zu Verkaufendes oder Gekauftes auf den „Kraxen" oder in Rückenkörben in die zahllosen Seitenwege tragen, zu denen selten ein Wagen fährt, oder auf die Höhen der Bergdörfer, zu denen nur ein Ochsengespann zeitweise Lasten emporzieht. Blumen- und Früchteduft von durchdringender Stärke und erquickender Eigenheit erfüllt die Luft; die Wein- und Obstkarren ziehen hin und her, das bunte Menschengemisch ist hübsch, und selbst die schwärzest gekleideten Herren zeigen offen, daß sie von rascher Laune sein können. Die Einheimischen lüften oft vor den Heiligthümern die Hüte und den Philosophen wird's nicht schaden, zuweilen mitzuthun, sicherlich lüftet Jeder unter dem blauen Himmel fröhlich den Hut, innerlich oder stimmfest ausrufend: Ei, ein herrliches Land! S.

Bilder aus dem Dienst bei Hofe.

Skizzen

von

C. K.

(Nachdruck verboten.)

II. Eine Hoftafel.

Die Geschichte aller Völker, welche eine höhere Stufe der Kultur eingenommen, lehrt uns, daß sie ihren Gastmahlen durch Beiziehung geistiger Genüsse eine Weihe gegeben, welche fortzupflanzen, zu veredeln die größten Männer aller Zeiten sich neben ihren höchsten, ernsten Zwecken zur erheiternden Aufgabe gemacht haben und machen mußten.

Alles was Kunst, Wissenschaft und Reichthum erschaffen, wurde für die Tafel dienstbar gemacht und so der zuvor enge Kreis zu einer Arena erweitert, welche den Tafelgenuß zu einer Macht erhoben, die unüberwindlich geblieben und ganzen Völkern eine Richtung gegeben hat, welche die merkwürdigsten Aufschlüsse über sie enthält und für die Forschung unentbehrlich geworden ist.

Was vordem national gewesen, ist durch den Verkehr der Menschen Gemeingut geworden und zeigt sich, Weniges ausgenommen, allüberall, wo hohe Bildung herrscht, in gleich schönen, von dem Ceremoniell bedingten Formen, ohne welche kein Reiz und kein Genuß denkbar ist.

Auch der Mächtigste eines Landes hält seinen bürgerlichen Tisch, wo im Kreise der Familie nur das Bedürfniß seine Herrschaft ausübt, wie der Unterthan; wo aber die gebietende Sitte unabweisbar ihre Rechte beansprucht, tritt das Allgemeine zurück und der Zweck wird erhöht durch die schönsten und fruchtbarsten Mittel. Hunderte von denkenden Köpfen und schöpferischen Händen vereinigen sich, um in kurzer Zeit ein Werk zu schaffen, das in seinen Vorgängen zu schildern hier die Aufgabe sein soll.

Der Feldherr hat seinen Generalstab. Den Chef einer Hofhaltung umgeben seine erprobten Beamten, und wie ein unabweisbarer Krieg einen geordneten Staat nicht unbewaffnet finden darf, so müssen am Hof alle Zweige stündlich bereit sein, sofort in's Feld rücken zu können, denn eine Hoftafel ist auch eine Art Feldzug, in welchem mit den Waffen des Frohsinns, der Heiterkeit alle im Finstern schleichenden Mächte des Unbehagens zu bekämpfen sind, bis als Sieger der ungetrübte Genuß sein Banner triumphirend aufgepflanzt hat und die Lust, ihre gesprächigen Wellen von Tisch zu Tisch tragend, auch den trotzigsten Stoiker zwingt, mitzufeiern.

Ein solcher Tag ist die jährliche Wiederkehr eines Ereignisses welches die Residenz durch Festmahle feiert, wozu das königliche Haus den Impuls gegeben. Vom Balkon des Schlosses wehen dreifarbige Fahnen; es ist noch früher Morgen und schon die Zahl der hoffähigen Gäste festgestellt und deren getroffene Wahl genehmigt.

In einem andern Theile des Schlosses, worin einst viel besungene und nicht besungene Grafen und Herzoge ihren Hofhalt aufgeschlagen, getafelt und turniert haben, ist die zum Rapport befohlene niedere Dienerschaft versammelt und wartet in unvergleichlichem „Nichtsthun" der Dinge, die kommen sollen. Etwas entfernt haben sich Hofbeamte versammelt, deren ebenso wohl gesuchte, unbetreßte Kleidung, als auch äußerlich jede Annäherung ablehnende Haltung sie sofort als Vertreter höherer Grade erweisen, denn Jene, welche, zwischen den Säulengängen sich hin und her bewegend, theils angelehnt, von der Morgensonne sich bescheinen lassen. Im Hintergrunde wetteifern Hofdiener und Schloßknechte, die Arme verschränkt oder auf dem Rücken haltend, in der geschäftigen Kunst des Müßiggangs. Es summt, schwirrt und brummt durch den mächtigen, vom blauen Himmel abgeschlossenen Raum und die harmlosen Schildwachen, nur an stumme Unterordnung gewöhnt, schauen verwundert auf die Gruppen. Aber Alles nimmt ja ein Ende, ein wohlgekanntes Zeichen, ein Laut, ein Wort von dem auf der Wache stehenden Portier und die Menge ordnet sich nach ihrem Rang und steht sofort ebenso in Reih und Glied als die stolzeste Leibwache es nicht würdiger vermag, wenn ihr Kriegsherr durch die Gänge seiner Hofburg schreitet, denn gefolgt vom schwer dekorirten Kammerfourier und zweien Lakaien, erscheint bedächtigen Schrittes der Chef der Hofhaltung, ein Kavalier, dessen Auktorität sich über Alles erstreckt, was am Hofe da kreucht und fleucht.

Der Rapport beginnt, die Herren treten vor. Der Erste an der Reihe ist ein etwas korpulent, doch sich gewandt und sicher bewegender, noch junger Mann, welcher am Hofe nächst dem Leibarzt der Wichtigste zu sein insgeheim sich rühmen darf. Die weiße Mütze in der Hand, die Schürze zurückgeschlagen, darüber eine Damastserviette geschlungen, tritt der Küchenmeister vor Seine Excellenz, welche, den Speisezettel ihm reichend, die nöthigen Mittheilungen macht. Zwei Schüsseln von zehn sollen gestrichen, die Tafel sechsfach servirt und zwar mit weniger Geräusch und rasch, namentlich die Suppe so heiß als möglich aufgetragen werden. Ueber die zu streichenden Schüsseln wird berathen, von Seiten Seiner Excellenz ist es eine warme Pastete von Feldhühnern und eine der süßen Speisen; von Seiten des Mannes mit der Küchenschürze ist es eine kalte Schüssel, welche geopfert werden soll. Nach gastronomischen Regeln wird die zweckmäßigste, das Menu in seiner Gesammtheit am wenigsten schädigende Streichung erwogen und endlich die warme Pastete beibehalten, die kalte Schüssel jedoch gestrichen und durch passende Verschmelzung mit der süßen Speise zu einem Nationalgericht verwandelt. Der Konditorei wird bedeutet, die Etagèren und Schalen reich, aber leicht zu garniren. Das Eis zur Hälfte von Himbeeren und Ananas, zur andern Hälfte von Chokolade und Kaffee zu bereiten. Früchte, Bonbons und Delikatessen sollen ausnahmsweise sich einer größern Verwendung erfreuen. Der Silberkämmerling darf zu seinem Bedauern die großen Silberaufsätze heute nicht verwenden, sie stören die Unterhaltung der sich gegenüber Sitzenden und schwächen durch ihre massigen Formen den beabsichtigten heitern Eindruck der Tafel. Für den Keller ist das wunderbar feingeschliffene, mit Wappen verzierte belgische Glas bestimmt und wiederholt der Tadel ausgesprochen, daß der Champagner nicht kalt genug befunden worden.

„Mehr Salz, mehr Salz!" Nach der Suppe ist Marsala, zum Rostbeef Johannisberger vom Jahre zweiundvierzig, für die Entrées Clos de vougeot bestimmt und zum Dessert Wein aus Syrien und Muskat befohlen. Zum Kaffee, der Damen wegen, Marasquino und Crême de Rose, auch soll der Rahm zum Kaffee kalt gegeben werden. Der Rapport beendet, werden die Herren durch ein leichtes Lüften des Hutes von Seiten Seiner Excellenz entlassen, der Kammerfourier tritt vor, er erhält die Liste und mit den Worten: „Notiren Sie!" die Instruktion. „Die Tafel beginnt um fünf Uhr im großen Marmorsaal, die Auffahrt hat am Hauptportal zu geschehen." Die Feier des Tages bezeichnend, sind preußische und russische Orden befohlen, die Damen haben gleichfalls in großer Gala und tief ausgeschnitten zu erscheinen. Der dienstthuende Hofstaat versammelt sich bis zum Eintritt Seiner Majestät im Teppichsaale. Die Dienerschaft betreffend, muß deren Zahl sehr vermehrt werden. Getadelt wird der noch immer zu laute Tellerwechsel und der Aufsicht eine größere Strenge empfohlen, deßgleichen soll auf bessere Haltung gedrungen und die stets Ungeschickten anderwärts verwendet werden. Die Rollen sind vertheilt und die Thätigkeit beginnt. Der Kammerfourier überzählt im Geiste die Häupter seiner Untergebenen und macht sich sofort an das Geschäft der Einladungen, während sein Kollege die Einberufung aller nicht Dujournirenden besorgt und zwar der Geraden so gut wie der Krummen.

Vor Allem müssen die Säulen des Dienstes, die Herren der alten Garde, aus ihrer sorgenfreien Behaglichkeit aufgerufen, alle dienst- und nicht diensthabenden Kammerdiener zu vertraulichem Erscheinen befohlen werden. Offizianten und diesem Range zunächst Stehende haben täglich anzufragen, doch bis herab zum Schloßknecht, der auf der letzten Sprosse noch oben steht, Jedem wird die Parole gegeben.

Im großen Marmorsaale hat inzwischen die lebhafteste Thätigkeit bereits begonnen. Schloßdiener, die eigentlichen Quartiermacher, öffneten der Luft und dem Lichte Thore, Thüren und Fenster, ordnen, besichtigen Saal um Saal, Zimmer um Zimmer. Treppen und Gänge werden durch sie geschmückt und mit breiten, weichen Teppichen belegt, während die Lampisten, welche für das göttliche Licht zu sorgen haben, nach allen Richtungen von Postamenten, Konsolen, französischen Kaminen und Lüstres Dutzende von Lampen herabholen, deren Flammen die spätere Dunkelheit aus allen Verstecken verscheuchen, verjagen muß, und auf dem kunstvoll eingelegten Fußboden wird die für den Uneingeweihten und Unvorsichtigen so gefährliche Spiegelglätte aufgefrischt. Der Gärtner aber plündert mit einigem Unwillen seine Gewächshäuser und verwandelt freie Theile des Saales durch hochanstrebende, baumartige Pflanzen, Ziergesträuche und Gräser zu einem exotischen Hain, indessen die prachtvollsten Bouquets nach dem Schlosse und in Körben ein ganzer Frühling abgeschnittener Blumen für Vasen und Etagèren nach der Konditorei und der Silberkammer wandern.

Der Tafeldecker aber und seine Gehülfen tragen die aufzuschlagenden Tische herbei, halten Messungen, fügen Fuß an Fuß, Platte an Platte, ebnen und schieben hin und her, bis Größe und Tischform des befohlenen Hufeisens, wie nach dem Winkelmaß errichtet und den Raum nach allen Seiten benützend, so gestellt ist, daß der Zutritt von und zu den Servirtischen, welche meist in den geräumigen Fensternischen eingefügt sind, in vollster Ungezwungenheit geschehen kann.

Ueber den breiten und langgedehnten Tafeltischen ist schon die weiche, wollene Unterlage ausgerollt und jetzt werden von geübten Händen die zwanzig Meter langen, bis zum Boden reichenden Damasttücher entfaltet, mit einer gleichförmigen, wellenartigen Schwenkung über die Tafelfläche ausgebreitet und die kaum sichtbar gebliebenen Bügelfalten mit gerollten Servietten weggeglättet.

Tische werden in den Nebensälen an Tische gereiht, für Küche, Keller, Haus und Hof. Körbe um Körbe, unter deren kostbarem Inhalt die Träger ermatten, wurden ihrer Schätze entleert und schon sind vom Mittelpunkt der Tafel aus die Zahl der Gedecke nach allen Seiten durch aufgelegte Teller bezeichnet und mit dem beginnenden Ordnen der verschiedensten Geräthschaften sicher und rasch arbeitende Hände beschäftigt, als durch nachträglich „Entschuldigte" die Zahl der Geladenen vermindert worden ist und eine bedeutende Umwandlung des mühsam Errichteten geschehen muß. Ganze Tischtheile werden herausgehoben, dafür halbe eingeschoben, runde Anstöße angebracht und mit erneutem Aufwand von Zeit und Geschicklichkeit die unschönen, ärgerlichen Spuren beseitigt, welche das Zerknittern durch wiederholtes Aufheben und Ausbreiten der wappen- und bilderreichen Tafeltücher verursachte.

Die schimmernden Stöße aufgeschichteter Silberteller, das helle Blinken der in massenhafter Zahl ausgebreiteten großen Bestecke, sowie der Geräthschaften, Kannen, Girandolen, Eis- und Wasserkessel, Leuchter jeder Art bilden einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem noch im Saale herrschenden Halblicht und den von hohen Wänden herabblickenden riesigen Figuren, Karyatiden und seltsamen phantastischen Göttergestalten.

Die Servietten, leicht gebrochen, bedecken das auf den Tellern liegende runde Brod und über den zierlichen, formenreichen Salzgestellen liegen schon die kleinen, muschelförmigen Schäufelchen, nicht zu vergessen die aus einem Federkiel geschnittenen Zahnstocher. Die Dessertteller mit den befransten kleinen Serviettchen, den Vermeilbestecken und feinen, runden Mundbrödchen sind terrassenförmig aufgestellt und in die Mundtassen ist ein Schnittchen Fleisch der Citrone gelegt. Das nach der Suppe zu reichende Brod wartet in ovalen Körben von Filigran seiner Bestimmung. Präsentirteller von allen Größen und vielfache für Tafel und Dienerschaft bestimmte Gegenstände lagern auf den Servir- und Seitentischen.

Noch sind die Tassen, Dosen, Rahmkännchen, Klammern, Liqueure und Abnehmbretter zu ordnen, die Suppenteller von Porzellan, wohl besichtigt und gezählt, nach dem Anrichtzimmer zu bringen, die Rechauds mit Spiritus zu füllen, Schneidebretter, Messerbestecke, Huilliers, Saucieren, Krystall- und Porzellangefäße aufzustellen, Wärmeschränke bereit zu halten, Waschgefäße herbeizuschaffen und der Tafeldecker und seine Gehülfen haben die Arbeit im Großen gethan.

Noch aber erscheint die Tafel nur gedeckt, leer und wenig einladend, doch von Stufe zu Stufe erweitert sich die Thätigkeit und mit der vorgerückten Zeit wetteifert noch manche Hand, das Auge mit Schmuck und Glanz zu erfreuen.

Die Konditorei rückt an und bedeckt solche mit reich geschmückten, kunstvoll gearbeiteten Etagèren und Schalen, auf welchen Bonbons, trockengezogene Früchte, Backwerk, Compot und Konfekte, in buntester Farbenmischung aufgebaut und symmetrisch vertheilt, verführerisch prangen.

Krystallkörbe auf geschweiften Bronzefüßen, aus welchen köstliche, fast überreife Früchte hervorquellen, flache, durchbrochene Blumenkörbe, die ihren farbenreichen und duftverbreitenden Inhalt gleichsam verschwenderisch über die Tafel auszuschütten scheinen, dazwischen die von Gold strotzenden, figurenreichen Armleuchter und Lampenvasen erhöhen das Werk zu einem großen Ganzen.

Zugleich setzt der Kellermeister die von rothen und weißen Weinen funkelnden verschlossenen Krystallkaraffen nebst den offenen Wasserflaschen ein, dann die blinkenden, strahlenbrechenden, schlanken Wasser-, Wein- und Champagnerkelche und die Tafel ist wie durch Zauberkraft zu einem feenhaften Prachtbilde geworden. Die noch zurückgeschlagenen schweren Fenstergardinen werden losgebunden, der Tag ist nahezu aus dem Saale verdrängt und nun liegen bis zum letzten Augenblick angenehme, sanfte Schatten, fast weihevoll ausgebreitet, über dem schönen, zu Genuß und Freude ladenden Werke.

Von der Straße herauf macht sich das Rollen und Anfahren der rasch folgenden Wagen hörbar und in den dienstlichen Nebenräumen sammelten sich in reicher Livrée Alle, welche nicht auf den Treppen zu paradiren oder Kleidungsstücke abzunehmen haben.

Aus dem nahen Empfangssaal werden die Stimmen des versammelten Hofstaates laut, welcher bei dem Empfang der

Gäste anwesend zu sein hat. Der Kammerfourier, umgeben von einer stattlichen Dienerschaft, bezeichnet die Ankommenden und meldet die Vollzähligkeit der nun versammelt Geladenen.

Dann tritt eine kleine Pause ein, welche von Seiner Excellenz benützt wird, eine durch wenige Kerzen erhellte, halb nächtliche Heerschau über Groß und Klein, wie über die gesammte Thätigkeit seiner Untergebenen zu halten. Mit scharfem und erprobtem Blick die Tafel umgehend, mustert er jeden Zweig, bestimmt die Plätze der nach der Rangordnung zu Sitzenden, kein Lob, kein Tadel sind ein gutes Zeichen. Der Umgang wird plötzlich durch den Glockenschlag vieler Uhren unterbrochen. Es ist „fünf Uhr". „Anzünden!"

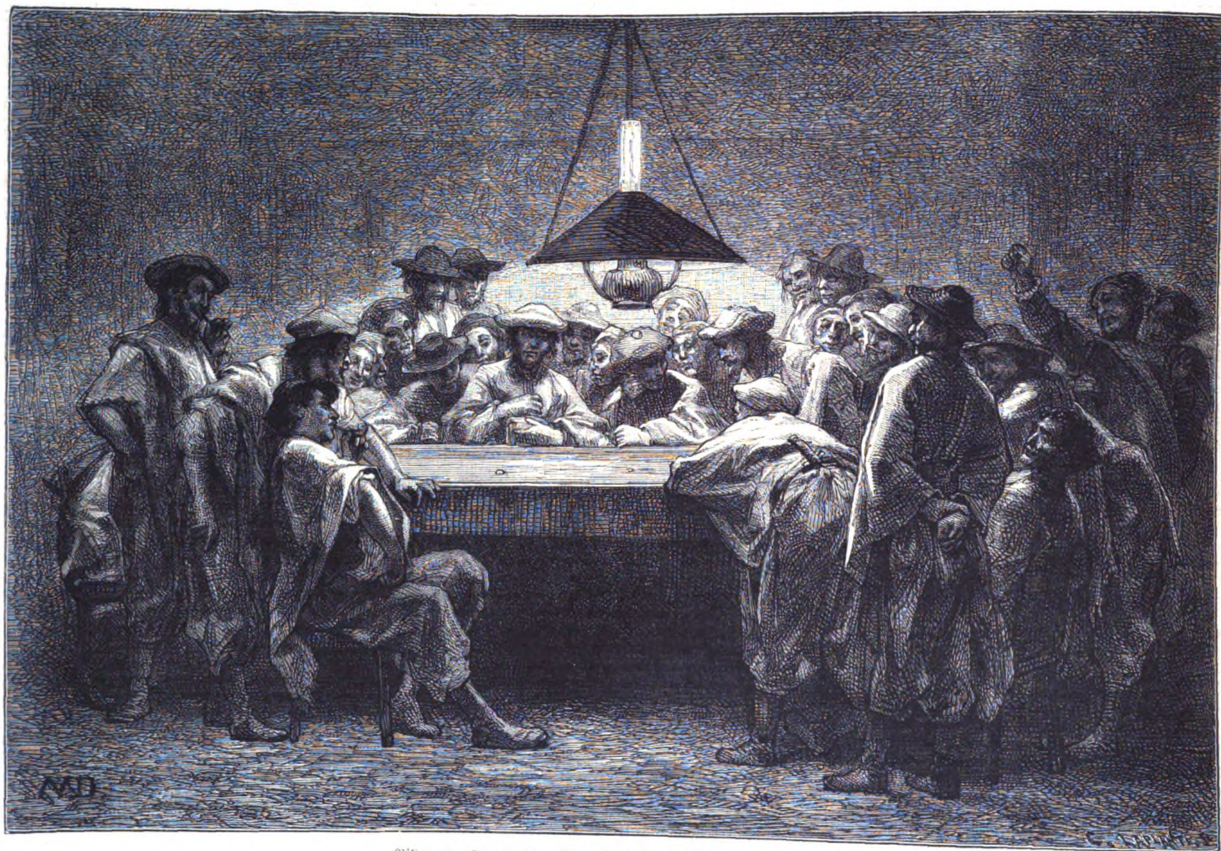
Mit brennendem Wachsstock werden die von gewaltigen, hundertarmigen Kronleuchtern und Lüstres herabhängenden Zündfäden angesteckt, die Flamme züngelt rasch und gespenstig auf, seltsam hüpfende Schatten werfend, eilt sie von Kerze zu Kerze und in wenigen Sekunden erglänzt der Saal von einem Flammenball, in welchem die von Meisterhänden mit Reliefs und Malereien geschmückten, goldverzierten Wände sich magisch beleben und eine fremdartige, jetzt von Licht, Glanz und Schimmer überflutete Welt dem Auge enthüllen, in welcher alle Künste in der edelsten Weise und in den schönsten Formen sich um die Palme der Anerkennung, des Sieges streiten.

Die Zeit ist da, die Thürflügel aus dem Empfangssalon sind schon halb geöffnet, Jeglicher eilt auf seinen Posten, alle Stühle gerathen unter den Händen in Bewegung und der Geist strengster Ordnung und ruhiger Thätigkeit läßt auch den höchsten Anforderungen gerecht werden.

Aus dem Speisesaale dringt kein Ton einer zu laut redenden Stimme und dennoch herrscht eine ungezwungene, fast feierliche Heiterkeit. Man spricht, man lacht, aber der Geist vollendeter Bildung gibt jeglichem Ton einen Ausdruck, der gehört, rasch verstanden wird und doch anderwärts nicht nachgeahmt werden kann. Es ist, als ob zartbesaitete Instrumente nur immer leise Akkorde anschlügen. Die Lebhaftigkeit der Unterhaltung spinnt sich in einer Weise fort, welche durch nichts gestört wird und nur durch die Alles beherrschende Gegenwart allerhöchster Personen in gleicher stolzer Würde geschehen kann. Beherrscht von den Alles sehenden Blicken der Excellenz, geleitet von dem fast ängstlich die Ordnung überwachenden Hoffourier und mehr als dieß, geführt von dem Sicherheitsgefühl der auftragenden, ab und zu gehenden, fast geräuschlos sich bewegenden, mit dem kleinsten Umstand vertrauten, von der Pike herangebildeten Offizianten, entwickelt sich der Gang des Festmahles in ungetrübtester Weise, in der würdigsten Form.

Eine Stunde ist rasch verflossen, das Ausheben der Konfekt- und Früchtenschalen, das Abräumen großer Bestecke, Einsetzen der Dessertteller, das Entfernen von Brodresten, Servietten und zahlreichen Weinkelchen verursachen eine etwas größere, die Unterhaltung hemmende Lebhaftigkeit, welche durch die von Stuhl zu Stuhl mit dem zahlreichen Dessert sich rasch folgende Dienerschaft erhöht und nur durch die abwartende Pause unterbrochen wird, welche dem Gebrauch des Mundwassers vorangeht, dann ein gesammtes Erheben, die Thüren zu den Salons sind geöffnet und dem Range gemäß, unter grüßenden Verbeugungen, ziehen sich die in reichstem Schmucke strahlenden Versammelten zurück. Die Küche hat ihre gewaltige Aufgabe gelöst und bildet noch für einige Augenblicke den Angelpunkt der Unterhaltung, während Andere, noch verweilend, oftmals zurückblicken und durch laute Worte dem empfundenen Genuß einen frohen, bewundernden Ausdruck geben.

Wieder eine kleine Zeit und die Wagen rollen davon, bringen die Beglückten nach Hause, die Lichter werden gelöscht, die



Bilder aus Südamerika. **Eine Spielhölle in Paraguay.** (S. 531.)

Räumung in allen Theilen geschieht und bald ruht lautlose Stille, wo kurz zuvor die glänzendste Gastlichkeit ihr blendendes Reich eröffnet hatte.

Der Liebe Licht und Schatten.

Roman

von

Fr. Henkel.

(Fortsetzung.)

Anstatt den Weg nach seinem Zimmer zu nehmen, eilte Wigbert die Treppe herab und verschwand in den Gängen, wo er bald den Ausweg fand, der nach dem Garten führte. Hier ging er die große Allee hinab, bis an die Thür eines Pavillons, und klopfte leise dort an. Er horchte einen Augenblick und trat dann rasch ein. In dem Dämmerlicht, das darin herrschte, unterschied er bald Minna's Gestalt. Sie hatte sich in eine Ecke am Fenster gedrückt. Wigbert riegelte zu.

„Ich habe nur wenige Worte mit Ihnen zu reden, deren Inhalt Ihnen aber bald klar machen soll, was Sie gethan und was ich thun werde."

„Ich gethan?" sagte sie leise und trat hervor. „Was ist geschehen?"

„Noch nichts, aber es soll etwas geschehen, es soll geschehen, daß Sie aus dem Dienst der Baronin, sowie aus dem meinigen entlassen werden."

Einen Moment horchte Minna mit Entzücken diesen Worten, aber mit Schrecken den darauf folgenden.

„Ich werde Frau von Botmer sagen, daß Sie eine falsche Person sind, daß Sie hier im Haus den Spion machen, daß ich Ihnen dieß schon tausendfach untersagt und ich Sie auf neuer That betroffen, ich rathe ihr, Sie aus dem Haus zu jagen; daß man mir glauben wird, dafür will ich schon sorgen. Nun sehen Sie zu, nach solchen Empfehlungen ein neues Unterkommen zu finden, vor allen Dingen für Ihre Mutter."

Einen Augenblick war es ganz still, Beide konnten nicht sehen, wie bleich und erregt ihre Züge waren. Endlich sagte Minna:

„Was soll ich gethan haben?"

„Sie haben Fräulein Emma erzählt, daß ich die Tänzerin Vertier besuche, daß der junge Erbach dort ist, daß ich ihn da eingeführt, erzählt, wie man sich dort unterhält, ißt, trinkt spielt — daß Sie davon wissen, war mir bekannt, daß Sie aber nie, niemals ein Wort davon erzählen sollten, war Ihnen ebenfalls bekannt, ich bezahlte Sie dafür. Sie haben gestern Abend diesen schönen Bericht gemacht, denn heute zum ersten Mal bin ich darum befragt. Sie sind eine Närrin, Sie hätten überlegen sollen, daß Sie in meinen Händen ein Spielzeug sind, das ich nach Gefallen gebrauchen und beiseite werfen kann!"

„Gestern Abend?" sagte Minna und faßte sich an die Stirn. „Gestern — so wahr mir Gott helfe! Ich habe nichts gesagt! Nichts! Ja, ich war bei meiner Mutter, aber" — sie hielt plötzlich ein — „jetzt hab' ich es!" rief sie — „und —"

„Nun, und?" flüsterte Wigbert, welcher dem Mädchen näher trat, um ihr lautes Sprechen zu verhindern. „Sie sagen mir jetzt die Wahrheit oder Sie verlassen noch heut Abend unter Schimpf und Schande das Haus."

Minna bebte zusammen — wo war ein Ausweg, wo war Hülfe! Ihre Gedanken verwirrten sich, nur der eine blieb klar: was fängst du mit deiner elenden kranken Mutter an?

„Was werden Sie mir thun, wenn ich es sage, wer gestern Abend bei der Tänzerin war?"

„Ich schweige und Sie bleiben hier ungestört, unbelästigt."

Das Mädchen preßte die Hände fest in einander und in Angst und Pein entrang sich ihrem Mund leise der Name:

„Frau von Botmer.“

„Was! Sie!!“ rief Wigbert. „Unmöglich! Wie können Sie Ihre Behauptung rechtfertigen?“

Minna erzählte, was sie an dem Abend gesehen.

„Die Hölle hat diese Frau im Kopf!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Sie wollte ihn beobachten, natürlich Eifersucht. Wenn ich nicht gerade auch zugegen gewesen, möchte sie die Nacht dort zugebracht haben, aber halt!“ sagte er plötzlich. „Da kommt mir ein Einfall! Es geht doch nichts über einen Kopf, der sich daran gewöhnen muß, Alles zu seinem Vortheil zu wenden! Gehen Sie jetzt auf der Stelle zu Ihrer Herrin,“ wandte er sich rasch zu der Kammerjungfer, „und sagen Sie, daß ich Frau von Botmer dringend zu sprechen wünsche und bäte, mich einige Minuten vorzulassen.“

„Sie wollen es ihr dennoch verrathen?!“

„Im Gegentheil, ich will sie schweigen machen. Gehen Sie, Minna; übrigens danke ich Ihnen für die Aufrichtigkeit, die Sie mir soeben bewiesen, ich werde es Ihnen demnächst lohnen, aber beeilen Sie sich jetzt — ist Frau von Botmer überhaupt zu Haus?“

„Ja, die gnädige Frau erwartet gegen Acht Herrn Botmer. Herrn von Erbach hat sie abweisen lassen.“

„Desto besser; das Blatt hat sich gewendet. In zehn Minuten folge ich Ihnen.“

Frau von Botmer war der Besuch Wigbert's nicht angenehm; in seiner Nähe fühlte sie sich stets unbehaglich, seine Natur hatte etwas Schlangenglattes, sie konnte ihr nicht beikommen. Als er eintrat, empfing sie ihn mit einer gewissen kalten Verdrießlichkeit.

„Sie wünschten mich zu sprechen, Herr Wigbert?“ sagte sie, indem sie ihn bat, Platz zu nehmen. „Und was ist denn passirt in dem stillen Haus, das Ihren Besuch so dringend macht?“

Sie sah mit halb geschlossenen Augen zu ihm hin, während ihre Hände einen kleinen Schildkrotfächer auf und zu klappten.

„In diesem Haus ist gar nichts passirt, gnädige Frau, vielleicht in einem andern, vielleicht — aber ich will keine weitläufigen Wege gehen, sondern direkt handeln. Ich habe lediglich um die Erlaubniß Sie zu sprechen gebeten, nur um mit Ihnen einen Handel abzuschließen — ich bin und bleibe nun einmal Geschäftsmann.“

In dem Ton, worin er sprach, lag etwas Sicheres etwas, man hätte sagen können Unbescheidenes, was Frau von Botmer aufsehen machte. Als er schwieg und sie fest ansah, fragte sie ungeduldig:

„Bitte, was ist es denn?“

„Ich vermuthe, daß es Ihnen nicht angenehm sein würde, gnädige Frau, wenn man erführe, daß Sie sich gestern Abend in der Wohnung der Tänzerin Vertier befanden.“

Die Worte waren kalt und ruhig gesprochen worden, dennoch war es, als wären sie Funken gewesen, die Flammen entzündet. Frau von Botmer verlor den Fächer aus den Händen, dunkle Glut strömte über ihr Gesicht, das matte Auge sah groß und glühend auf ihr Gegenüber.

„Ich habe Sie dort gesehen,“ sagte sie leise.

Es war ganz frauenhaft, so zu antworten! Sie dachte im Augenblick, nur rasch einen Pfeil abzusenden, der aber kraftlos niederfiel und nachher doch bestätigte, daß sie zugegen gewesen.

Herr Wigbert erwiederte lächelnd:

„Daß Herren einer liebenswürdigen Dame vom Theater dann und wann Huldigungen darbringen, ist sehr natürlich, indessen werden Sie mir zugeben müssen, gnädige Frau, daß es auffallend erscheinen muß, wenn eine schöne, vornehme Dame sich dort aufhält, um solchen Festen in verborgener Weise zuzusehen. Man wird gern dem Interesse, was Sie dazu veranlaßte, nachspüren. Gnädige Frau,“ fuhr er rascher sprechend fort, „wozu der langen Abwägungen! Denken Sie nicht weiter darüber nach, wer Ihre Anwesenheit dort verrathen, wie ich gerade dieß Faktum erfahren, es ist einmal Thatsache! Nur über Eines will ich Sie indessen beruhigen: die Frau hat Sie nicht verrathen, das Gold, was Sie ihr gegeben, war hinreichend, ihr den Mund zu schließen. So unscheinbar meine Persönlichkeit, besitze ich dennoch einige Mittel, weiß ich verschiedene Wege zu gehen, die mir eine gewisse Macht in die Hände geben, um, wenn ich ein Ziel im Auge habe, mir es zu ermöglichen, dieß zu erreichen. Gnädige Frau, Sie können mir viel nützen, wenn Sie wollen, und da ich Ihren guten Willen sicherlich nie aus freiem Antrieb mir geneigt gemacht hätte, so sah ich mich eben gezwungen, ihn auf meine Weise zu erringen. Also mein Vorschlag. Wenn Sie mir behülflich sein wollen, die Hand Fräulein Louisens zu erringen, so schweige ich von Allem — wo nicht“ — er zuckte mit den Achseln — „so würde ich, wenn Fräulein Emma Botmer mir wieder von ihrem Adoptivsohn erzählt, Befürchtungen blicken lassen, Anspielungen machen —“

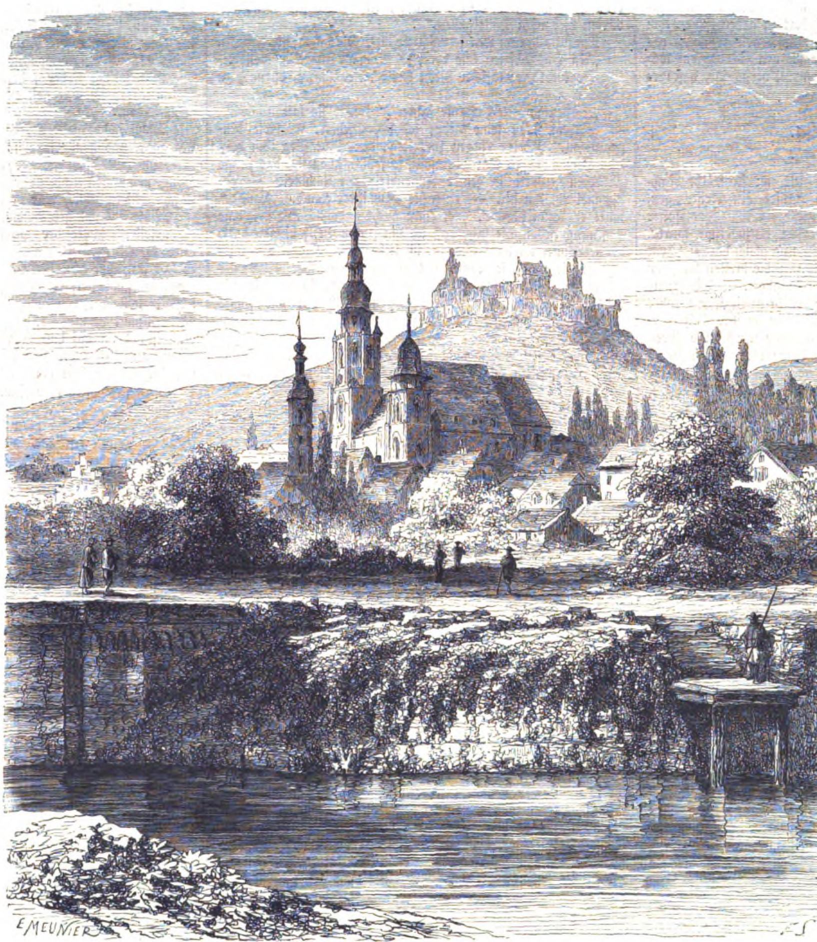
Frau von Botmer war jetzt vollkommen ruhig geworden. Was lag ihr an dem jungen Mädchen! Im Gegentheil, der Plan gefiel ihr, sie keine brillante Partie machen zu sehen; es lag eine süße Lust in dem Gedanken, die reichen Kaufleute zu demüthigen, besonders ihre Schwägerin, und fanden sich da nicht vielleicht auch Wege, den Liebling derselben zu demüthigen und aus dem Haus zu schaffen? Konnte es nicht sein, daß auch er an Louise gedacht?

„Sie lieben meine Nichte oder lockt Sie die reiche Erbin? Sie werden mir gegenüber keine Maske vor Ihre Gefühle halten wollen.“

„Ich habe Louise geliebt, seit ich sie zuerst gesehen, und ich schwöre es Ihnen, gnädige Frau, wäre sie ganz arm, ich hätte nur den einen Gedanken, sie zu meinem Weib zu machen!“

Frau von Botmer zog die Augenbrauen in die Höhe; sie wußte jetzt, daß sie den Mann, der sie schlau überlistet, dennoch in Händen hielt, mochte er das Mädchen aus Liebe oder aus Ehrgeiz heirathen wollen.

„Sie haben Glück,“ fuhr sie nach einer Pause fort. „Nicht darum, daß ich einer Grille wegen, aus Lust am Abenteuerlichen, unvorsichtig gehandelt habe, sondern weil ich selbst finde, daß Sie die passendste Partie für Fräulein Botmer sind, können Sie meiner Fürsprache versichert sein, ich habe auch dem Vater schon vor einigen Wochen einen Wink darüber gegeben.“



Ansicht von Koburg. (S. 531.)

Er hatte ihr Wort, er hatte eine große Gewalt sich fügbar gemacht, aber er empfand, daß sie ihn grenzenlos verachtete. Doch schließlich war ihm das auch gleichgültig, gelang es ihm nur, die Hand des unschuldigen jungen Mädchens zu erringen, denn jetzt liebte er Louise, er hatte nicht gelogen, die Glut war langsam in seinem Herzen zur Flamme angefacht, besonders durch den Widerstand, der sich überall seinem Plan entgegenstellte.

Frau von Botmer schwieg, er erhob sich, nahm den kleinen Fächer auf, der in die Falten ihres Kleides geglitten war, und sich tief verneigend, reichte er ihn ihr mit den Worten:

„Ich vergesse, warum dieß gefährliche Spielzeug der Damen Ihren Händen entfiel, gnädige Frau.“

Frau von Botmer nickte ihm zu.

„Mein Schwager ist zurück?“

„Vor einer Stunde.“

„Dann werde ich ihn heut Abend noch sprechen.“

Beider Blicke begegneten sich, die ihren gegenseitigen Gedanken Ausdruck gaben. Dann ward die Thüre leis geschlossen und Frau von Botmer war allein. Jetzt zerbrach sie den zierlichen Fächer, ihre Hände mußten etwas zerstören können, denn ihr Zorn war im höchsten Grad erregt. Die sonst so kluge Frau hatte sich plötzlich in ein Gewebe von unangenehmen Verhältnissen eingelassen, welche zu bewältigen sie nicht mehr die Macht hatte.

Kaum war Wigbert entlassen, trat der Bankier bei ihr ein.

„Ist er Ihnen begegnet, Otto?“ sagte sie, sich in einen Sessel niederwerfend. „Der arme Schelm!“

„Nun?“ sagte Herr Botmer und sah befremdet zu der schönen Frau hin. „Warum denn armer Schelm? Noch keine Stunde ist's, wo er mich sehr guter Dinge verließ.“

„Ja und dennoch! Er trägt ein empfindsames Herz in der Brust, und dieses Herz macht ihm eben zu schaffen.“

„Wie kann ich das verstehen?“ versetzte Herr Botmer und sah ärgerlich auf. „Er wird doch nicht die Kühnheit gehabt haben, Ihnen seine Liebe zu gestehen?“

„Mir? Quelle idée, mon cher! Ich denke allerdings selbst, daß er so etwas nie gewagt; nein, aber eine andere Person hat seinem Herzen bitteres Weh bereitet und er kam zu mir, um mir seine Schmerzen zu klagen und mich zu bitten, ob ich ihm nicht behülflich sein wollte, ihn von dieser Krankheit zu befreien, indem ich —“

Frau von Botmer hielt ein, sie sandte dem Bankier einen so freundlichen, liebevollen Blick zugleich mit den Worten zu, daß diese, von solchen Sonnenstrahlen begleitet, eine günstige Aufnahme finden mußten.

„Nun?“ fragte Herr Botmer und faßte nach der Hand seiner Schwägerin, welche sie ihm dießmal nicht entzog.

„Den Vater um die Hand seiner Tochter zu bitten.“

„Ah,“ sagte der Bankier und ließ doch bei diesen Worten die warme kleine Hand fallen. „Ich muß gestehen, liebe Lucie, wenn mir auch Wigbert in vieler Hinsicht eine unschätzbare Hülfe ist, wie ich auch keine Einwendung gegen seinen Charakter habe, hätte ich mir doch für Louise einen andern Mann gewünscht. Das Mädchen ist ja auch noch blutjung, sie hat —“

„Sie hat noch Zeit, da stimme ich Ihnen bei,“ unterbrach ihren Schwager Frau von Botmer. „Wir brauchen die Sache auch nicht zu überstürzen, aber ich habe Ihnen schon neulich bemerkt, ehe ich um das Geheimniß von Wigbert's Liebe wußte, daß ich ihn charmant finde und daß er ganz der Mann ist, um eine Frau glücklich zu machen. Ich schätze ihn sehr.“

Herr Botmer sah seine Schwägerin an. Was war ein Frauenherz, war es nicht das Unberechenbarste, was es auf Erden gab? Sie hatte Wigbert früher kaum einer Erwähnung werth gehalten.

„Ich will darüber nachdenken,“ sagte er. „Ich gebe auf Ihr Urtheil sehr viel, das wissen Sie, Lucie, Sie besitzen mein ganzes Vertrauen; eigentlich hatte ich den Plan, Emma's

Adoptivsohn zu meinem Schwiegersohne zu machen, es war auch ein Lieblingsgedanke meiner Schwester, jedoch —"

„Er würde gewiß der Letzte sein," fiel Frau von Botmer rasch ein, „lieber Otto, dem ich meine Tochter zur Frau geben würde. Als liebenswürdiger Kavalier wird er überall sein Glück machen, allein als Mann Louisens hätte er nur das eine Bedürfniß — ihr Vermögen durchzubringen, sein Leben hier beweist ja schon genugsam, weß Geistes Kind er ist."

„Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, vollkommen, liebe Lucie, und ich werde auch diesem unnützen Hiersein bald ein Ende machen, obgleich ich bei Emma gewiß auf große Schwierigkeiten stoßen werde; ihr Herz hängt nun einmal an dem hübschen Jungen."

„Er wird schon von selbst das Haus verlassen, wenn Wigbert als Louisens zukünftiger Gemahl auftritt. Aber wie gesagt, die Sache bedarf keiner Uebereilung, mehr der Ueberlegung."

Frau von Botmer war klug genug, dieß Projekt jetzt fallen zu lassen, und nahm ihre ganze Liebenswürdigkeit zu Hülfe, um den Bankier fühlen zu lassen, wie angenehm es ihr wäre, wenn er auf ihren Plan einging. Sie fragte theilnehmend, wie es ihm auf der Reise gegangen, sie habe so oft bei dem kalten Wind an ihn gedacht; Herr Botmer wußte nicht, wie ihm geschah, der Gedanke, seine Tochter Wigbert zu geben, schien ihm plötzlich immer natürlicher, ja zuletzt wünschenswerth, und als er sich endlich von den Reizen seiner schönen Schwägerin losriß, küßte er ihre Hand, indem er ihr dabei versicherte, daß ihre Wünsche ihm Befehle seien.

Zwölftes Kapitel.

Zu rasch.

Zwei Tage nach diesem Abend hielt um fünf Uhr Nachmittags im Hofe des Botmer'schen Hauses ein Reisewagen. Auf dem Bock, neben dem Kutscher, ragte ein mächtiger Koffer empor, dem noch eine große Reisetasche hinzugefügt wurde. Dann rief der Bediente: „Vorfahren!" und gleich darauf schritt am Arm des Bankiers Frau von Botmer die breiten Treppen herab, gefolgt von seiner Tochter und Wigbert. — Die schöne Frau brachte gewöhnlich die Ostertage bei ihrem einzigen Bruder und dessen Familie zu, allein dießmal hatte sie ihre Reise verfrüht, zum größten Bedauern ihres Schwagers und ihres jetzigen Vertrauten, Wigbert. Aber Beide langweilten sie so grenzenlos, daß sie ihnen auf diese Weise zu entfliehen suchte. Sie war ganz in schwarzen Sammet gekleidet, nur unter den blendend weißen Kragen hatte sie ein dunkelrothes Band gebunden.

„Bleiben Sie nicht zu lange fort," sagte Herr Botmer, indem er ihre Hand in der seinen behielt.

Sie lächelte ihm freundlich zu und wandte sich dann zu Louise.

„Meine besten Grüße an Tante Emma, mon enfant, ich bedaure, daß sie leidend ist. Adieu, Herr Wigbert."

Auch ihm lächelte sie zu, aber indem sie den schmalen Fuß auf den Wagentritt stellte, warf sie noch einen flüchtigen Blick über die Schulter nach der Treppe.

„Suchen Sie etwas, Lucie?" rief der Bankier, welcher jede Bewegung seiner Schwägerin beobachtete.

„Ich? Ja, ich weiß nicht, wo Minna bleibt."

„Da ist sie schon," sagte Louise und machte der Jungfer Platz, welche die Treppe herabkam und noch einige Taschen und Plaids in den Wagen legte. Nachdem ihre Herrin darin Platz genommen, folgte sie ihr in denselben, da neben dem Kutscher kein freier Platz geblieben. Der Bediente schloß die Wagenthür und rasch zogen die Pferde an und entführten Herrn Botmer das Ideal seines Herzens, Wigbert die Hülfe für das Gelingen seiner Pläne.

„Louise," sagte der Bankier, als er mit seiner Tochter und seinem Buchhalter die Treppe wieder hinaufging, „ich habe den kleinen Wagen bestellt, wir wollen nach Sommerhof fahren; Wigbert, fahren Sie mit? Sie können mir dort ein wenig inspiziren helfen, was im Winter verdorben ist und was daher reparirt werden muß."

Seine Tochter sah einen Augenblick überrascht zu ihrem Vater hin.

„Also mache Dich fertig!" rief er ihr zu und eilte nach seinem Zimmer.

„Ist es Ihnen nicht angenehm?" fragte Wigbert und trat Louise näher.

„Mir? O nein, mir ist's ganz gleichgültig."

Sie ging schnell an ihm vorüber und ließ ihn mit einem Gefühl der bittersten Enttäuschung zurück, aber nur einen Augenblick, dann lächelte er höhnisch.

„Den Uebermuth will ich bald beugen," flüsterte er vor sich hin.

Sommerhof war eine kleine, der Familie Botmer schon seit langen Jahren zugehörige Besitzung, welche eine Stunde von der Stadt lag. Man verbrachte dort gern einige Wochen im Sommer; auch Frau von Botmer hatte dort ihre Zimmer, allein der so eng begrenzte Verkehr mit ihrer Schwägerin Emma hatte sie immer eine Entschuldigung finden lassen, um sich so wenig als möglich dort aufzuhalten. — Es waren bereits Leute dort, die im Haus allerlei Schäden ausbesserten; der Bankier fand, daß sich im Ganzen die Reparaturen nur auf Kleinigkeiten beschränkten. Endlich ging er mit Wigbert auch noch auf den Boden, um nachzusehen, ob der Regen nicht durch das Dach dringe, und diesen Augenblick benützte Louise, nach der kleinen Marieninsel zu gehen, um daselbst womöglich bis zur Abfahrt für sich allein zu sein. Sie hatte eine unbestimmte Angst, in der Nähe Wigbert's zu bleiben; in den letzten Tagen hatte er sich ihr so oft, so auffallend genähert, ihr Vater ihm so deutlich die Gelegenheit dazu geboten, daß das junge Mädchen dagegen jeden Vorwand benützte, um aus seiner Nähe zu kommen. Ihrer Tante hatte sie darüber nichts gesagt, da dieselbe schon gereizt und angegriffen war. — Als sie den Weg nach der kleinen Insel eingeschlagen, wurden ihre Schritte immer langsamer, je mehr ihre Gedanken eine andere Richtung nahmen; gestern hatte er mit ihr eine halbe Stunde bei ihrer Tante zugebracht, anfangs war er ernst, ruhig gewesen, aber dann war wieder die frohe Laune durchgebrochen, er hatte tolle, kühne Streiche aus seiner frühesten Jugend erzählt, und wenn er den Kopf zurückwarf und aus den wunderbar schönen Augen es so muthig blitzte, so selbstvertrauend, da wäre sie ihm gefolgt wie der treue Page seinem Herrn, ihre Brust dem Todesstreich darbietend, um sein theures Leben zu retten — dann hätte er sie vielleicht geküßt — geküßt mit den feinen rothen Lippen und sie wäre selig in seinen Armen gestorben. Ihr Herz schlug heftig, sie stand einen Augenblick still, da hörte sie eilige Schritte hinter sich, sie wandte sich um, es war Wigbert.

„Fräulein Botmer," sagte er, als er an ihrer Seite war, „Sie sehen wohl nicht, daß der Weg feucht und naß ist, es ist eben hier noch nichts in Ordnung, kein Sand gefahren, Sie dürfen hier nicht weitergehen."

Der süße Traum war so rasch zerstört. Sie sah erschrocken auf.

„An was dachten Sie denn so eifrig?" fragte er weiter.

Sie erröthete; welches Recht hatte dieser Mann, darnach zu fragen?

„Sollen wir nach Hause fahren?" fragte sie kalt.

„Davon war keine Rede, ich sollte sehen, wo Sie hingegangen." Seine Augen funkelten, das Blut stieg ihm heiß zum Herzen — es war so einsam, so frühlingsduftig, das junge Mädchen gehörte in seiner Jugendfrische mit hinein — ein Taumel riß ihn hin — er faßte nach ihrer Hand. „Louise," sagte er kaum hörbar, „ich kann nicht anders, nur die eine Hoffnung geben Sie mir, daß ich um Ihren Besitz ringen darf, denn, Louise, ich liebe Sie, ja, ich liebe Sie. Hören Sie mich jetzt an, ich muß, ich kann nicht anders, ich —"

„Reden Sie nicht weiter, Herr Wigbert, sagen Sie nie wieder solche Dinge in meiner Gegenwart!" rief das junge Mädchen und zog mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft ihre Hand aus der seinen.

„Aber ich lasse Sie nicht fort, Louise!" rief er leidenschaftlich. „Sie müssen mich hören, Sie müssen an die Worte denken, die ich Ihnen soeben gesagt."

„Ich will Alles vergessen, was eben hier vorgegangen, das ist das Einzige, was ich thun kann, und das ist schon unendlich viel, das ist schon fast eine Unmöglichkeit!" rief sie und mit dem Purpur des Zorns auf ihren Wangen eilte sie fort.

Er blieb zurück, er sah die leichte Gestalt zwischen den Bäumen rasch verschwinden — sollte es möglich sein, daß er sie verliere? — Er stampfte mit dem Fuß auf.

„Ich war zu rasch! — Aber wie sie da so dicht vor mir stand, ich hätte sie an mich reißen mögen und sie nie wieder aus meinen Armen lassen!"

Kurz nach dieser Szene fuhr man wieder in die Stadt zurück; der Bankier war redselig und guter Dinge, Wigbert wieder völlig seiner Herr geworden und die Klugheit gebot ihm, dem Vater so angenehm wie möglich zu erscheinen. Gegen die Tochter war er kalt höflich, Herr Botmer bemerkte daher nichts, er hatte ja auch nur den einen Gedanken: sein Ideal hatte es durchblicken lassen, daß sie seine Gefühle errathen und sie nicht zurückweise.

Als sich das junge Mädchen wieder in seinem Zimmer befand, tauchte abermals die im Garten erlebte Szene mit aller Gewalt des Schreckens vor ihrem geistigen Auge auf. Es wurde ihr nur zu klar, daß Wigbert es nie gewagt haben würde, sich ihr so kühn zu nahen, wenn er nicht durch ihren Vater dazu ermuthigt worden wäre.

„Ich kann es nie und thue es nie," sagte sie trotzig, als sie vor dem Spiegel das durch den Wind verwirrte Haar wieder ordnete. Es war, als sähe sie in demselben eine andere Person, der sie die Versicherung ihres festen Vorsatzes gebe. „Ich thue es nie," wiederholte sie und ihr zorniges Auge strahlte ihr in tiefster Glut entgegen.

Sie wartete noch einen Augenblick, um sich in eine ruhigere Stimmung zu bringen, ehe sie zu ihrer Tante ging; aber das Mädchen sagte ihr an der Thür: Fräulein Botmer habe sich bereits zur Ruhe begeben. Louise ging langsam zurück; als sie an der Treppe war, horchte sie plötzlich auf — unverkennbar wurde noch ein Pferd auf den Hof geführt.

„Sicherlich unsere eben gebrauchten," dachte sie, dennoch eilte sie an das Fenster; es war noch hell genug, um die sich auf dem Hof bewegenden Leute zu erkennen, sie bog sich vor, das Fenster war nur angelehnt. Der junge Erbach stieg soeben zu Pferd, er beruhigte das muthige Thier mit der Hand, während er mit Jemand sprach, der eben zu ihm getreten. Das war Wigbert, was that der noch im Hof? Sie vergaß sich im Nachdenken, im Beobachten, da scharrte das Pferd Funken aus den Steinen, Herr von Erbach riß es zurück, es bäumte sich hoch auf, aber unter dem geschickten Reiter bezähmte es bald seinen Eifer und ging im gemäßigten Schritt aus dem geöffneten Thor.

„Jetzt reitet er noch fort," sagte das junge Mädchen leise; als sie das Fenster schließen wollte, sah sie noch einmal in den Hof hinab und jetzt bemerkte sie erst, daß Wigbert zu ihr herauf gesehen. „Immer auf meinem Weg!" rief sie erzürnt und ging nach ihrem Zimmer.

Die Lampe war bereits angezündet, der Thee servirt, neben ihrer Tasse bemerkte sie ein Buch.

„Von Tante Lucie." Sie wickelte mechanisch das Papier ab, da fiel ein kleiner Zettel heraus, sie nahm ihn rasch auf und las: „Alles geschieht, um Herrn von Erbach in schlechte Gesellschaft zu locken und auf Abwege zu bringen; er muß gewarnt und dieser Zettel verbrannt werden."

Dreizehntes Kapitel.

Kein Kind mehr.

Fräulein Emma war eben im Begriff, ihre Toilette zu beendigen, als das Mädchen eintrat und fragte, ob „der Herr" — so wurde Herr Botmer im Haus genannt — sie sprechen könne?

„Gewiß," erwiederte Fräulein Botmer, sah aber mit einem ängstlichen Blick nach der Thür, in Erwartung der Szene, der sie entgegen ging, denn es war ihr bereits gemeldet, daß Herr von Erbach spät in der Nacht nach Haus gekommen und zwar verletzt, da er vom Pferd gestürzt. Sie hatte die Absicht gehabt, ihn jetzt zu besuchen, wurde aber nun davon abgehalten. Wider ihr Erwarten lag auf dem Gesicht ihres Bruders, als er kurz darnach bei ihr eintrat, ein freundlicher Zug und ehe er von dem Ereigniß der vergangenen Nacht sprach, fragte er theilnehmend nach ihrem Befinden.

„Nun, es geht mir besser," sagte sie, obgleich bei der Versicherung ein nervöses Zittern um ihre Lippen spielte. „Ich hoffe, daß ich heut ausgehen kann."

„Du solltest lieber fahren, zum Beispiel fahre doch nach Sommerhof, ich war gestern dort, Louise wird Dir davon erzählt haben."

„Doch nicht, gestern Abend schlief ich bereits, als sie bei mir war, und heut Morgen hab' ich sie noch nicht gesprochen."

„Du hast doch gehört, daß Erich heut Nacht spät nach Haus gekommen und zwar in einem höchst erbärmlichen Zustand? Vermuthlich war er betrunken beim Nachhauseritt."

„Hast Du ihn gesprochen?"

„Nein," lachte der Bankier ironisch. „Derlei Patienten statte ich keinen Besuch ab. Wigbert hat ihn sprechen wollen, er hat ihn aber abweisen lassen, obgleich er vollkommen fähig war, ihn zu sehen; ich begreife nicht, was dem Menschen einfällt, er sollte doch alles Mögliche thun, diesen Mann sich freundlich gestimmt zu machen, gegen welchen er doch geradezu eine Null ist, denn auf das Wörtchen ‚von' lege ich keinen Werth, wenn er vielleicht glaubt, daß ich deßhalb mehr Achtung für ihn hegte. Wigbert wird mir täglich unentbehrlicher, er hat einen ausgezeichneten Verstand und ist ein selten glücklicher Spekulant."

„Du schienst früher nicht so von ihm eingenommen," sagte Fräulein Emma erstaunt.

„Ich habe es nicht so geäußert, aber jetzt, da ich mehrere Tage verreist war, hat sich mir wieder sein Werth in jeder Hinsicht offenbart. Er ist ein ganz männlicher Charakter, dabei ist sein Aeußeres sehr empfehlenswerth und er ist aus gutem, anständigem Haus."

„Hast Du vielleicht —" forschte seine Schwester ängstlich.

„Nun ja, da Du darnach fragst, so hab' ich allerdings die Absicht, ihn zu meinem Schwiegersohn zu machen."

„Ist das denkbar, ohne daß —"

„Du meinst, ohne daß Wigbert und Louise etwas von meiner Absicht ahnten? O nein, ich werde meine Tochter nicht anbieten; Wigbert liebt Louise, ich habe dieß schon längst bemerkt, aber er ist zu bescheiden, um mir dieß Geheimniß seines Herzens zu offenbaren. Indessen will ich ihm die Sache erleichtern, dadurch, daß ich ihm nach und nach zu verstehen gebe, daß er mir als Sohn willkommen ist."

„Großer Gott," sagte Fräulein Botmer und faltete ihre Hände, „und Du fragst nicht erst Dein Kind, ob er der Mann sei, den sie sich erwählen würde, um ihr Leben ihm zu widmen?"

„Eine solche Frage, liebe Emma, könnte ich jeden Monat stellen und würde stets eine andere Antwort erhalten. Ich wähle den Mann für meine Tochter, denn mein Blick ist unbeeinflußt durch die Liebe, welche nur zu oft wahre Tugenden und Verdienste eines Mannes übersieht."

„Ja, daß die Liebe blind ist, darin gebe ich Dir vollkommen Recht," erwiederte Fräulein Botmer und jetzt zeigten sich die rothen Flecken auf den bleichen Wangen, welche die innere Aufregung hervorgebracht. „Aber Deiner andern Ansicht stimme ich nicht bei. Mag Herr Wigbert ein tüchtiger Geschäftsmann sein, doch sein Charakter ist mir im höchsten Grad unsympathisch, er ist ein finsterer, kalter Mann und ich gebe meine Zustimmung nie, da ich weiß, daß ihn Louise nicht liebt."

Herr Botmer sah ruhig vor sich hin.

„Du weißt vielleicht, wem meine Tochter ihr Herz geschenkt; sollte es aber etwa Dein Adoptivsohn sein, so erkläre ich hiemit, daß ich, als Vater, nie meine Einwilligung gebe und wir wollen sehen, wer in dieser Sache die größte Autorität besitzt; außerdem ist Herr von Erbach hier die längste Zeit gewesen, Du scheinst das vergessen zu haben, ich wünsche keinen Spieler in meinem Geschäft, noch weniger in meiner Familie zu haben. Das alte Sprüchwort bewährt sich auch hier: ‚Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm'."

Herr Botmer erhob sich, auch Fräulein Emma hatte ihren Platz verlassen, aber sie war so angegriffen, daß sie sich mit einer Hand auf den Tisch stützte.

„Ich werde Dein Kind nie meinem Interesse opfern, verantworte Du es vor Gott, Otto, was Du an ihr verbrichst."

„Frauenphrasen," sagte Herr Botmer, sich nach der Thür wendend. „Ich verantworte, was ich beschließe, liebe Emma, und es wird dann endlich wieder einmal Friede in meinem Haus sein, denn ich bin dieser ewigen Szenen und Unruhen herzlich müde."

Damit verließ er das Zimmer. Vielleicht hätte der Bankier mit der Erklärung hinsichtlich seiner Tochter und Wigbert's noch gezögert, hätte er nicht heute Morgen einen kleinen parfümirten Brief von seiner Schwägerin erhalten, worin obenan die Frage stand: „Wenn ich wiederkomme, werde ich da Louise als Braut begrüßen? — Ich interessire mich unendlich," schrieb sie weiter, „für dieß zarte Verhältniß! Und was wird aus dem Liebling von Tante Emma? — Hier ist es herzlich langweilig, ich glaube kaum, daß ich es bis Ostern ertrage." — Es ließ sich so viel zwischen den Zeilen lesen! Herr Botmer überdachte abermals den Inhalt dieses Briefes, als er seine Schwester verließ, und der Gedanke, daß er der schönen Frau bald schreiben könne: „Es ist Alles in Ordnung, Alles nach Deinem Wunsch eingeleitet, komme nun und habe Deine Freude darau" — ließ ihm keine Ruhe. Ja, er mußte zu seiner Tochter und ihr seinen Willen, seine Absichten mittheilen. Wozu denn zögern, ihr eine glückliche Zukunft zu bereiten?

Als er bei Louise eintrat, war er betroffen, sie so bleich und ernst zu finden.

„Ist Dir nicht wohl, Kind?" fragte er und strich ihr über die weichen Haare. „Du siehst krank aus. Es ist eben keine Ordnung mehr im Haus und darunter leidest Du offenbar."

„Durchaus nicht, lieber Vater," sagte Louise und sah betroffen auf. „Ich leide unter keinerlei Einrichtung, ich fühle mich sehr glücklich, so wie ich lebe, und hoffentlich ist Tante Emma bald wieder vollkommen hergestellt, dann können wir Beide, wie früher, zusammen ausgehen."

„Tante Emma ist eben sehr oft leidend und Du bist Dir zu viel selbst überlassen, Tante Lucie ist nun auch verreist."

„Mit Tante Lucie bin ich so nie gegangen."

„Mit einem Wort, Louise, Du läufst hier im Haus umher, wie das fünfte Rad am Wagen, ich finde das für Dich nicht passend und Du, armes Kind —"

„Vater, um Gottes willen," unterbrach ihn jetzt das junge Mädchen, denn sie ahnte plötzlich, daß er irgend eine Absicht hinsichtlich ihrer habe, aber ihr dieselbe erst nach und nach mittheilen wolle. „Welche Gedanken hast Du? Ich kann nicht anders leben, ich will —"

„Louise," sagte der Bankier ernst, indem er sich auf einen Sessel warf, „Du willst sicher nur das, was ich will, und diesen Willen sollst Du jetzt hören. Du wirst in wenigen Wochen achtzehn Jahre, Du hast keine Mutter mehr, je eher Du also einen männlichen Schutz findest, der Dir zur Seite stehen kann, desto besser ist es, und ich komme, um Dir hiemit zu erklären, daß ich für Dich einen solchen Schutz gefunden, welcher Dich liebt, welcher alle Eigenschaften besitzt, Dich glücklich zu machen, und den ich als Sohn von Herzen willkommen heiße."

Herr Botmer sah seine Tochter erwartungsvoll an. Ein Ausdruck namenloser Angst lag in ihrem Blick.

„Und jener Mann, wer ist es?" fragte sie leise.

„Es ist Wigbert."

Ein Schauder durchlief den Körper des jungen Mädchens, dann rang es sich von ihren Lippen:

„Vater, das kann ich nicht, so wahr mir Gott helfe, ich hasse den Mann!"

Herr Botmer biß die Lippen auf einander, er hatte eine so schnelle und feste Antwort nicht erwartet.

„Du hassest den Mann? In welchem Roman hast Du denn die Redensart gelesen? Daß Du ihn nicht liebst, kann möglich sein; allein das thut auch nicht noth, erst wirst Du ihn achten, dann ihn lieben lernen."

„Wie kann ich einen Mann achten," rief Louise und ihre Lippen zitterten vor Schmerz und Aufregung, „der um ein Mädchen wirbt, welches ihm zu verstehen gegeben, daß er ihr zuwider, daß sie —"

„Einen Andern liebt," sagte Herr Botmer spöttisch.

„Ja, Vater."

Der Bankier wandte sich wie vom Blitz getroffen zu seiner Tochter hin.

„Bist Du von Sinnen?" rief er außer sich vor Zorn. „Du sprichst von Liebe, Du, noch ein halbes Kind? Aber ich weiß, wo das hinaus soll, ich durchschaue Tante Emma, ich durchschaue den ganzen Plan, aber daraus wird nichts — nie und nimmermehr wirst Du das Weib dieses leichtsinnigen Buben, der mein Geld gern durchbringen möchte, und wenn er aus Liebe zu Dir stürbe, ich gebe ihm nie meine Einwilligung."

Louise wandte den Kopf zur Seite, dann sah sie wieder zu ihrem Vater auf. Ihre großen schönen Augen standen voll Thränen.

„Vater, das ist anders, wie Du denkst, mich liebt er nicht, um meinen Besitz wird er Dich nie bitten, Du brauchst nicht in Angst um Dein Geld zu sein, darnach verlangt er auch nicht, aber ich — ja, Vater, ich liebe ihn und ehe ich jenen Mann nehme, der meinen Besitz erzwingen will, ja — eher sterbe ich — eher sollst Du mich mit dem Brautkranz in den Sarg legen, denn, Vater, ich bin kein Kind mehr, wie Du glaubst, nur noch Dein Kind, Dir gegenüber und deßhalb flehe ich Dich an, vergib mir und erbarme Dich meiner!"

Der Bankier hatte unwillkürlich den glühenden Worten seines Kindes Aufmerksamkeit geschenkt. Es schien ihm fast, als wäre sie darunter emporgeblüht, als sei sie schöner, größer geworden, aber als sie schwieg, als sie nach seiner Hand faßte, die krampfhaft sich an den Stuhl gehalten, da stieß er sie zurück.

„Im Augenblick," sagte er und stand rasch auf, „will ich nicht mit Dir weiter rechten, ich sehe, Du bist Deiner Gefühle nicht mehr Herr, aber Eines steht fest: Du änderst nichts mehr an meinem Willen, denn ich allein weiß, was zu Deinem Wohl und Glück gehört, aber Du bist mit Blindheit geschlagen."

Noch einmal sah er nach seiner Tochter hin und ein Gefühl bemächtigte sich seiner, daß es ihm doch nicht leicht werden würde, diesen Willen bei ihr durchzusetzen. Er eilte aus der Thür und suchte erst sein Zimmer auf, ehe er in's Comptoir ging, denn er fühlte, daß es ihm unmöglich war, Wigbert unbefangen entgegenzutreten.

Nachdem der Bankier seine Schwester vorhin verlassen, hatte sich diese, ohne einen Augenblick zu zögern, zu dem jungen Erbach begeben. Sie wußte, daß sie ihm stets willkommen war. Auf dem Wege zu seinem Zimmer faßte sie den Entschluß, ihm unter jeder Bedingung hülfreiche Hand zu bieten, das Haus zu verlassen, das, wie sie so sehr gehofft, ihm eine zweite Heimat werden sollte. Und hatte sie dieß nicht auch einem Sterbenden versprochen? Aber die Verhältnisse sind oft zu so unumstoßbaren Hindernissen herangewachsen, daß der arme Mensch machtlos ihnen gegenüber steht.

Als sie leise an die Thüre des Kranken klopfte, trat ein Diener des Hauses ihr entgegen und flüsterte, daß der junge Herr etwas schlafe, aber wenn sie die Güte haben wollte und hier eine Viertelstunde seinen Platz einnehmen, sei es ihm sehr lieb, da er im Haus zu thun habe. Fräulein Botmer schlich auf den Fußspitzen in's Zimmer; es war im Halbdunkel gehalten, das Bett stand in einem Alkoven, welcher mit dicken grünen Friesbehängen dem Auge des Eintretenden dasselbe fast verbarg, jetzt aber, wo sie zu beiden Seiten zurückgeschoben, den Schlafenden deutlich erkennen ließen. — Fräulein Botmer nahm, ohne das geringste Geräusch zu veranlassen, neben dem Bett Platz.

„Gott im Himmel," sagte sie leise und mit Thränen in den Augen, „wenn sie ihn sähe, würde sie ihn nicht um ihretwillen lieben und um seinetwillen vergeben?"

Der junge Erbach schlug die Augen auf, er sah seine Tante einen Moment erstaunt an, dann flüsterte er:

„Welch' angenehme Ueberraschung, Du hier, chérie? Ich kann Dir nicht einmal eine Hand geben, beide sind lädirt, es war wirklich eine große Dummheit, die ganze Geschichte ist nicht der Rede werth."

„Wie kam nur Alles?" sagte Fräulein Botmer, rückte ihren Stuhl näher und sah nach seiner Stirn, um welche ein schwarzes Tuch gebunden war.

„Du siehst nach meiner Stirn, das Tuch ist wegen des Kopfwehes darum gebunden. Was hat man Dir denn vorgefabelt? Ich dachte wohl daran. Herrn Wigbert habe ich abweisen lassen, denn er kam ja doch nur aus Neugierde, und habe keine Lust, diese zu befriedigen, obgleich —"

Der junge Mann schwieg.

„Obgleich?" wiederholte Fräulein Emma. „Was wolltest Du damit sagen?"

„Mein Kopf ist mir angegriffen, deßhalb will ich lieber meinen Gedanken verschweigen. Aber Du wolltest ja hören. Also in wenig Worten: ich ritt gestern Abend mit einigen Offizieren nach dem hübschen Thal, wie heißt es doch?"

„Du meinst sicher Lindenau?"

„Ganz recht, um dort zu Nacht zu speisen. Die Zubereitung des Mahls verlangte viel Zeit; bis wir es verzehrt, verging abermals ein Stündchen, man erzählte, man trank, es war Mitternacht als wir aufbrachen. Der Himmel hatte sich umzogen, indessen ging es besser als wir fürchteten. Mein Pferd war sehr unruhig geworden durch das lange Stehen; als ich mich von den Herren verabschiedete, machte ich noch einen kleinen Umweg, ehe ich in die Kastanienallee einbog, welche nach dem Josephsthor führt. Plötzlich kam ein Kerl an mich heran und bettelte — sonderbar, um diese Stunde! Ich verweigerte, ihm etwas zu geben, da er aber schließlich mir sich unverschämt näherte, hieb ich mit der Reitpeitsche nach ihm. Im gleichen Augenblick holte er mit einem Knüttel nach dem Pferd aus und versetzte ihm einen so heftigen Schlag, daß es sich hoch aufbäumte und ehe ich die Zügel fest gefaßt, mit mir in rasender Eile davonjagte. Ich parirte es endlich noch, war aber dabei in der Dunkelheit gegen einen der dicken Bäume angeprallt, hatte mir die Hände beschädigt und —"

Die kurze Erzählung hatte den Kranken ermüdet, er legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

„Erich," sagte Fräulein Emma nach einer Pause, „meintest Du nicht, es würde besser sein, Du hieltest Dich von all' diesem Treiben fern? Es kommt mir vor, als seiest Du in eine sehr wilde Gesellschaft gerathen. Unser Haus bietet Dir allerdings auch nicht das Leben, was Du wünschest und für Dich passend wäre."

Die Worte waren mit größter Schonung gesprochen, wurden aber sofort verstanden. Die dunklen Augen, die jetzt noch dunkler erschienen durch die blauen Streifen, die sie umgaben, sahen wieder auf.

„Ich verstehe Dich, meine gute Tante, mein Aufenthalt hier im Haus ist überhaupt für mich von der längsten Dauer gewesen. Das ist auch meine Meinung, ich sehe, daß ich unter die Krämerleute nicht tauge, aber bei Dir werde ich noch einige Zeit verweilen, Du rechnest mich als Deinen Gast," — er lächelte ihr zu — „Du bist ja doch die einzige Person, die an meiner Existenz noch Interesse nimmt."

„Erich!" rief Fräulein Botmer und erhob sich. Sie legte ihren Arm um seinen Hals und preßte ihre Lippen auf sein üppiges Haar. „Du und Louise — weiter besitze ich nichts auf Erden, für das ich es werth halte zu leben."

„Sehr gut," sagte er und ein schmerzvoller Zug schloß ihm den Mund. „Heute noch diese Ruhe und Dunkelheit um mich, dann bin ich wieder hergestellt."

Fräulein Botmer sah noch einen Augenblick das bleiche, müde Antlitz an, zog die Vorhänge ein wenig mehr zu und verließ so leise als sie gekommen das Zimmer. — Als sie die Thüre geschlossen, stand ihre Nichte vor ihr. Sie sah so bleich, so verändert aus, daß ihre Tante unwillkürlich rief:

„Ist ein Unglück geschehen?"

„Wie geht es?" fragte Louise, anstatt zu antworten.

„Nicht schlimm, aber mich hat ein Verdacht beschlichen — sollte man Erich absichtlich in Gefahr bringen?"

„Komm'," sagte das junge Mädchen und riß ihre Tante mit sich nach ihrem Zimmer. Als sie die Thüre hinter ihr geschlossen, nahm sie ihre beiden Hände fest in die ihren. „Weißt Du darum, daß der Vater mich zwingen will, seinen ersten Commis zu heirathen?"

Fräulein Emma nickte.

„Du hast ihm das gerathen?"

„Nein, Kind, im Gegentheil."

„Weißt Du, wer es dann gethan hat? Tante Lucie; aber sie soll sich in mir getäuscht haben, eher könnte ich diesen Wigbert sterben sehen, ehe ich ihm noch einmal gestatte, nur meine Hand zu berühren! Wollen sie mich verhandeln, sollen sie sehen, wie ich mich vertheidige."

Vierzehntes Kapitel.

Die Geschwister.

Acht Tage waren nach diesem Morgen verflossen. Im Hotel de Russie hatte man die besten Zimmer für Lady Joy bereits bestellt und ihre Gesellschafterin war voran gereist, um sie in Augenschein zu nehmen und die nöthigen Vorkehrungen für die Kranke zu treffen, denn Lady Joy war krank und konnte nur stundenweis in ihrem bequemen Reisewagen, von ihrer alten Kammerjungfer begleitet, weiterfahren.

Jetzt saß Fräulein Wigbert in einem dieser Zimmer ihrem Bruder gegenüber und hörte auf die Beschreibung seiner letzten Erlebnisse. Sie war um zwölf Jahre älter als er, ihre volle, hohe Gestalt ließ sie fast noch älter erscheinen; ihr Gesicht trug den Stempel ihres Charakters, es war nicht eine einzige weiche Linie darin zu erkennen, scharf und fest schlossen sich die Lippen über den untadelhaft weißen Zähnen, man hätte es gewiß nie erwartet, daß ein Wort des Erbarmens, der Entschuldigung für menschliche Schwächen über diese Lippen gekommen, hinter dieser weißen glatten Stirn mußten die Gedanken nie sinnverwirrend gebrannt haben, die großen Augen mußten, wohin sie sahen, sofort erkennen, wo das Nothwendige fehlte, sie war nie aus ihrer Ruhe zu bringen, keine Leidenschaft hatte je ihr Herz bewegt. Aber gerade diese Eigenschaften machten sie Lady Joy unentbehrlich, die nur Nerven, nur Empfindung war und durch diese beiden Dinge sich stets erregt, stets leidend fühlte.

„Also, Du glaubst in der That, daß dieser junge Mann die einzige Ursache ist, welche Dir den Besitz des Mädchens streitig macht?"

Fräulein Wigbert saß in einem großen Fauteuil, sie lehnte sich bei dieser Frage darin zurück und sah prüfend in das Gesicht ihres Bruders, in welchem, wie sie sich sagte, die Spuren einer unbefriedigten Leidenschaft zu lesen waren.

„Positiv. Seit er im Haus ist, hat sich das Mädchen vollkommen geändert. Anfangs habe ich sie gar nicht beachtet, allein als sie die wenigen Worte, die ich mit ihr wechselte, so freundlich beantwortete, begann der Plan in mir zu reifen, sie zu meiner Frau zu machen und darnach —"

„Darnach hast Du gefunden, daß Du sie liebtest und sie Dich nicht. Das ist durchaus kein Unglück, denn wenn der Vater wie die Schwägerin für Dich stimmen, muß sich die Tochter fügen, besonders da, wie Du mir vorhin andeutetest, die Schwägerin den Bankier stark beeinflußt."

„Es ist Alles genau so und dennoch! Was ist dieß Alles —" rief Wigbert und stand unruhig auf, — „gegen die Macht, welche in der Leidenschaft eines Herzens liegt!"

„Du gabst mir doch auch zu verstehen, daß es Dir schiene, als sei die Neigung nur auf der Seite des Mädchens. Ich begreife gar nicht Deine Aufregung, laß doch die Sache erst reifen."

„Nein, nein! Während dieser Zeit reift vielleicht ein anderes Verhältniß. Vor acht Tagen ist der Narr vom Pferde gestürzt, er hat sich leider unerheblich beschädigt, ist aber doch auf sein Zimmer gebannt und es scheint mir, daß Fräulein Emma diesen Zimmerarrest zu benützen sucht, beide Lieblinge sich näher zu bringen. Ja, diese windelweiche Person ist trotz alledem das Haupthinderniß, ohne sie wäre Louise längst mein und der Tagedieb aus dem Haus gejagt."

„Ich habe öfters mit Lady Joy über diese Fräulein Botmer gesprochen. Sie liebte einst der Lady Bruder, glaubte, er würde sie heirathen, allein er hatte als schöner, leichtsinniger Mann der Herzen viele, die ihm zu Füßen lagen und die er beiseite stieß, bis er endlich ein Fräulein fand, dessen Geld durchzubringen ihm der Mühe werth schien, sie dafür zu heirathen. Ich glaube, sie starb ein paar Jahre darnach und der Knabe, der aus dieser Ehe entsprang, wurde dann später, bei des Vaters Tod, der alten Geliebten als Ersatz für den Vater vermacht. Lady Joy haßt diesen Knaben von ganzem Herzen, sie wäre nie hieher gekommen, hätte sie gewußt, daß er bereits angelangt."

„Sie stand mit dem Vater immer schlecht?"

„Ja, und doch, im Ganzen genommen, trägt sie Schuld, daß er ein mauvais sujet wurde. Sie verzog, sie verhätschelte ihn, und als das Leben, in welches er später ohne ihren Schutz eintrat, das Beides nicht that, suchte er es so angenehm zu machen, als es nicht erlaubt war. Sie hätte ihm schließlich noch Alles verziehen, allein sie gibt ihm die Schuld, daß er ihrer Tochter nicht die gehörige Sorgfalt hat angedeihen lassen während ihres Aufenthaltes bei ihm und daß er sie erst von ihrer Krankheit benachrichtigt, als schon keine Hülfe mehr möglich."

„Ich begreife nicht, weßhalb sie ihm dieß Kind überhaupt anvertraut hat."

„Dieß ‚Kind‘ war sechzehn Jahre, als Lady Joy sich zum zweiten Mal Mutter fühlte, der Gedanke war ihr unerträglich, sie während dieser Zeit um sich zu haben. Zugleich erfüllte sie den heißen Wunsch des jungen Mädchens: eine Zeitlang in Deutschland zu leben. Zudem war der Bruder Lady Joy's seit einem Jahr verheirathet, bekleidete eine angesehene Stelle am Hof, war Liebling des Fürsten; Lady Joy aber wurde nicht das Glück zu Theil, zwei Kinder zu besitzen, vielmehr wurde sie binnen wenigen Monaten eine kinderlose Frau. Ueber das ganze damalige Leben und Treiben des leichtsinnigen Bruders herrscht im Ganzen ein eigenes Dunkel. Lady Joy, zu krank damals, konnte sich nicht eingehend um Alles bekümmern.“

„Und der Lord?“

„Ein Sonderling reinsten Wassers, kränklich, er war nie zu bewegen gewesen, sein Haus auf längere Zeit zu verlassen.“

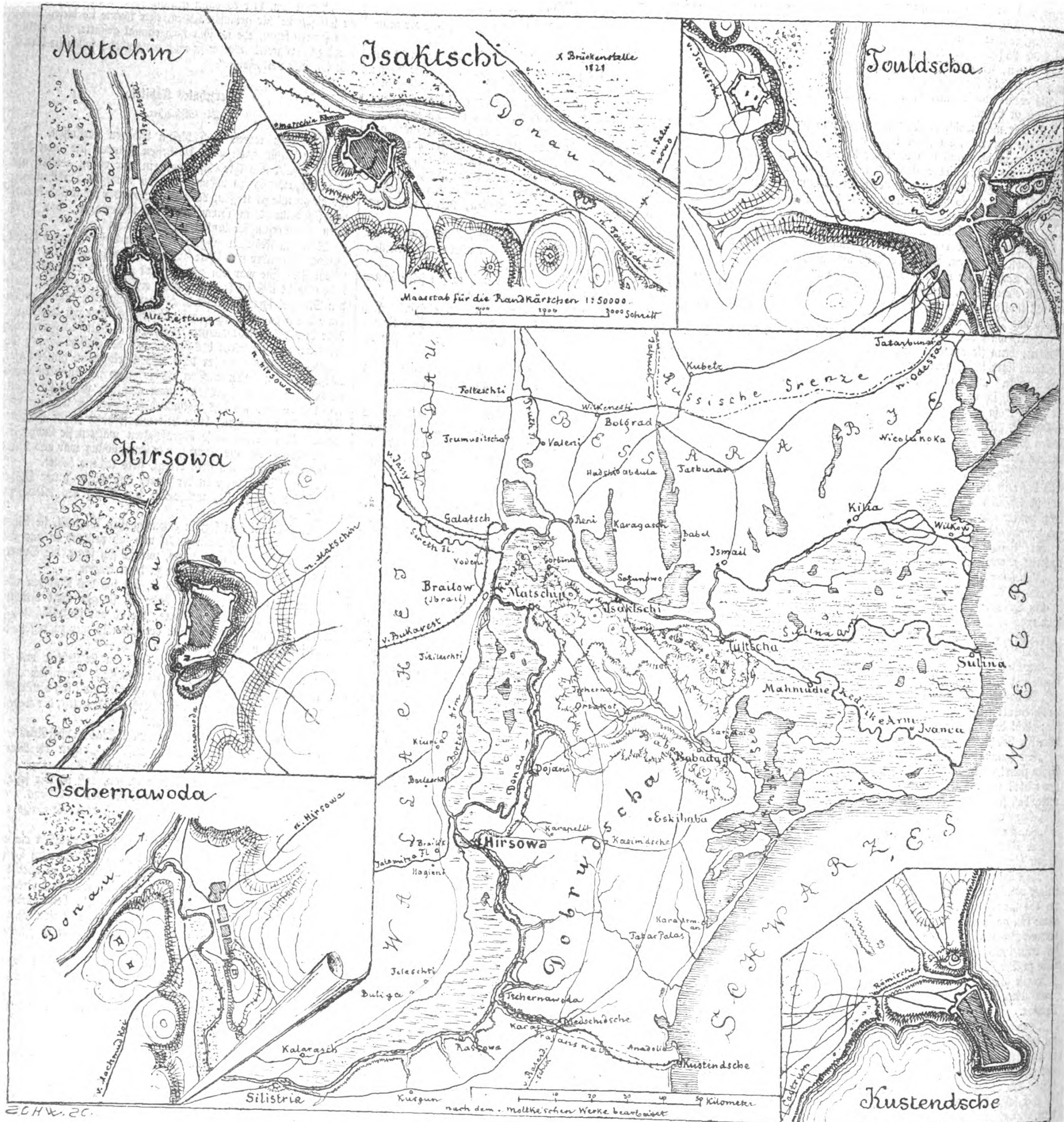
Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, dann sagte Fräulein Wigbert:

„Auffällig ist mir, daß der Vater Deines Rivalen ihm so viel Vermögen hinterlassen, da er doch ein bekannter Verschwender war.“

„Vielleicht besaß die Frau Reichthümer.“

„Lady Joy versicherte mir, daß er diese bald vergeudet gehabt. Glaubst Du nicht, daß, bei der grenzenlosen Liebe Fräulein Botmer's für Vater und Sohn, diese ihm ihr Vermögen zugewandt?“

„Darum habe ich mich nie gekümmert, diese Angelegenheit geht durch die Hände des Bankiers.“



Karte der Dobrudscha.

„Du hast nie daran gezweifelt, daß er ihr Adoptivsohn?“

Wigbert blickte seine Schwester fest an, sie sah auf ihre Hände, deren Finger sie leise spielend bewegte. Als sie keine Antwort erhielt, blickte sie endlich auf und sagte:

„Nun, aufrichtig gesagt — ich habe meine Zweifel. Der Bankier weiß vielleicht um diese Angelegenheit, daher der Haß.“

„Nein!“ rief Wigbert, „nein! Der Bankier verabscheute den alten Erbach so von ganzer Seele, daß er, unter den von Dir vorausgesetzten Umständen, den Knaben sicherlich nicht in sein Haus genommen, nie der Schwester einen solchen Fehltritt verziehen hätte. Und dennoch!“ rief er und seine Augen funkelten wieder in einem Glanz, als wenn diese Gedanken ein helles Licht in seine Seele würfen. „Wenn dieß doch zu ergründen wäre, wenn eine solche Schmach über Beide könnte heraufbeschworen werden! Es wäre Alles gewonnen, dann würden Mutter und Sohn schnell das Feld räumen müssen, der Sieg wäre mein. Ohne Bedenken und Erbarmen würde der Bankier mir die Hand seiner Tochter geben. Die stolze Fräulein Emma!“ Er lachte hell auf. „Frauenköpfe denken doch in manchen Dingen schärfer, sie kombiniren besser.“

Seine Schwester lächelte.

„Du nimmst den flüchtigen Gedanken gleich sehr eifrig auf, ich selbst habe diese Tragweite nicht einmal so rasch bemessen. Es käme jetzt nur darauf an, welches Mittel man wählen könnte, um unsern Zweck zu erreichen.“

„Laß mich machen,“ sagte Wigbert. „Ich sehe bereits



Drei Gewaltige. (Afrikanische Löwen.)

einen Weg; der Bankier ist in einem sehr gereizten Zustand, zuweilen finde ich ihn überglücklich, dann wieder verwünscht er sein Haus, seine Familie, solche Stimmungen sind günstiger Boden, um einen Verdacht, einen Zweifel darin wuchern zu lassen."

„Ich rathe Dir zu höchster Vorsicht, indessen kann auch ich vielleicht einiges Material herbeischaffen. Ich hatte ja früher nicht das geringste Interesse an diesen Verhältnissen, doch nun werde ich Fragen stellen und auf die Antworten genau achten. Wie lange glaubst Du, daß die schöne Wittwe noch fort bleibt?"

„Minna schreibt mir gestern, man sähe viel Gesellschaft im Haus und ihre Herrin sei fast täglich ausgebeten, vom Zurückkommen sei noch nicht gesprochen worden; sie bekomme aber fast jeden Tag einen Brief von ihrem Schwager."

„Es wäre ein Glück für Dich, wenn sie dem Bankier die Hand reichte. Glaubst Du an eine solche Möglichkeit?"

„Frauen, zudem solche Frauen, wie diese Frau von Botmer, können Alles, was sie wollen, denn sie lieben ohne Liebe, hassen ohne Haß, das Individuum ist Nebensache neben ihrem eigenen Ich. An mir soll es nicht fehlen, dieses Paar zu vereinigen. Wann glaubst Du, Lady Joy hier zu sehen?" Wigbert erhob sich. „Und auf wie lange?"

„Beides hängt von ihrem Wohlbefinden ab. Ich lasse Dich morgen davon benachrichtigen, Du brauchst nicht zu sagen, daß ich bereits hier bin, wir können uns ja morgen zuerst begrüßen, was dann weiter wird, müssen wir abwarten."

„Vollkommen einverstanden. Leb' wohl, Ida."

Er reichte seiner Schwester die Hand, sie sah ihn einen Augenblick prüfend dabei an.

„Ich hoffe, daß es Dir bald besser gehen wird."

„Mir? Ich bin nicht unwohl."

„Das meinte ich auch nicht. Also auf Wiedersehen."

„Morgen?"

Ida nickte stumm und ihr Bruder eilte fort.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Liebe Schatten.

Gewöhnlich speiste Herr Botmer mit seiner Schwester und Tochter, jedoch seit letzter Zeit vermied er deren Gesellschaft, um nicht durch Worte oder trübe Mienen in dem Genuß seines Mahles gestört zu werden, denn ein gutes Diner war ihm immer eine freudige Aussicht. Er hatte jetzt zuweilen Wigbert zu sich gebeten, einmal um ihn in den Augen der Damen eine vertrautere Stelle einnehmen zu sehen, dann auch, um ihm Muth und Trost zuzusprechen. Jedoch heute Mittag wünschte er ganz allein mit seinen Gedanken zu sein und es ward dem Diener befohlen, ihn bei dem Diner mit nichts zu stören, als vielleicht wenn Briefe einlangten. Diesen bescheidenen stummen Gästen war der Empfang gestattet. Er erwartete Briefe, das heißt *einen*, und sollte er kommen, wollte er ihn ungestört genießen. Und wirklich, neben den schwarz- und grüngesprenkelten Kibitzeiern servirte der Bediente auf silbernem Teller einige Briefe, unter denen der Bankier mit geübtem Auge sofort den erkannte, welcher ihm lieber war als all' die übrigen, die ihm vielleicht Tausende einbrachten. Er schob den Teller zurück und erbrach das Couvert. Schon die Ueberschrift: «Mon très cher ami!» drang wie ein Frühlingshauch in sein Herz und verbreitete auf seinem Gesicht einen Abglanz der Jugend. Dann las er weiter:

„Nach und nach gewöhne ich mich hier wieder an den großen Verkehr; man ist auf das Zärtlichste bemüht, mich mein sweet home vergessen zu machen — gelingt es? — ich weiß es nicht. — Alte und neue Bekannte treffe ich, die alten sind mir treu geblieben, die neuen wollen es werden. Haben Sie nichts dawider, lieber Otto, wenn ich ihnen sage, daß sie in unserem Haus willkommen sind und daß Sie, der liebenswürdigste Schwager von der Welt, Alles gut heißen, was ich thue und verlange, daß Sie mich wahrhaft verziehen?!

„Doch was fängt unser armer Schützling an? Er klagt mir gestern in einer langen Epistel, daß er nicht reüssire, sogar Beweise habe, daß man den beau garçon von Tante Emma vorziehe ꝛc. ꝛc. Wahrhaft poetisch wird der Aermste und ich muß wirklich sagen, lieber Freund, machen Sie doch der Sache ein Ende! Sie, als Chef des Hauses und der Familie, haben das Recht dazu. Adieu, mon ami, et bientôt au revoir. Wenn Ihnen diese Versicherung so viel Freude macht als mir, so steht uns ein frohes Wiedersehen bevor! Tout à vous! Lucie."

Nachdem Herr Botmer diese Zeilen zweimal überlesen, ließ er sich eine Flasche Sekt kommen und schob die übrigen Briefe beiseite. Nachdem er in stummer Weise auf das Wohl seiner Schwägerin getrunken, auf das Gedeihen seiner Liebe und Alles, was ihn und sein Glück betraf, denn er zweifelte keinen Augenblick mehr an dem Gelingen seines Planes — der Nachfolger seines Bruders zu werden, gedachte er auch des Kummers seines ersten Commis und er überlegte, wie ihm zu helfen und zwar rasch und gründlich, da es doch der Wunsch der Geliebten war. Weil er aber stets, bei allem Nachgrübeln darüber, immer wieder nur an den Augenblick dachte, welcher ihm endlich erlaubte, das herrliche Weib an sein Herz zu drücken, beschloß er lieber, Herrn Wigbert rufen zu lassen, um mit ihm persönlich zu unterhandeln. Er war gerade beim Dessert angelangt, als er diesen Entschluß faßte und sagte daher dem Bedienten, wenn er den Kaffee bringe, möge er zu gleicher Zeit bestellen, daß er Herrn Wigbert zu sprechen wünsche. Kurz darauf trat derselbe bei ihm ein. Der Bankier fand heut Abend zum ersten Mal, daß er krank und erregt aussehe. Er erwiederte seinen Gruß so freundlich als ihm irgend möglich.

„Setzen Sie sich, Wigbert," sagte er, schob ihm einen Stuhl neben den seinen und befahl dem Diener, das Zimmer zu verlassen, er wünsche mit Herrn Wigbert ungestört zu bleiben.

Wigbert rauchte nicht, der Bankier bot ihm daher keine Cigarre an, sondern fragte gleich, wie es mit seiner Angelegenheit im Haus stehe?

„Es gibt nur ein Mittel," sagte Wigbert und seine schmalen Lippen zitterten. „Der junge Mensch muß fort, die Gefahr liegt näher denn je."

„Wie so! Was denn?" rief Herr Botmer und stieß die Asche seiner Cigarre in die Unterschale seiner Tasse. „Haben Sie etwas bemerkt?"

„Gestern Abend," erzählte Wigbert, beinahe flüsternd, „bin ich zufällig hinter ihnen hergegangen — Fräulein Emma, Fräulein Louise und ihm. Er führte seine Tante und des Scherzens und Lachens war kein Ende." Wigbert biß die Zähne auf einander. „Bei Gott! Es ist unerhört von Fräulein Emma, mit einem solchen Taugenichts ihre unschuldige Nichte verkehren zu lassen."

„Lieber Freund, Frauen sind nicht zu überzeugen! Hundertmal habe ich meiner Schwester die Versicherung gegeben, daß ihr Liebling dieses Prädikat verdient, aber sie sieht ihn nur als liebenswürdigen schönen Jüngling und findet es unerhört, daß ich das nicht auch finde. Sie nennt Alles Verleumdung, schändliche Uebertreibung, was weiß ich! Wenn ich ihn selbst irgendwo ertappen könnte, ich würde ihn mit der Reitpeitsche traktiren und meiner Schwester dann diese Reitpeitsche als Siegestrophäe zeigen."

„Wünschen Sie das, Herr Botmer?" fragte Herr Wigbert und seine Augen sahen den Bankier so glühend und fragend an, daß dieser eilig rief:

„Ja, ja, helfen Sie mir den Vogel im Hanfsamen fangen! Legen Sie die Schlinge, ich ziehe zu und der Rest ist unser."

„Ich weiß, daß er sehr oft zu einer gewissen Tänzerin —"

„Ah, Vertier, ich habe von deren charmanten Soiréen gehört. Man sprach neulich im Klub davon, es wird dort viel gespielt."

„Um mich zu überzeugen, auf welche Art der junge Herr das viele Geld vergeude, habe ich mich auf geschickte Weise zweimal dort eingeschlichen. Ich habe ihn beobachtet. Dort können Sie ihn sehen, dort können Sie beurtheilen, ob es möglich, einem solchen Patron das beste Kleinod, das man besitzt, sein geliebtes, unschuldiges Kind an den Hals zu werfen. Wenn sie ihn selbst in seiner wahren Gestalt kennen gelernt, dann, Herr Botmer, können Sie mit gutem Fug und Recht darauf bestehen, daß Fräulein Emma einem solchen Subjekt das Haus verbietet und daß Fräulein Botmer —"

Er schwieg, er war in einer solchen Aufregung, daß er nicht die Kraft hatte, den Satz richtig zu vollenden. Die Gewißheit, die ihm seit gestern geworden, daß der junge Erbach sich nach und nach zu Louise hingezogen fühlte, hatte ihn keinen Schlaf finden lassen. Bis Mitternacht war er auf und ab gewandert, hin und her überlegend, wo er den Zündstoff, welcher die Flamme der Vernichtung über den Zerstörer seines Glückes anfachen sollte, finden könnte, aber es mußte jetzt rasch gehandelt werden und die Hülfe kroch schneckenhaft langsam, während sein Blut heiß und unruhig durch die peinigenden Gedanken der Eifersucht zum Herzen strömte. Lady Joy war noch nicht angekommen, Frau von Botmer wollte noch nicht kommen. So nahe der Besitz und doch durfte er die Hand, die begehrliche Hand nicht ausstrecken nach der Hand, die ihn schon einmal zurückgestoßen!

Herr Botmer war durch den starken Wein in eine muthige Stimmung versetzt.

„Verschaffen Sie mir diese Gelegenheit!" rief er aufgeregt. „Dieß soll der Schlußakt werden, mein Wort darauf! Aber nur nicht so unruhig, so hastig, mein Freund. Sehen Sie doch die Sachen, wie sie liegen, ohne mich wird doch mein eigen Kind nicht verheirathet werden! Sie sind sonst ein kalter Kopf und daß der zum Geschäft gehört, wissen Sie am besten."

Wigbert fühlte genau, wie richtig der Bankier urtheilte, aber er war nicht mehr Herr seiner Gefühle; jetzt trieb ihn schon wieder der neue Plan zu neuem Handeln von hinnen. Der Bankier war auch nicht abgeneigt, sein Verdauungsstündchen in Ruhe und süßen Träumen zu verschwelgen und drang daher nicht weiter in seinen zukünftigen Schwiegersohn, ihm ferner Gesellschaft zu leisten.

„Also, mein Freund, leben Sie wohl! Seien Sie vernünftig und nehmen Sie nicht immer die Schattenseite als Ihre Zukunft an."

Er konnte sich plötzlich des kleinen Triumphs nicht erwehren: *ihm*, dem ältern Mann, ihm war es gelungen, sein Liebchen zu erobern und er sagte, mit einem schmunzelnden Lächeln auf den vollen Lippen:

„Mein Haus wird in Kürze der Schauplatz fröhlicher Feste sein."

Wigbert überlegte diese Worte einen Augenblick. Dann sagte er:

„Leben Sie wohl, Herr Botmer," sich ehrerbietig verbeugend. „Ich halte mein Versprechen und Sie werden mir das Ihrige halten."

Er eilte, nach seinem Zimmer zu kommen, um in der Einsamkeit zu überlegen. Auf dem Wege dahin sann er nochmals über die letzten Worte des Bankiers nach.

„Wäre es möglich, daß sie ihn heirathete? Dann wäre ich dem Ziel um Vieles näher gerückt."

Sechzehntes Kapitel.

Lady Joy.

Trotz der warmen Aprilluft, welche schmeichelnd um Busch und Strauch wehte und wohlthuend in die Zimmer drang, loderte die glühende Flamme im Kamin und warf ihr gelbes Licht über die schmalen, kranken Hände, in welchen Lady Joy einen Palmenfächer hielt, um ihn zuweilen schützend vor die kranken Augen zu halten. Nicht weit von ihr, an einem der hohen Fenster des Zimmers, saß ihre Gesellschafterin, Fräulein Ida Wigbert, und rechnete.

„Es stimmt Alles bis auf einige Groschen, leicht möglich, daß sich Mrs. Limkins zuweilen im deutschen Geld geirrt hat."

„Sehr möglich," erwiederte Lady Joy. „Bitte, erwähnen Sie dessen nicht gegen sie."

„Natürlich nicht. Wünschen Sie die Rechnung erst nochmals zu prüfen, Lady Joy, oder —"

„Bitte," nickte Lady Joy mit der Hand. „Schließen Sie dieselbe ein, bis ich im Stande bin, sie nachzusehen."

Fräulein Wigbert ging durch das Zimmer zur Thüre hinaus. Trotzdem sie eine große, volle Person war, verschwand sie so geräuschlos als wäre sie ein Phantom. Lady Joy hatte den müden Kopf in den Sessel zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Der Besuch von Fräulein Botmer hatte sie angegriffen, denn sie war nicht allein gekommen, sie hatte es endlich errungen, daß Lady Joy ihres Bruders Sohn gesehen und seine Nähe hatte sie beängstigt. Und nun, wo er fort war, kam ein Gefühl von Sehnsucht nach ihm, ein Gefühl der Reue. Konnte er dafür, daß ihr Kind gestorben? Konnte er dafür, daß sein Vater leichtsinnig gehandelt? Und eine Fremde hatte ihren einzigen Verwandten beschützt, gepflegt und schützte ihn noch! —

Die Thüre ging geräuschlos auf und noch mit den letzten Gedanken beschäftigt, öffnete Lady Joy wieder die Augen und ihr Blick fiel auf das ruhige Gesicht mit den stillen klaren Augen von Ida Wigbert.

„Wünschen Sie vielleicht Ihr Flacon, Lady Joy?"

„Nein, danke, mein Kopfweh ist besser. Meine Gedanken waren eben bei meinem Neffen. Ich hatte ihn mir anders gedacht."

„Nicht so groß, so dunkel?"

„Nicht so gentlemanlike, nicht so sicher und doch so bescheiden."

Fräulein Wigbert zog sich nach dem Fenster zurück und nahm eine Stickerei zur Hand. Nach einer Weile sagte sie:

„Er ist vollkommen Grandseigneur, man bemerkt sofort, daß er in der großen Welt gelebt; es wird ihm schwer, wie ich höre, sich an die kleinen Verhältnisse zu gewöhnen und doch muß er es lernen."

„Ich will ihn öfters sehen," sagte Lady Joy nachdenkend. „Ich habe ja keine Verpflichtung, mit der Zeit zu geizen und möchte meinen Aufenthalt deßhalb verlängern. Es ist ja auch für Sie eine Annehmlichkeit, Miß Wigbert, wieder einmal in näherem Verkehr mit Ihrem Bruder zu leben und Fräulein Botmer wird mir gewiß gern zuweilen Gesellschaft leisten, um Ihnen den schweren Dienst bei einer Kranken dann und wann abzunehmen."

Fräulein Wigbert überlegte einen Augenblick, dann sagte sie:

„Fräulein Botmer ist überaus gütig, zu gut. In Beziehung auf Herrn von Erbach wäre es doch sicherlich besser, sie hielte den eleganten Jüngling ein wenig strenger, da sie nun doch einmal Mutterstelle an ihm vertreten seit dem Tode des Vaters."

„Was sagt Ihr Bruder über Erich?"

„Lady Joy, mein Bruder ist ein ernster, fester Charakter und verlangt vielleicht zu viel von einem so jungen schönen Mann. Er möchte ihn gern dazu fähig machen, den Posten im Botmer'schen Haus auszufüllen, für den ihn Fräulein Botmer bestimmt, daß er da aber oft mit dem guten Willen und seinem Pflichtgefühl in Konflikt kommt, ist denkbar."

„Und wie steht der Herr des Hauses mit Erich? Er wird es sonderbar finden, daß ich, die rechte Tante —"

„O nein, durchaus nicht, denn —"

„Nun, bitte, kein Geheimniß."

„Es ist kein Geheimniß, Lady Joy, wir haben ja sehr oft über diesen Neffen gesprochen, Sie werden sich erinnern. Herr Botmer konnte nie die Art und Weise entschuldigen, wie der ältere Herr von Erbach gehandelt, besonders hinsichtlich seiner Schwester."

„Gott weiß es, daß es Unrecht war," seufzte Lady Joy und blickte träumerisch in die unruhigen Flammen zu ihren Füßen. „Und wie da nun wieder das Frauenherz einen unergründlichen Born der Liebe in sich trägt, nicht allein, daß sie ihm verziehen hat, daß er sie verlassen, sie eilt auch zu dem Sterbenden und nimmt die Bürde auf sich, sein Kind, das Kind der Bevorzugten, zu erziehen."

„Darüber habe ich oft nachgedacht und jetzt, wo ich heute Morgen Gelegenheit hatte, Fräulein Botmer und Herrn von Erbach zu beobachten, ist mir eine Frage vor die Seele getreten, welche mich bis jetzt beschäftigt hat. Ehe ich Beide gesehen, habe ich nie daran gedacht, doch plötzlich ist mir heute dieser Gedanke zum Verfolger geworden, ich möchte sagen, es ist ein Räthsel, an dessen Auflösung man beständig denken möchte."

Lady Joy sah auf, sie schützte ihre Augen mit dem Fächer; jetzt war ihr Fräulein Wigbert selbst zu einem Räthsel geworden und sie fragte erstaunt:

„Bitte, nennen Sie mir doch den Gedanken, welcher Sie beunruhigt."

„Es ist einmal meine Manier, zu grübeln," sagte Fräulein Wigbert und zeichnete ruhig die fehlenden Striche in ihrem Muster nach. „Manchen Menschen, vielen Menschen genügt es, den Gegenstand — welcher Art er auch sei — nur zu betrachten, ich muß gleich fragen, wozu — warum? Mein Bruder und ich setzen immer gleich den Hebel an, um das Erschaffene zu zergliedern."

„Und was gab Ihnen Anlaß, Ihr Warum als Hebel für die Ergründung eines Geheimnisses anzusehen, als Sie Fräulein Botmer und meinen Neffen beobachtet?“

Fräulein Wigbert hatte jetzt ihre Zeichnung vollendet und sah zu ihrer Herrin auf.

„Die — ja, ich kann es nicht anders bezeichnen, die ängstliche Liebe, die Fräulein Botmer für Herrn von Erbach zur Schau trägt — es ist immer, als müßte sie ihn schützen vor einer unsichtbaren Gefahr.“

Lady Joy blickte sinnend vor sich nieder.

„Ich denke, dieß Benehmen liegt in ihrer Natur, sie scheint eine ängstliche, zaghafte Seele zu besitzen.“

„Es ist eine jener Naturen, die liebevoll und brav, aber durch die Schwäche ihres Charakters fähig zu sündigen sind und dann das Kreuz der Sünde ihr ganzes Leben auf sich zu nehmen.“

„Und Sie forschten wohl nach der Sünde, die diese arme Seele vielleicht begangen? Mir kam nie ein solcher Gedanke, ich fühle mich in ihrer Nähe so wohl, so glücklich.“

Jetzt richteten sich die kalten klaren Augen rasch nach der Kranken.

„In jedem Uebermaß liegt Sünde, es mag Strenge, es mag Nachsicht, es mag Liebe sein.“

„Und Sie denken, Fräulein Botmer versündigt sich an Erich durch das Uebermaß ihrer Liebe zu ihm?“

„Mit einem Wort, Lady Joy, ich grüble darüber nach, warum Fräulein Botmer diesen jungen Mann wie eine Mutter liebt und doch nicht seine Mutter sein will.“

Lady Joy hob sich in ihrem Sessel empor, ein Zittern flog über ihr bleiches Gesicht und ihre Lippen bewegten sich erst bebend, ehe sie die Worte ausstießen:

„Sie glauben, es sei möglich, daß Erich —“

Fräulein Wigbert legte als Antwort den Finger auf den Mund, stand auf und ging an die Thüre, sie hatte Schritte gehört — Mrs. Limkins flüsterte ihr zu, dabei eine Karte überreichend, ob die Dame Lady Joy noch einmal einen Augenblick sehen könne. Fräulein Wigbert schloß die Thür, eilte zu Lady Joy, zeigte ihr die Karte und rieth ihr, Fräulein Botmer vorzulassen.

„Ich werde die Unterhaltung hauptsächlich führen,“ tröstete sie Lady Joy, als diese mit ängstlichen Blicken um sich sah; die Thür öffnete sich und Fräulein Botmer trat ein, ein glückliches Lächeln auf den Lippen — und glückliche Gedanken im Herzen.

Siebenzehntes Kapitel.

Minna.

Zwei Tage waren seit dieser Szene bei Lady Joy vergangen, als gegen sieben Uhr Abends eine verschleierte, dunkle Gestalt scheu und eilig in das Botmer'sche Hintergebäude durch die kleine Hofthür eintrat. Sie durchlief den langen, schmalen Gang, welcher zu einer steilen Treppe führte und als sie auch diese erstiegen, zog sie einen Schlüssel aus ihrer Tasche, öffnete die nächste Thür und trat in ihr Zimmer ein. Es war Minna. Sie schloß gleich wieder hinter sich ab und setzte sich erst einen Augenblick athemschöpfend nieder, dann begann sie sich ihres Umhangtuches und Hutes zu entledigen, zog aus der Reisetasche, welche sie getragen, allerhand Kleinigkeiten und als sie auch darunter eine Brieftasche fand, öffnete sie dieselbe und überlas noch einmal einen sich darin befindlichen Brief. Es waren kinderhaft ungeschickt geschriebene Worte, aber der Inhalt war deutlich zu entziffern und war derart gewesen, daß Minna die Erlaubniß erhalten, ein paar Tage vor ihrer Herrin nach Hause zu reisen.

„Der Doktor hat gesagt, Ihre Mutter hätte einen Nervenschlag gehabt, Sie möchten zu ihr kommen. Karl Müller.“

Sie war ungesehen bis in ihr Zimmer gelangt, Niemand war ihr begegnet. Um diese Zeit war es gewöhnlich einsam im Haus, nur Herr Wigbert blieb oft noch zurück, nachdem alle übrigen Herren sich entfernt. Ihm vor allen Dingen aber wollte sie nicht begegnen und doch mußte sie, ehe sie zu ihrer Mutter eilte, in das Zimmer ihrer Herrin; diese hatte sie beauftragt, ein kleines Miniaturbild, das auf ihrem Schreibtisch stand, einzupacken und bei Gelegenheit auf dem Wege zu ihrer Mutter auf die Post zu geben. — Sie schlich geräuschlos die Gänge herunter, die Treppen hinab, nur noch den letzten Gang, da traf ihr für jedes Geräusch geübtes Ohr ein sich hastig nähernder Schritt — er kam die Stufen herauf, nicht hinab — es war unverkennbar sein fester, eiliger Gang — rasch drückte sie auf die Klinke, welche das Vorzimmer zu des Bankiers Arbeitszimmer öffnete. Gottlob! Sie drehte sich geräuschlos in den Angeln und ehe die Gestalt um die Gangecke gebogen, war sie geborgen, war sie im Zimmer verschwunden. Aber er kam hinter ihr her — hatte er sie doch bereits ertappt? Das Vorzimmer führte rechts und links in verschiedene Gemächer; sie eilte in das offen stehende, der Bankier mußte noch zu Hause sein. Kaum hatte sie ihren Vorsatz ausgeführt, hörte sie die Thür aufgehen und an der des Bankiers ein leises Pochen, dann Oeffnen und dann war Alles still. — Einen Augenblick wartete Minna, dann trat sie auf den Fußspitzen hervor, sie wollte es genügen lassen, unentdeckt wieder fortzueilen — aber da hörte sie seine Stimme, dann gleich darauf die des Bankiers, heftig und erregt. Sie trat an die Thüre, zankten sie sich? — Jetzt sprach der Bankier:

„Also Sie sind Ihrer Sache gewiß, daß wir nicht am Ende blamirt abziehen müssen?“

„Es war wahrlich nicht schwer, den Liebling dorthin zu bringen! Nur zu gern folgte er der verlockenden Einladung! Ich habe dieß Alles zu machen gewußt und Sie können ihn dort in seiner ganzen Glorie genießen.“

„Gut denn; um welche Stunde wollen Sie mich vor der Thür — aber wie war der Name des Hauses und die Hausnummer?“

„Das Haus liegt in der alten Markgrafenstraße Nr. 55, unverfehlbar; ich bin übrigens zur Stelle und führe Sie hinauf, Herr Botmer. Die Alte ist gewonnen, ohne daß sie unsere Absicht ahnt. Sowie die Karten aufgelegt sind und der Champagner fließt, treten Sie ein und —“

„Gut, gut, ich werde mir schon den pariser Gamin zu nehmen wissen. Um welche Zeit, ich bitte, genau —“

„Zehn Uhr. Ich bleibe unten beim Portier, beim geringsten Geräusch bin ich an Ihrer Seite — natürlich zufällig, ich habe mit dem Alten noch etwas zu besprechen, so geht Alles vortrefflich, haben Sie den Buben überrascht und sich von seinem Lebenswandel überzeugt, haben Sie auch das Recht, ihm sofort die Thüre zu weisen und jeden Umgang mit Ihrer Tochter zu untersagen.“

„Gut, Wigbert, und morgen erhalten Sie die Hand dieser Tochter.“

Minna prallte zurück. Wie ein Schatten glitt sie aus der von Wigbert nur angelehnten Thüre des Vorzimmers; mit zitternder Hand schloß sie die Gemächer ihrer Herrin auf und verpackte das Maroquinetui, in welchem das Bild der Frau von Botmer mit den verlockendsten Farben gemalt war, doch während sie damit beschäftigt war, durchflog ein Plan ihren Kopf, den sie um jeden Preis ausführen wollte, ein Plan, welcher jenen der beiden Herren durchkreuzen sollte. Die Angst, welche sie erfüllte, daß der junge Erbach in die ihm schlau gelegte Falle gehen würde, der Wille, ihn um jeden Preis vorher zu warnen, ließ sie die ihr aufgedrungene Arbeit rasch vollenden. Sie eilte, als sie die Zimmer wieder sorgfältig verschlossen, zu Fräulein Emma; ihr wollte sie nun Alles entdecken, Alles! — Zu ihr hatte sie Vertrauen, daß sie ihr vergeben und noch die letzten Tage ihrer Mutter erleichtern helfen würde. Und sie fand auch sicherlich ein Mittel, den jungen Erbach heut Abend von dem Besuch bei der Tänzerin abzuhalten. Als sie vor der Thüre stand und eben anklopfen wollte, las sie aber mit Entsetzen auf der zu diesem Zweck angebrachten Tafel: „Fräulein Emma Botmer bis zum 20. April in Sommerhof,“ — und heute war der Neunzehnte! —

Sie ließ die Hand matt sinken, die bereits auf der Thürklinke gelegen. Es war unmöglich, sie dort zu erreichen. Als sie noch eine Weile nachsinnend dagestanden, kamen Schritte die Treppe herauf, sie sah erwartungsvoll nach der letzten Stufe — es waren leichte, eilige Schritte.

„Ah, Fräulein Louise!“ rief sie und eilte dem jungen Mädchen entgegen. „Sie sind hier und nicht mit Fräulein Emma?!“

„Ich bin vor einer Stunde gekommen. Die Tante kommt erst morgen, ich sollte ihr Einiges rasch vorher besorgen. Aber was wollen Sie? Ist meine Tante Lucie —“

„Nein, nein, ich bin allein voraus, meine arme Mutter ist schwer erkrankt, ich habe Erlaubniß, sie zu pflegen.“

„Das ist mir sehr leid. Hatten Sie einen Auftrag an meine Tante Emma?“

In Minna's Zügen lag eine namenlose Angst, bei dem Anblick Louisens fiel ihr der Gedanke, daß das junge Mädchen zum Opfer jenes niedrigen Menschen fallen sollte, doppelt schwer auf ihr geängstetes Herz.

„Nun,“ sagte Louise, „kann ich Ihnen nicht behülflich sein?“

Einen Augenblick wankte Minna, dann, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, stürzte sie auf Louise zu, erfaßte ihre Hand, drückte sie an ihre Lippen, zog das erschrockene Mädchen mit sich fort, und als diese ihr erstaunt gefolgt und in ihrem Zimmer angelangt, fiel Minna zu ihren Füßen nieder und rief, in heiße Thränen ausbrechend:

„Ja, ja, Fräulein Louise, Sie können es, denn Sie hassen, den ich hasse, und Sie sollen retten, den Sie lieben!“

Louise starrte auf die zitternde Gestalt zu ihren Füßen, sie wußte nicht, wie das Mädchen zu all' diesen Schlüssen kam und ehe sie fragen konnte, war Minna an die Thüre gelaufen und hatte sie verschlossen. Dann zurückgekehrt, bat sie Louise, ihr in das an dem Wohnzimmer gelegene Schlafzimmer zu folgen. Louise gehorchte mechanisch.

„Hier, hier ist's dunkel, ich will nicht Ihre Augen sehen, Sie könnten mir den Muth nehmen und die Zeit drängt.“

„Ist ein Unglück geschehen!?“ rief Louise, als Minna sie in die Nähe der dunklen Bettvorhänge gezogen. „Reden Sie endlich, Minna.“

„Noch nicht, aber es könnte dazu kommen! Mein Gott, wenn er sich gegen ihn verginge und daß er es thut, ist seine Absicht! An Allem ist der Elende schuld und doch will er der Belohnte sein!“

„Minna, Minna!“ schrie Louise auf. „Mädchen, Deine Sinne sind verwirrt — mein Gott, ich Thörin — komm', komm' fort.“

„Nein, ich bin bei Sinnen, hören Sie! Der Mann, der in Ihrem Haus seit sechs Jahren lebt, der das Vertrauen Ihres Vaters besitzt, der umhergeht mit der Maske der Ehrlichkeit, der Bescheidenheit, er ist ein Heuchler, ein Verräther, und Die, welche ihm dazu diente, Alles zu erfahren in diesem Haus, was ihm nützen und er nicht erfahren konnte — die war ich! — seine bezahlte, unglückliche Sklavin!“

„Wigbert!“ sagte Louise leise.

„Ja, ja —!“

„Und Sie, Minna — warum muß ich das wissen, daß Sie —“

Eine tiefe Röthe überzog das Gesicht Louisens.

„Als ich ihn zuerst sah, in dem Haus seines Vaters, war ich fünfzehn Jahre; ich fand ihn so herrlich, so schön! Er bemerkte das, denn er scherzte mit mir und schmeichelte mir, er versprach mir eine Welt von Glück, ich küßte die Thürklinke, auf der seine Hand geruht. Ich gelobte ihm zu dienen wie eine Magd. ‚Das sollst Du nicht,‘ — sagte er ernst, — ‚Du sollst etwas Tüchtiges lernen, Du sollst es mir einstens danken, was ich aus Dir gemacht.‘“

(Schluß folgt.)

Bilder aus Südamerika.

(Bilder S. 524 und 533.)

Die gesellschaftlichen Verhältnisse in den südamerikanischen Republiken sind interessant, jedoch etwas unheimlich. Die Regierungen wechseln dort oft und das schädigt auch die besten Absichten der Präsidenten, lähmt die Beamten und macht, daß die Gesetze keine Kraft haben; hiezu kommen noch die immerwährenden Kriege mit Brasilien und den Nachbarrepubliken. Der Egoismus ist dort die Triebfeder aller Handlungen und meist geht die Macht der Stärkeren und Klügeren über das Recht. Die aus Spaniern, Mischlingen und Mulatten bestehende Bevölkerung ist zwar arbeitsam, aber auch sehr leidenschaftlich und leichtsinnig. Es wird bei der übergroßen Fruchtbarkeit Paraguays, bei der Fülle aller Produkte schnell verdient, aber auch das Verdiente eben so rasch wieder vergeudet und verschleudert. Ein Krebsschaden des Landes sind die Unzahl von Spielbanken, selbst der kleinste Ort hat sein Spielhaus, man kann sagen, jedes große Wirthshaus, und wenn es auch an einsamen Wegen gelegen, hat, wie bei uns ein Billardzimmer, so eine kleine Spielhölle, wo alle Klassen gleichmäßig diesem Laster fröhnen. Besonders thun sich jedoch in dieser Leidenschaft die Mestizen hervor. Messer und Revolver spielen bei dieser Nationalunterhaltung eine traurige Rolle; Mord, Raub und Diebstahl sind die Folgen der jähen Gewinne und herben Verluste.

Unsere Illustration S. 524 führt uns in eine solche peruanische Spielhölle mit ihrer sehr gemischten Gesellschaft von weißen, schwarzen, halbrothen und gelben Menschenkindern in allen möglichen Kostümen, welche mit dem riesigen Strohschlapphut auf dem Kopfe geboren zu sein scheinen.

Ungeheure mit Schnee bedeckte vulkanische Erhebungen oder Hochlandswüsteneien, wilde Gebirgspässe und paradiesische, märchenhaft schöne, mit Pflanzen und Früchten überladene Thäler, deren Flüsse Gold führen, deren Steine silberhaltig sind, deren Schluchten Quecksilber in Fülle enthalten — das ist Peru; wenig bevölkert, herrscht dort noch ein Leben so primitiv wie überall, wo es keinen geregelten Verkehr gibt und die Menschen vereinsamt und ganz auf sich angewiesen sind. Reisen von einem Punkt zum andern werden nur als Maulthierkarawanen zurückgelegt, es vereinigen sich Viele zu solch' einer Tour, denn die Gebirgseinöden sind unsicher, und ein einzelner Reisender müßte Führer, Wächter, Packmaulthiere und Treiber mitnehmen; so werden denn in diesem Lande die Reisen immer gemeinschaftlich unternommen.

Unsere Illustration S. 533 zeigt die Bereitung des Mittagsmahles bei einer solchen Reisegesellschaft, bei welcher es recht wildromantisch zugeht. Auf einem Scheiterhaufen von Holzkohlen, unter den trockenes Holz gesteckt ist, wird ein ganzer Stier gebraten, und bei der Verspeisung werden Teller ein ungekannter Luxus sein, Gabeln nicht existiren, nur das Gürtelmesser recht tapfer arbeiten, — ein echt peruanisches Reisebild.

Koburg.

(Bild S. 525.)

Auf der Südseite des thüringer Waldes, an dem rauschenden Flüßchen Itz, erhebt sich eine mächtige, alterthümliche Burg auf steilem Hügel über einem Gewirr rothdächiger Häuser. Das ist Koburg, die Haupt- und Residenzstadt des thüringer Waldes, ein echt thüringisch anmuthiges Städtchen, hübsch sauber und niedlich, mit munteren Männergestalten und auffallend viel frischen, schönen Mädchen und blühenden Frauen.

Koburg hat circa zwölftausend Einwohner, hübsche und interessante Gebäude, wie das Mausoleum, das Schloß Ehrenburg, Theater, katholische Kirche, Rathhaus und Regierungsgebäude. Die Umgebung der Stadt ist überaus lieblich, stundenweit einen großartigen englischen Park, Hügel, Fels, Wälder, Schlösser, Dörfchen, Villen in sich bergend, vergleichbar. Von der alterthümlichen, an Kunstschätzen sehr reichen Feste hat man eine unvergleichliche Aussicht auf das Fichtelgebirge und in den thüringer Wald hinein.

Die anmuthige, friedliche und doch nicht langweilige Stadt mit ihren liebenswürdigen Bewohnern und ihrer herrlichen Umgebung ist das Ziel von Tausenden allsommerlich und hat schon eine sehr stattliche Fremdenkolonie, Leute von weit her, die sich für längere Zeit in der schönen Residenz des thüringer Landes niedergelassen.

Aus der Blumenwelt.

Der Granatbaum.

Der Granatbaum gehört zu jenen Gewächsen, die schon in den frühesten Zeiten des Menschengeschlechtes Bedeutung gehabt, zuerst seltsam geheimnißvolle, märchen- und sagenhafte und dann durch die Jahrtausende alle Wandlungen des Menschengeistes mitgemacht haben.

An dem Granatbaum kann man die wechselnden Anschauungen der Völker und Zeiten gewissermaßen krystallisirt studiren. Nach dieser Richtung hin wollen wir diesen wunderbaren Baum jetzt hier betrachten.

Der Granatbaum mit seinen feingrünen Blättern und kleinen Feuerfackeln gleichen Blüten mußte besonders auf die Phantasie der Völker des Morgenlandes, wo der Baum auf das Prächtigste sich entfaltete, großen Eindruck machen, und so finden wir denn, daß die Perser in den ältesten Zeiten mit einem Bündelchen Granatzweige in der Hand zu Ormuzd, dem Gott des Lichtes und des Guten, beteten; je nach der Art des Gottesdienstes war die Anzahl der Zweige, welche die Gläubigen in der Hand hielten, geregelt.

Bei den Hebräern bestand der Glaube, daß die Früchte des Granatbaumes den Gerechten zur Speise im Paradiese bestimmt wären.

Die Griechen sahen die Granatblüte und Granatfrucht als Symbol der glühenden Liebe an, als solcher war der Granatapfel der Juno geweiht, sie wird, ihn in der Hand haltend, oft dargestellt. Der Granatapfel galt überhaupt den Griechen als eine sehr geheimnißvolle Frucht. Bei den Kultfesten wurde eine Anzahl in einer geheiligten Kiste bewahrt und den Meisten war von Granatäpfeln zu essen streng verboten. In der Geschichte der Proserpina tritt diese Frucht auch sehr verhängnißvoll auf: weil die geraubte und in die Unterwelt geschleppte Tochter der Ceres von den Kernen des Apfels gegessen, mußte sie die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt leben.

Dann betrachtete man auch den Granatapfel als Sinnbild der Beredsamkeit, weil, wie diese Frucht so viel Winkel und Fächer, auch die Redegewandtheit Wendungen und verschlungene Züge zu besitzen pflegt. Daher erscheint auch Merkur mit dem Granatapfel. Ferner verkörperte er auch allen alten Völkern die Fruchtbarkeit. Die Römer sahen den Granatapfel als Sinnbild der Einigkeit an und, weil er seine Farbe nicht ändert, als Symbol der unwandelbaren Freundschaft; weil aber im Innersten der Frucht eine Höhlung war, erblickten sie hierin ein Bild des offenen Herzens, der hingebenden Liebe.

Im Mittelalter sank die geheimnißvolle Bedeutung der Granate; man aß die Frucht des Wohlgeschmackes wegen und die Granatblüten wurden ein allgemein beliebter Haarschmuck der Frauen und Mädchen.

Ludwig XIII. erhob den Granatapfel zum Wappen seiner schönen Gemahlin, der Königin Anna von Oesterreich, und setzte die Devise darunter: „Mein Werth liegt nicht in meiner Krone". Auch Friedrich dem Großen, unter dessen Regierung ein Granatapfel in den berliner Gewächshäusern zur Reife gelangte, legten preußische Dichter eine geheimnißvolle Beziehung zu dieser altberühmten Frucht bei.

Das Vaterland des Granatapfels ist das westliche Asien bis Nordchina; im Kaukasus findet er sich verwildert in großer Menge.

Seit zwei Jahrhunderten hat jedoch der Granatbaum alle symbolische Bedeutung verloren; die mit Friedrich dem Großen ist ja auch nur ein sehr künstlich gezogenes Treibhausgewächs gewesen.

Der Granatbaum ist ein Schmuckgewächs für unsere Gärten und ein Handelsgegenstand geworden.

Italien, Spanien, Portugal und Frankreich kultiviren den Baum sorgfältig, dort wächst er überall im Freien. Bei uns ist er eine Orangeriehauspflanze, die sich nur in schönen Sommertagen in's Freie wagen darf. Früchte trägt der Granatbaum bei uns nicht.

Wir haben aber jetzt schon durch Gärtnerkunststücke hervorgebrachte Abarten mit weißen, gelben und gefüllten Blüten. Die Varietät „Nana" ist berühmt geworden durch ihre überreiche Blütenfülle, aber der Baum dieser Art bleibt niedrig.

Unsere praktische Zeit, die vor Allem auf die Geld einbringende Nützlichkeit sieht, hat den Granatbaum zu einem Produkt gemacht, das industriell ausgebeutet werden kann.

Die Granatfrucht wird bei uns eingeführt, um Saft für Limonaden daraus zu gewinnen, der für Gesunde angenehm ist, für Fieberkranke den Werth eines leichtverdaulichen, kühlenden Getränkes besitzt.

In den Apotheken werden die gefüllten Blumen getrocknet und unter dem Namen Balaustia verkauft; die Rinde ist gleichfalls offizinell als Cortex granatorum. Den Extrakt aus beiden verordnen die Aerzte als zusammenziehendes Gurgelwasser.

In Afrika, wo bei den dortigen Granatbäumen diese adstringirenden Eigenschaften noch stärker sich vorfinden, bedient man sich der Rinde zum Gerben des Maroquinleders. Die beste Granatgerbrinde kommt aus Abessinien und ist für Feinledergerbereien besonders im Orient ein sehr wichtiger Handelsartikel.

Damit aber jedoch nichts von diesem köstlichen Baum etwa verloren gehe, verwendet man auch die Wurzel. In früheren Zeiten galt sie als das beste Mittel, den Bandwurm zu vertreiben; sie kam außer Gebrauch. Zu Anfang unseres Jahrhunderts jedoch griffen die Aerzte zu diesem am wenigsten den Körper angreifenden Mittel für Bandwurmkuren zurück und diesen Platz behauptet sie noch heute neben dem stark wirkenden Kousso.

In Zeiten, wo die Galläpfel selten waren, ersetzte die Granatwurzel diese, und wird die Granattinte von Vielen höher geschätzt als die jetzt allgemeine Galläpfeltinte.

So hat die Granate eine Wanderung durchgemacht — von den heiligen Tempeln der Lichtanbeter zu den schwefelsauren Gefäßen der Tintenfabriken, den Kufen der Gerbereien und den Retorten der Apotheker.

Aus meinen Kadettenjahren.

Lose Blätter

von

Johannes van Dewall.

3.

Eine Nacht und deren Folgen.

Es wird nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.

Rings herrscht finstre Nacht im Hause der Kadetten,
Nur lautes Schnarchen hört man hier,
Da sieh', — es leeren sich die Betten,
Man schleicht hinaus auf Nummer vier.
Was mögen Jene dort nur wollen?
Warum verschließen sie die Thür? —
Dem Bacchus wollen sie ein Opfer zollen,
Das ist's, was sie versammelt hier.
Zwölf blanke Flaschen Rheinwein stehen
Zusammen dort in einer Ecken,
Zu diesen Flaschen seht sie gehen
Mit gier'gem Aug' die braven Recken.
In ihren Wassergläsern
Perlt bald der gute Wein,
Der Rauch von den Cigarren
Hüllt dicht die Zecher ein:
Sie trinken ew'ge Freundschaft
Im edlen Naß vom Rhein,
Da macht der Saft der Reben,
Daß sie gar lustig sein. —
„Auf Anna's Wohl!" ruft Einer
Und stürzt sein Glas hinab;



„Mariechen, die soll leben!"
Ruft ihm ein Andrer nach.
„Hat Niemand 'was zu essen?"
Hebt Einer hungrig an,
„Hol' dein Kommißbrod, Wagner,
Wir machen uns daran."
Gemeinsam wird die Stulle
Mit Fröhlichkeit verzehrt,
Bis plötzlich Den und Jenen



Der Wein gar sehr beschwert.
Mit dumpfem Stöhnen springet
Urplötzlich Einer auf
Und rennt hinaus zur Thüre
Im schnellsten Dauerlauf.
Doch an der dunklen Treppe,
Da hält er plötzlich still,
Beugt sich auf das Geländer,
Möcht' wissen, was er will? —
Er hat zu viel getrunken,
Das wird nun gänzlich klar,
Dem Gotte Bacchus bringt er
Ein schaurig' Opfer dar.
Doch auch die Andern alle,
Die sind bereits im Schumm,
Der Eine schreiet: „Hurrah!"
Der Andre lacht sich krumm.



Hier küssen Zwei sich zärtlich,
Hier zieht Einer das Schwert,
Ein Dritter nimmt den Schemel
Und reitet drauf als Pferd.
Zehn Flaschen sind getrunken,
Fortan kann Keiner mehr —
Und Winkler sagt zu Wagner:
„Der Wein war wirklich schwer!"
Mit Mühe sinkt ein Jeder
Auf seine Lagerstatt,
Und an dem andern Morgen
Da stehn sie auf gar matt.
Der höh're Katzenjammer
Hat alle Mann erfaßt,
Sie gehen in die Stunde,
Wo Keiner aufgepaßt.
Da plötzlich ruft der Hauptmann
Den Winkeler heraus. —
Sie Alle bleich erschrecken,
Sie Alle faßt ein Graus.
Sie werden nach einander
Vom Hauptmann 'rauszitirt,
Der macht ein bös' Gesichte,
Sie werden überführt.
Ein schrecklich Donnerwetter
Bricht über Alle los,
Und Winkler kriegt drei Tage,
Die Andern einen bloß. — —
Nun sitzen sie im Kasten



Und haben reichlich Zeit,
Weitläufig nachzudenken
Ob der Vergänglichkeit.

Der böse Blick.

Skizze

von

Heinrich Rabe.

Es gibt wenige Volksmeinungen, die so verbreitet sind, als der Aberglaube vom bösen Blick, und kaum eine Sage, welche in so altersgraue Zeiten zurückreicht wie diese. In den ältesten Urkunden des Menschengeschlechtes, den fünf Büchern Mose's, finden wir schon in der Urform die Furcht vor dem bösen Blick und bei sämmtlichen Völkern Europas und Westasiens, ganz gleich, ob sie der arischen oder semitischen Rasse angehören, war der Glaube an eine böse Bezauberung durch das Auge vorhanden.

Eigentlich ist dieser Aberglaube nichts Anderes als die Verkörperung der Furcht vor dem Neide. Wer reich ist oder schön, blühend, gesund oder sehr glücklich, hat den Neid zu fürchten, und dieser trifft ihn dann, seine Vorzüge vernichtend, in Gestalt des bösen Blickes. Jeder Mensch hat irgend etwas, das ihm lieb und werth ist, das er schätzt und das ihm zerstört, dessen er beraubt werden kann, und daher ist es erklärlich, wie die Furcht vor dem bösen Blick allgemein ward und man darnach strebte, sich vor der Wirkung jener Bezauberung zu schützen.

Auffallend verbreitet finden wir diesen Aberglauben bei den Griechen des Alterthums; selbst Philosophen und Gelehrte glaubten an die böse Bezauberung durch den Blick, ja die Griechen hielten ganze Völkerschaften für behaftet mit dem bösen Blick und dieser konnte nach ihrer Meinung nicht nur Menschen, sondern auch Thieren, selbst leblosen Gegenständen schaden. Sogar Thieren schrieben sie den bösen Blick zu, vor allen den Hunden, die ja überhaupt als Bild der Scheelsucht und des Neides im Alterthum galten. Der erstarrende Blick des fabelhaften Basilisk ist bekannt und die Mantis, eine Grillenart, konnte jedem Thier durch sein Anblicken Verderben bringen.

Bei allen Völkern sind die Kinder ihrer zarten, empfänglichen Konstitution wegen der schädlichen Wirkung des bösen Blickes besonders ausgesetzt, aber kein Alter, kein Stand und Geschlecht war vor dem Augenzauber sicher. Alles war eifrig bestrebt, sich Schutzmittel gegen diesen Giftblick zu verschaffen. Die Thiere, glaubten die Griechen, legten sich besondere Steinchen und Pflanzen in ihre Wohnstätten, die Tauben spuckten ihren Jungen in den Schnabel, um den bösen Blick abzuhalten; sie selbst aber hingen Amulette in Form von kleinen Halbmonden oder lächerlichen, auch grausenhaften Figürchen zur Abwehr des Blickeszaubers sich, ihren Kindern, ihrem Vieh um die Arme, um den Hals, sie zeichneten dergleichen Figuren auf Gefäße, an Mauern, an Thüren, sie stellten sie auf ihre Felder hin, um den bösen Blick abzuhalten.

Bei den Römern war dieser Gebrauch so allgemein, daß selbst der in die Stadt einziehende Triumphator unter seinem Triumphwagen ein Amulet gegen den bösen Blick aufhing, weil er, der so vielen Blicken ausgesetzt war, ja leicht von einem derartigen Zauber betroffen werden konnte.

Im Süden hat sich denn auch dieser Glaube an den bösen Blick mit ungeschwächter Kraft erhalten, er ist dort eine Nationaleigenthümlichkeit, die sich besonders in Italien, Griechenland und Spanien bei allen Ständen, auch den aufgeklärtesten und hochstehendsten, findet. Viktor Emanuel trägt an seiner Uhrkette seine Korallenfica — einen feigenähnlich gekrümmten Korallenstift, ganz so wie der Facchino (der Hotelhausknecht) und der Schiffer, daher blüht in Italien eine wahre Gegenzauberindustrie.



Bilder aus Südamerika. **Reisegesellschaft in Peru.** (S. 531.)

Man verfertigt dort die Schutzamulette gegen das «mal ochio» aus allen möglichen Stoffen, aus Gold, Silber, Wachs, Ambra, Korallen, Glas, Bein, und man sieht da kaum einen Menschen, der seine Fica nicht sichtbar trägt. Wer zu arm ist, solch' ein Amulet zu kaufen, streckt den Daumen zwischen Mittel- und Zeigefinger dem Verdächtigen entgegen, die Mütter beschützen ihre Kinder durch kleine Agnus dei, die sie ihnen umhängen, feine Damen tragen kleine silberne Halbmonde am Arm und selbst der Priester trägt unter seinem geistlichen Gewande die gebogene Koralle.

Ganz gleich verbreitet ist die Furcht vor dem bösen Blick bei den Neugriechen und Albanesen. Dort hält man den unheimlichen Menschen die ausgespreizte Hand entgegen und verschafft sich Amulette aus Holz von Bäumen, die bis in die Wurzel hinein verdorrt sind, und führt kleine Kapseln mit etwas Salz und Knoblauch bei sich.

Die slavischen Völker, Russen, Serben, Polen, stellen dem bösen Augenzauber ein Büschel welken Erbsenkrautes entgegen und glauben, daß auch im Tode die Augen Desjenigen, der den bösen Blick besessen, ihre Kraft nicht verlieren. In Ungarn heißt der böse Blick „mit den Augen schlagen“ und werden seltsame krumme Baumwürzelchen in der Tasche als Schutzmittel getragen.

Noch mehr als die Italiener und Griechen fürchten jedoch die Türken den bösen Blick.

Die Bootführer des goldenen Horns befestigen Ringe von blauem Glas als Talisman gegen das giftige Auge am Hintertheil ihres Schiffchens; noch wirksamer gilt ihnen jedoch, in einem Schränkchen unter der Steuerruderbank hinter Glas und Rahmen auf einem Zettel neunundneunzig Eigenschaften Allah's von Priesterhand aufgeschrieben zu haben. In den Bazars sieht man keinen Laden, der nicht eine Abbildung des fabelhaften Thieres Ahana, einer Sphinx, halb Weib, halb Löwe, über der Thür zur Abwehr des bösen Blickes angebracht hat, und es gibt eine Straße, wo von allen Handwerkern nichts als diese Ahanas in den mannigfaltigsten Größenstufen, geschnitzt, gegossen, aufgemalt, angefertigt werden.

Die türkischen Bauern legen Ochsen- und Pferdeschädel auf ihre Felder hin, um die Ernte vor Bezauberung durch den bösen Blick zu sichern. Die türkischen Kinder tragen kleine Knoblauchknollen aus denselben Gründen in die Haare geflochten. Fast sämmtliche vornehme Türkinnen haben irgend ein Stückchen Alaun gegen das „Naßr“ — so heißt türkisch der böse Blick — neben einem heiligen Wort auf einem Zettelchen geschrieben versteckt in ihrer Haarfrisur. Bei Hochzeiten wird gleichfalls, um den bösen Blick von den Neuvermählten abzuhalten, ein Stück Alaun, in ein scharlachrothes Tuch gewickelt, über der Thür des Brautgemaches aufgehängt, wo es unberührt jahrelang verbleiben muß. Die im türkischen Leben so wichtigen Barbiere und auch die Zahnärzte haben eine blaue Glasperle über der Ladenthür befestigt, damit ihre Kunden bei ihnen vom bösen Blick verschont bleiben. In jedem türkischen Krämerladen findet man kleine Büchschen mit blauen Korallen, welche den Kindern gekauft, in die Tasche gesteckt oder umgehängt werden, ebenfalls als Talisman gegen den „Naßr“, und auf den türkischen Dörfern endlich sieht man blaue Glasperlkränze allgemein an dem Dachfirst aufgehängt als Schutz gegen den giftigen Blick.

Der jerusalemer Jude bindet seinem Kind eine kleine silberne oder goldene Hand an einem Fädchen um den Hals, er selbst spreizt vor dem verdächtigen Blick die fünf Finger.

In Deutschland haben wir gleichfalls noch viele Reste von diesem Glauben an die Bezauberung durch das Auge, wenn auch die eigentliche Furcht vor dem bösen Blick der allgemeinen Bildung und Aufklärung hat weichen müssen.

Wir rufen, wenn wir etwas rühmen, Gesundheit, Schönheit, Glück, sehr oft „unberufen“, „unbeschrieen“, „Gestern war's besser!“ aus und das ist nichts weiter als die uralte Angst vor dem giftigen Scheelblick des Neides, den wir durch diese Beschwörungsformel, die sich im Alterthum ganz ähnlich

so vorfindet, abwehren wollen. Vorzüglich gebraucht man diese Formel, im Fall Jemand das Gedeihen der Kinder und des Geschäftes preist. Aus derselben Furcht entspringt der Glaube: man dürfe die Kinder nicht wägen oder messen — man „beschreie“ hiedurch die Kinder; ebenso dürfe man das Obst an den Bäumen nicht zählen, es wird dadurch „berufen“ und kann hieran zu Grunde gehen.

In der Oberlausitz herrscht der Glaube, man dürfe dem Jäger, der auf die Jagd geht, nicht die Hoffnung aussprechen, er würde etwas Gutes heimbringen; man „beschreie“ so sein Glück und er träfe dann sicher nichts.

Im sächsischen Erzgebirge muß man ausspucken, wenn Jemand unsere Gesundheit lobt, oder sich mit der Hand über den Mund fahren, um das „Berufenwerden“ abzuhalten.

Schaut in Tyrol ein Fremder in den Stall und sagt: „Das ist schönes Vieh!“ soll der Besitzer dreimal eine Faust nach unten zu machen, damit den Thieren kein Schaden geschieht.

Wenn Jemand in Sachsen die volle Wange eines Kindes streichelt, sein nettes Laufen, sein hübsches Sprechen rühmt, sagt die gewissenhafte Amme oder Mutter sofort: „Unbeschriggen“, weil das Kleine sonst drei Tage nicht wächst.

In Lauenburg heißt es: Wer bei dem Kommuniziren, wenn er um den Altar geht, sich umschaut, bekommt einen bösen Blick, Augen, die „beschreien“.

Die Hexen besaßen alle den bösen Blick, das Hexenauge war röthlich und vom Teufel verliehen; mit ihrem Ansehen bezauberten sie, und in Württemberg wie in Pommern, in Schlesien wie am Rhein glauben Viele noch heut an den behexenden Blick alter Frauen. In der Nordschweiz schreibt man einäugigen Frauen sogar die Macht zu, durch ihren Blick den Pflanzen Nachtheil zu bringen.

In Niederösterreich heilt man Personen, die von einem bösen Blick behext sind, dadurch, daß man sie auf einige Augenblicke in einen Backofen schiebt, wo eben das fertige Brod herausgenommen worden; ein solcher Fall, bei dem ein armes junges Mädchen das Leben durch Ersticken einbüßte, kam jüngst vor die Geschworenen.

Wer des Morgens ungewaschen ausgeht, glaubt man in Tyrol, ist dem bösen Augenzauber besonders ausgesetzt.

Ist Jemand durch den bösen Blick getroffen, äußert sich das Verhextsein folgendermaßen: Der Mensch kann nicht essen und nicht trinken, die Zähne werden ihm locker, er wird schwach und elend und kann nur geheilt werden durch Johanniswein, den er trinken muß.

Die Ställe sichert man in den österreichischen Alpen vor der Bezauberung durch den bösen Blick, indem man das Zeichen des Drudenfußes bei der Thürschwelle anbringt; in Schlesien und am Hundsrück streut man aus demselben Grunde Salz und Dillkraut in die Viehställe, und auch die kleinen Muscheln, welche sich an Pferdegeschirren und auf den Riemen, die den Schärfstahl der Metzger halten, so häufig vorfinden und kleinen Schlangenköpfen ähnlich sein sollen, sind ursprünglich Amulette gegen den bösen Blick gewesen.

Der größte Theil der Wahrzeichen unserer Städte stammt von dem Glauben an den bösen Blick her; sie hatten die Bedeutung, den Ort vor dem Zauber des giftigen Auges zu schützen, und sind deßhalb, gerade wie bei den alten Völkern, die Amulette und Schutzzeichen entweder von grausenhafter oder lächerlicher Gestalt und Form, weil dieß den bösen Blick abschrecken oder fortscherzen soll.

Unstreitig gehört dieser Aberglaube zu den weitverbreitetsten und zähesten von all' jenen, welche das Menschengeschlecht beherrschen. Er ist begründet in dem unheimlichen Gefühl, das plötzliche Schicksalsschläge hervorrufen, und in jenem unerklärlichen Etwas, das aus den Augen leidenschaftlicher Menschen schaut.



Der orientalische Krieg.

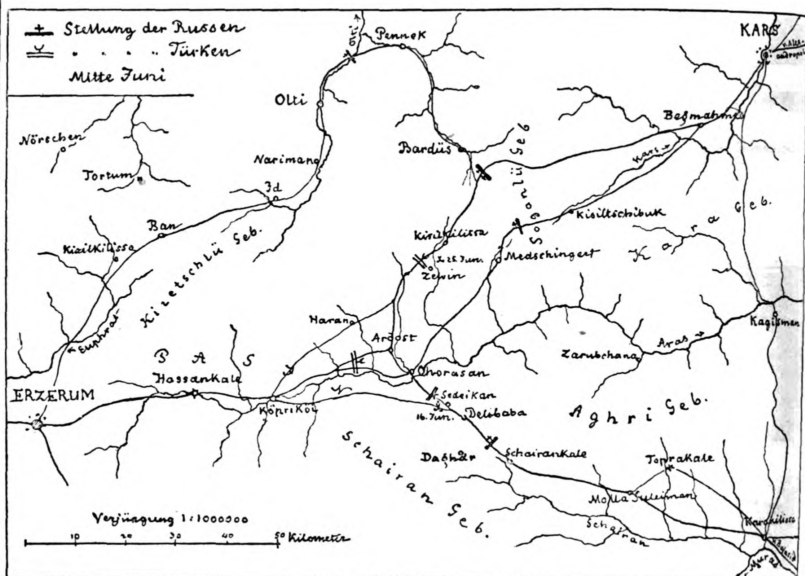
Von einem höheren Offizier.

(Nachdruck verboten.)

VI.

Die Lage der Dinge hat sich seit unserem letzten Berichte nicht unwesentlich verändert. Der Donauübergang hatte glücklich begonnen, die Operationen in Kleinasien waren im besten Zug und die begonnene Expedition gegen das verloren gegangene Suchum-Kaleh schien die baldige Wiedergewinnung dieses Platzes zu versprechen: auf allen Kriegsschauplätzen stand es gut und hoffnungsvoll für die russischen Waffen. Im Augenblick ist letzteres nur noch an der Donau der Fall; die Operationen gegen Erzerum sind rückläufig geworden und diejenigen zur Wiedererlangung der abchasischen Küste sind zum Mindesten in's Stocken gerathen. Die Hauptentscheidung freilich liegt an der Donau; aber so gewiß es ist, daß die Erfolge der kaukasischen Armee begeisternd auf die Armee an der Donau wirken mußten, ebenso sicher ist anzunehmen, daß die dortigen Mißerfolge nun auch im entgegengesetzten Sinne zurückwirken. Auf der russischen Seite ist der Barometer etwas gefallen, auf der türkischen um ebensoviel gestiegen. Sehen wir die Sachlage näher an.

Europäischer Kriegsschauplatz. Das unter den Befehlen des Generals Zimmermann stehende 14. Armeekorps ging, wie wir wissen, bei Galatz und Braila über die Donau, zunächst um die Dobrudscha vom Feinde zu säubern und diesen Landstrich zu besetzen. Der Uebergang über einen Strom von so bedeutender Breite und bei noch hochgehendem Wasser ist unter allen Umständen eine tüchtige militärische Leistung, doch war dieselbe im vorliegenden Fall vorherrschend technischer Natur und liefert zunächst nur einen Beweis von der Gewandtheit der russischen Pontoniere. Denn ernstlich streitig gemacht wurde der Uebergang türkischerseits nicht. Als der Galatz gegenüber aufgestellt gewesene schwache Beobachtungsposten von der auf Booten übergesetzten russischen Brigade des Generalmajors Schukoff vertrieben und das jenseitige Ufergelände besetzt war, standen dem Brückenschlag bei Braila keine weiteren Hindernisse im Wege. Die Brücke wurde nahe unterhalb der Stadt, da wo der sogenannte Kanal von Matschin, der über das Fahrwasser der Donau führt, mit dem todten Arm der Donau sich verbindet, geschlagen; es ist eine Floßbrücke, deren einzelne Glieder bei Galatz konstruirt und dann zur Zusammensetzung an die Brückenstelle heraufgeschleppt wurden. Matschin war bei der Ankunft der Russen bereits von türkischen Truppen entblößt und konnte ohne Schwertstreich besetzt werden. Von Matschin aus wandte sich ein Theil des 14. Armeekorps links gegen Isaktschi und Tultscha, fand auch diese Plätze verlassen und marschirte sofort durch die Berge des Beschtepe nach Babadagh, dem Hauptplatz der innern Dobrudscha, der am 27. Juni besetzt wurde. Ein anderer Theil schlug den Weg ein, der von Matschin auf den Höhen des rechten Donauufers nach Hirsowa führt. Der Feind hatte sich überall zurückgezogen, das heißt die Dobrudscha war von den Türken lediglich durch ein ganz schwaches Beobachtungskorps besetzt gewesen und es lag gar keine Absicht vor, den Russen die Dobrudscha streitig zu machen. Wir halten dieses Verfahren der türkischen Heeresleitung für vollkommen richtig, weil es dafür zeugt, daß sie von dem Grundsatz ausgeht: für eine Armee, die in Folge ihrer numerischen Schwäche zunächst auf die Defensive angewiesen ist, sei eine Zersplitterung der Kräfte möglichst zu vermeiden. Fragen wir uns, welchen Nutzen die Besetzung der Dobrudscha für die russische Armee hat, so bleibt zunächst darauf zurückzuweisen, daß die Säuberung dieses Landstrichs zur Sicherung der Operationsbasis für den Beginn des Krieges nothwendig war, wobei wir aber von der Voraussetzung ausgehen, daß das 14. Korps nach Vollzug dieser Arbeit etwa zur Einschließung Silistria's verwendet werden wird, die ja auf dem rechten Ufer stattfinden muß.



Die russische Hauptarmee hat ihren Uebergang bei Simnitza, gegenüber von Sistowa (bulgarisch Swischtov), bewerkstelligt. Der Akt selbst liefert einen neuen Beleg zu dem alten Satz: daß einer Armee das Ueberschreiten eines Flusses selbst unter sehr ungünstigen Umständen, wie sie hier unzweifelhaft vorlagen, nicht verwehrt werden kann. Nicht einmal der Verrath nützt in solchem Falle. Denn angenommen, im russischen Hauptquartier wäre man über die Wahl des Uebergangspunktes längst schlüssig gewesen, die türkische Heeresleitung wäre durch Verrath in den Besitz des Geheimnisses gelangt und hätte nun ihre Armee um jenen Punkt konzentrirt, so hätte eben diese Konzentrirung nicht geheim bleiben können und der Punkt wäre dann sicher nicht gewählt worden. Die russischen Einrichtungen scheinen so getroffen gewesen zu sein, daß der Uebergang entweder bei Turn Magurell oder bei Simnitza stattfinden konnte. An beiden Punkten fanden Truppenübergänge auf Booten statt, nämlich unterhalb Simnitza und unterhalb Turn Magurell, die Brücke selbst wurde dann zwischen beiden Punkten, doch näher dem erstern, geschlagen. Die Brückenstelle selbst wurde dadurch gegen unmittelbare feindliche Einwirkungen von der Seite von Nikopolis, wie von der von Rustschuk, gedeckt. So war nur die schwache Besatzung von Sistowa zu überwältigen, die sich indessen wacker wehrte, da der russische Verlust bei diesem ersten Uebergang offiziell auf 460 Todte und Verwundete angegeben wird.

Dem 8. Armeekorps unter Generallieutenant Radetzky wurde die Ehre zu Theil, an der Spitze der Armee die Donau zu passiren; ihm folgte das 13. Korps unter Generallieutenant Hahn. Der Brückenbau selbst, dessen Einleitungen getroffen wurden, nachdem die übergeschifften Truppen im Besitz der jenseitigen Uferhöhen sich befanden, war mit großen Schwierigkeiten verknüpft und durch den Zwischenfall gestört, daß in der Nacht vom 29. zum 30. Juni ein ausgebrochener Sturm die halbfertige Brücke zerriß, wobei 26 Pontons versanken. Sie wurde dadurch erst am 2. Juli gangbar. Die Russen sind im laufenden Jahrhundert schon zweimal bei Galatz und Braila, dreimal bei Turtolai, nicht aber bei Sistowa über die Donau gegangen; den neuesten Uebergang bei Braila mitgerechnet, ist der von Sistowa oder Simnitza der einundzwanzigste dieses Säkulums. Sistowa gilt für eine der wohlhabendsten Städte Bulgariens; die auf circa 20,000 Seelen sich belaufende Bevölkerung ist zu zwei Dritttheilen christlicher Konfession; in Nikopolis findet das umgekehrte Verhältniß statt. Die Stadt Sistowa liegt zum Theil in der Thalsohle, zum Theil zieht sie sich amphitheatralisch an dem Ufergelände hinauf.

Zu Sistowa wurde am 4. August 1791 der Friede zwischen Oesterreich und der Pforte geschlossen, in welchem Kaiser Leopold die von Laudon gemachten Eroberungen, namentlich Belgrad, herausgab, und auf welchem die heutigen Grenzen zwischen Oesterreich und der Türkei beruhen. Nur einen starken Marsch von Sistowa entfernt, auf den Uferhöhen der Donau, aber östlich der Jantra, liegt das Schlachtfeld von Battin, auf welchem die Russen unter Kaminski dem unter dem Pascha von Janina zum Entsatze des belagerten Rustschuk herangeführten türkischen Heere am 7. September 1810 eine gründliche Niederlage beibrachten.

Der Aufmarsch der russischen Armee war zwar in der linken Flanke, also gegen Rustschuk, durch die Jantra gedeckt; da aber über dieselbe bei Bjela eine unter Midhat Pascha erbaute sehr solide steinerne Brücke führt, so war es vom höchsten Interesse, sich dieses Punktes schleunigst zu versichern. Bjela liegt nur zwei Märsche von Rustschuk und es scheint, daß von letzterer Festung Truppen gegen Bjela dirigirt worden sind, um den Russen diesen Punkt streitig zu machen. Den Nachrichten aus Konstantinopel zufolge ist ihnen dieß auch anfänglich gelungen, schließlich blieben jedoch die Russen Meister, denn die neuesten Telegramme melden bereits die Einnahme von Tirnowa, der gleichfalls an der Jantra drei starke Märsche südlich der Donau gelegenen ehemaligen Residenzstadt der bulgarischen Zaren. Die russische Hauptarmee steht nun auf bulgarischem Boden. Was der türkische Generalissimus thun wird, muß sich bald zeigen, er soll seinen Operationsplan selbst vor dem Sultan geheim halten, was jedenfalls klug ist, weil er sonst leicht in den Harem gelangen könnte, wo die Bewahrung des Geheimnisses nicht so ganz gesichert erscheinen möchte.

Asiatischer Kriegsschauplatz. Das wandelbare Ge-

schick des Krieges hat es gewollt, daß beinahe an denselben Tagen, an welchen die Donauarmee ihre Uebergänge über den Strom glücklich vollführte, die gegen Erzerum vordringenden Kolonnen der Kaukasusarmee geschlagen wurden. Am 16. Juli griff General Tergukassow die türkischen Stellungen zwischen Sedeikan und Delibaba an, warf auch anfangs die Türken zurück, drang aber schließlich nicht durch und mußte den Rückzug nach Karakilissa antreten. Der Hauptkolonne unter Loris Melikoff ging es ebenso, sie konnte bei Zewin nicht durchdringen und mußte umkehren. Damit war die Operation auf Erzerum gescheitert und es kann sich nur noch darum fragen, ob es den Russen möglich sein wird, sich bei Kars zu halten. Gelingt es Mukhtar Pascha, Kars zu entsetzen, so ist der russische Feldzug in Armenien als verloren zu betrachten. General Loris Melikoff hat seine Schule auf diesem Kriegsschauplatz unter Murawieff gemacht und er hatte an ihm einen guten Lehrmeister; er kannte die Verhältnisse und das Terrain so gut wie die Türken selbst, aber er hat den Gegner unterschätzt und das ist ein Fehler, dem viele Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Getrennt marschiren, um vereinigt zu schlagen, ist ein wohl klingender Satz, aber er birgt die Gefahr in sich, getrennt geschlagen zu werden, und das ist der russischen Führung geschehen.

Auch General Oklobjo war mit seiner Unternehmung gegen Batum nicht vom Glück begünstigt. Fünfzehn Kilometer von Batum entfernt standen die Türken unter Derwisch Pascha in einer verschanzten Stellung bei Zichedschari, den linken Flügel an die Küste gelehnt. Am 23. Juni von den Russen mit Ungestüm angegriffen, scheinen sie anfänglich die Stellungen ihres rechten Flügels verloren zu haben, der linke Flügel aber, unterstützt durch das Feuer einer Panzerfregatte, hielt Stand und es scheint, daß die Türken am folgenden Tage zur Offensive übergingen, ohne jedoch ihrerseits einen bedeutenden Erfolg zu erzielen. In Verbindung damit steht die Bombardirung des russischen Grenzforts St. Nikolaus durch Panzerschiffe.

Gegen die aufständischen Stämme um Suchum-Kaleh rückte General Alchasoff am 21. Juni vor, brachte ihnen Verluste bei und drängte sie in's Gebirge zurück, während eine Kolonne der Küste entlang über Ilori gegen Suchum operirte. Daselbst fand ein Gefecht statt, bei welchem türkischerseits gleichfalls Panzerschiffe mitwirkten und das zunächst einen Stillstand in der Expedition gegen Suchum herbeiführte.

Schwarzes Meer. Wir sehen nach dem Vorstehenden die türkische Flotte da und dort in partieller Thätigkeit, und den neuesten Nachrichten zufolge hat ein größeres Geschwader die Küste der Krim heimgesucht, indem es ein Bombardement von Eupatoria begonnen, jenes Hafenplatzes, welchen beim Krimkriege die Türken und Egypter unter Omer Pascha inne hatten und welcher für eine Expedition in's Innere der Halbinsel besonders günstig gelegen ist. Wenn die Türken in Armenien Truppen verfügbar bekommen, so ist es nicht undenkbar, daß sie einen Landungsversuch in der Krim machen.

Russischerseits haben einzelne Dampfer Exkursionen in's Schwarze Meer gemacht, eine weitere Thätigkeit der russischen Marine ist nicht zu verzeichnen.

☞ Die Position von Sedeikan, in der Karte irrig eingetragen, ist sammt dem beigefügten Schlachtfeldzeichen in die Nähe von Schairankale zu verlegen.

Typen vom Kriegsschauplatz in Asien.

(Bilder S. 513 und 520.)

Der Krieg in Asien bringt mancherlei wunderliche, eigenartige Truppen auf den Kampfplatz, die oft fast wie aus einer Oper oder einem Ballet uns anmuthen. Zu diesen buntfarbigen originellen Figuren gehören die kurdischen Irregulären und die Georgier, sämmtlich beritten, schöne, aber wilde Männergestalten und vortreffliche, tollkühne Reiter. Der türkische Distrikt Kurdistan ist das alte Assirien, jedoch gänzlich verwildert, und die Kurden fanatische Mohammedaner. Die Georgier, aus dem Kaukasusdistrikt Gourie am Schwarzen Meer, zwischen Tschoron und Rion, gehören dem russischen Heere an. Diese Krieger können jedoch nicht in die regelmäßige russische Armee mit eingezählt werden, weil sie unter Häuptlingen stehen und diesen folgen. Für Ueberfälle und ähnliche kühne Reiterstückchen sind die Kurden sowohl, wie die Georgier vortrefflich zu gebrauchen; in einem europäisch geschulten Heereskörper jedoch fast mehr störend, als von Nutzen.



Erzeugung großer Hitze durch die Hand.

Herr Olivier in Paris ist durch Zufall auf die Beobachtung einer Erscheinung geführt worden, welche jedenfalls zu den interessantesten Thatsachen der Wärmelehre gehören dürfte. Um dieses Phänomen anschaulich zu machen, benützt Herr Olivier eine Stahlstange von quadratischem Querschnitte, mit ungefähr fünfzehn Millimeter Seitenausdehnung und einer Länge von 70 bis 80 Centimeter. Er preßt das eine Ende dieser Stange fest gegen eine sehr rasch umlaufende Schmirgelscheibe. Durch die Reibung wird die Temperatur an dem entsprechenden Ende der Stahlstange erhöht und dasselbe erhitzt sich bedeutend. Die linke Hand, durch welche die Stange in der Mitte gehalten wird, empfindet nichts von einer Temperaturerhöhung; dagegen ist die rechte Hand, welche das entgegengesetzte Ende der Stange hält, gezwungen, dasselbe fahren zu lassen. Dasselbe erhitzt sich nämlich in dem Maße, daß es die Haut verbrennen würde. Diese auf den ersten Anblick paradox erscheinende Thatsache läßt sich nichtsdestoweniger ohne Schwierigkeit erklären. Die Hitze, durch welche die Hand verbrannt wird, rührt nicht von der am andern Ende der Stange bewirkten Temperaturerhöhung her und ist nicht von dort allmälig fortgepflanzt worden, sondern an der bezüglichen Stelle selbst entstanden. Man weiß bereits, daß Bewegung und Wärme synonym sind; jede vernichtete Bewegung wird in Wärme umgesetzt und umgekehrt läßt sich Wärme in Bewegung verwandeln. Bei dem hier zu betrachtenden Versuche wird die Stahlstange durch die Reibung an der Schmirgelscheibe erhitzt und zugleich in Schwingung versetzt. Wenn aber eine Stange Längenschwingungen macht, so entstehen an derselben jedesmal Knoten, das heißt Stellen, an welchen die Materie nicht vibrirt, sondern absolut in Ruhe bleibt. An dem der Scheibe entgegengesetzten Ende findet sich der Stahl in Schwingung; in der Mitte der Stange bildet sich ein Schwingungsknoten, das ist ein Punkt, an welchem alle Schwingungen erlöschen. Die am Ende der Stange befindliche Hand hemmt die Schwingungen und da eine lebendige Kraft nicht verloren gehen kann, so wird die schwingende Bewegung in Wärme umgesetzt, durch welche die Hand verbrannt wird; in der Mitte hingegen findet keine Schwingung und daher auch keine Temperaturerhöhung statt. Was hiebei seltsam erscheint, ist, daß ein Thermometer an dem früher von der Hand gehaltenen Ende der Stange, sobald die Hand entfernt bleibt, keine besondere Temperaturerhöhung zeigt, weil natürlich die Schwingungen nicht aufgehoben und daher auch nicht in Wärme umgewandelt werden. Damit die Erhitzung eintrete, muß absolut das Ende der Stange durch die Hand energisch festgehalten und hiedurch die Fortpflanzung der Schwingungen gehemmt werden. Man kann also behaupten, daß bei dem hier beschriebenen Versuche die Erhitzung der Stange indirekt durch die Hand verursacht werde, und es ist dieß wohl der einzige Fall, in welchem das einfache Auflegen einer Hand eine Temperatur von ungefähr 100 Grad Celsius in einer Eisenstange hervorbringt.

Goethe's Frack.

Von Louis Alien.

Vor mehr als dreißig Jahren, als es der Eisenbahnen noch wenige, der Posten und Eilwagen noch viele gab, als in den Gasthöfen Beefsteaks und Cotteletttes noch nicht hinter zwei Kartoffelstückchen Versteck spielten, als die Schauspielkunst wohl schon frei, aber noch nicht vogelfrei war, und sich der Theatervampyr in seinen dubiösen Eigenschaften als Agent und Leporello aus der Verwerthung der unmittelbaren und mittelbaren Lebenskräfte der schönern Hälfte der Kunstbeflissenen noch keine Villa bauen und „Equipage“ halten konnte; als das Reisegepäck eines „genialen“ Schauspielers“ bloß aus einem Frack (bisweilen!), ein paar Reiterstiefeln und Trikots, etwas kleiner Wäsche und einer Zahnbürste bestand, was Alles der erste Held und Liebhaber in einem Felleisen auf dem Rücken trug, der die Landstraße per pedes dahin zog, um in Trippstrill den Beifall zu suchen, den man ihm in Schmierhausen verweigert hatte — da übte doch bisweilen noch der Muth in der Brust seine Spannkraft und der Witz im Kopfe sein Spiel. Ein noch lebender süddeutscher Schauspieler, ein großer Künstler im kleinen Genre und Lehrer einer jetzt viel genannten Schauspielerin, erzählt noch heute Jedem, der es hören will, daß er Deutschland zweimal zu Fuß durchreist, und obgleich er sich auf diesen Reisen hauptsächlich von Früchten, Brod und gebrannten Wassern ernährt habe, doch stets guten Muthes gewesen sei. Die Reanimation vermittelst gebrannter Wasser haben Viele bestritten. Der damalige Riesentenor Jahns in Köln, dessen mächtige und edle Stimme noch nicht ersetzt ist, lachte diese Leute aus, und mit Recht; denn er war thatsächlich nie so gut bei Stimme, als wenn er „der Schnäpse von zwei bis vierzehn“ genommen hatte. Aehnlich hob und senkte sich des genialen Schauspielers Karl Unzelmann, eines Pathenkinds Goethe's, Komödienspiel nach der Anzahl der avalirten „Gebrannten“, nämlich: fünf Schnäpse mäßig gute Komödie, sieben Schnäpse bessere Komödie, zehn Schnäpse beste Komödie. In der Regel hält aber eine solche „spirituose“ Genialität nicht lange vor. Wenn die abgestumpften geistigen sowohl als physischen Lebenskräfte, um noch etwas zu vermögen, erst der künstlichen Auffrischung bedürfen, so stellen sie ihre Funktionen bald gänzlich ein. Das zeigte sich auch bei Unzelmann. Das Hoftheater zu Stuttgart gab ihn auf. Nachdem er dann, auf mittleren und kleinen Bühnen gastirend, Deutschland nach allen Richtungen durchreist hatte, kehrte er in den dürftigsten Verhältnissen nach Stuttgart zurück. Um ihn hier wieder los zu werden, versahen ihn die Mitglieder des Hoftheaters mit Geld und Kleidern und schoben ihn ab. Unter den ihm geschenkten Kleidern war ein brauner „Phantasiefrack“ mit blanken Knöpfen, welcher die Apollogestalt Maurer's, der ein Schüler Iffland's und großer Menschendarsteller war, zu schmücken längere Zeit bestimmt gewesen. Dieser Frack, in welchem der „schöne August“ (Maurer's Vorname) mancher Schönen den Kopf verrückt hatte, sollte in Stuttgart auch außerhalb der Bühne noch Aufsehen erregen. Als Pathenkind Goethe's besaß Unzelmann von dem großen Dichter mehrere Angedenken, die er (Unzelmann) in besseren Zeiten sehr hoch gehalten, von denen aber „der Zeiten Stürm' und Stöße“ ihn nach und nach — zur Befriedigung „humaner“ Bedürfnisse natürlich — befreit hatten. Das Manuskript des „Götz von Berlichingen“, lang in Unzelmann's Besitz, hatte dieser, als letztes Andenken, blattweise verkauft. Seine Beziehungen zu Goethe waren demnach allgemein bekannt. Er wollte auch die Feder besessen haben, mit welcher Goethe den „Rattenfänger aus Hameln“ geschrieben habe. Der vortreffliche Bonvivant der stuttgarter Hofbühne, Dobritz, behauptete, Unzelmann habe mit 111 dieser „Rattenfängerfedern“ ebensoviele „Gimpel befiedert“ als „Esel geschmückt“. Dobritz war auch Bonvivant im Leben. Er rühmte sich, seine Schulden bis auf die Höhe von 11,000 Gulden (elf war seine Lieblingszahl) gebracht zu haben. Gut essen und trinken war eine Lieblingsbeschäftigung von ihm. Alle Gastwirthe und Restaurateurs in Stuttgart waren erbötig, das zu beweisen, denn sie konnten das aus — ihren Büchern. Beim alten Freitag im „Adler“ hatte er nach und nach eine Anleihe von 400 fl. an Wein und anderen Nahrungsmitteln gemacht. Als dem alten Freitag die Amortisation dieser „Anleihe“ zweifelhaft zu werden anfing, sandte er Dobritz jeden Morgen Punkt 8 Uhr eine Rechnung in's Haus, „um den Kerl wenigstens z'ärgern“, wie er als echter Schwabe sich ausdrückte. Lange hatte Dobritz Rache gebrütet: vergebens. Da kam eines Tages Unzelmann zurück und stieg im „Adler“ ab. Er hatte seine „Frau“ mitgebracht. Freitag, der bei Unzelmann's Ankunft nicht zu Hause gewesen, hatte keine Ahnung, welch' ein Ehepaar er auf Nr. 7 beherberge. Acht Tage vermied Unzelmann jedes Erscheinen außerhalb seines Refugiums; er „speiste“ mit seiner „Frau“ auf dem Zimmer. Nach Ablauf genannter Zeit wurde ihm, wie damals üblich, die Wochenrechnung präsentirt — — — Summa: 38 fl. 30 kr. „Schön,“ sagte Unzelmann. — „Legen Sie ihr man dahin,“ sagte seine „Frau“, eine dicke Choristin aus Spree-Athen. Als nach drei Tagen keine Zahlung erfolgt war, kam es dem alten Freitag „komisch“ vor. Er begab sich persönlich auf Nr. 7 und erkannte mit dem Erkennen Unzelmann's sofort die Lage. Nachdem er längere Zeit gewettert und geflucht hatte, konzentrirte er die letzten Kräfte seines fast erschöpften Athems, stieß „Geld oder an die Luft“ heraus und polterte ab. Nach längerer Diliberation zwischen Unzelmann und „Frau“ wurde beschlossen, nach Dobritz zu schicken. Dieser kam, konnte allerdings mit Geld nicht helfen, half aber mit „Genie“, als sein Auge auf den an der Wand hängenden braunen Frack Maurer's fiel. „Gerettet!“ rief er aus, ging einige Male gedankenvoll, „den Blick nach innen gekehrt“, im Zimmer auf und ab; dann blieb er plötzlich vor dem braunen Frack stehen und betrachtete ihn mit einer Art komischer Ehrfurcht. „Großer Goethe,“ rief er aus, „wenn Du, als Du diesen Bengel (dabei deutete er auf Unzelmann) aus der Taufe hobst, hättest ahnen können, welchen Gebrauch er von Deinen ihm hinterlassenen Andenken machen würde, Du hättest Dich sicherlich vor solcher Pathenschaft bedankt! Du herrliches Kleinod von einem Frack, der du einst die edle Gestalt des großen Olympiers theilweise umhüllen durftest, bald wirst auch du dahin sein!“ Unzelmann wollte seinen Ohren nicht trauen. „Aber,“ rief er aus, „das ist ja Mau — —“, — „Maul halten, verwitterter Thebaner!“ rief Dobritz. „Dieser Frack ist ein Erbstück Goethe's,“ fuhr er fort, „der letzte Retter in der Noth und —“ In diesem Augenblick hörte er die ihm wohlbekannten Tritte Freitag's auf dem Korridor; hörte, wie sie leiser und immer leiser den Boden berührten, und vernahm nur zu genau, daß sie schließlich vor der Thür Unzelmann's anhielten. Freitag hatte dort horchend Posto gefaßt. Nachdem Dobritz Unzelmann die Situation durch Gesten klar gemacht, hielt er mit deutlich vernehmbarer Stimme dem Frack eine feierliche Abschiedsrede, in welche der Name Goethe so oft als möglich eingeflochten wurde. „Nein,“ rief er aus, „Goethe's kostbares Erbstück soll nicht in die Hände eines prosaischen Gastwirths fallen! Wir deponiren dich, heilige Reliquie, bei einem Raritätenhändler, und erlangen so mehr als sechsfach die Mittel, um deinen in Noth gerathenen jetzigen Besitzer aus den Saugwerkzeugen dieses Weinpolypen zu befreien.“ Plötzlich öffnete sich die Thür und herein trat — Freitag. Mit einem langen, auf Dobritz gehefteten Blick versuchte er, diesen niederzuschmettern, was ihm jedoch nicht gelingen wollte. Was ihm aber nach langer, heißer Debatte doch schließlich gelang, war die Acquisition des „Goethe'schen Fracks“ unter folgenden Bedingungen: „Art. I. Unzelmann's Rechnung wird gestrichen; außerdem erhält er noch 50 fl. baar, um mit seiner ‚Frau‘ per Post- und Dampfschiff nach Köln — Freitag dachte, „zum Teufel“ — ‚zum Gastspiel‘ fahren zu können. (Diese Reise wurde durch einen vierwöchentlichen Aufenthalt in Cannstatt unterbrochen.) Art. II. Goethe's Frack bleibt vier Wochen als Pfand in den Händen Freitag's. Ist er innerhalb dieser Zeit nicht eingelöst, so wird er nach nochmaliger Auszahlung von 50 fl. an Unzelmann Freitag's unumschränktes Eigenthum. Art. III. Von der Zechschuld des Dobritz verpflichtet sich Freitag, die Hälfte zu streichen, falls der Frack in den Händen des Letztern verbleibt. Art. IV. Im Falle, daß der Frack innerhalb obengenannter Frist von Unzelmann oder seinen Vertretern nicht eingelöst worden, mithin Freitag's Eigenthum geworden sein sollte, verpflichtet sich dieser zu einem Souper an eine von Dobritz zu ladende kleine Gesellschaft.“ Nachdem der Frack dann sorgfältig verpackt und versiegelt, der Vertrag unterzeichnet war, erhielt Unzelmann sein Geld und reiste „mit Frau“ nach Köln — über Cannstatt, wie oben mitgetheilt. Nach Ablauf von vier Wochen stellte er sich wieder im „Adler“ zu Stuttgart ein, bekannte seine Unfähigkeit, das „kostbare Kleinod“ einzulösen, strich darauf die zweiten 50 fl. ein und „verschwand für immer vom Repertoire“. Freitag setzte Dobritz von dem Geschehenen in Kenntniß und proponirte das Souper. Dobritz nannte die Personen, welche einzuladen waren: Dr. Schilling, Maurer, Moritz, Gnauth und einige Herren von der Presse. Freitag erließ die Einladungen auf den nächsten Abend. Zur bestimmten Stunde erschienen sämmtliche Geladene. Das Souper war „opulent“, der Sekt „brillant“ und vorzüglich frappirt. Gegen Ende des Abends erhob sich Dobritz von seinem Stuhl und erging sich in einer feierlichen Rede über die Bedeutung der „von unserem Freitag mit bekannter Noblesse“ (dieser war in seiner Jugend „des Hauses Knecht“ gewesen) gegebenen Gasterei. Dann wurde der Frack herbeigeholt, entsiegelt, seiner papierenen Umhüllung beraubt, entfaltet und von Freitag der Gesellschaft präsentirt. Nachdem Maurer längere Zeit den Frack beglotzt, stieß er ein „Ha!“ heraus, daß die Champagnergläser auf dem Tisch klirrten. Dobritz verschwand. Dr. Schilling meinte, „den Frack schon gesehen zu haben“ und sah dabei Maurer an. „Ha!“ schrie dieser noch lauter als das erste Mal. „Ja, Maurer,“ bemerkte Moritz, „hast denn Du nicht 'mal 'nen ähnlichen Frack gehabt?“ — „Ha!“ stöhnte Maurer und schien vor unterdrücktem Lachen zu ersticken. „Wenn des net Maurer's Frack ischt, nah ben i e Botokud!“ schwäbelte Gnauth einem Herrn der Presse halblaut zu. „Du, Maurer, ischt des net Dei — —“ — „Ja!“ brüllte Maurer, „dieser Dobritz, dieser Hallunke —! ich ersticke! ha!“ und nahm den Hut und Stock und wackelte unter fortwährendem brüllendem Lachen hinaus auf die Straße. Die Zurückgebliebenen hielten es ebenfalls für passend, die dumpfe Zimmerluft mit atmosphärischer Frische zu vertauschen. Da stand nun Freitag, den Frack mit beiden Händen vor sich hin haltend, mit herabhängender Unterlippe, den Blick abwechselnd auf die leeren Sektflaschen und das „Kleinod“ gerichtet, eine Hogart'sche Figur. Es ist selbstredend, daß die Geladenen den armen Freitag schadlos zu machen suchten. Dobritz reiste noch in derselben Nacht zu einem längern Gastspiele nach Nürnberg. Als er zurückkam, zahlte er seine Zechschuld und söhnte sich so theilweise mit Freitag aus.

(Nürnb. Korresp.)

Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Ueber das Ausblasen der Petroleumflamme erläßt ein sachkundiger Industrieller folgende eindringliche Mahnung: „Wenn es richtig ist, daß unter Hundert Neunundneunzig die Lampe von oben ausblasen, so ist ebenso richtig, daß diese Neunundneunzig der gleichen Gefahr ausgesetzt sind, die dem Hundertsten wirklich passirt, sich mit Petroleum zu verbrennen. Wenn der Oelbehälter weiter hinunter leer ist, so ist nämlich zu riskiren, daß der leere Raum in Folge der Wärme des Oels mit Gas, ganz gleich wie Leuchtgas, gefüllt ist; trifft es sich nun, daß der Docht im Brenner etwas zu schmal und die Röhre nicht ganz ausgefüllt ist, so bläst man die Flamme durch den offenen Raum hinunter, das Gas fängt Feuer, zersprengt den Oelbehälter, und das übrige heiße Oel fängt Feuer, ergießt sich über Kleider, Möbel und Zimmerböden, und das Ende ist, was die Zeitungen fast alle Wochen zu berichten haben. — Will man eine Petroleumflamme ohne Gefahr auslöschen, so drehe man den Docht auf die Höhe der Röhre hinunter, aber nicht weiter, sonst riskirt man, daß die Flamme in den Oelbehälter kommt und wieder eine Explosion verursacht; dann bläst man sie von unten durch die Zuglöcher einfach aus. Das Petroleum ist in kaltem Zustande ganz ungefährlich und man kann es mit Zündhölzchen nicht anzünden; erwärmt man es aber auf die Grade, die es in ein paar Stunden in der brennenden Lampe erhält, so darf man kaum mit Feuer in die Nähe kommen."

Landwirthschaft.

Holz, das für landwirthschaftliche Gegenstände und andere Zwecke verwendet werden soll, kann haltbar und dauerhaft gemacht werden, wenn man es eine Zeitlang in den Rauch hängt. Der Prozeß ist derselbe wie bei der Räucherung des Fleisches. Durch das im Rauch enthaltene Kreosot wird der Eiweißstoff im Holz verdickt und unlöslich gemacht. Die Wärme übt natürlich ebenfalls ihren Einfluß aus. Eine amerikanische Eisenbahngesellschaft behandelt ihre Bahnschwellen auf diese Weise, indem sie dieselben in eigenen Kammern dem Rauch aussetzt. In neuerer Zeit wendet man, wie bekannt, das Kreosotöl zur Konservirung des Holzes an. Im Kleinen ist aber der Räucherungsprozeß das Wohlfeilste und Bequemste.

*

Der See- oder Meerkohl, Crambe maritima. Der Meerkohl wird, während er eine hervorragende Stelle unter den Nahrungsmitteln Großbritanniens einnimmt, sonst nur hie und da von einzelnen Liebhabern angepflanzt; er ist ein ausgezeichnetes und dabei sehr gesundes, leicht verdauliches und deßwegen besonders schwachen Magen sehr zuträgliches Gemüse. Im Geschmack ähnelt er dem Broccoli und dem Spargel; wie letzterer besitzt er harntreibende Eigenschaften, ohne jedoch irgendwie eine unangenehme Nachwirkung zu hinterlassen. Die Pflanze, welche an Meeresufern wild wächst, hat dicke Wurzeln, die tief in den Boden eindringen und dort eine Menge kriechender Ausläufer treiben, aus denen sich nach oben zahlreiche Schosse entwickeln, sowie einen Stengel, der aufrecht wächst und eine Höhe von $0{,}_{50}$ bis $0{,}_{85}$ Meter erreicht; sie ist in ihrem Aeußern dem Kohl sehr ähnlich, besonders in den Blättern, welche aus ziemlich dicker fleischiger Substanz bestehen und von starken Adern durchzogen sind. Der Meerkohl ist perennirend und liefert ein sehr zartes Wintergemüse; dasselbe besteht aus denjenigen Stengeln und Blattstielen, welche jedes Frühjahr hervordringen und in diesem Zustand eßbar sind. In Anbetracht dieser Eigenschaften sollte dem Meerkohl in allen Gemüsekulturen ein Platz eingeräumt werden; wegen der blaugrünen Färbung der Blätter ist er schon seit längerer Zeit als Zierpflanze in den Gärten verwendet worden. Der Anbau dieses Gemüses ist durchaus nicht schwierig; die Pflanze hält unsern Winter recht gut unter leichter Decke von Laub oder Stroh aus. Der Meerkohl liebt einen tiefgründigen Boden, der durch Unterbringung von halbverrottetem Stalldünger möglichst locker geworden ist. Der Untergrund muß so viel als möglich von guter und durchlässiger Beschaffenheit sein. Die Vermehrung geschieht durch Samen oder durch Stecklinge, durch welch' letztere man zu einem schnellern Ertrage gelangt. Um den Meerkohl zu ernten, deckt man im Frühjahre, sobald die jungen Triebe sich zeigen, Blumentöpfe oder kleine, von Stroh geflochtene Körbe über die Pflanzen; die jungen Triebe werden darunter alsbald emporschießen und, weil sie des Lichtes beraubt sind, eine zarte weiße Farbe haben. Noch leichter und weniger kostspielig ist es, wenn man die Pflanzen in Zwischenräumen von acht zu acht Tagen bis an die Spitze mit Sand oder Erde anhäufelt, in welcher die Stengel in die Höhe schießen und in den Monaten März und April ein zartes Gemüse liefern, bis dann der Spargel zu treiben beginnt. Sobald die Triebe eine Lage von $1{,}_{12}$ bis $2{,}_{20}$ Meter erreicht haben, können sie dicht über dem Wurzelhals abgeschnitten und ähnlich wie Spargel oder Blumenkohl zubereitet werden.

*

Maisbrennereien. Die Verwendung von Mais für Brennereizwecke ist vorzugsweise nur in Oesterreich, zumeist im Königreich Ungarn und in Nordamerika gebräuchlich, fängt in der Neuzeit jedoch an, auch anderwärts, selbst in England, an Umfang zu gewinnen. Da mit der Bereitung von Spiritus aus Mais zugleich die Erzielung eines Nebenproduktes, einer Art fetten Oeles, im ungefähren Werthe des Rapsöles, in Verbindung steht, so wird es von Interesse sein, etwas über die Gewinnung dieses Nebenproduktes zu erfahren. Auf 1000 Liter Maischraum werden circa 2—2¼ Hektoliter fein geschrotenes Mais, unter Zusatz von 2 Liter Wasser auf 1 Pfund Mais, gerechnet. Diese Masse wird im Vormaischbottig gebrüht und auf dem Kühlschiff in der gewöhnlichen Weise abgekühlt, wobei zugleich der Zusatz der Hefe erfolgt. Die Gährung beginnt nach der Ablassung der Maische in die Bottige bereits in circa zwei Stunden, und nachdem dieselbe ungefähr dreißig Stunden angedauert hat, bildet sich auf der Oberfläche der Maische eine 1—2 Zoll starke Oelschichte. Die Bottige können stärker, als dieß bei der Getraide- und Kartoffelmaische der Fall ist, gefüllt werden und genügt ein Steigraum von circa 3 Zoll, da das auf der Oberfläche des Maischgutes sich bildende fette Oel eine Uebergährung verhindert. Das letztere wird mittelst flacher Schaufeln von den Bottigen in ein theilweise mit Wasser gefülltes Gefäß abgeschöpft und in diesem von den in ihm enthaltenen Hülsen befreit, was durch Umrühren mit leichter Mühe geschieht, da sich die Hülsen voll Wasser saugen und zu Boden sinken, während das Oel obenauf schwimmt. Das Wasser selbst hat keinen weitern Werth, da sein Alkoholgehalt gleich Null ist; dagegen befindet sich in den ausgewaschenen Hülsen noch einiger Nährstoff und sind dieselben als Viehfutter verwendbar. 1000 Liter Maische geben etwa 4—5 Liter fettes Oel. Das Abschöpfen des letztern wird durch die Steueraufsichtsbehörden anstandslos unter der Bedingung gestattet, daß die Zeit desselben in den Betriebsplänen genau deklarirt und das zum Auswaschen benützte Wasser aus der Brennerei entfernt wird. Das Oel selbst hat nach dem Waschen eine ziemlich reine, braungelbe Farbe, ist von erheblichem Fettgehalt und besitzt einen nicht angenehmen, etwas ranzigen Geschmack, welcher daher rührt, daß es mit der Luft längere Zeit in unmittelbarer Berührung gestanden hat.

Erfindungen.

Herr F. de Romilly hat in einer der Akademie der Wissenschaften in Paris übergebenen Mittheilung über die Wirkungen eines in's Wasser geleiteten Luftstrahles nebenher auch sehr seltsame Erscheinungen bezüglich der Suspension des Wassers in der Luft mitgetheilt.

Eine Glasglocke von 20 Centimeter Durchmesser, welche durch ein einfaches Stück Tüll verschlossen ist, läßt das Wasser, welches sie enthält, nicht entweichen. Man kann sie langsam neigen, ohne daß das Wasser ausfließt. Die Maschen des Gewebes bilden eben so viele Haarröhrchen, welche das Wasser zurückhalten, wenn, wohlverstanden, die Höhe der Glocke nicht ein sehr beschränktes Maß überschreitet.

Eine Röhre aus Drahtgewebe von 7—8 Centimeter Durchmesser, ebenfalls durch ein Stückchen Tüll verschlossen, ist vollkommen im Stand, eine Flüssigkeit zu halten. Man hat also Wasser, enthalten in einem Siebe mit weiten Maschen.

Aber es kommt noch besser. Man kann das Wasser in dieser Röhre von Drahttuch kochen, ohne daß es ausfließt. Ja, Herr de Romilly geht noch viel weiter. Er rückt ganz kühn einen Gasbrenner unter eine weite, zur Hälfte mit Wasser gefüllte Röhre, welche unten mit einem Stück Tüll verstopft ist. Nicht allein bleibt das zarte Gewebe unverbrannt, sondern das Wasser kocht ganz ruhig über seiner Umhüllung von Tüll.

Die Kunst, Wasser in einem papierenen Behälter zu kochen, ist allerdings uralt; sie wird schon im vorigen Jahrhundert von Halle in dessen „Natürlicher Magie" gelehrt. Die ganze Wärme wird durch die Verdunstung des über dem Papiere stehenden Wassers gebunden und das Papier selbst wird nicht einmal gebräunt, vorausgesetzt, daß die Verdunstung mit der Wärmezufuhr gleichen Schritt hält. In dem Versuche des Herrn de Romilly ist nur die Anwendung eines Gewebes, also eines weit durchlässigern Stoffes als Papier, wirklich neu, und es sollte uns nicht wundern, nächstens zu lesen, daß man jetzt in Paris das Wasser zum Thee in einem Spitzensacktuch oder in einem Schleier von Chantilly statt in einem Samovar kochend macht.

*

Ein für Kaufleute und Gewerbetreibende sehr wichtiges Erzeugniß stellt Radde's internationale Farbenskala dar, eine stenochromisch gedruckte Tabelle von 882 Farbentönen auf vierzehn Tafeln, nach denen Färber, Kaufleute, Manufakturisten, Dekorateure, Tapezierer, Fabrikanten, Architekten u. s. w. ihre Bestellungen und Referenzen mit größerer Sicherheit machen können als bisher, indem sie sich einfach auf eine bestimmte Nummer der in Buchform gedruckten Tabellen beziehen. Jede Tafel enthält die Nüancen eines bestimmten Grundtons, als Zinnober, Orange, Gelbgrün, Grün, Blaugrün, Blau, Violett, Purpur, Karmin. Jeder Karton ist dann wieder in drei Gammen oder Farbentonleitern getheilt, welche je 21 Abarten in Mischungen des Grund- oder Kardinaltons enthalten, die mit den Buchstaben a bis v bezeichnet sind. Hiebei stellt a stets die dunkelste, v die hellste Nuance dar, so daß der Grundton in der Mitte bei k, l oder m liegt. Die Tonleiter des reinen Zinnobers endigt z. B. auf der einen Seite in Schwarzbraun, auf der andern in einer hellen Rosa- und Fleischfarbe. Die vier letzten Kartons sind ausschließlich den grauen und braunen Tönen gewidmet.

*

Der englische Genieoffizier Sale zu Chatham hat ein Leuchtfeuer erfunden, welches, sobald es den höchsten Punkt der Richtung, in der es abgeschossen wurde, erreicht hat, beim Herabsinken einen Fallschirm entfaltet, der das Sinken nicht nur lange verzögert, sondern auch wie ein Lampenschirm das Licht des Leuchtfeuers auf die betreffende Gegend wirft, um so bei Nacht feindliche Stellungen und Arbeiten rekognosziren zu helfen.

*

Taucherapparat. Von der Firma Denayrouze und Comp. in Paris ist ein neuer Taucherapparat mit Sprachrohr und einer unter Wasser brennenden Lampe erfunden und vor Kurzem bei anbrechender Dunkelheit probirt worden. Beim ersten Versuche blieb der Taucher fast eine halbe Stunde unter Wasser und unterhielt sich durch sein zwanzig Meter langes Sprachrohr mit den Leuten am Lande. Nach Anbruch der Dunkelheit ging ein zweiter Taucher mit der Lampe hinunter, um etwa dreizehn Meter unter Wasser mit dem ersten gemeinschaftlich zu arbeiten. Die Lampe verbreitete ein so helles Licht, daß die beiden Taucher jeden Gegenstand auf dem Grund unterscheiden konnten. Eine Schiefertafel und ein Griffel wurden ihnen hinuntergelassen und sie schrieben bei der Beleuchtung ihrer Lampe einen langen Bericht auf die Tafel. Bis etwa sieben Meter unter Wasser konnte das Licht der Lampe vom Land aus bemerkt werden. Eine wichtige Einrichtung bei diesem Apparat besteht darin, daß sowohl der Taucher wie das Sprachrohr und die Lampe zusammen durch eine Luftpumpe, die so leicht arbeitet, daß sie ein Kind bedienen kann, mit Luft versehen werden. Im Ganzen nahm der Versuch zwei bis drei Stunden in Anspruch.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Komische Eheschließungen. Aus Hamburg wird gemeldet: Ein Standesbeamter in einem benachbarten Kirchspiel hatte eine Ehe zu schließen und der Sicherheit und Bequemlichkeit halber das Protokoll im Voraus eingetragen. Das Brautpaar erscheint; aber zum großen Verdruß des Standesbeamten erklärt der Bräutigam, statt Ja zu sagen, Nein, denn „he har eben wat von de Brut hört". Alles Zureden hilft nichts; das Brautpaar entfernt sich wieder. Der Standesbeamte geht ärgerlich im Zimmer auf und ab und simulirt, wie er sein Protokollbuch wieder in Ordnung bringen soll, welches durch die nicht vollzogene Ehe häßlich verunstaltet ist. Da tritt zu seiner großen, aber freudigen Ueberraschung das Brautpaar wieder ein. Die Braut hat dem Bräutigam auf dem Heimwege Vorstellungen gemacht:

„Dat wer doch recht slecht von Di, dat Du mi dat andahn heft. Du kriegst woll'n Fru, aberst mi nimmt nu na den Schimp keen Minsch." Der Bräutigam wird weich und sie fährt fort: „Wenn wie seggen, Du wullst, aber ick wull nich, denn kunn ich doch ok noch'n Mann kriegen."

Gesagt, gethan; das Brautpaar kehrt um und tritt beim Standesbeamten ein. Der Bräutigam beginnt:

„Ick hew mi besunnen."

„Schön," sagt erfreut der Standesbeamte, „aber nu ördentlich: N. N., wollen Sie diese u. s. w. zur Frau?"

„Ja," sagt der Bräutigam.

„N. N., wollen Sie diesen u. s. w. zum Mann?"

„Ja," sagt die Braut.

„Ne, dat gellt nich," sagt der Bräutigam; aber der Standesbeamte fährt ihn an:

„Was seggt is, dat is seggt. Nu schriwt de Namens ünner!"

Zu einem Geistlichen in Quincy, Ill., kam vor einigen Tagen ein junges Paar, welches getraut zu werden wünschte. Nachdem die Trauungsceremonie vorüber war, gab der glückliche Bräutigam dem Geistlichen einen Zwanzigdollarschein und ersuchte ihn, seine Gebühren mit drei Dollars in Abzug zu bringen. Ueber dieses reichliche (?) Honorar höchlichst erfreut, beeilte sich der Geistliche, dem jungen Ehemanne siebenzehn Dollars zurückzugeben, worauf das Pärchen sich entfernte. Wie erstaunte aber der arme Diener Gottes, als er von seinem Kaufmann erfuhr, daß der Zwanzigdollarschein falsch sei, und als ihm zum Ueberfluß noch seine Köchin mittheilte, wie die junge Frau, als sie aus dem Hause des Geistlichen gekommen war, in einen Winkel zwischen zwei Nachbarhäusern getreten sei, ihr Brautkleid ausgezogen und sich — als ein junger Mann entpuppt habe, da kannte der Zorn des Geprellten, „welcher die Liebe predigt", keine Grenzen.

*

Ein amerikanischer Spitzbube stand in New-York vor Gericht und hatte sich gemüthlich neben den Vertheidiger verfügt und Beide plauderten recht eifrig und vergnügt. „Ich muß den Angeklagten auffordern, sich auf die Anklagebank zu setzen," rief der Richter; „man weiß ja schließlich nicht mehr, wer der Spitzbube und wer der Rechtsanwalt ist!"

*

„Nun, adieu, mein lieber Junge," sagte die Tante, ihren kleinen Neffen verabschiedend; „hat es Dir denn bei mir gefallen?"

„O ja," erwiederte der kleine Herr, „ganz gut; aber weißt Du —" und er drehte krampfhaft die Mütze in der Hand, „meine Freunde warten schon unten auf der Treppe und glauben es mir wieder nicht, daß Du mir auch gar nichts geschenkt hast!"

*

Der berühmte Sakoski, welcher für den Kaiser Napoleon die Stiefeln arbeitete und ein reicher Mann war, hatte einst den bekannten Musiker und Sonderling Schneitzhöffer mit Entzücken auf dem Piano spielen hören. Um sich diesen Genuß noch einmal zu verschaffen, lud er den Künstler ein, und nach Tisch ersuchte er ihn, etwas zu spielen. Schneitzhöffer that es. Am nächsten Sonntag lud der Künstler den Stiefelfabrikanten ein und nach Tische stellte er demselben ein Paar alte Stiefeln hin. „Was soll ich damit?" fragte Sakoski.

„Nun," antwortete Schneitzhöffer gemüthlich, „am vorigen Sonntag ersuchten Sie mich, nach Tische Musik zu machen, heut ersuche ich Sie, mir die Stiefeln auszubessern. Jeder nach seinem Metier."

Seitdem brauchen die Musiker in Paris, wenn sie Musik machen sollen, den Kunstausdruck: «Faire des bottes.»

*

„Die Roggenpreise sind so herunter," sagte ein Gutsbesitzer ärgerlich zu seinem Barbier, „daß ich Ihnen auch das Gehalt kürzen werde."

„Um Verzeihung, im Gegentheil," schnatterte unter höflicher Verbeugung der Künstler, „ich muß doppeltes Gehalt bekommen, denn Ihr Gesicht ist seit der Baisse noch einmal so lang geworden!"

*

Markus Herz, der durch seine drastischen, derbwitzigen Antworten berühmte Arzt — Gatte der geistreichen Henriette Herz — traf einst eine Dame bei der Lektüre eines populärmedizinischen Werkes. Sofort begann sie eine mit Fachausdrücken gespickte therapeutische Unterhaltung, hatte Fragen zu stellen, Vorschläge zu machen, Einwendungen und Bedenken zu erheben — Alles auf Grund der soeben erlangten Kenntnisse. „Hüten Sie sich, Madame," sagte Herz, „daß Sie nicht eines guten Tages an einem **Druckfehler** sterben!"

*

Die neue Uhr. Nach Skizzen von M. Scholtz.



Den Ivan hat der Vater heut
Durch eine neue Uhr erfreut.



Natürlich thut er sich recht dick
Und zeigt sie alle Augenblick.



Er zieht, zu prüfen ihren Lauf,
Sie alle fünf Minuten auf.



Doch einmal gab es einen Knacks,
Schnurrr stand die Uhre selb'gen Tags.



Er klopfte hin, er klopfte her,
Jedoch die Uhre geht nicht mehr.



Er hämmert mit ihr auf die Bank,
Sie kommt trotzdem nicht mehr in Gang.



Jetzt denkt er: brechen oder biegen,
Und haut, daß gleich die Fetzen fliegen.



Und von der Uhr ist nichts mehr da
Als höchstens ihre Rudera.



Der Vater aber zog hierauf
Ganz anders ihm die Uhre auf.

Das Rattengift.

Apotheker: Was soll's, Schloßbauer?
Bauer: Sie leben noch, Herr Apotheker!
Apotheker: Wer lebt noch?
Bauer: Die Ratzen. Das Gift hat nix geholfen!
Apotheker (ungeduldig): Ei was! Da habt Ihr nicht richtig aufgestellt, nicht so, wie ich Euch gesagt habe. Habt Ihr denn das Zeug auf frisches Brod gestrichen?
Bauer: Ja!
Apotheker: Mit einem Holzlöffel?
Bauer: Ja!
Apotheker (immer ungeduldiger): Und dann vor die Löcher gelegt?
Bauer: Ja!
Apotheker: An einen trockenen Ort?
Bauer: Ja!
Apotheker: Und die Ratten haben es nicht gefressen?
Bauer: Nee!
Apotheker: Nun, zum Donnerwetter! Dann taugen Eure Ratten nichts!

*

Bei der Prüfung.

Professor (zum Studenten): Was ist Ihre erste und heiligste Pflicht, wenn Sie einen Prozeß übernehmen?
Jurist: Mir vor Allem einen Vorschuß geben zu lassen.

*

„Sind die Geschworenen einig?“ fragte ein Richter in Buffalo einen Gerichtsdiener, der ihm auf der Treppe entgegenkam.

„Ja wohl,“ meinte der Angeredete, „sie haben sich einstimmig für Lagerbier entschieden und ich hole es eben.“

*

„Ich Dir Dank schuldig?“ meinte ein junger, hoffnungsvoller Amerikaner zu seinem Papa. „Im Gegentheil, Du hast mir das Beste weggeschnappt! Wärest Du nicht geboren, dann hätte ich Großvaters ganzes Vermögen bekommen und nicht Du!“ —

*

Humor auf dem Friedhof. Die dresdener Friedhöfe enthalten absonderliche Grabschriften, von denen ein Besucher folgenden hervorhebt. Auf einem Stein sieht man den folgenden Vers:

„Bedenk, o Menschenkind, woher, wohin und wie,
Der Staub zerfällt und auch ich, du, er, wir, ihr, sie.“

Dann einen Obelisk mit zwei an verschiedenen Seiten angebrachten Inschriften: „Asche“ und „Staub“. Es fehlt nur noch das bekannte Plakat: „Schutt“ — und die Bezeichnung für einen Ablagerungsort ist fertig. — Weiter hat Frau Poesie in einem sonderlichen Gefühlsmomente auf den Grabstein eines dreijährigen Kindes folgende einfache Worte diktirt:

„Ich schlafe bei meiner Mutter ...“

Ferner liest man:

„Wer liebend würkt, biß ihm die Kraft gebrücht,
Und segnend stürbt, auch den vergüßt man nicht.“

Mehr als einfach klingt auch die Inschrift:

„Hier liegt mein guter August.“

Interessant ist ferner nachstehendes Poem, das die hinterbliebene Wittwe (wahrscheinlich auf Wunsch des „Seligen“) auf den Denkstein ihres Mannes setzte:

„Ein jeder müde Mensch,
Wenn man in's Grab ihn legt,
Läßt noch ein Kreuz (?) zurück,
Was seinen Namen trägt.
Die trauernde Wittwe.“

Absonderlicher noch wirkt folgender schöne Vers:

„Ich freue mich vor meinem Grabe,
Sieht doch die Höhle finster aus,
Drum geh ich doch in vollem Trabe
In dieses mir bestimmte Haus.“

*

Auf dem Kamin des alten Anselm von Rothschild in Frankfurt a. M. war ein kunstreich vom Goldschmied gefertigtes goldenes Eselein — das Sinnbild des Glückes — zu sehen. Darunter standen die Worte: „Auch den Besten, den Weisesten, den Redlichsten gehe aus dem Wege, wenn sie kein Glück haben. Nimm Alles von ihnen an, nur nicht — ihren Rath.

*

Als die veuve Cliquot, die angebetete Champagnerwittwe, starb, rief ihr ein Nekrolog nach:

„— Begehrtes Weib, von Millionen geliebt, hast Du doch Keinem einen andern Korb gegeben, als den er sich selbst bei Dir bestellte.“

*

„Niemand darf Federvieh, mit Ausnahme der Tauben, Ziegen, Schafe, Schweine und Rindvieh auf der Straße herumlaufen lassen.“

(Verordnung der Polizeiverwaltung § 14.)
Wochenblatt Kreis Salzwedel, Nr. 6, 1872.

*

Der zerstreute Gymnasialprofessor.

Tacitus sagt schon, die alten Deutschen seien so groß gewesen, als unsere Gardes du Corps.

Ich habe einen Mann gekannt, der hatte einen Stock aus Ebenholz, und oben war eine Vertiefung angeschraubt.

In Ihrem Buche ist das nicht nur gar nicht, sondern sogar sehr schlecht erklärt.

Sie haben in Ihrem Aufsatze ebenso viele Fehler wie Ihr Nachbar, und dieser hat sogar noch mehr.

Sagen Sie mir, wie heißt der König Attalus?

Wenn ich hereinkomme, brüllen Sie; da kommen Sie mir vor wie eine Heerde Ochsen, wenn der Stier kommt.

Historische Gedenktage.

26. Juli.

1581. Die holländischen Provinzen kündigen dem König von Spanien, Philipp II., „als einem Tyrannen“ den Gehorsam auf und es entsteht die Republik der vereinigten Niederlande.

27. Juli.

1675. Henri Vicomte de Turenne, französischer Marschall und berühmter Feldherr, wird im Treffen bei Sasbach im Badischen durch eine Kanonenkugel, die einen Baumast auf ihn niederschlug, getödtet.

28. Juli.

1696. Die türkische Festung Asow kapitulirt nach zweimonatlicher Belagerung an Peter den Großen; Ursprung der russischen Seemacht auf dem Schwarzen Meere.

29. Juli.

1030. Olaf (der Heilige), König von Norwegen, — woselbst er die christliche Religion, nicht ohne Gewaltthätigkeit, einführte und mehrere kleine Könige, die mit ihm die Regierung des Landes theilten, unterdrückte, — fällt in einem Gefecht.

30. Juli

1784 starb Dénys Diderot, Herausgeber und bedeutendster Mitarbeiter der berühmten französischen Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste.

31. Juli.

1789. Schlacht bei Fokṡani, Sieg der verbündeten Russen (Suwaroff) und Oesterreicher (Koburg) über die Türken.

1. August.

1664. Schlacht bei St. Gotthardt an der Raab, der österreichische General Montecuculi siegt über den Großvezier Achmet Kiuperli. Dieser Sieg führte zum Frieden.

2. August

1799 starb Jacques Etienne Montgolfier, Erfinder des Luftballons.

3. August.

1802. Prinz Heinrich von Preußen, Friedrich des Großen Bruder und Feldherr, zu Rheinsberg gestorben.

4. August.

1840. Prinz Louis Napoleon landet, von England kommend, zu Boulogne mit einer Proklamation, mit der er sich zum Kaiser von Frankreich ausrief, wird aber von den königlichen Truppen gefangen und nach dem Schloß Ham gebracht.

5. August.

1716. Schlacht bei Peterwardein, Sieg des österreichischen Feldherrn, Prinz Eugen von Savoyen, über den türkischen Großvezier.

6. August.

1806. Franz II., römisch-deutscher Kaiser, entsagt in Folge der Errichtung des Rheinbundes der deutschen Kaiserwürde und erklärt sich, als Franz I., zum Erbkaiser von Oesterreich.

7. August.

1689. Der junge Zar Peter vereitelt durch seine Flucht in das feste Kloster Troizkoi einen Anschlag auf sein Leben, veranlaßt von seiner Stiefschwester Sophia, die nun gezwungen wird, den Schleier zu nehmen.

8. August.

1732. Joh. Christoph Adelung, deutscher Sprachforscher, Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden, — zu Spantekow in Pommern geboren.

9. August.

1830. Louis Philipp (Herzog von Orleans) beschwört die neue Verfassung und besteigt den durch die Vertreibung Karl's X. erledigten Thron von Frankreich.

10. August.

1792. Aufstand zu Paris, das Volk erstürmt die Tuilerien und ermordet die das Schloß vertheidigende Schweizergarde. König Ludwig XVI. wird mit seiner Familie gefangen in den Temple (Staatsgefängniß) gebracht.

Lotterieziehungen im Monat August.

Am 1. Stadt Florenz 250-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1868, 158 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1877 (38. Ziehung). — Belgische 3% Kommun.-Loose à 100 Fr. vom Jahr 1868, 248 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1878 (38. Ziehung). — Städte Roubaix und Tourcoing 50-Franken-Loose vom Jahr 1860, 376 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. November 1877 (34. Ziehung). — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose, 1100 Stück, Prämienziehung am 1. September. — Sachsen-Meinungen 7-Gulden-Loose, 1500 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. November 1877 (22. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Loose, 3000 Stück, Prämienziehung am 1. November. — K. K. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5% vom Jahr 1860, 1800 Stück, Prämienziehung am 2. November. — Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose, 800 Stück, Prämienziehung am 1. September. — Braunschweigische 20-Thaler-Loose, 2250 Stück, Prämienziehung am 30. September. — Stadt Lille 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1863, 417 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1878 (29. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1870, 400 Stück, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Februar 1878 (45. Ziehung). — Stadt Verviers 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1873, 76 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1877 (18. Ziehung). — Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1855/60, 1754 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. September 1877 (45/33. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose vom Jahr 1869, 10,600 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. September 1877 (42. Ziehung). — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Loose vom Jahr 1870, 200 Stück, höchster Preis 60,000, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 1. Oktober 1877 (14. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1875, 34 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 25. August 1877 (10. Ziehung). — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1872, 249 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1878 (28. Ziehung). — Am 15. Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 96 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1878 (15. Ziehung). — Stadt Neapel 250-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1871, 201 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. Februar 1878 (24. Ziehung). — Stadt Stanislau 20-Gulden-Loose vom Jahr 1869, 300 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 25 fl., zahlbar am 15. Dezember 1877 (23. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 132 fl., zahlbar am 15. Februar 1878 (29. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1867, 325 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 2. Januar 1878 (39. Ziehung). — Stadt Amsterdam 100-Gulden-Loose vom Jahr 1874, 200 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Januar 1878 (9. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahr 1870, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. Februar 1878 (36. Ziehung). — Am 31. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahr 1845, 5000 Stück, Prämienziehung am 30. September. — Stadt Lüttich 80-Franken-Loose à $2\frac{1}{2}$% vom Jahr 1853, 1000 Stück, höchster Preis 60,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1877 (25. Ziehung).

Homonyme.

Bei Bauernburschen und in Schenken
Gehören sie, scheint's, zum Genuß,
Und wird man etwas weiter denken,
So ist's ein großer Musikus.

Auflösung des Arithmogriphs Seite 511:

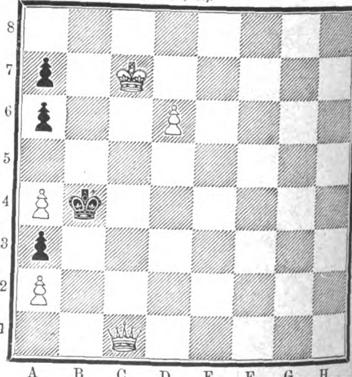
Newa.
Ozean.
Wall.
Alm.
Ja.
Anno.
Zone.
Elle.
Mamma.
Lena.
Jena.
Anna.
Nowaja-Zemlja.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn Shinkman.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 511:

Nun bin ich auf den Berg gestiegen
Und schaue rings in's Land hinein,
Im Sonnenschein die Thäler liegen,
Die Berge deckt der Sonnenschein.
Im Sonnenschein die Falter scherzen,
Im Sonnenstrahle blitzt der Quell,
Und in der Brust, im tiefsten Herzen
Wird's wieder licht und sonnenhell.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 511:

Es gibt ein Uebermaß des Guten und Bösen.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. G. van de Kl. jun. in Amsterdam. Die Gründe, weßhalb wir dieß unterließen, könnten wir nur brieflich mittheilen. Wir bitten um Angabe der Adresse.

Hrn. F. S. in Lemberg. Nicht ohne Examen gemacht zu haben.

Hrn. H. D. in Darmstadt. Die diplomatische Carrière setzt sehr bedeutende sprachliche, kameralistische, juristische 2c. Kenntnisse voraus, erfordert Talent und meist auch Vermögen der Betreffenden.

Kl. A. R. Wir kennen kein Lehrbuch zum Selbsterlernen der Harmonika. Vielleicht kennt einer unserer Leser ein solches.

A. in Czernowitz. Sie thun am besten, wenn Sie sich an die Navigationsschule in Triest wenden. In Deutschland andere als in Oesterreich.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden 2c. sind uns zugegangen von Frln. Mathilde Kunert, Brünn; Ottilie Franke, Breslau; Emma Höhne, Kassel; Hrn. Ed. Rockelmann, München; Fr. Winter, Lang-Göns; Chr. Etzel, Wiener-Neustadt; A. Meßner, Oels-Arnau; Prof. Caprera, Botzen; Matthias Hrubesch, Penzberg; Robert H., Köln.

Hrn. Julius Ellen. Ihre Verschen und auch der Rösselsprung sind ganz hübsch, aber es ist etwas wie Reklame für das Journal darin und dieß möchten wir vermeiden.

Hrn. W. J. 1. Der Vers ist uns nicht bekannt. 2. Vermeiden des Genusses von mehl- und zuckerhaltigen Speisen — auch wenig Brod, kein Bier trinken 2c.

Hrn. Prof. Caprera. Die Tagesblätter haben den Prozeß ja zur Genüge bekannt gemacht; um den Wünschen von vielen unserer Leser zu entsprechen, bringen wir aber hier das Bild Tourville's, der also jetzt zum Tod verurtheilt worden ist als Mörder seiner Frau, die er auf dem Stilfser Paß vom Felsen stieß.

H. O. in M. Das Gedicht ist zwar ganz nett, jedoch sind manche Reime doch gar zu pomadig, wie „ausgelacht, egal" u. s. w.; der Leser glaubt am Ende, daß die Liebe nicht zu tief gegangen. Sie haben aber Sprachgewandtheit und Ihre Verse sind ausdrucksvoll.

Clara M. in Essegg. „Wir baden sich" ist entschieden falsch. Berlin 968,634, Wien 1,001,999.

Paul Otto. Ganz hübsch. Der letzte Vers gefällt uns jedoch nicht, möchten Sie den nicht ändern: Nirgend Frieden — ob ein Gesang der Vögelein da zu finden?

Abonnent in Zürich. Die Flecken auf den Oeldruckprämien, die von dem darüber gelegten und angeklebten Seidenpapier herrühren, können Sie durch leichtes Ueberfahren mittelst eines weichen, mäßig mit reinem kalten Wasser getränkten Schwamms selbst ganz gut entfernen. Sollte das Bild dadurch etwas matt in der Färbung werden, so kann es durch Auftragen von reinem Terpentin, der aber immer von links nach rechts gestrichen werden muß, wieder restaurirt werden; doch muß letzteres sehr behutsam geschehen.

Hrn. L. G. in Bielefeld. Guitarrenschule von Bonhard, Verlag von J. André in Offenbach a. M.

Hrn. Paul Emmerich in Mannh. Abonniren Sie auf die „Nachrichten aus Amerika". Dort finden Sie die Todtenliste der in Amerika sterbenden Deutschen; auch befaßt sich die Administration des Blattes mit Nachforschungen gegen eine Vergütung von 5 Mark dem Briefe beigelegt. Adresse: Wm. Raich, Notar, Postbox 5590, New-York.

Aerztliche Korrespondenz. T. L. in Quincy. Wenn Sie das frühere Quartal unserer Zeitschrift nachlesen, werden Sie verschiedene Antworten finden, welche Ihrem Wunsche gerecht werden.

G. K. in Würzburg und ein Reniger in Hamburg. Es ist in der That unbegreiflich, wie Sie denken können, daß wir eine derartige Anfrage öffentlich bei unseren ärztlichen Korrespondenzen behandeln können. Wir haben schon öfter erwähnt, daß alle derartigen Angelegenheiten sich dem Bereiche unserer öffentlichen Rathsertheilungen entziehen. Wollen Sie sich der Privatkorrespondenz mit unserem ärztlichen Mitarbeiter bedienen, so sind wir zur betreffenden Vermittlung jederzeit gegen Mittheilung Ihrer Adresse bereit.

Anfragen *).

64) Auf welche Weise entfernt man solche weiße Flecken aus den Krämpen der Hüte, welche wahrscheinlich durch Regen und Staub entstanden und die durch Bürsten nicht weichen?

65) Gibt es ein Mittel, durch welches man das Grünspanansetzen an einem Finger, das durch Tragen eines aus Tomback verfertigten Ringes entsteht, verhindern kann? G. K. in Sch.

66) Gibt es einen ganz billigen, dünnen, rasch trocknenden Lack, welcher sich zum Lakiren von lithographischen Abdrücken auf Schreibpapier (ohne vorhergegangene Leimung oder Gummirung der bedruckten Seite) eignet? J. Ed. P.

Antworten.

Auf 63): Quillayarinde eignet sich vortrefflich zum Waschen von englischem Mohair und ähnlichen Wollstoffen, da diese die Farbe nicht angreift und den Glanz der Stoffe nicht vermindert. A. H.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle aufnehmen.

Die bequemsten, elegantesten und billigsten Kragen und Manschetten.

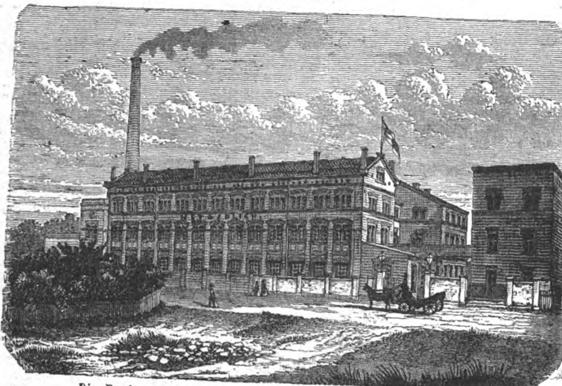
Es ist bekanntlich immer mit Schwierigkeiten verknüpft, seine Leinenkragen und Manschetten **gut** gewaschen und geplättet (gebügelt) zu erhalten, abgesehen davon, dass die **zum Waschen benutzten Laugen** sehr oft das Leinen- oder Shirtinggewebe **sehr schnell zerstören.** Sieht man darauf, dass diese so wichtigen und oft zu wechselnden Wäschestücke **wirklich gut** in der Wäsche behandelt werden sollen, so hat man sehr hohe Waschpreise zu zahlen; trotz alledem kann aber nicht vermieden werden, dass durch das Waschen und Plätten die ursprüngliche Façon verloren geht, die Kragen, je nach dem guten oder schlechten Leinen- oder Baumwollenstoff sich zusammenziehen oder ausdehnen, kurzum dass sie nicht mehr passen.

Diese Uebelstände werden durch die, von der amerikanischen Papierwäschefabrik **Mey & Edlich**, Plagwitz-Leipzig in ganz vorzüglicher Weise verfertigte **verbesserte modellirte Papierwäsche mit vollständigem leinenappretirten Stoffüberzug** für Damen, Herren und Kinder gänzlich beseitigt.

Das Appret dieser mit wirklichem Webstoff überzogenen Kragen und Manschetten ist so vollendet, dass es Staub und Schweiss schwer annimmt, so dass dieselben viele Tage getragen werden können, ohne unsauber zu werden. Die Eleganz derselben wird von gewaschener und geplätteter Wäsche **nie** erreicht. Dabei ist noch das bequeme elegante Sitzen und Passen derselben hervorzuheben.

Der Preis dieser mit leinenappretirtem Stoff überzogenen Papierkragen und Manschetten ist nur wenig höher, als der für gewöhnliche Papierkragen und kommt in vielen Fällen **immer noch nicht so hoch, als das Waschlohn der Leinenkragen.**

Die Bequemlichkeit, welche die Mey & Edlich'sche Papierwäsche sowohl für Herren, wie Damen und Kinder bietet, ist auch ein wichtiger Factor, warum sie sich so rasch Bahn gebrochen hat, denn nach dem Gebrauch wirft man sie weg und braucht keine Waschzettel zu schreiben, keine Austausche für falsch gelieferte Kragen und Manschetten bei der Wäscherin zu verlangen; man hat sich nicht über zu weite oder zu enge Kragen zu beklagen, man **trägt eben** immer **neue, gut passende, saubere** und **elegante** Kragen und Manschetten, und das will uns vom **higienischen** Standpunkt aus auch empfehlenswerth scheinen.



Die Papierwäschefabrik von MEY & EDLICH in Plagwitz-Leipzig.

Alle Diejenigen, welche Kragen und Manschetten tragen, sollten sich den mit über 100 Abbildungen der fabrizirten Façons versehenen Preiscourant kommen lassen, welcher auf Verlangen von Mey & Edlich, Leipzig, franco und gratis versandt wird.



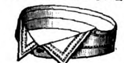
Einige Façons aus dem illustrirten Preiscourant der MEY & EDLICH'schen Papierwäschefabrik.

Ueber die Verschiedenheit in der Fabrikation der einzelnen Façons siehe den Preiscourant.

Herren- und Damenartikel.



FRANKLIN.
Mit umgelegtem Rand.
4 Centimeter hoch.
Von 31—46 Centimeter.
„ 12—18 Engl. Zoll.
Mit leinenappretirtem Stoffüberzug:
Per Gross 7 M. — Pf.
Per Dutzend 70 Pf.



ESPAGNOL double.
3½ Centimeter hoch.
Klappe 3½ Centimeter lang.
Von 29—44 Centimeter.
„ 11—17½ Engl. Zoll.
Mit leinenappretirtem Stoffüberzug:
Per Gross 8 M. 50 Pf.
Per Dutzend 85 Pfge.



STEPHAN.
Mit nach Innen geschlagenem Rand.
Manschettenbreite 11 Cntmtr.
19, 20, 22, 23, 24 bis 30 Cntm.
7½, 8, 8½, 9, 9½ bis 12½ E. Z.
Mit leinenappretirtem Stoffüberzug:
Per Gross-Paare
22 Mark 50 Pfennige.
Per Dutzend-Paare
2 Mark 25 Pfennige.

HAMILTON.
Mit nach Innen geschlagenem Rand.
Manschettenbreite 11½ Cntmtr.
19, 20, 22, 23, 24 bis 30 Cntmtr.
7½, 8, 8½, 9, 9½ bis 12½ E. Z.
Mit leinenappretirtem Stoffüberzug:
Per Gross-Paare
22 Mark 50 Pfennige.
Per Dutzend-Paare
2 Mark 25 Pfennige.

ALBERT double.
Umschlag 5¼ Centimeter breit.
Von 33—44 Centimeter.
„ 13—17½ Engl. Zoll.
Mit leinenappretirtem Stoffüberzug:
Per Gross 9 M. — Pf.
Per Dutzend 90 Pfge.

ELSA.
4½ Centimeter hoch.
Klappe 3½ Centimeter lang.
Von 32—40 Centimeter.
„ 12½—15½ Engl. Zoll.
In Papier weiss:
Per Gross 6 M. 50 Pf.
Per Dtzd. 65 Pfennige.

IDA mit Rüschen aus Stoff.
3½ Centimeter hoch.
Von 32—44 Centimeter.
„ 12½—17½ Engl. Zoll.
Nur in Papier weiss:
Per Gr. 7 Mk. 50 Pf.
Per Dutzend 75 Pfge.

ALICE.
Von 32—38 Centimeter.
„ 12½—15 Engl. Zoll.
In Papier weiss:
Per Gross 6 M. — Pf.
Per Dutzend 60 Pfge.

HARVARD.
4½ Centimeter hoch.
Klappe 4 Centimeter lang.
Von 34—44 Centimeter.
„ 13½—17½ Engl. Zoll.
Mit leinenappretirtem Stoffüberzug:
Per Gross 10 M. — Pf.
Per Dutzend 1 Mark.

GLORIA double.
Umschlag 4½ Centimeter breit.
Von 31—46 Centimeter.
„ 12—18 Engl. Zoll.
Mit leinenappretirtem Stoffüberzug:
Per Gross 8 M. — Pf.
Per Dutzend 80 Pfge.

Die Damenkragen ohne Knopflöcher werden an das Kleid angenäht oder mit Nadeln angesteckt.

CHARLES double.
Mit umgelegtem Rand.
3½ Centimeter hoch.
Von 31—50 Centimeter.
„ 12—20 Engl. Zoll.
Mit leinenappretirtem Stoffüberzug:
Per Gross 6 M. 50 Pf.
Per Dutzend 65 Pfge.

MOZART double.
Mit nach Innen geschlagenem Rand
Manschettenbreite 9 Cntmtr.
16, 17, 18, 19, 20 bis 26 Cntm.
6, 6½, 7, 7½, 8 bis 10½ E. Z.
Mit leinenappretirtem Stoffüberzug:
Per Gross-Paare
18 Mark — Pfennige.
Per Dutzend-Paare
1 Mark 80 Pfennige

LUCCA.
Manschettenbreite 12½ Cmtr.
18, 19, 21, 23 bis 25 Cmtr.
7, 7½, 8, 8½ bis 10 E. Z.
Nur in Papier weiss:
Per Gross-Paare
14 Mark — Pfennige.
Per Dutzend-Paare
1 Mark 40 Pfennige.

Mustersortimente.

Wichtig für Diejenigen, welche über die zu wählende Façon unschlüssig sind.

Obgleich es nach den Abbildungen in unserem Preis-Courante wohl Niemanden schwer fällt, eine richtige Auswahl zu treffen, so haben wir uns doch auf Anrathen vieler Freunde unserer Papierwäsche veranlasst gefunden, **um Jedermann zu ermöglichen, auf die billigste Art und Weise die ihm am besten convenirende Façon herauszufinden,** Mustersortimente von den verschiedenen Artikeln zusammenzustellen. Von jeder **Halsweite** oder **Armweite**, in **allen** Façons, die wir nach dem Preis-Courant fabriziren, sind die Kragen mit einem Stücke, die Manschetten mit einem Paar im Sortiment vertreten. Will also Jemand, der Umlegekragen von 38 Centimeter Weite braucht, unsere Papierkragen versuchen und ist sich über die Façon nicht schlüssig, so kann er gegen Einsendung von 1 Mark 25 Pf. z. B. die Abtheilung IV: Weisse Umlegekragen für Herren (enthaltend 20 verschiedene Façons) alle in der verlangten Halsweite erhalten. Diese Mustersortimente werden nur in completen Abtheilungen abgegeben und beträgt der Preis jeder einzelnen wie beigefügt:

Abtheilung:		Mark	Pfge.
1.	Weisse Herren-Stehkragen, 11 Façons à 1 Stück	—	80
2.	Weisse Herren-Stehkragen mit Klappe, 10 Façons à 1 Stück	—	75
3.	Weisse Herren-Chemisettes, 9 Façons à 1 Stück	1	25
4.	Weisse Herren-Umlegekragen, 20 Façons à 1 Stück	1	25
5.	Weisse Herren-Manschetten, 18 Façons à 1 Paar nebst 1 Paar Eindrehknöpfe	2	60
6.	Weisse Herren-Stehkragen mit **leinenappretirtem Stoffüberzug,** 5 Façons à 1 Stück	—	50
7.	Weisse Herren-Stehkragen mit Klappe und **leinenappretirtem Stoffüberzug,** 7 Façons à 1 Stück	—	75
8.	Weisse Herren-Umlegekragen mit **leinenappretirtem Stoffüberzug,** 16 Façons à 1 Stück	1	50
9.	Weisse Herren-Manschetten mit **leinenappretirtem Stoffüberzug,** 5 Façons à 1 Paar nebst 1 Paar Eindrehknöpfe	1	20
10.	Weisse Herren-Vorhemdchen mit **leinenappretirtem Stoffüberzug,** 6 Façons à 1 Stück	1	10
11.	Bunte Herren-Kragen, 10 Façons à 1 Stück	—	80
12.	Bunte Herren-Manschetten, 5 Façons à 1 Paar	—	75

Abtheilung:		Mark	Pfge.
13.	Bunte Herren-Chemisettes, 7 Façons à 1 Stück	1	10
14.	Weisse Damen-Kragen, 19 Façons à 1 Stück	1	—
15.	Weisse Damen-Manschetten, 18 Façons à 1 Paar	2	50
16.	Bunte Damen-Wäsche, Kragen und Manschetten, 9 Façons à 1 Stück Kragen und 5 Paar Manschetten	1	50
17.	Herren-Stehkragen mit **extrafeinem Stoffüberzug,** 5 Façons à 1 Stück	—	60
18.	Herren-Stehkragen mit Klappe, mit **extrafeinem Stoffüberzug,** 8 Façons à 1 Stück	1	—
19.	Herren-Umlegekragen mit **extrafeinem Stoffüberzug,** 20 Façons à 1 Stück	2	25
20.	Herren-Manschetten mit **extrafeinem Stoffüberzug,** 5 Façons à 1 Paar	1	20
21.	Vorhemdchen mit **extrafeinem Stoffüberzug,** 10 Façons à 1 Stück	2	20
22.	Damen-Kragen und -Manschetten mit **leinenappretirtem Stoffüberzug,** 8 Façons à 1 St. Kragen und 4 Paar Manschetten	1	60

Es genügt bei Bestellung solcher Sortimente die Abtheilung anzugeben.

Die gekauften Mustersortimente können **nicht** zurückgenommen werden. Gewünschte Kragen- und Manschettenweite anzugeben.

Briefmarken aller europäischen Staaten werden in Zahlung genommen.

Weniger als ein Dutzend wird nicht abgegeben.

Schon bei Abnahme von drei Dutzend von einer Façon und Qualität, sowohl Kragen als Manschetten oder Chemisetten werden die Grosspreise berechnet.

Das Versandt-Detail-Geschäft der Fabrik 9 Neumarkt, Leipzig verschickt an Jedermann von 1 Dutzend an gegen vorherige Einsendung des Betrags oder gegen Nachnahme.

Versandt nach allen Ländern. Wiederverkäufer Rabatt.

Briefe sind zu richten an: MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.



Fünfundzwanzigster Jahrgang. 22. Heft. Stuttgart, Leipzig und Wien.

Der Liebe Licht und Schatten.

Roman
von
Fr. Henkel.

(Schluß.)

„Er vergaß Alles, es war Alles gelogen. Als mein Vater starb, meine Mutter krank lag, da benützte er meine Armuth und ich wurde sein Opfer, jahrelang. Aber jetzt ist's vorbei, die Tage meiner Mutter sind gezählt und mein eigenes Leben zu fristen, mein elendes Dasein, dafür bangt mir nicht." Minna holte einen Augenblick Athem, sie fühlte sich jetzt freier, muthiger und fuhr hastig fort: „Nun kommt das Letzte. Als ich bemerkte, daß der Heuchler sich mit dem Plane trug, Sie, Fräulein Louise, zu seiner Frau zu machen und mich dazu benützte, Ihr Herz auszuforschen, da erkannte ich mit Entzücken, daß Sie ihn verabscheuten und daß Sie Jenen —"

„Sagen Sie es nicht! Es ist mir furchtbar, was Sie gethan und ich wollte, ich könnte —"

„Täuschen Sie mich nicht, Fräulein Botmer," rief Minna außer sich. „Wer bereut, dem muß verziehen und zur Buße verholfen werden! Ich that Alles für meine kranke Mutter, ich hatte es nie gelernt, ihr ungehorsam zu sein! Aber jetzt lassen Sie ruhen, was ich verschuldet, es gilt, eine Person zu retten, die Ihnen vielleicht rettenswerth ist. Man hat den jungen Erbach durch List in das Haus der Tänzerin Vertier gelockt. Dort, am Spieltisch, beim berauschenden Wein, soll ihn Ihr Vater überraschen, was er mit ihm da vornehmen will, weiß ich nicht, sein Feind hat Alles eingefädelt. Er wird unten im Hausflur auf den Ausgang der Sache warten, be-



Vor Sonnenaufgang. Aus Louis Braun's Skizzenbuch „Sommerfrische". (S. 547.)
Nach dem photogr. Album im Verlag von Adolf Ackermann in München.

hülflich sein, wenn es ernsthaft wird; diese Niederlage des jungen Herrn will der Bankier benützen, um von Fräulein Emma seine sofortige Entfernung aus dem Haus zu verlangen und dann soll der ehemalige Diener die Hand seiner Tochter erhalten."

„Wer hat Ihnen das Alles gesagt?"

Minna schauderte.

„Ich habe das gethan, was ich jahrelang habe thun müssen: ich habe gehorcht. Aber was kümmern Sie sich um mich, Fräulein Louise! Benützen Sie meine Buße, um es zu verhindern, daß Fräulein Emma's Liebling vielleicht im Zorn eine böse That begeht."

„Verhindern, ich? Ich weiß nicht, wo er ist, ich weiß nicht die Stunde, nicht den Ort, was nützt mir die Angst, ohne daß ich helfen kann?"

Minna sprang auf, sie hatte ihre Beichte knieend vor einem großen Sessel, den Kopf zuweilen in ihre Hände verbergend, zuweilen ihn zu Fräulein Louise erhebend, vollendet.

„Aber ich weiß Alles und will helfen, helfen — Ihnen und ihm!"

„Das könnten Sie und das ist wahr?"

„Ich lüge nicht immer — nie mehr!"

„Bei der schönen Vertier," sagte Louise, sie wandte den Kopf zur Seite, Minna sollte nicht den bittern Zug sehen, der um ihre Lippen spielte.

„Denken Sie an sich?" fragte das Mädchen rasch, als sie fühlte, daß vielleicht ein Gedanke von Eifersucht plötzlich Louisens Thatkraft gelähmt. „Wenn man Streit sucht, was kann da nicht Alles entstehen! Herr von Erbach ist ohne Waffen — aber Andere — vielleicht nicht."

„Und welchen Plan haben Sie ersonnen?"

„In dem Haus der Tänzerin wohnt oben in einer Mansarde meine Mutter; ich würde es sogleich selbst unternehmen, Herrn von Erbach herauszulocken, ehe Ihr Vater da ist, aber die Frau kennt mich, die bei der Tänzerin wohnt, mir traut sie nicht, sie ist sehr schlau und vorsichtig, und so müßten Sie es versuchen, Fräulein Botmer." Minna wartete einen Augenblick, Louise neigte den Kopf mit höchstem Interesse vor.

„Weiter, weiter!" sagte sie leise.

„Ich ziehe Sie so an, daß in Ihnen Niemand die vornehme Dame erkennt. Sie gehen mit mir, ich nehme Sie mit hinauf zu meiner Mutter — freilich — es ist eben ein Opfer, was Sie bringen, wenn es Sie schaudert —"

„Um Gottes willen, nur weiter —"

„Ich schleiche mich hinunter und höre, ob schon Lärm in der Küche ist, bringe Ihnen Nachricht — dann gehen Sie vorsichtig die Treppe hinab, klopfen an die Küchenthüre, die Frau wird öffnen, Sie genau betrachten, dann dürfen Sie ja nicht verlegen sein, nicht ängstlich — die Frau wird nach Ihrem Begehr fragen, dann fragen Sie, ob ein Herr Soundso — Sie müssen Herrn von Erbach beschreiben, die Frau weiß selten die Namen der Gäste ihrer Herrin — anwesend, Sie haben eine Bestellung an ihn von höchster Wichtigkeit; sie wird dennoch zögern, dann — haben Sie Geld?"

„Ja, muß es sehr viel sein? Ich kenne das Alles nicht."

„Ein Goldstück — oder besser mehrere."

„Ja, ich habe dann genug. Und nun, wenn er kommt —" sagte Louise und ein glückliches Lächeln drang aus ihren Augen.

„Dann nehmen Sie ihn auf den Gang, aber so weit vor, daß nicht etwa das Ohr der Frau vernimmt, was Sie ihm zu sagen haben."

„Wird er mir glauben?"

„Ich werde helfen. Wollen Sie's nun wirklich und gern ausführen? Es ist die allerhöchste Zeit."

Louise eilte, ohne zu antworten, nach ihrer Garderobe.

„Nicht von Ihren Kleidern, Fräulein Botmer, dürfen Sie nehmen, ich hole Ihnen von den meinigen herüber, suchen Sie einstweilen Geld zusammen."

Eine halbe Stunde nach dieser Szene verließen zwei weibliche Gestalten in gewöhnlicher Bürgerkleidung das Botmer'sche Haus.

Achtzehntes Kapitel.

Markgrafenstraße Nr. 55.

Louise Botmer stand mit klopfendem Herzen und hochrothen Wangen in einem Winkel verborgen, der durch einen Verschlag entstanden, welcher die Wohnung der Mutter Minna's von einer Bodenkammer trennte. Minna trat soeben mit einer weiblichen Gestalt heraus, welcher sie flüsternd für die bisherige Hülfe bei der Kranken dankte und zugleich die Versicherung gab, von nun an die Pflege selbst übernehmen zu wollen.

„Lange wird es ohnehin nicht mehr dauern," meinte die dunkle Gestalt. „Der Doktor sagte es noch heute Morgen, sie ist ohne Besinnung geblieben von dem Augenblick an, wo sie der Schlag gerührt. Na, so gute Nacht denn, Minna'chen, morgen früh sprech' ich 'mal vor."

Die Gitterthür schloß sich hinter ihr und Louise wagte sich jetzt aus ihrem Versteck heraus. Minna faßte sie an der Hand und zog sie mit sich in das Krankenzimmer.

„Sie zittern, Fräulein Louise," flüsterte sie, als diese nicht ohne Scheu über die Schwelle der Mansardenwohnung trat. „Es ist das erste Mal, daß Sie dergleichen vor Augen sehen, davon gelesen haben Sie wohl auch schon. Meine Mutter ist ganz theilnahmlos, sie ist sehr krank. Setzen Sie sich nur hieher, recht weit von dem Bett an's offene Fenster, es soll immer frische Luft hereinkommen, will der Arzt."

Es war so dunkel in dem Zimmer, daß Louise für den ersten Augenblick weder ein Bett, noch ein Fenster unterschied.

„Es ist bald halb Zehn," sagte Minna. „Ich gehe hinunter und horche, ob in der Küche schon Leben ist, gleich bin ich wieder zurück."

Das Mädchen verschwand geräuschlos und Louise blieb in der dunklen Stube allein. Vielleicht hätte ihr diese trübselige Umgebung die Seele tiefer ergriffen, wären nicht ihre Gedanken außerdem so sehr beschäftigt gewesen; sie hörte so aufmerksam auf jedes Geräusch, daß das Knistern der schmutzigen Oellampe, die am Bett der Kranken brannte, sie zusammenfahren machte. Sie sah nach der Stelle hin und bemerkte nun, in Betten gehüllt, ein aufgedunsenes Gesicht mit geschlossenen Augen. Die Hände lagen kraftlos ausgestreckt. Es überkam das Mädchen eine schreckliche Unruhe, endlich knarrte es draußen auf der Treppe und gleich darauf erschien Minna im Zimmer. Sie eilte Louise entgegen, welche aufgesprungen war.

„Es ist die richtige Zeit! Kommen Sie, Fräulein! Die Thüre nach dem hintern Zimmer muß mehrmals geöffnet worden sein, zuweilen scholl der Lärm stärker hervor — also jetzt nur Muth, bitte, zögern Sie nicht!"

Louise schritt nach der Thüre.

„Folgen Sie mir nur bis an die Treppe."

Minna gehorchte. Dann ging Louise allein. Die Kniee bebten ihr, es war so unendlich viel, was sie unternommen! Wenn er über sie lachte oder nicht kam! Aber nein, nein, er mußte kommen, jetzt, wo sie an der dunkelbeleuchteten Thüre stand, hinter welcher sie hin und her hantiren hörte — jetzt war es ihr plötzlich, als müsse sie ihn um jeden Preis aus dieser Hölle retten. Sie klopfte, man hörte es nicht — sie klopfte stärker, jetzt wurde die Thür aufgeschlossen und da stand die ihr von Minna beschriebene Frau vor ihr. Sie übersah einen Augenblick die ihr fremde Gestalt, dann fragte sie:

„Was wollen Sie?"

„Nur eine Frage," sagte Louise. „Es ist ein Herr hier, der nach der Beschreibung —"

Das arme Mädchen, trotz alles vorgenommenen Muthes setzte sie die Worte unsicher und unverständlich, so daß die Alte ungeduldig rief:

„Das ist dummes Zeug, ich verstehe kein Wort!"

„Ist vielleicht ein junger Herr bereits hier, welcher —" und nun begann das junge Mädchen in klaren, raschen Sätzen die äußere Beschreibung des Herrn von Erbach. „Er ist in Civil, kein Offizier," endigte sie.

Die Frau hatte sofort den Mann herausgefunden, den Louise zu sprechen wünschte, dennoch zögerte sie, Ja zu sagen, da sie erst gern ergründen wollte, wie das Mädchen erfahren, daß er hier und in welchen Beziehungen sie zu ihm stand.

„Was sollte er denn, wenn er nun hier wäre?" fragte sie nach einer Weile neugierig.

„Es ist eine Bestellung, die ich an ihn zu machen habe und er muß sie erfahren, um jeden Preis! Was ich ihm mitzutheilen habe, bringt Niemanden Schaden oder Nutzen, außer ihm. Gewiß, Sie können es glauben! Bitten Sie ihn, nur einen Augenblick herauszukommen, er wird schon folgen."

Frau Krems war die Sache nicht nach ihrem Geschmack, sie schob Louise ein wenig zurück, um die Thür schließen zu können — der Schaden oder Nutzen Anderer war ihr gleichgültig.

„Hier — bitte," sagte jetzt Louise, welche die Bewegung der Frau mit Schrecken bemerkte und schob ihr ein Goldstück in die Hand. „Kommt er, erhalten Sie ein zweites,"

Das gleißnerische Gold! Es weiß Thüren zu schließen, Thüren zu öffnen, auch hier öffnete sich die Thüre wieder und die Frau versprach endlich zu gehen.

„Warten Sie aber hier draußen," sagte sie. „Ich habe gerade drinnen etwas zu holen, dabei will ich dem Betreffenden die Botschaft ausrichten."

„Also er ist hier? Sie glauben es?"

„Ja," erwiederte Frau Krems und rückte sich die Haube zurecht, „und nicht zum ersten Mal."

Louise trat einen Schritt zurück, sie that es unwillkürlich, obgleich Niemand da war, die tiefe Röthe zu sehen, welche bei diesen Worten ihr Antlitz überzog. Nach einer Weile horchte sie aufmerksam nach dem Geräusch, welches die Frau bei ihrer Beschäftigung in der Küche verursachte. Plötzlich war es still geworden, sie mußte hineingegangen sein und dann — kam sie allein zurück oder mit ihm? — Und wenn er kam und sie erkannte! Was folgte dann? — Halt, eine Thüre ging und ehe Louise unterschieden, ob zwei oder eine Person kamen, stand die Frau allein vor ihr und meldete mit trockenen Worten: er erwarte keine Botschaft und könne nicht kommen.

„Er will nicht gestört sein, dachte ich mir gleich," fügte sie hinzu.

„Nun denn," sagte Louise und zog einen Ring vom Finger, den sie zugleich mit einem zweiten Goldstück in die Hand der Frau schob, „geben Sie ihm diesen Ring und sagen Sie ihm, es wünschte ihn die Trägerin dieses Ringes zu sprechen. Genügt alles Dieß nicht, dann ist es umsonst und ihm nicht zu helfen!"

Fräulein Emma hatte einst ihrer Nichte und Herrn von Erbach gleiche Ringe anfertigen lassen, beide Ringe trugen in kleinen Diamanten die Anfangsbuchstaben ihres Namens.

„Ich kann nicht jeden Augenblick hineinlaufen," erwiederte Frau Krems mürrisch, besah den Ring und schob das Gold in ihre Tasche. „Sie können sich einen Augenblick setzen, derweil ich erst hier das Geschirr in Ordnung bringe."

„Ich habe keine Minute Zeit!" rief Louise und trat jetzt in die Küche. „Wenn die Sache nicht eilig wäre, würde ich denn so darauf dringen, ihn zu sprechen? Bitte, nein, Sie müssen sofort gehen!"

Dießmal kam Louise der Zufall zu Hülfe. Man hörte das ungeduldige Schellen einer Klingel.

„Gilt das Ihnen?" fragte das junge Mädchen mit bebenden Lippen.

„Wird wohl."

Louise verfolgte mit namenloser Angst die Bewegungen der Frau. Gottlob! Sie ging, die Thür schloß sich hinter ihr. Dasselbe wirre Stimmengetöse jetzt — nun wurde es stiller — nein, im Gegentheil, schallendes Gelächter — o Gott! wem galt es! — Stühle wurden hin und her gerückt — deutlich erklang eine weibliche Stimme — Louise bog den Kopf vor — konnte sie die Worte nicht verstehen? — Wenn sie es gekonnt! — Wollte man ihn vielleicht nicht gehen lassen? — Welche Ewigkeit dauerte die Erwartung! — Da öffnete sich rasch die Thüre — sie stürzt zurück in den dunklen Gang — sie erkennt im Dämmerlicht, daß er es ist. — Die spärliche Beleuchtung hindert ihn am raschen Vorgehen — endlich erreicht er die Küchenthür, zieht sie hinter sich zu und jetzt entdeckt er eine weibliche Gestalt, die sich angstvoll an die Wand drückt.

„Sind Sie es — oder vielmehr — wer sind Sie?" sagte er leise und trat näher, indem sein Auge scharf nach dem jungen Mädchen spähte.

„Endlich kommen Sie!" erwiederte Louise mit bebender Stimme.

„Endlich komme ich? Großer Gott! Fräulein Louise — Sie hier, in diesem Haus? — Was hat das zu bedeuten, wie ist das nur möglich?! — Was ist vorgefallen? Und wäre das Unglaublichste geschehen, es wäre nichts gegen den Gedanken, Sie hier zu wissen! Ich kann das nicht begreifen!" Er trat zu ihr und faßte ihre Hand. „Sie müssen fort von hier, ich begreife nur das Eine!"

„Bscht!" hörten Beide plötzlich neben sich. „Ich bin es, Minna, treten Sie Beide hieher — nun hieher — die Treppe hinauf — es ist die höchste Zeit, ich habe gezittert vor Angst! So — nun noch diese paar Stufen."

Herr von Erbach und Louise waren dem Mädchen unwillkürlich gefolgt; als der junge Mann eben ungeduldig nach diesem räthselhaften Abenteuer zu fragen begann, hörte man die Hausthüre gehen.

„Aus Barmherzigkeit! Jetzt kein Wort weiter!" flüsterte Minna und faßte Herrn von Erbach's Arm. „Ich glaube, er ist's!" —

Sie schlich geräuschlos die Stufen hinab und horchte mit großer Aufmerksamkeit. Mit dem Portier wurden Worte gewechselt, aber nur der Schall derselben drang leise empor, dann schloß sich die Thüre des Portierzimmers und Minna stieg wieder herauf.

„Ja," sagte sie leise, „er ist es. Nun kommt auch der Herr bald."

„Und was ist es mit alledem?" fragte jetzt Herr von Erbach mit vor Aerger bebender Stimme. „Weßhalb bin ich hier wie ein feiger Bube versteckt worden?"

„Mein Vater und sein erster Commis wollten Sie hier überraschen, man wollte Streit suchen und man dachte —"

„Horch!" flüsterte Minna. „Da fährt ein Wagen vor — das wird Herr Botmer sein — hören Sie, die Hausthür geht — jetzt kommt Licht — ja, er ist es! Bitte, nur ruhig. Kommen beide Herren? — Nein — Herr Botmer allein."

Alle Drei horchten gespannt. Die schmale Treppe krachte unter der schweren Gestalt des Bankiers. Als er oben angelangt, blieb er stehen. Dann ertönte ein leises Händeklatschen, die Küchenthüre öffnete sich — dann war Alles still.

„So — es ist gelungen," sagte Minna aufathmend. „Nun kommen Sie Beide rasch diese Treppe herab. Herr von Erbach, nehmen Sie den Wagen, der jedenfalls noch unten wartet, und bringen Sie Fräulein Louise darin zurück in ihre Wohnung. Sagen Sie dem Kutscher —"

„Das ist meine Sache!" rief Herr von Erbach ärgerlich. „Mag es denn darum sein, weil Sie bei mir sind, Louise, aber, bei Gott, der Schurke soll mir nicht länger im Dunklen nachschleichen!"

Er zog Louisens Arm hastig in den seinigen, dann eilte er mit ihr die Treppe herab. Minna folgte ihnen einige Stufen, mit bebender Angst hörte sie auf jedes Geräusch, das zu ihr drang. Alles blieb ruhig, die Hausthüre fiel leise in's Schloß — auch darnach blieb Alles still.

„Gottlob," sagte sie und ein glückliches Lächeln verklärte ihre Züge. „Er muß es ihr danken, daß sie dieß für ihn gethan, und dann wird er es begreifen, wie sie ihn liebt!"

Das arme Mädchen war erschöpft. Sie setzte sich auf die Treppenstufen, den müden Kopf in die Hand gestützt. Es vergingen einige Minuten, während die größte Ruhe herrschte. Endlich wurde sie unterbrochen durch das Knarren einer Thüre, dann kam Jemand die Treppe herauf. Minna ahnte, wer es war, sie rückte zur Seite — wenn er erst heraufging zu ihrer Mutter? Er hatte ja keine Ahnung von deren Erkrankung, noch daß sie selbst zurück war; er konnte an ihr vorüberkommen, ohne sie zu bemerken oder zu erkennen. Aber er blieb an der Wohnung der Tänzerin stehen; er wartete. Nach einer Weile öffnete er die Thüre, welche in die Küche führte. Minna kam jetzt so leise als möglich hervor, sie spähte nach ihm, aber sie konnte ihn nicht sehen, er mußte eingetreten sein.

„Ja," sagte sie leise, „umsonst auf der Lauer."

Jetzt wurden mehrere Stimmen hörbar.

„Stille, ruhig!" hörte man die heisere Stimme der Frau. „Kann ich dafür, daß Der nicht da ist, den Sie suchen! Schon viel zu viel, daß ich auf solche Spionage eingehe und so wahr ich lebe, es ist das letzte Mal! Nun Sie nichts mehr zu suchen haben, gehen Sie rasch fort, sonst kommt es noch heraus, daß ich Sie habe heimlich die Gesellschaft belauschen lassen."

„Das ist nicht wahr! Hier steckt etwas dahinter, das ist Betrug!"

Minna erkannte die Stimme Wigbert's.

„Was!“ rief die Frau und trat jetzt mit beiden Herren auf den Gang. „Was hat sich da was zu betrügen!“

„Sie haben keine Schuld, Frau,“ beruhigte der Bankier. „Hier haben Sie noch etwas und dafür versprechen Sie mir, mit keinem Wort dieser Sache zu erwähnen. Es war ein Irrthum unsererseits.“

Mit diesen Worten eilte Herr Botmer die Treppe herab, gefolgt von Wigbert. Minna schlich langsam die Stufen empor, sie trat, im Zimmer angelangt, an das Bett ihrer Mutter, legte die kalte, zitternde Hand auf die glühende Stirne derselben, zog dann den hölzernen Schemel näher und legte den müden Kopf auf das Federbett, womit die Kranke zugedeckt war.

Neunzehntes Kapitel.

Der Liebe Licht.

Was nutzte es, daß die goldenen Sonnenstrahlen durch die Fenster in das Botmer'sche Haus drangen, die Frühlingsluft schmeichelnd und lind durch Zimmer und Gänge wehte — in die Herzen der Bewohner desselben brachte keiner dieser himmlischen Boten Licht, noch schmolz in ihnen der finstere Groll, der sich ihrer bemächtigt. Der Herr des Hauses hatte den guten Morgen seiner jungen Comptoirdiener kalt und zerstreut erwiedert; er hatte seiner Tochter sagen lassen: er habe keine Zeit, sie zu sprechen, sie möge allein zu ihrer Tante nach Sommerhof fahren. Nur Lady Joy hatte er seine Zusage gegeben, bei ihr vorzusprechen, und war eben im Begriff, dieß Herrn Wigbert mitzutheilen.

„Ich fasse eigentlich nicht, was mir die alte Dame zu sagen hat.„

„Es kann von der größten Wichtigkeit sein, Herr Botmer, ich rathe Ihnen dringend zu gehen. Jedenfalls betrifft die Sache den jungen Erbach; es böte sich hier eine herrliche Gelegenheit, ihr klaren Wein über den Charakter ihres Neffen einzuschenken.“

In Wigbert's Zügen lag eine furchtbare Erregtheit; die Enttäuschung der letzten Nacht hatte ihn keine Ruhe finden lassen, fiebernd durchlief das Blut seinen Körper. Als der Bankier ihn bat, sofort den Wagen zu bestellen, fiel der erste Lichtstrahl in seine Seele, er wußte, das heißt, er konnte annehmen, daß seine Schwester der Lady Joy endlich das Mißtrauen hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Fräulein Emma Botmer und dem jungen Erbach eingeimpft habe und daß nun der Sturz seines Feindes sich vorbereite.

Als eine Viertelstunde darnach verflossen, hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens aus dem Flur des Hauses kommen. Wigbert verließ sein Zimmer, eilte über den Gang, öffnete ein Fenster, welches nach dem Hof führte, und sah gerade, wie der Stallknecht das Hofthor wieder schloß. Langsam ging er den eben gekommenen Weg wieder zurück, als er durch ein Geräusch aus seinem Nachsinnen geweckt wurde; er schlug die Augen auf und sah Louise die Treppe nach ihrem Zimmer hinaufeilen. Er wußte, daß sie zu ihrer Tante nach Sommerhof wollte, im Augenblick war sie ganz allein, Minna war ja nicht hier — ohne einen Augenblick zu zögern, eilte er hinter dem jungen Mädchen her, klopfte an ihre Thür und das „Herein“ ließ ihn sofort eintreten. Louise starrte ihn an, alles Blut drang zu ihrem Herzen, sie fühlte, daß er jetzt den Versuch machte, die letzte Schranke, welche bis jetzt noch zwischen dem Diener ihres Vaters und seiner Tochter gewesen, niederzureißen, aber sie beschloß den Kampf aufzunehmen, was auch daraus entstehen möge.

„Sie haben sich geirrt, Herr Wigbert, — dieß ist mein Zimmer, Sie glaubten sicher, es sei das meiner Tante.“

„Durchaus nicht, Ihre Fräulein Tante ist ja nicht anwesend, nein, ich wollte zu Ihnen, nur zu Ihnen, denn ich will Ihnen, muß Ihnen endlich sagen, wozu ich das Recht von Ihrem Herrn Vater erlangt habe. Es ist nun zu Ende mit der Komödie, Louise, Sie sind meine Braut und wissen Sie das noch nicht, so erfahren Sie es jetzt und bei Gott, ich lasse Sie mir nicht rauben! Lange genug habe ich den thöricht Bescheidenen gespielt! Es gibt Menschen, denen setzt sich das Glück vor die Thüre, es gelingt ihnen Alles, ohne Kampf, ohne Sorge, Andere müssen sich Alles erkämpfen! Jene achten dann den Erfolg nur gering, Diese aber wissen seinen Werth zu schätzen und lassen sich das Errungene nicht wieder nehmen. Zu den Letzteren gehöre ich. Zittern Sie nur nicht vor diesen Worten, nicht vor dem Gedanken, das Weib eines solchen Mannes zu werden, bedenken Sie, wie hoch er das schwer erworbene Gut halten wird, wie er es beschirmen wird vor jedem Hauch, der es unsanft berühren könnte! Louise!“ rief er in glühender Leidenschaft und eilte auf das junge Mädchen zu, die entsetzt zurückwich. „Es hilft Ihnen nichts mehr, Sie sind mein und sollen mein bleiben, so wahr ich athme!“ Er stand dicht vor ihr, seine Blicke strahlten in unheimlichem Feuer. „Was nützt es länger, das Spiel mit dem heimatlosen Knaben, Sie gehören dem Mann, der für Sie gestritten, dem Sie der eigene Vater schon seit Wochen verlobt.“

„Das ist Alles vergebens!“ rief Louise und trat zurück. „Alles umsonst! Und hätten Sie die Welt erobert und legten mir deren Schätze zu Füßen, für mich wäre Alles werthlos, weil es von Ihnen kommt. Mein Vater hat nur das Recht über meine Hand, mein Herz gehört dem heimatlosen Knaben, dem Knaben, den Alle verachten, Alle verfolgen! Ja, Wahrheit um Wahrheit!“ fuhr sie, immer muthiger werdend, fort. „Und wäre er arm und verachtet, ich folgte ihm dennoch, ich nähme seine Schmach mit auf meine Schultern, ich böte ihm Zuflucht, wenn ihm Keiner seine Thüre mehr öffnen wollte, und lieber jahrelang mit ihm darben, als einen Tag mit Ihnen im Reichthum schwelgen!“

Während Louise diese Worte immer lauter, leidenschaftlicher gerufen, hatte sich die Thüre leise geöffnet, und ebenso wieder geschlossen.

„Wahnwitziges, thörichtes Mädchen!“ rief Wigbert und ehe es Louise geahnt und verhindert, hatte er sie mit Gewalt an sich gerissen und ihren Mund mit glühenden Küssen bedeckt. Doch im gleichen Augenblick ward ihm seine süße Beute entrissen; ohne daß ein Wort über die Lippen des jungen Erbach kam, hatte er Wigbert erfaßt und Louise aus seinen Armen befreit.

„Hinaus!“ rief Erbach jetzt und ein spöttisches Lächeln flog über sein Gesicht. „Die Karten haben Sie falsch gemischt, Herr Wigbert. Bitte, Louise, gehen Sie aus der Nähe dieses unsaubern Herrn,“ wandte er sich rasch zu dem jungen Mädchen. Dann fuhr er, zu Wigbert gewendet, fort: „Trotz Ihrer angeborenen Klugheit hat Ihre Leidenschaft Ihnen die Maske vom Gesicht gerissen!“

Wigbert hatte einen Augenblick seine Geistesgegenwart verloren, die eben in höchster Aufregung entfesselten Gefühle hatten ihn so verwirrt, betäubt, daß er sich selbst erst wieder zurückfinden mußte in die so plötzlich veränderte Gegenwart. Er sah den Mann vor sich, für den das junge Mädchen nur allein leben und denken wollte, welchem das Glück, das zu erreichen er Alles daran gesetzt, ohne Mühe zugefallen. Er sah das bleiche, jugendliche Antlitz den Ausdruck der tiefsten Verachtung annehmen, den Funken des Glücks in seines Feindes dunklen Augen strahlen — all' der lang zurückgehaltene Zorn, der unsagbare Groll seines erbitterten Herzens, stürzte plötzlich in fesselloser Gewalt empor.

„Noch ehe die Sonne untergeht,“ rief er und deutete mit der Hand nach dem Fenster, zu welchem die hellen Lichtstrahlen hereinströmten, — „verläßt der Bastard dieses Haus!!“

In rasender Hast stürzte der Mann, der kaum noch wußte, was er that, was um ihn geschah, den Gang hinunter. Er wollte zum Bankier, er glaubte ihn vielleicht schon zurück, aber anstatt seiner begegnete er Fräulein Botmer, welche soeben allein zurückgekommen war. Er eilte, ohne sie zu beachten, an ihr vorüber.

Was hatte das zu bedeuten? War ihr Bruder in Gefahr? — Sie rief ihm nach, aber ihre Worte verhallten ungehört und Louise war nicht herausgekommen — war ihr etwas zugestoßen? —

Sie eilte nach dem Zimmer ihrer Nichte. Als sie die Thür in namenloser Angst öffnete, blieb sie wie gebannt stehen, denn von dem Bild des Unheils, das ihre erregte Seele ihr bereits vorgespiegelt, sah sie das, was sie in ihrem innersten Herzen nur zu hoffen gewagt — die beiden Menschen, die ihr die theuersten auf Erden, in bewußtloser Seligkeit an einander gelehnt. Sie schloß die Thüre leise, ging langsam nach ihrem Zimmer, fiel dort, überwältigt von ihrer Freude, auf ihren Divan nieder, Thränen stürzten aus ihren Augen und zum ersten Mal gedachte sie ohne Schmerz an ihr eigenes verfehltes Leben.

Zwanzigstes Kapitel.

Lieben bis über den Tod hinaus.

„Lady Joy, war nicht der Bruder selbst überzeugt, daß er —“

Lady Joy schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht ganz, er gab mehr zu, daß es möglich, nicht daß er es fest glaubte.“

„Aber er ging doch darauf ein, diese Dame zur Aufklärung aufzufordern, und das ist schon viel.“

„Sehr viel,“ bestätigte Lady Joy. „Ich wollte, diese peinliche Szene wäre vorüber; geben Sie mir, bitte, meinen Shawl.“

Fräulein Wigbert holte geräuschlos das verlangte Tuch, legte es Lady Joy über die Kniee und fragte dann:

„Der Gedanke ist doch nicht angenehm, einem solchen Eindringling in die Familie sein Vermögen zu hinterlassen?“

„Das wollte ich ja nicht, nur einen Theil hätte ich ihm zugewendet.“

„Auch selbst das war zu viel. Nein, nein, Lady Joy, glauben Sie mir, so ist's besser, auf diese Weise wird auch die thörichte Heirath zwischen der Tochter des Bankiers und diesem leichtsinnigen Menschen verhindert. Es ist drei Uhr,“ fuhr sie in ihrem stets nach Geschäft klingenden Ton fort und steckte ihre Uhr wieder zwischen Kleid und Gurt. „Ich gehe in das Nebenzimmer, Fräulein Botmer wird wohl gleich eintreffen, ängstigen Sie sich nicht. Ich bin sofort bei Ihnen, wenn nöthig.“

Lady Joy hatte die Augen geschlossen und fügte sich stumm in die gemachten Anordnungen ihrer Gesellschafterin. Als die Thüre sich hinter derselben geschlossen, sah sie ängstlich um sich und seufzte tief auf.

„Immer dasselbe Geschick! Der Schemel Anderer!“

Eine Weile blieb Alles still im Zimmer, dann zitterten die Fensterscheiben ein wenig, denn ein Wagen rollte rasch vor. Lady Joy horchte auf. Nicht lange darauf meldete die Kammerjungfer:

„Fräulein Botmer.“

Lady Joy's Wange überhauchte das rasch zum Herzen strömende Blut mit feiner Röthe, Fräulein Botmer glaubte deßhalb, als sie eintrat, Lady Joy habe vielleicht etwas Fieber, und fragte theilnehmend nach ihrem Befinden.

„Nein, danke, ich bin nicht krank,“ entgegnete sie, „aber sehr erregt, o, sehr erregt, denn ich muß mit Ihnen etwas besprechen, liebes Fräulein, worüber ich Aufklärung haben muß, und es war nur aus diesem Grund, daß ich Sie herzukommen bat. Es hängt unendlich viel davon ab, wenn Sie mir diese Aufklärung geben, diese Zweifel lösen könnten.“

Fräulein Emma betrachtete Lady Joy mit einer gewissen Neugier und sagte dann:

„Bitte, Lady Joy, ich stehe ganz zu Diensten und will wünschen, daß ich Sie beruhigen und genügende Auskunft geben kann.“

Sie ließ sich langsam auf den für sie bestimmten Stuhl nieder.

„Mein Leben,“ sagte Lady Joy und faltete die weißen schmalen Hände, „ist so reich an Schmerzen, an Enttäuschungen gewesen, daß ich oft staune, wie der elende Körper all' diese Qualen, die ihm eine gepeinigte Seele bereitet, ertragen hat. Sie wissen viele meiner Leiden, Fräulein Emma, Sie wissen, daß ich mein geliebtes Kind verlor, daß es starb, fern von seiner Heimat, in den Armen meines leichtsinnigen Bruders. Ach, warum konnte er nicht früher Nachricht geben, ich wäre zu meiner Tochter geeilt, ich hätte sie doch noch einmal lebend in meine Arme geschlossen, den letzten Athemzug von ihren Lippen geküßt!“

„Sie waren ja selbst kaum außer Lebensgefahr, Lady Joy.“

„Entschuldigen Sie ihn nicht! Ich weiß, Sie haben es immer gethan.“

„Lady Joy, Sie wollten eine Aufklärung von mir? Bitte — ich bin sehr begierig.“

Lady Joy war jetzt aufgeregt, sie bebte nicht mehr zurück, dem Geheimniß näher zu treten.

„Der Sohn meines Bruders hat in seinem Wesen etwas, das mich unwillkürlich zu ihm hingezogen, ja, zuweilen ist es, als hörte ich aus seinem Mund wieder das fröhliche Lachen, das mein Kind so unaussprechlich bezaubernd machte; um all' dieser Erinnerungen, dieser Empfindungen willen fühlte ich den Haß, den ich früher gegen den Knaben hegte, schwinden und da ich allein stehe, hatte ich den Plan gefaßt, ihn zu meinem Haupterben zu machen, aber —“

„Aber?“ fragte Fräulein Emma und suchte die Gedanken zu errathen, denen Lady Joy plötzlich keine Worte mehr lieh. „Was hat Sie in dieser Absicht wieder schwankend gemacht?“

„Ein Verdacht — ein Zweifel.“

„Und der wäre?“ Fräulein Botmer's Lippen bebten, über ihr Gesicht zog eine tiefe Blässe; nach einem Augenblick fragte sie leise: „Der Ihnen selbst gekommen, oder den fremde Personen in Ihnen erregt? — Wir wollen, wir müssen Beide wahr sein, Lady Joy, da es sich hier um das Glück eines Menschen handelt.“

„Da haben Sie Recht, Fräulein Botmer, allein ich nenne die Namen der Personen nicht — sage nur, sie machten mich auf etwas aufmerksam und ich, ich muß darüber Gewißheit haben, um, wenn möglich, Unschuldige freisprechen zu können, oder, im entgegengesetzten Fall —“

„Schuldige zu strafen. Was kann das Kind aber für die Sünden seiner Eltern, oder heißt es bei Ihnen: ich werde die Sünden der Väter heimsuchen an den —“

„Nein, nein!“ rief Lady Joy und sah entsetzt um sich. „Aber mich verfolgt ein hartes Geschick, denn wo ich lieben möchte, darf ich es nicht, soll ich es nicht.“

„Lady Joy,“ rief plötzlich Fräulein Botmer, „wehren Sie diesem Gefühle hier nicht, nicht bei Erich! Lieben Sie ihn, wie ich ihn von Jugend auf geliebt! Sein Herz ist nur edler und schöner Gesinnungen fähig, lassen Sie sich nicht durch böse, neidische Menschen gegen ihn einnehmen, lassen Sie ihn von uns Beiden die Liebe empfangen, die einem Sohne gebührt, er wird dankbar sein wie ein Kind.“ Fräulein Emma's Augen leuchteten in unaussprechlicher Wonne, sie stand auf, nahm Lady Joy's Hand und bückte sich über dieselbe: „Lieben Sie ihn wie eine Mutter!“ sagte sie leise. „Ich bitte Sie darum.“

Lady Joy sah in die in Thränen schwimmenden Augen, die Fräulein Emma Botmer jetzt wieder zu ihr erhob.

„Und Sie,“ sagte sie flüsternd, „Sie sind seine Mutter.“

Fräulein Emma horchte einen Augenblick, dann taumelte sie zurück.

„Was war das?“ fragte sie. „Das der Verdacht, der Zweifel?“

Lady Joy nickte und sagte darnach:

„Ja, und nun helfen Sie mir und Ihnen.“

Fräulein Botmer hatte ihr Gesicht mit ihren Händen bedeckt; nach einer Weile quollen Thränen zwischen den Fingern durch.

„Mein Gott,“ sagte sie und ließ die Hände langsam herabsinken, „was haben die Menschen gethan! Wer die Flamme entfesselt, weiß oft nicht, über wen er in seiner Thorheit das Unheil herbeiführt. Wie sonderbar, es sollten unbefugte Hände kommen und das an's Tageslicht bringen, was für Sie, Lady Joy, ewig verborgen bleiben sollte.“

Lady Joy sah Fräulein Botmer mit unstäten Augen an.

„Was heißen Ihre Worte, was soll ich hören?“

„Was ich ewig verschweigen sollte! Aber jetzt ist der Hebel da, der das Geheimniß dennoch hebt — nicht um meinetwillen — aber um des armen Knaben willen. Jedoch,“ sagte sie und legte ihre Lippen an das Ohr von Lady Joy, „das, was ich Ihnen mittheile, muß zwischen uns Beiden bleiben, kein Dritter darf erfahren, was ich Ihnen jetzt erzähle.“

Lady Joy deutete mit der Hand nach einer Thür.

„Dort ist Jemand,“ sagte sie leise.

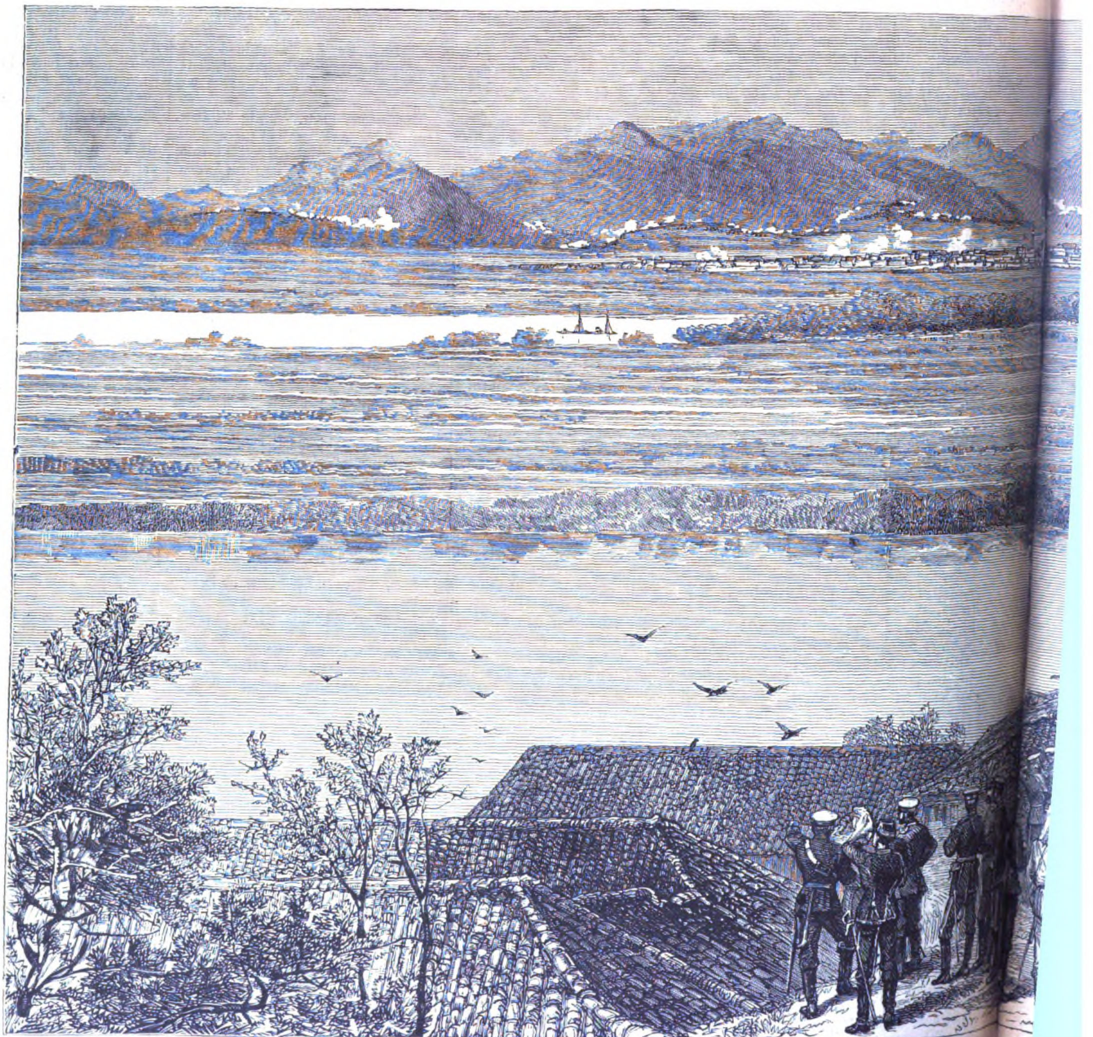
„Das konnte ich mir denken,“ erwiederte Fräulein Botmer, stand auf, schloß die Thür ab und zog die dicken Teppichvorhänge zu. Dann kehrte sie zu Lady Joy zurück und begann im Anfang noch mit bebender Stimme: „Ihr Bruder, Lady Joy, hatte nach vielen mißlungenen Versuchen endlich wieder Glück gehabt. Er hatte ein reiches, bescheidenes Mädchen geheirathet, er stand in Gunst bei Hof. Alles dieß war genug, um sein Haus mit Gästen jeden Ranges, jeder Begabung zu

Türkische Batterieen.



Der orientalische Krieg. Das

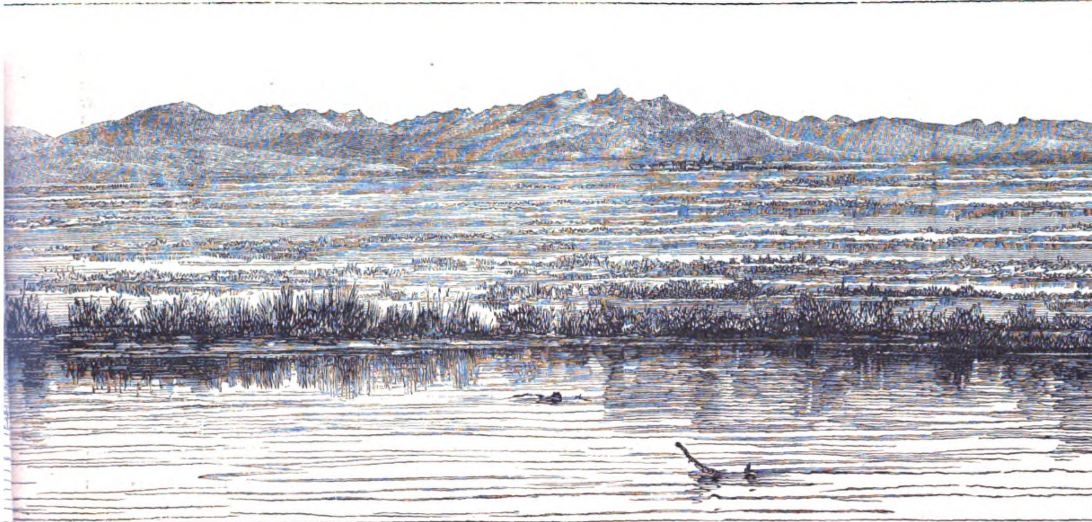
Stelle, wo der erste Monitor versank. Dobrudscha-Balkan. Sumpfiges Land.



Donau.

Der orientalische Krieg. Matschin, von

Türkisches Dorf. Sümpfe und Moräste.



…d der Dobrudscha. (S. 559.)

Matschin. Berge in zwei Meilen Entfernung.



…onsulat in Braila aus gesehen. (S. 559.)

füllen. Der Champagner floß in Strömen an seiner reichbesetzten Tafel und spülte die Flecken seines frühern Lebens in dem Gedächtniß seiner Gäste damit fort. Und in dieses Haus führte das Geschick ein junges, unerfahrenes, reizendes Mädchen, Miß Ragan Joy."

„O Gott, mein Kind!" rief Lady Joy.

„Ich war damals in H.," fuhr Fräulein Botmer fort. „Ohne Groll, ohne Eifersucht verkehrte ich öfters in dem Haus des Mannes, den ich nur lieben, nie hassen gelernt. Ich war Zeuge von den Triumphen seiner Nichte, aber ein beängstigendes Gefühl beschlich mich, als ich bemerkte, wie der junge Prinz Heinrich, Bruder des regierenden Fürsten, sich dem jungen Mädchen immer eifriger nahte, wie seine glühenden Blicke aus ihren sanften blauen Augen Strahlen der innigsten Liebe lockten. Feste auf Feste folgten sich — bald war es in aller Leute Mund: Prinz Heinrich habe das Herz der jungen Engländerin erobert. Die übrige Gesellschaft zog sich langsam zurück, es wurde einsam im Haus des Herrn von Erbach. Im Frühling bezog der Hof das eine Tagereise von der Residenz entfernte Lustschloß Reichshof. Nur Prinz Heinrich folgte nicht. Ich war längst in das elterliche Haus zurückgekehrt, diese Nachrichten erfuhr ich dann und wann durch Freunde oder Bekannte, bis eines Tages mein Vater mir die Zeitung brachte und mir mit dem Finger auf eine Stelle wies, wo ich zu meinem Entsetzen die Todesnachricht von Miß Joy las."

Bis jetzt hatte Lady Joy mit schmerzlicher Resignation zugehört, jetzt sah sie empor.

„Fräulein Botmer, was erzählen Sie mir das, was ich schon längst weiß, was geht meine arme Tochter Erich von Erbach an?"

Fräulein Botmer senkte ihr Antlitz, eine heiße Glut deckte Stirn und Wangen.

„Das sollen Sie gleich erfahren," sagte sie. „Zehn Jahre waren seit jenem Tage verstrichen, wo ich diese Todesanzeige gelesen. Meine Eltern waren todt, ich lebte in der Familie meines ältesten Bruders. Eines Tages bekam ich einen Brief. Die Handschrift war mir unbekannt, nicht der Ort — er kam aus H. Ich öffnete das Schreiben. Es enthielt die Bitte des Hofraths Rebhahn, sofort nach H. zu kommen, in seinem Haus würde ich dem liebevollsten Empfang entgegensehen. Ein alter Freund von mir, der, trotz aller angewandten Mittel, ihn am Leben zu erhalten, es dennoch verlasse, wünsche mich vor seinem Scheiden noch einmal zu sprechen. Frau Rebhahn war eine alte Bekannte von mir, ich konnte ohne Aufsehen zu ihr gehen. Ohne Zögern brach ich auf und traf noch zeitig genug ein, um dem Sterbenden zu der sehnlichst gewünschten Beichte zu verhelfen. Erlassen Sie mir, Lady Joy, die Beschreibung, wie ich das Ideal meines Herzens, den Liebling meiner Seele wiedersah. Genug, er war am Ende seiner Laufbahn angelangt, er hatte des Lebens Freuden im Uebermaß genossen, er beklagte nicht, daß er nun scheiden mußte. ‚Ein anderes Leben hätte ich nicht ertragen,' sagte er, als ich mit Thränen in sein abgemagertes Antlitz sah. ‚Bei mir kam es nicht auf die Quantität, nur auf die Qualität an.' Als ich mit ihm allein war, bat er mich um einen großen Dienst; er wußte, daß ich allein von allen Denen, die sein leichtsinniges Herz gekränkt, die Einzige war, die ihm treu geblieben, obgleich er mir am wehesten gethan — denn er hatte mir gegeben, was meine Seligkeit gewesen, und hatte sie mir wieder genommen — sein Herz. Und dennoch — als er mich darum bat, Mutterstelle an dem Knaben zu vertreten, welcher soeben das Zimmer verlassen, sagte ich ja. ‚Und selbst,' fragte er leise und bog sich hastig zu mir herab, ‚wenn es nicht mein Knabe wäre?'"

Lady Joy war aufgefahren.

„Das ist die Wahrheit, die volle, gültige Wahrheit?" rief sie. „Keine Lügen, die Sie mir da sagen?" fügte sie mit bebenden Lippen hinzu.

„Lady Joy," erwiederte Fräulein Botmer und ein strafender Blick begegnete den ängstlich forschenden Augen der Kranken, „Sie müssen in Ihrem Leben sehr böse Erfahrungen gemacht haben, daß Sie mich nach alledem, was ich Ihnen erzählt, noch so etwas fragen!"

„Dann weiter, weiter!" winkte sie mit der Hand.

„‚Und selbst dann,' sagte ich, denn ich fühlte, daß ich das Kind lieben könnte, möchte es abstammen, von wem es wolle. ‚Sie erinnern sich meiner Nichte,' sagte er und lehnte in die weichen Kissen zurück, um Athem zu schöpfen, ‚Sie erinnern sich der Liebe, die ihr Prinz Heinrich weihte?' — ‚Sehr wohl.' — ‚Das Mädchen liebte ihn im gleichen Maße, vielleicht noch glühender. Der Prinz hatte damals für den Herbst eine große Reise unternehmen wollen, eine Reise in den Orient. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, meine Nichte nicht wiederzusehen, er überlegte mit mir, auf welche Weise er sich ihres Besitzes sichern könne, ob ich ihm behülflich sein wollte, sie heimlich zu heirathen? Kehre er zurück, wolle er die Sache öffentlich machen. Mir gefiel der Plan. Wie glücklich waren Beide!' — Lady Joy," sagte Fräulein Emma, als sie die geschlossenen Augen der armen Frau, das Zucken der schmalen, blutleeren Lippen sah, „soll ich fortfahren?"

Die Kranke nickte leise.

„‚Der Prinz und ich leiteten Alles zu einer heimlichen Heirath ein,' erzählte er mir weiter; ‚ein Adjutant des Prinzen und ich waren Zeugen; Ragan war mit Allem einverstanden, die Bitte um verlängerten Aufenthalt der Tochter war leicht von meiner Schwester erlangt. Vier Wochen nach der Trauung verließen wir H., um, wie ich der bösen Welt sagte, meine Nichte auf Umwegen nach Haus zu bringen. Und so waren wir nun ganz Herren unserer Handlungen! Das junge Paar war überglücklich und nach einigen Wochen vermehrte die Hoffnung, daß Aussicht auf Nachkommenschaft vorhanden, ihre gegenseitige Liebe. Sie hatten Beide die Welt und Alles, was darin lebte, vergessen! Es lebte sich herrlich mit in diesem reinen Liebeshimmel — da plötzlich traten Schatten vor die Sonnenstrahlen und legten sich über den hellen Weg. Ragan begann zu kränkeln, sie hustete, sie fieberte beständig; kein Opfer, was die Liebe zu bieten vermochte, half. Nach sieben Monaten schenkte sie einem Knaben das Leben, das sie verlor.'"

Lady Joy hatte den Kopf in ihre schmalen Hände gelegt, sie weinte leise und schmerzlich.

„Wissen Sie nun, Lady Joy, wer die Mutter des Knaben war?"

Es erfolgte keine Antwort.

„‚Der junge Prinz übergab Herrn von Erbach das Kind, er konnte den Anblick desselben nicht ertragen, es ersetzte ihm nicht das Wesen, welches ihm dafür genommen worden. Sein Schmerz war aufrichtig und trieb ihn rastlos in der Welt umher. Er durchwanderte Sizilien, die Levante, und kaum ein Jahr nach dem Tode seiner Frau raffte auch ihn der Tod dahin. Nun eilte ich,' fuhr Herr von Erbach in seiner Beichte fort, ‚das Kind meiner Frau überlassend, zum Fürsten und stellte ihm die Sache im besten Licht, im Interesse des Knaben dar. Der Fürst, im höchsten Zorn, erklärte mir schließlich, daß er die Ehe nie anerkennen würde, und proponirte mir, wenn ich mich verpflichten wollte, das Kind als das meinige auszugeben, mir eine Summe von hunderttausend Thalern auszuzahlen, über den Verbleib des Geldes würde er nie Rechenschaft fordern. Nach zwei Jahren kehrte ich nach H. zurück, ohne meine Frau, ich hatte auch sie verloren und besaß nun nichts weiter als diesen Knaben. Nun ist auch meine Zeit gekommen,' schloß er, eine tiefe Röthe lag auf den eingesunkenen Wangen, das Reden, auch wohl das Bekenntniß seines leichten Lebens, hatten sie verursacht. Nach einer Pause fuhr er fort: ‚Meine Schwester trägt mir einen bittern Groll nach, sie hat ihn sogar auf den Buben übertragen, ich habe keine Lust, ihr das Geheimniß anzuvertrauen. Sie, Emma, Sie sollen seine zweite Mutter werden, Sie können lieben, vergeben — lieben bis über das Grab hinaus. Lassen Sie das Kind als das meinige weiter gelten, es ist einerlei, welchen Namen es trägt, wenn es ihn ehrenvoll trägt.' — Ich habe gehalten, was ich versprochen, so lange die Macht der Verhältnisse es erlaubte, aber jetzt, wo Alles sich vereinigt, um das Kind zu schänden, jetzt mußte ich sprechen, und nun, Lady Joy, wollen Sie mir helfen, den Sohn Ihrer Tochter zu schützen, oder soll ich wieder den Kampf allein aufnehmen?"

Lady Joy lag fassungslos in Emma's Armen, durch die Thränen, die ihre Augen füllten, drang ein Strahl des höchsten Glücks.

„Mein Enkel, mein geliebtes Kind!" rief sie schluchzend.

„Werden Sie Ihren ‚Neffen' noch enterben?" fragte Emma.

Lady Joy drückte Fräulein Botmer's Hand an ihr klopfendes Herz.

„Nur wenn dieses zu schlagen aufhört, hört auch meine Liebe zu ihm auf."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Liebe Müh' umsonst.

Bankier Botmer ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab. In seinen sonst festen und markigen Zügen hatte sich seit den letzten Tagen ein Ausdruck von höchster Abspannung gemischt, die Gedanken, die sonst in klarer, ruhiger Weise an ihm vorüberzogen, waren jetzt verwirrt und unstät. Die Opfer, welche er bringen mußte, um den Wunsch seines Ideals zu erreichen, steigerten sich immer höher.

Er hatte nun auch schließlich nachgegeben, daß man die Schwester anklagte, daß man sie zur Rede stellte, sie, der er nie ein Wort des Tadels zu sagen gebraucht, deren ganzes Leben wie ein unbeschriebenes Blatt vor ihm lag, eines tief sittlichen Fehltritts zu zeihen.

Wigbert war seit heute Morgen nicht wieder gekommen, er hatte sich mit Kopfschmerzen entschuldigen lassen. Dem Bankier war es schließlich zu eng in seinem Zimmer. Nachdem er es wohl zwanzigmal durchmessen, eilte er nach der Thür, jedoch im selben Augenblick klopfte es leise daran und auf sein „Herein" trat Minna ein. Er sah sie überrascht an, denn er bemerkte, daß sie in Trauer war.

„Was ist vorgegangen! Sie allein und in Trauer?"

Sein Gesicht ward aschfahl.

„Meine Mutter ist gestern Abend gestorben, Herr Botmer. Ich bin bereits seit einigen Tagen hier, aber ich wollte melden, daß die gnädige Frau soeben angekommen."

„Meine Schwägerin?!" rief der Bankier und schob Minna vor sich her aus der Thüre. „Warum erfuhr ich denn nicht ihre Ankunft, ich hätte ja Alles —"

„Es ist Alles in Ordnung, Herr Botmer."

„Weßhalb haben Sie mir nicht heute Morgen gemeldet, daß die gnädige Frau kommen werde, wochenlang warte ich darauf und —"

„Verzeihen Sie, Herr Botmer, die gnädige Frau wünschten unerwartet zu kommen."

„Nun und jetzt, ist sie zu sprechen?"

„Sie läßt darum bitten."

Er eilte an Minna vorüber nach seinem Ankleidezimmer und rief im Weitergehen:

„Sagen Sie der gnädigen Frau, daß ich sogleich komme!"

Frau von Botmer war zurück. Sie war in glücklichster Stimmung; ein Lächeln flog über ihr feines Gesicht, als Minna ihr meldete, daß Herr Botmer ihr auf dem Fuß folge.

„Schön."

Sie warf sich in einen der kleinen Sessel, welche im Salon umherstanden, strich mit der Hand das etwas in Unordnung gerathene Haar aus der Stirn, legte die Falten ihres Reisekleides zurecht und den Kopf zurückgelehnt, während ihre Augen heiter emporblickten, erwartete sie ihren Schwager.

„Es klopft," sagte sie nach einer Pause zu Minna, welche noch im Zimmer Ordnung machte. „Es wird mein Schwager sein, bitten Sie ihn, einzutreten und lassen Sie uns dann allein. Das Aufräumen hat Zeit bis nachher."

Der Bankier trat ein. Als er diesen reizenden Dämon ihn mit einem Lächeln auf den Lippen empfangen sah, wäre er diesem verführerischen Weib fast zu Füßen gestürzt. Aber er faßte sich und drückte nur einen glühenden Kuß auf die kleine behandschuhte Hand.

„Endlich, endlich!" sagte er und rollte einen Sessel neben den Platz seiner Schwägerin. „Die Zeit schien still zu stehen, der Augenblick nie erscheinen zu wollen, der Sie wieder zu uns führte!"

„Welche Schmeichelei!"

„Bei Gott nicht, Lucie! Es ist die vollkommenste Wahrheit!"

„So will ich Ihnen glauben und Ihnen dafür herzlich gut sein. Ich bin allerdings länger fortgeblieben, als ich zuerst beabsichtigt, allein —" Sie hielt plötzlich ein, spielte mit ihrer Uhrkette, klopfte mit dem Fuß auf den Teppich und fragte dann seufzend: „Nun, und wie geht es hier im Haus? In Ihrem letzten Brief, mon ami, stand der Familienbarometer noch auf Sturm — mein Gott, denken Sie — ich habe das Interesse daran verloren! Der Kampf dauert zu lange, um mich zu fesseln."

„Lucie, wirklich — es ist Ihnen gleichgültig, ob —"

„Ja, ganz gleichgültig."

Der Bankier überlegte einen Augenblick. Im Ganzen genommen war ihm ja auch Alles einerlei, wenn sie nur sein Weib wurde, und diese Gewißheit wollte er jetzt haben.

Er rückte ihr ein wenig näher, sie bemerkte es und ließ es geschehen.

„Da es damals Ihr Wunsch war, Lucie," sagte der Bankier und ergriff wieder ihre Hand, „daß Louise Wigbert's Frau würde und Erich Erbach das Haus räume, that ich Alles, um die Sachen so zu arrangiren, aber, bei Gott, bis jetzt kämpfte ich vergebens."

Frau von Botmer nickte leise zu all' den eifrig gesprochenen Worten ihres Schwagers und sagte, als er geendet:

„So gaben Sie den Kampf auf und trösten sich mit dem Gedanken, das Gute gewollt zu haben."

„Lucie," fuhr Herr Botmer fort und preßte die Hand der Baronin an seine Lippen, „Sie werden aber doch fühlen, daß ich Ihnen zuliebe jedes Opfer bringen kann! Die schönste Aufgabe meines Lebens wäre, Sie glücklich zu machen!"

„Wahrhaftig?" rief sie und entzog ihm jetzt ihre Hand. „Sie sind doch gut! Und wenn ich Ihnen nun sagte, lieber Otto, daß ich es im Augenblick bin, vollkommen bin?"

„Lucie," hauchte Herr Botmer und seine Augen strahlten das Glück, die innigste Liebe aus.

Sie sah kalt lächelnd hinein, zog aus ihrer Kleidertasche ein kleines rothes Buch, blätterte darin, fand eine Karte und reichte sie dem Bankier.

„Sie sollen der Erste sein, lieber Schwager, der also mein Glück erfahren darf."

Die Karte war in des Bankiers Händen, er las die kleinen festen Buchstaben:

Baronin Lucie von Botmer,
Graf Leo Wertha,
Verlobte.

Langsam kehrte die Besinnung zurück. Der Bankier erhob sich. Er hätte es gern gesagt, daß er ihr gratulire, aber statt daß die Lippen sich öffneten, bissen sich die Zähne fest zusammen und um dem Teufel in Frauengestalt nicht den Triumph zu geben, daß Thränen in seinen Augen standen, verließ er rasch das Zimmer.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, lächelte die Frau, die er so grenzenlos geliebt, zuckte mit den Achseln und sagte, indem sie die hingefallene Karte aufhob:

„Gräfin Wertha — wie hübsch das klingt!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Lady Joy lag auf einer Chaiselongue und las einen eben abgegebenen Brief.

„Das Schreiben ist von Louisens Vater," sagte sie zu Fräulein Botmer, welche an einem der Fenster stand.

„Otto kommt nicht?" fragte diese, näher tretend.

„Er entschuldigt sich für heut Abend, kündigt aber seinen Besuch für morgen an; er freut sich über das Glück der Kinder und gibt ihnen seinen väterlichen Segen. Rufen Sie, liebe Emma, Beide zu mir, entschuldigen Sie meine Schwäche, ihn so oft als möglich in meiner Nähe zu wissen."

Fräulein Botmer ging in das Nebenzimmer, aus welchem sie bald, von dem jungen Paare gefolgt, zurückkam.

„Kommt der Vater nicht?" fragte Louise, als sie den Brief in Lady Joy's Hand sah.

„Nein, er fühlt sich angegriffen, er läßt euch grüßen. Setzt euch zu mir, laßt uns Pläne machen, wie wir zusammen den kommenden Sommer genießen wollen; ich war so lang allein." Sie lehnte den Kopf zurück, sie wollte nicht, daß man die Thränen sah, welche das Wort „allein" ihr erpreßt. „Gebt mir das Glück, in eurer Mitte zu leben."

Der junge Erbach trat rasch zu ihr und küßte ihr mit großer Herzlichkeit die Hand.

„Du sollst der M[illegible]unkt unserer Freuden werden!" rief

er. „Und das Licht, das aus unserem frohen Herzen strahlt, wird jeden Schatten aus Deiner Nähe bannen."

Lady Joy faßte seine Hand, eine Erinnerung aus ferner Zeit kam über sie und sie sagte leise:

„Mein geliebtes Kind." — —

Während diese Szene voll Glück und Frühlingszukunft sich begab, stand eine tiefverschleierte weibliche Gestalt im Zimmer des Bankiers Botmer.

„Wen hab' ich die Ehre?" fragte dieser und erhob sich langsam aus seinem Fauteuil.

Die Dame schlug den Schleier zurück.

„Ich bin Ida Wigbert."

„Ah!" rief Herr Botmer. „Ich hatte an Lady Joy geschrieben."

Er glaubte, sie käme im Auftrag ihrer Herrin.

„Ich komme nicht auf deren Veranlassung," sagte sie, „sondern meines Bruders wegen."

„Er ließ sich entschuldigen, er sei unwohl."

„Es geht ihm wieder gut; aber ich wünsche — oder besser, er wünscht auf einige Zeit mit mir zu reisen."

„Darf ich nicht bitten, Platz zu nehmen?" fragte der Bankier, indem er sich selbst niederließ. „Wigbert kann Alles unternehmen, was zu seiner Gesundheit nöthig ist."

„Aus dieser Rücksicht braucht er nichts zu unternehmen. Brieflich wird er Ihnen über sein ferneres Bleiben Mittheilung machen. Nun noch Eins. Es dient in diesem Haus ein Mädchen Namens Minna."

„Ja, bei Frau von Botmer."

„Ich habe bereits an diese Dame geschrieben, um sie zu bitten, mir das Mädchen als Jungfer zu überlassen. Sie hat sofort eingewilligt, da sie dieselbe unter keiner Bedingung behalten würde, weil deren Fähigkeiten für die zukünftigen gesellschaftlichen Anforderungen der Baronin nicht genügen. Ich bedarf keiner derartig geschulten Kammerjungfer."

Es trat eine Pause ein. Der Bankier fragte:

„Wünschen Sie das Mädchen etwa zu sehen?"

„Wenn möglich, ja."

Herr Botmer schellte und befahl dem eintretenden Diener, sofort Minna herzurufen. Als das Mädchen kurz darauf eintrat, wiederholte Fräulein Wigbert, was sie soeben dem Bankier gesagt.

„Sie werden uns nachfolgen, sobald wir Ihnen schreiben," sagte sie am Schluß ihrer Rede, „da Frau von Botmer Sie augenblicklich nicht entbehren kann."

Fräulein Wigbert erhob sich, knöpfte den leichten Sommermantel wieder zu, den sie vorhin ein wenig geöffnet, und wollte sich dem Bankier empfehlen, als Minna's Stimme sie bat, noch einen Augenblick zu verweilen.

„Es ist mir leid," sagte das Mädchen und ein freudiger Zug drückte sich in ihrem Gesicht aus, „Ihr Anerbieten nicht annehmen zu können; ich habe mich bei Fräulein Emma Botmer seit heute Morgen vermiethet — auf mehrere Jahre. Ich danke für Ihr Anerbieten, es kam zu spät."

„Es scheint das ‚Zu spät' für mich und meinen Bruder in diesem Haus die Parole zu sein."

Nach diesen Worten neigte sie den Kopf ein wenig zum Gruß und nachdem sie einen ihrer kältesten und verachtungsvollsten Blicke dem Bankier zugesandt, zog sie den Schleier vor und verließ das Gemach.

Gegen elf Uhr Nachts hielt ein Wagen vor der Wohnung des ehemaligen ersten Bureaudieners des Botmer'schen Hauses. Nach einer Weile öffnete sich die Hausthür, ein Diener schaffte Koffer und Reisetaschen auf den Bock, dann kehrte er zurück und war mit einem Mann beschäftigt, einen Herrn fast tragend in einen Wagen zu heben. Ein Herr und eine Dame folgten.

„Sie geleiten uns also bis auf die nächste Station, Doktor?" fragte Fräulein Wigbert, denn sie war es.

Der Arzt sagte:

„Jedenfalls! Es wäre natürlich tausendfach besser gewesen, Fräulein Wigbert, Sie hätten Ihren Bruder nicht transportirt, er ist sehr schwer erkrankt, ich kann nicht für die Folgen stehen".

„Er wollte es selbst und es ist das Beste. Mein Bruder hat eine gute Natur, zudem sind wir in zwei Stunden dort; hier soll man nichts Anderes wissen, als daß er vollkommen gesund abgereist, und Sie werden verabredetermaßen —"

„Bitte," unterbrach sie der Krankenwärter, welcher den Patienten in die gehörige Lage gebracht.

Die Dame stieg ein, der Arzt folgte. Die Pferde zogen rasch an und besinnungslos, zum Tode krank, wurde der Mann aus dem Orte geschafft, an welchem er gehofft, Alles, was zum Glück eines Sterblichen gehört, zu erreichen: Liebe, Ehre und Reichthum.

Vor Sonnenaufgang.

(Bild S. 541.)

Wenn bei einer Vergnügungsreise im Sommer Alles so gut und glatt geht, fehlt doch das eigentliche Gewürz, das solch' eine Fahrt reizvoll und charakteristisch macht. Gerade in der Abweichung vom gewöhnlichen Gang des Lebens, in der Herrschaft des Zufalles, der ganz Ueberraschendes verhängt, liegt ein großer Theil jener Anziehungskraft, welche uns hinauslockt in die Berge, in andere Städte, in das Meer. Nicht immer sind diese Ueberraschungen, wenigstens für den Moment, in welchem sie uns auferlegt werden, angenehmer Art, in der Erinnerung jedoch helfen sie uns, die Reise in einem ganz besondern Licht erscheinen zu lassen, sie machen, daß sie originell und sozusagen romantisch uns vorkommt.

Unsere Illustration, die wir dem vortrefflichen Skizzenbuch „Sommerfrische", von Prof. Louis Braun (München, Ackermann), entnehmen, zeigt uns solch' ein „romantisches" Abenteuer. Eine Gesellschaft hat durchaus einmal die Sonne in der erhabenen Einsamkeit des Hochgebirges aufgehen sehen wollen, und war zu diesem Zwecke genöthigt, in einer Sennhütte auf dem Heuboden zu übernachten. Das sah sich in der Phantasie sehr hübsch und „romantisch" an, hatte jedoch in der Wirklichkeit mancherlei Unbequemlichkeiten und höchst unerwartete Hindernisse und Störungen der nächtlichen Ruhe. Wenn jetzt nun noch der Himmel voll Regenwolken hängt und ein eisiger Wind Hagel und Schnee den Reisenden beim Verlassen der Hütte in das Gesicht peitscht, so daß von Sonne und Bergen umher nicht eine Spur zu sehen ist — so dürfte bei den zerschlagenen Gliedern und nüchternem Magen diese Hochgebirgsromantik doch etwas zu stark ungewöhnlich werden. Ueber diesen Punkt läßt uns jedoch das lebenswahre Bild von Braun im Ungewissen, allzu behaglich und bequem war aber dieß ländliche Nachtlager nicht, das läßt uns der Maler deutlich und recht ergötzlich schauen. Dieß Skizzenbuch aus dem Gebirge, das 25 solcher sichtbar nach dem Leben gezeichneter Bilder bringt, möchten wir unsern Lesern als künstlerisch werthvolles Erinnerungsbuch an ihre Sommerreisen empfehlen.

Wie der Controllor zu einer Frau kam.

Humoreske

von

K. Miro.

(Nachdruck verboten.)

Mein Freund, der Controllor Kampfmüller, hatte das Ideal seines Lebens errungen. Wenige Menschen können von sich sagen, daß sie das Ziel ihres Lebens und Strebens erreichten; zu den glücklichen Ausnahmen gehörte der Controllor. Als er noch im Flügelkleide der Unschuld, das in einem kurzen Höschen und fadenscheiniger Jacke bestand, von seinem Vater, dem Diurnisten Kampfmüller, zum ersten Mal vor die Stadt hinaus geführt wurde, da erblickte er auch zum ersten Male sein Ideal, welches er von da an mit einer Ausdauer verfolgte, die ihn den Heroen der Vergangenheit, den Yankees der Gegenwart und den Musikern Bayreuths würdig zur Seite stellte.

Dieses Ideal bestand in einer scheckigen Kuh mit dem dazu gehörigen Stall, einem an letztern angebauten Häuschen mit grün angestrichenen Fensterläden; das Ganze zierlich garnirt mit Gras, einigen gelben und rothen Blumen und Birnbäumen.

Es sei gleich hier bemerkt, daß der Controllor auch ein sterblicher Mensch war, keineswegs vollkommen wie ein Gott, und daß er daher neben dem Kultus seines Ideals noch einigen Passionen fröhnte.

Wir sind ja Alle so; der sentimentalste Schwärmer kann im Ballet beim Anblick einer reizenden Fußspitze einen Moment lang auf die blauen Augen und falschen Locken seines Ideals vergessen; der ehrgeizigste Ministerkandidat läßt sich bisweilen verleiten, eine Direktionsstelle bei einer Bahnverwaltung anzunehmen; der jugendliche Held, welcher nach dem Marschallsstabe strebt, verschmäht den kalten Braten nicht, welchen ihm irgend eine Guste oder Lorle oder Pepi heimlich zusteckt. Weßhalb sollte daher mein Freund, der Controllor, nicht auch noch nebenbei lange Pfeifen rauchen, mit Vorliebe Birnen essen und — Darteln!

Was Darteln ist? — Das nichtswürdigste Spiel, welches einer Sage nach Moses damals erfand, als er auf dem Berge Sinai das Erscheinen der ersten Reichsgesetzblätter erwartete.

Die barbarische Sprache dieses Spiels scheint von den Hunnen, die komplizirte Rechnung von egyptischen Mathematikern erfunden zu sein; man muß Hieroglyphen malen und in den Zügen des Partners lesen können, und — wer Pech hat, verliert trotzdem.

Lange Pfeifen, saftige Birnen und das Darteln waren die Schattenseiten des Controllors, welche er jedoch seinen verschiedenen Chefs geschickt zu verbergen wußte.

Seine Knabenjahre hatte er theils mit Gymnasialstudien, theils mit Unterrichtgeben verbracht; ersteres nährte seinen Geist, letzteres den Körper, beide aber machten nur mäßige Ansprüche, so daß einerseits die Gelehrten Deutschlands keine Konkurrenz zu befürchten hatten, andererseits er so viel Geld erübrigte, um in den Ferien Entdeckungsreisen nach jener Stätte zu machen, wo er einst seine Pension verzehren können würde.

Als er dann Praktikant geworden war, da stürzte er sich mit wahrem Feuereifer in den Wust der Steueramtsausweise und Gemeinderechnungen, um sich durch dieselben den Weg nach seinem Ideale zu bahnen, das sich im Laufe der Jahre nur insofern änderte, als er sich noch einen rothen Anstrich des Häuschens wünschte.

Das Leben verfloß ihm in reizender Ereignißlosigkeit; er ging pünktlich in's Bureau und wurde hiefür von Zeit zu Zeit befördert, das heißt er bekam um fünfzig Gulden mehr Gehalt; er ging ebenso pünktlich in sein Stammwirthshaus und wurde in Folge dessen allmälig mager; er spielte endlich regelmäßig Nachmittags seine Partie Darteln und fand am Schlusse jeden Monats, daß er gewonnen habe. Aus der letztern Thatsache wird man sofort den Schluß ziehen können, daß er nie verliebt war. Und so war es auch.

Für den Controllor existirten die Frauen überhaupt nicht, er wußte von diesem Geschlechte weiter nichts, als daß es Waschfrauen gebe, welche die Knöpfe an den Hemden abreißen, und Quartierfrauen, die sie wieder annähen, wofür der Mann sündhaft viel Geld zahlen müsse. Man hörte ihn zwar nie über die Frauen böse Reden führen, wie es sonst das nichtswürdige Korps der Hagestolze zu thun pflegt; er sprach überhaupt nicht von ihnen.

Er war viel zu ehrlich, um über etwas zu urtheilen, das er absolut nicht kannte, eine Ehrlichkeit, die nicht so selten ist. Man hört beispielsweise nie einen unserer Philister über die Landplage der Moskitos schmähen, wohl aber über die Unannehmlichkeit böser Weiber und anderer Insekten.

Still und bescheiden hatte mein Freund zum Wohle des Staates Rechnungen revidirt und hatte die hohe Stufe eines Offizials erster Klasse errungen. Ebensowenig als ihn seine Mitmenschen beachteten, hatte ihm bisher das Glück Aufmerksamkeit geschenkt; zweiundzwanzig Jahre hindurch hatte er sich abgemüht und war seinem Ideal erst um wenige hundert Gulden näher gekommen. Da fiel es der launischen Göttin plötzlich ein, den armen, an den Bureautisch gefesselten Prometheus mit einem sonnigen Blicke zu bedenken.

Eines Nachmittags gewann er seinem Partner sämmtliche Partieen ab, und dieser meinte am Schluß ärgerlich, Kampfmüller hätte heut ein so unverschämtes Glück, daß er sicherlich einen Treffer machen müsse, wenn er in die Lotterie setze. Mein Freund vernahm mit einigem Erstaunen diese Prophezeiung; er hatte bisher ebensowenig an das menschenfreundliche Institut der Lotterie gedacht, als er sich um die sonstigen Weltereignisse kümmerte.

Der Gedanke an einen hohen Treffer verließ ihn jedoch nicht mehr, quälte ihn bei Tag im Bureau und vergiftete seinen Schlaf. Zum ersten Mal in seinem Leben träumte Kampfmüller und zwar lauter Zahlen. Da faßte er einen heroischen Entschluß: er trug den Gewinnst jenes Tages wirklich in die Lotterie und harrte nun geduldig auf das Resultat der Ziehung.

Inzwischen war ihm die Revision einer großen, verwickelten Baurechnung übertragen worden und er fand darin einen Fehler, welcher dem Staat einige tausend Gulden gekostet hätte, wenn nicht sein Scharfsinn ihn aufgefunden hätte. Er erhielt dafür eine Belobung vom Minister und den Titel eines Controllors. Der Amtsdiener, welcher ihm das Dekret brachte, theilte ihm bei dieser Gelegenheit auch das Resultat der Ziehung mit und Kampfmüller erfuhr, daß er dreitausend Gulden gewonnen habe.

Mit jener klassischen Ruhe, welche nur großen Geistern und Rechnungsbeamten eigen ist, nahm er diese Kunde auf, setzte sich gelassen zu seinem Schreibtisch und schrieb sein Gesuch um Pensionirung. Es wurde ihm bewilligt und der Controllor war frei und glücklich, er konnte nun von seinem Ideale Besitz ergreifen.

Ein halbes Jahr hindurch suchte er nun nach einer scheckigen Kuh mit dem Stall und dem Häuschen und fand endlich sein Ideal in entsprechender Vollkommenheit in dem kleinen Markte Peyrbach. Ein weiteres halbes Jahr bedurfte er, um das errungene Besitzthum nach seinem geläuterten Geschmack umzugestalten. Die Kuh wurde vorerst rein gestriegelt, der Stall mit rothen Ziegeln gepflastert und außen hellgrün angestrichen, während er sein Wohnhaus mit rother Farbe übertünchte und die Fensterläden grün bemalte.

Er that dieß Alles mit eigener Hand, ja er zimmerte sich sogar unter dem großen Birnbaum seines Gärtchens eine Bank mit einem Tische davor und setzte in der Stadt gekaufte Blumen eigenhändig in die Beete.

In diesen idyllischen Winkel trug der Controllor das Bewußtsein seines Glückes, seine Schweigsamkeit und Menschenscheu, seine langen Pfeifen und seine Passion für Birnen. Nur auf Eines mußte er verzichten, es ist ja kein Glück vollkommen auf Erden, und das war das Darteln. In Peyrbach und zehn Meilen in der Runde lebte Niemand, der das Spiel kannte, und Kampfmüller war Manns genug, um die ihm zugemuthete Untreue, anstatt Darteln mit dem Pfarrer und dem Notar Tarock zu spielen, nicht zu begehen. Dieß schädigte zwar sein Ansehen in den Augen seiner neuen Mitbürger und brachte ihm den Ruf abscheulicher Ungeselligkeit ein. Doch was kümmerte dieß den Controllor? Er war ja froh, wenn er kein menschliches Wesen sah, und fühlte sich unglücklich, wenn er mit Jemandem sprechen sollte.

Mit erhabener Seelenruhe saß er unter dem Birnbaume, rauchte und las die Zeitung; war er des Alleinseins müde, ging er hin und kraute seiner scheckigen Kuh das gehörnte Haupt.

Eine neue Spezies des Frauengeschlechtes hatte er ja ohnehin kennen lernen müssen, nämlich jene der ländlichen Haus- und Kuhmagd. Mit dem Inventar des Besitzthums hatte er auch die Vroni übernommen, welche Kaffee und Knödel mit Sauerkraut kochen, die Kuh melken und Hemden waschen konnte, ohne die Knöpfe abzureißen. Ihr sonstige Seelengüte und Häßlichkeit beachtete er nicht. Kampfmüller war glücklich — so glücklich, daß es den Neid der Götter erregen mußte.

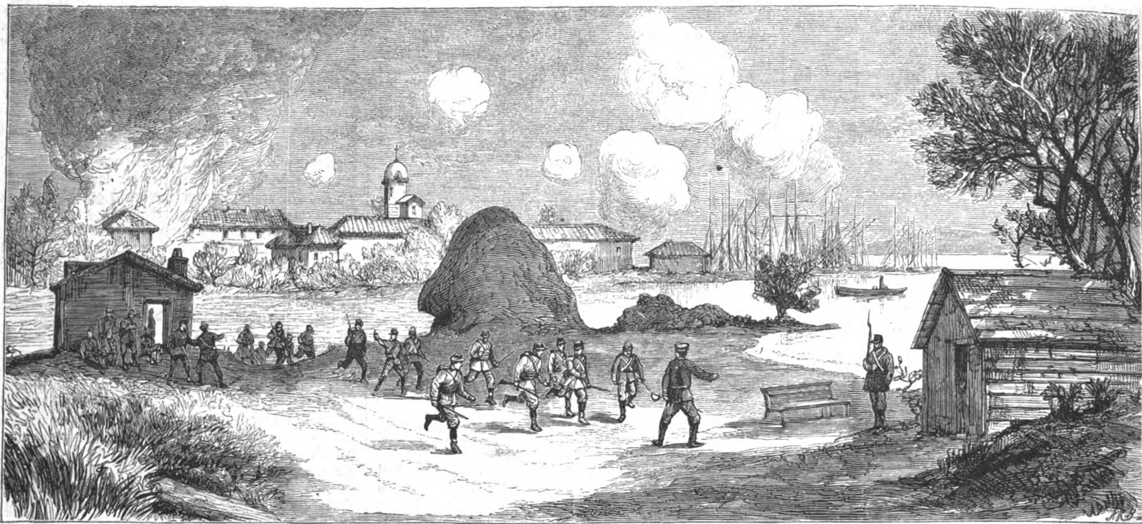
*

Frühling war es geworden, die Birnbäume blühten und die schönsten Kuhblumen sproßten auf den üppigen Wiesen.

Der Controllor saß auf seiner Bank und sah vergnügt auf die Straße hinaus, auf der die Jugend Maientänze aufführte. Da kam ein kleines Wägelchen die Straße herauf und hielt vor dem Hause. Der Kutscher deutete mit der Peitsche auf dasselbe und sagte etwas zu seinem Passagier, der eigentlich ein Mädchen war, welches nunmehr rasch herabsprang, geradewegs auf die Gartenthüre zuging und einige Sekunden später vor dem Controllor stand.

„Da bin ich Onkel, grüß Gott!" — —

Der Kutscher hob indessen einen Koffer vom Wagen, schleppte ihn in's Haus und stellte ihn zu Füßen der Vroni nieder, die wie eine antike, mit Patina überzogene Bronzestatue unter der Hausthüre stand.



Der orientalische Krieg. **Beschießung von Giurgewo.** (S. 558.)

Der Controllor erinnerte sich, daß er im Leben „Junge", „Gymnasiast", „Herr Praktikant", „Herr Offizial", „Herr Controllor" genannt worden war, daß er aber auf den Titel „Onkel" Anspruch habe, war ihm eine so ungeheuerliche Neuigkeit, daß ihm das Unerhörte passirte — die Pfeife ging aus.

„Na, das ist ein schöner Empfang, Onkel!" sagte das Mädchen, „Du siehst mich ja an, als ob ich eine Meerkatze wäre! Ei, wenn Du mir keinen Kuß gibst, so muß ich Dir ihn geben."

Und das dämonische, entsetzliche Wesen packte den armen Controllor und gab ihm auf seinen rauchgeschwärzten Schnurrbart einen so kräftigen Kuß, daß der Unglückliche den Athem verlor und im Schrecken die Pfeife fallen ließ.

„Den abscheulichen Tabak mußt Du Dir abgewöhnen," sagte das Ungeheuer, „er ist Dir ohnehin nicht gesund. Herr des Himmels, wie Du aussiehst! Du mußt ja rein nichts zu essen bekommen! Na, das soll anders werden!"

Der Controllor schien den letzten Rest seiner Sprechfähigkeit verloren zu haben.

„Mei — mein Fräul—" begann er, wobei ihm so ängstlich zu Muthe war, als hätte er selbst die Rechnung seines Lebens revidirt und alle Posten falsch befunden.

Die Hand des Mädchens legte sich auf seinen Mund, der zusammenklappte wie eine Mausfalle.

„Was! Fräulein willst Du zu mir sagen? Das wäre schön! Ich heiße Anna, und wenn Dir der Name zu lang ist, so kannst Du mich Netti rufen. Punktum!"

Und der Controllor nickte dazu und sprach unbewußt nach: „Netti!"

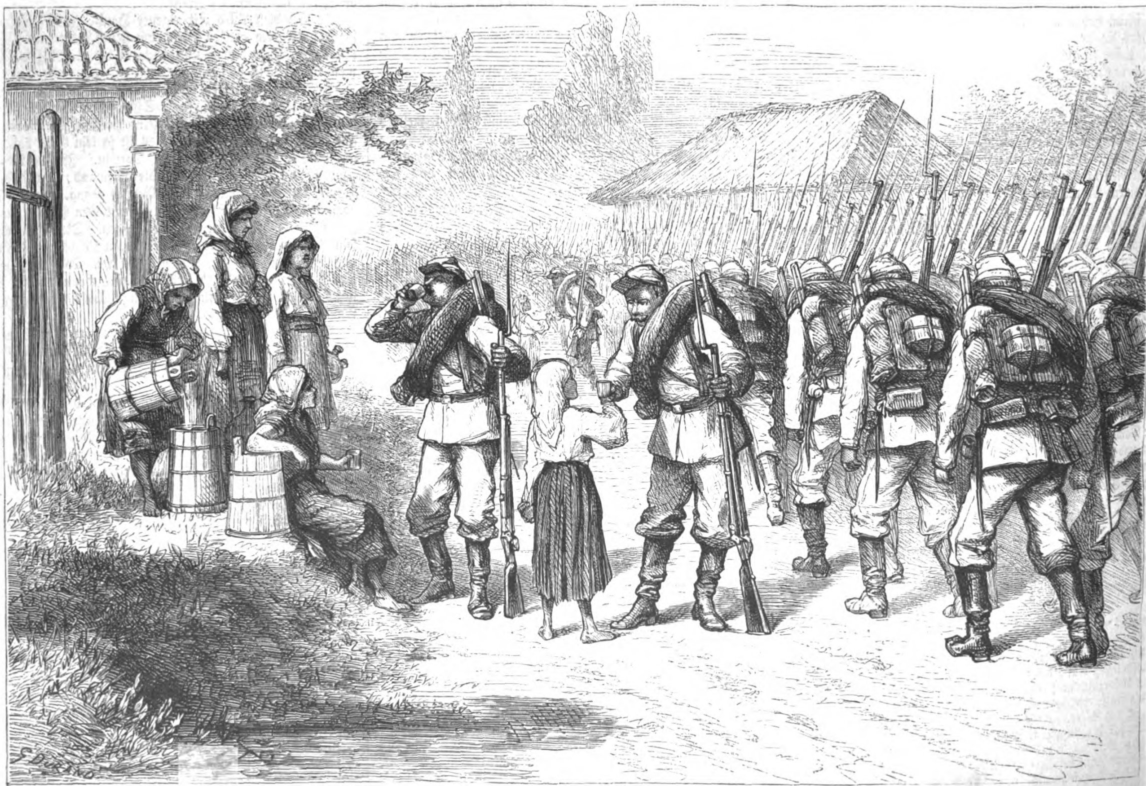
„So ist's recht," lachte die Hexe, und ehe der Unglückliche nur das Unheil ahnen konnte, hatte er einen zweiten Kuß erhalten.

„So, jetzt gehe ich in das Haus und kleide mich um, dann koche ich Dir einen Kaffee und hernach wollen wir plaudern. — Ich habe Dir auch etwas mitgebracht," flüsterte sie ihm zu, „das bekommst Du aber erst" — sie sah ihn schelmisch an — „wenn Du mich nicht mehr so abscheulich ansiehst."

Die Vroni unter der Hausthür erhielt einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter und hörte den Eindringling sagen:

„So, jetzt führe mich auf mein Zimmer."

Und die Vroni nahm schweigend den Koffer und öffnete die Thüre zu dem „schönen" Zimmer, welches der Controllor nur alle acht Tage betrat, um den Staub von den Möbeln zu wischen. Dann schüttelte Vroni den Kopf, theils aus Verwun-



Der orientalische Krieg. **Uebergang der Russen über die Donau: Frisches Wasser am Wege.** (S. 558.)



Der orientalische Krieg. Baschi-Bozuks und Tscherkessen kehren von einem Raubzug am rumänischen Donauufer zurück. (S. 559.)

derung, theils aus Entrüstung über die Rücksichtslosigkeit gewisser Männer, welche Nichten einladen, ohne ihrer Wirthschafterin etwas davon zu sagen.

Im Garten saß der Controllor und bemühte sich zu denken. Es war allerdings möglich, daß ein Bruder oder eine Schwester eine Tochter hätten, aber er war, soweit er sich erinnern konnte, der einzige Sprosse seines Vaters. Auf natürlichem Wege konnte er daher nicht Onkel geworden sein, es mußte irgend ein Wunder vorliegen. Er begann in der That daran zu zweifeln, daß das Wesen, welches sich Netti nannte, ein irdisches Geschöpf sei; ein solches würde ja doch mehr Ehrfurcht vor den Prinzipien Kampfmüller's gehabt und nicht mit zwei frevelhaften Küssen dessen vierzigjährige Seelenruhe meuchlings gemordet haben.

Jetzt rächte es sich, daß er von Jugend an die Frauen ignorirt hatte; es rächte sich dieses Verbrechen durch eine unbesiegliche Schüchternheit, die seinen Mund stumm machte und seinen Willen lähmte. Das erste weibliche Wesen, das ihm nahe — ach nur allzu nahe — getreten war, hatte ihm seine Seele weggezaubert und ihn zum Automaten gemacht. — —

„Da bin ich," sagte Anna und stellte sich wieder vor ihn hin.

Er schaute; ob er aber sah, daß das Mädchen mit den schelmischen braunen Augen, den zierlich geflochtenen Zöpfen und dem lächelnden Munde schön sei, darf man nicht behaupten.

„Die Vroni wird den Kaffee gleich bringen. Ich werde indessen den Tisch decken."

Sie hatte alles Nöthige bereits mitgebracht und richtete nun den hölzernen rohen Tisch so appetitlich her, daß der Controllor das Gefühl hatte, als würde ihm heute der Kaffee außerordentlich gut schmecken.

„Sehr — sehr liebenswürdig!" sagte er nach langem Besinnen.

Anna lachte.

„Nun, Zeit hat es gebraucht, bis Du liebenswürdig wurdest, Onkelchen! Du mußt nicht böse sein, wenn ich Alles gerade und offen heraussage, was mir im Sinne liegt. Siehst Du, ich wußte schon, daß Du ein mürrischer, finsterer, kurz, abscheulicher Onkel seiest."

„So? Abscheulich?" stammelte er und sah erschreckt auf.

Sie drohte ihm mit dem Finger.

„Ja, so sagten mir die Leute."

„Die Leute?" wiederholte er.

„Denke Dir nur, Niemand im Orte kannte Deinen Namen, erst als ich sagte, Du seiest Controllor, zeigten sie mir Dein Haus. ‚Ah, der Controllor,' hieß es, ‚zu dem menschenscheuen Kerl' — sie sagten wirklich ‚Kerl' — ‚wollen Sie?' Siehst Du, Onkelchen, darüber habe ich mich geärgert und mir vorgenommen, Dich zu einem lustigen, lachenden, liebenswürdigen Onkel zu machen, ob es Dir nun recht ist oder nicht! Du mußt!"

Sie stampfte mit ihrem Füßchen auf den Boden und stemmte ihre runden Arme in die Hüften, so daß ihre dralle Gestalt so recht hervortrat.

Der Controllor aber machte eine Bewegung, die wie eine rührende Bitte und zugleich ein feierliches Versprechen erschien, daß er wirklich ein „liebenswürdiger Onkel" werden wolle.

Der Kaffee kam, Anna goß ihm die Tasse voll und traf die richtige Mischung der Milch und des Kaffees zum Entzücken des Controllors.

Sie setzte sich dann zu ihm, erzählte ihm von der Stadt, von ihren Eltern und den Geschwistern, welche ihr so viel zu schaffen machten, ihrer Krankheit, welche eigentlich die Ursache war, daß man sie zu dem Onkel auf das Land sandte, brachte ihm Grüße von Basen, Vettern und Leuten, deren Existenz dem Controllor so unbekannt war als ob sie in China lebten; kurz, sie plauderte von Dingen, welche dem „Onkel" wie Märchen klangen.

Mehr als einmal versuchte er, sie zu unterbrechen und zu sagen: „Aber ich kenne ja alle diese Leute ebensowenig wie Dich," aber sobald das Wort in die Kehle kam, blieb es da elend stecken und er mußte es mit einem Schluck Kaffee hinabwürgen.

Bei dem ganzen wunderbaren Ereigniß war es vielleicht das am wenigsten Wunderbare, daß nach zwei Stunden der Controllor daran glaubte, er habe eine Nichte, die Netti heiße, und es sei niemals anders gewesen. Ja, er glaubte noch mehr: daß ihm diese Netti vom Himmel eigens zugesendet worden wäre, damit ihm der Kaffee besser schmecke und er Jemandem seine scheckige Kuh zeigen könne.

In der That, Anna hatte den Controllor so bezaubert, daß er sie in das Heiligthum, den hellgrünen Stall, führte und ihr mit freudigem Stolze die Kuh zeigte, welche sich wundern mußte, den Controllor ohne Pfeife zu sehen.

Anna kraute dem Thiere den Kopf und sagte:

„Welch' ein herziges Thier!"

So groß muß das Entzücken der Seelen sein, welche nach einem längern Aufenthalt in den sechs Vorhimmeln endlich in den siebenten Himmel eingeführt werden, als es jetzt der Controllor fühlte. In dem Moment war er vollkommen überzeugt, Anna sei vom Anfange der Welt an seine Nichte gewesen.

Fröhlich und heiter aßen Beide zu Abend, der Controllor wagte sogar, eine Anekdote, die sein Kollege im Bureau alle vierzehn Tage zu erzählen pflegte, vorzubringen, und — küßte dem Mädchen das Händchen. Ja, er that es, so unglaublich dieß klingen mag.

Das kam nämlich so:

Mein Freund hatte seine langjährigen Freunde, die Pfeifen, heute schnöderweise vergessen; aber sein Mund konnte der Gewohnheit nicht untreu werden, und so machte er denn hie und da Bewegungen, als gälte es, einer Riesenpfeife den hartnäckig verweigerten Rauch zu entlocken.

Anna hatte dieß bemerkt und Mitleid ergriff ihr Herz.

Eigenhändig brachte sie die längste und schönste Pfeife herbei, eigenhändig zündete sie dieselbe an. Hätte der Controllor überhaupt weinen können, er würde Thränen der Rührung vergossen haben. — Nachts hatte er einen Traum, den zweiten seines Lebens. Nur sah er dießmal lauter fröhliche, schelmische Mädchen, die alle Netti hießen und ihn bald den abscheulichen, bald den lieben Onkel nannten und ihn küßten, daß ihm heiß zum Ersticken wurde.

Als er dann Morgens — sehr spät, wie man leider eingestehen muß — aufstand, sah er verwundert sein Haus an. Dasselbe war so spiegelblank geputzt, so zierlich aufgeräumt, daß es eine helle Freude war.

Freilich hatte Anna seit dem Morgengrauen gewirthschaftet, daß die Vroni kaum zu Athem kommen konnte. Und eine große Ueberraschung harrte noch seiner: Anna kam ihm entgegen in einem Morgenkleide, das ihr reizend stand, und brachte ihm einen großen, warmen, buntgestickten Schlafrock.

„So, Onkelchen," sagte sie, „das habe ich für Dich mitgebracht, weil Du immer schriebst, Du leidest an Rheumatismen. Aber einen Kuß mußt Du mir geben."

Nun war es zwar schnöde Verleumdung, daß der Controllor an Rheumatismen leide, aber der Schlafrock war zu schön und der Preis so billig, daß er nicht umhin konnte, den Kuß zu geben, was er ganz herzhaft und gar nicht mehr schüchtern that. —

Sie saßen beim Frühstück.

„Ich hätte mir Feurbach nicht so hübsch vorgestellt," bemerkte Anna, „Du schriebst, es sei ein langweiliges Nest."

„Peyrbach — heißt der Markt," korrigirte mild der Controllor.

„Peyrbach sagst Du? Ich dachte doch immer, es hieße Feurbach. — — Alle unsere Briefe waren ja nach Feurbach adressirt."

„Feurbach ist vier Stunden von hier entfernt," erwiederte der Controllor, den jetzt eine unerklärliche Bangigkeit ergriff.

„Feurbach? Vier Stunden von hier entfernt?" wiederholte Anna, indem sie etwas wegrückte. „Ja, wie ist mir denn? Bist Du — sind Sie nicht der Controllor Huber?"

„Nein, ich bin der Controllor Kampfmüller."

So hart war es meinem Freunde noch nie geworden, seinen Namen auszusprechen.

Anna sprang auf, tief erröthend, und wußte nicht, wohin sie in ihrer Verlegenheit die Blicke richten sollte.

„Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Was werden Sie jetzt von mir denken?" rief sie nach einer Weile aus. —

„Ich bitte um Entschuldigung — aber ich — ich meinte — ich wußte nicht —"

Er brach ab, denn er wußte wahrhaftig nicht, was er sagen sollte.

Plötzlich fing sie an zu lachen.

„Es ist doch zu komisch!"

„Ich?" fragte er bestürzt.

„Nein! Nein!" versicherte sie eifrig, „aber die ganze Geschichte!"

„Gott sei Dank!" dachte der Controllor und faßte neuen Muth.

„Aber jetzt werde ich schnell meine Sachen wieder einpacken und Sie von meiner Gegenwart befreien."

„Muß es sein?"

Sie sah ihn groß an.

„Ich kann ja doch nicht hier bleiben!"

Er hätte gern etwas darauf erwiedert, wenn er nur das richtige Wort gefunden hätte. Aber das war es ja eben, das Wort fehlte ihm.

Sie begab sich in's Haus und er ging zu seiner Kuh, die er melancholisch streichelte, wobei ihn ein ganz wehmüthiges Gefühl überkam. Die Vroni hatte indessen gegen Geld und gute Worte einen Bauern bewogen, sein Gefährte für die Reise nach Feurbach beizustellen.

Anna reichte beim Einsteigen dem Controllor die Hand:

„Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, daß ich Sie so überfiel. Ich bin nun einmal von Natur aus dazu bestimmt, lose Streiche zu machen. Behalten Sie mich in freundlichem Andenken."

Der Controllor mußte plötzlich heiser geworden sein, denn es klang kaum vernehmbar, als er sagte:

„Möchten Sie nicht wieder kommen?"

Anna wollte eben auflachen, als sie aber dem Controllor in's Gesicht blickte, verstummte sie und wurde roth. Dieß Gesicht, vertrocknet und scharfeckig wie die Ziffern, die der Mann je geschrieben, vergilbt wie altes Papier und düster wie eine verstaubte Kanzlei, war jetzt verklärt von dem Wiederscheine der Glut, welche dieses seelenlose, automatenhafte Wesen verbrannte, und wie ein Phönix erhob sich daraus ein neuer Mensch, fühlend und empfindend, der urewigen Bestimmung, zu lieben, bewußt. In dieser Stunde wurde der Controllor erst zum Menschen geboren und die Weihe dieses Momentes verschönte seine Gestalt und gab ihm die Sprache.

Anna empfand die Wärme des Feuerstromes, welcher aus verborgener Tiefe plötzlich hervorgebrochen war und eine Seele gebar. —

„Auf Wiedersehen denn," sagte sie leise und zog sanft ihre Hand aus der seinen zurück.

Lange sah er noch dem Wagen nach, dann ging er hin und setzte sich wieder unter den Birnbaum. Er hatte nicht bemerkt, daß er den Schlafrock noch am Leibe hatte, der dem wirklichen Onkel bestimmt war. Erst beim Mittagessen machte ihn Vroni darauf aufmerksam. Merkwürdigerweise erschrak er nicht, sondern lächelte nur; dann aber setzte er sich zu seinem Schreibtisch und schrieb einen Brief. Die Adresse, welche Vroni neugierig las, als sie ihn zum Postmeister trug, lautete:

„Hochwohlgeboren Herrn Controllor Huber in Feurbach."

Der Brief kostete doppeltes Porto, es mußten wohl mehrere Bogen darin sein.

*

„Männchen, Du hast etwas auf dem Herzen; ich sehe es Dir an."

„Ja, siehst Du, ich möchte Dich fragen — aber —"

„Das muß etwas Ungeheuerliches sein, daß Du mit der Sprache gar nicht herausrückst. Ich sterbe schon vor Neugierde."

„Nun, nur nicht so ungeduldig. Weißt Du, ich möchte wissen, ob Du nicht etwas lernen wolltest?"

„Lernen? Was denn?"

„Das — das Darteln!"

„Darteln!"

Ein helles, herzliches Gelächter erscholl.

„Was ist dieß für ein Ding?"

„O, dieß ist das schönste Spiel, amüsant und geistreich, sage ich Dir, und gar nicht schwer. Ich werde es Dir sogleich erklären." — —

Die Frau Controllorin Kampfmüller mußte wirklich das Darteln lernen. Ja, so sind die Männer, da überschüttet sie das Glück mit seinem Füllhorn und gibt ihnen statt einem gleich zwei Ideale, und dennoch lassen sie nicht von ihren Passionen.

Aber die Frau Controllorin brachte es nicht zur Meisterschaft im Spiel und daran war ein kleines Aennchen Schuld, welches den Controllor so in Anspruch nahm, daß er seine Kuh, seine Pfeifen und das Darteln ganz vergaß. Es gibt eben so kleine, herzige, lachende und pausbackige Gründe, welche selbst die Controllore zum Aufgeben ihrer Passionen bewegen können.

Der kleine Verbrecher.

(Bild S. 552.)

„Ich konnte nichts dafür." — „„Natürlich,
Das sagst Du stets, das weiß ich schon,
Du kannst nicht anständig, manierlich
Gehn, wie zum Beispiel Schwarzens Sohn."" —

„Ein Hund ist gegen mir gelaufen." —
„„Versteht sich! Dick und blond und rund,
Mit dem hast schnell Du müssen raufen,
Und Friedrich Able heißt der Hund.

„„Schämst Du Dich nicht, noch so zu lügen?
Wart' nur! Das ist Dein Lebenslauf,
Der Scharfrichter wird noch Dich kriegen,
Ich seh' ihn henken schon Dich auf.

„„Jetzt gehst Du gleich und suchst mir Schnecken,
Und Kirschen kriegst Du heute nicht. —""
O weh! Das ist ein stärkerer Schrecken,
Als Henker, Galgen und Gericht.

K.-B.

Die O'Kellys von Killarney.

Erzählung

von

W. Passauer.

(Schluß.)

Ein wüstes Geschrei antwortete ihm und schallte von dem steinernen, alten Gerichtsgebäude zurück. Tom winkte mit der Hand.

„Der Ankläger spricht — der neue Richter aus Limerick spricht — der Schuft, der sich um uns herumgeschlichen wie der Fuchs um seinen Bau — still! — Er spricht, hör' ihn sprechen — die Zeugen sagen aus, — Gott verdamm' die Zeugen!" —

Und unten ward's still, nur der Wind pfiff und der Regen rauschte wieder herab über den Haufen — aber der Haufe stand und starrte mit offenen Augen und offenen Mäulern nach Tom Lubbie und nach dem dritten Fenster. Und wieder winkte das rothe Tuch aus dem Fenster.

„Ein dreifaches cheer dem Harry Macleod, dem Vertheidiger, dem braven, wackern Harry Macleod! — Hoch! — Hoch! — Noch einmal, daß sie wissen, wir stehen und warten und wachen um das Recht und um die O'Kellys! — Er ist fertig!" schrie Tom Lubbie, als das rothe Tuch wieder aus dem Fenster winkte, „jetzt horcht auf — die Geschworenen stimmen ab über Tod und Leben der O'Kellys — still und horcht auf!"

Waren still und horchten auf. Auch Regen und Wind schwiegen eine Weile, als wüßten sie, es handle sich um Leben oder Tod zweier wackeren Jungen, der besten Jungen von Killarney.

Alle Gesichter — diese wüsten, triefenden Gesichter, diese trotzigen Augen starrten athemlos nach den Fenstern, nach dem dritten Fenster, nach Tom Lubbie, der an dem Steinhaufen, unter dem Fenster zusammengekauert, lauernd hing wie ein

Thurmfalke an der Mauer. Sie schwiegen und starrten nach dem dritten Fenster — es war ein Augenblick in diesen armen Seelen, in dem sie Noth und Hunger und die Qual ihres elenden Daseins vergaßen, in dem ihr Sinn und Gedanke auf einen Punkt zusammengepreßt war, obwohl auch da kaum aus eigener innerer Bewegung, auch da aufgereizt, aufgestachelt, entflammt durch Geld und Trunk, — aber doch standen und starrten sie athemlos, denn es handelte sich um eine Entscheidung über Leben und Tod. Und Leben und Tod verstanden sie, das packte sie, obgleich ihr Leben ein werthloser, elender Besitz und der Tod Erlösung aus diesem elenden Leben bedeutete und ihnen nichts nahm, was eines Hellers Werth hatte.

Und wie nun in dieser fieberhaften, regungslosen Spannung von Innen aus dem Saale plötzlich ein dumpfes Geräusch herausdrang und die Hand mit dem rothen Tuch aus dem Fenster hervorkam und lustig flaggte und geschwenkt ward und wie Tom Lubbie, den Filz in die Luft werfend, von dem Stein herabsprang, schreiend: „Freigesprochen!" — da erhob sich ein Jauchzen — „Freigesprochen!" — ein wüstes, tosendes Gebrüll — „Freigesprochen!" — ein Aufschrei der Freude, als ob jede dieser elenden, armen, schmutzigen Seelen freigesprochen sei von aller Noth und Sorge und Qual des Daseins!

Tom Lubbie rannte voran in das düstere Portal hinein, ihm nach drängte der ganze tobende Haufe, und mitten in diesen Haufen, umschwärmt, umjauchzt von diesem Haufen, traten Hand in Hand Fred und Larry O'Kelly aus dem Portal. Fred, mit festen, feurigen Augen um sich blickend, aber Larry bleich, abgespannt, mit niedergebeugtem Gesicht, mit tief gesenkten Blicken. Das Schreien, der Jubel, die „Hoch O'Kellys!" hatten kein Ende, als der Zug im strömenden Regen die Gasse hinab flutete. Fenster und Thüren öffneten sich, und was daheim geblieben, grüßte mit Händen und Tüchern aus Fenstern und Thüren.

Und durch das Gedränge machte sich jetzt ein glänzender Verdeckwagen mit zwei muthigen Pferden Bahn, bis dicht an die O'Kellys heran und der Advokat Macleod öffnete den Wagenschlag und streckte den beiden Befreiten die Hände entgegen.

„Steigen Sie ein, steigen Sie rasch ein, Fred O'Kelly, Larry, steigen Sie ein. Ich bringe Sie nach O'Kelly's Cottage aus diesem Regen und Schmutz und —"

„Nein, Mister Macleod, wir bleiben!" rief ihm Fred zu. „Sie haben gesprochen für uns — Dank Ihnen, Herr — Die hier haben auch für uns gehandelt, wenn auch nur mit Drohen und Schreien — und wer weiß — wer kann's sagen, ob — nun, wir gehen mit Diesen! Fahren Sie voran und melden Sie uns in der Cottage — wir kommen Alle, Alle nach — melden Sie die Gäste an bei meiner Mutter!"

Harry Macleod sah ihn erstaunt an; dann zuckte er verächtlich mit den Lippen, mit den Schultern.

„Für baares Geld und Whisky," murmelte er, schlug den Wagen zu und fuhr rasch weiter.

Der Schwarm wälzte sich ihm nach, die Gasse entlang, zur Stadt hinaus, die Anhöhe empor nach O'Kelly's Cottage, in den Hof hinein, vor die Treppe des Hauses. Und auf der Treppe stand das Gesinde, Mägde und Knechte, und schwenkten Tücher zum Willkomm.

Aber Fred und Larry drängten sich rasch durch den Schwarm hindurch in den Saal, wo die Mutter, abgespannt, bleich, zwischen Florence und Macleod in ihrem Lehnstuhl saß und mit ihren alten Armen die Söhne beide umklammert hielt und mit ihren Thränen benetzte.

„Gott segne — Gott segne euch, meine Kinder! — Gott vergebe euch, wie ich euch vergebe, was ihr gethan — er hat meine Thränen gesehen und hat sie getrocknet mit dem Tuche des Erbarmens! — Er hat euch vergeben, denn er hat euch gerettet. Gott segne Sie, Harry Macleod, Sie haben für meine Kinder gesprochen! Gott segne das Volk von Killarney, das zu euch gestanden in der Stunde der Entscheidung!"

„Mutter, geliebte Mutter," rief Larry, „vergiß und vergib!"

„Schweige, mein Larry, was hat ein Mutterherz zu vergeben und zu vergessen, das seine Kinder wieder hat, gerettet aus Schande und Tod? — Jetzt aber geht, geht hinaus, öffnet die Keller und Kammern und bewirthet die Gäste, sie sollen eine Stunde ihre Noth und ihr Elend vergessen, — sie sollen empfinden, daß Freude ist in Killarney, und Theil haben an dem Glück der O'Kellys, der Mutter, der Gott ihre Söhne wiedergegeben. Geht, geht, — Florence, geh' — Harry Macleod, gehen Sie — laßt mich allein, allein mit Gott und meiner Freude, daß ich nicht irre gehe in meiner Freude und mich sammle zu Gott in meinem Glück!"

Sie gingen hinaus.

Draußen in der hohen Vorhalle stand Florence still und ergriff Larry's Hände, und über sein bleiches Gesicht flog ein tiefes Roth, als sie seine Hände berührte.

„O, auch ich muß es sagen, ich muß reden, sonst stößt es mir das Herz ab, daß ich so fröhlich bin, nun ihr frei und zu Hause seid! — O Larry, wir haben Tag und Nacht geweint und gebetet — o Larry —"

Sie konnte nicht weiter, sie lehnte das süße Gesicht an seine Schulter. Er schob sie sanft von sich und blickte sie an mit einem Blick innigster Zärtlichkeit aus seinen sanften, schönen Augen, umfaßte sie dann stumm und zog sie an sich und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn.

Fred stand daneben, auf Beide seine dunklen Augen heftend. Aber als Florence sich abwandte und Hand in Hand mit Larry hinausging, ohne seiner zu achten, zogen sich seine Brauen düster zusammen. Er ward todtenbleich und taumelte gegen die Mauer und stand so eine kurze Weile. Er sah Niemand, denn sie waren Alle im Hof, in den Gesindestuben, in den Scheuern und Böden bei dem Volk von Killarney. Da ward aufgetragen und aufgetischt, getrunken und gegessen, gesungen und jubilirt, bis die Sonne sank und die Leute nach und nach einzeln und in Gruppen heimgingen nach Killarney. Noch aus der Ferne, die den rauhen Stimmen ihre Härte nahm und nur die klagende, uralt volksthümliche Melodie herüberbrachte, klang es melancholisch und verlor sich endlich im Weiten:

„Und trifft ihr am Abend
Kate Kearney
In der duftigen Flur von
Killarney —
Habt Acht, habt Acht,
O, ich bitt' euch, geht,
Wenn ihr lächeln sie seht —
Denn das Lächeln birgt Tod von
Kate Kearney! —
Und seht das schwarze Haar ihr wehen
Und seht ihr sie lächelnd vor euch stehen,
Geht — eh das Gift
Ihres Mundes euch trifft —
Eh' ihr sterbt am Kuß von
Kate Kearney! —"

Die Sonne war gesunken und der Mond kam roth herauf im stillen Wandel über die Nebel der Seen und ward mälig heller und bleicher und die Sterne blitzten zwischen den letzten Wolken, die, müde ihres Tagewerks, langsam vom Himmel abzogen. Larry war, erschöpft an Leib und Seele, früh zu Bett gegangen. Auch in Fred's Stube brannte kein Licht. Aber er stand am offenen Fenster und sah in die mondbeglänzte Weite hinaus, ging dann langsam im Zimmer auf und ab und stand wieder mit gekreuzten Armen am Fenster.

„Er liebt sie — o, ich habe es geahnt — jetzt weiß ich, daß er sie liebt," murmelte er. „Und hat mich vom Tode gerettet," setzte er mit tiefem Seufzer hinzu. „Wär' er nicht gekommen mit der falschen Anklage wider sich selbst, hätt' ich allein den Richtern gegenübergestanden als Mörder des Wildmeisters, o, sie hätten nicht gehört auf Macleod's Rede und auf die Drohungen des Volks und mein Todesurtheil wär' gefällt. Das wußte er, darum klagte er wider sich. Wollte mit mir leben oder sterben mit mir. Darum wurden wir freigesprochen, das weiß ich. Weiß es und will ihm nicht nachstehen — weiß, was ich thu', ob es gleich mein Ende ist und um mein Glück gethan und um ihres auf immerdar! — Aber ich steh' Keinem nach — will ihm nicht nachstehen und weiß, was ich thu'."

Er stand noch lang am Fenster und ging im Zimmer langsam auf und ab. Aber als von den Seen der Nachtwind kalt und feucht herauf kam, begann er zu zittern und zu frieren. Er schloß das Fenster und warf sich auf sein Bett.

Sein Entschluß war gefaßt. Er wußte, was er zu thun hatte. —

IV.

So schön war die Sonne lange nicht aufgegangen, selten die Luft so elastisch, der Morgen so prachtvoll wie an diesem Tage! —

Mit goldenen Füßen kommt die Sonne von Osten über den blitzenden Silberspiegel der Seen von Killarney daher, hüpft leicht über das üppige Grün der bewaldeten Eilande, berührt, bezaubert sie mit ihren Strahlen und läßt sie als in Blau und Gold gefaßte Smaragde zurück. Durch duftige Schatten und wechselndes, grünes Sonnengefunkel brechen nun am jenseitigen Ufer hinter den Dunstschleiern des Junimorgens die schön gezackten Riesenformen der Tomiesberge hervor, ihre in den blauen Aether hinaufstrebenden Silberscheitel von dem leichten Lichtduft gleich Fittigen umweht, ihre Füße streckend und wollüstig badend in der stillen blauen Fläche des Mucraßsees. Wie nächtens gefallene Sterne leuchten auf die Segel der Fischerboote im See. Dann läuft die Sonne über tiefe Wald- und Wiesenbreiten, vergoldet die niederen, dampfenden Dächer der Stadt, endlich über den röthlichen Bergeshang und nun ist sie da, ist sie oben im Park von O'Kelly's Cottage. Und der Park erwacht inmitten grüngoldener Funken und blitzender Edelgesteine, womit ihn Nachts die thaufeuchten Rosenfinger der Elfen bestreut.

Eine scheint zurückgeblieben. Eine schlanke Gestalt im leichten Morgenröckchen, ein hellrothseidenes Tuch mit silbernen Fransen um das lose lockige Goldhaar, eilt sie flüchtig die Nußbaumhecke hinab, in der noch gründunkle, feuchte Schatten weben und schweben.

Aber seitwärts biegt sie ab in das helle, warme Sonnenlicht heraus zu den Rosenbouquets. Sie steht da, bückt sich und biegt sich und küßt die frisch aufgeblühten Knospen und geht von einer zur andern und eine ist immer schöner als die andere, und jene lockt sie weiter zur dritten, zur vierten und die fünfte ist die schönste von allen — o, sie möchte sie alle sehen, alle grüßen, die der Morgenstrahl aufgeweckt. Da aber fährt sie zusammen und steht regungslos wie ein Marmorbild eine Sekunde und — husch ist sie fort, verschwunden hinter dem hohen Akazienbusch daneben.

Den Gang herauf aber kommen langsam männlich feste Schritte.

„Bleibe, bleibe nur, Larry, ich gehe allein, gehe, der armen Frau Lebewohl zu sagen."

„Ich will aber, Fred —"

„Bleibe, Larry, es ist kalt und feucht unten im Wald und ich bin zu Mittag wieder heim."

„Und Du hast Alles, Fred, das Geld und —"

„Habe Alles, Larry, habe das Geld und werde ihr sagen, daß Du morgen die Wagen schickst, sie mit den Kindern zu uns heraufzuholen. Unglückliches junges Weib, — der Gang zu ihr vor meiner Abreise ist nicht der leichteste. Ist sie auch ruhiger, in ihren Augen, in den unschuldigen Augen ihrer Kleinen fühle ich immer von Neuem die Anklage wider mich, den Mörder ihres Mannes, ihres Vaters. O, wär' ich fort, wär' ich endlich fort von hier! — Nun, leb' wohl, Larry," fuhr Fred, stehen bleibend, fort, „geh' hinauf, die kühle Luft thut Dir nicht wohl, geh'!"

Er reichte dem Bruder die Hand. Aber Larry blieb stehen und hielt die Hand fest und sah ihn traurig an.

„Und ist es unwiderruflich, Fred, Du gehst heute von uns?"

„Ich gehe, Larry, mich hält nichts, nichts!" sagte Fred fest und finster.

„Nichts? — Fred, sag' es mir noch einmal, nichts?" fragte Larry, ihn prüfend anblickend. „Auch sie nicht, auch Florence nicht?"

„Wie Du thöricht fragst, Larry!" erwiederte Fred, sich unmuthig abwendend. „Sie war ein Kind, als die Mutter die arme Waise der O'Flahertys zu uns brachte in's Haus. Wir haben mit ihr als Kinder gespielt, als Schwester mit ihr gespielt und gelacht und gezankt, und eine Schwester ist sie mir, mehr nichts. Soll ich um der Schwester willen zu Hause bleiben, wenn es mich hinaustreibt, eine andere Welt und andere Menschen und andere Länder kennen zu lernen? — Ha, Larry, ich bin jung und kühn," lachte er jetzt laut und fast frech auf, „schöne Frauen und Mädchen gibt es überall in der Welt — sie werden mich trösten um den Verlust der Schwester, Larry!"

„Fred!" sagte Larry halb erschrocken, halb vorwurfsvoll über diese Sprache des Bruders.

„Lebe wohl, Larry!" rief dieser von Neuem, „lebe wohl, laß mich — frage nicht wieder! — Du — nun — ich weiß, Larry," flüsterte er mit hastiger, bebender Stimme, „Du liebst sie und sie — liebt Dich. Ich weiß — o, Du bist besser als ich, Du wirst sie glücklich machen, — mit Dir wird sie — lebe wohl!"

Damit kehrte er sich rasch um und ging hastig den Gang nach dem Ausgange des Parks, nach den Forsten am See hinab.

Larry stand und sah ihm eine Weile nach und seine zarten, ein wenig hageren Wangen färbten sich plötzlich roth. Die Röthe floß zusammen in zwei rothen Rosen auf seinen Wangen und sie erbleichten wieder so rasch, wie sie aufgeblüht, während er sich wandte und langsam nach dem Hause zurückging.

Nach einer Weile trat Florence aus den Akazien heraus. Ihre Augen waren starr und gläsern, sie zitterte und wankte in die dunkle Allee mit halbgeschlossenen Augen, als ob das Sonnenlicht sie schmerzte, ihre Züge waren geisterhaft bleich. Sie hielt sich an den Bäumen aufrecht und stand schwer athmend still. Wie Blei hing es an ihren Füßen, als könne sie keinen Schritt weiter; dann blickte sie plötzlich auf, sah einen Augenblick wild dahin, wo Fred verschwunden, ein tiefer Seufzer drang aus ihrer Brust, sie schlug die Augen höher auf, sah um sich, sah hoch oben hinauf in den tiefblauen Himmel, — o, wunderbarer Blick in den blauen Himmel, in diesen blauen, sonnendurchglänzten Frühlingshimmel! —

Die geisterhafte Starrheit ihrer Züge begann sich zu lösen — aus diesem blauen Himmel leuchtete ihr ein Gedanke entgegen, der ihre Seele in Frieden tauchte, und eine süße Verklärtheit, eine himmlische Ruhe breitete sich über ihr schönes Gesicht.

Sie ging rasch, elastischen Schrittes in das Haus. Aber sie ging nicht die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Sie ging unten in den Saal, durch den Saal in ein zweites Zimmer. An der Thüre des dritten Zimmers stand sie einen Augenblick, athmete tief auf und horchte. Dann öffnete sie leise die Thüre, schlich auf den Fußspitzen vorwärts durch die dämmerige Dunkelheit des Schlafgemachs, sank in die Kniee auf dem Teppich von Wildfell, der vor dem riesigen Gardinenbett ausgebreitet lag und senkte den Kopf stumm in die weißen, schwellenden Kissen. So lag sie eine Minute oder zwei.

„Florence," flüsterte es aus den Kissen.

Sie antwortete nicht.

„Florence!" flüsterte es wieder und Frau Brigith O'Kelly hob langsam den Kopf und richtete sich auf den Ellenbogen in die Höhe.

Keine Antwort.

„Florence, mein liebes Kind, was ist Dir? Was willst Du?" fuhr die alte Frau mit schmeichelnder Stimme fort.

Florence erwiederte nichts, aber ein heftiges Zittern durchschauerte den zarten Körper.

„Florence," wiederholte sie, „was soll nur das?"

Sie hielt inne, denn Florence sah nicht, hörte nicht — aber sie begann zu schluchzen.

„Aber was willst Du, was begehrst Du von mir?" rief Brigith, ängstlich und zitternd um sich blickend. „Um's Himmels willen! Was ist's, was bewegt Dich? — Ich schelle nach der Zofe, Florence!"

Florence versuchte vergebens zu sprechen. Jedes Wort ward durch ein erstickendes Schluchzen, einen Strom von Thränen abgebrochen.

„Florence!" rief die alte, nun selber zitternde und bebende Frau noch einmal und wollte aufstehen.

„Ich will — ich will —" stammelte Florence.

„Was willst Du, Kind?" —

„Ich will — will —" aber ein neues Schluchzen, ein neues Zittern und Zucken schloß ihr den Mund.

„Du willst, Florence, Du willst?" fragte Frau Brigith von Neuem, gespannt, forschend, sich höher aufrichtend. „Du willst, was willst Du, Florence?"

Florence erhob leise den Kopf und schaute sie mit trüben, verschwollenen Augen an.

„Ich will — ja, Tante — ich —"

Ein neues Schluchzen und neues Verstummen.

„Um Gottes willen, um Deiner seligen Mutter, meiner Schwester, willen — sag', was ist's, rede, diese entsetzliche Ungewißheit! Du willst —?"

„Die Seine sein!" — stöhnte Florence, und ein kalter Schauder durchfuhr sie und sie sank wieder auf die Kissen zurück.

Frau Brigith starrte sie mit stieren Augen an.

„Die Seine? — Wessen willst Du sein?"

„Larry's!" schluchzte Florence, „ich will Larry's sein!"

„Larry's, Larry's!" schrie Frau Brigith auf, ihre Arme dem Kind entgegenstreckend, „Du wolltest Florence, Du wolltest? —"

„Ich will, Tante!" seufzte Florence, das Köpfchen hebend und die thränenschweren Augen auf die Tante richtend.

Die Tante hatte die Hand vor die Augen gedrückt, und als sie die Hand sinken ließ und zu Florence aufblickte, hatte diese den Kopf erhoben und von ihrer Stirn, aus ihren Augen leuchtete es wie Stolz und Triumph über einen gewonnenen Sieg, über einen bezwungenen mächtigen Feind.

„Ich will die Seinige sein, Tante," sprach sie mit klarer, sicherer Stimme.

„Du willst — und warum willst Du heute, da Du bisher nicht wolltest und mich auf den Knieen beschworst, es nicht sein zu dürfen — Florence, weßhalb heute, weßhalb jetzt?"

Florence sah sie eine Weile mit so unsagbar schmerzlichem Blick an, daß der Tante die Thränen in die alten, lieben Augen traten, und doch empfand sie den stolzen Triumph, der aus dem Grunde dieser schmerzlichen Blicke heraus- und zu ihr herüberleuchtete.

„Ich will heute, jetzt, Tante Brigith," begann Florence mit weichem, aber bestimmtem Ton, „ich will, seitdem ich inne geworden, daß es noch ein schöneres Glück gibt, als das besitzen, wonach das Herz bangt und trachtet. Es gibt," fuhr sie mit schwärmerischem Blick, mit rührendem Wohllaut ihrer klangvollen Stimme fort, „es gibt ein höheres Glück — o weit, weit höher als Wissen und Begehren des Herzens! — Laß mich nicht lügen! — Es ist ein Trost, ein einziger und keiner sonst, im Schmerz und Leid, und der heißt: gut sein und verzichten auf eigenes Glück zum Frommen Anderer, selbstlos zu beglücken, sobald das eigene Glück in Trümmern liegt, ein Paradies für Andere aufzurichten, wenn das eigene verdorrt und welk ist — das ist ein Trost, den kein Gebet gibt und kein Spruch der heiligen Schrift, kein Wort des Priesters, ein Trost, der ausreicht für das ganze, kurze Leben. Laß ihn mir, laß mir den einen Trost und frage nicht: warum?" —

Die Tante hatte die Hände des Mädchens ergriffen und sie allmälig näher und näher an ihre Brust gezogen und ihre Thränen fielen auf ihr goldenes Haar wie Thau des Himmels auf eine kranke Blume.

„O Florence, mein theures Kind," erwiederte nach einer Pause die alte Frau, mit dem Kopfe nickend und wieder nickend, „daß Du das aussprichst, daß Du das erkennst in Deinen jungen Jahren, das ist ein Raub am Alter oder" — fuhr sie mit schmerzlich bewegter Stimme fort — „oder ein Schmerz hat Dir den Spruch in's Ohr geraunt. O, ich weiß nicht, soll ich Dich beklagen darum, daß Deine achtzehn Jahre mit der Zunge des Alters reden, oder soll ich Dich preisen, daß Du zum letzten Schluß aller Weisheit in vollen Locken und rothen Wangen gekommen? — O, wüßten die Menschen, was Du jetzt weißt, — viel Unglück und Haß und Zwist wär' weniger in der Welt und die Welt dem Himmelreich näher! — O, auch ich wär' eine glückliche Frau geworden und mein Haar wär' nicht gebleicht in Kummer und Gram! — Geh' jetzt, geh', damit ich mich ankleide, geh', kleide auch Du Dich an. Wir haben Zeit, mehr zu reden von dem, was Du sagst. Gott segne Dich, geh', geh'!"

Florence verließ das Schlafgemach der Tante und ging in ihr Zimmer oben im Hause. Als sie wieder herunterkam, war es Mittagszeit und die Tante saß draußen im Garten in der Epheulaube mit Larry. Sie warteten auf Fred, der noch immer nicht aus dem Walde heimgekehrt war, und waren unruhig und besorgt, weil er so lange blieb und doch gleich nach dem Essen nach Limerick und von da zu Schiff nach Frankreich abreisen wollte.

Sie saßen noch eine Weile, als sie ihn kommen hörten. Aber er kam nicht allein. Harry Macleod, der Advokat, ging neben ihm. Sie schienen einander unterwegs getroffen zu haben, gingen langsam und Fred sprach heftig, wenn auch leise, während Macleod still, mit nachdenklichen, zu Boden gerichteten Blicken, neben ihm ging. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, sah Fred fest und durchdringend an, als wolle er bis auf den untersten Grund seiner Seele sehen.

So kamen sie der Laube näher und näher und Fred verstummte erst, als er die Mutter und Geschwister in der Laube bemerkte.

Sie begrüßten sich flüchtig und Fred ging rasch in's Haus, sich umzukleiden und die letzten Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Sie hörten im Hause rasch gehen, treppauf treppab, und Befehle zu ertheilen. Endlich nach einer halben Stunde kam er im Reiseanzug wieder, in Reitstiefeln, Mantel, die Reitpeitsche in der Hand.

„Fred," rief ihm die Mutter erstaunt, erbleichend entgegen, „was ist — wie? — Du wolltest — schon jetzt?"

„Laß mich, Mutter," erwiederte er hastig, unruhig, „es ist besser so. Kurze Abschiede sind die besten. Was nützt die Qual in hundert Worten, da sie mit einem abgethan ist."

„Fred, aber so eilig — es überrascht mich," sprach die Mutter zitternd, nach Fassung ringend.

Fred sah sie einen Augenblick mit schmerzlich tiefen Blicken an, sank vor ihr auf die Kniee und beugte das Haupt.

„Lebe wohl, Mutter — Deinen Segen!" stammelte er.

Die alte Frau legte beide zitternde Hände auf seine schwarzen Locken und erhob die Augen zum Himmel.

„Der Herr segne Dich und behüte Dich auf Deinen Wegen, er lasse sein Auge auf Dir ruhen immerdar und führe Dich gesund und glücklich zurück in Dein Land, in Dein Vaterhaus und in meine Arme!"

Fred erhob sich stumm, umarmte sie, küßte ihre Hände, ihre Lippen. Er reichte Macleod die Hand und stand nun vor Florence.

Sie war todtenbleich und versuchte aufzustehen. Aber sie sank wieder auf die Bank zurück und er stand vor ihr, vergebens nach einem Worte ringend. Sie reichten sich nicht zum Abschied den Mund, nicht die Hände — sie sahen sich einen Augenblick stumm an — dann wandte er sich heftig ab und ging, Larry mit ihm, um ihn eine Strecke Weges zu geleiten. Nach fünf Minuten eilten sie im raschen Trabe vom Hofe hinunter, die Straße nach Süden zu und der Hufschlag ihrer Pferde verklang im Weiten.

Florence war aufgestanden und langsam in das Haus gegangen.

Die alte Frau saß stumm und weinte still, das Tuch vor die Augen drückend.

Macleod erhob sich.



Der kleine Verbrecher. Gemälde von Walther Shirlaw. (S. 550.)

„Auch ich muß jetzt gehen, Mistreß."

„Auch Sie, Macleod, auch Sie!" jammerte Frau Brigith, „verläßt mich Alles, Alles! — O, mein Sohn, mein Fred, beladen mit dem Fluch eines Verbrechens geht er in die Welt — Gott wird ihn treffen, — — seine Schuld wird ihn verderben!" —

„Ich muß gehen, verehrte Frau," sagte Macleod, ihre Hand ergreifend, „aber ich will Ihnen einen Gedanken zurücklassen," fuhr er fort, indem über die harten Züge seines dunklen Gesichts ein heller Schein warmen Gefühls glitt, „einen Gedanken, von dem ich hoffe, daß er Sie trösten wird. Sie halten mich für fühllos, für einen Gottesleugner, für egoistisch — o, was weiß ich, wofür mich die Leute sonst noch halten — und wahrlich, mein Amt ist nicht dazu angethan, mir Liebe zu den Menschen einzuflößen. Ha, verehrte Frau, dieselben Menschen nannten Ihren Sohn Verbrecher, aber ich bekenne, daß wenn je Einer, Fred, Ihr Sohn, im Stand ist, mich mein Geschlecht lieben zu lehren. Ich begreife ihn kaum, aber ich bewundere ihn! — Fürchten Sie nichts für ihn, verehrte Frau. Gott rächt keine Schuld, sondern wer böse ist und Böses thut, den treibt das Böse in ihm am Ende in's Verderben und er selber wird der Rächer seiner Schuld, wie jeder gute Mensch sich selbst belohnt. — Leben Sie wohl!"

„O, ich danke Ihnen, Mister Macleod, ich danke Ihnen," erwiederte Frau Brigith, dem Advokaten bewegt die Hand reichend. „Ich weiß, Fred liebt meine Nichte und sie liebt ihn, ob er das weiß? Aber er verzichtet auf das eigene Glück um Larry's willen — o, mein Fred, mein braver Junge! Wie seine Treue und Liebe darnach zielt, sich und zugleich Die, welche er liebt, unglücklich zu machen!"

„Fürchten Sie das nicht, Frau O'Kelly," erwiederte Harry Macleod voll Theilnahme, „er geht in die Fremde, er wird vergessen und Florence auch. Sie sind ja Beide jung genug, um dem Leben andere Reize abzugewinnen und neue Bande zu knüpfen, welche sie beruhigen und beglücken werden."

Die alte Frau schüttelte schmerzlich den grauen Kopf.

„Nein, nein, Mister Macleod," fuhr sie traurig fort, „ich kenne die O'Kellys, es ist heißes Blut in den O'Kellys, selbst in Larry's Adern, und ich fürchte das heiße Blut selbst in meines zarten Larry's Adern! — Wenn er je erfahren sollte, um welchen Preis Florence's Hand ihm zu Theil werden soll — o, es ist zu gewaltsam, ein zu scharfer Bruch! Das wird nicht gut, wird nimmer gut, das nimmt kein gutes Ende, Mister Macleod!"



Friedrich Wilhelm Hackländer. (S. 554.)

„Vertrauen Sie auf Gott, verehrte Frau," sagte Mister Macleod mit ungewohnter milder Stimme, ihr die Hand zum Abschiede küssend. „Ich habe Sie stets beneidet um Ihr frommes Vertrauen auf Gottes allmächtige Leitung unserer Geschicke — o, ich wünschte, ich hätte dieses Vertrauen — halten Sie fest daran, auch jetzt. Es wird Sie trösten und sicher führen. — Für heute leben Sie wohl!" —

Damit ging er.

Frau Brigith blieb allein mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen. —

V.

Vier Jahre sind seitdem vergangen, wieder ist es Frühling. Noch spielen die Strahlen der Abendsonne auf den sanft anschwellenden Bergeshöhen, auf den nackten, pittoresken Felsenwänden des Mangerton, der Macgillycudys-Rieks, die sich terrassenförmig um den See von Killarney über einander thürmen. Während die glühende, hinter dem Tomiesgebirge sich hinabsenkende Flammenkugel die grauen Gneismassen im Osten aufleuchten läßt, verglimmen schon die westlichen Höhen in violetter Abenddämmerung. Ueber dem fernen Streifen des Obersees und des Lough-Leane schwebt eine rosige, lichte Wolke, einem seidenen durchsichtigen Flore gleich, in welchen weiße, einsame Segel mit rothen Wimpeln wie in eine Feenwelt eintauchen, die Eilande in zarten Tinten schimmern.

Ein steiler, zerrissener Weg führt hoch über den Seen eine Viertelstunde rechts ab von O'Kelly's Cottage nach den Ruinen von Aghadoe, zwischen wilden Hagebutten und gelbblühendem Ginster. Aus der Mitte der alten, verfallenen, von dichtem Gras- und Blumenwuchs überwucherten Gräber, welche die Höhe um diese Ruinen bedecken, ragt ein verfallener Thurm, die epheubesponnene Grundmauer einer Kirche und eines Schlosses, des Sitzes der früheren Bischöfe von Aghadoe empor.

Den Weg herauf kommt von Osten her ein Reiter im dunklen, bestaubten Mantel. Er hat den Hut tief in das bleiche Gesicht gedrückt und scheint, wie sein Pferd, müd' und matt. Er reitet Schritt vor Schritt über die verfallenen Gräber auf dem ungleichen Rasen nach dem Thurm hin. Aber plötzlich stutzt sein Pferd und will nicht weiter, denn hinter einem Mauerrest erhebt sich ein kleiner, alter Mann mit grauen Haaren und braunen, hageren Zügen, im verschossenen, geflickten langen Rocke.

„Schlimmer Weg, Ehren, schlimmer Weg, auf vier Beinen hier herauf, unsicherer und verdächtiger Weg hier Abends, gewissermaßen hier hinauf, Ehren!" ruft er dem Fremden entgegen, den verwitterten Hut zum Gruß lüftend und durch die großen Brillengläser den Fremden anstarrend.

„Wohl," erwiedert der Fremde, langsam vom Pferde steigend, „der Weg ist häßlich, aber die Aussicht von hier oben ist schön. Ich liebe schöne Aussichten, Mister!" —

„Aussichten? — Schöne Aussichten? — Ja, wenn man jung ist und gewissermaßen traurig, wie Euer Ehren, liebt man schöne Aussichten," sagte der Alte, mit dem Kopfe nickend. „Berühmte Aussicht über die Seen von Killarney, sehr berüchtigte Aussicht!"

„Sie sind hier zu Hause, Mister —?" fragt der Fremde ruhig, die Zügel seines Pferdes an einen Ginsterstrauch bindend. „Sind Sie nicht?"

„Gewiß bin ich. Kann ich Ihnen mit 'was dienen? — By Jasus, bin zu Hause hier, gewissermaßen sehr zu Hause. Kenne Killarney und den Menschen von Killarney von Jugend auf — schlechte Stadt, aber der Mensch ist gut in Killarney, Ehren. Mein Name ist Tupper, mit Respekt zu melden, weiland Gerichtsschreiber von Killarney. Kann nicht mehr, meine Augen können nicht mehr. Aber sobald der Schließvogt Trimm sich ausgehustet, gewissermaßen unter die Erde gehustet hat, kann mir sein Amt nicht entgehen; sehr animirtes Amt, Ehren. Derweilen sammle Kräuter, gewissermaßen verschiedenes Kraut für den Apotheker in Killarney — brauchen Sie Kraut, Ehren?"

„Das gerade nicht, Mister Tupper, jetzt nicht. — M'Eway ist noch Richter in Killarney?"

„Bewahre, Ehren, Mister M'Eway ist todt, gestorben, gewissermaßen gestorben in Folge seines Todes, Ehren, den ihm Tom Lubbie mit einem Messer zugefügt. By Jasus, von wegen böser Sachen, gewissermaßen in criminalibus — Beide todt, Ehren."

„Hm, und Harry Macleod, der Advokat, ist am Leben, wie?" —

„Wenig, Ehren, ziemlich wenig am Leben, aber weggereist nach Süden, krank, müd' und krank, gewissermaßen abgereist vor zwei Jahren."

„So — und die O'Kellys — wohnten hier herum, nicht? — Mutter und zwei Söhne O'Kellys?" fragte der Fremde, den Kopf ein wenig tiefer senkend.

„O'Kellys? — Wohnten, ja — freilich wohnten sie — aber ist aus, gewissermaßen ganz aus mit den O'Kellys." —

Der Fremde hob rasch das schöne, bleiche Gesicht.

„Ganz aus mit den O'Kellys? Warum aus, Mister Tupper?" fragte er erregt.

„By Jasus, gewissermaßen sehr aus," erwiederte der weiland Gerichtsschreiber, seine Kräuter ordnend. „Waren hübsche Jungens, die O'Kelly's, schöne Jungens von wegen ihrer Schönheit, aber wild und rasch der Eine. Ging in die Fremde der Eine, warum ging er, Ehren, warum?"

„Aber warum ist es aus mit den O'Kellys?" fragte der Fremde heftig.

„Warum ging er in die Fremde, warum, Ehren, warum? — Er ging, by Jasus, der Fred ging und kam nicht wieder. Ging nach Paris in die Revolution und die Jakobiner in Paris steckten ihn unter's Beil in Paris auf dem Grèveplatz und sein Kopf fiel unterm Beil und schrieb nicht mehr, seitdem sein Kopf fiel, seit zwei Jahren nicht. Das war Fred und mit ihm war's aus, gewissermaßen aus, Ehren!" —

„Aber die Mutter, die — der andere O'Kelly?"

„Der Larry O'Kelly, Ehren? — Ja, mit dem ist's aus," sagte der Alte, „by Jasus, aus!"

„Aus!" stöhnte der Fremde ihm nach.

„By Jasus! War ein bleicher und schöner Junge von Jugend auf, systematisch krank und bleich, Ehren, und ward immer bleicher, seid Fred fort war, und die Florence — wissen's, Ehren — O'Flaherty's Florence — ihn doch nicht recht wollte, gewissermaßen nicht — ganz ohne Abscheu nicht — darum ist's mit ihm aus!" —

„Herr!" schrie der Fremde plötzlich auffahrend und die schwachen Arme des Alten mit beiden Händen gewaltsam packend, „reden Sie kurz, deutlich — wo ist Larry!"

„Todt, by Jasus!" stammelte der Alte erschrocken und schmerzlich.

„Todt?" schrie der Fremde, stieß Mister Tupper heftig von sich und schlug die Hände vor das Gesicht.

Der Alte raffte schnell seine Kräuter auf und wollte fort.

Der Fremde sah auf.

„Bleibt, Mister Tupper," sagte er sanft. „Verzeiht mir, daß ich Euch so hart anließ — Herr, gebt mir Eure Hand — verzeiht mir. Der Larry starb, sagt Ihr?"

Mister Tupper sah ihn bedenklich und ängstlich an.

„By Jasus, Ehren, er ist todt, gewissermaßen ganz todt. Starb schnellen Todes, als die Nachricht kam, daß sein Bruder in Paris unterm Fallbeil geblieben und er darum sah, wie die Florence doch den Fred lieber, gewissermaßen sehr lieber gehabt. Und das Ende und der Zweck seiner langen Krankheit war, daß er starb. Ein schöner Junge war's, by Jasus, und liegt dort unten im Gewölbe von St. Kathrin seit einem Jahr."

„Und die Mutter, Herr, und Florence?" fragte der Fremde mit bebender Stimme.

„Leben annoch, Ehren, aber ist aus mit ihnen! — Gehen nicht, fahren nicht, immer allein die Beiden, und Haus und Hof wüst und leer wie meine Hand, die Felder gewissermaßen wüst und leer. Keine Schand und Scham um Haus und Hof und der Garten — by Jasus! Eine totale Trübsal ist's um Garten und Park, total Spinnweb und Unkraut im Garten und Park, Ehren!"

„O, traurig, traurig!" seufzte der Fremde leise.

„Sehr traurig, Ehren," echote Mister Tupper, aufstehend und sein Kräuterbündel aufnehmend. „Guten Abend, Ehren, es wird dunkel und naß, gewissermaßen sehr feucht, und in dem Feuchten ist keine Moral, Ehren, ist nicht. Guten Abend, Ehren!"

Er lüftete den Hut und ging zwischen den Ruinen nach Killarney hinab, nach dem Fremden, der noch immer unbeweglich an seiner Stelle saß, ein- oder zweimal ängstlich und bedenklich umblickend.

Der Fremde aber saß noch eine Weile mit tief gesenktem Haupt und fuhr mit der Hand wiederholt über die Augen.

Dann erhob er sich schwer, lüftete den Hut und strich die langen Haare aus der hohen weißen Stirn zurück, nahm sein Pferd am Zügel und ging den schmalen Fußsteig nach Killarney hinunter, und wie sich der Weg kreuzte, seitwärts ab nach O'Kelly's Cottage.

Die Gebäude lagen stumm und dunkel vor ihm. Am Thore hielt er noch einmal an, athmete tief und schmerzlich und ging über den Hof.

Auf dem Hofe war es still, kein Gesinde, kein Diener. Aus einer Bude kam knurrend ein alter, zottiger Hund auf ihn zugesprungen — aber zwei Schritte vor ihm stand er, schnupperte in die Luft, heulte leise und erhob sich mühsam auf den Hinterbeinen, mit dem buschigen Schweife wedelnd und die Tatzen gegen die Brust des Fremden legend. Der Fremde streichelte seufzend den riesigen Kopf des Thieres, schob es sanft beiseite und band sein Pferd an das Geländer der Treppe.

Aus einem hohen Fenster des Erdgeschosses fiel ein heller Schein, und wie er seine Augen dahin wandte, erblickte er die alte Frau Brigith O'Kelly vor einer Lampe am Tisch, in einem großen Buche lesend, und neben ihr, vollbeleuchtet von dem Licht, das schöne, bleiche Gesicht von Florence O'Flaherty. O, dieses Gesicht, dieses liebe, schöne Gesicht — er stand eine Weile stumm versunken in den Anblick dieses schönen Gesichts! — O, dieses Gesicht leuchtete in den Grund seiner Seele hinein und flog wie Sonnenaufgang über das Leid düsterer, trostloser Jahre!

Aber er riß sich los und ging langsam in den dunklen Hausflur, und wie er innen Hut und Mantel ablegte, öffnete sich die Thür der Gesindestube. Ein alter Diener trat heraus, in der erhobenen Hand eine Kerze haltend, deren helles Licht voll über die Gestalt des Fremden fiel.

Frau Brigith aber sah von ihrer Bibel auf.

„Es geht wer im Flur, hörst Du, Florence?" fragte sie leise. „Ich höre gehen im Flur, wer kommt so spät?"

Florence sah auf.

„Wer sollte kommen, Tante, jetzt?"

Aber sie verstummte und eine flammende Röthe überflog ihr Gesicht. Sie horchte gespannt nach dem Flur hinaus und griff zitternd nach der Hand der alten Frau.

„Hörst Du — Tante, Tante!" rief sie, erschrocken auffahrend, „Tante, horch' auf! — den Namen —"

„Was ist? — Ich höre nichts, Kind."

„O, den Namen — hörtest Du den Namen, den der alte Tom rief?" stammelte sie bebend und wieder erbleichend. „Den Namen — Jesus Christ — den Namen!"

„Den Namen, den Namen?" fragte die Tante erschrocken.

„Fred — Fred!" schrie Florence, nach der Thür fliegend und sie weit aufreißend.

„Fred!" jauchzte sie noch einmal und sank in die ausgebreiteten Arme, an das Herz des Geliebten.

Die alte Frau wollte sich erheben, gebrochen sank sie in ihren Lehnstuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Die Todten," stöhnte sie, „die Todten kommen wieder, es kommt das Gericht — mein Heiland kommt, zu richten die Lebendigen und die Todten."

Fred aber lag zu ihren Füßen und umfaßte ihre Kniee und zog die Hände von ihrem Angesicht.

„Nicht die Todten, Mutter, die Lebendigen, Todtgeglaubten kommen wieder! — O, fühle meinen Odem, lege Deine Hände auf mein Haupt wie damals, als ich von Dir ging, fühle, daß mein Herz warm schlägt, höre, daß meine Lippen Dich bitten um Deinen Segen, nun ich wieder komme, wie Du mich gesegnet, da ich von Dir ging."

„Mein Sohn, mein Kind!" schrie die alte Frau, „ich halte Dich in meinen Armen, wieder ruhst Du an meinem Herzen — o, Dank! Dank Gott, dem Herrn!" sprach sie, die Blicke erhebend, „des Herrn Güte währet ewiglich! — Der Herr segne Dich und führe Dich und lasse sein Angesicht leuchten über Dir und gebe Dir Frieden und uns Frieden!"

Und wie sie nun die Blicke wieder senkte auf ihr Kind, drängte sie ihn sanft mit beiden zitternden Händen zurück und sah ihm lange stumm in das bleiche Gesicht, in dem Schmerz und Leid tiefe Linien gezeichnet.

„Du bist's, Du bist es, Fred!" sprach sie, „Du bist bleich und leidest, aber Du bist's und sollst gesunden an meinem Herzen!"

Fred ergriff die Hand Florence's, die neben ihm wortlos in den Stuhl gesunken, und zog sie zu sich, zu den Knieen der Mutter.

„Ich kniete allein, als ich von Dir ging in Qual und Schmerz, Mutter, und kniee zu Deinen Füßen jetzt mit ihr, deren Angedenken mich gelabt und getröstet in langer, langer Kerkerhaft, in bösen Stunden, wo ich dem Tod um Haaresbreite nahe war, — es ist meine erste Bitte an Dich, gib sie mir, damit ich meine Mutter, mein Vaterhaus und die Geliebte in dieser Stunde wieder habe!" —

„O, meine Kinder, meine geliebten Kinder!" stammelte die alte Frau, ihre Hände ineinander legend. „Welch' selige Stunde nach so langer, langer, trostloser Zeit!"

*

Auch diese selige Stunde nach langer, trostloser Zeit ging vorüber.

Als ihre Freude ruhiger geworden, als Fred von seiner Reise, von seiner Verhaftung unter der Schreckensherrschaft in Paris, von dem Zufall erzählte, durch den er der Hinrichtung entgangen, und doch fast zwei Jahre lang in strengster Kerkerhaft geschmachtet, bis der Sturz Robespierre's ihn befreit, war Mitternacht lange vorüber und die neue Sonne kam über die Seen von Killarney herauf.

Und ein neuer Tag begann von nun an aufzugehen über das lange vereinsamte Haus der O'Kellys von Killarney. Vor seinem Licht schwand Jahr um Jahr mehr der trübe Schatten, der von St. Kathrin's stiller Gruft über die Seelen der Lebenden herüberreichte. Die Felder wurden wieder voll, auf dem Hofe ward es wieder lebendig, aus dem Garten und Park schwanden Unkraut und Spinnweb und eine glückliche Sonne leuchtete von nun an wieder dauernd dem alten Hause der O'Kellys von Killarney.

Ein Liebling des deutschen Volkes.

(Porträt S. 558.)

Am 6. Juli d. J. in der Frühe verschied auf seinem Sommersitz in Leoni am Starnbergersee einer der liebenswürdigsten, begabtesten und fruchtbarsten deutschen Romanschriftsteller, F. W. von **Hackländer**.

Der Name dieses Mannes ist bekannt so weit die deutsche Zunge klingt, diesseits und jenseits des Ozeans sind Hackländer's Erzählungen gelesen worden und werden noch heut so gelesen wie vor Jahrzehnten, denn der Geist, welcher sich in diesen heiteren Schilderungen des Lebens abspiegelt, ist so gesund, so quellfrisch, so klar, so erquickend, lustig und anmuthig, daß die Lektüre der Romane dieses Schriftstellers ein Genuß ist und in der Erinnerung noch wie ein goldener Sommersonnenstrahl uns im Gedächtniß bleibt. Man merkt diesen Dichtungen an, daß sie nicht gekünstelt und geklügelt sind, dem Autor keine Mühe und Sorgen gemacht haben, sondern in lustiger Laune und behaglicher Stimmung seinem sonnenhellen Geist entsprungen und so niedergeschrieben wurden. Dem Dichter war die Arbeit hier Genuß und dieses Gefühl theilt sich den Lesern mit und macht Hackländer's Schriften so angenehm zu lesen.

Hackländer hat sich nur zum Ziel gesetzt, zu unterhalten, ergötzlich zu unterhalten, er wollte weder große Seelenkämpfe, noch politische oder gesellschaftliche Fragen in seinen Romanen behandeln, ihm war es genug, das Leben nach allen Richtungen hin, in den Prunksälen der Fürsten, in der Dienerschaftsstube, im Marstall, in der Dachkammer der Armuth und der Werkstatt des Handwerksmannes fesselnd, interessant und getreu darzustellen, in der natürlichsten, einfachsten Sprache, aber mit kunstvoller, dichterischer, bald lustiger, bald ernster Beleuchtung, und das ist ihm gelungen, wie keinem Autor vor ihm. Das hat Hackländer zum Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes gemacht und sichert ihm die Unsterblichkeit.

Wer kennt nicht „Eugen Stillfried und dessen lustigen Rath", wer nicht den „Literaten Dr. Stechmaier", den „Schneider Dubelli", die „Gebrüder Schoppelmann und deren schöne Schwester", das sind volksthümliche Figuren geworden, die in dem Gedächtniß von Millionen leben, die in Millionen bald Theilnahme, bald lustiges Gelächter, bald Haß, bald Liebe erregt haben und zu den besten Schöpfungen des deutschen Dichtergeistes gehören.

Hackländer war ein Sonntagskind, ein Glückskind, sein Glück aber war begründet in seiner außerordentlichen Begabung, in der Liebenswürdigkeit seines Charakters, in der Milde und Güte seines Herzens, denn ein Flachkopf und ein kaltherziger Mensch hat nie auf die Dauer Glück. Hackländer aber blieb die gute Fee treu bis an sein Lebensende, das heißt, die gute Fee, das Glück, konnte es nicht über sich gewinnen und ihm untreu werden. Das zeigen die nüchternen Daten seines Lebenslaufes.

Am 1. November 1816 geboren zu Burtscheid bei Aachen in ärmlichen Verhältnissen, im zwölften Jahre elternlos, Lehrling in einem Modewaarengeschäft, entsagte er bald dem Kaufmannsstande, wurde Soldat, verletzte sich beim Manöver, ward wieder Kaufmann; drei Geschäfte, in denen er diente, fallirten oder liquidirten und das entschied sein Schicksal. Hackländer ging nach Stuttgart und schrieb dort seine „Soldatenreminiscenzen", die großes Glück machten und ihm die Gunst des Grafen Taubenheim erwarben, der jetzt Hackländer's Gönner blieb. Mit dem Baron ging der junge Schriftsteller in den Orient, ward bei der Rückreise mit dem originellen, begabten König Wilhelm bekannt, der, wie alle Menschen, an Hackländer's frischer, natürlicher, kluger Art großes Wohlgefallen fand. Hackländer trat jetzt in den Staatsdienst, ward schon 1843 zum Hofrath und Sekretär des Thronfolgers ernannt. Kleinliche Eifersüchteleien auf ihn als Ausländer bewirkten 1848 seine Pensionirung mit vollem Gehalt. — Nun machte Hackländer den Feldzug in Italien unter Radetzky mit und ging dann auf Reisen. 1859 ernannte König Wilhelm den außerordentlich begabten Mann zum Direktor der königlichen Bauten und Gärten, in welcher Stellung Hackländer durch seine phantasievollen Vorschläge, seinen Geschmack und seinen praktischen Blick Großes für die Verschönerung Stuttgarts und der königlichen Schlösser leistete. 1861 wurde Hackländer für sich und seine Nachkommen in den österreichischen Ritterstand erhoben. Beim Tode des Königs Wilhelm wurde er zum zweiten Male, wieder mit Belassung des Gehaltes, in den Ruhestand versetzt. Wahrlich ein Leben in aufsteigender Linie, wie es wenige deutsche Schriftsteller erfahren. Diesen Reichthum von Erlebnissen, diese Mannigfaltigkeit der Lebenslagen hat aber Hackländer schriftstellerisch zu verwerthen gewußt, ihm verdankt die deutsche Nation über hundert starke Bände Erzählungen, Märchen, Skizzen, Romane, Humoresken, Reiseschilderungen und Lustspiele, von denen nicht ein Band langweilig ist, und das will bei einem deutschen Schriftsteller etwas sagen. Immer munter, immer frisch, natürlich, farbig, geistreich und fesselnd, gemüthvoll und von scharfer Beobachtung des Lebens, sind Hackländer's Schriften eines der anmuthigsten Besitzthümer, deren die deutsche Nation sich erfreuen darf, und der Mann, der so rastlos zur Freude, zum Genuß seiner Mitmenschen geschaffen, wird nicht vergessen werden. — Auch diese Blätter betrauern im Hinscheiden Hackländer's den Verlust eines langjährigen treuen Mitarbeiters.

Auf der Fährte.

Aus den Erinnerungen eines Detektive.

Von

C. Maurice.

(Nachdruck verboten.)

„Hier ist ihr Brief," sagte Mr. Shrowly, und der junge Mann sah dabei ganz hinfällig und gebrochen aus, „ich bitte, lesen Sie ihn."

Ich las: „Mr. Shrowly. Sie werden schon längere Zeit aus meinem Benehmen Ihnen gegenüber entnommen haben, daß ich mich an Ihrer Seite nicht glücklich fühlte, und es mir deßhalb nicht verargen, wenn ich, von dem Gedanken beseelt, dieser Widerwille werde niemals verschwinden, heute meiner unleidlichen Lage einfach dadurch ein Ende mache, daß ich mit Mr. Hawk, Ihrem ersten Buchhalter, der mir bedeutend besser als Sie zusagt, das Weite suche. Mr. Hawk nimmt, glaube ich, einiges Reisegeld aus Ihrer Kasse mit; wie viel, weiß ich nicht, es thut auch nichts zur Sache, da er es Ihnen, sobald es in seiner Macht steht, mit Dank zurückerstatten wird. Ersparen Sie sich deßhalb die überflüssige Mühe, uns zu folgen, suchen Sie vielmehr schnellstens zu vergessen Ihre ehemalige Gattin Eleanor."

Ich gab Mr. Shrowly das frivole Schriftstück zurück und fragte:

„Wie viel hat Ihnen der saubere Galan gestohlen?"

„Zwanzigtausend Dollars," stöhnte der Mann. „Falls ich sie nicht bis Ende dieses Monats zurückerhalte, bin ich bankerott."

„Wann sind die Beiden abgereist?"

„Gestern Abend, wie ich höre. Ich kehrte erst vor einer Stunde von einer längern Geschäftstour zurück und fand den Brief auf meinem Schreibtische."

„Hegen Sie irgend welche Vermuthungen, wohin sie sich gewandt haben?"

„Nicht die geringsten."

„War Ihnen bereits früher ein Einvernehmen der Beiden aufgefallen?"

„Nein. Ich achtete freilich auch nicht viel auf den Verkehr meiner Frau; das Geschäft erforderte in der augenblicklichen Krisis meine ganze Aufmerksamkeit, namentlich in letzter Zeit, wo ich viele Reisen machen mußte, um ausstehende Gelder einzuziehen."

„Welches Aeußere und welche Manieren besitzt dieser Mr. Hawk?"

„Er ist ein schlanker, hübscher Mensch mit einem sehr einschmeichelnden Wesen. Er verstand es, sich mein ganzes Vertrauen zu erwerben. Ich baute Häuser auf ihn."

„So, so."

Ich dachte einen Moment nach. Mrs. Shrowly hatte sich offenbar an der Seite ihres geschäftseifrigen Gatten gelangweilt und daher die Motive zu ihrer Flucht in dem hinterlassenen Brief aufrichtig genug dargelegt; es handelte sich also jetzt noch darum, zu ermitteln, aus welcher Ursache der Buchhalter mit ihr entflohen: ob aus Liebe zu dem Weib, oder zu dem Geld, oder zu Beidem. Je nachdem hatte ich meine Maßregeln für die Verfolgung zu treffen.

Ich wandte mich wieder zu dem jungen Kaufmann:

„Wer besaß während Ihrer Abwesenheit den Schlüssel zum Geldschrank?"

„Meine Frau."

„Ah! — Wie lange befanden Sie sich auf der Reise?"

„Etwa drei Wochen."

„Zeit genug für die Beiden, um ungestört näher zusammen bekannt zu werden. — Wo ist das Mädchen, welches Ihre Frau bediente?"

Mr. Shrowly schellte und eine junge Person trat in das Zimmer.

„Kitty," sagte mein Klient, „der Gentleman möchte Ihnen einige Fragen vorlegen."

„War Mr. Hawk in letzter Zeit häufig bei Mrs. Shrowly zum Besuch?"

„Tag für Tag."

„Haben Sie vielleicht das Eine oder Andere von ihrer beiderseitigen Unterhaltung erlauscht?"

„Nicht viel; Ma'am liebte, wenn Mr. Hawk sich bei ihr befand, meine Gegenwart nicht."

„Was war es denn, was Sie vernommen?"

„Ich stand gestern Abend," erzählte Kitty, „kurze Zeit, bevor mir Ma'am befahl, ihre Koffer zu packen, da sie eine kranke Freundin zu besuchen und zu pflegen beabsichtige, mit Betsy, der Köchin, in dem dunklen Flur und wechselte einige Worte mit ihr. In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre des Parlour (Besuchszimmer) und wir erblickten Ma'am und Mr. Hawk. Sie hatte ihre Hand auf seine Schulter gelegt und sagte: ‚Du bestehst also darauf?' — ‚Ja,' erwiederte er, ‚ohne das können wir nichts beginnen. Ich selbst bin mittellos.' — Weiteres hörte ich nicht," schloß das Mädchen, „da Mr. Hawk Miene machte, auf uns zuzugehen und wir uns deßhalb, um nicht entdeckt zu werden, schnell entfernen mußten."

„Er legte also großen Werth auf das Geld," dachte ich im Stillen. — „Welchen Anzug trug Mrs. Shrowly bei ihrer Abreise?" erkundigte ich mich dann bei der Dienerin.

„Ein dunkelgraues Kleid, einen hellern Mantel und einen schwarzen Hut mit gleichfarbigem Schleier."

Ich zog meine Uhr zu Rath und bemerkte zu Mr. Shrowly:

„Es werden am Abend zwei Eilzüge abgelassen, der eine vom Ost-, der andere vom Nordbahnhof. Das Personal derselben kommt am folgenden Tag um sechs, beziehungsweise sechs ein halb Uhr Abends auf derselben Route wieder zurück; es bleibt uns demnach noch eine, beziehungsweise ein und eine halbe Stunde Zeit, welche wir am besten dazu verwenden, in Mr. Hawk's Wohnung noch einige Erkundigungen einzuziehen."

Der entflohene Buchhalter hatte in der Nachbarschaft ein hübsches Zimmer bewohnt. Die Vermietherin führte uns in dasselbe und berichtete zugleich über den Betreffenden, er sei gestern Abend mit der Nachricht zu ihr gekommen, daß er sofort eine wichtige Geschäftsreise antreten müsse, habe dann eilig seine Koffer gepackt und sei mit denselben in einem Cab zum Bahnhofe gefahren.

„Nach welchem?"

Die Frau wußte es nicht.

„Kannten Sie den Kutscher des Cab?"

„Ebensowenig."

Ich blickte mich in dem Zimmer um und stutzte plötzlich. In der Nähe des Schrankes zeichneten sich auf dem weißen Boden einige Blutstropfen ab.

„Was ist das?" fragte ich lebhaft.

„Ach ja," rief die Frau; „Mr. Hawk drückte sich, als er abfuhr, das Taschentuch vor die Stirn. Wahrscheinlich verletzte er sich in der Eile des Einpackens auf irgend eine Weise daran."

„Sie sehen so befriedigt aus," meinte mein Klient zu mir. „Glauben Sie, daß uns dieser Vorfall Nutzen bringt?"

„Der Jäger vermag mit Hülfe des Blutes, welches das gehetzte Wild verliert, demselben auf den Fersen zu bleiben, vielleicht gelingt es uns auf gleiche Weise, dem Entwichenen zu folgen."

Wir begaben uns nach dem Nordbahnhof und befragten das Personal der Güterexpedition, ob etwa gestern Abend ein Herr, der eine blutrünstige Stirn gezeigt oder ein Tuch vor dieselbe gehalten, eine Anzahl Koffer aufgegeben habe.

Das Glück stand uns bei. Einer der Beamten erinnerte sich in der That eines solchen Passagiers, sogar, wohin dessen Gepäck dirigirt worden war. Er nannte uns die Station B.

„Jetzt befinden wir uns auf ihrer Fährte," sagte ich zu Mr. Shrowly. „Sie sind heute Morgen um neun Uhr in B. angelangt. Reisen wir ihnen denn mit dem gleich abgehenden Expreßzuge nach. Ein Tag Vorsprung zählt nicht allzu viel."

Demzufolge lösten wir uns Billets und sausten kurze Zeit darauf durch die Nacht dahin.

Ich machte es mir alsbald in unserem Wagen bequem, ein Gleiches Mr. Shrowly anrathend, da uns am nächsten Tage vielleicht große Strapazen erwarteten, zu denen eine Stärkung nicht schaden konnte. Ob mein Begleiter den Wink beherzigte, weiß ich nicht, jedenfalls schaute er, als ich am nächsten Morgen erwachte, niedergeschlagen und bleich genug zum Fenster hinaus.

Wir fuhren noch eine Zeitlang, dann war B. erreicht.

Wiederum begaben wir uns zur Güterexpedition, wo man aber leider über die Gesuchten keine Auskunft zu geben vermochte.

Mr. Shrowly schaute mich rathlos an.

„Vielleicht ein Beweis," meinte ich, „daß sie sich hier noch aufhalten oder doch nicht mit der Eisenbahn weiter gereist sind."

„Weßhalb?"

„Weil sie möglicherweise den Portier des Hotels, in dem sie abgestiegen sind, mit der Herbeischaffung ihrer Effekten beauftragten, somit selbst die Gepäckexpedition nicht betreten. Wir wollen das einmal annehmen und jedenfalls der Bahnhofpolizei behufs Festnahme des Pärchens, wenn dasselbe, während wir es in der Stadt suchen, von hier mit dem einen oder andern Zuge weiter zu dampfen beabsichtigen sollte, die nöthigen Winke geben."

Das geschah. Dann wandten wir uns, von einem Beamten begleitet, zu der Omnibus- und Cabstation, hier abermals Nachfrage haltend.

„Centralhotel!" schrie eine Stimme aus dem Haufen der um uns versammelten Wagenlenker und Gepäckträger. „Der Gentleman hatte ein Pflaster an der Stirn."

„Dahin!" rief ich befriedigt, worauf sich der kleine Bursche, der uns die Mittheilung gemacht, beeilte, uns zu seinem Cab zu führen, in dem wir alsdann, so rasch der flinke Gaul traben konnte, unserem Ziel entgegen rollten.

Nach kurzer Zeit waren wir in dem betreffenden Hotel angelangt und erfuhren von dem Portier zu unserer Genugthuung, daß die Gesuchten noch dort wohnten. Die Lady sei sogar im Augenblick zu Hause.

„Der Gentleman nicht?" fragte ich.

„Nein, er entfernte sich vor etwa drei Stunden, ohne bis jetzt zurückgekehrt zu sein."

Die Nachricht wollte mir durchaus nicht gefallen. Wenn man sich in einer solchen Lage, wie die der Entwichenen, befindet, pflegt man sich aus guten Gründen zurückgezogen zu halten und nicht, falls nicht Besonderes dazu drängt, am hellen Tage die Straße zu betreten.

„Well, lassen Sie uns denn Mrs. Shrowly unsere Aufwartung machen," wandte ich mich an meinen Klienten.

Wir standen bald vor Nr. 22, in der die Bewußte wohnen sollte, und ich öffnete, ohne anzuklopfen, die Thür.

Ein gellender Schrei empfing uns und ein hübsches junges Weib stürzte uns entgegen.

„Sind Sie mir doch gefolgt!" eiferte sie gegen meinen Begleiter. „Ich schrieb Ihnen ja, daß Sie mir zuwider seien, daß ich Henry — Mr. Hawk liebe!"

„Verzeihen Sie, Ma'am," nahm ich an Stelle des ganz fassungslosen Mr. Shrowly das Wort, „wir folgten nicht Ihnen, sondern den von Ihnen geraubten zwanzigtausend Dollars. Sobald Sie uns das Geld herausgegeben haben, mögen Sie mit Mr. Hawk reisen, wohin es Ihnen beliebt."

„Ich weiß nicht, welche Summe Henry mitnahm," murrte sie; „er führt sie bei sich."

„Und wo befindet sich Mr. Hawk im Augenblick?"

„In der Stadt. Er muß bald zurückkehren."

„Hm," lächelte ich, „weßhalb begab er sich denn eigentlich in die Stadt?"

Sie blickte mich verwirrt an.

„Ich denke," fuhr ich fort, „Sie wundern sich, daß er so lang ausbleibt?"

„Ja, ja," stotterte sie noch verwirrter.

„Welche Ausrede brauchte er, um Sie zu verlassen?"

„Ausrede? — Er wollte das Geld, welches ihm lästig war, gegen Banknoten umtauschen."

„Dazu bedurfte er keiner drei Stunden. — Es befremdet mich übrigens, daß wir Sie noch hier, wo Sie bereits gestern um diese Zeit anlangten, treffen. Weßhalb reisten Sie nicht alsbald weiter?"

Sie wurde immer bestürzter.

„Henry meinte, man verfolge uns, und bezweckte etwaige Nachforscher dadurch, daß wir hier blieben, irre zu führen."

„Um sich dann, wie er es jetzt anscheinend versucht, ohne Sie aus dem Staube zu machen."

Sie wurde todtenblaß.

„Leisten Sie der Lady Gesellschaft," wandte ich mich zu Mr. Shrowly, „und sorgen Sie, daß sie uns nicht entflieht, ich will sehen, ihren Galan einzufangen."

„Wir können Sie ja einschließen," sagte mein Begleiter, „ich mag nichts mehr mit ihr zu schaffen haben."

„Verzeihung!" schrie da Mrs. Shrowly auf einmal und fiel vor dem verrathenen Gatten auf die Kniee nieder.

Ich ließ die Beiden allein und eilte die Treppe hinab.

Vor dem Hotel stand ein Omnibus, das Verdeck hoch mit Koffern beladen.

„Wohin fahren Sie?" fragte ich den Kutscher.

„Nach dem Flusse. In einer halben Stunde geht das Boot ab."

Das Boot. Fatal, an diese Reisegelegenheit hatte ich nicht gedacht.

„Ist in den letzten drei Stunden vielleicht ein solches Boot schon stromauf oder ab gegangen?"

„Nein, das erste fährt in einer halben Stunde."

„Gut, ich nehme einen Platz in Ihrem Wagen; beeilen Sie sich, daß wir hinkommen."

Es stiegen noch mehrere Passagiere ein und nach einigen Minuten rollten wir die Straße hinab.

„Jetzt, Mr. Hawk, fange ich Sie," dachte ich voll Genugthuung.

Meine behagliche Betrachtung wurde plötzlich durch einen lauten Krach gestört. Einer der Koffer war von dem Verdeck des Wagens gestürzt, und während der Kutscher daraufhin anhielt, erhob der Reisende, dem das betreffende Gepäck gehörte, einen mächtigen Lärm, zumal der Koffer auseinander gesprungen war und sein Inhalt zerstreut auf dem Pflaster umherlag.

Der Aufenthalt kam mir sehr ungelegen.

„Wie weit ist es noch bis zum Flusse?" erkundigte ich mich.

„Eine halbe Stunde zu Fuß."

Und in dieser Zeit fuhr auch das Boot ab.

„Welcher Weg führt dahin?"

„Verfolgen Sie nur diese Straße."

Ich schritt schon schnellen Ganges vorwärts. Vielleicht begegnete ich einem Cab und konnte mich desselben zur Zurücklegung der noch übrigen Strecke bedienen. Aber nichts dergleichen wollte auftauchen, und dabei trieb mich eine innere Ueberzeugung, daß Mr. Hawk gerade diese Gelegenheit zur Weiterflucht benützen würde, und demzufolge die Sorge, daß er mir entgehen könne, zu immer eiligeren Schritten an. Schließlich begann ich sogar zu laufen.

Endlich sah ich den Fluß vor mir liegen und in einer Biegung desselben das Dampfboot herangeschaufelt kommen.

Athemlos, in Schweiß gebadet, stürzte ich auf die Schiffsbrücke, zeigte dem dort stationirten Sicherheitsbeamten meine Legitimationskarte und verständigte mich mit ihm über den Zweck meines Hierseins. Dann durchmusterte ich die auf das Boot wartenden Reisenden, ohne jedoch eine Persönlichkeit, die auf den Gesuchten paßte, und die vor allen Dingen das Zeichen an der Stirne trug, darunter zu entdecken.

Der Steamer legte an, die Glocke gellte und die Passagiere bestrebten sich, auf das Verdeck zu gelangen. Noch kamen immer neue heran, jetzt schaukelte auch mein Hotelwagen näher und entleerte seinen Inhalt in das Boot, von Mr. Hawk jedoch noch immer keine Spur. Die Glocke läutete zum zweiten Mal, ich blickte rathlos den Landweg auf und ab.

„Schauen Sie einmal rechts nach dem Gebüsch," sagte in diesem Augenblick der Polizeibeamte, sein Auge dabei aber auf den Steamer heftend, „ich beobachte schon eine Zeitlang einen Mann in demselben, der sich dort anscheinend verborgen halten will."

Ich wandte mich ruhig, wie zufällig, nach der angedeuteten Stelle hin und entdeckte auch in der That hinter einem Strauch ein nicht deutlich zu erkennendes Individuum.

„Lassen Sie uns die Brücke verlassen; vielleicht geht er in die Falle."

Wir schritten daraufhin langsam, wie wenn unsere Geschäfte abgemacht seien, auf dem Wege zur Stadt zurück und sahen denn auch richtig, als wir uns nach einer Minute umkehrten, die bewußte Persönlichkeit eiligst über die Brücke auf das Boot zu laufen.

Natürlich folgten wir ihr sofort.

Wie wir die Brücke erreichten, trieb der Steamer eben langsam von derselben ab. An der Brüstung des Verdecks gelehnt aber erblickte ich meinen Mann. Er zeigte an der Stirn ein kleines Pflaster und schaute recht höhnisch nach uns hin.

Seine Freude war jedoch von kurzer Dauer. Mein Begleiter rief dem Schiffskapitän ein paar Worte zu, worauf dieser alsbald sein Kommando ertönen ließ, dem das Boot sofort folgte, indem es mit einigen Schaufelschlägen wieder zur Brücke zurückkam.

Wir beschritten das Verdeck, von dem der Betreffende freilich inzwischen verschwunden war, doch fanden wir ihn nach kurzem Suchen in einer Kabine und luden ihn höflichst ein, mit uns zum Lande zurückzukehren.

„Was begehren Sie eigentlich von mir, Gentlemen?“ rief er störrisch. „Ich kenne Sie nicht und Sie mich ebensowenig.“

„Doch, Mr. Hawk,“ versetzte ich, „Sie sehen, ich habe das Vergnügen und bitte Sie, keine Umstände zu machen, wenn wir nicht Gewalt brauchen sollen.“

„Wohlan,“ knirschte er, „ich werde Ihnen folgen, mich aber an geeigneter Stelle über Sie beschweren!“

Wir verließen darauf mit unserem Gefangenen den Steamer, der alsbald weiter dampfte und schritten zum Centralhotel zurück.

Mr. Shrowly stand vor der Thür von Nr. 22 und stieß einen Jubelruf aus, als er uns gewahrte.

Dann traten wir zu der heftig schluchzenden, pflichtvergessenen Frau in's Zimmer und ersuchten dort Mr. Hawk, uns sein Portefeuille zu überreichen.

Mit wüthenden Blicken willfahrte er.

Es ergab sich, daß nur wenig an dem gestohlenen Betrage fehlte.

„Well, Mr. Shrowly,“ fragte ich den Betreffenden, „stellen Sie einen Strafantrag? In diesem Falle nehme ich Ihren ehemaligen Buchhalter und Mrs. Shrowly mit zurück, um sie dem Gerichte zu überliefern.“

„Nein, nein,“ rief mein überglücklicher Klient, „sie mögen reisen, wohin sie wollen!“

„Und das ist Strafe genug für sie,“ dachte ich. — „Mr. Hawk,“ wandte ich mich dann an den finster vor sich hin Blickenden, „Sie können mit der Lady das Zimmer verlassen.“

„Sie mag zur Waide gehen!“ schrie er wüthend und rannte davon.

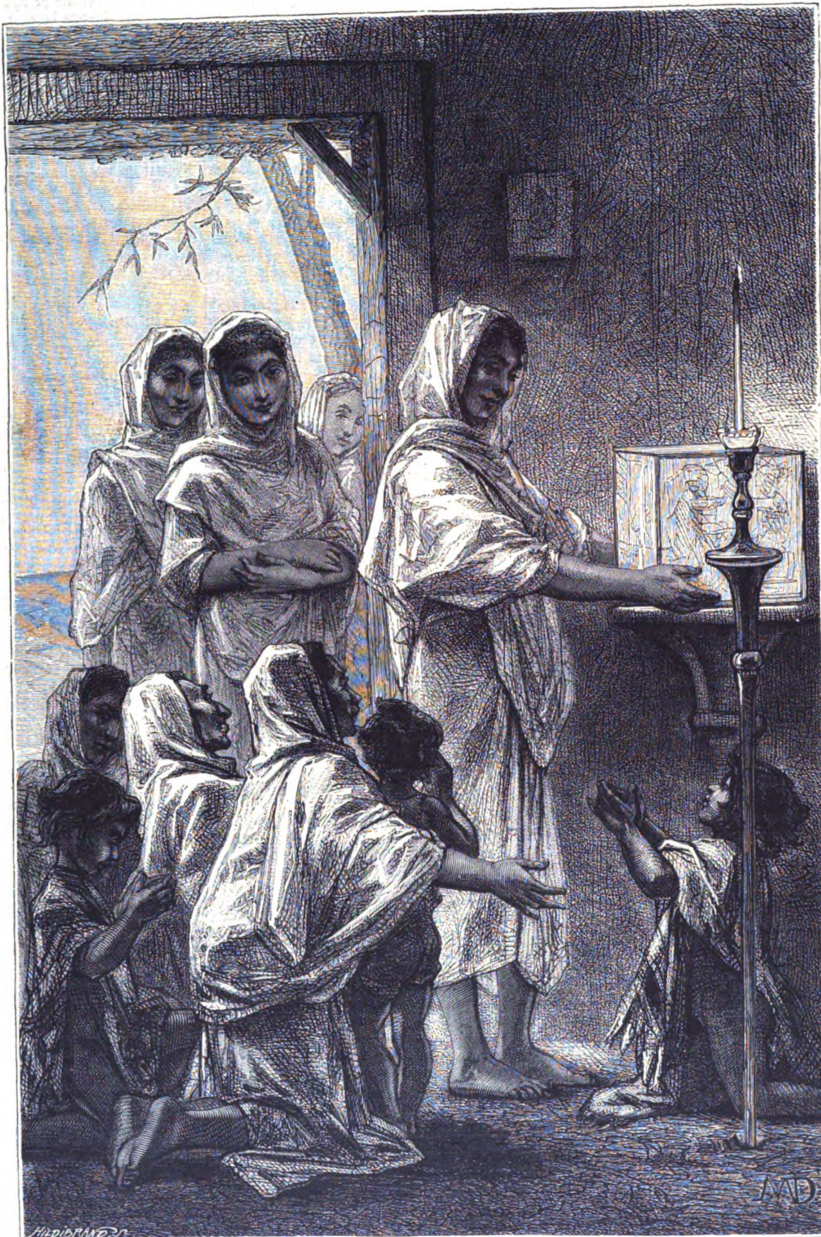
Wir machten Miene, uns gleichfalls zu entfernen.

„William!“ jammerte die Frau und fiel abermals vor ihrem Gatten nieder.

Er wandte ihr ohne ein Wort den Rücken und schritt aus dem Gemache. Mein Kollege und ich folgten ihm.

Mr. Shrowly ist heut ein reicher, angesehener Kaufmann.

Ueber die Schicksale des treulosen Weibes und ihres Entführers ist mir nichts weiter bekannt geworden.



Bilder aus Amerika. **Die Hausgötter der Paraguayanerinnen.**

Bilder aus Amerika.

(Bilder S. 556 und 560.)

Während die peruanischen Männer leidenschaftliche Spieler sind und den größten Theil ihrer Zeit in den Spielhöllen todtschlagen, üben die sehr fleißigen, regsamen, bronzefarbigen Frauen eine auffallende Frömmigkeit. Von liebenswürdiger, heiterer Gemüthsart sind diese dunklen Weiber, jedoch außerordentlich unwissend, abergläubig und leidenschaftlich religiösen Formen zugethan. In jeder Hütte haben sie ihren Hausheiligen in einem Glaskasten, und mindestens jeden Tag eine halbe Stunde widmen sie diesen rohgearbeiteten Holzfiguren, indem sie vor dem Kasten knieen und auf das Lebhafteste zu seinem Inhalt, der bald den Heiligen Petrus, Antonius, bald Maria, Elisabeth, oft auch mehrere zugleich enthält, beten. Gewöhnlich finden sich einige Nachbarn zu dieser Ceremonie ein, es wird eine Kerze, die auf einem merkwürdigen Leuchter steckt, angezündet und laut schreiend gefleht und gesungen; von dem Heiligen dieser Hütte geht es zu dem der Nachbarn, und so verfließt häufig ein ganzer Tag im gegenseitigen Besuch und Anbeten der Hausheiligen.

Unsere Illustration zeigt solch' eine Betversammlung vor Hausheiligen in einer peruanischen Hütte.

Unser zweites Bild zeigt uns die eigenartige Begräbnißweise bei einem nordamerikanischen Indianerstamm, den Assiniboins ,vor. Es ist eine Eigenthümlichkeit, die sich auch bei mehreren Stämmen der Eingeborenen Afrikas vorfindet, die Todten nicht zu verbrennen oder der Erde zu übergeben, sondern sie in vollem Schmuck des Lebens, meist mit ihren Waffen und Kostbarkeiten, auf einem hohen Gerüst verwesen zu lassen und dann die Gebeine zu sammeln. Der Ort, wo auf eine ganz rohe Weise aus Baumstämmen dieß Gerüst zusammengefügt wird, ist immer die stille Waldeinsamkeit und macht es einen ganz eigenthümlich feierlich melancholischen Eindruck, an solchen meist sehr schönen Waldplätzen ein so sonderbares Grab in der Höhe zu finden. Beeinträchtigt wird das Feierliche, fast Poetische dieser Begräbnißart durch den Verwesungsgeruch, der Hyänen und Füchse herbeilockt, die dann heulend und bellend das ihnen unerreichbare Grab umkreisen.

Unsere stimmungsvolle Illustration zeigt uns ein derartiges einsames Indianergrab im Walde.

Aus meinen Kadettenjahren.

Lose Blätter

von

Johannes van Dewall.

4.

Die große Parade.

Kolossale, pyramidale Aufregung heute im Korps: Am nächsten Montag ist große Parade, heißt es, — der Kaiser von Rußland ist angekommen! Man denke sich, wie das uns Allen in die Glieder fuhr: Große Parade, keine Klasse, Nachmittags frei — Hurrah!

Am Sonntag bei Großmuttern sprach ich von fast gar nichts Anderem als von der Parade und bat die alte Frau himmelhoch, sie möchte doch ja einen Wagen nehmen und mit Cousine Cäcilie und Emilie zusammen hinausfahren nach dem tempelhofer Felde, um mich und den Kaiser von Rußland zu sehen.

Ich war ganz unglücklich, daß sie mir das rundweg abschlug, dafür aber belud mich die gute alte Frau vorsorglich mit belegten Stullen und einer Unmenge von Zwetschgen, — die wären gut gegen den Durst, meinte sie, da draußen in der Hasenhaide wäre immer so ein Staub.

Um 1/2 9 Uhr am andern Morgen wurde angetreten. Ich war linker Flügelmann vom ersten Glied und meine ganze Patrontasche und mein ganzer Helm waren mit Pflaumen und Butterbrod vollgepfropft; die im Helm inkommodirten mich nicht wenig, denn derselbe war mir etwas zu weit und hatte heute gerade mit dem Busch da oben drauf eine unselige Neigung, mir immerfort in den Nacken zu rutschen.

Wie ein langer dünner Faden wanden wir uns durch die entlegensten Straßen der Stadt und fädelten uns dann, höchst kommuner Weise, zum cottbuser Thor hinaus und über die Hasenhaide auf das tempelhofer Feld. Viel lieber natürlich würden wir die Linden herunter und durch die große Friedrichsstraße marschirt sein.

Kaum waren wir draußen und hatten eben unsere Gewehre ein bischen zusammengesetzt, als plötzlich ein herrenloses Pferd an uns vorüberjagte, welches ein berittener Gendarm mit schnurrbärtiger Miene athemlos verfolgte, unterstützt durch das Geschrei einer zahlreichen, vielfach mit Schnapsflaschen bewaffneten Menge.

Im Umsehen etablirte sich hier draußen ein kleiner Jahrmarkt von Marketenderkarren mit kühlen Weißen, sauren Gurken, Grenadierwurst und Freiheitscigarren. Das Volk lagerte sich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, im Sand und frühstückte. Auch wir frühstückten und mußten nachher sorgfältig die Wurstpapiere wieder auflesen, damit dieselben die Pferde nicht scheu machten. Während wir noch damit beschäftigt waren, kamen (ein niegesehener Anblick) der Oberstlieutenant R. und Major v. H. zu Pferd an uns heran, Beide etwas bleich, und sogleich verbreitete sich in allen Gliedern die Schauermär, Major v. B . . . . . sei mit sammt seinem Schwert von Korsika vorhin von jenem herrenlosen Pferde herabgestürzt, — man hoffte, daß er noch lebte.

Darauf wurde angetreten und durch den tiefen Sand einige hundert Schritte weiter vorwärts marschirt, mit



sahen, trotz alles Klopfens, bereits so weiß aus wie die Müller.

Von allen Seiten marschirten Truppen herzu, das Volksgewühl wurde immer dichter, man vernahm Trommeln und Musik.

Wir traten wieder an und hielten wieder. Zwei Generale ritten an uns vorüber, — der eine deutete mit der Hand auf uns und sprach, uns freundlich zunickend: „Imposante Grenadiere!“, was uns Alle sehr verdroß.

Der Oberstlieutenant und der Major wurden immer blasser auf ihren Rossen, seit Dezennien saßen sie zum ersten Male wieder im Sattel — kein Wunder also.

Wie gesagt, ich war linker Flügelmann, und ich hörte, wie Major v. H., sein etwas hin und her trippelndes Philisterlein am Halse klopfend, ängstlich dem Andern zuflüsterte:

„Oberstlieutenant R . . . ., Oberstlieutenant R . . . ., noch einen Satz und ich liege unten!“

„Ja — wenn dieß Pferd hier nicht ruhiger wird, kann ich auch nicht vorbeiführen!“ erwiederte Jener und hielt sich krampfhaft an den Zügeln fest.

Ich konnte dabei mit dem besten Willen nicht sehen, daß die armen Gäule irgend etwas Unrechtes thaten, sie trippelten nur ein wenig hin und her.

Immer mehr kamen wir in's Gedränge, der erste Zwang des Ungewohnten verlor sich bald auch bei unseren beiden hohen



Vorgesetzten, wir machten hernach einen wunderschönen Parademarsch und wurden schließlich durch Parolebefehl noch obendrein belobt.

Na, — ich hatte aber auch nicht schlecht rechts gesehen und die Beine geworfen!

Die große Parade.

Es kam der Kaiser Nikolaus
Einst nach Berlin gefahren,
Da sträubten im Kadettenhaus
Sich aller Leute Haare, —
Es ging die Mär,
Daß mit Gewehr
Am nächsten Tag Parade wär'.

„Wie wird das gehn!“ rief der G'n'ral,
„O Jerum!“ die Majore,
„Bei der Rekruten großer Zahl
Sind wahrlich wir verloren;
Und auch zugleich
Das Lederzeug
Ist schlecht lakirt und windelweich!

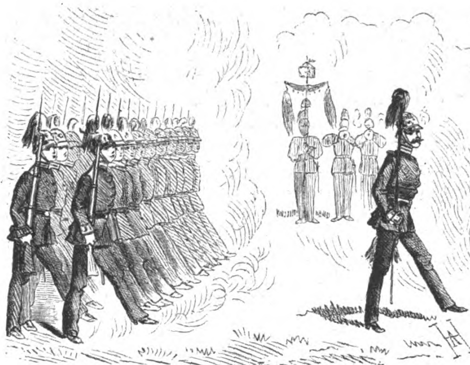
„So wie der Sack am Esel hängt,
So bammeln ja die Taschen,
Und die Kordons, ihr Herrn bedenkt,
Sind nicht einmal gewaschen! — —
Und dieß nicht nur,
Die Armatur
Braucht sicherlich 'ne Rep'ratur.

„Bei Einem tauget nichts der Hahn,
Der Lauf hat dicke Striemen,
Beim Andern fehlt der Abzug dran,
Beim Dritten gar der Riemen.
Das Bajonnet
Ganz windschief steht,
Wie Strauchwerk, wenn der Nordwind weht.“

Nun wird marschirt und deployirt
Bei sieben Graden Kälte,
Kolonnen und Quarré formirt,
Als ob's die Köpfe gälte.
„Scharf rechts gesehn!“
Ruft der Kap'tän,
„So wird Fortuna bei uns stehn!“

So wird geübt nun spät und früh
Zum allgemeinen Schrecken,
Am Abend gab es Flammerie,
Begeist'rung zu erwecken;
Als auf man stund,
Aß jeder Mund
Mit Wehmuth seinen trocknen Hund.*)

*) Spitzname für ein Schwarzbrod.



Am Morgen ward geputzt mit Macht
Und wohl frisirt die Köpfe,
Es wird manch' schlechter Witz gemacht,
Blank werden alle Knöpfe,
Und Alles stand
Wie eine Wand,
Zum Ruhm für's ganze Vaterland.

„Nun bitt' ich, Kinder, führt euch auf,
Wie Anstand es gebietet,
Wer's anders thut, — mein Wort darauf,
Dem wird das Schwert vernietet! —
Wer nicht parirt,
Nicht imponirt,
Dem schwör' ich, daß er ganz carirt!“ *)

Vom Volke wimmeln schon ringsum
Der Plätze weite Räume,
Auf Dächer steigt das Publikum
Und klettert selbst auf Bäume,
Und der Gendarm,
Mit starkem Arm,
Hält Ordnung in der Menschen Schwarm.

*) Entziehung des Mittagbrods.



Nun sehn wir alle Herrlichkeit,
Die prächtigen Soldaten,
Ringsum sieht man, von Nah und Weit,
Viel edle Potentaten.
Die Reiterei,
Sie eilt herbei,
Kommt gut gerichtet jetzt vorbei.

Nun aber kommt es auch an uns,
Die harte Nuß zu knacken,
„Frei weg!“ ruft jetzt der Lieut'nant Kunz
Und pustet auf die Backen;
Die Musici
Der Infant'rie
Begleiten uns mit Melodie.

Ein Jeder thut, was er vermag,
Und gut ging die Parade,
Zum Lohn dafür, am Nachmittag,
Gibt's Zwieback und Chok'lade.
Das schmeckt nach mehr,
Drum wollt' ich sehr,
Daß alle Tag' Parade wär'.

5.

Der Schönheitsverein.

Die Kadetten aus den Provinzialkorps haben in Berlin alle irgend einen historisch gewordenen Beinamen, so heißen z. B. die Bensberger die Bauerjungens, die Culmer: Culmer Bären, die Potsdamer aber Pomadenhengste oder Pomadenbüchsen.

Während die Uebrigen — wie schon aus jenen Epitheta hervorgeht, ziemlich ungehobelt nach Berlin kommen, sind die Potsdamer bereits von der Kultur beleckt und erfreuen sich eines fortgeschritteneren Bildungsgrades, ob gerade zu ihrem Vortheil und zum allgemeinen Besten, will ich dahin gestellt sein lassen. Die Potsdamer wohnen nicht, wie die anderen, in fast klösterlicher Abgeschiedenheit, sie leben in einer großen Stadt, in der zweiten Residenz des Landes. Sie sehen und hören etwas, sie gehen des Sonntags zu ihren Angehörigen auf Urlaub und werden von diesen besucht, sie sehen täglich beinahe einen Theil der potsdamer Garnison, eines eleganten Offizierkorps, und als angehende Offizierpflanzen sucht es natürlich der Sprößling dem Baume gleich zu thun. So kann man sie denn auch in Berlin als Neuangekommene von ihren Kameraden aus den anderen Korps leicht unterscheiden: während jene Bären und Bauerjungen sind, der Gebrauch der Nagelbürste z. B. und ein eigener Stiefel ihnen unbekannte Dinge sind, haben jene einen Scheitel bis in den Nacken, duften auf drei Ellen weit nach Pomade und sprechen sehr zierlich und gebildet. — Nicht Alle thun es, aber doch gar Viele, und deßhalb erhielten sie auch den Beinamen Pomadenhengste.

Die Crême nun von dieser Sahne, an welche sich schnell einige andere gleich organisirte Jünglinge anschließen, bilden den Schönheitsverein.

Ich glaube, er stirbt niemals aus, denn der Dandy ist ein ebenso natürlicher Parasit an dem sonst kräftigen Baume des Kadettenkorps, wie sein Antipode, der Korps-Rüpel, aber beide dienen dem Ganzen weniger zur Zierde als zur Belustigung und zum abschreckenden Beispiel.

Das Mitglied des Schönheitsvereins bestrebt sich stets, so patent, so ultrafein wie nur irgend möglich zu sein, es hat eine arrogante, blasirte Miene und findet alles Andere kommun, verplebejisch. Es schließt sich sorgfältig gegen Andere ab und verkehrt nur mit Seinesgleichen — das ganze Korps ist für ihn nur eine schauderhafte Brücke zu den Epauletten. Durch Fleiß oder Verstand zeichnet es sich selten aus.

Unser langer Baron Stägemann z. B. war ein wahres Prachtexemplar eines solchen Mitgliedes des Schönheitsvereins, auch der Graf Pomadonski gehörte zu demselben. — Sie glichen meist früh gealterten Jünglingen und hatten doch noch nichts genossen und erfahren, aber gerade weil sie eine Unnatur sind, werden sie allezeit wieder auferstehen.

Ihre Kleider trugen sie möglichst knapp und modisch, die Taille vor Allem fest eingeschnürt. Der Attachescheitel ging von der Stirn an, quer über die Mitte des Kopfes und so gerade gezogen wie eine Chaussee, bis hinten in den Nacken, das Haar glänzte und wurde wohl zwanzigmal täglich gebürstet und gekämmt. Sie strebten auf alle Weise nach Bart und lispelten geziert vornehm. Wo möglich sah ihnen irgendwo ein Stückchen Leinwand heraus und ihre Hände waren weiß und gepflegt wie die einer Dame, denn sie verbrauchten Unmassen von Mandelkleie und Coldcream und ließen sich lange Nägel wachsen, namentlich den am kleinen Finger. Des Sonntags vor Allem trieben sie einen ganz unerhörten Luxus mit eigenen Sachen, Ringen, Ketten und Kastensporn. Zuerst fuhr dann der Dandy zu Schulz oder Gilbert und ließ sich adonisiren. Da saß er dann vor dem hohen Spiegel, in welchen er wohlgefällig hineinschaute, wie weiland Narciß in die Fluten des Sees, im weißen Pudermantel und ließ sich den Kopf waschen und parfümiren und allerhand grobe Schmeicheleien sagen von dem Ami de la tête. Er ließ sich die Locken brennen und sich à la brebis oder à la mécontent frisiren. Mit einer Taille wie eine Wespe so dünn und in den engsten Stiefeln geht er nachher durch die Straßen spazieren, meist zu Zweien, und läßt sich bewundern. Er „schädigt“ dann den Vetter Bogislaw oder „fällt bei Tante Jago ein“ und langweilt diese sterblich durch sein altkluges, gespreiztes Wesen, er macht auch schon den Cousinen ein wenig den Hof, — süß und lispelnd renommirt er ihnen allerlei fabelhafte Geschichten vor, und wird von diesen unbarmherzig ausgelacht.

Ja — wichtig machen möchte er sich, der frühreife Dandy, aber er macht sich nur lächerlich, und während er auf die Vergnügungen seines Alters freiwillig verzichtet, bleiben die der

reiferen Jahre ihm vorläufig noch die sauren Trauben aus der Fabel.

Und diese Dandies nun finden sogar noch einzelne Nachbeter, die ihnen das Alles nachäffen, — eine schlechte Kopie, die sogenannten (um Verzeihung) Dreckdandies.

Diese reiben sich Schweinefett statt der Pomade in die Haare, nähen sich Strippen an die Kommißhosen, die sie möglichst straff anziehen, und lassen ein schmutziges grobes Korpsbäffchen aus der schmierigen Halsbinde heraussehen, anstatt eines reinen Hemdkragens.

Der wahre Dandy haßt seine Karrikatur den Dreckdandy, nicht allein, er verachtet ihn.

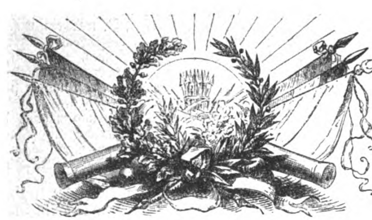


Hinter jenen beiden zierlichen Jünglingen dort, die sich streiten, ob die Patti oder die Trebelli einen bessern Vortrag habe, schreiten zwei andere Kadetten her, unten in der Tretmühle des Carréhofes, und machen sich über ihre Vorderleute lustig.

Es sind ein paar große, breitschulterige Gestalten, der Eine hat das ganze Gesicht voller Sommersprossen und weit hervorstehende Backenknochen, der kleinere von Beiden hat einen auffallend dicken Kopf und spricht nur im tiefsten Baß. Sie unterhalten sich in jenem harten Dialekt, der den Westpreußen eigenthümlich ist. Sie sagen Königsbarg statt Königsberg und sprechen von Schmand mit Keilchen und von sauren Flackchen. Die Haare stehen ihnen wild zu Berge, die Hände haben sie tief in die unergründlichen Hosentaschen versenkt, ihre Röcke und Stiefeln sind ihnen um eine halbe Welt zu weit.

Ihre Manieren sind möglichst rekelhaft und zeigen den Kraftmenschen in jeder Bewegung — das ist die Blüte der Culmer Bären — der Korpsrüpel.

Es dauert auch nicht lange, so haben sie aus irgend einem mit Haaren herbeigezogenen Grunde mit den beiden Pomadenhengsten vor ihnen eine großartige Holzerei angefangen und prügeln die Muttersöhnchen windelweich. Die Gegensätze berühren sich — so ist es überall im Leben. Aber die große Gleichmacherin, die strenge Zucht, gleicht Alles aus. — Nach einem oder zwei Jahren sind diese Wucherzweige säuberlich beschnitten und eingerichtet, und Dandy wie Rüpel, wenn sie einst das Korps verlassen, sehen Einer aus und denken der Eine gerade so wie der Andere und das ist ja eben das Schöne und Gute an der Sache, daß „des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr" aus allerhand Menschen und Individuen wackere und verständige Soldaten schafft, wie aus einem Guß, denen man ihre Jugendthorheiten gar nicht mehr anmerkt, und ihnen die Fähigkeiten verleiht für ihren ernsten und ehrenvollen Beruf.



Der orientalische Krieg.

Von einem höheren Offizier.

(Nachdruck verboten.)

VII.

Europäischer Kriegsschauplatz. In unserem ersten Berichte haben wir, freilich im Widerspruch mit den offiziellen Erklärungen der russischen Diplomatie, die Ansicht ausgesprochen, daß das Ziel des Kriegs Konstantinopel sei, und später (IV.) haben wir gesagt, daß ein oberhalb Rustschuks bei Simnitza oder Turn-Magurell ausgeführter Donauübergang die Absicht, mit Umgehung des Festungsvierecks auf Konstantinopel zu marschiren, augenblicklich enthüllen würde. Es zweifelt jetzt Niemand mehr an dieser Absicht und Manche sehen die russische Armee im Geiste bereits vor den Thoren Konstantinopels, besonders seit auch der Balkan, wenngleich vorerst nur mit einer Avantgarde, überschritten ist.

Der Plan, mit Umgehung des bulgarischen Festungsvierecks den Balkan westlich von Schumla zu überschreiten, ist, wie schon früher (I.) angedeutet, von dem preußischen Generallieutenant v. Valentini in seinem schätzbaren, auch von Moltke vielfach zu Rath gezogenen Werke über den Türkenkrieg umständlich entwickelt worden, wenn auch der Name des „Festungsvierecks" damals noch nicht erfunden war. Valentini war nach dem preußischen Unglücksjahr von 1806 zuerst in österreichische, dann in russische Dienste getreten und hatte den Türkenfeldzug unter Kaminski im Jahr 1810 mitgemacht. Später wieder in's Vaterland zurückgekehrt, war er in den Befreiungskriegen Chef vom Generalstab unter York und Bülow. Er ist auch heute noch in Beziehung auf unsern Kriegsschauplatz eine Autorität. Valentini nun setzt bei Aufstellung dieses Umgehungsplans ausdrücklich voraus, daß die türkische Armee zuvor aus dem Festungsviereck „herausgelockt und geschlagen" werde. Daß die russische Armee auf Konstantinopel marschiren und dabei nicht bloß das Festungsviereck, sondern auch die türkische Armee in ihrem Rücken stehen lassen werde, ist bei der bisher bewiesenen Umsicht der russischen Heeresleitung nicht anzunehmen. Ein solches Verfahren könnte man nicht mehr Kühnheit, man müßte es höchste Verwegenheit nennen. Denn wer umgeht, ist selbst umgangen, und was könnte erfolgen, wenn der türkische Generalissimus nach dem Uebergang der Russen über den Balkan mit seiner intakten Armee von Schumla aus über den Balkan ginge, um die russische zu einer Schlacht mit dem Rücken gegen Konstantinopel zu zwingen oder dieselbe gar zwischen zwei Feuer zu bringen? Sollte die russische Führung das Schicksal des Krieges auf eine solch' verzweifelte Karte setzen wollen? Wir glauben es nicht und sind vielmehr der Meinung, daß dem Vorstoß über den Balkan nur die Absicht unterlag, den alten Abdul Kerim aus seiner Festungslinie „herauszulocken", um ihn zum Angriff auf ein selbstgewähltes Schlachtfeld zu vermögen. Ist er auf diesem geschlagen, dann steht dem Marsch nach Konstantinopel nichts mehr oder wenigstens nicht mehr viel im Wege. Nach dem bisherigen Verhalten Abdul Kerim's ist anzunehmen, daß er sich nicht werde herauslocken lassen, daß er vielmehr die Russen zwingen wollte, ihn auf seinem Schlachtfeld anzugreifen, das er jedenfalls so gewählt haben würde, um im schlimmen Fall einen gesicherten Rückzug auf Schumla zu haben.

Defensives Verhalten war und ist für die türkische Armee sicherlich kein Fehler, aber eine richtige Defensive ist nicht so leicht durchzuführen, als dieß den Anschein hat. Defensive geht gern in Passivität über, und Passivität bringt eine Armee herunter, gerade so wie Nichtsthun den einzelnen Menschen zu Grunde richtet. Ungeschickt handeln ist im Krieg immer noch besser als gar nicht handeln. In der Passivität der türkischen Heerführer liegt der Grund für den Verlust des Feldzugs von 1829. Feldmarschall Diebitsch war mit kaum 20,000 Mann vor Adrianopel angekommen: das war das Heer, das Konstantinopel einnehmen sollte. Der Großvezier hatte noch reichlich 25,000 Mann, mit denen er von Schumla aus in den Rücken der Russen operiren konnte, und der Pascha von Skutari stand mit 40,000 nicht im Gefecht gewesenen Arnauten bei Sophia und Philippopel näher am Feind, als dieser an Konstantinopel; beide blieben unthätig und nöthigten so den Sultan zum voreiligen Abschluß des Friedens.

Daß Abdul Kerim schon jetzt in solche Passivität versunken gewesen sei, halten wir für unmöglich und seine Absetzung darum für völlig ungerechtfertigt. Denn eine Ungeschicklichkeit hat er noch nicht begangen. Der Uebergang über einen Fluß ist nicht zu verhindern, wenn er nicht unklug oder unvorsichtig angeordnet wird, das lehrt die Kriegsgeschichte aller Zeiten; der Verlust von Nikopolis, das sich nur ein paar Tage gehalten hat, während es sich, tüchtig vertheidigt, ein paar Wochen halten konnte, kann nicht dem Generalissimus zur Last gelegt werden; die Nichtbesetzung der Dobrudscha aber lag, wie wir schon früher vorausgesetzt haben, im Plan und der alte Kerim hat eigentlich damit den Russen eine Nase gedreht. Kann der Generalissimus durch eine bessere Kraft ersetzt werden, was vorerst zu bezweifeln steht, so mag die Sache gut sein, andernfalls kann sie für den Sultan verhängnißvoll werden. Daß Abdul Kerim seinen Großherrn nicht verständigt haben sollte, er dürfe sich durch die Ueberschreitung des Balkans durch die Russen nicht beirren oder ängstigen lassen, kann kaum angenommen werden, denn das wäre jedenfalls ein großer Fehler. Wie verschiedene Wege nach Rom führen, so können auch verschiedene Operationspläne einen und denselben Kriegszweck erreichen, und dabei wird oft ein guter Plan schlecht ausgeführt und einem fehlerhaften Plan lächelt das Glück des Krieges; aus dem bloßen Erfolg läßt es sich daher nicht immer auf die Güte des Planes schließen, obgleich dieß gewöhnlich geschieht. Daß die Türken nicht gar zu gering zu taxiren seien, zeigen ihre Erfolge in Armenien, und das Schicksal der Türkei kann erst dann als besiegelt erachtet werden, wenn ihre Armee unterlegen ist.

Kehren wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen zu den Operationen zurück, so können wir uns kurz fassen. Die Erstürmung der zum Schutze des alten bastionirten Schlosses von Nikopolis von den Türken errichteten Feldwerke ist eine glänzende Waffenthat. Die kleine Festung selbst konnte auf die Dauer, weil von den durch die Russen gewonnenen Höhen vollständig dominirt, nicht gehalten werden, indessen konnten ihre Mauern, solange den Russen nur Feldgeschütze zu Gebot standen, aushalten, und die schnelle Uebergabe auf Gnade und Ungnade spricht unter allen Umständen nicht für die türkischen Waffen, wenn auch der Schimpf nur auf dem Kommandanten haften sollte. 6000 Mann mit zwei Paschas, die in der Frühe des 16. Juli kapitulirten, sind eine nicht leicht wiegende Einbuße für die Türken, und 40 Kanonen nebst zwei im Hafen von Nikopolis gelegenen Kriegsdampfern sind schöne Trophäen. Uebrigens sollen sich die Türken in ihren Schanzen vortrefflich geschlagen haben; die Angabe, daß es in der Festung an Munition gemangelt habe, weil die Pulvermagazine in die Luft geflogen seien, verdient keinen Glauben, da Pulvermagazine in Festungen bombensicher eingedeckt sind und keinenfalls von Feldgeschützen getroffen werden können. Wenn englische Berichterstatter übrigens von Nikopolis als einer großen Festung sprechen, so sind sie jedenfalls nicht gut unterrichtet.

Mit großer Energie wurde die Hinüberschaffung der Armeekorps über die beiden Brücken bei Simnitza betrieben; Tag und Nacht dauerte der Marsch und man kann annehmen, daß schon am 8. Juli der Haupttheil der Armee auf bulgarischem Boden stand.*)

Der Vormarsch der russischen Hauptarmee entlang der Jantra konnte ziemlich ungestört vor sich gehen, und dieselbe hat nun zwischen Donau und Balkan festen Fuß gefaßt. Tirnowa, das zwar nicht befestigt, aber vermöge seiner Lage sehr vertheidigungsfähig ist, wurde den Russen ohne eigentlichen Kampf, also wohl planmäßig überlassen; für die Russen bildet es aber jedenfalls einen wichtigen Operationsstützpunkt. Von Tirnowa führt entlang eines rechtsseitigen Zuflusses der Jantra, der in der Nähe der Stadt mündet, ein nur für einzelne Fußgänger und Reiter brauchbarer Saumweg in gerader Richtung auf Jeni-Sagra über den Balkan.

Diesen Weg, dessen Uebergangssattel 35 Kilometer östlich vom Schipkapaß liegt, benützte General Gurko, um am 12. Juli mit einer Vorhut von einigen Tausend Mann den Balkan zu passiren, was ihm auch ohne Verlust gelang. Nur jenseits bei Hainboghuz, am linksseitigen Rande des Tundschathals, stieß er auf ein ürkisches Bataillon, das sich nach kurzem Gefecht zurückzog.

Schon am 14. Juli trafen Kosaken zu Jeni-Sagra ein, der nächstgelegenen Station an der Eisenbahn von Jamboli nach Adrianopel. Durch nachrückende Truppen verstärkt, detachirte General Gurko im Tundschathal aufwärts gegen Kasanlik, um die den Schipkapaß besetzt haltenden türkischen Truppen wenn möglich zum Verlassen ihrer Position zu bringen.

Rëuf Pascha, der Marineminister, der im vorigen Jahr in der Herzegowina geschickt und energisch operirt hat, durch Krankheit aber genöthigt wurde, sein Kommando abzugeben, eilte von Adrianopel herbei, um die russische Vorhut womöglich wieder über den Balkan hinüberzuwerfen; er wurde aber in einem zwischen Jeni-Sagra und Slivno stattgehabten, wie es scheint, ziemlich blutigen Gefecht geschlagen. Das Erscheinen der Russen jenseits des Balkans hat in Konstantinopel höchst alarmirend gewirkt und ist als der Anlaß zu den eingetretenen Ministerwechseln und der Abberufung Abdul Kerim's zu betrachten.

Wir haben früher die Einschließung Rustschuks zur Sicherung der nun in Bulgarien gewonnenen Basis und insbesondere auch der Brückenstellen als unumgänglich bezeichnet; nach den neuesten Nachrichten ist diese Einschließung nicht allein erfolgt, sondern es soll auch unverzüglich zur Belagerung geschritten werden.

Ohne Zweifel wird der fortifikatorische Angriff zunächst gegen die im Süden der Festung gelegenen detachirten Werke gerichtet werden, da nach ihrer Wegnahme Rustschuk selbst nicht mehr haltbar ist.**)

Das auf dem äußersten linken Flügel operirende vierzehnte Korps unter Generallieutenant Zimmermann hat inzwischen die Dobrudscha durchstreift, die Linie Czernawoda-Kustendsche überschritten und ist an der Küste des Schwarzen Meeres bis Mangalia vorgerückt; es scheint seine Absicht zunächst gegen Basardschik zu richten. Daß es von dort ohne Weiteres gegen Varna vordringen werde, wie Berichterstatter wissen wollen, glauben wir vorerst noch nicht, da wir den Zweck dieser Operation nicht einsehen, vielmehr noch an unserer frühern Ansicht festhalten, daß sein Endziel Silistria sei.

Asiatischer Kriegsschauplatz. Nach den siegreichen Treffen von Daghar und Zewin ist Mukhtar Pascha den weichenden russischen Truppen zwar gefolgt, allein die Verfolgung ist nicht mit dem erforderlichen Nachdruck durchgeführt worden, da die türkischen Truppen keine oder nur wenige Gefangene gemacht und keine Trophäen aufzuweisen haben. Ist der Feind geschlagen, so muß, Blücher's klassischem, nach der Schlacht von Waterloo gegebenem Befehle gemäß, „der letzte Hauch von Mann und Pferd" an die Verfolgung gesetzt werden. Hätten die türkischen Generale nach diesem Grundsatz gehandelt, so würde es den Russen nicht mehr gelungen sein, ihr Belagerungsgeschütz von Kars in Sicherheit zu bringen, da dieß stets einen bedeutenden Zeitaufwand verursacht. Es gewinnt fast den Anschein, als seien die Türken — wie die übrige Welt — von ihren Siegen überrascht und vorerst hinlänglich befriedigt gewesen, ihre Feinde in der Defensive zu wissen. Die Vorgänge um Bajazid sind ein noch nicht völlig aufgeklärter Wirrwarr von russischen und türkischen Siegen; nur das scheint schließlich außer Zweifel zu sein, daß die Russen auf jener Seite gänzlich auf ihr Territorium zurückgedrängt sind, während das Hauptkorps von Kars noch auf türkischem Boden in verschanzter Stellung bei Kürjuk-Dara steht. Auch Ardahan ist noch in russischen Händen, und wenn die Aufstände im Kaukasus nicht weitere Truppen erheischen, so daß die gelichteten Reihen der

---

*) Unser Bild Seite 548 stellt eine zur Brückenstelle marschirende Kolonne dar und es ist dem Künstler wohl gelungen, die Hast des Marschirens zum Ausdruck zu bringen, wenn sich da und dort auch Einer Zeit nimmt, den ihm dargebotenen Trunk nicht auszuschlagen.

**) Da das linke Ufer der Donau bei Giurgewo längst mit Belagerungsgeschütz gespickt ist, so werden sich auch nach dieser Seite die Szenen gegenseitigen Bombardirens wiederholen, wie unser Bild Seite 548 eine solche vortrefflich veranschaulicht.

Kaukasusarmee ergänzt werden können, so mag dieselbe nach erfolgtem Sammeln und Ausruhen zu einem zweiten Vormarsch wenigstens insoweit befähigt sein, um die Belagerung von Kars wieder aufzunehmen, was aber eine gegen Mukhtar Pascha zuvor gewonnene Schlacht voraussetzt. Dabei ist freilich angenommen, daß Letzterer entweder sich nicht stark genug glaubt, seine Offensive fortzusetzen, um die Russen nach Alexandropol zurückzudrängen, oder auch, daß er bei diesem Versuch von den Russen geschlagen wird.

Ueber die Aufstände im Kaukasus lauten die neuesten Nachrichten für die Russen günstiger; es soll den mobilen Kolonnen gelungen sein, wenigstens die Banden im Daghestan — dem gegen das kaspische Meer hin gelegenen Theil des Gebirges — zu zerstreuen.

Schwarzes Meer. Die Vorgänge bei Batum scheinen zweckmäßiger unter der Rubrik des Schwarzen Meeres zu stehen, als unter der des asiatischen Kriegsschauplatzes, da die ursprünglich beabsichtigte Wegnahme von Batum den Russen nicht gelungen ist und nur unter der Voraussetzung des Gelingens an ein Eingreifen des Rionkorps in die Operationen der kaukasischen Armee zu denken war. Nicht nur Batum hat sich gehalten, sondern auch der kleine, aber von Natur starke und wohlbefestigte Küstenpunkt Zichidsiri, der den Hauptübergang über den Kindrischfluß beherrscht. Beim Vormarsch gegen Batum hatten die Russen den Platz eingeschlossen in ihrem Rücken liegen lassen, bei ihrem Rückzug aber scheint die Besatzung desselben zu den erlittenen Verlusten mitgewirkt zu haben. Die Russen stehen nun hier wieder in den Positionen, welche sie vor ihrer Offensive inne hatten, wenn sie inzwischen nicht durch den von Derwisch-Pascha nach Konstantinopel signalisirten Angriff auf dieselben genöthigt worden sind, sich auf russisches Gebiet zurückzuziehen.

Fazli Pascha, der Kommandant von Suchum-Kale, meldet, daß er über den ihm gegenüber kommandirenden General Alchasoff Vortheile errungen und in Folge derselben dessen Rücken bedrohe, während russischerseits behauptet wird, daß die Türken und aufständischen Abchasen an verschiedenen Punkten Terrain verloren haben. Beides kann wahr sein und stellt nur fest, daß die Ereignisse dort, weder von der einen noch von der andern Seite, entschieden in Fluß gerathen sind. Günstig für die Russen ist es anzusehen, daß die Aufstände in jenen Theilen des Kaukasus wenigstens nicht noch größere Dimensionen angenommen haben.

Die Beschießung von Eupatoria durch türkische Schiffe hat nur die Bevölkerung auf einige Stunden aus der Stadt vertrieben, sonst aber keinen weitern Schaden angerichtet. Die türkische Transportflotte war in letzter Zeit vollauf beschäftigt, das Korps von Suleiman Pascha, das so glücklich gegen Montenegro operirt hat, von Antivari an der albanischen Küste auf den Kriegsschauplatz in Rumelien überzuführen. Suleiman Pascha soll zunächst dazu bestimmt sein, das Kommando der Armee von Adrianopel zu übernehmen. Diese Transportflotte leistet den Türken vortreffliche Dienste, während die Schlachtflotte bis jetzt die türkischerseits erwarteten großen Dinge nicht zur Ausführung gebracht hat.

Das Fieberland der Dobrudscha und die Donau mit Matschin.

(Bilder S. 544 und 545.)

Die beiden panoramaartigen Darstellungen gewähren einen überaus klaren und wahren Anblick der in letzter Zeit so oft genannten Theile des Kriegsschauplatzes an der untern Donau. Ueber diese meilenweit sich erstreckenden Sumpfniederungen weg mußten die Truppen sich auf schlechten Wegen durchwinden, um die Höhen der matschiner Berge zu gewinnen, deren zerrissene und zerklüftete Thäler und Schluchten auch ohne Feind den marschirenden Truppen genug der Hindernisse bieten. Die Franzosen, die 1854 nur wenige Tage in der Dobrudscha zubrachten, berichteten besonders über den unheimlichen Eindruck, den das Marschiren in den Sümpfen auf die Mannschaft dadurch hervorbringe, daß die Soldaten nirgends über den 10 bis 15 Fuß hohen Schilf hinwegsehen können und am hellen Tage gleichsam im Dunklen ihren Weg suchen mußten. Die Russen hatten damals ihre Beobachtungsposten auf hohen Holzgerüsten etablirt, die mit Leitern erstiegen wurden, um wenigstens einige Uebersicht über das Terrain zu gewinnen.

Baschi-Bozuks von einem Raubzug zurückkehrend.

(Bild S. 549.)

Unsere Illustration S. 549 gibt ein ungemein anschauliches Bild von der wilden, rohen Raubweise der Baschi-Bozuks. Diese haben einen Streifzug über die Donau gemacht, eine große Menge Vieh zusammengetrieben und ziehen jetzt 480 Stück meist schweres Hornvieh in Reihen hinter einander, mit Stricken um die Hörner und an Schiffen befestigt, in großer Eile über den breiten, stürmisch fließenden, angeschwollenen Fluß. Nur 170 Stiere kamen lebend am andern Ufer an, die übrigen ertranken. Die Räuber zogen den Todten, wie ein Augenzeuge erzählt, das Fell ab und ließen die Kadaver liegen.



Ach wir Armen!

Der letztverstorbene pariser Rothschild hinterließ ein Vermögen von 1,000,000,000 Franken = 800,000,000 Mark, was mit 5 vom Hundert ein jährliches Einkommen von 50,000,000 Franken = 40,000,000 Mark ergab. Dabei gehörte der Verblichene einer Familie an, deren Mitglieder, alle ohnehin schon ungewöhnlich reich, sich in obige Erbschaft theilten, so daß nun möglicherweise ein anderer Rothschild dasselbe Vermögen wie jener besitzt. — Der vor nicht langer Zeit ebenfalls verlebte Marquis von Westminster wurde von Einigen jährlich auf 800,000 Pfund Sterling = 16,000,000 Mark geschätzt, von Anderen dagegen nur auf circa 400,000 Pfund = 8,000,000 Mark, vorgeblich, weil die Güter des Marquis (sein Vermögen bestand meist in Grundbesitz) nicht unschwer belastet waren und außerdem viel Kapital in unrentirlichen Bauten stak. Mit 5 vom Hundert kapitalisirt, würde also das freie Grundvermögen des Marquis nach jener Angabe 16,000,000 Pfund = 320,000,000 Mark, nach dieser aber nur 8,000,000 Pfund = 160,000,000 Mark ausgemacht haben. Weil nun in England die Majorate bestehen und namentlich der Grundbesitz dem Hauptbestand nach stets in einer Hand beisammen bleibt, so dürfte der mit irdischen Gütern wohl selbst schon gesegnete Haupterbe des Marquis von Westminster diesem an jährlichem Einkommen gleichkommen, wenn nicht überlegen sein. — Doch lassen wir nun die alte Welt, Europa mit ihren Geldbaronen und Großgrundbesitzern, um einen Blick in die neue Welt, Amerika, und speziell nach Kalifornien und Nevada zu werfen, in jene üppigen Gegenden, welche vor vierzig Jahren noch weglose Tummelplätze wilder Horden gewesen, seitdem aber, von Eisenbahnen durchsaust, die unerschöpflichen Schatz- und Fruchtkammern der angelsächsischen Rasse geworden sind. Dort prangen, zur Freude der Schiffsherren und Zimmerer, die holzreichsten Waldungen, die hochragendsten Bäume: Eichen, Tannen, Cypressen, Cedern, darunter die Thuja gigantea, welche bei einem Stammdurchmesser von 5—20 Fuß nicht selten eine Höhe von 250 Fuß und darüber erreicht; dort lohnen die reichsten Ernten den Fleiß des Landwirths und Thierzüchters, des Obst- und Bienenfreundes, des Oliven- und Weingärtners, des Silber- und Goldgräbers, des Jägers und Handelsmannes; dort blüht ein Schiffshafen auf, der im nächsten Jahrhundert kaum mehr einen Rivalen haben dürfte; kurz, dort sind alle Keime, alle Elemente, in Boden, Wasser und Luft gegeben, um daraus Reichthümer aufzubauen, so rasch und so groß, wie sie kaum noch irgendwo bestanden haben. Schon jetzt werden „über Nacht“ unglaubliche Vermögen erworben, um freilich oft ebenso schnell wieder verloren zu gehen. Doch gibt es auch Menschen, Familien dort, welche ihr Scherflein nicht nur emsig zu sammeln, sondern auch stetig zu mehren und klüglich zu wahren verstehen. Sie bilden den Kern einer Gesellschaft, in deren Mitte, bei einigem Glück, der Reichste auf Erden, wenn nicht schon hausen, doch sicher bald erstehen dürfte. Hierzu werden außer den Goldfeldern die Silberminen hauptsächlich beitragen; gibt es doch so mächtige darunter, daß sie ohne Uebertreibung „Silberberge“ genannt werden können. — Vor ungefähr drei Jahren wurde das jährliche Einkommen des Senators Jones aus seinen Silberminen in Nevada (Kalifornien) auf 5,000,000 Dollars = 20,000,000 Mark angeschlagen, was mit 5 vom Hundert kapitalisirt einem Grundvermögen von 100,000,000 Dollars = 400,000,000 Mark entsprechend wäre. Sicher ein Reichthum, der nur äußerst selten, zumal in einem Menschenleben, gesammelt wird; dennoch ist er nun weit überflügelt. — J. W. Mackay nämlich bezieht jetzt aus seinen Silberminen in Nevada ein jährliches Einkommen von 2,750,000 Pfund Sterling = 13,750,000 Dollars = 55,000,000 Mark, was mit 5 vom Hundert kapitalisirt auf ein Grundvermögen von 55,000,000 Pfund = 275,000,000 Dollars = 1,100,000,000 Mark hinweisen dürfte. Denn warum sollen Silberminen nicht ebenso gut als andere Grundstücke kapitalisirt werden können? — Berechnen wir nun das Einkommen obiger Herren auf den Monat, den Tag, die Stunde, die Minute rundsummig in Reichsmark, so erhalten wir folgendes Ungefähr:

	Westminster	Jones	Rothschild	Mackay
Kapital =	320,000,000	400,000,000	800,000,000	1,100,000,000
Jährlich =	16,000,000	20,000,000	40,000,000	55,000,000
Monatl. =	1,300,000	1,650,000	3,500,000	4,500,000
Täglich =	43,000	55,000	120,000	150,000
Stündl. =	1,800	2,400	5,000	6,000
In der Minute =	30	40	80	100

Um auch einen Potentaten hier anzureihen, so würde der Kaiser von Rußland mit seinen ca. 100,000 Mark täglich zwischen Senator Jones und Baron Rothschild fallen. Herr J. W. Mackay aber, dessen Vermögen in jeder Minute um 100 Mark und in jeder Sekunde um 1 Mark 70 Pfg. wächst, bliebe dessenungeachtet der reichste unter den Reichsten auf dem Erdenrund, was um so merkwürdiger klingt, als er vor 30 Jahren noch in Irland als pfennigloser Junge herumlief, vor 20 Jahren als spekulativer Handlungsdiener die Vereinigten Staaten von Nordamerika durchwanderte und vor 16 Jahren bankerott bis auf die Schuhsohlen war. Doch sei dem wie ihm wolle! Noch ist Herr Mackay kaum 45 Jahre alt, zudem Besitzer dreier Achtel von Großbonanza, der ergiebigsten Silbermine, die je erschlossen worden ist, und weiß daher sicher, warum er um's Dasein kämpft.

Woher kommen die Zigeuner?

In einer der letzten Versammlungen der „Belgischen Geographischen Gesellschaft“ hielt der Vizepräsident derselben, Ch. d'Hane Steenhuyse, einen sehr interessanten Vortrag über den Ursprung der Zigeuner. Neben anderen Werken hatte der Redner hauptsächlich die Schriften Domeni de Rienzi's benützt. Wir entnehmen dem Vortrage folgende Angaben: Man suchte die Wiege der Zigeuner an verschiedenen Orten, am kimmerischen Bosporus, in Zeugitanien, Zomguebar, Circassien, Deutschland, Aethiopien, Egypten, in Kolchos, an der Donau oder in der Ukräne. Bei den Arabern und Mauren heißen die Zigeuner Haramis (Diebe), bei den Ungarn Cinganys oder Pharaonebel (Pharaovolk), bei den Engländern Gypsies (Egypter), bei den Schotten Cairds, bei den Spaniern Gitanos, den Portugiesen Ciganos, in Holland Heiden, in Rußland Frenganis, in Italien Zingaris, in Schweden Spakaring, in Norwegen und Dänemark Tartaren, in der Walachei, Bessarabien und Moldau, Serbien und Slavonien Zigani. Die Franzosen nannten sie anfangs Egypter, später Bohemiens, weil die ersten Zigeuner dorthin aus Böhmen kamen; auch die Vlamen in Belgien nennen sie Bohemers, Landloopers. Im Mittelalter bezeichnete man sie als Azinphans; Atinphans bei den Neugriechen. In Aserbaidjan (nahe dem alten Atropatene) heißen sie Hindukarachis, schwarze Hindus; die Perser nennen sie Luris (vielleicht das hindostanische Lohari, Goldschmiede, in den indischen Städten lebten viele Zigeuner als solche). De Rienzi kannte in Europa drei Naberos, d. h. Zigeunerhäuptlinge, welche ihn übereinstimmend versicherten, sie selbst nennten sich Rumna Chal. Diese beiden Worte bedeuten in der Mahrattensprache in der Ebene umherstreifende Leute. Der Forscher tritt den Ansichten Grellmann's, Dav. Richardson's und des Abbé Dubois bei, welche den Indus für die Wiege des Wandervolkes halten, und zwar läßt Rienzi sie im Mahrattenland (Dekkhan) heimisch sein, dort fände man noch heute Leute dieses Volkes zu Triben vereinigt; eine Unterkaste der Sudras, die bekanntesten Parias, seien die Stammeltern der Zigeuner. In Frankreich und Belgien erschienen sie zuerst im Jahre 1417, in Amerika waren sie noch nicht; nach Clavel's Behauptung wären sie aber in Oranien, wo sie Viadjaks genannt würden. Siebenbürgen, Moldau, Walachei, Slavonien, Kurland, Litthauen und Kaukasien sollen die meisten Zigeuner in Europa beherbergen; dann erst folgen Spanien, Ungarn, Italien 2c. Die Gesammtzahl der Zigeuner auf den alten drei Welttheilen wird auf etwa fünf Millionen geschätzt.

Der Erfinder der Streichzündhölzer.

Anfangs der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, als man für Tabak und Cigarren den Zündschwamm, für den Küchenherd und den Ofen Zunder und Stahl und Stein und Schwefelspäne benützte, brummte auf dem Hohenasperg in Württemberg ein „gefährlicher Demagog und Revoluzzer“, Namens J. F. Kammerer, der daselbst wegen Betheiligung an der hambacher Volksversammlung auf längere Zeit eingesperrt war. Kammerer war Chemiker und vertrieb sich die Langeweile mit chemischen Experimenten, wobei er auf den Gedanken kam, Zündhölzer herzustellen, die durch bloßes Reiben in Brand geriethen. Er wandte den Phosphor an und erfand die Reibzündhölzchen. Wir erzählen vom Jahr 1833, von einer Zeit, als ein Schutz für die Erfindungen im deutschen Vaterlande noch nicht existirte! (Die ersten Vereinbarungen deutscher Regierungen über Patente datiren vom Jahr 1842.) Kammerer hätte also nur Nutzen von seiner Entdeckung ziehen können, wenn er im Stande gewesen wäre, eine Fabrik anzulegen. Er suchte sofort um eine Konzession nach, als er die Freiheit wieder erlangt hatte. Statt der Genehmigung sandte ihm die Regierung ein strenges Verbot. Der Bundestag in Frankfurt am Main erließ für alle 33 Staaten ein Gesetz, welches die Anwendung der „höchst feuergefährlichen“ Reibzündhölzer strengstens verbot. Dieses Verbot blieb volle sechs Jahre in Kraft. Inzwischen war eine Partie der neuen kleinen Lichtspender dennoch in die Welt gekommen und hatte, weil im Vaterland absolut nicht verwendbar, nach Frankreich und England den Weg gefunden. Nicht lange nachher maßte sich ein Sohn Albions, der Apotheker Walter in Stockton, das Verdienst der Erfindung an und begann die nachgemachten Reibzündhölzer zu versenden. Es entstanden nach und nach im Auslande zahlreiche Fabriken, die fremden Staaten bemächtigten sich der neuen Industrie, die Hölzchen fanden Absatz, wohin sie kamen, und zuletzt, als alle Welt sich der neuen Erfindung bediente, mußte auch die deutsche Polizei, weil sie nicht mehr anders konnte, die Anfertigung freigeben. Mittlerweile hatte Kammerer die Freiheit zuzusehen, wie die Frucht seines Fleißes von fremden Leuten geerntet wurde. Niemand anerkannte sein Recht, und als er selbst in die Lage kam, fabriziren zu dürfen, hatte er keinen Erfolg, denn Jedermann konnte konkurriren, die Art der Fabrikation war längst ein öffentliches Geheimniß. Johann Friedrich Kammerer, der durch seine Erfindung zu den größten Wohlthätern der Menschheit zählt, starb 1857 in seiner Vaterstadt Ludwigsburg — im Irrenhause!

Kleine Mittheilungen.

Ein reparirter Storch. In der geologischen Grotte des berliner Aquariums erregt gegenwärtig ein Storch viel Aufsehen. Derselbe hatte sich bei irgend einer großen Storchrauferei die obere Schnabelhälfte zersplittert, beziehungsweise abgebrochen. In diesem Zustande der Verwundung ist er aufgefunden worden und er würde dem sichern Hungertod inmitten aller Frösche und anderer fetten Bissen verfallen sein, wenn ihm nicht ein geschickter Chirurg beigesprungen wäre und ihm ein neues Obertheil des Schnabels aus Blech gemacht hätte; die Operation ist so gut gelungen, daß Freund Langbein mit seinem Blechschnabel alle Funktionen eines wohlgebildeten Storches ausübt.

*

Wieder sehend geworden. In der Schule zu Aspach in Oberösterreich erblindete kürzlich ein Mädchen ganz plötzlich. Dieses Mädchen besucht nun wieder, wie die „Linzer Tagespost“ meldet, die Schule, ist aber kurzsichtig geworden. Der Arzt schrieb die Ursache der Erblindung etwaigen großen Würmern zu und behandelte es auch darnach. Nachdem wirklich fünfzehn bis sechzehn große Würmer abgingen, kehrte allmälig das Augenlicht zurück.



Bilder aus Amerika. **Grab der Assiniboin-Indianer.** Zeichnung von K. Bodmer. (S. 556.)

Der Mensch. Nach Skizzen von G. Lucke.



Der Mensch ist die Krone der Schöpfung; mit aufgerichtetem Antlitz schreitet er durch die Welt.



Er beherrscht die Reiche der Mineralien,



der Pflanzen



und Thiere.



Ihn leitet nicht der blinde, dunkle Naturtrieb, sondern die Vernunft.



Er hat den freien Gedanken, die Gabe der Sprache.



Der Mensch allein ist fähig, das Schöne und Gute zu erkennen, und sich darüber zu freuen.



Er kann freilich auch dem Bösen folgen und Schrecken und Unheil um sich her verbreiten,



aber dann tritt er in das große System der Gesetze und unterwirft sich den Anordnungen und Regeln derselben;



und es ist ihm möglich, den Mahnungen des Gewissens folgend, seine Thaten zu bereuen.



Anekdoten und Witze.

Der Komponist Händel. Zu den Launen der Sänger und Sängerinnen gehört es bekanntlich auch, daß es ihnen oft einfällt, einen Schnupfen zu bekommen, der in der Regel nichts weiter ist als eine Variation über das Thema: „Ich will nicht singen!" Der alte Komponist Händel steht eines Abends am Dirigentenpult und will eben eine große Oper vor dem gefüllten Hause beginnen, als ihm die Sängerin Signora Cuba sagen läßt, sie sei soeben vom fürchterlichsten Schnupfen befallen und könne keine Note singen. Händel springt auf, als ob er Tollkraut gegessen, rennt in voller Wuth zur Sängerin, reißt die Thür auf, faßt die vom Schnupfen Befallene mit seinen kräftigen Armen und stürzt mit ihr zum Fenster hin. „Ich weiß," schreit er ihr zu, „daß Sie ein Satan sind, aber ich werde Sie bezwingen. Wenn Sie heute Abend nicht singen wollen, so liegen Sie sofort auf dem Straßenpflaster." Gegen ein so zartes Argument hatte die Italienerin nichts einzuwenden. Sie sang an demselben Abend wie eine Nachtigall.

*

Zeitspiegel.

Lehrer der Naturkunde: Wer von euch weiß, wo man den Schwerspath finden kann?

(Unisono): Müllerssohn: Im Mehl!

Melberssohn: Im Mehl!

Papiermüllerssohn: Im Papier!

Metzgerssohn: In den Leberwürsten!

Weberssohn: In der Leinwand!

Konditorssohn: In der Chokolade!

Krämerssohn: Im Pfeffer!

Schweizerssohn: Im Käse!

Zuckerfabrikantensohn: Im Zucker!

Lehrer: Habt Alle Recht! Brav, brav!

*

Ein vornehmer Oesterreicher, der sich auf Reisen befand und eben in Magdeburg war, befahl seinem Bedienten, nach dem Schauspielhause zu gehen, um nachzusehen, was der angeklebte Zettel für ein Stück ankündigte. Der Bediente befolgte seinen Befehl; allein man hatte den Zettel abgerissen und gleich daneben befand sich eine Anzeige über Densdorf'sche Glanzwichse. Er eilte daher schnell zu seinem Herrn und referirte diesem: „'s wird halt heut nit viel geb'n, s' spielen die Densdorf'sche Stiefelglanzwichse."

*

Melodramatisch. New-York ist in mehr als einer Hinsicht eine originelle Stadt. Man kann nicht sagen, daß in New-York verhältnißmäßig weniger gestohlen werde, als in den europäischen Hauptstädten, aber die Diebe treiben ihr Handwerk dort mit genialerem Anflug. So z. B. wurde die Familie des Dr. Davil Mashiß eines Nachts gegen ein Uhr ein Ständchen gebracht, die Musik dauerte ziemlich lange. Die ehrsamen Leute, hiedurch aufgeweckt, begaben sich, nachdem sie mit Vergnügen zugehört und sich für die Ehre bedankt hatten, wieder zu Bette. Aber wie groß war am andern Morgen ihr Erstaunen, als sie sich auf die schamloseste Weise beraubt, alle Schlösser erbrochen, alle Kisten und Schränke geplündert sahen. Es war nämlich der eine Theil einer Diebesbande gewesen, welcher ihnen vorn ein Ständchen gebracht, während der andere Theil sie hinten bestohlen hatte.

*

Es ist gerathen. Der Bediente eines Generals klopfte dessen Uniform auf der Hausflur aus, da trat ein fremder Mensch zu ihm und übergab ihm einen Zettel mit den Worten:

„Geben Sie diesen Brief sogleich Ihrem Herrn, ich warte auf Antwort."

Der Diener lief zum General und übergab ihm diesen Brief. Dieser entsiegelte ihn und las laut:

„Geräth es, so ist es gut, geräth es nicht, auch gut."

„Der Mensch muß toll sein," rief der General, „lasse ihn herein kommen!"

Der Bediente eilte hinaus, kam aber sogleich wieder und rief: „Ach Gott, dem Spitzbuben ist's gerathen, er hat Ihre Uniform gestohlen."

*

Ein Gläubiger begegnete seinem Schuldner auf der Straße, hielt ihn an und bat recht demüthig, ihn doch endlich einmal zu bezahlen. Der Schuldner aber fuhr zornig auf und schrie:

„Lassen Sie mich in Ruhe, Sie impertinenter Mensch, glauben Sie denn, ich bin Ihnen allein schuldig?" Verblüfft zog sich der Gläubiger zurück.

*

Bedenkliche Verwandtschaft.

Baronesse: Ist der junge Graf nicht ein charmanter Mann?

Gräfin: Dem Aussehen nach gewiß. Aber seine Familie muß doch nicht ganz sauber sein. Hörtest Du nicht, wie er eben den Postillon — Schwager genannt hat?!

*

Zur Länder- und Völkerkunde.

In Wien soll es ein Mädchen geben, das so sittsam ist, daß es beim Entkleiden stets seinen eigenen Schatten bedeckt.

Ein spanischer Prinz soll so mißtrauisch sein, daß er sich immer vor dem Schlafengehen untersucht, ob — er nichts gegen sich im Schilde führt.

Die Eskimos sollen so schmutzliebende Leute sein, daß sie sich täglich zweimal baden, um sich nur immer wieder beschmutzen zu können.

Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

Konservirung von Pfählen und anderem theilweise in der Erde steckendem Holzwerk. Die unteren Enden in die Erde zu versenkender Pfähle, Packstallen 2c. durch Verkohlen oder Betheeren gegen Fäulniß zu schützen, ist eine altbekannte Sache. Genügende Sicherheit gegen Fäulniß wird jedoch nur dann erreicht, wenn nie das eine Mittel ohne das andere angewendet wird. Würden nämlich die Pfähle 2c. nur verkohlt, ohne einen Theeranstrich zu erhalten, so saugt die an der Oberfläche gebildete Holzkohle vermöge ihrer Kapillarität Luft und Feuchtigkeit ein und bringt sie in Berührung mit dem innern Holze, wodurch solches dem Faulen ebenso sehr und noch mehr ausgesetzt wäre, als wenn man die Verkohlung unterlassen hätte. Gibt man dagegen dem Holz einen Theeranstrich, ohne daß eine Verkohlung voranging, so haftet dieser allein nicht so fest auf dem Holz und erhält auch nach dem Trocknen einen geringern innern Zusammenhang, wie in Verbindung mit Kohle. Man muß daher die Pfähle 2c., soweit sie in der Erde stecken sollen oder bei wechselndem Wasserstande der Durchnässung ausgesetzt sind, oberflächlich verkohlen und dieselben hierauf, wenn die Kohle noch nicht ganz abgekühlt ist, so lange mit heißem Holztheer bestreichen, bis die Kohlenschichte nichts mehr davon einsaugt, also vollständig mit Theer imprägnirt ist. Der in dem Theer enthaltene Holzessig, sowie das flüchtige Oel, welches demselben innewohnt, verdunsten während des Austrocknens und lassen ein festes Harz zurück, welches die Poren der Holzkohle ausfüllt und mit dieser einen luftdichten, unverweslichen Ueberzug bildet. Von Wichtigkeit ist hiebei, die Verkohlung und den Theeranstrich noch etwas über die Stelle gehen zu lassen, bis zu welcher die Pfähle oder sonstiges Holzwerk in die Erde versenkt, oder bei wechselndem Wasserstande der Durchnässung ausgesetzt sind, da erfahrungsgemäß dieß die Stellen sind, wo die Fäulniß am raschesten überhand nimmt, was seinen Grund in der Einwirkung der Atmosphäre auf das durchnäßte Holzwerk hat. Bekanntlich brechen die längere Zeit in der Erde steckenden, nicht oder nur bis zu jener Stelle imprägnirten Pfähle, wenn sie herausgezogen und einer Festigkeitsprobe unterworfen werden, stets an jener Grenzstelle.

*

Auf der brüsseler Ausstellung waren unter Anderem Proben von Fleisch ausgestellt, die durch verschiedene Methoden konservirt waren. Doktor G. Leube in Ulm hatte Herzen, Nieren, Milz, Haut und andere Theile von Thierkörpern ausgestellt, die im Februar 1876 mit sogenannten Kreosozen, d. h. sehr verdünnter Schwefelsäure (3—41 Prozent) präparirt waren und die sich den ganzen Sommer über im trockenen Zustande vortrefflich hielten. Der Bericht sagt, daß auch das Fleisch der Firma Conti in Montevideo (Vertreter Seger's und van Thielen in Antwerpen), nach der Methode von Prof. Herzen mit Borsäure präparirt, allen billigen Wünschen entsprach. Aber alle diese Proben wurden in Schatten gestellt durch rohes Fleisch aus Montevideo, welches ein Herr Pierre Koch aus Antwerpen mitgebracht und ausgestellt hatte. Es lag frei (d. h. nicht von Flüssigkeit bedeckt) in Glas- und Blechgefäßen, hatte völlig das Aussehen frischen Fleisches für das bloße Auge wie für die mikroskopischen Untersuchungen bewahrt, und der Berichterstatter, der es zu wiederholten Malen kostete, sagt, es habe nach sechs Monaten durchaus den Geschmack frischen Fleisches bewahrt gehabt. Es scheint, daß es durch komprimirte Luft konservirt war.

Landwirthschaft.

Korbweidenkultur. In der Gegend von Heinsberg in der preußischen Rheinprovinz nimmt die Kultur der Korbweiden immer größere Dimensionen an. Fortschritte bei derselben sind unverkennbar; eine bessere Behandlung und Pflege der Anlagen erhöht den Ertrag. Die im letzten Jahr erzielten Preise übersteigen alle Erwartungen: so brachte zum Beispiel der Aufwuchs beim Verkauf auf dem Stock von 10¼ Hektaren 12,223 Mark, in einer andern Gemeinde von 8 Hektaren 9000 Mark. Obgleich in dortiger Gegend die Korbweidenkultur eine erhebliche Ausdehnung gewonnen hat, so wird der Bedarf immer noch nicht gedeckt; die Korbflechter konnten sich kaum zwei Drittel des nöthigen Materials beschaffen. Das landwirthschaftliche Kasino zu Heinsberg trägt sich mit dem Projekt, eine Genossenschaft zu Stande zu bringen, welche den Anbau und Verkauf von Korbweiden, sowie die Verfertigung von Korbwaaren betreiben soll. Ist die Verwirklichung des Gedankens auch mit Schwierigkeiten verbunden, so liegen andererseits die Vorbedingungen für eine gesunde und lohnende Entwickelung einer solchen Genossenschaft immer günstig.

Gewerbliches.

Die Erhaltung des Eisens. Durch Professor Barff an der Royal Academy in London wurde ein Mittel angegeben, um das Eisen vor Rost zu schützen, welches nach dem von ihm hierüber gehaltenen Vortrag darin besteht, dasselbe durch die eigene magnetische Oxydschichte zu decken. Wenn eine Eisenfläche der Wirkung von Wasser oder von feuchter Luft ausgesetzt wird, so bildet sich rasch ein Oxydhäutchen, welches aus 56 Gewichtstheilen Metall und 16 Gewichtstheilen Sauerstoff besteht. Durch fortgesetzte Aufnahme von Sauerstoff aus der Atmosphäre bildet sich sodann Sesquioxyd, das zweimal 56 Theile Eisen und dreimal 16 Theile Sauerstoff enthält. Diese Verbindung gibt jedoch einen Theil des Sauerstoffes an die darunter befindlichen Eisenmengen ab, so daß eine fortschreitende Zuführung des Sauerstoffes durch eben diese erste schwammige Schichte erfolgt. Bekanntlich wurden bereits mehrfache Methoden gefunden, um das Eisen mittelst Ueberzuges zu schützen, und zwar mit theilweise gutem Erfolg. Allein derartige Schichten, die aus Firniß und Anstrichen bestehen, haften niemals innig an dem Metall an, sondern blättern sich nach einem bestimmten Zeitraume wieder ab, und selbst die geringste Verletzung des Ueberzuges ermöglicht eine um sich greifende Rostbildung. Letztere ist nur möglich durch die Unbeständigkeit der oben erwähnten Oxygenverbindung, deren Bildung unter den gewöhnlichen klimatischen Verhältnissen selbstständig vor sich geht. Es gibt jedoch noch eine dritte Sauerstoffverbindung von total verschiedenem Charakter, das magnetische oder schwarze Oxyd, aus dreimal 56 Gewichtstheilen Eisen und viermal 16 Theilen Sauerstoff bestehend, welches nicht nur den Einwirkungen der Luftfeuchtigkeit, sondern sogar Säuren widersteht. Nach Professor Barff bildet sich nun diese Oxydschichte bei hoher Temperatur durch die Einwirkung von überhitztem Dampf und haftet fester an den Eisentheilen, als diese selbst unter einander an, so daß hieraus ein ungeheurer Vortheil nicht nur in chemischer, sondern auch in mechanischer Beziehung erreicht wird. Wenn die Einwirkung nur bei 260 Grad Celsius durch etwa fünf Stunden stattfindet, so ist die so gebildete Schichte bereits widerstandsfähig — wenn auch nur für kurze Zeit — gegen Schmirgelpapier und gegen Feuchtigkeitseinflüsse. Findet hingegen die Einwirkung unter circa 650 Grad Celsius und in der Dauer von 6—7 Stunden statt, so widersteht die Oberfläche bereits der Feile und jederlei Einwirkung der Atmosphäre. Das äußere Ansehen des Eisens wird nur insofern geändert, als eine schwarze Färbung desselben eintritt. Durch das Schmieden behält es seine Rauhigkeit, während es durch Poliren Glätte bekommen kann. Wenn das Oxyd durch irgend eine Ursache an einer Stelle entfernt wurde, so bildet sich an derselben allerdings der gewöhnliche Rost, selber bleibt jedoch lediglich auf diese Stelle beschränkt, ohne sich zu verbreiten. Einige nach diesem Verfahren präparirte Gegenstände, wie Bolzen, Nieten, Schraubenhandgriffe, Flintenrohre, Wasserleitungsrohre, Schienenköpfe, Gußeisentiegel und dergleichen, waren jüngst während des sehr feuchten Wetters in Bayswater ausgestellt gewesen, ohne irgend welche Rostflecken zu zeigen, außer an jenen Stellen, wo absichtlich oder zufällig keine Oxydschichte vorhanden war. Auch Dachablaufrohre, nach dieser Methode präparirt, zeigten sich vorzüglich ihrem Zweck entsprechend und widerstanden sogar Säuren. Es ist zu erwarten, daß sich die Anwendung dieses Prinzips im Großen sehr bald Bahn brechen wird, und Professor Barff gedenkt in der That, dasselbe auf Kesselbleche, Schiffspanzerplatten, Küchengeräthschaften 2c. auszudehnen. Es lassen in nächster Zeit die von der Firma Penn in Greenwich zu erhaltenden Resultate der in größerem Maßstab ausgeführten Versuche das Beste hoffen. Als besonderer Vortheil verdienen noch die verhältnißmäßig nicht bedeutenden Kosten Erwähnung.

*

Die in's Unglaubliche gehende Dehnbarkeit des Goldes ist durch ein Experiment vor dem Franklininstitut in Philadelphia auf's Neue in erstaunlicher Weise illustrirt worden. Herr Outerbridge, ein Angestellter der dortigen Münze, stellte auf elektrischem Wege (durch einen äußerst feinen Niederschlag von Gold und Kupfer, der sich loslösen ließ) ein Goldblatt her, welches 10,000 Mal dünner ist als Schreibpapier und von welchem man 2,798,000 Stück aufeinander legen müßte, um die Höhe eines Zolles zu erreichen. Die Lichtstrahlen, welche durch dieß unendlich dünne Goldblatt fallen, erscheinen grün gefärbt.

Hauswirthschaft.

Die australischen Gummibäume sind als Aufsauger von Sumpfgewässern und als Fieberverscheucher bekannt genug. Es kommt ihnen aber noch eine andere schätzenswerthe Eigenschaft zu, welche darin besteht, daß ihre Blätter lästige Insekten vertreiben. Wie der in Hobart Town, Kolonie Tasmanien, erscheinende „Mercury" berichtet, braucht man nur einige Eukalyptenblätter unter die in Kommoden oder Schränken aufbewahrten Zeuge zu legen, um die Motten abzuhalten. Ebenso werden Flöhe kein Bett heimsuchen, in welchem zehn bis zwölf Gummiblätter auf die Matratze oder unter den Betttüchern ausgebreitet sind.

Historische Gedenktage.

11. August.

1778. Friedr. Ludw. Jahn, Gründer des Turnwesens, zu Lanz in der Priegnitz geboren.

12. August.

1687. Schlacht bei Mohacz in Niederungarn, die Oesterreicher (Herzog von Lothringen) siegen über den Großvezier, worauf Ungarn ganz von den Osmanen befreit und ein Erbreich wird.

13. August.

1849. Görgey, General der insurgirten Ungarn, streckt bei Vilagos mit 25,000 Mann und 144 Geschützen die Waffen vor dem Fürsten Paskewitsch, Oberbefehlshaber des russischen Hülfsheeres, worauf Ungarn sich dem Kaiser von Oesterreich wieder unterwirft.

14. August.

1759. Georg Friedrich Händel, großer Komponist (Opern, Alexanderfest, Messias u. a.), zu London gestorben und in der Westminsterabtei beigesetzt.

15. August.

1769. Napoleon I. (Bonaparte), Kaiser der Franzosen, zu Ajaccio auf Korsika geboren.

16. August.

1809. Stiftung der Universität zu Berlin unter den drückendsten Zeitverhältnissen.

17. August.

1812. Schlacht bei Smolensk, Napoleon siegt über die Russen (Barclay de Tolly) und erstürmt um Mitternacht die brennende Stadt.

18. August.

1870. (14., 16., 18.) Drei Schlachten um Metz. Am heutigen Tage die Schlacht bei Gravelotte und St. Privat. Die

geschlagene französische Armee unter Marschall L wirft sich nach Metz und wird von den verbündeten schen unter dem preußischen Prinzen Friedrich Karl schlossen.

19. August.

1772. Revolution zu Stockholm, König Gustav III., unte von den Bürgern und Soldaten, verhaftet den Reich und zerbricht glücklich die Fesseln der Aristokratie.

20. August.

1854. Friedrich Wilh. Jos. von Schelling, berühmter Philos Professor zu Berlin, gestorben.

21. August.

1772. König Gustav III. nöthigt die schwedischen Stände (v sammelt im Schloß zu Stockholm, vor welchem Kanon aufgefahren), die neue Verfassung, welche die königli Macht erweiterte, anzunehmen und zu beschwören, u beendigt so ohne Blutvergießen die Revolution vom 19.

22. August.

1485. Schlacht bei Bosworth; der Thronräuber Richard III (aus dem Hause York), welcher durch eine Menge Verbrechen den Thron erworben, wird vom Grafen von Richmond (aus dem Hause Lancaster), nachmaligen König Heinrich VII., geschlagen und bleibt; mit ihm erlischt der Mannesstamm der Plantagenet und mit Heinrich VII. beginnt die Reihe der englischen Regenten aus dem Hause Tudor, die mit der Königin Elisabeth endigt.

23. August.

1831. Neidhard, Graf von Gneisenau, preußischer Generalfeldmarschall, 1807 Vertheidiger von Kolberg und im Befreiungskriege Chef des Generalstabs des Fürsten Blücher, — zu Posen gestorben.

24. August.

1814. Einnahme und Zerstörung von Washington, der Hauptstadt von Nordamerika, durch die kühne und rohe Expedition der Engländer (General Roß und Vizeadmiral Cochrane). Nachdem Kapitol, Palast des Präsidenten, Zeughaus, Werfte ꝛc. verbrannt und alles Staatseigenthum vernichtet worden, ziehen die Zerstörer wieder ab.

25. August.

1819. James Watt, Mechaniker und Baumeister, der eigentliche Erfinder der Dampfmaschine, — auf seinem Landgute bei Birmingham gestorben.

26. August.

1813. (26. und 27.) Zweitägige Schlacht bei Dresden zwischen den Franzosen unter Napoleon und den Verbündeten, deren Angriff auf die Stadt mißlingt.

Auflösung der Homonyme Seite 538:

Händel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 539:

Tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf, sagt Luther.

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 538:

Weiß.	Schwarz.
1) K. C 7 — B 8. . . .	1) K. B 4 — A 5 oder A. u. B.
2) D. C 1 — C 4. . . .	2) K. A 5 — B 6.
3) D. C 4 — C 7 setzt Matt.	
A.	
1)	1) K. B 4 nimmt A 4.
2) D. C 1 — C 5	2) A 6 — A 5,
3) D. C 5 — C 4 setzt Matt.	
B.	
1)	1) A 6 — A 5.
2) K. B 8 nimmt A 7 . .	2) K. B 4 nimmt A 4.
3) D. C 1 — C 4 setzt Matt.	

Kleine Korrespondenz.

Hrn. H. Epstein. Wenn Sie die letzten Hefte der Illustr. Welt au durchsehen, werden Sie die Antwort finden, daß wir viele Abonten des gleichen Namens haben, die an uns schreiben.

Hrn. P. St. in Halle. Das geht nicht gut, sonst wäre es sicher hehen. Von uns aus werden die Hefte stets pünktlich ausgegeben; spätungen kommen nicht vor.

Abonnent F. S. in Celle. Simuliren heißt etwas erheucheln, nachsinnen.

B. B. B. Wenn wir diese Frage hier Ihnen beantworten würden, ten sämmtliche unserer Leserinnen sich mit Recht entrüstet von uns nden.

Hrn. Herm. Nordsch. in Würzburg. Calmus 1/3 und Veilwurzel 2/3; beides pulverisirt und gemischt.

Hrn. Ed. Danzer in T. Es sind schon manche Fälle vorgelen, daß reizbare Kinder vom Ohrläppchendurchstechen krank geword in Folge dessen gestorben sind. Der in Ihrer Familie ist uns eue Bestätigung der Gefährlichkeit dieser bisher für so harmlos genen Operation.

Hrn. H. H. in A. Dresden bei C. Klemm, Akademie für Bekleidungskunst.

Hrn. Ph. Dhonaa. Ausdauer, Fleiß und ein gutes Gedächtniß, da werden Sie Ihr Ziel erreichen.

Hrn. W. Oehm. Spamer, Leipzig; A. Dürr, Leipzig; Schmidt & ng, Stuttgart. Alphons Dürr gibt auch eine gute Jugendzeitung her.

Hrn. F. E. in Trautenau. 1) Richten Sie Ihre Anfrage an die aktion des Gewerbeblattes, Berlin, E. Jacobsohn, und bitten sie um Nummern dieser Zeitschrift vom Juni dieses Jahres; Sie werden dann ausführlicher, als wir hier dieß können, Unterweisung finden. 2) Am denn nicht? das Alter hat damit gar nichts zu thun.

tige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden ꝛc. sind uns zugegen von Frln. Josephine Fried, Wien; Cäcilie von Cleut, Homburg; Frau Elisabeth Hieronymi, Ulm; Ama Klenze, Kassel; Fr. Ebeling, Magdeburg; Hrn. Joh. edsnül, Stade; R. Schwarz, Deutsch-Krone; Joseph Kare, Wien; Th. Flasol; H. Nordschild, Würzburg; P. Stei Halle; Matth. Blumenau, Preßburg; Pech-Feh, Züri Gustav Schilling, Winsen; A. Liebmann, Straßburg; Kirchner, Lauban; Paul Schmidt, Graz; F. Koller, Mautusen; E. Mordt, Berlin.

H A. Rollande in B. In Leipzig bei Stoltze ist eine solche erschiene

Aerztliche Korrespondenz. W. v. S. in Preßburg. Betupfen Sie die Warzen mehrere Wochen lang mit rauchender Salpetersäure, indem Sie ein Hölzchen in dieselbe eintauchen und die Warzen damit befeuchten. Dabei muß die umliegende Haut vorsichtig geschont werden. Nach kurzer Zeit fangen die Warzen an gelb zu werden, zu erweichen und sich zu zerbröckeln.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufg. von Graves erhalten von E. G. L. in Prag; v. G. in Brandenburg; S. St. in Würzburg; G. F. in Winterthur; W. v. F. in Danzig; H. K. in Breslau.

Hrn. R. S..r. In der Aufg. von Graves würde auf 1) D. B 2 — D 2 z. B. L C 5 — D 4 das Matt im zweiten Zuge verhindern.

Hrn. L. S. in Dresden. Wir beantworten alle das Schachspiel betreffenden Fragen, bitten jedoch diejenigen uns nicht vorzulegen, über welche jedes Elementarbuch Auskunft ertheilt.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

An unsere Leser!

Ein Vierteljahrhundert des Bestehens schließt mit diesem Heft unseres Blattes. Mit Freude und Stolz dürfen wir auf diese lange Reihe von Jahren zurückblicken, während welcher es unserem unausgesetzten ernsten Bestreben gelungen ist, so viel zur Unterhaltung von Tausenden und Abertausenden beizutragen, nicht wenig Belehrung nach allen Seiten hin zu verbreiten, so manches Korn der Wahrheit auszustreuen; aber neben diesem freudigen und stolzen Gefühl haben wir auch das der Dankbarkeit für unsere Leser, deren Kreis sich von Jahr zu Jahr ausgedehnt, bis er die heutige Höhe erreicht hat. Unendlich Viele, das beweisen uns ihre Zuschriften, sind uns treu geblieben, sobald sie unserer Familie — denn der Leserkreis eines Familienblattes bildet ja eine Familie — einmal angehörten. Das hat uns denn auch mit Lust und Liebe an unserem Blatt arbeiten, auf immer neue Anziehung und Abwechslung sinnen, dem Blatt ein immer größere Ausdehnung geben lassen. In wie bescheidenem Gewande trat die **„Illustrirte Welt“** vor fünfundzwanzig Jahren vor die Leser, und wie stattlich sieht unser Blatt jetzt aus! Wie stolz fühlten wir uns, als wir vor zwanzig Jahren zum ersten Male eine kleine Prämie unseren Abonnenten anboten, die heute die Wahl unter mehreren haben! Zahlreiche Nachahmungen des vom Beifall der Lesewelt begleiteten Blattes tauchten im Laufe der Jahre neben ihm auf: wir haben uns glücklich behauptet und können mit freudiger Genugthuung jetzt, nach Vollendung des fünfundzwanzigsten Jahrgangs, erst recht unser

fünfundzwanzigjähriges Jubiläum

feiern, indem wir unsere freundlichen Leser und langjährigen Abonnenten einladen, unserem Blatt auch ferner ihre Gunst zu erhalten. Wie hoch wir diese schätzen, glauben wir bewiesen zu haben, werden wir auch ferner zu beweisen nicht müde werden.

Der neue Jahrgang wird wieder reiche Unterhaltung bringen durch eine große Zahl kleinerer Erzählungen ernster und heiterer Art, die uns vorliegen, daneben vor Allem durch die drei großen Romane, mit deren Abdruck wir alsbald beginnen werden, nämlich:

Der Vampyr von Hans Wachenhusen.

Auf einem Boden, der im gegenwärtigen Moment Aller Augen auf sich zieht, jenem Schauplatz furchtbarer Greuel — dem armen Bulgarien — entfaltet der mit Recht so allgemein beliebte Schriftsteller ein Drama der ergreifendsten Art, dessen Held durch die wunderbaren Verkettungen seiner Schicksale unwiderstehlich fesselt, während die Szenerie des blutgetränkten Bodens mit der ganzen Meisterschaft der Feder dieses Autors geschildert ist, und die Treue und Wahrheit, mit der er Land und Leute aus gründlicher, eigener Anschauung vor unsere Augen führt, dem Bilde gerade in unseren Tagen eine doppelte Anziehungskraft verleihen.

Der andere Roman:

Gräfin Sibylla von Alexander Röner

führt uns an den Strand der Ostsee, und schildert uns in einem tief dramatischen Familienbilde von ergreifender Wahrheit und erschütternder Wirkung alle jene ringenden Mächte, welche gegenwärtig im sozialen und geistigen Leben der Nation sich gegenseitig bekämpfen, und findet insbesondere das Problem des Standesunterschieds hier seine wahrhaft sittliche Lösung.

Ein dritter Roman:

Das Trauerspiel einer schönen Frau von E. M. Vacano

malt uns die Seelenkämpfe eines bezaubernden Weibes, das, leidenschaftlich liebend und leidenschaftlich geliebt, von der eigenen Mutter an einen ungeliebten Mann verkauft wird — innere Kämpfe, welche die geschickte Hand des Dichters mit so ergreifenden äußeren Kämpfen zu verketten wußte, daß unser vollstes Interesse der Entwickelung des Trauerspiels von Blatt zu Blatt folgt.

Im Hinblick auf diese Fülle von Unterhaltung, die wir in den Romanen und Erzählungen, — auf die Fülle des Belehrenden, das wir in kleineren Artikeln, die uns in Menge zu Gebote stehen, bringen werden, sowie endlich auf den abermals erweiterten Kreis des bunten Allerlei, welches bei unseren Lesern so großen Anklang gefunden, beginnen wir den

sechsundzwanzigsten Jahrgang,

für den wir unseren Abonnenten noch die Zugabe ganz besonders schöner und werthvoller **Prämien** ankündigen können, nämlich

als **Stahlstichprämie**

ein Kunstblatt ersten Ranges, welches als Gemälde die größte Anerkennung ebenso in der Künstlerwelt wie im großen Publikum fand und den Ruf seines Schöpfers begründet hat:

Die ereilten Flüchtlinge,

gemalt von **E. Kurzbauer**, gestochen von **F. Sonnenleiter**.

76 Centim. breit, 62 Centim. hoch.

Ladenpreis 24 Mark **für nur 1 Mark**

und als

größere Oelfarbendruckprämie:

Ein Liebesorakel.

Nach dem Gemälde von **O. Erdmann**.

57 Centim. breit, 42 Centim. hoch.

Ladenpreis 20 Mark

für **nur 4 Mark.**

kleinere Oelfarbendruckprämie:

Rothkäppchen.

Nach dem Gemälde von **Eug. Lejeune**.

39 Centim. hoch, 29 Centim. breit.

Ladenpreis 6 Mark

für **nur 1 Mark.**

So sind wir gewiß, in jeder Beziehung ganz Ausgezeichnetes zu bieten und die weitgehendsten Ansprüche zu befriedigen.

Wie sehr unsere „Illustrirte Welt“ aber auch immer mehr das unzweifelhafte

Lieblingsblatt des deutschen Volkes

wird, das hat wieder in erfreulichster Weise der große Zuwachs von Tausenden neuer Abonnenten gezeigt, dessen sich unser Journal auch im nun abgelaufenen Jahrgang, trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse, rühmen darf.

Eben diese fortwährende Vermehrung unserer so schon großen Abonnentenzahl gibt uns nun nicht nur den Muth, sondern auch die Möglichkeit, noch einen Schritt weiter zu gehen und, nachdem wir den Heftpreis unserer Zeitschrift erst vor zwei Jahren von 40 auf 35 Pfennige ermäßigt haben, — jetzt die „Illustrirte Welt“ durch eine nochmalige

Ermäßigung des bisherigen Preises von 35 Pfennig

auf nur 30 Pfennig

für ein Heft von 3—3½ Bogen zum thatsächlich und zweifellos

reichhaltigsten und billigsten Journal seiner Art

zu machen.

Wir verbinden damit zugleich die von sehr vielen Seiten dringend gewünschte Einrichtung des regelmäßigen 14tägigen Erscheinens, so daß der nächste Jahrgang 26 Hefte umfassen wird, trotzdem aber in Summa **nur M. 7.80** kostet, also gegenüber dem nun beendigten Jahrgang **nur 10 Pfennig mehr**, wofür aber unsere Abonnenten **vier Hefte mehr** erhalten.

Wir geben uns der freudigen Hoffnung hin, daß diese erneute außerordentliche Leistung unsererseits nicht nur von unseren bisherigen Abonnenten mit Freuden begrüßt werden wird, sondern daß auch diese, unsere langjährigen Freunde, im Kreise ihrer Bekannten durch das gewiß nicht unverdiente Lob unseres Blattes demselben immer mehr neue Freunde zuführen und so uns befähigen und ermuthigen werden, auf dem Wege des Fortschrittes, trotz noch so großen daraus erwachsenden Kosten, zu verharren.

Wir verweisen im Uebrigen auf das erste Heft des Jahrgangs 1878, welches zugleich mit diesem Heft ausgegeben und unseren Abonnenten von ihren bisherigen Lieferanten pünktlich zugestellt werden wird.

Stuttgart — **Die Redaktion und Verlagshandlung.**